Sämmtliche Schriften

von

A. von Tromlitz.

Erſtes Bändchen.

Die Pappenheimer.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1829.

Die
Pappenheimer,

hiſtoriſch-romantiſches Gemälde aus den Zeiten
des dreißigjährigen Krieges,

von

A. von Tromlitz.

Erſte Abtheilung.
Die Berennung Magdeburgs.

Dreßden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1829.

[illegible]

[illegible] IIS.

STADT-
BIBLIOTHEK

I.

In dem Birkenwäldchen auf den Teufelsbergen bei Klein-Ammensleben, an welchem der Weg von Neuhaldensleben nach Magdeburg vorbeiführt, ſtand auf einem Hügel ein einzelnes Kreuz. Zwei Birken beugten ſich beſchattend über das halb Verfallene, an deſſen Fuße ein Reiter neben ſeinem Roſſe ſtand, der, während dieſes mit den Vorderfüßen im friſch gefallenen Schnee ſcharrte und den Kopf nach dem hier ſpärlich hervorblickenden Mooſe niederbeugte, unruhig bald in die Ebene von Magdeburg, bald nach dem Neuhaldenslebener Weg zurückblickte, von wo er jemanden zu erwarten ſchien.

Roß und Reiter fuhren bei nahendem Rüdengebelle in die Höhe; der Krieger ſchwang ſich auf, ſetzte die Pickelhaube zurecht, faßte nach dem Piſtol und ſah einen Augenblick nach dem Wege zurück, den er gekommen war. Plötzlich rauſchte es durch das Dickig, ein Reh jagte in vollem Laufe an ihm vorbei, drei graue Doggen dicht hinter dem Flüchtigen, und bald folgte ein Reiter auf einem zwar magern, aber ſchnellen Gaule, an deſſen Seite eine Jungfrau in Jagdkleidung ritt. — Als ſie den Krieger auf ſeinem ſchwarzen Pferde, das Piſtol in der Hand, ernſten Blikkes auf dem Kreuzwege halten ſahen, ſtutzten Beide und hielten an, doch nur auf Augenblicke. — Der Reiter, ein ſchon bejahrter Mann, rief der Jungfrau ein leiſes: Komm, Anna! zu, und ſetzte die Jagd fort; bald ſah ihn jedoch der Krieger, die Fährte des Rehes verlaſſend, nach Olvenſtädt ſprengen.

Jetzt nahte von der anderen Seite ein Trupp leicht Geharniſchter; es waren wohl hundert Reiter von des Oberſten Holk Regiment.

Nun, kommt Ihr endlich, Lieutnant! — rief ihm der Mann mit dem Piſtol unmuthig entgegen — Eure Roſſe hatten ſich wohl zu gütlich gethan, um mir folgen zu können?

Hauptmann La Croix! — erwiederte der Lieutnant — Ihr Herren des Fußvolks wißt nicht, was man einem Roſſe zumuthen kann, beſonders Ihr, der um die Perſon des Feldmarſchalls iſt; jagt Ihr heute eins zu Tode, nehmt Ihr morgen ein anderes, wo Ihr es findet. Wir aber müſſen unſere Leute beritten haben, und wenn der Kriegszahlmeiſter die Muſterung hält, wird nur denen die Löhnung ausgetheilt, die zu Roß ſind. — Jagtet Ihr doch, als wäre der Feind hinter uns.

Der Hauptmann erwiederte nichts, ſteckte ſein Piſtol wieder in die Holſter und ſtieg ab. — Setzt einige Poſten vor uns aus — ſagte er — doch ſo, daß ſie durch das Gebüſch verſteckt ſind. Wir ſtehen hier gut, Niemand gewahrt uns, und wir können bis Magdeburg ſehen. Füttert Eure Roſſe, wenn ſie deſſen bedürfen, wir wollen hier Euren Oberſten mit ſeinem Regiment erwarten.

Der Lieutnant gab die nöthigen Befehle, ſetzte die Poſten aus, die Reiter ſaßen ab, und während die eine Hälfte aufgezäumt blieb, fütterte die andere; ſo lagerten ſie ſich in den Schnee.

Gut, daß ich Dich, liebe alte Flaſche, in des Advokaten Keller fand, — begann einer der Reiter, ſeine Feldflaſche hervorholend — wahrlich, ſonſt müßten wir hier auf dieſem weißen Leichentuche frieren, und könnten nicht einmal durch einen Schluck unſer Herz ſtärken.

Wenn nur der Oberſte mit dem Regiment bald käme, daß wir in die Quartiere rücken könnten — meinte ein Anderer — denn hier iſt nicht gut ſeyn; der Nordwind pfeiſt gar zu kalt.

Armer Teufel! — unterbrach ihn ein Dritter — Biſt von Aſchaffenburg — nicht? — Da pfeiſt der Wind wohl nicht ſo rauh als hier? Sollteſt erſt in mein Vaterland an der Nordſee kommen, da ſauſ't der Wind vom Meere herüber, kalt und naß; in Oſtfriesland iſt es noch ganz anders als hier.

Unter dieſem Geſpräche war die Flaſche fleißig herumgegangen, ein jeder öffnete den Sack, der auf der rechten Seite des Pferdes vorſchriftmäßig angebunden war, und holte die Spenden heraus, welche ihm ſein Wirth entweder gern mitgegeben hatte, weil es zum Abmarſche war, oder mit Aerger, als das Letzte vielleicht, was ihm für ſich und die Seinen übrig geblieben. Unter einer alten Birke wurde der Schnee weggeräumt, jeder brachte ſeinen Theil, und da Alle im Ueberfluſſe hatten, war auch jeder bereit, ſeinen Kameraden von dem Vorrathe anzubieten. Nur Getränke waren nicht ſo in Fülle da; die eine Flaſche des Advokaten war bald geleert, und das gute Lüneburger Bier, das ſie in ledernen Schläuchen mitführten, mußte ihnen den Durſt ſtillen.

War eine gar kurze Expedition! — begann der Oſtfrieſe — die Lauenburger ſtoben aus einander wie Spreu im Winde, hätten warten ſollen bis der Schwedenkönig näher war, bevor ſie ſich rüſteten. — Und gar ihr Herzog — hätte Pappenheim in Ratzeburg, dieſem Waſſerneſte, geſeſſen und der Herzog davor geſtanden, keine Maus wäre hinein gekommen, und er hätte ſich wahrlich nicht fangen laſſen.

Kameraden! — ſagte jetzt der von Aſchaffenburg und wickelte ſich feſt in ſeinen Mantel — Ihr habt gut reden. Gegen den Pappenheim halte ſich der Teufel, dem hat Niemand etwas an, der iſt feſt.

Feſt? — lachte der Erſte, den letzten Zug aus ſeiner Flaſche thuend — der ſoll feſt ſeyn? Seht nur wie ſein Geſicht zerſetzt iſt, und bei jedem

Gefechte trägt er eine Wunde davon. Das iſt das Schickſal, Ihr Narren! —

Mit Deinem Schickſal, das Du von Genf mit herüber gebracht haſt! — unterbrach ihn ein alter Reitersmann, der bis jetzt ganz ſtill geſeſſen und ſeine Hammelkeule verzehrt hatte — Glaubſt Du nicht, daß es Kräfte, Kräuter, Sprüche — weiß ich was Alles giebt, die den Menſchen feſt gegen die Todesſichel machen? Ihr Narren, hättet Ihr die Welt ſo weit durchzogen als ich, ſo ſprächet Ihr anders. Hört mir zu; ich will Euch mittheilen, was mir ein alter, wilder Jägersmann im Harze vertraute, der wahrlich ſo wild und geiſterhaft ausſah, daß ich heute noch überzeugt bin, er ſtammt in gerader Linie von dem wilden Jäger ab.

Die Reiter rückten näher zuſammen, noch mehrere drängten ſich in den Kreis, dem Alten zuzuhören, der ihnen ſchon oft beim Wachtfeuer mit ſeinen launigen Schwänken die langen ſtürmiſchen Nächte vertrieben hatte.

Es war in der Zeit — hob er an, nachdem er ſeinen Bierſchlauch geleert hatte und Alles aufmerkſam und ſtill um ihn her geworden war —

als wir zur Belagerung Wolfenbüttels zogen; ich ſtand dazumal bei des Blankart's Küraſſieren, da rückten wir aus Ellrich, wo wir lange im Quartiere gelegen, über den Harz. Ihr wißt ſelbſt, Kameraden, welch ein heilloſes Land dieß für den Soldaten iſt — Wald, nichts als Wald, elende Dörfer, nur armes Grubenvolk, wenig Proviant und nirgends Beute. — Eines Tages ritt ich, ſeitwärts von den Unſern, mit noch zwei Andern, auf einem gebahnten Wege tiefer in den Wald; wir hofften ein Dorf zu finden, um doch in etwas die leeren Seckel und die Schnappſäcke zu füllen. — Wir ritten und ritten — ein Paar rauchende Meiler, einige ärmliche Hütten, daneben Kinder in Menge, und rüſtige Kerle mit tüchtigen Schürbäumen, war alles was wir fanden, ohne daß uns eben gelüſtete, etwas davon einzuſtecken, noch weniger dieſen Unholden, die ſelbſt nichts hatten, etwas abzufordern. Wir baten endlich um einen Trunk Waſſer, man gab uns freundlich Ziegenmilch, Brod und Käſe, und zeigte uns auf unſer Anfragen einen Weg, wo wir ein geräumiges Haus und alles im Ueberfluſſe finden könnten. Aber dahin begleiten wollten ſie uns nicht, obgleich die Sonne ſchon unterging; ſie meinten, wir könnten nicht fehlen. Was blieb uns übrig, als weiter zu ziehen. Es war ein hübſcher breiter Weg, auf dem wir ritten, zu beiden Seiten alte Eichen, welche den Weg noch mehr verdunkelten, und kaum waren wir eine Stunde gezogen, als es rabenfinſter wurde. Nur immer friſch mir nach! rief ich meinen Kameraden zu, die hinter mir unruhig zu werden begannen, ſind in ſo mancher dunkeln Nacht auf böſen Wegen geritten, was ſollte uns heute abhalten immer zu zu jagen, ſo lange der Weg gebahnt und unſere Roſſe noch bei Kräften ſind? — So ritten wir denn immer vorwärts; unſere Pferde rannten manchmal gegen die Bäume, doch ging es noch ziemlich. Da glaubten wir uns endlich auf einem freien Platze, es ſchien lichter um uns zu werden, die alten Bäume neben uns ſtreckten nicht mehr ihre Rieſenarme in die Finſterniß, und als ich anhielt und um mich ſchaute, gewahrte ich ſeitwärts ein Licht. Wir ritten, es feſt im Auge behaltend, darauf zu.

Gerade wie der Steuermann, wenn er im Sturme den Leuchtthurm von Eſens ſieht! unterbrach ihn der Oſtfrieſe.

Unterbrich mich nicht, Waſſerratze! — brummte der Erzähler, nach dem Schlauche des Nachbarn faſſend, ſich die trockene Gurgel zu erfriſchen. — Nun hört, Kameraden, und merket wohl auf, denn jetzt wird ſich gar Sonderbarliches begeben. — Wir kamen dem Lichte immer näher — fuhr er fort — glaubten ſchon, trotz der finſtern Nacht, etwas Dunkles vor uns zu ſehen, da mit einem Male, als hätte die Hölle ihren Rachen aufgethan, bewillkommte uns ein fürchterlich Hundegebell. — Ich machte Halt, meine Kameraden mit mir, und ſo hielten wir Kriegsrath. — Hunde ſind der Soldaten Freunde, und drei Küraßreiter von Blankart's Regiment fürchten den Teufel nicht, vielweniger Hunde! ſagte ich.

Und wo Hunde ſind, Conrad! — bemerkte einer der Kameraden — ſind auch Menſchen.

Die ſuchen wir eben, Narr! — erwiederte ich — trieb meinen Gaul vorwärts, und ritt durch einen offenen Thorweg in einen Hof, wo wenigſtens zehn Hunde, wie toll bellend an meinem Pferde hinaufſprangen. Dieß war mir doch faſt der Begrüßung zu viel; ich hielt an, lugte umher, ſah durch die Dunkelheit ein Feuer — ritt trotz der Hunde näher, ſah durch eine offene

Thüre — und was erblickte ich da? — Er ſah fragend im Kreiſe umher, keiner antwortete, kein Laut unterbrach die Stille. — Ich ſah an dem Kaminfeuer einen alten Jägersmann unbeweglich ſitzen, der ſich nicht um uns und ſeine Hunde bekümmerte, die immer noch wie toll uns anfielen. Erſt glaubte ich, er ſchliefe, ſo ſtarr und regunglos ſah er in die Gluth — aber jetzt bemerkte ich, wie er das Feuer anſchürte, und er, da die Flamme hell aufpraſſelte und die Funken zum Kamine aufflogen, höhniſch lachte und den Funken nachſah.

Noch eine Zeitlang ſah ich dem Alten ruhig zu, doch bald langweilte mich das Rüdengebell, und ich vermuthete, er ſey taub. Dieß zu erforſchen, zugleich aber auch zu kundſchaften, wer alles im Hauſe ſey, zog ich ein Piſtol und ſchoß es in die Luft. Bei dieſem Knalle ſtoben die Hunde aus einander, der alte Jägersmann ſah auf nach der Thüre, hob ſich langſam von ſeinem Seſſel, und als ob nichts vorgefallen ſey, faßte er einen Kienbrand, der in der Mauer ſtack, ſchritt auf uns zu und leuchtete mir in's Geſicht.

Zurück, ihr Rüden! — rief er — fort! —

und sich dann zu mir wendend, fragte er, ohne ſeine grüne Kappe mit der Auerhahnfeder vom Kopfe zu rücken — was ſucht Ihr hier?

Wo Küraßreiter von Blankart's Regiment einreiten — erwiederte ich mit Soldatenernſt — da empfängt der Wirth ſeine Gäſte höflicher.

Die gebetenen, ja! — erwiederte er gleichgültig, pfiff, und auf dieſes Zeichen verſammelte ſich das Heer von Rüden wieder um uns. — Ihr habt Euch wahrſcheinlich im Walde verirrt, — fuhr er im nämlichen Tone fort — ſonſt wüßte ich nicht, was Euch hier zu ſuchen gelüſten könnte, und die tückiſchen Köhler haben Euch gewiß zu mir gewieſen.

Das haben ſie! fiel ich ihm in die Rede.

Nun, dann ſteigt ab und ſeyd, bis es morgen tagt, meine Gäſte. Er zog ſein Käppchen. Steigt ab und ſeyd mir willkommen!

Nach dieſem Empfange zögerte ich, als ein erfahrner, vorſichtiger Kriegsgeſell, abzuſteigen; da pfiff er noch einmal, aber auf andere Weiſe. Eine Thür öffnete ſich und ein langes, hageres Weibsbild, einem wandelnden Todtengerippe gleich, trat, eine kleine Laterne in der Hand, aus der Thür.

— Trude! — rief ihr der Jägersmann zu — zeige den Herren den Stall, daß ſie ihre Pferde einziehen, und bring' den Rappen einſtweilen daneben!

Ich zögerte noch, abzuſteigen.

Nun, Ihr Küraßreiter von Blankart's Regiment, iſt's gefällig, oder —

Sein höhniſches Lächeln und der Gedanke, daß der Alte glauben könne, ich habe Furcht vor ihm, brachten mich ſchnell zum Abſitzen; meine Kameraden thaten ein Gleiches, und als ich der brummenden Frau Trude folgen wollte, rief der Jäger mir zu: Haltet Euch dicht hinter der Alten und ja nicht rechts, und wenn Ihr in den Stall kommt, ſeyd nicht vorwitzig und öffnet die Thür zur Linken nicht.

Wir folgten nun der Alten dicht auf den Ferſen, die uns in einen geräumigen Stall brachte, wo Platz genug für unſere Roſſe war. Verweilt einen Augenblick, — ſagte ſie, ging zu der verbotenen Thür zur Linken, trat dahinein und ließ uns im Dunkeln. — Wir lauſchten und glaubten Ketten raſſeln zu hören. Die Alte kam bald zurück und, ohne ſich um uns weiter zu kümmern,

mern, nahm ſie den ſtattlichen Rappen, der im Stalle angebunden war, führte ihn durch die nämliche Thür, und als ſie zurückkehrte, gab ſie mir die Laterne und ſagte: Heu iſt auf der Raufe, Hafer in jenem Kaſten — in dem Stalle aber, wo des Herrn Pferd ſteht, Euer Verderben!

Die Alte hätte ich mit meinem Halfterriemen feſtgebunden und ſie für ihre drohenden Reden durchgegerbt, — unterbrach ihn der Oſtfrieſe.

Hier haſt Du das große Wort, Seeheld, — erwiederte unmuthig der alte Reiter — aber — Ihr kennt mich Alle, daß ich meinen Mann nicht ſcheue — aber einer alten Frau gegenüber, lang und hager wie eine Zeltſtange, kupfrig, braun und voll Runzeln wie mein alter Schlauch, mit ſtruppigem Haare wie unſers Oberſten Waſſerhund, und mit einem Paar Katzenaugen, die bei Nacht funkeln wie faules Lindenholz, da ſchweig' ich, bekreuze mich, und glaube immer, ich ſehe ſie ſchon, den Beſen zwiſchen den Beinen, zum Schornſteine hinausreiten.

Als wir nun die Pferde anbanden, — fuhr er in der Erzählung fort — die Mantelſäcke abſchnallten, die Gurte lüfteten, damit wir bald unſere Sättel, dieſe Truhen eines ehrlichen Reiters, mit fortnehmen konnten, und die Piſtolen vorſichtig auf den Futterkaſten legten, plagte den einen meiner Kameraden die Neugier, zu wiſſen, was hinter der Thür verborgen ſey. — Ich glaube am Ende, die Alte ſammt ihrem Herrn hat des Gaules wegen uns vor dem Stalle bange gemacht, ſagte er: denn wo ein Roß Ruhe und Frieden hat, thut der Teufel einem Reiter auch nichts. Laß uns hineinſehen, Conrad. — Er nahm die Leuchte, ich warnte; der Vorwitzige, er war eines Baders Sohn aus Straßburg, ließ ſich nicht abhalten, ſchritt nach der Thür, wir Beide folgten von fern, und als er ſie öffnet —

Wohlgefällig ſah er in dem Kreiſe umher und freuete ſich, ſeine Zuhörer ſo aufmerkſam, ſo geſpannt zu ſehen. — Als er ſie öffnet, — fuhr er fort — brüllt ihm ein rieſenhafter Bär, fletſcht ihm ein Wolf ſein langes Gebiß entgegen; erſchrocken warf er ſchnell die Thür wieder zu.

Danke Gott, ſagte ich für mich lachend: daß die Alte die Beſtien an Ketten gelegt hat; aber ſeyd nur ſtill und verrathet unſern Vorwitz nicht. — Indeſſen war die Nachbarſchaft dieſer wilden

Thiere, ſchon um meines ſtattlichen Mecklenburgers Willen, mir ſelbſt nicht willkommen.

Ehe wir noch alles im Stalle geordnet und die Pferde gefüttert hatten, kam auch die Alte ſchon wieder: Ihr möchtet Euch nicht zurecht finden, meinte der Herr, — ſo murmelte ſie vor ſich hin — darum ſoll ich Euch in's Haus zurückgeleiten; kommt! — Wir folgten ihr, mit unſerm Rüſtzeuge bepackt, und trugen alles in ein Kämmerchen, welches ſie uns anwies und das ich in der größten Geſchwindigkeit unterſuchte. Das einzige Fenſter ſchützten eiſerne Stäbe, die Thür war feſt und mit Schloß und Riegel verſehen, ſo daß wir unſere Sachen verſchließen und der Alten in das Wohnzimmer folgen konnten; unſere Schwerter behielten wir jedoch an der Seite und legten die Pickelhaube und den Küraß nicht ab.

So traten wir in ein hohes, gewölbtes Zimmer, in deſſen Mitte der Jägersmann an einem reichlich beſetzten Tiſche ſtand und uns willkommen hieß. Er reichte einem jeden von uns die Hand, und ſagte mit widrigem, höhniſchem Lächeln: Noch im Panzer? — Sagt mir, ſeit wann fürchten ſich drei Reiter vor einem alten Jägersmanne und einem alten Weibe? — Fürcht' ich Euch? Legt ab und vertrauet meinem ehrlichen Geſichte. — Der Teufel mochte dem vertrauen. — Eßt und trinkt, was Euch die alte Hexe aufgetiſcht hat, — ruht bis morgen aus, aber wenn der Hahn kräht, zieht Eure Wege; bis dahin, doch bis dahin nur, ſeyd Ihr meine werthen, lieben Gäſte.

Während der Alte ſprach, hatte ich Muße, ihn bei'm Scheine der hellflackernden Lampe genau zu betrachten. Seine Geſtalt war lang und hager, ſein Haar hing ſilberweiß in langen, aber dünnen Locken über die Schultern herab, ſein Scheitel war kahl; die Augen leuchteten wie Kohlen und lagen tief, als funkelten ſie aus zwei Höhlen, welche dichte, wildgewachſene Augenbrauen beſchatteten; die Naſe hatte nichts Außergewöhnliches, ſie war ſchmal und lang, und von einem Hiebe, der vom linken Auge quer über das Geſicht lief, ganz entſtellt. Aber der Mund — als ob zehn böſe Geiſter ſich hier einquartirt hätten und bei jedem Lächeln uns entgegengrinſeten, einen ſcheußlicheren Mund, einen ſolchen

Knebelbart, ein ſpitzeres Kinn ſah ich nie; in Summa das Geſicht ſah — dem Teufel gerade nicht, aber gewiß einem ſeiner hölliſchen Diener ähnlicher als einem alten, würdigen Jägersmanne.

Mich überfiel ein ſonderbares Grauen, als ich dem Alten gegenüber ſtand, und mir war es, als ob gegen den nicht Schwert und Piſtol, wohl aber ein gläubiges Kreuz und ein frommes Gebet helfen könne. Ich entwaffnete mich, legte Panzer und Pickelhaube auf einen Tiſch, behielt jedoch das Schwert an der Seite und ſetzte mich zu dem Alten, während meine Kameraden ihre Plätze ihm gegenüber nahmen.

Die Alte ſetzte köſtlich bereitetes Wildpret zum Nachteſſen auf, auch das Brod war kräftig und gut, und alles auf dem Tiſche, Teller, Krüge und Schüſſeln, vom blankſten Zinn; überall ſah man Wohlſtand, der ſich ſonſt, wie er es wohl bei Einquartierung pflegt, gern hinter Armuth verbirgt Jetzt ergriff der Alte ſeinen zinnernen Krug; als er jedoch den Deckel lüftete, pfiff er, wie früher, auf dem Finger; die Alte kam Warum von dem Biere, Trude? — rief er zürnend — Glaubſt Du, daß ich meine Gäſte ſo wenig achte, um ihnen nicht das Beßte vorzuſetzen? Einbecker! — Die Alte ging, brachte andere Krüge, wir zechten wacker, und der Trunk machte uns in einer Stunde zutraulicher, als wir vielleicht ſonſt in einer Woche es geworden wären.

Auch unſer Wirth ſchien freundlicher zu werden. Sagt mir nur, Ihr Herren, — fragte er endlich — warum Ihr ſo vorſichtig, drei Gewaffnete gegen einen Ungewaffneten, vor der Thür meines Hauſes hieltet?

Vorſicht iſt immer gut, — erwiederte ich — und wer ſagte uns, daß Ihr allein ſeyd, und wär' dieß wohl das erſte Mal, daß man den ehrlichen Soldaten in ſeines Wirthes Bette todt fand? Ueberdieß, Euer ſonderbares Weſen, die Keckheit, mit welcher Ihr uns entgegen tratet!

Der Jäger lächelte; es war wieder das Grinſen der zehn hölliſchen Geiſter. Meint Ihr, ich hätte Euch gefürchtet? fragte er.

Nein! antwortete ich, dem dieß Geſpräch unangenehm zu werden begann.

Wißt! — fuhr er fort — hätte ich meine Rüden losgelaſſen und die wilden Beſtien, für mich zahm wie Hund und Katze, ſie hätten Euch zerriſſen, wenn ich nur einmal: Packt an! gerufen hätte.

Die Prahlerei verdroß mich. — Und wenn wir nun jetzt böſe Abſichten hätten, — ſagte ich mit drohendem Blicke — und mein Schwert Euer Haupt ſpaltete, was nützten Euch die Beſtien?

Ich bin feſt! ſprach er feierlich, und ſein Geſicht umdüſterte ſich.

Was heißt das? fragte ich unwiſſend, obgleich damals ſchon eine dunkle Ahnung in mir aufſtieg.

Daß meine Adern ſich Euren Waffen nicht öffnen, daß Ihr meine Sanduhr nicht ablaufen laſſen könnt — ich ſtehe unter höherer Macht! erwiederte er mit furchtbarem Ernſte und ſtand langſam von ſeinem Sitze auf. Bei dieſen Worten überlief es mich kalt, ich rückte meinen Stuhl fern von ihm. Er pfiff — ein fürchterlicher Knall erſchütterte das Haus. — —

In dem Augenblicke, da der Kriegsmann, noch ganz von der Erinnerung des ſchrecklichen Vorfalles ergriffen, bei ſeinen eigenen Worten zuſammenſchrak, tönte unſern des Hügels luſtig Trompetenklang. „Der Oberſt mit dem Regiment!" hörte man rufen, alles ſprang auf, eilte zu den Roſſen, und der alte Conrad warf den Zügel über, brummend, daß er auf dem wichtigſten Punkte ſeiner Erzählung unterbrochen worden ſey.

Die Reiter hatten ſchnell alles wieder geordnet, waren aufgeſeſſen und erwarteten in Reih' und Glied die Ankunft der Feldoberſten. Es war der Herzog von Holſtein und der Oberſt Holk, welche den Hügel herauf geritten kamen, Beide ein Paar rüſtige Krieger, in ihren beßten, kräftigſten Jahren. Der Herzog, nur von mittler Geſtalt, war von ſchönem männlichen Anſehen, jedoch lag etwas Verſtecktes in dem Ausdrucke ſeines Geſichtes. Holk's Auge hingegen blitzte feurig und offen, ſeine Worte waren rauh, aber ſie kamen vom Herzen; ſeine kleine, unanſehnliche Geſtalt, die dunkelbraunen Haare, welche auf beiden Seiten glatt herabfielen, und der dunkle buſchichte Knebelbart, gaben ihm zwar ein kriegeriſches, aber nicht ſchönes Anſehn. Immer beim Vortrabe, an der Spitze der Kroaten und ſeiner leichten Reiterei, war er der Liebling der Soldaten und vom Feldmarſchall Pappenheim ausnehmend geſchätzt; weniger vom Grafen Tilly, dem der Oberſt Holk zu unternehmend, das Regiment zu zügellos war, beides in ſeinen Augen Fehler, in denen Pappenheim's, Tugenden.

Den beiden Oberſten folgte Oberſtlieutnant Saradetzki mit den Kroaten und dem Reſte des Holkiſchen Reiterregimentes; in weiter Entfernung des Herzogs von Holſtein Regiment zu Fuß, nebſt Don Balthaſar Küraſſieren und vier halben Karthaunen.

Nun! — rief der Herzog dem Hauptmann La Croix zu — Seyd Ihr noch nicht weiter, noch nicht bis Olvenſtädt, um dem Feldmarſchall und dem General-Wachtmeiſter Quartier zu machen?

Ich wollte mich nicht den Magdeburgern zeigen, bevor Ihr angekommen wäret, gnädiger Herr! — erwiederte La Croix — Ich wurde geſendet, um Quartiere zu machen, nicht, mich in ein Scharmützel einzulaſſen.

Wohlgeſprochen, Hauptmann! — unterbrach ihn Oberſt Holk höhniſch lächelnd — Viel und löbliche Vorſicht; aber dann hätte Euch der Feldmarſchall bei uns laſſen können, zwanzig Kroaten, die ich vorausgeſchickt, waren in dieſem Wäldchen eben ſo verborgen als Ihr. Nun, zieht mit Ruhe nach Olvenſtädt, die Magdeburger ſollen Euch nicht moleſtiren; ſorgt für gute Betten, für Speiſ' und Trank, und morgen früh ſchickt mir bei Zeiten meine Reiter nach Niederbodeleben.

Und bevor Ihr des Feldmarſchalls Quartier beſorgt — befahl der Herzog — ſchickt nach Salpke; dort rückt in der Nacht noch Oberſt Bennighauſen mit 300 Pferden und 600 von des Pappenheim's Regiment ein. Sorgt, daß es dort an nichts fehle, Ihr wißt, die Pappenheimer verlangen viel; in Olvenſtädt habt Ihr Zeit, der Graf bricht erſt morgen früh aus ſeinem Quartiere auf.

Bis morgen, Ihr Jungen! — rief Holk der Abtheilung ſeiner Reiter zu, welche La Croix folgten, dann wandte er ſich zu dem Herzoge. — Weiß Gott! — ſagte er, dem Hauptmann La Croix nachblickend — ich kenne den Niederländer genau, es iſt eine heimliche, tückiſche Natur, die nach jedem Winde den Mantel zu drehen weiß. Er hat des Pappenheim's Vertrauen, darüber ich mich höchlich wundere, denn der liebt nur die

Braven, und dieſer La Croix — ich müßte mich ſehr irren — hat mehr Muth zu Schelmſtücken, als eine Schanze zu ſtürmen. — Ich mag ihn nicht!

Mir iſt er gleichgültig, doch habe ich ihn ſtets für einen Ehrenmann erkannt! erwiederte der Herzog und ſah in die Ebene vor Magdeburg hinunter, während Holk Saradetzki mit den Kroaten dorthin ſandte, von den Feinden Kundſchaft zu bringen. Er ſelbſt blieb mit dem Herzoge und den Reitern auf dem Hügel, Geſchütz und Fußvolk hier abzuwarten.

Kaum waren die Kroaten durch das Wäldchen, als ſie ſich rechts und links in kleinen Trupps auf der Ebene ausbreiteten, ihr Führer behielt ein Fähnlein bei ſich. Als hätten die Dörfer eine anziehende Kraft für ſie, ſo ſchnell eilten ſie hin, wo eine Thurmſpitze oder ein Dach hinter der Höhe hervorblickte.

Schlechtes Geſindel, gnädiger Herr! — rief Holk unmuthig aus — dem Landmanne eine Geißel, dem Heere eine Laſt. Seht, wie ſie jagen, als ſtünde die Siegesgöttin ihnen gegenüber, als wollten ſie den ihnen entgegengeſtreckten Lorbeer im Wettlaufe erringen. Nach Beute jagen ſie, das iſt ihre Victoria! — Glaubt es mir, gnädiger Herr! das Volk weiß keinen ehrlichen Reitertod zu ſterben, der packt ſie immer nur von hinten auf der Flucht, die Stirne zeigen ſie ihm nie! Käme Falkenberg, der tapfere Schwede, mit hundert Reitern aus Magdeburg ihnen entgegen, ich müßte wahrlich hinab mit meiner Schaar, die Flüchtigen aufzunehmen, ob es gleich vier Fähnlein ſind. Sie ſind zu nichts nütze, als den ehrlichen Krieger ruhig ſchlafen zu laſſen, denn wachſam erhält ſie die Furcht.

Während Holk noch ſeinen Unmuth ausſchüttete, rückte ein Trupp von ungefähr dreißig Reitern hinter einer Anhöhe hervor und begann mit den Kroaten zu ſcharmuziren.

Seht nur! — rief der Herzog — ſie halten ſich, ſuchen ihren Vortheil gut!

Denen iſt gewiß Saradetzki auf den Ferſen, den fürchten ſie wie den Teufel! — und kaum hatte Oberſt Holk dieß geſprochen, als auch der Haupttrupp der Kroaten hinter einem Hügel hervorbrach, von allen Seiten ihre Haufen ſichtbar wurden und ſich wie ein Bienenſchwarm auf die Magdeburgiſchen Reiter ſtürzten. Dieſe flohen im vollen Jagen der Stadt zu, die Kroaten folgten mit verhängtem Zügel.

Aufgeſeſſen, Burſche! — rief Holk ſeinen Reitern zu — hier giebt es etwas zu thun. Die Magdeburger ſind keine Narren, verſtehen das Handwerk — Saradetzki iſt zu hitzig. Lebt wohl, gnädiger Herr! Sollte ich Hülfe bedürfen, ſchickt mir Don Balthaſar's Küraſſiere! — Er trabte mit ſeinen drei Fahnen den Hügel hinab.

Holk's Scharfblick hatte ihn nicht getäuſcht. Als die Kroaten weiter vorſprengten, empfing ſie das Feuer der Hakenſchützen, die hinter Hecken und Graben verſteckt lagen, und zwei Falkonets begrüßten die Stürmenden; zu gleicher Zeit rückten links und rechts der Höhe zwei Fahnen Reiter vor. Ohne ſie abzuwarten nahmen die Kroaten die Flucht, nur wenig vom Feinde verfolgt, welcher die Holkiſchen Reiter zur Unterſtützung herankommen ſah.

Die Magdeburger begnügten ſich zu ſcharmuziren, Holk wagte nicht ſie weiter anzugreifen, und da es dunkel zu werden begann und in der Ferne die Küraſſiere Don Balthaſar's ſich blicken ließen, zogen ſich die aus Magdeburg, von der Nacht begünſtigt, dorthin zurück. Holk ließ ſie ruhig ziehen, ſetzte ſeine Poſten aus und ging nach Niederdodeleben in ſein Quartier. Auch der Herzog von Holſtein that ein Gleiches und rückte nach Barleben.

2.

In dem Dorfe Olvenſtädt ſtand zu dieſer Zeit des dreißigjährigen Krieges ein Amthaus, dem Domſtifte gehörig. Es war ein altes Gebäude mit einem kleinen, halb abgetragenen Thurme. Im untern Stocke befand ſich die Wohnung des Amtmanns, im obern waren einige große Zimmer, wo in den Zeiten der Ruhe die Domherren aus Magdeburg ſich bei dem Pokale verſammelt hatten. Seit dem Kriege ſtanden dieſe Zimmer öde, der Becher kreiſ'te hier nicht mehr, und wo ſonſt Luſt und Freude geherrſcht, war es einſam und ſtill.

Der Amtmann Wanfried, welcher dort hauſete, hatte die Verwaltung der Stiftsgüter über ſich. Es war ein alter Kriegsgeſell, der in ſeiner

Jugend lange bei den Spaniern im niederländiſchen Kriege ſich herumgetummelt, endlich von den Holländern gefangen worden war, und ſich dort der neuen Lehre zugethan hatte, die er in ſeinem Vaterlande nicht beachtet. Mit dieſem neuen Glauben und einem gefüllten Seckel kehrte er nach Aſchersleben, ſeiner Vaterſtadt, zurück, lernte den damaligen Dombechanten des Magdeburger Stiftes kennen, und erhielt durch ihn die Stelle eines Amtmanns in Olvenſtädt. Sein Weib gebahr ihm zwei Töchter und ſtarb bald darauf.

Er war, wie gemeiniglich die alten Soldaten, rauh in ſeinem Aeußeren, leicht gereizt und die Ehre über alles ſetzend. Oft mit ſeinem hellen Geiſte dem Zeitalter vorangeeilt, folgte er dennoch dem myſteriſchen Zeitgeiſte und gab ſich dem Einfluſſe der Sterndeuterei und des Aberglaubens hin. Die ſterbende Mutter hatte ihre beiden Töchter, Anna und die über alles geliebte Hedwig, ihm an das Vaterherz gelegt. Er fühlte, wie ſchwer ihm die Erziehung der Töchter werden würde, zögerte jedoch von Jahr zu Jahre, ſeinen Kindern eine zweite Mutter zu geben, und glaubte endlich ſich ſtark genug, die Bildung ſelbſt zu übernehmen. Erſt in ſpäterer Zeit nahm er ſeine Schweſter zu ſich, mit welcher er früher im Unfrieden gelebt, und ſo hatte er jede Zeit, die ihm ſein Beruf übrig ließ, der Bildung ſeiner Kinder gewidmet, beſonders Anna's, deren lebhafter Geiſt ihn vielmehr anſprach, als die ſtille Beſcheidenheit der jüngeren Hedwig.

Der Widerſpruch in ſeinem Charakter, wo ſich die Kraft und der Feuergeiſt des Soldaten mit der Schwäche des Aberglaubens vereinigten, ſchien ſich auch den beiden Mädchen, doch getrennt, mitgetheilt zu haben. Das, was dem Soldaten der ſtürmiſchen Zeit angehörte, ward Anna's Theil; der Glaube, der ſtille, fromme Muth, der reine, ungetrübte Blick blieb Hedwig, die wohl eigentlich ſich ſelbſt überlaſſen, vom Vater, mehr noch von ihrer alten Muhme zurückgeſetzt, die Bildung ihres Gemüthes aus ſich ſelbſt vollendete.

Der Amtmann, dem die Rückkehr Pappenheim's von ſeinem Zuge nach Lauenburg außer Zweifel war, und welcher mit jeder Stunde ungebetene Gäſte erwartete, ſaß am heutigen Abende wie gewöhnlich, das alte Chronikenbuch vor ſich, auf ſeinem Lehnſtuhle dicht an dem großen Ofen,

der

der bei dem rauhen Decemberabende wohlthuend ſeine Wärme ſpendete. Er war ganz in ſeiner Soldatenkleidung, den langen ſpaniſchen Stoßdegen an der Seite. Anna, ſeine älteſte Tochter, ſaß ihm gegenüber, an einem Netze ſtrickend; Hedwig, die jüngere, hielt die Spindel in der Hand; Muhme Kunigunde aber ging ab und zu, hatte bald draußen etwas zu ordnen, bald etwas zu fragen, und unterbrach oft das begonnene Geſpräch.

Kinder, — ſagte er jetzt und ſchlug den Folianten zu — kommt das Kriegsvolk wieder zurück, ſo geht die Noth von neuem an. Sorgt dann nur mit Thätigkeit für das Haus, wahret Euch vor den kecken Burſchen, denen ich Euch gern aus dem Wege geſchickt hätte; aber wohin man ſich jetzt wendet, da iſt überall der Krieg zu Hauſe. Und Du, Hedwig, ſey freundlich, nimm ein Beiſpiel an Deiner Schweſter, welche den Soldaten unverzagt entgegen tritt, ſie durch ihre Leutſeligkeit gewinnt, und, wo es Noth thut, durch ihren feſten, muthigen Sinn in Schranken zu halten weiß. Sollte, wie mir ſo eben die Kunde geworden iſt, der Feldmarſchall ſelbſt hier einreiten und ſein Quartier bei mir nehmen, dann ſey freilich Gott Küche und Keller gnädig, aber wenigſtens ſind wir dann vor perſönlicher Unbill geſichert. Seyd zuvorkommend gegen den Herrn und ſeine Umgebungen; es ſoll zwar ein harter, ſtrenger Kriegsheld ſeyn, dem alten Glauben mit jeſuitiſchem Eifer anhangend, jedoch ein freundliches Gemüth beſitzen, nur Andere rauben und plündern laſſen, für ſich aber Hand und Gewiſſen rein erhalten. Deshalb wäre es wohl gut, wenn er hier einzöge; beſſer Etwas geben, als Alles verlieren!

Auch ich wünſche es, — unterbrach ihn Anna — was ich von dem Pappenheim gehört habe, macht mir ihn werth. In ihm flammt, wie man erzählt, der ächte Soldatenmuth, was keiner unternimmt, wagt er mit Freuden, und wo Tilly überlegt, da handelt er. Ich habe mir ſchon oft ein Bild von ihm gemacht, ich wollte wetten, es gliche ihm.

Nun, — ſagte der Vater — male es aus.

Groß, breitſchultrig, kraft- und würdevoll; das Auge glühend, die Naſe gebogen, der Mund ernſt, ſo denke ich mir ihn. Uebrigens mit königlichem Anſtande, ſchön wie der Kriegsgott.

Vergiſſt Du die Narben, welche ſein Geſicht verzerren ſollen? fragte Hedwig lächelnd.

Verzerren? Armes Kind! — erwiederte Anna — Wie können Narben der Schlacht das Geſicht eines Helden verunſtalten, vermögen ſie das Gepräge der Kraft, den Feuerſtrahl des Auges zu löſchen? — Sie erhöhen den Ernſt und die Würde des Mannes, mir wären ſie auf dem Antlitze meines Geliebten willkommen!

Thorheit! — unterbrach ſie der Vater — Träume einer überſpannten Einbildkraft, Anna!

Und wenn ich nun in dem Manne das Ernſte, das Kräftige nur liebe? — erwiederte ſie — Schönheit geſtaltet ſich in jedem Auge anders, deshalb werden ich und Hedwig wohl nie Nebenbuhlerinnen werden.

Haſt Du die Prophezeihung des Zigeunerweibes vergeſſen? unterbrach ſie die Alte.

Muhme, in ſeiner Bruſt ruht des Menſchen Schickſal, nicht in ſeiner Hand, und ein geldgieriges altes Weib mag in ihrer Hand die Münzen zählen, die ich ihr gab, aber nicht in der meinen mein Schickſal.

Und doch traf ſchon ſo Manches ein, das ich mir aus der Hand, aus den Sternen verkünden ließ, — meinte der Amtmann.

Aus den Sternen? — wiederholte Anna leiſe. Stünde das Schickſal des Menſchen da oben, und läg' dort das Buch mit ſeinen Millionen goldener Buchſtaben aufgeſchlagen, und der menſchliche Geiſt könnte des Himmels Sprache deuten? Das wäre ein ſchöner, herzerhebender Glaube, den ich mir gern zu eigen machte, wenn nur die ungläubige Bruſt ſich ihm öffnen wollte.

Und erinnerſt Du Dich noch der Worte des Zigeunerweibes, es ſind jetzt ſechs Jahre! fuhr der Vater fort.

Erinnert mich nicht an dieſes widrige Geſchöpf. Von oben herab komme der Strahl, nicht aus ſolchem ſumpfigen Quell, — erwiederte Anna — doch wenn Ihr fürchtet, Vater, ich hätte die Prophezeihung vergeſſen, ſo will ich ſie Euch wiederholen, damit ſich der Schweſter beſcheidener Stolz an dieſen prophetiſchen Worten erfreuen kann: Um das zu erlangen, was ſie verſchmäht — ſo lauten ſie — ſetzeſt Du Deine Seligkeit ein, und erhältſt es zu Deinem Verderben.

Wie könnte das meinem Stolze ſchmeicheln?

— unterbrach ſie Hedwig — Ich achte dergleichen gar nicht, vertraue allein auf Gott — und ſelbſt wenn ich an ſolche Dinge glauben könnte, würde mich doch Dein Verderben betrüben und nicht glücklich machen, gute Anna! Sie reichte der Schweſter die Hand, die wohl zuweilen Hedwigs Herz verſtand und auch jetzt ihren Druck freundlich erwiederte.

Indem hörte man Reiter über den Hof ſprengen, der Vater eilte hinaus und kehrte mit Hauptmann La Croix zurück, der ſich mit Anſtand vor ihr und Hedwig neigte und ſeinen durchdringenden Blick auf Anna ruhen ließ. Irr' ich nicht, — begann er, ſeine Rede an ſie richtend, — ſo ſah ich Euch ſchon heute Nachmittag, ein Reh verfolgend. Traun! Ihr ſeyd eine gewandte Reiterin und ſcheint die Jagd zu lieben; nun, ſo wird Euch auch das Kriegerhandwerk nicht zuwider ſeyn, und wir uns dann, von Eurer Seite wenigſtens, einer freundlichen Aufnahme gewärtigen können.

Anna ſtammelte einige Worte, doch fühlte ſie ſich noch nicht genug gefaßt, um das Geſpräch fortſetzen zu können.

Alſo der Herr Feldmarſchall will meinem Hauſe die Ehre erweiſen, — ſo wandte ſich der Amtmann zu La Croix — will mit der ſpärlichen Bewirthung eines ſpoliirten Stiftsgutes vorlieb nehmen?

Ja, Amtmann! — erwiederte er — Ich komme, um deshalb die nöthigen Anordnungen zu treffen. Der Feldmarſchall, zwei Offiziere, zwei Schreiber, funfzehn Bedienten, mehrere Knechte und vier und funfzig Pferde müſſen untergebracht werden.

Nach meinen Kräften ſoll geſchehen. Für Wohnung habe ich nicht Sorge, jedoch die Pferde, — meinte Herr Wanfried.

Der gute Wille ſchafft zu allem Rath, — fiel ihm der Hauptmann in die Rede, und ſich zu Anna wendend, ſagte er verbindlich: Da Ihr wahrſcheinlich das Amt der Hausfrau verwaltet, wollt' ich Euch bitten, mir die Gemächer zu zeigen, welche der Graf Pappenheim bewohnen ſoll.

Hedwig, — unterbrach ihn der Alte — ruf Deine Muhme! Hedwig ging.

Ich glaube kaum, — begann La Croix, ſeine Worte widrig betonend — daß mir die Zimmer ſo wohlgefallen werden, wenn Eure Muhme ſie mir zeigt, als wenn Ihr, ſchöne Jungfrau, ſie mir öffnetet. Ich bitte deshalb

In dieſem Augenblicke trat Kunigunde ein. — Zeige dem Herrn alle Zimmer; die Gemächer des Herrn Dechanten für Seine Gnaden den Herrn Feldmarſchall, die andern für ſeine Begleitung, — ſagte der Amtmann zu der Eintretenden, und that, als habe er La Croix Worte nicht gehört.

Seit wann, Amtmann, iſt es Sitte, ſo wenig auf die Wünſche der kaiſerlichen Offiziere zu achten? — fragte mit Heftigkeit der Hauptmann — Habt Ihr dieß noch nicht gelernt?

Nein, Hauptmann! — erwiederte mit Kühnheit der Alte, in welchem der Soldatenſtolz erwachte — In der Zeit, als ich unter ſpaniſcher Fahne in den Niederlanden focht, Ihr mögt wohl damals kaum ein Knabe geweſen ſeyn, habe ich gelernt, daß man die Sitte der Jungfrauen ehren und einen alten Krieger mit Achtung behandeln muß.

Darum wollt' auch ich Euch bitten, — ſagte Anna ſchnell, und in ihrem Blicke lag wohl mehr Ernſt als Milde. La Croix neigte ſich verbindlich gegen ſie und folgte der Alten, ohne des Vaters trotzige Rede zu beantworten.

Beruhigt Euch, lieber Vater! — bat Hedwig ihn ſchmeichelnd — Setzt Euch keiner Mißhandlung aus. Gern will ich alles beſorgen und mich unter das Kriegsvolk miſchen; habe ich auch nicht der Schweſter Muth, habe ich doch ein feſtes Vertrauen, einen ſtandhaften Glauben an Gott, der mich ſchützen wird.

Mich ſchützt das Vertrauen auf mich ſelbſt, — unterbrach mit Stolz Anna der Schweſter Rede. Ruhig nahm Hedwig die Spindel, ſetzte ſich wieder auf ihren Seſſel und ſchwieg.

Jetzt kehrte auch der Hauptmann La Croix mit der Alten zurück. — Nun, ſeyd Ihr mit dem zufrieden, was Ihr fandet? fragte ihn der Amtmann, während Anna ihre Arbeit wieder ergriffen hatte.

Vollkommen! — erwiederte der Hauptmann in einem höflichern Tone als vorher — Auch der Feldmarſchall wird zufrieden ſeyn; ſorgt nur, daß es in Küche und Keller an nichts mangele. Ihr habt nur dafür zu ſorgen, daß das Stift uns alles liefere; es geht aus allgemeinem Säckel, nicht aus dem Eurigen.

Der Amtmann dankte für dieſen Troſt, und

La Croix trat zu Hedwig. — Nach alter deutſcher Sitte dreht Ihr die Spindel mit zierlicher, geſchickter Hand — begann er das Geſpräch, — und der Flachs Eures Wockens gleicht Eurem üppigen Haare. — Ihr ſeyd auch die Tochter vom Hauſe?

Ja, Herr! — erwiederte Hedwig, nicht aufblickend.

Ihr ſcheint die Krieger mehr zu ſcheuen als Eure Schweſter, die muthige Jägerin, fuhr er fort.

Ich ſcheue niemand, und vertraue dem Krieger, daß er gleich jedem edlen Manne die Frauen ehre, — antwortete ſie, noch immer nicht aufblickend.

Ich wäre doch neugierig, — fuhr La Croix fort — die Augen zu ſehen, wenn der Mund ſo ernſt und doch ſo ſanft ſpricht.

Warum nicht? — ſagte Hedwig und ſah unbefangen an ihm auf.

Ich danke Euch für Eure Güte, — erwiederte der Hauptmann, von dieſem frommen Engelblicke betroffen, und wendete ſich ſchnell zu Anna, die nach ihm herüber ſah. — Zu welchem Gebrauche ſtrickt Ihr das Netz? fragte er ſie.

Zum Fangen!

Und was hofft Ihr, daß ſich darein verwickele?

Anna ſah lächelnd auf, beantwortete die Frage nicht und ſtrickte weiter.

Der Blick, welcher ihn eben getroffen hatte, war anderer Art als Hedwigs Blick; er hielt ihn feſt, er ſchien ihn in einen Zauberkreis zu bannen, dem man nicht entweichen könne; er ſchien gefährlich, wie das Netz in ihrer Hand. Sicher würde er ihn noch einmal hervorzulocken geſucht haben, wäre der Vater nicht hinzugetreten. Hauptmann, — redete er ihn an — wir werden nun, wer weiß wie lange, unter einem Dache zuſammen hauſen, deshalb verzeiht, wenn ich Euch nach Eurem Namen frage. Ihr ſeyd kein Deutſcher, das zeigt mir Eure Sprache.

Ihr habt nicht geirrt, ich bin ein Niederländer und heiße La Croix.

Gebürtig?

Aus Valenciennes.

Ich war lange Zeit mit den Wallonen in Eurer Vaterſtadt, — fuhr Wanfried fort — wohnte auf dem Markte —

Hättet Ihr wohl die Güte, — fiel La Croix ihm in die Rede — mir etwas zum Nachteſſen geben zu laſſen: ich bin ermüdet, mir iſt Ruhe nöthig. — Wanfried winkte lächelnd, Hedwig verließ das Zimmer. — Der Hauptmann ſprach nun Anfangs von gleichgültigen Dingen, dann fragte er ſeinen Wirth nach Manchem, Magdeburg betreffend, und ſchien bei allem Anna in das Geſpräch verwickeln zu wollen, die aber jeden angeknüpften Faden ſchnell wieder fallen ließ. Indeſſen wurde das Nachteſſen aufgetragen, während dem La Croix noch einmal das Geſpräch auf Magdeburg brachte, und da ihm Wanfried nur wenige Auskunft gab, bald auf ſein Zimmer ging und kein Herz erobert hatte, als das jungfräuliche Kunigundens.

3.

Schon am frühen Morgen weckten Trompeten die Schlafenden im Amthauſe: die Hell'ſchen Reiter rückten aus, um zu ihrem Regiment zu ſtoßen, und kaum warf die Winterſonne ihre erſten Strahlen über das ſchneebedeckte Feld, ſo begann auch ſchon das Scharmützel. Falkenberg, der ſchwediſche Befehlhaber in Magdeburg, war mit der Beſatzung ausgerückt, um die Stärke des Feindes kennen zu lernen.

Während Holk mit den Seinen den Magdeburgern begegnete und die übrigen Quartiere zur Unterſtützung ſich bereit hielten, kam des Pappenheim's Bagage auf dem Amthofe an. Wagen und Karoſſen, Diener und Trabanten, Koch und Kellermeiſter, was nur eine kleine Hofhaltung damaliger Zeit mit ſich führen konnte, ſelbſt einen Narren fand man hier. Spaniſche und frieſiſche Pferde, mit den köſtlichſten Decken geſchmückt, luſtige Dirnen für Küche und Bedienung, alles ſtürmte in buntem Gewühle auf das Amthaus, und Jungfrau Kunigunde bekreuzte ſich über alle die Menſchen und den Tumult. — Die Schweſtern ſahen aus ihrem einſamen Kämmerchen, welches ſie auch hatten räumen müſſen, um neben des Vaters Schlafſtube ihr gemeinſchaftliches Bettchen aufzuſchlagen, dem Gewühle mit ſehr verſchiedenen Empfindungen zu. Hedwig ſeufzte; was ſich ihren Blicken darbot, empörte ihr ſtilles, ſanftes Gemüth. Anna hingegen freute das rege Leben. — Iſt doch ein Feldherr einem Fürſten gleich! — rief ſie aus — Wo er friedlich ſich naht, führt er das Leben ein; wo er feindlich auftritt, folgt ihm der Tod. Sieh' nur die Menge von Dienern und Roſſen, alles iſt nur für ihn, alles gehorcht ſeinem Winke.

Jetzt raſſelte in der Ferne der dumpfe Ton der Trommeln; ſchnell eilten ſie vom Fenſter weg hinunter zum Vater, der mit ſorgſamem Blicke bald die Menge der ungeſtümen Gäſte betrachtete, welche, ohne den Wirth zu beachten, Haus und Hof als ihr Eigenthum anſahen; bald ſich an dem Kriegsgewühle erfreute, welches ihm die Zeiten ſeines Jugendlebens zurückführte. Nur Muhme Kunigunde, die auch ihr Erkerſtübchen hatte räumen müſſen, jammerte, und wollte vor Aerger vergehen, daß keiner dieſer groben Menſchen, wenn ſie an ihr vorüber gingen, ſie grüßte oder nur zu beachten ſchien. Hauptmann La Croix, der alles anordnete, hatte zu ihrem Troſte ſich vor ihr geneigt, hatte einen Haufen Troßbuben vom Hofe gewieſen und bald wieder Ordnung in das Gewirre gebracht; aber es war auch nöthig, denn kaum waren die Pferde im Stalle, die Wagen in Scheunen und Schuppen, die Bagage auf den Zimmern, kaum hatte der Koch ein großes flackerndes Feuer angezündet und die mitgebrachten Vorräthe zum Mittagmahle geordnet, wozu freilich Kunigunde manches ſorgfältig Aufgeſparte herbeiſchaffen mußte, als Trompeten ſchmetterten und ein neuer Anblick die Bewohner des Amthauſes überraſchte.

Des Don Balthaſar, des Gubernators von Böhmen Regiment Küraſſiere rückte, zwei Fahnen ſtark, völlig gerüſtet auf den weitläufigen Amthof, und ſtellte ſich dort in einer Linie auf. Es waren alte gediente Krieger, die ſchon in mancher Schlacht tapfer mit gefochten hatten, böhmiſches Volk, ſtark, groß, von kriegeriſchem Anſehen, und nirgend willkommene Gäſte. Die großen ſchweren Roſſe, welche unter den Geharniſchten brauſ'ten und ſtampften, das wilde, finſtere Anſehen der bärtigen Geſichter, die vollen Schnappſäcke, und die Menge ihnen folgender Bagagewagen mit der Lauenburger Beute, gaben dieſen Eiſenmännern ein noch unfreundlicheres Anſehen.

Sieh' nur! — rief Anna der Schweſter zu, die heftig weinend ſich vom Fenſter entfernt hatte — Sieh' nur, welch' kräftiges Volk! Scheint es nicht, als ſchwebe der Tod ihnen voran, als wollten die muthigen Roſſe mit ihrem ſtarken Hufe die Pforten der Erde öffnen, daß auch ſie ihre verborgenen Schätze den kühnen Reitern bieten müßte? Sieh' nur, wie ſie jetzt auf das Wort ihres Anführers ſich ordnen, welche Todtenſtille plötzlich den wilden Haufen ergreift. Unverwandt ſehen ſie nach dem geöffneten Thore; horch, wie die Trompeten von neuem zu ſchmettern beginnen!

Der Feldmarſchall kommt! — rief der Amtmann, und eilte hinaus, ihn, wie es gebührte, zu empfangen. Anna's Blick aber blieb feſt auf das Thor geheftet; der Augenblick nah'te, wo das Bild ihres Traumes lebend vor ihr ſtehen ſollte.

Jetzt kam der Feldmarſchall Pappenheim auf einem kaſtanienbraunen ſpaniſchen Roſſe geritten, neben ihm der General-Wachtmeiſter van der Neers, hinter ihm mehrere Offiziere. Er war mit dem General-Wachtmeiſter im eifrigen Geſpräche, und ſchien nichts um ſich her zu bemerken; nur als er beinahe den Küraſſieren Don Balthaſar's vorbeigeritten war, hielt er an, wendete ſein Pferd nach dem Regimente, nickte einige Male freundlich den Reitern zu, winkte dem Offiziere, der ſie befehligte, mit der Hand und ſetzte ſein Geſpräch mit van der Neers weiter fort, während die Küraſſiere abmarſchirten.

Anna hatte indeſſen das Fenſter nicht verlaſſen, und der Amtmann ſtand noch immer im Feſtkleide, das Baret in der Hand, ſeines Gaſtes harrend an der Thüre; da traf zufällig Pappenheim's Blick das Mädchen. Er grüßte ſie freundlich, ſie dankte hoch erröthend und zog ſich halb erfreut, halb verſchämt zurück. Auch ſchien das Geſpräch mit van der Neers beendet zu ſeyn, denn Pappenheim reichte dieſem jetzt die Hand, der ehrerbietig grüßend ſein Pferd wandte und den Hof verließ. Pappenheim ſtieg ab und ging dem Hauſe zu. Hier wurde er von dem Amtmann empfangen, welcher in wohlgeſetzter Rede ſich und die Seinigen ſeiner Gnade empfahl.

Ihr ſeyd Lutheraner? — unterbrach ihn der Feldmarſchall.

Ja, Herr! — erwiederte Manfried, den dieſe Frage, ſeinen Glauben betreffend, wieder in's Gleichgewicht brachte.

Nun wohl, das Uebrige wird ſich finden! ſagte der Feldmarſchall und ging, von La Croix und den Offizieren gefolgt, nach ſeinem Zimmer.

Der Hausvater verſammelte nach dieſem nicht tröſtlichen Empfange die Seinen um ſich, und machte ſie mit Pappenheim's Worten bekannt. — Wir haben das Aergſte zu erwarten, — ſo ſchloß er ſeine Rede — aber wenn unſer Muth ſinken ſollte, ſo haltet feſt im Vertrauen auf Gott, er wird uns nicht verlaſſen!

Hedwig ſchmiegte ſich bei dieſen Worten an den trauernden Vater, indeſſen Anna in Gedanken verſunken ſchien, und Jungfer Kunigundens Lippen ſich zu einem mitleidigen Lächeln verzogen.

Und ſey auch über uns das Schrecklichſte verhängt, — fuhr der Alte plötzlich nach langem Stillſchweigen auf — ſo verläugnet nicht Euren Glauben, und reicht mir hier die Hand an Eidesſtatt, daß Ihr treu bei ihm verharren wollt. — Anna und Hedwig reichten ihm die Hand, Kunigunde aber zögerte. — Von Dir mag ich keine Verſicherung, keinen Eid! — ſagte der Alte — Du warſt von jeher ſchwach im Glauben.

Pappenheim war indeß in ſein Zimmer getreten und lobte dort die Anordnungen des Hauptmanns La Croix. — Lutheriſch Volk iſt hier! — ſagte er — Nun, ſo mögen meine Fußknechte ſich bei ihnen gütlich thun und Don Balthaſar's Böhmen ihnen die Meſſe eintränken, denn dieſe Huſſiten ſind jetzt die tollſten. — Habe dort unten am Fenſter ein Frauenbild geſehen, La Croix; mich dünkte faſt bei ihrem Anblicke, ich wäre noch in dem ſchönen Mailand, ſo feurig glüh'te ihr Auge, ſo rabenſchwarz rollte ihr Gelock herab. Iſt das des Amtmanns Tochter?

Ja, gnädiger Herr! — erwiederte La Croix — Auch hat ſie eine jüngere Schweſter, an körperlichen Reizen wohl noch ſchöner.

So! — meinte Pappenheim, und ſchien nicht weiter darauf zu achten — Haſt Du Nachrichten von Magdeburg eingezogen? fragte er den Hauptmann.

Bis jetzt noch keine.

Nun, ich werde wohl von Holk das Nähere erfahren, ſagte Pappenheim.

Der iſt mit ihnen ſchon handgemein! meldete La Croix.

Und das ſagſt Du mir jetzt erſt? — rief der General — Laß die Pferde vorführen, für mich den däniſchen Rappen, und beſorge mir einen Trunk!

Ein Diener brachte auf einem Credenzteller einen Pokal mit Wein, ein Anderer einen kalten Imbiß.

Pappenheim aß mit Haſt, und als er den Becher geleert, ſagte er lachend: Verſtehen ſich doch die Lutheriſchen auch auf Wein, der Trunk war gut. — Er warf den Marderpelz, in dem er gekommen war, von ſich, ließ ſich den Panzer umſchnallen, ſetzte den Helm auf, ſchwang ſich ſo auf den Dänen, und ſprengte, von ſeinen Offizieren gefolgt, über den Hof. Don Balthaſar's Küraſſiere blieben ruhig in ihren Quartieren.

Anna's Auge folgte ihm. Schon als er mit van der Neers geſprochen, hatte ihr Blick ihn feſt aufgefaßt, und ungeachtet der Narben im Geſichte, hatte ſie in ihm einen ſtattlichen, ſchönen Mann gefunden. Lang von Geſtalt, ſchlank, aber kräftig, mit einem ſprechenden Auge und einem einnehmenden Zug um den Mund, in der Blüthe des männlichen Alters; vielleicht noch durch ihre Phantaſie geſchmückt, glaubte ſie das Bild wiedergefunden zu haben, welches ſie ſich ſo oft gemalt. Wie klein ſtand La Croix neben ihm, den die Natur mit körperlichen Gaben nicht ſtiefmütterlich begabt hatte, deſſen Weſen aber für Anna etwas Abſtoßendes haben mußte, denn es war ihr immer unheimlich in ſeiner Nähe.

4.

Als dieſe am Nachmittage mit Hedwig allein im Wohnzimmer ſaß, — der Vater war hinausgegangen, um dem Scharmuziren zuzuſehen, — konnte ſie ihre Gedanken und Gefühle nicht länger in ſich verſchließen. Haſt Du ihn wohl geſehen, den Mann, vor dem ganz Niederſachſen zittert, den Mann, des furchtbaren Tilly Schlachtarm, der in ſo manchem Gefechte geſiegt, ſo manchen Lorbeer ſich errungen hat? Haſt Du den Anſtand, die Leichtigkeit geſehen, mit der er ſich in Panzer und Helm auf ſein bäumendes Roß ſchwang? Aber, Hedwig, Du ſcheinſt gar nicht auf mich zu hören! — rief ſie der Schweſter unmuthig zu, die, wie aus einem Traume auffahrend, erwiederte:

Ich ſah ihn wohl, wie er ſich auf ſein kaſtanienbraunes Roß ſchwang.

Da haſt Du falſch geſehen, — unterbrach ſie Anna — ſchwarz war es mit einem weißen Sterne. Du haſt nicht auf ihn geachtet und darfſt es auch nicht; die Braut eines ehrſamen Bürgers aus Magdeburg darf freilich nicht ihr Auge auf einen kaiſerlichen Offizier werfen.

Schweſter! bat Hedwig erröthend.

Nun, ich will ſchweigen, — fuhr Anna gutmüthig fort. — Nicht ſchwärmeriſche Liebe hat Dich ihm zugeführt; der Wille des Vaters, der thörigte Wunſch der ſterbenden Mutter. Ich, Hedwig, ich hätte mich längſt von ihm losgeriſſen, mich kann nur überſchwängliche Liebe feſſeln. Dieſer Menſch mit ſeiner Lammsnatur, mit ſeiner Unterthänigkeit, der Dich anbetet, als wärſt Du eine Heilige, und es kaum wagt, Dich anzublicken, den könnt' ich nicht achten, vielweniger lieben.

Er iſt ſo gut, ſo brav! unterbrach ſie Hedwig.

Liebſt Du ihn? — fuhr Anna auf, ihre Hände faſſend, und blickte ſtarr in Hedwigs Auge — Liebſt Du ihn von ganzem Herzen?

Hedwig ſchwieg.

So biſt Du eine Thörin, daß Du Dich opferſt.

Ich thue meine Pflicht, — ihm bräch' das Herz.

So laß es brechen! — rief Anna heftig — Es iſt wenig daran verloren; beſſer das ſeine, als das Deine!

Hedwig erwiederte nichts auf dieſe harte Rede, und Anna verließ ſie voll Unmuth.

Nie hatte wohl die Natur zwei Schweſtern ſo ungleich von Gemüth und äußerer Bildung geſchaffen. — Anna, groß, ſchlank, jedoch von üppigen Formen, ſchien dem Süden anzugehören. Schwarz war Auge und Haar, blühend die Wange, bräunlich die Haut, Stirn und Naſe ſchön, der Mund zum Küſſen geformt. Sah man ſie ihr Roß tummeln, hinter dem flüchtigen Rehe herjagen, mußte man glauben, Taſſo's Clorinde hätte Lanze und Schwert abgelegt und tummle ihr Roß zur Jagd. — Hedwig hingegen war nur wenig kleiner als ihre Schweſter, und ſchlank wie ſie, nur die Geſtalt, die Formen waren jungfräulicher. Goldgelbes Haar wallte über die blendenden Schultern, über den blendenden Nacken herab, den ſie immer züchtig verbarg. Ihre dunkelblauen Augen ſchienen zwei Veilchen zu ſeyn, die freundlich und beſcheiden den Vorübergehenden begrüßen; nur ein leiſer Roſenhauch breitete ſich ſanft über ihre Lilienhaut, und gewiß zu jeder Himmliſchen hätte ſie dem Maler ſitzen können, ſo zart, jungfräulich, heilig war der Ausdruck dieſes herrlichen Mädchens. Und wie die Geſtalt, ſo das Gemüth; ſanft und gut, frommen Sinnes, die Zurückſetzung gegen ihre Schweſter wohl fühlend, doch ihrem Vater mit der innigſten, kindlichſten Liebe zugethan, war ſie nachgebend in allem, und hielt mit unwandelbarer Feſtigkeit an dem, was ſie einmal für Recht erkannt hatte. Anna hingegen, obgleich brav und gut, war nie mit ihrem Looſe zufrieden, immer nach Höherem ſtrebend, ward ſie ſtets von ihrer regen, ungebändigten Phantaſie nach dem Unerreichbaren getrieben. — Nur männliche Beſchäftigung liebend, war ihr

Häuslichkeit zuwider; ſie liebte ihre Schweſter, und konnte ihr doch oft wehe thun, und Hedwigs duldende Liebe mit kaltem Hohne erwiedern. Alles, was ſie that, ergriff ſie mit leidenſchaftlicher Schwärmerei; was ſie haßte, haßte ſie bis in den Tod. Ihr Geiſt hob ſich ſtets kühnen Fluges und ſtrebte, oftmals vergebens, nur aufwärts. In ihr, wäre ſie ein Mann geworden, lag mancher Keim des Vortrefflichen; doch zum Weibe geſchaffen, hatte die Natur einen Misgriff gethan.

Noch ſaß Hedwig im einſamen Zimmer. Das neue Kriegleben, das um ſie wogte, machte ſie traurig; ſie fürchtete für ihren Vater und gedachte ihres Verlobten in der bedrängten Stadt. Des Feldmarſchalls zu ihrem Vater geſprochene Worte beunruhigten ſie, aber mehr noch als dieß, hatte ſie eine unnennbare Angſt ergriffen, ſeit Pappenheim in das Amthaus eingeritten war; es däuchte ihr, ein neues Leben ſey vor ihr aufgegangen, ein Leben, das zwar nur geſtaltlos vor ſie trat, aber ſich nicht beruhigend, nur ſonderbar ängſtlich ihr verkündete. In dieſer Stimmung ſaß ſie am Fenſter, die Spindel war ihr entfallen, und ruhte, wie der Blick, in ihrem Schoße, da weckte ſie Pferdegetrappel im Hofe. Sie blickte auf. Es waren zwei Holk'ſche Reiter, ein Verwundeter in ihrer Mitte, der ſich nur noch mit Mühe auf dem Pferde erhielt; Hedwig konnte ſein Geſicht nicht deutlich erkennen; die Reiter hoben ihn jetzt herab und trugen ihn in's Haus. Von Mitleid ergriffen, trat Hedwig ihnen entgegen. Nur hier herein! — rief ſie — nur hier herein mit dem Verwundeten! — Die Reiter folgten ihr. Hedwig, ohne ſich lange zu bedenken, öffnete die Thür zur Kammer des Vaters, dort wurde er niedergelegt. Das Mädchen warf jetzt einen Blick auf den Verwundeten, erkannte ihn, und eilte Hülfe zu holen.

Ein Wundarzt war ſchon durch die Diener herbeigerufen, und Mehrere von dem Gefolge des Feldmarſchalls drängten ſich um den Verwundeten. Es war der Rittmeiſter Max von Hohendorf von des Oberſten Erwitte Regiment, der ſtets um die Perſon Pappenheim's, und von dieſem wie ein Sohn geliebt wurde. Hedwig hatte ihn ſchon heute in deſſen Gefolge geſehen und ihn gleich wieder erkannt. Der Rittmeiſter war durch einen bedeutenden Hieb am Kopfe verwundet, doch, nach Ausſage des Wundarztes, nicht gefährlich.

Als der Amtmann Wanfried gleich darauf nach Hauſe kam, war er nicht wenig ungehalten, den Rittmeiſter in ſeiner Schlafkammer, und nicht in dem für ihn bereiteten Zimmer im obern Stocke zu finden; jedoch war es nun zu ſpät, ihn hinaufzuſchaffen, da der Arzt es für gefährlich hielt, und überdieß noch meinte, daß der Kranke hier unten wohl mehr die ſo nothwendige weibliche Pflege erhalten würde. Er empfahl ihn, nachdem er den Verband aufgelegt, als des Feldmarſchalls Liebling, der Vorſorge Kunigundens, welche über dieſen Auftrag nicht ſehr erfreuet zu ſeyn ſchien.

Das iſt ein Amt für Dich, barmherzige Dirne, ſagte die Alte zu Hedwig, als die Familie allein war. —

Ich will mich demſelben auch gern unterziehen, wenn es der Vater erlaubt, — erwiederte ſie erröthend.

Plage Dich mit ihm! — ſagte dieſer verdrießlich — Haſt Du ihn hier gebettet, übernimm auch ſeine Pflege!

Und Dein Geliebter? — ſpottete Anna — Wird ihm keine böſe Ahnung Dein mitleidiges Herz verrathen?

Ich thue meine Pflicht, — und er wird mein Thun nicht verkennen, — erwiederte Hedwig ſanft, öffnete leiſe die Thür der Kammer und ſetzte ſich an das Bett des Verwundeten, ihr frommes Amt zu beginnen.

5.

Schon dämmerte es, als Pappenheim zurückkehrte. Es war ein ſcharfes Gefecht geweſen, denn Falkenberg war mit der ganzen Beſatzung und ſelbſt mit einem Theile der bewaffneten Bürger ausgerückt. Lange hatte er ſich im offenen Felde gehalten, ſeine Reiterei oft die kaiſerliche an Orte gelockt, wo die Hakenſchützen ſich mit Vortheil verborgen aufgeſtellt hatten, und mancher Reiter, manches Pferd war von ihnen getödtet worden. Als aber der Feldmarſchall den Oberſt Benninghauſen mit ſeinem

Regiment anrücken ließ, zogen ſich die Magdeburger näher nach ihren Feſtungswerken, und ſcharmuzirten unter dem Schutze ihrer Werke.

Pappenheim kehrte mislaunig zurück. Ihm war ſeine damalige Stellung vor Magdeburg unangenehm, denn viel zu ſchwach, etwas gegen dieſe feſte Stadt zu unternehmen, konnte er ſie nur auf dem linken Elbufer einſchließen. Tilly, der ſein Heer im Halberſtädtiſchen ſammelte, bereitete ſich zum Kampfe mit den Schweden, und hatte ihn mit zweitauſend Reitern und dreitauſend Mann Fußvolk zur Blokade der Stadt abgeſendet. Auch Hohendorf's Verwundung war ihm unangenehm, da er ihn unter allen ſeinen Offizieren am meiſten liebte; er eilte daher, kaum daß er ſich entwaffnet hatte, hinunter zu ihm.

Wie erſtaunte er, als er ein junges Mädchen an dem Bette des Schlummernden fand, deſſen Antlitz, von dem matten Scheine der Lampe wunderbarlich erleuchtet, ihm das Antlitz einer Heiligen zu ſeyn ſchien, die, mit der Glorie um das Haupt, den Schlaf des Kranken bewachte.

Hedwig erhob ſich bei ſeinem Eintreten, und bat ihn durch Zeichen, ſich nicht zu nahen. —

Er ſchläft! rief ſie ihm leiſe zu, der mit Erſtaunen und Wohlgefallen nach dem Mädchen blickte und ſich dann entfernte.

Als er in die Stube zurückkehrte, fragte er den Amtmann, der ihm mit Anna entgegen trat — War die Jungfrau am Krankenbette Hohendorf's Eure Tochter?

Ja, gnädiger Herr! — erwiederte dieſer — Jene iſt meine jüngere, dieſe meine älteſte Tochter Er zeigte auf Anna, die, ohne den Blick niederzuſchlagen, dem Auge Pappenheim's begegnete

Wahrlich! — ſagte der Feldmarſchall — Gott hat Euch geſegnet! Zwei ſolche Töchter ſind eine ſeltene Himmelsgabe. — Laßt es mich wiſſen, wenn der Verwundete erwacht iſt. — Er warf noch einen durchdringenden Blick auf Anna und entfernte ſich. Dieſe wußte ſich den Blick nicht recht zu deuten, nur das fühlte ſie, daß er tief in ihr Inneres gedrungen war.

Bevor noch der Verwundete erwachte, trat der Hauptmann La Croix in's Zimmer, und meldete, daß der Feldmarſchall ihn abgeſchickt habe, nach ſeinem verwundeten Freunde zu ſehen, um ihn ſogleich von deſſen Erwachen benachrichtigen zu können. Er ſetzte ſich zu Anna, die eben nicht aufgelegt ſchien, in ſein Geſpräch einzugehen; dann wendete er ſich zum Vater, ſprach mit ihm vom niederländiſchen Kriege, von den ſpaniſchen Truppen, von ihren Vorzügen und Mängeln, und dieß alles mit ſo vieler Umſicht, daß der Alte ſich freute, endlich einmal jemand zu finden, mit welchem er die Jahre der Jugend wieder durchwandern könne.

Lange dauerte dieſer Genuß jedoch nicht. — Hedwig trat ein, und benachrichtigte ihren Vater von des Verwundeten Erwachen; ſchnell eilte La Croix zu dem General, der auch nicht ſäumte herunter zu kommen.

Hier erkundigte er ſich bei Hedwig mit einnehmend freundlichem Tone nach des Rittmeiſters Befinden, dankte ihr mit verbindlichen Worten für die Sorgfalt, welche ſie einem ihm ſo werthen Offizier widme, und ſah bei dieſer Unterredung dem Mädchen ſo ſcharf in's Auge, daß dieſe den Blick nicht mehr auf ihn zu richten wagte. Sie öffnete die Kammer.

Armer Max! — rief Pappenheim dem Verwundeten entgegen — wie dauerſt Du mich. Doch ſorge nicht. Deine Wunde iſt nicht gefährlich, wie mir der Wundarzt gemeldet, kein edler Theil iſt verletzt. Sie ſchmerzt Dich wohl ſehr? Er reichte ihm bei dieſen Worten die Hand.

Mich ſchmerzt meine Wunde nicht, ſeit Eure Worte Balſam in ſie träufelten! erwiederte Hohendorf und drückte Pappenheim's Hand an ſein Herz.

Nun, laß nur! — ſagte dieſer — Vermeide jede Gemüthsbewegung, bleib ruhig und folge den Vorſchriften des Arztes. Ich werde für Deine Pflege Sorge tragen.

Ein Engel hat ſie übernommen! — erwiederte der Verwundete ſchnell, den Blick auf die erröthende Jungfrau richtend — Ein Engel an Güte und Milde.

Und Schönheit! ſetzte Pappenheim hinzu. — Hedwig verließ bei dieſen Worten das Zimmer.

Der General blieb noch einige Zeit, dann kehrte er wieder in das Wohnzimmer zurück, fragte den Amtmann einiges, Magdeburg betreffend, jedoch dieß mit ernſtem, ſtolzem Tone, ſcherzte mit Anna, aber auf eine Weiſe, daß Ihr der Scherz nicht wohlthat, obgleich ſie nicht wußte warum, und ſchien die Muhme Kunigunde gar nicht zu bemerken, die, auf ſeine Anrede wartend, längſt eine Verbeugung bereit hielt. Nur mit Hedwig, welche jetzt mit dem Wundarzte eintrat, ſprach er freundlich, ohne zu ſcherzen, ernſt, ohne den ihm ſo natürlichen Stolz, und als ſie, das Geſpräch abbrechend, in die Kammer des Verwundeten ging, grüßte er vornehm und kehrte nach ſeinem Gemache zurück.

So wie ich den Feldmarſchall kenne, — ſagte jetzt La Croix leiſe zu Anna — hat Eure Schweſter Eindruck auf ſein Soldatenherz gemacht.

Anna ſchien ihn nicht zu hören.

Die Natur hat doch ſonderbare Launen, — fuhr er fort, ohne ſich durch ihre Zerſtreuung ſtören zu laſſen — daß das Starke ſich immer nach dem Schwachen, das Harte nach dem Sanften neigt, dem rohen Krieger das Bild einer Madonna weit anziehender iſt, als das einer Amazone.

Meint Ihr? fragte Anna, ihn mit dunkeln Augen finſter anſchauend.

Mei-

Meine Meinung iſt es nicht, — fuhr er fort — nur findet man das im Allgemeinen. Ich liebe das Sieche, Schmachtende nicht; für mich ſind die Heiligenbilder nur todte, lebloſe Gebilde, nicht vermögend, die Gluth der Leidenſchaft in meinem Herzen zu entflammen, todte, kalte Weſen, von dem Feuer der irdiſchen Liebe nicht zu entzünden. Dieſe blonden Locken, dieſe blendende Haut, dieſer kalte Hauch der Morgenröthe, der über ſie gegoſſen iſt, mahnt mich an das Vergängliche, an das ſchon halb Verblühte; es iſt mir bei ſolchen Weſen, als ob ihnen die innere Wärme fehle, ſie zu beleben. — Anna lächelte. — Aber wo Seele und Empfindung aus dem dunkeln Auge ſtrahlt, wo der Mund —

Beendet Euer Gemälde, Hauptmann! — unterbrach ihn das Mädchen — es gnügt mir zu wiſſen, was keine Gnade vor Euren Augen findet; Euren Geſchmack verlange ich nicht zu kennen.

Es lag mir auch mehr daran, — erwiederte er mit ſpöttiſchem Lächeln — Euch von dem Geſchmacke des Grafen Pappenheim, als von dem meinigen zu unterrichten. — Er verbeugte ſich und ging.

Hat er einen Blick in mein Inneres gethan? Der hämiſche Menſch! — ſagte ſie leiſe vor ſich hin — Will er ſich in mein Geheimniß drängen, um mir auf dieſem Wege zu nahen? — Glaubt er, Anna's Herz ſey ſo ſchwach, eines Vertrauten, und eines ſolchen zu bedürfen, wie dieſer La Croix? Er irrt!

6.

Hohendorf's Wunde ſchloß ſich mit jedem Tage immer mehr, und nach einer Woche machte ihm ſchon der Wundarzt Hoffnung, bald das Lager verlaſſen zu können. Hedwigs Pflege hatte wohl viel dazu beigetragen, und dankbar erkannte der junge Mann ihre zarte Sorgfalt. Pappenheim hatte ihn täglich beſucht, war ſtundenlang bei ihm geblieben, und hatte dann oft Hedwig, wenn ſie bei ſeinem Eintritte das Zimmer verlaſſen wollte, durch Bitten oder Scherz aufzuhalten gewußt.

Es war heute der letzte Tag, daß Max Hohendorf das Bette hüten ſollte; morgen mußte er hinauf in ſein Zimmer, dort blieb er der Pflege ſeiner Diener überlaſſen. Es ſchien ihm wehe zu thun, dem Kämmerchen Lebewohl zu ſagen, wo ſo mancher theilnehmende Blick ihm die Schmerzen der Wunde gelindert hatte; auch Hedwig ſchien heute nachdenkender als ſonſt — einigemal traf ſein Auge das ihre, das theilnehmend auf ihm ruhte. — Er glaubte es ſich ſchuldig zu ſeyn, dem Mädchen zu danken, das mit ſo treuer Sorge ihn gepflegt hatte, und als ſie ihm jetzt die Arznei reichte, ergriff er ihre Hand und ſagte mit ſanftem Tone: Wie ich Euch Eure Güte und Pflege lohnen ſoll, Jungfrau, weiß ich bei Gott nicht, nicht, wie ich ſie lohnen könnte. Nur Wünſche für Euer Glück habe ich, und, ſo lange wir hier ſind, einen Arm und ein Herz, Euch und die Euren vor Jedermann zu ſchützen; mehr Euch zu bieten, würde Euch vielleicht nicht willkommen ſeyn.

Hedwigs Hand zitterte in der ſeinen, ſie erröthete und ſtammelte, ſeinem fernern Dank ausweichen wollend, einige Worte.

Laßt mich wenigſtens in Worten Euch danken, gute Hedwig! — rief er — Zittert nicht, wenn Eure Hand in der meinen ruht. Ich weiß das Glück zu ſchätzen, zu achten, — er ließ ihre Hand los — weiß, daß es mir nur für Augenblicke, nicht für das Leben zu Theil wird. Aber daß mein Mund überſtrömt von dem, was mein Herz empfindet —

Rittmeiſter Hohendorf, — unterbrach ihn Hedwig, nach einem innern Kampfe — ich wüßte doch, womit Ihr mir die kleinen Bemühungen an Eurem Krankenlager, wenn ihnen irgend ein Dank gebührt, belohnen könntet.

Sprecht! o ſprecht! rief der junge Mann, ſich aufrichtend.

Hättet Ihr wohl Gelegenheit, ein Briefchen für mich nach Magdeburg zu befördern?

Wenn ich ſeinen Inhalt kennen darf, ſo hoffe ich, ohne meine Pflicht zu verletzen, ſie zu finden, erwiederte er.

Das nun freilich nicht, — fuhr ſie erröthend fort — der Inhalt müßte Euch wohl verborgen bleiben. Aber wozu Euch etwas verhehlen, das meine Bitte erklären wird. Ich bin verlobt — mein Bräutigam iſt der Sohn eines Handelsherrn aus Magdeburg — an ihn iſt der Brief.

So? — erwiederte Hohendorf, nachdem er lange Hedwigs Rede unbeantwortet gelaſſen — Ihr ſeyd verlobt — der Bräutigam in Magdeburg? Nun, dann darf ich freilich den Inhalt des Briefes nicht wiſſen; es wäre das Geheimniß der Liebe entheiligt, wenn eine fremde Hand es enthüllte. Ich wünſche Euch Glück, — fuhr er nach einer Pauſe freundlich fort, während welcher es in ſeinem Innern kämpfte — von Herzen Glück! Ich möchte wohl den Mann kennen, der, Eurer würdig, Euch die Seine nennen darf. Möge die Liebe mit all' ihrer Wonne Euch beglücken, und ſelbſt die Kriegesunruhen Euer Glück nicht ſtören! Das wünſche ich aus meines Herzens tiefſtem Grunde.

Er hatte dieſe Worte vor ſich hinblickend geſprochen. Jetzt erſt hatte er Muth, Hedwig anzuſchauen; er blickte auf, ſie wiſchte die Thränen aus dem Auge. Ihr weint? — rief er — weint? Das ſind nicht Perlen aus dem ſchönen Kranze glücklicher Liebe, das ſind Thränen aus ihrem Schmerzeskelche!

Hedwig ſprang auf und eilte aus dem Zimmer. — Iſt es denn mein Loos, — rief Hohendorf aus, als ſein düſtres Auge dem Mädchen folgte, — nur immer dem Unglück zu begegnen, mein Herz nur da zu öffnen, wo es ſich gewaltſam verſchließen muß!

La Croix ſtörte ihn in dieſen düſtern Gedanken. Wie geht es Euch, Hohendorf! — rief er im Hereintreten — glaubte wahrlich, Euch wäre ein Unglück begegnet, da Eure barmherzige Schweſter mit Thränen im Auge durch das Zimmer ſtürzte. Auch Ihr ſcheint bewegt — oder ſollte ich richtig prophezeihet, ſollte die geheilte Wunde Eures Kopfes eine Herzenswunde geöffnet haben?

Hohendorf ſah ihn verdrießlich an und ſchwieg. Freund, — fuhr La Croix fort, den ſo etwas nicht zu ſtören ſchien, — laßt Euch warnen; Ihr wißt, ich kenne auf gewiſſen Punkten unſern General ganz genau —

Und ſeyd in gewiſſen Punkten, doch in gewiſſen nur, ſein Vertrauter, unterbrach ihn Hohendorf mit Verachtung.

Nun dann, wenn Ihr deſſen gewiß ſeyd, ſo verſteht Ihr meine Warnung, ſagte La Croix mit triumphirendem Lächeln.

Ich verſtehe Euch, verſtehe Euch wenigſtens hier, wenn wir uns auch ſonſt nicht verſtehen.

— Er legte ſich auf die andere Seite ſeines Lagers, wendete ihm den Rücken und achtete ſeiner weiter nicht.

Wollt Ihr denn ewig mit mir in Fehde leben? fragte La Croix.

Ewig! — erwiederte Hohendorf — denn daß Ihr mich haßt, ehrt mich. Aber nun bitte ich, mich ruhen zu laſſen.

Die Ehre ſollſt Du theuer bezahlen! murmelte La Croix vor ſich hin und verließ ihn. Hohendorf's höhnendes Wort hatte ſo ſehr alle Gefühle der Rache in ihm erweckt, daß er ſelbſt, ohne Anna zu begrüßen, durch das Wohnzimmer hinaus in's Freie eilte.

Es war ein ſtürmiſcher Wintertag; der Nordwind trieb den Schnee in dicken Flocken kräuſelnd durch die Luft, und pfiff durch die alten Ritzen des halb eingefallenen Thurmes, der an der Nordweſtſeite des Amthauſes ſtand, als La Croix über einen dunkeln Plan brütend auf dem einſamen Hofe auf und ab ging. Die Schildwachen ſahen mit Verwunderung, daß er, während die Offiziere oben bei'm Becher ſaßen, ſtatt ein Gleiches zu thun, unten auf dem einſamen

Hofraume mit übereinandergeſchlagenen Armen umher ging. So mochte er wohl ſchon manche Minute gegangen ſeyn, als er einen Holkiſchen Reiter vor ſich ſtehen ſah, dem ſein ſonderbarer Spaziergang aufzufallen ſchien. Den Mann glaubte er ſchon irgendwo geſehen zu haben, und bald erkannte er in ihm den Erzähler im Birkenwäldchen auf den Teufelsbergen. — Da durchfuhr ihn ein Gedanke. Wie kommſt Du hieher? redete er ihn an.

Ich bin bei dem Feldmarſchall auf Ordonnanz! erwiederte der Holkiſche Reiter.

Wenn es dämmert, erwarte mich hier. — Der Krieger verbeugte ſich bejahend. La Croix befahl nun ſeinem Diener, Wein und Licht in das unbewohnte, halb verfallene Stübchen des Thurmes zu bringen; er ſelbſt ging mit heftigen Schritten in ſeinem Zimmer auf und ab und überdachte ſein Vorhaben. Ja, — rief er aus — er muß das Opfer meiner Rache werden, auf welchem Wege es auch ſey!

7.

Als es dämmerte, fand er den alten Reiter ſchon unten ſeiner wartend. — Folge mir! befahl er; jener gehorchte. Er führte ihn die dunkle Wendeltreppe im Thurme hinauf nach dem Zimmer, wo ſchon ein Licht brannte und der alte, morſche Tiſch mit zwei Bechern und einem vollen Kruge Wein beſetzt war. —

Nehmt Platz! — ſagte La Croix — Hier in dieſer Einſamkeit beim Trunk ſind wir Kameraden.

Der Reiter ſetzte ſich auf den alten wurmſtichigen Seſſel und leerte den für ihn vollgeſchenkten Becher.

Du wunderſt Dich wohl, Alter! — begann jetzt La Croix, den Becher von neuem füllend — daß ich Dich hieher beſchied. Wiſſe, ich habe Deiner Erzählung im Birkenwäldchen aufmerkſam zugehört, und bin neugierig den Ausgang zu wiſſen. Damit uns aber niemand ſtört, habe ich Dich hieher geführt, und daß Dein Gaumen Dir beim Erzählen nicht vertrockene, den guten Würzburger bringen laſſen.

Der Holkiſche Reiter ſchien mit ſeinen Gedanken abweſend.

Nun! — fuhr La Croix fort — Du ſiehſt mich ſo forſchend an; trägſt Du Bedenken?

Hauptmann! — begann nun nach einigem Nachdenken der Alte — Was kann Euch an einer Erzählung liegen, die ich nur meinen Kameraden zur Kurzweil erdachte. — Glaubt doch nicht —

Du entſchlüpfſt mir nicht, alter Fuchs, trink und erzähle! fiel ihm La Croix in die Rede.

Und wenn ich weiter erzähle, — fragte der Alte, den Becher leerend — wozu ſoll es Euch frommen? — Wollt Ihr meines thörigten Glaubens ſpotten, oder meine Schwatzhaftigkeit zu Eurem Verderben benutzen; dann müßte ich ja auch einen Theil der Sünde tragen.

Erzähle! — rief La Croix ungeduldig — Als der Knall geſchah, unterbrachen Dich die Trompeten.

Nun, wenn Ihr es durchaus wollt! — ſagte der Alte — Möge der Böſe keine Gewalt über Euch bekommen — wenn er ſie nicht ſchon hat! — ſetzte er murmelnd hinzu. Er ſetzte ſich zurecht und begann:

Der alte Jäger pfiff, ein fürchterlicher Knall erſchütterte das Haus. — Nicht wahr, da war ich ja wohl ſtehen geblieben?

La Croix nickte.

Wir ſchracken zuſammen; die alte Hexe trat ein. Bring' Bier! — ſagte der Alte gelaſſen — und dann ſieh' was es draußen giebt. — Er ſetzte ſich wieder ruhig nieder und nöthigte uns ein Gleiches zu thun. Meine Kameraden ſahen mich fragend an, ich gab ihnen ein beruhigendes Zeichen, und ſie ſetzten ſich.

Ich ſehe wohl — hob der alte Jägersmann an, und das teufliſch freundliche Lächeln war wieder da — bei Euch, Ihr Herren, hätte ich gegen Hieb, Schuß und Stich feſt zu ſeyn nicht bedurft. Eine Hakenbüchſe erſchreckt Euch ſo, daß Ihr nicht wißt, ob Ihr noch einen Krug Eimbecker mit mir leeren, oder das Weite ſuchen ſollt. Hat Euch Oberſt Blankart ſo wenig Contenance gelehrt? Soll doch ſonſt ein wackerer Degen ſeyn! — Die Alte kam indeſſen wieder, ſetzte einen gefüllten Krug auf den Tiſch und ging. — Na, auf einen glücklichen Schuß! rief er, mir zutrinkend. Ich fand Spott in dieſen Worten. — Nun — fuhr er freundlich fort

— Ihr werdet doch auf Eures Wirthes Glück ſeinen Krug leeren können? — Ich that ihm Beſcheid.

Ihr ſcheint mit mir und Euch noch nicht recht einig zu ſeyn, Ihr Eiſenmänner! — ſagte er jetzt — Ihr wißt nicht, was Ihr an mir habt. Einen alten Iſegrimm, der hier in ſeinem Baue den Vorüberziehenden auflauert, einen Spaßvogel, der mit allerlei Schwank Euch von der rechten Straße ableiten will, oder einen grauen Sünder, den ſein Geſtirn wohl gegen Hieb, Stich und Schuß, aber nicht gegen des Schickſals Pfeile unverwundbar gemacht hat. Glaubt nur immer das Letztere, und um den Glauben zu ſtärken, macht einen Verſuch. Ich ſtehe Euch zu Dienſten. Zieht Euern langen Stoßdegen, hier iſt meine Bruſt. Gegen einen Gulden ſetze ich mein ſchwarzes Roß drüben im Stalle; wenn Ihr mir einen Tropfen Blut abzapft, ſo habe ich verloren — und habt Ihr mich in jene Welt befördert, ſeyd Ihr mein Erbe. — Nun, verſucht's. — Der Alte erhob ſich, ſtand ſo gar würdig vor mir, und auf ſeinem Geſichte war ein ſo zuverſichtlicher Ernſt zu ſehen, daß ich um alles in der Welt nicht gegen ihn mein Schwert hätte ziehen können. Doch einer meiner Kameraden — er hat es mir nachher geſtanden, daß er es in einer Art Seelenangſt gethan — zog das Schwert und wandte ſich raſch nach dem Alten. — Stoß zu, Knabe! rief er ihm zu, ſein Auge funkelte zornig, nicht zehn, hundert Teufel ſchienen aus ſeinem Munde zu fahren; mein junger Kamerad ſteckte beſchämt ſein Schwert wieder in die Scheide und machte klugerweiſe aus der Sache einen Scherz. — Der Alte lächelte. — Ihr ſeyd eben nicht die beſten Geſellen — ſagte er ſpottend — fehlten Euch nicht Muth und Kraft, und ſchützten mich nicht höhere Mächte vor Eurem Undank, Ihr zahltet mir die Zeche blutig. Keinen Groll deshalb; trinkt und eßt, mir iſt dergleichen einerlei und ſchon oft im Leben begegnet.

Indem öffnete ſich die Thür, und die Alte ſchleppte keuchend eine noch röchelnde Wölfin hinter ſich drein. — Da! ſagte ſie, ließ die blutende Beſtie im Zimmer liegen und ging brummend hinaus.

Der alte Jäger ſtand auf und betrachtete das Thier genau; die tödtende Kugel war durch das Blatt gefahren. — Iſt doch eine ſchöne Sache um den menſchlichen Verſtand, wenn des Menſchen Wiſſen mit den Jahrhunderten immer fortſchreitet — ſagte er mit Selbſtzufriedenheit. — Noch vor einigen Jahren mußte ich tiefe Gruben graben, ſie ſorgfältig mit Reiſig belegen und das Zicklein darauf binden, um die raubgierigen Waldſoldaten darin zu fangen, hatte dann Mühe und Noth, wenn der Gefangene heulte und ſeine ganze Sippſchaft aus Berg und Thal zuſammen rief; dann war oft tollerer Lärm, als wenn die Kroaten eine offene Stadt plündern und an Wehrloſen ihren Muth üben. Jetzt, nachdem der Schwedenkönig die Schlöſſer an den Musketen ſeiner Leibwache ſo geſchickt hat einrichten laſſen, daß man der Lunte nicht mehr bedarf, jetzt legt man Selbſtſchüſſe, und die Beſtien ſind ihre eigenen Mörder.

War alſo der Schuß vorher ein ſolcher Selbſtſchuß? fragte ich.

Nichts weiter! — erwiederte er höhniſch — Dieſer Wölfin galt's, nicht Euch. — Er packte das Thier im Genick und warf es mit Jugendkraft auf den Hausflur.

Durch den Schuß — hub ich, ein wenig beſchämt an — durch den Schuß waren wir vorhin von unſerm Thema abgekommen. Ihr wolltet, wie es mir ſchien, mich belehren, was es für eine Bewandtniß mit dem Feſtſeyn gegen Hieb und Stich habe.

Das ich nicht wüßte! — antwortete er mir gleichgültig.

Und wenn es Eure Abſicht nicht geweſen iſt, — fuhr ich fort — ſo bitte ich Euch darum, mir, was Ihr davon wißt, mitzutheilen. Einem alten Krieger kann dergleichen Wiſſenſchaft wohl helfen. — Er bedachte ſich eine Weile, dann ſagte er —

Ihr ſeyd ein Mann von reifen Jahren, mithin auch wohl von reifem Verſtande, und was das Schickſal aus Euch machen wollte, hat es nun wohl gethan. Jene aber — er zeigte auf meine Kameraden — ſind junge Springinsfeld, die vielleicht noch ihre erſte Waffenprobe abzulegen haben, für die taugt dergleichen nicht. Laßt ſie abtreten, mögen ſie ſich zur Ruhe legen, dann wollen wir noch von dieſem und jenem plaudern. — Ich winkte meinen Kameraden, auch ſie waren neugierig und wollten bleiben. — Euch Herren bin ich ſtumm! ſagte der Alte; ich bat, da gingen ſie endlich und ließen mich mit dem Jäger allein.

Für's erſte — begann der Jäger, nahm ſeine Mütze ab und legte ſie vor ſich auf den Tiſch — frage ich Euch, ob Ihr habt Schweigen gelernt? — Ich bejahete es. — So wißt, daß das, was ich Euch ſage, viel Unheil ſtiften kann, wenn Ihr es nicht in Eurer Bruſt verſchließt. Verſprecht mir, von dem, was Ihr hören werdet, gegen Jedermann zu ſchweigen; nur dem, den Ihr zu der Sache reif findet, könnt Ihr es vertrauen. — Ich verſprach es.

Und wolltet es doch dem ganzen Haufen Eurer Kameraden erzählen? — unterbrach La Croix den Sprecher.

Mit nichten, geſtrenger Herr! das war mir nicht in den Sinn gekommen. Meine Geſchichte ſollte eben zu Ende gehen, als des Oberſten Trompeten mich im Schluſſe ſtörten.

Und mir glaubt Ihr es vertrauen zu dürfen? — fragte La Croix.

Ja, Hauptmann, denn Ihr waret mit dem Götz bei dem Paſewalker Luſtfeuer. — La Croix ſchrack

ſchrack zuſammen, der alte Krieger fuhr ruhig fort. — Der Jäger pfiff, die Alte kam. Wein, Hexe! rief er; ſie brachte zwei gefüllte Becher. Ohne Wein will das, was ich Euch zu ſagen habe, nicht aus der Kehle. Er leerte den Becher wohl bis zur Hälfte, dann ſetzte er ihn heftig auf den Tiſch, blickte einen Augenblick mit geſenktem Haupte ſtarr vor ſich hin, und als er es nach mir erhob, war es mir, als ſeyen die Züge ſeines Geſichtes ganz verändert, als ſey das Wilde im Auge lammfromm geworden; jedoch ſchien es mir, der höhniſche Zug verzerre noch immer den Mund.

Als ich, während der Alte ſchwieg, ihn ſo recht betrachtete, fragte er plötzlich: Haltet Ihr mich für einen Chriſten?

Mein Gott, wie ſollt' ich nicht! erwiederte ich erſtaunt.

Und doch habe ich keinen Theil mehr an den Wohlthaten der Kirche, ſagte er mit ſonderbarer Stimme: denn meine Seele iſt dem Böſen verſchrieben.

Ich ſchauderte zurück. — Nicht wahr, alter Kamerad, ſagte er bitter lachend: ſelbſt ein ligiſtiſcher Küraßreiter ſchaudert bei dem Gedanken und weicht vor ſolch' Unglücklichen, ſich bekreuzend, zurück. Und doch, fuhr er fort, und ſeine Stimme zitterte: verſchreibt Ihr bei ſo mancher Gelegenheit dem Teufel Eure Seele, nur mit dem Unterſchiede, daß Ihr mit fremdem Blute unterſchreibt, wenn ich es mit dem eigenen thun mußte. Wenn Ihr Städte anzündet und plündert, Witwen und Waiſen beraubt, und von Eurem Schwerte das Blut unſchuldiger Bürger raucht, glaubt Ihr nicht, daß dieß ein eben ſolch' feſtes Band iſt, das Euch an die Hölle bindet, als mein Pact, den ich in dieſem Walde mit dem wilden Jäger ſchloß? Doch wozu die Worte, ich komme von meinem Satze ab. Hört mir aufmerkſam zu. Bevor Ihr die Mittel und Wege kennen lernt, um zu dem Geheimniß zu gelangen, müßt Ihr erſt den feſten Willen in Euch fühlen, Gebrauch von meinem Recepte zu machen, und den Muth haben, in einer Nacht bei'm Scheine des Vollmondes am Kreuzwege dem Böſen eine Ader zu öffnen, und —

Schweigt! rief ich zornig: ich bin ein guter Chriſt, bete täglich meinen Roſenkranz, gehe keiner Meſſe und keinem Pfaffen aus dem Wege, und beichte wenn ich kann!

Er lachte hell auf. Da iſt der Tilly, ſagte er höhniſch: betet wie ein Karthäuſer, ehrt die Pfaffen mehr als den Herr Gott, und iſt doch dem Teufel verfallen.

Ich zog voll Soldateneifer mein Schwert, da ich meinen würdigen Helden und Feldherrn, den Grafen Tſcherklas von Tilly ſo gröblich mit Worten mishandeln hörte, und wollte eben einen mörderiſchen Streich nach dem alten Sünder führen, als er drohend den Arm hob und mich mit einem Blicke anſah, der mich von jeder Gewaltthat abhielt, und mich vor der furchtbaren Geſtalt des Alten zittern machte. Ich ließ den Arm ſinken.

Löblich iſt es, fuhr er fort, als ob nichts vorgefallen ſey: wenn der Soldat ſeines Generals Ehre mit Leib und Blut vertheidigt, deshalb lobe ich Euch und halte Euch für keinen der ſchlechteſten unter Eures Gleichen; ſpart aber dieſe Tugend für einen Beſſern, als ihn, auf. Doch eben ſehe ich an dem Stande des Mondes, daß es Mitternacht iſt; legt Euch zur Ruhe, das Gebell der Rüden wird Euch ſchon wecken, ſie pflegen der Morgenluft immer ihren Gruß entgegenzuheulen. Sattelt und packt dann ſchnell Eure Roſſe und verlaßt den Hof, bevor es tagt. Nur bis dahin ſeyd Ihr mir werthe Gäſte, nur bis dahin üb' ich Gaſtfreundſchaft. — Er pfiff, die Alte kam.

Führe den Soldaten in ſeine Kammer. Gute Nacht! — Und, als ich das Zimmer verlaſſen wollte, rief er mir noch nach: Wir ſehen uns morgen nicht, darum glückliche Reiſe!

Wir ſattelten und zogen ab, bevor noch der Morgen graute. Ich habe den alten Jäger nicht wieder geſehen.

La Croix ſtand nachdenkend an den Tiſch gelehnt und ſah den Holkiſchen Reiter ſo aufmerkſam an, als ob er noch immer weiter erzähle. Dieſer leerte ſeinen Becher und ſtieß ihn abſichtlich auf den Tiſch. Der Hauptmann fuhr auf.

Im Harzwalde hauſ't er? — fragte er plötzlich, als ſey er aus einem Traume erwacht.

Ja, Herr!

Könnteſt du den Weg zu ſeiner Wohnung wohl wiederfinden?

Vielleicht!

Trink aus, alter Kriegsheld! — ſagte La Croix, ihm freundlich einſchenkend — Wir ſprechen uns weiter.

Wenn Gott will! brummte der Alte und machte in der Stille das Zeichen des Kreuzes über den Becher, dann leerte er ihn, dankte La Croix und ging zu ſeinem Roſſe.

Im Harzwalde alſo! — brummte der Hauptmann für ſich — Wär' wohl neugierig, den Ehrenmann und ſeine Beſtien näher kennen zu lernen.

8.

Im Amthauſe zu Olvenſtädt war alles in Bewegung; Pappenheim gab ein großes Bankett, wozu alle Kriegsoberſten eingeladen waren; die Nachricht, daß General Tilly von Halberſtadt mit dem Heere zur Belagerung Magdeburgs anrücke, wollte er ihnen mittheilen und die deshalb nöthigen Vorkehrungen verabreden. Auch hatte wohl Pappenheim hierbei noch einen anderſt geheimen Zweck, weshalb er die Anführer und Oberſten der verſchiedenen Regimenter noch einmal vor des Generaliſſimus Ankunft bei ſich verſammelte. Die Natur hatte ihm die glückliche Gabe verliehen, ſich der Herzen der Menſchen zu bemächtigen; ſein durchdringender, lebhafter Geiſt, ſein, für die damalige Zeit, mit vielen Kenntniſſen bereicherter Verſtand, ein offenes, entgegenkommendes, freundliches Weſen, machten ihn im Heere beliebt; ſein wilder, ungezügelter, unübertroffener Muth, der ihn in die dichteſten Reihen der Feinde führte und da fechten ließ, wo der Tod am ſchärfſten mähete, hatte ihm die Bewunderung des Heeres erworben. Die Freiheit, welche er den Soldaten in den Quartieren geſtattete, die Zügelloſigkeit, welche bei ſeinem Corps zu Hauſe war, machten ihn zu ihrem Abgotte. Folgten die Offiziere Wallenſtein's Fahnen, unterwarfen ſie ſich des Feldherrn unbeugſamer Strenge, beugten ſie ſich vor ſeinem unbegrenzten Stolze, ſo geſchah es in der Hoffnung verſchwenderiſcher Belohnung; folgten ſie dem Rufe Tilly's, ſo war es die Siegesbahn, auf welcher dieſer bedächtige, durch dreißig Siege gekrönte Feldherr ſie führte — folgten ſie

Pappenheim's Zuruf, war es das Soldatenherz, welches ſie zu dem Manne des Glückes führte, der keine Furcht kannte, keine Gefahr ſcheute, und dem das gewagteſte Unternehmen das liebſte war. Für ſich allein handelte Wallenſtein; für ſeinen Herrn und die Jeſuiten Tilly; für ſeinen Ruhm und den katholiſchen Glauben Pappenheim. Wallenſtein war Fürſt, Tilly Feldherr, Pappenheim Soldat.

Aber nur ſelten war der Soldat mit des bedächtigen Feldherrn Anordnungen zufrieden. Der kühne, jede Gefahr verachtende Pappenheim berückſichtigte nur ſeinen Ruhm; wo er ein Reis grünen ſah, wollte er es in ſeinen Kranz flechten; er ſtürmte dann hin, ohne zu berückſichtigen, ob er, ob das Heer darüber zu Grunde gehe. Deshalb wagte es Maximilian von Baiern nie, ihm das oberſte Commando anzuvertrauen, ſo gewogen er ihm auch war, ſo viel Werth er auch auf den geheimen Briefwechſel mit dieſem Unterfeldherrn legte, den er hinter Tilly's Rücken unterhielt. Pappenheim's Ehrgeiz aber ſtrebte nach der höchſten Stelle im Heere; er murrte, unter dieſem 72jährigen Veteran, der, das Mögliche ſtets ängſtlich auf die Wagſchale legend, nichts dem Glücke überließ, ſo oft ſeine Adlerfittige gebunden zu ſehen. Tilly kannte Pappenheim's Geſinnung, er kannte den Briefwechſel, welchen er mit dem Kurfürſten führte; er ſchätzte jedoch deſſen Vorzüge zu ſehr, er wußte, wie viel Werth es für ihn und dann für ſeinen Herrn haben müßte, einen General im Heere zu beſitzen, dem er, im Falle der Noth, das Schwierigſte zur Ausführung übergeben konnte. Wahres Zutrauen jedoch hatte der Feldherr nie zu ihm, eine rechte Offenheit fand nicht zwiſchen Beiden ſtatt; ſie waren ſich auch zu unähnlich, um zu harmoniren.

Nur in einem Punkte ſtimmten ſie überein, ſie waren gleich uneigennützig. Tilly ſog Deutſchland für Maximilian von Baiern aus, Pappenheim erpreßte was er konnte für ſeine Soldaten; für ſich nahmen Beide nichts. Wenn Wallenſtein Schätze häufte und Herzogthümer ſich ertrotzte, ſchlug Tilly den Fürſtenhut aus; aber wo jenem die Politik zur ſcheinbaren Milde rieth, trieb dieſen der blinde Glaube, trieben ihn die Jeſuiten zur Grauſamkeit. Pappenheim trieb nur, trotz ſeiner geiſtigen Bildung, der wilde Kriegerſinn zur Unmenſchlichkeit. Sein Corps, meiſtens aus Wallonen beſtehend, war die zügelloſeſte Horde aller Zeiten, und vor und nach ihm ſtand keiner der Feldherren ſo blutig, ſo der Schrecken des friedlichen Bürgers da, als er. — Vom lutheriſchen Glauben zum katholiſchen übergetreten, glaubte er, gleich Tilly, der Religion alle ſeine Gefühle opfern zu müſſen, und was bei jenem die Pfaffen wirkten, wirkte bei Pappenheim der blinde Glaube. Hier ſtand Wallenſtein weit höher als Beide, hier handelte ſein Geiſt feſſelloſer; Feind der Jeſuiten, wirkte er heftig gegen Pfaffenregiment, und ſchätzte den Mann nur nach ſeinem Werthe, nicht nach ſeinem Glauben.

Nach und nach kamen die Kriegsoberſten in Olvenſtädt an. La Croix, welcher die häuslichen Angelegenheiten Pappenheim's zu beſorgen hatte, war auch mit dieſem Bankett beauftragt worden, und hatte es köſtlich eingerichtet; denn gar leicht iſt es, aus fremdem Säckel den freigebigen Wirth zu machen. Vom Lande und aus den Städten des Erzſtiftes wurde täglich das

Nothwendige zur Tafel des Feldmarſchalls geliefert; heute aber ward aus dem Nothwendigen der Ueberfluß. Rheiniſche, ſpaniſche und ungariſche Weine perlten in den kriſtallenen Pokalen, in den vergoldeten Bechern, und die Gäſte ließen es ſich gar trefflich ſchmecken.

Seinem fürſtlichen Range, wenn auch nicht ſeinen Verdienſten nach, ſaß Adolph Herzog von Holſtein oben an der Tafel; ein Fürſt, wie es in der damaligen Zeit ſo viele gab, den Glauben ſeinem Privatvortheile hinten an ſetzend. Brav, an der Spitze ſeines Regiments Fußvolk, aber auch nichts mehr. Wäre er nicht Herzog geweſen, hätte er nicht aus eigenen Mitteln dem Kaiſer ein Regiment geworben, Wallenſtein hätte ihm vielleicht keine Fahne anvertraut.

Ihm zur Rechten ſaß Pappenheim, zur Linken der General-Wachtmeiſter Freiherr Firmund van der Neers, ein Niederländer, in den Waffen ergraut, welchen Tilly Pappenheim abſichtlich, ſeiner bedächtigen Vorſicht wegen, als General-Wachtmeiſter zugegeben hatte. Neben dieſem ſaß Benninghauſen, Oberſt der kaiſerlichen Reiterei, ein verſuchter Soldat, aber ein noch beſſerer Trinker, ſonſt ein ſtattlicher, kriegeriſcher Mann, den Pappenheim ſchätzte. — An des Feldmarſchalls Seite, wer anders konnte da ſitzen, als ſein Liebling, der Oberſt Holk, ihm an Körperſchönheit ſo unähnlich; an Muth, an Unternehmunggeiſt, an Feſtigkeit ſo gleich. So wie die Pappenheimer — ſo nannte man Pappenheim's Corps — an Zügelloſigkeit unter den ligiſtiſchen und kaiſerlichen Völkern es allen zuvorthaten, ſo waren das Holkiſche Fußvolk und ſeine Reiter unter den Pappenheimern die wildeſten. — Früher im däniſchen Dienſte, hatte er als Commandant Stralſund gegen Wallenſtein vertheidigt, hatte nach dem Lübecker Frieden aus den entlaſſenen däniſchen Völkern ſich ein Corps geworben, und war mit dieſem in kaiſerliche Dienſte getreten. Sein Unternehmunggeiſt brachte ihn bald in die Gunſt des Feldherrn, und nach deſſen Abdankung zu Tilly, den er, als ein treuer Anhänger Wallenſtein's, haßte und deshalb ſich ganz an Pappenheim anſchloß.

Dann waren noch der Oberſt Corona, der Kroaten-Oberſtlieutnant Saradetzky, der Oberſtlieutnant Freiherr von Grotta und mehrere Oberſtwachtmeiſter der verſchiedenen Regimenter bei Tafel, ſo daß kein Offizier von Bedeutung dieſes Corps fehlte.

Die Pokale waren ſchon fleißig in die Runde gegangen, die Köpfe ſchon erhitzt, als Pappenheim aufſtand und mit ſtarker Stimme ſagte: Nun, Ihr Herren, ich dächte, Ihr fülltet den Becher und leertet ihn auf den Untergang der lutheriſchen Ketzerſtadt, vor welcher wir feindlich ſtehen!

Mit nichten, Herr Feldmarſchall! — unterbrach ihn Holk, und ſein Geſicht glühte von Wein und Zorn — auf den Untergang Magdeburgs will ich trinken als ein treuer Diener des Kaiſers, nicht aber auf den Untergang einer lutheriſchen Stadt. Laßt den Glauben aus unſern Kriegsaffairen, denn für den Eurigen ziehe ich meinen Dolch nicht aus der Scheide, geſchweige mein Schwert. Ihr wißt, bei den Holkiſchen ſteht das Lutherthum in Ehren; mein Feldprediger theilt vor der Schlacht das Abendmahl unter beiderlei Geſtalten aus, und trotz dem fechten wir ſo treu und brav für Kaiſerliche Majeſtät, und ſind wohl ſo viel werth als die

Kroaten, welche mit ihren Kapuzinern den ganzen Tag beten.

Saradetzky ſprang auf. Was wollt Ihr von den Kroaten?! rief er zornig.

Daß ſie weniger beten und beſſer fechten mögen, — erwiederte ihm Holk mit dem Gleichmuthe, der es nicht für nöthig hält, ſich zu ereifern. — Alſo Magdeburgs Untergang, Ihr Herren! — und dann auf das Wohl unſers Feldmarſchalls, des Grafen von Pappenheim, dem Gott, der Kaiſer und Seine Kurfürſtliche Gnaden von Baiern ſo viel Macht in ſeine tapfere Hand geben mögen, daß er allein ſtehen und ſeinem heroiſchen Geiſte allein folgen könne! — Die Pokale klirrten, der Kroat ſchwieg und trank, und als Pappenheim ſich dankend verneigt und die Offiziere ſich niedergeſetzt hatten, erhob ſich der Herzog von Holſtein und ſprach:

Ehre, dem Ehre gebührt! wohl hätten wir ſollen früher das Haupt leben laſſen, als eines ſeiner Glieder. Dem edlen Kriegshelden, unſerm Generaliſſimus Johann Tſcherklas Grafen von Tilly!

Euer Fürſtliche Gnaden — unterbrach ihn

Holk — bringen da eine gar paſſende Geſundheit aus, nur die Diſtinction von Haupt und Gliedern will mir nicht behagen; denn wären wir alle nur Glieder und Tilly allein das Haupt, dann ſtünd' es mit uns ſchlecht. Ueberdieß wundert es mich, daß Euer Fürſtliche Gnaden ſich des Generaliſſimus ſo eifrig annehmen, der ſich allein in Würden und Ehren erhalten kann; als ein guter lutheriſcher Chriſt und Fürſt aber bei des Feldmarſchalls Geſundheit ſchwiegen und ſich nicht unſerer bedrängten Kirche annahmen, die doch wohl der Hülfe bedarf.

Der Wein ſpricht aus Euch, Oberſt Holk! erwiederte der Herzog mit Stolz.

Wohl möglich! — entgegnete Holk lächelnd — Der Wein iſt der Wahrheit Conſtabler, wenn er ſie losbrennt, trifft er ſicher!

Des Generaliſſimus Wohlergehen, Ihr Herren! — rief Pappenheim, den Streit unterbrechend — Er bricht bald von Halberſtadt auf und wird in wenigen Tagen bei uns ſeyn. Deshalb verſammelte ich Euch hier, um das Nöthige zu beſprechen und Eure Meinung zu hören, ob nicht auf irgend einem Punkte etwas gegen die

Stadt zu unternehmen ſey, bevor Tilly hier einrückt — bloß, damit wir unſern Feldherrn durch ſolche Waffenthat ehrenvoll empfangen können.

Wir müßten den Stier bei den Hörnern faſſen wollen, Herr Feldmarſchall! — begann Holk — Ihr und ich ſtehen der Feſtung gegenüber. Oberſt Benninghauſen aber ſteht gegen die ſchwache Sudenburg, der Herzog gegen die Neuſtadt — wenn dieſe keinen Vorſchlag zu thun haben, ſo müſſen wir freilich die Ankunft der andern Regimenter abwarten.

Benninghauſen ſchwieg; der Herzog von Holſtein war der Meinung, Tilly's Ankunft abzuwarten, bevor man etwas unternähme. Die andern Offiziere ſprachen ihre Meinung faſt in gleicher Art aus, der eine mehr, der andere minder ſeine Anhänglichkeit an Tilly zeigend. — Pappenheim ſchwieg zu dem allen, winkte La Croix, noch mehr Wein zu beſorgen, und ſchien von jetzt an wenig Theil an dem Geſpräche zu nehmen. Er hatte ſeinen Zweck, durch den Wein die Herzen zu öffnen, erreicht, nur war ihm dieß nicht bei van der Neers gelungen, der, trotz dem, daß er einen Pokal nach dem andern leerte, bis jetzt ſtumm geblieben war, und über nichts ſeine Meinung geäußert hatte.

Auf einmal, als habe ein böſer Geiſt oder der Wein es ihm eingegeben, ſagte Hauptmann La Croix, während er rechts und links die Becher mit Malvaſier füllte: Ich ſollte doch glauben, eine Waffenthat müßte man noch vor Tilly's Ankunft ausführen, eine kühne, verwegene That, damit das Heer bei ſeiner Ankunft ſtaunen und ſagen müßte: Das ſind doch noch die alten Pappenheimer!

Bravo, Hauptmann La Croix! — rief Holk — Hätte ich doch kaum ſolch Soldatenwort aus Eurem Munde zu hören geglaubt. — Ueberlaßt dem Hauptmann, der dieſen kühnen Gedanken hier unter den bedächtigen Oberſten ſo laut und keck ausſpricht, auch die Ausführung, Herr Feldmarſchall!

Und — nahm Benninghauſen das Wort — ich könnte Euch wohl Gelegenheit geben, einen Streich auszuführen, wenn es Graf Pappenheim erlaubte. Auf meiner Seite liegt vor der Stdenburg das Kloſter Bergen; die Magdeburger haben es verſchanzt, ein Hauptmann und ſiebzig

Mann

Mann liegen darin, und drei Falkonetlein vertheidigen es. Eure Compagnie, werther Hauptmann La Croix, hat Euch überdieß lange nicht an ihrer Spitze geſehen. Greift das Kloſter mit ihr an, nehmt es, und der Name La Croix wird für die Zukunft auch ehrenvoll unter den Namen der Pappenheimer genannt werden.

Wenn es mein General erlaubt, — ſagte La Croix — bin ich erbötig, den Sturm des Kloſters zu unternehmen.

Was doch der Wein nicht thut! meinte Holk.

Ich wage zwar eine Fahne meines Regimentes daran, — entſchied Pappenheim — doch ſey es, um Dir, La Croix, Gelegenheit zur Auszeichnung zu geben. Morgen recognoſcire den Poſten, übermorgen nimm ihn. — La Croix verbeugte ſich.

Während die Oberſten oben im Saale noch immer bankettirten, ſaß die Familie des Amtmanns Wanfried, über den Lärm und das Toben ſeufzend, in der Wohnſtube. Muhme Kunigunde, die wie eine Blindſchleiche überall umhergeſchlichen war, ärgerte ſich nur über den Unfug der Diener, die auf der Hausflur, gleich ihren

STAATS- BIBLIOTHEK

Herren im Saale, bei den köſtlich zubereiteten Schüſſeln ſaßen und den ſüßen ſpaniſchen Wein in ſolchem Maaße hinunter ſchlürften, als ob es Dünnbier ſey. — Nur Anna ſchien an der Traurigkeit, die ſich Aller bemeiſtert hatte, keinen Theil zu nehmen; ihre lebhafte Phantaſie beſchäftigte ſich mit ſo lieblichen Bildern, ſchmückte ihr das Kriegleben ſo reizend aus, daß ſie oft auf ihrem muthigen Roſſe ſich mitten im Kampfgewühle wähnte, und an Pappenheim's Seite Gefahren und Wunden zu theilen träumte.

Hedwig hingegen ſaß ſtill vor ſich hinblickend. Sie zürnte ihrer Phantaſie und verwiſchte ſchnell die Bilder, welche dieſe Geſchäftige ihr vorführte; ihre Gedanken ſandte ſie nach Magdeburg, aber, wie die treue Brieftaube, kehrten ſie immer wieder von dort zurück und brachten keine Nachricht mit. Sie wollte bei ihrem Verlobten ſeyn, und war doch immer hier. — Sie war mit ſich unzufrieden.

Da öffnete ſich die Thür, und Rittmeiſter Hohendorf trat ein; der kaum Geneſene war noch bleich, der Kopf noch verbunden. Sein Anblick machte auf Hedwig einen ſonderbaren Eindruck, es war ihr, als ob die Bilder, welche ſie eben beſchäftigt hatten, geſtaltet vor ſie träten; ſie erſchrack, als ſie ihn nahen ſah, und konnte dennoch das Auge nicht von dem bleichen Antlitze wenden.

Verzeiht, Amtmann! — ſagte er beſcheiden — daß ich, während es oben ſo laut und ſtürmiſch hergeht, zu Euch herunter komme und in Eurem häuslichen Kreiſe Ruhe ſuche.

Ihr ſeyd nicht bei dem Bankett? fragte Anna.

Nein! Ich liebe dieſe rauſchenden Freuden nicht, und überdieß erlaubte mir meine Wunde nicht, daran Theil zu nehmen.

Ich möchte wohl ſolch' ein Feſt von fern mit anſehen, — fuhr ſie fort — der Mann ſoll ſich dabei zeigen ganz ſo wie er iſt, in ſeiner vollen Kraft, aber auch mit allen ſeinen Blößen.

Hohendorf ſah ſie verwundert an. — Meinet Ihr dieß ernſtlich? fragte er.

Warum nicht? — In meinem Auge hat der Mann nur Werth, wenn er groß und kräftig vor mich tritt. Deshalb iſt uns der Krieger werther als jeder andere. Muth iſt des Mannes edelſte Zierde, unſerm Herzen gefährlicher als Schönheit. Jede Aeußerung der Kraft erwirbt dem Manne meine Achtung.

Auch die rohe? — Dann müßte ich Euch bedauern! unterbrach er ſie.

Anna war beleidigt; ſie ſah mit finſterem Blicke auf den jungen Mann, der ſich eben zu Hedwig wenden wollte.

Ihr bedauert mich? — rief ſie jetzt — Bedauert mich, daß ich an dem Manne das einzige Schätzenswerthe achte, daß ich den Krieger höher ſtelle als alle?!

Kennt Ihr uns? — fragte Hohendorf mit Theilnahme — Kennt Ihr das Kriegerleben nicht ſchon aus der kurzen Erfahrung, die Ihr doch hier gemacht haben müßt? Oder ſchmückt es Euch eine willfährige Phantaſie lieblich aus und zeigt Euch nur die Lichtſeite dieſes düſtern Gemäldes? — Jungfrau! — ſagte er mit Ausdruck des innigſten Gefühles — kenntet Ihr den Soldaten, kenntet Ihr das Schreckliche des Kriegerlebens, Ihr würdet Euren Blick von dieſem Bilde abwenden, der Blick des ſittigen Mädchens würde vor den Gräuelſcenen an den Boden gebannt bleiben, und Ihr würdet fühlen, daß die Kraft, welche Euch ſo anzieht, mit ihren rohen Armen Euch zerdrücken müßte. Das Ritterthum iſt jetzt aus unſerm Stande gewichen; mit Chriſtian von Braunſchweig ging der letzte Schimmer dieſer herrlichen Zeit unter, wir ſind nur noch blutdürſtige, beutegierige Wegelagerer, die um Sold einem Jeden dienen. — Blickt um Euch. — Oben ſitzt der Feldmarſchall, Benninghauſen, der Kroaten Oberſtlieutnant und faſt alle andere hohen Offiziere — ſie bekreuzten ſich, als ſie zur Tafel gingen, und hörten andächtig auf des Paters lateiniſches Gebet, das ſie nicht verſtanden, während der Herzog von Holſtein, der wilde Holk, der gleichgültige van der Neers auf lutheriſch ſich zum Genuſſe vorbereiteten. — Lutheraner dienen dem Kaiſer und ſchlendern das Verderben in das Bollwerk ihres Glaubens. Der Sold trieb ſie unter die Fahne des Sieges, und wenn einſt der öſtreichiſche Adler ſinken ſollte, was jedoch Gott verhüten möge! folgen ſie dem, deſſen Fahne ſiegreich flattert.

Welches Glaubens ſeyd Ihr? fragte Hedwig ſchüchtern.

Ich folge dem Glauben meiner Väter, ich bin ein katholiſcher Chriſt. — Eine Purpurgluth überzog des Mädchens Geſicht.

Und was führt Euch zu dieſem Handwerk der Gottloſen? — fragte höhniſch Anna — Warum ſeyd Ihr Soldat?

Ich folge dem Willen meiner Aeltern, meiner perſönlichen Neigung zu Pappenheim und —

Nun! — unterbrach Anna ſein Schweigen — fahrt fort.

Ich hoffe mit Gott hier manches Gute zu ſtiften, manches Böſe zu hintertreiben, manchen harten Befehl zu mildern, und ſo glaube ich auf meinem Platze zu ſtehen, den ich als Soldat ausfülle, den ich als Menſch nicht entehre.

Anna ſchwieg — in Hedwig's Blick lag ihm Belohnung.

Ihr wolltet mir ein Brieflein an Euren Verlobten anvertrauen — fuhr er fort, ſich zu dieſer wendend — Ich ſelbſt habe jetzt keine Gelegenheit, da die Herren aus der Stadt keine Abgeſandte hieher ſchicken, und der General das Parlementiren nicht liebt; doch glaub' ich heute den Oberſten Holk noch zu ſprechen, er wird gewiß, aus Freundſchaft für mich, den

Brief beſorgen, da er täglich mit dem Feinde zu thun hat.

Hedwig ſtand auf, holte aus einem Käſtchen den Brief und gab ihn Hohendorf.

Auch von Euch habe ich meinem Verlobten geſchrieben! ſagte ſie leiſe.

Als der Rittmeiſter den Brief in ſeiner Hand fühlte, war es ihm, als trüge er eine Centnerlaſt, und ein unangenehmes Gefühl bemächtigte ſich ſeiner, da er die Aufſchrift las: „An Moritz Trausdorf zu Magdeburg.“ — Schnell ſtand des Glücklichen Bild vor ihm, das er zu ſeiner Pein ſich ſo ſchön ausſchmückte, und in Gedanken verſunken ruhte ſein Blick noch auf dem Briefe.

Iſt Euch die Erfüllung meiner Bitte vielleicht unangenehm, Herr Rittmeiſter? — fragte ſchnell das Mädchen, und eine leichte Röthe überflog die Wange — ſo gebt ihn mir zurück.

Nein, nein! — rief Hohendorf — treu und gern will ich ihn beſorgen.

Jetzt hörten ſie, daß man die Tafel aufgehoben hatte.

So muß ich eilen, ehe Oberſt Holk abreitet!

— ſagte der Rittmeiſter — Oft iſt er nach ſolchem Bankett, wenn ihm manches nicht recht nach ſeinem Sinne gegangen, ſchnell zu Pferde und davon.

Das iſt ein braver Mann! — meinte der Amtmann, als Hohendorf das Zimmer verlaſſen hatte.

Gewiß, Vater! antwortete Hedwig, ſich vergeſſend.

Und wenn er Dich als ſeine Braut umfaßte, — ſagte Anna ſcherzend — würdeſt Du weniger ſchmollen, als da Dein ſittſamer Krämer es einſt wagte?

Laß das, Schweſter! bat Hedwig.

Indem ſahen ſie den Hauptmann La Croix eilig über den Hof gehen. So ſehr der Wein ihn auch oben zum kühnen Worte begeiſtert hatte, ſo ſehr hatte das Kloſter Bergen ſeiner Begeiſterung den Flügel gelähmt. Wort mußte er halten; Pappenheim durfte nicht ahnen, daß ihm bei dem Gedanken des Sturmes der Muth fehle; da gab ihm ſein guter oder böſer Geiſt einen Gedanken ein, deſſen Ausführung ihn über den Hof nach dem Stalle trieb, wo er die Ordonnanz, den alten Holkiſchen Reiter, noch zu finden hoffte. Er fand ihn ruhig ſein Pferd fütternd.

Folge mir, Kamerad! — rief ihm La Croix entgegen — folge mir in den Garten, aber ſchnell! — Der Alte that was der Hauptmann ihm befohlen, und als ſie nun an einen abgelegenen Theil des beſchneiten Gartens kamen, zog der Hauptmann zwei ſpaniſche Dublonen aus ſeinem Beutel und reichte ſie dem Reiter. — Dieſe ſind Dein, — ſagte er — wenn Du mir über den Jäger und ſein Treiben nähere Auskunft giebſt. Ich unterrichte mich gern von allem, auch hierin möchte ich meine Wiſſenſchaft erweitern. Deshalb — der Reiter ſah bedenklich vor ſich nieder — nimm dieſe beiden noch zu den andern. Vier ſpaniſche Dublonen ſind wohl ſo viel werth als dreißig Silberlinge, und Du ſollſt ja nicht Deinen Herrn und Meiſter, Du ſollſt nur des Teufels Kunſtſtück verrathen.

Der alte Reiter, welcher bis jetzt mit lüſternem Auge die Goldſtücke beſchauet hatte, hob den Blick und ſah lange und ſchweigend den Hauptmann an. Auf ſeinem Geſichte lag ſo etwas Ehrliches, das für des Alten Rechtlichkeit ſprach; er ſchüttelte bedenklich den grauen Kopf, und als er eben ſein Schweigen brechen und ſeines Herzens Meinung frei ſagen wollte, ſah er noch einmal auf die blanken Goldſtücke. Das Treuherzige auf ſeinem Geſichte war verſchwunden, ſein Mund verzog ſich zum Lächeln. — Hauptmann, — ſagte er ernſt — habt Ihr auch recht bedacht, daß der feſte Wille, für das irdiſche Wohl das Heil der Seele zu opfern, dem vorangehen muß. Denn fühlt Ihr nicht den feſten Muth, Euch von dem Heiligen loszureißen, ſo hilft das leichte Mittel nichts, welches er mir gab, und nie könnte der alte Jägersmann das unauflösliche Band um Euch ſchlingen, womit er Euch den Wunden und dem Tode für immer entzieht und Euch dem Fürſten der Finſterniß übergiebt.

Sprich deutlicher, — unterbrach ihn La Croix — und ſorge für meinen Willen nicht; auch ohne Dich und Deine Erzählung war ich ſchon längſt in meinem Innern unwiderruflich beſtimmt.

Nun, ſo hört, — begann der Reiter nach einigem Sinnen — denn ich muß beichten, daß ich Euch geſtern die Wahrheit nicht ganz berichtet habe. Da ich mich, — ſo erfaßte er wieder den Faden ſeiner Erzählung — wie der alte Jäger es verlangte, nicht ganz von dem Heiligen losreißen und meine Seele unwiederbringlich dem Böſen hingeben wollte, ſo durfte und konnte er nicht meinen Körper gegen Hieb und Stich auf Lebenszeit feſt machen, denn mir fehlte noch, wie er ſagte, das eingefleiſchte Teufliſche, das hiezu unumgänglich nothwendig ſeyn ſoll; aber er gab mir ein kleines Fläſchchen und ſprach: Nimmſt Du drei Mal ſieben Tropfen aus dieſem Glaſe, beteſt in einem halben Jahre keinen Roſenkranz, und hörſt in dieſer Zeit keine Meſſe, ſo biſt Du auf ein halbes Jahr feſt gegen alles; jedoch drei Jahre dafür dem Teufel verfallen. Dein Wandel aber kann Dich nach dieſen drei Jahren aus ſeinen Händen befreien. Findeſt Du dann den Beruf, Dich für immer dem ſorgenloſen Leben zu weihen, wo Du, ein Held unter den Deinen, Gefahren und Tod trotzen, von Stufe zu Stufe immer höher ſteigen kannſt, mit einem Worte, Dich zeitlebens feſt zu machen, ſo weißt Du mich zu finden. — Der Alte hielt ein. — Bis jetzt habe ich den Beruf nicht in mir gefühlt! — fuhr er fort — Die Zeit iſt verronnen, wo die Tropfen mir nützten, aber ein Jahr meines Pactums erſt vorüber. Ihr ſeht, der Teufel nimmt mehr als jüdiſche Zinſen.

La Croix drückte ihm die Goldſtücke in die Hand, welche der Alte mit gar ſonderbarem Lächeln einſteckte. Haſt Du auch ſchon die Wirkung Deines Mittels erprobt? fragte jetzt der Hauptmann.

Ob ich ſie verſucht habe? — erwiederte der Reiter — Erinnert Ihr Euch noch des Ausfalles aus Wolfenbüttel, wo die däniſchen Reiter ſo hart an uns waren? Wie in einer Schmiede die Hämmer auf den Amboß, ſo hämmerten die ehrlichen Jütländer auf mich und meinen Helm; keinen blauen Fleck hatte ich, vielweniger, daß ein Tropfen Blut floß. Einer ſetzte mir ſogar das Piſtol vor's Viſir und drückte los; ich lachte, denn mir war es nur, als ob ein ſcharfer Wind an mir vorüber pfiff. Doch neulich noch bei Neuhaus an der Elbe — ich dachte in der Hitze des Gefechtes nicht daran, daß meine Zeit längſt abgelaufen war — da machte ich mich beim Verfolgen unter den dickſten Haufen, hieb tüchtig um mich und trug dieſe Schmarre davon.

So gieb mir das Fläſchchen, und ich will Dir Tropfen für Tropfen bezahlen! rief La Croix haſtig.

Ich habe es nicht hier, — ſagte der Alte — morgen ſelbſt komme ich von Ordonnanz, dann verſchafft mir die Erlaubniß, wieder hieher zu reiten, und ich bringe es Euch mit.

Gut, gut! Aber morgen vor Abend mußt Du beſtimmt hier ſeyn, — ſagte der Hauptmann. — Bis auf Wiederſehen; ich eile zu dem Oberſten, Dir die Erlaubniß auszuwirken. Er verließ ihn.

Der alte Reiter nahm jetzt die vier Dublonen wieder aus ſeiner Taſche, beſah ſie, legte ſie einzeln auf den Zeigefinger der linken Hand und verſuchte mit jeder, ob ſie auch den rechten Klang habe. — Bei ſolchem Spuk — ſagte er, ſie zufrieden wieder einſteckend — hat oft der Teufel wirklich ſein Spiel; man glaubt zu betrügen, iſt der Betrogene, und falſche Münze nur der Lohn. Nun, wohl bekomm's, Hauptmann La Croix! Ich glaube ſelbſt, Du biſt ohne mich dem Teufel ſchon anheim gefallen!

Am Nachmittage des folgenden Tages ritt er wieder auf dem Amthofe ein. Der Hauptmann hatte ſchon lange ſehnlichſt auf ihn gewartet, denn die Magdeburger hatten, bei der Recognoſcirung von Kloſter Bergen, ihm den Morgen nicht wenig heiß gemacht. Der Alte mußte ihm auf ſein Zimmer folgen; dort übergab er ihm ein kleines kryſtallenes Fläſchchen, wie es wohl die Frauen damaliger Zeit, mit Roſen- und Lavendelwaſſer gefüllt, auf ihren Putztiſchen ſtehen hatten. Eine dunkle, grüngelbliche Flüſſigkeit war darin, das Fläſchchen jedoch kaum noch bis zur Hälfte gefüllt.

La Croix ergriff es begierig. Alſo ein und zwanzig Tropfen? fragte er.

Drei Mal ſieben! erwiederte der Alte mit myſtiſchem Ernſte.

Nun, ſo dank' ich Dir! — ſagte der Hauptmann — Den Reſt ſollſt Du treulich wieder haben.

Der Reiter verweilte noch und ſtand, erwartungvoll nach dem Hauptmann ſehend, unbeweglich vor ihm. Er gedachte deſſen Worte: ich will Dir Tropfen für Tropfen bezahlen, — und ſah deshalb aufmerkſam auf jede Bewegung ſeiner Hand, doch keine griff nach dem Säckel.

Geh', mein guter Alter! — ſagte ſtatt deſſen La Croix, ihn auf die Schulter klopfend.

Der Reiter blieb immer noch, ſeinen Lohn erwartend.

Iſt vielleicht noch etwas hiebei zu beobachten? — fragte La Croix, der ſein Zögern ganz anders deutete — Vielleicht ein Spruch, eine Formel zu ſagen, ſo theile ſie mir ja mit.

Der Alte lachte höhniſch. — Nichts, nichts habt Ihr zu thun, als drei Mal ſieben Tropfen zu nehmen!

So geh', Kamerad, laß mich allein und halte reinen Mund!

Glaubt Ihr, Herr, — erwiederte dieſer verdrießlich, daß er um fernern Lohn betrogen werden ſolle — glaubt Ihr, daß man von dergleichen Sachen ſchwatzen kann? Das iſt ein zu ernſthaftes gefährliches Werk. Ihr werdet es empfinden. Bitter ſind die Tropfen, bitter, wie Galle, und wenn man ſie hinter hat, ſchnüren ſie einem faſt die Kehle zu, und es iſt, als ob Satan neben einen träte und hohnlachend zuſähe, wie wir an dem Geſchmacke dieſes Teufelstrankes würgen, den wir wohl in einer Stunde nicht überwinden können; denn heute darf kein Tropfen weiter über Eure Zunge fließen. Auch werdet Ihr gottloſe Träume haben, graulich und geiſterhaft, aber was ſchadet's; — lebt wohl, und wohl bekomm's! Er entfernte ſich.

Das Fläſchchen in der Hand, ſtand La Croix nachdenkend in ſeinem Zimmer. Habe ich doch ſo oft ſchon von dieſen Dingen gehört, ſeit ich unter dem Kriegsvolke bin, — ſprach er für ſich — habe ſo lange gelauſcht und gehofft, es würde mir Einer Kunde geben können, und immer blieben ſie ſtumm und gaben mir, ſtatt Licht, nur dunkle, unverſtändliche Worte, und doch war überall der Glaube. Nur Pappenheim, von dem ſie ſagen, er ſey zwar nicht gegen Wunden, doch gegen den Tod feſt, ſpottet darüber und meint, in des Mannes Bruſt, in ſeinem Muthe allein, läge der Schild gegen den alles Verſchlingenden, in des Schickſals Hand ſeine Wunden, ſein Tod. Er hob bei dieſen Worten das Fläſchchen in die Höhe, und hielt es gegen das Licht. Ihr alſo, — fuhr er fort — ihr unſcheinbaren Tropfen, die, auf den Boden ausgegoſſen, in Luft verdunſten, ihr habt die Kraft, des Menſchen Adern zu ſchlie-

ſchließen, und das Blut in ſeinen Kerker zu bannen, ihr habt die Gewalt, die Seele von der Gnadenpforte zur Hölle zu führen? Mich ſchaudert, wenn ich Euch betrachte und an die drei Mal ſieben denke, die im Himmelszeichen mein Schickſal ſo furchtbar beſtimmen. Aber, — rief er dumpf vor ſich hin, und das Lächeln der Verzweiflung verzerrte ſein Geſicht — was kann ich verlieren? — Nichts! Zu opfern habe ich nichts mehr und kann nur bei dem Handel gewinnen, denn die Hoffnung, durch Buße, durch frommen Wandel mich rein zu waſchen, bevor ich von dieſer Welt ſcheide, die Hoffnung, welche auch in meinen ſchwärzeſten Stunden, ein bleiches Grubenlicht, hervorſchimmert, die mich noch nie ganz verlaſſen hat, bleibt mir ja doch. Drei Jahre nur dauert der Pact; wie ſchnell ſind dieſe vorüber, und dann iſt er zerriſſen. So komm! Er öffnete das Fläſchchen.

Thu' Deine Schuldigkeit, Satan! — ſagte er höhniſch — mein Wille ſteht feſt, ich wanke nicht, und wenn Du mir auch jetzt erſchienſt, — er träufelte drei Mal ſieben Tropfen wohlgezählt in ein Glas — ſo würde meine Hand doch nicht zittern! — Der herbe Trank ward verſchluckt.

Hu! — ſchauderte er zuſammen — Iſt doch ſonſt, was die Hölle giebt, Anfangs ſo ſüß, und dieß jetzt ſchon ſo bitter wie Galle, und kein milder Cyper darf die Kehle wieder glatt und die Zunge geſchmeidig machen, nicht einmal ein Tropfen Waſſer das Gift hinunterſpühlen. Nun, das Bittere heute, das Süße morgen! Morgen mit feſtem, nie gefühltem Muthe im Kugelregen den Wall hinauf, im Blute der Feinde mich gebadet und dem ſtolzen Molch, dem Holk, dieſem höhnenden Sybariten zugerufen: Mir nach, tapferer Held!

In dieſer Stimmung ging er zu Bett; als jedoch die Lampe erloſch, die Dunkelheit der Nacht ſeine Gedanken immer düſterer ihm vorführte, überfiel ihn dennoch ein Zweifel, ſein Herz pochte. Nein, nein! — rief er aus — Wäre es eine Gabe des Himmels, ſo könnte ich zweifeln; aber das Geſchenk der Hölle iſt mir gewiß! Trotz dieſer Zuverſicht floh ihn der Schlaf.

9.

Nur leicht gewaffnet, um, wie er ſagte, der Erſte auf dem Walle ſeyn zu können, ritt Hauptmann La Croix, ehe noch der Morgen graute, nach Salpke, rückte von dort mit ſeiner Compagnie, die mit hundert Mann des Regiments verſtärkt war und mit zwei halben Karthaunen, nach Lemsdorf, und drang von hier in die Schlucht gegen Kloſter Bergen vor, während Oberſt Benninghauſen zu ſeiner Unterſtützung Fermersleben und Lemsdorf mit dem Fußvolke beſetzte, ſeine Küraſſiere hinter der Höhe aufſtellte, und ſo den Angriff auf das Kloſter deckte.

Auch Holk war mit ſeinem Regiment und den Kroaten ausgerückt, nach dem Hünengrabe und dem Engas-Berge hinter Klein- und Groß-Ottersleben, und hatte die Vorpoſten der Magdeburger nach der Sudenburg zurückgedrängt, während Pappenheim, der bis Diesdorf vorgerückt war, einige halbe Karthaunen auf der vorwärtsliegenden Höhe auffahren ließ, um von hier aus die Sudenburg zu beſchießen und des Feindes Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen.

La Croix, welcher ſeinen Haufen in der Schlucht hinter einem Erlengebüſche aufgeſtellt hatte, erwartete den erſten Kanonenſchuß von Diesdorf aus zum Signal des Angriffes. — Da kam Holk, der indeſſen bis Lemsdorf vorgerückt war, zu ihm geſprengt. — Nun, mein werther Herr! — rief er ihm zu — ſeht Ihr das Kloſter? ſeht Ihr, wie das Fähnlein des Adminiſtrators ſo luſtig auf dem Walle weht? Ihr habt ein ſchwer Stück Arbeit vor Euch; nur wacker d'ran!

Seyd deſſen gewiß, Oberſt Holk! — erwiederte La Croix — und gelüſtet Euch, einmal in der Nähe zu ſehen, wie man eine Schanze nimmt, ſo habt die Güte, mir zu folgen.

In dieſem Augenblicke begannen die Karthaunen bei Diesdorf zu donnern. La Croix ließ vorrücken, und ſprengte wohl 500 Schritte den Erſten, ſo die Sturmleitern trugen, voraus. Der Feind auf Kloſter Berge hatte längſt die Anſtalten zum Angriffe bemerkt und war in Bereitſchaft. Er feuerte luſtig mit ſeinen Falkonets auf La Croix, der aber ruhig halten blieb und die Seinigen erwartete, während um und neben ihm die Kugeln in die Erde ſchlugen, ohne ihn zu treffen. — Biſt probat! murmelte er dumpf vor ſich hin, und als das Fußvolk zu ihm ſtieß, ließ er einen Augenblick halten, machte die nöthigen Anordnungen, vertheilte die Leitern, ließ ſeine Compagnie, welche zum Sturme beſtimmt war, vorrücken und die übrigen hundert Mann als Rückhalt folgen. Er ſelbſt hatte einem Diener ſein Pferd gegeben, trat, die Partiſane in der Hand, an die Spitze der Seinen, ſie unter Kugelregen dem Walle entgegen führend.

Holk war auf die Höhe bei Lemsdorf zurückgeritten, wo er Pappenheim fand; von hier aus konnten ſie deutlich den ganzen Angriff überſehen.

Sagt mir nur, Graf Pappenheim! — begann Holk jetzt — was für ein Teufel heute in den Hauptmann La Croix gefahren iſt; führt er doch die Stürmenden an, als ſey er der tüchtigſte, bravſte Offizier, ſeine Anordnungen ſind zweckmäßig, ſein Beiſpiel muß Eure Fußknechte ermuntern. — Seht nur, wie er ſich jetzt in den Graben ſtürzt, er ſelbſt ſetzt die Leiter an. Nur d'rauf, d'rauf, La Croix! rief er, von der Kampfluſt begeiſtert, gab ſeinem Pferde die Sporen und ſprengte dem Kloſter zu. — Pappenheim lachte über den wilden Holk, daß er ſich von ſeinem Eifer ſo fortreißen ließ, folgte ihm indeſſen doch.

Jetzt ſetzten die Pappenheimer die Leitern an, La Croix, ſeinen Fähndrich hinter ſich, war der Erſte auf dem Walle; das Kloſter war genommen. Ein Hauptmann und 70 Mann, welche die Beſatzung ausmachten, wurden niedergeſtochen. Pappenheim kam zu ſpät ſie zu retten.

Wahrlich, Hauptmann La Croix! — ſagte Holk, ihm die Hand ſchüttelnd — Ich habe Euch Unrecht gethan und ſchäme mich nicht, dieß zu geſtehen. Solchen feſten Muth hatte ich nicht bei Euch erwartet.

Ihr häuft eine Beleidigung auf die andere! — erwiederte La Croix empfindlich — Nicht in prahleriſchen Worten liegt der wahre Muth, nur in der männlichen That; nicht in dem wilden Kroatenungeſtüm, das ſo ſchnell verraucht als es entſtand; in dem richtigen, feſten Takt liegt er, zur rechten Zeit die Kraft für das Gewagteſte aufzuſparen und anzuwenden.

Männlein! — unterbrach Holk, ihn auf die Schulter klopfend, die Rede, und ſein nicht eben liebliches Geſicht verzerrte ſich noch mehr durch ein mitleidiges Lächeln — Sprichſt ja wie ein Wittenberger Profeſſor und docirſt uns beiden, dem Feldmarſchalle und mir, vom Muthe? — Männlein! — fuhr er fort, und ſeine kleinen, tiefliegenden Augen wurden immer lebhafter — hat Dich die erſte Schulübung, worin Du beſtanden, ſchon ſo überklug gemacht.

La Croix bebte vor Zorn, Pappenheim ſchien empfindlich. Holk bemerkte beides nicht, ſondern fuhr fort — Kroatenungeſtüm, meinſt Du, taugt freilich nicht viel; haſt wohl Recht, daß es Strohfeuer iſt, aber Männlein —

Oberſt Holk! — unterbrach ihn Pappenheim — leicht könnte der Feind aus der Sudenburg einen Ausfall wagen, um das verlorene Kloſter wieder zu nehmen. Zieht Euch mit Eurer Reiterei mehr nach der Halliſchen Straße, ſtellt Euch dort, aber verdeckt, auf, und ſeyd bei der Hand, wenn der Feind etwas unternehmen ſollte.

Ich verſtehe, Herr Feldmarſchall! — erwiederte Holk — meine Reiter ſollen den Spazierritt machen, damit Hauptmann La Croix hier freies Feld behält. Lebt wohl! — Er ſprengte unmuthig davon.

Ein roher Menſch! — rief La Croix, jedoch erſt, als Holk weit von ihnen war — Wundert mich nur, daß Ihr, mein würdiger General, ſo lange dieß Geſchwätz dulden konntet.

Die Schanze wird demolirt! — befahl Pappenheim, ohne auf La Croix's Worte zu hören — ſchnell, bevor der Feind einen Ausfall wagt. Die erbeuteten Stücke fortzubringen, ſoll Oberſt Benninghauſen die Pferde ſchicken; beeile Dich, denn von der Sudenburg und der Elbſchanze wird das Geſchütz Dich bald begrüßen. — Uebrigens danke ich Euch! — mit dieſen Worten wendete er ſich zu den Soldaten — Ihr habt heute von neuem bewieſen, daß Ihr von des Pappenheim's Regimente ſeyd. Thut mir nur leid, daß die ausgebrannten Kloſtermauern Euch nichts zu plündern bieten; nun, in Magdeburg ſoll es beſſer gehen! — Er verließ die Schanze, und erſt als ſie unter Kugelregen demolirt war und die Truppen wieder nach ihren Quartieren rückten, kehrte auch er nach Olvenſtädt zurück.

Mehrere Tage vergingen dort in ungeſtörter Ruhe. Rittmeiſter Hohendorf war ganz geneſen und begleitete den Feldmarſchall ſchon wieder auf allen ſeinen Excurſionen. — La Croix war durch die Wegnahme von Kloſter Bergen ſtolzer, unerträglicher als je. — Anna, ſtill und in ſich gekehrt, wies ſeine Bewerbungen mit Bitterkeit zurück, und dieß lebendige, lebensfrohe Weſen ſchien ganz verändert. Still ſaß ſie auf ihrem gewöhnlichen Platze und nahm an nichts Theil, denn Pappenheim, dieſer Mann ihrer Phantaſie, der auch der Mann ihres Herzens geworden war, ſchien ſie nicht zu beachten, alle ſeine Aufmerkſamkeit nur der ſchüchternen Hedwig zu ſchenken, und dennoch wurde mit jedem Tage ihre Leidenſchaft mächtiger.

Hedwig, weniger verſchloſſen als ihre Schweſter, war doch auch tief bekümmert. Eine gewiſſe Unruhe hatte ſich über dieß ſtille Mädchen verbreitet; ſie, die ſonſt, die Spindel in der Hand, nichts um ſich her beachtend, in ihrem Fenſter geſeſſen, hatte jetzt keinen Augenblick Ruhe. — Trat Hohendorf in's Zimmer, was ſehr häufig geſchah, trieb es ſie hinaus; nahte ſich ihr Pappenheim, ſo ergriff ſie jede ſchickliche Gelegenheit, ſich zu entfernen, und ängſtlich blickte ſie auf, wenn die aufgeregte Anna ſie zuweilen ſchnell verließ und ſie ſich dann mit Pappenheim allein befand. Es hatte wohl noch nie ein Mädchen auf dieſen Mann ſolch' einen Eindruck gemacht, wohl auch keine den Allgefürchteten ſo in den Schranken der Achtung gehalten, als ſie, und doch war die Art, wie er ſeine Empfindung, ſeine Neigung auszudrücken gewohnt war und wohl zuweilen auch ausdrückte, für Hedwig ſo verletzend, daß ihr Herz ſchon zu klopfen begann, wenn er ſich ihr nur nahte.

Eines Tages, ſchon fing es an zu dämmern, ſaß die Familie des Amtmanns im Zwielicht, jeder ſeinen düſtern Gedanken nachhängend, da trat Hohendorf raſch in's Zimmer, und nach kurzer Begrüßung eilte er an das Fenſter, wo Hedwig ſaß, und als ſie, etwas zu beſorgen, aufſtand, erfaßte er ungeſtüm ihre Hand.

Bei allem was Euch heilig iſt — ſagte er leiſe, aber mit bebender Stimme — ſchenkt mir einen Augenblick, wo ich Euch allein ſprechen kann.

Hedwig ſah ihn verwundert an.

Verkennt mich nicht, Hedwig; nur um Eures Glückes willen folgt mir hinaus, ich muß Euch allein ſprechen und ſollte ich das Aeußerſte wagen.

Hedwig ſchwieg. Sie war von Hohendorf's ſonderbarem Antrage ſo betroffen, daß ſie gar nicht wußte, was ſie davon denken, was ſie darauf antworten ſollte.

So wahr ein Gott über mir wohnt, — ſagte er endlich mit dem innigſten Gefühle — folgt Ihr mir nicht, ſo ſeyd Ihr verloren! — Ohne ihre Antwort abzuwarten, entfernte er ſich.

Alle, obgleich ſie ſeine Worte nicht verſtanden hatten, waren über das ſonderbare Benehmen dieſes ſonſt ſo beſcheidenen, ruhigen Mannes erſtaunt, nur Anna nicht, die gar nicht auf ihn geachtet hatte. Hedwig kämpfte lange mit ſich, obſchon ſie gewiß war, daß Hohendorf mit ſeiner dringenden Aufforderung nichts Sträfliches beabſichtige; ſie fürchtete, er müſſe abreiſen, habe nur noch Augenblicke, um ihr ſeine Neigung zu geſtehen, die er ihr bisher nicht hatte verbergen können; ſie fürchtete für ſich — und doch, ſollte es ſelbſt der Augenblick der Trennung, der Entſcheidung ſeyn, konnte ſie ihm dieſen ſo verbittern? — Sie verließ nach einer Weile das Zimmer und ſchlich hinaus.

Hier ſah ſie Hohendorf im Mondlichte in dem entlaubten Buchengange mit raſchen Schritten auf und ab gehen; als er ſie gewahrte, eilte er ihr entgegen. Hedwig! — rief er, heftig ihre Hand erfaſſend — Ihr müßt von hier und ſchnell. Wenn Ihr morgen die Sonne hier noch untergehen ſehet, geht Ihr mit ihr unter.

Hohendorf, — ſagte Hedwig erſchrocken — erklärt Euch deutlicher, Ihr erſchreckt Mich!

Pappenheim hat Gefallen an Euch; morgen Abend ſeyd Ihr in ſeiner Gewalt!

Gerechter Gott! rief das Mädchen zitternd.

Wohin ſoll ich Euch geleiten? ſagte er, ſanft und leiſe ihre Hand drückend.

Darüber entſcheide mein Vater. Ich will hin zu ihm!

Da ſey Gott vor! — unterbrach ſie der Rittmeiſter — denn wüßte der Vater von Eurer Flucht, Ihr könntet leicht das Verderben über ihn, über Euch herbeigerufen haben; er muß mit feſter Zuverſicht ſchwören können, nichts zu wiſſen, und Eure Spur muß Pappenheim verborgen bleiben.

Hedwig ſah bei dieſen Worten Hohendorf feſt in's Auge; das Mondlicht zeigte dem jungen

Manne den Blick voll Mistrauen. — Und meinen Vater ſollte ich in Sorgen, in Ungewißheit zurücklaſſen, die Tochter, Euren Worten allein vertrauend, heimlich von dem Vater fliehen? —

Ihr verderbt ihn, Hedwig! — *unterbrach ſie* Hohendorf. Pappenheim's, La Croix's Rache würden ihn treffen, wenn er von Eurer Flucht unterrichtet wäre. Und könntet Ihr ſo Arges von mir denken, von mir, der die Kraft hatte, die Gluth ſeiner Leidenſchaft in ſeine Bruſt zu verſchließen, der die Kraft hatte, Euch in die Arme Eures Verlobten zu führen?

Ha! — rief Hedwig, und der Gedanke, welcher in ihr aufblitzte, gab ihr Muth — Woher, Rittmeiſter Hohendorf, woher wißt Ihr, was mir bevorſteht?

Ich habe zufällig — fuhr er mit ruhigem Tone fort — eine Unterredung des Generals mit La Croix gehört. Sie betraf Euch. Ihr ſollt in morgender Nacht in das Urſuliner-Kloſter nach Hildesheim gebracht werden. Deshalb flieht. Pappenheim iſt mein Wohlthäter, mein zweiter Vater, aber nichts ſoll mich abhalten, Euch zu retten. Hedwig, noch einmal bitte ich Euch, habt Zutrauen zu mir!

Raſch ergriff das Mädchen ſeine Hand. Das habe ich! — ſagte ſie gerührt — Ich folge Euch!

Und verſchweigt Vater und Schweſter Euer Vorhaben?

Auch das!

Nun, ſo eilt zurück in's Haus. Morgen, ehe es dämmert, ſeyd hier; an der Gartenpforte erwarte ich Euch!

Lebt wohl! ſagte das zitternde Mädchen.

Er wagte es nicht, ihre Hand zu faſſen. Lebt wohl, Hedwig! rief er ihr nach, und von unnennbarer Angſt gequält, trat ſie wieder in das Haus.

Hohendorf hingegen ſchwang ſich auf ſein Roß und jagte nach Niederdodeleben zum Oberſt Holk. Konnte er auch aus ſo manchen Gründen dem wilden, rohen Krieger nicht ganz die Achtung ſchenken, welche er als Soldat im ganzen Heere beſaß, mußte er doch ſeinen offenen Charakter, ſeinen Muth und ſeine Feſtigkeit ehren; und da er wußte, daß ihm der Oberſt wohlwollte, wendete er ſich an ihn. Er fand Holk bei ſeinem Eintreten in einen Wolfspelz gehüllt, allein, auf einen Lehnſtuhl ausgeſtreckt, vor ſich leere und gefüllte Flaſchen und den großen, vergoldeten Becher, ein Geſchenk der Stralſunder, den nur er und wenige ſeiner Zechbrüder auf einen Zug leeren konnten, vor ſich. Sein Geſicht glühte von Wein, ſein Auge blitzte feurig unter den buſchichten Augenbrauen hervor. Er ſah den eintretenden Hohendorf ſtier an, ſobald er ihn jedoch erkannte, rief er ihm ein „Guten Abend, mein Junge!“ entgegen. Woher kommſt Du noch ſo ſpät? Iſt der Teufel wieder los und ſollen Holk's Reiter des La Croix wegen ſchon wieder ſpazieren reiten? Nun, ſetz' Dich! — Curt! — ſchrie er — Noch einen Becher und mehr Wein!

Hohendorf ſetzte ſich. Schon im erſten Augenblicke ſah er, daß der Oberſt wohl zu oft den Humpen geleert haben mochte. Er wußte nicht, ſollte er daraus Hoffnung für ſich ſchöpfen oder das Gegentheil. Holk war, wenn ihn der Wein aufgeregt hatte, leicht reizbar, zu Händeln bereit; dann ſprach ſich aber auch eine natürliche Gutmüthigkeit am leichteſten bei ihm aus.

Nun ſag' mir, Junge, was Du eigentlich hier willſt? — ſo begann er, nachdem Hohendorf ſeinen Becher geleert hatte — Im Auftrage des Generals kommſt Du nicht, das ſehe ich ſchon an der gemächlichen Stellung, mit der Du auf dem Seſſel ſitzeſt, Du ſtändeſt ſonſt noch ſtraff vor mir und überbrächteſt Wort vor Wort Deine Ordre. Iſt mir auch lieb, daß Du nicht in des Pappenheimers Angelegenheit kömmſt, denn ſeit Kloſter Berge habe ich einen Groll auf ihn. Nun ſprich!

Oberſt Holk, — hob Hohendorf an — Ihr waret mir ſtets gewogen —

Ja, wahrlich, das war ich, ob Du gleich in Worten ein Karthäuſer biſt, haſt Du Dich in der That doch ſtets als ein braver Soldat bewieſen, und ein ſolcher iſt mir werth.

Ich verlange einen Ritterdienſt von Euch!

Haſt Du Händel gehabt, ſoll es auf's Schwert zu Roß oder zu Fuß ausgemacht werden? Ha, ha! Du willſt den Oberſt Holk als Deinen Waffenbruder haben. Er iſt's zufrieden, aber Du haſt Unrecht, wenn Du ihn nimmſt, der verwikkelt die Händel immer noch mehr und fängt ſelbſt welche an. Nun ſag' mir nur, wem's gilt; bin ſonſt nie eines Hauptmannes Seconde, aber Dir zu Liebe, Junge, thue ich ſchon etwas. Nun, wem gilt's?

Oberſt Holk, — ſagte der Rittmeiſter — Ihr irret! Ich wünſche Jemand nach der Stadt zu geleiten, doch müßte hierüber keine Meldung geſchehen, und es auch dem General verborgen bleiben.

Ohne Pappenheim's Wiſſen?

Ohne daß er etwas erfährt!

Holk ſetzte den Becher haſtig vor ſich nieder. — Höre, Hohendorf, das iſt gegen Soldatenpflicht. Sieh zu, wie Du durch meine Poſten kommſt; verrathen will ich es nicht, aber wird es mir gemeldet, muß es Pappenheim wiſſen. Und wer iſt der Narr, dem es ſo gelüſtet, in das Neſt ſich zu verkriechen?

Ein Mädchen.

Die ſieht gewiß dem Teufel ähnlicher als einem Engel, ſonſt ſchicktet Ihr ſie nicht fort. In Euren Quartieren verſteht man ſich ſonſt recht gut auf Weiber.

Es iſt ein junges, ſchönes Mädchen, die Verlobte eines wackern Handelsherrn aus Magdeburg. Ihrem Verlobten will ich ſie übergeben!

Karthäuſer! — rief Holk — Und weshalb?

Der General —

Höre Junge! Du ſpielſt da gewagtes Spiel — ich bin zwar jetzt eben nicht gut auf ihn zu ſprechen; laß Dir rathen und miſche Dich nicht in die Liebesabentheuer Deines Generals; Du haſt keinen Lohn dafür, und mich laß davon. Aber wer iſt die Jungfrau?

Des Amtmannes Tochter in Olvenſtädt; La Croix will ſie entführen.

Der Spitzbube! — rief Holk — Hat der ſeine Hände hier auch mit im Spiele?

Nach Hildesheim zu den Urſulinerinnen wollen ſie das arme Mädchen führen!

In's Kloſter, eine lutheriſche Jungfrau?! — rief Holk aufſpringend — Hohendorf, ich helfe Dir, den Biſſen müſſen wir den Pfaffen entreißen. Aber Du biſt ja ſelbſt ein Pfaffenknecht, was treibt Dich zu dem Schritte?

Das Mitleid, Oberſt!

Junge, — ſagte Holk, legte beide Hände auf Hohendorf's Schulter und blickte ihm ſtarr in's Geſicht — Junge, das Mitleid iſt es nicht allein. Es iſt wieder einer von den tollen Streichen, wo ich mich über Deine Dummheit ärgere, jedoch Dein ehrliches Herz bewundern muß. Du biſt dem Mädel gut, und führſt ſie dem Bräutigam zu. — Topp! — rief er und reichte ihm die Hand — zu ſolchem Stück iſt Holk manchmal bereit, und Dir — immer! Ich ſtehe Dir bei, nur ſage mir, wie und was Du willſt.

Hohendorf, zufrieden, Holk ſo bereitwillig zu finden, theilte ihm ſeinen Plan mit, und es ward unter Beiden alles zu dem morgenden Tage verabredet. — Fürchte nicht, — ſagte der Oberſt, als Hohendorf ihn verlaſſen wollte — daß wenn der Wein verraucht iſt, Holk ſein Wort vergeſſen hat. Nie wird der Rebenſaft ſo ganz mein Herr, daß er mir die Sinne nähme; er ſchürt wohl das Feuer in mir, löſcht es aber nie aus. — Alſo bis morgen!

10.

Als Hedwig am Abende dem Vater eine gute Nacht wünſchte, war ſie auffallend bewegt, ſank an ſeine Bruſt, küßte mit Heftigkeit ſeine Hand und benetzte ſie mit Thränen. Wanfried, den die Zeitverhältniſſe verſtimmt hatten, dem Anna's verſchloſſenes Betragen, deſſen Grund er nicht erſpähen konnte, wehe that, war ſeit einiger Zeit gegen ſeine jüngere Tochter herzlicher geworden und erwiederte heute ihre Liebkoſungen freundlicher als je.

Du biſt ja ſo ſonderbar geſtimmt, mein Kind! — ſagte er, ſie ſtreichelnd — Iſt Dir nicht wohl?

Hedwig nickte bejahend.

So lege Dich zur Ruhe, und wenn Du mich morgen früh weckſt, ſo ſey es mit einem freudigeren Geſichte. — Er drückte ſie noch einmal an ſich und küßte ihre Stirn; das Mädchen aber ſchlang mit Heftigkeit den Arm um ihn und preßte ihn an ihr klopfendes Herz.

Als ſie mit Anna in ihrem Kämmerchen allein war, und der Gedanke auch hier recht lebhaft in ihr aufſtieg, es ſey heute vielleicht zum letzten Male, daß ſie die ſtille Klauſe ihrer ſo oft durch Sehnſucht und Hoffen geſtörten Ruhe betreten ſolle, zog es ſie an der Schweſter Bett. — Anna! — ſagte ſie — Du haſt Dich ſeit einiger Zeit finſter von mir zurückgezogen, Du haſt mich vermieden, mir nur ſelten einen freundlichen Blick, ein freundliches Wort geſchenkt, wie Du ſonſt wohl zuweilen thateſt; ſag' mir, ob ich Dich beleidigt, Dir wehe gethan habe. Sieh, ich möchte Dich heute ſo gern verſöhnen, ich möchte nicht, daß Du heute mit Groll gegen mich entſchlummerteſt. — Oeffne Dein verſchloſſenes Herz, ſprich Dich aus; zürne mit mir, aber laß mich wiſſen, weshalb, daß ich es wieder gut machen kann. — Anna ſchwieg. — Liebe Schweſter! — bat Hedwig — denke, es ſey der letzte Augenblick unſers Zuſammenſeyns.

Wollte Gott! unterbrach ſie Anna, laut ſeufzend.

Du wünſcheſt mich fern von Dir? — ſagte Hedwig erſchüttert — Was that ich Dir, Anna?

Du ſtehſt zwiſchen ihm und mir!

Das iſt es? — Dann ſchlaf ruhig, Schweſter, ich werde gehen! — Sie löſchte die Lampe aus und legte ſich nieder; aber der Schlaf floh ſie, die Nacht ſchlich ihr langſam dahin. — Endlich ſchlug die Uhr des Kirchthurms die vierte Stunde; ſie ſtand leiſe auf, zündete das Lämpchen an, und als ſie angekleidet war und den Pelzmantel umgeworfen hatte, trat ſie an das Bett der ſchlafenden Anna, betrachtete ſie noch einmal, bog ſich über ſie, und drückte einen leiſen Abſchiedkuß auf ihre Lippen. Der Mund der Schlafenden zuckte, aus der Tiefe ihrer Bruſt quoll ein Seufzer hervor. — Hedwig! rief ſie im Schlafe.

Leb' wohl, Anna! lispelte dieſe und ſchlich aus der Kammer.

Als ſie durch die Wohnſtube an des Vaters Schlafkammer vorbei ging, hielt es ſie unwillkührlich feſt, wie gern hätte ſie den Greis noch einmal geſehen; da hörte ſie drinnen ein leiſes Gemurmel, ſie horchte, der Vater betete. — Erhöre, gütiger Gott, ſein Gebet! ſagte ſie leiſe; und als der Vater ſchwieg, blickte ſie noch einmal mit thränendem Auge nach der Thüre, dann ſchlich ſie zur Hinterpforte dem Garten zu. — Dort erwartete ſie Hohendorf. Er hob ſie auf ein für ſie beſtimmtes Roß, welches ſie im ſcharfen Trabe von ihrer heimathlichen Wohnung entfernte.

Gelobt ſey Gott, daß Ihr Wort gehalten! — ſagte der Rittmeiſter, als ſie das Dorf hinter ſich hatten — Laßt uns eilen, und iſt es Euch nicht beſchwerlich, ſo wollen wir die Roſſe mehr antreiben, damit wir, bevor der Morgen graut, unſere Poſten hinter uns haben.

Wohin führt Ihr mich? — unterbrach ihn Hedwig erſchrocken — Dieß iſt ja nicht die Straße nach Magdeburg.

Zweifelt Ihr, fürchtet Ihr noch? — Wir müſſen über Diesdorf, um zu den Kroaten zu kommen; vor uns ſtehen die Wachen von Pappenheim's Regiment und die Küraſſiere Don Balthaſar's.

Hedwig ſchien beruhigt, aber eine unausſprechliche Angſt ergriff ſie. So ritten ſie ſchweigend weiter. Jetzt, als ſie auf die ſanfte Höhe bei Diesdorf kamen, ſahen ſie die Wachtfeuer dicht vor ſich; dunkle Geſtalten von Roß und Mann wogten wie Schatten um die flackernde Gluth, und hinter dieſen Feuern hoben ſich, wie drohende finſtere Geiſter, die grauen Thürme Magdeburgs in die dunkle Nacht empor und ſchienen der Pygmäenſchatten zu ſpotten.

Sie naheten jetzt einem Wachtpoſten. Deutlich konnte nun Hedwig die ſonderbare Gruppe ſehen, die ihr aus der Ferne ſo geiſterhaft erſchienen war. An einem praſſelnden Feuer lagen die

Kroaten, ohne Decken und Mäntel, nur von ihren kurzen Pelzen geſchützt, die Roſſe an der Hand, welche, um ihre Reiter nicht zu beſchädigen, vorſichtig nur die Hälſe weit vorwärts nach dem erwärmenden Feuer ſtreckten. Einige ſchliefen, andere ſchürten das Feuer, wieder andere waren wach und ließen die Flaſche kreiſen. Ein Offizier von Holk's Reitern, deſſen Pferd ein Trompeter hielt, ſtand an einen Weidenſtamm gelehnt, ſchien gegen den Schlaf zu kämpfen, und horchte auf, als ſich Hohendorf nahte.

Ha, ſeyd Ihr es, Herr Rittmeiſter?! — rief er ihm entgegen, und bei dieſem Ausrufe ſprangen die Kroaten von ihrem Lagerplatze auf und bereiteten ſich zum Aufſitzen — Hab' Euch lange erwartet. — Reite nur voran! — befahl er dann dem Trompeter, dem er das Roß abnahm und ſich raſch darauf ſchwang — und thue, wie ich Dir geſagt. — Iſt es gefällig, Herr Rittmeiſter, ſo folgen wir.

Kaum waren ſie einige Schritte von dem Wachtfeuer entfernt, als ſie Roſſe im vollen Jagen hinter ſich hörten. Ein lautes: Halt! erſchreckte Hedwig. Es war Oberſt Holk auf ſeinem frieſiſchen Schimmel, der ſie ereilte.

Hohendorf! — rief Holk — Muß doch ſehen, ob es der Mühe werth war, mich ſo früh aus den Federn zu machen. Du mußt erlauben, daß ich die Braut von Angeſicht zu Angeſicht ſehen kann. — Zünde die Fackel, Junge!

Ein Diener ſprang ab, zündete beim Wachtfeuer die Fackel an, und als er Hedwig beleuchtete, die ſich beſchämt zurückziehen wollte, ſagte Hohendorf bittend —

Verbergt Euch nicht; dem Oberſt Holk verdanken wir viel, laßt ihn Euer holdes Antlitz ſehen.

Und als Hedwig die Augen nach ihm aufſchlug, und er beim Scheine der Fackel das Madonnengeſicht erblickte, rief er aus —

Wahrlich, Max, mit Freuden bin ich für dieſes Mädchen Dein Waffenbruder, und nicht hier allein, wo es auch ſey, bin ich ihr Ritter! Nun lebt wohl! — Betet für mich, den Sünder, wendet Euer frommes Antlitz bittend für mich zu Gott — und verläugnet Euren Glauben nie, davor warnt Euch der wilde Holk. — Er wandte den Schimmel und ſprengte fort. Hohendorf und Hedwig eilten, dem Holkiſchen Offiziere zu folgen.

Als ſie ihn faſt erreicht hatten, hielt der Rittmeiſter ſein Pferd an.

Hedwig! — ſagte er, das lange Stillſchweigen brechend — Wie es Euch auch gehen mag, ſelbſt im Arme der Liebe vergeßt nicht den Mann, der Euer Bild, Euer geliebtes Bild bis an den Tod in ſeinem Herzen tragen wird. Jetzt, in dem Augenblicke des Scheidens, wo ich Euch vielleicht zum letzten Male ſehe, darf ich, kann ich mein Gefühl nicht länger verbergen; in dieſem ernſten Augenblicke muß ich Euch geſtehen, daß ich Euch unausſprechlich liebe, ewig lieben werde!

Das helle Schmettern der Trompete unterbrach Hohendorf.

Horcht, ſie ruft zum Abſchiede. — Deshalb, Hedwig, bitte ich Euch in dieſer ernſten Stunde, ſagt mir ein tröſtendes Wort, ſcheidet nicht kalt von mir.

Hohendorf! — erwiederte das Mädchen mit Rührung — Ihr habt Euch gegen mich ſo brav, ſo redlich, ſo liebend gezeigt — doch warum ſollte ich Euch nicht mein Herz aufſchließen, wie Ihr mir das Eure — Ihr ſeyd mir werth, ſo weit es meine Pflicht erlaubt.

Dann möge Euch der Engel der Liebe beſchirmen! — rief Hohendorf — Jetzt ſcheide ich getröſtet, ich weiß, Ihr werdet mich nicht vergeſſen, meine Ahnung betrügt mich nicht.

Der Holkiſche Offizier kam ihnen entgegen geſprengt. — *Alles iſt in Ordnung, Rittmeiſter;* ein Offizier des Adminiſtrators erwartet die Jungfrau. Folgt mir!

Sie ritten nun weiter und fanden bald einen Reiteroffizier mit Mehreren zu Pferde.

Kamerad! — redete ihn Hohendorf an — kann ich Euch dieſe Jungfrau anvertrauen, um ſie redlich an Herrn Moritz Trausdorf zu übergeben?

Er iſt mein Freund, und die Jungfrau, wie ich vermuthen muß, ſeine Verlobte, die Tochter des Amtmann Wanfried.

So iſt es! erwiederte Hohendorf.

Uebergebt ſie mir vertrauenvoll! ſagte der Magdeburger.

Nun dann! — rief Hohendorf bewegt — da ich Euch verlaſſen muß, ſo lebt wohl! Er wandte ſein Roß und ſprengte im vollen Jagen auf dem nämlichen Wege zurück nach Olvenſtädt.

Dort kam er noch zur rechten Zeit an, noch war es finſter, niemand im Hauſe wach; er brachte das Pferd in den Stall und ſchlich auf ſein Zimmer, ohne daß er bemerkt worden wäre.

Erſt als die Familie des Amtmannes ſich zum Frühſtücke verſammelte, vermißte man Hedwig, und da ſie nach einer Weile noch immer nicht erſchien, wurde man beſorgter und ließ ſie überall ſuchen — nirgend wurde ſie gefunden. — Der Vater war troſtlos, Anna Anfangs erſchrocken, doch ſchnell wieder gefaßt. — Iſt Hedwig nicht mehr hier, — ſagte ſie gelaſſen — ſo iſt ſie mit Gewalt entführt, und ich ſtehe Euch dafür, ich erfahre, wo ſie iſt. — Auch Muhme Kunigunde war außer ſich, denn ſie verlor mit Hedwig die treueſte Stütze in der Wirthſchaft.

Anna, ſchnell zu jedem Extrem entſchloſſen, warf ihren Pelz über und ließ den Hauptmann La Croix zu ſich entbieten. La Croix, über dieß unverhoffte Glück verwundert, eilte, ſie aufzuſuchen.

Wohin habt Ihr meine Schweſter gebracht? — war ihr erſtes Wort.

Der Hauptmann, welcher glaubte, ſie kenne den Plan, den er erſt heute ausführen wollte, war durch dieſe überraſchende Anrede verlegen geworden und ſtammelte unzuſammenhängende Worte.

Ich muß es wiſſen, La Croix, wohin Ihr meine Schweſter gebracht, oder wohin Ihr ſie habt bringen wollen! — unterbrach ſie ihn — Keine Ausrede, ich muß es wiſſen! Mich treibt Kindespflicht und die Liebe zu meiner Schweſter — mich treibt — ſie hielt inne.

La Croix, der ſich indeß wieder geſammelt hatte, fragte lächelnd: — Iſt denn Eure Schweſter verſchwunden?

Nirgend iſt ſie zu finden! — erwiederte Anna — Seit wir uns geſtern zur Ruhe legten, hat ſie niemand geſehen.

Verſchwunden? Hedwig verſchwunden?! rief der Hauptmann erſchrocken.

La Croix, — ſagte Anna ernſt — ſpart Eure Ränke für Andere, mich bethört Ihr nicht. Pappenheim liebt Hedwig, Ihr ſeyd ſein Vertrauter, Ihr habt das Bubenſtück unternommen!

Anna! — rief La Croix — ſähe Euer Feuerauge nicht ſo düſter auf mich, ſo glaubte ich immer noch, Ihr wolltet Scherz mit mir treiben. So aber, ob Ihr gleich erzürnt ſcheint, muß ich Euch doch fragen: wird Hedwig wirklich vermißt?

Hauptmann, — erwiederte Anna, durch den ängſtlich fragenden Blick La Croix's irre gemacht — ſcherzt nicht! Bei der Begegnung mit mir ſtößt man nur auf Haß oder Liebe, auf Dankbarkeit oder Rache. Ihr ſeyd zu liſtig, um nicht die Verhältniſſe, um nicht mich durchſchauet zu haben; Ihr könnt ahnen, könnt es wiſſen, warum ich Hedwig zurück verlange, ſie in Freiheit ſehen muß. Nun überlaſſe ich es Euch, zu handeln.

Anna, — ſagte La Croix — Ihr irret! So wahr mir Eure Liebe das Theuerſte auf Erden iſt, ſo wahr ahne ich nicht, wo Hedwig iſt!

Schwört doch nicht bei einem Dinge, das nicht iſt; ſolche Schwüre finden wenig Glauben. Schwört lieber bei meinem Haſſe! — unterbrach ihn Anna mit Hohn.

Nun, auch dieß! — erwiederte der Hauptmann — So will ich Euern Haß auf ewig verdienen, wenn ich weiß, wohin Hedwig gebracht iſt! Dürfte ich offen mit Euch reden, ſo würdet Ihr überzeugt ſeyn, daß mich ihre Flucht ſo ſehr erſchreckt als Euch. —

Das ſoll ich glauben? fiel ihm Anna in die Rede, und ihr Auge ruhte feſt auf La Croix.

Ihr könnt es, Anna, denn ich zage, Eure Nachricht meinem Generale mitzutheilen.

Ha! — rief das Mädchen — Nun bin ich zufrieden, nun ſehe ich klar. Bis auf Wiederſehen, La Croix! rief ſie und eilte hinweg.

Als die Schlange im Paradieſe Eva den Apfel reichte, — murmelte La Croix vor ſich hin — reichte ſie ihr mit dieſer Frucht auch die Gabe der Verſtellung und der Liſt; und wahrlich, das Geſchlecht iſt der Schlange Meiſter geworden, ſelbſt des Teufels Angehörige überliſtet es!

II.

Pappenheim gerieth bei der Nachricht von Hedwigs Flucht in heftigen Zorn; er glaubte, daß La Croix ſeinen vorgehabten Plan auf irgend eine Art verrathen habe, und ließ ihm deshalb ſeinen ganzen Unmuth fühlen. Vergebens vermaß ſich dieſer hoch und theuer, daß er mit niemand über dieſe Angelegenheit geſprochen, und verſicherte dem General, nicht eher zu raſten, bis er Hedwigs Aufenthalt erforſcht habe. Der General, welcher ſein Verhältniß zu Anna längſt durchſchauet hatte, ließ ſich in ſeiner Vermuthung nicht irren und war überzeugt, daß durch Anna ſein Plan geſcheitert ſey. Er befahl, den Amtmann ſogleich zu ihm zu führen.

Als der Alte dieſen Befehl vernahm, welcher ihn zwar Anfangs überraſchte, ſtärkte ihn der alte Soldatenmuth. Das Unglück ſeines Kindes hatte die ſchlaffen Sehnen wieder geſpannt, und in ſeinem Kriegerkleide, das alte, treue Schwert an der Seite, trat er vor den Feldmarſchall.

Hat mein Benehmen, oder das irgend eines meiner Umgebung Euch gezwungen, Eure Tochter heimlich von hier zu ſchicken? fragte Pappenheim den Eintretenden.

Nein, gnädiger Herr! — erwiederte dieſer mit Ruhe.

Und was hat Euch zu dieſem unüberlegten Schritt verleitet? — fuhr Pappenheim im gebieteriſchen Tone fort. —

Es ſcheint, Herr Feldmarſchall, — erwiederte der Amtmann auf dieſe ihn ſonderbar dünkende Frage — daß Ihr glaubt, in dieſer Angelegenheit als Richter vor dem gebeugten Vater zu

ſte-

ſtehen Wäre meine Tochter mit meinem Willen von hier gegangen, wer wollte mir dieß wehren? Das iſt jedoch leider nicht der Fall. Deshalb ſtehe ich vor Euch, Hülfe und Recht zu fordern, denn nur durch einen der Eurigen kann dieſes Bubenſtück verübt ſeyn.

Pappenheim war über das feſte, ehrwürdige Benehmen des ſonſt ſo beſcheidenen Mannes im erſten Augenblicke betroffen, aber ſchnell bedachte er ſich. — Ihr ſcheint mich zu verkennen, — ſagte er — Ihr glaubt mich zu täuſchen. Wer könnte es wagen, ohne meinen Befehl ein Mädchen zu entführen, auf das ich wohlwollend einen Blick warf?

Glaubt Ihr wirklich, — unterbrach ihn Wanfried — daß unter des Pappenheimers Kriegsvolk kein edler Mann ſeyn könnte, der Muth hätte, dem Falken ſeine Beute zu entreißen?

Ich gebe Euch eine Stunde Bedenkzeit! — rief der General mit Heftigkeit, der wahrſcheinlich das Geſagte nicht hören wollte — Trefft Anſtalten, daß Eure Tochter zurückkehrt, oder erwartet das Aeußerſte!

General! — erwiederte der Alte mit Stolz —

und wüßt' ich, wo ſie ſich vor Euch verborgen hätte, ich ließe ſie jetzt wahrlich nicht zurückkehren; in des Tigers Klauen führte ich mein Kind nicht. Uebrigens könnt Ihr die Stunde Bedenkzeit erſparen, was ich eben geſagt, ändert ſich nicht!

Pappenheim ſchellte. Ruf' mir den Hauptmann La Croix! — befahl er dem Diener. — La Croix erſchien. — Laß den Trotzigen in engen Gewahrſam führen! — rief er dem Hauptmanne zu — und ſchickt mir Hohendorf und einen Schreiber! — Nachdem der Amtmann von La Croix abgeführt war, erſchienen die Beiden. — Setz' Er ſich und ſchreib' Er, — ſagte der General, nachdem er einige Mal im Zimmer auf und ab gegangen war. Der Schreiber ſetzte ſich, nahm die Feder und ſchielte ängſtlich nach ihm, der die Wanderung von neuem begonnen hatte. — An den Hauptmann Fink von Pralens! — begann Pappenheim — Mein werther Hauptmann! ſo dictirte er: Ich ſchicke Euch hier einen Gefangenen, es iſt ein trotziger Burſche, macht ihn auf Eure Weiſe zahm. Uebrigens diene Euch zur Nachricht, daß er nur mein Gefangener iſt und von ihm an niemand außer mir Rapport gemacht wird. — Hier ſieht's beim Alten. Morgen rückt das Heer von Halberſtadt in die hieſige Gegend, dann wird wohl endlich der Tanz los gehen. Der Eurige. — — Das „Gottfried Heinrich Graf von Pappenheim“ ſetzte er ſelbſt darunter.

Laßt dieſen Brief mit dem Commando abgehen, das ſogleich den Amtmann nach Wollmirſtädt bringen ſoll! — befahl er Hohendorf.

Hohendorf hatte bei dieſen Worten dem Schreiber, ſich zu entfernen, gewinkt. — General — begann er nun — darf ich fragen, was der Amtmann verbrochen hat, daß Ihr ihn in ſo harte, ſtrenge Haſt gebt, denn wer in Pralens Hände fällt, iſt nicht weich gebettet.

Verlangſt Du Rechenſchaft von meinem Thun? fragte Pappenheim.

Ja, mein General, das verlange ich, denn Ihr habt mir ſelbſt geboten, mit freiem Muthe Euch an das Recht zu mahnen, wenn Leidenſchaft und Heftigkeit, wenn der wilde Soldatenſinn Euch davon ableitet.

Jetzt ſchweig', ich befehle es Dir! — rief Pappenheim erzürnt — Ich bin der ewigen Zurechtweiſungen müde. Schweig! — rief er noch einmal, als Hohendorf ſprechen wollte.

Ich müßte Euch nicht achten, nicht lieben, wenn ich ſchweigen könnte, — begann dieſer, ohne ſich durch Pappenheim's drohenden Blick ſtören zu laſſen. — Auch würde ich ungehorſam ſeyn, wenn ich es thäte, würde die Pflichten eines treuen Sohnes gegen den Vater vergeſſen, würde nicht Mann ſeyn, wenn die Furcht mich abhielte, für das Recht zu ſprechen, zu ſtreiten und, muß es ſeyn, zu dulden.

Nun, ich muß Dir wohl verzeihen, — unterbrach ihn Pappenheim beruhigter — da Du zu Gunſten des Vaters Deiner barmherzigen Krankenwärterin ſprechen willſt. Wiſſe, Hedwig iſt fort, niemand als der Vater kann dieß bewerkſtelligt haben; niemand wäre ſie gefolgt.

Wißt Ihr das gewiß? Und wäre es ſo, könntet Ihr es dem Amtmanne verargen? — That er nicht Recht?

Und nun tritt der Freche, mit kecken Worten meinen Zorn reizend, vor mich hin, — fiel ihm der General in die Rede.

Das gekränkte Vaterherz ſpricht ſich kühn und feſt aus, das müßt Ihr ihm verzeihen. Deshalb bitte ich, laßt ihn nur bis Morgen im Kreiſe der Seinen. — Seyd Ihr von ſeiner vermeintlichen Schuld dann noch überzeugt, ſo thut, wie Euch gelüſtet und wie Ihr es vor Gott verantworten könnt. Bis morgen laßt ihn hier.

Morgen kommt Tilly. Wer ſteht mir dafür, daß der Alte nicht bis dahin entflieht?

Und wäre dieß ein Unglück, General? Hat ſein Vergehen, hat Hedwigs Flucht mit der Sache des Glaubens, mit der Sache des Kaiſers etwas gemein? Leidet das Wohl unſers Kurfürſten darunter? — Nur ſolche Rückſichten könnten ein hartes Benehmen, eine grauſame Handlung entſchuldigen — nicht das eigene Intereſſe.

Hohendorf! rief Pappenheim entrüſtet.

Dieſer ergriff ſchnell die Hand des Generals, küßte und drückte ſie an ſein Herz. Vater! — rief er — zürnt Eurem Sohne nicht. Ihr habt ihn ſelbſt an Eure Bruſt gezogen, ihm hier kindliche Rechte eingeräumt, zürnt ihm nicht und erfüllt ſeine Bitte.

Unwillkührlich drückte Pappenheim den jungen Mann an ſich. Du ſeyeſt mein guter Engel, haben mir die Sterne geſagt, — ſprach er ernſt — ſie lügen oft, aber den Sternen Deiner Augen vertraue ich mehr als den trügeriſchen des Himmels! — Geh'! — Ich will ſehen, was ich über mich vermag; dieſe Ordre an den Hauptmann nach Wollmirſtädt bleibt einſtweilen noch hier. Deine Bitte ſey Dir gewährt.

Hohendorf drückte innig die dargereichte Hand. Ich verſtehe Euer Herz beſſer als die Welt es verſteht, mein edler Vater! — rief er freudig aus — und nun erlaubt mir, daß ich mich, wenn Ihr meiner nicht bedürft, auf einige Stunden aus dem Hauſe der Trauer entfernen darf.

Wohin willſt Du?

Nach Niederdodeleben zum Oberſt Holk.

Was willſt Du bei dem?

Zerſtreuung ſuchen, nichts weiter.

Ungläubig ſchüttelte Pappenheim den Kopf. Reite, wohin Du willſt, ich bedarf Deiner heute nicht mehr, ſagte er, ihn freundlich entlaſſend.

12.

Es war faſt Mittag, als Hohendorf in Niederdodeleben ankam. — Alles war hier ſtill und wie ausgeſtorben, nur zuweilen wagte ein Bauersmann aus dem Fenſter ſeines Hauſes zu blicken, was er wohl nicht gedurft hätte, wenn die geſtrengen Holkiſchen Reiter, oder des Saradetzki Kroaten im Hauſe zugegen geweſen wären. Hohendorf war erſtaunt, ritt zu des Oberſten Holk Quartier, und erfuhr dort, daß dieſer, Tilly's Ankunft wegen, Muſterung hielt. Er ſprengte hinaus und fand Holk noch mit ſeinem Regiment beſchäftigt, die Kroaten aber ſchon auf dem Rückmarſche zu ihren Quartieren.

Der Oberſt grüßte ihn freundlich. — Bringt Ihr mir Ordre? fragte er ihn.

Nein! erwiederte Hohendorf.

So geduldet Euch! — Er nahm die Muſterrolle aus der Hand des Muſterſchreibers, ging Glied vor Glied mit dem Rittmeiſter durch, zählte die Rotten und ließ dann jeden einzelnen Mann vorbeireiten. Sein ſcharfer Blick fand manches zu tadeln, manche Bemerkung wurde gemacht, und ſo verging eine Stunde nach der andern. Endlich war die Muſterung beendet. — Ihr eßt doch mit uns?! rief Holk im Vorbeireiten Hohendorf zu, und jagte mit ſeinem Oberſtlieutnant nach dem Dorfe zurück; der Rittmeiſter folgte.

Vor Tafel war Holk mit den Offizieren des Regimentes auf ſeinem Zimmer, wahrſcheinlich ihnen hier die gemachten Bemerkungen mitzutheilen; während deſſen mußte Hohendorf mit einigen Kroaten-Offizieren, die gleichfalls zum Bankett eingeladen waren, im Tafelzimmer warten. Er brannte vor Begierde, Holk zu ſprechen; und als ob das Schickſal heute ſeine Geduld auf die Probe ſetzen wollte, ſo warf es ihm immer ein Hinderniß nach dem andern in den Weg, denn nach dem Bankett war für ihn wenig Hoffnung mehr, mit dem Oberſten über ernſte Dinge zu reden. Dieß verſtimmte ihn; eben ſo ſehr der Anblick der beſetzten Tafel und der hohen Pokale, die mit den Thränen des Landes gefüllt werden ſollten. Ihm waren dieſe Bankette ein Gräuel. Nicht allein, daß das letzte Mark der Provinz hier verpraßt wurde, auch die Art und Weiſe der Bankettirenden, die ſelten nüchtern aufſtanden, und dann immer am leichteſten zu allen Ausſchweifungen geneigt waren, empörte ihn. Er ſah dieſe Zechgelage als das Grab aller Sitten, alles Edlen an.

Jetzt trugen die Diener die Speiſen auf. Man hätte bei ihrem Anblicke denken ſollen, mitten in einem geſegneten, nicht in einem vom Kriege ausgeſogenen Lande zu ſeyn. Was nur der Luxus damaliger Zeit erſinnen konnte, hatten die armen Landbewohner von fern und nah' herbeiſchaffen müſſen, und die köſtlichſten ſpaniſchen Weine ſtanden auf dem Schenktiſche. Wie bei einem Fürſten prangten die ſilbernen Gefäße und Trinkgeſchirre auf dem Tiſche, zwar nicht in ſchöner Gleichförmigkeit, denn aus welchen verſchiedenen Städten und Landen war dieſe Pracht zuſammengeraubt; der Fürſt, wie der reiche Handwerker, hatten ihr Theil dazu beigetragen, und jeder Becher, jede Schüſſel war ein glänzendes Denkmal ſoldatiſcher Zügelloſigkeit.

Endlich, nach langem Harren, trat Holk mit den Offizieren ein.

Nur auf ein Wort! bat ihn Hohendorf.

Mich hungert und durſtet, Rittmeiſter! — erwiederte dieſer — Die Morgenluft zehrt, und ſchon ſind drei Stunden über die gewohnte Zeit des Mittagmahles. Nach Tafel! — Nehmt Platz, Ihr Herren! — Er trat hinter ſeinen Seſſel und faltete die Hände zum Gebete, das er leiſe vor ſich hinmurmelte und ſich nicht an die zu kehren ſchien, die ſich andächtig bekreuzten, dann ſetzte er ſich, Alle folgten; Hohendorf bekam ſeinen Platz ihm gegenüber.

Nun laßt es Euch ſchmecken, Kameraden! ſagte er, und in der erſten halben Stunde folgten auch die Gäſte der Einladung und dem Beiſpiele ihres Wirthes ſo, daß man faſt kein Wort vernahm. Erſt als der Hunger geſtillt war und der Wein die Zungen gelöſ't hatte, wurde das Geſpräch lebhafter und betraf faſt nur den neuen Generalliſſimus, der an Wallenſtein's Stelle getreten und beide Heere, das des Kaiſers und das der Liga befehligte. Die Offiziere des Holkiſchen Regimentes äußerten ſich wenig, die Kroaten aber ſchienen nicht ganz mit dieſer Veränderung zufrieden zu ſeyn, und meinten, es wolle ſich doch nicht recht paſſen, daß des Kaiſers Volk dem General der Liga gehorchen ſolle; auch wolle nach des mächtigen Wallenſtein's Commando, wo die Soldaten Fürſten im deutſchen Lande geweſen wären, der baieriſche Heerführer mit ſeiner Disciplin nicht munden.

Holk ſchwieg zu alle dem und trank, ſeine

Offiziere folgten ſeinem Beiſpiele. Vielleicht waren ſie und ihr Oberſt gleicher Meinung mit den Kroaten, und Wallenſtein, unter deſſen Commando ſie ſich geſammelt, ſo zugethan als dieſe, aber klug genug, um bei bewandten Umſtänden zu ſchweigen. — Nur Hohendorf, ein Offizier der Liga, wenn auch nicht Tilly perſönlich, doch als Baier zugethan, konnte die unvorſichtigen Reden nicht länger mit anhören.

Ihr Herren aus Ungarn! — rief er den Kroaten zu — gefällt Euch der Feldherr nicht, der unter Eure Banden wohl etwas mehr Mannszucht bringen wird, als der Friedländer, warum bleibt Ihr nicht zu Hauſe? Muß Euch doch gar wohl in unſerm deutſchen Vaterlande behagen, und wenn Ihr von Eurem Wallenſtein prahlt, ſo bitte ich, die Scharmützel, in denen er geſiegt, zu zählen, und Ihr habt dann deren noch nicht ſo viel, als Tilly Schlachten gewonnen hat.

Es entſtand ein Gemurmel.

Baſta, Ihr Herren! — rief Holk mit ſeiner tiefen Stimme — Es ziemt uns nicht, über unſern Feldherrn zu kritteln. Wen des Kaiſers Majeſtät ausſchickt, iſt uns recht. — Füllt lieber

Eure Becher und laßt die unnützen Reden, die mir nicht behagen. Er ſtrich ſich den Knebelbart und ſtreckte die dicken Lippen ſeines etwas unförmlichen Mundes noch weiter vor; ein Zeichen, daß die Zeit des Scherzes bei ihm vorüber war. — Hohendorf, welchen das Bankett nun beſonders zu langweilen begann, und dem die hereingebrachten Kerzen und die neue Tracht der Schüſſeln zeigten, daß es ſchon ſpät ſey und es noch lange dauern werde, glaubte bei dem abgebrochenen Geſpräche und während der Pauſe, welche das Auftragen der Speiſen verurſachte, eine ſchickliche Gelegenheit gefunden zu haben, mit dem Oberſten allein zu ſprechen.

Oberſt Holk! — begann er — Da ich das Ende der Tafel nicht abwarten kann und zu dem Feldmarſchall noch vor Nacht zurück muß, ſo bitte ich Euch, mir, während ein neuer Gang aufgetragen wird, einen Augenblick Gehör zu ſchenken; ich bedarf nur einiger Minuten.

Holk, dem eine Störung am Tiſche ſtets unwillkommen war, ward mürriſch, ſtand jedoch nach kurzem Bedenken zu Aller Erſtaunen auf und winkte dem Rittmeiſter, ihm in ein anderes Zimmer zu folgen.

Junge! nun ſage, was Du von mir willſt? — fragte er Hohendorf — Jedoch, ehe Du mir es ſagſt, erſuche ich Dich, künftig an meinem Tiſche Deine Zunge zu zügeln; taugt den Teufel nicht, wenn man für eine Sache ſtreitet und die Meinungen verſchieden ſind. Das Kriegsvolk muß eins ſeyn, Alle nur den Sieg vor Augen haben und weiter nichts, gleichviel, ob Baier oder Ungar, Italiäner oder Schwabe, Katholik oder Proteſtant. Der Feldherr muß ihnen recht ſeyn, wenn ihn nur die Victoria begleitet; ſie müſſen auch dem Feldherrn alle gleich ſeyn; dem Tode ſind ſie es gewiß. — Nun ſprich!

Oberſt, mein Abentheuer von heute Nacht hat unangenehme Folgen gehabt. Der General hat des Mädchens Vater arretiren laſſen und verlangt, er ſolle die Tochter zurückſchaffen.

Das iſt etwas viel verlangt! murmelte dieſer für ſich.

Iſt es nicht meine Pflicht, dem General den Vorfall offen zu ſagen, wie er iſt, um den Vater aus der Noth zu reißen?

Und das Unwetter über Dich herbeiziehen?

Wie Gott will; wenn Ihr es erlaubt, ſo eile ich nach Olvenſtädt und klage mich ſelbſt an.

Holk bedachte ſich einen Augenblick, dann ſagte er — Nun, was mich betrifft, kann es mir gleich ſeyn, mag er mir zürnen, daß ich die Hand mit im Spiele gehabt habe, oder nicht. Holk bleibt doch Holk, und ſeine Reiterſchaar die beſte im Heere. — Thue was Du willſt, zieh' die Kaſtanien für Andere aus dem Feuer, aber laß mir mein Spanſerkel nicht kalt werden, das indeſſen draußen verdampft. — Er reichte ihm die Hand. — Auf baldiges Wiederſehen! ſagte er, und ging zur Tafel. Hohendorf aber beſtieg ſein Roß und ritt den Weg nach Olvenſtädt.

Es war eine finſtere Nacht, der Nordwind jagte ihm die dicken Schneeflocken entgegen; er und ſein Diener konnten keinen Schritt weit vor ſich ſehen. Sie ließen jedoch ihre Pferde immer raſch vorwärts traben und verließen ſich auf ſie, welche den Weg wohl kannten. Aber ſchon mußten ſie mehrere Stunden geritten ſeyn und immer waren ſie noch nicht in Olvenſtädt. Jetzt ſchien ihnen von fern ein Licht entgegen; ſie ritten darauf zu, es kam aus einer einſamen Hütte, die bei einem kleinen Fichtenwäldchen ſtand. Der

Hausbeſitzer wurde gerufen, und ſie erfuhren von ihm, daß ſie ganz von dem rechten Wege abgekommen und noch zwei Stunden von Olvenſtädt entfernt wären. Er mußte ihnen als Bote dienen, und erſt ſpät am Abende trafen ſie auf dem Amthofe ein.

Hier fand der Rittmeiſter nur betrübte Geſichter. Muhme Kunigunde, die Einzige, welche er in dem Wohnzimmer fand, weinte bitterlich, und von ihr erfuhr er, daß der Amtmann in der Dämmerung abgeführt worden ſey. Ohne ſich einen Augenblick zu bedenken, ſtürzte er hinauf nach dem Zimmer des Feldmarſchalls. Der Kammerdiener wies ihn zurück und ſagte ihm im beſtimmteſten Tone, er könne ſeinen Herrn nicht ſprechen, jetzt auf keinen Fall; doch wenn es möglich ſey, wolle er ihn noch davon benachrichtigen. Aber Hohendorf blieb vor der, ihm zum erſten Male verſchloſſenen Thüre, ſtarr vor ſich hinblickend, ſtehen und ſchien nicht weichen zu wollen.

Geht nur, lieber Herr! — bat der Kammerdiener — iſt es nothwendig, ſo ſollt Ihr noch heute den Herrn ſprechen.

Sorgt dafür! — ſagte Hohendorf, ſich beſinnend — ich erwarte Euch noch heute.

Er ging nach La Croix's Zimmer, um das, was indeſſen vorgegangen ſeyn mußte, von dieſem zu erfahren.

Als er bei ihm eintrat, fand er ihn noch völlig angekleidet vor einem Tiſche ſitzen; er ſchien ſein Kommen nicht bemerkt zu haben.

La Croix! — rief Hohendorf dem Träumenden zu, der plötzlich aufſprang und den Rittmeiſter mit einem ſolchen Geſichte anſtarrte, daß dieſer faſt zurückbebte. Ein Grinſen verzerrte jede Muskel, und während der Mund ſich zum Lächeln verzog, leuchtete der Zorn aus den glühenden, tiefliegenden Augen. — Was iſt Euch? fragte Hohendorf.

Leiſe, als fürchte er, daß die Wände es hören könnten, ſchlich La Croix auf ihn zu, faßte Hohendorf's Hand und raunte ihm in's Ohr: Dem Teufel traue keiner; ruft man ihn, ſo erſcheint er doch nur, um uns zu betrügen, auch auf ihn iſt kein Verlaß mehr! — Hohendorf ſah ihn verwundert an. — Glaubt mir es wohl nicht, Kamerad! — fuhr er leiſe fort, dann folgte den kaum hörbaren Worten ein ſchallendes Gelächter. — Weißt Du, wer bei Pappenheim iſt? — Anna!

Die Tochter des Amtmannes? rief Hohendorf erſchrocken.

Sie ſelbſt mit ihren Rabenlocken, mit ihren glühenden Augen, ihren — weg Bild der heuchleriſchen Schlange! — Sie iſt da, um für des Vaters Befreiung zu bitten, und zahlt, — teufliſch lachte er auf — zahlt das Löſegeld!

Menſch! — rief Hohendorf — erkläre mir dieß Räthſel!

Tracht' ich nach der Blume und meine, es komme mir gelegen, wenn der Vater weit von hier in Noth und Elend iſt; da berede ich Narr den General, trotz dem Euch gegebenen Verſprechen, den Alten nach Wollmirſtädt zu ſchicken. Und als ſie ihn abführen und ich das Mädchen tröſten will, ſtößt ſie mich zurück, fliegt die Treppe hinauf zu Pappenheim — und iſt noch da!

Bube! rief Hohendorf und ſtürzte zur Thür hinaus. Als er auf den langen Gang trat, ſchlich eine weibliche Geſtalt die Wendeltreppe des Thurmes hinab, und der Kammerdiener, dem er begegnete, benachrichtigte ihn, daß ihn der General in einer halben Stunde erwarte.

Gut, – erwiederte Hohendorf – ich werde kommen; gut, daß es nicht jetzt iſt. – Er ſchritt den Gang auf und ab und ſuchte ſein Inneres zu beruhigen, jedoch vergebens, und ehe noch die Zeit verfloſſen war, trat er ſchon in Pappenheim's Gemach.

Er fand ihn in ſeinem Schlafpelz auf dem Lehnſtuhle ſitzend, vor ſich eine ſilberne Schale mit Fleiſchbrühe. – Was willſt Du noch ſo ſpät, Maximilian? – fragte er, ohne aufzublikken und immer fort eſſend. – Hohendorf ſtand unbeweglich vor ihm. Er wollte reden, aber ſeine Bruſt war zu voll, ſie drohte zu zerſpringen.

Nun? fragte Pappenheim aufblickend.

Ich habe Euch viel und mancherlei zu ſagen, – begann Hohendorf endlich. – Für's erſte bekenne ich mich einer Schuld beladen. – Pappenheim hörte aufmerkſam auf. – Ich habe Hedwig aus dem väterlichen Hauſe geführt.

Du? – fragte der General verwundert, blieb jedoch viel gleichgültiger, als Hohendorf es gefürchtet, als er es jetzt wünſchte. – Und das verſchwiegſt Du mir? — Der Rittmeiſter beantwortete dieſe Frage nicht. — Was bewog Dich dazu? fuhr Pappenheim fort. —

Meine Liebe zu dem Mädchen, meine Achtung für Euch. — Pappenheim ſprang auf. — Ja, General! — ſprach Hohendorf mit der Würde des edlen Gefühles — nicht allein aus Liebe zu dem Mädchen, auch Euch zu Liebe führte ich Hedwig von hier, daß dieſer Flecken nicht den Glanz Eures Ruhmes verwiſche, dieſe That Euch nicht einem La Croix gleichſtelle. —

Knabe! rief Pappenheim, und die zwei ſich kreuzenden Schwerter auf ſeiner Stirn, ein Muttermahl, welches er mit zur Welt gebracht, und das nur bei heftigem Zorn ſichtbar wurde, traten hervor.

Ja wohl bin ich ein thörigter Knabe! — erwiederte Hohendorf — wähne des Schickſals Knoten zu löſen, in ſein Rad mit kräftiger Fauſt zu faſſen, und vermag nicht einmal den Mann, den ich liebte, verehrte, einen Tag aus den Klauen des Verſuchers zu retten. Indem ich das Eine ſchütze, verderbe ich das Andere, und für Euer Seelenheil, für Eure Ehre, Euren Ruhm habe ich nichts gethan, all' mein Mühen war vergebens!

Dem Feldmarſchall, wohl zuweilen an ein mißbilligendes Wort ſeines Lieblinges gewöhnt, war dieſer Ton doch zu kühn. Seine Neigung zu dem jungen Manne und das Gefühl, er habe Recht, wollten zwar Hohendorf vertheidigen, ſein Stolz aber war zu tief gekränkt. Er warf einen jener ſtolzen Blicke auf den kühnen Mann, mit welchem er mit überwiegender Kraft die ihm untergeordneten Geiſter niederzuſchmettern gewohnt war. Zürnend ſtand er vor ihm, das glühende, düſtere Auge auf ihn geheftet, der mit ſchmerzlichem, aber feſtem Blicke dem Zürnenden, ohne zu beben, begegnete.

Ja, — begann Hohendorf endlich, und ſein Gefühl brach in Worten hervor, — wie einen Vater habe ich Euch geliebt, wie den erſten aller Menſchen geehrt, die rauhen, wilden Flecken Eures Gemüthes aus meinem Herzen verwiſcht und in dem Krieger nur den Helden, nicht den Menſchen geſehen. Darum tönte auch mein ſchwaches Wort aus einer Bruſt voll Liebe ſo oft zu Euch! Und hörtet Ihr meine Stimme, lockte ich der Menſchheit ſanft Gefühl in Eure Bruſt von Stahl, dann glaubte ich, der Himmel habe mich Euch gegeben, um in die zarten Saiten Eures Herzens zu greifen, daß auch ihr Ton nicht in Euch entſchlummerte. Ja, General! — nur weil ich glaubte, das Gute vollführen zu müſſen, habe ich Hedwig von hier entfernt; und bei Gott und der heiligen Mutter ſchwöre ich, hätte ich das Mädchen gehaßt, ſo wie ich ſie liebe, ich hätte ſie fortgeführt, um den Glanz Eurer Ehre zu bewahren!

Wohin haſt Du ſie gebracht? — rief der General, durch Hohendorf's innigen Ton ſchon ſanfter geſtimmt.

Wollt Ihr auch dieß noch wiſſen? Genügt Euch ein Opfer nicht? — erwiederte er mit einem Tone, der ſelbſt einen Pappenheim erſchütterte. — Und wäre die kommende Stunde meine Todesſtunde, — fuhr er fort — und ließet Ihr mich martern und foltern, ſo erführt Ihr doch nicht, wohin ich ſie gebracht, denn Ihr ſeyd der Leidenſchaft Sklav. Auch erinnere ich Euch an Euer mir gegebenes Wort, das Pappenheim noch nie gebrochen, den Alten bis vor morgen nicht nach Wollmirſtädt zu ſchicken. Ihr habt ihn doch dorthin geſandt; ich bitte, laßt ihn wieder zurück zu den Seinigen.

Das ſoll er! — erwiederte der Feldmarſchall ernſt — La Croix glaubte die ſicherſten Beweiſe zu haben, daß er von der Flucht ſeiner Tochter wiſſe, übrigens waren Indicia gegen ihn, die eines Einverſtändniſſes mit Magdeburg ihn beſchuldigten; ich folgte La Croix.

Folgt ihm nie! — rief Hohendorf bitter — Fürchtet ihn als Euren Feind — ſeit heute als Euren bitterſten Feind.

Wie ſoll ich das verſtehen? fragte Pappenheim geſpannt.

Denkt an Anna! rief Hohendorf und wendete ſich ab.

Pappenheim ſchien erſchüttert, ſah finſter vor ſich nieder, in ſeinem Innern ſchien etwas zu kämpfen; doch bald hob er den geſenkten Blick, und ſchien ſich ſeiner Gefühle zu ſchämen. Du und mein Narr — ſagte er mit ernſtem, jedoch nicht höhniſchem Tone — habt bis jetzt das Recht gehabt, mir ungeſtraft die Wahrheit zu ſagen, Du biſt von heute an dieſes Amtes quitt. — Gute Nacht! — Er wendete ihm den Rücken und ging in ſein Schlafzimmer.

Das habe ich nicht verdient! — rief Hohendorf ſchmerzlich aus — Ich meinte es gut mit ihm, ich hoffte ſeine Schuld zu tilgen. Nun, wie Gott will! Ich handelte recht! Mag er mir zürnen, mag er mich von ſich ſtoßen, ich will dulden und gehen, ich kann ihn nur Gottes Vaterhand empfehlen.

Am anderen Morgen war mancherlei Bewegung in Olvenſtädt. Was vom Heere war, erwartete Tilly, welcher mit den im Halberſtädtiſchen zuſammengezogenen Regimentern heute vor Magdeburg rückte, die Bewohner des Amthauſes den Amtmann, der, ſeiner Haft entlaſſen, auf dem Rückwege von Wollmirſtädt begriffen war.

In Küche und Keller waren die Diener geſchäftig; auch Muhme Kunigunde hatte, den Bruder zu empfangen, ein leckeres Mahl bereitet, während Anna, den Kopf auf den Arm geſtützt, auf ihrem gewohnten Platze am Fenſter ſaß. Da trat Hauptmann La Croix in's Zimmer, ſie blickte auf, und als ſie ſein teufliſch lächelndes Geſicht vor ſich ſah, überflog Purpurröthe ihre Wangen.

Ihr gleicht nicht Euern Schweſtern! — ſagte er mit kalter Ruhe — wenn der Sturmwind die Roſen knickt, bleichen ſie; Ihr erglüht.

Anna blickte bei dieſen Worten ſtolz wie eine Königin auf ihn, lächelte dann mitleidig und verſank wieder in ihre vorige Stellung.

Wohl etwas zu viel Stolz für heute, Jungfrau! — ſagte er höhniſch lachend — Geſtern wäre er beſſer an ſeinem Platze geweſen.

Anna antwortete nicht.

Ihr ſcheint mich nicht verſtehen zu wollen, — fuhr er fort — ſoll ich deutlicher reden?

Redet ſo viel und was Ihr wollt, — erwiederte ſie mit der ſchneidendſten Kälte — nur erinnert Euch, daß Ihr für jedes Wort Eurem Herrn, dem Grafen Pappenheim, Rechenſchaft zu geben habt, und mir, die wohl Muth hat, Rechenſchaft von Euch zu fordern. — Bei dieſen Worten trat Hohendorf in's Zimmer.

Seht dieſen Mann! — erwiederte er, mit Bedeutung auf Hohendorf zeigend — Seht ihn nur an; aus ſeinem Auge ſpricht es, um ſeinen Mund ſchwebt das, was ich Euch ſagen wollte, noch deutlicher, als ich es Euch ſagen könnte. Lebt wohl! — Er wandte ihr den Rücken und ging.

Anna hatte bei La Croix's Worten unwillkührlich aufblicken müſſen — ſie bebte, als ſie Hohendorf's Antlitz ſah. Innige Theilnahme drückte ſein Auge aus, ſeinen Mund umzog der Schmerz. Er blickte auf ſie, wie der Engel des Mitleids auf einen gefallenen Bruder. — Schweſter Hedwigs! — ſagte er gerührt — kann des Freundes Hand Euch noch retten, ſo reicht ſie mir. — Iſt es zu ſpät, ſo erbarme ſich Gott Eurer!

Da erhob ſie ſich, wollte ſprechen, aber Thränen erſtickten die Stimme, und ſie eilte zur Thüre hinaus.

Wo des Schickſals finſtere Mächte walten, — rief Hohendorf dumpf vor ſich hin — da iſt des Menſchen Mühen eitel und vergebens; er muß folgen, wohin ſie ihn rufen, wenn der Gott in ſeiner Bruſt ihn nicht ſchützend auf der rechten Bahn erhält — oder der Himmel einen ſeiner Engel ihm ſendet. — Sie, der Freude lieblichſtes Bild, ſie iſt ihnen verfallen!

Da hörte er den General die Treppe herabkommen, ſah, wie er ſich auf das Roß ſchwang und mit ſeinem Gefolge davon ſprengte.

Mir ließ er befehlen, daheim zu bleiben — meiner bedurfte er heute nicht! — rief er vor ſich hin. — Auch gut! ſo will ich hinauf zu Meiſter Klaus, dem Narren, und in deſſen Kämmerchen mit ihm die Stunden verplaudern. Oft verſtehen wir uns.

Als er eben das Zimmer verlaſſen wollte, ſah er den Amtmann mit zwei Reiſigen angeritten kommen. Er ging ihm entgegen und bewillkommte ihn freundlich; Wanfried jedoch ſchien es kaum zu bemerken. Der kurze Aufenthalt in Wollmirſtädt hatte ſeinen Muth gebeugt, ſeine ſchnelle Entledigung der Haft ihm denſelben nicht wiedergegeben. Um Hedwig beſorgt, hatte ihr Verſchwinden den ganzen Weg über wie eine drückende Centnerlaſt auf ihm gelegen.

Wo iſt Anna? fragte er im Hereintreten, als ob er fürchtete, auch ſie ſey ihm genommen.

Sie war vor kurzem hier! berichtete Hohendorf.

Und niemand hier zu meinem Empfange? ſagte der Alte unmuthig.

Niemand als ich, Herr Wanfried! — fiel ihm der Rittmeiſter in die Rede — Aber dafür auch zum Empfange mit einer guten Botſchaft hier.

Mir? — fragte der Alte — mir eine gute Botſchaft — und jetzt?

Ich kann Euch Kunde von Hedwig geben.

Wo iſt ſie, wo?! rief der Alte heftig.

In Magdeburg, bei den Aeltern ihres Verlobten. — Wanfried ſchöpfte tief Athem. Es war ihm, als ob die ſchwere Laſt von ſeiner Bruſt ſich loswinde und abwälze.

Gott ſey gedankt! — rief er und faltete die Hände — Wie kam ſie dorthin, was bewog ſie, das Vaterhaus zu verlaſſen?

Forſcht nicht weiter und verſchließt die Nachricht als ein Geheimniß; vertraut meinen Worten und ſeyd Mann bei allem, was Euch ferner noch begegnen könnte.

In dieſem Augenblicke ſtürzte Anna herein, ſank dem Vater um den Hals und drückte ihn heftig an ſich.

Der Segen des Herrn, — ſprach der Alte tief erſchüttert, und legte ſeine Hand auf Anna's Stirn, — der Segen des Herrn begleite Dich, daß Du Dein ſtolzes Herz gebeugt, für Deinen Vater gebeten und ihn befreiet haſt. Der Segen Gottes über Dich, mein frommes Kind. — Das hätte Hedwig nicht für mich gethan! —

Nein, Vater! — rief die Erſchütterte — das hätte ſie nicht gethan! und in ſich zuſammenſinkend, umfaßte ſie, das Haupt gebeugt, des Vaters Knie; keine Thräne brach hervor.

Steh' auf, mein Kind! rief der Erſchrockene.

Da ermannte ſie ſich, ſtand auf, reichte mit theilnehmendem, aber ſtolzem Blicke dem Vater die Hand, und als ſie nach der Thüre ſchritt, ſagte ſie leiſe: Mein Gott, erhöre meine Bitte!

13.

Noch lag in Magdeburg Alles im tiefen Schlummer, als Hedwig von dem Offizier des Adminiſtrators zu dem väterlichen Hauſe ihres Verlobten begleitet wurde; ſie fand es verſchloſſen, Alles ſchlief, kein Traum mochte den Schlummernden das ihnen nahende Glück verkündet haben. Erſtaunt empfingen die Erwachten ihren lieben Gaſt, und Moritz Transdorf konnte kaum ſein Glück faſſen, daß ſie es ſey, die in dieſer Zeit der Noth ihm als Engel erſcheine; man hieß ſie freundlich willkommen, und die gute alte Mutter ordnete ſchnell mit vergnügtem Herzen, was ſie zu ihrer Bequemlichkeit nöthig glaubte.

Es war eine würdige Familie, in die ſie trat, und in welcher ſie künftig für immer bleiben ſollte. Die Mutter, einſt die vertraute Freundin der ihrigen, war eine einfache, ſtille Hausfrau; der Vater, ein würdiger Handelsherr, von alten Sitten, einfach im Wandel, redlich im Geſchäft, wirthlich und wohlhabend. Moritz, ſein einziges Kind, ein ſanfter, ſtiller Menſch, den die Natur mit allem nicht ſtiefmütterlich, aber auch nicht freigebig ausgeſtattet hatte, war einer jener Männer, die nur eben Kraft genug beſitzen, ſich in dem engen Kreiſe ihrer Verhältniſſe leidlich zu bewegen, außer dieſem Kreiſe aber ſich ewig fremd fühlen; ſanft und fromm, nur eine Leidenſchaft kennend — Liebe zu Hedwig. — Hedwigs Mutter hatte noch auf ihrem Sterbebette den Wunſch ausgeſprochen, daß eine ihrer Töchter den Sohn ihrer Freundin ehelichen möchte; der Vater, dieſen Wunſch als Geſetz ehrend, war feſt entſchloſſen, ihn zu erfüllen, und da die männliche Anna es dem Vater beſtimmt verweigerte, willigte die ſanftere, nachgiebige Hedwig in dieſe Verbindung ein, zwar ohne Widerwillen, doch auch ſonder Neigung zu dem jungen Manne. Von dem Augenblicke an, da ſie ihn als ihren künftigen Lebensgefährten betrachtete, hob ſie jede gute Seite hervor, und deren hatte er ſo manche; ſein unmännliches, zu ſanftes Weſen beklagte ſie, ohne ihm deshalb zürnen zu können. Sie fühlte ſich in dem Gedanken, Moritz Trausdorf's Gattin zu werden, nicht unglücklich, aber die ſtille Ahnung ihres jugendlichen Herzens nicht erfüllt. Pflicht, nicht Liebe, kettete ſie an ihn. Da erſchien ihr Hohendorf. Wenn dieſer auf ſeinem Krankenbette ſchlummerte, und Hedwig, von der Nachtwache ermüdet, die Augen ſchloß, dann gaukelten ihr zuweilen ſonderbare Gebilde vor. Sie träumte dann gar lieblich, und wenn ſie erwachte und der junge, bleiche Mann vor ihr noch ſanftruhend lag, konnte ſie freilich die läſtigen Vergleichungen nicht abwehren, die ſich ihr aufdrangen. Sie kämpfte brav gegen ihr Herz, trat, treu ihrem Worte, in das väterliche Haus des Verlobten, ſich freuend, daß ſie dem Verſucher entgangen ſey. Die Liebe, mit welcher man ſie hier empfing, die Sorgfalt, womit man ihre kleinſten Wünſche zu erfüllen ſtrebte, die Aufmerkſamkeit und Achtung, die Zartheit, womit Moritz ihr begegnete, mußten ihr wohlthuen; ſie fühlte es, Dankbarkeit erleichterte ihr die Pflicht, und mit jedem Tage ward ihr Moritz werther, da der kleine Kreis ſeiner Häuslichkeit derjenige war, worin er ſich am vortheilhafteſten zeigen, am freieſten bewegen konnte. — Hohendorf's gedachte ſie zwar noch oft, die hohe Achtung, welche ſie für dieſen edlen Mann fühlte, konnte nicht Zeit, nicht Entfernung verwiſchen; aber die Kluft, welche ſie trennte, die Pflicht, welche ſie band, ließen ſein Bild nur umſchleiert vor ſie treten.

Des Vaters gedachte ſie mit Sorge. Wie er ſich um ſie ängſtigen würde, bekümmerte ſie; ſie hoffte jedoch, Hohendorf würde, ſeinen Schmerz fühlend, ihn mit der Kunde von ihr tröſten. Auch um Anna war ſie in Sorgen; ſie fürchtete ihre Schwärmerei und La Croix's Tücke.

In der Stadt ſelbſt fand ſie nur geringen Troſt. Die wenigen Bekannten waren alle in ängſtlicher Spannung, alle beſchäftigt, Keller und Speicher zu füllen, um bei der bevorſtehenden Belagerung, die ihnen nun bei Annäherung des Tilly'ſchen Heeres unvermeidlich ſchien, nicht dem Mangel preis gegeben zu ſeyn. Ueberhaupt war die Stimmung der Bürger nicht beruhigend. Der

Adminiſtrator, Markgraf Chriſtian Wilhelm von Brandenburg, welcher zur Vertheidigung der Stadt mit einigen Tauſend Mann ſich hineingeworfen hatte, war ein feuriger Herr, zu allem Guten bereit, unternehmend und tapfer, aber ihm fehlte der feſte Muth, die Beharrlichkeit, ihm fehlte in ſeinem Betragen das Imponirende, das auf die Menge wirkt, und die ſtete Unſchlüſſigkeit erwarb ihm nicht das Zutrauen der angeſehenen Bürger. Er fand wenig Unterſtützung bei ihnen, und der von Guſtav Adolph den Magdeburgern zugeſchickte Commandant, der Oberſt Falkenberg, hatte vollauf gegen den böſen Willen und die wenige Kriegluſt der Bürger zu kämpfen. Die Soldaten waren ihnen ein Gräuel; ſie thaten nichts, ihnen den Dienſt zu erleichtern; ſie ließen ſie darben, und öffneten die gefüllten Keller und Speicher nicht. Die Soldaten lagen in der Neuſtadt und Sudenburg, und die Bürger der Altſtadt weigerten ſich, ſie bei ſich aufzunehmen. Selbſt im Rathe war eine große Parthei gut kaiſerlich geſinnt, und der geweſene Magdeburger Rathmann, Johann Alemann, begleitete von Halberſtadt aus Tilly zur Belagerung ſeiner Vaterſtadt.

Bei

Bei dieſen Verhältniſſen war wohl wenig Widerſtand von Seiten der Stadt zu erwarten, da die Beſatzung, mit Ausnahme der Bürger, aus noch nicht völlig 3000 Mann beſtand. Auch war die Zuverſicht nicht, wie vor 80 Jahren, als Kurfürſt Moritz von Sachſen und Markgraf Albrecht von Brandenburg vor der Stadt lagen; ſolche heldenmüthige Vertheidigung durfte man jetzt nicht erwarten. Die Einwohner fühlten dieß auch wohl, und die allgemeine Stimmung war nicht erfreulich. Hedwig konnte daher nirgend Troſt als in ihrem Herzen finden, wo die Sorge um den Vater ſie nicht verließ. Sie lebte ein ſtilles, ruhiges Leben in dem Hauſe ihrer künftigen Schwiegerältern, und gewöhnte ſich mit jedem Tage mehr an den Gedanken, Moritz Trausdorf's Ehegattin zu werden.

11.

Am nämlichen Tage, an welchem Amtmann Wanfried aus ſeiner Haft von Wollmirſtädt zurückgekehrt war, traf auch Tilly vor Magdeburg ein. Pappenheim, der jetzt hoffte, daß nun Ernſt gegen dieß Ketzerneſt, wie er die Stadt nannte, gebraucht werden würde, war gewiſſermaßen erfreut, Tilly wieder im Felde zu ſehen. Der Generalliſſimus hatte ſein Hauptquartier in Wanzleben genommen, und die Generale und Oberſten dorthin beordert, um das Nöthige mit ihnen zu verabreden. Pappenheim fand hier den kaiſerlichen Feldmarſchall Grafen Ernſt von Mannsfeld, den General der Artillerie Schömburg, die ligiſtiſchen Generalwachtmeiſter Erwitte und Graf von Gronsfeld, den kaiſerlichen Generalwachtmeiſter Kraz, den Kroaten-Oberſten Iſolani und die General-Commiſſaire Ruep und Lerchenfeld verſammelt, Männer, welche mehr oder minder die Geſchichte des ſo blutigen dreißigjährigen Krieges nennt. Pappenheim fand unter ihnen manchen Freund, aber auch manchen Gegner. Erwitte, der General der ligiſtiſchen Reiterei, hing mit inniger Freundſchaft an ihm; Graf Gronsfeld, welcher das Fußvolk der Liga befehligte, konnte ſeinen Neid nicht unterdrücken, einem General, den er, wie er glaubte, durch ſeinen Rath aus mancher Verlegenheit geriſſen habe, immer untergeordnet zu ſeyn. Der Graf von Mannsfeld nährte ſchon aus früherer Zeit eine entſchiedene Abneigung gegen Pappenheim. Im gleichen militairiſchen Range, waren Beide im ſteten Streite, wer von ihnen befehlen, wer gehorchen ſolle. Iſolani, dieſer Sohn des Glücks, ein treuer Anhänger Wallenſteins, haßte, wie alle jene Offiziere aus des Friedländers Lager, den engherzigen Tilly, und ſchloß ſich deshalb an Pappenheim, in deſſen kühnem Geiſte er das Bild ſeines ehemaligen Feldherrn eher wieder zu finden glaubte, als in dem bedächtigen Tilly. Der General der Artillerie, Schömburg, war ganz Tilly's Kreatur; der Generalwachtmeiſter Kraz zu liſtig, um es nicht mit jeder Parthei zu halten.

In dieſer Stimmung waren die Gemüther. Tilly durchſchaute ſie alle, dem liſtig Beobachtenden entging nichts, und die kalte, abgeſchloſſene Ruhe, die ernſte Zurückgezogenheit, die bei ihm zur ſpaniſchen Grandezza und Bedächtigkeit wurde, hielt den thätigen Geiſt nicht ab, immer den verſchiedenen Kabalen zu folgen, die ſich in dem Heere für und wider ihn entſpannen.

Als Pappenheim bei ihm eintrat, empfing er ihn mit der ausgezeichnetſten Höflichkeit und mit der hohen Achtung, die er dem tapfern Soldaten, dem kühnen Feldherrn ſo gern zollte; nur ſchwebte heute ein ironiſches Lächeln um den feſt zuſammengekniffenen Mund, und ſeine Linke ſtrich, während er ſprach, mehrere Male den langen Bart ſeines ſpitzen Kinnes, ein Zeichen, daß in ihm etwas vorging. Er ſtand, eine ſonderbare Figur, zwiſchen dem rieſenhaften Erwitte und dem ſtarken athletiſchen Schömburg. Seinen kleinen, hageren Körper umgab ein aufgeſchlitztes ſpaniſches Wams von hellgrünem Atlas, und weite Hoſen von gleichem Stoff und Farbe; der hohe, ſpitze Hut, den er nicht gern ablegte, und von dem die breite rothe Feder auf den ſchmalen Rücken herabhing, bedeckte ſeinen grauen Scheitel. Das breite, goldgeſtickte Wehrgehänge und der lange ſpaniſche Stoßdegen an der Seite, gaben dem 72jährigen Greiſe ein ſonderbares Anſehen unter dem Haufen martialiſcher Krieger, und doch, wenn man ſich der gewonnenen Schlachten dieſes Männleins erinnerte, wenn man dachte, daß dieſer ſo widrig zuſammengekniffene Mund oft das Schickſal ganzer Provinzen ausgeſprochen, der Blick dieſer kleinen funkelnden Augen ſo oft von den Fürſten Deutſchlands mit Furcht beachtet worden war, daß dieſer kleinen, unanſehnlichen Geſtalt mit dem faſt theatraliſch ausgeſchmückten Anzuge, wenn ſie auf dem kleinen Grauſchimmel ſaß, Tauſende von kräftigen, tapfern Soldaten mit feſtem Vertrauen zum Siege folgten, ſo überfiel den muthigſten Mann bei ſeinem Anblicke eine Art Grauen und Ehrfurcht; man ſah in dieſem Männlein die Geißel Deutſchlands, das Schreckbild ſeiner Fürſten, das Schwert des katholiſchen Glaubens.

Nachdem ihn Pappenheim von allem Vorgefallenen unterrichtet, ihm über Magdeburg alle Auskunft gegeben hatte, trat Tilly mit ihm in eine Fenſtervertiefung, wohin auf ſeinen Wink nur der Graf Gronsfeld folgte. — Pappenheim, Tilly genau kennend, ſah gleich, daß er etwas gegen ihn im Schilde führte, und war auf ſeiner Hut, denn um Tilly's Mund zog ſich wieder das ſpöttiſche Lächeln.

Erinnert Ihr Euch noch, Herr Feldmarſchall! — begann dieſer nach einer unwichtigen, gleichgültigen Unterredung, ganz wie von ungefähr — erinnert Ihr Euch wohl noch unſerer Conferenz auf dem neuen Rathhauſe zu Hameln, wo wir deliberirten, ob man mit der Belagerung Magdeburgs die Kriegsoperationen beginnen ſolle, oder nicht? — Graf Gronsfeld war gegenwärtig.

Ich erinnere mich deſſen noch wohl, — ſagte Pappenheim ernſt — erinnere mich jedes Wortes.

Ihr verlangtet damals von mir — fuhr Tilly fort — 2000 zu Pferd', 2000 zu Fuß, als hinreichend, um Magdeburg mit Sturm zu nehmen. Ich gab Euch 3000 zu Fuß, warnte aber zugleich und bemerkte, Magdeburgs Mauern wären feſt, des Adminiſtrators Soldaten keine Bauern, wie die ob der Ens. — Ihr ſeht, Feldmarſchall, daß ich Recht hatte, Magdeburg ſteht und Ihr noch davor.

Auf beſtimmten Befehl Ihro kurfürſtlichen Gnaden von Baiern, Eures und meines Herrn, blieb ich unthätig — denn ohne dieſen Befehl hätte Pappenheim ſein Wort gelöſ't! — erwiederte er gleichgültig — Doch Ihr ſeyd jetzt Kaiſers Majeſtät Generalliſſimus, Eurem Befehle müſſen auch die Völker der Liga gehorchen. — Er verneigte ſich und trat in den Kreis der Generale und Feldoberſten zurück.

Eure Gnaden von Holſtein! — rief er —

Oberſt Holk, Benninghauſen und Ihr anderen Herren, die Ihr mir gefolgt, ich erſuche Euch, mit mir ſogleich in's Lager zurückzukehren, dort erwartet uns Arbeit!

Tilly war ihm gefolgt. — Warum ſo eilig aufbrechen, Graf Pappenheim? — fragte er finſter — Ich habe Euch hieher beſchieden, die ferneren Operationen des Heeres zu beſprechen, was wollt Ihr jetzt im Lager?

Mein Wort löſen — Magdeburg ſtürmen! rief er heftig.

Wie ein elektriſcher Schlag durchzuckte dieſe Rede die Anweſenden, die ſich erſtaunt anblickten, nur Tilly lächelte ruhig.

Wenn Ihr dieß ſolltet, Graf Pappenheim, würde ich es Euch mit beſtimmten Worten befohlen haben, — ſprach er würdevoll. — Des Kaiſers, der Liga Soldaten haben in meinen Augen zu vielen Werth, um ſie nutzlos auf die Schlachtbank zu liefern. Habt die Güte, mir zu folgen, Herr Feldmarſchall! — Er reichte Pappenheim die Hand und führte ihn in ein Nebenzimmer.

Graf Pappenheim! — ſagte er hier, und auf ſeinem Geſichte miſchte ſich Ernſt und Wohlwollen — Ihr habt die Probe nicht beſtanden! — Hört mich an — ich bitte, mich nicht zu unterbrechen. — Unter allen mir untergebenen Feldherren ſeyd Ihr der tapferſte, der einſichtvollſte, Ihr allein derjenige, der, wenn Gott mich abriefe von dieſer Welt, oder meinem Alter die Laſt des Commando's zu ſchwer würde, meine Stelle erſetzen, an der Spitze des katholiſchen Heeres ſtehen könnte; denn Euch fehlt nichts zum Feldherrn, als ruhige Ueberlegung und Beſonnenheit. — Und noch Eines! — Ihr ſtreitet für Euch, für den Ruhm, nicht für Euren Herrn, nicht für den Glauben. Ein Wort, eine Begebenheit, die Euch aufregt, giebt das Schickſal des Euch untergebenen Heeres in die Hand des Zufalls. Ihr wäret ein großer Mann, wäret Ihr Herr über Euch, riß Euch die Leidenſchaft nicht mit ſich fort, und wäre Euer warmes, tobendes Blut nicht der bitterſte Feind einer beſſeren Einſicht. — Ihr ſeyd mein Schüler; ſeit der Prager Schlacht ſeyd Ihr meinen Siegen gefolgt, in meiner Schule habt Ihr Euch zum Soldaten gebildet, und an kühnem Muthe habt Ihr den Meiſter übertroffen — ich gönne Euch dieſen Ruhm — er ſchmückt den kahlen Scheitel des Feldherrn nur, wenn ihn die Ueberlegung in den Lorbeerkranz flocht. Ich ehre, ich liebe Euch — das Letztere wohl mehr als Ihr mich — das weiß ich. — Der alte Tilly iſt Euch zu bedächtig, Ihr meint, er fürchte die Lorbeern zu verlieren, die Ihr erſt erringen wollt, deshalb iſt er Euch überall im Wege. Seyd darüber beruhigt, die Zeit wird ihn bald als Tribut abfordern, dann ſeyd Ihr ihn quitt — und tretet vielleicht an ſeinen Platz — füllt ihn dann ſo glänzend aus, wie er.

Ich ziehe mit zehntauſend Mann nach Frankfurt, dem Tiefenbach zu Hülfe, der übrige Theil des Heeres bleibt vor Magdeburg. Deshalb wollte ich erforſchen, ob Ihr die Lage Magdeburgs kenntet, ob Ihr die Schwierigkeiten einſähet, die Euch hier entgegen treten; ob Ihr ſie beherzigt hättet, deshalb meine Erinnerung an Hameln. — Euer aufbrauſender Zorn, der morgen vielleicht Tauſende nutzlos geopfert hätte, hat mir gezeigt, daß ich nicht mit ruhigem Herzen dem Schwedenkönige entgegen ziehen kann, und das thut mir leid. —

Er ſchwieg und ſah mit dem feurigen Auge fragend auf Pappenheim, der, während Tilly geſprochen, im ſteten Kampfe mit ſich geweſen war.

Herr Generallieutnant! — nahm jetzt Pappenheim das Wort — was Ihr mir da eben geſagt, kann ich nur aufnehmen, als hätte ein Vater zu ſeinem Sohne geſprochen, und ſo will ich auch glauben, daß Ihr es väterlich gemeint habt, und mit meinem alten General und Lehrmeiſter nicht um Worte rechten. Auch muß ich geſtehen, daß ich wohl manches wahr finde, was Ihr ſo eben geſagt; muß Euch doch aber entgegnen, daß wenn Alexander am Granicus überlegt hätte, ſtatt zu handeln, er nie das perſiſche Reich würde erobert haben. — Dem kühnen, feſſelloſen Muthe allein bietet ſich die große That. — Wohl möglich, — fuhr er fort, und ſeine Stirn umwölkte ſich, die beiden Schwerter wurden ſichtbar — wohl möglich, daß wenn mein Feuer mich nicht zu oft zur raſchen That führte, ich eine Feldherrntugend mehr hätte; wohl möglich, daß mein Ruhm, meine Ehre mir über alles geht. Seyd Ihr deſſen überzeugt, Graf Tilly, wünſcht Ihr mich unter Euern Fahnen für den Glauben fechten zu ſehen, ſo bitte ich, vermeidet künftighin, mich auf ähnliche Probe zu ſetzen, und vertraut lieber Eurem Scharfblick, der mich ja ſo genau zu kennen glaubt, er mag Euch aller Proben überheben und Euch zeigen, wozu ich gut bin.

Feldmarſchall! — unterbrach Tilly Pappenheim, der ſich zu erhitzen ſchien, und auf Tilly's Geſicht war jeder Ausdruck von Empfindung verſchwunden; es war ganz das ernſte Antlitz des Befehlenden — Feldmarſchall! Ihr rückt, ſobald ich nach der Oder abmarſchirt bin, mit den Truppen, die jetzt ſchon unter Eurem Befehle ſtehen, ausgenommen die Küraſſiere Benninghauſen's, und mit den Regimentern Gronsfeld, Rainach, den Küraſſieren von Erwitte und Blankart, auf das rechte Elbufer. Graf Mannsfeld bleibt mit den Uebrigen auf dem linken; das nöthige Geſchütz, ſo viel Ihr deſſen noch zu bedürfen glaubt, laßt von Wolfenbüttel kommen.

Und wer befehligt in Eurer Abweſenheit vor Magdeburg? fragte Pappenheim.

Auf dem linken Elbufer Graf Mannsfeld, auf dem rechten Ihr!

Pappenheim verneigte ſich und ſchwieg, Tilly trat wieder in den Saal, wo die Offiziere verſammelt waren.

Dem Grafen Pappenheim — begann er, als er in ihren Kreis getreten war, — habe ich meinen Willen bekannt gemacht. Ihr, Graf Mannsfeld, werdet ſchriftlich Eure ausführliche Ordre erhalten. Die kaiſerlichen Regimenter zu Fuß und des Oberſten Benninghauſen Küraſſiere halten ſich zum weiteren Marſche bereit. Euch, Ihr Herren Kroaten, auch Euch, tapferer Oberſt Holk, empfehle ich gute Mannszucht, damit ich, wenn ich zurückkehre, die Quartiere nicht leer, ſondern zur Aufnahme meiner Soldaten bereit finde. — Uebrigens ſeyd mir Alle herzlich willkommen, die alten Kriegsgefährten der Liga, und die, ſo kaiſerliche Majeſtät meinem Commando anvertraute, beſonders Eure fürſtliche Gnaden von Holſtein. — Er ging im Kreiſe umher, ſprach mit jedem verbindlich, nur Holk und Iſolani ſchienen mit ihrem Empfange nicht zufrieden, und mit den Worten: „Morgen bei der allgemeinen Muſterung ſehen wir uns wieder!“ entließ er ſie. Nur Pappenheim und Graf Mannsfeld blieben noch einige Zeit bei ihm und ſprachen über manches die Blokirung der Stadt betreffend.

15.

Misмuthig kehrte Pappenheim nach Olvenſtädt zurück. Bei dergleichen Gelegenheiten war ſonſt Hohendorf ſein Vertrauter geweſen, jetzt aber hatte er ihn von ſich gewieſen, und ſein Stolz erlaubte ihm nicht, dem jungen Manne entgegen zu kommen. Es war unter den Offizieren ſeiner Umgebung nur noch La Croix, den er eines beſonderen Zutrauens würdigte, jedoch die Warnung Hohendorf's, und einige Augenblicke reiflicher Ueberlegung, mußten wohl das Vertrauen ſchwächen, welches er bisher zu ihm, wenn auch nur in gewiſſer Art, gehabt hatte; La Croix's Gegenwart war ihm daher drückend.

Anna hatte Pappenheim mit Ungeduld erwartet. Als er bei ſeiner Rückkehr unten einen Augenblick eingetreten war, grüßte er den Amtmann freundlich und entſchuldigte ſeine Hitze, die allein die Urſache ſeiner Verhaftung geweſen ſey, ſchien Hohendorf nicht zu bemerken, der in dem Fenſter neben Anna ſtand, und trat zu dieſer, freundlich, zuvorkommend, wie noch nie. Anna's Auge ſtrahlte vor Wonne, die wenigen Worte, welche Pappenheim mit ihr ſprach, ſchienen ſie zu beglücken, die leiſen Worte, welche er ihr zufliſterte, trieben das Blut auf ihre Wangen, und dem hämiſchen Blicke La Croix's, der ſie in dieſem Augenblicke traf, begegnete ſie mit Verachtung.

Nicht lange hielt ſich Pappenheim in dem Familienkreiſe auf; er ſprach noch Einiges mit dem Vater, ſelbſt Muhme Kunigunde erfreuete ſich dieſer Ehre, und es ſchien, als ob er heute das Unrecht wieder gut machen wollte. Aber der alte Wanfried ſchüttelte bedenklich den Kopf, ihn ſchien dieſe gnädige Herablaſſung nicht zu freuen, er ſchritt, als Pappenheim das Zimmer verlaſſen hatte, unruhig auf und ab. Hohendorf verſuchte umſonſt, ihn zu zerſtreuen, und als Anna endlich auch zu ihm trat und einige freundliche Worte ſagte, ſah er ſie mit ungewiſſem Blicke an, erwiederte nichts und ging plötzlich in ſein Schlafzimmer, das er hinter ſich verſchloß.

Jetzt war Hohendorf mit Anna allein; La Croix war dem Feldmarſchalle gefolgt, Muhme Kunigunde in Angelegenheiten der Wirthſchaft hinausgegangen. Der Rittmeiſter ſtand am Fenſter, ſchaute in die Sternennacht hinaus und gedachte Hedwigs; Anna ſaß, den Kopf geſtützt, nachdenkend vor ſich hinſtarrend. Eine Todtenſtille herrſchte. Plötzlich fuhr Anna auf. Rittmeiſter Hohendorf, — ſagte ſie — ich glaube, dieſen La Croix fürchten zu müſſen!

Hohendorf ſah ſie verwundert an und erwiederte nichts.

Ich glaube, er iſt ein böſer Menſch, — fuhr ſie fort. —

Was kümmert Euch das? erwiederte Hohendorf. —

Ein teufliſch Gemüth, wohl fähig, ein gequältes Herz mit eiſiger Hand hohnlächelnd zu zerdrücken. —

Wahret Euer Herz vor ihm! erwiederte er, gleichgültig ſcheinend.

Vor ſeinem Herzen will ich das meinige wahren — fuhr ſie zutraulich fort. — Kann ich es vor dem Gifte, das er heimlich ausſpritzt?

Ein reines Gemüth ſteht unverwundbar! ſagte Hohendorf ernſt.

Ein reines Gemüth? Mann! — rief ſie — ich glaubte, Taubenſanftmuth ſey Euer Erbtheil, deshalb überließ ich Euch meiner Schweſter, da ich die Taubennatur nicht am Weibe, noch weniger am Manne liebe; aber ich ſehe, Euer Geſchlecht iſt überall von Falkenart! —

Was ſoll dieß Geſpräch? — unterbrach ſie Hohendorf — Soll es mich reizen, Saiten zu berühren, die nur mistönen könnten? Soll es mich in Eure Stimmung verſetzen, die aufjauchzen möchte vor Wonne und zugleich aufſchreien möchte vor Schmerz, die vor der Höllenpforte ſteht und den Himmel geöffnet glaubt? Beides wäre nicht gut, darum beſſer, wir brechen das Geſpräch ab, das mich in meinen Gedanken an Hedwig, an die reine, makelloſe Hedwig ſtörte. Seit ſie von Euch ſchied, iſt Euer Schutzgeiſt von Euch gewichen! Gute Nacht, Anna!

Sie lächelte bitter, als die Thür ſich hinter ihm ſchloß. Am Ziele meiner Wünſche! — rief ſie ſchmerzlich aus — da bin ich, — er hat Recht, und bin doch nicht beglückt! —

La Croix ſchritt indeſſen auf ſeinem Zimmer mit großen Schritten auf und ab. Pappenheim hatte ihm den Befehl gegeben, ſobald als möglich nach Wolfenbüttel zu gehen und dort die nöthigen Anſtalten zu Herbeiſchaffung des Belagegerunggeſchützes zu treffen. Weshalb er in dieſem Augenblicke entfernt wurde, war ihm klar; und wie ein ohnmächtiger Knabe ſtampfte er grimmig mit dem Fuße und ballte die Fauſt. Nur das freuet mich, — rief er tückiſch-lächelnd — daß ich kein Thor war, mein Herz an einen Mann zu hängen, der das Herz ſeiner Freunde zu verwunden ſo bereit iſt, daß ich an den Tollkühnen und ſein Glück das meine nicht aus Neigung, nur aus Eigennutz kettete, nicht, wie jener thörigte Knabe Hohendorf, mit Liebe an einem Manne hing, der Menſchenglück nur wie ein Speculant, Menſchenleben wie die Sproſſen ſeiner Glücksleiter betrachtet! Daß Du mir den Streich geſpielt, hochfahrender Pappenheim, — rief er wüthend — ſoll Dich gereuen!

Als er noch ſo auf und ab ſchritt, hörte er auf dem Gange die Thür, welche zu Hohendorf's Zimmer führte, knarren. Haſt Du Deinen Sermon ſchon beendet, heiliger Mann! — rief er höhnend — Eine Magdalene machſt Du aus der Sünderin nicht; die ergreift alles mit feſter Hand und die Sünde am feſteſten!

Muß doch ſehen, ob der Fromme, von ſeiner

Heiligen verbannt, ſie noch ſo treu anbetet als ſonſt. Ich muß dieß Feuer ſchüren, ehe es verliſcht. — Er ging in Hohendorf's Zimmer.

Weshalb habt Ihr uns heute nicht in Tilly's Hauptquartier begleitet, Hohendorf? — fragte er im Hereintreten mit erkünſtelter Theilnahme.

Weil mir der Befehl ward, hier zurückzubleiben! erwiederte dieſer kalt.

Der General ſcheint auf Euch zu zürnen.

Wohl möglich.

Und weshalb? — Hohendorf ſchwieg und begann ſich zu entkleiden.

Seit der Flucht der jungfräulichen Hedwig ſcheint Pappenheim mürriſcher Laune zu ſeyn! — fuhr La Croix fort — Ihr habt es entgelten müſſen, und doch glaube ich, niemand leidet mehr durch dieß Verſchwinden als Ihr.

Das kümmere Euch nicht! — entgegnete Hohendorf ernſt.

Pappenheim weiß ſich zu entſchädigen — iſt es Rahel nicht, ſo iſt es Lea! — fuhr La Croix fort — Euch zürnt er um Hedwig, mich ſchickt er, Anna's wegen, nach Wolfenbüttel!

Daran thut er recht! erwiederte Hohendorf.

Wie meint Ihr das? fragte La Croix.

Ihr verſteht mich ohne Erklärung, — antwortete Hohendorf gleichgültig — und verzeiht mir wohl, wenn ich Euch bitte, mich zu verlaſſen; es iſt Zeit, ſich zur Ruhe zu legen.

Wißt Ihr, wo Anna iſt? — fragte der Hauptmann, ohne ſich von Hohendorf's Aufforderung ſtören zu laſſen. — Dieſer ſchwieg. — Wißt Ihr es, oder wollt Ihr es nicht wiſſen?

Hauptmann La Croix, — begann Hohendorf mit ernſtem Tone — wir ſind nicht Freunde, werden es nie ſeyn! Warum dieſe Zudringlichkeit, die mir läſtig iſt; warum mir Sachen enthüllen, die mir hoffentlich verſchleiert bleiben werden? Ueberdieß, wenn ich Euch recht verſtanden habe, ſo fürchtet Ihr ein Gut zu verlieren, das nie das Eure war, nie das Eure werden wird. — Geht zu Bette und laßt mich in Ruhe!

Glaubt Ihr — fuhr La Croix auf, dem wahrſcheinlich ſeine drei Mal ſieben Tropfen einfallen mochten, — glaubt Ihr, junger Herr, einen verſuchten Krieger ungeſtraft ſo gröblich beleidigen zu können, daß Ihr ihm die Thür weiſ't? Glaubt Ihr, mein Schwert ſey nicht ſcharf genug für eine freche Zunge? Noch ein Wort und ich verlange morgen blutige Genugthuung!

Geht zu Bett' und laßt mich in Ruhe! — wiederholte Hohendorf — Die Genugthuung ſoll Euch werden, wenn Ihr ſie verlangt! — Er wendete ihm den Rücken und ging in ſeine Schlafkammer.

Knabe! — rief La Croix — morgen ſollſt Du für Deinen Hohn bluten!

Er kehrte auf ſein Zimmer zurück. Aber floh ihn morgen das Glück, wie der Schlaf ihn heute, ſo ſah es ſchlimm mit ſeiner Rache aus; ſie und die Eiferſucht trieben ihn vom Lager, aus dem Zimmer. Er hüllte ſich in ſeinen Mantel und ſchlich über den langen Gang. Die Schildwache, welche hier vor Pappenheim's Zimmer auf und ab ſchritt, ließ ihn, da ſie La Croix erkannte, ungehindert gehen, der jetzt nach der Wendeltreppe des Thurmes ſich wandte, die aus dem Schlafgemach in das untere Stock führte. Hier ſetzte er ſich auf die unterſte Stufe, und tauſend quälende Gedanken durchkreuzten ſich in ihm. Alle Leidenſchaften waren rege, und wie ein Tiger, auf ſeine Beute lauernd, lag er hier. Der einzige Gedanke, ſich morgen an dem verhaßten Hohendorf rächen zu können, war ihm wohlthuend. War er doch feſt gegen Hieb und Stich, und ſo mußte jener unter ſeinem Schwerte bluten; und da Pappenheim dem Günſtlinge ſeine Liebe entzogen zu haben ſchien, hatte er auch von dieſem keine Ahndung zu fürchten. Aber was half ihm dieſer eine tröſtende Gedanke! Die Reiſe nach Wolfenbüttel quälte ihn unausſprechlich, ſeine thörigte Eiferſucht, welche ihn in dieſem Augenblicke auf die kalten Stufen bannte, machte ihm die Entfernung von Anna ſo bitter, den Gedanken an ſie zur Höllenpein. Endlich tauchte, nach langem innern Kampfe, doch noch ein lichter Gedanke in ihm auf; die Hoffnung, auf dieſer Reiſe vielleicht einen ſehnlichen Wunſch erreichen zu können, gab ihm einigen Troſt. Er wollte nämlich den alten Holkiſchen Reiter zur Begleitung nach Wolfenbüttel mitnehmen, und mit ihm den Jäger im Harzgebirge beſuchen, von dem er feſt glaubte, daß es der wilde Jäger ſelbſt ſey, oder wenigſtens ein Eingeweiheter in die Myſterien Satans. Nicht allein für ſeine Lebenszeit wollte er die Unverwundbarkeit ſich mit ſeinem Seelenheile erkaufen, auch andere Dinge hoffte er dort, um jeden Preis, zu gewinnen, Dinge, welche ihm die Mittel zeigen würden, ſich Anna zu eigen zu machen und an Pappenheim zu rächen. Unter dieſen Träumereien, die er ſich ſo ſüß als möglich ausſchmückte, hatte ihn die Müdigkeit überwältigt. Er ſchlummerte ein, die Stunde der Geiſter ging ſo unbeachtet an ihm vorüber, und erſt als die Thurmuhr drei ſchlug, weckte ihn ein Geräuſch. Er hörte Tritte nahen, und als er die Augen aufſchlug, ſah er eine weiße Geſtalt mit loſen, flatternden Haaren und verſtörtem Blicke, ein Lämpchen in der Hand, die Treppe herabſteigen, und als ſie ihm näher kam, war es — Anna.

Er hatte ſie erwartet, und dennoch überlief es ihn bei ihrem Anblicke eiskalt. Das Geiſterhafte ihres Anſehens, das bleiche Licht, die flatternden Haare, die wild über Schulter und Nakken rollten, das flammende Auge erſchreckten ihn, und erſt als ſie dicht vor ihm ſtand, erhob er ſich. — Sie erblickte ihn — ſchrie laut auf — die Lampe entfiel ihr, ſie war verſchwunden.

Auch die Wonne misgönnſt du mir, Schickſal! — rief er knirſchend vor Wuth — auch die Wonne, die Stolze gedemüthigt vor mir zu ſehen! — Nun, wohlan! die Bahn meines Lebens bezeichne mir die Rache, ihr nur ſey fortan mein Leben geweiht. Ein Thor wär' ich, mich noch länger zu quälen, ſelbſt aus dem Gifte will ich Honig für mich ziehen. Darum, du tobendes, wallendes Blut, fließe ruhig, fließe kalt, kalt, wie der Nordwind, der durch die Ritzen pfeift! — Er kehrte in ſein Zimmer zurück, und mancherlei teufliſche Pläne durchkreuzten ſich hier.

16.

Mit dem Grauen des Morgens ſtand er auch ſchon vor Hohendorf's Bette und weckte ihn. — Es thut mir leid, Euch aus Eurem ſanften Schlummer ſtören zu müſſen! — ſagte er — Ich ſoll den Feldmarſchall begleiten, habe deshalb wenig Zeit und bitte aufzuſtehen. Die Frühſtunde iſt zu jeder Arbeit die beſte. — Hinter dem Garten in dem Kieferngebüſch erwarte ich Euch mit einem Freunde!

Ich werde Euch nicht lange warten laſſen!

— erwiederte Hohendorf — Ohne Helm und Panzer?

Ohne beides! antwortete La Croix und ging.

Als er auf ſein Zimmer zurückgekehrt war, die Schärfe und Spitze ſeines langen ſpaniſchen Degens unterſucht, nahm er das Fläſchchen, welches er dem Holkiſchen Reiter noch nicht wiedergegeben hatte, und beſah es. Es war noch genug darin, um manchen Pact mit dem Böſen abzuſchließen, und faſt gelüſtete ihn, noch einmal die bittere Eſſenz zu verſuchen, um der Sache deſto gewiſſer zu ſeyn; aber der Sturm auf Kloſter Bergen fiel ihm ein, und die Zuverſicht ermuthigte ihn. Er kleidete ſich an, zog aber doch ein Koller von dicker Elendshaut unter ſein gemsledernes, ſetzte den Hut mit den grünen Federn auf, der inwendig ein eiſernes Kreuz verbarg, holte ſeinen Waffenbruder ab und ging ſo gerüſtet nach dem Kiefernbüſchchen.

Hier fand er Hohendorf ſchon; jedoch allein.

Ihr ſcheint die Sache ſehr leicht zu nehmen, — begann nach höflicher Begrüßung La Croix — daß Ihr ohne einen Freund auf dem Kampfplatze erſcheint?

Nicht leichter, als es mich nöthig dünkt! —

erwiederte der Rittmeiſter — Ich wollte Euch nicht warten laſſen, und glaube auch allein mir zu genügen.

Nun wißt! — rief La Croix — Es gilt alten Groll, der ſo tief im Herzen ſitzt, daß des Degens Spitze ihn dort aufſuchen muß; alſo auf Tod und Leben!

Wie Ihr wollt! erwiederte Hohendorf, zog ſein Schwert und ſtellte ſich mit einer Ruhe La Croix gegenüber, daß dieſer faſt bei ſeinem Anblicke Tropfen und Pact vergeſſen hätte.

Wüthend war La Croix's Angriff. — Wie jemand, der den Tod ſucht, drang er auf Hohendorf ein, der mit kaltblütiger Ruhe ſich vertheidigte.

La Croix! — rief er endlich — Ihr gebt tödtliche Blößen, hütet Euch, damit mich nicht die Luſt anwandelt, ſie zu benutzen!

Memme! rief dieſer. — Aber in dem nämlichen Augenblicke flog ſein Degen weit weg, und ehe er ihn wieder ergreifen konnte, war Hohendorf's Klinge ruhig in der Scheide.

Halt! rief er La Croix entgegen, als dieſer von neuem in ihn eindrang.

Halt! — rief des Hauptmanns Freund, ihm

in die Arme fallend — Ihr habt gefochten wie ein Raſender, der den Tod ſucht, der Rittmeiſter wie ein Mann, der Mitleid mit der Tollheit ſeines Feindes hat, denn oft lag Euer Leben in ſeiner Hand. Ihr ſeyd entwaffnet, der Zweikampf iſt beendet!

Er mein Leben in ſeiner Hand?! — rief La Croix, vor Wuth hell auflachend — Ihr Thoren!

Gelüſtet Euch ſo ſehr, den Zweikampf fortzuſetzen, — unterbrach ihn Hohendorf — ſo bin ich bereit. — Er zog von neuem.

Nein! — fiel ihm der Freund La Croix's in's Wort — Für heute wenigſtens ſey die Sache abgethan

Wie Ihr wollt! — meinte nach einigem Beſinnen La Croix — Aufgeſchoben ſey für heute der Kampf, doch nicht aufgehoben. — Ich danke Euch für Eure Bemühung! wendete er ſich zu ſeinem Freunde, und ging bitter lachend dem Amthauſe zu. Hohendorf folgte.

Als dieſer an des Generals Zimmer vorüber ging, trat Pappenheim heraus. Hohendorf verneigte ſich ehrerbietig; der General blieb ſtehen, und es ſchien, als erwarte er des Rittmeiſters

Anrede. Dieſer ſah beſcheiden, faſt bittend an ihm auf, aber ſchwieg. Pappenheim, als er ſeinen Liebling ſo vor ſich ſtehen ſah, vergaß den Groll und ſtreckte unwillkührlich die Hand nach ihm, die Hohendorf ergriff und ſchnell an ſeine Lippen drückte.

Du begleiteſt mich doch, wenn der Generaliſſimus kommt? ſagte er freundlich.

Hohendorf bejahete es — die Verſöhnung war geſchloſſen.

In das Wohnzimmer des Amthauſes zu Olvenſtädt, wo Anna ſinnend am Fenſter ſaß, trat La Croix mit höhniſchem Blick. Er wollte, nach der ſonderbaren Scene dieſer Nacht, Anna durch kalte Verachtung beugen, wollte mit keiner Sylbe des Vorganges erwähnen, und als habe die Verachtung jedes andere Gefühl in ihm erſtickt, ſo gleichgültig ſcheinend, hoffte er die Stolze zu demüthigen.

Anna hatte zwar bei ſeinem Eintritte aufgeblickt und ſeinen kalten Gruß wo möglich noch kälter erwiedert, aber obgleich mit ihm allein, ſchien ſie doch nicht im mindeſten befangen zu ſeyn; ſie ſtrickte an ihrem Netze und kümmerte ſich nicht weiter um ihn. Daß er ſie mit höhniſchem Lächeln betrachtete, ſchien ſie nicht zu bemerken, und er ſah ſich genöthigt, entweder das Zimmer zu verlaſſen, oder ſchweigend Tilly's Ankunft abzuwarten, der ihm den Gefallen that, nicht lange auszubleiben. Ein Reiter ſprengte voraus, ſeine Ankunft zu melden, und Anna, die bisher ſtill und in ſich gekehrt an ihrem Fenſter geſeſſen hatte, ſprang bei dieſer Nachricht erwartungvoll auf, den Kriegeshelden zu ſehen, deſſen Ruf die Fama durch ganz Deutſchland auf ſo verſchiedene Weiſe verbreitete. Ihre lebhafte Einbildkraft hatte ihr einen großen, ehrwürdigen Mann gemalt, deſſen Silberhaar noch kräftig über die Schultern wallte, einfach, majeſtätiſch wie der Kriegsgott; und auf einem niederen Roſſe kam eine kleine magere Geſtalt geritten, welche die herabhängende Feder des Hutes von hinten, und das breite Wehrgehänge von vorn faſt zur Hälfte bedeckten. — Wie kräftig, wie majeſtätiſch ſtand dagegen der kühne Pappenheim vor ihm! und doch konnte ſie ſich bei ſeinem Anblicke eines drückenden Gefühles nicht erwehren, als Pappenheim das kleine greiſe Männchen mit ausgezeichneter Achtung empfing, und dieſer Tilly mit Würde, faſt konnte man ſagen mit Stolz, auf den Feldmarſchall blickte, als ob er ſagen wolle: Ich bin der Befehlende, Du der Gehorchende! — Sie, für welche körperliche Kraft allein das Gepräge des Helden war, ſie konnte nicht begreifen, wie Deutſchland vor einem hinfälligen Greiſe, wie dieſer, erzittern könne, wie ein Mann, gleich Tilly, höher ſtehen könne als Pappenheim, das Ideal ihrer Phantaſie. Sie warf unmuthig ihr Netz bei Seite, und ſchritt in der Stube auf und ab, als der Vater eintrat.

Habt Ihr den Tilly geſehen?! rief ſie ihm entgegen.

Ich ſah ihn, — entgegnete dieſer — ich ſah den Furchtbaren.

Furchtbar? — lachte Anna — dieſes Männlein furchtbar? Des Kaiſers Machtwort giebt ihm Werth; ohne ſeinen Commandoſtab auf die Wagſchaale zu legen, ſchnellte er federleicht in die Höhe!

Ein großer General, — unterbrach ſie der Vater — fruchtbar an Entwürfen, vorſichtig, aber feſt in der Ausführung; nie, wie Pappenheim, vom Soldatenmuthe ſich hinreißen laſſend, den Feldherrn auch nie einen Augenblick vergeſſend; ein Mann, wie wenige zu finden, ein furchtbares Schwert in der Hand der Katholiſchen!

Habt Ihr ihn neben Pappenheim geſehen, ſaht Ihr den greiſen Alten neben dieſem kräftig-ſchönen Manne, den die Narben ſeines Geſichtes nicht entſtellen, nur ſein männlich-kriegeriſches Anſehen noch erhöhen?

Und was wäre dieſer Pappenheim, — erwiederte der Alte — hätte ihn ſein Kurfürſt nicht zum Feldmarſchall ernannt? Ein roher, wilder Krieger, den man nur nach der Schärfe ſeines Schwertes würdigte; ein Mann, wie Don Balthaſar's Regiment Hunderte aufweiſen kann.

Ihr ſcherzt, Vater! — rief Anna, ſich vergeſſend — Ein Mann, wie er, zum Sieger geboren, dem kein Feind, kein Herz widerſtehen kann; ein Mann, herrlich, wie der Kriegsgott, das ächte Bild deutſcher Kraft! Seht ſein Auge, ſeht die braunen, geringelten Locken!

Der Vater war, während ſie ſprach, nachdenkend und ernſt geworden. Anna, — unterbrach er ſie — es giebt Augenblicke im Leben, wo das braune Haar des kräftigſten Mannes bleich werden kann wie Schnee. Wenn die Schande ſeinen ehrlichen Namen befleckt und er den Fluch ausſprechen muß, wo er Segen ſpenden möchte. Hörſt Du es, Anna! — ſagte er und ſchritt zürnend von ihr.

Sie ſtand zerſchmettert. Aber plötzlich erhob ſie den geſenkten Blick. Des Lebens höchſte Wonne ward uns nie ungetrübt! — rief ſie — Ich theile nur gleiches Loos mit Allen und verzweifle nicht!

Tilly hatte ſich indeſſen bei dem Imbiſſe nicht lange verweilt und ſaß ſchon wieder mit ſeinem Gefolge zu Pferde, die Feſtungwerke der Stadt zu recognoſciren, und zugleich die Regimenter, welche unter Pappenheim's Befehl geſtanden hatten, zu muſtern. Er wandte ſich erſt nördlich, ritt über den großen Silberberg der Straße zu, die von Magdeburg nach Wollmirſtädt führt, und begab ſich dann nach der Elbe; hier begrüßten ihn die Magdeburger von der Neuſtadt aus mit Kanonen. Als er wieder zurückritt, fand er bei'm

Rothenſeerholze das Regiment zu Fuß des Herzogs von Holſtein aufmarſchirt, neben ihm die Küraſſiere des Oberſten Blankart. Tilly ritt durch ihre Reihen, lobte den Herzog wegen der guten Haltung des Regimentes, beſonders aber das männliche, kriegeriſche Ausſehen der Hellebardierer, und unterhielt ſich mit manchem Offizier und Küraßreiter von Blankart, dieſem tapferſten Regimente der Liga, das ihm ſchon in ſo mancher Schlacht zum Siege gefolgt war.

Nach abgehaltener Muſterung ritt er, nur von Pappenheim begleitet, weiter gegen die Neuſtadt vor und beſah die dortigen Werke. — Ein herzhafter Anlauf — meinte Pappenheim — und das Ding iſt unſer! — Tilly lächelte und ritt, ohne etwas darauf zu erwiedern, in der Richtung nach Diesdorf weiter.

Von hieraus, Graf Pappenheim, — meinte er, als er die Werke vom Kröken- bis Ulrichsthore beſah — greifen wir gewiß nicht an; hier faßten wir den Stier bei den Hörnern. Ueberhaupt muß der erſte Angriff von jener Seite geſchehen, um der Stadt die Verbindung mit den Schweden und Sachſen abzuſchneiden, weshalb ich

ich auch Euch den Poſten anvertrauet habe. — Pappenheim dankte für das Zutrauen; Beide waren jedoch ſehr wortkarg.

Hinter Diesdorf hielten die Kroaten und die Holkiſchen Reiter. Bei erſteren durchritt er nur flüchtig ihre Reihen, und ſagte leiſe zu Pappenheim: Ein ſchöner Menſchenſchlag, gliche der Muth der Körperkraft, ſo wären ſie die beßte Reiterei des Heeres. — Jetzt begab er ſich zu dem Holkiſchen Regimente, in damaliger Zeit wohl das einzige im kaiſerlichen Heere, deſſen Kleidung von gleicher Farbe, grün, war. Tilly ſchien beſonderen Gefallen daran zu haben, und Oberſt Holk, ſo roh er auch war, beſaß doch Takt genug, ihm auf ſeine dießfallſige Bemerkung zu erwiedern: Wir tragen Eure Farbe, Herr Generallieutnant! — Tilly verweilte lange bei dieſem Regiment, beſah es mit Aufmerkſamkeit; unterſuchte die Bewaffnung und Equipirung ſehr genau, nickte den Reitern freundlich und zufrieden zu und ſagte bei'm Wegreiten zu dem General-Commiſſair Lerchenfeld: Tragt beſondere Sorge für das Regiment des Oberſten Holk, damit es ihm an nichts fehle und es nicht Urſache hat, für ſich ſelbſt zu ſorgen!

Oberſt Holk verſtand den Wink. — Thut das, Herr General-Commiſſair, — ſagte er — ſonſt möchten wir Euch in's Amt fallen, und das verſtehen wir! — Tilly umritt jetzt die Sudenburg, ſah das zerſtörte Kloſter Bergen und wurde, als er ſich nach Fermersleben begab, von den Bukower Schanzen begrüßt. — Die Magdeburger haben, wie es ſcheint, mehr Sorgfalt jenſeit verwendet als hier, — ſagte er, ſich zu Pappenheim wendend — deshalb ſeyd Ihr dort an Eurem Platze. Dort drüben ſchanzen ſie gar arg und bereiten Euch ein ſchwer Stück Arbeit. Dort müſſen wir erſt fegen, bevor wir hier zum Tanze aufſpielen.

Auf den Salpker Höhen ſtanden vier Fahnen von des Pappenheim's Regiment und der Oberſt Benninghauſen mit ſeinen Küraſſieren. Ihr ſollt mich begleiten und mit mir den Schweden entgegenziehen; ich liebe die bravſten Regimenter um mich! — rief er dieſem zu — und Ihr, Oberſt, meine Reiterei befehligen! — Dann beſah er die Fahnen des Pappenheimiſchen Regimentes zu Fuß, ihm gar alte, werthe Bekannte. — Iſt mir doch, als ſähe ich mein eigenes Regiment, — ſagte er, als er die Glieder durchritt, — ſo bekannt iſt mir faſt jeder. Ein wackerer Haufe, wohl werth, Euern Namen zu führen, Feldmarſchall! — Er lobte bei dieſer Gelegenheit alle von Pappenheim gemachten Anordnungen und meinte, der Feind ſey ſehr höflich, daß er ihn nur mit einigen Kanonenkugeln begrüßt und keinen Ausfall gewagt habe. — Bei Olvenſtädt hielt er Heerſchau über die dort aufgeſtellten neun Fahnen von Pappenheim's Regiment und über Don Balthaſar's ſtattliche Küraſſiere. Er nahm dann ein kurzes Mittagmahl ein — das Bankettiren liebte er nicht — und ritt nach Wanzleben zurück.

17.

Sollte ich Euch nicht wiederſehen, — ſagte La Croix am anderen Morgen gleichgültig zu Anna, als er zur Abreiſe nach Wolfenbüttel bereit war und die Pferde ſchon geſattelt auf dem Hofe hielten, — ſo lebt wohl!

Lebt wohl! erwiederte Anna, ohne ihn zu fragen, wohin er ginge. Aber der Muhme Kunigunde war jede Neuigkeit wichtig.

Wohin führt Euch Euer Weg? fragte ſie.

Nach Wolfenbüttel.

Und werdet Ihr lange dort verweilen?

Nur einige Tage.

Nun, dann ſehen wir uns ja bald wieder!

Mit nichten, liebe Jungfer Kunigunde! — ſagte er mit lauter Stimme — Der Feldmarſchall rückt übermorgen, vielleicht ſchon morgen, über die Elbe, und deshalb Ade, geliebtes Olvenſtädt!

Er zieht von hier?! rief Anna aufſpringend.

Ja! erwiederte er, verbeugte ſich bei dieſem ſpöttiſch ausgeſprochenen Worte noch einmal und entfernte ſich. Der Amtmann, welcher finſter, ohne Theil an dem Geſpräche zu nehmen, da geſeſſen hatte, glaubte, es zieme dem Wirthe, den Abgehenden bis an die Thür zu geleiten, und folgte ihm.

Amtmann Wanfried! — raunte ihm La Croix, der ſchon einen Fuß im Bügel hatte, leiſe zu — Euch iſt eine große Ehre widerfahren; der Kurkuck hat in Euer Neſt ſein Ei gelegt! — Er ſchwang ſich auf ſein Roß und ſprengte davon.

Wie vom Donner gerührt ſtand der Alte.

Sattelt mein Pferd! rief er, gürtete ſein altes Schlachtſchwert um, warf die langen Piſtolen in die Holſter, ſtieß Anna, die ihn erſchrocken nach ſeinem Vorhaben fragte, zurück und jagte bald La Croix nach.

Dieſer ritt ruhig und unbekümmert mit dem alten Holkiſchen Reiter, zwei Dienern und noch vier Bewaffneten von des Don Balthaſar's Regiment, ſeine Straße, als plötzlich der alte Wanfried auf dem mageren Klepper hinter ihm angeſprengt kam.

Hauptmann La Croix! — rief er ihm ſchon von fern zu — Auf ein Wort!

La Croix hielt an.

Ihr habt mir einen Abſchiedsgruß zurückgelaſſen, ich komme, die Erklärung von Euch zu holen.

Erklärt ihn Euch nur ſelbſt! — erwiederte der Hauptmann kalt — Es geſchehen oft Dinge, die ſich nicht gut deutlicher ſagen laſſen.

Herr! — rief der Alte, und bemerkte nicht, wie die Bewaffneten ſich zur Thätlichkeit in Bereitſchaft ſetzten — Herr, ich verlange Erklärung, oder mein Schwert ſoll Euch zwingen! Raſch war es aus der Scheide. — Statt aller Antwort winkte La Croix einem Diener, dieſer drückte ſein Piſtol ab, Roß und Reiter ſanken zu Boden. La Croix ſprengte davon.

Da lag der Alte, und todt neben ihm ſein treuer Klepper. Er ſprang auf, der Fall hatte ihn nicht beſchädigt. In dumpfem Schmerz trat er vor das zuckende Roß, dem die Kugel das Hirn zerſchmettert hatte, nahm dann ſein Schwert, welches weithin geflogen war, und ſtieß es höhniſch lachend in die Scheide.

Ruhe hier! — rief er endlich, als ſeine Wuth wieder Worte fand und er mit Heftigkeit auf den ſtählernen Griff ſchlug — Ruhe hier, alter Freund, bis du einſt rächen kannſt! — Von mancherlei Gedanken gequält, mancherlei Vorſätze faſſend, wanderte er zu ſeiner Wohnung zurück.

La Croix zog indeſſen ruhig ſeine Straße weiter. Dergleichen Begebenheiten achtete der Soldat wenig; ob dem Alten das Pferd todtgeſchoſſen, oder ob es ihm genommen ſey, konnte ihm gleichviel ſeyn, und ſolche Kleinigkeiten erſchienen ihm nur als ein luſtiges Abentheuer, das ihm auf dem einſamen Wege Stoff zum Geſpräche gab. Zwar hätte der Hauptmann gern die ganze Sache ungeſchehen gemacht, er fürchtete, daß der Amtmann bei'm General Klage führen und jetzt, gewiſſer Rückſichten wegen, leichter Gehör finden könnte; indeſſen ſtanden ja immer noch tauſend Auswege zu Gebote, und ehe der Abend kam, hatte er auch die Sache vergeſſen. Ihn beſchäftigte nur noch der alte Jäger im Harzwalde, zu welchem er zog. Er verließ deshalb die Straße nach Wolfenbüttel, wendete ſich links auf Halberſtadt, und folgte nun von da aus ganz dem Wege, den der alte Holkiſche Reiter ihn führte.

In Wernigerode ſchickte er ſeine Bedeckung nach Oſterwick voraus und ritt nur von einem Diener und dem Holkiſchen Reiter begleitet durch Haſſerode, längs der rauſchenden Holzemme, immer in dem Thale aufwärtsſteigend, das ſich hier durch die hohen waldbekränzten Höhen des Hippeln windet. Ueber die Brücke gekommen, wendeten ſie ſich plötzlich rechts dem Brocken zu, überſchritten den Weg, der nach Ilſenburg führt, und ſich immer am Fuße des Brockens hinziehend, gelangten ſie an die Köhlerhütten, wo ſich jedoch der alte Reiter ſtandhaft weigerte weiter mitzuziehen. Kein Bitten, kein Drohen half, und er gab La Croix ſogar zu verſtehen, daß er ſich eher unter den Schutz der rüſtigen Köhlerburſche ſtellen würde, als noch einmal zu dem alten Jäger zu wandern, erbot ſich aber, im Fall einer der Köhler dem Hauptmanne den Weg zeigen wollte, bis zu deſſen Rückkehr bei ihnen zu bleiben.

Ein munterer Burſche entſchloß ſich endlich, trotz des Unwetters, La Croix bis an die Jägerwohnung zu bringen. Unterweges wollte ſich der Hauptmann von allem unterrichten, und that mehrere Fragen, wovon der Führer wenige zu beantworten wußte; nur ſo viel erfuhr er, daß das am Fuße des Brockens gelegene Jägerhaus, welches man den Scharfenſtein nenne, von jedermann vermieden würde und niemand gern mit dem Alten und ſeinen Beſtien, noch weniger mit der alten Hexe zu thun haben möchte. Auch gehe die Sage, daß es, beſonders in der Walpurgisnacht, dort nicht geheuer ſey.

Unter dergleichen Geſprächen kamen ſie immer tiefer in den Wald. Der Sturm heulte furchtbar und ſchüttelte die alten Tannen, daß ſie krachend zuſammenſchlugen. Der Schnee fiel in dicken Flocken, der wilde Eber fuhr ſchnaubend an ihnen vorbei, und der Auerhahn, vom Sturmwind von Wipfel zu Wipfel getrieben, rauſchte mit ſeinen breiten Flügeln durch die Luft. Die ganze Natur ſchien empört, als ſie auf dem offenen Platze ankamen, von dem ihm der Holkiſche Reiter geſagt hatte, und wo ſie in der Entfernung, ein willkommener Anblick, durch das Schneegeſtöber hindurch den Rauch eines Schornſteines über die hohen beſchneiten Tannen aufſteigen ſahen. —

Dort hauſ't er! — ſagte der Köhler — Nun gebt mir den verſprochenen Lohn und laßt mich zurückgehen, denn weiter folge ich Euch nicht.

Wider Gewohnheit bezahlte La Croix den Burſchen; gewiß ſeit langer Zeit zum erſten Male, daß er Geld gab, ſtatt es zu nehmen. Und als der Köhler ſich entfernt hatte, er ſein

Roß vorwärts trieb und der alte Diener hinter ihm murmelte: „Am Ende reiten wir dem Teufel in den Rachen!“ da wollte es ihm wohl wunderlich zu Muthe werden, jedoch ritt er getroſt weiter. Es ſchien, La Croix fürchte die Menſchen mehr als den Satan.

Sie trabten durch Sturm und Brauſen fort und erblickten endlich das Jägerhaus vor ſich. Es war ein ſtattliches Gebäude, das kein übles Anſehen hatte, und beſonders zwiſchen den hohen, mit düſteren Tannen bewachſenen Felſen, die es dicht umgaben, wohl freundlich zu nennen war; der weite Hofraum, die Gebäude, welche ihn begrenzten, hatten nichts Abſchreckendes. Als ſie jedoch dem Wege, der ſich hier bog, folgten und dem Eingange gegenüber kamen, rief plötzlich der Diener, wie ein Espenlaub zitternd: „Seht Ihr nicht, Herr! die ſcheuslichen Knappen, die trotz Sturm und Wetter des Alten Schloß bewachen?“ — Auch La Croix erblickte jetzt dieſe ſonderbaren Geſtalten, die wie zur Wache rechts und links des weit geöffneten Thores ſtanden. Aufgerichtete Gerippe waren es, die knöcherne Hand auf große Keulen ſtützend, auf deren Rumpfe jedoch kein Menſchenſchädel ſtand. Hier ſah man den Schädel eines Bären, dort den eines Zwölfenders mit ſeinem ſtolzen Geweihe, hier einen Wolf, dort den Kopf eines Fuchſes; in Summa, es war eine ſcheusliche Geſellſchaft, die hier Wache zu halten ſchien.

La Croix's Pferd ſtutzte, es begann zu ſchnarchen und blickte ſchnaubend nach den weißen Geſtalten; der Diener machte drei Mal das Zeichen des Kreuzes nach ihnen hin, die, wenn der Sturm ſie faßte, raſſelnd zuſammenſchlugen. La Croix, ſonſt nicht der Beherzteſte, glaubte jedoch, durch die drei Mal ſieben Tropfen habe er gewiſſermaßen ein Recht auf dergleichen Geſellſchaften; er gab ſeinem Pferde die Sporen, und nach langem Sträuben ſprengte das ſcheue Thier an den Gerippen vorbei in den Hof. Das Roß des Dieners folgte.

Kein Rüdengebell bewillkommnete ſie hier; der ganze Hof ſchien ausgeſtorben, nur ein alter ränDiger Hund kam knurrend aus ſeiner Hütte hervor, ſchien ſich jedoch wenig um ſie zu kümmern. Die Thür des Hauſes war zu, und als La Croix ſie zu öffnen abſtieg, fand er ſie verſchloſſen. Er pochte an, niemand öffnete ihm, kein menſchliches Weſen ließ ſich blicken. Der Sturm brauſ'te immer noch, der Wind pfiff kalt, der Mantel ſchützte nur wenig, die Roſſe ſelbſt zitterten vor Froſt. La Croix wurde ungeduldig; er donnerte mit einem Schürbaume, den er auf dem Hofe fand, gewaltig an die Thür, und bei dieſem Lärm öffnete ſich eine obere Luke, und eine Naſe ward ſichtbar, dann ein ſpitzes Kinn und ein Paar Augen, ſo daß La Croix zurückfuhr, und auf die Frage: „Was wollt Ihr hier? — Niemand iſt zu Hauſe und ich öffne nicht!“ beinahe die Faſſung verloren hätte, ſo ſcheuslich war der Anblick dieſes Geſichtes.

Oeffnet, Mutter Trude! — rief er endlich, ſich beſinnend — und laßt einen alten Kriegsgefährten Eures Herrn nicht ſo lange im Schnee und Wetter hier ſtehen; er würde es Euch ſchlechten Dank wiſſen, wenn er nach Hauſe kehrt!

Wer ſeyd Ihr denn? fragte die Alte.

Hauptmann La Croix von des Pappenheim's Regiment! erwiederte dieſer.

La Croix, La Croix? — brummte die Alte, ſchloß die Luke, und nach einer Weile öffnete ſie die Thür. — Setzt Euch zum Heerde, hier flakkert das Feuer noch luſtig — ich will indeſſen dem Diener den Stall anweiſen! ſagte ſie nach ihrer Art freundlich.

Vergeßt nur nicht die Beſtien anzulegen! bat La Croix.

Seyd ja ſehr bewandert in unſerem Hauſe! — brummte die Alte und ging mit dem Diener dem Stalle zu.

La Croix ſah ſich indeſſen in dem Hausflur um, wo rings an der Wand große Hirſchgeweihe hingen, und hie und da das zerriſſene Bild eines Keulers, oder eines ausgezeichneten Jagdhundes zu ſehen war. Uebrigens zeugte alles von Reinlichkeit und Wohlſtand, und die Alte ſchien ihr Kupfer und Zinn blanker zu halten als ſich ſelbſt. Sie kehrte bald zurück, machte im Ofen der Wohnſtube ein tüchtiges Feuer, lud dann den Hauptmann ein, Platz zu nehmen, ſetzte ihm einen Trunk Bier vor und ging ab und zu, draußen fleißig den Berg hinauf lugend, ob der Jäger noch nicht bald zurück käme, der einem Bäre, hier einem gar ſeltenen Gaſt, auf der Fährte war.

In der Stube ſelbſt ſchauete La Croix mit ſpähendem Blicke umher, überall hoffte er etwas Dämoniſches zu finden; nirgend auch nur die mindeſte Spur davon, alles war hier, wie es gewöhnlich bei einem Jägersmanne zu ſeyn pflegt. Armbrüſte, Hakenbüchſen, Jagdſpieße hingen geordnet an der Wand, zwiſchen den Jagdhörnern die Bolzen in ſchönſter Ordnung aufgereiht. Die kurzen, breiten Jagdmeſſer, mit ihren Griffen von Hirſchhorn, hingen in ſorgloſer Ruhe neben einem Paar langer Piſtolen, wie ſie zu damaliger Zeit die Musketiere am Bandeliere trugen. Auch fehlte die Muskete nicht mit ihrem Luntenſchloſſe, und die Taſche mit den Patronen; am meiſten aber verwunderte er ſich über einen ſtattlichen Helm mit drei weißen Federn und eine Pickelhaube, wie die Musketiere ſie trugen. Auch ein Bruſtharniſch und ein eiſerner Halskragen, kurz die ganze Rüſtung eines reiſigen Knechtes hing zwiſchen dem Jagdgeräthe. — Auf dem Tiſche lag eine alte Chronik von Goslar aufgeſchlagen, hinter welcher, wie es ſeinem flüchtigen Blicke bei'm Durchblättern ſchien, Bemerkungen über den damaligen Krieg aufgeſchrieben ſtanden. Gern hätte er darin geleſen, wenn nicht die Alte eingetreten wäre, ihm zu berichten, daß der Herr bald hier ſeyn müſſe, ſie habe von weitem die Hunde anſchlagen hören.

Kurze Zeit darauf kam die Meute mit furchtbarem Geheule auf dem Hofe an, der Jägersmann folgte. Während er über den Hof ſchritt, ſprach er mit der Alten und hatte hierbei ſein Geſicht abgewendet, ſo daß ihn der Hauptmann nicht ſehen konnte. Er ſchüttelte einige Male bedenklich den Kopf, gab der Alten vor der Thür noch ſeinen Jagdſpieß und das leichte Feuergewehr, das er von der Schulter nahm, und nachdem er ſich den Schnee abgeſchüttelt, trat er in's Zimmer.

La Croix ging ihm entgegen. Verzeiht, — ſagte er — daß ein Verirrter Obdach bei Euch geſucht und die Alte durch eine Unwahrheit vermocht hat, ihm die Thür zu öffnen.

Durch eine Unwahrheit? — fragte der Jägersmann und legte den Wolfspelz ab — wie ſo?

Ich ſagte ihr, daß Ihr mich kennet.

Nun, iſt dem nicht ſo? Der Lieutnant La Croix von Bernſtorf's Compagnie im Regimente des Oberſt Götz iſt mir wohl bekannt. — Verwundert ſah ihn La Croix an. — Aber daß Ihr Euch verirrtet, iſt nicht Wahrheit! — fuhr der Jäger fort — Ihr forſcht nach geheimer Wiſſenſchaft und glaubt ſie hier zu finden. Setzt Euch! — fuhr er nach einer Pauſe fort, warf ſeine Pelzmütze auf eine Bank, nahm das grüne Käppchen mit der Auerhahnfeder und ſetzte es auf — Da es aber von hier bis Ilſenburg zwei Stunden ſind, ich Euch keinen Begleiter mitgeben kann und Ihr wohl nicht mit mir unter einem Dache bleiben möchtet, ſo bitte ich, mir Euer Verlangen bald vorzutragen.

La Croix hatte während dieſer Rede den Alten genau betrachtet. Der wilde Jäger war es nicht, nicht einmal eine Sproſſe von ihm. Eine ehrwürdige Geſtalt war es, deſſen Antlitz der Hieb zwar entſtellte, deſſen dunkle, feurige Augen aber bis in das Innerſte zu dringen ſchienen. Er fand das Bild, welches der alte Reiter von ihm entworfen hatte, nur wenig wieder; die zehn Teufel allein, die dieſer um ſeinen Mund zu erblikken geglaubt, erblickte auch er, denn mehr Spott, mehr Hohn hatte der Hauptmann noch nie einen Mund umziehen ſehen.

La Croix ſetzte ſich und leerte die Neige aus dem Kruge, den ihm die Alte vorgeſetzt hatte. Der Jäger bemerkte es, doch pfiff er der Alten nicht, ihn noch einmal zu füllen.

Ihr ſeyd feſt, begann La Croix. — Der Jäger ſchwieg. — Ich wünſchte eines gleichen Glükkes theilhaftig zu werden, und komme zu Euch mit der Bitte, mir die fernere Anleitung hierzu zu geben. Feſt ſteht der Wille in mir, feſt habe ich beſchloſſen, dazu alles zu opfern, was man verlangt. Muß ich Eure Mühe auch außerdem lohnen, ſo fordert.

Der Alte hatte kein Auge von ihm verwandt. — Hauptmann La Croix, — ſagte er höhniſch — der Küraſſier, den ich heute als Holkiſchen Reiter in der Köhlerhütte wiederfand, ward von mir betrogen und betrog Euch. Ich bin ſo wenig feſt, als Ihr. Hat Euch dieſer Glaube bei Kloſter Berge den Muth gegeben, die Schanze zu ſtürmen, nun, ſo dankt dem Zufalle, daß Euch die Kugeln nicht trafen, und denkt, daß Ihr ein ſolches Stückchen mit vier Dublonen und dem Verſchlucken einiger Tropfen Rindsgalle nicht zu theuer bezahlt habt. Ehe ich einen Salvegardebrief des Tilly hatte, mußte ich dieſe Comödie ſpielen, da ich ſelbſt, ein alter verſuchter Krieger, wohl wußte, daß ich in dieſer Einöde mich nicht beſſer gegen das Kriegsvolk, das ſich hieher verirren würde, ſchützen konnte, als durch Teufelsſpuk. Nun wißt Ihr alles, und reitet unter Gottes Schutz weiter, wenn dieß möglich wäre.

La Croix ſah ihn erſtaunt an; er wußte nicht, wollte der Alte ihm ausweichen, oder ſprach er die Wahrheit. Es ſchien ihm faſt unglaublich, daß der alte Holkiſche Reiter es gewagt haben ſollte, ſeinen Scherz mit ihm zu treiben, und doch, wenn er dem Jäger in's Geſicht ſah, ſo lag ein ſo finſterer Ernſt in deſſen Zügen, daß er kaum zweifeln konnte, was er ſage, ſey Wahrheit. — Alter, — hob er jedoch nach kurzem Nachdenken an — glaubt Ihr vielleicht, ich ſcheue, mit meinem Blute den Pact zu unterſchreiben, — oder Seele und Leib dem Böſen zu übergeben?

Mit nichten! — rief der Alte — Den Glauben, daß Ihr dergleichen ſcheuet, habe ich nicht! — Er nahm die Chronik von Goslar zur Hand, blätterte in dem angehefteten Geſchriebenen und begann Folgendes laut zu leſen:

„Im Jahre des Herrn 1630, am 7ten des Monates September, zogen wir, des Götzen Regiment mit noch andern, wohl an 8000 Mann ſtark mit 16 Fähnlein vor Paſewalk, einer feinen Stadt in Pommern. Lagen darinnen zwei Compagnieen ſchwediſcher Dragoner, die wehrten ſich als tapfere Kriegsleute, mußten aber endlich weichen, und zogen ſich mit den Bürgern, die ſich zu ihnen hatten geſellen müſſen, fechtend nach dem Jagowſchen Thore. Da begann ein fürchterliches Gemetzel. Die Schweden ſalvirten ſich, die armen Bürger aber blieben zurück und wurden von dem Kriegsvolke niedergehauen. Die Stadt ward geplündert, in Brand geſteckt, und mit Rauben, Plündern und Morden während vier Tagen ein ſolcher Gräuel verübt, daß ſeit Jeruſalem ſolches nicht geſehen worden und man nicht glauben mochte, daß es ein chriſtliches Kriegsvolk war, das hier hauſ'te. Ich habe Gottlob meine Hände dabei rein erhalten von Blut und Beute, und Gott möge es mir dereinſt in meinem Schuldbuche zu gut ſchreiben. Auch faßte ich damals den Entſchluß, das Kriegshandwerk zu quittiren und zu meinem alten Herrn, dem Grafen von Stollberg, zurückzukehren, wie ich denn auch, Gott Lob, gethan. Unter den Gottloſen, die ſich am meiſten durch Blutgier und Schandthaten auszeichneten, ſo daß die Soldateske ſelbſt darob ergrimmte, war beſonders einer, der ſelbſt an Gottes Altare einen Prediger niederſtach, viel unſchuldig Blut vergoß und teufliſch hauſ'te. Es war dieß ein Niederländer aus Valenciennes, der Lieutnant von Bernſtorf's Fahne, mit Namen La Croix. —"

La Croix ſprang auf.

„An dieſem Tage iſt dieſer Bube ſicherlich dem Teufel zu Theil geworden," — las der Jäger ruhig weiter — „wenn er nicht früher ſchon in ſeiner Gewalt war."

Alter Graukopf! ſchrie der Hauptmann wüthend und faßte den Jäger bei der Bruſt.

Knabe! lächelte dieſer, ſchleuderte La Croix mit Rieſenkraft von ſich und pfiff. — Dieſer zog ſeinen Dolch, doch ehe er ihn noch gebrauchen konnte, trat Frau Trude — wahrſcheinlich ſchon auf dieſen Fall bereit — in gar ſonderbarer Geſellſchaft ein. Neben ihr brummte ein junger Bär, und draußen heulte ein Heer wilder Rüden, die den Diener in nicht geringem Reſpekte hielten.

Wollt Ihr jetzt den Verſuch machen, ob Ihr feſt ſeyd oder ich es bin, ſo thut's, — begann der Jäger hämiſch. — Die Tatzen des jungen Bären ſollen es Euch gleich lehren. — Zitternd ſtand La Croix am Fenſter. — Ein Wort von mir, und Ihr, der Wehrloſe, ſeyd zerriſſen! Wäre ein Heldenſtückchen, wie zu Paſewalk; und ob ich gleich glaube, die Welt müßte es mir danken, wenn ich ſie von Euch befreiete, ſo hat mir jedoch Gott das Richteramt nicht über Euch gegeben, und ich überlaſſe Euch ſeinem Gerichte. — Er winkte der Alten, und ſie trat mit ihrer Beſtie ab.

Herr, — fuhr er nun fort — die Todesangſt, die Ihr jetzt empfunden, möge Euer Gewiſſen wecken. Geht in Euch, werdet wieder Menſch, denn das Menſchliche iſt von Euch gewichen. Thut Buße und rettet Eure Seele, wenn es noch Zeit iſt. Heut oder morgen ruft Gott Euch ab, und dann ſteht Ihr, mit tauſend

Flüchen beladen, vor einem ſtrengen Richter, und Tauſende neben ſeinem Thron, Euch anzuklagen.

La Croix ſtand zerknirſcht, jedoch war es nicht ein Gefühl von Reue, das ihn ergriff, ohnmächtige Wuth blickte aus ſeinem tückiſchen Auge.

Ich ſehe, Ihr ſeyd unwiederbringlich verloren, — fuhr der Jäger fort — zieht nach Wolfenbüttel, ich mag nicht länger mit Euch unter einem Dache verweilen. Euer Diener iſt mit den Pferden ſchon bereit und von dem Wege, den Ihr zu nehmen habt, unterrichtet. — Er wendete ihm den Rücken und überließ ihn ſeinen Gedanken. Der Diener zog eben mit den Pferden aus dem Stalle. La Croix beſann ſich nicht lange, ſchwang ſich auf und ſprengte davon.

Schon waren ſie wohl eine Stunde geritten und La Croix hatte noch kein Wort geſprochen; da begann der Diener, welcher von dem Vorgefallenen nichts zu wiſſen ſchien, das Stillſchweigen zu unterbrechen. War doch ein gar ſonderbares Haus, das wir eben verlaſſen haben, — ſagte er — und ich glaube kaum, daß es dort mit rechten Dingen zuging. Deckt mir die alte Hexe auf den Futterkaſten ein Tuch auf, ſetzt die Keule einer wilden Sau und Bier und Wein vollauf vor mich, ladet mich mit ihrer Teufelsfratze ein, zuzulangen, und als es mir am beßten ſchmeckt, kommt ſie dicht an mir mit einem Bär vorübergezogen, der ſo freundlich und zutraulich nach mir blickte, daß mir alle Luſt zum Eſſen verging; und als ich, von dem Beſuche etwas beklommen, das Freie ſuche, heult mich eine furchtbare Meute an, die mich ſo feſt bannt, daß ich nicht von der Stelle kann. — La Croix lachte grimmig während dieſer Erzählung. — Lacht, ſo viel Ihr wollt, Herr! — fuhr der Diener fort — mich ſchaudert's noch, wenn ich daran gedenke. — Endlich ſchwieg auch der Diener, da der Herr ſeine Unterhaltung nicht zu achten ſchien.

In Oſterwick, wo ſie erſt in der Nacht eintrafen, fanden ſie die vorausgeſandten Küraſſiere; aber der alte Holkiſche Reiter war nicht, wie es ihm befohlen war, zu ihnen geſtoßen. Sie ſetzten am andern Tage ohne ihn die Reiſe nach Wolfenbüttel fort.

18.

Als Amtmann Wanfried zu Fuß wieder nach Hauſe gekommen war, erwiederte er auf Kunigundens Fragen kein Wort, duldete, daß Anna ihm die Hand küßte, ſetzte ſich auf ſeinen Lehnſtuhl und blätterte ſchweigend in der aufgeſchlagenen Chronik. Anna ward unruhig, der ſtumme Schmerz des Vaters brachte ſie zur Verzweiflung, ſie bat, flehte, weinte, ſie fiel ihm um den Hals; er duldete alles, aber erwiederte nichts. Das Mädchen ſchien nun ihren eigenen Kummer über den Schmerz des Vaters vergeſſen zu haben, und ſo ſehnſuchtvoll ſie auch des Augenblicks geharret hatte, wo ſie Pappenheim ſehen, ihn fragen konnte, ob er wirklich von hier zöge und ſie verlaſſen wolle, ſo vergaß ſie doch immer mehr und mehr, daß die Stunde nahe.

Als es zu dämmern begann und die Muhme Kunigunde Licht brachte, rief der Alte heftig — es war das erſte Wort, das er ſprach, — Kein Licht! — und in einer Weile ſagte er gelaſſener — Schweſter, laß mir den Rittmeiſter Hohendorf rufen, und dann will ich mit ihm allein ſeyn.

Hohendorf kam.

Rittmeiſter! — begann der Amtmann — Hedwigs Vater bittet Euch, einen Augenblick bei ihm zu verweilen; dunkel iſt es um ihn, aber das, was er Euch zu ſagen hat, ſcheuet das Licht. — Setzt Euch her zu mir, reicht mir Eure Hand, ich halte Euch für einen braven Mann, und vertraue Euch deshalb.

Hohendorf erwiederte den Druck der Hand, die er in der ſeinen zittern fühlte.

Ich glaube, ich bin ein unglücklicher Mann — fuhr Wanfried fort — den das Schickſal auf ſeiner empfindlichſten Seite tief und ſchmerzlich verwundet. — Ich hatte eine Tochter, die ich unausſprechlich liebte. Ihren ſtolzen, hochfahrenden Sinn hielt ich für Größe, ihre Leidenſchaft für Seelenſtärke; ich nährte beides, und nährte eine Schlange an meiner Bruſt. — Ich hatte eine Tochter, die ich unausſprechlich liebte — ich habe ſie nicht mehr!

Hohendorf ahnete den dunkeln Sinn der Rede, doch war ihm der ruhige Ton, mit dem der Alte ſprach, ſein ſtilles Dulden auffallend — er wußte nicht, was er erwiedern ſollte.

Nicht wahr, Rittmeiſter! — fuhr der Alte fort — es iſt gut, daß es Nacht um uns iſt? — begegnete Euer Auge den meinen, ſo würde ich ſie nicht aufſchlagen können; ſo aber ſehe ich dreiſt auf Euch, und Ihr erblickt nicht die Scham auf den Wangen eines gebeugten Vaters. — La Croix ſagte mir heute früh — mir ſey eine große Ehre widerfahren.

Teufel! rief ſich vergeſſend Hohendorf.

Und als ich ihn auf meinem alten, guten Klepper verfolge und mein Schwert ziehe, das ſchmähende Wort mit Blut zu tilgen, ſchießt einer ſeiner Diener das arme Roß nieder, und ſchwer, ſchwer mit Schande beladen ſchleicht der Alte nach Hauſe — er lachte hell auf. — Lieber Herr! — fuhr [illegible] nach einer Pauſe fort — ſprecht doch! ſagt mir doch ein Wort, ein tröſtendes Wort!

Wir ziehen morgen von hier! erwiederte Hohendorf, und glaubte ihn mit dieſer Nachricht zu beruhigen.

Meinen Frieden nehmt Ihr mit, meine Schande laßt Ihr zurück; für mich iſt nur Rettung im Grabe! —

Da brach Hohendorf das Herz. — Unglücklicher Mann, wendet Euer Herz zu Gott! — rief er — Er ſtärke Euch und gebe Euch Kraft, die Bürde zu tragen, die er Euch auferlegt.

Herr! — unterbrach ihn der Alte — das habe ich auch ſchon gedacht. Bei ihm allein wollte ich Troſt ſuchen; aber da fiel mir immer ein, daß das einmal Geſchehene ungeſchehen zu machen ſelbſt außer dem Kreiſe der Allmacht liegt. — Ja, ich will hinauf, will Rechenſchaft fordern! fuhr er plötzlich auf.

Thut das nicht! — bat Hohendorf, ihn zurückhaltend, — was könnte Euch das nützen. — Gegen die Macht ſtreitet Ihr mit ungleichen Waffen. Ihr würdet Euch verderben.

Verderben? — murmelte Wanfried vor ſich hin — Hm! — Er ſchickte mich wieder nach Wollmirſtädt zu dem Pralens. — Ihr habt Recht, ich muß dulden und ſchweigen. — Fluchen will ich ihr nicht, und ſegnen kann ich ſie nicht mehr. Wenn Ihr aber in der kurzen Zeit Eures Hierſeyns zuweilen zu dem alten Manne kommen wollt, dann will ich reden, denn Ihr verſteht mich, und meint es gut mit meiner Hedwig, die ich ſo lange verkannt habe. — Gute Nacht! — Er ſtand auf, tappte nach der Thüre des Schlafzimmers, und als er ſie gefunden, ging er hinein und ſchloß ſie hinter ſich zu.

Auch Hohendorf wollte das Zimmer verlaſſen, aber Anna trat ihm entgegen.

Habt Ihr mit dem Vater geſprochen? — fragte ſie ihn leiſe — Was ſagte er? — Hat er Euch ſein Herz ausgeſchüttet?

Er jammert mich ſehr! erwiederte Hohendorf.

Auch mich, Rittmeiſter, glaubt es mir, ich bejammere ihn mehr als mich ſelbſt! — Aber verzweifeln ſollte er nicht; mir zürnen mußte er mit Wort und That, mir fluchen, aber mich rächen!

Anna! rief Hohendorf ſtaunend.

Heute rollen die Würfel! — fuhr ſie ruhig fort — Tod oder Leben zeigen ſie mir; heute noch kann ſich mein Schickſal geſtalten zu ewiger Liebe, oder zu grenzenloſem Haſſe! — Die Stunde der Entſcheidung ſchlägt, lebt wohl!

Sie ſtürzte wieder hinaus und eilte nach der Wendeltreppe des Thurmes.

Folgen konnte Hohendorf nicht; ach er wußte, ihr Schickſal war unabänderlich; tröſten konnte er wohl, aber nicht mehr helfen. Unausſprechlich jammerte ihn die unglückliche Familie, deren Friede dahin war. Er kehrte in die Stube zurück, trat an die Thür der Schlafkammer und lauſchte. Er hörte nichts, nur zuweilen ſchien es ihm, als vernähme er einen leiſen Seufzer; dann ſetzte er ſich auf das Plätzchen am Fenſter, wo Hedwig ſonſt zu ſitzen pflegte, und gedachte dieſes holden, lieblichen Weſens. Kunigunde trat ein, der dumpfe Schmerz des Bruders beunruhigte auch ſie. Sie brachte Licht, ſetzte es auf den Tiſch, betete ihr Abendgebet, und ohne ſich weiter um ihn zu kümmern, entfernte ſie ſich. — Hohendorf bangte für Anna, er blieb auf ſeinem Seſſel, und war feſt entſchloſſen, ihre Rückkehr hier abzuwarten. — Bald öffnete ſich die Thür; ſie trat ein, das Lämpchen in der Hand, bleich wie ein Geſpenſt. Als ſie Hohendorf erblickte, lächelte ſie, ihn freundlich grüßend, und ſagte —

Es freut mich, daß Ihr noch hier ſeyd, Eure Theilnahme thut mir wohl. Bleibt ſitzen, verlaßt meinetwegen den Platz nicht, der Euch durch Hedwig theuer iſt.

Sie ſetzte das Lämpchen auf den Tiſch.

Ich bedürfte wohl jetzt eines Freundes, — fuhr ſie fort — aber dazu taugt Ihr nicht — ich bedarf einen andern Mann als Euch. Ich will nicht Troſt, nicht Mitgefühl, ich will kein Auge, deſſen reiner Blick mir nur ein ſtiller Vorwurf wäre und mich verwundete; es ſoll mir der Spiegel meines Innern ſeyn, dunkel, racheglühend, denn meine Würfel fielen, und nicht zur ewigen Liebe geſtaltete ſich mein Schickſal. — Beklagt mich nicht! — In mir lag der Keim zu unendlicher Wonne, oder zu namenloſem Schmerz — ich war auf ihn gefaßt und werde ihn mit Muth ertragen. Ich bin in den wenigen Augenblicken, ſeit ich Euch hier verließ, mit mir und meinem Schickſale einig geworden, und der Schmerz iſt vorüber!

Sie ergriff das Lämpchen.

Wenn Ihr zu Bette geht — ſagte ſie kalt — ſo löſcht das Licht aus. Gute Nacht! träumt von Hedwig, denn im Traume liegt ja des Menſchen einziges Glück. — Sie nickte ihm freundlich zu und ging.

Die Küraſſiere hatten ſchon geſattelt, die Trommel rief das Fußvolk zuſammen, völlig gepackt ſtand die Bagage des Feldmarſchalls auf dem Hofe, alles war zum Abmarſche nach Schönebeck bereit. Vater Wanfried ſaß ruhig in ſeinem Lehnſtuhl und las, und Anna hatte Hedwigs Spindel ergriffen; Beide ſchienen ſich nicht um den Abmarſch zu kümmern. Anna ſah nur dann und wann forſchend nach dem Vater auf, und dieſer, wenn er ja zuweilen die Augen aufſchlug, ſchien über der Tochter Gleichmuth verwundert. Kunigunde allein war in Thätigkeit; ſie bewachte mit Drachenblicken das Hausgeräth, damit nichts die Reiſe nach Schönebeck mitmache.

Jetzt trat Hohendorf ein und unterbrach die dumpfe Stille; er grüßte den Vater freundlich, nahte ſich Anna und fliſterte ihr leiſe zu — Der General wünſcht Euch vor der Abreiſe zu ſprechen und läßt Euch bitten, ſich zu ihm zu bemühen.

Ich komme nicht! erwiederte Anna.

Euer Benehmen von geſtern Abend — fuhr er fort — hat Euch ſeine Achtung erworben.

Erworben? — fragte ſie betonend — Hat er mit Euch davon geſprochen?

Ja, Anna.

So iſt es mir lieb, daß Ihr fühlen müßt, der Gefallenen fehle doch nicht der Muth, ſich wieder zu erheben. An Pappenheim's Achtung iſt mir nichts gelegen, die Eure hat jetzt Werth für mich.

Und welchen Beſcheid ſoll ich ihm bringen?

Von mir? — keinen! antwortete ſie kalt, und ſetzte ihre Arbeit fort.

Hohendorf ging.

Gedruckt bei A. W. Schade in Berlin.

Sämmtliche Schriften

von

A. von Tromlitz.

Zweites Bänkchen.

Die Pappenheimer.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1829.

Die Pappenheimer,

historiſch-romantiſches Gemälde aus den Zeiten des dreißigjährigen Krieges,

von

A. von Tromlitz.

Zweite Abtheilung.

Die Zerſtörung Magdeburgs.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1829.

1.

Das Roß Pappenheim's wurde jetzt vorgeführt. Anna hörte es wiehern, ihr Herz klopfte, ſie zürnte des Schwachen. Da hörte ſie Tritte über den Gang nahen — es pochte ſtärker. Die Thür öffnete ſich, er trat ein. Als der Vater aufſah und ihn erblickte, ſchlug er haſtig das Chronikenbuch zu, ſchritt langſam, ohne ſich um ihn zu kümmern, nach ſeiner Schlafkammer und verſchloß ſie hinter ſich.

Pappenheim nahte ſich Annen, die ihn jedoch nicht zu bemerken ſchien. — Anna, — begann er — ich habe Euch zu ſprechen gewünſcht, Ihr habt es verweigert. Nun komme ich zu Euch, Lebewohl zu ſagen. Kann ich gut machen, was nicht mehr zu ändern iſt, will ich es gern thun;

Ihr ſollt an mir einen treuen Freund haben, der ſteten, thätigen Antheil an Euerm Schickſale nehmen wird.

Anna ſah nicht auf. Bei dem Tone ſeiner Stimme hatte ſie jedoch des Herzens Bewegung nicht unterdrücken können; ſie hatte gezittert.

Seyd nicht ungerecht gegen mich! — fuhr er fort — Euch warf die Leidenſchaft in meine Arme, wie ſie die meinigen ausſtreckte, Euch zu empfangen. Konntet Ihr hoffen, daß ich Euch für's Leben mehr ſeyn würde als ein Freund? Betrachtet unſer Verhältniß mit ruhigem Blicke, und Ihr werdet mir weniger zürnen.

Anna ſchüttelte verneinend das gebeugte Haupt.

Daß Ihr geſtern unſer Verhältniß ſo beſtimmt, mit ſolcher Feſtigkeit abgebrochen habt, muß ich ehren! — fuhr Pappenheim fort — Euer Andenken iſt mir dadurch werth geworden. — Das Mädchen ſchwieg, eine Thräne wollte aus ihrem Auge hervorbrechen. — Anna, — rief Pappenheim, den ſie wirklich jammerte — Ihr dauert mich wahrlich!

Bei dieſen Worten ſchrack ſie zuſammen, preßte die Thräne ſchnell zurück, erhob ſich, ſtand zürnend vor ihm und ſagte mit ſchneidendem Tone: Behaltet Euer Mitleiden, General, Ihr bedürft deſſen vielleicht mehr als ich. Alles, alles, was zwiſchen uns obwaltete, iſt zerriſſen; wollte Gott, auch die Erinnerung wäre zerſtört. Ich verlange von Euch nichts, darum zieht, wohin Ihr wollt, und kümmert Euch nicht um mich!

Sollen wir uns ſo trennen, Anna? — unterbrach ſie Pappenheim — Ich hätte gewünſcht, es wäre freundlicher geſchehen. Ihr ſeyd mir werther geworden als ich glaubte. Doch wie Ihr wollt; — trennen müſſen wir uns!

Trennen?! — rief ſie lächelnd — Getrennt werden wir nie! Ich verlaſſe Euch nicht, wenn Ihr mich auch verlaßt! Ich folge Euch, wie ein geſpenſtiſcher Schatten. Lebt wohl, wir ſehen uns wieder! — Sie ging an ihm vorüber und verließ das Zimmer.

Pappenheim blickte mit Staunen ihr nach. — Wäreſt Du ein Mann geworden, — ſagte er — ſo hätteſt Du Großes vollbringen können, als Weib biſt Du beklagenswerth! — Laßt die Trompeter zum Abmarſch blaſen! rief er ſtürmiſch. — Trompeten ſchmetterten, Trommeln wirbelten, und der Mann, der allein der ſtolzen Phantaſie der Schwärmerin zu ihrem Verderben genügen konnte, beſtieg ſein ungeduldiges Roß und zog von dannen.

Hohendorf blieb noch in Olvenſtädt zurück, aber weder das verwundete, jetzt feſt verſchloſſene Gemüth Anna's öffnete ſich ſeinen herzlichen Worten, noch das erſchütterte Gemüth des Alten, der immer wortkarger, immer mehr in ſich gekehrt wurde. Er konnte für die Ruhe der unglücklichen Familie nichts thun, als dem Iſolani, welcher mit ſeinen Kroaten nach Olvenſtädt rückte, im Namen Pappenheim's Milde und Mannszucht anempfehlen, und dann mit ſchwerem Herzen ſeinem Generale auf das rechte Elbufer folgen.

Mehrere Tage vergingen auf dem alten Amthauſe in dumpfem Schweigen. Die neuen Gäſte ſchienen ihre Natur verläugnet zu haben, und Iſolani, der die dortige Gegend faſt allein beſetzt hatte, da Graf von Mannsfeld ſein Hauptquartier weiter zurück in Eichenbarleben genommen und die Truppen mehr rückwärts cantonirten, machte es wie der Marder, der bei ſeinem Neſte nie, und nur in der Ferne raubt; — er fouragirte auswärts und ſchonte ſeinen Wirth.

Wanfried war nicht allein gemüthskrank, auch ein heftiges Fieber warf ihn auf das Lager, wo ihm Anna nicht nahen durfte, die für jeden, welcher die Begebenheiten der vergangenen Tage gekannt hätte, ein Räthſel ſeyn mußte. Sie war ſtill, in ſich gekehrt, kam wenig von ihrem Platze und der Arbeit, und ihr ganzes Weſen zeigte Ruhe; — nichts verrieth, daß ihr Inneres ſo ſchmerzlich verwundet war. Sie ſchien nur nachdenkend, aber bei jedem Pferdegetrappel auf dem Hofe fuhr ſie auf und blickte forſchend hinaus, als ob ſie jemand erwartete.

Eines Nachmittages, als Muhme Kunigunde, jetzt die einzige Pflegerin des Alten, mürriſch zu ihr trat und ſie wieder mit Fragen beläſtigte, ſprengte ein Reiter auf den Hof; es war La Croix. So ſehnlich ihn Anna auch erwartet hatte, ſo bebte doch ihr Herz bei ſeinem Anblicke. Sie ſah, wie er ſchnell vom Pferde ſprang, und hörte ihn raſch die Treppe zu Iſolani hinaufeilen. Der Graf Mannsfeld hatte ihm, als er das Geſchütz von Wolfenbüttel abgeliefert, eine Ordre für den Kroaten-Oberſten mitgegeben, und ſo ungern auch La Croix ſeinen Weg über Olvenſtädt nahm, konnte er es doch dem Grafen nicht verweigern. Er hoffte, ohne dem Alten zu begegnen, das Amthaus wieder verlaſſen zu können; denn jetzt, nach der traurigen Erfahrung im Forſthauſe, war ihm ein ſolches Begegnen doppelt unangenehm.

Anna hatte ihn ſchon lange erwartet. Sie wußte von dem Vorfalle mit ihrem Vater nichts, der Alte hatte ſeitdem weder mit ihr, noch mit irgend jemand geſprochen, und gegen niemand, außer Hohendorf, des Vorfalles mit ſeinem Pferde erwähnt. Sie hatte auch deshalb keinen Augenblick gezweifelt, daß La Croix noch einmal bei ihnen einkehren würde. Als ſie ihn jedoch kurz darauf eilig die Treppe wieder herabkommen hörte, ſprang ſie auf und eilte hinaus. — Hauptmann La Croix! — rief ſie — Auf ein Wort! Er ſtutzte, faßte ſich jedoch ſchnell.

Ich habe Eile, ſittſame Jungfrau! — ſagte er höhniſch.

Aber Anna ergriff ſeine Hand. Ihr folgt mir, Hauptmann, oder, bei Gott! — ſagte ſie, und die drohende Bewegung der Hand, der furchtbare Blick des dunkeln Auges zeigte ihm, daß er weniger wage, zu folgen, als ſich zu entfernen.

Kommt mit mir in das Zimmer des Thurmes!

Als ſie dort eingetreten waren, verriegelte ſie vorſichtig die Thür. — La Croix, — ſagte ſie mit Gleichmuth — Ihr liebtet mich einſt; auch jetzt liebt Ihr mich noch, — nicht? — ſie hielt inne.

La Croix konnte ſich die ſonderbare Anrede nicht deuten; er wußte nicht, wohin ſie führen, was er erwiedern ſolle. Gern hätte er hohnlächelnd mit Spott ihr geantwortet, alles rief er in ſein Gedächtniß zurück, was ihn aufbringen, was ihn zur Rache reizen konnte, aber wenn er die herrliche Geſtalt in ihrem üppigſten Reize vor ſich ſah, war es ihm unmöglich, ſeinen Groll auszuſprechen.

Nun, Hauptmann, — ſagte Anna mit dem Tone des ſtolzen Bewußtſeyns — iſt es Euch gefällig, mir zu antworten? Wißt, ohne Liebe, ohne glühende Liebe, ſeyd Ihr für mich todt. Redet!

Anna! rief er und ſchlang ſeinen Arm um ſie.

Zurück! — ſagte ſie zürnend — Ihr irret in mir, Hauptmann La Croix! Für Euch bin ich noch eine Heilige, und mein Beſitz von einem Werthe, den Ihr erſt durch Dienſte erkaufen müßt. Noch ſetzt mich mein Selbſtgefühl über Euch; ſtellt Euch nicht jenem Rieſen gleich, neben ihm ſeyd Ihr ein Zwerg.

Und was wollt Ihr von mir? — fragte er unmuthig.

Nicht alſo, La Croix; wir müſſen uns verſtehen, oder uns trennen. Ich bedarf eines Mannes, dem Dankbarkeit ein läſtiges Wamms, Treue eine Sklavenkette iſt, die er beide wegwirft, wenn ſie ihm unbehaglich zu werden beginnen. Mit einem Worte, einen Mann wie Ihr, der wohl vermag, die Liebe ſich mit Blut zu erkaufen. — Sie ſchwieg; er blickte ungewiß nach ihr hin, ihr Auge ruhte faſt zu brennend auf ihm, dieſer Blick erſchütterte ihn mehr als er ihn anzog.

Nur Rache an Pappenheim führt Euch in meine Arme, — fuhr ſie fort — dann bin ich ganz die Eure!

Sein Auge überflog bei dieſem Worte das lokkende Mädchen, er wog ſchnell den Preis mit der Schuld, dann reichte er ihr ſchweigend die Hand. Es ſey! — ſagte er, das Auge noch feſt auf ſie geheftet — doch wer bürgt mir für Euer Wort?

La Croix! — ſagte ſie ernſt — da wir durch dieſen Handſchlag uns ſo nahe ſtehen, bin ich Euch auch Offenheit ſchuldig. Ich liebte Pappenheim, bevor ich ihn kannte; meine Phantaſie hatte mir von dieſem wilden Krieger ein ſo herrliches Bild geſtaltet, daß ich in ihm den Kriegsgott ſelbſt zu ſehen glaubte, — und die Wirklichkeit ſtand, als er vor mich trat, meinem Bilde nicht nach. Er buhlte um Hedwig, ich ſah es und verging vor Schmerz — der Stolz kämpfte gegen das Herz, ſchon hatte es den Sieg errungen; da ward der Vater nach Wollmirſtädt geführt. Kindespflicht, bei Gott dem Allmächtigen ſey es geſchworen! nur ſie führte mich zu ihm. Laßt mich jedoch über das Weitere ſchweigen. — So glühend, ſo heiß ich ihn liebte, ſo furchtbar ſey auch meine Rache!

Anna, — ſagte der Schlaue, ſie beobachtend — ſchlummert die Liebe nicht noch in Euerm Herzen, und hat die Rache ſie nicht bloß Euerm Auge verborgen?

Ihn lieben? — Nein, La Croix. Seit er mir ſagte, auch ich würde, wenn er fern ſey, gleich ihm meinen Rauſch ausſchlafen, und beim Erwachen auf ihn nur wie auf einen lieblichen Traum zurückblicken, ſeit er mein glühendes Gefühl zu einem Sinnenrauſche herabwürdigte, fühlte ich, daß er die Liebe nicht kenne, daß er wahrer, inniger Liebe nicht werth ſey. Aber ſo vor ihm zu ſtehen, daß er mit Achtung auf mich blicken müßte, ich auf ihn ſtolz herabſehen könnte, oder daß er, der Furchtloſe, vor mir beben müßte, La Croix, das iſt der ſehnlichſte Wunſch meines Herzens, ein Wunſch, welcher den der Rache noch überwiegt. Laßt uns jetzt vereint gehen. Wo des Weibes Liſt nicht ausreicht, da mögt Ihr das Fehlende erſetzen; — mich dünkt, ich habe den rechten Mann in Euch gefunden.

Manches wurde noch, bevor ſie ſich trennten, beſprochen; die Zukunft ſollte ihn belohnen, die Gegenwart reichte ihm nichts. — So zog er über die Schiffbrücke nach Burg, wo Pappenheim einſtweilen ſein Quartier genommen hatte, und wo er, zu ſeinem Erſtaunen, Hohendorf mehr als je wieder in des Generals Gunſt fand.

2.

Während Tilly ſeinen Zug nach Frankfurt fortſetzte, ſchloß Pappenheim Magdeburg auf dem rechten Elbufer immer enger ein, und hatte deshalb nach einiger Zeit ſein Quartier nach Neblitz verlegt, um den Truppen näher zu ſeyn, die in Biederitz, Woltersdorf und Wahlitz, bis an die alte Elbe, in Cantonirungen lagen. Falkenberg hatte hier durch Außenwerke die freie Schifffahrt zu decken geſucht. Mehrere Schanzen waren auf dem Kreuzhorſt und dem Rehberge aufgeworfen, eine große Redoute deckte den Poſten von Preſter, und das überall befeſtigte, von zwei Thürmen vertheidigte Krakau unterhielt die Communication zwiſchen den verſchiedenen Schanzen und dem Hauptaußenwerke der Magdeburger, der Zollſchanze.

Tilly hatte ſowohl Pappenheim als Mannsfeld befohlen, das zur Belagerung Nothwendige herbeizuſchaffen, jeden wichtigen Poſten wohl zu verſchanzen, jedoch in ſeiner Abweſenheit nichts Ernſtliches gegen die Stadt zu unternehmen. War es, daß er die vor Magdeburg gelaſſenen Truppen, beſonders das Fußvolk, nicht für hinlänglich hielt, die Belagerung einer ſo bedeutenden Stadt zu unternehmen, oder wollte er ſich ſelbſt die Eroberung dieſer Ketzerſtadt vorbehalten, den Feldherren waren die Hände gebunden, und die ſchon lange beſtandene Uneinigkeit Pappenheim's und Mannsfeld's ſowohl, als dieſer Befehl, gaben den Magdeburgern Zeit, ihre Außenwerke zu erweitern und zu vollenden. Wenn der kühne Pappenheim eine Gelegenheit gefunden zu haben glaubte, einen Streich auszuführen, hinderte ihn der bedächtige Mannsfeld daran, war mit ihm im ewigen Widerſpruche und verſagte ihm jede Hülfe. — Dieſe Stimmung verzögerte das traurige Schickſal der unglücklichen Stadt.

Das Geſchütz, welches La Croix von Wolfenbüttel vor Magdeburg gebracht, war ein neuer Zankapfel der beiden Feldherren geworden, und Pappenheim zürnte La Croix, daß er es in Eichenbarleben zurückgelaſſen hatte, überhaupt ſchien er ſeit einiger Zeit in des Feldmarſchalls Gunſt geſunken zu ſeyn. Hohendorf's Warnung war dieſem noch erinnerlich, und La Croix ſcheues Benehmen ſeit ſeiner Zurückkunft erweckte das Mißtrauen Pappenheim's noch mehr.

Eine Begebenheit hätte ihn faſt ganz in der Gunſt des Feldmarſchalls geſtürzt und von deſſen Perſon entfernt. Der alte Reiter, für den Holk eine beſondere Vorliebe, und den er ſich vom Oberſt Blankart zu ſeinem Regiment ausgebeten hatte, war, als er den Befehl bekam, den Hauptmann

La

La Croix nach Wolfenbüttel zu begleiten, nicht wenig in Noth. — Er ahnete den Zweck ſeiner Begleitung, kannte La Croix zu gut, um für ſich nicht zu fürchten, wenn dieſer den Betrug entdeckte, und ſah keinen weiteren Ausweg, als ſeinen Oberſten zu bitten, ihn zurück zu behalten. Er geſtand ihm den ganzen Vorfall, und war nicht wenig verwundert, als Holk, ſtatt ihm deshalb zu zürnen, hell auflachte, und ihm befahl, den Hauptmann nur bis zu dem Forſthauſe zu begleiten und dann geraden Weges zu ihm zurückzukehren; vor La Croix's Rache wolle er ihn ſchon ſchützen.

Dem Oberſten war es ſeitdem kein Räthſel mehr, was La Croix bei Kloſter Bergen ſolchen Muth gegeben; und ſich noch ſeiner weiſen Reden erinnernd, nahm er ſich vor, ihn bei erſter Gelegenheit zu demüthigen.

Als er eines Tages bei Pappenheim war und dieſer über die Unthätigkeit klagte, zu welcher ſie hier verdammt wären, meinte Holk, ſo eine kleine Züchtigung könne den kecken Magdeburgern nicht ſchaden, welche durch ihre Schanzen an der Elbe ſich die Schifffahrt und ihre Verbindung mit Sachſen frei erhielten.

Die Schanze am Kreuzhorſt, die mich ärgert, ſo oft ich ſie ſehe, — ſagte er — iſt nun faſt beendet. Wie wäre es, General, wenn Ihr den Verſuch wagtet, ſie wegzunehmen?

Was hülfe es! — erwiederte Pappenheim — Ohne eine planmäßige große Unternehmung führen uns die kleinen Neckereien zu keinem Ziele.

Ihren Trotz zu ſtrafen! — meinte Holk — Nennen ſie doch dieſes Werk „Trotz Pappenheim.“ Durch dieſen Namen haben ſie das Unternehmen zu Eurer eigenen Sache gemacht, und überdieß habt Ihr in Eurem Gefolge einen Mann, der mit ſo viel Muth und ſo viel Gewandtheit Schanzen zu nehmen weiß, und nun wohl ſeinen beſonnenen Muth zur Kraft für das Gewagteſte aufgeſpart haben wird, daß Ihr nichts dabei riskirt. — Ich meine hier den wackern Hauptmann La Croix, der zwar heute nicht ſo kühn und keck neben Euch zu ſtehen ſcheint, als damals, wo er beim Bankett, den Becher in der Hand, das Wort führte.“ — Gebt ihm ein Paar hundert Mann, und morgen ärgert mich das trotzige Werk nicht mehr; er hat es genommen.

Pappenheim lächelte. — Iſt wohl das erſte

Mal, daß Pappenheim zu einem Unternehmen aufgefordert wurde und der Gedanke nicht aus ihm ſelbſt entſprang — ſagte er. — Nun, wie Ihr meint. — Verdiene Dir noch einen Lorbeer! — rief er La Croix zu — Nimm morgen dreihundert Mann von Gronsfeld's Regiment und verſuche, ob die Schanze am Kreuzhorſt ſo trotzig iſt, daß man ſie „Trotz Pappenheim“ nennen konnte. Du bekömmſt muntere Burſche mit Dir, Graf Gronsfeld wird gewiß die beſten ausſuchen.

La Croix verwünſchte den Oberſt Holk im Stillen, zeigte ſich aber dem General ganz erfreut über den neuen Beweis ſeines Zutrauens.

Es ſoll mich wundern, — ſagte Holk, als ſie allein waren — wie er ſich morgen nehmen wird. Ich wette mein beſtes Streitroß gegen ein Faß Rheinwein — ſchlecht!

Es gilt! — erwiederte Pappenheim — Ihr ſelbſt ſollt Schiedsrichter ſeyn. — Es gilt Euerm däniſchen Rappen, ſagt ihm nur Valet.

Holk lächelte.

Als es am andern Morgen zu dämmern begann, war der Feldmarſchall ſchon in Wahlitz, wo Holk mit ſeinem Regiment lag. Sie ritten dann

Beide nach Calemberge, woſelbſt die zum Angriffe der Schanze beſtimmte Mannſchaft ſich verſammelte, um mit Kähnen über die alte Elbe zu ſetzen. La Croix befand ſich in ſonderbarer Stimmung; er, der nie wahren Muth gekannt hatte, war in einer Art Verzweiflung, und ſeit er ſich in ſeinem Glauben, daß er feſt ſey, getäuſcht ſah, war der wenige Muth, den er noch zuweilen gefühlt, gänzlich entwichen, und an ſeiner Statt dumpfe Verzweiflung getreten. Nicht mit der ruhigen Faſſung, wie bei Kloſter Berge, führte er heute ſeinen Haufen an. Er ſtürmte ihm zwar wieder wild voran, jedoch ohne Vorſicht, ohne gehörige Anordnung; als ſolle er die Soldaten zur Schlachtbank führen, eilte er nach der Schanze.

Strohfeuer! — rief Holk, der von weitem hielt — Strohfeuer, das bei der erſten Salve aus der Schanze verlöſchen wird!

Pappenheim lächelte. — Da donnerten die Feldſchlangen, die Kugeln pfiffen, die Hellebarden blitzten im Frührothe, und die Musketiere legten die Morgenſterne und Partiſanen auf der Bruſtwehr zurecht. — La Croix drang noch immer mit wilder Verzweiflung vor, die Feinde, welche zu hoch ſchoſſen, thaten ihm keinen Schaden; — aber jetzt riß ein Traubenſchuß eine Rotte neben ihm nieder, er ſtutzte, nicht mehr der Erſte, folgte er jedoch noch dem Haufen bis an den Graben. Des Adminiſtrators Truppen, auf den Angriff gefaßt, ſchlugen den Sturm ab. Viele der Braven fielen, die andern zogen ſich zurück, La Croix war der Erſte auf der Flucht.

Pappenheim und Holk ſahen dieß aus der Ferne mit an, Beide ſchwiegen. — Da ſprengte Pappenheim den Fliehenden entgegen.

Memme! — rief er La Croix zu — kehre um, oder meines Pferdes Huf ſoll Dich zertreten!

Wild, mit dem Ausdrucke wüthender Verzweiflung auf ſeinen General blickend, rief La Croix ein furchtbares: „Steht, Ihr von Gronsfeld!" den Fliehenden zu, und es gelang ihm, ſie wieder um ſich zu ſammeln. Noch einmal führte er ſie gegen die Schanze, die Verzweiflung trieb ihn vorwärts, der Erſte auf der Leiter traf ihn der Schlag eines Morgenſterns, er ſtürzte in den Graben, die Seinen flohen — er ward gefangen.

Ueber dieſen Unfall zürnend — 50 Todte ließ er auf dem Kreuzhorſte — ritt Pappenheim zurück. Das Mislingen des Angriffs war ihm ſehr unangenehm, da Gronsfeld, von deſſen Regimente die Mannſchaft geweſen war, nun wieder Gelegenheit hatte, an Tilly heimlich eine Meldung zu machen; daß La Croix geblieben ſey, war ihm für den Augenblick ziemlich gleichgültig.

Ihr habt die Wette gewonnen, Oberſt Holk! — ſagte er, als er in Wahlitz von ihm ſchied — ſie koſtet viel! funfzig brave Soldaten, ohne was an den Wunden noch d'rauf geht, und ein Faß Rheiniſchen.

Holk verbarg ſeine Freude; den ihm ſo verhaßten La Croix entfernt zu ſehen, war ihm faſt ſo lieb als der Wein.

Er ſoll mir munden, Herr Feldmarſchall! — ſagte er lachend — Ich hoffe, Ihr zahlt ihn vom beßten Jahrgange.

La Croix lag indeſſen betäubt im Graben. — Als des Adminiſtrators Soldaten ihn auszuplündern ſich naheten, erwachte er aus ſeiner Betäubung, wurde mit noch einigen anderen Gefangenen auf ein Schiff gebracht, und ſo nach Magdeburg geführt. Seines Schwures gedenkend, und in der feſten Ueberzeugung, Pappenheim habe beim

Sturme auf die Schanze im Kreuzhorſte ihn opfern wollen, wurde der Entſchluß, ſich zu rächen, noch mehr in ihm befeſtigt.

Als er zu dem Oberſten von Falkenberg kam, wo eben der General Amſteroth und der Oberſt Uslar zu einer Conferenz verſammelt waren, fragte ihn dieſer nach manchen wichtigen Dingen — er ſchwieg, ein bedeutender Wink jedoch zeigte Falkenberg den Wunſch, mit ihm allein zu ſeyn. Dieſer trat mit ihm in ein Nebenzimmer, und hier ſagte er dem ſchwediſchen Oberſten ohne Rückhalt: „daß er um die Perſon Pappenheim's ſey, ſein Vertrauen beſitze, daß er ihn aber perſönlicher Beleidigungen wegen haſſe. Wenn die Krone Schweden ihm eine ſtete Zuflucht und eine angemeſſene Belohnung zuſichere, wolle er nach Kräften für ſie wirken. Vor der Hand warnte er vor dem rechten Elbufer, denn von da, wo Pappenheim ſtehe, könnten ſie jedesmal den Angriff erwarten — wo Mannsfeld ſey, der Ruhe gewiß ſeyn.“ Er gab ihm ferner Nachricht von der Stärke und Vertheilung des Heeres, unterrichtete ihn genau von der Macht, mit welcher Tilly nach der Oder marſchirt ſey, und theilte hierüber ſo manches mit, welches Falkenberg bei nächſter Gelegenheit ſeinem Könige zu berichten nicht verſäumte.

Als er von deſſen Quartiere auf das Rathhaus in eine leidliche Haft gebracht wurde, führte man ihn über den breiten Weg einem Kaufladen vorbei; wie erſtaunte er, als er hier Hedwig an der Seite eines jungen Mannes ſtehen ſah, mit welchem ſie in ſo tiefem Geſpräche begriffen war, daß ſie La Croix nicht eher bemerkte, als bis er dicht vor ihr ſtand und ſie grüßte. Ein lauter Schrei entfuhr ihr, und ſie eilte ſchnell in's Haus.

Alſo Du hier?! — rief er triumphirend — Alſo Hohendorf, dieſer Treue, ſteht mit Magdeburg in Verbindung? — Dieſe Entdeckung will ich nicht ungenutzt gemacht haben.

3.

Am andern Tage wurde La Croix zu dem Adminiſtrator, dem Markgrafen Chriſtian Wilhelm, geführt. Hier fand er niemand als Falkenberg, der ihn bat, Seiner fürſtlichen Gnaden nur dreiſt alles zu wiederholen, was er ihm geſtern geſagt. Der Adminiſtrator war ſehr leutſelig und herablaſſend gegen ihn, und verſprach, ſein Möglichſtes zu thun, daß der König ſeine Anhänglichkeit an die gute Sache nach Würden belohnen möchte. Auch kündigte er ihm ſeine Freiheit ohne Löſegeld an, und gab ihm die Erlaubniß, noch heute in's kaiſerliche Lager zurückkehren zu können.

La Croix dankte für die Gnade, bat jedoch, ihn noch einige Tage zurückzuhalten und ihm nur zu erlauben, Pappenheim, der ihn gewiß für todt hielt, von ſeiner Gefangenſchaft unterrichten zu können. Er würde gewiß auf ſeine Ranzionirung antragen, und dann erſt wäre es Zeit, ihn zu entlaſſen, ohne bei dem argwöhniſchen Pappenheim Verdacht zu erwecken. — Der Adminiſtrator ſah dieß ein, Falkenberg ſchwieg dazu und betrachtete La Croix mit forſchendem Blicke. Auch bitte ich Euer fürſtlichen Gnaden, — fuhr der Gefangene fort — mir zu meiner Sicherheit ein Document zu geben, das mir, ſollte ich einſt in die Hände der Schweden fallen, oder genöthigt ſeyn, bei ihnen Zuflucht zu ſuchen, eine freundliche Aufnahme ſichert. Meine Anhänglichkeit an die Krone

Schweden könnte mich in Verhältniſſe bringen, wo nur eine ſchleunige Flucht mich retten dürfte.

Der Adminiſtrator willigte in dieß ihn billig dünkende Begehren, und wollte das Document ſogleich ausfertigen laſſen, doch Falkenberg fand einen ſchicklichen Grund, es noch zu verſchieben, und als der Adminiſtrator den Hauptmann entließ und ihm die Freiheit gab, in eine Herberge einzuziehen, ſtellte Falkenberg, unter dem Vorwande, dergleichen Begünſtigung könne bei dem Feinde Verdacht erwecken, eine Wache vor die Thür, ein Sergeant mußte ihn überall begleiten und hatte die beſtimmte Weiſung, nicht zu erlauben, daß er den Wall beträte. — Verzeiht mir meine Bemerkung, gnädiger Herr, — ſagte er zu dem oft etwas unbedachtſamen Adminiſtrator — Ihr faſſet zu ſchnell Vertrauen zu dieſem La Croix. Eines Verräthers Tücke benutze ich, jedoch traue ich ihm nie ganz, beſonders dieſem nicht, aus deſſen Auge mir etwas Widriges leuchtet. Erlaubt, daß ich ſeinetwegen alle Maßregeln treffen kann.

Nachdem La Croix durch Falkenberg's Vermittelung ein offenes Schreiben an Pappenheim geſchickt, war der erſte Gebrauch, den er von ſeiner

Freiheit machte, daß er ſich nach dem Hauſe begab, vor welchem er Hedwig geſehen hatte. Wohlwollen für ſie führte ihn nicht hin, denn Beide hatten ſich in der kurzen Zeit ihrer Bekanntſchaft ſtets von einander entfernt gehalten; es war der Trieb, ihr durch ſeine Mittheilungen wehe zu thun, und ſo die Verachtung zu rächen, mit welcher ſie ihm in ihres Vaters Hauſe begegnet war.

Für Hedwig war dieſer Beſuch, ſo widrig ihr auch der Mann war, nicht unangenehm. Obgleich ſein erſtes Erſcheinen ſie erſchreckt hatte, ſo hoffte ſie doch durch ihn Nachricht von den Ihrigen zu bekommen. Er war Anfangs ſehr wortkarg und träufelte das Gift, das er ihr zurücklaſſen wollte, nur tropfenweiſe; ſie erfuhr jedoch, daß der Vater krank, ſehr krank ſey, und ohne daß er ſich deshalb deutlich ausgeſprochen hätte, konnte ſie doch nach ſeiner Erzählung Anna's unglückliches Schickſal ahnen, und nun leicht die Urſache der Krankheit ihres Vaters finden.

Er würde noch länger in dieſem hämiſchen Spiele fortgefahren ſeyn, hätte nicht die würdige Matrone des Hauſes dem Geſpräche eine andere Wendung gegeben; aber bei Hedwig hatte der

Pfeil ſchon getroffen. Sie faßte auf der Stelle den Entſchluß, zur Pflege ihres Vaters nach Olvenſtädt zu eilen; keine Bitte ihres Verlobten konnte ſie davon abbringen, ſie blieb ſtandhaft bei dem, was ſie für Pflicht hielt. Doch La Croix's ſpöttiſche Bemerkung, die ihm unwillkührlich entfuhr, daß der Kroaten-Oberſt Iſolani wohl nicht weniger Kenner der Schönheit ſey als Pappenheim, und ſich freuen würde, ſolch' ſchöne Jungfrau in ſeinem Quartiere zu ſehen; auch Pappenheim's Arm wohl noch bis über die Elbe reiche, änderten plötzlich ihren Entſchluß, ſie gab ihn auf. — La Croix's Nachrichten hatten jedoch die Ruhe ihres Herzens untergraben, ſeine heimtückiſche Erzählung, in welche er meiſterhaft Pappenheim's Bewerbung und Hohendorf's Liebe zu weben gewußt — Verhältniſſe, die Hedwig bis jetzt ihrem Verlobten verſchwiegen — hätten leicht in einem weniger zutrauungsvollen Herzen den Funken der Eiferſucht anfachen können, doch an Moritz Trausdorf's treuherzigem Gemüthe prallten die giftigen Pfeile ab, nur in des Mädchens Bruſt weckten ſie lebhaft die Erinnerung.

La Croix ging, erfreut, den Samen der Zwietracht wenigſtens ausgeſtreuet zu haben, in ſeine Wohnung zurück, und überlegte nun den ferneren Plan. Rache an Pappenheim für Anna und für ſich, war das Ziel ſeines Strebens; ein ſicherer Rückhalt bei den Schweden ihm deshalb nothwendig, und ſeine Gefangenſchaft ihm erwünſcht, um hier die Gelegenheit zu finden, ſich Freunde zu machen. Beſonders ſchien ihm der Markgraf ſein Mann, weniger der mistrauiſche Falkenberg. Aber Nachrichten von Magdeburg mußte er einſammeln, ſich von allem unterrichten, damit er ſich Pappenheim's Zutrauen deſto gewiſſer verſichern könnte; er mußte eine Quelle auffinden, woraus der General ſchöpfen, wodurch er mit Männern aus der Stadt in Berührung komme und immer Nachricht von hier haben könnte. Beide Theile zu hintergehen, war ſein Ziel.

Es gelang ihm trefflich. Pappenheim, der ſeine Verſchlagenheit kannte und von La Croix ſelbſt in ſeinem Schreiben von der guten Art ſeiner Behandlung und von ſeiner Freiheit unterrichtet war, zweifelte keinen Augenblick, daß er ſeine Zeit gut benutzen würde, und eilte deshalb nicht, wegen ſeiner Auslieferung zu unterhandeln. La

Croix wandte ſeine Zeit auch ſo gut an, daß er, trotz der überall ihn begleitenden Wache, doch Manchen in der Stadt kennen lernte, der gut kaiſerlich geſinnt und zu ſeinem Vorhaben bereitwillig war.

Nach mehreren Tagen erſt ſchickte Pappenheim einen Trompeter mit einem Schreiben an Falkenberg, worin er um La Croix's Auslieferung unterhandelte und ſeine Ranzion zu bezahlen ſich erbot. Der Gefangene wurde ohne Ranzion entlaſſen, ihm auch, trotz der Abmahnung des ſchwediſchen Commandanten, ein offenes Schreiben, von dem Adminiſtrator und dem erſten Bürgermeiſter, Martin Brauns, unterſchrieben, eingehändigt, worin alle ſchwediſchen Befehlhaber erſucht wurden, den Hauptmann La Croix als einen gut ſchwediſch geſinnten Offizier aufzunehmen, ihm hülfreiche Hand zu leiſten, und ihm an Leib und Gütern nicht zu ſchaden. Ueberdieß wurde auch mit ihm verabredet, daß er ihnen von allen Bewegungen des kaiſerlichen Heeres Nachricht gäbe, jedoch in der Art, ſetzte La Croix hinzu: daß ſie gerade das Gegentheil von dem glauben ſollten, was er ihnen berichte, weshalb die Namen der

Werke, der Elbufer und der Feldherren gewechſelt wurden; eine Vorſicht, die, wie er vorgab, ihn im Falle einer Entdeckung retten könne.

Nach dieſen Vorkehrungen ging er zu Pappenheim zurück, welcher, den Sturm auf den Kreuzhorſt noch in Erinnerung, ihn äußerſt kalt empfing. Als ihn jedoch La Croix von dem, was er in Magdeburg für ihn gethan, unterrichtete, als er ihm ſelbſt die Verbindung mit dem Adminiſtrator anzeigte, wobei er die Keckheit hatte, das offene Empfehlſchreiben vorzuzeigen, und ihn verſicherte, daß ſeine Nachrichten freien Paß nach der Stadt hätten, und der General auf dieſem Wege durch die der katholiſchen Sache Zugethanen jede Nachricht von dort aus zurück erhalten könne, ihm jedoch wohlweislich verſchwieg, daß der Adminiſtrator zu den ihm mitzutheilenden falſchen Nachrichten den Schlüſſel habe, — ſo erheiterte ſich Pappenheim's Geſicht.

Stürmen ſollſt Du nicht mehr, — ſagte er ihm lächelnd — das ſcheinſt Du ſeit Kloſter Bergen verlernt zu haben, aber ſchleichen ſollſt Du, wie die liſtige Katze; Deinen Kopf will ich gebrauchen, nicht Deinen Muth!

Auch kann ich Euch berichten, — fuhr La Croix fort — daß Hedwig durch Hohendorf's Hülfe in Magdeburg iſt.

Das wußte ich ſchon lange! antwortete Pappenheim, wandte ihm den Rücken und ließ ihn ſtehen.

Thor! — rief La Croix, als er in ſeinem Zimmer allein war — Willſt mich nützen, wie der Hungrige die Dattel, von welcher er das Fleiſch genießt und den Kern wegwirft; weiſer Rector der Univerſität Altorf, willſt mich gebrauchen wie einen Handſchuh, den man wegwirft, wenn er läſtig wird. Wozu Du mir gut biſt, dazu ſollſt Du mir dienen. Deinem wilden, hochfahrenden Sinne, der kein anderes Gewicht, den Menſchen zu wägen, kennt, als den rohen Muth, ſetze ich meine Liſt entgegen, und ſuchſt Du auch nichts in meinem Herzen, ſo ſollſt Du doch die Rache darin finden!

4.

Tilly war indeſſen mit dem Heere nach Frankfurt an der Oder gezogen, und nachdem er die dor-

dortigen Feſtungswerke hatte ausbeſſern und die Magazine füllen laſſen, rückte er durch die Marken, um Demmin zu entſetzen. Guſtav Adolph vermied in dieſem Augenblicke noch die Schlacht und zog ſich näher an die Oder. Tilly, der auf ſeinem Marſche die ſchändliche Uebergabe von Demmin erfahren hatte, wandte ſich nun nach dem Mecklenburgiſchen und rückte vor Neubrandenburg, wo der General Knyphauſen mit 2000 Schweden zur Beſatzung lag. Die Ordre, welche ihn aus dieſem unhaltbaren Orte zum Heere abrief, ward von den Kaiſerlichen aufgefangen, die in der Eile befeſtigte Stadt nach tapferer Gegenwehr mit Sturm genommen und die ganze Beſatzung, mit Ausnahme des Generals und einiger Mann, welche gefangen wurden, niedergemacht. Die Stadt wurde in Brand geſteckt, und hier ſchon gab Tilly das Vorſpiel des blutigen Tages von Magdeburg.

Von hier kehrte er vor Magdeburg zurück, nahm ſein Hauptquartier in Möckern, rückte dann über Pechau in das Rehberger Holz und verſchanzte ſich gegen die Stadt. Die verſchiedenen Werke am Kreuzhorſte wurden ſchon am anderen Tage ohne ſonderlichen Widerſtand genommen, nur die kleinere Schanze, der Magdeburgiſche Succurs, vertheidigte ein Lieutnant mit 21 Mann ſo heldenmüthig, daß er fünf Stürme abſchlug, und die Kaiſerlichen nach bedeutendem Verluſte erſt dann eindrangen, als eine Kanonenkugel dem tapferen Offizier einen Arm weggenommen hatte. Am anderen Tage ward auch die Preſter Schanze beſchoſſen und die Thürme bei Krakau beſtürmt; beide wurden von der Beſatzung freiwillig verlaſſen, ſo daß von allen Außenwerken nur noch die Zollſchanze und der Durchſchnitt auf dem Marſche im Beſitze der Magdeburger blieb. Auch die Schanzen bei Bukow auf der anderen Seite der Elbe hatte Graf Mannsfeld genommen.

Da ſchien noch einmal die Rettung zu nahen. Auf die Nachricht, daß Guſtav Adolph gegen Frankfurt rücke, wollte Tilly mit dem größten Theile des Heeres Magdeburg verlaſſen und in Eilmärſchen den Schweden entgegenziehen, Frankfurt zu entſetzen; die Belagerung ſollte indeſſen in eine Blokirung verwandelt werden. Pappenheim war untröſtlich.

Ihr zieht dorthin! — ſagte er, als ihm Tilly den hierzu nöthigen Befehl gab — laßt Euch von dem liſtigen Könige von hier weglocken, der nur dieſes Marſches bedarf, um Magdeburg zu retten, und iſt es ihm Ernſt, Frankfurt zu nehmen, ſo hat der Kühne es erſtürmt, bevor Ihr kommt, und es geht Euch wie bei Demmin.

Tiefenbach befehligt darin 7000 Mann der beßten kaiſerlichen Truppen, — erwiederte der Feldherr — er iſt kein Herzog von Savelli, und Frankfurt kein Ort, wo man nur die Sturmleitern anzuſetzen braucht, um es zu nehmen.

Und hier ſtockt alles! — fuhr Pappenheim fort — Die Bürger in der Stadt ſind entmuthigt, kaum daß ſie der Adminiſtrator und Falkenberg mit Gewalt auf die Wälle treiben können; alles iſt hier in ſchönſter Ordnung, jeder Tag bietet einen neuen Lorbeer.

Ihr habt nur Magdeburg vor Augen! — unterbrach ihn Tilly — ich Europa! — Mit dem Falle von Frankfurt ſteht Schleſien und Böhmen dem Feinde offen. Ich ziehe! Euch ermahne ich zur Geduld. — Noch am Nachmittage brach er mit 18,000 Mann auf.

Pappenheim kehrte in der mislauniſchſten Stimmung zurück. Tilly hatte faſt alle Regimenter Fußvolk der Liga mitgenommen, unſtreitig die beßten des Heeres. — Als der Feldmarſchall eins nach dem andern die Straße nach Burg ziehen ſah, blutete ihm das Herz. — Die Eroberung Magdeburgs ſchien ihm die wichtigſte Kriegesbegebenheit, und er murrte laut über Tilly's engherzige Anſichten, wie er ſie nannte, der, um alles zu erhalten, nichts gewann. Es ließ ihn heute nicht in ſeinem Zimmer, ihn trieb der Unmuth von Ort zu Ort. Drei Roſſe hatte er ſchon müde geritten, und endlich ging er von tauſend Plänen begleitet, wie er es dann oft zu thun pflegte, einſam nach einem Ulmengebüſch, das hinter Nedlitz lag, wo unter einigen hohen Bäumen ein trauliches Plätzchen ſich fand. Hier pflegte er zuweilen zu ruhen, und hier entwickelte ſich ſo mancher verderbliche Plan für die arme nothbedrängte Stadt. Seine Umgebungen folgten ihm dann nie, wenn er es nicht ausdrücklich befahl, und der Soldat, wenn er ihn hier oder auch in anderen Quartieren in der Dämmerungſtunde an dergleichen heimlichen Oertern ſinnend ſitzen, und dann gewöhnlich am anderen Tage etwas Bedeutendes unternehmen ſah, hatte den Glauben, er unterhielt ſich da mit ſeinem spiritus familiaris, den der Aberglaube damaliger Zeit jedem Manne von Bedeutung zutheilte.

Auch heute wanderte er nach ſeinem Liebling-plätzchen; die Frühlingſonne hatte ſchon das Grün der Blätter hervorgelockt, es war überdieß ein warmer, ſchöner Abend, und ſein aufgeregtes Gemüth bedurfte wohl der ſtillen Einſamkeit. — Er ſetzte ſich unter die grünenden Bäume, und ſeine Gedanken durchirrten den düſtern Schauplatz des Krieges. Ein Blick, den er auf ſich ſelbſt warf, erheiterte ihn nicht; der Gedanke, daß dieß raſtloſe Treiben und Streben, wenn es ihn auch bis zu der höchſten Stufe führte, ihn doch noch nach dem Unerreichbaren ſtreben laſſe und, nie geſtillt, ewig in ſeiner Bruſt ſtürmen würde, dieß Gefühl war heute, da Tilly ſeinem liebſten Wunſche entgegen getreten war, in ihm lebhafter rege geworden, als je. Nach und nach verdrängte jedoch ein ſanfteres Gefühl die Unruhe, welche ihn ergriffen hatte, er gedachte ſeines Jugendlebens, wo die Wiſſenſchaften das höchſte Ziel ſeines Strebens geweſen, er gedachte dieſer ſchönen Zeit, aus der ihn ſein wildes Gemüth in die Reihen der Krieger geriſſen hatte; da hörte er im fernen Gebüſche Töne einer Laute, die vielleicht ſchon lange, von ihm unbeachtet, geklungen hatten, Geſang begleitete ſie und ſchien ſich zu nähern. Jetzt konnte er die Worte deutlich vernehmen:

Ich habe geträumt und bin erwacht!
die Bilder ſind alle verſchwunden.
Und was mir der liebliche Traum auch gebracht,
und was mich ſo glücklich, ſo ſelig gemacht,
ich hab' es nicht wieder gefunden!

Er horchte auf, es war ihm, als kenne er dieſe Stimme; er ſchaute um ſich, da ſah er in der Ferne einen Jüngling ſtehen, den Rücken an einen Baum gelehnt, ſein Geſicht konnte er nicht ſehen. Der Jüngling ſchien ihn nicht zu bemerken und ſang weiter:

Dahin iſt mein Traum, dahin iſt das Glück,
dahin ſind die Wonnen des Lebens.
Kein Schlummer führt mir die entfloh'nen zurück,
ernſt hat ſich geſtaltet mein feindlich Geſchick,
mein Ahnen, es war nur vergebens!

Die Wonne war kurz! — und war ſie auch ſüß,
ſo gnügte ſie nicht meinem Sehnen.

Es war ja nicht Liebe, wenn Liebe verließ:
ſie, die mir den Himmel der Wonne verhieß,
ſie gab mir den Quell nur der Thränen!

Jetzt ruhte die Laute in des Jünglings Hand. Pappenheim, in ſeinem Nachdenken geſtört, war Anfangs mürriſch geworden, hatte jedoch unwillkührlich Theil an dem Sänger und ſeinem Geſange genommen, und der Inhalt des Liedes klang in ſeinem Innern wieder. — Da fuhr der Sänger plötzlich aus ſeiner ruhigen Stellung auf, griff noch einmal in die Saiten und ſang:

Ich habe geträumt und bin nun erwacht!
die Bilder ſind alle verſchwunden. —
Die Hoffnung, die Sehnſucht, ſie ſanken in Nacht,
aus meinem Himmel bin ich erwacht,
und habe die Hölle gefunden!

Sänger! — rief Pappenheim. — Der Jüngling wandte ſich und ſtutzte, da er den General erblickte, ſchritt jedoch keck auf ihn zu. — Wie kamſt Du in dem Kriegsgetümmel mit Deiner Laute hierher?

Der junge Mann nahm ſein Barrett ab und ſchaute mit dunkel leuchtenden Augen auf Pappenheim. — Kennt Ihr mich wirklich nicht, daß

Ihr dieſe Frage an mich thut — kennt Ihr Anna nicht?

Du hier? rief Pappenheim, und des Liedes Inhalt gedenkend, mochte ſein Auge mit Theilnahme auf ihr ruhen.

Ja, Herr! und überall, wo Ihr ſeyd, werdet Ihr mich treffen.

Wie das flüchtige Reh ſprang ſie durch das Gebüſch und war ſeinem Auge entſchwunden.

Lange ſah Pappenheim ihr nach — dann ging er, wohl über ſo manches in ſeinem wilden Leben nachdenkend, zurück nach ſeiner Wohnung.

Dort befahl er, Hohendorf zu rufen und Wein zu bringen.

Der Rittmeiſter erſchien. — Setze Dich, Maximilian, — ſagte er freundlich — und hilf mir die Zeit vertreiben; ich bin übel gelaunt. — Tilly's Abmarſch kränkt mich, und ſo manche andere Gedanken haben ſich heute in mir vereint, mir den Tag zu trüben. Da tritt nun noch Anna im Knabengewande vor mich.

Ihr dachtet an ſie? fragte Hohendorf.

Ich dachte an den kühnen Schwedenkönig und ſein Heer, als ſie leibhaftig vor mich trat, — erwiederte Pappenheim. — Ihr Lied, ihr Anblick waren nicht geeignet, mich aufzuheitern; deshalb laß uns trinken, laß uns verſuchen, ob der Wein mir die Grillen vertreiben und mit froher, muthiger Hoffnung uns ſtärken kann. — Er leerte den Becher, und als der Diener die Kerzen brachte, wies er ihn zurück. Bring' Wein! — rief er — Der Mond mag uns leuchten!

Er ſchien mit vollem Glanze durch die kleinen Scheiben des Fenſters, das Pappenheim jetzt aufriß und hinaus ſah. Maximilian, — ſagte er, nachdem er lange ſchweigend auf die Sterne des Himmels geblickt hatte — ſieh dieſen wolkenloſen Himmel. Zwar iſt es eine Frühlingsnacht, ſanft und lind, und damals war es eine rauhe Novembernacht, in der ich auf dem Schlachtfelde aus meinem Todesſchlafe erwachte, aber beide ſind ſich ſo ähnlich; ſo voll, ſo glänzend ſchien der Mond mich an, ſo bleich flimmerten die Sterne, eine eben ſolche Todtenſtille war dort. Maximilian, — ſprach er nach kurzer Unterbrechung, ihn bei der Hand zum Tiſche zurückführend — ich habe manches erlebt, das Glück hat mir wohlgewollt, doch auch zuweilen mich ſcheel angeblickt, aber ſo

Sonderbares als bei der Prager Affaire, die heute beſonders lebhaft vor mich tritt, erlebte ich nicht wieder. Ich war damals ſechs und zwanzig Jahre alt und Oberſtlieutnant des Küraſſier-Regimentes Erwitte, — fuhr er nach einer kurzen Pauſe fort. — Wir zogen unter dem Kurfürſten von Baiern und Tilly auf die Böhmen; es war meine erſte Schlacht, und ich brannte vor Begierde, mich mit dem Feinde zu meſſen. Wir rückten heran, bald hieß es jedoch: Halt! Die Schlachtlinie wurde geordnet, lange ſtanden wir unthätig da, und ich wurde ſo ungeduldig als mein Streitroß, das den Boden ſtampfte. Endlich ſchmetterten die Trompeten! Dieſes herrliche Gefühl, an der Spitze meiner fünfhundert Küraſſiere auf den Feind zu jagen, dieß Gefühl habe ich nie wieder empfunden, ſelbſt ſpäterhin nicht, als ich mich an der Spitze eines Heeres befand. Wir ſtießen auf die Ungarn, welche Bethlen Gabor den Böhmen zu Hülfe geſchickt hatte; ſie zerſtoben vor uns wie Spreu im Winde, aber mein toller Muth und mein tolles Roß trieben mich immer vorwärts, weit den Meinen voraus, in die dickſten Reihen der Fliehenden, die ſich jetzt um mich ſammelten.

Ein rieſenhafter Ungar ſpaltete mit ſeinem Säbel meinen Helm, Hieb auf Hieb traf mich, und bewußtlos ſank ich zu Boden.

Eine lange Zeit hörte ich noch das Krachen des Geſchützes, ich hörte das Dröhnen der Erde unter dem Hufſchlag der Roſſe, ich hörte die Reiterſchaaren von Freund und Feind nahen. Ich fühlte ein leiſes Zittern, und erinnere mich noch genau, daß die Furcht in mir aufſtieg, von den Roſſen zertreten zu werden. Aber hiermit war für mich die Schlacht beendet; ich hörte keinen Donner des Geſchützes mehr, keinen Hufſchlag der Roſſe, kein Seufzen der Sterbenden, mir war, als ſey ich frei und aller irdiſchen Bande entledigt. Ich ſchwebte durch die weiten Räume des Himmels an Millionen Sternen vorüber, die jedoch keine Welten waren, ſondern mir wie Sonnen erſchienen und mich wie in ein Feuermeer verſetzten. Unbeſchädigt ſchwebte ich hindurch, hob mich bald höher, bald ſenkte ich mich wieder durch das Sternenheer hinab, der Erde näher. Da faßte ich den Entſchluß, immer nur höher und höher mich zu ſchwingen, bis ich die Sonne erreichen würde.

Ich begann den Flug, aber je höher ich aufwärts ſchwebte, deſto ferner ſchien ſie mir — und ich hörte aus den Wolken, die ſich jetzt verdunkelnd vor ſie zogen, eine Stimme, die mir zurief: „Wie auf Erden, ſo im Himmel iſt jedem Geiſte ſein Ziel geſetzt!“ — Bei dieſen Worten ward ich mir zum erſten Male bewußt, daß ich nicht mehr der Erde gehöre, daß ich, ein Geiſt, in den ungemeſſenen Räumen ſchwebte, und eine unausſprechliche Sehnſucht nach der Himmelspforte ſtieg in mir auf. Und als ſich die Wolken zertheilten, die Sonne mir plötzlich glühender als je wie ein Feuerſtrom entgegenſtrahlte, glaubte ich, ich ſähe ſie geöffnet, aber ich täuſchte mich. Das kann der Himmel nicht ſeyn, dachte ich im Stillen: fühle ich doch nicht ſeine heiligen Wonnen. Hier, wo die unbefriedigte Sehnſucht mich noch erfaßt und nach dem Unerreichten zieht, kann nicht die Ruhe des Himmels mich mit den heiligen Palmen anwehen. Da blickte ich hinunter, und als ich in die glühenden Sterne ſah, die ſich in ewig gleichen Bahnen wie feurige Sonnen durch den Himmelsraum zu meinen Füßen wälzten, als ich das Gluthmeer um mich, unter mir erblickte, da fragte ich ſchaudernd: iſt dieß die Hölle mit ihren Flammen? Aber ſie konnte es nicht ſeyn. Schien doch der Aether ſo rein, ſo azurn über mir, wehte doch ein ſanftes Lüftchen mich erquickend an, und drang doch ein Sonnenſtrahl wohlthuend in mein Auge — und als ich jetzt beruhigt um mich ſchauete, ſah ich Geſtalten, wie Schatten, an mir vorüberziehen, ſonderbare Geſtalten, wie Menſchen gebildet, und doch ſo luftig, als triebe der Sturm das Lebloſe mit ſeinem Fittige; und ich ſah, daß es die Geiſter Verſtorbener waren, die, harrend wie ich, vor der Himmelspforte ſchwebten. — Der Glaube kam ſtärkend in meine Bruſt, und ich dankte Gott, der mich von der Lehre des Irrglaubens zur alleinſeligmachenden Kirche zurückgeführt hatte; denn ich fühlte nun, ich ſey, wie jene Seelen, im Fegefeuer, damit meine Seele ſich läutere zum Eingange in den Himmel, und als ich noch einmal dankbar den Blick zum ſtrahlenden Sonnenlichte aufſchlug, war es mir, als ob meine Augen ſich ſchlöſſen, die Kraft meiner Schwingen mich verließ und ich immer tiefer und tiefer ſank, bis meine Hand die kalte, feuchte Erde berührte. Ein düſterer Geiſt, der neben mich trat, faßte mich mit mächtiger Fauſt, rüttelte mein Gebein, daß es wie Todtengebein klapperte, und rief mir zu: „Erwache, Schläfer! erſt müſſen zwölf Jahre verrinnen, bevor Deine Sanduhr abgelaufen iſt!“

Und als ich die Augen öffnete, ſah ich nicht mehr den Strahl der Sonne, aber der Vollmond, glänzend und ſchön, ſtrahlte mir entgegen; die Sterne mit ihrem tanzenden Lichte, nicht mehr als glühende Sonnen, flimmerten über mir, und als ich mich nach der düſtern Geiſtesgeſtalt umſchauete, ſah ich meine Freunde um mich ſtehen, die mit einem jauchzenden: Gott Lob, er lebt! mich begrüßten.

Aus zwölf Wunden hatte ich geblutet. Ueber und neben mich waren des Todes Opfer gefallen, ich war unter Leichen begraben. Die Freunde jedoch, welche meine irdiſche Hülle der geweiheten Erde zurückgeben wollten, hatten mich unter den Todten hervorgeſucht und mich wieder in's Leben gerufen.

War das alles ein Traum meines zerhauenen Schädels, oder war die Seele entflohen, und der Herr befahl ihr zurückzukehren in ihre irdiſche Wohnung? ich weiß es nicht, denn drei Tage hatte ich hier gelegen, nicht todt, nicht lebend. Und war es kein Hirngeſpinnſt, Maximilian, war die Stimme des düſtern Geiſtes eine prophetiſche Stimme von oben, ſo wiſſe, im kommenden Jahr iſt meine Sanduhr abgelaufen.

Den Becher geleert! — rief er aufſpringend — Muthig dem Tode entgegen! Was kann er mir rauben, was iſt er dem, der in dem Munde ſpäter Jahrhunderte noch fortlebt? Wohin kann er mich führen als zur Himmelspforte; denn jede Flamme, die mein Wort aus dem Schlummer ruft und die praſſelnd emporſteigt, jeder Bluttropfen, den das Schwert der Pappenheimer vergießt, fließt, ſteigt auf zur Ehre Gottes!

Hohendorf ſetzte ſchaudernd den Becher vor ſich, nieder und wendete ſich ab.

Was willſt Du?! — rief Pappenheim heftig, von der Erzählung aufgeregt — Wohin willſt Du?

Weiß ich es? — ſagte Hohendorf — Ich möchte zur Kapelle und beten; ich möchte zu dem Gott der Liebe und Barmherzigkeit beten, der nicht des wilden Kriegers bedarf, nicht Eures Schwertes, nicht Eurer Fackel, auf daß ſein Name geprieſen werde. Jene Zeit, die Ihr zwiſchen Tod und

Leben verbracht, hat Euch der Himmel zur Erkenntniß gegeben. Durch flammende Städte, über blutige Schlachtgefilde geht Ihr nicht ein in die Himmelspforte, durch feurige Sonnen hindurch ſtrebt Ihr vergebens nach ihr; nie werdet Ihr ſie erreichen, Ihr ſtürzt zur Erde zurück. Denkt an die warnende Stimme des Geiſtes, der Euch aus dem Todesſchlafe aufrüttelte.

Du biſt ein Narr, — erwiederte Pappenheim — ein Zwitter von tapferm Soldaten und ketzeriſchem Pfaffen. Hältſt unſern Herr Gott für einen ſo langmüthigen Herrn als den frommen Kaiſer, der ſeine Generale in Pommern belohnt, ſtatt ſie hängen zu laſſen. Feuer und Schwert ſind die irdiſchen, wie Donner und Blitz die himmliſchen Boten des Herrn, und ich werde ſie ſenden mit ſeiner Hülfe über die Ketzerſtadt! rief er zornig und ſtreckte den Arm gegen Magdeburgs graue Thürme.

Im kommenden Jahre iſt die Sanduhr abgelaufen, dann habt Ihr Rechenſchaft zu geben! ſagte Hohendorf bewegt.

Wie Gott will! — erwiederte Pappenheim — Wem er dieſen Glauben ſo feſt in die Bruſt gelegt hat, den kann er nicht wegen deſſen ſtrafen, was

ihm

ihm der Glaube befahl. — Geh' mit Gott, Hohendorf, — fuhr er im ſanften, bewegten Tone fort. — Ich zürne Dir nicht, Du meinſt es gut mit mir, und Dir fehlt nur das Vertrauen!

5.

Die Nachrichten von dem Belagerungheere und die aus der Stadt gingen häufig durch die Boten, welche La Croix abſendete, hin und her. Anfangs hatte Pappenheim die Briefe geleſen, welche jener ſchrieb, ſeit aber ſo beſtimmte, ſtets als richtig erkannte Nachrichten aus der Stadt kamen, hatte er blindes Zutrauen zu La Croix. Immer gewiſſer wurde es ihm nun, daß die Stadt einem muthigen Angriffe nicht widerſtehen würde, daß die Bürger nicht mehr jene Männer waren, die ſich einſt gegen Moritz von Sachſen ſo heldenmüthig vertheidigt hatten, und deshalb war es ihm, trotz dem, daß er des Kaiſers Waffen nur den Sieg wünſchte, eine frohe Nachricht, als ihm nach einigen Tagen von Brandenburg aus die Kunde ward, daß Tilly zur Fortſetzung der Belagerung eben ſo eilig zurückkehre, als er weggezogen war, indem

Guſtav Adolph Frankfurt mit Sturm eingenommen habe. Tilly, deſſen fernerer Marſch nun vergebens war, beſchloß unter dieſen Umſtänden mit allen Kräften Magdeburg anzugreifen, ehe die Schweden zum Entſatze anrücken könnten. Er kehrte daher in Eilmärſchen von Brandenburg zurück.

Am 1. April 1631 traf Tilly mit dem Heere wieder ein, bezog ſein altes Lager am Rehberger Holze, und begann ſchon am andern Tage die Laufgräben gegen die Zollſchanze zu eröffnen. Der Herzog von Holſtein erhielt das Commando über die zum Angriffe beſtimmten Truppen. Er war nicht ſo glücklich als Pappenheim, alle ſeine Angriffe wurden abgeſchlagen, und Tilly ſah ſich genöthigt, Pappenheim's Rath zu folgen und die Zollſchanze von der Waſſerſeite zu bedrohen. Er ließ eine Batterie von ſechs Kanonen auf dem Krakauiſchen Werder anlegen, eine andere bei Bukow, und beſchoß von hier aus die Schanze auf der Spitze des rothen Hornes ſo gewaltig, daß dieß nur von Sand aufgeführte Werk bald zerſtört war und die Beſatzung daſſelbe, ohne weiteren Angriff abzuwarten, verließ. Tilly ließ ſogleich ein Regiment zu Fuß, nebſt einer Compagnie Reiter, überſetzen und Beſitz von der verlaſſenen Schanze nehmen.

Die ligiſtiſchen Truppen rückten nun mit den Laufgräben immer weiter gegen die Zollſchanze. Noch einmal ſtürmte der Herzog von Holſtein das Werk; auch jetzt ward der Sturm abgeſchlagen, der dem ligiſtiſchen Heere über 500 Mann koſtete. Da die Beſatzung jedoch fürchten konnte, von Magdeburg abgeſchnitten zu werden, ſo befahl Falkenberg, die Zollſchanze zu räumen, und Tilly ward dadurch Meiſter des ganzen rechten Elbufers, mit Ausnahme des Durchſchnittes auf dem Marſch, wo jetzt die Citadelle ſteht.

Er ſetzte hierauf mit dem größten Theile des Heeres bei Weſterhuſen über die Elbe, nahm hier ſein Quartier und ließ die Truppen ein Lager bei Fermersleben beziehen. Wenige Tage darnach folgte ihm Pappenheim, und rückte mit den Regimentern Pappenheim, Wangler, Savelli, Wahl, Blankart und Don Balthaſar gegen die Neuſtadt, und nahm ſein Haupt-Quartier in Rothenſee; am Rothenſee'r Holze lagerten die Truppen.

Der Verluſt der Außenwerke und die gehemmte

Communication mit Sachſen entmuthigte die Bürger. Die Soldaten im Dienſte des Adminiſtrators und der Stadt, kaum noch 2500 Mann, waren mismuthig, denn ihnen fehlte es an Allem, während der Bürger in Ueberfluß lebte; er ſah in dem Soldaten nur eine drückende Laſt, nicht den Mann, der an ſeiner Seite ihm den väterlichen Heerd vertheidigen half.

Unter dieſen Umſtänden kam durch La Croix die Nachricht in die Stadt, daß Pappenheim am kommenden Tage die Neuſtadt, Mannsfeld die Sudenburg angreifen würde. Nach langer Berathung wurde beſchloſſen, beide aufzugeben und anzuzünden, da die Beſatzung zu ſchwach ſey, die weitläufigen Werke zu vertheidigen, und ſich bloß auf die Behauptung der Altſtadt einzuſchränken. Die Bürger dieſer Vorſtädte, welche ihre Habe ſchon früher in Sicherheit gebracht hatten, ſagten ihrer ſtillen Wohnung ein Lebewohl, warfen verzweiflungsvoll ſelbſt den Feuerbrand in ihre Häuſer und zogen in die Altſtadt, wo ihre Mitbürger ſie freundlich aufnahmen.

Nicht ſo freundſchaftlich wurden die 1200 Soldaten des Adminiſtrators und die 250 Reiter, welche bis jetzt in der Neuſtadt und Sudenburg gelegen hatten, in der Altſtadt aufgenommen. Die Bürger verweigerten ihnen hartnäckig Quartier und Obdach, und den Offizieren ſogar die vorräthigen Zelte, um ſie auf den Plätzen für ſich aufſchlagen zu können. Die Reiterei erbot ſich, den Dienſt des Fußvolks und die gefährlichſten Poſten auf dem Walle zu übernehmen, wenn man ihnen nur Obdach und Quartiere gäbe; eine Nacht und zwei Tage mußten ſie auf den Straßen liegen und hungern, denn nur wenige Bürger theilten die großen Vorräthe mit ihnen, die ſpäterhin ein Raub der Flammen, oder die Beute des Feindes wurden. Die gleiche Gefahr, welche in Zeiten der Noth ſelbſt feindlich geſinnte Menſchen mit einander vereint, führte keine Eintracht herbei, und beſonders die reichen Bürger zeigten ſich am wenigſten geneigt, für ihre Vaterſtadt und ihren Glauben etwas zu opfern. Die Nemeſis ſchwang furchtbar die Fackel über ſie.

Ueberhaupt war in dieſer Zeit von den Städten der einſt ſo mächtigen Hanſe der Geiſt gewichen, welcher in den erſten Zeiten der Reformation ſich ſo kräftig ausgeſprochen hatte. Das gemeine Wohl lag niemanden mehr am Herzen, der Wohlfahrt der Vaterſtadt opferte keiner mehr Gut und Blut. Mit dem zunehmenden Reichthume war der Stolz der Städter wo möglich geſtiegen, aber mit ihm ſchwand die alte ernſte Kraft in Wort und That. Siebzig Kanonen ſtanden auf Magdeburgs Wällen, aber der engherzige Geiz hatte den Ankauf des Pulvers geſcheut; ſonſt waren immer 600 Centner Pulver und 500 Centner Salpeter in dem Zeughauſe vorräthig, beim Anfange der Belagerung nur 150 Centner Pulver, und wahrſcheinlich aus falſcher Scham verſchwieg man dieſen Mangel dem ſchwediſchen Commandanten, der, als er es endlich erfuhr, ſchon jetzt den Befehl geben mußte, nur im äußerſten Nothsfalle Gebrauch von dem Geſchütze zu machen.

Als endlich die ſorgloſen Magdeburger einſahen, daß es mit der Belagerung ernſt wurde, woran ſie bisher noch gezweifelt, wurde alles bewaffnet, und man zählte damals 5000 Bürger, Bürgerſöhne, Knechte und Handwerkburſchen zur Vertheidigung tüchtig, und die verſchiedenen Punkte wurden unter beſondern Befehl der Anführer geſtellt. Der Adminiſtrator übernahm die Sudenburger Seite bis zum Heideck, vom Heideck bis zum Krökenthore ward die Vertheidigung Falkenberg zu Theil; gegen die Neuſtadt, vom Krökenthore bis zur Elbe, befehligte der General Amſterroth, die Elbſeite übernahmen die Fiſcher, das Elbthor und den Durchſchnitt auf dem Marſch der Oberſtlieutnant Troſt.

Kaum hatte das Feuer aufgehört zu wüthen, als Pappenheim die noch rauchende Neuſtadt beſetzte, ſich hinter den ſtehen gebliebenen Mauern verſchanzte, und ſchon am andern Morgen die Laufgräben eröffnen ließ. Die Magdeburger, durch La Coix dazu aufgefordert, hatten dieſem die falſche Nachricht gegeben, daß ſie vom Sudenburger Thore mit allem was ihnen zu Gebote ſtünde einen Ausfall wagen würden. La Croix war ſicher, daß Pappenheim, wie es auch geſchah, dieſe Nachricht benutzen würde. Der Feldmarſchall, ſchon in den Laufgräben bereit, drang, ſobald er das kleine Musketenfeuer auf der andern Seite der Stadt hörte, mit einer Abtheilung ſeines Regiments bis an das äußere Ende der Neuſtadt vor, in der Hoffnung, wenn er dieſe Seite entblößt fände, ſich der Stadt nähern zu können; aber kaum dort angelangt, öffnete ſich die hohe Pforte, die Magdeburger ſtürmten heraus, ſtürzten ſich auf die Pappenheimer und trieben ſie zurück. Umſonſt ſetzte ſich der Feldmarſchall an ihre Spitze, der Succurs blieb aus, er mußte weichen, ein Theil ward abgeſchnitten, und Pappenheim ſelbſt war genöthigt, ſich hinter einer Mauer zu verbergen. Drei Schritte vor ihm hielten die Magdeburger an, drei Schritte weiter, ſo war Pappenheim in ihren Händen und Magdeburg gerettet, denn er war der Rachegeiſt, welcher die Fackel über die Stadt ſchwang.

La Croix hatte ſich ſchon ſeit dem Anfange des Gefechtes von ihm entfernt, nur Hohendorf und einige Hellebärdiere ſeines Regimentes theilten ſeine gefährliche Lage hinter der Mauer. — „Sterben, ſterben! — hatte ihm Pappenheim hier leiſe zugeraunt — nur nicht gefangen!“ — Als aber wie durch ein Wunder Amſterroth mit den Seinen dicht vor ihm in ſeinem Siege anhielt und ſich dann ſchnell nach der Stadt zurückzog, ſagte er, einen ernſten Blick gen Himmel richtend: „Meine Sanduhr war noch nicht abgelaufen — aber, Maximilian, der heutige Tag ſagt mir, ſie wird es im künftigen Jahre; ich bin meiner beſtimmten Stunde aufgeſpart."

Immer eifriger ſetzte Pappenheim nun die Arbeiten von dieſer Seite fort, während Mannsfeld den Angriff des Heidecks weniger thätig betrieb, und der Theil vom Ulrichs- und Krökenthore gar nicht angegriffen wurde. — Tilly unterhandelte indeſſen, ſchickte mehrmals Trompeter in die Stadt, ſie zur Uebergabe aufzufordern; die Magdeburger blieben ſtandhaft, ſo daß der Maimonat eintrat und Tilly ſeinem Ziele noch nicht näher war. Pappenheim beſtürmte und trieb ihn unaufhaltſam. — Landsberg an der Warthe war von den Schweden eingenommen, die Nachricht, daß der Kurfürſt von Brandenburg dem Könige Guſtav Adolph die Feſtung Küſtrin und Spandau eingeräumt habe, traf zu gleicher Zeit ein, der König konnte in acht Tagen an der Elbe ihnen gegenüber in Schlachtlinie ſtehen; alles dieſes beſtimmte endlich Tilly zur größten Thätigkeit und zum kühnſten Schritte, und Pappenheim's Rath, der ſonſt wohl als zu kühn verworfen worden wäre, drang dießmal durch. Nach nochmaliger Aufforderung wurde beſchloſſen, einen allgemeinen Kriegsrath zu halten, der über Sturm oder Abzug entſcheiden ſollte.

La Croix hatte durch den Ausfall Amſterroth's, der ſeinen erhaltenen Nachrichten ganz entgegengeſetzt war, und es auch ſeyn ſollte, Pappenheim's Zutrauen verloren. Daß er ihn im Augenblicke der Gefahr verlaſſen habe, verzieh er ihm, von ſeinem Muthe erwartete er nichts, aber Hohendorf's ſtete Warnung machte ihn doch vorſichtiger. La Croix entging dieß nicht, ſein Anſchlag, bei dieſem Ausfalle Pappenheim zu überraſchen, war misglückt, und da ſeiner Anſicht nach Magdeburg nun ohne Rettung verloren war und für ihn dort keine Hoffnung mehr blühte, glaubte er auch, ſeiner eigenen Erhaltung wegen, nichts mehr für die unglückliche Stadt thun zu müſſen. Er ſetzte ſeine letzte Hoffnung auf den Sturm, bei welchem er gewiß ſeyn konnte, daß Pappenheim ſich jeder Gefahr hingeben würde. Er diente daher Pappenheim von dieſer Zeit an ehrlich, und betrog jetzt den Adminiſtrator allein, wie er früher Beide betrogen hatte. — Auch war er einige Male wieder in Olvenſtädt geweſen, hatte ſo manches mit Anna berathſchlagt; aber ſeine Plane zum Verderben Pappenheim's, die immer mit einem politiſchen Zwecke und ſeinem perſönlichen Intereſſe verbunden waren, ſtimmten nie mit den ihrigen überein. Sie wollte offene Fehde, er nur heimliche. Ihr Benehmen gegen ihn blieb ſich gleich: „Erſt die That, dann der Lohn!“ war ihr Wahlſpruch.

6.

Am 18. Mai des Morgens, während die Stadt heftig beſchoſſen wurde, ſchickte Pappenheim La Croix zufällig mit Aufträgen an Iſolani, der ſich bis jetzt, Pappenheim's Wunſche gemäß, immer noch gütig gegen ſeine Hausgenoſſen bewieſen, obgleich ſich der Kreis ſeiner Fouragirungen durch die nähere Einſchließung der Stadt ſehr beengt hatte. La Croix, nachdem er ſeinen Auftrag ausgerichtet, hatte mit Anna eine geheime Unterredung, worin er ſie benachrichtigte, daß morgen Kriegsrath ſey, wo Pappenheim wahrſcheinlich durchdringen und die Erſtürmung der Stadt beſchloſſen werden würde; da hoffte er, ſolle Pappenheim, von ſeinem Muthe zu weit getrieben, den Tod finden.

Anna lächelte. In die Hand des Zufalls legt Ihr die Rache? — ſagte ſie höhniſch — Aber wozu hättet Ihr Muth! — Verſchafft mir noch heute eine Zuſammenkunft mit Pappenheim, und ich will die Retterin der bedrängten Stadt werden und ſo meine Schuld büßen!

Hört, Anna, — unterbrach ſie La Croix — Ihr habt ein männlich Herz, ſeyd leicht zur kühnen That entflammt, doch immer nur Weib, das im Augenblicke der Ausführung zagt.

Ihr habt wenig Vertrauen zu mir! — erwiederte ſie ernſt — Zwar fühl' ich oft, daß ich ein Weib, ein ſchwaches Weib bin, aber auch, daß meine Rache unauslöſchbar iſt! Allein will ich die That vollbringen, bereitet mir nur die Gelegenheit, und der Lohn ſoll Euch werden, als hättet Ihr ſie ſelbſt vollführt.

Und giebt nicht die kleinſte Gunſtbezeigung mir die Gewißheit, Ihr werdet erfüllen, was Ihr verſpracht?

Nicht die kleinſte! erwiederte ſie ſtolz.

So wär' ich ein Thor, Euch zu Euerm Vorhaben behülflich zu ſeyn, wo ich mein Leben wagte, ohne etwas zu gewinnen! erwiederte er kalt.

Thut, wie Ihr wollt! — antwortete ſie und verſank in Nachdenken. — La Croix, — hob ſie endlich an — eines Feigen, wie Ihr, bedarf ich ferner nicht mehr, meine Verpflichtung gegen Euch iſt hiermit aufgehoben; das Opfer, welches ich brächte, wäre zu groß für ſolche elende, feige Natur. Auch wißt, an meinem Leben hängt Euer Wohl; ſchließe ich heute die Augen, ſo hat Pappenheim morgen die Gewißheit Eurer Verrätherei in Händen. Ihr ſeht, auch ich bin vorſichtig; wer ſich dem Teufel zugeſellt, muß ſtets auf ſeiner Hut ſeyn, nicht betrogen zu werden! — Sie wandte ihm den Rücken und ging.

Die Sache wird ernſt, — dachte er im Nachhauſereiten. — Liſt gegen Liſt! Auch ſie muß ich verderben und ihr Bild aus meinem Herzen reißen. Dort ſtand es wohl auch nie, nur meine Sinne hatte es ſich zu eigen gemacht, und darum ſchwebt es auch immer jetzt noch lockend vor mir.

Gegen Abend ſaß Pappenheim mit Hohendorf und La Croix auf ſeinem Zimmer, eine Zeichnung Magdeburgs vor ſich ausgebreitet. Er dachte an den Kriegsrath, der morgen gehalten werden ſollte, da überreichte ihm einer ſeiner Diener ein Schreiben, welches ein Bauerknabe gebracht, der unten auf Antwort warte; es ſey dringend. Pappenheim erbrach es, ſeine Stirn umwölkte ſich, aber das feurige Zeichen des Zornes trat nicht hervor; nach und nach ſchien ſein Auge milder auf den Schriftzügen zu ruhen. — Der Knabe ſoll warten! — befahl er. Der Diener entfernte ſich. — Dieſer Brief — begann er — ergreift mich ſonderbar. Die Natur hat mich nicht weich geſchaffen, der Krieg hat mich an Thränen und Seufzer gewöhnt, und doch kann ich mich eines mitleidigen Gefühles nicht erwehren, denke ich an die Arme. Das Schreiben iſt von Anna, ſie bittet mich um eine Unterredung noch für heute Abend. Sie ſchreibt ſo wehmüthig und muß ſehr unglücklich ſeyn, da dieſer ſtolze Geiſt ſo gebeugt iſt. Ich ahne ihren Wunſch; — ſie ſucht Hülfe und Schutz!

Verſagt ihn nicht, — unterbrach ihn Hohendorf — verſagt der Armen den einzigen Troſt nicht, der ihr noch bleibt.

Und was kann es ihr nützen? — meinte Pappenheim — Was ich durch Geld und meine Macht thun kann, ſoll geſchehen, auch ohne daß ich ſie ſehe.

General, — erwiederte Hohendorf mit Wärme — dem gebrochenen Herzen iſt ein freundliches, theilnehmendes Wort mehr als Gold. — Gewährt ihr die Bitte.

Nun, ſo führe ſie in der Dämmerung zu mir und laß es ſie wiſſen.

Während dieſer Unterredung, welche La Croix mit geſpannter Aufmerkſamkeit angehört hatte, waren ſo manche ſich widerſtreitende Gedanken und Plane in ihm aufgeſtiegen. Sollte er Anna verderben? dann war es auch um ihn geſchehen, und auch ein gewiſſes Etwas, das wohl dem edeln Quell reiner Liebe nicht entſprang, hielt ihn zurück. Schwieg er, und ihr Plan, den er nicht ganz durchſchauen konnte, misglückte — wer war ihm gut dafür, daß ſie nicht feſtgehalten und ihn mit in ihr Schickſal verflechten würde. Gelang er — gewann er dadurch? Vielleicht! Auf jeden Fall wollte er ſicher gehen. Er war gewiß, ſein Wort würde nicht geachtet werden, beſonders wenn er es ſo einkleidete, daß es Pappenheim's ſchwache Seite träfe.

General! — rief er plötzlich, als Hohendorf eben das Zimmer verlaſſen wollte — übereilt Euch nicht, hört mich an, ehe Ihr Hohendorf abſendet. Bedenkt Anna's Charakter, bedenkt, zu welchem Schritte thörig Leidenſchaft ein Mädchen führen kann, die es wagte, als Knabe verkleidet, Euch zu folgen. Wenn ſie, die Rache im Herzen, den Dolch im Buſen, Euch nahte! Ein gekränktes Weib iſt zu allem fähig. — Bannt ſie aus Eurer Nähe, laßt ſie bewachen. Ueberdieß iſt ſie eine Ketzerin, und Ihr ſeyd der Geiſt, der Tilly zum Verderben der Ketzerſtadt antreibt. Bedenkt dieß, hört auf meine Warnung. Fürchtet Anna!

Ein Rath, wie er Dir ziemt! — ſagte Pappenheim lachend — Auch vor einem Weibe fürchteſt Du Dich — oder liegt noch etwas anderes zum Grunde? Dann bedaure ich Dich, La Croix! Selbſt die Ueberbleibſel meiner Tafel überlaſſe ich nur dem tapfern Soldaten. Geh', Hohendorf, führe ſie her; und Du, reite in's Lager, ſieh', was es dort giebt, und um zehn Uhr mache mir Rapport!

Als es zu dunkeln begann, führte Hohendorf Anna ein. — Pappenheim bot ihr einen Seſſel. Setzt Euch! — ſagte er freundlich. — Das Mädchen ſetzte ſich; ſie war auch heute in Knabentracht, mit knapp anliegendem Wamms und ohne Mantel. Pappenheim warf, La Croix's Worte gedenkend, einen flüchtigen Blick auf ihre ſchlanke, üppige Geſtalt, nirgend konnte bei dieſem Anzuge ein Dolch verborgen ſeyn. Sie hatte das Auge niedergeſchlagen und ſchien zu zittern, aber bald ermannte ſie ſich, ſah auf nach Pappenheim, und ein heiteres Lächeln überflog ihr Antlitz, als ſie ihn mit theilnehmendem Blicke vor ſich ſtehen ſah; aber das Lächeln verſchwand bald, und ſie vermochte nur mit Mühe das, was in ihrem Innern wogte, zu verbergen.

Was iſt Euer Begehr, Anna? — fragte Pappenheim, die Stille unterbrechend — Sprecht mit mir offen und ohne Scheu.

Ich komme, mir Euren Rath zu erbitten, erwiederte ſie.

Und worin ſoll ich Euch rathen?

Sie ſchlug verlegen die Augen nieder, das Zittern der Hand, mit der ſie Stirn und Auge bedeckte, zeigte, daß ſie in großer Bewegung ſey. Könnt Ihr es nicht ahnen, Graf Pappenheim? — ſtammelte ſie leiſe — O, erſpart mir die Worte, ſie würden mich tödten!

Ich ahne es, was Ihr nicht auszuſprechen wagt, erwiederte Pappenheim nicht ohne Rührung, und blickte mit Theilnahme auf das Mädchen, das, von ſeinem Schickſale ergriffen, bebend vor ihm ſaß und immer noch mit zitternder Hand das Antlitz bedeckte. Furchtbar mußte Anna erſchüttert ſeyn, denn ſie vermochte jetzt kaum die Bitte um einen Trunk Wein aus ihrem gepreßten Buſen hervorzuſtammeln.

Iſt Euch nicht wohl, Anna? fragte Pappenheim mit Theilnahme.

Nein, Herr! erwiederte ſie ſtockend. — Er ſchellte und befahl dem Diener, zwei Becher mit Wein zu füllen. — Der Diener brachte ſie.

Herr, — ſagte ſie jetzt, ſprang vom Seſſel auf, und ein ganz anderes Weſen ſchien ſich ihrer bemächtiget zu haben — ich bin verlaſſen, ausgeſtoßen aus dem väterlichen Hauſe — muß, eine Bettlerin, in der Irre wandern; ſtoßt mich nicht von Euch, gebt mich nicht der Verzweiflung preis, macht gut, wo es Euch möglich iſt!

Gern, — erwiederte Pappenheim — gern, Unglückliche! Nie ſollſt Du im Elende verſchmachten. Gold kann ich Dir geben; ich wünſchte auch, die Ruhe des Herzens. Er ging nach einer Truhe, die am entfernten Ende des Zimmers ſtand, und öffnete ſie. Während deſſen zog Anna ein Papier hervor und ſchüttete ſeinen Inhalt, ehe Pappenheim die Truhe verſchloſſen, in den einen der Becher.

Anna, — ſagte er theilnehmend zu der Zitternden, die den andern Becher erfaßt hatte, — Du jammerſt mich, Du büßeſt hart für eine flüchtig entſchwundene Leidenſchaft.

Bei dieſen Worten glühte ihr Auge, zuckte ihr Mund, ſie ſetzte den Becher an die Lippen. Herr, — ſagte ſie, und ihr Auge ruhte ſonderbar auf Pappenheim, — ich leere ihn mit verſöhntem Herzen, Gott ſey Euch gnädig! — Sie trank von dem Weine. — Und nun ſeyd mitleidig, — ſtammelte ſie — ſagt mir ein freundliches Wort und leert jenen Becher auf mein Wohl, daß mich die Verzweiflung nicht tödte!

Anna, — ſprach Pappenheim, ihr einen vollen Beutel reichend, den ſie jedoch mit Heftigkeit neben ſich auf den Tiſch warf, als brenne er in ihrer Hand, und ergriff den Becher — das Gold für den Augenblick; bedarfſt Du deſſen mehr, ſo laß es mich wiſſen. Rechne auf meine Theilnahme — und wäre ich der Liebe fähig, hätten zwölf Kriegsjahre mich nicht von allen ſanfteren Gefühlen abgezogen, ſo wüßte ich kein Weib, welches mich ſo feſſeln könnte, als Du. Macht es Dir Freude, es zu wiſſen, ſo vernimm, daß ich ſtets mit Anhänglichkeit Dein gedenken, ſtets meine Pflichten gegen Dich als Freund und die eines Vaters erfüllen werde. Faſſe Zutrauen, Anna, — fuhr er theilnehmend fort — hoffe auf Gott, tritt in die Gemeinſchaft der katholiſchen Kirche, da findeſt Du Vergebung Deiner Schuld und die Ruhe wieder. Aber was zitterſt Du ſo? Ich leere ja den Becher auf Dein Wohl und wir ſcheiden in Liebe. — Er hob ihn empor, Anna ſah ihm ſtarr in's Auge, krampfhaft bebten ihre Lippen. — Auf Dein Wohl! — rief er noch einmal und ſetzte den Becher an den Mund.

Trinkt nicht! — ſchrie ſie heftig — Um Gottes willen, trinkt nicht! Sie riß dem Erſtaunten den Becher aus der Hand, ihn weit wegſchleudernd.

Was beginnſt Du? — fragte Pappenheim erſtaunt — warum reißeſt Du mir ſo ungeſtüm den Becher aus der Hand?

Die Rache hatte ihn dem Tode geweiht! — rief ſie furchtbar — Der Wein war vergiftet!

Starr ſah Pappenheim die Unglückliche an, welche, die Hand auf ihr ſtürmiſch klopfendes Herz gedrückt, ohne zu wanken, ſtolz ſeinen Blick erwiederte. Dein Schickſal — rief ſie — lag in meiner Hand! aber morden konnte ich Dich nicht! Ich hatte Dich zu innig geliebt, um Dich verderben zu können. — Mein Herz iſt ſchwach, aber mein Muth nicht gebrochen. Rufe nun Deine Schergen und vollende Dein Werk — ich weiß zu ſterben!

Anna! — ſagte Pappenheim, das Mädchen anſtaunend, in deren Blick Liebe und Haß ſo ſonderbar wechſelten — Anna, glaubſt Du, ich ſey ein Ungeheuer? — Geh' mit Gott, er ſchenke Dir Frieden! Aber hüte Dich vor ähnlichen Verſuchen, Du möchteſt mich nicht zum zweiten Male ſo langmüthig finden. Nimm das Gold; was ich verſprach, werde ich auch jetzt noch halten.

Dein Gold ſoll ich nehmen! — rief ſie mit

Bitterkeit — Glaubſt Du, Gold ſtille die Qualen gekränkter Liebe? Ich bedarf Deines Goldes nicht! — Noch darf ich, zwar nur von fern, am Krankenbette des unglücklichen Vaters ſtehen, und brauche nicht, eine Verlaſſene, in der Welt umher zu irren — und was ich Dich ahnen ließ, war Trug, Dein Mitleid zu erregen, um Dir nahen zu können. Hätte das furchtbare Schickſal mich ſo getroffen, ich hätte unterlegen und geendet.

Furchtbares Weſen! — unterbrach ſie Pappenheim — Du ſtehſt zu groß vor mir, um Dich zu zermalmen, zu furchtbar, um Dich Deinen Leidenſchaften überlaſſen zu können; was ſoll ich mit Dir beginnen?

Ueberlaßt mich meiner innern Qual, und Ihr habt ein furchtbares Gericht über mich gehalten, — erwiederte ſie — denn wißt, Pappenheim, jetzt erſt, jetzt, in dieſem Augenblicke erſt, erkenne ich die ganze Größe meines Unglückes, jetzt erſt fühle ich meinen eigenen Schmerz, den nichts zu lindern vermag. Ich fühle, daß ich Euch noch liebe und doch ewig haſſen werde. Nur an Eurem Grabe könnte die Liebe aufflammen und den Haß verzehren. Darum überlaßt mich meinem Geſchicke, das mich mit Dornenketten an Euch bindet. Laßt mich — und gedenkt meiner freundlich.

Sie ſtürzte aus dem Zimmer, und als Hohendorf eintrat, fand er den General nachdenkend am Tiſche ſitzen, kaum daß er ihn bemerkte. Maximilian, — ſagte er endlich — ich fürchte, ich habe ein herrliches Werk der Natur zerſtört, das, eines beſſeren Geſchickes werth, grenzenlos unglücklich geworden iſt. Laß ſie nie wieder zu mir, aber forſche ſtets, wie es ihr geht, hilf, rathe, wo Du kannſt; ihr Schickſal iſt gewiſſermaßen an das meinige gekettet! — Er reichte dem jugendlichen Freunde die Hand und erwähnte heute Anna's nicht mehr.

7.

Am 19. Mai *) Nachmittags verſammelten ſich alle Generale bei Tilly in Weſterhuſen. — Das Geſchütz, welches ſeit zwei Tagen unaufhörlich gegen die Stadt gedonnert hatte, ſchwieg,

---

*) Der Datum iſt nach dem neuen Kalender.

und von den Thürmen Magdeburgs ſah man es auf der Seite der Sudenburg abfahren. — Eine ſchwache Hoffnung belebte die Bürger.

Pappenheim, Mannsfeld, van der Neers, Schönburg, Gronsfeld, der Herzog von Holſtein, Erwitte, Piccolomini und Iſolani waren verſammelt; auch Holk war zugegen. Dieſem übergab Tilly das Patent als Generalwachtmeiſter, und in den ſchmeichelhafteſten Ausdrücken den Befehl über die kaiſerliche Reiterei ſeines Heeres. Schweigend und ernſt, als würde ein Blutgericht gehalten, ſetzten ſich die Kriegoberſten um einen langen, mit Tuch belegten Tiſch. Oben an der Generalliſſimus, zu ſeiner Rechten der Graf Mannsfeld, zur Linken Pappenheim, die Uebrigen wie es einem jeden beliebte.

Ich habe Euch, Ihr kriegerfahrenen Herren, hieher beſchieden, — begann Tilly — Euch, denen des Kaiſers Majeſtät und der katholiſchen Liga Haupt die Kriegesvölker anvertraut haben, um Eure Meinung und Rath zu vernehmen. Wie es in Magdeburg ſteht, wißt Ihr. Die Ketzer vertheidigen ſich in Erwartung ſchwediſchen Entſatzes tapfer; feſt ſind ihre Wälle; noch keine Breſche iſt geſchoſſen; muthig die Beſatzung, wenn auch ſchwach. Die Bürger ſtreiten für ihren Heerd und ihren Irrglauben. Der Markgraf von Brandenburg kämpft für ſeine Freiheit, für ſein Leben, und Falkenberg iſt ein kriegerfahrener, tapferer Mann. — Unſerm Heere mangelt durch Gottes Hülfe nichts; die Regimenter ſind vollzählig und muthig, Proviant iſt im Ueberfluſſe vorhanden, hinreichendes Geſchütz beſchießt die Wälle, die jedoch noch lange unſern Batterieen widerſtehen können. — Am 6. dieſes war der König von Schweden bis Potsdam, einem Fiſcherdorfe zwiſchen Spandau und Brandenburg, vorgerückt. Will er ſeinen Marſch beeilen, ſo kann er übermorgen, wo nicht morgen ſchon an der Elbe ſeyn, irgendwo übergehen, uns die Schlacht anbieten, oder die Zollſchanze ſtürmen, die Brücken herſtellen und ſo in Magdeburg einziehen. — Sollen wir ihn für dieſen Fall feſten Fußes erwarten? — Sollen wir, hat er über die Elbe geſetzt, die Stadt im Rücken, eine Schlacht wagen, oder uns im Angeſichte des Feindes zurückziehen, wenn er die Zollſchanze gewonnen und ſo nach Magdeburg rückte? Oder ſollen wir, dieſem allen zu entgehen, einen Sturm wagen und verſuchen, ob Gott die Stadt in unſere Hand giebt, bevor die Schweden zum Entſatze nahen? — Hierüber fordere ich Eure offene Meinung. Ein Jeder ſpreche nach ſeinem beßten Wiſſen, ſeiner beßten Ueberzeugung, und ſcheue ſich nicht, ſeine Anſichten mirzutheilen. Wir kennen uns alle; der Kopf überlegt, nicht das Herz, denn gäben wir dieſem das Recht, ſo führte es uns ſicher zum Sturme. — Er ſchwieg und blickte in der Verſammlung umher, als ob er auf den Geſichtern die Meinung ſchon im Voraus leſen könne.

Keiner unter den Generalen wollte zuerſt ſeine Meinung ſagen. Auch Pappenheim, ſo ſehr es ihn drängte, ſchwieg; er wollte zuletzt mit dem Feuer ſeiner Beredtſamkeit die ſchwankenden Gemüther erfaſſen und ſie mit ſich fortreißen.

Beginnt, Oberſt Iſolani! — unterbrach Tilly das Schweigen — Ihr ſeyd ein Fremder, deshalb mag Euch das Wort gebühren.

Ich achte den Sturm für das beßte und kürzeſte Mittel, — begann der Kroaten-Anführer — ſo kommt man am leichteſten zum Ziele.

Glaub' es Euch wohl! — unterbrach ihn Graf

Mannsfeld — Beim Sturme habt Ihr Herren Kroaten freilich keine ſchwere Arbeit, deſto mehr, wenn er gelungen iſt.

Iſolani wollte antworten, Tilly hinderte es, indem er ſich gegen Holk wendete und dieſen ſeine Meinung zu ſagen aufforderte.

Nach des edlen Grafen von Mannsfeld Bemerkung, — ſagte dieſer — hab' ich, als Führer der Reiterei, keine Stimme, denn müßte die Reiterei abſitzen, ſo ſäh' es doch wohl um die 25,000 Mann Fußvolk, die vor Magdeburg ſtehen, ſchlecht aus. Wollt Ihr jedoch meine Reiter abſitzen, ihnen Hellebarden geben laſſen und mich an ihre Spitze ſtellen, dann ſtimme auch ich für den Sturm. — Gelingt er, ſo kehrt der Schwede um; mislingt er, ſo iſt es immer noch Zeit, die Belagerung aufzuheben und ein Schlachtfeld zu wählen, wo man den Feind ſchlagen kann.

Tilly lächelte und winkte dem Generalwachtmeiſter Erwitte, zu reden. Dieſer Anführer der ligiſtiſchen Reiterei war gleicher Meinung mit Holk. Piccolomini, der erſt ſeit Kurzem zu Tilly geſtoßen war, ſprach viele Worte, aber keine beſtimmte Antwort aus. Der Generalfeldzeugmeiſter Schönburg hat, das Geſchütz zu berückſichtigen, welches im Falle einer ſchleunigen Aufhebung der Belagerung verloren ſey. Der Herzog von Holſtein und der Graf von Mannsfeld ſtimmten in ihrer Anſicht überein, und meinten, ſobald man der Annäherung der Schweden gewiß ſey, die Belagerung aufzuheben, die noch in Niederſachſen und Weſtphalen zerſtreuten Völker an ſich zu ziehen und dann eine Schlacht zu liefern. Graf Gronsfeld bemerkte, daß, wolle man auch die Tauſende nicht berückſichtigen, die ein abgeſchlagener Sturm koſten würde, ſo ſolle man bedenken, wie nach ſolchem unglücklichen Tage die Stimmung des Heeres und wie ſchwer es ſey, mit entmuthigten Truppen im Angeſichte eines unternehmenden Feindes die Belagerung aufzuheben. Ueberdieß — ſchloß er ſeine Rede — kenne ich den Krieg und das Heer. Es giebt einen Haufen unter uns, der ſich nicht geehrt fühlt, kaiſerliches oder ligiſtiſches Volk zu ſeyn, dem der Name Pappenheimer mehr iſt, als der Name ihres Kaiſers; jene walloniſchen Regimenter meine ich und das des Generals ſelbſt, meiſt in Lüttich geworbenes Volk, die ſchon im Lande ob der Ens unter ſeinen ſiegreichen Fahnen fochten. Die Küraſſiere der Liga, die ſich, ihn an der Spitze, für unüberwindlich halten, haben ſich dieſen Namen beigelegt, als ob der Pappenheim ihr Fürſt ſey, ſelbſt wenn ſie nicht unter ſeinem Befehle ſtehen. War doch in Italien Euer Regiment, Octavio Piccolomini, ſtolz, ſich zu den Pappenheimern rechnen zu können, und iſt doch ein altes kaiſerliches Regiment. Denn, Herr Feldmarſchall! — wendete er ſich zu Pappenheim — Ihr habt einen Kriegerruhm erworben, den jeder gern mit Euch theilen möchte, und auch ich bin ſtolz, unter Euern Befehlen zu ſtehen. Aber der Geiſt, der die Regimenter Wangler, Savelli, Pappenheim, Ghelen, Erwitte, Bongardt und Don Balthaſar beſeelt, hat ſeine Flamme von der Kriegsfurie geliehen, und ſo herrlich im Kampfe ſie leuchtet, ſo verderblich iſt ſie dem Lande. Die Erſten auf dem Walle ſind ſie bei Gott, ich ſtehe mit meinem Leben dafür, aber dringen ſie ein, ſo werden ſie morden und brennen, und — Magdeburg war! — Was nützt es Euch dann, Herr Generallieutnant? einen Schutthaufen habt Ihr, und — er hielt ein.

Und was noch? meinte Tilly.

Es gehört nicht vor den Kriegsrath, was ich ſagen wollte, es gehörte nur vor den inneren Richter — erwiederte Graf Gronsfeld — darum erlaubt mir, daß ich ſchweige.

Graf Gronsfeld! — begann jetzt Pappenheim mit anſcheinender Ruhe — Ihr habt meinen Namen durch Eure Rede geehrt, ich danke Euch; es erfreut mich, daß die Regimenter, ſo ich zum Siege führte, ihres Feldherrn auch noch in der Ferne gedenken. — Ihr habt die Pappenheimer, wie Ihr ſie nennt, des Mangels an Kriegszucht beſchuldigt. Wenn die Trompeten ſchmettern, die Trommeln wirbeln, dann ſchaut um Euch, ob Ihr ſie nicht, in Reih' und Glied geordnet, geſchloſſen Euch folgen ſeht. — Im Gefechte, da muß die Ordnung walten; nach blutigem Kampfe gönne man den Soldaten die Freiheit, in ihr nur entwickelt ſich der Muth. — Wer das Leben einſetzt, muß es auch genießen können.

Was jedoch den Stand der Dinge betrifft, — fuhr er nach einer Pauſe fort — ſo ſtimme ich für den Sturm auf morgen. — Laßt Eure Karthaunen und Schlangen in Gottes Namen abführen, Herr Feldzeugmeiſter; zieht mit ihnen nach

Wolfenbüttel, dort ſeyd Ihr bis jetzt ſicher, denn die Pike und Muskete in der Hand, bedürfen wir hier nur der Leitern und des Muthes. Am hellen Tage, ſo in der ſechsten Stunde, da beginne das Werk; je kühner, deſto überraſchender, auf das Ungewöhnliche findet man den Feind am wenigſten vorbereitet. Deshalb laßt uns nicht, wie es gebräuchlich iſt, durch Kanonendonner uns ankündigen. Laßt die Regimenter aus den Laufgräben plötzlich hervorbrechen, vorwärts ſtürmen, unbekümmert was neben ihnen fällt, dann die Gräben gefüllt, die Leitern angeſetzt und unter dem lauten Kriegsrufe: „Jeſus Maria!“ den Wall hinauf, alles vor ſich her getrieben, die Stadt den Soldaten preis gegeben und die Ketzer ausgerottet mit Feuer und Schwert. — Und ſchlagen ſie am Morgen den Sturm ab, am Mittage ihn erneuet, am Abend ihn fortgeſetzt, und die Beharrlichkeit ſiegt!

Sollte aber — ſo fuhr er ruhig fort — der Himmel anders über uns beſchloſſen haben und unſern Muth nicht krönen, dann ſetzen wir die Belagerung fort, bis die Schweden der Elbe ſich nahen. Glaubt Ihr dann die Schlacht vermeiden zu müſſen, ſo ſtellt mich an die Spitze der 7000 Reiter des Heeres, und Ihr ſollt bei Gott ruhig ziehen, wohin Ihr Euren Marſch wenden wollt. Greift Ihr den Feind an, ſo ſollen Euch die Pappenheimer zeigen, daß ſie den Namen ihres Führers zu verdienen wiſſen. Jetzt die Belagerung aufheben, — fuhr er heftiger werdend fort — jetzt, wo wir von dem Feinde noch nichts ſahen, wo der Fluß uns trennt und die wichtige Zollſchanze in unſern Händen iſt, wäre Feigheit, und ich bin freimüthig genug zu erklären, daß, wenn dieß geſchähe, ich vor ganz Deutſchland gegen einen Beſchluß proteſtiren würde, der Männer, wie ich hier verſammelt ſehe, entehren müßte.

Ihr ſeyd aus dem ruhigen Gleiſe, Herr Feldmarſchall! — unterbrach ihn Tilly mit Würde — Der Eifer treibt Euch zu weit. Ich forderte Euch nur auf, Eure Meinung zu ſagen, nicht über die Meinung Anderer zu urtheilen. — Er ſchwieg einen Augenblick, dann wendete er ſich an die Verſammlung.

Nachdem ich Euch aufmerkſam angehört, Eure ausgeſprochene Meinung reiflich erwogen, habe ich den Entſchluß gefaßt, morgen mit Tagesanbruch, un-

unter dem Schutze des Höchſten und ſeiner Heiligen, den Sturm zu wagen. Ihr, Graf Mannsfeld, mit den Regimentern Lichtenſtein, Viermont und Breuer, ſtürmt den Heideck; die Regimenter Goes und das meinige werden den Angriff unterſtützen. Ihr, Graf Pappenheim, greift das neue Werk, das Krökenthor und die hohe Pforte an; die Regimenter Wangler, Savelli und Gronsfeld ſtürmen, Pappenheim, Ghelen und Wahl halten ſich zur Unterſtützung bereit. Generalwachtmeiſter Piccolomini greift von dem rothen Horne den Durchſchnitt auf dem Werder an; die Regimenter Comargo und Reinach werden auf Schiffen ihn unterſtützen. Ihr, Generalwachtmeiſter Holk, deckt die verſchiedenen Angriffe mit der Reiterei, beobachtet das Ulrichs- und Schrotdorferthor und unterſtützt den Herzog von Holſtein, der mit ſeinem und Eurem Regimente zu Fuß die beiden Halbmonde vor gedachten Thoren angreifen wird. Der General-Commiſſair wird unter die Mannſchaft von dem beßten rheiniſchen Weine vertheilen laſſen, damit der Soldat guten Muthes zum Werke ſchreitet. Die Oberſten der Regimenter mögen ihre Fahnen zum tapferen Angriffe ermuthigen und ihnen in meinem Namen die Plünderung der Stadt verheißen, in deren Mauern ſie die Schätze von Königreichen finden werden. — Nun geht und ordnet; Gott möge dem Gerechten den Sieg verleihen, dann iſt er unſer!

Als die Generale ſich entfernt hatten, kehrte Pappenheim noch einmal zurück.

Herr Generallieutnant! — ſagte er mit Feuer, Tilly die Hand reichend — Ihr ſeht mich morgen auf den Wällen Magdeburgs, oder nie wieder!

Die Anordnungen zum Sturme waren gemacht. — Pappenheim kannte durch die täglich erhaltenen Nachrichten die Lage der Stadt und den innern Dienſt zu genau, um nicht ſeine Maßregeln zweckmäßig darnach zu treffen. Ihm ſchien der Morgen, wenn die Bürger und Soldaten nach durchwachter Nacht zum Theil den Wall verließen und ſich in die Quartiere ſchlichen, die zweckmäßigſte Zeit, und ſchon vor Tagesanbruch ſollten die zum Sturme beſtimmten Regimenter in die Laufgräben rücken, die zur Unterſtützung beorderten hinter den Trümmern der Neuſtadt ſich verborgen halten.

La Croix war von allem unterrichtet. Seine letzte Unterredung mit dem General, wo dieſer ihm durch das Gleichniß der Ueberreſte ſeiner Taſel deutlich ſagte, daß er ihn ſelbſt nicht Anna's werth hielt, hatten ihn tiefer gekränkt als alles; aber nur ſeinen Vortheil vor Augen habend und ſelbſt ſeine Rache ſtets dieſem opfernd, war er auch jetzt beſtimmt, die Stadt, ohne ſie vor der drohenden Gefahr zu warnen, ihrem Schickſale zu überlaſſen. Am Abende jedoch verbreitete ſich im Lager das Gerücht, die Schweden wären ſchon am Morgen in Burg eingerückt; das Abfahren des Geſchützes aus den Batterieen ſchien dieſe Nachricht zu beſtätigen, und ſelbſt der liſtige La Croix ließ ſich täuſchen. Wird die Stadt entſetzt, ſo kann es für dich nur Gewinn ſeyn, wenn du ſie warnſt, ſo dachte er, und ſomit ging durch ihn die Nachricht an den Adminiſtrator, daß morgen mit Tagesanbruch das kaiſerliche Heer ſich zum Abmarſche bereit hielt und an keinen Angriff zu denken ſey, weshalb ſie ſorgenlos ſich der Ruhe überlaſſen könnten.

Dieſe Nachricht, die noch am ſpäten Abende bei dem Adminiſtrator eintraf, verbunden mit den, von den Thürmen aus, im Lager bemerkten Bewegungen, ließen der Warnung La Croix's, die man recht gut im entgegengeſetzten Sinne verſtand, Glauben beimeſſen. Alle Gegenanſtalten wurden getroffen, ſämmtliche Bürger zogen auf den Wall, und Falkenberg war überall zugegen, die Anordnungen zu leiten. Der Magiſtrat zweifelte jedoch an der Wahrheit dieſer Nachrichten, da ſchon ſeit einiger Zeit manche Meldungen La Croix's als nicht richtig befunden worden waren, und überdieß ein Trompeter noch ſeit geſtern auf dem Rathhauſe eine Antwort auf die von Tilly geſchehene Aufforderung zur Uebergabe erwartete.

8.

In der Wohnung Moritz Trausdorf's waren bisher die Tage in ſtiller Einförmigkeit verfloſſen. Hedwig hatte mit jedem Tage das Stillleben dieſer achtbaren Familie lieber gewonnen, und wenn ſie das Bild ihrer Liebe in Moritz nicht wieder fand, mußte ſie doch den jungen Mann liebgewinnen, der ganz nur ihr zu leben ſchien. Als er ihr heute Lebewohl ſagte, ſeinen Poſten bei der hohen Pforte zu beziehen, nahm er herzlicher als ie Abſchied von ſeinen Eltern, und was er noch nie gewagt, er ſchloß Hedwig innig an ſich, und da ſie an ihm hinaufblickte, drückte er den erſten Kuß auf ihre Lippen; ſie duldete es erröthend, denn auch ſie war heute weicher geſtimmt als ſonſt.

Es war eine ſternhelle Nacht, kein Lüftchen wehte, tiefe Stille ſchien über die ganze Natur gebreitet, und doch war Alles in geſchäftiger Thätigkeit. Im Lager bei Fermersleben und am Rothenſeer Holze waren wenige Augen geſchloſſen. Hier ſaßen die wilden Geſellen am Zechtiſche, vielleicht die letzte Neige des Lebens noch zu genießen. Dort lagen wilde, verzerrte Geſichter bei'm Scheine der Kienfackel um eine Trommel, die Würfel raſſelten und fielen dem zum Glücke, jenem zum Unglücke; wer gewann, war vergnügt, wer verlor, tröſtete ſich mit der morgen zu hoffenden Beute und borgte auf die Magdeburger Hochzeit, wie die Soldaten den folgenden Tag ſchon zum Voraus nannten, von ſeinen Kameraden, um das Geborgte von neuem dem Glücke zu bieten. In jenem einſam gelegenen Zelte des Feldkaplans knieeten fromme Sünder und beichteten ihre Sünden; dort ſchliffen alte Veteranen ihre Hellebarden und putzten die Musketen. Nur Wenige ſchliefen, denn die Nacht war kurz, der Tag verhängnißvoll, und noch, bevor er grauete, mußten ſie ſchon auf den angewieſenen Poſten in Reih' und Gliedern ſtehen.

Die Offiziere hatten ſich in den Zelten ihrer Oberſten verſammelt, um die nöthigen Befehle für den morgenden Tag zu empfangen. Auch ſie zechten und wollten die letzten Lebensmomente, die ſie noch mit Zuverſicht die ihrigen nennen konnten, in vollem Maße genießen.

Ganz anders war es in der Stadt. — In den Häuſern ſchien alles wie ausgeſtorben, nur leiſe Gebete der daheim gebliebenen Greiſe, Frauen und Kinder hörte man murmeln, überall drückte ſich die Sorge auf jedem Geſichte aus, jeder fürchtete den kommenden Morgen, ſelten, daß ein Fußtritt auf den Straßen tönte, nur hier und da hörte man den Hufſchlag der jagenden Roſſe.

Auf dem Walle aber war es lebendiger, doch war es nicht das rege Leben des Lagers. Ernſt, den ſorglichen Blick auf den kommenden Tag gerichtet, ruhten die Bürger und Soldaten ſchweigend hinter der Bruſtwehr, nur wenige mit einander ſprechend. Was hatten ſie ſich auch mitzutheilen? Es war ja der Hoffnung ſo wenig und der Furcht ſo viel. Hier und da hatten ſich Nachbarn und Freunde, oder Verwandte zuſammengeſtellt und ſprachen ein ernſtes Wort, empfahlen ſich gegenſeitig ihre Angehörigen, wenn der kommende Tag über ſie verhängen ſollte, und ſtärkten ſich durch das Vertrauen, daß Gott ſich der Gläubigen annehmen würde. Die Soldaten, weniger lebensfroh als ihre feindlichen Kameraden im Lager, von Mangel gedrückt, von dem herzloſen Benehmen der Bürger unwillig geworden, fanden nur in ihrer Ehre, in ihrer Pflicht den Sporn, den morgenden Tag muthig zu beſtehen. Ihre Anführer gingen von einem Poſten zum andern, ſprachen Muth ein, und die Ruhe, mit welcher Falkenberg von Poſten zu Poſten ging, mußte ſelbſt den Zagenden ſtärken.

Die Glocke des Domes verkündete die Stunde der Mitternacht; alles war ſtill. Zuweilen ſchallte ein lauter Jubel vom Lager herüber, dergleichen war man jedoch ſchon gewohnt, alle Nächte zu hören. — Immer mehr und mehr rückte der Tag heran, mit ihm die Entſcheidung, und immer ſtiller wurde es auf dem Walle und im Lager. Da begann es in Oſten zu dämmern, wie ein wogender See erſchienen die Zelte, immer lichter und lichter wurden die Gegenſtände; jetzt konnte man alles deutlich erkennen. Die erſten Strahlen der Morgenſonne begrüßten den jungen Tag, und ſtill, wie im Grabe, war es noch immer im feindlichen Lager.

Es war ſchon vier Uhr, als man in den Batterieen, dem Heideck gegenüber, Bewegung bemerkte. Falkenberg, der hier zugegen war, ſah, daß der Feind das letzte Geſchütz abfuhr; dieß beſtärkte ihn noch mehr in dem Glauben, ſein König nahe, und der vorſichtige Tilly hebe die Belagerung auf. Er eilte auf das Rathhaus, dem dort verſammelten Magiſtrate dieſe Nachricht mitzutheilen und alsdann den ſchon zwei Tage zurückgehaltenen Trompeter abzufertigen.

Als es fünf Uhr war und noch keine Bewegung im feindlichen Lager ſichtbar wurde, überließen ſich die Bürger dem Vertrauen, daß für heute die Gefahr vorüber ſey, und ſchlichen ſich nach Hauſe, um der Ruhe zu pflegen. Die wenigen auf dem Walle Zurückgebliebenen, durch die Nachtwachen ermüdet, ſchlieſen ſorglos auf der Bruſtwehr, ohne das ſchreckliche Erwachen zu ahnen.

Pappenheim, der ſchon in den letzten Tagen mit ſeinen Laufgräben bis an das neue Werk vorgedrungen war, hatte in der Nacht alles zum Sturme bereiten laſſen und erwartete mit Ungeduld den Tag, als ein Offizier, es mochte in der zwölften Stunde ſeyn, ihn nach Olvenſtädt beſchied, wo Tilly ſammtliche Generale zu einem neuen Kriegsrathe verſammelte. Der raſch gefaßte Entſchluß war durch des Grafen Mannsfeld und Piccolomini's ſpäter ausgeſprochenen Zweifel an dem glücklichen Erfolge wankend geworden, und vielleicht auch nur, um im unglücklichſten Falle alles gethan zu haben, was die Vorſicht rieth, wollte er noch einmal die Meinung ſeiner Feldherren hören, und fand ſie jetzt, nachdem ſchon alle Anſtalten getroffen waren, mehr noch zum Sturme geneigt, als am vorigen Tage; denn der Muth, die Kampfluſt der Soldaten hatte den Heerführern ſattſames Vertrauen gegeben.

Herr Generallieutnant! — rief Pappenheim, nachdem Tilly noch einmal ſeine Zweifel vorgetragen, — wollt Ihr den Sturm mit dem Heere von dreißigtauſend Mann nicht wagen, ſo erlaubt mir wenigſtens, mich an die Spitze meines Regimentes zu ſtellen, um Euch zu zeigen, was Muth vermag. Wenn meine Fahne auf dem Walle weht, dann mögen die andern mir folgen. Alle Anſtalten ſind getroffen, meine Schaar erwartet nur das Wort: „Vorwärts!“ und rief ich es ihnen nicht zu, verkröch' ich mich in meine Schanzen, ich glaube mein Name tönte nicht mehr aus ihrem Munde!

Nun wohlan, mein wackerer Kriegsgefährte, — ſagte Tilly, der dieß erwartet zu haben ſchien — ſo ſey's! — Der erſte Kanonenſchuß von der großen Batterie bei'm Heideck ſey das Zeichen zum Angriffe und Pappenheim der Erſte auf dem Walle!

Will's Gott! — erwiederte dieſer — und nun, Kameraden, an's Werk!

Er kehrte von Olvenſtädt nach dem Rothenſee zurück, ohne Anna geſehen zu haben.

Noch hatte die Glocke nicht ſechs geſchlagen, als die Wächter vom Jacobs- und Domthurme meldeten, „daß der Feind in voller Bewegung ſey, aus den Lagern gegen die Stadt rücke und ſich hinter den Trümmern der Sudenburg und Neuſtadt und in den Laufgräben aufſtelle.“ Falkenberg ſagte bei dieſer Nachricht mit gewohnter Ruhe: „Sie mögen kommen!“ und ſetzte dann ſeine Rede fort, in welcher er den Magiſtrat zur tapfern Gegenwehr aufmunterte.

Sechs Karthaunen aus Pappenheim's Hauptbatterie donnerten. Er, dem das von Tilly zu erwartende Zeichen zu lange ausblieb, ließ den Todesruf aus eigener Macht erſchallen, und an der Spitze der abgeſeſſenen Küraſſiere Don Balthaſar's und des Savelli'ſchen Regimentes, ſtürzte er aus den Laufgräben hervor, überfiel funfzehn Soldaten, welche in der Fauſſebraye ſtanden, drang unaufhaltſam weiter und erſtieg die Bruſtwehr, wo er die mit der Betſtunde beſchäftigten markgräflichen Soldaten überraſchte. — Sie zogen ſich ohne Widerſtand durch ein enges Pförtchen nach dem Bollwerke zurück; Pappenheim folgte, drang mit ihnen zugleich ein, eroberte es, und rückte nun durch den Zwinger auf die Stadt los. Ein anderer Angriff auf die hohe Pforte, den Gronsfeld ausführte, gelang eben ſo glücklich; er fand die

Schildwachen ſchlafend, die wenigen Soldaten wurden bald überwältigt, die Werke erobert.

Jetzt erſt wird die Sturmglocke gezogen und verkündet der Stadt ihr trauriges Schickſal. Ein Haufe Kroaten, der durch eine ſeichte Stelle der Elbe geſetzt war, findet das Elbthor offen, dringt hinein und plündert die Fiſcherhütten. Alles greift zu den Waffen, Falkenberg zieht einige Compagnieen des Oberſtlieutnants Troſt an ſich, ſammelt die Bürger, die zerſtreuten Soldaten um ſich und rückt gegen die Seite des neuen Werkes vor. Der ſiegende Feind dringt ihm hier in den Straßen entgegen; ein mörderiſcher Kampf beginnt. — Die Magdeburger fechten wie Verzweifelte; ſie kämpfen für ihr Hab und Gut, für Weib und Kind, für ihren Glauben; er ſtärkt ihren Muth. Pappenheim ſieht die Seinen fliehen, ſie werden den Wall hinunter getrieben, mehrere Hundert Todte decken ihn. — Noch einmal lächelt Fortuna der unglücklichen Stadt, dann birgt ſie ihr trauerndes Antlitz mit dem düſteren Schleier des Verhängniſſes. — Fünfhundert Küraſſiere ſind indeſſen über den Wall, wo Pappenheim einen Weg hatte bahnen laſſen, eingedrungen, die Magdeburger wanken, Falkenberg ermuthigt ſie und führt ſie der geharniſchten Reiterſchaar noch einmal entgegen; er ſinkt, von einer Kugel getroffen, ſeines Königs würdig. Auch der Oberſtlieutnant Troſt fällt. — Ihrer Anführer beraubt, von den Bürgern verlaſſen, verlieren die Soldaten den Muth und ziehen ſich fechtend zurück.

Der Feind dringt den Fliehenden bis an die Lackenmacherſtraße nach, hier erſcheint der Oberſt Uslar mit der Reiterei und der Reſerve; die Weichenden ermannen ſich, der Kampf wird erneuert. — In einige Häuſer an der hohen Pforte haben ſich Verſprengte gezogen und vertheidigen ſich dort; da ruft Pappenheim das furchtbare Wort: „Zündet!“ und die Wallonen, den Oberſt Bredau an ihrer Spitze, ſchleudern die Brandfackeln in die verlaſſenen Häuſer. Der Sturm nimmt die Flammen auf ſeine rauſchenden Flügel und treibt ſie verheerend über die blühende Stadt. Auch Uslar mit den Seinen wird zurückgeworfen; da ſammelt Hauptmann Schmidt, der Letzte der muthigen Führer, was er von Soldaten und Bürgern zum Fechten noch bewegen kann. Mit dem Rufe: „Für unſern Glauben!“ ſtürzt er ſich, dem Tode weihend, noch einmal gegen die Lackenmacherſtraße, und ein neuer fürchterlicher Kampf beginnt. Von neuem wird der Feind hier über den ſogenannten Thränenbach bis auf den Wall zurückgedrängt; da ſtürzt Pappenheim's Regiment von dem Walle ihnen entgegen, und die kleine Schaar, die ſich mit ihrem Führer dem Tode geweiht, fand ihn hier. — Sie ſanken, keiner floh.

Indeſſen ſtürmte Mannsfeld den Heideck, der Herzog von Holſtein die halben Monde vergebens, der Adminiſtrator vertheidigte ſich wie ein Verzweifelnder; auch auf der Marſch konnte Piccolomini nicht eindringen. — Was nützte es den Braven! Durch das geöffnete Krökenthor rückten unter Trompetenſchall Pappenheim's Küraſſiere ein. An Widerſtand war nicht mehr zu denken, Alles floh. Vom Feinde und den Flammen verfolgt, die der Nord von Straße zu Straße jagte, ſtürzte jeder nach ſeinem Hauſe, die Seinen noch einmal zu ſehen und dann zu ſterben. — Von der Stadt aus ſelbſt angegriffen, ſanken jetzt auch die Vertheidiger des Heidecks; der Adminiſtrator wurde gefangen, nur am Sudenburger Thore kämpfte man noch.

Pappenheim hielt auf dem Walle bei der hohen Pforte, von hier ſtrömten die Krieger mit wilder Furie über die Stadt, wo der Jammerruf der Gemordeten, der Hülfruf der Frauen und Jungfrauen, der Siegerruf: „All' gewonnen, all' gewonnen!“ durch die Straßen tönte. — Das Feuer wüthete, der Rauch ſtieg wirbelnd in die Höhe, hier und dort noch dröhnte eine Karthaune zwiſchen dem Knallen der Musketen, zwiſchen dem Stöhnen der Sterbenden. — Pappenheim ſtand unbeweglich, dem Schauſpiele zuſehend, dann rief er plötzlich: „Mein Werk!“ Aber wenn auch der Jubel dieß Wort erzeugte, erſtarb es doch ſchaudernd, als es über ſeine Lippen floh.

Glaube, Glaube! — rief er dumpf vor ſich hin, und ſein Auge ſah düſter in die Flammen — Stärke mich! — denn furchtbar iſt das Gericht, welches ich in Deinem Namen halte; — furchtbar wäre es, ſollte ich dereinſt Rechenſchaft geben!

Was ſoll dieſer Blick? — wendete er ſich plötzlich zu Hohendorf, der ihn theilnehmend, aber mitleidig anſah — Was ſiehſt Du auf mich, als ob dieſe Flammen mich faßten, dieſes Weherufen über mich allein erſchallte? — Ich bin nur ein Werkzeug des Herrn, und indem ich das Schwert der Kirche führe, erringe ich den Kranz, den der Tod mir nicht raubt, den Kranz der Unſterblichkeit!

Da habt Ihr Recht! — unterbrach ihn Hohendorf faſt bitter — Magdeburgs Untergang wird man nie gedenken, ohne Eures Namens zu erwähnen — die Geſchichte wird Euch nennen und —

Gronsfeld trat heran.

Nun, Feldmarſchall! — ſagte er — die Fackel der Pappenheimer brennt. Soll nicht deutſcher Edelmuth die Flammen der Wallonen löſchen? — Die Stadt geht zu Grunde.

Der Feldmarſchall ſchwieg.

Herr Feldmarſchall, eine ſo ſchöne Stadt wird zum Aſchenhaufen! fuhr Gronsfeld fort.

Ich kann der Flamme nicht mehr gebieten, nicht die Kriegsfurie aufhalten, wenn ſie einmal losgelaſſen iſt! antwortete Pappenheim finſter.

So habe ich das Meine gethan, — ſagte Gronsfeld — ich kann nur gehorchen! — Er kehrte zu ſeinem Regimente zurück, das noch in Reihe und Glied auf dem Walle ſtand.

9.

Während Pappenheim noch immer nachdenkend nach der brennenden Stadt blickte, Hohendorf's Auge den Flammen folgte, die jetzt das Rathhaus erreichten, und er Hedwigs angſtvoll gedachte, war La Croix auf dem Walle auf und ab gegangen und hatte ſich beluſtigt, die Todten und Verwundeten zu betrachten. Da rief er plötzlich: Kommt hieher, Rittmeiſter, da liegt ein alter Bekannter von Euch, ſeht!

Hohendorf eilte hin. — Ein junger Mann, dem eine Partiſane die Bruſt durchbohrt hatte, lag in ſeinem Blute, das halbgebrochene Auge blickte noch zuweilen auf. — Wer iſt der Mann? — fragte Hohendorf — ich kenne ihn nicht.

Moritz Trausdorf, — erwiederte La Croix — der Euch den Gefallen thut, zu verſcheiden.

Bei dieſen Worten beugte ſich Hohendorf über den Verwundeten. Ruft einen Wundarzt! — bat er La Croix.

Es iſt vergebene Mühe, Hohendorf! — erwiederte dieſer.

Hohendorf?! — rief der Verwundete; mit letzter Kraft hob er ſein Haupt, und das brechende Auge ſah ſtarr auf den Theilnehmenden. — Seyd Ihr der edle Freund meiner Verlobten, ſo rettet Hedwig. Auf dem breiten Wege — an der Ecke nach dem Dome — — lallte er, ſein Haupt ſank, ſein Auge ſchloß ſich.

Steht ihm bei, La Croix! — bat Hohendorf, eilte zu Pappenheim und ſagte mit Heftigkeit: Bis jetzt hielt mich die Dienſtpflicht bei Euch; nun kann ich nicht länger, denn ich weiß, wo ich ſie finde. Erlaubt, daß ich inmitten der Gräuel ein menſchliches Werk verrichte und Hedwig rette!

Geh'! erwiederte Pappenheim gedankenlos.

Hohendorf ſchwang ſich auf ſein Pferd. Ueber brennende Balken, durch die Flammen ſetzte das ſchnaubende Roß, dem Jammergeſchrei verſchloß er ſein Ohr, ſein Auge dem Anblicke kannibaliſcher Wuth, jagte mit verhängtem Zügel nach dem breiten Wege, bahnte ſich durch die Kriegerhaufen den Weg und hielt an der Ecke der Steinſtraße vor einem Hauſe, das ihm das rechte zu ſeyn dünkte. Noch war die Wuth der Soldaten nicht bis hieher gedrungen; am Sudenburger Thore war noch Gefecht. Er ſprang ab, eine alte Magd fiel vor ihm auf die Kniee. — Iſt dieß Herrn Transdorf's Haus? fragte er heftig.

Ja, Herr! erwiederte die Alte zitternd.

Wo iſt Hedwig?! ſchrie er ihr entgegen.

Sie hat mit den Aeltern das Haus verlaſſen. — Gott weiß, wohin ſie geflüchtet ſind!

Dann iſt ſie verloren! — rief Hohendorf ſchmerzlich — und ich Unglücklicher konnte nichts für ihre Rettung thun?

Jetzt drangen die wilden Schaaren über die breite Straße herein; es waren die Pappenheimer und des Iſolani Kroaten. Vereint ſtürmten ſie in die Häuſer, das Jammergeſchrei begann auch hier. — Der Kampf am Sudenburger Thore war beendet, auch Mannsfeld's Schaaren drangen von dorther ein. Da jagte Hohendorf auf einen Haufen zu, der unter wildem Jauchzen herangeſtürmt kam; ſie waren von des Pappenheimers Regiment. Wer unter Euch — rief er ihnen zu — will freiwillig ſeines Generals Quartier beſchützen? ihm ſoll der Antheil der Beute nicht entgehen! — Ein Fähnrich trat vor, ein Rottmeiſter mit ſieben Gemeinen ſammelten ſich um ſeine Fahne, alte ergrauete Krieger, die für ihren Feldherrn Blut und Leben, warum nicht auch die Beute, geopfert hätten. Sie folgten Hohendorf, rückten vok Trausdorf's Haus, pflanzten vor der Thür die Fahne auf, zwei Pikeniere hielten Wache und die andern lagerten ſich in der Hausflur. Die Alte brachte Speiſe und Trank im Ueberfluſſe.

Ihr laßt niemand ein, — befahl der Rittmeiſter — Ihr vertheidigt Eures Generals Quartier, ſeine Fahne wird man ehren! — Er ſprengte nach dem Walle zurück. — Jedem Eindringenden donnerten die ernſten Krieger ihr: „Zurück, hier iſt Feldmarſchall Pappenheim's Quartier!“ entgegen. Die vor dem Hauſe wehende Fahne achtete jeder, ſelbſt die Kroaten wagten nicht, hier einzudringen; ſie ehrten zu ſehr den gefürchteten Namen und ſcheueten die drohenden Blicke der bärtigen Pappenheimer.

Rechts und links eilten ihre Kameraden, mit Beute beladen, an ihnen vorüber; zwar ſehnſuchtsvoll blickten ſie nach den verſchloſſenen Thüren der Zimmer, wichen aber nicht von ihren Poſten, und konnten ſich manches Seufzers nicht erwehren, wenn die goldenen Ketten und Kleinode, die reichen Kleider und die gefüllten Säckel an ihnen vorbeigetragen wurden. Dann tröſtete der Fähnrich, ein alter Kriegsmann, der lange ſchon bei den Spaniern in den Niederlanden und, ſeit der Schlacht am weißen Berge, bei den Ligiſten gefochten hatte: Bleibt ruhig, Kameraden, der General wird uns ſchon unſer Theil geben, und ſo gewinnen wir ohne Fluch. Haltet treu bei Eurer Fahne!

Hohendorf fand Pappenheim am geöffneten Krökenthore, durch das das übrige Kriegsvolk hereinſtürmte. — Wie ſieht es da unten aus, Maximilian? — fragte der Feldmarſchall und ſchien in tiefer Bewegung.

Schauderhaft, General! — erwiederte dieſer — Was Satan erdenken, ja mehr als er ſelbſt ausführen könnte, geſchieht in der unglücklichen Stadt. Seht nur, an allen Ecken lodern die Flammen rachefordernd gen Himmel! — Da beſtieg Pappenheim plötzlich ſein Streitroß, jagte hinab, und mit gezogenem Schwerte wollte er dem Gräuel Einhalt thun. Er befahl, er bat, er drohete, er hieb die Widerſpänſtigen nieder; aber wie ſchwach war ſein Arm, wie kraftlos das Schwert der Kirche! —

„Ketzer ſind es!“ riefen ihm hier die Plündernden zu. „Zur Ehre Gottes!“ riefen ſie dort, die Leichname der Gemordeten aus den Fenſtern herabſtürzend, und er ſah, wie ſie, ärger als die Tiger, um der Beute willen ſich unter einander mordeten. Vergebens war ſein Drohen, die Bande der Kriegszucht waren aufgelöſ't, der Zügel war ihm entfallen.

Es ſinke der Schleier und berge dem thränenvollen Auge die Gräuel dieſer Tage. Die Engel des Himmels weinten über die Schandthaten der Menſchen, über die entarteten Söhne des Chriſtenthumes und wendeten zürnend ihr Auge; die Menſchlichkeit floh, und in den Flammen erſtickte das Erbarmen; nur das Gebet um Rache ſtieg auf zu dem Throne des barmherzigen Gottes.

Schritt vor Schritt, das vom Blute der eigenen Soldaten noch triefende Schwert in der Hand, ritt Pappenheim jetzt ſchweigend über den breiten Weg; er ſah finſter auf die Gräuel um ihn her, denn er vermochte nicht mehr, ſie zu hindern.

Der Glaube muß ſtark ſeyn, der dieß für Gott gefällig erkennt! — ſagte Hohendorf, der neben ihm ritt. —

Pappenheim hob bei dieſen Worten mit gen Himmel gerichtetem Blick ſein Schwert, als ob er Gott das Blut zeigen wolle, das an ihm klebte, und ſtieß es heftig in die Scheide. Dann ritt er zum Sudenburger Thore hinaus, nach dem Lager bei Fermersleben. Hier fand er Tilly auf ſeinem kleinen Grauſchimmel bei den Trümmern des Kloſters Berge haltend, um ſich her ſeine Offiziere. Das Geſicht des oberſten Feldherrn drückte nicht Freude, nicht Schmerz aus, gleichmüthig ſah er auf die brennende Stadt. Als Pappenheim, ſich nahend, ihn begrüßte, ſagte er mit dem ihm eigenthümlichen Lächeln: Seht, Gronsfeld hatte Recht! Die Kriegsfurie iſt los, die Pappenheimer haben ihre Fackel angezündet. Hemmt die Wuth der Flammen, wenn Ihr könnt, Feldmarſchall! — Nun, auf meinen Befehl — fuhr er fort — iſt dieß Auto da fe nicht gehalten, verantworte es bei Gott, wer daran Schuld iſt; bei Kaiſers Majeſtät will ich die Schuld auf mich nehmen! —

Ich komme, Euch Glück zu wünſchen, Herr Generallieutnant, — unterbrach ihn Pappenheim, ſchlug das Viſir ſeines Helmes zurück, das heruntergefallen war, und ſah mit glühendem Blicke auf das kleine Männlein, das mit kalter Ruhe, ſpöttiſch lächelnd, in die Gluth ſtarrte und, ſich verbindlich nach ihm wendend, ſagte: Euch verdanke ich die Eroberung, Graf Pappenheim. In meinem Berichte an des Kaiſers Majeſtät werde ich, wie Ihr es wahrlich verdient, Eurer belobend erwähnen, denn ohne Euch brennte das Ketzerneſt nicht; bei des Kurfürſten Durchlaucht werdet Ihr mir wohl die Mühe erſparen.

Da ſprengte der Graf von Sulz, Oberſtlieutnant des Tilly'ſchen Regimentes, herbei. Gnädiger Herr! — rief er dem General entgegen — des Mordens und Brennens iſt kein Ende! Seyd barmherzig, gebt Befehl, daß dem Einhalt geſchieht!

Dieß vermöchte nur eine höhere Hand als die meine! — erwiederte Tilly — Gegen die Wuth der Flammen iſt keine Hülfe mehr, denn an hundert Ecken brennt die Stadt, und die Furie der Soldaten hemmt nichts. Es wäre vergebene Mühe, dieß zu verſuchen; der wilde, zügelloſe Haufen würde nur ſeine Macht fühlen lernen, und das muß man vermeiden. Ueberdieß brächte es mich um die Liebe des Heeres. — Für die Gräuel, die ich nicht befahl, nicht hindern konnte, fordert der Himmel keine Rechenſchaft von mir! —

Aber die Welt wird Euch verdammen! — entfuhr dem edlen Grafen.

Die katholiſche Welt — unterbrach ihn der Feldherr zornig — wird den Tag der Eroberung Magdeburgs ſegnen, und die Proteſtanten haben keinen Fluch mehr für mich übrig, ihr Köcher iſt längſt auf mich geleert. Mit Gott, meinem Gewiſſen und meinem Kaiſer bin ich im Reinen!

Da trat ſein Beichtvater, ein Jeſuit aus München, an ihn heran, ihm folgten mehrere Patres. — Gnädiger Herr, — ſprach er — wie durch ein Wunder iſt bis jetzt noch der Dom und das Kloſter unſrer lieben Frauen von den Flammen verſchont geblieben; rettet das Haus des Herrn! —

Und die Tauſende, die ſich dahin geflüchtet haben! fiel ihm der Graf von Sulz in die Rede.

Das kann geſchehen, damit das Gotteshaus nicht entweiht, ein Raub der Flammen werde, — erwiederte Tilly. — Nehmt fünfhundert Mann meines Regimentes, Graf Sulz, und ſetzt hier dem Feuer Schranken; ſtellt Wachen an die Thüren, laßt niemand aus noch ein, wer es auch ſey, Freund oder Feind! — Der Graf Sulz ſprengte raſch davon.

Es iſt jetzt ſchon Mittag, — ſagte er nun mit Ruhe. — Die Kroaten und Wallonen ſind raſch bei dergleichen. Was dem Tode geweiht war, hat ihn nun ſchon erlitten, und das Morden wird überdieß der Menſch bald überdrüſſig, wenn er zu plündern hat. Plündern laßt ſie, ſo lange ſie etwas finden. — Wollt Ihr bei mir ſpeiſen, Graf Pappenheim, — wendete er ſich zu dieſem — ſo reitet mit mir nach Weſterhuſen.

Dieſer dankte. Beide Feldherren trennten ſich. Pappenheim ritt wieder zur Stadt zurück.

Am Thore begegnete ihnen ſchon die wilde Menge der mit Beute beladenen Soldaten. Hier und da ſchleppten ſie einen Gefangenen mit ſich, dem ſie um des Löſegeldes willen das Leben gelaſſen hatten. Einzelne Frauen verſchiedener Stände, Jungfrauen verſchiedenen Alters, führten ſie mit ſich in's Lager. — Möchte faſt die Augen verſchließen, die Ohren verſtopfen, — ſagte Pappenheim — iſt doch faſt der Gräuel zu viel! —

Da begegneten ihnen dicht vor dem Thore zwei Kroaten zu Fuß; ihre Roſſe waren mit Beute beladen, zwiſchen ſich führten ſie ein Mädchen, kaum achtzehn Jahre alt. Sie ging feſten Schrittes neben den Unholden; ihr braunes Auge war thränenlos, die Wangen bleich, wie das Blatt einer welkenden Lilie. — Erlaubt, — bat Hohendorf den Feldmarſchall; dieſer hielt an. — Kameraden, — rief der Rittmeiſter den Kroaten zu — verkauft mir die Dirne!

Wie viel giebſt Du! fragten ſie in gebrochenem Deutſch.

Dreißig Gülden ſollt Ihr haben, — antwortete Hohendorf.

Sie ſprachen in ihrer Landesſprache einige Worte mit einander, dann erwiederte der eine: Heut' ſind dreißig Gülden nicht viel; gebt zweihundert, dann iſt ſie Euer. — Und da Hohendorf ſich noch bedachte, wollten ſie trozig weiter ziehen.

Halt! — donnerte Pappenheim, und ſein breites Schwert riß er von der Seite. — Elender! rief er: Du waaſt da, wo Pappenheim vor Dir ſteht, um einen Menſchen zu feilſchen? — Sein mächtiger Arm hieb den Kroaten nieder, der andere ſprang über die Hecke eines Gartens und ließ Pferd und Mädchen im Stiche.

Nimm ſie, — ſagte Pappenheim zu Hohendorf — ſie gehört Dir! Habe doch wenigſtens einen Menſchen heute gerettet!

Hohendorf ſprang vom Pferde, entledigte das Mädchen ihrer Bande und ſagte zu der immer noch Schweigenden: Tretet zwiſchen mein und des Generals Pferd und folgt uns! — Das Mädchen, ohne zu beben, folgte der Weiſung und zog ſo, von Pappenheim geſchützt, zurück in die Stadt.

Als ſie zum Sudenburger Thore einritten, ſahen ſie die Fahne von Pappenheim's Regiment noch vor Trausdorf's Hauſe flattern, noch ſchritten die Schildwachen mit ernſtem Blicke auf und ab, aber die Flamme nahete, ſchon flog die glühende Aſche über das Dach, nicht mehr fern war die alles verwüſtende; da gedachte Hohendorf Hedwigs.

Erlaubt, Herr Feldmarſchall, daß ich dort noch retten kann, was zu retten iſt, ehe die Flamme das Haus erfaßt! bat er.

Und was ſoll aus dem Mädchen werden? fragte der General.

Seyd ihr Schutz bis ich wieder zu Euch zurückkehre, — bat Hohendorf — denkt, es ſey meine Schweſter!

Nun, ſo faſſe den Zügel meines Pferdes und komm! ſagte Pappenheim zu ihr.

Hohendorf eilte nach Transdorf's Hauſe. Hier nahm er die Alte bei Seite und forderte ſie auf, ſich mit allen Kleinodien zu bepacken, ihm das Koſtbarſte anzuvertrauen und dann zu folgen, da das Feuer dem Hauſe nahe. Er ließ ſich von ihr das Kämmerchen zeigen, wo Hedwig gewohnt, und während die Alte aus dem Keller das Vergrabene herbeiholte, trat Hohendorf in das Heiligthum. — Alles fand er noch, wie ſie es verlaſſen, das Gebetbuch aufgeſchlagen, aus dem ſie noch am Morgen vertrauenvoll zu Gott gebetet, ihre Truhe noch offen, aus welcher ſie vielleicht in der Eile ihren Mantel genommen; es war ihm, als müſſe ſie wiederkehren, und doch war es nur die praſſelnde Flamme, welche nahete. — Die Alte kehrte zurück.

Ich vertraue Euch — ſagte ſie — und übergebe Euch meiner Herrſchaft koſtbarſtes Geſchmeide; Gold und das Uebrige habe ich zu mir geſteckt und verborgen.

So kommt! — befahl Hohendorf, nahm das Gebetbuch, ſteckte es gleich einer koſtbaren Reliquie zu ſich und ging zu den Pappenheimern hinunter. — Wackere Kriegsgefährten, — ſagte er — unſere Mühe, dieß Haus dem General zu erhalten, iſt vergebens; das Feuer nahet, darum gebe ich es Euch preis. Nehmt was Ihr findet, nur vergießt kein Blut!

Nun dann, Kameraden! — ſagte der Fähnrich — Einer bleibe bei der Fahne, die andern plündern, und alles zu gleichen Theilen!

Hohendorf ging mit der Alten fort, auch ſie mußte ſeines Pferdes Zügel faſſen, und das ausgelaſſene, aller Mannszucht vergeſſende Kriegervolk, das ihnen begegnete, hörte nicht auf über den jungen Offizier zu ſpotten, der ſolche Alte als Beute mit ſich fortführte.

So gelangten ſie durch Flammen und durch das Gedränge der mit Beute beladenen Wallonen in die Neuſtadt. Die Alte konnte kaum folgen; nachdem ſie jedoch manchmal ausgeruht, kamen ſie endlich in Rothenſee an. — Pappenheim ſaß eben bei Tafel, La Croix ihm gegenüber; er ſchien immer noch in düſteres Nachdenken verſunken.

Die ſtumme Schöne iſt auf Deinem Zimmer, Maximilian! — ſagte Pappenheim nach einer kalten Begrüßung — Sieh zu, ob Du ſie zum Sprechen bewegen kannſt, ich habe noch keinen Laut von ihr gehört.

Hohendorf, ohne an dem Mahle Theil zu nehmen, übergab die Alte ſeinem Diener und ging auf ſein Zimmer.

Seyd mir willkommen! — begrüßte er die Lilienbleiche — Vertraut mir, ſagt, ob ich in dieſer unglücklichen Zeit Euch dienen und hülfreich ſeyn kann.

Das Mädchen ſah dem jungen Manne wehmüthig in's Auge und ſchwieg.

Wer ſeyd Ihr? Kann ich Euch zu Euern Angehörigen bringen, ſo ſagt es, gern will ich es thun. Fürchtet nichts, ich ehre das Unglück und werde Euch ſchützen als meine Schweſter.

Das Mädchen beugte ihr Haupt und legte, als ob ſie danken wollte, die Hand auf die Bruſt.

Iſt Euch die Sprache verſagt? — Sie nickte bejahend. — Habt Ihr noch Aeltern, leben ſie?

Des Mädchens Auge blickte gen Himmel, dann ſenkte es ſich; ſtarr ſah ſie zu Boden, zitterte heftig, hielt ſich krampfhaft an einen Seſſel, und ein Thränenſtrom ſtürzte plötzlich aus ihren Augen. — Und als die lindernden Thränen floſſen, entſtieg ein tiefer Seufzer der Bruſt; ſie ſank auf die Kniee, hob die Hände zum Gebet gefaltet empor, und „Gott im Himmel!“ ausrufend, ſank ſie zuſammen.

Hohendorf hob ſie auf, ſetzte ſie auf den Lehnſtuhl am Fenſter, öffnete es, daß die friſche Luft ſie erquicke und ſprengte Waſſer über das bleiche Antlitz. — Da ſchlug ſie die Augen auf, ſah ihn dankend an, noch einmal drängte ſich ein tiefer Seufzer hervor, dann, den Kopf auf den Arm ſtützend, ſah ſie wieder ſtarr vor ſich hin.

Hohendorf eilte hinaus und kehrte mit einem Becher Wein zurück.

Trinkt, armes Kind! — ſagte er theilnehmend — es wird Euch ſtärken, dann verſucht zu ſchlummern, Ihr ſeyd ſehr angegriffen.

Sie nahm den Becher und trank ein wenig, hierauf ſetzte ſie ihn vor ſich nieder und ſagte mit leiſer Stimme: Ich dank' Euch, edler, lieber Herr! — und immer noch blickte ihr Auge ſtarr auf den Boden. Zuweilen zuckte ſie und ſchien zu erſchrecken, dann fing ſie wieder an zu weinen, und die Thränen ſchienen ihr wohlzuthun.

Hohendorf verließ ſie und ſchickte die alte Dienerin aus Transdorf's Hauſe hinauf, ſie zu pflegen und bei ihr zu bleiben, wenn ſie ſchlummern ſollte; er ſelbſt ging hinunter zu Pappenheim.

Er fand dieſen noch bei der Mahlzeit, das Eſſen ſchien ihm aber nicht zu munden. Er war unmuthig, ſtürzte haſtig noch einen Becher Wein hinunter, dann ſtand er auf, ſetzte ſich an einen Tiſch, nahm die Feder, begann zu ſchreiben und warf ſie bald wieder weg. — Wollte dem Kurfürſten Bericht abſtatten, — ſagte er finſter — aber alles ſteht mir noch ſo gar lebendig vor Augen, und ich kann es nicht zu Papiere bringen; muß mich gedulden bis morgen! Laßt mich allein!

Hohendorf wollte der Unglücklichen die Ruhe gönnen und ging deshalb hinunter in den kleinen Garten, der hinter dem Pfarrhauſe lag, ſah von hier, da es zu dämmern begann, die helle Gluth am Horizont gebreitet und hinter dem Rothenſeer Holze die hohen Rauchſäulen aufſteigen.

Gerechter Gott! — rief er — welch' ein Schauſpiel! — und ſein Auge wendete ſich von dieſem furchtbaren Anblicke weg. — Und wo ſie nur ſeyn mag! — ſeufzte er, nahm aus der Taſche ſeines Kleides das Geſangbuch Hedwigs, und bei deſſen Anblicke ſtiegen wehmüthige fromme Gedanken in ihm auf. Es war das Einzige, was ſie mit nach Magdeburg genommen hatte; er erkannte es, bei dem Schein einer Leuchte, an dem ledernen Einbande und den drei ſilbernen Henkeln wieder. Er ſchlug es auf und las: „Eine feſte Burg iſt unſer Gott, eine gute Wehr und Waffe!“ — Er laß das herrliche Lied, und als er den letzten Vers begann, und an die Stelle kam: „Nehmen ſie uns den Leib, Gut, Ehr', Kind und Weib; laß fahren dahin, ſie haben's kein Gewinn, das Reich Gottes muß uns bleiben!“ da ſchauderte Hohendorf.

Großer Gott! — rief er — Wohl haben ſie Euch Weib und Kind, Gut und Ehre genommen — und das Reich Gottes würde bei ſolch' gläubigem Vertrauen Euch bleiben, ſchlöß Euch der Ketzerglaube nicht die Pforten des Himmels zu. — Und doch iſt es ein ſo kräftiges Lied, man ſollte meinen, es müſſe aus recht gläubigem Herzen gefloſſen ſeyn.

Er blätterte in dem Buche weiter. Am Ende deſſelben fand er einige beſchriebene Blätter; es waren fromme Gedanken, Ergüſſe eines andächtigen Gemüthes, ſie ließen ihn nicht zweifeln, daß Hedwig ſie niedergeſchrieben. Auf dem letzten Blatte fand er Folgendes:

„Bewahre mein Herz vor thörigter Leidenſchaft, Vater im Himmel! gieb ihm Muth, daß es in Treue verharre, und laß es lieber brechen, als daß es, ſein Verſprechen vergeſſend, ſich nach andern wende. Ich will ja gern meinen Erdenhimmel opfern, um Deinen Himmel zu erlangen; ich will gern, des ewigen Heiles willen, allem Glücke entſagen, das mir in ihm entgegen lacht.“ — Unten ſtand: „Am Abende des Tages habe ich dieß geſchrieben, an welchem er mich gen Magdeburg geleitete.“

Wo magſt Du ſeyn, frommes Geſchöpf?! — rief Hohendorf — Biſt Du untergegangen, ſo ſchwebſt Du ſchon, eine Verklärte, über mir vor den Pforten des Himmels!

Steht Ihr ſchon wieder träumend? — unterbrach La Croix's widrige Stimme Hohendorf's fromme Gedanken — Der Feldmarſchall läßt Euch überall ſuchen.

Ueber dieſe Störung unmuthig, eilte Hohendorf zurück, ohne etwas zu erwiedern. Er fand Pappenheim ſchon in ſeinen Mantel gehüllt.

Begleite mich, Maximilian! ſagte er und ſchritt der Kirche zu. Sie fanden ſie ſchon offen und traten ein. Auf dem Altare brannte eine düſtere Kerze, vor demſelben kniete der alte Pfarrherr, ein ehrwürdiger Greis, dem Grabe ſchon nahe, betete leiſe und bemerkte die Eintretenden nicht; der Küſter ſtand hinter ihm, die Hände gefaltet.

Die Stille in dem Gotteshauſe, das matte Licht der Kerze, welches die Dämmerung nur ſpärlich erhellte, die ehrwürdige, vor Gott ſich beugende Greiſengeſtalt, machten einen feierlichen Eindruck auf Pappenheim, der überdieß heute in einer aufgeregten Stimmung war. Er betrachtete mit tiefer Rührung den Knieenden, und erſt als dieſer ſein Gebet beendet und ſich erhoben hatte, befahl er dem Küſter, nachdem er den Geiſtlichen wider Gewohnheit freundlich gegrüßt, ihn auf den Thurm zu führen.

Eilig ſtieg er die ſteilen Treppen hinauf, und als er endlich das Ziel erreicht hatte, gebot er dem Küſter, die brennende Leuchte hinzuſtellen und unten in der Kirche ihn zu erwarten, trat dann an die Luke, die nach Magdeburg zeigte, und blickte hinüber. Obgleich Nacht, war die ganze Gegend ringsum erhellt, denn die Stadt ſtand an allen Orten in Flammen, die ſich bei dem heftigen Winde bald zum Himmel hoben, bald wie ein wogendes Feuermeer geſtalteten. Die dunkeln, von der Gluth gerötheten Rauchwolken wirbelten wie Nebelſäulen hoch in die Luft, bis ein Windſtoß ſie zertheilte. In der ganzen Gegend, welche die Gluth erhellte, ſo weit es das Gehölz zu ſehen erlaubte, war ein wildes, tobendes Gewühl der Soldaten, die mit Beute beladen aus der Stadt zogen, oder, um noch mehr Beute zu machen, mit gieriger Haſt dorthin zurückkehrten. Das Jauchzen der Trunkenen, das Jammergeſchrei der Herausgeſchleppten tönte furchtbar durch die Stille der Gluthnacht.

Lange hatte Pappenheim dieſem furchtbaren Schauſpiele ſchweigend zugeſehen, dann rief er bewegt: Welch' ſchreckliches Werkzeug iſt doch der Menſch in des Schickſals Hand! — ein Wort von ihm, ein Hauch ſeiner Lippen, und Tauſende finden ihren Tod, und eine Stadt geht auf in Flammen, das Glück Tauſender geht unter. Und wäre es nicht das eiſerne Schickſal, das uns zwänge, waltete des Menſchen Wille frei in ſeiner Bruſt, frei, daß ihn kein Glaube feſſeln, kein fremder Wille zwingen könnte zur That, wäre des Menſchen Geiſt ungebunden, feſſellos — müßte er dereinſt Rechenſchaft geben von ſeinem Thun — und legte der ſtrenge Richter die That nur auf die Wage und nicht den Impuls, der ſie ſchuf, nicht den heiligen Zweck — wäre es nur Wahn ohnmächtiger, ſtolzer Thoren, welche ſich brüſten, erkoren zu ſeyn, das Schwert der Rache zu führen — dann wehe mir! — Nur noch ein kurzes Jahr, und ich ſtände vor meinem Richter, Rechenſchaft von dieſem blutigen Tage zu geben.

Nein! — rief er plötzlich und faßte Hohendorf's Hand — nein, Maximilian, ſolch' grauſames Spiel kann der Himmel nicht mit dem Menſchen treiben! Dieſes tiefe Gefühl, das ſein ewiges Heil auf die verſchleierten heiligen Myſterien des Glaubens vertrauenvoll bauet, das auf den Flügeln der Andacht nach einem dunkeln Jenſeit hoffnungvoll ſich ſchwingt — es kann uns nicht trügen, oder des Menſchen Leben war ein Gaukelſpiel — das Heiligſte der Welt nur Tand! — Für Gott, meinen Glauben und für den Ruhm habe ich die Fackel gezündet, und für ſolch' Erhabenes, Herrliches leuchtet ſie noch nicht zu hell!

Herr, — ſagte Hohendorf, von einem widerſtrebenden Gefühle ergriffen, — es giebt einen Glauben, den der menſchliche Verſtand ſich zu eigen macht, wie er eben ſeiner bedarf; die Jeſuiten ſollen ihn verbreiten. Er mag den Menſchen aufrecht erhalten in den furchtbarſten Stunden des Lebens, aber wenn auf dem Sterbebette der Tod ihm naht, dann ſoll die ſanfte Lehre der Schrift, die Religion voll Milde und Liebe ihn erſchüttern, und er nicht ausreichen bis an's Grab. Ich bin ein guter katholiſcher Chriſt, demüthig im Glauben und in Werken, und gehe duldend, das heilige Vorbild vor Augen, meinen Lebensweg, dem Grabe entgegen. Ich thue als Soldat und Menſch meine Pflicht, ſo viel ich vermag, kämpfe männlich in den Reihen meiner Kameraden und folge ſtreng den Befehlen meiner Obern, wenn ſie mir nichts Unmenſchliches gebieten; aber hättet Ihr mir zugerufen, wie dem Oberſten Bredau: „Schleudre die Brandfackel über die Stadt!“ — ich hätte es nicht gethan!

Pappenheim war nachdenkend geworden. Maximilian, — fuhr er jetzt auf — geh' Deinen Weg nach Deiner Weiſe, ich gehe feſten Schrittes den meinen; mache mich nicht irre auf meiner Bahn! — Er wandte ſich nach der brennenden Stadt; dort hatte die Flamme aufgehört in Säulen zum Himmel zu ſteigen. Des Feuers Wuth ſchien geſättigt; nicht wie der Veſuv, wenn er tobt, nur wie der glühende Lavaſtrom, der ſein Feuermeer ergießt, ſo wogten die Flammen, Wellen gleich, am Horizonte.

„Es iſt vorbei! — ſagte Hohendorf — „Zwölf Stunden nur brauchte die Flamme, eine herrliche Stadt zu verwüſten, die Jahrhunderte bedurfte, ſich ſo mächtig zu ſchaffen. Zerſtören, zerſtören an Seele und Leib, iſt ſo leicht, ein Augenblick iſt hinreichend — Herrliches ſchaffen ſo ſchwer, ein Menſchenleben reicht oft nicht aus!

Nimm die Leuchte und geh' voran, — ſprach der Feldmarſchall unmuthig — ſieh Dich vor, daß Du nicht ſtrauchelſt, und mache raſch; ich fürchte, die Leuchte verliſcht. Hohendorf ergriff ſie und ging die ſchmale, ſteile Treppe voran; Pappenheim folgte, und kaum waren ſie unten, ſo verloſch auch die Lampe. Während der Küſter ſie verließ, Licht zu holen — die Kerze auf dem Altare brannte nicht mehr — ſtanden ſie in der dunkeln Kirche, wo jeder Tritt dumpf wiederhallte und nur der Feuerſchein die Fenſter nach Süden erhellte.

Wenn die Leiber der heute Erſchlagenen aus Schutt und Trümmern ſich erhöben, — ſagte Pappenheim ſchauerlich — und hier in dem Tempel ihres Glaubens mit ihren verſtümmelten Gebeinen auf mich zuſchritten, von mir Rechenſchaft zu fordern, — ich würde das Zeichen des heiligen Kreuzes ſchlagen und doch nicht erbeben! — rief er. Da raſſelte die Thür, der Küſter trat ein und leuchtete ihnen den kurzen Weg nach ihrer Wohnung.

Maximilian, — ſagte Pappenheim mit einem ſonderbar ironiſchen Lächeln — weißt Du wohl, daß ich zuſammenſchrack, als die Kirchthür raſſelte? Der Menſch iſt doch ein ſchwaches Weſen! Gute Nacht! Kömmt noch eine Meldung, ſo laß mich wecken.

Hohendorf ging, und als er an ſein Zimmer kam, klopfte er leiſe an die Thür.

Die alte Magd trat heraus. Sie ſchläft, Herr! rief ſie ihm entgegen.

So laß ſie ruhen, wache bei ihr und gieb ihr dieß, vielleicht bedarf ſie es zum Troſt, — erwiederte er und gab ihr Hedwigs Geſangbuch, dann ging er hinunter zu ſeinem Diener und warf ſich auf das Strohlager. Aber der Schlaf floh ihn, die brennende Stadt und die furchtbaren Gräuel traten fürchterlich lebendig vor ihn, überall erblickte er Hedwig, und die geſchäftige Phantaſie quälte ihn mit gräßlichen Bildern. Von namenloſer Angſt ergriffen, ſprang er auf und eilte in's Freie. Dort fand ihn der Morgen.

10.

Die Alte hatte Hohendorf aufgeſucht, ihm zu berichten, daß die Jungfrau aufgeſtanden ſey und ihn erwarte. Er eilte zu ihr und fand ſie in dem Geſangbuche Hedwigs leſend.

Jungfrau, — begann er — ſeyd Ihr gefaßt, geſtärkt genug, mir Euer Schickſal mitzutheilen? Nur wenn ich es kenne, bin ich zu helfen vermögend.

Das Mädchen, noch lilienbleich, wollte freundlich dankend lächeln, aber der Schmerz betrog ſie um dieß Lächeln und umzog ihren Mund. — Lieber Herr, — ſagte ſie mit leiſer Stimme — ich bin unglücklich, unausſprechlich unglücklich, ſtehe ganz allein und habe keinen Menſchen mehr, den ich mein nennen kann. Wie es geſchah, daß ich eine Waiſe geworden, darüber laßt mich ſchweigen, — fuhr ſie zitternd fort — noch einmal könnten die Schreckensbilder mich verſtummen laſſen und mir die Sinneskraft rauben.

Hohendorf hatte, während ſie ſprach, das Mädchen betrachtet. Nie hatte die Natur mit ſchönerem Ebenmaße einen Körper geformt, nie eine Knospe ſich lieblicher entfaltet. Unter langen Wimpern ſtrahlte das dunkle, ſeelenvolle Auge, das braune Haar fiel voll und geringelt herab, das Geſicht war ſchön, aber Todtenbläſſe deckte es. Man hätte bei ihrem Anblicke glauben können, ſie ſey dem Grabe entſtiegen.

Einen Wunſch müßt Ihr doch haben, — ſagte nun Hohendorf — einen Ort gewählt haben, wohin ich Euch führen ſoll; und wär' es auch noch ſo entfernt, ich will Mittel finden, Euch ſicher hinzugeleiten.

Ich habe an die Zukunft nicht gedacht! — erwiederte ſie kalt — Was hinter mir liegt, iſt der Tod, nach dem, was vor mir liegt, hab' ich noch nicht geſchauet. Laßt mich hier!

Im Feldlager?

Warum nicht? Wo ich bin, ſtehe ich in Gottes Hand; er nimmt mich ſicher auf in ſeinen Himmel, und wenn ich auch freiwillig meine Wallfahrt antrete.

Ihr habt einen hohen Muth, Jungfrau!

Ach nein, edler Herr, den hab' ich nicht. Donnerte das Geſchütz vom Walle, ſo bebt' ich; ſah ich einen Verwundeten, ſo weint' ich; ich war ein ſchwaches, furchtſames Mädchen. Aber das Unglück, Herr! iſt ein furchtbarer Lehrer; das, was ich geſehen — Sie hielt plötzlich inne und ſah ſtarr vor ſich nieder.

Als ich Euch begegnete, zoget Ihr doch ſo feſten Schrittes neben den Kroaten.

Ich glaubte die Wallfahrt anzutreten; die mich wieder zu den Meinen führte. Seht dieſes ſcharfe Meſſer, — ſie zog es mit der ſilbernen Scheide aus ihrem Buſen — es hätte mich vor Entehrung geſchützt, und dann ruhte ich ſchon jetzt in den Armen meiner Mutter. Gott beſchloß es anders. — Sie verbarg das Meſſer wieder, begann heftig zu zittern und hielt ſich am Seſſel feſt.

Wollt Ihr nichts genießen? — fragte Hohendorf. — Sie nickte bejahend. — Wünſcht Ihr, allein zu ſeyn? —

Ein freundliches Lächeln, freundlich dankend, wie er es noch nie geſehen, umzog ihren Mund, ſie ergriff das Gebetbuch, drückte es an ihr Herz; — Hohendorf verſtand ſie und ging.

Draußen traf er die Alte, welche ihn zur Stadt zu reiten bat, um Erkundigung von Peter Transdorf einzuziehen. — Ich habe ſie in dieſer Nacht, als ich einen Augenblick eingeſchlafen war, alle geſehen, nur Herr Moritz fehlte. Habt Ihr mit Jungfer Klara geſprochen? — fragte die Geſchwätzige, ſich ſelbſt unterbrechend — hat ſie Euch ihr Schickſal erzählt?

Nein! erwiederte Hohendorf.

Es iſt ſchrecklich! — fuhr ſie fort — Ich will

Euch damit bekannt machen, ſo viel ich davon aus den abgebrochenen Reden der Jungfrau weiß. — Ihr Vater, ein wackerer Goldſchmidt, der Plackereien der Katholiſchen in Augsburg müde, zog im vergangenen Jahre hieher, kaufte ſich ein hübſches Haus auf dem breiten Wege, nicht fern von dem unſern, und lebte in häuslicher Ruhe. Die Jungfrau, jetzt mag ſie wohl achtzehn Jahre ſeyn, zog aller Augen auf ſich; blühend war ſie wie ein Mairöschen, und friſch und lebensfroh. Manch' junger Mann lugte nach ihr, doch keiner gefiel ihr, als der Sohn eines reichen Brauherrn. Es war auch ein ſtattlicher Burſche; ich habe ihn oft geſehen, wenn er an unſerm Hauſe vorbei zu ihr hinging.

Geſtern, als die Sturmglocken läuteten, läuft auch er mit Wehr und Waffen nach der hohen Pforte, wo der meiſte Lärm war, doch nach Kurzem ſehe ich ihn den breiten Weg herabwanken; ich ſah, wie er blutete und hinüber in das Haus ſeiner Klara ging. Eine Kugel hatte ihn getroffen, und er wollte gewiß in den Armen ſeiner Geliebten ſterben.

Sie mögen wohl dort zu viel Sorge für den jungen Mann gehabt und nicht auf eigene Rettung gedacht haben, denn der Feind, als er eindringt, findet Vater, Mutter, Tochter und einen achtjährigen Sohn um den Sterbenden knieen. Sie stürzen herein, das ſchöne Mädchen blitzt ihnen zuerſt in's Auge, der Eine umfaßt ſie, da drückt der Verwundete ſeine Büchſe los, und der Gottloſe — verzeiht mir, Herr, — ſinkt todt nieder. Nun iſt die Furie los; der junge Mann wird niedergehauen, den Knaben durchbohrt eine Hellebarde. — Laßt mich ſchweigen von dem Gräuel. — Vater und Mutter ſchwimmen in ihrem Blute, Klara, zu dem Schrecklichſten aufgeſpart, wird gebunden und bei den Sterbenden zurückgelaſſen. Das Blut ſtarrt ihr vor Schreck, und es iſt noch nicht wieder auf ihr holdes Antlitz zurückgekehrt. Als ſie ſich jetzt zu Gott wenden will, vermag ſie kein Gebet zu lallen, die Sprache iſt ihr genommen; erſt mit den Thränen kehrte ſie wieder. — So folgte ſie, zu ſterben entſchloſſen, ihren Henkern, und da habt Ihr ſie gerettet; deshalb wird Gott Euch lohnen und Euch dereinſt ein holdes Weib geben, wie Hedwig und Klara. Erröthet nicht. Ich kenne Euch, Herr Hohendorf, und kannte Euch ſchon längſt. Oft habe ich, wenn ich vor Hedwigs Kammer lauſchte, Euern Namen gehört, oft hat ſie von Euch und Eurem edlen, menſchlichen Herzen Herrn Trausdorf und den Seinen erzählt.

Sorge für einen Imbiß für Klara, — unterbrach ſie Hohendorf, der Pappenheim kommen hörte — mein Diener wird Dir alles reichen. — Er begrüßte den General, der ihm zu folgen befahl.

11.

Von Hohendorf, La Croix und einer Abtheilung von Don Balthaſar's Küraſſieren begleitet, die man nur mit Mühe zuſammengebracht hatte, — denn in dieſer Zeit der Auflöſung fand man ſelbſt vor des Generals Quartier keine Wache — ritt Pappenheim nach der Stadt. Der Anblick, den ſie heute gewährte, war noch ſchreckbarer; keine helle Flamme ſchlug empor, nur dumpfe Gluth wand ſich aus der Aſche, zuweilen kniſterte noch ein Flämmchen aus den Trümmern auf und verloſch bald. — Aus allen Kellern, zwiſchen brennenden Balken und glimmender Aſche, traten, Erd-

gei-

geiſtern gleich, die Soldaten mit Beute beladen hervor, die ſie dort aufgewühlt hatten. Der Rauch, die ſtickende Luft, nichts konnte ihre Beuteluſt mäßigen; denn der Glückliche, dem am vergangenen Tage ein reicher Theil ward, war unerſättlich geworden, wem aber das Glück nur ſpärlich zugemeſſen, der wollte es heute ertrotzen. So jagte die Gier nach Beute als rächende Nemeſis Tauſende in dieß Flammengrab, die unter Schutt und Trümmern, beſonders in den Kellern ihren Tod fanden.

Zu helfen war nicht mehr; Tilly hatte Recht, als er ſagte: „Was dem Tode verfallen iſt, hat ihn überſtanden." — Hohendorf warf einen Blick auf Trausdorf's Haus. Es war ein Schutthaufen, keine Mauer ſtand mehr, alles war durch die furchtbare Gluth zerſtört.

Jetzt wendete ſich Pappenheim nach dem Dome. Wie ein Berg, zu deſſen Füßen ein Erdbeben alles verſchüttet, ihn aber mit ſeiner grünen Laubkrone und ſeinen Felszacken verſchont hat, ſtand er ernſt, von Dampf und Rauch umwallt, hinter ihm das Kloſter unſerer lieben Frauen, da, und einige Domkurien, als die Ueberbleibſel der herrlichen Stadt. Auf dem Platze vor dem Dome hielt der Graf von Sulz mit ſeinen 500 Bayern, die unverdroſſen gearbeitet hatten, das herrliche majeſtätiſche Gotteshaus zu erhalten. Ihr edler Anführer ermunterte ſie, und während ihre Kameraden plünderten, ſtanden die alten verſuchten Krieger, ſich hier ſtatt Beute den Himmel zu erwerben. Die Geiſtlichen ermuthigten ſie zur Arbeit und verhießen ihnen dafür den ewigen Lohn.

Pappenheim betrachtete dieß ſchöne Gebäude der Vorzeit, während Hohendorf dem Grafen von Sulz die Hand reichte. Zwei edle Deutſche verſtanden ſich in dieſem Händedrucke.

Pappenheim kehrte bald wieder zurück, ritt jedoch heute zum Ulrichsthore hinaus. — „Wollt Ihr nach Olvenſtädt?“ fragte La Croix verdrießlich, daß ihm der Anblick der rauchenden Trümmer, der plündernden Horden, der ihn ergötzte, entzogen war. Ohne zu antworten, wendete Pappenheim ſein Pferd, ritt rechts um die Feſtungwerke, beſah ſie genau, genauer noch die, ſo er erſtürmt hatte, und kehrte nach Rothenſee zurück.

Hier fand er die Einladung Tilly's, morgen in aller Frühe ſich bei ihm einzufinden, um durch ſeine Gegenwart den Einzug in die Stadt zu verherrlichen. Einige ſchmeichelhafte Worte ſchloſſen das eigenhändige Schreiben.

Alſo einen feierlichen Einzug in die zerſtörte Stadt — den meinen habe ich ſchon geſtern gehalten, als ich meine Fahne auf dem Walle aufſteckte, — ſagte er für ſich. — Nun gut; morgen ziehe ich zum Sudenburger Thore ein, an dem Mannsfeld ſich die Stirn zerſchellte!

Als der Morgen graute, ſaß er in ſeiner ſchwarzen Schlachtrüſtung, ohne Schmuck, bloß eine ſchwarz- und gold-durchwirkte Feldbinde über der Schulter, auf ſeinem Rappen; eine einzige ſchwarze Feder ſchmückte den Helm. Vielleicht war es Abſicht, daß er, der es ſonſt an Pracht einem Fürſten gleich that, neben dem ſonderbar aufgeputzten Tilly einfach und groß erſcheinen wollte — vielleicht war es des Schickſals Wille, daß er auf dem ſchwarzen Roſſe, in ſchwarzer Rüſtung, in der Farbe des Todes, da ſeinen Einzug halten ſolle, wo er den Tod in ſo mancherlei Geſtalt verbreitet hatte.

In Weſterhuſen fand er ſchon alles zum Einzuge bereit. Tilly, wie immer, in ſeinem grünen ſpaniſchen Wamſe, empfing ihn mit ausnehmender Freundlichkeit, trat mit ihm in ein Fenſter und las ihm den ausführlichen Bericht vor, den er eben nach Wien zu ſenden im Begriffe war, und worin Pappenheim's als des Stürmers von Magdeburg auf das Ehrenvollſte erwähnt ward. Seit der Zerſtörung Troja's und Jeruſalem's iſt keine größere Victorie erfahren und erhört worden, ſo ſchloß der Brief. — Pappenheim dankte kalt, und nachdem Speiſe und Trank Generale und Oberſten erquickt, beſtieg der Generaliſſimus ſein graues Roß, und der Einzug begann. — Holk führte ihn mit ſeinem faſt bis zur Hälfte geſchmolzenen Regimente auf, denn noch waren nicht Alle aus Magdeburg zu ihren Fahnen zurückgekehrt, und Viele hatten dort den Tod gefunden. Dann folgte Oberſt Benninghauſen mit den Küraſſieren; zwiſchen dieſen und des Tilly's Regiment, welches, obgleich 500 Mann vor dem Dome hielten, noch 2000 Mann unter den Waffen hatte, zog der Generaliſſimus mit ſeinen Generalen und den anderen Offizieren.

Es war ein trüber, kalter Morgen, die Rauchwolken hatten ſich vor die Sonne gebreitet, die ihr Antlitz trauernd verbarg. So erreichte der Zug das Sudenburger Thor. Als Holk's Trompeter hier den Siegesmarſch zu blaſen begannen, klang in der düſteren drückenden Luft, unter den rauchenden Trümmern, der Schall ihrer Trompeten nur dumpf; ſie ſchmetterten nicht luſtig wie ſonſt, wenn die Reiter durch die Straßen zogen und der Schall an den hohen Häuſern wiedertönte. Auch konnten ſie nicht in breiten Reihen durch die Straßen ziehen, nur zu Dreien erlaubten es ihnen die herabgefallenen Balken und der Schutt, der ſelbſt den breiten Weg faſt verſperrte. — Als Tilly durch das Thor ritt und die Zerſtörung in der Nähe ſah, blickte er ſtarr vor ſich hin. Das Gemiſch ſeiner Empfindungen drückte ſich nicht in ſeinen kalten Zügen aus; aber wer das tiefliegende Auge feſt und genau hätte betrachten können, der würde in ihm die Zweifel ſeines Innern geleſen haben, die er der Welt ſo gern zu verbergen ſuchte.

Der Zug ging nach dem Dome; Trommeln und Pfeifen begrüßten ihn, und die drei Fähnlein ſeines Regimentes, die hier wehten, neigten ſich grüßend vor ihrem Feldherrn.

Laßt die Thüren öffnen! befahl Tilly. Sie waren von innen feſt verriegelt und verrammelt, die Aexte mußten ſie öffnen; und als ſie aufſprangen und Graf Sulz hinein trat, fand er den Domprediger Reinhardt Bake vor dem Altare ſtehend, und mehr als 1200 Männer, Frauen, Jungfrauen und Kinder vor ihm auf den Knieen; er ertheilte ihnen den Segen, denn ſie glaubten die Stunde des Todes nahe. Aber der menſchenfreundliche Krieger, der den Prediger in ſeinem heiligen Spruche nicht geſtört hatte, trat jetzt unter die Knieenden.

Steht auf! — rief er — der Graf Tſcherklas von Tilly läßt Euch Gnade durch mich verkünden; keiner hat für Leib und Leben zu bangen. — Kommt und folgt mir!

Die bleichen wankenden Geſtalten, ſeit drei Tagen von Hunger und Durſt gequält, erhoben ſich, und ihren Hirten an der Spitze, zogen ſie, dem Worte des Friedens nur wenig vertrauend, aus dem heiligen Aſyle.

„Venit summa dies, et ineluctabile fatum Magdeburgo; fuimus Troes — fuit Ilium et ingens gloria Parthenopes!“ *)

---

*) Und es kam der letzte der Tage, das unvermeidliche Schickſal über Magdeburg! Troer waren wir — Ilium war, und der hohe Ruhm von Parthenope!

Mit dieſen veränderten Worten Virgil's redete Reinhardt Bake, ſich vor ihm auf die Kniee werfend, Tilly an. Alles, was ihm gefolgt war, ſtürzte nieder und flehte um Gnade. — Tilly, ein Scholar der Jeſuiten, verſtand Latein, und dieſe Verſe des Virgil waren ihm nicht unbekannt; er nahm die Anrede gnädig auf, wiederholte die Verſicherung des Grafen von Sulz und ließ durch Trommelſchläger allgemeinen Pardon ankündigen.

Man führe ſie nach dem Biſchofhofe ab, — befahl er — die Geiſtlichen mit ihren Verwandten nach der Müllervoigtei, und reiche ihnen Speiſe und Trank; die noch Rüſtigen gehen ſogleich an's Werk, das Gotteshaus zu reinigen, damit das Siegesfeſt es von neuem weihe!

Bei dieſen Worten ſtieg er vom Pferde; ſeine Umgebung that ein Gleiches.

Iſt alles beruhigt, dann mag ein Jeder von Euch zu den Seinen frei zurückkehren! — ſprach er, ſich zu den Knieenden wendend — Steht auf!

General! — ſprach Pappenheim, da Tilly geendet hatte — Wir Beide ſind vielleicht die Einzigen, die ohne Beute von hier abziehen. Euch aber begleitet der Ruhm, Ihr zieht mit einem neuen Lorbeerkranze geſchmückt von hier. — Mir ward nichts. Deshalb bitte ich Euch, mir nur Eins als mein Eigenthum zu überlaſſen. — Ich hoffe, wohl einen Preis verdient zu haben.

Das habt Ihr! ſagte Tilly.

Euer Wort, daß Ihr mir meine Bitte gewährt! fuhr Pappenheim fort.

Wenn es in meiner Macht ſteht, gern, Herr Feldmarſchall! erwiederte er.

Dort in dem Haufen der Geretteten erblicke ich eine Jungfrau; ſie werde mein Antheil an der Beute, mein Eigenthum.

Und als er dieß geſprochen, drängte ſich ein Mädchen durch die ſie Umgebenden, ſtürzte auf Tilly zu und ſank ihm zu Füßen. — Herr! — rief ſie — wollt Ihr dereinſt von Gott Barmherzigkeit erwarten, erfüllt die Bitte dieſes Furchtbaren nicht! — Opfert mich nicht! ſeyd menſchlich!

Aller Augen waren auf das Mädchen und auf den Feldherrn gerichtet, der einen Augenblick auf die Knieende niederſah und dann ſich zu Pappenheim wandte: — Wäret Ihr kaiſerlicher Generaliſſimus und ich, der Graf von Tilly, Euer Feldmarſchall, ich würde ſolche Bitte nicht an Euch gethan haben; denn vor drei Dingen habe ich mich mit Gott treu bewahrt, vor einem Rauſche, vor der Berührung eines Weibes und vor einer verlorenen Schlacht. — Ueberdieß — fuhr er fort — habe ich, bevor Ihr Euern Wunſch äußertet, dieſen Unglücklichen mein Wort gegeben.

Sonderbar! — rief Pappenheim mit Heftigkeit — Ohne meine Abſicht zu kennen, verweigert Ihr mir eine Bitte, deren Zweck Euch noch unbekannt iſt, bloß weil es Euch heute gefällt, die Tugend gegen den Feldmarſchall des Heeres zu ſchützen, die Ihr zu morden Eurem ganzen Heere Preis gabt.

Herr Feldmarſchall! — unterbrach ihn Tilly mit finſterem Ernſte — Was ich nach Kriegsgebrauch dem rohen Soldaten überlaſſen mußte, werde ich, des Kaiſers Generallieutnant, nicht mit eigenen Händen Euch übergeben. — Thut wie es Euch beliebt! — Er wollte in den Dom treten, aber Hedwig hielt ſeine Kniee umfaßt. — Weicht nicht von mir, mein Retter! rief ſie; aber Tilly achtete ihrer nicht und ſetzte ſeinen Weg fort.

Pappenheim ſah mit Stolz ihm nach; über ſein Antlitz breitete ſich ein mitleidiges Lächeln.

Hedwig! — ſagte er, die Zitternde aufrichtend — Ihr ſeyd jetzt in meiner Gewalt, und damit Ihr mir nicht wieder entſchlüpft, übergebe ich Euch dieſem. — Er legte ihre zitternde Hand in die Hand Hohendorf's. — Sorge für ſie, als wäre ſie Deine Schweſter, Deine Verlobte. Auch ich weiß die Tugend zu ſchätzen!

Er folgte Tilly in den Dom, und als dieſer den weitern Verlauf der Sache erfuhr und ihm deshalb ſeinen Beifall zollen wollte, erwiederte Pappenheim ſtolz: — Ihr ſcheint mich wenig zu kennen, Graf Tilly! —

12.

Schweigend zog der Rittmeiſter Hohendorf mit Hedwig und den Eltern ihres einſt Verlobten durch das dunkle Ulrichsthor. — Die Unglücklichen hatten im Vorübergehen nur einen Blick auf die Trümmer ihres Hauſes geworfen; Seufzer, jedoch keine Klagen, waren der Mutterbruſt entſtiegen, und als ſie durch das finſtere Thor hindurch in die freie Natur traten, wandte ſich der

Alte, blickte noch einmal zurück nach den rauchenden Trümmern der Vaterſtadt, während die Mutter dem Rittmeiſter nahte und ihn ängſtlich und leiſe fragte: Könnt Ihr uns keine Kunde von unſerem Sohne geben?

Hohendorf drückte ihr ſchweigend die Hand; ſie verſtand die Antwort. Der Herr hat ihn zu ſich genommen! — rief ſie — Der Name des Herrn ſey gelobt! — Und als ſie, in ihrem Innern zerriſſen, mit Ergebung die Hände faltete, tönten die Glocken vom Dome dumpf und ſchauerlich über die zerſtörte Stadt, und der Vater faßte heftig ihre Hand. Komm! — rief er — jetzt läuten ſie den Glauben zu Grabe; komm, komm, und laß die Todten ruhen, ſie nur ſind glücklich! Er zog die zitternde Alte mit ſich fort, und Hohendorf reichte Hedwig den Arm, die wohl bei der Abſpannung des Geiſtes und Körpers einer Stütze bedurfte.

So ſchritten ſie den Weg nach Olvenſtädt — Kroaten und Küraſſiere begegneten ihnen in Menge, die, mit dem Reſte ihrer Beute aus der Stadt kommend, an ihnen vorüberjagten; hineinreiten ſahen ſie keinen, denn endlich hatte Tilly durch ſeine Befehle dem Plündern und Morden Einhalt gethan. Ohne auf die Vorbeiziehenden zu achten, ohne ihren Kummer ſich gegenſeitig mitzutheilen, gingen die Unglücklichen dem Dorfe zu, wo ſie von der Freundſchaft ihres Freundes Obdach, Hülfe und Troſt erwarteten; kein Wort, keine Klage unterbrach die furchtbare Stille. Da verkündete Kanonendonner von den Wällen die feierliche Siegeshymne, welche in dem heiligen Dome in dieſem Augenblicke begann; und der Alte hielt an, wandte ſich nach der Stadt, entblößte ſein graues Haupt, faltete die Hände, und ſie empor zum Himmel ſtreckend, rief er: Vater des Himmels, Allmächtiger, erbarme Dich unſerer Noth und richte ſie, die Dich jetzt anrufen, wie ſie uns gerichtet! — Komm! — ſagte er zu der zitternden Mutter — komm, Margarethe! Arm ziehen wir von dannen, arm an Geld und Gut wie Bettler, aber reich an gläubigem Vertrauen!

Hedwig, — begann jetzt Hohendorf, ſich zu der Jungfrau wendend, — Gott hat in dieſen Tagen mancherlei Prüfungen Euch zugeſandt, die härteſte ſteht Euch noch bevor, — Ihr findet den Vater krank.

Ich weiß es, Herr, — erwiederte ſie — auch das Schickſal meiner Schweſter kenne ich. Hinter mir laß ich nichts mehr zurück und vor mir erwartet mich nur Schreckliches.

Was aus dem Hauſe Herrn Transdorf's zu retten war, iſt geborgen; die alte Magd ſoll es Euch überliefern, und noch etwas — Hedwig!

Sie blickte horchend an ihm auf.

Eine geknickte Blume in den Kranz Eurer Leiden zu flechten, ein Mädchen, das ich gerettet. Ihr kennt ſie vielleicht, Klara, des Goldſchmids Tochter, unſern der Wohnung Herrn Transdorf's.

Klara! — rief Hedwig, und eine Gluth, vor der ſie ſelbſt zu erſchrecken ſchien, überflog ihr Geſicht — Klara, das ſchöne, blühende Mädchen aus dem Schwabenlande?

Die nämliche, jedoch nicht mehr blühend ſenkt ſie das Haupt wie eine geknickte Lilie. Nehmt ſie freundlich auf. Eltern- und heimathlos ſteht die Verlaſſene am Grabe ihrer Eltern und hat niemand, der ſich ihrer annehmen kann. Nehmt ſie freundlich auf!

Bringt ſie uns! — rief Hedwig ſchnell — Der Unglückliche theilt ſo gern; bringt ſie uns recht bald, Rittmeiſter Hohendorf! — Bei dieſen Worten traten ſie in das Dorf, wo ſie das Kriegsvolk in voller Bewegung fanden. Die Kroaten ſattelten und packten und ſchienen ſich zum Abmarſche zu bereiten; auf dem Hofe des Amthauſes war ein ſolches Gedränge, daß Hedwig, die dem väterlichen Hauſe zueilte, nur mit Hülfe Hohendorf's durchzukommen vermochte. Endlich erreichte ſie die Thür; ſie trat ein, trat in die Stube und ſtürzte nach dem Krankenbette des Vaters.

Dieſer lag auf ſeinem Lager ſtill und ruhig. — Starr, mit weitgeöffneten Augen ſah er Hedwig an, die bei ſeinem Anblicke an dem Bette niederſank und ſeine Hand ergriff. Lange blickte er auf ſie, als ſey ſie ihm eine unbekannte Erſcheinung, duldete bewußtlos, daß die Tochter ſeine zitternde Hand an ihre Lippen drückte und ſie mit ihren Thränen netzte.

Anna, die zu den Füßen des Bettes geſeſſen hatte, war bei der Schweſter Eintreten aufgeſtanden, jedoch nicht von ihrer Stelle gewichen. Unbeweglich, das finſtere Auge bald auf den Vater, bald auf Hedwig, zuweilen auf Hohendorf gerichtet, ſchien ſie Peter Transdorf und ſeine Gattin nicht zu bemerken, die aus der Entfernung das herzzerreißende Schauſpiel mit anſahen.

Der alte Wanfried blickte noch immer ſtarr auf Hedwig, richtete ſich jedoch jetzt etwas in die Höhe, zog dann die Hand aus der Hand der Tochter und ſtrich, ſich nach ihr beugend, die herabgefallenen Locken ihr von der Stirn, als ob er ſie mehr noch in der Nähe betrachten wolle. Hedwig! — rief er plötzlich — Hedwig, mein Kind!

Bei dieſen Worten ſchritt Anna an der Schweſter vorüber, und ohne Hohendorf, ohne die Fremden zu grüßen, verließ ſie das Zimmer.

Auch Ihr, Rittmeiſter Hohendorf! — begann er nach einer Weile, in welcher es ſchien, als ordne er ſeine Gedanken, — und auch Ihr, meine alten Freunde! — wendete er ſich zu Transdorf und ſeiner Gattin — Wo iſt Moritz, Euer Sohn?!

Er iſt uns vorangegangen, — antwortete der Alte — Gott hat ihn zu ſich genommen; ihm iſt wohl!

Ich habe lange geſchlafen, ſchwere Träume gehabt, — ſagte nach langem Sinnen Wanfried — ich wollte nicht eher erwachen, bis mein frommes Kind, meine Hedwig, wieder an mein Lager träte und mich weckte. Gott ſey gelobt, daß ſie hier iſt! — Alſo Dein Moritz iſt todt! — Gott gebe ihm eine fröhliche Auferſtehung! — Indem er dieß ſagte, traf ſein Blick den Rittmeiſter, der in das Fenſter zurück getreten war. Er winkte ihn zu ſich, faßte Hedwigs Hand, als ob er die noch Knieende aufheben wolle, und als ſie vor ihm ſtand, breitete ſich ein ſanftes Lächeln über ſein bleiches Geſicht. Hedwig, — ſagte er mit leiſer Stimme — ich habe Dir Unrecht gethan im Leben, ich habe mein Vaterherz nicht mit Gerechtigkeit unter Euch getheilt, Dich minder geliebt als ich ſollte. Vergieb mir! — Das Mädchen ſank weinend an ſeine Bruſt. — Du haſt mir längſt vergeben, — fuhr er mit matter Stimme fort — ich weiß es wohl, deshalb auch meine Sehnſucht nach Dir. — Er nahm ihre Hand und legte ſie in die Hand Hohendorf's. — Seyd ihr Schutz, wenn ich nicht mehr bin! — ſagte er und faltete dann zum ſtillen Gebete ſeine Hände.

Hedwig, nur an den Vater denkend, hatte ihre Hand in der Hand Hohendorf's ruhen laſſen und den Blick nicht von dem Betenden gewandt, deſſen

ſen Auge, indem es ſich zum Himmel hob, zu brechen ſchien. Jetzt hatte er das Gebet beendet. — Iſt Anna in ihrem Vaterhauſe? — fragte er — Ich habe ſie lange nicht geſehen; wenn ſie da iſt, ruft ſie, ich will verſöhnt zum Himmel gehen! Ruft ſie, Hohendorf, aber ſchnell, ſetzte er leiſe hinzu.

Hohendorf eilte hinaus. Er fand Anna im Garten. — Der Vater wünſcht Euch zu ſprechen; ich fürchte, es ſind die letzten Worte, die er Euch zu ſagen hat, kommt! — Er reichte ihr die Hand; ſie ergriff ſie, folgte mit raſchem, feſtem Schritte, doch zitterte ihre Hand in der ſeinigen.

Als ſie in das Zimmer traten, blieb ſie von fern ſtehen. Der Alte winkte ihr, — ſie trat mit düſterem Blicke vor ſein Lager, gleich einem Schuldigen, der, das Bewußtſeyn ſeiner Schuld tief fühlend, es bekämpfen will. Als ſie aber das brechende Auge des Vaters ſah, da trat das kindliche Herz in ſeine Rechte. Sie ergriff mit Heftigkeit ſeine Hand, drückte ſie an ihr klopfendes Herz, und als der Alte mit matter Stimme ſagte: Möge Gott Dir vergeben, Anna, ſo wie ich! — da ſank ſie zermalmt vor ihm nieder. Vater! — rief ſie

— Vater, Vater! — warf ſich über ihn, drückte ihn feſt an ſich und ließ ihn nicht eher aus ihren Armen, als bis ſeine kalten Lippen ihr verkündeten, daß des Lebens letzter Funke verloſchen ſey.

Leiſe legte ſie ihn auf ſein Lager zurück, und während Hedwig die kalte Todtenhand mit ihren Thränen netzte und das halbgebrochene Auge des Vaters zum ewigen Schlummer ſchloß, ſtand ſie thränenlos und blickte unverwandt auf den Schlummernden; dann richtete ſie plötzlich, die Arme emporſtreckend, das düſtere Auge gen Himmel. Kannſt Du mir vergeben, barmherziger Gott! — rief ſie — kannſt Du der Vatermörderin verzeihen!

Da rollte aus weiter Ferne der Donner, und als ob das Schickſal des Jammers ſpotte, ſchmetterten zwiſchen der furchtbaren Stimme des Himmels die Trompeten der abziehenden Kroaten.

13.

Die Abendſonne warf ihre letzten Gluthſtrahlen über das zerſtörte Magdeburg, die aus den Trümmern emporſteigenden Rauchwolken vergoldend. Auf den Straßen war es öde und leer, nur hier und da ſchlich ein beutegieriger Krieger durch die Schutthaufen und wagte ſich, von dem Leichengeruch, welcher ihm entgegendrang, und von den zerſtreut umherliegenden Gebeinen der Verbrannten nicht abgeſchreckt, in die halbeingeſtürzten Keller, die Ueberreſte der vergrabenen Schätze aufzuſuchen. Auf den Wällen hingegen, wo ſonſt Stille geherrſcht, wogte jetzt ein neues Leben. Zelt reihete ſich hier an Zelt; die Regimenter Fiermont und Lichtenſtein, welche Tilly dem zum Gubernator des Erzſtiftes ernannten Grafen von Mannsfeld zur Beſatzung der Stadt zurückließ, hatten hier das Lager bezogen, während die Küraſſiere des Oberſten Benninghauſen, die gleichfalls im Erzſtift zurückblieben, auf den Dörfern einquartirt ſtanden.

Im Lager bei Fermersleben, wo alle Regimenter, außer den Pappenheimern und denen in Magdeburg, zur morgen bevorſtehenden Muſterung zuſammengezogen waren, hatte es ein gar wild-luſtiges Anſehen. Reiter und Fußvolk, Kroaten und Wallonen ſah man hier im fröhlichen Vereine; man hätte glauben ſollen unter Menſchen zu ſeyn, denen das Leben ſtets nur gelächelt, nicht unter ſolchen zu wandeln, die dem Tode ſo nahe ſtünden. — Dieß Wogen und Treiben gewährte einen gar ſonderbarlichen Anblick. — Hier zog ſich eine lange Reihe Zelte von mancherlei Formen, je nachdem ſie hier oder dort erbeutet, oder aus München und Wien zu dem Heere geſendet waren, über die Felder dahin; dort hatten die Soldaten mit thätiger Hand Hütten gebaut, unter welchen ſie geſchützter ruhten, als unter den leinenen Häuſern. Die Zelte und Hütten der Hauptleute und Oberſten ragten, Schlöſſern gleich, unter den niedern empor, am größten aber waren die Hütten der Marketender. Jeder Soldat hatte hier mit Freuden thätig Hand angelegt, jeder war der daſelbſt hauſenden Kriegsmutter mehr oder minder verbunden; es war der gemeinſchaftliche Pallaſt der Regimenter oder Compagnieen, welchen nach Kräften auszuſchmücken ein jeder für Pflicht hielt.

So viel deren auch waren, reichten ſie doch kaum hin, die Menge der Soldaten zu faſſen, welche heute hier zuſammenſtrömten, die erbeuteten Reichthümer zu verpraſſen, oder ſie, dem Glücke bietend, zu wagen. Auf den großen Plätzen vor den Hütten der Marketender hatte ſich alles gruppirt. — Hier rollte der Würfel, um das geraubte Geld, durch Fleiß und Betriebſamkeit ſauer erworben, von Hand zu Hand zu ſchlendern, wie es der launiſchen Fortuna gefiel. Freudig jauchzte der Glückliche, während der Andere bettelarm in ſein Zelt zurückſchlich, nichts übrig behaltend als den Fluch. — Muſik ertönte von allen Seiten; luſtige Dirnen fanden ſich, die Beute mit den Kriegsleuten zu theilen, in Menge ein und rauſchten mit den halb trunkenen, bärtigen Kriegern im wilden Tanze dahin. Oft auch unterbrach die Reihen dieſer Mänaden eine Unglückliche aus jener eingeäſcherten Stadt, die an dem Arme ihres Räubers mit gebrochenem Herzen dem wilden Leben ſich hingeben und tanzen mußte. Ihr Herz blutete; der Tod wäre ihr willkommen geweſen, den ſich zu geben der Muth ihr gefehlt hatte. — Dort ſaßen in der grünen Laube wilde Zecher, die beim gefüllten Becher mit Wahrheit und Lüge ſich in den Gräueln überboten, welche ſie bei der Plünderung verübt. Sah und hörte man die Gräuel, hätte man nicht glauben ſollen, in einem Feldlager der Chriſten zu ſeyn.

Und dieß alles mußten die Bürger Magdeburgs, welchen eigennütziges Mitleid, der Ranzion wegen, das elende Leben gefriſtet hatte, aus der Ferne mit anſehen. Sie, denen man alles genommen, ſollten ihre Freiheit mit Gold erkaufen. Gepeinigt, gemartert, die vergrabenen Schätze anzuzeigen, die längſt eine Beute der Plünderer geworden, waren ſie glücklich, wenn der Tod ſich ihrer erbarmte, wenn ſie nicht ſahen, wie die zügelloſen Krieger das geliebte Weib, die weinende Tochter gewaltſam zum Tummelplatz wilder Luſt und Freude mit ſich fortzogen. Da durchzuckte wie ein elektriſcher Schlag Verzweiflung die Bruſt des Mannes; der entſchlummerte Geiſt voriger Jahrhunderte, der ernſte Muth, deutſche Manneskraft, der hohe Bürgerſinn erwachte! — Die Nemeſis reichte den Unglücklichen die Fackel.

Die Stunde der Mitternacht ſchlug vom hohen Dome, noch jauchzte Alles im wilden Getümmel. Der Seufzer, die Thräne der gekränkten Unſchuld ſchwebten Rache flehend auf zum Himmel; das wilde Jauchzen und Fluchen der Lärmenden klopfte an die Pforten der Hölle. Plötzlich raſſelte, wo die Straße nach Todendorf führt, bei der Fahnenwacht des Generalwachtmeiſters Craz die Trommel. Die Trommel der Wacht des Regiments Holſtein, dicht bei Fermersleben, folgte; bald tönte der Ruf zur Fahne durch's ganze Lager, und als habe der Rache Fackel überall gezündet, ſtiegen wohl an zwanzig Orten die Flammen hell auf zum Himmel. Der Oſtwind, welcher ſie zürnend auf ſeinem rauſchenden Flügel trug, führte ſie ſchnell über die Zelte. — Verſtummt war das wilde Leben und Toben, jeder verließ den Ort der Freude und eilte nach ſeinem Zelte, oder nach ſeiner Hütte, den Raub zu retten; aber aller Mühe ſpottend, verbreitete ſich die Flamme gierig über die leicht gezimmerten Hütten, über die leinenen Zelte und nahm ſie im Fluge mit hinweg. Schon knallten die Musketen, welche die Gluth ergriff; ſelbſt hier und da donnerte eine Karthaune zwiſchen dem Fluchgeſchrei der Soldaten. Ueberall rannte Alles im wilden Gewühle durch einander, denn an Löſchen war nicht zu denken, kaum daß Pferde und Waffen gerettet werden konnten. — In zwölf Stunden war Magdeburg ein Raub der Flammen geworden, in Zeit von einer Stunde hatte die Nemeſis das Lager zerſtört.

Ueber Felder, durch Buſch und Wald ſtürzten ſich die unglücklichen Bürger der zerſtörten Stadt, in dem allgemeinen Tumulte Freiheit ſuchend, und ſie auch findend. Nach Süd und Weſt flohen ſie; wo ſie nur ein gaſtfreundliches, mitleidiges Herz zu finden hofften, dahin eilten ſie, und wie eine zerſtreute Schaar ſammelten ſie ſich hier und dort. Vierhundert der Unglücklichen hatten ſich in dieſer Feuernacht gerettet.

Bei der erſten Nachricht des Brandes war Tilly nach der Windmühle von Salpke geeilt und ſah von dort dem Schauſpiele zu. Treu ſeinem Grundſatze, bei jeder Gelegenheit, wo durch irgend eine Begebenheit das Band der Ordnung gelöſ't war, fern von dem Heere zu bleiben, um nie ſeiner Feldherrnwürde etwas zu vergeben, ſah er auch von hier dem Schauſpiele dem Aeußern nach ruhig zu und ſandte ſeine Offiziere nach dem brennenden Lager ab.

In ſeinem Innern war es jedoch anders. Er hatte ſich auf einen Block der Windmühle geſetzt und ſah, in ſeinen Marderpelz gehüllt, unverwandt nach dem in Flammen ſtehenden Lager; ſein Beichtvater allein war um ihn, die Diener ſtanden in der Entfernung.

Ehrwürdiger Herr! — wendete ſich Tilly plötzlich zu dieſem — Was haltet Ihr von Träumen?

Oft erzeugt Gott dem Menſchen die Gnade, ihn im Traume zu warnen, — antwortete dieſer — oder ſein künftiges Schickſal ihm väterlich zu verkünden; oft auch ſind Träume bloß Schattenbilder einer regelloſen Einbildkraft.

Ihr wollt mir ausweichen, — unterbrach ihn Tilly — aber hört, und dann ſagt mir Eure Meinung. — Als ich mich geſtern Abend zur Ruhe legte und mein Gebet andachtvoll geſprochen hatte, dachte ich nur an die Kriegsbegebenheiten, ſchlummerte unter Sorgen endlich ein und hatte einen gar ſonderbaren Traum. Mir war, als zöge ich im vollen Harniſch, das Schwert in der Hand, über rauhe Wege muthig einen ſteilen Berg hinan, auf deſſen Gipfel mir ein flammendes Kreuz entgegen ſtrahlte. Es zog mich immer vorwärts, und wenn es auch um mich ſtürmte, der Blitz die alten Bäume neben mir zerſchmetterte und über meinen Weg warf, umging ich ſie, wand mich durch Dickig und Geſtrüpp und ſchritt immer vorwärts. Da ſchwebten Nebelgeſtalten aus der Ferne mir entgegen, eine von ihnen trat mir in den

Weg, es war die Geſtalt des geächteten Friedrichs von der Pfalz; er ſuchte mich in meinem Laufe aufzuhalten, aber als ich ihm kühn näher trat, wich er unmännlich zurück.

Nicht ſo ein anderer Geharniſchter mit geſchloſſenem Viſir, welcher ſich mir gleich darauf entgegen ſtellte. Er rief mich zum Kampfe, und wenn ich auch meinen Weg ſiegreich fortſetzte, trat er mir immer wieder entgegen, und ich hatte Mühe ihm zu widerſtehen. Endlich, als er zum vierten Male ſich mir gegenüber ſtellte, ſchlug ich das Zeichen des heiligen Kreuzes; die Rüſtung ſank. — Es war der Mannsfelder, der, ein bleicher Schatten, im Nebel zerrann und mir grinſend ein blutiges Lorbeerreis zuwarf.

Ich hob den Lorbeer auf und ſchritt meines Weges weiter. Ein jugendlicher Ritter, gewaffnet, doch ohne Helm, nur den ſchwarzen Sammethut auf dem gelockten Haupte, trat mir jetzt entgegen. — Er zog kühn ſein Schwert, kämpfte ritterlich mit mir, unterlag, kehrte jedoch immer wieder und erneuete den Kampf; aber ſtets überwunden, entſchwand er endlich gleich Mannsfeld. Dieß war der ritterliche Chriſtian von Braunſchweig, wohl werth, auf dem Bette der Ehre, nicht auf dem Siechbette zu ſterben, denn er war ein ächter deutſcher Fürſt und Rittersmann. Das Lorbeerreis, das ihm im Kampfe entfallen war, hob ich auf und flocht es zu dem des Mannsfelders.

So ſtieg ich immer höher und höher, immer flammender ſtrahlte das Kreuz, immer mehr trieb mich die Sehnſucht aufwärts, als der Dänenkönig ſich mir entgegen ſtellte; er hielt mich nicht auf, eines Schlages nur bedurfte es und er floh. — Ich konnte nun einen Lorbeerkranz um meinen grauen Scheitel winden, und ich that es mit Freuden.

Da trat der Friedländer vor mich, wenn auch nicht feindlich, doch mir immer in den Weg tretend; ich ſpottete ſeiner, ſetzte meinen Weg fort, gelangte auf die Höhe, und indem ich dem flammenden Kreuze nahe und vor dem Heiligen niederknieen will, ſteht der Berg in Feuer, das Kreuz wird zu dem Dome Magdeburgs, den die Flammen der brennenden Stadt umgeben, und eine edle Mannesgeſtalt, im ſchlichten Gewande eines ſchwediſchen Kriegers, tritt aus den Gluthen auf mich zu, und mit dem Commandoſtab auf die Erde vor mir zeigend, ſagt er mit ernſter feſter Stimme: „Hier Dein Ziel!“ — Ich bebte, denn ich ſah meinen Lorbeerkranz entfallen, erwache, und als ich die Augen aufſchlage, leuchtet mir das brennende Lager entgegen.

Sollte hier mein Ziel ſeyn, Pater? — Sollten dieſe Flammen, welche die Beute verzehren, die Fackel Gottes ſeyn? — Deutet den Traum!

Das könnte nur er der Allwiſſende! erwiederte der Beichtvater mit demüthig niedergeſchlagenem Blicke.

So will ich ihn deuten! — rief Tilly, ſich erhebend. — Ich will ihn deuten, aber nicht vor ihm erbeben. Hier iſt mein Ziel! Jene rauchenden Trümmer ſind der Markſtein meines Ruhmes; der Schwede entreißt mir den Lorbeer — ich bin am Ende. — Aber von dem flammenden Kreuze und ſeiner Deutung laßt mich ſchweigen. — Er ſah mit ernſtem Blicke in die Flammen des brennenden Lagers.

Der Pater, mit ängſtlich forſchendem Auge Tilly betrachtend, ſagte nach einer Pauſe: Ihr ſteht in Gottes Hand gleich uns allen; was er über uns verhängt, iſt nach ſeiner Weisheit und Güte das Beſte. Vertrauet dem Himmel, vertrauet nur ihm, der Euch zum Werkzeuge ſeiner Macht erkoren hat!

Ihr wollt mich tröſten, ehrwürdiger Herr, — erwiederte Tilly — ich danke Euch. Der Troſt, den mir mein Glaube, den mir, ſo oft ich zagend bebte, die Diener des Herrn in meine Bruſt legten, hat mich bisher aufrecht erhalten und wird es noch ferner. — Vertrauend wandelte ich meinen Weg, ich werde es auch fürder. Ich könnte, mit Ruhm bedeckt, hier meine Pilgerſchaft enden, — fuhr er nach einer Pauſe fort — aber das Schwert, welches mir Gott, der Kaiſer und mein Kurfürſt in die Hand gaben, iſt mir noch nicht genommen, noch nicht entfallen — ich werde es mit feſter Hand führen bis an das Ziel meiner Tage, wenn auch das Vertrauen aus meiner Bruſt dahin iſt. Die Glorie des Ruhmes hat mich bis hieher umſtrahlt, die Glorie des Märtyrers wird mich ferner umgeben.

Da ſprengte der Rittmeiſter Graf Eberſtein heran. Wie ſteht's?! rief ihm Tilly entgegen.

Schlecht! — erwiederte dieſer — Das ganze

Lager ſteht in Feuer, nichts iſt mehr zu retten, nichts iſt gerettet. Der Soldat flucht; ſeine Beute wird ein Raub der Flammen, nur die Holkiſchen Reiter lachen. Sie lagerten in der Ferne und ſchlugen die Zelte nicht auf; ſie allein haben das Ihre geborgen.

Und des Pappenheimers Volk auch, — brummte Tilly vor ſich hin. — Auch dieſe hat die Fortuna ihres Führers umſchwebt. Sie ſchwelgen bei'm Rothenſeer Holze, wenn das Heer bei Fermersleben darbt. Der Name des Pappenheimers wird ſeit dieſer Nacht noch einmal ſo ſchön in ihren Ohren klingen. Nun auch dieß noch! — ſagte er, ſeitwärts tretend. — Auch dieſen bittern Kelch noch geleert, alter Krieger! Ueber Freund und Feind muß ja der Soldat hinauf zur höchſten Staffel, das Alter der Jugend Platz machen und, wie der Donner, der von Fels zu Felſen, von Echo zu Echo, gleich einer Stimme des Himmels, rollend am Ende doch verhallt und nur ſeines Blitzes Spuren zurückläßt, ſo auch der Menſch, reich an Thaten, reich an Ruhm, — er iſt vergänglich! — Und welche Spur laſſen meine Blitze zurück? — Er ſenkte das ſtolz gehobene

Haupt — Herr! richte mich nicht, wie ich gerichtet! — ſagte er betend, warf noch einen Blick nach dem brennenden Lager und kehrte nach Weſterhuſen zurück.

11.

Ehe noch in dem Lager die Trommel gerührt wurde, hallten in Olvenſtädt die Glocken dumpf vom Kirchthurme herab. Die irdiſche Hülle des alten Wanfried ſollte der Erde zurückgegeben werden, und Freunde und Bekannte ſtanden in dem Vorhauſe um den noch offenen Sarg. In dem Zimmer ſaß Hohendorf tröſtend zwiſchen den beiden Schweſtern, welche ihren Schmerz ſo ganz verſchieden ausdrückten. Hedwig weinte, ihr tiefempfundener Schmerz fand nur Troſt in der Hoffnung des Wiederſehens. Anna ſah ſtarr vor ſich hin; keine Klage ſtieß ſie aus, keine Thräne floß aus ihrem erglühten Auge.

Plötzlich ſprang ſie auf. Hohendorf ergriff ihre Hand. Nein, Anna, — bat er — wozu der neue Schmerz! Ihr habt dem Vater Lebewohl geſagt, laßt Euch das genügen. Stört die Ruhe des

Schlummernden nicht; erſt wenn der Sarg geſchloſſen iſt, dann folgt ihm mit demüthigem, reuevollem Herzen.

Laßt mich los! — rief Anna mit Stolz, ohne zu verſuchen, ihre Hand der ſeinigen zu entziehen. — Es ziemt dem Fremden nicht, die Tochter von des Vaters Leiche zu entfernen!

Bin ich Euch fremd? fragte der Rittmeiſter.

Mir? ja! — Noch einmal muß ich den Vater ſehen, und Ihr und keine menſchliche Macht hält mich davon ab, und ſollte ich ſeine Ruhe im Grabe ſtören!

Da ließ Hohendorf zürnend ihre Hand los, und ſie ſchritt langſam nach dem Sarge, der immer noch geöffnet im Vorhauſe ſtand. Der alte Trausdorf mit ſeiner Gattin ſtanden auf der einen Seite und weihten dem geſchiedenen Freunde ein ſtilles Gebet. Klara ſtreute Rosmarin über den Todten. Der Pfarrherr ſtand zu Füßen des Sarges, ſein Gebet zu Gott dem Herrn leiſe und andachtvoll erhebend, während Kunigunde weinend den Trägern und Leidtragenden Speiſe und Trank reichte.

Anna trat vor den Vater, ſah ſtarr auf ſein

ge-

geſchloſſenes Auge, und, wenig auf die Umſtehenden und Hedwig achtend, welche mit Hohendorf ihr gefolgt war, ergriff ſie ſeine Hand. Dir iſt wohl! — ſagte ſie nach langem Schweigen — Du ſtehſt vor Deinem Gotte mit reinem, mit verſöhntem Herzen, Du klagſt die Tochter nicht an, und bitteſt für ſie um Erbarmen. Schlafe wohl, ſchlafe wohl, alter Mann! ruhe ſanft, bis Anna kommt, Dich zu wecken! Sie küßte die Hand, hielt ſie feſt an ihre Lippen und legte ſie dann ſanft auf das Leichentuch nieder. — Nun könnt Ihr den Sarg ſchließen, — ſagte ſie mit anſcheinender Ruhe. — Er wacht nicht wieder auf, ſeine Seele iſt bei Gott! — Noch einen Blick auf den Entſchlafenen werfend, wendete ſie ſich ſchnell und ging in die Stube zurück.

Hedwig nahete jetzt dem Entſchlafenen. — Der Herr, unſer Gott, — ſprach ſie, die Hände faltend, zu dem Schlummernden — ſey Dir ein ſo milder Vater, als Du es uns geweſen biſt! — Dann beugte ſie ſich über ihn, drückte einen leiſen Kuß auf die kalten, bleichen Lippen, und als der ehrwürdige Geiſtliche mit tröſtender Stimme ſprach: Selig ſind die Todten, die in dem Herrn entſchlafen! hob ſie ſich empor, und ein ſanftes, heiliges Lächeln überſtrahlte ihr Antlitz. Selig ſind die Todten! — wiederholte das fromme Mädchen — Wohl Dir, mein Vater! — Der Geiſtliche winkte, der Sarg wurde geſchloſſen, die Glokken begannen von neuem.

Als der Zug ſich nach der Kirche in Bewegung ſetzte, ergriff Hohendorf Hedwigs Hand; Trausdorf, an ſeiner Gattin und Kunigundens Seite, folgte. Klara ſchlich hinter ihnen, des jammervollen Todes der Ihrigen gedenkend. Da drängte ſich Anna durch die Verſammelten, und neben Hedwig tretend, ſchob ſie Hohendorf ſanft von ihr und ſagte: Dieß iſt mein Platz, neben ihr muß ich dem Vater folgen. — Hohendorf trat zurück, reichte Klara ſeine Rechte und folgte mit ihr dem Zuge.

Nur einige Leuchten erhellten den Friedhof; — prunklos, ſo hatte Wanfried ſchon einmal früher beſtimmt, wollte er der mütterlichen Erde zurückgegeben werden, nicht im Hauſe des Herrn, unter ſeinem Sternendome wollte er ſchlummern, damit Blumen aus ſeiner Aſche entſprießen und der Hoffnung Grün ihm entkeimen könne.

Als ſie dem Grabe naheten, die Träger ihre Bürde jetzt an dem engen Hauſe des Todes niederſetzten, der Sarg ſich langſam hinunter ſenkte und die erſte Scholle Erde, dieſer dumpfe Bote ſo langer Trennung, herniederrollte, unterbrach plötzlich das Wirbeln der Trommeln die feierliche Grabesſtille; und als ob der Tag mit leiſem Schritte nahe, und die Dämmerung ſein Kommen verkünde, ſo ſchien im Oſten die Morgenröthe aufzuſteigen, nur dunkler, glühender. Die Nacht ward hell, auf dem Kirchthurme ſchwiegen die Glocken, und der Glöckner rief mit jauchzender Stimme herab: Das Lager brennt!

Lebt wohl! — rief Hohendorf — Friede Deiner Aſche! — Er drückte unwillkührlich Klarens Hand, eilte zurück in's Amthaus, ſchwang ſich auf ſein Roß und jagte Fermersleben zu.

Der Erſte, welchen er unfern des Lagers traf, war der Generalwachtmeiſter Holk. Er ſaß unter einer Linde und ſah gleichgültig nach dem ſchon halb erloſchenen Feuer. Seine Reiter, ihre Roſſe am Zügel, ſtanden in regelloſen Haufen zuſammen und jubelten.

Welch' eine ſchreckliche Begebenheit! — rief

Hohendorf Holk entgegen — Welcher Engel bewahrte Euch vor dieſem Unglücke?

Hier ſteht er! — ſagte der General lächelnd und zeigte auf einen langen hagern Mann, der neben ihm ſtand. Er war in einen ſchwarzen Mantel gehüllt, ein ſonderbar geformter Hut deckte ſein kurz verſchnittenes ſchwarzes Haar und ein Paar glänzende Reiterſporen ſchimmerten unter dem Mantel hervor.

Das Feuer des Herrn verſchlang die Rotte Korah! — ſagte die ſchwarze Geſtalt — Deßhalb thut wohl, wer fern von ihr bleibt.

Mein Feldprediger! — unterbrach Holk die Rede des ſchwarzen Mannes — Er gab mir den geiſtlichen Rath, von der Gemeinſchaft der Sünder mich entfernt zu halten, und da ich die liſtigen Italiäner und Niederländer kenne, die gar trefflich verſtehen, dem ehrlichen Deutſchen das Geld mit falſchen Würfeln aus dem Seckel zu locken, da ich überdieß immer geahnet habe, unter den gefangenen Bürgern würde doch ein Verzweifelnder ſeyn, ſo hielt ich mich fern. Die Magdeburger Hochzeit, wie ſie es drüben nennen, hat Holk und ſeinen Reitern manchen Goldgulden gebracht — aber Blut iſt nicht durch ſie gefloſſen; und weiß Gott, dieſer ehrliche, gottesfürchtige Mann hat treulich ſein Amt der Milde erfüllt hat zur Schonung ermahnt und manchen Unglücklichen gerettet.

Das vergelt' Euch Gott! rief ihm Hohendorf zu, während Holk dem Rittmeiſter einen gefüllten Becher reichte.

Nun! — rief er, des Pferdes Zügel faſſend, — bei Euch am Rothenſee'r Holze brennt's noch nicht; die Pappenheimer haben Glück. — Trinkt, und dann reitet!

Hohendorf trank haſtig, empfahl ſich und jagte dem brennenden Lager zu.

Hier ſtellte ſich ihm ein furchtbares Schauſpiel dar. Auf der Seite von Groß-Ottersleben brannte es noch hier und da, bei Fermersleben aber war alles nieder. Als ſähe man die Wiederholung des Schreckentages von Magdeburg, nur nicht in ſo furchtbar hohen Flammen und Rauchſäulen, ſtiegen die Gluthen und Rauchwolken gen Himmel; das Dunkel der Nacht war erhellt, der ſchwarze Mantel der Finſterniß mit Gluthſtreifen beſäumt, die Sterne des Himmels vor den Flammen der Erde erbleicht. Zuerſt ſtieß Hohendorf auf das Regiment des Herzogs von Holſtein. In Reihe und Glied geordnet, den Oberſten an der Spitze, ſtanden die alten, an Kriegszucht gewöhnten Soldaten mit finſtern Geſichtern, die Piken und Musketen im Arme, die Karthaunen vor, die brennenden Hütten hinter ſich. Dann traf er auf das alt-ſächſiſche Regiment, eine erprobte Schaar, die mit Ingrimm auf die verzehrenden Flammen ſchaute. Die Roſſe am Zügel, fand er Iſolani mit ſeinen Kroaten, welche durch die rauchenden Hütten wie Geiſter der Nacht ſchlichen, um von der Beute zu retten, was noch zu retten war, und den Flammen und dem Rauche zu trotzen ſchienen. Hier fluchten die Mailänder unter Strozzi und verwünſchten des Fürſtenberg's Regiment, bei welchem das Feuer am erſten ausgebrochen war. Hier den Hügel hinauf leitete eine jammernde Marketenderin einen Karren, auf welchem ſie die wenige noch gerettete Habe den Flammen zu entreißen ſuchte. Dort waren auf einem entfernten Hügel um Kolloredo's pallaſtähnlicher Hütte, welche von den Flammen noch unverſehrt geblieben, die Reiter ſeines Regimentes verſammelt, einen Wall gegen die Wuth der Flammen zu ziehen, während andere mit dem Geräthe und den Koſtbarkeiten, welche ſie enthielten, rettend davon eilten.

Eben, als Hohendorf vorüber ritt, trat Oberſt Kolloredo heraus. „Zu Euern Fahnen! — rief er den Reitern zu — Laßt die Hütte brennen, ſie iſt leer!“ — Die Trompeter blieſen, und die Küraſſiere eilten zu ihren zuſammengekoppelten Pferden und traten neben die Andern in Reihe und Glied. Hier rückten Bernſtein und Harowrat mit ihren Böhmen die Höhe hinauf, da die Gluth ſie von ihrem Waffenplatze vertrieb; dort begleitete das Schömburgiſche Reiterregiment das ſich eilends nach Salzwedel zurückziehende Geſchütz und die Pulverwagen, und hielt Hohendorf auf, der nach Weſterhuſen eilte, die Befehle Tilly's zu vernehmen. Ueberall war ein wirres Gewühl, bald ein Bild der Zerſtörung, bald ein Bild militairiſcher Zucht.

Als Hohendorf in dem Quartiere des Generallieutnants angelangt war, fand er ihn, von ſeinen Offizieren umgeben, mit gewohntem Ernſte auf ſeinem Lehnſtuhle ſitzen.

Ha! — rief er dem Rittmeiſter entgegen — Iſt der Schein der Flamme bis zu Euch gedrungen, und ſeyd Ihr auf Flügeln hieher geeilt? — Nun, ich danke für die Condolenz, die mir Graf Pappenheim durch Euch ſendet; hätte auch Zeit gehabt bis morgen!

Verzeiht, Herr Generallieutnant! — erwiederte Hohendorf — mich ſchickt Graf Pappenheim nicht; der Zufall führte mich in dieſe Gegend, und als ich die zerſtörende Flamme erblickte, eilte ich hieher, Eure Befehle zu vernehmen.

Morgen früh, wie ich befahl, zur Muſterung! — erwiederte Tilly, und nickte kaum bemerkbar mit dem Kopfe. — Gott mit Euch, Rittmeiſter! — Mit dieſen Worten entließ er ihn.

Als Hohendorf Fermersleben im Rücken hatte, wendete er ſein Pferd links nach Olvenſtädt. Er glaubte dem Todten, von deſſen Gruft ihn die Trommel gerufen, die letzten frommen Wünſche ſeliger Auferſtehung ſchuldig zu ſeyn, vielleicht beſtimmte ihn auch die ſchwache Hoffnung, Hedwig zu ſehen; überdieß konnte ihn ſein flüchtiges Roß, noch ehe der Tag graute, nach Rothenſee bringen.

Unfern des Friedhofes ſtieg er ab und ſchritt

Wanfried's Grabe zu. Dort ſah er durch die Dunkelheit zwei weiße Geſtalten ſchimmern, und als er näher trat, konnte er deutlich ſehen, daß die eine am Fuße des Hügels knieete, die andere aber beſchäftigt war, ihn mit Blumen zu ſchmükken. Er trat näher; es waren Hedwig und Klara. Als ſie ihn erblickten, zog ſich Klara zurück, Hedwig aber ſtand auf und ging ihm entgegen.

Verzeiht, daß ich Eure Andacht ſtöre! — ſagte der Rittmeiſter — Ich komme, an dem Grabe des Vaters mein Gebet zu Gott zu erheben, mich zum Guten zu ſtärken und, des letzten Augenblickes ſeines Lebens mich erinnernd, mir die Hoffnung zu eigen zu machen, die einzige, welche mich noch begleiten ſoll.

Die Nacht barg ihm bei dieſen Worten Hedwigs erröthendes Antlitz — ſie ſchwieg. Auch Hohendorf ſchien in Erinnerung und in Träume verſunken; auch er fand keine Worte.

Hedwig! — begann er endlich — Feierlich iſt die Nacht, feierlich der Ort, aber wir ſtehen dem Unglücke, der Trauer zu nahe, um der Hoffnung gebundenen Flügel zu löſen. Deshalb, obgleich der nächſte Trompetenſtoß zu langer Trennung mich abrufen kann, will ich Euer Herz, Euer gebeugtes Herz nicht beſtürmen — ich will hoffen, auch ohne daß Eure Worte mich ſtärken. Wenn aber dereinſt die Wunden nicht mehr bluten, dem Andenken des Vaters, dem Andenken des Freundes keine Schmerzenthräne, nur noch die Thräne ſtiller Wehmuth fließt, darf ich dann zu Euch zurückkehren und fragen, ob des Lebens höchſte Wonne mir werden kann? Darf ich, Hedwig? — Sie neigte bejahend ihr Haupt. — Nun, ſo reicht mir über dem friſchen Grabhügel Eure Hand, ſie binde Euch nicht, ſie gebe mir nur die Gewißheit, daß ich Euer Bild, Euer holdes, liebes Bild mit mir nehmen und es in mein Herz ſchließen darf. Reicht mir Eure Hand.

Ueber des Vaters Grabe reichte ſie ihm die Hand. — Gute Nacht, Hohendorf! — ſagte ſie bewegt — Gute Nacht! und ſchritt dann über den Friedhof in ihre verwaiſ'te Wohnung zurück.

Der junge Krieger ſchickte ein leiſes Gebet gen Himmel; die Seele des Entſchlummerten empfahl er dem barmherzigen Gott, daß er die Irrthümer, welche ihn hier befangen, nicht in die Wagſchaale des ewigen Gerichtes legen möge, dann ſchwang er ſich auf ſein Roß und ſprengte in vollem Jagen nach Rothenſee.

15.

Es war am 25ſten Mai 1631, als das kaiſerlich-ligiſtiſche Heer in der Ebene hinter Fermersleben aufgeſtellt war. Auf dem rechten Flügel, dicht an der Straße nach Halle, hielt der Generalwachtmeiſter Holk an der Spitze der Küraſſier-Regimenter Bernſtein, Kolloredo, Harowrat, Corona und ſeines Reiter-Regimentes; jenſeit der Straße nach der Elbe zu ſtanden die Kroaten von Iſolani und Kolalto, und die Regimenter Strozzi, Montecuculi und Altſächſiſch, 4000 alte verſuchte Reiter, ſämmtlich unter Holk's Befehl und wohl ihres tapfern Anführers würdig. Muthig waren die Roſſe, kampfluſtig die Reiter, und finſterer Ernſt thronte auf ihren Geſichtern; ſie konnten die Beute nicht verſchmerzen, welche die Flamme ihnen wieder entriſſen hatte. Nur die Holkiſchen Reiter ſahen luſtig drein und ſchienen der grämlichen Küraſſiere zu ſpotten, die zufrieden ſeyn mußten, ihre Helme, Panzer, Arm- und Beinſchienen, die langen Stoßdegen und Piſtolen gerettet zu haben, während ſie in ihren grünen Wämſern, nur mit der Eiſenhaube und dem Bruſtharniſch bewaffnet, luſtig und leicht auf ihren Pferden ſaßen und ihre Beute auf Karren und hochbepackten Saumroſſen auf ihrer Lagerſtätte in gutem Verwahr zurückgelaſſen hatten.

Den Holkiſchen zur Seite hielt der Generalwachtmeiſter Graf Craz von Scharfenſtein, unter ſeinem Befehle waren die alten kaiſerlichen Banden aufgeſtellt, des Herzogs von Holſtein, des Grafen von Fürſtenberg Regiment und ſein eigenes, welches ihm Holk überlaſſen hatte — dreitauſend alte Krieger, deren Fahnen in mancher Feldſchlacht dem Feinde zum Schrecken geflattert hatten.

Neben dieſen, doch etwas rückwärts, hinter Groß-Ottersleben, weheten ſtolz die Fahnen der Liga im Morgenwinde; hier ſtanden unter des Grafen Gronsfeld's Anführung die Säulen, auf welche das katholiſche Deutſchland ſeine Macht gebaut. Der Liga Fußvolk ſtand hier, durch Tilly gebildet, durch ſeine Schlachten bewährt, durch ſeine Siege für unüberwindlich ſich haltend. Es waren die alten Regimenter Tilly, Reinach, Geleen und Wahl, nahe an 10,000 Veteranen, die unter ihres Generals Anführung die Hölle erstürmt hätten. — Neben ihnen hielten, unter dem erfahrenen Reiteranführer Erwitte, die Regimenter Erwitte, Schönburg und Kronenburg, 2000 wohlberittene Reiter, doch dem Fußvolke nicht gleich an Ruhm, dem Feinde nicht ſo furchtbar, als die kaiſerlichen Küraſſiere; ſie lehnten ſich an die Straße, die von Magdeburg nach Egeln führt.

Vor dem Heere hielt der General-Feldzeugmeiſter Freiherr von Schömburg mit dem groben Geſchütze. Es waren zehn halbe Karthaunen, ſieben Schlangen, ſechs Falkonette und vier andere Geſchütze, die hier nur zum Prunke aufgefahren waren. Das kleinere Geſchütz war bei den Regimentern eingetheilt.

Vor dem Geſchütze hielt der Generaliſſimus, von den Kriegs-Commiſſairen und ſeinen Offizieren umgeben, den Grafen von Mannsfeld an ſeiner Seite, und erwartete die Ankunft des Pappenheimiſchen Corps, welches zu kommen noch zögerte. — Tilly ſchien über den Aufenthalt ungeduldig zu werden; ſchon mehrere Offiziere hatte er Pappenheim entgegengeſchickt, und eben wollte er ſich nach dem rechten Flügel begeben und die Muſterung beginnen, um die ohnedieß ſchon mürriſchen Truppen nicht länger aufzuhalten, als er die Spitze des Heerhaufens auf Lemsdorf rücken ſah. Er eilte ihnen entgegen.

Pappenheim, welcher den Feldmarſchall nahen ſah, ritt auf ihn zu. Ihr habt auf Euch warten laſſen, — ſagte dieſer nicht ohne einigen Unmuth — das iſt ſonſt Eure Art nicht, Graf Pappenheim!

Auch heute nicht! — erwiederte dieſer ſchnell — Als ich aber mit den Küraſſieren nach Magdeburg rückte, fand ich überall noch die brennenden Schutthaufen, und ſelbſt den breiten Weg noch nicht geräumt. Ich mußte daher das Geſchütz um die Stadt ſchicken und es bei der Sudenburg erwarten; dieß hielt mich auf. Wäre es zur Schlacht geweſen, kam ich ohne Geſchütz und gewiß zur rechten Zeit.

Unterdeſſen war die Spitze des Zuges herangekommen, Tilly ließ ſie an ſich vorüber ziehen. — Die Küraßreiter waren in ihrer Art prächtig geſchmückt, Harniſch und Waffen funkelten, ihre

Roſſe ſchnaubten; Don Balthaſar's und Bongaart's Regiment zogen mit kriegeriſcher Haltung und fröhlichem Muthe vorbei. Als das Fußvolk kam und des Pappenheim's Regiment, gleich den Küraſſieren, ſeine Pickelhauben mit Eichenlaub bekränzt hatte, ſchaute Tilly finſter auf die noch Folgenden. Alle Regimenter hatten Eichenzweige auf den Eiſenhüten und Fahnen.

Herr Feldmarſchall! — begann Tilly — hat Eure Heerabtheilung noch nicht Auszeichnung genug vor den Uebrigen, daß ſie ſich noch mit Eichenlaub ſchmücket? Wäret Ihr durch einen Lorbeerwald gezogen und Jeder hätte ſich zur Zierde ein Reis gebrochen, ſo wäre es paſſend geweſen, denn Lorbeern haben ſich die Pappenheimer verdient, aber die Bürgerkronen wahrlich nicht! — ſetzte er mit hämiſchem Lächeln hinzu. — Es iſt mir unlieb, Euch ſo zu ſehen. — An den linken Flügel ſchließt Ihr Euch an, — fuhr er nach einer Pauſe fort — Don Balthaſar auf dem rechten, Bongart auf dem linken Flügel. Auf Wiederſehen! Er wendete ſeinen Grauſchimmel und ſprengte zu den Kroaten.

Wie eine alte Matrone auf ihren jungen Gatten, ſo eiferſüchtig iſt der alte Mann! — ſagte Pappenheim lächelnd zu Hohendorf — Er dauert mich. Ueber ſolche Schwächen hätte ich ſeinen Geiſt erhaben geglaubt. Nun, man muß ihm nachgeben, ſo lange er den Commandoſtab führt.

Tilly war indeſſen bei den Kroaten eingetroffen, und ritt ſchweigend durch ihre Reihen. Er konnte es nicht über ſich gewinnen, freundlich gegen dieſe zügelloſen Haufen zu ſeyn, welche mehr dem Heere zur Laſt, als ihm eine Stütze waren. Gegen Holk war er zuvorkommend, berührte jedoch den Lagerbrand mit keiner Silbe; nur den Küraſſieren ſprach er hier und da freundlich zu, und verſprach ihnen auf dem neuen, noch nicht beſuchten Kriegſchauplatze, auf den er ſie zu führen gedenke, reichlichen Erſatz für ihren Verluſt. Ein Gleiches verhieß er dem kaiſerlichen Fußvolke; mit den Truppen der Liga jedoch, mit dieſen ſeinen alten Kriegsgeſellen, ſprach er traulicher, tröſtete ſie mit der Zukunft und ſchien bei der heutigen Muſterung nicht ſo in das Einzelne einzugehen, als man ſonſt an ihm gewohnt war.

Als er den Pappenheimern nahete, war das Erſte, was er bemerkte, daß die grünen Büſche

nicht

nicht mehr auf Helm und Pickelhaube waren. Er ſchien nicht darauf zu achten und durchritt die Glieder mit ernſtem Geſicht. Bei dieſen Regimentern beſichtigte er alles genauer, und beſonders ſtreng muſterte er das Regiment des Herzogs von Savelli, des nämlichen, welcher Demmin den Schweden übergeben hatte.

Sobald der Generaliſſimus die Muſterung eines Regimentes beendet hatte, begannen die Kriegs-Commiſſaire, Ruep bei den kaiſerlichen, Lerchenfeld bei den ligiſtiſchen Regimentern, ihr Amt. Die Muſterrollen wurden herbeigeholt, die Anzahl der Combattanten gezählt und hierauf von dem Kriegszahlmeiſter ein monatlicher Sold auf Abſchlag gezahlt; ein Zeichen, daß das Heer ſich zu irgend einer wichtigen Expedition bereit halten müſſe.

Unter Trompeten- und Trommelſchall zogen die Krieger jetzt in die ihnen angewieſenen Dörfer, und die Generale begleiteten Tilly nach Weſterhuſen. Hier nahm er Pappenheim mit ſich in ſein Kabinet. — Feldmarſchall, — ſagte er freundlich — Ihr wißt, wie ſehr ich Eure Einſicht ſchätze, wie oft mich Eure Meinung ſchon beſtimmt hat. Sagt mir bei den jetzigen Conjuncturen Eure Meinung. Das italiäniſche Heer unter Fürſtenberg und Altringer, 24,000 Mann ſtark, zieht über die Alpen; die Liga läßt unter Fugger werben. Sollen wir nach Norden, den Schweden entgegen, oder den Sachſen und Heſſen die Werbeplätze nehmen, ſo die Alliirten des Königs vernichten, und dem Succurs näher ſeyn?

Herr Generallieutnant, — erwiederte Pappenheim kalt — Euer Entſchluß ſteht ſchon feſt, Ihr bedürft meines Rathes nicht, denn nicht umſonſt war die Austheilung des Soldes, nicht umſonſt die heutige Muſterung. Theilt mir Eure Befehle nur mit und weiſ't mir meinen Wirkungkreis an.

Tilly lächelte. Ihr ſcheint mich errathen zu haben; jedoch glaub' ich, Graf Pappenheim, Ihr werdet mit meinem Entſchluſſe unzufrieden ſeyn. Ich bitte in dieſem Falle um Eure offene Meinung. Ich ziehe nicht dem Könige entgegen. — Pappenheim's Stirn umdüſterte ſich. — Der Kurfürſt von Sachſen rüſtet ſich, die Herzoge von Weimar werben, der Landgraf von Heſſen hat zehntauſend Mann muthigen Volkes beiſammen. Ziehe ich über die Elbe, in jene armen, ausgehungerten Provinzen, ſo bilden die Lutheriſchen ein mächtiges Heer mir im Rücken, trennen mich von dem Succurs aus Italien und von den neugeworbenen Regimentern der Liga, und wenn mir der König von Schweden in irgend einer feſten, unangreifbaren Stellung Trotz bietet und mich aufhält, ſchmilzt mein Heer, während das Heer der Feinde mit jedem Tage wächſ't. Deshalb ziehe ich nach Heſſen, entwaffne den Landgrafen, entwaffne im Vorbeigehen die weimariſchen Fürſten, und ziehe die italiäniſchen Völker und die der Liga an mich.

Pappenheim war nachdenkend geworden. Fünf Märſche, ein Raſttag, um die weimariſchen Fürſten zu züchtigen, in drei Märſchen dann in's Heſſiſche, und in vierzehn Tagen iſt die Expedition zu Ende, — murmelte er vor ſich hin, dann rief er plötzlich: — Ich pflichte Euch bei, Graf Tilly! — Morgen aufgebrochen, in vierzehn Tagen alles beendigt, und dann gegen die Sachſen oder die Schweden!

Gebt uns Flügel, Feldmarſchall! unterbrach ihn Tilly.

Des Feldherrn kräftiges Machtwort beflügelt jedes Unternehmen, ſein eiſerner Wille macht das Unmögliche möglich! — ſagte Pappenheim mit Heftigkeit.

Dem Feldherrn der Liga ward es leichter, zu handeln, ungeſtümer Kriegsheld! — erwiederte der Greis mit Lächeln — Sein Heer vertraute ihm ganz. Die Grundſätze Maximilians von Bayern bleiben ſich ſo gleich, daß ich ſtets mit Sicherheit jeden Weg, den die Nothwendigkeit erheiſchte, einſchlagen konnte, ohne zu fürchten, ſeinem Willen entgegen gehandelt zu haben. Dem Generaliſſimus des Kaiſers aber ſind die Hände gebunden, von Wien aus leitet man das Heer; das Glück eignen ſich die weiſen Herren des Kriegsrathes zu, nur das Unglück allein bleibt des Feldherrn Theil. — Nach Sachſen ſollte mich mein Weg führen, Wittenberg, Torgau, Dresden müßte ich beſetzen, und dann die Schweden auf Pommerns Wüſte und die öden Marken verweiſen. — Darf ich es? — Unterhandeln muß ich, wo ich ſchlagen möchte. Wahrlich, Graf Pappenheim, ſeit des Wallenſtein's Abdankung bin ich ärmer an Mitteln als zuvor!

Und doch habt Ihr ſie betrieben, — erwiederte

Pappenheim — habt durch des Kurfürſten Macht, durch der Spanier Geld, durch der Jeſuiten Liſt, dieſen Mächtigen aus dem Sattel gehoben und ſein unbändiges, muthiges Streitroß ſelbſt beſtiegen. Führt die Zügel ſo kühn als der Friedländer — ſeyd den Schranzen in Wien ein Schrecken, wie er, handelt eigenmächtig, ſonſt ſeyd Ihr — ſind wir verloren!

Pappenheim! — unterbrach ihn Tilly, und wohl zum erſten Male ſprach er in dieſem zutraulichen Tone zu ihm, — was ich an Wallenſtein that, geſchah für das Wohl des Glaubens, — zum Wohle des Kaiſers, meines neuen, des edlen Bayerfürſten, meines alten Herrn und Freundes. Ich ahnete nicht Guſtav Adolphs Fortſchritte, konnte die Lauheit der kaiſerlichen Generale in Pommern nicht vorausſehen, nicht Frankfurts, nicht Demmins Fall, und hoffte, der Kaiſer könnte des Friedländers entbehren. Nun, bis hieher hat Gott mir die Victoria gelaſſen, und wird es auch ferner. Aber ſchwer wird mir mein Amt, und — doch, wozu die Klagen, Ihr helft es mir ja ertragen, wenn auch nicht aus Liebe, doch des Glaubens und der Ehre wegen, und ſo hoffe ich mit Gott, auch ferner noch vereint mit Euch das Schwere zu vollbringen.

Feurig erfaßte Pappenheim Tilly's Hand. Das Zutrauen, das ihm der alte Feldherr geſchenkt, hatte ihn ergriffen. Die Wärme, mit welcher er ihm ſeine treuen Dienſte verſicherte, kam aus wahrem Herzen — noch nie ſtanden Beide ſo einig ſich gegenüber. Ein Zug, der ſich um Tilly's Mund zeigte, würde jedoch in dem ſcharfen Beobachter einen Zweifel erregt haben, ob die Herzlichkeit des alten Feldherrn ſo ganz unwillkührlich, oder ob ſie berechnet ſey.

Noch am nämlichen Tage verdüſterte ſich Pappenheim's Stirn; Tilly gab zwar den übrigen Generalen den Befehl, ſich marſchfertig zu halten, aber ohne ihnen den Tag des Abmarſches zu beſtimmen. Dieß ließ den ewig thätigen Pappenheim einen längern unnützen Aufenthalt vor Magdeburg befürchten, und er fand, und wohl mit Recht, den Plan Tilly's nur dann zweckmäßig, wenn er raſch und unverzüglich ausgeführt wurde, ſo daß, ehe die Schweden einen beſtimmten Entſchluß gefaßt, das Heer bereit war, ſich ihnen entgegenzuſtellen.

16.

Während der Generaliſſimus die Feſtungwerke Magdeburgs wieder in Stand ſetzen ließ, blieb Pappenheim in Rothenſee unthätig. Dieſe Hemmung der Operationen ſchien ihm für die Sache des Kaiſers und der Liga verderblich; jede Nachricht, welche er von den Schweden erhielt, ſetzte ihn in Unruhe, und nur erſt dann, als er den beſtimmten Befehl erhielt, am 3. Juni nach Thüringen aufzubrechen, konnte er ſich beruhigen. Tilly ſah er während deſſen nicht, und ſeine noch vorhandenen Berichte an den Kurfürſt von Bayern ſprechen ſeine Unzufriedenheit mit dem Generaliſſimus in dieſer Zeit deutlich aus. Die Generale Erwitte und Holk waren jetzt ſeine einzige Geſellſchaft; mit jenem durchlebte er noch einmal die vergangenen Kriegszeiten, mit dieſem unterhielt er ſich von Wallenſtein, und der Art und Weiſe, wie der Eigenmächtige bloß ſeinem Willen gefolgt und das Heer, trotz ſeiner Strenge, ſo feſt an ſich geknüpft habe. —

Hohendorf war indeſſen oft in Olvenſtädt geweſen, und Pappenheim ſchien es gern zu ſehen, wenn er, von dort zurückkehrend, ihm von Anna und Hedwig erzählte. Obgleich des Rittmeiſters frühere Bemühungen, die Leiche Moritz Trausdorf's aufzufinden, vergeblich geweſen waren, wollte doch der alte Trausdorf und ſeine Gattin den Ort ihrer Heimath, die Ruheſtätte ihres Sohnes, nicht verlaſſen, wenn ſie auch ſein Grab nicht mit Blumen ſchmücken konnten. Sie beſchloſſen, bis ſich der Stand der Dinge ändere, in Olvenſtädt zu bleiben, beſonders da auf Holk's Verwenden der Graf von Mannsfeld, als dermaliger Gubernator des Landes, das Verſprechen gegeben hatte, keine Einquartierung dahin zu legen; die verwaiſ'ten Mädchen ſchloſſen ſich an die Alten an, da Kunigunde ihnen eine zu ſchwache Stütze war. Das Geſchmeide, welches Hohendorf aus Trausdorf's Hauſe gerettet hatte, reichte hin, ſie vor augenblicklichem Mangel zu ſchützen, und Pappenheim legte eine bedeutende Summe in deſſen Hand, um ſie für die Schweſtern zu verwenden.

Hohendorf war noch der einzige Troſt, der ihnen in dieſer ſchmerzvollen Zeit blieb, und hätte Hedwig einen Blick in ihr Herz gethan, würde ſie öfterer ſein Bild als das des gebliebenen Moritz darin gefunden haben; ſie wagte es jedoch nie, in ihr Inneres zu ſchauen, und wenn ſein Bild ſo vor ſie treten wollte, ſuchte ſie erröthend es zu verſcheuchen. Auch ehrte Hohendorf ihren Schmerz und beſtürmte ihr Herz nicht; nur als er ſie mit dem Tage der Trennung bekannt machte, konnte ſie ihre Bewegung nicht verbergen.

Auch auf Anna wirkte dieſe Nachricht. — Der Tod des Vaters, welchen ſie herbeigerufen zu haben glaubte, hatte in dieſer Zeit das laute, ſtürmiſche Gefühl in ihrer Bruſt betäubt. Bei der Nachricht aber, Pappenheim ziehe aus der Gegend, ziehe vielleicht weit, weit weg von hier, ergriff die frühere Leidenſchaft von neuem mit aller Heftigkeit ihr Gemüth. Liebe und Haß kämpften in ihr, und um ſo zerſtörender war der Kampf, da keines von beiden einen vollkommenen Sieg errang. Ewig angezogen, ewig abgeſtoßen, wogte ſie von neuem auf einem ungewiſſen Meere, ohne Steuer. — Sie fühlte ſich ſehr unglücklich, und war es auch. Hätte ſie in Pappenheim's Herzen leſen können, ſie wäre es weniger geweſen.

Sie hatte durch ihr Benehmen ſeit jenem entſcheidenden Abende, wo ſie ſich wehmüthig von ihm losriß, ſeine Achtung gewonnen, und er fühlte eine Neigung zu ihr, welche in der Bruſt eines Andern Liebe geworden wäre; ſo aber war es nur Bewunderung und Mitleiden, und deshalb mied er ſie zu ſehen. Er fürchtete, ſein Anblick würde ihr wehe thun; er fürchtete ſelbſt den Eindruck, welchen dieſes ſchöne, leidende, für ihn leidende Mädchen auf ihn machen würde. Hedwigs Anblick fürchtete er nicht; ſeit er Hohendorf's Neigung zu ihr kannte, ehrte er das Mädchen, und ſie war ihm fremd geworden.

Einige Tage vor dem beſtimmten Abmarſche ſaß Hohendorf eines Abends in dem Garten des Amthauſes zwiſchen den Schweſtern und Klara. Die Alten, welche heute die Erinnerung an ihren auf den Wällen ſeiner Vaterſtadt gefallenen Sohn ſo lebhaft ergriffen hatte, waren Kunigunden in das Haus gefolgt, und die drei Jungfrauen, von ſo mancher ſchmerzlichen Rückerinnerung bewegt, ſaßen in Trauer um Hohendorf. Leiſe wehte der Abendwind, die Blüthen in ihren Schooß ſtreuend, durch die Zweige der Fliederlaube; das leiſe Rauſchen der Blätter tönte ihnen wie der Abendgruß der Entſchlafenen; der Dämmerung freundlicher Begleiter, der Abendſtern, ſchien ihnen ein Bote des Himmels zu ſeyn, der durch die bewegten Zweige Kunde von den Lieben brächte, die jetzt von dort auf ſie niederblickten. Aus dem nahen Gebüſche tönte die ſanfte Klage einer Nachtigall, doch das ſüße ahnende Gefühl weckte ſie nicht in der Bruſt der Jungfrauen, ſie löſ'te nur den Schmerz in ſanfte Thränen, und erpreßte aus Anna's Mund den heftigen Ausruf: „Schweig mit Deinem Locken, Du ſüß-girrende Sängerinn; wecke nicht das Gefühl in meiner zerriſſenen Bruſt!“

Anna! — bat Hedwig, ſich an ſie ſchmiegend. — Störe doch nicht unſerer Wehmuth Schmerz mit Deinem finſtern Unmuthe; dulde was Du ertragen mußt!

Was habt Ihr verloren gegen mich! — fiel ihr Klara in die Rede und richtete den Blick nach dem Abendſterne — Ihr, Anna, weint am Grabe des Vaters, Du, Hedwig, bringſt den Schmerz um den Geliebten mit zur Vatergruſt; Ihr könnt knieen, weinen, beten, das theure Grab mit Blumen ſchmücken, das Auge habt Ihr ihm zugedrückt, ſeine Gebeine ihm ſanft gebettet. Und was bleibt mir? — Der Sturmwind zerſtreute die Aſche der Aeltern, die Aſche des Geliebten, des Bruders, weit, weit; ob nach Süd oder Nord, wer kann es wiſſen! Kaum, daß ich die Stätte erkenne, wo ſie ermordet zu meinen Füßen ſanken; kein Grab deckt ihre Gebeine, kein leiſes Gebet bewahrt ihren Schlummer, keine Thräne näßt, keine Blume ſchmückt ihr Grab. Mir bleibt nichts als mein Schmerz, mein ewiger Schmerz! — Dir, Hedwig, ſteht ein edler Mann zur Seite, er reicht Dir Erſatz; Euch, Anna, hat das Schickſal nur den Vater, nicht den Geliebten genommen, Ihr kennt den Schmerz noch nicht, ſich von ſeines Lebens ſchönſtem Traum losreißen zu ſehen.

Ich kennte ihn nicht?! — rief Anna, heftig aufſpringend, und faßte Klara's Hand. — Thörigtes Mädchen! meinſt Du ich kenne den Schmerz nicht? — Was ich fühle, ſind Qualen der Hölle, keine Linderung finde ich jenſeit! — Was Du verlorſt, kannſt Du dort wieder finden; was ich verlor, ward nicht dem Himmel zu Theil, es iſt für die Ewigkeit dahin. Du blickſt mit reinem Herzen zu den Sternen, ſie leuchten Dir Hoffnung und Troſt entgegen, mir ſtrahlen ſie warnend; ich ſchloß ihnen mein Auge, darum zürnen ſie mir. — Zittere nicht, Klara, erbebe nicht vor mir, ſieh' nicht ſo ſtarr auf mich! — fuhr ſie ſanfter fort — Es iſt nicht Wahnſinn, der aus mir ſpricht, es iſt der Schmerz, der laut aufſchreit in meiner zerriſſenen Bruſt. Wende Dein frommes Auge nicht von mir, ich bin nicht böſe, und das Vertrauen auf Gott iſt noch nicht ganz von mir gewichen. Oft denke ich, auch mir naht, meine Qual zu enden, mein Erlöſer — der Tod!

Da rauſchte es durch die Zweige, die Frauen ſchraken auf. Zwei dunkle Geſtalten traten hervor.

Da iſt er! rief die eine. Es war La Croix, einen Fremden an der Hand.

In dem nämlichen Augenblicke trat der Mond aus dem Gewölke, die Beiden am Eingange mit ſeinem Silberlichte erhellend. Klara ſank bei ihrem Anblick mit einem Schrei nieder, während Hohendorf aufſprang und den Fremden mit dem Ausrufe: „Mein Adolph, mein theurer Bruder!“ in die Arme ſchloß.

Hedwig war Klara zu Hülfe geeilt; Anna ſtand ihr bei, ſie zum Leben zurückzurufen, während die Brüder noch ſchweigend, Bruſt an Bruſt ruhend, von La Croix mit hämiſchem Blicke betrachtet wurden.

Jetzt wand ſich Hohendorf zuerſt aus des Bruders Arm und ſah ihm in's Auge. — Ja, Du biſt es! — rief er — ja, das ſind des Vaters Züge, dieß das freundliche Lächeln ſeines Mundes! Sprich, o ſprich, was macht er, wie geht es ihm, wo weilt er?

Ihm iſt wohl! — erwiederte jener — Ich komme, Dir ſeinen Segen zu bringen.

Hohendorf's Haupt ſank an des Bruders Bruſt. — So biſt Du heimgegangen, Vater, ohne Deinen Max noch einmal zu ſehen! — rief er ſchmerzlich — Auf dem Lebenspfade ſind wir uns nirgends begegnet; gebe Gott, daß es dort oben geſchehe!

Das wird geſchehen! — ſagte der Aeltere mit Zuverſicht — Dort ſtößt ihn kein Fürſt, dort ſtoßen ihn keine Pfaffen aus dem himmliſchen Reiche, in das auch Du eingehen wirſt! —

Indeſſen hatte ſich Klara erholt, ſie ſchlug die Augen auf und ſah ſtarr nach dem Eingange der Laube, wo jetzt niemand ſtand; beide Hohendorf's waren tiefer in den Garten getreten, und La Croix ging ſinnend auf und nieder. — Sind die Todten erſtanden zum Leben?! — rief die Jungfrau mit hohler Stimme — Hat der Sturmwind die Aſche nicht verweht?!

Was ſiehſt Du, Klara? — fragte Anna — Welche Todten wandeln vor Dir?

Mein Verlobter war es! — erwiederte dieſe — Er ſtand, mich begrüßend, am Eingange der Laube, und als ich ihn erblickte, vergingen vor Wonne meine Sinne; doch nun iſt er verſchwunden!

Komm mit uns in's Haus, arme Klara! — bat Hedwig — Die Todten ſind nicht erſtanden, es war Dein Verlobter nicht!

Schmerzlich lächelnd ſchüttelte Klara ihr Haupt. Wie kannſt Du ſo ſprechen, Hedwig? — ſagte ſie finſter — Ich ſah ihn hier! — Sie trat an den Eingang der Laube.

Komm nur, komm! bat Hedwig; Klara folgte.

Auch Anna verließ den Garten. Wir erwarten Euch! rief ſie Hohendorf zu.

Als ſie in das Zimmer traten, fanden ſie Transdorf und ſeine Gattin bereits zur Ruhe; ein einſames Lämpchen ſtand, ſchon halb verloſchen, auf dem Tiſche und warf nur noch einen matten

Schein umher. Gute Hedwig! — ſagte Klara, als ſie ſich in dem Lehnſtuhle des alten Vaters niedergelaſſen hatte, — Du willſt mich überreden, es ſey Hohendorf's Bruder geweſen, den ich geſehen, Du willſt mich aus Mitleid täuſchen. Nein, nein! der Mond ſchien ſo hell, ich ſah ihn deutlich, es war ſeine Geſtalt, ſein Auge, ſeine Stimme — er war es, er! — Und hat ihn der Tod nicht ſeiner Bande entlaſſen, ſo war es ſein Geiſt, der mich abruft, und Gott ſey deshalb gelobt; ich folge mit Freuden!

Horch! — unterbrach ſie Anna, während Hedwig die Lampe ordnete, daß ſie hell aufflackernd Licht umher verbreiten konnte. — Horch! ich höre Tritte — ſie nahen; faſſe Dich, Klara!

Die Lilienbleiche erhob ſich, ſtarrte bebend nach der Thür, aber kein vom Fieber gejagter Tropfen Blut röthete das bleiche Antlitz, und als die Thür ſich öffnete, Hohendorf mit ſeinem Bruder, von La Croix gefolgt, eintrat, faßte ſie krampfhaft Anna's Arm und vermochte ſich kaum aufrecht zu halten..

Der ältere Hohendorf neigte ſich vor den Frauen und überſchauete ſie mit theilnehmendem Blicke.

Blicke. — Da raunte Klara leiſe jammernd Hedwig zu: Er kennt mich nicht mehr, da die Roſen verblüht ſind! — Indem trat der Aeltere zu Hedwig. Jungfrau, — ſagte er mit innigem Tone — die Stimme meines Innern kann nicht täuſchen, Ihr ſeyd Hedwig, die ich als meine Schweſter begrüßen darf. Er ergriff ihre Hand, die ſie ihm nicht entzog, jedoch hocherröthend ihm erwiederte:

Werther Herr, Ihr irrt. Ich bin zwar Hedwig, aber — ſie ſtockte.

Ich darf eine Saite nicht berühren, die nur traurig wiedertönen kann, — fiel ihr Adolph Hohendorf in die Rede. — Des Schmerzes Thräne im Blicke, ſchweigt die Sehnſucht der innigſten Liebe.

Klara hatte während deſſen den Blick nicht von ihm verwendet, und als jetzt der Rittmeiſter ſeines Bruders Hand faßte, ihn wieder zu Hedwig führte und ſagte: Nehmt ihn freundlich auf als meinen Bruder, Hedwig, und verzeiht ihm ſein raſches Wort, welches die Liebe zu mir ihm entſchlüpfen ließ! — durchzuckte es Klara, ſie ſah noch einmal ſcharf nach ihm und ſchlug dann die

Augen nieder. — Dieß iſt Anna, die ältere Schweſter, — fuhr Max Hohendorf fort — dieß Klara Weyler aus Magdeburg.

In dieſem Augenblicke wandte ſich des Bruders Auge von dem ernſten Antlitze Anna's nach Klara, die geſenkten Hauptes, wie eine geknickte Lilie, vor ihm ſtand. Hat Euch das ſchreckliche Schickſal jener unglücklichen Stadt auch getroffen? — fragte er theilnehmend, ſich ihr nähernd. — Habt Ihr auch Unwiederbringliches verloren, wie ſo vie'e Tauſende? Denkt, Jungfrau, was Ihr opfertet, war für den Glauben, und vertrauet auf Gott!

Da hob ſie das geſenkte Haupt, und als ihr Auge ihn traf, ſchrack ſie zuſammen, begann von neuem zu zittern und mußte ſich kraftlos auf den Seſſel niederlaſſen.

Hedwig ſchellte heftig. Die alte Dienerin Trausdorf's trat eilig herein; als ſie jedoch Adolph Hohendorf erblickte, blieb ſie erſchrocken vor ihm ſtehen, neigte ſich tief und ſagte: Seyd mir willkommen, junger Herr! Ich glaubte Euch todt; Gott Lob, daß ich Euch jetzt geſund und munter hier ſehe! — So blickt doch auf, Jungfer Klara! — rief ſie — Hier iſt ja Euer Verlobter!

Führe Klara zu Bette, ich folge gleich! — befahl Hedwig; und als dieſe das Zimmer verlaſſen, ohne noch einmal aufgeblickt, ohne ein Wort geſagt zu haben, wandte ſich Hedwig zu den Brüdern: — Ihr werdet Euch das ſonderbare Betragen des Mädchens nicht erklären können, — ſagte ſie. — Ihr müßt einem jungen Manne ſehr gleichen, welcher, mit Klara verlobt, an dem unglücklichen Tage von Magdeburgs Zerſtörung vor ihren Augen niedergehauen wurde. — Sie glaubte anfangs, Ihr wäret ſein Geiſt, und Euer Anblick erſchütterte das kaum geneſene Gemüth der Armen.

Sonderbar! — rief Adolph — Auch mich hat der Anblick dieſes faſt geiſterhaften Weſens auf eine eigene Weiſe ergriffen. Die ſchönen, ſanften Züge, die Todtenbläſſe, die dem Ganzen ein ſo geiſtiges Anſehen giebt, ohne es zu entſtellen, dieſer ſo tief eindringende, forſchende Blick ihres Auges hat mich erſchüttert. Gebe ihr Gott den Frieden des Herzens wieder!

La Croix hatte indeſſen Anna zu unterhalten geſucht, und es war ihm auch einigermaßen gelungen; ſie duldete wenigſtens, daß er mit ihr ſprach, und antwortete ihm ohne Bitterkeit. In ihrem Gemüthe hatte ſich, ſeitdem ſie Pappenheim den Giftbecher entriſſen, ſo Manches anders geſtaltet. Sie fühlte ihr Unglück tiefer als je, ihre Heftigkeit ließ es ſie zwar nicht ruhig ertragen, aber das wilde Gefühl von Rache, dem ſie ſich früher hingegeben, war verſchwunden, nur daß ſie der Haß und die Liebe, welche ſich in ihrer Bruſt bekämpften, wie der Wind das ſchwankende Rohr, bald hier, bald dahin wiegten. Eines nur ſtand feſt in ihr, nicht noch einmal das Opfer ihrer Leidenſchaft zu werden, nie den Haß blutig walten zu laſſen. So oft ſie La Croix ſah, zürnte ſie mit ſich, mit einem ſolchen Menſchen ſich zu einem Unternehmen verbunden zu haben, mit ihm, der, ein Elender, tief erniedrigt vor ihren Augen ſtand. Er ſchien ihr jetzt ſo klein, daß ſie ihn geringſchätzte, mithin gleichgültig behandelte, und ſeiner Annäherung mehr ſpottete, als daß ſie ihr läſtig ward. Obgleich La Croix dieß fühlen mußte, bannte doch der Zauber, welcher das ſchöne Mädchen umfloß, ihn in ihrem Kreiſe feſt; er zürnte mit ſich, wenn er ſich angezogen fühlte; er ward wüthend, wenn ſie ihn abſtieß, — aber ſeiner

Sinne Sklav, war er nicht vermögend, die Bande für immer zu zerreißen, mit denen er ſich ſelbſt an ſie gefeſſelt hatte. Auch heute, da die Ruhe Anna's ihn kühner gemacht, und er wieder die Empfindungen ſeines Herzens laut ausſprechen wollte, brach das Mädchen mit ſtolzem Hohne das Geſpräch ab und verließ das Zimmer.

Auch Hedwig wollte ſich jetzt entfernen, aber Adolph ergriff ihre Hand. Hedwig, — ſagte er mit dem innigſten Tone — vertrauet der Zeit Euer Schickſal nicht an, ſie zieht oft mit rauſchenden Flügeln über Gräber dahin, und ſenkt die Hoffnung und die Sehnſucht tief, tief in den Schooß der Erde. Beglückt den Bruder, er verdient es, durch Euch glücklich zu ſeyn. Zögert nicht, holde Jungfrau, — was dem Tode ward, trenne nicht das Lebende!

Mit dem ſanften Blicke eines Engels entzog ſie ihm die Hand. Dort ruht mein Vater, — ſagte ſie wehmüthig, auf den nahen Friedhof zeigend — unter Magdeburgs Trümmern mein Verlobter, hier im klopfenden Herzen bitterer Schmerz, und in der Jungfrauen Bruſt — ſetzte ſie erröthend hinzu — die zarte Sitte. Gute Nacht, Maximilian! gute Nacht, Herr Adolph Hohendorf! — auch Euch eine gute Nacht, Hauptmann La Croix! — Dieß ſagend, verließ ſie das Zimmer.

Zwei Engel des Himmels ſah ich hier! rief der Aeltere, ſich zu dem Bruder wendend.

Und einen gefallenen! unterbrach ihn La Croix, höhniſch lachend.

Herr! — fuhr Adolph Hohendorf auf und faßte nach dem Schwerte — welcher von Beiden gilt das höhnende Wort?!

Keiner! erwiederte La Croix.

Und wen meint Ihr? fragte Adolph heftig.

Laß nur! — beruhigte ihn der Bruder — Dieſer Mann — ſagte er, auf La Croix zeigend, — ſchießt nur giftige Pfeile; ſie ſind ſeine einzige Waffe und treffen nur ſelten. Kümmere Dich nicht um ſeine Worte. — Er zog den Bruder mit ſich fort und ließ La Croix allein.

17.

Ich ſoll Dir die Begebenheiten der unglücklichen Jahre unſerer Trennung erzählen, mein geliebter

Bruder! — begann der ältere Hohendorf, als ſie in Rothenſee in ihrem traulichen Stübchen ſaßen. — Ich ſoll die ſchmerzlichen Erinnerungen wieder erneuen, — nun, es ſey! — Ich will mit Dir an der Mutter Sterbebett treten und von den traurigen Tagen, die ich bisher verlebt, Dir Kunde geben.

Du weißt, wie der Vater in der Gunſt Maximilians von Bayern fiel, als er zum Glauben der Proteſtanten überging; Du erinnerſt Dich der Mutter Thränen, die, eine eifrige Katholikin, den Vater nun ewig verdammt glaubte; Du erinnerſt Dich ihres Kummers, der ſie auf das Krankenlager warf. Der Vater ward geächtet und mußte fliehen. Alle ſeine Freunde hatten ihn verlaſſen, nur der jugendliche Pappenheim blieb treu und dankbar dem Manne, der ihm Lehrer, Freund und Retter auf dem Schlachtfelde von Prag geweſen. Er war zugegen, als der Geächtete den Seinen Lebewohl ſagte, als die ſterbende Mutter ihm das Verſprechen entlockte, Dich ihr und dem alten Glauben zu laſſen; an der Leiche der Mutter verſprach Pappenheim, Dir Vater zu ſeyn. — Wir trennten uns — nicht der Raum allein trat zwiſchen die Bruderherzen, auch der Glaube. — Nach den Niederlanden zu Moritz von Oranien folgte ich dem Vater. Dann focht ich in der unglücklichen Schlacht von Lutter am Barenberge, unter des Dänen Fahnen, an ſeiner Seite; aber nie hat uns das Glück begleitet. Von Land zu Land irrten wir, den ſehnſuchtvollen Blick nach dem Vaterlande gewendet, wo die heimathliche Burg verödet ſtand, die Mutter im Grabe ruhte, von wo Du unter Pappenheim's ſiegreichem Banner ausgezogen warſt. — Nur der Glaube — aber ich will ſchweigen, begegne ich doch hier allein meines Bruders Herzen nicht! — Wir wandten uns endlich nach Sachſen. Der hochherzige Wilhelm von Weimar, der ritterliche Bernhard nahmen uns auf. Der Vater fand in dem letztern einen Herrn und Freund; er fühlte ſich glücklich, nach langer Zeit zum erſten Male wieder glücklich. Der ſchwediſche Löwe gab den Fürſten der Glaubensgenoſſen Muth, die Hoffnung erwachte. — Da ſchlug die Kunde von Magdeburgs unglücklichem Schickſale alle Hoffnung danieder, warf den gebeugten Vater auf das Sterbebett; nur wenige Tage widerſtand er dem Kummer — er ſtarb, Dich ſegnend.

Ich bin mit den Abgeſandten der weimariſchen

Fürſten hierher gekommen, welche mit Tilly über das Schickſal des Landes unterhandeln ſollen, — fuhr er nach langer Pauſe fort. — Dich wieder zu ſehen, war der einzige Zweck meiner Reiſe; denn zu wenig Staatsmann, bin ich ihnen nur auf meinen Wunſch zugeſellt, um Dir des Vaters Segen zu bringen, er hatte es mir zur traurigen Pflicht gemacht. Das Schickſal, Bruder, hat uns feindlich einander gegenüber geſtellt, Du hängſt dem Kaiſer und der Liga, ich den Schweden und den proteſtantiſchen Fürſten an; deshalb freue ich mich von Herzen, Dich noch einmal umarmen zu können, freue mich doppelt, da Pappenheim, wie ich von ihm ſelbſt vernommen, Dich als einen edlen Mann, als einen tapferen Soldaten ehrt und liebt. Möge nie das Bruderherz trennen, was die Brüder unter andere Fahnen führte! —

Der Hauptmann La Croix, welchen mir Pappenheim zur Begleitung nach Olvenſtädt mitgab — fuhr der Aeltere fort — hat mir, nicht auf die freundlichſte Weiſe, von Deiner Verlobung mit der Tochter des Amtmanns geſagt. Der hämiſche Menſch glaubte wahrſcheinlich den Stolz des Edelmanns zu reizen, welcher eine Bürgerliche als

Schweſter begrüßen ſollte; er hat ſich in mir geirrt. — So wie ich Hedwig fand, habe ich mir die Geliebte meines edlen Bruders gedacht, ſo rein, ſo heilig, ſo ganz eine deutſche Jungfrau. Sey glücklich, Maximilian! führe ſie ein auf die Burg Deiner Väter, welche mir, dem Geächteten, für immer verſchloſſen bleibt; laß die Liebe ihre Myrthe in den Lorbeer flechten, mir blieb ſie in den Drangſalen meines Lebens fern! — Er hielt inne, eine leichte Gluth überflog ſeine edlen Züge; vielleicht gedachte er in dieſem Augenblick der bleichen Klara.

Du ſiehſt mein Glück mir näher ſtehen, als es iſt, — ſagte Hohendorf ernſt. — Hedwig war die Verlobte eines beim Sturme gebliebenen Magdeburgers. Ihre Pflicht, ihr Herz, das den Todten achten mußte, wenn ſie ihn auch nicht liebte, bannt ſie an ſein Grab, das ſie nicht kennt. So liegen Monde noch zwiſchen unſerm Glücke, das ihr Mund noch nicht einmal ausgeſprochen hat, ich nur ahnen darf; und Du ſelbſt weißt, wie viel Unglück in der bedrängten Zeit dieſes verheerenden Krieges ein Tag herbeiführen kann! Darum freue Dich nicht meines Glückes; — es liegt in der Ferne, mir vielleicht unerreichbar.

Und wer iſt das ſonderbare Mädchen, welches bei meinem Anblicke den Geiſt ihres Geliebten zu ſehen glaubte? — fragte Adolph zerſtreut, der während des Bruders Rede wahrſcheinlich nur an Klara gedacht hatte.

Eine Unglückliche, — erwiederte Max — die Pappenheim aus den Händen der Kroaten rettete. Arm, heimathlos, verwaiſ't!

Arm, heimathlos, verwaiſ't! — wiederholte Adolph und ſein Auge glühte — Ganz wie ich, einſam auf dem Erdenrunde; niemand, den ſie den Ihren nennen könnte!

Sie hat keinen Bruder! unterbrach ihn Max mit verweiſendem Tone.

Und ich habe Dich! — rief der Aeltere, ihn in die Arme ſchließend. — Ja, Dich, der Mutter Ebenbild an Sanftmuth und Liebe! Und — ſo ſetzte er ſchnell hinzu — ſie hat einen Freund, einen treuen, edlen Freund. — Du biſt ihr Beſchützer, bleib es für immer — Du thuſt ein gutes Werk an dieſem Engel, den der Sturm des Lebens ſo früh aus ſeinem Eden trieb! — Sag' ihr — doch nein, ſag' ihr nichts von mir. Eine flüchtige Erſcheinung muß der Mann nicht feſthalten; denn ruht ſie einmal in ſeiner Hand, muß es für's Leben ſeyn!

Ich verſtehe Dich! — ſagte Max ernſt — Das Schickſal hat Dich nicht umſonſt dem Todten ſo ähnlich geſchaffen; ich verſtehe Dein Herz, mein Bruder! aber ich fürchte, es zog Dir ein trübes Loos.

O fürchte nichts! — unterbrach Adolph ihn ſchnell — In der Schule des Schickſals, in welcher ich mich gebildet, habe ich entſagen gelernt und kenne nur Eine Schwärmerei — und da verſtehen wir uns nicht. Klara's Bild ſteht mir nahe, aber ihr Schmerz iſt zu heiliger Art, ich muß ihn ehren, und deshalb ſehe ich ſie nicht wieder. — Aber einen Gruß von mir, Segenswünſche aus meinem Herzen darfſt Du ihr bringen.

18.

Endlich erſchien der von Pappenheim mit Ungeduld erwartete Tag des Abmarſches nach Thüringen. Luſtig ſchmetterten am frühen Morgen die Trompeten, wirbelten die Trommeln, und wie die Rüden, wenn die Jagdhörner das Zeichen, ſie zu entkoppeln, geben, ſo fröhlich und jauchzend zogen die alten Kriegsſchaaren aus ihrem Lager am Rothenſee der Stadt vorüber nach Azendorf. Pappenheim vermied Magdeburg, theils des Grafen Mannsfeld wegen, theils weil der Anblick der eingeäſcherten Stadt in ihm nur ein unangenehmes Gefühl geweckt hätte. Die Regimenter aber, als ſie dem Ulrichsthore vorbeizogen, ſahen noch einmal beuteluſtig nach der unglücklichen Veſte, während Pappenheim, den Blick nach der entgegengeſetzten Seite richtend, plötzlich ſein Roß ſeitwärts wandte und im vollen Jagen nach Olvenſtädt ſprengte. La Croix und die beiden Hohendorf's folgten ihm.

Pappenheim ſtieg vor dem Amthauſe ab, und ohne ſich aufzuhalten ging er in's Haus, wo er die Familie im Wohnzimmer bei dem Frühſtücke überraſchte. La Croix war ihm gefolgt; Hohendorf aber hatte erſt nach langem Zureden den Bruder vermocht, einzutreten.

Pappenheim's Erſcheinen hatte auf die Ueberraſchten einen ſehr verſchiedenen Eindruck gemacht. Alle waren aufgeſchreckt, als ſie ihn mit ſeinem

Gefolge hatten auf den Hof kommen ſehen; die Alten mit Kunigunden blieben verlegen, während Anna, zwar hocherröthend, jedoch feſt und freundlich ihm entgegen trat, ihn willkommen hieß und mit ſanftem Tone ſagte: Es freuet mich, Graf Pappenheim, daß Ihr nicht vorüberzoget, ohne uns Lebewohl zu ſagen! — Kaum waren aber dieſe Worte geſprochen, ſo wurde ſie augenſcheinlich von ihrem Gefühl übermannt und eilte, ohne Pappenheim's Antwort abzuwarten, hinaus. Er ſah ihr lange ſinnend nach, und da in dem nämlichen Augenblicke die beiden Brüder eintraten, wendete er ſich von Hedwig, die er eben anreden wollte, zu Klaren, bat, Anna zu folgen und ſie um eine kurze Unterredung mit ihm zu bitten. Klara ging, doch im Gehen ruhte ihr Auge lange auf des ältern Hohendorf's Geſtalt, der ihren Anblick zu vermeiden ſchien.

Hedwig, — begann jetzt Pappenheim — ich komme noch einmal als Brautwerber zu Euch. Ich möchte ſo gern mein Unrecht gut machen, da ich es hier kann. — Die letzten Worte betonte er ſtark. — Ihr habt Hohendorf ſchon geliebt, als Ihr noch an ſeinem Krankenlager ſaßet; die Pflicht nur band Euch an den Sohn jener würdigen Alten, die gewiß ihre Bitte mit der meinen vereinen werden. Laßt dem Tode ſeine Beute, beglückt den Lebenden; zieht mit den Eurigen auf ſein Schloß am Lech, und lebt dort dem Glücke und einem neuen, gottgefälligen Leben!

Gnädiger Herr, — erwiederte Hedwig, und es war, als ſey in dieſem Augenblick alle Schüchternheit von ihr gewichen, und ein Geiſt der Kraft umſchwebe ſie, — daß ich Max Hohendorf liebe, geſtehe ich vor Gott und dieſen würdigen Aeltern meines Verlobten; ich liebe ihn, weil er ein zartfühlender, edler Mann iſt, der mein Herz erkennen, meine Schwächen ſchonen wird. Ich hätte dieſe Liebe bekämpft und wäre an Moritz Transdorf's Hand mit Gott eine glückliche Gattin geworden, hätte der Tod mir den Verlobten nicht geraubt, denn das war meine Pflicht, meine ſüße Pflicht. Er ſoll todt ſeyn, meiner Pflicht wäre ich entbunden, doch habe ich ihm die Augen nicht zugedrückt, ſein Grab nicht geſehen; wer bürgt mir ſeinen Tod?

Ich! — ſagte La Croix hervortretend — In meinen Armen verſchied er, und als ich die wilden Kroatenhorden die Körper der Gebliebenen unmenſchlich verſtümmeln ſah, ließ ich ihn, aus Achtung für Euch, durch unſere Krieger in die Flammen tragen, und gab ſo ſeine Aſche den Winden, da ich ſie der Erde nicht geben konnte.

Während er ſprach, und die Alten bei dieſer Nachricht erbleichten, blickte Hedwig feſt und unverwandt auf La Croix, der ihrem Blicke auszuweichen ſchien. — Ihr hättet ihn ſanft in Euren Armen einſchlummern laſſen? — ſagte ſie — Seyd Ihr ſolch' chriſtlichen Werkes fähig? In die Flammen den noch Lebenden ſchleudern laſſen! — rief ſie und bedeckte das Geſicht mit den zitternden Händen — ja, das hättet Ihr gekonnt!

Beruhigt Euch! — bat Hohendorf, während Pappenheim bald Hedwig verwundert, bald La Croix aufmerkſam beobachtete.

Gnädiger Herr, — begann jetzt das Mädchen, nachdem ſie Zeit gebraucht, ſich zu faſſen, — hier leg' ich mein Schickſal in ſeine Hand. Glaubt er, daß ich ihm jetzt ſchon angehören darf, ſolgt mir der Segen meiner geliebten Pflegeältern, ſo ſey es. Dann iſt es Gottes Wille!

Nun? — wendete ſich Pappenheim zu dem

al-

alten Transdorf und ſeiner Gattin — Sagt Eure Meinung unverhohlen; fürchtet Pappenheim nicht, nur das Schwert in der Hand iſt er wilden Gemüthes, und heute überdieß tief bewegt. Redet offen!

Der Weg, den dieſe Fromme wandelt, — ſagte die Mutter — iſt der Weg des Herrn!

Unſer Segen begleite ſie! — ſetzte der Vater hinzu.

Nun, ſo fehlt Deinem Glücke nichts! — ſagte Pappenheim gerührt, als er Hohendorf, der noch Hedwigs Hand gefaßt hielt, den feuchten, verklärten Blick der Wonne auf das Mädchen gerichtet ſah.

Da ſey Gott vor, — ſagte dieſer jetzt mit gepreßter Stimme — daß ich dieſen Engel von ſeinem frommen Wege verlocken ſollte! Für ihren Schmerz paßt nicht der Myrthe Grün; wo die Thräne ſie netzt, welken ihre Blätter. Sie liebt mich, ſie hat es mir geſtanden, — was bedarf ich mehr, um glücklich zu ſeyn?

Das weinende Mädchen ſank an ſeine Bruſt. — Ich danke Dir, Max! — lispelte ſie leiſe, und Vater und Mutter Transdorf legten die Hände ſegnend auf Beide.

Er hat gehandelt wie er mußte, — ſprach jetzt der ältere Bruder zu Pappenheim — daran erkenne ich der Mutter Herz, des Vaters feſten Sinn!

Anna erwartet Euch! — unterbrach die hereintretende Klara dieſen herzlichen Ausruf des Bruders. Pappenheim ſchüttelte Max Hohendorf mit Innigkeit die Hand und entfernte ſich. — Er fand Anna im Garten. Als er ſich ihr nahete, ſuchte ſie die Bewegung ihres Innern zu verbergen und wollte ihm gleichmüthig entgegen gehen; es gelang ihr jedoch nur erſt nach langem Kampfe, und ihr aufgeregtes Gemüth entging Pappenheim nicht.

Anna, — begann er — ſeit jenem unglücklichen Abende in Rothenſee, der mir jedoch Euer Herz ganz enthüllte, hab' ich Euch nicht geſehen. Vielleicht wäre es beſſer, wenn ich ruhig meine Straße, Olvenſtädt vorüber, gezogen wäre, ohne jetzt vor Euch zu ſtehen und Euch Lebewohl zu ſagen; aber es trieb mich eine innere Stimme, und dieſer folg' ich ſtets, wenn ſie mich mahnt, ſie führt mich ſelten irre. Auch wollte ich Euch fragen, was Ihr und Hedwig jetzt zu thun geſonnen ſeyd, da Eure Schweſter die Laune eines ungewiſſen Schickſales dem ſichern Aſyle der Ruhe vorgezogen hat. Wohin wollt Ihr Euch nun wenden?

Anna zögerte mit der Antwort. Endlich hob ſie den geſenkten Blick. Wir bleiben unter Trausdorf's Schutz in Olvenſtädt, bis der Himmel weiter über uns verfügt, — ſagte ſie.

Thut das nicht, Anna! — unterbrach ſie Pappenheim — Der Schirm Schutzbedürftiger iſt ſchwach. Zieht nach Halberſtadt; der dortige Commandant iſt angewieſen, wenn Ihr daſelbſt eintrefft, für Euch und Eure Bedürfniſſe zu ſorgen. Eine Stadt gewährt Euch in dieſen unruhigen Zeiten mehr Sicherheit, als der Aufenthalt in einem verödeten Dorfe.

Gewährte das feſte Magdeburg ſeinen Bürgern, ſeinen Jungfrauen Schutz? — fiel ihm Anna in die Rede.

Nun, auf jeden Fall bleibt Euch in Halberſtadt ein Aſyl! — unterbrach ſie Pappenheim, ohne auf ihre Bemerkung zu achten. — Vor Mangel ſchützet Euch hier und dort meine Vorſorge. Ja, könnte ich mit Gold den verlornen Frieden erkaufen, dürfte ich der Neigung meines Herzens mich überlaſſen, könnte ich gut machen, was ich Euch verſchuldet habe, ich thät es gern! —

Anna's Blick ruhte bei dieſen Worten mit Innigkeit auf ihm; ſich unbewußt erwiederte ſie leiſe den Druck ſeiner Hand, — die Liebe ſiegte in ihrer Bruſt, der Haß ſchwieg.

Pappenheim, welcher das, was in ihrem Innern vorging, bemerkte, ſchlang ſeinen Arm um ſie. Anna! — bat er; doch als er den ſchlanken Leib umfaßte, fuhr ſie heftig auf: Bleibt fern von mir! — rief ſie erzürnt — nur ſo ertrotze ich mir Eure Achtung, da ich Eure Liebe mir nicht erwerben kann. — Bleibt fern von mir, Graf Pappenheim, ſo lange Ihr nicht meines Mitleids bedürft! Dann — dann! — Aber ſchweig! — rief ſie finſter und preßte das klopfende Herz nieder — Schweig!

Ich meine es gut mit Euch, Anna! unterbrach ſie Pappenheim ablenkend.

Ich glaube es, ich will es glauben! — fuhr ſie leidenſchaftlich auf — Die Roſe habt Ihr geknickt, nun wollt Ihr ſie vor dem Sturmwinde hüten, daß er ſie nicht ganz entblättert. Das Mitleid iſt ein göttliches Gefühl in der Bruſt, aus welcher es quillt; den aber, dem es wohlthun ſoll, verwundet es oft tief! — Sie verſank bei dieſen Worten in ernſtes Sinnen. — Lebt wohl, Graf Pappenheim! — ſagte ſie plötzlich, wie aus einem

Traume erwachend. — Haßt' ich nicht das Mitleid, dieſen Balſam unheilbarer Wunden, ich könnte mich freuen, daß Ihr noch Theil an Anna nehmt. Lebt wohl; wir ſehen uns bald wieder!

Pappenheim hielt ſie zurück, ergriff noch einmal ihre Hand und blickte in ihr thränenfeuchtes Auge. Ihn jammerte das Mädchen, für das er jetzt mehr empfand als je. Auch in ſeinem Auge laß ſie die Empfindungen ſeines Innern; es ſtrahlte ihr Liebe entgegen. Da ſchlang er den Arm ſanft um ſie, ſein Blick zog ſie unwiderſtehlich nach ihm, ihr Lockenhaupt ſank an ſeine Bruſt, er drückte einen leiſen Kuß auf ihre Stirn, — ſie duldete es. Aber plötzlich richtete ſie ſich empor. Lebt wohl, Pappenheim! — rief ſie — vergeßt Anna nicht! — und eilte davon.

Aengſtlich hatte indeß Hedwig auf die Rückkehr der Schweſter gewartet, während Klara's Blick auf dem ältern Hohendorf ruhte, die vergebens die Bewegung zu unterdrücken geſucht hatte, welche ſein Anblick in ihr aufregte; ſie hatte es ſich ſelbſt ſtrafbar gemalt, das Auge nach dieſem fremden Manne zu wenden, und doch konnte ſie dem Zauber nicht widerſtehen, mit welchem er das Bild des

Geliebten ihr zurück rief. Hohendorf war, ſeinem Vorſatze treu, entfernt von ihr geblieben; nur flüchtig hatte er nach ihr geblickt, die ſo wunderbar lieblich vor ihm ſtand, die ein Kranz duftender Blüthen ihm ſchien, obgleich die Roſen nicht zu ihren Schweſtern gewunden waren. Kein Wort hatten ſie gewechſelt — bedarf auch die Liebe der Worte? — bei ihr jedoch war es nur die Erinnerung, die ſich in ihr aufſchloß, wie die vom Abend geſchloſſene Blume ſich dem wiederkehrenden Strahle der Morgenſonne von neuem öffnet. Sie gedachte nur ihres Geliebten, nicht Adolph Hohendorf's, er blieb ihr fremd, in deſſen Herzen keine Erinnerung ihr Bild erſt wecken mußte; dort ſtand es, wie das Bild einer Heiligen in dem zum erſten Male geöffneten Tempel, nichts neben ihm — unentweiht war der Altar.

Pappenheim trat ein. Es iſt Zeit, daß wir den Regimentern folgen! — ſagte er ernſt — Grüßt Anna von mir und lebt wohl! — Hedwig ſank in Hohendorf's Arme; der erſte bräutliche Kuß war der Kuß der Trennung.

Auch der ältere Hohendorf trat jetzt zu Klara. Lebet wohl, Jungfrau! — ſagte er — Möge das

Schickſal erſetzen, was es Euch nahm; mögen die Roſen wiederkehren auf Euren Wangen!

Hier blüht dieſe Blume nicht mehr für mich, — rief das Mädchen — und im Grabe bei ihm bleiben ſie auch verwelkt. Lebet wohl, Herr! — Sie reichte ihm die bebende Hand. Er drückte ſie an ſein Herz; und als Klara das Klopfen des ſtürmiſchen fühlte, war es ihr, als ſey es das ſchlagende Herz des Geliebten, als müſſe er leben. — Sie ſchrie auf und wendete ſich von ihm ab.

Still ward es auf dem Amthofe, als die muthigen Roſſe mit ihren Reitern dahin eilten. Der Schmerz ſchloß die Lippen.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Gedruckt bei A. W. Schade in Berlin.

Sämmtliche Schriften

von

A. von Tromlitz.

Drittes Bändchen.

Die Pappenheimer.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1829.

BIBLIOTHECA
[illegible]

Die Pappenheimer,

historiſch-romantiſches Gemälde aus den Zeiten
des dreißigjährigen Krieges,

von

A. von Tromlitz.

Dritte Abtheilung.

Die Schlacht bei Leipzig.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1829.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

I.

Tilly war mit ſeinem 25,000 Mann ſtarken Heere über Staßfurt und Aſchersleben nach Mannsfeld gezogen. Hier entließ er die weimariſchen Abgeſandten, welche im Namen ihrer Herren verſprechen mußten, die Werbungen einzuſtellen, und den zu Leipzig gefaßten Schluß zu caſſiren, welchen die proteſtantiſchen Stände, um ſich dem Reſtitutionsedicte und dem kaiſerlichen Despotismus zu widerſetzen, gefaßt hatten. Das feindliche Heer war den herzoglichen Landen ſo nahe, die begonnenen Werbungen zu deren Schutze nicht hinreichend, ſo daß ſich die Geſandten dieſe harten Bedingungen gefallen laſſen und die hochherzigen Fürſten duldend zuſehen mußten, wie der Feind den Theil ihres Landes, durch welchen er zog, verwüſtete. — Hier trennten ſich die Brüder Hohendorf, mit der trüben Ahnung, ſich als Feinde, das Schwert in der Hand, einſt wieder zu treffen.

Die Unterhandlungen mit Kurſachſen zogen ſich in die Länge; immer noch hoffte man in Wien, durch Nachgeben, den Kurfürſt Johann Georg den Erſten zu gewinnen. Tilly konnte daher nicht, wie er es wohl wünſchte, feindlich gegen dieß Land handeln, und mußte ruhig zuſehen, wie ſich das Heer der Sachſen von Tage zu Tage verſtärkte. Unthätig blieb er an der Unſtrut liegen, nur Pappenheim machte mit ſeinem Corps, die Langweile zu tödten, Streifzüge in das Schwarzburgiſche, und plünderte und verbrannte Frankenhauſen. Die Kroaten thaten ein Gleiches zu Gräfentonna und mishandelten die ehrwürdige Matrone, Beſitzerin dieſes Schloſſes. Auch hier blieben die Pappenheimer ihrem Charakter getreu. Sie waren eine Geißel des Landes, und während ihr General mit dem Feldherrn und ſeiner Unthätigkeit unzufrieden war, raubten und plünderten ſie.

In dieſer Zeit traf die Nachricht ein, der

König von Schweden habe mit dem Kurfürſten von Brandenburg eine Uebereinkunft geſchloſſen, und rücke, durch den Beſitz von Spandau gedeckt, gegen die Elbe und Magdeburg vor. Tilly gerieth bei dieſer Nachricht in nicht geringe Verlegenheit. Ging er den Schweden mit dem ganzen Heere entgegen, ſo ſah er voraus, daß er dann dem Landgrafen von Heſſen, der ſchon ein bedeutendes Corps verſammelt hatte, und in deſſen Lande erſt kürzlich der Generalwachtmeiſter Craz mit mehreren Regimentern eingerückt war, freie Hand ließ, und die weimariſchen Fürſten bei ſeinem Abzuge nach Magdeburg die Werbungen fortſetzen und dann, mit Kurſachſen vereint, ein bedeutendes Heer in ſeinem Rücken bilden würden. Er beſchloß daher, bei Mühlhauſen ein Lager zu beziehen, die Expedition nach Heſſen ihren Gang gehen zu laſſen, Pappenheim aber mit 5000 Mann zu Fuß und 2000 Pferden zur Unterſtützung Magdeburgs und zur Vertheidigung der Elbe abzuſenden.

Pappenheim zog in Eilmärſchen aus Thüringen gen Magdeburg, und fand auch ſchon ein ſchwediſches Streif-Corps, unter dem Oberſten

Baudiſſin, dieſſeit der Elbe, welches einen Theil der Regimenter Lichtenſtein und Benninghauſen überfallen und aufgehoben hatte, und Havelberg belagerte, das er jedoch entſetzte. Bei Annäherung des ſchwediſchen Hauptheeres mußte er ſich aber zurückziehen und Tilly auffordern, mit den bei Mühlhauſen ſtehenden Regimentern zu ihm zu ſtoßen. Er ſelbſt nahm eine Stellung bei Wollmirſtädt.

Während deſſen war Hohendorf häufig in Olvenſtädt. Auch La Croix zog es dahin; Pappenheim aber war nicht dort geweſen. Hohendorf, welcher Klara einen freundlichen Gruß ſeines Bruders gebracht hatte, war in der Gewißheit glücklich, Hedwig liebe ihn, und zagte nur, daß die Geliebte und die ihm ſo werth gewordenen Menſchen von neuem den Drangſalen des Krieges ausgeſetzt werden ſollten. So ſchmerzlich ihm auch der Gedanke der Trennung war, ſuchte er ſie doch zu überreden, in des Feldmarſchalls Vorſchlag einzugehen und nach Halberſtadt zu ziehen. Trausdorf aber und ſeine Gattin waren dagegen; es dünkte ſie ſo ſchmerzlich, die Heimath zu verlaſſen, und der Anblick der Thürme des alten

Domes, nach welchem ſie täglich ihr Auge richteten, war ihnen zu tröſtend, um dieſem Ueberreſte der Vaterſtadt für immer, wie ſie meinten, Lebewohl zu ſagen. Auch Anna war dagegen; die Nähe Pappenheim's bannte ſie feſt, und Hedwig, den frommen Blick auf Hohendorf gerichtet, konnte nur ſchwer von dem Grabe des Vaters, aus der Nähe des Geliebten ſcheiden. Klara allein unterſtützte Hohendorf's Wunſch, ihr war Magdeburg nicht Heimath, nur das Grab ihrer Liebe; eine ihr unerklärbare Bangigkeit überfiel ſie oft in dem verödeten Amthauſe, und dann wünſchte ſie fern, fern von Olvenſtädt zu ſeyn.

La Croix, nicht durch den Hohn, nicht durch die Kälte Anna's abgeſchreckt, ſetzte ſeine Bewerbungen fort. Dieſer Menſch, welcher das Heiligſte lachend opfern konnte, hing faſt gegen ſeinen Willen an dem Mädchen, und ihr Beſitz ſchien das einzige Ziel ſeiner Wünſche. Bald ſchmeichelte er ihr, heuchelte uneigennützige Liebe, und wenn Anna ihn mit Hohn zurückwies, trieb ihn die Wuth wieder, die empfindlichſte Saite ihres Herzens ſchonungslos zu berühren, ſo, daß das Mädchen endlich ihm im Unmuthe offen ſagte, daß er ihr läſtig, ihr verächtlich ſey, und daß ſie ihn erſuche, nie wieder das Amthaus in Olvenſtädt zu betreten. Dieß ſagte ſie ihm in Gegenwart Hohendorf's und der Uebrigen. La Croix erwiederte hierauf, ohne daß ſich ſein Gefühl in Wort oder Blick ausdrückte: — Ihr wünſcht dieß? Zum Beweiſe meiner Bereitwilligkeit werde ich gehen, und verſpreche, nie wieder dieſes Haus zu betreten. Lebt wohl bis auf Wiederſehen an einem anderen Orte! — Er verneigte ſich und ging.

Gott ſey gedankt! — rief Klara — daß mich dieſes Menſchen heimtückiſcher Blick nicht mehr ſtört. Habt Ihr ſein Auge geſehen, Anna, als er Euch Lebewohl ſagte? — Sein Mund verzog ſich zum freundlichen Lächeln, während Satan aus ſeinem Auge blitzte. — Anna lächelte; ſie ſchien ſich wenig darum zu kümmern.

2.

In dieſer Zeit war Guſtav Adolph von Brandenburg bis Burg vorgerückt, wo Pappenheim noch eine Abtheilung ſeines Regimentes und 100 Pferde der altſächſiſchen Küraſſiere poſtirt hatte.

Sie wurden von den ſchwediſchen Dragonern überfallen und gefangen genommen. Der Offizier, der dieſe Abtheilung befehligte, war ein Verwandter des Feldmarſchalls; um ihn zu ranzioniren und wo möglich bei dieſer Gelegenheit genaue Erkundigung von dem Feinde einzuziehen, ſchickte Pappenheim La Croix, den er dazu am meiſten geeignet hielt, zu den Schweden. Längſt hatte La Croix auf eine ſolche Gelegenheit gewartet. Das Beglaubigungſchreiben des gefangenen Adminiſtrators von Magdeburg in der Taſche, ritt er nach Burg, wo er den Oberſten Baudiſſin fand. Der Zufall führte ihn hier zu dem rechten Manne.

Während La Croix in Burg unterhandelte, erwartete Pappenheim mit Ungeduld ſtündlich die Nachricht von Tilly's Abmarſche aus Thüringen. Er hatte ihm dringend Boten auf Boten geſendet, doch erſt bei der gewiſſen Kunde, daß der König von Schweden mit ſeiner ganzen Macht über Brandenburg auf Magdeburg ziehe, gab Tilly die Expedition nach Heſſen auf, und erließ an Fürſtenberg und Altringer, welche aus Italien in Schwaben eingerückt waren, den Befehl, ſogleich nach Niederſachſen zu rücken und zu ihm zu ſtoßen. Nachdem er Craz mit ſeinen Regimentern wieder an ſich gezogen, ließ er Pappenheim wiſſen, daß er den 19ten Juli ſein Heer verſammelt habe, dann ſogleich ſein Lager bei Mühlhauſen verlaſſen und in Eilmärſchen auf Magdeburg rücken werde.

Dieſe Nachricht erhielt Pappenheim den Tag nach La Croix's Abſendung nach Burg, ſie erfreute ihn ſehr; denn jemehr er den König von Schweden als Krieger ehrte, deſto feuriger ſah er dem Augenblicke entgegen, wo er in offener Feldſchlacht ſich mit dieſem Helden meſſen könne. Bei der Schwäche ſeines Corps, da er weder vom Grafen von Mannsfeld Unterſtützung erwarten konnte, noch ſie verlangen wollte, war er nicht im Stande, dem Könige die Spitze zu bieten, und mußte ſich bloß auf Vertheidigung der Elbe einſchränken, welche überdieß, der Dürre wegen, an manchen Stellen zu paſſiren war; eine peinliche Lage für den ungeſtümen Pappenheim.

Mit den künftigen Operationen des Heeres beſchäftigt, luſtwandelte er eines Abends allein in einem Erlenbuſche an der Ohre. Auf dieſem Gange trat ihm Anna, wie einſt in Redlitz, in männlicher Tracht entgegen, nahete ſich ihm, der ſie ſchon in der Ferne erkannt hatte, verlegen, und ſprach mit freundlichem Tone: —

Verzeiht mir, Graf Pappenheim, daß ich Euch aufſuche; lange kämpfte ich mit mir, doch endlich trieb es mich zu Euch, weil ich für Euch fürchten muß. — Pappenheim nahete ſich ihr. — Ihr habt La Croix zu den Schweden geſchickt. Hütet Euch vor dieſem Menſchen, er iſt ein Verräther!

Pappenheim ſchüttelte lächelnd den Kopf. — Ihr haßt ihn, Anna! — ſagte er freundlich — Ihr thut ihm Unrecht!

Nein! — rief ſie mit Feuer — ich haſſe ihn nicht, ich verachte ihn zu ſehr, um ihn haſſen zu können — ich thue ihm nicht Unrecht, ich weiß es gewiß, denn — — Sie hielt inne.

Redet! — ſagte Pappenheim ſchnell — ſprecht offen!

Nun, ſo ſey es! — rief Anna, und eine Thräne rollte aus ihrem Auge. — So muß ich Euch die Schwächen eines gekränkten, tief gekränkten Herzens enthüllen, muß Euch ſagen, was ich ſo gern für mich ſelbſt ewig verborgen hätte.

Nach jenem unglücklichen Tage — begann ſie nach langem inneren Kampfe, und ihre Lippen ſchloſſen ſich von neuem, ihr Auge ſah flehend auf Pappenheim, der mit ernſtem forſchenden Blicke ſie betrachtete. — O, glaubt mir! — rief ſie jetzt heftig — glaubt mir, und erlaßt mir, Euch Vergangenes zu berichten; glaubt meinen Worten und hütet Euch vor La Croix!

Anna! — ſagte Pappenheim ernſt — Argwohn liebe ich nicht, er iſt ein ſchleichendes Gift, das langſam, aber deſto ſicherer das Herz zernagt — gebt mir ſtatt deſſen Gewißheit, damit ich offen handeln kann, und nicht fürchten muß, Treue mit Undank zu belohnen.

Nun, ſo nehmt dieß Geſtändniß! — rief ſie und nahm zitternd ein beſchriebenes Blatt aus ihrem Buſen. — Sucht in meinem Betragen nicht die Liebe, — fuhr ſie fort — denn ſie ſchwand aus meiner Bruſt — ſeht in ihm mein dunkles Schickſal, das mich wider meinen Willen nach Euch zieht, und das mir Haß und Neigung zugleich in's Herz gelegt hat. — Sie reichte ihm das Blatt und wollte ſich entfernen. Pappenheim faßte ihre Hand.

Ihr ſeyd aufgeregt, Anna; ſcheidet nicht ſo von mir! — bat er — Laßt mich das Blatt leſen, da Ihr noch hier ſeyd — kommt mit in meine Wohnung. — Stolz ſah das Mädchen auf ihn. — Ihr irrt Euch ſchon wieder in mir! — fuhr Pappenheim fort, das Blatt entfaltend; aber ſie eilte ſchnell, wie der Pfeil durch die Luft, zwiſchen dem Erlengebüſche hindurch und war ſeinen Blicken entſchwunden.

Warum ſchickte ſie mir nicht das Blatt? — ſagte Pappenheim ernſt vor ſich hin, und ſein Auge ruhete auf dem Entfalteten. — Warum ſucht ſie mich auf, da ihr Mund mir verſchloſſen bleibt? — Ein unerklärbares Räthſel iſt doch der Menſch, auf ſo verſchiedene Art ſpricht ſich ſein Inneres aus. Stark, unbeugſam, wie das ſprödeſte Erz, iſt es heute; ſchwach, ſich beugend, wie im Sturme das ſchwankende Rohr, iſt es morgen. Dieſe Anna, dieſes ſtolze, herrliche Geſchöpf, iſt doch nur Sklavin ihrer Leidenſchaft. Und iſt es anders in mir? Bin ich ihr Herr? Treibt mich nicht oft der ungebändigte Ehrgeiz von meiner Bahn, reißt mich nicht der Glaube ſo oft gewaltſam von dem Pfade, den mein Herz, den das menſchliche Gefühl in meiner Bruſt mir vorzeichnet? Iſt des Menſchen freier Wille ein leerer Traum, den Eitelkeit ſich ſchuf, und die Prieſter erhielten, um durch Himmel, Hölle und durch Vergeltung jenſeits, ihren Thron über die ſchwachen Geiſter der Menſchen zu bauen? — Still, ſtill, wecke nicht den ſchlummernden Zweifler, laß die Nebel vor ſeinen Blicken, laß den Träumenden ſchlummern, weck' ihn nicht!

Er ſchritt heftig auf dem Fußpfade auf und nieder, dann ſetzte er ſich auf einen abgehauenen Baumſtamm, nahm das Blatt und las:

„Als Ihr mich verließet, mein Schickſal klar, aber ſchrecklich vor mir ſtand, die Liebe hohnlächelnd mich floh, da ward mein Herz dem Dämon der Rache zur Beute. Ich wollte ihr alles opfern; ſie trieb mich, daß ich ſelbſt La Croix mich zu übergeben verſprach, wenn er mein Rächer würde. Ich war in dem Augenblicke tiefer geſunken, als in jenem unglücklichen — beklagt mich! — Seine Feigheit rettete Euch; er hatte nicht den Muth, den Dolch in Eure Bruſt zu ſtoßen, nur hinterliſtig wollte er Euch nahen, nichts wagen um meinen Beſitz.

ſitz. Bei jenem Ausfalle, wo Euch nur ein Zufall beſchützte, wäret Ihr bald durch ihn, als Opfer, gefallen; denn er war im Einverſtändniſſe mit Euren Feinden; da erwachte mein Stolz, ich hob jede Verbindung mit dieſem Elenden auf, und beſchloß, mein eigener Rächer zu ſeyn — mein Herz war zu ſchwach — ich konnte nicht! Und von dieſem Augenblicke iſt die Rache in mir verſchwunden, aber Haß und Liebe ſtreiten furchtbar um mein Herz. — La Croix iſt mit dem Feinde im Einverſtändniſſe, ich weiß es; ſchickt ihn nie wieder zu den Schweden, entfernt ihn von Eurer Perſon. Dieſe Warnung ruft Euch Anna zu, die Euch nicht verderben, die das Herrliche nicht von der Hand eines Buben zertrümmert ſehen mag. Hütet Euch vor ihm, er iſt ein Böſewicht! — Auch bitte ich, Graf Pappenheim, deutet dieſes Schreiben nicht falſch. Es iſt mir ſchwer geworden, es Euch zu geben; Mitleid, nicht Liebe, gab meiner Hand die Feder. Gott, nicht dieſer Elende, ſey mein Rächer!“

Die Liebe, glaubſt Du, habe das nicht geſchrieben? — ſagte Pappenheim, nach einigem

Nachdenken. — Armes Mädchen, wie wenig kennſt Du Dein Herz! —

Noch ſaß er ſinnend, bald an Anna, bald an La Croix denkend, wobei er immer noch dieſen zu vertheidigen ſuchte, als Hohendorf und La Croix auf ihn zutraten. Das Erſcheinen dieſes Mannes in dieſem Augenblicke überraſchte ihn; er ſprang plötzlich auf, faßte ſich jedoch ſchnell und erwartete ihn ruhig.

Ich bin zurückgekehrt, Herr Feldmarſchall! — ſagte La Croix, ſich verneigend. — Die Schweden haben mir die Gefangenen ohne Löſegeld zurückgegeben. Der Oberſt Baudiſſin ſagte mir verbindlich, ſein König ſchätze Euch zu ſehr, um Euch nicht gern gefällig zu ſeyn. Sie kennen im Schwedenlager die Pappenheimer, ſie ſind dort gefürchtet, wie hier geehrt!

So? — erwiederte Pappenheim gleichgültig, und ſein Auge vermied La Croix.

Auch kann ich Euch von den Schweden berichten, daß das ganze Heer, den König an der Spitze, auf dem Marſche iſt; doch geht es nicht auf Magdeburg, ſie wenden ſich rechts nach der Havel und ſcheinen auf Mecklenburg, wohin Banner voraus marſchirt, um Roſtock und Wismar zu belagern, ihr Auge gerichtet zu haben. An Magdeburgs Trümmern iſt ihnen wenig gelegen.

Sahet Ihr Abtheilungen des Heeres? fragte Pappenheim.

Einige. Die Reiterei, tüchtige Mannſchaft, aber ſchlechte, kleine, unanſehnliche Roſſe; das Fußvolk junges, aber rüſtiges Volk. Der kriegeriſche Anſtand, das ernſte Weſen des ligiſtiſchen Fußvolkes, das Martialiſche der kaiſerlichen Küraßreiter fehlt ihnen. Still, ruhig zogen die Regimenter Burg vorüber, als wären es Karthäuſer; aber Ordnung ſcheint bei ihnen zu Hauſe zu ſeyn.

Und ihr Geſchütz? — fuhr Pappenheim fort zu fragen.

Was ich ſah, war nur das Geſchütz der Regimenter, lederne Falkonets mit ſtarken, eiſernen Bändern umgeben; man ſollte meinen, es wäre Kinderſpiel, was ſie damit treiben, wenn nicht der Erfolg eines andern belehrt hätte.

Pappenheim, immer noch Anna's Blatt in der Hand, wonach La Croix zuweilen mit ſeinem Luchsauge verſtohlen geblickt hatte, ſchien durch die Nachrichten, welche ihm der Hauptmann mitgetheilt, zerſtreuet, und mit ſeinen Gedanken nur bei den Schweden. Er zeichnete mit ſeinem Schwerte allerhand Figuren in den Sand und murmelte einige unverſtändliche Worte, wie er wohl zu thun pflegte, wenn ſeine lebhafte Phantaſie ihn beſchäftigte. — Habt Ihr den König geſehen? fragte er plötzlich.

Ja! erwiederte dieſer, nach einigem Zögern, das jedoch Pappenheim nicht bemerkte.

Ihn geſprochen?

Nur einen Augenblick.

Was ſagte er?

Grüßt den Grafen Pappenheim von mir. — Er hielt an.

Nun? — fuhr dieſer raſch auf — Weiter, weiter!

Wegen der Gräuel von Magdeburg — fuhr La Croix fort, und ſein Auge ſah heimtückiſch auf den Feldmarſchall, — wegen der Gräuel von Magdeburg werde ich ihn auf dem nächſten Schlachtfelde, ſo wie vor Gottes Throne, zur Rechenſchaft ziehen!

Pappenheim fuhr auf: ſein Auge traf La

Croix, deſſen Blick noch hämiſch auf ihm ruhte. Ueber den gnädigen Schwedenkönig! — ſagte er lächelnd — der ſich zu meinem Richter hier und dort aufwirft! Mag er es verſuchen! — Hier auch etwas für Euch, Hauptmann! — ſagte er hierauf mit kaltem Gleichmuthe, La Croix Anna's Schreiben gebend. — Leſ't!

La Croix las. Anfangs verzog ſich ſein Mund zum Lächeln, nach und nach ward ſein Geſicht ernſter, Röthe überflog es; einen La Croix jedoch ſchlägt das Bewußtſeyn der Schuld nicht nieder, er gab gleichgültig dem Feldmarſchalle das Papier zurück. — Sonderbare Bekenntniſſe eines weiblichen Herzens, — ſagte er — was es aber ihrer Rache oder der verſchmäheten Liebe nützen kann, in Euch Verdacht gegen mich zu erwecken, begreife ich nicht. Hier liegt etwas verborgen, was ich nicht errathen kann; denn daß das Gift, welches ſie ausſpritzt, unſchädlich iſt, daß Ihr einer gereizten, verlaſſenen Dirne dergleichen Verläumdungen nicht glauben werdet, kann ſie ſich wohl ſelbſt ſagen. Was will ſie nun? Will ſie ſich an mir rächen, weil ich mich nicht zum Deckmantel ihrer Schande hergeben wollte, ſo war die

Rache ſchlecht erſonnen, und noch ſchlechter der Zeitpunkt zur Ausführung gewählt, wo ich Euch den ſicherſten Beweis meiner Thätigkeit und Treue gebe. Ich verzeihe ihr und bitte, thut ein Gleiches, Herr Feldmarſchall.

Pappenheim nahm, ohne etwas zu erwiedern, das Schreiben Anna's zurück. Sonderbar lächelnd blickte er La Croix feſt in's Auge, dann ſagte er mit kalter Ruhe: Ihr werdet ermüdet ſeyn, La Croix, geht in Eure Wohnung. — Gute Nacht!

Als La Croix ſich entfernte, begleitete ihn Hohendorf. — Hauptmann, — raunte er ihm zu — die Schweſter jener verlaſſenen Dirne iſt meine Verlobte, — vergeßt dieß nie!

Wie Ihr es wünſcht! erwiederte La Croix lächelnd und ging.

Lies! ſagte jetzt Pappenheim, Hohendorf das Blatt reichend, der es ſchnell durchflog.

Beherzigt ihre Warnung! — bat dieſer — La Croix iſt ein böſer Geiſt, der Euch umſchwebt.

Gewißheit gieb mir, — ſagte Pappenheim — dann wehe ihm! Doch auf bloßen Verdacht opfere ich keinen meiner Diener. — Hohendorf ſchwieg. — Zu den Schweden ſchicke ich ihn nicht mehr,

— murmelte er vor ſich hin und ſetzte ſeinen Weg nach der Brücke über die Ohre fort.

3.

Auf dem kleinen Hügel vor Olvenſtädt, welcher auf dem Wege nach Barleben liegt, ſaß Hedwig. Eine hohe, ſchattige Linde warf ihre breiten Aeſte über eine Raſenbank, die irgend ein freundliches Herz dem müden Wanderer zur Erholung dort hatte aufrichten laſſen. Die Abendſonne drang eben mit ihren goldenen Strahlen durch das grüne Laubdach, in deſſen kühlem Schatten die wilden Tauben niſteten und jetzt heimkehrend von Zweig zu Zweige flatterten; hinter ihr lag das alte Amthaus mit ſeinem verfallenen Thurme und ſchien ſich nach dem Gewitterregen in der Gluth der Abendröthe zu ſonnen, die ſo feurig das alte, düſtere Gemäuer erleuchtete, als wolle die Sonne zum letzten Male beim Heimgange ihren Abendgruß bringen. — Die Linde mit ihrem Laubdache und den Neſtern der wilden Tauben riß in ſpätern Zeiten der Sturm nieder — wo das alte Amthaus mit ſeinem verfallenen Thurme und den Bogenfenſtern ſtand, ſieht man jetzt niedere Hütten von Lehm; nur noch das Bruchſtück einer Mauer bezeichnet die Stelle, wo der Thurm einſt ſtand, und auf dem Friedhofe hat der Wind die Erde von des alten Vaters Grabmal geweht. Dieß alles iſt nicht mehr! Ach, die Zeit nimmt das Vergängliche in ihren ewig gebährenden Schooß und ſchafft aus dem Aſchenhaufen des Todes die Gebilde eines neuen bunten Lebens!

Hier ſaß Hedwig und blickte ſehnſuchtsvoll, des Geliebten harrend, hinüber nach Wollmirſtädt; aber ſie wartete vergebens, er kam nicht. — Die Sonne ſank, das alte Amthaus ſtand in der Dämmerung wie ein Trauerbild hinter Hedwig, und er kam noch nicht; da ſeufzte ſie tief auf, blickte noch einmal nach dem Wege und ſchlich dann trauernd zurück. Sie ging an dem Friedhofe vorüber, trat ein zu der Ruheſtätte der Müden, kniete an das mit Blumen bepflanzte Grab des Vaters und betete in ſtiller Andacht. Als ſie ſich erhob, fühlte ſie einen unnennbaren Schmerz in der Bruſt; kein Troſt war ihr im Gebete geworden! Sie blickte wehmüthig auf die friſchen Blumen, welche der Regen getränkt, die einzelnen an ihnen hängenden Tropfen ſchienen ihr Thränen, die Dämmerung ein Trauermantel zu ſeyn, die Leichenſteine ſie geſpenſtiſch anzuſtarren; es wurde ihr unheimlich. Sie bebte, wollte entfliehen, es hielt ſie feſt, es war ihr, als ob ſie heute das Grab des Vaters nicht verlaſſen ſollte; wehmüthig ſetzte ſie ſich auf den Raſenhügel, blickte auf die dunkeln Todeserinnerungen, die ſo geiſterhaft um ſie ſtanden, und als die Sterne am nächtlichen Himmel hervortraten, ihr mattes Silberlicht über die ſchweigende Erde breitend, ihr Herz immer ängſtlicher und ängſtlicher klopfte, da faltete ſie die Hände. „Vater! — rief ſie, und hob den geſenkten Blick nach den Sternen, — führe mich nach Deiner Weisheit und Güte, leite mein Herz zum Guten, gieb ihm Frieden, und laß mich an ſeine Bruſt mein Haupt legen zum ewigen Schlummer! — Dem, der hier unter dem Hügel ausruht von den Mühen des Lebens, gieb einen ſanften Schlaf, ein fröhliches Auferſtehen; aber die mit mir noch wandeln in dieſer ſtürmiſchen Zeit, die ſchuldlos und ſchuldig ihr Gebet zu Dir wenden, erhöre ſie, gütiger Vater, und gieb ihrem Herzen den Frieden!“

Und der Nachtwind rauſchte durch die Zweige der Rüſtern, welche die Gräber beſchatteten; eine Wolke ſtieg über des Todtengräbers Hütte auf, wirbelte ſich, vom Sturme getragen, aufwärts, und als Hedwig aufſah nach der Wolke, die mit ihrem grauen Saume wie ein zürnender Geiſt durch die dunkle Nacht zog, ſchlängelte ſich plötzlich eine kniſternde Flamme leuchtend aus ihr empor — hell ward die Nacht — das Amthaus ſtand in Flammen.

Gerechter Gott! ſchrie das Mädchen, ſprang vom Grabhügel auf und ſtürzte nach Hauſe. — Hell loderte die Flamme vom krachenden Dache; Scheune, Stall, alles ſtand vor ihr im Feuer, hinter ihr weckte die Sturmglocke die Schlafenden auf zur Hülfe. Die Alten, Anna und Klara ſtürzten ihr mit den wenigen geretteten Habſeligkeiten entgegen.

Gelobt ſey Gott, daß wir Dich ſehen! — rief ihr die alte Mutter zu — Hätten wir nicht ſorgſam auf Dich gewartet, die Flamme hätte uns im Schlafe überraſcht.

Trauernd warfen ſie noch einen Blick zurück nach dem brennenden Hauſe, wo die Balken ſchon krachend niederſtürzten, und gingen dann längs dem Friedhofe auf die Höhe hinter dem Dorfe.

Indeſſen waren die wenigen übriggebliebenen Einwohner zum Löſchen geeilt. Ihre Hülfe war vergebens, der Amthof brannte an mehreren Stellen zugleich, Rettung war unmöglich, grauenvoll der Anblick; hell loderte die Flamme durch die Finſterniß der Nacht, die Herbeieilenden ſchienen ihnen dunkle Schatten zu ſeyn, die hin und her wankten.

Seht nur — rief Klara — wie geſpenſtiſch die Nacht das Lebende bildet; ſeht nur, welche grauſige Geſtalten! Sollte man nicht meinen, auch Kriegsvolk wandle unter ihnen?!

Auch das Aſyl iſt uns genommen! — ſagte Vater Transdorf — Nun ſtehen wir, heimathloſe Wanderer, unter dem dunkeln Dome des Himmels verlaſſen. Aber des Herrn Wille geſchehe, ſein Name ſey gelobt! — Kinder! — rief der würdige Greis — in dieſem Augenblicke der Noth erhebt Euer Herz zu dem barmherzigen Gott; wendet Euch vertrauend zu ihm, der nach ſeiner Weisheit das Schrecklichſte zu unſerm Beſten zu lenken vermag; ſinket nieder in Demuth und vertraut dem Herrn! — Er entblößte ſein graues Haupt und beugte das Knie; die Andern folgten, und ihr ſtilles Gebet ſtieg auf zu Gott.

Da theilte ein furchtbarer Knall die Luft; als ob die Erde ſich aufthäte, ihr Feuer zum Himmel zu ſchleudern, ſo furchtbar ſtiegen die Flammen in dichten Säulen empor. Die Erſchrokkenen ſprangen auf, fuhren verſtört aus einander und eilten unwillkührlich der Brandſtätte zu. — Der Thurm, in welchem Pulver verborgen geweſen ſeyn mußte, war in die Luft geflogen, die Mauern des Amthauſes eingeſtürzt, viele der zur Rettung Herbeigeeilten waren bei dieſer Explosion umgekommen oder beſchädigt; das Elend war grenzenlos.

Nach und nach ſammelten ſich die Erſchrockenen wieder auf dem Platze, von welchem ſie, in ihrem frommen Gebete geſtört, der Schreck getrieben hatte. Schweigend ſetzten ſie ſich auf einen gefällten Eichſtamm, ein jeder vor ſich hinſtarrend.

Seyd Ihr alle wieder um mich verſammelt? — ſagte jetzt der alte Transdorf, das Schweigen brechend. — Gelobt ſey Gott, daß uns die

Liebe zum Eigenthum nicht da unten verweilen ließ. Seyd Ihr alle wieder beiſammen? — Wo iſt Klara?! — rief er, nachdem er beim Scheine der Flammengluth die bleichen Geſichter erblickt hatte. — Klara fehlt!

Ich hörte da unten einen Schrei, einen Hülferuf! — ſagte die Mutter — Aber, Gott! in ſolcher Schreckensnacht, wo ſo Viele verunglückten, achtete man nicht auf die Noth des Einzelnen.

Hedwig! — raunte Anna dieſer zu, und zog ſie mit ſich fort. — Es ſteigt eine Ahnung in mir auf. Die Rache übergab unſere Habe den Flammen; ich trage die Schuld! — La Croix —

Nein, Schweſter! — unterbrach ſie Hedwig — ſo arg iſt keines Menſchen Herz; ſuche nicht jedes Unglück auf Dich zu wälzen, fülle das Maß Deiner Leiden nicht noch mehr.

Anna lachte bitter. — Brenne! — rief ſie dumpf vor ſich hin — Brenne zu Staub, Denkmal meiner Schande; dann wandern wir von hier, und die Erinnerung darf mir nicht folgen!

Schweſter! bat Hedwig.

Könnte doch auch in dieſem Herzen alles zu

Aſche brennen; aber die Flamme verzehrt ſich nie, nicht Zeit, nicht Reue löſcht ſie — ewig, ewig glüht und brennt ſie in dem gebrochenen Herzen, allgewaltig und doch nicht zerſtörend! — Dem Vater grub ich das Grab, das Haus zündete meine Rache, wo ich wandle, folgt mir der Nemeſis Fackel; darum muß ich von Euch ziehen, muß allein wandern, denn der Fluch ſchleicht hinter mir, und wo ich den Fuß hebe, ſetzt er den ſeinen nieder. Es iſt Zeit, daß ich gehe!

Schweſter! — bat Hedwig noch einmal und ſchmiegte ſich innig an ſie, feſt ſie mit ihren Armen umſchließend.

Ich wollte ihn verderben, daß der Spruch des Zigeunerweibes nicht in Erfüllung gehe! — begann Anna von neuem — Ihn wollte ich ſchützen, den ich noch liebe zu meiner Qual, ihn — da habe ich den Satan geweckt, und da mich kein Engel mehr ſchützt, hat er die hölliſche Fackel gezündet und ſie über mein Haupt geſchleudert — und Euch, Euch, Ihr Reinen, mit mir unter den Trümmern begraben! — Hedwig! — bat ſie jetzt, und ſchob die Schweſter ſanft von ſich — preſſe Dich nicht ſo an mein Herz, Du machſt mich ſo beklommen; das Stürmiſche muß frei ſchlagen, daß die Nachtluft es kühlen kann, wie ſie die heiße Stirn mir kühlt, denn auch hier brennt es ſchmerzhaft. Bringe mich zu Bette, gute Hedwig!

Trausdorf war hinzugetreten, er faßte Anna's Hand, ſie brannte in Fiebergluth; er ließ die Kranke in die nächſte Hütte bringen, die Andern folgten ihr, nur Klara nicht — ſie war verſchwunden.

I.

Kaum grauete der Tag, als Pappenheim, welchem der Brand des Amthauſes gemeldet worden war, ſatteln ließ und dorthin eilte. — Hohendorf, den er ſchon geſtern zur Recognoscirung nach der Elbe abgeſendet hatte, war noch nicht zurück, La Croix mußte ihm deshalb folgen.

Habt Ihr das Feuer in der Nacht geſehen? fragte er.

Man hat mir nichts gemeldet, — antwortete La Croix. — Ich ſchlafe ſehr ruhig und habe nichts bemerkt.

Das Amthaus ſoll ein Raub der Flammen geworden ſeyn!

So ſagt man.

Und habt Ihr weiter keine Nachricht, ob alles verloren, oder etwas gerettet wurde?

Keine! erwiederte La Croix.

Ihr ſeyd heute ſehr kurz in Euern Antworten, Hauptmann! — fuhr Pappenheim unwillig auf — Eure Rede iſt ſo abgebrochen, als Euer Blick unſtät. Was iſt Euch?

Soll ich gleichgültig bei dem Schickſale der Armen ſeyn, die vielleicht heute Nacht ihre letzte Habe verloren? — ſagte La Croix mit Theilnahme — Soll ich nicht über das Schickſal Hedwigs jammern, die Hohendorf's, meines Freundes, Verlobte iſt; nicht Anna beklagen, die nun nichts mehr zu verlieren hat? Gnädiger Herr! — fuhr er fort, ſich mehr noch Pappenheim nähernd, der bei La Croix's langer Rede ſeines Pferdes Zügel angehalten und ihn forſchend angeblickt hatte, — unterſtützt die Armen, Euer Säckel ſteht ja Jedem offen; Anna verdient es um Euch, Hedwig um Hohendorf's willen. Ich weiß es, Anna liebt Euch noch innig, warum das arme Mädchen verſtoßen, warum ihr Eure Neigung entziehen? — Nehmt ſie wieder auf an Euer Herz, und Ihr werdet die Hülfloſen beglücken!

La Croix, — ſagte Pappenheim und hielt ſein Pferd an, die Diener blieben in beſcheidener Entfernung zurück, — Ihr liebt Anna?

Ich liebte ſie, ja! doch mit Euch um den Preis zu ringen, wagte ich nicht; ich unterdrückte meine Empfindung, ich gebot meiner Liebe zu ſchweigen.

Und wenn ich nun die Aeltern-, die Heimathloſe in Eure Arme führte? fragte Pappenheim zweideutig.

Gnädiger Herr, — unterbrach ihn La Croix nicht ohne Bitterkeit — ich weiß nicht, ob ich verdiene, die Ueberbleibſel Eurer Tafel zu genießen, die Ihr nur den braven Soldaten zu überlaſſen pflegt? — Für mich iſt Anna verloren; ich entſage ihr, ich muß ihr entſagen, wenn auch mit blutendem Herzen!

Pappenheim lächelte, gab, ohne etwas zu erwiedern, ſeinem Roſſe die Sporen und ſprengte nach Olvenſtädt zu. Schon von weitem ſah er die rauchenden Trümmer; es that ihm weh, dieſe Familie von neuem vom Unglücke verfolgt zu ſehen. Das kann ich erſetzen, — ſagte er bewegt — könnte ich nur alles wieder gut machen!

In Olvenſtädt fanden ſie das Amthaus ganz niedergebrannt, ſelbſt die Mauern von der Exploſion zuſammengeſtürzt. Alles war hier wie ausgeſtorben, nur einige Landbewohner ſahen ſie traurig zwiſchen den qualmenden Trümmern ſchleichen und, als ob ſie es dem Kriegsvolke in Magdeburg abgelernt hätten, nach dem, was das Feuer verſchonte, ſuchen. Pappenheim erfuhr hier, wo die Familie des Amtmanns Wanfried ſich aufhalte; er eilte mit La Croix nach der ärmlichen Hütte, die ſie aufgenommen hatte.

Dort fand er die Alten mit der weinenden Kunigunde auf einem Steine vor der Thüre ſitzen. Pappenheim grüßte, und die ſonſt ſo demüthige Jungfrau erwiederte kaum den Gruß, ſo ſehr hatte das Unglück ſie erſchüttert. Wo ſind die Andern? — fragte der General.

In dem Stübchen, antwortete die Mutter.

Pappenheim trat ein; La Croix folgte ihm mit höhniſchem Lächeln. Sie fanden Anna auf einem armſeligen Lager; zu ihren Füßen ſaß Hedwig, die, als Pappenheim ſich dem Lager nahete, erſchrack, aber noch mehr, da ſie La Croix erblickte, der erſtaunt die ſchlummernde Anna anſtarrte.

Iſt Anna krank? fragte Pappenheim.

Der Schreck des geſtrigen Abends hat ihr ein heftiges Fieber zugezogen, — erwiederte Hedwig, nach der Schweſter blickend, welche in dieſem Augenblicke zu lächeln ſchien, eine leiſe, abwehrende Bewegung mit der Hand machte und dann, die Augen aufſchlagend, freundlich auf Pappenheim ſah.

Wie iſt Euch, Anna? fragte er theilnehmend.

Wohl, recht wohl! — ſagte ſie, ihm die Hand reichend, die er ergriff und ſanft drückte. — Ich habe einen ſonderbaren Traum gehabt, — fuhr ſie, aber mit ſo leiſer Stimme, fort, daß man die Worte kaum vernehmen konnte. — Mir war es, als ſtehe Pappenheim neben mir, herzlich und liebend, wie ich ihn ſo oft, doch nur in meinen wachen Träumen, geſehen habe. Er drückte mich an ſein Herz, ich war glücklich Da tönte die Glocke vom Thurme, ich ſchrack auf — ſie rief mich zum Altare, oder zum Grabe, und ein Mann, in einen Mantel gehüllt, trat ein, mich abzuholen. In ſeiner Linken hielt er eine brennende Fackel, in ſeiner Rechten — da ſteht er! — rief ſie leiſe, krampfhaft Pappenheim mit der einen Hand haltend, während die andere auf La Croix zeigte. — Schickt ihn fort, — bat ſie — ſonſt ſteht die Hütte in Flammen!

Ich erſuche Euch, Hauptmann La Croix, ſchnell nach Wollmirſtädt zu reiten! — ſagte Pappenheim zu La Croix — Mein Arzt ſoll kommen; eilt und erwartet mich dort!

Als La Croix ſich entfernt hatte, ſeufzte Anna tief auf. Gelobt ſey Gott, daß er fern iſt! — ſprach ſie, und Pappenheim's Hand immer noch feſter haltend, wendete ſie ſich nach der Seite, ſchloß die Augen und ſchlummerte nach einer Weile ein. — Ihr Schlaf war nicht ſanft, unruhig hob ſich die Bruſt, oft ſchlug ſie das Auge auf, ſah ſtarr um ſich her, ſchien aber niemand zu kennen. — Pappenheim zog leiſe ſeine Hand aus der ihrigen, und als er mit innigem Mitleiden und Theilnahme die Schlummernde betrachtete, umwölkte ſich ſeine Stirn, ſein Auge wurde düſter. Ich habe nicht gut an der Unglücklichen gehandelt, — ſagte er vor ſich hin — ſie jammert mich! Hedwig! — fuhr er dann auf — Ihr müßt von hier; ſobald es der Zuſtand Anna's erlaubt, müßt Ihr nach Halberſtadt, hier habt Ihr kein Obdach mehr und keinen Schutz. Hohendorf ſoll Euch dorthin geleiten.

Wo iſt er? fragte Hedwig ſchüchtern.

In Geſchäften abweſend, jedoch kehrt er bald zurück; heute noch ſollt Ihr ihn ſehen. Erwacht Anna, ſo grüßt ſie von mir; ſagt ihr, daß ich innigen Antheil an ihr nehme; ſagt ihr, Hedwig, wenn es zu ihrem Troſte iſt, daß ich gern gutmachte, ſtände es in meiner Macht — daß ſie mir die liebſte iſt ihres Geſchlechtes!

Darf der Arzt auch die bei dem Brande Verunglückten beſuchen? fragte Hedwig, das Geſpräch ablenkend.

Sind Viele verunglückt? unterbrach ſie Pappenheim.

Viele ſind durch das Sprengen des Thurmes beſchädigt worden, — erwiederte Hedwig — in jenem Hauſe dort liegen mehrere ſchwer Verwundete, und wir haben nichts, womit wir ſie unterſtützen, erquicken könnten.

Ich werde für ſie ſorgen, — ſagte Pappenheim, über das Sprengen des Thurmes nachdenkend geworden. — Lohne es Euch Gott! — rief das Mädchen — Der Herr lege das Mitleiden auf die Schaale ſeiner Barmherzigkeit!

Lebt wohl! — ſagte Pappenheim, von dem frommen Blicke des Mädchens erſchüttert. — Lebet wohl, Hedwig! grüßt Anna, wenn ſie erwacht; mich ruft die Pflicht von hier! — Und als er eben die Hütte verlaſſen wollte, kehrte er noch einmal zurück, trat vor Anna hin und blickte ſinnend auf die Schlummernde. Gott erhalte ihr das Leben! — rief er, beugte ſich zu ihr nieder, drückte einen leiſen Kuß auf ihre zuckenden Lippen und entfernte ſich ſchnell; der alte Trausdorf folgte ihm.

Ehe er ſein Roß beſtieg, trat er in das ihm von Hedwig bezeichnete Haus. Hier ließ er unter mehrere verwundete Landleute Geld austheilen, und als er ſchon im Begriffe war, ſich zu entfernen, bemerkte er einen Kriegsknecht in einem Winkel der ärmlichen Stube, der ſich dort vor ihm zu verbergen ſchien — Es war ein Pikenirer von des Savelli's Regimente, ein Italiäner. Pappenheim redete ihn in ſeiner Landesſprache an und ſchien ihn genau zu befragen. Es mußte Unangenehmes ſeyn, das ihm der Verwundete berichtete, denn des Generals Augen funkelten, die beiden Schwerter auf ſeiner Stirn wurden ſichtbar, ſeine Hand faßte zornig nach dem Schwerte, er rief einen Offizier, der mit der Begleitung draußen hielt, befahl ihm, den Verwundeten ſogleich nach Wollmirſtädt bringen zu laſſen, warf ſich auf ſein Roß und ſprengte davon. —

Guſtav Adolph war mit ſeinem Heere bei Tangermünde über die Elbe gegangen und hatte das Lager bei Werben bezogen. Bei dieſer Nachricht hatte Tilly endlich Thüringen verlaſſen, war von Mühlhauſen in Eilmärſchen herbeigerückt und wollte heute ſein Hauptquartier in Wollmirſtädt nehmen, wo Pappenheim ſchon alles zu ſeinem Empfange bereitet hatte. Als dieſer jetzt unfern des Galgens vor Olvenſtädt kam, ſah er ſchon die kaiſerliche Reiterei hinter Barleben die Straße nach Wollmirſtädt zuziehen, das Fußvolk aber in Magdeburg einrücken. Er eilte, die Straße zu erreichen, und traf den Generaliſſimus noch bei Todendorf. Ihr gegenſeitiges Bewillkommen war kalt; Pappenheim unmuthig, daß die koſtbare Zeit ſeit der Eroberung Magdeburgs ſo unthätig verloren gegangen war; Tilly empfindlich, daß Pappenheim in ſeinen früheren Aeußerungen Recht gehabt, und deſſen Aufforderungen, zu ihm zu ſtoßen und den Fortſchritten Guſtav Adolphs Einhalt zu thun, nicht immer ohne bittere Anmerkungen geweſen waren. Auch zeigte ihm faſt jedes Schreiben des Kurfürſten, daß Pappenheim dieſem ſeine Unzufriedenheit über die Langſamkeit der Bewegungen geäußert haben mußte. — Auf dem Wege nach Magdeburg gab Pappenheim dem Feldherrn genaue Nachricht über die Lage der Dinge, und als ihn Tilly mit ſeinem Entſchluſſe bekannt machte, ehe er zum Angriffe der Schweden weiter vorgehe, das Heer um Wollmirſtädt einige Tage ausruhen und in die Quartiere rücken zu laſſen, warnte ihn Pappenheim vor dem Unternehmunggeiſte Guſtav Adolphs. Tilly gab ihm keine beſtimmte Antwort und wich jedem ferneren Geſpräche hierüber aus; vermuthlich wollte er nichts eher entſcheiden, als bis er mit dem

Grafen von Mannsfeld Rückſprache genommen hatte.

In Magdeburg, wo Tilly bei dieſem zur Tafel blieb, trennten ſie ſich; Pappenheim zog es nach Wollmirſtädt. Unzufrieden mit dem Empfange des Generaliſſimus, wüthend über die Kunde, die ihm der verwundete Pikenirer in Olvenſtädt gegeben hatte, trieb ihn der Zorn, und ſein muthiges Roß, ſonſt der flüchtigſte Renner, war ihm heute nicht raſch genug. Als er jedoch über die Brücke der Ohre jagte, hielt er plötzlich den Zügel an, ſah einen Augenblick ſtarr vor ſich hin, dann murmelte er einige leiſe, unverſtändliche Worte und ſetzte hierauf ſeinen Weg langſam fort.

In ſeinem Zimmer angelangt, entfernte er alle ſeine Umgebungen, nur La Croix und Hohendorf, der von der Recognoscirung zurückgekehrt war, durften bleiben. Pappenheim ging ſchweigend einige Male im Zimmer auf und ab, das Zeichen an der Stirne wurde ſichtbar, man ſah ihm an, wie er mit ſich kämpfte. — Plötzlich blieb er vor La Croix ſtehen, und während er den Reiterhandſchuh von ſeiner Linken zog, ſah er ihn ſcharf und zornig an. — Elender! — rief er jetzt, und ſchlug ihm mit dem Handſchuh in's Geſicht — fort, fort aus meinen Augen! — Mordbrenner, fort! — Er packte den Zitternden, ſchleuderte ihn gegen die Thür und zog ſein Schwert. Hohendorf fiel ihm in die Arme, und während er den immer Heftigerwerdenden zu beſänftigen ſuchte, eilte La Croix davon.

Du haſt nicht gut gethan, — ſagte Pappenheim nach einer Weile — daß Du mich zurückgehalten haſt, den Elenden, der ſo lange mein Zutrauen gemisbraucht hat, niederzuſtoßen; Du würdeſt es nicht gethan haben, wenn Du ſein Verbrechen kannteſt. Wiſſe, er hat das Amthaus angezündet, er hat Anna während des Brandes entführen wollen; dieß iſt ihm jedoch nicht geglückt, ſie liegt krank in einer Hütte zu Olvenſtädt.

Gerechter Gott! rief Hohendorf.

Aber dem Arme der Gerechtigkeit ſoll er nicht entgehen, wie meinem Schwerte! — fuhr Pappenheim fort — Und ich bin überzeugt, Anna's Warnung war gegründet, er iſt ein Verräther. Geh', ſuche ihn auf, bringe ihn in engen Gewahrſam; noch heute ſtehe er vor einem Kriegsgerichte!

Hohendorf zögerte.

Ich verſtehe, — ſagte Pappenheim — Ihr waret ſtets Feinde, der Gang wird Dir ſchwer, Du wünſcheſt, ich ſolle es einem Andern übertragen, gut. Schicke einen Andern, aber ſchnell!

Hohendorf ging. — Als er wiederkehrte, fand er den Feldmarſchall noch immer heftig auf und nieder gehend.

Ich habe meinen Feinden oftmal Böſes gethan, — ſprach er vor ſich hin — aber wahrlich denen, die ich mir ergeben glaubte, nur Gutes! Dieſen La Croix, dieſen Schurken habe ich vom Elende gerettet, um mich geduldet, ob ich ihn gleich nicht achten konnte; ich habe ihn mit Wohlthaten überhäuft, weil ich ſeinen Verſtand, ſeine Brauchbarkeit zu hoch anſchlug, und zu wenig ſeine Tücke beachtete. Ich habe meiner inneren Stimme zum Trotze die Schlange an meinem Buſen genährt — und bin betrogen! — Er reichte Hohendorf mit Heftigkeit die Hand, zog ihn an ſich und ſah ihm forſchend in's Auge. — Nein, Hohendorf! — rief er — Du bleibſt mir treu in Noth und Tod; aus Deinem Blicke ſpricht Redlichkeit und Treue, Du verräthſt mich nicht!

Hohendorf preßte heftig die dargereichte Hand an ſein Herz; Worte hatte er jedoch nicht für ſein Gefühl.

Die Sprache verſtehe ich wohl, — ſagte Pappenheim gerührt — ſelbſt bis zu meinem wilden Herzen dringt ſie, und was mir Dein Auge ſagt, Maximilian, iſt beredter, als es Deine Lippen ſeyn könnten.

Der Hauptmann La Croix — ſo meldete der eben hereintretende Offizier — iſt nirgends zu finden; er ſoll vor einem Augenblick über den Markt, dem Thore nach Stendal zu geritten ſeyn.

Laßt aufſitzen und ihn verfolgen! rief Pappenheim.

General, — bat Hohendorf leiſe — überlaßt ihn Gott und ſeinem Gewiſſen!

So mag er laufen! — ſagte Pappenheim nach einigem Bedenken — Er iſt meiner Rache nicht werth!

5.

Auch das Roß La Croix's war heute ſeinem Reiter nicht ſchnell genug. Er hatte ſich, ſobald er Pappenheim verlaſſen, ſein Schickſal ahnend, auf das ſchon geſattelte geworfen und jagte Stendal zu. Unangenehm war es ihm, daß die kaiſerliche Reiterei unter Holk's Befehlen des nämlichen Weges zog, beſonders, da er immer fürchten mußte, verfolgt zu werden; er ritt deshalb, des Weges wohl kundig, einen nahen Fußpfad, und als er unverfolgt nach Angern kam, beſchloß er, hier einen Augenblick zu verweilen, ſein Roß verſchnaufen und füttern zu laſſen, und dann ſchnell weiter zu ziehen.

Kaum aber hatte er ſich niedergelaſſen, als auf den Hof des dortigen Schloſſes ein Trupp kaiſerlicher Reiter ſprengte, gleich darauf kam der Generalwachtmeiſter Holk. Er erblaßte, faßte ſich jedoch ſchnell und ging ihm keck entgegen.

Ha, Hauptmann La Croix! — rief Holk, als er ihn kommen ſah. — Was führt Euch hieher, ſo weit den Erſten voraus? — Iſt ſchon lange her, daß wir uns nicht ſahen; ich glaube, ſeit der glänzenden Affaire am Kreuzhorſte nicht.

Ich glaube doch! erwiederte La Croix, ſeinen Unmuth verbergend.

Ja, ja! — unterbrach ihn Holk — ich ſah Euch ſeitdem öfters. — Kaspar! — rief er, ein Fenſter öffnend. — Nun, wie ſteht's bei den Pappenheimern, brav Beute gemacht, Dirnen entführt, die Mordfackel geſchwungen? — Die Holk'ſchen haben Euer Amt in Thüringen übernommen und es treu verwaltet; konnten jedoch nur die Sache im Kleinen treiben.

Ein Holkiſcher Reiter trat ein.

Ihr kennt dieſen Mann wohl, mein werther Hauptmann! — fuhr Holk fort — Habt ihn mit auf Eurer Reiſe nach Wolfenbüttel gehabt; iſt eine alte treue Seele. — Rufe mir den Kollowrat! — Der Reiter ging — La Croix mußte ſeine ganze Beſonnenheit zuſammen nehmen, um bei dem Anblicke des alten Holkiſchen Märchenerzählers nicht aus der Faſſung zu kommen, beſonders da ihn Holk mit mitleidigem Lächeln betrachtete — Nun, — brach dieſer das Stillſchweigen — ſo erzählt mir doch, wie es Euch bei dem alten Jägersmanne am Brocken ergangen iſt; ſoll ein alter Iſegrimm, und die Beſtien, ſeine Diener, gar unfeine Burſche ſeyn. Mir hat der alte Kaspar ſo manches von ihm erzählt.

In dieſem Augenblicke trat der Rittmeiſter Kollowrat ein und riß La Croix aus einer nicht kleinen Verlegenheit, der in ſeinem Innern Reiter und Jägersmann, am meiſten aber Holk verwünſchte und ihm bittere Rache ſchwor.

Rittmeiſter! — ſagte dieſer zu dem Eintretenden — reitet dem Oberſten Bernſtein entgegen und bringt ihm den Befehl, mit ſeinem Regimente nach Wenddorf zu rücken; den Oberſtlieutnant Strahl von Montecuculi führt nach Burgſtall. Sie ſollen ihre Poſten auf den Straßen nach Stendal und Tangermünde ausſtellen, und bis gegen Buchholz und Bellingen recognosciren laſſen, ich würde es von hier aus längs der Elbe thun.

General! — fiel ihm La Croix dreiſt in die Rede — In Lüderitz, Schwarzloſen und Bellingen ſtehen noch Pappenheim's Küraſſierregimenter; ich bringe ihnen eben die Ordre, nicht heute ſchon, ſondern erſt morgen gegen Neu-Haldensleben aufzubrechen, um Euern Regimentern Zeit zur Ruhe zu laſſen.

Sehr gütig vom Feldmarſchall! — erwiederte Holk, und ſich einen Augenblick bedenkend, ſagte er zum Rittmeiſter: — Dann bedarf es der Vorkehrungen nicht, und dieſe Vorſichtmaßregeln ſind morgen zu nehmen nöthig. — Er entließ Kollowrat.

Und ich will eilen, daß ich die Regimenter noch in ihren Quartieren finde! nahm La Croix das Wort, empfahl ſich und jagte, eiliger noch als vorher, der Straße nach Stendal und den Schweden zu, froh, den liſtigen Holk hintergangen zu haben —

Guſtav Adolph, von dem Marſche Tilly's unterrichtet, war mit einer Abtheilung ſeines Heeres, um Nachrichten einzuziehen, von Werben aufgebrochen, und den nämlichen Tag bis Arneburg vorgerückt; von hier aus ſchickte er den Oberſt Baudiſſin mit ſeinem Reiterregiment, um wo möglich Gefangene zu machen, durch welche er Nachricht von der Stärke und Stellung des feindlichen Heeres zu erhalten hoffte, bis gegen

Bellingen voraus, das Erwitte ſchon am frühen Morgen verlaſſen hatte.

Auf dieſen, ſeinen alten Bekannten von Burg her, ſtieß La Croix, als Baudiſſin eben bei der Windmühle von Bellingen Halt machte.

Vor einiger Zeit — ſagte er zu ihm — kam ich als Parlamentair, heute komme ich als Flüchtling zu Euch. Pappenheim, meine Verbindung mit Schweden ahnend, ließ mich gefangen ſetzen; ich entkam der Haft, und bin hier, Blut und Leben Eurer gerechten Sache zu weihen.

Ihr kommt mir ſehr gelegen, Herr La Croix, — erwiederte Baudiſſin — und erſpart mir die Mühe, auf weitern Fang auszugehen. Ihr kennt ſicherlich den Stand der Dinge und die Quartiere der Feinde. Habt die Güte, Euch bis nach Arneburg zu Seiner Majeſtät zu bemühen; ich werde Euch dahin begleiten laſſen.

So gebt mir ein friſches Pferd, — bat La Croix — denn das meinige hat mich in einem Jagen von Wollmirſtädt bis hieher getragen.

Sehr gern! erwiederte Baudiſſin und befahl einem Diener eines ſeiner Handpferde vorzuführen.

Iſt niemand von den Meinen zu Euch geſtoßen? fragte während dieſer Anordnungen La Croix den Oberſten.

Niemand! antwortete dieſer.

Sollten fünf Reiter von des Erwitte Regimente mit noch Jemand Euch aufſuchen, ſo bitte ich, ſie mir gleich zuzuſchicken.

Wie Ihr es wünſcht! — ſprach Baudiſſin, der jetzt nach der Straße von Stendal, auf welcher ein Reitertrupp heranzog, aufmerkſam hinſah. — Trügt mich nicht mein Auge, — ſagte er — ſo kommt der König ſelbſt. Ja er iſt's; er hat doch nie Ruh' und Raſt. — Verweilt nur hier, Hauptmann! — Dieß ſagend, ritt er dem Könige entgegen.

Guſtav Adolph kam bald mit dem Oberſten und dem Gefolge herangeſprengt, und ohne ſonderlich auf La Croix zu achten, den er nur mit einer leichten Verbeugung des Hauptes im Vorbeireiten grüßte, ſtieg er bei der Windmühle ab, ſprach noch Einiges mit Oberſt Baudiſſin, und winkte dann La Croix, näher zu treten.

Als dieſer vor ihn trat, ruhte des Königs Auge lange und forſchend auf ihm; dann fragte er, ob er der Nämliche ſey, der vor einiger Zeit vom Grafen Pappenheim nach Burg zur Auswechſelung der Gefangenen geſchickt worden ſey.

Der bin ich, Sire! erwiederte La Croix.

Was führt Euch jetzt zu uns?

Meine Anhänglichkeit an die Perſon Eurer Majeſtät, an die gerechte Sache.

Ihr ſeyd Katholik?

Ja!

Waret um die Perſon Pappenheim's?

Ich genoß ſeines beſonderen Vertrauens.

Und verließet ihn? — fragte der König, fortwährend einen ernſten, durchdringenden Blick auf La Croix heftend, der, ſich verneigend, die Achſeln zuckte.

Iſt Tilly bei Magdeburg eingetroffen?

Heute!

Mit dem ganzen Heere?

Ja, Majeſtät!

Wo ſteht Altringer, wo Fürſtenberg?

Beide ſind auf dem Marſche aus Schwaben nach Thüringen!

Wie iſt das Heer Tilly's poſtirt?

Das Fußvolk hinter der Ohre, von Neu-Haldensleben über Wollmirſtädt bis an die Elbe; der gröſte Theil der Reiterei iſt unter Holk bis Burgſtall vorgeſchoben. Strahl ſteht dort mit vierhundert Reitern von Montecuculi, Oberſt Bernſtein mit ſeinem Regimente in Wenddorf, General Holk ſelbſt mit ſeinem Regimente in Angern; die übrige Reiterei iſt, ſo viel ich vernahm, dieſſeit der Ohre im Quartiere.

Wißt Ihr, wie weit ihre Poſten ſtehen?

Sie liegen ſorglos in den Quartieren, da ſie glauben, des Pappenheim's Küraſſierregimenter lägen noch hier und in der Gegend zu ihrer Deckung. Ich habe Holk dieſe falſche Nachricht gegeben, als er in Angern einrückte.

Ihr verſteht Euch auf Euer Handwerk, — ſagte der König, zweideutig lächelnd, und raunte dem General Todt etwas zu, der einen Offizier ſogleich abſendete.

Haltet Euch und Eure Reiter hier im Orte verborgen, — befahl nun der König Baudiſſin und dem Oberſtlieutnant des Ortenburgiſchen Regimentes, das ihn begleitet hatte. — Setzt keine Poſten aus, eine Schildwache auf dem Thurme iſt hinreichend, ſie kann alles überſehen, und laßt niemanden aus dem Orte! — Darauf wendete er ſich zu La Croix: — Hattet Ihr nicht, ſo viel ich mich erinnere, eine Empfehlung des gefangenen Markgrafen von Brandenburg, die Ihr in Burg vorzeigtet? — La Croix bejahete es. — Und was gedenkt Ihr jetzt zu thun?

Mich dem Dienſte Eurer Majeſtät mit Gut und Blut zu weihen! erwiederte er.

Für Eure Nachrichten, wenn ſie wahr befunden werden, ſoll Gold Euch lohnen; Schutz ſollt Ihr bei mir finden, doch Dienſte erſt dann, wenn Eure Treue erprobt iſt. — Er winkte, ein Offizier führte La Croix ab und begleitete ihn nach Stendal, wo er unter genauer Aufſicht blieb.

6.

Es begann ſchon zu dämmern, als geharniſchte Reiter, eine verſchleierte Frauensperſon in ihrer Mitte, bei dem Fährhauſe, welches zwiſchen Derben und Ferchland liegt, ankamen; die Roſſe waren ermattet, die Fähre mit den Fährleuten auf dem jenſeitigen Ufer. Der Anführer der Geharniſchten rief ihnen zu, herüber zu kommen; der

Fährmann, welcher wahrſcheinlich größerer Sicherheit wegen auf dem linken Elbufer angelegt hatte, ſchien keine Luſt zu haben, dem Befehle Folge zu leiſten. Da ſtiegen die Reiter ab, ließen das Frauenzimmer in die Hütte des Fährmanns treten, und während zwei von ihnen zu ihrer Bewachung zurück blieben, banden die andern einen Kahn los, um mit Gewalt das Fahrzeug herüber zu holen. Als die Schiffer die Anſtalten ſahen, machten ſie die Fähre flott und kamen herüber; die Reiter ſtiegen wieder an's Land.

Indem ſie ſich um das Fährhaus lagerten, kam ein junger Mann, leicht gewappnet, nur von zwei Dienern begleitet, herangeſprengt. — „Gott grüß' Euch, Kriegsgeſellen!“ ſagte er zu den am Ufer Gelagerten, die, ihn und die Diener genau betrachtend, nachläſſig dankten. Es war ein junger Mann, ganz einfach gekleidet, ſein blondes Haar fiel gelockt über die Schultern herab, den leichten Panzer umgab eine hellblaue Feldbinde, ſein Blick war freundlich, aber ernſt. Er betrachtete jetzt die Küraßreiter genauer, ſagte dann einem der Diener etwas in's Ohr, der ſogleich wieder zurückſprengte, und trat dann zu den Dreien, die am Ufer lagen und ihren Flaſchen zuſprachen.

Wes Weges zieht Ihr, Kameraden? fragte er ſie.

Der Anführer ſah ihn mistrauiſch an, dann antwortete er ihm: Ueber die Elbe!

Eurer Rüſtung nach ſcheint Ihr nicht zu des Königs von Schweden Heere zu gehören; ſeyd Ihr vielleicht von des Herzogs von Weimar Reiterregiment, das dieſer für den König geworben hat?

Nein, junger Herr!

So ſeyd Ihr ligiſtiſche Küraſſiere?

Wohl möglich!

Und wie kommt Ihr hieher?

Ziehen zum Oberſt Baudiſſin! erwiederte der Anführer, unmuthig über die vielen Fragen.

Und was ſucht Ihr dort?

Junger Herr, wir ſind Euch wohl nicht Rechenſchaft von unſerm Thun und Treiben ſchuldig! erwiederte der alte Reiter und drehte ihm den Rücken zu. Aber in dieſem Augenblicke ſchallte ein Hülfruf aus der Hütte; die Reiter ſprangen auf, der junge Kriegsmann nahte ſich der Thür. — „Zurück!“ donnerte ihm hier ein alter, bärtiger Küraßreiter entgegen, der ſo wild und ſcheuslich ausſah, als habe er ſchon einmal Schildwache vor den Pforten der Hölle geſtanden; überhaupt waren die Geſichter dieſer fünf Kriegsgeſellen eben nicht gemacht, Zutrauen zu erwecken.

Laßt mich ein! befahl jetzt der junge Mann mit ſo gebietendem Tone, daß ſelbſt der Alte ſtutzig wurde; aber ein Einzelner, nur von einem Diener begleitet, war den Geharniſchten doch zu unbedeutend, um auf ſeinen Befehl zu achten, überdieß ſchien der fremde Kriegsmann jetzt keine Luſt mehr zu haben, ſeinem Befehle Nachdruck zu geben, er ging, ſtatt nach der Hütte, den Fährleuten entgegen und raunte ihnen etwas zu, worauf ſie ſich wieder vom Ufer entfernten.

Als die Geharniſchten dieß ſahen, ſpannte der Eine ſein Piſtol, und befahl drohend dem Fährmann, ſogleich zu landen; aber der junge Krieger trat vor ihn und ſagte gelaſſen: —

Seht, Ihr Herren Küraſſiere der Liga! dort aus jenem Buſche trabt ein Fähnlein Reiter heran; ſie ſind zwar noch fern, aber doch nahe genug, um meiner Bitte Nachdruck zu geben, jene um Hülfe Rufende ihrer Haſt zu entlaſſen, dann werde ich Euch ſicher zu dem Oberſt Baudiſſin geleiten.

Ihm ſollen wir die Gefangene übergeben! — erwiederte der Führer, nach dem aus der Ferne heranrückenden Haufen blickend. — Uebernehmt unſer Amt! fuhr er fort, winkte dann ſeinen Kameraden, die ſich ſchnell auf ihre Roſſe ſchwangen und, ohne ſich weiter um die Gefangene zu kümmern, längs der Elbe in das Gebüſch nach dem Dorfe Parey zu ſprengten.

In dieſem Augenblicke ſtürzte eine Jungfrau aus der Hütte, ſank dem Krieger zu Füßen und umfaßte ſeine Kniee.

Rettet mich! — rief ſie außer ſich — übergebt mich nicht den Händen jener Fliehenden!

Wer ſeyd Ihr? fragte der junge Krieger.

Eine Unglückliche aus Magdeburg! — erwiederte ſie.

So ſeyd meines Schutzes gewiß! — ſagte er theilnehmend und hob ſie auf. — Aber ſagt mir, wie kommt Ihr hieher, wer waren Eure Begleiter?

Der Unglückstag von Magdeburg nahm mir alles, — begann ſie — ich fand Rettung bei Hülfbedürftigen gleich mir. Da zerſtörten die Flammen unſer Aſyl, und in dem Tumulte ergriffen mich Kriegsleute, ſetzten mich auf ein Roß, jagten mit mir in dunkler Nacht nach der Elbe; ein Schiff, welches ſchon bereit ſtand, führte uns über, ſie ſchleppten mich bis hieher, wo Ihr mich errettet. Die Räuber kenne ich nicht, aber kaiſerliches Volk war es gewiß.

Euer Name und Stand? fragte er weiter.

Ich heiße Klara Weyler und bin eines Goldſchmids Tochter! erwiederte ſie.

Und wohin ſoll ich Euch geleiten laſſen? — Zum Oberſten Baudiſſin wünſcht Ihr wahrſcheinlich nicht.

Wohin ich ziehen will? Weiß es Gott! — ſagte ſie, ſtarr vor ſich hinblickend. — Ich bin eine Verlaſſene, ältern- und heimathlos. Laßt mich nach Olvenſtädt bei Magdeburg bringen, — bat ſie nach einigem Nachdenken — vielleicht finde ich meine Freunde noch dort!

Dahin kann ich Euch nicht geleiten laſſen; dort hauſen die Tilly'ſchen, und ich gehöre zu dem Heere des Königs von Schweden! erwiederte er.

So ſchütze mich Gott! rief Klara.

Eine ſonderbare Begebenheit! — ſagte jetzt der Krieger, und winkte, da er den Reiterhaufen ſich nahen ſah, dem Fährmanne, mit dem Fahrzeuge zu landen. — Ihr müßt vor der Hand nun ſchon nach Tangermünde, bis ich Euch einen ſicheren Zufluchtort anweiſen kann.

Und wer ſeyd Ihr, werther Herr? fragte jetzt Klara.

Ich bin der Pfalzgraf, — erwiederte der edle Fürſt — und erwarte hier den Herzog Bernhard von Weimar.

Bei dieſen Worten klopfte Klara's Herz ſchneller, ſie gedachte Adolph Hohendorf's, ſie bebte — doch rötheten ſich die Lilien ihrer Wangen nicht.

Gnädiger Herr! — rief ſie — wie ſegne ich mein Schickſal, das mich in Eure Hände führte, in die Hände eines deutſchen Fürſten, der den Muth hat, für ſein Vaterland, für ſeinen Glauben zu fechten! Ich übergebe mich Eurem Schutze.

Während ſie dieß ſprach, war ein Mann in einem Kahne gelandet und nahete dem Pfalzgrafen. — Was für Nachricht, Georg?

Gute, gnädiger Herr! — berichtete dieſer — Tilly iſt mit dem Heere bei Wollmirſtädt eingetroffen, die Pappenheimer haben ſich nach der Ohre zurückgezogen, der König ſteht in Bellingen, der Herzog iſt ſchon in Stendal.

Der Pfalzgraf bedachte ſich einen Augenblick, dann erſuchte er einen alten ſtattlichen Mann, der mit dem Reiterhaufen gekommen war, die Jungfrau nach Stendal in das für ihn bereitete Quartier zu geleiten, ließ ſeine Reiter, ungefähr fünfhundert an der Zahl, nach und nach überſetzen, und folgte dann mit den Letzten.

7.

In Grieben, wo er einen ſchwediſchen Offizier fand, der ihn zu dem Könige beorderte, ließ er ſein Regiment Halt machen, er ſelbſt eilte nach Bellingen. Guſtav Adolph, durch La Croix's Verrath aufmerkſam gemacht, hatte die in Arneburg zurückgelaſſenen Truppen an ſich gezogen und beſchloſſen, in der Nacht die Kaiſerlichen zu überfallen. Der Oberſt Baudiſſin ſollte Burgſtall, der Pfalzgraf Angern, er ſelbſt wollte Wenddorf angreifen. Jedem der drei Haufen war Fußvolk zugeſellt, ihnen die ſtrengſte Ordnung und Stille anempfohlen, und nachdem der König den Anführern die nöthigen ausführlichen Befehle gegeben hatte, wendete er ſich zu dem Pfalzgrafen, dieſem jungen kriegeriſchen Fürſten, dem er beſonders gewogen war, und ſagte ihm, vertraulich auf die Schulter klopfend: Euch habe ich das Schwerſte übertragen. Ihr trefft in Angern auf einen tüchtigen Mann, der mit des Löwen Muth des Fuchſes Schlauheit verbindet. Seyd auf Eurer Huth, Ihr habt Holk und ſein Regiment gegen Euch — es wird Euch ſchwer werden, ſie zu überliſten; und findet Ihr ſie gerüſtet, dann ſcheut die ſchwere Arbeit nicht, greift ſie muthig an und vertrauet Euren neugeworbenen Reitern und Eurem Glücke. — Und nun geht mit Gott! Es glücke der Anſchlag, oder misglücke, auf dem Wege nach Stendal, jenſeit der Brücke von Lüderitz, treffen wir uns.

Die Nacht war ſternhell, ein ſanfter Weſtwind, der leiſe in den Wipfeln der Bäume ſäuſelte, trug die einzelnen Wolken langſam den Sternen vorüber, kein Wachtfeuer flammte am fernen Horizonte. Es ſchien der Krieg mit den ermüdeten Soldaten entſchlummert zu ſeyn, der Friede ſich mit der Nacht über das bedrängte deutſche Vaterland gebreitet zu haben; ſo ſtill war es rings umher, denn die wachen Schweden hielten ſich ruhig hinter den ſie deckenden Höhen. Tilly, welcher ſie bei Werben hinter ihren Verſchanzungen verſteckt glaubte, ahnete nicht ihre Nähe, und die Schweden, die kaum eine Meile von Burgſtall ſtanden, hüteten ſich wohl, ſich zu verrathen.

So wenig auch Holk La Croix liebte und ihm vertraute, konnte er doch nicht ahnen, daß ein Offizier, welcher des Feldmarſchalls Vertrauen beſaß, es wagen werde, ihn ſo durch falſche Berichte zu täuſchen; er hatte heute alle Vorſichtmaßregeln verſäumt, gönnte nach dem beſchwerlichen Marſche ſeinen Reitern und Pferden die Ruhe, und glaubte La Croix's Nachricht ſo feſt, daß er es gar nicht für nöthig hielt, nach Bellingen zu ſchicken, ſich von dem Daſeyn der Küraſſiere Pappenheim's zu überzeugen, zumal, da er mit Tilly den Wahn theilte, der König von Schweden ſtehe bei Werben verſchanzt, und wage ſich ſeit dem Anmarſche des kaiſerlichen Heeres nicht mehr in's offene Feld. Als er ſich jedoch zur Ruhe legen wollte, war es dem ſtets Wachſamen ſo ſonderbar, ſich ſo ganz der Sicherheit zu überlaſſen, daß er noch ſpät am Abende den Befehl gab, daß alles geſattelt und die Wache fein munter bliebe.

Baudiſſin traf das Regiment Montecuculi in tiefſter Ruhe; faſt das ganze Regiment wurde niedergehauen, nur Wenige retteten ſich durch die Flucht. — Der Oberſt Bernſtein, vorſichtiger als die Andern, hatte von Wenddorf aus eine Patrouille gegen Stendal geſchickt und war noch zu rechter Zeit von dem Anmarſche der Schweden unterrichtet; der König, an der Spitze des Ortenburgiſchen und Weſtbothniſchen Regimentes, fand ihn hinter dem Dorfe aufmarſchirt, griff ihn an und ſprengte ihn aus einander. Den Oberſten Bernſtein rettete ſeine Vorſicht nicht, er fiel, der größte Theil des Regimentes wurde gefangen.

Der Pfalzgraf war in ſeinem Marſche auf Angern durch mehrere unvorhergeſehene Hinderniſſe aufgehalten worden, die von Holk ausgeſtellten Wachen hatten den Lärm der Gefechte bei

Burgſtall und Wenddorf gehört, die Flammen des letzten Ortes waren untrügliche Boten, und Holk, bei Zeiten von der Gefahr benachrichtigt, hatte noch eben Zeit, ſein Regiment vor dem Orte aufzuſtellen. Jetzt ſah er die Feinde wie eine dunkle Wolke heranziehen; ſeine Reiter zur tapfern Gegenwehr ermahnend, ſetzte er ſich an ihre Spitze und ging dem Feinde entgegen. Die ſchwediſchen Musketiere empfingen ihn mit einem mörderiſchen Feuer, des Pfalzgrafen Reiter, von dem jungen Fürſten angeführt, rückten ihm entgegen, drangen ein; die Holkiſchen Reiter flohen zum erſten Male, zum erſten Male mußte Holk ſeinem Feinde den Rücken zeigen. — Am Eingange des Dorfes verſuchte er, die Flüchtigen wieder zu ſammeln. — „Seyd Ihr Holk's grüne Schaar?! — rief er ihnen zu — Kroatengeſindel ſeyd Ihr; Memmen, ſteht! — und ſie ſtanden, ſammelten ſich um ihres Generals Leibfahne, welche der tapfere Hans Bornſtädt hoch empor hielt. Aber des Pfalzgrafen Regiment ſetzte von neuem an, der Pfalzgraf ſelbſt drang bis zur Fahne, hieb den Fahnenträger nieder und ergriff die ſinkende. Dieß ſah Kurt von Glückſtädt, des Gefallenen Waffenbruder,

hieb

hieb ſich durch die ihn umzingelnden Feinde bis zu dem Pfalzgrafen, welcher, die erbeutete Fahne in der Hand, umgeben von den Seinen, ſich keines Angriffes mehr vermuthete, und ſchoß ihn von hinten mit zwei Piſtolenkugeln nieder. Der junge Held fiel in der Blüthe ſeiner Jahre, im Anfange ſeiner Siegerbahn. — Die Seinen rächten den Tod. Kurt von Glückſtädt ſank neben ihn, noch im Sterben nach dem verlorenen Heiligthume faſſend.

Holk mußte ſich, nach tapferer Gegenwehr, mit dem Reſte ſeines Regimentes zurückziehen; die Schweden verfolgten ihn nur bis an den Wald, wo er ſich wieder ſammelte und ſeinen Rückzug bis Colbitz fortſetzte. Hier traf er den Ueberreſt der beiden andern Regimenter, die mit dem ſeinigen kaum noch 400 Pferde ſtark waren, und an Misgeſchick nicht gewöhnt, wollte er beim Anblicke des kleinen entmuthigten Haufens verzweifeln. Sein ganzer Groll fiel auf Pappenheim, von dem er glaubte, er habe ſeine Regimenter noch am Abend zurückgezogen, ohne ihn davon zu benachrichtigen.

Guſtav Adolph erwartete indeſſen an der Brücke von Lüderitz die verſchiedenen Abtheilungen. Des Oberſten Baudiſſin Regiment kam bei anbrechendem Tage mit dem Fußvolke, grüne Büſche auf den Helmen, unter Trompetenſchall, angezogen. Die Regimenter Letenburg und Weſtbothnien trafen bald darauf, unter Jubel und Geſang, mit Beute beladen, auf dem beſtimmten Sammelplatze ein; wohl eine Stunde ſpäter ſah man in der Ferne des Pfalzgrafen Regiment, die Gefangenen in ſeiner Mitte, langſam nahen. Keine Trompete erſchallte hier, keine Trommel des voranziehenden Fußvolkes wurde gerührt; der Sieg hatte dieſe Krieger nicht zum Jubel geſtimmt.

Die ziehen ſtill heran, da iſt etwas Unangenehmes vorgefallen, ſagte der König zum Oberſten Baudiſſin. — Siehſt Du den Pfalzgrafen nicht auf ſeinem hohen Rappen, den er im Gefechte immer zu reiten pflegt?

Nein, Majeſtät! — erwiederte Baudiſſin — wohl aber ſehe ich an der Spitze des Regimentes einen ſchwer Verwundeten tragen.

Der König wendete ſich ab, ohne ein Wort zu erwiedern. — Jetzt rückte das Regiment über die Brücke, der Oberſtlieutnant Wartenberg ſprengte mit der Fahne in der Hand voran, ihm folgten vier Reiter mit eben ſo viel eroberten Standarten.

Eurer Majeſtät — ſprach Wartenberg — überreiche ich Holk's Leibfahne; ein Degen mit einer Schlange umwunden iſt ihr Sinnbild und mit Recht. Wir fanden den Liſtigen bereit zu unſerm Empfange und ſich ſo tapfer vertheidigend, daß wir den Sieg mit dem Leben unſers braven Oberſten erkaufen mußten; Pfalzgraf Karl Ludwig blieb! — Sechs Reiter trugen in dieſem Augenblicke die Leiche des jungen Helden vorüber. Der König winkte; ſie hielten an. Ich wünſche ihn zu ſehen! — ſagte er. — Wartenberg warf den Reitermantel, welcher den Jüngling deckte, zurück. Guſtav Adolph ſah lange ſchweigend auf den Todten, dann ſagte er, ſeine kalte Hand faſſend: Du warſt mir werth, junger Held, Du hatteſt ein fürſtliches Gemüth, einen frommen Sinn, ein Soldatenherz. Du biſt uns nur vorangegangen, wir Alle müſſen Dir folgen! Wer von Euch — rief er jetzt, in den Kreis der ihn Umgebenden blickend, — wer von Euch wünſchte nicht zu enden wie er, zu ſterben für Glauben und Vaterland?! — Er winkte, der Mantel deckte den früh Gefallenen wieder.

Der König begab ſich nun nach Stendal, wohin der größte Theil des Heeres zur Unterſtützung gerückt war; die Regimenter folgten ihm. Hier fand er den Herzog Bernhard von Weimar, und die erſte Zuſammenkunft dieſer in der Geſchichte des dreißigjährigen Krieges ſo berühmten Feldherren fand hier ſtatt. — Der König ahnete wohl nicht in dieſem jungen Fürſten mit ſo anſpruchloſem Aeußern, mit ſo einfachem Benehmen, ſeinen gelehrigſten Schüler, den größten deutſchen Feldherrn ſeiner Zeit, vor ſich zu ſehen; Herzog Bernhard wohl nicht, daß er in ſo kurzer Zeit im Heere den Mann erſetzen müſſe, vor deſſen Geiſt er ſich tief beugend ehrfurchtvoll ſtand. — In dieſer erſten Unterredung leuchtete dem Könige ſchon der hohe Sinn des Sachſenfürſten entgegen, von dieſem Augenblicke an ſchenkte er ihm ſein Vertrauen; er glaubte in ihm Erſatz für den gebliebenen Pfalzgrafen gefunden zu haben.

Als der Herzog den König verlaſſen und in ſein Quartier getreten war, erwartete ihn der alte Offizier, welchem der Pfalzgraf an der Elbfähre

Klarä übergeben hatte. Gnädiger Herr! — begann dieſer, ſich dem Herzoge nahend, — ich bin ein alter Diener des Pfalzgrafen von Lautereck und meinem jungen Herrn zum ſchwediſchen Heere gefolgt. Geſtern übergab er mir eine Jungfrau, die ich hierher geleiten ſollte. Der Tod hat dem Vaterlande einen heldenmüthigen Vertheidiger, mir einen gütigen Herrn, der Unglücklichen ihren Beſchützer geraubt. Tretet in ſeine Rechte, kämpft, gleich ihm, für unſer liebes Deutſchland, nehmt Euch einer verlaſſenen Waiſe an, die ich alter Mann in dieſen Kriegstrubeln nicht zu ſchützen vermöchte, und verzeiht, daß ich mich deshalb an Euch wende.

Ohne ſich zu bedenken, erwiederte Herzog Bernhard: Gern will ich das Mädchen ſchützen, ſo viel ich vermag, hoffe mit Freuden auf der Bahn der Ehre zu wandeln, die mein Vetter von der Pfalz ſo früh verlaſſen mußte, und glaubt Ihr in mir einen gütigen Herrn wiederzufinden, ſo ſeyd mir willkommen.

Der Alte beugte ſein ſchneegelocktes Haupt vor dem edlen Fürſten. Im Namen des deutſchen Vaterlandes nehme ich freudigen Herzens die Verſicherung von Euch an, daß Ihr, als einer ſeiner edelſten Söhne, für das bedrängte kämpfen und, wenn es ſeyn muß, ſterben wollt. Aber was mich betrifft, gnädiger Herr, — ſagte der alte Mann mit zitternder Stimme — ſo muß ich Euch für Eure Gnade danken; weiß ſind meine Locken, zitternd die Hand. Ich tauge nicht mehr für das Leben, und was mich noch an daſſelbe band, zerriß dieſe Unglücksnacht. Mir bleibt nichts zu thun übrig, als mit dem Sarge meines Herrn heimwärts zu ziehen, ihn in die Gruft ſeiner Väter zu ſenken, und dann den Herrn des Himmels und der Erde zu bitten, mich bald und ſanft in des Todes enge Wohnung zu betten. Euch aber gebe er Glück und Segen, laſſe Euch unſern Glaubensbrüdern vorangehen, wie ein Stern in ſturmvoller Nacht dem hülfloſen Wanderer, umgürte Euch mit dem Schwerte der Freiheit, ſtärke in Euerm Herzen den deutſchen ritterlichen Muth, und laſſe Euch ein Beiſpiel werden den deutſchen Fürſten, die, ihrer Ahnen, ihres Berufes vergeſſend, ſich muthlos die Feſſeln von des Kaiſers und der Liga Feldoberſten anlegen laſſen, und ohne Widerſtand die Tyrannei erdulden. Amen! —

Und nun lebt wohl, gnädiger Herr, — fuhr er, ſich ehrerbietig neigend, nach kurzem Schweigen fort, — vergebt dem alten Manne, daß ſeine Lebensflamme noch einmal vor Euch aufflackerte, und laßt mich jemand begleiten, dem ich das Mädchen übergeben kann, denn fortan darf ich dem Todten nur leben!

Der Herzog reichte ihm die Hand, welche der Alte treuherzig ſchüttelte, und befahl einem Offizier, ihm zu folgen.

Der Alte zog mit ſeinem Begleiter ſchweigend über die Straßen und trat in die Wohnung ein, welche für den Pfalzgrafen beſtimmt geweſen war. Die Thür eines hochgewölbten Zimmers öffnete ſich. Hier lag der Pfalzgraf, mehrere ſeiner Offiziere ſtanden um den Todten. Freundlich ſchien er hinübergegangen zu ſeyn, und der Tod ſelbſt im Kampfgewühle ihm nicht den letzten Augenblick des Lebens umdüſtert zu haben; einen Eichenkranz um die Stirn gewunden, lag er in einfacher Reitertracht da, ſein treues Schwert ihm zur Seite. — Seht! — ſagte der Alte, den die Anweſenden ehrerbietig grüßten, — ſeht den jungen Löwen, in der Mitte ſeiner Siegerbahn traf ihn ein feindliches Geſchoß! Sein Auge glüht nicht mehr vor Muth, ſeine Fauſt faßt nicht mehr das Schwert, ſein Mund lächelt nicht mehr im Sturme der Gefahren; die Jugend ſank, und das Alter ſteht jammernd, den Todten zu beweinen. Er war mir ein gütiger Herr, denen, die um ſeinen Leichnam trauernd ſtehen, ein Vater, ein Freund, ein muthiger Führer! — Dieß ſagend, beugte er ſich über den Entſchlafenen, küßte ſeine Hand, und eine Thräne träufelte nieder. — Nun kommt, werther Herr! — ſagte er, ſich erhebend, — kommt, dem alten Manne wird es hier ſo wehmüthig, kommt hinauf!

Der weimariſche Offizier folgte dem Alten; auch ihn hatte der Anblick des jungen Pfalzgrafen erſchüttert und an ſo manches Trübe ſeines Lebens erinnert, ſo ſchritt er die breite Treppe hinauf. Als ſie oben waren, wandte ſich der Alte nach ſeinem Begleiter: Ehe ich Euch das Mädchen übergebe, — ſagte er mit feierlichem Tone — fordere ich auch von Euch ein Verſprechen. Ich ehre Euern Herrn. Die Kunde verbreitete nur Edles von Bernhard von Weimar, deßhalb wendete ich mich an ihn; aber auch er kann fallen durch das Geſchoß des Todes, ſinken durch die Pfeile irdiſcher Luſt. Gebt mir das Verſprechen, das Mädchen gegen Jedermann zu ſchützen, ſelbſt gegen Euern Herrn, wenn ſie Eures Schutzes bedürfte. — Der Offizier zögerte einen Augenblick. — Verſprecht es mir, Herr, ſchlagt mir heute dieſe Bitte nicht ab; heute ſieht mein feuchtes Auge ſo trübe in die Zukunft, daß Ihr dem alten Manne einen grundloſen Zweifel wohl verzeihen könnt.

Ich verſpreche Euch, nach Kräften die Unglückliche zu ſchützen! — ſagte der Offizier, ihm die Hand reichend.

Nun, ſo kommt! — rief der Alte und öffnete die Thür.

Als ſie eintraten, ſtand Klara auf und ging ihnen entgegen, hielt jedoch plötzlich an und ſtammelte einige leiſe Worte. Kennt Ihr die Jungfrau, Kamerad? — fragte der alte Pfälzer — Sie erröthet, auch Ihr ſeyd betroffen.

Klara, die ſich früher faßte als Hohendorf, — denn er war es, den der Herzog zu ihrem Empfange geſchickt hatte, — erwiederte, immer noch verlegen: Ich kenne ihn, Herr!

So iſt meine Gegenwart hier überflüſſig! — meinte der Alte, verneigte ſich freundlich gegen Klara, und: Ich erinnere Euch an Euer gegebenes Wort! zu Hohendorf ſagend, verließ er das Zimmer.

Beide ſtanden ſich nun ſchweigend gegenüber, beider Augen trafen ſich nur zuweilen, und wenn Klara's Auge auf Hohendorf ruhte, war es ihr, als ſey der Geliebte aus dem Grabe geſtiegen und ſtehe vor ihr; ein Schauder durchrieſelte ſie. Als aber Hohendorf mit ſanfter, freundlicher Stimme fragte: Iſt es Euch gefällig, mir zu folgen, Klara? Da ſagte ihr dieſer Ton, der ſo lebendig zum Herzen ſprach, wohl, daß es das warme Leben ſey, das zu ihr ſpräche, nicht ein dem Grabe Entſtiegener.

Wohin wollt Ihr mich führen, Herr? — fragte ſie.

Zu meinem Herrn von Weimar! — erwiederte Hohendorf.

Und was ſoll ich da?

Schutz finden, den Ihr wohl bedürft, holde Jungfrau. Folgt mir deshalb getroſt; Herzog Bernhard iſt ein edler Fürſt, und ich bin überdieß zu Euerm Schutze verpflichtet.

Klara folgte ihm mit ſonderbar ahnendem Gefühle. Es war ihr, als führe das Schickſal ihr dieſen Mann in der Geſtalt ihres Geliebten überall entgegen, als rufe es ihr in jedem Tone ſeiner Stimme zu: Ich bin Dir nicht genommen, Geliebte, ich bin es noch, den Du verloren glaubteſt! — Ihm war die bleiche, ſchöne Geſtalt des Mädchens ein Engel des Lichtes, der ihm zum erſten Male die Pforten eines Lebens öffnete, das ohne ſie ihm vielleicht unbekannt geblieben wäre, die Pforten eines Lebens voll Ahnung und Wonne.

Als ſie bei dem Herzoge eintraten, ſchien dieſer bei dem Anblicke des ſonderbaren Mädchens erſtaunt. Dieſe Lilienbläſſe, dieſe feurigen, dunkeln Augen, dieß ausdruckvolle Geſicht, das, obgleich der Tod es angehaucht zu haben ſchien, dennoch in Jugendſchönheit erglänzte, das ſittſam Jungfräuliche dieſer hohen Geſtalt, und doch das Feſte in Gang und Ausdruck, das hatte er noch nicht ſo vereint geſehen. Er näherte ſich ihr freundlich und ſagte: Ihr ſeyd mir durch einen alten Diener des gebliebenen Pfalzgrafen übergeben; ſagt, was ich für Euch thun kann.

Uebergebt mich einer weiblichen Hand, einem weiblichen Herzen, das mit mir und meinem

Trübſinne Geduld hat. Ich bin eine Waiſe, habe nicht Heimath, nicht Obdach, niemand, an den mich die Bande des Blutes ketten; ich ſtehe allein, nur in Gottes Hand!

Der Herzog bedachte ſich einen Augenblick, dann fragte er das Mädchen, welches, mit thränenſchwerem Auge gen Himmel blickend, ſein Schickſal mit Ergebung aus ſeinem Munde zu erwarten ſchien: Wollt Ihr nach Weimar zu meines Bruders edler Gattin?

Wohin es Euch beliebt, — erwiederte ſie — wohin es mir Zucht und Ehre erlaubt.

Wünſcht Ihr vielleicht zurück nach Olvenſtädt? unterbrach ſie Hohendorf.

Das Amthaus liegt in Aſche, aber zu Hedwig, zu Anna möchte ich doch gern zurück; auch ſie traf das Unglück und öffnete ihr Herz dem Mitgefühle.

Liegt das Amthaus in Aſche, — meinte Hohendorf — ſo werdet Ihr ſie wohl ſchwerlich dort noch finden.

Ja, ja, — ſagte ſie, ſich einen Augenblick bedenkend, — ſie werden nach Halberſtadt gezogen ſeyn.

Dorthin kann ich Euch nicht bringen laſſen, — meinte der Herzog — deshalb geht nach Weimar, und ſeyd überzeugt, daß Ihr dort Herzen finden werdet, welche dem Mitgefühle geöffnet ſind. Hohendorf, der überdieß dahin müßte, mag Euch begleiten.

Er! — rief Klara erſchrocken, und ihr Auge ſah ſchüchtern auf Hohendorf. — Nein, gnädiger Herr! nicht er, nicht dieſer Mann!

Und warum nicht? — fragte der Herzog — Ich wüßte Euch keinem ſittlichern, keinem edleren Manne anzuvertrauen.

Wodurch habe ich das verdient, Klara? fragte Hohendorf.

Verzeiht, — ſagte das Mädchen, ſchlug ſchüchtern die Augen nieder, blickte jedoch plötzlich nach ihm und begann zu zittern, als ſchüttle ſie Fieberfroſt, — verzeiht, gnädiger Herr! ich füge mich in Euern Willen, er mag mich begleiten.

Der Herzog ſah verwundert auf das ſonderbare Mädchen, das, wie ihm ſchien, von ſtreitenden Gefühlen bewegt wurde; dann befahl er Hohendorf, eine ehrbare Frau zu Klara's Begleitung aufzuſuchen und mit der Abreiſe zu eilen, da er dem Könige noch heute nach Werben folgen müſſe. Er verließ das Zimmer; Klara folgte Hohendorf, der noch an dieſem Abende mit ihr bei Arneburg über die Elbe ſetzte.

8.

Unterdeſſen war La Croix zu dem Oberſten Baudiſſin gegangen, den Ausgang des nächtlichen Unternehmens zu erfahren. Er fand dieſen im Begriffe zu ihm zu gehen, um ihm, auf Befehl des Königs, hundert Goldgulden einzuhändigen. La Croix nahm ſie ohne Bedenken an, und bat Baudiſſin, außer dieſer Belohnung ihm einen der Gefangenen des Holkiſchen Regimentes zu überlaſſen, damit er ihn an den Generalwachtmeiſter zurückſchicken könne. Baudiſſin erhielt hierzu die Erlaubniß des Königs, und nach einer Stunde übergab er dem Hauptmann einen leicht verwundeten Reiter, welchen dieſer mit einem Schreiben an Holk zurückſandte, das jedoch auf ausdrücklichen Befehl des Königs, welcher La Croix nicht traute, von Baudiſſin geöffnet wurde.

Der Oberſt, nachdem er es geleſen, ſchickte den Reiter fort, und dieſer traf noch am nämlichen Tage bei Holk in Lüderitz ein.

Pappenheim war mit ſeinen Küraſſieren bis Lüderitz vorgerückt und dort zu Holk geſtoßen. Beide hatten ſich mit einander verſtändigt, denn ſchon am Abend vorher, wo der Generalwachtmeiſter in Angern eingerückt war, hatte Pappenheim, auf die Nachricht, der König von Schweden ſey mit einer bedeutenden Heeresmacht bei Arneburg eingetroffen, abſichtlich ſeine Küraſſiere von Bellingen und Schwarzloſen nach der Ohre, in die ihnen von Tilly angewieſenen Quartiere zurückgezogen, damit der König ungehindert weiter vordringen und Tilly deſto eher zur Schlacht gezwungen werden möchte. Eben als Pappenheim die ihm unangenehme Nachricht erhielt, daß die Schweden im Zurückzuge nach Werben begriffen ſeyen, trat der entlaſſene Gefangene ein und überbrachte ſeinem Generale das Schreiben La Croix's.

Während Pappenheim den Reiter über das, was derſelbe von dem Gefechte und den Schweden wiſſen konnte, ausfragte, erbrach Holk den Brief und las:

„Mein tapferer General!

Ich bitte Euch bei Durchleſung dieſes, der Schanze am Kreuzhorſt freundlichſt zu gedenken. Das Gefecht dieſer Nacht iſt die Revange. — Der liſtige Holk, der in ſeiner Fahne die Schlange und das Schwert führt, rannte wie ein Schulknabe in die Falle, die Schlange vergaß ihre Liſt und Klugheit, das Schwert entſank ihm, die Fahne mit ihrem ſtolzen Sinnbilde fiel dem Feinde in die Hand; ſein Kriegsruhm ſank mit ihr. Schade, daß Euer Tigerroß ſo flüchtig war und ich nicht ganz Gleiches mit Gleichem vergelten konnte. — Aber La Croix's Rache ſchlummert nicht. — Wir ſehen uns wieder, tapferer Holk!"

Burſche! — rief dieſer zähneknirſchend und warf das Papier auf den Tiſch — Sehen wir uns je wieder, ſo faſſe ich Dich, und ſollte ich Dich aus der Mitte der feindlichen Reiter herausreißen; aber dann, ſo wahr mich Gott bei meinem Glauben erhalten mag, ſo wahr hängſt Du am nächſten Baume!

Pappenheim hatte unterdeſſen den Brief vom Tiſche genommen und ihn geleſen.

Ha!

Ha! — rief er lächelnd — auch an mich einen Gruß, den Ihr zu beſtellen vergeſſen habt. Iſt Euch die Nachſchrift entgangen, ſo leſ't!

Holk nahm mit Widerwillen den Brief noch einmal und las:

„Auch erſuche ich Euch, den Grafen von Pappenheim von mir zu grüßen, und ihn wiſſen zu laſſen, daß der Schlag ſeines Handſchuhes ſo lange in meinem Antlitze brennen wird, bis ſein Blut meinen Schmerz gekühlt hat.“

Pappenheim lächelte verächtlich, als Holk dieß las, aber nach und nach ward ſein Geſicht ernſter.

Einen Reitertodt ſcheue ich nicht, — ſagte er düſter — aber durch ſolch' Elenden meuchelmörderiſch zu fallen, wäre doch ein ſchimpfliches Ende.

Hört, werther Graf! — begann jetzt Holk, nachdem er einige Male im Zimmer auf und ab gegangen, hierbei mit der Hand mehrere Male durch ſein ſtruppiges Haar gefahren war, wie er wohl zu thun pflegte, wenn er über etwas nachdachte. — Hört, ſo ganz ungeſtraft müßt Ihr den frechen Burſchen nicht laſſen! Schickt einen Parlementair zu den Schweden, laßt ihn zurückfordern; gebt ihm allerlei Schuld, Untreue, Raub, Mord, was es ſey. Ihr könnt dreiſt dem Schurken jede Schandthat aufbürden, und Ihr thut ihm nicht Unrecht. — Schicken ſie ihn zurück, was ich doch faſt bezweifle, ſo laßt ihn hängen; geben ſie ihm Schutz, ſo lernen ſie ihn deſto eher kennen, und jede Laufbahn iſt ihm dort verſchloſſen. Ungeſtraft laßt es dem Schurken nicht hingehen.

Nein, Holk! — erwiederte Pappenheim mit Würde — Auf ſolchem Wege mag ich nicht meinen Zweck erreichen. Unredlich mag ich ſelbſt nicht gegen einen Verworfenen handeln. So wie ich die Schweden kenne, wird er auch ohne dieß dort ſein Glück nicht machen, Guſtav Adolph verlangt Muth und einen geraden Sinn; beides fehlt ihm. Meiner Rache iſt er zu klein, nur dem Geſetze ſey er verfallen!

Und denkt Ihr nicht daran, wie ſehr uns dieſer Liſtige ſchaden kann? Kennt er nicht alles in unſerm Heere genau; habt Ihr ihm nicht Euer beſonderes Zutrauen geſchenkt?

Leider! — ſagte Pappenheim — ich legte zu viel Werth auf ſeinen Verſtand und ſeine Brauchbarkeit.

Nun, ſo laßt mich machen. Das Gefecht bei Angern ſoll er mir bezahlen, oder ich will ein Karthäuſer werden! rief Holk.

Noch am nämlichen Abende ſchickte er einen Bauer in das ſchwediſche Lager, an La Croix. Eine dem Landmanne bedeutende Summe wurde ihm ſogleich ausgezahlt, eben ſo viel bei ſeiner Rückkehr verſprochen, wenn er den Brief in des Hauptmanns Hände liefern würde. Man hatte hierzu einen recht eifrigen Lutheraner ausgeforſcht, von dem man überzeugt ſeyn konnte, er hänge ſeinen Glaubensbrüdern ſo ſehr an, daß man bei ihm des Verrathes gewiß ſey. — Der Brief, den er überbrachte, lautete:

„Werther Hauptmann La Croix!

So liſtig Ihr ſonſt zu ſeyn ſcheint, habt Ihr dießmal die Sache dumm eingeleitet. Konntet Ihr den Angriff nicht bis zum andern Tage verſchieben, wo Ihr wußtet, daß ſämmtliche Reiterei bei Wendorf eingetroffen war, ſo hättet Ihr die ganze Sache unterlaſſen und mich wenigſtens benachrichtigen ſollen, daß die Schweden in Bellingen ſtünden. Pappenheim iſt ungehalten auf Euch, denn die dumme Affaire hat uns an 900 Mann gekoſtet; macht es daher nur bald wieder gut, gebt uns durch den Ueberbringer dieſes, wenn Ihr ſchon in Werben ſeyd, detaillirte Nachrichten über die dortigen Verſchanzungen, den Stand der Armeen, und vergeßt den Hauptzweck Eurer Sendung nicht.

In einigen Tagen rückt Fürſtenberg mit 10,000 Mann des italiäniſchen Heeres in Magdeburg ein, dann geht der Tanz los.

Holk."

Wie dieſer erwartete, geſchah es. Der Landmann traf Baudiſſin mit der Nachhut der Schweden noch in Stendal, übergab ihm den Brief, und dieſer ſchickte ihn ſogleich zum Könige.

Guſtav Adolph lächelte. — Hätte ich dem Niederländer nicht ſchon früher mistraut, wie ich überhaupt die Verräther nicht liebe, — ſagte er nach Durchleſung des Schreibens — ſo würde mich dieſer Brief nicht an ihm irre gemacht haben. Die Falle iſt zu plump, aber Vorſicht iſt doch nöthig. Laßt den Bauer den Brief an den Hauptmann La Croix übergeben; man beobachte ihn genau, antwortet er, ſo wird die Antwort ſeine Geſinnungen verrathen; auf jeden Fall bleibe er in ſtrenger Aufſicht, und ſobald wir ſeiner nicht mehr hier bedürfen, muß er entfernt werden!

La Croix erhielt den Brief, er antwortete nicht; doch fühlte er bald, daß im ſchwediſchen Lager ſein Glück nicht blühe, ihm entging nicht, wie wenig man ihm traue, und wie man ihn, nachdem er alle Nachrichten über Tilly und das kaiſerliche Heer gegeben hatte, als unnütz bei Seite ſetzte und bewachte.

9.

Die Schweden, Tag und Nacht an dem verſchanzten Lager bei Werben arbeitend, hatten es beendet, als Tilly über Arneburg davorrückte. Sie waren ohne Gefecht dahin zurückgegangen und erwarteten hier den Angriff des kaiſerlichen Heeres.

Tilly ſuchte durch einzelne vorgeſchobene Heerabtheilungen die Schweden aus ihren Schanzen hervorzulocken, — es glückte ihm nicht. Er rückte nun mit dem ganzen Heere in Schlachtordnung vor, ließ 30 halbe Karthaunen auffahren und beſchoß damit das Lager, das er anzugreifen nicht für räthlich hielt. — Guſtav Adolph ließ nur die

Redouten beſetzt und zog die übrigen Truppen in die Stadt, wo ſie dem Feuer des Geſchützes weniger ausgeſetzt waren, und erwartete, ſo vorbereitet, den Angriff, welcher aber unterblieb. Ein nächtliches Unternehmen Tilly's auf die Stadt Werben ſelbſt misglückte ganz und führte zu einem bedeutenden Gefechte, worin der Herzog Bernhard bei ſeiner erſten Waffenthat unter den Augen des Königs ſich beſonders auszeichnete. Die Kaiſerlichen verloren viel, und da es in ihrem Lager an Lebensmitteln zu mangeln begann, zog ſich Tilly über Arneburg nach Tangermünde zurück, in der Hoffnung, den König durch dieſe rückgängige Bewegung aus ſeiner feſten Stellung zu locken. Guſtav Adolph blieb aber unbeweglich hinter ſeinen Verſchanzungen ſtehen und betrieb unterdeſſen ſeine Unterhandlungen mit dem Kurfürſten von Sachſen, der ſich ihm immer mehr und mehr näherte, je größer die Gefahr für ihn und ſein Land wurde.

In dieſer Zeit verließ Herzog Bernhard von Weimar das Lager von Werben, mit dem Auftrage des Königs, mehrere Regimenter zur Unterſtützung des Landgrafen von Heſſen zu werben, da Fürſtenberg mit dem kaiſerlichen Heere, Fugger mit den neugeworbenen ligiſtiſchen Regimentern in Heſſen eingerückt waren und den Landgrafen hart bedrängten. Auf Befehl des Königs, welcher La Croix von Tilly's Heer entfernen wollte, mußte dieſer dem Herzoge folgen.

Tilly, nachdem er mehrere Wochen unthätig bei Tangermünde geſtanden hatte, zog ſich über Magdeburg nach Eisleben zurück, um daſelbſt mit dem Grafen von Fürſtenberg ſich zu vereinigen, und ſchickte von hier den Generalwachtmeiſter Grafen von Gronsfeld ab, das Commando über die, unter Fugger zurückgebliebenen, ligiſtiſchen Truppen zu übernehmen. — Der König von Schweden verließ gleichfalls ſein Lager bei Werben und rückte gegen Wittenberg vor.

Während das kaiſerliche Heer erſt bei Wollmirſtädt, ſpäterhin bei Tangermünde, unthätig geſtanden, war Pappenheim einige Male mit Hohendorf in Olvenſtädt geweſen. Dieſer Beweis von Mitleid und Liebe hatte wohlthuend auf Anna gewirkt, die ſich jetzt wohl ſagen konnte, ihr ſey ein Platz in Pappenheim's Herzen geworden. Hohendorf's Verhältniß zu Hedwig ward immer inniger, immer herzlicher, und die Erinnerung an Moritz Trausdorf trübte nur leicht noch die frohen Tage der erſten glühenden Liebe.

Als aber Pappenheim bei dem Zuge nach Eisleben in Olvenſtädt noch einmal einſprach, wo er Anna geneſen fand, als er hier die Familie innig bat, aufzubrechen und nach Halberſtadt zu ziehen, und der Gedanke an eine lange Trennung, an Tage voll Furcht und Sorge vor ſie traten, da war der heitere Blick Hedwigs getrübt, der Muth Anna's gebeugt. Selbſt die Alten waren tief bewegt; es war ihnen ſo weh, von dem heimathlichen Boden zu ſcheiden, der Gedanke ihnen ſo ſchmerzlich, daß vielleicht ihre Gegenwart die Urſache ſey, weshalb Hedwig und Hohendorf ihr Glück verzögerten. Sie baten daher in Pappenheim's Gegenwart Beide, nicht dem Zufalle, nicht der Zeit ihr Schickſal zu übergeben, ſondern es jetzt feſt und unauflösbar zu knüpfen. Der Alte bat Hohendorf, Hedwig auf die Burg ſeiner Väter zu führen und dort in ſtiller Häuslichkeit ein Glück zu genießen, dem er hier entſagen müſſe. Aber des Alten Bitten, Pappenheim's Zuſtimmung, ſelbſt Hedwigs liebevoller Blick, der ihn jetzt nicht mehr an ſeinem Glücke zweifeln ließ, konnten ihn nicht bewegen, es zu beſchleunigen.

Vater, — ſagte er zu dem alten Transdorf, der ihn bei Seite zog, um ihm noch einmal Vorſtellungen zu machen, — ſo lange meine Fauſt dieß Schwert führen kann, ſo lange die Pflicht mich an meinen Wohlthäter bindet und mich beſtimmt, ihm auf ſeiner Laufbahn zu folgen, halte ich es für Unrecht, Hedwigs Schickſal an das meinige zu knüpfen, und vielleicht die trauernde Witwe einer troſtloſen Zukunft zu überlaſſen. — Ueberdieß ſollte ich jetzt, wo die Schlacht ſo nahe iſt, meine Waffenbrüder verlaſſen und, von ihrer Verachtung gefolgt, mit meinem Weibe nach der Heimath ziehen? Nein, Vater Transdorf, das kann ich nicht, das wird Hedwig nicht wollen! Darf mein Schwert dereinſt in ſeiner Scheide ruhen, liebt ſie mich dann noch, und deſſen bin ich gewiß, dann will ich gern einer ſtillen Häuslichkeit mich erfreuen, und in dem engen Kreiſe der Meinen das wilde Kriegerleben vergeſſen, das mich überdieß nicht anſpricht.

Ich kann dem Krieger hierauf nichts erwiedern, — ſagte der Alte — aber, junger Mann, bedenkt, gar unheilbringend iſt die Zeit, die Freude folgt jetzt nur ſelten ihrem rauſchenden Fluge, und die Minute entführt, was wir uns für Jahre bauten. Ihr habt Euer Glück einer unſichern Hand vertrauet — Gott ſchütze Euch!

Während die Beiden vor dem ärmlichen Hüttchen auf und ab gingen, Hedwig, von einer drückenden Angſt getrieben, zu dem Grabe ihres Vaters gewallfahrtet war, und Kunigunde mit der Mutter abſichtlich ſich entfernt hatten, ſaß Pappenheim mit Anna in dem kleinen Stübchen allein. Eine leichte Röthe hatte wieder ihre bleichen Wangen umzogen, das Fieber noch nicht das Feuer ihrer Augen gelöſcht; Pappenheim ſah mit Wohlgefallen auf ſie, die vielleicht heute zum erſten Male den Blick vor ihm ſenkte.

Anna, — begann er, das Schweigen brechend, — ſagt mir in dieſer Stunde der Trennung, wenn Ihr einen Wunſch auf Euerm Herzen habt, ſagt ihn mir; ich möchte Euch ſo gern einen Beweis von meinem Wohlwollen geben!

Ich habe drei Wünſche in dieſer Bruſt verſchloſſen, — erwiederte ſie nach einigem Sinnen — von dieſen dreien könnt Ihr keinen befriedigen, es liegt außer Eurer Macht!

So theilt ſie mir wenigſtens mit; oft hält man für unerreichbar, was doch ſo nahe liegt.

Der Wunſch, der jetzt ſo oft in mir aufſtieg, — ſagte Anna, und die ſanfte Röthe ihrer Wangen ward glühend, — iſt, daß der Haß, der ſchaudervolle Abſcheu, den ich jedesmal empfinde, wenn ich Euch ſehe, verſchwinden und ſich — in zarte Neigung verwandeln möge! — ſetzte ſie ſtockend hinzu — Ueber meine Empfindungen bin ich nicht Herr, vielweniger Ihr! — Der zweite Wunſch, den ich ſorgſam nährte, wie eine Mutter ihr einziges, geliebtes Kind, der ſchon in mir aufſtieg, ehe ich Euch geſehen hatte, war — Eure Liebe zu gewinnen.

Anna! unterbrach ſie Pappenheim.

Laßt mich enden! — bat Anna, ihm in die Rede fallend. — Eure Liebe zu gewinnen — fuhr ſie fort — und Eure Hand. Auch dieß iſt unmöglich! — Den dritten könntet Ihr, könnte ch erfüllen — aber wir dürfen Beide nicht. Er tieg zum erſten Male in mir auf, als Ihr jenes niedergebrannte Haus verließet, der Schleier vor den Spiegel meines Lebens ſank und ich eine Unglückliche in mir erkannte. —

Und er wäre? fragte Pappenheim die Schweigende. —

Der Tod! — rief Anna, langſam ſich von ihrem Sitze erhebend. — Er würde Alles enden, würde die Flammen in dieſer Bruſt löſchen, das mahnende Gewiſſen in Grabesſchlummer lullen, und ſeinen grauen Flügel deckend über die Schande breiten. Deshalb ſeht Ihr wohl, Graf Pappenheim, mir iſt nicht zu helfen, wenn es Gott nicht thut! Seyd Ihr mir fern, ſo lockt mich Euer Bild und ich ſehne mich nach Euch; wird meine Sehnſucht geſtillt und Ihr tretet vor mich, ja wäre es mit dem mitleidigen, freundlichen Blicke wie jetzt, ſo iſt das Bild meines Traumes verwiſcht, der herzloſe, blutgierige Pappenheim, der Feind meines Glaubens, der Mörder meiner Ruhe ſteht vor mir, und die Liebe, dieſes unglückliche Kind meines Herzens, das nicht leben, nicht ſterben kann, hat nicht die Kraft, dieſes ſchauderhafte Bild zu entzaubern — nur erſt wenn Ihr wieder ferne ſeyd, ſchmückt Euch meine Phantaſie, dieſe Thörin, lieblich aus! — Ich bin meinem finſtern Schickſale verfallen, unwiederbringlich ihm verfallen! —

Und könnte — fiel ihr Pappenheim in die Rede — könnte meine Achtung —

Achtung? — unterbrach ſie ihn heftig — Gebt nicht dem Mitleide dieſen ehrwürdigen Namen, täuſcht Euch nicht ſelbſt! Was Ihr auch für mich fühlen möget, nennt es Achtung, nennt es Neigung, Liebe, es iſt und bleibt nur der Biſſen Brod, den Ihr in des Bettlers Säckel werft, ihn vom Hungertode zu retten; es iſt das Mitleid — dem Empfänger ſo drückend.

Pappenheim war in dieſem Augenblicke von des Mädchens Anblick, von ihrer Rede tief erſchüttert; das Wort, das er ſo lange in ſeinem Innern zurückgehalten, das Anna vielleicht beglückt hätte, ſchwebte ſchon auf ſeinen Lippen, als Hohendorf mit Hedwig eintrat, und die Andern ihnen folgten. Das Geſpräch, das vielleicht eine entſcheidende Richtung genommen hätte, war abgebrochen.

Hedwig und Hohendorf hatten ſich indeſſen ganz verſtändigt, hatten übereinſtimmend für ihr Glück einen ferneren Zeitpunkt beſtimmt, und nachdem der alte Transdorf Pappenheim um eine Begleitung nach Halberſtadt gebeten und ihn erſucht hatte, wo möglich Nachricht von Klara's Verſchwinden einzuziehen, nahete der Augenblick der Trennung. Dieſer Augenblick war innig, Hohendorf drückte Hedwig als ſeine Verlobte an das Herz; ſie duldete ſeine Umarmung, während Anna Pappenheim's dargereichte Hand nur zitternd ergriff, ſie jedoch ſchnell los ließ, da ſie ſich bei einem leiſen Drucke derſelben überraſchte. — Noch am nämlichen Tage zogen ſie nach Halberſtadt.

10.

Endlich hatte Tilly von Wien den Befehl erhalten, feindlich gegen Sachſen zu verfahren, wenn der Kurfürſt ſich nicht beſtimmt für den Kaiſer erkläre und ſein Heer mit dem kaiſerlichen gegen Schweden vereinige, oder es wenigſtens entließ. Der Feldzeugmeiſter von Schönburg, welchen Tilly deshalb zu dem Kurfürſten nach Dresden geſchickt hatte, nahm, die Verhältniſſe nicht berückſichtigend, einen ſo hohen Ton an, daß Johann Georg nach der Tafel, wo der Wein ihn vielleicht offener geſtimmt hatte, dem kaiſerlichen General geradezu erklärte, daß es ihm ſchiene, der Kaiſer habe ſich Sachſen zum Nachtiſche aufgeſpart; ſie ſollten jedoch nicht vergeſſen, daß es hiebei Nüſſe gäbe, die ſchwer aufzuknacken ſeyen. — Die Unterhandlung zerſchlug ſich.

Tilly, durch 15,000 Mann verſtärkt, die ihm Fürſtenberg bei Eisleben zugeführt hatte, war nach Halle aufgebrochen. Hier brachten ihm die Abgeordneten die beſtimmte Antwort des Kurfürſten; auch erhielt er hier die Nachricht, daß das ſächſiſche Heer von Leipzig, wo es ſich verſammelt hatte, nach Torgau gerückt ſey. Er beſchloß, da Altringer und Gronsfeld aus Heſſen im Anmarſche waren, Pappenheim mit ſeinem Corps, um den Schweden eine Diverſion zu machen, nach Mecklenburg zu ſchicken, wo die Schweden zur Belagerung von Roſtock und Wismar eingerückt waren. Als er jedoch bald hierauf die Nachricht erhielt, der König nahe ſich mit ſeinem Heere, als er nun die Vereinigung der Sachſen und Schweden nicht mehr hindern und ihrem Angriffe ausgeſetzt war, ehe Altringer zu ihm ſtoßen konnte, gab er ſeinen Plan auf, behielt Pappenheim zurück und gab ihm den Befehl, in das

Kurfürſtenthum einzurücken und es feindlich zu behandeln.

Pappenheim rückte hierauf nach Merſeburg und Weißenfels; ſein Fußvolk hauſ'te dort übler als je. Er ſelbſt, aufgebracht gegen Tilly, der, wie er wähnte, durch ſein Zögern die Vereinigung der Schweden und Sachſen möglich gemacht hatte, aufgebracht gegen Sachſen, das, ſeiner irrigen Meinung nach, ungehorſam gegen den Kaiſer, die härteſte Züchtigung verdiente, überdieß ſich jener Zeiten erinnernd, wo ſein Vorbild, Herzog Alba, an der Spitze von Karls des Fünften Heere, zur Schlacht von Mühlberg zog, und dieſem ſtets nachſtrebend, feuerte ſeine Soldaten eher noch zur Plünderung an, als daß er ſie durch Strenge von Ausſchweifungen zurück hielt. Weißenfels ward, trotz dem, daß es ohne Garniſon war, nichts zu ſeiner Vertheidigung gethan und 6000 Thaler zu ſeiner Rettung bezahlt hatte, völlig ausgeplündert, und eben ſo in Freiburg, Naumburg, Zeitz und Jena verfahren. Holk ſtand ihm treulich bei. Die aufkeimende Neigung hatte Pappenheim nicht menſchlicher gemacht.

Während die Pappenheimer das Land verwilſteten,

ſteten, war der Kurfürſt in nicht geringer Verlegenheit. Durch den Einfluß ſeines Oberhofpredigers Hoë von Hoënegg, dieſem Verbündeten der Jeſuiten, lange Zeit für den Kaiſer geſtimmt, und wenigſtens ganz von der Parthei der Proteſtanten abgezogen; durch des Generals Arnheim Vorſtellung, er müſſe ſich an die Spitze der Proteſtanten ſtellen, ein Platz, den ihm, ehe die Schweden nach Deutſchland kamen, niemand ſtreitig gemacht haben würde, war er mit Schweden auf einem nicht ganz freundſchaftlichen Fuße. Zwar war Arnheim, obgleich eiferſüchtig auf Guſtav Adolphs Ruhm und Einfluß, jetzt ſelbſt zu dem Könige gegangen und hatte, von den Umſtänden gezwungen, vielleicht auch durch Wallenſtein's Einfluß bewogen, ſeiner frühern Meinung entgegen, eine nähere Verbindung des Königs mit dem Kurfürſten zu bewirken geſucht; aber ſo ſehr auch Guſtav Adolph das Bündniß mit Sachſen wünſchte, kannte er doch zu ſehr den Einfluß des an die Jeſuiten verkauften ſächſiſchen Oberhofpredigers, kannte zu ſehr den Wankelmuth Johann Georgs, um ſich nicht ſicher zu ſtellen. Er ſchrieb dem Kurfürſten ſehr harte Bedingungen vor, welche dieſer, von den Umſtänden gedrängt, nicht allein annahm, ſondern dem Könige freiwillig auch noch mehrere Sicherheit bot, weshalb dieſer ihm die drückenden Bedingungen erließ und am 10. September das Bündniß mit Sachſen unterzeichnete. Am 13ten rückten die Schweden bei Wittenberg über die Elbe, und am Tage darauf fand die Vereinigung der beiden Heere ſtatt.

Tilly war unterdeſſen vor Leipzig gerückt, welches ſich, nach unnützer Verbrennung der Vorſtädte und nach einem kurzen Widerſtande, am 16ten September ergab. Die Pleißenburg blieb aber noch von den Sachſen beſetzt, weshalb auch Tilly ſein Hauptquartier nicht in der Stadt ſelbſt nahm. Am nämlichen Tage erfuhr er die Vereinigung der feindlichen Heere und ihren Anmarſch. Er nahm ſogleich eine Stellung zwiſchen Eutritſch und Möckern, und berief in dem einzigen noch ſtehen gebliebenen Hauſe der Halle'ſchen Vorſtadt, das er zu ſeinem Quartiere erwählt hatte, den ſo berühmten Kriegsrath, deſſen Beſchluß die Glaubensfreiheit Deutſchlands entſchied.

Alle Generale, alle Kriegesoberſten verſammelten ſich am Spätabende des 16ten Septembers in dieſem, durch den hier gefaßten Entſchluß ſo wichtigen Häuschen. Tilly ſah ſich hier nicht mehr von ſeinen alten Kriegsgefährten umgeben, nur wenige von ihnen fand er um ſich. — Was Fürſtenberg mit dem italiſchen Heere ihm zugeführt hatte, war ihm fremd; die kaiſerlichen Offiziere, die ſeit ſeiner Ernennung zum Generaliſſimus ſchon unter ihm gedient hatten, ihm noch nicht befreundet, durch keinen Sieg an ſeinen Ruhm, durch keine Verbindlichkeit an ſein Intereſſe gekettet, und von ſeinen alten Gefährten fehlten die ihm ergebenſten, der Graf von Mannsfeld und Gronsfeld. Er ſah nur Pappenheim, Erwitte, den Herzog von Holſtein und die Oberſten der alten ligiſtiſchen Regimenter, und ſelbſt dieſe waren, außer dem Herzoge, mehr dem feurigen Pappenheim, als ihm ergeben. Dieß wußte er; eben ſo kannte er auch die Zuſammenkunft der Oberſten, die am Nachmittage bei Pappenheim ſtattgefunden hatte.

Wenn auch nicht durch dieſe Umſtände entmuthigt, fühlte er doch das gewohnte Vertrauen von ſich gewichen, mit welchem er ſonſt den Befehl und die Diſpoſition zu den Schlachten gegen

Mannsfeld, den Markgrafen von Baden, Chriſtian von Braunſchweig und den König von Dänemark gegeben hatte. Wie ein Todesengel ſchwebte der weinende Genius Magdeburgs, dieſer jungfräulichen, nun eingeäſcherten Stadt, vor ihm. Den glänzenden Stern, der ihm ſonſt geleuchtet, glaubte er verſchwunden. Nicht Furcht vor dem hohen Kriegertalente ſeines Gegners, nicht Scheu vor der gerühmten Taktik der ſchwediſchen Truppen, nicht Beſorgniß, die erkämpften Lorbeern zu verlieren, auch nicht der Tribut des Alters war es, was dieſem ſieggewohnten Greiſe die Stirn faltete, das blitzende Feuerauge trübte. Die ſiegverkündende Stimme in ſeinem Innern ſchwieg, der Genius, der auf ſeiner Siegerbahn ihm ſonſt vorangeſchritten, leuchtete ihm nicht mehr, den Lorbeerkranz in der einen, die Tuba in der andern Hand. Fakkeln ſchwingend, wie die Wallonen ſie nach Magdeburg ſchleuderten, trat er vor ihn, und die ſchöne Himmelsgeſtalt, ſonſt dem Glauben zur Seite, ſchritt heute als furchtbare Nemeſis ernſten Antlitzes vor ihm her.

Als die Generale und Oberſten verſammelt waren und er ſich umſchaute, fand er nicht den Ausdruck des Vertrauens auf allen Geſichtern, hörte er nicht den freudigen Willkommen, mit welchem ſonſt die Kriegsoberſten bei ſolchen Gelegenheiten den ſieggewohnten Helden begrüßten; doch eben dieſe Kälte, dieſer Mangel an Vertrauen, den er erblickte, ſtählten ſein eigenes, das ſeine düſtern Gedanken, jene drohenden Viſionen ihm beinahe ganz genommen hatten, und mit der Würde, welche trotz ſeiner kleinen Geſtalt auf den ausdrucksvollen Zügen ſeines Geſichtes lag, hieß er die Feldherren den Kreis um ſich ſchließen, und begann: —

Die Schweden, mit den Sachſen vereint, ſind im Anmarſche, jenſeit des Loberbaches ſtehen ihre Poſten. Sie kommen, uns die Schlacht anzubieten. — Sie wird entſcheiden, ob Deutſchland dem Kaiſer, ſeinem Herrn, gehorchen wird, oder ob im unglücklichſten Falle, wovor uns der gerechte Gott bewahren möge, noch mehrere Tage des Sieges vonnöthen ſind, die widerſpenſtigen Fürſten zum Gehorſame zurückzuführen, den Schwedenkönig, dieſen kühnen Vertheidiger der Irrlehre, über die Oſtſee nach ſeinen Schneegefilden zurückzuſchicken, und die Glorie des wahren Glaubens über alle deutſche Fluren leuchten zu laſſen.

Die Würfel mögen fallen wie ſie wollen, ſo iſt der nächſte Schlachttag ein entſcheidender, verhängnißvoller Tag, wichtig in ſeinen Folgen, ſegen- oder unheilbringend dem Reiche und dem katholiſchen Glauben. Das vereinte Heer des Kaiſers und der Liga, welches ich hier unter meinem Befehle verſammelt habe, iſt muthig, in ſchlagfertigem Stande und bereit zum härteſten Kampfe; ich könnte wohl an deſſen Spitze den Sieg erwarten. Aber 20,000 Mann unter Altringer und Gronsfeld ziehen zu uns heran; ſchon müſſen ſie Erfurt erreicht haben. Deshalb iſt meine Meinung, die Schlacht jetzt zu vermeiden, bis wir uns mit ihnen vereinigt und dann durch die Uebermacht des glänzendſten Sieges gewiß ſind.

Ein Gemurmel unterbrach die Rede des Feldherrn, deſſen Auge zornig auf Holk blickte, welcher mit Iſolani und mehreren kaiſerlichen Oberſten bei den letzten Worten Tilly's zuſammengetreten war.

Mir liegt es ob — fuhr er fort, während in einer kurzen Pauſe ſein feuriges Auge im Kreiſe umhergeſchaut und das Gemurmel aufgehört hatte, — mir liegt es ob, meinen Blick auf das Ganze zu richten und nicht kleinliche Rückſichten zu beachten, die ein Feldherr, in den Waffen ergraut, gleichgültig an ſich vorübergehen laſſen darf. Eine gewonnene Schlacht in dieſem Augenblicke, unter dieſen Umſtänden, befeſtigt zwar das herrlich aufgeführte Gebäude des Glaubens, mit einer verlorenen aber ſtürzt es zuſammen, und der Geiſt der Empörung, der die ketzeriſchen Fürſten und Völker noch nicht verließ, erhebt von neuem ſein Haupt.

Holk wurde bei dieſen Worten unruhig, ſeine Mienen drückten ſichtlich Unzufriedenheit aus, er war im Begriffe zu reden. Tilly, welcher beſonders ihn, Pappenheim und Iſolani im Auge behielt, bemerkte es, brach ſchnell ſeine Rede ab und trat auf ihn zu.

Herr Generalwachtmeiſter! — ſagte er mit ruhigem, aber feſtem Tone — Ihr ſcheint in Eurer Meinung nicht mit mir übereinzuſtimmen, wenigſtens ſagten dieß Eure Mienen und Bewegungen, die Ihr wohl nicht ganz in Eurer Gewalt habt.

Generallieutnant! — erwiederte Holk mit der ihm eigenthümlichen Freimüthigkeit und ohne ſich von Tilly's Ernſt ſchrecken zu laſſen — Ich danke Euch, daß Ihr dem Soldaten Gelegenheit gebt, ſeine Meinung zu ſagen, welche Dienſtpflicht vielleicht in ſeinem Innern verſchloſſen hätte. Was hat die Religion mit der bevorſtehenden Schlacht zu thun? Was ſoll ſie überhaupt in dieſem Kriege? Meint Ihr, des Glaubens wegen führe der Kaiſer Krieg? Der Unterjochung Deutſchlands gilt es; dieß iſt das Ziel, wonach wir uns, aus ſo manchen Wunden blutend, wie die Thoren treiben laſſen.

Generalwachtmeiſter Holk! — unterbrach ihn Tilly, faſt aus dem Gleichgewichte der Ruhe gebracht, — vergeßt nicht, wo und vor wem Ihr ſprecht.

Ihr habt mich aufgefordert zu reden, Graf Tilly, ſonſt hätte ich geſchwiegen! — erwiederte Holk — Deshalb nur noch dieß. — Ich und ſo mancher brave Krieger in dieſer Verſammlung ſind, wie Ihr es zu nennen beliebt, Ketzer. Wollt Ihr unſern Arm, ſo ſchont unſern Glauben; würdigt den Soldaten nach ſeinen Thaten, nicht nach ſeiner Meinung!

Er trat in den Kreis zurück, aus dem ihn ſeine Lebhaftigkeit geführt hatte. Auch Tilly trat wieder an den Tiſch, an den er ſich während ſeiner Rede gelehnt, ſtrich einige Male ſeinen grauen Zwickelbart und fuhr, ſich an die Verſammlung wendend, fort: —

Die kleine Unterbrechung mag Euch, meine Kriegsgefährten, zeigen, daß meine Beſorgniß nicht ganz ohne Grund iſt, da ſelbſt ein ſo braver Krieger, ein ſo treuer Diener ſeines Herrn, des Kaiſers, wie Generalwachtmeiſter Holk, ſeine Glaubensmeinung ſo hoch ſtellt, daß er ſie in dem verſammelten Kriegesrathe zu vertheidigen ſich berechtigt glaubt. Ich erſuche Euch daher, — fuhr er ſchnell einlenkend fort, da mancher unter den Anweſenden unruhig zu werden begann, — reiflich über das, was ich Euch ſagte, als Feldherren, nicht als Soldaten, nachzudenken, und ja zu beachten, daß wir Männer ſind, welche unbeſiegt von dem Kriegsruhme überall begleitet wurden, nicht Jünglinge, die mit tollem Muthe nach dem Lorbeer ſtürmen, da ſie nur zu gewinnen, nicht zu verlieren haben.

Er ſchwieg, kein Laut ſtörte die Stille der Verſammlung, es war, als ob das Schickſal ſelbſt, das die Würfel über Deutſchland rollte, mit dem verhängnißvollen Wurfe zögerte.

Jetzt trat Pappenheim vor; majeſtätiſch ſtand er in der Mitte dieſer Heldenſchaar, auf ſeinem Antlitze ſtrahlte Würde und Kraft, in ſeiner Haltung lag eine an ihm ungewohnte Ruhe. Das Auge, dem auch das Unſichtbare unverſchleiert geweſen wäre, hätte Deutſchlands Genius erblicken können, wie er die zerbrochene Feſſel in ſeiner Linken, den Kelch des freien Glaubens in der Rechten, über dem kühnen Pappenheim ſchwebend aufjauchzte, als er bei deſſen Worten die Stunde ſeiner Freiheit ſchlagen hörte.

Generaliſſimus! — begann Pappenheim — Seit Magdeburgs Eroberung — vier Monde ſind ſchon ſeitdem vergangen — ſind wir unthätig hin und her gezogen, keine Waffenthat hat uns begleitet; des Kaiſers, der Liga ſieggewohntes Heer hat die Erwartung Europa's getäuſcht, während dieſes Königs Armada, die uns gegenüber ſteht, an Ruhm, an Ländern und Städten, an Zutrauen zu ihrem Feldherrn gewonnen, und wir — das Zutrauen zu uns ſelbſt verloren haben. Endlich ſtehen wir dem muthigen Feinde gegenüber, gleich ſtark an Zahl und, mit Gott, ſtärker an Kraft. Noch ſind es, ich denke und hoffe, die alten, ſieggewohnten Schaaren; denn wohin ich in dieſem Kreiſe blicke, ſehe ich die Führer von Regimentern, die ihren Namen blutig, aber ruhmvoll in die Geſchichte dieſes Krieges eingeſchrieben haben, keinen, der je dem Feinde den Rücken gewendet — je vom Schlachtfelde geflohen ſey. Und was ſteht uns gegenüber? Volk, zuſammengerafft durch die Noth des Augenblickes, dem der Krieg noch nicht den Pflug aus der Hand riß und das Schwert gab, angeführt von kriegsunkundigen Offizieren, von einem Generale, der, wir wiſſen es Alle, im Heere Wallenſtein's einer der ſchlechteſten war. Zwar ſind die Schweden wackere Krieger, ihrem Feldherrn und ihrem Muthe vertrauend, aber dürfen wir uns mit ihnen nicht meſſen? Iſt es nicht ſie hochgeehrt, wenn wir ſie uns gleichſtellen? Iſt einer unter den hier Verſammelten, der ihnen zu begegnen fürchtete? Oder iſt jene Zeit nicht mehr, wo wir den Sieg an unſere Fahnen zu feſſeln wußten?

Mit jedem Tage, an dem wir in unſerm Lager verſchanzt die Schlacht vermeiden, ſtirbt der Muth, das ſchöne Vertrauen eines Heeres, welches bis jetzt der Schrecken Deutſchlands, die Bewunderung Europa's war, und wächſ't bei dem Feinde, der uns ſchon halb geſchlagen glaubt, weil er ſieht, daß wir ihn fürchten. Wehe dem Soldaten, der das Spiel um Ehre und Leben nur beginnt, wenn er des Gewinnſtes gewiß iſt! das Glück wird ihn fliehen, da er ihm, da er ſich ſelbſt nicht vertrauet. Was nützen uns die Tauſende, die Altringer und Gronsfeld uns zuführen ſollen, ihnen folgen die Heſſen, ihnen der Fürſten von Weimar Kriegſchaar. Der Schwede, wenn es ihn gut dünkt, vermeidet dann die Schlacht, vereinigt ſich mit ihnen, erobert indeſſen Mecklenburg, gewinnt mit jedem Tage an innerer Stärke, wenn unſer ſieggewohntes Heer ſie mit jedem Tage mehr und mehr verliert. — Er hielt einen Augenblick an, ſah feurig, dem Kriegsgotte gleich, im Kreiſe umher, und da er auf den Geſichtern faſt aller Anweſenden freudige Zuſtimmung las, trat er mit begeiſtertem Blicke in die Mitte des Kreiſes. — Ich ſtimme, daß morgen die Schlacht ſey! — rief er, die Hand an ſein Schwert legend. — Dem kräftigen Manne ziemt der Muth, die zagende Beſonnenheit zuweilen dem lorbeerbekränzten Greiſe! — Bei dieſen Worten wendete er ſich ehrerbietig neigend gegen Tilly: Vertrauet unſerm Muthe, Herr Generallieutnant, wir wollen Eurer Anordnung und Einſicht vertrauen!

Als habe dieß Wort mit elektriſchem Schlage den grauen Helden getroffen, hob Tilly das Haupt und ſtand, größer und würdevoller als je, Pappenheim gegenüber. Muth? — rief er — Muth! Graf Pappenheim! Die Hand, die Jahrzehnde den Commandoſtab führte, zittert noch nicht; dieß Herz, das unter dem Panzer ſechzig Jahre ſchlug, ſchlägt noch kraftvoll den feindlichen Kugeln entgegen; dieß greiſe Haupt, ſorgenſchwer und von des Krieges Laſt niedergebeugt, erhebt ſich freudig, wenn Kanonendonner es weckt. Den Reitertodt zu ſterben iſt mein täglich Gebet zu Gott; deshalb vertrauet auch auf meinen Muth, nicht auf meine Einſicht allein. Tilly's Name wird nicht vergehen wie ein ſterbendes Licht; verlöſchen wird er wie eine flammende Fackel, die Städte und Länder zündete, und die der Bote des Himmels, der Sturm, auf Gottes Befehl nur auszulöſchen vermag! Morgen ſey die Schlacht!

Da raſſelten die Schwerter, da wogte im tobenden Gewühle der ernſte Kreis, da drückte der Freund dem Freunde, der Kriegsgenoſſe dem andern die Hand. Morgen die Schlacht! — hallten hundert Stimmen wieder.

Dieſer frohe Jubel — nahm Pappenheim das Wort — ſey uns Bürge des Sieges. — Tod den Schweden! Ihr Tod unſere Loſung! — Bei dieſen Worten traf ſein Auge das offene Fenſter, das nach dem geöffneten Beinhauſe führte. Ein Haufen Schädel grinſ'te ihm dort entgegen. Sein Blick wandte ſich betroffen nach der andern Seite, wo die Thür des Einganges war; auch hier war über derſelben ein Todtengerippe mit Senſe und Stundenglas abgebildet. Wo ſind wir?! — rief er mit ſonderbarem Tone.

Im Hauſe des Todtengräbers! — erwiederte ihm Oberſt Bongard — Mir ſchien es vom Anfange an ein fatales Omen, daß wir uns hier verſammelt haben. Ich für mein Theil glaube, der Senſenmann winkt.

Dieſe Worte des alten Küraſſiers wirkten gar ſonderbar grauſig auf die Anweſenden. Iſolani bekreuzte ſich, Pappenheim ſah finſter nach dem Beinhauſe hinüber, Fürſtenberg ſchien gleichgültig. Tilly, nicht frei vom Aberglauben, hatte nur mit Mühe Faſſung errungen; nur Holk lächelte zu dieſem allen. Ihr Herren Kriegsgenoſſen! — rief er — wo ließe ſich wohl beſſer über eine Schlacht, die wahre Todesernte, deliberiren, als im Hauſe ſeines fleißigſten Dieners, des Todtengräbers. Ich halte es für ein gutes Omen, und dieſes Haus ganz paſſend für einen Kriegrath. — Tod den Feinden! rief er.

Ihr habt Recht, Generalwachtmeiſter! — nahm Tilly das Wort — Ich bin ganz Eurer Meinung, ich ſehe es auch als ein gutes Omen an, das den Muth eher ſtählen als ſchwächen muß, und ſomit Gott befohlen, Ihr werthen Herren; morgen, ehe der Tag graut, ſehen wir uns wieder!

So ganz hatte jedoch dieſe Rede die verlorene Stimmung nicht wieder herbeigeführt, und als man ſchied, um in der Nacht das Nöthige zur Schlacht anzuordnen, war noch auf manchem Geſichte eine Art Verſtörung zu ſehen, — denn in dieſer Zeit des Aberglaubens und der Sterndeuterei war der ſtärkſte Geiſt ſelten ganz frei von dieſen Schwächen; ſelbſt Pappenheim gedachte ſeiner Viſion auf dem Prager Schlachtfelde, und auch er kehrte in düſterer Stimmung nach ſeinem Zelte zurück.

Auf niemand hatte jedoch der Abend, trotz der geäußerten Faſſung, ſo tiefen Eindruck gemacht, als auf den, der eines freien, ungetrübten Geiſtes am meiſten bedurfte, auf Tilly. Er ſchritt, nachdem er allein war, unruhig in dem Zimmer auf und ab, ſammelte ſeine ganze Beſonnenheit, um den kindiſchen Eindruck, wofür er ihn gern halten wollte, zu verwiſchen, aber es war vergebens; denn ſeit Magdeburgs Zerſtörung hatte ihn ein drückendes Gefühl nicht verlaſſen, und in jedem mislungenen Unternehmen, deren er ſo manches ſeitdem erfahren mußte, ſah er den Wendepunkt ſeines Glückes, ſah er die rächende Vergeltung.

Er ſchritt auch heute zu dem Mittel, deſſen er ſich in ſolch' düſtern Augenblicken zu bedienen pflegte; er ließ ſeinen Beichtvater holen, die mahnenden Bilder des Bewußtſeyns mit dem Mantel des Glaubens zuzudecken. Aber heute wollte es ihm nicht gelingen. Seines ernſten Lebens blutige Schrift ſtand heute ſo hell vor ihm, als ob alle Fackeln, die er angezündet, ſie erleuchteten,

ten, alle Seufzer, die er erpreßt, die Schreckensworte, die ſie bezeichneten, ausſprächen. Der Troſt des Beichtigers konnte ihn nicht beruhigen, nicht die Verſicherung, aus dem zur Ehre Gottes vergoſſenen Blute entſpröſſen Roſen, welche den Weg des Paradieſes ſchmückten; und als der Prieſter ihn verlaſſen, führte ihm die Einſamkeit jede Erinnerung wieder vor, und den Blick unverwandt auf das Gerippe über der Thür geheftet, ſeine Gedanken nach den durchlebten Schreckenstagen gelenkt, traf ihn die Mitternacht noch wach.

Da trat ein Page ein, der Sohn eines Münchener Patriziers, ein Jüngling freundlich und gut, mit wahrer Liebe ſeinem Herrn zugethan, in dem er nur den Helden, nicht aber die Geißel Deutſchlands erblickte.

Will Euer Gnaden ſich nicht zur Ruhe begeben? fragte der leiſ' Hereintretende.

Tilly ſah auf. Biſt Du es, Starnberger? — fuhr er aus ſeinen Gedanken empor — Was iſt es an der Zeit?

Mitternacht längſt vorüber, gnädiger Herr!

Warum legſt Du Dich nicht zur Ruhe? fragte Tilly gütig.

Darf ich ſchlafen, wenn Ihr wacht, gnädiger Herr?

Geh' nur zu Bette, mein Sohn! — ſagte der Feldherr — ſtärke Dich durch den Schlaf, denn morgen giebt es einen heißen Tag; laß mich allein!

Morgen alſo, — ſagte der Jüngling — morgen die Schlacht! Gelobt ſey Gott! Doch, gnädiger Herr, ſchlafen kann ich nicht. Die Erwartung verſcheucht mir den Schlummer, mit offenem Auge muß ich dem kommenden Tage entgegen ſehen, und ich bedarf der Ruhe nicht zur Kraft; ich bin jung, es iſt meine erſte Schlacht, und ſinke ich ermattet nieder, werde ich bei'm Donner der Kanonen mich doch geſtärkt erheben. Aber Ihr, mein guter Herr, bedürft des Schlafes, Eure Augen ſind erhitzt, Ihr lehnt Euch ermattet an den Seſſel; geht zur Ruhe und erquickt Euch. Thut es, lieber Herr!

Tilly, nicht an die Stimme gewöhnt, die zum Herzen ſpricht, ſah mit Theilnahme auf den Jüngling, der in beſcheiden bittender Stellung vor ihm ſtand und ängſtlich noch einmal ſeine Bitte wiederholte.

Geh', mein Sohn, — erwiederte ihm Tilly — geh' zur Ruhe. — Ich will es! — fuhr er mit ernſterm Tone fort, als Starnberger noch zögerte. — Bevor es dämmert ſitzen wir auf!

Die Dämmerung muß bald beginnen, entgegnete der Page.

Geh'! — befahl Tilly, und als Starnberger ihn ſchon lange verlaſſen hatte, ging er immer noch gedankenvoll auf und ab. — Das Leben iſt doch ein Paradies voll Jammer! — rief er plötzlich aus und trat an das offene Fenſter, wo das Beinhaus im Mondlichte ihm entgegen leuchtete. — Blumen überall bei'm Eintritt in die geöffnete Pforte, wüſte Oede bei'm Ausgange an dem Grabe! Durch Krümmungen, über Fels, Thal und Höhe ſetzt der flüchtige Fuß der Jugend, als wäre er beſchwingt; leicht ſind die Hinderniſſe überſtiegen. Da ſcheint die Mittagſonne des Lebens drückend, die Blüthen verdorren, die Bahn wird ſchwieriger, kämpfend nur erringt der Mann ſein Ziel, und ſteht er oben — o das Alter, wo man abwärts ſteigen muß, iſt traurig! — über ſich den Himmel, hinter ſich das friſche Leben, vor ſich die Gruft, dieß Ziel aller Mühen, —

und deckten die Kränze des Ruhmes auch noch ſo dicht die bleichenden Locken, der Todtengräber wirft Tilly's Schädel, wenn er ihn ausſcharrt, wie den des gemeinſten Kriegers, in's Beinhaus, und Beide haben gleiche Rechte, füllen gleichen Platz.

Und ſollte des Nachruhmes nie verhallende Stimme uns nicht für die tauſendfachen Opfer lohnen, die wir brachten, für die zahlloſen Nächte, die wir ſchlummerlos durchwachten? Sollte der Siegesruf der gewonnenen Schlachten nicht auch dem Greiſe auf ſeiner letzten Wallfahrt wie Poſaunenton der Auferſtehung tönen?

Der Fluch von Millionen folgt oft der großen That, — fuhr er ſchaudernd fort — und mir — folgt kein Segen! Mein Grab ſchmückt die Liebe nicht mit Blumen, benetzt die Dankbarkeit nicht mit Thränen, denn ich habe der Menſchheit nicht gelebt! Fort, fort! — rief er plötzlich — Zu weit bin ich auf meinem Wege vorgeſchritten, um nicht die letzte Klippe noch muthig zu überſteigen! Noch dieſe Schlacht mit dem nordiſchen Löwen, noch dieſen Sieg, und dann geh' zur Ruhe, alter Greis, und lege beinen Lorbeer auf dem Altar des Herrn nieder, zu deſſen Ehre und Preis du ihn errungen!

Allmächtiger Gott! — betete er jetzt, die Hände faltend, und ſein Auge blickte hinaus in die Dämmerung, — war ich Dein Werkzeug und nicht ein Tiger unter Menſchen, war mein ganzes Leben nicht ein furchtbarer, blutiger Irrthum, haſt Du mein Herz erkannt und meinen Zweck geheiligt; ſo gieb Deinem Streiter den Sieg, gieb mir durch ihn das feſte Vertrauen, daß ich mein vom Blute der Ketzer noch triefendes Schwert vor Dir niederlegen und ſagen kann: Herr, es geſchah nach Deinem Willen!

Und als er Amen ſprach, trat der Mond noch einmal mit ſeinem bleichen Lichte aus den Wolken hervor und beleuchtete das ermattete Auge; ſein Strahl ſchien das inbrünſtige Gebet gen Himmel zu führen, und im Lager ſchmetterten die Trompeten, die Trommeln wirbelten und weckten zum Kampfe.

Die Morgendämmerung deutſcher Freiheit ſtieg empor — die Nacht der Finſterniß ging unter!

11.

Langſam, in ſchweigender Ordnung, zog das kaiſerlich-ligiſtiſche Heer, welches bei Entritſch im Lager geſtanden hatte, auf der Straße nach Düben, Iſolani mit den Kroaten an der Spitze; ihm folgte Fürſtenberg mit einem Theile der kaiſerlichen Reiterei, dann Schönburg mit dem Geſchütze und dem kaiſerlichen Fußvolke; ihm nach rückten die ligiſtiſchen Regimenter, die unter dem beſondern Befehle Tilly's ſtanden, an welche ſich Oberſt Offieuz mit der Reſerve ſchloß. Dieß waren die Regimenter zu Fuß, die ſich vorzugweiſe die Pappenheimer nannten.

Pappenheim mit ſeinen Küraſſierregimentern und den Regimentern Kronenburg und Merode, welche ſein zweites Treffen bildeten, rückte auf den linken Flügel, Lindenthal und Breitenfeld vorbei, raſch vor, um den Schweden wo möglich den Uebergang über den Lober bei Schalkau zu verwehren. Als er jedoch ihre Vorhut ſchon hinter Groß-Podelwitz aufmarſchirt fand, begnügte er ſich, dieß Dorf in Brand zu ſtecken, und in der Schlachtlinie ſeinen Platz einzunehmen, wo Tilly zwiſchen Seehauſen und Breitenfeld in zwei Treffen ſtand, die Reſerve und ſchwere Artillerie hinter ſich auf der Höhe. Die Infanterie des erſten Treffens, von Schaumburg befehligt, ſtand in der Mitte, Fürſtenberg mit neun Regimentern und den Kroaten auf dem rechten, Pappenheim mit ſeinen Küraſſieren auf dem linken Flügel; im zweiten Treffen Tilly mit dem ligiſtiſchen Fußvolke, hinter welchem die Pappenheimer unter Oſſieuz mit zwei Regimentern, die Fugger befehligte, als Rückhalt ſtanden.

Die Schweden hatten indeſſen zwiſchen Schalkau und Günteritz, die Sachſen hinter Hohen-Oſſig den Lober überſchritten, marſchirten auf und rückten auf die Höhen zwiſchen Podelwitz und Göpſchelwitz vor. Ihre Stellung war, wie die des kaiſerlichen Heeres, in zwei Treffen, das Fußvolk in der Mitte, die Reiterei auf den beiden Flügeln, nur mit dem Unterſchiede, daß die Schweden zwiſchen die Reiterſchwadronen Abtheilungen von 250 bis 400 Muskʼetieren geſchoben und ihr Fußvolk nicht in ſo ſchweren Maſſen aufgeſtellt hatten, als die Kaiſerlichen.

Guſtav Adolph hatte die Schweden ganz von den Sachſen abgeſondert. Jedes der beiden Heere bildete ſeine eigene Schlachtordnung. Die Schweden auf dem rechten, die Sachſen auf dem linken [illegible]l. Bei den Schweden commandirte der König die Reiterei des rechten Flügels, unter ihm General Tod die des erſten, Banner die des zweiten Treffens. Die Reiterei des linken Flügels befehligte Feldmarſchall Guſtav Horn, die drei Regimenter ſeines zweiten Treffens Oberſt Hall. Die Dragoner, unter Kochtitzki, ſtanden in der Reſerve. Das Fußvolk des erſten Treffens befehligte General Teufel, die Brigaden Vitzthum und Hepburn bildeten das zweite. Das ſächſiſche Heer, bei welchem der Kurfürſt ſich ſelbſt befand und welches Arnheim unter ihm befehligte, ſtand in derſelben Schlachtordnung wie die Schweden, in zwei Treffen, das Fußvolk in der Mitte, die Reiterei auf beiden Flügeln. — Das Feldgeſchrei der Kaiſerlichen war: „Jeſus Maria!“ — das der Schweden: „Gott mit uns!“

Tilly begann mit drei Kanonenſchüſſen die Schlacht; die Schweden beantworteten aus den Batterien des rechten Flügels dieſen Gruß gleichfalls mit drei Schüſſen. Der erſte traf den Oberſt Bongard, der neben Pappenheim hielt, um ſeine Befehle zu empfangen. Als ihn Pappenheim fallen ſah, wandte er ſich zu Hohendorf:

Ein böſes Omen! — ſagte er — Bongard prophezeite geſtern in dem Hauſe des Todtengräbers nur Düſteres, meinte den Tod zu ſehen, und nun iſt er ſein erſtes Opfer. Aber weg mit Prophezeiung und Ahnung! Die Victoria ruft, die Fahnen flattern; an der Spitze meiner viertauſend Küraſſiere ſtürme ich die Welt, und was mich am heutigen Tage beſonders freut, Max, iſt, daß ich die Schweden gegen mich habe, vielleicht den König ſelbſt.

Kaum hatte er dieſe Worte geſprochen, als die Karthaunen von der Höhe zu donnern begannen. Die Schweden beantworteten auch jetzt den Gruß, und Iſolani mit ſeinen Kroaten brach vor, ſtürzte ſich auf das ſächſiſche Reiterregiment des Herzogs von Altenburg und einige Compagnieen Lehnpferde; dieſe flohen und riſſen die Garde des Kurfürſten mit ſich fort. Fürſtenberg, der mit den Küraſſieren Iſolani folgte, hieb ein; Fußvolk, Reiterei, alles floh, nur zwei Regimenter behaupteten das Schlachtfeld, und retteten den alten Ruhm der mannhaften Sachſen.

In dem Augenblicke, da Iſolani vorbrach, befahl Pappenheim den Regimentern ſeiner beiden Treffen eine Schwenkung links und trabte hinter Klein-Podelwitz, die Schweden in ihrer rechten Flanke zu umgehen. Banner, dieß gewahrend, ſchwenkte mit den Regimentern des zweiten Treffens, rückte ihm entgegen, formirte ſich in gleicher Linie ihm gegenüber und erwartete den Angriff. Pappenheim, an der Spitze des Regiments Piccolomini, das mit Fürſtenberg aus Italien gekommen und es ſich als Gunſt von Tilly ausgebeten hatte, wieder unter dem Befehle ſeines alten Generals zu ſtehen, ſtürzte ſich mit der ganzen Linie auf Banner; aber das Ungewohnte, Musketierabtheilungen zwiſchen den Reiterhaufen zu ſehen, mehr noch das mörderiſche, geregelte Feuer, welches dieſe ununterbrochen unterhielten, hemmte dieſe alte Kriegerſchaar in ihrem Siegeslaufe, ſie prallten ab und gingen, jedoch in größter Ordnung, bis an den Weg, der nach Delitzſch führt, zurück. Hier ſammelte ſie Pappenheim wieder und erneuerte den Angriff. Banner empfing ihn mit gleicher Ruhe; die Küraſſiere, von dem Feuer der Muſketiere, von dem Feuer der ſchwediſchen Reiterei niedergeſchmettert, prallten zum dritten und vierten Male ab und zogen ſich immer noch wie eine alte, zürnende Kriegerſchaar in Ordnung zurück, die, mit der Fortuna grollend, ſie zu erzwingen den feſten Vorſatz hat und ſich nur zu neuen Kämpfen bereitet.

Holk! — rief Pappenheim dieſem zu, als der vierte Angriff abgeſchlagen war. — Haſt Du dergleichen je erlebt? Haſt Du je den Feind ſo feſten Fußes den Angriff kaiſerlicher Küraßreiter erwarten geſehen?

Es ſind Schweden, Feldmarſchall, und verſtehen das Handwerk! — erwiederte dieſer — Stellt ihnen nur Fußvolk entgegen, das die läſtigen Muſketiere zu Paaren treibt, dann wollen wir ſchon mit ihnen fertig werden!

Pappenheim befolgte dieſen Rath, ließ ſeine Roſſe verſchnaufen und ſchickte einen Offizier an den Herzog von Holſtein, der mit ſeinem 1200 Mann ſtarken Regimente auf dem linken Flügel des erſten Treffens ſtand, mit dem Befehle, zu ihm zu ſtoßen, um die unter die Reiterregimenter gemiſchten Abtheilungen Fußvolks anzugreifen. Der Herzog zog ſich auf dieſen Befehl links auf Pappenheim zu; als aber Banner dieſe Bewegung ſah, rückte er mit der Reiterei, jedoch nur langſam, damit die Musketiere folgen konnten, gegen Pappenheim an, indeß der König das finnländiſche Reiterregiment aus der Linie dem Herzoge von Holſtein entgegen ſchickte.

Banner hatte ſeine Bewegung auf Pappenheim's ungeſtümen Charakter ganz richtig berechnet; denn kaum hörte dieſer die ſchwediſchen Trompeten ſchmettern, kaum ſah er ihr Vorrücken, als er, den Herzog von Holſtein nicht erwartend, den Angriff von neuem befahl.

Mäßigt Eure Hitze, Graf Pappenheim! — bat Holk — Laßt Euch nicht von dem liſtigen Banner locken, den mein Falkenauge von fern an ſeinem Streitroſſe recht gut erkennt. Erwartet ſeinen Angriff, dann muß er ihn ohne Fußvolk thun.

Blaſ't, blaſ't, Trompeter! — rief Pappenheim zornig — Ich ſollte den Feind erwarten, ihm nicht entgegen gehen? Mir nach! — Dieß rufend, ſprengte er an der Spitze ſeiner Regimenter auf den Feind.

Als Banner ihn auf ſich eindringen ſah, machte er Halt, und Pappenheim's Angriff, trotz der Furie, mit welcher er geſchah, misglückte auch jetzt — Da ordnete er in weiter Ferne noch einmal ſeine Küraſſiere, ritt zu den Regimentern, ſah mit zorneglühtem Auge auf die düſter vor ſich hinblickende Schaar und rief mit lauter Stimme:

Vergeßt Ihr, daß Ihr des Pappenheim's Küraſſiere ſeyd; wollt Ihr heute Euren Namen, Euren Ruhm verlieren? — Ein wildes Geſchrei beantwortete ſeine Rede. — Nun dann — rief er — zum Angriffe!

Die ſchon auf ein Drittel geſchmolzenen Regimenter ſchloſſen ſich dichter an einander, mit dem Muthe der Verzweiflung jagten ſie vorwärts, vielleicht mit zu wildem Muthe. — Banner ſtand; die Musketen donnerten, Pappenheim traf eine Kugel, die Reiter ſtutzten. Banner, dieß bemerkend, ließ, den Sieg vollſtändig zu benutzen, nun zum Angriffe blaſen. Die Schweden drangen in die geöffneten Glieder, die Flucht der Pappenheimer war allgemein. Verfolgt flohen die alten Regimenter ohne Ordnung, ohne auf das Wort ihrer Offiziere zu hören, über Breitenfeld nach Lindenthal zu; kein Bitten, kein Drohen vermochte ſie zu halten, ihres alten Ruhmes vergeſſend, waren alle Bande gelöſ't. Die Schweden hinter ſich, ſuchten die bisher Unbeſiegten nur Rettung in ſchleuniger Flucht. — Pappenheim ward mit fortgeriſſen.

Während der letzte Angriff misglückte und die Regimenter vollſtändig aufgelöſ't flohen, warfen ſich zwei Regimenter Banner's und das finnländiſche auf den Herzog von Holſtein, der bei dem Anblicke der Flucht der Reiterei Halt gemacht und ſich zur Vertheidigung gerüſtet hatte. Jedoch auf freiem Felde, ohne Unterſtützung der Reiterei, die Flucht der Ihrigen vor Augen, wurde die alte Schaar, nach tapferer Gegenwehr, durchbrochen; 800 Mann blieben auf dem Schlachtfelde. Der Herzog, tödtlich verwundet, wurde mit den Uebrigen gefangen; er ſtarb am andern Tage.

Pappenheim hatte bei einer alten Ulme hinter Lindenthal ſein Pferd angehalten, ein Theil der Fliehenden hatte ſich wieder um ihn geſammelt; ſein linker Arm war von einer Kugel getroffen und blutete ſtark. Sein Auge rollte wild und düſter; unverſtändliche Worte murmelnd, blickte er ſchweigend hinüber nach dem Heere, wo er die Sachſen fliehen, Tilly's Fußvolk mit Ruhe und Ordnung eine Bewegung gegen den ſchwediſchen linken Flügel machen, das Geſchütz in die Reihen der Feinde Tod und Verderben ſchleudern ſah. — Ueberall Sieg! — rief er — nur Pappenheim und ſeine Küraſſiere fliehen! Maximilian, dort hinter dem Geſchütze ſtehen meine alten Banden, mein Regiment, die Regimenter Wangler und Savelli. Eile hin zu ihnen — ich muß hier bleiben, noch einmal die Fliehenden ſammeln und das Letzte noch verſuchen. Sag' ihnen, ſie ſollen, meiner eingedenk, die Ehre der Pappenheimer heute retten oder ſterben!

Es ſchmerzte Hohendorf, in dieſer Stimmung ſeinen General verlaſſen zu müſſen, er bat.

Reite! — rief Pappenheim zornig — Fordere ſie auf, meinen Namen nicht zu vergeſſen, nicht zu entehren, wie dieſe feigen Geharniſchten!

Hohendorf mußte gehorchen.

Holk traf jetzt mit einem kleinen Haufen, den er geſammelt hatte, bei Pappenheim ein, eben als die Schweden, welche Banner zu einem neuen Angriffe auf der Ebene jenſeit Lindenthal aufgeſtellt hatte, zum Angriffe blieſen. Sammelt Euch dicht um mich, Kameraden! — rief Pappenheim der kleinen Schaar zu, die ſich hinter ihm geordnet hatte. — Beſſer einen ehrenvollen Tod, als eine ſchmachvolle Flucht!

Holk ergriff in dem Augenblicke, da Pappenheim voranſprengen wollte, den Zügel ſeines Streitroſſes. Nicht alſo, Graf Pappenheim! — ſagte er ernſt — Spart Euer edles Leben für etwas Beſſeres auf, als für dieſen tollen Kampf. Fort, Fort! — rief er dem Sträubenden zu — Verzweiflung iſt nicht Heldenmuth! Weiter rückwärts ſammeln wir die Unſrigen und beginnen dann von neuem das Gefecht. — Die Reiter umringten ihren General und jagten, ehe die Schweden ſie erreichen konnten, trotz ſeines Widerſtandes, mit ihm auf der Straße nach Halle zu; da ihnen durch die Vernichtung des Holſteinſchen Regimentes der Weg zu dem übrigen Heere abgeſchnitten war. —

Während die Pappenheimer, welche nicht wieder zum Stehen gebracht werden konnten, flohen, Iſolani und ein Theil von Fürſtenberg's Reiterei die fliehenden Sachſen verfolgte und ihr Lager plünderten, ſuchte Tilly den linken Flügel der

Schwe-

Schweden, welcher durch die Flucht ihrer Alliirten entblößt war, zu umgehen. Er bildete deshalb aus ſeinem Fußvolke nur eine Linie, ſchickte einige Regimenter von Fürſtenberg's Küraſſieren auf ſeine beiden Flügel, und griff den Feldmarſchall Horn und die beiden ſächſiſchen Regimenter Bindauf und Arnheim an, die ſich an die Schweden angeſchloſſen hatten und noch tapfer Stand hielten. — Horn machte eine geſchickte rückgängige Bewegung, ſo, daß er Tilly parallel gegenüber kam, während ihm der König vom rechten Flügel das weſtgothiſche Reiterregiment, und aus dem zweiten Treffen die Brigaden Vitzthum und Hepburn zur Hülfe ſchickte. Das Gefecht begann, die Schweden widerſtanden, der Angriff der Kaiſerlichen wurde zurückgeſchlagen.

Unterdeſſen war Hohendorf bei dem Fußvolke des Rückhaltes angekommen; er brachte ihnen die traurige Kunde, daß ihr Feldherr geſchlagen ſey, und wiederholte ihnen deſſen Worte.

Sagt dem Feldmarſchall, — erwiederte Oberſt Offienz — daß ſein Fußvolk fechten, ſterben werde als Pappenheimer! Dieß glaub' ich Euch im Namen Aller verſichern zu können, denn es iſt die

Meinung Aller! Ein lauter Jubel bekräftigte des Oberſten Wort, der jetzt vor jede Compagnie die Fahne bringen ließ.

Soldaten der Regimenter Pappenheim, Savelli und Wangler! — rief er — ſchwört hier im Gewühle der Schlacht, im Kanonendonner, im Augenblicke dringender Gefahr, wo die Victoria, uns verlaſſend, ſich nach dem Feinde zu neigen ſcheint, Eure Fahne nicht zu verlaſſen, ſie zu vertheidigen mit Blut und Leben; ſchwört, als Pappenheim's auserwählte Schaar männlich und ſeiner werth zu kämpfen!

Und die 4000 Veteranen hoben ihre Piken und Musketen zum Zeichen des Schwures jauchzend empor. Feurig, begeiſtert ſchaueten die alten, gebräunten Geſichter auf ihre heiligen Fahnen, und wie fernrollender Donner hallte ein dumpfes: Wir ſchwören! durch die Glieder.

Nun kehrt zu dem Feldmarſchall zurück, — wendete ſich Offieuz zu Hohendorf — und ſagt ihm, was Ihr geſehen, was Ihr gehört; er möge unſerm Schwur vertrauen!

Ich ſollte Euch jetzt verlaſſen, Oberſt! — rief Hohendorf — jetzt, wo es gilt, Euren Schwur zu löſen. Seht, wie die Unſern weichen, die Schlachtlinie iſt gebrochen, und dort rücken die Schweden gegen uns an. Ich bleibe, Euern Ruhm zu theilen oder den Tod!

Wohl hatte er Recht. In dieſem Augenblicke wich das Fußvolk Tilly's, und bald löſ'te es ſich, von den Schweden gedrängt, in allgemeiner Flucht auf; nur wenige Regimenter hielten noch Stand. — Auf ſeinem Rothſchimmel, den er immer am Schlachttage zu reiten pflegte, rückte jetzt Guſtav Adolph, an der Spitze der Reiterei des rechten Flügels, gegen das Geſchütz vor, das mit Kartätſchen von der Höhe herabdonnerte. Aber ſanken auch Hunderte getroffen nieder, ſo rückten die Schweden doch muthig im Trabe den Hügel hinan. Jetzt ſchmetterten noch einmal die Trompeten, jetzt ſprengten ſie in vollem Jagen auf das donnernde Geſchütz los, noch einmal ſpie es krachend den Tod, dann ſchwieg es; die Schweden hatten es genommen, hatten Fugger's Reiterregimenter geworfen und umringten nun die Schaar der Pappenheimer, die mit kalter Ruhe, die Piken geſenkt, unter dem Rufe: Jeſus Maria! das

Geſchütz wieder zu erobern, mit raſchen Schritten in geſchloſſenen Reihen anrückte.

Das ſchwediſche Fußvolk, welches dem Könige gefolgt, es war der Oberſt Winkel mit dem blauen und gelben Regimente, warf ſich ihnen entgegen; ihr eigenes Geſchütz mähete ihre Reihen nieder, nichts hielt ſie auf. Da brachte ihnen Rittmeiſter Keller den Befehl zum Rückzuge. Umringt, vor ſich das ſchwediſche Fußvolk, in ihrer linken Seite, im Rücken die feindlichen Reiter, hielt ſie Offieux, zähneknirſchend vor Wuth, in der Mitte ihres Laufes an und befahl, feſt, Reihe an Reihe geſchloſſen, den Rückzug gegen Lindenthal.

Wie der edle Löwe, von Jägern umringt, den Pfeil in der Bruſt, noch einmal den flammenden Blick auf ſeine Verfolger werfend und unentmuthigt ernſt und langſam dem nahen Walde zuſchreitet, ſo zogen die Pappenheimer über Wetteritz dem Hölzchen bei Lindenthal zu, unbekümmert um den Kugelregen, der ſie vom eigenen Geſchütze traf, unbekümmert um die Todten, welche das Musketenfeuer der Schweden niederwarf, um die Angriffe der Reiter, die an ihren Spießen abprallten. Sie zeigten dem Feinde das muthige

Auge, wo er ſich nahte; ſie bahnten ſich in dichtgeſchloſſenen Reihen den Weg, den er ihnen verſperrte. Die allgemeine Flucht der Ihrigen beflügelte nicht ihre Schritte; ernſt und ruhig ſetzten ſie den Marſch fort, ſchloſſen ſich immer enger und enger zuſammen, denn der Tod mähete mit furchtbarer Senſe in ihren Reihen, und eine kleine, aber heldenmüthige Schaar, erreichten ſie das Hölzchen bei Lindenthal.

Die Sonne begann ſchon zu ſinken, als Oberſt Offienz hier die Regimenter von neuem ordnete. Noch 1400 fand er von 4000 übrig, jedoch die Meiſten, auch Hohendorf verwundet; aber keine Fahne fehlte, ſie flatterten noch vor ihren Compagnieen ſtolz im Abendwinde. Da ſahen ſie in der Ferne einen bedeutenden Haufen kaiſerlicher Reiterei ſich ihnen nahen; freudig jauchzten ſie ihnen entgegen. Doch die ſchwediſche Reiterei, welche ſie verfolgt hatte, wandte ſich, rückte gegen ihre, ihnen zu Hülfe eilenden Waffenbrüder an und trennte, nach kurzer Gegenwehr, die kaum geſchloſſenen Reihen. Die Flucht war allgemein, nur Wenige konnten die Pappenheimer erreichen; unter dieſen Wenigen jedoch war Tilly ſelbſt. Mehrere Male verwundet, wurde er nur durch den Herzog von Lauenburg gerettet, welcher den ſchwediſchen Rittmeiſter, der ihm das Piſtol auf die Bruſt geſetzt, niedergeſchoſſen hatte.

Mit Jubel empfing ihn die alte Schaar, und als Guſtav Adolph einen Offizier mit der Aufforderung, ſich zu ergeben, an ſie abſendete, ſchwenkten ſie, ſtatt Antwort, muthig ihre Fahnen, denen ſie Treue bis zum Tode geſchworen hatten.

Nach mehreren abgeſchlagenen Angriffen zog ſich das ſchwediſche Fußvolk endlich zurück, und da es zu dämmern begann, beſchloß Offienz, das ſchützende Hölzchen zu verlaſſen und den Rückzug anzutreten. Noch einmal mußten ſie mit geſenkten Piken ſich eine Bahn durch die feindliche Reiterei brechen, worauf die Schweden, wohl nicht ahnend, daß Tilly in ihrer Mitte ſey, den Muth der Heldenſchaar ehrend, ſie ungehindert ziehen ließen.

Hohendorf war ſchwer an Fuß und Schenkel verwundet. Den Liebling ihres Generals, den Zeugen ihres Muthes, wollten ſie nicht in den Händen der Feinde laſſen; ſie hatten aus Zweigen eine Trage geflochten, nahmen ihn in ihre

Mitte, und ſo zogen ſie, noch 620 an der Zahl, mit ihm weiter.

Den Wahlplatz deckten 9000 Todte; nur wenige darunter waren Schweden, 2000 hatten die Sachſen verloren, der Verluſt der Kaiſerlichen war bedeutend. Ueberdieß fielen noch 1000 Gefangene und ſämmtliches Geſchütz in die Hände der Sieger.

Die Abendſonne leuchtete herrlich, ſie ſenkte ſich freudig, zufrieden mit ihrer durchwallten Bahn, in die Meeresfluth, als Guſtav Adolph unter der hohen Rüſter bei Groß-Wetteritz ſtand und ernſten Blickes das Schlachtfeld mit ſeinen Todten und Trümmern überſchauete. Während der letzte Kanonendonner aus der Ferne noch rollte, ſank er auf ſeine Kniee, Gott, dem Vater der Gerechten, für den Sieg zu danken. Am fernen Horizonte weilte die Sonne, den betenden Helden noch einmal zu ſchauen, und als ſie ſich ſenkte, donnerten die Kanonen, hallte durch die Reihen der Sieger, die, gleich ihrem Könige und Feldherrn, auf die Kniee geſunken, Gott für den Sieg dankten, ein feierliches: „Herr Gott, Dich loben wir!“ durch die dämmernde Nacht.

Und Millionen ihrer Glaubensbrüder ſegneten mit ihnen den ſchönen Tag errungener Freiheit.

12.

An der Brücke, welche am Fuße des Greifenhager Berges über den reißenden Waldbach führt, lagerte am Spätabende des 18. Sept. 1631 ein wilder Hauſe Kriegsvolk. Wohl an 100 Reiter, geharniſcht, wie die kaiſerlichen Küraſſiere es zu ſeyn pflegten, hier und da auch nur im Koller, das Schwert an der Seite, ruhten auf einem grünen Platze, ließen ihre Pferde weiden, und thaten ſich durch einen Trunk Bier gütlich, den ſie aus Fäſſern zapften, mit welchen Elbingeroder Bürger in ihrer Mitte hielten.

Von dieſem Trupp etwas entfernt, hatte ſich das Fußvolk in verſchiedenen Haufen gelagert. Hell loderten die praſſelnden Feuer, um welche ſie ſaßen, indeß Mehrere von ihnen beſchäftigt waren, einen brüllenden Stier mit der Axt niederzuwerfen, Andere das ſchon Geſchlachtete an langen Spießen zu braten. Auch bei ihnen fehlte der Trunk nicht. — Sie boten dem Auge ein noch bunteres Schauſpiel dar, als die Reiter. Man ſah unter ihnen alte bärtige Pikeniere in völliger Rüſtung; dort muntere Musketiere, den aufgeſchlagenen Hut mit der Hahnfeder auf dem Kopfe, die ſchwere Muskete in der Hand, die herabhängende gefüllte Patrontaſche an der Seite und die Piſtole im Gürtel, auf abgehauenen Baumſtämmen ſitzen und mit begierigem Blicke nach dem bratenden Rindsviertel ſehend, welches zwei junge Burſche fleißig drehten, die, ihre Spieße neben ſich in die Erde geſtoßen, nichts Soldatenmäßiges in ihrem Aeußern hatten, als ein kurzes verroſtetes Schwert, das wahrſcheinlich aus irgend einer alten ſtädtiſchen Rüſtkammer genommen ſeyn mochte.

In einiger Entfernung von ihnen hatte ſich ein ſtattlicher Haufe von etwa Funfzig um ein hellflackerndes Feuer verſammelt, er ſchien ſich von den andern abzuſondern. Dieſe Männer waren alle gleich in grüne Wämſer gekleidet, auf ihren Hüten wogten grüne Eichenzweige, an ihren Musketen glänzten Radſchlöſſer; eine Seltenheit in damaliger Zeit. Ein Mann in jugendlichem Alter, jedoch von ernſtem Anſehen, ſchien ihr Führer zu ſeyn; er lehnte ſich an einen Baum, unter welchem eine flatternde Fahne in die Erde geſtoßen war, auf welcher man auf der einen Seite einen Rautenkranz, mit der Umſchrift: „Treue über alles!“ auf der andern die Worte: „Tapferkeit führt zum Ziele!“ ſehen konnte. Wegen der grünen Kleidung nannten die andern Haufen dieſe Abgeſonderten: die Holk'ſchen, ob ſie gleich die Geregeltſten und Ordentlichſten dieſer wilden, zügelloſen Schaar waren, und Holk mit ſeinem Regimente nicht im mindeſten glichen.

In der Mitte dieſes Treibens erblickte man unter einer hohen Eiche eine Hütte, von Baumſtämmen und Zweigen gebaut, vor welcher ein alter Krieger, ſie bewachend, auf und ab ſchritt. Eine Fahne flatterte hier im Abendwinde, auf deren einen Seite der kaiſerliche Adler, die Krone auf dem Haupte, prangte, auf der andern aber ein ungekrönter zu ſehen war, welcher der Sonne mit ausgebreiteten Schwingen muthig entgegen flog. „Auch ohne Krone erreich' ich das Höchſte!“ war die Inſchrift. Dieſe Fahne mußte aus Wallenſtein's glänzender Zeit ſtammen, denn er pflegte wohl ſeinen ſelbſtgeworbenen Regimentern Fahnen mit dergleichen allegoriſchen Zeichen zu geben, und der zur Sonne ſich aufſchwingende Adler war ſein Sinnbild.

Wenn der einſame Wanderer auf der Straße von Elbingerode nach dem Schloſſe des Stolberger Grafen, durch die Stille der Nacht, von weitem das Wiehern der Roſſe und das Jauchzen der Zechenden gehört, und dann vom Greifenhager Berge herab die praſſelnden Feuer geſehen hätte, um welche die Geharniſchten theils lagerten, theils wie dunkle Schatten hin- und herſchritten, wenn er, näher kommend, die muthigen Roſſe die Mähnen ſchütteln, mit ſtarkem Hufe die Erde ſtampfen geſehen; er hätte glauben müſſen, der wilde Jäger ſammele hier ſeine geſpenſtige Rotte zum nächtlichen Zuge.

Jetzt ſchritt ein Mann von mittlerer Größe, wilden, jedoch mehr tückiſchen als edlen Anſehens, aus der Hütte, ſchaute zufrieden lächelnd umher und ſchien ſich des wilden Treibens zu freuen.

Rufe mir den Offizier der grünen Schaar herüber! — befahl er einem Reiter, der neben der Hütte hielt. Dann wandte er ſich fragend zur Schildwache, welche, die Hellebarde vor ſich geſtreckt, noch unbeweglich da ſtand: — Wie lange biſt Du bei dem Kriegshandwerke?

Acht Jahre, Oberſtwachtmeiſter! erwiederte die bärtige Schildwache.

Was für ein Landsmann?

Ein Paderborner.

Und dienteſt?

Zuerſt dem Braunſchweiger Herzog. Als er den heiligen Liberius und die Apoſtel aus unſerm Dome mitnahm, glaubte ich, damals ein tüchtiger Schmiedegeſelle, unſerm Heiligen folgen zu müſſen, ward in der Höchſter Schlacht von den Spaniern gefangen und nahm Dienſte unter Don Cordova. — Da wollte es mir unter dem walloniſchen und ſpaniſchen Volke nicht behagen. Ich gab meinen Abſchied — Ihr verſteht mich doch, Herr! — und ging unter ein Reiterregiment, welches Pappenheim zu ſeinem Zuge nach Mailand warb. Da ging es luſtig und fröhlich her, nur dauerte es nicht lange. — Als wir wieder zurückkamen, und die aufrühriſchen Bauern zu Paaren getrieben waren, hatte ich den Seckel ſo voll, daß er mir und meinem Roſſe bei den langen Märſchen, die uns Pappenheim machen ließ, zu ſchwer wurde. Ich ritt, ohne von meiner Fahne Abſchied zu nehmen, nach Hauſe, ſpielte in meiner Vaterſtadt den Herrn, ſo daß nach einem Jahre ein Zicklein, ohne daß es ihm zu ſchwer geworden wäre, mein Hab' und Gut hätte tragen können, und wanderte als Fußknecht wieder aus der Vaterſtadt nach Wolfenbüttel, wo ich unter Oberſt Geleen, Eurem Freunde und Bekannten, die Muskete abfeuern lernte, mich aber bald auf dem Walle zu langweilen begann. Da ſuchte ich ohne Paß meine Wanderung fortzuſetzen. — Sie hatten mich aber in Wolfenbüttel zu lieb, hielten mich an, und wollten mir eben auf immer dort ein kleines Quartier bereiten, als der Oberſt meinte, ich wäre für Euer Corps ein paſſender Mann, und mich mit einem Paſſe nach Clausthal ſchickte, wo Ihr für den Pappenheim warbet. Unterweges fand ich einen freundlichen Kaufherrn, der mir ſein Roß und ſeinen Beutel freiwillig abtrat; wir trennten uns höflich, er zu Fuß, ich zu Roß. In Ilſenburg fand ich bei einem Waffenſchmidt einen ganzen Harniſch, den er irgendwo gefunden haben wollte, und ſo traf ich als ein geharniſchter Küraſſier auf dem Werbeplatz ein.

Und wie gefällt es Dir hier? fragte der Offizier.

Gut! — Eſſen und Trinken im Ueberfluſſe, hie und da eine kleine Beute, und bei allem dieſen keine feindliche Kugel. Wir leben als ächte Schnapphähne auf Unkoſten Anderer — und das iſt bequem.

Der Offizier der grünen Schaar trat in dieſem Augenblicke zu ihnen; der andere brach das Geſpräch mit der Schildwache ſchnell ab und lud jenen ein, ihm in die Hütte zu folgen.

Ich habe Euch erſuchen laſſen, zu mir zu kommen, — hob er an — um mich mit Euch über manche wichtige Angelegenheit zu beſprechen. Ich vermuthe, die Heere müſſen ſich jetzt gegenüber ſtehen, vielleicht iſt das Loos ſchon geworfen, das Schickſal entſchieden. Bevor wir das nicht kennen, dürfen wir die Mummerei nicht ablegen. Was meint Ihr aber in beiden Fällen zu thun, Hauptmann?

Was mir die Ehre befiehlt! erwiederte dieſer, einen finſtern, unmuthigen Blick auf den Fragenden werfend.

Ihr gleicht doch auch hierin Eurem Bruder.

Herr von Hohendorf! — erwiederte La Croix, denn er war es, der dieſen Haufen hier verſammelt hatte. — Wenn nun die Schweden geſchlagen würden?

So ſuchen wir uns mit dem geſchlagenen Heere zu vereinigen! erwiederte Adolph Hohendorf.

Das können wir nur unter kaiſerlicher Fahne! meint La Croix.

Mir gleich, führe ich nur meine Thüringer und den neu geworbenen Haufen meinem Herrn zu!

Und würde Tilly geſchlagen?

So berge der Löwe ſich nicht länger und nehme des Adlers Platz ein; dann ſammeln wir das Harzvolk um uns, welches den Schweden zugethan ſcheint, und beginnen in dieſen Wäldern den Krieg, bis wir ſtark genug ſind, uns in's Freie zu wagen.

Das läßt ſich hören! — erwiederte La Croix — Wenn nur alle meine Soldaten ſo dächten, wie Ihr und Eure Weimaraner. Da ſind aber Viele, die ſich mir bloß anſchloſſen, weil der kaiſerliche Adler uns voran geht.

Und Viele, denen das Leben vom Stegreif gefällt, die nicht fechten, nur plündern wollen! unterbrach ihn Hohendorf.

Da mögt Ihr wohl Recht haben! meinte La Croix.

Deshalb, Herr La Croix! — begann mit würdevollem Ernſte Hohendorf — muß ich Euch erſuchen, von nun an das Kriegerhandwerk zu führen, nicht bloß das eines Wegelagerers. — La Croix wollte auffahren. — Mäßigt Euch — und bedenkt, daß mich Herzog Wilhelm nicht umſonſt mit meiner neugeworbenen Compagnie zu Euch ſtoßen ließ, und daß ich Euch aus dem Lager vor Magdeburg kenne. — La Croix ſchwieg. — Deshalb werbt in Gottes Namen für meinen Herrn, ich will Euch in Eurem Glücke nicht hinderlich ſeyn; werbt Euch ein tüchtig Regiment zuſammen, führt es muthig an, gern will ich indeſſen Euern Befehlen gehorchen, ſo lange ſie ſich mit der Ehre eines Soldaten vertragen. Nur regelt Euern Haufen, und führt Zucht und Ordnung unter dem wilden Volke ein, ſonſt trenne ich mich von Euch, und berichte unſerm gemeinſchaftlichen Herrn die Wahrheit.

Habt doch nicht immer die Mittel, habt nur den Zweck vor Augen, Hauptmann Hohendorf! — erwiederte La Croix, ſich faſſend. — Glaubt Ihr,

Ihr, ich hätte auf gewöhnlichen Wegen, mitten unter ligiſtiſchen Beſatzungen, für Euern Herzog werben können? Glaubt Ihr, daß mein alter Freund und Beſchützer Geleen mir aus Wolfenbüttel die überflüſſige Mannſchaft geſchickt, daß mir der Commandant von Halberſtadt den Werbeplatz erlaubt hätte, wäre es nicht für den Kaiſer? Glaubt Ihr, daß die wilden Krieggeſellen ſich unter Herzog Wilhelms Fahnen geſammelt hätten, den ſie kaum dem Namen nach kennen, wenn ihnen nicht des Pappenheimers Name Gewähr der Beute und die Beute ſelbſt gegeben hätte?

Und wenn ſie nun erfahren werden, für wen Ihr ſie warbt? fragte Hohendorf.

Hauptmann, — antwortete La Croix lächelnd — Ihr kennt das Kriegerhandwerk in Deutſchland noch ſchlecht. Wo die Victoria winkt, dahin ſtrömt das Kriegsvolk in Haufen; gewinnt Guſtav Adolph die Schlacht, und hätte er den Sieg mit Tauſenden ſeiner Krieger erkauft, ſo ſind den Tag nach der Schlacht für jeden Gefallenen drei andere eingetreten, welche die fliehenden Adler verlaſſen und dem ſiegenden Löwen folgen. Verbreitet ſich erſt die Nachricht, daß

Tilly geſchlagen iſt, dann dürfen wir kühn die Maske abwerfen. Der Soldat ſetzt freudig ſein Leben für die Beute ein, jagt der Victoria nach, nicht der Ehre wegen, die überläßt er dem Feldherrn, ſich einen Lorbeerkranz daraus zu winden, der Beute wegen, denn der Genuß iſt ihm Alles.

Und die Ehre nichts? nichts das Vaterland? — Nichts die Meinung, für die man ſtreitet? — rief Hohendorf ergrimmt — Wehe, wehe dir, mein Vaterland! wo deine Söhne ſich morden um das Wams, das ſie deckt, wo deine Krieger ausziehen, Witwen und Waiſen zu plündern, nicht deinen Heerd zu vertheidigen, wo ihnen der Lorbeer ein trockenes Reis, die Ehre eine gehaltloſe Münze iſt, für die ſie nicht Wein und Dirnen ſich erkaufen können; wehe dem Ehrenmanne, der neben ſolche Elende geſtellt wurde! Er wendete La Croix den Rücken zu und verließ die Hütte.

Thor! — rief ihm dieſer nach — bei erſter Gelegenheit ſollſt Du den Platz finden, wo Du ſtatt Beute den Lorbeer, die Ehre und, will's Gott, den Tod holen kannſt. Biſt ein Narr, der mit den erlernten Floskeln prahlt und ſich über das viele Wiederholen endlich gar einbildet, er fühle, was er ſpricht. Aber ganz unbelohnt ſoll es Dir nicht hingehen, werther Bruder des tugendhaften Maximilian. Mich verläßt die Erinnerung an Beleidigungen nie.

13.

An einem hohen Bogenfenſter der Burg zu Wernigerode ſaß der alte, würdige Graf von Stolberg, einen Brief in der Hand; ein junger Krieger, ganz vom Staube bedeckt, ſtand vor ihm. Erzähle weiter, lieber Konrad, -- ſprach der alte Herr — doch erſt trinke. — Er reichte ihm einen kleinen ſilbernen Becher, welchen der junge Mann leerte und noch im Hinſetzen begann: Die Flucht war allgemein, Alles ſtürzte nach der Straße von Halle. Ich ſchloß mich in der Dämmerung mit meinem grünen Wamſe und meiner leichten Rüſtung an die Holk'ſchen Reiter, ſetzte mit ihnen bei Wörmlitz über die Saale, und als ſie auf die Höhen hinter Beuchlitz rückten, ſich dort zu ſammeln, jagte ich bis Schraplau, und bin die Nacht, immer auf friſchen Roſſen, glücklich bis hieher gekommen. Die Schweden waren ihnen dicht auf den Ferſen!

Nach Halberſtadt, meinſt Du, ziehen ſie? fragte der Graf.

So hörte ich!

So können nur Streif-Corps bei uns einſprechen, — fuhr der Alte fort — denn ſie lieben unſer Harzgebirge nicht, wo wenig zu holen iſt, und die Bergleute und Köhler mit ihren Schürbäumen gar wacker zuſchlagen. Geh' hinunter in die Stadt, ſag' den Bürgern, daß ſie die Thore ſchließen und auf ihrer Hut ſind, ſich im Falle des Angriffes tapfer zu wehren; jedoch das Aeußerſte nicht abwarten. Mir aber ſchicke noch zwanzig Knechte herauf von den Altenrodern, die ich für den Fall ſchon beſtimmt habe.

Herr, — ſagte der beſtaubte Bote — ſeh' ich recht, ſo zieht ſchon ein Trupp gegen das Schloß; ſie treten eben aus dem Thale bei den Mühlen heraus. Die müſſen Flügel haben!

Wahrlich! — ſagte der alte Graf, hinabblikkend. — Es iſt Reiterei und Fußvolk. Eile hinunter, laß die Thore ſchließen und die Zugbrükken zum Schloſſe aufziehen. Schicke gleich die

Kundigen in's Gebirge, damit die Holzſtöße zu den Lärmfeuern überall bereit ſtehen und, ſobald ſie hier oben flackern, im Lande angezündet werden! — Der junge Krieger eilte fort. Der eben eintretende Kaſtellan erhielt die nöthigen Befehle zur Vertheidigung, und Alles im Schloſſe war geſchäftig, als der Thurmwart meldete, daß ein kaiſerlicher Offizier, von einem Reiter begleitet, vor der aufgezogenen Brücke halte und eingelaſſen zu werden verlange.

Die Reiſigen liegen ruhig im Buſche hinter der Mühle, — ſagte der Kaſtellan — und von dem Einen wäre wohl nichts zu befürchten; müßt doch ſein Begehren wiſſen, gnädiger Herr!

So laß die Brücke nieder und nimm alle Vorſichtmaßregeln! — befahl der Graf.

Der Kaſtellan ging; bald darauf ritt der kaiſerliche Offizier ein und ward zum Grafen geführt. Es war La Croix, welcher ſich höflich vor dem Alten verbeugte, und auf deſſen Frage, was ſein Begehr ſey, erwiederte: Von dem Oberſt Holk ausgeſandt, dieſe Gegend in Contribution zu ſetzen, komme ich, Herr Graf, Euch höflichſt einzuladen, für Schloß und Stadt viertauſend

Gulden zu zahlen, und dadurch aller weiteren Moleſtirungen quitt zu ſeyn.

Der Graf ſah ihn lächelnd an.

Unten im Walde ſtehen fünfhundert Mann mit zwei Feldſchlangen, ſo viel waffenfähige Bürger ſind nicht in der Stadt. Holk's Corps ſteht bei Blankenburg.

Möchte wohl nicht lange mehr da ſtehen! — meinte der Graf, klingelte und befahl dem eintretenden Diener, Wein zu bringen. — Setzt Euch, werther Herr, und trinkt, — ſagte er mit Höflichkeit — Gaſtfreundſchaft wird auf dieſer Burg unter jedem Verhältniß geübt. Doch von einer Contribution oder Brandſchatzung kann unter uns nicht mehr die Rede ſeyn. — La Croix wollte auffahren. — Hört mich ruhig an. Tilly iſt bei Leipzig auf's Haupt geſchlagen, ſein Heer in völliger Flucht. — La Croix hörte aufmerkſam zu. — Der ſtolze Pappenheim, — fuhr der Graf fort — dieſe Geißel unſers Landes, hat mit ſeinen wilden Geharniſchten zum erſten Male dem Feinde den Rücken gewendet; ſeine Schaaren ſind zerſtreuet — und Euer Holk, den Ihr nach Blankenburg zaubert, lagerte geſtern Abend noch bei

Beuchlitz an der Saale mit kaum dreihundert Pferden..

So trink' ich auf das Wohl der gerechten Sache! — rief La Croix freudig, den Wein hinunterſtürzend. — Verderben Pappenheim und Holk! Sieg den Schweden und meinem Herrn von Weimar!

Staunend ſah ihn der Graf bei dieſen Worten an. — Ihr wundert Euch über meine Rede, leſ't und Ihr werdet nicht mehr ſtaunen! — Er faßte in ſein Koller und zog ein Schreiben hervor, es dem Grafen überreichend. Es war der Patentbrief, zwei Compagnieen zu Fuß und zwei zu Pferde für Herzog Wilhelm von Weimar im Harze und der umliegenden Gegend zu werben.

Ihr warbet unter kaiſerlicher Fahne für Schweden? fragte der Graf.

Ihr habt's errathen, gnädiger Herr! erwiederte La Croix.

Und wofür verlangtet Ihr die *viertauſend* Gulden?

Als Beitrag zur Werbung!

Der Graf bedachte ſich einen Augenblick, dann ſagte er: Lieber Herr, Geld kann ich Euch nicht geben, damit wird Euch wohl der Herzog von Sachſen verſorgt haben; aber wenn Ihr geſonnen ſeyd, den Kaiſerlichen Abbruch zu thun, beſonders dem räuberiſchen Holk, der wohl mit ſeinen Flüchtlingen die Straße hieher einſchlagen könnte, ſo kann ich Euch ein Tauſend Arme verſprechen, die den Schürbaum ſo leicht führen, als Ihr das Schwert, und manchen guten Jägersmann mit ſeinem ſichern Rohre. Rückt bis Harzgerode vor, ich wollte faſt wetten, Ihr trefft Holk. Laßt überall die Feuer auf den Bergen zünden, wo Ihr ſie noch nicht brennen ſehet, und Alles wird Euch zuſtrömen!

Noch einmal verſuchte La Croix, den Grafen zur Zahlung einer, wenn auch kleinern Summe zu vermögen; er ſchlug es freundlich, aber beſtimmt ab, verſprach hingegen, den Kriegsleuten Lebensmittel, den Pferden Futter hinausſchaffen zu laſſen, und La Croix mußte unverrichteter Sache wieder zu den Seinen zurückkehren, wo er die rohen, bärtigen Geſellen um die Fahne mit dem gekrönten Adler gelagert fand, die im frohen Jauchzen, die gefüllten Krüge mit Bier leerend, den Grafen Pappenheim hoch leben ließen. Da überfiel den Muthloſen ein leiſes Grauen, wenn er des Augenblickes gedachte, wo er dieſe alten ligiſtiſchen und kaiſerlichen Krieger zum Abfalle bereden, und den ſo gefürchteten zweiköpfigen Adler herunterreißen ſollte. Er bedachte, daß es nur eines kühnen Mannes bedurfte, um dieſe, aus der Hefe der Regimenter zuſammengebrachten Soldaten, von denen ſich vielleicht ſchon manche ſeit Jahren, ein Schrecken des Landes, als Marodirer herumgetrieben hatten, zur Meuterei aufzuregen; er fühlte ſeine Schwäche und ſeinen Kleinmuth, und daß er nicht im Stande ſey, mit Kraft in dieſem Falle aufzutreten. Aber es bedurfte nur eines Augenblickes, den Liſtigen einen Ausweg finden zu laſſen. Er trat mit ſtolzem Blicke unter die Soldaten, benachrichtigte ſie, daß Lebensmittel im Ueberfluſſe aus der Stadt, mit welcher er ſich in Güte abgefunden, gebracht würden, und forderte dann 40 Freiwillige zu Fuß und 20 zu Roß auf, ihn zu einem kühnen, ſogleich auszuführenden Unternehmen zu begleiten.

Bei dieſen Worten traten faſt Alle vor. — Er wählte ſechszig der ihm Ergebenſten, übergab während ſeiner Abweſenheit dem Hauptmann Hohendorf das Commando, bat dieſen, ihn noch eine Strecke zu begleiten, damit er ihm ſeine Inſtruction ertheilen könne, und ſetzte ſich ſogleich in Marſch.

Als ſie bei dem Schloßberge vorbei längs der Stadtmauer zogen, hielt La Croix mit Hohendorf und deſſen Begleitung an, ſchickte die Freiwilligen mit ihrem Fähndrich auf dem Wege nach Haſſerode mit dem Befehle voran, ihn an der Brücke über die Holzemme zu erwarten, und ſetzte ſich mit Hohendorf, dem dieß ganze Benehmen La-Croix's ſonderbar ſcheinen mußte, unter eine Linde. — Nachdem er deſſen Begleitung entfernt hatte, begann er: —

Guſtav Adolph hat geſiegt! —

Gelobt ſey Gott! rief Hohendorf, freudig aufſpringend.

Ruhig, werther Hauptmann! — unterbrach ihn La Croix — hört mich ohne Unterbrechung an; dann handelt. — Tilly iſt gänzlich geſchlagen, — fuhr er fort — das kaiſerliche Heer naht in vollem Rückzuge. Pappenheim, Holk und ſeine Küraſſiere ſind geflohen, die Stolzen gaben das Zeichen zur Flucht. — Ich kann, ſo gern ich auch möchte, dieß Glück nicht benutzen. In dieſem Augenblicke, wo Ehre und Sieg zu gewinnen wäre, ruft mich meine Verpflichtung nach Weſten, da ich ſo gern nach Oſten ihnen entgegen zöge. Ich thue es jedoch ſorgenlos, weil ich Euch die Unternehmung übertragen und Eurer Einſicht, Eurem Muthe meine Soldaten anvertrauen kann. Macht ihnen die Veränderung bekannt, pflanzt den ſchwediſchen Löwen in ihrer Mitte auf, zieht mit ihnen gegen den Feind, und rückt dann eilig über Blankenburg nach Ballenſtädt. Die Landleute des Harzes werden, wie mir der Stolberger Graf verſicherte, in Haufen zu Euch ſtoßen. Thut den Kaiſerlichen, die ſich wahrſcheinlich in Halberſtadt ſammeln werden, den möglichſten Abbruch, und ſucht durch Gefangene und Ueberläufer die Compagnieen vollzählig zu machen. Dem Grafen von Stolberg könnt Ihr vertrauen. Nun lebt wohl, ſeyd auf Eurer Hut; in einigen Tagen bin ich wieder bei Euch. — Dieß ſagend, warf er ſich auf das Roß und ſprengte den Seinen nach.

Hohendorf, gegen La Croix mistrauiſch, beſchloß, ehe er irgend etwas unternähme, erſt den

Grafen zu ſprechen. Von ihm erhielt er die Beſtätigung des Sieges, und da ihm ſein freundliches, einnehmendes Betragen bald des Alten Zutrauen erwarb, ward es ihm nicht ſchwer, die Waffen für dreißig Musketiere und für eben ſo viele Pikenire von dem Grafen zu erhalten, die ihm dieſer treue Anhänger der proteſtantiſchen Parthei ſogleich aus ſeiner Rüſtkammer ſandte. — Mit dieſen Waffen rüſtete er die neu geworbenen Heſſen und Harzleute aus, ſo daß ſein eigener Hauſe nun wohl aus 130 tüchtigen wehrhaften Männern beſtand, und jetzt erſt verſammelte er die ganze Schaar, die außerdem noch in 120 zu Fuß und 100 zu Roß beſtand, und verkündete ihnen ohne Umſchweiſe, daß Tilly geſchlagen, ſein Heer zerſtreut, die Schweden, Heſſen und Weimaraner im Anzuge ſeyen, und die proteſtantiſchen Bauern der Umgegend wahrſcheinlich aufſtehen, ſich zuſammenrotten und über die Geſchlagenen herfallen würden. Zu ſeiner Freude bemerkte er bei dieſen Worten auf den meiſten Geſichtern Beſtürzung, Alle ſchwiegen.

Nur der Fähndrich der Reiterei nahm das Wort, ein altes vernarbtes Geſicht, das dem Teuſel wohl ſchon einige Male verfallen ſeyn mochte, hob ſich gravitätiſch im Sattel und ſprach: —

So müſſen wir ſogleich aufbrechen und gen Wolfenbüttel ziehen, Kameraden, ehe uns der Feind oder das elende Landvolk überfällt; hier iſt kein Säumen, nur kurze Reſolution gefaßt!

Mit nichten, Fähndrich! — unterbrach ihn ein Corporal der Küraſſiere, der nämliche, der, auf La Croix's Befehl, Klara dem Oberſt Baudiſſin hatte überliefern ſollen. — Sollen wir uns in die Feſtung verkriechen, welche die Schweden in ein Paar Wochen einſchließen werden, wo wir dann wie die Maus in der Falle mit Hunger und Noth zu kämpfen haben? Wahrlich, nein! Ueberdieß, Ihr Herren, trete ich mit meinen Kameraden dorthin, wo die grüne Raute heute unter dem Fürſtenhute wehet, wahrſcheinlich Herzog Wilhelms Fahne.

Kaum dieß geſagt, ſo traten die Meiſten auf die Seite der grünen Schaar, die ſchlagfertig geordnet daſtand. Wohl an 50 zu Roß und eben ſo viel zu Fuß waren ihm gefolgt.

Der Fähndrich, dieß ſehend, gab, das Fähnlein in der Hand, ſeinem Gaule die Sporen und ſprengte vor ſeinen Zug

Wo die Siegesgöttin fehlt, Kameraden! — ſo rief er — da fehlt dem Soldaten Alles. Wer heute flieht, gilt nichts mehr, wenn er geſtern als Sieger das Zehnfache werth war; dem Krieger iſt jede Fahne recht, wenn ſie nur, hoch aufgerollt, ſiegreich flattert, — und der Schwede ſoll richtig zahlen. Deshalb dächt' ich, wir folgten der Fortuna, rollten unſern Adler bis auf beſſere Zeiten zuſammen und ſchlöſſen uns dem Rautenkranze an.

Habt Ihr auch den Wahlſpruch geleſen, der über ihm prangt, Herr Fähndrich von den Küraſſieren? bemerkte Hohendorf.

Längſt hab' ich das, und wußte, worauf das deutete. — Die Sachſen ſind ein ſo ehrlichtreues Volk, treu ihrem Herrn wie keines. Wäre ich auch aus dieſem Lande, möchte ich wohl auch dieſe Tugend in mir ſpüren; ſo aber bin ich von Colmar im Elſaß, folgte zwanzig Jahre mancherlei Fahnen, bis mir Herr La Croix dieſe übergab, die ich nun ſelbſt zuſammenrollen und bei Seite legen will. Deshalb verſpreche ich Euch Soldatentreue, die, wie Ihr wißt, nur ſo lange währt, als der Sold richtig gezahlt wird; und hiermit Valet Dir, gefräßiger Zweikopf! — rief er lächelnd, den Adler zuſammenrollend, als ob er ſein Wams wechſele, — und wer ein braver Reitersmann iſt und den Sieg liebt, der folge mir dort hinüber zu der grünen Bande!

Im Nu trug ihn ſein Rappe hin; faſt alle Reiter folgten, nur zwölf blieben auf der Stelle halten.

Wir verlangen freien Abzug nach Wolfenbüttel! — ſagte einer von dieſen, welcher vorritt und ſich Hohendorf nahete. — Wir ſind von unſerm Oberſten, dem Commandanten der Feſtung, zu dem Oberſtwachtmeiſter La Croix geſandt, ihn zu verſtärken, nicht aber zu meuteriren — und ohne Herrn La Croix's Befehl —

Er iſt im Dienſte der Krone Schweden, — erwiederte Hohendorf — und was ich thue, geſchieht auf ſeinen Befehl.

Iſt dem ſo, — rief der alte Reiter von Don Balthaſar's Regiment entrüſtet — ſo irrt' ich mich nicht, wenn ich ihn ſchon lange für einen Schweden hielt; da Ihr aber das Gepräge eines ehrlichen Mannes auf Eurer Stirn tragt, Hauptmann, ſo erwarte ich von Euch freien Abzug!

Da entſtand unter dem Haufen ein Murren, das bald in tobenden Lärm ausartete; die Uebergetretenen verlangten, man ſolle dieſe Zwölf nicht ziehen laſſen, ſolle ſie feſthalten und niederſchießen, der Eine wollte dieß, der Andere jenes. — Der Fähndrich, den Lärm zu ſtillen bemüht, verlangte, daß man ihnen wenigſtens Rüſtung und Pferde abnehmen und ſie dann ziehen laſſen ſollte; Hohendorf aber, der dieſem Allen mit ruhigem Ernſte zugeſehen, trat plötzlich unter die Tobenden, gebot Stille und rief: —

Gehorſam iſt die erſte Pflicht, die Ihr Eurem neuen Herrn ſchuldig ſeyd, Gehorſam mir, den er Euch als Euren Führer geſchickt hat. Wage es Keiner zu murren, er hängt, ſo wahr ich ein ehrlicher Kriegsmann bin, an dieſer Eiche! — Wer jedoch den ſtrengen Gehorſam nicht ertragen zu können glaubt, — fuhr er ruhig fort — dem ſey jetzt noch vergönnt, zu ziehen wohin er will, nur nicht den Weg, den ich nehme. Er ziehe von uns, kämpfe mit Noth und Elend, und mit dem Landmanne, der gegen die Marodeure ſich waffnet. — Ihr aber, die Ihr Eurer Fahne getreu bleiben wollt, ziehet mit Gott, grüßt Euern

Oberſt von mir, und ſagt ihm in meinem Namen, daß wenn von den Unſern einer in ſeine Hände fallen ſolle, er menſchlicher ſeyn möge, als er bis jetzt war. Lebt wohl!

Der alte Reiter ſchüttelte ihm beim Abſchiede treuherzig die Hand und zog mit den Seinen die Straße nach Wernigerode, indeß Hohendorf aufbrach und nicht, wie La Croix befohlen, über Blankenburg nach Ballenſtädt, ſondern, den Rath des Grafen von Stolberg befolgend, über Elbingerode und Haſſelfelde den nächſten Weg nach Harzgerode nahm.

11.

La Croix hatte indeß ſeinen vorausgeſchickten Haufen an der Brücke eingeholt und ſetzte ſeinen Marſch weiter in dem Walde fort, zog ſich auf ihm wohlbekannten Wegen über die Hippel, längs dem Fuße des Brockens, und bald leuchteten ihm in der Dämmerung die weißen Knappen, die des Jägers Jagdhaus bewachten, im Abendwinde klappernd, entgegen. La Croix lächelte bei ihrem Anblicke; es war das Lächeln Satans, wenn er nach langen Mühen endlich die fromme Seele verlockt und ſie ſich zu eigen gemacht hat.

Ihr Kriegsgeſellen! — rief er — das Haus, welches die ſonderbaren Geſtalten bewachen, iſt Euer Eigenthum; plündert es, die Beute iſt gemeinſchaftlich; mordet was Ihr darinnen am Leben findet, Menſch oder Beſtie, mir gleichviel, und dann zündet es an! Ein wildes Freudengeſchrei beantwortete dieſen Befehl; die Reiter ſprengten ſogleich um das Gehöfte herum, ihnen folgte ein Theil der Fußknechte, die alle Ausgänge beſetzten, die andern drangen in den Hof, wo La Croix die alte Trude dem Stalle zueilen ſah, und gleich einer losgelaſſenen Meute ſtürmten nun die Beutegierigen in das Haus. La Croix, dem alten Jäger und ſeinen Beſtien nicht trauend, blieb draußen. Als nach kurzer Zeit Küche und Keller, Stuben und Kammern geleert waren, und die nicht geringe Beute an Lebensmitteln, Hab' und Gut in Sicherheit gebracht war, wobei man doch kein lebendes Weſen als einige Hunde gefunden hatte, ſollte Scheune und Stall durchwühlt werden; aber kaum öffneten ſie die Thür, ſo brach der Bär und ein Wolf, dieſe treuen Kameraden, hervor, warfen ſich über die Plündernden, riſſen einige nieder, verwundeten mehrere und ſprangen zum offenen Thore hinaus.

Als ob ſie ihren Feind gekannt, ſo wüthend warfen ſie ſich hier auf La Croix, der, ſein Roß wendend, entfliehen wollte; aber der Wolf ereilte ihn, packte des Pferdes Gurgel, riß es nieder und, ſeine Beute verlaſſend, ſtreckte er eben die Tatze nach dem zitternden Reiter, da beſchützte Satan ſeinen treuen Diener; eine Kugel traf das Thier, es ſank neben ſeinem Kameraden, den eine Pike durchſtochen hatte.

Zündet! — rief La Croix, unter ſeinem ſich wälzenden Roſſe hervorkriechend, — zündet das Neſt an! Die Flamme praſſelte in die Höhe, des alten Jägers Aſyl brannte luſtig und lag bald in Aſche, ſeine treuen Genoſſen todt vor der Pforte; die Gebeine der ſchützenden Knappen ſchleuderte der Muthwille der Reiter weit umher. Nur Trude hatte ſich durch eine Hinterphorte gerettet, ſah von der Höhe herab, wie La Croix und die Seinen das Geraubte theilten, ihr Lieblingfäßchen mit Einbecker Biere zapften und es auf ihre Geſundheit verzehrten. Da ſchrie ſie mit kreiſchender Stimme von der Höhe des Felſens herab: Möge mein Fluch Euch treffen, und fortan Glück und Segen von Euch weichen, Ihr Mordbrenner! ſo daß es das wilde Kriegsvolk, trotz des Getümmels, vernahm, aufſah und im Scheine der Feuergluth zwiſchen den hohen Tannen die geiſterhaft grauſige Hexengeſtalt erblickten, die, einen großen Stein zürnend auf ſie herabrollend, unter den Bäumen verſchwand.

15.

Holk hatte in der Nacht nach der Schlacht, auf den Höhen hinter Beuchlitz, eine Menge Wachtfeuer anzünden laſſen, damit die Flüchtigen ſich dort ſammeln konnten, indeß Pappenheim mit dem Reſte ſeiner Küraſſierregimenter, ſchon vor Tilly's Ankunft in Halle, hier vorbeigezogen war. Dieſer, durch manche Wunde ermattet, war kurz nach Pappenheim dort eingetroffen und nur ſo lange hier geblieben, als er bedurfte, um ſich verbinden zu laſſen, dann war er mit allem, was ſich ihm angeſchloſſen, ungefähr 800 Mann Fußvolk und 200 Reiter, weiter nach Gerbſtädt gezogen. Pappenheim aber hatte ſich nach Mannsfeld gewendet, von wo er Holk den Befehl ſandte, ſich über Ballenſtädt nach Quedlinburg zu ziehen, wo er ſich mit ihm vereinigen wolle. Tilly war über Aſchersleben nach Halberſtadt marſchirt.

Als der Morgen des 18. Septembers grauete, brach Holk von Beuchlitz und Holleben auf; 600 Reiter, 800 Mann Fußvolk und ein Falkonetlein, das eine Abtheilung des Dietrichſtein'ſchen Regimentes gerettet hatte, folgten ihm, jedoch ſtießen während des Marſches noch überall Verſprengte und Abtheilungen zu Roß und zu Fuß zu ihm, ſo daß er, wohl an 1000 Mann Fußvolk und 700 Reiter ſtark, am Mittage in Seeburg eintraf. Im Schloſſe fand er hinlängliche Vorräthe und lagerte ſich zwiſchen den beiden Seen, wurde jedoch bald durch die ihm nachrükkenden Schweden vertrieben, die über Schraplau und Merſeburg ihn verfolgten, und erſt ſpät am Abende, nachdem er ſo manchen tapfern Soldaten eingebüßt hatte, erreichte er Eisleben. Ob ihn gleich die Schweden von Seeburg aus nicht mehr heftig verfolgt hatten, brach er doch ſchon vor Tage, ohne zu plündern, von dort auf und zog ſich nach Rummelsburg, wo er über die Wipper ſetzte und ſeinen ermatteten Kriegern einige Stunden Ruhe ſchenkte.

Da ward ihm die Nachricht: das Landvolk ſey in einem Theile des Harzes aufgeſtanden, habe, ihm den Weg nach Halberſtadt zu verſperren, ſich zuſammengerottet und alle Brücken abgebrochen, alle Schluchten beſetzt. Er faßte daher den Entſchluß, die bewaffneten Landleute zu täuſchen, brach nach wenigen Stunden Ruhe von Rummelsburg auf und marſchirte in gerader Richtung auf Harzgerode, um von da, ſich ſchnell rechts werfend, über Gernrode Quedlinburg zu ereilen.

Als er einige Stunden marſchirt war und es zu dämmern begann, ſah er auf allen Bergen rings umher die Lärmfeuer leuchten, und hörte in der Ferne den dumpfen Ton der Glocken, die ſeine Ankunft verkündeten. Erwartete ihn auch hier die verſammelte Menge der Landleute noch nicht, ſo umſchwärmten ihn doch ſchon einzelne Haufen der Herbeiziehenden, und wo ein einzelner Krieger ſich nur wenige Schritte hinter dem Zuge verweilte, ſprangen Landleute aus dem Gebüſche hervor und erſchlugen ihn; wo ein Trupp Reiter ſeitwärts in ein Dorf kam, nach ſeiner löblichen Gewohnheit zu plündern und zu rauben, verſammelten ſich die benachbarten Bewohner, und ſelten entkamen die Raubgierigen. In welches Dorf auch Holk mit den Seinen zog, er fand alles verödet; weder Menſch, noch Vieh, noch Lebensmittel waren zurückgeblieben, alles hatte man in den Wald geflüchtet. Da ergrimmte Holk, und Schonung und Vorſicht vergeſſend, bezeichneten brennende Dörfer den rachedürſtenden Landleuten den Weg, den er und ſeine Schaaren genommen hatten.

So gelangte er in der Nacht nach Harzgerode. Sein Heerhaufen war bis auf 450 Reiter und 600 Mann Fußvolk geſchmolzen; mit dieſen zog er am Morgen, unter dem Vorgeben, ſich nach Ballenſtädt zu wenden, raſch nach dem Mägdeſprunge, um hier die Selke zu überſchreiten und das alte Jagdſchloß, jetzt das Sternhaus, wo eine Menge Wege des dichten Forſtes ſich vereinigen, zu beſetzen, und dann nach Gernrode zu ziehen. Aber wie erſtaunte er, jenſeit der Selke, bei dem Mägdeſprunge, mehrere Hundert Soldaten, ſelbſt

Reiterei zu ſehen, die, von einer großen Anzahl Bauern unterſtützt, ihm den Uebergang ſtreitig machten; es war Hohendorf und ſeine Schaar, die ihn hier erwarteten. Der tapfere Holk ließ ſich jedoch nicht bei dieſem Anblicke entmuthigen; er ſtellte ſein Falkonet auf, warf ſeine Musketiere in das Gebüſch, und da ſeine Reiter bald eine Furth fanden, durch die ſie ſetzten, die Pikeniere unter dem Feuer der Musketen mit geſenkter Pike die noch nicht abgebrochene Brücke angriffen, und bei dem Anblicke der Reiterei, gegen welche Hohendorf's zuſammengeraffte Schaar das Feld nicht halten konnte, die Landleute und Jäger ſich ſchnell in die Berge warfen, mußte auch Hohendorf ſich nach dem alten Jagdſchloſſe zurückziehen.

Holk war jetzt, unter ſtetem Scharmützel, mit ſeinem kleinen Heere bis zu dem Jagdſchloſſe gekommen. Auf allen Seiten von den Bauern umſchwärmt, vor ſich das Schloß, von wo man jeden Weg beſchießen konnte, ohne Geſchütz, das er bei der Selke hatte zurück laſſen müſſen, ergriff er, in der Vorausſetzung, daß ſein Marſch auf Gernrode verrathen ſey, den kühnen Entſchluß, ſich rechts in den Wald zu werfen, erreichte glücklich den Weg, der nach Ballenſtädt führte, jedoch von Hohendorf und den Bauern verfolgt, und kam nur mit Mühe und großem Verluſte nach Ballenſtädt.

Hier ward ihm eine noch größere Ueberraſchung, als an der Selke. Er fand das Schloß von dem Feinde beſetzt, der ſich jedoch bei ſeinem Vorbeimarſch nicht herauswagte und, nur einige Kugeln nachſendend, ihn ruhig in die Stadt einziehen ließ. Schon am andern Morgen verließ er ſie wieder, und als er nach Quedlinburg abmarſchirte, brachte ihm ein Knabe einen Zettel folgenden Inhalts:

„La Croix, der im Ballenſtädter Schloſſe befehligte, wünſcht Euch glückliche Reiſe und beklagt nur, daß er Euch auf Euerm ſtolzen Siegeszuge in ſo geringer Begleitung ſieht. Die furchtbaren Pappenheimer ſcheinen mit der Leipziger Schlacht der Welt Valet geſagt zu haben. Grüßt Pappenheim von mir, und gedenkt der Schanze am Kreuzhorſt!“

Ich faſſe Dich doch, Schurke! rief Holk, nachdem er geleſen, und ſetzte, ohne ſich weiter um das Schloß und La Croix zu kümmern, ſeinen Marſch, von den Landleuten umſchwärmt, nach Quedlinburg fort, wo er ſich mit Pappenheim vereinigte.

Adolph Hohendorf aber kehrte, nachdem er dem Feinde noch einige Zeit das Geleit gegeben, nach Ballenſtädt zurück, woſelbſt er La Croix fand, der von ſeiner Mordbrenner-Expedition ſich dorthin gewendet hatte. Auch dieſer hatte das Kriegsvolk, durch die Nachricht der verlorenen Schlacht und die Flucht des kaiſerlichen Heeres entmuthigt, bereitwillig gefunden, mit den Fahnen zu wechſeln, hatte eine kleine Beſatzung im Schloſſe zurückgelaſſen, und war dann mit den Uebrigen hinunter nach der Stadt gezogen, wo ihn Hohendorf kalt empfing, ihm die Gefangenen und Ueberläufer, wohl 300 an der Zahl, übergab und ſich dann entfernte. Als La Croix durch deren Reihen ging und ſo viele alte Bekannte unter ihnen fand, die ſeine Compagnieen verſtärken ſollten, als er ſich, der bei Pappenheim immer nur eine untergeordnete Rolle geſpielt, jetzt an der Spitze eines ſo ſtattlichen Haufens ſah, lächelte ſein tückiſches Geſicht, und ſtolz ſchritt er einher, mit jedem der Gefangenen freundlich redend, jedem goldene Berge verſprechend. Aber plötzlich hielt er an, ſein Auge funkelte, auf ſeinem Geſichte drückte ſich Zorn, aber auch hämiſche Freude aus.

Proſoß! — rief er, auf einen der Gefangenen zeigend, — hängt den an jene Linde!

Dacht' ich es doch! — ſagte dieſer Unglückliche, es war der alte Holkiſche Märchenerzähler. — Dacht' ich es doch gleich, als ich Euch ſah, daß Ihr durch meinen Tod das Maß Eurer Schandthaten voll machen würdet. Doch — fuhr er mit kalter Ruhe fort — ich werde nicht ſolch' ehrloſen Todes ſterben, wohl aber könntet Ihr es!

La Croix lächelte höhniſch. — Warte, Prophet! — ſagte er — wollen ſehen, ob Du gegen den Strick ſo feſt, als gegen die Kugel und gegen Hieb und Stich biſt. Nur raſch an's Werk!

Der Proſoß begann nun die nöthigen Vorkehrungen zu treffen, während La Croix triumphirend auf den Alten blickte, der, ſeinen Roſenkranz in der Hand, leiſe ſein Gebet murmelte. Selbſt auf den rohen Haufen La Croix's hatte der ſich zum ſchmählichen Tode bereitende Krieger

Eindruck gemacht, und Einige traten, für ihn bittend, zu ihrem Führer, aber vergebens; auch unter den Gefangenen und Ueberläufern entſtand Murren. La Croix befahl nun ſeinen Musketieren, auf jeden Fall die Lunten bereit zu halten, und nichts mehr ſchien den Alten retten zu können, den ſein Geſchick in die Hände dieſes Mannes gegeben hatte, als Hohendorf mit den Jägern und Landleuten angezogen kam, die in ihre Heimath zurückkehren und ihren Kriegsgenoſſen noch ein Lebewohl ſagen wollten; La Croix ſah ihn, und beſchleunigte deshalb die Hinrichtung. Schon führte der Büttel, der in damaliger Zeit nie bei einem Kriegerhaufen fehlen durfte, den Unglücklichen unter einen Baum, als ein Jägersmann, welcher den Andern vorausgeeilt war, in den Kreis trat und mit donnernder Stimme: „Halt! dieſen hängt nicht!“ ausrief, La Croix ſcharf in's Auge blickend.

La Croix! — unterbrach ihn Hohendorf, der auch herbeigeeilt wär. — Ich muß Euch bitten, mein gegebenes Wort zu ehren. Den Gefangenen habe ich das Leben, den Ueberläufern Dienſte verſprochen; was ich verſprach, müßt Ihr halten!

Wenn dem ſo iſt, — erwiederte La Croix, in ſeinem Innern vielleicht zufrieden, daß er durch Hohendorf's Dazwiſchenkunft aus einer Verlegenheit gezogen wurde, — ſo ſey ihm das Leben geſchenkt, das er an mir zehn Mal verwirkt hat —

Und Ihr werdet erlauben, — fiel ihm der Jäger in die Rede, den La Croix ſogleich als den Alten erkannte, deſſen Wohnung er geſtern angezündet hatte, — daß dieſer Mann mich begleitet. Er ſey unſer Antheil an der Beute.

La Croix willigte nach einigem Nachdenken in dieß billige Begehren. — Nur fordere ich, daß ihm kein Leid geſchieht, — ſetzte er heuchleriſch hinzu — ich muß Herrn Hohendorf's gegebenes Wort ehren.

Der alte Jägersmann blickte ihn verächtlich an, und ohne ſich weiter um ihn zu kümmern, drückte er Hohendorf zum Abſchiede die Hand; ſeine Jäger und die Bauern ſagten ihren Kampfgenoſſen Lebewohl, verſprachen im Falle der Noth wieder bei der Hand zu ſeyn, und zogen nach ihren Wohnungen zurück. — Hätte der alte Jäger gewußt, daß er die ſeinige eingeäſchert finden würde, ſeine Büchſe hätte ſicher den Mordbrenner nicht gefehlt.

16.

Es war ein düſterer Herbſttag, an welchem der mächtige, gefürchtete Tilly, von ſeinen Kriegern in einer Sänfte getragen, an der Spitze von 600 Mann zu Fuß und nur wenigen Reitern, in Halberſtadt einzog. Kein freudiges Willkommen ſchallte ihm hier entgegen, denn ſtreng hatte der vorangegangene Offizier in ſeinem Namen alle Bewillkommnung verboten. Ein Tag hatte die Lorbeern ſo vieler Siege verſchlungen, die Schlacht von Leipzig allen Ruhm eines langen thatenreichen Lebens in das Grab der Vergeſſenheit geſenkt; am Ende ſeiner Laufbahn ſtand er als ein Flüchtiger. Er, deſſen Wort Heere um ſich verſammelt hatte, fand kaum noch eine Leibwache zu ſeiner Deckung; ein Regimentsgeſchütz war noch das einzige, welches ihm von dem für damalige Zeit ungeheuern Zuge von Geſchütz übrig geblieben, und der Graf von Fürſtenberg und Oberſt

Offieuz die einzigen Offiziere von Bedeutung, die noch um ihn waren. Seine treuen Waffengefährten Schönburg, Erwitte, Bongard und Blankart, dieſe tapfern Generale und Oberſten der Liga, waren auf dem Schlachtfelde geblieben; der Herzog von Holſtein, ſein treueſter Anhänger, an ſeinen Wunden geſtorben, nachdem ihm Feldmarſchall Guſtav Horn noch im Augenblicke des Sterbens verwieſen, daß er, ein proteſtantiſcher deutſcher Fürſt, gegen ſeine Glaubensbrüder, gegen die Freiheit deutſcher Fürſten das Schwert gezogen habe. Dieſe herrliche Armada, ſeit ſo vielen Jahren der Schrecken Deutſchlands, die Bewunderung Europa's, war nicht mehr, ein Tag hatte ſie vernichtet; nur noch traurige Reſte ehemaliger Größe ſah er um ſich, und fühlte nicht einmal den Muth mehr, ſich über das feindliche Schickſal zu erheben und ihm Trotz zu bieten. Abgeſpannt an Körper und Geiſt trat der Feldherr in ſeine, früher ſchon oft bezogene Wohnung. Sonſt war er von hier als Sieger ausgezogen, heute kehrte er als ein Flüchtling dahin zurück. Mit Ungeduld erwartete er Pappenheim's Ankunft, welchen er ſeit dem Abende vor der Schlacht nicht mehr geſehen hatte. Auf ihn ſetzte er ſein letztes Vertrauen; er hoffte, daß er die Zerſtreuten geſammelt haben, daß er wenigſtens mit einem Theile des Heeres zu ihm ſtoßen würde, und Freude und Hoffnung glänzten in des alten Mannes Geſicht, als ihm die Nachricht wurde, Pappenheim ſey eben eingerückt.

Es war ein ernſtes Wiederſehen. Tilly ging Pappenheim entgegen, reichte ihm ſchweigend ſeine Linke, den rechten Arm, der verwundet war, trug er in der Binde, drückte ſie herzlich, und dieſer Druck ſagte, daß kein Vorwurf den Augenblick des Wiederſehens trüben ſolle. Dann umarmte er ihn, und wohl noch nie war die Umarmung dieſer beiden Kriegshelden ſo herzlich geweſen, als heute. Das Unglück hatte ſie für den Augenblick einander näher gebracht, das Schlachtfeld von Leipzig jedoch den alten Groll, die alte Eiferſucht nicht verwiſcht.

Seyd mir willkommen, Herr Feldmarſchall! — begann jetzt Tilly — Ich freue mich, Euch wieder zu ſehen. Kommt Ihr allein?

Faſt ſo gut als allein! — erwiederte Pappenheim — Mit Holk, der in Quedlinburg zu mir

mir ſtieß, führe ich Euch 1500 Reiter und 1800 Mann zu Fuß zu.

Gerechter Gott! — rief Tilly, ſich vergeſſend. — Dieß alſo iſt der Ueberreſt dieſer mächtigen Armada? — Dieß iſt alſo alles, was mir bleibt, den Kaiſer, meinen Herrn, und die Fürſten der Liga zu vertheidigen?

Findet Ihr nicht in Eurem Innern die Mittel, — unterbrach ihn Pappenheim mit Unmuth — dann freilich ſteht es ſchlecht mit uns.

Ja wohl! — erwiederte ihm der Greis — Hätte ich der Stimme meines Innern in dem Hauſe des Todtengräbers bei Leipzig gefolgt, ſo ſtünden wir Beide nicht hier beſiegt und flüchtig. — Doch keinen Vorwurf! Ihr habt ritterlich in der Schlacht gefochten, habt männlich nach dem Siege gerungen. Ich danke Euch, Graf Pappenheim; im Kampfe mit dem Schickſale unterliegt auch der Kühnſte. Gott hat es uber uns verhängt, und ſo geſchehe ſein Wille; ich führte ſein Schwert, und doch ward mir nicht der Sieg! —

Graf Tilly! — ſprach Pappenheim mit finſterm Ernſte, und auf ſeinem Antlitze drückte ſich ein Gemiſch von Trotz und Verzweiflung aus. — Seit jenem entſcheidenden Tage hat es mir geſchienen, als ſey der Glaube, den ich mit Euch theilte, das Schwert Gottes zu führen, nur ein Wahn der Eitelkeit, ein Mantel, unſere Leidenſchaften zu bergen, eine Muſik, das erwachte Gewiſſen einzulullen. Den irdiſchen Glanz des Glaubens behielten wir für uns; die Wunden aber, welche er ſchlug, die Flammen, welche er zündete, die Thränen, das Wehe, welches er erpreßte, dieſe ernſten Kläger an jenem Weltentage, wälzten wir dem Himmel zu, damit zu ſchalten nach ſeinem Belieben. — Seit mich aber Gott und die Fortuna, ſeit mich meine alten Schaaren verließen, ſeit dieſe Niebeſiegten an den Männern des Schnee's abprallten, als wären jene von Erz — als ich die Schweden ſah, die den Papſt den Antichriſt nennen, und mich doch durch Feld und Wald jagend verfolgten — da bedachte ich, daß das Schwert des Herrn nie ſinken könne vor dem Schwerte ungläubiger Ketzer; und es mahnte mich, daß ich ein Menſch ſey, wie alle andern, dem Schickſal unterthan, ein Spielball des Glückes, und von Gott wahrlich nicht zu beſonderer Sendung auserwählt! Und von dieſem neuen Glauben ergriffen, hob ich mein eigenes Schwert hoch empor, ſchwur, fortan nur ihm zu vertrauen und dem Gotte in mir. Das Schwert des Herrn iſt zum Schwerte Pappenheim's geworden, und bei Gott, Graf Tilly, ich will es mit gleicher Kraft, mit gleichem Vertrauen führen, wie jenes!

Tilly glaubte kaum ſeinen Ohren trauen zu können, als er dieſe Rede Pappenheim's vernahm, und doch hatten ſeit jener Schlacht ſelbſt in ſeinem Innern dieſe Worte zuweilen leiſe getönt, und den Glauben, ein Auserwählter zu ſeyn, der dem Greiſe das Vertrauen, den Muth der Jugend gegeben hatte, wankend gemacht.

Pappenheim! — begann er ernſt — nehmt mir nicht noch das Letzte, das mich aufrecht erhält in dieſer Zeit des Unglückes! Doch das vermögt Ihr nicht, das vermag keine menſchliche Macht! — Ich ging ſtets einen ruhigen, aber feſten Weg, mich trieb mein Ungeſtüm noch nie von der vorgeſchriebenen Bahn; und ſo nahe meinem irdiſchen Ziele, will ich auch im Unglücke nicht wanken, und noch die wenigen Schritte dem Gott vertrauend wandeln, der mich bisher ſo väterlich, ſo gütig geleitet hat. — Pappenheim! Ihr ſeyd mir werth, ich ehre Euer Soldatenherz, — fuhr er fort — ich liebe Euch, wie ein Vater ſeinen Sohn lieben kann, der nach ſeinem Erbe trachtet und deshalb des Vaters Grab ſchon vor der Zeit graben möchte; wie jenem Vater der Sohn, bleibt auch Ihr mir werth. Deshalb ſpricht jetzt der Greis, ſpricht der Menſch zu Euch; o hätte er doch öfters in mir geſprochen! Bleibt feſt im Glauben, er nur erhält uns über dem Schickſale, nicht das aufbrauſende Gefühl, dieß Kind der Verzweiflung, nicht die tolle Zuverſicht, die Tochter des Unglaubens. Auf den Feuerſchwingen des flammenden Magdeburgs entfloh uns die Victoria; wir waren blutgierige Tiger, darum mußten auch wir bluten!

Trieb mich nicht menſchliche Schwäche und der Ehrgeiz, — fuhr Tilly nach einer Pauſe fort — das wieder zu erlangen, was ich auf dem Schlachtfelde von Leipzig verlor, ſo träte ich ab von dem Schauplatze und ſpräche in Demuth: Ich verſtehe Deinen Wink, Barmherziger! — und meiner Thaten Laufbahn wäre beendet! —

Und was beliebt Euch jetzt zu thun? fragte Pappenheim faſt höhniſch.

Gott vertrauend, die letzten Kräfte meines Geiſtes zu ſammeln, noch einmal aufzutreten als Mann, und dann zu ſterben als Chriſt. Bei dem erſten werdet Ihr mir beiſtehen, wie ich hoffe; auf Eure Thätigkeit rechne ich ganz. Geld will ich Euch anweiſen, Euer Regiment und die andern walloniſchen vollzählig zu machen.

Flohen auch ſie? fragte Pappenheim heftig.

Sie fochten, als wären ſie Deutſche; unbeſiegt mit allen ihren Fahnen geleiteten ſie mich hieher, ſechshundert und zwanzig an der Zahl!

Sechshundert und zwanzig — rief Pappenheim — von viertauſend, ſechshundert und zwanzig nur übrig? — O Schickſal, Schickſal!

Aus allen Garniſonen — fuhr Tilly fort — werde ich ſo viel Mannſchaft ziehen als möglich.

Alle, alle! — fiel ihm Pappenheim in die Rede — Einem Heere im freien Felde folgt die Victoria, hinter Wall und Mauer begleitet ſie den Soldaten nur halb!

Altringer rückt durch Heſſen in's Hildesheimiſche, mit ihm die neugeworbenen ligiſtiſchen

Regimenter! — fuhr Tilly fort — Wenn uns der Schwede Zeit gönnt, wie ich faſt glaube, ſammelt ſich wohl noch ſo Mancher hier bei ſeiner Fahne wieder. Im ſchlimmſten Falle finden wir hinter der Weſer Schutz, und ziehen ſo den Feind mit uns von des Kaiſers Staaten und den Ländern der Liga ab.

Der Plan iſt reiflich überdacht, — erwiederte Pappenheim, nach einigem Nachdenken. — Altringer und Gronsfeld führen uns funfzehntauſend Mann zu, mit etwa fünf- bis ſechstauſend verlaſſen wir Halberſtadt, ziehen zehntauſend aus den Garniſonen, — werben; dann ſteht ein rüſtiges Heer ſchlagfertig wieder da, die Scharte auszuwetzen!

Muſtert das Volk! — ſagte Tilly, den Flug von Pappenheim's Phantaſie unterbrechend. — Eure Gegenwart hebe den geſunkenen Muth der Soldaten. Auch an Euch iſt es, die Scharte des Leipziger Tages wieder auszuwetzen!

Pappenheim wollte antworten, jedoch beſann er ſich ſchnell, ſchwieg und entfernte ſich.

Trompeten- und Trommelſchall verſammelte bald das Kriegsvolk vor dem Thore, das nach

Aſchersleben führt. Es ſtellte ſich regimenterweiſe in der Ordnung, wie es bei der Leipziger Schlacht geſtanden hatte. Die finſtern Geſichter, indem ſie ſich voll Unmuth und Scham um die einzelnen Fahnen rotteten, die ihnen noch geblieben waren, boten einen ernſten Anblick dar. Manches Regiment, von ſeinem Oberſtlieutnant befehligt, war kaum 50 Mann ſtark, — manches bedeutendere führte ein Fähndrich an, den Reſt des Regimentes Holſtein ſogar ein Sergeant.

Der Graf von Sulz, am Arme ſchwer verwundet, hatte noch die bedeutendſte Anzahl bei ſich; 500 Mann von des Tilly Regimente waren unter den ſechs Fahnen verſammelt, die ſie vom Schlachtfelde mitgebracht hatten; die übrigen Regimenter der Liga waren faſt ganz aufgelöſ't, weniger das mit Fürſtenberg aus Italien gekommene kaiſerliche Fußvolk. Des Fürſtenberg's Reiterei hielt, wie bei der Schlacht, auf dem rechten, des Pappenheim's Küraſſiere auf dem linken Flügel. Zu dem allein geretteten Falkonet waren zwei halbe Karthaunen geſtellt, die man in Halberſtadt gefunden hatte. Das Fußvolk der Pappenheimer ſtand im Hintertreffen, Offienz an ihrer

Spitze. So erwarteten ſie des Feldmarſchalls Ankunft.

Er kam. Kein Trompetenklang, kein freudiger Siegesruf ſchallte ihm entgegen. Finſter, ſchweigend empfing ihn die verſammelte Schaar; auch er begrüßte ſie nicht.

Der Oberſt Cronenburg, welcher in Fürſtenberg's Abweſenheit deſſen Reiterei befehligte, empfing ihn an der Spitze von neun Regimentern, die noch aus 780 Pferden beſtanden. Sie hatten bei dem Angriffe Horn's und durch ihr eigenes Geſchütz viel verloren, am meiſten aber noch durch den letzten Widerſtand, den ſie, Tilly in ihrer Mitte, verſucht hatten.

Guten Tag, Küraſſiere! — redete Pappenheim ſie an — Ihr habt einen heißen Tag gehabt und ſeyd tüchtig geſchmolzen; mit Gott wird ſich noch mancher Kamerad bei ſeinen Fahnen einfinden, und das Glück uns bald wieder lächeln. Faſſet Muth!

Das wollen wir! — erwiederte ein alter benarbter Reiter — Das wollen wir! — wiederholte die Schaar.

Als er an die zehn Regimenter Fußvolk kam, die, noch 2100 Mann ſtark, von den Oberſtlieutnants Uneis, des Galla'ſchen, und Grafen Sulz, des Tilly'ſchen Regimentes, befehligt wurden, ſagte er zu letzterem: Ihr verſteht Eure Mannſchaft zuſammenzuhalten, Graf von Sulz, habt noch einen hübſchen Haufen Tilly'ſcher beiſammen! Ihr ſcheint in der Schlacht das Menſchenleben zu ſchonen, wie bei dem Sturme von Magdeburg!

Auch auf dem Schlachtfelde beſtrebe ich mich, Menſch zu ſeyn, Herr Feldmarſchall! — erwiederte der edle Mann — denn auch von den Thaten eines ſolchen Tages habe ich dereinſt Rechenſchaft zu geben. — Ich hoffe, des Tilly's Regiment hat in der Schlacht ſeine Schuldigkeit ſo gut gethan, als des Pappenheim's Küraſſiere!

Wohl möglich! — erwiederte der Feldmarſchall, bitter lächelnd, und ritt weiter. — Als er zu ſeinen Küraſſieren auf den linken Flügel kam, welche Holk befehligte, wendete er ſein Pferd plötzlich, ſprengte durch die Zwiſchenräume hin zu dem zweiten Treffen, wo der Reſt ſeines, des Savelli'ſchen und Wangler'ſchen Regimentes ſtand, und als er die Fahnen noch in dichten Reihen vor ihnen aufgepflanzt ſah, ſprang er vom

Pferde und reichte dem Oberſt Offienz die Hand. Willkommen, Pappenheimer! — rief er ihnen zu, welche, die Piken und Musketen ſchwenkend, mit lautem Jubelruf den Willkommen erwiederten. — Ihr habt gefochten wie Männer, keine Fahne verloren, ſeyd keinen Schritt geflohen — nur der Uebermacht gewichen! Ihr habt die Ehre meines Namens erhalten — Euch iſt die Ehre gefolgt! Vielleicht ſammelt ſie noch mehrere der Tapfern unter ihre Fahne!

Nein, Feldmarſchall! — unterbrach ihn Offienz — Die Fehlenden liegen auf dem Schlachtfelde, dem Tode eine Beute; zu dieſen Fahnen ſammelt ſich kein Verſprengter!

So will ich für Euch werben laſſen in dem Lütticher Lande und in Flandern. Mit Gott ſollen die Rotten bald wieder vollzählig werden und die Schaar der Pappenheimer wieder kräftig und mächtig da ſtehen! Er nickte ihnen freundlich zu, ſetzte ſich wieder auf ſein Roß und ſprengte zu Holk, der, verdrießlich auf dem Schecken ſitzend, ein Liedchen brummte.

Nun, kommt Ihr endlich, Feldmarſchall, Eure Küraſſiere zu muſtern! Iſt noch ein hübſcher

Hauſe, von ſieben Regimenter noch eilfhundert Pferde.

Ich weiß es! — erwiederte Pappenheim gleichgültig und ritt in einiger Entfernung, und ohne nach den Reitern zu ſehen, im Schritt an ihrer Linie herunter. Holk ſah ihm finſter nach, hielt plötzlich ſein Roß an, ließ ihn reiten und jagte beleidigt nach der Stadt zurück.

Als Pappenheim faſt bis zum linken Flügel der Küraſſiere gekommen war, ſprengte ein Corporal von Oberſt Piccolomini's Regimente aus dem Gliede, nahte ſich dem Feldmarſchall und ſagte mit ernſtem, aber ehrfurchtvollem Tone: Feldmarſchall, hier ſtehen des Pappenheim's Küraſſiere! — Der Feldmarſchall ſah ihn zornig an und wollte weiter reiten. — Ja, Feldmarſchall, — wiederholte er im nämlichen Tone und faßte nach dem Zügel von Pappenheim's Streitroß — hier ſtehen des Pappenheim's Küraſſiere!

Vermazo! — rief Pappenheim dem das Regiment befehligenden Oberſtwachtmeiſter zu — laßt den Meuterer verhaften und ohne Kriegsrecht aufhängen! — Zugleich zog er das Piſtol. — Laß meines Roſſes Zügel los, Elender! — rief er wüthend — oder ich jage Dir die Kugel durch's Hirn!

Wäre ein ehrenvollerer Tod, als durch die Hand des Büttels! — erwiederte der Küraßreiter kalt und ließ des Roſſes Zügel nicht los — Thut mit mir nach Euerm Belieben; aber ich fordere Gerechtigkeit im Namen der Küraſſiere, die bisher ſtolz waren, Euern Namen zu führen, die Ihr aber, ihre Thaten vergeſſend, jetzt verachtet, weil ſie nicht unüberwindlich ſind!

Pappenheim hatte ſich während dieſer Rede gefaßt. Die Wärme, mit welcher der alte Krieger ſprach, das ehrwürdige Antlitz, mit dem der Benarbte vor ihm hielt, vielleicht auch ein Blick, den er ſeitwärts auf die unruhige, murrende Schaar warf, ſelbſt die Rückerinnerung an das, was dieſe Regimenter unter ihm einſt geleiſtet, ſtimmte ihn milder. Zurück in Dein Glied, Alter! — befahl er mit ſtrengem, aber doch freundlichem Tone dem Reiter. — Ich werde Dir folgen! — Der Alte, ſich einen Augenblick bedenkend, gehorchte.

Pappenheim wendete jetzt das Roß und ritt nach dem rechten Flügel ſeiner Küraſſiere, und nun die Reiterlinie finſter beſchauend, ſchweigend an ihr herunter, wendete ſich dann wieder nach ihrer Mitte und hielt dort, die Linie noch einmal überblickend. Kriegsgeſellen! — rief er — Ihr habt am Tage der Leipziger Affaire Euern Ruhm, mit ihm Euern Namen verloren; in der nächſten Schlacht erkämpft Euch das Verlorene wieder und ich bin verſöhnt! Dich aber, — wendete er ſich, auf den Corporal von Piccolomini zureitend, — der Du den Muth hatteſt, für die gekränkte Ehre der Pappenheimer als ein Meuterer zu ſterben, Dich warne ich vor ähnlichem Vergehen; es würde Dir wahrlich den Kopf koſten! was Du jedoch heute gethan, ſey Dir verziehen, und zum Beweiſe nimm das Piſtol, welches ich auf Dich abdrücken wollte, führe es mir zur Ehre, und der erſte Schuß, den Du aus ihm thuſt, treffe den bitterſten Feind unſers Glaubens. — Auf Wiederſehen!

Er ſprengte davon. Da ſchmetterten die Trompeten, und, als führe ſie der Kriegsgott, ſo ermuthigt folgte ihm die kleine Schaar zur Stadt.

17.

In dem für ſie eingerichteten Hauſe auf dem Domplatze zu Halberſtadt ſaß Hedwig an Max Hohendorf's Lager. Eine Kugel hatte ihm den linken Arm getroffen, eine andere das Bein zerſchmettert. Er fühlte ſich ſehr angegriffen und ſchwach, doch klagte er nicht. Es war ja Hedwigs ſanfte Hand, die ihm das Kiſſen rückte, es war ihr frommer Blick, der ihm freundlich entgegen lächelte, wenn er nach kurzem Schlummer erwachte, der ſanfte Ton ihrer Stimme, der ihn tröſtete. — Sein Körper litt, aber Geiſt und Gemüth waren nicht gebeugt, an Hedwigs Seite gedachte er nur wenig der verlorenen Schlacht; und nur für Pappenheim beſorgt, war er völlig beruhigt, als er deſſen Ankunft in Halberſtadt vernahm.

Ganz anders, als die Stimmung der am Krankenbette trauernden Hedwig, war die Stimmung Anna's. Mit der Nachricht der verlorenen Schlacht war ihr ſtolzer, hochfahrender Geiſt, der ſie früher ſo weit von der ſtillen Bahn der Weiblichkeit geführt hatte, von neuem erwacht.

Freudig blickte ſie um ſich, feſt war ihr Tritt, das ſanfte Dulden, welches das Unglück ihrem Gemüthe gegeben, ſchien verſchwunden, und als ſey die Rache der Proteſtanten nur allein die ihrige, triumphirte ſie über den herrlichen Sieg. Nur zuweilen forſchte ſie, jedoch mit weniger Aengſtlichkeit, ob keine Nachricht von Pappenheim einträfe; und als Hohendorf ihr am Morgen die Kunde gab, daß er lebe und noch heute einrücken werde, überflog eine hohe Röthe ihr Antlitz. — „Nun, das iſt gut!“ rief ſie aus, und keine weitere Aeußerung entſchlüpfte ihr.

Während der alte Trausdorf und ſeine Gattin Gott für die Niederlage der Feinde ihres Glaubens dankten, die ſie als Vergeltung für die Gräuel in Magdeburg anſahen, Hedwig nur noch für ihren Hohendorf Gedanken und Gefühl hatte, ſchritt Anna in ihrem einſamen Zimmer auf und nieder; ihr Buſen wogte, ihr Herz ſchlug heftig, ihr Auge glühte, jede Nerve war aufgeregt, und eine Spannung war in ihrem ganzen Weſen, die ſie ſelbſt nicht zu deuten wußte, eben ſo wenig als ſie wußte, was ſie beginnen, was ſie vollführen wolle. Dunkel trat der Gedanke vor ſie —

er iſt unglücklich, von ſeiner Höhe herabgeſchleudert ſteht er Dir näher, Du kannſt nun Mitleid mit Mitleid vergelten. — Zuweilen erweckte auch wohl das Gefühl der Rache Freude über Pappenheim's Misgeſchick in ihrer Bruſt, wenn ſie glaubte, der Himmel habe ihn ihretwegen geſtraft, wenn ſie vergaß, welch' ein kleiner Tropfen ſie und ihr Schickſal in dem Sturmmeere der Millionen Unglücklicher ſey, die ihr Gebet um Hülfe zu Gott erhoben. Sie freute ſich, ihn zu ſehen, freute ſich, ihn unglücklich zu ſehen, und doch wandelte dann die noch immer glühende Neigung ihres Herzens die Freude in Schmerz. Mit dieſer Unruhe hatte ſie ihn nun ſchon den ganzen Tag erwartet, und als jetzt die Trompeten der wieder einrückenden Schaar ertönten und er immer noch nicht kam, da ward die Unruhe zur Ungeduld.

In der Abenddämmerung verließ ſie ihre einſame Klauſe und trat in Hohendorf's Zimmer, den ſie allein fand, ſetzte ſich ſchweigend an's Fenſter und ſah, Pappenheim's harrend, hinaus.

Anna! — ſagte Hohendorf zu der Trauernden — Ihr ſeyd ſehr aufgeregt, Ihr erwartet Pappenheim mit Ungeduld; darf Euch der Freund rathen, ſo ſprecht ihn heute nicht, wenn er kömmt; das Leidenſchaftliche taugt nicht bei Eurer erſten Zuſammenkunft. Was hofft Ihr von ihm, der Euch nur eine traurige Erinnerung trüber Tage, höchſtens ein Freund im Unglücke ſeyn kann? Zieht Euch auf Euer Zimmer zurück, daß er Euch nicht hier finde, denn er kommt gewiß.

Hohendorf! — erwiederte Anna, ſich traulich an ſein Bett ſetzend, und ihr ganzes Weſen war Wehmuth. — Die Liebe in des Menſchen Bruſt iſt gar verſchiedener Art. Die Eure zieht ruhig Hand in Hand mit der Vernunft, ſpart für die Tage der Ruhe ihre Wonnen auf, und gleich dem bedächtigen Hausherrn, leert ſie nie ihren Becher bis auf den letzten Tropfen. Sie iſt ein freundlicher Stern auf Eurer Lebensbahn, der, ein Dämmerlicht um ſich verbreitend, Euch die Pfade ſparſam erhellt, und wenn ihn der Sturm des Lebens mit Wolken deckt, ruhig verweilt, bis ſie vorüber ſind. — Die meine — fuhr ſie, ſich erhebend, fort — iſt ein feurig Luftgebild, das leuchtend ſeine ungeregelte Bahn an meinem düſtern Himmel durchläuft und dann, ſich ſelbſt verzehrend, vergeht. Ihre Gluthen erquicken gleich den Sonnenſtrahlen des Himmels, oder verzehren gleich den Flammen der Hölle. Ewig begehrend, iſt ſie unerſättlich und leert den Kelch bis zum letzten Lebenstropfen, um dann für immer zu dürſten. — Wohl Euch, daß Ihr den ſichern, gleichmäßigen Pfad betratet; wohl mir, daß ich die Wonne des Lebens in Zügen zu genießen verſtehe, daß ich gegen des Schickſals Qualen zu kämpfen vermag! Deshalb, Hohendorf, guter, edler Mann, laßt mich meine Bahn vollenden; wir treffen uns auf ihr nie! — Was könnte mir auch noch begegnen? Das Fürchterlichſte iſt geſchehen; was nun noch kommen kann, iſt ein leichtes Wehe — oder ein ſanfter Tod.

Kaum hatte ſie dieſe Worte geſprochen, als Pappenheim eintrat. Er ſtaunte bei ihrem Anblicke, da er auf ihrem Geſichte von neuem den Liebreiz erglänzen ſah, der ſeit jenem unglücklichen Abende erloſchen ſchien; ſie trat ihm entgegen. Man ſah, wie ſie die Worte auf ihren bebenden Lippen zurückhielt, wie das Herz gegen ein anderes Gefühl kämpfte, wie der Stolz die hervorbrechende Thräne aufzuhalten verſuchte.

Seyd mir willkommen, Graf Pappenheim!

ſprach ſie endlich; und da bei dieſen Worten ihr Auge ſein bleiches, vom Kummer gebeugtes Antlitz traf, als ſie ſeines zerriſſenen Lorbeerkranzes gedachte, da überſtrömte ihr Gefühl, die Thränen brachen hervor, das Herz hatte geſiegt. Sie eilte hinaus.

Verdien' ich Eure Thränen, Anna? — ſagte Pappenheim, der ihr gefolgt war. — Verdien' ich Eure Theilnahme? — Sie ſchwieg, die langen dunkeln Wimpern deckten ihr thränenfeuchtes, geſenktes Auge, ihre Hand zitterte in der ſeinigen. — Ich glaubte, Ihr würdet Euch freuen, daß die Vergeltung auch mich ereilte! fuhr er fort.

Graf Pappenheim! — begann Anna, vor welche bei dieſen Worten laut mahnend die Vergangenheit trat. — Hat auch die Liebe mir den Giftbecher in die Hand gegeben, als die Rache das gebrochene Herz ergriff, das bittere Lächeln des Hohnes kennt ſie nicht. — Ich bedau're Euch. Ich kenne den Schmerz, von der Höhe herab in ine bodenloſe Tiefe geſchleudert zu werden, kenne ie Pein, den Stolz gebeugt zu ſehen für immer; arum theile ich Euern Kummer. Ich theile ihn ier! — Sie legte, ſich vergeſſend, die Hand auf's

Herz. — Aber plötzlich erhob ſie das geſenkte Haupt. — Ja, Graf Pappenheim! — ſagte ſie, und in ihrem Auge waren die lodernden Flammen erloſchen, ein ſanftes Lächeln umſchwebte ihren Mund, die Wonne der Wehmuth hatte ihrem Geſichte einen unwiderſtehlichen Ausdruck gegeben. — Ja! — warum es länger verbergen, — ich liebe Euch innig, ewig, aber Gott und mein Glaube werden mich ſtärken, daß es fortan eine reine, heilige Liebe ſey, die kein Wunſch trüben, keine That entheiligen ſoll. Dem ſtolzen Sieger hätte mein ſtolzes Herz dieß nicht ſagen können; dem Beſiegten weiht es ſich, ſo lange es ſchlägt. — Anna ſollt Ihr achten, wenn Ihr ſie auch nicht lieben könnt!

Pappenheim, der mit Staunen dem Mädchen, das ihm in dieſem Augenblicke ein anderes Weſen ſchien, zugehört hatte, fühlte eine Regung in ſeinem Herzen, — ach, das Unglück öffnet dem Gefühle ſo willig die Pforten, — die er vorher noch nie gekannt. Mit Innigkeit ſchlang er ſeinen Arm um ſie und drückte ihre Hand an ſein Herz. — Ich erkenne Deine Liebe, — ſagte er bewegt — ich ehre Dich, Mädchen!

Als habe der Himmel ſich ihr geöffnet und ein Engel ihr Worte des Troſtes geſendet, ſo begeiſtert blickte Anna empor. — Gelobt ſey Gott, daß ich dieſe Worte aus Eurem Munde hörte! — rief ſie — Nun wird es mir wieder wohl auf dieſer Erde; nun ſey Euch von Herzen vergeben, und ich bin die Eure im Leben und Tode! Aber verſteht mich wohl, Graf Pappenheim. Euer Glück ſey fortan das meine, das Unglück helfe ich Euch tragen, Euer Schmerz ſey mein Schmerz; mehr verlangt nicht von mir! — Der ſanfte, wehmüthige Blick ihrer Augen war verſchwunden, und die Erinnerung zog wie eine trübe Wolke über ihre Stirn. — Gute Nacht, Pappenheim! ſagte ſie ſanft und entfernte ſich.

Pappenheim, durch Anna ganz von ſeinem Freunde abgezogen, kehrte, nachdem er der Unglücklichen mit inniger Theilnahme nachgeblickt, in das Krankenzimmer zurück, wo er Hohendorf allein fand und eilig nach ſeinem Lager ſchritt.

Gottlob, daß ich Dich wieder finde, Maximilian! — ſagte er bewegt — wir ſchieden in einem ſtürmiſchen, gefahrvollen Augenblicke. — Sind Deine Wunden bedeutend? Hoffſt Du bald mir folgen zu können? — Dieſe Fragen that er ſo raſch, ſo heftig nach einander, daß ſelbſt Hohendorf, der ihn doch ſchon öfter in aufgeregter Stimmung geſehen hatte, darüber erſtaunte und ſchwieg.

Du ſiehſt mich verwundert an, Maximilian! — fuhr Pappenheim fort — Ich glaube Dir es wohl, daß meine Züge verändert ſind, daß mein Auge nicht mehr glüht, der Beſiegte nicht mit dem Blicke voll Vertrauen vor Dir ſteht, wie ehemals. — Laß nur, mein Freund! Auch dieß wird vorübergehen; die Zeiten werden ſich ändern und mein Muth wird den Sieg wieder an mein Schwert zu feſſeln wiſſen. — Sag' mir nur, wie es Dir geht und ob Du mir bald folgen kannſt; ich bedarf jetzt eines Freundes mehr als je.

Ob ich Euch werde folgen können, ſteht in Gottes Hand! — erwiederte Hohendorf leiſe — Mein rechtes Bein iſt zerſchmettert.

Armer Freund! — rief Pappenheim — Aber ſieh', auch ich trage den linken Arm in der Binde; und Du weißt, ich kehrte unverwundet noch aus keinem Gefechte. So lange das Leben dem Menſchen bleibt, bleibt ihm auch die Hoffnung, und Wunden ſind nur Perlen in der Siegeskrone. Darum bin ich ſchon zufrieden, Dich ſo zu finden.

Hohendorf war von der Theilnahme ſeines väterlichen Freundes gerührt, der ihm verſicherte, ſich, im Fall er hier gefangen würde, bei Guſtav Adolph ſelbſt für ſeine Auslöſung zu verwenden; und als Hedwig und die andern Glieder der Familie eintraten, war er freundlicher, herablaſſender gegen ſie als je.

So vergingen mehrere Tage in ſtiller Häuslichkeit; Pappenheim kam täglich, ſeinen jugendlichen Freund zu beſuchen, jedoch ſchien Anna gleichen Theil an ſeiner Gegenwart zu haben. So wohl dieß auch ihrem zerriſſenen Herzen that, hatte doch Hedwigs frommer Sinn vortheilhaft auf ſie gewirkt; ſie verbarg zwar ihr Gefühl nicht, jedoch blieb ihr Charakter ſich auch hier treu. Ihre Leidenſchaft riß ſie zu keiner Thorheit hin, ſie hielt Pappenheim ſtets in den Schranken der Ehrfurcht.

* * *

18.

Offiziere und Soldaten hatten ſich indeſſen nach und nach wieder in Halberſtadt eingefunden, ſo daß das Heer ſchon bedeutend ſtark war, und da der König von Schweden Merſeburg und Halle eingenommen und ſich in Bewegung ſetzte, ſeinen Sieg zu verfolgen, beſchloß Tilly, von Halberſtadt aufzubrechen, und ſich näher nach der Weſer zu ziehen. Er übergab dem Magiſtrat die Schlüſſel der Stadt, empfahl ihm, des Kaiſers Majeſtät treu zu bleiben, und zog, von der katholiſchen Geiſtlichkeit begleitet, nach dreitägigem Aufenthalte, nach dem Hildesheimiſchen.

Der Abſchied Pappenheim's und Anna's war herzlich; ſie wußte ihren Schmerz zu verbergen. Ich weiß, Ihr liebt mich; mehr kann, mehr will ich nicht hoffen! — ſagte ſie bewegt — Ich bin ſtets um Euch, wenn Ihr auch fern von mir ſeyd; mein Geiſt umſchwebt Euch und hält Euer Bild feſt, daß es mich nicht verlaſſen kann. Bedürft Ihr meiner, ſo bin ich bei Euch; bin ich hülflos und bedarf des Schutzes, ſo gönnt Ihr mir gewiß eine Freiſtatt in Eurer Nähe. Nur vergeßt

Anna nicht und ſtört nicht den ſeligen Traum, der ſie jetzt umſchwebt.

Hohendorf war nicht ſo gefaßt, als Pappenheim an ſein Bett trat, ihm Lebewohl zu ſagen. Es that ihm wehe, ſeinen General nicht begleiten zu können, da dieſem die Theilnahme eines Freundes ſo Noth war. Mancherlei Sorgen drückten ihn; Pappenheim hatte in dieſer Zeit zuweilen gegen ihn ſeinen Unmuth laut werden laſſen und leiſe angedeutet, daß er das Zutrauen zu der Sache verloren, die er bis jetzt mit ſolchem Feuer vertheidigt hatte. Deshalb, als heute die Stunde der Trennung ſchlug, bat Hohendorf die Umſtehenden, ihn einen Augenblick mit dem General allein zu laſſen, und nachdem dieſe hinausgegangen, faßte er Pappenheim's Hand. Darf ich in der Stunde des Scheidens — ſo ſprach er — eine Bitte wagen? Es beruhigt mich, wenn ich ſie ausſprechen darf.

Hohendorf, — erwiederte der Feldmarſchall — wann durfteſt Du Dein Herz, Deine Wünſche mir nicht eröffnen?

Der Unfall von Leipzig — begann Hohendorf — hat auf Euch einen tiefen Eindruck gemacht;

er hat Euch zwar nicht entmuthigt, vielmehr den Muth, die Thatkraft und das innere Vertrauen auf Euch ſelbſt gehoben; aber das wahre Vertrauen, welches den Menſchen allein in Sturm und Wetter aufrecht erhält, das Vertrauen zu Gott, hat er Euch genommen. Ihr zürnt mit dem Himmel, dem Ihr zu dienen glaubtet, wenn Ihr zu ſeiner Ehre Opfer auf Opfer häuftet; Ihr zürnt auf ihn, wie auf einen Herrn, der Eure treuen Dienſte nicht erkannt, nicht belohnt hat, und ſucht Euer Heil nur in Euch ſelbſt. Hört mich an, — fuhr er mit matter Stimme fort, als Pappenheim ungeduldig zu werden begann, — hört den Freund, den treuen Diener gütig an: — Verlaßt Euch nicht auf eigene Macht, unterdrückt den ſtolzen Wahn, Ihr ſtündet feſt auf Euch allein geſtützt; der Stoß einer Pike, ein Schuß macht dieſer Kraft, dieſem Muthe ein Ende — und der elendeſte Knecht wirft den mächtigen Pappenheim nieder, wenn Gott ihn nicht ſchützt! — Eine trübe Ahnung mußte bei dieſen Worten in ihm aufſteigen, denn er faßte Pappenheim's Hand und drückte ſie heftig an ſeine Lippen; dann hielt er ein, er war zu ſehr angegriffen, und ſo waren ſie einige Zeit ſtumm einander gegenüber.

Jetzt brach Pappenheim das Schweigen. Maximilian, — ſagte er, und der Ton, mit welchem er ſprach, zeigte, daß das, was er ſagte, aus ſeines Herzens Tiefe komme. — Ich habe die Religion meiner Väter verlaſſen; — Gott weiß es, nicht aus irdiſchem Gewinnſte, — aus Ueberzeugung trat ich zur katholiſchen Kirche über, weil ich wähnte, bei ihr den Weg zu finden, den ihre Prieſter mir als den einzigen zum Himmel bezeichneten. Einmal meinen Glauben abgeſchworen, hing ich mit feſter, unwandelbarer Treue dem neuen an, und im eiteln Wahne glaubte ich ſeit der Niederlage der Bauern ob der Ens, ich ſey von Gott zum Streiter der Kirche auserſehen, und ihren Satzungen und Lehren folgend, habe ich ihr Schwert in Blut getaucht und Scheiterhaufen angezündet durch ganz Deutſchland. Ich fühlte den Beruf in mir, ich müſſe es thun, und glaubte, ich thäte Recht. Der Glaube iſt dahin, und einmal verloren, kehrt er nicht wieder. Was bleibt mir nun übrig, als auf mich ſelbſt zu vertrauen, oder dem Muthe zu entſagen, der den Namen Pappenheim auf deutſchem Boden ſo furchtbar machte. Fortan kämpfe ich für mich allein, jeden Lorbeer pflücke ich für mich, und was zu verantworten iſt — Blut und Flammen — verantworte ich. Ich bin es müde, wie die Helden des alten, blinden Heidenthumes, von dem Schilde der Götter beſchützt, zu kämpfen, durch mich ſelbſt will ich ſtehen, durch mich ſelbſt fallen!

Und ſo lebe wohl, Maximilian! Möge dieß nicht der Abſchied für immer ſeyn, denn ich möchte Dich gern noch einmal im Leben, am liebſten am Tage der Schlacht, am Abende des Sieges ſehen, damit ich Dir wieder im alten Glanze erſchiene! Aber warum blickſt Du ſo ſtarr vor Dich hin? — fuhr er fort, und ſein Auge ruhte unſtät auf Hohendorf, — was falteſt Du Deine Hände, — welche Worte murmeln Deine Lippen? Spare Dein Gebet für Dich, für mich ſteigt es vergebens, — ſeit der Leipziger Schlacht iſt Pappenheim dort oben vergeſſen! — Sein Geſicht umdüſterte ſich, ſein Auge ſah ſtarr zu Boden, dann fuhr er plötzlich auf: Grüß Anna! — rief er — ſey glücklich im Arme Deiner Hedwig, und ſobald Du kannſt, folge Deinem General auf ſeiner Siegesbahn! — Er drückte ihm die Hand, umarmte ihn mit Heftigkeit und ging.

Richte ihn nicht nach ſeinen Worten, nicht nach ſeinen Werken, barmherziger Vater! — betete Hohendorf — Seinen Willen beachte und den Geiſt, der ihm ward. Groß würde er auf den Trümmern dieſer Welt ſtehen, hätteſt Du ſeiner Kraft die Milde beigeſellt und ihm, dem Verirrten, den Glauben erhalten!

19.

Schon waren zwei Tage vergangen, ſeit Tilly mit den Kaiſerlichen Halberſtadt und die Umgegend verlaſſen hatte, und noch ließ ſich kein Schwede ſehen. Zwar traf die Nachricht ein, ſie hauſ'ten am Harze gar übel, und man hätte ſich in Wernigerode, Blankenburg und Ballenſtädt der neuen Gäſte eben nicht zu erfreuen, doch blieb alles nur Gerücht, und man war in Halberſtadt in der geſpannteſten Erwartung. Die proteſtantiſchen Bürger ſahen mit ſehnſuchtvollem Blicke nach der Straße von Halle und dem Harze, denn vor dem Eintreffen der Schweden wagten ſie nicht die geſchloſſenen Kirchen zu öffnen; die Katholiſchgeſinnten hofften noch immer auf Tilly's Rückkehr.

Am dritten Tage, gegen Mittag, meldete der Thürmer, daß auf der Straße von Derenburg Kriegsvölker anrückten; die Bürger ſtrömten nach dem Walle, ſich davon zu überzeugen, und bald ſah man, daß es einige Hundert Reiter und wohl an 800 Mann Fußvolk waren, die auf dem Sperlingsberge Poſto gefaßt hatten. Gleich darauf kam ein Trompeter vor dem geſchloſſenen Thore an, und verlangte im Namen des Königs von Schweden Einlaß. — Abgeordnete vom Rathe begaben ſich hinaus, um ſich zu überzeugen, ob es auch ſchwediſch Volk ſey, und dann mit dem das Corps befehligenden Offiziere das Nöthige zu verabreden. Als ihnen die Sicherheit des Eigenthumes und jede Freiheit zugeſtanden, auch zum Unterhalte der Truppen nur eine mäßige Contribution auferlegt war, wurden die Thore geöffnet, und ſie rückten ein.

Hedwig, über die Ankunft der Schweden erfreut, und ſie auch wieder fürchtend, trat an's Fenſter, um ſie einrücken zu ſehen; Anna, nur mit dem Gedanken an Pappenheim beſchäftigt, blieb an Hohendorf's Bette ſitzen, und verhehlte es nicht, daß ihr, ſie wiſſe nicht warum, die Ankunft ihrer Religionverwandten unlieb ſey. Hohendorf bereitete ſich auf manches Unangenehme und machte Pläne, wie er ſich beim Einrücken der Schweden benehmen ſolle — als Hedwig plötzlich mit einem lauten Schrei vom Fenſter ſtürzte und mit bebender Stimme: „La Croix!“ ausrief, den ſie mit ſeinem Kriegsvolke eben einziehen ſah.

Dieſe Nachricht traf Alle wie ein elektriſcher Schlag, am meiſten Anna, die raſch aufſprang, nach einer Truhe eilte und aus ihr einen ſcharfen Dolch riß. Hedwig ſank ihr in die Arme.

Gieb ihn mir! — bat ſie — keinen raſchen Schritt, geliebte Schweſter, um Gottes willen nicht! Vertraue auf Gottes Schutz; wenn Er Dich verläßt, ſchützt Dich dieſes elende Werkzeug wahrlich nicht. Gieb mir den Dolch, Anna! wiederholte ſie ihre Bitte.

Und Du ſchweigſt? — wandte ſie ſich zu Hohendorf, der ſie hierbei nicht unterſtützte. — Du ſagſt kein Wort, und kennſt Anna und ihre Heftigkeit?

Weiß ich, ob ſie Recht thut, die Waffe wegzugeben? — erwiederte dieſer; aber Hedwig bat mit Thränen, Hohendorf vereinigte endlich ſeine

Bitten mit den ihrigen, und Anna gab ihr den Dolch.

Nun wohl! — ſagte ſie — ich folge Dir, Schweſter, aber ich weiß, daß ich Unrecht thue. Du kennſt dieſen La Croix nicht, ein Tiger iſt ſanft gegen ihn. — Nimm den Dolch, verwahre ihn gut, denn auch Du könnteſt ihn gebrauchen. — Sie verließ das Zimmer und verſchloß ſich in dem ihrigen.

Hedwig trat wieder an's Fenſter.

Wie ſieht das Volk aus? — fragte Hohendorf — Sind es Schweden? Du kannſt dieſe an dem blonden Haare, der gleichfarbigen Kleidung und an der leichten Bewaffnung erkennen. Ihre Reiter ſind nicht vom Kopfe bis zu den Füßen in Eiſen verſteckt, und das Fußvolk trägt nur einen leichten Eiſenhut. Auf ihren Fahnen wirſt Du gemeinhin einen aufrechtſtehenden Löwen erblicken.

Von dem allen ſehe ich nichts! — berichtete Hedwig — Die Reiterei dünkt mich eben ſo bewaffnet zu ſeyn, wie die von Don Balthaſar, und das Fußvolk wie das von Pappenheim's Regimente; nur hier, den Rücken gegen den Dom ge-

gewendet, ſteht ein Haufe Gleichgekleideter. Grün iſt ihre Farbe, faſt wie Holk's Regiment; leicht iſt ihre Bewaffnung, und ſie ſcheinen mir in beſonders ruhiger Haltung.

Erkennſt Du ihre Fahne nicht? fragte Hohendorf.

Sie iſt weiß, mit einem grünen Kranze, faſt wie eine Raute geſtaltet.

Das iſt weimariſches Volk! — rief Hohendorf — vielleicht mein Bruder unter ihnen — o, könnte ich hinaus! — Schicke doch die alte Gertraud, Erkundigungen einzuziehen.

Die Alte wurde abgeſchickt und kehrte bald mit der Nachricht zurück, das Fähnlein, vor dem Dome aufgeſtellt, ſey Herrn Hohendorf's Fahne, er jedoch nicht hier, ſondern nach Weimar zu ſeinem Herrn gegangen; ſie hofften auf ſeine baldige Rückkehr. — Bei dieſer Nachricht erglänzte Hohendorf's Geſicht, er freute ſich, ſeinen geliebten Bruder wieder zu ſehen, und hoffte durch deſſen Gegenwart ſeine Lage freundlicher zu geſtalten. La Croix's Nähe beſtimmte ihn jedoch, ſogleich einen Boten an ſeinen Bruder zu ſenden, und ihn zu bitten, ſchleunigſt zu kommen.

Der Nachmittag verging einförmig und ruhig. Das Kriegsvolk war in die Quartiere eingerückt, wo es freundlich als längſt erwartete Gäſte aufgenommen wurde. Rechts und links zogen ſie in die benachbarten Häuſer ein; aber in das, welches Trausdorf und die Frauen bewohnten, kam keiner, und obgleich mit dem Abmarſche der Kaiſerlichen der Schutz, den ſie bis dahin genoſſen hatten, dahin war, hatte der Befehlhaber der weimariſchen Truppen Rückſichten, die aus Magdeburg vertriebenen Unglücklichen mit dem Kriegsvolke nicht zu beläſtigen.

Erſt am Spätabende wurde die Stille im Hauſe geſtört. Man klopfte an die verſchloſſene Hausthür, und als die alte Magd ſie öffnete, trat La Croix ein. — Geht zu meinem Freunde Hohendorf, — ſagte er freundlich — und meldet ihm, daß ich ihn zu ſprechen wünſche. — Er verweilte ruhig auf dem Hausflur, bis die Alte zurückkehrte und ihn einzutreten bat.

Die Familie, welche an Hohendorf's Lager verſammelt war, empfing ihn mit Höflichkeit, aber in großer Spannung. Keiner erwartete, daß ſein Beſuch freudebringend ſeyn würde, doch Alle ſelbſt Anna, die auf Hohendorf's Bitte im Zimmer geblieben war, fanden La Croix's Benehmen ſehr verändert. Er nahete ſich, nachdem er die Andern gegrüßt, Hohendorf freundlich, faſt traulich, beklagte, ihn verwundet, ſchwer verwundet zu ſehen, freute ſich, daß der Zufall ihn hieher geführt, um das Schickſal des Freundes erleichtern zu können, und als Hohendorf ihm auf dieſe trauliche Anrede, obgleich wider Willen, danken mußte, wendete er ſich zu den Frauen, ſprach theilnehmend mit den Alten, verſicherte, daß ihre Vaterſtadt bald wieder in den Händen der Proteſtanten ſeyn, und der ehrwürdige Dom ihren Glaubensverwandten geöffnet werden würde, unterhielt ſich mit Hedwig, und ſcherzte über das ſonderbare Geſchick, welches ſie zum zweiten Male an Hohendorf's Krankenbett feſſele. — Dießmal hoffe ich, — ſagte er lächelnd — daß, was das erſte Mal geſchlungen, das zweite unauflöslich knüpfen wird. — Zuletzt wendete er ſich zu Anna, aber ehe er ſeine Rede begann, ſchweifte ſein glühendes Auge über die ganze Geſtalt des Mädchens, ſo, daß in Anna's Bruſt der Eindruck, den ſein beſcheidenes Auftreten gemacht hatte, ſchnell verſchwunden war. Mit dem ihr eigenthümlichen Stolze, durch Pappenheim's Liebeswort noch mehr erhöht, empfing ſie ihn, der nur von gleichgültigen Dingen mit ihr ſprach, jedoch nicht Herrſchaft genug über ſich hatte, um ſein Inneres ganz verbergen zu können.

Das Geſpräch wurde allgemein, und da La Croix von ſeinen jetzigen Verhältniſſen zu ſprechen begann, die Milde ſeines neuen Herrn, des Herzogs Wilhelm, den umfaſſenden Geiſt Herzog Bernhards rühmte, ſein Glück pries, das ihn unter die Fahnen geführt, die für Deutſchlands Freiheit aufgerollt ſeyen, da drehte ſich Hohendorf nach der andern Seite und that als ſchlummere er. La Croix entging dieß nicht, er warf einen höhniſchen Blick auf den Kranken und beurlaubte ſich bald.

Als er ſich entfernt hatte, die Alten, ſelbſt Hedwig, ſein beſcheidenes Benehmen rühmten, ſchüttelte Anna den Kopf. — Mich dünkt ſeine freundliche Ruhe die Schwüle vor einem Gewitter zu ſeyn, — ſprach ſie — er führt Böſes im Sinne, und will uns einſchläfern, damit der Schlag deſto ſicherer, deſto heftiger treffe. — Mir gilt es nicht allein, auch Euch, Hohendorf; ſeyd auf Eurer Hut.

Du ſiehſt immer zu trübe in die Zukunft! meinte Hedwig.

Zu trübe, oder vielmehr zu heiter! — murmelte Anna vor ſich hin. — Wenn Du — wendete ſie ſich zu Hedwig — die Menſchen nach Deinem frommen Gemüthe beurtheilſt, das ohne Falſch ſich zeigt, ſich hingiebt, ſo betrachte ich ſie mit dem Blicke, den auch ich in mein Inneres thue, und da iſt der Himmel nicht ſo klar und rein, wie in Deiner Bruſt. — Gieb mir den Dolch zurück, Hedwig, ich glaube ſeiner zu bedürfen! — bat ſie — Gieb ihn mir, er iſt das einzige Erbtheil des Vaters, ſein trauriges Vermächtniß!

Hedwig gab ihr den Dolch nicht, und mit ahnungſchwerem Herzen legte ſich Anna zur Ruhe. — Aber auch die Nacht verging und ihre Ahnung hatte ſie getäuſcht, nur ſchwere, ängſtliche Träume hatten ihr den Schlummer geraubt; und als ſie beim Erwachen von der Morgenröthe freundlich begrüßt wurde, ſtaunte ſie, daß alles ſo ſtill und ruhig ſey, und die Traumbilder, ohne ſich zu geſtalten, vorüber gegangen wären. Da weckte ſie das Geläute der Glocken aus ihrem Sinnen; ſie ſtand auf und vernahm, daß man am heutigen Sonntage den Dom zum proteſtantiſchen Gottesdienſte wieder einweihe. Sie kleidete ſich an und folgte dem alten Trausdorf und Hedwig in das Gotteshaus, wohin die Einwohner von Halberſtadt in ihrem Feſtſtaate ſtrömten.

Es war ein herzerhebender Anblick, Alt und Jung nach dem heiligen, für ſie ſeit Jahren verſchloſſenen Dome wallen zu ſehen. Als ſey es ein allgemeiner Feſttag, ſo hatte die Freude Aller Antlitz belebt; Freund und Feind drückte auf dieſer frommen Wallfahrt ſich ſchweigend die Hand, und an der Pforte des Gotteshauſes ſegnete die Sühne manches langen Zwiſtes den Eingang. Die Himmelspforte ſchien es zu ſeyn, die ſie vor ſich geöffnet ſahen; in den Himmel glaubten ſie einzugehen, als ſie in das Gotteshaus traten.

Herrlich war der alte Dom von den Jungfrauen mit Blumen ausgeſchmückt, alle Kerzen brannten wie in der heiligen Weihnacht, und obgleich die Sonne freundlich durch die hohen gothiſchen Fenſter ſchien, verbreiteten ſie doch nur eine ſchauerliche Helle umher. Kein Laut ſtörte die heilige Stille, jedes Herz war von Andacht und Demuth erfüllt, jeder Mund wollte nur Lob und Dank dem Herrn des Himmels bringen, jeder eilte mit wehmüthigem Herzen nach dem ſtillen Platze ſeiner Andacht, wo er als Knabe geſeſſen, wo er als Mann Gott um Segen für Weib und Kind gefleht hatte.

Und als die Gemeinde verſammelt war, ertönte die Orgel, und mit andächtigem, heiligem Gemüthe ward das herzerhebende Lied: „Eine feſte Burg iſt unſer Gott!“ angeſtimmt. — Dann trat des Grafen von Stolberg Schloßkaplan, der nächſte proteſtantiſche Geiſtliche aus der Umgegend, vor den Altar, die Liturgie zu ſingen; und als er hierauf mit feierlicher Rede von der Kanzel die andächtigen Zuhörer zum feſten Vetrauen auf Gott, der nie die Seinen verläßt, ermahnt, als die Gemeinde das: „Herr Gott, Dich loben wir!“ geſungen, trat er vor den Altar und ſprach:

„Der Friede des Herrn ſchwebe über Euch, Euer Herz der Verſöhnung zu öffnen; der Geiſt Gottes erleuchte Euch, das zagende Gemüth zu ſtärken; der Segen Gottes begleite Euch auf Euren Wegen hier und dort! — Vergebung Euern

Feinden, auch denen, die Euch von dieſer heiligen Stätte vertrieben; Muth und Vertrauen im Unglücke, das Euch noch unter ſo mancherlei Geſtalt auf Eurer Lebensbahn begegnen wird; und der Segen des Herrn iſt es, was ich für Euch vom Himmel erflehe!“

„Tretet nach langem Schmachten herbei zum Tiſche des Herrn, Ihr Auserwählten!“ — fuhr er fort.

Mit heiliger Inbrunſt naheten die Gläubigen, und die Güte Gottes preiſend, ſtärkten ſie ſich im Glauben und Vertrauen durch das Liebesmahl.

Auch Anna war aufgeſtanden, ſich mit Hedwig dem Altare zu nahen, aber in der Mitte der Kirche hielt ſie plötzlich an. Geh' allein, Schweſter, bete für mich! — ſagte ſie mit gepreßter Stimme — Ich ſcheine nicht würdig zu ſeyn, an den Tiſch des Herrn zu treten, denn mich überfällt ein Grauen, nahe ich mich dem Altare. — Sie trat in einen Betſtuhl, der ſeitwärts hinter einem Pfeiler ſtand, warf ſich dort auf ihre Kniee, betete im Stillen und eilte dann nach Hauſe.

Als Hedwig, deren Andacht durch Anna's Benehmen geſtört worden war, die heilige Handlung beendet und die Schweſter vergebens in der Kirche geſucht hatte, kehrte ſie mit Transdorf in ihre Wohnung zurück. Hier fand ſie Anna ſchon in ihrem Zimmer; ſie machte ihr ſanfte Vorwürfe, daß ſie das Vertrauen zu Gottes Barmherzigkeit verloren habe. Anna antwortete hierauf nicht, war düſter und in ſich gekehrt, und während des ganzen Morgens theilnahmlos.

Gegen Abend kam La Croix wieder und fand die Familie durch Anna's Benehmen verſtimmt. Hohendorf, der, ſo ſehr er es auch über ſich gewinnen wollte, gegen dieſen Menſchen die Verachtung nicht bergen konnte, antwortete ihm auf mehrere Fragen kalt; Anna, welcher er ſich heute wieder, wie ſonſt, auf zudringliche Weiſe näherte, behandelte ihn mit Stolz und entfernte ſich bald; nur Hedwig blieb freundlich gegen ihn und ſchien alles das Harte mildern zu wollen, was ihm von allen Seiten zu Theil ward. Als La Croix bald darauf mit Hohendorf ein Geſpräch über die jetzigen Kriegsbegebenheiten anknüpfte, und bei dieſer Gelegenheit Pappenheim's und Tilly's ſpottete, erwiederte ihm Hohendorf trocken: Läge ich nicht auf dem Siechbette feſt, ſo würdet Ihr nicht den

Muth haben, ſo zu ſprechen; ich ſollte meinen, Ihr erröthetet vor Scham, wenn Ihr den Namen Pappenheim's ausſprächet.

La Croix erröthete wirklich, doch nicht aus Scham, ſondern vor Zorn, jedoch hatte er ſich zu ſehr in der Gewalt, um nicht unbefangen das Geſpräch abzubrechen. Er entfernte ſich bald.

20.

Am andern Morgen, als die Familie eben beim Frühſtücke ſich verſammelt hatte, rief Trommel- und Trompetenſchall die Beſatzung auf den Platz vor dem Dome. La Croix, auf einem prächtig geſchmückten Roſſe, mit reicher Kleidung angethan, ſchien Muſterung halten zu wollen, und begann mit Hohendorf's grüner Fahne, wo er den ſie befehligenden Lieutnant beorderte, an ihrer Spitze und von zwanzig Reitern begleitet, eine Recognoscirung gegen Gröningen zu machen. Kaum waren die Weimaraner abmarſchirt, ſo trat ein Corporal mit Mannſchaft in das Haus, wo Trausdorf wohnte, und ging, ohne weitere Nachfrage, nach Hohendorf's Zimmer. Rittmeiſter, — ſprach er — Ihr ſeyd der Krone Schweden Gefangener! — Dieß ſagend, bemächtigten ſich die Reiter aller Waffen, die ſie fanden, beſetzten die Thür, und als der alte Trausdorf hinaus wollte, hielt ihn die Schildwache mit den Worten zurück: Hier darf Niemand hinaus! Nur Anna, die geſpannt den Ausgang dieſer Begebenheit erwartet hatte und jetzt, von einer unausſprechlichen Angſt getrieben, nach der Thür eilte, ließ man ungehindert gehen, doch folgte ihr ein Reiter auf dem Fuße und faßte Poſto vor ihrer offenen Thüre.

Irr' ich mich nicht, — ſagte jetzt Hohendorf zu dem Corporal, der ernſt, aber ehrfurchtvoll an ſeinem Bette ſtand, — ſo dientet Ihr unter dem Regimente des Oberſt Schönburg?

Ja, Rittmeiſter! antwortete der Krieger.

Und konntet Eure Fahne verlaſſen? fragte Hohendorf weiter.

Hm! — brummte der Reiter — gefiel mir nicht mehr unter dem Heere.

Und weshalb?

Wir ſind Deutſche, ehrliche Bayern und Franken, und bei dem Pappenheim muß man Wallone oder Italiäner ſeyn, um etwas zu gelten, und ſich den Namen der Pappenheimer durch Rauben und Plündern erworben haben. Wo es Beute zu machen giebt, dahin ſchickt er ſie, wo ein ſauer Stück Arbeit zu thun iſt, wo es viel Wunden und wenig Koſt giebt, da ſind die Deutſchen gut genug. Das thut einem alten Soldaten wehe, denn jeder hält ſich ſolch' walloniſchen Zwitters von Franzoſen, ſolch' italiäniſchen Raufdegens werth, und dem Tode ſind ſie alle gleich, einer wie der andere muß ihn erwarten. Da ging ich nun hin, wo ich glaubte, der liebe Gott laſſe die Glückſonne beſſer leuchten, und hoffentlich werden uns, die wir hier verſammelt ſind, noch manche Tauſende folgen; denn ſo wie ich vernahm, ſind ſchon nach der Schlacht ſiebentauſend Deutſche zu den Schweden übergegangen, und ſo werden ſie es wohl alle machen, wenigſtens alle meines Glaubens!

Seyd Ihr Lutheraner?

'Ja, Herr, mit treugläubigem Herzen!

Und dientet der katholiſchen Liga?

Meinte, das müſſe dem Soldaten eins ſeyn, und der Glaube ziehe nicht mit zu Felde; da ich aber von unſerm Feldpater, dem Kapuziner, an der Deſſauer Brücke vernahm, wir wären Streiter der Kirche, und ich da erſt erfuhr, daß die Pfaffen in Wien unſere Generale wären, da ging ich in mich und meinte: gilt der Krieg der Kirche und nicht Land und Leuten, und dem Gut und Gelde der Bürger und Bauern, ſo will ich denn auch für meine Kirche ſtreiten, in der ich getauft bin, und für den Glauben, in welchem mein Vater ſtarb, und ſo folgt' ich der Einladung des Hauptmanns La Croix, der nun des Herzogs von Weimar Oberſtwachtmeiſter iſt, und den ich jetzt herüber nach Eurer Wohnung kommen ſehe.

Er hatte recht geſehen; La Croix trat, von einem ſonderbaren Gefolge von Troßbuben, Reitern und Fußknechten begleitet, in's Haus, die übrige Kriegsſchaar blieb auf dem Domplatze in Reih' und Glied ſtehen.

Was bedeutet das? — fragte Hedwig, erſchrocken aufſpringend, — er naht dem Hauſe, jetzt tritt er ein!

Gebannt auf das Siechbett, waffenlos, nicht vermögend, eine Gewaltthat zu hindern, Euch, mich zu vertheidigen, zu ſterben! rief Hohendorf im furchtbaren Grimme.

Mein Geliebter, — bat Hedwig — ſchone Dich!

Schonen? ſchonen? — O könnte ich mit meinem Leben nur einen Augenblick freie Bewegung erkaufen! Daß ich das erleben muß, in der Hand dieſes Menſchen mein, Euer Schickſal zu ſehen! — rief er außer ſich — Bete, — fuhr er im Tone der Verzweiflung fort — o bete, und waffne Dich gegen das Schrecklichſte!

Hedwig hatte ſchon ihre Hände zum Gebete gefaltet, das La Croix nicht ſtörte; er ſchritt, als ſey er des Hauſes längſt kundig, die Treppe hinauf nach Anna's Zimmer, winkte der Schildwache, vor der Thür zu bleiben, und trat, feſtlich geſchmückt, bei ihr ein. Anna, — ſagte er, ſich ihr nähernd, — die heute bei ſeinem Anblicke nicht mehr die Feſtigkeit zu haben ſchien, wie ſonſt, denn ihre Kniee wankten, ſie zitterte, — Anna, ich komme noch einmal zu Euch, um zu bitten, wo ich gebieten könnte. Verwaiſ't, hülflos, arm ſteht die Entehrte vor mir, der ich, der vom Glücke Begünſtigte, Herz und Hand biete, um ſie, die Gefallene, wieder aufzurichten. Weiß Gott, ich zürne mit mir, daß ich ſo ſchwach bin, mich von einer Leidenſchaft hinreißen zu laſſen, die ich faſt ſelbſt nicht mehr Liebe, die ich Raſerei nennen möchte; aber Euer Anblick, der Strahl aus Eurem Auge, ſo zürnend er mich auch trifft, hat zu viel Gewalt über mich — ich muß! Sprecht, wollt Ihr mein ehelich Gemahl werden? Der Prediger wartet ſchon im Dome, alles iſt zu der feierlichen Handlung bereit. — Sprecht, Anna!

Von dieſem unerwarteten Antrage Anfangs überraſcht, ſagte ſie ſchnell, aber mit Verachtung und Feſtigkeit: Nein!

Euerwegen — fuhr er ruhig fort, als habe er das ernſte Wort nicht vernommen, — habe ich das kaiſerliche Heer verlaſſen, habe auf ungewiſſem Meere, wo ich mich nun glücklich gerettet habe, ſchiffen müſſen. Ich bin Oberſtwachtmeiſter im Dienſte der Krone Schweden, befehlige des Herzogs von Weimar neugeworbene Regimenter, habe Geld und Gut, Euch ein glänzendes Loos zu bereiten, und bin Euch wahrlich mit einer Neigung zugethan, die meinem Herzen, bis ich Euch ſah, fremd blieb, die Euer Hohn, ſelbſt Pappenheim's Unthat nicht vermindern konnte. Uebrigens, Anna, liegt auch Eurer Schweſter Hedwig

Schickſal in meiner Hand; bedenkt das wohl! — Noch einmal werbe ich bittend um Eure Hand; reicht ſie mir als mein ehelich Weib!

Anna ſchwieg. Auch er blickte verſtummt auf ſie, die regungslos vor ihm ſtand und nur eine leiſe, abwehrende Bewegung der Hand machte.

Ich fühle, — fuhr er jetzt mit Heftigkeit fort — daß dieſer Augenblick über mein Schickſal entſcheidet, daß er mich mit Gott verſöhnen könnte, oder mir jeden Himmelsweg verſchließt. Rettet mich, rettet Hedwig, rettet Euch — werdet die Meine!

Nie, nimmermehr! — rief ſie entrüſtet und ſtieß die Hand von ſich, die er nach ihr ſtreckte. — Bei dieſen Worten warf er einen ſonderbaren Blick, von tauſend ſtreitenden Empfindungen in jedem Momente anders geſtaltet, auf ſie; dann ging er einige Male heftig auf und ab, und blieb jetzt plötzlich vor ihr ſtehen.

Das, was ich Euch eben ſagte, ſcheint Ihr nicht zu verſtehen, nicht verſtehen zu wollen, — unterbrach er das Schweigen. — Ihr habt mich ſchnöde von Euch geſtoßen und mir alle Hoffnung benommen. Nun, ſo werdet Ihr wohl in dem, was ich Euch jetzt ſage, La Croix beſſer erkennen. Hohendorf iſt in meiner Gewalt; noch heute wird er aus Eurer Schweſter Arm geriſſen und zahlt mir den Hohn, mit dem er mich ſo oft verwundete, blutig! Auch Hedwig iſt in meiner Gewalt, eine friſche, blühende Roſe, wohl einer entblätterten vorzuziehen. Und — fuhr er fort, ſein Auge ſah tückiſch, teufliſch auf das Mädchen und drückte noch mehr als ſeine Worte den ſchrecklichen Vorſatz aus, der in ihm reiſte, — und zwingt Euch das noch nicht, ſo blickt hinunter auf die Troßbuben, und Euer Schickſal ſteht vor Euch!

Anna hatte die letzten Worte nicht vernommen, denn Ihr Geiſt war angſtvoll bei Hedwig. Ohne auf La Croix zu achten, trat ſie an das entfernte Fenſter, blickte hinaus nach den fliehenden Wolken, ihr Auge, düſter und trübe, begann zu erglänzen, und aus der Tiefe ihres Herzens drangen die leiſen Worte hervor: Du ſchickſt mir dieſe Prüfung, Allgütiger! — ich erkenne Deine Barmherzigkeit. Ich ſoll ſchon hier büßen für mein Vergehen, um dort gereinigt vor Dich zu treten. Die Entweihte ſoll die Heilige retten, und wäre es mit ihrem Blute! — Dein Wille geſchehe!

Iſt ſchon alles im Dome bereit? fragte ſie, ſich ſchnell umwendend.

Alles iſt bereit! erwiederte La Croix — von dieſer Ruhe betroffen.

Auch das feſtliche Mahl?

Auch das ſoll nicht fehlen!

Ihr verſprecht mir alſo, die feierliche Handlung ſo ehrenvoll zu machen, als es dem Befehlhaber der Beſatzung von Halberſtadt ziemt?

Mit Freuden! erwiederte La Croix, jedoch war ihm dieſe ängſtliche Frage nach äußerem Glanze bei ihrer Stimmung auffallend.

So begleite ich Euch zum Altare! ſagte ſie raſch und faßte ſeine Hand.

Ohne feſtliches Gewand, ohne Brautkranz?

Das Opferlamm blutet, auch wenn es keine Kränze ſchmücken!

Mit Myrte müßt Ihr Euch ſchmücken; wie könnte ich meine Braut unbekränzt zum Altare führen! — Er öffnete die Thür, rief einen Diener, welcher in einem Körbchen einen Myrtenkranz brachte. Sie ergriff ihn haſtig; als er jedoch in ihrer Hand ruhte, ſtürzten die Thränen aus ihrem Auge. Vater! — rief ſie und hob das weinende Auge zum Himmel — Vater, vergieb mir meine Schuld, ſo wie ich ihm vergeben möchte! — Dann legte ſie den Kranz neben ſich und ſagte bittend: Wolltet Ihr wohl meine Schweſter heraufkommen laſſen, Herr La Croix, daß ſie den Kranz mir in die Haare flechte?

Laßt mich dieß thun! — antwortete La Croix — Der Jungfrauen Hand möchte der Kranz entfallen; übrigens darf von den Eurigen niemand zu Euch, bis Ihr mein Gemahl ſeyd.

Auch das, — ſagte Anna und neigte ihr Haupt; La Croix flocht den Kranz in ihre Locken. Und als ſie, bräutlich geſchmückt, das Haupt erhob, öffnete er das Fenſter, winkte, die Trompeten ſchmetterten, vom Dome begannen die Glocken zu läuten.

Kommt, Anna! — ſprach er, ſie umfaſſend, — kommt zum Altare! doch vorher noch reicht mir den bräutlichen Kuß.

Jetzt nicht! — ſagte ſie bebend — Dringt jetzt nicht in mich; laßt mich ruhig den ernſten Weg gehen. Erſt wenn beim Banket Trompeten und Pauken das Brautpaar hochleben laſſen, — rief ſie, furchtbar aufgeregt, — dann ſey er Euch gewährt! — Sie ſprach dieß mit bewegter Stimme, ihr Auge ruhte düſter auf ihm, daß es ihm unheimlich wurde.

So komm', Geliebte! — ſagte er — komm' zum Ziele meiner innigſten Wünſche, zum Altare! — Er führte ſie die Treppe hinab, und als ſie an dem Zimmer vorbeigingen, wo Hohendorf lag und wo ſie die Ihrigen verſammelt wußte, hielt ſie plötzlich an, ihre Kniee wankten, ſie erbleichte, doch ermuthigte ſie ſich bald und ſchritt mit Anſtand über den Platz, dem Dome zu.

Mehrere Offiziere, die Anna ehrerbietig begrüßten, folgten zu der heiligen Handlung; aber keiner der Ihren, keine Freundin, keine Jugendgeſpielin begleitete ſie zum Altare — niemand ſah ſie auf ihrem Grabeswege, der mitfühlend ihren Schmerz getheilt hätte, nur Unbekannte folgten aus Neugierde. Noch einmal blickte ſie an der offenen Kirchthüre zurück nach der Wohnung der Ihrigen und trat dann durch das hohe Portal in den Dom.

Dumpf hallten die Tritte der Krieger durch den weiten, menſchenleeren Raum der Kirche, kalt zog die Luft durch die dumpfen Gewölbe ihr entgegen, und es war der Unglücklichen, als träte ſie in ihr offenes Grab. Da tönte die Orgel, die Sakriſtei öffnete ſich, der nämliche Greis, der geſtern der Gemeinde das Liebesmahl ausgetheilt hatte, trat wieder vor den Altar. Aber der Muth verließ ſie nicht, ruhig ſchritt ſie durch das Schiff der Kirche dem Chore zu, als La Croix plötzlich anhielt und ihr leiſe in's Ohr raunte:

Anna, glaubt Ihr vielleicht, durch ein freches Nein mir zu entgehen, ſo wißt, meine Drohung, durch die ich Euch mir zu folgen zwang, wird erfüllt, und Hedwig geopfert!

Herr La Croix! — erwiederte das Mädchen mit dumpfem Gleichmuthe — hier werde ich die Euere, wenn Gott es zuläßt!

Sie traten vor den Altar. Der Greis ſah das Mädchen forſchend an, ſein Auge ruhte lange auf ihr, die zwar den Brautkranz in den Haaren, doch nicht in bräutlichem Gewande, nicht mit dem jungfräulich-zagenden Blicke einer Braut vor ihm ſtand; ſein Auge verweilte nur kurz auf La Croix. Jetzt begann er die feierliche Rede;

die fromme Ermahnung zum Dulden, zur treuen Liebe legte er ihnen mit wenigen, aber innigen Worten an's Herz. — Iſt es Euer feſter Wille, Jungfrau Anna Wanfried! — ſprach er dann — Euch mit dem Oberſtwachtmeiſter zu Fuß, Herrn Rudolph La Croix, für immer durch das Band der Ehe zu verbinden, ſo ſprecht ein lautes, vernehmliches Ja.

Anna zögerte einen Augenblick, und als ſie dieß furchtbar bindende Wort zu ſprechen im Begriffe war, ſchmetterten draußen die Trompeten; in ihrem Geräuſche verhallte des Mädchens zitternde Antwort, und ein Offizier raunte La Croix leiſe, doch ſo, daß es Anna vernehmen konnte, in's Ohr: Herzog Wilhelm von Weimar zieht eben mit ſeinem Gefolge ein!

Und wie ein Blitzſtrahl durchfuhr der Gedanke das Mädchen: Dein Retter naht! Schnell wie das gejagte Reh ſtürzte ſie, den Brautkranz im Haare, durch die ſtaunende Menge aus dem Dome über den Platz hin, wo ſie einen ſtattlichen Mann auf einem Tigerroſſe, von ſeinen Offizieren umgeben, halten ſah.

Barmherzigkeit! — ſchrie ſie und fuhr in des

Roſſes Zügel, daß es hoch ſich bäumend zurückfuhr, — Barmherzigkeit, Herzog! — rette, wenn in Deiner Bruſt ein menſchliches Herz ſchlägt, rette eine Unglückliche!

Wer iſt die Jungfrau? fragte Herzog Wilhelm die Umſtehenden.

Die Braut des Oberſtwachtmeiſters La Croix! — antwortete ein Offizier — Dort nahet er aus der Kirche.

Anna warf bei dieſen Worten den Blick nach den Pforten der Kirche, und als ſie La Croix kommen ſah, riß ſie ſich mit Manneskraft von dem Fußknechte los, der ſie zurückhalten wollte, und trat zu dem Herzoge.

Gnädiger Herr! — ſprach ſie gefaßter — ſchützt mich vor jenem Manne, vor La Croix, der mich nur durch die furchtbarſten Drohungen zum Altare ſchleppte; ſchützt mich vor ihm aus Barmherzigkeit!

Indem trat La Croix heran. — Verzeiht, gnädiger Herr! — ſagte er, ſich neigend, — daß eine Wahnſinnige Euch in den Weg tritt.

Eine Wahnſinnige und Eure Braut? fragte Herzog Wilhelm.

Erſt in der Kirche muß ihr Gott die Sinne genommen haben! — erwiederte mit dreiſter Stirne La Croix. — Dieſe Offiziere, die mich begleiteten, können es bezeugen, daß ſie freiwillig mir folgte, und nur als ſie die Trompeten ſchmettern hörte, ergriff ſie die Raſerei, ſie riß ſich von mir los und ſtürzte hinaus.

Euer Name? fragte der Herzog.

Anna Wanfried! erwiederte ſie.

Habt Ihr eine Schweſter, Hedwig mit Namen?

Ja, gnädiger Herr!

'So begleitet ſie in ihre Wohnung, dort verweile ſie unter meinem Schutze, bis ich das Weitere verfügt habe! befahl der Herzog einem Offiziere.

Gnädiger Herr! — ſagte Anna, ihm näher tretend, — Schutz habt Ihr mir angedeihen laſſen, dafür danke ich Eure fürſtliche Gnaden; macht jedoch das Maß Eurer Güte voll —

Auch Gerechtigkeit ſoll Euch werden! unterbrach ſie der Herzog.

Darum wollte ich Euch nicht erſuchen, gnädiger Herr! — ſagte ſie mit ſanft bittendem Tone — Daheim liegt meiner Schweſter Verlobter, Herr

Hohendorf, ein ligiſtiſcher Offizier, ſchwer verwundet; gewährt ihr Euern Schutz, ſchenkt ihm die Freiheit!

Mit Freuden ſey Euch die Bitte für den Bruder Hohendorf's gewährt! — erwiederte der edle Fürſt — Doch ſagt mir, warum wollt Ihr, daß ich nicht an jenem Gerechtigkeit übe?

Gnädiger Herr! erwiederte ſie, und ihr ganzes Weſen war verändert, da ihr Auge La Croix traf — ſie kämpfte vergebens gegen die Wallung, die ſie ergriff — Gnädiger Herr! was dieſer Elende mir verſchuldet, gehört nicht vor den Richterſtuhl des Geſetzes. Es giebt Verbrechen, die furchtbarer ſind als Mord, die das Herz ſicherer treffen, als der Dolch, die kein Geſetzbuch nennt, weil ſie nur das Wort, nicht die That gebärt. Solche Verbrechen rächt nur die eigene Hand, das Schwert der Gerechtigkeit iſt zu mild und verſöhnt das zermalmte Herz nicht. Meine Rache wird ihn finden, mein Dolch ihn treffen!

Des Herzogs ruhiges Antlitz, das am Anfange der heftigen Rede des Mädchens ſanft auf ſie niedergeblickt hatte, wurde nach und nach ernſt, zuletzt finſter.

Anna Wanfried! — ſagte der Fürſt — dem Weibe ziemt der Rocken, nicht der Dolch; der Jungfrauen Herz ziemt Vergebung, nicht Rache! — Ihr ſcheint von der Bahn einer edlen Beſtimmung gewichen zu ſeyn, und werdet daher ſtets ſolchen Männern zur Beute, welche die Zartheit des Weibes nicht ehren, nicht verſtehen. — Geht zu den Eurigen, für das Uebrige laßt mich ſorgen!

Anna ſtand erröthend neben dem Fürſten, ſeine Rede hatte ihr Innerſtes getroffen. — Sie neigte ſich ſchweigend, warf einen vernichtenden Blick auf La Croix und ging in ihre Wohnung zurück.

Herr La Croix! — begann der Herzog, ſich zu dieſem wendend. — Wir haben jetzt Eurer nicht mehr vonnöthen. Ihr ſeyd unſerer Dienſte entlaſſen!

Ich ſtehe im Dienſte der Krone Schweden! erwiederte La Croix trotzig.

Wohl möglich! — ſprach Herzog Wilhelm — und ich, als des Königs Generallieutnant, finde für gut, Euch der Dienſte zu entlaſſen. Ihr werdet dem Kriegszahlmeiſter, der mich begleitet, die 22,000 Gulden überliefern, die Ihr für die Krone Schweden erpreßt, bis jetzt aber für Euch behalten habt, und ſowohl des Adminiſtrators von Magdeburg Zeugniß, als mein Werbepatent ihm zurückgeben! beides könnte in Euern Händen leicht Unheil ſtiften.

La Croix wollte reden.

Kein Wort weiter! — rief der Herzog zürnend — damit ich nicht genöthigt bin, Euch dem Profoß zu überantworten.

Von Wache begleitet, folgte La Croix dem Kriegszahlmeiſter in deſſen Wohnung.

21.

Während des Vorganges in der Kirche und auf dem Domplatze war die Familie um Hohendorf's Bett in der peinlichſten Sorge verſammelt geweſen. Hohendorf hatte bei La Croix's Eintritt in's Haus geglaubt, ſeine Rache würde ihn treffen; als jener aber zu Anna hinauf ging, ahnete er die Abſicht, und erhielt Gewißheit, als Hedwig die Schweſter, den Brautkranz im Haare, das Haus verlaſſen, als ſie die Unglückliche an La Croix's Hand dem Dome zuſchreiten ſah. Helle

Thränen ſtürzten aus Hedwigs Augen, und händeringend ging ſie, einer Verzweifelnden gleich, im Zimmer auf und ab. — Alle, außer Hohendorf, ſelbſt Muhme Kunigunde, die ſonſt das, was ſie nicht perſönlich betraf, ziemlich gleichgültig an ſich vorübergehen ließ, weinten bitterlich.

Mir ahnet das Furchtbarſte! — ſagte Max — Die Ruhe, mit der, wie Du meinſt, Anna zur Kirche gegangen iſt, läßt mich einen Blick in ihr Inneres thun. — Wenn Gott ſich nicht ihrer erbarmt, ſo endet der Tag blutig!

Dieſe Worte erſchütterten die Weinenden, vor Hedwigs Seele trat das Schrecklichſte, da weckte der Trompetenſchall die Jammernden. Einer der Reiter, der neugierig nach dem Fenſter eilte, rief jetzt: Herzog Wilhelm von Weimar! und Hohendorf's Geſicht ward bei dieſem Ausrufe verklärt.

Gott hat unſer Gebet erhört! rief er aus.

Da unterbrach Hedwig haſtig ſeine Rede: — Die Schweſter ſtürzt aus der Kirche, ſie eilt zum Herzoge!

So iſt ſie gerettet! rief Hohendorf freudig.

Nach einer Weile öffnete ſich die Thür und

Anna trat ein, nahm ſchweigend den Kranz aus den Haaren, zerpflückte ihn, legte ihn auf den Tiſch, und drückte dann, als ob ſie jetzt erſt ſie bemerke, die weinende Hedwig feſt an ihr Herz, inniger, herzlicher als je.

Du biſt von der Bahn Deiner Beſtimmung noch nicht gewichen, — ſprach ſie leiſe — darum wurdeſt Du auch einem edlen Manne zu Theil, der Deinen zarten Sinn verſtehen und ihn zu würdigen weiß; wohl Dir, wehe mir!

Sie trat nun zu Hohendorf und reichte ihm freundlich die Hand.

Gott übt Barmherzigkeit auch an der Sünderin, — ſagte ſie zu ihm — er hat mich vor dem Schrecklichſten bewahrt!

Seyd Ihr mit ihm verbunden? fragte Hohendorf ängſtlich.

Nein! Schon ſchwebte das Ja auf meinen Lippen, da ſchmetterten die Trompeten, — rief ſie aufſpringend — der Retter nahete, ich bahnte mir den Weg und ſtürzte hinaus!

Und wenn die Trompeten nicht ſchmetterten? fragte Hohendorf mit inniger Theilnahme.

Dann hätte ich ihn, wenn er mich beim Banket umarmt, mit dem Meſſer durchbohrt; davor hat mich Gott bewahrt!

Abgeſpannt ſetzte ſie ſich jetzt an Hohendorf's Lager, blickte niedergebeugt vor ſich hin, während Hedwig dankend gen Himmel ſah und der alte Trausdorf mit ſeiner Gattin unverwandt nach dem Platze vor dem Dome ſchaute, wo Herzog Wilhelm die neu geworbenen Völker, die noch aufmarſchirt ſtanden, muſterte. Selbſt der alte Corporal und ſeine Reiter hatten ſich nicht ungerührt bei dem, was ſie gehört, an die Thür zurückgezogen, als dieſe ſich öffnete, und Klara mit dem freudigen Rufe: „Meine Hedwig! meine Anna!“ von Adolph Hohendorf gefolgt, hereinſtürzte. — Als ſey es ein Engel des Lichtes, der ihre Finſterniß zu erhellen kam, ſo freudig überraſchte Klara ſie Alle, ſo werth war ihnen Hohendorf's Gegenwart. Sie hatten ſich nicht getäuſcht; er entfernte die Reiter und benachrichtigte den Bruder, daß Herzog Wilhelm, der auf ſeine Bitten die beabſichtigte Reiſe hieher beſchleunigt, ihn ohne Ranzion freigegeben habe. — Adolph Hohendorf, durch La Croix's räuberiſches Benehmen empört, war auf einige Tage zu den Herzögen nach Weimar gegangen, hatte ſie in Erfurt bei dem Könige von Schweden getroffen, von der Lage der Dinge, von La Croix's Benehmen näher unterrichtet, hatte ihnen die Verſicherung gegeben, daß die Compagnieen, welche er werbe, mehr einer Räuberbande als geregelten Kriegern glichen, und den Herzog Wilhelm, zu deſſen Heere die Regimenter zu Roß und zu Fuß beſtimmt waren, dahin vermocht, nach Halberſtadt zu kommen und ſich ſelbſt von allem zu überzeugen. Er war dann nach Weimar gegangen, Klara abzuholen, um ſie nach Halberſtadt zu Hedwig zu bringen, nach welcher ſie unausſprechlich verlangte; der Brief ſeines Bruders hatte ihn zu dem allen noch mehr beſtimmt.

Herzog Wilhelm, nachdem er die nöthigen Anordnungen wegen Vertheidigung und Verwaltung der Stifter Magdeburg und Halberſtadt gemacht, wozu ihn der König von Schweden beauftragt, und Adolph Hohendorf zum Oberſtwachtmeiſter an La Croix's Stelle ernannt hatte, verließ noch am Abende Halberſtadt und kehrte nach Erfurt zurück.

La Croix hatte ſich ſchon am Nachmittage davon gemacht, wohin er ſich aber gewendet, blieb unbekannt; nur vermuthete man, daß er ſich nicht weit entfernt haben müſſe, denn faſt an jedem Tage verließen einige der Zügelloſeſten, die ihm am meiſten ergeben waren, ihre Fahnen, ſo daß Hohendorf fürchten mußte, er ſtehe noch im Einverſtändniſſe mit ſeinen ehemaligen Kriegsgeſellen, und war deshalb ſtets auf ſeiner Hut.

Gedruckt bei A. W. Schade in Berlin.

Sämmtliche Schriften

von

A. von Tromlitz.

Viertes Bändchen.

Die Pappenheimer.

Dreſden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1829.

Die Pappenheimer,

historiſch-romantiſches Gemälde aus den Zeiten
des dreißigjährigen Krieges,

von

A. von Tromlitz.

Vierte Abtheilung.

Die Schlacht bei Lützen.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1829.

I.

Tilly war, nach kurzem Aufenthalte im Hildesheimiſchen, mit dem Heere bei Hörter über die Weſer gegangen. Hier ſtießen drei Regimenter Fußvolk und zwei Reiterregimenter zu ihm, welche die geiſtlichen Kurfürſten geworben und ihm nebſt zehn Stück Geſchütz entgegen geſchickt hatten. Von hier marſchirte er nach Fritzlar; ſein Heer, nun wieder bedeutend angewachſen, verübte in den heſſiſchen Landen die größten Grauſamkeiten, und ob es gleich ſchien, Tilly wolle das Land, durch welches er zog, mit mehr Mäßigung behandeln als ſonſt, ſo waren doch ſeine deshalb gegebenen Befehle fruchtlos. Der Geiſt der Zügelloſigkeit war bei dem Kriegsvolk zu ſehr eingeriſſen, als daß ihnen Folge geleiſtet wäre. Bei Fritzlar ſtieß Altringer und Fugger zu ihm, und er ſah ſich dadurch von neuem an der Spitze eines eben ſo ſtarken Heeres als bei Leipzig, und rückte, gegen Pappenheim's Rath, ſtatt Guſtav Adolph entgegen zu gehen, der durch den thüringer Wald zur Belagerung Magdeburgs vorgerückt war, nach Aſchaffenburg, ſich mit dem Herzoge von Lothringen zu vereinigen, der für den Kaiſer 12,000 Mann geworben hatte.

Seit der Leipziger Schlacht war das Vernehmen unter den beiden Feldherren immer kritiſcher geworden. Der Greis, welcher jetzt ſogar zuweilen glaubte, Pappenheim habe ihn abſichtlich zum Treffen bewogen, um ihn ſeinen Lorbeer auf dem Schlachtfelde verlieren zu laſſen, oder, im umgekehrten Falle, den Sieg ſeinem Rathe zuſchreiben zu können, war mistrauiſcher als je gegen Pappenheim, der die Ehrfurcht, mit welcher er ſonſt vor dem alten ſiegreichen Feldherrn geſtanden, verloren hatte. Alle ſeine, dem Kurfürſten von Bayern überſchickten Berichte gaben deutliche Winke, daß die Thatkraft von dem Greiſe gewichen und der Tag von Leipzig das eigene Vertrauen ganz aus deſſen Bruſt genommen habe. Tilly fühlte auch nur zu gut, daß Maximilian von Bayern ſeit jener

Schlacht ihm weit mehr die Operationen vorſchrieb, die er ſonſt gänzlich ſeiner Einſicht überlaſſen hatte, und daß das Zutrauen, welches er ihm noch zeigte, mehr Schonung als wahres Vertrauen war.

Die Nachricht, welche ſich im Heere verbreitete, daß man von neuem in Wien wegen des Commando's mit dem Friedländer unterhandle, war auch nicht geeignet, zwiſchen Beiden die gelöſten Bande auf's Neue zu knüpfen und im Heere ſelbſt das alte Vertrauen zu wecken. Die kaiſerlichen Feldoberſten, wenige ausgenommen, ſehnten ſich nach Wallenſtein's Fortuna; ſeine Verſchwendung, ſeine Freigebigkeit, ſtachen zu grell gegen Tilly's Kargheit ab. Pappenheim ſah recht gut ein, daß die Armee der Liga, von welcher die Regimenter, welche bei Leipzig den Schweden gegenüber geſtanden, faſt gänzlich ruinirt waren, nicht leicht wieder auf eine Höhe gebracht werden konnten, um glänzend neben dem Heere Wallenſtein's zu ſtehen, um den ſich, als der aufgehenden Sonne, die alten Kriegsoberſten mit ihren Schaaren freudig ſammelten. Er hatte daher den Kurfürſten inſtändigſt gebeten, ihn mit einer bedeutenden Macht nach Weſtphalen zu ſenden, wo er unabhängig von

Tilly war; und jetzt von Aſchaffenburg aus, wo die Nachricht ſich immer mehr verbreitete, Wallenſtein werbe ein Heer für den Kaiſer, und die bei Tilly's Heere befindlichen kaiſerlichen Regimenter würden zu ihm ſtoßen, ſchrieb er noch einmal an Maximilian, und erhielt endlich den ſo ſehnlich erwarteten Befehl, ein Heer zu verlaſſen, das, aus ſo verſchiedenen Elementen zuſammengeſetzt, ihm ſeiner Auflöſung nahe ſchien. Den Befehl, in Niederſachſen und Weſtphalen das Commando zu übernehmen, erhielt er zwar, aber ſeine Perſon allein ſollte die Armee erſetzen, kein Regiment ihm folgen; nur Geld zu neuer Werbung ſollte er in Cöln finden. Misvergnügt, mit ſo wenigen Mitteln, unter ſehr übeln Verhältniſſen, das Commando zu übernehmen, blieb ihm nur das Vertrauen auf ſich ſelbſt, und ſo, nicht durch die Zeitumſtände entmuthigt, beurlaubte er ſich von Tilly, den er im Begriffe fand, über das lothringiſche Heer Muſterung zu halten.

Ich wußte es ſchon längſt, daß Ihr mich verlaſſen würdet! — begann Tilly — Als Ihr mich erſuchtet, die Ueberreſte Eurer alten Regimenter an der Weſer zurückzulaſſen, war ich gewiß, daß

Ihr dorthin zurückzukehren wünſchtet. Nun, ich verdenke es Euch nicht, mit dem lüneburger und heſſiſchen Volke iſt ein ſichereres Spiel, als mit Guſtav Adolph, und die Schweden habt Ihr bei Leipzig kennen gelernt. Ich hatte Euch an jenem Tage abſichtlich ihnen gegenüber geſtellt; ich glaubte, des Pappenheim's Küraſſiere wären unüberwindlich. Dieſer Tag belehrte mich aber eines andern.

Pappenheim, der mit dem feſten Vorſatze zu Tilly gegangen war, in Frieden von ſeinem alten Mentor zu ſcheiden, that, als hätte er die bittern Worte nicht verſtanden, und ſchwieg.

Wollt Ihr mich zur Muſterung des lothringiſchen Volkes begleiten, Graf Pappenheim? ſagte Tilly jetzt einlenkend.

Ich danke Euch! — erwiederte Pappenheim — habe ſchon geſtern genug geſehen, daß es mich nicht mehr gelüſtet, den Haufen zuſammengelaufenen Geſindels näher zu betrachten, der dem Kaiſer und der Krone Spanien das Geld aus dem Säckel geſtohlen hat. Wahrlich, Graf Tilly, zwei ſchwediſche Regimenter jagen dieſes Herzogs Armada über den Rhein!

Und mit dieſem Volke ſoll ich dem ſiegreichen

Könige entgegen treten! — unterbrach ihn Tilly unmuthig.

Habt Ihr nicht die alten Regimenter, die Euch Altringer zugeführt hat, nicht noch 10,000 Mann, den Ueberreſt Eures Heeres; ſind die Regimenter, welche Fugger aus Bayern Euch gebracht, nicht die vom Rhein zu Euch geſtoßenen ſtattlich gerüſtetes Volk, wohl an Körperkraft und Bewaffnung den Schweden überlegen? Haucht ihnen nur den Geiſt des Vertrauens ein, der des Menſchen Werth bis in's Unendliche ſteigert, und Ihr ſteht an der Spitze eines unbeſiegbaren Heeres. Der Geiſt iſt es, der das Ungeheuere vollbringt, nicht Körperkraft, nicht Rieſenſtärke.

Faſt wohlgefällig hörte Tilly dieſe Rede an; er mochte an ſich und ſeine Thaten denken, und ſein Auge überflog raſch Pappenheim's kräftige Geſtalt.

Schickt die Pfaffen weg! — fuhr Pappenheim fort — ſo lange man unter ihrer Aegide die Menge in den Kugelregen führen kann, ſo lange ſind ſie uns nütze. Der fanatiſche Haufe läßt ſich von ihnen in den Tod treiben, wie der Hirt ſeine Heerde vor ſich her jagt. Iſt aber der Nebel zerriſſen, wie uns bei Leipzig geſchah, ſieht der gemeinſte Krieger, daß er ein Streiter ſeines Herrn, nicht ſeines Gottes iſt, ſo ſind ſie nur läſtige Geſellen, mit ihrem Beten und ihren Vermahnungen nur da, die Herzen zu entmuthigen, nicht ſie zu ſtärken!

Pappenheim! unterbrach Tilly verweiſend.

Wollt Ihr das Heer von Kapuzinern und Dominikanern noch länger im Heere, die Jeſuiten um Eure Perſon noch länger dulden, — fuhr dieſer fort — ſo ſtellt ſie im nächſten Treffen vor die Regimenter, laßt ſie mit dem Kreuze voran die Soldaten dem Feinde entgegen führen, und ich wette, kein Oberſter führt ſeine Schaar ſo ſicher zum Siege, als dieſe Männer mit der Kutte. Der Soldat ſieht in ſolchen Augenblicken Heilige in ihnen und folgt im blinden Muthe. Beſſer aber, Ihr ſchickt ſie fort; ſie taugen nichts im Heere, noch weniger um Eure Perſon!

Graf Pappenheim, — nahm jetzt Tilly das Wort, und in ſeinem Tone lag nicht Bitterkeit, lag aufrichtige Beſorgniß, — wir trennen uns heute, Ihr zieht nach Norden, ich nach Oſten; es könnte ſeyn, unſer Lebewohl wäre für dieſe Welt das letzte. Damit es nicht auch für die Ewigkeit ſey, damit wir uns dort freundlich, alles irdiſchen Zwieſpaltes vergeſſend: willkommen! zurufen mögen, bitte ich Euch, meine letzten Worte zu beherzigen, die wahrlich einem wohlwollenden reinen Quell entſpringen.

Ihr ſeyd auf dem Wege, ein Gottesläugner zu werden! Mit der Vorſehung zürnend, weil Euch bei Leipzig das Glück verließ, wähnt Ihr allein auf Euch ſelbſt ſtehen, Euch ſelbſt den ruhmbekränzten Pfad bahnen zu können. Da der Himmel Euch einmal verließ, wollt auch Ihr ihn verlaſſen, und handelt, verzeiht dem alten Manne das Gleichniß, wie jener Knabe, der unmuthig die Wellen peitſchte, als ſie den Stein verſchlangen, der gleitend über ſie weghüpfen ſollte. Ihr ſucht in Eurer Bruſt, was Ihr dort oben ſuchen ſolltet; Ihr werdet es da nicht finden. Ihr glaubt Euch dem Selbſtvertrauen hingegeben und übergebt Euch der Verzweiflung. — Ihr ſeht in mir einen Greis, deſſen letzter Stab, an dem er ſich aufrecht erhielt, auf dem Leipziger Schlachtfelde brach, der muthlos nun dem Grabe zuwankt — und doch ruft Euch der Greis mahnend zu: Ermannt Euch, Pappenheim, Ihr habt den ächten Muth, den Glaubensmuth verloren!

Mir ſind die Früchte ſo manches blutigen Tages an einem unglücklichen entriſſen, ſie ſind mir unwiederbringlich verloren! — fuhr er ſchmerzlich fort — Ich habe das Irdiſche dem Irdiſchen opfern müſſen; ich thue es in Demuth, bleibt mir doch das Heilige — denn wißt, Pappenheim, verließ mich der Glaube, daß ich für Gott und die heilige Religion geſtritten, ſo ging ich wahnſinnig über den kurzen Weg meines mühevollen Lebens dem Grabe zu. Die Millionen Thränen, die Seufzer, das Wehe begleiteten mich, und, an meiner Seligkeit verzweifelnd, würde ich mit Schaudern in die offene Gruft blicken. So aber trete ich getroſt vor meinen Richter, und wenn ich mein Amt überſchritt, und es zu blutig verwaltete, wird ſeine Barmherzigkeit dem Menſchen vergeben.

Graf Tilly, — ſagte jetzt Pappenheim, da der Greis ſchwieg und ſein Auge faſt bittend auf dem rüſtigen Helden ruhte, — fühlt Ihr dieß wirklich? Begleitet kein Weheruf der Tauſende Euch auf dem Grabeswege, — tretet Ihr ganz vertrauenvoll vor Euern Richter? — Sein Auge ſah bei dieſen Worten mit durchbohrendem Blicke ſcharf auf den Greis, welcher erſchüttert und in tiefes Nachdenken verſunken ſchien.

Oft, — fuhr er plötzlich auf — oft, Graf Pappenheim, ruft ſo, wie Ihr es thatet, eine Stimme, mich wankend zu machen, das nämliche mir zu, oft erbebe ich bei ihrem Tone; aber bald fühle ich, daß es die Stimme des Verſuchers war, und mein Glaube ſtand dann nur noch feſter, ſo auch jetzt. Bald muß Tilly in die Gruft ſinken, will's Gott, auf dem Schlachtfelde; aber in der Stunde des Todes wird er noch gläubig ausrufen: Herr, ich that nach Deinem Willen, nimm mich auf in Deinen Schooß! und freudig werd' ich hinüber gehen. Wohl Euch, wenn Ihr ein Gleiches thun könnt!

Aber, Feldmarſchall, — lenkte er plötzlich ein, und das ihm eigenthümliche ironiſche Lächeln ward wieder um ſeinen Mund ſichtbar, — wir kommen ganz von unſerm Ziele ab. Was ich Euch noch zu ſagen habe, iſt wenig. Beſchäftigt die Lüneburger und Heſſen, und wo möglich auch die weimariſchen Fürſten ſo, daß ſie dem Könige nicht zu Hülfe ziehen können, und Ihr habt Euern Auftrag ganz ausgeführt. Kann ich Euch hierzu die Mittel an Geld und Volk ſenden, ſo ſeyd gewiß, kleinlicher Egoismus ſoll mich nicht davon abhalten. Und da es mir ahnet, es ſey dieß unſre letzte Zuſammenkunft, ſo vergebe ich Euch mit aufrichtigem Herzen, ſelbſt daß Ihr die Urſache der Leipziger Schlacht waret. Der Sieg folge Euch! er iſt zum Heil des Glaubens; Euch ſelbſt überlaſſen, verſucht es, ihn an Eure Schritte feſt zu bannen.

Lebt wohl, Graf Tilly! — ſprach Pappenheim, die Hand des Greiſes faſſend. — Mit tiefem Schmerze würde ich mich von Euch trennen, hoffte ich nicht ein freudiges Wiederſehen. Setzt auf den Schweden an, wo Ihr ihn findet, — nur eine gewonnene Schlacht bringt Euch das Verlorene zurück! — Lebt wohl!

Tilly ſchloß ihn mit Herzlichkeit in die Arme, und ſo trennten ſie ſich, um ſich im Leben nie wieder zu ſehen.

2.

In Halberſtadt, wo Adolph Hohendorf, nach Herzog Wilhelms Abreiſe, zurückgeblieben und mit der Errichtung der beiden Regimenter beſchäftigt war, hatte ſich alles freundlicher geſtaltet. Anna, durch das, was mit La Croix vorgefallen, zwar wo möglich noch ernſter geſtimmt, hatte jedoch die Rede Herzog Wilhelms tief in ſich verſchloſſen, und in einſamen Stunden dachte ſie über den Sinn ſeiner Worte reiflich nach; es ſchien, als ſey dieſe Begebenheit ihres Lebens nicht ohne Folge an ihr vorübergegangen. Klara, ſeit ihrem Verſchwinden von Olvenſtädt ganz verändert, hing mit offner, unverſtellter Liebe an Adolph Hohendorf. Während ihres Aufenthaltes in Weimar hatte die edle Fürſtin ſich der Verlaſſenen ſo gütig angenommen, daß ihr bald das Vertrauen des Mädchens ward, deſſen ſonderbares Schickſal allgemeine Theilnahme erregte. Dem ſchlichten, einfachen Charakter der Herzogin, dem alles Ueberſpannte fremd war, wurde es leicht, das aufgeregte Gemüth Klara's auf den richtigen, ruhigen Weg zurückzuführen, und als ſie bald die Neigung der Jungfrau für Adolph Hohendorf bemerkte, dieſe neue Liebe, welche in der entſchwundenen ihre Wurzeln geſchlagen, ihren Keim gefunden hatte, hielt ſie es für Pflicht, dieſe Liebe zu begünſtigen, und die Hinderniſſe, welche Klara's überſpannte Phantaſie wider ihres Herzens Neigung ihr in den Weg legen konnte, zu be-

beſeitigen. Mit der Zeit ſah das Mädchen ein, daß ſie dem Leben neu angehöre, und daß, bei der ſonderbaren Aehnlichkeit in Geſtalt und Gemüth, das Schickſal ihr das Entnommene vergütet und nur den Namen dabei vertauſcht habe. Von dem Augenblicke an, wo bei Adolph Hohendorf's Erſcheinen ihr nicht mehr der wundenbedeckte Leichnam des Geliebten entgegen trat, wo nach und nach das Vergangene und die Gegenwart vor ihrem Blicke in eins verſchmolzen, hauchte die Liebe den Roſenduft wieder auf ihre Wangen, die Wonne wieder in ihr Herz, und das ſtille, ruhige Mädchen ſtand vor dem Geliebten ruhig und fromm wie eine Lilie, die in der Gluth der Aurora, von dem Thau des Morgens benetzt und erquickt, das geſenkte Haupt wieder hebt, um in neuer Fülle zu erblühen. Die Glücklichen verbargen ihre Neigung nicht mehr; ſie forderten Max und Hedwig auf, die ſich ſelbſt geſchaffenen Nebel zu zerſtreuen, welche ſie vor ihre Lebensſonne gezogen hatten.

Hedwigs Herz, in welchem die Liebe zu Moritz Transdorf ſtets nur wie eine Pflicht geruht hatte, die ihr zu erfüllen nicht ſchwer geworden wäre, fühlte ſchon längſt, daß der Tod ſie dieſer Pflicht entbunden habe; auch die Zeit hatte die ſanften Bilder ihres Stilllebens in Magdeburg, hatte die grauſigen ſeines Todes verwiſcht. Sehnſucht hob ihre Bruſt, Liebe ſtrahlte aus ihrem Auge, und nur des Mädchens jungfräulicher Sinn ſchloß Auge und Lippe, daß ſie nicht ſchon jetzt des Herzens Sehnen verrathen möchten. — Hohendorf, der in das fromme Auge ſeiner Hedwig wie in das himmliſche der Madonna blickte, die eine Mittlerin zwiſchen dem Irdiſchen und dem Himmliſchen ſeine frommen Wünſche vor dem Throne des Höchſten niederlegte, fürchtete, daß er des frommen Mädchens nicht werth ſey, daß ihr das wandelbare Loos, das Glück ihres Lebens an einen Krieger zu ketten, den die rauhe Zeit auf ihren ſtürmiſchen Flügeln bald von Nord nach Süd, bald von Weſt nach Oſt trug, nicht genügen könne. Und wenn jetzt, wo ſeine Wunden faſt geheilt waren, ihm ſein zerſchoſſenes Bein oft ſagte, daß das Kriegerleben für ihn vorüber, der Tag von Leipzig wohl zum Schlußſteine ſeiner Kriegesbahn geworden ſey, daß er wohl nach ſeiner Heimath ziehen und dort ihm ein treues Weib die einſamen Stunden verſüßen müſſe, dann ſeufzte er tief auf und gedachte ſeiner

Hedwig, denn ſie war ja eine Ketzerin, dem Lutherthume mit treuem, aufrichtigem Herzen ergeben. Durfte er ſie an den Lech führen, wo die Pfaffen in ihrem frommen Eifer wütheten und Kerker und Marter den Anhängern Luther's und Calvin's bevorſtand? Sprach auch der ſanfte Geiſt der Duldung aus ihm, fühlte er auch wohl, daß einem Engel, wie Hedwig, die Himmelspforten nicht verſchloſſen ſeyn konnten, ſo bangte er doch noch immer bei dem Gedanken, die Verſchiedenheit des Glaubens und die Kirchenverhältniſſe ſeines Vaterlandes könnten ſtörend auf ſein häusliches Glück wirken.

Aber was ſind die ſchwachen Zweifel der Vernunft gegen die mächtige Stimme der Leidenſchaft. Mit jedem Tage entwickelte die Liebe ihren Zauber mehr und mehr, und als der Wundarzt eines Tages den Ausſpruch that, daß Hohendorf nie ganz den freien Gebrauch ſeines Beines wieder erhalten würde, als Max bei dieſen Worten wehmüthig auf ſein Schlachtſchwert ſah, das neben ihm ſchon lange geruht hatte und jetzt für immer ruhen ſollte, da unterbrach Adolph das drückende Schweigen.

Zieh' in's Vaterland zurück! — ſagte er gerührt — laß das Schwert ruhen und überlaß mir den Kampf, damit zwei ſich liebende Brüder nicht feindlich gegen einander über ſtehen. — Gott hat entſchieden, wer von uns fortan ſein Streiter ſeyn ſoll! — Laß uns an einem Tage zum Altare treten, zögere nicht länger mit Deiner ängſtlichen Bedachtſamkeit. Sieh in das fromme Auge Deiner Hedwig, es leuchtet in Ergebung und Wonne.

Schweigend reichte Hohendorf Hedwig die Hand, die ſie innig an ihre Bruſt drückte.

Wir — fuhr Adolph fort, Klara an ſich ſchließend, — wir, meine Klara, wollen, wenn jene ihren ruhigen Weg antreten, auf unſerer wilden, unſichern Bahn vereint und muthig wandeln; des Lebens Stürme, des Krieges wilder Ruf, des Todes nahes, drohendes Antlitz ſoll uns nicht ſchrecken, nicht hindern, aus der Liebe Kelch zu ſchlürfen. Wir wollen nur der Sonnenblicke uns freuen, nicht der Gewitterwolken gedenken, die am Horizonte heraufziehen, unſere Sonne zu decken. An einem Tage laß uns mit Max und Hedwig zum Altare treten, und dieß bald; in dieſen ſturmumwehten Zeiten ſoll der Menſch das Glück raſch und kühn faſſen, daß es ihm in der kommenden Stunde nicht entſchlüpft.

So ſey es! — ſagte Max Hohendorf — Sobald ich das Lager verlaſſen kann, begleite mich Euer Segen zum Altare, ehrwürdiger Vater des vorangegangenen Moritz, wenn Du es willſt, meine Hedwig!

Ein leiſes: Ich will es, ein ſanfter Druck der Hand gaben Hohendorf die Gewißheit ſeines nahen Glückes; der Segen der Alten begleitete ſie.

3.

Pappenheim war, nachdem er ſich von Tilly getrennt, zu dem Kurfürſten von Cöln gegangen, hatte dort, ſo wie in Flandern und in dem Lütticher Lande, Werbeplätze aufgerichtet und Werbepatente ausgegeben, und hoffte von hier aus, mit mehrern Regimentern verſtärkt, zu ſeiner Beſtimmung nach Weſtphalen und Niederſachſen abzugehen, wo Graf Gronsfeld ſich nur noch mit Mühe in den befeſtigten Plätzen gegen die heranrückenden Heſſen und den Herzog von Lüneburg hielt, als er die Nachricht von der Belagerung Magdeburgs durch Banner erfuhr. Alle Rückſichten vergeſſend, verließ er Cöln und eilte, nur von einigen Offizieren begleitet, nach Hameln an der Weſer, wo Gronsfeld ſein Hauptquartier hatte. Hier konnten der Zuſtand des Heeres, über welches er den Befehl führen ſollte, und das compagnieweiſe, des Unterhaltes wegen, in den Städten zerſtreut lag, ihn ſo wenig beruhigen, als die Nachrichten, welche er von Magdeburg erhielt, zu deſſen Belagerung Banner und Hamilton mit den Schotten herangerückt waren. Sein thätiger Geiſt fand jedoch bald Mittel. Er zog die Beſatzungen aus allen kleinern Städten, deren Feſtungwerke er zum Theil zerſtören ließ, behielt an der Weſer nur Hameln und Nienburg, in Niederſachſen nur Wolfenbüttel, Göttingen und Duderſtadt beſetzt, und zog auf dieſe Weiſe an 7000 Mann alte gediente Truppen zuſammen, zu denen noch 2000 neu Geworbene ſtießen. Mit dieſen rückte er, ihre Anzahl durch ausgeſtreute Gerüchte vergrößernd, nach Wolfenbüttel, fand dort das nöthige Geſchütz bereit, und marſchirte dann weiter nach Magdeburg zu.

Eben ſollte die Capitulation zwiſchen dem Grafen von Mannsfeld und Banner, der die Feſtung eng eingeſchloſſen hatte, unterzeichnet werden, als Mannsfeld, der keinen Erſatz erwarten zu können glaubte, die Nachricht erhielt, Pappenheim rücke an, und ſey ſchon in Schöningen angekommen. Schnell brach er die Unterhandlung ab, während Banner, welcher über die Stärke von Pappenheim's Heere ungewiß war, die Belagerung aufhob und ſich nach Calbe zurückzog.

Als Eroberer war Pappenheim früher in das herrliche Magdeburg eingedrungen, jetzt zog er als Befreier in ſeine Trümmer ein. Mannsfeld empfing ihn ausgezeichnet höflich, ſagte ihm über ſein unglaublich ſchnelles Vorrücken manches Verbindliche, das dieſer in gleicher Art erwiederte, und ſo trennten ſie ſich dem Anſcheine nach als Freunde.

Nachdem Pappenheim manches, die Verfolgung Banner's betreffend, angeordnet hatte, kehrte er zu dem Grafen von Mannsfeld zurück. Hier fand er die Offiziere der Beſatzung von Magdeburg, den Generalwachtmeiſter van der Neers, die Oberſten Benninghauſen und Lichtenſtein, die gleich ſeinen Offizieren zur Tafel geladen waren; in ſeinem Gefolge war keiner ſeiner alten Kriegsgeſellen, außer Gronsfeld, der nur ſelten mit ihm übereinſtimmte.

Sein treuer Holk, ſeit der Muſterung in Halberſtadt beleidigt, war bei dem erſten Aufrufe Wallenſtein's mit ſeinem Regimente nach Znaym gerückt, der ihm ſo ergebene Erwitte in der Leipziger Schlacht geblieben, und nur ſolche, die nun ſchon ſeit Jahren in den Quartieren Niederſachſens und Weſtphalens ruhig geſtanden hatten, wie die Oberſten Kleiner, Göltſch und Breuner, welche ihn faſt nur dem Namen und ſeinem Kriegsruhme nach kannten, waren um ihn.

Der Graf von Mannsfeld hatte ein köſtliches Bankett bereiten laſſen; eine Tracht nach der andern ſetzten die in prächtige Livree gekleideten Diener auf, der köſtlichſte Wein perlte im Ueberfluſſe in den ſilbernen und kryſtallenen Pokalen. Jetzt — bei der vierten Tracht — erhob ſich der Graf von ſeinem Sitze und winkte einem im Fenſter ſtehenden Offiziere.

Ihr Herren! — ſagte er — bevor wir auf das Wohl des edlen Grafen von Pappenheim den Becher leeren, gebührt unſerm Kaiſer und Herrn und ſeinem Generaliſſimus wohl eine feierliche Geſundheit. — Deshalb, Ihr Herren, leert die gefüllten Pokale auf das Wohl Ihrer Majeſtät, unſers erlauchten Herrn, Kaiſer Ferdinand des Zweiten!

Dieß ſagend, leerte er unter Trompeten- und Paukenſchall den Becher; die Offiziere thaten ein Gleiches, und von den Wällen donnerte es drei Mal aus ſechszig Geſchützen.

Pappenheim lächelte. — Herr Feldmarſchall! — begann er, während die Pokale wieder gefüllt wurden, — die nächſte Geſundheit gilt alſo dem kaiſerlichen Generaliſſimus. Ich bitte Euch, mir zu beſtimmen, welchen Ihr meint, den Herrn Herzog von Friedland oder den Grafen von Tilly?

Den Grafen von Tilly! — erwiederte Mannsfeld mit Unmuth — denn ſo viel ich weiß, wirbt der Friedländer nur das Heer, welches Tilly befehligen ſoll.

Ihr irrt, Graf Mannsfeld! — unterbrach ihn Pappenheim — Wallenſtein hat unter den glänzendſten Bedingungen das Commando wieder übernommen. Die kaiſerlichen Regimenter ſtoßen zu ihm, nur Fiermont und Lichtenſtein bleiben unter meinem Befehle; ſo beſagt ein Schreiben, das ich heute früh von ihm aus Znaym erhielt. — Mannsfeld's Stirn runzelte ſich immer mehr. — Deshalb, Ihr Kriegsgefährten! — ſprach er, ſich zu den Offizieren wendend, — auf das Wohl beider Feldherren, ſo gleich an Verdienſt und Ruhm, ſey dieſer Becher geleert!

War es Zufall, war es abſichtlich, der Graf von Mannsfeld mußte das Zeichen gegeben haben, das Geſchütz donnerte noch einmal bei dieſer Geſundheit.

Wohl etwas zu viel Ehre! — fuhr Pappenheim fort, als ſich Alles wieder niedergeſetzt hatte. — Dieß gebührt ſonſt nur gekrönten Häuptern. — Aber, werther Graf, — begann er, ſich zu dem Grafen von Mannsfeld mit ſchneidendem Tone wendend, — was hat Euch denn eigentlich vermocht, die Capitulation unterzeichnen zu wollen? An Lebensmitteln fehlt es Euch nicht, wie Eure Tafel zeigt, an Munition auch nicht; denn, wahrlich! das Geſchütz hat zu unſern Pokalen ſo arg gedonnert, daß Ihr damit die Hälfte von Banner's Heere hättet vernichten können.

Hiervon habe ich nur meinem Herrn, dem Kaiſer, Rechenſchaft zu geben — nicht Euch, Graf Pappenheim! erwiederte Mannsfeld.

Thut das ja! — unterbrach ihn dieſer — Thut das ja, Graf Mannsfeld! denn wäre ich einen Tag ſpäter gekommen, ſäße der Banner und Hamilton hier, und des Schwedenkönigs Geſundheit würde getrunken — und, wahrlich! Banner hätte die wenige Munition der Feſtung für mich aufgeſpart, ſtatt ſie bei ſeinen Geſundheiten in Rauch aufgehen zu laſſen. Ich liebe das Kanoniren ohne Kugeln nicht.

Ich erſuche Euch, Herr Feldmarſchall! — unterbrach ihn Mannsfeld — zu bedenken, daß was geſchehen iſt zu Ehren kaiſerlicher Majeſtät geſchah, und daß Ihr mein Gaſt ſeyd.

Da habt Ihr Recht! — ſagte Pappenheim einlenkend — Der Soldat vergaß, daß er an ſeines Wirthes Tiſche ſitzt, wie er dieß wohl oft im Kriege zu vergeſſen pflegt.

Ohne jedoch ſich weiter zu entſchuldigen, wendete er ſich zu dem Oberſt Benninghauſen und ſprach mit ihm von einer Expedition nach Halberſtädt, und als wäre nichts vorgefallen; aber auch ohne Pappenheim's Geſundheit zu trinken, wurde die Tafel beendet. —

Am andern Tage ſchickte Pappenheim eine Abtheilung ſeines Heeres unter Gronsfeld nach Gommern; er ſelbſt ging einige Tage darauf gegen Barby vor, um zu ſehen, ob Banner gegen ihn

Stand halten würde. Dieſer hatte ſich um Calbe verſchanzt, und erwartete hier feſten Fußes den Herzog Wilhelm von Weimar, der in Erfurt ſein Heer zu ſeiner Unterſtützung verſammelte. Pappenheim ließ Barby und Gommern plündern, und zog ſich dann mit ſeinem Heere nach Magdeburg zurück, ohne daß Banner ihm gefolgt wäre.

Mehrere Tage verweilte er in der zerſtörten Stadt, ohne etwas zu unternehmen. Er ließ die wenigen Pferde aus der Umgegend nach Magdeburg bringen und machte hier ſolche eigenmächtige Anordnungen, daß der Graf von Mannsfeld unter dieſen Verhältniſſen nicht länger bleiben wollte und ſchon in den erſten Tagen die Stadt verließ. Das brauchbarſte Geſchütz, ſo viel er davon wegführen laſſen konnte, ſchickte Pappenheim nach Wolfenbüttel voraus; das übrige ließ er vernageln oder in die Elbe verſenken, und man ſah deutlich, daß er die Stadt, welche ihm als Schutthaufen werthlos ſchien, verlaſſen und, mit ihrer Beſatzung ſein Heer verſtärkend, davon ziehen wollte.

Alle Vorkehrungen hierzu waren getroffen: kein Geſchütz mehr auf den Wällen, das noch vorräthige Pulver zur Sprengung der Hauptbaſtionen bereit, die unbedeutenden Magazine den Soldaten preisgegeben, und alle Anſtalten getroffen, die indeß wieder aufgebauten Häuſer und die hölzernen Baracken der Soldaten anzuzünden. Der morgende Tag war zum Abzuge beſtimmt, da Herzog Wilhelm von Weimar im Anmarſche gegen Halberſtadt war, wo er ſich leicht mit Banner vereinigen konnte, — noch einmal ſollte die Brandfackel wüthen.

Am Vorabende dieſer furchtbaren Wiederholung des 20. Mai's ſaß Pappenheim, in Gedanken verſunken, einſam auf ſeinem Zimmer. Die Erhebung Wallenſtein's zum Generalat, die Fortſchritte Guſtav Adolphs, der wie ein reißender Bergſtrom ſich über Süddeutſchland ergoß, Tilly's Zaudern, der ſeit der Leipziger Schlacht durch die unbeſtimmten Befehle Maximilians von Bayern noch ungewiſſer in ſeinen Planen geworden war; alles dieß beſchäftigte ſeine Seele. Er wog die Verhältniſſe gegen einander ab und fühlte wohl, daß, ſo lange Wallenſtein an der Spitze des kaiſerlichen, Tilly an der Spitze des ligiſtiſchen Heeres ſtehe, er eine untergeordnete Rolle ſpiele, wenn auch der ihm angewieſene Wirkungskreis in Niederſachſen und

Weſtphalen ſeinem Ehrgeize Raum genug gab. Er war ſo tief in ſeine Gedanken verſunken, daß er es nicht bemerkte, als die Thür ſich öffnete, ein junger Mann eintrat, ſich ſeinem Seſſel nahete und mit leiſer, zögernder Stimme: Graf Pappenheim! ihm zurief. Als er es jedoch noch einmal und lauter wiederholte, fuhr Pappenheim raſch auf. Wer iſt hier? fragte er mit rauhem Tone, und Anna ſtand vor ihm.

Verzeiht, Herr! — bat das Mädchen — Ich konnte Euch nicht von hinnen ziehen laſſen, ohne Euch noch einmal zu ſehen.

Pappenheim, erſtaunt, das Mädchen vor ſich zu ſehen, nach dem wohl in ſo mancher Stunde dieſer Tage ſein Herz ſehnſuchtvoll verlangt hatte, empfing ſie herzlich. Seyd mir gegrüßt, Anna! — ſagte er freundlich, ihre ſchlanke und doch volle Geſtalt überſchauend, — ſeyd mir von Herzen gegrüßt! Ihr erſcheint mir wie ein guter Engel, mich aus düſtern Träumen zu wecken. Aber, wahrlich! — fuhr er fort, und ſein Auge ruhte innig auf dem ihrigen, — Anna, Du biſt ſchöner geworden als je; Deine Wange glüht wie eine friſche Roſe, Deine Augen leuchten wie Sterne des Himmels!

Schweigt, Graf Pappenheim! — bat das Mädchen — nicht dieſe lockenden Worte, mich zu bethören. Dieſe Sterne gehören nicht dem Himmel, und dieſe Roſe iſt gebrochen. Laßt mich los! Drückt mich nicht an Euer Herz; die Flamme, die aus Euern Augen ſprüht, thut meinem Herzen nicht wohl. Sie erleuchtet mir die düſtern Pfade der Vergangenheit, und dieſe müſſen für mich in Dunkel gehüllt bleiben. Laßt mich, Pappenheim! — Sie wand ſich ſanft aus ſeinen Armen und trat einige Schritte zurück.

Ich komme — fuhr ſie dann fort, und über ihr ganzes Weſen verbreitete ſich finſterer Ernſt, — ich komme zutrauenvoll zu Euch, mein Herz auszuſchütten und Euern Rath zu begehren; hört mich an — hört mich freundlich an und zürnt mir nicht, daß ich in das ernſte, wichtige Wirken Eures Lebens mich und mein Schickſal flechte. Reicht mir freundlich die Hand!

Pappenheim reichte ihr die Hand; ſie ſetzten ſich. Nun begann ſie ruhig ihm die Begebenheit mit La Croix zu erzählen, aber je näher ſie der Drohung kam, mit welcher er ſie zum Gange in die Kirche gezwungen hatte, deſto heftiger wurde ſie, ihr Auge glühte wild; auch Pappenheim ſprang auf und faßte unwillkührlich nach dem Schwerte.

Als ſie zu dem Augenblicke kam, wo er den Brautkranz in ihr Haar flocht, wurde ihr Auge feucht. Er, er ſchlang den Brautkranz in mein Haar! — rief ſie, und bedurfte einiger Zeit, ſich zu faſſen. — Als ſie die Worte Herzog Wilhelms wiederholte, hielt ſie inne und ſah nachdenkend vor ſich hin. Dann wendete ſie ſich zu Pappenheim und ſagte mit wehmüthig-feierlichem Tone: Die Worte aber, ſo wahr und ſo furchtbar mich treffend, ſind tief in mein Herz gedrungen und werden nimmer verhallen! Sie haben meinen Nächten den Schlaf geraubt und das Wachen meiner Tage zu Träumen gebildet; ſie haben in meinem Innern einen Kampf erregt, der immer noch nicht beendet iſt. Ja, ich fühle es, der Herzog hatte Recht! Ich bin von dem Wege meiner Beſtimmung gewichen, ich habe nur Männern auf meiner Bahn begegnet, — ſetzte ſie ſtockend hinzu — welche, das Weibliche in mir unbeachtend, mich elend machten, ſtatt mich zu beglücken! — Sie ſchwieg; Pappenheim blickte ſie theilnehmend an. — Kann ich noch zurückkehren?! — rief ſie jetzt plötz-

plötzlich — kann ich die rechte Bahn wiederfinden, oder iſt ſie für immer meinem Auge entrückt? Soll ich, den einmal betretenen Weg wandelnd, der innern Stimme meines Herzens folgen, die mir die Waffe in die Hand drückt, um mich an dem Elenden zu rächen; ſoll ich ein Roß beſteigen, ihn aufzuſuchen und ihn zu meinen Füßen morden? Rathet mir, Pappenheim!

Sie war bei dieſen Worten aufgeſprungen, ihr Auge rollte wild, die Bruſt hob ſich, ſie ſtreckte heftig ihre Hand gegen Pappenheim, der ſtaunend und finſter auf ſie blickte. Nun wohl! — ſagte ſie kalt — Euer Blick iſt mir die Antwort. Die ſanfte, hingebende Anna, die Thräne im Blick, den lautloſen Schmerz in der zerriſſenen Bruſt, die Verzweiflung in dem gebrochenen Herzen, iſt Euch lieber und reizt Eure Sinne mehr, als wenn ſie, ihr Elend empfindend, ihren Schmerz ausſchreiend, Euch naht und mit dem Schickſal um das ärmliche Glück der Rache ringt. Geduldet Euch, Ihr ſollt die Sanfte, Hingebende wieder ſehen, Pappenheim! Iſt erſt die That vollbracht, habe ich Euch, mich an dem Verworfenen gerächt, — dann, gütiger Gott! — rief ſie aus und hob die gefalteten

Hände gen Himmel — dann ſchwöre ich, zu dulden in Demuth, was Du mir auflegſt, — dann will ich durch's Leben ſchleichen gebeugt und reuevoll, tragen will ich die Bürde freudig lächelnd bis zum Grabe!

Anna, — unterbrach ſie Pappenheim — bete nicht, weihe Dich nicht dem Geiſte dort oben; er hört, er beachtet Dich nicht! Du biſt ihm geringer als der Wurm, über welchen das ſchnaubende Roß des jagenden Reiters am Schlachttage ſetzt, — unbeachtet wirſt Du zermalt, ohne daß es ihn kümmert. Auch ich wähnte einſt, jene Pforten ſtünden mir offen, ich wäre dem Himmel verwandt, auserwählt, ſein Schwert zu führen, ſeine Ernte zu halten und die Tauſende zu ſeiner Ehre zu mähen. Ich glaubte unter ſolchem Panier unüberwindlich zu ſeyn, und ſieben Mal ſetzte ich an; des Pappenheim's Küraſſiere flohen und riſſen mich mit fort in ihrer Flucht. — Da erkannte ich, daß es die Fortuna geweſen, die mich zum Siege geführt, und der Geiſt in mir, der mir Muth und Kraft gab, das zu vollführen, wovor Tauſende erzittern. Weihe Dich nicht dem dort oben, er hört Dich nicht!

So wie nach Sturm und Gewitter die dunkeln Wolken vorüberziehen, und aus dem blauen reinen Himmelsäther das Antlitz der Sonne leuchtet, ſo war aus Anna's Geſicht der wilde Zorn gewichen, und ſanft, mild, als wäre ſie einer der Geiſter von oben, ſah ſie auf Pappenheim, der, mit ſeinem allmächtigen Herrn grollend, finſter das Auge gen Himmel richtete.

Pappenheim, — ſprach ſie, ſeine Hand traulich ergreifend, — Ihr erſchreckt mich! Bin ich auch auf Erden von meinem Pfade gewichen, hat mich die Leidenſchaft hingeriſſen zu meinem Verderben, habe ich doch ſtets mein Auge, mein Herz zu Gott gewendet. Wehe dem, der ohne gläubiges Vertrauen auf ſich ſelbſt zu ſtehen wähnt; wehe ihm, denn kurz iſt die Erdenbahn, ewig das Jenſeit! — Kehrt zurück von Euerm Irrthume, kehrt zurück zu dem Glauben, den jede Religion in des Menſchen Bruſt legt, zu dem Glauben an die Allmacht und Güte, an die Barmherzigkeit Gottes! Er war es, der meiner Hand gebot, den Giftbecher Euch zu entreißen, der mir den gegen die eigene Bruſt gezückten Dolch entriß, der mich erbeben läßt, will ich den Arm zur Rache heben.

Er iſt es, nur er allein, der den Menſchen über ſein Schickſal erhebt; er kehre in Euch zurück!

Er iſt von mir gewichen! erwiederte Pappenheim dumpf und finſter.

Hört meine Stimme! — rief das Mädchen, vor ihm niederſtürzend, — hört ſie und ſucht dort oben Erbarmen! Es iſt mir, als ob ſchwere Schuld auf Euch ruhe, manche Thräne, mancher Fluch. Häuft Eure Schuld nicht noch mehr; kehrt zurück zu dem Gott, der Euern Vater in ſeinen Schooß aufnahm, als ſein Auge ſich ſchloß! — Vertrauet nur Gott — nicht Euch!

Ja, Pappenheim! — rief ſie jetzt aufſpringend — ich liebe Euch und möchte Eure Seele dem Himmel erhalten, damit wir uns, da wir hier getrennt ſind, dort finden könnten. Hört die Stimme einer Unglücklichen, die Alles auf Erden verlor — nur nicht den Glauben an Gottes Barmherzigkeit!

Sonderbares Weſen, — ſagte Pappenheim, von dem ſanften Tone Anna's weicher geſtimmt, — ſonderbares Weſen, das Haß und Liebe, Glauben und Verzweiflung in ſeiner Bruſt ſo wunderbar eint, das mit unwandelbarer Treue mich liebt und doch vor meiner Umarmung zurückſchaudert, das, den

Blick nach oben, die Rache vor Augen hat! Enträthſele Dich mir, ich verſtehe Dich nicht.

Verſteh' ich mich ſelbſt? — erwiederte Anna — kann ich das Räthſel meines Innern löſen, kann ich den Zauber erklären, der mich zu Euch zieht, die Quelle des Schauders auffinden, der mich erfaßt, fühl' ich mich von Euch umfangen? Und weil ich das nicht kann, weil ich meine Ohnmacht fühle, wende ich mich zu dem, der allmächtig iſt, mich zu unterſtützen, barmherzig, um Mitleid mit mir zu haben.

Und was wirſt Du nun beginnen? — fragte Pappenheim nach langem Schweigen — Welchen Weg wirſt Du fortan wandeln? Wirſt Du Dich ganz losreißen von dem Triebe nach Rache, ſo will ich ſie übernehmen; oder wirſt Du ſtandhaft noch dem vorgeſteckten finſtern Ziele entgegen gehen?

Ich möchte das erſtere! — erwiederte Anna — aber kann ich? Es treibt mich, als ob der Sturmwind ein Blatt auf ſeine Schwingen nimmt und es mit ſich fortführt durch ziehende Wolken; wie kann das Schwache widerſtehen? Ich werde meinem finſtern Verhängniſſe folgen müſſen, das mich forttreibt von meiner Bahn. Die warnenden Worte des ſächſiſchen Herzogs konnten mich aus dem Schlafe wecken, — aber folgen konnt' ich ihnen nicht!

So folge mir, bleib' bei mir! — unterbrach ſie Pappenheim ſchnell.

Mit Euch ziehen? Als Euer ſchützender Engel, oder als Euer dämoniſcher Geiſt? — Zum erſten fehlt mir die Reinheit der Engel, zum Dämon bin ich noch nicht tief genug geſunken. Nein, Graf Pappenheim! fiel auch die Glorie von meinem Haupte, in meinem Herzen ſammelte ich ihre gebrochenen Strahlen, und das mit Hülfe von oben. Die wahnſinnige Anna konnte fallen, die Beſonnene erſteht. — Seht! — rief ſie mit Wärme und ſchmiegte ſich an ihn — daß ich Euch liebe, heiß und glühend; weiß, daß dieſe Liebe mich unglücklich machen muß, und ich ſie doch nicht laſſen kann, — das iſt die Qual meines Lebens, aber auch mein Märtyrthum, das wird Gott dereinſt auf die Wagſchale ſeiner Barmherzigkeit legen und mir, um dieſer Qual willen, meine Schuld vergeben; daß ich ſo vor Euch ſtehen kann, Pappenheim, das iſt der Stolz, der mich aufrecht erhält!

Lebt wohl! — ſagte ſie nach einer Pauſe —

Ich habe Euch wieder geſehen, Euch mein Herz ausgeſchüttet, das genügt mir. Begegnet Ihr La Croix früher als ich, dann gedenkt nicht Eurer Rache allein, gedenkt auch der meinigen, nennt ihm in ſeiner Todesſtunde meinen Namen! Lebt wohl! wendet Euch zu Gott, und ſeyd menſchlich gegen meine Glaubensbrüder! — Ehe Pappenheim ihr Lebewohl erwiedern konnte, hatte ſie ſich entfernt.

Anna's Worte waren nutzlos verhallt. — Am Morgen trieb der Sturmwind die Flammen noch einmal praſſelnd über die Trümmer der zerſtörten Stadt, und als Pappenheim durch Olvenſtädt zog, dröhnte die Luſt Schlag auf Schlag, die Baſtionen flogen auf. Verödet, gänzlich zerſtört, bis auf den herrlichen Dom, der auch dießmal unter den umſtehenden Gebäuden den Flammen trotzte, ſeiner Feſtungwerke beraubt, lag Magdeburg nun ganz in Trümmern.

4.

Als man den Abmarſch der Kaiſerlichen von Magdeburg vernahm, und die Gewißheit erhielt, daß General Banner dorthin gerückt ſey, es mit drei ſchwediſchen Compagnieen beſetzt und den Befehl gegeben habe, auf's ſchleunigſte die Feſtungwerke wieder herzuſtellen, war in Halberſtadt ein allgemeiner Jubel. Auch hatte er die Einwohner aufgefordert, nach ihrer Vaterſtadt zurückzukehren und ſich dort von neuem anzuſiedeln. Bei dieſer Nachricht beſchloß der alte Trausdorf, ſobald es die rauhe Jahreszeit erlaubte, die Trümmer ſeiner Heimath wieder zu ſehen, und als am Abend Anna wieder eintraf, die, ohne ſich jemandem anzuvertrauen, ihre Reiſe nach Magdeburg angetreten hatte, war der Frohſinn in dieſem Familienkreiſe wieder eingekehrt, da auch Hohendorf ſein Krankenlager verlaſſen hatte. Dieſe frohe Stimmung ſollte jedoch nicht lange beſtehen.

Der Befehl traf ein, daß die Beſatzung aufbrechen und in Wernigerode zu dem Heere Herzog Wilhelms ſtoßen ſollte, der ſich bei Oſterwick mit Banner vereinigen wollte. Nur wenige Tage waren noch bis zu dem Tage der Trennung, und Adolph Hohendorf, der ſein Glück nicht länger aufſchieben wollte, beſtimmte den dritten Tag zum Ziele ſeiner Sehnſucht. Auch Max fühlte, daß es thöricht ſey, ſein Glück nicht feſtzuhalten; auch er beſchloß, daß an dieſem Tage das Band der Ehe ihn mit ſeiner Hedwig für immer vereinen ſollte, dann wollte er mit ſeiner Gattin, mit Klara und Anna nach der Burg ſeiner Väter ziehen.

Hohendorf, der ſchon ſeit langer Zeit gefühlt, daß die in der Leipziger Schlacht empfangenen Wunden ihn für den Kriegsdienſt untauglich gemacht, hatte noch kürzlich an Pappenheim nach Magdeburg geſchrieben, ihn davon benachrichtigt, und ihn auf den Fall, daß er mit Hedwig und den Ihrigen nach Bayern zurückkehrte, gebeten, ſich beim Kurfürſten für ihn zu verwenden; Pappenheim hatte ihm herzlich geantwortet, ſeinen Entſchluß gebilligt, jedoch ſein Bedauern nicht unterdrücken können, daß ſein treueſter Kriegsgefährte nicht mehr an ſeiner Seite fechten ſolle. — „Maximilian! — ſo ſchloß er den Brief — die Scharte von Leipzig muß bald ausgewetzt werden, warum kannſt Du dann nicht bei mir ſeyn!" —

Der Tag der Verbindung war nun beſtimmt; ein Geiſt der Wonne ſchien ſich über Alle gebreitet zu haben, nichts konnte ſie mehr an der Erreichung ihres Glückes hindern. Selbſt Anna, dem

Ziele ihrer Wünſche ſo fern, ſchien Theil an der Wonne der Ihrigen zu nehmen, und die Heiterkeit, die aus ihren Augen ſtrahlte, ließ nicht den ernſten Entſchluß vermuthen, der in ihr keimte.

So nahte der Vorabend des glücklichen Tages. Die Kunde davon hatte ſich durch die Stadt verbreitet. Adolph Hohendorf, der Oberſtwachtmeiſter des weimariſchen Fußvolkes, war ja geliebt und geehrt; Max Hohendorf, aus früherer Zeit durch ſo Manches noch in gutem Gedächtniß, das er, der Liebling Pappenheim's, im Stillen zum Beßten der Stadt gewirkt hatte, und das Schickſal der Familie zu allgemein bekannt, um nicht die größte Theilnahme zu erwecken. Laut behauptete der Polterabend, dieſer bedeutungvolle Vorabend der Hochzeitfeier, ſein Recht, und Tante Kunigunde hatte, unter manchem Seufzer, vollauf zu thun, die anrückende Schaar der Knaben und Mädchen, die zum Poltern die Hausthür beſtürmten, durch Speiſe und Trank zu befriedigen. — Arm in Arm ſaßen die Liebenden im untern Zimmer, als ob ſie unter dem Getöſe der lärmenden Jugend ſich ſchon vorbereiten wollten, auch den Stürmen des Lebens Arm in Arm entgegen zu treten;

eine einzelne Lampe erhellte nur matt das Zimmer, und ſüße Träume der Zukunft umgaukelten die Liebenden, welche ſchweigend alles andere um ſich vergaßen.

Anna ſaß ſtumm neben ihnen; wehmüthig ſah ſie auf die Seligen, eine Thräne rollte ihre Wange herab, ſie weinte ſie ihrem zerſtörten Glücke. — Die Alten ſaßen in einer Fenſtervertiefung Hand in Hand, von dem Häuschen ſprechend, das auf der nämlichen Stelle wieder aufgebauet werden ſollte, wo das Haus ihrer Väter geſtanden. Als ob ſie noch der Frühling des Lebens umblühte, ſo emſig ſäeten ſie für die fernſte Zukunft, ordneten ſchon alles, bepflanzten ihr Gärtchen vor dem Sudenburger Thore von neuem mit Bäumen und Sträuchen, Kindern gleich in ihrer Schöpfung umher ſchwärmend.

Wenn wir nun alles geordnet haben — ſagte der Alte — alles wieder ſo, wie es war, daſteht —

Dann legen wir uns zur Ruhe! — unterbrach ihn die Mutter, und der Traum, der freundliche Traum war dahin. — Für wen haben wir gebaut und geordnet?! — rief ſie weinend — für wen?! — Und als ihr der Gatte, die Hand drückend, mit gepreßter Stimme erwiederte: „Vertraue Gott, gute Barbara!“ — da öffnete ſich die Thür und ein Mann ſtürzte herein.

Vater! Mutter! rief er, und Moritz Transdorf lag in ihren Armen.

Bei dem raſchen Eintreten des fremden Mannes war Hedwig ſo wie Klara erſchrocken aufgeſprungen. Bei dem Ausrufe: „Vater, Mutter!“ ſank Hedwig bewußtlos in Hohendorf's Arme, während Anna raſch nach der Ampel griff, ihm in's bleiche Antlitz leuchtend. —

Wahrlich, die Todten ſind erſtanden aus dem Grabe! — rief ſie grauſig — und auch das Herz einer Heiligen zerdrückt ſchonunglos des Schickſals rauhe Hand. — Arme Hedwig! — fuhr ſie fort, ſich zu dieſer wendend, die, ſich wieder erholend, tief aufathmete. — Arme Schweſter!

Bei dieſem Ausrufe hatte ſich Moritz Transdorf aus den Armen ſeiner vor Freude weinenden Aeltern geriſſen und trat zu Hedwig, die ihn ſtarr, als ſey es ein Geiſt, der ſie abrufen wolle, anblickte.

Zittert nicht vor mir! — ſagte er bewegt — Ich komme nicht feindlich zu Euch; ſegne Euch

Gott und ſeyd glücklich! — Er ſprach dieß mit leiſer, zitternder Stimme und reichte ihr ſeine bebende Hand.

Stille herrſchte nun im Zimmer, der Athem ſtockte, die aufſteigenden Seufzer blieben in der Bruſt verſchloſſen, ſchwer drückend ruhte das Schickſal auf Allen.

Da wand ſich Hedwig langſam aus Hohendorf's Armen, reichte Moritz die Hand und ſagte freundlich: Seyd mir willkommen, Herr Transdorf!

Und als ſie dieß ſprach, ſah der bleiche Jüngling, ſie leiſe drückend, ernſt auf die Dargereichte.

Fahre hin, Du meines Lebens Glück! rief er bewegt, ließ die Hand los, wollte gehen und ſtand doch wie gebannt, den Blick auf Hedwig gerichtet, deren Kniee wankten.

Komm, meine Tochter! — rief ängſtlich die Mutter — komm, mein frommes Kind! — Sie nahm ſie unter den Arm und führte ſie hinaus; Max Hohendorf folgte. Da hielt ihn Moritz auf.

Herr! — ſagte er mit feſter Stimme — Ich bin nicht gekommen, Euer Glück zu ſtören — mir kann es ja doch nicht mehr werden. Sagt dieß Eurer Hedwig, und zürnt mir nicht, daß ich dieſen Tag Euch trübte! — Die Sehnſucht, meine Aeltern zu ſehen, war zu groß, und überdieß band mich ein Eid, noch heute hier in Euere Mitte zu treten. Tröſtet Hedwig und beruhigt ſie!

Max Hohendorf ging und drückte Trausdorf's Hand.

Ich habe Euch früher nicht gekannt, — ſagte jetzt Adolph zu Moritz, der ihn forſchend anblickte, als ob er ihn ſchon kennen müſſe, — und ob Ihr gleich das Glück des heutigen Tages ſtört und mich, den Bruder Hohendorf's, und meine Braut — er faßte Klara's Hand — nicht wenig erſchreckt habt, heiße ich Euch doch von Herzen willkommen; denn Ihr ſeyd ein wackerer Mann, das ſpricht ſich in jedem Eurer Worte aus. —

Auch mir ſeyd willkommen, Herr Trausdorf! ſagte Klara, ſich ihm nähernd.

Klara Weyler! — rief Moritz, ſie ſtarr anblickend, — Ihr Herrn Hohendorf's Verlobte?

So iſt es! erwiederte dieſer.

Moritz lächelte wehmüthig, preßte die Hand auf's Herz, trat zu ſeinem Vater und ſagte leiſe zu ihm: Ich ſehe wohl, die Zeit ändert Alle.

Adolph verließ mit Klara das Zimmer, welche

Moritz's Anblick, mehr noch ſein Staunen erſchüttert hatten; die Vergangenheit war durch ihn zu lebhaft zurückgerufen.

Bald kehrte die Mutter, von Sehnſucht zu ihrem Sohne getrieben, zurück. Glücklich, das geliebte, einzige Kind wieder zu haben, drängte ſie ſich an ihn; ihr folgte die alte Margarethe. Alle beſtürmten ihn mit Fragen, Alle liebkoſeten ihn; nur Anna ſtand von fern und ſchien keinen Theil an dieſer Freude zu nehmen.

So berichte uns nun, mein theurer Sohn! — begann jetzt die Mutter, nachdem ſie ihm einen Seſſel zurecht gerückt, — berichte uns, wie es Dir zeither ergangen, wie Du gerettet wurdeſt, woher Du kommſt.

Moritz ſchien ſeine Gedanken bei dieſer Frage zuvor ſammeln zu müſſen, und erſt nach wiederholten Bitten der Mutter ergriff er der Aeltern Hände und begann: —

Die Pike eines Wallonen warf mich auf den Wällen der Vaterſtadt nieder. Ich hörte das wilde Kriegsgetöſe um mich, und die letzten Gedanken meines dahinſchwindenden Lebens waret Ihr, meine geliebte Aeltern, und Hedwig. Da flackerte die Lebensflamme noch einmal auf, ich öffnete die Augen, und neben mir ſtand Hohendorf. Ich glaube ihn zur Hülfe Hedwigs aufgerufen zu haben; deutlich weiß ich mich deſſen nicht mehr zu erinnern, denn mein Auge ſchloß ſich, meine Sinne ſchwanden. — Als ich aus dieſem todtenähnlichen Schlafe erwachte, befand ich mich auf einer Trage im weichen Bette. Landleute trugen mich; neben mir ritten kaiſerliche Küraßreiter, die mit finſtern, tückiſchen Geſichtern mich anblickten. Hinter mir folgte ein Wagen, mit geraubten Koſtbarkeiten bepackt; auf ihm ſaß ein kleiner Mann freundlichen Anſehens, den ich bald für einen Wundarzt erkannte, denn als er ſah, daß ich die Augen aufgeſchlagen, ließ er halten, faßte meinen Puls und ſagte freundlich: „Die Jugend iſt kräftig, es wird ſchon alles gut gehen, ſorget nicht, junger Herr!“ — So zogen wir weiter; oft wurden die Träger gewechſelt, und ich konnte die Sorgfalt nicht begreifen, die der Feind, in deſſen Händen ich mich befand, für mich hatte.

Am Abende ſah ich die Thürme von Wolfenbüttel vor mir liegen; wir erreichten die Stadt bald. Hier wurde ich anfangs in das Haus eines angeſehenen Bürgers gebracht, und der kleine Mann, der mich täglich verband, war ſo ſorgſam als verſchwiegen; denn ob er gleich emſig für meine Pflege wachte, beantwortete er mir doch keine meiner Fragen, nur das erfuhr ich zuletzt von ihm, daß meine Vaterſtadt verheert und nicht mehr ſey. Als meine Wunde ſich geſchloſſen und meine Kräfte wiederkehrten, wurde ich in enges Gefängniß gebracht, und, obgleich es mir an Speiſe, Trank und Bequemlichkeit nicht fehlte, ſtreng bewacht.

Hier blieb ich mehrere Wochen abgeſondert von der ganzen Welt, ohne Nachricht von Euch und Hedwig. Endlich, es mögen wohl fünf Monate ſeyn, öffnete ſich mein Kerker, die nämlichen Reiter, die mich hieher gebracht hatten, und noch mehrere zu Roß und zu Fuß, lauter wilde, verwegene Geſichter, nahmen mich in ihre Mitte, mehrere Wagen mit allerlei Waffen und Munition folgten, und ſo zogen wir aus Wolfenbüttel auf Hornburg. Von hieraus wandten wir uns nach dem Harze, gingen über Neuſtadt immer bergauf tiefer in den Wald hinein, raſteten über Nacht unter freiem Himmel und ſetzten unſere Reiſe am Morgen wieder weiter fort. Gegen Abend kamen wir an einen großen Teich mitten im Walde, ſie nannten ihn den Oberteich; um ihn her lagerte Kriegsvolk wild durch einander, mich aber führten ſie in eine der Hütten, die am Ende des Teiches lagen, und als ich eintrete — denkt Euch mein Erſtaunen — ſchreitet Hauptmann La Croix, den ich noch von ſeinen Beſuchen aus Magdeburg kannte, mir lachend entgegen, und ruft mir: Willkommen, Moritz Trausdorf! zu, willkommen, vom Tod' Erſtandener! — Ich glaubte kaum meinen Sinnen trauen zu dürfen, als ich durch ihn erfuhr, daß er es geweſen, der mich hatte pflegen, verbinden, nach Wolſenbüttel bringen laſſen. Ich konnte ſeine wohlwollende Abſicht nicht enträthſeln, eben ſo wenig, daß ich ferner noch unter ſtrenger Aufſicht bei Tag und Nacht blieb, und mit dem Haufen kreuz und quer durch die Harzwälder zog. Endlich wurde ich in eine alte, verfallene Burg, die an einer der Krümmungen der Bode, unfern Elbingerode, auf hohem Berge liegt, gebracht, und dort wie ein Gefangener bewacht. Hier dauerte mein Aufenthalt lange, bis ich von da hieher nach Halberſtadt in engen Gewahrſam gebracht wurde, den ich jedoch nach einigen Tagen wieder verlaſſen mußte.

Meine Begleiter, die nämlichen, die mich von Magdeburg nach Wolfenbüttel, geführt und mich ſeitdem immer begleitet hatten, ſagten mir, als wir unter Glockengeläute des Morgens auszogen, daß ihr Oberſtwachtmeiſter La Croix eben jetzt ſeine Braut zum Altare führe, und auf die zufällige Frage, wer dieſe Jungfrau ſey, erfuhr ich, daß es Anna, Hedwigs Schweſter, wäre, die ſein Weib geworden.

Das lügſt Du! — unterbrach Anna den Betroffenen, der ihre Anweſenheit im Zimmer gar nicht bemerkt hatte. — Ich bin dieſes Elenden Weib nicht geworden! Könnt' ich noch leben, wenn dem ſo wäre?!

Beruhige Dich! — bat die Mutter — er berichtet ja nur, was man ihm geſagt.

Und erfuhrſt Du nichts von uns, nicht daß wir hier wohnten? fragte ihn der Vater.

Ich glaubte Euch todt; ſo hatte mir La Croix geſagt, der zuweilen auf die alte Burg zu mir kam, und mir dann von Hedwig erzählte, daß ſie noch lebe, mich liebe, aber von Hohendorf eben ſo im Gewahrſam gehalten würde, wie er, auf Pappenheim's Befehl und Hohendorf's Wunſch, mich im Verwahrſam halten müſſe. Lange hatte ich ihn jedoch nicht geſehen, als er geſtern zu mir kam und mir die Nachricht brachte, daß Ihr noch lebtet, in Halberſtadt wohntet, und er mir die Freiheit ſchenken wolle, wenn ich ihm einen feierlichen Eid ſchwöre, noch am heutigen Abende in Halberſtadt bei Euch einzutreffen. — Meine Sehnſucht, Euch wieder zu ſehen, — meine Freude, Euch am Leben zu wiſſen, ließ mich den Schwur thun, deſſen heimtückiſche Abſicht ich nicht durchſchauen konnte.

Ich wurde meiner Haft entlaſſen; einer meiner Wächter in Bauerntracht begleitete mich, und als wir Derenburg, bis wohin er mich führen ſollte, hinter uns hatten, ſchien ſich das ganze Weſen meines ſtörriſchen, wilden Begleiters zu verändern. Er verließ mich nicht, wie er beauftragt war, geſtand mir, daß das Handwerk eines Wegelagerers, welches er jezt führen müſſe, ihm drückend ſey, daß er die gottloſe Rotte verlaſſen und wieder zu einer ehrlichen Fahne zurückkehren wolle, und bat mich, mich bei Hohendorf um Pardon für ihn zu verwenden. Von ihm, dem treueſten Diener La Croix's, erfuhr ich nun das ganze

Gewebe ſeiner Bosheit, wie er mich aus Haß gegen Hohendorf gerettet und mich bis zum entſcheidenden Augenblicke verborgen gehalten; erfuhr, daß Hedwig für mich verloren ſey, und ich ward ungewiß, ob ich heute noch nach Halberſtadt gehen, oder erſt morgen, wenn die Glocken des Domes mein Glück zu Grabe geläutet, mich in Eure Arme werfen ſollte. Aber die Sehnſucht nach Euch war zu groß, mein Eid band, und der feſte Wille, Hedwigs Ruhe nicht entgegen zu treten, ſtärkte mich.

Und ſo bin ich in Eurer Mitte, ein Bettler an Geld, Gut und Lebensglück, aber reich, da ich Euch in meine Arme ſchließen und ausrufen kann: Vater und Mutter lebt! — und auch Hedwig! — ſetzte er leiſe hinzu.

5.

Als am andern Morgen die Glocken läuteten und Adolph Hohendorf mit Klara, von Transdorf und ſeiner Gattin, von Moritz und Anna begleitet, zum Dome ſchritt, und der Geiſtliche, ſie ſegnend, den Bund für die Ewigkeit ſchloß, lag Hohendorf daheim auf ſeinem Siechbette; neben ihm ſaß Hedwig. Die Töne der Glocke, die auch ſie zum Altare rufen ſollten, weckten in ihr drückende Gefühle, und ſie bedurfte aller Kraft, um aufrecht zu bleiben und den Blick vertrauenvoll gen Himmel wenden zu können. — Max's Wunde hatte ſich in der Nacht, wahrſcheinlich durch die Gemüthsbewegung des vergangenen Abends, wieder geöffnet, ein ſtarker Blutverluſt ihn ſehr ermattet, ſo daß er das Bett hüten mußte. Aber nicht dieß allein war ſeinem Glücke in den Weg getreten; aus Hedwigs Auge ſprach eine ſanfte Bitte, die Hohendorf wohl verſtand, und ſo wurde ihnen das feierliche Geläut, das ſie zum Altare rufen ſollte, die Mahnung ihres entſagten Glückes.

Ergeben in ihr Schickſal, auf Gott vertrauend, zu dem ſie ihr ſtilles Gebet erhoben, war Hedwig ungleich beruhigter, als Max, in welchem manche feindliche Leidenſchaften aufgeregt waren. Er konnte Moritz Transdorf nicht zürnen, und doch trat ſein Bild immer ſtörend zwiſchen Hedwig und ihn. Moritz hatte zwar feierlich auf Hedwigs Hand verzichtet, aber eben dieß that Hohendorf's Stolze wehe, weil er einem Andern nicht verdanken wollte, was er ſich ſelbſt errungen zu haben glaubte. Ihm ſchien ſelbſt in Hedwigs Blick, wenn ihr Auge auf Moritz Transdorf ruhte, eine Theilnahme zu liegen, die wohl nur dem Mitleiden entſprang, und die Gegenwart des Mannes, der mit ſo hoher Entſagung ſo edel neben ihm ſtand, drückte ihn und ließ ihn nicht frei, wie ſonſt, an der Seite ſeiner Hedwig athmen. — Er war befangen, zürnte deshalb mit ſich, und kämpfte männlich gegen dieſes kleinliche Gefühl, deſſen er ſich ſchämte. Hedwig! — rief er, als jetzt die Glocken ſchwiegen und alles ſtill um ſie war. — Der Himmel ſandte dieſe Prüfung, daß wir uns ſelbſt kennen lernen ſollten. Du haſt beſtanden; auch ich werde es mit Gott!

Deſſen bin ich gewiß, Hohendorf! — erwiederte das Mädchen — In Deinem Herzen liegt Vertrauen zu Gott, Vertrauen zu meiner Liebe und die Zartheit, eine Saite jetzt nicht zu berühren, die nur traurig tönen würde; — ich danke Dir! —

Als nun Adolph mit Klara zurückkehrte, wurden ſie von Hedwig und Max mit inniger Freude empfangen, und Hohendorf rief Moritz zu, der an der Thüre zögernd zurückgeblieben war, doch näher zu ihnen zu treten und des Freundes Dank aus der Tiefe des gerührten Herzens anzunehmen.

Macht Hedwig glücklich, wie ſie es verdient, — erwiederte Moritz — den Dank kann mir nur mein Herz geben! — Sein Auge wurde feucht, als er dieß ſagte, ſeine bleiche Wange erglühte, er warf ſich an des Vaters Bruſt.

Alle waren betrübt, Allen hatte das Schickſal heut ſchwere Prüfungen auferlegt, denn ſchon ſtand das grüne Regiment Herzog Bernhards auf dem Domplatze aufmarſchirt und erwartete das Zeichen zum Abmarſch. Klara lag weinend in ihres Gatten Armen, und Moritz Trausdorf bat die Aeltern, ihn noch heute von hier ziehen zu laſſen; nur Anna ſchien muthig und in tiefes Sinnen verſunken zu ſeyn. Sein Maß iſt voll! — rief ſie plötzlich, wie aus einem Traume erwacht, — mein Schickſal hat ſich entſchieden! — Alle ſtaunten ſie an, ſie aber lächelte freundlich und ſagte, Moritz Trausdorf's Hand erfaſſend: Es iſt gut für Euch und uns, wenn Ihr geht; darum, Mutter, laß ihn ziehen!

In dieſem Augenblicke ſchmetterten die Trompeten. Leb' wohl, Geliebte! — rief Adolph —

Sorge für ſie, mein Bruder! — und aus ihren Armen ſich reißend, ſtürzte er hinaus, ſchwang ſich auf ſein Roß, grüßte noch einmal die weinende Gattin und zog von dannen.

* * *

6.

Nachdem Pappenheim nach Wolfenbüttel zurückgegangen war, vereinigte ſich Herzog Wilhelm von Weimar zu Oſterwiek mit Banner und rückte gegen die Weſer vor. Pappenheim, den vereinigten Streitkräften nicht gewachſen, zog ſich nach Hameln und blieb ruhig hinter der Weſer, während der Herzog Göttingen mit ſtürmender Hand einnahm und noch mehrere Städte Niederſachſens eroberte. Beſchäftigt ſein Heer zu verſtärken und auszubilden, ließ Pappenheim aller Orten werben, und bald war ſein Regiment, ſo wie die Regimenter Savelli und Wangler, durch alte gediente Kriegsleute, die, des Krieges in den Niederlanden überdrüßig, aus den ſpaniſchen Lagern nach ſeinen Werbeplätzen gezogen waren, vollzählig. Ruhig ließ er den Landgrafen von Heſſen Warburg, Minden und Amöneburg wegnehmen; er blieb unthätig. Seine Gegner waren ihm überlegen, und glücklich für ihn, daß ſie ihm die Ruhe gönnten, ſein Heer von neuem zu bilden.

Bald nöthigte auch Wallenſtein's Rüſtung Guſtav Adolph, das Heer des Herzogs von Weimar und Banner nach Franken zu beordern, und hierdurch wurde Pappenheim ſeiner gefährlichſten Feinde entledigt.

Kaum hatten dieſe Niederſachſen verlaſſen, als Pappenheim ſein Heer, ſchon 16,000 Mann ſtark, ſchnell bei Hameln verſammelte. Seit lange hatte ſein Auge nicht ſo freudig geglänzt, als da er die Schaaren muſterte und ihm Oberſt Offieuz das Fußvolk der Pappenheimer vorführte, die ſtärker als vor der Leipziger Schlacht, wohlgerüſtet und montirt, vor ihm vorbei über die Weſer zogen.

Nicht ſo konnte er ſich der Reiterei erfreuen. Seine alten Regimenter fehlten ihm, er hatte ſie bei Tilly's Heere zurückgelaſſen; und ob er gleich noch auf ſie zürnte, hätte er dieſe muthigen Schaaren doch gern wieder um ſich gehabt. Aber ſeinem Geiſte vertrauend, den er ſo leicht dem Heere mitzutheilen verſtand, kümmerte ihn ſeine ſchlecht berittene Reiterei wenig, und er rückte gegen Einbeck vor, welches er einnahm, und dann nach Heſſen vorging.

Aber bald trieb es ihn wieder nach Norden zurück. Die Schweden und Lüneburger belagerten Stade, hatten es bald bis auf's Aeußerſte gebracht, und ſpielten den Meiſter in dem Bisthume Bremen und Verden. Mit einer für die damalige Kriegskunſt ungewohnten Schnelle rückte er wieder über die Weſer, kümmerte ſich wenig um des Landgrafen Einfall in's Paderborn'ſche, zog raſch durch das Bremerland und entſetzte das hart bedrängte Stade. Hier verfuhr er faſt wie in Magdeburg, ſprengte die Werke, verſtärkte mit der Beſatzung ſein Heer, zog dann über die Weſer und von da durch das Braunſchweigiſche nach Heſſen zurück, eroberte manche feſten Plätze, und eilte nun nach Thüringen, wo er in dem noch am wenigſten ausgeſogenen Lande die meiſten Hülfsquellen zur Erhaltung ſeines Heeres zu finden hoffte; denn durch die ſtarken Werbungen waren die Summen aufgegangen, die ihm der Kurfürſt von Bayern in Cöln hatte anweiſen laſſen, und die wenigen Städte, die er noch im Beſitze hatte, waren kaum im Stande ihre eigenen Beſatzungen zu erhalten und zu beſolden.

Er ging bis Duderſtadt vor, in der Abſicht, über Mühlhauſen nach Thüringen zu ziehen. Hier erhielt er aber die Nachricht, daß die Schweden, Lüneburger und Heſſen heranrückten und ſich zu vereinigen gedächten; er zog deshalb Gronsfeld, der gegen Heſſen ſtand, mit ſeiner Heerabtheilung an ſich, um dem Feinde mit vereinter Macht entgegen zu treten und ihre Vereinigung hindern zu können.

Gronsfeld fand ihn im Schloſſe zu Duderſtadt, eben als ein Offizier des Kurfürſten von Bayern bei ihm eingetroffen war; Pappenheim war im Begriff ein Schreiben des Kurfürſten zu erbrechen, als Graf Gronsfeld eintrat.

Verzieht einen Augenblick! bat Pappenheim, öffnete das Schreiben, und als er es durchflog, veränderten ſich die Züge ſeines Geſichtes. Er wurde ernſt, legte den Brief ſchweigend vor ſich nieder, und man ſah deutlich, daß deſſen Inhalt ihn erſchüttert haben mußte.

Lange blieb er ſinnend vor Gronsfeld ſtehen, dann ſagte er plötzlich: Graf Tilly iſt todt! –

Gronsfeld, Tilly ſo ergeben, fuhr erſchrocken auf. — Am Lech iſt er ſchwer verwundet worden und kurz darauf in Jgolſtadt geſtorben. — Er hat auch meiner auf ſeinem Sterbebette gedacht und mich an unſere letzte Unterredung in Aſchaffenburg erinnern laſſen, dann iſt er als Chriſt und Held geſtorben. Friede ſeiner Aſche! — Möge er den Weg gefunden haben, den er ſuchte!

Die Schweden ſind über den Lech gegangen, — fuhr er fort — haben das Heer des Kurfürſten geſchlagen und Augsburg eingenommen. Der Krieg nimmt nun auch im Süden Deutſchlands eine ſo ernſte Geſtalt an, als im Norden; es gilt jetzt der eigenen Haut.

So ſcheint es faſt! erwiederte Graf Gronsfeld, der an Tilly, ſeinen alten Lehrmeiſter in der Kriegskunſt, denkend, kaum für etwas anderes Sinn hatte.

Auch bei uns — fuhr Pappenheim fort — ſieht es ſchlecht aus. Die Regimenter verlangen Sold — ich habe kein Geld. — Die Schweden, Lüneburger und Heſſen rücken an, und bezahlen ihre Soldaten richtig. Jhr kennt ſo gut als ich den Geiſt des Kriegsvolks; für was ſie ſtreiten, unter welcher Fahne ſie fechten, iſt ihnen gleich, Sold und Beute ihnen alles. Ich fürchte Meuterei, und bin nicht aller Regimenter, beſonders der Reiterei nicht gewiß. Die Oberſten haben zu lange mit den Regimentern ruhig in den Quartieren gelegen, dort nur mit den Bürgern und den Kriegs-Commiſſairen ſcharmuzirt, ſind zu reich geworden, haben ihren Seckel mehr vor Augen gehabt als ihr Schwert — das taugt nichts. — Im Felde, den Himmel über ſich, die Erde zum Lager, den Tod unter ſo mancherlei Geſtalten überall um ſich, da ſtählt ſich das Soldatenherz, da kettet ſich jedes Glied feſt an einander, und mit ſicherer Hand vermag dann der Feldherr die Kette zu halten, und ſein Geiſt, ſein Muth theilt ſich Jedem, ſelbſt bis zu den Troßbuben, mit. — In den Quartieren aber ſtirbt der Soldatengeiſt, der Muth erſchlafft — nicht Ruhmbegierde, Geldgier wird der Abgott, und wenn der Feldherr ſie in's Feuer führt, berechnen ſie, daß ſie nur verlieren, nicht gewinnen können; denn der Sieg bringt nur Wunden, nicht Gold. — Doch was nützen die Klagen! Geld fehlt uns, und ein Land, das noch in Ruhe und Frieden ſeine Schätze für uns ſammelte.

Der Feind rückt an, — unterbrach ihn Gronsfeld — vereinigt er ſich, können wir das Feld nicht halten.

Da habt Ihr Recht! — erwiederte Pappenheim — darum ihnen entgegen, ſie geſchlagen, ehe ſie ſich vereinigen, und dann — Warum Euch länger verſchweigen, was das Heer wiſſen muß, wenn ich die Unzufriedenen beruhigen, die Meuterei vor ihrem Ausbruche noch dämpfen will. — Wir ziehen über den Rhein!

Ueber den Rhein?! rief Gronsfeld erſtaunt.

Ja, Graf Gronsfeld! erwiederte Pappenheim beſtimmt.

Und habt Ihr des Kurfürſten, unſers Herrn, Befehl hierzu? fragte Gronsfeld.

Ich habe kein Geld, darum muß ich ziehen! — erwiederte Pappenheim ruhig — Fünfhunderttauſend Kronen zahlt die Infantin Iſabelle, Zweihunderttauſend finde ich in Cöln, die andern ſollen mir in den Niederlanden ausgezahlt werden; dieß iſt das einzige Mittel, das Heer zu erhalten. Haben wir Maſtricht entſetzt, dann kehren wir zurück, um, was wir hier verloren, wieder zu gewinnen, und mit dem Gelde ſtelle ich eine herrliche Armada in's Feld.

Und fürchtet Ihr nicht die Ungnade des Kurfürſten, fürchtet Ihr nicht den Widerſtand des Heeres? bemerkte der bedächtige Gronsfeld.

Pappenheim lächelte. — Der Kurfürſt hat mir nach Tilly's Tode den Befehl über die Regimenter der Liga gegeben, ich darf daher nach eigener Willkühr handeln. Dreihunderttauſend Gulden ließ mir der Kurfürſt in Cöln auszahlen, damit warb, bewaffnete ich 12,000 Mann und erhielt das ganze Heer bis jetzt, ohne daß es Maximilian von Bayern einen Kreuzer koſtete. — Er wird bei der Nachricht meines Marſches erſchrecken, mir zürnen, und doch am Ende zufrieden ſeyn, daß ich und das Heer uns nicht die Mühe verdrießen ließen, das Geld von den Spaniern zu holen, welches er aus ſeinem Seckel uns hätte geben müſſen. Ueberdieß laſſen die Regimenter ihren Troß zurück, nur wenig Geſchütz wird mitgenommen, bis an den Rhein ohne Raſttag marſchirt, und ſo wird die Expedition kurz ſeyn. Die Feinde, welche wir hier laſſen, werden uns kaum dort glauben, wenn wir ſchon wieder zurück ſind.

Und werden Euch die Spanier ziehen laſſen, ſo bald Ihr es wollt? fragte Gronsfeld.

Nun

Nur zum Entſatze von Maſtricht habe ich mich verpflichtet! erwiederte Pappenheim.

Und glaubt Ihr wirklich, allein hierzu werde die Infantin Euch 500,000 Kronen auszahlen und Cordova Euch ziehen laſſen?

Gronsfeld, — unterbrach ihn Pappenheim — an der Spitze von 15,000 Mann hält mich nicht Cordova, noch die Infantin auf! Pappenheim ſollte bei den bedächtigen Spaniern, bei dieſen ſtolzen Narren bleiben, die ſich mit dem Nimbus der Thaten ihrer Vorfahren umgeben, um ihre eigene Erbärmlichkeit zu verbergen? — Wahrlich, Gronsfeld, eher zöge ich zu Heinrich von Naſſau!

Graf Pappenheim! unterbrach ihn Gronsfeld erſchrocken.

Nehmt meine Worte nicht ſo genau! — lenkte dieſer ein — Ueberdieß kümmere Euch mein Thun nicht; helft mir nur die Heſſen züchtigen, die Lüneburger, die uns in den Weg treten könnten, zurückweiſen, und haltet Euch dann feſt in Hameln eingeſchloſſen, bis ich zurückkehre. Ihr zieht nicht mit, und bleibt am Weſerſtrome, das Commando zu führen.

Graf Pappenheim! — erwiederte Gronsfeld

unmuthig — ich bin Soldat, muß gehorchen, und bin es ſchon gewohnt, wenn Ihr zum Kampfe auszieht, zurückzubleiben, um indeſſen ohne Soldaten, ohne Geld, ohne Mittel gegen Noth und Gefahr anzukämpfen. So war es, als Ihr zur Leipziger Schlacht zoget, ſo iſt es jetzt.

Freuet Euch, — unterbrach ihn Pappenheim mislaunig — daß Ihr nicht dabei waret! es war kein glücklicher Tag. — Tilly's Stern ging dort unter — und nun auch Er! — Im Glücke war er ein großer Krieger, — begann er nach einigem Nachdenken — nur gegen das Unglück wußte er nicht zu kämpfen; dann übergab er ſeine Sache dem Himmel, und der vergaß zuweilen den frommen Mann.

Möge er uns nie vergeſſen! ſagte Gronsfeld, über dieſe Rede empfindlich.

Pappenheim brach das Geſpräch ab und ertheilte Gronsfeld die nöthigen Befehle. Am andern Tage begann der Marſch nach dem Rheine.

7.

Der Weſtwind brauſ'te heftig, hoch thürmten ſich die Wogen des Rheines, und der Strom tobte, als ob er ſich den Kriegerſchaaren, die an ſeinem Ufer lagerten, entgegen ſtellen wollte. Kein Sternlein ſchimmerte am wolkenbedeckten Himmel, der Mond hatte ſeinen Silberglanz verborgen, und durch die hohen Pappeln am Ufer rauſchte es ſchaurig, als ziehe der Nachtgeiſt mit ſeinen Geſellen daher. Und doch war die Nacht nicht düſter; tauſend Feuer flackerten im Sturme empor, um die ſich die Krieger gelagert, ihr Nachtmahl bereiteten und die Fäſſer leerten, welche ihnen vom fernen Cöln und von Neuß herübergebracht worden waren. Der Strom war mit Schiffen und Kähnen bedeckt, die am Ufer befeſtigt, und morgen das Heer überſetzen ſollten; auf jedem ſchritt ernſt und ſchweigend die Wache. Feurig wieherten die Roſſe und ſchienen ſich des morgenden Tages zu freuen, wo ſie, über den Fluß ziehend, die geſegneten Fluren der Niederlande betreten ſollten. Luſtig tönte von allen Seiten der Geſang; noch wachte das ganze Lager und zechte.

Nur dicht am Ufer, da, wo die Karthaunen aufgefahren und die Regimenter Pappenheim, Wangler und Savelli gelagert waren, hatte ſich ein ernſter Kreis von Wallonen gebildet, die, um ein großes Feuer ſitzend, mit ſehnſuchtvollen Blicken hinüber nach dem Vaterlande ſahen. In ihrer Mitte ſtand ein alter Corporal, aus dem Städtlein Hagen in der Grafſchaft Mark gebürtig, der mit einem tüchtigen Schürbaume in die Gluth ſtieß, daß hell Flamme und Funken empor flogen. Neben ihm hatten ſich einige luſtige Burſche von des Pappenheim's Regiment auf die Kniee gekauert, junge Rekruten, die vor Einbeck ihren erſten Anlauf genommen hatten; ſie ſahen aufmerkſam auf den Alten, der dem Kauderwelſch der Wallonen, welches er zu verſtehen ſchien, zuhorchte. — Hört, Burſche! — rief er auf einmal den Wallonen zu und ſtieß den Schürbaum zornig in's Feuer, daß die Funken umherſprühten, — die Reden, die Ihr da führt, verſtehe ich, und ich ſage Euch, daß ſie ſich für Kriegsknechte, die der Name der Pappenheimer ehrt, nicht ziemen. Habt in einigen Monaten keinen Sold bekommen, und da ſchrei't Ihr um die paar Batzen, als ob der Hunger Euer Koch und der Pater Kellermeiſter Euch geſtorben ſey. Schämt Euch! Ihr ſeyd von Savelli's Regiment; hörten dieß Eure alten Kriegsgeſellen, die dort drüben zechen, ſie ſtießen Euch aus ihren Reihen, und Ihr könntet dann unter ſo ein neugeworbenes Cölniſches Regiment wandern, wo die Ehre erſt erworben werden muß, die Ihr hier unter Eurer Fahne ſchon ererbt habt. Seht, ſpricht Einer noch ein Wort und murrt, ſo ziehe ich den Schürbaum aus der Gluth und ſchlage ihm das Hirn ein!

Die Wallonen ſchwiegen. — Das räth Euch Gott! — brummte der Alte vor ſich hin; als aber einer unter ihnen ſich erhob, ihm zur Verſöhnung eine Feldflaſche mit Wein reichte, erheiterte ſich ſein Antlitz. — Das iſt noch Soldatenmanier! — ſagte er ſchmunzelnd — ſo ziemt es dem jungen Krieger, den unter den Waffen Ergraueten zu ehren. Auf Euer Wohlſeyn, Ihr walloniſchen Geſellen! — rief er und leerte die Flaſche — und zum Danke will ich mit Euch ein Liedchen ſingen, welches des Oberſten Oſſieuz Leibnarr gedichtet hat. Iſt ſo närriſch nicht; — hört mir nur zu.

Und als der Alte, der bei den Pappenheimern als eine Art Meiſterſänger berühmt war, ſeine tiefe Baßſtimme ertönen ließ, ſammelten ſich von nah' und fern die Krieger um den alten Morgenſtern, wie ſie ihn nannten.

Gebt wohl Acht, Ihr Herren! — ſagte er wichtig — und fallt hübſch zur rechten Zeit im Chorus ein! — dann begann er:

Dien' ich dem Kaiſer, ſo krieg' ich kein Geld,
dien' ich dem Bayer, ſo haßt mich die Welt,
dien' ich dem Spanier, krieg' keinen Dank,
dien' ich dem Franzmann, immer nur Zank,
dien' ich dem Papſte, giebt's nichts zu raufen,
dien' ich dem Sachſen, krieg' nichts zu ſaufen,
dien' ich dem Heſſen,
krieg' nichts zu eſſen,
dien' ich dem Schweden gar,
bet' ich dann immerdar.
Dien' ich dem Polen, dem Dänen, dem Unger,
nirgend giebt's Geld und überall Hunger.

Hier hielt er an, räuſperte ſich, trat mit wichtiger Miene in die Mitte des Kreiſes und ſang:

Kenne nur einen Helden zu Feld',
der's mit dem Kriegsmann immerdar hält,

dem laßt uns dienen auch ohne Geld,
denn er läßt nehmen, wo's uns gefällt.
Der Pappenheimer! iſt ſein Name,
und die Fortuna ſeine Dame!

Und im lauten Chor wiederholte die Menge:

Der Pappenheimer! iſt ſein Name,
und die Fortuna ſeine Dame!

Während der Chor ſang, hatte ſich der Alte durch einen Trunk geſtärkt; er begann von neuem:

Und wir, im deutſchen Vaterland
vom Norden bis zum Süd bekannt,
werden die Pappenheimer genannt.
Und dieſer Name, dieſer Ruhm,
er iſt der Regimenter Eigenthum,
und wollen ihn in Kampf und Gefahren
treu mit dem Tode beſiegeln, bewahren.

Drum unverzagt, beherzt und wacker!
Die reiche Beute iſt unſer Acker,
das ſcharfe Schlachtſchwert unſer Pflug,
damit gewinnen wir Gold genug.
Friſch über den Rhein in's Niederland,
die Trommel gerührt, die Pike zur Hand!

Die Pappenheimer! iſt unſer Name,
des Feldherrn Fortuna auch unſere Dame!

Die Pappenheimer! iſt unſer Name,
des Feldherrn Fortuna auch unſere Dame!

wiederholte der Chor im wilden Jubel —

Friſch über den Rhein in's Niederland,
die Trommel gerührt, die Pike zur Hand!

ſangen ſie luſtig, leerten die Becher, — und der alte Morgenſtern mußte noch oft das Lied von des Oberſten Offieuz Leibnarren wiederholen.

Während die Regimenter zechten und jubilirten, ſaß Pappenheim in einem kleinen Hauſe am Rhein in unangenehmer Unterhandlung mit den Räthen des Kurfürſten von Cöln, welche dieſer, ihn von ſeinem Zuge abzuhalten, entgegen geſchickt hatte. Mit Höflichkeit die Diener des Bruders ſeines Herrn empfangend, hatte Pappenheim bis jetzt ihre Vorſtellungen, daß der Feind ſeine Abweſenheit benutzen und in des Kurfürſten weſtphäliſche Lande, die nun offen lagen, dringen und dort übel hauſen werde, ruhig angehört. Als aber einer der Räthe ihn ſogar in nicht geziemenden Ausdrücken vor dem unglücklichen Ausgange ſeines Zuges warnte, verließ ihn die Geduld. Herr! — ſagte er mit Heftigkeit — Eure Feder mögt Ihr wohl zu führen, aber nicht die Kriegsoperationen zu entſcheiden verſtehen! Sagt Euerm Herrn, dem ich mich mit ſchuldiger Ehrerbietung zu Gnaden empfehle, daß, wenn er meinen Soldaten den rückſtändigen Sold zahlen, der nur vierhunderttauſend Gulden beträgt, und mir zu neuer Werbung zweihunderttauſend Kronen vorſchießen will, ich umkehren und ſeine Länder ſchützen will, wie bisher. Uebrigens gebe ich Euch zu bedenken, daß die Zeiten Tilly's vorüber ſind; das Land der Proteſtanten iſt ausgeſogen, der Krieg erhält nicht mehr den Krieg, wenn die Fürſten der Liga nur immer nehmen und nicht beitragen wollen. Die ſchönen Zeiten ſind vorüber, wo das erpreßte Geld der beſetzten Länder nach München, Mainz und Cöln wanderte, während der Soldat darbte. Jetzt zieht der Schwede durch's Land und ſpielt unſer altes Spiel; wir müſſen jetzt für den Soldaten zuerſt ſorgen, ſonſt läuft er zu dem Schweden, der richtig zahlt. Deshalb, Ihr Herren, iſt mein Wahlſpruch: Das Heer vor Allen! Und nun gehabt

Euch wohl! Morgen treffen wir uns in Neuß! — Er wandte ihnen den Rücken, ließ ſie ſtehen, und als der Morgen graute, ſchiffte das Heer über den Rhein.

8.

Nur zwei Tage verweilte Pappenheim in Neuß; aber in dieſen zwei Tagen hatte er ſich ganz die Gnade des Kurfürſten von Cöln verſcherzt. Außer einer überſchwenglichen Lieferung an Lebensmitteln aller Art, mußte das Städtchen 10,000 Thaler für ſein Heer zahlen, und doch waren die Bürger dadurch der Moleſtirung der Soldaten nicht überhoben, welche, den Rhein hinter ſich, in einem gelobten Lande zu ſeyn glaubten, und hier ärger hauſ'ten als je. Ueberdieß war Pappenheim ſeit der Leipziger Schlacht noch nachſichtiger gegen die Soldaten als früher, und beſonders ſeine alten Regimenter genoſſen einer zügelloſen Freiheit. Es ſchien mit dem Mangel an Vertrauen zum Himmel die rohe Wildheit des Soldaten noch mehr in ihm hervorgetreten zu ſeyn, und mit dem Glauben, er könne durch eigene Kraft beſtehen, und müſſe deshalb nur in ſich die Mittel aufſuchen, ſein Schickſal ruhe nur in ſeiner Hand, war ihm auch jedes Mittel das rechte, welches den Zulauf zu ſeinen Fahnen vermehren, das Heer feſter an ihn ketten konnte. Er wurde ſo eigenmächtig in allen ſeinen Handlungen, wie der Zug nach Maſtricht bewies, daß man faſt hätte glauben ſollen, es ſchlummerten, wenn auch nur dunkel, Plane in ihm, ein Soldatenregiment an der Weſer und Elbe einzuführen, wie Wallenſtein es in Böhmen that, und ſich und ſein Heer ſo unabhänaig von den Fürſten der Liga zu machen, wie das unter Wallenſtein von dem Kaiſer war.

Nach einigen Märſchen traf Pappenheim mit dem Heere an der Maas ein. Den Gonſalvo von Cordova, der Befehlhaber der ſpaniſchen Truppen in den Niederlanden, zum Entſatze des hart belagerten Maſtrichts herbeigezogen, hatte ſich auf dem linken Ufer der Maas, dem Quartiere des Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien gegenüber, gelagert. Er hätte ſich wohl eigentlich über die Ankunft Pappenheim's freuen müſſen, der mit 15,000 wohlgerüſteten Soldaten zu ihm ſtieß; ſeine

Ankunft war ihm jedoch unwillkommen. Er ſcheute den ſtolzen Sinn dieſes, allgemein gefürchteten, Mannes, auf welchen die Infantin ein beſonderes Zutrauen zu ſetzen ſchien, und hatte ſelbſt der Eitelkeit, ohne Hülfe der Deutſchen Maſtricht entſetzen zu wollen, ein blutiges Opfer gebracht. Den Abend vor Pappenheim's Ankunft hatte er während der Nacht das ſtaatiſche Lager, aber vergebens geſtürmt; und über das Mislingen dieſes Unternehmens noch unmuthig, fand ihn Pappenheim am andern Tage in ſeinem Zelte, in das er unangemeldet trat.

Don Gonſalvo erhob ſich nur langſam zum Empfange dieſes Fremden, der, nur von einigen Offizieren begleitet, ſich als den Grafen Pappenheim ankündigte. Der Spanier befand ſich in nicht geringer Verlegenheit. Er war über die Art ſeines Benehmens nicht mit ſich einig und wußte nicht, wie er ihn empfangen ſollte, ohne ſeiner Würde etwas zu vergeben; Pappenheim hingegen um nichts weniger bekümmert, als wie er ſich dem Grande gegenüber benehmen ſolle.

Ihr ſeht, Don Gonſalvo! — begann er in ſpaniſcher Sprache — daß ich mich beeilt habe zu Euch zu ſtoßen. Gott gedankt, daß ich nicht zu ſpät gekommen bin! noch iſt Maſtricht in unſern Händen, und wenn auch Euer Angriff von geſtern, den Ihr wohl bis zu meiner Ankunft hättet verſchieben können, abgeſchlagen iſt, habe ich doch beim Durchreiten des Lagers die Soldaten noch muthig gefunden, und es können wohl noch an 12,000 tüchtige Streiter ſeyn, die Ihr hier beiſammen habt.

Dieſer Eingang der Unterhaltung, mehr noch die Berührung des misglückten Angriffs, war dem ſpaniſchen Feldherrn höchſt unangenehm und überraſchend. Er ſchien es wenig zu beachten, was Pappenheim ihm geſagt, und fragte mit dem Tone und der Grandezza eines Obern: Wie ſtark iſt das Heer, welches, im Dienſte der Infantin Donna Iſabelle ſtehend, Ihr mir zuführt, Graf Pappenheim?

Bei dieſen Worten betrachtete Pappenheim den Spanier mit glühendem Blicke; es ſchien, als ob ſein Auge ihn durchbohren wollte. Aber bald umzog ein Lächeln ſeinen Mund, das man wohl höhniſch hätte nennen können.

Don Gonſalvo! — erwiederte er ſtolz — das

Heer der Liga, das ich auf Verlangen der durchlauchtigſten Infantin zum Entſatze von Maſtricht hieher geführt, iſt ſo ſtark, daß ich mir wohl getraue, die Verſchanzungen der Holländer allein damit zu ſtürmen. Es ſind meine alten Schaaren, die Pappenheimer, dabei, deren Werth nie nach der Zahl berechnet wird.

Sind dieß jene Regimenter, welche bei Leipzig ſo mannhaft die Flucht deckten? fragte Cordova höhniſch.

Ja, Don Gonſalvo! — erwiederte Pappenheim im nämlichen Tone — Es ſind dieſe tapfern Regimenter von neuem durch ſo manchen braven Krieger von Herzog Chriſtians Heere vollzählig gemacht, das Euch bei Fleurus begegnete. Nun urtheilt ſelbſt, ob man ſolche Regimenter nach der Zahl ſchätzen muß!

Don Gonſalvo, ſich ſtellend, als ob er das Bittere in Pappenheim's Rede nicht verſtanden habe, erwiederte mit ſpaniſcher Grandezza: Die innere Stärke Eures Heeres zeige mir die That; jetzt will ich die Stärke der Zahl nach wiſſen. Die Infantin hat Euch die verſprochene Summe auszahlen laſſen, und verlangt durch mich zu wiſſen, ob Ihr auch mit 15,000 Mann Fußvolk und 4000 Geharniſchten, Eurer Verpflichtung gemäß, eingetroffen ſeyd. Der Kriegs-Commiſſair meines Heeres wird dieß bei der Muſterung wohl genauer erfahren, als es Euch vielleicht mir zu ſagen belieben würde.

Don Gonſalvo! — ſagte Pappenheim, nicht ohne ſpöttiſches Lächeln. — Heute wird die Brücke beendet, welche mir die Verbindung mit Eurem Lager ſichert, morgen muß ich die Verſchanzungen meines Lagers beenden, und da wir übermorgen, Ihr auf dem linken, ich auf dem rechten Ufer der Maas, den Feind angreifen werden, ſo ſeht Ihr ſelbſt, daß ich wohl keine Zeit zur Muſterung übrig habe. Will dann der Kriegs-Commiſſair Eures Heeres ſich bemühen, die Todten zu zählen, ſo mag er es. Aber Wißt: Pappenheim's Heer ſteht in keinem Solde, als in dem der Liga. — Verſteht mich recht! — fiel er Don Gonſalvo de Cordova in die Rede, der ihn unterbrechen wollte. — Ich bin der Feldherr meines Heeres, ſo wie Ihr des Eurigen; wir haben nichts mit einander gemein — als den Zweck. — Jene Stadt, die Ihr aus der Ferne nur ſeht, und wo dicht unter ihren

Wällen die Holländer eingegraben ſtehen, Maſtricht iſt unſer Ziel, dahin wollen wir vereint! — Das Lager Heinrichs von Naſſau ſey unſer Augenmerk, nicht Eure Muſterrollen!

Graf Pappenheim! — ſagte der Spanier, faſt aus ſeinem Gleichmuthe gebracht. — Leſet hier den Befehl der Infantin, die Euer Heer unter meine Befehle ſtellt. — Habt Ihr ihr Geld genommen, müßt Ihr auch Ihre Befehle annehmen.

Don Cordova! — erwiederte Pappenheim mit feſtem, beſtimmtem Tone. — Ich nahm das Geld; zur augenblicklichen Unterhaltung meines Heeres und zum Hermarſche war es mir unumgänglich nöthig. Maſtricht zu entſetzen verſprach ich, und dieß werde ich nach Kräften halten, und ſollte es mich auch Tauſende meiner Tapfern koſten. Aber — ſetzte er mit Stolz hinzu — unter Eure Befehle trete ich nie! Meine Zeit iſt zu kurz, Deutſchland zu ſehr bedrängt, es bedarf meiner; übermorgen muß der vereinte Angriff geſchehen. — Dieß mein letztes Wort in dieſer Sache.

Cordova, ſo ſehr er auch den Ausdruck ſeines Geſichtes, jede ſeiner Bewegungen in der Gewalt hatte, bedurfte doch einiger Augenblicke, ſich zu ſammeln; dieſer deutſche Mann trat ihm zu kühn entgegen.

Graf Pappenheim! — ſagte er endlich, und der ſpaniſche Stolz hatte die Schranken durchbrochen. — Ich, Don Gonſalvo de Cordova, Seiner ſpaniſchen und kaiſerlichen Majeſtät Generaliſſimus in den Niederlanden, bin nicht gewohnt, meine Einſicht, meinen Willen dem Willen meiner Untergebenen unterzuordnen. Deshalb werde ich morgen mit dem Kriegs-Commiſſair, Marquis de Campo, Muſterung über die mir durch Euch zugeführte Armada halten, und befehle Euch, hierzu die Regimenter bereit zu halten.

Bei dieſer Rede ſagte Pappenheim einem Offiziere ſeiner Begleitung einige leiſe Worte, der ſich ſogleich entfernte; der Feldmarſchall ſelbſt blieb ſchweigend, aber lächelnd, vor dem Spanier ſtehen, welcher, ſeine Antwort erwartend, mit ſtrengem Ernſte ihn anblickte.

Don Gonſalvo de Cordova! — begann endlich Pappenheim, als er den raſchen Hufſchlag eines Roſſes draußen zu vernehmen glaubte, mit einem ſo ruhigen Geſichte, daß Beide einen ſonderbaren Contraſt einander gegenüber bildeten. —

Don Gonſalvo, die Muſterung findet nicht ſtatt! Beſteht Ihr darauf, ſo ziehe ich noch heute Abend nach dem Rheine zurück, und Ihr könnt thun, was Euch beliebt.

Und der Infantin Gold? fragte Gonſalvo ſpöttiſch.

Nehme ich mit! erwiederte Pappenheim gleichmüthig.

So möget Ihr wohl hier bei uns bleiben! — ſagte Cordova mit anſcheinender Ruhe — unter ſolchen Umſtänden befiehlt mir meine Pflicht und die Vorſicht, mich Eurer Perſon zu verſichern.

Thut dieß nicht, Herr Generaliſſimus der Krone Spaniens! thut dieß nicht! — unterbrach ihn Pappenheim heftig — Erführe dieß mein Heer, meine Pappenheimer, ſo rückten ſie über die Maas, ſtürmten Euer Lager, wobei der Prinz von Oranien nicht müßig bleiben würde; ich warne Euch, thut es nicht! Der Offizier, den Ihr ſo eben ſich entfernen ſaht, jagt nach meinem Lager, um für alle Fälle das Nöthige vorzubereiten; und die Meinen ſind gar wilde Geſellen, die wohl eher im Stande wären, ſich in Reihe und Glied neben die Staatiſchen zu ſtellen, als ihren Feldherrn zu verlaſſen.

Cordova war betroffen. — Pappenheim ergriff mit Gewandtheit den ſchicklichen Zeitpunkt, einzulenken. —

Laßt uns ſtatt dieſes — fuhr er fort — für die Sache unſerer Herren nur nachtheiligen Wortwechſels, lieber in Friede und Freundſchaft mit einander berathen, wie wir den Entſatz des ſo ſehr bedrängten Maſtrichts vollführen. — Je ſchneller wir dabei zu Werke gehen, deſto weniger Zeit laſſen wir dem Feinde, ſeine Gegenanſtalten zu treffen. Deshalb wäre meine Meinung, übermorgen den Angriff zu machen. Ihr auf dem rechten Ufer, ich auf dem linken. — Unſere Verbindung iſt durch die Brücke geſichert, und unſer Muth ſichert uns den Erfolg.

Ruhig, aber ernſt, hatte Cordova des Pappenheim's Rede angehört.

Seyd Ihr des Krieges in den Niederlanden kundig? fragte er endlich.

Des Krieges bin ich kundig, — erwiederte Pappenheim — daran zweifelt kein Deutſcher, und wohl auch Ihr nicht, Gonſalvo!

Habt Ihr das feindliche Lager recognoscirt, die Verſchanzungen geſehen?

Wie könnte ich Euch, ohne dieß gethan zu haben, irgend einen Vorſchlag zum Angriffe machen. Eure Fragen grenzen an Beleidigung! fuhr Pappenheim auf.

Nun, ſo greift des Grafen Wilhelm und Moritz Quartiere übermorgen mit Gott an! — Ich wünſche Euch guten Succes.

Und Ihr das Quartier des Prinzen und des Herrn von Brederode? meinte Pappenheim.

Ich werde thun, was mir die Klugheit und meine Ehre befiehlt.

Starr und feſt ſah Pappenheim bei dieſer zweideutigen Rede dem Spanier in's Auge, dann ſagte er raſch: —

Thut was Euch beliebt. Ich greife an, das befiehlt mir die Ehre. — Lebt wohl, Don Gonſalvo!

Er machte eine ſtolze Verbeugung, warf ſich auf ſein Roß und jagte nach ſeinem Lager zurück.

Am Morgen des beſtimmten Tages rückte er mit ſeinem Heere gegen die Verſchanzungen der Holländer aus. Alle Oberſten hatten auf ſeinen Befehl ihre Regimenter zur Tapferkeit ermahnt, und ſie angefeuert, den Spaniern nicht an Muth nachzugeben, die am andern Ufer die Verſchanzungen ſtürmen würden. Die Regimenter Comargo und Pahland machten den erſten Angriff gegen das Hornwerk, welches Graf Wilhelm aufgeworfen hatte; ſie wurden zurückgewieſen. Die Regimenter Golz und Breuner rückten vor, die Pappenheimer folgten; aber auch dieſer Angriff ward zurückgeſchlagen. Da ſammelte ſie der Feldmarſchall von neuem, ließ ſeine alten walloniſchen Regimenter in die Linie rücken, und gab im Unmuthe der Reiterei den Befehl, das Fußvolk, im Fall es noch einmal weichen ſollte, mit Gewalt vorwärts zu treiben.

Fahnen flatterten, Trommeln raſſelten, Trompeten ſchmetterten, Karthaunen ſchleuderten donnernd den Tod von den Wällen unter die Angreifenden herab, die in geſchloſſener Ordnung, ein jeder eine Faſchine vor ſich tragend, im ruhigen Schritte anrückten. Pappenheim war von ſeinem Streitroſſe geſtiegen und ſchritt, die Pike in der Hand, ſeinem Regimente voran; neben ihm ſank Oberſtlieutnant Lindloh, um ihn Hunderte, ihn kümmerte es nicht. — Mir nach! — rief er, die Pike emporhebend, — mir nach, Pappenheimer! So führte er ſie bis an den Graben; ſie warfen die Faſchinen hinein, ſtürzten nach, erklimmten den Wall und ſtanden ſiegend auf der Bruſtwehr. Der Feind zog ſich nach dem Quartiere des Grafen Styrum zurück.

Auf dieſem Punkte war nun der Sieg errungen, die Schanzen erſtürmt; von ihnen herab blickte Pappenheim im Kugelregen nach den vor ihm liegenden Redouten, welche die Circumvallation-Linie deckten. Er ſah, daß noch nichts erobert war, als flüchtig aufgeworfene Außenwerke. Da blickte er hinüber nach dem ſpaniſchen Lager des Don Cordova, ſah, daß die Truppen nicht einmal ausgerückt waren, und in größter Ruhe hinter ihren Verſchanzungen ſtanden. Erbärmlicher Stolz! — rief er aus — elende Eitelkeit! Du ſollſt mich nicht hindern, die Lorbeern allein zu pflücken! — Er gab nun den Befehl zum Angriffe auf des Grafen Moritz Quartier; aber die Regimenter ſtürmten vergebens. Das geregelte Feuer der Musketen, das furchtbare Feuer des Geſchützes riß die dichten Haufen der Anrückenden nieder; ſie flohen. — Da ſchwang ſich Pappenheim auf ſein Roß, die Flüchtigen zu ſammeln. Die Kugel eines kleinen Falkonets zerſchmetterte den Knopf ſeines Sattels und ſtreifte ihn; er ſank vom Pferde, ermannte ſich jedoch ſchnell, beſtieg ein anderes Roß, und ſprengte blutend zu den Seinen zurück, die Oberſt Pahland wieder ſammelte.

Nur leicht hatte ihn die Kugel geſtreift, und kaum war er verbunden, ſo riefen die Trommeln zum neuen Angriffe.

Offieuz! — ſagte er jetzt und ritt vor die walloniſchen Regimenter — am Tage vor Leipzig haſt Du mit dieſen die Ehre meines Namens gerettet, thu' es auch heute; erſtürmſt Du den Wall, ſo iſt Maſtricht entſetzt. — Pappenheimer! — rief er jetzt den finſter daſtehenden Regimentern zu — dort ſtehen die Spanier, die Muthloſen, und ſehen über den Wall hohnlächelnd nach Euch herüber. Zeigt ihnen, daß des Pappenheim's Fahne nur zum Siege führt!

Oberſt Offieuz riß bei dieſen Worten dem Fahnträger die Fahne aus der Hand, ſtürmte voran, die Regimenter folgten.

Das iſt ein kriegerfahrnes Volk! — ſagte jetzt Pappenheim zu dem verwundeten Oberſten Comargo, dem eine Kugel die Schulter zerſchmettert hatte. — Nie habe ich dergleichen Befeſtigung, nie ein ſo mörderiſch Feuer und dieſe Kaltblütigkeit im Gefechte geſehen. Aber ſchleuderte ihr Geſchütz auch noch mehr Verderben auf uns, wären die Gräben auch noch tiefer, die Wälle noch höher, wir müſſen hinauf! Dieß ſagend, jagte er in's Gefecht an die Spitze der Regimenter. — Auch Offieuz mußte weichen; das Regiment Wangler war faſt ganz vernichtet, ſeine Todten deckten den Wahlplatz. Da ſammelte Pappenheim ſein und des Herzogs von Savelli Regiment, die Regimenter Pahland und Breuner von neuem; und obgleich er ſeiner Wunde wegen nicht abſteigen konnte, führte er doch die Regimenter gegen die verſchanzte Kirche von Leumel zu Pferde an. Was menſchliche Kräfte vermochten, thaten ſie; ſie kämpften mit Löwenmuth, aber vergebens. Verzweifelt führte Pappenheim ein Regiment nach dem andern in's Feuer; es ſchien, als ſuche er heute den Tod, den er nicht fand. Der wilde Muth der Seinigen prallte an der Kaltblütigkeit der Niederländer ab, und als er gegen ſieben Uhr des Abends ſein und Savelli's Regiment noch einmal dem Hornwerke entgegen führen wollte, fragte ihn Offieuz mit ernſtem Tone: Wollt Ihr denn Alle zur Schlachtbank führen, Feldmarſchall; floß nicht des Blutes ſchon genug?

Dieſe Worte brachten ihn zur Beſinnung. Halt! rief er den ſchon Anrückenden zu und befahl den Rückzug nach den früher eroberten Schanzen. Hier aber empfing ſie ein ſo furchtbarer Kugelregen aus dem groben Geſchütze des Styrum'ſchen Quartieres, daß ſie ſelbſt das Eroberte nicht behaupten konnten. Pappenheim mußte ſich in ſein Lager zurückziehen.

Zweitauſend Todte ließ er auf dem Platze, dreitauſend Verwundete fehlten in den Reihen; das Regiment Wangler war ganz aufgelöſ't, ſein und des Savelli Regiment nur noch zwölfhundert Mann ſtark. Auch der alte Sänger Morgenſtern lag unter den Todten, er ſang ſein Lied nicht mehr; ihn, wie ſeinen Feldherrn, hatte die Dame Fortuna verlaſſen.

Des andern Tages rückten an 40 Kornetten der ſtaatiſchen Reiterei vor des Pappenheim's Lager und ſchienen ihn zum Kampfe aufzufordern; aber der Leu blieb, an ſeinen Wunden blutend, zürnend in der Höhle. Pappenheim, mit Recht über die Unthätigkeit der Spanier aufgebracht, hatte den feſten Vorſatz gefaßt, jedes Gefecht, das zu keinem Reſultate führen konnte, zu vermeiden; und ohne Don Gonſalvo wieder zu ſehen, zog er bei der Nachricht, daß Maſtricht kapitulire, mit Hinterlaſſung mehrerer Hundert Verwundeten, nach dem Rheine zurück.

Als Heinrich von Oranien ihn abziehen ſah, ſagte er zu den ihn umgebenden Offizieren: Wohl uns, daß des Pappenheim's Geiſt dem Cordova nicht zu Theil wurde, der hätte uns Arbeit gemacht, und wir zögen morgen noch nicht in Maſtricht ein!

9.

In Halberſtadt war auch die Freude indeſſen nicht wieder eingezogen. Hohendorf genas nur langſam, Klara erwartete vergebens Nachricht von ihrem Gatten, und düſtere Schwermuth hatte ſich auch ihrer von neuem bemeiſtert. Moritz Trausdorf war, nachdem er mit blutendem Herzen, jedoch ſtandhaft, noch einmal ſeiner Rechte auf Hedwig entſagt, von dem Segen Aller begleitet, nach Magdeburg abgereiſ't, um das Nöthige zum Wiederaufbaue ſeines väterlichen Hauſes zu veranſtalten. Die Aeltern waren in Halberſtadt zurückgeblieben, Hohendorf und Hedwig beſtimmt, durch Moritz Erſcheinen ihr Glück ferner nicht ſtören zu laſſen. Hedwig fühlte, daß ſie jetzt nicht mehr im Stande ſey, Transdorf zu beglücken, er, daß keine Rückſichten ihn aufhalten dürften, ſein Glück länger zu verſchieben. Jeder Zweifel, der wohl noch ſonſt in ihnen aufgeſtiegen, war verſchwunden, und ſie ruhten jetzt ſo innig Arm in Arm als früher. Nur Pappenheim's Wunſch, welchen er in ſeinem Briefe geäußert, daß Hohendorf noch einmal an ſeiner Seite kämpfen möchte, beunruhigte dieſen; auch er theilte den Wunſch, das Kriegsgetümmel zog ihn noch an, die Flucht von Leipzig ſchien ihm ein unpaſſender Schlußſtein ſeiner kriegeriſchen Laufbahn zu ſeyn, und gern hätte er ſie ſiegend beendet. Konnte er die Sehnſucht des Mannes unbeachtet laſſen, der ihn nur mit Wohlthaten überhäuſt, der, rauh und hart gegen Jeden, nur für ihn die ſanfteren Empfindungen des Herzens gepflegt hatte? Als daher die Nachricht in Halberſtadt eintraf, Pappenheim ſey mit ſeinem Heere wieder über den Rhein zurück, habe Wolfenbüttel entſetzt, Hildesheim genommen und ziehe nun nach Sachſen, da klopfte ſein Herz, und im Stillen reifte der Vorſatz in ihm, noch einmal zu ſeinem alten Meiſter zu ziehen, an ſeiner Seite zu kämpfen, und dann erſt, mit dem Bewußtſeyn, jede ſeiner Pflichten als Menſch und als Soldat erfüllt zu haben, mit Hedwig nach ſeiner Heimath zu ziehen.

Anna nahm, ſeit ihrer Rückkehr von Magdeburg, an dem allen wenig Theil. Anfangs hatte es geſchienen, ſie nähere ſich Moritz Trausdorf, und man hatte ſich dieß Benehmen nicht enträthſeln können. Seit einiger Zeit aber, da ſie wahrſcheinlich in ihm nicht den Mann gefunden, deſſen ſie zu ihrem Zwecke bedurfte, war ſie gleichgültig an ihm vorübergegangen und nicht im mindeſten bewegt, als er nach Magdeburg zog. Deſto mehr ſuchte ſie die Einſamkeit und war faſt täglich in einem kleinen Garten am Thore, wo ſie, ihrem Vorgeben nach, ungeſtört ihren Grillen nachhängen konnte. Eines Tages, da ſie auch hinausgegangen war, kehrte ſie nicht wieder; Alle durchwachten die Nacht ſorgenvoll. Wäre Pappenheim in der Nähe geweſen, ſo hätte man weniger für ſie gebangt; ſo aber, als ſchon vier Tage ohne Nachricht von ihr vergangen waren, glaubte man, ſie ſey verloren, und die Meinung Aller war, ſie ſey in La Croix's Hände gefallen, von dem man immer noch Spuren hatte, daß er ſich in der Nähe von Halberſtadt aufhielt. Alle Kundſchafter, die man ausſchickte, waren ohne Nachricht zurückgekehrt, bis endlich ein Landmann, aus der Gegend von Wernigerode, mit einem Schreiben Anna's, folgenden kurzen Inhaltes, eintraf:

„Sorgt nicht für mich; wo ich bin, bin ich freiwillig. Ehe ich nicht mein Ziel, von mir ſelbſt geſteckt, erreicht habe, iſt für mich keine Ruhe, kein Glück auf Erden. Iſt der Himmel mir günſtig, ſo bin ich bald wieder in Eurer Mitte; ſind vier Wochen verfloſſen, ohne daß Ihr mich ſeht, oder von mir gehört habt, dann bin ich nicht mehr. — Lebt wohl, ſchließt Anna in Euer Gebet!“

Dieſer Brief gab wenig Troſt, nur die Gewißheit, daß ſie lebe und nicht in La Croix's Händen ſey. —

10.

In der Felsſchlucht am Lindlahe, die ſich nach dem Spielbache hinabzieht, ſaßen zwei Jäger: ein alter bärtiger Geſell, wohl dem Greiſenalter nahe, und ein junger, kecker Burſche. Sie verzehrten ſchweigend ihr Abendbrod und ſchienen auf etwas zu warten, denn der Alte lugte immer bald rechts, bald links nach den verſchiedenen Wegen, die jenſeit des Baches von der Höhe herabkommen; aber immer vergebens. Es war hier ſo ſtill um ſie her, daß, hätte das Bächlein zu ihren Füßen nicht geplätſchert, die fernen Hammer und Mühlen nicht ein dumpfes, gleichtöniges Geräuſch gemacht, hätte nicht zuweilen ein beutegieriger Raubvogel mit ſeinen Schwingen geſchlagen, oder die Hirſchkuh mit ihrem Kalbe durch die grasbewachſene Schlucht geſetzt, man hätte glauben ſollen, die Natur ſey ausgeſtorben; denn nicht einmal ein Lüftchen bewegte die Gipfel der hohen Tannen und ſchüttelte das fahle Eichlaub von den Bäumen.

Sie bleiben lange! begann endlich der Alte, das Schweigen brechend, während der Jüngere nichts erwiederte und das Rohr auf einen Rehbock anlegte, der keck und munter aus dem Gebüſche trat.

Schießt um Gottes willen nicht! — rief der Alte — wir wären verrathen; denn hörten die Schwarzen zufällig den Schuß, gleich wären ſie bei der Hand, die Beute zu theilen, und wäre es nur ein Reh.

Der Jüngere ſetzte ſein Gewehr ab, ſtellte es neben ſich, ſprang unmuthig auf und ging, immer nach der Höhe ſehend, auf und ab. — Die Sonne ſenkte ſich ſchon hinter den Wormberg, und es wurde immer dunkler in der Thalſchlucht.

Hier bleibe ich nicht über Nacht! begann der jüngere Jäger.

So müſſen wir zurück nach Elbingerode, und Konrad verfehlt uns! erwiederte der Alte.

Das Geſpräch war ſchon wieder abgebrochen. — Es wurde indeſſen immer dunkler, die Nacht ſank herab, und noch immer kam der Erwartete nicht; da warf der junge Jägersmann ſeine Büchſe über.

Ich gehe! ſagte er unmuthig, und ſchritt die Schlucht hinab.

Iſt Euer Muth ſchon hin? — ſpottete der

Alte — Fürchtet Euch wohl vor dem wilden Jäger und ſeiner Hetze? Der zieht hier hoch über uns weg. — Entſchlüpft uns der Schwarze heute, dann weiß Gott, wo wir ihn je finden werden!

Kaum hatte er dieß geſprochen, als hinter ihnen auf der Höhe des Mangelholzes ein feuriger Schein den dunkeln Nachthimmel röthete; bald verbreitete er ſich nach der Gegend des Brockens. Auch auf dem Worm, auf dem Winterberge loderten die Feuer.

Das ſind Nothfeuer, — rief der Alte — und die Feinde in der Nähe! Das iſt übel, denn nun muß ich zu meines Herrn Aufgebot; wir können hier nicht länger warten, es geſchehe wie es will. Kommt!

Er reichte dem jungen Jäger die Hand und leitete ihn die Höhe hinauf.

Als ſie oben waren, ſchaute der Alte forſchend umher. — Die Noth iſt in Weſten, das ſehe ich an den Feuern! — rief er — ſo müſſen wir dem Brocken zu, da iſt der Sammelplatz der Stolberger. — Ihr müßt die Paar Meilen mitwandern, oder in irgend einer Hütte zurückbleiben, entſcheidet!

Ich folge Euch, guter Alter, geht nur immer voran! erwiederte der Jüngere.

Der Alte ſchritt voran, der Jüngere folgte; ſo zogen ſie wohl mehrere Stunden über Berg und Thal, bald auf gebahntem Wege, bald durch Geſtrippe auf ungebahnten Pfaden, die nur ein der Gegend ganz Kundiger betreten konnte. Bald waren ſie nicht mehr allein; von allen Seiten geſellten ſich Bewaffnete zu ihnen, und mit jedem neuen Wege, den ſie durchkreuzten, wurde ihr Häufchen größer, ſo daß ſie bei der Kapelle am Renneckenberge, wo ſie ſchon Mehrere verſammelt fanden, wohl ihrer dreißig beiſammen waren, meiſt mit Büchſen bewaffnet, Wenige nur mit blanker Wehr. — Hier war der erſte Sammelplatz des Aufgebots aus dem Fürſtenthume Blankenburg und der Grafſchaft Wernigerode, weshalb ſie ſich auch hier lagerten, um die Andern zu erwarten. Als die von Ilſenburg kamen, brachten ſie die Nachricht mit, daß Pappenheim, der von Wolfenbüttel nach Hornburg gegangen und es genommen hatte, am vergangenen Morgen von Oſterwiek unverrichteter Sache abgezogen und in der Richtung gegen Goslar marſchirt ſey. Sogleich wurde einmüthig beſchloſſen, gegen Altenau zu ziehen und hier das Weitere abzuwarten.

Der nun ſchon zu einigen Sechszig angewachſene Haufen bei der Kapelle, war eben im Begriffe aufzubrechen, als ein Jägersmann zu ihnen ſtieß, ſchnell zu dem Alten trat und eifrig mit ihm ſprach.

Ihr lieben Freunde! — begann hierauf der Alte, ſich zu der Verſammlung wendend. — Wißt, ein Theil der ſchwarzen Bande, die in unſern Bergen ſchon ſo viel Unfug getrieben, iſt in unſerer Nähe; ſie lagerte heute an der Straße nach Andreasberg, den Handelsleuten auflauernd, die mit ihren Waaren von Nordhauſen nach Goslar zogen. Nun hoffte ich, ſie würden in der Nacht in ihre alte Dachsgrube an der Bode ſich zurückziehen, da wollte ich ihnen den Paß an der Lindlahe verlegen und ihnen die Lehre geben, nicht noch einmal irgend einem ehrlichen Stolberger Jägersmann den rothen Hahn auf ſein Dach zu ſtecken. Sie ſind aber heute nicht ſo weit gekommen und liegen, wie ich eben erfahre, jenſeit Schierke in den Klippen, und träumen wahrlich nicht, daß wir ihnen ſo nahe ſind. Ueberdieß, Ihr lieben Nachbarn und Freunde, habe ich noch einen jungen Mann bei mir, dem ich zu helfen verſprochen, und der mit dem Hauptmanne der Schwarzen eine Fehde auszumachen hat; auch iſt wohl keiner unter Euch, dem dieſe Wegelagerer nicht ein Leid zugefügt hätten. Wie wäre es, wenn wir unſern Krieg mit den ſchwarzen Unholden begönnen und Ihr mir hülfreiche Hand leiſtetet? Es iſt wenig außer dem Wege, wir ſind nahe an einigen ſechzig rüſtigen Männern, und immer bei der Hand, wenn die Marodeure ſich in unſere Berge wagten: darum friſch auf! —

Freudigen Muthes ergriffen die Jäger und Landleute die Gelegenheit, ſich an dieſen Unholden zu rächen, die nun ſchon faſt ein Jahr das Harzgebirge unſicher gemacht hatten. Sie zogen auf Schierke und theilten ſich hier. Ein Theil blieb im Orte verborgen, der andere zog längs der kalten Bode; die Letzten, welche den weiteſten Weg hatten, ſollten in der Schlucht des Winterberges hinaufſteigen und jenen ſo in den Rücken kommen. Dieſe Abtheilung ſollte ein Zeichen geben, wenn ſie auf der Höhe über den Klippen wäre.

Alle Abtheilungen machten ſich auf den Weg;

der Jäger und ſeine Geſellen waren bei der, welche an der Bode hinunter gegangen war. Sie hatten ſich in den gegenüberſtehenden Klippen verborgen und lauſchten auf das Signal. Endlich hörten ſie es, ſetzten raſch über den Fluß, wo ſie bald die einzelnen Feuer in den Klippen und die Räuber erblickten, welche, als ſie ihre Verfolger gewahrten, ſchnell zu den Waffen griffen. Kurz war jedoch der Kampf; ſie wurden bald übermannt, mehrere getödtet und gefangen.

Wo iſt Euer Anführer?! — rief jetzt der junge Jäger heftig — Wo iſt er?!

Galt's dem, — erwiederte einer der Wegelagerer, höhniſch lachend, — ſo iſt Euer Fang vergebens, der war nicht unter uns.

Wo iſt er? fragte der alte Stolberger Jäger, der nämliche, der ſonſt die wilden Beſtien zu ſeiner Vertheidigung um ſich hatte.

Ich verrathe meinen Offizier nicht! erwiederte der Räuber kaltblütig.

Und wenn dieß das einzige Mittel wäre, Euer Leben zu retten?

Auch dann nicht!

So thörigt bin ich nicht! — rief jetzt einer der Gefangenen. — Schwört Ihr, mich frei zu laſſen, will ich Euch ſagen, wo er in dieſer Nacht hauſ't.

Hier haſt Du meine Hand ſtatt Schwur; meinem Handſchlage kannſt Du vertrauen! erwiederte der Jäger, während der erſte Räuber unter dem Ausrufe: „Elender!“ einem der Umſtehenden einen Schürbaum entriß und nach ſeinem Kameraden ſchlug; ein Schuß ſtreckte ihn zu Boden.

Der andere Räuber bat die Jäger und Landleute, ihm zu folgen, und nicht zu ſäumen, wenn ſie den Hauptmann noch treffen wollten; denn ehe der Morgen dämmere, wäre er ſicher wieder im Walde. — Ihr müßt mich wohl für einen ſchlechten Geſellen halten, daß ich meinen Hauptmann verrathe; wißt, ſo ſchlecht iſt der Richard von Bremervörde nicht. Er hat mir mein Liebchen geſtohlen und ruht jetzt in ihrem Arme; dort wollen wir ihn überraſchen, — deshalb kommt, und ſchnell, daß wir ihn noch finden.

Der Zug ſetzte ſich in Bewegung, zog über den Winterberg der Oderbrücke zu, dann wieder den Berg hinauf, an deſſen Fuß der große Teich liegt, von dem Moritz Trautdorf ſchon erzählt hatte.

Nur ſtill! — bat der Führer — hier oben wird, ſo viel ich weiß, ein Poſten ſtehen, ſchleicht Euch heran, dort auf der Klippe unter der hohen Fichte muß er ſeyn; nur keinen Schuß!

Er nahte mit Einigen ganz in der Stille; bald fanden ſie auch die Schildwache, welche, in ihren Mantel gehüllt, das Feuerrohr im Arme, auf einem abgehauenen Baumſtamme ſchlafend ſaß. Der Führer ſchlich ſich heran, und als einer der Landleute ſein altes verroſtetes Schwert dem Schlafenden in die Bruſt ſtoßen wollte, hielt er ihn bittend zurück, riß dem ſorgloſen Schläfer das Feuerrohr aus dem Arme und rief dem Erſchrockenen zu: „Ergieb Dich, Wilhelm, hier iſt an keine Gegenwehr zu denken!“ Die Schildwache jedoch griff nach dem am Bandelier hängenden Piſtole; Richard fiel ihm in die Arme, und wehrte den Jägersmann ab, der ſein Jagdmeſſer gezogen hatte.

Gebt ihm Pardon! — bat Richard — Es iſt ein junges Blut, kaum erſt einige Tage bei unſerm Corps, hat noch nichts auf ſeinem Gewiſſen; er würde ja ſonſt nicht ſo ruhig geſchlafen haben.

Der alte Jäger, welcher die Expedition anführte und mit den Andern jetzt herbeigekommen war, befahl, ihm das Leben zu ſchenken, und man zog nun den Berg hinab, wo man von dem Gefangnen erfuhr, daß in der Schlucht am Waſſer noch ein Poſten, zwei vor dem Hauſe und mehrere gegen Altenau und Andreasberg ſtänden. Richard, aus früheren glücklichen Zeiten her, Weg und Steg genau kennend, führte ſie auf ungebahntem Fußpfade zwiſchen den Schildwachen durch, ſo daß ſie unbemerkt an die Hütten am Oderteiche gelangten. Die Schildwachen vor der Hütte, durch die Menge der Anrückenden überraſcht, durch ihres Kameraden Zuruf: „Schießt nicht, ſonſt ſeyd Ihr verloren!“ außer Faſſung, warfen die Gewehre weg.

Da ſtürzte der junge Jäger mit geſpanntem Piſtol nach der Hütte; aber der Alte hielt ihn zurück.

Bleibt hier! — ſagte er ernſt — ich bringe ihn Euch.

Bleibt zurück! — bat Richard — ich mag auch nicht hinein, wohin ich ſo oft freudigen Herzens trat.

Der alte Jäger aber öffnete die Thür, ging in das Stübchen und fand den Hauptmann La Croix noch ſchlafend.

Heda! aufgewacht, die Hütte brennt; nur munter, Hauptmann La Croix! — rief der alte Jäger dem Erwachten entgegen, der nach ſeinem Schwerte vergebens griff. — Bindet den Mordbrenner! — rief er jetzt — und führt ihn hinaus vor Gericht! — Und als La Croix, bleich, wie der Tod, jedoch trotzig und keck, hinaus in den Kreis der Jäger und Landleute geführt wurde, trat der junge Jäger heftig auf ihn zu. Kennſt Du mich! — rief er — kennſt Du mich, Elender!

Als La Croix nach ihm aufblickte, erſchrack er heftig, als ob er in der lieblichen Geſtalt des jungen Mannes einen der hölliſchen Geiſter erblicke; doch ſchnell faßte er ſich. Ha, Anna, mein theures Weib! — rief er aus — Willkommen in den Gebirgen des Harzes. Hätte nicht geglaubt, daß Du ſo treu Deinem Gatten bis hieher folgen würdeſt. Wahrlich, das knappe, grüne Wams und der Hut mit der Geierfeder ſtehen Dir ſchön; Du gefällſt mir!

Die Umſtehenden waren nicht wenig über die faſt höhniſche Rede eines Mannes erſtaunt, der dem Tode ſo nahe war; nicht wenig erſtaunt, in dem jungen Jäger ein Weib — das Weib dieſes Anführers der ſchwarzen Bande zu ſehen. Alle Blicke waren auf Anna gerichtet, die nicht im mindeſten durch La Croix's Rede aufgereizt ſchien, nur zuweilen ihr ſchwarzes Feuerauge zornig auf ihn warf.

Ihr lieben Freunde! — ſagte jetzt der alte Jäger, unter die Landleute tretend, — dieſen zu fangen, zog ich und die Jungfrau aus; über ihn Gericht zu halten, haben wir ein Recht. Darum bitte ich, bindet ihn an jene junge Eiche, zieht Euch in den nahen Wald zurück und überlaßt ihn uns! — Die Landleute gehorchten, die Jäger folgten auf ſeinen Wink. La Croix, an den Baum gebunden, blieb mit dem alten Jäger und Anna allein.

Menſch! — rief dieſer ihm zu — nur wenige Augenblicke ſind Dir noch zur Buße vergönnt, benutze ſie, bete zu Gott!

La Croix ſchwieg.

Empfiehl Deine Seele der Barmherzigkeit des Herrn! — rief noch einmal der Alte — Deine Todesſtunde ſchlägt!

La Croix erwiederte nichts, ſein Auge ſah tückiſch vor ſich hin; nur zuweilen erhob er es, auf Anna blickend.

Du haſt mehr Muth im Tode wie im Leben, — fuhr der Alte fort, während Anna in ſich gekehrt da ſtand, — mehr Trotz, als ich Dir zugetrauet hätte. Nun, wie Du willſt; ich kann Dich nicht tadeln, denn ich glaube ſelbſt, Dein Gebet würde Dir dort oben wenig helfen. Darum ſchnell aus Barmherzigkeit Dich hinüber geſendet! — Er ſchüttete friſch Pulver auf die Pfanne ſeiner Büchſe, nahm den Schlüſſel, drehte das Radſchloß auf und trat vor ihn hin. Denke an die Flammen, die über mein friedlich Haus zuſammenſchlugen, und bete ein Vaterunſer!

Halt! — ſchrie Anna, das geſpannte Piſtol in der Hand. — Mir laß die Rache! Dir, Alter, hat er nur das Haus angezündet, mich hat er tiefer verwundet. Laß mich! — Sie trat dicht vor La Croix, der mit dem Lächeln wilder Verzweiflung in den Lauf ihres Piſtols blickte.

Drück' ab! — rief er — daß ich den elendeſten Tod, den von Weibeshand, ſterbe!

Da ſank ihr Arm langſam herab. — Bin ich auch von dem Pfade meiner Beſtimmung gewichen, — ſagte ſie dumpf vor ſich hin — ſoll doch Mord meine Seele nicht beflecken. Ich überlaſſe Euch die Rache; thut mit ihm, wie es Euch gefällt — ich vergeb' ihm! Sie ſchritt dem Walde zu, wo die Andern ſich gelagert hatten. Als ſie längs dem See ging, wo auf einem Hügel ein altes Kreuz ſtand, warf ſie ſich auf die Kniee. Vater der Barmherzigkeit! — betete ſie — ſo ganz haſt Du die Sünderin nicht verlaſſen, denn Du ließeſt Deine mächtige Stimme erſchallen, als die Rache ſie an den Abgrund des Verderbens führte. Deine Stimme hat ſie erweckt aus dem wilden Traume ihres Lebens. Laß den Weg, den ſie fortan noch zu wandeln hat, kurz ſeyn, und nimm ſie dann gnädig auf in Deinen Vaterſchooß! — Sie betete noch lange Zeit leiſe, dann erhob ſie ſich, blickte freudig empor zu dem Strahle der Morgenſonne, welcher ſie freundlich begrüßte, und ging zu dem Haufen, der ſich im Walde gelagert hatte, zurück. Hier weilte ſie jedoch nicht lange, und wanderte, von Einigen begleitet, nach Altenau voraus.

Während ſie gebetet, hatte der alte Jäger ſinnend vor La Croix geſtanden. Er war durch die plötzliche Veränderung, welche in Anna's Gemüth vorgegangen ſeyn mußte, überraſcht; die Worte, welche ſie dabei gemurmelt, hatte er nur halb verſtanden, er konnte ſie nicht deuten, und dachte jetzt ruhiger über das, was er beginnen wollte, nach. La Croix, welcher dieß zu bemerken ſchien, brach das dumpfe Schweigen, und die Todesangſt gewann Worte, da Anna's Gegenwart ihm den Mund nicht mehr ſchloß. Kamerad! — ſagte er — ich bezahle mein Leben mit fünftauſend Gulden; Ihr könnt mich im Gewahrſam behalten, bis Ihr das Geld in Händen habt.

Der Alte ſchwieg und ſchien nicht auf ihn zu hören.

Ich gebe Euch zehntauſend, — fuhr er fort, da der Alte immer noch ſchweigend vor ihm ſtand. — Der Jäger horchte auf. — Nehmt alle Eure Sicherheitmaßregeln, nur ſchwört mir, mich frei zu laſſen und für mein Leben zu ſtehen!

Der Alte blickte ihn höhniſch lachend an und griff nach der Büchſe.

Ich gebe Euch das Doppelte, laſſe Euer Haus wieder aufbauen, ſchöner als zuvor! — rief er mit ängſtlicher Haſt, als der Jäger das Gewehr aufnahm. — Nur ſchenkt mir Freiheit und Leben!

Vorhin waret Ihr ſo trotzig, Hauptmann La Croix, — brach jetzt der Alte ſein Schweigen — und ich freuete mich, einen Soldaten ſo ſtandhaft dem Tode entgegen treten zu ſehen, für deſſen Muth ich nicht eine Kugel aus meiner Schießtaſche gegeben hätte.

Von ihrer Hand, von eines Weibes Hand zu ſterben! — rief der ſchon Ermuthigte, da ihm die Friſt zur Rede ward, — ſchon ihre Gegenwart ward mir fürchterlich; die Wuth erſtickte meine Stimme. Ich weiß ſelbſt nicht, war es Verzweiflung, Stolz, oder die Gewißheit, in ihren Händen ſey ich unwiederbringlich verloren; denn auf ihrer Stirn ſah ich das Mitleid nicht, wie auf der Eurigen.

Da ſeht Ihr falſch! — ſagte der Alte — Das Mitleid für Euch iſt aus meiner Bruſt gewichen, ſeit ich Euch in Paſewalk ſah. Sterben müßt Ihr, deshalb betet, wenn Ihr noch beten könnt!

Ich will Euch anzeigen, wo ich mein geraubtes Geld verwahrt habe, — fiel ihm La Croix bittend in die Rede, und Todtenbläſſe überzog ſeine Wange, — nur ſchenkt mir das Leben. Habt Mitleid!

Euer Geld mag ich nicht, daran hängt der Fluch, und ich mag ihn nicht auf mich laden; wäre für mich alten Mann zu ſchwere Laſt. Betet ein andächtig Vaterunſer und dann fahret zur Hölle!

Ich beten! — rief La Croix, in welchem die Verzweiflung die Todesangſt unterdrückte. — Schieß, alter Graukopf! — laß Deine Kugel mein Herz treffen und häufe dieſen Mord noch auf die Menge, die Dich an jenem Tage zur Rechenſchaft fordern werden. Schieß, feige Memme, den Gebundenen nieder; vollführe Deine Heldenthat!

Gut, daß Du mich daran erinnerſt! — unterbrach ihn der Alte und pfiff gellend, ſo, daß La Croix zuſammenſchrack. Sogleich kamen wohl zehn rüſtige Jägerburſche aus dem Walde herbeigelaufen. — Bindet ihn vom Baume! — ſagte er kalt — Ich hätte mich bald übereilt und einen Schurken durch eines Waidmannes ehrliche Hand ſterben laſſen. Knebelt ihn feſt, verſchließt Eure Ohren ſeinen Bitten; wer mir ihn entlaufen läßt, dem wehe!

Sie banden ihn los, knebelten ihn und führten ihn zu den Andern, die nun gemeinſchaftlich mit ihm nach Altenau zogen. Hier erfuhren ſie, daß Pappenheim in Goslar angekommen, und außer 10,000 Thalern Contribution und Lebensmittel für ſein Heer keine Ausſchweifungen geduldet; ein Theil der Regimenter ſey nach Klausthal voraus, immer von den verſammelten Bergleuten, Jägern und Landvolke zur Seite begleitet. Kein Soldat ſey auf dem Marſche aus dem Gliede gewichen, kein Haus auf dem Wege geplündert oder angezündet worden, und das Heer halte Mannszucht wie noch nie. Die in Klausthal über Nacht Gelegenen wären mit dem früheſten nach Oſterode gerückt, Pappenheim ſelbſt werde in Klausthal erwartet.

So laßt uns dorthin ziehen, uns, wenn es Noth thut, mit den Landleuten vereinigen, und dort erſt will ich über den Gefangenen entſcheiden!

Als ſie in Altenau eingezogen waren, eilte Alt und Jung herbei, den berüchtigten Hauptmann der Marodeurs zu ſehen, den Alle aus früherer Zeit gekannt hatten, als er unter kaiſerlicher, dann unter waimariſcher Fahne den Harz durchzog, und ſeine Werbeplätze bald hier, bald dort aufſchlug; niemand aber war erſtaunter, als Anna, da ſie ihn vorbeiführen ſah. Sie bebte bei ſeinem Anblicke, ein Todesſchauer überlief ſie, als ſie dieſen Mann noch unter den Lebenden erblickte; aber doch mußte ſie dem Himmel danken, daß er ihn gerettet hatte, ſo ſehr ſich auch ihr Inneres dagegen ſträubte, denn Anna war nicht mehr, was ſie vordem geweſen. Ihr wilder, männlicher Geiſt war ſeit dem entſcheidenden Tage in Halberſtadt milder geſtimmt; nur der Schwur der Rache, durch den Zufall, der ſie den alten Jäger kennen lehrte, noch mehr in ſie zurückgerufen, hatte ſie vermocht, gegen La Croix auszuziehen, und der Gedanke an des Herzogs zürnende Worte, das Bild ihres ſterbenden Vaters, welches in dem Augenblicke, wo die blutige That geſchehen ſollte, vor ſie trat, hatten ihre Seele von Blutſchuld gerettet, und mit dieſem Siege über ihr wildes, racheglühendes Gemüth war ihr die Kraft, fortan nur auf der rechten Bahn zu ſchreiten, und, — ſonderbare Verkettung menſchlichen Willens — die Sehnſucht nach dem Tode geworden. Sie konnte ſich ſelbſt keine Rechenſchaft von dieſer Sehnſucht geben, und doch war ſie jetzt ſo lebhaft, ſo glühend in ihr.

Als der Alte gegen Abend Altenau mit ſeinem,

nem, auf 200 rüſtige Mann angewachſenen Haufen verließ, folgte ſie ihm ohne eigentlichen Zweck. Der Gedanke, daß der Weg ſie zu Pappenheim führte, mochte wohl der geheime Beweggrund ſeyn, den ſie ſich ſelbſt verbergen wollte; denn La Croix's Schickſal war ihr nicht mehr ſo wichtig, um deshalb mit dem rohen Haufen durch Wildniſſe zu ziehen. Sie wagte ſogar an den Alten die Bitte, La Croix das Leben zu ſchenken; er ſchlug es ihr aber mit den Worten ab: Wollt Ihr, daß dieſer Menſch noch mehr Unheil ſtiſte? — Sie ſchwieg und folgte dem Zuge mit klopfendem Herzen.

11.

Pappenheim hatte, gleich nach der Eroberung Hildesheims, von dem Kurfürſten von Bayern den Befehl erhalten, ſofort mit dem größten Theile ſeines Heeres nach Sachſen aufzubrechen und ſich mit dem Herzoge von Friedland zu vereinigen. So unlieb ihm dieſer Befehl auch war, der ihn mitten in ſeiner Siegesbahn aufhielt und wieder unter die Befehle eines Andern ſtellte, mußte er gehorchen, übergab Gronsfeld zum dritten Male das traurige

Geſchäft, ohne Mittel den Weſerſtrom und Niederſachſen zu vertheidigen, und ſetzte ſich mit 15,000 Mann ſeines Heeres in Marſch.

Anfangs wollte er, dem Harz vorbei, über Oſterwiek, Hornburg und Quedlinburg, der Saale zu ziehen, weshalb er Hornburg mit Sturm nahm, bei Oſterwiek aber bedeutenden Widerſtand fand. Dieß, und die Nachricht, der Herzog von Lüneburg ziehe über Magdeburg heran, um ſich mit den Sachſen zu vereinigen, beſtimmten ihn, durch einen raſchen Marſch den weſtlichen Theil des Harzes zu durchſchneiden und über das Eichsfeld, durch das reiche Thüringen, Wallenſtein entgegen zu gehen. Er rückte daher ſchnell nach Goslar, um in zwei Märſchen den Harz zu durchziehen, wobei er, das Landvolk des Harzes wohl kennend, die ſtrengſte Mannszucht anbefohlen hatte. So zog er in zwei Abtheilungen von Goslar nach Oſterode. — Das Landvolk umſchwärmte den Zug; da aber kein Soldat aus dem Gliede wich, keine Plünderung vorfiel und alles wider Gewohnheit in größter Ordnung vorüber zog, blieben die bewaffneten Bergleute ruhig in ihren Wäldern, immer ein wachſames Auge auf die etwanigen Nachzügler habend.

Eine halbe Stunde von Klausthal, da, wo die Straße ſich den Berg hinaufzieht, ſtand unfern des Weges eine kleine Kapelle. — Die Sage ging, es hätte vor langen Zeiten ein frommer Einſiedler dort in einer Höhle gewohnt, ſey von Mördern überfallen und getödtet worden, und das Muttergottesbild, das noch zu Zeiten des dreißigjährigen Krieges die Kapelle zierte, ſey von den Räubern mitgenommen, am andern Tage aber wieder auf ſeine alte Stelle zurückgekehrt. Seit mehreren hundert Jahren hatte ſich dieſer Glaube bis zur Zeit der Reformation verbreitet, und auch noch jetzt waren die Bewohner dieſer Gegend von einer Art ſcheuer Ehrfurcht vor dem Orte befangen, wohin einſt ihre Väter gewallfahrtet hatten; ſelten zog aber ein frommer katholiſcher Chriſt vorüber, ohne hier ſeine Andacht zu verrichten. Auch Pappenheim, der von dieſer alten Kapelle und ihrem Bilde gehört hatte, ritt, nur von Wenigen begleitet, dahin, wohl mehr aus Neugierde als Frömmigkeit.

Als er nicht mehr fern von dieſem Orte der Andacht war, ſtellte ſich ihm ein ſonderbares Schauſpiel dar. An einer hohen Tanne, die wie ein ſchützender Thurm neben der Kapelle ſtand, hing der Leichnam eines Menſchen, welchen der ſtarke Oſtwind hin und her ſchaukelte. In der Kapelle ſelbſt ſah er durch die offene Thür einen Jüngling ſtehen, der, die Hände zum Gebet gefaltet, ſtarr vor ſich hinſah; einige Menſchen, die unfern der Kapelle ſtanden, eilten bei ſeiner Ankunft ſchnell in den Wald.

Er ſtieg ab und trat, ohne ſich um den Gehenkten weiter zu kümmern, in die Kapelle; ſein Fußtritt ſtörte die Andacht des Betenden, der, ſich wendend, plötzlich ausrief: —

Ha! ſeyd Ihr es, Graf Pappenheim?! Ich habe faſt vermuthet, daß Ihr hieher kommen würdet. Seyd mir willkommen!

Pappenheim war nicht wenig verwundert, Anna, in der Tracht eines gemeinen Jägers, hier in der Kapelle zu finden.

Was machſt Du hier? — fragte er, die herrliche Geſtalt des Mädchens anſtaunend. — Was führt Dich hieher?

Ich betete.

Du, eine Ketzerin, beteteſt hier vor dem Bilde der Mutter Gottes? fragte er erſtaunt.

Gott iſt überall! — erwiederte das Mädchen — auch vor dieſem Bilde hört er mein Gebet; ob er es erhört, kann ich nicht wiſſen, ich glaub' es kaum. — Ich erbat Vergebung dem Sünder.

Und an wem nimmſt Du ſo viel Theil? — Wer führte Dich in dieſe Berge?

La Croix! ſagte ſie gelaſſen.

Wo iſt er, wo iſt der Elende, daß ihn meine Rache treffe?! rief Pappenheim im wildeſten Zorne.

Dort vor ſeinem Richter ſteht er! — unterbrach ihn Anna — vor ſeinem ſtrengen Richter, — wo auch wir bald ſtehen werden!

Iſt jener am Baum Hängende La Croix?

Er iſt es! — erwiederte Anna — Ihn aufzuſuchen, zog ich mit einem alten Jägersmanne in das Harzgebirge, wo er ſchon ſeit einem Jahre raubte und plünderte; geſtern fanden wir ihn.

Und Du haſt ſein Todesurtheil geſprochen? unterbrach er ſie.

Nein, Pappenheim! — Gott ſey gedankt, das habe ich nicht! — Eine Stimme von oben, der zürnende Blick meines unglücklichen Vaters hielten mich ab; das Mordgeſchoß entſank meiner Hand. — Die Landleute richteten den Anführer der ſchwarzen Bande; ich bin unſchuldig an ſeinem Tode.

Pappenheim's Begleiter hatten indeß La Croix erkannt, und ſchickten ſich an, ihn herabzunehmen, um, wie ſie ſagten, einem Kriegsgeſellen ein ehrlich Grab zu gönnen.

Nein! — befahl Pappenheim — den Raben zur Speiſe laßt ihn hängen! — trat dann hinaus und ſah ſtarr auf ihn, in deſſen Geſicht der Tod die Züge der Tücke nicht verwiſcht hatte.

Kommt, kommt von hier! — bat Anna — blickt nicht ſo ſtarr auf dieſen Todten; wendet Euch ab, und — vergebt ihm!

Ihm vergeben?! — rief Pappenheim, ſie verwundert anblickend, — und das kannſt Du von mir verlangen?

Auch Ihr bedürft der Vergebung, wenn Euer Sand verronnen iſt! — erwiederte ſie ernſt. — Mein Haß iſt vertilgt — dem Todten ſey, ſo wie dem Lebenden, verziehen! — Sie reichte ihm wehmüthig die Hand.

Dieß Wort überraſchte Pappenheim auf unangenehme Art; er wies ihre Hand zornig zurück.

Ich danke Euch für die Zuſammenſtellung mit jenem Elenden! Ich danke Euch, Anna, und bedarf Eurer Verzeihung nicht!

Graf Pappenheim! — unterbrach ſie ihn mit Stolz — Bedürft Ihr meiner Vergebung nicht, ſo werft ſie weg als einen läſtigen Mahner. Jener dort bedarf ihrer vor Gottes Thron für den Willen — Ihr bedurftet ihrer für die That!

Sie ſchritt ſtolz an ihm vorüber.

Anna! rief Pappenheim, dem es leid war, ihr wehe gethan zu haben. Sie aber hörte nicht auf ſeinen Ruf und verſchwand im Gebüſche; die ihr nachgeſchickten Reiter konnten ihr nicht durch's Dickig folgen.

12.

Tief in ihrem Innerſten verwundet, wie aus einem langen, ſüßen Traume feindlich geweckt, ſaß Anna am Spätabende auf einem einſamen Felſen, an deſſen Fuße am rauſchenden Waldbache der alte Jäger ſich mit den Seinen gelagert hatte. Der Mond ſchien ſchauerlich durch die alten Tannen, welche mit ihren langen Schatten wie mächtige

Rieſen des Gebirges erſchienen, hier Wacht zu halten; nichts ſtörte die Stille der Natur. Tief unten ſchliefen die Jäger, ringsum war Alles lautlos, nur von fern heulte der Wolf, rauſchte die Eule durch die Zweige der Tannen.

Hab' ich denn nichts mehr auf dieſer Welt, woran mein Herz hangen darf?! Bin ich denn ganz allein in dieſem wilden Treiben des Lebens?! — rief Anna ſeufzend — Scheint mir kein Stern, und hat ein unglückvoller Augenblick alles zertrümmert, alles, was Wirklichkeit, was Phantaſie mir ſchuf?! — Armes Herz! du glaubteſt geliebt zu ſeyn — und er achtet dich nicht — du glaubteſt dich zu rächen, und unter dem luftigen Grabe der Rache öffnet ſich dir das Grab deines Glückes. Barmherziger Gott, löſche die ſündige Gluth meines Herzens, oder löſche die Lebensflamme aus, daß ich dort Ruhe finde!

Kommſt Du noch nicht, Vater, Deine Anna abzurufen? — ſprach ſie jetzt leiſe, da der Nachtwind durch die Blätter der alten Buchen rauſchte. — Du drückteſt mir ja verſöhnt die Hand, als Du von mir ſchiedeſt; o komm, komm bald!

Und als ſie dieß ſprach, trat ein dunkler Schatten aus dem Tannenwalde hervor. Sie glaubte anfangs, es ſey der Schatten eines Baumes; als er ſich aber bewegte, immer näher und näher geiſterhaft auf ſie zuſchritt, gedachte ſie ihres Wunſches, ihrer Sehnſucht und erhob ſich langſam, aber bebend. Sie glaubte, der Vater ſey es, der ihren Ruf gehört und ihr nahe, und doch vermochte ſie nicht, ihn anzureden, der jetzt dicht vor ſie trat.

Es war der Vater nicht, es war eine lange, hagere Frauengeſtalt mit tiefliegenden, blitzenden Augen, die, in einen Mantel gehüllt, vor ihr ſtand.

Wer biſt Du, Geſpenſt der Nacht! rief ſie und griff nach dem Schwerte.

Des alten Jägers Gefährtin, Mutter Trude! — entgegnete ſie — die Dir wohlwill, da Du unglücklich biſt — die Glücklichen flieht ſie. Setze Dich, — fuhr ſie freundlich fort, Anna's Hand faſſend, — Du biſt aufgeregt, Kind! Deine Hand zittert in der meinen. Verzage nicht! Oft glaubt man, alles ſey verloren, und der Retter iſt nahe.

Was willſt Du von mir? fragte Anna.

Dir rathen, wenn ich es vermag! — erwiederte die Alte — Komm, zeige mir Deine Hand. Wenn der Mond ſcheint, die alten Tannen rauſchen und das Käuzchen ſchreiet, da treibt es mich, die Zukunft zu ſchauen, und ich blicke klar und hell auf die Lineamente der Hand und ſehe deutlicher als im Sonnenſchein. Setze Dich!

Anna ſetzte ſich, ſo unheimlich ihr auch die Nähe der Alten war. Was ſuchſt Du hier? fragte ſie noch einmal.

Das ſollte ich Dich wohl fragen, Kind; denn ich bin hier zu Hauſe, — wo die Sterne leuchten, iſt meine Wohnung, wo der Mond ſcheint, mein Bett. Aber zeige mir Deine Hand, ehe ſich die helle Scheibe hinter die Berge ſenkt. — Faſt mit Unwillen that es Anna. — Sie betrachtete ſie bedächtig. Du liebſt! ſagte die Alte nach einer Weile.

Ich habe geliebt! erwiederte Anna ſeufzend.

Und liebſt noch, feurig, glühend! — fuhr die Zigeunerin fort — Wirf immer einen Schleier ſtolz über die Flamme; es hilft Dir nichts, ſie verzehrt ihn und windet ſich durch ſeine Aſche hindurch. Und warum willſt Du es auch verbergen, warum das Feuer dämpfen? Du wirſt ja wieder geliebt.

Du verſtehſt Deine Kunſt ſchlecht! fiel ihr Anna mit Bitterkeit in die Rede.

Unterbrich mich nicht, Kind! — fuhr ſie fort — Du wirſt wieder geliebt und biſt dem Ziele Deiner Wünſche nahe; die Hochzeitkammer ſteht offen, zwar klein, aber die Sehnſucht ſchmückt ſie mit Blumen aus, die nie verwelken können. — Du gehſt mit ihm ein.

Wann, wann?! rief Anna lebhaft.

Bald, Anna! — erwiederte die Alte ernſt — Bald! — ſchwieg dann und legte in des Mädchens Schooß die Hand zurück, in der ſie das Schickſal geleſen, ſetzte ſich dann von dem Felsſtücke auf die Erde nieder, kauerte ſich zuſammen, ſtützte ihren Kopf mit beiden Händen und ſtarrte vor ſich hin. — Anna ſah während dem gen Himmel. — Bin ich denn ein ſchwankendes Rohr, das jeder Hauch der Hoffnung wieder hebt? — ſagte ſie leiſe — Bin ich denn ewig zum Spiele der Leidenſchaften auserſehen? — fuhr ſie heftiger, lauter fort. — Wo findet mein Herz, mein armes Herz die Ruhe?!

Nur im Grabe! murmelte die Alte.

Und wo werd' ich ihn wiederfinden? fragte nun Anna.

Wen meinſt Du? entgegnete Mutter Trude.

Pappenheim! ſagte Anna raſch.

Suchſt Du den, Unglückliche?! — Dir das

zu ſagen, vermag meine trügeriſche Kunſt nicht! — erwiederte die Alte — Aber ich habe von dem Kriegsvolk gehört, er zöge mit dem Heere gen Leipzig, dort den verlorenen Lorbeer wieder zu finden Dort, glaub' ich faſt, wirſt Du ihn finden. — Bei dieſen Worten erhob ſie ſich. — Leb' wohl, und ziehe mit Gott Deinen Weg! — ſprach ſie und ging in den Wald zurück.

Nun wohl, es ſey! — ſagte Anna ſtill vor ſich hin — Ich will ihrer Mahnung folgen, will nach Leipzig ziehen. Gott wird mich beſchützen, Gott wird mich begleiten! — Mit heiterer Ruhe, als ob ihr Lebenstraum erfüllt und ſie am Ziele aller ihrer Mühen ſtände, ging ſie hinunter, wo murmelnd der Gießbach ſie zum Schlummer einlud. Sie ſchlief ſo ſanft, als hätte den Tag keine Wolke getrübt, als wäre es der lange Schlaf der ewigen Ruhe.

13.

Pappenheim war verſtimmt in Oſterode eingerückt; es that ihm unausſprechlich leid, durch ſein hartes Wort Anna wehe gethan zu haben, für die er jetzt wirklich Neigung fühlte, wie ein Mann fühlen kann, deſſen Herz durch Krieg und Schlachten und das damit verbundene Elend den ſanfteren Empfindungen verſchloſſen iſt. Es war ihm jetzt klar, daß er wohl des Mädchens Vergebung bedurfte, und nun war ſie verſchwunden, mit Unmuth von ihm gegangen; dieß ſchmerzte ihn. Als er aber am andern Tage von Oſterode nach dem Eichsfelde zog, um ihn und neben ihm das Kriegleben wogte, nicht mehr wie im Harze der ſtrenge Befehl die Ausgelaſſenheit der Soldaten band, und er ſeine alten walloniſchen Schaaren, zwar nur ein kleines Häufchen, wieder jubeln hörte, war Anna's warnendes Bild ſchnell verſchwunden; und wenn er auch auf einſamem Lager ihrer gedachte, waren ihm doch die Kriegsbegebenheiten in dem jetzigen Augenblicke zu wichtig, um ſich nicht ganz ſeiner zu bemächtigen, und das Schickſal einer Unglücklichen trat vor dem mächtigen Beginnen ſchon zurück.

Ueber Mühlhauſen und Langenſalze zog er nach Thüringen; überall folgte ihm Verwüſtung und Jammer Pappenheim gab den Soldaten alles preis, er wollte nicht weniger thun als der ſtolze Friedländer; unbekümmert, ob er die reichſten Quellen ſich für immer verſtopfe, ließ er den Soldaten rauben und plündern, und Sachſen war das gelobte Land dieſer Schaar, das ſie, den Heuſchrekken gleich, verwüſteten. Aber auch durch eine glänzende Waffenthat wollte er des Friedländers Ehrfurcht erringen. Er meinte, im Vorbeigehen Erfurt, worin nur eine geringe Beſatzung lag, mit Sturm zu nehmen; als er aber deshalb nach Gräfentonna marſchirte, erhielt er die Nachricht von dem Anmarſche Guſtav Adolphs. Schnell eilte er über die Unſtrut, marſchirte nach Tennſtädt, und von da in Eilmärſchen über Buttſtädt nach der Saale, welche er bei Köſen überſchritt, um ſich zwiſchen Naumburg und Weißenfels mit Wallenſtein zu vereinigen.

Der Herzog von Friedland, deſſen Heer auf den Höhen hinter Weißenfels ſtand, war Pappenheim bis gegen Plotho entgegen geritten. Hier trafen ſie ſich. Es war ein herrliches und folgenwichtiges Schauſpiel, dieſe beiden Heere zu ſehen, die aus Süd und Weſt zur Verwüſtung des Sachſenlandes herbeigezogen waren; mehr noch, die beiden Feldherren zu beobachten, die, an Ehrgeiz, Liſt und Unternehmungsgeiſt ſo ähnlich, nur darin verſchieden waren, daß Pappenheim die Nachwelt alles galt, Wallenſtein noch außer ihr das Leben mit ſeinem äußeren Glanze zu ſchätzen wußte. Nie hatten Beide in irgend einer genaueren Beziehung geſtanden, und nur in jener Zeit ſich flüchtig geſehen, wo Beide noch ohne beſondere Bedeutſamkeit waren.

Pappenheim, von wenigen Offizieren umgeben, ritt auf ſeinem Streitroſſe an der Spitze der Reiterei, in einer einfachen ſchwarzen Rüſtung; eine ſchlichte ſchwarze Feder ſchwankte auf ſeinem Helme, nichts unterſchied ihn von ſeinen Offizieren, als der kriegeriſche Anſtand und der Feuerblick ſeines Auges. Der Herzog von Friedland, auf einem mit den köſtlichſten Decken geſchmückten ſpaniſchen Hengſte reitend, war einfach, aber prachtvoll gekleidet; eine rothe Feldbinde hing über ſeine Schulter, eine ähnliche trugen alle Offiziere ſeiner zahlreichen Umgebung. Er grüßte Pappenheim freundlich, jedoch abgemeſſen, äußerte über die Vereinigung beider Heere ſeine Zufriedenheit, lobte in verbindlichen Ausdrücken Pappenheim's ſchnelle

Märſche, wodurch allein dieſe Vereinigung möglich geworden ſey; aber alles dieß mit der ernſten Würde eines gebietenden Fürſten.

Während der Friedländer ſprach, hatte ihn Pappenheim genau beobachtet. Des Herzogs Rede hatte ſeinen Erwartungen nicht entſprochen; er hoffte herzliche Anerkennung, wo er nur Lob erndtete. Auch fand er das Bild, welches er ſich von Wallenſtein entworfen, nicht wieder. Zwar glühte des Friedländers Auge lebhaft und feurig, in der ganzen Haltung war Anſtand und Würde, aber das Kräftige, welches ein Pappenheim in dem Manne, in dem Abgotte des Kriegsvolkes, ſuchen mußte, fand er nicht; matt waren Wallenſtein's Züge, ſein Körper ſchien leidend, oft ſah man, indem er ſprach, daß Schmerzen ihn quälten und der Körper nicht dem hohen Fluge des Geiſtes folgen konnte.

Pappenheim erwiederte den freundlichen Gruß mit der dem Feldherrn gebührenden Achtung, jedoch mit dem Selbſtgefühle eigenen Werthes, und man ſah es ihm an, daß er ſeine Worte vorſichtig auf die Wagſchale legte, und mehr fürchtete, zu viel als zu wenig zu geben.

Laßt das Heer an mir vorüber ziehen! — befahl jetzt der Friedländer — Ich bin neugierig, Eure Schöpfung zu ſehen, denn ſo viel ich weiß, ſind die Regimenter, welche Ihr mir zuführt, durch Euch geworben und gebildet, und ich freue mich, wenn ich eine Heerabtheilung erblicke, deren Schöpfer der Feldherr ſelbſt war. Mögen ſie in Wien und München Regimenter werben, und wohl montirt auf den Kampfplatz ſchicken; nur todte Maſchinen ſind es, aber der Kriegsgeiſt fehlt ihnen, *der* Geiſt, der, aus des Feldherrn Geiſt entſprungen, dem Heere ſich mittheilt und es zu einer Verbrüderung eint, die unzertrennlich nach einem Ziele ſtrebt.

Indeſſen waren die Küraßreiter herangerückt. Wallenſtein betrachtete ſie genau, jedoch gab keine Miene ſeine Meinung zu erkennen; ſein Geſicht blieb kalt. Jetzt zog, als dieſe vorüber waren, das Geſchütz vorbei. — Schön! — rief der Friedländer — trefflich Geſchütz! — Dieſem folgte das Fußvolk, des Pappenheim's Regiment voran, dann Savelli und Wangler, grüne, zwar jetzt ſchon ziemlich fahle Eichbüſchel auf den Eiſenhauben.

Was ſind das für Regimenter mit dem Eichenlaube auf den Pickelhauben? fragte der Friedländer.

Das ſind die Pappenheimer! rief Holk, der eben herbeigeſprengt war.

Ich erſuche Euch, ſie halten und in Linie ſtellen zu laſſen! ſagte Wallenſtein zu dem Feldmarſchall, der, ohne ſich deshalb zu bemühen, dem Oberſten Offieuz winkte und ihm die nöthigen Befehle gab.

Als die Regimenter aufmarſchirt ſtanden, ritt der Friedländer langſam an ihrer Linie herunter, betrachtete alles genau, ritt durch jedes Glied und dann vor ihre Front, hielt hier einen Augenblick, überſah noch einmal die Linie und ſagte dann zu Offieuz:

Wahrlich, Oberſt, es thut einem alten Kriegsmanne wohl, eine Schaar ſolcher Männer zu ſehen! Die That der Pappenheimer bei Leipzig iſt der einzige Stern der Victoria, der in der Flucht nicht unterging. — Sagt Euern Regimentern, der Herzog von Friedland ehre des Pappenheim's Fußvolk, und morgen ſollte der Kriegszahlmeiſter dieſen Regimentern den ganzen rückſtändigen Sold auszahlen; ich will ſie dadurch auszeichnen vor dem ganzen Heere.

Gnädiger Herr! — fiel der freimüthige Offienz dem Herzoge, deſſen Stirn ſich umdüſterte, wohl etwas zu früh in die Rede. — Mit Sold ehret Ihr die Pappenheimer nicht; ein ſchlechter Soldat, der nicht willig auch ohne Sold dienen könnte, und für unſern Feldherrn, für den Grafen Pappenheim, geben wir Blut und Leben!

Oberſt Offienz! — unterbrach ihn Wallenſtein mit Unmuth — viel Worte liebe ich bei meinen Untergebenen nicht! — Er wendete ſein Roß und kehrte auf die Stelle zurück, wo er früher gehalten, und gab nun den Befehl weiter zu marſchiren.

Pappenheim hatte während der Muſterung ſeiner Wallonen kein Wort geſprochen; war es aus Stolz oder Liſt, ſeinen Mann erſt kennen zu lernen, ohne ſich ſelbſt Blößen zu geben, kurz, er hatte geſchwiegen, und erſt als das letzte Regiment Fußvolk vorüber gezogen war und der Herzog ihn erſuchte, ihn nach Weißenfels zum Mittagmahle zu begleiten, nahm er es mit verbindlichen Worten an, folgte dem Herzoge und unterhielt ſich mit ihm.

Manchen alten Bekannten fand er dort an der Tafel, manchen ſeiner ehemaligen Kriegsgefährten;

aber was ihm auffallend ſeyn mußte, keiner der Führer ſeiner alten Reiterſchaaren, ſelbſt Holk war nicht zugegen.

Das Mahl war köſtlich, die Diener zahlreich; alles war fürſtlich und mit Pracht angeordnet. Aber Pappenheim fand es hier an des Friedländers Tafel nicht wie bei Tilly, wo jeder freimüthig ſeine Meinung ausſprechen durfte, war ſie nur nicht gegen den Kaiſer, die Liga und die Subordination, nicht wie an ſeiner eigenen Tafel, wo Fröhlichkeit herrſchte, und der Krieger jubelte und zechte, ohne ſich von irgend einer drückenden Feſſel beengt zu fühlen. Alles war hier ſtill, niemand wagte es, laut zu reden, jeder horchte nur auf des allmächtigen Wallenſtein's Worte, der wenig aß, noch weniger trank, nur mit Pappenheim und dem Abte von Fulda ſprach, welcher ſich bei dem Heere befand, und ſich nur einige Male fragend an die Generale Gallas, Tiefenbach und Piccolomini wandte.

Die Tafel ward bald aufgehoben. — Wallenſtein winkte Pappenheim, ihm zu folgen, und trat mit ihm in ſein Kabinet; dort nahmen ſie Platz, ein Page brachte zwei Becher und eine große ſilberne Kanne mit Tokaier gefüllt, ſchenkte ein und ſtellte ſie neben Pappenheim.

Der Herzog that jetzt mehrere Fragen an ihn, ſein Heer und die Verhältniſſe in Niederſachſen und Weſtphalen betreffend: beſonders erkundigte er ſich genau, ob Pappenheim der Feſtungen an der Weſer ſich verſichert habe, leitete das Geſpräch allmälig auf die Art, wie dieſer mit ſo wenigen Mitteln ſich ein Heer gebildet, und ſuchte näher in die Verhältniſſe einzudringen, in welchen dieſer Feldherr zu ſeinem Herrn, dem Kurfürſten von Bayern, und zu den übrigen Fürſten der Liga ſtehe. Pappenheim wich allen dieſen Fragen aus, beſonders denen, welche das Verhältniß zur Liga betrafen, ſtattete übrigens dem Friedländer von allen militairiſchen Verhältniſſen Rapport ab, und machte ihn mit dem Kriegszuſtande an der Weſer genau bekannt.

Mich dünkt, — begann nun der Herzog nach kurzem Sinnen — mich dünkt, es laſſe ſich in jetziger Zeit kein Krieg mehr in Deutſchland führen, ohne daß der Feldherr Schwert und Scepter zugleich in kräftiger Hand halte. — Ich meine — fuhr er einlenkend fort, da Pappenheim über dieſe zweideutige Rede ſeine Verwunderung nicht genug verborgen hatte, — ich meine, daß der Feldherr auch die Macht habe, über den Seckel der Länder zu gebieten, durch welche er zieht, daß er dort der alleinige Herr iſt, Gewalt hat, zu lohnen, zu ſtrafen, und ſeine Flügel zum Aufſchwung nach dem Höchſten nicht gebunden ſind. — Daß der Schwede König in ſeinem Lager iſt, das gab ihm die Macht gegen Tilly, der nur ein Schranzendiener und Jeſuit, kraftlos in der Ausführung, wenn auch kräftigen Willens und hohen Geiſtes war. Deshalb — fuhr er mit Stolz aufblickend fort — habe ich mich auch, bevor ich die Armada warb, von Wien feſſelfrei gemacht, und ſtehe unabhängig unter meinen Kriegern, die aus allen Ländern herangezogen ſind, unter meinen Fahnen zu fechten; und mir ſcheint es, Ihr ſteht, wenn auch nicht der Form, doch der That nach, im Heer der Liga faſt in gleicher Stellung, wie ich im vereinten Heere des Kaiſers und der katholiſchen Fürſten.

Ihr irrt, Herr Herzog! — erwiederte Pappenheim, Wallenſtein genau beobachtend. — Ich erhalte alle meine Befehle von München.

Erhieltet Ihr ſie auch, als Ihr über den Rhein nach Maſtricht zogt? — unterbrach ihn der Friedländer ſchnell.

Pappenheim lächelte.

Wißt, Graf Pappenheim, als ich die Nachricht Eures Marſches erhielt, und der Bayer ſeinen Verdruß nicht bergen konnte, freuete ich mich; denn es war ein kühnes Unternehmen, als Krieger ehrenvoll, als Unterthan gewagt. Dieſer Zug hat Euch mein ganzes Vertrauen erworben, denn er zeigte mir, daß Ihr, auf Euch ſelbſt vertrauend, das Kühne liebt. — Wallenſtein reichte ihm bei dieſen Worten die Hand, welche Pappenheim treuherzig ergriff; er reichte ſie ihm zwar mit der Freimüthigkeit des Soldaten, die Würde des Fürſten ſchimmerte aber auch hierbei durch. Pappenheim's Lächeln hatte Wallenſtein genau das Innere dieſes Mannes aufgedeckt.

Eure Regimenter ſind bei Rippach gelagert, — fuhr er nach kurzem Schweigen fort, das vorige Geſpräch gänzlich abbrechend. — Morgen ſchicke ich Holk gegen Leipzig. Ihr könnt hier einige Raſttage halten, vor Leipzig bedarf ich Eurer nicht. — Er erhob ſich ſchnell und begab ſich mit Pappenheim wieder in den Saal, wo ſie noch alle Generale verſammelt fanden.

Pappenheim ritt zu ſeinem Heere zurück. Er fand es im Lager bei Rippach, und wunderte ſich, als er ſchon aus der Ferne bemerkte, daß die Reiterei noch in Reihe und Glied aufmarſchirt ſtand. Noch mehr aber erſtaunte er, als er ſeine alten Küraſſierregimenter, Holk an ihrer Spitze, hier fand.

Wallenſtein, der nichts unbeachtet ließ, womit er ſeine untergebenen Offiziere verbinden konnte, und dem an Pappenheim's Anhänglichkeit beſonders gelegen war, hatte Holk beordert, die Küraſſierregimenter, unter dem Namen der Pappenheimer bis zur Leipziger Schlacht ſo furchtbar, in des Pappenheim's Lager zu führen. Es waren die vollzähligen Regimenter Don Balthaſar, Piccolomini, Corona, und das des bei Leipzig gebliebenen Oberſten Bongart, die, mit grünen Büſchen auf den Helmen, mit flatternden Kornetten, ihren alten Feldherrn erwarteten, unter deſſen Anführung ſie die Scharte von Leipzig wieder auszuwetzen hofften.

Holk ritt dem Feldmarſchall entgegen. Ihr werdet Euch wundern, Graf Pappenheim, — ſagte er in eben nicht verbindlichem Tone — mich nach der Muſterung von Halberſtadt hier zu ſehen! Ich habe Euch, auf des Herzogs von Friedland Befehl, Eure alten Regimenter zugeführt, und hiermit iſt mein Auftrag beendet, denn morgen ziehe ich nach Leipzig. Lebt wohl!

Er wollte ſich entfernen; Pappenheim hielt ihn zurück. Holk, — ſagte er, ihm die Hand reichend, — unter allen meinen Kriegsgefährten ſeyd Ihr derjenige, von dem ich am wenigſten ertragen könnte, daß er mir zürne. Vergeßt den Tag von Halberſtadt und bleibt mein Freund! — Holk, im Herzen Pappenheim gewogen, ſchüttelte ihm treuherzig die Hand; der Friede unter Beiden war ſchnell geſchloſſen.

Jetzt ſchmetterten die Trompeten zum Gruße. — Die Regimenter hielten ernſt und ſchweigend, als Pappenheim nahte, kein Jubel empfing ihn; noch grollten die alten Schaaren. Als er jedoch an ihrer Linie herunter ritt, die Freude, ſeine Siegesgefährten wieder zu ſehen, ihm aus den Augen ſtrahlte, als er jedem Regimente ein herzliches „Willkommen!“ zurief, mit den Offizieren, mit ſo manchem alten Küraßreiter traulich ſprach, da ward die alte Liebe wieder wach. „Willkommen, Graf Pappenheim!“ tönte es von Glied zu Glied, und die ernſte Ruhe ging in lauten Jubel über, ſelbſt die muthigen Roſſe ſchienen Theil daran zu nehmen, ſie wieherten und ſchlugen, durch den Lärm unruhig geworden, mit ihren Hufen die Erde.

Als die Reiter abgeſeſſen und auf ihre Lagerplätze gerückt waren, bat Pappenheim Holk, dem Herzoge zu ſagen, daß er durch dieſe Aufmerkſamkeit ihn ſehr verbunden habe. Sagt ihm, — fuhr er fort — daß er es noch mehr gethan, hätte ich bei meinen Küraßreitern meine muntern Geſellen, die Holk'ſchen Reiter, nicht vermißt.

Sie ſind genügſam geworden! — erwiederte Holk, und in ſeiner Antwort lag ein Gemiſch von Hohn und Treuherzigkeit. — Sie begnügen ſich von jetzt an mit dem Namen der Holk'ſchen und ziehen morgen mit mir nach Leipzig.

Pappenheim lächelte, und als Holk ihn verließ, ſagte er zu ſeinen Umgebungen: Ein Name iſt leicht gewonnen, aber welcher, das iſt die Frage!

Schon an dieſem Tage hatte Wallenſtein ſeinen Zweck erreicht und Pappenheim an ſich gefeſſelt, und die folgenden ihres Zuſammenſeyns einten ſie noch mehr. —

11.

Guſtav Adolph hatte ſich mit dem Herzog Bernhard vereinigt und war bei Arnſtadt eingetroffen, wo er dem Heere einige Tage Ruhe gönnte. Der beſchwerliche Marſch aus Bayern durch den Thüringer Wald, und in dieſer rauhen Jahreszeit, hatte es ermüdet, und beſonders bedurfte die Beſpannung der Geſchütze einiger Ruhe. Der König ſelbſt ging nach Erfurt, wo er den Herzog Wilhelm von Weimar fand, der hier ſchon ſeit mehreren Monaten an einer ſchweren Krankheit darnieder lag. Er ließ bei ſeinem baldigen Aufbruche die Königin zurück, und als ob ihm ſein Schickſal geahnet habe, war der Abſchied von ihr trauriger und inniger als je.

Er rückte nach Buttſtädt, ging bei Köſen über die Saale und bezog bei Naumburg ein verſchanztes Lager, während Wallenſtein noch ruhig hinter Weißenfels ſtand. Holk hatte indeſſen Leipzig und die Pleißenburg erobert. Pappenheim war mit acht Reiterregimentern, worunter die vier, welche ſich den Namen der Pappenheimer erworben hatten, und ſechs Regimentern Fußvolk — die von Offieuz angeführten Regimenter hatte er bei Wallenſtein's Heere zurückgelaſſen — nach Halle, zur Belagerung der Moritzburg, gezogen, auch um des Herzogs von Lüneburg Vereinigung mit den Schweden zu verhindern. — Wallenſtein, obgleich früher in dem Wahne, Guſtav Adolph werde ihn, den an Zahl ſo Ueberlegenen, nicht angreifen, ſondern ſuche nur in Thüringen feſten Fuß zu faſſen, um die Winterquartiere zu beziehen, ſah doch bald aus der verſchanzten Stellung, welche der König bei Naumburg nahm, daß er bloß ſeine Vereinigung mit den Sachſen und Lüneburgern abwarte, um ihn anzugreifen. Er zog ſich deshalb in die Ebene von Lützen, wo er ſeine Reiterei, welche er der ſchwediſchen an Zahl und Werth überlegen glaubte, beſſer gebrauchen konnte, und ſich auch zugleich durch dieſen Marſch zwiſchen die Sachſen, welche bei Torgau ſtanden, und die Schweden ſtellend, ſo ihre Vereinigung hinderte.

Kaum war er in der Ebene von Lützen, als

Guſtav Adolph ſein Lager bei Naumburg aufhob und ihm folgte. An der Brücke von Rippach traf er auf die Nachhut der Kaiſerlichen, und ein ernſtes Gefecht wurde nur durch die Nacht getrennt. Jetzt ſchickte Wallenſtein, der indeſſen mit dem Heere auf den zum Schlachtfelde ausgewählten Platz gerückt war, den Befehl an Pappenheim, ſchleunigſt die Belagerung der Moritzburg aufzuheben und zu ihm zu ſtoßen. Pappenheim erhielt dieſen Befehl am Morgen, als er ſich eben zum Sturme bereitet hatte; ſchnell traf er die nothwendigen Anſtalten, und zog gegen neun Uhr mit Reiterei und Fußvolk ab.

Als er die Höhen von Beeſen erreicht hatte, befahl er dem Fußvolke, zu folgen, und eilte mit der Reiterei voraus. Mit ſeinen acht Regimentern Küraſſieren längs der Saale über die Ebene trabend, ſah er von weitem, auf der Straße von Skopau, zwei Reiter, welche Eile zu haben ſchienen, denn ſie ritten im vollen Jagen auf ihn zu. Ohne ſich in ſeinem Wege aufhalten zu laſſen, behielt er die ſich ihm immer mehr Nähernden im Auge. Unfern Dölitz holten ſie ihn ein; es war Max Hohendorf mit einem Diener.

Du hier, Maximilian?! und in dieſem Augenblicke! — rief Pappenheim erfreuet.

Ihr wünſchtet es, und Euer Wunſch war mir ſtets Befehl! — erwiederte dieſer — Ueberdieß trieb es mich in die Schlacht, noch einmal zu kämpfen, ehe ich mein Schwert und meine Rüſtung aufhänge; da trennte ich mich von meiner Hedwig, und bin hier, mit Euch den Sieg zu erringen, trotz dem, daß ich mich kaum auf dem Pferde zu halten vermag.

Pappenheim drückte ihm die Hand. — Sie ritten jetzt ſeitwärts, und des Feldmarſchalls erſte Frage war nach Anna. Seit ihrem letzten Verſchwinden hatte ſie Hohendorf nicht geſehen, und die Kunde, welche ihm Pappenheim von ihr gab, war nicht geeignet, ſeine Sorge zu mindern. Pappenheim erfuhr jetzt, was bisher in Halberſtadt vorgegangen, das Erſcheinen Moritz Trausdorf's, die Verbindung Klara's mit Adolph Hohendorf, der jetzt bei dem Heere der Schweden ſtreite; erfuhr, daß Maximilian geſonnen ſey, nach der Schlacht nach Halberſtadt zurückzukehren und ſeine Hedwig heimzuführen. Alle dieſe Nachrichten hatten Pappenheim, trotz dem, daß ſeine Gedanken nur bei der bevorſtehenden Schlacht hätten ſeyn ſollen, nachdenkend gemacht.

Maximilian, — ſagte er ernſt — nimm Dich Anna's als Bruder an, wenn ich fallen ſollte. Ich habe ſie in meinem letzten Willen bedacht, den ich vor einigen Tagen aufgeſetzt habe; aber Geld hilft wenig, wo das Herz zerriſſen iſt! — Er ſchwieg, verſank wieder in Nachdenken und ſah finſter vor ſich nieder. Sein frieſiſcher Hengſt wieherte freudig, er bemerkte es nicht; das Regiment Piccolomini, das an ihm vorüber trabte, begrüßte ihn jubelnd, er vernahm es nicht — ſeine Seele war nicht bei der Schlacht.

Plötzlich fuhr er auf und hielt den Rappen an, deſſen Muth er ſchon früher unbewußt gezügelt hatte. Max, — ſagte er — ich gedachte jetzt der Prager Schlacht. Das verhängnißvolle Jahr iſt eingetreten, vielleicht iſt heute der entſcheidende Tag! — Er ſchwieg und ſah finſter nach der bleichen Sonne, die den Nebel zertheilte; da donnerte das Geſchütz in der Gegend von Lützen, und mit dieſem Donner waren die träumenden Lebensgeiſter von neuem aufgeregt. Hörſt Du die Karthaunen?! — rief er — Hörſt Du den Donner?! Er ruft mich! — und mit verhängtem Zügel jagte er an die Spitze ſeiner Reiterei. — Heute, nur heute begleite mich Sieg! — rief er und ſprengte dem Schlachtfelde zu.

15.

Es war am 6ten November des Jahres 1632, als das Heer Guſtav Adolphs zwiſchen Kaya und Röcken aufmarſchirte. Wallenſtein hatte ſchon vor Tages Anbruch ſeine Stellung zwiſchen dem Floßgraben und Lützen genommen, welches er in Brand ſtecken ließ, um die Schweden zu verhindern, ſich dort feſtzuſetzen. Sein Heer war nach alter Weiſe in zwei Treffen, die Reiterei auf beiden Flügeln, das Fußvolk in der Mitte in fünf tiefen Maſſen, aufgeſtellt, wobei von jeder dieſer Maſſen die Pikeniere ein großes Viereck, die Musk能tiere auf jeder Ecke deſſelben ein kleineres, hervorſpringendes bildeten. Das Heer ſtand 300 Schritt hinter der von Lützen nach Markranſtädt führenden Landſtraße, an deren beiden Seiten ſich mit Musketieren beſetzte Gräben zogen, welche überdieß noch ſieben

halbe

halbe Karthaunen vertheidigten. Jenſeit des Floßgrabens ſtand Iſolani mit den Kroaten, und bei den Windmühlen waren vierzehn halbe Karthaunen aufgefahren.

Guſtav Adolph zog, nachdem er die Stellung Wallenſtein's in Augenſchein genommen, mehr rechts; das brennende Lützen zur Linken, den Floßgraben zur Rechten, bildete er den Kaiſerlichen gegenüber ſeine Schlachtlinie. Den rechten Flügel, aus Schweden beſtehend, befehligte er ſelbſt, den linken Herzog Bernhard von Weimar, das Fußvolk die Generale Knyphauſen und Brahe. Sein Heer war wie das der Kaiſerlichen geordnet, die Reiterei auf den Flügeln, das Fußvolk in der Mitte; zwiſchen den Reiterregimentern waren jedoch, wie in der Schlacht bei Leipzig, Musketier-Abtheilungen poſtirt, das Fußvolk aber in Brigaden aufgeſtellt. Wallenſtein's Heer war ohne die Abtheilung, mit welcher Pappenheim nach Halle marſchirt war, 30,000, die Schweden 23,000 Mann ſtark.

Ein dicker Nebel breitete ſich jetzt über das Schlachtfeld. Als ob an dieſem verhängnißvollen Tage die Sonne ihr freundliches Antlitz verbergen wollte, als ob ſie die Nebel herbeigerufen, ſich zwiſchen die Heere zu rollen, ſo düſter wogten ſie über die Gefilde von Lützen. Erſt gegen Mittag theilten ſie ſich, die Strahlen der Sonne drangen durch und begrüßten das Heer der Schweden, welches in feierlicher Stille ſeine Morgenandacht hielt. — Als dieſe beendigt war, ritt der König an der Schlachtlinie herunter, ermuthigte die Regimenter durch eine kräftige Anrede, und befahl dann den Angriff.

Die Kaiſerlichen empfingen das ſchwediſche Heer bei ſeinem Vorrücken aus ihren halben Karthaunen; aber trotz des mörderiſchen Feuers griff das ſchwediſche Fußvolk die Musketiere im Graben muthig an, vertrieb ſie und nahm die ſieben Geſchütze. Dann rückte das gelbe Leibregiment des Königs, von dem blauen unterſtützt, auf die großen Vierecke der Kaiſerlichen an, warf deren zwei nach mörderiſchem Kampfe über den Haufen, mußte aber, als es den dritten Koloß unerſchrocken angriff, dem vereinten kaiſerlichen Fußvolke und den Reiterregimentern Holk's weichen. Das eroberte Geſchütz ging wieder verloren; die Schweden zogen ſich fechtend nach dem Graben zurück.

In dieſem bedenklichen Augenblicke eilte der König mit dem Steenbock'ſchen und Finnländiſchen Reiterregimente herbei, die nicht ſo ſchnell, als er es wünſchte, über die Gräben zur Unterſtützung des ſeitwärts weichenden Fußvolkes ſetzen konnten. Er ſprengte voll Ungeduld voraus, nur von dem Herzoge Adolph von Sachſen-Lauenburg und einem Offiziere aus deſſen Gefolge begleitet. Aber kaum einige hundert Schritte jenſeit des Grabens zerſchmetterte eine Kugel ſeinen Arm. In dieſem Augenblicke rückten die Reiterregimenter über den Graben; er befahl ihnen den Angriff, bat jedoch den Herzog von Lauenburg leiſe, ihn zurück zu bringen, da ihm ſein Arm ſehr ſchmerze. Als er noch einmal ſein Pferd wandte, den Erfolg des Angriffes der Reiterei zu ſehen, erhielt er einen zweiten Schuß in den Rücken, ſank mit dem Ausrufe: „Gott, mein Gott!" vom Pferde und verſchied. — Eines Meuchelmörders Kugel hatte ihn in der Mitte ſeiner Heldenbahn niedergeworfen; die Zeitgenoſſen, die Nachwelt beſchuldigen den Herzog von Lauenburg dieſer That.

So endete Guſtav Adolph! — Das Siegesſchwert in der Hand, ſank er auf dem Schlachtfelde; Deutſchlands Genius trauerte, und der Tod erhielt der Nachwelt ſein Andenken heilig. Als Streiter ſeines Glaubens, nicht als Eroberer, trat er rein und frei von Schuld vor ſeinen Richter, und der Tag von Lützen, der dem Sieger das Grab ſeiner Tugend hätte werden können, ward ihm zum herrlichſten Denkmale des Ruhms.

Die Steenbock'ſchen und Finnländiſchen Reiter hatten inzwiſchen das Treffen wieder hergeſtellt, das ſchwediſche Fußvolk griff von neuem an. Auch Herzog Bernhard von Weimar, deſſen Flügel durch das feindliche Geſchütz bei der Windmühle bedeutend gelitten und ſich zurückgezogen hatte, ſetzte ſich jetzt an die Spitze ſeiner Reiterei, warf alles vor ſich nieder, und nahm im raſchen Angriffe das Geſchütz. Munitionwagen, die, unfern des Galgens, hinter der kaiſerlichen Linie aufgefahren waren, flogen auf und verbreiteten ein paniſches Schrecken. Die Schweden griffen in dieſem entſcheidenden Augenblicke auf allen Punkten an; die Schlachtlinie der Kaiſerlichen wich überall. — Der Sieg war den Schweden.

Da erblickte man von Schladebach her eine Staubwolke ſich wälzen, und als der ſich erhebende

Sturm ſie zertheilte, ſah man eine große Maſſe Reiterei dem Schlachtfelde zu traben. Es war Pappenheim mit ſeinen 1000 Küraſſieren. Herzog Bernhard, der nach des Königs Tode den Befehl des Heeres übernommen hatte, ließ, da er die Pappenheimer gewahrte, dem Verfolgen Einhalt thun, ordnete ſeine Regimenter wieder und befahl der Reiterei des linken Flügels, von einer Brigade Fußvolk unterſtützt, vorzurücken und ſich den Küraſſieren Pappenheim's entgegen zu ſtellen.

Dieſer, durch die allgemeine Flucht des Heeres in ſeiner Bahn nicht aufgehalten, trabte mit ſeinen Regimentern friſch heran; nur erſt, als er in die Gegend von Eutſch gekommen war, ließ er halten, ordnete die Reiterei, die vier Regimenter Pappenheimer in's erſte, die Küraſſiere der Liga in's zweite Treffen, ließ die Pferde einen Augenblick verſchnaufen und ritt unterdeß nach der ſanften Höhe, von welcher man das Schlachtfeld überſehen konnte.

Hier fand er Wallenſtein auf einem Tragſeſſel ſitzend, wohin ihn die heftigſten Gichtſchmerzen während des ganzen Tages gebannt hatten. Würde und Ruhe ſtrahlte aus ſeinen Zügen, der Verluſt der Schlacht war nicht auf ſeinem Antlitze zu leſen. Mit ſtrengem Ernſte gab er die nöthigen Befehle, die weichenden Regimenter in's Feuer zurückzuführen, denn ſeitdem er Pappenheim mit ſeinen Küraſſieren ſah, zweifelte er nicht mehr an dem Siege.

Seyd mir willkommen, Graf Pappenheim! — rief er ihm entgegen — Wißt, der König von Schweden iſt geblieben!

Da iſt ein großer Mann gefallen! — erwiederte Pappenheim — ein großer König, ein großer Feldherr! — Und doch finde ich Euch hier, und den Sieg Euch entriſſen?

Mit Euch kehrt der Sieg zurück, Graf Pappenheim! — erwiederte der Herzog verbindlich, aber doch konnte er den Unmuth über Pappenheim's kühne Rede nicht ganz verbergen. — Der Punkt bei den Windmühlen iſt der wichtigſte, auf ihn ſey Euer Angriff gerichtet.

Pappenheim, ohne des Herzogs Rede zu beantworten, warf einen ſcharfen Blick auf das Schlachtfeld. —

So iſt's! — rief er nach einiger Zeit — Von dem Beſitze der Höhe, von der Wiedereroberung des Geſchützes hängt der Gewinn der Schlacht ab; dorthin führt mich mein Weg. Lebt wohl, Herr Herzog; Ihr ſeht mich als Sieger, oder nie wieder!

Er ſprengte zu ſeinen Küraßreitern zurück. — Pappenheimer! — rief er ihnen zu — dort ſteht der Feind! — „Leipzig“ ſey Euer Feldgeſchrei, und nun mir nach!

Rache für Leipzig! riefen die benarbten Krieger, ihre Schwerter ſchwingend; und wie eine dunkle Gewitterwolke, der Blitze ſich entladend, donnernd über Berg und Thal dahin zieht, ſo warf ſich die Schaar, ihren Feldherrn an der Spitze, auf den anrückenden Feind.

Es war die deutſche Reiterei, auf welche ſie zuerſt ſtießen; ſie wich — nichts konnte dem Ungeſtüme der Küraßreiter widerſtehen. Die Brigade Fußvolk wurde über den Haufen geworfen, und ohne ſich zu ſammeln, ohne auf das Commando zu hören, ſtürzten ſich die Pappenheimer mit wildem Muthe auf die Maſſen des ſchwediſchen Fußvolkes, welche, die Piken vorwärts geſtreckt, mit geregeltem Musketenfeuer ſie empfingen. Aber auch ihre Reihen wurden durchbrochen, ſie wichen über den Graben zurück, die Karthaunen bei den Windmühlen waren wieder erobert, der ſchon errungene Sieg den Schweden entriſſen.

Während Herzog Bernhard jenſeit des Weges, deſſen Gräben ſeine Musketiere noch behaupteten, ſeine Reiter wieder ſammelte, ſtürzten ſich die Küraſſiere, gegen den Willen Pappenheim's, mit Ungeſtüm auf die von Musketieren vertheidigten Gräben. Drei Mal ſetzten ſie an, drei Mal wurden ſie durch das Feuer der Musketen und Karthaunen zurückgeworfen, und als ſie, wüthend über das Mislingen ihres Angriffes, ſich von neuem ſammeln wollten, brach Herzog Bernhard, der die Maſſen des kaiſerlichen Fußvolkes und die wieder geordnete Reiterei anrücken ſah, noch einmal mit ſeinem Reitergeſchwader hervor, warf die zerſtreut fechtenden Feinde bis hinter die Windmühlen und nahm von neuem das Geſchütz. Aber bald hatte Pappenheim die Seinen geſammelt; von zwei Regimentern verſtärkt, griff er die Schweden an, warf ſie, eroberte das Geſchütz wieder, und trieb den Feind bis hinter die Gräben zurück.

Da ſetzte ſich Herzog Bernhard an die Spitze der finnländiſchen, weſtgothiſchen und upländiſchen Reiter, dieſer alten Leibſchaar des ſchwediſchen Helden, ließ das blaue, gelbe und ſein grünes Regiment nachrücken, und griff Pappenheim an. Aber auch die alte, unbeſiegte Schaar der Schweden mußte den Küraſſieren weichen, die ſich nun auf das Fußvolk warfen, und, nicht die Menge der Ihrigen achtend, die, ein Opfer ihres Muthes, von Kugel oder Pike getroffen ſanken, ihren General im Auge, ihr Feldgeſchrei laut rufend, gleich Verzweifelten anſtürmten, endlich die unbeſiegten Schaaren durchbrachen und ſie über den Graben zurückwarfen. —

Das Gefecht ward nun für eine kurze Zeit unterbrochen, da Pappenheim die Ankunft des nur langſam ſich bewegenden Fußvolkes abwarten mußte, bevor er mit Erfolg den Graben angreifen konnte; er mußte ſeinen Reitern Erholung gönnen, die ſeit einer Stunde allein die Schlacht gekämpft, die Victoria herbeigerufen hatten. Er benutzte den Augenblick der Ruhe und ritt zurück, die im letzten Gefecht erhaltenen Wunden verbinden zu laſſen.

Mich dünkt, Maximilian, — ſagte er zu Hohendorf, der mit ſorgſamem Blick die Wunden betrachtete, — mich dünkt, dieſe Kugel, die meinen Arm zerriß, war des Schickſals Gruß, das ſich mir heute mahnend kund that. Wir ſind noch nicht am Ziele unſeres Tagewerkes; zwar lächelt mir Fortuna wieder, aber ſie ſiegend zu erringen koſtet Blut, vielleicht noch das meinige! — Er ſprengte, als der Wundarzt den Verband geendet, wieder zu ſeinen Regimentern, welche durch den letzten Angriff bedeutend gelitten und ſich dem ſchwediſchen rechten Flügel entgegen geſtellt hatten.

Gallas war nun mit dem Fußvolke angekommen und rückte gegen die Landſtraße vor. Das Geſchütz der Schweden machte mit Erfolg ein mörderiſches Feuer auf dieſe tief aufgeſtellten Maſſen, die jetzt das verlorene Schlachtfeld wieder einnahmen, ſo daß die beiden Heere in dieſem Augenblicke faſt eben ſo ſtanden, als am Anfange des Treffens, nur daß jetzt die Schweden im Beſitz der Gräben, und die Geſchütze der Kaiſerlichen meiſt vernagelt und unbrauchbar waren. Der Sieg war unentſchieden.

In dem ſchwediſchen Heere hatte ſich jetzt erſt die Nachricht von dem Tode des Königs verbreitet; ſie entmuthigte die Regimenter nicht, ſie entflammte ſie mit der heißen Begierde, ihn zu rächen. Herzog Bernhard durchritt mit der heitern Ruhe, die ihn auch im entſcheidendſten Augenblicke nicht verließ, ihre Reihen, ordnete wieder, bildete aus dem Fußvolke acht dichtgeſchloſſene Haufen in einer Linie, und ſich an die Spitze der ſchwediſchen Reiterei ſetzend, gab er den Befehl zum allgemeinen Angriffe. Das Fußvolk unter Brahe und Knyphauſen folgte der Bewegung der Reiterei, und der linke Flügel, den jetzt Fürſt Ernſt von Anhalt befehligte, überſchritt zu gleicher Zeit die Gräben, und rückte gegen die Windmühlen an, wo Holk befehligte.

Denkt an Euern König! — rief Bernhard von Weimar — und rächt ſeinen Tod! Bei dieſen Worten ließ er zum Angriffe blaſen und rückte gegen Pappenheim, der, den Angriff nicht abwartend, ſich ihm entgegen warf. Aber dießmal widerſtanden die Schweden ſeinem Ungeſtüme, denn es galt, den Tod ihres königlichen Vaters zu rächen. Mörderiſch war das Gefecht, aber unentſchieden; bald gewannen die Schweden Feld, bald die Pappenheimer. Da begann auch das kaiſerliche Fußvolk den Kampf, die ſchwediſchen Regimenter drangen ihnen wüthend entgegen. Guſtav Adolph! riefen dieſe, — Jeſus Maria! die Kaiſerlichen. Die Musketen donnerten, die Piken kreuzten ſich, das Handgemenge war allgemein, der Sieg ſchwankte auch hier. — Jetzt gewann Fürſt Anhalt mit dem linken Flügel zum dritten Male das Geſchütz; er ließ die Flüchtigen verfolgen, warf ſich dann auf das kaiſerliche Fußvolk, das dem ſchwediſchen tapfer widerſtand, und ſandte drei deutſche Reiterregimenter dem rechten Flügel zu Hülfe, die auch hier das Gefecht entſchieden. Die Küraſſiere der Liga flohen, die Pappenheimer aber wichen der Uebermacht nur Schritt vor Schritt, den Rückzug der Ihrigen deckend. Da ſammelte Pappenheim die Fliehenden noch einmal, ſetzte ſich an die Spitze ſeiner Getreuen, und als er ſie zum letzten entſcheidenden Gefecht anführen will, trifft eine Falkonetkugel die Hüfte, reißt ihn nieder und hemmt den Siegeslauf ſeiner Reiter, die hinter ihm ſtutzend die Zügel ihrer Roſſe anhalten. Nur drauf, Pappenheimer! — rief der Verwundete — nur immer über mich weg! fort, fort zum Siege!

Und rechts und links ſprengten die Küraſſiere an ihm vorüber, warfen noch einen Blick auf ihren Feldherrn und jagten in den Tod. Den Fall ihres

Anführers zu rächen, warfen ſie ſich den ſchwediſchen Regimentern entgegen, die, vom Herzog Bernhard geführt, im Begriffe waren, ſich auf einen Haufen kaiſerlichen Fußvolkes zu werfen, welcher, die Schweden vor ſich her treibend, dem Graben nahte. Die Pappenheimer erkannten ihres Feldherrn Leibfahne in der Mitte des Haufens, erkannten Oberſt Oſſieuz, und ſtürzten ſich mit dem wilden Geſchrei: Die Pappenheimer! auf die Reiterei, ihre Waffenbrüder zu retten.

Aber auch in der Bruſt der Schweden glühte die Flamme der Rache, nur noch heiliger als in der ihrigen. Sie hatten, gleich den Pappenheimern, ihren Vater, ihren Feldherrn, und überdieß noch ihren ritterlichen König verloren. Furchtbar begann der Kampf, Mann gegen Mann, Verzweiflung gegen Verzweiflung, fochten ſie um Sieg, Ehre und Rache. Wie der alte verſuchte Tiger im Kampfe mit dem jugendlichen Leu, die letzte Kraft anſtrengend, mit kühnem Sprunge ihm die ſchüttelnde, ſträubende Mähne packt, der Leu mit mächtiger Tatze des Tigers Weichen zerfleiſcht, und beide nun Kraft gegen Kraft, Wuth gegen Wuth ſich zerreißen, des Blutes nicht achtend, das aus ihren Wunden ſtrömt, ſo kämpften des Pappenheim's Küraſſiere um den verlorenen Ruhm, um den gefallenen Führer gegen die Schaar der Schweden, die den Rachekampf für ihren König kämpften. Hunderte fielen, es kümmerte ſie nicht; der Bruder ſank neben dem Bruder, er achtete es nicht; unter dem Hufſchlage der Roſſe riefen die Niedergeſtürzten den Fechtenden noch mahnend ihr Feldgeſchrei zu; der vom feindlichen Stahl Getroffene preßte die Linke auf die ſtrömende Wunde, während die Rechte freudig kämpfte bis zum letzten Athemzuge. — Da ſank die Wage! — Das Steenbock'ſche Regiment drang in das Viereck des Fußvolkes, die Finnen durchbrachen die geſchloſſenen Glieder der Küraſſiere; der Tod mähte furchtbar in ihren Reihen, keiner wollte durch die Flucht ihm entgehen. Mit Wunden bedeckt ſanken die Tapfern und kämpften — eine kleine Schaar — noch muthig um den Sieg.

Aber mit dem Führer war ihr Stern untergegangen. Die Regimenter wurden vernichtet; auf dem Schlachtfelde von Lützen ging der gefeierte Name der Pappenheimer unter, bis er in dem

Geſange jenes hochgefeierten Dichters*) der Nachwelt wieder erſtand. Er ging unter, der Schrecken des nördlichen Deutſchlands; ein Tag zertrümmerte, was der Heldengeiſt des erſten deutſchen Kriegers ſeit Jahren geſchaffen. Die Pappenheimer waren vernichtet, der Kern des katholiſchen Heeres nicht mehr!

Noch wüthete die Schlacht blutig und ſchreckbar, bis die Nacht, ihre dunkeln Schatten über die blutgetränkte Erde ſenkend, die Streitenden trennte. — Wallenſtein gab den Befehl zum Rückzuge, überließ den Schweden Schlachtfeld und Geſchütz, und zog ſich nach Leipzig zurück.

So endete der Tag von Lützen, merkwürdig in ſeinen Begebenheiten, merkwürdig in ſeinen Folgen.

16.

Der Sturm brauſte, dunkle Wolken zogen am ſternloſen Himmel dahin, aus der Ferne hallte noch zuweilen der Donner eines Geſchützes, als ein Haufen Kriegsvolk ſchweigend aus den Thoren von Markranſtädt zog; die Thurmuhr ſchlug eben ſechs. Langſam bewegte er ſich durch die dunkel ſich breitende Nacht, und die Fackeln, deren Flammen der Sturm hin und her trieb, erhellten nur ſparſam die Finſterniß. Es war Pappenheim, der, auf einer Trage liegend, von Hohendorf, einem Wundarzte und einigen Reitern und Pikenieren begleitet, nach Leipzig gebracht wurde. — Er hatte bis hierher kein Wort geſprochen, ohne Klage den ſchmerzhaften Verband ſich anlegen laſſen; nur als ſie Markranſtädt verließen, das Gewühl der Schlacht, das Feuer der Musketen immer mehr und mehr verhallte, nur hier und da noch einzelne Kanonenſchüſſe durch die Stille der Nacht drangen, da ſagte er leiſe für ſich: „Das ſind die letzten Seufzer meines Ruhmes — die Schlacht iſt verloren!“ — Nur zuweilen ſah er freundlich nach Hohendorf auf und ſchien ihm mit dieſem Blicke danken zu wollen, daß er ihn nicht verlaſſen habe.

---

*) Schiller.

Nicht lange waren ſie in dumpfer Stille fortgezogen, als ein wildes Getümmel hinter ihnen ſich erhob; bald ſprengten Kroaten vorüber, Ge-

har-

harniſchte folgten. „Alles iſt verloren!“ riefen die Fliehenden, und jagten, ohne Hohendorf weiter Rede zu ſtehen, vorbei. Bald folgten Mehrere; auch Fußvolk kam nun eilig heran, und glücklich, daß Wallenſtein den Troß und die Bagage ſchon am Morgen nach Leipzig zurückgeſchickt hatte, es würde den Pikenieren, welche die Tragbahre umgaben, ſchwer geworden ſeyn, den Feldmarſchall in dieſem Gedränge zu ſchützen und ſich Bahn zu machen.

Zu dem allen ſagte Pappenheim nichts — er ſchwieg. — Sein Inneres war verwundet, wie der Körper war das Gemüth ergriffen, jedoch ſein Geiſt nicht niedergebeugt. Mitten im Gewühle der Flucht ſammelte er, wie die dahinwelkende Blume den Thau, die Tropfen der Erinnerung in ſich auf; die ſchönen Tage ſeiner Heldenjugend ließ er an ſich vorüber ziehen, die glänzenden Momente ſeines Lebens ſich vorleuchten auf ſeinem dunkeln Todespfade. Er ſchwelgte noch einmal in dem ſüßen Genuſſe vergangener Größe, und achtete nicht, was um ihn und neben ihm vorging.

Aber dieſe Rückerinnerungen führten ihn bis an's Ende der Bahn; dort warf er einen Blick hinüber nach dem Jenſeit, und der ſchöne Lebenstraum war dahin. Die Vergeltung trat mahnend vor ihn, und wohin er ſchaute, rückwärts oder vorwärts, überall ſchien es ihm Nacht. — Da weckte ihn ein rauhes „Halt!“ aus ſeinem Sinnen; Holk's wohlbekannte Stimme befahl den Trägern, zu halten, und rief ihm: „Wie geht es, Graf Pappenheim?!“ entgegen.

Pappenheim hob das ſinnende Haupt.

So lange der Lebensfunke glimmt, — erwiederte er mit kräftiger Stimme — geht es wohl; aber nicht lange mehr, ſo iſt er verloſchen!

So lange er glimmt, iſt noch Hoffnung! — erwiederte Holk — Ich möchte Euch wohl bei Lützen begegnet ſeyn und nicht hier, — fuhr er unmuthig fort — glaube ſchwerlich, daß wir uns auf der Retirade befänden, die der Herzog unnützerweiſe anbefohlen. Nun ſieht er die Folgen. Eine zweite Schlacht hätte ihm nicht ſo viel Leute koſten können, als dieſe nächtliche Flucht.

Wo ſind meine Regimenter? unterbrach ihn Pappenheim.

Holk ſchwieg.

Wo ſind meine Regimenter — wo iſt Officuz?

— wiederholte er heftig fragend — Ich möchte ſie ſo gern noch einmal an mir vorüber ziehen ſehen; auch bei Nacht ſähe ſie mein Auge.

Sie waren, Freund! — ſagte Holk tief bewegt — Sie ſanken als Helden, keiner floh, wie Brüder liegen ſie, Bruſt an Bruſt; klein iſt der Raum, den der Tod ihnen gönnte, aber groß der Tempel ihres Ruhmes. — Lebt wohl, Graf Pappenheim! — ſagte er nach einer Pauſe — ſollten wir uns wiederſehen, ſo ſey es mit Gott an einem fröhlichern Abende. — Er ſprengte auf ſeinem Schecken davon.

Sie ſanken Alle! — ſagte Pappenheim erſchüttert — Nun, ſo finden wir uns bald! — Nur vorwärts! befahl er, und ſchweigend nahten ſie den Thoren Leipzigs.

In welches Haus ſoll ich Euch bringen? fragte ihn Hohendorf, den Holk's Erzählung tief erſchüttert hatte.

Pappenheim bedachte ſich einen Augenblick, dann erwiederte er: Tragt mich auf die Pleißenburg; ſo lange mir Gott das Leben friſtet, ſollen die Schweden nicht hinein, und ſo falle ich doch nicht lebend in ihre Hände!

Während ſie zu dem Thore Leipzigs einzogen, geſellte ſich ein junger Mann zu ihnen. Er war in einen Mantel gehüllt, ein ſchwarzes Baret deckte ſein Haupt, niemand achtete in dem Getümmel ſeiner; auch über die Zugbrücke der Pleißenburg folgte er Pappenheim.

Als dieſer in ein Zimmer gebracht und auf ein Ruhelager gelegt war, wollte der Wundarzt den Verband abnehmen, den er in der Eil auf dem Schlachtfelde angelegt hatte.

Herr! — ſagte Pappenheim, ihn ſtarr anſehend — Euer Auge verrieth mir Eure Meinung ſchon auf dem Wahlplatze, mir iſt nicht zu helfen? — Sprecht offen! Wer, wie ich, dem Tode ſo oft in's Auge ſah, erbebt nicht, wenn er ihn erfaßt. — Redet!

Der Wundarzt zuckte die Achſeln.

Ich verſtehe Euch, — fuhr er fort — deshalb gönnt mir Ruhe; was ſoll ich noch die Neige Leben unter Qualen zubringen. Muthig, frei, Herr meines Willens, will ich hinüber gehen, ſo wie ich durch das Leben ſchritt. Gehabt Euch wohl!

Er befahl dem Wundarzt, ſich zu entfernen, und nahm mit freudigem Blicke Abſchied von ſeinen Kriegsgefährten, die er entließ; nur Hohendorf durfte bleiben. Als ſie allein waren, reichte er ihm die Hand.

Treuer Freund! — ſagte er — Ich glaube, Tilly war ein glücklicher Mann, daß er in Aſchaffenburg ſagen konnte: „Noch auf dem Sterbebette werde ich gläubig ausrufen, Herr, ich that nach Deinem Willen! und freudig werd' ich dann hinüber gehen.“ — Ich kann das nicht ausrufen, denn ich fühle, was ich that, war nicht Gottes Wille! — Aber Hohendorf, dennoch gehe ich freudig hinüber, denn ich that, wie mein Geiſt mir befahl, und glaubte Recht zu thun. — Verzeihe Gott mir meinen Wahn- und meine ſtolze Zuverſicht!

Das wird er! — ſagte Hohendorf, — er iſt gnädig und barmherzig; vertrauet ihm.

Bei dieſen Worten ging die Thür auf, und Anna ſtürzte herein; ſie war die verhüllte Geſtalt geweſen, die Pappenheim gefolgt war. Der Ruf ihres geängſteten Herzens erſtarb auf ihren Lippen, ſie ſank an Pappenheim's Lager nieder, erfaßte ſeine Hand, und ihre Thränen benetzten ſie.

Du hier? — ſagte Pappenheim mit ſanfter

Stimme, und des Mädchens Erſcheinen ſchien ihn freudig zu überraſchen. — Du hier, liebe Anna?

Aber ſie vermochte noch kein Wort hervorzubringen, der Anblick des Mannes, der bleich, von dem ſchönen, kräftigen Leben ſcheidend, ein Sterbender vor ihr lag, erſtickte jeden Laut. Sie ſprang auf, holte tief Athem und blickte ihn mit der innigſten Liebe an, dann beugte ſie ſich nieder auf die Kniee.

Vater! — rief ſie endlich aus der Tiefe ihrer gepreßten Bruſt — Vater, vergieb ihm all' ſeine Schuld, wie ich ihm vergebe!

Anna! — bat Hohendorf, und wollte ſie erheben. — Stört nicht die letzten Augenblicke, die der Menſch Gott weihen muß; quält ihn nicht mit Euern Klagen, verlaßt ihn jetzt!

Ihn verlaſſen?! — rief ſie zürnend — Muß ich nicht mit ihm ſterben?

Laß ſie! — ſagte Pappenheim — laß Anna hier!

Ich danke Euch, Pappenheim, daß Ihr mir gönnt bei Euch zu bleiben, — ſagte ſie freundlich — daß Ihr mein Herz in der ernſten Todesſtunde nicht von Euch weiſ't. Ich will Euch nicht in

Eurer Andacht ſtören, ich will mit Euch beten; Gott erhört auch das Gebet einer reuigen Sünderin.

Wollt Ihr nicht einen Prieſter rufen laſſen, die letzte Oelung zu empfangen? fragte jetzt Hohendorf.

Pappenheim ward nachdenkend.

Laßt ihn kommen! — bat Anna — ſöhnt Euch aus mit Gott. —

Hohendorf verließ das Zimmer, den Prieſter zu holen; Anna blieb mit Pappenheim allein.

Müßt Ihr wirklich ſterben? — fragte ſie jetzt, nachdem ſie ihn eine Weile wehmüthig angeblickt hatte. — Iſt keine Hoffnung mehr? ,

Keine! erwiederte Pappenheim.

Sie ſah einen Augenblick vor ſich nieder, dann ſchlug ſie das Auge nach ihm auf, ſtrich ihm die Locken von der Stirne, ihr Blick wurde immer inniger, Röthe überzog ihr bleiches Antlitz; man ſah, daß ſie mit etwas in ihrem Innern kämpfte, daß ein Wunſch ſich auf ihre Lippen drängte, den doch eine ſtärkere Macht zurück hielt. — Auch Pappenheim bemerkte es.

Wünſcheſt Du etwas von mir? — fragte er freudig — ſo ſprich!

Sie nickte bejahend.

Ich habe Dich in meinem letzten Willen bedacht; Hohendorf wird für Dich ſorgen.

Sie ſchüttelte, ſchmerzlich nach ihm blickend, ihr Haupt.

Wünſcheſt Du ein Andenken von mir? fragte Pappenheim.

Nein! — rief ſie — nichts, das die Erinnerung weckt!

So ſprich! ſagte er beinahe ungeduldig.

In dieſem Augenblicke trat Hohendorf herein. Da bog ſie ſich über Pappenheim und ſagte ihm leiſe: —

Ich hörte ſo gern noch einmal die Stimme Eures Herzens.

An den Pforten des Todes — erwiederte Pappenheim ernſt und laut — ſteht das Leben anders vor uns, alles in ſeinem wahren Lichte; da erkenne ich Dein Herz und das meine, und fühle, daß ich Dich ſchon liebte, als Du mir den Giftbecher entriſſeſt.

Da preßte ſie ſeine Hand an ihr Herz und drückte einen leiſen Kuß auf ſeine Lippen.

Ich danke Euch, Pappenheim! — rief ſie — dieſes Wort öffnet mir den Himmel!

In dieſem Augenblicke trat der Geiſtliche ein; Hohendorf winkte ihr, und ſie begaben ſich in ein anderes Zimmer.

Wie kommt Ihr hierher? fragte ſie Hohendorf, als ſie allein waren.

Meine Ahnung trieb mich nach Leipzig, erwiederte ſie nachdenkend.

Und was wollt Ihr ferner thun?

Sorgt nicht um mich, ſorgt nur für ihn! — erwiederte ſie ruhig — Gott wird ſich ſchon meiner erbarmen! — Helle Thränen ſtrömten bei dieſen Worten aus ihren Augen.

Hohendorf ging jetzt wieder zu dem Verwundeten, ließ aber Anna zurück, und trat in dem Augenblicke ein, als der Prieſter ſich entfernte. — Hohendorf! — rief Pappenheim, und ſeine Stimme ſchien ſchwächer. — Das Herz möchte ſo gern des Prieſters Troſtworten glauben, aber der Geiſt ſträubt ſich dagegen. Ich kann nur Gottes Barmherzigkeit vertrauen! — Wo iſt Anna? fragte er nach einer Pauſe.

Graf Pappenheim, — bat Hohendorf — laßt die Unglückliche — laßt das Irdiſche, denkt an Euer Seelenheil!

Hohendorf, — ſagte Pappenheim ernſt — ich habe meine Rechnung geſchloſſen; mit Zuverſicht trete ich dort oben vor Gottes Thron, wie ich hier vor den Thron des Kaiſers treten konnte. Was über mich verhängt iſt, können Augenblicke des Zagens nicht ändern, die Thaten von Jahren keine kurze Buße ſühnen. Ich habe gehandelt, wie ich recht zu thun glaubte; mit dieſem Bewußtſeyn trete ich vor meinen Richter.

Dieſe mit Heftigkeit geſprochenen Worte hatten ihn angegriffen, er ſank ermattet zurück. Rufe mir Anna! — ſagte er leiſe — Die Stunde der Mitternacht hat ſchon lange geſchlagen, der Morgen naht, aber mein Morgenroth nicht — das ging mir mit der Victoria unter. Ruf' mir das Mädchen!

Als Anna mit Hohendorf eintrat, winkte er ihr, näher zu kommen. Ihr Beide, — ſagte er jetzt, und ſeine Stimme bebte, — Ihr waret die

Treueſten mir auf Erden. Dir, Hohendorf, habe ich wohlgethan, Du biſt ein dankbarer Menſch geweſen und haſt mich von mancher That zurückgehalten, von der ich nun Rechenſchaft geben müßte. — Du, Unglückliche! — die Stimme verſagte ihm, er konnte nur die Hand auf das Haupt der Knieenden legen. — Du, — fuhr er endlich, nachdem er ſich erholt hatte, fort, — die ich elend gemacht, Du haſt mit Liebe an mir gehangen bis zum Tode und mir vergeben. — Ich danke Euch. — Lebt wohl! — Die Hand ſank von des Mädchens Stirn, — er ſchloß die Augen.

Anna erſchrack, beugte ſich über ihn und lauſchte auf ſeinen Athem; noch hob ſich die Bruſt — noch drang der Lebensodem auf ſeine Lippen. Lange lauſchte ſie, dann ſagte ſie ihm leiſe, ſo daß es Hohendorf nicht vernahm: Ich komme ſchon und folge Dir; verweile nur einen Augenblick! erhob ſich, und zu Hohendorf gewendet, ſprach ſie: Er ſchläft, auch ich bin müde; wenn ich einſchlummern ſollte, lieber Maximilian, weckt mich nicht! — Sie knieete am Fuße des Bettes nieder, faltete die Hände und legte ihr Haupt zu Pappenheim's

Füßen, während Hohendorf auf jeden Athemzug lauſchte.

Da öffnete ſich plötzlich rauſchend die Thür; der Herzog von Friedland trat ein, von Gallas und mehreren alten Kampfgenoſſen Pappenheim's gefolgt. Als der Herzog zu dem Bette des Sterbenden trat und, ohne zu bemerken, daß er ſchlief, ihn freundlich anredete, ſchlug Pappenheim die Augen auf und ſtrengte die letzten Kräfte an, ſich zu erheben. Wallenſtein, — ſprach er mit kräftiger Stimme — ich gehe mit Freuden hinüber, da Guſtav Adolph mir vorangegangen iſt! — Dann ſtreckte er ſeine Rechte nach dem Herzoge; ſein Auge ſtrahlte in Himmelsglanz. — Bleibt Gott getreu und Euerm Herrn! — rief er, ſank zurück, noch einmal hob ſich die Bruſt — ſeine Heldenſeele war entflohen.

Starr ſah Wallenſtein auf den Entſchlafenen, deſſen letzte Worte mahnend in ſein Ohr tönten. — Er hat geendet, — ſagte er dann — Deutſchland hat ſeinen Helden verloren! Sorgt, daß die Leiche nach Prag gebracht wird und nicht in die Hände der Feinde komme! — Ernſt ſchritt er nach der Thüre; dort wandte er ſich plötzlich, trat noch einmal zu dem Todten, ſah ihm feſt und ernſt in's bleiche Angeſicht, als ob er noch einmal die Worte vernehmen wolle, und entfernte ſich.

Jetzt warf ſich Hohendorf, alles um ſich her vergeſſend, über ſeinen väterlichen Freund und bedeckte Hand und Lippen mit ſeinen Küſſen. Biſt Du von mir gegangen, mein Vater! — rief er — und ich darf Dir nicht folgen, nicht in Schlacht und Gefahr, nicht in den Tod?! — Wach' auf, Anna! — rief er jetzt der Schlafenden zu, die Wallenſtein's Eintreten nicht erweckt hatte — wach' auf! — Anna erwachte nicht, ſie ſchlief den ewigen Schlaf. Der Tod hatte alle ihre Wünſche erfüllt; ſie war zu ſeinen Füßen entſchlummert, und fand in Leipzig ein ſtilles Grab, das ihres unſtäten Lebens bleibende Ruheſtätte ward und das glühende Herz kühlend deckte. Pappenheim's Hülle geleitete Hohendorf nach Prag, wo der Friedländer ſeinem Waffengefährten ein prächtiges Grabmal errichten ließ.

Mit Pappenheim ruhte Hohendorf's Schwert für immer; ſeine Wunde erlaubte ihm nicht, ferner in den Kampf zu ziehen, und mit deſſen Tode war auch die Kriegsluſt in ihm erſtorben. Von des Feldherrn Grabe zog er eiligſt nach Halberſtadt, wozu ihm, durch des Bruders Verwendung, der Herzog Bernhard die nöthigen Päſſe ſchickte.

Er fand ſeine Hedwig trauernd um ihre unglückliche Schweſter; ihren Vater, Anna, ſelbſt die alte Kunigunde hatte der Tod ihr geraubt, das Leben ihr aber in Hohendorf Erſatz gereicht, denn nichts durfte jetzt ihr Glück hindern. — Im Trauergewande ſegnete ſie der Prieſter, und mit Klara zogen ſie nach dem Lech.

Aber ehe ſie dorthin gelangten, wallfahrteten ſie nach den Gräbern ihrer Lieben. Des Vaters Grab benetzten ihre Thränen, an der Schweſter Grabe, auf dem Friedhofe der Paulinerkirche zu Leipzig, betete ſie für ihre Seele, und ſagte dann mit tröſtender Zuverſicht: Ihr iſt jetzt wohl, ihr Herz ſchlägt nicht mehr ſtürmiſch, der Tod hat ſie mit Gott verſöhnt; Friede ihrer Aſche!

In Leipzig fand Klara ihren Gatten; noch einmal führte ihn das Schickſal des Krieges in ihre Arme, auch die Burg ſeiner Väter ſah er wieder. In der Nördlinger Schlacht ſank er. Sein Tod wirkte traurig auf Klara's Gemüth; ſie glaubte, er ſey die Strafe ihres Wankelmuthes, und Schwermuth brach das glühende Herz.

Nur Hohendorf und Hedwig lebten in den Stürmen der wildbewegten Zeit ein heiteres, wenn auch ſorgenſchweres Leben. Der Friede, der endlich Deutſchlands Fluren wieder ſegnete, kehrte auch bei ihnen ein und geſellte ſich zu dem ſtillen Frieden ihres reinen Gemüthes. — Freundliche Knaben umſpielten den Greis, die Tochter ward das Ebenbild der Mutter. Der Segen des Herrn begleitete die Frommen, welche, obſchon im Glauben verſchieden, doch mit vereinigtem Herzen zu Gott beteten.

[illegible]SCHE
STAATS-
[illegible]LIOTHEK
[illegible]CHEN

Gedruckt bei A. W. Schade in Berlin.

Sämmtliche Schriften

von

A. von Tromlitz.

Fünftes Bändchen.

Der Page des Herzogs von Friedland.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung
1829.

Der Page
des
Herzogs von Friedland,

von

A. von Tromlitz.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1829.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

STAATS-
BIBLIOTHEK

I.

In dem Pallaſt des Friedländers zu Prag ſchmetterten im hohen Saale die Trompeten, und die Pauken wirbelten ihre dumpfen Töne dazwiſchen. Alles, was Böhmens Hauptſtadt Schönes und Edles aufzuweiſen hatte, wogte hier im bunten Gemiſch. Als ob das Elend des Krieges hier allein nicht eingekehrt ſey, beleuchteten tauſend Kerzen Pracht und Ueberfluß. Trabanten, in hellblauen Sammet und Gold gekleidet, ſtanden mit ihren Hellebarden an den hohen Flügel-Thüren und den Marmor-Treppen; noch reicher gekleidete Pagen eilten durch die glänzenden Zimmer und Säle, und achteten auf die Befehle ihres Gebieters. Ein Heer von Dienern ſtand an den, mit Raub von ganz Deutſchland beladenen Schenktiſchen und merkte auf die Wünſche der Gäſte, die ſo eben in den hell erleuchteten Saal eingetreten waren, um den Tanz zu beginnen. Jetzt gab der Oberkämmerer des Herzogs, Graf Harrach, das Zeichen; die Trompeten ſchwiegen. Die Geiger und Flöteniſten ließen ſich hören; der Tanz begann, und Paar und Paar ſchwebte in dem langſamen Takt einer anmuthvollen Allemande durch den hohen Saal.

Manche ſchöne Frau, manche holde Jungfrau zeigte ſich hier im Glanz ihrer Schönheit, aber über alle, ſchön und herrlich, ſtrahlte die Königin des Feſtes — Mathilde, Gräfin Terzka, Nichte des Herzogs, die an der Hand des Marquis del Guaſto den Reihen anführte. Es war ihr ſechszehnter Geburttag, den heute der Friedländer feierte. Außer ſeiner eignen Tochter, der dreizehnjährigen Marie Eliſabeth, waren ſie und ihre Mutter die einzigen Glieder ſeiner Familie, zu welchen er ſich zuweilen hingezogen fühlte und die, in der Zeit ſeiner Abgeſchiedenheit von Geſchäften, ihn aufzuheitern vermochten.

An dem obern Ende des Saals ſaß er, die Herzogin ihm zur Seite, auf einer Erhöhung, in einem mit Sammet beſchlagenen Armſtuhl, umgeben von ſeinen alten Offizieren und dem böhmiſchen Adel, und ſah dem Tanz, ſo wie es ſchien, theilnehmend zu. — Alle ſeine Umgebungen ſtanden ſchweigend hinter ihm; nur die alte Gräfin Terzka ſprach zuweilen einige Worte mit ihm. — An der entgegengeſetzten Seite des Saals, unfern des Kamins, ſah man zwei ſehr verſchiedene Figuren einſam ſtehen, welche doch beide in gleichtiefen Betrachtungen verſunken ſchienen. Der eine, ein kleines Männchen mit kahlem Scheitel, dem nur wenig dünne weiße Locken an den Schläfen herabhingen, in ſchwarzer ſpaniſcher Kleidung, einen kleinen ſilbernen Degen an ſeiner Seite und ein Barret mit abgeſtumpften, unordentlich hängenden Federn in der Hand, ſah ruhig, doch ſehr ernſt vor ſich hin und ſchien dabei jedes vorübertanzende Paar, ſobald es in die Richtung ſeines Blickes kam, ſcharf zu betrachten; doch folgte er keinem, nur vor ſich hin ſtarrte ſein Auge.

Der andere war ein Jüngling von 20 Jahren. Sein blauſammetnes, mit Gold geſticktes Koller zeigte, daß er einer der Pagen des Herzogs ſey, die goldne Kette um den Hals, daß er bei dem

Herrn in Gunſt ſtehe, und mit ihm in's Feld gezogen war. Er war von mehr als gewöhnlicher Größe, ſein langes, gelbes, geſcheiteltes Haar hing lockig über die kräftigen Schultern, ſein dunkelblaues Auge ſah nachdenkend vor ſich hin, und es war ſchwer zu errathen, ob ſein von Jugendfriſche ſtrotzendes Geſicht Freude oder Kummer ausdrücke; nur wenn Mathilde Terzka an ihm vorübertanzte, glühte das Auge von doppeltem Feuer, er ſenkte es jedoch ſchnell zu Boden, und wagte nicht der holden Geſtalt zu folgen, die ihn auch gar nicht zu bemerken ſchien.

Als eben die Gräfin Mathilde an ihnen vorüberſchwebte, klopfte der kleine Mann dem Jüngling ſanft auf die Schulter. Unwillig ſah dieſer auf den Kleinen, der ganz freundlich zu ihm ſagte: Georg! mir däucht, das Auge der Gräfin Terzka — ich meine die Alte — ſucht Euch! — geht hin, und wenn Ihr ſie ſprecht, ſagt Ihr: ich entfernte mich, heute ſey eine wichtige Nacht! — Seht, ſie winkt Euch!

Und meine Conſtellation, Meiſter Seni? — fragte der Jüngling, ehe er ſich von ſeinem Platze trennen konnte.

Möchte wohl jetzt in Eurem Herzen deutlicher liegen, als in den Sternen, Freund Rothkirch! — ſagte Seni — geht nur!

Georg Rothkirch ging. — Die Gräfin trat aus dem Saale in ein Nebengemach. Meiſter Seni hatte nicht falſch geſehen. — Folgt mir! ſagte ſie zu dem Eintretenden.

Durch eine Reihe von Zimmern folgte Georg mit klopfendem Herzen bis in das innere Gemach der Gräfin. Er gedachte der holden Tänzerin, und ſein Herz ſchlug von banger Furcht. — Doch die Gräfin öffnete ihren Schreibtiſch, wühlte in einer Menge Schlüſſel, ſuchte einen bedeutend großen heraus, und gab ihn dem Jüngling, der wieder frei zu athmen begann.

Geht, Georg! — ſagte ſie freundlich — geht an das Pförtchen, das nach den Kapuzinern führt, öffnet es, aber laßt Niemand ein; nur wenn ein Reiter kömmt und Euch das Wort „Gitſchin“ ſagt, ſo führt ihn die heimliche Treppe hinauf, in das grüne Zimmer des Herrn, — verſchließet aber ja die Pforte wieder. Dort laßt ihn allein, kehrt in den Saal zurück, und Eure Gegenwart ſey mir Antwort. Geh, mein Sohn! — fuhr ſie im gutmüthigſten Tone fort — geh und hülle Dich in einen Mantel ein! die Nacht iſt gar rauh und ſtürmiſch.

Er ging durch die Höfe längs der Mauer, öffnete die Pforte, und trat hinaus.

Von der vorderen Seite des Pallaſtes ſchwebten die Töne der Muſik zu ihm herüber; deutlich konnte der Page hören, daß ein rauſchender Walzer begann. — Ob ſie wohl wieder mit dem Italiäner tanzt? — brummte er vor ſich hin, hüllte ſich tiefer in ſeinen Mantel und ſetzte ſich auf einen Stein, der in dem kleinen Kapuziner-Gäßchen an der Ecke ſtand. Die Nacht war mondhell, aber ſtürmiſch. Die Wetterfahnen ſchwirrten, der Wind ſauſ'te; doch er hörte nichts als die Töne der Muſik im großen Prunkſaal des Friedländers. — Die Wolken jagten vorüber und bargen alles rings um ihn in Dunkel; er ſah nichts als die liebliche Mathilde vor ſich ſchweben. — Immer dichter hüllte er ſich in ſeinen Mantel, immer feſter ſchloß er die Augen, damit nichts vor das liebliche Bild ſeiner Phantaſie trete und es verſcheuchen könne.

Lange ſaß er ſo und zauberte ſich eine unerreichbare Seligkeit, da hörte er von den Kapuzinern her durch das kleine Gäßchen Tritte nahen. Er ſprang auf, faßte ſein Schwert und drückte ſich feſt in die Vertiefung der Pforte. — Die Tritte kamen näher. — Zwei in Mäntel Gehüllte gingen an ihm vorüber, doch plötzlich blieben ſie ſtehen.

Dort oben bei dem Banket des Herzogs iſt er ſicher! ſagte eine tiefe Stimme.

Heute iſt es doch zu ſpät, Vater! kommt laßt uns umkehren und nach der Herberge zurückgehen! antwortete der Andere.

Morgen! — Warum nicht heute? — Bei dem Feſte wären wir am willkommenſten! unterbrach ihn der, ſo zuerſt geſprochen.

Kommt nur, kommt! — ſagte der Andere — ſonſt finden wir die goldne Traube verſchloſſen. — Seyd nicht ſo eilig, Vater, die Rache trifft ihn gewiß!

Da blickte der Mond durch die Wolken ſtrahlend hervor und beleuchtete die nächtlichen Wanderer, und Georg ſah das Geſicht eines Jünglings, kaum dem Knabenalter entwachſen, das ſich traurig an die Bruſt eines ältlichen Mannes ſchmiegte. — Beide kehrten jetzt auf dem nämlichen Wege, den ſie gekommen waren, zurück.

Ein Paar Unglückliche! — ſagte der Jüngling ſtill vor ſich hin und ſetzte ſich wieder auf ſeinen Stein — Doch, wo fände man die nicht in jetziger verhängnißvollen Zeit! — Zur Rache ziehen ſie aus, und umgehen den Pallaſt! — rief er plötzlich — Doch nein! — fuhr er nach kurzem Nachdenken fort — dem Herzog, meinem gütigen Herrn, galt dieſe Drohung nicht. — Sie ſagten ja ausdrücklich, daß der, den ſie ſuchten, bei dem Banket des Herzogs ſeyn müſſe, — alſo nicht er. Gott weiß, wie tief das Schickſal die Armen gebeugt hat, daß ſie noch in Nacht und Dunkel herumziehen! — Er ſchloß ſeine Augen, und Mathildens Bild ſtand wieder vor ihm.

Die Muſik ſchwieg, aber nicht die Sehnſucht ſeines Herzens. Seine Einbildkraft begleitete ſie überall. Er ſah nur ſie, und die Menge der Andern verſchmolz vor ihm wie ein Nebelmeer, aus dem ſie allein herrlich und im Strahlen-Glanz hervortrat. — Und hier muß ich ſitzen und harren, wenn ſie dort oben wie ein Engel ſchwebt! — rief er aus — Ach, hätte ich nur eine ihrer blauen Schleifen, die an Arm und Bruſt, ſo ganz ihres Glückes unbewußt, prangten, — ach, hätte ich nur —!

Thor! — rief er plötzlich und ſprang auf — hätteſt du nur Vernunft, um die unerreichbaren Wünſche aus deiner Bruſt zu bannen — das wäre dir beſſer! —

Er ſchritt heftig auf und ab, trat feſt auf, daß er die wieder begonnene Muſik nicht hören könne, und dachte an die Deſſauer Brücke, wo er ſeine erſte Waffenthat begonnen und die goldne Kette von Wallenſtein erhalten hatte. Er wollte gegen ſeine Phantaſie ſtreiten; vergebens, Mathilde ſtand vor ihm, ſein offnes Auge mochte in das Mondlicht, ſein geſchloßnes in die Vergangenheit blicken.

Da weckte ihn Hufſchlag aus ſeinen Träumen; er trat zur angelehnten Pforte zurück und horchte. Ein Reiter kam in vollem Jagen angeſprengt. — Halt, Freund! — rief ihm Georg Rothkirch entgegen — ein Wort! — Gitſchin! ſagte dieſer, von ſeinem Roſſe herabſpringend.

Junker Rothkirch! — rief er jetzt dem Pagen zu — führt mich nur ſchnell zum Herrn, denn deshalb ſteht Ihr doch wohl hier? Ich bringe gute Botſchaft!

Das freut mich, Herr Seſyna! — ſagte der Page, und führte ihn durch die Pforte. — Ihr wißt, ich gehöre zu den Getreuen! — und bin dem Hauſe Eures Gönners, des Grafen Terzky, wohl zugethan.

Herr Seſyna lächelte. — Kommt nur, Junker! Ich bezweifle keineswegs Eure Treue an der hochgräflich Terzkyſchen Familie, — fuhr er fort. — Wir kennen uns! — Er drückte ihm die Hand, und hätte der Mond nur ein wenig verrätheriſch durch die Wolken geblickt, hätte Herr Seſyna des Pagen hohes Erröthen bemerken müſſen.

2.

Als Rothkirch in den Saal trat, ſchwieg eben die Muſik. Sein Blick traf bald die alte Gräfin Terzka, die ihn verſtand und dem Herzog ſogleich einige Worte leiſe in's Ohr flüſterte.

Wallenſtein blieb ruhig auf ſeinem Seſſel ſitzen und begann ein kurzes Geſpräch mit ſeiner Gemahlin; dann ſtand er auf, winkte dem Grafen Harrach, und gab ihm mit wenigen Worten den Befehl, daß die Muſik beginnen ſolle.

Don Balthaſar! — ſagte er jetzt, ſich zu Maradas wendend, der ehrfurchtvoll aus der Menge hervortrat. — Habt Ihr keine Nachricht von dem Tilly und dem Schneekönig? — Beider Heere ſtehen, glaub' ich, in Sachſen?

So lauteten die Nachrichten, welche Ew. Hoheit die Gnade hatten, mich vor einigen Tagen wiſſen zu laſſen, ſagte Maradas nicht ohne Bedeutung.

Und hättet Ihr keine näheren Nachrichten, als durch mich? — fragte der Herzog, und ſein Mund verzog ſich zu einem höhnenden Lächeln. — Des Kaiſers Feldherr in Böhmen ſollte doch wohl beſſer wiſſen, wo das Heer des Feindes ſteht, als ich, der ich unter Eurem Schutz als Privatmann in meiner Eingezogenheit lebe!

Graf Harrach! — rief jetzt der Herzog, ſo daß alle Umſtehende es hören konnten. — Ich entferne mich auf einige Augenblicke; laßt das Feſt in ſeiner Ordnung fortgehen und es durch meine Abweſenheit nicht ſtören. — Er machte mit dem Kopfe eine nur geringe Verneigung, ſchritt ganz allein durch die Reihen der Gäſte, und verließ den Saal.

Georg Rothkirchs Blick hatte indeſſen mit Ungeduld im Saal herumgeſchweiſt und ſuchte Mathilde; nirgends fand er ſie. Endlich ſah er in der Vertiefung eines hohen Bogenfenſters ſie mit dem Marquis del Guaſto in ernſtem Geſpräch verſunken ſtehen. Sein Herz klopfte ſtürmiſch; ſchon hob er den Fuß, um ſich ihnen zu nähern, da trat der alte Graf Adam Terzky hinter ihnen aus der Vertiefung vor und führte ſeine Tochter in dem nämlichen Augenblick, als der Herzog den Saal verließ, wieder in die Reihe der Gäſte. Die Muſik begann. Im rauſchenden Walzer ſchwebte Mathilde dahin, doch nicht an der Seite des Marquis. — Georg ſtand wieder in Wonne verſunken, als die alte Gräfin Terzka ſich ihm näherte und ihm leiſe zurief: Leuchtet mir, Rothkirch! — Er erfaßte eine Kerze und ſchritt durch die Reihe der Prunkzimmer hindurch. Als ſie dem Gemache des Herzogs nahe waren, ſagte die alte Dame freundlich zu dem Pagen: Georg! ſteht doch

doch nicht immer ſo trauernd an dieſem fröhlichen Feſte. — Träume, wißt Ihr wohl, gehen ſelten in Erfüllung. — Sie trat in das Zimmer.

Träume gehen ſelten in Erfüllung?! — rief Rothkirch, und ſchüttelte ſich die herabgefallenen Locken aus dem Geſicht. — Ja wohl! alte Mutter — und meine Träume — wohl nie! — Er ſchlich zurück zum Saal, — noch wogte Alles im wirbelnden Walzer, — ſtellte ſich an ein einſames Plätzchen, und ſchon umgaukelten ihn ſeine Träume von neuem, da ſchwebte ſie an ihm vorüber. Zwei Roſen fielen von ihrem Buſen herab zur Erde. Schnell hob ſie Rothkirch auf, nahte ſich ihr ehrfurchtvoll, die jetzt den Tanz beendet hatte, und überreichte ihr die Blumen.

Ich danke Euch! ſagte das Fräulein, nahm die Blumen, — leis berührte ihre Hand die ſeinige, und ſanft erröthend wendete ſie ſich ſchnell, und ließ die eine in des Jünglings Hand zurück.

War es Zufall — war es Abſicht? dachte Rothkirch; eine unausſprechliche Wonne durchzuckte ihn, — er ſchlich aus dem Saal, trat auf den Schloßhof, ſah die blinkenden Sterne des

Nachthimmels, hob die Roſe empor und rief: Du Stern meines Lebens! heller, herrlicher ſtrahlſt du mir, als alle die Himmelsſterne da oben! ruhe hier, ſo lange es ſchlägt! — Er drückte die Roſe an ſein Herz, und ſeiner Empfindungen nicht mehr mächtig, ſchritt er durch die weiten Höfe hin und her.

Da gewahrte er hoch oben in dem kleinen Zimmer des öſtlichen Thurmes noch Schimmer eines Lichtes. — Heute oder nie! — rief er plötzlich, öffnete leiſe die angelehnte Pforte und ſtieg die Wendeltreppe hinauf. Vor einer kleinen Thüre hielt er einen Augenblick an, dann pochte er leiſe. — Wer iſt draußen?! — rief eine Stimme mit Unmuth. — Ich, Georg Rothkirch! — antwortete der Jüngling — Oeffnet, lieber Meiſter!

Verweilt — und mäßigt Eure Sehnſucht! rief Seni von innen. — Der Jüngling blieb harrend, aber ruhig vor der Thüre.

Alles war ſtill um ihn. Er ſetzte ſich auf die Treppe, und Meiſter Seni's Art ſchon kennend, waffnete er ſich mit Geduld.

Aber Minuten reihten ſich an Minuten, die

Uhr der Kapuziner ſchlug mahnend die Stunde der Mitternacht. — Der Meiſter blieb ſtill in ſeinem Zimmer und ſchien des Harrenden vergeſſen zu haben, der nicht wagte, den Aſtrologen noch einmal in ſeinen Betrachtungen zu ſtören. — Die Glocke ſchlug Eins. — Noch alles ſtill. — Da rief Rothkirch, nicht ohne Unmuth, leiſe vor ſich: Willſt Du mir nicht den Schleier lüften, Meiſter, ſo mögen meine Träume mich in die Zukunft führen! — Er nahm die Roſe aus ſeinem Buſen, drückte ſie an ſeine Lippen, preßte ſie an ſein Herz, und ſchloß die Augen. Die Roſe ihm reichend, ſchwebte Mathilde vor ihm und winkte; er folgte ihr über lachende Fluren und rauhe Berge hin zu einer einſamen Kapelle, — ſie öffnete ſich, — und er war entſchlummert. —

3.

Nun, Seſyna! — ſagte der Herzog, nachdem er die Thür des Gemachs verriegelt hatte, — was bringſt Du für Botſchaft?

Gute Nachricht, Hoheit! Der Tilly iſt bei Leipzig auf's Haupt geſchlagen, und hat ſeinen Rückzug nach Halberſtadt genommen; ſein Heer iſt vernichtet!

Gut! — Gut für uns! ſagte Wallenſtein.

Feldmarſchall Arnim empfiehlt ſich Ewr. Hoheit. Er hat mir dieſen Brief mitgegeben, der im Allgemeinen nur Höflichkeitbezeigungen enthalten wird. —

Macht kurz! unterbrach ihn der Herzog.

Und mir mündlich aufgetragen, — fuhr Seſyna fort.

Gab Euch der König nichts? unterbrach ihn Wallenſtein noch einmal.

Dieſen Brief, Hoheit! — Er überreichte ihm ein Schreiben.

Thor! — ſagte der Herzog zornig — Statt aller Eurer Worte, warum nicht dieß zuerſt? — Er las, Freude glänzte auf ſeinem Geſicht. Freundlich wendete er ſich zu Seſyna und ſagte: Guſtav verſpricht mir den Graf Thurn und 12,000 Mann zu ſchicken! — Dann — Doch laßt das gut ſeyn! — Noch in dieſer Nacht müßt Ihr zurück! Wo werdet Ihr den König finden?

Auf dem Wege nach Franken!

Wohl, er will den ſtolzen Maximilian, den hoffärtigen Baier faſſen! Und wo den Arnim?

Auf dem Wege nach Schleſien! antwortete Seſyna.

Falſch! falſch! — rief der Herzog — Doch das wird ſich finden!

Da klopfte es drei Mal leiſe an die Thür. Wallenſtein kannte das Zeichen, er öffnete; die Gräfin Terzka trat herein. — Gut, daß Ihr kommt, Gräfin! ſagte der Herzog, und machte ſie dann mit den erhaltenen Nachrichten bekannt.

Soll der Arnim nach Schleſien rücken? fragte die Gräfin, nachdem ſie die eingelaufenen Briefe geleſen hatte.

Nein! — ſagte der Herzog nach kurzem Nachdenken — Er ziehe nach Böhmen! — Zu ihm geht Ihr zuerſt, — fuhr er fort, ſich nach Seſyna wendend. — Sagt ihm von mir: Nach Prag ſoll er ziehen; kein Mann widerſetze ſich ihm, er ziehe ohne Schwertſchlag hier ein. Den Thurn ſoll der König mit den verſprochenen 12,000 Mann nach Schleſien ſchicken; dort iſt Schafgotſch, Goetz, ich ſelbſt.

Hört! — fuhr er fort, nachdem er an das Fenſter getreten war, — nicht bloß ſchwediſch oder weimariſch Volk ſoll mir der König ſchicken, auch ein Paar Regimenter Sachſen; dann iſt der Kurfürſt auf immer von Wien geriſſen, und ich trau ihm ſo nicht recht. — Dann zieht zum König, ſagt ihm, wie ſehr mich ſein Schreiben erfreut, und verſichert ihm, daß er auf mich rechnen könne, ſobald er mir den Thurn mit dem Heere zugeſchickt habe; nur mache ich die einzige Bedingung: daß er nie mit ſeinen Schweden nach Schleſien, Böhmen oder Mähren rücke. Dieß überlaß er mir und dem Arnim!

Wollen Ew. Hoheit mir nicht ein Antwort-Schreiben an des Königs Majeſtät mitgeben?

Nein! — ſagte Wallenſtein rauh — Fangen Euch die Kaiſerlichen mit dieſem Schreiben, ſo hängen ſie Euch; auch mir und dem Terzky kann es den Kopf koſten. Fingen ſie Euch mit des Königs Schreiben, ſo haben ſie immer noch keinen Beweis gegen mich in Händen, allenfalls könnte es nur Verdacht erwecken. Nein, nein! ich ſchreibe nicht!

Aber, — entgegnete die Gräfin — wird der

König, und mit Recht, nicht ungehalten ſeyn, daß Ihr ſo wenig den Anſtand beachtet? Er ſchreibt Euch zuerſt, und Ihr haltet es nicht einmal der Mühe werth, ihm zu antworten, oder wagt es vielleicht nicht!

Wagen?! rief Wallenſtein, und ſein Blick ſah wild auf die Gräfin.

Hoheit! bat Seſyna.

Herr Seſyna von Rieſenburg! — ſagte der Friedländer jetzt mit gebietendem Tone, und ſeine Augen leuchteten feurig, ſein Mund hob ſich zu dem verächtlichen Lächeln, das ihm ſo eigen war, fühlte er ſein Uebergewicht über Andere, — keine Bemerkung, Ihr kennt meinen Willen! — Ich bedarf keines Raths! — zum Feldmarſchall Arnim, dann zum König! — Ihr wißt meine Intention. — In Gitſchin trefft Ihr mich. — Gott befohlen!

Er winkte. — Die Gräfin nahm eine Kerze und leuchtete ihm die heimliche Treppe hinab.

Seni! raunte Seſyna der Gräfin in's Ohr.

Ihr habt Recht! — antwortete dieſe — es hilft nichts — wir müſſen mit gegen den Strom ſchwimmen. — Reiſ't ſchnell, kehrt bald wieder!

Als ſie zu dem Herzoge zurückkehrte, fand ſie dieſen, am Tiſche ſitzend, den Kopf auf ſeinen Arm geſtützt, in tiefen Gedanken. Sie blieb an der Thür ſtehen. Da hob der Herzog langſam ſein Haupt, und ſagte dumpf vor ſich hin: Des Menſchen Wiſſen iſt gering, ſein Wille gebunden, — an die Sterne ſein Schickſal gefeſſelt! — Der Zufall ſein Gott! — Ha! Gräfin Terzka! — fuhr er auf, da er ſie an der Thür ſtehend erblickte, — ich möchte nicht gern einen Diener rufen, und den neugierigen Köpfen im Saal Beſchäftigung geben; Rothkirch iſt wohl nicht bei der Hand? Habt doch die Güte, Seni zu mir zu ſchicken. Ich bedarf ſein in dieſem wichtigen Augenblicke. Ich fühle, dieſe Nacht kann über mein Schickſal entſcheiden!

Was ſoll Seni? — antwortete die Gräfin — Ihr ſelbſt habt ja ſchon entſchieden. Seſyna iſt fort, und an Eurem Schluß läßt ſich nichts mehr ändern, die Sterne mögen ſagen, was ſie wollen.

Wallenſtein ſah ſie finſter an.

Und wenn Ihr mir zürnen ſolltet, — fuhr die Gräfin muthig fort — ſo muß ich Euch noch einmal vor dem Italiäner warnen. — Vom Hofe

Ferdinands zogt Ihr den Seni, einſt der Jeſuiten Buſenfreund, an Euch, und ſchenktet ihm Euer Vertrauen. — Ihr folgt, wider Euern beſſern Rath, dem Wort des Mannes, dem trügenden Einfluß der Sterne.

Der Herzog erhob ſich von dem Seſſel.

Ihr glaubt ſeine zweideutigen Orakel-Sprüche, ſind ſie auch der beſſern Meinung Eures hohen Geiſtes entgegen! — Ihr —

Habt die Güte und geht! — Schickt mir den Seni! — unterbrach ſie Wallenſtein mit ruhigem Ernſt — Geht, Gräfin Terzka!

Sie ging. Sie kannte des Herzogs eiſernen Willen, vor dem auch ſie ſich beugen mußte. Sie wußte, wie geheimnißvoll er ſeine nächtlichen Zuſammenkünfte mit Seni hielt, und ging, um den verhaßten Aſtrologen zu rufen.

4.

In ihrer Staatskleidung, eine Blendlaterne in der Hand, ſchlich die Gräfin durch einen langen Gang nach dem Thurm, der Wohnung des Meiſter Seni. Als ſie leiſe die Stufen hinaufſtieg, erſchrak ſie nicht wenig, einen Schlafenden vor ſeinem Zimmer zu finden, vor dieſem Heiligthum, wohin Niemand unberufen zu gehen wagte. Sie leuchtete vorſichtig dem Schläfer in's Auge, ſah, daß es Rothkirch war, und ſtaunte, ihn hier zu finden. Da erblickte ſie die Roſe in ſeiner Hand, die er an ſein Herz gedrückt hielt. — Lächelnd beugte ſie ſich über ihn, nahm vorſichtig die Blume, und klopfte nun leiſe an des Meiſters Thür. — Ich komme ſchon, Junker! — rief dieſer von innen, öffnete behutſam und war betroffen, als er die Gräfin vor ſich ſah, welche, auf den Schläfer deutend, ihm zu ſchweigen winkte und den Befehl des Herzogs mittheilte.

Seni verſchloß die Thür und folgte der Gräfin. — Georg ſchlief ruhig fort.

Ich habe heute glückliche Conſtellationen beobachtet, — ſagte Seni. — Der Mars ſtand mit dem Jupiter im ſchönſten Vereine; heute um die zweite Stunde der Mitternacht iſt etwas Großes geſchehen.

Wohl möglich! ſeufzte die Gräfin.

Was mein gnädiger Herr heute begonnen hat, iſt zu ſeinem Glück! fuhr Seni fort.

Ich glaube kaum! ſagte die Gräfin unwillkürlich.

Ihr, Frau Gräfin, — fuhr Seni fort, und immer weiter ſchritten ſie in der langen Gallerie, — Ihr glaubt nicht an den Einfluß der Geſtirne, — ich weiß es, und doch habe ich gegen Euern Willen Euer Horoſcop geſtellt.

Und was hat Euch dieſes geſagt? fragte die Gräfin mit höhnendem Tone.

Erlaubt, daß ich davon ſchweige, — ſagte der Meiſter ernſt. — Oft breitet das Schickſal theilnehmend und gütig einen Schleier über die Zukunft der Menſchen, und nur denen in die Geheimniſſe der Natur Eingeweihten wird ſie ſichtbar, nur den Gläubigen zur Warnung offenbaret! — Er ſtieg die heimliche Treppe hinauf, und ließ die Gräfin im Bogengang allein.

Sonderbar! — ſagte ſie — halte ich doch dieſes myſtiſche Weſen für eitel Gaukelei und Betrug, und doch ergriffen mich die Worte des Italiäners auf eine wunderbare Weiſe. — Ja wohl! — wer ſo wie wir am Krater ſteht, den ergreift ahnend jedes Rauſchen, und wäre es nur der Wind, der über ihn brauſt. — Doch dieſe

Roſe, — fuhr ſie fort — die ich dem Schläfer nahm, ſollte ſie? — gewiß! gewiß! ſie iſt von den Blumen meiner Tochter, die ihr der Guaſto heute überſchickte. — Gewiß! denn Roſen nur ſind jetzt ſeltne Blumen.

Sie ging durch die erleuchteten Zimmer dem Saale zu, wo noch die Pauken wirbelten, die Trompeten ſchmetterten, und die Geigen und Flöten tönten. Die Entfernung des Herzogs hatte das Feſt nicht geſtört; gewohnt, daß er ſich immer früh zurückzog, war es keinem aufgefallen; eben ſo wenig, daß die Gräfin den Saal verlaſſen hatte.

Als ſie wieder eintrat, fand ſie Mathilde Hand in Hand mit der jungen Marie Eliſabeth vor der Herzogin ſtehen. Mathilde hörte aufmerkſam auf die Rede der hohen Frau, während Marie kaum den Augenblick erwarten zu können ſchien, wo die Mutter enden, und ſie wieder mit einem ſtattlichen Tänzer durch die Reihen fliegen würde. Die Gräfin Terzka trat zu ihnen. Als die Tochter die Roſe in der Hand der Mutter erblickte, und dieſe ihr ſchweigend die Blume reichte, ward ſie ſelbſt zur purpurnen. — Sie küßte die dargereichte mütterliche Hand, und wollte eben einige

Worte ſtammeln, als der Marquis del Guaſto zu den Frauen trat und ſchnell, nicht ohne bittre Bedeutung, Mathilde fragte: Welche glückliche Hand hat das Verlorne wieder gefunden?

Die Hand meiner gütigen Mutter! — antwortete Mathilde — Es freut mich, dieſe Roſe aus ſo theuren Händen empfangen zu haben, Herr Marquis. — Sie neigte ſich und küßte noch einmal die mütterliche Rechte; und als ſie aufſah, ſtand Rothkirch vor ihr und ſah mit ſtierem, faſt wildem Blick auf die Roſe, die ſie jetzt, das Auge ſenkend, zu den übrigen Blumen an ihre Bruſt ſteckte.

5.

Die Gäſte hatten ſich entfernt, der Saal war leer, nur noch einzelne Kerzen brannten, und immer noch ſtand Rothkirch an dem hohen Pfeiler und ſtarrte nach der Thür, wo Mathilde beim Weggehen noch einmal ſich umgeſehn und, wie er glaubte, leiſe grüßend nach ihm geblickt hatte. Da trat endlich der Haushofmeiſter zu ihm und ſagte freundlich: Lieber Junker, wollt Ihr nicht zur Ruhe? ich muß die Kerzen löſchen und die Zimmer ſchließen! Ruht aus von den Mühen dieſes Tages und ſchlaft ſanft. — Gute Nacht!

Der Haushofmeiſter löſchte jetzt ein Licht nach dem andern, und langſam ſtieg Georg die Marmor-Treppe hinab, nach ſeinem Zimmer; aber dort zur Ruhe zu gehen, war ihm heute unmöglich. — Noch einmal will ich mein Schickſal befragen, das mir ſo tückiſch das Himmelspfand ſtahl! — rief er aus und blickte nach dem dunklen Fenſter in Seni's Thurm — Er ſchläft ſchon, mag er erwachen! — Er tappte im Finſtern die Treppe hinauf, ſtand vor der Thür und klopfte, klopfte immer ſtärker. — Keinen Laut, kein Geräuſch vernahm er; da ſchimmerte ein Lichtſtrahl die Wendeltreppe herauf, er hörte leiſe Tritte, und der Meiſter ſtand vor ihm und leuchtete ihm in's verſtörte Geſicht. — Ah, ſeyd Ihr es, Junker, und noch hier?! — ſagte Seni — glaubte Euch längſt zur Ruh'; Ihr habt hier wacker geſchlafen und Euch ſchon im Voraus geſtärkt. Nun, gute Nacht!

Nein, Meiſter! — ſagte der Jüngling mit Feuer — Ihr habt mir ſo oft verſprochen, mir mein Horoſcop zu ſtellen: heut, ich fühle es, iſt ein wichtiger Tag meines Lebens; heute gab mir ein freundliches Schickſal viel, und ein tückiſches nahm mir es wieder. Heute, jetzt ſtellt mir es, ich bitte Euch!

Meiſter Seni leuchtete mit der kleinen Blendlaterne in des Pagen glühendes Geſicht, lächelte, nahm den Schlüſſel und öffnete die Thür ſeines Gemachs. — Tretet ein, junger Mann! — ſagte der Aſtrolog — Was Ihr wünſcht, ſoll Euch werden. — Er zündete eine große Lampe an, deren ſonderbarer Schein ein ſanftes Dämmerlicht über das ganze Zimmer verbreitete. — Setzt Euch! — fuhr er fort, und zeigte auf einen hohen Seſſel, in deſſen hölzerner Lehne barrocke Figuren geſchnitten waren.

Rothkirch ſetzte ſich, und während Seni in ein Nebenzimmer ging, hatte er Zeit, ſich in dieſem, noch nie betretenen, Heiligthume umzuſehen. Bücher, Landkarten, aſtronomiſche Inſtrumente lagen oder ſtanden auf mehreren kleinen Tiſchen umher. Ein großer Zodiakus umgab die gewölbte Decke, in jeder Ecke des Zimmers ſtand das Skelet eines menſchlichen Körpers, auf dem Sims des hohen Kamins mehrere barrocke Figuren von Holz, Kinder einer regelloſen Phantaſie. Sonſt war Alles, wie in dem Zimmer eines Gelehrten, Unordnung und Schmutz überall. — Der Meiſter trat jetzt wieder ein, ſein Haupt entblößt, die ganze Figur von einem langen ſchwarzen Mantel umgeben, den unter der Bruſt ein breiter goldner Gürtel feſthielt; in ſeiner Hand ruhte ein kleiner weißer Stab. Er ſtellte ſich ſchweigend dem Jüngling gegenüber, betrachtete ihn lange und mit tief forſchendem Blick; dann ſagte er: Ueber unſer Schickſal, Jüngling, gebieten, unter der Macht des hohen Weſens, welches das Weltall in ſeiner mächtigen Hand regiert, zwei Elementar-Geiſter. Der eine leitet es im engen Kreiſe des innern, der andere im weiten des äußern Lebens! Beide führen den Menſchen, wenn auch auf verſchiedenen Wegen, nach zwei Endpunkten der Wallfahrt, nach Glück oder Unglück, nach Himmel oder Hölle! Oft treffen ſie ſich am Ziele, öfters aber auch nicht. — Georg Rothkirch, der Du jetzt, nach den Geheimheimniſſen der Zukunft forſchend, vor mir ſtehſt, ſprich! welchen von den Geiſtern willſt Du, daß ich befrage? Beide gehorchen meiner Stimme. —

Den, der mein Inneres leitet! ſagte Rothkirch, und ein Schauder überflog ihn bei dieſen Worten. Ein mitleidiges Lächeln zuckte um die Lippen des Aſtrologen; er wandte ſich und ging in das Nebenzimmer. Als er nach einer Weile wieder heraus trat, ſtand der Jüngling gebeugt, die Hand feſt auf's Herz gedrückt, in tiefem Sinnen verſunken.

Georg Rothkirch! — rief ihm Meiſter Seni zu, und der Jüngling erwachte aus ſeinen Träumen. — Du wollteſt den Geiſt bannen, der in Deinem Herzen wohnt, daß er mir nicht Dein Inneres offenbare, darum preſſeſt Du, Dir ſelbſt unbewußt, die Hand auf Dein Herz? Dieß war vergebens. Durch das geiſtige Auge ſchwebt er hervor, von dort hat er mir ſchon oft verkündet, was in Deiner Bruſt ruht. Wie der Geiſt des äußern großen Lebens zu mir aus den Sternen des Himmels ſpricht, ſo ſpricht der Geiſt des innern Lebens aus den Sternen des Auges. Beide habe ich befragt! — Dein Horoſcop iſt geſtellt!

— Rothkirch trat raſch dem Meiſter entgegen, wollte ſprechen —

Tritt zurück, auf Deinen Platz! — rief ihm dieſer unmuthig entgegen — Schweig! und ſtöre mich nicht! — Nur die Kraft, welche zauberiſch Menſchen an Menſchen kettet, nur dieſe Kraft, die mich vom erſten Augenblick, wo ich Dich ſah, nach Dir zog, zwingt mich, vor Dir den Schleier zu lüften. — Darum höre und ſchweig!

Hoch hob er jetzt den Stab, und ihn über ſein kahles Haupt nach jeder Himmelsgegend ſchwingend, dann ihn über dem Skelett haltend, das nach Oſten ſtand, und ſein großes ſchwarzes Auge feurig auf den Jüngling heftend, begann er mit hohler Stimme: Fahrender Ritter! Auf! klimm' über Klippen und Felſen, ſtürze Dich in des Waldbaches brauſende Fluthen, bekämpfe die Rieſen und Drachen; klimm' hinauf! — Achte nicht der Wunden, die Deine Hand ſich an Dornen und Felszacken ritzt, welche Rieſen Dir ſchlugen; brich durch das Feuer hindurch, das die Drachen ausſpeien! — Hinauf! nur immer friſch hinauf, mein muthiger Ritter! — Dort auf der Höhe ſteht ſie, die Roſe; nur ein kühner Sprung über den jähen

Abgrund, der Dich von ihr trennt! — Glück auf! — Er gelang! — Sie beugt ſich Dir entgegen — Du ſtreckſt die Hand nach ihr!

Senke den Schleier freundlich, theilnehmender Geiſt! — rief jetzt Seni bewegt; ſein Stab ſenkte ſich, — ſein Auge ruhte wehmüthig auf dem Jüngling. —

Lüfte ihn! — rief Georg begeiſtert — lüfte ihn, Meiſter! — und ſein Blut rollte ſtürmiſch durch ſeine Adern. — Ich ſtreckte die Hand nach ihr —

Ermattet hätte ſich der Aſtrolog auf den hohen Lehnſtuhl geſetzt, und ſein greiſes Haupt auf ſeine Hand geſtützt. — Jüngling! — ſagte er mit tief bewegter Stimme zu Georg, der immer noch in höchſter Spannung vor ihm ſtand, — laß es für heute genug ſeyn. Was hinter dem Schleier ſich verbarg, fällt dem andern Geiſte anheim; Dein inneres Leben verſchmilzt mit Deinem äußern, und von dieſem muß ich jetzt ſchweigen. Nur das darf ich Dir noch ſagen: Gehe um die neunte Stunde des kommenden Morgens in die Herberge zur goldnen Traube, da wirſt Du eine freundliche Hand finden, die Dir helfen wird, Dich der Roſe zu nahen

In der goldnen Traube?! — rief Georg erſtaunt. Ihm traten plötzlich die vermummten Geſtalten dieſer Nacht im Kapuziner-Gäßchen vor Augen.

Gute Nacht, Rothkirch! — ſagte, ſtatt Antwort, der Meiſter, reichte ihm die Hand, ſchob den Betroffenen ſanft zur Thür hinaus, und ſchloß ſie wieder.

Da ſtand der Jüngling; dunkel lag die Nacht vor ihm wie ſein Schickſal; die Roſe auf ſteiler Höh' leuchtete wie der Hesperus durch das Dunkel ihm entgegen.

Und werde ich ſie brechen, ſie an mein Herz drücken?! — rief er aus — werde ich ſie mein nennen?! — Nie! — tönte es mit furchtbarem Ton wie aus dem obern Theile des Thurmes herab. — Nie?! — rief der Jüngling, und es rieſelte ihm eiskalt durch alle Adern, es trieb ihn die Treppe hinunter, über den Hof, hinauf in ſein kleines Zimmer. — Nie! nie?! — rief er immer noch vor ſich hin, und es war ihm, als ob die donnernde Stimme der furchtbaren Zukunft ihn auch noch hier verfolgte.

6.

Als am andern Tage die Sonne ſchon hoch ſtand, weckte der freundliche Haushofmeiſter den kaum Entſchlummerten. — Sagte ich es Euch nicht, Junker, — begann er verweiſend — daß Ihr beſſer thätet, zur Ruhe zu gehen, als unten im Saal, an einen Pfeiler gelehnt, in das matte Licht der halbverbrannten Kerzen zu ſchauen? nun habt Ihr nicht ausgeſchlafen und wir reiſen.

Reiſen?! rief Rothkirch.

Schon dieſen Nachmittag nach Gitſchin, — ſagte der Haushofmeiſter — da habe ich armer Geplagter wieder einige ſauere Tage; wer, ſo wie Ihr, ſeinen Mantelſack packen laſſen, und ſich auf ſeinen muthigen Ungar ſetzen kann, der iſt glücklich!

Und geht der ganze Hof nach Gitſchin? fragt Georg.

Alles! — nur die Gräfin Terzka —

Die Gräfin Terzka! — unterbrach der Page den Haushofmeiſter.

Kommt erſt morgen nach! — antwortete die ſer — und ich habe den Auftrag, den Marquis del Guaſto einzuladen, ſie dorthin zu geleiten. Ich habe ſo wenig Zeit, lieber Herr, habt die Gefälligkeit und thut es für mich!

Schickt den niedrigſten Diener! — unterbrach ihn Rothkirch zornig und ſprang vom Lager auf — der iſt gut genug zur Botſchaft an dieſen Italiener. Mich verſchont mit ſolchem Auftrag, Herr!

Nun, nun! brummte der Haushofmeiſter und ging.

Nach Gitſchin alſo! — rief Georg, im Zimmer raſch auf und ab gehend, — nach Gitſchin! und ſie — in ſeiner Begleitung? — doch ich klimme ja hinauf zur Höhe, und wie ich die Hand ausſtrecke, ſagte Meiſter Seni, — doch, ſollte ich nicht um neun Uhr nach der goldnen Traube gehen? Schnell! fort!

Er kleidete ſich an und wanderte mit klopfendem Herzen der eben nicht ſehr berühmten Herberge zu. Als er eintrat und einen Krug Wein und etwas zum Imbiß verlangte, war der Wirth nicht wenig erſtaunt, den ſchmucken jungen Herrn von des Friedländers Hofſtaat bei ſich zu ſehen. Das Gerücht der ſchnellen Abreiſe des Herzogs hatte ſchon die Stadt durchlaufen; man ahnete eine wichtige Begebenheit. — Der neugierige Wirth wollte gern das Nähere von Rothkirch erfahren, und that deshalb mehrere Fragen an ihn, dieſer aber blieb ſtumm; wußte er's doch ſelbſt nicht. Er ſaß ſtill, vor ſich hinblickend, trank zuweilen ein wenig Wein und erwartete ſehnſuchtvoll, was ihm hier begegnen, und welche freundliche Hand ſich darbieten würde, ihm die Roſe entzaubern zu helfen.

Niemand erſchien. Noch immer ſaß der geſchwätzige Wirth ihm gegenüber und verſuchte das Geheimniß der Abreiſe aus ihm zu locken: da fragte endlich Rothkirch, von Ungeduld und Langweil geplagt: ob nicht geſtern ein Paar Fremde, Vater und Sohn, in ſeiner Herberge eingekehrt wären?

Ja wohl, edler Herr! — antwortete ſchnell der Wirth — ein Paar reiſende Meiſterſänger von Nürnberg, arme Schlucker, die den Wein nur in ihren Ländern trinken, und das Geld nur aus den Strahlen der lieben Sonne kennen; die Ketzerſtadt ſoll ein ganzes Neſt ſolcher Tagdiebe in ihren Mauern beherbergen.

Und wann kamen ſie zu Euch? fragte Georg.

Geſtern Abend, — berichtete der Wirth — aber kaum hatten ſie ein kärgliches Mahl zu ſich genommen, ſchlichen ſie Beide wieder fort, und Gott weiß, wo ſie geſungen, oder was ſie gemacht haben mögen; erſt ſpät kamen ſie wieder nach Haus. Dort, ſeht Ihr wohl, dort ſtehen Beide im Vorhauſe; durch jenes Fenſterchen könnt Ihr ſie genau ſehen.

Rothkirch ſtand auf, trat an's Fenſter, und ſah einen Mann, zwar alt, aber noch kräftig; ſein Auge war ausdruckvoll und blickte kühn um ſich, doch ſchien es von Kummer umwölkt. Der Jüngere, kaum dem Knabenalter entwachſen, war ein treffliches Bild eines Johannes; ſanft, ſchmachtend blickte das getrübte Auge unter den goldnen Locken hervor, ein wehmüthiges Lächeln zuckte um die roſigen Lippen, den ſchlanken Körper umgab ein brauntuchener, knapp anliegender, langer Rock, und ein blauer kurzer Mantel, das Zeichen der Meiſter-Geſellen, bedeckte ſeine Schultern.

Georg fühlte ſich zu dem Jüngling hingezogen, der, auf ſeine Harfe gelehnt, hinauf nach dem Thurme der Jeſuiter-Kirche blickte. Er trat zu ihnen, grüßte höflich, und bat, ob ſie nicht hereintreten und mit ihm einen Becher Wein trinken wollten. Er bat ſo innig, ſo herzlich, daß der Alte nicht widerſtehen konnte. Komm, Rudolf! — ſagte er zu dem Jüngern — laß uns der Einladung des Herrn folgen; trinken wir einen Trunk Wein mit ihm, und dann zahlen wir ſeine Höflichkeit mit einem Liedchen, und wir ſind quitt.

Sie traten ein. Der Wirth füllte drei Becher mit Ungar-Wein, reichte ſie den Gäſten, und trat nun lauſchend in den Hintergrund des Zimmers. Georg gewahrte ihn da. Herr Wirth! — rief er ihm zu — wenn des Friedländers Page Eurer bedarf, wird er Euch rufen. — Eures Weines bedürfen wir, nicht Eurer Ohren!

Brummend ging der Wirth. — Dein Glück! ſprach nun Georg, und ſtieß an den Becher des Jünglings.

Das wird mir nicht blühen, — antwortete dieſer ernſt — höchſtens trinke ich der Hoffnung, lieber Herr! ſie muß mir gnügen!

Auch mir! — ſagte Rothkirch ſeufzend — auch mir!

Und Euch beiden, — nahm der Meiſterſänger das Wort und hob den Becher — was könnt' ich

Euch wohl beſſeres zutrinken, als Minneglück! Minne iſt die Göttin, die Eurem Lebensmorgen als Aurora aufgeht. Sie ſchlingt den Blüthenkranz in die jugendlichen Locken, ſie beſtreut Eure Pfade mit Roſen. welche dem Alter dann längſt verwelkt, und von denen nur noch die Dornen ihm übrig geblieben ſind. — Alſo — dem Minneglück!

Rothkirch ſtieß hocherglüht an; er dachte der Roſe. — Der Jüngling aber ſetzte den Becher nieder, und ſagte bittend: Vater! — Ich bitt' Euch, ſchweigt! —

Auch dieſer ſetzte den Becher finſter vor ſich hin. Rothkirch, durch dieſes leidenſchaftliche Benehmen aus ſeinen Träumen geweckt, betrachtete Beide genau. In dem Auge des Alten glühte der Zorn; in das Auge des Jünglings drang eine Thräne. Da gedacht' er der vergangenen Nacht; er wollte Gewißheit haben, ob ſeine Gäſte die Nachtwandler von geſtern wären, und hielt deshalb den Becher hoch empor. — Laßt uns ihn der Rache leeren! rief er aus, und raſch faßten Beide nach ihrem Becher; Beide aber ſetzten ihn ſchnell wieder nieder.

Was meint Ihr damit, junger Herr? — fragte, ihn ſcharf betrachtend, der Alte. — Eine ſonderbare Geſundheit, zu welcher Ihr uns auffordert!

Habt Ihr nicht ſelbſt mir die Geſundheit in den Mund gelegt? — erwiederte Georg — als Ihr in voriger Nacht dem Pallaſt des Herzogs, meines gnädigen Herrn, nahtet, und das Opfer Euerer Rache dort zu finden hofftet?

Herr! wer ſeyd Ihr? fragte ſchnell, aber mit finſterm Blick der Alte, während der Jüngling, hoch erröthend, ängſtlich nach dem Vater ſah.

Ich bin Rothkirch, ein ſchleſiſcher Edelmann, Page des Herzogs von Friedland, und bereit, Euch zu dienen, wo und wie ich nur kann, ſobald Euer Vorhaben nicht gegen meinen Herrn oder deſſen erlauchtes Haus gerichtet iſt!

Nein! — ſagte der Alte — wahrlich gegen den Wallenſtein und ſeine hohen Angehörigen geht unſere Abſicht nicht, das ſchwör' ich Euch!

Und Ihr ſchweigt? — ſagte Georg, wandte ſich zu dem jungen Sänger und ergriff deſſen Hand, die fieberhaft in der ſeinigen zuckte. — Ihr ſchweigt? Nun, — fuhr er gutmüthig fort — habe ich zu ſtark in die Saite, die Eurem Schmerze tönt, gegriffen, ſo verzeiht — und vergeßt es!

Lieber Herr! — ſagte der Alte, während der Jüngere ſich zu faſſen ſuchte, — das Einzige, warum wir Euch bitten, iſt, daß wir Euren Herrn bei irgend einer feſtlichen Gelegenheit mit unſerer Kunſt vergnügen dürfen. Wir ſind nicht unerfahren; dieſem Knaben gab die Natur eine helle volltönende Stimme, und die Harfe greift er ſchön, faſt meiſterhaft. Iſt uns dieß vergönnt, ſind wir Euch hochverpflichtet.

Wenn nur nicht der Herzog mit ſeinem Hofe noch heute Prag verließ und nach Gitſchin zöge! ſagte Georg.

Das iſt übel! brummte der Alte vor ſich.

Doch folgt uns auch dahin! — unterbrach Rothkirch das Schweigen — wenn der Herr ſich auch nicht viel um Geſang und Dichtung kümmert, ſo lieben ihn doch die Frauen, und ſind gar geſchickt, die Laute zu ſchlagen.

Wer von den fremden Gäſten folgt dem Herzog? fragte der Meiſterſänger raſch.

Ich glaube Alle! — antwortete der Page — Ich weiß es zwar nicht genau, — ſicher aber Colalto, Fürſtenberg, der Marquis del Guaſto und der junge Diedrichſtein!

Gut! — ſagte der Alte ſchnell — ich werd' Euch folgen. — Doch jetzt verzeiht, — ein nothwendiges Geſchäft ruft mich ab, — in Gitſchin meinen Dank für Eure freundliche Bewirthung. — Komm, Rudolph!

Der Jüngling ſtand auf, reichte zum Abſchied Rothkirch die Hand. Auch ich danke Euch, lieber Herr! — ſagte er bewegt, und ſah ihn hierbei ſo wehmüthig, ſo innig an, daß Georg, unwillkührlich nach ihm hingezogen, den Jüngling treuherzig umfing. Dieſer wand ſich verſchämt und zitternd aus Georgs ſtürmiſcher Umarmung.

Uebermorgen ſehen wir uns wieder! ſagte der Alte lächelnd, und ging. — Der Knabe folgte hoch erröthet.

Als Rothkirch in den Hof des Pallaſtes trat, kam Meiſter Seni, in ſeinen Pelz gehüllt, eben aus der Pforte des Thurmes, und wollte eine Sänfte beſteigen, die ſeiner wartete. Er hielt an, winkte Georg und fragte ihn lächelnd: Haſt Du die freundliche Hand gefunden, die Dir helfen wird, der Roſe zu nahen?

Nur einen Meiſterſänger mit ſeinem Knaben fand ich dort! ſie wünſchen ſich im Geſang am Hofe des Herzogs hören zu laſſen. Seyd mir behülflich, ihre Wünſche zu erfüllen!

Gern, Junker! — ſagte Seni — macht nur, daß Ihr in's Vorzimmer des Herzogs kommt; man erwartet Euch dort! — Er grüßte freundlich und ſtieg in die Sänfte; Rothkirch die Wendeltreppe hinauf.

7.

Als er in das Vorzimmer trat, gab ihm ein Kammerherr den Befehl, ſogleich zum Herzog zu gehen.

Nicht frohen Muthes, den Zorn des Friedländers, der nicht die kleinſte Nachläſſigkeit in ſeinem Dienſte vergab, fürchtend, trat er in's Zimmer. Wallenſtein ſtand an einen Tiſch gelehnt und ſah auf die Thür. — Rothkirch! — rief er ihm mit huldreicher Miene entgegen — wo warſt Du heute früh? Du haſt lange auf Dich warten laſſen!

Meiſter Seni! — ſtotterte der Jüngling.

Ich weiß ſchon! — unterbrach ihn der Herzog — Tritt näher, mein Sohn! — Georg trat vor den Herzog. In dieſem herablaſſenden Tone hatte er noch nie mit ihm geſprochen, obgleich er den jungen Mann faſt zu jeder wichtigen Sendung gebrauchte, und er ihn unter allen ſeinen Pagen von jeher vorgezogen hatte.

Rothkirch! — ſagte der Herzog, legte ſeine Hand auf deſſen Schulter und ſah ihm dabei feſt in's Auge, — Du biſt unter einer glücklichen Conſtellation geboren; Du ſtrebſt nach Hohem, das lob' ich; biſt mir treu bis an Deinen Tod, das weiß ich, bin es gewiß und deshalb Dir auch unter allen meinen Dienern vorzüglich gewogen. Ich glaube Dir ein Geheimniß anvertrauen zu dürfen, das bis jetzt nur die Gräfin Terzka und Seni wußten.

Hoheit! — ſagte der Page, verbeugte ſich tief, und legte die Hand auf's Herz.

Es bedarf keiner Verſicherung, ich bin es überzeugt, daß in Deiner Bruſt jedes meiner Geheimniſſe treu verwahrt iſt! — Der Marquis del Guaſto — fuhr er nach einer kurzen Pauſe fort — iſt der beſtimmte Bräutigam meiner Nichte. Verhältniſſe laſſen mich dieſe Verbindung wünſchen, doch ſcheint die Gräfin Mathilde ihm nicht wohl zu wollen; die Mutter fürchtet, daß eine verborgene Neigung ihr den Marquis abwendig macht. — Gieb Acht, beobachte ihre Schritte, erſpähe, wer der verwegene Thor iſt, der, ohne meinen Willen, bis zu ihr die Augen zu erheben wagte, und der der ſtrengen Ahndung ſeines Vorwitzes gewiß ſeyn kann! Ich vertraue Deinem Blick, für ſo etwas habt Ihr ein gar ſcharfes Auge. Du wirſt Dich auch der Gräfin verbinden, welche Dir wohl will, und von dieſem Auftrag unterrichtet iſt. — Geh', in Gitſchin ein Mehreres!

Rothkirch verbeugte ſich tief, um die Gluth, die ſeine Wangen purpurn färbte, zu verbergen. — Er wollte ſich entfernen, doch der Herzog rief ihn zurück.

Seni iſt Dein Freund! — ſagte er, den Jüngling noch einmal mit ſonderbarer Aufmerkſamkeit betrachtend, — wiſſe es zu ſchätzen, und folge ſeinem Rath! — Er winkte, der Page verließ das Zimmer.

8.

8.

In den hohen Bogengängen des Schloßgartens zu Gitſchin wandelte Georg Rothkirch, der Worte des Herzogs gedenkend, ſinnend auf und ab. — Dieſe Art des Vertrauens war ihm neu; er ſollte über das Betragen der Gräfin Terzka wachen, ihres Herzens geheimſte Tiefe erſpähen? Nein! nein! dieß ſollte er nicht! Das Wort des Herzogs war die warnende Stimme eines gütigen Herrn, der ihn durchſchauet, ſein Inneres aufgedeckt hatte. Allen Hoffnungen mußte er jetzt entſagen, oder mit Wallenſtein um ſein Schickſal kämpfen. Er ſchauderte vor dieſem Gedanken, noch mehr, da es ihm ſelbſt nicht klar war, ob auch Mathilde für ihn fühle; konnte es nicht die blinde Eitelkeit ſeyn, die in manchem Blick, in mancher geringen Auszeichnung Funken der Liebe zu ſehen glaubte, was vielleicht nur Wohlwollen und Gutmüthigkeit war?

Sey Mann! Sey dankbar gegen deinen Wohlthäter, der gegen dich, faſt nur gegen dich allein, von ſeiner ſtolzen Höhe herabſteigt, dich wie ſein

Kind behandelt, der warnend zu dir ſpricht, wo ſein gerechter Zorn einen Andern längſt zerſchmettert hätte! — Sey Mann! — rief er laut aus.

Da habt Ihr Recht! — unterbrach eine Stimme dieſen Ausruf — ſeyd Mann, lieber junger Freund! verdient die Sporen, es iſt Zeit, daß Ihr aus dem Kreiſe der Dienenden heraustretet!

Noch ſah Rothkirch dem Meiſter Seni erſchrocken in's Auge; denn er war es, der aus dem Gebüſch auf ihn zugetreten war.

Wer, wie Ihr, — fuhr der Aſtrolog fort — dem Herzen unſers gebietenden Herrn, dieſem verſchloſſenen Pallaſt, den ſo mächtige Rieſen bewachen, nahe ſteht, der muß auch Kraft in ſich fühlen, höher aufzufliegen; der muß ſich auf des Jupiters Blitz in höhere Regionen emporſchwingen können!

Meiſter! — ſagte der Jüngling, ſich faſſend, — wohin mich meines Herrn Gnade ſtellt, da ſtehe ich und bin zufrieden. Nach hohen Dingen ſtrebt mein gnügſames Herz nicht! —

Jüngling! — ſagte der Aſtrolog, und der geiſtige Schein, das Ueberirdiſche, umſtrahlte die unſcheinbare kleine Figur, und gab ihr das Ehrfurcht gebietende Anſehen, — Jüngling! in Deinem ungnügſamen Herzen ſtrebſt Du nach hohen Dingen. Denke der Roſe, hebe kühn Deine Hand, ſie zu brechen! — Nur den Muthigen krönt der Sieg, nur dem Wagenden folgt Fortuna auf rollender Kugel, nur vor dem feſten Willen beugt ſich das eiſerne Fatum; herrlich glänzen Deine Sterne, freundlich begegnen ſich der Mars und die Venus, und wo ſie ſich vereinigen, geht Jupiter unter! — Er ſchritt langſam an dem Jüngling vorüber in das Gebüſch, und ließ dieſen, ſeinen innern Betrachtungen übergeben, einſam ſtehen. — Da hörte er in der Ferne das Raſſeln von Wagen in dem Schloßhof. Den Blick nach der ahnenden Gegenwart gewandt, ſtürzte Georg fort, durch den Garten, nach dem Schloßhof. — Sie iſt es! — rief er aus — ſie und der Marquis del Guaſto! — Sein ſchneller Fuß ſtand gebannt. — Muth! Muth! — ſagte er dann dumpf vor ſich hin — Muth! und wäre es auch nur, um zu vergehen! —

9.

Die Gräfin Terzka war mit dem Marquis del Guaſto und mehreren Fremden im Schloſſe angekommen, und mit ihr, hoffte die junge Welt ein neues Leben. Die Nachricht der verlornen Leipziger Schlacht hatte Wallenſtein beſtimmt, Prag auf einige Zeit zu verlaſſen, und ſich ſo lange nach Gitſchin zurückzuziehen, bis der erſte Schreck über dieſen Unfall der kaiſerlichen Waffen vorüber ſey; er konnte über das Unglück Tilly's, dieſes verhaßten Nebenbuhlers ſeines Ruhmes, nicht trauern; ſeine Freude aber laut werden zu laſſen, hielt er für zu gewagt. Er ging dem Allen durch ſeine Abreiſe aus dem Wege, und hatte nur ſeine Vertrauteſten eingeladen, ihn nach Gitſchin zu begleiten.

Die Gräfin Terzka, die ſeine geheimſten Pläne kannte, hatte er bloß deshalb noch einige Tage in Prag zurückgelaſſen, um durch ſie den Eindruck, den die Nachricht der verlornen Schlacht auf die Böhmen mache, zu erfahren. Die Stimmung des Volkes war ihm zu wichtig, und ſchon überall ſtanden bis an die ſächſiſche Grenze ſeine Kundſchafter, um ihn ſchnell von Arnims Einzug und der Stimmung der Böhmen zu benachrichtigen.

Kaum war daher die Gräfin angelangt, als ſie zu dem Herzog eilte, und ihn von Allem, was in dieſen Paar Tagen in Prag vorgefallen war, unterrichtete. Der Herzog freute ſich ſehr, von der Niedergeſchlagenheit des Don Balthaſar und von der Freude der immer noch an Huß's Lehre hangenden Böhmen zu hören. Seine Abreiſe hatte den Schreck vermehrt. Aber, — ſagte die Gräfin, am Ende ihres Berichts, — außer allen dieſen Nachrichten, habe ich Euch noch zwei ſonderbare Sachen zu erzählen. Von Wien iſt ein Diener des Fürſten von Eggenberg an Meiſter Seni angelangt, der ihm auch hieher gefolgt ſeyn ſoll.

Der Fürſt iſt mein Freund, Seni mir treu ergeben! — unterbrach ſie der Herzog — Wer weiß, welche Frage der Zukunft Eggenberg meinem Aſtrologen vorgelegt hat! — Könnte ich Allen vertrauen wie dieſen Beiden!

Auch habe ich erfahren, — fuhr die Gräfin fort — daß Georg Rothkirch, Ihr wißt, wie ſehr ich ihn liebe —

Ihn liebte! — unterbrach ſie der Herzog.

Daß Georg Rothkirch, an dem Morgen Eurer Abreiſe, mit einem Meiſterſänger aus Nürnberg in der Herberge zur goldnen Traube heimlich verkehrt hat. Ihr wißt, wie gewogen Euch die Nürnberger ſind!

Der Herzog lächelte.

Dieſe Reichsbürger ſollen ſonderbare Menſchen ſeyn, ſich ſcheu von Allem zurückziehen; auch ſind ſie gleich am Abend des erſten Tages ihrer Ankunft bis in die ſpäte Nacht abweſend geweſen. Auch ſie ſollen Euch hieher gefolgt ſeyn!

So! — ſagte der Herzog gedehnt. Sein Geſicht wurde ernſter; er blickte die Gräfin forſchend an. — — So ſehr auch der Geiſt eines Mannes in Eurem Kopfe herrſcht, — hob er nach einem langen Schweigen an — ſo behielt ſich das Weib doch die Herrſchaft in Eurem Herzen vor, und Ihr könnt kleinlicher Eitelkeit nicht entſagen. Ihr habt mein Vertrauen, Euch allein ſchließ ich mein Herz auf; aber dieß gnügt Euch nicht. — Jeden, dem ich wohl will, wollt Ihr von mir entfernen. Ihr haßt den Meiſter, weil Ihr eitel genug ſeyd, mir aus Eurem eignen Hirn die Zukunft enträthſeln zu wollen, und er mir in der Conſtellation der Sterne meines Schickſals glänzende Geſtaltung zeigt. — Ich hänge, durch die Verkettung von Tag und Stunden der Geburt, durch die Planeten und ihren gleichen Lauf, von der unſichtbaren magnetiſchen Kraft angezogen, an einem Jüngling, von dem mir der Meiſter noch in der letzten wichtigen Nacht verſicherte, daß ein glückliches Geſtirn über uns vereint walte, ein gleiches Schickſal uns treffe, ſein Leben mit dem meinigen unzertrennlich ſey. — Da gönnt Ihr ihm nicht das Plätzchen an meinem Herzen. Eine unvorſichtig kindiſche Laune des Jünglings bringt Euch gegen ihn auf; Ihr könntet ihn Euren Plänen opfern, ſchützt' ich ihn nicht! — Ich habe, Eurem Rathe folgend, ihn gewarnt; noch ſteht die Nichte des Herzogs von Friedland zu hoch für den ſchleſiſchen Edelmann, meinen Diener. — Wenn aber ſein Glück mit dem meinigen aufgeht, ſein Stern neben dem meinigen leuchtet, wenn er mir auf der Bahn des Hohen muthig folgt, wenn ein Schickſal uns trifft, — dann, Gräfin! — that er Recht, wenn er, ſein Geſchick ahnend, muthig und kühn nach dem Höchſten ſtrebt, und, männlich in ſeine Bruſt greifend, ſich des Höchſten werth achtet! — So hab' ich gethan, als mir das äußere Leben wenig bot, aus mir ſelbſt habe ich meine Größe geſchöpft, und in mir ſelbſt den Stoff gefunden, aus dem ich mir den Purpur gewebt habe. — Doch dieſe Kraft liegt außer dem Bereiche Eures Geiſtes, zu ſolcher Höhe ſchwingt ſich kein Weib!

Er wandte ihr den Rücken, und ging in ſein Cabinet; die Gräfin verließ des Herzogs Zimmer.

Ihr unbefangener Geiſt ſah klarer in die Zukunft, er war von den täuſchenden Bildern der Einbildung nicht ſo umnebelt, wie der hohe Geiſt ihres Bruders. Sie fürchtete Seni, ſeine Verbindung mit Wien, mit den Jeſuiten, ſie traute dieſem Menſchen im Allgemeinen nicht; ſie glaubte, der Eigennutz allein leite ſeine Schritte. — Georg Rothkirch, den ſie ſonſt in Schutz genommen, den ſie wegen ſo mancher liebenswürdigen Eigenſchaft und beſonders wegen der Treue an ihr Haus liebgewonnen hatte, war ihr jetzt aus doppeltem Grunde zuwider. — Mathildens Auge ruhte oft auf dem männlich ſchönen Jüngling, und ſeit einiger Zeit wagte auch er, ihren Blick zu ſuchen, und ſeitdem war der Tochter Abneigung gegen den Italiener auffallender. Aber dieſer kindiſchen Thorheit hätte ſie leicht durch Mathildens Entfernung begegnen können; auch war ſie gewiß, der Herzog würde jetzt nie die kühnen Schritte des Jünglings billigen. Doch mehr als dieß, beunruhigte ſie die Gewißheit, daß Rothkirch, von dem Aſtrologen begünſtigt, dem Herzog, als in ſein Schickſal verflochten, durch dieſen Gaukler hingeſtellt würde. Was dieß zu bedeuten, welchen Zweck Seni hierbei haben konnte, war und blieb ihr noch räthſelhaft.

10.

Das Leben auf Gitſchin hatte ſeit der Ankunft der Fremden eine heitere Geſtalt bekommen. Noch gab ſich der Herzog den Schein, der Niederlage Tilly's keinen Glauben beizumeſſen; Feſte folgten auf Feſte. Doch Niemand war ſeliger, glücklicher bei allem dieſen regen Treiben, als Georg, dem am Abend des heutigen Tages ein ganz beſonderes Glück gelächelt hatte. Einſam in einer

Laube des Gartens ſitzend, hatte ihn ein Geräuſch in ſeinen ernſten Betrachtungen geſtört. Das Nahen mehrerer Frauen vertrieb ihn aus ſeiner ſtillen Einſiedelei; er glaubte, den Kommenden ungeſehen vorübergeſchlüpft zu ſeyn, — doch Mathilde, die mit noch einigen Frauen in die Laube trat, hatte ihn bemerkt. Nicht lange verweilten ſie hier, und kaum hatten ſie ſie verlaſſen, ſo kehrte Rothkirch, den Faden der zerriſſenen Erinnerungen wieder anzuknüpfen, zu dieſem ſtillen Plätzchen zurück. Dort ſah er auf dem Sitz der Laube etwas liegen. Er ergriff es, — die Roſe war's, verwelkt, und doch, — ja, ja! — es war die Roſe, die an ſeinem Herzen geruht, die, o gewiß, ihren letzten Lebensduft an Mathildens Bruſt ausgehaucht hatte, und um ſie geſchlungen, ſinnig und zart, fand er ein einfaches Vergißmeinnicht! — Die Laube ward ihm zu eng; er ſtürzte hinaus, verließ den Garten, und eilte weit weg von dem Gewühl des Feſtes, unbekümmert, ob man ihn dort vermiſſe. — Sie hatte ihm ja ein Zeichen ihrer Huld gegeben, was kümmerten ihn die Andern, was ihn in dieſem Augenblick ſein gebietender Herr? Er war ſich ſelbſt ein König! — Die verwelkte Blume, das

Vergißmeinnicht an ſeine Lippen drückend, ſchaut' er entzückt zu den Sternen auf. — Es war ja der erſte ſelige Augenblick, der ihm zurief: Sie liebt dich! —

Herr! — unterbrach eine Stimme ſein Entzücken — Herr, ich mahne Euch an Euer Verſprechen! — und er erblickte im Abenddunkel den Meiſterſänger von Nürnberg mit ſeinem Sohn.

Ihr ſcheint in dieſem Augenblick ſo heiter, daß ich hoffen darf, Ihr werdet auch Andere durch die Erfüllung ihres ſehnlichſten Wunſches beglücken wollen. Verſchafft uns Gelegenheit, bei dem heutigen Feſte, vor ſo hohen Herrſchaften, unſere Kunſt und unſer Talent zu zeigen. — Kommt, lieber Herr!

Der Jüngere hatte geſchwiegen, und erwartete nicht ohne Bangigkeit die Antwort des Pagen, der anfänglich kaum auf den Alten zu hören ſchien, jetzt aber mit dem Ausdruck eines Menſchen, der, ſich glücklich fühlend, auch Alles um ſich her gern glücklich machen möchte, ausrief: Kommt und folgt mir! — Er kehrte mit ihnen durch den Garten zurück. — Hier verweilt! ich kehre bald wieder! — rief er ihnen zu, und eilte hinauf in's Schloß.

Die Geſellſchaft war im Ritterſaal verſammelt, um die Muſiker des Herzogs zu hören, der ſich ſchon auf ſein Zimmer zurückgezogen hatte, als Rothkirch eintrat, ſich eheerbietig vor der Herzogin verbeugte, und ihr meldete, daß ein Meiſterſänger aus Nürnberg mit ſeinem Geſellen auf die Erlaubniß warte, mit ihrem Geſang die Herzogin zu ergötzen. — Erlaubt Ihr es, Hoheit? fragte er.

Fragt meine Schweſter! Ihr iſt die Anordnung des Feſtes anvertraut! erwiederte ihm die Herzogin kalt.

Er trat zur Gräfin. — So ſind ſie hier, Eure alten Bekannten, aus der Herberge zur goldnen Traube? — ſagte mit bedeutſamen Ton die Gräfin — haben lange auf ſich warten laſſen!

Ihr wißt — ſtammelte Georg.

Mehr als Ihr glaubt! — unterbrach ihn die Gräfin ſchnell, aber leiſe. — Geht zum Herzog, vielleicht iſt er für Euch zu ſprechen! — Erlaubt es der Herr, ſo muß ich ſchweigen.

Rothkirch, dieſes Tones ungewohnt, verbeugte ſich ſchnell und ging. Vor des Herzogs Zimmer fand er Seni. Ehe noch der Page die Lippen öffnen konnte, kam ihm der Meiſter entgegen und ſagte in gleichgültigem Tone: Führt die Pilger von Nürnberg nur herauf, Junker! Ich verantworte es bei dem Herrn, den Ihr jetzt nicht ſprechen dürft. Thut nur, was ich Euch ſage!

Noch einen Augenblick zögerte Rothkirch, dann der ſchneidenden Worte der Gräfin gedenkend, eilte er in den Garten, und führte die Sänger in den Ritterſaal.

Als ſie eintraten, verbeugten ſie ſich tief, und Aller Blicke waren auf ſie gerichtet. Der Aeltere war in der einfachen Tracht der Reichsbürger damaliger Zeit gekleidet, der blaue Mantel bekundete den Meiſter der Sänger-Gilde von Nürnberg; ein grauer langer Bart ſein Alter. Der Jüngere, der zu Georgs Verwunderung heute ſein Kinn mit einem kleinen Zwickelbart geſchmückt hatte und deſſen Purpurlippen heute unter dem dunklen kurzgeſtutzten Barte hervorglühten, war in der Tracht eines jungen Reiters; ſein Koller war gelb, blau die Verbrämung, blau der kurze ſpaniſche Mantel über ſeinen Schultern. Lockig rollte ſein ſchwarzes Haar um den Nacken und über die dunklen Augen, die, irgend etwas ſuchend, in dem Saal herum irrten. — Niemand war mehr erſtaunt, als

Georg, der ihn verlegen, faſt ängſtlich anblickte. Der kurze Bart verſtellte ihn ganz, ohne ihn doch zu entſtellen; auch war es ihm, als habe er in Prag des Jünglings blonden Lockenkopf geſehen. — Was hat das zu bedeuten? dachte er, als er ſich ihrer Unterredung in dem Gäßchen der Kapuziner, und der Worte der Gräfin Terzka erinnerte; eine bange Furcht ergriff ihn.

Jetzt trat der Aeltere vor, nahte ſich der Herzogin, und bat mit beſcheidenem Anſtand um die Erlaubniß, daß ſein Sohn der hohen Frau ein Lied ſingen, und mit der Harfe begleiten dürfe. — Die Herzogin nickte beifällig. — Von welchem Inhalt wünſcht Ew. Hoheit das Lied? fragte der Meiſterſänger.

Mathilde! — ſagte die Herzogin, ſich zu ihrer Nichte wendend, — beſtimme Du! — der Jugend gehört der Geſang.

So ſinge Euer Sohn, — ſagte Mathilde mit beklommener Stimme — der unglücklichen Minne ein Lied!

Der Meiſterſänger verbeugte ſich, und ging zu ſeinem Sohne zurück.

Die Gräfin Terzka konnte kaum ihren Unmuth verbergen. Ein finſterer Blick traf ihre Tochter, ein forſchender den Pagen, der, ihm ausweichend, zu den Sängern trat, den Jüngern in die Mitte des Saales, der Herzogin gegenüber, führte, und hinter ihm ſtehen blieb.

Es war eine liebliche Erſcheinung, als die zarte Jünglingsgeſtalt, die Harfe im Arm, in die Mitte des hohen Saales trat. — Er hob ſinnend den Blick, ſchien die Gedanken, die Töne zu ſammeln; doch plötzlich griff er in die goldnen Saiten und ſang mit bewegter Stimme:

Ach, mit thränenvollen Blicken,
Und mit tief bewegtem Sinn,
Soll ich, Herzenskönigin
Mit Erinn'rung-Blüthen Dir
Deinen goldnen Altar ſchmücken? —
Was verlangſt Du doch von mir! —

Mit dem Strahl der Maienſonne
Stahlſt Du Dich in's offne Herz,
Und entfloheſt. — Gram und Schmerz
Gabſt Du, Schnellentſchwundne, mir,
Statt der ſüß verheißnen Wonne.
Minne! ſprich, was that ich Dir? —

Einmal nun hab' ich empfunden
Deines Himmels Seligkeit;
Doch die ſchöne Roſenzeit,
Ach, die Liebliche iſt mir
Auf des Weſtes Hauch entſchwunden.
Und was bieteſt Du dafür? —

Nein! ſchon eine jener Stunden,
Die Dein Himmelsglanz erhellt,
Wiegt die Wonne einer Welt! —
Ach! der Glückliche, der hier
Einmal nur Dich wahr empfunden,
Singt auch weinend Lieder Dir!

Kehre wieder, holde Minne,
Reich' mir im azurnen Licht
Freundlich ein Vergißmeinnicht! —
Lächelt dieſes Blümchen mir,
Sing' ich auch mit heil'gem Sinne
Eine Freuden-Hymne Dir!

Wen die Liebe treu begleitet,
Dem ertönt der Saitenklang
Nur wie Engel-Hochgeſang!
Aber, traute Harfe, Dir
Iſt der Ton, der Dir entgleitet,
Nur ein Schmerzenruf von mir!

Des Jünglings Hand ſank von den goldnen Saiten herab, ſtarr ſah er vor ſich nieder; dann erhob er plötzlich das Lockenhaupt, neigte ſich beſcheiden, und Rothkirch führte ihn an die Thür des Saales zurück.

Dieſer hatte während des Liedes auf den Sänger geſchaut; doch als er die Worte ſang: Reich' mir im azurnen Licht freundlich ein Vergißmeinnicht — wandt' er den Blick; ſein Auge traf das Auge Mathildens, beide verſtanden, beide mieden ſich.

Und will uns der Meiſterſänger nicht auch ſeine Stimme hören laſſen? — fragte jetzt die Herzogin. — Herr Marquis, — ſagte ſie zu del Guaſto, der hinter Mathildens Seſſel ſtand, — hättet Ihr wohl die Güte, den Meiſter in meinem Namen zu erſuchen?

Der Marquis ſchien mit ſeinen Gedanken abweſend zu ſeyn, er verſtand nicht gleich, was die Herzogin geſagt hatte, ſie mußte es ihm wiederholen. Jetzt ſchritt er durch den Saal, Georgs Blicke folgten ihm; er trat zu dem fremden Sänger, und benachrichtigte ihn von dem Wunſche der Herzogin.

Gern will ich Ihro Hoheit Befehl genügen,

— antwortete, ſich verbeugend, der Meiſter. — Ich will Euch ein Liedchen ſingen!

Mir? fragte der Marquis erſtaunt, und ſah den Alten verwundert an.

Ja, Euch! Herr Marquis del Guaſto! — ſagte der Alte mit ernſtem Ton, ihn mit einem Flammenblick anſchauend, nahm die Harfe aus des Jünglings Hand, und trat mit feſtem Schritte vor die Herzogin. Der Jüngling blieb an der Thür ſtehen, der Marquis kehrte auf ſeinen Platz hinter der Gräfin Mathilde zurück.

Mit ſicherer, gewohnter Hand griff der Meiſter in die Saiten, und begann dann mit kräftiger, volltönender Stimme:

Ein holdes Kind am Erlenbach,
  Die Roſ' in ihrer Hand,
Sah ſtill dem Lauf der Woge nach,
  Die ſchnell und ſchneller ſchwand;
Zerpflückt' die Blumen, ſenkte ſie
  In's Wellengrab, und hin
Durch Wieſ' und Blumen ſchwammen ſie
  Dahin! dahin!

Da trat ein Jüngling wohlgemuth
  Zu ihr mit Sehnſuchtblick

Und ſprach: die falſche Wellenfluth
Bringt Blumen nicht zurück! —
Nimm dieſe Myrthe, ſchling' ſie Dir
In Dein gelocktes Haar,
Und komm', ſein's Liebchen, folge mir
Zum Traualtar!

Sie ſchlingt die Myrth' in's goldne Haar,
Sie folgt dem Sehnſuchtblick. —
Der führt ſie nicht zum Traualtar,
Nicht zu der Minne Glück. —
Die Myrthe welkt, die Roſe bleicht,
Es floh der Falſche hin! —
Es iſt, was Hoffnung ihr gezeigt,
Dahin! dahin! —

Der Meiſterſänger hielt an und ſah düſter vor ſich nieder. Es ſchien, als ergriff Etwas mächtig ſein Inneres, als müſſe er ſich ſammeln und faſſen; ſeine Hand zitterte an die Saiten und zuckte krampfhaft. Der Jüngling preßte heftig Georgs Hand und wand ſein Geſicht ab.

Doch jetzt hob der Alte den Blick, ſah ſtarr und furchtbar über die Gräfin Mathilde hin, und begann von Neuem den Geſang mit wilder Stimme:

Dahin! dahin! — bis zu dem Tag
Der Rache, ruf' ich aus,
Denn wer ein Herz zerreißen mag,
Der ſterb' in Nacht und Graus;
Wer Minne heuchelt, Treue bricht,
Dem folgt der Furien-Chor.
D'rum ruf' ich: Feiger Böſewicht,
Hervor! Hervor!

Die letzten Worte donnerte der alte Mann ohne Begleitung, er ſtreckte ſeine Rechte hoch empor, rief das „Hervor! Hervor!“ mit furchtbarem Ton, und blieb, grauſend anzuſchauen, unbeweglich in der Mitte des Saales ſtehen.

Die Frauen bebten. — Alles ſah nach dem Alten, der, wie ein Rachegeiſt, ſtarr über den Seſſel der Gräfin Mathilde hinweg ſah, und nichts um ſich zu bemerken ſchien. — Plötzlich trat er raſch, ſeine greiſen Locken ſchüttelnd, auf die Frauen zu. — Schafft den Wahnſinnigen fort! — rief die Herzogin, da er eben auf Mathilde zueilte. — Hofleute ſprangen zu, faßten den Alten und führten ihn ab.

Alles war in ſichtbarer Bewegung, nur die Gräfin Mathilde nicht. — Kennt Ihr den Mann, Herr Marquis? — ſagte ſie bedeutſam zu del Guaſto.

Nein, ſchöne Gräfin, — antwortete dieſer mit Ruhe — ich kenne ihn nicht!

Ihr kennt ihn nicht? Herr Marquis! ſagte Mathilde, wandte ihm den Rücken und folgte ihrer Mutter, die ſich mit der Herzogin entfernte.

II.

Schon bei dem Ausruf: „Hervor! Hervor!“ war der junge Sänger in Georgs Arme geſunken. — Allein! lispelte er und ſchloß die Augen. — Rothkirch verſtand ihn, umfaßte den Jüngling und trug ihn, während Alles nach dem alten Sänger blickte, unbemerkt aus dem Saal; nur Mathildens Auge war es nicht entgangen. Sein kräftiger Arm trug den Ohnmächtigen durch den langen Gang die hohe Treppe hinauf.

Hier legte er ihn auf ſein Bett nieder, holte Waſſer, rieb mit ſtärkendem Geiſt die Schläfe, — nichts half! — Da riß er, dem Unglücklichen Luft zu verſchaffen, das Koller auf, und — — zart, wie das erſte Entfalten der Frühlings-Knospe, hob ſich die jungfräuliche Bruſt ihm entgegen.

Ah! rief Rothkirch, und ehe er noch recht Beſinnung faſſen konnte, riß er ſeine Feldbinde von der Schulter, und warf ſie, ſich abwendend, über das Mädchen. Doch die Hülfloſe bedurfte ſein. Schüchtern wand er wieder den Blick; das Heiligthum war verhüllt, aber auch das Auge noch geſchloſſen. Alle Hülfe, die ihm zu Gebot ſtand, wandt' er an, und nicht vergebens! Jetzt zuckten die Lippen, die Pforten des Lichts öffneten ſich, ihr großes blaues Auge ſah den Jüngling verwundert an.

Wo bin ich?! — rief ſie, und hob ſich vom Lager. — Gerechter Gott! — ſchrie ſie auf, verhüllte ſich, und ſtürzte zu des Jünglings Füßen. — Habt Erbarmen mit einer Unglücklichen, — ich bin in Eurer Macht! — Heilige Mutter Gottes! ſchütze mich!

Mein Herz ſchützt Euch vor mir, mein Arm vor Euren Feinden, — nehmt mich als Euren Ritter an! — ſprach Rothkirch, von dem Augenblick ſchwärmeriſch ergriffen. Er hob ſie auf.

Wo iſt mein Vater?! — rief ſie jetzt. Rothkirch konnte ihr keine Antwort geben. — O führt mich zu ihm! bat ſie mit innigem Ton.

Gern, Jungfrau, — antwortete Georg — gern, nur erlaubt, daß ich mich erſt nach ihm erkundige. Verweilt, bis ich wiederkehre, auf meinem Zimmer, ich werde es verſchließen! — Er wollte ſich entfernen, doch ſchnell wandte er ſich. — Verzeiht meine unbeſcheidene Frage: Kennt Ihr den Marquis del Guaſto? — Das Mädchen erröthete hoch, blickte, wie es ſchien, ſich beſinnend, auf Rothkirch. — Dieſer Blick ſagt mir genug! — rief er und verließ das Zimmer.

Als er in den Saal trat, war Meiſter Seni der Erſte, der ihm entgegen kam. Glück auf! — rief er ihm leiſe zu — die erſte Klippe habt Ihr überſprungen; nur immer friſch voran! — Rothkirch ſah ihn ſtaunend an. — Ihr ſucht den alten Meiſterſänger? — Der ſitzt in Verwahrſam, er hat den Dolch gezückt. Geht zum Herrn, ſeine Sachen ſtehen ſchlecht! Zaudert nicht, blickt mich nicht ſo ſonderbar an, handelt lieber! — Ich miſche mich nicht in dieſe Begebenheit, das iſt Eure Sache! — Er nickte freundlich mit dem Kopf und verließ den Saal. —

Rothkirch eilte zum Herzog.

Der Oberhofmeiſter, Graf Harrach, war bei dieſem; er wartete mit banger Sorge im Vorzimmer. Doch bald öffnete ſich die Thür, Harrach trat heraus. — Laßt mit ihm verfahren, wie ich geſagt! rief ihm Wallenſtein nach.

Ich bitte Euch, gnädiger Herr! — ſagte Rothkirch, der dieſes ſchreckliche Wort gehört, zu dem Oberhofmeiſter, — gebt aus Menſchlichkeit keinen Befehl, bis ich vom Herzog zurückkomme. — Da öffnete ſich die Thür, der Herzog trat heraus, ſah ſich raſch im Kreiſe um, erblickte Rothkirch, und rief mit ernſter Stimme: Georg!

Dieſer folgte dem Herzog, der an das Kamin trat und mit einiger Heftigkeit Holz in die Gluth warf, dann, die Hände auf den Rücken gelegt, vor ſelbiges ſich hinſtellte, und dem Pagen, der vor ängſtlicher Ungeduld, reden zu dürfen, brannte, feſt in's Auge ſah.

Rothkirch! — hob nun der Herzog an — Was ſind das für Leute, die Du heute hier eingeführt?

Sie ſind von Nürnberg, Hoheit! — antwortete der Jüngling nicht ohne Verlegenheit, da des Herzogs Blick finſter auf ihm ruhte, — Meiſterſänger!

Und kannteſt Du ſie früher? unterbrach ihn mit Haſt der Friedländer.

Ich ſah ſie zwei Mal in Prag.

Zwei Mal? — fragte der Herzog — Wo?

Einmal in der Nacht, da ich an der hintern Pforte auf Seſyna warten mußte. —

Was ſprachſt Du mit Ihnen? unterbrach der Herzog ſchon wieder.

Nichts, Hoheit! ich ſah ſie nur in Mäntel gehüllt, einige unzuſammenhängende Worte ſprechend! erwiederte Georg.

Du verſtandeſt ſie nicht? fragte der Herzog, ihn mit ſeinem Feuerblick durchbohrend.

Hoheit! — ſagte Rothkirch ermuthigt — Ich verſtand den Sinn ihrer Worte nicht. — Ich ſah ſie den andern Tag in dem Gaſthofe zur goldnen Traube. —

Wie erfuhrſt Du ihren Aufenthalt? fragte der Herzog ſchnell.

Rothkirch gedachte Seni's; doch fühlte er wohl, daß er dieſen ganz aus dem Spiel laſſen mußte, und ſagte dem Herzog nur, daß er es durch ihre Unterredung erfahren, und es für ſeine Pflicht gehalten habe, ſich nach dieſen Leuten zu erkundigen.

Und warum haſt Du dieſe Wahnſinnigen hier eingeführt?

Hoheit! — ſagte jetzt Rothkirch, und trat dem Herzog näher, — Hoheit!

Nun, was willſt Du? fragte der Herzog ſanfter und ſtreckte ihm ſeine Hand entgegen. Rothkirch erfaßte, und — was er noch nie gewagt — küßte und drückte ſie an ſein Herz.

Habt Mitleid mit dem alten Manne! — rief er — nehmt Euer ſtrenges Urtheil zurück, gnädiger Herr! Es iſt ein Unglücklicher, gegen Euch wollte er nicht fehlen. Ehe Ihr ſtraft, hört ihn!

Der Herzog war unſchlüſſig. Bürgſt Du mir für ihn?

Ja, Hoheit! rief der Jüngling.

Nun, ſo bring' dem Grafen Harrach meinen Befehl, daß der Mann noch heute zu mir gebracht werde; dann kehre zurück!

Rothkirch ſtürzte aus dem Zimmer. Er kannte die raſche Handelsweiſe des Herzogs, und wie ſtreng, oft ſtrenger als es ſein Wille war, deſſen Befehle ausgeführt wurden. Darum eilte er; noch war es nicht zu ſpät.

Als er wieder eintrat, fand er den Herzog auf einem Armſeſſel ſitzend; er ſchien ſeiner zu harren.

Tritt näher, Georg! — ſagte er freundlich — und erzähle mir ausführlich, was es mit dem tollen Menſchen für eine Bewandtniß hat, den Du ſo theilnehmend beſchützeſt, und der — ſetzte er ſtark betonend hinzu und ſah Rothkirch feſt in's Auge — doch gegen meine Nichte, die Gräfin Mathilde, meuchelmörderiſche Abſichten gehabt zu haben ſcheint!

Nicht gegen ſie, — ſagte der Jüngling mit Feuer — wie könnte ich einen Mann, der — er ſtockte und fühlte ſeine Unbeſonnenheit.

Fahr' fort! befahl Wallenſtein mit Strenge.

Der gegen ein Glied Eurer hohen Familie irgend etwas Feindſeliges unternähme, wie könnte ich den vertheidigen wollen!

Und wem galt ſeine Drohung? fragte der Friedländer.

Wenn der Mann Böſes im Sinn hatte, ſo galt es, ſo viel ich wiſſen kann und ahne, dem Marquis del Guaſto! antwortete Rothkirch.

Ha! — rief der Herzog, indem er ſich vom Armſtuhl erhob, ſchnell aber ſich wieder hinſetzte und den Jüngling finſter anblickte, — dem Marquis del Guaſto alſo, dem Bräutigam der Gräſin Mathilde? Erinnerſt Du Dich noch deſſen, was ich Dir am letzten Morgen in Prag befahl?

Ja, Hoheit! Eure Worte gruben ſich nicht allein in mein Hirn, auch in mein Herz!

Und wie konnteſt Du, — ſagte der Herzog gelaſſener — wie konnteſt Du für einen ſolchen Mann von meiner Gemahlin die Erlaubniß erbitten, wie ihn an meinem Hof einführen?

Ich kannte die Verhältniſſe, die ich auch jetzt nur ahne, damals noch nicht, gnädiger Herr! ich hielt die Tochter für ſeinen Sohn. —

Die Tochter? unterbrach ihn Wallenſtein.

Ja, Hoheit! der Jüngling, von dem man Euch gewiß wird berichtet haben, iſt eine Jungfrau.

So? — ſagte der Herzog nach einem kurzen Schweigen. — Nun glaub' ich klar zu ſehen, nun ahn' ich, warum Du dieſe Menſchen in Deinen Schutz nahmſt!

Schutz den wehrloſen Frauen zu ſeyn, — rief der Jüngling mit Feuer — iſt des Ritters Pflicht. Zum Ritter der Jungfrau hab' ich mich aufgeworfen!

Durfteſt Du das? fragte der Herzog mit ſchneidendem Tone.

Ew. Hoheit werden mir die Erlaubniß nicht verweigern! erwiederte Rothkirch, ſich beſcheiden verneigend.

Und haſt Du bei Niemand Anderem die Erlaubniß zu ſuchen?

Rothkirch ſchlug die Augen nieder.

Ich warne Dich als Freund! — fuhr der Herzog fort, indem er aufſtand und des Jünglings Hand ergriff. — Ich warne Dich als Vater! Jede Thorheit müßte, würde der Herzog ſtrafen. Nun geh'! — Er winkte mit der Hand, Georg wollte das Zimmer verlaſſen; der Herzog rief ihn zurück.

Wo iſt die Tochter dieſes abenteuerlichen Mannes? fragte er den Pagen.

Ich trug ſie ohnmächtig auf mein Zimmer, antwortete Rothkirch.

Der Herzog lächelte. — Alſo dort haſt Du Dich zu ihrem Ritter erkohren? Glückauf! Ich erlaube Dir ihren Dienſt neben dem meinigen.

Rothkirch verneigte ſich.

Nun aber gehe und führe Deine Dame zur Gräfin Terzka; mit dem Vater werde ich ſelbſt ſprechen.

12.

Als Rothkirch in ſein Zimmer trat, fand er die Jungfrau wieder, wie in der Herberge zur goldnen Traube; der Bart war verſchwunden, das gelbe Haar rollte über die Schultern herab, jedoch ſchien ſie in unausſprechlicher Angſt zu ſeyn. Allein, von ihrem Vater getrennt, auf dem Zimmer eines jungen Mannes eingeſchloſſen, mußte ſeine Rückkehr ſie erfreuen und ängſtigen. Als ſie aber erfuhr, daß er ſie zur Gräfin Terzka führen, ſie nicht zu ihrem Vater geleiten wolle, ſtürzten helle Thränen aus ihrem Auge, und nur die Verſicherung Rothkirchs, daß die dringende Gefahr für ihren Vater vorüber und er wahrſcheinlich in dieſem Augenblick bei dem Herzog ſey, beruhigte ſie etwas; doch, als Georg ſie jetzt bat, ihm zu folgen, als ſie die Worte: „zur Gräfin Terzka," murmelte, da ſchien plötzlich der Geiſt des Muthes ſie zu umſchweben.

Kommt, Junker! — bat ſie den Pagen — führt mich zu ihr!

Auf Befehl Seiner Hoheit — ſo begann nicht ohne Verlegenheit der junge Mann, indem er in das Zimmer der Gräfin trat, — ſoll ich Euch dieſe Unglückliche zuführen!

Mir?! — rief die Gräfin entrüſtet — Was ſoll dieſer herumziehende Sänger bei mir?! — Doch ehe noch Georg ihr antworten konnte, ſetzte ſie ſchnell mit unterwürfigem Tone hinzu: — Die Wünſche des Herzogs, meines erlauchten Schwagers, ſind mir Befehle! Wißt Ihr mir nicht zu ſagen, Rothkirch, was der Jüngling hier ſoll?

Eures Schutzes ſich erfreuen! antwortete dieſer, ſich verneigend.

Meines Schutzes? Wann bedürfte Jemand in dem Schloſſe des Herzogs von Friedland eines andern Schutzes, als den ſeinigen! ſagte die Gräfin.

Ich übergebe Euch eine verlaſſene Jungfrau, erwiederte Rothkirch, indem er das Mädchen der Gräfin entgegen führte.

Eine Jungfrau?! rief dieſe erſtaunt.

Die ich Eurem edlen Herzen, gnädige Frau, doppelt anempfehle, da ſie mich zu ihrem Ritter angenommen!

Ohne das Mädchen, welches beſcheiden zurückgetreten war, eines freundlichen Worts zu würdigen, klingelte die Gräfin; eine Kammerfrau trat ein. — Ruft meine Tochter! ſagte ſie lächelnd, doch zuckte der Hohn auf ihren bebenden Lippen. Sie ſchwieg jetzt und betrachtete mit durchdringendem Blick die Jungfrau, welche Anfangs die Augen niederſchlug, dann aber mit ruhigem Stolz dem Blick der Gräfin begegnete. Mathilde trat ein.

Meine Tochter! — hob die Gräfin an — hier ſteht eine Jungfrau vor Dir, die mir der Herzog ſendet, ſie in meinen weiblichen Schutz zu nehmen, denn nur deſſen bedarf ſie. Hier ſteht ihr Ritter, den ſie gewürdigt hat, als ſolchen anzunehmen. Bis wir des Herzogs nähere Befehle empfangen, nimm Dich ihrer gütig an!

Mathilde erglühte hoch. Einen ſtaunend flüchtigen Blick warf ſie auf Rothkirch, der ſich ihr unbefangen nahte, und mit dem Tone der tiefſten Ehrerbietung ſagte: Gnädiges Fräulein, da Eure edle Mutter mich den Ritter dieſer Dame nennt, ſo hab' ich wohl das Recht, Euch als ſolcher zu bitten, dieſe unglückliche Jungfrau gegen Beleidigung zu ſchützen. Ich glaube, daß, indem Ihr meine Bitte erfüllt, Eure Güte nur Dankbarkeit iſt!

Ich

Ich verſtehe Euch nicht, Junker! ſagte Mathilde verlegen.

Ich noch weniger! — unterbrach die Gräfin dieß Geſpräch, ſich zu Rothkirch wendend: — Ihr habt des Herzogs Auftrag ausgerichtet, Ihr ſeyd entlaſſen! — Sie wandte ihm den Rücken und trat zu ihrer Tochter.

Gnädige Frau! — ſagte jetzt Rothkirch, auf ſie zutretend, und mit Innigkeit ihre Hand küſſend, — es iſt das erſte Mal, daß Ihr mich ſo entlaßt. Sonſt waret Ihr meine gütige Beſchützerin, ſonſt ſchmeichelte ich mir, in Eurer Huld zu ſtehen; entlaßt mich nicht ſo ungnädig von Euch! es ſchmerzt mich tief! denn hoch verehr' ich, lieb' ich Euch mit kindlichem Gemüth!

Rothkirch! — unterbrach ihn die Gräfin mit Heftigkeit, die, bis zu ſeinen letzten Worten, mit Theilnahme auf ihn geblickt hatte, — ich bedarf Eurer kindlichen Liebe nicht! ſie iſt mir eher läſtig als angenehm. Wenn Ihr in Auftrag Eures Herrn zu mir kommt, ſo bitte ich, nie die vorgeſchriebenen Grenzen zu überſchreiten!

Rothkirch verneigte ſich mit Stolz und verließ das Zimmer.

13.

Ehe wir uns trennen, — ſagte jetzt die Gräfin zu der Jungfrau — müſſen wir doch wohl wiſſen, wer die Schutzbefohlene iſt, welche Dir ihr Ritter ſo warm an das Herz gelegt hat. Habt daher die Güte, Jungfrau, uns zu berichten, wer Ihr ſeyd, was Euch nach Gitſchin führte und Euern Vater zu dieſem ſtrafbaren Betragen vermocht hat!

Gnädige Frau! — erwiederte das Mädchen, ſich verneigend, — erlaubt, daß, ehe ich Euch mit meinen unglücklichen Verhältniſſen bekannt mache, dieſes edle Fräulein uns verläßt!

Sind die Begebenheiten Eures Lebens von der Art, daß eine ſittſame Jungfrau ſie nicht anhören darf? fragte die Gräfin.

Hoch erröthend ſchwieg die Jungfrau, aber der edle Stolz eines gekränkten Gemüthes ſtrahlte aus ihrem Auge.

Nun, ſo beginnt! unterbrach die Gräfin, durch der Jungfrau edle Haltung faſt verwirrt gemacht, das Schweigen.

Die Begebenheiten meines vergangenen Lebens, Frau Gräfin, — antwortete dieſe — greifen unſanft in die Zukunft Eurer edlen Tochter!

Was hättet Ihr mit der Gräfin Terzka gemein?! rief mit ſchneidend höhnendem Tone die Gräfin.

Den Bräutigam! ſagte mit kalter Ruhe das Mädchen, in deren Herzen der gekränkte Stolz, das niedergetretene Selbſtgefühl alle andern Empfindungen übertäubte.

Was?! ſchrie die Gräfin, während Mathilde geſpannt aufhorchte.

Der Marquis del Guaſto gehört uns Beiden! — ſagte die Jungfrau mit Stolz und Würde — doch da dieſer Preis zu elend iſt, um nach ihm zu ringen, ſo überlaſſe ich ihn Euch!

Elende! — rief die Gräfin, während Mathilde, ſie beruhigen wollend, der Mutter in die Arme ſank, — das wagſt Du mir, mir, der Schweſter des Herzogs von Friedland, zu ſagen? — Elende!

Elend bin ich! das weiß Gott! — hob das Mädchen an — aber nicht, wie Ihr es glaubt, ſo elend nicht, daß ich Eurer Höhe mein Selbſtgefühl nicht entgegenſtellen könnte! Streckt doch der kleinſte Wurm ſeinen Stachel dem Selbſtſüchtigen, der ihn mit Füßen tritt, entgegen. — Auf meinen Knieen hätte ich die theilnehmende gütige Frau um Schutz gefleht, gegen die höhnende ergreif ich die Waffen, die einzigen, die meine Unſchuld mir bewahrte!

Fort! — rief die Gräfin — fort! aus meinen Augen! ſtolze Närrin, deren buhleriſche Künſte nicht hinreichten, das feſtzuhalten, dem man ſich Preis gab, — fort!

Das iſt zuviel! ſagte die Jungfrau, und trat einen Schritt vorwärts, doch einen Blick voll Verachtung auf die Gräfin werfend, ſchritt ſie, wie ein zürnender Engel, nach der Thür.

Da trat der Herzog ihr entgegen. — Wohin?! — rief er dem Mädchen zu, das, vor dem Anblick des Herzogs und ſeiner wild rollenden Augen nicht erbebend, ſich ehrfurchtvoll neigte. — Wohin wollt Ihr? Bleibt! — Ein Blick auf die Gräfin und auf Mathilde konnten ihm leicht ſagen, was vorgefallen war. — Bleibt! — rief er noch einmal dem Mädchen zu, welche ſich von dem erſten Eindruck, den der Friedländer auf ſie gemacht hatte, wieder erholt zu haben ſchien. — Doch Ihr, Gräfin Mathilde, entfernt Euch!

Als Mathilde das Zimmer verlaſſen hatte, ſagte der Herzog mit furchtbarem Ernſt zur Gräfin: Die Verbindung mit dem Marquis del Guaſto iſt aufgelöſ't, ſie kann nicht mehr ſtatt finden. Ich habe mit dem Vater dieſes Mädchens geſprochen, die Beweiſe, daß er mir die Wahrheit geſagt, in Händen gehabt. Er iſt ein Edelmann aus der Pfalz. Der Marquis, in einem Scharmützel gegen Mansfeld, in der Nähe ſeiner Burg verwundet, ſchmeichelt ſich mit italiſcher Liſt bei dem Vater und der Tochter ein, und kaum iſt er geneſen, ſo begeht die Jungfrau die Thorheit, den Worten des Marquis Gehör zu geben, zu glauben, daß es wahr ſey, was er ihr verſprochen. Die Hoffahrt geht mit der Liebe gleichen Schritt; der Vater iſt ſo thörig, den Abgrund nicht zu ſehen, an welchem ſein Kind ſteht, und ſchweigt. Die Jungfrau bleibt ſich treu, ſie widerſteht; da — es iſt ein heimtückiſches Beginnen, — am Vorabend der feierlichen Verlobung, als Vater, Tochter und der Italiäner in einem Hölzchen unfern des Schloſſes luſtwandeln, überfallen ſie Vermummte, binden ſie, führen den Marquis und die Tochter fort, den Vater laſſen ſie frei.

Del Guaſto's Diener waren dieſe Buben, der

Muth, die Tugend des Mädchens, ihre Rettung. — Sie kehrt nach ihres Vaters Schloß zurück, der Marquis nach Italien. Verhöhnt von ihren Geſpielen, verlaſſen von jedem braven Jüngling ihres Vaterlandes, büßt ſie ihre jugendliche Thorheit ſchwer. Da erfährt der Vater nach Jahren del Guaſto's Anweſenheit in Prag; er eilt ihm nach, eilt hieher und hat den Dolch der Rache geſchliffen, — und er that Recht, — nur das war ſein Unrecht, daß er es wagte, in meinem Pallaſt ſein Vehmgericht zu halten. D'rum bleib' er zu ſeiner eigenen Sicherheit und zu meiner Satisfaction noch einige Tage im Gefängniß, und Ihr habt Euch während der Zeit dieſer Unglücklichen freundlich anzunehmen. Mit dem Marquis will ich ſprechen!

Laßt meinen Vater frei, gnädiger Herr! — rief das Mädchen, ſich zu des Herzogs Füßen werfend, — laßt uns ruhig ziehen!

Mit nichten! — antwortete der Herzog ernſt — Ich will die Sache beendet wiſſen. Euer Vater iſt in leidlicher Haſt und der Obhut Eures Ritters anvertraut. Sorgt nicht für ihn. — Steht auf! Vielleicht endet ſich die Sache noch gut für Euch!

Das kann ſie nicht! — rief das Mädchen aufſpringend — mein guter Name iſt hin!

Da habt Ihr Recht! — ſagte der Herzog nach einigem Nachdenken — Der Marquis, aus fürſtlichem Geblüt, kann hier nichts gut machen, wo Geld die Wunde nicht zu heilen vermag. — Ihr dauert mich! — Doch, — fuhr er nach einem kurzen Schweigen fort — habt Hoffnung und Vertrauen! Des Menſchen Schickſale' hängen von ſeinen Geſtirnen ab, und die Eurigen müſſen günſtig bei Eurer Geburt gewaltet haben, da ſie Euch ſo wunderbar aus den Händen des Marquis errettet. — Sorgt für ſie, Gräfin Terzka! Ich werde das Weitere verfügen!

Hoheit! — rief das Mädchen — ich muß der Frau Gräfin eine traurige Mahnung ſeyn, übergebt mich dem Schutz einer andern Dame Eures Hofes, wo ich weniger läſtig, weniger beſchwerlich ſeyn kann!

Mit zornigem Blick ſah der Herzog auf die Gräfin. Wen ich empfehle, — ſagte er mit feſtem, beſtimmtem Tone, — der iſt nie läſtig, ſtets willkommen! Morgen ſeh' ich Euch wieder!

Er ging. Die Jungfrau folgte der Gräfin in ihr Zimmer.

14.

Den größten Theil der Nacht hatte Rothkirch in dem Zimmer des Gefangenen, das in einem Seitenflügel des Schloſſes geräumig und freundlich gelegen war, zugebracht. Hier hatte ihm der Greis die Erzählung der unglücklichen Liebe ſeiner armen Johanna mitgetheilt, den Junker zu ihrem Schutz aufgefordert, und ihn gebeten, daß er ſich bei dem Herzog um die Erlaubniß verwenden möge, ſein Kind zu ſehen.

Tief erſchüttert von der Erzählung des unglücklichen Vaters ging er auf ſein Zimmer zurück. Zum Ritter der Gekränkten hatte er ſich aufgeworfen, der Herzog hatte ihm, wenn auch nur im Scherz, die Erlaubniß dazu gegeben, und gegen wen legte er wohl freudiger die Lanze ein, als gegen den Marquis del Guaſto, den gefürchteten Verlobten ſeiner Mathilde.

Als der Morgen dämmerte, nahm er aus ſeiner Truhe ſeine eigne Kleidung, weiß mit himmelblau. Nur des Friedländers Feldbinde ſchmückte ihn, ſo ſchritt er hinab durch die ſtaunende Menge der Diener, denen es etwas Seltenes ſeyn mußte, den Pagen des Herzogs, in deſſen Pallaſt, ohne die Kleidung des Hofes zu ſehen.

Noch ſchlief der Marquis del Guaſto. Ihn hatte die Begebenheit des vergangenen Abends wenig bekümmert, er hatte, durch die Kleidung und den Bart entſtellt, weder den Vater, noch Johanna erkannt; der Ton ihrer Stimme war ihm zwar aufgefallen, aber die Zeit hatte durch ſo manches Andere, ähnliche Abenteuer die Erinnerung an jene verſchlungen, und nur dunkel weckte die Stimme das ſchlummernde Gedächtniß.

Viel zu lange für ſeine Ungeduld mußte der Page im Vorzimmer warten, obgleich del Guaſto ſich zu ſeinem Empfange beeilte, da er vermuthen mußte, er käme in Auftrag des Herzogs. Als daher Rothkirch eintrat, rief ihm der Marquis ſchon entgegen. Welche Befehle bringt Ihr mir von Eurem Herrn?!

Keine! — antwortete der Jüngling — Der Auftrag, der mich zu Euch führt, iſt von der Dame Eures Herzens!

Von der Gräfin Mathilde? fragte der Marquis, und ſchien verwundert.

Nein! ſagte Georg kalt.

Und wen haltet Ihr denn für die Dame meines Herzens, Junker? ſagte del Guaſto lächelnd.

Statt Antwort zog der Page den Handſchuh von ſeiner Rechten, warf ihn vor den Erſtaunten, und ſagte mit ſehr ernſtem Tone: Seine Hoheit, mein gnädiger Herr, der Herzog von Friedland, hat mir die Erlaubniß gegeben, der Ritter Eurer Dame zu ſeyn, Ihr werdet nun wohl nach alter löblicher Sitte den Handſchuh aufnehmen.

Del Guaſto lächelte. Sagt mir nur, Herr Page, — ſagte er ſpottend — was ſoll dieſe Comödie? Der Ritter einer Dame trägt nur ihre Farbe. — Doch ſeht — wahrhaftig! Ihr ſeyd in der Farbe der Gräfin gekleidet, und erſcheint vor mir nicht in der Livree des Herzogs! —

Dieß zeig' Euch, Marquis, — unterbrach ihn Georg mit ſtolzem Blick — daß nicht der Diener des Herzogs von Friedland, daß der freie deutſche Edelmann den Handſchuh vor Euch niederwarf, der, ſeyd Ihr auch Marquis des neapolitaniſchen Königreichs, Edler des deutſchen Kaiſers iſt!

Endet! — ſagte del Guaſto unwillig — endet dieſe Farce, Junker! ſagt kurz, was führt, wer ſchickt Euch hieher?

Johanna, die Tochter Konrads von Wangen, eines Edlen vom Rhein!

Der Marquis erſchrak, doch faßte er ſich ſchnell.

Ihr Vater gab mir dieſen Ring, dieſe Briefe. Erfüllt, was beide verſprachen, oder nehmt den Handſchuh auf zum Zweikampf!

Der Marquis blickte zornig nach dem Jüngling; in ſeinem Innern war ein mächtiger Kampf der Leidenſchaften. Daß der Herzog den Gang der Begebenheiten wiſſen mußte, war ihm klar; auch war ihm ſo mancher Blick Mathildens nicht entgangen, und ſchon oft des Italiäners Eiferſucht rege worden. Er haßte Rothkirch, dieß beſtimmte ihn vielleicht mehr als alles Andere. Er nahm den Handſchuh auf. — Dem fahrenden Ritter einer verlaufenen Dirne geſchehe, wie er es gewünſcht! Ich will vergeſſen, daß Ihr ein Dienender ſeyd, und daß Ihr mir, wenn ich es verlangte, das Waſchwaſſer gereicht hättet.

Ich? — Euch?! — rief wüthend Rothkirch. — Nur des Herzogs Diener bin ich, nur des Mannes Diener, vor deſſen Größe Ihr Euch tiefer, knechtiſcher beugt, als ich, der ich ihm durch Treue, Vaterland, Stand und edle Geburt näher ſtehe, als Ihr, deſſen Vorfahren noch zu Kaiſer Karls Zeiten die Mauleſel nach Palermo trieben.

Junker! — rief der Marquis aufſpringend — reizt mich nicht —

Auch Ihr nicht mein deutſches Herz zum Zorn! — unterbrach ihn Georg gelaſſen — Was wir mit einander zu reden haben, iſt zu ernſt, um Nebenſachen zu berühren. An der Kapelle des heiligen Anton führt ein Weg in den Erlenbuſch, dort erwarte ich Euch in einer Stunde mit Eurem Begleiter. Niemand, als der Freund, der mich zu dieſem Gang begleitet, weiß von meinem Vorhaben; er iſt ein deutſcher Edelmann, iſt treu und verſchwiegen. Erfährt es daher der Herzog, ſo erfährt er es nur durch Euch.

Sorgt nicht! — rief del Guaſto — Mich zieht es hin zum Kampf mit Euch, unbärtiger Knabe! Nicht die Närrin vom Rhein, mich zieht noch eine Andere Euch gegenüber! —

Ich verſtehe Euch, Marquis, — unterbrach ihn Rothkirch ſchnell, und ergriff mit Heftigkeit ſeine Hand. — Ich verſtehe Euch — Auf Wiederſehn! — Er eilte fort.

15.

Meiſter Seni trat in das Cabinet des Herzogs. — Ihr habt befohlen, Hoheit! ſagte er, ſich tief verneigend.

Habt Ihr die Geſtirne in dieſer Nacht beobachtet, wie ich Euch geſtern befahl?

Ich hab' es, Herr!

Und was verkünden ſie —

Daß der heutige Tag — erwiederte der Aſtrolog — ein Tag ſey, an dem Ihr keinen ſchnellen Entſchluß zu faſſen habt. Er zieht unglückſchwanger über Euch — laßt ihn vorübergehen, greift nicht handelnd in ſein Rad, und er zieht unſchädlich vorbei. Am Morgen wirkt der Mars, und wenn die Sonne am höchſten ſteht, die glänzende Venus. Doch mit dem Abendſtern wird Jupiter ſeine Macht von neuem begründen, der dann allein ſteht, ohne Gemeinſchaft mit andern.

Der Herzog ſtand nachdenkend. — Ich erwarte heute den Seſyna zurück, — brach er endlich das eingetretene Schweigen.

Schon? — fragte verwundert Meiſter Seni — Er müßte Flügel haben!

Der Arnim iſt in Böhmen eingerückt, wißt Ihr es ſchon?

Nein, hoher Herr! Was der Augenblick gebahr, die Vergangenheit verſchlang, kündet der irdiſche Mund, es liegt offen vor dem neugierigen Auge. Nur die verhüllte Zukunft entſchleiern die Sterne, nur dorthin ſchaut mein inneres Auge!

Was nahet denn dort durch das Schloßthor?! — rief der Herzog jetzt plötzlich und zog Seni an das Fenſter. Ein Verwundeter wurde auf einer Trage nach dem Schloß gebracht; Wallenſtein klingelte. — Lauf! — rief er dem eintretenden Pagen entgegen — frag', wer der Verwundete ſey; bring' mir ſchnell Nachricht, was vorgefallen!

Es iſt der Marquis del Guaſto, ſagte Seni, und ſein Auge blickte unruhig auf den Herzog.

Der Marquis?! — rief dieſer — Er war ſchon früh ausgegangen, als ich nach ihm ſchickte.

Da öffnete ſich die Thür, Rothkirch trat in ſeinem weißen Koller ein, ließ ſich vor dem Herzog ehrfurchtvoll auf ſein Knie nieder, und ohne aufzublicken, ſprach er:

Hoheit! Ihr hattet mir erlaubt, der Ritter der Jungfrau zu ſeyn. Hab' ich Eure Erlaubniß, gnädigſter Herr, mißverſtanden, hab' ich ſie vielleicht zu weit ausgedehnt, ſo verzeiht! — Er ſchlug ſein Auge nach dem Herzog auf.

Und in dieſer Kleidung wagſt Du vor mir zu erſcheinen?! rief der Friedländer zornig, ſprang von ſeinem Seſſel und trat raſch, obgleich von Gicht geplagt, auf ſeinen Stock geſtützt, dem Pagen entgegen.

Trag' ich doch Eure Feldbinde, Hoheit! — antwortete muthig der Jüngling — Der Ritter darf nur in der Farbe ſeiner Dame kämpfen!

In der Farbe ſeiner Dame?! — rief immer zorniger der Herzog — Schwarz mag die Trauerfarbe der Dirne ſeyn. Aber, Bube, dieß iſt die Farbe — der Herzog ſtockte. — Rothkirch erhob ſich; der Herzog ſah mit wildem Blick auf den Jüngling, der unentmuthigt vor ihm ſtand.

Ich bitte um meine Entlaſſung aus dem Dienſt Eurer Hoheit! unterbrach er jetzt das eingetretene Schweigen. — Der Herzog, durch dieſe Kühnheit überraſcht, ſah ihn ſtaunend an, ohne zu antworten. Meiſter Seni blickte beifällig lächelnd auf den Jüngling.

Ich bitte um meine Entlaſſung! wiederholte Rothkirch mit beſcheidenem, aber feſtem Tone.

Du?! — rief der Herzog im Zorn — Du?!

Der Herzog von Friedland duldet keine Buben unter ſeinen Dienern, und Georg Rothkirch keine Schmähung.

Der Herzog hob im Zorn den Stock. Da riß Georg das Fenſter auf. — Ehe ich das dulde, Herr, lieber den Tod! — Er ſchwang ſich hinauf.

Hoheit, denkt der Geſtirne! raunte Seni dem Herzog leiſe zu. Dieſer hielt inne, ſah den Jüngling, den die kleinſte Bewegung hinunter in den Schloßhof ſtürzen mußte, ſah ſeine Entſchloſſenheit, lieber zu ſterben, als ſich entehrt zu ſehen, und wie immer der Muth den alten Kriegshelden unwiderſtehlich ergriff, ſo auch jetzt.

Georg! — ſagte er freundlich — laß den tollen Sprung, ich verzeihe Dir und bin wieder Dein gnädiger Herr, Dein zweiter Vater; tritt näher!

Der Jüngling nahte dem Herzog und küßte die dargereichte Hand.

Rothkirch! — ſagte dieſer — ich habe Dein Ehrgefühl gekränkt mit Wort, faſt mit der That; doch da wollteſt Du lieber Deine Glieder zerſchmettern, als ſie gemißhandelt ſehen, und das war brav, mein Sohn! Aber hätteſt Du Dein Schwert gegen mich gezückt, warſt Du des Todes! — rief er zornig, ſeine Hand mit furchtbarem Ernſt nach dem Jüngling ſtreckend. — Doch nun berichte mir, was geſchehen iſt!

Der Marquis del Guaſto iſt durch mich im Zweikampf, ſo wie ich fürchte, ſchwer verwundet, ſagte Georg gelaſſen.

Ha, ich verſtehe! — unterbrach ihn der Herzog, ohne Unmuth zu zeigen. — Geh', Rothkirch, und ruf' mir den Hauptmann der Trabanten!

Ich muß den Bruch des Burgfriedens beſtrafen, — ſagte der Herzog jetzt zu Seni. — Doch könnt Ihr zu dem Gefangnen gehen und ihm meine Gnade verſichern. Seine Haft ſoll nur kurz ſeyn.

Georg kehrte mit dem Hauptmann zurück.

Der Page Rothkirch iſt verhaftet; Ihr könnt ihm ein Zimmer neben dem gefangnen pfälziſchen Edelmann anweiſen. Sein Ehrenwort, ſeine Haft nicht zu verlaſſen, gnüg' Euch!

Rothkirch übergab dem Hauptmann ſeinen Degen, und folgte ihm.

BIBLIOTHEK

16.

Kaum in ſeiner neuen Wohnung angelangt, öffnete ſich die Nebenthür, Konrad von Wangen trat ein und umarmte den Jüngling mit ſtürmiſcher Freude. — Ihr wart mein Rächer, junger Mann! — rief er aus — wie dank' ich Euch! Der Himmel muß ſchon um dieſer einzigen edlen Handlung willen Euern Lebenspfad erhellen und Eure Wünſche erfüllen. Auch daß ich mein Kind ſehen, ſie an mein Herz drücken darf, dank' ich gewiß nur Euch!

Laßt das, — ſagte Georg — ſetzt Euch zu mir, lieber Herr, und nehmt die gewiſſe Verſicherung von mir, daß Ihr bald Eure Freiheit wieder erhalten, bald mit Eurem Kinde zurück nach Eurer Heimath ziehen könnt.

Der Alte ſeufzte. — Als ich von dort mit meinem Kinde nach Prag zog, belebte mich die Hoffnung, daß ſein falſches Herz wohl noch zurück zu meiner Johanna kehren könnte. Doch bald erfuhr ich, daß der Treuloſe mit der Gräfin Terzka verlobt, und alle Hoffnung verſchwunden ſey. Da hielten mich nur die Bitten meines Kindes ab, nicht gleich zum blutigen Werke zu ſchreiten. Sie wollte ihn noch einmal ſehen, ſich überzeugen, ob ſie ganz vergeſſen, und dann duldend vergehen. Aber da ich, ihren Bitten folgend, als Meiſterſänger an des Herzogs Hofe erſchien, übermannte mich die Wuth; ich glaube, hätte man mich nicht zurückgehalten, ich hätt' ihn in jenem Augenblick an der Seite ſeiner Braut ermordet. Doch dem Himmel muß ich danken, der meine Hand zurückhalten ließ, ein Verbrechen zu begehen. Aber iſt die Wunde in der Bruſt, die Ihr dem Marquis gabt, nicht tödtlich, dann wird Konrad von Wangen in Eure blutigen Fußtapfen treten, dann als Mann von Ehre überall, wie es das Geſetz erlaubt, ſein Kind rächen, oder es als Waiſe zurücklaſſen! —

Ein Geräuſch im Nebenzimmer unterbrach des Alten heftige Rede. Es war ſein Kind, ſeine Johanna. Sie ſank in des Vaters Arme, ihr Mund vermochte nicht die Empfindungen ihrer beengten Bruſt auszudrücken; ſchweigend ruhten ſie lange Arm in Arm, Bruſt an Bruſt. Da riß ſich die Jungfrau los, und nahte ſich Rothkirch, der mit innerer Zufriedenheit dem herzlichen Schauſpiele von fern zugeſehen hatte. — Braver Jüngling! — ſagte ſie zu ihm — braver Ritter! der ſich muthig und uneigennützig zum Schutz einer hülfloſen Jungfrau aufwarf, Euch wüßt' ich nicht zu danken, Euch kann ich nicht lohnen! Und doch, — ſagte ſie — nehmt dieſen kleinen Ring, ein fühlendes Schweſterherz reichte mir zur Erinnerung an eine vertrauliche Stunde dieſes Pfand; nehmt es, und mit ihm die Verſicherung — Ihr werdet geliebt! Was das liebende Herz den Lippen nicht anzuvertrauen wagt, verſchloß es im Buſen einer unglücklichen Schweſter, und indem ich ihn Euch öffne, verletze ich nicht das fromme Zutrauen. Mathilde liebt Euch, ſeyd deſſen gewiß!

Als wenn dem Blinden, der durch Nacht und Dunkel zagend ſeine Wallfahrt begonnen, nun plötzlich das geſchloſſene Auge ſich öffnet, und die Natur um ihn her in tauſendfarbigem Schmuck lächelnd ihm erſcheint, ſo ſtand, wie mit einem Zauberſchlag, bei dem Himmelswort Johanna's das Leben verſchönt im herrlichſten Glanze vor des Jünglings freudetrunkenem Blick. — Iſt's möglich?! — rief er aus, und ſein bewegtes Gemüth vermochte nichts mehr zu ſagen. Er küßte den Ring, ſteckte ihn an den Finger, und ein neues Leben, eine neue Welt ging vor ihm auf. — Ihr habt mir königlich gelohnt! — rief er endlich aus — Ihr habt mir gegeben —

Was mir das Schickſal nahm! — unterbrach ihn die Jungfrau ernſt — Die Hoffnung iſt hin, meine Blüthe verwelkt, ſchon im Frühling fühl' ich die Gluth meines Herzens erſtarrt. Der Winterſturm ſchüttelt meine Blätter, meine Zeit iſt verronnen! Doch Euch, dem Alles, was den Menſchen an die Welt kettet, in neuem Glanz erſcheinen muß, dem die Hoffnung Hand in Hand mit der Liebe entgegen tritt, Euch ruf' ich das ernſte Wort entgegen: Seyd treu! treu in den Stürmen des Schickſals! und wenn die Wellen über Euch ſchlügen, und Euch aus der Höhe in die Tiefe ſchleuderten, wenn Ihr zu kämpfen hättet mit einem ernſten, finſtern Geſchick, bietet ihm Trotz, ſeyd treu! In Treue blühet die Liebe, in Untreue verwelkt ſie!

Rothkirch bot ihr ſchweigend die Hand.

Dieſen Handſchlag verſteh' ich! — ſprach ſie — Treu zu ſeyn bis in den Tod! dieß iſt Euer Wahlſpruch, dieß darf ich der Gräfin verkünden.

Dieß könnt Ihr, Fräulein! — rief Rothkirch mit Feuer — Sagt ihr: Still, beſcheiden ſey meine Liebe, aber ewig!

Die Stunde der Trennung ſchlug, Johanna mußte ſich aus den Armen ihres Vaters reißen. — Gedenket meiner mit Liebe! rief ihr Rothkirch nach.

17.

Der Abend dämmerte ſchon, als Rothkirch einſam in ſeinem Zimmer ſaß, und im wachen Traum einer ſelbſtgeſchaffenen, herrlichen Zukunft entgegenſah. Da öffnete ſich die Thür; es war Meiſter Seni, der eintrat. Sorgſam verriegelte er ſie, zog den Pagen in die Vertiefung des entfernteſten Fenſters, und ſagte ihm leiſe in's Ohr: Der Marquis iſt todt! — Rothkirch ſchrak bei dieſer Nachricht zuſammen. — Ihr ſeyd Eurer Haft entlaſſen, doch müßt Ihr noch heute Nacht von hier.

Von hier?! rief der Jüngling.

Ja, mein junger Freund, noch heute; um die Stunde der Mitternacht kommt zu mir, dort ſollt

Ihr die nähern Befehle des Herzogs empfangen. Dann ſchnell fort, daß ſein Arm Euch nicht, auch gegen ſeinen Willen, erreichen, ſtrafen muß!

Ich ſoll fort, fort von hier, und eben heute?! rief Rothkirch.

Nicht, ohne ſie noch einmal geſehen zu haben, — unterbrach der Meiſter ihn lächelnd. — Um eilf Uhr ſeyd in dem Ritterſaal. — Er wollte gehen.

Meiſter! — rief Rothkirch ihm nach — Ich gab mein Ehrenwort —

Der Herzog läßt Euch deſſen durch mich entbinden. Wenn die Glocke vom Schloßthurm zehn ſchlägt, ſeyd Ihr Eurer Haft entlaſſen; Mitternacht ſehen wir uns wieder, bis dahin lebt wohl!

Ach, für die Sehnſucht hat die Zeit keine Schwingen, ſie ſchleicht nur im Schneckengange dahin; die flüchtigen Minuten, die leicht beſchwingten Stunden wollen nicht weichen, und ſind ſie entflohen, naht der ſelige Augenblick, wie kurz iſt dann ſeine Dauer!

Endlich ſchlug die erſehnte Stunde. In einen langen Mantel gehüllt, eine Blendlaterne unter dieſem, ſchritt Rothkirch durch die hohen Gänge dem Ritterſaale zu, der in dem Seitenflügel des

Schloſſes, geſchmückt mit den Ahnen des Wallenſtein'ſchen Hauſes, gelegen war.

Dumpf hallten die Tritte in den hohen Gängen; Alles war in dieſem abgelegenen Theile des Schloſſes wie ausgeſtorben. Nicht ohne Grauen öffnete Georg die hohe Flügelthür des Saals, und trat ein in die Geſellſchaft der Wallenſteine. Er nahm die Blendlaterne unter dem Mantel hervor und leuchtete umher; kein lebendes Weſen blickte ihm entgegen, alles war öde und lautlos. Hier und da ſchauete ein finſterer Ritter von der Wand herab und ſchien ihn zu fragen: Was ſuchſt Du hier, Fremdling? oder eine würdige Hausfrau des edlen Geſchlechts die Hand zu heben und ihm warnend zu winken.

Ehrfurchtvoll und leiſe ſchritt er durch der Edlen Reihe, als fürchte er, die alten Ritter und Frauen in ihrem Schlummer zu ſtören, trat an die hohe Seitenthür zur Linken, und lauſchte, ob er keine Tritte vernähme; alles war ſtill, die Glocke der Geſpenſter hatte noch nicht geſchlagen. Er hüllte ſich nun in ſeinen Mantel, blieb an der Thüre ſtehen, und erwartete mit klopfendem Herzen die Ankunft der Geliebten. Er ſollte ſie ja noch einmal ſehen, hatte ihm Seni verſprochen, und wen anders konnte er in dieſer feierlichen Stunde erwarten?

Da tönten vom Schloßthurm die eilf Schläge, und mit dem letzten Schlag nahten der Thür gegenüber Tritte. Sie öffnete ſich, ſein Herz klopfte, und —

Bei dem Schein einer Wachskerze trat der Herzog in den Saal. Als er aufblickte, die regloſe vermummte Geſtalt vor ſich ſah, blieb er wie gebannt ihm gegenüber ſtehen, warf, ſtier nach ihm blickend, den Kopf zurück, ſtreckte den rechten Arm ſtarr nach ihm aus, während die Linke die Kerze hielt. So ſtand er, ohne ſich zu regen. Sein Auge blickte wild nach dem Jüngling, der, wär' er ſeinem innern Gefühle gefolgt, ſich zu des Herzogs Füßen geſtürzt hätte, der ſich plötzlich wendete und langſam zur Thüre hinausſchritt, die er hinter ſich ſchloß.

Kalter Angſtſchweiß tropfte von der Stirne des Jünglings. — Gott ſey gedankt! — rief er — Er glaubte, ich ſey ein Geiſt. Gott gedankt! — Doch was nun beginnen? Im Saale Mathilde zu erwarten, ſchien gefährlich, denn leicht konnte der Herzog mit Begleitung zurückkehren. Er eilte hinaus, ſchritt auf dem langen Gang hin und her, und —

Zwei weiße Geſtalten ſchwebten ihm entgegen. Sie nahten. Es war Mathilde, von Johanna begleitet. Er eilte auf ſie zu. Tretet hier herein, mein Fräulein, — ſagte er verlegen, indem er auf's Gerathewohl eine Thür öffnete, — im Saale war der Herzog!

So laßt uns zurückkehren, Johanna! ſagte die Gräfin ängſtlich. Aber Georg bat ſo innig — Sie folgten, und traten in eins der Prunkzimmer ein, die ſich neben dem Saale befanden.

Rothkirch! — ſprach nun Mathilde mit bewegter Stimme, während Johanna an eine Seitenthür zurücktrat. — Ich wollte Euch nicht von mir ziehen laſſen, ohne Euch noch einmal zu ſehen. Tief verſchloſſen ruhten unſre Empfindungen, laßt ſie auch jetzt noch ruhen, bis zu einer glücklicheren Zeit. Nehmt dieſe Feldbinde, blau und weiß und Gold; Treue, Unſchuld und Reinheit ſey die ſinnige Deutung ihrer Farben, tragt ſie, gedenkt mein, und lebt wohl! Sie reichte ihm die Hand.

Und ich ſollte gehen?! — rief Rothkirch — So ſollt' ich gehen?! Nur dieſe kurzen Worte zu dieſer langen Trennung?

Ja, mein theurer Freund, Ihr müßt! Was Ihr von dieſer Stunde hoffen konntet, hat ſie Euch gereicht; Eurem Herzen muß ſie gnügen.

Nun dann, Mathilde — ſagte Rothkirch — dann — lebet wohl! Euer Bild begleite mich als mein Schutzgeiſt. Lebet wohl! — Er preßte ihre dargereichte Hand an ſein Herz, blickte mit Inbrunſt in das thränenvolle Auge der Jungfrau, die, ſich zart an ihn ſchmiegend, ihrer unbewußt in ſeinen Armen lag. Mit Himmelsreinheit berührten ſich ihre Lippen; der heilige Bund war beſiegelt.

Jeſus Maria! ſchrie eine Stimme. Die Liebenden fuhren auf. Ein mattes Licht dämmerte ihnen durch die offne Seitenthür entgegen; nicht an ihre Sicherheit denkend, eilten ſie hin.

In der Mitte eines, von der herabhängenden ſilbernen Ampel nur matt erleuchteten Zimmers ſtand ein brauner Sarg, worin der Marquis del Guaſto lag, neben ihm bewußtlos Johanna.

Gerechter Gott! — rief Mathilde — welch' ſchrecklich ahnungſchweres Bild ſtellſt Du in dieſer entſcheidenden Stunde vor mich! Seh' ich hinter deinen Schleier, Zukunft?! Endet unſre Liebe blutig, wie dieſer? — Da hob ſich die unglückliche Verlaſſene langſam empor, ſah ſchweigend in das bleiche Antlitz des Todten, während Rothkirch, erblaßt, wie der Todte ſelbſt, Mathilde's zitternde Hand ergriff. Dann neigte ſie ſich über ihn, drückte ihre bebenden Lippen auf die bleichen, kalten des Entſchlafenen: — Vergebe Dir Gott, wie ich Dir vergebe, Unglücklicher! — rief ſie aus; eine lindernde Thräne ſtürzte aus ihrem Auge. — Kommt! — rief ſie — kommt hinweg von dieſem Aufenthalt des Todes! — Sie trat zwiſchen Rothkirch und Mathilde, faßte ihre Hände und zog ſie mit ſich fort. Als ſie an den Marmorſtufen ſtanden, wo die Liebenden ſich trennen mußten, ſagte ſie leiſe: Treue bringt Leben, Untreue den Tod!

Mathilde reichte Georg noch einmal die Hand. Er drückte ſie an ſein Herz. — Lebe wohl! — lispelte ſie — Treue bis in den Tod! — Sie entſchwebten die Treppen hinauf.

Die Feldbinde an ſeine Lippen drückend, ſtand der Jüngling reglos da und blickte nach der Thür hinauf, durch die ſie verſchwunden war. Eine unausſprechliche Wonne durchzuckte ihn, aber auch ein namenloſer Schmerz. Finden und Trennen ſtand ſo dicht beiſammen. Das nie gefühlte neue Leben, der erſten Liebe erſter Kuß, neben dem bleichen Todtenbilde des von ihm Erſchlagenen; was den Menſchen ergreifen, ſein Herz, ſein Gemüth bewegen kann, einte ſich in dieſem wichtigen Augenblicke. Bilder, lieblich und grauſig, wogten um ihn, er wußte nicht, welches er erhaſchen ſollte. Da ſchlug mahnend die zwölfte Stunde, und mit ſeinem Pfand und ſeinen Gefühlen, ſchmerzvoll und wonnig, ſchlich er zu der abgelegenen Wohnung des Aſtrologen.

Dieſer trat ihm entgegen, ergriff ſeine Hand und ſagte lächelnd: Faßt Euch, Junker, ſetzt Euch auf dieſen magiſchen Seſſel, ſchließt Euer Auge, und träumt noch einmal Euern ſeligen Traum, und wenn Ihr erwacht ſeyd, dann erſt will Meiſter Seni mit Euch reden.

Rothkirch ſetzte ſich, reichte dem Aſtrologen die Hand. — Ich dank' Euch, Herr! — ſagte er bewegt — ich dank' Euch viel!

Nur nicht vor der Zeit, mein Sohn! — antwortete der Alte. — Der Becher, den ich Euch reichte, und aus dem Ihr wahrſcheinlich jetzt genippt, enthielt die Goldtinktur des Lebens, aber auch Gift. Wie die kalte Felsquelle dem Dürſtenden Erquickung und Tod reichen kann, ſo iſt auch die Liebe der Quell der Thränen und der Freude. Schöpfe mit Vorſicht und Bedacht, und ſchlürfe nicht in zu gierigen Zügen, was die Vernunft Dir nur tropfenweis reicht. Höre, Jüngling, jetzt den väterlichen Freund, dann des Herzogs Diener!

Du liebſt des Friedländers Nichte, ſie liebt Dich. In Deiner Conſtellation zeigt ſich freundlich die Venus, ſie ſcheint Dir gewogen, deshalb habe ich Deine Liebe befördert, ſo viel ich vermochte; ein Wink von mir dem Herzog, und Du warſt verloren! Aber wenn auch dort am Himmel ſie Dir freundlich leuchtet, iſt ſie doch hier in Dunkel gehüllt. Eine furchtbare Kluft liegt zwiſchen Dir und des Herzogs Nichte, eine Kluft, die mit jedem Rieſenſchritte, den dieſer Kühne vorwärts thut, ſich mehr und mehr vor Dir ausdehnt. Seinem Fluge kannſt Du nicht folgen, mit dem Aufgang ſeines Sterns geht der Deine unter; bedenke dieß wohl. Auf dieſe Weiſe kann Dir kein Liebeglück lächeln.

Rothkirch, den Kopf auf ſeinen Arm geſtützt, hörte ſinnend dieſer furchtbaren Wahrheit zu.

Nur — fuhr Seni fort, und ſein Auge beobachtete den Jüngling genau, — nur wenn, und wer könnte dies wünſchen? nur wenn Wallenſteins Stern unterginge, wenn er, von ſeiner Größe herabgeſtürzt, Dir näher ſtände, wenn nicht mehr Könige um die Hand ſeiner Tochter, nicht Fürſten um die Hand ſeiner Nichte würben, dann dürfte wohl der ſchleſiſche Edle ſich nahen, und kühn um die Hand der Gräfin Terzka werben.

Er hielt inne, Rothkirch ſah ihn ſtarr an.

So lange das Glück den Friedländer verfolgt, — und dieß ſey lange noch — iſt kein Heil für Dich, Du Armer, der ſich ſonderbar an dieſes Mannes Schickſal gekettet hat! So wie Du jetzt ſtehſt, Liebling des Herzogs, ſein treueſter Diener, geht Deine Liebe unter, wenn er empor ſteigt; und doch ſinkſt Du auch mit ihm, ſteigt er von ſeiner Höhe herab.

Und was ſollen dieſe geheimnißvollen Worte, — ſagte Rothkirch — deren verhüllter Sinn mir räthſelhaft bleibt? Sollen ſie mich entmuthigen? Soll ich mein Glück aufgeben, was ſich mir bietet, weil mir noch der Weg verborgen iſt, auf welchem ich zu ihm gelange? Nein, Seni! — rief er aus — mein Herz ſagt mir, für mich iſt dieſes Leben erſtorben ohne ſie; für mich iſt keine Gefahr zu groß, ſie zu erringen!

Braver Jüngling! — ſagte der Aſtrolog und ergriff ſeine Hand — Eben weil ich dieß von Dir erwartete, weil ich Deinen Muth, Deine Treue kenne, wollt' ich Dir die Klippen zeigen, an denen Dein Schiff, kühner Segler, ſcheitern muß, ſteuerſt Du nicht vorſichtig an ihnen vorüber. Eine herrliche Gelegenheit bietet ſich Dir jetzt, eine Gelegenheit, die wie ein heilſamer Trank jetzt bitter ſchmeckt, und dann wohlthut. Höre mich an!

Der Herzog ſchickt Dir durch mich dieſen Beutel mit 50 Goldgülden, und befiehlt Dir, dem Arnim, Dir aus vergangener Zeit noch wohl bekannt, entgegen zu gehen, und bei ihm zu bleiben; den Herzog von Allem, was bei dem ſächſiſchen Heere vorfällt, zu benachrichtigen, und wenn der Arnim einige Zeit in Prag geweſen, zum Herzog zurückzukehren. Dann iſt del Guaſto vergeſſen, und Alles wieder in dem alten Gleiſe.

Und was ſoll ich bei dem ſächſiſchen Feldmarſchall?! — rief Rothkirch verwundert — Soll ich im feindlichen Lager meines Herrn Spion ſeyn?

Gefällt Dir dieſer Auftrag nicht? fragte Seni unbefangen.

Nein! erwiederte Rothkirch trocken.

Ich ſah es voraus. Doch, nicht zum Spioniren ſollſt Du zu dem Arnim, zum Unterhandeln — dann —

Nun?! rief der Page.

Unſer Herr — wie arg haben ſie ihm auch auf dem Kurfürſtentag zu Regensburg mitgeſpielt! — fuhr Seni fort und zog den Jüngling geheimnißvoll in die Ecke des Zimmers, und raunte ihm in's Ohr: — Unſer Herr zieht ſich von ſeinem Kaiſer ab, und tritt zum Schwedenkönig über.

Wie?! rief Rothkirch.

Ja, mein Sohn! — unterbrach ihn, immer noch leiſe und geheimnißvoll redend, der Aſtrolog, — ſo iſt's! Große Dinge hat der Herzog im Sinn, immer höher will er ſteigen. Einen Thron zu erringen, wär' er kühn genug — und dann —

Meiſter! — ſagte der Jüngling ernſt — wenn Ihr wahr redet, ſo muß ich Euch ſagen, die Geſtaltung der Dinge mißfällt mir.

Ihr freilich — fuhr Seni fort — könnt nur bei der Sache verlieren; grabt Eurer Liebe Grab, und ſetzt noch Leib, Blut und Ehre daran. — Er ſchwieg.

Sonderbar! — unterbrach Rothkirch das Schweigen — Sonderbar! Ihr führt mich in ein Labyrinth —

Wo ich Dir leicht einen Faden geben kann, Dich wieder herauszufinden. — Er ſah dem Pagen feſt in's Auge, der immer noch ſinnend da ſaß. — Bleib Deinem Kaiſer treu, berichte, was Du von Arnim erfährſt, dem Cardinal Diedrichſtein, und Mathilde Terzka iſt der Preis.

Da hob Rothkirch das geſenkte Haupt. — Mathilde Terzka iſt der Preis! — rief er feurig, und über die ganze Geſtalt des Jünglings verbreitete ſich ein herrlicher Glanz. — Mathilde! O Meiſter Seni, dieſen Preis erringt man nicht auf ſolchen Wegen! Der Herzog war des verwaiſ'ten Knaben gütiger Vater; dem Herzog dank' ich Alles, was ich habe und bin, und Undank, Meiſter, iſt das ſchwärzeſte Laſter, hört es, Aſtrolog des Herzogs! — rief er donnernd — Undank und Verrath ſind die Todſünden im Leben!

Edler Mann! — rief Seni, und umfaßte den Zornigen. — Edler Jüngling! der ſelbſt in einer Stunde, wo ihm die Liebe Alles gab, ihm Alles nahm, ihr auch Alles opfern kann! Kommt an mein Herz, Ihr treuer Diener unſers hohen Herrn; nie vergeſſ' ich dieſer Stunde, rechnet von jetzt an ganz auf mich!

Rothkirch ſah den Aſtrologen erſtaunt an. Dieſer ſchnelle Wechſel war ihm ſonderbar. Doch die herzliche Freude, die trauliche Umarmung, der väterliche Segen, die Warnungen, die er ihm jetzt auf die Reiſe mitgab, rührten den Jüngling. Er vergab ihm bald, daß er nur einen Augenblick an ſeiner Treue hatte zweifeln können; inniger als je hing er an ſeinem väterlichen Freunde.

Doch nun lebt wohl, Rothkirch! — ſagte Seni jetzt — wir müſſen uns trennen. Am Schloßgarten ſtehen die Roſſe mit Eurem Diener und Eurem Gepäck — ſäumt keinen Augenblick; in Leutmeritz findet Ihr den Arnim. Schreibt mir zuweilen, und habt Ihr ein freundlich Wort, ein Brieſchen zu beſtellen, ſchickt es mir.

Noch einmal umarmte er ihn. Rothkirch verließ das Zimmer und trabte, oft nach dem Schloſſe zurückblickend, Leutmeritz zu.

Junger Thor! — rief Seni, als Rothkirch das Zimmer verlaſſen hatte. — So ſteht es mit Dir? — Den Köder, an dem ich Dich für uns fangen wollte, warf ich vergebens aus, ich fing Dich für den Wallenſtein. Nun, unſchädlich will ich Dich wenigſtens machen, Du Ritter der Treue! warſt ja doch ſchon ein Dolch in meiner Hand. Der Guaſto, dieſer freche Bube, der mit ſeiner beißenden Zunge mich ſo oft, ſo giftig ſtach, iſt durch Dich für immer verſtummt. Dieſe ſtolze, überkluge Gräfin Terzka, die mit ihrem Falkenblick mich zu durchſchauen und den Zauberkreis zu zerſtören wagt, in den ich dieſen allgefürchteten Wallenſtein bannte wie ein Kind, dieſen Wallenſtein, vor deſſen eiſernem Sinn der Kaiſer, ganz Deutſchland zittert, und den ich wie ein ſchwankend Rohr mit einem Athemzug hin und her bewege, — ſie ſah ihre ſtolzen Hoffnungen durch Dich begraben, ſah ihre hochfliegenden Plane, wie einen papiernen Drachen in der Hand eines Kindes, zu Boden ſinken.

Und noch iſt's nicht beendet!

Da trat Gotthold Schmalenbach, des Herzogs Kammerdiener, ein, und ſtörte den Meiſter in ſeinem Selbſtgeſpräch. Er beſchied ihn, eiligſt zu ſeinem Herrn zu kommen.

Seni fand den Herzog noch angekleidet. Er ſtand in ſeinem Zimmer, welches mehr als gewöhnlich erleuchtet war, mit auf dem Rücken verſchlungenen Händen, ſtarr vor ſich in die Flammen des Kamins ſchauend, ſo daß ihn erſt ein abſichtliches Geräuſch des Aſtrologen in ſeinen Betrachtungen ſtörte.

Gut, das Ihr kommt, Meiſter! ſagte der Herzog, und Seni erſchrak über das bleiche Geſicht und die hohl liegenden Augen des Herzogs.

Mir iſt etwas Außerordentliches begegnet.

Und was, Hoheit? fragte Seni erſtaunt.

An dieſem verhängnißvollen Tage, an dem ich zwei junge Freunde verlor, ſaß ich hier auf meinem Zimmer, wollte in der ſtillen Einſamkeit die Verhältniſſe meiner Stellung vorſichtig prüfen und wägen, und bei jedem ernſten, wichtigen Gedanken tritt der Marquis del Guaſto, noch mehr aber Georg Rothkirch vor mich, und ich kann ſein Bild nicht los werden, ſo ſehr ich mich auch beſtrebe, meine Gedanken auf politiſchen Gegenſtänden feſtzuhalten. Immer tritt der Jüngling vor mich, und es iſt mir, als ob ein unſichtbares Etwas mich nach ihm zöge. Ihr wißt, wie gern ich dieſem innern Rufe folge, der mich ſelten trog. Ihn zu mir rufen zu laſſen, war nicht thunlich, da niemand ahnen darf, daß er mit meinem Willen ſich entfernt hat, ich mußte alſo ſelbſt zu ihm gehen. Ich kämpfe lange, aber der Geiſt treibt mich, ich nehme eine Kerze, gehe allein durch die abgelegenſten Gänge des Schloſſes, und wie ich jetzt die Thür des Ahnenſaals öffne — ſteht an der entgegengeſetzten Thür eine hohe vermummte Geſtalt, nur zwei blitzende Augen ſehe ich unter dem tief eingedrückten Hut hervorleuchten. Ich will auf ſie zu; doch in dem Augenblick erinnere ich mich, daß in jenen Zimmern die Leiche des Marquis liegt. Es war ſein Geiſt, der mir drohend erſchien. Ich blieb wohl mehrere Minuten an der Thüre ſtehen — fuhr der Herzog nach einer Pauſe fort — das Geſpenſt unbeweglich mir gegenüber.

Da ergriff mich ein Grauen, ich kehrte hieher zurück.

Seni ward es leicht, zu errathen, wer die im Mantel gehüllte Geſtalt geweſen ſey; doch hütete er ſich, dem Herzog jetzt ſchon das Mindeſte ahnen zu laſſen. Den Glauben an Geiſter, der tief im Innern des Herzogs lag, zu erhalten und zu verſtärken, war zu wichtig, daß er lieber Alles aufgeopfert, ehe er dem Friedländer ſeinen Irrthum benommen hätte. Er ſchwieg deshalb, und ſchien in tiefes Nachdenken verſunken.

Nun, Meiſter! — unterbrach der Herzog das Schweigen — was dünkt Euch von der Sache?

Daß, wer Eurer Hoheit auch erſchienen ſey, gewiß Euer Feind war, und, da er in dieſer finſtern Geſtalt Euch in dem Saal Eurer Ahnen entgegen trat, ſicher auch ein Feind Eures Geſchlechts iſt. Und gab er kein Zeichen, blieb er ſtumm?

Lautlos, unbeweglich, faſt in übermenſchlicher Größe ſtand die Geſtalt vor mir, antwortete der Herzog.

Ich werde die Sterne fragen, Hoheit! Sie ſollen mir Kunde geben, ob die Erſcheinung Euch heilbringend oder verderblich war.

Thut das, Meiſter! — erwiederte Wallenſtein — Mein inn'rer Geiſt verkündet mir Unglück; doch iſt ſein Wiſſen nur gering gegen den, der aus den Sternen zu Euch ſpricht; befragt ihn.

Meiſter! — rief er dem Weggehenden nach — auch forſcht, ob ich morgen unter glücklicher Conſtellation nach Prag zurück reiſen kann; hier bleib' ich nicht länger.

Der Aſtrolog ging. Die Sterne erlaubten, die Reiſe nach Prag anzutreten.

18.

Rothkirch traf in Leutmeritz den Feldmarſchall Arnim mit dem ſächſiſchen Heer. Noch aus vergangenen Zeiten dieſem wohlbekannt, wurde er freundlich aufgenommen, ob er gleich kein Empfehl-Schreiben des Herzogs überreichen konnte. Der General glaubte Anfangs, Rothkirch käme mit mündlichen Aufträgen von ſeinem Herrn; da aber der Page Alles vermied, was nur im Mindeſten auf das Bezug haben konnte, womit Seni bei ſeiner letzten Zuſammenkunft ihn bekannt gemacht hatte, überzeugte ſich Arnim, daß er in die Geheimniſſe des Herzogs nicht eingeweiht ſey. Die wahrhafte Erzählung ſeiner Begebenheiten, wobei er jedoch Mathildens nicht gedachte, ſchienen dem Feldmarſchall unglaublich, ſein ganzes Benehmen überall ſo verſtört und zurückhaltend, daß er ihn für einen Unglücklichen hielt, den irgend ein Verbrechen verfolgte.

So zog Rothkirch mit den Sachſen Prag immer näher. Da traf eines Tages Seſyn bei dem ſächſiſchen Heere ein. Georg ſah ihn kommen, ſah ihn heimlich zu Arnim gehen, und eben ſo heimlich, nach einer langen Unterredung, ſich wieder entfernen. Jetzt ſchien es ihm klar zu werden, daß Seni das Verhältniß des Herzogs zu dem Kaiſer ihm wahr geſchildert und ihn auf die Probe geſtellt habe, ob der Herzog auch ſicher auf ſeine Treue rechnen könne. Er ſchlich Seſyn in die Herberge nach, gab ſich ihm dort zu erkennen, und bat ihn, an Meiſter Seni ein Schreiben mitzunehmen. Seſyn verſprach es. Schon in dem nächſten Nachtquartier brachte ein Bote die gewünſchte Antwort, und nun vermochte nichts Rothkirch länger bei dem Heere Arnims zu halten. —

Ganz allein, ohne Diener, eilte er in der Abenddämmerung davon.

19.

Auf den Höfen des herzoglichen Schloſſes zu Prag war Alles in Bewegung. Wohl an hundert Wagen ſtanden gepackt, Pferde angeſchirrt, und alles ſo geordnet, daß es nur eines Winkes bedurfte, dieſes Chaos in Bewegung zu ſetzen. Diener liefen hin und her, brachten und ordneten Sachen, und ſelbſt die Frauen der Herzogin ſah man geſchäftig, in der von Gold ſtrotzenden Karoſſe ihrer Gebieterin allerlei zu ordnen. Da ſchlich ſich ein Verhüllter, um den ſich in dem Getümmel niemand bekümmerte, zwiſchen den Pferden und Dienern hindurch, trat in das nur angelehnte Pförtchen des öſtlichen Thurmes, ging hier, des Weges kundig, die hohe Wendeltreppe hinauf, und klopfte leiſe drei Mal an die Thür von Meiſter Seni's Zimmer. Sie öffnete ſich, der Aſtrolog trat heraus. — Ha! wie pünktlich, mein junger Freund! — rief er dem Eintretenden entgegen — Punkt eilf Uhr wolltet Ihr hier ſeyn, und noch fehlen einige Minuten. Geduldet Euch nur, Rothkirch, ich will das verabredete Zeichen geben, und lauſchen, ob es erwiedert wird. Setzt Euch, trinkt einen Tropfen Wein, eßt, Ihr werdet der Erquickung bedürfen. — Rothkirch ſetzte ſich, doch war ſein Blut in zu ſtarker Wallung, ſein Herz klopfte zu heftig, als daß er Speiſe und Trank hätte genießen können; er umarmte Seni, dankte ihm innig für die Bereitwilligkeit, ihm zu dienen, und warf ſich abgeſpannt auf einen Lehnſtuhl, während jener in ein kleines Fenſter des Vorſaals ein Lämpchen ſtellte, und dann wieder herein trat.

Auf ſo manche Fragen, welche Seni dem Pagen in Bezug auf Arnim und Seſyna's Sendung that, konnte dieſer nicht gnügend antworten, und ſeine Gedanken nur auf einem Punkt feſthaltend, war er ſo zerſtreut und unruhig, daß ihn endlich der Aſtrolog ſelbſt wieder verließ, um nach dem verabredeten Zeichen zu ſehen. Es leuchtete, und Rothkirch ſchritt zitternd und ſehnſuchtvoll durch die wohlbekannten Gänge nach dem Seitenflügel, wo die Gräfin wohnte. Leiſe öffnete er die Thür des Bücherzimmers, leiſe faßte ihn eine Hand und führte ihn mit ſich fort.

Wohin führt Ihr mich?! rief der Page.

Eurem Glück entgegen, lispelte eine weibliche Stimme, in welcher Rothkirch ſogleich Johanna's Stimme erkannte. Ein kleines Cabinet öffnete ſich — Mathilde ſank in ſeine Arme.

Johanna wollte ſich entfernen. Bleib, — bat Mathilde — was wir uns zu ſagen haben, braucht nicht dem Ohr der Freundin verborgen zu bleiben.

Ueber uns, mein Geliebter, waltet ein ſonderbar Geſchick! — begann nun die Gräfin — Jeder Augenblick des Nahens iſt auch der Augenblick der Trennung; der Schmerz tritt tückiſch in die Fußtapfen der Freude, die ein Moment erzeugte und zerſtörte. Darum, Rothkirch, laßt uns dieſe kurze Stunde ernſt für die Zukunft benutzen. Hört mich an.

Nie, ſo lange der Glanz des Purpurs meinen Oheim umgiebt, wird meine Mutter, wird er, ſo ſehr er Euch auch liebt, unſre Liebe ſegnen; dieß prägt Euch feſt ein. Eine Kluft iſt vor uns geöffnet, wir müſſen auf einen Boten des Himmels harren, der uns auf ſeinem Fittig hinüber trägt, oder uns in den Abgrund ſtürzen und ſo vergehen! — fuhr ſie fort, und ihre Wange glühte hoch. —

Seit meiner Kindheit fühlte ich mich nach Euch hingezogen, ſeit meines Herzens Klopfen mich lauter mahnte, hab' ich Euch geliebt, und war Eurer Gegenliebe gewiß. In meinem Buſen mußte ich meine Liebe verbergen, denn ſie war hoffnunglos. Doch länger vermocht' ich es nicht; die Jungfrau kämpfte nur ſchwach gegen ihr ſtürmiſches Herz, gegen ihr mächtiges Schickſal! Drum, ſo ſorgſam ich meine Flamme verbarg, ſo glühend breche ſie auch nun in unaufhaltſamen Gluthen hervor, und berge ſich nicht länger. Ich bin Dein, mein Georg! — rief ſie — Dein für die Ewigkeit! Keine Zeit, kein Raum kann uns trennen. Dein Leben iſt mir Leben, Dein Tod auch mein Tod! — Sie ſank an ſeine Bruſt.

Mathilde! — rief der Jüngling — die Wonne ertrag' ich nicht!

Sammle Deine Kraft, Geliebter! — rief ſie feurig — den Schmerz zu tragen, wie die Freude, beides thut Noth! Wir reiſen morgen nach Mähren, man ſagt, von da nach Wien. Es iſt mir, als rollte der Wagen, der mich von hinnen führt, hinab in's offne Grab, als ſähen wir uns heute zum letzten Mal!

Und doch muß ich Euch erinnern, — rief Johanna den Liebenden zu, die ſich innig umſchlungen hielten, — daß Ihr nur noch kurze Augenblicke die Euern nennen dürfet!

Nun dann, — fuhr Mathilde auf, und trat vor Rothkirch, — ſo müſſen wir ſcheiden! — Noch eine Bitte, mein Georg, gieb mir die Hand! — Er reichte ſie ihr — Mein Ohm mag handeln gegen Dich, gegen mich, wie er will, in jeder Lage ſeines großen Lebens, im Glück und Unglück, bleib' ihm treu!

Treu wie meiner Liebe! — rief der Jüngling — Ich habe meinen höchſten Wunſch erreicht, Mathilde! Ich weiß, Du liebſt mich, ich habe Dich noch einmal geſehen, Dich an mein Herz gedrückt, ich will nun mit dem Schickſal nicht rechten, daß es mir nur ſo kurz die Seligkeit zugemeſſen hat. Ich will mit meinem Glück zufrieden ſeyn, und wär' es auch die Neige, die ich geſchlürft hätte. Lebe wohl! — rief er aus, und drückte noch einen Kuß auf ihre bebenden Lippen, riß ſich aus ihren Armen und ſtürzte nach der Thür.

Wohin?! — donnerte ihm eine Stimme entgegen, und der Herzog ſtand vor ihnen. — Rothkirch! das der Dank für meine Liebe?! — rief er zornig dem Jüngling entgegen, der im Gefühl ſeiner Schuld vor ihm niedergeſunken war, während Mathilde ruhig dem Zürnenden in's Auge ſah.

Elender! — fuhr der Herzog, durch des Pagen demüthige Stellung noch mehr entflammet, fort. — Liegſt wie ein Sklav zu meinen Füßen, und wagteſt doch, nach dieſer die Hand zu ſtrecken! — Rothkirch ſprang auf. — Fort! — rief der Herzog, und die hohen Wände gaben den Ruf grauſig zurück. — Fort aus meinen Augen! fort auf immer, verwegner Thor! ehe mein Zorn mich übermannt!

Rothkirch ſtand unbeweglich, ſein Schickſal muthig erwartend.

Geh', Geliebter! — ſagte Mathilde ſanft — geh', gedenke Deines Schwures!

Wenn Ihr es befehlt, Fräulein, — ſagte der Jüngling, ſich verneigend, — ſo geh' ich! Er ſchritt ſtolz an dem Herzog vorüber, der nach ſeinem Degen faßte, doch Mathilde hielt ſeine Hand mit angeſtrengter Gewalt zurück.

Raſende! — rief der Herzog — Du wagſt?!

Wer nichts mehr zu verlieren hat, wagt Alles! — ſagte die Jungfrau, und ließ des Herzogs Hand fahren. — Gnädiger Herr, beſtimmt über mich! — fuhr ſie dann mit Ergebung fort — Mein Loos iſt gefallen, ſeit jener ging. Ich bin auf das Schrecklichſte gefaßt.

Nun dann ſey dieß Dein Brautkranz! rief der Herzog zornig, riß der zitternden Johanna den Schleier herab, warf ihn Mathilden über, und verließ ſie.

Nur ſo lang' er lebt, ſollſt du mich ſchmücken! — rief dieſe aus — Mit ſeinem Tode folgſt du mir in's Grab!

20.

Die Herzogin verließ am andern Morgen Prag, ihr folgte die Gräfin Terzka mit ihrer Tochter, die ſich hier von ihrer Unglücksgefährtin Johanna trennen mußte; ſie ſahen ſich nicht wieder. Was der

der Herzog Johanna genommen, den Schleier, wählte ihr eignes zerriſſenes Herz; ihre erſte, ihre einzige Liebe war ihrer Jugend frühes Grab. Der Herzog hatte am Morgen ihrer Abreiſe noch mit ſeiner Schwägerin geſprochen, ſie von dem, was in der Nacht geſchehen, benachrichtigt, und ihr ſeinen Willen kund gethan, den ſie nicht ohne Mißmuth vernahm, da es ganz außer ihrem ehrgeizigen Plane lag, daß ihre Tochter aus dem Kreiſe der Welt abtreten ſollte.

Mathilde ſah ihrem Schickſal mit Faſſung entgegen, und ertrug, ohne zu murren, den Zorn ihrer Mutter. Ihr war es gleichgültig, die nach des Marquis Tode neu geſchaffenen Plane der ehrgeizigen Frau zertrümmert zu haben; ſie erwartete mit ſtiller Ergebung die Erfüllung des drohenden Wortes ihres Oheims. Sie ſah die Kluft, die ſie von dem Geliebten trennte, für unüberſteiglich an, und ſo war ihr der Schleier willkommner, als der Brautkranz es hätte ſeyn können.

Rothkirch ging indeſſen mit zerriſſenem Herzen zu ſeiner Mutter nach Schleſien. Er hatte jetzt Gewißheit, daß ihn Seni verrathen, daß dieſer argliſtige Italiäner ſein und Mathilde's Glück untergraben hatte. Aber lange ließ ihn ſeine Sehnſucht nicht von ihr entfernt, die Bitten ſeiner trauernden Mutter hielten ihn nicht zurück; er folgte Mathilde nach Wien, wohin die Herzogin und die Gräfin Terzka jetzt gezogen waren. Alle Bemühungen, Mathilde zu ſehen, ſie zu ſprechen, waren vergebens. Einmal nur glückte es ihm, ſie an der Seite ihrer Mutter in der Kirche zu treffen; ihr Geſicht war bleich, die Roſen ihrer Jugend waren verwelkt. Sie erkannte ihn, als er ſich, in den Mantel gehüllt, ihr gegenüber hinter einem Pfeiler verbarg; ein Blick, ein einziger Blick traf ihn und ſchuf von neuem einen Himmel in ſeinem verödeten Herzen. Aber nur dieſen einzigen Blick ſchenkte ihm das Geſchick, denn auch die Gräfin hatte ihn bemerkt. Sie verließ mit Mathilde ſchnell die Kirche, und ſchon am Abend benachrichtigte ihn ein Schreiben der Gräfin, daß, wenn er nicht ſogleich Wien verließe, oder es noch einmal verſuchte, ihrer Tochter zu nahen, dieſe ſogleich in ein Kloſter gebracht, und der Schleier ſie ſeinen Nachſtellungen entziehen würde.

Noch in der Nacht verließ er Wien, und entſagte jeder Hoffnung.

21.

Da tönte von neuem die Kriegstrompete durch die kaiſerlichen Lande. Hoch flatterte des Wallenſteiners Panier in Znaim. Noch einmal ſtand der Friedländer als Generaliſſimus an der Spitze eines ſelbſtgeſchaffenen Heeres, und von allen Seiten ſtrömten die alten Kriegsgefährten dem Anführer zu, der bis jetzt nur den Sieg an ſeine Fahnen gebannt hatte. Auch Rothkirch verließ die Heimath und eilte nach Znaim. Er bat in einem Schreiben den Herzog, ihm zu erlauben, ſein Blut für ihn verſpritzen zu können, und wenn er es ihm auch nicht vergönne, um ſeine Perſon zu ſeyn, doch ihm in ſeinem Heere folgen zu dürfen. Wallenſtein ſchlug ihm ſeine Bitte in harten Ausdrücken ab. Seni fürchtete des Jünglings Zorn, und wendete alle Mittel an, ihn aus des Herzogs Herzen ganz zu verbannen.

Aber nicht Wallenſteins kaltes Verweigern, nicht deſſen ſtrenger Befehl, ihm nie wieder vor Augen zu kommen, hielten Rothkirch ab, dem Heere in mancherlei Verkleidungen zu folgen. Schon hatte der Herzog im Gewühl der Kriegsbegebenheiten ſeinen Pagen vergeſſen, den er weit von ſich entfernt glaubte, als er von mehrern Seiten die Meldung bekam, daß Rothkirch an vielen Orten und faſt bei jedem Gefecht ſich ſehen laſſe, und beſonders oft bei Iſolani und ſeinen Kroaten zu finden ſey. Der Herzog ſchwieg und ſchien nicht darauf zu achten. Selbſt als der Page bei einem Gefecht in der obern Pfalz einſt ganz nahe an dem Herzog vorbeijagte, und ihn jemand auf Rothkirch aufmerkſam machte, ſchien er es nicht zu beachten, ſo daß das ganze Heer nach und nach die Meinung faßte, Rothkirch ſchwärme mit Willen des Herzogs aus irgend einer geheimen Urſache umher. Doch hatte das Schweigen des Herzogs einen ganz andern Grund. Er erinnerte ſich der ſo oft erprobten Treue ſeines Pagen, ſeiner kindlichen, an Verehrung gränzenden Neigung zu ihm; oft gedachte er, daß nur eine thörige Leidenſchaft ſein einziges Verbrechen geweſen ſey, und die alte Liebe erwachte, und öffnete ſein Herz der Verzeihung. Aber Seni's hinterliſtige Worte und die Nachricht, daß Mathilde immer noch mit treuer Anhänglichkeit an dem Pagen hange, verſchloſſen ſchnell ſein Herz wieder, doch duldete er ihn in ſeiner Nähe und ließ ihn in ſeinem unſteten Treiben ruhig gewähren. Selbſt einmal, als er bei Neumark plötzlich um eine Waldecke bog und Rothkirch unvermuthet auf ihn ſtieß, widerſtand er kaum der Neigung, ihn zu rufen, und es ſchien ihm ſelbſt von dieſer Zeit an nicht unlieb zu ſeyn, wenn er hörte, der Page ſey in ſeiner Nähe.

Der Herzog zog jetzt vor Nürnberg, Guſtav Adolph entgegen. Hier ſtanden die Heere, ſich beobachtend, lange einander gegenüber, da griff Guſtav endlich die Verſchanzungen des Friedländers auf dem Altenberge an, und führte durch Verhaue ſeine Regimenter den feindlichen Schanzen, dem Tode entgegen. In Pulverdampf gehüllt ſtand der Herzog unbeweglich mit ſeinem Heere, und dreihundert Feuerſchlünde ſpieen Tod und Verderben aus; der Tag ſollte entſcheiden.

22.

Auf dem Kirchthurm eines ſeitwärts des Schlachtfeldes gelegenen Dorfes ſtand Seni, ein Fernrohr in der Hand, und ſah dem Treffen von weitem zu. Reiterei, die vor dem Dorfe aufmarſchirt ſtand, ſchützte ihn vor Gefahr. Unruhig blickte er nach dem Getümmel der Schlacht; er kannte die Wichtigkeit dieſes Tages. Raſtlos brachen die wackern Schweden durch Wald und Verhau, doch gegen die ehernen Schlünde ſtürmten ſie vergebens; ſechs Mal rückten ſie an, ſechs Mal wichen ſie. Nur dem alten Schloſſe gegenüber, wo der muthige Bernhard von Weimar befehligte, ſchwankte der Sieg, die Höhe ward von den Schweden erſtiegen; aber das Glück war ihnen heute nicht günſtig, Bernhard von Weimar mußte auch dieſe Höhe wieder verlaſſen. Zum erſten Mal in ſeiner Siegerbahn aufgehalten, hatte Guſtav das Blut ſeiner Braven vergebens geopfert.

Den Aſtrologen vergnügte es, von hier das Wogen und Treiben der Heere noch länger mit anzuſehen. Nur noch einzelne Kanonenſchüſſe begleiteten die ſich zurückziehenden Schweden die mit ernſter Ruhe, ohne verfolgt zu werden, in das Lager bei Fürth wieder einzogen. Das kaiſerliche Heer blieb unbeweglich in ſeiner Stellung, die Verwundeten wurden zurück-, die Todten zur

Ruhe gebracht, und es dauerte lange, ehe der ernſte Todesruf wieder zu fröhlichem Lebenshauche ſich dort geſtaltete.

Sonderbar! — ſagte Seni jetzt vor ſich hin — Sonderbar! Ich, ein ſo kleiner Punkt in dem großen Menſchengewühl der Welt, bin vielleicht die Urſache, daß dieſe beiden Heere jetzt einander gegenüber ſtehen und ſich morden. Hätte ich nicht den ſtolzen Herzog an den Ausſpruch der Sterne gebannt, hätte ich nicht alles gethan, die Schwingen ſeines hochfliegenden Geiſtes durch Aberglauben und Vorurtheile zu lähmen, ſo ſtänden vielleicht jetzt die beiden Heere vor den Thoren Wiens in freundlicher Eintracht. Die alte Kaiſerburg wäre erſchüttert, erſchüttert der alte Glaube.

Mein Werk iſt dieſer blutige Tag! mein Werk! rief er in ſtolzem Taumel laut aus.

Dein Werk! Ja wohl, Satan! — rief eine rauhe Stimme. Ein kräftiger Schlag auf die Schulter weckte ihn aus ſeinem ſtolzen Traum; er fuhr erſchrocken auf, und hinter ihm ſtand Georg Rothkirch, in einen Reitermantel gehüllt. — Ja wohl, Dein Werk, Du hoher Meiſter der Sterne! Sieh! — rief er, und ſein Auge blitzte zornig auf den zitternden Alten, — nach den Sternen hoch oben haſt Du oft geblickt, den Thoren aus ihrem Lauf die Zukunft zu verkünden. Jetzt — er packte den Zitternden bei der Bruſt und hob ihn hoch in die Höhe — jetzt blick' hinab in die Tiefe, und ſuche dort die irdiſchen Punkte, Dir Dein Horoſkop zu ſtellen. Was ſiehſt Du? ſag' an, Betrüger!

Seni ſchwieg.

Sprich! — ſagte der Jüngling, den Alten mit kräftiger Fauſt ſchüttelnd, — verkünde Dein Schickſal! — Er hob ihn über die Trümmer des Thurmes hinaus; der Greis ſchwebte zwiſchen Himmel und Erde.

Nah' iſt mir der Tod nicht, ich ſterbe nicht durch Deine Hand! — rief Seni, trotz der Gefahr, mit keckem Muthe. — Deine Jugend ſinkt eher als das Alter. Nun laß los! denn wenn auch Deine Hand mich hinunterſchleuderte, breiteten doch die Engel ihre Flügel aus und nähmen mich auf. Ich ſehe nur Dich da unten zerſchmettert liegen!

Menſch! — rief Georg, und ſchleuderte den Aſtrologen gegen die Wand. — Was hatt' ich

Dir gethan, was Mathilde, daß Du uns verrietheſt?!

Georg Rothkirch! — ſagte der Meiſter gelaſſen, indem er das niedergefallene Fernrohr aufhob und es bedächtig unterſuchte, — Du folgſt Deinen Leidenſchaften, wohin ſie Dich treiben. Ich folge dem, was die Sterne mir verkünden. Sie befahlen mir, Eure Liebe zu trennen. Ich folgte blind dem Ausſpruch des Himmels.

Und folgt' ich auch blind dem Ruf der Leidenſchaft, ſo lägſt Du jetzt zerſchmettert am Fuß dieſes Thurmes! rief Rothkirch.

Mit nichten! — ſagte der Aſtrolog mit Ruhe, und ſein Geiſt hatte die alte Beſonnenheit ganz wieder. — Was im Buche des Schickſals geſchrieben ſtehet, kann Dein toller Muth nicht ändern. Du wirſt zerſchmettert am Fuße des Thurmes liegen, nicht ich! Darum, Rothkirch, — ſagte er mit aller Weichheit, die ihm zu Gebote ſtand, — bitt' ich Dich, verlaß dieſen Ort! Ich erwarte den Herzog, er muß bald hier ſeyn. Du kennſt ſeinen Jähzorn; ich fürchte für Dich. Mußte ich Dir auch wehe thun, ſo war es eine höhere Macht, die über mich gebot, nicht mein Herz. Geh', mein Sohn!

Rothkirch hüllte ſich in ſeinen Mantel. — Hier will ich den Herzog und mein Schickſal erwarten! ſprach er, ſetzte ſich auf einen Stein neben Seni, ſpielte mit den goldnen Franzen ſeiner weiß und blauen Schärpe, und verſank allmählig ſo tief in ſüße Träume der Vergangenheit, daß ſein finſteres Auge freundlich auf zum Himmel ſah, als hätten ihn von dort die Sterne nur immer lächelnd angeblickt.

Seni beobachtete ihn genau. So verhärtet war ſein bübiſches Herz doch nicht, daß dieſes ruhige, heitere Lächeln, dieſer Himmelsblick des Jünglings ihn nicht gerührt, ſein Inneres nicht ergriffen hätte. Er ſchwieg; die ſchönen Träume wollte er nicht ſtören, ihn jammerte in dieſem Augenblick der Jüngling, der, ſein ganzes Erdenglück in dem Schattenbild der Phantaſie zuſammengedrängt, einem ſchmerzvollen Erwachen entgegen träumte.

Seni! — ſagte Rothkirch, und ſah freundlich auf den Alten, — der Herzog kommt nicht, wird wohl ſchwerlich am heutigen Tage hieher kommen; die Luft iſt rauh, der Wind pfeift durch die Ritzen des Thurmes, geht mit Gott! es könnte Euch ſchaden, länger hier oben zu bleiben.

Seni ſtand auf, betrachtete des Jünglings herrliche, leidende, freundliche Geſtalt, ließ einen Krug mit Wein, den er ſchon gefaßt, plötzlich ſtehen, trat dann auf Rothkirch zu, reichte ihm die Hand und ſagte: Wir ſcheiden doch als Freunde, Rothkirch?

Nein, Meiſter! — antwortete Georg mit Stolz; — Nicht als Freunde! Nie können wir Freunde ſeyn! — Doch vergeb' ich Euch, was Ihr mir gethan; lebt wohl!

Der Aſtrolog ging. Rothkirch hüllte ſich in ſeinen Mantel, ſchloß ſein Auge, und ſeine Einbildkraft wand ſorgſam die ſparſamen Blüthen ſeines Lebens zu einem lieblichen Kranze der Erinnerung.

23.

So fand ihn der Morgen. Noch ſtand er auf dem Thurm und ſchaute über das Lager des Friedländers hinaus hin nach Fürth, wo die Schweden hauſ'ten. Er labte ſich an dem Anblick der aufgehenden Sonne' und ſah jetzt hinunter von der Höhe des Thurmes; da ſchauderte ihn, er gedachte der Worte Seni's, daß er da unten zerſchmettert liegen würde.

Nein! — rief er, und ein freundliches Lächeln verbreitete ſich über ſein Geſicht — hier ergreift mich mein Todesengel nicht und ſchleudert mich hinab. Wenn ich ſterbe, das fühl' ich, ſo ſterbe ich, indem ich die letzte Bitte Mathilde's erfülle!

Da ſah er den Krug mit Wein ſtehen, welchen der Aſtrolog für ihn zurückgelaſſen hatte. Die Natur trat in ihre Rechte, ihn durſtete, er griff nach dem zinnernen Becher, brachte ihn an ſeine Lippen, ſchnell aber ſetzte er ihn wieder ab. — Sollte des Italiäners Rachegeiſt mir den Wein verſüßt haben?! — rief er aus — Sollte ich Gift trinken, und dieſer Thurm mein Grab ſeyn?!

Dann iſt's vorüber! — ſagte er mit heiterer Ruhe, leerte den Becher und blickte hinaus in die ſchöne Welt. Da drängte ſich unwillkührlich eine Thräne in ſein Auge, und traurig ſchien ihm doch der Abſchied von des Lebens jugendlicher Friſche. — Scheiden iſt ſchwer! — rief er noch einmal — ſcheiden von Lieb' und Leben! — Ein kalter Morgenwind hauchte ihn an, er bebte ſchaudernd zuſammen, es überlief ihn eiskalt. — Sollte das die Mahnung des Todes ſeyn?! — rief er aus — Sollte ich wirklich in Seni's Wein Gift getrunken haben?!

Da hörte er unten am Thurme ein Getümmel; er blickte vorſichtig hinunter. Es war ein Trupp weimariſcher Reiter, welche hinter dem Dorfe hervorkamen.

Laßt uns auf den Thurm ſteigen! — ſagte der Eine — von da können wir die ganze Gegend überſchauen. — Rothkirch gedachte der Worte Seni's, und nahm ein Piſtol aus ſeinem Gürtel. Doch der Anführer des Haufens verbot es. — Es hält uns zu lange auf; kommt in den Wald! — Darauf zog ein Fähnlein von 100 Reitern unter dem Berge auf einem Fußpfade einem einzelnen Büſchchen zu, das unfern des Waldes in der Ebene lag, und verbarg ſich dahinter.

Dieſe kriegeriſchen Bewegungen ließen Rothkirch alles vergeſſen. Er wollte hinunter zu ſeinem treuen Ungar, den er in der nächſten Hütte wohl verſorgt zurückgelaſſen hatte, um ſeine Freunde, die im nahen Walde gelagerten Kroaten, davon zu unterrichten, als er durch den Wald einen kleinen Trupp Reiter vom kaiſerlichen Lager kommen ſah, welcher die Richtung nach dem ſchwediſchen Verſteck zu nehmen ſchien. Er ſah aufmerkſam hin; es war der Herzog, nur von einem kleinen Gefolge begleitet.

Da ſtürzte er die Treppe des Thurmes hinunter, hin nach ſeinem treuen Roß, glücklich, daß er es noch fand. Schnell war es gezäumt, noch ſchneller jagte es unter ihm nach der Ebene den Berg hinab. — Den Herzog ſah er ſchon mit den Seinen von den weimariſchen Reitern umringt. Seine Piſtolen in den Rücken der Feinde abfeuernd, laut brüllend, als wären es Hunderte, ſtürzte er ſich, mit dem Degen in der Fauſt, mitten in den ſtutzenden Feind. Alles wich vor dem Wüthenden, der ſich bis zu dem Herzog durchhieb und wie ein Verzweifelnder ſeinen Herrn zu retten kämpfte, der die Gelegenheit benutzte, ſich aus dem Gefechte zog und nach dem Dorfe jagte.

Kroaten kamen jetzt aus dem Walde, die weimariſchen Reiter flohen, und ſelbſt verwundet jagte der treue Ungar mit ſeinem Reiter auf dem Wege nach dem Dorfe zurück. Am Fuße des Thurmes ſtürzte das treue Roß; Rothkirch, aus zwanzig Wunden blutend, neben ihm.

21.

Als er erwachte, fand er ſich in einem prächtigen Zelte; ein Wundarzt entfernte ſich eben.

Matt ſchlug des Jünglings Herz, ſein Kopf war verbunden, mehrere Wunden ſchmerzten ihn im zerfetzten Geſicht, und wie aus einem langen Traum erwacht, ſtarrte er mit mattem Blick um ſich.

Da trat der Herzog von Friedland mit dem Arzte in das Zelt. — Er lebt! — ſagte er — das iſt mir lieb. Fragt ihn nach ſeinem Namen! — Er nahte ſich dem Lager.

Rothkirchs letzter Lebensfunke glimmte bei dem Anblick ſeines Herrn auf. Er wollte ſeine Hand nach ihm ſtrecken, auch ſie war verwundet und ruhte feſt in dem Bande.

Wer ſeyd Ihr, junger Mann? — fragte jetzt der Arzt — Wer ſeyd Ihr, der ſich ſo edelmüthig für Se. Hoheit opferte? Sprecht!

Daß ihn der Herzog nicht mehr kannte, ſchmerzte den Jüngling, er ſchwieg.

So redet! — ſagte der Friedländer mit Huld — Die vielen Wunden verſtellen ſo ſehr Euer Geſicht, daß Niemand Euch erkennt.

Georg Rothkirch! ſagte leiſe der Jüngling.

Du, Georg Rothkirch, mein treuer Page, den ich in meinem Zorne von mir ſtieß, Du haſt Dich für mich dem Tode geweiht?! rief der Herzog.

So befahl mir Mathilde Terzka, ſo befahl mir mein Herz! Oh! — ſchrie er auf, und ſeine Bruſt hob ſich; der Verband hatte ſich geöffnet, das Blut ſtrömte hervor. — Gebt ihr die Feldbinde, — ſagte er leiſe zum Herzog, der ſich über den Sterbenden bog, — ſagt, ſie ſey mit meinem Blute gefärbt für Euch! — In Gitſchin laßt mich ruhen, und hütet Euch vor — Sein letztes Wort verlor ſich in einem tiefen Seufzer; er hatte geendet.

Da brach vielleicht die erſte Thräne aus des Friedländers Auge hervor. — Er war würdig, im Leben mir ſo nahe zu ſtehen, wie im Tode! — ſagte er gerührt. — Nicht viel ſind deren, die für mich einen ſolchen Reitertod ſterben würden!

Feierlich ward Georg Rothkirch, ſeinem letzten Wunſche gemäß, bei den Karthäuſern zu Waltitz, unweit Gitſchin, beigeſetzt. Nicht fern von ſeinem Grabe ruhte bald Mathilde Terzka. — Sein Leben war mein Leben, ſein Tod iſt mein Tod! — Dieß waren die letzten Worte der ſterbenden Jungfrau, die, treu ihrem Schwur, ihm folgte.

Gedruckt bei A. W. Schade in Berlin.

Sämmtliche Schriften

von

A. von Tromlitz.

Sechstes Bändchen.

Der Ring.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1829.

Der Ring.

Erzählung aus den Zeiten des dreißigjährigen Krieges,

von

A. von Tromlitz.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1829.

I.

Am Palmſonntage des Jahres 1632 war in der Reſidenzſtadt München Alles in Bewegung. Auf dem großen Platze vor dem Schloſſe hielten Abtheilungen Reiter, Fußvolk marſchirte in allen Straßen nach dem Thore, das nach Friedberg führt, und draußen vor der Stadt ſtand eine Reihe Feldſchlangen aufgefahren, die Knechte mit der Beſpannung dahinter in Bereitſchaft.

In dem fürſtlichen Marſtalle war man mit Anſchirren und Satteln beſchäftigt. Harniſch und Pferdegeſchirr, was ſeit der Prager Schlacht in der Rüſtkammer geruht hatte, war hervorgeſucht, geputzt und in Ordnung gebracht worden. Die muthigen Roſſe, als ob ſie ihre neue Beſtimmung ahneten, wieherten freudig und ſtampften den Boden, ungeduldig den Augenblick erwartend, wo ſie, der drückenden Halfter entledigt, muthig dem Schlachtrufe folgen konnten, der heute überall in München tönte; hier, wo man ſeit Jahren nur das Geläute der Glocken, nur das Klingeln des Chorknaben vernommen hatte, wenn das Venerabile zur Stärkung der Seele den Hülfbedürftigen zugeführt wurde.

Auf dem kurfürſtlichen Schloſſe ſelbſt liefen die Diener durch einander, ſchwere Kiſten auf die hohen Rüſtwagen tragend, welche auf dem Schloßhofe unter Bedeckung der Reiter aufgefahren wurden. Nur in dem hohen ehrwürdigen Ritterſaale herrſchte, troß dem, daß ſich eine Menge Menſchen darin befand, eine dumpfe Stille. Hier waren der Rath, die Abgeordneten der Stadt und viele vom Adel verſammelt; dieſen gegenüber ſtand die Geiſtlichkeit Münchens, in verſchiedenen Abtheilungen gruppirt. Die Jeſuiten bildeten ihren eigenen Kreis, ſie ſchienen mit wichtiger Miene zu überlegen, was unter den Zeitumſtänden zu thun ſey; unfern dieſen ſtanden die Väter Kapuziner und Franciskaner, ſie hatten weniger zu verlieren, deshalb auch weniger zu fürchten. Die übrigen Geiſtlichen, weltliche und Ordensbrüder ſahen mit angſtvollen Blicken auf die Laien, die ſtillſchweigend nach den großen Flügelthüren blickten, durch welche man die Ankunft des Kurfürſten erwartete.

Bis jetzt hatte das Baierland den verheerenden Krieg nur von fern erblickt. Die Geldſummen, welche Tilly in Deutſchland erpreßte, waren meiſt in deſſen Hauptſtadt gefloſſen, und die mächtigen Rüſtungen, welche durch ſie dem Fürſten möglich geworden waren, und dem Haupte der katholiſchen Ligue einen ſo mächtigen Einfluß in Deutſchland errungen, hatten Wohlſtand und Ueberfluß verbreitet. Jener unglückliche Krieg, der nun ſchon vierzehn Jahre das deutſche Vaterland verwüſtete, hatte ihnen nur Segen geſpendet. Aber auch Baierns Stunde ſchlug. — Vom Rhein zog Guſtav Adolph mit ſeinem ſieggewohnten Heere der Donau zu, und die ihm voranſchreitende Nemeſis ſchüttelte jetzt über das Baierland ihre furchtbare Fackel.

Nach langem Harren öffnete ſich endlich die Flügelthür, und der Kurfürſt, vom General Altringer, mehrern Offizieren und dem franzöſiſchen Geſandten St. Etienne begleitet, trat ein. Der

Adel und die Abgeordneten von München neigten ſich tief vor dem edlen, majeſtätiſchen Herrn, weniger die Geiſtlichkeit, die, ihre Stellung gegen ihn genau kennend, dieß nicht zu bedürfen glaubte.

Das Geſicht des Kurfürſten war ernſt; noch ſah man zwar dieß feſte Vertrauen auf ſich und ſeine Kraft, das ſo Ehrfurcht gebietend aus ſeinen Augen ſtrahlte, er konnte jedoch einen Zug von Unmuth nicht durch die Freundlichkeit verbergen, mit welcher er die hier Verſammelten anredete.

Ich habe Euch hieher beſchieden, werthe Herren, Euch Lebewohl zu ſagen, — begann er, nachdem er ſich in dem Kreiſe umgeſchaut. — Der Feind naht unſerer Grenze und bedroht unſer Frieden gewohntes Land. Ich halte es für Pflicht, mich ſelbſt an die Spitze meines Volkes zu ſtellen, um, wenn es Gottes Wille iſt, dieſer reißenden, verheerenden Fluth einen feſten Damm entgegenzuſetzen. Ihr, würdige Väter, — ſagte er, ſich zu der Geiſtlichkeit wendend, — flehet zu Gott, daß er meinen Waffen, womit ich mich zu ſeiner Ehre und zur Verherrlichung ſeines Namens umgürtet habe, den Sieg verleihe. Euch, meine Vaſallen, fordre ich auf, mit mir zu ziehen, ſelbſt den Friedliebenden, der bis jetzt auf ſeiner Burg den Segen der Ruhe genoß und nicht der Kriegstrompete folgte, die ihn in ferne Länder zu Ehre und Ruhm rief; auch er muß jetzt dem Rufe der Trompete und meinem Banner folgen; der Löwe ruft ihn zur Vertheidigung des Vaterlandes, noch mehr die heilige Gottesmutter, des Landes Patronin. Zu ihrer Ehre ziehe er das Schwert!

Euch aber, Ihr Väter dieſer Stadt, Euch möge Gott Weisheit verleihen, daß Ihr — ſollte der Allbarmherzige Prüfung über uns verhängen — mit Klugheit das Unglück ertragen und mit treuer Anhänglichkeit, auch in den Tagen der Noth, Eurem Herrn und ſeinem Stamme zugethan ſeyn möget! Das Kriegsglück iſt wandelbar; ſeit dem Tage von Leipzig hat der Himmel uns manche Sorge aufgelegt, die wir früher nicht kannten. Ihr werdet ſie mir tragen helfen, und alle die uns noch betreffen ſollten. Bleibet treu Eurem Gott, dem Glauben Eurer Väter und Eurem Fürſten!

Und nun, da ich mit meinem Volke von hinnen ziehe, und nicht weiß, wann die Zahl meiner Tage wird beendet ſeyn und ob ich wiederkehren werde, ſo ſage ich Euch von Herzen ein Lebewohl. Es gehe Euch wohl! Mögen wir uns hier bald wiederſehen! — Seine Stimme wurde weich, er trat in den Kreis ſeiner Getreuen, reichte dem Pater Johannes Lanz von der Geſellſchaft Jeſu die Hand, ſprach einige freundliche Worte zu dem alten Pater Philibertus des Kapuziner-Ordens, empfahl ſich noch einmal im Allgemeinen ihrem Gebete, wandte ſich dann zu ſeinem Adel, nickte freundlich ihm zu: Auf Wiederſehen im Feldlager! rief er, und trat jetzt zu den Rathsherren. Der Abſchied von dieſen ſchien ihn am meiſten zu rühren. Aus ihrer Mitte zu ſcheiden, gewiſſermaßen gezwungen ſeine Reſidenz zu verlaſſen, dieſes München, von wo aus ſeit einer Reihe von Jahren Befehle nach Süd, Weſt und Nord des deutſchen Landes, ja ſelbſt nach der Kaiſerſtadt geſendet waren, das ſchien ihn tief zu ſchmerzen; bei herannahendem Alter dem Schickſale des Krieges ſich noch einmal in die Arme werfen zu müſſen, wobei wenig zu gewinnen, alles zu verlieren war, das war hart. — Sorgt für die Stadt! — ſagte er zu dem alten Wolfgang Pranner von Prandhauſen — erhaltet mir in jeder Lage meine

Reſidenz, und vertraut auf meinen Muth und auf Gott!

Als er an ihnen vorüberging, blieb er vor dem Rathsherrn George Starnberger ſtehen. — Alter Mann, — ſagte er zu dieſem, der nach des Kurfürſten Hand griff, ſie zu küſſen, — Euch ſteht, verhängt Gott Unglück über uns, die ſchwerſte Prüfung bevor. Allgemeine Noth hilft jeder willig tragen, und findet den Muth dazu; tritt aber das Unglück aus dem engen Kreiſe der Unſern uns entgegen, dann iſt es doppelt bitter, es greift an's Herz, und Niemand hilft es uns tragen. Nun, ich hoffe mit Gott, ſo weit wird es nicht kommen. — Er neigte ſich huldreich, und wie ein Vater aus dem Kreiſe ſeiner geliebten Kinder, ſo ſchied Kurfürſt Maximilian. Die Trompeten ſchmetterten, er beſtieg ſein Roß und ritt die Straße nach Friedberg.

2.

Freundlich, als ſey alles Friede und Freude um ihn her, blickte der Mond auf den Wald und das Feld am Lech, in deſſen Mitte, wie ein weißes Tuch, die Zelte des ligiſtiſchen Heeres, von ihm beſtrahlt, ausgebreitet lagen. Alles ruhte in tiefer Stille, nur von dem Thurme des nahen Kloſters Thierhaupten weckte das Glöckchen zur Frühmette, und die einzelnen Wachen am Ufer ſchritten, in ihre Mäntel gehüllt, ſich zurufend, auf und ab. Unbekümmert ſchliefen die übrigen Krieger, denn geſtern erſt war Maximilian von Baiern zu ihnen geſtoßen, und noch waren ſo manche alte Schaaren in dem Heere, welche der Unglückstag von Leipzig nicht entmuthigt hatte; auch glaubte man Guſtav Adolph und ſeine Schweden noch fern.

Nur Einer ſtand ſorgenvoll in ſeinem Zelte, hatte die dunklen Vorhänge zurückgeſchlagen, und ſah von der Höhe herab über den Strom. Es war ein kleiner hagerer Mann mit funkelnden ſchwarzen Augen, in ein grünes Wams mit aufgeſchlitzten Aermeln gekleidet. Ein kleiner Hut mit einer großen, weit herunterhängenden, rothen Feder deckte ſeinen ergrauten Kopf; ein breites Wehrgehänge hing über ſeine Schultern, das lange große Schlachtſchwert aber lag mit den braunledernen Stulphandſchuhen auf dem Tiſche. Am Eingange des Zeltes ſchlief ein Jüngling, ſein blondes lockiges Haar bedeckte das geſchloſſene Auge, ſein grauer Mantel, in den er ſich gewickelt, ſchützte ihn gegen die Kälte der Aprilnacht. Unbekümmert, nicht ahnend, daß ſein Herr neben ihm ſtand und ſein ſorgenſchweres Auge in die graue Ferne hob, blieb das ſeine geſchloſſen; er ſchlummerte ſanft.

Solch ein Schlaf — ſagte Tilly, denn er war es, den die Sorge des Schlummers beraubte, — ſolch ein Schlaf wird mir nicht mehr; die Zeit iſt vorüber! Wie ein Wanderer, welcher die ſteile Klippe hinaufgeklommen, endlich auf der Höhe ſteht, und vor ſich einen furchtbaren Abgrund, hinter ſich mit Schaudern die Klippen erblickt, auf die er ſich wagend hinaufgeſchwungen, ſo ſteh' auch ich. Vorwärts ſchauend ſeh' ich den Abgrund; rückwärts blickend — Er bedeckte ſein Geſicht mit beiden Händen und ſchwieg.

Und als ſeine Arme ſanken, ſein Auge ſich hob und es im Oſten den erſten bleichen Strahl des Morgens erblickte, das Glöckchen des nahen Kloſters zum heiligen Gebete rief, ergriff er ſeinen Roſenkranz, faltete die Hände, trat in's Zelt zurück vor ſeinen Betſtuhl und verrichtete laut ſein gewohntes Morgengebet.

Alles war wieder ſtill geworden. Der junge Tag hatte noch nicht mit ſeinem Dämmerlichte die Augen der müden Schläfer geöffnet, das Glöckchen vom Kloſter ſchwieg, und nur die feſten Tritte der Schildwachen hallten noch durch die ſchweigende Dämmerung. Tilly hatte ſein Gebet beendet, er erhob ſich, und ein tiefer Seufzer drang aus des alten Feldherrn Bruſt. — Und ſtünde ich am Ziele meiner irdiſchen Bahn, — murmelte er dumpf vor ſich hin — ſo thue ich doch mit Vertrauen den Schritt hinüber; denn was ich that, vollbrachte ich für meinen Herrn und für Gott. Das Blut, das ich vergoß, war zu ſeiner Ehre; die Fackel, die ich zündete, war die Kerze auf dem Altar ſeiner Herrlichkeit, und kein Tropfen klebt an meiner Hand, kein fremder Seufzer beengt meine Bruſt, keine Flamme der Reue brennt in meinem Innern — ich war das Schwert des Herrn!

Durch dieſen Glauben geſtärkt, wohl auch um ſeinen Gedanken nicht tiefer zu folgen, ſprang er auf und trat wieder an den Eingang des Zeltes.

Die Luft, welche ihn hier erfriſchend umwehte, die langſam vor ſeinem Zelte auf und abgehenden Wallonen, welche ihn jetzt bemerkt und ihre Spieße ſteif vor ſich ausſtreckend ihm ſo einen ſtummen Morgengruß brachten, ein dumpfer Hall, gleich Kanonendonner aus der Ferne, weckte ihn wieder zu neuer Thatkraft. Der erſte Strahl der Sonne ſchien eben golden am fernen Horizonte herauf, bleicher ſchimmerten die Sterne, und als fürchte der Mond ſein Silberlicht vor der Sonne königlichem Strahl zu zeigen, ſo verſchämt trat er bei des Tages hellerem Scheine zurück. Da ſah Tilly jenſeit des Lechs in der Ferne einzelne Punkte aus dem Halbdunkel emporſteigen, ſie ſchienen ſich zu bewegen; Bäume waren es nicht, denn ſie wandelten. Immer aufmerkſamer blickte der Feldherr dahin, und ſeinen Augen nicht trauend weckte er den ſchlummernden Pagen.

Steh' auf, Franz! — rief er ihm zu und ſchüttelte den Erſchrockenen — ſteh' auf, Du Träger! reib' Dein Auge und verjage den Schlaf! Blick' dort hinüber, was ſiehſt Du da?

Der Jüngling warf den grauen Reitermantel ſchnell von ſich, und ſtand einem Antinous gleich in ſeinem braunen Wams vor der kleinen hagern Geſtalt des Feldherrn.

Nun, was ſiehſt Du?! — rief Tilly noch einmal.

Reiter, — erwiederte der Jüngling — eins, zwei — jetzt nahen aus dem Büſchchen mehrere, — ein Haufen rückt auf Nordheim zu; ich erkenne deutlich, wie er ſich dort nach der Anhöhe zieht, ein Fähnlein weht in ſeiner Mitte — Es ſind —

Schweden, Narr! — unterbrach ihn der Feldherr — das weiß ich ohne Dich! Geh, weck' den Stallmeiſter, er ſoll mir ein Pferd bringen, Du begleiteſt mich! — Der Page ging. — Alſo ſchon hier, ihr Herren, — ſagte er ernſt — habt Euch nicht lange in dem eroberten Donauwerth aufgehalten. — Nun, ſeyd willkommen!

Und als jetzt im kaiſerlichen Lager beim hervorbrechenden Morgen Trompetenruf das Heer zum neuen Leben erweckte, die Trommeln die Reveille wirbelten, war wie durch einen Zauberſchlag die Fläche, der Wald belebt; aus der todten Stille entwickelte ſich plötzlich das Leben, und wo vor Minuten die Ruhe ihren Mantel über die Müden gebreitet, wogten die Männer in ſtürmiſcher

Eil, und die Roſſe, den Ruf wohl kennend, wieherten dem Tage entgegen.

Da ſchickte eine halbe Karthaune von der Schanze an der Waldſpitze den Schweden einen Morgengruß über den Lech entgegen; er traf ſeinen Mann, das Fähnlein ſtürzte, ſein Träger mußte getroffen ſeyn, der Haufen ſprengte aus einander. — Eine glückliche Vorbedeutung! — rief Tilly, und ſein Auge ſah feurig hinüber. — Vielleicht ehe der ſtolze Herzog aus Böhmen hervorbricht, lächelt mir am Lechſtrom das flüchtige Glück noch einmal. Er ſetzte ſich auf das vorgeführte kaſtanienbraune Roß und ſprengte ſeitwärts nach einer Höhe, von welcher er das ganze jenſeitige Ufer überſehen konnte. Franz begleitete ihn.

3.

Das ſchwediſche Heer zog jezt über die ſanfte Höhe herab, welche hier den Lech begränzt. Die Vorhut führte General Banner, welcher erſt bei Fürth zu dem Könige geſtoßen war; das Mitteltreffen der König ſelbſt, unter ihm Herzog Bernhard und Feldmarſchall Horn; die Nachhut Herzog Wilhelm von Weimar. Kaum die Hälfte des 45,000 Mann ſtarken Heeres waren Schweden; die Herzöge von Weimar hatten eine bedeutende Truppenzahl geworben, der Rheingraf faſt ein Heer gebildet, und aus dem bedrängten Deutſchland ſtrömte Alles zu den ſiegreichen ſchwediſchen Waffen, denn wer wollte nicht lieber der Unterdrücker als der Unterdrückte ſeyn? Aber Alle belebte der Geiſt des Muthes und der Ordnung, welcher von dem Könige ausging. Der an Mannszucht bei Wallenſteins einſt aufgelöſ'ten Heerhaufen nicht gewöhnte Deutſche hielt ſich bei Guſtavs Heere ſtreng an die beſtehenden Befehle, welche nicht allein gegeben, die auch pünktlich befolgt wurden.

Schon war es Mittag, als der König hinter Nordheim ankam. Ohne abzuſteigen, ohne in ſein Zelt zu treten, wo das Mittagmahl ihn erwartete, ritt er längs der Höhe und unterſuchte die feindliche Stellung. — Feldmarſchall! — ſagte er, ſich zu Horn wendend, als er einer Biegung des Stromes gegenüber kam, welche eine Art Halbinſel bildete, die von dem dieſſeitigen höheren Ufer wie von einem halben Monde umfaßt wurde. — Hier iſt der Punkt. Rechts und links das Geſchütz aufgefahren, und die wenigen Abtheilungen der Feinde, die hier ſtehen, in den Wald zurückgeworfen, und Niemand verwehrt uns den Uebergang. Denn hinüber muß ich zu den Baiern und dem Tilly, München muß mir ein Sühnopfer werden für Magdeburg. Laßt uns noch heute die Arbeit beginnen! — Der König ritt weiter.

Werden ſich wacker wundern die Baiern, wenn ſie die Kriegsfurie in ihrer Nähe ſehen! begann Herzog Bernhard, die eingetretene Stille unterbrechend.

Und dem Herzoge von Baiern wird es nicht munden, ſeinen Truppen die Befehle im Feldlager dort drüben zu ertheilen, ihm, der gewohnt war, aus ſeinem Schloſſe zu München den Fürſten Deutſchlands und ſelbſt ſeinem Kaiſer Geſetze vorzuſchreiben, — ſagte der König lächelnd. Jetzt kamen ſie auf einen Punkt, von wo man die Höhe ſehen konnte, auf welcher Tilly's Zelt ſtand; auch erblickte man Thürme über der Waldſpitze vorragend. — Dort ſcheint mir des Grafen Tilly Zelt, — fuhr der König fort — aber was iſt dieß für ein

Thurm dort über dem Walde? Weiß Niemand mir Kunde zu geben?

Rittmeiſter Starnberger! — rief der Herzog Bernhard, und ein Offizier aus ſeinem Gefolge ſprengte heran. — Ihr ſeyd ja dieſer Gegend kundig; welcher Thurm iſt das?

Ich glaube, es ſind die Thürme des Kloſters Thierhaupten, gnädiger Herr, erwiederte dieſer.

Ha! ſeyd willkommen, Herr Herzog! — rief der König lächelnd — ſeyd mir gegenüber willkommen, Ihr Fürſt der Liga! — und ſich zu dem Offizier wendend, fragte er ihn nach einer Weile: Seyd Ihr nicht des Herzogs Unterthan?

Ich war es, Majeſtät.

Und kämpft gegen Euer Vaterland und Euren Fürſten? fuhr der König fort.

Mein Glaube hat mir im Feldlager Eurer Majeſtät einen andern Herrn und ein anderes Vaterland gegeben.

War nicht noch eine andere Urſache, die Euch aus München trieb? fragte der König weiter.

Der Jüngling erröthete, doch ehe er antworten konnte, fuhr der König freundlich fort: Bleibt ſtets Eurem neuen Herrn treu wie bis jetzt, und zeichnet Euch morgen aus, wie bei Bamberg gegen den Tilly, ſo werdet Ihr Glück, Ehre und ein Vaterland im ſchwediſchen Lager finden. — Er winkte ihm, der Rittmeiſter ritt zurück.

Und klopft Dein Herz nicht, Max? — fragte Guſtav Wrangel, ein junger Schwede im Gefolge des Feldmarſchalls Horn, — wenn Du, das Schwert in der Hand, in Dein Vaterland zurückkehrſt?

Nein! erwiederte Starnberger.

Wenn ich mir denke, mein Schiff ſchwämm' über den Belt, dem vaterländiſchen Ufer zu, und ich ſollte dorthin eine Karthaune richten laſſen, wo vielleicht mein alter Vater am Ufer meiner ſehnſuchtvoll wartete!

Er wartet meiner nicht, ſagte der Baier dumpf vor ſich hin.

Dann bedaure ich Dich, Freund, — ſprach Guſtav Wrangel. — Dir hat das Schickſal viel genommen.

Das hat es! — ſagte dieſer, wandte ſein Pferd ſeitwärts unter einen Baum und ſah ſtarr hinüber nach dem bairiſchen Lager. Erſt nach einer Weile folgte er dem Könige und ſeinem Gefolge.

Dieſer war von der Recognoscirung zurückgekehrt, hatte den verſchiedenen Regimentern ihre

Lagerplätze angewieſen, und die nöthigen Befehle zu Herbeiſchaffung der Materialien zum Bau der Schiffbrücke gegeben, und erwartete noch, ehe er in ſein Zelt trat, die Abtheilung des Herzogs Wilhelm von Weimar, deren Spitze eben aus dem Hohlwege hervorrückte. Nachdem er auch dieſen Theil ſeines Heeres gemuſtert und den Herzog zu ſich zur Tafel geladen hatte, ſtieg er ab und genoß einige Stunden Erholung.

Nach Tafel, wo die Heerführer ihn verlaſſen, winkte er dem Herzog Wilhelm, zu bleiben. Unter allen Fürſten Deutſchlands ſchien er zu dieſem Edeln perſönlich am meiſten hingezogen. Achtete er auch den kühnen Bernhard als Soldat mehr, übertrug er ihm, dem jüngern Bruder, wohl öfters die Anführung eines bedeutenden Heerhaufens, ſo theilte er ſich doch dem biedern offenen Charakter Herzog Wilhelms eher mit; denn ſeiner beſcheidenen Offenheit, ſeinem graden deutſchen Sinne konnte er vertrauen und mußte ihn ehren.

Vetter! — ſagte er, als ſie ſich allein befanden. — Seht, ſo weit wären wir mit Gott, wir ſtehen dem argen Feinde unſeres Glaubens gegenüber! — Denn ohne dieſen Maximilian den Baier, und ohne ſeinen Tilly, der uns ſeit der Leipziger Affaire, wo wir ihn vernichtet glaubten, noch ſo manche unruhige ſorgenvolle Stunde gemacht hat, wäre der Kampf längſt beendet, und Deutſchland genöſſe den Frieden.

Der Herzog ſchüttelte bedenklich den Kopf.

Ihr glaubt das nicht? Dieſer Maximilian iſt der Geiſt der Liga und ihre Kraft. Mit eiſernem Willen und feſtem Schritte nach dem vorgeſetzten Ziele gehend, weicht er nicht. Gegen den böhmiſchen König zog er ſelbſt das Schwert, und ſetzte den Kaiſer in der Prager Schlacht wieder auf ſeinen Thron. Gegen Eure Union ſchickte er ſeine Feldherren; er wußte, daß ſeine Gegenwart nicht von Nöthen ſey. Gegen Wallenſtein kämpfte er mit Muth den gefährlichen Kampf, und Schweden weiß ihm dafür Dank, Deutſchland mag ihn dafür ſegnen; denn vielleicht hätte ohne ihn der Tag von Leipzig anders geendet, und Wallenſtein ſtände als unumſchränkter Machthaber ſeines allgebietenden Herrn, wo ich jetzt ſtehe, und Alles wäre anders, hätte nicht Maximilians Muth ſich ihm gegenüber zu Regensburg in die Schranken geſtellt und ihn beſiegt. Und auch jetzt zieht er, ein Greis, meinem ſieggewohnten Heere entgegen, und wirft ſich lieber ſeinem alten Feinde, dem Friedländer, in die Arme, als daß er ſein Ziel, ſeine Glaubensbrüder verlaſſen ſollte. Ohne ihn hätten wir den Frieden.

Und wo glaubte ihn Ew. Majeſtät zu unterzeichnen? fragte Herzog Wilhelm, und ſein freundliches Geſicht wurde ernſt.

In Regensburg, in Wien, mir gleichviel! erwiederte der König.

Und mit wem? fragte der Herzog noch einmal.

Mit wem? — mit Ferdinand von Oeſtreich! — erwiederte der König raſch — mit dem deutſchen Kaiſer, — ſetzte er ſich beſinnend hinzu. — Doch, da wir nun einmal Krieg haben ſollen, und Deutſchlands Fürſten nur dem Sieger nachziehen — Herzog Wilhelms Blick traf den König — Euch meine Vettern von Weimar meine ich nicht; da ſey Gott für, daß ich Euern edlen Sinn verkennen ſollte! — Da es nun einmal Krieg ſeyn ſoll, ſo will ich auch eine Fackel in Baiern anzünden, die durch ganz Europa leuchten ſoll; ich will als Rächer auftreten in Maximilians Land, und München ſoll mein Magdeburg ſeyn.

Davor wolle Gott Euch behüten! — rief der Herzog — Er gebe Eurem königlichen Herzen auch die königliche Milde. Die Schutthaufen Magdeburgs rauchen nicht mehr; weckt die Flamme in Süden nicht von neuem, daß ſie nicht ſich wieder gen Norden ausbreite. Das Schwert der Rache ruhe nur in der Hand des allbarmherzigen Gottes!

Dieſen friedlichen Rath würde mir Euer Bruder Bernhard nicht geben, ſagte der König leiſer.

Riſſe ihn auch ſein kriegeriſches Gemüth, ſolch Schreckliches zu wollen, fort, — erwiederte Herzog Wilhelm — würde ihn doch ſein edles deutſches Fürſtenherz zurückhalten, es zu vollbringen. — Der König ſah ernſt vor ſich nieder. Der Hekzog betrachtete in dieſem Augenblicke den großen Mann, in deſſen Hand Gott des Vaterlandes Schickſal gelegt zu haben ſchien, und es war ihm, als ob dieß ſein Inneres aufweckte zu ſprechen. — Ew. Majeſtät! — rief er begeiſtert — ſo lange die Milde Euern Ruhm begleitet, der Glaube das Ziel, nach dem Ihr ringt, Euch ſteckt, ſo lange wird Gott Euch begleiten, und Deutſchlands Fürſten, Edle und Bürger willig Eurer Fahne folgen. Zieht Ihr aber, die Fackel in der Hand, durch die Fluren unſeres Vaterlandes, ſoll der Glaube zu einem andern ſelbſtgeſteckten Ziele Euch führen — dann verläßt Euch Deutſchland und Gott! Verzeiht meiner Rede! Mein Vaterland, Euer Ruhm, Euer Heil weckten dieſe Worte in meiner Bruſt, beherzigt ſie und zürnt mir nicht!

Lange ſtand Guſtav Adolph in ſich gekehrt, dann, den reinen herrlichen Strahl ſeines Auges auf Herzog Wilhelm richtend, reichte er ihm die Hand, drückte ſie bewegt und ſagte mit Herzlichkeit: Ihr ſeyd ein wackrer, ein edler Fürſt, ein deutſcher Mann. Vertrauet mir, wie ich meinem Innern, meinem Gott und ſeiner Gnade vertraue!

4.

Zwei Tage waren im baierſchen Lager unter banger Erwartung vergangen. Die Schweden hatten an den Ufern des Lech Batterien aufgeworfen, unter deren Schutz ſie wahrſcheinlich eine Schiffbrücke ſchlagen wollten. Die Regimenter, welche auf der Landſpitze vor dem Walde dieſen Punkt vertheidigen ſollten, hatten ihre Stellung verlaſſen und ſich in den Wald zurückziehen müſſen. Deshalb war ein Kriegsrath beim Grafen Tilly verſammelt, um zu entſcheiden, ob man die Ufer des Lech vertheidigen, oder ſich nach Ingolſtadt zurückziehen ſolle. Altringer, Gallas und die übrigen Oberſten hatten für den Rückzug und die Vereinigung mit Wallenſtein geſtimmt, und nur der Kurfürſt auf der Vertheidigung des Lech beſtanden. Ihm war eine Vereinigung mit Wallenſtein faſt ſo ſchrecklich als eine verlorene Schlacht. Tilly hatte geſchwiegen, und als der Kurfürſt ihn um ſeine Meinung fragte, ſagte er die wenigen Worte: Meine Ehre hält mich hier feſt, wenn auch meine Vernunft mich nach Böhmen weiſ't. — Den Feind zu erwarten, wurde hierauf beſchloſſen.

Der Kurfürſt war am Abend nach dem Kloſter zurückgekehrt, und nur Tilly ſaß noch mit Altringer im Zelte, um über die zu treffenden Anſtalten ſich weiter zu berathſchlagen. Der Kanonendonner hatte ſchon den ganzen Nachmittag geſchwiegen, die Schweden ſchienen mit Bedacht die Arbeiten der Feldherren nicht unterbrechen zu wollen, die eine vor ihnen liegende Landkarte betrachteten. Tilly bemerkte bald dieſen, bald jenen Punkt, wo es nothwendig ſey Verſchanzungen anzulegen, während Altringer einen Becher nach dem andern hinunterſtürzte, auf die Landſpitze wies und ſagte: Hier ſetzt er über den Fluß, dort dem Walde gegenüber. Der liſtige Schwede müßte das Kriegshandwerk nicht verſtehen, und ſein Geſchütz, welches er dort aufgepflanzt, bezeichnet ſchon den Weg, den er nehmen will. Unſre Stellung taugt nicht, einen Haufen der Union, geſchweige das Heer der Schweden abzuhalten, und ich ärgere mich, daß Seine Kurfürſtlichen Gnaden den Mönchen von Thierhaupten zu Gefallen die gute Stellung aufgab, die Ihr genommen, und uns hierher geführt hat.

Schweigt, General! — unterbrach ihn Tilly — Der Kurfürſt iſt ein mächtiger Herr, groß im Cabinet wie im Felde.

Ich will es Euch glauben, Herr Feldmarſchall, — erwiederte Altringer. — Hätte er aber bei Regensburg dem Friedländer kein Bein unterſchlagen, wären wir bei Leipzig nicht geſchlagen worden. Doch nichts für ungut. Ihr wißt, ich liebe weder Hof- noch Pfaffenränke, bin am liebſten, wo ich mit dem

Schwerte drein ſchlagen kann; darum wollt' ich, es wäre ſchon Morgen, denn da läßt der Schwede den Teufel los.

Kaum hatte Altringer das Wort geſprochen, ſo hallte der Donner aus 40 Geſchützen vom jenſeitigen Ufer von neuem herüber.

Er iſt jetzt ſchon los, General! — ſagte Tilly lächelnd — Mein Pferd! — rief er Franz entgegen, der eben in das Zelt trat.

Lebt wohl! — ſagte Altringer, ihm die Hand reichend. — Zürnt mir nicht über meine Reden, Ihr wißt ſchon, wie ich dergleichen meine, und wenn es auf dem rechten Flügel ſchwankt, vergeßt nicht mir die Kalenbergiſchen Reiter zu ſchicken. — Er ließ Tilly allein.

Dieſer trat vor das Zelt und blickte nach dem ſchwediſchen Lager, wo ihm die ſternhelle Mondnacht alles in reger Thätigkeit zeigte. Drei Batterien, der Waldſpitze gegenüber aufgeführt, donnerten auf das kaiſerliche Geſchütz, welches aus dem Walde nur ſchwach die Begrüßung erwiederte. Der Feldherr ſah mit forſchenden Blicken durch die Nacht hinab nach den Ufern des Fluſſes, wo Blitz auf Blitz, Donner auf Donner folgte, da nahte Werdenberg, der Stallmeiſter, mit den Pferden; Tilly ſchien ſie nicht zu bemerken.

Gnädiger Herr! — begann der Stallmeiſter — alles iſt bereit.

Tilly hörte nicht auf ihn. Er ſah nach dem linken Lechufer, wo die Schweden, von ihrem Geſchütze und der Nacht begünſtigt, eine Brücke zu ſchlagen begannen. — Gnädiger Herr! rief Franz, ihm näher tretend. Der Feldherr blickte jetzt auf und ſah die Roſſe.

Werdenberg! — ſagte er und ſein funkelndes Auge glühte — Warum heute mir dieſes?

Es war am frühſten geſattelt, erwiederte der Stallmeiſter.

Warum mir heute dieſes Roß, dieſes Unglück verkündende?! — rief er dumpf vor ſich hin und ſchien die Umſtehenden nicht zu beachten. — Dieſes elende graue Thier trug mich nach Magdeburg meinem Schickſale entgegen, entriß mich bei der Leipziger Schlacht dem Tode und dem Siege — und mir das heute! — Ein anderes Roß, rief er laut und heftig.

Da ſprengte ein Offizier heran. Oberſt Gallas — rief er — läßt Euch aus dem Walde melden, daß die Schweden in Kähnen über den Lech ſetzen. Die Regimenter wollen nicht auf die Ebene, wo die feindlichen Karthaunen wüthen!

Mein Pferd! rief Tilly zornig.

Beſteigt den Grauſchimmel, gnädiger Herr! — bat Franz — Wo, auf welchem Roſſe Ihr auch ſeyd, Ihr ſteht in Gottes Hand!

Tilly blickte verwundert auf den Knaben, bedachte ſich einen Augenblick, ſchwang ſich auf das verhängnißvolle Roß und jagte hin in den Wald.

Dort war Alles in Bewegung. Die Fläche zwiſchen dem Gehölze und dem Lech war von Kriegern entblößt. Das ſchwediſche Geſchütz wurde nun nach dem Walde ſelbſt gerichtet, dort ſchleuderte es Tod und Verderben. Die hohen Fichten krachten, von den ſchwediſchen Kugeln getroffen, zu Boden, die alten Eichen ſchleuderten ihre Aeſte auf die Krieger, die hinter ihren Stämmen Schutz vor dem mörderiſchen Feuer der Feinde ſuchten; überall, wohin man ſich wandte, folgte Tod und Verderben.

Mit dem kalten Blute, welches ihn auch in der größten Gefahr nicht verließ, ordnete Tilly ſo viel als möglich die getrennten Haufen, und als der Tag anbrach, hatte er ſein Heer wieder in Schlachtordnung geſtellt, das, durch ſeine Anführer ermuthigt, den Feind erwartete.

Dieſer hatte während der Nacht 300 Freiwillige über den Fluß geſchickt, die dicht am Ufer ſich in Eile verſchanzt hatten, um den Bau der Brücke, der ſchon [illegible] vorgerückt war, zu decken. Guſtav Wrangel befehligte dieſe Abtheilung, und Max Starnberger hatte ſeinen Freund begleitet. Noch ehe es tagte, war die Bruſtwehr aufgeworfen, und zwei kleine Geſchütze, welche man damals Falkonets nannte, dahinter aufgeſtellt. Tilly, der nun wohl ſah, daß der König von Schweden unter dem Schutze des kreuzenden Feuers ſeines Geſchützes den Uebergang erzwingen wollte, ließ alle ſeine Kanonen unfern des Lech verſammeln, um ſie in Maſſe den feindlichen entgegenzuſtellen und dieſe zum Schweigen zu bringen; zugleich befahl er den Angriff auf die am dieſſeitigen Ufer verſchanzten Schweden. Aber kaum verließen die Regimenter den Wald und rückten gegen die Schanze vor, als von vorn und von beiden Seiten ein kreuzendes Feuer ſie faßte und ihre Reihen niederſchmetterte; ſie wichen.

Tilly

Tilly hatte während des Angriffes an der äußerſten Spitze des Waldes auf ſeinem Grauſchimmel gehalten. Max Starnberger gewahrte ihn dort. Sieh! — rief er Wrangel mitten in dem heftigſten Gefechte zu — Sieh, dort hält Tilly! O, nur näher, näher, hoher Schutzverwandter Angelika's, Du entgehſt mir nicht ſo leicht, wie ich Deiner Haft! — Aber Tilly hielt auf ſeinem Platze, ſammelte die Flüchtigen um ſich und ließ ſie zu neuem Angriffe anrücken, da jetzt das Geſchütz auffuhr und die Brücke und ihre Arbeiter beſtreichen konnte. Aber die ſchwediſchen Konſtabler richteten ihre Karthaunen nach den dichtgeſchloſſenen Haufen der Angreifer, nicht nach dem Geſchütz. Das kaiſerliche Fußvolk wich zum zweiten Male. Zum dritten Male führte ſie Tilly ſelbſt heran. Da jauchzte Max, er richtete ein Falkonet und brannte es los; der Grauſchimmel ſtürzte, Tilly ſank zu Boden.

Das war ich! rief Starnberger, als ob der verwundete Feldherr, der von Franz aus dem Gefechte getragen wurde, den kreiſchenden Ruf ſeiner Stimme hören könnte, und jauchzte laut auf.

Tragt mich ſeitwärts und bedeckt mich mit einem Mantel, — ſagte Tilly, dem die Kugel das

Knie zerſchmettert hatte, zu den Soldaten, die ihn jetzt trugen. — Franz, begleite mich! — Schon waren ſie dem Zelte nahe, als der Kurfürſt von Thierhaupten herangeſprengt kam.

Wer iſt der Verwundete? — rief er dem Pagen zu, der ſchweigend den Mantel, der ſeinen Herrn bedeckte, abnahm. — Seyd Ihr es, Graf Tilly! rief der Fürſt ergriffen.

Ich bin es, gnädiger Herr! — erwiederte Tilly — ich bin es, den die Nemeſis hier ereilte. Zieht gen Böhmen, verſöhnt Euch mit dem Friedländer und ehrt mein Gedächtniß! — Der Kurfürſt reichte ihm die Hand. — Zieht Euch durch den Wald zurück, gnädiger Herr! — fuhr er mit matter Stimme fort — nach Ingolſtadt und bald — Der Schmerz erlaubte ihm nicht weiter zu reden.

Lebt wohl! rief der Kurfürſt und ſprengte zu den Seinen in den Wald.

Dort fand er alles in der größten Verwirrung. Die Schweden hatten am jenſeitigen Ufer Stroh angezündet; der dicke Rauch, der ſich nach dem kaiſerlichen Heere zog, verbarg ihre Bewegungen; das kaiſerliche Geſchütz hatte keinen Zielpunkt. Auch hatten die Schweden eine Furth gefunden, durch welche die Reiterei ſetzte. Altringer wurde am Kopfe verwundet. Da beſchloß der Kurfürſt den Rückzug.

5.

Groß war der Verluſt des baieriſchen Heeres zwar nicht geweſen, aber ſeine bedeutendſten Generale hatte es verloren; den Schweden war das Thor, durch welches ſie in das Land eindringen konnten, geöffnet. Als ſey eine Hauptſchlacht gewonnen, ſo freudig lagerten ſie ſich auf dem Wahlplatz, und während der Kurfürſt mit ſeinem Heere, nur von einiger Reiterei verfolgt, ſich nach Ingolſtadt zog, ruhten die Schweden, durch die Vorräthe des nahen Kloſters und die, welche ſie im feindlichen Lager fanden, ſattſam geſtärkt.

Guſtav Wrangel und Max Starnberger waren mit ihren Freiwilligen noch in der Schanze am Lech. Vor ihnen breitete ſich das Heer, das nun die Schiffbrücke paſſirt war, in frohem Jubel aus. — Schon ſeit einem Jahre hatte Freundſchaft Beide verbündet. Das ſanftere Gemüth des Schweden hatte ſich dem lebhaften, faſt wilden Sinne des Deutſchen angeſchloſſen, und wenn auch Wrangel das ungeregelte Treiben ſeines Freundes oft nicht anſprach, ſah er doch aus allem Thun ein edles Gemüth, einen ſo vorzüglichen Geiſt hervorſchimmern, daß er gern dieſe ſtete Leidenſchaftlichkeit mehr für das Gepräge des Schickſals, als den Ausdruck ſeines Innern erkennen mochte.

Nie hatte Wrangel den Baier um ſein früheres Leben befragt. Zu ſehr, zu innig an ſeinem Vaterlande hangend, hatte er gefürchtet von dem Freunde zu erfahren, weshalb er gegen ſeinen Fürſten das Schwert ziehe. Zwar war es in damaliger Zeit nichts ſeltenes, den Pfälzer im kaiſerlichen Heere, den Oeſtreicher im ſchwediſchen zu finden; der Geiſt der Zeit, ſelbſt der Druck des Elends führte alles dem Kriegshandwerke zu, und hier folgte man nur dem Glücklichen. Mit dem Augenblicke, daß der Küraß umgeſchnallt, der Helm aufgeſetzt ward, hatte der Soldat kein Vaterland mehr, und ſelbſt der Glaube konnte ihm ſeinen Platz nicht anweiſen. Der Lutheraner folgte den Fahnen, auf welchen die Mutter Gottes mit dem Jeſusknaben prangte, der Katholik dem ſchwediſchen Löwen.

Doch heute, wo das Benehmen des Freundes bei dem Anblicke Tilly's ſo ſonderbar, ſo leidenſchaftlich war, konnte Wrangel nicht länger die Stimme in ſeinem Innern unterdrücken. Sag' mir, Max, — fragte er dieſen — was iſt es, das Dich ſo ſehr gegen den Eroberer Magdeburgs aufbringt, das in Dir eine ſo wilde Freude erweckte, ſonſt bei dem Anblicke des gefallenen Feindes dem Krieger nicht eigen, als Tilly's Roß und er mit ihm von Deiner Kugel getroffen ſtürzte? Theile mir Dein früheres Leben mit, und gewiß, Du wirſt mich dadurch über ſo manches beruhigen, was mir oft in Deinem Betragen auffallend war.

Max ſchwieg; er bedachte ſich, und nachdem ſein wilder Blick beruhigt ſchien, ſagte er, ſeines Freundes Hand erfaſſend: Guſtav, Du reißeſt eine faſt vernarbte Wunde wieder auf; doch, ſo nahe der Vaterſtadt, würde die Erinnerung mir überdieß alles zurückführen, und ſo ſey es! — Er hielt an und ſchien Muth und Ruhe zu ſammeln, dann begann er:

Mein Vater, Rathsherr in München, iſt ein reicher Handelsherr, brav und gut, treu den alten Sitten anhangend wie dem alten Glauben. Meine

Mutter iſt todt! — mein Bruder, des Vaters Liebling, ein freundlicher Jüngling, hat, ſo wie ich höre, auch das Kriegshandwerk ergriffen und iſt dem Tilly gefolgt. Er hätte beſſer gethan, ſich einen andern Herrn zu wählen. Ich habe die Handlung gelernt, bin viel gereiſ't, nach Italien und den Niederlanden, habe dort ſo manches von dem altbürgerlichen Sinne abgelegt, der auch in München zu Hauſe iſt, und in Rotterdam, wo ich mich lange aufhielt, wurden mir andere Glaubensanſichten. So kehrte ich zu meinem Vater zurück, der, mit meinen Geſchäften zufrieden, mich freundlich und herzlich empfing, mich als Theilnehmer ſeiner Handlung annahm, und, als ich auch ſpäterhin ſeinem Lieblingswunſche nicht entgegen war, mich mit ausgezeichneter Liebe behandelte.

Unſerm Hauſe gegenüber war das kleine Häuschen einer ſtillen Witwe, deren Mann einſt ein reicher Kaufherr in Augsburg geweſen, dann verarmt und geſtorben war. Die Witwe, in ihre Vaterſtadt zurückgekehrt, hatte ſich von dem Reſte ihres Vermögens das Häuschen gekauft, und lebte mit ihrem einzigen Kinde, wie man mir ſagen wollte, von dem, was meines Vaters Milde ihr gab. Auch berichtete mir ein alter Diener unſres Hauſes, mein Vater habe ſie in ſeiner Jugend geliebt, da er jedoch damals arm geweſen, habe man ſie ihm verweigert. Jetzt ſollte die Liebe des Vaters auf den Sohn übergehen, und er ſagte mir offen, daß es ſein ſehnlichſter Wunſch ſey, daß ich Marie, welche damals in Augsburg abweſend war, ehelichen möchte. Ich hatte vor meiner Geſchäftreiſe das Mädchen wohl gekannt; ſie war ein ſtilles, frommes Kind, das mir wohlgefallen hatte, und wenn ſie in den drei Jahren, wo ich ſie nicht geſehen, ſchön aufgeblüht war, was konnte ich den Wünſchen meines Vaters entgegen ſtellen, da keine andere Neigung mich abhielt, und mir bis jetzt die Weiber ziemlich gleichgültig geblieben waren. Ich verſprach meinem Vater, daß, wenn ich Marie geſehen und ſie mir nicht mißfiele, ich ſeinen Wünſchen nichts entgegen ſtellen würde.

Das Mädchen kam. — Max hielt ein und ſuchte ſich zu faſſen. Nach einem kurzen Schweigen fuhr er, ſo wie es ſchien, im gleichgültigen Tone fort: — Denke Dir, eine Heilige, welche der Himmel auch mit irdiſchem Glanze geſchmückt hat, trete vor Dich — ſo war es mir, als ſie eines Nachmittags an der Hand meines Vaters in unſer Haus trat. Das lieblichſte Bild einer Jungfrau, ſchlug ſie die dunkelblauen Augen vor mir nieder, und als ich ſie anredete, ſie das Auge hob, den Kopf mit ſeinen blonden Locken nach mir richtete, die Purpur-Lippen mich zu grüßen ſich öffneten, und die ſchlanke Jugendgeſtalt ſo vor mir ſtand, war es, als ob ſcheue Ehrfurcht mich ergriff, das Heilige dem Irdiſchen nahe. — Nur kurze Zeit blieb ſie bei uns, und als ſie ging und ich von ihrer Begleitung zurückkehrte, ſagte ich meinem Vater: Sie iſt ſchön, aus ihrem Auge ſtrahlt die Sanftmuth, auf ihren Lippen thront die Güte; Ihr habt zu lieblich für mich erleſen, Vater, um ſolch Geſchenk aus Eurer Hand nicht anzunehmen.

So vergingen Monate in ſtiller heitrer Gleichförmigkeit. Nichts fand ich zu tadeln, als den zu frommen Sinn, der zu ſehr mit den äußern Formen ihres Glaubens ſich beſchäftigte und der meinen Anſichten nicht mehr entſprach, denn in meinem Herzen hing ich ſchon damals der Lehre

Luthers an. So blieb mir nichts übrig zu wünſchen, denn damals kannte ich die Freuden und den Schmerz des Lebens noch nicht. Ich entdeckte Marien meine Wünſche, ſie waren längſt die ihrigen, und hätte mein Vater nicht ſelbſt den Tag unſerer Verbindung weit hinaus verſchoben, damit wir an einem Freudentage ſeines Lebens unſern Bund feiern ſollten, ich läge nicht hier beim praſſelnden Feuer Hand in Hand, Herz an Herz neben einem ſchwediſchen Krieger.

Bis zu dieſem Zeitpunkte, mein Guſtav! war mir das Leben eintönig, aber freundlich vergangen. Die Liebe, wenn ich mein wohlwollendes, auf Hochachtung gegründetes Gefühl für Marien ſo nennen kann, hatte mit ſanftem Licht den Tag meines Lebens erhellt, nicht ſeine Nacht erleuchtet — ich war glücklich! Das ſchöne Mädchen that meinen Sinnen wohl, ihr Beſitz war mir wünſchenswerth, ihr frommes, ſanftes Gemüth ließ mich freundliche Tage hoffen, und die Schwärmerei, mit der ſie den Gebräuchen ihrer Kirche anhing, hielt ich für Gewohnheit und Schwäche, welcher mein überwiegender Geiſt ſchon eine andere Richtung geben würde. — Doch das Feuer brennt ſo matt, Guſtav, es verliſcht. Ehe ich fortfahre, muß ich es anſchüren, daß es zur Flamme aufraſe und meinem Innern gleiche. — Er ſtieß mit ſeinem Schwerte in die glimmenden Kohlen, warf das Holz über einander, und hoch und kniſternd ſtieg die Flamme empor.

So geſchah auch mir, — ſagte er ernſt. — Eines Augenblicks bedurfte es, und meines Lebens ſtiller Friede war dahin, ich flammte auf, um mich ſelbſt verzehrend zu Aſche zu werden.

In dieſer Zeit, — fuhr er endlich fort, und Guſtav Wrangels Auge ruhte beſorgt auf dem Freunde, in deſſen Geſicht eine Leidenſchaft die andere verjagte, — in dieſer Zeit ſah ich zufällig auf einem Spaziergange ein Mädchen. Ich weiß nicht, ob Euch wohl je dergleichen begegnet iſt, daß der Anblick eines menſchlichen Weſens wie ein Blitzſtrahl Euer Inneres durchfuhr. Als ob die Natur Marien zum Trotz ein Gegenbild geſchaffen habe, ſchwebte dieſe Geſtalt vor mir. Voll und üppig, das Auge ſchwarz und glühend, der Mund halb geöffnet, als ob er Liebe geben, Liebe einſaugen wolle, ein Weſen, an welchem die Natur alle ihre Reize, alle ihre Lockungen verſchwendet hatte. Ich ſah ſie, und mein Blut wallte. Ich eilte ihr nach, folgte ihr durch einige Gaſſen, bald trat ſie in ein Haus, das ich wohl kannte; ihr Blick traf mich, er ruhte einen kurzen Augenblick freundlich auf mir, und — entſchied mein Schickſal.

Es giebt Augenblicke im Leben, ſo glaub' ich, wo der Himmel den Menſchen verläßt und ihn ſich ſelbſt überlaſſend den finſtern Mächten Preis giebt. Wer in ſolchen Augenblicken nicht Kraft hat auf ſich ſelbſt zu ſtehen, der iſt verloren. Ein ſolcher war es, wo ihr Blick mich traf. Ich kehrte nach Haus; Marie kam mir entgegen — mein Auge war verblendet, ſah nicht mehr in ihr das liebliche Weſen, kalt, matt war der fromme Blick ihres Auges, hager die ſchlanke Geſtalt, und ſelbſt der ſanfte Ton ihrer Stimme, mit welchem ſie mich willkommen hieß, hatte für mich ſeine Melodie verloren.

Aber, warum Dir die Thorheit meines Herzens ausmalen! Schweig! — rief er grimmig und pochte mit ſeiner Linken wild auf das klopfende Herz — Schweig, wenn du nicht Muth haſt ihr ganz anzugehören, wenn du nicht Kraft haſt das Gewiſſen zu tödten! — Er hielt inne, dann fuhr er fort: — Ich vergaß Marie, Angelika's Blick hatte mich entflammt, ich ſuchte ihr zu nahen. Sie wohnte in dem Hauſe einer Verwandten des gefürchteten Tilly, glaubte eine weitläufige Verwandte von ihm zu ſeyn; ihre Aeltern kannte ſie nicht. Unſere Herzen fanden ſich; eine alte Frau, die ſie bediente, gab uns täglich Gelegenheit uns zu ſehen. Den Kelch der Liebe hatte mir Marie mit Hoffnung geſchmückt; Angelika reichte mir ihn, in vollen Zügen ihn zu leeren, und je gieriger ich trank, deſto zauberiſcher ruhte ſie in meinen Armen, deſto ſchneller welkten die Roſen auf den Wangen meiner Braut.

In dieſer Zeit, es war bevor er nach Magdeburg zog, kam Tilly nach München, wahrſcheinlich, um mit dem Kurfürſten die Pläne zu dem kommenden Feldzuge zu bereden. Angelika rieth während ſeiner Anweſenheit zur Vorſicht, doch ihre Warnung achtete ich ſo wenig als des Vaters Bitte, der mein Geheimniß erſpäht, eben ſo wenig als Mariens Thränen, die den Verluſt meines Herzens fühlen mußte. Ich ſchlich jeden Abend zu ihr; ich war ganz ſelig, denn auch der

Glaube einte uns. Angelika war heimliche Proteſtantin; ſchon längſt hatte ich ihr entdeckt, daß auch ich dieſem Glauben in geheim anhing, und Glaube und Liebe einten uns unzertrennlich.

Eines Abends ſaßen wir, nichts ahnend, im trauten Verein; wir wußten Tilly bei einem Bankett auf dem Schloſſe, und glaubten uns ſicher. Da überfiel uns wider Gewohnheit eine düſtere Stimmung, und Angelika nahm dieſen Ring vom Finger, den ich als das Einzige bewahre, was ich von ihr mein nennen kann, gab ihn mir und ſagte traurig: So lange Du ihn trägſt, wirſt Du liebend meiner gedenken; gieb ihn nie von Dir, bewahre ihn treu, denn könnteſt Du mich je vergeſſen, würd' ich kommen ihn zurückzufordern, und dann — Ich drückte ſie an mein Herz, ſchwur ihr ewige Liebe, ewige Treue; da holte ſie plötzlich aus einem verborgenen Schränkchen die Bibel und ſagte mit feierlichem Ernſt: Männerſchwüre nimmt die flüchtige Zeit auf ihre Schwingen und entführt ſie, darum muß man ſie mit den Banden feſt halten, die nur Verdammniß löſ't oder Tod. Schwöre mir, dieſen Ring, der uns vor Gott eint, wenn auch nicht vor Menſchen, treu zu bewahren, ſo daß, wenn ich ihn zurückfordre, Du mir ihn zurückgeben kannſt! Schwöre es mir bei dieſem heiligen Buche, bei Deiner Ehre, ſo wahr Du ein edler Mann, ein Chriſt biſt, ſo wahr Du hoffeſt makellos vor Menſchen, rein vor Gott zu ſtehen! Aus ihm, ſo ſagte mir meine Mutter, würde aus Tod Leben, aus Schmerz Freude entſtehen, er würde auch jenſeit des Grabes die Herzen verbinden; darum gebe ich ihn Dir. Auch jenſeit ſey noch mein! — Schwöre auf dieſes heilige Buch! — Ich ſchwor, und indem ich noch ſo vor ihr ſtand, die Rechte auf die Bibel, die Linke auf mein Herz gelegt, trat Tilly durch eine Tapetenthür herein. Ich ſah ihn nicht, aber ein Schrei Angelika's verkündete mir ſeine Nähe.

Ohne zu reden, ſchellte er; Frauen und Bewaffnete traten ein. Er winkte nach der Thür, die Frauen führten Angelika hinweg. Mich umzingelten die Bewaffneten, und ehe ich mein Schwert zu ihrer, zu meiner Vertheidigung ziehen konnte, war ich wehrlos. So ſtand ich zähneknirſchend. Die Krieger erwarteten ihres Herrn Befehl, der mit Verachtung auf mich blickte und ſchwieg. Doch jetzt leuchtete aus ſeinen Flammenaugen der Hohn:

Laßt ihn laufen; der Krämerſohn iſt für eines Soldaten Hand zu ſchlecht, er ſey Futter den Mönchen! ſagte er, drehte mir den Rücken zu, ging durch die Tapetenthür zurück, und mich warfen die Rohen wie einen ſchäbigen Hund hinaus auf die Straße.

Da ſtand ich in meinem Grimm und Schmerze, ein machtloſer Knabe neben dieſem Manne, der mich zu achten nicht einmal für werth hielt. Zähneknirſchend in meiner Ohnmacht eilte ich fort, von tauſend Plänen begleitet, wie ich die Geliebte dem Schickſal und dem mächtigen, allgebietenden Feldherrn abtrotzen wollte.

Ich kam nach Hauſe, warf mich auf mein Lager; aber der Schlaf floh, nur rieſenhafte Bilder umgaukelten mich. Da öffnete ſich leiſe die Thür, mein Vater trat, eine Kerze in der Hand, herein; auf ſeinem Geſichte malte ſich Gram, Unmuth und Schmerz.

Steh auf! ſagte er, und als ich aufgeſtanden, reichte er mir eine Brieftaſche und einen Beutel. Dein Roß iſt geſattelt, Deine Sachen ſind gepackt. Hier iſt Geld, hier ſind Wechſel; ziehe ſchnell von dannen, ehe das heilige Gericht den

Ketzer erreicht! Zieh' ohne Segen davon! Er wollte gehen, doch wendete er ſich noch einmal: Unten im Zimmer weint eine Unglückliche, ſie wird ihn Dir nicht verweigern.

Noch betäubt von dieſen Worten blickte ich nur dunkel in die Zukunft, konnte Anfangs keinen Entſchluß faſſen, nur, daß ich fort mußte, ſagte mir endlich meine Vernunft. Ich ging zu meinem Vater, ſein Zimmer war verſchloſſen; ich ſchlich zu meinem Bruder, dem freundlichen Franz, den ich immer ſo lieb gehabt, drückte einen leiſen Abſchiedkuß auf den ſanft Schlummernden, und als ich an jenem benannten Zimmer vorüberging, zog es mich mit unwiderſtehlicher Gewalt hin; ich öffnete es, und bei dem Scheine einer kleinen Lampe ſah ich Marie, die mir ſchnell entgegentrat. — Ich konnte ihr nichts ſagen, auch ſie war ſtumm; ſo ſtanden wir uns ſtillſchweigend gegenüber. Da hob ſie ihren Arm und machte das Zeichen des heiligen Kreuzes über mich. Es gehe Euch wohl, meine Vergebung begleite Euch! rief ſie und ſtürzte aus dem Zimmer.

So habe ich mein Vaterhaus, mein Vaterland verlaſſen, ein Märtyrer meines Glaubens, ohne

ohne Vaterſegen, ohne die Geliebte weder geſehen, noch von ihr gehört zu haben. Tilly ſchwur ich Rache, als ich durch das düſtre Thor ritt, und Gott ſey gedankt, ich habe die tauſend Opfer an ihm gerächt, welche durch ihn bluteten, und auch mich! Ich habe mich Euren Heeren beigeſellt, mich für Eure Sache brav geſchlagen, und will es, bis Gott auch mir eine Kugel ſchickt, die meiner Qual ein Ende machen wird.

Wrangel war aufgeſtanden und ſah mitleidvoll dem Freunde in das düſtere Auge. Arme Marie! — rief er dann aus — armer Freund, der wähnt als Märtyrer ſeines Glaubens die Vaterſtadt verlaſſen zu haben, da doch nur ſein böſer Geiſt ihn von dannen trieb, von dem Engel zu dem Verſucher! Wähnt nicht, Max, Ihr wäret, Eurem Glauben ein Opfer, vertrieben; Eure Schuld trieb Euch fort. Marie habt Ihr unglücklich gemacht. Sie hat Euch vergeben, Gott nicht. — Und lebt ſie noch?

Sie lebt!

So machet gut, was Ihr übel gemacht. Bald ziehen wir nach München — dann —

Kalter Menſch, dem ſeines Nordlandes Eis durch die Adern rinnt! — rief Max — Kannſt Du Dir nicht die glühenden Flammenaugen Angelika's denken, kannſt Du nicht fühlen, wie die Rückerinnerung an die Wonnetage meines Lebens alle Sehnſucht nach ihr zieht?

Nein! — ſagte Wrangel kalt — Ich kann nur denken, daß mein Gefühl mich nach meiner Pflicht, nach dem Heiligen ziehen würde.

Er ſchürte das Feuer an, hüllte ſich in ſeinen Mantel, und überließ Max Starnberger ſeinen Betrachtungen und ſeinem Gewiſſen.

6.

Die unterdrückten Glaubensverwandten riefen den König von Schweden nach Augsburg, das ihm ſeiner Lage und ſeiner Hülfsmittel wegen zu wichtig war, um ſeine Rache an dem Kurfürſten nicht noch aufzuſchieben, der, dieß vorausſehend, die kaiſerliche Beſatzung daſelbſt noch mit zwei Regimentern Landvolkes verſtärkt hatte. Guſtav rückte vor dieſe, durch das Bekenntniß der Proteſtirenden in der Religiongeſchichte ſo merkwürdig gewordene

Reichsſtadt. Die kaiſerliche und baieriſche Beſatzung, den Bürgern ſelbſt nicht trauend, capitulirte; die Schweden zogen ein, die Proteſtanten wurden wieder in ihre Rechte eingeſetzt. Von hier zog das ſchwediſche Heer dem Kurfürſten nach, der auf dem linken Donauufer mit ſeinem Heere nach Ingolſtadt, der Vereinigung mit Wallenſtein gewiß zu ſeyn, ſich gewendet hatte. Auf dem rechten Ufer traf der König von Schweden ein, als der Kurfürſt noch auf dem linken ſtand. Der verwundete Tilly lag in der Stadt und ordnete alles zur Vertheidigung an.

Wohl nur um zu verſuchen, ob die Baiern gänzlich entmuthigt wären, begann der König die Stadt zu beſchießen; aber die Beſatzung, immer durch friſche Truppen aus dem kurfürſtlichen Lager verſtärkt, hielt ſich tapfer, und ſelbſt die große Schanze, welche auf dem rechten Ufer der Donau die Brücke deckte, konnten die Schweden nicht gewinnen. Der König ſchickte mittlerweile den Feldmarſchall Guſtav Horn gegen Regensburg, wo nur 1300 Mann Kreistruppen lagen; der Kurfürſt aber, ſobald er dieß erfuhr, hob das Lager auf, ließ drei Regimenter in Ingolſtadt zur Beſatzung, verſicherte ſich Regensburgs, und hiermit der Communication mit Wallenſtein.

Es war am 30ſten April des Nachmittags, als der König aus allen Batterieen den Brückenkopf beſchießen ließ. Das finnländiſche Regiment griff die äußere Schanze ſo lebhaft an, daß ſie ſogleich genommen wurde. Der Sturm auf das Hauptwerk begann. Mit gewohntem Muthe rückten die Schweden an, ſie mußten weichen; noch einmal ſtürmten ſie, es ward ihnen ein gleiches Loos. Da führte zum dritten Male der König ſelbſt die Stürmenden an; aber auch ihres Königs Gegenwart ließ ſie den Sieg nicht ertrotzen, ganze Reihen ſanken, dem Könige ward ſein Pferd getödtet, und neben ihm ſank, von einer Kanonenkugel getroffen, Markgraf Chriſtoph von Baden in der Blüthe ſeines Alters. Der König ließ zum Rückzug blaſen, und als er neben des Prinzen zerſchmettertem Leichnam ſtand, den man in's Lager zurückgebracht, und wohl manche ernſte Betrachtung in ſeiner Seele aufſtieg, ſagte er zu den bei ihm ſtehenden Fürſten und Heerführern: Ich bedaure das Schickſal dieſes hoffnungsvollen fürſtlichen Jünglings. Er ſtarb einen zu frühen, aber ehrenvollen Tod; auch mir ſteht es bevor, ehe ich mein Werk vollbracht. — Aber — rief er und hob ſein Auge gen Himmel — aber iſt es Dein Wille, allmächtiger Gott, daß ich das Heilige nicht vollenden ſoll, ſo wirſt Du ſchon den Arm auswählen, der beenden wird, was ich begann. Dein Wille geſchehe!

Und als der König ſchwieg, begannen alle Glokken in Ingolſtadt zu lauten; der Kanonendonner von den Wällen der Stadt ſchwieg, und es war feierlich anzuſehen, wie der König, die Hände gefaltet, ſtill für ſich betete, ſeine Umgebung dem frommen Beiſpiele folgte. Das feierliche Geläute aller Glocken trug auf ſeinen Schwingungen das ſtille Gebet zum Himmel.

Was bedeutet wohl dieß Geläute? fragte jetzt der König, da er ſein Gebet beendet hatte.

Irr' ich nicht, — ſagte Banner, und ſah mit ſeinen Falkenaugen nach der Stadt, — ſo weht die Todtenfahne von dem Thurme der Jeſuiten.

Ha! — rief König Guſtav — ſo biſt Du heimgegangen und ſtehſt vor dem Richterſtuhle, wo Du einem ſtrengeren Richter Rechenſchaft geben mußt, als Dein Kaiſer, als Dein Herzog Dir war! Gewiß iſt Tilly geſtorben.

Laut aufjauchzend rief eine Stimme aus dem Gefolge des Königs: Keine Barmherzigkeit ihm, Gott im Himmel!

Schnell wandte ſich der König nach dem Orte, von wo die unbedachte Rede kam. Er ſah noch, wie Max Starnberger die Hand gen Himmel ſtreckte, das letzte Wort ſchwebte noch auf ſeinen Lippen. Junger Mann! — ſagte der König, und ſein Geſicht ſah ernſt und ſtrafend auf ihn. — Dem Todten gönne man die Barmherzigkeit des Himmels, damit ſie auch uns dereinſt werden mag! Uebrigens geziemt es Euch nicht, den Heimgegangenen zu verwünſchen, gegen deſſen Größe Ihr klein und erbärmlich daſteht. Er war dem ganzen Deutſchland eine Geißel, die Gott ihm ſandte; er nimmt ſie zurück, darum danket ihm!

Er warf noch einen Blick auf den Markgrafen, und trat ſinnend in ſein Zelt.

Schon während des Nachmittags erwartete ihn der Herr von St. Etienne, Ludwigs des Dreizehnten Geſandter am baieriſchen Hofe. Er hatte den Auftrag, wo möglich für Baiern und die übrigen katholiſchen Fürſten die Neutralität zu unterhandeln; da aber Tilly während der Unterhandlungen die Schweden in Bamberg angegriffen hatte, und das Treffen am Lech und Maximilians Zug nach Böhmen, um ſich mit Wallenſtein zu vereinen, deutlich ſeine Anhänglichkeit an das Haus Oeſtreich und deſſen Sache zeigte, ſo war wohl jetzt nicht mehr der rechte Zeitpunkt, den König im Laufe ſeiner Siege mit dergleichen Unterhandlungen aufzuhalten. Aber ſchon in damaliger Zeit begannen die franzöſiſchen Geſandten den Ton römiſcher Proconſuln anzunehmen, der ihnen ſpäterhin unter Ludwig dem Vierzehnten ſo eigen wurde.

Der Geſandte, in des Königs Zelt eingelaſſen, fand dieſen von dem Kurfürſten von der Pfalz, den Herzögen, Fürſten und Kriegsoberſten umgeben; er begann ſeinen Vortrag mit einer hochtrabenden Rede, zeigte dem Könige die Nothwendigkeit, mit Baiern Waffenſtillſtand zu ſchließen, zeigte ihm die Gefahr, welche ihn bedrohe, und gab hierbei nicht undeutlich zu verſtehen, daß der König, nur, wenn er hierin den Wünſchen Frankreichs Gnüge leiſte, ſich die Freundſchaft ſeines Monarchen erhalten könne. Die Art des Vortrages, der Ton, in welchem der Geſandte ſprach, ſelbſt die Manieren, deren er ſich hierbei bediente, waren frei, ungeziemend und nicht geeignet einem Könige zu gefallen, der in der Mitte ſeiner Kampfgenoſſen dem Siege entgegenſchritt.

Als der Herr von St. Etienne ſeine lange Rede, welche der König mit keinem Worte, mit keiner Bewegung unterbrochen, geendet hatte, ſah er ihn lächelnd an und fragte mit ſcharfem Tone: Habt Ihr nichts weiter zu ſagen, Herr von St. Etienne?

Dieſer neigte ſich ſchweigend.

Nun ſo habt die Güte auch mich anzuhören. Hier leſet dieſe Briefe. Dieſer, von dem Kaiſer an den Herzog von Baiern, ſpricht beſtimmt von des Herzogs Vereinigung mit des Wallenſteins Heer; dieſer, des Herzogs an das Gouvernium ſeiner Stadt München, predigt Mord und Verderben gegen meine Soldaten; beide zeigen mir, daß entweder Ihr der Getäuſchte ſeyd, oder daß Ihr mich täuſchen wollt. Und hat der Baier — fuhr der König heftiger fort — nicht dem Tilly den Befehl gegeben, meine Truppen in Franken anzugreifen, während ich mit ihm in Friedensunterhandlungen war?

Der Geſandte wollte den Kurfürſten dadurch entſchuldigen, daß Tilly ohne ſeinen Befehl den Zug nach Franken unternommen habe; aber der König unterbrach ihn: War nicht der baieriſche Ausſchuß, waren nicht die Regimenter der Liga bei Tilly's Heer?

Und dennoch — erwiederte der Geſandte, und glaubte des Königs ſchwache Seite zu faſſen, — dennoch iſt vielleicht kein Fürſt in Deutſchland, der mit ſo viel Hochachtung von Euch ſpricht, als der Kurfürſt; er nennt Euch nur den nordiſchen Löwen, und ſelbſt nach der Schlacht bei Leipzig —

Herr von St. Etienne! — unterbrach ihn der König ungeduldig — Ich kenne nunmehr den Herzog und ſeine Umgebungen zu gut, um mich von ihnen oder von Euch täuſchen zu laſſen; er trägt ein doppeltes Kleid, heute blau, wenn er die Schweden fürchtet, morgen roth, das burgundiſche Kreuz auf ſeinem Herzen, wenn es dem Hauſe Oeſtreich gilt. Darum ſpart Eure Ueberredekunſt, die Ihr in München bei den Jeſuiten mögt gelernt haben.

Die Eitelkeit des Geſandten war beleidigt. — Sire! — ſagte er ſich vergeſſend — die Kunſt zu reden habe ich am Hofe meines Königs zu Paris erlernt, den Eure Majeſtät durch Dero Weigerung und durch die Art, wie Ihr ſeinen Geſandten aufnehmt, wohl leicht zum Zorn reizen könnte.

Des Königs Geſicht wurde bei dieſen Worten des Geſandten ernſt. Er maß ihn mit ſeinem ſprechenden Auge eine Weile, dann ſagte er wieder lächelnd: Ich verzeihe Eurer Unwiſſenheit, Herr von St. Etienne, Ihr gebraucht der franzöſiſchen Freiheit in Euern Reden zu viel und am unrechten Orte. Ueberdieß — fuhr er immer ernſter werdend fort — ſeyd Ihr von Eurem Herrn nicht zu mir geſandt, habt kein Creditiv aufzuweiſen, das Euch berechtigt hier vor mir zu ſtehen, was Euch meine Gnade, meine Nachſicht nur erlaubt. Vergeßt nicht, mit wem und wo Ihr redet, denn ich möchte nicht lange die Geduld mehr haben, Euch anzuhören.

Der Geſandte, durch die Würde und den Ernſt des Königs entmuthigt, ſuchte ſich zu entſchuldigen, aber der König unterbrach ihn: Laßt das, was Eure Perſon betrifft, iſt abgemacht; was Eure Sendung betrifft, ſo ſagt dem Herzoge, daß ehe er nicht das Schwert aus der Hand legt, ſeine und der Liga Truppen abdankt, mir Ingolſtadt einräumt, und meinen Freunden und Bundesgenoſſen das Abgenommene wieder zurückgiebt, an keinen Waffenſtillſtand oder Neutralität zu denken iſt; ſagt ihm, ſobald er es redlich mit mir meine, könne er auf mich zählen wie auf ſeinen treueſten Freund, und fern ſey es von mir, ſeinen Glauben moleſtiren zu wollen, denn nicht Euren Glauben will ich bekriegen, ſondern den meinigen ſchützen.

Noch einmal ſuchte der Geſandte den König zu milderen Geſinnungen zu bewegen, er wagte es ſogar noch einmal, den Zorn ſeines Königs zu berühren.

Herr von St. Etienne! — erwiederte Guſtav mit ruhig feſtem Tone — Es ſcheint, ich kenne meines Bruders, Eures Herrn, Geſinnungen beſſer als Ihr. Sollte ich jedoch auch hierin irren, ſollte der König von Frankreich dem Baier Hülfe ſenden, ſo hoffe ich, Gott wird mir auch hier beiſtehen, wie bei Leipzig, und mir den Muth laſſen, der mich vom Belt bis an die Donau bis jetzt begleitet hat. Nun Gott befohlen, mein Herr! Er winkte, der Geſandte wollte ſprechen, da winkte der König noch einmal, ſein Auge zeigte zornig nach dem geöffneten Ausgang des Zeltes; Herr von St. Etienne empfahl ſich. — Des Baiern Liſt hielt den König keinen Tag in ſeinen Operationen auf. Nur kurze Zeit verweilte er noch vor Ingolſtadt, dann hob er die Belagerung auf und zog tiefer in das Baierland. Das Heer rückte vor Landshut.

Dem Feldmarſchall Horn, der mit ſeiner Abtheilung einen Tagmarſch voraus war, verweigerte die Stadt die Thore zu öffnen und die 20,000 Thaler zu zahlen, welche er von ihr verlangte. Einige baieriſche Reiterei, die in die Stadt gerückt war, hob den Muth der Bürger; doch als erſtere das ganze ſchwediſche Heer anrücken ſahen, verließen ſie ſchnell die Stadt, und nun erſt öffneten die Bürger die Thore und ließen die Schweden ein. Guſtav Horn und der Oberſt Hebron hielten gute Mannszucht, und riethen den Bürgern, dem Könige entgegenzuziehen und ſeine Gnade anzuflehen, denn auf ihm allein beruhe das Schickſal der Stadt; er nur könne die harten Befehle ändern, die er ihnen gegeben und die ſie bis jetzt noch nicht in Ausübung gebracht.

Nach einigen Tagen kam der König über Mosburg an, der Kurfürſt Friedrich von der Pfalz, die Herzöge von Weimar, und der Pfalzgraf Auguſt in ſeinem Gefolge. Der Adel, die Kleriſei und der ganze Magiſtrat von Landshut empfingen ihn an der Judenpforte, überreichten ihm die Schlüſſel und baten auf ihren Knieen um Schonung. Der König, ohne ihnen zu antworten, ritt der Stadt zu, und Alle folgten ihm bittend. Da ſagte er endlich ergrimmt, drohend den Arm gen Himmel ſtreckend: Bedenke ich, wie grauſam Eures Herrn Völker mit den proteſtantiſchen Städten umgegangen, wie Ihr ſelbſt meine Soldaten verſtümmelt und gemordet habt, ſo weiß ich bei Gott nicht, wie ich Euch behandeln ſoll! Ich habe Eurem Fürſten Friede geboten, und hätte keinen Tritt in ſein Land gethan; aber während ich mit ihm tractire, ſchlägt Tilly meine Truppen in Bamberg; iſt das redlich? — Er gab ſeinem Pferde unwillig die Sporen und ritt, ohne ſeine Gnade den Bürgern verſichert, ohne ſie beruhigt zu haben, auf das Schloß. Dort ſah er hinab auf die Stadt, wo die Bürger noch in Furcht die Arme bittend nach ihm hinaufſtreckten.

Es iſt dieß doch allerdings eine feine und ſchöne Stadt, — ſagte der König zu dem Kurfürſten von der Pfalz, der neben ihm ſtand.

Deshalb — unterbrach ihn ſchnell Herzog Wilhelm von Weimar — deshalb wäre es ewig Schade, wenn ſie in Aſche gelegt, und Ew. Majeſtät Gnade und Milde unter ihr begraben würde.

Nicht ſo freundlich wie ſonſt nahm der König Herzog Wilhelms wohlgemeinte Worte auf. Er antwortete nicht, befahl ein Pferd vorzuführen, und ritt, nur von dem Feldmarſchall Horn begleitet, in ſtarkem Trabe durch die Stadt.

Als er eben zu der Judenpforte, zu welcher er hereingekommen war, hinausritt, zuckte aus heiterer Luft ein Blitzſtrahl ſchlängelnd vor ihm nieder, ein heftiger Donnerſchlag folgte. Des Königs Pferd wurde ſcheu, es wendete ſich. Einen Augenblick hielt der König an. — Du weckſt mich, gütiger Vater! — ſagte der edle Fürſt ſtill vor ſich hin, befahl Guſtav Horn, mit der Stadt wegen der Ranzion zu tractiren, gute Mannszucht zu halten und ihm morgen nach Freiſingen zu folgen. Er ritt noch am Abend nach Mosburg, und betrat Landshut nie wieder.

7.

Es war am 17ten Mai, als das ſchwediſche Heer vor den Thoren von München hielt und die Ankunft des Königs erwartete. Eine dumpfe Stille herrſchte in der Stadt, die thörigerweiſe die ihren Abgeordneten in Freiſingen vom Könige vorgeſchriebenen Bedingungen ausgeſchlagen hatte, und ſich nun bei Annäherung des ſchwediſchen Heeres ohne alle Bedingungen unterwerfen mußte. Des Nachmittags traf der König ein, mit ihm Friedrich von der Pfalz, Pfalzgraf Auguſt von Neuburg, die Herzöge Wilhelm und Bernhard von Weimar, Johann von Holſtein, der alte Feldmarſchall Horn, Banner, und faſt alle Generale und Kriegsoberſten. Das blaue, gelbe und das finnländiſche Reiterregiment folgten dem Könige, der unter dem Lauten aller Glocken über die Iſarbrücke ſeinen feierlichen Einzug in dieſe Reſidenz ſeines bitterſten Feindes hielt.

Obgleich die Milde des Königs, die er zu Landshut bewieſen, die Stadt München wohl nicht das Aeußerſte fürchten ließ, ſo zweifelte ſie doch, ob das grauſame Schickſal Magdeburgs nicht den Zorn des Königs zur Rache aufreizen werde, denn nur Wien oder München konnte ein würdiges Opfer für dieſe eingeäſcherte Stadt ſeyn. Aber der König zog, die Bürger freundlich grüßend, nach dem kurfürſtlichen Schloſſe, Offiziere und Soldaten bezogen ruhig ihre Quartiere, und wären des Wallenſteins Truppen, wäre Tilly's Heer bei ihnen eingezogen, ſie hätten nicht ſtrengere Mannszucht von ihren Freunden erwarten können.

Vor dem Hauſe des Rathsherrn Stärnberger hielt ein ſchwediſcher Offizier mit ſeinen Dienern und ſeinem Gepäcke. Ein junger Handelsdiener trat ihm entgegen und entſchuldigte, daß der Hausherr ihn zu begrüßen nicht ſelbſt erſcheine; noch befände er ſich auf dem Rathhauſe, wohin ſein Amt ihn berufen habe. Er wies ihm ſeine geräumige Wohnung an, mit welcher der Schwede zufrieden ſchien, und ſtand, ſeine weiteren Befehle erwartend, ruhig an der Thüre, als der Schwede, kaum in das Zimmer getreten, das Fenſter öffnete und nach einem kleinen gegenüberſtehenden Hauſe ſah. Wem gehört jenes Haus? fragte er.

Einer Witwe, erwiederte der Diener.

Sie wohnt dort allein mit ihrer Tochter?

Ja,

Ja, Herr!

Und wie geht es dieſer?

Der Mutter oder der Tochter? fragte der junge Mann.

Marie mein' ich, die Tochter! rief der Schwede. Kennt Ihr die Jungfrau, Herr? —

Antwortet lieber ſtatt zu fragen! unterbrach ihn der Offizier.

Die Arme liegt gefährlich krank danieder.

Alſo lebt noch! rief der Offizier heftig.

Sie lebt, doch glaub' ich, ihre Tage ſind gezählt.

Der Schwede ſchwieg, trat vom Fenſter und beſah von neuem ſeine Wohnung.

Habt Ihr noch mehr Zimmer? fragte er den Diener.

Dieſer zauderte mit der Antwort. — Nun? fuhr der ſchwediſche Offizier fort, jedoch lag mehr Ungeduld als Unmuth in dieſer Frage.

Unſer Haus iſt nicht klein, aber Speicher und Vorrathkammern beengen den wohnlichen Raum. Wir hätten zwar noch ein Zimmer und ein Kämmerchen daran, — aber — ſeit länger als einem Jahre iſt es nicht geöffnet.

Und warum nicht? fragte der Schwede.

Das Zimmer bewohnte des Herrn älteſter Sohn, der mußte das väterliche Haus plötzlich verlaſſen, und um nicht die Wunde von neuem aufzureißen, hat es der Herr verſchloſſen gehalten und es ſeitdem nicht wieder betreten.

Es bekommt noch ein Offizier aus des Herzogs Bernhard von Weimar Gefolge ſein Quartier in Eurem Hauſe, — ſagte der Schwede — darum öffnet für dieſen nur das Zimmer, ſelbſt ehe Euer Herr zu Hauſe kömmt, damit jener alles in Ordnung findet. — Und ohne auf den jungen Mann weiter zu achten, trat er wieder an das Fenſter und ſah hinüber nach dem Häuschen der Witwe.

Wohl eine Stunde war vergangen, das anſtoßende Zimmer war geöffnet, der Schwede hatte von dem Jnbiß, den man ihm gebracht, nur einen Becher Wein getrunken, als die Thür ſich öffnete und eine lange, hagere Geſtalt hereintrat. Das weite, ſchwarze, faltenreiche Gewand, der weiße Kragen, der den langen Hals umgab, das dunkle, düſtere, ſchwermüthige Auge, der eisgraue, faſt kahle Scheitel, den ein ſchwarz ſammetnes Käppchen bedeckte, mußte bei ſeinem Anblicke die Ehrfurcht erwecken, welche die Jugend ſo gern dem Alter, noch mehr dem Unglücke zollt.

Seyd mir in meinem Hauſe willkommen! — ſagte der Greis, das Käppchen von ſeinem glatten Scheitel ziehend. — Nehmt fürlieb wie ein alter Mann es geben kann, der allein unter Fremden ſteht. Ein friedſames Gemüth, das auch in unſern Feinden den edlen Menſchen ehrt, ein guter Trunk und kräftige Speiſe ſoll Euch werden, und wäre Euer Seckel leer, ſo fülle ich ihn nach Nothdurft und Kräften gern, wenn Ihr freundlich mein Haus vor fremder Unbill ſchützen wollt.

Ihr ſeyd Herr Georg Starnberger, Rathsherr hieſiger Stadt? fragte der Schwede.

Der bin ich, Herr!

So ſeyd mir von Herzen willkommen, auch ohne daß Ihr mir den Seckel füllt. Die Wrangel haben, Gott gedankt, was ſie bedürfen! Euer Haus ſoll geſchützt werden. Ihr habt einen Sohn, der als Page dem Tilly folgte?

Ja, Herr! er folgte den Fahnen ſeines Vaterlandes, und ich meine, er that Recht daran.

Und habt ſonſt keine Kinder?

Der Alte ſeufzte und ſchwieg. Da hörte man die Hausthür ſich öffnen; Tritte, Klirren der Sporen vernahm man auf der großen Hausflur. Wrangel ſtürzte an's Fenſter. Die Tritte kamen die Treppe herauf immer näher. Der Greis horchte auf, er bebte. Gott! — rief er — Gott ſteh' mir bei! — Und als die Thür ſich öffnete, Max Starnberger hereintrat, des Vaters Linke ſich feſt an den Seſſel drückte, die Rechte wie abwehrend dem Sohne entgegenſtreckte, ſtand dieſer, gebannt an den Eingang des Zimmers. Aber ſchnell ſtürzte ein Jüngling an ihm vorbei, hin zu des Alten Füßen, die er krampfhaft umklammerte. — Vater! — rief er — lieber alter Vater! es iſt ja unſer Max, Euer Sohn!

Mein Sohn! rief der Alte, ſchloß den Jüngling an ſein Herz und ſchien des Aelteren nicht zu achten, der, das Auge düſter auf den Vater heftend, immer noch unverrückt an der Thür ſtand. Der Greis ſchob jetzt ſeinen Franz ſanft von ſich, das Auge auf Max richtend, der, wenn ihn nicht Wrangels ſtumme Bitten feſtgehalten, vielleicht ſchon jetzt, von Verzweiflung getrieben, das Zimmer verlaſſen hätte.

So kehrſt Du in Dein Vaterhaus zurück, geziert mit blau und goldner Feldbinde? ſo trittſt Du Deinem Vater gegenüber?! donnerte dieſer ihm entgegen.

Max ſchwieg, doch ruhte ſein Blick feſt und düſter auf dem Vater.

Soll ich Dich willkommen heißen, der Du Gott auf fremde Weiſe dankſt, daß Du mit dem Schwerte in der Hand in Deine Vaterſtadt zurückkehren konnteſt?

Thut es, Vater! thut es, herzlieber Vater! rief Franz, ſich an den Alten ſchmiegend.

Soll ich — fuhr der Alte immer heftiger werdend fort, ohne auf des Jüngeren Schmeichelworte zu achten, — ſoll ich mich freuen, Dich wiederzuſehen, an deſſen Händen vielleicht das Blut der Unſern klebt?

Ja, ja! — rief Max und trat raſch auf den Vater zu. — Tilly's Blut klebt an meinen Händen; ich richtete, ich brannte das Geſchütz ab, ich ſchickte ihm die tödtende Kugel!

Wie vom Blitz getroffen ſank Franz auf den Seſſel nieder und bedeckte das Geſicht mit ſeinen zitternden Händen, während der Greis erſtarrt den Blick zum Himmel erhob. Du haſt ihm das Racheſchwert übergeben, Gott im Himmel! — rief er endlich aus — Du haſt das Vaterland geſtraft durch einen ſeiner Söhne. Sey barmherzig mit dem Sünder! — Dort, — ſagte er jetzt mit kalter Ruhe — dort iſt Dein Zimmer! Du findeſt es, wie Du es verließeſt, mein Fuß hat es nicht betreten; beziehe es, und was der ſchwediſche Offizier in meinem Hauſe befiehlt, ſoll ihm gereicht werden, — dem Sohne nichts! — Dort, Dir gegenüber, — fuhr er nach einer Pauſe mit ſchneidender Kälte fort, während welcher er ſtarr auf des Sohnes trotziges Geſicht geſchaut hatte, — dort drüben liegt Marie auf ihrem Todtenbett! Schicke ihr ſchnell Deinen Abendgruß, denn über Nacht könnte ſie ſchon in die Heimath zurückgegangen ſeyn, vor Gottes Thron ſtehen und Dich anklagen.

Verzeiht, Herr Wrangel, — ſagte er nun, ſich würdevoll zu dieſem wendend und nicht mehr des Sohnes achtend, der wie ein Verzweifelter in ſein Zimmer ſtürzte, — verzeiht, daß mein Empfang ſo traurig iſt! Wohl iſt es ſchmerzlich, ſo ſein Kind empfangen, ſo am Abend ſeiner Tage ſich zur Ruhe legen zu müſſen. Darum verzeiht! — Er hob den weinenden Franz vom Seſſel. — Komm, Du guter Sohn! komm, Du treues baieriſches Herz! komm mit mir, daß ich nicht ganz verlaſſen bin! — Er ging, Franz folgte.

Wrangel eilte nun zu ſeinem Freunde. Er fand ihn am Fenſter auf einem Seſſel ſitzend, das Auge nach der Wohnung Marie's gerichtet, wo die zuſammengeſteckten grün leinenen Vorhänge ihm die Krankenſtube zeigten. Unbeweglich, ohne auf Wrangels Eintritt zu achten, ſaß er da und ſtarrte hinüber. Der Schwede blieb vor ihm ſtehen und weckte ihn nicht aus ſeinem dumpfen Brüten; er hoffte, die Sehnſucht werde ſein inneres Gemüth ergreifen und ihn hinüber nach Marie ziehen Da ſah er große Thränen plötzlich aus den Augen des Freundes ſtürzen, die Boten des rückkehrenden Gefühls. — Max! — rief er — Freund, ermanne Dich!

Max blickte auf, ſchüttelte heftig die herabgefallenen Locken aus dem Geſichte, und blickte ſtarr auf Wrangel, der ſeine Hand ergriffen hatte und ihn vom Fenſter wegzog. — Ermanne Dich! — wiederholte er — So lange der Tod nicht zwiſchen dem Leben die Kluft gezogen hat, ſo lange läßt ſich alles wieder gut machen, was nicht in den

Händen des Satans ruht. — Auf das Sterbelager hat die Untreue das Mädchen geworfen, zum Leben rufe die Treue ſie zurück! Geh' hinüber, geh', ein tröſtender Engel, zu ihrem Krankenbette, und wenn der Himmel Dein reuiges Gebet erhört und ſie geneſet, dann kehr' an der Hand dieſes Engels zum Vater zurück; er wird Dir den Segen nicht verſagen, der Dich dann zu Deinen Glaubensbrüdern nach fernen Gegenden begleiten wird, denn hier darf Deines Bleibens nicht ſeyn!

Als ob ein neues Lebensbild vor ihm aufgezogen ſey, ſo verwundert ſah Max dem Freunde in's Auge.

Ermanne Dich! — ſagte dieſer noch einmal — Der Mann bedarf nur des Muthes zu jeder edlen Handlung und des feſten Schrittes, um an ein ruhiges Ziel zu gelangen. Geh' hinüber, Max!

Und Angelika! — murmelte dieſer dumpf vor ſich hin.

Zürnend, faſt verächtlich ſah der Schwede ihn an. — Angelika — rief er endlich — iſt Dein böſer Geiſt; fliehe ihn, da es noch Zeit iſt! Wie ein feindliches Geſpenſt mit dem Zauber eines lockenden Weibes umfloſſen, tritt ſie auf Deiner Lebensbahn Dir entgegen. Wo ich den Teufelsblick unter den ringelnden Locken hervorſchimmern ſehe, erblickſt Du, Getäuſchter, Himmelsſtrahlen. Und was kannſt Du noch von Tilly's Verwandtin erwarten? Nur die Nemeſis kann ſie Dir ſeyn, die über ſeinem Grabe hinweg in die Hochzeitkammer ſchreitet!

Ich werde hinüber zu Marie gehen, — ſagte Max Starnberger, nachdem Wrangel ſchon lange geſchwiegen. — Ich fühle, das Heilige iſt noch nicht ſo ganz von mir gewichen, daß ich mich ihr nicht nahen könnte. Zieht mich auch die Liebe nicht hin, ſo thue es das Mitleid!

Max! — rief Wrangel heftig — Unglücklich Verblendeter! Glaubſt Du, dieſe Märtyrin bedürfe auf ihrem Heimgange zum Himmel des Mitleids mehr als Du? Nicht Marie's wegen bat ich Dich; was bedarf ſie Deiner im Kreiſe der Engel, die ſie ſchon jetzt mit der Friedenspalme umwehen? Deines Seelenheils wegen bitt' ich Dich, geh' hinüber, und Marie's Vergebung waſche Dich rein von Deinen Sünden und bewahre Dich vor wilder Verzweiflung!

Wrangel! — rief Starnberger, vor Zorn bebend. Aber des ſchwediſchen Mannes edler frommer Blick traf des Wilden Auge ſo ſanft und doch ſo kräftig, daß, als habe ihn eines Engels Lilienſtab berührt, die Erkenntniß in ſein Inneres drang, und er, die Arme ausbreitend, ausrief: Ich werde gehen, mir, dem Sünder, den Segen der Heiligen zu holen. Begleite mich!

Wie könnt' ich das? — erwiederte der Schwede — Warum ſollt' ich ein läſtiger Zeuge Deiner Reue, warum ein Störer der Wonne des Wiederſehens ſeyn? Aber laß mich hinüber zur Mutter, damit ſie die Tochter auf Deinen Anblick vorbereite. Bezähme Deine Sehnſucht und gehe nicht eher, bis die Mutter Dich durch mich rufen läßt.

Wie Du meinſt, — ſagte Max ſanft. — Geh', ein freundlicher Engel führe Dich zu mir zurück!

Nach einer Stunde kehrte Wrangel wieder. — Heute Abend ſey es unmöglich, läßt Dir die Mutter ſagen. Der Schall unſerer Trompeten habe einen ſo wehmüthigen Eindruck auf ihre Tochter gemacht, daß ſchon die Kunde Deines Hierſeyns für Marie's Leben fürchten ließe. Sie bittet Dich, den morgenden Tag zu erwarten, und Du mußt es. Zähme Deine Ungeduld, vielleicht iſt die Jungfrau morgen beruhigter.

Sehr ungern unterdrückte der Leidenſchaftliche ſeine aufgeregte Sehnſucht. Er mußte Wrangel verſprechen, heute keinen Verſuch zu wagen, Marie zu ſehen.

8.

In dumpfer Abgeſchloſſenheit hatte Max ſtundenlang auf ſeinem Zimmer geſeſſen, nicht der Bruder, nicht der Vater kam, nur die Diener zeigten ſich zuweilen, ſeine Befehle zu vernehmen. Schon war es Abend geworden, noch ſaß er ſo in ſeiner qualvollen Einſamkeit. Da ſprang er plötzlich auf. — Schickſal! — rief er ergrimmt, und ſtampfte mit den Füßen den geglätteten Boden, — tückiſches Schickſal! höre auf dein Spiel mit mir zu treiben, tritt offen in die Schranken mir gegenüber und zeige dich als mein Feind, damit ich dir Trotz bieten oder unter deinen Streichen enden mag. Lächle mir nicht! — Wenn ich nach deinem Lächeln hinblicke und wieder hoffe und bete, grinſeſt du mich an mit teufliſchem Blick. Wie freudig ſchritt ich Thor an der Hand des Bruders in das väterliche Haus! ich glaubte, er ſey ein Engel, der den verlorenen Sohn dem Vater zurückführen werde, der mir ſeinen Segen erbitten ſolle, und auch der Engel wendet ſich von mir, weil ich ſeinen Herrn tödtete, und durch ihn ward der Fluch mir doppelt. Fort! fort! — rief er — hinaus in die ſtürmiſche Nacht, daß unter ihrem Toben und Brauſen die Erinnerung ſchweige, und die Gegenwart wie eine dunkle Wolke vor der Mondſcheibe an mir vorüberfliege! — Er warf ſeinen Mantel über den Panzer, ſetzte die Pickelhaube auf, und das breite Schlachtſchwert unter dem Arme verließ er das Vaterhaus.

Von dem fernen Alpgebirge herüber zogen dunkle Wetterwolken, die Blitze leuchteten und erhellten die düſtre Nacht; noch rollte kein Donner. Der Wind ſauſ'te, die Wetterfahnen klirrten, einſam und menſchenleer waren die Straßen von München; nur einzelne Abtheilungen der Schweden zu Fuß und zu Roß durchzogen ſie in ernſter Stille. Max Starnberger ſchritt in ſeinen Mantel gehüllt, nichts um ſich beachtend, durch die Einſamkeit;

ſein Weg führte ihn unwillkürlich nach der bekannten Straße, an dem Hauſe vorüber, wo er ſo manche ſelige Stunde der Liebe gelebt und aus ihrem Becher ſich berauſcht hatte. Er blickte hinauf, dunkel war das Fenſter in dem einſamen Stübchen, dem Zeugen geheimer Liebe, dunkel das ganze Haus. Wohl mehrere Minuten ſtand er da, blickte hinauf, und es war ihm, als ob die alte Dienerin die Thür öffnen, ihn einlaſſen müſſe. Aber ſie blieb verſchloſſen, niemand kam, ihm die Himmelspforte aufzuſchließen; nur der immer näher und näher rollende Donner, die dicken Regentropfen, die auf ſeine glühende Stirn fielen, weckten ihn aus den düſtern Erinnerungen. Unmuthig ging er weiter, an der Jeſuiterkirche vorüber, bog nach dem Auguſtiner-Kloſter und wollte dem Wetter ausweichen, das in Blitze ſich aufzulöſen ſchien, und den Weg nach ſeinem Hauſe nehmen, als eine weibliche Stimme ſeinen Namen rief; als er ſich umſchaute, ſtand eine lange Frauengeſtalt neben ihm, drückte ihm einen Zettel in die Hand und entſchlüpfte in ein Seitengäßchen.

Nachdenkend ſtand Starnberger in der Finſterniß da; das Leuchten des Blitzes zeigte ihm noch einmal in der Ferne die Geſtalt, welche an den Häuſern fortſchlich; ein zweiter Blitz zeigte ſie ihm nicht mehr. Was ſoll das?! — rief er unmuthig — wer kennt mich in dieſer Tracht hier in München? wer verfolgt mich bei dieſem Wetter? — Er klopfte an ein Fenſter, wo er durch den geſchloſſenen Laden Licht ſah, es wurde geöffnet; ein armer Schuſter, der bei dem Scheine ſeiner Glasglocke noch am ſpäten Abend arbeitete, ſah heraus und fragte nach ſeinem Begehr. — Reicht mir Euer Licht auf einen Augenblick! bat Max, entfaltete das Papier und fand von unbekannter Hand die wenigen Worte:

> „Mit dem Schlage 11 Uhr lacht Euch an dem Haupteingange der Jeſuiten ein freundliches Abenteuer entgegen. Habt Ihr bei den Schweden nicht die Galanterie verlernt, ſo erwartet man Euch nicht vergebens.“

Thorheit! — rief er, den Zettel wegwerfend. — Wäre jetzt ſchlecht aufgelegt zu dem Liebesabenteuer, eine Dirne bei den Jeſuiten aufzuſuchen. Gute Nacht, Alter! rief er dem Schuſter zu, hüllte ſich feſter in ſeinen Mantel, denn der Regen goß in Strömen herab, und ſchritt eilig nach ſeiner Wohnung.

Immer näher kam das Gewitter. Als ob der Himmel die Schweden mit ſeinem Donner hätte begrüßen wollen, ſo furchtbar, ununterbrochen hallte er aus den ſchwarzen Wolken herab. Jetzt nahte Max ſeinem Hauſe, wo auch kein Licht mehr brannte; nur auf dem obern Dachſtübchen, gemeinhin der Aufenthalt fremder Diener, ſchien ein halb erloſchenes Lämpchen zu glimmen. Aber auf der andern Seite ſchimmerte noch ein bleiches Licht durch die grünen Vorhänge. Zuweilen zogen Schatten an ihnen vorüber; doch jetzt blieb das Fenſter frei, nichts mehr wanderte in dem kleinen Zimmer, welches er noch genau kannte und das ihm ſeine Einbildkraft jetzt ſo lebendig malte. Da hörte er oben leiſe Stimmen, vernahm ein eintöniges Gemurmel, als ob Mehrere leiſe beteten, und wenn der Donner ſchwieg, ſchien es ihm, als könne er deutlich das Gebet vernehmen. Unwillkürlich faltete er, an ſein älterliches Haus ſich lehnend, die Hände. — Vater! — rief er durch das Rollen des Donners — Vater im Himmel! habe Barmherzigkeit mit mir, daß die Verzweiflung mich nicht faſſe. Sende einen Deiner Blitze! — Da fuhr ein zackiger Strahl herab, der Donner rollte ſchmetternd, und indem, von dieſer furchtbaren Himmelsſtimme ergriffen, Max ſtarr vor ſich hin ſah, öffnete ſich die Thür von Marie's Wohnung. Ein Knabe, das Lämpchen in ſeiner Linken, die Klingel in der Rechten, trat heraus, ihm folgte der Prieſter, das Venerabile tragend. — Kehrt zurück, würdige Frau! — ſagte er im Heraustreten — wen das Heilige ſchützt, der braucht Gottes Blitze nicht zu fürchten!

Fortſchreitend klingelte leiſe der Knabe. Max ſank auf ſeine Kniee.

9.

So fand ihn der Wächter bewußtlos liegen. Noch brannte Licht in Marie's Wohnung, dort ſchellte er, man öffnete, und er bat, einen ſchwediſchen Offizier, der dem Hauſe gegenüber todt oder ohnmächtig läge, aus Milde aufzunehmen. Die gutmüthige Witwe willigte, trotz der eigenen Noth, aus Menſchlichkeit in ſein Begehren; der

Wächter und die Magd brachten ihn in das Haus, legten ihn in ein kleines Stübchen auf das Bett, und da eben Marie entſchlummert war, ging die Mutter hinunter, für den Kranken zu ſorgen.

Bleich, leblos lag Max Starnberger vor ihr. Ein lauter Schrei entfuhr ihr, als ſie ihn erblickte; doch nur eines Blickes zum Himmel, der jetzt ſeine Wetter weitergeſendet hatte, bedurfte es, um ſie an ihre Pflicht zu mahnen. Sie holte ſtärkende Eſſenzen, hielt ſie ihm vor, rieb ihm Schläfe und Stirn, und weckte ſo die ſchlafenden Lebensgeiſter. Als er die Augen aufſchlug, entfernte ſie ſich, daß ihr Anblick ihn nicht überraſche; nur der Wächter blieb an ſeinem Lager.

Wo bin ich?! — rief Max, im Zimmer umherblickend. — War ich nicht im Unwetter auf der Straße, trat nicht ein Prieſter mit dem Heiligen mir entgegen? Schweigt denn der Donner, fallen die Blitze nicht mehr hernieder, mich zu zerſchmettern?

Das Wetter iſt vorüber, Herr! ſagte der Wächter, den Max bis jetzt nicht bemerkt hatte.

Wer ſeyd Ihr?! — rief er, ſich aufrichtend, dem Manne entgegen, der in einen kurzen Mantel gehüllt, eine Regenkappe von ſchwarzem Linnen auf dem Kopfe, den eiſenbeſchlagenen Knotenſtock in der Hand, mit ſeinem langen buſchigen Barte, ein ächter Sohn der Nacht, vor ihm ſtand. — Was wollt Ihr hier?

Gottlob, daß Ihr wieder bei Sinnen ſeyd! — ſagte der Wächter, während der Donner nur noch dumpf in der Ferne rollte, und zündete ſeine Leuchte an dem Lämpchen an, welches auf dem Tiſche ſtand. — Morgen früh will ich mir mein Trinkgeld ſchon holen, ſagte er, ging und ſchloß die Thür hinter ſich zu.

Max war indeß aufgeſtanden und wußte ſich noch nicht zu faſſen. Oft glaubte er, alles ſey nur ein Traum geweſen, die lockende Einladung, der Blitz, der Geiſtliche mit dem Venerabile; aber er wachte, fand ſich ja hier in dem kleinen Zimmer, wo er alles deutlich ſehen, unterſcheiden konnte. Er nahm das Lämpchen, leuchtete im Zimmer umher, da traf ſein Auge ein kleines Oelgemälde, über welchem ein verwelkter Strauß von Maßlieben hing; er betrachtete es näher — ja es war — es war das nämliche Muttergottesbild, das ihm in Augsburg Herr Fugger verehrt, und das er vor zwei Jahren ſeiner Marie mitgebracht hatte. Den Strauß von Maßlieben hatte er damals für ſie gepflückt. Alles trat nun lebendig vor ihn, Tiſche, Stühle, Zimmer erkannte er wieder; er ſah nun, daß er in dem Hauſe Marie's ſey.

Ein ſonderbares Gefühl ergriff ihn bei dieſer Entdeckung. Es war nicht Schmerz, es war nicht Freude, die ihn durchbebte, ein Schauer durchrieſelte ihn; wohl mochte es anfangs ein Wonneſchauer ſeyn, doch bald ſtand der Geiſtliche vor ihm, und das Schreckliche ſeiner Lage trat ihm mit dieſer Erinnerung ſchaudernd gegenüber. Er wollte hinaus, hin zu ihr; die Thür war verſchloſſen, er konnte nicht. Er wollte niederſtürzen auf ſeine Kniee, zu Gott beten; aber die Verzweiflung ſtahl das Gebet von ſeinen Lippen, er vermochte es nicht. Da nahten leiſe Tritte, die Thür öffnete ſich, die alte Margarethe trat ein. Ohne daß ſie verwundert ſchien, ihn, den ſie ſo gut kannte, hier zu ſehen, fragte ſie: ob er ſich wieder wohl befinde, und ob ſie die Diener in ſeines Vaters Hauſe wecken und ihm hinüberleuchten ſolle.

Margarethe! — rief er unwillig — glaubſt Du, ich ginge von hier, ohne Marie geſehen zu haben?

Die ſchläft, — erwiederte die Alte — und ſchläft bald den ewigen Schlaf, — ſetzte ſie ſchluchzend hinzu — ſtört ſie nicht!

Ich gehe nicht von dannen! rief Max.

Nur ſtill, lieber Herr! — unterbrach ihn die Alte ſchon verſöhnter — Hörte ſie Eure Stimme, wär' es um das Bischen erquickende Ruhe geſchehen. Verhaltet Euch nur ſtill, ich werde die Frau rufen. — Sie eilte hinaus, und ehe Max es hindern konnte, hatte ſie die Thür wieder hinter ſich verſchloſſen.

Nicht lange blieb Starnberger allein. Marie's Mutter trat ein, eine jener ehrwürdigen Frauengeſtalten, deren immer gleichen Zügen das Schickſal nur ſanft die Furchen der Leidenſchaften eingräbt.

Ein ſchwediſcher Offizier, der geſtern zu mir kam, — begann ſie, nachdem ſie Max höflich gegrüßt hatte, — hat mich mit dem Wunſch bekannt gemacht, daß Ihr meine Tochter ſehen, ſprechen möchtet. Wißt Ihr, wie Ihr ſie finden werdet?

Ich weiß es, Mutter! erwiederte Max mit dem Gleichmuthe eines Verzweifelnden.

Was wollt Ihr bei uns? Die Blüthe iſt verwelkt, die Roſe geknickt, es geht zum Ende!

Erſchüttert ſtand Max vor der Matrone, deren Blick ſo ſchmerzvoll zur Erde ſah, als ob ſie dort ihr einziges Kind ſchon im Grabe ruhend erblickte. — Gönnt ihr, — fuhr ſie fort — gönnt Marie einen ſanften Tod; das iſt alles, was ſie von Euch erwarten, was ich von Euch erbitten mag!

Mutter, Mutter! rief er haſtig aus und ergriff ungeſtüm ihre Hand.

Laßt mich! — ſagte dieſe ernſt — Ihr habt alle Bande zerriſſen, die uns einſt ketteten; Ihr habt getrennt, was die Liebe, was eine lange unglückliche Liebe ſo gern geeint hätte. Laßt meine Hand los, Herr! — rief ſie heftiger — die Eure brennt, als hätte ſie — Doch, was iſt der Schmerz, den ich in dieſem Augenblicke fühle, gegen die Qual der Armen, die auf ihrem letzten Lebensathem die Sehnſucht nach Euch noch mit hinüberträgt!

Frau! ſchrie Max auf.

Ich bitte Euch um Gott und aller Heiligen willen, — unterbrach ihn die Matrone — ſchweigt, daß die Arme Eure Stimme nicht höre! Ein ſanfter

Schlummer erquickt ſie jetzt, nachdem ſie den letzten Troſt der Religion empfangen, ſtört ihn nicht. Denn hörte ſie Eure Stimme, ſchrie ſie auf vor Schreck und Wonne, und — es wäre geſchehen!

Da ſank Max vernichtet auf einen Seſſel und weinte bitterlich. Alle Leidenſchaften, alle wilden tobenden Gefühle hatte das Bild der ſterbenden Marie in Schmerz aufgelöſ't, ſelbſt ſein Schluchzen ſuchte er zu unterdrücken, damit er ihre Ruhe nicht ſtören möchte. Die Mutter ſah ihn weinen und vergaß in dieſem Augenblicke, daß es nicht mehr der Eidam ſey, der um ſeine Geliebte trauere; ſie vergaß alle Sorgen, allen Kummer, den er ihr bereitet. Seine Thränen führten die Verſöhnung in ihr Herz zurück. Sie trat freundlich zu ihm. — Suchet Troſt bei Gott, Max Starnberger! — ſagte ſie, ihre Hand auf ſein geſenktes Haupt legend. — Sie hat Euch vergeben, und der letzte Gedanke ihrer ſcheidenden Seele ſeyd Ihr; Euer Bild ſchmückt ſie immer noch lieblich aus und nimmt es ſo mit ſich hinüber.

Kann ich denn nichts mehr für ſie thun? fragte er aufſpringend.

An ihrem Grabe beten, — ſagte ſie ſtill vor ſich hin — das könnt Ihr noch!

Und iſt denn keine Rettung, keine Hoffnung mehr?

Keine!

Nun dann, — rief er heftiger — dann iſt alles verloren, alle Hoffnung, alles dahin! Was nützt mein leiſer Jammer, mein leiſes Klagen, warum ſoll meine Stimme ſie nicht aufſchreien aus ihrem Schlummer, was ſollen ihr die Secunden, die ſie dem Tode noch abgewinnt?! Eine Secunde in meinen Armen, an mein liebendes Herz gedrückt, gilt mehr als die ſchleichende Zeit, auf deren Schneckengange der Tod ſich tückiſch heranſchleicht. Mutter, ich muß ſie ſehen! Kein Bitten, kein Hinderniß! Ich ſchreie ſie auf mit meinem Angſtruf, und läg' ſie ſchon entſeelt auf ihrem Bette; der Tod ſollte erſchrecken vor meinem Schmerzgeſchrei, ſeine Beute verlaſſen, ohne ſie entfliehen. — Führt mich zu ihr!

Max! — bat die Mutter — warum dieſe unbändige Leidenſchaft, die Euch ſo manches Unglück, Eurem Vater ſo manchen Gram bereitet hat? Erwartet mit Ruhe Marie's Erwachen, ich will ſie auf Eure Gegenwart vorbereiten; oder, — ſetzte ſie tief erſchüttert hinzu — genügt es Euch nicht, ſie langſam getödtet zu haben, ſoll Euer unverhoffter Anblick dem Schickſale vorgreifen? — Setzt Euch, ich gehe indeſſen hinauf; kurz ſind nur die Stunden der Ruhe — ſie wird bald erwachen, und dann komme ich wieder, Euch zu ihr zu führen. Verſprecht mir, bis dahin ruhig zu bleiben.

Er ſetzte ſich und drückte der Mutter Hand, die ihn verließ.

In ſich verſchloſſen ſaß er nun in dem kleinen Zimmer, über ſich die ſchlummernde Marie, um ſich in dunkeln Farben die Bilder der Erinnerung. Vergangenes und Gegenwärtiges ſchwebte an ihm vorüber, die Wonne der erſten Liebe mit der Qual der Verzweiflung; jede leiſe Bewegung, die er über ſich vernahm, weckte die Hoffnung, jeder ſtille Moment der Betrachtung die Verzweiflung in ihm auf. Qualvoll war ſein Zuſtand. Reue fühlte er, ſein Gewiſſen war ein ſtrenger, unerbittlicher Richter, ſein Leben hätte er für Marie's Leben freudig geopfert. Aber nicht der Liebe heiliger Quelle entſprang dieß Gefühl, nur das duldende, durch ihn an den Grabesrand geführte Mädchen, nicht die Geliebte ſah er in ihr. So verging eine peinliche Stunde. Die leiſen Tritte, die er über ſich vernahm, ſagten ihm, daß ſie wache, und immer noch kam die Mutter nicht, ihn zu ihr zu führen. Endlich erſchien Margarethe und bat ihn, ſich noch zu gedulden, die Jungfrau wache zwar, doch müſſe ſie erſt in einem frommen Gebete den Muth ſuchen, ihn zu empfangen.

Da brachen die erſten Strahlen der Morgenſonne durch die eiſernen Fenſtergitter, und mit ihnen hörte er die Mutter nahen. So ſehnſuchtvoll er ſie auch erwartete, ſo ängſtlich klopfte ihm das Herz, als ſie eintrat. — Kommt! — ſagte ſie, und die Thränen erſtickten faſt die Stimme, — kommt zu ihr! ſie wünſcht Euch zu ſehen; nur verweilt nicht lange bei ihr, es könnte ſie tödten.

Nur, indem er allen Muth ſammelte, vermochte Starnberger der Mutter zu folgen; als hielte ihn ſein Gewiſſen feſt, als zög' es ihn von dem Krankenlager zurück, ſo ſchwer wurde es ihm das Zimmer zu verlaſſen, und als ſie vor der wohlbekannten Thür ſtanden, als ſie ſich öffnete, er hereintrat, ſtarrte das tobende Blut in ſeinen Adern.

Da lag auf ſchwanweißem Lager das Mädchen ſeiner erſten Liebe, bleich, die Wangen hohl, gebrochen das Auge. Margarethe unterſtützte ſie, daß ſie ſich etwas aufzurichten vermochte. — Ich danke Euch, Herr! — ſagte ſie mit leiſer Stimme — daß Euch das Mitleid hieher führt. — Max trat dem Lager näher, unwillkürlich ſank er zu ihren Füßen nieder und barg das Geſicht in ſeinen Händen. — Ihr ſeyd mir eine freundlich tröſtende Erſcheinung, und mir wird nun leichter dem Leben ein Lebewohl zu ſagen, fuhr ſie fort; ſie mußte jedoch inne halten und vermochte nicht weiter zu ſprechen. Sie wollte weinen, der Quell der Thränen war mit dem Lebensquell verſiegt. Max lag noch immer ſchweigend vor ihr.

Ach, nur ein Wort, Max, nur ein freundliches Wort, daß ich den Ton noch einmal höre! bat ſie jetzt leiſe.

Marie! — rief er ſchluchzend, doch wagte er nicht aufzublicken. — Marie, vergieb! Bei dieſen Worten lächelte ſie freundlich, legte ihre Hand auf ſein Lockenhaupt und ſagte mit der Stimme eines Engels: Ich vergab Dir ſchon längſt, mein Geliebter!

Da faßte er ſtürmiſch ihre Hand, drückte ſie an ſein Herz, an ſeine Lippen.

Laß mich! — rief ſie leiſe — zünde die irdiſche

Flamme nicht an in meinem Innern, ſie darf mir auf meinem Himmelswege nicht leuchten!

Verlaßt ſie! bat die Mutter. — Geht, lieber Herr! ſagte Margarethe.

Doch ehe Du gehſt, — ſagte die Kranke heftig zitternd — laß mich noch einmal Dein Auge ſehen, ehe das meine ſich ſchließt!

Max Starnberger, — unterbrach ſie die Mutter ernſt — wenn Ihr ein menſchliches Herz habt, ſo geht!

Da ſprang er auf, blickte mit der Gluth der erwachten Liebe ſie an; ihr Auge ruhte verklärt auf dem ſeinigen. Sein Arm umſchlang ſie, ſeine Lippen preßten die ihrigen, und nun erſt ſtürzte er hinaus.

Marie, die Hände faltend, ſank auf ihr Lager zurück.

10.

In dem nämlichen Saale des kurfürſtlichen Schloſſes, in welchem ſich vor kurzem die Stände bei der Abreiſe ihres Landesherrn verſammelt hatten, ſahen ſich heute am frühen Morgen die nämlichen Abgeordneten des Adels, der Geiſtlichkeit und der Reſidenzſtadt vereinigt, um dem Könige von Schweden aufzuwarten. Eine drückende Stille herrſchte in dem Saale, der Gnade eines Monarchen ſollten ſie ſich empfehlen, der ihres Herrn Feind, ihres Landes Schrecken, ihres Glaubens Geißel war; aber die Nothwendigkeit zwang ſie, ihren Unmuth, ihren Schmerz zu unterdrücken, demüthig mußten ſie den Sieger empfangen.

Er nahte; von den Fürſten, Kriegsoberſten und ſeinen Offizieren umgeben, trat er in den Saal und grüßte freundlich. — Ich freue mich, Ihr Herren, Euch hier zu ſehen, wohl mehr als Ihr, mich in Eurer Mitte zu finden! — ſagte er huldreich — Im Kriege fallen die Würfel verſchieden, heute dem Einen zum Glück, morgen dem Andern. Ihr Herren vom Adel! — fuhr er nach einer Pauſe fort — haltet Eure Bauern in Ordnung, ich höre, ſie rottiren ſich zuſammen; haltet ſie ab von dieſer Thorheit! Was will ein zuſammengelaufener Haufe gegen regulirtes Kriegsvolk? ſich und ſein Land verderben, weiter nichts. Haltet ſie zurück, damit ich nicht an ihnen ein ſcharf Exempel geben muß; Ihr ſeyd mir für ſie verantwortlich. Ihr Abgeordneten der Reſidenz werdet wohl mit der Mannszucht meiner Soldaten zufrieden ſeyn; habt Ihr gerechte Klage, ſoll ſie ſtreng unterſucht, und aller Unbill abgeholfen werden. Ich bin mit der Aufnahme meiner Krieger in hieſiger Stadt wohl zufrieden, und danke Euch dafür. Ihr geiſtlichen Herren, die Ihr ſo oft das Anathema über mich geſprochen und mich mit Worten und in Schriften verflucht habt als der Hölliſchen einen, laßt das Wort des Herrn, deſſen Diener Ihr ſeyd, fürder ein Wort des Friedens und der Verſöhnung ſeyn! Euern Gottesdienſt werde ich nicht ſtören; wir glauben ja alle an einen Gott, den Gott der Milde und Barmherzigkeit, der Nachſicht mit den Irrenden hat und ein Hirt iſt, der das verlorene Schaf freudig wieder aufnimmt in ſeine Heerde. Predigt das Evangelium des Friedens, und ich werde Euch ſchützen. Doch Ihr Väter der Geſellſchaft Jeſu, — ſagte er ſich mit ernſtem Blicke zu den Jeſuiten wendend — laßt alle weltlichen Praktiken ruhen, miſcht Euch nicht in die Welthändel; denn ich ſage Euch, für alles, was während meiner Anweſenheit in München vorfallen könnte, ſeyd Ihr mir verantwortlich mit Leib und Gut!

Euch, Pater Philibertus, — ſagte er, ſich zu einem alten, ehrwürdigen Kapuziner wendend, — Euch reiche ich meine Hand zum Willkommen! Oft habt Ihr mit Flammenworten von der Kanzel auf mich herabgedonnert, doch, wie Ihr ſeht, haben Eure Blitze mich nicht getroffen. Da aber Euer Wandel, wie ich vernommen, heilig, rein und gottesfürchtig iſt, bin ich überzeugt, daß Eure Worte nicht aus Eurem Herzen kommen, und nur der furchtbare Glaube, daß, wer Euern Formen und Gebräuchen nicht anhängt und Euern Papſt nicht für Gottes untrüglichen Geſandten erkennt, ewig verdammt iſt; nur dieſer Zweifel an Gottes Barmherzigkeit und Milde läßt Euch fehlen, und Ihr glaubt Segen zu ſpenden, wenn Ihr den Fluch ausſprecht. Ihr ſeyd ein offener, ehrwürdiger, grader, alter Mann; deswegen ſage ich Euch hier vor Allen, daß ich Euch ſchätze und achte.

Ehrfurchtvoll neigte ſich der Pater; eine ſtille Freude über des Königs Worte drückte ſich zwar auf ſeinem Geſichte aus, doch ſtrahlte noch die

Würde ſeines Amtes und der feſte Glaube ſeines Berufes auf ſeinem ehrwürdigen Antlitz.

Majeſtät! — erwiederte er — wer ſo freundlich mit einem alten Manne reden kann, der wohl zuweilen im Gefühle ſeiner Pflicht gegen ihn öffentlich gepredigt, der hat auch Kraft, die Wahrheit zu hören, wo er ſie vernimmt. Ja, König der Schweden! — begann er; der Eifer trieb ihn an, und er glaubte, ein Gottgeſandter, ſtehe er vor Guſtav Adolph. — Du, den Gott mit ſo Edlem, ſo Seltenem begabt, Du Vater Deines Volkes, Freund dem Freunde, gütiger Herr Deinen Dienern, Erſter in Deinem furchtbaren Heere, Du milder Sieger! Dir fehlt nichts, ein Gideon zu ſeyn den chriſtlichen Völkern, als daß Du zurückkehrſt zu dem wahren Glauben, der Deine Ahnen zu dem Throne Gottes führte, daß Du in den Schooß der heiligen Kirche Dich betteſt als ihr reuevoller Sohn. Denn ich ſage Dir, und Gott giebt mir die Kraft, im Angeſicht Deiner Kriegstrabanten es Dir ſagen zu können, nicht lange mehr wirſt Du die Geißel ſeyn, womit Gott der Herr ſeine treuen geliebten Kinder züchtigt, nicht lange wird die Scheinglorie um Dein Haupt glänzen, womit die Thaten der Welt Dich ſchmükken; denn was iſt irdiſcher Glanz, wo das himmliſche Licht verloſchen iſt! Guſtav Adolph! Fürſt über Tauſende! höre mein warnendes Wort, nur im Arm der rechtgläubigen Kirche ſtrahlt Dir die Palme, die für die Ewigkeit grünt, wenn längſt ſchon Dein irdiſcher Lorbeer verwelkt iſt. — Kehre zurück zum Glauben der katholiſchen Kirche!

Ernſt, ihn nicht unterbrechend, hatte der König des Kapuziners Rede angehört. Herr Pater! — ſagte er, nachdem dieſer ſchwieg, gelaſſen — mein Glaube ſteht ſo feſt in meiner Bruſt, wie der Eure. An Gottes Vaterherz lege ich ihn getroſt, wenn Ihr den Euren zu den Füßen eines irdiſchen Menſchen legt. Ich ehre den Muth, mich im Angeſicht meiner Krieggenoſſen bekehren zu wollen; doch geht bei Euch, Pater Philibertus, die Klugheit nicht gleichen Schritt mit Eurem Eifer. Mäßigt ihn künftig und ſucht unter dem Pöbel die Proſelyten, die Ihr auf dem Throne ſchwerlich finden werdet!

Er trat aus dem Kreiſe der Geiſtlichen zu einigen vom Adel, ſprach dieß und jenes, dann unterhielt er ſich von der Stadt und ihren Einrichtungen mit den Abgeordneten des Rathes, und als er dem alten Georg Starnberger nahte, ſagte er freundlich zu dieſem: Euer Sohn, welcher Page des Feldmarſchalls Tilly war, iſt unweit Regensburg gefangen. Er iſt doch wieder in Eurem Hauſe? denn ich gab ihn frei und zahlte die Ranzion für ihn, die für einen unbärtigen Gefangenen nicht bedeutend iſt.

Starnberger verneigte ſich dankend.

Auch habt Ihr noch einen Sohn in meinem Heere. Ein tüchtiger Soldat, der das ſchwere Handwerk in kurzer Zeit gut gelernt hat, nur iſt er etwas wild und rauh. Saht Ihr ihn ſchon?

Ich ſah ihn, Majeſtät!

Ihr ſcheint darob nicht ſehr erfreut, könnt ihm wohl nicht verzeihen, daß er die gelb und blaue Feldbinde trägt?

Sie birgt dem Vater des Sohnes Herz, erwiederte der Alte finſter.

Ei, ei, alter Mann! — unterbrach ihn der König kopfſchüttelnd — Wer wird in einer Zeit wie die jetzige, wo Vorurtheile und alte Gewohnheiten aus den Angeln gehoben ſind, ſo ſtreng Anſichten und Meinungen verdammen! Unter der ſchwediſchen Binde ſchlägt wahrlich manch wackeres Herz, und der Glaube allein macht nicht den Frommen.

Wie würde Ew. Majeſtät den ſchwediſchen Mann empfangen, — erwiederte Starnberger beſcheiden — der mit der rothen Feldbinde und dem burgundiſchen Kreuz auf der Bruſt vor ſeinen König träte? Wie ſoll der Vater ſeinen Sohn empfangen, der dem Vaterlande, ſeinem Glauben untreu, als Feind in das Vaterhaus zurückkehrt, der — doch verzeihen Ew. Majeſtät! es giebt Handlungen, die nur vor den Richterſtuhl des Familienvaters gehören.

Ich verſtehe Euch, — ſagte der König ernſt. — Kann ich bei meiner Anweſenheit in Eurer Stadt Euch nützlich ſeyn, ſelbſt in dem beſchränkten Kreiſe Eurer Häuslichkeit, ſo thue ich es gern; wendet Euch an mich. — Er trat zu ſeinen Offizieren zurück, entließ die Abgeordneten, und ging nach dem nahe gelegenen Zeughauſe.

Auf dem kurzen Wege dahin ſprach er mit dem Herzoge Bernhard von Weimar, und wahrſcheinlich betraf die Unterredung den Rittmeiſter Starnberger, der in des Herzogs Gefolge war; denn kaum in dem Zeughauſe angelangt, unterhielt ſich der Herzog mit Guſtav Wrangel angelegentlich.

Der König ſetzte ſich, nachdem er ſich überall dort umgeſehen, in dem untern Geſchoß auf eine zerbrochene Laffete; der Zeugwärter ſtand ehrfurchtvoll vor ihm, Feldmarſchall Horn und Wilhelm von Weimar in einiger Entfernung. Der Kurfürſt von der Pfalz beſah die aufgehängten Rüſtungen und die erbeuteten Fahnen, worunter manche aus der Schlacht bei Prag traurige Erinnerungen in ihm erweckten.

Habt ja wacker ausgeleert, Ihr Herren von Baiern! — ſagte der König zu dem alten Zeugwärter — denn Euer Herr ſoll das Zeughaus ziemlich gefüllt gehabt haben. War auch kein Wunder. Die Städte Nord-Deutſchlands haben manches ſchöne Stück geliefert, die Prager Schlacht, die von Lutter am Barenberge haben manche Karthaune nach München gebracht; ſagt mir, wohin habt Ihr alle das Geſchütz geführt?

Nach Augsburg, erwiederte der Zeugwärter.

Habe wenig dort gefunden, unterbrach ihn der König.

Und nach Znaym zum Herzog von Friedland, fuhr jener fort.

Dem wird Euer Herr wahrlich nicht viel geſandt haben! ſagte Guſtav lächelnd.

Und die oberen Säle ſind noch alle gefüllt, Majeſtät! brach der Alte ſchnell das Geſpräch ab.

Ja, ja, — rief der König lächelnd — mit der ganzen Zurüſtung zu dem Landshuter Krieg, mit Rüſtungen aus den Zeiten Kaiſer Ludwig des Baiern, und mit Donnerbüchſen Kaiſer Maximilians! Und ſagt mir nur, — fuhr er fort — wie habt Ihr die doppelten Karthaunen ohne Laffeten fortgeſchafft? denn dieſe haben wir bei den Franciskanern und Jeſuiten gefunden. — Der Alte wurde verlegen. — Feldmarſchall Horn, — ſagte der König — laßt die zur Schanzarbeit beorderten Bauern kommen! Euch aber, alter Mann, — fuhr er fort, ſich zu dem Zeugwärter wendend, — Euch frage ich noch einmal: wo habt Ihr das Geſchütz verborgen? Finde ich es, ſo büßt Euer Kopf dafür!

Der iſt grau, und überdieß iſt es bald mit ihm zu Ende, — erwiederte der Alte muthig. — Er ſteht in Gottes, in Ew. Majeſtät Hand. Lieder aber mag er vom Blocke in ſein Grab rollen, nur nicht als Verräther vor Ew. Majeſtät erröthen müſſen!

Brav geſprochen, Alter! — ſagte der König, ihm auf die Schulter klopfend. — Ich werde nachſuchen, und damit, wenn ich finde, es Euch nicht zu ſehr ſchmerzt, Eure alten Freunde in Ketzerhänden zu ſehen, ſo geht ruhig nach Haus. Ihr habt Eure Pflicht gethan, und das ehre ich.

Er entließ den Alten, die Bauern rückten mit Hacke und Schaufel ein, und der König befahl nun den Fußboden aufzuwühlen.

Feſt und in ſchönſter Ordnung lagen noch die dicken eichenen Bohlen, auf denen die ganzen und halben Karthaunen geſtanden hatten, und niemand hätte glauben können, daß ſie ſo Koſtbares verbärgen.. Doch als die Erde mehrere Fuß tief durchwühlt war, glänzten die metallenen Stücke den Suchenden entgegen. Zuerſt, als ob ihnen die Ehre gebühre, ſtiegen die zwölf Apoſtel — Stücke, die nach jetzigem Kaliber 48 Pfd. ſchoſſen — aus ihrem Grabe herauf. Sie waren in München gegoſſen, die ſchönſte Arbeit zierte ſie, und auf jeder war einer der Apoſtel und die Jungfrau Maria, die Schutzpatronin Baierns, abgebildet. Ganze und halbe Karthaunen, zuſammen 140 an der Zahl, wurden ausgegraben; die meiſten waren mit dem Wappen der Pfalz geziert, in dieſem unglücklichen Lande und in der Schlacht bei Prag erbeutet. Selbſt ſchwediſche halbe Karthaunen fand der König, die in früherer Zeit ſeinen Vorfahren von den Dänen abgenommen, und dann von dieſen wieder an Tilly verloren waren. Seyd mir willkommen! — rief der König bei ihrem Anblicke — Im Baierland begraben, ſollt ihr in Stockholm wieder auferſtehen. Auch dieſe, — ſagte er auf acht Stück weiſend, die des heldenmüthigen Chriſtians von Braunſchweig Wappen trugen, — auch ihr ſollt in mein Vaterland wandern, um dort zum Andenken dieſes Heldenjünglings aufgeſtellt zu werden!

Schon glaubte man mit dem Schatzgraben zu Ende zu ſeyn. Der König ging von Stück zu Stück, unterſuchte woher es war, und an ſo manches reihte die Erinnerung Thaten und Begebenheiten. Nur der Kurfürſt von der Pfalz war unmuthig, denn er hatte das Meiſte zu dieſem Schatze beigetragen. Auch der Feldmarſchall Horn ward verdrießlich, als ihm der König zwei Feldſchlangen zum Geſchenk machte, die ihm Tilly bei Bamberg abgenommen hatte. Grabt nur noch tiefer! — befahl der Feldmarſchall, ſeinen Unmuth zu verbergen, — hier ſcheint mir der Boden ſo lokker, — und wirklich ſtießen die Arbeiter noch auf ein Geſchütz, das größte das man bis jetzt gefunden. Der König eilte herbei, beſah das mächtige Stück, das Trotz der Menge Hände nur mit Maſchinen aus ſeinem Grabe herausgebracht werden konnte; das baieriſche Wappen zierte es, und unter dem Wappen ruhte ein fettes Schwein. — Ha! iſt dieß die berühmte Sau, dieſes Meiſterſtück der Stückgießerei! ſey mir willkommen! rief der König.

Aber noch willkommener war es, als man zufällig ſein Kaliber unterſuchend in dem Rohre einen Schatz verborgen fand, der für die damalige Zeit bedeutend war. 300,000 Ducaten waren darin, und dieſer Fund freute den König faſt mehr als das übrige Geſchütz, das er zum Theil dem Kurfürſten von der Pfalz als ſein Eigenthum zurückgab, theils zum Gebrauch in Stand ſetzen und ſeinem Heere folgen ließ. Alles baieriſche und pfälziſche Geſchütz wanderte nach Augsburg, wo es jedoch nach einigen Jahren wieder in die Hände der Baiern fiel.

11.

Während der König in dem Zeughauſe ſo viele Mittel zur Fortſetzung des Krieges gefunden, ſtand der Arzt mit bedenklichem Geſichte an dem Krankenbette Marie's, deren matter Puls heute heftig und ungeregelt ſchlug. Die ſorgſame Mutter winkte ihn bei Seite, erzählte ihm das Vergegangene, und wie ſehr dieſe Begebenheit das Gemüth und den Körper ihres Kindes angegriffen habe. Der Arzt hörte aufmerkſam zu und ſchien, als die Mutter ſchwieg, über etwas zu ſinnen. — Hört, würdige Frau! — ſagte er endlich — die Krankheit Eurer Tochter liegt mehr im Gemüth als in dem Körper, der wahrlich kräftig ſeyn mußte, um ſo lange der Einwirkung des Grames zu widerſtehen. Den Körper zu retten, kenne ich kein Mittel als das Herz; auf dieſes aber könnte nur der Bräutigam heilbringend wirken. Fürchtet deßhalb die Gemüthbewegung Eurer Tochter nicht, legt ihm nichts in den Weg, ſich der Kranken zu nähern; laßt ihren Empfindungen freien Lauf. Vielleicht ſchickt der Himmel uns durch ihn ein Mittel der Geneſung; wo nicht, ſo enden ihre Leiden ſchneller! denn daß Ihr den Himmelstroſt ihr ſchon in dieſer Nacht habt reichen laſſen, war voreilig und gegen meinen Willen.

Aber wenn die Freude, der Schmerz ſie plötzlich hinwegruft? ſagte die Beſorgte.

So denkt, würdige Frau, der Arzt habe Eurem Kinde eine Arznei gereicht, die einzige, die ſein Wiſſen ihm noch als heilend oder ſchnell tödtend zeige. Würdet Ihr mir verwehren, ſie zu reichen, wenn keine andere Hülfe vorhanden wäre?

Er kehrte zu Marie zurück. Lieber Herr! — ſagte dieſe leiſe zu ihm — die Mutter hat Euch gewiß geſagt, daß er hier war. Ach, ich ſehne mich ſo unausſprechlich nach ihm, laßt ihn doch herüberkommen, daß ſein Anblick mich ſtärke und mein Tod ſanft ſey! denn nun ich ihn hier weiß, könnte ich nur in ſeinen Armen ſterben.

Der Arzt ſchickte Margarethen hinüber zu Max Stanberger, den ſie allein und ſanft und ruhig geſtimmt fand. Der Anblick der Kranken hatte ihn tief erſchüttert. Sein Leben, ſein unſtetes wildes Leben lag hell vor ihm ausgebreitet, und die bleiche welkende Geſtalt des Mädchens, dieſe geknickte Roſe war ihm werther, als da ſie noch in Jugendfriſche aufgeblüht ſich an ihn ſchmiegte. Er folgte Margarethen. Es war nicht mehr der wilde Schmerz, der ihn in dieſer Nacht feſtgebannt und ihn dennoch fortgetrieben hatte; es war die Wehmuth, die ihn hieher begleitete.

Als er eintrat, ſtreckte ihm Marie die Hand entgegen; ſie wollte lächeln und vermochte es nicht. Eine Thräne rann aus ihrem Auge; dem Arzte ſchien ſie der erſte Bote der Geneſung zu ſeyn. Seyd mir willkommen, Herr! ſagte ſie endlich mit leiſer Stimme, und winkte, daß er ſich neben ihr Bett ſetzen ſollte, und als er nun mit mitleidvollem Blicke ſie anſchaute und die ſchmerzvollen Züge ſo ganz lebhaft die dahingeſchwundene Lieblichkeit der Jungfrau in ihm zurückriefen, drückte er ſanft ihre Hand und führte ſie zu ſeinem Herzen, ſeinen Lippen; das Mädchen bebte vor Wonne.

Mutter! — bat er, ſich jetzt zu dieſer wendend, die an der anderen Seite des Zimmers weinend ſaß, während die alte Margarethe mehreres ordnete, um nur im Zimmer bleiben und die Beiden ſehen zu können. — Mutter, laßt mich mit Marie allein! Ich habe zu meinem Heil, zu ihrer Ruhe mit ihr zu reden; gönnt mir den Frieden des Lebens, wenn ich es ferner noch ertragen kann, und ihr — einen ſanften Tod! ſetzte er leiſe hinzu.

Die Mutter blickte auf den Arzt; er winkte bejahend. Die Drei verließen das Zimmer, Max und Marie waren allein.

Marie! — ſagte dieſer — ich habe unrecht an Dir gehandelt, habe Deine Jugend zerſtört, Dein treues Herz gebrochen, habe die Treue verletzt, die ich vor Gottes Angeſicht Dir ſchwur. Höre mich an, Unglückliche! höre mich und verſage mir nicht die Bitte, die allein nur noch den Frieden des Herzens mir wiederzugeben im Stande iſt! — Das Mädchen ſah ihn freundlich bejahend an; er fuhr fort. — Ich habe zwar den katholiſchen Glauben abgeſchworen, Du biſt dem Glauben Deiner Väter treu geblieben; aber was die Herzen eint, darf der Glaube nicht trennen. Ich habe an dieſem Morgen deshalb reiflich nachgedacht, Marie, habe die Fälle mit Beſonnenheit erwogen, und dabei die Treue und Unwandelbarkeit meines Herzens geprüſt. Erhört der Himmel das Gebet eines reuigen Sünders und ſchenkt Dir Geſundheit und Leben, oder nimmt er Dich zurück in ſeinen heiligen Schooß, wohin ich Dir bald folgen würde, gleichviel; für beides reichſt Du mir Troſt und Wonne, wenn der Brautkranz Deine Locken ſchmückt, Du heute noch die Meine wirſt, und, an meinem Herzen erwarmend, von meinen Lippen neuen Lebensodem einſaugſt. Werde die Meine, Marie! Sprich ja!

Ein Blick, in welchem die Verklärung einer Himmliſchen lag, ſtrahlte aus des Mädchens Augen. Ich danke Dir, Max! — ſagte ſie gerührt — nicht für dieſe Welt nehme ich Deine freundliche Gabe, als letzte Lebensblüthe nehme ich ſie für jene mit hinüber, damit wir uns dort für die Ewigkeit ſinden; und wenn auch nur das Mitleid ſie mir reicht, nicht die Liebe, ſo iſt es doch für mich beruhigend, daß wenigſtens noch ein Gefühl in Deinem Herzen für mich ſpricht.

Darf ich Deiner Mutter es verkünden? fragte Starnberger und bog, einen Arm um ihren Nacken legend, ſich ſanft über ſie.

Thue es, mein Geliebter! liſpelte ſie leiſe, und die Sehnſucht der beglückten Liebe, die aus ihren Augen ſtrahlte, hieß ihn willkommen. Da beugte er ſich tiefer, ſein Mund berührte ihre bleichen Lippen, er nahm den bräutlichen Kuß.

Habt Ihr auch alles wohl bedacht, Herr Starnberger? — fragte die Mutter, als Max ihr ſein Glück verkündet. — Es ſollte mir wehe thun, wenn die Arme vielleicht am letzten Tage ihres Lebens noch ſo bitter getäuſcht würde, und Ihr herzlos, bloß in der Hoffnung, daß es nur eitle Ceremonie ſey, die der Tod zum Gaukelſpiel macht, um Eures Gewiſſens willen, Eure Hand der Sterbenden bieten wolltet.

Mutter! — ſagte Max bewegt — Gebe Gott zu meinem Heil, daß der Brautkranz den Tod verſcheuchen und das Leben zurückrufen möge! Eurer Tochter trauernde Geſtalt, der Todesſchatten, der wie eine düſtre Wolke über ihre Himmelsſterne zieht, hat mich erſchüttert, mein Unrecht mir lebhaft gemalt, und ich will mit Gott deshalb wieder gut machen ſo viel ich kann.

Iſt das Euer feſter Wille?

Ja, Mutter!

So kehrt zum Schooß der allein ſeligmachenden Kirche zurück, gebt mir am Sterbebett meines Kindes dieß Verſprechen, und der Segen des Herrn wird Euch begleiten!

Mutter! — ſagte Max ernſt — ich habe wild gelebt, leichtſinnig meine Stunden und mit ihnen mein Glück verſcherzt. Aber was ſo tief in des Menſchen Bruſt, in ſeinem gottverwandten Geiſte liegt, der Glaube, der nimmt ſeinen eigenen Flug, wohin ihn die innere Stimme ruft; der meine ging oſtwärts. Ein jeder hofft ja das Himmelsziel zu erreichen, und doch beginnt jeder ſeinen Flug nur in der Dämmerung. Wohl dem, welchem der Sterne Licht den rechten Weg bezeichnet! Von dem Pfade, Mutter, wank' ich nicht, ſo wenig als Marie den ihren verlaſſen wird. Laßt uns davon ſchweigen. Beſtellt den Prieſter, und laßt es meinen Vater wiſſen, vielleicht kommt er, ſeine Kinder zu ſegnen; ich gehe, mich feſtlich zu kleiden. Noch einmal kehrte er an's Krankenbett zurück, drückte noch einen Kuß auf die flüchtig geröthete Wange. — Leb' wohl, Geliebte! — rief er — die künftige Stunde vereine uns auf immer!

Als er an dem Zimmer ſeines Vaters vorüberging, hielt er an — lange kämpfte er mit ſich, dann pochte er leiſe.

Wer iſt draußen?! rief der Vater. — Euer Sohn! erwiederte Max. Der Vater ſchwieg und öffnete nicht. — Max ging; ein bitteres Gefühl hatte ſich mit der Wehmuth vereint, als er in ſein Zimmer trat. Hier befahl er ſeinem Diener, ihm ſein Feſtkleid zu bringen, und alles ordnend hoffte er den finſtern Eindruck aus ſeinem Gemüthe zu ſcheuchen, den des Vaters Schweigen in ihm aufgeregt hatte. Noch war er mit ſeinem Anzuge beſchäftigt, als Guſtav Wrangel raſch eintrat. — Max! rief er ihm entgegen, doch als er ihn mit dem Feſtkleid angethan, die ſchwere goldne Kette ſich umhängen ſah, ſtutzte er und fragte: Warum ſo feſtlich, Starnberger?

Auch Du, mein Freund, mußt Dich ſchmücken und mich zur Trauung hinüber begleiten! erwiederte dieſer.

Zu Marie?! rief Wrangel.

Zu ihr.

Da ſank der Schwede an ſeine Bruſt, drückte ihn innig und feſter an ſich. — Nun erſt fühle ich, daß Du mein Freund biſt, denn nun erſt biſt

Du mir gleich im Gefühl und Handeln! Ich gehe und folge Dir bald, meine Warnung wäre jetzt nur vergebens.

Welche Warnung? fragte Max.

Geh' nur hinüber, verſäume keinen der köſtlichen Augenblicke; geize mit der Zeit, ſie iſt Dir Armen vielleicht kärglich zugemeſſen! Noch einmal drückte er den Freund an ſein Herz und eilte ſich ebenfalls feſtlich zu ſchmücken.

12.

Als wenn nach tobender Sturmnacht ein Strahl der Morgenſonne die halb entblätterte weiße Mairoſe beſcheint und ihren bleichen Kelch mit Aurorafarben röthet, ſo hatte des Geliebten Wort, ſein Kuß die Lebensgeiſter wieder auf Marie's Wangen hervorgezaubert, und eine zarte Röthe hauchte ihren Lebensodem über das jungfräuliche Antlitz.

Seht nur, — ſagte die Mutter leiſe zu dem Arzte, welcher die Kranke nicht verlaſſen hatte, — ſeht, wie erfriſcht ſie daliegt, lebhaft ihr Auge, die Wange geröthet, die Lippen nicht mehr ſo bleich!

bleich! Ich glaube ſelbſt, Ihr hattet Recht, als Ihr ſagtet, aus ihm ſchöpftet Ihr Hoffnung.

Liebe Frau, — erwiederte der Bedächtige — ſeyd auf Glück, ſeyd auf Unglück gefaßt, auf Leben, auf Tod! Der Liebe Macht hat die Geiſter des Lebens, die ſich nur ungern von der zarten Hülle trennen wollten, heraufbeſchworen; aber wie das Lämpchen in ſchweigender Nacht, dem Verſcheiden nahe, noch einmal den letzten Tropfen Oel auffaugt, aufflackert und verliſcht, ſo könnte es auch hier ſeyn!

O ſeht nur, — ſagte die Mutter, ihn unterbrechend, — wie ſorgſam ihre matte Hand den Scheitel zieht, wie ſie die dunkelblonden Locken zurückſchiebt und alles ſorgfältig ordnet, daß, wenn die Freundin kommt den Brautkranz einzuflechten, alles bereit iſt; ſeht nur, wie ſie ſich aufmerkſam im Spiegel betrachtet!

Dem Tode ſelbſt tritt die Jungfrau nur ſauber, rein und ſittſam entgegen, — erwiederte der Arzt — wie könnte die Braut verſäumen ſich zu ſchmücken, wenn der Bräutigam naht! Hofft nicht zu viel von dieſer Schwäche menſchlicher Eitelkeit, ſie begleitet uns ja bis zum Grabe.

Da trat Marie's Freundin ein, den Myrtenkranz in der Hand, die Thräne im Auge, den Schmerz in der mitfühlenden Bruſt. Sanft beugte ſie ſich über die holdlächelnde Braut, drückte den Schweſterkuß auf die jungfräuliche Stirn, und ſagte: Ich komme, Marie, Dich mit dem Brautkranze zu ſchmücken. Gott verleihe Dir Segen und Geſundheit!

Amen! ſagte die Kranke, und während jene die Myrte in das Haar flocht, die Mutter der Tochter Haupt hierbei unterſtützte, betete dieſe mit matter Stimme: Gieb mir Kraft, barmherziger Vater, daß ich die Wonne ertrage, und der Tod mir nicht überraſchend den Kranz raube, ehe der Segen des Prieſters ihn geheiligt hat! Schenke mir nur ſo lange des Lebens verlöſchendes Licht, dann geſchehe Dein Wille, Herr!

Als ſie das Gebet beendet, trat der Bräutigam mit Guſtav Wrangel ein, und als habe ihr ſein Erſcheinen die Erfüllung ihres Wunſches beſtätigt, ſo beruhigt, ſo heiter begrüßte ſie ihn, der Wrangel als ſeinen treuſten Freund ihr vorſtellte.

Der Kranz war jetzt in ihren Locken befeſtigt; noch einmal mußte ihr Margarethe den Spiegel reichen, noch einen flüchtigen Blick warf ſie hinein, da winkte ſie Max, näher zu ihr ſich zu beugen, und ſagte ihm leiſe: Selbſt die Myrte bringt die Roſen nicht zurück, mein Geliebter! ich bin eine entblätterte Blume, welche Du Armer in Deinen Lebenskranz flichſt.

Auch bleich und entblättert biſt Du mir theuer, — rief er laut — und aus meiner Bruſt ſoll des Lebens Gluth in Dich ſtrömen, mit Dir theilen will ich jeden Funken des Lebens!

Da wollte ſie die Rechte heben, ihm die erglühte Wange dankbar zu ſtreichen, aber ſie ſank matt auf die ſeidene Decke nieder. — Nicht einmal habe ich Kraft, Dich liebkoſen zu können! ſagte ſie traurig, ſchloß das Auge und entſchlummerte.

Den Blick unverwandt auf ſie gerichtet, ſaß Max am Bett und lauſchte ängſtlich auf jeden leiſen Lebensodem; er fürchtete, der Tod möchte ſeinen freundlichen Bruder verdrängen. Die Mutter ſtand an den Füßen des Bettes, im Stillen betend mochte ſie wohl des Bräutigams Furcht theilen; hinter ihr ſtand die weinende Margarethe. An das andere Ende des Zimmers hatten ſich

Wrangel und der Arzt zurückgezogen, Beide ſahen theilnehmend, aber ſchweigend auf die Kranke.

Herr! — unterbrach endlich Wrangel die Stille, ſich leiſe zu dem Arzte wendend, — ſeh' ich ſo recht ſtarr auf die entſchlummerte Jungfrau, ſo iſt mir, als ob ſie ſchon hinübergegangen ſey, denn immer ſeh' ich den Tod, nicht den furchtbar Gräßlichen, nein ſo wie ihn die Alten ſich dachten, einen freundlichen, wehmüthigen Jüngling hinter ihr ſtehen, die eine Hand nach dem Kranze ſtrekkend, mit der andern die Fackel löſchend.

Es iſt nur der Schlaf, lieber Herr, — antwortete ihm der Arzt. — Gebe Gott, daß ſeine ſanft bewegten Schwingen mit Erquickung ihre matten Augen anwehen! ſie ſchläft recht ruhig.

Während der Arzt noch ſprach, öffnete ſich leiſe die Thür, Franz trat ein. Auch er war feſtlich geſchmückt, und als er dem Bette ſich näherte, bog er leiſe das Knie, ſank zu Marie's Füßen, und helle Thränen ſtürzten aus ſeinen Augen.

Max hatte dem Knieenden die Hand gereicht, dieſer preßte ſie an ſein Herz, ſein thränenfeuchtes Auge ſah dankend nach dem Bruder, in deſſen Blick eine Frage lag, die ſeine Lippen nicht zu thun vermochten. Franz verſtand die ſtumme Sprache, nickte bejahend mit dem Kopfe, und Max's Auge umſtrahlte Heiterkeit.

Der Schlummer der Jungfrau war erquickend, aber kurz. Sie ſchlug bald die Augen wieder auf, begrüßte den Geliebten freundlich, und als ſie Franz noch an ihrem Bette knieen ſah, ſagte ſie leiſe zu Max, doch ſo, daß Franz es hören konnte: Das iſt ein treues Herz!

Jetzt trat Margarethe haſtig ein und ſagte einiges der Mutter in's Ohr. Dieſe eilte hinaus und kehrte bald mit dem Prieſter zurück; ihnen folgte der alte Georg Starnberger, der, ohne ſich um die Umſtehenden zu kümmern, auf ſeinen Sohn zuſchritt und mit feſtem, ernſtem Tone ihn fragte: Willſt Du dieſer Jungfrau Deine Hand reichen als Dein ehelich Gemahl, und fühlſt Du deſſen Dich würdig?

Ja! erwiederte Max, den der Ernſt des Vaters und der feindliche Blick, den er ihm zuwarf, mißſtimmte. .

So kehre mein Segen zu Dir zurück und begleite Dein frommes Beginnen! — fuhr der Alte fort, dem Sohne die Hand reichend. — Maria ſey der Engel, der Dich zur Seligkeit zurückführt! Und nun, — ſagte er, ſich zu dem Prieſter wendend, — mögt Ihr beginnen, ehrwürdiger Herr!

Der Prieſter, ein Greis, trat zu dem Bette der Kranken. Ehe ich die feierliche Handlung beginne, — hob er an — frage ich Euch, Max Starnberger! einſt mein Schüler, mein Beichtkind, jetzt — doch Gott iſt gnädig auch gegen die Verirrten — ich frage Euch, ob Ihr recht und mit Gott den Schritt überlegt habt, den Ihr thut? Die Himmelspforten ſtehen der frommen Märtyrin offen, die irdiſche Pforte kann Gott ihr wieder mit Blumen des Lebens ſchmücken, wenn ſeine Barmherzigkeit es will.

Wozu dieſe Frage! — erwiederte Max unmuthig, und ergriff Marie's Hand. — Hat mein Thun Euch gezeigt, Herr Pater, daß ich auf dem einmal betretenen Wege wieder umkehre? daß ich, einem Knaben gleich, ſchwankend bin wie ein dünnes Rohr?

Es hat mir gezeigt, Herr Starnberger, — entgegnete der Prieſter — daß das Herz eines Mannes, welches der Sturm der Leidenſchaften hin und her bewegt, ſchwankend iſt wie ein dünnes Rohr, daß Ihr nur feſt ſeyd auf dem Wege der Sünde; auf den Weg des Heiles aber nur Gottes Gnade Euch zurückführt!

Denkt an die Kranke, Herr Pater! — ſagte der Arzt. — Meine Pflicht iſt, Euch daran zu erinnern.

Und auch die meine, ſagte Max mit gepreßter Stimme, während Marie's Auge bittend auf den Prieſter ſchaute.

Dieſer faßte ſich, legte die Hände Beider in einander und ſprach: Friede ſey mit Euch, Friede und Verſöhnung! — Dem Sünder ſey vergeben!

Vater im Himmel! — begann er nach einer langen Pauſe — Vater der Barmherzigkeit! der Du nach Deiner Weisheit noch die Myrte in die Locken dieſer Jungfrau ſchlingen ließeſt, nachdem Du ihr ſchon die Stärkung zu ihrem Himmelswege gereicht, blicke mit Milde auf ſie herab, gieb ihrer Seele den Muth, ihrem Körper die Kraft, in dieſem wichtigen Augenblicke ihres trüben Lebens mit dankbarem Gemüth ſich zu Dir empor zu ſchwingen. Gieb, wenn Deine Allwiſſenheit es zu ihrem Frommen finden mag, gieb ihr die Blüthe wieder und die Geſundheit, damit ſie noch lange des Lebens Glück zu Deiner Ehre und zu Deinem Preiſe genießen möge. Wo nicht — ſo nimm ſie auf in Deinen heiligen Schooß. Dein Wille geſchehe!

Sende — fuhr er fort, ſich zu Max wendend, — einen Strahl Deines heiligen Lichtes in das Herz dieſes Mannes, ihn zu erleuchten, ihn zurückzuführen. Laß Deine Barmherzigkeit ſich über ihn breiten um jenes Engels willen. Amen!

Als die Ringe gewechſelt werden ſollten, der Prieſter den Ring der Braut verlangte, welche einen kleinen goldnen Reif vom Finger zog, da erbleichte der Bräutigam. An dieſes heilige Symbol der Ewigkeit, der Unzertrennlichkeit hatte er nicht gedacht; nur ein Ring war an ſeiner Hand, er zauderte ihn abzuziehen, um ihn dem Prieſter zu geben. Gieb ihn mir! — rief Marie, und mit faſt geiſterhaftem Blick ruhte ihr Auge auf dem Ringe. — Gieb ihn mir, Geliebter! er gefällt mir ſo wohl, und es iſt, als ſtröme Ruhe und Hoffnung aus ihm auf mich über. — Max zögerte; der Vater zog einen Brillantring vom Finger, gab ihn dem Sohne. Nimm dieſen Ring, mein Sohn!

— ſagte er — er iſt ein Geſchenk Deiner Mutter und wohl dieſes Tages werth.

Nein, nein! — bat Marie — jener iſt mein Ring; jenen gebt mir mit der Schlange und dem Vergißmeinnicht, keinen Diamant!

Wrangel, den Ring, welchen ſein Freund am Finger trug, kennend, ſtand lange in banger Erwartung, endlich nahte er ſich Max und ſagte leiſe: Gieb ihn, ihr Leben iſt in Gefahr!

Max zog den Ring von ſeinem Finger und reichte ihn dem Prieſter, der, indem er die Ringe wechſelte und ſie dem Brautpaar anſteckte, feierlich rief: Segne Gott dieſen Bund, und wie dieſer einfache Reif ohne Anfang und Ende ſich um den Finger der Braut zieht, ſo ziehe ſich ununterbrochen der Friede des Herrn um Eure Tage! Wie dieſe Schlange das doppelte Symbol der Ewigkeit und des Böſen, das Symbol der Erinnerung gefaßt hält, ſo möge aus Gift Euch Heil, aus Tod Euch Leben entſtrömen, und die Erinnerung, die ſie für Euch trägt, nie von der Reue begleitet ſeyn!

Hoch klopfte das Herz der Braut, hell ſtrahlte ihr Auge von Liebe und Hoffnung, und als habe der Arzt wahr geſprochen, einte das Leben alle ſeine Funken zur Flamme, da ſie, den Ring an ihrem Finger, ein feſtes, vernehmliches Ja! ausſprach. Das liebende Weib lag in des Gatten Arm, nur erſt am Rande des Grabes ward ihr dieſe Wonne. Des Vaters, der Mutter Segen heiligte den Bund.

Da unterbrach ein Diener Max Starnbergers die eingetretene Stille; er meldete ſeinem Herrn, daß drüben ein Offizier auf ihn warte, der ihn im Namen des Königs zu ſprechen wünſche.

Alles war erſtaunt; Max ging eilig hinüber. Wrangel, welcher die Botſchaft ahnete, ſuchte die Gemüther zu beruhigen, und als Max bald wieder zurückkehrte und ihnen den erhaltenen Befehl mittheilte, ſogleich vor dem Könige zu erſcheinen, als er, Marie umarmend, von ihr ſchied, da vermochte ſie nicht, nicht die Umſtehenden ihre Angſt zu verbergen, und nur Wrangel war im Stande, wenigſtens einigermaßen die Sorgen durch freundlichen Troſt zu mildern.

13.

Als der Rittmeiſter im Vorzimmer des Königs erſchien, ward er ſogleich angemeldet und eingelaſſen. Er fand den König allein, in ſeiner gewöhnlichen Kleidung vor einem Tiſche ſtehen, auf welchem mehrere Landkarten und Bücher lagen. Guſtav Adolph blätterte in einem Buche und ſchien etwas darin zu ſuchen, dann ſah er nach Starnberger auf, nickte nur ein wenig mit dem Kopfe und ſetzte ſeine Nachforſchungen fort. Wohl mehrere Minuten war er ſo beſchäftigt, dann ſchien er das Geſuchte gefunden zu haben, las aufmerkſam das Blatt hinunter, wendete um, legte das Buch vor ſich auf den Tiſch und trat auf Max zu.

Rittmeiſter! — begann er, dieſen von Fuß bis auf den Scheitel genau beſchauend, wahrſcheinlich ſeines feſtlichen Anzuges wegen. — Ihr ſollt ja ein ſo guter Conſtabler ſeyn.

Ich habe ein ſehr ſcharfes Auge, Majeſtät! erwiederte dieſer.

Am Lech habt Ihr das Falkonet auf Tilly gerichtet und ihn niedergeworfen.

Ja, Sire! Ich glaube Ew. Majeſtät und meinen Religionverwandten einen wichtigen Dienſt geleiſtet zu haben.

Mit nichten, Rittmeiſter! — unterbrach ihn Guſtav Adolph — Lebte der Tilly noch, würde an keine Vereinigung mit dem Wallenſtein und dem Baier zu denken ſeyn. Aber was kümmert das Euch! Als die Glocken in Ingolſtadt des Tilly Tod verkündeten, jauchztet Ihr auf. Wohl nicht Eurer Glaubensgenoſſen wegen. Ihr haßtet den Feldherrn perſönlich?

Ja, mein König!

Und weshalb? Ich kenne ſo manches aus Eurem Leben, daß ich auch dieß wohl wiſſen möchte.

Max ſchwieg.

Redet! rief der König ernſt.

Ich liebte ein Mädchen, ſie wurde von einer Verwandten des Grafen Tilly erzogen, war wahrſcheinlich von ihm abhängig. Er traf uns, behandelte mich mit Verachtung, das Mädchen verſchwand, ich mußte flüchten.

Und ließet die Braut zurück. —

Starnberger wußte nicht, wie er des Königs Antwort deuten ſollte.

Ihr ließt die verſprochene Braut zurück, die um Euch trauernd am Rande des Grabes ſteht. Doch was kümmert das Euch! — Jetzt ſagt mir, wen fandet Ihr in vergangener Nacht bei den Jeſuiten?

Ich, mein König? — fragte Max verwundert, welchem der Monarch einen Zettel reichte. Es war der nämliche, den ihm in vergangener Nacht die Frauengeſtalt in die Hand gedrückt und welchen er am Fenſter des Schuſters weggeworfen hatte. — Ich bin dieſer Einladung nicht gefolgt, ſagte er mit Ruhe.

Nicht? — fragte der König und ſah ihn mit durchbohrendem Blicke an.

Nein! bei Gott nicht! rief Max im Gefühle ſeiner Unſchuld. — Des Königs Auge ruhte lange auf dem Rittmeiſter, er ſchien ihn durchſchauen zu wollen. Starnberger, — ſagte er endlich — Ihr ſeyd ein braver Soldat, ſollt auch ein wackrer Mann ſeyn, und doch laſtet eine Schuld auf Euch, die Euch in meinen Augen entwürdigt. Ihr ſeyd wortbrüchig; einen Wortbrüchigen kann ich nicht achten.

Sire! rief Max ſich vergeſſend und trat einen Schritt zurück.

Ja, Rittmeiſter! — ſagte der König entrüſtet

— Wer einer edlen Jungfrau die Ehe verſpricht, ſie verläßt, ſie dem Tode nahe bringt, der iſt ſchlecht! wer die Mittel in Händen hat, wieder gut zu machen und es nicht thut, der iſt ehrlos! Ihr habt Euren Beſcheid und könnt gehen.

Mein König! — rief Starnberger, durch die Worte des Helden erſchüttert. — Ich habe gut gemacht ſo viel ich konnte; ſeit einer Stunde iſt die Unglückliche meine Gattin!

Des Königs Geſicht erheiterte ſich. Das freut mich um Euch, um Eures alten Vaters willen. Es thut mir immer weh, wenn die Tapferkeit, wenn die Ehre des Soldaten nicht ſtets mit der bürgerlichen Ehre vereint geht. Was ich wünſchte, darin ſeyd Ihr mir alſo entgegengekommen, und ich glaube auch jetzt Euern Worten, daß Ihr der Einladung dieſes Zettels nicht gefolgt ſeyd. Solltet Ihr jedoch noch einmal aufgefordert werden, zu den Jeſuiten zu kommen, ſo befehle ich Euch hinzugehen. Seht, wer Euch dort ſprechen will, hört ihn an und gebt mir Kunde. Ich fürchte, die Herren lieben mich nicht ſehr und treiben allerhand geheime Praktiken; und ſolltet Ihr vermißt werden — ich kenne ihre Art — ſo weiß ich Euch zu finden.

Ich werde Ewr. Majeſtät Befehle gehorchen, ſagte Starnberger, ſich neigend.

So geht! Gebe Euch der Himmel heute einen frohen Tag, und ſchenke Eurem Weibe die Geſundheit wieder! — Er reichte Max die Hand zum Kuſſe und entließ ihn huldvoll.

14.

Als Max zu Marie zurückkehrte, fand er noch Alles in geſpannter Erwartung; die Mutter, der Vater und Franz waren noch da; Marie, ſehr ermattet, ſuchte dennoch ihren Gatten ſo freundlich als möglich zu empfangen. Was wollte der König? fragte ſie ihn.

Geſchäfte, liebe Marie, die den Soldaten betrafen, nichts, was Dich beunruhigen könnte. — Der Vater fragte ihn ernſter, auch er erhielt die nämliche Antwort.

Mutter, — bemerkte Max, nachdem er die herabgezogenen Vorhänge etwas zurückgebogen und Marie's Geſicht mehr vom Licht erhellt geſehen hatte, — Mutter, ſie iſt ſehr blaß, das Auge ſehr trübe; kommt der Arzt bald wieder?

Erſt am ſpäten Abend verſprach er zu kommen.

War ſie ſehr unruhig während meiner Abweſenheit?

Die Sehnſucht ſtörte den Schlummer, ſobald er ſie zu überraſchen ſuchte.

Laßt mich mit ihr allein! — bat er — Meines Vaters Unglück verkündendes Geſicht, des Bruders Thränen, Eure ängſtliche Beſorgniß beunruhigen ſie gewiß. Zudem wünſche ich über ſo manches mit ihr zu reden, wo jeder Zeuge, und wären es geliebte Aeltern, läſtig ſeyn muß.

Die Mutter nickte bejahend, und eben wollte ſie mit den Uebrigen das Zimmer verlaſſen, als Max herausgerufen wurde. Einer ſeiner Diener gab ihm ein Briefchen, das ſo eben eine lange, hagere Frauengeſtalt für ihn in ſeine Wohnung gebracht habe. Starnberger, faſt ahnend, was es enthielt, brach es auf und las:

„Ihr habt Euch geſtern vergebens erwarten laſſen, deshalb ſollte ich faſt zweifeln Euch an Eurem Hochzeittage zu ſehen. Doch verlangt es mich, Euch zu ſprechen. Um 11 Uhr am Portale der Jeſuiterkirche erwarte ich Euch noch einmal.“

Thö-

Thöriges Weſen, das mich zu necken wagt, ſieh' ſo lang' Du willſt und harre meiner, — rief er aus — ich komme nicht! Zwar fiel ihm des Königs Befehl ein, ſelbſt der Gedanke ſtieg in ihm auf, der König habe dieſen Brief ſchreiben laſſen, um ihn zu prüfen; er zerriß ihn jedoch und kehrte wieder an das Krankenbett der Neuvermählten, die mit ſonderbarer Ungeduld ſeiner zu warten ſchien und ſich mit ihrem Trauringe beſchäftigte.

Der Vater mit den Uebrigen verließ nun das Zimmer, und Max ſetzte ſich an das Bett. Durch die grünen Vorhänge des Fenſters ſchienen eben die letzten Strahlen der Abendſonne, die Glocke von dem Thurme der Jeſuiten ſchlug acht, und nicht ein Fußtritt hallte von der Straße herauf. Er hatte Marie's Hand gefaßt, die glühend in der ſeinen ruhte; der Dämmerſchein der Abendröthe umfloß ihr bleiches Geſicht, und wie eine Glorie bildeten ſich die Strahlen um den Myrtenkranz, den ſie noch nicht abgelegt hatte. Wie er ſie da liegen ſah, war es ihm, als läge ein Engel des Himmels vor ihm, der mit verklärtem Blick die Schwingen lüftete und ſich auf nach ſeiner Heimath ſchwingen wollte. Marie, die bisher den

Blick nach dem Lichte der Abendſonne gewendet und in ſtiller Andacht vielleicht dem Gedanken nachgehangen hatte, dieß könne wohl das letzte Mal ſeyn, daß die Abendgluth vor ihren Blicken ausſtröme, wandte jetzt das angegriffene Auge nach Max, drückte leiſe ſeine Hand, und fragte mit ſanfter, zagender Stimme: Liebſt Du mich wirklich, mein Geliebter, treu, innig und heilig? O! ſprich und ſag' es mir, daß dieſer ſüße Ton mich in den Schlummer wiege; denn ſieh, ich fühle mein Auge will ſich ſchließen — und ich möchte ſo gern dieſe Ueberzeugung mit in meine Träume flechten und ſie mit hinübernehmen.

Marie! — rief Starnberger, und legte ſeinen rechten Arm ſanft um ſie, während der linke ihre Hand gefaßt hielt. — Wie kannſt Du noch zweifeln? Heißer liebe ich Dich als je, inniger als in den erſten Tagen unſeres Glücks.

Ich danke Dir, — ſagte ſie leiſe, hob ſeine Hand zu ihren Lippen und küßte ſie. — Ich war Dir treu in Glück und Unglück, kein Wunſch, kein Gedanke, in welchen Du nicht lebteſt, iſt in mir aufgeſtiegen; Du kannſt mir's glauben, — ſagte ſie bittend, bog den Kopf und reichte ihm den Mund zum Kuß; dann faltete ſie die Hände und betete mit leiſer Stimme: Vater, vergieb mir meine Schuld; hab' ich gefehlt aus Schwachheit, ſo richte mich nach Deiner Barmherzigkeit! — dann, wie neu geſtärkt, fuhr ſie plötzlich auf und ſah nach dem Geliebten. — Mein Max! rief ſie laut und heftig, der Schlaf aber ſchloß ſchnell ihre Lippen, ihre müden Augen; ermattet ſank ihr Haupt an des Geliebten Bruſt — ſie war entſchlafen.

Die Glocke der Jeſuiten ſchlug neun, ſie ruhte noch an ſeiner Bruſt. Feſt mußte der Schlummer ſeyn, denn ſie lag ſo ruhig wie ein eben entſchlafenes Kind. Die Mutter öffnete die Thür, Max winkte ihr, ſie zog ſich leiſe zurück, kehrte jedoch bald wieder, und immer ſchlief Marie noch. Da trat der Arzt ein. Er hatte draußen ſchon erfahren, daß ſie ſo erquickend ſchlummere; er nahte ſich leiſe dem Bett, nahm die kleine Lampe vom Tiſch und beleuchtete das heitere, ruhige Antlitz der Schlafenden. Laßt ſie ruhen, Herr Starnberger! — ſagte er ernſt — legt ihr Haupt zurück auf's Kiſſen. So! die Hände ſind noch gefaltet, die Augen ſchon geſchloſſen. Nun geht und ſtört ſie nicht!

Starr ſah dieſer den Arzt an, der die gefalteten Hände berührte und ſich über die Entſchlaſene bog. — Herr! — rief Max mit gepreßter Stimme — wie meint Ihr das?

Sie ſchlummert ſanft, — erwiederte dieſer — und träumt, ſie ſey heimgegangen zu den Engeln und liege, eine gebrochene Lilie, an den Stufen des göttlichen Thrones, — und — ſo iſt es!

Vernichtet ſank Starnberger nieder.

15.

Am andern Abend war in dem Hauſe der Witwe das Zimmer, in welchem Marie's irdiſche Hülle im Sarge ruhte, mit Blumen und Blüthen geſchmückt. Lieblich, wie ſie in der Stunde des Todes geweſen, ſoll ſie auch bleiben, bis ihre Hülle der Erde gegeben iſt, ſo hatte Max gebeten und angeordnet, und ihre Freundinnen und Geſpielinnen zogen von allen Theilen der Stadt herbei, um die bräutlich Geſchmückte im Sarge zu ſehen und der Todten die Blumen des Lebens zu weihen. Selbſt der offene Sarg war mit Kränzen umwunden, die Myrthe grünte noch friſch in den Locken der Entſchlafenen, als ob ſie dem Tode ſpotte, der ſie zu berühren nicht vermochte. Eine einfache Roſe lag ſchon halb entblättert an ihrer ſtillen Bruſt, die kein Seufzer mehr hob, kein Lebensodem. Maßlieben ruhten an ihrem Herzen, und Tauſendſchön, Zweige von dunklem Rosmarin waren über das weiße Sterbelager geſtreut. Als ſey ſie entſchlafen, als ob ein lieblicher Traum ſie umgaukele, als ob noch die letzten Liebesworte „mein Max!" auf ihren Lippen ſchwebten, ſo ſanft ſchien der Mund zu lächeln und das nahe Erwachen zu verkünden. Nur das kleine Crucifix, welches ſie in den Händen hielt, mahnte an den Tod, die Kerzen, die um den blumenumwundenen Sarg ſtanden, an die Auferſtehung; und wenn man ſah, wie die weißgekleideten Jungfrauen, die ſie bewachten, alles ordnend um den Sarg ſich bewegten, bald hier den verwelkten Kranz mit einem friſchen vertauſchten, dort die entblätterte Lilie mit einer duftenden Roſe erſetzten, leiſe über die Entſchlafene ſich bogen und ſtille Thränen der Trauer ihr weihten, hätte man meinen können, es ſey ein

Engel entſchlafen, und die andern Engel bewachten ſeinen Schlummer.

Mit dem Blicke der Verzweiflung trat jetzt Max in den Saal; noch einmal wollte er ſie ſehen. Ach, nur noch wenige Augenblicke, und der Sarg ſollte ſich ſchließen. Denn mit der zehnten Stunde, hatte die Mutter befohlen, müſſe das Irdiſche weggenommen, und die Todte dem Himmel allein geweiht ſeyn, nur bis zu dieſer Stunde hatte ſie den Bitten des Sohnes nachgegeben. Mit der zehnten Stunde ſchloß ſich der Sarg, die Blumen ſchwanden, der Tod trat an die Stelle des Lebens. Die heiligen Gebete ſollten beginnen, das Weihwaſſer ſtatt Thränen den Sarg beträufeln.

So lebe wohl, Engel des Lichts! — rief Max und ſank über ſie hin — Lebe wohl, Du verſöhntes Herz! Die Myrte im Haar gehſt Du hinüber, wo die Palme des Sieges Dir winkt. — Er drückte einen Kuß auf die kalten Lippen, und nahm die Roſe von ihrer Bruſt. — Verwelkt, wie ſie, ſey du mir ein Talisman, der mir den Weg zeigt, den ſie vorangegangen! — Da ſchlug die Glocke ihre dumpfen zehn Schläge. Noch einmal blickte er dem ſchlummernden Engel auf das geſchloſſene

Auge, auf den ſanft lächelnden Mund, und als der Deckel ſich ſchloß und dem Tode die Gewalt gegeben war zu zerſtören, ſtürzte er hinaus.

Ohne Ruhe, ohne Raſt jagt' es ihn Straß' auf, Straß' ab. Bewußtlos, ohne irgend einen Gedanken ordnen zu können, von tauſend dunklen Gefühlen getrieben, ſchritt er unaufhaltſam durch die finſtern Gaſſen, und wenn er ſich umſah, war es ihm, als ſähe er hinter ſich einen langen Schatten, als ſähe er die rächende Nemeſis ihm folgen; er verdoppelte dann ſeine Schritte, aber auch der Schatten verdoppelte ſie, und als er jetzt auf dem großen Marktplatze ankam, auf ſich ſelbſt und ſeine Zagheit zürnend ſtill ſtand und ſich nach dem Geſpenſt wendete, trat die Geſtalt, die er für ſeinen Schatten gehalten, plötzlich an ihn heran und ſagte mit dumpfer Stimme: Max Starnberger! ein Soldat, ein Ehrenmann löſ't ſein Wort. Ihr habt es verpfändet, und ſeyd ein Elender, Ehrloſer, folgt Ihr mir nicht zu der Pforte der Jeſuiten, wo man Euch erwartet, es zu löſen.

Steh! rief Max, doch die Geſtalt eilte voran und winkte ihm, zu folgen. Die Rede des Unbekannten, der ihn einen Ehrloſen geſcholten, ſpornte ihn, er gedachte des Befehls ſeines Königs, und die Gefahr, welcher er entgegenging, war ihm ja willkommen. Er folgte. Er hatte Marie's Sarg verlaſſen, jetzt konnte ihm nichts mehr furchtbar ſeyn.

An dem hohen Portal der Jeſuiten verſchwand der, dem er gefolgt; die weibliche Geſtalt, die ihm vor einigen Tagen den Brief in die Hand gedrückt, trat hinter einem Pfeiler hervor auf ihn zu.

Kommt mir nach! — ſagte ſie freundlich, öffnete eine Nebenthür der Kirche, nahm das Lämpchen unter dem weiten Mantel hervor, ſchritt durch das hohe Schiff, und hob die Leuchte hoch, als ſie an einer offenen Gruft vorbeiſchritt. Er erkannte ſein Familiengewölbe, hierher ſollte am Morgen Marie's Sarg gebracht werden, alles war hier ſchon zu ihrem Empfange bereitet. — Wißt Ihr, weſſen Ruheſtätte dieß iſt? ſagte die Geſtalt. — Vorwärts! — rief Max — vorwärts, Du Unhold! — und ſchweigend ging die Geſtalt weiter. Sie traten jetzt in den Kreuzgang der Kirche, das Lämpchen verloſch. — Eure Hand, muthiger Ritter! ſagte das Weib, und Trepp' auf, Trepp' ab ging der Weg — er mußte ihr folgen. Jetzt hielt ſie an, klopfte leiſe an eine Thür, ſie öffnete ſich, doch Dunkel und Nacht blieb vor ihm. Die Führerin ließ ſeine Hand los, und als er um ſich tappte, hörte er die Thür hinter ſich ſchließen; lange ſtand er in der Finſterniß allein.

Wie, wenn in dunkler ſternloſer Nacht im Oſten der Mantel der Finſterniß ergrauet und heller und heller ſich beſäumt, ein Dämmerlicht, noch wie mit Nebel umflort, dem ſehnenden Auge die Gegenſtände nur düſter zeigt, bis endlich die Strahlen des jungen Tages ihn freundlich begrüßen; ſo hellte ſich die Nacht, welche Starnberger umgab, allmälig mehr und mehr, bis die Gegenſtände um ihn wie im Nebel ſchwammen, und er ſie jetzt im Halbdunkel deutlich ſehen konnte. Als er jetzt den Blick auf ein Ruhebett heftete, von wo aus das Licht zu dämmern ſchien, erhob ſich eine ſchwarz verſchleierte weibliche Geſtalt, ſchritt auf ihn zu, und da im nämlichen Augenblicke das Zimmer erhellt war, warf ſie den Schleier zurück, und Angelika ſtand vor ihm.

In einem Augenblicke unſres Lebens, wo der Schmerz uns furchtbar erfaßt und alle unſre Empfindungen zerriſſen hat, trifft ſelten das Ueberraſchende tief und erſchütternd unſer Gemüth. Auch Max, der noch vor wenig Tagen vor dieſem Anblicke erbebt wäre, ſah zwar erſtaunt, doch mit Faſſung Angelika an. Vielleicht ſtand auch Marie's Todesbild neben dieſer ſchwarz umſchleierten Geſtalt.

Kennt Ihr mich nicht mehr, Max Starnberger? fragte ſie, und in ihrem Tone lag Stolz und Schmerz.

Ob ich Euch noch kenne? erwiederte dieſer.

Faſt ſcheint es mir, Ihr kennt mich nicht. Doch, zur Sache. — Die Zeit iſt da, wo ich das Recht habe, mein Eigenthum zurückzufordern. Ihr ſeyd vermählt. Nur meinen Ring, weiter habe ich von Euch nichts mehr zu fordern.

Das Blut ſtockte bei dieſen Worten in Starnbergers Adern.

Nun, tapfrer Kämpfer am Lech, edler Mann, Chriſt nach Luthers thöriger Weiſe, wo iſt mein Ring? Gebt ihn zurück, oder Ihr ſeyd beſchimpft durch Meineid, und verfolgt durch meinen Fluch und meine Rache!

Eurer Rache ſpotte ich, — ſagte Max mit Würde, dem die Worte, der Blick des Weibes jede ſanfte Erinnerung verwiſcht hatte; — aber meinen Schwur möchte ich löſen, wenn es noch in meiner Macht ſtünde. Ich gab den Ring dem Prieſter als Pfand der Weihe; er ruht an meines Weibes Hand.

So nehmt ihn zurück, — ſagte Angelika höhniſch — gebt ihr einen Ring von Diamanten, ſie wird willig den einfachen zurückgeben, der Euch einſt feierlich an mich band.

Sie nahm ihn mit in ihr enges Haus, ſagte er dumpf vor ſich hin.

Glaubſt Du, Treuloſer, ich wiſſe das nicht? — ſagte Angelika lachend — Mit in die Gruft nimmt ſie das Pfand der Liebe, dorthin, wo die Liebe ſelbſt ruht. Das iſt mein Triumph, daß Du mir ihn nicht wiedergeben kannſt, daß Du noch einmal meineidig werden mußt, da wo Dein Meineid Dich entehrt vor Menſchen, Dich verflucht vor Gott. Denn einem Weibe den Schwur brechen und mit ihm ihr Herz, iſt Euch Tand, der Ehre den Schwur brechen, unauslöſchliche Schande!

Kann ich Euch nichts bieten, Angelika, mein Wort, meinen Schwur zu löſen? — ſagte Max beſonnener — Fordert was Ihr wollt, ich habe

Euch noch nie einen Wunſch verſagt, verſagt mir auch dieſen nicht!

Wagt Ihr es, ſelbſt meine Erinnerung zu wekken? Daran thut Ihr wohl, damit das Mitleid mich nicht beſchleiche, — ſagte ſie finſter. — Hört, eitler Thor! und bötet Ihr mir Euer Herz und Eure Liebe, ich gäb' Euch Euer Wort nicht zurück; ſie hatten ja längſt ſchon den Werth für mich verloren, daß ſie mir für den Schlangenkopf meines Ringes nicht feil wären. Deine Ehre, Deine Seele will ich; nicht Dein Gold, nicht Deine Liebe!

Max ſchauderte zuſammen; wild blickte er auf die Furiengeſtalt. Um dieſe konnte ich den Engel verlaſſen! — dachte er — Dank Dir, Gott, daß Du mich gerettet! — und mit dieſen Worten kehrte Ruhe und Beſonnenheit zu ihm zurück. — Dame, — ſagte er mit Ernſt und Feſtigkeit — Ihr ſollt den Ring wieder haben, morgen, übermorgen, wenn es ſeyn kann; an die Zeit bindet mich mein Schwur nicht. Ich danke Euch, daß Ihr mir ihn abgefordert, daß Ihr mich ganz enttäuſcht und mir die Ruhe meines Lebens doch einigermaßen wiedergegeben habt. Wen verſchmähte

Liebe zur Furie machen kann, der war der Liebe nicht werth!

Ihr irrt, werther Herr! — erwiederte Angelika mit einem Gleichmuth, der ſonderbar mit der Heftigkeit des vergangenen Augenblicks abſtach. — Verſchmähte Liebe befiehlt mir nicht, Euch zu martern, denn wißt, ich liebte Euch ſchon lange nicht mehr. Eure Geſtalt, Eure Schwärmerei zog mich an. Sinnlichkeit führte mich in Eure Arme, nicht die Liebe. Ueberdieß bin ich Katholikin, hatte nur, Euch zu täuſchen, die Maske der Irrlehre angenommen; wenige Tage nach Eurer Flucht habe ich, Euch ſchnell vergeſſend, mich vermählt, und würde an Euch und meinen Ring nicht mehr gedacht haben. Aber, tapfrer Held! — der Gleichmuth war dahin, und die Furie ſtand wieder vor ihm, — die Falkonetkugel am Lech, welche Tilly traf, rief die Tochter auf zur blutigen Rache, und ſie werde mir!

Eure Rache erwarte ich, ächte Tochter des Zerſtörers von Magdeburg, und der Ring ſoll Euch werden! rief der Jüngling mit Stolz.

Wißt Ihr denn ſo gewiß, daß Ihr mir den Ring wiedergeben könnt? fragte ſie bedeutſam.

Ja! erwiederte Max.

Ganz gewiß? fragte ſie noch einmal.

Ich habe den Muth, ihn zu holen, ihn Euch zu bringen.

Angelika erbleichte. Schweigend ſtand ſie vor ihm, ſinnend blickte ſie vor ſich nieder. Plötzlich ergriff ſie eine Schelle und klingelte.

Was beginnt Ihr?! rief Max.

Der Rache ſchnelles Gift Euch reichen will ich, da das langſame unnütz iſt. — Und in dem nämlichen Augenblicke traten mehrere Bewaffnete in's Zimmer. — Ergreift den Abtrünnigen, — rief ſie — und thut wie Euch befohlen!

Halt! — donnerte Starnberger, ſein Schwert ziehend, ihnen entgegen. — Mein Leben verkaufe ich Euch theuer. Und um Euch zu zeigen, daß ich noch Mitleid mit Euch habe, Ihr herzloſe Frau! ſo erfahrt, der König weiß, daß ich hieher geladen bin, Euer erſter Brief kam in ſeine Hand. Nur auf ſeinen Befehl bin ich hier; mein Tod ſtürzt das Collegium der Jeſuiten in Trümmer und begräbt Euch mit. Dieſe Schonung dankt der Erinnerung; Ihr aber entfernt Euch oder fühlt den Arm eines Mannes!

Noch einen Augenblick bedachte ſich Angelika, dann gab ſie ein Zeichen, die Männer entfernten ſich. Laßt mich zurückführen, — ſagte Max kalt. — Ich muß mein Weib, mein durch Euch gemordetes Weib zur Ruhe begleiten, und ich mag nicht länger in Eurer Nähe ſeyn. Euern Ring ſtelle ich morgen dem Pater Rector zu. Eilt aus München, ehe der Schweden Arm Euch faßt, das iſt mein letztes Wort! — Er wendete ihr verächtlich den Rücken. Das Weib, das ihn hergeleitet hatte, führte ihn auch jetzt zurück, jedoch durch die Kirche ging der Weg nicht wieder.

16.

Die irdiſche Hülle Marie's ward am frühen Morgen in Georg Starnbergers Familiengruft in der Kirche der Jeſuiten beigeſetzt. Max war ihr gefolgt, hatte dem jungfräulichen Weibe die Thränen des Kummers und des Schmerzes geweint, und von ſeinem Schickſal zerſchmettert war er nach ſeiner Wohnung zurückgekehrt. Wrangel hatte ihn begleitet; ihm hatte der Unglückliche ſein Herz ausgeſchüttet, an ſeiner Bruſt ſich ausgeweint, jedoch über die Begebenheiten der vorigen Nacht geſchwiegen.

Grauſig war es ihm, ſein Wort löſen, auf ſolche Weiſe löſen zu müſſen; noch hatte er gehofft es zu können, ehe die Geliebte beſtattet ſey, aber der Sarg war verſchloſſen, von Wächtern umgeben. Nun aber blieb ihm nur noch ein Weg übrig, und ſo ſehr auch ſein Herz ſich ſträubte, zwang ihn ſein Schwur, ſein gegebenes Wort, das Schauderhafte zu unternehmen. Einmal zwar war er ſchon im Begriff zum König zu gehen, ihn, wie er es wohl eigentlich ſollte, von dem Vorfalle mit Angelika zu unterrichten, doch fühlte er, daß, wenn auch der König ihn ſeines Wortes entbinden könnte, ſeine Ehre zu feſt ihm angehöre, um einen andern Richterſtuhl als ſein eigenes Gefühl anzuerkennen. Ueberdieß da er dem Könige nichts, die Sache des Glaubens, nichts das Heer Betreffendes melden konnte, hielt er es auch nicht für Pflicht, ihn von Begebenheiten aus ſeinem Privatleben zu unterrichten.

Am Mittag trat Wrangel in ſein Zimmer und ſagte ihm, daß der Feldmarſchall Horn im Auftrage

trage des Königs ihn wiſſen laſſe, daß Se. Majeſtät von allem bei den Jeſuiten Vorgefallenen ſchon unterrichtet ſey, und er an dem heutigen Trauertage nicht nöthig habe, Sr. Majeſtät deshalb Rapport zu machen. Ich glaube, Max, — fuhr er nach einer Pauſe fort, während welcher dieſer untheilnehmend vor ſich hinblickte, — ich glaube, es wäre gut, wenn Du Deine Vaterſtadt ſobald als möglich verließeſt; denn in München darfſt Du doch nicht bleiben, wenn wir es verlaſſen ſollten. Ich glaube, Herzog Bernhard zieht gegen den Rheinſtrom hin, er begiebt ſich ſchon morgen nach Augsburg; zieh mit ihm.

Morgen kann ich nicht, — unterbrach ihn Max. — Zwiſchen jetzt und dem morgenden Tage liegt eine bedeutungvolle Zeit. Erſt muß ich hier beenden, und dann wohin Gott will! Mein gnädiger Herr von Weimar wird mir wohl vergönnen, ſo lange hier zu verweilen, als mein Wort es fordert.

Und was fordert es von Dir noch? fragte Wrangel theilnehmend.

Das Ungeheure, was ich ſelbſt meinem treuſten Freunde verſchweigen muß.

Wrangel fühlte wohl, daß ein Geheimniß ſchwer auf des Freundes Herzen liege; zu beſcheiden, weiter in ihn dringen zu wollen, beſchloß er, ihn bis zu ſeiner Abreiſe keinen Augenblick außer Acht zu laſſen.

Max brachte die übrige Zeit des Tages in dumpfer Stille zu. Er hatte mit ſeinem Vater eine lange, verſöhnende Unterredung gehabt, der Bruder in ſeinen Armen geruht und ſeinen Schmerz mit ihm getheilt; bei Marie's Mutter hatte er den Abend geſeſſen, ſie und ſich zu tröſten. Aber, nicht allein der Schmerz der Verzweiflung malte ſich in ſeinem Geſichte, es war eine Unruhe in ſeinem Blicke, die, jemehr die Nacht nahte, deſto ſtärker wurde.

Um die neunte Stunde verließ er die troſtloſe Mutter, doch kehrte er nicht in ſeine Wohnung zurück. In einen Reitermantel gehüllt ſchritt er durch die Straßen der Vaterſtadt, ſetzte ſich auf die Stufen des großen Brunnens und ſah den Wolken nach, die vor der Mondſcheibe traurig vorüberflogen.

Fackel der Nacht! — rief er aus — auch du biſt nicht Herr deines Glanzes. Der Sturm treibt die Wolken an dir vorüber und birgt dein Strahlenhaupt; nur wenn dieſe vorüber ſind, kannſt du es wieder in den ſchaukelnden Wellen baden, oder es breiten über den Mantel der Nacht. Doch du bleibſt und wenn tauſend Wolken dich bargen, du vergehſt nicht zu Staube, ſo lange der Dom des Himmels nicht zuſammenſtürzt, du bleibſt mit deinem Lichte ewig, und gehſt nicht unter. Einer andern Welt ſtrahlet dein Licht, und morgen biſt du auch uns wieder erſtanden. — Sie aber ging unter, ihr Strahlenlicht verloſch, die Wolke des Todes beſchattete ſie und ging nicht vorüber; dieſes Himmelsauge, dieſer Blick der Sanftmuth, dieſes Engelslächeln ſollte vergehen? Staub ſollte es werden, und nur jenſeit auferſtehen und nie wieder hier? O furchtbare Kluft voll Ahnen und Sehnen, die kein Lebender überſprungen, der Tod nur überſchritten hat, trennſt du mich ewig von ihr?! Nein, nein! — rief er — noch einmal werd' ich ſie ſehen, heute noch beim Schein der heiligen Ampel; noch hat der Tod nur die Augen ſanft geſchloſſen, nicht mit ſeinen tauſend Händen der Schöpfung Meiſterwerk zernichtet. Und dort! —

Er hob ſich von ſeinem Sitz und ſchritt nach der Kirche der Jeſuiten; kein Schatten folgte, keine verhüllte Geſtalt erwartete ihn hier. So ſtill war es in dieſem Gotteshauſe, daß man das eintönige Schlagen der Stundenuhr in des Küſters Wohnung deutlich vernehmen konnte. Zu ihm ging Max und klopfte an das Fenſter. — Oeffnet einem ſchwediſchen Offizier! bat er. Der Küſter riegelte die Hausthür auf, und lud ihn ein, näher zu treten. — Was iſt Euer Begehr? geſtrenger Herr!

Oeffnet mir die Gruft meiner Väter! — ſagte Max und warf den Mantel zurück. — Ihr werdet mich wohl kennen. Oeffnet ſie mir, denn ich fühle mich dahin gezogen, um an dem Sarge meines Weibes zu beten!

Ihr wollt in unſerm Gotteshauſe beten? fragte der Glöckner.

Ich will! Hier iſt Geld für Eure habgierige Seele, und nun öffnet bald. Bei dem Pater Rector vertrete ich Euch.

Kopfſchüttelnd nahm der Küſter die Lampe vom Tiſch, zündete die Laterne an und bat Starnberger, ihm zu folgen. Er ſchloß die Thür zur Kirche auf, und das Gewölbe, ſeitwärts dem Altare mit dem Mutter-Gottesbilde. Als er dort hineintreten wollte, hielt ihn Max zurück.

Allein will ich hier eingehen und ungeſtört mein Gebet verrichten; in zwei Stunden kehrt zurück und ruft mich ab, ſagte er ernſt.

Der Herr erhöre Euer Gebet und ſchütze Euch! erwiederte der Küſter und ſchritt durch die Kirche zurück. Starnberger lauſchte auf jeden ſeiner Tritte, welche dumpf durch das hohe Gewölbe ſchallten; jetzt öffnete er die Thür, jetzt ſchloß er ſie wieder. Max ſtand nun allein in der Kirche, vor ihm die geöffnete Gruft.

Vater im Himmel! — betete er nun die Hände faltend — Stehe ich auch mit ſündigen Gedanken in Deinem heiligen Hauſe, ſo vergieb dem ſchwachen Menſchen, der um irdiſcher Ehre willen das Himmliſche zu betreten, den Schlummer des Todes zu ſtören wagt. Vergieb mir ſündigem Menſchen meinen Frevel!

Ermuthigt ſchritt er hinab in die Gruft, welche die brennende Ampel ſattſam erleuchtete. Unfern der Stufen ſtand Marie's Sarg; die jungfräuliche Krone lag friſch und unverwelkt auf ſeinem Deckel. Zu ihrem Haupte war der Sarg ſeines alten Großvaters, auf deſſen Schooße er ſich ſo oft gewiegt, den er ſo lieb und werth gehalten hatte. Neben ihm ruhte ſeine Mutter, die zehnjährige

Schweſter zu ihrer Rechten. Rings umher ſtanden die Särge ſeiner Vorfahren, die früh zerknickt oder ſpät entblättert der Tod abgemähet hatte. Alle waren vorangegangen und keiner wieder zurückgekehrt. Der Tod mit ſeinem Stundenglas und ſeiner Hippe, der, ein hölzernes Bild, über dem Eingange ſchwebte, ließ jeden ein, doch niemand hinaus aus ſeinem furchtbaren Reiche.

Und ſoll ich denn wirklich Deinen Schlaf ſtören, unglückliche Marie? Soll ich um jener Furie willen nochmals den Strahl des Lichts in Deine Finſterniß ſenken, Du ſanft Entſchlummerte? Um der Ehre Wahn noch einmal Dich wecken? — Frommes, verſöhntes Herz, vergieb mir! — Und unter dem Mantel nahm er das Werkzeug hervor. Die eiſernen Schrauben gaben willig nach, und ſo ſehr auch ſeine Hand zitterte, war der Deckel doch bald gelöſ't.

Muth! — rief er jetzt — Muth, mein Herz! Er hob leiſe den Deckel ab, lehnte ihn an den Sarg der Mutter, und als er ſich wandte, als er ſie erblickte — Freundlich, als ſey ſie eben entſchlummert, lag ſie da; feſt hielt ſie das Crucifix in ihren weißen, gefalteten Händen, noch lächelte der Mund, nur einzelne Blätter des Myrtenkranzes waren verwelkt und lagen über das weiße Kiſſen geſtreut. — Schläfſt Du noch?! — rief Max, in ihr Anſchau'n verſunken, — oder beteſt Du, und Dein Auge hat ſich in heiliger Andacht geſchloſſen, fromme Jungfrau? Erwache, erwache!

Aber ſein Ruf, ſeine Sehnſucht hob die geſunkenen Augenlider nicht, die Wolke jagte der Sturm nicht vorüber, das Auge blieb verſchloſſen.

Er kniete an dem Sarge nieder. Lautlos, aber innig ſchwang ſich ſein Geiſt auf den Schwingen der Andacht hinauf zu Gott, das ſündige Herz hatte die Sterbende erhoben, die Todte geheiligt. Und indem er aufſtand, noch einmal die holden, freundlichen Züge betrachtete, ſagte er leiſe, als fürchte er immer noch ihren Schlummer zu ſtören: Vergieb, Geliebte, vergieb! das Einzige, was ich Dir gab zum Pfand der Treue, nehme ich Dir wieder. Vergieb! — Er faßte ihre Hand, drückte die Erſtarrte an ſeine Lippen, zog leiſe an dem Ringe, und als ob er treuer ſey als das Herz, ſo feſt hielt er und wollte nicht laſſen; der leiſe Druck konnte ihn nicht löſen. Eiskalte Schweißtropfen rieſelten von ſeiner Stirn, verzweifelnd zog er jetzt ſtärker und heftiger, — der Ring war ſein; da zuckte der Todten Hand — —

Erſtarrt, doch ſeiner Sinne noch mächtig, blickte er auf die Todte, deren Hand noch immer krampfhaft die ſeine hielt. — Hältſt Du mich feſter im Tode, als Du es im Leben vermochteſt! — rief er — Nun wohl, Marie, ich komme!

Und wie, wenn der ſchaukelnde Weſt zur ſchweſterlichen Lilie leiſe die Roſe beugt, vor deren Purpurgluth die Bleiche ſanft erröthet, ſo überflog bei dieſem Ruf eine leichte Röthe die Wangen der Entſchlafenen, die Wimper zuckten, die Lippen ſchienen ſich öffnen zu wollen; ſanft ſchien der Strauß von Maßlieben an ihrem Buſen ſich zu bewegen, jetzt hob er ſich ſchneller, ein tiefer, langgehaltener Seufzer entſtieg der ſtillen Bruſt. Das Auge, das Himmelsauge ſtrahlte wieder, ſah ſtarr auf ihn, der vor Schreck, vor Entzücken reglos auf ſie blickte.

Ich habe lange geſchlafen, mein Geliebter! — ſagte ſie ſanft — der Schlummer hat mich wunderbar geſtärkt; aber mich friert.

Marie! — rief er, und ſank über ſie hin — Marie! Marie, Du lebſt! Gelobt ſey Gott, Du biſt mir wiedergegeben! Du biſt wieder mein, mein nun für ewig! O laß uns im frommen Gebet dem Vater der Barmherzigkeit danken, laß uns ihm danken mit reuigem Herzen!

Warum ſo ſtürmiſch, Max? — fragte ſie verwundert, wollte ihre Arme um ihn ſchließen und bemerkte das Crucifix. — Warum ſo außer Dir, mein Geliebter? Was ſoll dieß Heilige, wer gab mir es, während ich ſchlummerte? — Und als ſie ſich in dem einfachen Sterbegewande liegen ſah, ſagte ſie beſchämt: Lieg' ich ſo vor Deinen Blicken? Großer Gott! wo bin ich, in einer Gruft, in einem Sarge? Gerechter Gott! — rief ſie aus, und ſprang aus dem engen Hauſe des Todes. — Hat man mich begraben, oder bin ich ſchon auferſtanden vom Tode?

Max ſchloß ſie innig an ſeine Bruſt, warf ſeinen Mantel um ſie, ſuchte ſie zu beruhigen und benachrichtigte ſie mit wenigen Worten von dem Geſchehenen. Da begann der Thränenquell ſich zu öffnen, ſie ſtürzten herab auf ihre leiſ' athmende Bruſt. O Gott! ſie haben mich lebendig begraben, getrennt von dem Geliebten für immer. Und Du wollteſt mir das Einzige rauben, was ich von

Dir mit hinübernahm, dieſen Ring? klagte ſie, als ſie den Ring in ſeiner Hand erblickte.

Auch mein Herz, mein Glück, meine Ruhe nahmſt Du ja mit! — rief Max — Gottes Führung, ſeine Barmherzigkeit erkenne. Die Rache wollte mich unglücklich machen, die Rache trieb mich in Deine Gruft, dem Tode ſeine Beute zu ſtehlen, und ich habe ſie ihm entwunden, ich habe Dich zum Leben aufgeweckt!

Und, großer Gott! — rief Marie — was wäre aus mir geworden, wenn Du nicht erſchienen und den Deckel nicht gehoben, und die Wohnung des Todes mir nicht geöffnet hätteſt! Einen qualvollen Tod wär' ich geſtorben.

Sie ſank an dem Sarge auf ihre Kniee nieder, Max neben ſie; ihr dankbares Gebet ſtieg zum Himmel empor.

So fand ſie der Küſter; auch er dankte Gott, daß er ihn zum Werkzeuge ſeiner Barmherzigkeit gemacht. Fröhlicher, als er ſie früher geöffnet hatte, ſchloß er nun die Kirche hinter den Glücklichen, die immer noch zweifelten, ob alles nicht ein Traum ſey. Er beſorgte eine Sänfte, und bald hielten ſie vor der Mutter Wohnung.

Nur allmälig ward ihr die Kunde des Glücks; und als Marie wieder in ihrem Zimmer war, Vater, Mutter, Bruder, die alte Margarethe um ſie ſtanden, ſie alle begrüßt, umarmt hatten, bat ſie ſanft verſchämt, ſie nur einen Augenblick mit der Mutter allein zu laſſen.

Und als die Ungeduldigen wieder eintreten durften, lag ſie mit dem knappen weißleinenen Mieder, mit dem Nachthäubchen angethan, in ihrem Bette, die grünen Vorhänge zurückgeſchlagen, den Myrtenkranz neben ſich auf dem Nachttiſch. Mein Geliebter! — ſagte ſie — des Todes Hülle mußte ich von mir werfen und ihm zurückgeben was ſein iſt, den Myrtenkranz aber verwahre. Er war mir ein Kranz des Lebens und des Todes zugleich!

Als der Arzt eintrat, Alle dem theilnehmenden Freunde entgegenſtürzten, ſchien er ſie alle nicht zu bemerken. Er trat mit freudeſtrahlendem Geſichte zu dem Bette, faßte den Puls und blickte in das lächelnde Auge. Gott iſt barmherzig! — rief er aus — er ſchenkt der Welt ſeine Engel wieder, ſie zu beglücken. Verhaltet Euch ruhig, — ſagte er nun, ſich zu Marie wendend, — überlaßt Euch nicht zu ſehr der Wonne, ſie könnte Euch noch einmal tödten. Der Tod, als er entfliehen mußte, hat ſeinen Köcher mitgenommen und ſeine verwundenden Pfeile. Das Lämpchen des Lebens brennt matt, aber dauernd.

17.

Dem Herzoge Bernhard war Max nicht gefolgt. Einige Tage vorher, als die Schweden von München abgingen, gab Feldmarſchall Horn ein großes Bankett. Marie konnte ihren Gatten dahin begleiten. Auch der König erſchien nach Tafel, die Neuvermählte zu ſehen, die, obgleich noch bleich, doch ſchön und lieblich vor ihn trat, ihm die Hand zu küſſen. Er reichte ihr einen koſtbaren Ring und ſagte lächelnd: Dieſen ſchickt Euch durch mich der Pater Rector der Jeſuiten, dem Euer Gatte den Ring mit der Schlange eingehändigt hat. Nehmt ihn als Trauring aus meiner Hand. Wollt Ihr nach Schweden ziehen, ſo werdet Ihr dort freundlich aufgenommen werden; doch beſſer, Ihr zieht nach den Niederlanden, wohin Euch mein Kanzler Empfehlſchreiben geben wird, dort tolerirt man jeden Glauben.

Den alten Starnberger winkte der Monarch bei Seite. Auch Ihr müßt München verlaſſen; leicht könnte man Euch des Sohnes wegen nicht wohlwollen. Ihr zieht übermorgen mit den Geiſeln, die ich von hier mitnehme, bis der Reſt der Contribution bezahlt iſt, nach Augsburg. Seyd vorſichtig, ehe Ihr wiederkehrt, und beſtellt Euer Haus auf jeden Fall.

Als der König am andern Tage München verließ, folgte ihm wohl kein Fluch. Menſchlich hatte der edle Fürſt in der Hauptſtadt ſeines Feindes gehandelt, und die Flammen von Magdeburg nur durch Milde verſöhnt.

Angelika war noch in der nämlichen Nacht, die Marie zum Leben rief, verſchwunden. Späterhin erhielt Max aus Mailand Kunde von ihr; ihr Leben war trüb', das Glück hatte ſie nicht nach Italien begleitet.

Max ließ ſich in Harlem nieder, legte das Schwert ab und durchlebte als ein fleißiger Handelsherr ſeine Tage. Marie, die ihren Glauben nicht verließ, fürchtete der Tod ihr noch einmal zu nahen, ſie ſchloß der Mutter, des Gatten Auge; das ihrige ſchloß keine kindliche Hand.

Wrangel ſahen ſie noch oft; dem Geſandten im Haag zugeſellt, war er Zeuge des häuslichen Glücks ſeines Freundes.

Der Vater war nach München zurückgekehrt. Sein Kurfürſt zürnte ihm nicht ob des Sohnes — wie konnte er auch? — Ritterlich focht Franz unter ſeinen Fahnen und ſank für ihn in der Nördlinger Schlacht.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Gedruckt bei A. W. Schade in Berlin.

Sämmtliche Schriften

von

A. von Tromlitz.

Siebentes Bändchen.

1) Ritterlicher Sinn.
2) Johannes.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1829.

BAYERISCHE
STAATS
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Ritterlicher Sinn.

Hiſtoriſch-romantiſches Gemälde aus den Zeiten des dreißigjährigen Krieges.

von

A. von Tromlitz.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1829.

BAYERISCHE
STAATS
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

I.

In der Herberge zum goldnen Anker in Utrecht ſaßen in einem freundlichen Stübchen an dem mit buntgewirkten flandriſchen Decken belegten Tiſche vier Männer, welche aus geſchliffenen Deckelgläſern wacker zechten. Der, welcher den Wirth zu machen ſchien, da er immer aus einer großen ſilbernen Kanne die leeren Gläſer wieder füllte, war ein junger Mann, deſſen weiße Haut, deſſen blühende Geſichtsfarbe, das ruhige gleichmüthige Weſen, mit welchem er trank, den Andern einſchenkte und dem Küper friſchen Wein zu bringen befahl, den Niederländer beurkundete, ſo wie die orange Feldbinde und der lange ſpaniſche Stoßdegen den Kriegsmann bezeichneten.

Neben ihm ſaß ein bejahrter Mann, welcher dem ſchwarzen Krieger wacker zu thun gab, denn kaum eingeſchenkt, war auch das Kelchglas ſchon wieder leer. Aber auch nicht vergebens floß der Wein in Strömen die Kehle hinunter, ſein Purpur trat auf Naſe und Wange wo möglich noch feuriger hervor — denn ſo weit der krauſe, graue Bart das Geſicht blicken ließ, glühete es; und unter zwei buſchichten Brauen leuchteten ein Paar feurige Augen wie aus einem Glühofen hervor. In Reitertracht, ſchlicht und einfach war der Mann gekleidet, ein breites Schwert hing an dem ledernen Wehrgehänge, und eine gelbe Schärpe über ſeiner Schulter.

Ihm gegenüber ſtützte ein Jüngling den Kopf ſinnend auf ſeinen Arm. Oft ſtürzte er in vollen Zügen den Wein hinunter, ſo daß er ſeinen Nachbar zur Rechten vollauf beſchäftigte, oft nippte er nur und ſchien in tiefe Gedanken verſunken. Sein Anzug war faſt phantaſtiſch, doch mehr ſich der Hofkleidung als der Soldatentracht nähernd. Sein Geſicht war bleich, aber freundlich, das große dunkle Auge ſah ſchwermuthvoll vor ſich, und oft wurde es von den gelben Locken beſchattet, die der Träumende frei herabrollen ließ.

Auffallender, als die Andern, war die vierte Perſon dieſer ſonderbaren Verſammlung. Ein kleines Männchen ſaß, damit es gemächlich über den Tiſch blicken könne, auf einem großen, hohen Armſeſſel. Schwarz war Koller, Beinkleid und Strümpfe, der Mantel feuerfarben, ſo auch die Verbrämung des Anzuges. Sparſam nur deckten noch die Haare einen kahlen Scheitel. Zwei große ſchwarze Augen blitzten über einer gewaltigen Naſe hervor, die ſich in mächtiger Krümmung über den unförmlich großen Mund herüberbog, welchen jedoch zwei Reihen der ſchönſten Zähne zierten. Das Ganze dieſes Männchens hätte das Anſehen eines kleinen Mephiſtopheles gehabt, wäre nicht, trotz des feurigen, liſtigen Auges, eine gewiſſe Gutmüthigkeit in ſeinem Blicke, und hinter ihm auf dem Seſſel eine feuerfarbene Kappe ſichtbar geweſen, an deren Spitze ein kleines ſilbernes Glöckchen hing.

Der Küper hatte eben die volle Kanne wieder auf den Tiſch geſetzt, der Niederländer die Gläſer gefüllt, der alte Herr das ſeinige ſchon wieder geleert, als eine lange Stille eintrat. Der junge Mann in weißer Kleidung ſah ernſt vor ſich in's Kelchglas, der Niederländer hatte die Augen geſchloſſen und ſchien eingeſchlummert zu ſeyn, der kleine Mephiſtopheles ſah Beide lächelnd an, und der Alte blickte ſehnſüchtig nach der vollen Kanne hinüber.

Schenkt ein, van Büren! — rief dieſer endlich mit ſtarker Stimme, ſo, daß jener aus ſeinem halben Schlummer auffuhr, mechaniſch nach der ſilbernen Kanne faßte, und auch der junge Ritter aus ſeinen Träumen erwachte. — Sitzen wir doch hier beim ſchönſten Gascogner Wein, als hätte uns ein Meiſter Iſegrim Waſſer in die Pokale gezaubert. Trinkt, Jungens! ſingt, ſeyd frohes Muthes, und laßt die Köpfe nicht hängen. Auf böſe Zeiten folgen gute — auf Regen Sonnenſchein!

Und auf leere Gläſer volle! — ſagte van Büren, und ſchenkte dem Alten wieder ein, welcher das Glas hoch in die Höhe hob, und — auf's Wohl des Mansfelders und ſeiner Armada! — ausrufend, es leerte. Alle folgten ſeinem Beiſpiele, und van Büren, durch das Soldatenwort aufgeregt, ſchenkte raſcher ein als gewöhnlich, ſtand bedächtig auf, und ſagte mit ruhigem Ernſte, ſich zu dem Alten wendend: Auch dem gnädigen Herrn von Braunſchweig ein Glas, Freund Bottendorf!

— Mit Freuden! — rief dieſer — Es iſt mein wackerer junger Herr, der, in des Mansfelders Fußtapfen tretend, gewiß dereinſt noch größere Dinge verrichten wird. Alſo, Ihr Herren — Herzog Chriſtian!

Alle ſtießen freudig an.

Jetzt hob auch der Kleine ſich in die Höhe, man bemerkte kaum, daß er aufgeſtanden war, faßte zierlich ſein Glas und ſagte: Unſerm freundlichen Wirth gebührt auch eine ihm wohlgefällige Geſundheit; deshalb, Ihr Herren, dächte ich, tränken wir auf das Wohl des edlen Kriegshelden Moritz von Oranien! — Da ſtürzte van Büren, als ob ihn das Wort allein begeiſtern könne, auf Oraniens Wohl, den vor ihm ſtehenden Wein hinunter, füllte das Kelchglas und leerte es noch einmal.

Da habe ich Reſpect! rief Bottendorf.

Euer Schiff wird nun wohl flott ſeyn, Fluth habt Ihr genug, van Büren! — ſagte der Kleine. — Doch Ihr, Junker Schulenburg! ſeyd ſo ſtille, — fuhr er fort, ſich zu dieſem wendend. — Habt Ihr keine Geſundheit auszubringen?

Auf das Wohl des unglücklichen Friedrichs von der Pfalz! rief der Jüngling.

Ehrt ihn, wie es ſich gebührt! — unterbrach ihn der Kleine unwillig — Im Haag iſt er König, in der Pfalz Kurfürſt, am Rheine Pfalzgraf, und in Wien — nichts! Und? — fragte nun der Kleine ſonderbar lächelnd. — Schulenburg erröthete.

Und weſſen Geſundheit noch, außer der meines Herrn?

Seiner edlen Gemahlin, der ſchönen Eliſabeth von England! rief nun Schulenburg, und ſeine Hand bebte, als er den Becher hoch erhob.

Alle ſtimmten fröhlich mit ein, doch Bottendorf winkte ſeinem jungen Freunde drohend, der hocherröthend und verlegen auf den kleinen ſchwarzrothen Mann ſah, der Niemand anders war, als Meiſter Hanns, des Kurfürſten von der Pfalz wohlbeſtallter Hofnarr.

Dieſer winkte ihm immer freundlich lächelnd zu, und ſchien beſonderes Wohlgefallen an dem Jünglinge zu haben, während der Niederländer die Gläſer wieder füllte, und Bottendorf das ſeine leerte.

Wie lange werdet Ihr noch bei uns bleiben, Meiſter? unterbrach jetzt van Büren, ſich zu dem Kleinen wendend, die eingetretene Stille.

So lange, werther Herr, — antwortete dieſer, und ſetzte ſeine rothe Kappe auf, die ihm ein gar drolliges Anſehn gab, — ſo lange es dem geſtrengen Herrn Ferdinandus von Cordova mit ſeinen Spaniern bei uns in der Pfalz gefällt, ſo lange unſer verehrter Schwiegervater in London mehr disputirt als armirt, und Euer rother Wein, Herr, den Ihr ſtromweis hinunterſtürzt, nicht zu Blut wird; und da es noch lange dauern kann, bis alle dieſe drei Dinge in Erfüllung gehen, ſo hoffe ich auch im Haag noch lange in Ruh' und Frieden leben, eſſen, und manches Kelchglas leeren zu können. — Deshalb bitt' ich, ſchenkt ein! —

Und vergeſſet Ihr ſo ganz den edlen Grafen von Mansfeld, der jetzt mit ſeiner Macht nach der untern Pfalz Euch zu Hülfe zieht?! rief van Büren.

Ein Hagelwetter, Herr, ein böſes Hagelwetter! — kein erquickender Regen für die arme Pfalz, erwiederte der Kleine.

Und mein Herr, der Herzog Chriſtian? fragte der alte Ritter.

Wollen erſt ſehen, was aus ihm wird. — Iſt auch ſo eine graue Wolke, die das Wetter verkündet.

Hanns! rief drohend der Alte.

Nun, habe ich nicht Recht? — ſagte der Narr — Iſt unſer liebes deutſches Vaterland jetzt nicht wie eine verdorrte Flur? — Alles welkt und vergeht. — Es fehlt der erquickende Regen, und ſchon ſo weit iſt es mit uns gekommen, daß, wenn ein Gewitter herauf ſteigt, Hagelwolken am Horizonte ziehen, der arme Landmann dann ſchon nicht mehr nach dem Blitze fragt, der hier und da einſchlägt, nicht nach dem Hagel, der ſeine Saaten niederſchmettern kann, nur auf gedeihlichen Regen hofft, ſich des herannahenden Unwetters freut, und duldet, was er dulden muß. — Seht, ſo iſt es auch mit dem Mansfelder und Eurem Herrn. — Die liebe Pfalz fürchtet ſich vor ihrem Beſuche, und ſetzt doch ihre einzige Hoffnung auf ſie. Nun, wir wollen das Beßte erwarten. — Er leerte ſein Glas, als ſchlürfe er die Regentropfen für das liebe deutſche Vaterland hinunter.

Meiſter Hanns! — unterbrach ihn Bottendorf — Ganz anders wird es bei unſerm Herrn ſeyn, als bei dem wilden Mansfelder.

Wie ſo? fragte der Kleine aufſtehend.

Hier verſammeln ſich um einen deutſchen Fürſten deutſche Edle, fuhr der Alte fort, und ſtrich ſeinen Knebelbart.

Und dort um einen deutſchen Edlen deutſche Männer! unterbrach ihn der Meiſter.

Bottendorf warf einen grimmigen Blick auf ihn; der Kleine lächelte aber ganz ruhig, und ſetzte ſich wieder auf ſeinen gepolſterten Seſſel. — Der Mansfelder — fuhr der alte Ritter fort — führt eine geſetzloſe Fehde. Um deutſche Freiheit, um den Glauben bekümmert er ſich wenig; Geld, Gut, Ehre, Land will er ſich erwerben, das iſt ſein Ziel. — Er raubt und plündert, und wohin ſein Haufen zieht, bekreuzt ſich Freund und Feind. —

Und wird es bei Euch anders ſeyn? — unterbrach ihn der Kleine — Ob der Löwe auszieht, oder das Pantherthier, gleichviel, es koſtet Blut. Der Krieg muß bei Euch den Krieg erhalten, wie bei dem Mansfelder. In Eurer Hand, Ihr Herren von Braunſchweig, prägen ſich die Goldgülden nicht von ſelbſt aus, und das Wiehern Eurer ſtolzen Streitroſſe ruft keine Kanonen und Rüſtungen aus nichts hervor. Was Ihr braucht, das müßt Ihr nehmen, wo Ihr es findet, Euch gleichviel. Den Klöſtern den Ueberfluß, den Bürgern die Nothdurft, den Bauern das Letzte. Ihr lebt immer noch vom Stegreiſe, edler Herr, wie zu den Zeiten Kaiſers Max des Ehrenmannes, nur treibt Ihr die Sache jetzt etwas mehr im Großen!

Und wäre es ſo, warum geſchäh' es, als um Euch! — rief der Alte zornig. Der Kleine lächelte. Bottendorf ward bei dieſem Lächeln nachdenkend. — Ja, Meiſter! — ſagte er endlich tief ſeufzend — Um das liebe deutſche Vaterland geſchieht freilich ſehr wenig. Ihr habt Recht. — Darum: auf's Wohl des deutſchen Landes!

Da trink' ich auch mit! — rief der Niederländer — Unſere Herzen ſind auch deutſch, wir können Beide den ſpaniſchen Stolz nicht ertragen, und lehnen uns muthig gegen ihn auf. Glückliche Expedition!

Das gebe Gott! — ſagte der alte Ritter — Aber ich muß dem Herrn entgegen, und ſchon lange habe ich meinen Rappen unten wiehern gehört. Auf Wiederſehen, Ihr Herren! — Er neigte ſich nach Soldatenweiſe, und verließ mit Anſtand das Zimmer.

2.

Mit Bottendorf ſchien das Leben aus der Geſellſchaft gewichen zu ſeyn. Die vollen Gläſer ſtanden unberührt; Schulenburg ſah ſinnend vor ſich hin, während Meiſter Hanns ihn forſchend, oft kopfſchüttelnd betrachtete, und van Büren, endlich ſeines unnützen Nöthigens müde, ſich in dem Alkoven auf ein Ruhebett ſtreckte.

Lange ſaßen die Beiden ſtumm neben einander.

Junker! — unterbrach endlich der Narr das Schweigen — mir ſcheint faſt, Ihr tretet vor der Zeit in unſern Orden, denn ſo, wie Ihr da ſitzt, fehlt Euch nichts als meine Schellenkappe, und Ihr ſeyd leibhaftig unſers Gleichen. Angethan wie ein Hofſchranze, geſchmückt mit bunten Bändern und Zindeltaffet, ſollte man meinen, es ginge noch heute zum Bankett, zur Luſt und Freude; und Ihr ſitzt ſo trocken da, wie die geſtrige Bußrede unſers würdigen Hofpredigers. Einen furchtbar langen Stoßdegen an Eurer Seite, ein gefülltes Kelchglas vor Euch, glaubt man wahrlich, Ihr wäret ein Eiſenfreſſer, und ſtatt das Glas zu leeren, ſeht Ihr es mit weit geöffneten ſtieren Augen an, ſtatt den langen Stoßdegen gegen die Spanier zu ziehen, courtoiſirt Ihr hier in Utrecht, als ob es draußen überall Ruh' und Frieden ſey, und Eure Laute tönt alle Abende zu Euern ſchmelzenden Verslein, daß man meint, das Nachtigallmännchen locke die Braut. Und nun noch des Königs von Böhmen Hofnarr neben Euch, der wahrlich klüger iſt als Ihr; wer da nicht glaubt, Ihr habet bald die Meiſterſchaft erlangt, der muß noch in ſeinem Leben auf keinen Narren geſtoßen ſeyn!

Meiſter! — ſagte Schulenburg ohne Unwillen — warum dieſen ewigen Spott?

Er ſoll dem traurigen Streitroß ein Sporn ſeyn, dem Thoren eine Panacée. Mit Seufzern und Lautentönen, mit zärtlichen Verslein und ſchmelzenden Blicken erringt man ſich keine Dame. Mit dem Schwert in der Fauſt, auf dem Kampfplatze, da lohnt der Lorbeer und die Myrte dem Sieger, da ſpannt Gott Amor ſelbſt den Bogen. Glaubt, dem Tapfern ſind die Frauen ſo hold als dem Treuen. Glaubt meinem Worte, es wird noch Alles ſich freundlich geſtalten.

Eu-

Eurem Worte? unterbrach ihn Schulenburg, und ſah halb mitleidig, halb ſpöttiſch auf ihn.

Thut, wie es Euch beliebt, — erwiederte dieſer gelaſſen. — Bin ich auch kein Edler, bin ich auch nur der kleine Narr eines Großen, trifft doch mein Wort oft ſicherer als des Ritters Lanze, und ſteht feſter als die Burg Eurer Ahnen. — Aber ohne Zutrauen keine Freundſchaft — ohne Glaube keine Liebe! — Er erhob ſich von ſeinem Seſſel, wickelte die kleine Geſtalt in ſeinen Mantel und ging der Thüre zu.

Schulenburg folgte ihm. — Seyd nicht böſe, Meiſter! Bleibt bei mir, und gönnt mir Euren Rath.

Der Kleine hielt an, wendete ſich, und ſah zu dem hohen Jüngling freundlich hinauf. Schulenburg! — ſagte er nach einer kleinen Pauſe — Von dem erſten Augenblicke an, als Ihr von Wolfenbüttel nach Utrecht kamt, den Herzog Chriſtian zu erwarten, hab' ich Euch liebgewonnen. Ihr waret ein ſtill beſcheidener Jüngling, der ſeinen Muth mehr in ſeiner Fauſt als im Munde trug, der ſich den Jungfrauen mit alter deutſcher Sitte nahte, aber nur der Einen zu tief in die ſchönen

Augen ſah. Na! erröthet nicht, einer ſolchen Dame ſein Herz und ſeine Dienſte weihen, deſſen darf ſich Keiner ſchämen. Wahrlich, wäre ich ein Ritter, ſchlank, ſtark, kräftig wie Ihr ſo vor mir ſteht, und meine gelben Locken wallten wie die Euren über den Spitzenkragen herab, mein Herz ſchlüge eben ſo ſtark gegen mein Tuch-Koller, als das Eurige jetzt ſchlägt; wahrlich, nur Margarethe von Ebrach wäre die Dame meines Herzens geworden!

Schulenburg erröthete und wendete ſich verlegen ab.

Nun, hab' ich mich geirrt, — ſagte der Kleine — ſo verzeiht. Ich glaubte, Gleich und Gleich geſellt ſich gern, und Ihr wäret klug genug, den Trauben vorüber zu gehen, die Euch zu hoch hängen. Nun, was ſoll der finſtre Blick? Springt in Gottes Namen hinauf, ſpringt, ſo lang' es Euch beliebt, verrenkt Euch meinetwegen ein Bein, was kümmert's mich, wenn Ihr nicht Augen habt, die herrliche Frucht zu ſehen, die ſich Euch freundlich darbietet, und die Ihr nicht zu beachten ſcheint.

Freundlich? unterbrach ihn Schulenburg.

Anfangs, als Ihr hier ankamt, — fuhr der Kleine fort, und ſchien das, was der Jüngling geſagt, nicht gehört zu haben, — ſchien Euch freilich der Morgenſtern zu leuchten, gnädig blickte er auf Euch herab, und in Eurem ſchmachtenden Auge ſchien ſich ſein goldener Strahl gern zu brechen. Man ſchien es nicht ungnädig aufzunehmen, als Ihr Euch in die Farbe der Hoffnung kleidetet, doch die Zeiten ſind vorüber.

Vorüber! — rief Schulenburg — ja, vorüber! — und packte den Tiſch, daß alle Gläſer klirrten, und der Niederländer aus ſeinem Schlafe auffuhr.

Daß doch ein Verliebter immer einer der Unſern iſt! — unterbrach der Kleine lächelnd das rauhe Aufbrauſen des Jünglings — Was ſoll nun das? Warum fliehen, wo die Schlacht noch nicht verloren iſt? Setzt Euch bügelfeſt, legt die Lanze ein, ſprengt in die Schranken und kämpft um den Preis!

Darf ich?

Verſucht's, ich ſollte es meinen. Doch, armer Ritter! wir ſind nicht mehr in den Zeiten der Tafelrunde, wo ein Schwur für die Ewigkeit band; jetzt löſ't man ihn, wenn es beliebt, und die Frauen ſelbſt lüſten die Bande ſo gern, um neue zu knüpfen.

Mein Wort ſteht feſt! rief der Jüngling.

Und wenn Euer Herz darüber brechen ſollte?

Und wenn es bräche!

Armer Ritter! — ſagte der Kleine — Wißt, im Gebiet der Liebe iſt Alles gleich; dort giebt es keine Helmſchau, da verweigert kein Kampfrichter den Eintritt in die Schranken. Der Kühnſte erringt den Preis, der Beharrlichſte kommt am ſicherſten zum Ziele. — Ihr ſchüttelt bedenklich Euer ſorgenſchweres Haupt. Da nehmt den Becher: Der kühnen Liebe, die ſich nicht entmuthigen läßt, der treuen Liebe, die nicht wankt, der hoffnungloſen Liebe, die nicht vergeht, der klugen Liebe, die nicht nach dem Unerreichbaren ſtrebt! Nun, ſtoßt an, Schulenburg! — rief der Kleine — Ihr wollt nicht? Nun, ſo rufe ich Euch einen andern Namen leiſe in's Ohr — und Ihr müßt doch Euer Kelchglas leeren. Eliſabeth!

Narr! rief Schulenburg unmuthig, und ſchmetterte das Kelchglas zu Boden, daß es in tauſend Stücken zerbrach, van Büren aufſprang und noch halb ſchlaftrunken fragte: was es gäbe?

Ein Thor glaubt, er ſey Herr ſeines Herzens, — ſagte der Kleine lächelnd — ein Blinder meint, ſein Auge ſähe ſchärfer als das Auge eines Falken; ein Wahnſinniger zerpflückt ſein eigenes Herz, und wähnt, er zerpflücke den Strauß der Geliebten. Wohl bekomme es ihm! — Er neigte ſich freundlich gegen den Niederländer und ging.

Da jagten Reiter über die Straße; van Büren trat an's Fenſter. — Herzog Chriſtian von Braunſchweig zieht ein! rief er Schulenburg zu, der, Geſundheit, Narr und Alles vergeſſend, zur Thür hinaus ſtürzte, ſeinen Herrn zu empfangen.

3.

In den erſten Jahren des dreißigjährigen Krieges, wo der Rittergeiſt, von dem Geiſte der Frömmelei verdrängt, nur noch hier und da auf einzelnen Burgen und wohl noch an manchen kleinen Höfen lebte, entwickelte ſich zu Wolfenbüttel ein junger Held, der Herzog Chriſtian von Braunſchweig, Biſchof zu Halberſtadt. Eben als er in das Jünglingalter trat, begannen die böhmiſchen Unruhen; als er zur Reiſe gelangte, war das Schickſal des unglücklichen Friedrichs von der Pfalz entſchieden, die Union aufgelöſ't, die proteſtantiſchen Fürſten ſahen den calviniſtiſchen Kurfürſten geächtet aus ſeinen Staaten fliehen, und blieben unthätig. Nur der Graf Mansfeld, an der Spitze eines ſtattlichen Heerhaufens, welchen dieſer tapfere Sohn des Glücks aus den Ueberreſten des am weißen Berge geſchlagenen Heeres, und aus Abenteurern um ſich verſammelt hatte, ſtand noch im Felde, und focht unter dem Banner des Kurfürſten von der Pfalz, die Dame Fortuna an ſeine Schritte zu feſſeln. Er allein, deſſen rechtmäßige edle Geburt ſelbſt in Zweifel gezogen wurde, Sohn eines unbedeutenden Grafen, ſtand allein dem Kaiſer und der mächtigen katholiſchen Liga entgegen, und durchzog Deutſchland hier als Sieger, dort beſiegt. Sein Muth gab ihm die Kraft, ſein Geiſt die Mittel, die deutſchen Lande Mann, Roß, Waffen und Geld, er ſelbſt den deutſchen Fürſten ein edles Beiſpiel.

In der jugendlichen Bruſt Chriſtians von Braunſchweig erweckten Mansfelds Thaten die Begierde zu edler Nacheiferung. Um freier handeln zu können, entſagte er ſeinem Biſthum, und nur von wenigen Edlen begleitet, ſeinem Glücke, ſeinem Muthe vertrauend, zog er ohne beſtimmten Plan nach dem Haag, dem Sammelplatze aller Feinde Spaniens und Oeſtreichs. Von Holland hoffte er Geld, vom vertriebenen Kurfürſten Beſtallung, von England thätige, kräftige Unterſtützung. Mit zwanzig Edlen und funfzig Dienern zog er mit dem feſten Willen dahin, ſich Ruhm, Ehre und Land zu erkämpfen, oder für deutſche Freiheit und den Glauben zu ſterben.

Der Kurfürſt von der Pfalz war ihm bis Utrecht entgegen gegangen; hier empfing er ihn mit der größten Auszeichnung. Zwar war die Umgebung des Herzogs nicht groß, er führte dem vertriebenen Kurfürſten kein Heer zu; aber in damaliger Zeit bedurfte es nur Geld und eines kühnen Mannes, um mit einem Schlage Soldaten herbei zu zaubern. Jacob der Erſte hatte ſeinem Schwiegerſohne bedeutende Summen verſprochen, aber erſt 30,000 Pfund Sterling waren im Haag zur Ausrüſtung einer Armada angekommen; weniger hatten die Staaten verſprochen, ſie hielten aber mehr. Waffen, Munition und Geſchütz waren ſchon bereit, und wenn auch für den Augenblick der Waffenſtillſtand mit Spanien ihnen die Hände einigermaßen band, lief dieſer doch bald zu Ende, und die Erneuerung der Feindſeligkeiten war mehr als zu gewiß. Außer der Unterſtützung, die ſie monatlich dem Kurfürſten zu ſeiner Hofhaltung auszahlen ließen, hatten ſie für das Heer, welches der Herzog errichten ſollte, in der Stille 300,000 Fl. bewilligt. Herzog Chriſtian fand daher ſchon Mittel zu ſeinem Unternehmen bereit; was in ſeinen Kräften war, hatte er ſchon angewendet, und in allen Gegenden Nord-Deutſchlands, wo Tilly und Pappenheim nicht hauſ'ten, die Trommel rühren laſſen. Religion und Freiheit des Vaterlandes, wohl auch Ehrgeiz war in dieſem Augenblicke der Beweggrund, welcher ihn antrieb, in dem deutſchen Kriege eine Rolle zu übernehmen. Doch eine Flamme ſollte in ihm auflodern und ihn mit Schwärmerei zu ritterlichen Thaten führen, eine Flamme, die bis an ſeinen Tod in ihm nicht verloſch.

Kaum hatte er die läſtigen Beſuche angenommen und erwiedert, kaum war er ſich ſelbſt wiedergegeben und mit Schulenburg in ſeinem Zimmer allein, als er ſeinem Jugendfreunde traulich, wie ſonſt, die Hand reichte, und ihn herzlich auf niederländiſchem Boden willkommen hieß. Er hatte ſo viel zu fragen, Schulenburg ihm von ſo Manchem Bericht abzuſtatten, denn er war nach dem Haag vorausgeſandt, die Lage der Dinge und die Perſonen kennen zu lernen, welche auf die Geſchäfte dort den größten Einfluß hatten, ſo daß nur ernſte Angelegenheiten ſie die erſten Stunden beſchäftigten.

Und die Königin? fragte jetzt der Herzog, da Oranien, die Hochmögenden und alle Staatsmänner der Reihe nach ihm ſattſam geſchildert waren.

Die Königin! wiederholte Schulenburg, und ſein glühendes Auge ſchien auf dem Punkte, wo es hinſtarrte, feſt gebannt zu ſeyn.

Nun? — unterbrach Herzog Chriſtian den Träumenden — iſt ſie denn wirklich ſo ſchön als das Gerücht von ihr ſagt?

Gnädiger Herr! — erwiederte Schulenburg mit Ruhe, die jedoch bald in Gluth ſich verlor. — Denkt Euch eine hohe majeſtätiſche Geſtalt, geſchaffen, Ehrfurcht zu erwecken; ein Auge, aus dem nur Seele ſtrahlt, das mit ſeinem Ernſte ſchreckt, und doch mit unausſprechlichem Zauber anzieht; einen Mund, geformt, der Liebe Gluth auszuſtrömen, einzuſaugen. Denkt Euch ein Weſen aus dem Himmelsbilde einer Madonna, aus dem erhabenen Bilde einer Königin der Erde geſtaltet, und mit aller Lieblichkeit, mit allen lockenden Reizen umwoben, welche die Phantaſie ſich in ihrem glühendſten Traume zu malen vermag; denkt Euch ein Weſen, dem, wenn es freundlich blickt, kein Sterblicher ungeſtraft in's Auge ſehen kann, deſſen Mund durch ſeine Zaubermelodien bannt. Denkt Euch ein Weſen, unwiderſtehlich, einzig!

Der Herzog hatte ſchon beim Anfange dieſer Beſchreibung gelächelt, jetzt lachte er hell auf. — Freund Schulenburg! — ſagte er — die Zauberſprüche aus dem Munde der Königin haben Dich bethört, ihr Auge hat Dir wahrſcheinlich freundlich gelächelt, und Deine Phantaſie hat in ihren Träumen ihr Bild Dir gar zu lockend ausgeſchmückt. Erröthe nicht. Habe ich auch noch bis jetzt mein Herz den Lockungen der Weiber verſchloſſen, verdamme ich doch nicht die, ſo ſich von der Macht der Liebe hingeriſſen fühlen. Ich habe bis jetzt nur Einer Dame gehuldigt — der Ehre; vielleicht kommt auch die Zeit, wo ich einer andern, begabt mit freundlichen Augen und küßlichem Munde, huldigen werde.

O wenn Ihr ſie ſeht! rief der Jüngling.

Dann werde ich vielleicht ein Meiſterwerk der Natur bewundern, und ſtaunend an ihr vorübergehen.

So glaubt' ich auch, gnädiger Herr! Mich hielt noch überdieß der Abſtand zurück, der zwiſchen einer Königin und einem Ritter iſt, und doch vermochte mein beſcheidenes Herz nicht, zu widerſtehen. Ein ſonderbares Gefühl, Liebe kann ich es nicht nennen, denn es iſt zu heilig, zu ehrfurchtvoll, ergriff mich, ſo oft ich ſie ſah; anbetend blieb ich in weiter Entfernung ſtehen, ich wagte ihrem Zauberkreiſe mich nicht zu nahen. Da ſchwur ich mir ſelbſt nur leiſe, mich für ewig dem Dienſte der Herrlichen zu weihen. Vor Euch, mein Herr und Freund, will ich dieſen Schwur laut und feierlich wiederholen, er binde mich bis an meinen Tod!

Schulenburg, — unterbrach ihn der Herzog lächelnd — ſchwöre nicht! Haſt Du den Rauſch verſchlafen, biſt Du am Buſen einer neuen Göttin erwacht, ſo bejammerſt Du Deine Thorheit, Du möchteſt die Sklavenkette zerreißen, und Dein Ritterwort hält Dich zurück.

Beharrlichkeit iſt mein Wahlſpruch! — rief

Schulenburg — darum auch der Wogen umbrauſ'te Fels die Deviſe meines Schildes!

Und ſtrahlt denn die Königin allein, ein Diamant, in dem Kreiſe ihrer Frauen?

Viel des Schönen werdet Ihr ſehen, viel Liebliches wird Euch entgegentreten, — ſagte jetzt Schulenburg. — Aber nur eine der Blüthen, die wie ein Kranz einfacher Wieſenblumen um dieſe Königsroſe ſich winden, darf ſich an Schönheit und Liebreiz wohl neben ſie ſtellen. Es iſt ein zartes Veilchen, einfach und beſcheiden. Wenn Ihr in Eliſabeth von England die Himmelskönigin zu erblicken glaubt, um das Haupt ein Strahlendiadem aus Sonnengluth gewoben, ſteht Margarethe von Ebrach neben ihr, wie eine Heilige der Erde, fromm und dem Himmel verwandt; die Glorie, die ſie umgiebt, ſtrahlt ſilbern wie Mondlicht, und blendet das Auge nicht, das ſie trifft. Wie jene das Höchſte des Himmels, ſcheint dieſe das Bild irdiſcher Vollkommenheit; erhebt die Königin das Herz zum edelſten Beginnen, legt Margarethe einen ſtillen Wunſch in das offene.

Und ihre Geſtalt? fragte der Herzog ernſt.

Wie Meiſter Dürer uns die deutſchen Jungfrauen malte, ſchlank und züchtig, die Locken blond, Roſen und Lilien auf dem Engelgeſicht, das Auge blau, mit ſeinem ſanften, unſchuldvollen Strahle die Herzen erſchließend.

Schulenburg! — ſagte der Herzog halb ernſt, halb lächelnd. — Ich fürchte, Du haſt tiefer in die Augen der Königin und ihrer Hoffräulein geſehen, als in die Augen der Staatsmänner. Du haſt mehr den Liebes-, als den Kriegsgott vor Augen gehabt.

Das ſchmerzt! — unterbrach ihn Schulenburg — Meinem Herrn habe ich redlich gedient, und ihm treulich berichtet, weshalb er mich geſandt. Der Freund entlockte mir mein Geheimniß. —

Und vielleicht ein Geheimniß, das Dir ſelbſt bis jetzt unbekannt blieb. Dein Ehrgeiz, Deine Schwärmerei, Dein ritterlicher Sinn, weshalb Du mir ſo lieb, ſo theuer biſt, zogen Dich zu den Füßen der Königin, und Dir unbewußt lockt Dich der Zauber der Unſchuld Margarethe's an ihren Buſen. Du ahneſt es nicht — Du liebſt ſie!

Ich, Herr?

Du liebſt ſie! So wie ich mich auf dieſe Göttin verſtehe, ſo verrieth Dich Deine Schilderung von Beiden. Aus Deiner glühenden Phantaſie entſprang das Bild der Königin, dem Herzen das Bild Margarethe's. Nun, im Haag will ich mein Auge, mein Ohr vor dieſen Syrenen ſchließen, und Dich prüfen. — Er reichte ihm die Hand und drückte ſie herzlicher als je.

1.

Die unbilligen Forderungen der Spanier, welche indeß im Haag gemacht worden waren, nahmen den vereinigten Niederlanden alle Hoffnung, durch einen ehrenvollen Frieden ihre Freiheit zu erlangen. Der Krieg ward beſchloſſen, und um ſo feierlicher ward nun der Einzug Herzogs Chriſtian von Braunſchweig, da man keine Rückſichten mehr gegen Oeſtreich und Spanien zu nehmen hatte. Der Kurfürſt von der Pfalz, der Prinz von Oranien, die erſten Staatsmänner zogen ihm entgegen, und begleiteten ihn nach ſeiner Wohnung, welche auf Koſten der Provinz Holland für ihn eingerichtet war.

Der andere Tag war zu ſeinem feierlichen Empfange bei Eliſabeth von England beſtimmt. Nie hatte der junge Fürſt den Umgang der Frauen geliebt. Von Jugend auf mit dem Gedanken beſchäftigt, durch den Krieg ſich unter den Fürſten Deutſchlands auszuzeichnen, nur das bedrängte Vaterland vor Augen, hatte er die Frauen als Weſen, die Liebe als ein Mittel betrachtet, den Mann von ſeiner ernſten Bahn abzuziehen, und wenn auch die Lebhaftigkeit ſeines Geiſtes, ſein heißes wallendes Blut ihn oft nach dieſem lockenden Geſchlechte hinzog, hatte doch noch keine es vermocht, den jungen Krieger zu feſſeln.

Zwar hatte die Schilderung Schulenburgs ſeine Neugierde gereizt; er konnte es ſich nicht verbergen, daß er heute ſich ſorgfältiger gekleidet hatte, daß er die Stunde nicht erwarten konnte, welche ihn zu der Königin rief, und daß die hohe Schönheit, die Krone auf ihrem Haupte, ihm wohl ſeiner Bewunderung würdiger zu ſeyn ſchien, als die Jungfrauen am Hofe ſeines Bruders. Doch waffnete er ſich mit Gleichmuth, und Schulenburg neckend, begab er ſich, von ſeinen Rittern umgeben, nach dem Pallaſte der Oranier, welchen der Kurfürſt bewohnte, der hier mit der Krone den Titel

Majeſtät nicht verloren hatte, und den Jedermann als König von Böhmen anerkannte.

An der Spitze ſeines ganzen, zwar nur unbedeutenden Hofſtaates, empfing ihn Friedrich von der Pfalz. Herzog Chriſtian dankte ihm nach wenigen Ceremonien mit Offenheit für ſeinen herzlichen Empfang, und mit dem ihm eigenen jugendlichen Feuer weihete er ſich im Angeſicht aller Anweſenden dem Dienſte des unglücklichen Fürſten — reichte ihm zum Unterpfande ſeine Rechte, ſo daß Kurfürſt Friedrich, von dem offenen Benehmen des Herzogs ergriffen, ihn innig umarmte. Da öffneten ſich die Flügelthüren, und die Königin, von ihren Hoffräulein umgeben, trat ein.

Tief neigte ſich der Herzog vor der hohen Frau, die ihn ſchon aus der Entfernung freundlich willkommen hieß. Als aber der Herzog ſeinen Blick erhob, und auf ſie zutrat, blieb er erſtaunt vor ihr ſtehen, blickte unverwandt Eliſabeth an, und verſuchte auch nicht im Geringſten, die Gefühle ſeines Innern zu verbergen. Solche Schönheit, ſolche Majeſtät, und doch ſolchen Liebreiz, hatte er noch nie geſehen.

Auch die Königin ward verlegen; nicht der Eindruck,

druck, den der Herzog auf ſie machte, ſeine Stimmung, ſein Staunen, ſein feſt auf ſie gehefteter Blick beunruhigten ſie. Seyd uns von Herzen willkommen, mein Vetter! — begann ſie — herzlich willkommen, da Ihr Euch, wie ich gehört, unſerm Dienſte weihen wollt.

Bei dieſen Worten trat der Herzog ermuthigt, kühn vor ſie hin, beugte ſein Knie, und die Hofſitte, das Ceremoniell vergeſſend, ſagte er mit dem Tone ritterlicher Courtoiſie: Dame! erlaubt, mich Euren Ritter nennen zu dürfen. — Die Königin, durch dieſe freimüthige kecke Rede überraſcht, erwiederte, ſich zu ihm neigend: Steht auf, Herr Herzog! einer unglücklichen Fürſtin gebührt dieſe Ehre nicht.

Vergönnt es mir, — rief der Herzog — ſo die Entſcheidung abzuwarten, ob Ihr mich würdig haltet, Euer Ritter zu ſeyn!

Wen würde Euer ritterlicher Dienſt nicht ehren? Gern nehm' ich Euch als meinen Ritter auf, Herr Herzog! ſagte Eliſabeth, nicht ohne innere Bewegung.

So gebt mir ein Zeichen Eurer Huld, hohe Dame! — rief dieſer, und ſein dunkelblaues Auge ſah kühn, doch bittend nach der Königin auf, die verlegen die Worte, ihm zu antworten, nicht finden konnte. — Gebt mir ein Zeichen, das mich berechtigt, mein Blut, mein Leben Eurem Dienſte zu weihen!

Die Königin warf einen fragenden Blick auf ihren Gemahl, er winkte bejahend. Eliſabeth zog den Handſchuh von ihrem blendendweißen Arme, reichte ihn dem Herzoge, und ſagte ernſt: Dieſer Handſchuh ſey Euch ein Zeichen meiner königlichen Huld! Indem Ihr ihn erfaßt, ſey er der Fehdehandſchuh, den Ihr aufnehmt gegen Oeſtreich. Auf dem Schloſſe zu Heidelberg, umgeben von unſern Vaſallen, löſ' ich ihn ein. Doch erſt auf dem Rhadſchin zu Prag ſeyd Ihr Eurer Pflichten gegen mich entbunden. Dieß das Wort Eurer Königin! — Verwahrt ihn treu! ſpricht jetzt die Dame, deren Dienſte Ihr Euch geweihet habt; treu, wie Ihr Euren Ritterſinn, Euren fürſtlichen Ruhm bewahren mögt! Tragt ihn als Zeichen meiner Gunſt, und nun ſteht auf und ſeyd mir willkommen! — Sie reichte ihm die Hand.

Da traf des Herzogs Auge Margarethe von Ebrach, die hinter ihrer Gebieterin ſtand. Sie mußte es ſeyn, die Schulenburg ſo herrlich geſchildert hatte; doch nur flüchtig berührte ſein Blick dieſe Madonnengeſtalt — glühend heftete er ſein Auge auf die Königin, die es wohl am gemeſſenſten hielt, die Audienz ſo bald als ſchicklich abzubrechen. Sie entfernte ſich.

5.

Schulenburg fand den Herzog nachdenkend in ſeinen Zimmern auf und ab gehen; er ſchien des Freundes Ankunft nicht zu bemerken. Immer heftiger wurde ſein Schritt, dann hielt er plötzlich an, ſchien mit ſich zu zürnen, ſah finſter vor ſich hin, aber bald ſchwand dieſer trübe Blick vor einem freundlichen Lächeln, das ſich über ſein ganzes Antlitz verbreitete. — Ja! — rief er plötzlich aus — Sie iſt ſo, wie ich mir in dem Traum meines Lebens die Göttin dachte, die um meine Schläfe den Kranz vaterländiſchen Eichenlaubes, um mein Schwert die Blume der Liebe winden ſoll. Ich habe ſie gefunden! — Jetzt erblickte er Schulenburg.

Rudolph! — ſagte er, des Freundes Hand erfaſſend. — Deine Farben waren matt, matt die Gluth, worein Du ſie tauchteſt, als Du mir das Bild der Königin der Frauen malteſt. O mein Freund, nur Schwärmerei lieh Dir Worte, das Herz ſchwieg. Ich bin fortan ihr Ritter, buhle Du um die Gunſt Margarethe's, laß Deinen kühnen Aufflug, denn neben Dir ſchwinge ich, ein junger Adler, mich zu ihr empor!

Schulenburg ſah den Herzog verwundert, ſtaunend an.

Du ſtaunſt! — unterbrach dieſer das Schweigen — daß ich, der noch vor Stunden der Liebe trotzig kühn entgegentrat, jetzt mich vor ihr beuge. Erkenne hierin ihre Macht. Folge gleich mir dem Gefühle Deines Herzens, worin Margarethe ruht, nicht Eliſabeth!

Ihr irrt, gnädiger Herr! — erwiederte Schulenburg, nicht ohne Empfindlichkeit. — Was in meinem Herzen mir ſelbſt vielleicht verborgen liegt, wird die Zeit enthüllen; mein Wort, mein Schwur aber iſt unerſchütterlich, und ſteht feſt wie die hohe Tanne Eures Harzes, kein Sturm entwurzelt ſie. Nicht um Minneſold habe ich gebuhlt, rein wie der friſch gefallene Schnee, keuſch wie das Eis, das auf den hohen Gletſchern den Strahlen der erwärmenden Sonne Trotz bietet, ſteht der Königin Bild verklärt in meinem Herzen, und wenn auch die Sinnenliebe mich einſt bethört, wird es neben ihr ruhen wie das Heilige neben dem Irdiſchen. So wie ich Euch, mein Herr und Freund, Treue gelobte bis zum Tode, ſo werde ich treu meiner ſelbſt gewählten Herrin bleiben, in den Stürmen des Lebens, in den Stürmen des Todes, wenn ſie auch mich nicht beachtet!

Betroffen blickte der Herzog Schulenburg an. Er kämpfte mit ſich, ob er dem Freunde zürnen, ob er ihn bewundern ſollte; doch ſchnell reichte er ihm die Hand. Es ſey! — rief er — auch hier zum Bunde vereint. Ein Herz, Ein Glaube, Eine Dame! — und ſo bis zum Reitertode ſey dieß unſer Wahlſpruch!

Es ſey! — ſagte Schulenburg - Ihr ſeyd der erwählte, ich nur ein in der Stille dienender Ritter. Nie möge ſie es wiſſen, daß ich mich ihrem Dienſte geweiht habe, im Geheim will ich für ſie ſtreiten!

Der Ritter täuſchte ſich. Der Königin war es ſchon lange nicht entgangen, daß er mit ſchwärmeriſcher Verehrung ſich ihr nahe; welches Weiberauge ſieht hier nicht ſcharf! Oft hatte ſie mit Margarethe, ihrer Vertrauten, darüber geſcherzt, oft dem Ritter gezürnt, daß er, ein ſchlichter Edelmann, es wagen könne, bis zu ihr ſeine Augen, ſeine Wünſche zu erheben, bis ſie endlich bemerkte, daß jeder Spott über den treuen Ritter ihrem Fräulein wehe that; ſie glaubte in der jugendlichen Bruſt Margarethe's den Funken der Liebe glimmen zu ſehen, und ſie tadelte ſie laut, daß ſie ihr Herz einem Manne ſchenke, von deſſen Gegenliebe ſie nicht überzeugt ſey, jedoch konnte ſie eine gewiſſe Theilnahme an Beiden nicht unterdrücken.

Margarethe hatte bisher ſelbſt der Königin die Empfindung ihres Herzens zu verbergen geſucht; ſeit der Herzog aber im Haag war, ſeit der Königin die Bewerbungen dieſes jungen, ritterlichen Fürſten nicht gleichgültig ſchienen, Schulenburgs freundlicher erwähnt wurde, der ſich jetzt in weitere Entfernung zurückzog, fühlte ſie mehr Zutrauen, und öffnete in einer vertraulichen Stunde ihrer Gebieterin das lang' verſchloſſene Herz. Schulenburgs Bild ſtand darin; aber zu ſtolz, ſich einer ungewiſſen Neigung hinzugeben, bekämpfte ſie eine Liebe, die ihr hoffnungslos ſchien, denn ſie war zu gewiß, daß der braunſchweigiſche Ritter der Ritter Eliſabeths von England ſey.

Indeſſen Margarethe ihre Empfindungen dem Auge eines Jeden verbarg, Schulenburgs Blicke unwillkürlich immer mehr, immer inniger auf ihr ruhten, blieb des Herzogs Neigung Keinem verborgen. Zum erſten Male von einer Leidenſchaft ergriffen, die ihm bis jetzt unbekannt geblieben war, verſtand er nicht, bei ſeinem lebhaften Gemüthe, ſeine Gefühle zu verbergen. Von der Königin zu ihrem Ritter ernannt, glaubte er in ſeinen Bewerbungen um ihre Gunſt nichts Tadelswerthes zu finden, und es der ganzen Welt zeigen zu müſſen, daß er ſich dem Dienſte dieſer hohen Frau geweihet habe. Die Königin, wohl mehr als der fürſtliche Jüngling, mit den Schwächen des Herzens und den Anſichten der Welt vertraut, auch des Herzogs ritterliche Sitte anfangs nur zu ihrem und ihres Gemahls Vortheil benutzend, hielt den kühnen Rückſichtloſen durch ſtrengen Ernſt in den Schranken zurück, die ſie ihm bezeichnete, ohne ihn jedoch aus ihrem Zauberkreiſe zu laſſen. Ihm gnügte ein freundlicher Blick aus ihrem ſprechenden Auge; für einen Druck der Hand, dem ſeinen leiſe erwiedert, hätte er noch einmal ſein Bisthum gegeben, und zu den mächtigen Zauberworten: Ruhm und Vaterland, die ſeinen Jugendträum ſo herrlich geſchmückt, geſellte er noch das Himmelswort — Liebe. Aber nur jene geiſtige, heilige Liebe, die in der reinen Bruſt des Jünglings flammt, die nur auf einem unentweihten Altar erglüht, aber ſo leicht, ſo ſchnell durch die Sinne zur zerſtörenden Flamme angefacht wird.

Noch war ihm Eliſabeth von England nur die heilige Oriflamme, die er beſchützen, für die er kämpfen, für die er ſterben wollte. Seine Phantaſie malte ihm in dem Pfande, das ſie ihm geſchenkt, noch nicht die ſchöne Hand, die es bedeckt hatte; es war ihm, wie den Templern das rothe Kreuz, das Zeichen der Weihe, und beglückt, hochbeglückt fühlte er ſich, daß er im Kampf für die Dame ſeines Herzens ſein früheres Gelübde nicht brechen durfte.

Neben dieſem ritterlichen deutſchen Fürſten ſtand der deutſche Edle, durch Jugend, Freundſchaft und gleichen Zweck ihm verwandt. Wie der Herzog, wollte Schulenburg für ſein Vaterland die Kraft ſeiner Jugend opfern, wie bei jenem, hatte ſich auch zwiſchen den Kranz von vaterländiſchem Eichenlaube die Roſe unvermerkt gewunden. Aber war ſie auch gleich innig und feſt in den Lebenskranz Beider geſchlungen, ſo blühte ſie offen und frei, Alles überſtrahlend bei Chriſtian, während ſie nur ſtill verborgen, düſter bei Schulenburg ſich rankte. Jener klimmte mit keckem Muthe ſeinem Ziele entgegen, während dieſer ſtill, in ſich gekehrt, mit ſich ſelbſt im Streite, nicht einmal wußte, ſollte er ſeinem Geiſte, ſollte er dem Herzen folgen. Die Warnung des Herzogs, daß er dereinſt ſeinen voreiligen Schwur bereuen würde, ſchien ſchon jetzt in Erfüllung zu gehen, denn immer näher trat ihm Margarethe, und ſchon mußte er gegen ſeine Empfindungen kämpfen. Nicht allein in dem Charakter der beiden Freunde lag das Verſchiedene ihres Thuns, ſondern auch in dem Gemüth. Auffahrend, heftig, leidenſchaftlich, doch ſchnell verſöhnt, jeder Gefahr trotzend, dünkte dem Herzoge nichts zu groß, um es nicht erringen, nichts zu ſteil, um es nicht erklimmen zu können. Ueberall führte ihn ſein kühner Geiſt zum Siege, und ſeine

Fahnen, erſt einmal aufgerollt, ſah er ſchon im Geiſte auf den Wällen Wiens flattern. — Schulenburg tiefer, und noch ernſter alles ergreifend, oft von ſeinem romantiſchen Sinn verlockt, betrat dennoch bedächtig jede neue Bahn, kämpfte gegen ſein Inneres, ſobald er fühlte, es führe ihn zu ſchnell, zu raſch; aber nie verließ er den einmal betretenen Pfad, ſeine Feſtigkeit war oft Starrſinn.

So vergingen Wochen, der Herzog ſtrebte immer kühner ſeinem Ziele entgegen, Schulenburg, immer mehr mit ſich im Streite, zog ſich düſter in ſich zurück. Den Herzog jammerte der Freund. Freimüthig, wie er war, ergriff er eine ſchickliche Gelegenheit, mit der Königin über Schulenburgs Angelegenheiten zu ſprechen. Nur zart berührte er die Schwärmerei, welche den Ritter bis zur Anbetung ſeiner Dame geführt habe, deſto offener theilte er der Königin die Vermuthung mit, Schulenburg liebe Margarethe, und wolle es ſich ſelbſt nicht geſtehen.

Sein Starrſinn iſt mit ſeinem Herzen im Kampf; ich weiß Alles, Herzog, wir müſſen ihn heilen, — erwiederte die Königin, und indem ſie ſich über die Mittel beſprachen, die beiden ſtill Liebenden ſich näher zu bringen, indem ſie Pfeil und Bogen ordneten, die beiden Herzen zu verwunden, ritzten ſie ſich ſelbſt mit dieſer gefährlichen Waffe des Liebesgottes.

6.

An dem Geburtfeſte des Königs unterbrach ein glänzendes Bankett das eintönige Leben der kleinen Hofhaltung, und Alles, was im Haag von Edlen verſammelt war, eilte hin zu dem Feſte.

Auch Schulenburg fehlte nicht, er ſtand an einen Pfeiler gelehnt, und neben ihm Meiſter Hanns. Je emſiger der Kleine alles zu beobachten ſchien, und mit ſeinem ſpähenden Blicke umherlugte, deſto düſterer blickte Schulenburg vor ſich hin, und ſchien nichts um ſich her zu bemerken. Selbſt als der Prinz Moritz von Oranien mit der Königin den Tanz eröffnete und an ihm vorüberzog, ſchien er es nicht zu beachten; Bottendorf, der zu ihm trat, weckte ihn jedoch aus ſeinen Träumen.

Schulenburg! — ſagte er, ihm auf die Schulter klopfend, — iſt es nicht thörig, daß ein ſo geſchmückter Frauenknecht, wie Ihr ſeyd, dem Spotte zur Zielſcheibe hier an dem rauhen Pfeiler ſteht, und ſich das atlaſne Wams verdirbt? Kommt zum Schenktiſch, leert den Pokal, und vergeßt beim Becher die Sorgen!

Thut es nur! — rief ihm der Kleine zu, und ſchritt voran. — Ritter Bottendorf weiß Nord in Süd zu verwandeln; die Rubinen ſeiner Naſe ſind die trefflichſten Magnetnadeln, die immer nach dem Schenktiſche zeigen. Thut es nur!

Bottendorf faßte den Träumer unter den Arm und zog ihn mit ſich fort; auch van Büren geſellte ſich zu ihnen, und bald ſaßen, wie in Utrecht in der Herberge zum Anker, die vier Kumpane in einem kleinen getäfelten Zimmerchen, das an den großen Saal ſtieß, und tranken.

Die Flügelthüren ſtanden offen, und man konnte einen Theil des Saales von hieraus überſehen; der Thür gegenüber ſaß Schulenburg und der Kleine, Bottendorf und van Büren ihnen zur Seite. Jedesmal, wenn die Windungen der Allemande, oder der lebhaftere Walzer die Königin vorüberführten, machte [illegible] der Kleine auf die königliche Frau aufmerkſam, wie ſchön, wie herrlich ſie daherſchwebe;

aber nichts konnte Schulenburg aus ſeinen Träumen wecken. —

Euch fehlt etwas, Junker! — begann dann der Kleine neckend — Ja freilich, auch ich vermiſſe eine zarte Blume; Margarethe von Ebrach iſt auf ihrem Zimmer, wahrſcheinlich krank, vielleicht traurig. Nun ſeht nur, hebt doch Euern Blick. Seht den Prinzen Moritz, dieſen ſtattlichen Kriegshelden, wie gewandt beim Tanze, ſo gewandt wie im Felde!

Schulenburg ſchien auf Alles dieſes nicht zu hören. Wider ſeine Gewohnheit ſtürzte er einen Becher Wein nach dem andern hinunter, ſo daß Meiſter Hanns ſelbſt, ihn freundlich bittend, den Becher wegſchob, und ihn noch zur rechten Zeit in den Saal zurückführte; denn nur ermuthigen ſollte ihn der Wein, nicht ihn berauſchen.

Glück auf! — rief Herzog Chriſtian dem Hereintretenden entgegen — Dein Auge, Freund Schulenburg, glüht ja heute einmal wieder wie ſonſt, Deine Hand preßt ja die meine ſo feſt und ſtark wie in den Tagen des Frohſinns, und doch iſt Margarethe von Ebrach nicht hier.

Glücklicher! — erwiederte Schulenburg ſich vergeſſend. — Wer wie Ihr, mein gnädiger Herr, —

fuhr er ſich faſſend fort — der Hoffnung nachjagen kann, ohne daß ſie ihm entflieht.

Du biſt ein Träumer, Schulenburg! — unterbrach ihn der Herzog — folge ihr nur; ſo wie das Glück mußt Du ſie beim Schopf faſſen, und Du wirſt ſie feſthalten. — Meiſter Hanns! — ſagte er, ſich zu dem Kleinen wendend, der freundlich zu ihm aufblickte, — hab' ich nicht Recht? Die Hoffnung iſt ein Weib, ſie lächelt nur dem Kühnen, und ſteht nur dem Muthigen. Darum, guter Rudolph, folge ihr, wenn ſie ſich zeigt; folg' ihr, und ſie wird Dir ſtehen. Thue wie ich! — Er eilte fort, nahte der Königin, beugte ſeine Knie doch nur unmerklich vor ihr, reichte ihr ſeine Hand, und flog mit ihr im rauſchenden Walzer dahin. — Seht nur, — ſagte der Kleine — welch' ſchönes Paar! die ſtattliche Frau in ihrem grünſammetnen Gewande; ſehet den weißen Hals, den das Halsband von Brillanten vergebens noch zu ſchmücken ſucht; ſeht dieſes Auge und das friſche Roth der Wangen, und müßt Ihr nicht geſtehen, die Fürſtin gleicht einer Roſe, die aus dem grünen Blättergewande lieblich lockend hervorblickt? Seht nur die goldnen Locken, den Arm, wie voll und rund, ſeht dieß Füßchen. Doch — o weh! jetzt endet der Tanz, wem winkt ſie? — ach, der kleinen Luitgarde. Sie verläßt mit ihr den Saal, und Ihr? — Guter Ritter, — fuhr er fort, und ſtieß mit ſeinem ſpitzen Ellenbogen Schulenburgs Hüfte gar unſanft, — erwacht! längſt haben ſich die Thürflügel hinter ihr geſchloſſen; was Ihr noch zu ſehen wähnt, iſt ein Blendwerk Eurer Phantaſie. Kommt nach dem Schenktiſche, dort ſitzt Bottendorf noch und van Büren; trinkt noch einen Becher Wein und dann —

Dann?! — rief Schulenburg, noch halb mit ſeinen Gedanken abweſend.

Dann — fuhr der Kleine geheimnißvoll fort — ſchleichen wir hinunter in den Blumengarten, und wo hinter dem künſtlich geſchnittenen Buchengange der Roſenſtrauch in ſeiner ſtolzen duftenden Pracht mir zum Aerger blüht, und das kleine chineſiſche Häuschen an die Taxuswand ſich lehnt, ſoll uns die Hoffnung erſcheinen, lieblich und lockend.

Uns? fragte Schulenburg verwundert.

Uns wohl eigentlich nicht, — erwiederte Meiſter Hanns — mir erſcheint ſie nicht, nur Euch.

Ich verlange von dieſer Göttin nichts als einen ſanften Tod und ein freundliches Auferſtehen. Aber Euch wird ſie ſich zeigen; ach, ſo lieblich und ſchön, wird ſie Eurem Leben eine neue Fackel anzünden!

Was ſoll dieſe Rede? unterbrach ihn Schulenburg unmuthig, ihm jedoch nach dem Zimmer folgend, wo noch die leeren Becher ſtanden.

Was ſie ſoll? — ſagte der Kleine keck — Ich bin der Dame Hoffnung Abgeſandter; ſie erwartet Euch im Garten. Darum leert ſchnell das Glas auf gut Glück, dann folgt mir! — So — nun kommt!

7.

Duldſam wie ein Kind folgte der Braunſchweiger dem Hofnarren. Kommt nur getroſt, mein junger Freund! — ſagte dieſer lächelnd, führte ihn durch die hell erleuchteten Gänge des großen Gebäudes, und jetzt in ein finſteres Zimmer. — Hier verweilt einen Augenblick, — ſagte er — aber rührt Euch nicht von der Stelle, denn jeder Schritt könnte unheilbringend ſeyn. Wißt und erſchreckt nicht

nicht — faßt lieber all' Euren Muth zuſammen — wißt, um und neben Euch ſitzen grinſende Pagoden, chineſiſche Mandarine und japaniſche Götzen in ſtummer, ſchauerlicher Andacht. Ein Schritt links, und die Götzen ſtürzen herab von ihren Altären, ein Schritt rechts, und die Mandarine mit ihren Regenſchirmen von Porzellan ſinken zerſchmettert Euch zu Füßen; darum weilet, bis ich durch die offene Thür das Silberlicht des Mondes einlaſſe, das zu Eurem Himmel Euch leuchten ſoll. — Er tappte vorſichtig umher und öffnete eine Thür, die nach dem Garten führte. — Nun kommt! ſagt den Chineſen und Japanern, den Götzen und Mandarinen Valet, ſchreitet getroſt in den Garten immer nach der Taxuswand zu, hütet Euch, in der Eile auf die Blumenbeete zu treten, und folgt dem Glücke; ich erwarte hier Eure Zurückkunft.

Neben den blühenden Blumenbeeten ſtand der Jüngling erwartungvoll, und wußte nicht, wie ihm geſchehen war. Zu dem Monde, zu den bleichen Sternen blickte er auf; aber ſie flimmerten vor ihm, und ſchienen faſt gleich den Frauen im feſtlichen Saale vor ſeinen Blicken zu tanzen. Sein

Herz pochte gewaltig. Daß er einem Abenteuer entgegen gehe, ſchien ihm gewiß, es ritterlich zu beſtehen, fühlte er Muth und Kraft in ſich, und ſo trat er in den düſtern Buchengang ein. Hier ward es ihm ſonderbar; von Sehnſucht und Ahnung fühlte er ſich in dem Schatten des hohen, dem Mondlicht undurchdringlichen Ganges durchſchauert, es wurde ihm ſo wohl und doch ſo bang. Endlich ging er mit klopfendem Herzen dem chineſiſchen Häuschen zu, doch kaum hatte er einige Schritte gethan, ſo hörte er ein fernes Rauſchen. Er hielt an, lauſchte, und ſah zwei weibliche Geſtalten in einiger Entfernung in den Bogengang biegen. Es war — die Königin und ihre Begleiterin, die kleine Luitgarde. Ihr grünes Gewand, die weißen Schwungfedern ihres Barrets, und Luitgarde's hellrothes Kleid erkannte er ſchnell. Sie ſchritten dem chineſiſchen Häuschen zu, dort verließ Luitgarde ihre Begleiterin, und kehrte zurück. Schulenburg wollte ſich feſt in das Gebüſch drükken, aber die Kleine bemerkte ihn. Verbergt Euch nicht! — ſagte ſie lächelnd — Im chineſiſchen Häuschen erwartet man Euch. — Schnell entfernte ſie ſich.

Da holte er tief Athem und ſah noch einmal auf gen Himmel; doch jetzt flimmerten die Sterne nicht mehr tanzend vor ihm; beklommen war ihm die Bruſt, ſein Muth dahin. Sie erwartet mich! — ſagte er jetzt plötzlich leiſe für ſich — Soll ich mir ſo des Meiſters dunkle Worte deuten? O! Weiber, Weiber! An Euren Launen hängt unſer Glück, an Eurem Pulsſchlag unſre Schäferſtunde. Und Margarethe? — Mein Entſchluß iſt gefaßt. Es ſey!

Eilig ſchritt er dem chineſiſchen Häuschen zu. Er fand die Thür nur angelehnt, er öffnete ſie.

In dem Häuschen, deſſen Thür er wieder hinter ſich anlehnte, war es dunkel und ſtill. Unbeweglich blieb er am Eingange in geſpannter ängſtlicher Erwartung lauſchend ſtehen; noch immer regte ſich nichts. Da dünkte ihn, er höre leiſe ſeufzen; noch einmal, jetzt rauſchte ein Gewand, — er trat einige Schritte vor. Die Thür hatte ſich halb geöffnet, ein Mondſtrahl drang hinein und verbreitete ein ſchwaches Dämmerlicht. Er ſah, wie eine Geſtalt ſich erhob, auf ihn zuſchritt. Er ſank zu ihren Füßen, und drückte eine Hand, die, wie abwehrend, ſich ihm entgegenſtreckte, ehrfurchtvoll an ſeine Lippen.

Hohe Frau! — rief er — Ein deutſcher Edler hat ſich ſchon längſt Eurem Dienſte für ewig geweihet; er wagt es, in dieſer feierlichen Stunde zu Euren Füßen den Schwur zu erneuern. Verſchmäht die Huldigung nicht, weil es nicht ein Fürſt iſt, der ſie bringt. Es iſt ein Herz, das den letzten Tropfen Blutes freudig für Euch verſpritzen, den letzten Athemzug nur mit Eurem theuern Namen aushauchen wird. Gebt mir ein Zeichen der Huld, daß ich gleich meinem Herrn Euch dienen, Euch geſtehen darf, daß Ihr auch mich Eures Dienſtes gewürdigt; ſprecht!

Die Dame ſchwieg, ihre Hand zitterte in der ſeinen — nur ein lauter, unverhaltener Seufzer war ihre Antwort; ſie bog ſich nach dem Ritter, als wollte ſie ihn aufheben.

Rein und uneigennützig iſt meine Bitte, — rief er — nur als dienender Ritter wage ich ſie zu thun; gebt mir ein Pfand Eurer Huld. — Ich ſchwöre!

Schnell drückte die Dame ihre weiche Hand auf ſeinen Mund; erſtaunt erfaßte er ſie, und preßte ſeine Lippen feurig auf die bebende. — Nun, wenn auch Eure Lippen ſchweigen, — rief er — ſo reiche mir Eure Hand ein Zeichen der Huld! — Da nahm die Dame, ſo wie ihm das Dämmerlicht zu bemerken erlaubte, von ihrem Buſen eine Schleife, und gab ſie ihm ſchweigend. — Nun, ſo höre es, Gott im Himmel! — rief er aufſpringend, drückte das theure Pfand an ſeine Lippen und barg es an ſeiner Bruſt, — höre es! Sie, die mir das Geſchenk gab, ſie allein ſey ſo lange ich lebe die Dame —

Schwöret nicht! — rief eine ihm bekannte Stimme — Schwöret nicht, Schulenburg, der Schwur wird Euch gereuen!

Gerechter Gott! — rief der Ritter — Wer iſt hier, wer lauſchte?

Niemand lauſchte, erwiederte die Dame, während Schulenburg ſchnell nach der Thür eilte und ſie öffnete, — Margarethe von Ebrach, glühend wie eine Purpurroſe, ſchön wie eine Himmliſche, ſtand, vom Mondlicht überſtrahlt, vor ſeinem ſtaunenden Blicke.

Ihr?! — rief Schulenburg — Ihr?! und ſein Auge traf finſter das Fräulein.

Ich, Margarethe von Ebrach! — erwiederte die Jungfrau mit glühender Wange, und mit ſtolzem Blicke den ſeinen erwiedernd. — Es könnte Euch dünken, Herr Ritter! — fuhr ſie fort, und ihre Stimme war feſt und bebte nicht. — Es könnte Euch dünken, ein edles Fräulein habe Scherz mit Euch getrieben, wohl gar könnte Eure Eitelkeit wähnen, ſie habe den Zufall benutzt, Euch einen Schwur zu entlocken; Ihr irrt, Herr Ritter! Und das Euch zu beweiſen, verlange ich, daß Ihr hier verweilt und mich anhört.

Schulenburgs Auge ruhte noch immer auf dem Mädchen, deſſen Blick noch mehr als ihre Worte ihn ſonderbar ergriffen. Er konnte nicht mehr finſter auf die Zürnende blicken. — Ich erwarte, was Ihr mir zu ſagen habt, mein Fräulein! ſagte er ehrfurchtvoll.

Aber mit dem beſcheidenen, faſt ſchüchternen Blicke, mit welchem der Ritter dieß ſagte, ſchien auch der Stolz ihres verletzten weiblichen Gefühls ſich gelegt zu haben; ſie bat, nicht ohne Verlegenheit, Schulenburg, neben ihr auf einer Raſenbank vor dem Häuschen Platz zu nehmen.

Herr Ritter! ich bin auf Befehl meiner Gebieterin hier, ſie zu erwarten, — begann ſie nun. — Euch zu finden, konnte ich nicht vermuthen, — fuhr ſie nach einer Pauſe fort, in welcher ſie über Etwas nachzudenken ſchien, — und jetzt erſt ahn' ich die Abſicht der Königin. Sie hat ſchon längſt Eure Huldigung bemerkt, die ſie, verzeiht mir, für unziemlich hält. Sie ſann ſchon längſt auf ein Mittel, Euch von Eurer Irrbahn abzuleiten, ohne Euch wehe zu thun, und glaubte vielleicht es in mir zu finden. Deshalb, wie ich vermuthe, beſchied ſie mich in dieß Häuschen, und wußte auch Euch hierher zu ziehen. Mein Herz bebte, als ich ſtatt der Königin den Ritter Schulenburg eintreten ſah! ich war zu beklommen, Euch ſogleich aus dem Irrthum zu reißen; auch — ich will es geſtehen — that es mir wehe, Euch zu enttäuſchen, zu beſchämen. Aber, — ſagte ſie ſchnell aufſtehend — gebt mir meine Schleife zurück, ſie iſt für Euch werthlos. Erlaubt dann, daß ich mich entferne, und zürnet mir nicht.

Der Ritter ſtand zerknirſcht, den Blick geſenkt, ſchweigend vor ihr.

Hoffet von meiner Gebieterin nichts, Schulenburg! — fuhr Margarethe fort — dieß ſagt Euch warnend die theilnehmende Freundin. Gebt mir die Schleiſe zurück, die Liebe verlangte ſie, die Liebe — ſagte ſie zitternd — gab ſie nicht, und die Rückerinnerung an dieſe Stunde kann Euch nicht werth, muß Euch vielleicht bitter ſeyn. — Sie hielt inne. Des Jünglings Auge ruhte ernſt auf der Jungfrau, der weiche, theilnehmende Ton ihrer Stimme, der nur Mitgefühl, nicht Hohn ausdrückte, der Gedanke, der ihm nun faſt zur Gewißheit wurde, hier werde er geliebt, beſänftigte die Gefühle des Unmuthes, welche dieſe Scene in ihm aufgeregt hatte; er nahm, jedoch nur langſam, die Schleiſe von ſeiner Bruſt. — Wenn Ihr ſie zurückverlangt, und ſie für mich keinen Werth haben darf, ſo nehmt ſie!

Zögernd ſtreckte Margarethe ihre Hand nach der Schleiſe, die Schulenburg, vielleicht in dieſem Augenblicke ſelbſt nicht wiſſend, warum, immer noch feſthielt, ſo, daß die Hände ſich näherten und Beide die grüne Hoffnungſchleiſe gemeinſam hielten. Unwillkürlich blickten ſie Beide auf, ihr Auge begegnete ſich, ihr Blick drückte das Innere des Herzens aus. — Margarethe! — ſagte nach einem kurzen bangen Schweigen der Ritter —

laßt mir die Schleife, gönnt mir dieß Andenken. Seyd meine Freundin, ich will Euch ein treuer Freund ſeyn für das ganze Leben. Was das Schickſal, was vielleicht nur ich ſelbſt in meine Bruſt legte, kann ich nicht verbannen; noch glüht es ſtürmiſch in mir, wenn auch nicht ſanft, nicht wohlthuend.

Des Mädchens Hand ließ leiſe die Schleife los, der Arm ſank langſam an ihrer Seite nieder, ſie blieb in Schulenburgs Hand.

Hoffnung, Hoffnung! — rief er, und ſah wehmüthig auf dieß Pfand, legte es dann an ſein Herz und nahete ſich traulich Margarethe. — Liebe Margarethe, liebe Schweſter! — ſagte er bewegt — ſchlagt Euern Blick nicht vor mir nieder, reicht mir Eure Hand; zögert nicht, Ihr thut meinem Herzen wehe. So, ſo, gute Margarethe! und dieſer Bruderkuß beſiegele unſern heiligen Bund. — Er wollte ihre Stirn berühren, doch als er ſich zu ihr neigte, zog das Schickſal magnetiſch ſeine Lippen nach den ihrigen; er drückte ſie nur leiſe, und es duldend ſank ſie bewußtlos in ſeine Arme.

Da ruhte dieſes holde, liebliche Weſen an ſeiner Bruſt, das Auge geſchloſſen, die Wange bleich wie eine Lilie, über deren Weiß die Morgenröthe ihre ſanften Gluthen hauchte. Er drückte, um ſie erwärmend in's Leben zurückzurufen, die Jungfrau an ſeine Bruſt, doch ſie blieb bewußtlos; nur den Pfeil der Liebe drückte er in ſein Herz.

Noch ruhete ſie ohnmächtig in ſeinen Armen, noch preßte die immer ſteigende Angſt die kalten Tropfen auf des Jünglings Stirn, und immer ſchlug ſie das Auge noch nicht auf, als er in der Ferne den Meiſter gewahrte; er winkte, und dieſer eilte mit Luitgarden von Wangenheim herbei.

Nehmt ſie in Eure Arme, liebes Fräulein! — ſagte der Kleine. — Und Ihr, Herr Ritter, laßt uns allein! Wenn dieſer Engel erwacht, bedarf er der Ruhe; kehrt zurück in den Saal, ſo ſchwer es Euch werden wird, Ihr müßt! Bald bin ich wieder bei Euch und bringe Euch Kunde, wie es dem Fräulein ergeht.

Und wie nun Schulenburg ſeine ſüße Bürde in Luitgarde's Arme legte, ſchienen ihre Augenlider zu zucken, nur an ſeinem Herzen ruhend hatte ſich das Leben in einen ſanften Schlummer aufgelöſ't, von ſeiner Bruſt genommen war der holde Traum beendet. Meiſter Hanns bat durch Gebehrden den immer noch Verweilenden, daß er ſich entfernen möge; noch einmal ſah er auf die Hingeſunkene, und als das neue Leben die Roſen auf ihren Wangen aufzufriſchen begann, eilte er beruhigt davon.

Aber ehe er den Garten verließ, wandte er ſich noch einmal nach dem Häuschen. Hier ſah er zu den Sternen auf, und als ob er ſein gepreßtes Herz auf zu den funkelnden tragen, aus den Strahlen des Mondlichts ſich Kühlung für das glühende einſaugen müſſe, ſo ſonderbar und neu ſchien ihm der Sternendom, der ſich herrlich majeſtätiſch über ihm wölbte. Als ob nur dort noch Troſt für ihn zu finden ſey, ſo wehmüthig und ſehnend blickte er hinauf.

Als er in den Saal trat, ihn der Blick der Königin traf, die eben mit dem Herzog in einem Bogenfenſter ſtand, war der Unmuth aus ſeinem Herzen gebannt; er ſah trauernd, aber ſanft auf ſeinen Herrn und die königliche Frau, und ſein Blick ſchien ihrem fragenden zuzurufen: Mir geht es wohl!

Bald trat der Herzog zu ihm, und zog ihn mit ſich in ein einſames Fenſter. Nun, Schulenburg! — rief er ihm zu — Du ſiehſt ja ſo zufrieden aus, als ob das Schickſal ſich mit Dir verſöhnt habe.

Schulenburg drückte ſeinem Freunde die Hand. Ein Stern iſt mir in dem Dunkel der Nacht aufgegangen, ein Stern des Himmels und der Liebe!

Auch mir! rief der Herzog, drückte ihn ſtürmiſch an ſein Herz, und eilte hinweg, denn ſein Stern ſtrahlte eben in Pracht und Schönheit ihm entgegen. Die Königin im Arme ſchwebte er im wogenden Walzer dahin.

Da trat Meiſter Hanns zu dem Ritter. Hört, junger Freund! — ſagte er, traulich ſeine Hand faſſend, — Ihr ſeyd, wie es ſcheint, auf gutem Wege, denn Euch bethörte ein Wahn. Ich muß Euer Herz vor Euch ſelbſt entſchleiern; hört mich freundlich an. Schwärmerei, Ritterſinn, ſo ſelten jetzt unter den Edlen Deutſchlands, erfaßte Euch bei dem Anblicke der Königin; Ihr kanntet die Liebe nur aus den Minneliedern, und wähntet, dieſe heilige Anbetung, mit welcher Ihr Eliſabeth von England nahtet, ſey der Liebe Gluth. Ihr ſchwurt, ihr Ritter zu ſeyn. — Nun wohl! bleibt Eurem Schwur getreu, doch verſchließt Euer Herz nicht dem innigern Gefühle, opfert dem Wahne nicht die Wirklichkeit. Ihr liebt Margarethe, Euer Herz war längſt ſchon nicht gleichgültig bei dem Blick dieſes jungfräulichen Engels; aber Eitelkeit und Schwärmerei verſchloſſen Euch die Pforten des Himmels. — Nicht, junger Mann, ich habe Recht? prüft Euer Herz, denkt, Eliſabeth ſey die Königin des Himmels, betet ſie an, aber reicht vor ihrem Altare der irdiſchen Margarethe Herz und Hand. — Er verließ den Ritter.

Lange ſtand dieſer nachſinnend, dann legte er die Hand auf's Herz, drückte die Schleife feſt auf das klopfende. Er hat Recht! murmelte er dumpf vor ſich hin und verließ das Bankett.

8.

Gnädiger Herr! — ſagte er am andern Tage zum Herzoge — vergönnt mir, daß ich Euch auf einige Zeit verlaſſe. Es dünkt mich, es ſey mir beſſer, fern von Grafenhaag zu ſeyn. Schickt mich zum Mansfelder, daß ich dort das Kriegshandwerk lerne, damit ich, wenn ich wieder zu Euch ſtoße, Euch mit meinem Kopf wie mit meinem Arme nützen kann.

Sonderbarer Menſch! — erwiederte der Herzog — Jetzt willſt Du den Haag und der Königin Hofhaltung verlaſſen?

Ja, eben jetzt, mein theurer Herr! Ich habe reiflich darüber nachgedacht und gefühlt, daß nur entfernt die ſtreitenden Kräfte in mir ſich friedlich wieder zu unſerm großen Zweck vereinigen können. Laßt mich ziehen, es iſt wahrlich beſſer!

Und was wird Margarethe von Ebrach ſagen?

Sie wird dem Bruder Glück und Segen, und einen ehrlichen Reitertod wünſchen, wenn es ſo ſeyn ſoll.

Dem Bruder? fragte der Herzog geſpannt.

Ja, gnädiger Herr, dem Bruder! mehr bin ich, darf ich ihr nicht ſeyn.

Der Herzog wurde nachdenkend. Hör', Schulenburg! — rief er dann plötzlich — Ich verſtehe Dich nicht! Da, wo der Pfeil im Herzen ſitzt, iſt brüderliche Liebe Unſinn, iſt ein Glaube der Thorheit. Ich kenne die Liebe noch wenig, weiß ſie nicht mit Worten, nicht mit Farben zu ſchildern, ich fühle ſie nur; aber wenn ſie in meinem Herzen glühet, ſo möge die Flamme brennen und mich verzehren, ich mag ſie nicht dämpfen, ich laſſe ſie wüthen!

Du ſchwurſt in einem ſchwärmeriſchen Augenblicke, der Königin Ritter zu ſeyn, ihr für ewig Deine Dienſte zu weihen Halte den Schwur, laß uns in der Schlacht für unſre Dame den Streit beginnen, wer am freudigſten für ſie blutet. Fern ſey es von mir, zu fordern, daß Du Dein Gelübde brechen ſollſt, da bewahre mich Gott! Dem Ritter ſey das einmal geſprochene Wort heilig; aber Dein Lebensglück einer Laune, einem unvorſichtigen Worte opfern, wäre Wahnſinn.

Nennt es, wie Ihr wollt, mein theurer Herr! laßt mich nur ziehen.

So zieh' hin nach der Pfalz! — ſagte Chriſtian — mein Weg führt mich nach Weſtphalen. Doch, lieber Schulenburg, ſo wenig ich auch das Herz und ſeine Schwächen, ſo wenig ich auch die Liebe kenne, ſo fürcht' ich faſt, Deine feſte Beharrlichkeit iſt Eigenſinn, und das Ideal kämpft vergebens gegen das Wirkliche, das Himmliſche wird dem Irdiſchen unterliegen, vielleicht auch dereinſt in meiner Bruſt, — ſetzte er ernſt hinzu. — Geh' mit Gott! beurlaube Dich noch heute beim Könige und meiner Dame, drücke die geliebte Schweſter an Dein Bruderherz, und überbringe meinem Lehrer und Meiſter, dem deutſchen, ritterlichen Mansfeld, Gruß und Schreiben.

9.

Oeffentlich beurlaubte ſich der Ritter von dem Pfalzgrafen; in ihrem Gemach empfing ihn Eliſabeth. — Eure Beharrlichkeit, Herr Ritter, von welcher mir der Herzog Chriſtian von Braunſchweig geſprochen, kann mich nicht erfreuen, — begann ſie ernſt — ob ich ſie gleich ehren muß. Weiſer würdet Ihr handeln, wenn Ihr dem Herzen folgtet; es würde Euch ſicherer leiten als eine Schwärmerei, die Euch mit der Zeit läſtig werden muß. Deshalb, Herr Ritter, nehme ich zwar als eine bedrängte Fürſtin Eure Dienſte freundlich an, entlaſſe Euch aber zu jedem Augenblicke, wenn Ihr es wünſcht.

Ich danke Euch, gnädige Frau! — erwiederte Schulenburg mit Achtung gebietendem Tone — auch dieß beugt meinen Sinn nicht.

Kränken wollte ich Euch nicht, — ſagte Eliſabeth ſanft — dazu acht' ich Euch zu ſehr. —

Wollt Ihr Euch vielleicht von meinen Frauen beurlauben, — fuhr ſie fort — ſo ſey es erlaubt. Wir wünſchen Glück zur Reiſe, und bleiben Euch gewogen. Auf glückliches Wiederſehen! — Sie grüßte ihn, ihr Haupt neigend, und entließ ihn.

Seitdem Margarethe in ſeinen Armen geruht, hatte er ſie nicht wieder geſehen, und zwiſchen das erſte herzliche Nahen und die Trennung würde kein vermittelnder Augenblick getreten ſeyn. Sinnend im Kampfe mit ſich, ſchien es ihm deshalb unmöglich, zu ſcheiden, ohne das Mädchen noch einmal zu ſehen, ohne ihr Lebewohl geſagt zu haben. Er ging zu ihr. — Einen Augenblick möchte er verweilen, bat die Zofe, die ihn gemeldet, und erſt nach einiger Zeit durfte er eintreten. Bleicher als ſonſt fand er Margarethe; ſie ſchien geweint zu haben, empfing ihn jedoch dem Anſchein nach heiter, und bat ihn, ſich zu ſetzen. Meiſter Hanns war auch zugegen, und ſo wie es den Ritter dünkte, abſichtlich hierher beſchieden. Schweigend ſaßen die Drei ſich gegenüber.

Ihr wollt uns verlaſſen, Ritter Schulenburg? begann endlich Margarethe.

Ja, Fräulein, — erwiederte er — ich muß!

Nun dann, ſo lebet wohl! — Sie erhob ſich.

Es entſtand wieder eine allgemeine Stille. Der Kleine ſchüttelte lächelnd ſeine Schellenkappe, hell ertönten die Glöckchen. Beide, die Jungfrau und der Ritter, fuhren aus ihren Träumen auf.

Ihr ſcheint Antheil an meinem Schickſal zu nehmen, ſagte jetzt Schulenburg.

Warum ſollte ich nicht!

Innigen, herzlichen Antheil?

So weit es mir Stand und Sitte erlaubt.

Und entlaßt mich ſo kalt?

Dem Ritter meiner Königin werde ich nie die Achtung verſagen, die ihm gebührt.

Und ſeht Ihr nur der Königin Ritter in mir? fragte Schulenburg ſchnell.

Nur ihn! erwiederte Margarethe mit feſtem Ton und ſchwieg. Auch Schulenburg blickte ſtumm vor ſich nieder.

Da erhob ſich Meiſter Hanns von ſeinem Stuhl und ſchlich der Thüre zu.

Wohin?! rief Margarethe ängſtlich.

Unter Thoren iſt ein Narr überflüſſig! rief er und ſchlüpfte hinaus, noch ehe Margarethe ihn aufhalten konnte. Beide ſtanden einander gegenüber; ihre Lage war peinlich.

Ihr erlaubtet mir, Euch Schweſter zu nennen? begann jetzt der Ritter.

Ich erlaubte es nicht, unterbrach ihn Margarethe ſchnell.

Eurem Ritter gabt Ihr in jener feierlichen Stunde die Schleife.

Nur auf Befehl meiner Gebieterin, nur in meiner ängſtlichen Zerſtreuung, doch meinem Ritter gab ich die Schleife nicht; er forderte ſie nicht von mir.

Ihr ließet ſie dem Bruder zur freundlichen Erinnerung dieſer Stunde, fuhr Schulenburg fort.

Dem Bruder? ſagte Margarethe ſtill vor ſich hin.

Darf ich, ſoll ich Euch nicht Bruder ſeyn?! rief der Jüngling, ſein inneres Gefühl in dieſem Augenblicke wohl nicht mit dem rechten Worte bezeichnend.

Nein, Ritter Schulenburg! — erwiederte ſie ernſt — Margarethe von Ebrach hat zwei Brüder, dieſe ſchützen ſie gegen alle Unbill. Zu Heidelberg vertheidigen ſie die alte Reſidenz ihres Herrn, und wenn ich eines Bruders bedarf, werden ſie ſicher zu meinem Beiſtande herbeieilen.

Margarethe! — rief Schulenburg jetzt, ſich ihr nähernd. — Ihr wollt mich peinigen — ich verdiene es — aber ſähet Ihr mein Herz —

So würde ich das finden, was in dem meinen ſteht.

Würdet Ihr?! rief Schulenburg entzückt.

Ich würde Eliſabeth von England darin finden — nicht ſo, Herr Ritter?

Schulenburg ſchwieg. — Sagt mir nur, — hub ſie nach einem kurzen Schweigen an — was verlangt, was wollt Ihr eigentlich von mir?

Unerwartet kam ihm dieſe Frage, unvorbereitet fand ſie ihn, der mit ſeinem Herzen, mit ſeinen Gefühlen wohl ſelbſt noch im Streit war.

Nun, Herr Ritter? wiederholte das Fräulein.

Laßt dem Ritter die Schleife, die Ihr dem Bruder gabt! rief er plötzlich, und ergriff ihre Hand, die ſie ihm leiſe entzog.

Wenn ich dürfte? — ſagte Margarethe ſanft — Mein Ritter würde, und mit Recht, mir zürnen.

Euer Ritter? unterbrach Schulenburg die Erröthende.

Ja, Schulenburg, mein Ritter! — Doch wollt Ihr in meinem Dienſt den zweiten Platz einnehmen, ſo ſey's!

Den zweiten Platz in Eurem Herzen! — rief der Jüngling, und ein edler Stolz glühte aus ſeinen Augen. — Der zweite Platz gnügt mir nicht!

Da habt Ihr Recht! — rief die Jungfrau — Wehe dem Herzen, dem er gnügen könnte! — Lebt wohl, Schulenburg! — ſagte ſie bewegt — reiſ't glücklich! Gott mit Euch!

Margarethe! — rief nun der Jüngling, ſich vor ihr neigend. — Ich gehe! Die Dame des Ritters bleibe Eliſabeth, die Dame des Herzens ſey Margarethe! Die Schleiſe, mein Heiligthum, trage ich verborgen auf meinem Herzen. Darf ſie dort ruhen?

Sie darf! ſagte die Jungfrau mit leiſer Stimme, ſanft erröthend.

So trag' ich ſie für die, die ich liebe! Lebt wohl, Margarethe, leb' wohl, Geliebte! — Er küßte ſtürmiſch ihre Hand und eilte davon.

10.

Graf Mansfeld hatte Tilly durch Unterhandlungen getäuſcht, war aus der oberen in die untere Pfalz gezogen, hatte Frankenthal entſetzt, und rückte nun, da Ferdinand von Cordova ſeine Truppen nach Oppenheim und Alzey in die Winterquartiere verlegt hatte, durch das Bisthum Speier nach dem Elſaß vor Hagenau. Hier traf ihn Schulenburg im Feldlager, und überbrachte Gruß und Schreiben vom Herzog Chriſtian. Freundlich wurde er vom Feldherrn aufgenommen, beſonders da er ihm die Nachricht brachte, der Herzog werde bald in's Feld rücken, und ſich mit ihm zu vereinigen ſuchen; minder gern ſchien er aber zu hören, daß der Kurfürſt von der Pfalz bei dem Heere eintreffen würde, denn wenige Tage nach Schulenburgs Abreiſe wollte dieſer den Haag verlaſſen, und über Frankreich nach ſeinen Staaten zurückkehren. So ſehr auch die Anweſenheit ihres Herrn die Pfalz zur thätigen Gegenwehr von neuem beleben mußte, ſo war doch der Mansfelder an das unumſchränkte Gebieten bei ſeinem Heere zu ſehr gewöhnt, als daß ihm nicht in gewiſſer Art die Gegenwart des Kurfürſten hätte läſtig ſeyn ſollen. Zwar in der That ganz unabhängig von einem Herrn, von dem er nur die Beſtallung eines Generaliſſimus, aber nicht den kleinſten Heerhaufen hatte, der nicht

Geld, nicht Soldaten, nur ſeinen Namen dem kühnen Heerführer geben konnte, um unter ſeinem Banner die eigenen weit ausſehenden Plane zu vollführen; ein ſolcher konnte ihm wenigſtens in ſeinen Kriegsunternehmungen nicht ſehr läſtig ſeyn. Er äußerte ſich gegen Schulenburg, als ſey er hierüber ſehr erfreut, ließ die Nachricht überall ſchnell verbreiten, damit Alles ſich wo möglich noch vor des Kurfürſten Ankunft unter ſeinen Fahnen ſammle, und benutzte nach gewohnter Weiſe auch das Unangenehme ſo gut er konnte.

Schulenburg war mit dem Eintritt in des Mansfelders Zelt in eine neue Welt verſetzt. Es war das erſte Mal, daß er ſich in einem Feldlager befand, und den Tod in der Nähe ſeine blutigen Opfer erfaſſen ſah. Schon in den erſten Tagen fühlte er wohl, es ſey Alles anders als er es ſich gedacht. Nicht der Glaube, nicht das Vaterland war der allgemeine Impuls, der die Herzen bewegte und dieſe Kriegſchaaren zuſammengewürfelt hatte; Ehrgeiz, Habgier waren die Haupttriebfedern, die Alles in Bewegung ſetzten. Selbſt Mansfelds ruhige Beſonnenheit, ſo ſehr verſchieden von dem ritterlichen, Alles lebhaft ergreifenden Geiſte ſeines

Herrn, wollte ihm nicht behagen; ſein ſchwärmeriſcher Sinn glaubte in jeder ſtillen Betrachtung Kälte, in jeder verſtändigen Ueberlegung Mangel an Theilnahme zu finden. Für ſeinen Glauben, für ſein Vaterland, für ſeine Dame zu kämpfen, zu ſterben, war der einzige Gedanke, der einzige Wunſch ſeines Herzens, nur dieſe ſchönen glühenden Gefühle konnten ihn in das rauſchende Kriegsleben ſchleudern; darum fand er hier Manches, was ihm nicht behagte. Dieß Treiben und Toben, dieſe Zügelloſigkeit, und doch wieder dieſe ſo ſtrenge Mannszucht, die mit eiſernem Arme da ſtrafte, wo ſie es für zuträglich fand, und dort wieder blind die Gräuel überſah, die an dem armen Landmann verübt wurden. Dieſer ewige Wechſel von Freud' und Noth, dieß Schwärmen von einer Sache zur andern, von dem höchſten Muthe bis zur gemeinſten Feigheit, dieſe Verachtung des Todes, und doch dieſes raſtloſe Aufſuchen der Mittel, ſich vor ihm zu ſchützen, dieſer Trieb, ſein Geld in Genüſſen zu vergeuden, und doch dieſe Gier, es zu erlangen; dieß ewige Spiel um Geld und Gut, um Leben und Tod prägte ſich düſter in ſein Gemüth. Und nun, als bei dem erſten Angriff auf Zabern mehrere Hundert niederſanken, und von allen Seiten, als ging es zum Tanze, die Neugeworbenen herbeieilten, die Lücken wieder zu füllen, da rief er zürnend aus: Welch' betrügeriſches Spiel ſpielt man hier mit dem Tode, die Narben, die er zurückläßt, heilt ein anderes Menſchenleben, und in die Furchen, die er eingräbt, wird ein friſches Samenkorn geworfen, zur neuen Erndte zu reifen.

Er blieb ſtill für ſich, ſo daß er nach wenig Tagen im ganzen Lager der braunſchweigiſche Träumer hieß; ſelbſt Mansfeld äußerte, daß, wenn Herzog Chriſtians Heer aus lauter ſolchen Helden beſtände, deſſen Heerhaufen beſſer für einen der drei geiſtlichen Kurfürſten paſſe, als für einen jungen ritterlichen Fürſten. Als jedoch Hagenau überging, und der Mansfelder vor Elſaß-Zabern zog, welches der tapfere Graf von Salm vertheidigte, und Schulenburg bei einem Ausfalle der Kaiſerlichen die Flüchtlinge ſammelte, die verlorene Vorſtadt wieder nahm, ſelbſt eine Wunde ihn nicht hinderte, an der Spitze des Haufens zu bleiben, und ſeine Stellung gegen den anſtürmenden Feind zu behaupten, bis der Oberſt Oberntraut mit der Reiterei ihm zu Hülfe kommen konnte, da ſahen wohl die rauhen Kriegoberſten, daß in des Jünglings Bruſt die reine Heldenflamme glühe, und ſein ſtilles Abziehen von allem Geräuſchvollen nur die Beſcheidenheit des wahren Kriegers ſey. Mansfeld umarmte ihn im Angeſicht des ganzen Heeres, und von dieſem Augenblick an drängte ſich Alles freundlich um ihn.

Mangel an Pulver, auch die rauhe Jahreszeit nöthigten den Feldherrn, von Zabern abzuziehen; er ging nach Gernersheim zurück, woſelbſt der Kurfürſt nach wenigen Tagen eintraf. Groß war der Jubel der treuen Pfälzer, die nach ſo langer Abweſenheit ihren geliebten Herrn wieder in ihrer Mitte ſahen, und nun Befreiung vom ſpaniſchen Joch erwarteten.

11.

Nicht lange nach Schulenburg war auch Herzog Chriſtian von Braunſchweig aus dem Haag abgereiſ't. Im Angeſicht des ganzen Hofes hatte er vor der Königin knieend feierlich gelobt, nicht eher ſein Schwert ruhen zu laſſen, bis ihr Gemahl, in ſeine heiligen Rechte zurückgeführt, friedlich das Land ſeiner Väter beherrſche. Den Handſchuh, dieſes theure Zeichen der Gunſt, heftete die Königin neben die weiße Schwungfeder auf ſeinem Hut, und bis an ſeinen Tod hat er ihn treu bewahrt.

Bald war ſein Heer verſammelt. Er zog damit nach der Pfalz, doch die Spanier verlegten ihm den Weg; er kehrte zurück, und überfiel Paderborn, wo ihm der Schatz, den er in der Domkirche fand, beſonders der ganz von gediegenem Golde 80 Pfund ſchwere heilige Liborius, treffliche Dienſte leiſtete, friſche Truppen zu werben und ſie zu beſolden. Aus dem hier gefundenen Silber ließ er Thaler prägen. Auf der einen Seite dieſer Thaler ſtreckte eine Hand ein Schwert aus den Wolken, darunter ſtand des Herzogs Name; auf der andern Seite las man: Gottes Freund, der Pfaffen Feind.

Bald hierauf verließ er Weſtphalen, ſeine Vereinigung mit Mansfeld zu bewirken, zog in die Länder des Kurfürſten von Mainz, und nahm Höchſt mit Sturm ein. Aber Tilly und Cordova verſammelten bei Aſchaffenburg ihr Heer, und zogen ihm entgegen. Der erſehnte Tag der Schlacht rückte heran.

Es war am 9ten Juni 1622, als Herzog Chriſtian des Abends in ſeiner Wohnung ſaß, und dem entſcheidenden Augenblicke entgegenſah, wo er endlich in offener Feldſchlacht das ſeiner Dame gegebene Gelübde löſen konnte. Die Nachrichten von dem Heranrücken der Feinde waren eingelaufen, und er berathete mit ſich ſelbſt, ob er der Meinung mehrerer ſeiner Oberſten folgen, und, die Schlacht vermeidend, ſich über den Main ziehen ſollte. Sein ritterlicher Sinn ſtritt dagegen, ſeine Urtheilskraft mußte den erfahrenen Kriegern beipflichten, denn nur, wenn er Höchſt verließ und auf das linke Mainufer überging, nur ſo konnte er die Vereinigung mit Mansfeld bewirken, und dann dem ſpaniſch-ligiſtiſchen Heere mit wahrſcheinlichem Erfolge die Spitze bieten.

Noch ſaß er hierüber in ernſten Betrachtungen verſunken, als Schulenburg in ſein Zimmer ſtürzte. Willkommen, — rief ihm der Herzog entgegen — willkommen, mein Waffen- und Bundesbruder! was bringſt Du mir von dem Mansfelder?

Gute Botſchaft, Herr! er iſt mit einem Theile ſeines Heeres in der Gegend von Darmſtadt, und zieht Euch entgegen, doch bittet er, Ihr möchtet eilen, über den Main zu kommen, möchtet jede Schlacht vermeiden. Ich ſah von fern ſchon die Wachfeuer des Tilly und der Spanier.

Und zweifelt der Mansfelder, daß wir ohne ihn ſiegen können?

Ja, gnädiger Herr!

So wollen wir es ohne ihn verſuchen, ſagte Herzog Chriſtian unwillig.

Setzt nicht Alles auf das Spiel! — bat Schulenburg — Bedenkt Euren Kriegsruhm, Herr Herzog! auch Eurer Dame Glück ſetzt Ihr daran.

Für meine Ehre muß ich fechten, für meine Dame bluten! — rief der Herzog, faßte den Hut, drückte den Handſchuh an ſeine Lippen. — Mich — rief er — ſoll dieß Pfand der Liebe in das dickſte Gewühl der Feinde tragen, den Meinen ſoll es ein Zeichen ſeyn, wie die weiße Feder des ritterlichen Heinrichs in der Schlacht von Ivry, und ſiehſt Du es morgen ſinken, dann wiſſ', ich bin am Ziele!

So laßt es mich an Euren Schlachthelm befeſtigen, — ſagte Schulenburg ſchnell, und faßte nach dem Hute. — Rühr' es nicht an! — rief der Herzog — Wenn Du auch ihr Ritter biſt, biſt Du doch kein Geweihter ihres Herzens. Sie ſelbſt hat mir den Handſchuh in der letzten Stunde meines Glücks daran geheftet, und kein Helm ſchütze mein Haupt vor dem tödtenden Streiche; er ſey mein Helm und Helmſchmuck!

Und Ihr wollt nicht dem Rathe des Mansfelders folgen?

Nein, Schulenburg, wir ſchlagen morgen. Du kehrſt zu dem Bedächtigen zurück, ihm das zu melden. — Schmerzvoll ſah der Jüngling ſeinem Herrn in's funkelnde Auge. — Aber nein, — fuhr dieſer fort, und reichte ihm verſöhnend die Hand, — bleib' bei mir, ich ſende einen andern Boten, der mir weniger theuer iſt als Du, mein Herzensfreund! Morgen mögen die Trompeten ſchmettern, die Pauken wirbeln und die Karthaunen donnern: — Eliſabeth und Gott mit uns! ſey unſre Loſung; und ſo unſerm Schickſale entgegen!

12.

Am andern Morgen rückte Tilly und Cordova ſo ſchnell an, daß das braunſchweigiſche Heer kaum ſo viel Zeit hatte, ſich in Schlachtordnung zu ſtellen und einen Theil ſeiner Bagage über den Main zu ſchicken. Freudig ritt der Herzog durch die Reihen ſeiner Soldaten, hoch im Winde flatterte der Handſchuh, als er vor die Reihen ſeiner Reiterei ſprengte, und ſie zu einem Angriffe auf das Geſchütz ermuthigte. Drei Mal ſtürmte er an, drei Mal wurden die Reihen der Seinen durch den Kugelregen gelichtet, der aus 18 Geſchützen ihnen entgegen donnerte. Bei dem dritten Angriff ſtürzte das Pferd des Herzogs, von einer Kugel getroffen, nieder. Die ligiſtiſchen Küraſſiere drangen vor, und kaum hatte der Herzog Zeit, das Pferd Schulenburgs zu beſteigen, und ſich ſo zu retten. Die Reiterei floh, das Fußvolk hielt Stand; der Herzog ſtellte ſich an die Spitze deſſelben, aber es war unmöglich, mit ihm allein das Schlachtfeld zu halten. Er mußte den Befehl zum Rückzuge geben, und die Unordnung wurde nun allgemein; nur mit

Mühe ſetzte er mit 500 Reitern durch eine Furt an das jenſeitige Ufer. Erſt drei Stunden vom Schlachtfelde konnte er die zerſtreuten Haufen wieder ſammeln.

Hier gab der Herzog, an eine alte Eiche gelehnt, die nöthigen Befehle, und ließ den Reſt ſeines Heeres bei ſich vorüberziehen. Der Schlag, der ihn getroffen, hatte ihn nicht entmuthigt, wenn er ihm auch das hohe, feſte Vertrauen auf ſein Glück, auf ſein Heer genommen hatte. Tauſende waren gefallen, ſein Geſchütz war verloren; das ließ ſich wieder erſetzen, aber der Freund ward vermißt, er, der den Herzog gerettet, der ſich ſo edelmüthig für ſeinen Herrn geopfert hatte, war, ſeitdem er dem Herzoge ſein Pferd gegeben, nicht wieder geſehen worden. Schulenburg war gefangen oder todt, das ſchmerzte den Herzog tief. Schon ſenkte ſich die Nacht, und immer noch war keine Kunde von ihm, keiner der Vorüberziehenden konnte Nachricht von ihm geben.

Da hüllte ſich der Herzog in ſeinen Reitermantel und warf ſich unter die ſchirmende Eiche, aber der Schlummer floh ihn; er blickte auf zu den Sternen, dort Troſt für ſein verwundetes Herz zu ſuchen. Es war das erſte Mal, daß ihn das Schickſal, und ſo hart prüfte, immer hatte er nur vertrauenvoll in die Zukunft geblickt, ſie immer nur mit freundlichen Bildern ſich ausgeſchmückt, und ſeine erſte Schlacht war verloren, ſein Freund für ihn gefallen. Im Sternenlicht glänzte der weiße Handſchuh ihm entgegen, er betrachtete ihn ernſt. — So viel Blut iſt heute gefloſſen, — rief er — und kein Tropfen des meinen hat dich beſpritzt; rein wie die Herrliche, welche dich mir gab, glänzeſt du auch heute noch durch die Sternennacht meines Lebens! Nun, ſo wie dein Glanz dem verhängnißvollen Tage getrotzt, will auch ich meinem Schickſale trotzen, und mich nicht von ihm beugen laſſen; ſo lange du mir glänzeſt, wird mein Stern nicht untergehen. Lebt wohl, ihr Sorgen, bis zum kommenden Tage! — Er ſchloß die Augen, der erquickende Schlaf ſenkte ſich auf ihn nieder.

Als er am andern Morgen vom Krieggetöſe erweckt wurde, brach ſo eben die Sonne hervor, und der erſte Strahl, der ſein geöffnetes Auge traf, zeigte ihm Schulenburg, der auf einem Steine neben ihm ſaß, und den verbundenen Kopf auf ſeinen Arm ſtützte.

Sey mir willkommen! — rief ihm der Herzog entgegen, ſprang auf und umarmte den Freund, der bleich und matt in ſeinen Armen lag. — Du biſt verwundet, — fuhr der Herzog fort — ſchwer verwundet, wie es ſcheint; für mich haſt Du geblutet!

Ich habe Euch Treue gelobt bis in den Tod, für Euch will ich auch ſterben! — erwiederte Schulenburg — So ſehr auch die Wunde brennt, tödtlich iſt ſie nicht, gnädiger Herr, und nicht die letzte, die für Euch bluten wird!

Glücklicher! — rief der Herzog — für ſie haſt Du Dein Blut vergoſſen, den Freund rettend die ſchönſte Pflicht erfüllt. Und was that ich? Im eitlen Uebermuthe ſetzte ich, um meines Ehrgeizes willen, Alles auf das Spiel, jagte tollkühn Tauſende in den Tod, und bezahlte meine Schuld mit keinem Tropfen meines Herzblutes. Schulenburg! — rief er, plötzlich des Jünglings Hand erfaſſend, der ſie unwillkürlich an ſein matt klopfendes Herz drückte. — So kehre ich nicht mehr aus der Schlacht, beſiegt, unverwundet! Donnern noch einmal die Kanonen, und flattert der weiße Handſchuh im Pulverdampf, dann ſiehſt Du mich als Sieger oder nie wieder. Ich will Dir nicht nachſehen; Du haſt Deine Pflicht gegen das Vaterland, Deine Dame, Deinen Herrn und Freund erfüllt, mit Blut Deine Verpflichtung gelöſcht; und ich? — auch mein Blut ſoll jenen hohen Bund beſiegeln, den ich mit ihr ſchloß. — Leb' wohl, mein Freund! ſorge für Deine Wunde; ich muß mein Heer ſammeln, das ich dem Mansfelder entgegenführe. Gott wird weiter helfen!

13.

Die beiden Heere hatten ſich vereinigt, und rückten nun nach dem Elſaß; wohin dieſer wüſte Schwarm ſich warf, da wurde Alles verheert und geplündert, der Krieg mußte den Krieg erhalten, und ohne Sold wäre das Heer aus einander gegangen. Die Städte mußten zahlen, das platte Land die Soldaten ernähren. Nachdem ſie ſo einige Zeit umhergezogen, rückte Mansfeld zum zweiten Male vor Zabern. Herzog Chriſtian unterſtützte ihn mit ſeinem Heere, das nach der Höchſter Schlacht noch aus 8000 zu Fuß und 5000 Reitern beſtand. Kur-

Fürſt Friedrich war zwar an der Spitze dieſes vereinten Heeres, aber machtlos, ſeinen Fahnen folgten zwar des Mansfelders Truppen, aber nicht Einer Fahne konnte er befehlen; er fühlte das Drückende ſeiner Lage, ſeine Ohnmacht nur zu gut. Aber was blieb ihm zu thun übrig? Er mußte ſich in die Arme ſeiner Feldherren werfen, oder auf die Gnade des Kaiſers vertrauen; und wie oft hatte ihn dieß Vertrauen ſchon getäuſcht! Von Natur friedliebend, hatte ihn nur der Ehrgeiz ſeiner Gemahlin vermocht, die böhmiſche Krone anzunehmen; die Schlacht bei Prag hatte ſie ihm wieder genommen, ſeine Erblande dazu. Im Haag fand er Sicherheit, aber, als ein machtloſer Fürſt, von der Gnade der Staaten von Holland lebend, war ſeine Lage peinlich. Da leuchtete ihm die Hoffnung, als er an der Spitze der vereinten Heere Mansfeld und Braunſchweig in ſein Land zog; aber durch die Spanier und Ligiſten verwüſtet, durch die zügelloſen Heerhaufen der beiden Feldherren ausgeſogen, ſah er überall Elend, überall drangen die Klagen ſeiner Unterthanen zu ihm, und nie hatte er ſeine Ohnmacht ſo gefühlt, als da er, Fürſt des Landes, keine Macht hatte, zu befehlen, und nichts für das Wohl ſeiner geliebten Unterthanen thun konnte.

In dieſer Zeit verwendete ſich Dänemark und der Kurfürſt von Sachſen bei dem Kaiſer für ihn; aber ſelbſt betrogen, täuſchten ſie den Kurfürſten, und beredeten ihn, ſich ganz der kaiſerlichen Gnade zu unterwerfen.

In dem Feldlager vor Zabern faßte Friedrich von der Pfalz dieſen unglücklichen Entſchluß; ihn auszuführen, ſandte er zu dem Herzog Chriſtian und dem Mansfelder, und lud ſie zu einer Unterredung ein. Meiſter Hanns, der ſtets um ihn war, und durch ſeinen Witz dieſem unglücklichen Fürſten ſo manche trübe Stunde erheiterte, ſchwieg heute. — Biſt auch Du ſtumm, alter Hanns? — ſagte der Pfalzgraf — auch Dir ſcheint der däniſche Abgeſandte nicht willkommen zu ſeyn.

So willkommen, wie der Strick dem zum Hängen Verdammten, — erwiederte Hanns — ich fühl' ihn ſchon an meiner Kehle, und da ſchnürt er mir den Hals ſo feſt zu, daß ich nicht mehr reden kann. Doch ſchnürt nur immer zu, was könnte das ſchaden, Ihr erſetztet meine Stelle zwiefach!

Hanns! — rief der Pfalzgraf erzürnt — treib'

Deinen Scherz nicht mit mir, wenigſtens nicht zu weit.

Weshalb nicht? — entgegnete dieſer keck — Ein Fürſt ohne Land und Leute, der das Schwert aus der Hand giebt, und ſo den Feind ruhig bittet, ihm die Feſſeln anzulegen, den fürchtet Meiſter Hanns ſo wenig als irgend ein Anderer. Hört, lieber Herr! wenn Ihr den Herzog und den Grafen entlaſſen, und Euch kaiſerlicher Majeſtät Gnade überantwortet habt, ſo behaltet Euch ja einen Platz in Herzog Chriſtians Leibwache vor, ſorgt für ein gutes Pferd, und bittet, daß er Euch, wohin er auch ziehe, mitnehmen möge, ſonſt wandert Ihr nach Wien, und dort! — denkt an den ſtandhaften ſächſiſchen Kurfürſten und an den edlen heſſiſchen Landgrafen!

Mansfeld trat ein. Der Pfalzgraf winkte, Meiſter Hanns ſchlich ſich fort. Zwar von des Narren Wahrheit ergriffen, doch nicht in ſeinem Entſchluſſe wankend, machte der unglückliche Friedrich den Mansfelder mit dem Verlaufe der Sache bekannt, dankte ihm für ſeine ritterlichen Dienſte, und entließ ihn ſodann.

Mitleidig lächelnd ſah Mansfeld auf ihn. —

Ihr entlaßt mich? Ich konnte es vorausſehen! — rief er — Gut — bedenkt aber, gnädiger Herr! des Mansfelders Heer, einmal aufgelöſ't, iſt nicht wieder mit einem gnädigen Wort herbeigerufen; ich ſelbſt wäre nicht vermögend, die alten Schaaren wieder um mich zu verſammeln, hätte ich ſie einmal entlaſſen. Bedenkt das wohl! — Der Pfalzgraf zuckte die Achſeln. — Nun, wie Ihr wollt, eine Armada, wie die meine, findet immer ein Feldzeichen und einen Herrn, für den ſie ſchlagen darf. Folgt Eurem unglücklichen Geſtirn, entlaßt Eure Freunde, werft Euch Eurem Feinde in die Arme. Lebt wohl! — Er wollte gehen.

Da trat Herzog Chriſtian ein; mit ihm ſchlüpfte Meiſter Hanns in das Zimmer. Nur einen Augenblick verweilt, — ſagte der Herzog im Hereintreten zu Mansfeld, und hielt ihn zurück. — Pfalzgraf Friedrich! — fuhr er fort, ſich zu dem Kurfürſten wendend. — Ihr wollt uns entlaſſen? In Gottes Namen! — denn ich bedarf Eurer nicht, um gegen irgend einen Potentaten der Welt meine Fahne aufzurollen, und mein Schwert zu ziehen. Ich habe Eure Sache vertheidigt, weil ich ſie für die Sache des Vaterlandes, weil ich ſie für gerecht halte; habe mich Eurem Dienſte geweihet, weil ich der Ritter Eurer erhabenen, königlichen Gemahlin bin, und ſie mich dazu erkor. Deshalb bleibt mein Heer, mein Arm, mein Blut nur ihr und dem Vaterlande geweihet. Entläßt mich der Kurfürſt von der Pfalz, ſo entfalte ich die braunſchweigiſche Fahne, und für Eliſabeth von England wehe ſie mir voran zum Siege! Doch, Herr Pfalzgraf, — fuhr er fort, ſich ihm beſcheiden nahend — ſo lange ich noch hundert Reiter um mich verſammelt habe, ſo lange findet Ihr Schutz bei Chriſtian von Braunſchweig; hier nehmt meine fürſtliche Rechte zum Gewähr, und nun lebt wohl, Gott möge Euch ſchirmen! — Er verließ mit dem Mansfelder das Zimmer.

Du weinſt, Hanns? — ſagte der Pfalzgraf gerührt, als die beiden Heerführer ſich entfernt hatten. — Nun dann muß es weit mit mir gekommen ſeyn, wenn die Narren weinen ſtatt zu lachen!

Lieber Herr! — ſagte der Kleine und küßte des Pfalzgrafen Hand — Iſt denn ſchon Alles beendet?

Ich gab mein königliches Wort.

Laßt das königliche fahren, gnädiger Herr! —

unterbrach ihn ſchnell Meiſter Hanns — und ſetzt nur nicht Euer fürſtliches Wort auf das Spiel.

Ich habe ſchon unterzeichnet; es iſt zu ſpät.

Dann ſey Euch Gott gnädig! — rief der Kleine — und wehe dem, der Euch den unglücklichen Rath ertheilte! — Folgt jetzt auch mir, übergebt Eure Perſon dem Braunſchweiger, und wartet in Holland das Ende Eurer Leiden ab, nicht hier, nicht in Wien.

Der Pfalzgraf bedachte ſich, dann ging er, ohne zu antworten, nachdenkend in ſein Gemach.

11.

Die Belagerung von Zabern wurde nach der öffentlich bekannt gemachten Entlaſſung des Kurfürſten aufgehoben. Wohin man ſich aber wenden ſolle, darüber konnten ſich Herzog Chriſtian und der Mansfelder nicht vereinigen. Ihre Dienſte der Krone Frankreich anzubieten, dafür ſtimmte Mansfeld. Ludwig der Dreizehnte bedurfte ihrer in dem Kriege gegen die Hugenotten, aber eben deshalb wollte der Herzog nicht zu ihm; er wollte nicht gegen ſeine Glaubensbrüder kämpfen, nicht in den Dienſt eines fremden Fürſten treten, und ſo die Sache des Vaterlands, die Sache Friedrichs von der Pfalz verlaſſen. Hier ſprach der deutſche Fürſt, wenn bei Mansfeld nur der glückliche Abenteurer ſprach. Auch konnten ſie der Einladung des Herzogs von Bouillon folgen, der im Begriff ſtand, ſich in Frankreich an die Spitze der Hugenotten und der Mißvergnügten zu ſtellen, und der ihnen nach beendeter Sache ſeinen Beiſtand in Deutſchland verſprach. Dahin neigte ſich Herzog Chriſtian mehr, ſeine Lage hatte ſo viel Aehnliches mit der Lage Bouillons, daß er es weit mehr vorzog, ein Verbündeter des Herzogs, als ein Diener des Königs von Frankreich zu ſeyn, beſonders da er hierbei auch die Hoffnung nähren konnte, von den Hugenotten unterſtützt, einſt für ſein Vaterland zu wirken. Auch hatten die Generalſtaaten durch Moritz von Oranien ihnen Dienſt angeboten, wohl das Sicherſte unter allen; aber Beiden grauſ'te vor der Abhängigkeit. Chriſtian hatte die Hochmögenden Herren zu genau im Haag kennen lernen, um ſich nicht vor ihren Förmlichkeiten zu ſcheuen, wenn ihn auch ſein Herz nach dem Haag zog; Beide fühlten in dem kleinen Kriegſchauplatz der Niederlande, wo man nur Feſtungen vertheidigte oder angriff, ihre Thatkraft und das gewohnte Kriegsleben zu ſehr beengt; und nach Deutſchland ſich zu wenden, wo Ferdinand von Cordova und Tilly mit überwiegender Heermacht ſtanden, die proteſtantiſchen Fürſten in muthloſer Unthätigkeit ſchlummerten, und von ihnen keine Hülfe zu erwarten war, ſchien Beiden zu gefährlich. Eine verlorene Schlacht hätte ihre Heere aufgelöſ't, denn die Acht, die ſie verfolgte, hatte ſchon manche Bande gleicher Geſinnungen mit ihren Waffengefährten zerriſſen. Endlich beſchloſſen ſie, nach Lothringen zu ziehen; denn ſie mochten von den drei Projecten ausführen, welches ſie wollten, ihr Weg führte ſie durch dieſes Land. Eine Uebereinkunft wurde mit dem Herzoge getroffen, der nicht Macht hatte, ſich ihnen gewaffnet entgegen zu ſtellen; das Heer ſetzte ſich in Bewegung, und Pfalzgraf Friedrich, ſchon jetzt ziemlich enttäuſcht, folgte. Des Mansfelders Heer beſtand noch aus 12,000 Mann zu Fuß und 7000 zu Pferde. Herzog Chriſtian zog an der Spitze von 6000 zu Fuß und 5000 Reitern. Vierzehn Tage lagen ſie im Lothringer

Lande, dann wendeten ſie ſich durch die Stifter Metz und Verdün den Niederlanden zu.

Mansfeld hatte indeſſen mit dem Herzoge von Nevers, dem Abgeſandten Ludwigs des Dreizehnten, unterhandelt, Herzog Chriſtian aber mit dem Herzoge von Bouillon, zu dem ſich auch der Pfalzgraf nach Sedan begab.

Endlich rückten beide Heere vor Mouzon; dieſe Stadt ſchloß ihnen die Thore. Sie ſchickten ſich an, ſie zu belagern; doch da beide Feldherren ſich in den Planen für die Zukunft nicht einigen konnten, ſo verließ Chriſtian von Braunſchweig hier den Mansfelder, und ließ ihn vor Mouzon allein, wo ſich am andern Tage noch 3000 Reiter von ihm trennten und zu dem Herzoge von Braunſchweig, der gegen Sedan gezogen war, übergingen.

Mansfeld, der nun wohl einſah, daß ihn Frankreich nur ſo lange hinhalten wolle, bis es eine Macht an ſeinen Grenzen aufgeſtellt habe, groß genug, ihn zu vernichten, begab ſich gleichfalls nach Sedan, verſöhnte ſich mit dem Herzoge, zog ſein Heer zuſammen, ließ alle überflüſſigen Wagen verbrennen, machte mit den Pferden einen Theil des Fußvolks beritten, und entſchloß ſich, dem Herzoge zu folgen, der ihn jetzt leicht zu gleicher Meinung ſtimmte, in den Vorſchlag der Holländer einzugehen, und dem Prinzen Moritz entgegen zu ziehen.

Sie rückten nun in das Hennegau ein, am 26ſten Auguſt zogen ſie Avesnes vorbei, ſetzten über die Sambre und kamen in die Gegend von Fleurus. Hier fanden ſie Don Gonſalvo von Cordova, der, mit einem ſpaniſchen Heere über die Maas gerückt, die Päſſe beſetzt hatte.

15.

Zwei Tage darauf ſaß der Herzog nachdenkend in ſeinem Zelte, niemand war um ihn als Schulenburg, der, von ſeiner bei Höchſt erhaltenen Wunde wieder hergeſtellt, ſeitdem immer Zelt und Wohnung mit dem Herzoge getheilt hatte. — Lege Dich die wenigen Stunden zur Ruhe, Schulenburg, — ſagte der Herzog, das Schweigen unterbrechend, — Du bedarfſt ihrer. Mich treibt es umher, denn morgen, Freund, morgen löſe ich mein Gelübde ſo treu als Du, und gebe Gott mir die Gelegenheit, Dich aus Feindes Hand retten zu können, wie Du mich bei Höchſt!

Gnädiger Herr! — ſagte Schulenburg gerührt — Ihr habt mir, was meine Pflicht war, ſo reichlich durch Eure Liebe gelohnt, habt mich wie Euren Bruder gehalten, in Eurem Zelte habe ich geruht, in Eurem Zimmer geſchlafen, Ihr ſelbſt habt mich gepflegt. Wir ſind längſt quitt!

Nein, nein! — rief der Herzog — Seit einem Jahre ziehe ich umher, tauſend Menſchenleben habe ich geopfert, tauſend Opferflammen haben meinem Schwerte geleuchtet, tauſend Seufzer ſind um mich gen Himmel geſtiegen, und noch iſt kein Tropfen meines Blutes gefloſſen; und Du weißt, Schulenburg, Heinrich des Löwen Enkel kämpften oft für ihr Vaterland, und werden oft noch für deutſche Freiheit bluten! Deshalb freue ich mich auf den morgenden Tag; wir müſſen ſiegen oder ſterben! Brechen wir nicht durch, ſo ſind wir die Beute des franzöſiſchen Ludwigs, und unſer Wahlſpruch iſt zu Schanden geworden. Ruhe Dich aus, Du kaum Geneſener! ich gehe, das Heer zu ordnen.

Noch war es Nacht, als der Herzog wieder vor Schulenburgs Lager trat. Schläfſt Du noch ſo ſanft, theurer Freund? — ſagte er leiſe — und ich ſoll Dich wecken vielleicht zum ewigen Schlaf?

Aber die Stunde nahet. Auf, Schulenburg, auf! — rief er — jetzt wapne Dich, der Tag möchte zu grauen beginnen, und die Morgenröthe muß uns heute ſchon auf dem Kampfplatze finden! — Schulenburg ſprang auf; ſchnell war er gerüſtet, laut wieherten draußen die Roſſe. — Da ergriff der Herzog ſeinen Hut, küßte den Handſchuh und ſagte mit feierlichem Ernſte: Gott im Himmel, der Du zur Verherrlichung Deines Namens meines Schwertes nicht bedarfſt, laß mich heute für ſie und mein Vaterland ſiegen, oder ehrenvoll ſterben!

Amen! — ſagte Schulenburg, drückte Margarethe's Schleife an ſein Herz, und warf die grüne mit Gold durchwirkte Feldbinde um ſeinen Panzer. — Und nun, gnädiger Herr! ſollten wir uns nicht wiederſehen, ſollte ich heute enden, und Ihr findet mich unter den Todten, ſo ſagt der Königin, ich ſey gefallen in ihrem Dienſte, und habe mein Gelübde gelöſ't. Nehmt die Schleife, die ich auf meinem Herzen trage, gebt ſie Margarethe von Ebrach, ſagt ihr, mein Herz habe für ſie, nur für ſie treu und liebend geſchlagen, und mein letzter Athemzug habe mit meiner Seele ihren Namen ausgehaucht! — Er ſank in des Herzogs Arme.

Warum dieſe finſtern Gedanken, Freund! — ſagte dieſer — Auch ich ziehe dem Tode entgegen, aber der Sieg umſchwebt mich mit ſeinem glänzenden Gefieder, nicht die ſchwarzen Flügel des Todes. Ueber ſpaniſche Leichen hinweg wollen wir uns den Weg nach dem Haag bahnen, und fallen wir — dann ward uns ja ein ritterlicher Tod!

Der ſoll mir werden! ſagte Schulenburg, und Hand in Hand ſchritten ſie aus dem Zelte.

Noch lag finſteres Dunkel über den ſchlachtfertigen Schaaren, welche im dumpfen Schweigen durch die Nacht dem Feinde entgegen zogen. Ein jeder Krieger kannte die Wichtigkeit dieſer Stunde, ein jeder fühlte, daß Sieg, Tod oder Gefangenſchaft die ungewiſſe Gabe ſey, die ihnen der kommende Tag darbieten würde, ein jeder ging mit ahnendem Gefühle ſeinem ernſten Schickſale entgegen. — Da begann es am fernen Horizont zu dämmern, der bleiche Strahl des Tages ſchimmerte über dem ſpaniſchen Lager hervor, der Vorhang rollte auf — die Schlacht begann.

Zuerſt ſtieß Mansfeld mit dem Fußvolk auf den verſchanzten Feind; ihn zu überfallen, hatte er gehofft, doch vorbereitet, feſten Fußes, erwarteten

ten ihn die Spanier, und begrüßten ihn aus ihrem Geſchütz.

Vier und zwanzig Feuerſchlünde, hinter einer ſchnell aufgeworfenen Bruſtwehr aufgeſtellt, die auf der einen Seite ſich an einen Bach lehnte, auf der anderen Seite noch unbeendet, vielleicht nur 20 Schritte von einem tiefen Abhange entfernt war, donnerten das Fußvolk des Mansfelders nieder; neue Schaaren rückten an, ſie theilten das Schickſal ihrer Waffenbrüder. In dem Engpaſſe ſtanden die Wallonen, vor ſich das Geſchütz, auf der einen Seite den reißenden Bach mit ſeinen ſteilen Ufern, den die Arkebuſierer beſetzt hielten, auf der andern durch den ſteilen Abhang geſchützt, ſorgenlos, nur hier und da von einer Kugel erreicht, während das Fußvolk des Mansfelders gliederweiſe im Kugelregen niederſank; es mußte weichen. Jetzt, als es ſich in Unordnung zurückzog, rückte Herzog Chriſtian mit ſeiner Reiterei vor. Bottendorf ſchüttelte ungläubig das graue Haupt. Müſſen wir uns nicht über ihre Leichen den Weg bahnen? — rief der Herzog — Dorthin geht der Weg der Freiheit! — Drei Mal ſetzte er mit der Reiterei an, drei Mal wurde er zurückgeworfen, ſein

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK

Pferd ihm unter dem Leibe getödtet. Vergebens war ſein Muth, vergebens die Opfer, die gefallen. — Auch er mußte ſich mit ſeiner Reiterei hinter eine Anhöhe außer dem Bereiche des Geſchützes ziehen. Hier erſt ſammelte er ſeine Schaaren in dicht gedrängten Haufen wieder um ſich.

Kameraden! — rief er nun, und aus ſeinen Augen leuchtete der Muth ſeiner Ahnen. — Gedenkt des Tages von Höchſt, wo Ihr mich, Euern Herrn, ſchändlich verließet. Macht es heute gut, was Ihr dort übel gemacht, denn ſo wahr ein deutſches Herz in meinem Buſen ſchlägt, ſo wahr ich aus einem Heldenſtamme entſproſſen, ſo wahr ſchwöre ich Euch, nur noch einmal führe ich Euch heute gegen den Feind! Chriſtian von Braunſchweig, von ſeinen feigen Reitern verlaſſen, ſtürzt ſich allein in die Reihen der Feinde, und ſtirbt einen ehrenvollen Reitertod, deſſen Ihr dann unwürdig ſeyd! Ihr habt meine Rede vernommen! — rief er noch einmal, ſich auf dem Roſſe hoch erhebend. — Und nun vorwärts! — Hoch ſchwang er ſein Schwert, laut ſchmetterten die Trompeten, und im wilden Jagen ſtürzten ſeine Schwadronen ihm nach.

Bei der Schlucht brich durch! — rief er Schulenburg zu, der mit vier Cornetten Braunſchweigern voranjagte. — Ich werde! — entgegnete dieſer, und in geſchloſſenen Reihen jagte er trotz des Kanonenfeuers nach der Schlucht, zwiſchen der Verſchanzung nach dem Abhange. So Mancher ſeiner tapfern Schaar ſtürzte, von dem Kugelregen getroffen, aber wer das Leben ſich errungen, drang zwiſchen den Hohlweg und das Geſchütz, und warf ſich auf die Spanier; ihm folgte der Herzog. Zwölfhundert in den niederländiſchen Kriegen ergraute Wallonen ſanken unter dem Schwerte der Reiter, unter dem Hufſchlage der ſchnaubenden Roſſe, das Geſchütz ward erobert, die Arkebuſierer am Bache niedergehauen.

Dankend ſchüttelte der Herzog Schulenburgs Hand; traurig zeigte dieſer auf den kleinen Haufen, der ſich um ſeine vier Standarten drängte. — Es waren Söhne Eures Landes, gnädiger Herr! die Euch die Bahn des Sieges brachen, — ſagte Schulenburg — ſie ſtarben für ihren Fürſten; gedenkt der Ihren in Gnaden, wenn es Euch einſt wohl geht!

Der Mansfelder kam herbei. Noch iſt unſer Tagwerk nicht vollendet! — rief ihm der Herzog entgegen — Sehet, dort zwiſchen dem Dorfe und dem Walde ſtehen ſie immer noch mit ihrem finſtern ſpaniſchen Ernſte und erwarten uns. Sobald meine Roſſe verſchnauft haben, beginn' ich den Tanz von Neuem!

Er rückte nach kurzer Raſt wieder vor; der Angriff glückte. Der Feind, durch das Blutbad der Wallonen entmuthigt, vertheidigte ſich hier nur ſchwach. Vier Mal mußte der Herzog durch die beſetzten Päſſe brechen, nichts hielt mehr die Furie ſeiner Reiter auf, die ſich heute für unbeſiegbar hielten. Schon glaubte er am Ziele zu ſeyn, da rückte Cordova mit neuem Volk heran, welches der Oberſt Gauchier ihm von Brüſſel aus zugeführt hatte. Es waren zwei italiäniſche und zwei deutſche Regimenter, das Emdner und das Iſenburgiſche; auch folgte ihm die ſpaniſche Reiterei, die heute noch gar nicht im Gefecht geweſen war.

Der Herzog hielt an, ließ das Geſchütz vorrücken, und beſchoß den Feind, der aus ſeinen halben Karthaunen, die er von Brüſſel mitgeführt hatte, tapfer den Gruß erwiederte. Schon ſtand die Sonne im Mittag, und noch immer war das Fußvolk nicht heran. Herzog Chriſtian wurde ungeduldig, und kaum konnte Bottendorf das Feuer ſeines Herrn mäßigen, der, als er Schulenburg aus einer leichten Wunde am Arme bluten ſah, unwillig ausrief: Noch floß nicht mein Blut, noch war ich, wie Achill, unverwundbar, und Du tränkteſt ſchon wieder Deinen Lorbeer, daß er immer friſcher und herrlicher grünen mag, während ſich mir, wie einem elenden Weichlinge, keine Ader öffnet, mein Blut zu verſpritzen. — Doch nur Geduld, Cordova wartet mein, und ordnet alles fein ruhig und bedachtſam an, mich nach Würden zu empfangen; ich werde kommen mit meinem hölliſchen Gefolge! Blaſ't, Trompeter! — ſchrie er jetzt — blaſ't, als ob es zum Weltgericht ginge! Für Gott und meine Dame! — und ſo jagte er vor ſeinen geordneten Haufen her, und ſtürzte auf die deutſchen Regimenter Cordova's. Sie ſtanden feſt, unbeweglich, die Wuth der Braunſchweiger prallte an ihrem kalten Muthe ab; doch als Chriſtian ſie zum dritten Male ordnete, und Cordova aus zu großer Vorſicht die ſchwachen italiäniſchen Regimenter nach einem kleinen Gehölz zurückzog, belebte dieß von Neuem den Muth der Braunſchweiger, die jetzt hinter ſich in dichten Reihen das

Fußvolk heranrücken ſahen. Noch einmal folgten ſie unter dem lauten Rufe: Gott mit uns! und das brave Emdener, das tapfre Iſenburgiſche Regiment, bedeckten mit ihren Leichnamen den Wahlplatz.

Aber das Letzte noch verſuchend, brach nun Cordova mit der Reiterei hinter dem Gehölze hervor, und ſtürzte ſich auf die, durch das Metzeln in einen wilden Knäuel aufgelöſ'ten Schwadronen des Herzogs. — Schulenburg gewahrte ſie zuerſt; noch hatte er das tapfre Häuflein ſeiner Landesleute geordnet um ſich. Seinem Herrn Zeit zu laſſen, ſich zu ſammeln, warf er ſich den geſchloſſenen Haufen der Feinde entgegen, während Herzog Chriſtian, die Gefahr mit raſchem Blick überſchauend, die Seinen ſchnell wieder zu ordnen verſuchte. Aber ehe dieß geſchehen konnte, ſah er ſeinen Freund von den Spaniern umringt, ſich noch einmal für ihn opfern; da ſtürzte er mit den Wenigen, die um ihn waren, in den Feind, Schulenburg zu retten. — Halte Dich, mein Freund! — rief er ihm entgegen — halte Dich, ich komme! — Aber in dem Augenblicke ſah er ihn ſchon vom Pferde ſinken; da trieb der Sporn ſein Roß, und mit kräftiger Fauſt ſpaltete er den Kopf eines Spaniers, der mit ſeinem langen Degen den Geſunkenen durchbohren wollte, während ein feindlicher Reiter ihm ſelbſt mit einer Piſtolenkugel den linken Arm zerſchmetterte.

Die ganze Reiterei war dem Herzoge gefolgt; in wilden regelloſen Haufen warfen ſich die Braunſchweiger auf die Spanier, um ihren Herrn zu befreien, und brachen kühn die geſchloſſenen Reihen der Feinde, welche nur noch in der Flucht ihr Heil ſuchten.

Als nun der Herzog den Sieg errungen, keinen Feind mehr vor ſich ſah, trat er neben Schulenburg, dem eine Kugel die Bruſt zerſchmettert hatte. Nicht das laute Sieggeſchrei des Heeres, nicht den lauten Ruf: Es lebe Herzog Chriſtian von Braunſchweig! vernahm, achtete er; nur auf den Athemzug ſeines Freundes lauſchend, dachte er nur an ihn. Und als dieſer die Augen aufſchlug, ſein noch halb gebrochener Blick freundlich auf zu ſeinem Herrn ſah, rief dieſer unter dem Gejauchze ſeiner ſiegtrunkenen Schaar: Gelobt ſey Gott, daß Du lebſt! Sieh her, mein Freund, auch mein Blut fließt, und es floß für Dich! Sieh her, Freund Schulenburg! mein linker Arm iſt zerſchmettert; er ſchmerzt ſehr, aber es thut doch meinem Herzen wohl, daß ich für Dich leide. — Nun, — fuhr er fort, und reichte einem Wundarzte, der indeſſen Schulenburg verbunden hatte, ſeinen blutenden Arm, — nun, Meiſter, könnt Ihr an dieſem Eure Kunſt prüfen. Nun beginnt!

Als der Wundarzt die Wunde beſah, ſchüttelte er bedenklich den Kopf. Nun? — ſagte der Herzog — nicht wahr, der Knochen iſt zerſchmettert! Ich fühle es.

Der Wundarzt bejahte. — Ich fürchte, gnädiger Herr, der Arm iſt verloren, ſagte er bedenklich.

Seufze nicht, Freund! — rief Herzog Chriſtian Schulenburg zu, den man, ſo gut als möglich, ein Lager bereitet hatte. — Bleibt mir doch noch ein Arm für mein Vaterland, und das Herz für meine Dame, und für Dich, mein Freund! — Kann ich mich auf Euer Wort verlaſſen? — fuhr er jetzt fort, ſich zu dem Wundarzt wendend, — iſt es keine Möglichkeit, den Arm mir zu erhalten?

Keine, gnädiger Herr! der Knochen iſt zerſchmettert; nur ſchleunige Hülfe kann Euch retten, erwiederte dieſer.

So ſey es! ſagte der Herzog gelaſſen, gab noch mehrere nöthige Befehle, und ſprach leiſe einige Worte mit dem Wundarzt, der ihn dann verließ.

16.

Auf einem Hügel, von dem Mansfelder und allen Kriegsoberſten umgeben, ſtand Chriſtian von Braunſchweig; hinter ihm lag in des Herzogs geöffnetem Zelte Schulenburg auf einem Ruhebette. Das Fußvolk ſtand in dichten Haufen geordnet links vom Hügel; hinter dem Hügel des Mansfelders Reiterei, welche an dieſem Tage gar nicht gefochten hatte, das Geſchütz zur Rechten. Des Braunſchweigers Reiterei, an ihrer Spitze der Reſt der vier Cornetten Schulenburgs, die gelben Fahnen mit dem muthigen Roſſe hoch flatternd, die Gefangenen und eine unermeßliche Beute mit ſich führend, kam vom Verfolgen zurück, zog in dumpfer Stille dicht an dem Hügel vorüber und ſchwenkte ein. Vor ihrer Mitte ſammelten ſich die Trompeten und Pauken aller Cornetten, die Conſtabler bereiteten ihre brennenden Lunten, und Alles ſtand im dumpfen Schweigen erwartungvoll da.

Meine Freunde und Krieggenoſſen! — begann jetzt der Herzog, ſich zu den Umſtehenden wendend. — Gott hat uns den Sieg verliehen. Wohl zweitauſend der Unſern haben ihn mit ihrem Leben erkauft, — ich mit meinem Blute! Mein Arm iſt zerſchmettert, ich muß ihm Valet ſagen! Deshalb lud ich Euch hierher, daß ich im Augenblick des Schmerzes die Wonne genieße, meine Sieggefährten um mich, und meine braven Reiterſchaaren vor mir zu ſehen, und Euch zu zeigen, daß ich für mein Vaterland und meinen Glauben Alles freudig zu opfern vermag.

Nun beginnt! — ſagte er zu dem Wundarzte, ſetzte ſich auf einen Seſſel, entblößte den blutigen Arm, und hoch flatterte im Abendwinde der Königin Handſchuh auf ſeinem Hute. Die Trompeten ſchmetterten, die Pauken wirbelten, die Karthaunen donnerten, doch keine jauchzende Stimme erhob ſich, Alles ſenkte ſchweigend den Blick, und nur hier und da wagte ein Auge nach dem Heldenjünglinge aufzuſchauen, der freudigen Blicks die Schmerzen erduldete, und, ohne daß eine Klage ihm entfuhr, im Angeſicht ſeines Heeres den Arm ſich ablöſen ließ. Als es geſchehen war, ſchwiegen die Trompeten, die Conſtabler löſchten die Lunten, und es herrſchte eine dumpfe Todtenſtille. Der Herzog blieb einen Augenblick ermattet auf dem Seſſel ſitzen, dann ſprang er auf, und mit der Gluth der Jugend rief er: Noch bin ich ein Mann, noch ſchwing' ich das Schwert für mein Vaterland! — und mit dieſem Ausrufe ſchallte aus dem Munde der Tauſende ein Jubelruf, und es wirbelte hoch durch die Lüfte der Name des ritterlichen Chriſtians von Braunſchweig unter Trompeten und Paukenſchall.

Der Obhut des Mansfelders übergab er jetzt ſeine Schaaren, ordnete noch Alles zum morgenden Marſche, umarmte ſeine tapfern Gefährten, und entließ das Heer, von den Mühen des Tages auf ſeinen Lorbeern auszuruhen.

Er ſelbſt trat in das Zelt, wo ihn Schulenburg mit freundlichem Lächeln empfing. — Wenn Du nach dem Haag kommſt, Freund Schulenburg, — begann der Herzog — ſo ſage unſrer Gebieterin, ihr Handſchuh ſey von meinem Blute beſpritzt, den Weg zu ihr habe ich mir theuer und blutig erkauft, würdig ihrer Majeſtät und Schönheit kehre ihr Ritter zurück. Margarethe von Ebrach aber weihe Dein Herz, ihr gehören fortan Deine Dir zugemeſſenen Tage, aber weihe Dich ihr ganz. Und nun leb' wohl, ziehe mit Gott nach dem Haag voran! eine Sänfte erwartet Dich, um Dich nach der nahe gelegenen Abtei zu bringen. Wenn das Frühroth über dieß Leichenfeld aufgeht, wird Bottendorf mit einer Abtheilung Reiterei Dich begleiten. Ich bleibe hier bei dem Heere; bin ich geneſen, ſo finden wir uns im Haag wieder.

Rührend war die Trennung der Freunde. Als die Küraſſiere Schulenburg aus dem Zelte trugen, reichte dieſer noch einmal ſeinem Herrn die Hand; den Herzog ergriff ein ſchmerzlich ahnendes Gefühl, es war ihm, als drücke er dem Freunde zum letzten Male die Rechte. Die Trennung von Schulenburg trübte die Freude des Sieges in ſeiner Heldenbruſt.

17.

Glücklich gelangte Bottendorf, nach manchen Hinderniſſen, durch das feindliche Gebiet auf holländiſchen Boden. Hier verließ er ſeinen Freund, um wieder zum Heere zu ſtoßen, und übergab ihn dem Meiſter Hanns, der ſchon von Fleurus aus ſich zu ihnen geſellt hatte. Schulenburg wurde zu Schiffe gebracht, und ſo gelangten ſie endlich nach dem Haag, wo ſie den Kurfürſten ſchon fanden, der den Verwundeten nach ſeinem Palaſt zu bringen befahl.

Die Reiſe hatte auf deſſen Wunde nicht wohlthätig gewirkt, die edleren Theile waren verletzt; die Aerzte gaben nur wenig Hoffnung zu ſeiner Geneſung. Margarethe war tief betrübt, und als Schulenburg ſie bitten ließ, ihm ihre Gegenwart nicht zu entziehen, die Königin es ihr erlaubte, und die erlauchte Frau ſelbſt mit ihrem Gemahl ſie zu ihm führte, da barg ſie nicht länger die verhaltenen Empfindungen ihres Herzens, ſank an ſein Lager, und bedeckte die dargereichte Hand mit ihren Thränen.

Gnädige Frau! — ſagte jetzt der Verwundete, mit leiſer Stimme ſich zu der Königin wendend. — Das Gelübde, welches ich für Euch im Stillen gethan, habe ich gelöſ't, der Ehre und der Ritterpflicht habe ich genügt! Die wenigen Stunden meines Daſeyns darf ich nur noch meinem Herzen leben! — Er hielt inne. — Nun, Margarethe! — fuhr er nach einer Pauſe fort, während welcher alle Umſtehenden, auch die Königin, von tiefer Betrübniß ergriffen waren, — nun darf mein Herz ſich Dir zeigen, liebend wie es ſchon damals geſchlagen hat, als noch ein falſcher Wahn mich von Dir trennte. Blick' auf zu mir, ſenke Dein Haupt nicht auf meine kalte Rechte, Du zarte Blume, welcher der Nachtthau des Schickſals ſeine ſchweren Tropfen in den Kelch geſenkt! Eine Sonne muß uns aufgehen, welche an ihrem glühenden Herzen den Thau trocknet, eine Sonne hier oder dort! Dann hebt ſich der Blume Haupt von Neuem, und entfaltet ſich in den Strahlen der Allbelebenden. Weine nicht, Margarethe! Kurz iſt der Traum des Lebens, das Erwachen iſt freundlich. — Er ſank auf ſein Lager zurück, ſeine Augen ſchloſſen ſich, Ermattung wiegte ihn allmälig in ſanften Schlummer.

Alles hatte ſich leiſe von ſeinem Lager entfernt, nur Margarethe kniete noch neben ihm, hielt ſeine Hand feſt in der ihrigen, und lauſchte ängſtlich auf jeden Athemzug. Und indem ſie nun unverwandt auf ſein geſchloſſenes Auge ſah, und auf die zuckenden bleichen Lippen, der Athem immer matter wurde, leiſer die Bruſt ſich hob; da glaubte ſie Schwingen des Todes zu vernehmen, und ſie wähnte, er ſchwebe jetzt über des Jünglings bleicher Geſtalt, und wolle den Kuß der ewigen Weihe auf ſeine Wangen drücken. Aengſtlicher erhob ſie ſich, warf ſich zwiſchen das Phantom und den Geliebten, und ihre glühenden zuckenden Lippen ſchützten die ſeinen vor dem Kuſſe der Todtenweihe. Und des Jünglings Bruſt hob ſich ſchneller, die Wimper des Auges zuckte, Margarethe fuhr ſchnell zurück, ſie ſah, daß es der Schlaf, der ſanfte Freund der Leidenden geweſen ſey, der ihn mit Mohnduft angehaucht, und ihn in friedliche Träume gewiegt hatte; ſie lächelte freundlich dieſem Boten der irdiſchen Ruhe entgegen, und ſetzte ſich ermuthigt dem Jünglinge wieder zur Seite.

Lang' und ſanft war ſein Schlaf; wohl mehrere Stunden waren vergangen, und noch ſchlummerte er. Die Sonne warf ihre letzten glühenden Purpurſtrahlen durch das hohe Bogenfenſter, — jetzt röthete ein Strahl ſein bleiches Geſicht — er ſchien ein freundliches Lächeln auf ſeinen Lippen hervorzurufen, ein roſiger Schein die ſchlummernde Geſtalt zu beleben. Da bog ſie ſich noch einmal über ihn, ſog neue Hoffnung aus dieſer täuſchenden Gluth, und eine ſanfte Wehmuth durchſchauerte ihr Herz, löſ'te den Schmerz in wohlthätige Thränen, und ein Tropfen aus ihrem feuchten Auge erweckte den nur leiſe Schlummernden.

Glücklich, wer von dem erſten Strahl der Frühlingſonne begrüßt auf ſeinem Schmerzenlager erwacht, und mit dieſem Wonnegruß in das Leben wieder eintritt; glücklicher noch, wem beim Erwachen das holde, liebevolle Auge der Geliebten wie eine grüßende Aurora entgegenlächelt! aus einem ſüßen Traume erweckt, wähnt er noch ſchöner fortzuträumen. — Du noch hier, Margarethe? — ſagte der Jüngling freundlich — Ich träumte von Dir, Du ſchwebteſt, ein Engel, über mir gar lieblich und ſchön. Ich ſtreckte meine Arme nach Dir, und als Du, Dich zu mir hernieder zu laſſen, die Flügel ſenkteſt, ſank ſtatt Deiner eine feuchte Regenwolke auf mich; ich ſchauerte zuſammen, erwachte, und Du warſt es, die ſich über mich beugte.

Ich war es, Schulenburg! — ſagte die Jungfrau — Ich lauſchte auf Euren Athemzug.

Täuſche mich nicht, Margarethe! — unterbrach er ſie — Du belauſchteſt den Tod. Darum eh' er naht — eine Bitte. Meine Tage ſind gezählt, ich gehe bald hinüber in das Reich des Himmels, gönne mir den Troſt, Dich dereinſt dort finden, Dich dort die Meine nennen zu dürfen. Reiche dem Sterbenden Deine Hand; das Band der Kirche eine uns für jenſeit, — wenn es hier geſchieden ſeyn muß. Nimm meinen Namen, meinen mir ſo theuern, ehrenwerthen Namen als das einzige Geſchenk, was ich Dir zurücklaſſen kann, und laß ihn ein Band ſeyn für die Ewigkeit. Ich konnte für Dich ſo wenig ſeyn im Leben, gieb mir die Hoffnung mit hinüber, daß ich Dir Alles bin im Tode!

Im Leben wie im Tode! rief die Jungfrau.

So erfülle meinen Wunſch bald, Gott weiß, wie lange ich noch der Hoffnung leben kann! — ſagte er ſich erhebend — Geh', Margarethe, vertraue Dich Deiner Gebieterin; ſie wird es Dir erlauben, mein zu ſeyn, wird ihrem dienenden Ritter die letzte Gabe nicht verſagen. Geh' und werde die Meine! — Er ſank ermattet auf das Lager zurück.

Margarethe erhob ſich, drückte leiſe den bräutlichen Kuß auf ſeine Lippen, und von ſeiner glühenden Erwiederung überraſcht, eilte ſie erröthend von dannen.

18.

Bräutlich geſchmückt, die Myrte im Haar, trat ſie nach einer bang durchlebten Stunde, von dem Kurfürſten und ſeiner Gemahlin geführt, in das Vorzimmer vor Schulenburgs Gemach; der Geiſtliche folgte, auch einige ihrer Freundinnen. Hier verweilte ſie einen Augenblick, um ſich zu ſammeln.

Als die Thür ſich öffnete, ſahen ſie Meiſter Hanns, ihnen bedeutſam entgegenwinkend, neben dem Lager des Kranken ſitzen. Sie nahten ſich leiſe. Der Verwundete ſchlummerte; ſüße Träume mußten ihn umſchweben, denn über ſein Geſicht verbreitete ſich ein himmliſches, wonniges Entzücken, ſein Schlaf ſchien recht feſt und ſanft.

Margarethe beugte ſich über ihn. Stört ihn nicht! — ſagte der Kleine leiſe, und ſchob ſie ſanft zurück. — Stört die Seele nicht in ihrem Aufflug zum Himmel, er hat geendet! — Mit einem Schrei ſank Margarethe leblos an dem Lager nieder. Ach, die Arme, ſie ſelbſt hatte ſeine Seele der irdiſchen Hülle entlockt! Mit dem bräutlichen Kuſſe, der ihn feurig durchzuckte, war der letzte Lebensfunke noch einmal flackernd aufgeglüht und dann erloſchen. Auf des Kuſſes heiligen Schwingen war die Seele aufgeſchwebt zum Himmel, — er war im Entzücken vergangen.

19.

Als Herzog Chriſtian im Haag eintritt, nach dem Palaſte der Königin eilte, der Leidenſchaftliche in ihr Zimmer ſtürzte, ihre Hand ergriff und zu ihren Füßen ſank, gebot ſie ihm Schweigen, hob ihn auf und bat ihn, zu folgen. Sie führte den Staunenden zu dem hohen Saale, wo ſie ihm bei ihrem erſten Empfange den Handſchuh gegeben, wo beim Abſchiede ſie ihn an ſeinen Hut geheftet hatte. Dort lag auf dem Paradebette ſein Freund, ſein Waffengefährte, neben ihm Margarethe von Ebrach im bräutlichen Schmuck. Das

Band der Ehe hatte ſie nicht vereint, aber der Tod ein noch feſteres Band um ſie geſchlungen.

Ernſt und ſchweigend trat der Herzog zu den Entſchlafenen, nahm des Freundes kalte Rechte, und drückte den Bruderkuß auf ſeine bleichen Lippen. — Ein Herz, Ein Vaterland, Einen Glauben! — rief er aus — und will's Gott, Einen Himmel, mein Bruder!

Das Geläute der Glocken begann, die Träger traten ein, und als die Särge geſchloſſen, für immer die irdiſche Hülle dem ſterblichen Auge verborgen werden ſollte, drückte der Herzog Schulenburgs Schwert in deſſen erſtarrte Hand, und ſagte feierlich: Du haſt es ritterlich geführt, nimm es mit hinüber!

Und als der Deckel niederſank, durchbebte ein ahnender Schauer den Herzog. — Geh' mir voran! — rief er dumpf vor ſich hin — geh' voran, mein Freund, bald folgt Dir Dein Waffenbruder!

Die Jungfrauen des Hofes hatten die Entſchlafene freundlich mit Roſen ausgeſchmückt; der Myrtenkranz durchflocht noch die goldenen Locken; wie eine entſchlummerte Heilige lag, die Hände gefaltet, Margarethe.

Die Braunſchweigiſche Schaar, heute von Bottendorf befehligt, erwartete ihren Führer, ihn zu Grabe zu geleiten. Mit Flor waren die Trompeten umwunden, die ihn bei Fleurus zum Siege und Tode gerufen hatten, — und als der Zug begann, hallten dumpf die Pauken durch das Glokkengeläute, und Jungfrauen beſtreuten den letzten Weg der Liebenden mit Blumen.

Dicht hinter dem Sarge ſchritt Chriſtian von Braunſchweig, Prinz Moritz von Oranien; der Pfalzgraf und ſeine Gemahlin folgten dem Zuge, und 'in weiter Entfernung auch Meiſter Hanns mit unbedecktem grauen Haupt. Seine Glöckchen ließ er ſeit dem Tage nicht wieder ertönen.

Und als man die Särge hinunter ſenkte, beide in Eine Gruft, ſtreuten die Jungfrauen Kränze und Blumen hinab, und Eliſabeth nahm von ihrer Bruſt eine blühende Roſe. — Nimm ſie von meinem Herzen, treues Mädchen! — ſagte ſie bewegt — meine Thränen um Dich haben ſie getränkt. Die Erinnerung an Dich ſey mir heilig!

Chriſtian von Braunſchweig folgte bald dem Freunde. Nicht auf dem Bette der Ehre, auf dem Schmerzenlager ſtarb der junge Held. Fortan erhellte kein freundlicher Stern den Himmel ſeiner Liebe.

Eliſabeths Leben war freudenlos bis an ihr Ende.

Johannes.

Von

A. von Tromlitz.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1829.

1.

An einem rauhen Wintertage ſaß Meiſter Martin Schön zu Colmar in ſeiner Werkſtatt. Vor ihm ſtand auf der Staffelei ein Gemälde, die heilige Mutter Gottes, den Jeſusknaben auf dem Arme, vorſtellend, über welche zwei ſchwebende Engel einen Blumenkranz hielten; das Gemälde ſchien vollendet. Um ihn ſtanden ſeine Schüler, genau auf den Pinſel des Meiſters achtend, welcher eben dem Auge der Madonna noch jenen Zauberblick zu geben verſuchte, in welchem das Irdiſche mit dem Himmliſchen wunderbar verſchmolzen iſt.

Des Meiſters ganze Aufmerkſamkeit war auf das Gemälde gerichtet; kein Wort, keine Erläuterung ſtörte ſeine Arbeit; ſchweigend, kaum athmend, ſtanden die Schüler um ihn und ſuchten den hohen, das Göttliche ſchaffenden Sinn des

Meiſters aufzufaſſen, als die Thür ſich leiſe öffnete und ein junger Mann eintrat, jedoch beim Anblicke der ſchweigenden Gruppe ſtill und beſcheiden an der Thüre ſtehen blieb.

Lange mußte der Harrende da verweilen; denn immer noch malte der Meiſter, immer noch ſtanden ſeine Schüler um ihn, keiner wandte den Blick von der Leinwand, niemand achtete ſeiner. Endlich rückte der Meiſter den hohen Seſſel zurück, betrachtete das Bild, ſtand auf, trat noch einen Schritt zurück. So, ſo iſt es genug, — ſagte er mit ſich zufrieden — keinen Pinſelſtrich mehr, ſo genügt es mir! Das Himmliſche herab auf die todte Leinwand zu ziehen, vermag kein Sterblicher; das Irdiſche dem Himmliſchen näher zu bringen, das allein ward dem ſchaffenden Genius vertraut. Seht! — fuhr er fort, ſich zu ſeinen Schülern wendend, während der Jüngling an der Thüre noch immer wartend ſtand, — dieſer Blick, mit dem die heilige Mutter zum Himmel aufſieht, gehört zwar immer noch dem irdiſchen Auge, aber die Sehnſucht nach oben, welche aus ihm ſtrahlt, die Ergebung und doch die Zuverſicht; die Mutterliebe, die Andacht, mit der ſie den Jeſusknaben an ihre Bruſt drückt; dieſe Jungfräulichkeit, Sanftmuth und dieſer Ernſt, der auf ihren Lippen ſchwebt; dieß alles zeigt mir, es ſey mir gelungen, das ideale Bild meiner Seele auf die todte Leinwand lebendig, glühend überzutragen. Ich bin mit der Vollendung zufrieden.

Er legte Pinſel und Palette auf den kleinen Marmortiſch, ſah noch einmal mit Wohlgefallen auf ſeine Schöpfung, und trat aus dem Kreiſe ſeiner Schüler. Da gewahrte er den Jüngling an der Thüre, der ſich tief vor ihm neigte.

Wer biſt Du? — rief ihm Martin Schön entgegen — Was ſuchſt Du hier?!

Bei dieſen Worten hatten die Schüler alle den Blick nach der Thüre gewandt, und hierdurch noch mehr entmuthigt, ſtammelte der Jüngling nur einige unverſtändliche Worte.

Tritt näher! — rief der Meiſter mit ſanftem, Zutrauen erweckendem Tone, — tritt näher, mein Sohn! und ſage mir Dein Anliegen; oder kannſt Du es mir nur allein vertrauen, drückt Dich die Gegenwart dieſer, — er zeigte auf die Schüler — ſo werden ſie wohl, Deine Schüchternheit ehrend, ſich erinnern, wie auch ihr Herz klopfte, als ſie zum erſten Male vor mich traten, und werden ſich entfernen. — Sie verſtanden den Wink und verließen die Werkſtatt. Martin Schön ſetzte ſich nun auf den hohen Seſſel vor dem Bilde. — Komm, mein Sohn! und ſage mir Dein Anliegen. — Der Jüngling trat näher. Als er jedoch das Bild auf der Staffelei erblickte, ſchauete er mit verklärtem Auge auf die Madonna, und nichts um ſich beachtend, war ſeine ganze Seele bei dem Bilde. Leiſe, als wenn das Abendlüſtchen ein Blatt auf ſeinen Schwingen zur Erde trägt, ſank er auf die Kniee; ſeine Hände falteten ſich, ſein Auge wurde naß, die Lippen murmelten ein leiſes Gebet.

Unwillkürlich nahm der Meiſter ſein Baret vom Haupte, faltete die Hände, und den Blick nicht auf die Mutter Gottes, nur auf den Knieenden gerichtet, betete er im Stillen mit. Da preßte plötzlich der Jüngling die gefalteten Hände auf ſein Herz, und unter lautem Schluchzen ſtürzten die hellen Thränen aus ſeinen Augen. Verwirrt ſprang er auf, trat hocherröthend vor den Meiſter. Verzeiht! — rief er aus — verzeiht mir, edler Herr! Doch in Eurem ſanften, freundlichen Blicke leſe ich Verzeihung, ich leſe, daß die heilige Mutter mein Gebet erhöret hat.

Sonderbarer Knabe, — ſagte Martin Schön, ihn mit forſchendem Blicke beſchauend, — was willſt Du von mir?

Viel, ſehr viel! erwiederte der Jüngling, ergriff des Meiſters Hand und drückte ſie an ſeine Lippen.

So rede, — ſagte dieſer — rede frei! Kann ich Deine Wünſche erfüllen, ſo wiſſe, Du haſt einen guten Fürſprecher mitgebracht!

Ich ſah, doch wo, weiß ich mich kaum zu erinnern, in einer Kirche, das Bild Chriſti von Euch gemalt, — begann nun der Knabe. — Der ſanfte erhabene Blick des Erlöſers ergriff mich ſo ſonderbar, daß von der Stunde an der heißeſte Wunſch in mir rege wurde, die Geſtalten, welche vor meiner Seele in ſo manchen herrlichen Formen in der Dämmerung ſchlummerten, zum Lichte und Leben zu erwecken. Lange wagte ich es nicht, meinen Aeltern dieſe Sehnſucht zu vertrauen.

Wer ſind Deine Aeltern? fragte der Meiſter.

Landleute aus dem würtemberger Lande am Neckar, erwiederte er verlegen.

Dein Name?

Johannes.

Fahre fort, Johannes! ſagte der Meiſter, und ſtreichelte ihm die herabgefallenen Locken von der Stirn.

Meine Aeltern erlaubten mir endlich, da ich doch für ſchwere Arbeit zu ſchwach war, meiner Sehnſucht zu folgen; der Herr des Dorfes gab mir dieſe Kleidung und einen Zehrpfennig mit auf den Weg, und nun bin ich hier, Euch zu bitten, mich zu Eurem Schüler anzunehmen.

Martin Schön ſchüttelte bedenklich den Kopf. Wie alt biſt Du?

Sechszehn Jahre, erwiederte Johannes.

Und ganz ohne Kenntniſſe?

Die Bilder unſerer Kirche habe ich immer im Stillen für mich gezeichnet.

Der Meiſter bedachte ſich einen Augenblick. — Gut, Johannes! — ſagte er — Du biſt unter meine Schüler aufgenommen. Sey fleißig und brav, und wende Deine Zeit gut an! denn Du biſt ſchon in den Jahren vorangeſchritten und haſt viel nachzuholen.

Johannes dankte dem Meiſter, doch ſchien ſein Gemüth noch nicht beruhigt; er blieb vor Martin ſtehen, ſein Auge ruhete bittend auf dem ehrwürdigen Manne, wie Einer, der noch immer einen Wunſch auf dem Herzen hat und es nicht wagt, ihn auszuſprechen.

Du haſt mir noch etwas zu ſagen, — unterbrach der Meiſter die eingetretene Stille — Sprich frei, mein Sohn! ich liebe Offenheit.

Ich bin nicht reich, — begann Johannes und ſtockte.

Das weiß ich, — fiel ihm lächelnd der Meiſter in die Rede — Du fürchteſt wohl, meine Mühe mir nicht bezahlen zu können. Sorge dafür nicht. Die Söhne reicher Kaufherren, die Söhne wohlhabender Künſtler müſſen ſo manchen armen Teufel übertragen, und für Dich, mein Sohn! thue ich es gern auch ohne dieß; Du haſt ein frommes kindliches Antlitz, und dem bin ich immer gewogen.

Herr! — begann jetzt der junge Mann mit Heftigkeit, die oft dem Beſcheidenſten wird, wenn er den Muth faßt, die Schranken der Beſorgniß zu durchbrechen. — Ich bin arm; dieſes Kleid, einige Wäſche und zwei Goldgulden ſind meine ganze Habe. Nehmt mich in Eurem Hauſe auf, gebt mir Speiſe und Trank, ich will Euch bedienen, Euch pflegen und warten, wenn Ihr deſſen bedürſt, nur verſtoßt mich nicht! — Eine hohe Röthe überflog bei dieſen Worten des Jünglings Geſicht; man ſah es ihm an, wie ſchwer ihm die Bitte geworden war.

Der Meiſter bedachte ſich einige Augenblicke, Höre, mein Sohn! — ſagte er endlich — Deine Bitte überraſcht mich. Alle Kammern ſind beſetzt, ich wüßte für Dich kein Plätzchen mehr in meiner Wohnung; überdieß greift das in das innere Hausweſen, und da führt meine Ehehälfte das Regiment, ehe ich es nicht mit dieſer beſprochen, kann ich Dir es nicht zuſagen. Warte hier, bis ich zurückkehre; ich hoffe keinen vergeblichen Gang für Dich zu thun. — Er nahm ſein Baret, nickte Johannes freundlich zu und ließ ihn in der Werkſtatt allein.

2.

In ſich gekehrt ſah Johannes auf den getäfelten Fußboden vor ſich hin, und gar mannigfache Gedanken mochten in ihm aufſteigen. So nahe

dem

dem Ziele ſeiner Wünſche — des Meiſters Zweifel mußten durch den wohlwollenden Blick, mit dem er ihn verlaſſen hatte, ſchon ziemlich gehoben ſeyn — ſchien doch die Freude des gelungenen Beginnens nicht auf ſeinem Antlitze zu leuchten. Sein Auge blieb trübe, ſein Mund verzog ſich zum ſchmerzvollen Lächeln, ein tiefer Seufzer entſtieg der Bruſt. — Muth, nur Muth! rief er ſtill für ſich, ſchritt in der Werkſtatt umher, und begann nun die aufgehangenen Gemälde und die hin und wieder auf den Staffeleien ſtehenden neugierig zu betrachten. Ein Knabe, auf einem Kiſſen knieend, einen Kranz von weißen Roſen im Haare, ſchien ſeine ganze Aufmerkſamkeit zu feſſeln; er hatte die Hände nach den Wolken geſtreckt, die, von der Abendröthe golden beſäumt, ſich auf ihn herabzuſenken ſchienen. Der Anblick dieſes Gemäldes ergriff ihn ſo ſehr, daß er, ſich vergeſſend, eine aufgeſpannte Leinwand aus einem der Fenſterbogen und Kohle ergriff und die Zeichnung des Kindes entwarf. Das Bild hing an der Wand, ſo daß Martin Schön, als er mit einem ſeiner Schüler und mit Anna, einer Verwandtin ſeiner Frau, eintrat, das Geſicht des jungen Mannes, der ſein Kommen nicht bemerkt hatte, genau ſehen konnte.

Hier betrachtete der Meiſter zum erſten Male mit Ruhe das Geſicht des Fremden. Es waren zarte Züge, ſanft in einander verſchmolzen. Der Mund voll Anmuth, das Auge mehr Schwermuth als Feuer, die gelben Locken geringelt über ſein graues Koller rollend, der Körper mehr ſchlank als kräftig. Der Meiſter, in deſſen Geſichte ſich Wohlgefallen ausdrückte, zeigte mit ſtummen Geberden auf ihn, der das dunkelblaue Auge bald auf den Knaben, bald auf ſeine Umriſſe wandte.

Laßt doch ſehen, was der Junge treibt! -- ſagte endlich Martin Schön und ſchritt auf ihn zu. Bei dieſen Worten ſchrak Johannes auf, legte ſchnell ſeine Zeichnung weg und bat beſchämt um Verzeihung, daß der Anblick dieſes, wie zum Himmel aufſchwebenden Kindes ihn ſo hingeriſſen habe, daß er ſich der Leinwand und der Kohle bedient. Meiſter Martin achtete nicht auf die Entſchuldigung; er hatte die Zeichnung ergriffen. — Bei Gott, brav, mein Sohn! Sieh her, Hugo! — ſagte er zu dem ihn begleitenden jungen Manne — wie feſt die Umriſſe ſind; wäre dieſer Arm nicht etwas zu gebogen, wüßte ich wahrlich nichts daran zu tadeln. Brav, mein Sohn! — wiederholte er, ihn auf die Schulter klopfend. Um ſo freudiger bringe ich Dir die Nachricht, daß meine Ehefrau meinen Bitten nachgegeben, Dich in ihr Haus aufgenommen hat, und dieſer wackere Burſche hier, Hugo Varnthaler von Augsburg, Dir in ſeinem Stübchen als Schlafgeſelle ein Plätzchen einräumen will. Es iſt ein wackerer Jüngling, an Jahren, an Erfahrung, an Kenntniſſen Dir voraus; Du kannſt ihm in allem folgen, er wird Dir überall ein gutes Muſter ſeyn. Und nun, — fuhr er fort, Johannes die Hand reichend, der ſie küſſen wollte, — nun ſey mir in meinem Hauſe willkommen; Dein Wandel möge ſtets ſo fromm ſeyn wie Dein Eintritt, und die Kunſt Dich ſtets ſo begeiſtern, als der Anblick jener Madonna! Doch das Handküſſen laß, es iſt in Colmar nicht Sitte und in meinem Hauſe gar nicht. Hugo! — wendete er ſich zu dem Schlafgeſellen des Neuangekommenen — führe ihn auf Dein Zimmer, und Du, Anna! ſorge für ein gutes Vesperbrod; wer weiß, ob der arme Junge zu Mittage gegeſſen hat, und dann geht zu der Mutter.

Hugo gab ſeinem Kameraden die Hand, und als er ſie in der ſeinen zittern fühlte, ſprach er ihm Muth ein, während die funfzehnjährige Anna lächelnd die Treppe hinab in die Küche ſprang, um das Nöthige zum Vesperbrode zu beſorgen. Johannes trat in das kleine Zimmerchen ein, wo er, von Sehnſucht und Kunſtſinn getrieben, die Zeit der Lehre verbringen ſollte.

3.

Johannes! — ſagte Hugo, als ſie auf dem Zimmer allein waren, — da ich mich einmal durch des Meiſters Wunſch und durch Dein frommes Geſicht habe bewegen laſſen, aus meiner gewohnten einſamen Lebensweiſe heraus zu treten und mein Stübchen mit Dir zu theilen, ſo halte ich es auch für Pflicht, mich freundlich Deiner anzunehmen, Dich von allem zu unterrichten, was hier im Hauſe Gebrauch iſt, und Dich mit Offenheit zu warnen, wenn ich Gelegenheit dazu fände. Wiſſe, von der Gattin des Meiſters hängt das ganze Hausweſen ab; ſie iſt eine ehrwürdige Matrone, fromm und gut, aber, wie alle Hausfrauen in gewiſſem Alter, eigen und mit Strenge auf die gewohnten Gebräuche haltend. Keiner darf am Tiſche fehlen: wenn um 9 Uhr die Hausthür geſchloſſen wird, muß jeder zu Hauſe, und um 10 Uhr jedes Licht ausgelöſcht ſeyn. Tobenden Lärm, ſchallende Freude liebt ſie nicht, ſittlicher Geſang iſt wohl in der Stille erlaubt. Ihr zur Seite ſteht Anna, ein liebes herrliches Geſchöpf, heftig, leidenſchaftlich, aber recht brav und gut.

Unſer Meiſter, Johannes, was brauche ich Dir den zu ſchildern? Du haſt ihn heute geſehen, und mehr bedarf es nicht, ihn zu kennen. Offen liegt das Gemüth auf ſeiner Zunge, und ſein weiches, menſchliches Herz, ſo oft gemißbraucht, hat doch das Zutrauen zu den Menſchen noch nicht verloren; es giebt ſich unbekümmert ſeinen Empfindungen hin. Dir hat Dein Aeußeres ſein beſonderes Wohlwollen erworben. Er meint, Dein Antlitz, wie Du vor der Madonna gekniet, habe in ihm das Bild des Johannes, des Jüngers Jeſu, lebhaft in ſeiner Seele erweckt, Dein Name habe die Täuſchung noch vollendet, ſo daß ich gewiß glaube, Du mußt ihm einſt zu einem Johannes ſitzen.

Ich, mein lieber Stubengeſell! — fuhr Hugo fort — bin ein Sonderling, mit deſſen Schwächen Du ſchon Nachſicht haben mußt, wie ich ſie gern mit den Deinigen haben will. Still und verſchloſſen öffne ich nur gern Herz und Mund, wenn die Bewegung dazu aus meinem Innern kommt. Ich liebe nicht den Wein, nicht die rauſchenden Freuden des Lebens, und ruht mein Pinſel, ſo ziehe ich mich in mein Kämmerchen zurück und denke an meine alten Aeltern, denen es wohlgeht und wohlgehen muß, denn ihr Wandel war ſtets Gott gefällig und den Menſchen ein Vorbild; und der feſte Wille, ſo rein und unverdorben in Wandel und Sitten wieder in das väterliche Haus zurückzukehren, wie ich es verließ, dieſer Wille hält mich von allen Thorheiten der Jugend ab und bannt mich aus dem lärmenden Kreiſe der Geſellen. Du ſiehſt, Johannes, der rauſchenden Freuden wirſt Du wenige bei mir finden. — Doch warum biſt Du ſo traurig geworden, weshalb die Thräne in Deinem Auge? fürchteſt Du Dich vor der einſamen, freudeloſen Zukunft?

Johannes ſchüttelte ſchweigend den Kopf.

Oder dachteſt Du daheim an Deine Aeltern, die ſorgenvoll nach Dir und Deiner neuen Laufbahn blicken?

Ihr habt es errathen, Herr Hugo! erwiederte Johannes.

Nenne mich nicht ſo, — fiel ihm dieſer in die Rede — ich bin keines Menſchen Herr, nicht der Deine; wir ſind beide Geſellen, die über des Lebens Berg und Thal einen Weg wandeln, den ich nur beſſer kenne als Du, und wir müſſen ihn Hand in Hand gehen. Deshalb auf Du und Du, mein junger Freund!

Da öffnete ſich die Thür, Anna trat von einer Magd begleitet herein, ſetzte Brod, kaltes Fleiſch und einen Trunk auf den Tiſch, und befahl dem Mädchen leiſe, was hernach in der Stube, des neuen Gaſtes wegen, zu ordnen ſey. Dann lud ſie dieſen ein, zuzulangen, öffnete den Deckel des zinnernen Kruges und reichte ihn Johannes, der dankend dem Mädchen feſt in's Auge ſah.

Sie ſetzte ſich ihm gegenüber, neckte Hugo, daß er, ein Einſiedler, ſich einen Geſellen genommen, und nun die Klauſe wohl ferner ihr nicht verſchloſſen ſeyn würde, betrachtete dann, während Johannes aß, dieſen genau und ſchien endlich ſo in ſein Anſchauen vertieft, daß man hätte glauben können, auch in ihrer Seele hätte der Anblick des Jünglings ein Ideal hervorgerufen. Doch dieſe ernſte Stimmung dauerte nicht lange. Sie nahm die Laute von der Wand, und das fröhliche Lächeln ihres Mundes und der heitere Blick zeigten, daß dieſes fröhliche Kind mit unbefangenem Sinne in das Alter der Jungfrauen übertrete.

Soll ich zu Eurem Vesperbrode ein Liedchen ſingen, Johannes? fragte ſie freundlich.

Wenn Ihr wollt, ſo werde ich Euch dankbar dafür ſeyn, erwiederte dieſer, während Hugo, auf das Mädchen nicht achtend, in ſeiner Mappe etwas ſuchte. Sie begann:

Kommt der Frühling gezogen,
kommen die Vöglein geflogen,
grünend belebt ſich die Flur.
Und aus dem duftenden Schooße
ſpendet er Veilchen und Roſe
ſeiner Mutter Natur.

Kommt der Frühling gezogen,
kommt auch die Liebe geflogen,

mit ihr das Leben der Luſt.
Schelmiſch ſich ſchaukelnd auf Roſen,
drückt unter ſchmeichelndem Koſen,
ſie den Pfeil in die Bruſt.

Doch iſt der Frühling entflogen,
fühlet noch immer das Wogen
unſre verwundete Bruſt;
und mit unendlichem Sehnen
rollen die lindernden Thränen,
hin das Leben der Luſt!

Hell lachte Hugo auf, als Anna das Lied beendet. — Nun, was lacht Ihr? — fragte Anna zürnend — gefällt Euch mein Liedchen nicht, ſo ſingt Euch ein anderes, mir quoll es aus dem Herzen.

Das eben iſt es, was ich belache, — erwiederte Hugo. — Wenn Ihr dem Frühlinge ſingt, den Vöglein, welche angeflattert kommen, das Veilchen und die Roſe begrüßt, ſo finde ich das ganz natürlich, aber daß Ihr von der Liebe ſingt, von ihrem Pfeile und der Luſt des Lebens, darüber muß ich lächeln; denn das verſteht Ihr nicht, und wohl Euch!

Meint Ihr? erwiederte Anna empfindlich, legte die Laute nieder, und da Johannes aufgeſtanden war, packte ſie Teller und Krug wieder zuſammen, grüßte den neuen Gaſt und verließ ſchmollend das Zimmer.

Ein gutes Kind, — ſagte Hugo, als ſie Anna mit raſchen Schritten die Treppe hinunter gehen hörten, — fromm und lieb, aber immer ſeinen Jahren vorausſtrebend, beſchäftigt es ſich mit Dingen, die zum Spielwerke zu ernſt, zum Ernſt zu gefährlich für ſie ſind. Singt von Liebe und Luſt, und kennt beide nicht; die Liebe ſtellt ſie ſich wie den Amor vor, mit Schmetterlingflügeln, einen kleinen ſchelmiſchen Buben, mit dem ſich recht gut ſpielen ließ.

Und glaubt Ihr nicht, — erwiederte Johannes — daß die Ahnung, wenn auch nur dunkel, in des Mädchens Bruſt ein Nebelbild hingeſtellt hat, das ſie zu formen und mit Farben auszuſchmücken bemüht iſt? Ehe man die Liebe kennt, glaube ich, ahnet man ſie ſchon in der Bruſt.

Johannes! — ſagte Hugo ſtaunend — ſo jung und ſchon dieſe Erfahrung? — Purpurröthe umzog die Wange des jungen Mannes, dem unbebachtſam die Worte entſchlüpft waren; beſchämt ſah er vor ſich nieder und ſpielte verlegen mit dem Bande der vor ihm liegenden Laute. Hugo's Auge war noch auf ihn gerichtet, das mußte er bemerken; denn er ſchlug immer den Blick noch nicht auf. Da ſagte endlich Hugo, den die Verlegenheit jammerte: Kommt, es wird Zeit, Euch der Mutter vorzuſtellen, und nehmt meine Worte nicht ernſter als ſie gemeint waren! — Johannes ſtand auf und folgte ihm.

Sie fanden die Matrone, im Bogenfenſter auf einem Lehnſtuhle ſitzend, in einem Buche leſen. Es war eine freundliche alte Frau, nicht groß, aber ſelbſt noch in ihren Jahren von nicht ungefälliger Geſtalt.

Tritt näher, mein Sohn! — ſagte ſie zu Johannes, der verlegen an der Thüre ſtehen geblieben war, — tritt näher und laß Dich ſehen! — Sie betrachtete ihn genau, ihr Auge ſchien gern auf dem jungen Manne zu verweilen. — Nun, mein Alter hatte nicht Unrecht, als er mir ſagte, Gott habe Dir ein frommes, einnehmendes Geſicht gegeben; danke ihm dafür, ein ſolcher Empfehlbrief führt gut durch die Welt. Setze Dich!

Anna, die im andern Bogenfenſter ſaß, war bei dieſen Worten ſchnell aufgeſprungen, um ihm einen Seſſel zu bringen, doch ein Blick der Alten führte ſie ſchnell wieder zurück auf den ihrigen. — Setzt Euch auch, Hugo! fuhr ſie fort, Johannes noch immer betrachtend.

Du biſt Arm, — begann ſie nun, ſich zu dieſem wendend, — ertrage dieß Loos mit beſcheidener Demuth, dann ſchändet es Dich nicht. Sey fleißig, beachte jedes Wort des Meiſters, wenn aber einſt eine innere Stimme Dich etwas zu erſchaffen treibt, dann folge ihr, wenn ſie Dich auch wirklich irre geleitet hätte. In der Kunſt muß jeder ſeine eigenen Schwingen verſuchen; der Aar, wie der Zaunkönig, jeder kann ſein Ziel erreichen. Wenn dieſer die duftende Hecke mit ſeinen Flügelchen umflattert, ſo ſchwingt ſich jener in kühnem Fluge vergebens nach der unerreichbaren Sonne. Was aber Deinen Wandel betrifft, ſo bleibe auf dem frommen Wege, den Du betreten; folge Deinem Geſellen, dem ich hiermit Deine Seele, Deinen Leib übergebe, daß er dafür wache mit brüderlicher Liebe und Sorgfalt; folge ſeinen Worten und ſeinem Wandel, beide ſind verſtändig und untadelhaft. Deine Mitgeſellen achte und lerne ſie ertragen; ſey beſcheiden in Deiner Armuth, aber ſtelle ſie nicht, weil ſie an Feſttagen in Seide einhergehen, höher als Dich. Deinen Meiſter ehre, wie der Wanderer den Brunnen in der Wüſte, der ihm Kräfte und Mittel giebt, die ferne Wallfahrt zu vollenden. Ich will Dir Mutter ſeyn, ſo lange Du es verdienſt, und mit Gott alſo ſo lange Du bei mir biſt. Füge Dich ſtreng in die Ordnung des Hauſes, womit Dich Dein Geſelle bekannt machen wird; und nun möge Dir Speiſe und Trank bei uns gedeihen. Werde ein wackerer Schüler, tritt künftig in des Meiſters Fußtapfen, und der Herr wird Deinen Eingang ſegnen, wie dereinſt Deinen Ausgang. — Sie ſchellte, eine alte Magd trat ein. — Sieh ſein Bündel nach, — ſprach ſie zu ihr — und wo es fehlt, da gieb!

Anna hatte während dieſer langen Ermahnung aufmerkſam zugehört. Als die Mutter alle Bewohner des Hauſes, Einen nach dem Andern, berührt, hatte ſie mit klopfendem Herzen gelauſcht, wann an ſie die Reihe käme, und war neugierig geweſen, welche gute Lehre er in Rückſicht ihrer bekommen würde, aber ſie ward gar nicht erwähnt;

das verdroß ſie. Ihr lebhafter Sinn konnte dieſe Geringſchätzung nicht geduldig ertragen, und kaum hatte die Mutter geendet, als ſie auch aufſprang und zu ihr trat, ſie fragend: Und wie ſoll ſich Johannes gegen mich benehmen?

Die Matrone konnte ſich eines Lächelns nicht erwehren. — Anna, — antwortete ſie — Du biſt zu ſehr Kind, um beachtet zu werden; Johannes wird freundlich gegen Dich ſeyn, wie gegen ein gutes Kind, und, wenn Du beſcheiden und in den Schranken jungfräulicher Sittlichkeit bleibſt, Dich achten.

Zufällig hatte Johannes, während die Mutter ſprach, Anna angeblickt; ſein Auge mochte wohl Theilnahme ausdrücken ſollen, Anna ſchien es aber anders zu deuten und ein faſt triumphirendes Lächeln, mit dem ſie auf ihren Sitz zurückging, ſchien zu ſagen: „ich weiß doch, Mutter, daß ich ihm nicht mehr ein Kind bin,“ und ihre frohe Laune war durch der Mutter ernſte Zurechtweiſung nicht im mindeſten getrübt.

4.

Johannes war nun in dieſen häuslichen Zirkel eingeführt, wo ihm jeder freundlich entgegen kam. Nur ſeine Mitgeſellen waren unzufrieden, daß er ſich ſo abſichtlich aus ihrem Kreiſe zurück hielt und ſich Hugo allein anſchloß; jedoch ſein beſcheidenes Weſen, ſelbſt das Zarte, welches er in jede Weigerung legte, wenn ſie ihn zur Theilnahme irgend einer rauſchenden Freude aufforderten, milderten das Verweigern; auch ſie gewannen ihn bald lieb, und der Beiname, der Evangeliſt, den er von ihnen wegen ſeines Namens und ſeines kindlichen Anſchmiegens an den würdigen Meiſter erhielt, ſprach wohl eher für als wider ihn. Hugo aber, der mit jedem Tage das fromme, reine Gemüth ſeines Nebengeſellen mehr und mehr erkannte, trug eine innige Liebe zu ihm, und wie ein ſorgſamer Lehrer bewachte er jeden Schritt ſeines Zöglings, der ihm dieſe Bemühung durch ſeinen einfachen Wandel ſehr erleichterte.

Die mancherlei kleinen Eigenheiten, die Johannes nie ablegen wollte, waren ſo unbedeutend, daß Hugo bald keine weitern Bemerkungen darüber machte. So z. B. war Johannes nie dazu zu vermögen, daß er zu der beſtimmten Zeit zu Bette ging; wenn um 10 Uhr, der Vorſchrift nach, das Licht im ganzen Hauſe erlöſchen mußte, ſaß er noch eine Weile im Dunkeln, ehe er ſich entkleidete, und wenn Hugo am Morgen noch ſanft ſchlummerte, war jener ſchon angekleidet vor ſeiner Staffelei, oder als die Tage kürzer wurden, las er beim Scheine ſeiner Lampe in irgend einem belehrenden Buche. Auch war er ſo beſorgt, Hugo beſchwerlich zu fallen, daß, wenn dieſer ſich an- oder auskleidete, er ſich ſtets irgend eine Beſchäftigung machte, die ihn aus dem Zimmer entfernte. Mit nichts fiel er ſeinem Nebengeſellen läſtig. Saß Hugo nachdenkend, was wohl oft geſchah, ſo ſtörte er ihn durch kein Geräuſch; nur wenn dieſer in die Saiten ſeiner Laute griff, ließ er ſeine wohlklingende Stimme tönen und begleitete ihn mit ſeinem Geſange, ſonſt erklang ſein Lied nie. Aber vor allem wußte er ſich des Meiſters Gunſt zu erwerben, der ihn auch nur ſeinen Johannes nannte. Aufmerkſam auf jedes ſeiner Worte, war er fleißig, faßte alles leicht und entwickelte ein Talent, das Martin Schön nicht in dem Sohne eines Landmanns geſucht hätte. Beſonders machte er im Zeichnen ſo bedeutende Fortſchritte, daß er ſchon im künftigen Jahre zur Malerei ſchreiten ſollte; er wendete ſeine Zeit mit unermüdetem Fleiße an. Als eine Krankheit den Meiſter einige Monate auf das Lager warf, verließ er ihn bei Tag und Nacht nicht; das kleinſte Bedürfniß ließ er nicht unbeachtet; jede Sorgfalt widmete er ihm, ſo daß er doppelt die Stelle der weniger ausdauernden Anna erſetzte. Der Mutter war er faſt unentbehrlich geworden.

5.

Es war am Ende des Monats November, als der Meiſter zum erſten Male wieder ſeine Werkſtatt betreten konnte. Seine Schüler hatten ſie zu dieſer freudigen Begebenheit feſtlich geſchmückt. Alle Gemälde waren geordnet, und in einer langen Reihe ſtanden ihre Arbeiten auf Staffeleien dem Auge des Meiſters zur Beſchauung. Der ehrwürdige Martin freuete ſich beim Anblicke ſo manches Schönen und Trefflichen, ſein ſcharfer Blick erkannte bei jedem Bilde die Hand, die es gemalt; hier lobte, dort tadelte er. Bei einem Bilde nur blieb er lange ſinnend und ungewiß ſtehen. Es war eine wohlgelungene Copie des knieenden Knaben, der einſt Johannes ſo entzückt hatte.

Wer hat mit ſo viel Seele des Knaben Sehnſucht nach den vergoldeten Wolken aufgefaßt? — fragte er. Die Umſtehenden ſchwiegen. — Nun? — fragte der Meiſter noch einmal; da nahte hocherröthet Johannes. — Verzeiht! daß ich, Eurer Anordnung zuwider, mich jetzt ſchon mit dem Pinſel beſchäftigt habe, — ſagte er betreten. — Mein Stubengeſelle Hugo gab mir in den frühen Morgenſtunden Anleitung, den Pinſel zu führen, die Farben zu miſchen und zu ordnen, und da wagt' ich mich, wenn Ihr noch ſchlummertet, an den nach dem Himmel ſich ſehnenden Knaben. — Der Meiſter ſah das Bild noch einmal an, dann wandte er ſich gerührt an Johannes, ſchloß ihn im Angeſichte aller ſeiner Mitgenoſſen in die Arme, küßte ſeine Stirn und ſagte mit Rührung: Ich ſegne den Tag, wo Du hier eingingſt; denn mit Dir iſt ein lieber Engel in mein Haus getreten! —

Das Krankenbett mochte wohl noch mehr Theil an dieſem Ausbruche des Gefühls haben als das Bild, aber auch des Künſtlers Seele war von dem Talente des jungen Mannes erfreuet, und die Fortſchritte, die er in der kurzen Zeit gemacht, waren ihm ſelbſt faſt unglaublich.

6.

Das Weihnachtfeſt nahete, in Martin Schöns Wohnung ein großes Freudenfeſt; denn alle Schüler erhielten ein kleines Geſchenk, und die Geſchenke ihrer Aeltern, die von nah' und fern, alter löblicher Gewohnheit nach, eingingen, wurden alle an die Mutter geſchickt, welche ſie dann in dem obern Saale, ſchön geordnet, wieder austheilte. Schon mehrere Wochen vor dem Feſte hatten die jungen Leute ſich ihre Hoffnungen und Wünſche mitgetheilt, jeder dem andern geſagt, was er aus der Heimath erwarte, und ſo, im Austauſche der Hoffnung, die Freude des Feſtes ſchon im voraus genoſſen. An dieſem Jubel nahm Johannes nicht Theil; wenn die Andern jauchzend und mit freubigem Hoffen dem Tage entgegen blickten, und in lautem Jubel ſich gegenſeitig in ihren Erwartungen überboten, ſaß er ſtill vor ſeiner Staffelei; der Pinſel ſtockte, und in das zur Erde geſenkte Auge drängten ſich die Thränen. Wenn die Schüler dieß bemerkten, winkten ſie einander zu und ſchwiegen; denn es that ihnen wehe, in dem Armen, dem das Freudenfeſt keine Freude brachte, ſo traurige Empfindungen aufzuwecken.

Nur Hugo, dem dieß an ſeinem jungen Freunde nicht ganz gefallen wollte, ſprach am Vorabende des heiligen Abends mit ihm, und ſagte ihm ſanft verweiſend, daß ſeine Trauer, wenn die Andern ſich ihre zu hoffende Freude mittheilten, wohl einen Anſchein von Mißgunſt habe.

Da übermannte Johannes das Gefühl. — Du thuſt mir Unrecht, lieber Hugo! ſagte er wehmüthig, und, was er noch nie gethan, er ſank an des Freundes Bruſt, der ihn, mit Liebe an ſich drückend, innig umarmte. Johannes ſah gar ſonderbar an ihm auf; in dem Blicke lag ſeine Seele und ſein Herz, und wahrlich, hätte ihn der Meiſter ſo geſehen, er hätte ihm das trefflichſte Muſter des Jüngers gegeben, wie er beim Liebesmahle ſich kindlich an ſeinen Meiſter und Herrn ſchmiegt. — Mein guter Johannes! — ſagte jetzt Hugo, den dieſer Blick, dieſer Ausdruck, dieſe ihm aus ſeinen Augen entgegenſtrahlende Liebe gar wunderbar ergriff, — ich meinte es nicht böſe; ich liebe Dich zu innig, um Dir wehe thun zu wollen.

Bei dieſen Worten wand ſich Johannes plötzlich aus ſeiner Umarmung. — Das weiß ich, Hugo! daß Du mir nicht wehe thun wollteſt, — ſagte er traurig und ſetzte ſich entfernt von ſeinem Geſellen. — Du thäteſt mir auch Unrecht; Mißgunſt iſt es nicht, was meine Seele betrübt. Ich will gern alles entbehren und es Andern überlaſſen, nur Eines nicht — ſetzte er ſtockend hinzu. — Was mich bei Eurer Freude betrübt, ſind Erinnerungen, die in mir aufſteigen, Gefühle, die aus ihrem Schlummer geweckt werden, welche ich jedoch in meiner Bruſt verſchließen und ſelbſt meinem treueſten Freunde, Dir, verbergen muß.

Ich ehre Dein Geheimniß, Johannes! — erwiederte Hugo, und wollte traulich den Arm um ihn ſchlingen, doch Johannes ſprang auf und entzog ſich dieſer Vertraulichkeit, doch mehr mit einer Art Scheu als mit Unmuth.

So nimm wenigſtens — bat Hugo, über dieß ſonderbare Benehmen erſtaunt, — die Hälfte deſſen, was meine theuren Aeltern mir ſchicken; ich glaube faſt, da ich Dich in meinen Briefen ſo oft erwähnte, ſie werden Dich nicht vergeſſen haben.

Haſt Du meiner liebend erwähnt, Hugo? fragte Johannes.

Konnte ich anders?

Da reichte ihm Johannes die Hand. Ich danke Dir, Freund! — ſagte er gerührt, trat an das Fenſter und ſah hinaus auf den Platz, wo gleich tauſend Sternen der Schnee ihm entgegen funkelte. — Leuchtend und doch kalt! ſagte er ſtill vor ſich hin — und verſank in tiefes Sinnen.

7.

Als ob ein Häuflein Kinder, das ſich noch an der Menge Lichter und dem Flittergolde ergötzte, um ſie verſammelt wäre, ſo kindlich, nach alter gewohnter Weiſe, beging die Mutter jedes Mal das Weihnachtfeſt. In dem mit Meiſterwerken ſchön ausgeſchmückten Saale war ſie ſchon am frühen Morgen mit ihrer Magd geſchäftig geweſen. Allen ein Heiligthum, durfte ſelbſt Meiſter Schön heute die Pforten nicht öffnen und mußte an ihnen vorüberziehen; denn hier ordnete ſie ihre und diejenigen Geſchenke, welche für die Schüler Meiſter Martins bei ihr eingegangen waren. In der Werkſtatt, wo heute am heiligen Abende jede Arbeit ruhete und alles geordnet und aufgeputzt war, wurde zum Mittag eine lange Tafel gedeckt; denn heute mußten alle Schüler bei dem Meiſter ſpeiſen und keiner durfte mehr nach dem Mittagmahle das Haus verlaſſen, damit niemand fehle, wenn das helltönende Glöckchen die Kindlein herbei rief. Ganz ſo, wie die gute Alte es aus ihrer Kindheit gewohnt war, mußte es auch jetzt noch ſeyn.

Niemanden trieb an dieſem Tage die Unruhe mehr als Anna, die oft traurig, oft aber auch mit heimlichem Lächeln auf Johannes blickte. Unverhohlen hatte ſie ihn unter allen Geſellen zu ihrem Lieblinge erwählt, und ſie verbarg ihre Theilnahme an dem ſanften, jungen Manne ſo wenig, daß Hugo ſchon einige Male im Begriffe ſtand, ihn warnend darauf aufmerkſam zu machen.

Anna ſang den ganzen Tag ihre fröhlichſten Lieder, ſie lief Trepp' auf, Trepp' ab, machte tauſend loſe Streiche, die ihr die Verweiſe der Mutter zuzogen; aber ſie war ſtill, wenn Johannes des Abends in's Zimmer trat, ſich zu der Mutter ſetzte und dieſer von ſeinem Thun und Treiben und von ſeinen Arbeiten Rechenſchaft geben mußte, während der Meiſter, auf dem Lehnſtuhle ſitzend, die Gebilde ſeiner Phantaſie vorüberziehen ließ. Dann ſaß ſie wie feſt gebannt bei ihrer Spindel, und nur leiſe ſang ſie ſchmelzend ein Lied, welches, ohne daß ſie es ahnen mochte, aus ihrer Seele die ſchlummernden Gefühle hervorrief, ſo daß oft Meiſter Schön, aus ſeinen Phantaſieen geweckt, aufhorchte, und dann: „ſehr brav, Anna! recht brav, ſo liebe ich den Geſang!“ ihr zurief und ſie aufforderte, ihr Lied zu wiederholen. Aber dann wollte es ihr nie mehr glücken; nicht aus ihrem Innern drangen die Töne hervor, von außen nur war die Anregung gekommen. Der Töne Zauber, welcher den Meiſter ſo wunderbar ergriffen hatte, war nicht mehr; er hörte nur ſeine Anna ſingen; es war nicht eine Stimme, die ſeinen Phantaſiegebilden Ton und Leben gab.

Trat dann zuweilen Johannes zu ihr, wenn das Lied ſo recht der tiefe ihres Herzens entquollen war, ſagte er ihr mit innigem, herzlichem Tone: „Euer Lied, Anna, hat mich ergriffen; ich habe den Schmerz, die Wonne mit Euch gefühlt!“ dann ward das Mädchen für den ganzen Abend ſtill und in ſich gekehrt, und ſtatt daß ſein Lob ihr Freude machen ſollte, ſchien es ſie traurig zu ſtimmen, ſo daß die Mutter zuweilen deshalb bedenklich den Kopf ſchüttelte.

Auch Johannes war während der heutigen Mahlzeit, trotz der Mühe, die er ſich gab, Theil an der Freude ſeiner Kameraden zu nehmen, ſtill und in ſich verſchloſſen geweſen. Selbſt der Meiſter hatte es bemerkt, und man ſah es ihm an, wie ſchwer es ihm wurde, ſeinem Johannes nicht ein aufheiterndes Wort zuzuraunen, aber der bittende Blick der Mutter verhinderte ihn, ſeinem Herzen Luft zu machen; nur Anna konnte es nicht über ſich gewinnen. Als Johannes nach Tiſche vor einem faſt beendeten Bilde Hugo Barnthalers ſtand, es aufmerkſam betrachtete, und hierbei ſein Auge trauernd auf die deutſche Jungfrau heftete, welche, feſtlich geſchmückt, einen Myrtenkranz in der Hand hielt, den ſie, im Begriffe ihn in ihre Haare zu flechten, ſinnend und wehmüthig betrachtete, trat

Anna zu ihm. Was betrachtet Ihr dieß Bild ſo traurig, Johannes? — fragte ſie neckend — Wißt Ihr wohl, daß es Euch zum Sprechen gleicht und Ihr der Bruder dieſer bräutlichen Jungfrau zu ſeyn ſcheint? Hugo hat ſeinen freundlichen Stubengeſellen zu lebhaft vor Augen gehabt, als er dieß gemalt, und ihn mit einem weiblichen Ideale verſchmolzen. Beſonders fiel mir dieß heute Mittag auf, als ich Euch oft ſo nachdenkend vor Euch niederblicken ſah, da glichet Ihr dieſem Bilde zum Sprechen.

Während Anna ſchwatzte, war Johannes hoch erröthet; doch überzog wie ein Sonnenſtrahl, der plötzlich über eine düſtre Landſchaft dahin fährt, ein Freudenſtrahl ſein trauerndes Antlitz; aber eben ſo ſchnell, wie der Blick der Sonne, war auch die Freude verſchwunden. — Nun, ſeyd nicht traurig, lieber Johannes! — bat Anna — Ihr glaubt nicht, wie weh' es meinem Herzen thut, Euch ſo zu ſehen! Habt Ihr auch nicht Vater, nicht Mutter, die Euch zum heutigen Abende Geſchenke ſchicken könnten, ſo wird Euch unſere Mutter gewiß nicht vergeſſen haben; denn allen Schülern wird eine Kleinigkeit beſcheert, und noch jemand, der Euch von Herzen wohl will, hat Euch bedacht. — Sie eilte bei dieſen Worten ſchnell davon.

Armes Mädchen! — ſagte Johannes ſtill vor ſich hin — ich verſtehe, und beklage Dich!

Hugo trat zu ihm. Du ſcheinſt mein Bild mit vieler Aufmerkſamkeit zu betrachten, Johannes! — fragte er ihn, der bei dieſen Worten aufſchrak und Hugo freundlich entgegen lächelte; — findeſt Du, daß ich es richtig aufgefaßt, daß ich den Charakter getroffen habe?

Ich glaube es, — erwiederte Johannes. — Das ſchwermüthige Sinnen beim Anblick des verhängnißvollen Kranzes läßt mich faſt vermuthen, die Jungfrau träte nicht mit Zuverſicht vor den Altar, die Zukunft erſcheine ihr nicht wolkenlos, und das Ahnen und Bangen, welches die Bruſt einer Jungfrau in dem wichtigen Zeitpunkte, den Du dargeſtellt haſt, durchſchauern ſoll, iſt bei ihr nicht das ſüße Klopfen des Herzens, das am Ziele ſeiner Sehnſucht ſteht. Ganz glücklich iſt ſie nicht; ſie wiegt ſorgſam den ſchweren Kranz in ihrer zitternden Hand, und Ergebung in ihr Schickſal iſt der Ausdruck ihres Geſichts.

Warum trat auch immer Dein Antlitz ſo lebhaſt vor mich, mein Johannes! als ich die Jungfrau entwarf? Warum Dein Antlitz voll ſtiller, ſanfter Ergebung? — erwiederte er — Ich läugne es nicht, Dir danke ich den Ausdruck des ſtillverborgenen Schmerzes, der um den Mund dieſes Mädchens ſchwebt. Ich wollte nur eine ſittige Jungfrau malen; doch als ob ich Dich und Deine zarten Züge im weiblichen Gewande mir denken müßte, ſtandeſt Du vor mir, und mein Auge ſah nur Dich. Da legte ich zu meiner Schöpfung dem Mädchen den Myrtenkranz in die Hand, und das phantaſtiſche, ungeregelte Bild meiner Phantaſie ward, wie es hier vor Dir ſteht.

Das Tönen des Glöckleins unterbrach das ſonderbare Geſpräch der beiden Freunde; Alles ſetzte ſich in Bewegung und folgte in tobender Eile dem voranſchreitenden Meiſter; nur Anna ſtand ſchon vor ihm an der Paradiespforte, doch ſie zu öffnen, wagte ſie nicht.

Johannes ſchlich ſchweigend dem lärmenden Häuflein nach; Hugo ging ihm zur Seite. Als ſie die Treppe hinauf ſtiegen, rief Johannes unwillkürlich vor ſich hin, doch ſo, daß es Hugo hörte: „o meine Mutter, mein armer Vater!“ und wiſchte ſich ſchnell das feuchte Auge. Hugo drückte theilnehmend ſeine Hand; da öffneten ſich die hohen Flügelthüren, die Jünglinge traten mit freudiger Erwartung ein.

Im hohen Saale brannten auf allen Kronleuchtern die Kerzen, doch noch hellern Glanz, als dieſe, gaben die hundert Lichter, welche auf den langen Tafeln ſtanden; am meiſten die Kerzen des hohen Chriſtbaumes, der wie eine leuchtende Pyramide in einer Sternennacht funkelte. — Die Gebilde der Kunſt, welche von Martin Schöns Hand und von der Hand ſo manches mit ihm kunſtverwandten Meiſters im hellen Scheine erglänzten, ſchienen freundlich auf dieſe frohe, heilige Erinnerung der Geburt des Weltheilandes zu ſchauen. Auch war es ein herzerhebender Anblick, die alte Matrone zu ſehen, welche in der hohen Altanthüre mit wohlgefälligem zufriedenen Lächeln ſtand, und ſich ihrer Anordnung und der glücklichen Geſichter freuete, die ſie vor ſich ſah; denn ſo bald ein Jeder den Zettel gefunden, auf dem ſein Name ſtand, er die Geſchenke aus ſeiner Heimath, das kleine unbedeutende Geſchenk ſeines Meiſters, nur von Werth durch den edlen Geber, beſchauet, und die langerſehnten Briefe der Aeltern geöffnet hatte, lag der Ausdruck der Freude auf jedem Geſichte.

Anna, welche das Tiſchchen ſchon kannte, das für ſie an dieſem Tage immer allein ſtand, kümmerte ſich wenig um ihre Geſchenke, und während der Meiſter zu ſeiner frohen Lebensgefährtin trat, hatte ſie Johannes zögernd an der Thüre ſtehend erblickt; ſelbſt Hugo war, um Nachricht von den Seinen zu erhalten, von ihm gegangen. — Schnell umlief ſie den Tiſch, fand bald den Zettel, wo „unſerm Johannes“ darauf ſtand, ſchob heimlich, während jeder mit ſich beſchäftigt war, ein Briefchen und noch etwas zu ſeinen Geſchenken, eilte dann zu dem noch an der Thüre Stehenden, den jedoch Meiſter Schön und ſeine Gattin noch keinen Augenblick aus den Augen verloren hatten, erfaßte ſeine Hand und ſagte, ihn mit ſich fortziehend: Johannes, auch Dir iſt reichlich beſcheert; komm nur hin, wo die gute Mutter ihrem Lieblinge ſo manche Freude bereitet hat! Auch von mir iſt ein Brief und ein Wehrgehänge dort, — lispelte ſie ihm zu, und eilte dann zu ihrem Tiſchchen zurück. Aber immer noch beachtete ſie ihre

Geſchenke nicht; ſie ſah hinüber nach Johannes, der, ehe er noch etwas berührte, die Hände faltete, doch ſelbſt zu beten nicht vermochte. Dankbarkeit verdrängte jedes andere Gefühl; er eilte zur Mutter, zu ſeinem Meiſter, ſank ſprachlos der Matrone um den Hals, und ſchmiegte ſich an die hohe Geſtalt Martin Schöns. Immer die zitternde Hand auf das Herz drückend, konnte er nur die Stelle bezeichnen, wo ſein Dank ausſtrömen wollte, aber Worte des Dankes fand er nicht.

Geh' nur, mein Sohn! — ſagte die Mutter — Dein ſtummer Dank gnügt mir; ich kenne die lautere Quelle, aus welcher er fließt; geh' nur, mein Sohn! Auch die Freudenthräne quillt oft aus einem Schmerzenborn, genieße Deine Freude ungetrübt.

Komm, mein Johannes! ſagte der Meiſter, ihn bei der Hand faſſend, führte ihn an den Tiſch und trat dann wieder zurück zur Gattin, um von hier den allgemeinen Jubel zu überſchauen.

Johannes war nun vor die für ihn ſorgſam geordneten Geſchenke getreten. Sein Blick fiel zuerſt auf das Wehrgehänge Anna's, unter welchem das Brieſchen lag; er nahm es, verbarg es ſchnell an ſeiner Bruſt, und ſah dankend hinüber nach Anna, die ihn keinen Augenblick aus den Augen gelaſſen hatte. Jedoch der Blick, mit welchem er dankte, ſchien ihr nicht genug; denn ſie betrachtete von jetzt an ihre eigenen Geſchenke, und ſchien einen Unmuth, der ſich auf ihrem Geſichte zeigte, durch dieſe Zerſtreuung verſcheuchen zu wollen. Auch Johannes betrachtete jetzt die Gaben. — Ein feſtlicher Anzug, koſtbar und geſchmackvoll, ein ſchwarzes Baret mit ſchwankenden Federn, zwei Spitzenkragen, künſtlich gefaltet, und Wäſche von feinen niederländiſchen Linnen lag für ihn da, und über dieſen Gaben ein Zettel, worauf geſchrieben ſtand: „dem Pfleger ſeines Meiſters, dem frommen Johannes, die Mutter.“ Neben dieſem lag ein kleines Beutelchen mit mehreren Goldſtücken und ein kurzes breites Schwert, wie damals die Studierenden und Künſtler trugen. Auf einem dabei liegenden Zettel ſtand: „das Geld für die Copie des Knaben, welche ich zur Erinnerung an Dich behalte — das Schwert dem Geſellen, der es führen lerne, wie den Pinſel; beides von ſeinem Meiſter.“

Das Schwert an ſeine Lippen drückend, ſah

er

er dankend nach ihm und ſteckte es in das Wehrgehänge. — Das küßt er nicht! ſeufzte Anna.

Als er noch ſo auf die Geſchenke einen wehmüthigen Blick werfend daſtand, trat Hugo zu ihm. — Ich verſprach mit Dir zu theilen, mein Johannes! — ſagte er herzlich — aber Du biſt ſelbſt ſo reichlich beſchenkt, und ich habe nichts erhalten, was ſich theilen ließe, deshalb nimm dieſen kleinen Ring, den mir meine Mutter mit den ſcherzenden Worten ſchickt: „gieb ihn einem Weſen, das Du von Herzen liebſt,“ — und wahrlich, ich wüßte nicht, wem ich ihn außer Dir geben ſollte; darum nimm ihn, mein Johannes! und wie dieſer Kreis ohne Ende iſt, ſey auch unſere Freundſchaft, unſer Bund für ewig. — Bei dieſen Worten hatte Todtenbläſſe des Jünglings Geſicht überzogen, und als Hugo ihm den Ring an den Finger ſteckte, zitterte Johannes Hand, die Wange überflog wieder eine leiſe Röthe, ſein Auge ſenkte ſich.

Noch einmal mit dankendem Gefühl nach dem Meiſter und ſeiner Gattin blickend, packte er ſeine Geſchenke zuſammen, und der Erſte von Allen ging er mit dem Reichthume auf ſein Zimmer, dort dem gütigen Vater im Himmel für das zu danken, was er ihm ſo gnädig verliehen. Ach, er hatte ihm heute ſo viel, ſo unausſprechlich viel gegeben!

8.

Als er ſein Herz zu Gott gewendet, über das, was ihm heute ſonderbares begegnet, nachgedacht, und den Ring, dieß theure Geſchenk ſeines Hugo, an die Lippen gedrückt hatte, gedachte er des Briefchens, das Anna dem geſchmackvoll geſtickten Wehrgehänge beigefügt hatte. Er nahm es von ſeiner Bruſt, öffnete es und las:

> „Habt Ihr auch nicht Vater und Mutter, die Euch am heutigen Tage durch Wort und Geſchenk freundlich begrüßen, lieber Johannes! ſo habt Ihr doch eine Freundin, der zu Liebe Ihr das Wehrgehänge tragen müßt, und die innigen, recht innigen Antheil an Euch nimmt. Seyd nicht immer ſo traurig, ſonſt bin ich es auch; blickt lieber freundlich auf mich.
>
> Anna.“

Armes Mädchen! — ſagte Johannes — hängſt Dein Herz an mich, der ich Deine Liebe nur mit

Freundſchaft erwiedern kann; wir beide ſind gleich zu beklagen.

Als er ſpäter am Abende in die Stube des Meiſters trat, ſah er Anna mit rothgeweinten Augen auf ihrem gewohnten Platze ſitzen; die Mutter ſchien ſie geſcholten zu haben, und Trauer umwölkte ihre Stirn. Der Meiſter rief ihn zu ſich, und als Johannes in Worte des Dankes ausbrechen wollte, ſagte er ihm verweiſend: Kein Wort, keinen Dank mehr, mein Sohn! Laß uns die Freude. Setze Dich zu mir und höre mich an! Es hat ſchon lange ein Bild vor meiner Seele geſchwebt, das, ſeit Du in unſerm Hauſe biſt, noch lebendiger vor mich getreten iſt und mich immer umſchwebt, das Bild Johannes, des geliebten Jüngers Jeſu. In Deinem Geſichte liegt das kindlich Sanfte dieſes Jüngers, wenn ich mir ihn denke, wie er ſich voll Inbrunſt und Liebe an die Bruſt ſeines göttlichen Meiſters lehnt. Zwar ſind Deine Züge zu fein, zu zart, der Ausdruck Deines Geſichts gleicht meinem Bilde mehr als die Form; allein das iſt es eben, was ich aufzufaſſen wünſche. Die Seele, welche aus Deinem Auge ſtrahlt, dieſe Reinheit der Empfindungen, das innere tiefe Gemüth, welches ſich im freundlichen Zuge Deines Mundes ausſpricht, das iſt es, was Johannes den Jünger bezeichnet. Wenn auch die Züge ſich zu weich in einander verſchmelzen, das ſchadet nicht; Du ſollſt mir zum Muſter dienen, und wenn meine Einbildkraft das Mangelnde erſetzt, dann will ich ein Bild entwerfen, woran ich Freude und eine dauernde Erinnerung an meinen lieben Johannes haben werde. — Er faßte des Jünglings Hand und ſchüttelte ſie treuherzig. — Nun, mein Sohn! geh' hin zu der Mutter, ſie hat ſchon lange und oft nach Dir herüber geblickt; es ſcheint mir, ſie verlange nach Dir.

Die gute Mutter war heute ernſter geſtimmt, als wohl ſonſt an dieſem feſtlichen Tage; ſelbſt ernſter als ſie es gewöhnlich zu ſeyn pflegte. Sie grüßte ihn freundlich, rückte einen Stuhl für ihn zurecht und begann mit ihm von den erhaltenen Geſchenken zu ſprechen, ſo unbefangen und traulich,, als rede die Mutter mit ihrem leiblichen Sohne. — Ich freue mich recht, Dich morgen ſtattlich geſchmückt zu ſehen, — ſagte ſie — das Baret mit ſeinen Schwungfedern auf Deinen gelben Locken, dieß Schwert mit dem einfachen Griffe von hellpolirtem Stahle an Deiner Seite, wirſt Du Dich in der Kirche jedem Deiner Mitgeſellen kühn an die Seite ſtellen können; und dann das ſchöne Wehrgehänge, was Dir Anna geſtickt, es ſchien Dir unter allem die meiſte Freude zu machen.

Das Geſchenk Anna's ehre ich und habe es mit dankbarem Herzen empfangen, erwiederte Johannes, und ſah bei dieſen Worten nach dem Mädchen auf, das wie eine Purpurroſe erglühete.

Und dann ſah ich, wie mich dünkte, ein Briefchen, das dem Geſchenk beigefügt war; Du verbargſt es ſorgfältig in Deinem Koller. Willſt Du mir es nicht zeigen? Es ziemt der Mutter wohl, den Inhalt der Briefe ihrer Tochter zu kennen.

Johannes ſtand verlegen. Konnte, durfte er es der Mutter verweigern? Durfte er es ihr geben, ohne die arme gute Anna zu beſchämen; durfte er mit einer Lüge die ehrwürdige Matrone hintergehen? Dieſe Gedanken durchkreuzten ſich in ihm und hätten ihn zu keinem Entſchluſſe kommen laſſen, wenn nicht der Meiſter ſeine Verlegenheit gemerkt und Mitleid mit ihm gehabt hätte. — Mutter! — fiel er dieſer ſchnell in die Rede, ehe ſie noch ihre Frage wiederholen konnte, — was könnte unſere Anna wohl Johannes ſchreiben, was wir nicht wiſſen dürften; doch iſt es hart für einen jungen Mann, ein Briefchen, von einer Jungfrau erhalten, Andern zu zeigen. Deshalb ſpare Deine Neugier für etwas anderes, Mutter! und ſtöre heute unſere Freude nicht mit unnöthigem Verdachte. Johannes! — fuhr er fort, ſich zu dieſem wendend, — hole das Buch von den italiäniſchen Kriegen und lies mir, bis das Nachteſſen bereitet iſt, von der Belagerung Piſa's vor.

Johannes ging und holte das Buch; Anna ſah mit erheitertem Blicke ihm nach.

So verſtrich der Abend; die Mutter erwähnte des Briefs nicht mehr, und er ging, dieſer Sorge entladen, auf ſein Zimmer; dort fand er Hugo, den er, ſeit er ihm den Ring gegeben, nicht wieder geſehen hatte, an dem Tiſche ſitzend, einen Brief zuſammenlegen. — Während Du unten bei dem Meiſter warſt, — rief ihm dieſer entgegen — habe ich meinen Aeltern geſchrieben. Ich habe der Mutter für ihre Geſchenke, mehr noch für ihre Segenwünſche gedankt, und ihr berichtet, daß ich Dir, meinem lieben Johannes, den kleinen Ring zum Andenken gegeben habe, da Du hier unter allen Menſchen meinem Herzen am theuerſten wäreſt. Sie wird darüber erfreuet ſeyn, denn ſie liebt Dich, doch noch mehr, weil es ihr ein Zeichen iſt, daß mein Herz frei von Frauenliebe in's väterliche Haus zurückkehrt. Wiſſe, die gute, ſorgſame Mutter hat eine Braut für mich ausgewählt, die ich zwar nicht kenne, und auch eigentlich nie kennen lernen möchte; denn für das Herz wählt das Herz am liebſten ſelbſt. Aber, Johannes, — fuhr Hugo erſchrocken auf — Du wirſt ſo blaß! iſt Dir nicht wohl?

Mir iſt nichts, mein guter Hugo! — antwortete Johannes, ſich ermannend. — Der Gedanke, daß noch Jemand als ich Dein Herz beſitzen ſollte, ergriff mich ſo traurig. In Deiner Freundſchaft, mein Hugo! finde ich Verlaſſener ſo manchen Troſt; Deine Theilnahme lindert meinen verhaltenen Schmerz, und ohne Deinen brüderlichen Rath, ohne Deine Stütze ſtände ich ſelbſt in dem Hauſe meines Meiſters als eine verlaſſene, hülfloſe Waiſe da. Deshalb zürne mir nicht, daß ich Dein Herz zu verlieren zage; das meine fühlt Deinen Werth, es fühlt, was es mit Dir verlöre.

Johannes! — unterbrach ihn Hugo — die Schwärmerei der Freundſchaft findet in der Liebe ihr Grab. Wenn auf unſerem Lebenswege uns ein holdes Mädchen begegnete, treu, redlich und brav, ihre Geſtalt ſo reizend, daß ſie den Zauber, in unſer Herz bannt, der uns unwiderſtehlich kettet, wenn Gegenliebe an der Hand der Hoffnung uns die Pforten eines nur geahneten Edens aufſchließt, wenn Dir mit dieſem Zauber Anna entgegen träte, würdeſt Du nicht Hugo vergeſſen?

Nein, nein, nimmermehr! rief Johannes.

Das glaube ich ſelbſt, — fuhr Hugo fort — Dein Herz iſt zu brav, zu gut; Du haſt ein dankbares Gemüth; Du würdeſt Dich ſo mancher herzlichen Stunde erinnern, die wir durchlebten, mancher Sorgfalt, die ich für Dich hatte, mancher Lehre, die ich Dir gab, um Dein zu weiches Gemüth gegen das Schickſal und ſeine Tücke zu ſtählen; Du würdeſt Dich meiner erinnern, aber nur wie einer freundlichen, dahin geſchwundenen Erſcheinung, während Du in Anna's Arm die fliehenden Minuten zurückhalten möchteſt, daß ſie zur Ewigkeit würden.

Was ſprichſt Du nur von Anna? — unterbrach ihn Johannes unmuthig. — Ich hänge nur an Dir, nur Du biſt mir alles, — doch wozu dieſe Betheuerung; könnte ich Dir mein Herz zeigen!

Und warum dieſe Schwärmerei? — ſagte Hugo faſt zürnend — Der Freundſchaft Aether iſt ruhig und rein, iſt kein lockender Weſt, kein rauſchender Sturm, der die Blüthen des Lebens verweht und die Knoſpen bricht, ehe ſie aufblühen; aber er ſchließt mit ſeinem Hauche auch die Blätterknoſpe nicht auf, daß ſie zur Blume ſich entfalte; nur der Liebe warmer Hauch lockt die Blüthen des Lebens hervor. Ach, Du kennſt noch nicht ihren Zauber!

Kennſt Du ihn, Hugo?! — rief Johannes. Er lächelte und ſchwieg. — Du kennſt die Liebe, Hugo! — Auch ich kenne ſie mit all' ihrer Macht, mit ihren Qualen!

Johannes! — ſagte der bedachtſame Freund mit ſorgſamem Ernſte — Du erſchreckſt mich. Ich glaubte, Anna's kindiſche Thorheit wäre an Deinem Herzen vorüber gegangen, wie ein leiſes Lüftchen über den ſpiegelhellen See, ohne es zu bewegen, ohne die reine Fläche zu trüben. Ich ſehe, daß ich mich geirrt habe, und dieß iſt mir wohl verzeihlich, denn ich habe die Liebe mit ihren Schwächen noch nicht empfunden.

Bei dieſen Worten umzog ein Lächeln Johannes Mund. — Sorge nicht, Freund! — ſagte er mit einer Ruhe, die ſich plötzlich über ihn verbreitet zu haben ſchien, — ſorge nicht für mich und Anna!

Und doch muß ich es; das Mädchen liebt Dich

Das wolle Gott nicht! — rief Johannes mit Feuer.

Da haſt Du Recht, mein junger Freund! denn ich bin gewiß, dieſe Leidenſchaft des Mädchens würde den Meiſter und die Mutter tief betrüben, und Du würdeſt ihnen ihre Liebe ſchlecht lohnen. Deshalb rathe ich Dir, ſprich offen mit Anna, nimm ihr alle Hoffnung. Beſſer ihr Herz blutet jetzt; der leichte Sinn, der ihr zu Theil ward, wird die Wunde bald heilen. Beſſer jetzt, als daß es ſpäterhin bricht.

Das will ich, — verſprach Johannes. — Aber, Hugo, ſitzt der Pfeil tief, dann, ich fühle es, dann verblutet das Herz!

9.

Die Feiertage waren in ſtiller Andacht und häuslicher Ruhe vergangen. Der Sylveſterabend, dieſer Grenzſtein des alten Jahres, war vorüber, und Meiſter Schön und ſeine Gattin, in ſtattliche Pelze gehüllt, gingen, dem Gebrauche gemäß, am heutigen Neujahrtage von Bekannten zu Bekannten, um ihnen des Lebens Glück und Freude zum Antritte des neuen Jahres zu wünſchen. Auch Hugo war in dieſer Abſicht zu den wenigen Bekannten ſeiner Aeltern gegangen; nur Johannes und Anna waren zu Hauſe. Er hatte das Mädchen heute ſchon geſehen, ihr einen, in hübſch gemalter Vignette zierlich geſchriebenen Neujahrwunſch verehrt, und ging jetzt hinunter in das Wohnzimmer, um ſie aufzuſuchen, da er ihre Gegenwart aus Gründen nicht vermied und es vielleicht ſelbſt wünſchte, den Ausbruch ihrer Empfindungen herbei zu führen.

Anna, dieſes ſonſt ſo fröhliche Kind, war ſeit dem Weihnachtfeſte ſtill und traurig; dieß ſchmerzte ihn, da er den Grund wohl ahnen konnte. Er fand ſie auf ihrem gewöhnlichen Platze, den Kopf auf den Arm geſtützt, nachdenkend ſitzen. Sie hatte geweint und ſuchte bei ſeinem Eintritte die Thränen zu verbergen.

Anna! — ſagte Johannes, ſich ihr nahend, — wem fließen die Thränen? — Sie ſchwieg. — Habt Ihr kein Zutrauen zu mir? Habe ich verdient, daß Ihr Euren Kummer mir verbergt, mir, dem Ihr doch ſonſt gewogen ſchient?

Sie hob ihren dunkeln Lockenkopf und blickte ihn wehmüthig an.

Das iſt nicht der Blick, wie ehemals, liebe Anna! Euer fröhlicher kindlicher Sinn hat Euch verlaſſen.

Das weiß Gott! rief ſie aus.

Seit Weihnacht ſeyd Ihr ganz verändert.

Seit die Mutter mir alle Hoffnung nahm, ja!

Und welche? fragte Johannes.

Welche! — rief ſie ſchluchzend — und das könnt Ihr mich fragen? — Nun ſehe ich wohl, die Mutter hatte Recht; ich bin ein thöriges, ein unbedachtſames Kind!

Anna! — ſagte Johannes theilnehmend, ihn jammerte das Mädchen, — es wird Euch ſchwer, mir Euer Herz zu enthüllen; Ihr meint, es müſſe ſchon offen vor mir liegen. Ich glaube es ſelbſt, daß es ſo iſt. — Er faßte traulich ihre Hand — Euer Herz iſt befangen, eine Neigung hat ſich in das ſorgloſe geſchlichen und Euren Frohſinn Euch geraubt. — Das Mädchen legte bei dieſen Worten, von Wehmuth ergriffen, den Kopf auf ſeine Schulter. — Ihr ſeyd mir gewogen, — fuhr Johannes fort — Ihr liebt mich! — Sie ſchluchzte heftig; Johannes ſchlang, im Gefühle der Theilnahme ſich vergeſſend, ſeinen Arm um ſie und drückte ſie an ſich. — Doch, Anna! — ſagte er ernſt — nur Freund darf ich, kann ich Euch ſeyn, weiter erwartet nichts von mir; für jede andere Leidenſchaft trennt uns eine Kluft, die uns zu überſpringen unmöglich iſt! — Bei dieſen Worten hob das Mädchen den geſenkten Kopf empor und blickte ihm wehmüthig lächelnd in's Auge.

Armes Mädchen! — rief Johannes, und drückte, von Mitleid überwältigt, einen innigen Kuß auf ihre Lippen. — Sey mir Schweſter, Freundin! rief er mit weicher Stimme.

Ich danke Euch, Johannes! — ſagte ſie mit ſonderbarer Ruhe — daß Ihr mir den Himmel geöffnet, um ihn für immer mir wieder zu verſchließen. Der Kuß, den das Mitleid mir reichte, nicht wahr, er iſt der Abſchiedkuß? — Lebt wohl, Johannes!

Nicht ſo, Anna! — ſagte dieſer bewegt — Warum uns trennen, warum nicht den Pfad betreten, auf welchem wir uns finden, auf welchem wir vereint wandeln können?

Ihr habt Recht! — erwiederte Anna — Ich glaube, wenn ich reiflicher darüber nachdenke, ſo fühl' ich, Ihr habt ſicher Recht. Verzeiht dem Kinde ſeine Thorheit! — Sie ſchwieg und ſchien nachdenkend. — Laßt mich allein! — bat ſie jetzt — der Meiſter kehrt bald mit der Mutter zurück, ſie dürfen uns nicht beiſammen, mich nicht in Thränen finden. Lebt wohl, Johannes! — Sie wandte ſich nach dem Fenſter und bedeckte mit den Händen ihr Geſicht. — Geht, geht! bat ſie noch einmal; er gehorchte.

Von dieſem Tage an vermied ihn Anna; er ſah deutlich, wie ſie gegen ihre Neigung kämpfte; er ſah aber auch, wie nach und nach die friſchen Roſen ihrer Jugend ſich bleichten und der Frohſinn des Mädchens dahin war. Auch dem Meiſter mit ſeiner Gattin entging es nicht; ſie ließen jedoch, auf Johannes redliches Gemüth bauend, der Sache ihren Lauf und ſprachen mit ihm über Anna kein Wort. Nur wenn dieſer mit Hugo im einſamen Stübchen war und ſie des trauernden Mädchens gedachten, wenn ſie gedachten, wie fröhlich ſie noch vor kurzem geweſen, wie lebensfroh ſie aus den Jahren der Kindheit geſchritten war, ſo beklagten ſie beide die Arme.

Ach, es muß ſchmerzlich ſeyn, — ſagte eines Abends Johannes — ohne Gegenliebe zu lieben; die Sehnſucht im Herzen zu fühlen und die Hoffnung entſchwinden zu ſehen. O Gott! ſich von dem, was man liebt, zu trennen, muß ſchrecklich ſeyn; denn nur der Gedanke, von Dir, mein Hugo! mich einſt trennen zu müſſen, macht mich jetzt ſchon zittern!

Und doch mußt Du Dich mit ihm bekannt machen! — erwiederte Hugo — Meine Aeltern verlangen, daß ich nach Italien ziehen, und dort die Kunſt noch mehr ausbilden ſoll; kaum werde ich noch den Sommer hier und um Dich ſeyn können. Doch glaube, daß auch mir die Trennung ſchwer werden wird. Ich habe mich ſo an Dich, an Deinen Umgang, an Deine Liebe gewöhnt, daß ich nicht weiß, wie ich einen Tag ohne Dich verleben könnte

Iſt das gewiß? — fragte Johannes mit Heftigkeit — Kommen dieſe Worte aus dem Innerſten Deines Herzens?

Gewiß! — erwiederte Hugo — Da aber noch Monden zwiſchen dem Jetzt und jener Zeit liegen, ſo wollen wir uns vom Kummer nicht ſchon jetzt entmuthigen laſſen; wir wollen die Tage, die Wochen noch in inniger Vereinigung leben, und hoffen, daß ein baldiges Wiederſehn uns für die Schmerzen der Trennung entſchädigen möge.

Das gebe Gott! — ſagte Johannes, ſein Haupt ſanft an des Freundes Bruſt lehnend; aber der Kummer hatte ſein Herz erfaßt, für dieſen Abend war ſeine Heiterkeit dahin. So traurig als Anna, nur ergebener ertrug er ſeinen Schmerz.

10.

So war ein Jahr ſeit dem Tage verſtrichen, an welchem Johannes des Meiſters Haus betreten

ten hatte. Er wurde von der Familie im Stillen gefeiert; auch das Oſterfeſt verſtrich, das lachende Pfingſtfeſt nahte, mit ihm immer mehr die Zeit der Trennung der beiden Freunde. Auf Anna hatte die Zeit nicht lindernd gewirkt; ſie verbarg zwar ihren Schmerz, oft ſtürmte ſie wilder als ſonſt ſingend und jauchzend durch das Haus, neckte ihre Umgebung mehr noch als vormals; aber dieſe wilde Luſt entſtieg nicht einem fröhlichen Herzen, der Schmerz, von Verzweiflung erpreßt, öffnete den Thränen die Pforte. Das friſche üppig aufgeſchoſſene Mädchen bleichte, die Geſtalt verlor die Lebenskraft; ſie welkte dahin.

Auch ſo Johannes, er ward ſtill und noch mehr in ſich verſchloſſen; Alle täuſchten ſich in ihm, nur Hugo nicht. Sie glaubten, ſein Trübſinn entſteige mit Anna's Schwermuth einem Quell, gegenſeitige hoffnungloſe Liebe ſey der Sturm, der Beide zerknicke; jeder nahm Theil an den Armen, und jeder irrte.

Eines Abends beſchied der Meiſter Johannes zu ſich. Er fand die Muter bei ihm, Beide aber ſehr ernſt geſtimmt.

Mein lieber Sohn, mein guter Johannes! —

ſagte Meiſter Martin Schön mit bewegter Stimme — wir haben Dir etwas zu eröffnen, das uns ſehr traurig macht. — Wir haben es lange beſprochen, lange hat unſer Herz gegen die Vernunft gekämpft, aber es muß ſeyn. — Wir müſſen uns trennen, Johannes! —

Todtenbläſſe überzog bei dieſen Worten das Geſicht des jungen Mannes.

Faſſe Dich, mein Sohn! und fürchte nicht, daß wir uns zürnend von Dir trennen, oder Dich hülflos von uns ſtoßen werden. Was wir für unſern Sohn thun könnten, thun wir für Dich. Ziehe nach Italien, bilde auf dem klaſſiſchen Boden Roms die Kunſt ferner aus; Briefe an meine dortigen Freunde, Geld, ſo viel wir entbehren können, geben wir Dir mit, und kehrſt Du nach Jahren als ein tüchtiger, brauchbarer Maler in unſer Haus zurück, ſollſt Du, läßt Gott uns das Leben, das Vater-, das Mutterherz wieder finden, und, iſt es Gottes Wille, noch ein treues Herz, das Deiner werth ſeyn ſoll.

In Johannes Bruſt waren bei dieſer Rede ſonderbare Gefühle erwacht. Nach Italien ſollte er ziehen, nach Rom, nach der Stadt, wohin auch ſein Freund den Wanderſtab ergriff? Der Gedanke war zu entzückend, um ihm nicht für den Augenblick das Bittere der Trennung zu verſüßen. Wenn jedoch ſein Auge auf die ehrwürdige Geſtalt des väterlichen Freundes, der guten Mutter ſah, dann ergriff ihn die Wehmuth, und es wurde ihm ſchwer, von dem Hauſe der Milde und Liebe zu ſcheiden.

Wohin führten Dich Deine Gedanken, Johannes? — fragte der Meiſter, welcher ihn mit forſchendem Auge lange angeſchaut hatte. — Schwärmteſt Du ſchon in den Ruinen der alten Roma, und erleichterte Dir die Ausſicht nach dieſer herrlichen Stadt und ihren Schätzen den Abſchied von uns, von Anna? Wohl Dir! doch könnte es mich ſchmerzen, ſchiedeſt Du ohne Thränen von uns, denn die unſern werden Dir folgen!

Meiſter! — rief der junge Mann und ſank an ſeine Bruſt — wie könnet Ihr das von Eurem Johannes glauben? Und ſäße ich, ein Königsſohn, an des Thrones Stufen, Eure Liebe würde wie ein goldner Stern mir überall leuchten; denn ein Stern waret Ihr dem armen Knaben in ſeines Lebens verdüſterter Nacht! — Wie könnte ich Euch vergeſſen, Mutter! Euch, mit dem Herzen voll Liebe und der Mutterbruſt voll Wohlthun! Achtet mich nicht ſo ſchlecht, denkt beſſer von Eurem Kinde, erſchwert ihm nicht mit Euren Zweifeln die Trennung!

Mein guter Sohn! — begann nun die Mutter — ich habe eine ſchwere Pflicht am Sterbebette meiner Freundin übernommen, die Pflicht, für ihr Kind zu ſorgen, als wäre es das meine. Dieſe Pflicht zwang mich, auf Deine Abreiſe zu dringen, wenn auch der Vater meinte, es Gott und der Zeit zu überlaſſen. Anna liebt Dich. Das thörige Mädchen, kaum funfzehn Jahre alt, hat ihre kindiſche Luſt, ihre Fröhlichkeit einer Leidenſchaft geopfert, die wir jetzt nicht billigen können. Dich hat der Liebreiz des Mädchens bethört, ihre Anhänglichkeit Dir wohl gethan, ihr Schmerz die Liebe herbeigelockt. Ihr beide welkt dahin und verliert Euch in hoffnungloſem Sehnen. Haben die Jahre Eure Herzen geprüft, Dich, ihr ſo nahe an Jahren, zu einem Manne gebildet, kehrſt Du als ein tüchtiger Künſtler zurück, dann begleite unſer Segen Eure Liebe; jetzt aber iſt Trennung Euch Balſam. Zeit, Entfernung werden lindern und vielleicht vergeſſen lehren. Deshalb ziehe mit Gott, mein Sohn!

Mutter! — ſagte Johannes erſtaunt — Ihr irrt Euch in mir. Ich will Anna wohl, ſie iſt mir werth und theuer; denn Ihr liebt ſie, und wer könnte das Wohlwollen eines ſolchen Mädchens rauh von ſich ſtoßen! Aber was Ihr unter Liebe meint, das fühle ich nicht für ſie. Schweſter, geliebte Schweſter könnte ſie mir ſeyn, doch mehr nicht. Ich habe ihr dieß auch offen geſagt, denn es war meine Pflicht.

Die Matrone bedachte ſich einen Augenblick; dann ſagte ſie, Johannes mit durchdringendem Auge anſchauend: Daß Du mich hintergehen wollteſt, kann ich nicht glauben; aber eben weil ich Dir glauben muß, iſt es um ſo nöthiger, daß Du recht bald uns verläſſeſt; denn nur Deine Entfernung kann Anna's Herz heilen oder — es brechen.

Wenn Ihr es wünſchet, Mutter! erwiederte er.

So ordne Deine Sachen; das Fehlende will ich ſchon beſorgen, ſagte ſie und drückte ihn an ihr Herz. Der Meiſter reichte ihm die Hand.

Als Johannes auf ſein Zimmer trat, wo er Hugo vor einer Zeichnung fand, ſprach er bewegt: In wenigen Tagen, vielleicht morgen ſchon, mein Hugo! müſſen wir uns trennen, ſo wünſcht es der Meiſter. Doch der Himmel iſt ſo gütig, ſelbſt dieſen Schmerz zu verſüßen, denn er giebt mir die Hoffnung, Dich, lieber Freund! bald wieder zu ſehen. Ich ſoll nach Rom! Auch Dein Ziel iſt jene berühmte Stadt; dort finden wir uns!

Johannes! — unterbrach ihn der ernſte Freund. — Du belebſt mit dieſer Nachricht mein trauriges Herz; ſchmerzlicher, als ich mir es ſelbſt geſtehen wollte, war mir der Gedanke der Trennung von Dir, und ich fühle, daß alle Vernunft nicht dieſe leidenſchaftliche Neigung, die ich für Dich in meinem Herzen fühle, mäßigen kann. Nun hat es aber der Himmel liebreich geſtaltet; Du bleibſt mir nah'; in Rom, wie hier in Colmar, biſt Du mein treuer, mein herzgeliebter Johannes! Und nun, — fuhr er nach kurzem Sinnen fort — höre, was der Augenblick mir eingegeben hat. Am Pfingſtfeſte verlaß auch ich das Haus meines würdigen Meiſters, und ſtatt gleich zu meinen Aeltern nach Augsburg, wie ich es beſchloſſen hatte, zu gehen, wandere ich nach dem Hüttchen im würtemberger Lande, wohin Dich die Liebe zu den Deinigen ziehen wird. Dort hole ich Dich ab, Du gehſt mit mir nach Augsburg zu meinen Aeltern, und von da ziehen wir zuſammen über die Alpen. Willſt

Du, Johannes! willſt Du Dich auch auf Italiens Fluren mir anvertrauen?

Statt Antwort lehnte Johannes ſein Haupt an des Freundes Bruſt, und indem er ſo ſeelenvoll an ihm hinaufblickte, neigte ſich Hugo und drückte den Kuß der treuen Freundſchaft auf ſeine Stirn. Johannes erſchrak, bebte, aber ſein Haupt blieb ruhig an des Freundes Bruſt gelehnt.

11.

Die wenigen zur Anordnung beſtimmten Tage waren bald verſtrichen; der Vorabend der Trennung nahte. Mit Rührung hatten die Mitſchüler von dem guten Johannes Abſchied genommen, denn alle liebten ihn. Jetzt nach dem Nachteſſen, als die Zeit der Ruhe heran kam, trat er in die Wohnſtube, wo heute der Meiſter und ſeine Gattin ſich allein befanden, eilte zu ihnen, wollte ſeinen Dank ausſprechen, und vermochte nur: Vater — ich danke — Gottes Segen über Euch! zu ſtammeln.

Laß gut ſeyn, mein Sohn! — ſprach der ehrwürdige Greis — keine Worte mehr, Dein trauerndes, Dein thränenvolles Auge ſagt mir genug. — Geh' mit Gott! — Bleib fromm und der Tugend getreu, und wenn Du als ein tüchtiger und brauchbarer Mann zurückkehrſt, ſo möge mir der Himmel bis dahin das Leben friſten, daß ich Dich wiederſehen und Dich, mein guter Johannes, an das Herz drücken kann! Nimm dieſe Briefe; ich hoffe, die italiäniſchen Meiſter werden den deutſchen Kunſtfreund auch wohl ehren und ſeine Empfehlung beachten, wie er die ihrigen. Nimm dieß Geld, es wird bei guter Wirthſchaft zur Reiſe und auf ein Jahr reichen, dann ſollſt Du mehr haben. Der Mutter ſage ein kurzes Lebewohl; ſie iſt heute überdieß weich geſtimmt.

Johannes ging zu der Mutter, die ihm entgegen trat. — Lebt wohl, Mutter! rief er.

Lebe wohl, mein Sohn! — ſagte ſie, ihn in die Arme ſchließend, — der Segen des Herrn begleite Dich! — Sie riß ſich aus ſeinen Armen. — Nun geh', geh'! rief ſie ſchluchzend.

Und ſoll ich Anna nicht Lebewohl ſagen? — fragte er.

Sie läßt Dich grüßen, Dir ſagen, ihr Gebet würde Dich begleiten.

So ſagt ihr, Mutter! — ſtammelte Johannes — daß ich ihrer, wo ich auch ſey, mit Liebe gedenken würde. — Noch einmal ſtürzte er zurück, umarmte den Vater, die Mutter, die ihm mit den Worten: „für Deine Aeltern,“ ein kleines Beutelchen in die Hand drückte, und eilte hinaus.

Als er Anna's Kammer nahete, an welcher ihn ſein Weg vorüber führte, hielt er an. — Armes Mädchen, Du jammerſt mich! — ſagte er leiſe für ſich — Auch ich fühle Deine Schmerzen, ich fühle ſie ſo tief wie Du. Lebe wohl; der Friede des Herzens kehre zu Dir zurück!

Das war geſchehen, — ſprach er im Hineintreten zu Hugo, der, die Laute im Arme, nachdenkend da ſaß, — wo die Dankbarkeit mich band, habe ich mich losgeriſſen, nun noch der Freundſchaft das Lebewohl!

Erſt morgen, Johannes, wenn die Frühſonne uns weckt, dann erſt das Lebewohl; jetzt laß uns alles ordnen und beſprechen, laß uns wie zu einem kommenden Feſte alles beſtellen, und in der Gewißheit eines langen Wiederſehens die Trennung des Augenblicks vergeſſen. Komm, ſetze Dich zu mir! — Sieh zwei Becher ſind mit Wein gefüllt. Du nippſt nur von dieſem göttlichen Tranke, ich genieße ihn nur mäßig, darum werden ſie uns zum Dankopfer genügen.

Hugo reichte Johannes einen der Becher und ergriff den andern. — Segen der Stunde, — rief er mit frommer Rührung — die Dich, Du reines, frommes, liebendes Herz, zu mir führte! Möge dieſe Gabe des Schickſals mich durch das ganze Leben begleiten, meines Johannes Herz nie von dem meinen ſich trennen, wie das meine nie von ihm! —

So ſey es! — rief Johannes — ſo ſey es, mein Hugo! Unzertrennlich für dieſes Leben, vereint bis zum Grabe! — Er leerte den Becher halb.

Johannes! — ſagte Hugo — dieſe Becher, zwar nur von Holz und von wenigem Werthe, waren doch meinen Aeltern ſehr theuer. Dieſen, den Du nur halb geleert haſt, ſchenkte am Vorabende der Hochzeit die Braut ihrem Geliebten; den meinen, den ich Dir zum Andenken reiche, der Bräutigam der Braut; beide kauften ſie mit ihren bedeutungvollen Sinnbildern von einem armen, aber geſchickten Holzſchneider. Mir gaben ſie beide mit, und wenn ich Dir des Vaters Geſchenk abtrete, ſo ſpricht die kleine Gabe nur die Empfindung meines Herzens aus. Gieb mir den Deinen, das Geſchenk der Mutter; laß uns die Becher wechſeln, und ich will es als eine glückliche Vorbedeutung für die Freundſchaft halten, was für die Liebe ausgeſprochen war!

Johannes reichte ihm den ſeinigen und nahm den, welchen Hugo ihm bot. — Als ein theures Geſchenk meines Hugo — ſprach er — will ich ihn verwahren, und ſo oft ich aus ihm trinke, mich ſegnend Deiner theuren Aeltern erinnern! — Da ſchlug die zehnte Stunde und das Licht verloſch. Auch heute fügten die Beiden ſich der Ordnung des Hauſes. Die Morgenröthe fand Johannes ſchon wach und zur Reiſe bereit.

Bald war alles geordnet, und die Freunde traten die Wallfahrt an; Hugo wollte Johannes bis unter die Linden am Kreuzwege begleiten. Als ſie nun, da noch alles im Hauſe ſchlief, vor Anna's Thür vorüber kamen, ward ſie geöffnet und das Mädchen trat heraus; Johannes erſchrak vor der bleichen, leidenden Geſtalt. — Ich wollte Euch noch einmal ſehen, Euch Lebewohl ſagen, — ſprach ſie, reichte ihm die zitternde Hand, ſah ihm ſtarr in's Auge; dann, als die Thräne hervorbrach, rief ſie heftig: Lebt wohl, Johannes! und ſtürzte in ihr Zimmer zurück.

Schweigend wanderten die Freunde durch die menſchenleeren Straßen Colmars; Anna's Erſcheinen hatte Beide erſchüttert, hatte Empfindungen erweckt, die ſie zu ſehr ergriffen, um ſich in Worten ausſprechen zu können; ſo wanderten ſie bis an das Thor. Es war ein ſchöner Maimorgen, überall tönte der Vögel Geſang ihnen entgegen, und die kaum im friſchen Grün entknospeten Blätter rauſchten feierlich im Morgenwinde dazu. Die Sonne hatte ihren roſigen Schein ausgebreitet, ſie ſtrahlte über die fernen Höhen in all' ihrer Pracht; die Nebel ſanken. Da gab der Anblick der erwachten Natur, das Einathmen der friſchen Morgenluft dem gepreßten Herzen neue Kraft. — Johannes! — rief Hugo — Dir geht es wie mir; Du kannſt den Anblick des weinenden bleichen Mädchens nicht vergeſſen, Du nimmſt ihr Bild, ihr leidendes Bild mit Dir, es macht den Augenblick des ruhigen Scheidens uns trübe und unfreundlich. Ach, daß doch die Liebe, dieſe Zauberin aller Erdenwonne, ſo herbe Tropfen in ihrem Kelche verſchließt, daß ſie ohne Hoffnung ſo qualvoll iſt!

— Wohl Dir, Du zartes, ſanftes Weſen, daß Dir die Natur kein Herz für die Liebe gab, daß Du alle Gluth Deines Innern ſo ganz für die Freundſchaft ausathmen kannſt; Dir, mit Deinem weichgeſchaffenen Herzen, würden die herben Tropfen im vollen Maße werden! Wohl Dir, daß die Freundſchaft Dir alles iſt! — Auch mir iſt ſie alles. Du haſt meinen bedächtigen, ruhigen Sinn mit Deiner Flamme berührt, mich mit Dir in das Reich der Schwärmerei und der Träume hinüber gelockt; denn wahrlich, Johannes! ſeit Du um mich biſt, ſeit Dein Herz ſich ſo zart an das meine ſchmiegte, bin ich mir ſelbſt fremd geworden. Der Freundſchaft ruhige, heilige Gluth fachſt Du zur Flamme, ſo daß ich fühle, ich verginge vor Schmerz bei dem Lebewohl, das ich Dir ſagen muß, tröſtete mich nicht der Gedanke eines baldigen Wiederſehens!

Freundlich lächelnd ſah Johannes an ihm auf und reichte ihm die Hand, als ſolle dieſe ihm den Dank bringen. So wandelten ſie traulich neben einander bis zu der Höhe, wo die drei Lindenbäume am Wege ſtanden. Hier hielten ſie an. — Lebe wohl! — ſagte Hugo, ihm die Hand herzlich drükkend, — lebe wohl, mein Johannes! — und ehe noch dieſer Worte finden konnte, dieß Lebewohl zu erwiedern, ſchritt ſchon Hugo mit raſchen Schritten den Hügel hinab, und der junge Wanderer ſtand allein, den Blick nach dem Freunde gerichtet, der, an dem Erlengebüſche ſich noch einmal umſchauend, ſeinem Auge entſchwand.

Als er unter den duftenden Linden allein ſtand, die Morgenſonne ihm das bleiche Antlitz röthete, der Vögel Chor, die ganze Natur ein Lobgeſang des Herrn zu ſeyn ſchien, ſank er auf ſeine Kniee und betete mit dankbarem Herzen zu Gott, der ihn in ſeinem Unternehmen geſtärkt hatte, und ihn mit freudigem, reinem Herzen zu den Seinen zurückkehren ließ; und als er ſein Gebet beendet, ſetzte er, ein frommes Lied ſingend, die Wanderung fort.

12.

Aus dem Hauſe Meiſter Schöns ſchien mit Johannes der Geiſt der Freude gewichen. Alle waren traurig, am traurigſten Anna. Sie ſuchte ihren Schmerz nicht zu verbergen, ſie ſprach ihn laut aus, und ihr Auge wurde nicht thränenleer. — Gott gedankt, — ſagte die Mutter — daß ihr Kummer in Worte, in Thränen ſich löſ't! mir bangte vor ſtillem Grame; ſo weint ſie ſich aus, und bald wird ihr heiteres Gemüth und mit ihm werden die Roſen der Jugend zurückkehren. — Aber Hugo fürchtete, die gute Mutter könne ſich täuſchen; denn wenn er mit Anna allein war, und dieß geſchah jetzt oft, da er ſich für verpflichtet hielt, ſie wo möglich aufzuheitern, ſo waren die Empfindungen des Mädchens ſo lebhaft, die Worte, mit denen ſie Johannes erwähnte, ſo feurig, daß Hugo, der in eigener Bruſt die Sehnſucht nach dem Freunde fühlte, wohl glauben konnte, in Anna's Bruſt glühe ſie noch ſtärker. Er ſuchte ſie zu beruhigen, er ſuchte ſie mit der Hoffnung zu tröſten, Johannes kehre bald wieder, und würde dann gewiß, durch ihre Treue gerührt, ſein Wohlwollen in Liebe umwandeln; aber das Mädchen ſchüttelte traurig ihre dunkeln Locken und glaubte nicht den tröſtenden Worten; ſelbſt Hugo glaubte ihnen nicht.

So verſtrichen Wochen, das Pfingſtfeſt nahete;

auch Hugo ſagte dem gaſtlichen Hauſe Meiſter Martin Schöns Lebewohl. Als er von Anna ſchied, bat dieſe, Johannes doch ja zu vermögen, ſein Wehrgehänge nicht von ſich zu thun und dieß Andenken an ſie in Ehren zu halten. Meiſter Martin und ſeine Gattin verſprachen, noch dieſen Sommer nach Augsburg zu kommen, um ihren alten Freund Matthias Varnthaler, Hugo's Vater, dieſen weitberühmten Goldarbeiter, zu beſuchen, und das für ihn beſtimmte Bild der Madonna ſelbſt zu bringen. So ſchieden ſie traurigen Herzens, nur Hugo's Bruſt athmete frei auf, als er mit ſeinem Roſſe unter den drei Linden hielt und ſeines jungen Freundes gedachte.

Er beeilte ſeine Reiſe. — Am erſten Tage des Pfingſtfeſtes ſah er das freundliche Neckarthal vor ſich liegen, das ihm Johannes und mit Recht ſo reizend geſchildert hatte. Der Weg führte ihn an dem ſteinernen Kreuze vorüber, wo vor vielen hundert Jahren ein Heilbronner Rathsherr erſchlagen ward; dann ſah er das Birkenbüſchchen, durch welches er ziehen ſollte, und als ihn der Weg hindurch geführt, lag das kleine, aber niedliche Häuschen am Abhange des Kiefernwaldes vor ihm, das die hohe, breitäſtige, ſchattige Linde als das rechte ihm bezeichnete. — Für einen Landmann eine freundliche Wohnung, — meinte Hugo, ſein müdes Roß zur Schnelle antreibend, denn ihn ſelbſt trieb das Herz nach dem Freunde. Bald war er dort, ſtieg ſeitwärts des Hauſes ab, band ſein Pferd an den Zaun, und doch noch ungewiß, ob es auch das rechte Haus ſey, blickte er durch das kleine Fenſterchen.

Da ſah er einen ehrwürdigen, von Alter gebeugten Mann in der Kleidung dortiger Landleute, in einem Lehnſtuhle ſitzend, und wie es ihm ſchien, in einem Buche laut leſend; ihm gegenüber ſaß eine Frau von mittlem Alter, in gleicher Tracht, das Auge ſeelenvoll auf ihren Schooß geheftet, in welchem ein Lockenkopf ruhte. — Ja, es war Johannes, ſein jugendlicher Freund, dieß das Haus ſeiner Aeltern. Er eilte hinein, klopfte leiſe an, ein ernſtes „Herein!“ erſchallte, und als er die Thür öffnete, Johannes aus der Mutter Schooße ſein Haupt hob, ihn erkannte, ſprang er auf und ſank, „mein Hugo!“ rufend, an ſeinen Hals.

Der Alte ſtand auf, trat ihm grüßend entgegen, während die Mutter, den Sohn auf die Schulter klopfend, ihm zurief: Johannes, faſſe Dich!

Bei dieſen Worten entwand ſich Johannes dem Arme des Freundes. — Vater, Mutter! — rief er — das iſt mein Stubengeſell, Hugo Varnthaler aus Augsburg, von welchem ich Euch ſo viel erzählt habe, der mich ſo väterlich vor allem Böſen bewahrt, mich ſo brüderlich auf dem Pfade der Tugend geführt hat, er mein Freund, mein —

Verzeiht, — unterbrach die Mutter Johannes — daß ſeine Heftigkeit mir nicht Zeit läßt, Euch, wie es ſich gebührte, willkommen zu heißen und für die Freundſchaft zu danken, mit der Ihr Euch in der Fremde meines Kindes angenommen habt.

Auch ich füge zu dem Danke der Mutter den Herzensdank des Vaters, — ſagte jetzt der Alte. — Segne Euch Gott dafür!

Hugo wollte der Aeltern Dank von ſich ablehnen, Johannes unterbrach ihn. — Und mir haſt Du noch kein Wort geſagt, Hugo! noch kein Willkommen iſt mir geworden, kaum ein freundlicher Blick!

Willkommen dann, Freund! — rief Hugo und reichte ihm die Hand — auch ohne Worte ſpricht die Freundſchaft ſich aus.

Johannes ſchien beruhigt, und Hugo mußte nach der erſten Stunde ſeines Hierſeyns deſſen Aeltern verſprechen, noch den folgenden Tag bei ihnen zu verweilen, wo ihm alles gar ſonderbar dünkte. Landleute daſiger Gegend konnten die Aeltern nicht ſeyn, denn ſie ſprachen nicht die Mundart der ſchwäbiſchen Bauern, auch verrieth ihre Bildung, die Art, wie ſie ſich ausdrückten, daß ſie nicht immer ihr Leben in dieſem Häuschen am Neckar zugebracht hatten; doch äußerte er ſeinen Zweifel nicht, um keine ſchmerzhafte Seite zu berühren. Als er jedoch mit Johannes am Nachmittage im Wäldchen luſtwandelte, mußte er ihm dieſe Bemerkungen mittheilen. Der junge Mann erröthete.

Verzeih', Hugo! daß ich Dir bis jetzt etwas verſchwieg. Ich that es nicht aus Mangel an Vertrauen, denn mein ganzes Herz möchte ich Dir öffnen; ich ſchwieg, weil meine Aeltern es mir befohlen hatten. Mein Vater war ein wohlhabender Mann; zu viel Vertrauen auf fremde Menſchen brachte ihn um alles. Nichts rettete er als eine kleine Summe, mit welcher er dieß Häuschen kaufte und bisher kümmerlich lebte. Den Aeltern ihre alten Tage ſorgenfrei zu machen, entſchloß ich mich, die Malerkunſt zu erlernen, worin ich in glücklichen Zeiten ſchon einige Fortſchritte gemacht hatte; mein gutes Geſchick führte mich nach Colmar in Meiſter Schöns Werkſtatt, bis zu deſſen Thüre mein Vater mich brachte. Eingehen durfte er nicht; der Meiſter hatte ihn früher gekannt.

Und der Name Deines Vaters? unterbrach ihn Hugo.

Den laß mich verſchweigen, mein Freund! Das iſt nicht mein, es iſt meiner Aeltern Geheimniß.

Hugo forſchte nicht weiter. — Das Unglück muß Deine Aeltern ſchwer und auf eine bittere Art getroffen haben, — fuhr er fort — denn ich kann nicht läugnen, in dem mißtrauiſchen Blicke, mit dem ſie mich, den Freund ihres Sohnes, betrachten, liegt für mich etwas Abſtoßendes.

Johannes erröthete bei dieſen Worten und ſchlug die Augen nieder. — Du mußt es ihnen verzeihen, Hugo! — antwortete er mit Faſſung — Das Alter, mehr noch das Unglück, macht mißtrauiſch; ſie kennen meine Anhänglichkeit an Dich, wiſſen, daß ihr unerfahrenes Kind in ſo weiter Entfernung Dir allein anvertraut bleibt, glauben vielleicht, daß das, was ich ihnen von Dir geſchrieben, geſagt, zu lebendig, zu ſchön geſchildert war, um der Wahrheit ganz treu geblieben zu ſeyn. Sie fürchten, mein ſanfter, anſchmiegender Sinn habe ſich ſelbſt getäuſcht, und da glauben ſie, es ſey Pflicht, mit eigenen Augen zu ſehen und in Dein Inneres zu ſchauen. Vergieb ihnen die Vorſicht; wer ſo tief in der Nacht des Lebens das Unglück empfunden, der wird mißtrauiſch gegen jeden Sonnenblick.

Hugo ſchüttelte bedenklich den Kopf; es war das erſte Mal, daß ihm die Worte ſeines Freundes nicht genügten. Es ſchien ihm über Johannes und das Verhältniß ſeiner Aeltern ein Geheimniß zu ſchweben, das ihm unheimlich war. Der finſtere, menſchenfeindliche Blick des Vaters, mit welchem er ihn zu durchbohren ſchien, der ängſtliche, ſo mißtrauiſche Blick der Mutter, wenn ſie von ſeinen freundſchaftlichen Verhältniſſen mit ihrem Sohne ſprachen, ließen ihn kein Zutrauen faſſen, und er war froh, als der Tag nahete, wo er mit ſeinem Johannes nach Augsburg ziehen ſollte.

Aber ſchon am Morgen dieſes Tages waren die Aeltern ganz umgeändert gegen ihn. Der Gedanke der Trennung von ihrem einzigen Kinde hatte beide ſo weich geſtimmt, daß ſie Hugo mit Herzlichkeit entgegen kamen, ihm mit ungeheucheltem Zutrauen ihr Kind übergaben, daß er gerührt gern und leicht den unangenehmen Eindruck verwiſchte, den das frühere Benehmen auf ihn gemacht hatte. Rührend war der Anblick, als ſie Johannes an ihr Herz drückten, rührend, als die Mutter ihn in ihre Arme ſchloß: „mein theures, mein engelgleiches Kind!“ ausrufend, und vor Schmerz faſt verging. —

Als nun Hugo's Roß, zur Abreiſe mahnend, draußen wieherte und ſtampfte, der alte Vater mit Ergebung zur Mutter ſprach: „es muß geſchieden ſeyn, faſſe Dich, und vertraue auf Gott!“ da riß ſich Johannes aus der Mutter Arm.

Vater, Euren Segen! rief er, vor dem Greiſe niederkniend, der, die Hand auf ſein gebeugtes Haupt legend, feierlich ſprach:

Auf Deine Pilgerfahrt durch die Welt nimm den Segen Deines Vaters als das Einzige, was er Dir mitzugeben vermag; nimm die Tugend und Frömmigkeit Deiner Mutter, ihre Ergebung im Unglück als ein heiliges Vorbild, und wandle ihr gleich. Dann wird auch der Herr Dich ſegnen, und es wird Dir wohlgehen bis zu Deinem Grabe; denn der innere Friede, mein Kind! iſt mehr als alle Güter der Welt. Steh' auf und wandle getroſt und mit Muth Deinen Weg!

Bleib fromm und gut! — rief die Mutter, die Thränen vergebens zurückpreſſend, — und ſchenkt mir der Himmel das Glück, Dich wiederzuſehen, Dich noch einmal an mein Herz zu drücken, ſo ſey Dein Blick ſo rein und unſchuldvoll als jetzt, und die ungetrübte Freude erfülle meine Bruſt, wie jetzt der namenloſe Schmerz. Euch aber, Herr Hugo! — wendete ſie ſich zu dieſem, dem die Thränen herabrollten, — Euch bitte ich, ſeyd meinem unerfahrenen Kinde ein warnender Freund, ein ſchützender Bruder, ſeyd ihm — ſein Alles!

Ich fordere ihn von Euch zurück, — ſagte der Vater ernſt — und nun lebt wohl! — Er wandte ſich ab, nahm das Käppchen von ſeinem grauen Scheitel und betete, während die Mutter noch einmal den Sohn an ihr Herz drückte und ihn dann hinaus begleitete. Dort ergriff Hugo mit ſeiner Linken des Roſſes Zügel, reichte Johannes die Rechte, und ſo zogen ſie fort nach Augsburg.

13.

Ohne Gefahren oder irgend ein Abenteuer langten ſie dort in der Dämmerung an. Schon von fern ſah Hugo ſein väterliches Haus erleuchtet, und er gedachte, daß heute ſeiner Aeltern Hochzeittag ſey, der ihnen ſtets ein Feſttag der Freude geweſen.

Hätten wir uns doch einen Tag mehr beeilt, — ſagte Hugo zu ſeinem Freunde, indem er ihm das Haus zeigte, wo in dem vorſpringenden Erker hell eine Ampel brannte und alle Zimmer des erſten Stockwerks erleuchtet waren, — ſo hätten wir geſtern die Freude des Wiederſehens im Stillen genießen können, ſtatt daß uns heute die Vettern und Baſen die Freude verderben.

Johannes folgte mit zagendem Schritte. Ihm war bei dem Anblicke dieſes Hauſes ſo ſonderbar zu Muthe geworden; ſein Herz klopfte, ſeine Hand zitterte in Hugo's Hand, ſo daß ihm dieſer zurief: Nur wohlgemuth, mein junger Freund, Du wirſt bei den Meinen gewiß eine freundliche Aufnahme finden!

Jetzt traten ſie ein. Als die Diener den Sohn ihres Herrn erblickten, hallte es von Munde zu Munde: „Herr Hugo iſt da!“ und bald, ehe dieſer es noch verhindern konnte, drang die frohe Kunde bis in den Saal, wo ein allgemeiner Aufſtand wurde. Vater und Mutter ſtürzten ihrem geliebten Sohne entgegen; was von Verwandten ſich dazu berechtigt glaubte, folgte, um den Neuangekommenen ſchon draußen zu bewillkommnen. Alles drängte ſich um ihn, nur den armen Johannes ließ man unbeachtet ſtehen, bis Hugo ſich aus den Umarmungen losgeriſſen und ihn ſeinen Aeltern vorſtellte, die ihn, herzlich begrüßend, willkommen hießen und ihn wie einen alten Bekannten, den ſie ſchon längſt erwartet hatten, empfingen.

Die Mutter befahl, den Fremden auf das für ihn beſtimmte Zimmer zu führen, und ihm ſein Gepäck, das auf Hugo's Pferd mit aufgeſchnallt war, dorthin zu bringen; Hugo aber mußte in ſeinen Reiſekleidern mit ihnen ſogleich zurück in den Saal, wo die Gäſte wieder ihre Plätze einnahmen, und Alles jubelnd den Sohn des Hauſes begrüßte.

Johannes beeilte ſich indeſſen, ſeine Reiſekleider abzulegen, ſich mit dem Weihnachtgeſchenke von Mutter Schön zu ſchmücken; und kaum hatte er ſeinen Anzug beendet, als auch ſchon ein Diener anklopfte und ihn in den Saal zu folgen bat. Mit beklommenem Herzen folgte Johannes, dem es ſehr peinlich ſeyn mußte, ohne ſeinen Hugo unter dieſe fremden Menſchen zu treten.

Als die Flügelthüren ſich öffneten und er zagend eintrat, ſprang Hugo von ſeinem Sitze auf und eilte dem Freunde entgegen. — Ich ſtelle hier meinen lieben Verwandten und Angehörigen meinen treueſten, beßten Freund Johannes vor! — ſagte er mit lauter Stimme. Alles erhob ſich feierlich, grüßte den Neuangekommenen, der ſich, weniger verlegen als Hugo befürchtete, mit Anſtand verneigte. — Meine Mutter hat für Dich einen gar lieben Platz ausgewählt, — fuhr er fort, ihn zu zwei Mädchen führend, zwiſchen denen ein Platz offen gelaſſen war. — Du ſitzeſt zwiſchen meinen Muhmen, Roſ' und Lilie.

Hugo hatte wahr geſprochen, denn als Johannes ſeine jugendlichen Nachbarinnen begrüßend anſchauete, ſah er zwei ſchöne Geſtalten von ganz verſchiedenem Ausdrucke. Die zur Rechten, ſchlank, hoch, mit ſeelenvollem blauen Auge und blendender Geſichtfarbe, hätte man für ſchön halten können, hätte Aurora ihre Wangen, wenn auch nur leiſe, angehaucht. Die Andere war eine üppige Geſtalt, die kaſtanienbraunen Locken ringelten ſich über die vollen Schultern, ihr braunes Auge ſah feurig umher, und ein Weſt hatte das friſcheſte Blatt der Roſe auf ihre Wangen getragen. Beide betrachteten Johannes mit neugierigen Blicken, der es aber nur wenig zu bemerken ſchien; denn neben Hugo ſah er eine Jungfrau ſitzen, ſchön wie eine Himmliſche, und ſo oft ihr zartgeformter Purpurmund ſich öffnete, um mit Hugo zu reden, fühlte er einen Stich in ſeiner Bruſt. Ach, die Freundſchaft wird von Eiferſucht gequält wie die Liebe, ſie entgeht ihrem Stachel nicht! — Dieß iſt Hugo's beſtimmte Braut, — war der erſte Gedanke, der ihn durchzuckte, — ſie tritt zwiſchen mich und ihn, hält ihn hier feſt, ich muß allein ohne ihn, ohne den theuren Freund nach Rom, ein einſamer verlaſſener Pilger, wallen! — Sein Auge umzog Trübſinn, und die Nachbarin zur Linken, das Bild der Roſe, gab ſich vergebliche Mühe, ihn mit Scherz und Witz aufzuheitern; ſein Auge blickte ſinnend vor ſich hin und erhob ſich nur, um nach

Hugo und ſeiner Nachbarin zu ſehen, und immer mehr Gift mit jedem Blicke einzuſaugen.

Da erbarmte ſich die Lilie, die bis jetzt geſchwiegen hatte, des armen Johannes; ſie fragte ihn theilnehmend nach ſeiner Reiſe, nach ſeinem Aufenthalte in Colmar. Der Gedanke an den ehrwürdigen Meiſter öffnete ſein Herz, er ſprach mit Innigkeit von dem verehrten Martin Schön, von deſſen Hausfrau, wie mütterlich ſie für ihn geſorgt; er gedachte hierbei ſeiner Aeltern und des Segens, den ſie ihm mit auf den Weg gegeben. Alles dieſes hörte die lilienbleiche Jungfrau theilnehmend an, unterbrach nur ſelten ſeine Erzählung, und wenn dieß geſchah, ſo war es das Mitgefühl, das ſich in ihr ausſprach, ſo daß allmälig der Blicke, die er hinüber warf, weniger wurden. Eine ſanfte Schwermuth hatte ſich über ihn gebreitet, und Hugo's Mutter, die ihn während des ganzen Abends betrachtet hatte, freuete ſich des beſcheidenen, ſanften Freundes ihres einzigen, über alles geliebten Sohnes.

11.

Nach Tiſche, wo nach alter Gewohnheit die Männer noch die Pokale leerten, war Hugo aufgeſtanden; auch Johannes war ſeinen Nachbarinnen gefolgt und in ein Nebenzimmer getreten. Hier nahete ſich ihm Hugo. — Wer war Deine Nachbarin? fragte er dieſen.

Das Mädchen, welches meine Mutter für mich zur Braut erleſen hat, erwiederte Hugo.

Sie iſt ſchön! fiel ihm Johannes in die Rede.

So ſchön, daß unſer Meiſter ſie zum Modell der Liebesgöttin wählen würde. Und wie gefielen Dir die Roſe und Lilie, denen meine Mutter Dich zugeſellt hatte? — Auch ſie können dem Maler als Modell ſitzen.

Und als welches? fragte, von dem Kunſtſinn angezogen, Johannes.

Die Roſe wäre ein treffliches Bild einer Bachantin. Einen Thyrſusſtab in der Hand, den Ephen in den Haaren, wäre keine reizendere zu finden.

Du malſt heute ſehr lebendig, meinte Johannes.

Die Lilie — fuhr Hugo lächelnd fort, ohne des Freundes Bemerkung zu achten, — wäre ein Muſterbild einer Magdalena.

Nein, Hugo! — unterbrach ihn Johannes mit Feuer — Aus dieſem Auge ſtrahlt nicht die Buße; ſo rein, ſo heilig blickt keine Sünderin, und hätte ſie noch höher ſich gehoben als jene Heilige. Den reinen, unverkennbaren Stempel der Unſchuld des ewig Heiligen verwiſcht die Sünde; keine Buße drückt ihn wieder rein und makellos auf!

Hugo lächelte. — Du haſt ſehr tief in das Auge dieſer Reinen, Makelloſen geſchauet, mein junger Freund!

Und hätte ich dieß, — erwiederte er — könnteſt Du darüber lächeln, wäre es Dir gleichgültig, wenn mein Blick mit innigem Wohlgefallen, mit Liebe an einem andern Auge hing, als an dem Deinigen, wenn Liebe in meinem Herzen die Stelle der Freundſchaft verträte?

Einſt dachte ich ſo, — ſagte Hugo ſehr ernſt — jetzt glaube ich ſelbſt; Deine Schwärmerei, mein junger Freund! hat auch mich ſo ſehr ergriffen, daß ich, wenn Du ein Weib höher ſtellteſt als mich, mit dem Schickſal darob zürnen könnte.

Freundlich nickte ihm Johannes ſtatt Antwort, denn die Mutter trat zu ihnen und miſchte ſich in ihr Geſpräch. Auch ſie neckte den Armen, daß er ſich mehr nach der Lilie als nach der Roſe gewendet hatte; doch er achtete deſſen nicht, hatten doch Hugo's Worte ihm Troſt gegeben.

Der Abend verſtrich Johannes, von der Reiſe ermüdet, begab ſich bald auf ſein Zimmer, und als er in das freundliche trat, ſich jetzt allein befand, alles um ſich her betrachtete, ergriff ihn, als er die rothen Vorhänge von ſeinem Bette wegzog, ein geheimer Schauer, den er ſich nicht zu erklären wußte; es war eine drückende Ahnung, und doch war ſie nicht ſchmerzlich. Um ſich zu zerſtreuen, nahm er, nachdem er die Thür wohl verſchloſſen hatte, das Licht und leuchtete im Zimmer umher, das überall Wohlhabenheit zeigte.

Johannes beſah in ſeinem Zimmer die Schildereien, meiſt Bildniſſe und Jagdſtücke von wenigem Werthe, beſah die grünwollene Tapete, den großen Tiſch mit ſeinen Marmorplatten und alle in der Stube ſtehenden Geräthe, und nachdem er alles neugierig unterſucht, legte er ſich nieder und ſchlief ruhig, bis ihn das Klopfen an der Thür und Hugo's Stimme, der ihm „guten Morgen!“ zurief, weckte und er ſich ſchnell ankleidete.

Er wurde in das Wohnzimmer von Hugo's Aeltern geführt und wie ein Glied des Hauſes empfangen. Die Mutter, welche ihm beſonders gewogen ſchien, zog ihn mit in das Geſpräch, ihre gemeinſchaftliche Reiſe nach Rom betreffend. Sie ſprachen von Meiſter Martin Schöns Beſuche, den die Freunde noch abwarten mußten, und ſo wurde nach manchem Hin- und Herreden die Abreiſe auf zwei Monate hinausgeſchoben.

Johannes ahnete der Mutter Plan, und nicht ohne Sorgen ruhte ſein Blick auf Hugo, deſſen Auge ihn lächelnd anblickte und ihm zu ſagen ſchien: Laß nur meine Mutter gewähren und vertraue mir! — Auch als ſie ſpäterhin allein waren, ſagte Hugo mit ernſter Beſtimmtheit: Iſt der Meiſter hier geweſen, ſo reiſen wir, mein Johannes!

15.

An des Freundes Hand durchſtrich nun dieſer das berühmte Augsburg, wo ſo manche Schätze der

der Kunſt ihn anzogen, welche die Fugger und mehrere der angeſehenen Patrizier dort geſammelt hatten. Von Feſt zu Feſt zogen ſie, denn jeder der Verwandten wollte die Gegenwart Hugo's durch ein Banket feiern, und ſo befand ſich Johannes in einem Kreiſe von Vergnügungen, die ihm bald läſtig zu werden begannen; nur zwei Gegenſtände erfreueten ihn in dieſen Geſellſchaften, denn es waren mit wenigen Ausnahmen immer die nämlichen Menſchen, die er ſah: Agnes, die von der Mutter dem Freunde beſtimmte Braut, an deren Schönheit ſein Auge Wohlgefallen finden mußte, und deren zurückhaltendes Betragen gegen Hugo ihn nichts mehr fürchten ließ, und ſeine Nachbarin zur Rechten, die theilnehmende Lilie, von der er erfahren hatte, daß ſie einem abweſenden Kaufherrn verlobt ſey, und welche dennoch mit vieler Theilnahme und gern ſich mit ihm unterhielt, und ſo ihm der einzige Troſt bei den vielen rauſchenden Freuden blieb.

Die glücklichſten Stunden verbrachte er in einem Gartenhauſe, das aus einem kleinen Saale und zwei Cabinetten beſtand, mit Hugo allein. Hugo's Vater, ein gebildeter Mann, hatte es in einem bedeutenden Garten hinter dem Wohnhauſe bauen laſſen, und es war ſein Lieblingsaufenthalt, wenn er von ſeiner Arbeit ausruhte. Es war mit den trefflichſten Schildereien deutſcher Künſtler geziert; die wenigen Gemälde Meiſter Schöns, die er beſaß, waren dort aufgeſtellt, und auch hier für die erwartete Madonna der Platz beſtimmt. In dieſem Saale ſtanden die Staffeleien der Freunde, hier ſaßen ſie am Morgen, Hugo an dem Portrait ſeiner Mutter, Johannes an einer Copie der Magdalena arbeitend. Dann, wenn ſie ruhten, traten ſie durch die kleine Pforte hinaus, wo ſie den Wall, der die Stadt umgab, erſtiegen und über die ſchönen Gärten nach den Fluthen des Lech ſahen.

16.

Die Feſte waren vorüber und die Freunde ſich ſelbſt ganz wiedergegeben. Selten nur verließen ſie das älterliche Haus, wo Vater und Mutter ihr inniges Wohlgefallen an dem beſcheidenen, ſanften Johannes hatten. Da kam die Nachricht von

Colmar, daß Meiſter Martin Schön in wenigen Tagen ſich zur Reiſe anſchicken und auch Anna mitbringen würde, die ſeit einiger Zeit mit ſtiller Ergebung ihre Leidenſchaft bekämpft habe und nur noch mit ruhiger Freude ſich nach Johannes ſehne. Hugo ſchüttelte bei dieſer Nachricht bedenklich den Kopf; doch die Mutter, von dem Verhältniß unterrichtet, meinte, Charakteren, welche mit ſolcher Leidenſchaft und ſo ſchnell etwas ergriffen, hätte die Natur auch das Geſchenk des Vergeſſens freundlich zugelegt, und Anna's Gegenwart müſſe die Freude über Meiſter Martins Ankunft nicht ſtören. Dem Briefe des Meiſters an den Vater, war ein Brieflein der Mutter an Hugo beigeſchloſſen, worin ſie ihn bat, ihr an einen von ihr beſtimmten Ort, auf der Straße nach Colmar, den Schlüſſel zu der Gartenpforte zu ſchicken, da der Meiſter ſich die Freude einer Ueberraſchung machen wolle. Hugo verſchwieg den Inhalt und ſchickte den Schlüſſel an den beſtimmten Ort.

Der Tag nahete, wo man die Gäſte von Colmar erwartete; die für ſie beſtimmten Zimmer waren längſt in Ordnung, und auch die Freunde hatten ihre Staffeleien aus dem Gartenſaale in ein anderes Zimmer des Hauſes bringen müſſen, damit nichts der Ausſtellung der Madonna im Wege ſtünde. Jedermann erwartete mit freudigem Herzen die Ankunft der Fremden, alles war Freude und Luſt, nur Johannes nicht. Eine drückende Ahnung wollte ihm die Bruſt zerſprengen, und bald erglüht, bald blaß, wie der Tod, wechſelten, wie die Farbe ſeiner Wangen, quälende Empfindungen in ſeinem Innern. Er fürchtete und freuete ſich des Meiſters Ankunft, und wußte doch nicht, warum er ſie fürchten ſollte; niemandem theilte er jedoch ſeine Empfindungen mit.

Die Mutter glaubte zu bemerken, daß ihm nicht wohl ſey. Sorgſam gab ſie ihm lindernde Tropfen und bat ihn, heute bald zur Ruhe zu gehen; auch Hugo bat. Er folgte, ging nach ſeinem Zimmer, verſchloß, wie er gewohnt war, die Thür, und da er ſich entkleidet zur Ruhe legen wollte, überfiel ihn eine unerklärbare Angſt. Als er im Bette lag, die Augen ſchließen wollte, fing er heftig an zu weinen, und doch gaben ihm dieſe Thränen keine Linderung. — O Ahnung, Ahnung! — rief er — Du rufſt mir zu: mein dunkles Schickſal geſtalte ſich bald; ob zum Segen, ob zum Verderben, weiß nur der barmherzige Gott!

Schon war es Mitternacht; noch brannte die Wange fieberhaft, noch ging der Puls in ſchnelleren Schlägen, da wendete er ſich betend zu dem Vater des Himmels und legte ſein Schickſal demuthvoll in ſeine Hand, und als ob mit dem Vertrauen, das ihm aus dem Gebete entquoll, auch der Friede in ſein aufgeregtes Gemüth zurückgekehrt ſey, ſo beruhigt fühlte er ſich. Erſt, als die Sonne ſchon aufgegangen war, entſchlief er.

17.

Aber ſo manches Auge, außer dem ſeinen, war auch munter geweſen. Meiſter Martin, am vergangenen Abende in Augsburg eingetroffen, war in einer Herberge abgeſtiegen, und hatte dort unter fremdem Namen die Nacht zugebracht. Ehe der Morgen grauete, war er ſchon aufgeſtanden und mit einigen Gehülfen, welche die Madonna trugen, an das Gartenpförtchen Varnthalers gewandert, hatte es geöffnet, und vom Morgenlichte feierlich beſtrahlt, prangte bald das ſchöne Bild im Gartenſaale dem Eingange gegenüber.

Nachdem nun Meiſter Schön alles geordnet hatte, verließ er ſchnell, ſeiner Ueberraſchung gewiß, den Garten; denn heute war Sonntag, da wußte er, daß Matthias Varnthaler ſeinen Morgenimbiß in dem Gartenhauſe einnahm und ſich dort ſchon in der Frühe einfand. Er kehrte zu ſeiner Gattin zurück und freuete ſich ſchon im voraus, wie es den alten Freund, wenn er die Madonna hier fände, überraſchen würde.

Frau Varnthaler war über Johannes Befinden nicht ohne Beſorgniß zur Ruhe gegangen; dieß und die zu treffenden Anordnungen, denn ſie erwarteten heute die Gäſte von Colmar, hatten auch ſie ſchon früh geweckt. Sie ſtand auf und ihr erſter Gang war an die Thür von Johannes Zimmer, wo ſie lauſchend verweilte; ſie hörte nichts, kein Athemholen, nicht das leiſeſte Geräuſch. Sie ging, doch kehrte ſie bald wieder; noch vernahm ſie immer nichts. Da wurde es der Matrone bange, ſie trat in das Nebenzimmer, ſchob den Riegel von der Thür, die zu Johannes Gemach führte, ſchlich leiſe auf den Zehen hinein, bis zu ſeinem Bette, ſchob den Vorhang zurück — Jeſus Maria! ſchrie ſie auf und ſtürzte zur Thüre hinaus.

Johannes war von dem Schrei erwacht, hatte jedoch Hugo's Mutter nicht geſehen, ihre Stimme nicht erkannt. Er rieb ſich die Stirn, ſann, vor ſich hinſtarrend, nach, ob der Schreckensruf, den er gehört habe, Traum oder Wahrheit geweſen ſey; dann rief er plötzlich: Meine Ahnung iſt erfüllt, doch Muth, nur Muth! — Er ſprang auf und kleidete ſich ſchnell an.

Während deſſen war die erſchrockene Hausfrau in ihr Schlafzimmer zurückgeeilt und weckte den Gatten. — Mann! — rief ſie bleich vor Wuth und Schreck — wir ſind betrogen, ſchrecklich durch unſern Sohn betrogen! Nun weiß ich, warum er die Braut verſchmäht. — Wiſſe, eine Dirne iſt mit ihm eingezogen in unſer ehrbares Haus; Johannes iſt ein Mädchen!

Mutter, — ſagte der Alte kopfſchüttelnd — faſſe Dich! Du mußt Dich irren, ſolcher Handlung iſt unſer Sohn, unſer Hugo nicht fähig; ein ſolches frommes Antlitz, wie das Antlitz Johannes, gehört keiner Dirne an. — Komm mit mir! Nur bitte ich, Margarethe! mäßige Dich und rufe nicht durch Deinen gereizten Zorn und Deine Heftigkeit das Geſinde herbei. — Er kleidete ſich in der Eile an, während die Mutter, immer noch die

Hände ringend, auf und ab ſchritt und das Unglück bejammerte, das über ſie zuſammenſchlüge, wenn Meiſter Schön den Vorgang erführe, in deſſen Hauſe ihr Sohn mit dieſem Mädchen ein Jahr auf einem Zimmer gewohnt hatte. — O es iſt mir klar, alles klar! — rief ſie — Die Reinheit meines Sohnes iſt dahin, der Ruf unſers ehrbaren Hauſes für immer geſchändet!

Sie zog jetzt ihren Gatten mit ſich fort auf Johannes Zimmer, der, als ſie die Thür aufriß, angekleidet ihr gegenüber ſtand. — Dirne! — rief ihm die Aufgebrachte entgegen, während der Vater die Thür hinter ſich ſchloß, — wie wagſt Du, in dieſer Kleidung Deine Sünden vermummend, unſer Haus zu betreten?!

Bei dieſen harten Worten richtete Johannes das geſenkte Haupt empor; nicht ſtolz, aber mit der Würde des Bewußtſeyns blickte er auf Hugo's Mutter, während der Alte ſchweigend, jedoch unverwandt ihn betrachtete. Da aber Frau Varnthaler, über dieſen ruhigen Blick noch mehr entrüſtet, von neuem in Heftigkeit ausbrechen wollte, trat der Vater zwiſchen ſie und Johannes. — Ruhe nur kann uns Licht geben, — ſagte er mit ernſtem

Tone — d'rum bitte ich Dich, Margarethe, ſchweig' — Er wandte ſich zu Johannes. — Seyd Ihr ein Mädchen, wie meine Frau behauptet, ſo ſagt die Wahrheit!

Ich bin eine Jungfrau, erwiederte ſie hocherröthend.

Und heißt?

Johanna!

Und Eure Aeltern?

Sind Unglückliche, welche der Verluſt ihrer ſämmtlichen Habe zwingt, verborgen zu leben, und die mir verboten haben, ihren Namen zu nennen

Und was bewog Euch, in dieſer Kleidung uns und den edlen Meiſter Schön zu täuſchen?

Bei dieſen Worten brachen die Thränen in Strömen hervor. — Herr! — ſagte ſie endlich vom Schmerz erſchüttert — Ihr habt wohl nie das Unglück kennen gelernt, nie Euren Vater darben, Eure Mutter das Nothdürftigſte entbehren geſehen? — Nun, ſo kennt Ihr auch das Gefühl nicht, wenn ein Kind Zeuge dieſes Jammers iſt und nicht helfen kann! — Ich habe den Schmerz, den Jammer in meiner zerriſſenen Bruſt tief empfunden, und wenn auch die Menſchen mein Beginnen noch härter tadelten als dieſe Frau, ich würde doch, meinen Aeltern zu helfen, noch einmal den Schritt thun, den Gott mir in der Stunde des Gebets zu vollbringen befahl; er kennt mein Herz! — Sie bebte bei dieſen Worten, der Thränenquell war verſiegt, und vielleicht zum erſten Male in ihrem Leben malte ſich ein bitteres Gefühl in ihren Zügen. — Nun wißt Ihr mein Geſchick, — fuhr ſie fort — und kennt die Gewalt, welche mir dieſes Gewand zu tragen befahl.

Die Mutter, welche, troß dem daß ſie noch aufgeregt war, bei Johanna's Erzählung ſich der Thränen nicht erwehren konnte, wollte reden, doch Varnthaler hielt ſie ab. Er faßte traulich des Mädchens Hand. — Johanna! — ſprach er bewegt — des Sohnes Glück liegt dem Vater am Herzen — Euer Seelenheil dem Manne, der Euch nicht ungerührt in das fromme Auge blicken kann. — Seyd offen gegen mich, denkt, Ihr gebt dem Gott, der Euch Euren Aeltern zur Hülfe ausſandte, Rechenſchaft von Eurem Wandel. — Wie iſt Euer Verhältniß zu Hugo?

Rein und heilig, ſo wahr ſich Gott meiner Aeltern erbarmen möge!

Und wie war dieß möglich, Johanna? fiel Frau Barnthaler ihr in die Rede.

Gott gab mir Kraft und ließ mir alles gelingen.

Und Eure Freundſchaft für meinen Sohn, ſeine Freundſchaft für Euch? fragte der Alte.

Was er für mich empfindet, ahn' ich nur, ich weiß es nicht! — erwiederte ſie mit gepreßter Stimme — Was ich für ihn empfinde —

Was Du für ihn empfindeſt? fragte die Mutter, als das Mädchen zitternd in ihrer Rede zu ſtocken begann.

Was ich für ihn empfinde, iſt Liebe!

Unglückliche! rief die Mutter.

Das wäre ich, könntet Ihr den Stab über mich brechen! — ſagte raſch Johanna, ſich mit Würde erhebend. — So aber preſſe ich die Hand auf mein Herz und zwinge die Liebe, zu ſchweigen, walle, eine arme verlaſſene Pilgerin, einſam nach Rom; denn Meiſter Martin wird auch Johanna nicht verlaſſen, weil ſie Kindespflicht übte; trete kühn, mich in Gottes Schutz empfehlend, den Gefahren entgegen; denn was ich leide, leide ich ja für ſie. — Sorgt nicht, alter Herr! für Euren

Sohn, — fuhr ſie mit kindlichem Tone fort — ich ſtöre nicht den Frieden Eures Alters; ich ſchleiche mich, da er noch ſchläft, leiſe aus Eurem Hauſe und laſſe Euch meinen Segen für ihn zurück.

Das könnteſt Du? fragte die Mutter.

Meine Schritte lenkt Gott und die Tugend!

Lange ſtand der alte Varnthaler vor dem Mädchen und betrachtete ſie, welche das Auge gen Himmel gehoben hatte und dort Hülfe zu ſuchen ſchien. Auch die Mutter ſah gerührt auf die lilienbleiche, fromme Geſtalt.

Meine Tochter! — ſagte der Alte — ehe ich über Dich entſcheide, muß ich das Herz meines Sohnes erforſchen; bereite Dich zur Abreiſe, geh' in das Gartenhaus und erwarte mich dort. Nicht als Sünderin ſollſt Du Reine ausgehen aus dieſem Hauſe, als ein theures Kind wollen wir für Dich ſorgen, ſo viel wir vermögen. Eile, geh' den verborgenen Pfad, daß Dich niemand erblickt — denn ſcheiden mußt Du ohne Abſchied von ihm!

Das iſt hart! — ſeufzte Johanna auf — und doch gut! ſetzte ſie freundlich hinzu und küßte des Alten Hand; vor der Mutter neigte ſie ſich ernſt, als dieſe mit ihrem Eheherrn das Zimmer verließ.

Muth, Muth! — rief ſie nun — Gott mein Herr, gieb mir Muth! — und ſchnell ihr weniges Gepäck ordnend, ſchlich ſie aus dem Hauſe durch den Taxusgang hin nach dem Gartenſaale.

Als ſie eintrat, fuhr ſie erſchrocken zurück. Den Jeſusknaben auf dem Arme, freundlich ihr entgegen lächelnd, ſtand die Madonna des Meiſters vor ihr. O, mit dem Anblicke ward die Erinnerung in ihr wach; ſie gedachte des Tages, wo ſie in des Meiſters Werkſtatt als eine hülfloſe Pilgerin getreten, von Gefühl und Andacht ergriffen, vor dieſer Mutter Gottes niedergeſunken war, dachte, daß ſie auch jetzt, verlaſſen im Sturme der Welt, umher irren müſſe. — Nahſt Du mir zur Hülfe, zur Rettung, Du Gnadenreiche?! rief ſie aus, und ſank auch hier betend vor ihr nieder.

Da öffnete ſich hinter ihr leiſe die Thür. Es war Meiſter Martin Schön mit ſeiner Gattin und Anna, welche den alten Freund zu überraſchen gedachten. Als ſie Johanna in ſtiller Andacht vor der Madonna knieend fanden, blieben ſie lautlos am Eingange ſtehen und ſahen mit inniger Theilnahme auf ſie. Der Meiſter erinnerte ſich bei ihrem Anblicke jenes Augenblicks, wo er ſie zum erſten Male geſehen, und nicht der leiſeſte Athem wagte die Betende zu ſtören. — Jetzt hob ſie ihr geſenktes Haupt. — Du haſt mein Gebet erhört, heilige Mutter! — rief ſie — das fühle ich; denn frei iſt meine beängſtigte Bruſt, die lindernde Thräne rollt über meine Wangen. — Nun, wie Gott will! — Sie ſprang auf; hinter ihr ſtand der Meiſter mit den Seinen.

Einen Augenblick erſchrak ſie, dann ſtürzte ſie in die Arme der Mutter, an das Herz des Vaters, drückte ſie, die hocherröthende Anna, an ihre wogende Bruſt. — Nicht, meine Theuern! — rief ſie ſchluchzend — Ihr verſtoßt Johanna nicht?! Ihr ehrt ein kindliches Gemüth und verdammt ſie nicht; Ihr zürnt der Tochter nicht, daß ſie Euch täuſchte; Du, gute Anna! der Schweſter nicht, daß ſie, gegen ihren Willen, den Funken in Dir anfachte; Ihr zürnt mir nicht?! — O ſprecht nur dieß Eine Wort, Meiſter, nur einmal ſagt „meine Johanna,“ wie Ihr ſo oft „mein Johannes!“ zu mir geſagt habt; ſtreicht der Tochter die Locken von der Stirne, Mutter, wie Ihr ſie dem Sohne oft von der glühenden Stirne ſtricht, denn heute glüht, brennt ſie wie Feuer!

Johannes! — rief der Meiſter erſchrocken —

Du biſt außer Dir, Du zitterſt, Todesſchweiß perlt auf Deiner Stirne; was iſt Dir begegnet, mein Johannes?

Nennt mich nicht ſo, Meiſter! — rief ſie ſchluchzend — ich bin Johanna, die Euch im Knabengewande täuſchte.

Bei dieſen Worten ſtürzte Hugo herbei; ſeine Aeltern folgten. Ohne Meiſter Schön zu beachten, eilte er auf Johanna zu, ergriff mit Heftigkeit ihre beiden Hände und ſah ſeelenvoll und mit Inbrunſt auf das erröthende, die Augen vor ihm niederſenkende Mädchen; er blickte ſie an, als habe er ſie zum erſten Mal geſehen — Ja, Du biſt's, Du biſt Johanna! — rief er aus — Es war die Macht der Liebe, die mit ihrem Zauber mich nach Dir zog; Du biſt's, die, als meiner ſtillen Ahnung Bild, mich ſo freundlich umſchwebte; Du biſt meine Geliebte, meine theure Johanna! — Er drückte die Bebende an ſein Herz. — Jetzt erſt — rief er — hat ſich mir das Geheimniß meiner Bruſt gelöſ't, jetzt erſt vermag ich die Empfindung mir zu deuten, die Dein Anblick in mir erweckte! — O, Meiſter, würdige Mutter, liebe Anna! ſteht nicht ſo theilnahmlos bei meinem Glücke!

Warnthaler und ſeine Gattin waren jetzt eingetreten. Nur in ihren freudigen Blicken lag für Schön das Willkommen; denn ſie traten, ohne ihn weiter zu begrüßen, zu Johanna. — Der Vater reichte ihr einen koſtbaren Ring. — Gieb dieſen Deinem Bräutigam, meine Tochter! — ſagte er — er hat Dir ſeinen Verlobungring ſchon in Colmar verehrt. Gott ſegne Euch! — Er ſchwieg. Worte fand die Empfindung nicht mehr. In ſchweigender Rührung umarmten ſich Alle, in Aller Augen perlten Thränen, und als Anna ſich ſchüchtern nahte, Johanna zu umarmen, ſagte ſie leiſe mit bebender Stimme: Die Liebe beglücke Dich, Schweſter!

Und auch Dir reiche ſie ihren duftenden Kranz! erwiederte die glückliche Braut.

Und nun, — hob der alte Varnthaler an und trat in die Mitte der Seinen — wärſt Du auch eines armen Landmanns Kind, wie Du in Colmar vorgegeben haſt, wärſt Du uns doch als Tochter willkommen. Aber jetzt nenne uns Deine Aeltern, daß wir ſie zum Freudenfeſte laden, und, will's Gott, ihnen mit Rath und That helfen können. Nenne ſie uns, Johanna! die Umſtände erheiſchen es.

Bis an Eures Hauſes Schwelle, Meiſter Martin! geleitete mich Euer alter Freund, Jacob Weidmann von Ulm.

Und er kehrte nicht ein bei mir, ſeinem Freunde?! rief der Meiſter zürnend, während Freude auf Barnthalers Geſicht glänzte.

Schicke Boten in's Neckarthal, mein Sohn! — rief er — lade ihn ein, mit der Mutter zu kommen, ihrem Kinde den Segen zu geben; denn ohne den Segen der Aeltern erblühet der Liebe kein Glück!

Verzeiht mir, — bat Johanna, ſich Hugo's Mutter nahend, — verzeiht den Kummer, den ich Euch gemacht; der Himmel möge mir noch viele Stunden ſchenken, um meine kindliche Liebe zu beweiſen und wieder gut zu machen, was ich gefehlt! Verzeiht, wenn vielleicht ein Wort, der Ton meiner Rede —

Verzeih Du nur meinem Argwohn, Kind! das Mutterherz glaubte ſich getäuſcht. — Doch jetzt. — Wer ſo wie Du für ſeine Aeltern alles wagte, aus der Gefahr, in welche Du Dich ſtürzteſt, rein, makellos tritt, wer wie Du der Jungfrau zart Gemüth, ihre Sitte, ihren reinen Wandel untadelhaſt erhielt, und des Sohnes Herz errang auch ohne Sinnenliebe, der verdient unſer Herz und unſere treue, ewige Liebe!

Und erſt jetzt wurde der ehrwürdige Meiſter deutſcher Kunſt in Augsburg willkommen geheißen. — Erſt jetzt kann ich Euch begrüßen, — ſagte Varnthaler — Euch und der Mutter die Freundeshand reichen und das herrliche Meiſterwerk bewundern, das Ihr hier aufgeſtellt habt. Doch jetzt zum Imbiß und dann zur Kirche, Gott zu danken, der alles ſo wunderſam gefügt hat.

18.

Die Mutter Varnthaler hatte heute noch einen ſchweren Gang zu thun. Sie mußte mit Agneſens Mutter ſprechen, ſie von dem Vorgefallenen unterrichten und mit Schonung die unter ihnen angeknüpfte Verbindung wieder auflöſen. Auch hier half der Himmel; denn jene kam ihr auf halbem Wege entgegen. Agnes liebte, hatte es ihrer Mutter vertraut, da ſie deren Abſicht mit Hugo kannte, und da gegen die neue Verbindung nichts einzuwenden war, ſo ebnete der Antrag der Frau Varnthaler alle Hinderniſſe.

Während die Mutter ſich zu dieſen Unterhandlungen entfernt hatte, waren die Liebenden auf Johanna's Zimmer im traulichen Geſpräch begriffen. Vater Varnthaler ſtand am Fenſter und freuete ſich des liebenden Paares, es rief ihm die glücklichen Tage ſeiner Jugend zurück; da verließ Hugo plötzlich das Zimmer und kehrte mit dem Becher zurück, den ihm Johanna am Tage der Trennung in Colmar gegeben hatte. Er überreichte ihn der Braut, und während ſie ihn ſinnend betrachtete, trat der Vater hinzu, neugierig, was der Sohn ihr wohl gäbe; Freude glänzte auf ſeinem Geſichte, als er den wohlbekannten Becher fand, den ihm vor dreißig Jahren ſeine Margarethe geſchenkt hatte.

Haſt Du die Deutung verſtanden, meine Geliebte? — fragte jetzt Hugo Johanna, welche den Becher noch ſinnend betrachtete.

O wohl! — erwiederte ſie — Durch dieſe Epheuranke drängt ſich die knoſpende Roſe, und ſinnig hat der Künſtler die Deutung darunter geſetzt: „Aus Freundſchaft Liebe!“ O, hätte ich in Colmar — fuhr ſie fort — den Becher genauer beſehen, ich hätte ihn Dir nicht geweiht, zu deutlich hätte er mein Gefühl ausgeſprochen.

Was ſagte Dir Dein Becher? fragte Hugo.

Er ſagte mir Trauriges, doch jetzt erſt verſtehe ich den prophetiſchen Sinn und weiß mir den Ephen zu deuten, der die Roſe, mit ſeinen Blättern deckend, umrankt. Jetzt verſtehe ich den Sinn der darunter geſtochenen Worte: „Aus Liebe Freundſchaft!“

Füllt — meinte der Vater lächelnd — vor der Hand nur jenen Becher, ſpart dieſen für die reifern Jahre!

Das wollen wir! — rief Hugo — Aus Freundſchaft ward Liebe, und wenn die Zeit die Roſen bleicht, dann, Johanna! dann entblühe ihrem Kelche die Freundſchaft von neuem!

Sie ſank in des Geliebten Arm, und weit über die roſigen Tage der Jugend hinaus leitete Freundſchaft, eine fromme Pilgerin, die Glücklichen durch das Leben.

19.

Noch während Meiſter Martins Anweſenheit trafen Johanna's Aeltern ein. Mit thätiger Freundſchaft ordneten, ſo viel es ſich thun ließ, Barnthaler und Schön des unglücklichen Kaufherrn Geſchäfte, und bereiteten ihm, wenn auch keine glänzende, doch eine ſorgenloſe Zukunft. — Der Prieſter ſegnete den Bund der Liebe, und als an beſetzter Tafel die Gäſte die Pokale fleißig herum gehen ließen, erhob ſich Martin Schön, das Kelchglas in der Hand. — Auch dem Ernſte ſeinen Theil! — rief er mit kräftiger Stimme — nehmt die Pokale zur Hand, Ihr Herren und Frauen! — Und als Alle ſich erhoben, ſagte der würdige Greis, auf die erröthende Johanna blickend: Ehret Vater und Mutter, ſo wird es Euch wohlgehen auf Erden!

Amen! riefen Alle; die Becher klirrten, Johanna ſank in die Arme ihrer weinenden Aeltern.

Gedruckt bei A. W. Schade in Berlin.

Sämmtliche Schriften

von

A. von Tromlitz.

Achtes Bändchen

Fleurette's Denkmal.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1829.

Fleurette's Denkmal.

Begebenheit und Sage aus dem Jugendleben
Heinrichs des Vierten von Frankreich,

von

A. von Tromlitz.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1829.

1.

Sanft wehte der Abendwind über den kleinen See, der in dem Garten des Schloſſes zu Nerac, von hohem Ahorn beſchattet, ſeine Silberwellen kräuſelte. Die Sonne, ihre glühenden Strahlen hinter den Gipfeln der Pyrenäen ſenkend, ſtieg zu ihrer weſtlichen Pforte nieder, und blickte von dort noch einmal zitternd zurück auf die ſchweigende Natur. Das Reh trat ſchüchtern aus dem nahen Gebüſche, und mit langſamem Fluge zog der Adler über die Ebene ſeinem Horſte zu. Still war es rings umher, die ſinkende Dämmerung begann ihren Nebelſchleier über das ſchlummernde Thal zu breiten, und nur noch durch die ſchaukelnden Blätter der Bäume blickte hier und da die Abendröthe, vergoldete die plätſchernden Wellen, und einen einfachen Marmor, der auf einer Erhöhung von Granitblöcken, von zwei Thränenweiden beſchattet, am Ufer des See's neben einer Jasminlaube ſtand.

Auf einer Raſenbank vor der Laube, den zierlichen Fuß faſt von den ſchmeichelnden Wellen benetzt, ſaß eine Jungfrau. Die Ruhe des herrlichen Abends mußte nicht bis zu ihrem Herzen gedrungen ſeyn; denn ihr Auge ſah traurig in den Schooß, wo ein Strauß Aſtern ruhte, den ſie, ſtatt ihn zum Kranze zu winden, zerpflückte. Zuweilen warf ſie eine der bunten Blumen in den See, und wehmuthvoll blickte ſie ihr nach, wenn die hüpfende Welle ſie mit ſich fortführte. Den Blick nur immer nach den dahin wogenden Blumen gerichtet, bemerkte ſie ihr kleines baskiſches Windſpiel nicht, welches nach jeder Blume, die ſie in den See warf, begierig ſprang, und wenn die Wellen ſie entführten, aufmerkſam und unverwandt ſeine Herrin in's Auge faßte. Der arme Carlotte wurde heute nicht bemerkt, ſo bemerkbar er ſich auch machen wollte; traurig legte er ſich endlich zu den Füßen ſeiner Herrin nieder, und ſchien ſtill dem Spiele der Blumen und Wellen zuzuſehen.

Jetzt ſprang der Wachſame auf; er hörte Tritte in der Ferne, ſein Bellen weckte die Jungfrau aus ihren Träumen. Sie hörte jetzt jemand ſich nahen, und als ſie ſich erhob, trat eine hohe Frauengeſtalt mit eilendem Schritte zu ihr.

Hoheit! — rief ſie der Prinzeſſin entgegen — Der Sieg iſt unſer; Heinrich hat Joyeuſe bei Coutras geſchlagen!

Eine hohe Röthe überflog das bleiche Geſicht Katharina's von Bourbon. — Der König von Navarra, mein edler Bruder, — erwiederte ſie — kämpft für die gerechte Sache, darum ward ihm der Sieg Heil ihm, Heil uns! Doch erſtaune ich, Gräfin von Grammont, dieſe Nachricht zuerſt aus Eurem Munde zu hören.

Der König von Navarra — erwiederte Diana von Grammont — ſchickte den Chevalier Fervaques an mich, und ich eilte ihm voraus, um das Glück zu haben, die Erſte zu ſeyn, die Eurer Hoheit dieſe freudige Nachricht bringt.

War das Gefecht bedeutend? fragte die Prinzeſſin zerſtreut.

Die größte Schlacht, die noch im Religionkriege geſchlagen wurde, mörderiſch, entſcheidend, doch kurz. Nur einer Stunde bedurfte es, um das Heer der Katholiſchen zu vernichten; es verlor 5000 Todte und Gefangene.

Und das Unſrige? fragte ſchnell Katharina.

Verlor faſt Niemanden von Bedeutung. Nur der Graf von Soiſſons —

Der Graf von Soiſſons! — ſchrie die Prinzeſſin auf — Sprecht! Nur er —

Stürzte mit dem Pferde, ohne ſich zu beſchädigen, fuhr die Gräfin lächelnd fort.

So; und weiter nichts? — fragte die Prinzeſſin, ſich faſſend. — Nehmt Platz, Gräfin!

Hoheit! — ſagte dieſe, indem ſie ſich auf die Raſenbank niederſetzte, — Ihr zürnt mir, Ihr ſeyd ungehalten, daß ich Euch die Nachricht der gewonnenen Schlacht zuerſt bringe, daß Fervagues nicht früher zu Euch kam. Ihr kennt den König.

Ja wohl kenn' ich ihn! unterbrach ſie Katharina ſeufzend.

Sein edles Herz klopft ſchwärmeriſch. Nur für den Ruhm oder die Liebe entflammt es.

Und für die Schweſter bleibt keine Pforte offen; Katharina, die Geſpielin ſeiner Kindheit, die

Freundin ſeiner Jugend, findet keine Stelle mehr darin.

Hoheit! — rief die Gräfin ſchnell — Nicht dieſen trüben Blick, nicht dieſes thränenſchwere Auge! Bei Coutras grünte ein neuer Lorbeer für Heinrich von Navarra, die Schweſter des Helden und ſeine Geliebte dürfen bei dieſer frohen Nachricht nicht trauern. — Verſcheucht den Kummer, laßt uns der Freude leben! Barabere hat mit den Bearnern, die Ihr ſchicktet, der Vicomte Türenne mit den Gascognern, die ich warb, viel Theil an dem Siege gehabt. Darum gehört auch uns ein Theil der Freude, uns, deren Herzen ſo nahe mit dem königlichen Helden verwandt ſind.

Diana! — ſagte die Prinzeſſin — Ihr kennt meinen Bruder nicht ganz. Ihr kennt nur den Zauber, den er überall um ſich verbreitet, der mein Herz ſeit früheſter Jugend ihm zu eigen machte, der das Eurige bethörte. Empfänglich für alles Große und Edle, iſt er auch empfänglich für alles Schöne. — Senkt nicht den Blick, ich will Euern Himmel nicht vor der Zeit trüben, noch ſcheint Eurer Sonne Glanz; aber ſie wird untergehen trotz Euren uneigennützigen Aufopferungen, trotz dem, daß Ihr Eure Güter verpfändet, um Truppen für ihn zu werben, und Ihr in dem Könige von Navarra nur Heinrich von Bearn liebt.

Nein, nein! — rief Diana von Grammont, raſch aufſtehend. — Nein, Prinzeſſin! den Glauben an ihn, an ſeine Treue, an ſein Herz raubt Ihr mir nicht. Ihr ſeyd verſtimmt; der König billigt Eure Liebe zu Soiſſons nicht. Er, ſo nachſichtvoll gegen jeden, iſt ſo ſtreng gegen ſeine geliebte Schweſter, deshalb zürnt Ihr ihm.

Diana! — erwiederte die Prinzeſſin, ſich erhebend, und die milden Züge ihres nicht ſchönen, aber lieblichen Geſichtes umzog der Schmerz. — Kennt Ihr dieß Denkmal? — Sie zeigte auf den einfachen Marmor-Würfel, der auf den Granitblöcken am See ruhte.

Nein, Hoheit! — erwiederte die Gräfin — Erſt ſeit kurzem bin ich, wie Ihr wißt, in hieſiger Gegend, und dieß Denkmal iſt mir neu.

Die Prinzeſſin ergriff ihre Hand, und führte ſie dem Steine näher; er war ſchmucklos, ohne alle Verzierung. Ein Schmetterling, das Bild der Pſyche, breitete auf dem einfachen Würfel ſeine Flügel, ſie waren gebrochen; eine geknickte Roſenknoſpe bog ſich herab. „Dem Andenken Fleurette's," war die einfache Inſchrift.

Und wer war dieſe Fleurette? fragte Diana, und trat ſeitwärts dicht an den See, da, wo eine Thränenweide ihre Zweige nach ſeinen Wellen hinabbog.

Einen Schritt weiter, — rief die Prinzeſſin — und Ihr ſteht an ihrem Grabe! — Die Gräfin wandte ſich erſchrocken, ihr Auge ſah in die ſpiegelnde Fluth, wo eben zu ihren Füßen der Abendſtern ſeine goldene Strahlen badete. Ein leiſes Plätſchern der Wellen ſchlug an ihr Ohr; es war ihr, als ſeyen dieß nicht Töne der kreiſelnden Wogen, denn immer mehr und mehr verſchmolzen ſie lieblich in einander, und wie der letzte verhallende Laut einer Zyther, wie der unterdrückte leiſe Seufzer einer qualvollen Bruſt, ſo tönte es aus dem See herauf, und die Gräfin eilte ſchaudernd von dieſem Orte hinweg, hin zur Prinzeſſin, welche ſie theilnehmend zum Raſenſitze führte.

Ergriff Euch dieſer ſonderbare Ton? — fragte ſie wehmüthig — Ach, zu mir ſprach er oft, und weckte die traurige Erinnerung!

Und wer iſt dieſe Fleurette? — fragte Diana noch einmal — wer iſt ſie, die aus dem Rauſchen der Wellen ſo wehmüthig zu mir herauf ſpricht?

Mir eine freundliche Erinnerung aus den Tagen der Kindheit, eine traurige aus den Tagen der Jugend; Euch, Diana von Grammont, ſey ſie eine warnende Stimme. Hört mich an! Hier in nächtlicher Dämmerung, beim Säuſeln des Nachtwindes, beim Rauſchen der Wellen, beim leiſen Geiſterhauche meiner unglücklichen Fleurette beſchwör' ich Euch, hört ihr trauriges Schickſal, ſchließt es warnend in Euer Herz! Laßt Eure Aufmerkſamkeit durch nichts ſtören, was ſich auch ereignen ſollte, — fuhr ſie fort. — Das Geſicht der Prinzeſſin ſah bei dieſen Worten geiſterhaft ſtarr in die Fluthen des See's; freundlich ſchien ſie jetzt zu lächeln, und ihr Haupt nickte wohlwollend, als ob ſie mit jemand ſich unterhielte. Die Gräfin ſah dem Allen ſchweigend und erwartungvoll zu. — Jetzt wendete Katharina von Bourbon ihren Blick von dem See, und mit ihrem ſanften, dunkelblauen Auge die Gräfin wehmuthvoll anblickend, begann ſie:

Ihr wißt, Gräfin, wie einfach wir erzogen wurden; mein Bruder von Suſanne von Bourbon auf dem Schloſſe Coaraſſo in Bearn unter den Knaben des Volkes, ich von meiner Mutter hier in Nerac, ſo einfach, als ſey ich die Tochter des ärmſten Edelmannes von Guyenne. So oft wir uns beide ſahen, waren es Freudentage, unſere kindlichen Herzen liebten ſich, und mich wird dieſes Gefühl bis an mein Grab begleiten, — wenn er mich auch vergißt.

Ich war zwölf Jahr alt, da Fleurette's Vater als Gärtner nach Nerac kam; ich ſah das zehnjährige Mädchen mit ihrer lieblichen ſchlanken Geſtalt, mit ihren großen dunkelbraunen Augen, das Kind gefiel mir, ich gewann es lieb, und meine Mutter hinderte mich nicht, es an mich zu ziehen, mit ihm zu ſpielen. Nach und nach kettete ſich mein Herz innig an dieſes Mädchen, und während mein Bruder am Hofe zu Paris war, vermißte ich nichts in Nerac. Suſanne von Bourbon ſorgte in der Mutter Abweſenheit treu für meine Erziehung, und hinderte mich nicht, mich immer feſter an Fleurette anzuſchließen. So verſtrichen zwei Jahre. Fleurette war mir Alles, denn in Allem ſtimmten unſere Wünſche und Neigungen, unſer Gemüth überein, und ſelbſt meine überſpannte Einbildkraft, wohl Folge meines zarten Körpers, theilte ſich Fleurette, dieſem Alles leicht auffaſſenden Mädchen, mit, und oft ſaßen wir im Mondſcheine, erzählten uns Mährchen, und verloren uns in das Reich der Geiſter und Dämonen.

An einem ſolchen Abende ſaßen wir in dieſer Laube. Fleurette, damals vierzehn Jahr alt, hörte einer Erzählung zu, die ich theils geleſen, theils mir ſelbſt erdichtet hatte, und nach und nach wurde ihr heiteres, immer fröhliches Geſicht ernſt, und endlich traurig. Als ich ſie nach der Urſache fragte, ſeufzte ſie tief und ſchwieg. Ich beendete mein Mährchen; ſie ſchien nicht mehr darauf zu hören, trat aus der Laube, und ſetzte ſich auf die nämliche Stelle, wo Ihr jetzt ſitzt. Der Mond trat eben über den Bergen hervor, beleuchtete ihr Antlitz, und von ſeinem ſilbernen Lichte umſtrahlt, ſchien mir das Mädchen ſo geiſterhaft, daß ich zitternd zurückfuhr.

„Ergreift Euch die Ahnung auch, Prinzeſſin?" ſagte Fleurette aufſtehend. „Ach! mir war eben, als ſähe ich dort eine Todtengeſtalt vor mir aus dem Waſſer aufſteigen." Sie zeigte nach jener Stelle, wo Ihr vorhin ſtandet, und mich durchſchauerte es kalt.

Und was für eine Ahnung? fragte ich. Sie legte die Hand auf's Herz und ſchwieg.

Lange hatten wir ſo geſtanden, als ſie auf mich zutrat. „Hoheit!“ ſprach ſie mit ihrer weichen, einſchmeichelnden Stimme, „Ihr habt mir ſo oft verſprochen, Fleurette nie zu vergeſſen; und ſäßet Ihr auf einem Throne, ihr noch zu erlauben, Euch zu nahen. — Ich werde Euch auf keinem Throne ſehen,“ fuhr ſie nach einer Pauſe traurig fort, „denn mir ſagt es eine innere Stimme, ich ſcheide bald von Euch, und beginne die ewige Wallfahrt. Dann!“ rief ſie, und ihr Auge glühte, ihre Hand faßte die meine, „auch dann erlaubt Fleurette, Euch nahen, Euch umſchweben zu dürfen! Leiſe, demuthvoll, freundlich wie im Leben will ich meiner Herrin erſcheinen, und Ihr Schutzgeiſt ſeyn, wenn Gott es mir erlaubt.“ Sie ſagte dieß mit ſo kindlichem Tone, mit ſo innig wehmüthigem Gefühle, daß ich, von ihrer Schwärmerei ergriffen, ſie in meine Arme ſchloß. „Erlaubt es mir!“ wiederholte ſie ihre Bitte, und ich, überraſcht, meiner ſelbſt nicht recht bewußt, erlaubte es ihr feierlich.

Horcht! — unterbrach die Prinzeſſin ihre Erzählung — Horcht, wie dort am Fuße des Monumentes die Wellen ſo ſonderbar ſchlagen! Schlaf ruhig, Unglückliche, ſchlaf ruhig Deinen Todesſchlaf! — Da rauſchte der Wind durch die Thränenweiden, und ihre ſchlanken Zweige ſchwankten ſäuſelnd hin und her; der Wind trieb die Wellen zurück — ihre Seufzer waren verhallt.

Diana von Grammont ſah ſtarr nach dem Monumente, eiskalt durchrieſelte ſie ein Schauer; ſie rückte der Prinzeſſin näher, bat ſie jedoch in ihrer Erzählung fortzufahren.

Meine Mutter hatte den Hof verlaſſen, — fuhr Katharina fort. — Die unglückliche Schlacht von Jarnac nöthigte ſie, nach la Rochelle zu gehen; ich folgte ihr dahin, und Fleurette blieb in Nerac zurück. Nach einem Jahre führte der Friede uns wieder zuſammen. Ich fand das Mädchen in dieſer kurzen Zeit zur Jungfrau aufgeblüht, voll und üppig, und freute mich, meine Fleurette wieder zu ſehen; aber das ſtille Leben, die ruhige Einförmigkeit unſeres hieſigen Aufenthaltes wurde bald geſtört. Katharina von Medicis kam mit dem Könige, ihrem Sohne und dem Hofe; Feſte folgten auf Feſte, und ich mußte mich in den rauſchenden Strudel der Vergnügungen werfen.

El-

Eines Tages war ein feierliches Bogenſchießen, die Lieblingbeſchäftigung des jungen Königs, zu deſſen Beluſtigung angeordnet. Von allen Seiten ſtrömten die Neugierigen herbei, den jungen Monarchen und ſeinen Hof zu ſehen. Eine Orange an einen Baum geheftet, war das Ziel, wonach man ſchoß; der König hatte den erſten Schuß, mein Bruder ſollte ihm folgen. Karl ſchoß, ſein Pfeil theilte die Frucht, und da keine andere ſo ſchnell bereit war, als der ungeſtüme Heinrich es wünſchte, ſchaute er ſuchend im Kreiſe umher — ſein Auge traf eine Roſe, die an der Bruſt eines blühenden Mädchens wogte. Er ſprang hin, nahm mit beſcheidenem Anſtande die Roſe aus der Buſenſchleife der Jungfrau, ſteckte ſie ſich zum Ziele, und ſein Pfeil traf ſo ſicher als der des Königs. Er hob Roſe und Pfeil vom Boden auf, und reichte beide dem Mädchen, — ſein Pfeil traf mit der Roſe ihr Herz, der Blick aus ihrem dunkeln Auge verwundete ihn, Fleurette's Loos war in dieſem unglücklichen Augenblicke geworfen.

Ich ſah dieß von fern, mein Herz klopfte; wollte ich mich auch über die Auszeichnung freuen, die meiner Fleurette geworden war, ſo vermochte ich es doch nicht. Immer tönten mir ihre Worte der Ahnung in's Ohr, und als mich am Abende mein Bruder fragte, ob ich das ſchöne Mädchen bemerkt habe, deren Roſe ſein Pfeil getroffen, weinte ich bitterlich, und wußte doch nicht warum.

Am anderen Tage ſuchte ich ſie auf, ich fand ſie nicht; mehrere Tage verſtrichen hierauf, ohne daß ich in die Gärten kommen konnte. Ich forſchte bei meinem Bruder nach ihr, er ſchwieg und vermied jede Antwort. Ich ahnete Böſes, ſchickte hinunter, ließ Fleurette zu mir kommen, und als ſie eintrat, das dunkle Auge ſo lebendig, ſo feurig auf mich richtete, ihre Geſtalt mit ſicherem Anſtande auf mich zuſchritt, ſie mir beſcheiden, doch leidenſchaftlich die Hand küßte, und in ihrer Stimme, in ihren Worten eine Weichheit, ein Schmelz lag, der ſonderbar in mir wiedertönte, da ſagte mir eine innere Stimme, die ich damals zum erſten Male vernahm: Sie liebt, ſie iſt glücklich!

Ich ſuchte nun das Geſpräch auf den Prinzen von Bearn zu bringen; ſie vermied es nicht, von ihm zu ſprechen, doch nur mit ſcheuer Zurückhaltung nannte ſie ſeinen Namen, und eine hohe Röthe überflog hiebei jedesmal ihre Wangen.

Ich ſchwieg, und ſprach noch am ſelbigen Abende mit meinem Bruder, ſagte ihm, daß das Mädchen die Geſpielin meiner Kindheit geweſen, jetzt meine Freundin und meinem Herzen nahe ſey. „Auch dem meinigen!“ rief er, drückte einen innigen Kuß auf meine Lippen, und verließ mich.

Zwei Tage vorher, ehe wir dem Hofe nach Pau folgten, ſah ich Fleurette. Sie hatte geweint, küßte ſtürmiſch meine Hand, drückte ſie an ihr Herz; ſie jammerte mich. Am Abende unſerer Abreiſe fand ich ſie hier auf der Raſenbank ſitzen. „Gottlob, daß ich Euch noch einmal ſehe!“ rief ſie aus, doch ſchnell ſchloſſen ſich ihre Lippen. Sie ſchien mir etwas entdecken zu wollen, aber ſie hatte nicht den Muth dazu. Da glaubte ich ihr entgegen kommen zu müſſen. Du liebſt, Fleurette! ſagte ich theilnehmend, doch nur den Thränenquell hatte ich geöffnet, nicht das Vertrauen. Sie weinte, und war demüthiger, ſcheuer gegen mich als je.

So ſchieden wir. Mein Bruder war in den erſten Wochen traurig, nichts konnte ihn in Pau erheitern, er nahm an keinem Feſte Theil; man hielt ihn für krank, und nur ich allein kannte die

Sehnſucht, die ihn von Allem entfernte, die ihn nach Nerac zog. Da beſchloß Katharina von Medicis, ſein Arzt zu ſeyn; ſie umgab ihn mit den Sirenen ihres Hofes, die ſchöne Noailles umſtrickte ihn, Nerac und Fleurette waren vergeſſen.

Ich ſchwieg und wußte nicht, ſollte ich mich über ſeinen Flatterſinn freuen, ſollte er mich ſchmerzen. Nur einmal nannte ich wie zufällig in ſeiner Gegenwart den Namen Fleurette, und er erröthete.

Monate verſtrichen, ehe wir nach Nerac zurückkehrten; das Fräulein von Noailles zog mit uns, Fleurette war vergeſſen. Mein Bruder durchſtrich an des Fräuleins Arme, unbekümmert, ob im nahen Gebüſche ein gebrochenes Herz verblute, die Gärten; neben ihr ſaß er auf dieſer Raſenbank, wenn hinter jenen Roſengeſträuchen die Ueberraſchte ſich ſeinen Blicken verbarg, und jedes Schmeichelwort, das er der Noailles ſagte, ſicherer noch als ſein Pfeil die Roſe, ihr Herz verwundend traf.

Eines Tages ſtand ich mit ihm auf dem Balcon. Unfern von uns im Garten erblickte ich Fleurette, zwei Cipreſſenbäumchen begießend, die ſie beide in den ſüßen Tagen ihrer Liebe gepflanzt hatten. Eine unglückliche Beſtimmung trieb mich, denn wie hätte ich ſonſt ſo unbedacht ſeyn können, ihm Fleurette's Namen zu nennen, ſie ihm zu zeigen. Er erblickte ſie, dieſer Anblick weckte zauberiſch ihr Bild und tauſend ſüße Rückerinnerungen; er ſtürzt hinunter, weiß ſelbſt nicht was ihn treibt, und tritt ſo neben das erſchrockene Mädchen. „Seh' ich Dich endlich wieder, meine Fleurette!“ ruft er; ſie erſchrickt, faßt ſich jedoch ſchnell, blickt mitleidvoll auf und ſchweigt. Nur Thränen hatte ſeine Stimme hervorgerufen, nicht Worte.

„Wo kann ich Dich ſehen, ſprechen?!“ ruft er mit Leidenſchaft. Starr ſieht ihn das Mädchen an, ſcheint in Gedanken, endlich hebt ſich ſeufzend ihre Bruſt. „An der Jasminlaube am See!“ ſpricht ſie mit kaum hörbarer Stimme.

„Und wann?“

„Wenn der Mond aufgeht, werdet Ihr mich dort finden.“

„Gewiß?“

„Ich brach Euch nie mein Wort!“ ſtöhnte ſie ſchluchzend und enteilte.

Als der Mond ſeine erſten Strahlen über die Berge wirft, eilt er hierher und findet ſie nicht.

Er harrt und harrt, die Minuten ſchleichen ihm wie Stunden, ſie kömmt nicht. Er irrt ſuchend am See umher, nirgend iſt ſie. Er kehrt zu der Raſenbank zurück, auch hier iſt ſie noch nicht, doch ein Blatt ſcheint ihm im Mondlichte entgegen; er ergreift es, es iſt von ihr. Er konnte es in der Dunkelheit nicht leſen, von Ahnung getrieben ſtürzt er zurück, und lieſ't beim Scheine der Fackeln:

„Ich habe mein Wort nicht gebrochen, ich bin da. Suche nur, Heinrich, und Du wirſt mich wohl finden. Barmherziger Gott, vergieb ihm, den ich ſo innig liebte, vergieb mir!“

Dem Diener reißt er die Fackel aus der Hand und ſtürzt nach dem See. Die Fackel verliſcht im Windhauche, der Mond leuchtet ihm. — Er findet —

Seht den Nebel dort, wie er ſo düſter auf dem Waſſer emporſteigt! — rief Diana der Prinzeſſin entgegen — Seht, — fuhr ſie zitternd fort — wie ſchauerlich der Mond ihn erhellt! jetzt wogt er heran, formt ſich gleich einer bleichen Geſtalt. O mein Gott!

Geh' zur Ruhe, Unglückliche! — ſagte die Prinzeſſin wehmüthig — geh' zurück in Dein Wellengrab; Gott erbarme ſich Deiner! — Und aus dem Süden rauſchte der Nachtwind, die Geſtalt war mit dem Nebel verweht, die Wellen ſchlugen plätſchernd an's Ufer, und noch einmal wie vorhin drang es aus des Waſſers Tiefe gleich einem Seufzer herauf.

Laßt uns von hier gehen! — bat die Gräfin — Zu ſchauerlich war Dein Ende, Du armes betrogenes Mädchen! zu kurz war die Zeit Deiner Roſen; der Pfeil, der Dich verwundet, traf ihren Kelch ſo früh!

Die Prinzeſſin ſtand auf, ergriff die Hand der Gräfin und führte ſie nach dem Schloſſe zurück. Oft — ſagte ſie, als ſie auf dem Zimmer allein waren, — iſt mir ihre Geſtalt am See erſchienen, oft hat ſie meine Sehnſucht heraufgerufen. Die Gewährung ihres Wunſches, mir auch im Tode nahen zu dürfen, hat die Arme um ihre Ruhe gebracht; tief iſt nicht ihr Schlaf im Grabe, nicht ſanft das Kiſſen ihrer Ruhe, die Sternnacht iſt die Morgenröthe ihres Erwachens!

Gott erbarme ſich ihrer! — rief die Gräfin von Grammont — erbarme ſich jedes Herzens, das die Verzweiflung bricht!

Amen! ſagte Katharina von Bourbon.

Auch auf ihrem Lager verließ Diana die Nebelgeſtalt Fleurette's nicht, auch ihr Schlaf war heute nicht ſanft.

2.

Katharina, eines jener reizbaren Weſen, denen die Natur zu einem feinen, wenn auch nicht ſchwächlichen Körperbau einen lebendigen, alles ſchnell auffaſſenden Geiſt gegeben hatte, war nicht ſchön. Ihre Geſtalt war zart und klein, jedoch im vollkommenſten Ebenmaße, ihr Geſicht ausdruckvoll, das Auge ſprechend, der Mund, dieſer Sitz der Sanftmuth, lieblich; die gebogene Naſe der Bourbons, nicht mit dem Uebrigen übereinſtimmend, gab ihrem Geſichte etwas ſcharfes, jedoch war das Ganze einnehmend. Schon früh hatte ſich ihr Verſtand ausgebildet, die Lehre Calvins, in der ſie erzogen war, gab ihrem Geiſte eine ernſte Richtung; die Erziehung, welche ſie in ihrer Jugend genoſſen, ſelbſt die weite Kluft, die damals in den Zeiten des Feudalrechtes Herrn und Unterthan trennte, hatte die königliche Prinzeſſin nicht von der niedrigſten

Klaſſe ihrer Unterthanen entfernt. Wie ihrem Bruder, war die Liebe des Volkes ihr höchſter Lebenszweck, und nicht vergebens ſtrebte ſie dieſem Ziele entgegen. Die Bearner liebten, vergötterten ihre Prinzeſſin, die, während der ſteten Abweſenheit ihres Bruders, mit treuer Sorge den Geſchäften des Landes vorſtand. Wenn ſie forderte, öffneten ſich alle Seckel, wenn ſie aufrief, ſtand ganz Navarra unter den Waffen; zollten ſie ihrem ritterlichen Könige auch die höchſte Bewunderung und Liebe, ſtellte doch jeder Katharina's ſanftes Bild neben den königlichen Helden in ſeinem Herzen auf. Auch Heinrich liebte ſeine Schweſter innig; ſie ihn mit Schwärmerei.

Heinrich von Navarra's Ehe mit Margaretha von Valois gab keine Hoffnung auf Nachkommenſchaft; Katharina war deshalb die muthmaßliche Erbin von Navarra und den bedeutenden in Frankreich zerſtreueten Beſitzungen der Bourbons, ihre Hand daher der Wunſch ſo manches ehrgeizigen Großen. Ihr ſchauerte jedoch vor dem Gedanken, der Politik ein Opfer, ihrem Lebensglücke entſagen zu ſollen. Der kurze Aufenthalt am Hofe Katharina's von Medicis hatte den feurigen Geiſt, das reizbare Herz ihres Bruders nur zu leicht in die Schlingen der Galanterie gelockt, hingegen ihr reines weibliches Gemüth geläutert, ihre Sinne vor allen Thorheiten bewahrt, und ihr für dieſe Art Lebensgenuß einen Abſcheu eingeflößt. Vermochte ſie auch ihres Bruders leicht entflammtes Herz nicht zu zügeln, ſo war ſein Beiſpiel, war Fleurette's trauriges Ende ihrem Herzen ein warnender Mahner, und lange verſchloß ſie es allen Lockungen der Liebe.

Aber auch ihre Stunde ſchlug. — Nie iſt die Gewalt der Vernunft über ein fühlendes Herz dauernd, die menſchliche Schwäche verlangt früh oder ſpät ihren Tribut. Der Graf von Soiſſons, jüngſter Sohn des in der Schlacht bei Jarnac gefallenen Prinzen von Condé, war mit Heinrich von Navarra nach Pau gekommen. Die Prinzeſſin ſah dieſen ſchönen, liebenswürdigen Mann, der mit der Gewandtheit des franzöſiſchen Hofmannes den Ernſt der Hugenotten zu vereinigen wußte, und ſchon in den erſten Tagen bemerkte der König von Navarra, daß in den Augen ſeiner Schweſter, da wo ſonſt nur heitere Ruhe gelächelt, eine Flamme aufloderte, die, jemehr ſie ſie zu verbergen ſuchte, deſto heftiger in ihrem Innern glühen mußte; er freute ſich deſſen. Das drückende Gefühl, welches ihn oft in Gegenwart ſeiner edlen Schweſter unangenehm ergriffen hatte, das Uebergewicht, welches der ernſte, vorwurfsfreie Wandel der Prinzeſſin unwillkührlich über ihn ausgeübt, war ihm oft peinlich geweſen, und mit der Gewißheit, daß Katharina's erwachte Leidenſchaft nie die Schranken weiblicher Sitte überſchreiten würde, freute er ſich, daß auch ſie, gleich ihm, nicht frei von den Schwächen des Herzens ſey. Ueberdieß glaubte er in dieſer aufkeimenden Leidenſchaft die Angel zu finden, womit er den wankelmüthigen Soiſſons an ſeine Partei feſſeln könne, und deshalb war ihm die Liebe ſeiner Schweſter aus doppelten Gründen willkommen. Gewohnt der Liebe zu huldigen, wo ſie ihm im lockenden, reizenden Gewande erſchien, nur Genuß in ihr ſuchend, war ſie ihm nur ein Spielwerk, oder der Sporn zu ritterlichen Thaten. Daß ſie ein Herz tief verwunden, für das ganze Leben ihren Pfeil in das blutende drücken könne, ahnete er nicht. Seit der Thräne um Fleurette, die von der Zeit ſchon längſt getrocknet war, kannte er nur der Liebe Lächeln und ihre Freuden, und mit leichtem Sinne ſah er in dem Herzen ſeiner geliebten Schweſter eine Neigung entſtehen, welcher er, um ſie zu ſeinem Vergnügen, zu ſeinen Planen zu benutzen, Hoffnung und eine freundliche Ausſicht in die Zukunft gab.

Katharina verbarg auch dem Bruder ihre Neigung nicht länger; ſie hoffte, er, deſſen Glück bisher der Stern ihres Lebens geweſen war, würde ihr Glück theilen, mit ihr aufjauchzen. Aber Heinrich blieb gelaſſen, nahm die Sache von der galanten Seite, ſcherzte mit ihr, daß das Feuer der Liebe endlich auch ihr Herz erwärmt habe, und während er in den Armen der Gräfin von Grammont der Liebe Seligkeit genoß, trat er ſtörend zwiſchen ſeine Schweſter und ihren Geliebten. Der Graf von Soiſſons hatte ihm ſeine Wünſche vorgetragen; er glaubte, da er der Prinzeſſin Herz gewonnen, ihr an Rang gleich ſey, mit dem liebeluſtigen Könige leichtes Spiel zu haben, und täuſchte ſich. Heinrich nahm ihm die Hoffnung nicht ganz, entſprach jedoch eben ſo wenig ſeiner Erwartung, und umging jede beſtimmte Zuſage. Die bald wieder ausbrechenden innern Unruhen gaben ihm Gelegenheit, die Liebenden zu trennen.

In dem Könige hatte ſich der Gedanke, und wohl nicht ohne Grund, zu feſt eingewurzelt, des Grafen von Soiſſons Bewerbung ſey bloß Politik und Eigennutz; er hatte dieß ſelbſt ſeiner Schweſter unverhohlen geſagt, und glaubte daher Gleiches dem Gleichen entgegen ſetzen zu dürfen, und ſo, die Wohlfahrt ſeiner Glaubensgenoſſen und ſeine eigene nur vor Augen, mußte die Schweſter, die er wahrhaft liebte, ein Opfer der Politik werden.

Die Entfernung von ihrem Geliebten hatte Katharina von Bourbon ſtandhaft ertragen, die Trennung hatte die Flamme der Liebe noch mehr angefacht, ihre aufgeregte Phantaſie rief ihr Soiſſons Bild vielleicht noch verſchönter zurück, und der Schwur ewiger Treue, den ſie ihm gelobt, konnte nicht von dem Gedanken erſchüttert werden, ihr Bruder billige die Liebe nicht, und hege einen geheimen Widerwillen gegen den Grafen. In dieſer Ueberzeugung beſtärkte ſie die Gräfin von Grammont noch mehr.

Dieſe, wohl die edelſte unter den Geliebten des Königs, welcher Heinrich von Navarra alles, ſein Ruhm die Wonne des Lebens war, opferte uneigennützig ihr bedeutendes Vermögen für ihn, und mit jedem neuen Kampfe, wo ſie Tauſende für ihn warb und rüſtete, wurde ſie ärmer. Sie hatte ſich das Vertrauen, die Zuneigung der Prinzeſſin erworben, ſie war die Vertraute ihres Herzens geworden, und als Katharina, ihrem Bruder näher zu ſeyn, aus Bearn nach Nerac kam, begleitete ſie Diana von Grammont, welche dort unfern der Garenne ein Schloß beſaß. Auch die Sehnſucht, einmal wieder an dem Orte zu ſeyn, wo Fleurette's Geiſterhauch ſie umſchwebte, hatte ihr die Trennung von ihren geliebten Bearnern und ihrem einſamen Caſtell Beziat leicht gemacht; doch im Herzen die Qualen der Liebe und die Sorge um des Bruders Wohl, war ſie traurig und mißgeſtimmt auf ihrem väterlichen Schloſſe zu Nerac eingezogen.

In dieſer Stimmung war ihr am vergangenen Abende die Nachricht von dem Siege bei Coutras geworden, tönte ihr die ſeufzende Stimme Fleurette's, ihr immer der Vorbote wichtiger und ſelten freudiger Begebenheiten; ſo fand ſie die treue Manon, die ſchon lange an ihrem Bette ſaß.

Freundlich reichte die Prinzeſſin der Kammerfrau die Hand, welche ſie mit Rührung an ihre

Lippen drückte; denn in Katharina's Augen lag nicht die Freude des Sieges, es lag in ihnen der wehmüthige Ausdruck, den Manon nur zu gut an ihrer Herrin kannte, wenn ſie die ſchmerzlichen Gefühle ihres aufgeregten Gemüthes im Innern verbergen wollte.

Der Chevalier Fervagues harrt ſchon ſeit zwei Stunden auf Euer Erwachen, Hoheit! — ſagte ſie — Er kam ſo früh, da Ihr ſonſt immer mit Sonnenaufgang aufzuſtehen pflegt, und mit ihm die Landleute aller der Orte, die er durchzog. Freudig wogt die Menge auf den Straßen dem Schloſſe zu, und die guten Leute erwarten mit Ungeduld, die Siegesnachricht aus Eurem Munde zu hören.

So kleide mich ſchnell an, gute Manon! — rief die Prinzeſſin aufſpringend — daß ich den Ritter empfangen und mich dem Volke zeigen kann.

Aber mit einem heitereren Geſichte, — bat die Alte — denn ſo würde Euer Auge die frohe Kunde Eures Mundes trüben. — Nachdem die Prinzeſſin ihren Anzug beendet, trat der Chevalier Fervagues ein.

Mit Anſtand, jedoch freundlich, empfing ihn Katharina. — Ich ſollte Euch zürnen, Ritter! —

wandte ſie ſich zu ihm — daß Ihr mir erſt heute die frohe Nachricht bringt, und ich ſie zuerſt durch die Gräfin Grammont erfahren mußte — doch — Euch ſey verziehen! Ihr folgtet als ein treuer Diener meines Bruders Befehlen, und nun erſuche ich Euch, mir recht getreu den merkwürdigen Tag zu ſchildern, dieſen erſten bedeutenden Sieg, den unſere Glaubensbrüder in offener Feldſchlacht erfochten.

Ihr ſeyd ſo gnädig, Hoheit! — erwiederte Fervagues — mir meine peinliche Entſchuldigung zu erlaſſen; ich erkenne Eure Großmuth und bin bereit, Euch die Thaten dieſes ſchönen Tages zu berichten.

Er erzählte jetzt der Prinzeſſin den Hergang des Treffens, deren lebhafte Einbildung ſo treu, ſo lebendig ihr alles verſinnlichte, deren aufgeregtes Gemüth oft in bange, oft in freudige Ausrufungen ausbrach. Als Fervagues zu dem Momente kam, wo der Herzog von Joyeuſe gegen den König, ihren Bruder, vorrückte, konnte ſie ihre Empfindungen nicht verbergen; ſie bebte, und ein tiefer Seufzer entſtieg ihrer gepreßten Bruſt; als aber der Ritter die Flucht der Feinde beſchrieb, berichtete,

tete, wie der Graf von Soiſſons im Verfolgen mit ſeinem Pferde geſtürzt, doch ſchnell wieder ein anderes Roß beſtiegen, und dieſer Zufall ihn nicht auf der Bahn des Sieges aufgehalten habe, da glühte feurig ihr Auge, und hätte der Erzähler ihre Neigung zu dem Grafen auch nicht gekannt, er hätte ſie jetzt ahnen müſſen.

Fervagues ſchwieg. Katharina ſah noch immer verklärt vor ſich, ſie ſchwelgte in dem Gedanken, ihr Bruder, ihr Geliebter habe die Feinde beſiegt; ſie glaubte, jetzt folgten ſie beide Hand in Hand den Fliehenden, vereint durch ein gleich freudiges Geſchick, bald vielleicht noch inniger durch ſie. Aus dieſem ſüßen Gedanken, der ihrem zagenden Gemüthe ſo wohl that, ſtörte ſie Fervagues Bitte, auf den Altan zu treten. — Zeigt Euch der Menge, Hoheit! — bat er — ſie hofft aus Eurem Munde Beſtätigung der frohen Nachricht, die ihnen dann doppelt werth wird.

Die Prinzeſſin bedurfte einiger Augenblicke, ſich zu ſammeln, denn die Thräne im Auge wollte ſie dem Volke nicht zeigen.

Es war ein ſchöner Herbſtmorgen. Die Sonne hatte eben die düſteren Nebel durchbrochen, und beleuchtete, als ob auch ſie des Sieges ſich erfreue, glänzend das Schloß zu Nerac, als Katharina von Bourbon auf den Balcon trat.

Es lebe Heinrich von Navarra, der Beſchützer unſres Glaubens! — rief ihr die jauchzende Menge entgegen — Es lebe Katharina von Bourbon, unſre gütige Mutter! — Und als die Prinzeſſin auf die wogende Menge dankend hernieder ſah, und Alt und Jung, Arme und Reiche, Vornehme und Geringe im traulichen Gemiſche auf dem grünen Raſenplatz vor dem Schloſſe erblickte, die Hüte mit Weinranken geſchmückt, die Frauen einen Kranz von Weinlaub in ihren dunkeln Flechten, Alle aber weiße Bänder, das Zeichen von Bourbon, um den Arm, da vermochte ſie nicht dem freudigen Volke etwas zu ſagen. Die Thränen brachen hervor, die Lippen fanden nicht Worte. — Auch die jauchzende Menge verſtummte; eine feierliche Stille herrſchte, wo noch eben der laute Jubel erſchallt war, Aller Augen hingen an der geliebten Prinzeſſin, jedes Ohr lauſchte auf ihre Rede.

Endlich ward ſie Herrin ihres Gefühles. — Wir haben geſiegt, meine Freunde! — rief ſie — Die gute Sache hat einen herrlichen Preis ſich erkämpft. Gott begleite meinen Bruder und ſeine Waffengefährten; er verfolgt den Feind und ſteht vielleicht bald vor den Thoren von Paris. Eilt mit mir in das Haus des Herrn, laßt uns ihm für ſeine Gnade danken!

Sie begrüßte noch einmal das Volk und verließ den Balcon, um mit ihrem Gefolge ſich nach der Kirche zu begeben; die Menge folgte ihr.

3.

Die Prinzeſſin war verwundert, hier ſo wenig, als im Schloſſe, die Gräfin von Grammont zu finden, die ſchon am früheſten Morgen nach Caſtell d'Amazan geeilt war, um dort Heinrich von Navarra, der ſie zu überraſchen gedachte, zu empfangen. Fervagues, um ſich in die Gunſt der königlichen Geliebten einzuſchmeicheln, hatte ihr des Königs Vorſatz verrathen, und zugleich ſeinem Herrn einen Dienſt erwieſen, denn ohne ihn hätte der König die Geliebte dort nicht gefunden, und der Zweck, weshalb er das Heer verlaſſen hatte, wäre zum Theil verloren gegangen.

Die Gräfin bereitete alles zu ſeinem Empfange, doch ſo, daß dem Könige das Vergnügen der Ueberraſchung nicht geſtört wurde; alles ſollte den Schein behalten, als habe es ſeine Entſtehung dem Zufalle zu danken, und der jugendlichen, funfzehnjährigen Victoire de Beaupré, dieſer hülfloſen Waiſe, welche Diana ſeit einiger Zeit zu ſich genommen hatte, um für ſie als Mutter zu ſorgen, wurde eine Hauptrolle zugetheilt.

Unter den Zubereitungen rückte der Mittag heran, als die Gräfin die Nachricht erhielt, der König habe bei Marmande die Garonne paſſirt; bald darauf berichteten die ausgeſchickten Diener, er habe in le Mas d'Agenois gefrühſtückt, und müſſe ihnen auf dem Fuße folgen. Wie klopfte das Herz Diana's, das nicht allein dem Geliebten, das auch dem ritterlichen Könige, dem Sieger von Contras heute entgegenſchlug! wie klopfte es gewaltig, als die Kanonen vom Caſtell Jaleur den vorüberziehenden Helden begrüßten, und jetzt von der ſanften Höhe, in deren Thale die Arance mit ihrem klaren, ſpiegelhellen Waſſer fließt, ein Trupp Reiter herabzog, an deſſen Spitze eine Menge Fahnen hoch in der Luft flatterten!

Länger vermochte die Gräfin nicht, auf dem Balcon zu bleiben. Ihren Vorſatz vergeſſend, eilte ſie hinunter, dem Könige entgegen, der, von der Höhe Caſtell d'Amazan erblickend, aus der Mitte ſeiner Reiter hervorbrach, und im vollen Jagen dem Schloſſe, wo er die Geliebte zu überraſchen hoffte, zueilte. Sie kam ihm aber ſchon unter dem alten finſteren, mit Eichenlaub geſchmückten Thore entgegen, und den ſüßeſten Lohn des Sieges reichten ihm hier in dem Dunkel der hohen gewölbten Mauern ihre Roſenlippen.

Das Schmettern der Trompeten, das ſich immer mehr näherte, weckte die Liebenden aus ihrem ſüßen Taumel. — Kommt, Diana! kommt in's Schloß, geſchwind, ehe meine Begleiter uns hier treffen! rief der König, als er Pferde nahen hörte. Es war der junge Favas, der in der Schlacht an ſeiner Seite ſo ritterlich gekämpft hatte.

Nimm mein Pferd, Hypolit! rief ihm der König zu; der Page ſprang ab, nahm es am Zügel und folgte ſeinem Herrn. Während dieſer die Gräfin die hohe Treppe zum Portale hinauf führte, hielt der junge Krieger mit den Roſſen auf dem Hofe, unverwandt nach dem gothiſchen Bogen blikkend, unter welchem eine jugendliche Geſtalt in griechiſchem Gewande, mit einem Lorbeerkranze in der Hand, den König zu erwarten ſchien.

Helfe mir Gott, Gräfin! — rief Heinrich, die jugendliche Victoire betrachtend. — Ich glaube, wäre dieſe Siegesgöttin dem Herzoge von Joyeuſe am Vorabende der Schlacht nur im Traume erſchienen, ich ſtünde ein Flüchtling, um Einlaß bettelnd, vor den Thoren Eures Schloſſes!

Das Mädchen war bei dieſen ihr nicht entgangenen Worten hoch erröthet, doch behielt ſie Beſinnung genug, den König anzureden. — Sire! — begann ſie, ihm entgegen tretend. — Dem Vater ſeiner Bearner, dem Beſchützer des Glaubens, dem Sieger bei Coutras, reicht eine älternloſe Waiſe den Lorbeerkranz; erlaubt, daß ich ihn um Euren Scheitel winden darf!

Mit Freuden, holdes Kind! — rief Heinrich und beugte ſein Haupt; und als Victoire ihr geſenktes Auge hob, den Lorbeerkranz in Heinrichs braunen Locken zu befeſtigen, traf ihr Blick den Pagen, der unfern der Treppe, ſein und des Königs Roß am Zügel, wie gebannt, den Blick auf ſie heftete. Sie erröthete von neuem, ſah emſig auf ihren Kranz, den ſie ſorgſam ordnete, mußte jedoch zuweilen über ihn hinweg nach dem Pagen blicken, bis der König, welcher ſein Gefolge nahen hörte, ungeduldig zu werden begann — Victoire! — rief er — Du beeilſt Dich ſchlecht, mir den Kranz aufzuſetzen!

Das Mädchen ſchrak auf. So, Sire! ſagte ſie ſtammelnd; und als ſie geendet hatte, zog auch ſchon unter Trompeten- und Paukenſchall das Gefolge des Königs über die Zugbrücke in Caſtell d'Amazan ein.

Voran die Trompeter, herrlich geſchmückt; dann folgte eine Abtheilung leichter Reiter, welche die Gräfin zum Dienſte des Königs in Guyenne hatte werben laſſen; dieſer Abtheilung folgte der Marquis von Parabere, die Hauptfahne des Herzogs von Joyeuſe, und zwanzig Edelleute, alle der Gräfin von Grammont zugethan, die erbeuteten Fahnen des katholiſchen Heeres tragend. Eine Abtheilung leichter Reiter beſchloß den Zug.

Dame! — begann der König, nachdem er aus den Händen des Marquis die Cornette blanche genommen, und ſich vor die Edelleute mit ihren Fahnen geſtellt, und der Gräfin genaht hatte. —

Dame! erlaubt, daß ich dieſe Siegeszeichen zu Euren Füßen legen, und Euch bitten darf, ſie als Beweis der Huldigung Eures Ritters anzunehmen. Euer Bild hat meinen Muth entflammt, deshalb gebührt Euch, der Dame meines Herzens, dieſer Tribut. — Er ſenkte die weiße Fahne Joyeuſe's, die Edelleute die ihrigen, und ein und zwanzig Trophäen, dem königlichen Heere entriſſen, lagen zu den Füßen Diana's von Grammont.

Sie war überraſcht. Wenn auch in ihrem Innern Eitelkeit, Liebe und alle die verführeriſchen Leidenſchaften des Herzens freudig aufjauchzten, ſprach doch eine Stimme gegen dieſe Auszeichnung des Königs, und es war aus der Tiefe ihres edlen Gemüthes, als ſie ihm ſtatt Dankes antwortete: Sire! gebühren mir die mit dem Blute unſerer Glaubensbrüder errungenen Siegeszeichen? Dürfen ſie zu den Füßen eines Weibes liegen, das nur mit ſchwachen Wünſchen, nur mit ſeinem Gebete dem Heere des Glaubens folgen durfte? Nehmt ſie auf, Ihr edlen Herren, tragt ſie nach Nerac! Dort in dem Gotteshauſe ſey ihr Platz; oder ziemt es ſich nicht, das heilige Haus mit Irdiſchem zu ſchmücken, hängt ſie in dem Ritterſaale auf, wo die Helden des Stammes Albret freudig die Trophäen in ihre Mitte aufnehmen werden, welche ihr Enkel, ein Bourbon, den Siegeszeichen ihres Ruhmes beifügt. Ich bitte Euch, Sire! laßt die Fahnen aufheben; Ihr habt mich durch dieſen Beweis Eurer Liebe hoch geehrt, doch auch zu hoch geſtellt.

Wem gebührten dieſe Fahnen wohl mehr als Euch! — rief der König halb unwillig — War Euer Banner bei Coutras nicht aufgerollt, fochten nicht tauſend Eurer Krieger unter Parabere und Montgommery; haben ſie nicht dieſe vier Fahnen dem Regiment Piccardie, dieſer alten Bande, abgenommen?

So laßt mir dieſe, — bat Diana endlich — und ich will glauben, ich ſey ihrer werth, ſie gehörten mir, weil die Braven, die ich meinem König zu Hülfe ſandte, ſie erbeuteten. Ich will ſie nehmen, doch mit einem Lorbeerkranze darf ich ſie nicht umwinden, der gehört nur Euren Locken; ein Myrtenreis ſchmücke ſie, denn nur der Liebe verdanke ich dieſe ſchöne Gabe! — Der König winkte, die Fahnen wurden gebracht. Diana beſah ſie genau. — Schwarz und weiß, — ſagte ſie, ernſter werdend, — und das blutige rothe Kreuz in der Mitte. Freundlich tritt mir dieſes Geſchenk nicht entgegen; was bedeuten dieſe Zeichen?

Die Farbe der Guiſen, das Feldzeichen der Ligue, welches die von der Piccardie ſo gern aufſtecken. Den Tod, das blutige Kreuz in ſeiner Mitte, bedeutet es! erwiederte der Marquis von Parabere.

So haben ſie das düſtere Zeichen wohl in der Bartholomäusnacht gewählt; denn ſonſt rollte ſich das Banner der Guiſen kriegeriſcher, freundlicher auf! ſagte die Gräfin. — Sie nahm aus dem Körbchen, das ihr eine ihrer Frauen reichte, ein Myrtenreis und ſchlang es um die Fahne; ſo that ſie mit allen. — Habt die Güte, — wendete ſie ſich nun zu den Edelleuten — ſie in den Waffenſaal zu tragen. Mögen ſie neben den Rüſtungen meiner Vorfahren, der d'Andouin, hängen, ſie werden ſich ihres Platzes nicht zu ſchämen haben!

Und wohin ſollen die andern? fragte der Marquis.

Laßt ſie nach Nerac bringen! — bat Diana den König, der gedankenvoll die Victoria anblickte, die in ihrer idealen Kleidung, ohne auf ihn zu achten, noch im Portale ſtand. — Laßt ſie nach Nerac bringen! wiederholte die Gräfin.

Wie Ihr es wünſcht! erwiederte der König zerſtreut, Diana die Hand reichend.

Die Trompeten ſchmetterten, die Pauken wirbelten, als Heinrich mit der Gräfin die hohe Marmortreppe des Schloſſes hinaufſtieg. Die Siegesgöttin folgte; nur Favas, der einem Diener die Roſſe gegeben, ſtand noch, den Blick nach dem Portale gerichtet, ſinnend da, und ſchien das um ihn wogende Gewühl von Roſſen und Reitern, Herren und Dienern, nicht zu bemerken. Freundlich, als habe ſein Inneres aufgejauchzt und die Freude ſey in ſeinem Blick auf ſeine Lippen getreten, ſtand der Jüngling da, immer noch den Blick auf die Stelle gerichtet, wo die Siegesgöttin, ihm als Göttin der Liebe, geſtanden. — Schweig! — rief er plötzlich, die Hand auf das Herz gedrückt. — Schweig, du ſtürmiſcher Mahner, ich verſtehe dich nicht! — Er trat in das Schloß, ſeinem Herrn, dem Könige, zu folgen.

Dieſer hatte ſich indeß in das ihm beſtimmte Gemach, ſich umzukleiden, zurückgezogen. Es war der Gräfin nicht entgangen, daß der König beim Anblicke des Fräuleins von Beaupré nachdenkend, unruhig geworden war; waren es die Reize der aufkeimenden Schönheit, die ihn ergriffen hatten, war er über ihr Benehmen ungehalten, hatte der zarte Vorwurf ihn beleidigt, daß er die ſo theuer erkauften Siegeszeichen, im Angeſichte ſeiner ernſten, ſtrengen Glaubensbrüder, einer Geliebten zu Füßen gelegt? Die Freude des Augenblicks war getrübt, bange Sorge erfüllte ihr Herz, da trat Victoire in ihr Zimmer, nicht mehr als Siegesgöttin gekleidet und doch noch des Sieges gewiß; denn wer das reizende Mädchen in ihrer einfachen, ſchmuckloſen Kleidung, wer die braunen, vollen Locken über den blendenden Hals herabrollen ſah, der mußte ihr huldigen. Bei ihrem Anblicke ſchwand die Sorge nicht aus Diana's Bruſt. — Sie iſt ſchön, ſehr ſchön! — ſagte ſie leiſe, — und er, — doch ſtreichelte ſie die Wangen des Mädchens, das ſich ihr die Hand zu küſſen nahete, hob das Lockenköpfchen in die Höhe, und ſchaute in die dunkeln, braunen Augen, aus denen der Unſchuld heiliger, ungetrübter Friede blickte. Sie bog ſich zu ihr, küßte ihre Stirn. — Bewahre Dich Gott! ſagte ſie leiſe vor ſich hin, und drückte ſie innig an ihre Bruſt.

Da trat der König ein und überraſchte ſie; ihn begleitete Favas. — Gräfin! — begann Heinrich von Navarra — Wo finde ich Worte, Euch für die freundliche, herzliche Aufnahme zu danken! wohin ich blicke, ſehe ich Anordnungen zu einem Feſte, von der Hand der Liebe geordnet, geſchmückt, als hättet Ihr meine Ankunft erwartet.

Sire! — erwiederte Diana erröthend — Geſtern erhielt ich die Nachricht des Sieges, heute ſollte ein Feſt ihn feiern, und Ihr verſchönt dieſen Tag.

Helfe mir Gott! — rief der König, mit dem Finger drohend. — Fervagues hat geplaudert, doch muß ich ihm verzeihen. Wer könnte, Euch gegenüber, widerſtehen, und in der Tiefe des Herzens ein Geheimniß verbergen?

Könntet Ihr es nicht, Sire? fragte die Gräfin, ihr Auge durchdringend, aber ſanft auf ihn richtend.

Der König war einen Augenblick betroffen, doch ſchnell ergriff er lächelnd ihre Hand, küßte ſie, und als ob er mit Abſicht dem Geſpräche eine andere Wendung geben wollte, rief er ſeinen Pagen. — Hier, Gräfin von Grammont! — ſagte er mit herablaſſender Güte — ſtelle ich Euch einen jungen Edeln aus Guyenne vor; Ihr kennt ihn noch nicht, ob er gleich ſchon lange um mich war. Er iſt der treuſte meiner Pagen, ihm danke ich viel am Tage von Coutras.

Seyd mir willkommen, Herr von Favas! — wendete ſich die Gräfin zu dem jungen Manne — Ich freue mich, Euch hier zu ſehen, und heiße Euch Auf Caſtell d'Amazan herzlich willkommen!

Sire! — begann der Page, nachdem er der Gräfin ehrerbietig für ihre Huld gedankt hatte. — Gewährt mir an dem heutigen Tage eine Bitte.

Sprich! ſagte der König.

Seit ſechs Jahren bin ich Euer Page, habe in jedem Gefechte an Eurer Seite gekämpft, alſo ſicher da, wo es heiß herging. Ihr ſelbſt, Sire, habt ſo eben mein Benehmen in der Schlacht bei Coutras gelobt, deshalb glaube ich Euch bitten zu dürfen, mich Eures Dienſtes zu entlaſſen; zum Pagen findet Ihr hundert unbärtige Knaben. Ich wünſchte, meiner Ahnen würdig, an Eurer Seite zu ſtehen, mein eigener Herr zu ſeyn, und ohne die Bande eines andern Dienſtes mein Leben, mein Blut für meinen geliebten König hinzugeben.

Was fällt dem Jungen ein! — rief Heinrich von Navarra erſtaunt — Tritt der ſonſt ſo Beſcheidene mit kecker Zuverſicht vor mich und be-

gehrt, auf ſeine Verdienſte pochend, aus meinem
Dienſte entlaſſen zu werden, und Gott weiß, welche
Stelle in meinem Heere einzunehmen! — Wart',
Hypolit! ich werde Dich zu unſerm Connetable er-
nennen. Biſt Du damit zufrieden, oder genügt
Dir dieß noch nicht?

Eine hohe Röthe überflog das Geſicht des jun-
en Mannes, und mit düſterem Blicke, mit belei-
igtem Ehrgefühle trat er einige Schritte zurück
nd erwiederte nichts auf des Königs Worte.

Hypolit! — rief Heinrich, deſſen edlem Her-
en es ſchon leid war, dem Jüngling weh' gethan
u haben, — was wünſcheſt Du denn eigentlich?
– Der Page ſchwieg. — Höre, Burſche! — rief
er König nach einer Pauſe — Du weißt, ich bin
Dir gut, aber Trotz ertrage ich nicht.

Ich glaube es, Sire! — erwiederte der Page
hnell — daß Könige nicht Trotz ertragen, ſo we-
ig als die Edeln aus Guyenne Hohn

Des Königs Augenbrauen zuckten bei dieſen
Vorten mehre Male, ein Zeichen ſeines Zornes,
och ward er ſeiner Herr, und blieb mit übereinn-
ndergeſchlagenen Armen, den Pagen ſcharf anblik-
nd, vor ihm ſtehen.

Sire! — bat in dieſem Augenblicke eine ſanfte

Stimme; der König wandte ſich, Victoire ſtand hoch erröthet, den Blick zur Erde geſenkt, da.

Auch im nämlichen Augenblicke ſtürzte Hypolit zu des Königs Füßen. — Zürnt mir nicht, Sire! — rief er — zürnt Eurem Hypolit nicht; es iſt mir heute ſo wohl und doch ſo weh!

Favas! — erwiederte Heinrich — Du weißt, ich liebe Dich, liebte Dich doppelt um Deines beſcheidenen, anſpruchloſen Weſens, bei Deinem kecken, ritterlichen Muthe, und heute biſt Du ſo verändert, daß ich Dich nicht wiedererkenne.

Auch ich kenne mich nicht mehr! fiel der Page dem Könige unvorſichtig in die Rede.

Ich glaube es Dir wohl, — fuhr Heinrich mit dem einnehmenden Tone der Stimme fort, mit dem er alles um ſich her bezaubern konnte. — Aber ſage mir nur eigentlich, was Du willſt, und ſteh' auf.

Sire! — begann Favas mit einem Feuer, das er vergeblich zu mäßigen ſuchte, — mich drückt der Rock, den ich trage, der Teller, worauf ich Euch den Wein kredenze, brennt in meiner Hand; ich fühle, ich bin es werth, etwas Beſſeres zu ſeyn, als meinem Könige das Waſchbecken zu reichen

und

und unter der Zahl der Dienenden, wenn auch der Erſte, zu ſeyn. Laßt mir den Platz in Eurem königlichen Herzen, und gebt mir einen in Eurem Heere, damit ich nicht allein für Euch mein Blut verſpritzen, daß ich auch für meine Dame fechten kann!

Helfe mir Gott, Hypolit! — rief der König, und reichte ihm die Hand zum Kuſſe. — Nun erſt verſtehe ich Dich ganz. Haſt den Amadis de Gaulas fleißig ſtudirt, eine Prinzeſſin in irgend einem Städtchen auf Poitou gefunden, und möchteſt nun ihr Ritter ſeyn!

Nicht den Amadis hab' ich ſtudirt, nicht deſſen bedurfte ich, um die edle Galanterie der Ritterzeit zu lernen, Euer Beiſpiel hat mich hier wie überall begeiſtert. Meinem Glauben, meinem Könige, meiner Dame zu leben, dieſen Wahlſpruch habt Ihr mich gelehrt!

Das freut mich, meinte der König.

Da nahm Diana eine goldene Kette von ihrem Schwanhalſe. — Darf ich Euren huldreichen Blick deuten, Sire?

Ihr dürft, reizende Frau! Hängt ſie dem Hypolit Favas um, und eine ſchönere Weihe konnte ihm nicht werden. In den Reihen der Edlen von Guyenne führe er fortan die Lanze für mich und ſeine Dame!

Favas kniete vor der königlichen Geliebten, die ihm die Kette umhing. — Tragt ſie mir zu Ehren, Eurem Herrn zu Liebe, Euch ſelbſt ein Schmuck!

Der Page erhob ſich und küßte die Hand der Gräfin. — Nur der Tod ſoll ſie mir entreißen, edle Frau! — rief er — ſo wahr mir Gott helfe, ich will ſie mit Ehren tragen!

Herr von Favas! — fuhr Diana fort, und was ſie that, war wohl nicht ganz abſichtlos. — Um dieſen Augenblick Euch vielleicht noch länger in der Erinnerung zu erhalten, geht zu jener Dame, bittet ſie um ein Andenken an dieſe Stunde; ſie wird es Euch nicht verweigern.

Hypolit! — rief der König ſcherzend — thue es nicht; werde Deiner unbekannten Schönen aus Poitou nicht ungetreu, ſpiele nicht mit dem Pfeile der Liebe!

Er trifft oft Roſe und Herz zugleich, — ſagte raſch und unüberlegt die Gräfin, während Favas ſich Victoire nahte, und der König, über die Worte Diana's nachdenkend, den Jüngling nicht weiter beachtete.

Dem Fräulein genahet, ſprach er: Darf ich es wagen, Euch um ein Andenken dieſer Stunde zu bitten, holdes Fräulein! darf ich Euch um eine Gabe bitten, die ich Euch zu Ehre und Liebe tragen kann?

Bei dieſen Worten lächelte Diana, während Victoire, nur einen Augenblick überraſcht, ſich ſchnell faßte. — Herr von Favas! — ſagte ſie mit wohltönender Stimme, indem ſie ihre Schärpe abnahm, — tragt dieſe Binde von Victoire von Beaupré; ſie knüpfe Euch feſt an Euren guten Herrn, feſſ'le Euch unauflösbar an Euren Glauben, und rufe zuweilen die Erinnerung des Augenblickes zurück, wo meine edle Pflegemutter Euch ein Zeichen des Wohlwollens gab!

So ſey es! — ſagte der Jüngling, und als hm das Fräulein nicht ohne Zittern die Schärpe mgethan, erhob er ſich und ſagte mit feierlichem rnſte: Solltet Ihr meines Armes und Schwer- s bedürfen, Fräulein! ſo gebietet über mich als urem Diener; ſolltet Ihr meines Rathes bedür- n, ſo wendet Euch an mich als Euren treueſten reund! — Er trat zurück, und ließ die Gräfin er ſein Herz wohl nicht in Ungewißheit.

Ich wünſchte mit Euch allein zu ſeyn, ſagte der König, der bisher, in Gedanken verſunken, auf das Vorgegangene nicht geachtet hatte. Hypolit entfernte ſich, auch das Fräulein von Beaupré trat in das Cabinet der Gräfin.

4.

Die Freude des erſten ſeligen Augenblickes, wo ich mich an Eurer Seite allein befinde, — begann der König — muß ich mit einer Frage ſtören. Was meintet Ihr vorhin mit dem Pfeile, welcher Roſe und Herz zugleich träfe? Ihr betontet dieſe Worte ſo ſcharf, als ob ſie auch mich verwundende Pfeile ſeyn ſollten.

Dieſe Frage überraſchte die Gräfin; doch zu gewandt, um ſich nicht ſchnell aus der Verlegenheit zu ziehen, antwortete ſie ſcherzend: Nun, Sire! verwundet der Pfeil der Liebe nicht oft bitter, oft ſüß? er trifft das Herz, und wohl dem Herzen! er trifft die Roſe, das Bild der Liebe, und wehe ihr!

Der König ſah der Gräfin forſchend in's Auge; ſie blieb unbefangen, er immer noch nachdenkend.

Endlich ſagte er plötzlich: Wißt Ihr, wer heute in Caſtell d'Amazan eintrifft?

Wie ſollt' ich!

Rathet, rathet! rief Heinrich lachend.

Der Baron Rosny.

Nein!

Türenne, La Trémouille.

Nein, nein; Ihr ſeyd weit vom Ziele!

Wohl gar der unfeine d'Aubigny?

Mit nichten!

Nun, dann wüßte ich doch nicht, wer es ſeyn könnte, über deſſen Ankunft ich mich freuen ſollte, wenn es nicht der König von Frankreich iſt.

Nein, dieſer wahrlich nicht! den laſſen ſeine Günſtlinge nicht von Vincennes, und wo fände er auch hier Prozeſſionen und geiſtliche Brüderſchaften. — Der Graf von Soiſſons kommt!

Karl von Soiſſons! rief Diana von Grammont erſtaunt.

Euer Erſtaunen wundert mich nicht. — Hört mich an, denn nur Euch darf ich ſagen, was ihn hieher führt. Nach dem Tage von Coutras theilten ſich die Meinungen der verſchiedenen Anführer. Mein Vetter Condé hatte, wie immer, ſeinen eigenen Plan; ihn trieb es nach Anjou, Türenne nach Perigord, der Adel von Xaintonge und Poitou folgten dem Prinzen, und ich, zu ſchwach mit dem kleinen Heere etwas auszurichten, übergab den Ueberreſt an den Vicomte, und gab zum Schein den Bitten Soiſſons, Guyenne zu beſuchen, nach. Ihn zog meine Schweſter — mich —

Sire! — unterbrach ihn die Gräfin — ſo werth, ſo theuer mir Eure Gegenwart iſt, ſo ſehr ſie mir auch die lange Trennung verſüßt, Gott weiß, Ihr hättet beſſer gethan, an der Spitze des Heeres den Deutſchen entgegen zu ziehen, die zu Eurer Hülfe durch Lothringen rücken. Ihr verliert die Früchte Eures Sieges.

War Rosny oder d'Aubigny ſchon bei Euch? — unterbrach ſie der König unwillig — denn dieſe glaub' ich zu hören, nicht Diana von Grammont, von der ich hoffte, ſie würde mich mit Sehnſucht erwarten.

Heinrich! — unterbrach ihn die Gräfin — Diana von Grammont kann Eurer Liebe Alles opfern, nur nicht Euren Ruhm, und den habt Ihr um mich auf das Spiel geſetzt. Meinetwegen habt Ihr die Pflichten gegen Eure Glaubensbrüder vergeſſen, deßhalb werden mich die Unſern verdammen, denn ich entriß ihnen die Früchte ihres blutig erkauften Sieges. Das ſchmerzt mich, Sire! das trübt mir den herrlichen Tag des Wiederſehens. Ich kann mich nicht freuen, daß der Sieger von Coutras ſein Heer verließ, um im Arme der Geliebten die Früchte des Sieges zu verlieren.

Heinrich fühlte die Wahrheit dieſer Worte; er konnte der Geliebten nicht zürnen, ihm ſchien ihre warnende, tadelnde Stimme die Stimme der Gefährten, die Stimme der Nachwelt zu ſeyn, welche ihn verdammen mußte. Er ſchwieg, — auch ihm war der Augenblick des Wiederſehens getrübt.

Und überdieß — fuhr die Gräfin fort — begleitet Euch der Graf von Soiſſons. Was ſoll er hier? Soll das Herz Eurer edlen Schweſter noch mehr bluten? Soll die noch nicht geheilte Wunde von neuem aufgeriſſen werden? Das wäre hart! Was die Prinzeſſin fühlt, wie tief dieſe zarte Blume, vom Sturme der Leidenſchaft ergriffen, ſich beugt, weiß nur ich; wie leicht der Sturm ſie zerknicken kann, ahnet Ihr nicht. Treibt nicht ein ſolch' grauſames Spiel mit einem Herzen, das Euch ſo innig liebt; ſpottet nicht einer Leidenſchaft, die ſo tiefe Wurzel faßte, daß das Herz mit ihr untergehen muß.

Es iſt zu ſpät, — unterbrach ſie der König ungeduldig. — Ich bin vielleicht zu tadeln, aber das Schickſal, mit dem ich von meiner Jugend an kämpfen mußte, zwingt mich auch hier, meinem Herzen nicht folgen zu dürfen. Katharina iſt gleich mir ein Opfer der drückenden Verhältniſſe, die von meiner Wiege an mich verfolgten. Und mußte auch ich nicht dem Glücke der Liebe entſagen? Durfte ich meiner Neigung folgen? Ward ich nicht an Margaretha von Valois geſchmiedet, und war nicht das Sündenverzeichniß dieſer jugendlichen Meſſaline die Mitgabe, die ich erhielt? Beſpritzte die blutige St. Barthelemi nicht mein Brautbett? O, Diana! wer ſo wie ich dem Schickſale Leben, Stand, die wenigen Glücksgüter, die mir geblieben, abſtehlen, abtrotzen muß, wer durch gebietende Umſtände gezwungen, nie dem Willen ſeines Herzens folgen durfte, wer mit Freunden und Feinden zu kämpfen hat, den dünkt ein Opfer nicht ſchwer, das eigentlich kein Opfer iſt.

Kein Opfer?! ſeufzte die Gräfin.

Nein, Diana! — rief der König, und ſein

Auge umwölkte Unmuth. — Gäbe ich Katharina's thöriger Liebe nach, ſo wäre ſie unglücklich. Glaubt Ihr, Soiſſons fühle für ſie? Glaubt Ihr, der Engherzige verſtünde ein ſolches Gemüth wie das ihrige? Seine Sinnlichkeit würde von dieſer zarten, formloſen Geſtalt, von dieſem bleichen Geſichte, von der himmliſchen Sanftmuth ihres ſchwärmeriſchen Auges ergriffen? Ihr irrt! — Sie iſt die Erbin meiner Güter. Was die Häuſer Bourbon, Albret und Foix beſeſſen, fällt nach meinem Tode an ſie, und der ſucht mich in jeder Schlacht, in jedem Scharmützel, und kann mich bald erreichen. — Und ereilte er mich nicht, wer bürgt mir, daß man in Paris den Plan entworfen, durch dieſe Heirath mich, den Excommunicirten, der Güter zu berauben, die in ihrer Gewalt ſind, ſie meiner Schweſter zuzutheilen, und ſo meine Kräfte zu lähmen?

Iſt dem ſo, mein geliebter Fürſt! — erwiederte Diana — ſo müßt Ihr offen der Prinzeſſin Euren Willen kund thun, ſie mit den Verhältniſſen bekannt machen und dem Grafen jede Hoffnung benehmen.

Und ihn und ſeinen Bruder, den Prinzen von

Condé, von meiner Partei abziehen, — unterbrach ſie der König. — Nein, Diana! Wir Fürſten dürfen nicht immer handeln, wie wir wollen, und ich gehöre wahrlich zu denen, die ſich nur zu offen hingeben. Zwar, ich muß ſelbſt geſtehen, ſetzt mich die Anweſenheit des Grafen in einige Verlegenheit; doch hoffe ich durch Hülfe meiner Victoria auch hier mich aus der Noth zu ziehen, wenn Ihr mir Euern Beiſtand verſprecht.

Ich verſtehe Euch nicht, Sire! erwiederte die Gräfin verwundert.

Das Fräulein von Beaupré muß ihn in ihrem lockenden Netze fangen; er wird ihren Flammenaugen nicht widerſtehen, meine Schweſter es bemerken, und dieß muß ſie heilen, — ſagte der König. Diana erwiederte nichts. — Ihr ſcheint meine Hoffnung nicht zu theilen, — fuhr er fort. — Glaubt Ihr, daß es ſo ſchwer ſey, ein ſo ſchwankendes, leidenſchaftliches Herz, wie das des Grafen, zu feſſeln? Die Kleine iſt ſchön, jedem Manne gefährlich.

Euer Wille, Sire, iſt mir überall Befehl! — erwiederte die Gräfin erröthend — nur erlaubt, daß ich hierbei nicht handelnd auftreten darf. Ich ehre und liebe Katharina von Bourbon zu ſehr, um ihrem Herzen wehe zu thun; ich habe zu viel Pflichten gegen die älternloſe Waiſe übernommen, um ſie vergeſſen zu können. Dulden will ich und ſchweigen, wenn es mein König verlangt.

Heinrich reichte ihr freundlich verſöhnt die Hand, und als der Graf von Soiſſons in Caſtell d'Amazan einritt, fand er den König in der heiterſten Stimmung.

5.

Indeſſen hatte Katharina von Bourbon den Tag ſehr traurig durchlebt. Die Ankunft ihres Bruders auf Caſtell d'Amazan war ihr nicht verborgen geblieben, eben ſo wenig die feierliche Art, mit welcher er die Trophäen ſeines Sieges Diana von Grammont zu Füßen gelegt hatte. Aus ſo manchen Aeußerungen Fervagues ſchloß ſie, daß, wie immer, ſobald das Glück ihnen gelächelt, die Häupter der Calviniſten unter ſich uneinig waren, denn nur das Unglück vereinte ſie. Sie fühlte, daß ihr Bruder viel, ja alles durch ſeine übereilte

Reiſe nach Guyenne auf das Spiel geſetzt und in Diana's Armen die Früchte ſeines herrlichen Sieges verloren habe. Auch bangte ihr vor dem Eindrucke, den dieß auf die ernſten, oft ſo ſtreng richtenden Calviniſten machen würde; ſie fürchtete für den Prinzen von Condé, der nur wider Willen ſich unter die Befehle des Königs ſtellte und augenſcheinlich dahin trachtete, eine Partei zu bilden, an deren Spitze er unabhängig handeln könne. Sie kannte die Eiferſucht, welche zwiſchen dieſen beiden Fürſten herrſchte, und wie ſie ſich den Calviniſten der verſchiedenen Provinzen mittheilte; denn die von Anjou, Poitou, Xaintonge ſammelten ſich ſtets unter Condé's Banner, und ſahen mit ſcheelen Augen auf die von Gascogne und Guyenne, die mit denen von Perigord und Limoiſin ſich dem Könige von Navarra anſchloſſen. Die Spannung der beiden Prinzen wurde noch durch die Art, mit der Heinrich des Grafen von Soiſſons Bewerbung auswich, bedeutend vermehrt. Sie fürchtete für ihren Bruder.

Auch that ihr der Mangel an Aufmerkſamkeit wehe, den ihr der König bei dieſer Gelegenheit bewies. So ſehr ſie auch die Gräfin von Grammont lieben und ſchätzen mußte, war es ihr doch bitter, ihr in dem Herzen eines ſo innig geliebten Bruders nachſtehen zu müſſen, und als am andern Morgen der König ſie in ihrem Cabinette überraſchte, wurde die Freude des Wiederſehens durch dieſe bittere Empfindung getrübt. Sie lag weinend in ſeinen Armen, und konnte die unaufhaltſam hervorbrechenden Vorwürfe nicht zurückhalten. Heinrich blieb jedoch ruhig, drückte die Aufgeregte mit wahrer brüderlicher Liebe an ſein Herz, und lächelte bei ihren Vorwürfen.

Spare Deine Empfindlichkeit für einen andern Augenblick, — ſagte er ſcherzend. — Deine Reizbarkeit hat noch ſtärkere Proben zu beſtehen. Mit einem Worte könnte ich Alles, deſſen Du mich beſchuldigt, gut machen; — die Prinzeſſin ſah geſpannt an ihm auf — denn wiſſe, der Graf von Soiſſons hat mich begleitet.

Wie von einem elektriſchen Schlage getroffen, ſtand Katharina unbeweglich. Ihr großes ſprechendes Auge ſah ſtarr auf den Bruder, ihre Hand ſtreckte ſie wie abwehrend aus, ihr Mund öffnete ſich, und vermochte doch nicht das leiſeſte Wort zu ſtammeln. Der König, anfangs ſich an ihrer

Beſtürzung weidend, fürchtete für ſie, die ſich immer noch nicht faſſen konnte, immer noch in dieſer Stellung vor ihm ſtand. — Katharina! — rief er endlich, und ſchloß ſie in ſeine Arme, — beſinne Dich, ruf' Deine Vernunft zurück, und nimm eine Begebenheit nicht ſo ernſt, welche der Zufall mehr herbei führte als die Abſicht. Faſſe Dich!

Der Mund der Prinzeſſin wollte lächeln und verzog ſich ſchmerzlich, ihr Auge wollte den Bruder freundlich anblicken, und die lindernde Thräne trübte es. — Laß mich nur einen Augenblick mir ſelbſt, — ſagte ſie endlich, und ſtarrte vor ſich hin, dann preßte ſie die Hand auf's Herz, hob ſchnell das geſenkte Haupt, und fragte den König mit bebender Stimme: Was ſoll Karl von Soiſſons hier?

Der König, auf dieſe Frage nicht vorbereitet, ſchwieg.

Du ſchweigſt?! — rief die Prinzeſſin — Du ſchweigſt?! O ſo kenne ich mein Schickſal! Aber, Henriot, ſchonungslos und grauſam iſt es, mit meinem Herzen zu ſpielen, meines Schmerzes zu ſpotten! Was ſiehſt Du ſo mitleidvoll auf mich, was ſoll die Theilnahme in Deinem Blicke? Soll ſie mich täuſchen, ſoll ſie mir Hoffnung geben? — Nein, Henriot, ich täuſche mich nicht, ich bin von Soiſſons getrennt — getrennt für immer! Ein Opfer Deiner Politik, bricht mein Herz, das Du nicht verſtehſt. — Doch — fuhr ſie fort, ſeine Hand an ihre klopfende Bruſt drückend, — doch lieb' ich Dich, mein geliebter Bruder, und der Stern Deines Glückes iſt auch der meinige; darum ſey mir willkommen! Sieh, die Thräne iſt getrocknet, ich kann Dir mit freudigem Lächeln entgegen treten, denn Dulden war mein Erbtheil, Entſagen iſt mein Loos!

Sie trocknete die Thränen, der ſanfte Mund lächelte, jedoch nur ſchmerzlich. Sie ſank dem Bruder noch einmal in die Arme, und hätte ſie in dieſem Augenblicke es über ſich vermocht, ſein Herz zu beſtürmen, der edle Heinrich hätte ſeine Plane, ſeine Politik, ſeine Zweifel vergeſſen, und die Hand des Grafen von Soiſſons hätte die Schweſter, wenigſtens für den Augenblick, glücklich gemacht. Sie ſchwieg, der Augenblick verſchwand ungenutzt; er kehrte nicht wieder.

Als ſich die Prinzeſſin beruhigt fühlte, trat ſie mit ihrem Bruder in den Saal, wo die Edlen und Frauen ſich zum Empfange des Königs verſammelt hatten; auch der Graf von Soiſſons war hier. Sie hatte den Muth, ihn im Angeſichte ihres Hofes zu empfangen. Zwar überzog ſie Purpurgluth als er ſich ihr nahte, zwar bebte ſie als er ſprach, und Todtenbläſſe überzog ihr liebliches Antlitz als ſie den Mann ihres Herzens willkommen hieß — aber mit weiblicher Kraft hielt ſie ſich aufrecht, und nur der von den Verhältniſſen Unterrichtete konnte ahnen, was in ihrem Innern vorging. Sie ſprach Einiges mit ihm, fragte ihn nach ſeinem Bruder, dem Prinzen von Condé, unterhielt ſich mit ihm von den Begebenheiten der Schlacht, und als ſie das Geſpräch abbrach, ſagte ſie leiſe und ſchnell: Ihr ſeyd mir von Herzen willkommen, Charles!

Der König hatte ihre Unterredung von fern beobachtet, doch war er zuweilen durch die jugendliche Geſtalt Victoire's, welche hinter der Prinzeſſin in einer Niſche ſtand, von ſeiner Schweſter abgezogen worden. Das Mädchen erſchien ihm heute noch reizender; nie glaubte er ſchöneres Haar als das in loſe herabhängenden Locken über ihren

Nacken

Nacken rollende geſehen, nie einen Mund bemerkt zu haben, den die Natur ſo lockend, ſo einladend geformt, und hätte ihn die Gräfin von Grammont, die ſo eben nahete, nicht in ſeinen Bemerkungen geſtört, ſeine beſchäftigte Phantaſie hätte ihm das Bild der funfzehnjährigen Victoire mit noch glänzenderen Farben gemalt.

Sire! — ſagte die Gräfin leiſe — ſeht Ihr den Schmerz, der ſich um ihre bleichen Lippen zieht? ſeht Ihr, wie ſie mit ſich kämpft, die Regungen ihres Herzens zu unterdrücken?

Ihre bleichen Lippen? — fragte Heinrich von Navarra ſtaunend — den Schmerz, der ſich um ſie zieht? — Roth, wie nach dem Frühlingregen die aufgeſprungene Kirſche, ſind Victoire's Lippen; ich habe wahrlich nichts Lockenderes geſehen!

Wohl möglich! — erwiederte Diana — Auch ſie mußte, gleich der Prinzeſſin, die ſchmerzvollen Regungen des Herzens unterdrücken.

Der König, dieß bemerkend, fühlte jetzt ſeinen Irrthum. — Diana! — ſagte er leiſe, und führte ſie in die Vertiefung eines Fenſters, — Euch ſcheint die Aufmerkſamkeit zu betrüben, die ich für Minuten Eurer Pflegetochter ſchenkte. Ihr kennt ja meine lebhafte Einbildkraft; Ihr wißt, wie leicht meine Sinne geweckt ſind, wißt aber auch, wie treu und ſtandhaft dieß Herz ſeit Jahren an dem Euren hing. — Laßt Euch die Laune eines unbedachten Augenblicks nicht den Frohſinn trüben; was das Auge gefehlt, laßt das Herz nicht entgelten. — Er ſah ſo treuherzig der Gräfin in's Auge, der Ton ſeiner Stimme war ſo überredend, auch war es gewiß Wahrheit, was er eben geſagt, ſo daß die Wolken ſchneller vor Diana's Sonne vorüber zogen, als bei Katharina von Bourbon.

In beſcheidener Entfernung ſtand, an eine Säule gelehnt, Hypolit Favas unter der Menge von Kriegern und Hofleuten. Sein Blick ſchweifte nicht in dem Kreiſe der Ritter und Frauen umher; über die ſonderbaren Gefühle, die ſeit geſtern in ihm erwacht waren, nachdenkend, blickte er vor ſich hin, und nur einmal wagte er hinüber zu ſchauen, wo die liebliche Victoria von geſtern hinter der Prinzeſſin ſtand. Der Zufall wollte es, daß ihr Auge ihn traf; doch ſchnell ſenkte es ſich wieder, das ſeine hingegen ruhte lange ſinnend auf der holden Geſtalt. — Da ſchien es ihm plötzlich klar zu werden, was ihm geſtern den Muth gegeben hatte, den König, ſeinen Herrn, zu bitten, ihn aus dem dienenden Kreiſe der Pagen näher zu ſich zu erheben. Sie war es, der er mit Schwert und Lanze, nicht mit dem Kredenzteller nahen wollte; ſie war es, deſſen war er jetzt gewiß, die ſo oft, eine Nebelgeſtalt, vor ihm geſchwebt, die er auf ſeiner Sehnſucht Flügel ſo lange ſchon getragen, und doch nicht hatte erfaſſen können. Sie war der Feuerſtrahl, der ihn durchzuckte, der das Blut in ſeinen Adern in ſchnelleren Kreiſen trieb — und doch den Aufgeregten feſt an dieſe Säule bannte. Ein neues Leben voll Sehnen und Hoffen, voll Wonne und ſüßen erſehnten Schmerz breitete ſich vor ihm aus; es war das erſte Aufſchwingen ſeiner Pſyche nach dem Lager des ſchlummernden Gottes, und wie ein leerer Traum trat ſein vergangenes Leben, gleich einem Nebelſchleier vor dem Strahle der erwachten Sonne, zurück, und die Zukunft ſchwebte wie eine Zauberwelt mit tauſend lieblichen Geſtalten vor ihm. Es war der Augenblick, wo die Liebe den erſten Tropfen in ſeinen Lebenskelch ſenkte — und mit ihm des Schickſals Wonne oder Schmerz.

Favas! — rief jetzt der König dem Träumenden zu — Ich muß Dich doch in Deiner neuen Würde der Prinzeſſin, meiner Schweſter, vorſtellen, folge mir! — Und als er vor Katharina von Bourbon trat, ſprach der König mit der ihm ſo natürlichen Traulichkeit: Hypolit Favas, den Du ſeit Jahren nicht geſehen, nahet ſich Dir nicht mehr als mein Page. Der Tag von Coutras hat ihm eine Lanze erworben, und wenn Du noch in einem Geſchwader Deiner Braven einen Platz offen haſt, ſo gieb ihn dieſem wackeren Burſchen, und ſey überzeugt, er füllt ihn ehrenvoll aus. — Die Prinzeſſin warf einen flüchtigen Blick auf den ſchönen, jungen Mann, der, zu ihrem Dienſte ſonſt am Hofe ſtets ſo bereitwillig, mit beſcheidenem Anſtande ſich auch jetzt ihrem Dienſte weihete.

Nimm ihn in Deinen Schutz, — fuhr der König fort — er iſt ein junger Neuling, der wohl einer weiblichen Hand bedarf, um durch die Stürme des Lebens ſicher geleitet zu werden, und, helf mir Gott! ich wüßte keine, die zarter ein Männerherz zu leiten verſtünde, als die Hand meiner edlen Schweſter. In ihrem Dienſte, Hypolit, wird es Dir beſſer gefallen, als in dem meinigen. Sie iſt nicht ſo launig als ich, und man ſagt, ſie lohne ihre Diener beſſer als der König von Navarra.

Nun wohl, Hypolit Favas! — ſagte die Prinzeſſin — wollt Ihr in meine Dienſte treten, nehme ich es mit Freuden an. Seyd fortan mein Stallmeiſter, aber deshalb nicht der Bahn der Ehre entriſſen. Wenn die Trompete tönt, folgt den Fahnen meines Bruders; ſchweigt ihr todverkündender Ruf, dann kehrt zu mir zurück. — Sie winkte ihm freundlich, er küßte die dargereichte Hand und trat wieder unter die Menge zurück.

Als die Verſammlung entlaſſen war, begleitete die Gräfin von Grammont die Prinzeſſin in ihr Gemach; auch Victoire durfte folgen. Da machte Katharina die Bemerkung, daß Hypolit eine rothe und weiße Feldbinde umgehabt, und das Fräulein von Beaupré heute die nämliche Farbe trage. — Iſt das Zufall? fragte ſie die Erröthende.

Auf Befehl meiner gütigen Pflegemutter gab ich dem Herrn von Favas geſtern die Schärpe, nur auf ihren Befehl, erwiederte Victoire.

Da ruhte das Auge der Prinzeſſin lange und ſinnend auf dem Mädchen, dann faßte ſie plötzlich ihre Hand und die Hand Diana's, und den Blick nach dem Himmel gerichtet, ſagte ſie mit feierlichem Tone: Der Liebe iſt unſer Herz geweiht — ihr zu leben, ihr zu ſterben iſt unſer Loos! — Das unſre — wandte ſie ſich zu Diana — wird traurig ſeyn, dieß ſagt mir eine warnende Stimme. — Mein Herz wird brechen ohne die Seligkeit zu genießen, das Eure ſich verbluten, nachdem Ihr die Wonne der Liebe genoſſen. — Du allein — wandte ſie ſich zu dem Fräulein, das, von ſonderbaren Empfindungen ergriffen, vor dem prophetiſchen Geiſte der Fürſtin ſchauernd ihr Haupt gebeugt hatte, welches dieſe berührte, — Du allein wirſt der Liebe Kelch freudig und in wonnigen Zügen leeren, Dein Herz wird von Freude erglühen, wenn das unſrige hoffnunglos welkt; nur folge der wahren Liebe, ſonſt biſt Du verloren! — Sie ſchloß die Zitternde an ihr Herz und küßte ihre Stirn. — Dieſer Kuß, Du zarte Blume, weihe Dich der Unſchuld, dann iſt Dir die Liebe, das Glück gewiß!

Victoire ſtürzte zu ihren Füßen. — Und warum ſollte mir allein, mir, der Unwürdigen, des Lebens ſchönſte Blume blühen, und meiner edlen Fürſtin nicht, nicht meiner Mutter?

Nicht ihr, nicht mir, — ſprach mit ſchmerzlichem Tone Katharina — meine Blüthe entfaltet ſich nicht, die ihrige iſt dem Entblättern nahe.

Bei dieſen Worten öffnete ſich die Thür, Heinrich von Navarra trat ein. — Victoire ſprang auf. — Alle in Thränen! — rief der König — was iſt hier vorgegangen?

Der Schleier der Zukunft ward uns gelüftet, — ſagte Diana von Grammont. — Für eine jede von uns erſchloß das Schickſal eine Blume.

Und welche ward Euch? fragte Heinrich geſpannt.

Der Prinzeſſin — fuhr die Gräfin feierlich fort — ward die Roſenknospe zu Theil, welche der warme Frühlinghauch nicht zu entfalten vermag. — Der Liebe Gluth treibt die keimenden Blätter, doch keiner ihrer Sonnenblicke bricht die Hülle, die ſie verſchließt. Mir gab es eine Roſe, duftend und prangend, aber dem Verwelken ſchon nahe; nur des Flügels eines Schmetterlings bedarf es, um ihre Blätter zu verwehen, und nichts bleibt dann von ihr zurück, als die ſchmerzliche Erinnerung. — Ihr allein, vor welcher des Lebens bunter Teppich noch mit den tauſend Hoffnungſternen geziert ausgebreitet liegt, gab es die friſche, dornloſe Blume, die, den Stürmen des Lebens trotzend, am Grabe nur welkt.

Katharina! — ſagte der König zürnend — wecke den Geiſt nicht, der ſo lange in Dir ſchlummerte; laß ihn ruhen. So Herrliches er mir auch durch Dich verkündete, lieb' ich doch die Dämonen nicht, welche, in unſer Gemüth ſich ſchleichend, des Körpers Mark wie Vampyren ausſaugen. — Zertrümmere Dich nicht ſelbſt mit dieſen phantaſtiſchen Träumen, und wenn auch der Zufall ſie zuweilen erfüllte, glaube nicht an dieſen Trügeriſchen. — Er wendete ſich zu Victoire, dieſer einige verbindliche Worte zu ſagen; da wurde ihm die Ankunft Agrippa d'Aubigny's gemeldet, und ſchnell zog er ſich in ſein Zimmer zurück.

6.

Weder Katharina von Bourbon, noch die Gräfin von Grammont waren auf dem Schloſſe zu Nerac in fröhlicher Stimmung. Die Prinzeſſin fühlte bei dem Anblicke des Grafen von Soiſſons alle Wunden aufgeriſſen, und ſah ſich, ferner als je, vom Ziele. Sie bemerkte deutlich, daß ihr Bruder ſeine Abneigung gegen den Grafen zwar unterdrücken wollte, aber in jeder Miene, in jedem Worte ſprach ſie ſich aus, deshalb blieb es ihr räthſelhaft, weshalb er ihn mit ſich hieher gebracht. — Die Gräfin fühlte eine Kälte in des Königs Betragen, von welcher er vielleicht ſelbſt nichts wußte, aber das Auge der Liebe ſieht ſcharf. Der Spiegel ſagte ihr, daß ihre nymphenhafte Geſtalt nicht mehr die eigenthümliche Grazie habe wie ſonſt, daß wohl die ſanfte Röthe ihrer Wange zu blühend geworden, der durchſichtige Schmelz ihrer Haut nicht mehr ſo rein ſey als vor Jahren. Die zarten Formen hatten ſich zu ſehr gerundet, und ſie kannte des Königs Geſchmack, der das Nymphenhafte, Leichte liebte. Sie ſah, wie aufmerkſam er die Geſtalt Victoire's betrachtete, wie wohlgefällig ſein Auge auf ihr ruhte, und ſie fürchtete für ſich und das Mädchen.

In Victoire war, wie in Hypolit, eine neue Welt aufgegangen; bei ihm ſtanden nun die Bilder heller, deutlicher, ihrer Weiblichkeit erſchienen ſie mehr umflort. Er war ſich ſeines Gefühles bewußt, ihm war es ſeit der Audienz klar, was er wollte, ſeiner Sehnſucht Traum ſtand erfüllt vor ihm; ſie fürchtete einen tieferen Blick in ihr Herz zu thun. Sein Herz ſtürmte muthig ſeinem

Schickſale entgegen; das ihre bebte, ſah ſie es nahen, zitterte den Schleier hinweg zu ziehen, und was vor ihrem Innern ſchwebte und wogte, vermochte ſie nicht feſtzuhalten und zu geſtalten. Ihm war die Liebe eine ſtrahlende Sonne, ihr ein Dämmerſtrahl des Morgenlichtes. Sie zagte und trauerte, ihr Herz wollte zerſpringen; ſie ſehnte ſich nach dem Augenblicke, wo ſie ihre Empfindungen laut ausſprechen konnte, und dennoch bangte ſie für deſſen Herannahen. Er dagegen eilte ihm kühn entgegen; Hypolit allein war der Glückliche.

Auch der König, welcher nur aus politiſchen Gründen den Grafen von Soiſſons mit nach Guyenne geführt, ſah jetzt das Gewagte ſeines Unternehmens; er hatte gehofft, die Zeit würde die Wunde in dem Herzen ſeiner Schweſter geheilt, und die Vernunft den Sieg über die Leidenſchaft davon getragen haben, aber er fand von Allem das Gegentheil. — Selbſt Diana von Grammont hatten die achtzehn Monate, in denen er ſie nicht geſehen, verändert, und neben ihr ſtand die blühende Victoire, von deren Schönheit er ſchon in La Rochelle gehört, und mit welcher er den Grafen von Soiſſons zu locken gehofft hatte. Aber jetzt ſchon fühlte er, wie gern er den Plan aufgab, wie gefährlich für ihn ſelbſt das ſchöne Mädchen geworden war, ſo gefährlich, daß ſeine Neigung, ſeine Achtung für die Gräfin von Grammont nicht einmal im Stande waren, ihn zurückzuhalten. Er fühlte ſein Unrecht, und dieß verſtimmte ihn, da ihm die Gewalt gebrach, dem Eindrucke der Schönheit zu widerſtehen. Zu dieſem Unmuthe kam noch die Ueberzeugung, daß die Reiſe nach Guyenne ihn um den Preis ſeines Sieges gebracht. Er war ſo verſtimmt, daß es der ganzen Lebendigkeit ſeines Geiſtes bedurfte, um den Unmuth zu unterdrücken, den er ſchon in den erſten Tagen in Nerac fühlte. Die unerwartete Ankunft d'Aubigny's, dieſes ewigen Mahners, dieſes ſtets Tadelnden, war auch nicht geeignet, ſeinen Humor zu verbeſſern.

Der Graf von Soiſſons, der wohl ziemlich alle Verhältniſſe durchſchaute, glich einem Steuermanne, welcher, den Hafen vor Augen, die Klippen genau kennt, durch die er ſein Schiff führen ſoll, und den Hinderniſſen, die ihm nicht unerwartet kommen, gerüſtet entgegen tritt. Er behielt ſeinen Gleichmuth, und war zufrieden, in Katharina's

Augen zu leſen, daß hier ſeine Hoffnung nicht untergegangen ſey.

Alſo war nur ein Glücklicher auf Nerac, und auch dieſer unruhig und ſeines Glückes nicht gewiß. Hypolit, wie jeder kräftige Jüngling, ſah zwar alle Klippen, alle Hinderniſſe und Klüfte als leicht zu überſpringende Gegenſtände an, der kühne Krieger freute ſich ſelbſt um den Preis des Schönen kämpfen zu müſſen, aber ſo kühn ſeine Phantaſie auch war, ſo vertrauenvoll er am Abend noch in den Verſammlungſaal trat, ſo bangte ſein Herz, als Victoire's Blick ihn zwar nicht vermied, aber kalt an ihm vorüber glitt, als er den König angelegentlich mit ihr ſprechen ſah, und der Ausdruck ihres Geſichtes bei dieſem Geſpräche nicht im mindeſten zeigte, daß es ihr unangenehm ſey. Er glaubte ſogar das wohlthuende Gefühl befriedigter Eitelkeit in ihren Augen zu leſen, und als ſie jetzt dem König eine Roſe, mit bedeutſamen Worten wie es ihm ſchien, überreichte, und der König ſich ſchnell von ihr entfernte, hielt es ihn nicht länger in dem Saale; er ſtürzte auf ſein Zimmerchen, das aus dem oberſten Stock die Ausſicht nach dem Garten hatte, und der noch vor

Stunden ſo Muthige legte die weiße und rothe Feldbinde ſchweigend ab, ſah tiefſinnig auf dieß zweifelhafte Zeichen — und ſein Muth war dahin.

Wie irrte er ſich! — Glühender konnte kein Herz ihm entgegenſchlagen als das Herz Victoire's in dem Augenblicke, da ſie dem König die Roſe gab, die ſie abſichtlich für Heinrich angeſteckt hatte. Diana von Grammont, den König mit ſeinem liebenswürdigen, edlen Herzen genau kennend, kannte auch ſeine Schwächen, und zweifelte keinen Augenblick mehr, daß er trotz ſeines Willens nicht mehr ſeiner, wenn auch nur augenblicklichen Leidenſchaft widerſtehen könnte; ſie hielt es für Pflicht, Victoire zu warnen, wozu wohl ihr eigenes Intereſſe ſie gleichfalls trieb. Sie hatte deshalb am Nachmittage geſchickt das Geſpräch auf die frühere Liebe des Königs zu Fleurette geleitet, ihr das unglückliche Schickſal dieſes armen Mädchens erzählt, deſſen Denkmal jedem jugendlichen Herzen, das von Eitelkeit bethört ſich der Liebe eines Fürſten hingäbe, ein Warnungmal ſeyn müſſe. Sie hatte nicht undeutlich Victoire auf den König und ſeine Bewerbungen aufmerkſam gemacht, und in der Bruſt dieſes Mädchens, die zum erſten Male der

Liebe Gluth empfunden, befeſtigte dieß den Vorſatz, ihre Neigung für Favas bis an das Ende ihres Lebens treu zu bewahren. Mit der Roſe, welche ſie, wahrſcheinlich an Fleurette's verhängnißvolle Roſe denkend, heute angeſteckt, hatte ſie das Schickſal gewiſſermaßen herausgefordert; mit ihr trat ſie vor den König, der dieſe jetzt ſeltene Blume, die von dem Roth ihrer jugendlichen Wangen beſchämt an ihrer Bruſt ruhte, auch ſogleich bemerkte.

Nach einigen verbindlichen Worten, nach mancher bedeutungvollen Rede, welche das Fräulein von Beaupré ohne die Unterredung mit der Gräfin von Grammont wohl ſchwerlich verſtanden hätte, kam der König auf die Roſe, und bat Victoire, ſie ihm zu geben. — Mit Freuden, — erwiederte dieſe — denn ich höre, Euer Majeſtät ſind nichtmehr ein ſo guter Bogenſchütze als einſt, und da wird wohl der Pfeil ſie nicht treffen.

Der König lächelte. — Diana's geheimnißvolle Worte waren ihm jetzt enträthſelt, und er fand in Victoire's Antwort, was dieſe wohl nicht hineinlegen wollte, eine Neckerei, eine Warnung — kurz etwas, das ihm ihre Theilnahme, ihre willige Annäherung verkündete. Er verließ ſie jedoch ſchnell, da die Gräfin in dieſem Augenblick nahte; einen Blick Victoire's, den nur die Freude, aus der Verlegenheit geriſſen zu ſeyn, hervorgerufen hatte, legte er anders aus, und zufrieden mit ſeinem Glücke, winkte er d'Aubigny, ihm auf ſein Zimmer zu folgen.

Alſo La Noue iſt nach Bretagne? fragte er dieſen, als ſie ſich dort allein befanden.

Ja, Sire!

Die Reiter ſind von Guiſe geſchlagen?

Ja, Sire!

Türenne liegt noch vor Sarlat?

Nun ja, Sire! dieß alles habe ich Euch ſchon einmal berichtet.

Und des Prinzen Condé Unternehmung auf Saintes und Brouage iſt geſcheitert?

D'Aubigny lächelte.

Was lachſt Du, Agrippa? fragte der König.

Ihr ſeyd ſchlimmer, Sire, als die Marodeurs der Piccardie; haben die den Landmann bis auf's Hemde ausgeplündert, ſo laſſen ſie Freund und Feind, Todte und Lebendige ruhig liegen. Ihr aber habt mich ausgefragt, als ſey ich die Frau Fama ſelbſt, und nachdem in meiner Poſaune kein

Ton, in meinen Taſchen alles leer iſt, beginnt Ihr das Examen noch einmal.

Nur nicht ungeduldig, Freund! — unterbrach ihn der König — Und die Schweizer? fragte er weiter.

Gegen zwölftauſend ſind in den Dienſt der Ligue getreten.

Der König wurde nachdenkend, d'Aubigny begann von neuem: Die Schlacht von Coutras ward gewonnen. Da eilt der Prinz von Condé vor Saintes und Brouage, Türenne vor Sarlat, der König von Navarra nach Guyenne; während deſſen ſchlägt Guiſe die Deutſchen, die zur Hülfe heranzogen, und die Schweizer werden für die Ligue geworben. — Was haben wir gewonnen? — Die Ehre eines Sieges — und vielleicht die Roſe, die ich an Eurer Bruſt ſtecken ſehe, und die wahrhaftig mit einem Bluttropfen des gemeinſten Fußknechts zu theuer bezahlt wäre.

D'Aubigny! rief der König zornig.

Zürnt mir nicht, ich bin Euern Zorn gewohnt, — erwiederte dieſer — treibt mich von Eurer Perſon, ich gehe. — Laßt Agrippa d'Aubigny, der nie für die Ligue fechten wird, zerlumpt, verhungert,

allen

allen Menſchen ein warnendes Bild der Fürſtengunſt, durch ſein verwüſtetes Vaterland ziehen, laßt ihn auf den Straßen von Bergerac von Haus zu Haus Nahrung ſuchen, wie Euern Citron, den treuen Hund, der Eurer Kindheit Geſpiele, Eurer Jugend Wächter war, und den ich von den Buben verfolgt, verhungert, abgezehrt auf den Straßen von Bergerac fand, da er aus Eurem Hauſe gejagt war, weil er keinen Zahn mehr hatte, Euch zu ſchützen, ſein Alter ihn ſchlafen ließ ſtatt zu wachen, und ſein erblindetes Auge, nur mitleidvoll an Euch aufblickend, Euch die Dankbarkeit in's Gedächtniß ruft. — Sire! ſo rauh ich bin, ſo unmelodiſch Euch auch meine Rede klingen mag, hört mich an! — Es ſpricht das bedrängte, das unglückliche Frankreich aus mir. Der Herzog von Alençon iſt todt, Ihr ſeyd der Nächſte dem Throne, den Heinrich des Dritten Tollheit Euch bald überlaſſen wird. Heinrich von Navarra muß, den Blick dorthin gerichtet, Frankreich an ſein Herz ſchließen, nicht ſeine Geliebten, unter denen ich, bei Gott, keine kannte, die ſeiner würdiger war, als die wahnſinnige Diana von Grammont, die, ihren Bettelſtab mit halbverwelkten Roſen ſchmückend, dem Schickſale Citrons entgegen wandert, und doch das Opfer nicht werth war, das Ihr jetzt brachtet. Liebt, Sire, in den Stunden der Ruhe, ſpielt mit der Liebe! Aber Eures Glaubens Wohl ſtehe höher als die Leidenſchaft. Die Früchte des Sieges von Coutras habt Ihr verloren, und eine Roſe dafür errungen, die wohl auch, mit Thränen genetzt, verwelken wird. —

Der König hatte den ſtrengen, unberufenen Redner mit keiner Sylbe unterbrochen; ernſt hatte er dem Kühnen in's Auge geblickt, und wohl beherzigt, was er ihm geſagt. Sein feuriger Sinn konnte jedoch die oft unbeſcheidene Sprache dieſes ewig Unzufriedenen nicht länger ertragen. — D'Aubigny! — erwiederte er, und auf ſein Antlitz trat der Ernſt, der, dem freundlich offenen Auge Hohn ſprechend, zeigte, daß er aus dem Herzen kam, — d'Aubigny! ich habe Dich ruhig angehört, manches, ſogar vieles, was Du mir geſagt, kann wahr ſeyn, manches iſt es gewiß, und helfe mir Gott! die Schlacht bei Coutras ſoll die letzte ſeyn, wo ich die Früchte des Sieges aus meinen Händen laſſe; aber auch Deine unberufenen Ermahnungen ſind die letzten, und will ich ſie von Dir hören, werde ich Dich zu mir rufen laſſen.

D'Aubigny wollte antworten. — Alles hat ſein Ziel, auch meine Geduld! rief der König zornig, und winkte ihm, ſich zu entfernen.

7.

Favas ſaß in ſeinem Zimmer am Fenſter und ſah auf den Garten hinab, den das Mondlicht maleriſch erleuchtete. Die ſchlanken Bäume, durch deren Zweige der Abendwind wehete, die hohen Buchenhecken, in deren halbverwelktem Laub' es ſchauerlich rauſchte, den plätſchernden Springbrunnen, in welchem der Abendſtern ſich mit ſeinen Brüdern zu ſchaukeln ſchien, bemerkte er nicht. Er ſah ſtarr nach den Höhen, und ein drückendes Gefühl, das ihm ſeit dieſem Abend die Bruſt zu zerſprengen drohte, ließ ihm das Glück kaum ahnen, das ſeiner wartete.

Da hörte er es zwiſchen den Buchenhecken rauſchen, er blickte hinab; Victoire war es, die zwiſchen den Hecken langſam nach dem See hinſchritt. Zweifel, Sorge waren vergeſſen. Ein tiefer Seufzer hauchte den letzten Schmerz aus der geängſteten Bruſt; raſch, als liehe die Liebe ihm Flügel, ſtürzte er hinunter, über den Hof, nach dem Garten. — Eine Ahnung ergriff ihn ſüß und ſchauerlich; von ihr begleitet, flog er über die Terraſſe nach dem See, denn nur dorthin konnte ſie der Weg geführt haben — ſein Herz pochte — er glaubte von weitem ihr weißes Gewand zu erblicken — ſein Auge lächelte, der Fuß eilte, die Phantaſie war ſo geſchäftig. — Da hemmte der Ruf: „Hypolit!“ der von dem Thurme, welcher gegen Weſten die Terraſſe begränzt, hinter ihm erſcholl, ſeinen Lauf. Er wandte ſich; es war der König, der ihm befahl, herauf zu kommen.

Wie der Held in Mitte ſeines Siegerlaufes, wenn er durch das neidiſche Geſchick den ſchon errungenen Lorbeerkranz ſich entriſſen ſieht, wie der Schiffer, wenn er, auf ſturmbewegtem Meere den Hafen erblickend, die Segel ſpannt, pfeilſchnell in den rettenden einzulaufen, und plötzlich ein Windſtoß ihn in die wogende Fluth zurückſchleudert, ſo war es Hypolit auf dem Wege zu den Zimmern des Königs.

Wohin wollteſt Du ſo eilig, Favas?! — rief dieſer dem Eintretenden entgegen. — So ſpät am

Abend in den Garten? — Suchteſt Du ein Abenteuer und meinteſt, die Fackel des Mondes würde Dir dazu leuchten, oder war Dein Herz von Sehnſucht nach Deiner Schönen in Poitou erfüllt, und Du wollteſt im kühlen Herbſtabend Deine innere Gluth kühlen? — Hypolit ſchwieg verlegen.

Nun, ich will in Dein Geheimniß nicht dringen. — Deshalb von etwas Anderem. Du biſt zwar nicht mehr mein Page, Hypolit; ſeit geſtern biſt Du entlaſſen, und jeder Dienſt, den Du für mich thuſt, iſt jetzt freiwillig, aber deshalb von doppeltem Werthe. Ich erinnere mich noch ſehr an der Zeit, wo Du in Paris das Gemach der Frau von Sauves zu finden wußteſt, und hier in Nerac der Fauſſeuſe manches Brieflein von mir ſchlau und liſtig überbrachteſt. Wärſt Du wohl jetzt noch, mein guter Hypolit, zu gleichem Dienſte mir bereit? Du warſt ſtets als Liebesbote ſo glücklich, vielleicht noch jetzt.

Favas war bei dieſen Worten des Königs erröthet. Er, dem die Liebe jetzt ein heiliges Gefühl war, ſchämte ſich deſſen, woran der König ihn erinnerte; was konnte er aber thun. — Er verneinte ſich und ſchwieg.

Helfe mir Gott, Hypolit! Mit der Lanze hat ſich ein hochfahrender Sinn Deiner bemächtigt; Du ſcheinſt Deinen Herrn vergeſſen zu haben!

Nein, Sire! — erwiederte Favas, deſſen Herz mit ſchwärmeriſcher Anhänglichkeit an ſeinem Könige hing, — nein, wahrlich nicht, ewig werde ich mich Eurem Dienſte weihen; befehlt und ich gehorche willig.

So nimm dieſes Brieflein, und übergieb es. — Du errötheſt, Hypolit, Du bebſt? Sonderbarer Menſch, den eine Schlacht ſo ganz umgeſtaltet hat! —

Reicht mir den Brief, Sire! — rief Favas haſtig — ich will ihn ſogleich beſtellen.

Und an wen! Biſt Du von Sinnen? Wem willſt Du den Brief übergeben?

Dem Fräulein von Beaupré! rief der Jüngling lebhaft.

Haſt Du ſo ſcharfen Blick für Deines Herrn Schwächen, daß Du das ſchon durchſchaut haſt, — ſagte der König unmuthig — daß ſein Geheimniß ihm nicht mehr allein gehöre?

Gebt, Sire! — rief der ungeduldige Hypolit — Das Fräulein iſt im Garten, wahrſcheinlich am

See; es iſt die beßte Gelegenheit, ihr Euer Schreiben unbemerkt zu geben.

Es hat Zeit bis morgen früh, — erwiederte der König nach einigem Nachdenken. — Komm in der Frühe zu mir, es zu holen; und lege Dich zu Bett, Du biſt ſo erhitzt, Du zitterſt. — Ich befehl' es Dir, geh'!

Hypolit ging. Langſam ſchritt er durch die hohen Gänge, und als er in ſeinem Zimmerchen ſtand, an das Fenſter trat und hinüber nach dem See blickte, war es ihm, als ſähe er Jemand durch die Hecken ſchleichen. — Er ſeufzte tief auf, warf ſich auf den Seſſel, und die erſten Stunden der kaum erwachten Liebe waren ihm Stunden des Schmerzes.

Während der König Favas hinderte, Victoire zu folgen, war dieſe nach Fleurette's Denkmal gepilgert. Die Erzählung der Gräfin von Grammont hatte ſo tiefen Eindruck auf ſie gemacht, ſie hatte ſo innigen Antheil an dem Schickſale dieſes unglücklichen Mädchens genommen, daß ſie kaum den Augenblick erwarten konnte, wo ſie das Schloß verlaſſen durfte, um den Ort zu beſuchen, wo dieſe Unglückliche in den Wellen die verlorene Ruhe ihres Herzens geſucht hatte. Noch vor wenigen Tagen würde Fleurette's Schickſal ihr Thränen erpreßt, aber nicht ihr Inneres ſo ſchauderhaft ergriffen haben.

Der Abend war ſo ſchön, als ſie das Ufer des kleinen See's betrat, nur leiſe warme Lüftchen ſchaukelten ſich in den Zweigen der Platanen, nur ſanft wogend wallte der See. Der Mond ſchien hell und klar, kein Wölkchen verdüſterte ſein magiſches Licht, und tauſend Sterne blickten freundlich in den klaren Spiegel hinab. Eine heilige Ruhe umzog die ſchweigende Nacht, die Menſchen mit ihren Leidenſchaften ſchlummerten, die Elemente ruhten unter ihrem Flügel, und in dem vom Nachtwinde kaum gebeugten Graſe begann der Reihentanz des luſtigen Elfen.

Schon hatte Victoire eine Weile an dem See geſtanden. Die Stille der Nacht hatte auch ſie beruhigt, und ſo trat ſie an das Denkmal, welches Katharina von Bourbon ihrer unglücklichen Freundin geſetzt hatte. Es genau betrachtend, ruhte ihr Auge auf der Pſyche mit dem gebrochenen Flügel, auf der Knospe, die ſich geknickt niederbog; und die einfache Inſchrift: „Dem Andenken Fleurette's!“ ſtimmte ſie wehmüthig. Sie trat an den kleinen Vorſprung des Ufers, da, wo es eine Bucht bildend ſich in den See bog, lehnte ſich an eine am Ufer ſtehende Thränenweide, und rief ſich das Bild der lieblichen Fleurette vor ihren wehmüthig geſtimmten Geiſt. Sie erſchien ihrer aufgeregten Phantaſie, die Roſe an der Bruſt, aufmerkſam dem Bogenſchießen der Fürſten zuſehend, dann ſah ſie das Mädchen erröthen, als Heinrichs Hand die Roſe von ihrem Buſen nahm, ſah ſie vor Scham und Freude erbeben, als er ihr Roſe und Pfeil zurückbrachte. Der Augenblick erſchien ihr lebendig, wo ſie ihm am andern Tage im Garten begegnete, und der jugendliche Fürſt vor der Unglücklichen ſtand. Sie fühlte lebhaft, was Fleurette damals empfinden mußte — dieß Wallen des Blutes, dieſe Sehnſucht des Herzens, — den Schmerz der nahen Trennung, — auch die Wonne der erſten jugendlichen Liebe. — Und als ſie von dieſen Empfindungen durchſchauert in die Fluthen des See's blickte, gewahrte ſie, daß eine ſchaukelnde Welle ihre Füße näſſe, und — als ſtiege aus der Spiegelfluth eine der lockenden Waſſerbewohnerinnen herauf, ſie in ihr kriſtallenes Schloß zu laden, ſo ſchien die Welle ſich zu heben und ſie mit ſeufzendem Liebestone ſchmeichelnd zu locken, und eine unausſprechliche Sehnſucht nach der blauen Fluth ergriff ſie. Da rauſchte ein Windſtoß durch die ſchwankenden Zweige der Thränenweiden und ſtreute die gelblichen, halb verwelkten Blätter des Baumes über ſie her; ſie vernahm neben ſich einen tiefen Seufzer, Schauder ergriff ſie; ſie wollte fliehen, ihr Fuß war an die Stelle gebannt, doch ermannte ſie ſich endlich. — Fort, fort von Deiner Ruheſtätte, unglückliche Fleurette! — rief ſie — mein Mitgefühl, meine Sehnſucht ſtöre Deinen Schlummer nicht!

Sie eilte hinweg. Als ſie jedoch um die Jasminlaube biegen wollte, trat eine verhüllte Geſtalt ihr entgegen und hielt ſie zurück. Ein lauter Schrei entfuhr Victoire, ihre aufgeregte Einbildung vermochte nicht, dieſer Ueberraſchung zu widerſtehen; ſie ſank dem Verhüllten in die Arme, der ſie auf die Bank in der Laube trug, und ſchnell nach dem See ſprang, dort Waſſer zu ſchöpfen, die Ohnmächtige in's Leben zurückzurufen.

Aber vergebens; ihre Augen blieben geſchloſſen. Der König — er war es, der ſie hier aufgeſucht —

blickte ängſtlich auf die Schlummernde, bog ſich über ſie, auf ihren Athem zu lauſchen. Das liebliche, holde Mädchen lag vor ihm, ihr Mund berührte faſt den ſeinen; er bog ſich tiefer zu ihr hinab, da pfiff ein kalter Luftzug zwiſchen ihm und der Ohnmächtigen durch, er fuhr zurück. Der kühle Wind, der die Wangen der Schläferin berührt, hatte auch das Leben zurückgerufen; ſie öffnete die Augen und ſah ſich in Heinrichs Armen. — Geiſterhaft erhob ſie ſich, denn alles ſchwebte noch wie ein Traum vor ihr. — Wo bin ich?! rief ſie, den König ſtarr anſchauend.

Warum erſchreckt Ihr ſo vor mir, Fräulein von Beaupré, iſt Euch mein Anblick ſo fürchterlich? erwiederte Heinrich mit freundlichem Tone.

Ihr ſeyd es, Sire! — rief die Erſtaunte, ſchien des Vergangenen ſich erinnern zu wollen, doch blieb es ihr dunkel. — Ihr ſeyd es, Sire! verzeiht, daß ich Euch nicht gleich erkannte. — Sie wollte gehen.

Beruhigt Euch, Victoire! — ſagte er verbindlich, und nöthigte ſie, ſich zu ihm zu ſetzen. — Der Zufall, Euch allein zu finden, iſt mir ſo günſtig, daß es von mir undankbar wäre, ihn nicht zu benutzen, und Euch das zu ſagen, was ſchon damals, als ich Euch das erſte Mal ſah, auf meinen Lippen ſchwebte. Wer ſo wie Ihr, — fuhr er nach einer kurzen Pauſe fort, die Victoire mit keinem Laut unterbrach, — wer wie Ihr von der Natur ſo reizend ausgeſtattet iſt, daß ich nie Schöneres ſah, weſſen Geiſt ſich ſo lebendig in ſolchen ſeelenvollen Augen ausſpricht, wer mit Schönheit und Geiſt die unwiderſtehliche Grazie verbindet, dem muß es gewiß ſeyn, daß kein Blick auf ſeinem Auge ruhen, kein Fuß ſich ihm nahen darf, ohne in ſeinen Zauberkreis gebannt zu ſeyn; und ſo ging es auch mir. — Huldigend nahte ich mich der Siegesgöttin, die mich in Caſtell d'Amazan bekränzte, huldigend nah' ich mich dem Mädchen, das im Dunkel der Nacht in meinen Armen lag. —

Sire! — unterbrach ihn Victoire, und ihr Auge ſah ernſt und ruhig auf den König, — Ew. Majeſtät ſcherzen. An der Wieſenblume geht man unbeachtend vorüber, wenn man ſich am Dufte der prangenden Roſe ergötzen kann.

Helfe mir Gott! — rief Heinrich — Die ſchönſte, lieblichſte Roſe, die ich noch je geſehen, ſeyd Ihr; entwürdigt Euch nicht ſelbſt, holdes Fräulein!

Wäre ich eine Prinzeſſinn, — antwortete Victoire nicht ohne Bedeutung — ſo könnten mich vielleicht Eure Worte entzücken, ſo — eine arme Waiſe, machen ſie mich nur verlegen.

Die Liebe, holde Victoire! kennt keinen Stand, in Hütten kehrt ſie ein wie in Palläſte.

Das glaub' ich wohl, — erwiederte das Fräulein — wo ſie Gleiches mit Gleichem unauflöslich binden kann, da mag ihr jeder Tempel heilig ſeyn, in welchem ſie den Bund ſchließt.

Und wäre ich Euch weniger der Liebe werth, weil ich König bin? fragte Heinrich faſt empfindlich.

Ja, Sire! — erwiederte Victoire mit feſtem Tone — könnte ich Euch auch lieben, würde ich es doch nie.

Sonderbares Mädchen! rief der König, und machte eine Bewegung, ſeinen Arm um ſie zu ſchlingen.

Ohne deshalb betreten zu ſeyn, ſtand ſie auf. — Habt die Güte, mir zu folgen, Sire! bat ſie, reichte dem König ihre liebliche Hand, die er ſchnell ergriff, und führte ihn nach dem ihm noch unbekannten Denkmale, welches er bis jetzt nicht bemerkt hatte.

Was iſt das? fragte er erſtaunt.

Leſet, Sire! bat Victoire. — Der König trat näher, der Mond erhellte die Inſchrift. „Dem Andenken Fleurette's!“ las er, und ſtarrte regungslos nach der verhängnißvollen Bucht, die er jetzt erſt als das Grab Fleurette's erkannte.

Ich kenne die Liebe nicht, nicht ihre Freuden, nicht ihre Qualen, doch glaub' ich, Sire, — unterbrach Victoire die Stille — doch glaub' ich, daß jedes zarte Gemüth, welches ſich hoffnungloſer Liebe hingab, wie Fleurette enden müſſe.

Der König ſchien Victoire's Worte nicht gehört zu haben. — Die Wellen rauſchten ſo laut und ſchlugen brauſend an's Ufer; ſein Blick, ſeine Aufmerkſamkeit war nur nach ihnen gerichtet. — Auch Victoire ſah ſtarr auf die Fluth, ſie kannte die Stimme, die aus dem Waſſer emporſtieg, ſie ahnete, die Nebelgeſtalt würde erſcheinen. — Aber kein Seufzer tönte herauf, die Wellen ſchienen nur unmuthig zu grollen, keine Nebelgeſtalt ſchwebte im Mondlichte über die Fluth; Fleurette erſchien nicht zu ihrer Hülfe.

Aber ſchon die Erinnerung an dieſe Unglückliche war hinreichend, des Königs Gedanken von ihr abzulenken. Schweigend ſtand er an das Denkmal gelehnt, und ſah ſtarr vor ſich auf die Stelle, wo die Wellen, dieſe Nymphen des See's, einſt die liebliche Fleurette in ihren feuchten Armen entſchlafen zu ſeinen Füßen getragen hatten. Ihr Bild, ihr bleiches Bild ſchwamm vor ſeinem feuchten Blicke; er ſah das liebliche, holde Antlitz des Mädchens erbleicht, die Roſen verſchwunden, und doch noch ein freundliches Lächeln um ihren Mund, das die kalte Hand des Todes nicht hatte verwiſchen können. Er blickte ſtarr nach der Stelle, doch ſie kam nicht geſchwommen; eine Welle trieb die andere, keine brachte ihm ſeine Fleurette wieder. In den kriſtallenen Hallen des See's ſchien ſie zu weilen, ſeine Sehnſucht hatte den Zauberſpruch vergeſſen, mit dem er ſie einſt an ſich gekettet. Sie verließ ihre kalte Wohnung nicht, den ſonſt Geliebten noch einmal zu ſehen.

Kommt, Fräulein! — ſagte endlich der König, und bot Victoire den Arm, — kommt, daß ich Euch zurück zum Schloſſe geleite! — Dieſer Ort verſtimmt mich; er ruft mir eine Begebenheit meines Lebens zurück, die ich gern ungeſchehen machen möchte, wenn ich nur könnte. Kommt! — Er reichte dem Fräulein den Arm.

Sire! — erwiederte dieſe, ſich verbeugend, —

erlaubt, daß ich hier verweile, und erſt ſpäter nach dem Schloſſe zurückkehre. — Mir grauet nicht an dieſem Orte, die Wehmuth und der Schmerz, die mich hier ergreifen, ſind mir wohlthuend. Ueberdieß wenn ich an Eurem Arme durch den Garten gehe, mit Euch in das Schloß trete, könnte mich leicht der Verdacht treffen, das, was ich ſtets vermeiden werde, geſucht zu haben.

Der König verweilte noch einen Augenblick, dann ſagte er plötzlich: Wie Ihr wollt, Fräulein von Beaupré! — grüßte kalt und entfernte ſich.

Victoire blieb zurück, ſetzte ſich auf die Bank in der Laube, und ihre ganze Seele war bei Flenrette. Sie konnte das unglückliche Mädchen nicht verdammen, das, von dem königlichen Jüngling hingeriſſen, ſich in der Schmerzſtunde der Trennung ganz hingegeben hatte. Sie mußte das Mädchen entſchuldigen, denn ſie konnte ſich den König in den erſten Jünglingsjahren hinreißend denken; war es doch auch Favas, der Jüngling mit den dunkeln Locken, hatte doch der erſte Augenblick, da ſie ihn geſehen, als er die Pferde am Zügel ihr gegenüber geſtanden, ihr Schickſal entſchieden — wie viel mehr mußte der feurige Heinrich, damals

noch

noch ein fröhliches Kind der Natur, auf das Herz eines unbefangenen Mädchens wirken, dem, unter Blumen erwachſen, das Leben nur wie ein Garten, die Liebe nur wie ein blühender Roſenſtock voll Knospen und Blumen erſchien.

In dieſen Gedanken ruhte ſie auf der Bank in der Laube. Der Mond ſchien noch hell, die Nacht war lau, nur ſanft rauſchte der Wind durch die Zweige der Bäume, die Wellen plätſcherten ſo eintönig, ihr leiſes Murmeln glich einem Wiegenliede den Schlaf herbeizurufen, und als ſie die Augen ſchloß, deſto lebendiger, inniger an Hypolit zu denken, miſchte ſich Fleurette's und Heinrichs Bild, die Gräfin von Grammont und Katharina von Bourbon in ihre wachen Träume; wie Nebel verſchmolzen dieſe Bilder bald vor ihrem geſchloſſenen Auge, immer grauer und farbloſer wurden ſie, bis ſie endlich in finſtere Nacht ſich auflöſ'ten. — Sie war entſchlummert.

8.

Als ſie erwachte, ſtrahlte durch die fahlen Blätter der Laube der roſige Strahl der eben erwachten Aurora. — Sie erſchrak, ſprang auf — und vor ihr ſtand Hypolit.

Verzeiht, Fräulein! — ſagte er mit ſonderbarem Ausdrucke — wenn ich vielleicht durch ein unwillkürliches Geräuſch Euern Traum, Euern ſüßen Traum geſtört habe. Ihr habt lange geſchlafen — denn ſeit Mitternacht ſteh' ich hier zu Eurem Schutze.

Herr von Favas! — erwiederte die Erröthende — Ich weiß nicht, ſoll ich Euch für Eure Fürſorge danken, ſoll ich Euch zürnen, daß Ihr mich nicht aufwecktet, und mich hier in der Nachtluft ſchlummern ließet.

Ihr ſchient ſo ermattet, ſchlieft ſo ſanft, ſchient ſo ſüß zu träumen, daß ich es für grauſam hielt, Euch zu wecken. Auch ruhte der Strahl des Mondes ſo zauberiſch auf Eurem Antlitz, um Euer Haupt zog ſich ein Strahlenkreis, gleich dem Scheine, den die Katholiſchen um das Haupt ihrer Heiligen malen; es mochten wohl die Dünſte der Nacht ſeyn, die, vom Silberlichte des Mondes erhellt, mir den Anblick einer Heiligen hervorriefen, und ich ſank vor Euch nieder, betrachtete Euch — doch gebetet habe ich nicht, denn ich war zu aufgeregt, mein Herz zu voll, zu ſchmerzlich ergriffen. Ach, Ihr glaubt nicht, Fräulein! wie ſonderbar mir war, ängſtlich harrte ich Eures Erwachens, und doch fürchtete ich es. — Heiliger konnte Euer geöffnetes Auge mir nicht erſcheinen, ſeelenvoller nicht als da es geſchloſſen war — doch jetzt —

Herr von Favas! — unterbrach ihn Victoire aufſtehend — Ihr ſprecht eine Sprache, die mir fremd iſt.

O, dann will ich ſchweigen! rief Hypolit.

Nein, redet nur weiter! bat ſie.

Ich wüßte Euch nichts mehr zu ſagen, — fuhr jener fort — als daß ich Euch am geſtrigen Abend hieher gehen ſah, Euch folgte —

Ihr waret ſchon geſtern Abend hier?! rief Victoire lebhaft.

Kümmert Euch das? — Sorgt nicht, Fräulein von Baupré! mich bannte des Königs Befehl in meine Klauſe — er nahm den Weg, den meine Sehnſucht mir gezeigt, meine Unvorſichtigkeit ihm verrathen hatte, und erſt, nachdem ich ihn in das Schloß zurückkehren ſah, wagte ich es, Euch aufzuſuchen, fand und bewachte Euch.

Und was trieb Euch, mir zu folgen? fragte das Fräulein erröthend.

Einen Augenblick bedachte er ſich, dann trat er ernſt, faſt finſter vor das erſchrockene Mädchen hin, blickte ſo auf ihr geſenktes Auge und ſprach: Fräulein von Beaupré! verzeiht einem Ungeſtümen, der das, was ihm die Bruſt zu zerſprengen droht, nicht länger verſchließen kann. — Hört mich an! — Entſcheidet über mein Schickſal, es liegt in Eurer Hand — öffnet mir den Himmel, oder — ſchließt ihn mir auf ewig!

Schweigt! — bat Victoire, und wagte nicht aufzublicken, — ſchweigt, Herr von Favas! ich dürfte ihn Euch nicht öffnen, und möchte ihn Euch auch nicht verſchließen. — Ihr Auge wagte bei dieſen Worten nicht aufzublicken, ſie fühlte das Blut zu ihren Wangen ſteigen, ſie war in unausſprechlicher Verlegenheit.

Nicht ſo Hypolit. — Er hatte mit dieſem Augenblick alle Schranken gebrochen, und ſich ſeinem Schickſale verzweiflungvoll entgegengeſtellt; er wollte den Augenblick zwingen, über ihn zu entſcheiden, denn ſeinem Könige gegenüber glaubte er die Entſcheidung herbeiziehen zu müſſen. Victoire's ausweichende Antwort, die er ſich bei etwas mehr Ruhe leicht und nur günſtig hätte deuten können, griff zernichtend in die geſpannten Saiten ſeines Innern, und er glaubte ſein Loos geworfen. Er deutete ihre Antwort auf ein Verhältniß mit dem Könige; nur eines Augenblicks bedurfte er, um dieſen thörigen Glauben ſich zu eigen zu machen. — Fräulein von Beaupré! — ſagte er nach dieſer kurzen Pauſe — der Bote des eigenen Herzens ward zurückgewieſen, wahrſcheinlich wird dem Boten des Königs ein günſtigeres Loos. — Er nahm das Billet Heinrichs, und überreichte es Victoire.

Ein Brief des Königs — und an mich — und durch Euch! — rief, als ſie die Aufſchrift geleſen hatte, das Mädchen. — Herr von Favas! jetzt, da Ihr Euch dem Könige, Eurem Herrn, ſo verpflichtet glaubt, auch dergleichen Aufträge an mich zu übernehmen, würde eine Antwort auf Eure Frage von vorhin mir leichter werden. Nehmt dieſen Brief zurück, gebt ihn Eurem Herrn wieder, und wißt, die Liebe, wenn ſie ja mein Erbtheil werden ſollte, könnte nur aus Achtung entſpringen. — Geht zu Eurem Herrn zurück — ihm, nicht mir gebührt es, Euch den Lohn zu zahlen. — Sie verließ die Laube; Hypolit hinderte ſie nicht, zu gehen. Starr, wie vom Blitze getroffen, ſtand er da, den verhängnißvollen Brief bitter lächelnd in ſeiner Hand wiegend.

Und ſie hat Recht! — rief er endlich — Sie hat Recht! Konnte mich meine Anhänglichkeit an den König bis zu dieſem unüberlegten Schritte führen, ſo verdien' ich ihre Achtung nicht. — Ach, ich glaubte ſie ſtrafbar, und bin es ſelbſt! — Er eilte durch den Garten, wollte zu dem Könige, ihm das, was in ſeinem Innern tobte, offen ſagen, aber eine warnende Stimme hielt ihn ab. „Er iſt Dein Herr, Dein gütiger, edler Herr!“ rief ſie ihm zu; er beſtieg ein Roß, und ſprengte, hoffend, ſich Ruhe zu erjagen, aus dem Thore von Nerac.

Mit beruhigterem Gemüthe kehrte er zurück, und trat mit einem feſten Entſchluß in das Vorzimmer des Königs, wo er einen alten Bekannten fand. Es war Citron, der Lieblinghund Heinrichs, den d'Aubigny hieher gebracht hatte. Das arme Thier, abgezehrt und in dem bejammernswertheſten Zuſtande, erkannte ſeinen alten Freund, mit dem er oft vor der Thüre des königlichen Zimmers auf einer Decke geruht hatte; er kam auf ihn zu, wedelte mit dem Schwanze, und legte ſich vor der Thür des Königs zu Hypolits Füßen, als ob er dieſen einladen wollte, ſeine alte Stelle neben ihm einzunehmen.

Armer Citron! — rief Favas ihm ſchmeichelnd — wie bejammernswürdig kehrſt Du zu uns zurück, Du treuer Gefährte; warum haſt Du Deinen Herrn verlaſſen? — Sieh, alter Citron! Du trägſt die Strafe des Wankelmuthes.

Mit nichten, mein junger Freund! — rief der rauhe d'Aubigny — Ausgeſtoßen ward er, aus ſeines Herrn Hauſe ausgeſtoßen, da er zu nichts mehr nütze war. So wird es auch Euch ergehen, wenn Ihr unbrauchbar ſeyd, und die züchtigen Frauen nicht mehr um des zarten Boten willen die Liebesbriefe des Herrn aus Eurer Hand nehmen werden.

Herr von Aubigny! — rief Favas zornig, da dieſe Worte die empfindliche Seite ſeines Innern trafen.

Ereifert Euch nicht, mein junger Freund! — antwortete ihm d'Aubigny gelaſſen — Ich kenne Euer Amt; wer war wohl um dieſen Heinrich, ohne es zu kennen? — und trügt mich nicht mein Falkenauge, ſo habt Ihr in dieſem Augenblick noch ein Briefchen in der Hand. Ich kenne die Form, und habe die Aufſchrift geleſen. Glück zu, junger Herr! So lange Citron das flüchtige Reh vor ſeines Herrn Geſchoß jagte, war er ſein treuer, lieber Citron, und es ging ihm wohl; ſeitdem er dieß nicht mehr kann oder mag, ward er verſtoßen. Seht, dort liegt er, jedem, der auf Fürſtengunſt bauet, ein warnendes Bild. — Gehabt Euch wohl! ſagt dem Könige, d'Aubigny ziehe fort, und gedenkt dieſer Stunde, wenn Euch ein gnädiges Wort des Navarrers in Entzücken ſetzt. Mit Gott, mein braver Junge! — Er reichte Favas die Hand und ging.

In den Zimmern des Königs wurde es nun lauter, der alte treue Wächter hob aufmerkſam den Kopf, ſpitzte die Ohren, und legte die Naſe an die Thür — jetzt hob er ſich langſam in die Höhe, ging knurrend und wedelnd vor der Thüre umher, und blieb zuweilen horchend ſtehen. Der König war aufgeſtanden, der alte Citron hatte ſeines Herrn Tritte erkannt, ſeine Nähe bemerkt, und das hagere, elende, traurige Thier ſchien neuen Muth zu bekommen und wie verjüngt zu ſeyn.

Hypolit, ohne auf Citron zu achten, erwartete, den Brief an Victoire in der Hand, in ſorgenvoller Unruhe den König. Zwar feſt entſchloſſen, ſah er doch nicht ohne Bangigkeit dem Augenblick entgegen, wo die Thür ſich öffnen und der König heraustreten würde; er fürchtete, daß dieſe Stunde ihn für immer von dem Manne trennen könnte, deſſen Bild ſo edel, ſo würdevoll in ſeinem Herzen ſtand, den er unter allen Sterblichen am höchſten ſtellte, am innigſten verehrte.

Der Augenblick erſchien, die Thür öffnete ſich, der König trat heraus, und Citron, die letzten Kräfte ſammelnd, ſprang an ſeinem vormaligen Herrn empor. — Citron! — rief dieſer unwillkürlich — Wo kommt der her; befahl ich nicht, ihn zurückzulaſſen? — Wie ſcheußlich er ausſieht, verhungert, räudig, blind; nein, mein alter Freund, hier kannſt du nicht bleiben! — Der Hund ſchien dieſe Worte zu verſtehen, er ſchlich zurück und ſah traurig nach dem Könige, den dieß zu jammern ſchien. — Armes Thier! ſagte er, ihn ſtreicheln wollend, da ſah er, daß auf das gelbe Halsband des Hundes etwas geſchrieben war; er befahl, das Halsband abzunehmen, und las:

„Citron, der einſt mit Euch das Lager theilte,
der ſtets in Eurer Nähe nur verweilte,
der treue Hund, den die Natur die Freunde
zu unterſcheiden lehrte von dem Feinde,
deß Stimme ſelbſt den feilen Mörder ſchreckte,
und bei Gefahr Dich, König Heinrich, weckte,
Er irrt jetzt hungrig, abgezehrt, verlaſſen,
verhöhnt, ein Spott der Knaben, durch die Gaſſen.
Er, der durch Schönheit, Muth, durch jede Tugend,
Dein Liebling war in ſeiner kräft'gen Jugend,
er lebt nur noch, daß er das Wort erneue:
So lohnen Fürſten die erprobte Treue!“ *)

---

*) Le fidèle Citron qui couchoit autre fois
sur votre lit sacré, couche ores sur la dure,
c'est ce fidèle chien, qui apprit de nature
à faire des amis et des traitres la choix.

C'est lui qui les brigands effrayoit de sa voix,
des dents les assassins; d'où vient donc qu'il endure
la faim, le froid, les coups, les dedains et l'injure,
payement coutumier du service des Rois.

Sa fierté, sa beauté, sa jeunesse agréable,
le fit chérir de Vous, mais il fut redoutable,
à Vos haineux, aux siens par sa dextérité.

Courtisans qui jettez vos dédaigneuses vues
sur ce chien delaissé, mort de faim par les rues,
attendez ce loyer de la fidélité.

Agrippa d'Aubigny.

Auf des Königs Geſicht hatte bei Leſung dieſer Verſe ſo manche Empfindung gewechſelt, und nachdem er geendet, ruhte ſein Auge auf dem Hunde, der, als ob er ſein Schickſal von dem König erwartete, nach ihm aufſah. — Breitet ein Bärenfell in meinem Zimmer aus, — ſagte er — führt Citron auf ſeine alte Lagerſtätte, und gebt ihm ſattſame Koſt! D'Aubigny, von ihm ſind dieſe Worte gewiß, ſoll ſich in mir geirrt haben. — Er grüßte die Umſtehenden, und wollte das Zimmer verlaſſen.

Sire! — begann Favas, ſich dem Könige nähernd, — erlaubet Ihr wohl, Euch im Geheim zu ſprechen?

Der König beſann ſich; als jedoch ſein Auge den Brief in Hypolits Hand erblickte, ſagte er: Ich weiß ſchon; komm, Hypolit! — Favas und Citron folgten dem Könige.

Du kommſt von ihr? — begann Heinrich, ehe Hypolit ſeine Rede anfangen konnte, — bringſt mir Antwort?

Nein, Sire! — erwiederte er — D'Aubigny beauftragte mich, Euch zu benachrichtigen, daß er von hier ziehe.

Glück auf den Weg, Murrkopf! — rief Heinrich — Doch von wem der Brief, den Du immer noch feſt hältſt, als könnteſt Du Dich nicht von ihm trennen?

Es iſt der Eurige, erwiederte Favas, ihm ehrfurchtvoll den Brief überreichend.

Sie nahm ihn nicht an?

Nein, Sire!

Sie widerſtand Deinen Bitten, Deiner Ueberredung?

Ich bat nicht — ich ſuchte ſie nicht zu überreden.

Hypolit! fuhr der König auf.

Sire! — ſetzte dieſer ſeine Rede mit ruhigem, aber beſcheidenem Stolze fort, — ich fühle, daß ich nicht mehr zu dergleichen Aufträgen tauge, am wenigſten bei Victoire Beaupré!

Der König war durch dieſe kecke Rede überraſcht, ſein Auge heftete ſich zornig auf Favas, der, ehrfurchtvoll ſeine Kniee beugend, mit Feuer zu ihm ſprach: Sire! Alles, was Ihr von mir verlangt, thue ich mit Freuden; fordert mein Blut, fordert mein Leben, ich opfere es Euch willig. — Euch, nur Euch, meinem Könige, habe ich mich geweiht, Ihr ſeyd meines Lebens hohes, erhabenes Vorbild; ſo lange ich denken kann, iſt Heinrich von Navarra das Höchſte mir auf Erden — aber keinen Auftrag mehr, Sire! wo mein Stolz gekränkt, mein Ehrgefühl gedemüthigt wird. — Er ſchwieg, auch der König. — Dieſer wußte nicht, ſollte er Hypolits Kühnheit bewundern, oder ſollte er glauben, ſeine Schatten-Majeſtät gebe dem Jünglinge den Muth; denn außer dem Titel blieb ihm wenig von des Thrones Glanz, und der Prinz aus königlichem Geblüte ſtand in den Augen der Franzoſen höher, als der König von Navarra. So oft dem Uebermuthe der franzöſiſchen Großen ausgeſetzt, gewohnt, oft die bittere Wahrheit von einem ſchlichten Edelmanne zu hören, glaubte er den Wiederhall eines d'Aubigny aus Hypolits Munde zu vernehmen. — Dieß erbitterte ihn, beſonders da Favas, dem des Königs Schweigen zu lange gedauert, aufgeſtanden war, und, ihm gegenüber ſtehend, mit kühner Entſchloſſenheit ſein Schickſal erwartete.

Helfe mir Gott! — rief Heinrich endlich, als er den jungen, kräftigen Mann vor ſich ſah. — Dein Stolz, Deine Kühnheit geht zu weit. In

Bearn geboren, an meinem Hofe erzogen, hält der Knabe es unter ſeiner Würde, einer Dame den Brief ſeines Königs zu übergeben; eine Gunſt, ein Zeichen meines Vertrauens, wozu Tauſende ſich drängen würden. Biſt Du zu ſtolz mir zu dienen, ſo bedarf ich Deiner nicht mehr!

Ich werde gehen, — erwiederte Hypolit. — Sucht unter den Tauſenden einen, der mit mehr Treue und weniger Stolz an Euch hängt; ſchickt ihn zu Victoire Beaupré, nur mich nicht! — Citron! — rief der Jüngling — komm, armes, hülfloſes Thier! wir wandern beide verſtoßen aus des Königs Hauſe, wir, die ſo oft neben einander vor ſeinem Bette gewacht haben. Komm!

Der Hund, des Pagen Stimme noch kennend, ſah auf, jedoch zu ſchwach, vielleicht auch ſeinem Herrn zu treu, um ihn verlaſſen zu wollen, blieb er ruhig liegen. Der König lächelte.

Sire! — begann Hypolit, der in dem Lächeln des Königs Hohn zu ſehen glaubte, — Euer Befehl trennt mich von Euch, ich gehe; aber eine noch weitere Kluft hat das Schickſal zwiſchen uns geöffnet als Ihr ſelbſt wißt. Auch ich liebe Victoire! — Er verbeugte ſich und ging.

9.

Die Gräfin von Grammont befand ſich eben bei der Prinzeſſin von Bourbon, als Hypolit angemeldet wurde. Katharina, welche glauben mußte, er ſey von dem Könige zu ihr geſendet, befahl, ihn ſogleich einzulaſſen, und erſtaunte nicht wenig, als er in der heftigſten Gemüthsbewegung in das Zimmer trat, und, ſich ehrfurchtvoll neigend, ſprach: Hoheit! der König, mein Herr, hat mich aus ſeiner Nähe verbannt; Ihr hattet die Gnade, mich zu Eurem Stallmeiſter zu ernennen, deshalb durfte ich nicht von hier, ohne mich bei Euch beurlaubt zu haben. Erlaubt daher, Hoheit! daß ich mich von Nerac entfernen darf.

Was iſt vorgefallen? fragte die Prinzeſſin beſorgt.

Darüber muß ich ſchweigen, erwiederte Hypolit.

Vielleicht, daß ich meinen Bruder mit Euch ausſöhne; verweilt noch, Favas!

Hoheit! — erwiederte er, und auf dem Geſichte drückte ſich der tiefe Schmerz ſeines Innern aus, — mich treibt mein Schickſal von hier, ſelbſt des Königs Gnade würde mich nicht zurückhalten.

Sonderbarer Mann! — ſagte die Prinzeſſin — ich glaube Euch zu verſtehen. Nun, dann zieht mit Gott, und vergeßt nie, daß Ihr dem Hauſe Bourbon angehört!

Nie werde ich das vergeſſen, in keiner Lage meines Lebens! — erwiederte er — Nur für Heinrich von Bourbon, nur für meinen Glauben ziehe ich das Schwert!

Und ehe Ihr Nerac verlaſſ't, — unterbrach ihn die Gräfin von Grammont — erwarte ich Euch auf meinem Zimmer.

Ihr ſeyd arm, — fiel ihr die Prinzeſſin in die Rede — ich weiß es, und da mein Bruder bei Eurer Entlaſſung wohl nicht daran gedacht haben mag, ſo wird mein Stallmeiſter dieſen Beutel nicht verſchmähen; er enthält nur wenig, Katharina von Bourbon vermag nicht viel zu geben.

Die Prinzeſſin von Bourbon giebt immer viel, denn ſie giebt mit Engelmilde, — erwiederte er — aber ſie wird mir verzeihen, daß ich Nichts annehmen darf. Arm an Allem will ich von hier ziehen, arm an Geld und Gut und — Hoffnung.

Auf

Auf jeden Fall werdet Ihr an dem Grafen von Soiſſons einen gütigen Herrn finden, unterbrach ihn Katharina. Hypolit trat bei dieſen Worten raſch auf die Prinzeſſin zu, ſtreckte ſeine Hand aus, als ob er die ihrige ergreifen wollte, die Lippen öffneten ſich zur Rede; — doch ſchnell trat er zurück, ſenkte erröthend den Blick, wie Jemand, der ſich etwas Unüberlegten bewußt iſt, und ſchwieg.

Der Prinzeſſin war dieß nicht entgangen; ſie mochte ahnen, was er ſagen wollte. — So lebt wohl, Hypolit! ſagte ſie freundlich, und brach die Unterredung ſchnell ab.

Ich ahne, was den König bewogen hat, den treuen Favas zu entfernen, was ihn von hier treibt, — begann jetzt die Prinzeſſin, als dieſer ſich entfernt hatte. — Nur ein Mittel kenn' ich, dem abzuhelfen. — Mich dauert der junge Mann, und Euch, Gräfin von Grammont, muß die Sache aus ſo mancherlei Gründen noch mehr am Herzen liegen als mir. — Die Gräfin ſeufzte. — Laßt uns vereint handeln! — fuhr Katharina fort — Ich glaube zu wiſſen, weshalb Ihr Favas zu Euch beſchieden habt. Seyd vorſichtig, Diana! und —

verzeiht meiner Warnung — ſetzt nicht fremdes Glück auf's Spiel, das Eurige zu erhalten.

Als die Gräfin in ihr Zimmer trat, fand ſie Victoire nachdenkend am Stickrahmen ſitzen. — Victoire! — ſagte ſie nach einigen gleichgültigen Worten — weißt Du, daß Hypolit Favas den Hof verläßt?

Victoire ſah auf und erröthete.

Er iſt beim Könige in Ungnade gefallen.

Ha! rief das Fräulein aus, und über ihr Geſicht ſtrahlte Freude.

Dieß ſcheint Dir angenehm zu ſeyn, — fuhr die Gräfin fort. — Ich glaubte freilich, Favas Anweſenheit wäre Dir nicht unlieb, doch nach dem, was Du mir von den Begebenheiten dieſer Nacht erzählt haſt, nach dem, was ich jetzt ſehe, muß ich faſt glauben, er ſey Dir gleichgültig geworden. — Das Fräulein ſchwieg. — Victoire! — fuhr Diana fort — der Augenblick iſt entſcheidend, deßhalb ſey wahr. Oeffne mir Dein Herz, ſag' mir frei, liebſt Du ihn noch; liebteſt Du ihn, ehe er Dir den Brief des Königs übergab?

Die Geängſtete küßte ſchweigend der Gräfin Hand.

Ich verſtehe Dich. — Und des Königs Bewerbung hat keinen Eindruck auf Dich gemacht, Dich kalt gelaſſen?

Mutter! rief Victoire mit ſchmerzlichem Tone.

Prüfe Dich genau. Glaubteſt Du ihn zurückweiſen zu müſſen, weil Dir die Pflicht gegen mich es gebot, oder war es Dein Herz?

Mein Herz, mein liebendes Herz!

So geh' in dieß Cabinet, mein Kind! — ſagte ſie, Victoire an ſich drückend — Ich höre ihn kommen. — Ich erlaube Dir, von dort unſere Unterredung anzuhören. — Das Fräulein eilte hoch erröthend in das Cabinet, als man Favas meldete.

Ihr zieht von hier, Herr von Favas? — redete ihn Diana freundlich an — Ihr zieht von hier, weil Euch der König im Unmuthe entlaſſen hat, weil Ihr glaubt, die Hoffnung habe Euch betrogen?

Die Hoffnung hat mich nicht betrogen, gnädige Frau! — erwiederte er feurig — ich ſelbſt betrog mich!

Wohin werdet Ihr ziehen?

Gott weiß es! — Nur dahin, wo ich der guten Sache nützlich ſeyn kann.

Und laßt Ihr nichts zurück, das Euch werth und theuer iſt?

Viel, o viel! — rief er mit Feuer — Einen Herrn, den ich liebe, den ich anbete, der mir das Vorbild ritterlichen Muthes iſt, dem ich mein ganzes Leben geweiht habe, an dem mein Herz auch dann noch mit Begeiſterung hängt, da er mich von ſich wies; Freunde, Waffengefährten laſſe ich hier, die in manchem Kampfe treulich an meiner Seite aushielten. Und mehr als dieß — Er ſtockte.

Nun, und mehr als dieß?

Hypolit ſchwieg.

Favas! — begann die Gräfin mit herzlichem, zutraulichem Tone, — Ihr glaubt die Hoffnung zurückzulaſſen? Nehmt ſie mit Euch; ſie beglücke Euch in der Geſtalt Victoire Beaupré's! Nehmt ſie mit Euch und verwahrt ſie in einem treuen Herzen!

Gräfin von Grammont! — rief Hypolit mit ſchmerzlichem Lächeln — Spott iſt bitter!

Nein, Favas! ich ſpotte Eures Herzens nicht; Victoire liebt Euch. — Dieß zu wiſſen, ſey hinreichend, Eure Tage zu verſchönen, Euer Exil zum Paradieſe Euch zu ſchaffen!

Noch einmal blickte Favas umher, er glaubte, Victoire müſſe ihm erſcheinen; dann küßte er ſtürmiſch der Gräfin Hand und ſagte: Und darf ich den Himmelstroſt nicht aus ihrem Munde vernehmen? darf ich nicht Gewißheit —

Nein, Hypolit! Trennung prüfe Euer Herz und das ihrige. Vertraut meinen Worten, und zieht noch heute guten Muthes von hier. Seyd meiner Theilnahme, ſeyd Victoire's Liebe gewiß. Lebt wohl, und gebt mir zuweilen Nachricht von Euch! —

Mit freudeklopfendem Herzen jagte Favas durch das Thor von Nerac. Er ließ ſeinem Roſſe den Zügel, es war ihm ganz gleich, wohin es ihn trug; der Gedanke: ſie liebt Dich! hatte ihn ſo gewaltig ergriffen, daß er Alles um ſich vergaß und, nur in dieſem Gedanken lebend, dahin zog, wohin ihn ſein Roß trug.

So mochte er wohl ſchon eine Stunde geritten ſeyn, als eine rauhe Stimme ihm zurief: Wohin, Favas?! — Er blickte auf, und ſah an der Straße d'Aubigny vor einer Herberge, einen Becher Wein vor ſich, ſitzen. — Wohin, Favas?! — rief er — und ſo allein, nur von einem Diener begleitet? Da Ihr nicht Eile zu haben ſcheint, ſo lade ich Euch ein, abzuſteigen und mir Geſellſchaft zu leiſten. Mein Streitroß hat ein Eiſen verloren, und ſo muß ich hier in ſchlechter Geſellſchaft ſitzen und ſchlechten Wein trinken, da mir doch am Ufer der Garonne auf meines Freundes Schloß gar köſtlicher entgegen lacht. — Hypolit ſtieg ab. — Ihr ſeht ſo ſonderbar ernſt aus, als habe Euch der König zu irgend einem wichtigen Auftrage geſendet. — Wohin zieht Ihr?

Das weiß ich nicht.

Junger Mann! dieſe Antwort paßt nicht für mich.

Nun, ſo beantwortet Euch Eure Frage ſelbſt, wenn Euch meine Antwort nicht genügt! erwiederte Favas unmuthig.

D'Aubigny lachte. — Ihr ſeyd ein kecker Burſche, und dergleichen mag ich wohl leiden. — Und nun, da ich Eure Frage beantworten ſoll, ſo will ich es auch. Ihr geht mit mir.

Gern! erwiederte Hypolit.

Ihr wollt mit mir ziehen, und wißt nicht, wohin mein Weg mich führt.

Mir gleichviel, nur fern von Nerac!

Nun vor der Hand, Favas, führt er uns nicht weit, nur auf Chappelains Schloß an der Garonne. Da erwarte ich einige Freunde, und dann ziehen wir nach Tarbes, wo ſich die übrigen aus Gascogne verſammeln. Von da — doch das hat Zeit Euch dieß zu vertrauen. Trinkt den ſchlechten Wein, bis ich Euch beſſern verſetzen kann, und ſagt mir, was Euch von Nerac entfernte.

Ohne d'Aubigny Alles zu berichten, erzählte Favas ihm doch genug, daß er wiſſen konnte, auch er ſey in des Königs Ungnade gefallen. — So reicht mir Eure Hand, Schickſalsgeſell! — rief er ihm zu — und bis uns wieder die Sonne des Hofes lächelt, bleibt bei mir; zu thun ſollt Ihr ſchon finden.

Während dieſes Geſpräches war das Streitroß beſchlagen; ſie ſetzten ſich auf und ritten nach Chappelains Burg.

10.

Indeſſen war auf dem Schloſſe zu Nerac mancherlei vorgefallen. Der Baron von Rosny, der nachher ſo berühmte Herzog von Sülly, war mit wichtigen Nachrichten von einer Sendung zu dem Prinzen Conti zurückgekehrt. Er hatte dieſen nicht getroffen, das Heer der Deutſchen ſchon geſchlagen gefunden, und von dieſer Seite wenig Hoffnung mitgebracht. Doch war er einer guten Nachricht Ueberbringer, daß nämlich der König von Frankreich und die Ligue mit jedem Tage feindlicher gegen einander über ſtänden, und eine baldige Annäherung der beiden Könige wohl voraus zu ſehen ſey. Auch hatte dieſer liſtige Freund Heinrichs von Navarra, unweit Aurillac, einen ihm verdächtig ſcheinenden Edelmann am Fuße des Cantals überfallen laſſen, — etwas in dieſer Zeit ſehr Gewöhnliches, wo jeder Edle den Krieg auf eigene Hand führte — und mehrere Briefe an den Grafen von Soiſſons bei ihm gefunden. Dieſe brachte er uneröffnet dem Könige, den er eben auf der Jagd antraf. Sie waren von Heinrich von Guiſe und des Königs Ohm, dem Kardinal von Bourbon, und gaben Heinrich die Gewißheit, daß den Bewerbungen des Grafen von Soiſſons um ſeine Schweſter nur eigennützige Abſichten zu Grunde lägen, und ſeine Furcht, der Graf halte es mit der Ligue, gegründet ſey. In dem erſten Aufbrauſen ſeiner Heftigkeit wollte der König den Grafen gefangen nehmen, und gegen ihn nach aller Strenge, welche ihm der Zorn eingab, verfahren laſſen; doch der bedachte Rosny ſuchte ihn zu beruhigen, und da der Ueberbringer der Briefe in ſichern Gewahrſam gebracht worden war, der Graf von Soiſſons es nicht ahnen konnte, daß der König ſein Geheimniß kenne, ſo meinte Rosny, daß Heinrich ſich verſtellen, ſeine Vorkehrungen im Geheim treffen, und den Grafen ſo lange täuſchen müſſe, als er und ſeine Partei dem Könige nothwendig ſeyen. Heinrich von Navarra ſah dieß ein, verſprach, ſich wo möglich zu verſtellen, und kehrte bald, nicht in der beſten Laune, nach Nerac zurück. Favas Entfernung und der Vorfall mit Victoire hatten ihn ſchon früher verſtimmt, die Briefe des Grafen Soiſſons nicht wenig dazu beigetragen, dieſe Stimmung zu vermehren. Die gezwungene Freundlichkeit, mit welcher ihn Diana von Grammont empfing, die ihn vermuthen ließ, daß ſie von Allem unterrichtet ſey, war auch nicht geeignet, ihn zu erheitern.

Der König hatte ſich den ganzen Tag über mit Rosny in ſein Cabinet eingeſchloſſen, welches Niemand auffiel, da dieß ſchon häufig, beſonders nach einer langen Abweſenheit des Barons geſchah, überdieß war es faſt Allen lieb. Die Gräfin, welcher es ſchwer wurde, ſich zu verſtellen, gewann dadurch Zeit, die Anſtalten zur Ausführung ihres Planes zu treffen, und die Prinzeſſin fand endlich Gelegenheit, den Grafen von Soiſſons allein zu ſprechen. Den König beſchäftigten die Nachrichten, die ihm Rosny mittheilte, und die meiſt nicht erfreulich waren, ſo ſehr, daß er nicht an Favas, nicht an Victoire dachte, und ſeinem Freunde nur zufällig erzählte, daß d'Aubigny ihn ſchon wieder verlaſſen habe.

Rosny ſchien ſich darüber nicht zu freuen. So wenig er auch dieſen rauhen Mann liebte, ſo wenig ſah er ihn gern vom Könige entfernt, ſich zu dem Vicomte von Türenne wenden; denn war auch d'Aubigny arm und ohne alle Mittel, wußte doch ſein faſt romantiſcher Geiſt eine Menge Abenteurer um ſich zu verſammeln, und mit ihnen die kühnſten Sachen auszuführen, ſo daß ſtets dreißig bis vierzig Wagehälſe um ihn waren, die mit den Ihrigen einen nicht unbedeutenden Haufen bildeten. Auch war ſein Rath ſtets überdacht, und ſeine Meinung, wenn ſie nicht von Parteihaß geleitet war, faſt immer die richtige. — Nun, ich hoffe, — ſagte Rosny — bei dem erſten Gefechte ihn doch in Euren Reihen wieder zu ſehen, denn der Schall Eurer Trompeten rief ihn noch ſtets unter Eure Fahnen zurück. Aber ſchont Eure Freunde, Sire! in dieſer Zeit, wo jeder von allen Parteien mit offenen Armen empfangen wird, wo überall, über welche Brücke der Loire er auch reitet, er einen Herrn, Krieg und Sold findet, da iſt ein Freund viel werth.

Du haſt Recht! — erwiederte der König — aber iſt es möglich, den Trotz dieſer Menſchen geduldig zu ertragen?

Ertragt ihn, Sire! ſo lange die Klugheit es räth. — Habt nur Frankreichs Krone im Auge; iſt ſie erſt auf Eurem Haupte befeſtigt, dann iſt es Zeit, mit ernſtem Blick und ſtrengem Zepter auf dem Throne Eurer Ahnen zu ſitzen, und jedes Wort ſtreng zu wägen. Jetzt ſeyd den Euren nur Soldat, nicht König. Den ritterlichen Heinrich von Bearn achten die Krieger mehr als den König von Navarra.

Der König lächelte. — Daß doch immer dieſer Traum von Frankreichs Krone vor Dir ſchwebt, Maximilian!

Es iſt das Ziel, Sire, wohin ich Euch führe, und das Ihr im Schloſſe zu Nerac ſo wenig aus den Augen laſſen müßt als im Louvre.

Unter dieſem Geſpräche hatte es zu dämmern begonnen, die Nacht nahte. Der König trat an das Fenſter, und ſah in den Garten. Hier erblickte er den Grafen von Soiſſons, der durch die Laubgänge dem Schloſſe zuſchlich. — Ha! gewiß eine Zuſammenkunft! — rief er, und ergriff ſeinen Hut. — Sieh, Rosny! wie er ſchleicht; erkennſt Du in dieſem Schritte den Enkel Karls, den Sohn Ludwigs von Bourbon? — Ich haſſe ihn, und werde ihn ewig haſſen!

Rosny ſuchte ihn zu beruhigen, und abzuhalten, in den Garten zu gehen, vergebens; es glückte ihm nur, den König aufzuhalten.

Als er zornentbrannt in den Garten trat, fand er den Grafen von Soiſſons nicht mehr, verfolgte aber doch den Weg, den dieſer gekommen war, und, ohne in ſeiner Heftigkeit zu beachten, wohin er führe, ſtand er hinter der Prinzeſſin, ſeiner Schweſter, an dem Denkmale Fleurette's.

Katharina war zu tief in ihren Betrachtungen verſunken, als daß ſie die Ankunft des Königs bemerkt hätte; auch er ſtutzte, als er den Ort und ſeine Schweſter, den Arm auf das Denkmal geſtützt, ſtarr in die Fluth hinabblickend, ſah, aus welcher er leiſe Töne zu hören glaubte. Es waren nicht die ſchmelzenden Töne, womit die Töchter der Fluth die Sterblichen zu ihrem feuchten Bette locken, es war als wenn aus gepreßter Bruſt unwillkürlich der Seufzer ſich drängt, und von dem leiſen Murmeln der Wellen begleitet, erfüllten dieſe Töne ſchauerlich das Herz. — Lange hatte der König ſtill und unbeweglich hinter dem Denkmale geſtanden, lange ſeine Schweſter angeblickt, die jetzt, als unterhielte ſie ſich mit ihrem Bilde in der ſpiegelnden Fluth, freundlich den Wellen entgegen nickte.

Ach! — rief ſie endlich ſeufzend aus — unausſprechliche Sehnſucht zieht mich heute nach Dir, Du armes, unglückliches Mädchen! In dieſer heiligen Stunde, wo ich mein Herz für die Ewigkeit gebunden habe, erſcheine mir, zeige Dich, damit Deine Geſtalt mir künde, ob dieſer Stunde Freude oder Schmerz entblüht!

Und als ſie dieß geſagt, rauſchten die Wellen ſtärker, die Wolken zogen an der Mondſcheibe vorüber, ſo daß ihr ſtrahlendes Licht unverhüllt den Spiegel des See's ſchauen konnte, Nebel entſtieg wieder der Waſſerfluth, und im Mondlichte erglänzend bildeten ſich, anfänglich wie ein Schattenbild, dann immer deutlicher und deutlicher, die Formen einer Geſtalt; jetzt ſtreckte ſie einen Pfeil, der eine Roſe durchbohrt hatte, aus dem Nebel — er verrann — Fleurette ſchwebte über der Fluth, den Pfeil in der Hand.

Fleurette! ſchrie der König laut auf, und ſtürzte hinter dem Denkmale hervor. Die Geſtalt tauchte in die Wellen und verſchwand.

Wie haſt Du mich erſchreckt, Henriot! — ſagte jetzt leiſe die Prinzeſſin, die ſich zitternd auf das Denkmal ſtützte. — Ich bitte Dich, geleite mich in's Schloß zurück, meine Kniee beben, ich kann nicht mehr! — Sie wankte nach dem Raſenſitze, und ſank dort bewußtlos nieder. Während der König beſchäftigt war, ſie zum Leben zurückzubringen, glaubte er, aus den Wellen töne ein ſanftes klagendes Lied, das Fleurette ſo oft unter jenen Thränenweiden ihm geſungen hatte; doch unterbrach das ſtete Murmeln der Wellen den leiſen Geſang, ſo daß er die Weiſe des Liedes nicht recht vernehmen konnte. Noch lauſchte er auf die ſonderbaren Töne, als die Gräfin von Grammont und Rosny herbeieilten. Schnell wurde nun Hülfe geſchafft, und die Prinzeſſin in das Schloß zurückgebracht; der König verweilte am See. — Der Anblick der Geſtalt Fleurette's hatte die wehmüthige Erinnerung an dieß holde Mädchen in ihm zurückgerufen, und die Sehnſucht, ſie noch einmal zu ſehen, erwachte heftig. Er rief ihren Namen, er trat an die Stelle, wo er ſie in jener Unglücksnacht gefunden, er lehnte ſich an das Denkmal, welches die Freundſchaft ihr geſetzt, und blickte, nach ihr verlangend, in die Fluth; aber ſein Sehnen und Harren war vergebens. — Wolken jagten dem Monde vorüber, die Sterne funkelten in dem ſpiegelnden See, die Wellen netzten die Herbſtblumen, aber ſie tönten nicht mehr, nur murmelnd brachen ſie ſich am Ufer. Ihm zürnte Fleurette, für ihn ſchlummerte ſie in ihrem Wellengrabe.

Der König kehrte in's Schloß zurück; die Prinzeſſin hatte ſich wieder erholt, Heinrich ſie nur einen Augenblick geſehen, und dann Rosny zu ſich rufen laſſen.

Uebermorgen reiſen wir ab, Maximilian! — rief er ihm entgegen — Ich will nach Pau zu meinen lieben Bearnern, will den Schauplatz meiner Kindheit noch einmal ſehen; wer weiß, ob es nicht zum letzten Male iſt!

Rosny lächelte. — Ihr wollt nach Weſten ziehen, und im Oſten iſt der Feind? Folgtet Ihr meinem Rathe, Sire, ſo zöget Ihr gegen die Loire, und verließet Guyenne, ohne noch die Pyrenäen zu beſuchen. So zöget Ihr den Grafen von Soiſſons von hier; das Bild der leidenden Schweſter ſtände nicht traurig mahnend vor Euch, und die Gräfin von Grammont ſcheint auch, ſeit die Trophäen von Coutras zu ihren Füßen liegen, nicht in ſo heiterer Stimmung zu ſeyn, daß ihre fröhliche Laune Euch hier feſthalten könne; — und die ſchönſte Blume aus ihrer Umgebung, Victoire von Beaupré, hat geſtern Abend Nerac verlaſſen.

Der König horchte auf. — Victoire hat Nerac verlaſſen?! rief er.

So iſt's, Sire! erwiederte Rosny, den König ſcharf beobachtend, der über etwas zu ſinnen ſchien, und deſſen Ernſt auf ſeinem Antlitz nach und nach in Freundlichkeit überging.

Schicke

Schicke zu Fervagues! — fuhr der König plötzlich auf — Er ſoll ſogleich zu mir kommen! — Rosny zauderte. — Freund! — ſagte Heinrich lächelnd — auch Du ſcheinſt mich nicht zu kennen.

Fervagues kam, der König ſprach lange im Geheim mit ihm. Mit Tages Anbruch verließ er nebſt zwanzig Reiſigen Nerac. Auch der Hof erhielt am Morgen die Weiſung, Alles zur Abreiſe bereit zu halten.

11.

D'Aubigny hatte ſich indeß mit Favas, nach kurzem Aufenthalte auf Chappelains Burg, in Begleitung des Herrn von St. Maur und der Reiſigen, auf den Weg über Auch nach Tarbes gemacht. Die wenigen Plätze, welche die Katholiſchen in dortiger Gegend noch inne hatten, vermeidend, gelangten ſie glücklich in Tarbes an, fanden aber ihre Freunde noch nicht verſammelt. — Der unruhige d'Aubigny, der nicht lange an einem Orte unthätig verweilen konnte, beſchloß, bei einem Verwandten auf der alten, halb verfallenen Burg

Beaudean, die unſern des Adour bei der Prierie St. Paul liegt, einzukehren, und von dort, wie er es ſchon lange gewünſcht, einige Streifereien in die Thäler der Pyrenäen zu machen. Favas begleitete ihn, und nur mit wenigen Dienern zogen ſie die Straße nach Bagneres.

Es war ein herbſtlicher Morgen, als ſie Tarbes verließen; die Pyrenäen waren noch in Nebel gehüllt, die Sänger des Waldes ſchwiegen, und ein rauher Oſtwind rauſchte durch das bunte Laub der hohen Bäume. Die zahlreichen Thautropfen, welche in den bereiften Blumen und Blättern am Wege hingen, glichen Thränen; denn noch hatte die Morgenſonne ſie nicht beſtrahlt, und den Reif funkelnder Diamanten aus ihnen gebildet, der, über die grüne Flur ſich breitend, den niedern Boden der Erde, wie die Nacht ihren dunkeln Himmelsdom, mit Sterngeflimmer beſäet. — Nach und nach traten die Spitzen der Berge aus dem Nebel hervor, die Strahlen der Sonne, ihn niederdrückend, rollten ihn in kräuſelnden Wogen durch die blumigen Thäler. Finſterer ward es um ſie, aber durch die Dämmerung brach das ſtrahlende Licht. — So, Hypolit! — ſprach d'Aubigny — ſo iſt des Menſchen Schickſal; am Morgen des Lebens, wenn auch der Nebel uns umzieht, dringt der Sonne Strahl hindurch, und die Nebel verſchwinden bald. Am Abend jedoch, wenn ſie den Purpurglanz der Heimkehrenden umwölken, geht das Glück mit ihnen unter, und es hat keine Kraft mehr, des Schickſals Wolken zu durchdringen.

Seht nur, — unterbrach ihn Hypolit, da ſie eben eine ſanfte Höhe hinaufritten, — ſeht, wie herrlich treten dort die Berge aus ihrer Hülle hervor! hier grün bekränzt, dort mit ihren Gipfeln voll Schnee, der im Morgenſtrahl wie eine Roſenbinde ihnen das Haupt umzieht. Seht hier dicht vor uns auf der Höhe das freundliche Haus mit ſeiner Baumgruppe zur Seite, und ſeinem rothen Dache, nach welchem ſich der immer grüne Epheu an den grauen Wänden hinaufſchlängelt. Laßt uns in jener Laube unſer Frühſtück nehmen; von hier muß ſich dem Auge das Thal des Adour und Bagneres reizend zeigen.

Gern, Favas! — erwiederte d'Aubigny — Auch mich begeiſtert noch die ſchöne Natur, wenn auch meine Jahre ſich mehr nach dem Untergange, als nach dem Aufgange neigen, und mein Schickſal mir Alles gar trübe und unfreundlich zeigt. — Er gab ſeinem Streitroſſe die Spornen, bald waren ſie vor dem freundlichen Häuschen, ſaßen in der offenen Laube, ſtärkten ſich mit Speiſe und Trank, und erquickten ſich in der friſchen Morgenluft, die, von den Sonnenſtrahlen erwärmt, ſie jetzt nicht mehr kalt anwehte.

Der reizende Anblick der ſich vor ihnen ausbreitenden Landſchaft erhob ihr Gemüth; freundlich, zufrieden, als habe er nie einen Wermuthbecher an die Lippen geſetzt, ergriff d'Aubigny ſeinen Pokal, und leerte ihn. Favas that ein Gleiches, und ſagte dann zu ihm: Herr Agrippa d'Aubigny! wir beide ſind Verbannte, ſitzen hier an Frankreichs Grenze, und ſchauen hinüber nach dem Lande unſrer Feinde, der Spanier, und doch: ſagt, auf weſſen Wohl könnten wir wohl einen Becher leeren, als auf das Wohl des königlichen Helden, der zwar nur mit einer Scheinkrone geſchmückt, doch die edelſte Krone der Welt verdiente. Dem Wohle Heinrichs von Navarra, Herr von Aubigny!

Sein Wohl! — rief der Finſtere — Und ſtieße er mich auch zehn Mal von ſich, ſo kehrte ich doch wie der treue Citron zu ihm zurück, und harrte, bis die Pforte zu ſeinem Herzen ſich mir wieder öffnete, und ſchlöſſe mich an ſeine Geſchwader, wenn die Kriegstrompete tönte. Ein unausſprechlicher Zauber liegt in ihm. Aus ſeinem Kreiſe gebannt, ſehnt man ſich dahin zurück; man muß Heinrich lieben, wenn man ihm auch zürnt. Doch Ihr, junger Freund! — fuhr d'Aubigny fort — Euch trennt eine Kluft, wo keine Rückkehr denkbar iſt. Euch trennt Victoire Beaupré!

Sie wird ihm widerſtehen, und er mir dann nicht zürnen, meinte Hypolit.

Seyd deſſen nicht ſo gewiß, Favas! — erwiederte d'Aubigny — Zu dem Göttlichen, womit dieſer Seltene von der Natur ausgeſtattet wurde, legte ſie ihr irdiſches Erbtheil, damit er wiſſe, daß er nur ein Menſch ſey. Weiberliebe iſt die Klippe, an der er ſcheitert. Schmetterlingartig ſchwirrt er von Blume zu Blume. — Um Diana von Grammont verläßt er das Heer, legt die mit Blut erkauften Trophäen auf ihrem Altare nieder; ein junges Mädchen, das ihn als Siegesgöttin zu bekränzen erſcheint, beſiegt ihn, und Diana iſt vergeſſen. — Doch, was ſeh' ich! — unterbrach d'Aubigny ſeine Rede — Dort ziehen Frauen den Hügel herauf. Sie ſcheinen mir eilig. — Ja, ja, ſeht, Favas! zwei Frauen auf Maulthieren, ein Gewaffneter und einige Knechte. — Wie mögen dieſe in ſolch' rauher Jahreszeit nach den Thälern der Pyrenäen reiſen. Wär' ich noch ein Jüngling, oder trügt Ihr nicht die Feldbinde Eurer Dame, bei Gott! wir ſollten uns mit eingelegter Lanze dem Zuge entgegen ſtellen, und auf echt ſpaniſch ein Abenteuer beſtehen. — So mögen ſie immer ruhig vorüberziehen.

Hypolit hatte kaum auf d'Aubigny's Rede gehört. Seinen Blick auf die Frauen gerichtet, die jetzt den Hügel heraufzogen, war er zu ſehr mit ihrem Anblick beſchäftigt. Die Geſtalt der Einen rief ihm Victoire zurück, ſo ſchlank, ſolche Grazie, gleich dieſer Holden. — Träume, — ſagte er ſtill für ſich hin — leere Träume! mich täuſcht meine Sehnſucht. — Doch trat er ihnen näher. Ob ſie der Jugend, ob ſie dem Alter angehörten, konnte er nicht ſehen, denn Masken von Sammet deckten nach damaliger Sitte Geſicht, Hals und Bruſt; nur das bemerkte er, daß die Eine, als ſie an ihm vorüber zog, ihr Thier anhielt, ihn genau zu betrachten ſchien, und dann verbindlich grüßend weiter ritt. Noch einmal ſtieg der Gedanke in ihm auf, ſie könne es ſeyn, und da der Zug unter einem Ahorn unten im Thale anhielt und ſich lagerte, wäre er gewiß hingeeilt, wenn ihn nicht d'Aubigny's Neckereien zurückgehalten hätten. Dieſer meinte, das Bild Victoire's müſſe nicht tief in ſeinem Herzen ſtehen, da er ſchon jetzt vermummten Frauen zu einem Abenteuer nachjagen wolle. Er ſetzte ſich daher wieder in die Laube, doch zog die Gruppe unter dem Ahorn ſeine Blicke noch immer nach ſich.

D'Aubigny's Aufmerkſamkeit ſchien indeß von etwas ganz Anderm gefeſſelt. Auf dem Wege von Tarbes ſah er einen ganz Geharniſchten im ſcharfen Trott heranreiten; hinter dieſem wohl tauſend Schritte folgte ein Haufe von etwa zwanzig leichten Reitern. D'Aubigny betrachtete die Ankommenden genau, und obgleich in dieſer Gegend vom Feinde nichts zu fürchten war, ſo hatte doch der bürgerliche Krieg eine ſo ſonderbare Geſtalt, daß man überall auf ſeiner Hut ſeyn mußte. Er befahl daher ſeinen Knechten, aufzuſitzen; er ſelbſt ſchnallte den Helm feſt. — Seyd auf Eurer Hut! — rief er Favas zu — ein Trupp Reiter nahet von Tarbes!

Dieſer ſprang auf, richtete den Blick nach jener Gegend, und ſein ſcharfes Auge erkannte bald die weiße Binde, das Zeichen von Bourbon. — Es ſind Freunde! — rief er d'Aubigny zu, der noch einmal den voranſprengenden Geharniſchten ſcharf in's Auge faßte, und dann: Mein Streitroß, Etienne, meine Lanze! ausrufend, ſich mit Blitzſchnelle auf das herbeigeführte Roß ſchwang und ſich bügelfeſt ſetzte.

Auch Hypolit hatte bei dieſem Ausrufe d'Aubigny's ſein Roß beſtiegen; doch dieſer rief ihm zu: Laßt mich nur allein gewähren, Favas, und kümmert Euch nicht um meinen Streit!

Während deſſen war der Geharniſchte den Hügel heraufgetrabt, d'Aubigny ritt ihm mit geſchloſſenem Viſire entgegen. — Fervagues! — rief er ihm zu — ſetzt Euch bügelfeſt, eine Lanze mit mir zu brechen!

Wer ſeyd Ihr?! rief Fervagues, indem er ſeine Lanze faßte, die ihm ein Diener reichte.

Nicht Euer Freund, — erwiederte d'Aubigny — darum haltet Euch bereit! — Er wandte ſein Roß, und ſprengte einige hundert Schritte zurück.

Wie es Euch beliebt! rief ihm Fervagues nach, ſchloß ſein Viſir, ſetzte ſich bügelfeſt, und, als habe ein Trompetenſtoß das Zeichen zum Angriffe gegeben, ſo zu gleicher Zeit rannten ſie auf einander. Fervagues flog weit hin in den Sand. — D'Aubigny winkte den Seinen, ihm beizuſtehen, auch Hypolit eilte hin. Sie fanden ihn von dem Falle betäubt, und, als ſie ihn entwaffneten, nur leicht in der Schulter verwundet.

Indeſſen war der Trupp Reiter, welche den Kampf von weitem geſehen, herbeigeeilt, der junge St Leu an ihrer Spitze. Er erkannte Favas ſogleich, und glaubte, dieſer ſey Fervagues Gegner geweſen. — Der König wird es Euch ſchlecht danken, — ſagte er zu Hypolit — daß Ihr Fervagues niederwarfſt, den er eben in ſeinem Dienſte abgeſandt hatte.

Ich habe mit Fervagues nichts zu thun, — erwiederte Hypolit — fragt Jenen! — Er wies auf d'Aubigny, der immer noch zum Streit gerüſtet, jedoch mit aufgeſchlagenem Viſire auf dem Kampfplatze hielt.

Der Name d'Aubigny, ſein toller Muth war zu bekannt, als daß der junge St. Leu ihn hätte zur Rechenſchaft ziehen wollen. Er ſorgte in der Eile, daß der Verwundete in das Haus gebracht wurde, und als er damit beſchäftigt auf die Höhe trat, unten im Thale die reiſenden Frauen mit ihren Begleitern gelagert ſah, verließ er plötzlich Fervagues, eilte zu ſeinem Haufen, und ehe Favas oder d'Aubigny um die Urſache fragen konnten, jagte er mit den Seinen die Höhe hinab.

D'Aubigny, mir nach! — rief in dieſem Augenblick Favas. — Mir nach, d'Aubigny; es iſt Victoire! — Und wie ein Sturmwind jagte er die Höhe hinab. D'Aubigny, der ſeine Abſicht ahnete, folgte ihm eiligſt, ihn von dieſer Thorheit abzuhalten.

Als die unter dem Baume Gelagerten, die von dem Kampfe d'Aubigny's und der Ankunft des Reiterhaufens nichts hatten bemerken können, die Reiter auf ſich zuſprengen ſahen, warfen ſie ſich ſchnell auf ihre Roſſe, und jagten Bagneres zu. Die Maulthiere jedoch, auf welchen die Frauen ritten, waren nicht ſo flüchtig als die Roſſe. Die Begleiter mußten ihre muthigen Thiere anhalten, und ſo waren ſie bald von St. Leu und ſeinen Reitern eingeholt. — Im Namen des Königs von Navarra! — rief St. Leu dem Stallmeiſter der Gräfin von Grammont zu — übergebt uns die Damen, und zieht wohin Ihr wollt; wo nicht, ſo wehrt Euch Eurer Haut! — Der Stallmeiſter, der ſich umringt ſah, dachte nicht an Widerſtand, und St. Leu ergriff eben ehrerbietig den Zügel des Maulthieres einer der Frauen, als ein Lanzenſtoß ihn vom Pferde warf; Hypolit hatte ihn niedergeworfen. Die Reiter, den Fall ihres Führers zu rächen, umzingelten Javas. D'Aubigny, obgleich nur herbeigeeilt, ſeinen jungen Freund von dem tollen Vorhaben abzuhalten, konnte doch ſeinen Waffengefährten nicht in Gefahr laſſen, überdieß begeiſterte ihn ſtets das Geklirr der Waffen, dieſer ihm ſo angenehme Ton; er zog das Schwert, bahnte ſich den Weg zu Hypolit, und ſeine Diener, an ſolche Abenteuer ſchon gewöhnt, folgten ſeinem Beiſpiele. Der Stallmeiſter der Gräfin von Grammont, durch die ſo thätige Hülfe ermuthigt, half mit den Seinen treulich; bald flohen die Reiter, und ließen ihren Anführer ſchwer verwundet auf dem Wahlplatze zurück.

Aus manchen, jedoch nur leichten Wunden blutend, nahte ſich Hypolit der Dame, deren Maulthier St. Leu vorher gefaßt hatte. — Dame! — ſagte er, ſich vor ihr neigend, — habt die Güte, Eure Maske abzunehmen, damit ich weiß, für wen ich gefochten habe, für wen ich blute. — Die Dame wollte eben die Maske lüften, als eine ihm wohlbekannte Stimme hinter ihm rief: Hypolit Favas, ich danke Euch! — und als er ſich umſchaute, hielt Victoire Beaupré hoch erröthet vor ihm.

Hypolit beugte ſein Knie vor der lieblichen Himmelsgeſtalt. — Ich danke Euch, Favas! — wiederholte ſie — auch Euch, werther d'Aubigny! Ihr habt uns aus großer Gefahr gerettet.

Ob wir klug daran gethan haben, weiß ich nun eben nicht, — erwiederte dieſer, während Hypolit die Hand Victoire's an ſeine glühenden Lippen drückte. — Eile iſt nöthig. Fort, Hypolit, nach Beaudean zu meinem alten Freunde! nur nicht über Bagneres, dorthin iſt die Nachricht von Eurem tollen Unternehmen ſchon gelangt, und die Bürger würden uns die Schmach, die wir den Reitern ihres Henriot angethan haben, theuer bezahlen laſſen. Nehmt meinen Etienne mit, er war lange in dieſen Thälern; ſetzt durch die Furt des Adour, und zieht Euch auf ſeinem rechten Ufer längs den ſteilen Felſen. Ich will hier für St. Leu und die andern Verwundeten ſorgen, und das Ungewitter abwarten, das aus Bagneres und den Thälern über uns zuſammen ziehen könnte. Nun eilt, ehe es zu ſpät wird! —

Favas befolgte den Rath, und zog mit Victoire und ihrer Begleiterin nach der Furt des Adour, während d'Aubigny St. Leu und noch drei andere Verwundete nach dem Häuschen auf der Höhe bringen ließ. Hier trat ihm Fervaques entgegen, der ſich von ſeinem Falle erholt, und die Wunde hatte verbinden laſſen. — D'Aubigny! — ſagte er mit verbiſſenem Grimme — was Ihr heute gethan, iſt von der Art, daß ich nicht weiß, wie ich es deuten ſoll. Daß Ihr mich zum Zweikampfe genöthigt, da ich in Angelegenheiten des Königs von Navarra geſendet war, mag der Haß entſchuldigen, den wir ſchon lange gegenſeitig in Wort und That ausſprachen; was Euch aber bewegen konnte, St. Leu und die leichten Reiter von des Königs Compagnie anzugreifen, niederzuwerfen und zu zerſtreuen, iſt mir unerklärbar, und wenn Ihr nicht zur Ligue übergetreten ſeyd, was ich doch faſt bezweifeln ſollte, ſo iſt dieß das tollſte Stück Eures abenteuerlichen Lebens. — Ich bin verwundet, bin gewiſſermaßen in Eurer Gewalt, doch fordre ich von Euch, daß Ihr, aus Achtung für Heinrich von Navarra, mir einen ſichern Mann ſtellt, den ich zu dem Könige ſchicken kann, ihn von dem Vorfalle zu benachrichtigen.

Fervagues! — erwiederte d'Aubigny — was unſern perſönlichen Zwiſt angeht, ſo iſt er noch nicht beendet, jedoch auf andere Zeiten aufgeſchoben, da Ihr verwundet ſeyd; nur ſo viel wißt, daß ich Euer Feind war und bleiben werde. Was mein tolles Unternehmen gegen St. Leu und des Königs Reiter betrifft, ſo mögt Ihr wohl Recht haben, jedoch hoffe ich, es bei dem galanten Heinrich von Navarra noch entſchuldigen zu können. — Ein treuer Mann, der gut beritten iſt, ſoll Euch werden; ich ſelbſt will dem Könige ſchreiben, und mein Brief wird St. Leu über ſeinen Unfall entſchuldigen. — Er ſchrieb Folgendes:

„Sire!

d'Aubigny hat ſchon wieder tolle Streiche gemacht; er trifft Fervagues, rennt ihn vom Pferde, und als St. Leu mit Euern Leuten hinter Victoire von Beaupré herjagt, als ſey es zur Hetze, folgt er Hypolit Favas, welcher, die Gefahr ſeiner Dame ahnend, mit eingelegter Lanze in den Haufen ſtürmt, und den armen St. Leu durchrennt, daß er wohl ſchwerlich mit dem Leben davon kommen wird. Ich ſah meinen Waffengefährten und Schickſalsbruder in Gefahr; was konnt' ich thun als ihm beiſtehen, und ihn mit meinen Dienern aus dem Haufen Eurer Reiter heraushauen. Ihr, Sire, hättet Euren Waffengefährten das Nämliche gethan, deshalb verzeiht mir, denn ich that nur, was ein Soldat dem andern ſchuldig iſt. Auch Hypolit Favas verzeiht: er hat in Eurer Schule ſich gebildet, ſich dort Galanterie, Ritterſinn und Muth zu eigen gemacht, und Victoire Beaupré iſt wohl ein tolles Abenteuer und einige Wunden werth, die Eure Reiter ihm geſchlagen haben. Der Streich wird Euch ärgern, Sire, aber wenn Euer erſter Unwille vorüber iſt, werdet Ihr deshalb weder Favas noch d'Aubigny zürnen; denn, Sire, Ihr hättet an unſerer Stelle eben ſo gehandelt.

Uebrigens, Sire, ſeyd überzeugt, an Eurem Hofe, um Eure Perſon, findet Ihr nicht zwei Menſchen, die Euch ſo mit Leib und Seele und mehr Treue zugethan ſind, den Rosny will ich annehmen, als die zwei Verbannten, die in den Thälern der Pyrenäen wandern, und Euer Bild ſelbſt auf den Pont de Velasquez mit hinaufnähmen, ſähen ſie ſich gezwungen, den feindlichen Boden zu betreten. — Schenkt dem getreuen Hypolit Euer Vertrauen wieder, macht ihn glücklich. — D'Aubigny iſt ſtets der Eure, auch wenn Ihr ihm zürnt."

Als dieſer Brief abgeſchickt, und eine Sänfte für St. Leu herbeigeſchafft war, die ihn zurück nach Tarbes führte, ſetzte d'Aubigny den Weg nach dem Schloſſe ſeines Freundes fort. Die von Bagneres, da ſie hörten, d'Aubigny ſey bei dem Gefechte geweſen, wußten ſich den ganzen Zuſammenhang nicht zu erklären, und da er wohlbedächtig um ihr Städtchen herumritt, ließen ſie ihn ungehindert ziehen, ſo daß er noch am Nachmittage auf Beaudean bei ſeinem Freunde eintraf, und dort Favas und die Frauen bereits vorfand.

12.

Nur die Pflichten der Gaſtfreundſchaft und die Verſicherung d'Aubigny's, daß Heinrich von Na-

varra

varra das ganze Abenteuer nur belachen und nicht ahnden würde, konnten den alten, von der Welt zurückgezogenen, Philipp Belzunie, den Jugendfreund ſeines Vaters, bewegen, den Frauen und Favas den Aufenthalt auf ſeiner Burg zu geſtatten. Ihm waren in ſeiner Abgeſchiedenheit dergleichen Vorfalle neu, und vielleicht die Erinnerungen aus ſeiner Jugend von der Art, daß er in dem Verhältniſſe Hypolits und Victoire's, die ſich ganz der Wonne der erſten Liebe hingaben, nur Strafbares fand.

Aber bald gewöhnte ſich der alte Mann an das neue, auf Beaudean eingetretene Leben, und die kindliche Aufmerkſamkeit, mit der ihm die jungen Leute entgegen kamen, wurde ihm bald ſo zum Bedürfniſſe, daß er ſchon nach wenigen Tagen traurig an die Zeit dachte, wo ihn Hypolit und ſeine Geliebte verlaſſen würden.

Der nach Nerac an die Gräfin von Grammont abgeſchickte Vertraute, welcher dieſer auf ihrer Reiſe nach Pau begegnet war, kam bald mit der Nachricht zurück, daß ſie ſich freue, ihre geliebte Victoire in Sicherheit zu wiſſen, ihr den Rath gab, auf Beaudean zu bleiben, und nicht zu ihrer Freundin nach Montgaillard zu gehen, wohin ihre erſte Beſtimmung geweſen war. Mütterlicher Rath, ſich vor ihrem Herzen zu hüten, und die an Javas gerichtete Bitte, ſich unter dieſen Umſtänden wenigſtens auf kurze Zeit von Victoire zu trennen, ſchloſſen das Schreiben.

Victoire liebte ihre Pflegmutter ſchwärmeriſch, jedes ihrer Worte war ihr heilig, jeder Rath Diana's ward tief beherzigt; auch fühlte ſie wohl, daß Hypolits Entfernung aus ſo manchen Gründen nothwendig ſey. Sie hatte den Muth, in einer jener ſeligen Stunden, wo die erſte Liebe die reinen ätheriſchen Tropfen einſaugt, wo man wähnt, das Gefühl, jeder Gedanke ſey für die Ewigkeit empfunden, gedacht, wo die kaum geahnete Blüthenwelt ſich ſo wunderzart dem Herzen erſchließt, ihn zu bitten, ſie zu verlaſſen. Das Verſprechen ewiger, unwandelbarer Treue verſüßte dieſe bittere Forderung, die ihn aus einer Welt voll Seligkeit riß, und ihre Gründe, der Beweis von uneigennütziger Liebe, den ſie darin fand, beſtimmten ihn endlich, ſich, wenn auch nur auf Tage, von ihr zu trennen und ſie dem alleinigen Schutze d'Aubigny's zu überlaſſen.

Der alte Belzunie, dem es eigentlich unlieb war, ſchon jetzt die Unterhaltung des freundlichen, kühnen Jünglings zu entbehren, fand es doch ſelbſt wohlgethan, und gab ihm noch an demſelben Abend ein Schreiben an ſeinen bewährten Freund, den Prior der Abtei St. Paul, faſt der einzigen, die durch Jeanne d'Albret nicht aufgehoben worden war, mit. Dort, in der Priorie, ſollte er eine Zuflucht finden, und ſo lange verborgen bleiben, bis das Ungewitter vorübergezogen und der König beſänftigt ſey.

Unter heißen Thränen trennten ſich die Liebenden. Favas verließ, noch ehe der Morgen dämmerte, die Burg; einen Jagdſpieß in der Hand, ein kurzes breites Schwert an der Seite, begann er ſeine Wanderung nach St. Paul.

Es war ein heiterer, ſchöner Morgen, der Herbſt hatte ſchon das Grün der Blätter zu röthen begonnen, nur die verſpäteten Frühlingkinder hoben noch ihr thaubeträufeltes Haupt auf Wieſen und Matten empor. Die erwachte Natur lag nicht mehr in Jugendfriſche vor ihm, doch warf die Frühſonne ihren roſigen Glanz noch ſtrahlend auf die ſteilen Felsmaſſen, die von der einen Seite den Adour begrenzten. Vor dem Blicke des Wanderers lag am Fuße des hohen, maleriſchen Berges das alte Gemäuer der Priorie, das, in zwei Thäler blickend, von den ſchönſten Baumgruppen und Wieſen umgeben, wie ein Memento mori in dem lieblichſten Garten der Natur lag.

Bei ihrem Anblicke vergaß Hypolit auf einen Augenblick das halb verfallene Schloß Beaudean und die liebliche Victoire, die es barg. Das Geläute zur Hora, welches durch das ſtille Thal ihm entgegen tönte, die heilige, über die ganze Landſchaft verbreitete Stille, der roſige Schein, womit die Morgenſonne die kahlen Felswände überzog, der ehrwürdige Anblick der hohen, finſtern Mauern, erregten in ſeiner Bruſt eine, noch nie gefühlte Ahnung, die wohlthuend und mit heiliger Ruhe ihn durchſchauerte. Er ſchritt getröſtet der Priorie zu, und klopfte an die kleine Pforte des Vorhofes. Ein Laienbruder öffnete ſie, und da er den Prior zu ſprechen wünſchte, wurde er ſogleich eingelaſſen.

Nach kurzem Harren trat ihm ein ehrwürdiger Greis entgegen und hieß ihn freundlich willkommen; es war der Abt, welchem er den Brief des alten Ritters übergab. — Was Ihr ſucht, Ruhe und Verborgenheit, — ſprach er, nachdem er den Brief geleſen, — ſoll Euch werden, Herr von Favas! Tretet ein in unſer ſtilles Haus, wo wir Euch keine Freuden bieten können, als die herrliche uns umgebende Natur!

Hypolit trat ein und bezog ein kleines Zimmer, welches ihm eine freundliche Ausſicht nach dem Thale von Campan bot. Aber die Schönheiten der Natur, die vor wenig Augenblicken den Sturm ſeines Innern beſchwichtigt hatten, vermochten es nun nicht mehr. Er fühlte ſich in der kleinen Zelle ſo einſam, die Sehnſucht konnte nicht der rauſchende Adour, konnten nicht die Schatten der hohen Kaſtanien kühlen, die, in dem Garten der Priorie an die Felſen ſich lehnend, ihre hohen, ſchattigen Wipfel emporſtreckten; die herzlichen Worte des Priors erſetzten ihm nicht die des alten Ritters Belzunie, denn überall fehlte ihm der Hauch der Liebe, fehlte ihm Victoire's Nähe, und mit jedem Tage wurde er trüber, trauriger. —

Da meinte der alte Prior ſelbſt, daß ſeinem Gemüthe die Einſamkeit nichts tauge, und er einen Ausflug in die herrlichen Thäler der Pyrenäen wagen ſolle, damit die großartige Natur der Gebirge ſeinen Muth vielleicht erheben, ſein Vertrauen ſtärken, und ſeine Gedanken auf andere Gegenſtände leiten möge. Hypolit ſehnte ſich nach Freiheit; er befolgte den Rath des ehrwürdigen Mannes, und begann am Mittage ſchon, einen treuen Führer an der Seite, ſeine Wanderung. An den Ufern des Adour geboren, hatte er doch nie ſeine Quellen, und die Thäler und Höhen der Pyrenäen beſucht; von frühſter Jugend ſchon an die Perſon Heinrichs von Navarra gekettet, hatte er nie dazu Gelegenheit gefunden, aber jetzt, wo es ihn hinaustrieb, wo nur der reine Aether der Berge ſeine gepreßte Bruſt frei athmen ließ, beſchloß er, die Sehnſucht zu ſtillen, die er als Knabe, wenn er an den rauſchenden Wellen des ſtolzen Fluſſes geſtanden, ſchon gefühlt, die Sehnſucht, ſich mit ihm in die Meerfluth zu ſtürzen, oder an ſeiner ſprudelnden Quelle den wild über Felſen ſich ſtürzenden Wellen zu folgen, und mit ihnen in ſeine Heimath zurückzukehren.

Er trat in das Campaner Thal. Mit Rieſenkraft thürmten ſich hier auf der einen Seite die dunkeln Felsmaſſen empor, über deren herabgerollte

Felsſtücke der Adour brauſend ſchäumte, während auf der anderen Seite ſanfte Höhen, die bis zu den ſteilen Felsmaſſen ſich zogen, mit ſchattigen Bäumen bepflanzt, durch freundliche Wohnungen und Hütten belebt, vom ſchönſten Grün, das dem Herbſte getrotzt hatte, bedeckt, den Schauer milderten, den das jenſeitige öde, furchtbare Ufer erweckte. Im Thale ſelbſt ſchlängelte ſich der Adour durch fruchtbare Wieſen, die noch nicht alles Blumenſchmuckes beraubt waren, und als er höher hinauf nach Grip dem Tourmalet entgegen zog, er ſich plötzlich wendete und nun das herrliche Thal im Golde der Abendſonne glühend vor ihm lag, da verdrängte dieſer Anblick jedes andere Gefühl aus ſeiner Bruſt. Nur die Schönheiten dieſes herrlichen Thales einſaugend, ſich nur an dem Anblicke dieſer majeſtätiſchen Berge weidend, war er ganz im Anſchauen verſunken.

Aber nicht lange währte dieſe Abgezogenheit ſeiner Gedanken von ihr, denn aus einem jener niedlichen Hüttchen, die am Fuße des Abhanges ſo maleriſch zerſtreut liegen, trat jetzt eine reizende Baskin, den Waſſerkrug im Arme, und bei ihrem Anblicke gedachte er Victoire's, ſah er nur ſie. Naſcher ſchritt er nun über die rauhen Felsſtücke, ſeine Phantaſie pflückte mit ihr im Thale die Blumen, ſie damit zu ſchmücken, und ein neues Zauberleben durchhauchte das herrliche vor ihm liegende Thal.

Die großartige Natur erhebt den Geiſt; ſtaunend ſehen wir auf ihre Wunder. Die hohen Felſen mit ihren beſchneiten Gipfeln, dieſe mächtigen Säulen der Erde, erheben unſer Herz; ihre freundlichen Thäler, ihre ſanft ſich windenden Gewäſſer ſtimmen in des Menſchen Bruſt den rauhen, wilden Ton ſanfter, milder. Wir fühlen bei ihrem Anblicke, wenn die Himmelstochter ſie roſig begrüßt, oder im dunkeln Golde ihr Lebewohl ſagt, uns von Staunen, von Anbetung ergriffen. Wir glauben uns in die Geiſterwelt verſetzt, wenn wir als nächtliche Wanderer, auf einſamen Klippen ruhend, über uns den dunkeln Dom mit ſeinen Millionen Sternen erblicken, durch welchen der Mond wie ein freundlicher Geiſt ſchreitet und die dunkeln Thäler unter uns mit ſeinen ſchauerlichen Gemälden belebend erhellt. — Aber was dieſen Empfindungen, die wir von außen nach innen uns zu eigen machen, erſt Leben und Gluth giebt, was dann wie ein electriſcher Funke aus uns ſtrömt, leuchtet und flammt, das weckt nur ein mitfühlendes Weſen, ein theilnehmendes Herz, das weckt der Menſch im Menſchen, denn nur den Geiſt erhebt die todte Natur, an der Hand der Freundſchaft und Liebe aber belebt ſich Thal und Flur; das Herz erbebt vor Wonne, das Gemüth wird ergriffen, und nur erſt dann verſtehen wir das Murmeln des Gießbaches, fühlen den Gruß der Morgenſonne, dann erſt ſchleicht bei ihrem Niedergange die Wehmuth mit den ſüßen Schmerzen in unſer Herz, dann erſt ſehen wir in den geiſterhaften Gebilden des Mondlichtes die ferne hoffnungreiche Zukunft mit ihren Nebelgeſtalten vor uns ſchweben. Nur an der Hand der Liebe breitet ſich der Schmelz über die Natur, der uns hier ſchon die irdiſche Heimath mit den Farben Edens ſchmückt.

Das fühlte auch Hypolit, ſeit Victoire's geliebtes Bild im Thale auf dem Felſen ihm erſchienen war, er in dem Säuſeln der Bäume, im Gemurmel der Wellen ihre Stimme zu vernehmen glaubte. Er war ſo tief in dieſe holden Träume verſunken, daß ihn ſein Führer nur mit Mühe daraus wecken und ihn bewegen konnte, hinauf nach Grip zu eilen, da ſonſt die Nacht ſie hier überraſchen würde. Er folgte endlich; eine freundliche Hütte nahm ſie dort auf.

Als er am andern Morgen aufbrechen, den Tourmalet erſteigen und die Quellen des Adour mit ihren Cascaden aufſuchen wollte, ſah der Führer in der Ferne einen Mann mit eiligem Schritte die Höhe erſteigen. — Irr' ich nicht, — rief er — ſo iſt es der Jäger der Priorie! Laßt uns hier verweilen, denn gewiß ſucht er uns; ich wüßte nicht, was ihn ſonſt in dieſe Wildniß führen ſollte.

Statt ihn zu erwarten, eilte Hypolit hinunter, dem Kommenden entgegen. Des Führers Vermuthung war gegründet. Der alte Prior hatte ihn geſchickt, Favas aufzuſuchen, und glücklich, daß er ihn noch hier fand. Er gab ihm zwei Briefe, die Favas erbrach; der eine — er war von ihr, und enthielt nur die flüchtig geſchriebenen Worte: „Hypolit, eile mich zu retten, ich bin in Heinrichs Gewalt!" Der andere war von d'Aubigny, der ihn ausführlicher von dem, was ſich zugetragen, benachrichtigte. Der König hatte Victoire's Aufenthalt erfahren, hatte, während d'Aubigny auf der Jagd war, den Baron Rosny an Belzunie mit dem Befehle geſchickt, ihm unverzüglich das Fräulein von Beaupré auszuliefern. Der Greis, zu ſehr ſeinem Henriot ergeben, hatte die Befehle ſeines Lehnherrn befolgt, und ſie dem Baron ausgeliefert, der mit ihr davon gezogen, Niemand wiſſe wohin; denn von Tarbes aus, bis wohin ſeine Kundſchafter Rosny gefolgt, wäre ein Haufen königlicher Reiterei auf verſchiedenen Wegen nach Pau, nach St. Gaudens, nach Auch und Oleron gezogen. —

Wie vom Blitz getroffen ſtand Hypolit. — Zurück! — rief er plötzlich — zurück nach St. Paul! — Er ſtieg mit haſtiger Eile die Höhe hinab in das Thal von Campan, dort begegneten ihm Schaaren fröhlicher Kinder, Frauen und Männer, die ſingend auf der Straße nach Bagneres zogen. Die Morgenröthe hauchte ihren Roſenſchimmer über das Thal, und tauſend Thautropfen funkelten wie Rubinen in ihrem freundlichen Lichte. Er ſah von alle dem nichts, erwiederte kaum den Gruß derer, denen er in Haſt vorüber eilte — erſtorben war für ihn die erwachte herrliche Natur. Nur ſeine Schritte beflügelnd, nur die Berge vor Augen, an deren Fuße die Priorie liegt, hatte er nur

Gedanken für Victoire. — Grüßt den ehrwürdigen Prior! — rief er, als der Weg ihn bis zu der kleinen Pforte geführt, — ich muß weiter! — Und ohne ſich um ſeinen Führer zu bekümmern, eilte er dem alten Schloſſe Beaudean zu.

Hier fand er alles wie ausgeſtorben. Die Frauen hatte der Baron Rosny mit ſich geführt, auch d'Aubigny hatte ſich aufgemacht, Victoire's Spur zu verfolgen. Ohne dem alten Ritter irgend einen Vorwurf zu machen, ohne ſich im mindeſten über ſein Schickſal zu beklagen, waffnete er ſich, ließ ſein Pferd vorführen und trabte nach Tarbes.

Hier erfuhr er, daß d'Aubigny am frühen Morgen dort geweſen, und die hier verſammelten Edelleute gebeten hatte, nur noch einige Tage auf ſeine Zurückkunft zu warten, dann habe er ſie ſchnell verlaſſen; wohin er aber gezogen, wußten ſie nicht. Hier erſt erfuhr Favas, daß der König ſeit geſtern in Pau ſey, und die Prinzeſſin Katharina nebſt der Gräfin von Grammont ihn dahin begleitet hätten. Er freute ſich dieſer Nachricht, und ſetzte den Weg nach Pau fort. Sein Pferd antreibend, befand er ſich ſchon am Abend vor den Thoren.

Sein Herz klopfte bei dem Anblick dieſer ihm ſo wohl bekannten Stadt, denn ſo feſt auch ſein Entſchluß ſtand, ſo bangte ihm doch, als der Augenblick der Entſcheidung nahte; noch heftiger aber klopfte es, als er unter den Pappeln am Thore den Baron Rosny, nur von einem Diener begleitet, luſtwandeln ſah. Schnell ſprang er vom Pferde. — Herr von Rosny! — rief er dieſem zu, der, ohne ſich über ſeine Anweſenheit zu verwundern, ihm freundlich grüßend zunickte. — Schickt Euren Diener zurück, ich wünſchte Euch allein zu ſprechen! — Rosny winkte dem Diener, ſich zu entfernen.

Ihr ſcheint in heftiger Gemüthbewegung, junger Mann! — begann der Baron, da Hypolit, von Zorn bebend, ſich zwar zu beherrſchen ſuchte, jedoch nicht zu ſprechen vermochte. — Beginnt das, was Ihr mir zu ſagen habt und das ich faſt ahne, mit Gelaſſenheit; Heftigkeit führt immer auf Abwege.

Herr von Rosny! — begann Hypolit endlich, jedoch noch immer im Kampfe mit ſich und ſeinem tobenden Blute, — unter allen Hofleuten, unter Allen, welchen der König von Navarra ſein Vertrauen ſchenkte, war't Ihr derjenige, den ich am höchſten ſchätzte, dem ich wegen ſeiner Sitten, ſeiner Redlichkeit, ſeiner Treue an unſerm Herrn, mit wahrer Neigung zugethan war. Nie habt Ihr den Schwächen des Königs gehuldigt, und oft glaubte ich Mitleid in Euren Augen zu leſen, wenn mir ein Auftrag wurde, deſſen Entehrendes mein leichtes kindliches Gemüth damals noch nicht erkannte. Und jetzt — Rosny lächelte — jetzt zieht Ihr ſelbſt aus, dem Könige die Jungfrauen zu ſtehlen, übernehmt ſelbſt das entehrende Amt, der Kuppler des Königs von Navarra zu ſeyn! —

Junger Mann! — unterbrach ihn Rosny mit Ernſt und Würde — ſeyd nicht zu raſch in Eurem Urtheile, bedenkt was Ihr ſprecht, und daß, wo ich handelte, mit Gott noch immer das Recht und die Ehre neben mir ſtand.

Hypolit lachte bitter. — Wo ſtand die Ehre, wo ſtand das Recht neben Euch, — rief er bebend vor Zorn — als Ihr die weinende Victoire Beaupré ihrem Zufluchtorte entriſſet, und ſie in die Hände dieſes Heinrichs gabt?!

Ich erfüllte meines Königes Befehl, junger Mann! und that mithin meine Pflicht — erwiederte Rosny — Wer aber gab Euch das Recht, wo ſtand die Ehre neben Euch, als Ihr St. Leu von hinten niederranntet, Eures Königes, Eures Wohlthäters Reiter feindlich anfielet, und mit dem tollen d'Aubigny ein Abenteuer beſtandet, das Euch den Kopf koſten kann? Hattet Ihr d'Aubigny's ritterliches Beiſpiel vergeſſen, der Fervagues offen zum Zweikampfe forderte, als Ihr St. Leu niederwarſt? Kanntet Ihr die Abſicht des Königs, weshalb er dieſen abgeſchickt, Victoire Beaupré an den Hof zurückzuführen? — Wer gab Euch das Recht, Euch den Anordnungen Eures Herrn zu widerſetzen?

Meine Liebe!

Und wenn der König nun ein Gleiches ſagte?

Der König! — Für wie viel Damen hat das königliche Herz Platz? — Rosny ſchwieg, ihn mit Unmuth anblickend. Hypolit fühlte das Unvorſichtige ſeiner Rede. — Ich würde ihm erwiedern, — lenkte er ein — Sire! Ihr ſtreckt Eure Hand nach fremdem Gute, denn mir gehört Victoire Beaupré, mir durch Herz und Wort!

Und was wollt Ihr jetzt hier?

Victoire von Euch, von dem Könige zurückfordern!

Macht Euch nicht vergebliche Mühe, Favas! — erwiederte Rosny mit mitleidigem Lächeln — Was würde Euch dieß helfen. Worte ſchweben ſchnell und leicht über unſere Lippen, aber die That iſt ſchwer — und wie wollt Ihr dieß ausführen?

Dem Könige will ich als franzöſiſcher Edelmann entgegen treten, ihn an die Pflichten eines Ritters erinnern, ſeinen edlen Sinn aufrufen, einer Leidenſchaft zu entſagen, die er nur hoffnunglos nährt, und, auf des Fräuleins Liebe vertrauend, mich ihm kühn entgegen ſtellen; — und Euch, Herr von Rosny, ſchon hier mit dem Degen in der Hand zwingen, mir zu ſagen, wohin Ihr Victoire Beaupré geführt!

Hypolit! — erwiederte Rosny, nach einigem Nachdenken, — wohin ich Eure Geliebte geführt, kann ich Euch ſagen, ohne daß Ihr das Schwert gegen mich zu ziehen braucht; den Händen des Königs habe ich ſie geſtern übergeben, wohin er ſie geſchickt, weiß ich nicht.

So fordre ich ſie denn von Euch zurück! rief der Erzürnte und zog ſein Schwert.

Junger Mann! — begann Rosny mit Ruhe, doch

doch nicht ohne Theilnahme, — Ihr dauert mich; Eure Leidenſchaft macht Euch blind. Ihr vergeßt, daß Ihr vom Kopfe bis zum Fuße bewaffnet ſeyd, ich nur das Schwert an meiner Seite habe; der Kampf wäre ungleich und für Euch nicht ehrenvoll. Morgen ſtehe ich Euch Rede mit Schwert und Lanze, wo und wie Ihr wollt; Ihr kennt Rosny, daß er, wie immer, auch hier ſein Wort hält. Heute aber ſchützen mich vor Euren Thorheiten jene, die Ihr am Thore uns aufmerkſam beobachten ſeht. Deshalb ſteckt Euer Schwert ein und beherzigt das warnende Wort eines Freundes, den Ihr als ſolchen immer erkannt habt, und in deſſen Rechtlichkeit Ihr wohl keinen Zweifel ſetzen werdet. Geht heute nicht nach Pau, reitet hinüber nach Caſtell Beziat zu der Prinzeſſin; dort findet Ihr die Gräfin von Grammont, ſucht ihre Theilnahme, ihre Fürſprache zu gewinnen, und erſt, wenn des Königs Zorn über Eure raſche That bei Bagneres gemildert iſt, dann tretet, beſcheiden bittend, unter dem Schutze jener Damen vor Euren Herrn.

Hypolits Heftigkeit war durch Rosny's Ruhe, durch die Theilnahme, mit welcher er zu ihm ſprach, gemildert; er hatte dieſen Mann ſo lange hochgeachtet, erinnerte ſich ſo manches Beweiſes ſeines Wohlwollens. — Auch die Gewaffneten, die am Thore ihn zu beobachten ſchienen, entgingen ihm nicht, und zeigten ihm, daß es wohl Thorheit ſey, von Rosny das Unmögliche mit den Waffen in der Hand zu fordern. Er ſteckte das Schwert wieder ein.

Recht ſo, Hypolit! — ſagte Rosny — das iſt der erſte Schritt zur Vernunft. — Aber eilt jetzt nach Caſtell Beziat, ehe ein geſchäftiger Diener den König von Eurer Anweſenheit unterrichtet. Lebt wohl bis morgen! — Er nickte Favas im Weggehen freundlich zu, der keinen Augenblick ſäumte, ſich auf ſein Pferd ſchwang, und nach Caſtell Beziat zuritt.

13.

Auf dem kurzen Wege bis zu dieſem Lieblingsaufenthalte der Prinzeſſin kreuzten ſich mancherlei Gedanken in Hypolits Seele. Gedachte er des zuverſichtlichen Tones, mit dem ihm Rosny den Rath gegeben, die Prinzeſſin aufzuſuchen, ſo ſchimmerte ihm von fern die Hoffnung entgegen, dort Victoire zu finden. Die Gräfin von Grammont, von Allem unterrichtet, konnte ſie zurückgefordert haben; der König durfte ſeiner Geliebten, ohne mit ihr zu brechen, dieß gerechte Verlangen nicht abſchlagen. — Ja, — rief er — ich finde ſie dort! — und der treue Rappe mußte die letzten Kräfte anſtrengen, den ſteilen Felspfad hinauf zu jagen.

Die Prinzeſſin ſetzte ſeine Ungeduld auf keine lange Probe; er wurde ſogleich vorgelaſſen, und fand Katharina von Bourbon ſehr traurig. Der Graf von Soiſſons war von Nerac aus, im Auftrage des Königs, zu ſeinem Bruder, dem Prinzen von Condé, gegangen, und die Briefe, welche Rosny ſeinem Herrn überbracht, und welche er ihr nach des Grafen Abreiſe mitgetheilt hatte, waren wohl nicht geeignet, ſie über ſeine Abreiſe zu tröſten. Sie glaubte zwar dieſer verläumderiſchen Nachricht nicht, ſie wollte ſich überreden, daß ſie ihm feſt vertrauen könne, und doch fürchtete ihr geängſtetes Herz. — Auch die Gräfin von Grammont war niedergeſchlagen. — Victoire fand er nicht.

Aber wie erſtaunte er, als weder Katharina von Bourbon, noch Diana irgend etwas von dem Vorgefallenen wußten, und Victoire noch auf der Burg des alten Ritters unter d'Aubigny's Schutz in Sicherheit glaubten, und er nun ſah, daß er ſich durch Rosny's Verſtellung habe täuſchen laſſen. Sogleich wollte er nach Pau zurück, hin zu dem Könige, und eher ſterben als Victoire länger in deſſen Gewalt laſſen. Die Prinzeſſin befahl ihm jedoch, ruhig auf Caſtell Beziat zu bleiben, ſie und die Gräſin wollten hin, ſeine und Victoire's Sache bei dem König zu führen.

Diana war tief erſchüttert; ſie fürchtete Alles für ihre geliebte Pflegetochter, ſie fürchtete Alles für ſich; kaum, daß ihr die Kraft blieb, ein Roß zu beſteigen und der Prinzeſſin nach Pau zu folgen.

Stunden vergingen für Hypolit in qualvoller Einförmigkeit; die Prinzeſſin kehrte nicht zurück. Es ward Nacht, ſie kamen immer noch nicht; endlich ſah er unten im Thale den Schein der Fackeln, der ſich immer mehr und mehr dem Schloſſe näherte. Sein Herz klopfte laut, ſeine Bruſt wollte vor Ungeduld zerſpringen, denn die Entſcheidung, die er durch ſie erwartete, ſprach das Schickſal ſeines ganzen Lebens aus. Da hörte er Pferdegetrappel im Hofe. Sie waren es — ſie nahten über den langen Gang — er wollte ihnen entgegen, und fühlte ſich wie gebannt; ſtarr blickte er auf die Thür, um bei ihrem Oeffnen ſein Geſchick auf dem Antlitz der edlen Frauen zu leſen. — Sie öffnete ſich, und — Hoffet nichts! — rief ihm die Gräfin entgegen.

Sprachlos ſtand er ihnen gegenüber, die Kniee wankten, er mußte ſich an die Lehne eines Seſſels halten, und der Schmerz nahm ihm die Worte.

Ich erkenne meinen Bruder nicht mehr! — ſagte Katharina von Bourbon — Er, von dem ich glaubte, er verſtehe ein Herz, ſpielt jetzt mit dem blutenden, als ob die geſchlagenen Wunden durch ſein allmächtiges Wort ſich nach ſeinem Belieben wieder ſchlöſſen.

Und mir, mir verſagt er ſolche gerechte Bitte; mich, Diana von Grammont, kann er ſo tief kränken! — rief die Gräfin — O, Prinzeſſin, Ihr ſagtet wahr, als Ihr mich an das Denkmal Fleurette's führtet! — Er liebt mich nicht mehr — er hat mich getäuſcht!

Gnädige Frau! — fuhr Hypolit plötzlich aus ſeinem ſtarren Schweigen auf — noch verlier' ich die Hoffnung nicht. Heinrich von Navarra kann nicht unedel handeln; ich vertraue ſeinem Herzen, ſeinem königlichen Sinne. Ich gehe morgen zu ihm, fordre Victoire zurück —

Und wagt Euer Leben! — unterbrach ihn die Prinzeſſin.

Wie Gott will, Hoheit! — Welchen Werth hat es für mich ohne ſie! Der König ſetzt mehr auf's Spiel als ich. — Morgen gehe ich.

Begleite Dich Gott und der Schutzgeiſt treuer Liebe! rief ihm die Prinzeſſin nach, als er ſich entfernte.

Katharina von Bourbon, ſelbſt die Gräfin, welche den König beſtürmte, war in ihren Bemühungen nicht glücklich geweſen. Heinrich hatte ihnen verſichert, den Aufenthalt Victoire's nicht zu wiſſen, ſogar läugnete er, als die Gräfin von Grammont heute zum erſten Mal darüber ſprach, Fervagues und St. Leu abgeſchickt zu haben, um Victoire mit Gewalt zurückzubringen. Und als ihn Diana mit Thränen beſtürmte, ihr das Mädchen zurückzugeben, und ihn endlich durch ihre Bitten beläſtigte, wurde er ungeduldig und verließ plötzlich das Zimmer, ſo daß der Prinzeſſin, die im Schloſſe zu Pau unter dieſen Umſtänden nicht bleiben wollte, nichts übrig blieb, als noch in dieſer Nacht nach Caſtell Beziat zurückzukehren. Diana folgte ihr, durch das liebloſe Betragen des Königs tief gebeugt.

11.

Mit dem Grauen des Morgens eilte Hypolit nach Pau. Seine alten Bekannten waren erſtaunt, ihn, den Verbannten, nach der Begebenheit bei Bagneres im Vorzimmer des Königs zu ſehen. Wer es wohl mit ihm meinte, und das thaten faſt Alle, rieth ihm, Pau ſchnell zu verlaſſen und dem Zorne des Königs auszuweichen. Selbſt Bontemps, der vertraute Kammerdiener, dem die Unterredung mit der Prinzeſſin und der Gräfin von Grammont am vorigen Abend nicht entgangen war, warnte ihn. — Er blieb; es that ihm wohl, daß der alte Citron, der auch mit nach Pau gewandert war und, ihn bald erkennend, an ihm aufſprang, nicht das einzige Weſen war, welches ihn freundlich empfing, daß er ſo viel theilnehmende Freunde fand, die ſich auch dem Verbannten, dem Unglücklichen freundlich näherten. —

Der König war jetzt aufgeſtanden, Bontemps trat aus ſeinem Zimmer. — Die Laune des Herrn iſt noch nicht beſſer, — raunte er Hypolit zu — noch iſt es Zeit, Euch zu entfernen; eilt von hier!

Meldet mich dem Könige! — bat Favas — in ſeinem Dienſte hab' ich nicht gelernt, der Gefahr auszuweichen.

Bontemps zuckte die Achſeln, ſagte einem Offizier der königlichen Leibwache etwas leiſe in's Ohr, der ſich ſchnell entfernte. — Ihr wollt es, nun ſo ſey's! — ſprach er theilnehmend, und kehrte in das Zimmer des Königs zurück. Nicht lange verweilte er dort. — Herr von Favas! — rief er laut — der König erlaubt Euch einzutreten! — Hypolit folgte Bontemps; alle Herzen bangten für ihn.

Der König ſtand der Thür gegenüber an einen Tiſch gelehnt. Er winkte dem Kammerdiener, ſich zu entfernen, und heftete ſein Auge feſt auf den Eintretenden, der ſich ehrfurchtvoll neigte und mit feſtem Schritte ihm nahte. — Der König ſchwieg, ſeine Augenbrauen zogen ſich zuſammen, wie er es wohl bei heftiger Gemüthbewegung zu thun pflegte, ſein Blick ruhte zornig auf Hypolit.

Sire! — begann Favas — ich trete vor Euch, meinen Richter, ich fordre Recht von dem Könige von Navarra; verweigert er es mir, ſo nahe ich mich Heinrich von Bourbon; iſt auch der für meine Bitten taub, dann wende ich mich an den edelſten Ritter Frankreichs, an den, der nach Bayard allein den ehrenwerthen Titel ohne Furcht und Tadel verdient — an Euch!

Und welches Recht fordert Ihr? — unterbrach ihn der König, ohne daß man den Eindruck, den Hypolits kühne Rede auf ihn gemacht, in ſeinem Antlitze leſen konnte.

Ich fordre Victoire von Beaupré zurück, welche der Baron von Rosny auf Euern Befehl von Beaudean abgeführt hat. Ich fordre ſie zurück als meine Verlobte. Die Gräfin von Grammont, ihre Pflegemutter, hat den Segen über unſere Liebe geſprochen und ſie geheiligt. Ich fordre ſie zurück als Ritter, und da ich zu ihrem Schutze mein Leben zu opfern verpflichtet bin, ſo trotze ich ſie Jedem ab, der ſie mir vorenthalten würde. Ich fordre ſie von Euch, Sire!

Helfe mir Gott! — rief Heinrich mit Heftigkeit — Der edle, mannhafte Ritter wagt es noch, nachdem er meinen Lieutenant niedergerannt, meine Reiter zerſtreuet hat, ſeinen König auf dieſe Weiſe zur Verantwortung zu ziehen?!

Hätte ich nicht Vertrauen zu Euch, zu Eurem edlen Herzen, wüßte ich nicht, Heinrich von Navarra ſey keiner unedlen Handlung fähig, ich ſtände hier nicht mit Muth, feſt auf den ritterlichen Sinn meines Königs vertrauend; ich wäre zu Heinrich von Guiſe gezogen, hätte in den Reihen der Ligue im erſten Treffen Euch aufgeſucht, und meiner Rache ein Opfer gebracht.

Der König ſchellte, Bontemps trat ein. Heinrich winkte; der gewandte Kammerdiener verſtand ſeinen Herrn, und nach einigen Augenblicken trat der Herr von Senapons mit Gewaffneten ein.

Entwaffnet ihn, — ſagte der König — und führt ihn in Gewahrſam!

Einen Augenblick überraſcht blickte Favas ſtarr auf den König, dann nahm er haſtig ſein Schwert, übergab es Senapons, und ſagte: Muß ich mich auch von meinem Schwerte trennen, bleibt doch der Glaube an meines Königs Herz unerſchütterlich. — Führt mich wohin Ihr wollt, ich folge Euch! — Senapons führte ihn ab.

Kurze Zeit nach dieſem Vorfalle, der den König ergriffen zu haben ſchien, kam die Prinzeſſin von Bourbon mit der Gräfin von Grammont auf das Schloß. — Ihr habt mich hierher beſchieden, — begann Katharina, als ſie in des Königs Zimmer trat, — Eurem Befehle zu Folge bin ich hier.

Der König reichte ihr freundlich die Hand und umarmte ſie. — Und wo iſt Diana von Grammont? fragte er verwundert.

Auf ihrem Zimmer, — erwiederte die Prinzeſſin. — Nach dem, was geſtern Abend vorgefallen, mußte ſie fürchten, ihre Nähe ſey Euch läſtig.

O, über die Weiber! — rief der König — Zart und weich wie Flaum, der leiſeſte Hauch bewegt ſie! Doch verweilt einen Augenblick, bis ich zurückkehre; ich muß eilen, ſie zu verſöhnen. — Ohne die Antwort ſeiner Schweſter abzuwarten, ging er durch einen geheimen Gang die Wendeltreppe hinauf, und überraſchte die Trauernde.

Diana! — rief er, ſie feurig in ſeine Arme ſchließend, — zürnt nicht mit mir, kommt hinunter in mein Zimmer, wo die Prinzeſſin uns erwartet. Kommt, ich bitt' Euch! — Die Gräfin war überraſcht, ſie wollte reden, aber der König ſchloß ihren Roſenmund und nahm ihren Arm. — Kommt, meine Geliebte! rief er.

Wider Willen mußte die Gräfin folgen. Es lag ja in ſeinem Tone, in ſeiner Stimme der Zauber, der ſie immer ſo unwiderſtehlich nach ihm zog; aus ſeinem Auge ſtrahlte ja der Blick, dem Niemand etwas verſagen konnte. Sie folgte — die Prinzeſſin war höchſt verwundert, den Zwiſt ſo bald beendet und das tief verwundete Herz der Gräfin ſo bald verſöhnt zu ſehen.

Als Diana neben der Prinzeſſin ihren Platz genommen hatte, und beide mit geſpannter Aufmerkſamkeit erwarteten, was der König ihnen ſagen würde, umzog Ernſt, faſt Unmuth ſeine Stirn. — Euch beide — begann er — hat Euer Genius verlaſſen. Dich, meine Schweſter, der Geiſt der Verkündung. Victoire weihte dieſer die friſche, dornloſe Roſe, die den Stürmen des Lebens am Grabe noch trotzt; wo könnte ſie dieſe Blume finden als in Hypolits Arm. Euch, Diana, verließ der Genius des Vertrauens, der einſt Eures Lebens Glück auf die Treue meines Herzens bauete — und nur er, — fuhr er nach einer Pauſe fort — er, den nicht Verwandtſchaft, nicht Liebe, den nur Dankbarkeit und Neigung an mich kettet, er verlor das Vertrauen zu meinem Herzen nicht,

— Hypolit Favas verlor es ſelbſt unter Stürmen nicht, die um ihn tobten. Er allein — nicht Ihr — hielt mich keiner unedlen That fähig. Er hat Euch beide beſchämt!

Staunend ſah die Prinzeſſin auf Diana, Beide konnten ſich des Königs Worte nicht deuten, der die Flügelthür zur Linken öffnete. — Hypolit trat an Rosny's Hand in das Zimmer.

Favas! — rief ihm der König entgegen, und kaum vermochte er die Rührung ſeines Herzens zu unterdrücken. — Du haſt Dich als meinen Freund bewährt, Du haſt, wenn auch Dein Herz zerriſſen war, und alle Umſtände dagegen ſprachen, Deinen Glauben an mich unerſchüttert erhalten, Dir gebührt der Platz an dieſem Herzen, welches Du nicht verkannteſt. Sey fortan mein Freund! — Er drückte den Erſtaunten an ſeine Bruſt. — Und wie könnt' ich Dich ſchöner belohnen, — fuhr er fort — als durch ſie! — In dieſem Augenblick öffnete ſich die Thür ihm gegenüber, d'Aubigny trat, Victoire an der Hand, heraus. — Die Liebe beglücke, belohne Dich! ſagte der König, das Fräulein Hypolit entgegen führend.

Während die Liebenden, kaum ihrem Glücke trauend, ſich umſchlungen hielten, küßte der König Diana von Grammont die Hand. In dieſem Kuſſe, in dieſem Drucke öffnete ſich ihr von neuem der Himmel. — Heinrich, Ihr habt mich beſchämt! lispelte ſie ihm leiſe zu.

Sire! — ſagte jetzt d'Aubigny zu dem Könige tretend — endlich ſehe ich doch einmal einen Eurer Diener belohnt; zwar koſtete es Euch wenig, etwas Ueberwindung und Geduld, weiter nichts, aber er iſt doch belohnt. — Nun hoffe ich, daß auch an mich die Reihe bald kommen wird, denn ſo ganz fern im Hintergrunde Eurer Diener ſteht d'Aubigny doch nicht.

Nein, — rief der König, ihm die Hand treuherzig ſchüttelnd, — im Hintergrunde meiner Freunde ſtehſt Du wahrlich nicht! aber um Dich recht innig an mein Herz zu drücken, Agrippa, fürcht' ich immer die Stacheln, mit denen Du gewappnet biſt. Hoff' auf beſſere Zeiten, und vertraue dieſem Worte, wie Du meinem Worte vertrauteſt, als Dir Rosny Victoire abforderte! — D'Aubigny drückte gerührt die dargereichte Hand an ſein Herz. — Und nun nach Nerac zurück! — rief der König — dort das Feſt der Liebe und zugleich das Feſt der Trauer zu feiern, und dann — zum Heere! — Niemand verſtand des Königs Rede ganz, Niemand konnte es ſich deuten; erſt in Nerac ward es ihnen klar.

15.

Dort angelangt, wurden ſchnell alle Anordnungen gemacht, um Hypolits Glück durch prieſterlichen Segen für immer zu knüpfen. Aber auch zu dem Feſte der Trauer, wie der König es nannte, ward Alles bereitet. — Auf dem Friedhofe der Hauptkirche hatte der König ſchon vor ſeiner Abreiſe eine Gruft zu bauen befohlen, einfach und klein; ſie war beendet. Der König begab ſich, nur von ſeiner Schweſter begleitet, im Dunkel der Nacht an den See; er hoffte, noch einmal werde Fleurette erſcheinen, und dann wollte er ihre Gebeine an heiliger Stätte zur Ruhe geleiten.

Katharina folgte dem Könige mit bewegtem Gemüthe; ſie bat ihn auch jetzt, wie ſchon früher, ſeinen Vorſatz aufzugeben, und den Sarg, der die Hülle des lieblichen Mädchens verſchloß, an dem Orte ruhen zu laſſen, wo ſie den Tod geſucht. Ihr war der Gedanke ſo wehmüthig, vielleicht dann die Gemeinſchaft mit ihrer Jugendfreundin geſtört zu ſehen. Aber der König erwiederte ernſt: Dein Geiſt überſpannt ſich durch dergleichen Dinge, Dir thut Ruhe noth, — und auch ihr, der Unglücklichen!

Nun, ſo ſey's! — ſagte Katharina — Nur geweihete Erde verſchließt den Sarg feſt, der die irdiſche Hülle deckt, und der Himmel öffnet dann nicht mehr den Geiſtern die Pforte.

Katharina's Sehnſucht rief auch bald die murmelnden Wellen herbei; der Nebel ſchwebte wieder aus den Waſſern empor, Fleurette's Bild trat aus ihm hervor, deutlicher als je — doch nicht den Pfeil in der Hand, der die Roſe durchbohrte. Nur die Roſe allein ſchwebte in ihrer Hand; ſie ſchien freundlich zu lächeln, und als Heinrich, ſich vergeſſend, ihren Namen ausrief, verſank ſie, die Roſe zurücklaſſend, wieder in die Fluth.

Lange, wie von der Nachtluft getragen, ſchwebte die Blume über den Wogen, dann nahm ein leiſer Wind Blatt für Blatt auf ſeine Schwingen, und trug es in das dunkle Reich der Sternnacht, und als das letzte Blatt ſich vom Kelche löſ'te, ſank der

der entblätterte Stengel in die Fluth; die Wellen trieben ihn zu des Königs Füßen. Er nahm ihn auf und verwahrte ihn heilig an ſeiner Bruſt; dort ſoll er immer grünend geblieben ſeyn, bis Ravaillacs Meſſer ihn mit Heinrichs Herzblut tränkte.

Am andern Morgen wurde der roſenbepflanzte Hügel geöffnet, der Sarg dem Lichte der Sonne wiedergegeben, doch nicht geöffnet. Mädchen bekränzten ihn mit friſchen Blumen, Jünglinge trugen ihn zur Gruft, Heinrich begleitete ihn von fern. Er wurde hinabgeſenkt, ein Stein verſchloß den Eingang, auf welchem die einfachen Worte ſtanden: „Henriot, Fleuretten.“ Die Thür der Gruft ward vermauert. Fleurette ſchlummerte dort ſanft und ruhig. Die Wellen plätſcherten nur noch an der Thränenweide, und ſuchten vergebens den Hügel, den ſie ſonſt beſpült; kein Seufzer ſtieg mehr aus ihrem eintönigen Schlagen herauf, kein Nebel umhüllte mehr Fleurette's trauernde Geſtalt. Sie ruhte. —

Das Feſt der Liebe folgte dem Feſte der Trauer. Hochbeglückt waren die Liebenden, nur Katharina nicht. — Das Feſt der Trauer und der Wonne folgen zu nahe, ſie einen ſich zu bald — ich kann keinen Theil an dem Glücke Victoire's nehmen, — ſagte ſie am Abend zu Diana, als dieſe ihrem geliebten Pflegkinde leiſe eine gute Nacht zugeraunt. — Das Glück iſt wandelbar — ihr Glück nur kurz!

Auch hier betrog der Geiſt der Verkündung die Prinzeſſin nicht. — Für ſeinen König und Frankreichs Wohl ſank Hypolit an Heinrichs Seite in der Schlacht von Ivry. — Victoire ehrte ſein Andenken lange — keine neue Liebe trübte die Erinnerung an den Gefallenen. Mit ihrer mütterlichen Freundin, deren Roſe bald der Schmetterlingflügel entblätterte, zog ſie ſich abgeſchieden von der Welt nach Guyenne zurück.

Auch Katharina nährte noch lange ihre hoffnungloſe Liebe. — Die Knoſpe entfaltete ſich nie.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Gedruckt bei A. W. Schade in Berlin.

Sämmtliche Schriften

von

A. von Tromlitz.

Neuntes Bändchen.

Franz von Sickingen und ſeine Zeitgenoſſen.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1829.

Franz von Sickingen
und
ſeine Zeitgenoſſen,

von

A. von Tromlitz.

Erſte Abtheilung.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1829.

Einleitung.

Deutſchlands Morgenröthe begann zu dämmern, die Fackel des Lichtes, im Norden angezündet, verbreitete ſich mit herrlichem Glanze über die Welt. Aus den Ketten der Finſterniß riß ſich der kühne Geiſt empor und ſchwang ſich, ſeiner Zeit vorauseilend, mit kräftigem Fluge dem neuen Lichte entgegen. — Die Menſchheit jauchzte, das Zeitalter politiſcher und geiſtiger Freiheit war erſchienen.

Von ſeinem Throne ſah am Abende eines thatenreichen Lebens Kaiſer Maximilian mit ernſtem Blick und ahnendem Geiſte die Dämmerung ſich immer mehr und mehr erhellen. Im ſteten Kampfe mit Rom, ein deutſches, ein ritterliches Herz in ſeiner Bruſt, war er von Jugend auf von einem großen edlen Willen geſpornt, jedoch ſtets aus Mangel an Mitteln von ſeinem ſich ſelbſt geſteckten hohen Ziele entfernt geblieben. Nie von den Fürſten Deutſchlands in ſeinen Planen kräftig unterſtützt, von den Städten, die ſeinen beſtändigen Geldmangel klüglich zu benutzen wußten, nur ſpärlich und dann nur, wenn es ihr Vortheil erheiſchte, thätiger Hülfe ſich erfreuend, hatte derſelbe nur in der Ritterſchaft zuweilen treue Vaſallen gefunden; denn ihr lag ſein kriegeriſch-romantiſcher Sinn nicht ſo fern als den Fürſten damaliger Zeit, die, entweder an Rom gekettet, oder den kühnen Muth, den kräftigen Zügel des Kaiſers fürchtend, ſeinem Willen entgegen waren.

Die Städte, von dem Geiſte kaufmänniſcher Ariſtokratie geleitet und von ihm regiert, hatten nur Gemeingeiſt für das, was in ihren Ringmauern vorging, handelten ſtets, nur ihr kaufmänniſches Intereſſe vor Augen, wie es ihr Vortheil, nicht wie es das allgemeine Wohl des deutſchen Vaterlandes erheiſchte, feindeten ſich gegenſeitig an und waren doch ſtets vereint, wenn es ihre Freiheiten oder Privilegien galt. Feinde der Fürſten, weil ſie deren Macht fürchteten, ſchloſſen ſie ſich nicht dem Adel an, deſſen ohnmächtiger Stolz und ewige Befehdungen ihnen zuwider und läſtig waren.

Der Adel, meiſt arm und machtlos, zog ſich immer mehr von ſeinen Burgen nach dem Hoflager der Fürſten, die er mit edler Aufopferung auf ihren Thronen befeſtigt hatte und noch jetzt zuweilen gegen die ſtolzen Anmaßungen der Städter muthig vertheidigte. Die Fürſten ſelbſt, obgleich dieß Zeitalter keine ausgezeichneten Männer auf den Thron geſetzt hatte, ſchienen die Macht der Städte zu verachten, und fürchteten ſie doch, die ſtets gerüſtet in ſo mancher Verbündung ihnen entgegen ſtanden, verachteten aber in der That den Adel mit ſeinem oft derben, läſtigen Freimuth, und als ob ſie von einem Geiſte beſeelt wären, griffen alle immer mehr, wenn auch unmerklich, um ſich, und nach dem Ziele der Unbeſchränktheit ſtrebend, ſchritten ſie faſt mechaniſch und einſtimmig auf ihrem Wege fort.

Die geiſtlichen Fürſten, ein doppeltes Ziel vor Augen: Unabhängigkeit von Rom, Unabhängigkeit vom Kaiſer, ſahen mit Zagen nach den Ufern der Elbe, wo Luther mit mächtigem Worte die Stimme der Wahrheit ſprach. Dieß Wort ſchien ihnen der Ruf ihres politiſchen Todes. Wenn auch von fürſtlicher, oder auch nur von edler Abkunft, verläugneten ſie doch, ſobald der Krummſtab in ihrer Hand ruhte, ihre Abkunft, und ein anderer Geiſt bemächtigte ſich ihrer. Selbſt ein Albrecht von Brandenburg, jener chamäleoniſche Fürſt, Beſchützer eines Ulrich von Hutten, Franz von Sickingens Freund, ließ Ablaß predigen und trat feindlich gegen Luther auf, wie keiner. Jener finſtere Richard von Trier, der mit ſeinem Scharfblicke das geöffnete Grab des geiſtlichen Regimentes vor ſich ſah, ſeit Luther den reinen Spiegel der Wahrheit mit kühnem Muthe ihm vorgehalten, war eine feſte, unwandelbare Stütze Roms — ihm war ſein Vaterland nichts, Rom alles.

Im Norden Deutſchlands herrſchten zwei Fürſten, in manchem ſich ſo ähnlich, in einem ſo verſchieden, Joachim von Brandenburg und Friedrich von Sachſen. Beide beglückten ihr Land, Beide waren friedliebend und den Wiſſenſchaften hold, und wenn Joachims höhere Bildung ihn in wiſſenſchaftlicher Hinſicht über Friedrich von Sachſen ſtellte, begriff dieſer dagegen mit ſeinem ſchlichten Verſtande den Geiſt der Zeit, dem jener machtlos entgegen ſtrebte. Friedrich der Weiſe ließ das Licht ſich verbreiten, welches von Wittenberg ausſtrömte — Joachim zwang noch auf dem Sterbebette ſeine Söhne, ihm zu ſchwören, nie die neue Lehre anzunehmen, oder in ihren Ländern verbreiten zu laſſen.

Im Süden Deutſchlands, wo die Wittelsbacher herrſchten, war es da, wo die baieriſche Linie thronte, noch düſter; Pfalz neigte ſich ſchon jetzt zu der neuen Lehre, und Kurfürſt Ludwig duldete wenigſtens, wenn er auch nicht beförderte.

Die Städte Deutſchlands, meiſt Reichsſtädte, dem Handel Reichthum und Dauer verdankend, ſtanden auf dem höchſten Gipfel ihres Glanzes. Augsburg, Nürnberg im ſüdlichen, die Hanſeſtädte im nördlichen Deutſchland waren mächtig, und der erſtorbene Glanz der lombardiſchen Städte ſchien auf ſie übergegangen zu ſeyn. Aber wie das Emporſtreben jener ihnen zum Vorbilde gedient, hatte auch deren Verfall ihnen eine weiſe Lehre gegeben, und vorſichtig vermieden ſie jede nähere Berührung mit den Fürſten, in denen ſie die Feinde ihrer Freiheit, und wohl mit Recht, zu erblicken glaubten. Selbſt mit dem Adel traten ſie nur dann in den Verband, wenn dieſer als Bürger der Städte von ihnen abhängig wurde, und ſo erſtarb der Geiſt des Ritterthums bald in den in die Städte eingewanderten Geſchlechtern, welche ganz in bürgerliche Geſchäfte übertraten. Man findet nur noch den Geiſt des Adels in dem Ariſtokratismus der patriziſchen Geſchlechter wieder, die im 16ten Jahrhunderte faſt mit deſpotiſcher Macht die Städte beherrſchten.

Dieſe ſchloſſen ſich immer mehr und mehr dem Throne des Kaiſers an, von dem ſie bei der kleinſten Beeinträchtigung ihrer Rechte oder ihres Handels Hülfe verlangten, nie aber, wenn der umgekehrte Fall eintrat und der Kaiſer ihrer bedurfte, ihn thätig unterſtützten. Maximilian hatte oft dieſe Erfahrung gemacht, aber ſtets geldbedürftig, waren die Städte die einzige Quelle, die, wenn auch nur ſparſam, für ihn floß; er ſchonte ſie, und unter ſeiner und ſeines Vaters ſchwacher Regierung gelangten ſie zu der Macht, welche ſie, im Anfange des 16ten Jahrhunderts und durch dieß Säculum bis zum verhängnißvollen dreißigjährigen Kriege, ſich fortdauernd erhielten.

In ihnen blüheten Kunſt und Wiſſenſchaft. Der Geiſt des Handels, der alle Rückſichten beſeitigt, wenn er nur Gewinn vor ſich ſieht, iſt duldſam und ſtrebt nach Freiheit; daher drang das Licht der Aufklärung auch mehr als irgendwo bei ihnen ein, und dort, wo Kunſt und Wiſſenſchaft eine Zuflucht fanden, fand auch die gereinigte Lehre eine willige, freundliche und ſchützende Aufnahme.

Der Geiſt deutſcher Ritterſchaft, der zu Anfang der Regierung Maximilians noch hier und da aufglimmte, ſollte durch den Landfrieden in ſeiner Rohheit gemäßigt und zu ſeiner alten Reinheit zurückgeführt werden. In der Ritterſchaft der verſchiedenen Kreiſe fand der kriegluſtige Kaiſer allein noch die Reiterei ſeiner Heere, und indem er die inneren Fehden und die gegenſeitigen Aufreibungen und Wegelagerungen des Adels hemmte, glaubte Maximilian den ungeſtümen kriegeriſchen Sinn deutſcher Ritterſchaft mehr in ſein Feldlager zu ziehen. Die Städte gaben ihr Geld, mit dem er ſeine Lanzknechte warb, die Ritterſchaft zog freiwillig, oft auch ſchon für Sold in ſeine Kriege; die Fürſten zogen die verlangte Hülfe auf den Reichstagen ſo lange in Berathung, bis gemeiniglich das Unternehmen des Kaiſers ſchon geſcheitert war, ehe die Hülfe kam. So blieb daher dem Kaiſer nichts als das Gold der Städte und der Arm ſeines Adels.

Mit dem Flor des Handels und mit dem Reichthum war der Luxus in den Städten geſtiegen; Fürſten, Grafen und Ritter ſahen mit neidiſchen Augen auf die Wohlhabenheit und den Aufwand der Städter, die Fugger waren ihnen ein Dorn im Auge. — Statt Kraft und treuen männlichen Sinn in die Wagſchale zu legen, wollte ihr Stolz es jenen gleich thun. Die Fürſten fanden Mittel in den erhöhten Steuern; der Adel, beſonders der niedere, verarmte in dieſer lächerlichen Anſtrengung immer mehr und mehr, und der Krieg allein gab ihm die Ausſicht zum Erwerb. Fehden mit entlegenen Städten, die von ihren Burgen zu entfernt waren, um ihre Mauern zu entblößen und ihre Mannſchaft vor die fernen feſten Burgen der Ritter zu ſenden, gaben zu Wegelagerungen und Plünderungen von Kaufmannsgütern Anlaß, und ein in dieſer Art wohl ausgeführter glücklicher Streich brachte Geld und Geldeswerth auf die verödeten Schlöſſer. War nur ein Abſagebrief geſchickt, ſo glaubten ſie die Ehre verwahrt und jeder Raub geheiligter Kriegsgebrauch.

Nach dem Beiſpiele der Städte hatten ſich auch Verbrüderungen unter der Ritterſchaft gebildet. Selten waren dieſe Vereinigungen allein mit den Nachbarn geſchloſſen, ſie verbreiteten ſich auf alle ritterſchaftlichen Kreiſe und waren den Städten um deſto läſtiger, weil ſie mit ſo manchem Feinde zu thun hatten, den ſie, der Entfernung wegen, nicht erreichen konnten, der jedoch mit der kleinen Anzahl Reiſiger, die er ſeinen Verbündeten zuführte, leicht von Herberge zu Herberge ziehend, unvermuthet vor ihren Thoren erſcheinen konnte. — Die Fürſten ſahen dieſe Reibungen des Adels und der Städte gern und unterhielten ſie ſo viel als möglich; ſie raubten dadurch ihrem Oberhaupte ſeine Stützen, ſchwächten die mächtigen Reichsſtädte und vermehrten, da der Adel auch oft bei dieſen Fehden unterlag, die Anzahl ihrer Vaſallen.

Maximilian, dieſer edle Sproß des Habsburger Stammes, dieſes wahre kaiſerliche Herz, ließ, indem er ſich am Ende, wenn auch nicht am Ziele ſeiner Laufbahn ſah, eine helle, über Deutſchland ſich verbreitende Flamme hinter ſich zurück, von der ſein ahnender Geiſt hoffte, ſie aber auch fürchtete. — Auch über den Adel verbreitete ſie ihr Licht und fand Eingang. Rohheit und die wilden kriegeriſchen Beſchäftigungen hatten den biedern, geraden Sinn nicht ganz unterdrückt, der von jeher der Deutſchen und ihrer Edlen herrliches Erbtheil war. Die unter Maximilian häufig in Italien geführten Kriege hatten überdieß den Trieb nach Wiſſenſchaft in ſo Manchem unter ihnen geweckt, und ein Ulrich von Hutten, Hartmann von Cronenberg, Sylveſter von Schaumburg begannen unter dem deutſchen Adel, auch ohne Schwert und Lanze, durch ihren Geiſt zu glänzen, und Luthers Lehre, nicht wie bei den meiſten Fürſten aus Eigennutz begierig ergriffen, verbreitete ſich mit unglaublicher Schnelle über die Schlöſſer und Burgen der Ritter, deren ſchlichter biederer Sinn, deren gerader, heller Verſtand ſie ſchnell und leicht auffaßte.

Unter dem Adel deutſcher Nation erhob ſich Franz von Sickingen gleich einem Meteor. Nur von niederem Adel, gehörten ſeine, nicht unbedeutenden Beſitzungen theils zu der unmittelbaren Reichsritterſchaft, theils gingen ſie bei Kurpfalz zur Lehn, und demnach ſtand er bald als ein furchtbarer Kämpfer an der Spitze Tauſender. Sein Vater Schweikhart, voll Thatenluſt wie er, hatte ſich in dem baierſchen Kriege für das pfälziſche Haus geopfert und büßte durch kaiſerlichen Machtſpruch ſeine Treue auf dem Schafot. Von Reuchlingen erzogen, war Sickingens Geiſt ein richtiger Blick geworden, der ihn weit über ſein Zeitalter hinausführte. Ein treues deutſches Gemüth, ein feſtes, ſicheres Wort, ein mächtiger Drang nach Freiheit, und die Kraft, ſich die Edle zu erringen, waren die Grundzüge ſeines Charakters, der jedoch nicht ganz vom Ehrgeiz frei geblieben war. Ein einnehmendes Betragen gegen ſeines Gleichen und gegen Niedere, machte ihm alle Herzen unterthan; und nur hierdurch und durch die Ordnung in ſeinen häuslichen Angelegenheiten, läßt es ſich erklären, wie dieſer Mann in damaliger geldarmer Zeit oftmals ein Heer von 15,000 Mann auf eigene Koſten werben und bezahlen konnte.

Seine erſte Waffenthat war eine Fehde gegen den Grafen Richard von Zweibrücken, die er ruhmvoll endete; dann machte er unter dem Kaiſer den Zug gegen Venedig mit, wobei ihn Max perſönlich kennen und achten lernte. Nach beendigtem Kriege trat er, gegen einen Jahrgehalt von 150 Thalern und der nöthigen Kleidung, in die Dienſte des Kurfürſten von Mainz, dem er in vorkommenden Fällen mit ſechs reiſigen Pferden, einem Knappen und vier reiſigen Knechten Hülfe leiſten mußte. So klein begann dieſer, in der Folge ſo wichtige Mann.

Im Jahr 1513 entſpannen ſich die Wormſer Unruhen, bei welchen Franz von Sickingen zum erſten Mal an der Spitze eines Heeres erſcheint. Die Bürger mit dem ariſtokratiſchen Regimente ihres Magiſtrates unzufrieden, hatten mit Hülfe des Biſchofes dieſen abgeſetzt und zum Theil verwieſen; ſie wurden jedoch bald darauf durch kaiſerliche Kriegvölker zum Gehorſam zurückgebracht. Der alte Magiſtrat ward wieder eingeſetzt, die Urheber des Aufſtandes aus der Stadt gewieſen und ihre Güter eingezogen. Unter dieſen befand ſich Balthaſar Slör, öffentlicher Notar und Geſchäftträger des Biſchofes, und mehrere angeſehene Bürger, welche bei Sickingen, dem Beſchützer der Unterdrückten, freie und willige Aufnahme fanden. Balthaſar Slör, ein raſcher, gewandter Mann, glaubte ſich, und wie es ſcheint mit Recht, durch das Verfahren des Wormſer Magiſtrates beeinträchtiget, trat in Sickingens Dienſt, dem er auch nach deſſen Tode noch ſich treu erwies, und übergab ihm ſeine Rechte und Forderungen an Worms. Sickingen wendete ſich nun an den Magiſtrat, erhielt aber eine kurze abſchlägige Antwort. — Kann ich Dir nicht Schreiberdienſt thun, Meiſter Slör, — ſagte

ſagte er bei dieſer Gelegenheit — mag's Ritterdienſt werden! — und er hielt Wort.

Zum erſten Male benutzte er ſeinen Einfluß auf die Ritterſchaft in Schwaben, Franken und am Rheine, forderte ſie zum gemeinſamen Kampfe gegen die verhaßte Stadt auf, und begann die Fehde durch eine Wegelagerung und Wegnahme des Frankfurter Meßſchiffes, auf welchem ſich mehre Wormſer Kaufleute mit ihren Waaren befanden. Bei dieſem Zuge begleiteten ihn ſeine Freunde Götz von Berlichingen und Hanns von Selbitz. Einige Zeit darauf ſandte er der Stadt einen offenen Fehdebrief, und zog mit 6000 zu Fuß und 1100 Pferden vor Worms. Es begleiteten ihn, außer den beiden Obengenannten, Hanns von Helmſtadt, Hartmuth von Cronenberg, Conrad von Wartenburg, und vorzüglich Graf Philipp zu Solms, der ihm mit der größten Anzahl Reiſiger zuzog.

Der Sold des Kriegvolkes war in damaliger Zeit ungeheuer. Für ein gerüſtetes Pferd wurden monatlich 11 Gulden bezahlt, ein Rottmeiſter erhielt monatlich 50 Fl. Leibbeſoldung. Den Söldnern ward Fraßraub und Plünderung, auch das Eigenthum der erbeuteten Schutz- und Trutzwafſen und das Löſegeld der Gefangenen zugeſichert. Das Fußvolk (Lanzknechte) hatte Sickingen allein geworben, die Reiſigen ihm ſeine Freunde zugeführt, die theils für Sold, theils freiwillig ihm dienten. Bedenkt man hierbei den Werth des Geldes zu damaliger Zeit, bedenkt man, wie ſchwer es ſelbſt dem Kaiſer wurde, ein Heer von 10,000 Mann zu bilden, da ihm doch die Vaſallen ſeiner Erbſtaaten Heerfolge leiſten mußten, ſo wird man erſtaunen, wie es einem von Adel möglich war, ein ſolches Heer zu ſtellen und zu beſolden.

Die Belagerung von Worms, wohl mehr eine Blockirung, zog ſich in die Länge. Sickingen hatte auf das Einverſtändniß mit den Bürgern in der Stadt gerechnet; ſeine Verbindung mit dem Biſchof ließ dieſe jedoch fürchten, er wolle die Stadt nur dem Krummſtabe erobern. Hierdurch gewann der Rath Zeit, bei Kaiſer und Reich gegen Sickingen Beſchwerde zu führen, daß er den Landfrieden gebrochen, und bewirkte den kaiſerlichen Befehl, daß er ſich mit den Wormſern in der Güte abfinden ſollte. Auf Sickingens Erklärung, daß er durchaus von der begonnenen Fehde nicht abſtehen wolle, ſprach Maximilian, wohl ungern, am

15ten Mai 1515 die Acht und Aberacht gegen ihn aus.

Dieß ſtörte den Ritter nicht. Trotz ausgeſprochener Acht ſchloß er die Stadt immer enger ein, ſuchte ſein Verfahren bei dem Kaiſer und den Reichsſtänden zu rechtfertigen, und that indeſſen der Stadt allen nur möglichen Abbruch. Mehrere Stürme wurden jedoch abgeſchlagen, und als von Hagenau aus eine bedeutende kaiſerliche Heerabtheilung ſich durchſchlug und in die Stadt rückte, zog er ab, nachdem er das ganze Weichbild der Stadt verwüſtet, ſetzte, wohl aus Achtung für den Kaiſer, deſſen Söldner ihm gegenüber ſtanden, die Fehde nur aus der Ferne fort, und dankte einen Theil ſeines Heeres ab.

Während dieſer Fehde hatte Franz von Sickingen ein Bündniß mit dem Herzoge von Bouillon, Robert von der Mark, geſchloſſen, und begann ſogleich, auch ohne deſſen Beiſtand, dem Grafen von Geroldseck mit 700 Reitern und 6000 Lanzknechten gegen den Herzog von Lothringen zu Hülfe zu ziehen, beendete dieſe Fehde ſchnell, trieb den Herzog in die Enge, welcher die dem Grafen vorenthaltenen Burgen wieder herausgab und ein

Freundſchaftbündniß mit Sickingen ſchloß, nach welchem er dieſem ein Jahrgeld von 300 Goldgülden auszahlte. Dieſes Bündniß haben Beide bis zu Sickingens Ende treu gehalten.

Sickingens Vereinigung mit dem Hauſe Mark hatte aber noch einen höhern Zweck. Des Kaiſers Tod war nahe, unter den deutſchen Fürſten keiner, der in damaliger Zeit Macht und Kraft genug hatte, die ohnmächtigen Zügel der Regierung zu führen. — Franz der Erſte von Frankreich hatte durch ſeinen perſönlichen Muth und ſeinen ritterlichen Sinn ſich die Bewunderung des Ritters erworben; er glaubte ihn damals am meiſten geeignet, an der Spitze deutſcher Macht dem Papſtthume widerſtehen zu können, ihn, der Würdigſte zu ſeyn, auf dem Throne der Kaiſer zu ſitzen. Auch mochte er ſich, mit der Acht belaſtet, bei Zeiten einen Zufluchtort bereiten wollen, wohin er ſich, im Fall die Acht thätig an ihm vollzogen würde, wenden könnte. Er ging mit Roberts Sohn, dem Marquis von Fleuranges, nach Paris, trat in die Dienſte des Königs von Frankreich, erhielt von dieſem bedeutende Geſchenke, den Marſchallſtab und die Zuſicherung eines Jahrgehaltes von 5000 Livres

Aber ſo ausgezeichnet man ihn auch am franzöſiſchen Hofe behandelte, durchſchauete ſein heller Geiſt ſchnell des Königs Abſicht; man hielt ihn dort für einen deutſchen Condottieri, den man gelegentlich zu politiſchen Abſichten mit ſeinem Heerhaufen benutzen wollte, und als Sickingen vom Könige Truppen verlangte, ſchlug man es ab und gab ihm hierdurch die Gewißheit, daß man ihn nur als einen gewöhnlichen Dienſtmann, nicht als einen Verbündeten behandle. Er verließ den Hof mit Unmuth und ſagte beim Abſchiede zu ſeinem Freunde die prophetiſchen Worte: Fleuranges! der König, Euer Herr, kennt mich ſchlecht, wenn er glaubt, daß Wohlthaten mich mehr als Zutrauen feſſeln. Er will Kaiſer werden und glaubt, ein einfacher Ritter vermöge nichts; mag er es mit den Fürſten verſuchen, die ihn um ſein Geld bringen und betrügen werden; er wird den Ritter kennen lernen!

Auf ſeiner Heimreiſe zog er vor Metz. Sein Heer war indeß ſchon auf 2000 Reiter und 17,000 Lanzknechte angewachſen. Metz erkaufte ſeinen Abzug mit einem Monat Sold für ſein Heer, und 30,000 Goldgülden für ihn.

Hierauf ward auf dem Reichstage zu Mainz von Pfalz, Mainz und Brandenburg mit Sickingen wegen Worms unterhandelt, jedoch erſt zu Ende des Jahres 1517 ein Waffenſtillſtand geſchloſſen, während deſſen ſein Schwager, Philipp von Flersheim, und der Ritter Dietrich Späth nach dem Hoflager des Kaiſers zogen, ihm Maximilians Verzeihung zu bewirken; ſein Heer hatte er zum Theil entlaſſen.

1.

In einem Vorſprunghäuschen auf der äußern Mauer der feſten Ebernburg ſaß Margarethe Slör in einen Pelz gehüllt, ſang leiſe und ſo ſchmelzend, als ob der Frühling mit ſeinem lieblichen Hauche die bunten Bewohner der grünen Zweige zum Sange einlade, und doch brauſ'te der kalte Nordwind ſtatt des lauen Frühlinglüſtchens, und der Schnee, vom Sturme getrieben, wirbelte ſich ſträubend ſäulenhoch. Kein Vogel, nicht einmal ein krächzender Rabe flatterte durch Sturm und

Wind, in deſſen Toben Margarethe's ſüße Stimme verhallte.

Das Mädchen hatte, während ſie ſang, ihr Auge aufmerkſam nach dem Wege gerichtet, der aus dem Walde jenſeit der Brücke über die Alſens kam, und ſchien ſehnſuchtvoll Jemand zu erwarten. Gegen Sturm und Wetter durch das Wachthäuschen geſchützt, ſchien ſie ſich um alles um ſie her wenig zu kümmern, und nur ſorgenvoll hinüber zu blicken, wo ſie jetzt Reiter gewahrte, die, aus dem Walde ſprengend, über die Brücke jagten. Im ſchnellen Laufe eilte ſie jetzt aus ihrem Verſtecke, über die herabgelaſſene Zugbrücke, bei der Kapelle vorbei die Felſen hinunter.

Ei, ei, Jungfer Margarethe! — rief ihr hier einer der Reiter entgegen — wohin ſo eilig in dieſem Unwetter?

Das Mädchen hielt in ihrem Laufe an, blickte auf und verneigte ſich erſchrocken.

Seyd Ihr es, edler Herr? — ſagte ſie ſtaunend — Seyd uns willkommen auf der Ebernburg! wir glaubten Euch noch fern.

Alſo mir galt Eure Eile nicht, Margarethe! — unterbrach ſie der Fremde — Iſt der Ritter daheim?

Er iſt oben, mein Vater bei ihm.

Nun, ſo gehabt Euch wohl, und kehrt hübſch zurück in die Burg! Euer Marderpelz ſchützt Euch nur ſchlecht. — Er nickte ihr freundlich zu und ritt mit ſeinem Gefolge weiter.

Wer war die Dirne? fragte Ritter Dietrich Späth, der neben ihm ritt.

Des Sickingens Pflegtochter, Margarethe Slör, eigentlich ſeines Geheimſchreibers Kind, das er jedoch liebt als wäre es ſein eigenes.

Ein ſchönes, liebes Mädchen! — entgegnete der ernſte Dietrich — Habe nicht leicht eine lieblichere Jungfrau geſehen; ihr Auge ſah ſo verſchämt und doch ſo feurig nach Euch auf.

Ei, ei, werther Freund! — unterbrach ihn Philipp von Flersheim, der Domſänger von Speier, Franz von Sickingens Schwager, — mir däucht, bei Euch hat das Mädchen in einem Augenblicke ſo viel Unheil angerichtet, wie da oben ſchon ſeit einem Jahre.

Der Thurmwart, deſſen Horn ſie willkommen hieß, unterbrach das Geſpräch; ſie ſprengten den Schloßberg hinauf, durch das ihnen geöffnete innere Thor, und ehe Sickingen, der mit ſeinem

Geheimſchreiber in Abfaſſung einer Schutzſchrift begriffen war, ihnen entgegen kommen konnte, traten die Beiden ſchon in ſein Gemach. Herzlich empfing Sickingen ſeinen geliebten Schwager, herzlich den Ritter Späth, der ihm ſchon in der Ferne: Gute Botſchaft, Franziskus! zurief.

Das gebe Gott! — erwiederte Sickingen — Ich liebe und ehre den alten Herrn zu ſehr, als daß ich nicht vom Herzen Verſöhnung wünſchen ſollte, bevor er vom Throne in's Grab ſteigt.

Laßt ſatteln! — unterbrach ihn der ungeduldige Späth — laßt ſatteln und zieht morgen nach Inſpruck!

Mit der Acht belaſtet? fragte Sickingen.

Zieht mit Gott! Wir haben ſein kaiſerliches Wort, und das brach Maximilian noch nie.

Nur gemach! — meinte Herr Flersheim — Noch bedarf es ſolcher Eile nicht; zum Zuge an's Hoflager bedarf es mancher Vorkehrungen, die jedoch in der Stille gemacht werden müſſen, damit der Ziegler, dieſer feile Rath des Kaiſers, Deine Ankunft nicht ahnet und Dir eine Falle ſtellt. Summa, unſere Sendung war glücklich, Franziskus! Als wir von dem Kaiſer uns beurlaubten und um ſichern Geleitbrief für Dich baten, legte er ſeine Rechte auf mich und ſprach: Ziehet hin mit Gott! Wir wollen Euch und Franz von Sickingen Geleites genug ſeyn, und wenn er, unſern Worten vertrauend, zu unſerm Hoflager zieht, ſoll ihm nicht Leid an Leib und Gut geſchehen, ſondern wollen ihm alle Gnade beweiſen.

Franz ſchwieg bei dieſer Botſchaft und ſchien nachdenkend.

Ihr Herren und Freunde! — fuhr er plötzlich auf — Wäre der Kaiſer noch in ſeiner Jugendkraft, ſammelte ſeine Ritterſchaft um ſich und jagte die feilen Räthe fort, dann ſollte es mit Gott anders und beſſer ſeyn in unſerm deutſchen Vaterlande. So aber ſteht er an ſeiner Gruft wie ein Rieſe, der gegen die Götzen kämpfte und unterlag. — Er war einer beſſeren Zeit werth als der ſeinigen.

Er iſt noch rüſtig und wohl! meinte der Domherr.

Der Leu ſchüttelt die Mähnen bis zum letzten Athemzuge, — erwiederte Franziskus — iſt auch ſeine Kraft dahin. — Seine Flamme iſt im Verlöſchen und ich muß deshalb eilen.

Meiſter Slör! — begann Ritter Dietrich zu dem Geheimſchreiber, der dieß alles aufmerkſam angehört. — Der Himmel hat Euch Geld und Gut genommen, das Schönſte hat er Euch jedoch gelaſſen, eine Jungfrau ſchön und hold. Bei Gott, wäre ich ein Jüngling, ich freite um ſie!

Sickingens Stirn umwölkte ſich bei dieſen Worten; Meiſter Slör ſchwieg.

Nun wahrlich! — fuhr Herr Späth fort — es ſcheint, als ob Ihr an Eurer Dirne keine Freude hättet; auch Ihr nicht an Eurem Pflegkinde, Sikkingen!

Als dieſer antworten wollte, öffnete ſich die Thür, und Margarethe trat herein.

Er kömmt noch nicht, Vater! — ſagte ſie traurig zu Slör, und trat dann zu Sickingen. — Warum habt Ihr ihn auch in dieſem Wetter auf die Wolfjagd geſchickt, lieber Herr! wäre er daheim geblieben, ſo hätte ich ihm das Liedchen vom Schiffer geſungen, das mich der welſche Meiſter gelehrt, oder der ehrwürdige Oekolampadius hätte uns im Betſaale einen gottesfürchtigen Sermon gehalten; nun weiß Gott, wo der arme Junge in Sturm und Wetter hauſ't!

Kümmere Dich nicht um ihn! — unterbrach ſie Sickingen, indem ſein Auge bei dieſen Worten gar freundlich auf der Dirne verweilte, welche lauſchend an ihm hinaufblickte. — Ein Mann muß früh in Sturm und Wetter hinaus, denn ſpäter treibt ihn das Schickſal fort, und das ſtürmt ärger als der Nordwind.

Aber dann theilt ein liebendes Weib ſeine Noth! — ſagte Margarethe, ſanft erröthend, — die darf Schmerz und Kummer, Noth und Elend mit ihm tragen, und ſo wird es ihm leichter.

Wer ſagte Dir das? fragte Sickingen finſter.

Fräulein Ottilie und auch er.

Hätten Dir wohl Beſſeres ſagen können! meinte Sickingen, konnte jedoch nicht ein freundliches Lächeln verbergen, während Meiſter Balthaſar ſie mit rauhem Tone barſch anfuhr: Geh' auf Deine Kammer, nimm die Spindel oder die Laute, nur geh'!

Zürnt Ihr mir, lieber Herr? — fragte das Mädchen mit ſanft bittendem Tone, ſich zu Sickingen wendend. — Hat Eure Margarethe wieder nicht recht geſprochen?

Geh' nur, Kind! — ſagte Franziskus, ihre Wangen ſtreichelnd, — ich zürne Dir nicht; geh' nur! — Und als ſich die Thür hinter ihr ſchloß und der Vater ihr finſter nachſah, rief der ernſte Späth: Wahrlich, das Mädchen iſt ein Gottesengel! und Ihr treibt ſie von Euch.

Und doch bringt ſie keinen Segen in dieß Haus, — erwiederte der Geheimſchreiber finſter — und ſtreut auf ihres Wohlthäters Pfad Dornen, wo die Dankbarkeit Roſen ſtreuen ſollte. Nun, Gott mag ihr Herz zum Guten lenken —

Und das ſeine! — fiel Sickingen ihm in die Rede — Für das weiche Herz des Mädchens fürchte ich nicht, das läßt ſich lenken, wohl aber für ſein wildes und doch ſo tieffühlendes Gemüth. — Aber von etwas anderm. Habe Euch ja kaum willkommen geheißen, mein lieber Schwäher! auch Euch nicht, mein alter, bewährter Freund! und ſprach ſchon von ſolchen Dingen, die nur mich, nicht das Gemeinwohl betreffen. Seyd mir auf der Ebernburg von Herzen willkommen; auch wenn Ihr mir traurige Botſchaft gebracht hättet, wäre ich doch erfreuet, Euch wieder zu ſehen! — Er reichte ihnen ſeine Rechte, ſie drückten ſie herzlich, und die Becher wurden gebracht. — Und nun ſetzt Euch zu mir und berichtet, wie es am Hoflager ſteht;

ſchenkt mir reinen, unverfälſchten Wein ein, unverfälſcht wie dieſer Rheingauer! — Er reichte ihnen die Becher. — Gedenkt Kaiſer Max noch meiner und iſt er mir wahrhaft ein gnädiger Herr? fragte er weiter.

Noch immer wie damals, als Du mit ihm gegen Venedig zogſt. Er iſt vielleicht der einzige deutſche Fürſt, der Dir mit aufrichtigem Herzen zugethan iſt, denn er fürchtet Dich nicht, wie die Andern! berichtete Flersheim.

Nimm Ihre Kurfürſtliche Gnaden von der Pfalz und den von Mainz aus, unterbrach ihn Sickingen.

Traut dem Pfalzgrafen nicht zu viel; ſo lange er Eurer bedarf, mögt Ihr Recht haben, — erwiederte der Ritter Späth — und der Mainzer iſt ein Pfaff!

Sickingen lächelte. — Den kenne ich beſſer; Albrecht von Brandenburg, der Freund Ulrichs von Hutten, iſt auch der meinige, muß der meinige ſeyn!

Da ſteht Ihr mit Tetzel auf gleicher Stufe in ſeiner Gunſt, — unterbrach ihn vorſchnell der Geheimſchreiber, den ein finſterer Blick ſeines Herrn jedoch ſchnell die Rede abbrechen ließ.

Nun, fahre fort, — ſprach Sickingen — und mache mich mit dem Willen des Kaiſers bekannt!

Drei ſchwere Dinge verlangt er von Dir, — begann nun der Domſänger — Erſtens Aufhebung der Wormſer Fehde, wobei er jedoch Deines Rechtes gedenken will.

Wenn dem ſo iſt, — meinte Sickingen — ſo kann es geſchehen.

Dann verlangt er, daß Du des Königs Franz Kriegsdienſte verläßeſt und in die ſeinigen trittſt.

Hat es gefruchtet? — ſagte Sickingen lächelnd — War ich doch ſchon im Voraus überzeugt, daß meine Reiſe nach Amboiſe mir mehr Nutzen ſtiften würde als alle Schriften, Vorſtellungen und Bitten beim Reichstage. Wahrlich! Mein Herz hängt an meinem Vaterlande, und ſo lange Max Deutſchlands Kaiſer iſt, wüßte ich Niemand, für den ich das Schwert lieber zöge als für ihn. — Es ſey!

Dann — nahm Dietrich Späth das Wort — ſollt Ihr Niemand bei Eurem Dienſte ausnehmen, gegen Jedermann ziehen, der des Kaiſers Feind iſt.

Nur nicht gegen meinen Lehnherrn, den Pfalzgrafen, nicht gegen den unglücklichen Ulrich von

Würtemberg! unterbrach ihn Sickingen raſch und eifrig.

Eben gegen dieſen zu Felde zu ziehen, iſt die unumſtößliche Bedingung ſeiner Gnade, unterbrach ihn Flersheim.

Sickingens Blick traf bei dieſen Worten Dietrich Späth, er ruhte feſt auf dem Ritter, und ſein Auge, ſonſt freundlich und wohlwollend, glühte von Zorn.

Dietrich Späth blieb jedoch ganz ruhig. — Ihr könnt oder wollt vielmehr Euch nicht überzeugen, Franziskus! — ſagte er gelaſſen — Nicht Ulrichs von Hutten Schreiben, nicht die Klagen der mißhandelten Herzogin können Euch eines andern belehren. Des Herzogs Tapferkeit, ſeine Luſt an Turnieren und Krieg, ſein ritterliches Weſen, beſtechen Euch; Ihr haltet ihn für unglücklich, und das iſt genug, Euch zu ſeinem Schutze aufzurufen. Aber der Fürſt, der aus toller Eiferſucht Hanns von Hutten meuchlings ermorden, ihn wie einen gemeinen Böſewicht mit ſeinem eigenen Leibgürtel an einen Baum aufknüpfen und noch mit deſſen Gattin buhlen kann, der ſeine fürſtliche Gemahlin, ſie der Untreue beſchuldigend, mißhandelt —

Ritter Dietrich! — unterbrach ihn Sickingen — laßt das ruhen. Es giebt Dinge im Leben, die nie berührt werden ſollten; ein ſolches iſt mir Euer Verhältniß zur Herzogin, es tönt ſtets widerlich in mir — brecht davon ab. — Späth fuhr auf. — Ich ſchätze Euch als einen klugen, verſtändigen Mann, — fuhr Sickingen mild fort — als einen tapfern Ritter; Ihr ſeyd verbannt, mir genug, um Euch freundlich auf der Ebernburg aufzunehmen. Ihr habt mir mit Schwert und Mund manchen Dienſt erwieſen, darum bin ich Euch Dank ſchuldig, zu dem ich auch überall erbötig bin, nur nicht in dem, was die Herzogin betrifft.

Flersheim, der ſeinen Schwager genau kannte und wohl wußte, daß Herzog Ulrichs Angelegenheit immer ein kitzlicher, nicht leicht zu berührender Punkt war, ſuchte dem Geſpräche eine andere Wendung zu geben. — Hätte doch bald über unſere ernſte Angelegenheit vergeſſen, nach Deinen Kindern zu fragen, lieber Schwäher! — begann er, indem er Dietrich Späth einen bedeutenden Wink gab, der mit dem Geheimſchreiber in's Bogenfenſter trat.

Was die Kinder machen? — erwiederte Sickingen, und der Ausdruck ſeines ganzen Geſichtes war verändert und wieder heiter. — Dieſe Gottesgabe, die mir der Himmel nicht nahm wie meine Hedwig, ſie ſind wohl und munter. Der Schweikhardt hauſ't mit ſeiner jungen Frau zu Odenbach; ſie leben noch in den Flitterwochen, mithin im Paradieſe. Margarethe iſt ihrem Gatten gefolgt; gebe Gott, daß es ihr wohl gehe! Ottilie iſt immer noch um ihren Vater, ihn zu pflegen, zu erheitern — und die Magdalene und Franz Konrad wachſen heran, will's Gott, mir zur Freude.

Und von Deinem Georg *), meinem Liebling, ſagſt Du mir kein Wort? fragte Flersheim.

Er iſt im Kreuznacher Forſt, — erwiederte Sickingen kalt. Flersheim ſah ihn bedenklich an; der Ritter aber faßte ſeine Hand und führte ihn zu dem flackernden Kamine zurück. — Der Junge macht mir Kummer, — raunte er hier dem Schwager leiſe zu — und doch kann ich nicht auf ihn zürnen; mein Herz hängt an dem rüſtigen

---

*) Dieſer Sohn Sickingens hieß eigentlich Hans, aus manchen Gründen habe ich ihn Georg genannt.
A. v. T.

Burſchen, er iſt kräftig und ganz meines Vaters Ebenbild. Der Tolle buhlt um Margarethe Slör, die ſanfte, liebliche Blume, und fährt mit ſeinem wilden Treiben wie der Sturmwind in die zarten Blüthen eines Roſenſtrauches, bis er ſie entblättern wird. Das Mädchen liebt ihn, ohne es zu wiſſen, und das kann doch bei Gott kein gutes Ende nehmen. Beide dauern mich; das Mädchen iſt brav, ich liebe ſie wie mein Kind, und wahrlich, er könnte mir kein ſchmuckeres Weib zuführen, als dieſe Dirne, wäre ſie nicht meines Geheimſchreibers Tochter. Das darf Franziskus von Sickingen nicht dulden; fühlt er auch, daß der eigene, ſelbſterworbene Werth des Mannes mehr iſt als der ererbte, ſo muß er doch die Satzungen achten, die ſo viele Jahrhunderte beſtanden, und ſeines Namens Reinheit bewahren, damit er unter dem Adel deutſcher Nation makellos und geachtet ſtehe.

Noch ſtand der Geheimſchreiber mit Dietrich Späth am Fenſter, als dieſer plötzlich rief: Seht das wilde Mädchen!

Margarethe! — rief Balthaſar Slör, zornig das Fenſter aufreißend, hinunter. — Margarethe! — Sickingen eilte mit ſeinem Schwager hin, zu ſehen, was den Ritter Späth und ſeinen Geheimſchreiber ſo in Bewegung gebracht. Georg war von der Jagd zurückgekehrt, Margarethe, ihn immer noch erwartend, hatte ihn endlich gewahrt und war ihm entgegengeeilt; der wilde Georg, von ſeinem Pferde geſprungen, hatte ſie umfangen, und, wie eine liebende Schweſter ihn bewillkommend, ruhte ſie in ſeinen Armen, bis des Vaters ernſte Mahnung ſie aufſchreckte.

Jetzt gab der junge Jäger dem Diener ſein ſchäumendes Roß, eilte mit der Jungfrau Hand in Hand die Schloßtreppe hinauf, und trat jetzt in den Saal, das gelockte Haar wild und feucht um den Kopf hängend, die Stirn triefend von Schweiß, der linke Arm blutend. Albrecht Magſtatt, ſein ſteter Jagdgenoſſe, begleitete ihn.

Seht nur, Herr! — rief Margarethe heftig — ſeht nur, wie er ausſieht! wild und verſtört, der Schnee hängt noch in Flocken in ſeinen Haaren, und doch perlt der Schweiß auf der Stirn; ſein ledern Koller iſt zerfetzt, der Arm blutet.

Sickingen ſtand ſchweigend, ohne der Dirne ein Wort zu erwiedern; er betrachtete den Sohn, welcher, die Locken ſchüttelnd, die ledernen Handſchuhe lachend auf den Tiſch warf.

Und Ihr ſchweigt? — fuhr Margarethe fort — Mein guter Herr mit ſeinem theilnehmenden Herzen, der keinen Armen, keinen Unglücklichen hülflos von ſich läßt, ſchweigt, wenn der Sohn ſich verblutet? — Reicht mir Euern Arm, Georg! — ſprach ſie jetzt unmuthig — ich will ihn verbinden, wenn niemand Sorge für Euch trägt.

Ueberlaß das nur dem Meiſter Hildebrand! — unterbrach ſie ihr Vater, ſie unſanft bei der Hand faſſend. — Er wird ſchon kommen, Du biſt hier nicht nöthig. — Geh'!

Ihr ſeyd immer ſo hart gegen mich, Vater! — ſagte das Mädchen ſchmerzlich — und ich habe doch nicht gegen Euch gefehlt. Ihr ſtoßt Eure Margarethe jetzt immer ſo finſter von Euch, und das thut ihr weh, ſehr weh. — Laßt mich hier, draußen verginge ich vor Angſt. O, laßt mich hier! — bat ſie den Ritter Sickingen — Ihr ſeyd gütiger gegen mich als der Vater!

Bei dieſen Worten ſchloß ſie der alte Stör haſtig an ſeine Bruſt. — Armes, unglückliches Kind! rief er und wandte ſich ab

Muth, Meiſter Slör! — ſagte Sickingen, zu ihm tretend. — Margarethe werde ich nie verlaſſen; Ihr habt mein Wort, nehmt es hiermit noch einmal. Unter keinem Verhältniſſe, hört mich, unter keinem werde ich ſie verſtoßen, halten will ich ſie als wäre ſie mein Kind!

Als wäre ſie Euer Kind, Vater?! rief Georg, hinzutretend.

Ja, mein Sohn! als wäre ſie Deine und Ottilie's Schweſter, ſo betrachte, ſo ſchütze ſie dereinſt.

Sie ſchützen! — rief der Jüngling, und ſeine Rechte zog das Mädchen ſtürmiſch an ſich. — Ja, Margarethe! ſo lange ich athmen kann, ſchütze Dich dieſer Arm als meine geliebte Schweſter — als das Theuerſte was ich auf Erden habe! — ſetzte er finſter hinzu. — Hört Ihr es, Vater?! Haſt Du es gehört, alter, mürriſcher Mann?! rief er dem Geheimſchreiber zu.

Er ſchützt mich, Vater, und verläßt mich nicht! — ſagte Margarethe, ſich an den Alten ſchmiegend. — Sorgt und bangt nun nicht mehr für Euer Kind!

Gott muß Dich ſchützen! — ſprach mit gepreßter Stimme der Alte, ſeine Hand auf der Tochter Stirn legend. — Von allen Gütern der Welt biſt Du das einzige, was meine Feinde mir ließen; gebe Gott, daß Du nicht von Freundes Hand mir genommen wirſt!

Jetzt trat Meiſter Hildebrand, der Wundarzt, ein, und beſah die Wunde des jungen Herrn.

Eine leichte Schramme, die mir die Wölfin riß als ich ſie packte, — ſagte Georg, den Arm hinſtreckend, — iſt nicht der Mühe werth. Sie macht mich nur ungeduldig und erweckt noch heißer die Sehnſucht in mir, daß der Streithengſt vorgeführt werde, ich mich mit Lanze, Schwert und Schild daraufſchwingen und mit ehrenvollen Wunden der Welt zeigen kann, daß ich Franziskus Sohn und meines Großvaters würdiger Enkel bin.

Bevor Du das Streitroß im Kampfe bändigen willſt, Georg! — unterbrach der Ohm ſeinen Gluteifer — lerne erſt Dich ſelbſt bändigen. Selbſtbeherrſchung ſoll dem Manne das Schwert in die Hand geben, womit er Recht und Unrecht ſchützen oder ſtrafen ſoll.

Der Jüngling ſah ſeinem Ohm feſt in's Auge; man ſah, wie die Ehrfurcht für den ruhigen, würdevollen Mann mit dem Unmuthe kämpfte.

Wie alt biſt Du jetzt? fragte Flersheim, ſich um ſeinen ernſten Blick nicht kümmernd.

Ein Jahr älter — erwiederte der junge Sikkingen — als mein Bruder Schweikhardt war, da er mit dem Vater vor Worms zog.

Ganz recht! — entgegnete der Ohm — Schweikhardt iſt ein ruhiger, beſonnener Mann, bedachtſam und überlegt, nicht leidenſchaftlich.

Warum habt Ihr ihn nicht zum Domherrn gemacht? — unterbrach ihn der Jüngling — Eure Beſchreibung paßt herrlich zu ſolch unritterlichem Zwitter zwiſchen Pfaffen und Edelmann.

Georg! fuhr Sickingen drohend auf.

Georg! bat Margarethe.

Ohm, zürnt mir nicht! — ſprach er raſch — Aber reizt mich auch nicht durch Eure ſteten Ermahnungen; ſie ſind mir, was dem jungen Roſſe das ſcharfe Gebiß. Ich weiß, Ihr liebt mich; auch Ihr wißt, wie ſehr ich Euch ehre, — hört auf, mich als Knaben zu behandeln!

Georg! — begann Flersheim, ihm die Hand herzlich drückend — ich verſtehe, ich liebe Dich. — Darum liegt mir Dein Wohl am Herzen. — Bedenke, daß der Mann und ſeine Thatkraft ſich im Geiſte und im feſten, ruhigen Charakter mehr ausſprechen als in der Fauſt und im brauſenden Ungeſtüm. Dein wildes Treiben muß Dich immer mehr vom rechten Ziele abführen. — Laß Dich verbinden, überlaß künftig die Balgerei mit den Wölfen den Jägern und ſpare Deine Kraft für wichtigere Dinge.

Er drückte den Liebling an ſeine Bruſt — der Friede war geſchloſſen.

2.

Warum ich die Dirne oder den Jungen nicht entferne, fragſt Du mich? — ſagte am andern Tage Sickingen zu ſeinem Schwäher — Du meinſt dadurch das Feuer zu löſchen, das ſie ergriffen zu haben ſcheint. Du irrſt! — Iſt es ein Strohfeuer, verlöſcht es von ſelbſt; iſt es eine reine, tiefglühende Flamme, lodert ſie in der Entfernung nur noch heftiger auf. Ich fürchte, ſie hat ſo plötzlich, ſo tief um ſich gegriffen, die jugendlichen Neckereien haben einen ſo ernſten Charakter angenommen, daß es bei Georgs heftigem, wider ſtrebendem, alles tief ergreifendem Gemüthe, bei des Mädchens innigem Gefühle, unklug wäre, es gewaltſam dämpfen zu wollen. Du weißt, wie der wilde Junge ſonſt des ſanften Mädchens ſpottete, wenn ſie die Laute im Arme im Bogenfenſter ſaß, wie oft ſeine Neckerei ſie verwundete und ſie dennoch gern um ihn weilte. Wer hätte glauben können, daß dieſer tolle Junge ſich an das ſchwärmeriſche Mädchen, daß ſie ſich ſo innig, ſo ganz an ihn ſchmiegen könne! Unbemerkt für uns alle, ſelbſt für ſie, glimmte der Funke, bis wir zu ſpät die Flamme ausbrechen ſahen. Der alte Slör jammert mich; er glaubt mir mit Undank zu lohnen, — was kann er für ſeiner Tochter Herz! Sie dauert mich, ſie iſt eine zarte Blume, welche des Jungen ungeſtüme Leidenſchaft zerknicken wird.

Und was willſt Du thun? fragte Flersheim.

Dem Schickſale es überlaſſen. Sein rauher, unbändiger Sinn wird durch des Mädchens Sanftmuth milder; ſein überſpannter, ſchwärmeriſcher Geiſt vielleicht ruhiger —

Und ſie? fiel ihm Flersheim in die Rede.

Sie wird die Tugend ſchützen, ihre Pflicht wird ſie zurückführen, ſie wird vergeſſen — wie man alles vergißt.

Kannſt Du Deine Hedwig vergeſſen, Franz? — und doch iſt ſchon ſo mancher Herbſtwind über ihr Grab gerauſcht.

Nein, Bruder! — rief Sickingen bewegt, und ſein Auge blickte gen Himmel. — Sie vergeſſe ich nie! Die Treue, die ich ihr gelobt, werde ich halten, bis mein Stündlein ſchlägt.

Und ſo auch das Mädchen! — ſprach Flersheim. — Opfere es nicht, Sickingen! — fuhr er fort, die eingetretene Stille unterbrechend, — greif lieber, wenn auch mit rauher Hand, in ihr Schickſal. Schicke ſie nach Flersheim zu meinem Vater, die Mutter wird ſchon für ſie ſorgen; hier taugt ſie nicht. Dem Jungen befriedige ſeinen Wunſch, gieb ihm ein Streitroß, und wenn Du vom Hoflager zurückkehrſt, ſchicke ihn zu Götz, daß er bei dem das Kriegshandwerk lerne.

Sickingen war nachdenkend geworden. — Iſt es ihr Vater zufrieden, — ſagte er endlich — ſo mag ſie nach Flersheim ziehen, Georg aber nicht gen Jarthauſen zu Berlichingen, dort iſt die Schule für ihn zu rauh. Götz, das brave Herz, hängt noch an Vorurtheilen; der gepanzerte Ritter, der ehrenwerthe Mann iſt ihm alles; das Menſchliche übt er nur, ohne es zu wollen, und hält ſeine eigene Tugend für Schwäche, ſeine eiſerne Hand für den Richter der Welt. Er iſt zu raſch für dieſen wilden Jüngling, in den die Natur den Stoff zum Guten und Böſen ſo reichlich gelegt.

So ſchicke ihn zu Hartmuth von Cronenberg.

Der Ehrenmann iſt ſeiner Zeit zu weit voraus. Der Junge würde ihn nicht verſtehen und ihn verkennen.

Oder zu Hanns Hilchen nach Lorch.

Zu dem am wenigſten, — unterbrach ihn Sikkingen — der iſt wilder als Alle, und liegt jetzt Monate lang in der Herberge zu Höchſt, wo niemand weiß was er treibt. Nein, Bruder! Georg bleibt bei ſeinem Vater. Er iſt ein roher Edelſtein, den nur eine vorſichtige Hand ſchleifen muß, um dereinſt zu glänzen. Es liegt meines Vaters Geiſt und Ungeſtüm in dem Jungen; bewahre ihn Gott vor des Vaters Schickſale und lenke ſein Gemüth, daß die ihm gewordene Kraft für Deutſchlands Wohl ſich entwickeln möge! Aber Deinen Rath will ich befolgen; ſie ſollen getrennt werden, Margarethe ziehe nach Flersheim, Georg begleite mich zur erſten Fehde.

3

Während auf der Ebernburg ganz in der Stille die Reiſe zum Hoflager vorbereitet wurde, der alte Slör die Einwilligung zur Entfernung ſeiner Tochter gegeben hatte, und der Tag der Trennung herannahte, lebte Georg von Sickingen, nicht ahnend was ihm bevorſtand, in ſorgloſer Ruhe. Er hatte des Vaters und Ohms Ermahnungen wohl verſtanden, aber nicht gehörig gedeutet; er glaubte, ſein wildes Treiben ſey der Grund ihrer ernſten Worte, denn wie oft ſchon hatte er hierüber Verweiſe erdulden müſſen, und ahnete nicht, daß ſeine Liebe zu Margarethe, ihm ſelbſt noch ein dunkles Gefühl, es ſey. Schon als Knabe war er ein wilder Junge geweſen; wenn ſein, einige Jahre älterer, Bruder Schweikhardt mit ruhigem Bedachte ſeine Uebungen trieb, das Roß nach Anleitung des Lehrers vorſichtig, aber kräftig tummelte, und ſchon in allem den beſonnenen Mann zeigte, der er ſpäterhin ward, war für Georg keine Gefahr zu groß, kein Wageſtück zu halsbrechend. Jedes Verweigern brachte ihn auf und reizte ihn zum Widerſtreben, jeder Kraft ſetzte er ſich mit doppelter Kraft entgegen. Nur ſeinem Vater war er ſtreng gehorſam; ſuchte er auch wohl ſeine Meinung gegen ihn zu verfechten, ſchwieg er doch immer, ſobald des Vaters Stirn ſich faltete. In ſpäteren Jahren, als Johannes Hausſchein, bekannter unter dem Namen Oekolampadius, als Lehrer der gereinigten Lehre auf die Ebernburg kam, und durch dieſen Mann der kirchliche Dienſt dort umgeſtaltet wurde, ſchloß ſich der zum Jüngling herangewachſene dieſem würdigen Prieſter an, und mit Ruhe und Andacht hörte der Wilde die religiöſen Vorleſungen, welche dieſer jeden Abend im Ritterſaale ſeinen Hausgenoſſen hielt.

Margarethe mochte wohl auch viel auf ihn gewirkt haben. Sie hing mit Schwärmerei an der Lehre des frommen Mannes, welcher dem Mädchen beſonders zugethan war und oft ſtundenlang von fern ihr zuhörte, wenn ſie mit ihrer Laute in der Laube ſaß und die Lieder der alten Minneſänger, oder die weniger herzigen der neuern Nürnberger Meiſterſänger ſang. Das Mädchen war der Liebling Aller auf der Ebernburg; fromm, gut und ſanft, war ſie freundlich gegen Jedermann, zu jedem Dienſte bereit, obgleich der Ritter ſie Allen vorzog, und Ottilie, die achtzehnjährige Tochter Sickingens, mit faſt ſchwärmeriſcher Liebe an ihr hing. Sie trat jetzt in ihr ſechszehntes Jahr, war groß und ſchlank, braunes, volles Haar hing in langen Flechten über ihre Schultern, geringelte Locken rollten ſich über die glatte, freundliche Stirn, ihr dunkelblaues Auge blickte freundlich umher; ſchlug ſie aber den Blick nach oben, ſo ſchien es, eine Heilige ſchaue zur himmliſchen Wohnung der Engel. Saß ſie, die Laute im Arme, auf einem einſamen Plätzchen und ſang mit ihrer ſilberreinen Stimme ein Lied, ſo glaubte man die heilige Cäcilie zu erblicken; und als einſt ein durchreiſender Maler ſie ſo ſitzen ſah und in der Stellung malen wollte, verbat es der Ritter, und meinte, der Strahl der Frömmigkeit, der aus ihrem Auge leuchte, ſey heiliger als der Schein, den des Malers Pinſel um das Haupt ihres Conterfei's ziehen könne.

Georg war ein ſchöner, kräftiger Jüngling, deſſen Herz weicher geformt war, als ſein wildes Treiben es vermuthen ließ; ihn hatte anfangs, als Margarethe, faſt noch ein Kind, mit ihrem Vater auf die Ebernburg kam, ihr ſanftes, ſtilles

Weſen gelangweilt, ſpäter gab ſie ihm Stoff zu Neckereien, jedoch unmerklich, ohne daß er es wußte, war es eben dieß ſtille, fromme Weſen, das ihn immer mehr zu Margarethe hinzog. Daß es die Liebe ſey, ahnete er eben ſo wenig als ſie, die in ihrem freundlichen, anſchmiegenden Benehmen zu dem Sohne ihres Wohlthäters nur die Pflicht der Dankbarkeit zu erfüllen glaubte. — So ruhten Beide, welche das Vorurtheil des Standes auf ewig trennte, ſchlummernd an einem Abgrunde; bei ihrem Erwachen ſollten ſie das Furchtbare ihrer Lage erblicken.

Albrecht Magſtatt, der Sohn eines zugleich mit Balthaſar Slör aus Worms vertriebenen Kaufherrn, war, einige Jahre älter als Georg, deſſen ſteter Geſelle. Lebhaft wie dieſer, fehlte ihm die Sanftmuth, die bei jeder Gelegenheit ſo klar aus dem wilden Treiben Georgs hervor trat; es lag etwas Verſtörtes in dem jungen Manne, welches ihm nicht die Herzen gewann. Nur Georg war ihm wahrhaft zugethan, und als Albrechts Vater wieder nach Worms zurückkehren durfte, wo er ein bedeutendes Vermögen beſaß, gab Albrecht Georgs Bitten nach, und blieb auf der Ebernburg zurück. Nie-

Niemand, außer Georg und Herr Balthaſar Slör, ſah dieß gern, ſelbſt Franz von Sickingen gab nur aus Gefälligkeit gegen ſeinen Geheimſchreiber und deſſen Plane nach; aber jetzt ſchien ihm Albrechts Gegenwart willkommen.

So vergingen Wochen, der Tag der Trennung nahte. Die Vorkehrungen zu einer Reiſe konnten niemand auf der Ebernburg verborgen bleiben; daß ſie zu einem bedeutenden Zwecke ſeyn mußte, zeigte der Glanz und das anſehnliche Gefolge, welches Sickingen begleiten ſollte, und Manche ſchüttelten ungläubig den Kopf, als die Nachricht ſich endlich verbreitete, es ginge gen Mainz zum Kurfürſten Albrecht. Jedermann war geſpannt, ob nach Oſt oder Weſt der Weg ſie führen würde, nur Georg war es gleichgültig. Zu ſehr an die häufigen Züge ſeines Vaters gewöhnt, war es ihm, der noch nicht die politiſchen Verhältniſſe kannte, in welche ſein Vater verwickelt war, gleichviel, wohin er ziehe; war es doch keine Fehde, wozu er ſich rüſtete, und der Drang, die Welt zu ſehen, ſo natürlich in der Bruſt eines jungen Mannes, trieb ihn nicht hinaus. Hatte er doch, wenn auch deſſen unbewußt, ſeine Welt um ſich, las er doch alles, was er hoffte und ahnete, in Margarethe's Blick, und die Forſten der Ebernburg hatten Wild genug, darin jagen zu können. Daß Margarethe die Burg verlaſſen würde, daran dachte er nicht; wohl aber gedachte ſie oft, daß er nun bald zu Kampf und Schlacht ausziehen müſſe. Bei dieſem Gedanken ward ſie ſich endlich einer Neigung, wenn auch nicht der Liebe bewußt, ſie fühlte es dann, daß Sorge und Angſt um ihn ſie tödten könne; aber immer ſtand noch der Sohn des guten Ritters Franziskus vor ihr, der für ihren Vater die Fehde mit Worms ſo mannhaft führte, ihn und ſie und ſo viele Unglückliche ſo freundlich und liebreich in ſeine Burg aufgenommen hatte.

Als Balthaſar Slör am Vorabende des zur Abreiſe beſtimmten Tages Margarethe zu ſich beſchied und ihr mit ernſtem Tone befahl, ihre Sachen zu ordnen, da ſie ihn morgen zur Reiſe begleiten müſſe, durchzuckte es ſie, wie ein Blitzſtrahl. — Fort von hier! — rief ſie — fort von ihm! — und was eine glückliche Gegenwart ſie nur dunkel hatte ahnen laſſen, erhellte die Trennung ſo plötzlich, daß es klar und deutlich vor ihren Augen ſtand. — Vater! — ſagte ſie endlich, nachdem ſie ſich gefaßt hatte, — weshalb ich von hinnen ſoll, wird mir klar; es iſt hart, aus einem lieblichen Traume aufgeſchreckt zu werden, aber nach dem, was ich jetzt hier in meinem Herzen fühle, nach dieſem nie empfundenen Schmerz, und da ſich plötzlich vor mir alles ganz anders und klarer geſtaltet — ſein Herz, ſein Stand und der meine, da möchte ich wohl ſelbſt mit Thränen im Blicke und aus gepreßter Bruſt ausrufen: Flieh', Margarethe, da es noch Zeit iſt! — Aber es iſt zu ſpät! — ſetzte ſie ſchmerzlich hinzu — es iſt zu ſpät!

Sag' ihm kein Wort von der Reiſe, — begann endlich Meiſter Slör, nachdem ſein Auge nicht ohne Rührung auf dem Kinde geruht hatte, — verlaſſ' heute Dein Kämmerlein nicht und ordne Deine Sachen. Er darf es nicht wiſſen.

Und ohne Lebewohl ſoll ich gehen, es ihm verheimlichen, für den mein Herz offen ſeyn ſollte für immer? Ja, ja! — rief ſie auf einmal mit Bitterkeit — Ihr ſeyd ja des Franz von Sickingens Diener und ich Eures Herrn Magd; ich werde ſchweigen! — Sie hatte bei dieſen Worten ſich auf des Vaters Lehnſtuhl geſetzt, ſeine Hand gefaßt und ſaß ſinnend mit gebeugtem Haupte vor ihm.

Margarethe! — begann der Vater mit herzlichem Tone — höre mich, laß meine Worte tief in Dein Herz dringen!

Ich höre, Vater! — erwiederte ſie ohne aufzublicken — Redet nur, ich höre Euch gern.

Du liebſt den Junkherrn!

Das Mädchen ſprang bei dieſen Worten auf. — Wer ſagt Euch das?! — fragte ſie heftig — Wußte ich es doch ſelbſt nicht, ehe ich von hier ſollte. War es mir doch früher, als ob ich Euch nur liebte, und mein Herz nur an dem Andenken meiner verſtorbenen Mutter hing. Wer ſagte Euch das, was in meinem Herzen, mir ſelbſt bis jetzt verborgen, ruhte?

Ich wußte es längſt, auch der Ritter.

Auch er! — und zürnte mir nicht! — ſetzte ſie ſinnend hinzu — Ich blieb ihm immer ſein liebes Kind, ſein freundliches Mädchen, er ſtrich mir immer noch, wie ſonſt, die Wange, und zürnte der Tochter ſeines Geheimſchreibers nicht, daß ſie zu ſeinem Sohne das Auge erhob und ihr Herz vergaß, daß ihr Vater nicht turnierfähig ſey? Nun, da er mir nicht zürnte, — ſagte ſie, die Worte langſam dehnend, — ſo habe ich nichts verbrochen, und die Hoffnung — nein, nein! — fuhr ſie ſchmerzlich lächelnd auf — die Hoffnung hat mich nicht betrogen, ich kannte ſie ja nicht! — Seyd nicht böſe auf mich, Vater! meine Schuld hat mich leiſe beſchlichen, wie der Alp die ſüß Träumende; ich glaubte, ſie ſey ein freundlicher Bote, der mir einen Blumenſtrauß brächte, und er reichte mir hoffnungloſen Schmerz. — Sie ſtand auf und küßte des Vaters Stirn. — Sorgt nicht für mich, Gott wird es wohl machen! — Sie ging nun in die Kammer, packte ihre Kleider, küßte die Perlenſchnur ihrer zu früh verblichenen Mutter, und legte ſorgſam einen geſtern Georgs Baret entfallenen Eichenzweig daneben. Ohne ihn geſehen zu haben ging ſie zur Ruhe. Aber der Schlaf floh ihr thränenſchweres Auge, erſt als Mitternacht längſt vorüber war, beruhigte er durch einen freundlichen Traum ihr aufgeregtes Gemüth.

Als ſie erwachte und das Geräuſch auf dem Hofe, das Stampfen und Wiehern der Roſſe ſie an die Trennung, an ihre Reiſe mahnte, als der Vater ſchon reiſefertig eintretend ſie begrüßte, da erſt gedachte ſie ihres Schickſals, und der freundliche Traum war vorüber. — Wohin bringt Ihr mich?! — rief ſie ſchmerzlich — Begrabt mich nur nicht in die dumpfen Mauern eines Kloſters; ich haſſe den dunkeln Aufenthalt, zu dem das Licht nicht dringt, wo der Glaube der Hoffnung die Pforten verſchloſſen hat und kein Erbarmen ſie dem Unglücklichen wieder öffnet!

Mein Kind! — beruhigte ſie der Vater — ſolcher Härte würde ich mich nicht theilhaftig machen.

Seht, Vater! — ſagte ſie, und ihr Auge blickte getröſtet auf die lachende Flur, die ſich vor ihrem Fenſter ausbreitete, — wo ich auch bin in Gottes freier Natur, iſt er mir nah', mein Geiſt kann ſchneller als der Vogel in der Luft über Fluß und Berg hinweg zu ihm, in den ſüßen Minneliedern darf ich unter dem Säuſeln der Bäume, beim Rauſchen des Waldbaches, frei meines Herzens Sehnſucht aushauchen, und muß auch mein Geiſt die Hoffnung von ſich weiſen, darf doch das Herz leiſe und zart ſie wieder zurücklocken; aber in jenen finſtern Mauern iſt es Sünde, menſchlich zu fühlen. Sagt mir, Vater, o ſagt es mir, wohin führt Ihr mich?!

Wo Dein Fuß frei über Berg und Flur wandeln darf, die Bäume ſäuſeln, der Waldbach rauſcht, wo liebende, fromme Herzen Dich empfangen, wohin Dich Ottilie's Freundſchaft und auch ein anderes Herz, das Dich im Stillen liebt, begleiten wird.

Ein anderes Herz als das ſeinige?! — rief ſie erſtaunt — Mir gnügt das eine! Aber begleitet ſie mich, ſo iſt mein Schutzgeiſt nicht von mir gewichen, und ſo laßt uns ziehen! — Ottilie, ſchon reiſefertig, trat eben ein; Margarethe ſank in ihre Arme, preßte ſie heftig an ſich, und wie wenn der Morgenwind den Roſenſtrauch ſchüttelt und der Thau von ſeinen Blüthen tropft, ſo rollten die Thränen über ihre blühenden Wangen. Als ſie aus der Freundin Arm ſich wand und hinab in den weiten Schloßhof blickte, als ſie dort Georg ſah, wie er ruhig zwiſchen den geſattelten Roſſen ging, ſie ſorgfältig betrachtete, den Reiſigen, ſeinen alten Bekannten, freundlich die Hand zum Abſchiede reichte und harmlos unter regem Treiben einherſchritt, nicht ahnend, was ihn erwartete, da bebte Margarethe, und ihr Schmerz verſuchte umſonſt, in Worte auszubrechen.

Jetzt wurde Ottilie's raſches ungariſches Roß vorgeführt; Georg trat zu dem frommen Thiere, ſtreichelte es und ordnete die ſchön geflochtenen Mähnen, aber als noch ein Klepper ihm folgte, deſſen Sattelzeug zeigte, daß er für ein weibliches Weſen beſtimmt ſey, da fragte er ſchnell: Für wen iſt das Roß? — und als der Knabe, welcher es leitete, ihm erwiederte: Ich glaube für Jungfrau Margarethe Slör! ſtutzte er, ſchnell wie ein Pfeil in der Luft machte er ſich Bahn durch das Gewühl und rannte die Wendeltreppe hinauf.

Margarethe hatte kein Auge von ihm gewendet, da ſah ſie ihn heraufeilen. — Er kommt! — rief ſie Ottilie zu — Gerechter Gott, er kommt!

Er trat ein, ſchritt haſtig auf ſie zu, blieb erſt ſchweigend vor ihr ſtehen, und fragte dann plötzlich: Wohin wollt Ihr, Margarethe? — und als das zitternde Mädchen die Augen nicht aufzuſchlagen wagte, fragte er die Schweigende noch einmal: Wohin wollt Ihr?

Ich will meinen Vater begleiten! ſtammelte ſie endlich.

Und wann kehrt Ihr wieder — doch noch heute? — fragte er raſch. — Sie ſchwieg, auch

Georg, dann ſagte er plötzlich: Ihr verlaßt uns auf lange!

Unwillkürlich bejah'te ſie es mit einem leiſen Kopfnicken.

Und Du kannſt von hier, von mir Dich wegſchleichen, Margarethe, ohne mir ein Wort zu ſagen?! Heimlich willſt Du von hier ziehen, und ich bin nicht einmal eines Lebewohl, einer Thräne werth? ſprach er erſchüttert.

Und mit welchem Rechte kannſt Du ſie fordern? — unterbrach ihn die ſonſt ſo bedachte Ottilie — Wer giebt Dir ein Recht, Margarethe's Willen zu leiten, ihr Vertrauen zu ertrotzen?

Wer mir ein Recht giebt? — fuhr er wild auf — das fragſt Du mich? — Aber indem er wahrſcheinlich ſich ſelbſt dieſe Frage beantworten wollte, wurde er nachdenkend und ſah ſtarr vor ſich nieder, die Thränen nicht bemerkend, die Margarethe ihm weinte.

Ja freilich, — ſagte er endlich vor ſich hin — ein Recht habe ich nicht, weder über ihren Willen, noch zu ihrem Vertrauen, ſelbſt nicht zu ihrem Herzen — und ſo reiſe mit Gott und — lebe wohl! — Er reichte ihr die Hand und drückte die ihrige heftig. — Wir ſehen uns wieder, Margarethe! — rief er, und ſein Auge leuchtete, — wir ſehen uns wieder und bald! — Gedenke bis dahin meiner freundlich; auch Du, liebe Schweſter! Ade!

Er eilte hinaus, hin nach ſeines Vaters Gemache, den er von vielen ſeiner Freunde und Diener umgeben fand, die ſeine letzten Befehle zu vernehmen gekommen waren. — Vater! — unterbrach er ihn — ehe Ihr von dannen zieht, verlangt es mich, mit Euch allein zu ſprechen, ſchickt dieſe fort!

Der Ritter, aus des Sohnes verſtörtem Blicke das was in ſeinem Innern vorging ahnend, winkte ſeinen Umgebungen, die ihn mit dem Sohne allein ließen; nur der würdige Oekolampadius blieb, trat dann zu Georg und ſagte mit ernſtem, faſt verweiſendem Tone: Dem Sohne ziemt es nicht, ſo vor ſeinen Vater zu treten, und mit dieſer Heftigkeit zu fordern, wo er beſcheiden bitten ſollte.

Ich danke Euch, Herr, für Eure Zurechtweiſung! — erwiederte Georg, der ſtets für den ehrwürdigen Geiſtlichen eine hohe Achtung gefühlt, und dem dieſe Worte die Faſſung wiedergegeben hatten. — Mein Vater kennt meinen Ungeſtüm und duldet ihn bisweilen, da er auch meine Achtung und meine Liebe für ihn kennt.

Laßt uns nur, ehrwürdiger Herr! ſagte Sickingen. — Oekolampadius ging.

Nun, was willſt Du von mir? — fragte der Vater mit ruhigem Gleichmuthe — Was für ein Geheimniß belaſtet Dich, daß Du es in dem Augenblicke meiner Abreiſe noch an der Bruſt Deines Vaters ausſchütten mußt? — Du ſchweigſt, Du findeſt nicht Worte. — Hat es Dich zu ſehr ergriffen, oder haſt Du den Muth, es mir mitzutheilen, bei meinem Anblicke verloren?

Georg lächelte faſt bitter bei dieſen Worten — Ich habe den Muth nicht verloren, Vater! mir mangeln die Worte nicht, aber doch muß ich bekennen, ich weiß ſelbſt nicht was ich Euch ſagen will; es ſtürmt in meinem Innern und ich kann es nicht ordnen, ich fühle mich beklommen, tauſend Empfindungen jagen ſich in mir, und ich weiß nicht, welche es iſt, die mich ſo ſonderbar ergreift und die mich hierher zu Euch trieb. — Ich glaube, — fuhr er plötzlich auf — ich bin hier, Euch zu ſagen, daß ich Margarethe Slör liebe. —

Ja, ſo war es, ſo iſt es! — ſetzte er beſtimmt hinzu — Ich liebe ſie, erſt heute iſt es mir klar geworden, ſonſt hätte ich es Euch, Ihr, früher geſagt. — Nun, ſo hört es jetzt!

Ich habe es gehört, Georg! — ſagte der Ritter gelaſſen — und was weiter?

Was weiter? — daß Ihr ſie nicht fortſchicken, daß Ihr mein Glück nicht von mir weiſen, mich nicht elend machen ſollt!

Und wenn ſie hier bliebe — was dann?

In die Zukunft habe ich noch nicht geſchaut, Vater! Die Zukunft überlaßt Gott und meinem Herzen!

Georg! — fragte Franz von Sickingen mit väterlichem Ernſte — Liebſt Du Margarethe wahrhaft?

Ich glaube es, Vater, wahrhaft und unbegrenzt!

Willſt Ihr Glück?

Und ſollte ich es mit dem meinen erkaufen!

So vergiß ſie!

Vater! rief Georg erſtaunt.

Was ſoll Dir das Mädchen? Willſt Du ſie an den Abgrund locken und ſie dann erſt verlaſſen?

— Beſſer jetzt als wenn es zu ſpät iſt; des Geheimſchreibers Tochter kann nie eines Sickingen Weib werden!

Ah! fuhr Georg auf, und ſtand wie vom Blitz getroffen vor ſeinem Vater.

Margarethe kann nie die Deinige werden! — fuhr dieſer fort — deshalb wird mein Sohn zu edel denken, ein armes, aus ihrer Vaterſtadt verbanntes Mädchen noch unglücklicher zu machen.

Georg hatte indeſſen keinen Blick von dem Vater verwendet, man hätte glauben ſollen, er wolle ſein Schickſal in deſſen Zügen leſen, ſo ſtarr hing ſein Auge an ihm, und doch war ſeine Seele nicht gegenwärtig. — Vater! — fragte er nach langem Schweigen endlich mit vieler Ruhe — trifft mich Euer Fluch, wenn das Mädchen mein Weib wird?

Sickingen, von dieſer unerwarteten Frage ſeines liebſten Kindes betroffen, verſtummte einen Augenblick und ſagte dann mit ernſter Würde: Mein Fluch würde Dich nicht treffen, Georg! Du weißt, ich fluche niemand, doch könnte auch mein Segen Dich hier und dort nicht begleiten.

Vater! — ſagte Georg, und Sickingen ſtaunte über die Ruhe des ſonſt ſo heftigen Jünglings, —

ſagtet Ihr nicht oft, der Mann müſſe ſich über die Vorurtheile hinwegſetzen, der Menſch müſſe ſeinem Zeitalter voranſchreiten, müſſe die Schlacken abwerfen, womit Irrthümer der Vorzeit ihn beengten? Sagtet Ihr nicht, Ihr ſähet in dem Kaiſer ſelbſt nur den Menſchen, den Mann; und ſoll ich nicht dieſen Lehren folgen, nicht in der Jugendgeſpielin die holde Jungfrau, das ſanfte, weiche Gemüth ſehen, das meiner Rauheit ſo noth thut, oder ſoll ich nur des Schreibers Tochter in ihr erblicken?

Willſt Du den Vorzügen Deines Standes entſagen? — erwiederte der Vater mit Strenge — Willſt Du einen alten Namen entweihen, der Jahrhunderte edel und geachtet auf deutſchen Gauen ſtand? Willſt Du das Schlachtſchwert meines Vaters in die Rüſtkammer werfen, daß es dort verroſte?

Ihr ſelbſt ſagtet oft, — erwiederte Georg immer noch mit ruhiger Beſcheidenheit — erworbener Ruhm iſt mehr als ererbter. Und wenn ich nun dem, was meine Vorfahren errungen, was einen matten Glanz auf mich zurückwarf, wenn ich dem entſage und ein anderes Schwert in der

Hand, der Liebe mächtigen Sporn im Herzen, mich in das Leben ſtürze und mir erkämpfe, was Albrecht, unſer Stammvater, ſich errang?

Thöriger Knabe! — rief Sickingen ungeduldig — thöriger Knabe! der noch kein Streitroß gebändiget hat, keine Schlachttrompete vernahm, wärſt Du nicht des Sickingens Sohn, wärſt dort in jener Hütte geboren, ſo läg' der Maßſtab Deines ganzen Werthes in Deiner Fauſt, und Du könnteſt Dich glücklich ſchätzen, Deines Bruders Leibdiener zu werden. Nicht der Wille zur That giebt immer die Mittel, der Platz, wo man ſteht, giebt ſie dem Manne, und deshalb ehre den Zufall, der Dich an meine Seite ſtellte, und achte das Vorrecht, das Dir die Natur zum Erbtheile gab, ohne jedoch die Achtung für den Menſchenwerth auch in der ärmſten Köhlerhütte zu verlieren. Du haſt meine Lehren gehört, aber nicht gefaßt; ſie trafen Dein Ohr zu früh, ehe der Geiſt gereift war. Doch genug hiervon. Nun antworte mir, was würdeſt Du thun, wenn ich, Franziskus von Sickingen, Dein Vater, Dir beföhle, einer Leidenſchaft zu entſagen, die Dich unglücklich macht, mich nicht beglücken kann, und die in dem erſten Augenblicke, wo Du ſie erkennſt, Dich ſchon Thorheiten begehen läßt?

Ich würde gehorchen! — erwiederte Georg ſanft — ich würde meinem edlen Vater gehorchen, der nicht eine Thräne um mich weinen ſoll. Aber daß ich vergeſſen, die Empfindung meines Herzens würde unterdrücken können, glaub' ich kaum.

Handle als edler Mann gegen das mir ſo theure Mädchen, — ſagte jetzt der Vater gerührt — und lebe wohl! Tummle, wenn ich abweſend bin, fleißig Dein Roß, übe Dich mit dem alten Rüſtmeiſter wacker in den Waffen; denn ſobald nach meiner Rückkehr eine neue Fehde beginnt, ziehſt Du mit. Auf dem Streitroſſe, im kühlen Nachtlager unter Gottes freiem Himmel, da vergißt man die Sehnſucht leicht, hüllt ſich in den Mantel, denkt an den Kampf des morgenden Tages und nicht an ſein Liebchen. Ziehe zu meinen Freunden, zerſtreue Dich. Der alte Curt wird Dich überall begleiten — und nun lebe wohl! — Er drückte den wilden Georg an ſeine Bruſt, gab noch die nöthigen Befehle, und die Trompete rief zum Auszuge.

Da eilte Georg hinunter; noch einmal wollte er ſie ſehen, die eben ihr braunes Roß beſtieg und trau-

traurig hinauf nach dem Söller blickte, wo ſie ihn ſo oft geſehen. — Ade, Margarethe! — rief er ihr zu — Ade, Schweſter! — Und als der Zug den Berg hinunter ritt, trat er mit Albrecht in das Vorſprunghäuschen, wo Margarethe ihn erwartet hatte, und ſah hinab, wie ſie über die Brücke nach Kreuznach zogen. Hier wendete ſie ſich noch einmal, ihr Tuch flatterte im Winde — der Wald nahm ſie auf — ſie war ihm entſchwunden.

4.

Kaum war Sickingen im Walde, als er die Straße nach Kreuznach verließ und ſich rechts nach Alzey wandte. Schon am Abende ritt er auf der Burg zu Flersheim ein und überraſchte den Vater ſeiner Hedwig, der ihn wohl erwartet hatte, von Ottilie's und Margarethe's Ankunft jedoch nicht unterrichtet war. Nur einen Tag verweilte er hier und ſetzte dann ſeine Reiſe fort. In Heidelberg begrüßte er ſeinen Lehnherrn, den Kurfürſten Ludwig, traf hier mit ſeinem Schwager und Dietrich Späth zuſammen und zog nun über Augsburg gen Inſpruck an das Hoflager des Kaiſers. Sein Einzug geſchah ganz in der Stille, aber mit Blitzſchnelle verbreitete ſich die Nachricht ſeiner Ankunft, und Alt und Jung ſtrömte hin, den Ritter zu ſehen, welcher, die Sache Unglücklicher ſo mannhaft vertheidigend, Heere werben und mit der Acht belaſtet es wagen konnte, zum kaiſerlichen Hoflager zu ziehen. Des Kaiſers Räthe, ſeine Freunde, alle hielten ihn für verloren, denn niemand war es bekannt, daß ihm der Kaiſer frei Geleit verheißen hatte. Mehrere ſeiner Freunde am Hofe, auch Graf Emich von Leiningen, welcher, in kaiſerliche Ungnade gefallen, das Ungewitter, welches ihn bedrohte, von ſich abzuwenden in Inſpruck war, eilten warnend zu ihm, und baten dringend, Inſpruck ſogleich zu verlaſſen und des Kaiſers Zorn nicht noch mehr zu reizen, den ſein Feind Nicolaus Ziegler ganz gegen ihn eingenommen habe; aber wie erſtaunten ſie, als eben dieſer kaiſerliche Miniſter ihn bewillkommen ließ und ihm zwei Lögel Wittelsbacher mit dem Bedeuten überſchickte, ſich damit von den Strapatzen ſeiner Reiſe zu erholen. Alle Anweſende waren höchlich darüber erſtaunt und konnten dieß mit dem ſonſtigen Betragen Zieglers nicht reimen. Als daher Sickingen eben einen Becher mit Wittelsbacher füllte und den Wein koſten wollte, um zu prüfen, ob er auch werth ſey, von ſo trefflichen Männern, wie er um ſich ſah, getrunken zu werden, fuhr Graf Emich auf. — Sickingen! — rief er, ihn zurückhaltend, — Du kennſt des Zieglers Tücke und ſeinen Haß gegen uns, ich tränke nicht, wäre ich an Deiner Stelle.

Aber Sickingen wandte ſich lächelnd zu ſeinem alten Waffengefährten und ließ ſich den vergoldeten Becher, den er überall mit ſich führte, bringen.

Emich! — ſagte er dann — der Feindſchaft Vergeſſenheit, der Freundſchaft treue Erinnerung, das war von jeher mein Wahlſpruch! — Er füllte bei dieſen Worten den Becher bis zum Rande. — Zum Vergeſſen alles Grams und Grolles! — rief er — thue wie ich! — dieß ſagend, leerte er den Becher, alle folgten ihm, und unter Luſt und Freude wurde beim Pokale der Abend zugebracht.

Am andern Tage erhielt er den Befehl, vor dem Kaiſer zu erſcheinen. Von einer Menge Volkes und einer bedeutenden Anzahl Freunde begleitet, zog der Ritter nach der kaiſerlichen Burg, wo er muthig allein eintrat, da ſein Gefolge zurückbleiben mußte. — Ein Kämmerer empfing ihn am Portale und geleitete ihn durch die hohen, mit Waffen und Siegtrophäen ausgeſchmückten Hallen. Sickingen überdachte während dieſes Ganges noch einmal das Gefährliche ſeiner Lage, aber, des Kaiſers Worte vertrauend, ſchritt er muthig vorwärts und gedachte der Beiſpiele ſeiner Freunde, worunter mancher, gleich ihm, mit der Acht beladen und durch des Kaiſers Wort wieder frei geſprochen ward; denn Maximilian liebte die deutſche Ritterſchaft, deren größte Zierde er ſelbſt geweſen war. Von dieſem Gedanken ermuthigt ſchritt er die breite Treppe hinauf und trat mit dem Kämmerer in einen Saal, vor welchem zwei Hellebardierer Wacht hielten, ſonſt hatte er nirgend viel Kriegvolk auf der Kaiſerburg erblickt. Hier verließ ihn der Begleiter, ſeine Ankunft zu melden. Sickingen hatte nun Zeit, das zu überlegen, was er ſeinem Kaiſer und Herrn vortragen wolle; allein die Bilder, welche er in dem Saale aufgehangen ſah, Conterfei's der Fürſten aus dem Habsburger Stamme, zogen ihn ſo ſehr an, daß er, in ihr Anſchauen verſunken, ſeine wohlüberlegte Anrede ſchier vergeſſen hätte. Lange ſtand er ſinnend vor dem Bilde Rudolphs von Habsburg, dieſem großen Ahn eines ſo edlen, blühenden Stammes. Er blickte mit Ehrfurcht auf den Mann, der ohne eigene Macht, bloß durch ſeinen Geiſt, mehr noch durch ſeinen feſten Willen, das bewegte Deutſchland beruhigt hatte, der mit kühnem Muthe den ſtolzen Odoacker von Böhmen gedemüthigt und im Oſten Deutſchlands ſeinem Hauſe einen Staat errungen hatte, der ein feſtes Bollwerk gegen die hervorbrechende Macht der Ungläubigen ward, ſeine Wurzel tief in deutſchem Boden ſchlug und ſeine Zweige über Böhmen, Ungarn und das herrliche Italien breitete. Sonderbare Gedanken, Vergleichung der Vergangenheit mit der Gegenwart mochten in ihm aufſteigen, denn ſein Auge konnte ſich kaum von der ernſten Geſtalt Rudolphs von Habsburg abwenden und auf Albrecht, deſſen Sohne, verweilen, der, ein kühner unternehmender Geiſt, mitten in ſeiner Laufbahn durch Meuchelmord fiel. Sein Auge ruhte dann gern auf dem edlen Gegner Kaiſer Ludwigs des Baiern; aber länger als vor einem ſtand er vor dem Bilde Kaiſer Maximilians, dieſer majeſtätiſchen Geſtalt. — Du biſt die edelſte Perle in Habsburgs Fürſtenkranze! — rief er, vergeſſend, wo er war. — In Dir ſchlägt ein kaiſerlich, ein ritterliches Herz, auf Deiner Stirn thront Ernſt und Milde, Du biſt die Krone, aber auch die Zierde deutſcher Nation! — Dieß ſprechend, ſtörte ihn der zurückgekehrte Kämmerer und bat, ihm zu folgen.

Er führte ihn durch mehrere Zimmer, einfach gegen die Pracht, die er am Hofe Franz des Erſten geſehen, bis zu einem Cabinete, durch deſſen geöffneter Thür ſich ihm der alte Kaiſer, in einem hohen Lehnſtuhle ſitzend, zeigte.

Franz nahte ſich ihm furchtlos und wollte ſein Knie beugen, jedoch Maximilian erhob ſich, faßte ihn mit noch kräftiger Fauſt bei der Schulter und duldete die Kniebeugung nicht.

Nein, nein, Franziskus! — ſprach er mit Milde — es bedarf deſſen nicht; ſteh' auf! Wir mögen Dich nicht vor uns ſo gebeugt ſehen, deshalb haben wir Dich nicht hierher entbieten laſſen.

Sickingen, noch mehr durch dieſe Anrede und durch den Anblick ſeines Freundes Hanns von Renner ermuthigt, dem einzigen der Räthe, der gegenwärtig war, trat beſcheiden, aber mit Kühnheit vor ſeinen Kaiſer und ſprach:

Mein allergnädigſter Herr und Kaiſer! Durch viele und wichtige Urſachen bewogen, mich eines Dieners meines Lehnherrn und Freundes des Biſchofs von Worms anzunehmen, habe ich die von Worms mit rechtlicher Fehde überzogen. Sie haben es verſtanden, ihr Unrecht durch böſe Liſt und auf allerhand Wegen zu bemänteln, ſich zu entſchuldigen und mich anzuklagen, mich und Andere bei Euer Majeſtät in Ungnade, ſich aber in Gnade zu bringen, und mir durch ihre Praktiken jeden Weg verſperrt, Euer Majeſtät die Wahrheit zu berichten. Sie haben es dahin gebracht, daß mein Herr und Kaiſer glauben mußte, ich, ſein getreueſter Diener, wolle durch unbillige Händel ſeine weiſen Verordnungen verſpotten — und haben dadurch die Strafe der Acht auf mich geladen. Aber trotz dem habe ich mich, dem Worte meines Kaiſers vertrauend, in Mitte meiner Feinde hierher gewagt und ſtehe vor meinem Richter mit furchtloſem Herzen, Gerechtigkeit erwartend, da mein Sinn und Gemüth nie dahin geſtanden hat, das Geringſte zu Eurer Majeſtät Schaden zu thun, indem ich, als einer von der Ritterſchaft, Dieſelben für meinen allergnädigſten Herrn erkenne. Ich erſcheine daher, mich in Demuth und Unterthänigkeit zu entſchuldigen, und Euer Majeſtät zu bitten, mir zu verzeihen, womit ich auch meinen Herrn erzürnt haben könnte, und mir wiederum ein gnädiger Kaiſer zu werden, wogegen ich mich erbiete, Euch ein treuer Diener zu ſeyn und zu bleiben, und in Allem mich, wie es einem Ritter ziemt, zu halten.

Der Kaiſer lächelte bei dieſen Worten und betrachtete den Mann, der, klein von Geſtalt, ſo freimüthig und groß vor ihm ſtand.

Franziskus! — ſagte er endlich — Du haſt den Landfrieden gebrochen, haſt die Wormſer überzogen und ſo gegen mein Gebot gehandelt.

Allergnädigſter Herr! — erwiederte Sickingen — Ich habe den Wormſern abgeſagt nach Kriegsgebrauch, und glaubte, eine ehrliche Fehde ſey jedem freien Manne erlaubt, verſtattet, ſich Recht zu ſchaffen mit dem Schwerte in der Hand, wenn man ihm das Recht nicht thun will. Ich ſah ja täglich, wie die Fürſten, ſtatt gegen die Türken zu ziehen, ſich unter einander bekriegen, und da ich auf meiner Ebernburg ſo gut Fürſt bin als die von Mainz und Trier in ihren Landen, und ich, gleich ihnen, keinen Herrn über mich erkenne als meinen Kaiſer, ſo dünkte meinem ſchlichten Sinne, was ihnen erlaubt ſey, ſey es auch mir. — Und ſollte der Krieg nur im Großen geſtattet ſeyn, was ich faſt glauben muß, — fuhr er nach einer Pauſe fort, während welcher er den Kaiſer beobachtete — traun! ſo habe ich ein ſo ſtattlich Heer vor Worms und Metz gebracht, wie kein deutſcher Fürſt nach Ungarn und Italien ſeinem Kaiſer zugeführt hat.

Nun, nun, Franziskus! — unterbrach ihn Maximilian — was geſchehen iſt, iſt geſchehen. Ich will Dir fortan ein gnädiger Kaiſer ſeyn, ſey Du mir ein treuer Diener!

Das will ich! ſprach Sickingen.

Aber wie kannſt Du das? — ſagte der Kaiſer, ihn ſcharf in's Auge faſſend. — So lange Du in des franzöſiſchen Königs Dienſten biſt, kannſt Du mir kein treuer Diener ſeyn. Warum biſt Du dorthin gegangen? Sprich!

Ein Geächteter ſucht eine Freiſtatt! erwiederte Sickingen.

Die ſollte der Deutſche nie außer ſeiner Heimath bedürfen! unterbrach ihn der Kaiſer ernſt

Auch wenn ihn die Acht vogelfrei erklärte und jeder Bube ungeſtraft den Dolch auf ihn zucken kann? — ſagte Franz mit Freimuth — Aber nur ungern trennt ſich ein deutſches Herz von ſeinem Vaterlande, ein deutſcher Ritter verläßt nur ungern ſeine väterliche Burg und ſeinen erwählten Herrn, den Kaiſer; deshalb wird es mir leicht, dem Dienſte des Königs Franz zu entſagen, und an Urſache dazu fehlt es mir nicht, da er ein ſchlechter Zahler iſt.

Der Kaiſer ſchien dieß gern zu hören.

Thue das, Franz! — ſagte er gnädig — Mit den Franzoſen ſtimmt ſo kein deutſches Gemüth, und iſt kein Verlaß auf ihren wankelmüthigen Sinn und ihre falſche Weiſe. Sie ſingen ſtets höher als notirt iſt, leſen anders als geſchrieben ſteht, und reden anders, denn in ihrem Herzen iſt, das merke Dir. — Wir nehmen Dich alſo in unſern Dienſt, — fuhr er freundlich fort — Renner wird das Weitere darüber mit Dir unterhandeln, er kennt meinen Willen.

Allergnädigſter Herr und Kaiſer! — rief jetzt Sickingen — ſoll ich mit wahrer Treu und Nutzen Euer Majeſtät Diener ſeyn, ſo bitte ich, mir eine Gnade zu gewähren.

Nun? fragte der Kaiſer, ſich auf ſeinen Lehnſtuhl niederlaſſend.

Ich habe vernommen, Seine Kurfürſtliche Gnaden von der Pfalz, mein Lehnherr und Beſchützer, iſt bei Eurer Majeſtät in Ungnade gefallen; da ich nun ſein Lehnmann bin, ſo muß ich wünſchen, daß auch der Pfalzgraf an ſeinem Kaiſer wieder einen gnädigen Herrn erlange, denn dann erſt bin ich im Stande, mit meinen Freunden und Heergeſellen Eurer Majeſtät nach Kräften zu dienen.

Des Kaiſers Antlitz wurde ernſt, er bedachte ſich einen Augenblick, dann fragte er Sickingen: Erwarteſt Du ſo viel Gutes von dem Pfalzgrafen, daß Du Dich ſeiner mit ſo feſter Treue annimmſt? Dein Vater ſtarb für des Kurfürſten Vater, und der hat es bis jetzt dem Sohne noch nicht vergolten, das weiß ich am beſten; hüte Dich, daß der Pfalzgraf nicht dereinſt Dein Blut zu verantworten hat, wie ſein Vater das des Deinigen!

Der Kaiſer hielt inne. Sickingen ſchwieg.

Wohlan! — fuhr Maximilian fort — mit der Pfalz ſoll Alles bald ausgeglichen ſeyn, wenn der Pfalzgraf ſich nicht in die würtembergiſchen Händel miſcht. — Sickingen dankte im Namen ſeines Lehnherrn. — Und nun noch eine Bedingung meiner Gnade, — begann der Kaiſer von neuem — für mich die wichtigſte. Du machſt Dich verbindlich, mir in dem bevorſtehenden Kriege wider den würtemberger Herzog mit angemeſſenem reiſigen Zuge die Folge zu leiſten.

Euer Majeſtät! — wollte Sickingen beginnen — aber der Kaiſer fiel ihm unmuthig in die Rede: Ich weiß, Franziskus, daß Du des Würtembergers Freund biſt, den Mord des Hanns von Hutten entſchuldigſt, meine Muhme Sabine, ſein ehelich Gemahl, um weiblicher Thorheiten willen ſtreng verdammſt *); aber ich ſchwöre Dir bei

---

*) Herzog Ulrich von Würtemberg hatte aus Eiferſucht Hanns von Hutten auf der Jagd erſtochen und ihn mit deſſen eigenem Gürtel eigenhändig an einem Baume aufgehenkt, welche unritterliche Handlung er damit entſchuldigte, daß er es als Freigraf des weſtphäliſchen (heimlichen) Gerichts gethan habe. Die Familie Huttens beſchuldigte überdieß den Herzog, und wohl mit Recht, eines ſträflichen Umganges mit des Entleibten Gattin. — Sabine von Baiern, des Herzogs Gemahlin — Kaiſer Maximilians Nichte — mochte wohl nicht immer den Schein des Leichtſinnes vermieden haben. Der Herzog, ſchon auf Hanns von Hutten eiferſüchtig, ward es kurz darauf auf Dietrich Späth, ſeinen Obervogt zu Urach. Von einer Reiſe zurückkehrend, fand er die Herzogin bei einem Bankett mit Späth tanzend. Er, der unbe-

meinem kaiſerlichen Schwerte, nur unter dieſer Bedingung biſt Du der Acht entnommen! — Bei dieſen heftig ausgeſprochenen Worten hatte ſich der Kaiſer von ſeinem Stuhle erhoben, und die ehrwürdige Greiſengeſtalt ſtand würdevoll, aber zürnend vor dem Ritter und ſchien mit Ungeduld deſſen Antwort zu erwarten.

Eure Majeſtät verlangt Hartes und Schweres von mir! — ſprach Sickingen endlich — Ich läugne nicht, und würde mich ſchämen, wenn ich es könnte, daß ich den Herzog nicht ſo ſtrafbar finde als Eure Majeſtät es thun. Es wäre viel und mancherlei zu ſeiner Entſchuldigung zu ſagen; doch ich will ſchweigen, da es mir nicht geziemt, gegen meinen Herrn und Kaiſer ihn zu vertheidigen. Ich ge-

---

merkt unter den Zuſchauern ſtand, glaubte in der Herzogin Blick zu viel Vertraulichkeit mit ſeinem Voigt zu leſen; er trat raſch hervor, nahm die Herzogin zum Tanz und übte während des Tanzes die ſonderbare Rache aus, ſie mit ſeinen Spornen abſichtlich zu verwunden. Am nämlichen Abende mißhandelte er ſie noch thätlich, worauf ſie nach Kurzem zu dem Kaiſer und dann zu ihrem Bruder, dem Herzog Wilhelm von Baiern, entfloh. Auch Späth, ein alter Freund und Kriegsgenoſſe Sickingens, mußte das Land meiden, und ward fortan des Herzogs bitterſter Feind.

lobe Eurer Majeſtät, in dieſem Kriege gegen Herzog Ulrich nach Kräften beizuſtehen, nicht mit willigem Herzen, nicht mit Ueberzeugung einer gerechten Fehde, nur um meinem Kaiſer zu zeigen, daß ich ſein treuer Diener hier und überall bin!

Der Kaiſer reichte ihm die Hand und ſchien ganz verſöhnt, indeſſen verlangte er doch einen ſchriftlichen Revers über ſeine Hülfleiſtung gegen Würtemberg. — Sickingen ſtutzte. — Eurer Majeſtät Worte habe ich feſt vertraut und bin furchtlos hierher gezogen, — erwiederte er — auch auf mein Wort kann Eure Majeſtät vertrauen; Franz von Sickingen brach es noch nie!

Der Kaiſer bedachte ſich einige Augenblicke, dann ſagte er huldreich: Ehe Du nach Hauſe zieheſt, Franziskus, komm ja zu mir, Dich zu beurlauben, das Uebrige wird Renner beſorgen. — Hierauf entließ er ihn.

Das Nöthige zur Auflöſung der Acht und die Bedingungen, unter welchen Sickingen in kaiſerliche Dienſte trat, waren bald durch ſeinen Freund, Hanns von Renner, des Kaiſers Rath, abgemacht. Sickingen erhielt ein Geſchenk von 300 Goldgülden als Entſchädigung für die Reiſe, mußte jedoch den Revers ausſtellen, und nachdem er ſeine Freunde am Hofe noch feſter an ſich gebunden, ſo manchen ſeiner Feinde aber durch ſein freundliches, zuvorkommendes Benehmen wieder ausgeſöhnt hatte, bereitete er ſich zur Rückreiſe und ging deshalb wieder zur Burg, ſich bei ſeinem Herrn zu beurlauben.

Er fand heute den Kaiſer weniger heiter als das erſte Mal, ein ſtiller Ernſt ruhte auf ſeinem Geſichte, jedoch empfing er Sickingen gnädig. — Du willſt uns ſchon verlaſſen? — begann er — Nun, reiſe mit Gott! Deine Gegenwart wird daheim Noth thun, denn die Wormſer Fehde iſt caſſirt und aufgehoben, und Du müßteſt Deine Reiſigen entlaſſen; behalte ſie aber bei der Hand, wir möchten ſie bald ſelbſt gebrauchen, beſchäftige ſie wie Du kannſt, nur halte ſie beiſammen. — Sickingen ſah den Kaiſer forſchend an, der ſich aber nicht deutlicher erklärte, ſondern nur am Ende des Geſpräches hingeworfen ſagte: Du wirſt mich ſchon verſtehen.

Als Sickingen, ſich beurlaubend, das Knie vor ihm beugte und ſeine Hand ergriff, ſie zu küſſen, drückte ſie der Kaiſer und ſagte gerührt: Du biſt ein ächtes deutſches Herz; hätte ich in den Jahren meiner Kraft zehn Ritter, wie Du, um den Thron gehabt, Mailand wäre mein und das ſtolze Venedig läge zu meinen Füßen — ſo habe ich meine Kraft nutzlos vergeudet, meine Fürſten haben mich verlaſſen und dem Kaiſer iſt der Lorbeer nicht geworden, den ſich vielleicht der Ritter erworben hat. — Franziskus! — ſagte er nach einem langen Schweigen, während deſſen er ſich nach dem Fenſter gewendet hatte, — in Dir glüht ein kühner Geiſt, Du haſt, nur ein Ritter, unternommen, was Fürſten nicht gelungen iſt; Du ſchwebſt aufwärts, darum liebte ich Dich und Du warſt mir werth, ſelbſt als ich die Acht über Dich ſprechen mußte. Aber ſtrebe nicht zu hoch, oft folgt die Kraft nicht unſerem kühnen Willen, ich habe das oft erfahren, aber mich ſchützte meine kaiſerliche Krone vor dem Falle; beugen konnte mich das Schickſal, doch nicht verderben.

Du aber, — fuhr er mit väterlicher Warnung fort — wenn Du einmal ſinkſt, ſo biſt Du für immer verloren, denn Du ſtrebteſt über den Kreis Deiner Verhältniſſe hinaus. Sieh, Franziskus! — ſagte er, auf die noch beſchneieten Gipfel der

Ber-

Berge zeigend, die Inſpruck umgeben. — Sieh, wie der Schnee auf jenen Bergen dem Strahle der Sonne trotzt, da er hier unten ſchon von den grünen Matten gewichen iſt; ſteigt aber die Sonne höher, verſtärken ſich ihre Strahlen, ſo rieſelt er tropfenweis herab, oder ſtürzt in Lawinen nieder und begräbt in ſeinem Falle, was ihm begegnet. Nur jene mit goldenem Glanze gekrönten Gletſcher, jene Fürſten der Berge, ſind von Gott erwählt, ihre Eiskronen ewig zu tragen, ſie ſind den Königen gleich, und tragen ihre drückende Laſt, bis auch ſie dereinſt vergehen werden. Beherzige Deines Kaiſers Wort, denn nicht lange mehr möchte Maximilian Dein Kaiſer ſeyn, und der mir folgen wird, könnte Dich und Deinen Werth nicht verſtehen. Nun leb' wohl, Franziskus! ziehe in Frieden und bleibe Deinem Worte getreu! Ob wir uns wiederſehen, — ſprach er, ſich erhebend, — weiß nur Gott, der meine Tage zählt und meiner Stunden Herr iſt; mir ahnet, mein Tagewerk ſey bald vollbracht. Ziehe in Frieden, mein Sohn!

Er reichte dem Ritter noch einmal die Hand zum Kuſſe und entließ ihn. Sickingen ſah den edlen Mann, den ritterlichen Kaiſer Deutſchlands nicht wieder.

5.

Während Franz von Sickingen ſich am Hoflager des Kaiſers verweilt hatte, lebten Ottilie und Margarethe nun ſchon ſeit Monden in ſtiller Eingezogenheit auf Flersheim. Margarethe hatte an dem theilnehmenden Buſen der Freundin Troſt gefunden, denn Ottilie, mit Herrn Ulrich Späth, Dietrichs Vetter, verlobt, kannte, wenn auch nicht der Liebe Schmerzen, doch ihre Wonne. Auch die edle Hausfrau, von dem Verhältniſſe Margarethe's zu ihrem Enkel unterrichtet, ſuchte auf theilnehmende, liebreiche Weiſe die hoffnungloſe Neigung in ihrem Entknoſpen zu erſticken. Margarethe duldete alles, ſchwieg zu allem, und ſah auch ihr heller Blick klar in die hoffnungloſe Zukunft, war doch ihr Herz und Gemüth nicht geſchaffen, das, was ſie einmal mit Leidenſchaft aufgefaßt, ſo leicht wieder ſchwinden zu laſſen. Die Neigung, die ſich unbewußt in das ſorgloſe Herz einſchleicht, gewinnt Zeit, ſich recht behaglich dort zu betten, und mit dem Blicke, den der Menſch endlich in das ſorgloſe thut, mit dem Anblicke des glimmenden Funken, ſchlägt er zur hellen Flamme auf. — Die erfahrene Matrone ſchüttelte bedenklich den Kopf.

Mich jammert das Mädchen! — ſagte ſie nach einigen Tagen — Es iſt eines jener unglücklichen reizbaren Weſen, die den Muth zum Dulden, jedoch nicht den Muth zum Widerſtande haben; die ewige Sehnſucht, die ſich in allen ihren Worten, in allen ihren Handlungen ausſpricht, der Grundſtoff all' ihrer Gedanken, die Liebe zur Einſamkeit, die ſanfte Klage ihrer Lieder, alles zeigt mir, daß das plötzliche Erwachen aus langem trügeriſchen Schlummer ſie gewaltſam ergriffen hat, und ſie den kurzen Traum ihrer Liebe für ihr ganzes Leben träumen wird. Nur ein Mittel kenne ich, und das ſteht allein in Gottes Hand.

An einem jener ſchönen Frühlingabende, die unſern der Ufer des Rheines ſo ſanft und erquickend ſind, ſaß Ottilie mit Margarethe in einem Erlenthale, wo ein klarer Quell, von ſanfter Höhe herabfließend, ein Waſſerbecken bildete. Margarethe hing ihre Laute an einen knospenden Haſelſtrauch; ſie hatte ihr Lied beendet, das ſie dem Entfernten geſungen, und ſah traurig in den Quell, der ſich durch herabgerollte Felsſtücke murmelnd zu ihren Füßen wand. Ottilie r gleich ihr traurig geſtimmt, die ſtille Hingebung Margarethe's rührte ſie; auch ſie ſaß ſchweigend auf dem Felsſtücke und ſah nach den Gluthſtrahlen der ſcheidenden Sonne. Es war die heilige Stille, welche ſo beruhigend auf das Gemüth des Menſchen wirkt, wenn die ermüdete Natur die Dämmerung herbei ruft, ſich über ſie zu breiten. Nur der ferne Geſang einer Nachtigall und das Plätſchern des Quells unterbrachen die Stille.

Erwache aus Deinem Traume! — begann endlich Ottilie — nähre Deinen Schmerz nicht länger mit ſorgſamer Pflege, übergieb ihn der Zeit und ihrem lindernden Flügel.

Ottilie! — erwiederte Margarethe, und der ſtille Schmerz der Hingebung lag in ihrem Blicke. — O! könnte ich, ich wollte es gern! Ein ſorgloſes Kind wandelte ich durch das Leben, das mir durch ſein Bild erheitert ward — ich ſah ihn und war glücklich, und bedurfte weiter nichts, um es zu ſeyn. — Sein Scherz, ſein Spott, wie ſeine herzlichen Worte, thaten mir wohl; ich glaubte, es müſſe ſo ſeyn, und hätte weiter keine Bedeutung für das Leben, und es könne nicht anders werden als es war. Da rüttelte mich meines Vaters rauhe Hand aus dem kindlichen Traume, und der Gedanke der Trennung ließ mich einen Blick in mein Herz thun, wo ich die Spiele der Kindheit, alle die Blumen und Blüthen zu einer Kette geflochten ſah, die nichts zerreißen, nichts zerſtören kann. Und mit dieſem Blicke, mit dem Gefühle meiner heißen, überſchwenglichen Liebe ruft mir das Schickſal das furchtbare Wort: „hoffnungslos!“ entgegen. Was bleibt mir übrig für das Leben, als der Kampf gegen ihn, gegen mich ſelbſt — denn nie kann ich, nie darf ich ja die Seinige werden! — Ihr glaubt nicht, Ottilie, wie bitter es iſt, in einem kurzen Augenblicke von der Kindheit frohen Spielen zum ernſten Leben überzugehen, das Flügelkleid der Jugend mit einem Trauergewande vertauſchen und allen Freuden Lebewohl ſagen zu müſſen!

Sie nahm bei dieſen Worten die Laute wieder von dem Zweige, griff gedankenlos einige Ac corde und ſchien durch die Töne, die ſie hervorgelockt, ſich ſelbſt in Träume der Vergangenheit zu wiegen. Ottilie ſtörte ſie nicht, auch ihr Geiſt war abweſend, als Margarethe unbewußt das Lied an den Entfernten ſang, das früher ſo oft bedeutlos von ihrer Laute begleitet wurde.

Noch war das Lied nicht zu Ende, als es hinter ihr im Gebüſche rauſchte; ſie bemerkte es anfangs nicht, als aber jetzt eine graue Dogge ſchmeichelnd ſich ihr nahte, blickte ſie auf und ſah Georgs Lieblinghund zu ihren Füßen liegen.

Er iſt in der Nähe! — rief ſie aufſpringend — er kann nicht fern ſeyn, Ottilie! — Und als ſie fürchtend und hoffend immer nach der Stelle ſah, wo es noch rauſchte und die Zweige ſchwankend ſich bogen, trat Georg, ſein Dänenroß am Zügel, aus dem Gebüſche. — Als ſey es gebannt, ſo unbeweglich ſtand das zitternde Mädchen, das Auge feſt auf den Boden geheftet.

Bebſt Du bei meinem Anblicke, arme Margarethe! — ſagte Georg, fern bleibend, — fürchteſt Du mich zu ſehen? Ich komme nicht Deine Ruhe zu ſtören, ich komme in friedlicher Abſicht, gutes Mädchen! Aber ſchlage Dein Auge auf und ſchaue mich an, laß mich Dein frommes, freundliches Angeſicht ſehen, ſprich ein mildes Wort, damit ich prüfen kann, ob ich Dir gegenüber feſt in meinem Vorſatze beharre, oder ein Wort aus Deinem Munde mich hin und her bewegen kann wie ein ſchwankendes Rohr. Blick' auf, Margarethe, blick' auf mich!

Und als ob eine Wolke ſich theilt und das Antlitz eines Engels dem Betenden entgegenſtrahlt, ſo freundlich, ſo verklärt blickte ihr Auge auf den Jüngling, der, in ihr Anſchauen verſunken, nicht zu nahen wagte.

Margarethe! — rief er entzückt — So ſchön, ſo herrlich, wie Du jetzt vor mir ſtehſt, ſah ich Dich noch nie! biſt Du fern von mir noch lieblicher geworden, oder hatte ein Nebel mein Auge umdüſtert, wenn ich ſonſt nach Dir blickte?

Schweigt, ich bitte Euch! ſagte das Mädchen erröthend.

Und dennoch, ob ich gleich den Ton Deiner Stimme vernehme, — fuhr er erglühend fort — mein Auge ſich nicht von Dir wenden möchte, fühle ich, daß mein Vorſatz noch unwandelbar und feſt ſteht, und es geſchehen muß! — Seine

Hand ballte ſich krampfhaft bei dieſen Worten, er preßte ſie heftig auf das Herz, ſchüttelte unmuthig die herabgefallenen Locken und ſein Blick umdüſterte ſich.

Was iſt Dir?! — rief Ottilie, zu ihm tretend. — Was geht in Dir vor, mein Bruder? — Rede! nur ſieh nicht ſo ſtarr auf die Arme, Deine Blicke ſind tödtende Pfeile.

Nein! — ſagte er ſanft, und ein freundlich Lächeln ſchwebte wieder um ſeinen Mund, — tödten ſollen meine Pfeile ſie nicht, aber verwunden werden ſie. — Margarethe! — ſagte er, ſich jetzt ihr nähernd, — glaubſt Du, daß ich Dich liebe?

Ich glaube es! lispelte ſie.

Treu, redlich und wahr?

So wie ich! ſtammelte ſie leiſe.

So wiſſe, ich komme zu Dir — er ſtockte; Unmuth, Ungeduld, Heftigkeit drückten ſich in jedem Zuge, in jeder ſeiner Muskeln aus. — Ich komme zu Dir, — rief er endlich, und ſein Auge rollte, — Dir Lebewohl zu ſagen! wir müſſen getrennt bleiben, ſo will es die Thorheit der Welt, ſo will es mein Vater, und dem zu gehorchen iſt meine erſte Pflicht, forderte er auch das Uebermenſchliche von mir. Worüber alſo er und die Welt gebieten kann, das unterwerfe ich dem harten Spruche; was aber mein iſt hier und dort, und es ewig bleiben wird, mein Wille, mein Herz, das bleibe Dein. — Weine nicht; ſeit mich Deine Liebe ſo ſchnell zum Manne gereift hat, öffnete ſich mir ſo mancher Thränenquell, aber ich habe ihn gehemmt, die Thräne aus meinem Auge verbannt. Dein bin ich, Margarethe, mit Herz und Seele, beide ſind für ewig Dein, und auch was irdiſch iſt, ſoll keinem andern Weibe werden, da es Dir nicht werden kann; dieß ſchwöre ich, ſo wahr Gott mich hört!

Georg, Bruder! — rief Ottilie, ihm in die Arme ſinkend. — Was beginnſt Du! O, ſchwöre nicht, widerrufe den Schwur, der Dich allein läßt auf der Welt!

Die Heftigkeit meines Gemüthes hat ihn nicht erpreßt! — erwiederte er mit Ruhe — die Ueberlegung legte mir ihn in Mund und Herz. — Sie hat mir ihre Ruhe zum Opfer gebracht, das ſagt mir ihr trauernder Blick, Opfer gegen Opfer!

Georg! — begann jetzt Margarethe, und der Wehmuth ſüßer Ton lag in ihrer Stimme —

Ihr habt einen furchtbaren Schwur gethan; des Mannes Herz ſoll ſchwach ſeyn und nicht ſo ſtandhaft zu dulden verſtehen wie das Herz des Weibes. Ich kenne die Liebe nur in ihrem Schmerze, Thränen der Wonne hat ſie mich nicht weinen gelehrt, wohl aber Thränen des Kummers, und dennoch will ich ſie pflegen in meiner Bruſt, als ſey ſie eine dornloſe Roſe, die ein Sturm mir entführen wollte. Meine erſte Liebe ſey auch meine letzte!

Sie reichte bei dieſen Worten Georg die Hand, da er die ſeine zur Bekräftigung dieſes Wortes ihr entgegen geſtreckt hatte.

Und als ſie ſo Hand in Hand ſtanden, Beide ſich feſt und innig anblickten, als müſſe es das letzte Mal ſeyn, daß ſie ſich ſähen, ließ Georg plötzlich mit Heftigkeit ihre Hand los. — Und willſt keines andern Mannes werden, mir Herz und Seele weihen wie ich, ſo ſchwöre auch Du!

Bruder! bat Ottilie.

Schwöre auch Du, Margarethe! wiederholte Georg.

Nein, Georg Sickingen! — ſagte das Mädchen ſanft, aber beſtimmt, — ich ſchwöre nicht, und fordere nicht den rächenden Gott zur Rache auf, wenn ich menſchlich fehlen ſollte; und bliebe ich Dir nur treu, weil der Schwur mich band, könnte Dir das genügen?

Du ſchwörſt nicht, Margarethe?! rief Georg heftig.

Nein! Denn ſchiffe ich über die Klippen hinweg, denen ich auf meiner Lebensfahrt begegne, entgehe ich den Lockungen, die ich vernehmen könnte, ſo weiß ich, mein treues Gemüth bewahrte mich vor Reue — nicht mein Schwur.

Die letzten Worte hatten Georg ergriffen — er wurde nachdenkend und beruhigter. Noch einmal blickte er feſt in Margarethe's Auge, aber ſie ſah ihn ſo ehrlich an, in ihren Augen fand er den reinen Himmel geöffnet.

Nun wohlan! — ſagte er — ſo will ich Dir auch ohne Schwur vertrauen. — Leb' wohl, grüße die alten Aeltern von mir, und wenn ſie ſich um mich kümmern ſollten, ſo tröſte ſie, Ottilie!

Er wandte ſich nach dem Gebüſche, kehrte aber noch einmal zurück und trat zu der weinenden Margarethe.

Leb' wohl! — ſagte er bewegt — Mir genügt zu meinem Glücke das Bewußtſeyn, daß ich Dir das Liebſte der Welt bin; daß Du mir das Liebſte der Welt biſt, dieß Bewußtſeyn genüge auch Dir und trockne Deine Thränen.

Er leitete ſein Roß den Fußpfad hinauf, und in der ſternhellen Mondnacht kehrte er zu der Ebernburg zurück, geſtärkt durch die Ueberzeugung, er habe als Sohn, als Mann, als Ritter ſeine Pflicht erfüllt.

6.

Ritter Sickingen zog indeſſen mit ſeinem Schwager und dem Ritter Späth, auf einem anderen Wege über Ulm, das Würtemberger Land vermeidend, ſeiner Heimath zu. Das Gerücht von ſeiner Ausſöhnung mit dem Kaiſer war ihm vorangegangen und überall wurde der, beſonders im ſüdlichen Deutſchland hochgeehrte Ritter feierlich empfangen. Aber alle dieſe Ehrenbezeigungen thaten ihm nicht ſo wohl als der Anblick von Jaxthauſen, der Burg ſeines treueſten Freundes und Waffengefährten Götz von Berlichingen, den er hier zu überraſchen gedachte.

Als des Thurmwarts Horn die Ankunft der Fremden meldete, Götz auf den Söller trat und das Fähnlein mit den fünf weißen Kugeln im ſchwarzen Felde flattern ſah, ließ er die Zugbrücke ſchnell nieder, lief in ſeinem gemsledernen Wamſe ſeinem Freunde entgegen und preßte ihn feſt an ſein deutſches Herz. — Zwei einſt Geächtete — ſprach er — umarmen ſich hier unter Gottes freiem Himmel und bezeugen, daß die Acht keine Makel auf Herz und Schild zurückläßt. Tritt herein, Franziskus, und ſey mir mit den Deinen von Herzen willkommen! — Er führte ſie die Wendeltreppe hinauf nach dem großen Saale, wo er gemeiniglich zu hauſen pflegte. Begnüge Dich auf Jaxthauſen mit dieſem ledernen Seſſel, — ſprach er treuherzig — und gedulde Dich, bis mein Weib die Becher bringen und Dir kredenzen wird: Ihr andern Herren aber, — wendete er ſich zu Sickingens Gefolge — Bekannte oder Freunde, verzeiht, wenn ich Euch nicht ſo begrüße, als ich wohl als Hausherr ſollte; die Freude, Franziskus von Sickingen in den Mauern meiner alten Burg zu ſehen, macht mich für alles Andere todt. Nehmt Platz und ſeyd willkommen! — Er reichte jedem traulich ſeine linke Hand zum Gruße, die rechte war ihm vor Landshut abgeſchoſſen, und er führte eine eiſerne. Als er jedoch an den Ritter Späth kam, verdüſterte ſich ſein Geſicht, er bedachte ſich einen Augenblick, dann reichte er ihm die eiſerne Hand, und ohne ihn willkommen zu heißen, kehrte er zu Sickingen zurück.

Unterdeſſen war Frau Dorothea, Götz's Eheſrau, mit Speiſe und Trank hereingetreten, und nachdem ſie Sickingen begrüßt, ordnete ſie alles ſorglich auf dem Tiſche und füllte die Becher. Es war eine edle Geſtalt, nicht mehr in der erſten Jugendblüthe, aber immer noch ſchön genug, um zu gefallen. In Sickingen erweckte ihr Anblick die Erinnerung an ſeine Hedwig, Dorothea's nahe Verwandtin und treue Freundin, und als er jetzt ihr nahte und von gleichgültigen Dingen zu ſprechen begann, führte Beide das Geſpräch unvermerkt auf die Heimgegangene. Dorothea's Anblick hatte in Franz jede Saite der Erinnerung berührt, und ihr that es wohl, den Gatten ihrer Freundin noch mit ſo innigem Gefühle an ihr hängen zu ſehen.

Götz aber, den Becher ſchon lange empor haltend, erwartete ungeduldig das Ende der Unterredung, er wartete aber vergebens. Da rief er, ihm den Gefüllten reichend: Franziſkus! wenn Du Dich mit meinem Ehegeſpons in ein Geſpräch vertiefſt, könnte der jüngſte Tag kommen, ehe ſie endete. Morgen ein Mehreres, Dorothea! — Die erröthende Hausfrau trat beſchämt an den großen eichenen Tiſch zurück.

Nun, mein treuer Freund in der Noth! — rief Götz, den Becher hoch hebend. — Bevor mein freudiges Herz auf Dein Wohlergehen den Wein des Biſchofs von Würzburg trinken kann, müſſen wir einen auf das Wohl unſers gnädigen Herrn, Kaiſers Maximilian, leeren. Er hat Dich und mich zwar den Vögeln unter dem Himmel und den Thieren im Felde preis gegeben, da er die Acht über uns ausgeſprochen, aber dennoch iſt er ein deutſcher Mann, der das Schwert nicht allein auf ſeinen Münzen, ſondern auch in ſeinen Schlachten zu führen weiß, ein ritterlicher Kaiſer, ihm deshalb den erſten Becher!

Mit Freuden! rief Sickingen und alle die Umſtehenden.

Schenk' ein, Dorothea! — rief Götz jubelnd der Hausfrau zu — Heute ſey Dein Arm ſo geſchäftig wie Deine Zunge, und ſollteſt Du auch den letzten Lögel Würzburger einſchenken, der heutige Tag iſt es werth und der Pfaff hat mehr. — Dorothea füllte die Becher; Götz begann nun: Noch iſt die Reihe nicht an Dir, Franziskus! erſt noch dieſen Becher einem andern Ehrenmanne, der, wenn er auch nicht auf dem Streitroſſe ſitzt und die Lanze gegen ſeinen Feind einlegt, doch ein muthiger Held und Streiter iſt im Kampfe ſeines Glaubens, ich meine den Auguſtiner Martin Luther, dieſes Licht in der Finſterniß! — Er leerte ſeinen Becher und ſah im Kreiſe umher; Viele hatten ausgetrunken, Manchem jagte erſt Götz's grimmiger Blick den Wein hinunter, nur Dietrich Späth ſetzte den Becher unberührt vor ſich.

Götz's glühendes Auge bemerkte es. — Daß Ihr nicht auf des Ehrenmannes Wohl getrunken habt, Herr Obervoigt von Urach, freuet mich! ſagte er faſt verächtlich und ſchien es nicht bemerken zu wollen, als Späth zu ſeiner Wehr griff. Ein Wink Sickingens brachte ihn zur Beſinnung.

Und nun, — fuhr Götz fort — nachdem ich

zum

zum Wohle des Würdigſten auf dem Throne und des Würdigſten in der Kutte den Becher geleert, ſo ſey der dritte dem edlen Ritter Franziskus von Sickingen gebracht, der Zierde der Ritter vom Rheine, dem Freunde des Tapfern, dem Hort des Unterdrückten! — Er ſetzte den Becher an die Lippen, aber leeren konnte er ihn nicht bis zum letzten Tropfen, ſein Gefühl übermannte ihn; er ſetzte ihn ab, umfaßte den Freund und drückte ihn heftig an ſein Herz. — Mein Schwert, wenn ich es in meiner Fauſt halte, — rief er — iſt mir treu, aber wahrlich treuer noch dieſer Mann, den ich an mein Herz ſchließe, und ſein adelig Wort!

Sickingen lächelte. Erdrück' mich nur nicht, Götz! — ſagte er ſcherzend — Du preſſeſt Deine eiſerne Hand ſo feſt auf mein Herz, als ob es zerſpringen ſollte. Nun aber, edle Frau! — wendete er ſich zu Dorothea — nun bitte ich Euch, mir noch einen Becher zu füllen, muß doch auf das Wohl einer mir werthen Sache trinken. Glücklichen Reiterzug, Götz!

Bevor ich trinke, muß ich wiſſen wohin.

Wirſt es zu ſeiner Zeit ſchon erfahren! — ver ſetzte Sickingen — Wohin ich ziehe, folgſt Du auch! —

Ehe Du nach Inſpruck geritten warſt — ja, jetzt nicht, ohne zu wiſſen wohin es geht! erwiederte Berlichingen.

Glaubſt Du mein Herz verändert oder meinen Arm geſchwächt? fragte Sickingen.

Das nicht, Franziskus! aber Du biſt in des Kaiſers Dienſt getreten, wie mir der Brandenburger Markgraf ſagte, und nicht mehr Dein eigener Herr! antwortete Götz treuherzig.

Und wäre ich in des Papſtes Dienſten, Berlichingen, wäre ich doch ein freier Mann und würde nicht für eine ſchlechte Sache mein Schwert ziehen. Aber brechen wir davon ab und leeren den Becher auf alte Freundſchaft und neuen Waffenbund, oder beſſer auf das Wohl der edlen Hausfrau, welche des Mannes rauhes Leben ebnet und ausgleicht und ihm daheim die Ruhe verſüßt. Auf Euer Wohl, Frau Dorothea! — Dieſe neigte ſich züchtig und dankte dem Ritter mehr mit Blicken als Worten.

Als am andern Morgen die beiden Krieggeſellen allein waren, mußte Sickingen Götz von ſeinen Verrichtungen am Hofe zu Inſpruck berichten.

Mir haben ſie es ſchwerer gemacht, Franziskus! — ſagte Götz lächelnd — ich mußte die Urphede ſchwören, und dem Kaiſer verſprechen, in ſeinen Krieg zu ziehen. — Sickingen! — ſagte er dann, ihm mit ſeiner Linken auf die Schulter klopfend, — Du haſt Deine Sache bei dem rechten Ende gefaßt. Hätteſt Du, wie ich den Bambergern, den Wormſer Bürgern mit zehn Reiſigen aufgepaßt, ihnen Geld und Gut und ein Paar elende Gefangene abgenommen, Du würdeſt Dich vor den kaiſerlichen Räthen haben beugen und ihnen hofiren müſſen, denn ſie hätten Dich nur für einen gewöhnlichen Störer des Landfriedens gehalten; ſo aber triebſt Du gleich anfangs die Sache in's Große, rückteſt mit Tauſenden heran, züchtigteſt Metz und bekriegteſt mit der Städte Geld die ſtolzen Bürger. Da haben ſie wie mit einem Fürſten mit Dir unterhandelt, und der alte Kaiſer hat wohl gemeint, ſolch ein Ritter ſey ihm mehr werth als alle Fürſten des Reiches; denn Sickingen bringt ihm ein Heer auf die Beine, ehe dieſe deliberirt und beſchloſſen haben, ob ſie Hülfe geben wollen oder nicht.

Sickingen lächelte; er fühlte, Götz's ſchlichter Verſtand möge wohl Recht haben.

Sieh', Franziskus! — fuhr Berlichingen fort — hier in dieſer Kammer, auf der Stelle, wo Du jetzt ſitzeſt, ſaß noch vor Kurzem Hans von Selbitz, der wackere Alte, und da wir eben wie die faulen Bärenhäuter ohne Fehde daheim liegen mußten, ſprachen wir aus Unmuth über die Zeit und ihr Treiben; und da meinte ich, daß es doch wunderbar wäre, daß ein ſimpler Ritter wie Du, der, wenn er auch alle ſeine Lehnleute und Knechte aufbiete, kaum hundert Reiſige zuſammen bringen könnte, Heere auf die Beine bringe, wie kaum der Baier oder der Brandenburger es vermögen. — Selbitz aber entgegnete mir, und hatte Recht, daß dieß in dem umfaſſenden Geiſte läge, der Dich zu großen Dingen treibe, und wenn wir beide nur den Mann vor Augen hätten, auf den wir die Lanze einlegten, höchſtens uns umſchauten, ob unſere Knechte folgten, überſchauteſt Du mit einem Feldherrnblicke das Ganze. Auch meinte er, Deine Bedachtſamkeit erwürbe Dir das Zutrauen, Deine

Leutſeligkeit, Dein verſöhnliches Gemüth, Deine Uneigennützigkeit aber alle Herzen — und wenn ich Dich, kleines Männlein, ſo vor mir ſtehen ſehe mit der freundlichen Miene und dem offenen Blicke, und gedenke, welch' ein Freund in der Noth Du biſt, dann fühle ich, Hans Selbitz hatte Recht: denn Du biſt, bei Gott und Sanct Georg, die Zierde deutſcher Ritterſchaft!

Sickingen ergriff Götz's dargereichte Hand und drückte ſie herzlich.

Ich danke Dir, Götz! — ſprach er — für Deine Meinung, und Deinen Worten vertrauend fordere ich Dich denn auf, mir bei meiner Fehde zuzuziehen.

Wem gilt's? fiel ihm Götz haſtig in die Rede.

Dem Landgraf Philipp von Heſſen. Neue und alte Unbill habe ich mit ihm auszumachen; noch hat er nicht bezahlt, was ſein Vater an dem meinen verſchuldet.

Gegen den, Franziskus, ziehe ich Dir freudig mit zwanzig Reiſigen zu, kein tüchtiger Knecht ſoll daheim bleiben, alle ſollen Dir folgen! habe längſt dieſem Witzbolde eins zugedacht. Weißt Du, was er vor Kurzem an ſeinem Hoflager zu Darmſtadt geſprochen? „Der deutſche Adel,“ ſagte er, „ſtehe um ſeine Fürſten wie der Pilz um den Eichſtamm, ließ ihn das Glück zollbreit wachſen, ſo glaubte er ſchon bis an des Baumes Krone reichen zu können, und doch ſey er zu weiter nichts da, als dem edlen Baume die Nahrung zu nehmen.“ — Gott lehre es ihm beſſer, wenn die Pilze über ihn kommen!

Dann — unterbrach ihn Sickingen — habe ich noch ein Verlangen.

Nun? — fragte Götz neugierig — Muß ſonderbarer Art ſeyn, daß Du ſo lange damit hinter dem Berge hältſt.

Es zieht ſich ein Ungewitter über Herzog Ulrich zuſammen.

Ich weiß es.

Du biſt noch in ſeinem Dienſte?

Noch auf länger als ein Jahr.

Du mußt ihm den Dienſt aufſagen, wenn Du nicht mit ihm zu Grunde gehen willſt.

Wer ſind des Herzogs Feinde? fragte Götz.

Der Kaiſer und die Herzoge von Baiern —

Und der ſchwäbiſche Bund! — fiel ihm Götz in die Rede. — O! ich kenne die Allzeitfertigen, wo es über den nachbarlichen Fürſten oder Edlen hergeht, und etwas zu gewinnen iſt, und die doch nie zu Hauſe ſind, wenn es auswärtigen Krieg oder das Vaterland und deutſche Ehre gilt. Gegen Lothringen, Worms und Metz bin ich mit Dir gezogen, will Dir, die an Deinem Vater begangene Unbill zu rächen, gegen Heſſen folgen, aber mit dem ſchwäbiſchen Bunde gegen Herzog Ulrich ziehe ich nicht!

Bedenke, Götz! unterbrach ihn Sickingen.

Ich habe bedacht und mein Herz befragt. Ich haſſe die ſtolzen Reichsbürger, die ſich hinter ihre Söldner verſtecken, und mit ihrer Macht und ihren Privilegien prunken, die ſie dem Kaiſer mit Golde abgekauft. Für ſie kämpft Götz von Berlichingen nicht, eh' legt er ſeine eiſerne Hand auf den Amboß und befiehlt dem Waffenſchmidt, ſie mit ſeinem ſchwerſten Hammer zu zerſchmettern, ehe er das Schwert für Bürgerübermuth zieht. Schlimm genug für deutſche Ehre, daß ſich der Adel hinter der Städte Mauern zieht, um dort gemächlicher, ruhiger zu leben. Die alten, ehrwürdigen Burgen ſtehen leer, kaum daß ein Voigt darin hauſ't, und der Ritterſinn geht zu Grabe.

Sickingen, der ſeinen Freund kannte, ſchwieg und ließ ihn austoben.

Sprach ich neulich den Ulrich von Hutten, der gegen Herzog Ulrich mit ſeinen Epiſteln, nicht mit Roß und Mann, wie es einem Ritter geziemt, zu Felde zieht, meinte der, aus den Städten käme das Wiſſen und die Aufklärung; erwiederte ich: mögen ſie Deutſchland aufklären, ſo, daß jeder Rittersmann leſen und ſchreiben kann wie mein Hauspfaffe, mag darum ſeyn, das kümmert mich nicht; aber die deutſche Manneskraft geht mit unter, der deutſche Muth und Sinn, und Franzmann und Papſt, Türke und Pole überziehen unſere Gauen, und keine gemeinſame Hand ſteht auf gegen den Feind deutſcher Nation; ſie ſelbſt hat ihre Kraft gelähmt, als ſie das Ritterthum zu Grabe trug.

Du ereiferſt Dich! — unterbrach ihn Sickingen — ſtatt ruhig mit mir zu überlegen, zürnſt Du.

Sollte ich nicht? — fuhr Götz heftig fort — Iſt dieß noch Deutſchland wie vor Jahrhunderten, wo Rom vor deutſchem Schwerte zitterte, und wenn der Rothbart auftrat, Italien erbebte? Iſt das ein deutſches Heer, wenn jetzt der Kaiſer auszieht? Wo einſt die Fürſten um ihren Herrn, der Vater mit ſeinem Sohne, der Ritter mit ſeinen Reiſigen zum Aufgebote kamen, die Sache ſeines Fürſten wie ſeine eigene zu vertheidigen, da wirbelt jetzt durch Stadt und Land die Trommel, da ziehen die Werber umher wie die Marktſchreier mit ihren Buden, und treiben die Söldner zuſammen wie der Metzger das erhandelte Vieh. Hatteſt vor Metz einen wackern Haufen Lanzknechte, Sickingen! habe ſie noch nie ſo rüſtig und guten Muthes geſehen, und doch — hätte König Franz ihnen doppelten Sold und doppeltes Handgeld geboten, ſie alle hätten den mannhaften Sickingen verlaſſen und gegen ihr Vaterland die langen Spieße gewendet, die wie ein Wald ſich den geharniſchten Rittern entgegenſtrecken und mir ein Dorn im Auge ſind. Daß Kaiſer Max die Lanzknechte aufrichtete, vergebe ihm und Georg Frundsberg Gott, ich nicht!

Willſt Du denn immer nur mit dem Schwerte drein ſchlagen? — fragte jetzt Sickingen den von zornigen Reden faſt Erſchöpften — Soll Dein heller Geiſt nie den ſicherern Weg folgen, der Dich zu einem beſſern, höhern Ziele führt?

Meinen Kopf haben mir die Schwerter der

Feinde ſo zerhämmert, Franziskus, daß an ihm nicht viel mehr iſt, darum gebe ich nichts auf ihn, folge nur meinem Herzen, und das ſpricht: Ziehe nicht mit dem ſchwäbiſchen Bunde gegen Deinen alten Freund Ulrich von Würtemberg. — Zieh' Du mit Gott! — fuhr er gelaſſener fort — Dich treiben andere Gründe, die ich nicht habe, Du haſt Dir ein höheres Ziel geſteckt, haſt Großes im Sinne; vollführe es! — Was Du beginnſt, darin iſt Götz bereit Dir zu folgen, nur nicht gegen Herzog Ulrich, den Pfalzgrafen und Kaiſer Max; gegen alles übrige. Hier haſt Du meine Hand!

Noch einmal ſuchte Sickingen Götz mit vernünftigen Gründen zu bewegen, mit ihm gegen Würtemberg zu ziehen; vergebens. Endlich gelang es ihm doch, Götz das Verſprechen abzugewinnen, dem Herzoge den Dienſt aufzuſagen; jedoch verſprach er es nur unter dem Vorbehalte, wenn nicht mächtige Gründe ihn bewegen würden, ſeinen alten Freund und Herrn in der Noth nicht zu verlaſſen.

Sickingen beſprach nun mit ſeinem Freunde das Nähere über den heſſiſchen Zug, durch welchen er des Kaiſers Willen, ſein Kriegvolk zuſammen zu halten, erfüllen konnte. Er gab Götz den Befehl über die Ritter und Reiſigen, die aus Franken zu ihm ſtoßen ſollten, und ſo trennten ſich die Freunde, in der Hoffnung, ſich im Feldlager vor Darmſtadt wieder zu ſehen.

Sollteſt Du mich wieder in Jarthauſen heimſuchen, — ſagte Götz noch beim Abſchiede zu Sikkingen — ſo bitte ich Dich, bringe Dietrich Späth nicht mit, des Menſchen Geſicht iſt mir zuwider.

Bevor Sickingen in die Ebernburg zog, ritt er mit Balthaſar Slör nach Flersheim. Hier wurde er freudig empfangen, und der Jubel war groß, daß er aus drohender Gefahr ſo herrlich hervorgegangen war. Auch Margarethe empfing ihn mit lächelndem Blicke, keine Thräne trübte die Freude des Willkommens, nur aus verborgener Ferne düſterte der Schmerz hervor.

War Georg hier? fragte er, ſobald ſie allein waren, Ottilie.

Sie bejahete es.

Und was begann er?

Er hat jeder Hoffnung entſagt, — erwiederte die Tochter — aber nicht ſeiner Liebe.

Das habe ich geahnet! ſagte Sickingen düſter vor ſich hin

Und mir ſcheint, — fuhr Ottilie fort — in der kurzen Zeit Eurer Abweſenheit iſt er für Jahre gereiſt; es ſcheint ihn jetzt ein feſter Wille, eine ernſte beſonnene Ruhe zu leiten. Er war nur auf Augenblicke hier.

Der Vater ſchüttelte nachdenkend ſein Haupt. — Und Margarethe? fragte er weiter.

Sie duldet und ſchweigt. Wenn ihn ſein Thatendurſt in Kampf und Schlacht jagt, und ſein Schmerz unter Schwertgeklirre verhallt, wird ſie daheim, ſein gedenkend, ihren Gram nähren. Sie iſt unglücklich, Vater, und verdient Euer Mitleiden!

Kann mein Kind zweifeln, daß mir das Schickſal der Armen zu Herzen geht? — erwiederte Sickingen bewegt — Glaubſt Du, der Panzer, der mich umgiebt, habe mich für fremdes Leid fühllos gemacht?

Indem kam Margarethe mit ihrem Vater ſchweigend Hand in Hand gegangen. Ihr trauriger Blick erheiterte ſich jedoch, als ſie Sickingen ſah. — Liebe Margarethe! — ſagte der Ritter — ziehſt Du morgen mit uns nach der Ebernburg?

Das Mädchen erröthete, Purpurgluth umzog ihre Wangen, ihr Auge begann zu glänzen, aber Sickingens Hand ergreifend ſagte ſie: Laßt mich hier, lieber Herr! laßt mich in Flersheim.

Und wenn Ottilie mit mir zieht, willſt Du auch dann hier bleiben? unterbrach ſie der Ritter.

Es wird mich ſchmerzen, ich werde die treue Freundin vermiſſen, aber es iſt beſſer, ich bleibe hier, wenn es die Edelfrau von Flersheim mir erlaubt.

Gott ſtärke Dich! ſagte Sickingen gerührt, die Hand auf ihre Stirn legend, dann umarmte er die Gebeugte und verließ ſie.

Als er am andern Morgen von dannen zog und ihm Margarethe Lebewohl ſagte, raunte ſie ihm leiſe zu: Bringt ihm einen Gruß von mir, lieber Herr!

Iſt doch keine Freude ungetrübt im Leben! rief Sickingen, als er von dannen zog.

Und keine Wunde ohne Balſam! — fiel Ottilie tröſtend ein — Ueberall ſchwebt die Hoffnung uns entgegen, darum iſt es mir als ob ich ahnen müßte, auch das wird vorübergehen.

Als ſie an die Brücke über die Alſenz kamen und die Trompeten ſchmetterten, der Thurmwart mit fröhlichem Liede ſeinen Herrn begrüßte, hielt Sickingen ſein Roß an und überſchauete die ſtolze Ebernburg, welche auf ſteilem Fels ſich vor ihm erhob. Ein ſtolzes, ein herrliches Werk! — rief er aus — ein ſicherer Hort in Gefahr; und zögen die Pfaffen alle davor, an dieſen Mauern prallte ihre Wuth ab. — Und als er noch ſo dachte, öffneten ſich die Pforten der Burg, ein geharniſchter Ritter ſprengte heraus, und Alt und Jung, Bewaffnete und Unbewaffnete folgten ihm.

Sickingen war neugierig, wer der geharniſchte Ritter ſey, doch bald ging ſein Staunen in Freude über, als er ſeinen Georg in ihm erkannte, der leicht, als ſey er im Jagdkleide, vom Roſſe ſprang und auf den Vater zueilte. — Verzeiht mir, mich ſo zu finden! — ſagte er — Ich gehe und reite jetzt immer mehrere Stunden des Tages ſo, um mich und meinen Rappen an die Laſt des Harniſches zu gewöhnen, da hörte ich Eure Trompeten und ſprengte Euch entgegen. Willkommen, mein Vater!

Sickingen freuete ſich bei des Sohnes Anblick, er hatte ſich den Augenblick des Wiederſehens trüder gedacht; auch er ſprang vom Roſſe, drückte den Sohn an die Bruſt, und die Umarmung wäre noch länger geweſen, wenn nicht Schweikhart mit ſeiner jungen Gattin und Magdalene und Franz Conrad, die beiden jüngſten Kinder des Ritters, vom Herrn Oekolampadius geführt, ihn umringt hätten. — Als er ſie geherzt, blickte er noch ſtolzer auf den Kreis ſeiner Kinder, als vorhin auf ſeine feſte Burg. — Alle, alle — rief er — ſehe ich um mich, nur Margarethe, meine Aelteſte, nicht! Nun, ihr geht es wohl bei ihrem Gatten! — Bei dieſen Worten wendete Georg ſein Auge ſchnell von dem Vater, es traf fragend Ottilie, ſein heiteres Antlitz umdüſterte ſich, und Ottilie's freundlicher Blick, der ihm zur Antwort ward, konnte es nicht wieder erheitern. Er folgte dem Vater nach der Burg, ohne nach Margarethe zu fragen.

Auf dem Wege dahin mußte Sickingen noch manchen Willkommen hören, manchen Gruß erwiedern. Als der Thurmwart blies, die Trompeten im Thale ſchmetterten, und man in der Ferne den Anzug des längſt ſchon erwarteten Ritters ſah, hatte der Landmann ſeinen Pflug, der Jäger die Spur des Wildes, der fleißige Handwerker im Städtchen, das am Fuße des Berges lag, ſeine Werkſtatt verlaſſen und eilte nach dem ſteilen Bergpfade, der zur Burg hinaufführte, den guten Herrn zu begrüßen, der nur langſam durch das Gewühl bis zu ſeinem Gemache gelangen konnte.

7.

Während Sickingens kurzem Aufenthalt auf der Ebernburg, wo er ſich damit beſchäftigte, an ſeine Freunde und Krieggefährten und an die Hauptleute der Lanzknechte zu ſchreiben und ſie zum Zuge gegen Heſſen aufzufordern, hatte er gegen ſeinen Sohn Margarethe's mit keinem Worte erwähnt; auch der Jüngling hatte es über ſich vermocht, zu ſchweigen, und nur Ottilie war die Vertraute ſeines Herzens. Zwar zerſtreute ihn die Rüſtung zu der bevorſtehenden Fehde, denn dießmal ſollte er den Vater begleiten und ſeinen Probezug thun, aber ſobald er ſich ſelbſt überlaſſen die Einſamkeit oder Ottilie ſuchte, gedachte er des lieblichen, unglücklichen Mädchens mit treuer Liebe

In dieſer Zeit beſchloß Sickingen, vor ſeinem Auszuge noch eine Reiſe zu machen. Der Cardinal Kurfürſt Albrecht von Mainz, dieſer Beſchützer Tetzels, war trotz dem, daß er Luther und ſeine Meinung bekämpfte, Ulrichs von Hutten Unterſtützer und Franz von Sickingens Freund, wenn man das Freundſchaft nennen kann, wo gleiches Intereſſe zwei ganz verſchiedene Charaktere einander näher bringt.

In der baieriſchen Fehde hatte Landgraf Wilhelm, des jetzt regierenden Landgrafen Philipps Vater, das mainziſche Land ſehr mitgenommen, ſo daß es ſich bis jetzt von dieſem Kriege noch nicht wieder hatte erholen können. Der Haß der Mainzer gegen Heſſen war groß, und die Spottſucht des jungen Landgrafen hatte überdieß den Kurfürſten und ſein in vieler Hinſicht wohl nicht ganz patriarchaliſches Leben nicht verſchont. Der Kurfürſt wurde daher von Sickingen aufgefordert, Theil an der Fehde zu nehmen; aber er lehnte aus triftigen Gründen den öffentlichen Antheil an dieſem Streite ab, heimlich aber verſprach er Sickingen mit Geld und Mannſchaft, ſo viel er konnte, zu unterſtützen. Dieß näher abzuſchließen, hatten

Beide eine Zuſammenkunft in Höchſt verabredet, durch welche Stadt ſich der Kurfürſt, um ſich von dem Kriegſchauplatze entfernt zu halten, nach ſeinem Erzſtifte Magdeburg begab. Sickingen ſollte wie zufällig dahin kommen.

Unter dem Vorgeben, ſeinen alten Freund, den Graf Philipp von Solms, zu beſuchen, traf Sikkingen mit einem nur kleinen Gefolge in Höchſt ein. Er hatte ſeinen Sohn Georg mitgenommen, um ihn dem Kurfürſten vorzuſtellen. Franz traf abgeredetermaßen früher ein als der Cardinal, und war nicht wenig erſtaunt, ſeinen Kriegsgefährten, den wilden Hans Hilchen von Lorch, in der Herberge zum Einhorn, in Seide gekleidet und ſo zierlich wie ein Hofſchranze, zu finden. Sickingen konnte kaum ſeinen Augen trauen, als er den ſonſt ſo rauhen Mann, den er nur in ſeiner Rüſtung oder im ſchlichten ledernen Wamſe kannte, hier in dieſem Aufzuge fand, jedoch die eben erfolgende Nachricht, der Kurfürſt werde ſogleich eintreffen, ließ ihm keine Zeit, nach der Urſache einer ſolchen Veränderung zu fragen. — Er ſchickte ſich an, in die Wohnung des Kurfürſten zu gehen, um ſich dort mit ſeinen Freunden Dietrich von

Gemmingen und George von Bach, die er hier zu finden wußte, vorher zu beſprechen, und ließ einſtweilen Georg bei Hans Hilchen zurück, der früher ſchon dem wilden Jungen zugethan geweſen war.

Hans Hilchen ſchien Georg nicht mehr ſo munterer Laune zu ſeyn wie ſonſt, und das ſeidene Wams ſeinen Frohſinn nicht vermehrt zu haben; er war verlegen und wortkarg, auch Georg nicht in heiterer Stimmung.

So ſaßen die Beiden, ſonſt ſo Fröhlichen, ſchweigend ſich gegenüber. Endlich ſagte Hans:

Wollt Ihr den Einzug des Cardinals ſehen, ſo müſſen wir nach einem andern Orte gehen, denn hier kommt er nicht vorbei; nehmt Euer Baret und folgt mir!

Georg, ob es ihm gleich ziemlich gleichgültig war, den Prunk eines Fürſten der Kirche zu ſehen, hatte des Ritters Ungeduld bemerkt und folgte ihm.

Sie traten unfern des Mainzer Thores in ein ziemlich großes Haus ein, das jedoch nicht mehr in ſehr baulichem Stande zu ſeyn ſchien. Ein großes ödes Vorhaus, in welchem alte Jagdſtücke und Hirſchgeweihe hingen, gaben dieſer Wohnung in ihrem Innern faſt das Anſehen eines alten verfallenen Ritterſchloſſes; eine alte Magd, die ihnen entgegen trat und ſie mürriſch grüßte, war auch nicht geeignet, den Eintritt erfreulicher zu machen, und während Hilchen ſeinen Spitzenkragen ordnete und den Staub von ſeinem Baret ſchüttelte, hatte Georg Muße, ſich umzuſehen und zugleich den Ritter zu bewundern, der ſonſt, ſeines wilden kühnen Sinnes wegen, nur der tolle Hans genannt wurde und jetzt wie ein Fant unruhig vor einer noch geſchloſſenen Thüre ſtand.

Endlich pochte er leiſe an, ein vernehmliches: „Nur herein!“ erlaubte die Thür zu öffnen, und ſie traten ein. Georg, durch das geheimnißvolle Eintreten in dieſes öde Haus neugierig geworden, blickte in dem hohen gewölbten, nur mit altem Hausgeräthe verſehenen Zimmer raſch um ſich her, und ſah niemand als einen alten Mann im abgetragenen grauen Tuchkoller, der, in der finſterſten Ecke des Zimmers auf einem Lehnſtuhle ſitzend, eine alte Chronik und zuſammengerollte Papiere vor ſich auf dem Tiſche liegen hatte.

Guten Tag, Vater Redinger! — rief Hans

Hilchen, ihm die Hand zum Willkommen reichend — Wie geht es Euch?

Wie immer! erwiederte der Alte, und warf das Buch zu.

Ich komme ſo früh, — fuhr Hilchen fort — weil der Kurfürſt heute hier einzieht. Ihr werdet doch erlauben, von hier den Einzug mit anzuſehen?

Der Alte nickte bejahend.

Soll ich Euch nicht den Seſſel an's Fenſter rücken, daß Ihr hinausſehen könnt? fragte jetzt Hilchen.

Nein! antwortete der Alte trocken.

Hat Euch doch Kurfürſt Albrecht kein Leid zugefügt, nicht an Leib und Gut! ſagte der Ritter, ihn beſänftigen wollend.

Es iſt ein Pfaff und ein Fürſt, ich mag ihn nicht ſehen! — brummte der Alte. — Aber wer iſt der junge ernſte Mann, — fuhr er fort — der mich ſo aufmerkſam betrachtet?

Eben als Hilchen antworten wollte, öffnete ſich die Thür, und eine Jungfrau trat ein. Hilchen eilte ihr entgegen, erfaßte ihre Hand und ſchien ihr einige trauliche Worte zu ſagen, jedoch ſo leiſe, daß Georg nichts vernehmen konnte. Das Mädchen antwortete eben ſo leiſe als ſchnell, trat dann zu dem Vater, der ſeine Chronik wieder aufgeſchlagen hatte, und reichte ihm die Hand.

Soll ich Euch Euer Vesperbrod bringen? ſprach ſie, den Blick auf Georg werfend.

Nein, Urſula! erwiederte der Alte und las weiter.

Wer iſt der junge Mann, der Euch begleitet? fragte das Mädchen jetzt den Ritter.

Ein junger Sickingen, Franz von Sickingens zweiter Sohn.

Der Sohn Franzisci?! — rief der Alte aufſpringend, und das Geſicht bekam Feuer und Leben. — Komm her, mein Sohn, laß Dich beſchauen! So, tritt hierher, daß ich Dich genau ſehen kann. — Ja! — rief er — wahrlich, ſo muß der Vater ausſehen, ſo feurig muß ſein Auge, ſo freundlich ſein Mund, ſo treuherzig und bieder der Ausdruck ſeines Geſichtes ſeyn! ohne ihn zu kennen, bin ich überzeugt, Du gleicheſt ihm. Tritt näher, mein Sohn! ſprach er, die Hand nach ihm ſtreckend, die Georg, wahrſcheinlich durch die herzlichen Worte zum Lobe ſeines Vaters ergriffen, an ſein Herz drücken wollte.

Sickingen! — rief der Alte, und zog raſch die Hand zurück. — Weißt Du, weſſen Hand Du hältſt?

Vater! bat das Mädchen.

Doch er ließ ſich nicht ſtören und fuhr, düſter und ſtarr vor ſich blickend, fort:

Die Hand eines Geächteten, eines von Land und Leuten Vertriebenen, die Hand eines Bettlers, der nichts mehr ſein nennt, um ſich ſein ärmliches tägliches Brod damit zu erkaufen, als ſein Kind.

Die letzten Worte hatte er leiſe geſprochen, ſie waren jedoch nicht der Tochter, nicht Georg entgangen.

Der Alte hatte ſich jetzt wieder in ſeinen Lehnſtuhl geſetzt und blätterte, wie es ſchien, gedankenlos in dem alten Buche, ſein Antlitz aber glühte noch und ſeine Hand zitterte; während deſſen heftete Georg ſein Auge unverwandt auf ihn und betrachtete mit inniger Theilnahme den Alten, der vorhin wie ein gewaltiger zürnender Geiſt vor ihm geſtanden hatte. Jetzt hob dieſer den Blick, bemerkte die Aufmerkſamkeit, mit welcher der Jüngling ihn betrachtete, ſah dann gleichgültig nach Hans Hilchen, der mit Urſula am Fenſter ſtand, und als ſein Auge noch einmal Georg traf, ſagte er ſtill vor ſich: Ich möchte ihn wohl noch ſehen, ehe ich von hinnen gehe.

Wen wünſchtet Ihr zu ſehen? fragte, es halb errathend, Georg.

Euern Vater! erwiederte der Alte.

Den ſollt Ihr noch heute ſehen! — verſicherte Georg — Er iſt hier und wird Euern Wunſch gern erfüllen. — Indem hörte man von fern Trompeten ſchallen; ein lautes Gewühl begann auf der Straße zu wogen. — Sie kommen! rief das Mädchen und öffnete das Fenſter, an welchem ſie mit Hans Hilchen ſtand.

Georg blieb bei dem Alten, ſein Blick, ſeine Gedanken waren nur bei ihm. — Junkherr! wollt Ihr nicht an das Fenſter treten und den Einzug des Cardinals mit anſehen? ſagte er. — Georg trat an das Fenſter.

Während der Zug langſam heranzog und die Fenſter der gegenüberſtehenden Häuſer ſich mit Neugierigen füllten, hatte Georg Zeit, die Jungfrau genauer zu betrachten, welche er bis jetzt nur flüchtig geſchauet und des Alten wegen faſt überſehen hatte. Es war eine ſchlanke, üppige Geſtalt, ein freundlicher Zug zog ſich um ihren roſigen Mund, Geiſt ſtrahlte aus ihrem großen, blauen Auge — ſie war ſchöner als Margarethe und doch in nichts ihr zu vergleichen, kein Zug, nicht die leiſeſte Aehnlichkeit, nicht der kleinſte Ausdruck konnte ihm hier Margarethe's Bild zurückrufen, das er unwillkürlich neben ſie ſtellen mußte. Trat jene, vielleicht von ſeiner Phantaſie noch verſchönt, wie eine Heilige vor ihn, die mit allem Liebreiz der Welt noch überdieß von dem heiligen Strahle umfloſſen, ihn zur ernſten Bewunderung aufrief und ſein Herz mit beruhigender Liebe erfüllte, ſo lockte ihn dieſe mit einem früher nie geahneten Zauber, mit einem ihm unbekannten Etwas nicht anbetend zu ihren Füßen, nein, in ihren Arm, an ihre Bruſt; und obgleich Güte und Milde auf ihrem Geſichte ſtrahlte, der liebliche Mund ſanft lächelte, ſo war es ihm doch nicht als ob ein Engel vor ihm ſtünde, und aus der Tiefe ſeines Herzens drang der Ausruf: Du biſt es nicht! Sie nur, ſie allein iſt das Himmelsbild meines Lebens!

Jetzt kam der Trompetenſchall näher, ſchon hörte man die Roſſe ſtampfen. Der heilige Mann naht! ſagte das Mädchen.

Saht Ihr ihn noch nie? fragte der Ritter lachend.

Nie! erwiederte ſie.

Seht, das iſt der heilige Mann, der dort, mit dem golddurchwirkten Baret auf ſeinem Haupte, das braune andaluſiſche Roß tummelt! raunte ihr Hans Hilchen faſt ſpöttiſch zu.

Das iſt der Kurfürſt?! rief Urſula, und ihr Auge heftete ſich auf den Fürſten, der jetzt dem Hauſe ſich nahete und die Jungfrau zu bemerken ſchien.

Nun, — fragte der Ritter — wie hat Euch der Herr gefallen? Nicht wahr, für einen Cardinal und geiſtlichen Mann ſieht der Kurfürſt ſtattlich genug aus? — Urſula, ſtatt zu antworten, ſah mit durchdringendem Blick auf den Ritter, ſo daß ein ſcharfer Beobachter ſehen mußte, ſie ſtelle Vergleichungen an.

Georg hatte dieß alles nicht bemerkt, ihn beſchäftigten die Ritter und Reiſigen, die auf ſtattlichen Roſſen ihrem Herrn folgten; er betrachtete, ſo gut es ſich im Vorbeiziehen thun ließ, ihre Waffen und Harniſche, und die Geſtalt des Kurfürſten hatte wenig Eindruck auf ihn gemacht. Auf der Ebernburg galt der Mann, nicht ſein Stand, und den Nimbus von Heiligkeit und Würde, den Urſula in ihrer Phantaſie um einen Cardinal und Kurfürſten gezogen hatte, kannte er nicht; und hätte er nicht gewußt, daß der Kurfürſt ſeines Vaters Freund und Gönner ſey, er hätte es nicht der Mühe werth gehalten, nach ihm zu ſchauen.

Ritter Hans! — ſagte er nun, als der Zug vorüber war — das waren ſtattliche Roſſe, beſonders des Kurfürſten Saumthiere gewaltige Pferde, welche den ſtärkſten gewappneten Mann leicht dahin tragen können, und auch ſchmucke Reiſige, alle gar koſtbar gekleidet; indeſſen ſchien es mir, ihre Waffen müßten lange nicht gebraucht ſeyn, ſie waren ſo blank, als kämen ſie eben aus des Waffenſchmieds Werkſtatt.

Der Ritter hörte nicht auf ihn, ſein Auge ſah nur auf Urſula, welche der Vater eben jetzt zu ſich rief. — Haſt Du den Pfaffenfürſten geſehen? — fragte er ſie — Solches Gelichters iſt auch Richard von Trier, mein großer Gönner. Biſt Du erbauet von ſeinem Anblicke? — Das Mädchen erröthete. — Brauchſt bei dem Namen Richards von Trier nicht zu erröthen. Stehe ich auch jetzt niedrig ihm gegenüber, hat er mich auch zum Bettler gemacht, doch vor Gottes Throne ſtehe ich dereinſt höher als er.

Der Alte wurde bei dieſen Worten tiefſinnig und ſah finſter auf ſein Chronikenbuch; auch die Jungfrau ſchien über des Vaters und ihr Schickſal nachzudenken, ihr Auge ruhte feſt auf dem Boden. Selbſt Hans Hilchen, dieſer wilde, lebensluſtige Mann, ſtand der Dirne kopfhängend gegenüber; hätte ein tückiſcher Lanzknecht ſeinem beſten Streithengſte den langen Spieß in die Weichen geſtoßen, er hätte nicht trauriger da ſtehen können. Georg langweilte die Stille. — Herr! — wandte er ſich zu dem Alten — wenn Ihr es wünſcht, ſo gehe ich in die Herberge, meinen Vater zu Euch zu bringen.

Thut das! — fuhr der Alte auf — Heute iſt er mir willkommen. Thut das, junger Mann! und mein Segen wird Euch begleiten, denn Ihr bereitet einem alten, freudeloſen Manne einen freudevollen Tag.

Als Georg beim Weggehen die Jungfrau begrüßte, ruhte ſein Blick noch einmal auf ihrer herrlichen Geſtalt. — Sie iſt ſchön! — rief er im Nachhauſegehen — ſehr ſchön, aber mein Herz konnte nicht für ſie ſchlagen! — Als er in die Herberge zurückkehrte, fand er ſchon den Befehl ſeines Vaters, auf das Schloß zu kommen und dort ſeiner zu warten.

Sickingen hatte indeß im Geheim mit dem Kurfürſten das Nöthige verabredet. Albrecht, welchem es immer an Geld fehlte, hatte dem Ritter zwei in Frankfurt gegoſſene Kanonen verkauft, für ihn durch ſeine vertrauten Amtleute Knechte werben laſſen, und verſprochen, keinen ſeiner Vaſallen zu hindern, dem Ritter zuzuziehen; auch erlaubte ihm der Kurfürſt die Ueberfahrt über den Rhein bei Weiſſenau. Geld aber, worauf Sickingen wohl ſelbſt nicht gerechnet haben mochte, erhielt er nicht, aber im Stillen die Verſicherung, daß er ſich, wenigſtens in ſeinen niederſächſiſchen Bisthümern, der Einführung der gereinigten Lehre nicht mit Strenge widerſetzen und ſie ſchweigend dulden wolle. Der Kurfürſt hielt hierin Wort, nur mußten die Städte die Nachſicht ihres Biſchofs mit ſchwerem Gelde erkaufen.

Als die ernſten Geſchäfte beendet waren, verlangte der Kurfürſt Sickingens Sohn zu ſehen.

Georg erſchien; der Fürſt war herablaſſend, der Jüngling unbefangen und ohne die mindeſte Verlegenheit. Nachdem der Kurfürſt mehrere Fragen an ihn gethan hatte, lenkte er auf eine feine Art das Geſpräch auf ſeinen Einzug; Georg, in ſeiner Offenheit, ſprach den Eindruck, den dieß alles auf ihn gemacht hatte, freimüthig aus, und geſtand, daß ein ſchwarzes Saumroß mit dunkelrother Decke am meiſten ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen habe. — Der Kurfürſt lächelte. — Und hat denn die Jungfrau, welche neben Euch am Fenſter ſtand, Eure Blicke nicht mehr zu feſſeln gewußt, als ein däniſches Roß? Wer war ſie?

Gnädiger Herr! — erwiederte Georg — das weiß ich Euch faſt nicht zu ſagen. Sie heißt Urſula Redinger, wie ich im Laufe des Geſpräches vernahm; ihr Vater iſt ein unglücklicher Mann, der Euch, mein Vater, mit Sehnſucht bei ſich erwartet.

Der Kurfürſt hatte aufmerkſam zugehört. — Der Mann iſt mir fremd, ſeine Tochter ſah ich auch noch nie! — ſagte er vor ſich — Nun, iſt es ein Unglücklicher, ſo geht zu ihm, Franziskus! forſcht nach ſeiner Noth und theilt mir ſie mit; ſteht es in meiner Macht, ſo bin ich bereit zu helfen.

Sickingen lächelte über dieſe Bereitwilligkeit, deren Grund er leicht ahnete, und als er ſich von dem Kurfürſten beurlaubt hatte und den Sohn noch genauer ausforſchte, der ihm jedoch nichts weiteres berichten konnte, ließ er ſich von dieſem zu der Wohnung Redingers führen.

Als ſie eintraten, fanden ſie Hans Hilchen noch dort. Der Alte überflog Sickingen mit einem raſchen Blicke, es ſchien ihm mit der kleinen Geſtalt des Ritters zu gehen, wie ſeiner Tochter mit dem Kurfürſten; das Bild, welches er ſich von ihm gemacht, ſchien er nicht erreicht zu finden, jedoch erhob er ſich ſchnell, und die mehr als mannlange Geſtalt trat mit feierlichem Ernſte dem Ritter entgegen.

Seyd mir willkommen, Ritter von Sickingen! — ſprach er — willkommen hier in dieſem alten Hauſe! mit Euch iſt mir vielleicht Hülfe gekommen in der Noth.

Sickingen erwiederte, wie er es bei Fremden zu thun pflegte, den Gruß nur kurz, betrachtete den Alten aufmerkſam, denn er hielt des Menſchen Antlitz für den Abdruck ſeines Herzens. Dann ſagte er: Ihr habt mich zu ſprechen gewünſcht!

Und auch gewünſcht, Euch zu ſehen! — begann der Alte — Ehe ich nicht des Mannes Antlitz geſchaut, kann ich mich nicht ſo recht mit ihm befreunden. — Ritter! — wendete er ſich mit gleichgültigem Tone zu Hans Hilchen — geht doch mit dem Junkherrn von Sickingen in den Garten, Urſula wird Euch begleiten.

Sie ſchien nur ungern zu gehen, ſie hatte neugierig den Blick auf Sickingen geheftet und ſah bald auf ihn, bald auf den Sohn; aber ein Wink des Vaters befahl ihr, zu folgen. Sickingen blieb mit dem Alten allein.

Herr! — begann der Alte jetzt, und über ſein ganzes Geſicht zog ſich düſterer Ernſt. — Bevor ich mich mit meinem Geſuche an Euch wende, hört die Geſchichte meines Lebens; urtheilt, ob ich Eurer Hülfe bedarf und ihrer werth bin. — Nehmt Platz!

Sickingen ſetzte ſich, der Alte begann.

8.

Mein Vater hinterließ mir eine kleine Burg und einen Meierhof. Als er ſtarb, war ich ſchon ein

ein rüſtiger Mann, beſaß Weib und Kind, und hatte mich ſchon in mancher glücklichen Fehde herumgetummelt. Mit dem Vater ſchien aber mein Stern untergegangen. Meine beiden Knaben ſtarben, mein Weib lag faſt immer auf dem Siechbette, und mir blieb nur noch eine Tochter, die Ihr hier geſehen habt.

Die Noth trieb mich damals, bei Heſſen Dienſte zu ſuchen; ich zog auf meinem alten Streitroſſe mit dem heſſenſchen Heere nach der Pfalz, und mein Lehnherr, der Kurfürſt von Trier, der ſich bisher wenig um mich gekümmert hatte, faßte deshalb einen Groll gegen mich. Er hätte es nicht Noth gehabt, denn ſchon im erſten Gefechte ſtachen ſie mir mein Roß nieder, ich wurde gefangen, der Meierhof mußte verkauft werden, um das Löſegeld und ein anderes Roß zu ſchaffen. Als ich nun wieder bei dem Heere wohlgerüſtet eintraf, zog man eben vor das feſte Schloß Starkenberg. Der Landgraf befahl den Fußknechten zu ſtürmen; ich, im tollen Wahne, da oben ſey viel Geld und Gut zuſammengebracht und wohl ſtattliche Beute zu holen, ſitze ab, und einer der Erſten auf der Leiter, ſtürze ich ſchwer verwundet in den Graben. Die Heſſen zogen mit blutigen Köpfen heim, mich ließen ſie unbeachtet liegen. Endlich holten mich die von dem Schloſſe aus dem Schlamme hervor, in dem ich verwundet und gequetſcht lag, und ſo gerieth ich wieder in Gefangenſchaft, aber mir zum Heile, denn ich wurde Herrn Schweikhardt von Sickingen, Eurem Vater, zu Theil, der einen ſanfteren Tod, als ihm geworden iſt, verdient hätte. Gott mag ihm um das, was er an mir gethan, ſeine Sünden vergeben; denn als er mich wegen des Löſegeldes befragte und ich ihm mein Elend klagte, da gab er mir einen alten Streithengſt, ließ mir meinen Harniſch und die Waffen wieder geben, drückte mir auch das Reiſegeld in die Hand, und ſagte mit freundlichem Tone: „Verſprecht mir, Redinger, nicht gegen Pfalz zu fechten, ſo lange Euch nicht die Noth treibt, das Verſprechen zu brechen, dann zieht frei nach Hauſe!“ — Ich verſprach es und habe mein Wort redlich gehalten.

Als ich nun von meinen Wunden geheilt auf dem alter Roſſe heimwärts zog, fand ich in dem Seckel, den mir Herr Schweikhardt zur Reiſe gegeben, zehn Goldgulden, und mein Herz ſchlug dem Geber dankbar, denn das konnte mich daheim lange laben, und ich bat Gott, mir Gelegenheit zu geben, es ihm wieder zu vergelten. Er hat mir keine gegeben, und Herr Schweikhardt iſt heimgegangen.

Als ich nun frohen Muthes meiner Burg nahe, den halb verfallenen Thurm meiner Veſte vor mir ſehe, von dem kein Thurmwart mich begrüßt, finde ich die Zugbrücke niedergelaſſen, das Thor offen; der alte Diener, der zurückgeblieben war, nimmt mir, ohne mich willkommen zu heißen, das Roß ab, das er kopfſchüttelnd betrachtet, da es ihm fremd und recht mager war, und als ich ihn frage: Thomas, was giebt es hier? antwortet er kurz: „Geht nur hinauf, werdet's ſchon finden!“ und führt das müde Roß in den Stall.

Mir ahnet Unglück. — Mit beklommenem Herzen ſchreite ich die Treppe, durch den öden Waffenſaal, hinauf, ohne Jemand zu finden. Wen hätte ich auch finden können als eine alte Magd, oder mein krankes Weib und die Kleine; ſo gehe ich durch zwei, drei Kammern bis in meiner Frauen Kammer. — Da liegt ſie todt auf ärmlichem Lager, Urſula weinend neben ihr, die alte Magd im

Begriff, ihr die Augen zuzudrücken; ich aber rufe: Halt! Deshalb hat mich Gott heute hierher geſendet, — ſpreche ich — damit ich ihr noch den letzten Liebedienſt erzeigen ſoll, — und trete an das Sterbebett. — Da lag ſie mit gebrochenem Blicke; ich beuge mich über ſie, drücke einen Abſchiedkuß auf die kalten Lippen, und als ich, ſo ſanft es meine rauhe Hand vermochte, ihr die Augen ſchließe, ſpreche ich halb in Demuth und Ergebung, halb in Verzweiflung: „Wohl ihr, ſie hat ausgelitten und fürder keine Noth und Sorge mehr; wohl mir, läge ich neben ihr!“ — Da wimmert die Kleine, ſpringt auf, fällt mir um den Hals, und ich fühle nun wohl, daß noch größere Prüfungen mich erwarten ſollen, ehe ich an's Ziel gelangen würde.

Als ſie die treue Lebensgefährtin in die Gruft meiner Väter trugen, und ich, Urſula an der Hand, folgte, hinter mir Thomas und Brigitte, wurde es mir plötzlich ſo furchtbar einſam, ich wankte kaum zur alten Kapelle, und als ſie den Sarg vor die einzige brennende Kerze am Altare ſetzten, der Prieſter ihn mit geweihtem Waſſer beſprengte, ließ ich ihn noch einmal öffnen.

Damals, Herr! weinte ich die letzte Thräne, ſeitdem iſt mir dieſer Quell vertrocknet.

Lieber Herr! — ſagte er jetzt, indem er aufblickte und Sickingens Auge feucht ſah, — hat der Tod auch Euer Haus heimgeſucht und die Gefährtin abgerufen? Habt Ihr auch ſchon den Deckel über das Theuerſte auf Erden ſchließen laſſen, ſo verzeiht, daß ich die Wunde aufriß; ich glaube immer, nur mich allein träfe das Unglück.

Die Zeit lindert zwar jeden Schmerz, — fuhr er fort — aber überall weckt ihn die Erinnerung wieder. Wohin ich blickte, folgte mir meines Weibes Bild, und nie hatte ich im Leben die Sehnſucht nach ihr wie im Tode. Ich wünſchte oft ſelbſt, wenn ich des Nachts auf meinem einſamen Lager lag, ſie möchte mir erſcheinen. — Sie erſchien mir nicht.

Ich überdachte meine Lage. Was ſollte ich nun thun? Nichts nannte ich mein Eigenthum mehr als die alte Burg, einen Wald und einiges Geld, welches mir von dem, was mir Euer Vater gegeben, übrig geblieben war. Nirgend war Krieg, der Landfriede wurde unter dem Krummſtabe ſtreng geübt. Sollte ich mich mit Thomas auf Wegelagerung legen und der Acht verfallen? Ich that es nicht, zog in den Wald, das Wild gab mir Koſt, die wenigen Aecker, die mir geblieben, das nothdürftige Brod und Hafer für das alte Roß; ſo lebte ich einſame Jahre. Da zog ich eines Tages auf die Burg der Witwe meines Schwagers. Sie war arm, wie ich, doch reicher an Segen, denn ſie hatte zwei Kinder: einen Jungen, ſchon ſtark genug das Schwert zu führen, und ein Mädchen, ſchön und fromm wie eine Heilige. Ich zog mit meiner vierzehnjährigen Urſula oft zu ihr hin; es war mir lieb, daß die fromme Agnes meinem Kinde ſo gewogen war, ich hoffte, das ſanfte Weſen der Dirne würde den wilden, hochfahrenden Sinn Urſula's mildern, freuete mich, da ich ſah, wie Curt, der Sohn, mein Mädchen lieb gewann, und zog nun gar oft nach meiner Schwäherin Burg. Da meinten die thörigen Leute, ich freie um die Witwe; wie hätte ich mein Weib vergeſſen können!

In dieſer Zeit führte der Zufall den Junker Konrad von Greifenklau, des Kurfürſten Neffen, nach der ſtillen Burg der Witwe; er ſieht Agnes, das Mädchen gefällt ihm, er kömmt öfter, der

Teufel der Eitelkeit beſticht die Mutter, ſie hofft glänzende Dinge, beachtet nicht meinen warnenden Rath, das Mädchen fühlt Neigung für den Buben. Er benutzt die menſchliche Schwachheit — der Engel fällt. Der Bruder, ein unerfahrener Geſelle, tritt als Rächer auf und ſinkt unter Greifenklau's Schwerte. Der Tod deckte ſpäter des Mädchens Schande.

Dieß alles nicht ahnend, reite ich hin zur Burg und finde das Gottesgericht, — das Mädchen am Rande des Grabes. Da ziehe ich ſchweigend auf meine Burg zurück, gehe nach dem Rüſtſaale, wo mein Harniſch, Schwert und Schild halb verroſtet einſam an der Wand hängen, nehme ſie herab, putze ſie unter Sang und Thränen, rüſte mich und ziehe am andern Morgen auf Eures Vaters Roſſe von dannen. Urſula weint, Brigitte betet, der alte Thomas ſpricht jauchzend: „Zieht mit Gott, Herr!"

So zog ich meine Straße nach der Burg, wo der Bube hauſ'te. Der aber, wahrſcheinlich dem Schauplatze ſeiner Schande zu entgehen, reitet eben mit einem ſtattlichen Gefolge, wie es dem Neffen eines geiſtlichen Fürſten geziemt, zum Turniere gen Tübingen; ſo erſparte er mir die Ueberfahrt über die Moſel. Ich rede ihn an, werfe ihm im Angeſichte der Seinen das Bubenſtück vor und fordere ihn zum Zweikampfe. Brav war der Burſche, er hielt Stand; ſeine Reiſigen mußten ſich entfernen, wir ſchließen die Viſiere, wenden die Roſſe, legen die Lanzen ein, treffen an einander, er ſtürzt. Ich ſpringe vom Roſſe, ziehe mein Schwert: „Gelobe, die entehrte Jungfrau zu ehelichen!“ rufe ich, — er brüllt: „Nein!“ und ich ſtoße ihm mein Schwert in die Gurgel.

Ehe ſeine Reiſigen ihm nahen können, ſitze ich ſchon wieder zu Roſſe, mein Schwert macht mir Bahn, ſo komme ich zurück auf meine Burg. Thomas jubelte nicht mehr; aber Brigitte betete, Urſula weinte immer noch, und als eines Tages ein kurfürſtlicher Hauptmann mit funfzig Knechten und einer Donnerbüchſe vor die alte Mauer zieht und verlangt, daß ich mich ihm auf Gnade und Ungnade ergeben ſoll, war die Noth groß, und ich hätte unterlegen, wenn mein treuer Knecht nicht geweſen wäre, der, das Unglück vorausſehend, alles ſchon zur Hülfe bereitet hatte. — „Gebt nur eine kecke Antwort!“ rieth er mir, „heute Abend ſtürmen die Pfaffenknechte nicht mehr und verſuchen es gewiß erſt mit ihrer Donnerbüchſe, ehe ſie die Glieder regen. Verbergt Euch in dem alten verfallenen Gange, der ſonſt nach dem Wolfsberge führte, nehmt allen Vorrath an Speiſe und Trank mit; ich verbaue die Oeffnung ſo, daß ſie niemand finden ſoll, Ihr ſie aber wieder öffnen könnt. Mich überlaßt meinem Schickſale!“ — Ich ſtieg mit Kind und Magd über Moder und Schutt hinunter und übergab mich und die Meinen dem Herrn.

Am Morgen hörten wir die Donnerbüchſe knallen und ein fürchterliches Gepraſſel über uns. Sie hatten den alten Thurm eingeſchoſſen. Thomas ließ ihnen, wie ich ſpäterhin vernahm, die Freude, dann ſteckte er ein weißes Tuch auf und ließ die Zugbrücke nieder. Sie ſtürzten beutegierig hinein, fanden aber das Neſt leer und den Eingang zu meinem Aſyle nicht, auch nichts zu plündern. Da ſteckten ſie am andern Tage die Burg an, und als die Flamme hell aufloderte und alles im Feuer ſtand, zogen ſie ab und nahmen den alten Diener mit ſich, und der Trier-Fürſt, der geiſtliche Hirte, der fromme Mann, ließ ihn hängen.

Sickingen lächelte bitter. — Ich kenne den frommen Mann, ich kenne ihn; fahret nur fort! ſagte er.

Als alles über mir ſtill ward, und durch ein kleines Loch, um das wir, Luft athmend, ſaßen, kein Sonnenlicht und nur noch Feuergluth uns entgegenleuchtete, begann ich die Verrammelung des Einganges wegzuräumen; bald war mir dieß geglückt, aber zu meinem Schrecken hatten die Balken das Gewölbe zerſchmettert, und Schutt, Rauch und glühende Aſche rollten mir entgegen. Ich verzagte nicht; während mein Kind ſchlief, machte ich mich an die Arbeit, einen Weg durch die rauchenden Trümmer zu bahnen, und als die Morgenſonne aufſtieg, ſtieg ich aus meinem Aſyle. Freiheit, Leben, mein Kind und meine Waffen hatte ich gerettet, ſonſt ſtand ich, ein Bettler, auf den Trümmern meiner Armuth.

Herr! — fuhr er nach einem ernſten Schweigen fort — bewahre Euch Gott vor dem Anblicke. Eurer Väter Erbtheil, und wäre es nur eine Hütte, zerſtört, in Flammen vor Euch zu ſehen. Jede Feuerſäule brennt in Eurem Innern, jeder Windſtoß, der die glimmende Aſche anbläſ't, bläſ't auch in Euch das Feuer der Rache an. Doch es war

Gottes Wille, und ich will mir nicht noch einmal die Gefühle zurückrufen, ich will lieber enden. Ich eilte nun, ohne zu wiſſen, wo ich am Abende ein Obdach finden würde, mit meiner Tochter zur nächſten Grenze, nur froh, daß ich meinen Verfolgern entging. Erſt nach manchem mühſelig zurückgelegten Wege beſann ich mich auf einen Handelsmann in Höchſt, dem ich vor mehreren Jahren das Leben rettete, als er mit beträchtlichem Gute in Räuberhände fiel. Ich wollte verſuchen, ob es noch Dankbarkeit auf Erden gäbe, und zog zu ihm. Der Mann nahm mich freundlich auf, räumte mir dieß alte Haus zur Wohnung ein und gab mir hinlänglichen Unterhalt. So verlebte ich zwei Jahre in ſtiller Abgezogenheit, unthätig, denn Kraft, Muth und Vertrauen waren von mir gewichen. Vor einem halben Jahre ſtarb mein Wohlthäter; ſeine Erben ließen mich ruhig hier wohnen, ſtörten mich nicht in meinem Pfaffenhaſſe, doch entzogen ſie mir den Unterhalt. Da erſchien Hans Hilchen von Lorch; er hatte meine Dirne zufällig in der Kirche geſehen, warb um das Herz meines Kindes und unterſtützte mich indeſſen nach Kräften. Doch gefiel mir ſein ungeſtümes Benehmen ſo wenig als meiner Tochter; mich ſtörte es in meinem ſtillen, einſamen Leben, ihrem Gemüthe war der Ritter zu rauh, ihre Eitelkeit, wie ich faſt glauben muß, fand nicht Nahrung genug an dem ſchlichten Manne mit ſeinem gemsledernen Koller. Sie wußte ihn jedoch mit Weiberliſt ſo zu kirren, daß er jetzt in Seide wie ein Fant herum geht, und die Gewalt, welche ſie über ihn übt, hält ihn in den Schranken der Sittlichkeit zurück; ſie duldet ihn, hat ihm nun auch Hand und Herz zugeſagt, und ich habe meinen Segen nicht verweigert, denn wenn ich auch fühle, ſie liebt ihn nicht, iſt er doch ein braver Mann — und mein Geſchlecht bleibt bei Ehren.

Nun wißt Ihr die Geſchichte meines Lebens. Nur zwei Wünſche ſind mir von allem geblieben: das Glück meines Kindes und Rache dem Erzbiſchofe! — Er ſchwieg.

Ihr ſcheint noch ein kräftiger, rüſtiger Mann zu ſeyn, — begann nun Sickingen — kräftig genug, die Lanze einzulegen und das Schwert zu führen. Hier in Unthätigkeit lebt Rache an Richard von Trier nur in Euern wachen Träumen, nicht in der That. Zieht mit mir, ich gebe Euch

Roß und Sold, Ihr fechtet dann unter meinem Banner, und da könnte es ſich wohl treffen, Ihr ſtießet auf den Erzbiſchof und ſeine Nepoten. Seyd Ihr deſſen gewillet?

Gern nähme ich Euer Anerbieten an, — erwiederte Max Redinger — was ſoll ich aber mit meinem Kinde beginnen, wenn ich mit Euch ziehe?

Sie findet, während Ihr im Sattel ſitzt, eine Zuflucht auf der Ebernburg. Kehrt Ihr heim, zieht ſie mit Euch hierher zurück, und dann wird wohl Hans Hilchen nicht lange ſäumen, ſie zu ehelichen.

Redinger ſchlug ein, und als er hinausging, ſein Kind zu rufen, ſah er ſeit Jahren zum erſten Male wieder freundlich nach der beſtaubten Rüſtung, die über ſeinem Lager hing.

Als Hans Hilchen mit ſeiner Verlobten und Georg wieder eintrat, betrachtete Sickingen das Mädchen genau, ſein forſchender Blick ruhte lange auf der Dirne, dann ſagte er zu Hilchen: Werther Freund! ich entführe Euch die Braut, ſie zieht mit mir nach der Ebernburg und findet dort während unſers Zuges eine Freiſtatt, dann ſey es Eure Sache, ſie als Euer Weib heimzuführen; doch aber bitte ich Euch, Hans Hilchen, Ihr mein treuer Waffengefährte und Freund, laßt, wenn Ihr nach der Ebernburg zu Eurem Liebchen kommt, die ſeidenen Flitter in Lorch, wahrlich, das gelbe Reiterwams ſteht Euch beſſer als dieſer Tand, und Eure Braut ſieht Euch gewiß lieber einfach aber bieder, als in Seide und mit flatterndem Herzen gleich Eurer Schärpe, die beim leiſeſten Winde wie eine Wetterfahne hin und her wogt.

Hilchen und Urſula errötheten. — Franziskus! — rief der Ritter faſt aufgebracht — der Dirne zu Liebe treib' ich dieſe Mummerei, und, bei Gott! weñ die Trompete tönt, ſollt Ihr in Hans Hilchen den alten wiederfinden; und verzeiht mir, was die Liebe vermag, habt Ihr uns vor Worms gezeigt, wo Ihr während zweier Jahre die Trauerkappe über dem Harniſch trugt, daß ſich männiglich über dieſe Mummerei ärgerte.

Hans! — erwiederte Sickingen freundlich — das galt einem theuern Andenken, einer hingeſchwundenen glücklichen Zeit; ich wandelte in der Farbe der Trauer, weil mein Herz trauerte.

Ich hätte Euch ſchier nicht wieder gekannt, — unterbrach Georg, der bis dahin geſchwiegen hatte, abſichtlich das Geſpräch, — und wahrlich, wäre ich das Fräulein, ich bäte Euch noch jetzt, den ſeidenen Flitter abzulegen und in Euerm ehrenwerthen Hauskleide vor mir zu erſcheinen. Ihr gefallt mir, bei Gott! auf der Wolfjagd beſſer als ſo.

Thut das! bat Urſula.

Mit Freuden! — erwiederte Ritter Hilchen — mich drückt ja dieß Wams mehr als jeder Panzer. — Am andern Morgen erſchien er wie ſonſt, und wahrlich, der Mann ſah heute ehrenwerther aus. Urſula ſchien es nicht zu bemerken.

9.

Am andern Tage zog Sickingen wieder nach der Ebernburg, einige Tage ſpäter folgten ihm Redinger und ſeine Tochter, welche Ritter Franz der beſonderen Vorſorge Ottilie's übergab. Es mochte wohl beim Anblicke dieſes wunderſchönen Mädchens ein leiſer Wunſch in Sickingen ſich regen, den er zwar aus allen Kräften unterdrückte, doch war es wohl nicht ohne Abſicht, daß er ſie auf die Ebernburg brachte. Daß Urſula Hans Hilchen nicht liebte, ſie ihm nur Herz und Hand verſprechen hatte, um aus den drückenden Verhältniſſen zu kommen, ſchien ihm gewiß, beſonders da ſie von dem Augenblicke an, wo er ſie zu ſich geladen, dieß zu deutlich und beſtimmt gezeigt hatte.

So zuvorkommend Urſula auch gegen den Ritter war, ſo ſehr ſie ſich auch in die neuen Verhältniſſe zu fügen wußte, konnte ſie in ihm und Ottilie Margarethe's ſtilles Walten doch nicht erſetzen. Urſula war gut, weich, gefällig, ſie hatte alle Tugenden, womit eine Jungfrau ſich die Liebe Anderer zu erwerben vermag, ſie ſchwebte mit leichtem Sinne durch die Welt; aber eben dieſer leichte Sinn führte ſie oft aus dem Geleiſe. Gefallſucht war unverkennbar, und ein ſtetes Träumen und Sehnen nach glänzendem Glücke, das eine unter dem Drucke der Armuth verborgene Hoffart blicken ließ, thaten Ottilie in ihrer Nähe nicht wohl, die, an den Austauſch der ſanften, genügſamen Empfindungen Margarethe's gewöhnt, dieſem ewig unbefriedigten, nach Glänzendem ſtrebenden Seelenzuſtande ſich nicht anſchließen konnte.

Georg ſaß oft ſtundenlang der Himmelsgeſtalt gegenüber, ſchauete ſie mit flammenden Augen an und ſchien dann in ſüße Träume verſunken, und wenn Ottilie ihn fragte: Wovon träumteſt Du eben, mein Bruder? ſagte er ganz unbefangen: Ich dachte mir, ſo wie Urſula müßten die Engel des Himmels ausſehen, wenn ſie, wie Herr Oekolampadius ſagt, die Sünden der Menſchen verſöhnend vor den Thron des Erbarmers legen, und doch iſt mir dann immer, als fehle noch etwas, als müßten die Engel doch noch mit anderem Liebreize geſchmückt ſeyn. Denke ich mir ſie aber zuweilen als eine Prinzeſſin, kann ich für Augenblicke Margarethe vergeſſen, und hänge ich dem Lieblinggedanken meiner früheren Jugend nach, daß ich ein fahrender Ritter ſey, und dürfte um den Beſitz dieſer Jungfrau kämpfen, wahrhaftig, Blut und Leben könnte ich dann für ſie einſetzen. Und ſehe ich mich als Sieger die Stufen des Balcons hinaufſteigen, das edelſte Kleinod, das ich errungen, ihre Hand an meine Lippen zu drücken, und ich erblicke dann unter ihren Frauen Margarethe's anſpruchloſe Geſtalt, ſo verſchwinden, wie mit einem Zauberſchlage, Kampfplatz, Ritter, Knappen und Frauen, und ich ſtehe in unſerer kleinen Kapelle neben Margarethe, ein heiliger Schein ſchwebt ſtatt Myrtenkranz um ihr Haupt, der ehrwürdige Oekolampadius ſteht vor uns, der Vater ſegnend neben ihr, und Du? — Dich habe ich dann nicht in meinem Bilde geſehen.

Ottilie lächelte, ihre Furcht war verſchwunden, ſie umarmte, trotz dem, daß er ſie nicht in ſeine Träume verwebt, den Bruder herzlich und war ganz beruhigt, als er immer noch, bei der Jungfrau verweilend, fortfuhr:

Mein Auge, Ottilie, ſehnt ſich nach Urſula's Anblicke, tagelang könnte ich ſie freudig betrachten und ſchweigend um ſie ſeyn; befrage ich aber das Herz, ſo befiehlt es meinen Augen, ſich zu ſchließen, dann erſcheint mir Margarethe und der Zauber iſt gelöſ't. — Auch Albrecht Magſtatt ſchien das ſchöne Mädchen bezaubert zu haben.

O, wäre ich nur ein Edler wie Ihr — ſagte er oft zu Georg — und könnte um die holde Jungfrau werben, mit meinem Blute wollte ich ſie erkaufen. Wie Ihr ſo kalt an ihrer Seite ſitzen, ihr in's glühende Auge ſehen könnt, ohne daß die Gluth Eures Herzens in Worte ausſtrömt, da Ihr werben könnt, wo ich Armer ſchweigen muß! —

Du kennſt mein Herz! erwiederte Georg.

Wie könnt Ihr nur zwiſchen der Friſche dieſer üppigen Roſe und dem Schnee jener kalten Lilie wählen? unterbrach ihn Albrecht, aber ein finſterer Blick Georgs hieß ihn ſchweigen.

Dir ziemt eine ſolche Vergleichung nicht, Albrecht! ſagte er finſter, und entfernte ſich zürnend.

So vergingen mit Anordnungen zur Fehde die Tage in ſtiller häuslicher Eintracht. Aber bald traf von allen Seiten die Nachricht ein, die Reiſigen ſtänden bereit, und beſonders ſtürmten Götz, der durch den Odenwald gegen Zwingenberg hervorbrechen, und Hans Hilchen, der mit dem Grafen von Solms nach der niedern Grafſchaft gegen Naſtede ziehen ſollte, in Sickingen, die Fehde zu beginnen. Da auch auf der Ebernburg alles geordnet war, befahl er, daß ſein Heer ſich zuſammenziehe.

Einige Tage vor dem beſtimmten Abmarſche trat Georg eines Morgens in aller Frühe in das Zimmer des Vaters, und wie zur Reiſe gerüſtet, ſprach er: Lieber Vater! ich ziehe mit Euch, wie Ihr mir verſprochen, und Ihr ſollt Euch Eures Sohnes freuen, wenn Ihr ihn im Kampfgewühle ſeht; aber erlaubt, daß ich vorher nach Flersheim ziehe, Margarethe noch einmal zu ſehen und ihr Lebewohl zu ſagen, ich ziehe dann mit freudigerem Herzen zum Kampfe.

Was willſt Du dort? — fragte der Vater — Was hat die Dirne mit Deinem Waffengange zu thun?

Sie iſt die Dame meines Herzens, — erwiederte Georg — ich fühle ein Bedürfniß, ſie zu ſehen, und glaubte, mit Eurer Erlaubniß würde ich den alten Aeltern, ſelbſt Margarethe willkommen ſeyn.

Nun wohl, — ſagte Sickingen nach einigem Nachdenken — Du ſollſt ſie nicht allein ſehen, Du ſollſt ſie auch zurück nach der Ebernburg führen. Curt und zwanzig Reiſige mögen Dich begleiten; aber heute noch.

Wie Ihr befehlt, mein Vater! — erwiederte Georg, ſeine Freude mäßigend, und noch ſtand die Sonne nicht hoch, als er ſchon mit den Reiſigen aufgeſeſſen war und nach Flersheim zog. So ſehr er ſich auch beeilt hatte, war es doch ſchon ſpät am Abende, als er ankam; er ſah Margarethe nicht mehr und konnte nur den Großvater von dem Zwecke ſeiner Reiſe benachrichtigen. Wie erſtaunte das Mädchen, als die Mutter in aller Frühe vor ihrem Bette ſtand, ſie mit der Nachricht weckte, daß ein Bote da ſey, um ſie nach der Ebernburg abzuholen; wie vermehrte ſich ihr Staunen, als ſie, zur Reiſe bereit, Georg unten fand, der ſie auf den ungariſchen Klepper hob und ſie, ſtatt mit Worten, mit einem Blicke begrüßte, der in ihr Innerſtes drang.

Als ſie über die Zugbrücke reiten wollten, geſellte ſich unerwartet der alte Flersheim zu ihnen, der vorgab, ſeinen Eidam vor ſeinem Zuge noch einmal beſuchen zu wollen, aber durch deſſen Einladung mittels eines Briefchens, das ihm der alte, treue Curt übergeben hatte, dazu vermocht war. Sickingen wollte durch Gleichmuth und durch die wenigen Hinderniſſe, die er ihm in den Weg legte, Georg täuſchen und ſeiner Liebe dadurch den Reiz des Erringens und des Widerſtandes nehmen. Georg, der wohl ahnete, daß der alte Flersheim ihretwegen mitgezogen war, ahnete doch nicht, daß es auf Verlangen des Vaters geſchehen ſey.

Nur wenige Augenblicke hatten ſie im Geheim mit einander ſprechen können, Georg jedoch war viel zu ſtolz, dieſe zu benutzen, um mit dem Mädchen von ſeiner Liebe zu reden; auch war es ihm ſelbſt Ernſt, ſie zu unterdrücken, wenigſtens ſie nicht noch mehr in Margarethe's Herzen anzuſachen — aber ſo folgſam der Mund war, ſo gehorſam er ſchwieg, ſo beredt war das Auge und ihre Blicke, ſo mancher leiſe, unwillkürliche Druck der Hand, ſagten mehr als tauſend Worte.

Während des Weges hatte der Alte ſo mancherlei Fragen an Georg gethan, ſo erfuhr er auch, daß der Vater einen Trier'ſchen Edlen, mit Namen Rebinger, in ſeinen Dienſt, und deſſen Tochter auf die Ebernburg genommen habe. Er erzählte dann von ſeinem Aufenthalte in Höchſt, und ſo eifrig Margarethe zuhörte, ſo wenig unterbrach ſie ihn durch irgend eine ſtörende Frage.

Iſt die Dirne noch jung? fragte der Alte.

Ich glaube, einige Jahre älter als Margarethe.

Hübſch?

Schön! berichtete Sickingen und bemerkte die Purpurgluth nicht, welche des Mädchens Wange überzog.

Der Alte ſchwieg nach dieſer Frage, bei welcher er ſeinen Enkel und das Mädchen ſcharf beobachtet hatte. Der Gleichmuth, mit welchem Georg von Urſula's Schönheit geſprochen, war ihm nicht entgangen, eben ſo wenig des Mädchens Erröthen. So gelangten ſie endlich unter ernſten und heitern Geſprächen nach der Ebernburg, wo Margarethe unter mancherlei ſie durchkreuzenden Empfindungen einzog.

Nach den erſten Bewillkommnungen wendete ſich ihr Blick auf Urſula, die, vielleicht das Verhältniß zwiſchen Georg und Margarethe nicht ahnend, ſich zu Georgs Empfange heute abſichtlich beſonders ſorgfältig gekleidet hatte; ihr Auge überflog raſch die ſchönen Formen der herrlichen Geſtalt, ruhte dann einen Augenblick auf dem lieblichen, ſeelenvollen Antlitze des Mädchens, und nach kurzer Begrüßung traf ihr Blick ſchnell Georg, der eben Urſula aufmerkſam betrachtete. Ein Blick in den Spiegel zeigte ihr, daß ſie es ſey, welche ſein Auge traf, und ſie zitterte leiſe bei dem Gedanken: jetzt vergleicht er uns; ihre Beſcheidenheit ließ ſie zagen, und doch zürnte ſie mit ſich ob dieſer Bangigkeit.

Nicht lange danach trat Georg zu ihr. Margarethe! — ſagte er lächelnd -- als Ihr vorhin neben dem Fräulein ſtandet, habe ich Euch beide lange angeſchauet und Euern Werth gegen einander gewogen.

Arme Margarethe! rief das Mädchen im ſcherzenden Tone, doch preßte mehr der Schmerz als die neckende Laune die Worte hervor.

Sie iſt ſchöner als Ihr! — fuhr Georg fort — Wenn Ihr, eine weiße, zarte Roſe, einfach da ſteht, hebt ſie, eine volle purpurne, ſich glänzend empor. Dürfte ich meine Hand ausſtrecken, eine von Euch zu pflücken, ich nähme die zarte, anſpruchloſe, ich nähme Euch, Margarethe! — Er fühlte, was er geſagt, und eilte aus dem Gemache; auch das Mädchen hatte den Sinn ſeiner Worte empfunden, und gleich einer Purpurroſe ſtand ſie, vor Wonne bebend, wie gebannt auf der Stelle, wo er ſie verließ. — O Gott! — rief ſie ſtill vor ſich — Warum iſt denn keine Hoffnung für mich in der Welt und doch ſo namenloſe Wonne?!

Von jetzt an erfreuete ſie ſich an der lieblichen Geſtalt des Mädchens und gewann ſie lieb; zwiſchen Margarethe und Urſula war bald das Verhältniß inniger als zwiſchen dieſer und Ottilie.

An dem nämlichen Tage traf auch Herr Georg von Bach auf der Ebernburg ein, ein Edler vom Hofe des Kurfürſten; er kam im Auftrage des Cardinals, noch Einiges mit dem Ritter Sickingen zu beſprechen, war dabei ſehr zuvorkommend gegen Herrn Redinger, der ihm aber, als des Cardinals Diener, abſtoßend begegnete, und ſchien auch an der Unterhaltung der Frauen Theil zu nehmen, beſonders wandte er ſich an Urſula, ſo daß Sickingen es für nöthig hielt, ihn von ihrem Verhältniß zu Hans Hilchen zu unterrichten. Aber ſo ſehr auch jedermann im Mainzer Lande ſich vor deſſen Fauſt fürchtete, ſo ſchien es doch nicht, als habe dieſe Nachricht auf ſein Betragen im mindeſten gewirkt, er blieb wie vorher der ſtete Begleiter des Fräuleins, und ſie ſchien auch gern in ſeiner Nähe zu ſeyn und ſelbſt die Gelegenheit, mit ihm allein zu ſprechen, nicht zu vermeiden, ſo wenig auch Georg von Bach wegen ſeiner Häßlichkeit ein Liebling der Frauen war. Urſula gewann durch dieß Betragen weder in Ottilie's noch in Margarethe's Auge, und Georg, der ſie noch immer lange und genau betrachtete, wandte oft unmuthig ſein Auge von ihr ab.

Bald entfernte ſich jetzt des Cardinals Abgeſandter; auch Sickingen mit Georg zog in's Feldlager, nur Albrecht Wohnſam blieb zurück, und ſtill ward es nun auf der Ebernburg.

10.

Es war ein ſchöner Herbſttag, als Franz von Sickingen durch Kreuznach zog, bei Niederulm über die Selz ſetzte, auf Mainzer Gebiet das Lager aufſchlug, das Domkapitel, in Abweſenheit des Kurfürſten, durch Balthaſar Slör begrüßen und um die Erlaubniß bitten ließ, bei St. Victor zu Weiſſenau den Uebergang über den Rhein zu bewerkſtelligen. Zugleich ſchickte er von hier aus dem Landgrafen den Fehdebrief zu.

Das Domkapitel war in nicht geringer Verlegenheit. Eines Theils verurſachte der Durchzug des Kriegvolkes, das meiſt aus Söldnern beſtand, dem Lande großen Schaden, andern Theils konnte Heſſen dieſe Bewilligung als einen Antheil von Mainzer Seite an der Fehde betrachten. Das Kapitel ſchickte deshalb Lukas von Ehrenberg an

Sickingen ab, ihn durch ein Geſchenk zu bewegen, ſich einen andern Uebergang zu ſuchen und das Mainzer Gebiet zu vermeiden.

Franz empfing den Abgeſandten äußerſt freundlich und hörte mit Ruhe ſeinen Vorſchlag an, dann machte er einige Einwendungen und verlangte 10,000 Gulden für den Abzug. Lukas von Ehrenberg ſtellte ihm die Armuth des Kapitels und die Unmöglichkeit vor, dieſe bedeutende Summe aufzutreiben, da ſagte Sickingen in der halb herzlichen, halb ſpöttiſchen Art, wie er es bei ſolchen Gelegenheiten zu thun pflegte: Lieber Herr Lukas! Meine Herren zu Mainz ſollten froh ſeyn, daß ich ihrem alten Feinde, der ſie in der Landgrafen-Fehde verheerte und verwüſtete, nun einen guten Lohn gebe, jedoch will ich mich um Euretwillen gütlich finden laſſen und ſtelle meine Forderung auf 2000 Gulden herab, doch ſetze ich auf jeden Fall bei Weiſſenau über, nur verſpreche ich, meinen Aufenthalt auf Mainzer Gebiet um vieles zu verkürzen und ſchon morgen aufzubrechen. — Und damit Ihr ſeht, daß Euch Heſſen dieß nicht zur Laſt legen kann, ſo folgt mir in's Lager, beſchaut mein Heer, und Ihr werdet Euch überzeugen, daß

Ihr mir nicht Durchzug noch Ueberfahrt verweigern könnt.

Der Domherr mußte ihm in's Lager folgen. 6000 von Sickingen geworbene Lanzknechte und 300 Reiter fand er hier in beſter Ordnung und wohlgerüſtet, ohne die Reiſigen und Knechte, welche die von Kronenberg, Konrad von Halſtein und viele andere Ritter aus Schwaben und Elſaß ihm zugeführt hatten. Es waren zuſammen an 7000 Fußknechte und 1400 Reiter, wozu ſpäterhin bei Darmſtadt Götz von Berlichingen mit ſeinen Schaaren aus Franken ſtieß. Eine ganze, drei halbe Karthaunen und fünf Feldſchlangen führte er mit ſich.

Der von Ehrenberg erſtaunte über die Ordnung im Lager und über die Gewalt, die Sickingen hier übte, kein Fürſt war mehr Herr ſeines Heeres als er, kein Feldoberſter hatte mehr die Liebe ſeiner Krieger; denn er theilte redlich Beute und Gefahr mit ihnen, und feſſelte das Vertrauen und der Eigennutz die Söldner, hohe Achtung und gleicher Zweck ſeine Freunde an ihn. — Der Domherr ging jetzt die Bedingung ein und Franz zog am andern Tage bei der Karthauſe über den Rhein in die obere Grafſchaft Katzenellenbogen.

Götz von Berlichingen hatte ſchon die Fehde begonnen, war früher mit ſeinen fränkiſchen Fahnen vor Zwingenberg gerückt und hatte es mit Sturm genommen, und während er vor Umſtadt zog, griff Sickingen das Schloß Stein am Rheine an. Der junge Landgraf, der ſich eine Befehdung von einem Ritter nicht vermuthete, hatte keine Gegenanſtalten getroffen, floh aus ſeiner Reſidenz Darmſtadt nach Gießen und überließ ſeinen Rittern die Vertheidigung der Hauptſtadt. Auch Hilchen von Lorch mit dem Grafen von Solms rückten in der niederen Grafſchaft gegen Nanſtedt vor und verwüſteten überall das Land. Des Landgrafen ſpöttiſches Wort über die vom Adel mußte das Land theuer bezahlen, ſo wie er ſpäterhin das ſpöttiſche Lächeln, als er vor Karl dem Fünften ſtand, mit zwei Jahren ſeiner Freiheit bezahlte.

Wider Erwarten vertheidigte Johann von Gilſa das Schloß Stein mit beharrlichem Muthe, ſo daß Sickingen den von Kronenberg, es zu berennen, davor ließ und ſich plötzlich gegen Darmſtadt wandte, wo er mit Götz zuſammentraf, der unterdeſſen Umſtadt genommen hatte und ſogleich die Stadt einſchloß. Herzlich war das Wiederſehen der Freunde, und obgleich Sickingen mit Götz's hartem Verfahren — zwölf Orte hatte er in Aſche gelegt — unzufrieden war, äußerte er doch ſeinen Unwillen nicht; er mußte den Freund ſchonen, und war der Ritterſchaft in Franken nicht ſo gewiß als der der Wetterau und Schwabens.

Als Berlichingen Georg neben dem Vater ſah, blickte er ernſt auf den mannhaften Jüngling, dann nahm er Sickingen bei Seite.

Franziskus! — ſagte er — ich bin ſchier erſchrocken als ich Deinen Buben geſehen, ich glaubte wahrlich, Dein Vater wäre wieder aufgeſtanden und trät' gerüſtet unter uns. — Gott behüte den Buben vor ſeines Ahns Schickſal, dem Du in Darmſtadt die Todesfackel anzünden mußt; denn wahrlich, der Heſſe hat allein die Blutſchuld auf ſich geladen! — Laß die alten Donnerbüchſen, die Du dort oben auf der Anhöhe haſt auffahren laſſen, abbrennen, gieb Feuer in die Stadt! Soll ich hin und den Tanz beginnen?

Thue es mit Gott! erwiederte Sickingen.

Nun ſo komm mit, Burſche! rief er Georg zu, und ſprengte mit ihm die Höhe hinan.

Die Karthaunen donnerten, die von Darmſtadt beantworteten den Gruß; Georg erfreuete ſich dieſes neuen Schauſpiels und war nur unmuthig, daß der Feind keinen Ausfall wage, damit er mit ihm handgemein werden könne.

Würde Dir hier wenig nützen, — meinte Götz — vor Mauern zu liegen, wo, Gott weiß, von wie weit her der Tod einen beſchleicht, ehe man noch ſeinen Feind in's Auge gefaßt hat, das iſt keine Freude für ein ritterliches Herz. Aber im Handgemenge, wo es Mann gegen Mann geht, wo Du Deine Lanze ſo feſt eingelegt haſt, daß die Spitze nicht um ein Haar breit wankt, Du Dir Deinen Mann ausſuchen, auf ihn einrennen, ihn niederwerfen kannſt; da iſt es anders, wenn dann auch von hinten und von der Seite die Hiebe auf Helm und Panzer regnen, was thut's — Du wirfſt Dein Roß herum, nimmſt Schwert oder Streitkolben zur Hand, und nun friſch drauf los und ſich Bahn gemacht. Da gilt der Mann nach ſeiner Kraft und ſeinem Muthe, aber ſeitdem ein Pfaffe das Pulver erfunden, bläſ't der elendeſte Lump dem Tapferſten das Lebenslicht aus.

Georg hörte mit Aufmerkſamkeit dem erfahrenen Krieger zu, und meinte auch, das Pulver ſey ein heilloſes Geſchenk der Hölle, und während er ſelbſt mit innerem Vergnügen die Wirkungen der Karthaunen auf die zerſchoſſenen Mauern der Stadt ſah, ſchmähte er wacker mit Götz auf Bruder Schwarz und ſeine Erfindung.

Georgs Wunſch, die Feinde möchten einen Ausfall wagen, wurde heute nicht erfüllt; die Beſatzung, zu ſchwach etwas zu unternehmen, verhielt ſich ruhig hinter ihren Mauern, und er mußte, ohne daß es zum Gefechte gekommen war, wieder zurück in das Lager, wo, da das Geſchütz an der ſüdlichen Seite den großen Thurm eingeſchoſſen und eine Oeffnung in der Mauer gemacht hatte, Sickingen beſchloß, den andern Tag zu ſtürmen.

Aber noch am ſelbigen Abende erſchien Konrad von Venningen und zwei Räthe des mit Sikkingen befreundeten Markgrafen Philipp von Baden, um für Heſſen zu unterhandeln. Konrad von Venningen, heſſiſcher Landhofmeiſter, mit Sickingen verwandt, machte ihm von Seiten des Landgrafen annehmliche Bedingungen, welche die Räthe von Baden angelegentlichſt unterſtützten; Sikkingen aber erwiederte: Vetter! durch Heſſen kam mein Vater auf das Blutgerüſt, und hierdurch ein

ein Fleck auf den Schild der Sickingen. Ihn rein zu waſchen bin ich hier, und ich kann es nicht anders als wenn ich den jungen Eichbaum demüthige, damit unter ſeinen üppigen Zweigen die aufgeſchoſſenen Pilze ruhig emporwachſen können.

Brav geſprochen! rief der anweſende Götz.

Und was verlangt Ihr von unſerm Herrn? — fragte nun der Landhofmeiſter — Was ſein Vater an dem Euern verſchuldet, mögt Ihr dem jungen Herrn nicht zur Laſt legen, ſo wenig als wegen eines unbedachtſamen Wortes, beim Weine ausgeſprochen, die Kriegsfurie losgelaſſen werden ſollte.

Ohne ſich auf weitere Erörterungen einzulaſſen, ſagte Sickingen im Tone des Mächtigern und mit der kalten Ruhe, die ihn bei den wichtigſten Angelegenheiten ſeines Lebens nie verließ:

Der Landgraf ſtelle die mißvergnügten Ritter ſeines Landes, meine Bundgenoſſen, zufrieden, gebe ſeiner Mutter das ihr beſtrittene Witthum, denen von Kronenberg und Wolfskehl das widerrechtlich Entzogene und mir die kleine Wieſe zu Norheim zurück, die er mir vorenthält, zahle für Kriegkoſten 35,000 Gulden und die ausgeſchriebene Brand ſchatzung. Dann ziehe ich mit dem eroberten Geſchütz ab, übergebe die ihm genommenen Städte und Schlöſſer, und hoffe, der Landgraf habe die Lehre nicht zu theuer erkauft: daß Spott niemanden, einen Fürſten aber am wenigſten kleide. Den Frieden, den ich ihm gebe, mag er dann und außer ihm noch achtzig heſſiſche Ritter unterſchreiben.

Konrad von Venningen war über die harten, faſt demüthigenden Bedingungen erſchrocken, denn die noch zu bezahlenden Brandſchatzungen betrugen gegen 50,000 Gulden. Er wollte Einwendungen machen, bat erſt, an ſeinen Herrn nach Gießen berichten zu dürfen. — Sickingen unterbrach ihn raſch:

Habt Ihr keine Vollmacht von Euerm Herrn, den Frieden abzuſchließen, ſo reitet hin und holt ſie Euch, ich werde mir indeſſen die vier Karthaunen holen, die aus Darmſtadt heraus feuern; habt Ihr aber Vollmacht, ſo unterzeichnet, denn wahrlich, Konrad, morgen wird geſtürmt!

Noch am Abende wurde der Friede geſchloſſen und die Fehde beendet, worüber Götz von Berlichingen faſt unwillig wurde.

Franziskus! — ſagte er, mit der ihm eigenen derben Offenheit, — Du beginnſt immer Großes, aber in Mitte Deines Laufes hältſt Du an, begnügſt Dich mit einem kleinen Vortheile und erreichſt nie Dein Ziel ganz. — Glaubſt Du, daß Deine Freunde darauf nicht lau werden, und wenn Du ſie aufforderſt, meinen, es werde doch kein ſo rechter Krieg, und künftig daheim bleiben? Gieb Acht, Franziskus! wenn Deine Feinde einmal glücklich gegen Dich beginnen werden, hören ſie nicht eher auf, bis Du ganz vernichtet biſt.

Was ſoll ich weiter thun? — erwiederte Sikkingen — Alle meine Freunde erhalten das Ihrige, die Kriegkoſten ſind bezahlt, ein hübſcher Pfennig wohl auch darüber, und der Landgraf iſt gedemüthigt.

Und Dein Vater nicht gerächt! fiel Götz ein.

Ueberlaß die Rache Gott, Götz! Menſchenarm iſt ſchwach, wenn auch Menſchenwille ſtark iſt. Dein aufbrauſender Sinn treibt Dich immer zum Aeußerſten, nicht immer zum Beßten; laß uns darüber nicht rechten. Ueberdieß habe ich dem Kaiſer mein Wort gegeben, und es naht die Zeit, es zu löſen.

Ich verſtehe! — ſprach Götz, und ſein Antlitz verfinſterte ſich. — Dann iſt es auch Zeit, daß ich gehe. —

Haſt Du dem Herzog Ulrich nicht den Dienſt aufgeſagt? fragte Sickingen.

Ich that es, — erwiederte Götz — da ließ er mir ſagen, in der Noth erkenne man den Freund, er aber erkenne Götz mit der eiſernen Hand nicht mehr; da konnte ich ihn doch nicht verlaſſen. Wer den Freund in der Noth ſinken läßt, Sickingen, der iſt nicht werth, daß ihm Freunde wurden!

Du kannſt dem Herzoge nichts nützen, Berlichingen! er iſt verloren, und wenn noch hundert Ritter ihm gleich Dir beiſprängen.

Hundert Ritter wie Götz mit der eiſernen Hand! — fuhr dieſer auf — Bei Gott, Franziskus! wenn hundert Ritter, wie ich, mit eingelegter Lanze einbrechen, wer will da widerſtehen? — Götz! — rief er plötzlich, ſich beſinnend, — Götz! da hat dich der Dünkel wieder einmal ſo weit geführt, daß du die Demuth, des ächten Muthes höchſte Zierde, vergeſſen haſt. Wenn Gott deine Lanze nicht führt, wird es dein Arm nimmermehr können.

Georg, welcher bis jetzt kein Wort geſprochen und ſich ſtill verhalten hatte, konnte ſich nicht mehr zurückhalten. — Ritter Götz von Berlichingen, reicht mir Eure Hand! rief er hinzutretend.

Was willſt Du damit, Junge? fragte der Ritter.

Ich will ſie an meine Lippen drücken!

Und welche willſt Du? fragte Götz lächelnd.

Mir gleich, die eiſerne oder die andere, beide vollführen nur, was Euer edler Wille ihnen befiehlt.

So nimm ſie beide! — ſprach Götz, ihn umarmend, dann legte er die eiſerne auf Georgs Haupt und ſagte aus der Tiefe ſeines Herzens: Möge des Vaters Geiſt Deine Schritte leiten und Deinen wilden Muth zügeln; möge das Schickſal nicht mit eiſerner Hand auf Dir liegen wie Götz's Hand, ein braves Weib Dir die langweiligen Stunden auf Deiner Burg verkürzen, und Du eine ſolche finden, wie Deine Mutter war und meine Dorothea iſt. Amen!

Des Schickſals eiſerne Hand ruhte ſchon hier! ſprach Georg und zeigte auf ſein Herz.

Wahrlich, ich glaube, die Liebe hat dem Knaben ſchon einen Streich geſpielt! — ſagte Götz hell auflachend — Hätte doch nie geglaubt, daß ſie ſo früh bei einem ſo wilden Sinne Eingang finden könnte.

Georg erwiederte nichts; Sickingen ſah ernſthaft auf den Sohn.

Mich dünkt, — fuhr Götz fort — ſehe ich des Jungen finſteres und Dein ernſtes Geſicht, Franziskus! ſo iſt die Sache ſchlimmer als ich meine.

Er fühlt Neigung zu meines Geheimſchreibers Tochter, die ſie erwiedert, — ſagte Sickingen wohl nicht ohne Abſicht, da er Götz zu gut kannte.

Junge! — rief dieſer und packte Georg unſanft bei der Schulter — beim heiligen Georg, Deinem Namenpatron, ſprich! hat Dich der Böſe geblendet? Du, ein Sohn der Krone deutſcher Ritterſchaft, Franz von Sickingens Sohn, um deſſen Gunſt Fürſten buhlen, Du, entſproſſen aus ſolch' altadeligem Geſchlechte, kannſt Dein Auge auf eine Bürgerdirne werfen? — Zwar wäre das wohl erlaubt, aber ernſt ſie zu lieben, mit Herz und Sinn an dem Mädel zu hangen, ſie vielleicht gar ehelichen zu wollen; — nein, Georg! — rief er, immer heftiger werdend, — daß Du Dich ſo vergeſſen könnteſt, hätte Götz nicht geglaubt! Schon der Gedanke entehrt Dich, der Wille wirſt einen Makel auf Dein Schild, die That zerbricht es, es Dir vor die Füße werfend.

Götz glühte vor Eifer, deſto ruhiger ſtand Georg vor ihm. Hätte mir ein Anderer geſagt, — erwiederte er ihm — was ich eben von Euch vernommen, Herr Götz! ſo hätten ſtatt Worte Schwerthiebe geantwortet; ſo ſchweig' ich, aus Achtung für Euch, aus Achtung für meinen Vater!

Rede nur, Junge, rede nur! fiel ihm Götz heftig in's Wort.

Ich glaube, — begann nun Georg — die Pflichten gegen meinen Stand auch ohne Eure Erinnerung zu kennen, und werde ſie erfüllen, weil es die Welt und mein Vater von mir fordert; ich danke aber Gott, der mir Geiſt und Herz genug gab, zu fühlen, daß ich nur einer Thorheit ein Opfer bringen mußte.

Junge! — rief Götz auffahrend, während Sickingens verweiſender Blick den Sohn in's ruhige Geleis zurückzuführen ſuchte, — Junge! Thorheit nennſt Du das, was ſeit Jahrhunderten feſt, wie die ehrwürdigen Eichen im Odenwalde, ſtand — feſt, unerſchütterlich! —

Und ein Sturmwind kömmt — unterbrach ihn

Georg ruhig — und entwurzelt, was ſeit Jahrhunderten ſteht. Das Licht, das in Wittenberg zu leuchten beginnt, wird die Dämmerung erhellen, und nicht allein durch die Dunkelheit des Mönchthumes dringen, auch die Finſterniß anderer Vorurtheile wird es erleuchten!

Götz war verſtummt; auch Sickingen ſchwieg, wollte gleichmüthig ſcheinen, aber ein freudiges Lächeln ſchimmerte doch durch die ernſten Züge hindurch, er freuete ſich ſeines Sohnes. — Franziſkus! — rief Götz, ſich mit Heftigkeit zu jenem wendend, — was der Junge eben geſagt, das donnerte mir vor Kurzem mein Burgpfaff, ein Kapuziner, zum Lebewohl noch in's Ohr. „Götz von Berlichingen!“ rief er und ſein ganzes Weſen war aus der gleißneriſchen Demuth herausgetreten: „Mit der neuen Lehre, meint Ihr, ſoll das Pfaffenthum untergehen? Stifter, Abteyen und Pfründen, auch die fetten Länder des Krummſtabes werdet Ihr verſchlingen, wenn Gott es zuläßt, und wenn Ihr damit fertig ſeyd und nicht mehr wißt, wohin Ihr Eure Söhne und Vettern ſchickt, und keine reichen Pfründen für ſie mehr da ſind, dann werdet Ihr Fürſtenknechte werden, und es wird Euch nichts übrig bleiben von Eurer alten Herrlichkeit als der Stolz!“ — Ich faßte ſchon nach dem Becher, ihn dem bärtigen Kuttenmann an den Kopf zu werfen, und hätte es auch gethan, wenn mich nicht mein Weib zurückhielt. Er aber kehrte ſich nicht an meinen Zorn und fuhr ruhig in ſeinem prophetiſchen Tone fort: „Uns aber, die wir das Gelübde der Armuth abgelegt haben und es auch halten, uns wird man beten und betteln laſſen nach wie vor, und wenn ja die Aufklärung uns aus Kirche und Zelle verjagt, werden die Aufgeklärteſten ſelbſt uns wieder zurückrufen, damit wir ihnen den Weg zum Himmel ebenen und leicht machen, und der Kampf der Finſterniß mit dem Lichte wird beſtehen, ſo lange die Welt ſteht!“ — Dieß ſagend, ſchlug er Kreuze über alle meine Kinder, und als er damit fertig war, kehrte er ſich noch einmal zu mir und ſagte: „Herr, lebt wohl! Mögen Euch Gott und Menſchen nach Eurem Herzen, nicht nach Euern Thaten richten; Euch aber, edle Frau!“ wandte er ſich zu meinem Weibe, „die Ihr mir manch Liebes und Gutes gethan, möge es wohl gehen hier und dort!“ — Als der Alte über die Zugbrücke von dannen zog und die Kinder ihn begleiteten, denn ſie hatten ihn lieb, da wurde es mir leid, daß ich den alten Eiferer fortgeſchickt. — Nun, gebe Gott, daß ſeine Prophezeihung nicht eintreffe! — Jetzt aber lebe wohl, Franzisfus! Morgen mit dem früheſten ziehe ich mit meiner kleinen Schaar nach Jarthauſen zurück, mich zu neuem Kampfe zu rüſten; mögen wir uns im Würtemberger Lande nicht gegenüber und jetzt nicht zum letzten Male neben einander ſtehen! — Er reichte Sickingen zum Abſchiede die Hand, doch plötzlich zog er ihn an ſeine Bruſt. — Wo, wie, werden wir uns wiederſehen?! rief er aus, als ob ein ahnendes Gefühl ihn ergriffen hätte.

Als Freunde, überall als Freunde! erwiederte Sickingen.

Das gebe Gott! ſprach Götz, und ſo ſchieden ſie.

Hat mich doch des Mannes offenes Weſen ergriffen, — ſagte Georg, als Götz ſie verlaſſen hatte, — mag ein treuer Freund und ein wackerer Kriegsheld ſeyn, und was ſie von ihm und dem Selbitz erzählen und ich immer für Mährchen hielt, dünkt mir Wahrheit, nachdem ich ihn geſehen. — Vater! — fragte er, plötzlich ablenkend, — ziehen wir von hier nach der Ebernburg?

Ja, mein Sohn!

So laßt mich auf kurze Zeit mit Götz nach ſeinem Schloſſe ziehen; auch dort möchte ich den Mann kennen lernen, der mir wohl in manchem ein Vorbild ſeyn könnte.

Willſt Du nicht nach der Ebernburg zurück? fragte der Vater.

Was ſoll ich dort, Vater? laßt mich zu Götz.

So ziehe hin; jedoch auf die erſte Mahnung von mir verlaß ihn, wo Du auch ſeyeſt, und kehre zurück.

Wie Ihr befehlt, mein Vater! — ſprach Georg freudig, daß er dieſen Sieg über ſein Herz gewonnen. — Grüßt die Schweſter und Margarethe von mir. —

Nicht auch Urſula? fragte der Ritter.

Wenn Ihr wollt, ſo könnt Ihr es thun. — Wie viel Reiſige gebt Ihr mir mit? brach er ſchnell ab.

Nur Konrad mag mit Dir ziehen, ſonſt niemand, — erwiederte Sickingen. — Ich will Dir nicht Gelegenheit geben, mit dem tollen Götz auf Abenteuer zu ziehen.

Und wenn ſich deren darbieten, ſoll ich in Jaxthauſen bei den Kindern bleiben, oder wenn die Trompete ſchallt, nach der Ebernburg zurückkehren?

Thue nach Deinem Willen! ſagte Franz. — So ſchieden ſie.

11.

Es dämmerte noch, als Georg ſchon gewaffnet durch das Lager ſchritt; Konrad folgte ihm mit den Pferden. Die ſonſt ſo muntern Lanzknechte lagen heute noch im tiefen Schlafe, kein Feind war in der Nähe, und der Wein, welchen die von Darmſtadt noch am Abende herausgeſendet, hatte das Kriegvolk in feſtem Schlaf gehalten.

Schweigend ging Georg durch die langen Gaſſen, wo die Lanzknechte, ein ſtattlich Volk, ihre Hauptleute in der Mitte, die Spieße vor ſich in die Erde geſteckt, das breite Schlachtſchwert im Arme, in langen Reihen ausgeſtreckt lagen. Bei jeder Fahne ſchritt die bärtige Wacht auf und ab; der erfahrene Fähndrich in ſeinen Mantel gehüllt lag dicht dabei neben den aufgethürmten Trommeln.

Der muntere Pfeifer, ein Burſche kaum den Knabenjahren entwachſen, hatte ſich klüglich unter den Wind auf die andere Seite der ſchützenden Trommeln gelegt und mußte kurz vor dem Einſchlafen noch im frohen Muthe ein Liedchen gepfiffen haben; denn die Querpfeife, welche er in der Hand hielt, ruhte jetzt noch an ſeinen Lippen. Hier und da fuhr ein alter Kriegknecht, von dem Pferdegetrappel aufgeweckt, aus dem Schlafe, faßte nach ſeinem Schwerte, als er jedoch den Junkherrn und ſeinen Diener ſah, legte er ſich brummend wieder nieder.

Jetzt war er durch die Reihen der Lanzknechte hindurch und nun zeigte ſich ihm das Lager in ganz anderer Geſtalt. Wo die Ritter mit ihren Reiſigen lagerten, war ein buntes, unordentliches Gemiſch, und Reiter und Roß, alles lag durch einander. Hier ſah man nicht die langen geordneten Reihen der Lanzknechte, die, wenn ſie aufgeſprungen wären, ihre Spieße vorgeſtreckt und, die Reihen dichter geſchloſſen, kampffertig dageſtanden hätten. Jeder Ritter lag mit ſeinen Reiſigen allein; ſie alle bildeten nur einen ungeregelten Haufen, der ohne Ordnung ſich gelagert hatte

Die Lanzen ſtaken neben ihnen in der Erde, zuweilen hingen die Schilde daran, die, wenn der Schein der halbverloſchenen Feuer ſie traf, durch die Dämmerung leuchteten. Sonderbar waren die gepanzerten Geſtalten anzuſehen, wie ſie in regelloſen Gruppen ſchlafend, das breite Schlachtſchwert in der Hand, da lagen. Manche ruhten in ihren Hauskleidern, dann hatte der Knappe die Rüſtung ſorgſam geordnet und bewachte ſie. — Da, wo die Hauptleute oder die mächtigern Ritter lagerten, flatterte das Fähnlein luſtig am Panner, welches ſie auf einem Hügel oder ſonſt einer Erhöhung aufgeſteckt hatten, und hier und da blickte durch die Dämmerung ein Zelt hervor, einem der Hauptleute oder Bannerherren gehörend.

Als ſie jetzt auf die kleine Höhe kamen, von welcher man rings um ſich ſchauen konnte, warf eben die Sonne ihre erſten Strahlen auf die beiden halben Karthaunen, die hier dicht hinter hohen Schanzkörben aufgepflanzt ſtanden. Es waren die Nachtigall und der Hahn, vom Meiſter Stephan in Frankfurt vor Kurzem erſt gar künſtlich gegoſſen, die hier ihr Probeliedchen geſungen hatten. Die Conſtabler, munterer als die übrigen Kriegsleute, gingen zum Theil neben ihren anvertrauten Stücken auf und ab und begrüßten ehrerbietig den Sohn ihres Herrn, zum Theil ruhten ſie auch. Es war dieß in damaliger Zeit eine eigene Art Menſchen von koloſſaler Geſtalt und gar ernſtem, wichtigem Anſehn. Stolz auf ihre Kunſt, glaubten ſie eine andere Gattung Menſchen zu ſeyn als die übrigen Krieger; einen Söldner ſahen ſie nur verächtlich über die Achſel an, und der Büchſenmeiſter, welcher das Geſchütz richtete, dünkte ſich mehr als der Hauptmann einer Fahne Lanzknechte zu ſeyn. Ein guter Conſtabler war damals eine wichtige Perſon im Kriege und bei Belagerungen.

Von hier aus konnte Georg deutlich den Theil des Lagers überſehen, wo Götz als Hauptmann der fränkiſchen Ritter ſein Fähnlein aufgeſteckt hatte; es flatterte luſtig im Morgenwinde. Georg eilte, um Götz noch ſchlafend zu überraſchen; als er ſich aber hier dem Lager näherte, fand er alles ſchon in voller Thätigkeit, die Roſſe waren gefüttert, die Reiſigen ſtanden ſchon gerüſtet und Götz ſinnend unter einem Baume, die Lanze im Arme, mit derem Schafte er allerlei Figuren in den Sand grub, die er bald verwiſchte, bald wieder erneute. Er ſchien etwas Wichtiges vorzuhaben, das ihn ſo beſchäftigte, denn er ſtieß zuweilen unverſtändliche Worte aus und hatte Georg und ſeinen Diener gar nicht bemerkt. Plötzlich aber, als ob der lang' geſuchte Gedanke ihm gekommen ſey, fuhr er auf: Blaſ't zum Aufbruche! rief er mit ſeiner Donnerſtimme; und ſogleich ſchmetterten die Trompeten luſtig in der friſchen Morgenluft, und alles kam rings umher in Bewegung.

Guten Morgen, Herr Götz von Berlichingen! begann jetzt Georg ſein langes Schweigen zu brechen.

Woher kommſt Du? fragte Götz verwundert.

Ich will mit Euch nach Jarthauſen ziehen, wenn Ihr mich nicht zurückweiſ't.

Nach Jarthauſen, Junge, geht mein Weg nicht! — raunte er Georg, ihn auf die Seite führend, leiſe zu. — Habe in der Nacht Nachricht von Hans von Selbitz bekommen, der nicht weit von hier mit dem Erbacher in Fehde iſt. Sie haben ihm fünf Knechte gefangen und zwei niedergeworfen, und während ſie mich hier beſchäftigt glauben, ihm wacker zugeſetzt. Nun iſt der Freund in der Klemme und ich muß hin.

Ich ziehe mit! ſagte Georg freudig.

Nein, Georg! — fiel ihm Götz in die Rede — Dein Vater iſt nicht in Fehde mit dem Erbacher, er könnte deshalb zürnen.

Hat er mir erlaubt zu Euch zu ziehen, hat er auch wohl gewußt, daß ich nicht daheim bleiben würde, wenn es Händel giebt. Nehmt mich als Knappe in Eure Dienſte; nur behalte ich mir vor, ſie aufzuſagen, wenn es mir beliebt. Ich möchte gern unter Euch meine erſte Waffenthat verſuchen.

Nun, wie Du willſt! — erwiederte Götz — Es wird blutige Köpfe ſetzen.

Unterdeſſen hatten ſich Reiſige und Fußknechte geordnet, Götz ritt zu ihnen, und befahl den Fußknechten, wohl an dreißig, die er von Jaxthauſen mitgebracht hatte, ſich an den Schenk von Tautenburg anzuſchließen und mit dieſem auf dem nächſten Wege heimzuziehen.

Grüßt mein Weib! — fuhr er fort — ſagt ihr, ich käme bald nach Hauſe und brächte dann einen lieben Gaſt mit. — Ihr aber — ſprach er, ſich zu den Reiſigen wendend, — folgt mir! —

es waren zehn wohlberittene Mann — da unten beim Kranichſtein erwarten uns mehr.

Nun grüßte er die Fußknechte und ſah noch einmal nach der Stadt. — Sie hätte in Flammen aufgehen müſſen! — rief er finſter — Nun, es ſollte nicht ſeyn! — Dann zog er mit Georg und den Reiſigen dem Kranichſtein zu.

Hier fand er mehre Edle, lauter Freunde und Genoſſen, die ihm bei dieſem Zuge zugeſagt hatten. Es waren neun Edle und einige vierzig Knechte, welche nun unter ſeiner Anführung in das Gebirge zogen.

Als ſie gegen Mittag in Umſtadt anlangten, ſchickte er Wolf von Seckendorf gegen Neuſtadt voraus, wo er Hans von Selbitz vermuthete. Er ſelbſt blieb in Umſtadt. Schon dämmerte es, als Seckendorf wieder einrückte, und die Nachricht brachte, daß Selbitz aus der Gegend von Neuſtadt aufgebrochen ſey; denn der junge Graf Erbach habe ihn mit hundert Reiſigen und Knechten von Neuſtadt gedrängt, und er ſich mehr zurück nach der Gegend von Reinheim gezogen. Götz, ſtark genug, um auch allein mit dem Grafen anzubinden, brach auf, obgleich es ſchon dämmerte, und rückte nach Schloß Nauſes vor.

Der Abend war ſtürmiſch, ein rauher Oſtwind blies ihnen das falbe Laub der Blätter entgegen, und die Wolken, welche der Sturm zuſammentrieb, ließen Ungewitter befürchten. Bei Lengsfeld, wo ſie jetzt ankamen, begannen die waldbewachſenen Höhen, und mit dem Eintritte in den dunkeln Fichtenwald deckte Gewölk den letzten Wiederſchein der Abendröthe und es wurde finſtere Nacht. Mit ihr begannen die Wolken ſich in ſolchen fürchterlichen Güſſen zu leeren, daß die Kienfackeln, womit des Weges kundige Landleute ihnen vorangingen, zu verlöſchen drohten. Furchtbar ſchlug der Sturm die ſchlanken Fichten an einander und rauſchend ſtrömte der Regen herab.

Nun, wie gefällt Euch das Wetter? fragte Götz ſeinen jungen Begleiter.

Gut würde es mir gefallen, wenn es mich nothwendig dünkte, daß wir bei Nacht den Zug machten, ſchlecht, wenn ich bedenke, daß wir ruhig in Umſtadt ſitzen könnten und es morgen am Tage Zeit war, Freund und Feind aufzuſuchen.

Ei, wie überlegt! — ſagte Götz unmuthig — man ſollte meinen, des Vaters Weisheit wäre ſchon bei Zeiten des Sohnes Erbtheil geworden.

Werdet ſchon ſehen, warum wir hier unſere Panzer roſten und unſere Federbüſche baden laſſen. — Fänden wir nur den Hans mit ſeiner kleinen Schaar; der vergäb' es mir nimmer, träfen wir den Feind und er wäre nicht dabei, um die Scharte wieder auszuwetzen.

Georg ſchwieg; er fühlte, daß er mit ſeinem Urtheile zu vorlaut geweſen ſey.

Das Wetter wollte ſich nicht ändern, immer noch ſtürmte und regnete es. Schon lange waren ſie Berg auf, Berg ab gezogen, und hätte die Nacht nicht einen Schleier über alles gebreitet, würde man manches verdrießliche Geſicht geſehen haben; ſo aber wagte keiner zu murren, der Mann mit der eiſernen Hand zog ja ernſt voran. So ritten ſie ſchweigend in die Schlucht hinab, die an dem Otzberge nach Nauſes ſich hinzieht, wo in daſiger Zeit die hohen Fichten das Thal beengten. Nur ſelten betrat der einſame Wanderer die Schlucht, denn die Sage ging, der Berggeiſt des Odenwaldes halte hier am Eingange ſtrenge Wacht, verlocke, die Fackel in der Hand, die Reiſenden, und führe ſie auf Irrwegen in Moräſte, wo er ihnen dann, ſie ihrem Elende überlaſſend, das Licht unbeſcheiden ausblaſe.

Götz hatte eben Georg von dieſer Sage erzählt. — Habe zwar im Leben keine Gemeinſchaft mit Geiſtern gehabt, — ſagte er jetzt — bin nicht des Sonntags geboren, auch hat meine Mutter, als ich das Licht der Welt erblickte, in ihrem Schmerze nicht vergeſſen, das Zeichen des Kreuzes über mich zu ſchlagen; wünſchte aber doch einmal ſolchem Spuke zu begegnen, damit ich wüßte, ob ich dergleichen eben ſo unerſchrocken entgegen gehen würde, als einem Feinde, den ich von Fleiſch und Bein und verwundbar weiß. —

Ritter! — unterbrach ihn Georg — ſeht Ihr das Flämmchen dort drüben?

Ja, bei Gott, Junge! — rief Götz — Wäre doch ſpaßhaft, wenn der Kobold mich beim Worte nähme. — Er hielt das Roß an und ſchärfte ſeinen Blick, heftete genau ſein Auge auf die Stelle, wo das Licht ſchimmerte, dann befahl er die Kienfackeln zu bergen und ſagte leiſe zu Kurt, einem ſeiner Diener: Sitz' ab und ſchleiche Dich dort hinüber, nimm die Armbruſt mit und ſieh' was es da giebt, ſey vorſichtig; wir bleiben hier halten.

Der Zug hielt, Götz ritt mit Georg noch einige Schritte vor.

Das iſt kein Kobold, — ſprach er leiſe — dort bewegt ſich bei dem halb erloſchenen Feuer eine Geſtalt; es iſt Selbitz, oder der Feind.

Nicht lange hatten ſie hier gehalten, als ſie aus der Ferne ein: „Werda!“ rufen hörten; es galt Kurt. — „Hand und Fuß!“ erwiederte dieſer, und ſie vernahmen ein freudiges Willkommen.

Götz, den Zug immer noch halten laſſend, ritt noch einige Schritte weiter vor; dort mußte er weiter in die Schlucht hineinſehen können, denn Georg erblickte Reiſige und Fußknechte um ein größeres Feuer gelagert, Götz erkannte Kurt unter ihnen und Hans von Selbitz.

Mir nach! — rief er — zündet die Fackeln wieder an! — Und alles eilte auf dieſes Wort freudig vorwärts.

Georg hatte Götz voranreiten laſſen und hielt ſeitwärts des Weges. Es war ihm ein neues Schauſpiel, die Feuer in der Thalſchlucht zu ſehen, um welche die Geharniſchten lagerten oder wie geſpenſtige Schatten ſich bewegten. Als nun Götz mit den Seinen bei Selbitz eintraf, die Krieger ſich begrüßend um die Feuer durch einander wogten und immer mehr Flammen aus der Waldſchlucht aufloderten, befahl Georg ſeinem Diener, mit den Pferden zu den andern zu ziehen und ihn hier zurückzulaſſen. Das Schauſpiel, welches er von hieraus ſah, war ihm zu anziehend, um ſchon jetzt dieſem ſchauerlichen Anblicke entſagen zu können. Kurt gehorchte, Georg hüllte ſich in ſeinen Mantel und blickte nun unverwandt hinüber, wo das Gewühl von Roß und Mann in ihren ſtählernen, im Schein des hellpraſſelnden Feuers gar wunderſam ſtrahlenden Panzern, und die Todtenſtille, welche trotz dem Wogen dort herrſchte, in ihm ein leiſes Grauen erweckten. Aber bald ruhte nur ſein Blick noch auf dem Nachtſtücke, die Gedanken ſchweiften umher und waren fern, und ſelbſt durch dieſe finſtere Nacht trat hell und ſtrahlend Margarethe's Bild hervor. — Iſt es doch ſo finſtere Nacht um mich, — rief er — kein Sternlein flimmert; man ſollte meinen, der Sonne Licht wäre verloſchen für immer, kein Tag mit ſeiner freundlichen Morgenröthe könne wieder erſcheinen, und doch nach kurzen Stunden hebt die Sonne ihr Haupt auf's neue empor, und Licht und Leben iſt rings um uns her! — Sollte denn der Nacht meines Schickſales kein Tag folgen? Sollte die Hoffnung, dieſe Morgenröthe des Menſchen, nicht wieder aufgehen, Margarethe ewig für mich verloren ſeyn, keine Kraft der Natur, kein Zufall die Hinderniſſe ebnen können, die ſich meiner Sehnſucht entgegenſtellen? — Da fiel ihm, wahrſcheinlich von den ſonderbaren Bildern, die ſich ſeinem Blicke darſtellten, aufgeregt, der Kobold des Odenwaldes ein, und als er über die ſonderbare Zuſammenſtellung lächelte, daß er, frei von dem Wahnglauben ſeiner Zeit, dieſe Mißgeburten krankhafter Phantaſie dem regen Bilde ſeines Lebens zugeſellen könne, wandte er, auf ſich zürnend, ſein Auge von der Waldſchlucht und ihren Schattengeſtalten, und — ſonderbar — auch da, wohin ſein Blick jetzt traf, ſah er, und wie es ſchien in größerer Entfernung, faſt noch mehr die Phantaſiegeſtalt verwirklicht; aus einer dunkeln Schlucht oder Höhle leuchtete ihm eine einzelne, ſich hin und her bewegende Flamme entgegen.

Georg erſchrak, doch eben dieß Erſchrecken beſtimmte ihn, trotz Finſterniß und Unwetter, auf das Feuer loszugehen, welches er bei dem erſten ruhigen Nachdenken für das Wachtfeuer eines von Selbitz ausgeſtellten Poſtens hielt. Sein Schwert unter dem Arme, wand er ſich in Krümmungen durch die hohen, das Thal bekränzenden Fichten, und gelangte endlich dem Feuer gegenüber, von dem er jetzt ſo viel erkennen konnte, daß es auf der Höhe des Berges flackerte. Vorſichtig durchſchritt er das Thal, gelangte glücklich an den Fuß der gegenüberliegenden Höhe, und ungeachtet es ihm in voller Rüſtung mühſam ward, die Schlucht hinaufzuklimmen, ließ er ſich doch nicht abhalten, ſeine Neugierde zu befriedigen.

Als er nur noch einige hundert Schritte von dem Feuer entfernt war, hielt er auf einer Stelle an, von welcher er es genau ſehen konnte. Es war ein kleines Feuer, von Reisholz angeſchürt, das auf der Höhe unter Felſen emporflackerte, — eine Geſtalt, eher einem Kobold als einem Menſchen ähnlich, ſaß, den Rücken gegen ihn gewendet, gekauert daneben und ſchürte es an. Georg ſchritt nun vorſichtig immer höher, hielt einigemal an, ſah aber nichts als die kauernde Geſtalt in der nämlichen Beſchäftigung, wie vorhin. Jetzt konnte er ſie deutlicher ſehen, denn ſie erhob ſich, ohne ſich jedoch zu wenden; es ſchien eine weibliche Geſtalt zu ſeyn, eine von denen, wie ſie wohl zuweilen unter den Zügen der herumſtreifenden

Zigeuner zu finden waren, klein, gebückt, in eine Menge Tücher gehüllt. — Sein Schwert ziehend, um, im Falle er unter ſolche zügelloſe Horde gerieth, zur Vertheidigung bereit zu ſeyn, eilte er raſch vorwärts; die Geſtalt hörte ſeine Schritte, wandte ſich, erblickte den Krieger und floh, einen lauten Schrei ausſtoßend, davon.

Georg trat dem Feuer näher, wo ihn ein Anblick ganz anderer Art überraſchte. Nicht fern davon lag, von einem der überhangenden Felſen geſchützt, ein Jüngling; ſein lockiges Haupt ruhte auf einem Bündel, neben ihm, in einiger Entfernung, eine Laute, ein niederes, ſchwarzes Baret und ein kurzes Schwert. Der Schlummernde ſchien Georg beim Scheine des Feuers einige Jahre älter als er zu ſeyn; ſeine Züge waren ſchön und eine heitere Ruhe über ſein ganzes Antlitz verbreitet, ſo daß ihn nichts, ſelbſt das Aufſchreien der Alten nicht aus ſeinem ſanften Schlafe geweckt hatte.

Georg betrachtete ihn mit Wohlgefallen, in dem Frieden, der über ſein Geſicht verbreitet war, lag ſelbſt für den Beſchauenden etwas Tröſtliches, und gern hätte er ihm ſeinen ſanften Schlummer gegönnt, wenn er nicht bedacht hätte, daß Götz ihn vermiſſen und in Sorge über ihn ſeyn könne. Den

Schläfer in dieſer Wildniß ſeinem Geſchicke zu überlaſſen, ſchien ihm Unrecht, auch trieb ihn wohl Theilnahme, zu erfahren, wer er ſey; er bog ſich daher über ihn. — Erwacht! — rief er, ihn ſanft ſchüttelnd, — erwacht doch aus Eurem Todtenſchlafe, der Sturm heult mit dem Wolfe um die Wette und Ihr ſeyd allein. Erwacht doch!

Der Jüngling ſchlug endlich die Augen auf, und als er den Geharniſchten mit gezogenem Schwerte vor ſich ſah, erhob er ſich raſch und ſprang nach ſeiner Wehr.

Laßt nur! — beruhigte ihn Georg — Mein Anblick verſcheuchte das alte Weib, ſo mußte ich wohl, ſtatt ihrer, die Sorge für Euch übernehmen. Ergreift Euer Schwert und Eure Laute und kommt mit mir, denn hier könnt Ihr nicht allein bleiben!

Wohin ſoll ich Euch folgen? — fragte der Jüngling.

Nicht weit von hier lagern meine Freunde: aber ehe ich Euch zu ihnen führe, müßt Ihr mir ſagen, wer Ihr ſeyd und was Euch hier in dieſe Wildniß treibt, damit ich Rechenſchaft von Euch geben kann.

Hierüber habe ich Euch nur wenig zu ſagen!

— erwiederte der Jüngling — Ich bin eines Krämers Sohn aus Nürnberg; Sang und Dichtkunſt ſprachen mich mehr an als das Geſchäft meines Vaters; ich ward ein Meiſterſänger und ziehe nun ſingend und fröhlich durch die Welt. —

Und wie kommt Ihr mit dem alten Weibe hieher? unterbrach ihn Georg.

War bei dem Grafen von Wertheim, da vernahm ich, Franz von Sickingen ſey mit den Edelſten deutſcher Ritterſchaft vor Darmſtadt gezogen. Ich trug Verlangen, ihn und die andern Helden zu ſehen, verließ das Hoflager und zog nach Neuſtadt, wo Hans von Selbitz mit ſeinem Haufen liegen ſollte, doch als ich dort ankam, war er ſchon davon. Ich wurde zu dem jungen Grafen von Erbach geführt, der mit ſeinen Reiſigen dort übernachtete; er fragte mich nach dieſem und jenem, und wie ich ihm treuherzig ſagte, was ich Euch eben erzählt, befahl er mir höhniſch, hernach bei ſeiner Abendtafel ein Spottlied auf Hans von Selbitz und ſein Stelzbein zu ſingen. Ich verneigte mich und ging, Wuth im Herzen, daß ein deutſcher Edler von mir verlangen könne, meine Kunſt zum Spott eines Ritters, wie Hans von Selbitz, anzuwenden. Ich ſtahl mich nach Hauſe, entſchloſſen, nicht zu dem Grafen zurückzukehren, und meine Wirthin, ein altes, gutes Mütterchen, verſprach, mich noch vor Nacht durch den Wald nach Umſtadt zu bringen; aber die Nacht überraſchte uns noch in dem Walde, das Wetter wurde furchtbar, die Alte konnte nicht weiter, wir mußten hier anhalten, und Gott gebe nur, daß ihr kein Unglück widerfährt!

Georg hatte den jungen Mann, während er ſprach, mit Wohlgefallen angeſehen. Hatte der Ausdruck von ſanfter Ruhe ihm ſchon an dem Schlafenden wohlgefallen, ſo zog ihn der fromme Blick, der aus dem Auge ſtrahlte, noch mehr an. Kommt, — ſprach er, ihm die Hand reichend, — und folgt mir! Ich will verſuchen, den Weg wieder hinab zu finden, und ſind wir nur erſt im Thale, dann geleite ich Euch ſicher zu Freunden, die Euch nicht zumuthen werden, Spottlieder auf ehrenwerthe Männer zu ſingen.

Nach mancherlei Mühen und Hinderniſſen, welche der Sänger weit leichter überwand als der Geharniſchte, gelangten ſie endlich in's Thal. Der Regen hatte aufgehört, nur noch einzelne Wolken träufelten zuweilen, hier und da blickte leuchtend ein Stern hindurch und erleichterte ihnen den Gang. Auch ſah Georg, der ſich immer an den Waldrand gehalten, bald die Feuer in der Schlucht und traf nun mit ſeinem Gefährten beim Ritter Götz ein, den er unmuthig auf und ab gehend fand.

Georg! — rief ihm Götz entgegen — Wäre dieß nicht Dein erſter Ausflug, ich würde Dir zürnen können, ſo ganz gegen Reiterſitte allein zurückzubleiben, Roſſe und Diener fortzuſchicken, um Gott weiß welchem Abenteuer nachzurennen.

Ritter Götz! begann Georg, ſich entſchuldigend —

Ritter Götz! — unterbrach ihn hervorſpringend der Sänger und faßte des Ritters eiſerne Hand — Ja wahrlich! — rief er — es iſt Götz mit der eiſernen Hand, der vor mir ſteht; — o glücklicher Zufall!

Wer iſt der Fant im grauen Wams und ſammetnen Baret, der ein Schwert an der Seite hat, ähnlich der Pritſche des Luſtigmachers in der Marktſchreierbude; was will der Burſche in unſerm Feldlager?

Es iſt ein Meiſterſänger von Nürnberg, — erwiederte Georg — wollte nach Darmſtadt ziehen, die edlen Ritter, die es belagern, von Angeſicht zu ſchauen, da trifft er unter Weges den Erbacher.

Wo haſt Du ihn getroffen? fragte Götz eilig.

In Neuſtadt. Er wollte morgen in aller Frühe, ſo wie ich dort vernahm, gen Reinheim ziehen, erwiederte der Sänger.

Da befahl ihm der Graf, — fuhr Georg fort — ihm zur Tafel ein Spottlied auf den Ritter Selbitz und ſein Bein zu ſingen; das wollte der Wackere nicht, entfloh, und ich traf ihn in dem Walde.

Sey mir willkommen, Burſche! rief Götz, ihm die Hand reichend.

Und auch mir! — ſagte eine kleine, unterſetzte Geſtalt, die, an einen Eichſtamm gelehnt, beim Feuer ſaß. — Mußt aber zum Gruße zu mir kommen, denn das Bein, das Du beſpötteln ſollteſt, verſagt mir gern den Dienſt und iſt träger als ſein Herr.

Der Sänger ging zu dem Manne, den er ſogleich für Hans von Selbitz erkannte. — Ich finde heut' in dieſer Nacht viel Ehrenwerthes, — ſagte er — Götz von Berlichingen und Hans von Selbitz, nun möchte ich noch den frommen Hartmuth von Kronenberg, den tollen Hans Hilchen und den Fürſt des Adels, Franz von Sickingen, ſehen, ſo wie den gelehrten Herrn Ulrich von Hutten.

Die kannſt Du hier nicht finden, wohl aber vor Darmſtadt, wenn Du Dich beeilſt; nur den gelehrten Ulrich mußt Du in Mainz oder auf der Starkenburg ſuchen, im Feldlager findeſt Du den nicht! — erwiederte Götz — Nun ſag' uns auch Burſche! wer Du biſt?

Mein Vater iſt Krämer in Nürnberg, handelt mit Specereien und heißt Martin Wohlgemuth; mich, ſeinen Sohn, nennt man Philipp.

Nun, Philipp! — ſagte Götz, dem Sänger einen Becher Wein reichend, — nun berichte uns, was die von Nürnberg von Götz und ſeinen Freunden halten? ſey munter, Du biſt hier unter Deinen Freunden.

Wenn Ihr es wiſſen wollt, Ihr Herren, doch nichts für ungut, — ſagte Philipp — ſo hört! In Nürnberg ſpricht man mancherlei Gutes von Euch, aber auch viel Böſes; der Eine liebt, der Andere haßt Euch; wem Ihr genommen, der mag

Euch

Euch nicht, wem Ihr gegeben, ſind zwar nur wenige, die mögen Euch wohl. Summa man ſagt, daß es um Euern Arm, Kopf und Herz Schade ſey, daß Ihr die ſchönen Gaben nicht zu Edlerem anwendetet, auf Wegelagerung auszöget, Handel und Wandel ſtörtet, mit dem Erlöſe des geraubten Gutes —

Selbitz fuhr auf, Götz hielt ihn zurück. — Fahre nur fort, Philipp! laß Dich in dem ſtattlichen Sermone nicht ſtören. Nun, was machten wir mit dem Erlöſe des geraubten Gutes?

Mit dem Erlös des geraubten Gutes Reiſige und Knechte würbet, daheim Noth littet und von Jahr zu Jahr ärmer würdet, woraus man dann ſähe, daß das geraubte Gut keinen Segen brächte.

Haben wahrlich nicht Unrecht, die Herren von Nürnberg, — meinte Götz — reich werden wir nicht, Selbitz! fiele auch alles Gewürz Indiens in unſere Hände, und Segen hat es auch noch nicht gebracht. Iſt aber einmal ſo Sitte und Brauch, mein Sohn! auch iſt es eines Ritters ehrliche Beſchäftigung, wenn er nur vorher zur gehörigen Zeit den Abſagebrief zuſchickt. Wo ſollten wir Wein in den Becher bekommen, die Pfaffen theilen nicht mit uns; wo Specereien in die Küche, ihr verkauft ſie uns nur für ſchweres Geld. So müſſen wir uns das Nothdürftige ſuchen, wo wir es finden, und nehmen, was wir nicht haben; den Kornſack des Bauern laſſen wir ſicher unangetaſtet und ihn auf ſeinem magern Gaule ruhig ziehen. Nun aber, Philipp! wenn Du wieder in Deine Vaterſtadt zurückkömmſt, ſo ſage denen von Nürnberg, wir hätten jetzt Frieden mit ihnen und ſie ſollten Götz in Ruhe laſſen, wir wollten Gleiches mit Gleichem vergelten, und Deines Vaters Pfefferſäcke ſind von nun an vor Götz und den Seinen ſicher.

Während dieſes Geſpräches hatte der Morgen zu dämmern begonnen, und man ſah überall Bewegungen, die auf einen baldigen Aufbruch deuteten. Wohin wollt Ihr, wenn wir weiterziehen? — fragte Georg, welchen der Nürnberger aufgeſucht hatte, — ſchwerlich werdet Ihr aus dieſem Walde den Weg nach Reinheim finden.

Gebt mir einen Klepper und laßt mich mit Euch ziehen, bat der Sänger.

Philipp! — ſagte Georg — wohin wir ziehen, giebt's Kampf und Wunden; bleibt zurück.

Bittet den Ritter Götz, daß er mir es erlaubt und mir ein Roß giebt, bat der Jüngling.

Georg trug dem Ritter Wohlgemuths Bitte vor.

Hm! — meinte dieſer — habe einen magern Klepper aus Zwingenberg mitgebracht, ritt ihn ein Notarius, er ſoll ihn haben; will er ſeine Haut zu Markte tragen, mag er es thun! — Der Klepper wurde ihm gebracht.

Unterdeſſen hatte Selbitz ſeine Reiſigen aufſitzen laſſen, Götz hatte ihm noch einige der Seinigen mitgegeben, und ſo zog er allein über Holzbach nach Neuſtadt zu. Als der Tag zu grauen begann, brach auch Götz auf, theilte ſeinen Haufen in zwei Geſchwader, übergab den einen Wolf von Seckendorf, die übrigen, acht Lanzen und dreißig Reiſige, behielt er bei ſich. Der Sänger von Nürnberg folgte ihm auf ſeinem magern Klepper.

Als ſie den Berg, an welchen Holzbach ſich lehnt, herabzogen, trennten ſich die beiden Haufen, Seckendorf zog rechts, Götz links um das Dorf, wo noch alles in tiefer Ruhe lag.

Hinter einem Anwuchſe von jungen Fichten, welcher an der Landſtraße lag und ſie ſattſam verbarg, ließ Götz halten; ſeinen treuen Robert, den er gemeiniglich zu allen ſolchen Sachen zu gebrauchen pflegte, ſchickte er die Höhe hinauf, wo dieſer eine hohe Eiche erkletterte, von welcher man die ganze Straße von Neuſtadt her überſehen konnte. Die Reiſigen ordneten ſich.

Die Hälfte von ihnen war abgeſeſſen, die andere hielt ſich für den Nothfall bereit; man vernahm keinen Laut, es war ſtill wie im Grabe. Vorübergehende Landleute ließ man ungehindert ihre Wege ziehen, ſelbſt einige beladene Frachtwagen, ein ſonſt ſo lieber Anblick, zogen ungehindert vorüber. Schon waren wohl zwei Stunden in dieſem Zuſtande der Erwartung vergangen, und der Reiter, der auf der Erde lag, um den Hufſchlag der Roſſe zu belauſchen, gab immer noch kein Zeichen.

Das wird mir langweilig, Herr! — ſagte jetzt der Meiſterſänger zu Georg, deſſen Ungeduld wohl zehn Mal ſchon nach ſeines Schwertes Griff gefaßt hatte. — Weiß zwar nicht, was das zu bedeuten hat, könnte ich aber meine Laute nehmen und der herrlichen Morgenſonne, die dort über jene Berge heraufſteigt, ein Liedchen ſingen und meiner zuſammengepreßten Bruſt Luft machen, ich gäbe etwas darum.

Auch mir gefällt das Lauſchen und Verſtecken nicht! — erwiederte Georg — Nicht wie der Löwe gehen wir unſerm Feinde entgegen, wie der Tiger lauern wir, bis wir ohne Gefahr den wilden Sprung thun können.

Schweig! — raunte ihm Götz zu, deſſen ſcharfem Ohre die Unterredung nicht entgangen war. — Sorge nicht, bald wird es Arbeit und eben nicht gefahrloſe geben. — Geht der Tanz an, Freund Sänger! — ſagte er, ſich zu Wohlgemuth wendend, — ſo bleibe hübſch hinter den Fichten und wage Dich nicht vor, Dein graues Wams möchte wenig abhalten, und die Federn auf Deinem Barret Dich wenig ſchützen.

Kaum hatte er dieß geſprochen, als der Reiſige auf der Erde dem Ritter zurief: Ich höre kommen! — Götz winkte, alle Reiſigen ſaßen auf, auch hörte man von der Höhe ein leiſes Pfeifen, Roberts Zeichen, daß der Feind nahe. Alles hielt nun, Schwert oder Lanze in der Hand, in geſpannter Erwartung das Auge auf Götz gerichtet; die Reiter hatten nur zu thun, die tobenden Roſſe zu beruhigen.

Mir klopft mein Herz vor freudiger Ungeduld! ſagte Georg nicht allzu leiſe zu dem Sänger, und ein drohender Blick Götz's traf ihn noch zur rechten Zeit, denn eben ſah man einige zerſtreute Knechte von Selbitz's Haufen vorüber ſprengen und hörte Roberts Pfeife vom Berge herab ſchrillen; gleich darauf kamen noch einige in völliger Flucht, dann Hans von Selbitz mit den Uebrigen, dicht hinter ſich die Reiterei des Grafen von Erbach in vollem Jagen. Götz rührte ſich nicht, nur ein freudiges Lächeln umzog ſeinen Mund. — Jetzt ſtürzte einer von des Selbitz Knechten; Seckendorf wollte vorbrechen, ihm zur Hülfe zu eilen, doch eine drohende Bewegung Götz's hielt ihn ab, und Georg wollte ſchier vor Ungeduld vergehen. So jagte der Feind, nicht mehr geſchloſſen, einzeln dem Feinde nach. — Jetzt, da man von der andern Seite eine Trompete ſchmettern hörte, ließ Götz ſein Viſir nieder, und mit dem Ausrufe: Drauf, Ihr Jungen! brachen beide Haufen aus ihrem Hinterhalte vor und fielen auf den überraſchten Feind, von welchem ſchon mancher, durch die Bolzen der Armbruſtſchützen vom Pferde geworfen, verwundet da lag. Das Handgemenge wurde allgemein. Götz focht wie ein angeſchoſſener Eber; ſchon begannen die Feinde zu fliehen, da, mitten im Getümmel, wo rechts und links, um und neben ihm Freund und Feind fiel, glaubte er die gellende Pfeiſe Roberts zu hören.

Georg! — rief er, ſich zu dieſem wendend, der immer wacker an ſeiner Seite gefochten hatte. — Nimm was Du ſammeln kannſt und decke mir den Rücken, des Feindes Nachhut kommt noch!

Georg, mißmüthig, aus dieſem Gewühle ſich reißen zu müſſen, befolgte des Ritters Befehl, ſein alter Konrad half ihm treulich; ſo ſammelte er an zehn Reiſige, die er auf der Straße nach Neuſtadt aufſtellte, und kaum ſtand er ſchlagfertig, als ein Geharniſchter in blankem Stahl an der Spitze eines geſchloſſenen, ihm weit überlegenen Haufens auf ihn zuſprengte. — Mir nach! rief Georg, legte die Lanze ein, ſtieß auf den Führer und rannte ihn nieder, doch auch ſein treues Roß, von des Gegners Lanze am Buge verwundet, ſtürzte mit ihm.

Der Geharniſchte lag bewußtlos unter ſeinem Roſſe, Georg wollte ihm zu Hülfe, doch von allen Seiten hämmerten Schwerter auf Helm und Panzer, ihm blieb nichts übrig, als ſich ſelbſt gegen den Andrang der Reiſigen zu ſchützen; da traf ihn ein Lanzenſtoß in die Hüfte und warf ihn neben ſeinem Streitroſſe nieder. Seine Reiſigen ſammelten ſich um ihn, heftig ward hier der Kampf, und während er ſich aufrichtete und knieend die Hiebe ſeiner Feinde abwehrte, erblickte er neben ſich Götz, der, das Schwert in der eiſernen Fauſt, ihm Luft machte. Auch Selbitz kam herbei, die feindlichen Reiter der Nachhut flohen, Selbitz verfolgte ſie.

Götz blieb auf der Wahlſtatt halten, ließ Einige abſitzen und den Niedergerannten unter dem Roſſe hervorziehen. Es war der junge Graf Erbach, der, als man ihm das Viſir öffnete, wieder zu ſich kam, und ſein Schwert dem noch neben ihm knieenden Georg reichte.

Ich bin Euer Gefangener, junger Mann! — ſprach er — Gebt mir eine ritterliche Haft, nur überliefert mich nicht an Hans von Selbitz.

Willkommen, Graf Max! — rief ihm Götz entgegen — Finden wir uns hier? In Selbitz Hand ſollt Ihr nicht fallen, aber mich nach Jaxthauſen begleiten.

Nein, Götz! — nahm Georg das Wort — Der Graf iſt mein Gefangener. Mich führte der Zufall zu dieſer Fehde, die Sickingen leben in

Freundſchaft mit denen von Erbach, darum ſeyd Ihr frei ohne Löſegeld; doch gebt Euer Wort, daß, wenn Euer Vater die Fehde fortſetzt, Ihr Euch auf der Ebernburg ſtellen wollt.

Brav, Junge! — ſprach Götz — Geht mit Gott, Graf! und wißt, Georg von Sickingen, des Ritters Franziskus zweiter Bube, hat Euch niedergeworfen.

So beſchädigt auch der Graf von Erbach war, trat er doch zu Georg: Ich danke Euch, Herr! — ſprach er — ich werde mein Wort löſen, und hoffe, daß wir beide fortan immer gute Freundſchaft halten werden.

Dann müßt Ihr nicht einen ehrlichen Sänger, wie dieſen hier, zwingen wollen, Spottlieder auf Eure Feinde zu ſingen! — erwiederte Georg — Gehabt Euch wohl! — Aber, Ritter Götz! — ſagte er nun — habt Ihr nicht einen Wundarzt? Die Wunde in der Hüfte ſchmerzt mich.

Herzensjunge! — rief Götz, vom Pferde ſpringend. — Glaubte, Du hätteſt Dir beim Sturze Deines Streitroſſes nur leicht den Fuß verrenkt, ſah Dich noch ſo wacker kämpfen. — Hans! — rief er einem Knechte zu — gieb dem Grafen mein Saumroß, ſeines iſt dahin, begleite ihn nach Erbach und grüße den alten Herrn, er würde das Weitere vom Götz ſchon hören. Triffſt Du Selbitz, ſo bitte ihn, mit dem Verfolgen einzuhalten, es wäre für heute Ehre und Blut genug; und nun, Konrad! nimm Dein Werkzeug, unterſuche mir den Jungen und trage Sorge für ihn. Er hat redlich gefochten, und, bei Gott! ſein Probeſtück trefflich ausgeführt.

Georg wurde entwappnet. Die Lanze war ſeitwärts durch den obern Schenkel gegangen, die Wunde war ſchmerzhaft, jedoch nicht gefährlich; das Uebrige waren Quetſchungen und Beulen und nicht von Bedeutung.

Wohin wollt Ihr nun, Georg? — fragte Götz — Wollt Ihr mich nach Jaxthauſen begleiten, ſo ſoll mein Weib Euch pflegen, als wäret Ihr mein Sohn; wollt Ihr in's Lager vor Darmſtadt zu Eurem Vater? — ich glaube aber faſt, er hat es ſchon verlaſſen und iſt auf die Ebernburg zurückgekehrt.

Georg ſchwankte einige Augenblicke; er ſehnte ſich nach der Ebernburg, aber fürchtete ſich eben ſo ſehr, gedachte er Margarethe's, wie ſie an ſeinem Lager ſitzen, ihn pflegen würde.

Laßt mich zu meinem Vater geleiten, — ſprach er endlich — er wird ruhiger ſeyn, bin ich bei ihm.

Götz ließ gleich alle Anſtalten treffen; eine Sänfte wurde von Neuſtadt herbeigeſchafft, und nach herzlicher Trennung von beiden Seiten, zog er, von zehn Reiſigen und Philipp Wohlgemuth begleitet, der Ebernburg zu. Er vermied auf Götz's Rath die heſſiſchen Lande, zog über Seligenſtadt in das Frankfurter Gebiet und, ohne die Stadt zu berühren, die noch mit ſeinem Vater in Irrungen war, ſetzte er über den Rhein nach der Ebernburg.

Gedruckt bei A. W. Schade in Berlin.

Sämmtliche Schriften

von

A. von Tromlitz.

Zehntes Bändchen.

Franz von Sickingen und ſeine Zeitgenoſſen.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1830.

Franz von Sickingen

und

ſeine Zeitgenoſſen,

von

A. von Tromlitz.

Zweite Abtheilung.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1830.

I.

Hell glänzte im Abendgolde der alte Thurm des Rheingrafenſteines, an deſſen Fuße Georg von Sickingen, auf einer Sänfte getragen, vorbei zog. Schon von fern vernahm er aus dem Walde, welcher die Ebernburg von dieſem trennt, Hörnerruf und Hundegebell. — Horch! — rief er dem Sänger aus Nürnberg zu, welcher auf ſeinem magern Klepper neben der Sänfte ritt. — Horch den Jagdruf! es iſt des Vaters Forſt, durch welchen wir ziehen; der Rheingrafenſtein iſt auch ſeine Veſte, und ich bin nun auf heimathlichem Boden. Horcht, wie luſtig die Hörner ſchallen! die Jagd kommt näher; o ſäße ich doch auf meinem Roſſe und jagte mit den Andern über Stock und Stein, über Fels und Thal dem Wilde nach! — Indem er ſo ſprach, fuhr ein Hirſch in vollem Laufe an ihnen vorüber, die Meute folgte. — Huſſa, Packan! rief Georg, ſich aufrichtend und ſeine Schmerzen vergeſſend, — friſch auf, nur hinterdrein! — Die Meute ſtutzte bei dieſem Rufe, nur wenige folgten, denn die treuen Thiere vernahmen die Stimme ihres Herrn, der ſie ſo oft zur Jagd geführt; ſie drängten ſich, freudig an ihm aufſpringend, um die Sänfte, und kaum konnte er ſich ihrer erwehren. Indeſſen waren auch die Jäger herangekommen. — Mein Vater iſt nicht unter ihnen, ſagte eben Georg unmuthig, als eine Dame auf weißem Roſſe, von einigen Männern begleitet, heranſprengte.

Mein Gott, ſeyd Ihr es, Georg?! rief ſie dem Verwundeten zu, während Wohlgemuth ſtaunend aufſchauete, denn ſo Schönes hatte er noch nicht geſehen. Gleich darauf kam auch Ottilie in Begleitung Herrn Ulrich Späth, ihres Bräutigams; ängſtlich ſprang ſie vom Pferde, fragte wohl zehn Mal, ob die Wunde gefährlich ſey, und beruhigte ſich nicht eher, bis ihr der Bruder ſelbſt verſicherte, es ſey ohne Bedeutung.

Damit Euer Zuſtand die auf der Burg nicht überraſche, — ſagte Urſula, das Fräulein auf dem weißen Roſſe, — ſo will ich vorausreiten und Euern Vater und Margarethe vorbereiten. — Begleitet mich! rief ſie Philipp Wohlgemuth zu, der, ohne zu wiſſen, wie ihm geſchah, ſeinen Klepper antrieb, jedoch mit Mühe nur der flüchtigen Reiterin folgen konnte.

Urſula ſchien eben nicht verbindlich gegen ihren Begleiter zu ſeyn, den nur hie und da einer ihrer Blicke traf, übrigens bekümmerte ſie ſich weiter nicht um ihn, jagte immer voraus und hatte noch kein Wort mit dem Sänger geſprochen. Die um ſeine Schulter hängende Laute hatte den erſten Eindruck, welchen der ſchöne Jüngling auf ſie gemacht, ſchnell verwiſcht; ein fahrender Meiſterſänger ſchien ihrer Beachtung nicht werth, und ſo jagte ſie, von ihm gefolgt, den Berg hinauf, über die Zugbrücke in den Schloßhof. Hier übergab ſie ihr Roß einem Diener, eilte in's Schloß und ließ den wie aus einem Traume erwachten Sänger auf dem Schloßhofe halten.

Starr ſah er nach dem Thurme, durch deſſen Portal das Mädchen verſchwand; die Begebenheit war ihm noch wie ein Traum als der Diener an ihn herantretend fragte: Herr! wollt Ihr nicht abſteigen, mir Euer Roß geben und hinauf zu dem Ritter gehen? hier iſt jeder Fremde willkommen.

Der Sänger ſtieg ab, gab dem Diener das Roß, als ein Mann von edlem Anſehen im einfachen Hauskleide aus dem Schloſſe trat, neben ihm ein kleines, mageres Männlein im ſchwarzen Koller. Sie eilten beide, ihn grüßend, an ihm vorbei.

Bleibt nur zurück, Meiſter Balthaſar! rief jetzt der Vorangegangene, indem er ſich auf das indeß vorgeführte Roß ſchwang, und ſprengte eiligſt durch das hohe, gewölbte Thor; der Andere folgte zu Fuß und warf noch einen forſchenden Blick auf den Sänger, der vor ſich hinmurmelte: War der ſchlichte Mann Franziskus von Sickingen, ſo iſt wahrlich ſein Geiſt erhabener als ſeine Geſtalt.

Indem er noch ſo dachte, öffnete ſich ihm gegenüber eine zweite Pforte, die Jägerin trat wieder heraus, neben ihr eine andere Jungfrau, welche eiligſt über den Hof ſchritten. Als er ſie begrüßte, raunte die Jägerin Margarethe in's Ohr: Dort ſteht er noch, ſieh nur! Doch dieſe, ohne ihn zu beachten, das Auge ängſtlich in die Ferne gerichtet, eilte den Berg hinab.

Iſt denn dieſe Burg der Wohnſitz der Göttinnen? — dachte Herr Wohlgemuth — aber nein, nein, jene Eilende iſt nicht aus der irdiſchen Welt, dieſer Madonnenblick gehört dem Chriſtenthume an.

Wen ſucht Ihr hier, was iſt Euer Begehr, junger Mann?! — ſtörte ihn eine tiefe Stimme in ſeinen Gedanken; er wandte ſich, eine lange, hagere Geſtalt, in einen ſchwarzen Talar gehüllt, ſtand, ihn ernſt, jedoch nicht unfreundlich anblikkend, hinter ihm. — Heute mögt Ihr die rechte Stunde nicht gewählt haben, Herr Zitherſpieler! — fuhr er fort — So freundlich auch ſonſt die Jünger der Dichtkunſt und des Geſanges hier aufgenommen werden, möchte doch der heutige Tag eher der Trauer als der Freude gewidmet ſeyn, denn unſers Herrn Sohn trifft in wenig Augenblicken ſchwer verwundet hier ein.

Seine Wunde iſt ſchmerzhaft, doch nicht gefährlich, Herr! erwiederte Philipp.

Woher könnt Ihr dieß wiſſen? fragte ihn der hagere Mann, Herr Oekolampadius, der aus Beſorgniß für ſeinen Liebling das Studirzimmer verlaſſen hatte und hinuntergeeilt war.

War ich doch ſelbſt mit beim Kampfe und habe ich doch Herrn Georg von Sickingen hierher begleitet! erwiederte jener.

Dann ſeyd mir gegrüßt und von Herzen willkommen, junger Mann! — ſagte der ehrwürdige Herr — Tretet näher! ſo wie mir, werdet Ihr Allen auf der Ebernburg willkommen ſeyn.

Indem ſie noch ſo ſprachen, blies der Thurmwart ſein Liedchen; aber heute war es nicht fröhlicher Art, traurig tönte es von der Warte herab, und rief die Reiſigen und Knechte und alles, was auf dem Schloſſe ſich befand, zuſammen, die bei der Nachricht, Herr Georg ziehe verwundet ein, nun ſämmtlich den Berg hinab ihm entgegen gingen, auch Oekolampadius folgte.

Philipp ſtand ſchon wieder allein auf dem jetzt ganz verödeten Burghofe und hatte nun Zeit, ſich überall umzuſehen. Er beſah das ſtattliche, eines Fürſten würdige Schloß, welches den weiten, geräumigen innern Hof, auf deſſen vier Ecken hohe Thürme den Wolken entgegen ragten, umgab. In dem vordern Hofe, welchen zwei hohe Thürme und zwei gemauerte Bollwerke beſchützten, ſah er ganze Karthaunen aufgefahren. Rings um das Schloß, dicht am Abhange des Felſens, zog ſich eine hohe, zwölf Ellen ſtarke Mauer, hinter welcher das Geſchütz aufgeſtellt war. — Ein Rieſenwerk, dergleichen ich noch nicht geſehen! — rief Philipp — Iſt dieß die Burg eines Ritters?!

Er ging jetzt den ſchmalen Weg, der an der Kapelle vorbeiführte, hinunter und traf dort den Zug, Ritter Franz zur Rechten, Margarethe zur Linken der Sänfte. Freude glänzte in des Vaters, Thränen in des Mädchens Auge, neben welchem Ottilie und Urſula gingen. Alle, welche die Sänfte umgaben, drängten ſich zu ihrem jungen Herrn, haſchten nach einem Gruße oder nur nach einem freundlichen Blicke, und jeder ſuchte ſeine Theilnahme durch irgend etwas auszudrücken. Meiſter Balthaſar war der einzige Mürriſche, ſein Auge ruhte finſter auf ſeinem Kinde.

Als der Zug im innern Schloßhofe anlangte, erblickte Georg ſeinen jungen Begleiter. — Willkommen auf der Ebernburg! willkommen, mein Kampfgefährte! rief er ihm zu. — Bei dieſen Worten ſah Margarethe nach dem Jünglinge auf, der, die Laute am grünen Bande um ſeine Schulter gehangen, bei dieſem ernſten Zuge die einzige freudige Erſcheinung war, denn für ſeinen Freund unbeſorgt, ſah er frei und froh in das Getümmel hinein, und jetzt mit durchdringendem Blicke auf Margarethe, die darüber unwillig das Auge niederſchlug.

Der Verwundete wurde nun in das Schloß gebracht, der Meiſterſänger als Gaſt bewillkommt, und als Georg, von der Reiſe ermüdet, bald zu ſchlummern begann, mußte Philipp den ganzen Verlauf der Begebenheiten erzählen; und Sickingen, hoch erfreuet, daß des Sohnes erſte Waffenthat ſeiner würdig geweſen ſey, ward durch die ſchlichte, theilnehmende Erzählung des jungen Mannes, wobei Margarethe's weiches Gemüth oftmals erſchüttert ward, ihm gewogen, und da er Geſang und Dichtkunſt liebte, lud er ihn ein, einige Zeit auf der Ebernburg zu bleiben.

Nach einigen Tagen, als jedermann noch um Georg beſchäftigt war, den̄ man in das Zimmer des am Podagra leidenden Vaters gebracht hatte, meldete der Ruf des Thurmwart die Ankunft neuer Gäſte. Urſula erröthete, als ſie hörte, daß mehrere Ritter dem Schloſſe zuritten, worunter man den einen als den Ritter Hilchen von Lorch erkenne. Ottilie ſah bedenklich auf das Mädchen, das, ſtatt freudig dem Verlobten entgegen zu eilen, die fröhliche Laune verloren zu haben ſchien. Sie trat zwar auf den Söller, blickte hinab nach den Ankommenden, ſagte aber ziemlich gleichgültig: Es iſt mein Vater, Ritter Hilchen und noch ein Dritter, mir unbekannter, in vollem Harniſch.

Sickingen, den das Podagra verhinderte, den Einreitenden entgegen zu gehen, erwartete ſie in ſeinem Seſſel. Sie traten, einen Fremden in der Mitte, ein. Er war von mittler Statur, von hagerem, aber ausdruckvollem Antlitze, gewappnet, doch ohne Helm, denn man ſah ſein ſpärlich Haar ſich über die erhabene Stirn rollen.

Seyd mir gegrüßt, Ihr Herren! rief ihnen Sickingen entgegen.

Und auch von Ulrich von Hutten ſeyd gegrüßt, wenn Ihr nämlich Franziskus von Sickingen ſeyd! begann der Fremde.

Bei dieſen Worten war Sickingen aufgeſprungen, trotz ſeiner Schmerzen Ulrich von Hutten entgegen gegangen, und mit dem Tone altdeutſcher Biederkeit ſprach er:

Ja, ich bin der Ritter von der Ebernburg, Euch, Ulrich von Hutten, längſt zugethan in freundlicher Geſinnung! Euer fröhlicher Muth, Euer ritterlicher Sinn, Euer Haß gegen Gewalt und Unrecht haben mich entzückt.

Beide reichten ſich die Hände, und ein Augenblick war hinreichend, einen langen, bis zum Tode beſtehenden Bund zu ſchließen.

Ehrfurchtvoll ſtanden die Umſtehenden von fern, kein Laut ſtörte dieſen heiligen Augenblick, und leiſe ſchlich ein jeder davon, den freien Aufſchwung gleichgeſtimmter Geiſter nicht zu ſtören; nur Georg auf ſeinem Siechbette mußte bleiben und war Zeuge dieſer edlen Verbrüderung.

Schon lange hatte ich Euch erwartet, Ulrich von Hutten! — begann Sickingen — Der Mund iſt beredter als die Feder, und Vieles kann ich nicht ſo klar, ſo offen in Briefen hingeben, das ſich im Geſpräche ſo leicht mittheilt. In mir liegt Manches noch dunkel und verworren, ich bedarf Eures Geiſtes, es zu ordnen; Ihr ſollt die Sonne ſeyn, welche die verſchloſſenen Blüthen meines Innern aufſchließen wird, durch Euch ſoll das Ziel meines Lebens klar vor mich treten. — Aber was führt Euch gewappnet zu mir, ſeyd

Ihr in Fehde begriffen, und gegen wen? Mein Arm, meine Hülfe ſteht Euch zu Gebote.

Wir ziehen gegen Herzog Ulrich von Würtemberg; konnten meine Schriften unſerm geſchändeten Namen nicht Gerechtigkeit verſchaffen, ſo thue es nun der Arm. Meine ganze Sippſchaft iſt gerüſtet, alle unſere Freunde ſind uns zugezogen.

Zu früh, Ulrich! — unterbrach ihn Sickingen — Habt Geduld! die Stunde der Rache iſt noch nicht da, aber nicht mehr fern. Laßt jetzt noch nicht die Kriegstrompete erſchallen, noch ſind die kaiſerlichen Völker nicht beiſammen, der Baier iſt noch nicht gerüſtet, und der ſchwäbiſche Bund hat ſich noch nicht zur offenen Fehde entſchloſſen.

Was kümmern uns die Städte! — rief Hutten unmuthig — Dort geht im Handelsgeiſte der deutſche Sinn unter, und wenn ſie auch für die Kunſt etwas thun, ſo iſt es doch nur für die, welche die Sinne kitzelt. Den Wiſſenſchaften und der Gelehrſamkeit ſind ſie abhold, die gewinnen ihnen kein Geld und machen ihnen nicht Luſt. Ich haſſe die Städte wie ſie jetzt ſind, nicht wie ſie waren, als noch biederer Sinn und jedes unterdrückte Gemüth einen Zufluchtort in ihren Mauern fand.

Ihr eifert zu ſehr gegen ſie! — meinte Sickingen — Ihr wißt, ich liebe die geſchworenen Feinde des Adels nicht, doch ſehe ich ſie nicht mit ſo düſtern Augen an als Ihr. Ja, Ulrich! ich würde eher den Städten die Hand zum Bunde bieten, als, ein Fürſtendiener, an's Hoflager ziehen.

Hutten ſchwieg.

Es iſt eine böſe Zeit! — fuhr Sickingen fort und feurig ſtrahlte ſein Auge — Gewalt unterdrückt den Schwachen und Falſchheit ſiegt über Redlichkeit; die Kirche ſchmachtet im Elende, ihre Diener praſſen in Luſt und Freude und ſchmieden allerlei Bosheit und Ränke. Da thut es Noth, daß ächte deutſche Männer, Edle oder Bürger, gleichviel, mit Muth und Kraft zuſammenhalten und nicht durch Unthätigkeit zu Verräthern an der guten Sache werden. Gebt Eure Hand, edler Ulrich! daß wir vereint für Freiheit und Chriſtenthum leben und ſterben wollen.

Als ihm Ulrich die Hand reichte, ſprach Georg, ſich auf ſeinem Lager erhebend: Amen! zu dieſem Bunde.

Wer iſt der Kranke dort? fragte Ulrich.

Mein Sohn Georg.

Dieß Amen, junger Mann! — ſprach Ulrich, ihm näher tretend, — ſo aus der Tiefe des Herzens geſprochen, iſt der Grundſtein eines herrlichen Gebäudes. — Seyd mir gegrüßt, Georg Sickingen! möge Euch Gott Euerm Vater gleich werden laſſen!

I nun, den Anfang hat er gemacht! — meinte Sickingen — Er liegt an einer Wunde nieder, die er in Götz von Berlichingens Fehde mit dem Erbacher ſich holte.

Ein ſeltener Mann dieſer Götz! — ſagte Hutten — Sein Herz iſt vom alten deutſchen Korn, ſein Wille feſt wie ſeine eiſerne Hand, ſein Muth des Löwen Muth, und wo Herz, Muth und Wille hinreicht, da ſteht er, ein tüchtiger Mann; was dem Geiſte gehört, iſt nicht ſein Erbtheil geworden.

Wie meint Ihr das, Herr Hutten? — fragte Georg, durch dieſe Aeußerung über Götz beleidigt.

Was dem Menſchen nahe liegt, Junkherr! — erwiederte Hutten — was die Gegenwart giebt, das ergreift der Muth, der feſte Wille mit Kraft, was aber die Zeit noch verſchleiert hält, bleibt für ihn oftmals verborgen; nur der hohe Geiſt blickt durch den Schleier, geht ſeiner Zeit voraus und baut für die Zukunft herrliche Gebäude! und dieß thut Götz nicht, er möchte nur zerſtören, nicht aufbauen.

Ein wackrer Mann iſt er doch, — begann Georg von neuem — ein Muſter ſeiner Zeit, eine Rieſengeſtalt, vor welcher mancher mit Bewunderung ſtehen ſollte, ſtatt an ihr zu makeln.

Und die in ſich zerfällt, naht ihr der Tod! — erwiederte Hutten — Bewundern wird auch die Nachwelt noch den Rieſen als eine ſeltene Erſcheinung, aber wirkſam hat er nicht in das Rad der Zeit gegriffen, ſie nicht aufgehalten, ſie nicht ſchneller fortgerollt; für die Zukunft hat er nichts gefruchtet.

Unmuthig legte ſich Georg, ohne etwas zu erwiedern, auf die andere Seite und nahm keinen Theil mehr an dem Geſpräche; er ſtellte Götz höher als Hutten es zu thun ſchien, ſeine jugendliche Lebendigkeit, die Vorurtheile ſeiner Zeit fanden nur Großes im Kampfe des Schwertes, nicht im Rieſenkampfe des Geiſtes.

Unter mancherlei wichtigen Gegenſtänden, welche dieſe beiden aufgeklärten Männer abhandelten, kam auch die Rede auf Luther.

Ihr habt — begann Hutten — anfangs, und wohl nicht ohne Grund, des Mannes Thun nicht gehörig gewürdigt, Franziskus! Ihr glaubtet in ſeinem Beginnen nur mönchiſche Zänkerei zu ſehen, und erkanntet nicht im erſten Anbeginn das Morgenlicht eines herrlichen Tages.

So glaubte ich damals — erwiederte Sickingen — und glaube auch noch, daß der Auguſtinermönch, trotz ſeines kühnen Geiſtes, ſich anfangs ſelbſt nur enge Schranken geſetzt hatte; aber als der Funke zur Flamme ward und, ihm ſelbſt unglaublich, ſich über Deutſchland verbreitete, da trat er muthig, die Fackel in der Hand, hervor und begann ſein großes Werk.

Und wollt Ihr es fördern, wollt Ihr helfen, Sickingen, mit Rath und That?

Von Herzen mit Rath, — erwiederte er — und wenn es der Welt frommt, auch mit der That; doch nur zur Vertheidigung flamme das Schwert, nicht zum Angriffe. Das Unternehmen Ziska's war ein gefährliches Unternehmen, und nur Wenige möchten es glücklich enden wie er. Leicht iſt es, die Fackel zu ſchwingen, ſchwer, hat ſie gezündet, das Feuer zu löſchen. — Hutten ſah ihn bedenklich an.

Verſteht mich recht, Ulrich! — fuhr Sickingen fort — und legt meinen Worten keinen andern Sinn unter. Für bürgerliche, für geiſtige Freiheit, für meinen Kaiſer kämpfe ich mit Freuden; was aber den Glauben betrifft, was dem Himmel ſo nahe angeht, überlaſſe ich ihm. — Ich habe es der Welt gezeigt, — fuhr er nach einem kurzen Schweigen fort — daß ich mich nicht ſcheue, die Wahrheit zu bekennen; in meinen Gotteshäuſern predigen die Schüler Luthers die gereinigte Lehre, aber fern ſey es von mir, dem Glauben Anderer Feſſeln anlegen zu wollen, der Glaube muß frei ſeyn, und nur vor Gott hat ihn jeder zu verantworten, nicht vor Menſchen. — So lange ſie mich in Ruhe laſſen, gönne ich ſie ihnen.

Und tadelt Ihr Luther, tadelt Ihr mich ob unſerer Schriften, wegen der Blitze, die wir gegen Rom ſchleudern? fragte Hutten faſt empfindlich.

Das ſey ferne von mir, theuerer Freund! — erwiederte Sickingen — Sendet dieſe flammenden Boten an die Herzen und Geiſter aus, verſucht den Irrglauben zu tödten und ſenket die Wahrheit in die zweifelnde Bruſt; dieß iſt löblich, ſelbſt nothwendig in dieſer verdorbenen Zeit. Stellt die ſanfte, duldſame Lehre des Herrn ſanft und duldſam in ihrer Reinheit wieder her, aber laßt die Schwerter in der Scheide und zündet keine andern Fackeln an, als die Fackel der Wahrheit; ſie wird ohne Schwert und Kampf, durch ſich ſelbſt geläutert, hervorgehen.

Schweigend ſchloß Hutten den Freund an ſeine Bruſt; ſie verſtanden ſich nun für ihr ganzes Leben.

Edler Mann! — rief Hutten — was ich nur der Welt in Büchern verkünden konnte, ſprecht Ihr kräftigeren Wortes durch die That aus; aber bis dahin wird es nicht kommen, Deutſchlands Fürſten ſind zu weiſe, der Druck von Rom laſtet zu ſchwer auf jedem, jeder ſchüttelt gern das Joch ab, das ſie ihm aufgelegt. Auf Albrecht von Mainz zum Beiſpiele könnt Ihr rechnen.

Nur halb, Ulrich! Hofft nie, daß er handelnd zum Guten eingreift; dulden wird er es, wenn es ihn nichts koſtet.

Seyd nicht ungerecht gegen ihn! meinte Hutten.

Nein! Aber verſchwenderiſch, üppig, den Freuden des Lebens ergeben, ſtets in Geldnoth, geldgie rig, um es zu vergeuden, ſteht dieſen Laſtern bloß Herzensgüte und eine gewiſſe Eitelkeit des Verſtandes entgegen, die gern klug, weiſe, gelehrt ſcheinen möchte, und deshalb die Gelehrſamkeit in Schutz nimmt, um von ihrem Lichte die Strahlen zu borgen. Er fürchtet Euch und Eure Feder, deshalb ſchützt er Euch. Er duldet heimlich Luthers Lehre, beſonders wenn man ſie, wie in ſeinen Magdeburger Landen, theuer erkauft, iſt öffentlich Luthers Feind und Tezels Freund. Ich liebe ihn nicht, ich fürchte ihn nicht, und ihn zu achten vermag ich auch nicht. Zum Entwurfe großer Dinge iſt er gemacht, ſie auszuführen fehlt ihm Kraft und Muth. Ich benutze ihn, weil er in meine Plane paßt. —

Aber jener, der in Trier ſtill und eingezogen ſitzt, wie ein Karthäuſer, jener Reinhardt von Greifenklau, der den Namen mit Recht führt, der iſt ein Mann, und uns und der Freiheit gefährlich. Er iſt Roms Schild in Deutſchland; ſein Scharfblick ſah ſchon in dem erſten Strahle, der von Wittenberg ausging, die Fackel, die ihr Licht über die Welt verbreiten würde; er war es, und als Pfaff und Diener Roms hatte er Recht der zu ſeyn, welcher Papſt und Kaiſer ermahnte, mit einem ſchnellen Drucke den Auguſtiner zu zermalmen, ehe er ſeine Kraft ſtähle. Er fand zum Glücke in dem Kaiſer einen Ehrenmann, man hörte ihn nicht, und das war Gottes Werk. Ich weiß, er iſt mein und meines Glaubens Feind, und wenn ich für die gereinigte Lehre je das Schwert ziehen muß, ſo trifft der erſte Schlag ihn.

Und wißt Ihr wohl, — ſagte Hutten — was eben dieſer Reinhardt von Trier durch ſeine Trabanten verbreitet, durch jene heimlichen Schleicher, die unter dem Mantel der Demuth und Frömmigkeit die Dolche verbergen, mit denen ſie — wie ſie es nennen, zur Ehre Gottes — den Biedermann morden?

Nun? fragte Sickingen geſpannt.

Ihr trachtetet nach Großem. —

Da hat er Recht! — unterbrach ihn Sickingen — das iſt mein Ziel.

Trachtetet nach einem Fürſtenhut, den Ihr aus Biſchofsmützen zuſammenzuſetzen gedächtet.

Der Pfaff iſt liſtig, kennt mich jedoch zu wenig! — meinte Sickingen — Das iſt ein thöriger Wirth, der das Korn mähet, ehe es reif iſt, die ſchönſte Saat iſt dann für ihn verloren —

Verſtehe ich Euch recht? fiel Hutten in die Rede.

Vielleicht!

Auch ſcheint mir aus jener Quelle das Gerücht zu kommen, Ihr würdet ſogar nach der Kaiſerkrone Euern Blick richten, nähme Gott Maximilian zu ſich.

Sickingen lächelte. Wär't Ihr es nicht, Herr Ulrich! der mir dieß ſagte, ich müßte glauben, man wolle meine Thorheit proben. — Deutſchland bedarf einer mächtigern Stütze als meines Armes.

Und wenn deutſche Ritterſchaft ſich dann um Euch verſammelte? meinte Hutten.

Lieber Freund! — unterbrach ihn Sickingen — Ihr ſeyd, wie es ſcheint, tiefer in die Geheimniſſe des Wiſſens als in die Verhältniſſe des Lebens eingedrungen. Jeder biedere Edle iſt jetzt mein Freund, weil ich ſeines Gleichen und ihm ein Freund in der Noth bin; trüge ich den Fürſtenhut ſtatt des Helmes, würden meine Freunde ſich von mir wenden, ich wäre ihnen fremd geworden, ſie würden mich fürchten, und ich ſtände nur noch auf eigener Kraft.

Gedenkt Rudolphs von Habsburg! — ſprach Hutten.

Jene Zeiten ſind vorüber, wo der Mann als Mann galt! — fuhr Sickingen raſch auf — Damals erkannten Deutſchlands Fürſten die Noth des Vaterlandes, darum wählten ſie die Kraft, ſie abzuwenden, nicht die Macht, ſie zur Sklaverei zu benutzen. Die Fürſten unſerer Zeit ſind anderer Art, ſie denken nur an ſich, die allgemeine Noth des deutſchen Vaterlandes iſt ihnen fremd geworden.

Indem er dieß ſagte, trat ein Diener, ihm ein Schreiben überreichend, ein, das ein Knecht von Mainz überbracht hatte. Sickingen las. — Laß dem Knecht Speiſe und Trank reichen, er mag bis morgen verweilen! befahl er, las das Schreiben noch einmal und ſchüttelte dabei bedenklich den Kopf.

Habt Ihr unangenehme Botſchaft erhalten? fragte Hutten.

Das nicht, — erwiederte der Ritter — das Schreiben enthält nur gleichgültige Dinge, und eben deshalb ſehe ich vielleicht mehr darin, als wirklich iſt. Kurfürſt Albrecht zeigt mir ſeine Rückkehr von Halle an, die freilich raſcher erfolgt iſt als ich glauben konnte, wünſcht dringend mich zu ſprechen, und da er erfahren, — von wem, möchte ich wiſſen — daß mich mein altes Uebel, das Podagra, plagt, will er mir den Weg erſparen und zu mir kommen; jedoch aus bewußten Gründen nur insgeheim. — Ich ſoll den Tag beſtimmen, meine Einrichtung danach treffen, und, ſo viel als möglich, ihn nur im geheimen Kreiſe der Meinigen aufnehmen.

Die Fürſten ſind doch ſehr gnädig, — fuhr er nach einer Weile fort — bemühen ſich zu uns und belaſten uns dann mit ſo vielen Umſtänden, daß man die Ehre theuer bezahlen muß. Nun, mein guter Albrecht von Brandenburg, wir brauchen uns gegenſeitig, deshalb ſey mir willkommen!

Iſt Euch meine Gegenwart für dieſe Zeit läſtig? fragte Hutten.

Nicht im mindeſten! — erwiederte der Ritter — Ihr ſteht ja in hohen Gnaden bei dem Cardinal. — Nur Zwei muß ich zu entfernen ſuchen, Hans Hilchen und Urſula's Vater.

Und Urſula ſelbſt! rief Georg, der bis jetzt aufmerkſam zugehört, aber geſchwiegen hatte.

Könnteſt Recht haben, Georg! — erwiederte der Vater — doch das geht nicht.

Nun, ſo ſchickt die Beiden nach Landſtuhl, —

meinte Georg — haben ſo gern die Veſte und den neuen Thurm ſehen wollen; mögen ſie dann den Drachenfels und die Hohenburg beſchauen, wenn es ihnen beliebt.

Sickingen fand den Rath gut, antwortete dem Kurfürſten verbindlich und beſtimmte den Tag, wo er alles, wie er es wünſche, zu ſeinem Empfange bereit finden ſolle.

2.

Rebinger, dem das Leben auf der Ebernburg nicht beſonders zu behagen ſchien, da es ihn ganz aus ſeiner Gewohnheit riß, und der nur in der Abendverſammlung, wobei Oekolampadius ſämmtlichen Hausgenoſſen Reden über das Chriſtenthum und die neue Lehre hielt, Genuß für ſeine trübe Stimmung fand, war erfreuet, als ihm Sickingen den Vorſchlag machte, nach Landſtuhl zu gehen, und Hans Hilchen ihn zu begleiten aufforderte, um die neuen Knechte, welche er zur Beſatzung dort hingeſchickt, zu muſtern.

Hilchen ſchien nur ungern in den Vorſchlag einzugehen, doch als zu Aller Verwunderung Urſula ihren Vater bat, ihn begleiten zu dürfen, war Hans Hilchen keinen Augenblick mehr unſchlüſſig. In der kurzen Zeit ſeiner Anweſenheit auf der Ebernburg hatte er eben nicht Urſache, mit dem Betragen ſeiner Verlobten zufrieden zu ſeyn; ſie hatte ihn kalt empfangen, vermied ihn augenſcheinlich, und das gemsléderne Wams, in welchem er ihr entgegen kam, ſchien ſeine Wirkung zu verfehlen. Nur ihre Bereitwilligkeit, ihn und den Vater nach Landſtuhl zu begleiten, war der einzige freudige Blick in ſeinen getrübten Lebenshimmel; jedoch, als Urſula Philipp Wohlgemuth, der jetzt ſelten von ihrer Seite wich, ſo wenig Aufmunterung ſie ihm auch dazu gab, ſie zu begleiten aufforderte, faltete ſich Ritter Hanſens Stirn von neuem, welche des Sängers Verweigerung nicht wieder glätten konnte. — Ich muß am Krankenlager Georgs bleiben, — erwiederte er dem Fräulein verbindlich — und ob ich zwar hoffe, ihn bald geneſen zu ſehen, ſo ſcheint er doch meinen Geſang zu lieben, den ich ihm nicht entziehen möchte, und ſo feſſelt mich hier die Pflicht, wenn ich auch mit Freuden Euch begleitet hätte.

Nehmt den Albrecht von Worms mit, der ſcheint ſich am Siechbette zu langweilen. — Urſula nahm des Sängers Entſchuldigung gleichgültig auf, und der nächſte Sonntag wurde zum Tage der Abreiſe beſtimmt.

Es war ein freundlicher Morgen, als Hans Hilchen mit dem alten Redinger über die Zugbrücke ritt; Urſula war nicht mit ihnen, ſchon geſtern hatte ſie ſich unwohl gefühlt, und war es heute noch mehr. Hilchen hatte bei dieſer Nachricht ein Liedchen gepfiffen und ſich ſchweigend auf ſein Roß geſetzt, während es Redinger gleichgültig zu ſeyn ſchien, ob Urſula mitzöge oder nicht.

Die Zurückgebliebenen, heute wenig um die Kranke ſich kümmernd, waren auf der Burg in ganz verſchiedener Bewegung. Schon geſtern hatte man alles zu einem nahen Feſte geordnet, und Ritter Sickingen war heute in ungewöhnlicher Kleidung. Die ſilbernen Pokale ſtanden blank geputzt auf den Schenktiſchen, und in Küche und Keller war ein gewaltiges Treiben; niemand konnte ſich erklären, was für ein Feſt gefeiert werden ſollte.

Gält' es Georgs Geneſung, der heute zum erſten Mal das Lager verlaſſen hat? fragte Herr Ulrich Späth leiſe Ottilie, ſeine Verlobte.

Ich glaube es kaum! erwiederte dieſe, und blickte theilnehmend auf Margarethe, die, ein Buch in der Hand, Georg gegenüber im Erkerfenſter ſaß; ihr Auge ruhte zwar auf dem Buche, ihr Geiſt war aber nicht dort. Seit Georgs Heimkehr war ſie von ſeinem Krankenlager nicht gewichen, die zarten Bande hatten ſich noch inniger um ſie gewunden, und wenn auch der Mund geſchwiegen, war doch der Blick beredter geweſen, als es Wort und Sprache hätten ſeyn können; ihre Liebe war duldender, aber inniger geworden.

Philipp Wohlgemuth, der, die Laute im Arme, hinter Georgs Stuhle nachdenkend ſtand, ſchaute unverwandt nach dem trauernden Mädchen. Sie hatte den jungen Mann wegen der treuen Pflege ſeines Freundes und ſeiner ſtillen Beſcheidenheit lieb gewonnen; auch Ottilie hatte ſich zu ſeiner Beſchützerin aufgeworfen, wenn Urſula's Neckereien ihn oft tief verwundeten. Alle im Hauſe waren ihm gewogen, ſelbſt des alten Redingers Herz hatte er gewonnen, denn wo er auch war, verbreitete er eine ſtille Heiterkeit um ſich her; nur Albrecht Wohnſam ſchien ihn zu haſſen, je mehr Georg ſich dem Sänger nahte, je mehr zog ſich Albrecht von ſeinem Jugendfreunde zurück, und ſchien ſich an niemand auf der Ebernburg zu ketten als an Herrn Balthaſar Slör, den Geheimſchreiber.

Heute wollte es aber auch Philipp nicht glücken, Frohſinn um ſich her zu verbreiten. Ottilie und ihr Verlobter ſaßen in ihr Glück verſunken und überließen ſich der ſtillen Wonne nahender ſeliger Zukunft; ſo manches Liebewort, ſo mancher nicht unbemerkt gebliebene Druck der Hand ſtimmten Georg und Margarethe nur noch wehmüthiger, und Philipp war erfreut, als er draußen Schritte vernahm und eine Störung dieſer peinlichen Stille erwarten konnte. Er irrte nicht; die Thür öffnete ſich und die krank geglaubte Urſula, blühend wie eine friſche Roſe, geſchmückt wie zu einem Feſte, trat ein. — Alle blickten erſtaunt nach ihr, Philipp jedoch, von einer raſchen Empfindung überwältigt, nahte ſich ihr und beugte ſein Knie.

Erlaubt, — ſprach er — daß der Sänger der Schönheit huldigen darf!

Lächelnd erwiederte Urſula: Wollt Ihr der Schönheit huldigen, Herr Wohlgemuth! ſo wendet Euch dorthin, wo ſie in Demuth, aber deſto reizender ſitzt, und ſie, die Königin des heutigen Tages, kaum die Augen aufzuſchlagen wagt.

Sie zeigte auf Margarethe, welche, über dieſe Worte erröthend, nur noch verlegener ward, als Urſula mit ſchalkhafter Gutmüthigkeit ſich ihr nahte und einen Blumenkranz in ihre Haare flocht.

Ich habe an Euerm Namenstage Euch nichts zu reichen als dieſen Kranz! — ſprach ſie — aber es ſind Roſen, es ſind Myrten, darum ſchlinge ich ihn mit freudigem Herzen in Eure braunen Locken.

Georg war bei dieſen Worten aufgeſprungen.

Euer Namenstag heute, liebe Margarethe! und das wußte ich nicht?! — rief er — Und die Feſtlichkeiten im Hauſe, von denen ich hörte, — ſetzte er leiſe und erröthend hinzu — galten ſie Euch?

Alle drängten ſich jetzt um die Bekränzte, Ottilie ſah mit Wohlgefallen auf das liebliche Mädchen, auch Urſula fand Vergnügen daran, den Kranz recht ſorgſam in ihrem Haare zu ordnen. Georg hatte ſie lange mit ſtiller Wehmuth betrachtet, doch mochte jetzt ein Strahl der Hoffnung ihm leuchten; er nahte ſich ihr, preßte ihre zitternde Hand ſtürmiſch an ſein Herz, und Alle waren in

freu-

freudiger Bewunderung, nur Philipp ſtand ſchweigend am Fenſter und ſah mit trübem Blicke auf Margarethe.

Ihr ſteht ja ſo ernſt, Herr Wohlgemuth! — ſprach Urſula, ſich ihm nahend. — Iſt Eure Phantaſie ſo geſchäftig, daß ſie Euch für die Wirklichkeit keine Worte läßt? Ergreift die Laute und ſingt zur Feier des Tages ein Lied!

Der Tag hat erſt begonnen! — erwiederte Philipp ernſt — Noch ſteigt die Sonne. Wer weiß, ehe ſie ſich ſenkt, ob ich ihn feiern durfte!

Singt uns ein Lied! bat auch Ottilie, welche Margarethe's Zittern bemerkte, deren Hand noch immer an Georgs Herzen ruhte.

Singt, Herr Wohlgemuth! — ſtammelte jetzt Margarethe — ſingt uns ein Lied, ich bitte Euch!

Doch muß das Lied Eures Herzens Geheimniß verrathen! — rief Urſula ſcherzend — Was nicht Blick, nicht Wort zu ſagen wagt, ſagt oft mit kühnerem Muthe das Lied.

Philipp lächelte bitter, höhniſch Albrecht; ein durchdringender, ſprechender Blick des Sängers traf das ſchöne Mädchen, dann nahm er die Laute und ſang:

Was der Sänger tief empfunden,
Schließt er ſtill in ſeine Bruſt,
Bluten auch des Herzens Wunden,
Schweigt er doch bei Schmerz und Luſt.

Doch wenn die ſchwirrenden Saiten erbeben,
Und was ihm ſtill im Buſen erklang,
Aus dem Verborg'nen zum freudigen Leben,
Aus der Tiefe des Herzens ſich rang,
Und er in Liedes geflügeltem Wort
Aushaucht, was er im Stillen empfunden, —
Sie ſind des Sängers ſeligſte Stunden,
Sie nimmt nicht Zeit, nicht Schickſal mit fort.

Philipp ſchwieg, ſein Auge ruhte immer noch auf Urſula, die mitleidig lächelnd ihn anblickte und eben zu ſprechen beginnen wollte, als des Thurmwarts Horn luſtig ertönte; alle horchten auf.

Kommen Gäſte? — fragte Georg — Nach des Liedes Melodie zu urtheilen, müſſen es willkommene ſeyn. Seht, der Vater eilt hinunter, auch Ulrich von Hutten folgt. — Ich weiß nicht, — ſetzte er verdrießlich hinzu — der heutige Tag war mir ſo feierlich, ich hätte ihn gern in ſtiller Einſamkeit verbracht.

Wer ſind die Gäſte, Fräulein? — fragte halblaut mit ſpöttiſchem Tone Albrecht, ſich Urſula nahend. — Ihr wißt es gewiß, denn ſeit der Thurmwart blies, färbte ſich Eure Wange vor Freude, und Euer Auge, wäre es möglich, glühte noch feuriger als zuvor.

Ihr leſet wohl des Menſchen Gedanken aus ſeinen Augenſternen, Herr Albrecht Worms? erwiederte Urſula, und eilte zu den Andern an's Fenſter.

Sie durften hier ihre Neugierde nicht lange zügeln; die Fremden, zwei Reiter mit wenigen Dienern, kamen, von Sickingen und Hutten begleitet, durch das Burgthor geritten.

Das iſt Albrecht von Mainz! rief Georg, und ſein Blick traf Urſula, die frei und froh mit ihrem großen blauen Auge den Blick erwiederte.

Da giebt es Leben im Schloſſe! — rief ſie unbefangen — Gewiß eine Wolfsjagd, auf die ich mich jetzt ſchon freuen könnte!

Ihm alſo galten dieſe feſtlichen Anſtalten, und Ihr habt an Eurem Namenstage niemand zu danken, als dem Fräulein, die Euch zu Ehren ſich ſo geſchmückt hat! ſagte Georg nicht ohne Bedentung. Doch nichts konnte heute Urſula verlegen machen, ſie blieb froh, heiter und unbefangen.

3.

Indeſſen hatte Sickingen den Kurfürſten begrüßt und ihn in's Prunkzimmer geführt, wo er mit ihm allein blieb, die Urſache zu vernehmen, welche ihn von Mainz hierher geführt habe. Der Kurfürſt ſchien von dem ſchnellen Ritte angegriffen, entſchuldigte nur ſein Kommen, deutete immer auf wichtige Gründe, die ihn dazu vermochten, ſchien aber die Auseinanderſetzung dieſer Gründe noch verſchieben zu wollen.

Endlich begann Sickingen dem Geſpräche eine beſtimmtere, ernſte Wendung zu geben. — Der Krieg gegen den Herzog Ulrich von Würtemberg ſcheint unvermeidlich! — begann er — Die Hutten mit ihren Freunden ſind gerüſtet, des Kaiſers Volk zieht Georg von Frondsberg zuſammen, in Baiern beginnen große Rüſtungen; welche Parthei werden Eure Kurfürſtliche Gnaden ergreifen?

Die klügſte, erwiederte der Kurfürſt.

Alſo keine! — unterbrach ihn Sickingen — Ich konnte es denken.

Mein Land haben die Landgrafenfehde und der pfälziſche Krieg ruinirt, meine Kaſſen ſind erſchöpft; überdieß, Freund Sickingen! liegt der alte Löwe auf ſeinem Lager feſt, ſein Tod kann alles umgeſtalten, und ich traue dem Pfälzer nicht. Und wenn auch dieß nicht wäre, was ſoll mir der Krieg; die Würtemberger Lande liegen mir zu entfernt, um auf Beute rechnen zu können, ich eroberte nur für Andere, und im glücklichſten Falle vielleicht für meinen ärgſten Feind, den das Kapitel nach mir zu wählen beliebte. Nein, Sickingen! den Krummſtab in der Hand, muß man nur gezwungen das Schwert ergreifen.

Sickingen wiegte zweifelnd den Kopf.

Glaubt es mir, Franziskus! in mir liegt nicht der Geiſt der Kirche, der ſo gern erwirbt, um es dieſer Allverſchlingenden zu hinterlaſſen. Ja, wer wie Ihr für ſeinen Stamm, für ſeine Kinder und Enkel erhalten und erwerben kann, dem verdenke ich es wahrlich nicht, dem iſt der Krieg ſein Acker und Pflug, er wagt nur, um zu gewinnen.

Und doch, gnädiger Herr! — ſprach Sickingen und ſein Auge ſah liſtig auf Albrecht von Mainz, der nachdenkend geworden war, — doch ſcheint es mir, daß Ihr lieber ein weltlicher Kurfürſt von Mainz, als ein geiſtlicher wäret, und dann gern den Cardinalshut hingäbet.

Ich wäre lieber weltlicher als geiſtlicher Fürſt, das geſtehe ich, erwiederte der Kurfürſt.

Das ſteht nur in Euerm Willen! rief Sikkingen.

Laßt uns davon ſchweigen, Franziskus! — ſagte der Kurfürſt mit Ernſt — Unſere Wünſche ſind oft thörig, und der Weiſe muß ſie zu unterdrükken wiſſen. Berührt dieſe Saite nicht wieder, werther Ritter! der Cardinal müßte Euch zürnen.

Und wenn mir nur Albrecht von Brandenburg gewogen bleibt, — antwortete Sickingen verbindlich — ſo mag ich wohl leiden, daß der Cardinal mir zürnt.

Der Kaiſer iſt krank, — brach der Kurfürſt das Geſpräch ab — wenn auch nicht gefährlich, ſo muß man doch der Nachricht von ſeinem Tode zu jeder Stunde gewärtig ſeyn. Deutſchland ſteht dann verwaiſ't.

Sickingen ſchwieg, er war begierig, des Kurfürſten Meinung zu hören.

Ihr habt großen Einfluß unter der Ritterſchaft, könnt beſonders zu dieſem Zwecke ein mächtiges Heer verſammeln; Frankfurt, der Wahlort, liegt mitten in Eurer Kraft, Pfalz iſt Euch gewogen, Sachſen gewiß auf Eurer oder vielmehr Ihr auf ſeiner Seite, ſchon um Luthers wegen Ich läugne es nicht, Ihr ſeyd für dieſen Fall ein gewichtiger Mann, Eure Stimme mir ſo werth als eine Kurſtimme; wem würdet Ihr ſie unter den deutſchen Fürſten geben?

Maximilian lebt, und ſo lange die Krone ſein Haupt ſchmückt, darf man wohl nicht daran denken, ſie einem Andern zu geben, erwiederte Sikkingen.

Albrecht lächelte. Ihr wollt mir ausweichen, Franziskus! aber ich halte Euch feſt. Offenheit gegen Offenheit. Wen haltet Ihr für den Würdigſten?

Sickingen, ſchon längſt entſchloſſen, wem er, auf den Fall von Maximilians Tode, die Krone Deutſchlands gönne, war doch zu liſtig, um ſein Geheimniß hinzugeben. Er kannte Albrechts Sinn für deutſche Freiheit, er kannte ſeine Anhänglichkeit an ſein Haus, deshalb ſagte er mit dem Anſcheine der Offenheit: Deutſchland hat keinen ge bildetern Fürſten, keinen, den ich würdiger achte, als Joachim von Brandenburg, Euer Kurfürſtlichen Gnaden würdigen Bruder.

Albrecht ſtutzte; dieſes Entgegenkommen ſeiner geheimen Wünſche hatte er nicht ſo geradezu erwartet. Er hatte ſich zwar längſt die Schwierigkeiten, welche dieſer Wahl entgegenſtanden, ſelbſt geſagt, aber von Sickingens Rath und Beiſtand hoffte er von neuem. — Werther Ritter! — erwiederte er — Euer Vorſchlag wäre mir wohl genehm, und ich läugne nicht, zuweilen habe ich ſelbſt den Gedanken gefaßt, aber ich halte ihn für unausführbar. Nur auf zwei Stimmen könnten wir rechnen, auf die meine und auf die meines Bruders. Friedrich von Sachſen würde nie dem Feinde Luthers ſeine Stimme geben, Böhmen hat andere Ausſichten, Richard von Trier iſt ein perſönlicher Feind und im Solde Frankreichs; auf Köln kann ich auch nicht rechnen, ſo wenig als auf die Pfalz.

Ich hoffe doch den Kurfürſt Ludwig dahin zu vermögen, unterbrach ihn Sickingen.

Meint Ihr? — ſagte der Kurfürſt — und ſeyd Ihr deſſen gewiß?

Gewiß wohl nicht, bemerkte der Ritter.

Und überdieß bedürfen wir vier Stimmen.

Nein, nein! — rief Albrecht — es geht nicht, ich ſehe keinen Ausweg!

Und doch glaube ich Euch einen zu zeigen, gnädiger Herr! — ſprach Sickingen — hört mich an! Es bewerben ſich, ſo viel man weiß, drei ausländiſche Fürſten um den noch nicht erledigten Thron, König Franz von Frankreich, Heinrich von England und Karl von Spanien. Frankreich und Deutſchland taugen nie zuſammen, franzöſiſcher Uebermuth und Liſt nie zu deutſcher Geradheit. Eine Stimme iſt dem Franzmanne zwar gewiß, der von Trier hat ſein Vaterland an ihn verkauft; die zweite, Pfalz, könnte ihm durch Liſt und Geld und durch Ulrich von Würtemberg werden.

Heinrich von England, dieſer wollüſtige Tyrann, verdient nicht einmal unter den Bewerbern zugelaſſen zu werden. Der Deutſche haßt Gott Lob das Laſter, und ich glaube nicht, daß ein Fürſt ohne Erröthen dieſen König zu Deutſchlands Throne vorſchlagen könnte.

Karl von Spanien iſt Maximilians Enkel, in ihm fließt deutſches Blut, und unter dem Scepter der Habsburger befand ſich Deutſchland noch immer wohl; die böhmiſche und kölniſche Stimme iſt ihm gewiß, wohl auch die ſächſiſche. Wenn er nun auf den Fall, daß er nicht zur Krone gelangen könnte, dem Hauſe Brandenburg die Stimme ſeines Schwagers, deren er gewiß iſt, vielleicht auch die kölniſche zuſicherte, würdet Ihr dann Eure und Eures Bruders Stimme dem Könige geben, wenn Joachim keine Hoffnung zur Wahl mehr hätte?

Der Cardinal wurde nachdenkend. Plötzlich ſagte er: Leitet die Sache ein, Sickingen! hier meine Hand, ich halte Wort. Bereitet alles vor; tritt der Fall ein, ſo bin ich bereit abzuſchließen.

Dieß hätten wir nun abgemacht, — begann der Kurfürſt von neuem — nun noch etwas, was mich allein betrifft. Was Ihr ſo oft aus meinem Munde gehört habt, hört Ihr auch heute. Ich brauche Geld; eine nothwendige Ausgabe macht mir fünftauſend Gulden nöthig; ich hoffe ſie von Euch erhalten zu können.

Gnädiger Herr! — erwiederte Sickingen verbindlich — meine Rüſtungen zum heſſiſchen Kriege koſteten viel, und Heſſen hat noch nicht gezahlt; mein Zug nach Würtemberg leert meine Kaſſen, und ſelbſt die Fugger haben mir eine Forderung abgeſchlagen, da ſie dreihunderttauſend Kronen für Karl von Spanien zu jedem Augenblicke bereit halten müſſen. Ich wüßte wahrlich nicht —

Was will der König von Spanien mit dieſer bedeutenden Summe Geldes? fragte der Kurfürſt.

Ich kann es nicht wiſſen, gnädiger Herr! — erwiederte der ſchlaue Sickingen — es liegt wahrſcheinlich nur für den Sterbefall des Kaiſers bereit. Kann aber meine Bürgſchaft Euch nützlich ſeyn, — fuhr er fort — ſo habt Ihr nur über mich zu gebieten.

Franziskus war zu liſtig, um nicht den Cardinal zu durchſchauen. Er war gewiß, daß weder die Kaiſerwahl, wozu es immer noch Zeit war, wenn der Fall eintrat, noch Geld der Zweck ſeiner Reiſe war, denn Geld bedurfte der Cardinal jetzt nicht; erſt kürzlich hatten die Städte des Magdeburger Erzſtiftes ihm für die freie Religionübung in der Stille bedeutende Summen bezahlt. Was aber der eigentliche Zweck ſeines Beſuches ſeyn konnte, war ihm noch nicht klar; er hatte zwar Vermuthungen, jedoch fürchtete er, ſich zu täuſchen. Auf jeden Fall war es ihm lieb, über die bevorſtehende Kaiſerwahl, die ihm ſehr am Herzen lag, das Nöthige mit ihm verabredet zu haben. Er betrachtete es bei der jetzigen Lage Deutſchlands als ein nothwendiges Uebel, einen ausländiſchen Fürſten zu wählen, denn kein deutſcher Fürſt hatte Kraft und Macht, den Zügel des Regiments zu führen, ſo wie ſich den Anmaßungen Roms entgegen zu ſtellen; und Karls Alter, in dem man empfänglich für das Edle und Große iſt, ließ ihn für die neue Lehre hoffen. Ueberdieß war Karl durch ſeine deutſchen Erbſtaaten ein deutſcher Fürſt. Hätte er für einen Andern werben müſſen, ſo wäre es nur Friedrich von Sachſen geweſen, den er des Thrones würdig gehalten hätte. So konnte er kaum die Freude verbergen, daß alles ſo nach Wunſch gegangen war; denn wer ſollte Brandenburg, außer Mainz, die Stimme geben? und ſo war er nun dieſer beiden für König Karl gewiß.

Die Zeit des Mittagmahles war herangerückt; der Kurfürſt, welcher alle Hofſitte verbeten hatte, nahm es im Kreiſe der Familie ein, beſuchte dann Georg, der ſein Gemach noch nicht verlaſſen ſollte, ſchien ſich wenig um die geſchmückte Urſula zu kümmern, und ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf

Margarethe zu richten, was er auf eine ſo auffallende Weiſe that, daß Sickingen für die Heftigkeit ſeines Sohnes bangte. Georg blieb freundlich und gelaſſen, ſchien des Kurfürſten Aufmerkſamkeiten für Margarethe gar nicht zu bemerken und unterhielt ſich, nie den beſcheidenen Anſtand vergeſſend, mit dem Fürſten.

Nur die arme Margarethe war verlegen; die auffallende Annäherung des Kurfürſten, welche ſie gar nicht zu vermeiden wußte, war ihr peinlich, obgleich alles, was er mit ihr ſprach, gleichgültig und in dem Tone war, welchen die zarte Sitte befiehlt. Er unterhielt ſich mit ihrem Vater, unterrichtete ſich durch ihn von manchen Worms betreffenden Umſtänden und ſchien ein beſonderes Wohlbehagen an dem jungen Sänger zu finden, der mit Freimuth ſeine Fragen beantwortete und nicht im mindeſten in der Gegenwart des Fürſten verlegen ſchien. Selbſt an Oekolampadius wendete er die Rede, jedoch nur über allgemeine Gegenſtände ſprechend, ohne Religion und Glaubensſachen zu berühren. Er war ſo einnehmend, ſo herablaſſend, daß ſelbſt der ſtrenge Oekolampadius Hutten verſicherte: Sähe man den Kurfürſten in der Nähe, vergäße man ganz Tezel und ſeinen Ablaßkram.

Am andern Tage ritt der Kurfürſt zur Jagd, bei welcher auch Urſula zugegen war. So herrlich ſie auch in dem grünen Jagdkleide auf ihrem weißen Roſſe unter den Jägern glänzte, ſo war doch des Kurfürſten Auge nur ſelten auf ſie gerichtet; einmal führte ſie jedoch der Zufall zuſammen, als Beide, einen Hirſch zu eifrig verfolgend, von dem übrigen Jagdgefolge abgekommen waren, ſie mochten ſich aber dort bald getrennt haben, denn auf verſchiedenen Wegen trafen ſie wieder bei der Jagd ein.

Zwar wollte zuweilen der alte Slör während des Kurfürſten Aufenthalt auf der Ebernburg deſſen feurige Blicke bemerkt haben, die Urſula nicht unerwiedert gelaſſen hätte, doch war ſie des Ritters von Bach, der in des Kurfürſten Begleitung gekommen, ſtete Geſellin, und Albrecht ließ keinen Augenblick vorüber gehen, ohne ſich mit Margarethe zu unterhalten, die auch immer weniger ängſtlich und verlegen wurde.

Am dritten Tage reiſ'te er wieder nach Mainz zurück, nachdem er noch manches mit Sickingen abgemacht haben mußte, denn ſie ſaßen die letzte Zeit häufig in des Kurfürſten Gemach eingeſchloſſen; Sickingen begleitete ihn bis Kreuznach.

Am Abend ſeiner Abreiſe beſtieg auch Georg zum erſten Male wieder ein Roß und ritt den beiden Rittern entgegen, die heute von Landſtuhl zurück erwartet wurden; Urſula, Philipp und Wohnſam begleiteten ihn, Margarethe blieb heim. Philipp war ungewöhnlich heiter, Urſula deſto ſtiller und ernſter.

Fräulein! — hob der Sänger an, als ſie Beide hinter Georg zurückgeblieben waren, und zum erſten Male ſchien er den Muth zu haben, Urſula's Neckereien zu erwiedern. — Wem gilt Eure Trauer, dem Gehenden oder dem Kommenden?

Meiſterſänger von Nürnberg! — erwiederte ſie — Euch ziemt wohl ſolche Frage nicht. Reitet nur voraus zu Herrn Georg und überlaßt mich ungeſtört meinen Gedanken!

Fräulein! — ſagte Philipp, welchem der bittere Ton der Rede wehe that. — Wir Meiſterſänger von Nürnberg haben eine beſondere Gabe, wir ſehen, was andern Augen verborgen bleibt, und unſer Seherblick dringt durch den dichteſten Schleier

Viel Glück zu dieſer Gabe! unterbrach ihn Urſula.

Ihr ſcheint den Ritter von Bach mit freundlichen Augen anzuſehen! fuhr Philipp fort.

Und was kümmert Euch das? fragte ſie ungeduldig.

Mich kümmert das wenig, ſelbſt wenn ich Hans Hilchen, Euer Verlobter, wäre, kümmerte es mich nicht! — erwiederte Philipp — Aber — ſchweigen iſt des Sängers Pflicht, jedoch ein holdes, engelgleiches Weſen vor dem Abgrunde zu warnen, eine noch heiligere.

Meiſterſänger! — ſchwebte ſchon auf ihren Lippen, aber ſie änderte den Ton ſchnell — Herr Wohlgemuth! — ſprach ſie erröthend — was bedeuten Eure dunkeln Worte? — ich verſtehe ſie nicht.

Daß meine Augen heller ſehen als die Augen Anderer, daß ich Euer Freund, Euer Diener bin, es treu und redlich mit Euch meine und deshalb Euch warne. Der äußere Glanz iſt ein leerer Schimmer, wenn er ſich vor dem Auge der Tugend verbergen muß. — Aber ſeht jene Staubwolke; trüge ich mich nicht, ſo kommt dort Euer

Vater und Euer Verlobter! — Dieß ſagend, jagte er Georg Sickingen nach, welcher den Ankommenden entgegen ſprengte.

Das Wiederſehen der Verlobten war kalt, der Vater ſchien ſeine Tochter inniger zu begrüßen, als der Verlobte ſeine Braut. — Gott ſey mein Zeuge, Philipp! — ſprach Georg, da Beide zurückgeblieben waren, — ſollte ich je meiner Verlobten begegnen und ſie empfinge mich ſo — aber — ich darf ja keiner begegnen! — Ja, Philipp! — rief er ſchmerzlich — mir wäre wohl, wenn ich von der Ebernburg entfernt wäre, wenn die Schwerter wieder um mich klirrten wie an jenem Morgen; denn wahrlich, wohler war es mir unter meinem Streitroſſe als hier, wo ich der armen Dulderin gegenüber ſitze und ſie leiden ſehe! — Er gab ſeinem Roſſe die Sporen und ſprengte voran.

Mit dieſem Tage lag er vom Aufgange der Sonne bis zum Untergange im Walde; Philipp war ſein ſteter Begleiter.

Verkennt mich nicht, Margarethe! — ſagte er dann, wenn er, von ſeinen Hunden umgeben, an ihr vorüber ging, ſich auf das Roß zu ſchwingen

Ich verſtehe Euch, Sickingen! — erwiederte das Mädchen — reitet mit Gott!

4.

Seit der Abreiſe Kurfürſt Albrechts und der Rückkehr Moritz Redingers und Hans Hilchens war wieder ein ganz anderes Treiben auf der Ebernburg. Sickingen, zwar mit den Zubereitungen zu ſeinem Kriegszuge beſchäftigt, entging jedoch die düſtere Stimmung ſeines Sohnes nicht, er beſchloß, dem Rathe ſeines Geheimſchreibers zu folgen und Georg von Margarethe zu trennen; der Alte hatte Beide genauer beobachtet als Sickingen, und er fürchtete jetzt ſelbſt das duldende Hingeben ſeiner Tochter eben ſo ſehr, als ihn die immer mehr auflodernde Flamme Georgs, welche dieſer vergebens in den Wäldern austoben laſſen wollte, nicht ohne Sorge ließ.

Seit Max Redinger erfahren hatte, daß der Kurfürſt von Mainz hier geweſen, war er noch ernſter, noch einſilbiger als ſonſt, ſaß den ganzen Tag einſam auf ſeinem Zimmer, las in ſeinem

Chronikenbuche, mehr aber noch in einigen, ihm von Oekolampadius gegebenen Gebetbüchern, ſchien Schwert und Lanze zu vergeſſen, und ſich wieder nach ſeiner baufälligen Wohnung in Höchſt und der alten dortgebliebenen Magd zurückzuſehnen.

Ritter Hilchen tändelte, jedoch nur ſelten, mit Urſula, die ihn eben nicht dazu aufzufordern ſchien, ritt mit Georg in den Wald und ſchien von Tage zu Tage immer mehr ſeinen alten Humor wieder zu gewinnen, denn er pfiff bei manchen Gelegenheiten ſein altes Liedchen wieder. Urſula hingegen war ſeitdem ernſter geworden, ſchmiegte ſich inniger als je an ihren Vater, ſuchte die Einſamkeit, war auf einmal wieder ausgelaſſen luſtig, und dann ward der Verlobte die Zielſcheibe ihres Witzes. Als aber dieſer mit gleicher Münze zu zahlen begann, trafen ihre ſcharfen Worte den Sänger, der ſie nie erwiederte, oft aber durch ſeine edle Haltung ihnen begegnete.

Margarethe fühlte den Pfeil in ihrer Bruſt, ſie fühlte den namenloſen Schmerz, und hatte nicht den Muth, nicht den Willen, ihn herauszuziehen. Sie übergab ihr Schickſal dem Himmel, und da ſie in dem Hintergrunde ihres Lebens keinen Strahl der Sonne, nur düſtere Wolken erblickte, ſo glaubte ſie ſich dem Unglücke geweiht, und nur noch Theil an Georgs Schickſal nehmend, hatte ſie nur einen Wunſch, den Wunſch ihn glücklich zu ſehen. Und dennoch war ihr Geiſt nicht ſo ſtark, dieß durch die Hand fremder Liebe zu wünſchen. Der Gedanke ſeiner treuen Liebe hielt ſie allein noch aufrecht, der Gedanke aber, daß eben dieſe treue Liebe ihn nicht glücklich machen könne, beugte ſie nieder. Sie war eine zarte Pflanze, welche an der Hoffnung Strahlen ſo wie von dem Hauche des kalten Schickſals verwelkte.

Ottilie hätte in ungetrübter Wonne jetzt ihre Tage verlebt, hätte die Theilnahme an Margarethe und Georg nicht oft ihre ſeligſten Stunden getrübt. Sie war zu wenig ſelbſtſüchtig, um über ihr Glück der Freundin Kummer zu vergeſſen; ſie war Margarethe's einziger Troſt.

Allen blieb Philipp Wohlgemuth ein Räthſel, ſelbſt gegen Georg öffnete ſich ſein Herz nicht; auch Ottilie's ſcharfer Blick konnte durch dieſen Widerſpruch von Sehnſucht und Gleichmuth, von Gluth und Kälte, von Hingeben und Abſtoßen nicht ſchauen. Daß Urſula in ſeinen Augen hoch ſtand, zeigte er deutlich und unverhohlen, er pries ſie in ſeinen Liedern als die Schönſte der Schönen, er ſchien ſie wie eine Himmliſche zu verehren; ob dieß aber nur der Sänger ſprach, ob ihr Bild ſo ſchön, ſo lieblich in ſeinem Herzen lebte als in ſeinen Liedern, blieb zweifelhaft. Sang er zu Urſula's Lob, ſo hörte ſie ihm willig zu und dankte ihm ſelbſt zuweilen; ſprach er zu ihrem Lobe, und das geſchah nur ſelten, ſo ſchien es ihr zu mißfallen. — Ottilie nahte er mit ſcheuer, ehrfurchtvoller Zurückhaltung, Margarethe innig, traulich, wie einer Schweſter. Unbefangen ſaß er ihr gegenüber und blickte ſie mit ſeelenvollem Auge an, und überraſchte man dieſen Blick, erröthete er nicht. Als einſt Ottilie ihn fragte, warum er noch nie ein Lied geſungen habe, wozu ſie oder Margarethe den Stoff gegeben, erwiederte er: Eine Verlobte darf nicht in dem Liede eines Andern leben, ſie lebt allein in dem Herzen des Geliebten, und Margarethe iſt für ein irdiſches Lied zu heilig! — Und als ihn Ottilie erinnerte, daß auch Urſula, die er ſo oft beſänge, Hans Hilchens Verlobte wäre, lächelte er, ohne etwas zu erwiedern.

In dieſer Zeit ſaß der alte Redinger eines Tages auf ſeinem Zimmer, neben ihm Oekolampadius, Beide ſchienen im eifrigen Wortwechſel begriffen, als Ulrich von Hutten eintrat, dem Alten Lebewohl zu ſagen, da er morgen die Ebernburg verlaſſen wollte.

Gut, daß Ihr kommt! — ſagte der würdige Geiſtliche — Helft mir dieſes verſtockte Herz bekehren!

Ei, ei! — wendete ſich Hutten zu dem Alten — hätte geglaubt, werther Herr! daß das ſo häufige Leſen frommer Schriften Euern Geiſt auf den rechten Weg geleitet hätte.

Ihr irrt, Herr Ulrich! — unterbrach ihn Redinger — unſer Streit iſt anderer Art. Wohl haben die Schriften Martin Luthers mir eine andere Anſicht dieſes und jenes Lebens gegeben, mehr noch vielleicht die erbaulichen Reden dieſes würdigen Mannes, die ich keinen Abend in der Schloßkapelle verſäumte. Ich will für die reine Lehre leben und ſterben, denn ſie giebt mir das Schwert in die Hand und ſpricht das Wehe aus, wo ich es ausſpreche. Aber es will dieſer Mann, ich ſoll den Baum, den ich ſeit ſo vielen Jahren gepflegt, den ich mit meinen Thränen begoſſen hätte, wäre mir ihr Quell nicht verſiegt, dem meine Seufzer aus kummervoller Bruſt den Lebensodem zuwehten, das Einzige ſoll ich zertrümmern, um das ich den Tod nicht herbei rief — meine Rache an Richard von Trier und ſeinem Stamme! Ich ſoll ihm vergeben, wie Gott mir dereinſt vergeben mag.

Hutten hatte ſtaunend den Alten angehört.

Euch ſcheint es unglaublich zu ſeyn, wie in des Menſchen Bruſt ein finſterer Gedanke, ein ſolcher Wunſch ſo tiefe Wurzel faſſen kann? Einſamkeit iſt ein gar emſiger Bote, ſie führt uns die Erinnerung zurück, und mit dieſer kommen dann immer nur die traurigen Bilder, die wenigen freudigen läßt ſie tückiſch daheim. So ſehe ich hundertmal mein Weib mit dem gebrochenen Auge auf ihrem Sterbelager, ehe ſie mir einmal, wie an meinem Ehrentage, im bräutlichen Schmucke erſcheint. Und dieſen Wunſch, den ich Jahre lang mit ſorgſamer Pflege genährt, den ich ſelbſt in meinem Gebete zu Gott geſendet habe, den ſoll ich aus Duldſamkeit aufgeben? — Ulrich von Hutten! — rief er jetzt aufſpringend, und des Mannes ernſte, todte Züge wurden lebendig, — ohne dieſen Richard und ſeinen Neffen ſäße ich auf meiner Burg, äße von meinem Wilde und tränke aus meinem Quell; jetzt bin ich dem Mitleid anheim gefallen und kann höchſtens meinen Dank mit einem: Gott lohn's! oder mit meinem Herzblute zahlen, das ich für fremde Sache, nicht für die eigene vergießen muß. Ohne jenen Richard und ſeinen Neffen wäre meine Tochter des Erſchlagenen Weib, ich breitete meine Hände ſegnend über Kind und Enkel, die ich vielleicht bald fluchend nach ihr ausſtrecken muß.

Wohl Euch, — fuhr er ruhiger zu Oekolampadius fort — wohl Euch, dem das heilige Wort des Herrn ſo das Herz durchdrang, daß er ausübend rufen kann: Segnet, die Euch fluchen, thut wohl denen, die Euch Uebles gethan! — Ich kann es nicht, kann mir nicht die Dulderkrone erwerben — ich mag ſie mir nicht erwerben! ſetzte er heftig hinzu.

Oekolampadius faßte ſeine Hand, blickte mit ſanfter Milde in ſein Auge. — Redinger! — rief er — wüßtet Ihr, wie ſüß es iſt, dem Feinde zu vergeben, Ihr thätet es wahrlich!

Und ſäh' Euer Auge auch noch frommeren Blickes mich an, ehrwürdiger Herr! drängen Eure beruhigenden Worte auch noch tiefer in mein Herz; bis dahin, wo die Rache ihre Wurzel geſchlagen, gelangten ſie doch nicht.

Und vermag Religion nichts über Euch, ſo hört wenigſtens die Stimme der Vernunft, unterbrach ihn Hutten.

Hört Ihr ſie? — fiel ihm der Alte unwillig in die Rede — Habt Ihr ſie vernommen, wenn Ihr gegen Herzog Ulrich ſchreiet und ſchreibt, und Kaiſer und Fürſten, ſelbſt unſern Herrgott auffordert, die Schande zu rächen, die Euch ward, weil der Herzog den ihm zugefügten Makel auf unfürſtliche Weiſe rächte? Folgt Ihr der Vernunft, wenn Ihr dem deutſchen Vaterlande Freiheit predigt und doch an einem geiſtlichen Hofe Euch gütlich thut? Ach, die Vernunft läßt ſich deuten wie des Menſchen Klugheit es für ſich genehm findet, und Ihr gebraucht ſie, wozu ſie Euch nützt! Deshalb laßt mich; ich ſterbe vielleicht dahin, ehe ich nur die Hand zur Rache ausſtrecke, und mein Wille iſt ſo ohnmächtig, daß er keine That gebären kann. Betet lieber für mich, ehrwürdiger Herr! daß ich bald am Ziele meiner Leiden ſtehen mag; und Ihr, Schützling Albrechts von Mainz! ſorgt, daß der

Cardinal den Tezel nicht wieder mit Ablaßzetteln ausſendet, laßt ihn Eure klugen Epiſteln in den Kaſten legen, ſtatt der dummen Zettel, oder wollt Ihr das nicht, zieht auf Eure Burg, lebt, wie ich Jahre lang von meinem Wilde, meinem Brode als ein freier Mann gelebt habe, und dort mag es Euch beſſer ſtehen, die Freiheit zu predigen als an dem wollüſtigen Hoflager eines deutſchen Cardinals.

Armer Mann! ſagte der edle Hutten, von Mitleid durchdrungen.

Redinger fuhr bei dieſen Worten wild auf und ſagte: Ein armer Mann, ja, das bin ich, aber auch reich, denn mir iſt der Muth wieder geworden, der mich verlaſſen hatte! — Als er aber jetzt in Ulrichs Auge die innige, herzliche Theilnahme las, als ihm dieſer wie verſöhnend die Hand reichte, ſagte er mit ſanftem, faſt bittendem Tone: Wenn ich Euch wehe that, Herr! verzeiht — ich ſeh' oft trübe! — Zieht Ihr nach Mainz, — fuhr er fort — ſo denkt zuweilen an mich, an meinen Stamm und ſeine Ehre, und ſolltet Ihr klar ſehen und etwas vernehmen, ſo helft und hindert, wo Ihr könnt.

Als Hutten und Oekolampadius über dieſe räthſelhaften Worte noch verwundert einander anſahen, öffnete ſich die Thür, und Urſula trat ein. Der Vater, ſie erblickend, erbebte, ſchloß jedoch das weinende Mädchen, das anfangs über ihres Vaters wildes Ausſehen erſchrocken ſich jetzt an ſeine Bruſt warf, heftig in die Arme. — Will denn keine Thräne kommen! — rief er wehmüthig — ſoll mein Auge immer trocken bleiben?!

Euch übergebe ich ſie, Ulrich von Hutten! — ſprach er, ſich zu dieſem wendend. — Von dorther, wo Ihr wirken könnt, droht ihr Gefahr. Die Eitelkeit verführte Eva, die Schwachheit gegen ſein Weib den Mann; Beide ließen dieß ihren Kindern zum Erbtheile, und dem Weibe ward noch überdieß der Schlange Gift. Habt Ihr meine Bitte verſtanden, Ulrich von Hutten? Eine Seele durch freimüthige That zu retten, gilt mehr als durch Worte und Schrift die Welt zu Thaten auffordern. Habt Ihr meine Bitte verſtanden?

Ich glaube es, Herr Redinger! — erwiederte Hutten — doch geht mein Weg nach Baiern, nicht nach Mainz, aber auch von da könnte ich vielleicht durch Schrift wirken.

So thut es.

Als Hutten und Oekolampadius ſich entfernt hatten, ſetzte ſich Redinger wieder auf den Seſſel und fing an zu leſen, Urſula ſtand ſchweigend ihm gegenüber; da begann der Alte plötzlich mit Heftigkeit die Hand auf eine Stelle des Buches zu drücken, warf einen finſtern Blick auf ſein Kind, ſchien die bezeichnete Stelle noch einmal zu überſchauen und las nun laut:

„In einem einſamen Hüttchen, fern von der Welt, lebte ein armer Mann, dem Gott, wie Hiob, alles genommen hatte, Weib und Kind, Hab' und Gut, und war ihm nur ein Lamm geblieben, das er mit ſorgſamer Pflege aufzog und mit dem er jeden Biſſen ſeines trockenen Brodes freudig theilte. Das Lamm war des Mannes einzige Freude, ſein einziger Troſt in der einſamen Welt; wenn es zu ſeinen Füßen lag, oder vor dem Hauſe im Sonnenſchein ſprang, da ſprach der Alte dankend zu Gott: Du haſt mir Vieles genommen, aber mir doch das Unſchuldige zum Troſte gelaſſen.“

„Da zog ein Wanderer vorbei, ſah das Lamm, fand Gefallen daran, und ſtatt des ſchwarzen Brodes reichte er ihm duftende Kräuter, und hing ein ſammetnes, mit Gold durchwirktes Band um ſeinen Hals, und ſo zog er oft des Morgens vorüber, wenn der Alte betete, und am Abende, wenn er ſchon entſchlummert war. Eines Morgens, als der Mann erwachte, war ſein Lamm verſchwunden. Das Ungetreue, aller Liebe vergeſſend, war, durch Eitelkeit und Sinnenluſt verlockt, dem Fremden nachgezogen und ließ den alten Mann allein.“

Er ſchwieg, legte das Buch zuſammen und blickte ſtarr auf Urſula, die bleich, wie eine geknickte Lilie, vor ihm nieder ſank.

Als ich Deiner Mutter die Augen zudrückte, Du neben mir weinend knieteſt, — ſprach er gerührt — preßt' ich meinen Mund auf ihre kalten Lippen, und mich erhebend, ſprach ich: Du ſtehſt rein vor Gottes Thron, keine Schuld belaſtet Deine Seele, möge Dein Kind auch, gleich Dir, rein und makellos dereinſt Dir folgen! — Er hielt inne. — Hat Gott mein Gebet erhört, Urſula?

Noch hat er es! erwiederte ſie, das Haupt gebeugt.

So möge er ferner einen Engel ſenden, Dich zu beſchützen — und Du — fuhr er mit ſtrengem Tone fort — Dich vor Eitelkeit bewahren, damit mein Fluch Dich nicht treffe. Steh' auf! — befahl er — Geh' in Dich und erinnere Dich dieſer Stunde, wenn Satanas lockt! — Er erhob ſich, ſchlug das Buch zu, nahm Schwert und Mantel und ließ Urſula allein.

5.

Am andern Tage zog Ulrich von Hutten nach Augsburg, Sickingen aber auf ſeine Burgen, die geworbenen Lanzknechte zu muſtern, denn noch in dieſem Jahre ſollte der Zug nach Würtemberg beginnen. Georg, Hans Hilchen und ſein Geheimſchreiber begleiteten ihn; auch Ulrich Späth von Zwifalten hatte die Ebernburg verlaſſen, und die drei Jungfrauen blieben mit dem alten Redinger und Philipp Wohlgemuth allein zurück. Albrecht Wohnſam war zu ſeinem Vater nach Worms gegangen.

Der Alte verließ jetzt ſelten das Gemach, und ſein einziger Umgang war Oekolampadius; Urſula war nach dem Auftritte bei ihrem Vater ſtill in ſich gekehrt; Ottilie traurig, daß der Geliebte ſie verlaſſen; Margarethe duldend wie immer. Auch der Sänger konnte nicht die fröhliche Saite ſeines Herzens finden, und ſo ſchlichen die Tage trübe und freudenlos hin, denn jeder ſuchte die Einſamkeit, wo er ſeinen Empfindungen ungeſtört nachhängen konnte. Am meiſten jedoch ſehnte ſich Urſula nach Abgeſchiedenheit; ein ſtilles Plätzchen an der Nahe, wo ſich eine kleine Grotte im Felſen gebildet hatte, war ihr Lieblingaufenthalt, ſo wie es das Lieblingplätzchen Aller geworden war. Hier weilte ſie oft Stunden lang, und Philipp, der ſie hier einige Mal belauſcht hatte, meinte, Unruhe ziehe ſie mehr dahin als die Stille des Ortes, er habe von der Höhe herab ſie beobachtet und bemerkt, daß ſie oft mit unſtetem Schritte am Ufer hin und her gehe, und ihr Auge bald nach den Höhen jenſeit, bald ſtromaufwärts geblickt habe.

An einem freundlichen Abende war Urſula eben im Begriff ihren gewohnten einſamen Spaziergang zu beginnen, als ihr Vater zur ungewöhnlichen Zeit in das Zimmer trat, wo die Jungfrauen mit Philipp ſich zu verſammeln pflegten, und ihr zu folgen befahl. Urſula entſchuldigte ſich, ſchützte manche Gründe vor, folgen zu können, der Alte aber beharrte auf ſeinem Willen, und ſtatt die glühende Sonne hinter den waldigen Bergen untergehen zu ſehen und der lieblichen Abendluft im Freien zu genießen, mußte ſie dem Vater in ſein kleines düſteres Gemach folgen.

Dort gab er ihr eines von den Büchern, die er von Oekolampadius erhalten hatte.

Setze Dich und lies! — ſagte er — Ich war vorhin auf meinem Seſſel eingeſchlafen, da erſchienſt Du mir im Traume, dieß Buch in der Hand, ich wachte auf, und Du ſollſt nun das wachend beginnen, was Du in meinem Traume thateſt; lies! — Sie mußte leſen.

Margarethe und Ottilie hatten die Arme bedauert, als ſie dem finſterblickenden mürriſchen Alten folgen mußte. — Nun, ſo ſollten wir ſtatt des Fräuleins die Wallfahrt beginnen! — ſagte Philipp — Ich nehme die Laute mit, der Abend iſt ſo ſchön, und bei dem Murmeln der Wellen tönt das Lied noch einmal ſo lieblich.

Ich kann Euch nicht begleiten, — meinte Ottilie — mir iſt nicht wohl, doch wandert mit Margarethe hinab, guter Philipp! und laßt dort

Eure

Eure Lieder durch die ſtille Abendluft tönen; kehrt jedoch bald wieder heim, damit ich hier nicht ſo allein und einſam bleiben muß.

Philipp hing die Laute um und ging; Margarethe folgte.

Liebe Margarethe! — rief Ottilie ihr nach — die Abende ſind ſchon kühl, nimm Urſula's Schleier und Mantel, Vorſicht kann nicht ſchaden. Dein bereitwilliger Begleiter trägt wohl Beides mit Freuden, es iſt ja für Dich und von ihr.

Philipp nahm Mantel und Schleier, da zögerte Margarethe. War es ein trübes Vorgefühl, war es eine Scheu, die ſie in dieſem Augenblicke überfiel, mit dem ſchönen Jüngling allein der Abenddämmerung entgegen zu gehen; ſie war im Begriffe wieder umzukehren, ein Lächeln Ottilie's beſtimmte ſie endlich, dem Sänger zu folgen.

Schon wogte der Abendwind leiſe durch die Wipfel der Eichen, die Blume des Felſen legte ſchon, vom Thau getränkt, ihr müdes Haupt auf das ſchwellende Moos, die Vögel flatterten zur Ruhe, und das ferne Geläute der heimziehenden Heerde mahnte an den Heimgang. Die Sonne hatte ihn begonnen, ſie warf noch ihre letzten Strah len über die Berge, und das Rauſchen des Stromes, der, im Abendrothe erglühend, ſich wie ein goldener Reif um die Waldhöhen wand, ladete zur Ruhe. Es war eine heilige Stille um ſie her, als Philipp und Margarethe der Grotte nahten. Hier ſetzten ſie ſich am Eingange auf die in Stein gehauenen Sitze, ſchweigend wie auf dem ganzen Wege; Margarethe beengte ein ſonderbares Gefühl die Bruſt, Philipp fühlte ſich heute in ihrer Nähe befangener als je. So ſaßen ſie lange, bis endlich Margarethe's heiterer, ſtiller Sinn das fremde, ſie beengende Gefühl überwand; ſie trat an's Ufer, ſah lächelnd in die dahin eilenden Wellen, warf einen abgebrochenen Roſenzweig hinein und ſagte, ihm wehmüthig nachblickend: Seht nur, Herr Wohlgemuth, wie ſchnell jene Roſenblüthe dahin zieht! eine Welle nach der andern nimmt ſie in ihren ſchaukelnden Schooß und trägt ſie fort. Wo wird das Ende ihrer Wallfahrt ſeyn?

So ſind auch wir! — ſagte Philipp — Unſere Tage ſind die Wellen, wir werden gleich der Blüthe von einem zu dem andern im Strome der Zeit getragen, und keiner weiß, wo das Ende ſeiner Wallfahrt iſt. Im Sturme rauſchen wir ſchnell dahin, aus der Tiefe in die Höhe, aus der Höhe in die Tiefe geſchleudert — bei heiterm Himmel trägt uns die Welle ſanft über die Lebensfluth, und das Schaukeln und Schwanken der nur leiſe vom Weſthauch bewegten Wellen iſt das Ahnen und Sehnen der menſchlichen Bruſt.

Ich ſehe den Zweig nicht mehr! — unterbrach ihn Margarethe — er iſt ſchon weit, weit weg von ſeinem heimathlichen Strauche, und mancher Welle ein Spiel, ſchwimmt er nun am fremden Ufer dahin. — Ob er wohl des Plätzchens gedenkt, wo er keimte, knospete und zur Blüthe ſich entfaltete? — Ach, Herr Wohlgemuth! dem Heimathloſen hat die Natur die Sehnſucht zur Qual in den Buſen gelegt; ach, wer wie ich von dem Plätzchen der Kindheit verbannt iſt, kehrte gern den ſchon zurückgelegten Weg wieder zurück, könnte er nur unter das ſchirmende Dach ſich betten, das den engen Schauplatz ſeiner kindlichen Spiele deckt! — Ach, heimathlos zu ſeyn iſt traurig! — Man findet in der Fremde ein ſchirmendes Dach, man findet freundliche Menſchen, die uns aufnehmen; aber es iſt das Mitleid, das dem Armen in der Fremde winkt, und nicht die Gaſtfreundſchaft, die ihn einladet und die er erwiedern kann. — Doch wie ſonderbar! — unterbrach ſie ſich — auf jener Welle, welche die abgepflückte Blüthe meinem Auge entführte, ſpiegelte ſich die Erinnerung an die Heimath, und die Wehmuth, die mich heute überdieß ſo ſonderbar ergriff, findet nur noch mehr Nahrung in dieſem Rückblicke. — Laßt uns vom Frühlinge ſprechen, laßt uns den ſchönen Abend ungetrübt genießen. — Nehmt Eure Laute und ſingt ein Lied; o! ſingt das, wovon Ihr mir heute ſagtet, daß Ihr es gedichtet, als Urſula Euch neckend behauptete, die Liebe ſey ewig blind. Singt es mir, Herr Wohlgemuth! damit ſich die Wehmuth auflöſe.

Der Jüngling nahm ſeine Laute und ſetzte ſich auf einen Felsblock; Margarethe blieb vor ihm ſtehen, da aber die Abendſonne mit ihren Gluthen auf ihr bleiches Antlitz ſchien, nahm ſie den Schleier vorſichtig über und wiederholte ihre Bitte.

Margarethe! — erwiederte Philipp — Ihr thatet wohl, mir Euer Antlitz zu verhüllen, es würde mir beim Anblicke Eures frommen Auges ſchwer geworden ſeyn, meine Phantaſie in den Gefilden heidniſcher Dichtung feſt zu halten, da das Heilige vor mir ſteht. — Aber nehmt auch den Mantel um, der Abendwind weht hier am Waſſer kühl — ich will dann auch der Liebe Entſtehen mit freudigem Herzen ſingen, wenn keine Sorge um Euch mich beängſtigt. — Er eilte von ſeinem Sitze, holte den Mantel, und ſie warf ihn um. — So iſt's recht, alles, alles vor mir verhüllt — ſo iſt es recht, armer Sänger!

Nun beginne! — rief er, nahm die Laute und griff einige Accorde. — Biſt auch du verſtimmt, mein trauter Gefährte? Komm', ich will dich ſo rein ſtimmen wie die Saiten eines frommen jungfräulichen Herzens! — Er ſtimmte ſie und begann:

Aus der Mutter holdem Schooße,
Um ihn her der Götter Chor,
Hob, ein reizend Bild der Roſe,
Amor kühn ſein Haupt empor.
Aus des Nichtſeyns dunkler Nacht
War zum Daſeyn er erwacht.

Und dem holden Himmelsknaben
Reichten alle Götter gern
Des Olympos ſchönſte Gaben;
Nur Minerva blieb von fern.

Statt des Speer's in ihrer Hand
Flatterte ein düſt'res Band.

Und ſie legt es ihm als Binde
Um der Augen holde Pracht;
„Daß er ſeinen Raub nicht finde,
Hüll' ich ihn in dunkle Nacht!“
Sprach's, und ach das arme Kind,
Lieblich blieb es, aber blind.

Doch der hehre Gott der Muſen
Legt' der Dichtung hohen Schwung
In des Knaben zarten Buſen,
Gab ihm die Begeiſterung;
Und ihr holdes Zauberlicht
Kühn durch Pallas Binde bricht.

Iſt ſein Auge auch umwunden,
Sieht er ſeine Pſyche nie,
Hat er ſie doch ſtets gefunden
Durch die Macht der Phantaſie.
Was kein Auge je erreicht,
Phantaſie der Liebe zeigt.

Noch ſchwebten die letzten Töne der Saiten durch die Luft, als hinter dem Gebüſche durch die einbrechende Dämmerung das Plätſchern eines Ruders hörbar wurde.

Horcht nur, — rief Margarethe — wie ſo eintönig das Ruder ſchlägt! Ich habe es ſchon gehört als Ihr den letzten Vers begannt; der Ruderſchlag war recht harmoniſch mit Euerm Liede, man hätte glauben ſollen, die, ſo es führten, hätten Euer Lied im nämlichen Takte geſungen. — Horcht nur! — Aber jetzt iſt es plötzlich ſtill.

Philipp Wohlgemuth war aufgeſprungen, horchte, und hörte zwar nicht mehr das Schlagen des Ruders, aber leiſe fliſternde Stimmen. — Kommt, Margarethe! — raunte er ihr zu — laßt uns ſchnell hinweggehen; wer weiß, wen der Kahn über den Fluß trug. — Er faßte Margarethe's Hand, die ihm willig den Berg hinauf folgte; aber kaum waren ſie einige Schritte gegangen, als ſie Bewaffnete hinter ſich ſahen. Sie verdoppelten ihre Schritte, da erreichte ein donnerndes: Halt! ihr Ohr. Steh', Knabe! — rief es — oder mein Bolzen ſoll Dich ereilen!

Verweilt, ich bitte Euch, Wohlgemuth! — bat die zitternde Margarethe, und hielt ihn feſt. — Keine Thorheit, die Ihr mit dem Leben bezahlen müßtet!

Was iſt Euer Begehr? — fragte jetzt Philipp die Nacheilenden — Wißt, daß wir von der Ebernburg ſind und unter Franz von Sickingens Schutze ſtehen!

Das wiſſen wir! — entgegnete der Eine, welcher der Führer zu ſeyn ſchien. — Kehrt nur nach der Burg zurück, junger Fant! und was hier vorgeht, kümmere Euch nicht. Berichtet es dem Ritter von der Ebernburg, wenn er heimkehrt, und er wird es uns vielleicht noch Dank wiſſen. Nun geht!

Philipp faßte Margarethe's Hand, die ſich zu folgen anſchickte. — Mit nichten, Dame! — begann der Führer von neuem — Ihr folgt uns!

Wohin? fragte ſie muthig.

Werdet es ſchon erfahren! Doch ſchnell! die Zeit iſt kurz!

Wer es wagt! rief Philipp zornerglüht.

Schwingt nur Eure Laute, junger Herr! und zerſchmettert ſie auf unſern Eiſenhauben, wir ſpotten Eurer und thun Euch kein Leid. — Dann wendete er ſich raſch zu Margarethe: Wollt Ihr uns freiwillig folgen, oder muß mein ſtarker Arm Euch hinunter tragen?

Freiwillig folge ich Euch nicht, — erwiederte

Margarethe — aber da Widerſtand unnütz iſt, ſo werde ich Euch auch wider Willen folgen. — Eilt auf die Burg, — raunte ſie Philipp zu — hier hilft keine Gewalt, vielleicht iſt dort Rettung! — Sie folgte den Bewaffneten, und Philipp eilte, gleich einem flüchtigen Rehe, der Burg zu.

Hier kam bei der Nachricht von Margarethe's Raube alles in Bewegung, Reiſige ſaßen auf, die Räuber zu verfolgen, als ſie aber an das andere Ufer der Nahe kamen, konnten ſie in der Dunkelheit keine Spur mehr finden, jedoch berichtete ein ihnen begegnender Landmann, daß ein Hauſen Reiſiger in der Farbe von Trier und Pfalz, eine verſchleierte Dame in der Mitte, ihm begegnet, der Hauſen habe ſich dann getheilt und ſey auf den Straßen nach Bretzenheim, Sponheim und Kirn gezogen; bei welchem Hauſen die Dame ſich befunden, könne er ihnen nicht berichten.

Der Burgvoigt ſchickte auf allen drei Wegen den Flüchtigen nach, aber bald war die Spur ganz verloren, und man kehrte am zweiten Tage unverrichteter Sache zurück.

Durch dieſe Begebenheit waren alle Gemüther auf der Ebernburg in die traurigſte Stimmung verſetzt; nur der alte Redinger blieb ruhig und war faſt heiterer als zuvor. Ottilie entfuhr keine Klage, nur zuweilen entſchlüpfte ihr der Ausruf: Mein armer Bruder! — Urſula hingegen konnte ihren Schmerz nicht bergen, laut äußerte ſie ihn unter Thränen, und ihre Unruhe um Margarethe's Schickſal war grenzenlos. Nicht Tag, nicht Nacht hatte ſie Ruhe, jeden Abend eilte ſie nach der Felsgrotte am Ufer der Nahe; es ſchien als müſſe ſie hier Margarethe's Rückkehr gewiß ſeyn — aber ſie kam nicht, alle heimlich ausgeſchickten Boten kehrten ohne Troſt wieder.

Der Sänger war am tiefſten ergriffen. Daß er, zu ihrem Schutze gegenwärtig, nicht für ſie ſein Leben hingegeben, daß er ſie vor ſeinem Angeſichte gewaltſam fortführen laſſen, ohne nur die Kräfte ſeiner Fauſt zu gebrauchen, das konnte er ſich nicht vergeben; und wenn auch die Vernunft ihm ſagte, daß bloß ſeine ſchnelle Rückkehr auf die Ebernburg eine Möglichkeit der Rettung hatte herbeiführen können, ſo hielt er es nun, da ſie nicht gerettet war, für ſchimpflich, geflohen zu ſeyn.

Auch der an den Ritter geſchickte Eilbote kehrte nicht wieder zurück, und mit ſchmerzlich banger Erwartung ſah man ſeiner, ſah man Georgs Ankunft entgegen. Endlich verkündete eines Nachmittags der Thurmwart die Ankunft des Burgherrn, aber noch hatte er ſich getäuſcht; es war nur Georg mit einem Theile der Begleitung und Herr Balthaſar Slör, die beide dem Ritter vorausgeeilt waren.

Mit verſtörtem Geſichte ſprengte Georg auf den Schloßhof, mit kummervollem folgte ihm der Geheimſchreiber. Ottilie eilte ihrem Bruder entgegen, der ſie ſchweigend an ſein Herz drückte, dann ſtürmte er auf Philipp Wohlgemuth. — Hatteſt Du ein Schwert an Deiner Seite, Sänger! als die Bewaffneten Dich überfielen? fragte er heftig.

Nicht Schwert, nicht Dolch. In meiner ſchnellen Flucht allein lag noch Hoffnung, aber doch ſtehe ich beſchämt vor Euch, Herr Sickingen!

Georg reichte ihm raſch die Hand. — Ich hätte zwar anders gehandelt, aber weniger klug! Tröſte Dich, Philipp! — Dann warf er einen durchdringenden Blick auf die weinende Urſula und hörte mit männlicher Ruhe die nähern Umſtände der Begebenheit an. Als er hierauf zufällig den Weg nach des alten Redingers Kammer nahm, ihn zu begrüßen, vielleicht auch noch Mehreres von ihm zu erfahren, trat dieſer eben heraus; Georg begrüßte ihn, und Redinger ſagte mit zuverſichtlichem Tone: Georg, ſorgt nicht für Margarethe, ihr geht es wohl!

Woher könnt Ihr dieß wiſſen?! fuhr Georg haſtig auf.

Gott ſchützt ſeine Engel! ſprach der Alte und ſchritt langſam durch die Halle.

Dieß und die Worte des Führers: „Berichtet dem Ritter von der Ebernburg, was Ihr geſehen, er wird es uns vielleicht noch Dank wiſſen!“ erweckten in Georgs Seele einen trüben Gedanken — aber — Nein, nein! — rief er — das iſt unmöglich! — und ſo ſtürzte er fort.

Oekolampadius begegnete ihm. — Georg! — redete er ihn an — ich höre, Euer Schmerz iſt männlich, das muß ich ehren; es ziemt dem Chriſten, die Schickungen des Himmels zu tragen, und Ihr tragt ſie als Mann! Mir erſcheint die Begebenheit als eine Fügung Gottes, das zu trennen, was nicht verbunden ſeyn konnte — es zu trennen zu Beider Heil.

Iſt denn jeder Troſt Eurer Religion ſo kalt, ſo herzzerreißend als dieſer? — ſagte Georg mit Heftigkeit — Liegt denn in Gottes Allmacht nur das Schwert, den Knoten zu zerhauen, nicht in ſeiner Vaterhand die Macht, ihn ſanft zu löſen? — Iſt Euch mein, iſt Euch Margarethe's Schickſal ſo gleichgültig, daß ein kaltes: Es kam von oben! Euch unbekümmert läßt?

Junger Mann! — nahm der Geiſtliche das Wort — Die Wege der Vorſehung ſind wunderbar, nur der eitle Thor wagt ſie zu ergründen, darum füge der Menſch ſich demuthvoll in den Willen des Herrn. Wenn Ihr aber glaubt, mein Herz bliebe gleichgültig bei Margarethe's Geſchick, ſo irrt Ihr. Euch — ich muß es geſtehen — habe ich nicht bedauert, Trennung von ihr iſt Wohlthat für Euch; denn wenn Ihr auch zu edel ſeyd, um die Tugend dieſes Engels zu morden, ſo ſeyd Ihr doch der Mörder ihres Glückes, und wäret Ihr ſo Chriſt als Ritter geweſen, Ihr hättet ſie geflohen, ſtatt mit Blick und Wort dem Mädchen die Ruhe unwiederbringlich zu rauben. Aber für ſie zittere ich — ſie iſt vielleicht der Verzweiflung zum Raube. Sey Gott ihr gnädig!

Starr ſah Georg bei dieſen Worten vor ſich hin, das Schreckliche trat lebendig vor ihn; ohne etwas zu erwiedern, grüßte er mit wehmüthigem Lächeln den Geiſtlichen. — Betet für ſie, — ſagte er im Weggehen — auch ich will beten!

Als ſein Weg ihn in die lange Waffenhalle führte, wo er ſo manchmal mit freudig klopfendem Herzen, mit aufſtrebendem Geiſte unter ſeinen Ahnen geweilt, ſchritt er hindurch, ohne nach ihnen aufzublicken. — Euch habe ich ſie geopfert! — rief er finſter — Was bietet Ihr mir zum Erſatze?!

Noch dieß ſprechend, hörte er den Thurmwart die Ankunft des Vaters verkünden. Er eilte fort, doch plötzlich hielt er an, ſtand ſtarr nachdenkend zur Erde blickend, als er des Vaters Tritte hörte; die Thür öffnete ſich, Franz von Sickingen trat ein — Georg ſtürzte ihm entgegen. — Vater! — rief er, haſtig ſeine Hand faſſend, — Ihr wußtet von Margarethe's gewaltſamen Raube?

Knabe! rief Sickingen, ihm die Hand entreißend, und ſein zornerglühtes Auge ſah zermalmend auf ihn, dann wandte er ihm den Rücken und ging.

Vater! — rief ihm Georg nach. — Der Ritter ſtand. — Ein zerriſſenes Gemüth, wie das meine, wird argwöhniſch!

Doch muß es nie einem edlen Manne das Schlechte, nie dem Vater das Liebloſe zutrauen, ſagte Sickingen ernſt.

Verzeiht, mein Vater! rief Georg, an ſeine Bruſt ſinkend.

Deinem Schmerze will ich verzeihen, denn Du biſt noch nicht ſein Herr. Aber nun geh' und laß mich allein!

Georg ging. Sickingen eilte nach dem kleinen Gemache Moritz Redingers, der ihn zu ſich hatte einladen laſſen. Dort mußte Wichtiges vorgegangen ſeyn, denn als Sickingen den Alten verließ, ſchloß er ſich mit ſeinem Geheimſchreiber ein, der noch am ſpäten Abend die Eberuburg verließ.

6.

Die Zeit rückte heran, wo Sickingens Heerhauſen, den er in ſeinem Namen, jedoch für den Kaiſer geworben, ſich, von allen Seiten herbeiziehend, verſammeln ſollte. Balthaſar Slör war ſchon ſeit einigen Tagen wieder zurück, und immer hatte man noch keine Nachricht über Margarethe's Schickſal. Georg, nun auf das Aeußerſte gefaßt, ertrug mit männlicher Kraft ſein Schickſal. Ottilie war ſein einziger Troſt, Urſula's Trauer und Theilnahme ihm ganz gleichgültig. Sie verließ jetzt nur ſelten ihres Vaters Gemach und hatte ihre Wallfahrten nach der Grotte ſeit einiger Zeit ganz eingeſtellt; ſie ſchien ſelbſt das Zwecklose und Gefährliche dieſer einſamen Wanderungen einzuſehen.

Drei Tage vor dem Zuge aus der Ebernburg trat Philipp Wohlgemuth zu Georg. — Ihr zieht in wenigen Tagen von hier! — ſprach er — auch ich ziehe fort. Mich aber treibt mein Schickſal nach einer andern Gegend. Hat mein Arm Margarethe nicht retten können, ſo ſoll mein irrender Fuß ſie aufſuchen, und ich mag nicht raſten, bis ich ſie gefunden habe!

Und willſt die weinende Urſula verlaſſen, ſie, die Du im Liede bis zu den Sternen erhob'ſt?

Was kümmert ſie mich! — rief Philipp unmuthig — ſie lebte in meiner Phantaſie, nie in meinem Herzen!

Und

Und lebte Margarethe dort? fragte Georg geſpannt.

Ja! — ſprach Philipp und ſein Auge erglänzte — Warum ſoll ich es läugnen, ſie lebt in meinem Herzen und mit Gott ewig! — Hört mich an, Sickingen! unterbrecht mich nicht. — Ich trage ihr Bild in mir, wie der fromme Pilger das Bild einer Heiligen mit ſich führt, zu dem er betet, das er ſorgfältig, das ihn vor jedem ſündigen Gedanken bewahrt und ihn rein auf ſeinem irdiſchen Pfade erhält; ſo habe ich ihr Bild in mein Herz geſchloſſen, habe das Irdiſche angebetet, als ſtamme es vom Himmel, Eure Geliebte mit hoffnungloſer Liebe nicht geliebt wie Ihr, nein! — was ich für Margarethe fühle, iſt die zarte Neigung des Bruders zur Schweſter. — Zürnt mir deshalb nicht, ſagt mir ein freundlich friedliches Wort, und dann laßt mich ziehen! ich glaube den Weg zu kennen, den ich nehmen muß.

Wie könnte ich Dir zürnen! — erwiederte Georg — Dir zürnen, daß Du Margarethe's Werth erkannteſt! Du konnteſt ihr mehr als Bruder ſeyn, und Deiner Wünſche Ziel war ſo beſcheiden; ich durfte ihr nur Freund ſeyn, und mein unglückſa mes Herz trachtete nach dem Höchſten. Zieh' mit Gott, Margarethe's Schutzengel begleite Dich! — Aber wohin ſoll Dich Dein Weg führen?

Ich ziehe gen Mainz. Des Kurfürſten Bewerbung um Margarethe —

War abſichtlich und kalt! — unterbrach ihn Georg — das wagt Albrecht von Mainz nicht; er kennt Franz von Sickingen, und ſetzt aus Leidenſchaft ſo viel nicht auf das Spiel. Wohl eher halte ich ihn geneigt, ſein Auge auf Urſula zu werfen.

Und wäre das, führt mich doch mein Weg nach Mainz. — Wie Blondel ſeinen König, ſo ziehe ich aus, die Königin der Jungfrauen aufzuſuchen. Finde ich ſie, dann eile ich zurück zu Euch.

Zieh' mit Gott! rief Georg, und ſchon am andern Morgen verließ der Sänger die Ebernburg; Sickingen ſah ihn nur ungern ziehen.

Am dritten Tage rief auch ihn die Trompete zum Aufbruche. Moritz Redinger blieb dießmal bei den Frauen auf der Burg zurück; Oekolampadius zog mit in das Feldlager, wohin auch Hans Hilchen, welcher den Tag vorher auf der Ebernburg angekommen war, folgte. Noch einmal blickte

Georg nach dem kleinen Vorſprunghäuschen, wo Margarethe ihn ſo oft erwartet hatte, dann ſagte er der väterlichen Burg und den Freuden der Jugend ein Lebewohl, und zog dem Lager zu.

Als am andern Morgen Moritz Redinger ſchon lange vergebens auf den Morgenimbiß gewartet hatte, ging er zürnend nach der Kammer ſeiner Tochter, ſie zu ſchelten; er fand ſie nicht, wohl aber einen kleinen Zettel, worauf Folgendes ſtand:

„Da Ihr, mein Vater! mir die Freiheit genommen, die Burg mir zum Zwinger gemacht und mich auf meine Kammer gebannt habt, ſo flog ich aus, wie der Vogel aus ſeinem Käfig. — Sorgt nicht für mich, ich gehe meinem Geſchicke getroſt entgegen. Hans Hilchen hat mich geſtern, ehe er ausritt, meines Wortes entbunden, ich ihn des ſeinen; ſo bin ich frei, ganz frei, um über mich gebieten zu können. — Auch fern von Euch wird Eure Tochter die Sorge für ihren Vater übernehmen.“

Starr ſah der Alte das Blatt an, welches noch in ſeiner zitternden Hand ruhte, dann legte er es mit anſcheinender Ruhe wieder hin.

Deinem Arme entgeht kein Sterblicher! —

rief er — aber, mein Gott, laß mich wiſſen was ich verſchuldet habe, daß Du ſo hart mich ſtrafeſt! — Er wollte die Hände zum Gebete falten, aber die Rechte ſtreckte ſich krampfhaft aus, nach der Gegend hin, wo der Rheingrafenſtein über den Wald hervorblickte. — Nein, nein! — rief er plötzlich, und ſein Arm ſank, — ſie iſt meines Weibes Kind, ich mag ihr nicht fluchen; ſie kniete ja an der Mutter Sterbebette, weinte, klammerte ſich an mich und bat, die mutterloſe Waiſe nicht zu verlaſſen. Ich will halten, was ich meinem Weibe im Tode verſprach, und will die Sünderin nicht verlaſſen. Sey barmherzig gegen ſie, mein Gott und Herr! — Er kehrte auf ſein Zimmer zurück und fluchte ihr nicht.

Das in Heſſen, Sachſen und in der Eifel geworbene Kriegvolk war allmälig herangekommen und ſammelte ſich bei Hagenau; die früher ſchon geworbenen Fahnen wurden theils auf Sickingens Schlöſſer zu Landſtuhl, Drachenfels, Thanſtein, Hohenburg und Lützelburg vertheilt, theils ſtanden ſie an der Lauter; ſeine Freunde waren mit ihren Reiſigen noch nicht zu ihm geſtoßen. Nach und nach ſah er ſein Heer 7000 Mann ſtark, womit er die Grafſchaft Mömpelgard bedrohte und nur auf Georg von Frondsberg wartete, welcher das kaiſerliche Kriegvolk unter dem Herzoge von Baiern befehligen und auf der andern Seite des Rheines in die würtemberger Lande einfallen ſollte.

Sickingen war der ſchwierigſte Theil der Unternehmungen übertragen. Herzog Ulrich, wenn auch in ſeinem Lande nicht ſattſam zur Gegenwehr gerüſtet, hatte doch aus der Schweiz thätige Hülfe zu erwarten. Der Ritter Eberhard von Reiſchach hatte dort 6000 Mann für ihn geworben und zog zur Vertheidigung Mömpelgards heran, welches Ländchen die Schweizer, da es an ihr Land grenzte, nur ungern in fremden Händen geſehen hätten. Andere 6000 Schweizer hielt Ladenberg bereit, um mit ihnen im Nothfalle zur Vertheidigung des würtemberger Landes vorzurücken. Das Aufgebot des Landvolkes konnte im ſchlimmſten Falle dem Herzoge 30,000 Vertheidiger ſchaffen.

Sickingen hielt ſich unterdeſſen mit Georg, Hans Hilchen, Slör und Oekolampadius auf der Hohenburg auf, wo er in der Nähe ſeines Heeres ſich befand, und wartete hier mit Ungeduld auf des Kaiſers Entſcheidung, den ſeine zunehmende Kränklichkeit zur Verſöhnung mit Herzog Ulrich geneigter machte. — So ſehr Dietrich Späth, der Kanzler Lamparter und Renner, des Herzogs geſchworene Feinde, auch in den Kaiſer drangen, die Feindſeligkeiten zu beginnen, zögerte Maximilian, wahrſcheinlich die Nähe ſeines Todes ahnend, immer noch. Ihn ſchien es jetzt mehr zu beſchäftigen, die Kaiſerkrone ſeinem Enkel Karl von Spanien zu verſchaffen, als ſich um die Händel mit Herzog Ulrich zu kümmern, die ihm doch früher ſo ſehr am Herzen gelegen hatten. Deshalb waren die dießfallſigen Unterhandlungen, am Hoflager ſowohl als am Reichstage, von ſtets widerſprechendem Erfolge, ſo daß man in dieſer Sache einen Entſchluß ſo bald nicht erwarten konnte. Der Herzog ſchöpfte indeſſen neuen Muth, die von Hutten mit ihren Freunden gingen aus einander, nur die Herzoge von Baiern ſetzten ihre Werbungen noch fort, und Sickingen blieb gerüſtet. Auch er würde ſein Heer haben aus einander gehen laſſen, wenn der Kaiſer nicht nothdürftig Geld geſchickt und die kaiſerlichen Lande, in welchen das Kriegvolk lag, für deſſen Unterhalt hätten ſorgen müſſen.

So vergingen Monate, der Winter nahte, noch wankte des Kaiſers Entſchluß wie ſeine Geſundheit. Sickingen blieb in ſcheinbar unthätiger Ruhe, aber ſein ewig wirkender Geiſt war deſſen ungeachtet für Karl von Spanien thätig, dem er jetzt ganz ergeben war, da ihn beſonders ein Umſtand noch mehr dazu ſtimmte.

Der Jahrgehalt, welchen er vermöge des Vertrages von Amboiſe vom Könige Franz ziehen ſollte, war ſchon ſeit längerer Zeit nicht bezahlt worden. Seine Ausſöhnung mit Kaiſer Maximilian mochte dem franzöſiſchen Hofe nicht unbekannt geblieben ſeyn, und ohne daß Sickingen Frankreich geradezu ſeine Dienſte aufgekündigt hatte, ſah er den Vertrag gewiſſermaßen als zerriſſen an, da man ihm die verſprochenen Gelder nicht zahlte.

In dieſer Zeit ereignete ſich eine Begebenheit, welche das lockere Band gänzlich zerriß. Mehrere deutſche Kaufleute hatten an mailändiſche bedeutende Summen zu fordern, ſie wendeten ſich deshalb an Sickingen, den ſteten Verfechter des Rechts. Dieſer verwendete ſich für ſie beim König Franz, als damaligem Herzoge von Mailand, und erhielt keine befriedigende Antwort, da man in Paris wahrſcheinlich ſeinen Werth und ſeinen Einfluß verkannte. Sickingen kaufte gegen billigen Abzug den deutſchen Kaufleuten die Schuld der Mailänder ab, ſchickte ſeinen Sohn Schweikhardt auf die Straße nach Frankfurt, und als die Mailänder von der dortigen Meſſe über Augsburg heimwärts zogen, überfiel ſie dieſer im Iſenburgiſchen Gebiete, bemächtigte ſich ihrer bedeutenden Waarenvorräthe, in ſo weit bis die Schuld der Kaufleute nebſt Zinſen berichtigt war, gab ihnen das Uebrige zurück und ließ ſie dann ungeſtört weiter ziehen.

Die Kaufleute beſchwerten ſich bei Franz dem Erſten und baten um Schutz. Dieſer, den Ritter von der Ebernburg nur als einen gewöhnlichen Söldner und ſeinen Dienſtmann betrachtend, befahl Sickingen gebieteriſch, den Kaufleuten den zugefügten Schaden ſogleich wieder, bei Strafe ſeiner Ungnade, zu erſetzen. Dieſes königliche Schreiben erhielt der Ritter während ſeines Aufenthaltes auf der Hohenburg; er antwortete dem Könige durch denſelben Boten, der das Schreiben gebracht, mit den lakoniſchen Worten: „In Rechtsſachen hat mir außerhalb Deutſchland niemand zu befehlen.“ Der König von Frankreich, über dieſe, wie er ſich ausdrückte, ächt deutſche Antwort entrüſtet, befahl ſogleich, dem Ritter von Sickingen den bewilligten Jahrgehalt ferner nicht mehr auszuzahlen. Sickingen erfreut, dieſer drückenden Verbindlichkeit entledigt zu ſeyn und nun mit Fug und Recht ſich zu Gunſten des Königs von Spanien verwenden zu können, trat nun öffentlich auf die Seite Karls, und da die Geſundheitumſtände des Kaiſers von Tage zu Tage bedenklicher wurden, verdoppelte er ſeinen Eifer und machte deshalb verſchiedene Reiſen nach Heidelberg zu dem Kurfürſten von der Pfalz.

Der Winter nahte, immer war über den Zug nach Würtemberg noch nichts beſtimmt. Georg von Frondsberg entließ endlich ſeine geworbenen Lanzknechte, und Sickingen, ſo wenig ihm die Fehde mit Würtemberg am Herzen lag, folgte nur ungern dieſem Beiſpiele, da er voraus ſah, daß er bald ſeines Heeres wieder bedürftig ſeyn würde. Auch dieſe Bewaffnung, zu welcher er ſo manches Opfer gebracht, lief wieder nutzlos ab, und mißvergnügt kehrte er auf die Ebernburg zurück.

7.

Philipp Wohlgemuths Bemühungen, Margarethe aufzuſuchen, waren bis jetzt noch vergebens geweſen. In dem feſten Glauben, Kurfürſt Albrecht habe ſie entführen laſſen, ging er zuerſt nach Mainz, wo er von dieſem freundlich aufgenommen wurde und mehrere Male am Hofe Proben ſeiner Kunſt ablegen mußte. Aber vergebens war ſein Mühen, niemand kannte hier Margarethe Slör, und wer ſie kannte, ſpottete des Jünglings, der mit ängſtlicher Sorge nach Ritter Sickingens Pflegetochter forſchte. — Wenn deſſen mächtiger Arm ſie nicht findet, dann, armer Sänger, iſt Euer Mühen vergebens! ſprachen ſie zu ihm. Er ließ ſich jedoch nicht entmuthigen; mit Falkenblicken beobachtete er, ſo viel es ihm möglich war, den Kurfürſten, ſchlich hinter ihm, wenn er, wie dieß wohl oft zu geſchehen pflegte, in der Dämmerung ausging, und wußte ſich bei der Dienerſchaft des geiſtlichen Herrn ſo beliebt zu machen, daß er frei in das Schloß aus und ein gehen durfte und ſo manches von dem geheimen Treiben des Kurfürſten erfuhr, was ihm jedoch für ſeinen Zweck wenig nützen konnte. Er wanderte mißmuthig weiter, zog von Stadt zu Stadt, von Schloß zu Schloß und kehrte endlich nach vergeblichen Mühen nach Mainz zurück.

Schon waren wieder Wochen vergangen und er ſeinem Ziele immer noch nicht näher, als er bemerkte, daß der Kurfürſt, der ſich in Mainz zu langweilen ſchien, oft auf mehrere Tage, ja wochenlang nach Bingen zog, wo er im daſigen Schloſſe nur eine ſchlechte Wohnung und die Bequemlichkeiten nicht fand, welche ihm doch ſo ſehr zum Bedürfniß geworden waren; auch durfte ihn niemand von ſeinem Hofſtaate dorthin begleiten. Dieß fiel Philipp auf. Er beſchloß, dem Kurfürſten nach Bingen zu folgen, wanderte längs dem rechten Rheinufer bis nach Rüdesheim und ſchlich von dort aus in der Gegend umher. Bald ward er hier inne, daß Kurfürſt Albrecht, ſobald er nach Bingen kam, in einem Fiſcherkahne über den Rhein ſetzte und ſich auf das Schloß Ehrenfels begab. Er umſchlich das Schloß, und als er eines Tages durch einen Knaben, welcher von dort herabkam, allerlei Bedürfniſſe in Rüdesheim zu holen, erfuhr, daß ſich ſeit Kurzem eine junge Dame dort aufhielte, die zwar vor aller Welt verborgen, doch zuweilen verſchleiert im Garten luſtwandle, und welche Se. Kurfürſtliche Gnaden öfters beſuche, ſo konnte er nicht mehr zweifeln, er habe Margarethe gefunden, ſie ſey auf dem Ehrenfels.

Der Knabe kam öfters. Philipp hatte ihn ſchon durch manchen Trunk Wein aus ſeinem Becher treuherzig gemacht, jetzt ſuchte er durch Geld und Verſprechungen ihn ganz zu gewinnen, und es gelang ihm. Er wählte den Zeitpunkt, wo der Kurfürſt nach Mainz zurückgekehrt war, zog dann nach dem Zollhauſe, das unter dem Ehrenfels lag, ſteckte hier das verabredete Zeichen an einen Baum und ging dann den ſteilen Berg hinauf. Hier ſetzte er ſich, ſeine Laute in der Hand, unter einen breitäſtigen Apfelbaum und ſang. Bald öffnete ſich die Pforte des Schloſſes, das, wie er ſchon von dem Knaben gehört, nur von Wenigen bewacht wurde; der Knabe kam mit noch Andern heraus, blieb in einiger Entfernung ſtehen und horchte den Liedern zu, welche Philipp, ohne ſich um ſie zu kümmern, luſtig und freudig ſang. Endlich lief er hinein, den Voigt und ſeine Tochter zu holen, und als Philipp jetzt zum Scheine aufſtand und den Berg hinabſteigen wollte, baten ihn die Zurückgebliebenen, den Schloßvoigt zu erwarten. Er ließ ſich erbitten; der Schloßvoigt kam mit ſeiner Tochter, einer muntern, feurigen Dirne, und als unter Sang und Geſpräch der Abend heran kam, bat das Mädchen ihren Vater ſo dringend, den jungen Mann bei Nacht nicht den weiten, unſichern Weg zurückgehen zu laſſen, daß der alte, freundliche Mann, der Tochter Bitte nachgebend, ihn einlud, mit in das Schloß zu kommen.

Philipp Wohlgemuth, ſo erfreut ihm dieſe Einladung kam, ſchien ſie jedoch ablehnen zu wollen; aber das Mädchen bat, er gab nach und folgte ihnen.

Hier wußte er nun des Schloßvoigts Tochter durch Geſang und Schmeichelworte einzunehmen, und als er ſie bedauerte, daß ſie das einzige jugendliche Weſen ſey, das in den öden Mauern ohne theilnehmende Freundin ihre Blüthenjahre vertrauern müſſe, erwiederte ſie ohne Zurückhaltung, daß ſeit einiger Zeit das Schloß nicht mehr einſam ſey: ein fremdes Fräulein befinde ſich hier, welche der Kurfürſt ſehr gewogen ſchiene, da er häufig ſie zu beſuchen heraufkäme. Heute darf ich zu Euch davon ſprechen, — fuhr ſie fort — da der Herr geſtern, als er nach Mainz zurück ging, meinem Vater befahl, von jetzt an alle Vorſichtmaßregeln aufzuheben, indem ſein Kommen und des Fräuleins Aufenthalt kein Geheimniß mehr zu ſeyn brauche. Wenn ſie wüßte, daß ein Sänger auf der Burg wäre, ſie würde ſich freuen, Euern lieblichen Geſang anzuhören.

Philipp bat das Mädchen, ihm Gelegenheit zu verſchaffen, das Fräulein zu ſehen, und die muntere Dirne, welche ſich raſch einen Scherz ausgedacht, eilte nach kurzem Beſinnen fort. Nicht lange, ſo kam ſie wieder. — Folgt mir! — rief ſie — aber wahrt Euer Herz, denn Schöneres ſahet Ihr gewiß noch nie. Ihr werdet ſie auch unverſchleiert ſehen, denn ich ſagte ihr, ein alter Meiſterſänger ſey auf dem Schloſſe; kommt nur, ehe der Vater von ſeiner Abendrunde zurückkehrt, er möchte es doch nicht erlauben.

Wie pochte des Jünglings Herz, als er die Wendeltreppe des Thurmes hinaufſtieg; Margarethe ſollte er wiederſehen, ſie, die engelreine Jungfrau. Bei dieſem Gedanken erbebte er. — Wie werde ich ſie wiederſehen? war die düſtere Frage, die ihm den heißerſehnten Augenblick trübte.

Tretet nur hier durch dieſe Thür ein! ſagte das Mädchen. Philipp ſtand bebend, eine bange Ahnung überfiel ihn, er fürchtete einen gefallenen Engel zu erblicken.

Seyd nur gutes Muthes, junger Herr! — ſprach das Mädchen — zittert nicht, das Fräulein iſt ſanft und gut.

Nun, ſo ſey's! rief er, öffnete die Thür und ſtand — vor Urſula.

Ein lauter Schrei entfuhr dieſer, als ſie den Jüngling vor ſich ſah; ſtarr, reglos ſtand Philipp vor ihr, die ſich jedoch ſchnell faſſend ſagte: Ihr habt mich überraſcht, Philipp Wohlgemuth, aber ſeyd mir dennoch willkommen! Was bringt Euch zu mir?

Fräulein! — erwiederte der Jüngling — Euch ſuchte ich nicht.

Ah! — fuhr Urſula auf, und mit der Beſonnenheit war auch ihre muntere Laune zurückgekehrt, — Ihr ſuchtet Margarethe Slör und fandet mich — ich bedaure Euch!

Und wie finde ich Euch wieder?! rief, ſich vergeſſend, der Sänger.

Das kümmere Euch nicht! — unterbrach ihn das Fräulein ernſt — Wo ich bin, bin ich freiwillig, und Ihr wißt ja ſelbſt, daß des Menſchen Wille ſein Himmel iſt.

Und wo iſt Margarethe? — fragte er mit Heftigkeit — Die Verhältniſſe ſtehen jetzt klar vor mir. Sie iſt in des Cardinals Gewalt, durch ihn wißt Ihr ihren Aufenthalt.

Auch das kümmere Euch nicht, Herr Meiſterſänger von Nürnberg! — erwiederte Urſula nicht ohne Bitterkeit — Laßt Balthaſar Slör, den weltklugen Mann, laßt den mannhaften Ritter Franz von Sickingen für Margarethe ſorgen; mit Euern Lautentönen öffnet Ihr nicht Riegel, nicht Schloß!

Fräulein! — begann Philipp, nachdem er lange feſt auf des Mädchens herrliche Geſtalt geblickt — das fürchte ich ſelbſt, daß ſich meiner Laute ſchwachem Tone nicht Schloß, nicht Riegel öffnet, ob ſie mir gleich die Pforten des Ehrenfels aufgeſchloſſen haben. Aber möchte ſich Euer Herz meinen Worten öffnen, es wäre zu Euerm Seelenheile! Der Himmel hat Euch ſo herrlich begabt, an Körper und Geiſt Euch ausgeſtattet, wie nur ſelten ein menſchliches Weſen; ſolltet Ihr, die

Ihr wohl die reine, heilige Liebe nicht kennt, ſolltet Ihr kein Gefühl haben für den namenloſen Schmerz der Trennung, ſolltet Ihr Margarethe's frommes, ſanftes Gemüth, die Liebe und Güte, mit der ſie Euch empfing, ſolltet Ihr dieß alles in dem wilden Rauſche einer Leidenſchaft vergeſſen haben, die Euch nur unglücklich, nur ſtrafbar machen kann? — dann wehe Euch!

Urſula war erſchüttert. Wie der Engel mit dem flammenden Schwerte nach den Pforten des verlorenen Paradieſes zeigend, ſtand der Sänger vor ihr. Schamröthe überzog ihre Wangen, ſie wollte dem Kühnen zürnen und vermochte es nicht, ſie wollte ſtark ſeyn und trotzig, und wurde weich und ſchwach. — Mein Herz iſt nicht untergegangen in meinem Schickſale, — ſprach ſie leiſe — Margarethe's frommes Engelbild ſteht oft noch vor mir; ich möchte ihr gern helfen, dürfte ich und glaubte ich nicht, daß ihr Schickſal, wie es jetzt iſt, ſie mehr beglücken wird als wie es war.

Urſula! — rief Philipp bewegt — Nennt mir den Ort, wo ſie weilt, nennt ihn mir, damit ich zu Georg eilen und ihm die frohe Botſchaft bringen kann.

Ihr wollt — unterbrach ſie den glühenden Jüngling, und ein mitleidiges Lächeln ſchwebte um ihren Mund, — Ihr wollt zu Georg, ihm berichten, wo er Margarethe finden kann? Oder — fuhr ſie mit bedeutendem Tone fort — wollt Ihr vielleicht ſelbſt hin und verſuchen, ein Herz zu gewinnen, an dem Ihr lange mit Sehnſucht gehangen? — Philipp erröthete. — Beſſer wäre es, Ihr thätet ſo, — fuhr Urſula fort — als von neuem die Flammen anzuſchüren, welche Zeit und Entfernung allein nur dämpfen können.

Ihr kennt mich wenig, Fräulein! — unterbrach er ſie — für mich iſt Margarethe verloren, wie für ihn; bewundern, achten, lieben kann ich ein Herz, das einem Andern ſich hingab, aber um das Herz werben, könnt' ich nicht.

Sonderbarer Menſch! — ſagte Urſula nach kurzem Beſinnen — ich kann Euch meine Achtung nicht verſagen. Aber jetzt verlaßt mich, verlaßt morgen in der Frühe das Schloß und kehrt nach vier Tagen wieder, man wird Euch dann einlaſſen. Margarethe's jetzigen Aufenthalt weiß ich jetzt ſelbſt nicht, wenn ich Euch wiederſehe, werdet Ihr ihn vielleicht durch mich erfahren.

Gute Nacht! — Sie winkte ihm, daß er ſich entfernen möchte.

Er aber trat noch einmal zu ihr. — Fräulein! — fragte er bewegt — habt Ihr mir nichts für Euern Vater zu ſagen?

Urſula beſann ſich, dann erwiederte ſie mit Faſſung: Ihr könnt ihm berichten, wie Ihr mich gefunden. Grüßt ihn und ſagt ihm, es ginge mir wohl. — Sie entfernte ſich.

Als Philipp am frühen Morgen vom Ehrenfels aufbrach und hinunter nach dem ruhig dahinfließenden Rhein ſah, Bingen vor ihm im Glanze der Morgenröthe lag, der finſtere Mäuſethurm wie ein trotziger Alter mitten in den plätſchernden Wellen ſtand, ihr Schmeicheln wie ihr Toben verachtend, ſein graues Haupt finſter erhob, der Sänger hinüberblickte, wo nicht fern die Ebernburg an jenem Fluſſe lag, der ſich hier in den Rhein ergoß, da wurden die Bilder ſeiner Seele lebendig und Margarethe's leidendes Bild trat trauernd unter ihnen hervor. — Iſt denn kein Weg des Glückes für ſie offen, iſt kein Opfer möglich, es zu erkaufen?! rief er. — Er ſetzte ſich auf ein Felsſtück am Wege, nahm ſeine Laute, und den Tö nen des Liedes übergab er ſeine Sehnſucht, ſie zu ihr zu tragen.

Als Philipp am vierten Tage den Ehrenfels wieder hinaufſteigen wollte, fand er des Schloßvoigts Tochter da, wo der Apfelbaum ein ſchattiges Plätzchen bildet und der milde Sinn des Erbauers der Burg einen Brunnen graben laſſen, den durſtenden Wanderer zu erquicken.

Ihr werdet erwartet! — rief ſie ihm entgegen — der Herr war hier, und hat meinem Vater geboten, Euch gut zu bewirthen; heute zieht Ihr, ein lieber Gaſt, bei uns ein.

Er achtete der Worte des freundlichen Mädchens wenig und eilte in das Schloß zu Urſula's Gemach, die auch ſchon ſeiner harrte.

Ich kann heute Eure Sehnſucht ſtillen, Philipp Wohlgemuth! ſagte ſie freundlich, und ihr ganzes Weſen war heute wie verändert, Heiterkeit ſtrahlte aus ihrem Auge, das mit Wohlgefallen den Sänger zu betrachten ſchien, Zufriedenheit und Ruhe hatte ſich über ſie verbreitet, die er beim erſten Zuſammentreffen nicht an ihr bemerkt haben wollte. — Kann die Ruhe des Heiligen auch dem Sünder zu Theil werden? dachte er, als ſie ihn mit Freundlichkeit bat, ſich zu ſetzen und ſie anzuhören.

An jenem verhängnißvollen Abende, der Margarethe von Eurer Seite riß, — begann ſie — wollte ich, wie Ihr Euch erinnern werdet, nach der Felsgrotte gehen. Ich erwartete die Diener des Kurfürſten; aber der Zufall wollte, daß mein Vater mich zurückhielt, und Ottilie's Vorſorge Euch meinen Mantel und Schleier aufdrang. Dieß machte Margarethe den Dienern des Kurfürſten unkenntlich, die mich nie in der Nähe geſehen, und ſo entführten ſie die Jungfrau ſtatt meiner. Erſt hier auf dieſem Schloſſe, wo mich der Kurfürſt erwartete, entdeckte ſich der Irrthum, und der Fürſt, in höchſter Verlegenheit, war ungewiß, ob er Margarethe zurückſchicken, oder ob er ſie hier behalten und Sickingen von dem Vorfalle benachrichtigen ſolle; doch da er durch Sickingen das Verhältniß Georgs zu Margarethe kannte, ſtimmte er für das Letztere, beſonders weil er hierdurch Zeit zu gewinnen glaubte, ſich in meinen Beſitz zu ſetzen. Er irrte, mein Vater ahnete meinen Plan und den ganzen Hergang der Sache, entdeckte dem Ritter ſeine Vermuthungen, ehe noch der Ritter Gemmingen, welchen der Kurfürſt an ihn abgeſchickt, und der ihn verfehlt hatte, eintraf. Von dieſem Augenblicke an hielt mich mein Vater ſehr eingezogen, ſo daß ich, immer bewacht, nicht mehr den äußeren Hof überſchreiten durfte. Balthaſar Slör reiſ'te nach Mainz, fand dort meines Vaters Vermuthung beſtätigt, der Kurfürſt übergab ihm die Tochter, der liſtige Slör aber, ſtatt ſie zur Ebernburg zurückzuführen, brachte ſie mit des Kurfürſten Erlaubniß auf deſſen Schloß nach Steinheim, wo der dortige Kaſtellan ſein Jugendfreund iſt; dort lebt ſie, ihres Georgs gedenkend. Sie hat dem Vater verſprochen, den Geliebten nicht mit ihrem Aufenthalte bekannt zu machen; ob ihn der Ritter Sickingen weiß, iſt mir unbekannt.

Bei dieſer Nachricht glänzte Freude auf des Jünglings Antlitze; daß er wußte wo ſie war, daß er ſein Verſprechen löſen konnte, machte ihn glücklich, glücklicher aber als alles, daß ſeine bange Ahnung ihn betrogen hatte. — Gott ſey gedankt! — rief er — ſie iſt gerettet! — Aber, Ihr arme Unglückliche! ſagte er plötzlich.

Wohlgemuth! — unterbrach ihn Urſula —

Ich will Euch über Eure unberufenen Warnungen nicht zürnen, Ihr meint es gut, will Euch aber mit der Verſicherung tröſten, daß ich mit meinem Schickſale zufrieden bin. Ich liebe, bin im Beſitze deſſen, den ich liebe, was brauche ich mehr, um glücklich zu ſeyn? — Ihr ſucht Euer Glück in Träumen und in Entbehren, ich in der Wirklichkeit und im Genuſſe. Was Ihr Euch für die Zukunft baut, giebt mir die Gegenwart willig, und ſo tauſche ich nicht mit Margarethe, die, eine Märtyrin, ſich ſtatt Roſen eine Dornenkrone flicht.

Und doch kann ich Euch nur bedauern! — unterbrach ſie Philipp — Ihr glaubt Euch am Ziele Eures Glückes, und wie fern ſeyd Ihr vom Ziele!

Urſula lächelte. — Nehmt dieſe Kette, — ſprach ſie — der Kurfürſt wollte ſie Euch ſelbſt geben, da ich aber meinte, aus meiner Hand hätte ſie vielleicht mehr Werth für Euch, überließ er es mir, ſie Euch umzuhängen; tragt ſie zu meiner Erinnerung als ein Zeichen, daß ich Euch wohlwollte, ſelbſt damals, da Euch meine Neckereien vielleicht quälten. Führt Euch Euer Weg nach

Mainz, wohin ich morgen ziehe, ſo vergeßt nicht die, welche einſt das Ideal Eurer Phantaſie war und grüßt meinen Vater. — Dieß ſagend ſprang ſie auf und eilte in ein anderes Gemach.

Wecke ſie nie aus ihren Träumen, gütiger Gott! — ſagte er traurig — ein Meiſterwerk der Natur hat ſich ſelbſt zertrümmert.

Er verließ in der Stille das Schloß und eilte über den Rhein der Ebernburg zu, dem Freunde die Botſchaft zu verkünden.

Als er am ſpäten Abend auf die Ebernburg kam, traf er weder Georg, noch den Ritter von Sickingen mehr, — Beide waren zwar ſchon von ihrem Kriegzuge zurück, aber nach dem Rheingrafenſtein geritten, und man erwartete ſie erſt ſpät am Abende; da gedachte Philipp Urſula's Vater, und mit bang klopfendem Herzen trat er in ſein Gemach.

Willkommen! — rief ihm der Alte freundlicher entgegen als er es vermuthet hatte, und ſtand, ihn zu bewillkommen, auf. — Wes Weges kommt Ihr, lieber Herr Wohlgemuth?

Ich komme von Mainz! — erwiederte Philipp. Des Alten Geſicht umdüſterte ſich. — Ich war auf dem Schloſſe Ehrenfels und bringe Euch einen Gruß.

Schweigt! rief der Alte, und ſeine Hand ballte ſich krampfhaft.

Einen Gruß von Eurer Tochter Urſula! — ſagte der Sänger, ohne ſich an des Alten düſteres Geſicht zu kehren. — Es geht ihr wohl.

Der Alte lachte hell auf, die ſcharfen lachenden Züge verzogen ſich wieder, ſein Geſicht wurde ernſt, dann kalt, ſo ſah er ſtarr vor ſich hin. Philipp war es ſchauerlich, das Geſicht des alten Mannes gleich einem Todtenbilde vor ſich zu ſehen.

Herr! — rief er — lieber alter Herr! — Redinger hörte nicht — Euer Kind läßt Euch ſagen: Es ginge ihm wohl.

Da hob der Alte den Blick nach ihm, wollte lächeln und konnte nicht. Endlich gewann ſein Schmerz Worte. — Ich bin ein armer Mann! — ſprach er — mir iſt alles genommen, ſelbſt die Kraft, den Fluch über mein entartetes Kind auszuſprechen, nur die Erinnerung iſt mir mit all' ihren düſtern Bildern geblieben. Ich ſehe mich immer noch unter meinem Streitroſſe liegen, ſehe mich in dem Graben der Starkenburg, ſehe mein

Weib im Sarge, meine Burg in Flammen, mein Kind — Junger Mann! — ſagte er wehmüthig — war denn keine Rettung mehr? Hilft denn kein Gebet? — Iſt es denn Gott nicht mehr möglich? — Sprecht doch, ſagt mir ein Wort des Troſtes, ein einziges Wort! — Ihr ſchweigt, Euer Auge iſt naß! O wohl Euch, daß Ihr noch weinen könnt, mir iſt das Labſal der Thränen längſt genommen! — Er preßte bei dieſen Worten die Hand auf das brennende Auge. — Seht! — rief er — keine Thräne konnte ich wegwiſchen! — Gute Nacht, junger Mann! — ſagte er dann — Ich bitte Euch, geht und laßt mich allein.

Philipp ging mit blutendem Herzen auf ſeine Kammer; der Anblick des Alten hatte ihn tief erſchüttert, der Leichtſinn Urſula's erſchien ihm in ſeiner furchtbarſten Geſtalt. — Sie kann nicht glücklich ſeyn! — rief er aus — denn es bedarf nur eines Blickes auf den alten Mann, und ihr Glück liegt in Trümmern!

Da ſtürzte Georg herein. — Haſt Du Kunde von ihr! — rief er — haſt Du ſie gefunden, geſehen, geſprochen?

Ich kenne ihren Aufenthalt — erwiederte Philipp — aber geſehen habe ich ſie nicht.

Du kennſt ihren Aufenthalt und haſt ſie nicht geſehen? — unterbrach ihn Georg — Kalter Menſch! — Aber nein! — ſagte er begütigend — ich thue Dir Unrecht, Du eilteſt ſicher zu mir, daß ich zuerſt die Wonne des Wiederſehens genießen ſollte; ich danke Dir, Freund! — Wo iſt ſie?

Georg! — erwiederte der Sänger — ehe ich Euch den Ort nenne, ſo wißt, daß, wo ſie iſt, ihr Vater ſie für Euch verborgen hält. Er hofft von der Zeit, daß ſie den Schmerz der Trennung lindern, daß ihr dort die Ruhe wieder werden ſoll, die Ihr geſtört habt; wollt Ihr hin, wollt Ihr der vielleicht in ihr Schickſal Ergebenen das letzte Ankertau zerreißen und ſie in dem Strome der Wellen mit Euch fortführen? — Georg wurde nachdenkend. — Laßt die Zeit ihre ſanften Schwingen über ihr Herz breiten; haben ſie es beruhigt, ſtört den Frieden nicht —

Und ich? fuhr Georg auf.

An Euch ſollt Ihr nicht denken — nur an ſie. — Was ihren Schmerz beſänftigt, gnüge Euch. — Sollte aber nicht Zeit, nicht Entfernung Euer Bild verwiſchen können, ſo handelt als edler Mann, nicht als Edelmann, und ehe des Mädchens Herz bricht, breche lieber der Kampfwärter Euern Schild im Turniere.

Philipp! — rief Georg — Was Du eben geſprochen, lag ſchon längſt in meinem Herzen, aber ich habe es verborgen. Meine Handlungen beſtimmt mein Vater, dem ich Gehorſam ſchuldig bin. Fühlte ich nicht die hohe Achtung für ihn, fühlte ich nicht, daß ihn zu kränken, ihm, der mich ſo innig liebt, ſeine Hoffnungen zu untergraben ein Verbrechen wäre, längſt ſchon hätte ich den Mann handeln laſſen ſtatt des Ritters; ſo aber muß ich die Stimme unterdrücken, die mich mahnt, nur Menſch zu ſeyn. — Sage mir nicht wo ſie weilt; iſt ſie dort mit ihres Vaters Willen, ſo bedarf ſie meiner Hülfe nicht, und es iſt beſſer, ich kenne den Ort nicht, wo ſie um mich trauert, damit mein leidenſchaftliches Gemüth mich nicht forttreibt zum Unüberlegten. Du aber ziehe hin, ſieh' wie es ihr ergeht; bringe mir Kunde, denn ehe ihr Herz bricht, ſo breche, wie Du ſagſt, lieber mein Schild.

Am andern Mittage ließ Sickingen den Sänger rufen; er vermuthete aus des Sohnes aufgeregtem Gemüthe, daß er durch Wohlgemuth Nachricht von Margarethe erhalten habe, und befragte ihn deshalb. Philipp berichtete die Wahrheit; nur das, was er in Georgs Herzen verborgen glaubte, verſchwieg er dem Vater.

Sonderbar! — ſagte Sickingen — Auch ich kenne den Ort nicht, wo das geliebte Mädchen jetzt weilt; ihr Vater hat ihn mir verſchwiegen, und ich habe nicht näher in ihn gedrungen. Zieht zu ihr, Philipp! grüßt ſie von Franz von Sickingen. Eins aber bitte ich Euch, verſchließt aus überſpanntem Edelmuthe nicht Euer Herz, Euer Gefühl, welches Euch und Margarethe beglücken, meinen Sohn heilen müßte. Das Mädchen iſt Euch gewogen, und hätte ſie Euch geſehen, ehe die Liebe zu Georg erwachte, ſie hätte Euch gewählt, und wählt Euch vielleicht noch; dann gebt Ihr meinem Hauſe, ja, meinem Herzen die Ruhe wieder.

Philipps Wange überzog eine hohe Gluth.

Ziehet hin! — fuhr Sickingen fort — gründet das Glück meiner Familie, der Ihr zugethan ſcheint, gründet das Eure.

Am andern Tage wollte der Sänger von dannen ziehen, da hielt ihn ein heftiges Fieber auf der Ebernburg zurück und warf ihn auf das Siechbett; Georg war hier ſein treuer Pfleger.

8.

In dieſen Tagen traf ein Eilbote von Mainz auf der Ebernburg mit der Nachricht ein, Kaiſer Maximilian habe ſein thatenreiches Leben geendet. Sickingen war bei dieſer Nachricht, obgleich ſie ihm nicht unerwartet kommen konnte, tief erſchüttert. — Ein großer Mann iſt heimgegangen! — rief er im Gefühl ſeines Schmerzes — Bete, Deutſchland, daß dir wieder ein Kaiſer wird, gleich ihm, der dir Fürſt, Vater und Vorbild war! — Er überdachte ſchnell die Folgen dieſer wichtigen Begebenheit, und berechnete, wie ſehr ſie auf die Ruhe Deutſchlands einwirken mußte. Ihm war es jetzt unangenehm, daß er ſeine Soldaten hatte auseinander gehen laſſen, da ihn die kommenden Ereigniſſe gewiß gerüſtet verlangten; denn kaum fünfhundert Mann hatte er noch in ſeinen Burgen, und die erſt jüngſt entlaſſenen konnten der Kurfürſt von Trier und Herzog Ulrich von Würtemberg leicht durch franzöſiſches Gold anwerben und im entſcheidenden Augenblicke der Kaiſerwahl für Frankreich verwenden. Schnell wurden Boten an die Hauptleute nach Franken, Sachſen und der Wetterau geſchickt, um ſchnell wieder zehn Fahnen Lanzknechte zu werben, und alle Burgvoigte erhielten den Befehl, mit ſo viel als ſie könnten, die Beſatzung ihrer Schlöſſer zu verſtärken.

Der entſcheidende Augenblick für Deutſchland iſt gekommen, — ſagte er zu Slör — von der Kaiſerwahl hängt die Verbreitung der neuen Lehre, hängt der Erfolg meines lang durchdachten Planes ab. Auf Albrecht von Mainz ruht jetzt viel.

So laßt mich hin zu der ſchönen Urſula, ſie mag ihren geiſtlichen Verehrer ſtimmen, meinte Slör.

Sickingen ſchüttelte unwillig den Kopf. — Dergleichen Wege liebe ich nicht, ſagte er ernſt.

Ihr ſeyd ſonderbar! — entgegnete Herr Balthaſar — Was ſind alle Unterhandlungen anders als krumme Wege, auf welchen der Liſtigſte am nächſten zum Ziele gelangt; ob Ihr den Kurfürſten durch Eure gewandten Worte überredet, oder es durch die ſchöne Urſula thut, iſt wohl ziemlich gleich — gelangen wir nur zum Zwecke.

Ihr mögt Recht haben, Slör! — ſagte Sickingen — Aber auch ich habe Recht. Was für Euch paßt, ziemt mir nicht.

Nun, wie Ihr wollt, Herr! Ihr geht übermorgen nach Mainz, ich ſchon morgen.

Sickingen erlaubte es, und als er kurz darauf zum Kurfürſten kam, fand er ihn vollkommen geſtimmt, die wegen des Königs von Spanien verabredeten Bedingungen auch jetzt noch zu erfüllen; nur bedung der Kurfürſt ſich aus, daß der König einen Geſandten an ihn ſchicken ſolle, mit welchem er dann den Vertrag abzuſchließen bereit ſey. Weder Urſula's noch Margarethe's hatte er im Laufe des Geſpräches erwähnt, wohl aber bemerkt, daß ſein Geheimſchreiber ihm wahrſcheinlich durch Urſula treulich vorgearbeitet habe.

Als er auf die Ebernburg zurückgekehrt war, ſchrieb er an alle ſeine Freunde und bat ſie, für den Fall, daß er ihrer Unterſtützung bedürfe, ſich bereit zu halten; auch da, wo er für ſich einen offenen Säckel erwarten konnte, nahm er ihn in Anſpruch, und hoffte eine bedeutende Summe für je-

jeden vorkommenden Fall zuſammenzubringen. Mit Georg, der ihm ſeit der Unterredung mit Philipp Wohlgemuth noch theurer geworden war, redete er das Nöthige wegen einer Reiſe nach Brüſſel ab, wohin dieſer ihn zum Hoflager des Königs von Spanien begleiten ſollte, erfüllte Ottilie's ſtillen Wunſch, das Band der Ehe mit Ulrich Späth zu knüpfen, und beſorgte ſein Haus, als wiſſe er im Voraus, daß er es lange verlaſſen müßte.

An dem nämlichen Abende, wo er von Mainz zurückkehrte, war er auch zu Moritz Redinger gegangen, der immer eingezogen, faſt den ganzen Tag in Büchern leſend, in ſeinem Gemache ſaß. Als er Sickingen erblickte, ſtand er auf, ging ihm entgegen, zog ſein ſammetnes Käppchen von dem grauen Scheitel, was er ſonſt nicht immer zu thun pflegte, und ſtatt deſſen Gruß zu erwiedern, ſah er ihn wehmüthig an. — Herr! — begann er dann — verſtoßt mich nicht. Wenn ich auch nicht mehr das Schwert für Euch führen kann, ſo gebt mir doch Obdach, Speiſe und Trank, daß ich nicht gezwungen bin, von dem Sündenbrode meiner Tochter zu eſſen.

Redinger! — unterbrach ihn Sickingen, traulich dem Alten die Hand reichend, — wie kommt Ihr zu dieſer ſonderbaren Rede? So lange meine Feinde mir dieſe Burg laſſen, ſo lange noch ein Faß Wein in meinem Keller iſt, ſollt Ihr nicht ohne Obdach und Nahrung ſeyn. — Er ſah hierbei den Alten genauer an und erſchrak über ſein Ausſehen; der Gram hatte in der kurzen Zeit tiefe Furchen auf ſeinem Geſichte gezogen, mehr noch erſchrak er über den Gleichmuth, mit welchem er ihn auf einmal anſah, ſich wieder auf ſeinen Seſſel ſetzte und ihn fragte: Ihr waret in Mainz, Ritter Sickingen?

Ich war dort.

Spracht Ihr den Cardinal?

Ich ſprach ihn.

Habt Ihr ſonſt niemand geſehen? fragte er, immer unruhiger werdend.

Ich ſah Manchen am Hofe, erwiederte Sickingen.

Saht Ihr mein Kind?! rief er zitternd.

Ich habe ſie nicht geſehen, Herr! antwortete Sickingen, den Ton und Stellung des Alten innig rührten.

Ach! — ſagte dieſer ſeufzend — wenn es mir zuweilen iſt als ſtände ſie neben mir, das Kiſſen mir zu rücken, und ich mein Auge von ihr hinweg auf das Buch wende, und es mir dann dünkt als ob ſie mich anreden müßte, vergeſſe ich ſie doch zuletzt, und die Lehre dieſer frommen Schrift zieht mich von allem Irdiſchen ab, meine Seele wird ruhig und ich denke nicht daran, daß noch etwas auf Erden wandelt, was mein iſt. Aber wenn die Sonne ſich ſenkt, das Dämmerlicht immer mehr und mehr verſchwindet, der letzte Schimmer mir auf dem düſtern Grunde der Nacht die Bilder der Vergangenheit wie Nebelſchatten zeigt, dann wird es mir beklommen um's Herz, Sehnſucht nach meinem Kinde ergreift mich, ich möchte ihr vergeben, denn es iſt ja meines Weibes Kind. — Ach, Herr! zu fühlen, daß man von Allem losgeriſſen iſt, was einen noch an das Leben kettete, einſam ſich zu fühlen auf dieſer belebten Erde, dieſes grauſige Gefühl könnte den Menſchen bewegen, ſich an die Sünde ſelbſt anzuklammern, um nur nicht allein zu ſtehen. Aber von ihrem Sündenbrode mag ich doch nicht eſſen, und ſollte ich verhungern.

Und könntet Ihr nie Eurem Kinde vergeben? fragte Sickingen.

Nie! — rief der Alte finſter — Wäre ſie dem Sänger nachgelaufen, hätte ſich an ihn gehangen und ſo meinen Namen entehrt, ſo wäre ich tief gekränkt, tief erniedrigt und hätte mein Schild zu Grabe getragen, meine Rüſtung dem Waffenſchmidt verkauft; aber ich hätte doch in ihr Häuschen einziehen, ihr kärgliches Mahl theilen, mich ihrer Kinder freuen können, denn ich hätte geglaubt, die Liebe, die unwiderſtehliche Liebe hätte ſie verleitet, es ſey ein menſchlicher Fehler, den ſie zu büßen habe und den ich mit büßen müſſe. Aber eines Pfaffen Buhlerin, nein, Sickingen! dieſe Schuld kann Vaterliebe nicht verzeihen!

Ihr ſeht die Sache in dem ſchlimmſten Lichte! ſagte Sickingen, ihn beruhigen wollend.

Ritter Franz von Sickingen! — unterbrach ihn, ſich ſtolz vor ihn ſtellend, der Alte — Wähnt Ihr, Moritz Redinger müſſe abgeſtumpfter gegen die Schande ſeiner Tochter ſeyn als Ihr gegen die Thorheit Eures Sohnes? Meint Ihr, Euer Stamm ſey edler und Euer Schild roſte eher als der meine? Seyd Ihr ſo nachſichtig gegen die

Schande, die mich trifft, warum ſeyd Ihr ſo empfindlich für die Schmach, die nur den Ritter treffen konnte, warum ließt Ihr jenes holden Mädchens Herz brechen und verſagt Eurem wackern Sohne ein edles Weib, nur weil ſie nicht adelig iſt?

Moritz Redinger! — erwiederte Sickingen gelaſſen — Ihr zeigtet mir Eure Wunde — ich fand ſie unheilbar; warum ſollte ich nicht lindernden Balſam darauf träufeln, wenn er auch nicht heilen, wenn er nur lindern kann; warum ſollte ich die Wunde vergrößern?

Redinger ſah ihn nachdenkend an.

Ich fühle Euern Schmerz und bedaure Euch, — fuhr Sickingen fort — aber da es Fälle giebt, welche der Menſch nicht ungeſchehen machen kann, ſo muß der Mann das Unglück männlich ertragen und nicht im Schmerze untergehen.

Eben als Redinger antworten wollte, trat ein Diener eilig ein und meldete die Ankunſt Herrn Philipps von Flersheim, Sickingens Schwäher, der ihn zu ſprechen wünſchte. Sickingen drückte dem Alten die Hand und verließ ihn.

Es mußte Wichtiges ſeyn, was den Domſänger von Speier herführte, Sickingen eilte deshalb mit geſpannter Erwartung zu ihm. — Was bringſt Du mir?! — rief er ihm entgegen — Gute oder böſe Botſchaft?

Was ich Dir bringe, muß die Zeit erſt geſtalten. Herzog Ulrich, den Mord eines ſeiner Diener zu rächen, iſt plötzlich vor Reutlingen gerückt, hat die Stadt mit Sturm genommen, ihre Siegel und Wappen zerſchlagen, ihre Freiheitbriefe zerriſſen und ſie gezwungen, ihm zu huldigen.

Ein tolles Unternehmen! — rief Sickingen — Nun iſt er ohne Rettung verloren. Eine Reichsſtadt gewaltſam vom Reiche zu reißen, ſie zwingen, ihm zu huldigen, ihn als ihren Lehnherrn anzuſehen, iſt ein raſendes, tollkühnes Unternehmen. Der ſchwäbiſche Bund wird auftreten, die Baiern über ihn fallen, Georg von Frondsberg die Söldner Oeſterreichs als Verbündete zuſammenziehen, und was ſchlimmer als Alles iſt, die Schweizer werden ihn ſeinem Schickſale überlaſſen und nach Hauſe gehen.

Und was wirſt Du beginnen? fragte Flersheim.

Sickingen, ohne zu antworten, ging in dem Gemache auf und ab; endlich blieb er ſtehen, beſann ſich noch eine Weile, dann ſagte er mit ſeiner gewohnten Ruhe: Er iſt verloren, keine Macht kann ihn retten, ſeine Thorheit verdient es auch nicht. Ich bedarf in der jetzigen Zeit ein schlagfertiges Heer, nur mit den größten Opfern könnt' ich es bis zu dem wichtigen Zeitpunkte erhalten; deshalb erhalte es dieſer Krieg, zu dem mich überdieß meine Verpflichtung zwingt. Ich bin gegen Würtemberg.

Und was ſoll Dir dieß frommen? fragte Flersheim.

Die Gunſt des neuen Kaiſers iſt mir zu wichtig, als daß ein Fürſt Deutſchlands Thron beſteigen ſollte, ohne daß ich ihn darauf gehoben. An der Spitze eines Heeres iſt meine Stimme von ſtärkerem Gewichte als eine Kurſtimme, und ohne Krieg vermag ich ein ſolches, wie ich hierzu bedarf, nicht zu ſtellen. Würtemberg muß mir das Heer werben und erhalten, womit ich Karl von Spanien zum Kaiſer ausrufe, und wofür er mich belohnen wird.

Biſt Du deſſen gewiß? — fragte der edle Flersheim — Ich fürchte, Du hebſt Deine Schwingen zu hoch! —

Für meines Vaterlandes Wohl, für ſeine Frei heit und meines Glaubens Begründung iſt kein Flug zu gewagt, keine That zu kühn, kein Wunſch zu groß. Die Fürſten fürchten ihre Ruhe auf's Spiel zu ſetzen, ſie leben zu gemächlich und ſcheuen, in ihrer Schlafſucht geſtört zu werden, ſie haben wohl den Willen, aber nicht die Kraft zur That. Was bleibt dem Vaterlande übrig als ſeine muthigen Männer, ſie müſſen zuſammenhalten, es zu unterſtützen, denn wahrlich, Philipp! ſo kann es nicht bleiben, das alte Gebäude ſtürzt zuſammen und wir mit ihm! —

Sickingen! — unterbrach ihn Flersheim — Du weißt, wenn es das Vaterland, wenn es die Freiheit Deutſchlands gilt, bin ich der Deine mit Leib und Seele; aber ich fürchte, der Ehrgeiz gebraucht dieſe heiligen Namen, Dich nach Unerreichbarem zu verlocken.

Nein, wahrlich nicht! — erwiederte Sickingen, und aus ſeinem Auge ſtrahlte die innige Wahrheit ſeines untadeligen Gemüthes, — meine Abſicht iſt edel, ich trachte nur nach Macht, ſie für das allgemeine Wohl zu gebrauchen, nicht für mich; und wie ich das Heer für Karl von Spanien werbe, damit die Krone auf ein würdiges Haupt, auf das

Haupt eines Habsburgers geſetzt werde, ſo gebrauche ich auch nur meine und meiner Freunde Kraft, die Feſſeln zu zerbrechen, womit die Fürſten uns zu umziehen drohen.

Franziskus! — rief Flersheim mit ernſtem Tone — täuſche Dich nicht ſelbſt. In unſeren Zeiten, wo Krieg, Fehden und Wegelagerung des Adels Handwerk iſt, hält man manches für erlaubt, was es wohl vor Gott und Menſchen nicht ſeyn ſollte. Was der Muth und die Fauſt errungen, betrachtet man ſo leicht als ſein Eigenthum. Der Edle möchte eine Herrſchaft, und wenn er dieſe beſitzt, ein Fürſtenthum erringen. Hüte Dich vor dieſer Klippe, Franziskus! Dein Name iſt in allen deutſchen Gauen gefeiert, Du ſtehſt als Beſchützer der Unterdrückten ſo hoch als keiner, und wenn Dich der Fürſtenhut ſchmückte und ein Wappen mit Krone und Schwert von Schildhaltern getragen in Deinem Banner leuchtete, es könnte nicht ſchöner glänzen als Deine Fahne mit den fünf Kugeln und der herrlichen Inſchrift: „Allein Gott die Ehre, Liebe dem gemeinen Nutzen, Beſchirmung der Gerechtigkeit!“ Dieſer Wahlſpruch ſpricht Tugenden aus, die Du bis jetzt geübt;

möchteſt Du „Mäßigung im Glücke“ auch hinzufügen!

Sickingen lächelte. — Du zagſt doch immer, lieber Schwäher! — ſprach er — und wenn Du nicht für mein Leben, für mein Hab' und Gut zagen kannſt, ſo fürchteſt Du für mich ſelbſt. Noch — ich ſchwöre es Dir — iſt kein Wunſch in mir erſtanden, über den ich erröthen müßte, und mein Schwert zog ich bis jetzt nur für Andere, nicht für mich. Sollten meine Wünſche dereinſt kühner werden, ſollte ich, wie Du fürchteſt, nach Höherem ſtreben, ſo ſey überzeugt, es geſchieht nur, um mächtiger gerüſtet zum Schirm deutſcher Freiheit, zur Beſchützung des Glaubens meinen Feinden entgegen zu ſtehen. Sorge nicht für mich! Mein Wahlſpruch hat ſich mir zu tief eingeprägt, mit ihm will ich leben, will ich ſterben!

9.

Sickingens Vorausſagung war eingetroffen, der ſchwäbiſche Bund rüſtete ſich mit Macht, und ſchon kamen Boten von Augsburg und Ulm nach der

Ebernburg, Sickingen zur Theilnahme an der Fehde gegen Würtemberg einzuladen. Auch die Herzoge Wilhelm und Ludwig von Baiern erinnerten ihn an das dem Kaiſer gegebene Verſprechen, und machten ihm die vortheilhafteſten Bedingungen; denn ſie fürchteten, daß Sickingen, der ſonſt dem Herzoge Ulrich wohl gewogen war, nach des Kaiſers Tode auf des Herzogs Seite treten möchte. Dieſer benutzte klüglich die Umſtände, ſich bei dem Bunde ſowohl als bei Baiern einer Entſchädigung für aufgewandte Kriegskoſten zu verſichern, und gab nicht eher das Verſprechen, mit den Seinigen zu den Verbündeten zu ſtoßen, bis man ihm einen vollſtändigen Erſatz ſeiner Unkoſten an Geld oder Land und den Antheil an der Beute verſprach, welchen er nach der Stärke ſeines Heeres fordern durfte.

Jetzt eilten die Boten nach allen Seiten, die geworbenen Fahnen und ſeine Freunde herbeizurufen. Alle kamen, nur Götz von Berlichingen nicht, der, treu ſeinem dem Herzoge gegebenen Worte, ſich zur Vertheidigung des ihm vom Herzog anvertrauten, dicht bei Jarthauſen gelegenen Schloſſes und der Stadt Möckmühl anſchickte.

Von Sickingen noch einmal ſchriftlich aufgefordert, dem Herzoge ſeine Dienſte aufzuſagen, hatte er ihm geantwortet: „Du wirſt den Götz nie wortbrüchig finden, am wenigſten einem unglücklichen Freunde!“ und Sickingen konnte nichts thun als ihn beklagen.

Während Sickingen ſich rüſtete, führte Ulrich Späth Ottilie heim, ſo daß keine der drei holden Jungfrauen mehr auf der Ebernburg war und ſie ganz verödet ſchien. Philipp Wohlgemuth war von der Krankheit geneſen und beeilte ſich, ſeinem Freunde Georg auf dem Heerzuge zu folgen, vorher aber wollte er noch Margarethe aufſuchen und dem Freunde treuen Bericht abſtatten.

Der Tag des Auszuges nahte. — Die Verbündeten verſammelten ſich bei Ulm; Sickingen, der, um dahin zu gelangen, einen bedeutenden Umweg machen mußte, da er die heſſiſchen, pfälziſchen und würtemberger Lande vermied, hatte Aſchaffenburg zum Sammelplatze ſeines kleinen Heeres gewählt.

Unter Trompetenſchall zog er am Ende des Februar 1519, von ſeinen Freunden begleitet, aus; Moritz Rebinger zog jedoch, um Mainz zu vermeiden, allein über Oppenheim und Darmſtadt nach Aſchaffenburg. Gern hätte ihn Sickingen auf der Ebernburg zurückgelaſſen, aber er verlangte ausdrücklich mitzuziehen, und der Ritter hoffte auch, daß das rege Kriegleben ſeinen verdüſterten Sinn aufheitern würde.

Weniger finſter dachte Hans Hilchen über die Verhältniſſe und zog getroſt mit Sickingen nach Mainz. Er war von ſeiner heimlichen Liebe geheilt, ihm war Urſula gleichgültig geworden, und er dankte Sickingen, der ihm die Augen geöffnet. — Mein grünſeidenes Wams — ſagte er — habe ich des Kurfürſten Hofnarren geſchenkt; trägt er es und Urſula erkennt es wieder, mag ſie in Gottesnamen denken: „Ein Narr gab es dem andern.“

In Mainz hatte Sickingen abermal eine Unterredung mit Kurfürſt Albrecht. Balthaſar Slör, der ſchon einige Tage früher die Ebernburg verlaſſen hatte, glaubte, bei ſeiner Durchreiſe durch Mainz, die ſchöne, jetzt allvermögende Urſula Redinger nicht außer Acht laſſen zu müſſen. Er wußte, daß ſie der neuen Lehre gewogen war, und hierauf baute er einen weit ausſehenden Plan, der ſpäterhin vielleicht nur durch Albrechts Unentſchloſſenheit ſcheiterte. Er zeigte nämlich der Eitlen, Ehrgeizigen die Ausſicht, daß, wenn der Kurfürſt ſich zu der neuen Lehre bekenne, das geiſtliche Kurfürſtenthum, wenn auch nur die Bisthümer Magdeburg und Halberſtadt, zu einem weltlichen Fürſtenthume umgewandelt würde, ſie die Ausſicht haben könnte, als ſeine Gemahlin neben ihm zu glänzen. Daß Franz von Sickingen mit ſeinem Anhange und aller ſeiner Macht, ſo wie die ſich zur neuen Lehre hinneigenden Fürſten, Albrecht von Mainz in dieſem Unternehmen beiſtehen würden, verſtünde ſich von ſelbſt.

Urſula, alles leidenſchaftlich ergreifend, war willig in dieſen Plan eingegangen, der ihrem Ehrgeize ſo ſehr ſchmeichelte, und ohne jetzt ſchon ihrer hierbei zu erwähnen, hatte ſie mit dem Kurfürſten deshalb geſprochen. Lange mochte wohl ſchon dieſer Plan der ſtille Wunſch ſeines Herzens geweſen ſeyn, den er jedoch kaum zu denken wagte; deshalb erſtaunte er, ihn durch Urſula zu vernehmen, war jedoch bedacht genug, ihr nur eine zweideutige Antwort zu geben und die Sache als ein Hirngeſpinnſt zu betrachten. Aber Urſula, die ihn ſo leicht durchſchauete, entging es nicht, daß ſie eine Saite berührt hatte, deren Ton ihm nicht zuwider war; ſie begann das Geſpräch mehrere Mal auf den nämlichen Gegenſtand zu bringen, und ihn ſo immer mehr und mehr für die Sache zu gewinnen. Es gelang ihr auch endlich ſo ganz, daß der Kurfürſt ſelbſt, als Sickingen bei ſeiner Durchreiſe ihm aufwartete, das Geſpräch unmerklich darauf leitete. Aber Sickingen, des Kurfürſten Worte auf der Ebernburg gedenkend, hielt es nicht für rathſam, ſich jetzt ſchon in dieſe Sache einzulaſſen, da er Albrechts ſchwankendes Gemüth kannte, und überdieß befürchtete, daß ihm die Wahl ſeines Bruders zum Kaiſer dadurch noch wichtiger würde. Er vermied eine nähere Erörterung, und ſo ſchieden ſie, der Kurfürſt nicht ganz mit ihm zufrieden.

Franz rückte jetzt vor Frankfurt, und erſt nach manchen Schwierigkeiten, die ihm der Magiſtrat des Durchzugs wegen machte, ging er dort über den Main nach Offenbach und traf den 1ſten März bei ſeinem Heere in Aſchaffenburg ein. Er führte dießmal dem Bunde nur 3000 Lanzknechte und 800 Reiter zu, wohl wiſſend, wie ſchwer es halten würde, für dieſe ſeine Unkoſten vergütet zu bekommen, und da er die kurze Dauer der Würtemberger Fehde voraus ſah, war er gewiß, am Ende derſelben ein anſehnliches Heer aus den entlaſſenen Kriegknechten werben zu können.

Von hier aus ſchickte er nach damaliger Sitte dem Herzoge Ulrich die Fehdebriefe in ſeinem und der ihm verbündeten Edlen Namen. Zehn auf das prächtigſte gekleidete Edelknaben, von drei Trompetern begleitet, überreichten die verſchiedenen, an die Spitze ihrer Lanzen geheſteten Fehdebriefe dem Herzoge, welcher die Abgeſandten freundlich aufnahm, ſie bewirthen ließ und jedem Trompeter vier Goldgülden ſchenkte. — Sagt Eurem Ritter Franziskus von Sickingen, daß ich ihn eher mit hundert Lanzen mir zu Hülfe, als Euch mit den zehn Fehdebriefen erwartet hätte. — Er entließ ſie, und befahl, ſie bis Ulm zu geleiten.

Sickingen rückte indeſſen mit ſeinem Heerhauſen dem Sammelplatze der Verbündeten zu. Als er über Miltenberg und Mergentheim, nicht weit von Jaxthauſen vorbei zog, konnte Georg dem Wunſche nicht widerſtehen, Götz von Berlichingen zu beſuchen. Obgleich nur ungern, erlaubte

es

es ihm Sickingen, doch verbot er ihm ſtreng, das Gebiet des Herzogs zu berühren. Georg ritt nach Jaxthauſen, traf aber Götz nicht, der in dem nahe gelegenen Städtchen Möckmühl beſchäftigt war, die Mauern ausbeſſern und das Schloß in Vertheidigungsſtand ſetzen zu laſſen; ein Bote, den ihm ſeine Gattin ſchickte, rief ihn jedoch auf die Burg zurück. Er freuete ſich herzlich, als er Georg wiederſah. — Nein, wahrlich! — rief er — der Lanzenſtich hat Dir nicht geſchadet, Junge! Du ſiehſt zwar etwas bleicher aus als damals, aber Du biſt noch kräftiger geworden, und ſtehſt wie ein ächter Sickingen vor mir. — Ihr zieht hier vorüber? Nun, ſo freuet es mich, daß Dein Vater dem Götz keinen Beſuch mit ſeinem Kriegvolke abgeſtattet hat; es hätte mich in der Seele geſchmerzt, wäre er vor Möckmühl gekommen, wie ich faſt fürchtete.

Wie konntet Ihr das glauben? ſagte Georg empfindlich.

Das verſtehſt Du nicht, mein Sohn! Dein Vater iſt Feldoberſter des Herzogs Wilhelm von Baiern, wohin der ihn beordert, muß er ziehen.

Gegen Euch würde er es nimmermehr! rief Georg lebhaft.

Glaub' es auch, und das wußte der Baier wohl, deshalb laſſen ſie ihn auch in Ruhe bis Ulm gehen; hätte mir ſonſt der freundliche Herzog Wilhelm gern einen Gruß mit Karthaunen ſchicken laſſen. — Daß mir aber Sickingen ſeinen Sohn geſandt, dafür danke ich ihm herzlich; er konnte nicht ſelbſt kommen, das weiß ich; ich durfte nicht zu ihm, und ſo iſt es gut, daß Du kamſt.

Georg hatte nun während ſeines Aufenthaltes auf Jarthauſen Gelegenheit, den Ritter mit der eiſernen Hand auf ſeiner Burg zu ſehen. Rauh und gerade wie überall, war er auch hier, aber es blickte durch dieſe Rauhheit ein weiches Gemüth hervor, und wenn er auch mit ſeiner Dorothea ſchalt, denn nichts konnte ſie ihm ganz recht machen, ſo drückte er ſie wieder ſo treuherzig an ſich, ſuchte alles hervor, um ſie vor dem Fremden in ein ſchönes Licht zu ſtellen, und ſchien dann wieder ſo zufrieden mit allem, was ſie that, daß Georg, ohne ein großer Menſchenkenner zu ſeyn, leicht wahrnehmen konnte, es ſey nur die rauhe Schale, die zuweilen verwunde.

Noch einmal verſuchte Georg, auf ſeines Vaters Befehl, zwar nur leiſe und ungern, ihn von ſeiner

Verbindung mit dem Herzoge abzubringen; er bemerkte ihm unter andern, daß faſt alle ſeine Freunde und Waffengefährten ihm gegenüber ſtänden.

Junge! — fiel ihm Götz in die Rede — ſchweige von dergleichen. Wenn die Baierfürſten ihrem Groll an Götz von Berlichingen freien Lauf laſſen wollen, haben ſie hiezu noch genug Schranzen; wenn die Städter dem Manne mit der eiſernen Hand ihren alten Haß fühlen laſſen wollen, fehlt es ihnen nicht an Söldnern, die alle meine Freunde nicht ſind, ſie mögen dieſe vor Jaxthauſen und Möckmühl führen, dazu bedarf es meiner Freunde nicht, die auch nicht kommen würden. Nun, die von Baiern und den Städten mögen kommen! Obgleich ich nicht großes Vertrauen zu unſerer Sache habe, muß ich ſie doch enden, wie Gott will. Der Krieger, merke Dir das, Junge! muß dem Zufalle ſein Theil überlaſſen, und hat er einmal die Lanze eingelegt, vorwärts rennen, mag vor ihm halten wer da will. Wer in dem Augenblicke der That zuviel überlegt, verſäumt den glücklichen Augenblick; das Schickſal rächt ſich immer und ſchickt ſelten den zweiten. — Aber ſage mir, — brach er ab — wie ſtehſt Du mit des Geheimſchreibers Tochter? Haſt Du ſie vergeſſen, oder hängt Dein Herz noch an dem Mädel?

Was wünſchtet Ihr? fragte ihn Georg.

Eine dumme Frage! — fuhr ihn Götz an — Was ſoll ich da wünſchen, keines von Beiden, denn Beides iſt nicht gut. Haſt Du das Mädchen vergeſſen, ſo haſt Du kein treues Herz; hängſt Du noch an ihr, wo ſoll das hinaus?

Und was rathet Ihr mir?

Was ich Dir rathen ſoll? — Höre, junger Freund! zum Rathen taugt Götz von Berlichingens Kopf nicht.

Und was würdet Ihr an meiner Stelle thun?

Wunderliche Fragen ſtellſt Du mir. Wie kann ich mich in die Thorheit eines Knaben hineindenken, und ſagen, was ich, wenn ich ein Narr wäre, thun würde? Hätte ich mich vergeſſen, — fuhr er jedoch plötzlich auf — ſähe ich die arme Dirne durch meine Schuld unglücklich, ſähe ich ſie leidend, bleich, abgehärmt, bei St. Georg! ich glaube, ich hätte es gut gemacht und wäre mit ihr nach Polen oder Ungarn gezogen, wo mich Niemand kennt!

So höre ich Dich gern, Alter! — faßtè Dorothea, die in einem Winkel ſtill geſeſſen, den Faden des Geſpräches auf, — da hörte ich meinen Götz, den weichen, herzlichen Mann, der gern Jedem helfen, Jedem wohl, Jedem Recht thun möchte.

Biſt Du auch da? — ſagte Götz halb verdrießlich — Glaubte Dich im Keller, einen Becher Wein zu holen, hätte ſonſt nicht dergleichen geſprochen. — Die Gattin trat zu ihm, ſtreichelte ſtatt der Antwort ſeine Wangen und ging mit den leeren Bechern hinaus. — Da ſeht Ihr es, Georg Sickingen! — ſprach Götz — wie die Töchter Evens es machen. Thut man ihnen den Willen, ſo liebkoſen ſie uns, ſind wir ihnen entgegen, ſo maulen ſie mit uns; von dem Biſſe in den Apfel muß wohl etwas Schlangenartiges in ſie gekommen ſeyn.

Auch bei Eurer edlen Hausfrau? fragte Georg.

I nun, — meinte Götz — ſie iſt wohl eine der beſten; — Gott ſey gedankt, daß mir dieß Loos wurde!

Als Frau Dorothea mit den gefüllten Bechern eintrat, ſchlang Götz ſeinen Arm um ſie, und preßte ſie ſo heftig an ſich, daß die Becher klirrend zuſammenſtießen und der Wein überfloß.

Nun ſiehſt Du, Götz, was Du gemacht haſt! — zürnte die Gattin — er aber nahm lächelnd die Becher. — Laß, Du treue Lebensgefährtin in Freud' und Noth! — rief er — laß den Wein überfließen, wie mein Herz!

Georg hatte dieß alles nicht ohne Rührung mit angeſehen; er gedachte Margarethe's, und ein Entſchluß ſchlug in dieſem Augenblicke bei der Scene häuslichen Glückes feſte Wurzel in ſeinem Herzen.

Als er nun wieder von Jarthauſen ziehen wollte, verſammelte Götz ſein Weib und die Kinder um ſich. — Höre, Georg! — ſprach er — grüße Deinen Vater und ſage ihm von Götz mit der eiſernen Hand: Wenn das Glück ſich von ſeinem Waffengefährten wenden und ihn in die Hände ſeiner Feinde werfen ſollte, ſo möge er als Freund ſich ſeiner annehmen; ſollte aber der Herr über mich gebieten, möge er dieſen Waiſen ein Vater, Du aber mögeſt ihnen ein Bruder ſeyn!

Mann! — rief Dorothea — was ſprichſt Du! So ſah ich Dich noch nie; wie biſt Du weich, der Du ſonſt immer mit feſtem Muthe zum Streite auszogeſt!

Dorothea! — ſagte Götz bewegter als je — wir beginnen eine ſchlimme Fehde; gehen die Schweizer zurück, iſt der Herzog verloren, und noch mehr, ich glaube ſelbſt, wir fechten für eine ungerechte Sache, deshalb habe ich kein Vertrauen, und ſo allerlei böſe Träume ſcheinen mich warnen zu wollen. Zwar die Warner verſpotte ich, ſie kommen ja aus mir ſelbſt.

Und warum ſagſt Du dem Herzoge die Dienſte nicht auf, wie ich Dich ſchon ſo oft bat? meinte Frau Dorothea.

Weib! — erwiederte er unwillig — als der Götz in Noth war, Acht und Aberacht auf ihm laſtete, ein Freund nach dem andern ſich davon ſchlich, die Fürſten den Kaiſer hetzten, die Städte ihn mit Bitten um ſtrenges Gericht über mich beläſtigten, da war Herzog Ulrich der einzige treue Freund in der Noth, der mit kühnem Muthe, den Götz vertheidigend, vor den Kaiſer trat. Wenn auch mein Kopf mancherlei leicht vergißt, das aber, was zu meinem Herzen drang, ſteht dort immer lebendig; ich habe ein dankbares, redliches Gemüth, und deshalb verlaſſe ich den Herzog nicht in der Noth. — Nun zieh' mit Gott, mein Sohn! —

wandte er ſich zu Georg — Du ſiehſt, Götz iſt ein Starrkopf, ſein Sinn eiſern, wie ſeine rechte Fauſt. Bring' dem Vater meinen Gruß, auch dem tollen Hilchen, dem der Mainzer das Liebchen weggefiſcht, und dem frommen Hartmuth von Cronenberg, der unter Gebet ſeine Lanze einlegt und trotz dem Beßten auf den Gegner einrennt. Den Ulrich von Hutten grüße nicht eher von mir, bis er mit Schwert oder Lanze ſeinen Feind niedergerannt, dann reiche ihm in meinem Namen die Hand, und nun Gott befohlen!

Mit ſchwerem Herzen verließ Georg Jaxthauſen; ſein Herz hing mit kindlicher Liebe an dem biederen Manne, der ihm in Vielen ein muſterhaftes Vorbild ſchien.

10.

Als Sickingen mit ſeinem Haufen zu dem bei Ulm gelagerten Heere der Verbündeten geſtoßen, war ſchon alles zum Aufbruche bereit. Herzog Wilhelm, den der ſchwäbiſche Bund zum oberſten Feldhauptmann erwählt hatte, empfing Sickingen mit Auszeichnung, und übergab ihm auch den Befehl über die baieriſchen Völker, ſo wie Georg von Frondsberg den über die des ſchwäbiſchen Bundes und die öſtreichiſchen erhielt.

Die Nachricht, daß die Eidgenoſſen ihre Hülfsvölker zurückgerufen, war eben eingetroffen, und Herzog Ulrich nun ganz ſeinen eigenen Kräften überlaſſen; es wurde deshalb in Ulm ein Kriegsrath gehalten, wobei Herzog Wilhelm von Baiern als oberſter Feldherr das Wort führte. Herzog Ludwig von Baiern, die Abgeordneten des ſchwäbiſchen Bundes, Georg von Frondsberg, Franz von Sickingen und einige von denen von Hutten waren zugegen; ein Geſandter des Kurfürſten von der Pfalz wurde erſt ſpäter eingeführt.

Herzog Wilhelm machte den Vorſchlag, ſchnell nach Stuttgart und Tübingen zu rücken, alle Städte, ohne ſich mit Beſchießung derſelben aufzuhalten, zu ſtürmen, und das Land gleich anfangs mit Feuer und Schwert zu verwüſten, damit Allen die Luſt zur Gegenwehr vergehen möchte. Herzog Ludwig ſtimmte ihm bei; auch Georg von Frondsberg, dieſer tapfere Vater der Lanzknechte, wie ſie ihn nannten, war gleicher Meinung, denn ihm, der nur den

Krieg des Krieges wegen liebte, konnte er nicht wild und ſchreckbar genug ſeyn. Auch die Abgeordneten der größeren Städte des Bundes und mancher Prälaten ſtimmten mit ein, nur die der kleineren Städte und Abteien fürchteten die Rache und riethen zu Schonung und Glimpf; auch die verbündeten Fürſten ſprachen für das Land. Aber Herzog Wilhelm, durch ſeine Schweſter Sabine, des Würtembergers beleidigte Gattin, aufgeregt, beharrte auf ſeiner Meinung, und glaubte auf dieſem Wege allein das Kriegvolk zu befriedigen und die Unkoſten der Rüſtung, wie den Zweck der Fehde ſelbſt zu erreichen.

Schon neigten ſich auch die Abgeordneten der kleineren Städte zu des Herzogs Meinung, welche Augsburg, Ulm und die Vertriebenen aus Reutlingen beſonders unterſtützten, als Sickingen, der bisher gar keinen Theil an der Verhandlung genommen und gleichgültig und ſchweigend auf ſeinem Seſſel geſeſſen hatte, das Wort nahm.

Euer Gnaden von Baiern — ſagte er mit Freimuth, ſich zu Herzog Wilhelm wendend, — ſpricht ein hartes und raſches Wort. Es ſey mir erlaubt, ein bedachtes vorzutragen.

Der Herzog nickte bejahend, wenn auch unmuthig. Er begann:

Der Zweck unſerer Rüſtung iſt, den Herzog Ulrich von Würtemberg zu ſtrafen, daß er eine freie Stadt des Reiches und, was hier wohl noch mehr in Betracht kommt — ſetzte er mit einer Art Bitterkeit hinzu — eine verbündete des ſchwäbiſchen Bundes überfallen, geplündert und ihm zu huldigen gezwungen hat. Muß der Herzog von Land und Leuten flüchtig werden, ein Verbannter in der Fremde umher irren, bis ihm Gnade wird, ſo iſt er geſtraft genug. — Reutlingen erhält ſeine Freiheit und ſo viel es ſich thun läßt Schadenerſatz. — Ihr, mein gnädiger Herr! könnt für Eure Schweſter dann die Bedingungen vorſchreiben, und die von Hutten Genugthuung und Erſatz verlangen und erwarten. Das Land, obgleich unſchuldig, bleibt bei Kriegszucht und Milde im Stande, die Brandſchatzungen zu bezahlen, die wir ihm zur Zufriedenſtellung des Kriegvolkes auflegen müſſen, und wir ſtehen vor Gott und Menſchen gerechtfertigt da, weil wir Recht und Gerechtigkeit mit Menſchlichkeit übten.

Ihr waret Herzog Ulrichs Freund! unterbrach ihn Herzog Wilhelm.

Ich ehrte ſeine ritterlichen Thaten, verdammte ihn, daß er auf unfürſtliche Art Rache an den von Hutten nahm, aber verdammte ihn nicht vorſchnell da, wo mir ſein Unrecht noch zweifelhaft dünkte.

Welches Unrecht meint Ihr, Franziskus?! fuhr der Herzog erröthend auf.

Ereifere ſich Euer fürſtliche Gnaden nicht! — erwiederte Sickingen mit Ruhe — und erlaubt mir, daß ich bei dem feſtſtehen bleibe, weshalb wir hier verſammelt ſind. — Wäre ich des Herzogs Freund und ſtünde mit 10,000 Mann Euch gegenüber, würde wohl Euer Gnaden Vorſchlag gemäßigter ſeyn; ſo aber bin ich des Herzogs Feind, Euch mit 3000 Knechten, 800 Reiſigen und manch ſchönem Geſchütze zugezogen, und glaube meine Meinung frei und offen ſagen zu dürfen, denn ich bin keines Fürſten, keiner Stadt Söldner, ſondern ein freier Ritter Franziskus von Sickingen, mit ſeinen Freunden freiwillig hierher gezogen.

Wozu Euch Eure dem Kaiſer gegebene Verſchreibung zwang! unterbrach ihn Herwarth, der Abgeordnete von Ulm.

Herr Patrizier von Ulm! — erwiederte Sikkingen finſter — Es ziemt Euch nicht, mich an meine Verpflichtung zu erinnern. Ihr ſeyd nur zum Berathen hier, und da werdet Ihr wohl gar noch darauf antragen, mit Amt und Stadt Heidenheim zu beginnen, weil es Euch ſo gelegen liegt.

So iſt es auch beſchloſſen! nahm Herzog Ludwig von Baiern das Wort.

Sickingen lächelte. — Dacht' ich's doch! ſagte er, und ſchwieg.

Und glaubt Ihr, Herr Ritter! — ſagte Herzog Wilhelm — daß wir den Ulrich von Würtemberg von Land und Leuten jagen wollen, damit er dereinſt wieder zurückkehre, ſo irret Ihr ſehr; nie ſoll dieſer Unhold ſein unglückliches Land wieder betreten, um den Fluch auf dieſe geſegneten Fluren zurückzubringen!

Gnädiger Herr! — rief Sickingen und erhob ſich lebhaft von ſeinem Sitze — Ich warne Euch, gebt nicht ſolch böſes Beiſpiel. Iſt der Fürſtenſtuhl kein Heiligthum mehr, wird er ſelbſt von Fürſtenhand entweiht, ſo trachtet jedes Krämerregiment darnach und ſtreckt ſeine erwerbgierige Hand nach ihm aus. Gebt nicht ſolch böſes Beiſpiel, in Schwaben beſonders, vom Lech bis zum

Rheine, ſoll es viel ſolcher beuteluſtigen Wölfe geben, die einzeln der edle Jäger verachtet, die aber verbündet ihm gefährlich werden.

Die Verſammlung war über des Ritters Kühnheit erſtaunt, aber ſchwieg; ſelbſt die Abgeordneten der Städte, obgleich ſie den Stachel fühlten, der ſie traf, erwiederten nichts, nur Georg Frondsberg, für ſeinen Freund bangend, nahm ſchnell das Wort.

Alſo der Zug geht zuerſt gen Heidenheim, wie Euer fürſtliche Gnaden von Baiern meint. Nun, da rathe ich, das nöthige Geſchütz und Zeug mitzunehmen, denn der alte Stephan von Licheim, der darin befehligt, möchte wohl ſchwerlich uns die Thore öffnen — und dann, wenn Heidenheim in unſerer Gewalt iſt? fragte der alte Kriegsheld.

Dann das Vilsthal hinab nach Göppingen! erwiederte der Herzog.

Meine Meinung wäre, gleich auf Göppingen zu rücken! — ſagte Georg von Frondsberg — In Heidenheim iſt überdieß der Pfleger Marx Stumpf, ein alter, eiſenfeſter Mann, dem Herzoge mit Leib und Seele zugethan; er und Stephan werden uns zu thun machen.

Die Herren von Ulm und Gmünd wünſchen es, Georg, darum laßt es nur geſchehen! — unterbrach ihn Sickingen — ſchickt nur die Söldner beider Städte zum Angriffe voraus, und er wird gelingen.

Georg Frondsberg nickte dem Freunde Beifall zu, und nachdem durch Sickingens Beharrlichkeit ausgemacht war, das Land glimpflich zu behandeln, wurde der Geſandte von der Pfalz eingeführt.

In einer langen, wohl etwas zu langen Rede trug der Geſandte ſeines Herrn Vermittelung an, erbot ſich, den Herzog Ulrich dahin zu bewegen, ſeiner Gemahlin und denen von Hutten Genugthuung zu geben und Reutlingen zu verlaſſen; er erhielt aber zur Antwort: was die erſten Punkte beträfe, hätte dieß früher, was Reutlingen anginge, gar nicht geſchehen ſollen. Jetzt hätte man ſich mit ſchweren Unkoſten zum Kriege gerüſtet, und es ſey zum Unterhandeln und Nachgeben zu ſpät. Der Abgeſandte übergab nun im Namen ſeines Herrn als Reichs-Vicarius ein Mandat, darin die Strafe wider die Feinde der Ruhe auf 10,000 Mark löthigen Geldes erhöht war. Man lachte über dieß machtloſe Mandat, entließ den Geſandten, ſetzte den Aufbruch des Heeres auf den nächſten Montag feſt, und ſo trennte ſich die Verſammlung.

Franziskus! — ſagte Hutten, als ſie, die Letzten, auf der breiten Treppe des Ulmer Rathhauſes ſich verweilt hatten, — Du biſt ein wahrer deutſcher Mann, kräftig mit Leib und Seele, kräftig im Wort und in der That. O wie groß ſtehſt Du neben mir!

Du irrſt, Hutten! — erwiederte Sickingen — So lange meine Thatkraft mich nicht zum Ziele geführt, wirkſt Du zehnfach mehr als ich. In den deutſchen Gauen ſpricht man wohl hier und da von mir, wohl Mancher hört mein kräftig Wort, oder fühlt meinen Arm und ehrt meinen Muth, aber Dich vernehmen Millionen; wenn der Donner meiner Karthaunen im Winde ſchnell verhallt, rollt der Donner Deiner Worte durch Jahrhunderte fort; wenn meine Blitze der Augenblick gebiert, der Augenblick verlöſcht, treffen die Deinen vom Belt bis nach Rom, und zünden überall. Seit die Buchdruckerkunſt die Gedanken des Einzelnen über die Welt verbreitend, ſie überall mittheilt,

theilt, iſt die Gewalt des Geiſtes nicht mehr an Zeit und Ort gebunden, ſie wirkt nicht mehr allein auf Menſchen, ſie wirkt auf die Menſchheit, und die Kraft der Fauſt iſt ein erbärmliches Ding gegen ſie, aber dennoch muß ſie der Rittersmann üben.

Unter ſolchen Geſprächen kamen ſie in die Herberge, und als ſie dort allein waren, fragte Hutten den Ritter: Haſt Du wohl die Abgeordneten der Städte bemerkt, wie hämiſch ſie auf Dich blickten?

Ich ſah ſie wohl und es ergötzte mich! — erwiederte Sickingen — Ich bemerkte nur zu gut, wie ſie und die Fürſten auf mich, den Vertreter des Adels, wie ſie auf den alten Frondsberg, den Repräſentanten des Kriegvolkes, blickten. Die Fürſten lieben uns nur an ihrem Hoflager als unterthänige Vaſallen zu ſehen, Kriegvolk lieben ſie nur, wenn es ſich wacker für ſie todtſchlagen läßt, und die Städter möchten gern beide ſo erniedrigt ſehen, daß wir mit ihnen nichts weiter zu thun hätten, als ihre Waaren ſicher von Markt zu Markte zu geleiten. Die gute alte Zeit iſt vorüber, keine Einigkeit mehr unter den Ständen, der Eigennutz ſchaut überall mit ſeinem gierigen Auge durch, leitet jede Handlung, und wahre Verbrüderung iſt nur noch unter wenigen edlen Männern!

Rufe nicht die alte Zeit zurück, — unterbrach ihn Hutten — der jetzigen leuchtet ein herrliches Licht, das uns die Vergangenheit ſtets in's Dunkel zurückſtellen wird. Was war Deutſchland? Vor einem Jahrhundert waren zwar die Städte kräftiger, es war das erſte Ringen nach Freiheit, welches ſie belebte, und das iſt immer ſchön, denn es iſt noch nicht ausgeartet und ſtrebt nach edlem Zwecke. Ja, damals waren die Städte noch derb, aber bieder. Jedoch die Fürſten, wo zeigten ſie ſich groß, als wahre Söhne eines Vaterlandes? Selbſt ein Heinrich der Löwe mit ſeinem königlichen Muthe und ſeiner Heldenkraft, was that er für Deutſchland? Seiner Thaten Ziel war ſeines Hauſes Glanz. Konnte ſelbſt ein Geſchlecht, wie das edle der Hohenſtaufen, vereint mit dieſem Fürſten, das große Ziel erringen: Freiheit vom Sklavenjoche, das Gregor der Siebente um deutſche Nacken warf? Den ſchwachen Kaiſer verſpotteten die Fürſten, den kräftigen fürchteten ſie, beugten ſich lieber vor Rom, und wenn der mächtige Kaiſer ſein Schwert gegen die Hydra zog, wenn er über die Alpen ſchritt, hemmten ſie ſeinen kühnen Lauf, würdigten ſich zu Roms Söldnern herab, und ſtromweis floß des Vaterlandes Blut.

Und doch war noch Kraft in ihren Unternehmungen, — meinte Sickingen — aber jetzt —

Freund! — unterbrach ihn Hutten — ſo mußte ſich alles geſtalten, damit das Licht ſich verbreiten konnte, ſo tief mußte der Clerus ausarten und die einfachen, reinen Satzungen vergeſſen, daß ſelbſt der Bauer hinter dem Pfluge die Wahrheit verſtehen lernte. Blicke nicht mehr rückwärts, Sikkingen! dort ſiehſt Du nur noch ein ſinkendes, morſches Gebäude, dort iſt es finſter, vor uns aber beginnt die Morgenröthe.

Wir wollen ihr vereint und muthig entgegen gehen! — ſagte dieſer mit Feuer — wir wollen die Höhe erklimmen und ſey ſie auch noch ſo ſteil, damit unſer Auge ſie früher in ihrem Glanze erblicken mag.

Das wollen wir! — ſprach Hutten, ihm die Hand zum Bunde reichend, — aber auch hier im Krieggetümmel erlaube, daß ich an Deiner Seite bleibe, denn hier biſt Du mein großer Lehrer, auch dieſen Weg wünſche ich mit Dir zu gehen.

Thue es, Ulrich! Der Krieg ſtählt nicht allein den Körper, auch den Geiſt erhebt er, und des Menſchen Sinn macht er feſt und beſtändig. Der Krieg iſt Deinem Geiſte, was der Nordwind dem emporſtrebenden Baume iſt, er ſtärkt ihn, daß er im Sturme feſtſtehe und den Orkanen trotze. Trenne Dich nicht von mir, eine Hütte, ein Zelt, ein Bett nehme uns auf — ſo wie ein Glaube uns ſtärke im Unglück und uns Demuth lehre im Glücke! — Die beiden Edelſten Deutſchlands ruhten Bruſt an Bruſt.

11.

An dem beſtimmten Tage brach das Heer von Ulm auf und rückte gegen Heidenheim vor; bald war die Stadt berennt, und wie Georg Frondsberg vorausgeſagt, ward die Aufforderung zur Uebergabe zurückgewieſen. Da befahl der Herzog den Sturm. Frondsberg und Sickingen machten Vorſtellungen, der Herzog beſtand auf ſeinem Willen;

hatte er doch in der Verſammlung zu Ulm beſtimmt, ſich nicht mit Beſchießung aufzuhalten, ſondern im Fluge die Städte zu nehmen, und dem jungen Fürſten war ſein Wille noch Alles.

Es wird nicht gehen! — warnte Sickingen — es wird viel Menſchen koſten und zu nichts führen.

So laßt Eure Fahnen zurück — ſagte der Herzog ſpöttiſch — und nehmt nur die Baiern zum Sturme!

Wie Ihr wollt! erwiederte Sickingen; und als am andern Tage der Sturm begann, ſahen Sickingens Lanzknechte von fern zu.

Auch Georg Frondsberg, beleidigt, daß das Wort ſtädtiſcher Abgeordneten mehr galt als der Rath eines erfahrenen Kriegers, nahm die Schaaren von Augsburg und Ulm voran und gab das Zeichen zum Sturme. Wüthend rückten die Städter an, tapfer fochten auf der entgegengeſetzten Seite die Baiern, ſie wurden zurückgeworfen; drei Mal ſetzten ſie an, der Herzog ſelbſt warf ſich den Flüchtigen entgegen, nichts half. Sickingen ließ zum Rückzuge blaſen, Frondsberg folgte ſeinem Beiſpiele, der Herzog ſchäumte vor Wuth.

Gnädiger Herr! — berichtete am Abende der

Ritter — ſieben und achtzig Eurer Bravſten hat der Sturm gekoſtet; ich hoffe, es iſt des unnützen Blutes genug, und wir beginnen morgen die Sache nach Kriegsgebrauch. Frondsberg wird auf ſeiner Seite das Geſchütz auffahren laſſen, und wenn erſt die Mauern und Thürme zuſammengeſchoſſen ſind, dann mögen wir noch einmal den Sturm wagen.

Der Herzog gab endlich nach. Das Geſchütz, von Ulm und Augsburg hergegeben, wurde auf eine Höhe gepflanzt; auch Sickingen ſchickte ſeine Karthaunen.

Die Stadt wurde nun beſchoſſen, zwei Thürme ſtürzten ein, die Mauer war beſchädigt. Aber dieß gnügte dem ungeduldigen Fürſten nicht, dem die acht Tage, welche er vor Heidenheim lag, eine Ewigkeit ſchienen; ſchon wollte er wieder das Nöthige zum Sturme bereiten, als Stephan von Licheim, da er keinen Entſatz mehr erwarten konnte, Stadt und Feſtung übergab.

Von hier rückte das Heer auf Göppingen. Sickingen mit ſeiner Abtheilung hatte die Vorhut, deren äußerſte Spitze Georg mit 25 Reiſigen bildete. An ihn hatte ſich Hans Hilchen freiwillig angeſchloſſen und begleitete ihn auf dieſem Zuge. — Als ſie des andern Tages in die Beſitzungen des Grafen von Rechberg rückten und am Mittage eben, um weiter zu ziehen, von Weißenſtein aufgebrochen waren, kam Philipp Wohlgemuth auf einem ſtattlichen Klepper auf der Straße von Gmünd herangeſprengt. Georgs Freude war unausſprechlich, denn daß er ihm Nachricht von Margarethe bringen würde, deſſen war er gewiß. Raſch eilte er mit ihm dem Zuge voran.

Haſt Du ſie geſehen? — fragte er mit Ungeduld — o ſprich, haſt Du ſie geſehen?!

Ja, Georg Sickingen! ich habe ſie geſehen.

Und gedenkt ſie meiner?

Mit liebendem, treuem Herzen.

Und was ſagte ſie Dir?! — rief er heftig — Wiederhole mir jedes Wort, ſchildere ſie mir; ich will prüfen, ob Dein Bild dem gleicht, das ich treu in mir bewahrt habe. Iſt ſie noch wie ſie war? —

Ihr Herz — erwiederte Philipp — iſt treu, ſo rein, ſo engelgleich wie es war.

Und der Blick ihrer Augen? Ach, male mir alles, lieber Freund! denke, ich hätte ſie noch nicht geſehen; nichts iſt mir gleichgültig, jeder Zug ihres Mundes, jede rollende Locke ihres braunen Haares.

Philipp wurde ernſt. — Ihr Auge blickt noch andachtvoll zum Himmel, — ſprach er — ihr Mund lächelt noch ſo wehmuthvoll und doch ſo lieblich wie ſonſt.

Philipp! — rief Georg, durch des Freundes Ernſt unruhig geworden, — Deine Stimme bebt, Deine Worte ſtocken, ich vermiſſe die Gluth, mit der Du ſonſt von Margarethe ſprachſt. Was iſt vorgegangen? Sey offen und wahr, ſage mir alles!

Der Gram hat die Knospe zernagt, welk hängt die bleiche Roſe am Stengel, der Thau, der ſie tränken ſollte, wird ihr zu Thränen, der Strahl der Liebe, der ſie beleben könnte, drückt wie der Mittagſonne Gluth ſie nieder — ſie vergeht im Schmerz.

Starr ſah Georg auf ſeines Roſſes Hals, nachläſſig ſchwankte die Lanze hin und her an ſeinem erſchlafften Arme, der Zügel ſank aus der zitternden Hand. Philipp ritt ſchweigend neben ihm, den ängſtlichen Blick auf das ſtarre Bild des Freundes gerichtet, der alles um ſich her zu vergeſſen ſchien und jetzt nur leiſe vor ſich murmelte: Sie vergeht vor Schmerz!

Da kam Hans Hilchen herangeſprengt. — He, Junkherr von Sickingen! blickt doch auf, ſeht wie dort in dem Walde die Harniſche blinken; jetzt ziehen ſie heraus, bei Gott an 200 zu Pferde!

Georg, wie aus einem Traume durch dieſen Zuruf geweckt, blickte auf und ſah den Feind in größter Ordnung, jedoch vorſichtig aus dem Walde ziehen.

Gottlob! — ſagte er ſtill vor ſich hin und warf noch einen Blick nach dem Feinde; das Viſir niederlaſſend, ſchrie er: Mir nach! und gab dem Streitroſſe die Sporen.

Seyd Ihr toll! — rief Hans — Fünf und zwanzig gegen zweihundert — zieht Euch bis hinter den Hügel zurück und wartet dort, bis Eures Vaters Reiſige zur Unterſtützung nahen!

Unwillkührlich hatte, während Hilchen ſprach, Georg das Roß angehalten, das Viſir wieder aufgeriſſen und ſtarrte den Ritter mit zürnendem Auge an. — Seyd Ihr der tolle Hans Hilchen und wollt fliehen? Thut was Euch beliebt. — Mir nach, Ihr Mannen von der Ebernburg! — rief er mit lauter Stimme und legte die Lanze ein; ſeine Reiſigen, auch Hans Hilchen folgten. Der

Feind ſtutzte, wankte und floh; der muthige Jüngling verfolgte ihn bis nach Wintzingen.

Hört, Freund Sickingen! — ſagte jetzt Hilchen, als die Roſſe verſchnaufen mußten, — nennt mich nie mehr den tollen Hilchen, Ihr habt meinen Namen geerbt. — Ich bitte Euch, Herr Meiſterſänger! — fuhr er fort, ſich zu Philipp wendend, der jetzt auch herangeſprengt kam, — mir bei dem Ritter Sickingen zu bezeugen, daß ich den tollen Burſchen abgehalten habe und nur aus Ritterpflicht mitgejagt bin. Wahrhaftig, zwölf Knechte gefangen und ſo manchen niedergerannt, ein wackeres, aber ein thöriges Stück, Junkherr Georg!

Georg erwiederte nichts, er nahm ſeinen Helm ab, gab ihn an Thomas, der ihn auch hier begleitet hatte, wiſchte ſich den Schweiß von der Stirne und verfiel wieder in tiefes Sinnen.

Möchte wohl, daß Ritter Götz von Berlichingen hier geweſen und den Strauß mit angeſehen hätte, — ſagte der alte Diener — ich glaube, er zerdrückte Euch für Freude mit ſeiner eiſernen Fauſt die Eure. — Lieber Herr! — fuhr er fort, da Georg ihm nichts erwiederte, — nehmt einen Schluck Wein, Ihr ſeyd außer Euch, ſeyd ſo abgeſpannt, daß Ihr auf Euerm Roſſe hin und her ſchwankt. Thut nur einen Zug aus der Flaſche und es wird Euch ſtärken.

Georg nahm die Flaſche und trank.

Der Moritz vom Rheingrafenſtein iſt gefallen! — fuhr Thomas fort — der Anführer des feigen Haufens rannte ihn mit der Lanze nieder, ſonſt habt Ihr keinen Mann verloren; einige Schmarren abgerechnet, ging alles gut in der Geſchwindigkeit ab. Was wird aber die arme Elſe ſagen, wenn ihr Sohn nicht wieder kommt, und Mechtild, ſeine Braut?

Sie wird in ihrem Schmerz vergehen! ſagte Georg vor ſich hin.

Blaſe ein luſtiges Liedel, Hans! — raunte Thomas dem Trompeter zu — damit unſer Junkherr wieder friſch wird.

Der muntere Trompeter begann das Lied zu blaſen, welches ein alter Meiſterſänger vor Worms gedichtet hatte; es war zum Lobe Sickingens und ſeiner Schaar, war von Jedermann gekannt und gar luſtig anzuhören. Als die Töne durch den Wald ſchmetterten, Georgs Streitroß die Ohren ſpitzte, brauſ'te und mit dem Hufe ſtampfend den

Boden ſchlug, und durch den Trompetenſchall die müden Roſſe ſich wieder ermunterten, und ſich in dem ganzen Haufen Leben und Luſt verbreiteten, rief Georg plötzlich: So ſey's! wandte ſich dann gelaſſen zu Thomas und ſagte: Nimm die müdeſten Roſſe und bringe die gefangenen Knechte zurück, Ihr andern folgt mir!

Mit dem Ausrufe: So ſey's! ſchien der Schmerz von Georg verbannt; ſein Auge leuchtete wieder feurig, mit Beſonnenheit ordnete er das Nöthige an und war geſprächig wie zuvor.

So gefällſt Du mir, Georg! — raunte ihm der Ritter zu — ſo biſt Du ein Mann. Vorhin — nun, da hatte gewiß der Nürnberger Sänger Dir traurige Kunde gebracht. Laß fahren dahin, mach' es wie ich, es giebt mehr Liebchen in Deutſchland wie Jungfer Margarethe. — So ſchön wie die Urſula war, ſo lieb ich ſie noch habe und ſie halſen möchte, ſtünde ſie hier vor mir, ſo folgt' ich doch Deines Vaters Rath, zog mich aus der Schlinge, verließ den Käfig, und ſo waren wir beide frei.

Philipp winkte ihm, zu ſchweigen; Hilchen ſchien es nicht zu verſtehen.

Und überdieß biſt Du ein Narr, Dein Herz an eine Bürgerdirne zu hängen, die nie Dein Weib werden kann! — fuhr Hilchen fort — War zwar ein frommes Kind, aber zur Courtoiſie zu brav, zum Ehebette zu gering; ſie kann mich ſelbſt dauern, denn ich konnte ſtundenlang in ihr frommes Auge ſchauen, ohne daß mir der Verſucher, wie bei der Urſula, einen böſen Vers zugeraunt hätte. Aber was nicht ſeyn kann, muß man nicht ertrotzen wollen, viel weniger ſich darum grämen, daß es ſo iſt. — Was Henker! — unterbrach er jetzt ſeinen Sermon — was iſt das für ein Lärm hinter uns? Bei Gott, Dein Vater mit zwei Fähnlein Reiter!

Georg, der nur mit Mißmuth das Geſchwätz Hilchens angehört hatte, wandte ſich plötzlich und ſah ſeinen Vater im vollen Trabe angeritten kommen; er hielt an und erwartete ihn.

Georg! — ſagte Franz von Sickingen — Deine Heftigkeit hat Dich wieder zu weit geführt; ich bin mit Dir unzufrieden. Ich vertraute Dir fünf und zwanzig brave Reiſige an, Du jagteſt ſie dem Tode entgegen; das Glück, nicht Dein Muth, hat Dich und ſie gerettet. Waren jene nicht feig, ſo hätteſt Du unterliegen müſſen, ich kam zu ſpät zur Hülfe und beweinte jetzt einen Sohn. Das iſt nicht Muth des Führers, das iſt Tollkühnheit des Reiters! — Jetzt erblickte er den Sänger. — Seyd Ihr angekommen, und wohl zur unrechten Stunde; nun wird es mir klar! — Georg! — ſagte er, mit ihm ſeitwärts biegend, — Verzweiflung iſt des Entmuthigten, nicht des Tapfern Erbtheil, merke Dir das; Tollkühnheit verzeihe ich dem wallenden Blute des Jünglings — Verzweiflung nie dem Manne!

Ich verzweifle nicht, Vater! — erwiederte Georg kalt — ich bin mit mir einig, und des Entmuthigten Erbtheil ward mir nicht!

Wie verſtehſt Du das? fragte der Vater.

Mein edler, geliebter Vater gönnt dem Sohne gewiß die Freiheit der Gedanken, wenn er ihm auch nicht die Freiheit der Handlungen läßt! — erwiederte Georg.

Drohe nie, ſchlage; ſprich nie, handle! — Willſt Du Deine Gedanken verbergen, ſo zeige ſie nicht in halbverſtändlichen Worten, ſagte der Ritter finſter.

Ich werde handeln, Vater! und ſchweigen, — erwiederte Georg in gleichem Tone; doch der Blick ſeines Auges milderte ſchnell den ſcharfen Ton ſeiner Rede, und Ritter Franz, des Sohnes Feſtigkeit ehrend, ſchwieg, und unter gleichgültigen Geſprächen rückten ſie weiter nach Göppingen.

Auch dieſe Stadt fiel nach kurzer Gegenwehr, und das Heer rückte, Eßlingen vorbeiziehend, vor Stuttgart. Hier wohnte der ehrwürdige Reuchlin, der Lehrer Sickingens; auch war der größte Theil der würtemberger Ritterſchaft in dieſer Stadt verſammelt, welche bald mit dem Herzoge eine Uebereinkunft trafen und Stuttgart dem Bunde übergaben.

Sickingen hatte, noch ehe des Bundes Kriegsvolk einrückte, einige Bewaffnete zu Reuchlins Schutz mit Hutten hineingeſchickt, damit er von den einziehenden Kriegern nicht beläſtigt werde. Er ſelbſt eilte, ſo wie er die Stadt betreten, zu ſeinem alten Freunde, den er kaum wieder erkannte, ſo ſehr hatten ihn Zeit und erlittene Trübſale verändert. Er und Erasmus, der Wiederherſteller der Wiſſenſchaften in Deutſchland, hatten manche Anfeindungen erlitten, denen jedoch Erasmus nachgebender Charakter mehr entgangen war, als Reuchlins unbeugſamer Sinn. Sein Streit mit dem Kölner Hoogſtraten und dem Prediger-Orden war zwar ſcheinbar von Rom beigelegt, aber der Haß und die heimliche Verfolgung der Dominikaner trübten ihm noch immer ſeine alten Tage. Seit kurzem war er niedergebeugt in ſein Vaterland zurückgekehrt, lebte in Stuttgart, und ſah von hier den Zwiſt der Partheien und den Geiſt der Zwietracht, Krieg und Verwüſtung über das unglückliche Land herbeiführen. Dieß und manche von des Herzogs Argwohn und Heftigkeit erduldete Mißhandlungen, der ihn für einen Anhänger ſeiner Feinde hielt, hatten ſeine Geſundheit geſchwächt und ſeinen Geiſt gebeugt.

So fanden ihn Franz von Sickingen und Ulrich von Hutten in ſeiner Wohnung. Der Augenblick des Wiederſehens war ihm vielleicht ſeit langer Zeit der erſte frohe. Der Herr ſegne Euern Eingang! — ſprach er gerührt — und vergelte Euch die Liebe und Achtung, die Ihr Euerem alten Freunde und Lehrer erzeigt habt! Ich ſehe, Franziskus! daß der Krieg mit ſeinen rauhen Händen Euer Herz nicht der Dankbarkeit verſchloſſen hat, ſehe, daß Ihr noch als Feldoberſter ſo treu an Euerm Lehrer hängt, als der Jüngling es that, und

und es freuet mich, daß meine Worte Eingang bei Euch fanden und Wurzel ſchlugen. Seyd mir willkommen! Auch Ihr, edler Hutten, Ihr rüſtiger Vertheidiger der Wahrheit, Ihr mächtiger Verbreiter des Lichts!

So Manches gab nach dieſem Empfange ihnen Stoff zur Unterhaltung, manche weiſe Lehre theilte der Alte auch jetzt noch ſeinen Schülern mit, in manchem ſtimmte er jedoch mit Sickingen nicht überein, der mit ſeinem hellen Blicke das Leben mehr praktiſch beſchauete als der Gelehrte, welcher eine Welt in ſich gebildet, ſie nach außen übertragen wollte, ſtatt ſie zu nehmen wie ſie wirklich iſt, der alles nur von der Seite des Wiſſens betrachtet und unbeugſam dem Laufe der Welt nicht nachgeben will.

Oft trat Hutten Reuchlins Meinung bei, aber immer erwiederte dann Sickingen: Ihr lieben Freunde! Ihr hättet Recht, wäre die Welt, wie Ihr glaubt daß ſie ſey, Ihr habt Euch ein falſches Bild von ihr gemacht; der Mann aber, deſſen Thatkraft in das Leben eingreift, muß ſie auffaſſen wie ſie wirklich iſt; er muß mit Wort und That ſeine Meinung ausſprechen; wo Ihr die Feder ergreiſt, faſſe ich nach dem Schwerte, wo Ihr, gleich Huß, mit dem Scheiterhaufen Eure Meinung bekräftiget, muß ich es mit meinem Blute in ehrenvollem Kampfe.

Sickingen! — ſagte Reuchlin ſehr ernſt — Ihr irrt, wenn Ihr glaubt, für die Wahrheit und das Licht, welches ſich jetzt über das Chriſtenthum verbreitet, das Schwert ergreifen zu müſſen. Für den Unterdrückten, für des Vaterlandes Freiheit ſtreitet mit dem Schwerte in der Fauſt als wackerer Ritter, aber nie für den Glauben, der gehört dem Himmel, und was von oben ſtammt, bedarf nicht des Menſchen ſchwachen Armes, um zu leuchten, zu beſtehen; was Göttlich iſt, wird Gott ſchützen, es kann durch Menſchenhand nicht untergehen. Die Religion voll Milde zieht, den Palmzweig in der Hand, neben ihrem göttlichen Lehrer ein und verbreitet ohne Blut, Haß und Verfolgung ihre Lehren mit Milde. Und, mein theurer Schüler! — fuhr der ehrwürdige Alte fort — ſolltet Ihr je der Verſuchung unterliegen und den Glaubensſchild gebrauchen, irdiſche Zwecke zu erreichen, dann denkt an dieſe Stunde, denkt Eures alten Lehrers, und laßt ab von Euerem Beginnen.

Werther Herr! — erwiederte Sickingen — Eure Worte habe ich verſtanden und gefühlt, wer aber, wie ich, der irdiſchen Mittel ſo viele bedarf, um zum höheren Zwecke zu gelangen, der hat wohl nicht immer Entſagung genug, um auch die nicht zu benutzen, die er nur allein in dem Geiſte, in dem Glauben der Menſchen finden kann. Soll der Menſch träge, die Vorſehung allein walten laſſen? Soll er nicht auch auf ſich ſelbſt die Hoffnung bauen, ſoll er duldſam wie das Opferlamm ſich zur Schlachtbank führen laſſen, wenn man ſeinen Glauben mit ſeinem Herzblute tödten will? — Nein, werther Herr! auch ich gehe lieber auf dem Schlachtfelde kämpfend unter, als auf dem Siechbette duldend!

Noch lange dauerte das Geſpräch, in welchem ſie gegenſeitig ihre Anſprüche des Glaubens und Lebens ausſprachen, der Ritterſinn einte ſich jedoch nicht ganz mit der Demuth des Weiſen; ſo ſchieden ſie.

12.

Indeſſen hatten auch Tübingen und Urach die Thore geöffnet, und das ganze Land war in den Händen des Bundes. Nur noch im Norden flatterte die Fahne Würtembergs auf den Thürmen von Möckmühl. Lange ſchon hatte Herzog Wilhelm von Baiern, durch Dietrich Späth noch mehr angetrieben, eine Abtheilung des Heeres zur Züchtigung Götz's von Berlichingen dahin abſenden wollen, aber immer hatten es Frondsberg und Sickingen hintertrieben; und auch jetzt noch eilte Hartmuth von Cronenberg dem Ritter Hans von Hallſtein voraus, Götz zu vermögen, ruhig auf das nahe gelegene Jaxthauſen zu ziehen und Möckmühl ſeinem Schickſale zu überlaſſen. Jedoch war auch Hartmuths Sendung vergebens. — Hans von Hallſtein zog mit ſeinen Baiern vor Schloß und Stadt, und die Belagerung begann.

Götz, welcher die Feſtungwerke in den beſten Stand geſetzt hatte, vertheidigte ſie mit ſeinen Freunden auf das tapferſte; allein da Möckmühl, am äußerſten Ende des Herzogthums gelegen, aus dem Lande ſelbſt wenig Zufuhr an Lebensmitteln erhalten hatte, mußte er die Stadt bald aufgeben und ſich auf's Schloß ziehen. Die ganze Beſatzung beſtand aus Edlen und ihren Knechten, welche durch mancherlei Ausfälle den Baiern viel zu ſchaffen machten, aber Munition und Lebensmittel wurden immer knapper, und Erſatz war nicht zu hoffen.

Als dieſe Nachricht ins Lager nach Neckarulm kam, wo Herzog Wilhelm mit dem Bundesheere gelagert ſtand, verſuchte Sickingen noch einmal, den Herzog für ſeinen Freund zu gewinnen; dieſer freute ſich aber zu ſehr, den ſo gefürchteten Ritter mit der eiſernen Hand in ſeine Gewalt zu bekommen, daß er Sickingen jedes dießfallſige Geſuch abſchlug, und Hans von Hallſtein befahl, die Belagerung mit dem möglichſten Ernſte zu betreiben. Er ſchickte ihm zu dieſem Zwecke noch zwei halbe Karthaunen. — Da ſandte Sickingen ſeinen Sohn Georg zu dem von Hallſtein, damit er, wenn Götz auf's Aeußerſte gebracht würde, einen leidlichen Accord für ihn auswirken möchte. Hallſtein empfing Georg freundlich, ſchien des Vaters wegen den Jüngling zu ehren, ließ ihn, zwar nur auf ausdrücklichen Befehl Sickingens, ſeines damaligen Feldoberſten, in's Schloß zu Götz ziehen, und erlaubte ihm wegen Uebergabe mit Götz zu unterhandeln.

Als Georg an der Zugbrücke des Schloſſes hielt, ſeinen Namen nennend Einlaß begehrte, hörte er drinnen ein wildes Getümmel. Trompeten ſchmetterten und Luſt und Freude ſchien die Belagerten zu beleben; der Jüngling ſtaunte. Jetzt öffnete ſich das Thor, die Zugbrücke fiel nieder, er ritt ein und ein ſonderbares Schauſpiel zeigte ſich ihm. Die gewaffneten Knechte lagen auf dem Schloßhofe gelagert, leere Fäſſer dienten ſtatt der Tiſche, Holzblöcke ſtatt der Bänke; in der Mitte des Hofes erhob ſich ein von allerlei Hausrath erbautes hölzernes Gerüſt, auf welchem ein Stückfaß mit Wein lag, ein Trompeter ſtand daneben, und ein alter Rottmeiſter hielt Wacht bei dem Zapfen. Eben, als ſie Georg Sickingen begrüßten, der verwundert ſein Roß anhielt und dem Schauſpiele zuſah, ſchmetterten im Schloſſe die Trompeten. Auch der Trompeter neben dem Faſſe blies jetzt ein luſtiges Liedchen, und nun eilten Alle, jedoch in Ordnung, mit ihren Bechern nach dem Faſſe; der Rottmeiſter füllte ſie nach der Reihe, und unter Jauchzen wurden ſie geleert.

Dieß ſchien dem Junkherrn ſonderbar, er ſah noch einmal in dem lärmenden Kreiſe umher, dann ſtieg er ab und ſchritt die Treppe hinauf, wo er in den Saal des Schloſſes geführt wurde; hier ſtellte ſich ihm ein eben ſo ſonderbares Schauſpiel dar. An einem langen, mit Bechern beſetzten Tiſche ſaßen die zwei und zwanzig Edlen, welche die Vertheidigung der Burg übernommen hatten, obenan Götz von Berlichingen; alle waren zum Kampfe gerüſtet, Trompeter ſtanden im Erker. Der Ritter mit der eiſernen Hand hieß nun den Eintretenden willkommen, die Andern ſtanden auf, ihn zu begrüßen.

Was bringſt Du, Georg? — fragte Götz — Alles iſt uns willkommen, nur Du ſelbſt nicht; denn wäreſt Du im tollen Muthe heraufgekommen, Dich an uns zur Vertheidigung des Schloſſes anzuſchließen, ſo wiſſe, daß ich Dir die Wege wieſe, und wäre es mit Gewalt, Dich aus der Burg triebe. Iſt Dein Anliegen aber anderer Art, ſo ſey uns willkommen! Laß Dir es einmal wohl ſeyn im Kreiſe freier Männer, die keine Fürſtendiener ſind und den Rathsherren von Ulm und Augsburg nicht hofiren! So gut wird es Dir lange nicht da unten im Lager geworden ſeyn; aber erſt ſetze Dich, trink und dann ſprich.

Götz! — begann nun der von Sickingen — im Lager kennt man Eure Noth, man weiß, daß Ihr kaum noch zehn Schuß auf jede Feldſchlange, und kaum noch auf vierzehn Tage Speiſe und Trank habt. — Götz lächelte. — Da ſchickte mich mein Vater hierher, für Euch auf leidliche Bedingungen zu unterhandeln; da ich aber ſehe, daß Ihr noch im Ueberfluſſe lebt, ſey es fern von mir, Euch nur irgend einen Vorſchlag zu machen. Deshalb verzeiht, daß ich kam; doch freut es mich, meinen würdigen Lehrmeiſter ſo frohen Muthes wiedergeſehen zu haben.

Ehe ich ihm antworte, Ihr Freunde und Waffengefährten! — ſprach Götz — muß ich Euch ſagen, daß ich Georg von Sickingen kenne und für ihn bürge, ihm darf ich unſer Vorhaben anvertrauen. — Nun, mein Sohn, höre mich an! — ſprach er, ſich zu Georg wendend. — Der Ueberfluß, in dem Du glaubſt, daß wir ſchwelgen, iſt die Neige, die wir Mißgünſtigen den Baiern nicht gönnen. Wir und unſere Knechte laben uns an einem Trunke, da wir ſchon ſeit geſtern kein Brod mehr haben. Die Trompeter blaſen ein luſtiges Liedchen zu jedem geleerten Becher, und damit alles fein in der Ordnung bleibt, ſteht unten der Rottmeiſter am Zapfen; ſo geht es gleich, Becher um Becher, wie die Herren, ſo die Knechte, alles mit Maß und Ziel. Du kömmſt zu unſerm Valetſchmauſe in dem alten Neſte. — Was aber die zehn Schüſſe für jedes Falkonet betrifft, von denen Du ſprachſt, ſo wiſſe, daß kein Stück mehr geladen und ſo wenig Pulver als Brod hier oben zu finden iſt. Aber blick' um Dich, mein Sohn! ſiehſt Du ein trauriges, niedergeſchlagenes Geſicht in dieſer Verſammlung? Wir alle warten frohen Muthes auf morgen, ob wir gleich wie die an der letzten Krume Brod nagenden Mäuſe hier ſitzen, für welche die baieriſchen Katzen da unten die Falle aufgeſtellt haben und begierig auf ſie warten; aber ſie werden ſich täuſchen. Morgen in aller Frühe ziehen wir aus und bahnen mit Schwert und Lanze uns einen Weg nach Jaxthauſen, da mag dann der Tanz von neuem losgehen; und mißglückt es, beſſer da unten an der Jaxt niedergerannt, als hier oben eine ſchimpfliche Gefangenſchaft.

Und wenn ich Euch nun freien Abzug nach Jarthauſen verſchaffte? — unterbrach ihn Georg — ſobald Ihr verſprecht, von dort, ſo lange der Krieg dauert, nicht gegen den Bund zu fechten, und Eure Freunde, nach ihrer Heimath ziehend, ein Gleiches thäten.

Höre, Georg, Du kennſt die Feinde ſchlecht! — erwiederte Götz — Dem Herzoge und den Städten ſind Götz und ſeine Geſellen ein zu lekkerer Biſſen, auf den ſie zu lange ſchon vergebens gehungert haben, als daß ſie uns frei ziehen ließen; ſie haben uns hier hübſch beiſammen.

Und wenn ich nun des Ritters von Hallſtein Wort Euch bringe? fragte Georg.

J nun, — erwiederte Götz — dann erſparten wir freilich die Mühe, mit Lanze und Schwert uns Bahn zu machen, und das Blut manches braven Mannes; da wäre ich und, ſo wie ich glaube, auch meine Freunde es zufrieden.

Die Anweſenden ſtimmten mit ein, und Georg, froh, ſeinen väterlichen Freund aus der Noth retten zu können, eilte zu dem von Hallſtein hinunter. — Er fand dieſen bereitwilliger als er geglaubt. Er verſtattete Götz, ſeinen Freunden und allen

Knechten freien Abzug mit Hab' und Gut, nur das Geſchütz und die Lebensmittel ſollten zurückbleiben.

Freudig eilte Sickingen auf's Schloß zurück und brachte die frohe Kunde; Götz ſchüttelte bedenklich den Kopf. — Entweder wollen ſie das Mäuslein ganz ſicher in die Falle locken, oder die da unten kennen ihren Vortheil ſchlecht; ſo finden ſie mich nicht wieder. Aber haſt Du auch des Hallſteins ritterliches Wort?

Sein Wort, ſeinen Handſchlag! erwiederte Sickingen.

Nun, ſo laßt uns denn noch heute fröhlich beiſammen ſeyn, den letzten Becher auf des unglücklichen Ulrichs von Würtemberg baldige Heimkehr leeren, und dann morgen, wenn die Sonne uns begrüßt, heimziehen, ein jeder in ſeine Burg, auf Monden ein Karthäuſerleben zu führen. Du aber, Georg, begleiteſt mich wohl nach Jaxthauſen?

Das kann ich nicht; das Geleit will ich Euch geben, — erwiederte der Jüngling — aber ich muß ſogleich ins Lager zu meinem Vater zurück.

Nun dann mit Gott, Ihr Herren und Freunde! — ſprach Götz zu den Umſtehenden — ſo ziehen wir morgen, und bis dahin die letzten Tropfen geleert, damit ſie nichts finden als das leere Neſt!

Sie ſetzten ſich wieder um den Tiſch, und noch manchmal ſchmetterten während der Nacht luſtig die Trompeten, bis der Rottmeiſter den Zapfen verließ, denn das Faß war leer. — Dann legte ſich alles nieder und erwartete ruhiger als ſeit langer Zeit den kommenden Tag.

Nur Götz und Georg ſchliefen nicht. Der Jüngling mußte dem Ritter von allem Kunde geben, was ſich ſeit dem Beginn der Fehde im Würtemberger Lande zugetragen hatte; an allem nahm er Theil, und beſonders beklagte er den Herzog, der von Land und Leuten flüchtig und unſtät umherirrte.

Gott weiß es! — ſagte er traurig — es muß ein hartes Loos ſeyn, vom väterlichen Heerde getrennt, fremdes Brod eſſen, aus fremdem Becher trinken zu müſſen. Und nun gar gefangen, wie ein Vogel in den Käfig geſperrt zu ſeyn, wo man aus Langweile ſich den Kopf an den Stäben zerſchellen möchte. Gott bewahre mich davor! Darum, wenn ich es recht bedenke, hat Dir der Götz viel zu danken, mein Sohn! wer weiß in welcher Haft er morgen ohne Dich wäre; ſie hätten ihm vielleicht ſein Pferd niedergeſtochen, wären wie die beutegierigen Hunde über den Eber hergefallen und hätten ihn endlich doch gepackt. Habe Dank!

Die Freiheit iſt des Menſchen köſtliches Gut! — hob er jetzt an, indem er das Fenſter öffnete und hinaus ſah, wo der Tag zu dämmern begann. — Wie frei athmet ſich die Luft, wie ſchlägt das Herz muthig dem kommenden Tage entgegen! — aber gefangen, eingeſperrt in vier engen Mauern — Georg! mir grauet vor dem Gedanken, der mich ſelbſt hier in der Morgenfriſche wie Kerkerluft anweht. — Blaſe, Konrad! — rief er dem alten Trompeter zu, der auf der andern Seite im Burghofe gravitätiſch auf und ab ſchritt, — blaſe, und wecke die Schläfer, daß ſie ſich zum Abzuge rüſten, mir wird es hier zu enge!

Konrad blies, aber war es Zufall, war es abſichtlich, ſtatt des Morgenliedes, das er hinter dem Rufe zu blaſen pflegte, wenn er die Reiſigen weckte, blies er ein eintönig Abendlied. Götz warf zornig das Fenſter zu, daß die Scheiben klirrend hinabfielen.

Bläſ't der Narr, als ob es mit uns zur Ruhe ginge! — rief er — und doch ſteigt die Sonne ſo herrlich dort von Jaxthauſen her über den Wald. — Noch iſt es nicht Schlafzeit, alter Narr!

Er ging unmuthig im Saale auf und ab, das Abendlied hatte ihm ſeine heitere Laune genommen. So blieb er, bis die Pferde geſattelt waren und er gerüſtet wie zum Kampfe mit den Seinen auszog.

Wie die hungrigen Wölfe werden ſie heraufſtürmen und nach Beute ſuchen, — ſagte er bitter lächelnd, als ſie über die Zugbrücke zogen, — und werden nichts finden; dieß iſt mein einziger Troſt!

Als ſie dem Lager nahten, war dort ſchon alles in Bewegung, das Kriegvolk eilte herbei, den gefürchteten Ritter mit der eiſernen Hand zu ſehen, und grüßte ihn freundlich; wenig Edle waren unter ihnen. Hans von Hallſtein ließ ſich nicht blicken.

Will mir nicht gefallen, — meinte Götz — daß der Fürſtendiener nicht kommt, mich zu begrüßen, glaube doch, der Götz ſey einen Morgengruß werth. Hm! hat vielleicht der Schranze gefürchtet, mir ein zu freundliches Wort zu ſagen!

Oder Euch die Kränkung zu ſparen, als Sieger vor Euch zu treten, unterbrach ihn Georg.

Junge! — rief Götz mit Unmuth — als Sieger? Der Hunger hat mich da oben herausgetrieben, nicht ſeine Karthaunen, nicht ſein Landvolk, das von fern blieb und ſich weislich vor unſern Büchſen und Armbrüſten wahrte. Nun, mag er wegbleiben, an ſeinem Anblicke hätte ich doch keine Freude. — Aber dich, du altes würtemberger Schloß! — rief er hinaufblickend — dich muß ich noch einmal ſehen, da noch die Fahne mit den drei Hirſchgeweihen vom Thurme flattert. Ade, du alte Burg! Wenn erſt das Kreuz der Bundesfahnen auf dir wehen wird, richtet Götz ſeinen Blick nicht mehr nach dir!

Jetzt waren ſie dem Lager vorüber. Bis an den Bach hinter Ruchſen, da, wo der Wald das Thal begrenzt, blieb Georg bei dem Zuge; hier aber trennte er ſich von Götz, den ſeine Gefährten bis Jaxthauſen begleiten wollten. — Leb' wohl, Du ächter Sproß der Sickingen! — rief Götz — grüße den Vater und ziehe mit Gott!

Als Georg in's Lager zurückkehrte, fand er den von Hallſtein nicht dort; man berichtete ihm, er ſey auf die Burg gezogen, um dort die Bundesfahne aufſtecken zu laſſen. Georg, zufrieden, ſeinen Freund gerettet zu haben, kümmerte ſich nicht weiter um das, was vorging, und ritt in's Lager bei Neckarulm zurück.

Als er dort bei ſeinem Vater eintraf, empfing ihn dieſer herzlich, beſonders als er erfuhr, daß ihm ſeine Sendung gelungen, daß Götz gerettet ſey. Georg mußte dem erfahrenen Kriegsmanne alles berichten, wie er es gefunden, und beſonders ergötzte es den Ritter, als er ihm erzählte, wie er alles in Luſt und Freude bei'm Becher getroffen hatte.

Hätte leicht können der letzte Trunk meines Freundes ſeyn! — meinte Sickingen — Gott gedankt, daß es Dir gelungen iſt! ich fürchtete, mein Wort würde wenig bei Hans von Hallſtein vermögen, und der Herzog ihm einen geheimen Befehl geſchickt haben, den Götz unter keiner Bedingung ziehen zu laſſen.

Kaum daß er dieß geſprochen, als Ulrich von Hutten in Sickingens Zelt ſtürzte. — Weißt Du, Franziskus! weißt Du es ſchon, daß ſie den Berlichingen, als er unbeſorgt nach Jaxthauſen zog, ſchänd-

ſchändlich niedergeworfen haben? — ein hämiſcher Streich, nicht eines Fürſten würdig!

Ihn niedergeworfen?! — rief Georg — den Götz, trotz meines gegebenen Wortes, niedergeworfen, mich wortbrüchig hingeſtellt vor ihn und ganz Deutſchland? Vater, gebt mir funfzig Reiſige, laßt mich ziehen, ich befreie ihn!

Sickingen erwiederte auf die ſtürmiſche Bitte des Sohnes nichts, er ſtand nachdenkend und von dieſer Nachricht tief erſchüttert. — Iſt dieß die ſchöne Zeit, wo man mit Wort und Handſchlag ſpielt, iſt das Deine ſchöne Zeit, Hutten? — ſagte er jetzt bitter — ſo bewahre uns Gott davor!

Gebt mir funfzig Reiſige und laßt mich ziehen! bat Georg nochmals.

Nein, mein Sohn! — erwiederte der Vater mit Ruhe, nahm das Schwert vom Tiſche und gürtete es um. — Hier möchte wohl des Vaters Wort mehr nützen als des Sohnes Schwert. — Ich gehe zum Herzog.

Darf ich Euch begleiten, mein Vater? fragte Georg.

Du bleibſt zurück. Kalte Beſonnenheit, beſcheidenen, aber feſten Muth verlangt die Sache, nicht des Jünglings unüberlegte Heftigkeit. — Ich werde des Freundes, werde Deine Sache führen und für ihn thun, was ich vermag. — Er verließ das Zelt. Hutten ſah ihm nach und bemerkte, daß ſeine Schritte wohl raſcher, heftiger waren als ſonſt; er folgte ihm.

13.

Als Sickingen, von Hutten gefolgt, unangemeldet in das Zelt des Herzogs trat, fand er Markgraf Caſimir von Brandenburg, Ulrich Späth, den Kanzler Lamparter und die Abgeordneten von Augsburg, Frankfurt, Nürnberg und Heilbronn dort. Georg Frondsberg war eben vor ihm eingetreten und nahm Platz; ſie ſaßen um einen Tiſch und ſchienen ſich zu berathen. Herzog Wilhelm entfärbte ſich, als er den Ritter kommen ſah, der, obwohl zornentbrannt, ſich ehrſurchtvoll nahte.

Gnädiger Herr! — begann Sickingen — es iſt mir das Gerücht zu Ohren gekommen, Götz von Berlichingen und ſeine Freunde wären, gegen Handſchlag und gegebenes Wort, auf ihrem Zuge nach Jarthauſen überfallen, niedergeworfen und gefangen worden.

So iſt es! erwiederte der Herzog ſtolz.

Und wer gab dem von Hallſtein das Recht? fragte Sickingen.

Und wer gab es Euch, von mir Rechenſchaft zu fordern? unterbrach ihn der Herzog.

Von Euch, gnädiger Herr! fordere ich ſie nicht, denn mit Gott iſt es ohne Euer Wiſſen geſchehen; aber Götz iſt mein Freund und Waffenbruder, mein Sohn, dem Worte Eures Befehlhabers vertrauend, gab ihm das ſeinige, es iſt gebrochen, mein Sohn beſchimpft.

Götz ſelbſt ward wortbrüchig! — entgegnete der Herzog — Alle Munition, alle Lebensmittel ließ er verſchütten, den Wein in den Hof fließen, nichts, womit man einen Raben hätte tödten oder ihn füttern können, fand man auf der Burg. Da ſetzte ihm Hallſtein nach, erreichte ihn und warf ihn nieder.

Verzeiht, Herr Herzog! — fiel ihm Hutten in die Rede — von Möckmühl bis Jarthauſen braucht ein Fußknecht nur zwei Stunden, um den Weg zurückzulegen. Georg Sickingen gab Götz bis jenſeit Ruchſen das Geleite, und dicht hinter Wittern, als Götz den Berg nach Ollnhauſen hinaufreiten wollte, brachen an zweihundert Reiſige, von Fußknechten und Armbruſtſchützen begleitet, aus dem Hinterhalte hervor und überfielen die harmlos Ziehenden. Wahrlich, des Hallſteins Reiſige müſſen von dem Schloſſe zu Möckmühl bis dorthin mit dem Sturmwinde geritten ſeyn!

Auch Ihr hier, Herr Ulrich von Hutten? fragte der Herzog ſpöttiſch, wahrſcheinlich, um das Geſpräch mit Sickingen abzubrechen.

Hier und überall, wo es das Unterdrückte zu vertheidigen gilt! erwiederte dieſer mit Freimuth.

Ich erſuche daher Eure Fürſtliche Gnaden, — fuhr Sickingen fort — ihn frei nach Jaxthauſen, die übrigen Edlen nach ihrer Heimath ziehen zu laſſen. Götz wird die Unbill vergeſſen, und ich bürge für ihn, daß er während der jetzigen Fehde ruhig auf Jaxthauſen bleiben ſoll.

Eure Bitte kommt zu ſpät, — unterbrach ihn Jacob Störmer, der Abgeordnete von Nürnberg, — eben hat ihn Seiner Fürſtliche Gnaden unſerer Stadt gegen ein bedeutendes Löſegeld auszuliefern befohlen.

Sickingens Wange glühte, ſein Auge heftete ſich bei dieſen Worten wild auf den Nürnberger, doch, Herr ſeiner Leidenſchaften, faßte er ſich ſchnell, und ein bitteres Lächeln umzog ſeine Lippen. — Ihr Herren von Nürnberg! — fragte er — wie viel Pfefferſäcke war Euch Götz von Berlichingen werth? Wohlfeil habt Ihr ihn ſicher erhandelt, denn des Mannes wahren Werth wißt Ihr nicht zu ſchätzen!

Franz von Sickingen! — unterbrach ihn der Herzog, ſeinen Unmuth nicht länger bergend, — vergeßt nicht, vor wem Ihr ſteht!

In dieſem Augenblicke, gnädiger Herr! — erwiederte Sickingen mit Stolz — ſtehe ich vor ganz Deutſchland, ich der Ritter Franziskus von Sickingen, bereit, zu jeder Stunde den Unterdrückten zu vertheidigen, den Ritter Götz mit meinem Schwerte von den Nürnbergern loszukaufen, den Ihr verhandelt habt wie einen gemäſteten Stier! — Und wenn Ihr Herren von Nürnberg den Götz nicht heute noch frei gebt, — wandte er ſich mit ſeiner Donnerſtimme gegen den Abgeordneten — ſo erſchallt mein Aufruf durch ganz Deutſchland, und, ſo wahr ich der Ritter von der Ebernburg bin, es geſchieht Euch, wie Metz!

Euer Wort bindet Euch an den Bund, Ihr könnt nicht von hier! ſagte der Herzog.

Seit Götz niedergeworfen wurde, iſt Ritterwort, iſt Fürſtenwort hier zur falſchen Münze geworden, und mit dem Bunde habe ich nichts gemein. Ich bin Oeſtreichs Verbündeter, und fordere als ſolcher und als freier Edler an der Spitze meines Heeres, daß Götz denen von Nürnberg nicht ausgeliefert werde!

Tretet ab, — ſagte der Herzog, der vergebens in dieſe Worte Freundlichkeit zu legen ſuchte, — wir wollen darüber berathen und Euch dann rufen laſſen.

Stehe ich denn hier vor meinen Richtern, oder unter meines Gleichen, — ſprach Sickingen mit Würde — daß ich abtreten und mein Urtheil erwarten ſoll? — Ich ſehe zwar hier manches fürſtliche Haupt, vor dem ich mich ehrfurchtvoll beuge, wovon aber wahrlich keines gern Sickingen zum Kampfe gegenüber träte; ich ſehe hier edle Männer, mir gleich an Rang und Werth, falſche Freunde und Manchen, der ſich freuete, als ich die Verbrämung meines Pelzes, den Stoff meines Wamſes, oder die Becher zur Mitgift meiner Tochter bei ihm kaufte, der damals ehrfurchtvoll dankend ſein Käppchen zog, wenn ich ihm die Goldgulden aufzahlte, und der nun, hier am grünen Tiſche ſitzend, vergißt, daß ſein Vater mit einem Päckchen von Schloß zu Schloß hauſiren ging und an des Schloßherrn Küchentiſche ſich es wohlſchmecken ließ. Deshalb bleibe ich und nehme meinen Platz neben dem edlen Georg von Frondsberg, und der gebührt mir mit Recht. Rückt zu, Herr Rathsherr von Heilbronn! — ſprach er freundlich und rückte einen hohen Seſſel neben Frondsberg, während die Fürſten und Abgeordneten ſich ſtaunend und fragend anblickten. Jedoch ehe er ſich ſetzte, begann er nochmals mit kaltem Gleichmuthe: Meine gnädigen Herren von Baiern, auch Ihr, edler Markgraf, und Ihr andern Herren, ſcheint noch ungewiß, ob Ihr mir den Platz gönnen ſollt — ſprecht offen, ich ziehe gern mich beſcheiden zurück, jedoch nur unter Trompetenſchall, von meinen Reiſigen und Lanzknechten begleitet!

Dann folge auch ich mit all' meinem Volke! rief Georg Frondsberg raſch aufſtehend.

Georg von Frondsberg! — ſagte der Markgraf Caſimir — bedenkt, daß Ihr im Dienſte Oeſtreichs ſeyd.

Herr Markgraf! — erwiederte der alte Krieger — was iſt hierbei zu bedenken? Meine ganze Schaar habe ich aus meinem Säckel geworben, Oeſtreich hat mir keinen Deut dazu bezahlt, und weiß ich doch ſelbſt nicht einmal, ob König Karl von Spanien die Fehde gut heißen und mir meinen Vorſchuß erſtatten wird. Stieß nach des Kaiſers Tode auf gut Glück zu Euch, weil ich weiß, wo der Soldat mit Macht auftritt, findet er überall Sold. Deshalb iſt es mir auch gleich, ob ich mich im würtemberger oder in anderer Herren Länder bezahlt mache. — Gebt wenigſtens dem Götz von Berlichingen ritterlich Gefängniß und ihn nicht in die Hände der Nürnberger. Thut dieß, wo nicht, ſo ſtehe ich feſt bei Franz von Sickingen, meinem Freunde, und dann hütet Euch, daß der Ulrich nicht wieder hervorbricht!

Eine dumpfe Stille erfolgte — endlich nahm der Markgraf das Wort. — Und wenn nun der Handel mit Nürnberg aufgehoben, dem Ritter Götz ritterlich Gefängniß in Heilbronn wird, werdet Ihr Euch dann begnügen, oder um dieſes einzelnen Mannes willen die Kriegsfurie über ganz Deutſchland losbrechen laſſen?

Ob er in Heilbronn oder Jaxthauſen ſitzt, iſt wohl ziemlich gleich, erwiederte Frondsberg.

Wenigſtens iſt es nicht von der Bedeutung, um deswegen Feindliches zu beginnen, — ſagte Sickingen — und was die Genugthuung meines

Sohnes betrifft, mag er ſie von dem von Hallſtein fordern.

Herzog Wilhelm hatte zu alle dem geſchwiegen, jetzt erhob er ſich. — Nun dann, — ſagte er zu den Abgeordneten von Heilbronn — ſo übergebe ich Euch Götz von Berlichingen, Ihr ſorgt für ritterliche Haft. Eure Hand, Ritter Sickingen! — wandte er ſich zu dieſem — aller Groll ſey vergeſſen. — Sickingen reichte dem Herzoge die Hand, und ſo ſchieden ſie, dem Scheine nach, verſöhnt.

Keiner aber war über die ſtattgefundene Unterhandlung unmuthiger als Georg Sickingen, und wurde es noch mehr, als der von Hallſtein einen erhaltenen Befehl des Herzogs Wilhelm dem Ritter Franziskus vorzeigte, nach dem ihm ſo zu handeln vorgeſchrieben war. Da die Zeit der Kaiſerwahl nahte, es ihn trieb, Würtemberg zu verlaſſen und ſich nicht ganz mit Baiern und dem ſchwäbiſchen Bunde zu entzweien, ſo war er ſelbſt der Vermittler zwiſchen Hans von Hallſtein und ſeinem Sohne, und Georg mußte ſich, obgleich ungern, in des Vaters Willen fügen.

Gedruckt bei A. W. Schade in Berlin.

Sämmtliche Schriften

von

A. von Tromlitz.

Elftes Bändchen

Franz von Sickingen und ſeine Zeitgenoſſen.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung
1830.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Franz von Sickingen
und
# ſeine Zeitgenoſſen.

von

A. von Tromlitz.

Dritte Abtheilung.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1830.

1.

Als nun das Land gänzlich erobert und von dem Bunde beſetzt war, forderte Sickingen die verſprochene Entſchädigung für gehabte Unkoſten. Nach langer Unterhandlung, bei welcher ſich jedoch die Fürſten, beſonders Markgraf Caſimir, dem Ritter willfährig bezeigten, wurde ihm Amt und Stadt Neuburg erb- und eigenthümlich überlaſſen, und er ſchickte ſich an, mit dem größten Theile ſeines kleinen Heeres an den Main zu ziehen, wo ſeine Freunde indeſſen ſchon die neugeworbenen Völker hingeführt hatten.

Nachdem er ſich in Eßlingen von den Fürſten beurlaubt, ſich beſonders dem Markgrafen von Brandenburg genähert, mit dieſem Freundſchaft geſchloſſen und unter Ludwig von Fleckenſtein achthundert Lanzknechte zur Vertheidigung ſeiner neuen

Beſitzung zurückgelaſſen hatte, ſchickte er Konrad von Rüdesheim den Befehl, das ſchon auf 4000 Mann angewachſene Heer auf dem geraden Wege nach Aſchaffenburg zu führen. Er ſelbſt mit Ulrich von Hutten und Georg ritt über Heidelberg, den Kurfürſten vor ſeiner Abreiſe nach Frankfurt noch zu ſprechen.

An dieſem, ſonſt ſo ſehr von ihm geliebten Herrn ſcheiterte dießmal des Ritters Beredtſamkeit; der Kurfürſt, durch Herzog Ulrich ganz für Franz den Erſten eingenommen, ſich gegen Sickingens Erwarten feſt an Richard von Trier ſchließend, blieb taub bei jedem Vorſchlage, den Sickingen ihm zum Beßten König Karls machte. Einige freundliche Worte, die der Kurfürſt Sickingen ſagte, erwiederte dieſer freimüthig, und ſo entſpann ſich aus dieſem kleinen Wortwechſel auf dem Schloſſe zu Heidelberg das feindliche Verhältniß, welches ſpäterhin auf Sickingens Schickſal ſo mächtig wirkte.

In Heidelberg erhielt er die Nachricht, daß ein Abgeſandter Königs Franz unterwegs ſey, ihn auf der Ebernburg aufzuſuchen. Es war für den Ritter zu ſchmeichelhaft, den Abgeordneten eines der mächtigſten Könige auf ſeiner Burg zu ſehen, daß er, ſo beſtimmt er auch in ſeinem Willen war, doch nicht umhin konnte, erſt nach der Ebernburg zu gehen, ehe er zu ſeinem Heere nach Aſchaffenburg zog. Er ſchickte Georg dahin, und es iſt zweifelhaft, ob er im Drange wichtiger Geſchäfte die Nähe von Steinheim, wo er jetzt Margarethe wußte, vergeſſen hatte oder vergeſſen wollte, oder ob er es für den ehrgeizigen Charakter des Jünglings nicht zuträglich fand, Augenzeuge ſo glänzender Verhältniſſe zu ſeyn. Ulrich von Hutten begleitete ihn nach der Ebernburg.

Georg ward bei ſeiner Ankunft im Lager bei Aſchaffenburg von dem verſammelten Kriegvolke und ſeines Vaters Freunden mit Jubel empfangen; ſie ehrten den Muth des jungen Mannes, bewunderten die Feſtigkeit ſeines Charakters, und ſein Gefecht unweit Weißenſtein hatte ihm die Achtung des Kriegvolkes erworben, wenn auch mancher erfahrene Ritter ſeine dort bewieſene Tollkühnheit mißbilligte. Aber der herzliche Empfang ſeiner Waffenbrüder konnte ſein Gemüth nicht fröhlich ſtimmen; hinter ihm lag Heilbronn, wo Götz, zwar in ehrenvoller ritterlicher Haft, aber doch geſangen ſaß; vor ihm war das Schloß von Steinheim, wo Margarethe trauerte.

Ein Vorſatz, wenn auch nicht der Verzweiflung, doch einem feſten Charakter entſprungen, war längſt in ihm gereift, er ſtand feſt, unerſchütterlich; aber doch, als er jetzt ſeiner Ausführung ſo nahe war, hielt ihn eine gewiſſe Scheu zurück, denn ſo oft er beginnen wollte, ſtand ſeines geliebten Vaters zürnendes Bild vor ihm. Selbſt an Philipp hatte er ſein Geheimniß nicht vertraut, feſt verſchloſſen ruhte es in ſeiner Bruſt, nur ſein ſchwermüthiger Blick verrieth die Unruhe ſeines Innern; Philipp forſchte nicht nach dem Verborgenen, er litt mit ſeinem Freunde — aber ſchwieg.

Eines Abends ſaßen ſie in der Dämmerung bei einander; Georg war heute beſonders nachdenkend, ſah tiefſinnend vor ſich hin und antwortete kaum auf Philipps Fragen.

Morgen reiten wir nach Steinheim! — ſagte er endlich mit ſonderbar ernſtem Tone, ſo daß der Sänger ihn verwundert anſah. — Du wunderſt Dich, Freund? ſchon lange keimte der Entſchluß — nun iſt er gereift.

Und was wollt Ihr dort? fragte Philipp beſonnen.

Was ich dort will, kannſt Du das nicht ahnen? Würde ich hinziehen zu Margarethe, wenn mein Anblick nicht ihre Thränen trocknen müßte?

Philipp ſchüttelte bedenklich den Kopf. — Ich glaub' es kaum, daß Ihr ſie trocknen werdet.

Zweifler! — unterbrach ihn Georg — begleite mich morgen und überzeuge Dich ſelbſt.

Am andern Morgen zogen ſie von Aſchaffenburg längs dem Main hin nach Steinheim. So heiter und kühl der Morgen auch war, ſo ſchwül und drückend ſchien Beiden die Luft. Philipp konnte ſeines Freundes Vorſatz nicht ahnen, und dieſer öffnete auch jetzt nicht dem Freunde ſein Herz. So zogen ſie, nur wenig ſich mittheilend, in großer Eile Steinheim zu.

Als aber des Schloſſes ſpitze Thürme ihnen ſichtbar wurden, die hohen Fenſter in dem Scheine der Abendſonne glühend ihnen entgegen ſtrahlten, die Roſſe, durch die Sporen getrieben, die letzten Kräfte anſtrengten, ſie ſchneller nach dem erſehnten Ziele zu bringen, da brach Philipp das Schweigen.

Georg Sickingen! — bat er — treibt Euer Roß nicht ſo ſcharf, haltet lieber den Zügel an — ſagt, vertrauet mir, was Ihr beginnen wollt.

Meines Roſſes Zügel ſoll ich anhalten, Philipp? — Ich, nach ſo langer Trennung, ſo nah' dem Ziele, meine Sehnſucht zügeln wie mein Roß? — Nein, Freund! — Ich muß vorwärts, muß mein Schickſal erfüllen. In der Ferne hatte ich Muße, mit kalter Beſonnenheit meine Wünſche zu ordnen, meinen Willen zu bändigen; aber ſo nahe ihr, ſo nahe meinem Glücke, würde mich keine Macht der Erde mehr aufhalten, und käme über jene Zugbrücke drohend Franz von Sickingen, mein Vater, mir entgegen, ich jagte neben ihm vorbei, hin zu ihr!

Auch über ihn weg? fragte der Sänger.

Vorwärts, nur vorwärts, mein träges Roß! — rief ſtatt Antwort der Jüngling, die Sporen feſt in die *Weichen des müden Thieres drückend.* — Es gilt einen Tauſch, Schild um Kranz gilt es; nur vorwärts, träges Roß!

So gelangten ſie jagend an die niedergelaſſene Zugbrücke; Georg jagte darüber hin, der Sänger folgte.

Halt! — donnerten ihnen, die Hellebarden vorhaltend, zwei bärtige Männer entgegen. Georgs Roß ſprang, ſcheu geworden, ſeitwärts; Philipp hielt das ſeine an. — Ziemt es ſich, ſo in das kurfürſtliche Schloß einzureiten? — ſagte einer der Hellebardiere. — Wer ſeyd Ihr, was wollt Ihr hier?

Ich bin Georg von Sickingen! — rief der Junkherr zornig, ſein Roß herumwerfend, — dieſer Name wird Euch wohl lehren, Eure Hellebarden zu ſenken.

Mit nichten! — erwiederte der Kriegsmann — Eben dieſer würdige Name mahnt uns an unſere Pflicht, niemand ohne des Caſtellans Erlaubniß hier einzulaſſen; mäßigt daher Euern Eifer, Junkherr! und verzieht, bis wir ihn gerufen.

Während dieſes Geſpräches hatten ſich mehrere Bewaffnete unter dem Thore verſammelt, auch hörte Philipp, wie die Zugbrücke hinter ihnen aufgezogen wurde; er nahte ſich Georg und bat dieſen, ſich zu mäßigen, da es ihm ſchien, daß es nur der leiſeſten Anregung bedurfte, den feurigen Jüngling zur Gewalt zu reizen.

Zum Glücke hatte der Lärm auch den Caſtellan herbeigeführt, er nahte ſich Georg in dem Augenblicke, wo dieſer ſeiner Ungeduld die Zügel laſſen wollte.

Seyd mir gegrüßt, Herr Georg von Sickingen! — ſprach der biedere Mann — reitet ein und ſeyd mir auf meines Herrn Schloſſe willkommen! — Er begleitete die Angekommenen in den innern Hof und bat den von Sickingen, ihm zu folgen, grüßte den Sänger als einen alten Bekannten, und gab ihm durch ein Zeichen zu verſtehen, daß er ihm nicht folgen möchte.

Was iſt Euer Begehr, lieber Herr? fragte er, als ſie in ſeine Wohnung getreten waren.

Ich wünſchte Margarethe Slör, die Tochter des Geheimſchreibers meines Vaters zu ſprechen, ſagte Georg mit anſcheinender Ruhe.

Sie iſt hier, — erwiederte der Alte — doch nach des Vaters Willen für Euch verborgen.

Ich bitte Euch, Herr Caſtellan! — ſprach Georg, und ſchon war ſein Vorſatz, ruhig zu bleiben, dahin. — Laßt mich Margarethe nur ein Stündlein ſprechen; was kann ihr widerfahren, was ihr begegnen? Seyd menſchlich gegen ſie und mich!

Herr! — antwortete ihm der Alte treuherzig — ſie iſt ein mir anvertrautes Gut, ich bin nicht Herr über ſie.

Ihr wollt nicht! — rief Georg heftig, auf und ab gehend. — Ihr meint, Georg Sickingen werde, wie ein thöriger Knabe, von dannen reiten, ohne ſie geſehen zu haben? Ihr irrt, Caſtellan! Ihr irrt Euch in mir! — Er ging bei dieſen Worten an ein Fenſter, welches die Ausſicht nach Seligenſtadt hatte; hier ſtand er einen Augenblick nachdenkend, dann riß er plötzlich das Fenſter auf und ergriff das über ſeinem Panzer hangende Hifthorn. — Caſtellan! — ſagte er ganz ruhig — Ihr kennt die Sickingen, von meinem Vater Franziskus habe ich die Vorſicht, von meinem Ahn Schweikhardt den tollen Muth geerbt, ſtoße ich in das Horn, ſo rücken meine Freunde, die in jenem Walde liegen, mit ſechshundert Lanzknechten herbei. Ihr habt nur zwölf Bewaffnete im Schloſſe.

Die Bürger werden auf den erſten Nothruf herbeieilen, bemerkte ihm der Alte.

Und wenn wir die Stadt ſtürmen, eilen ſie alle nach Hauſe! — ſagte Georg, dem Faſſung und Beſonnenheit wieder geworden waren. — Laßt die

Thorheit und zwingt mich nicht zu einem tollen Unternehmen, das meinen Vater mit Euerm Herrn entzweien könnte.

Der Caſtellan, ein liſtiger Alter, dachte, daß es immer noch Zeit ſey, des Jünglings Willen zu thun, wenn er die Reiſigen anrücken ſähe, erwiederte gelaſſen: Thut, wie es Euch beliebt.

Mit gleicher Ruhe ſetzte Georg das Hiſthorn an ſeine Lippen.

Herr! — bat der Caſtellan, welchem doch nicht wohl zu Muthe wurde, und der ſchon ſo Manches von dem von Sickingen gehört hatte, daß er wohl glauben konnte, er wäre des unüberlegten Streiches fähig, — Herr! wollt Ihr mir Euer adelig Wort geben, die Jungfrau ruhig hier zu laſſen und noch heute Abend aus dem Schloſſe zu reiten, ſo ſey Euch eine Unterredung mit ihr vergönnt.

Hier meine Hand, ich halte, was Ihr verlangt, erwiederte Sickingen.

So kommt, — ſagte der Caſtellan — folgt mir. — Er führte ihn in das obere Stockwerk des Schloſſes. Als ſie hier vor einer Thür anhielten, ſagte er leiſe: Hier wohnt ſie — ehe Ihr aber eintretet, hört die Vermahnung eines alten Mannes: Ohne Vaterſegen kein Glück auf Erden. Nun tretet ein!

Georg riß die Thür auf und ſtürzte hinein. Er mußte durch mehrere Gemächer hindurch, ehe er Margarethe fand, die, ſtill und nachdenkend bei ihrer Arbeit ſitzend, aufſchrak, als ſie Geräuſch hörte, und da ſie ihn erblickte, aufſprang und in ſeine Arme eilte.

Ach, was biſt du doch matten Fluges, kühne Phantaſie, wenn dein Flügel über zwei Herzen ſchwebt, die nach langer Trennung ſich wiederfinden und einander glühend entgegenſchlagen! Wo wäre das Wort, das des Herzens Empfindung ausſpräche, wo der Griffel, die Seligkeit zu zeichnen! Du ſiehſt der Glücklichen Wonne, aber beſchreiben kannſt du ſie nicht. Allmächtige, die du Welten ſchaffeſt, das rauhe Klippenthal des Lebens zum Paradieſe geſtalteſt, Worte zu allem findeſt, was der Geiſt ergründen, dein Fittig erreichen kann — bei des Herzens zarter Empfindung, in der Wonne eines ſolchen Augenblickes ſchwindet deine Kraft! — Du ſchwebſt über den Seligen, ſenkſt dich leiſe, mitfühlend zu ihnen hernieder, aber das Rauſchen deiner Flügel iſt verhallt; wie jenen Glücklichen, fehlen auch dir die Worte.

Lange ruhten Georg und Margarethe Arm in Arm. — Ich komme — begann er endlich — nicht, indem ich wieder von dannen ziehe, Dir ein langes Lebewohl zu ſagen, — ich komme, Dir die Hoffnung zurückzuführen, die ich mit einer kühnen Entſchließung an meine Schritte gebannt habe; und da ich an Deiner Seite ſtehe, in Dein frommes, liebes Auge blicke, Deine bleiche Wange, Dein leidendes Antlitz ſehe, da lächelt ſie mir doppelt, da fühle ich, daß nicht die Leidenſchaft, daß Pflicht meinen Entſchluß gebar.

Und was kannſt Du noch hoffen, Georg? — fragte Margarethe bewegt und ſchmiegte ſich ſanft an ihn.

Alles, alles, was mich beglücken kann, Dich mein zu nennen! rief Georg.

Ich bin ja Dein, Dein für immer, — lispelte ſie kaum hörbar — fern und nahe, Dein für hier und dort.

Und doch iſt unſer Sehnen nicht geſtillt! — ſagte G[illegible]rg ernſt — Es lag eine trennende Kluft zwi-

zwiſchen uns, ich habe ſie überſprungen, warf meinen Schild in ihren Schooß, und ſie ſchloß ſich mir. Laß ihn ſinken, laß die Reihe der Ahnen ſchwinden! — rief er, ſie heftig an ſich drückend, — biſt Du nur mein Weib!

Dein Weib?! — fuhr Margarethe erſchrocken auf und wand ſich aus ſeinen Armen — Dein Weib vor Gott und Menſchen?!

Vor Gott und Menſchen, Margarethe! — ſagte er feſt — Denk' Dir, Du hätteſt mir, einem armen Pilger, auf meinem Lebenswege begegnet, nichts als mein Herz hätte ich Dir bieten, Dir mit nichts eine frohe Ausſicht in die Zukunft eröffnen können, als mit meinem Muthe und dem Vertrauen, daß des Mannes Kraft das geliebte Weib ſicher durch des Lebens Windungen führt. Wäreſt Du dem Pilger vorübergegangen, und hätte Dein Herz ihn nicht als den bezeichnet, für den Dir das Leben ward?

Ich wäre dem armen Pilger liebend in die Arme geſunken, da ich es jetzt nicht wage, dem Ritterſohne meine Hand zu reichen.

Margarethe! rief Georg ſtaunend.

Höre mich an, höre mich ruhig an, mein Geliebter! — bat ſie, ihn unterbrechend. — Die heißeſte Sehnſucht zieht mich nach Dir, nur als Dein Weib kann ich des Lebens Seligkeit mir denken, und doch muß ich ihr entſagen, denn mir gebietet es eine ſchwere Pflicht. Du würdeſt durch mich nicht glücklich ſeyn; ausgeſtoßen aus dem Kreiſe der Deinen, würde die ſchuldvolle Gattin Dir nicht Erſatz für des Lebens gewohnte Herrlichkeiten bieten können. Zu jeder Burg wären die Pforten, zu jedem Turniere die Schranken Dir geſchloſſen — der Name Sickingen, dieſer gefeierte Name, würde Dir zur Schmach, und der edle, tapfere, kühne Mann breitete, ſchon in ſeinem Frühling ein entlaubter Baum, ſeine kahlen Aeſte vergebens nach Süd und Oſt, und ſänk' entlaubt. Ehre, Ruhm und Glück nähm' Dir Deine Margarethe, nichts hätte ſie Dir zum Erſatze zu bieten, nichts als ein Herz, und das gehört ja ſchon Dein für immer. Was willſt Du noch mehr? Ungenügſamer! Was treibt Dich noch, alles hinter Dir zu laſſen, Rang, Stand und den Vaterſegen, und die Hand nach mir zu ſtrecken? — Worüber ich gebieten kann, Herz und Seele, iſt Dein. Des Auges Strahl, der Wangen Roth, der Lippe Purpur ſind ſchnell verloſchen und gebleicht. Blicke mich nur an, erkennſt Du Deine Margarethe wieder? — Ach, der Gram iſt ein nagender Wurm, aber die Schuld ſoll ein giftiger ſeyn; bewahre uns Gott vor ihr!

Du fragſt mich, was ich noch will, da ich Dein Herz mein nenne? — Was ich noch will?! — rief Georg heftig. Dann preßte er das Mädchen ſtürmiſch an ſich, drückte ſeine brennenden Lippen auf die ihrigen und hielt ſie ſo in langer Umarmung feſt umſchlungen. Das Mädchen duldete ſeinen Ungeſtüm, vor ihren Blicken dämmerte es, es war ihr ſo wohl und ſo wehe, in ihrem Innern wogte es ſtürmiſch. Da rief er: Willſt Du mein Weib werden, Margarethe?! — und durch die Dämmerung blitzte bei dieſen Worten ein Lichtſtrahl, ſie wand ſich aus ſeinen Armen. — Vater! führe mich nicht in Verſuchung, — rief ſie, die gefalteten Hände emporſtreckend, — gieb mir Kraft, daß ich nicht untergehe!

Georg! — bat ſie den Staunenden — ſtürme nicht mehr auf mein Herz, laß mich allein das Opfer eines unglücklichen und doch ſo ſüßen Verhältniſſes werden; laß mich in dem ſtärkenden Glauben, recht gehandelt zu haben, vergehen. Daß ich Dich wieder geſehen, hat mich beglückt, daß ich Dich treu befunden, mich geſtärkt. Ohne Vaterſegen iſt kein Glück auf Erden, und er kann uns nicht zum Altare begleiten. Die Roſen meiner Wangen werden ſchon wieder blühen, mein Auge wird thränenlos nach Dir blicken, denn Du hältſt Deinen Schwur — und Margarethe ihr Wort.

Eben trat der Caſtellan ein. — Herr! — ſagte er — die Stunde iſt vorüber; ich komme, Euch an Euer Verſprechen zu mahnen.

Georg ſchien ihn nicht bemerkt zu haben; er ſtand, immer noch den Blick auf den Boden geheftet, vor dem Mädchen, das, ſich ihm nahend, ſagte: Junkherr von Sickingen! der Caſtellan des Schloſſes iſt hier und mahnt Euch an Euer Wort.

Georg blickte auf und ſah den Caſtellan, faßte ſchnell Margarethe's Hand und zog ſie mit ſich in ein fernes Fenſter. — Auch gegen Deinen Willen, Margarethe, — raunte er ihr heftig zu — wirſt Du die Meine!

So ſtärke mich Gott! — ſprach ſie leiſe — Lebt wohl, Junkherr! — ſagte ſie laut — Grüßt

Euern und meinen Vater! — Dieß ſagend verließ ſie ſchnell das Zimmer.

2.

Als Georg in's Lager bei Aſchaffenburg zurückgekehrt war, fand er große Veränderungen. Mehrere Abtheilungen waren indeſſen eingetroffen, der Kurfürſt Albrecht befand ſich auf dem daſigen Schloſſe, und mehr als alles dieß überraſchte ihn die Anweſenheit ſeines Vaters, der ſchleunig die Unterhandlung mit dem franzöſiſchen Abgeordneten beendet hatte. Mit deutſcher Offenheit hatte er dem Geſandten erklärt, daß er nichts für ſeinen Herrn, und alles für Karl von Spanien thun werde. Er hatte mit Stolz die von Franz dem Erſten ihm gemachten Verſprechungen, welche in 30,000 Kronenthalern baar und in einer auf Land und Leute verſicherten lebenslänglichen Rente von 8000 Sonnenkronen beſtanden, eine für die damalige Zeit ungeheure Summe, abgelehnt, und verbarg ſeinen Entſchluß ſo wenig, daß er ſich bei dem Geſandten über ſeine ſchnelle Abreiſe von der Ebernburg damit entſchuldigte, daß ſeine Anweſenheit bei dem Krönungheere, wie er es nannte, nothwendig ſey.

Franz der Erſte verlor jedoch durch dieſe mißlungene Unterhandlung die Hoffnung nicht, den Kaiſerthron zu beſteigen. Trier war ganz auf ſeiner Seite, der Pfalz glaubte er durch Ulrich von Würtemberg gewiß zu ſeyn, Köln wankte, und zu der wichtigſten Stimme, zu der von Mainz, von welcher Brandenburg unzertrennlich war, hoffte er einen Weg gefunden zu haben.

Sickingen, dieſe Verhältniſſe zwar kennend, und nur der Stimme von Böhmen gewiß, verzweifelte nicht an dem Gelingen ſeines Planes. Die Grafen von der Mark mußten mit dem Kurfürſten von Köln unterhandeln, er ſelbſt wollte noch einmal nach Heidelberg, und des Kurfürſten von Mainz glaubte er verſichert zu ſeyn; um Trier kümmerte er ſich nicht. Aber warf er ſeinen Blick auf Friedrich von Sachſen, ſo wankte er in ſeinem Entſchluſſe. Dieſer Fürſt, gewiß unter allen der Krone am würdigſten, war überdieß noch Luthers Beſchützer. Ein Kaiſer mit dieſer Geſinnung auf dem deutſchen Throne, was konnte die

Aufklärung, was der Glaube nicht von ihm erwarten! Aber Friedrichs Macht war zu beſchränkt, ſeine Staaten von Ländern ſolcher Fürſten begrenzt, die mit blindem Eifer an dem Papſtthume hingen, von Joachim von Brandenburg, Georg von Sachſen, Heinrich von Braunſchweig — was ließ ſich da von Friedrichs Macht gegen Rom, gegen die herandringenden Türken, ſelbſt gegen die deutſchen Fürſten hoffen! Alle dieſe Rückſichten beſtimmten Sickingen, nur für Karl von Spanien zu arbeiten.

Ein Umſtand jedoch, den ihm Balthaſar Slör, dieſer liſtige Unterhändler, mittheilte, beunruhigte ihn. Er hatte dieſen nach Mainz vorausgeſandt, um im Geheim die Geſinnungen des Kurfürſten näher zu erforſchen, und dieſer brachte ihm die wenig erfreuliche Nachricht, daß der in Mainz anweſende franzöſiſche Geſandte mehrere Male heimlich bei Urſula Redinger geweſen, und er aus ſicherer Quelle wiſſe, daß bedeutende Kiſten mit Geld, auch Geſchmeide in der Stille der Nacht in ihr Haus geſchafft worden wären. Ihn, dem des Kurfürſten Geldnoth, und ſeine Begierde nach dieſem allvermögenden Metalle bekannt war, mußte dieß beunruhigen, und um ſo erwünſchter kam ihm die Nachricht, der Kurfürſt ſey in aller Stille nach Aſchaffenburg gegangen, und Urſula habe ihn dorthin begleitet. — Dieß beſtimmte ihn noch mehr, ſeine Abreiſe von der Ebernburg zu beſchleunigen.

Georg fand ſeinen Vater eben im Begriffe, auf das Schloß zum Kurfürſten zu gehen.

Du warſt in Steinheim? fragte er den Jüngling.

Ich war dort! erwiederte Georg erröthend; der Vater ſchien es nicht zu bemerken und ging, ohne weiter mit ihm zu ſprechen, nach dem Schloſſe.

Der Kurfürſt empfing ihn ſehr freundlich; mehr als je war die Hoffnung in ihm aufgeſtiegen, die deutſche Krone auf dem Haupte ſeines Bruders zu ſehen, da faſt alle Stimmen, die von Böhmen und Trier ausgenommen, ſich gegen einen ausländiſchen Fürſten erklärt hatten. Er war deshalb, trotz der Menge von Sickingens Kriegvolke, das in dieſer Gegend lag, nach Aſchaffenburg gegangen, um dem Kurfürſten von der Pfalz, den er noch in ſein Intereſſe zu ziehen hoffte, näher zu ſeyn; auch Sickingens Ankunft war ihm erwünſcht.

Der Ritter hütete ſich wohl, dem Kurfürſten in ſeinen Planen zu widerſprechen: er ging in alles ein, und verſprach, daß er als Feldoberſter des Heeres, welches er für König Karl geworben, den Auftrag habe, für den Fall, daß dieſem keine Hoffnung zur Wahl bliebe, für den Kurfürſten Joachim thätig zu wirken, und verſicherte Albrecht von Mainz, daß der König von Spanien den beſtehenden Vertrag treu und redlich halten werde. Er verließ den Kurfürſten, zufrieden, daß er ihn nicht, wie er fürchtete, der franzöſiſchen Parthei geneigt gefunden hatte, war jedoch deshalb nicht ganz ohne Sorge, und ſo unangenehm es ihm auch war, beſchloß er, Urſula einen Beſuch zu machen.

Sie wohnte auf dem kurfürſtlichen Schloſſe. Sickingen fand in ihren Zimmern eine Pracht, einen Luxus, welche die Geldmittel des Kurfürſten weit überſtiegen; ſie ſelbſt traf er in einem Cabinet nachläſſig auf dem Ruhebette liegen. Bei ſeinem Eintritte erhob ſie ſich, kam ihm entgegen, empfing ihn freundlich, doch nicht ohne einen gewiſſen Stolz.

Seyd mir willkommen, werther Herr! — redete ſie ihn an — was bringt Euch zu mir? Hätte kaum geglaubt, Euch bei mir zu ſehen.

Sickingen hatte das reizende Weib, während ſie ſprach, nicht ohne Theilnahme angeſtaunt. Sie erſchien ihm wo möglich noch ſchöner als auf der Ebernburg; neben dem Zauber der Lieblichkeit throute auf ihrem Antlitze jetzt auch die heitere Ruhe, welche ihr ſonſt nicht ward, und die ſchönen Formen ihres Körpers zeigten ſich, ohne die Grenze der Sittlichkeit zu überſchreiten, dem Auge noch lockender.

Seit ich Euch nicht ſah, Fräulein! — erwiederte endlich Sickingen, der ſich gar nicht beeilt hatte, das Auge von ihr zu wenden, — hat ſich manches zugetragen, ſeit dem Tage von Höchſt manches verändert. Statt des öden Gemaches, in welchem ich Euch damals neben Hans Hilchen fand, ſehe ich Euch hier in einem Prunkzimmer, prächtig genug, um einer Kaiſertochter gnügen zu können, Ihr ſelbſt ſteht vor mir wie eine Fürſtin, und jenes offene Käſtchen, welches auf dem kleinen Tiſche ſteht, enthält ſo köſtlichen Schmuck, daß die Herzogin von Chateaubriant ſich nicht ſchämen würde, bei dem glänzendſten Hoffeſte in Paris damit zu prunken. — Urſula erröthete. — Eine große Veränderung iſt mit Euch vorgegangen; wohl Euch, wenn Ihr Euch dabei glücklich fühlt!

Ritter Sickingen! — nahm Urſula nach einem leiſen Zittern das Wort — Euch, dem freigeſinnten, über alle Vorurtheile erhabenen Manne darf ich es ſagen, ich bin glücklich, glücklicher als je!

Ueber alle Vorurtheile, Fräulein, habe ich mich wohl nicht hinweggeſetzt, — erwiederte er ernſt — nur über die, ſo aus dem Wahne des Menſchen entſtanden; der Glaube aber an das, was aus einer reinen, edlen Quelle entſprang, iſt mir, mit Gott, geblieben. Doch bin ich klug genug, um mich über das nicht zu kümmern, was mich nicht ſelbſt berührt; mein Hierſeyn kann Euch dieß beweiſen.

Es ſagt mir, — fiel ihm Urſula empfindlich in die Rede — daß der Ritter von Sickingen meiner zu etwas bedarf, ſonſt wäre er nicht hier.

Und doch! — ſagte er beſonnen — Ich bin hier, Euch den Gruß Eures Vaters zu bringen.

Was macht er?! — rief Urſula lebhaft — Wie geht es ihm?!

Er ſitzt ſchweigend in ſeinem Gemache und lieſ't.

Und gedenkt er meiner?

Keine Thräne iſt um Euch gefloſſen, keine Klage kommt aus ſeiner Bruſt.

Ihr erſchreckt mich, Herr! ſagte Urſula, ſich ihm nähernd, und ihr Auge wurde feucht.

Fräulein! — begann Sickingen, und der Ton ſeiner Stimme war ſanft. — Ich glaubte nicht, daß, nach dem was geſchehen, Euer Herz noch an dem Vater hinge.

Das glaubtet Ihr nicht? — O, es mögen wohl manche feindliche Gedanken über mich in Euch ſtrengem Manne aufgeſtiegen ſeyn; Ihr habt mich verkannt, ohne mich zu kennen. Und hätte ich auch alle meine Pflichten vergeſſen, die Pflicht der Kindesliebe vergaß ich nicht.

Und konntet den Alten verlaſſen? fragte Sickingen ernſt, und ſein Blick umwölkte ſich.

Ich habe ihm geſchrieben, Boten an ihn geſchickt, — erwiederte Urſula mit Heftigkeit — ihn innigſt gebeten, zu mir zu kommen, damit ich ihn in ſeinem Alter pflegen könne. Er hat mir nicht geantwortet, meine Boten mit harten Worten von ſich gewieſen.

Urſula! — begann Sickingen, nachdem er die

Weinende lange mit Theilnahme betrachtet. — Ihr ſcheint die Verhältniſſe, welche Ihr Euch ſelbſt gewählt habt, nicht ganz zu kennen, ſo wenig wie den Platz, auf welchem Ihr ſteht. Die Schmeichelei der Höflinge erſcheint Euch als die Meinung der Welt, und Prunk und Genuß übertäuben die ernſte Stimme Eures Gewiſſens. — Hier konnte Max Redinger ſein Kind nicht ſehen, er mußte einer fremden Hand vertrauen, die ihm die Augen dereinſt zudrücke, denn der Ehrenmann ſteht kinderlos da. — Doch laßt dieß ruhen. Es ziemt mir nicht, Euer irdiſcher Richter zu ſeyn — und nun zu dem, was mich eigentlich hierher geführt.

Urſula, die ſich zu faſſen ſuchte, reichte ihm den Stuhl, ſetzte ſich neben ihn, und es ſchien, als wollte ſie ihm aufmerkſam zuhören, ihre Gedanken waren jedoch noch immer bei dem Vater.

Jenen Schmuck und zehntauſend Schildthaler — begann nun Sickingen, und ſein ganzes Weſen ward ernſt, — habt Ihr von dem franzöſiſchen Geſandten in Mainz bekommen. — Urſula horchte erröthend auf. — Zu welchem Zwecke habt Ihr von dem Feinde deutſcher Nation das Geld, dieſen Schmuck genommen? Geſchah es mit Vorwiſſen des Kurfürſten?

Ihr wollt ja nicht als mein Richter auftreten, Franz von Sickingen! antwortete Urſula halb ſcherzend, halb empfindlich.

Hier befiehlt mir die Pflicht, Fräulein! — unterbrach ſie Sickingen — Der deutſche Mann tritt vor das deutſche Weib und fragt, ob franzöſiſches Geld und Geſchmeide ihren Sinn verderbt, ob ſie — ſetzte er mit Bitterkeit hinzu — die Verhältniſſe, worin ihre Schuld ſie geſetzt, zum Verderben ihres Vaterlandes benutzen will?

Bei dieſen Worten erhob ſich Urſula, ſtolz griff ſie nach dem Käſtchen mit Juwelen. — Dieß nahm meine Eitelkeit, — ſprach ſie — nehmt es hin, verkauft es und werbt Euch von dem Gelde Lanzknechte, wenn Ihr ſie für Deutſchlands Wohl bedürft. Das Geld nahm ich, um eine Herrſchaft zu kaufen, damit mein Vater in ſorgloſer Ruhe ſein Alter beſchließen, ich — ſetzte ſie wehmüthig hinzu — in den Tagen des Unglückes einen Zufluchtort finden könnte. Franzöſiſche Klugheit ward von mir überliſtet, und iſt es nicht beſſer, daß mir Frankreich das Geld zu dieſem Zwecke gab, als daß es vielleicht der Kurfürſt aus ſeinem Lande erpreßt hätte? Für das Geld habe ich nichts gethan, als den Thoren verſpottet, der es mir zutrauenvoll gab — that ich unrecht daran, ſo verdammt mich — und auch dieß will ich Eurer Meinung zum Opfer bringen; nehmt es, verwendet es zu einem beſſern Zwecke als ich es wollte, wenn Ihr einen kennt!

Sickingen hatte während dieſer Rede das Schmuckkäſtchen, welches er in der Hand hielt, wieder auf den Tiſch hingeſtellt und ſah Urſula mit durchdringendem Blicke an. — Ob Ihr recht, ob Ihr unrecht gethan, das Geld zu nehmen, mag ich nicht entſcheiden, — ſagte er — ich hätte es von mir gewieſen, denn ſelbſt in den Augen eines Mannes als ein Verräther zu erſcheinen, wäre es auch nur auf Augenblicke, möchte ich nicht um alles in der Welt. — Habt Ihr Euch über den Grund der Annahme nicht ſelbſt getäuſcht, ſo kann ich mir denken, daß Ihr es nehmen konntet; behaltet es zu Euerm Zwecke. Aber wie wandelbar muß Euer Glück ſeyn, daß Ihr ſchon jetzt an deſſen Tücke denkt. Ihr waret zu Beſſerem von der Natur beſtimmt; wohl Euch, wißt Ihr die Ruhe, die Ihr zu haben wähnt, Euch für immer zu eigen zu machen!

Ritter Franziskus! — ſagte Urſula mit Herzlichkeit — wäre es nicht die Liebe, die mich hierher geführt, ich würde zagen wie Ihr; das Bewußtſeyn aber, daß ſie meine Schritte gelenkt, erhält mich und läßt mir die Achtung meiner ſelbſt.

Urſula! — erwiederte Sickingen in gleichem Tone — Ihr täuſcht Euch furchtbar! Wahre Liebe war es nicht, die Euch Vater, Stand und die adeligen, am Mutterbuſen ſchon eingeſogenen Geſinnungen vergeſſen lehrte; zu ſolchem Vergeſſen führt wahre Liebe nicht!

Herr! — ſagte Urſula, und ihr ganzes Weſen ſchien aufgeregt, gereizt, — hütet Euch, daß die Liebe nicht Eurem Sohne Vater, Stand und die adeligen Geſinnungen vergeſſen lehrt, die auch er mit der Muttermilch einſog, und ſie iſt dennoch die wahre Liebe!

Sickingen lächelte. — Davor bange ich nicht! erwiederte er.

Ihr kennt die Macht nicht, die ſie über das Herz übt; vertrauet Euerem Sohne nicht! Er war

war in Steinheim, und wahrlich, was ich von dorther erfuhr —

Fräulein! — unterbrach ſie Sickingen mit Stolz — Ihr ſeyd aufgeregt, deshalb bitte ich Euch, nichts mehr hiervon. Könnte mein Sohn auch ſeinen Vater, ſeinen Stand vergeſſen, könnte ſein adelig Gemüth im Kampfe gegen die Leidenſchaft unterliegen, ſein edles Gemüth wird ihn nie ſinken laſſen!

Urſula ſchlug die Augen nieder, unwillkürlich legte ſie die Hand auf's Herz, dann richtete ſie mit Engelfreundlichkeit den Blick auf Sickingen: Herr! — ſprach ſie, und ihre Stimme bebte, — Ihr habt mir wehe gethan, tief habt Ihr mein Innerſtes verwundet, doch ehr' ich, liebe ich Euch, und Ihr werdet ſtets eine treue Freundin an mir finden, denn nie werde ich die freundliche Aufnahme auf der Ebernburg vergeſſen, ſtets werde ich des Aſyls gedenken, das Ihr meinem unglücklichen Vater gabt. Verlaßt ihn nicht, duldet ihn, Herr! ſchützt ihn, iſt es in Eurer Macht, ſchützt ihn vor Verzweiflung! — Dieß ſagend, reichte ſie Sickingen mit abgewandtem Geſichte die Hand, und als dieſer, ſie herzlich drückend, ausrief: Armes, unglückliches Mädchen! ſtürzte ſie fort.

Einer Deiner gefallenen Engel, barmherziger Gott! rief der edle Mann. Ihr Freund zu ſeyn und zu bleiben, dazu beſtimmte ihn dieſer Augenblick.

3.

In der Gegend von Frankfurt waren nun nach und nach Abtheilungen von dem Heere Sickingens eingetroffen, der größte Theil ſtand noch in der Gegend von Aſchaffenburg. Die Kurfürſten waren in der alten Wahlſtadt verſammelt; die Geſandten der verſchiedenen benachbarten Mächte fanden ſich ein, um nach der Abſicht ihrer Souveraine oder ihres Staates auf die Wahl zu wirken. Franz der Erſte von Frankreich, Karl der Erſte von Spanien, Heinrich der Achte von England waren die fremden Bewerber; in Deutſchland war wohl Joachim von Brandenburg der Einzige, welcher einige Hoffnung nährte, doch geſchah es mehr auf Antrieb ſeines Bruders, des Kurfürſten von Mainz, als aus eigenem, daß er, wenn auch nur leiſe Schritte that, die Kaiſerkrone zu erlangen.

Als die Berathungen der Kurfürſten begannen, verſammelten ſich auch mehrere Fürſten und Biſchöfe in Frankfurt und dem nahe gelegenen Höchſt, um ihren Einfluß auf die Kaiſerwahl geltend zu machen. — Pfalzgraf Friedrich, der Markgraf Caſimir von Brandenburg, Graf Heinrich von Naſſau, der Erzbiſchof von Salzburg und der Biſchof von Lüttich trafen nach und nach ein. Seit der Wahl Rudolphs von Habsburg waren die Gemüther nicht in ſolch aufgeregter Stimmung geweſen als jetzt, wo die neue Glaubenslehre, wo die Rüſtungen Solimans eine kräftige Fauſt verlangten, das Ruder des ſchwankenden Reichsregimentes zu führen. Der päpſtliche Nuntius und der Geſandte von Venedig zitterten. Karl oder Franz, den Herrn von Mailand und Genua, oder den König von Neapel auf dem deutſchen Throne zu ſehen, war ihnen gleich furchtbar, und ſie thaten alles Mögliche, die Wahl auf einen deutſchen Fürſten zu lenken. Leo der Zehnte, bei dieſer Gelegenheit gern den Schutz vergeſſend, welchen der Kurfürſt von Sachſen Luther angedeihen ließ, empfahl dieſen edlen deutſchen Fürſten als den Würdigſten zur Krone; ihm ſchloß ſich auch der Geſandte von England an, welcher es bald durchſchauet hatte, daß hier für ſeinen Herrn nichts zu hoffen ſey. Er wußte, ſein König fürchtete, ſo wie der Papſt, einen der beiden andern Bewerber auf dem kaiſerlichen Throne zu ſehen, und überdieß noch ſeine politiſche Wichtigkeit zu verlieren, indem er glaubte, das Gleichgewicht Europa's erhalten zu können. Die Schweizer, noch der Schlacht von Marignano eingedenk, neigten ſich auf die Seite Karls von Spanien.

Albrecht von Mainz, in der Verſammlung der Kurfürſten den Vorſitz führend, ſchien ganz die Meinung des päpſtlichen Nuntius zu theilen. In einer gehaltvollen Rede zeigte er den Kurfürſten, wie nothwendig es ſey, einen deutſchen Fürſten auf den Thron zu ſetzen, wie wenig es ſich mit dem ſo lange behaupteten Wahlgrundſatze vereinige, wenn man das öſtreichiſche Haus ausſchließend und faſt wie erblich in den Beſitz der Kaiſerkrone ſetze, wie ganz unvereinbar es mit dem Reichsgrundgeſetze ſey, daß die Kaiſerkrone und die von Neapel ein Haupt ſchmücke. Was Franz den Erſten beträfe, meinte er, daß Verſchiedenheit der Sprache und Sitten und der despotiſche Sinn des Königs zu furchtbare Klippen wären, um ſie umſchiffen zu können. Er ſchloß hierauf mit den Worten: Es ziemte wohl einer Verſammlung deutſcher Fürſten, einen unter ſich zu finden, den ſie der Krone würdig hielten, da er ſo viele unter ihnen erblickte, die ſie mit Ehren tragen würden.

Der in Frankfurt anweſende Sickingen hatte ihn zu dieſem Verfahren geſtimmt. Franziskus wußte, daß die Wahl auf Friedrich von Sachſen fallen, er wußte durch den berühmten Spalatin, daß der Kurfürſt für dieſen Fall die Krone ausſchlagen würde, und hatte dieß dem von Mainz mitgetheilt. Dieſer glaubte ſich nun gewiß, daß, ſchlug Friedrich die Krone aus, die Wahl auf Joachim von Brandenburg fallen mußte. Er war daher der Erſte, welcher, nachdem der päpſtliche Nuntius ihn in kräftiger Rede unterſtützt und ſich entfernt hatte, den Kurfürſten von Sachſen als den Würdigſten zur Krone vorſchlug; und alle, ſelbſt Böhmen und Trier, wohl erwartend, der weiſe Kurfürſt werde ſie nicht annehmen, ſtimmten ihm bei.

Da erhob ſich Friedrich von Sachſen, den Wahlfürſten für das Zutrauen, welches ſie in ihn geſetzt, zu danken. Dann lehnte er die ihm zugetheilte Ehre von ſich ab und ſprach: Jn ruhigen Zeiten, wo keine Feinde von außen uns bedrohen, der innere Friede geſichert iſt, da wünſchen wir uns einen Kaiſer, der nicht Macht genug hat, unſern Freiheiten gefährlich zu werden, und aus freien Fürſten dienſtbare Vaſallen zu machen; aber in Zeiten, wie die jetzigen, ſchwer und drohend, da müſſen wir von der Regel weichen, da thut uns ein mächtiger Herrſcher noth, und wir müſſen unſer deutſches Vaterland berückſichtigen, nicht uns. — Der Türke droht mit mächtiger Rüſtung, wie ein verheerender Strom wälzt er ſich über die Staaten und iſt Deutſchlands Grenzen nicht mehr fern. Eines Kaiſers bedürfen wir, der den Eroberungen der Muſelmänner Einhalt zu thun vermag, und dazu iſt meine Kraft, meine Macht zu gering, wenn ich auch den Muth dazu in meiner Bruſt fühle. Deshalb müſſen wir uns nach fremder Hülfe wenden und nach einem mächtigen Herrn, müſſen vergeſſen, was wir dabei wagen, und hoffen, daß in des Deutſchen Bruſt noch Muth flammt, ſeine Freiheit gegen Deſpotie zu vertheidigen und die alten Reichsgeſetze zu erhalten.

Er ſchwieg. — Die anweſenden Fürſten, von Ehrfurcht ergriffen, huldigten in dieſem Augenblicke dem edeln Friedrich mit tieferer Hochachtung, als wenn er die Kaiſerkrone von ihnen angenommen hätte, und niemand wagte, da ſie der Würdigſte ausgeſchlagen, ſie einem Andern anzutragen; es ward einmüthig beſchloſſen, in der nächſten Sitzung über die Wahl eines fremden Bewerbers ſich zu berathen. Selbſt Albrecht von Mainz ſchwieg, und da er von der begeiſterten Stimmung der Kurfürſten heute nichts für ſeinen Bruder erwarten konnte, löſ'te er die Verſammlung bald auf.

So war geſchehen, was Sickingen gewünſcht hatte. Was der Papſt und Venedig fürchteten, das hoffte er; denn Karl von Spanien auf deutſchem Throne, mußte wegen Mailand in feindliche Berührung mit Frankreich, dem Papſte und Venedig kommen, ſo ward ſeine Macht nach Außen geleitet, Deutſchland brauchte an den italiäniſchen Kriegen keinen Theil zu nehmen, und Luthers Lehre, welche des Kaiſers feindliche Stellung gegen den Papſt ſchützen mußte, konnte ſich in Frieden über die deutſchen Gauen verbreiten. Er zweifelte nun keinen Augenblick mehr, daß die Kurfürſten für Karl ſtimmen würden, und nur die Unterhandlung über die Bedingungen konnte die Sache noch in die Länge ziehen.

Indeß immer noch Frankreich und ſeinen Anhang fürchtend, zog Sickingen ſein Heer näher um Frankfurt zuſammen. In einer Verſammlung der Fürſten und Biſchöfe zu Höchſt wurde einmüthig beſchloſſen, ſich mit gewaffneter Hand den Anſprüchen Franz des Erſten zu widerſetzen. Der Cardinal von Gurk, dieſer alte Miniſter Maximilians, und der Biſchof von Lüttich, beide Abgeordnete Karls von Spanien, verſprachen, die unter Robert von der Mark ſtehenden niederländiſchen Truppen in Eilmärſchen herbeizurufen, und der Markgraf Caſimir, dieſer eifrige Verfechter Karls, ward leicht bewogen, ſein noch im Würtembergiſchen ſtehendes Kriegvolk bis auf 5000 Mann zu vermehren, ſo daß bald mit den 10,000 Mann, die Sickingen geworben hatte, an 20,000 Mann um Frankfurt unter des Ritters Befehle ſtanden.

1.

Urſula Redinger hatte ſich in dieſer Zeit von Mainz entfernt und Höchſt zu ihrem Aufenthalte gewählt. Hier lebte ſie auf dem kurfürſtlichen Schloſſe, dem Anſcheine nach äußerſt zurückhaltend, ſah niemand öffentlich, ging und ritt nicht aus, und nur heimlich ſah ſie der Kurfürſt zuweilen. Deſto mehr geheime Zuſammenkünfte hatte ſie mit Sickingen und dem Geſandten des Königs von Spanien, und ſelbſt der päpſtliche Nuntius hielt es nicht unter ſeiner Würde, ihr mehrere Beſuche abzuſtatten, um ſie den Wünſchen des Papſtes geneigt zu machen. Albrechts Stimme war, beſonders im jetzigen Augenblicke, ſo entſcheidend, daß Jedermann Urſula, wenn auch nur im Geheim, den Hof machte, doch war und blieb ſie die treueſte Freundin des Ritters von Sickingen.

Auch Georg war in Höchſt. Albrecht Wohnſam, der von Worms wieder nach der Ebernburg zurückgekehrt war, hatte ihn hieher begleitet; der Sänger war nach der Burg Herrn Ulrichs Späth gezogen. Gegen Albrecht hatte Georg mit keiner

Sylbe Margarethe's erwähnt, überhaupt ſchien, ſeit das offene, ſanſte Gemüth Philipps ihn mehr angezogen und ſelbſt Margarethe ihn vor dem Heimlichen gewarnt, die Freundſchaft erkaltet, das Zutrauen verſchwunden zu ſeyn; er duldete ihn mehr um ſeine Perſon, als daß er ihm nothwendig war.

Eines Tages erhielt Georg durch ſeinen Vater die ſonderbare Einladung, zu Urſula auf das Schloß zu kommen. — Und was befehlt Ihr, daß ich thun ſoll? fragte er den Vater.

Thue wie Du willſt! erwiederte Sickingen, dem es ſelbſt ein Räthſel war, was dieſe mit ſeinem Sohne zu reden habe.

So gehe ich nicht! ſagte Georg.

Urſula iſt mir in der jetzigen Zeit wichtig; bedenke dieß, jedoch handle nach Deinem Willen! erwiederte Franziskus und ließ ihn allein.

Was kann ſie von mir wollen, von mir, die Buhlerin eines Pfaffen?! — rief Georg entrüſtet — Was habe ich mit ihr gemein?

Indem er dieß ſagte, klopfte es leiſe an die Thür; er öffnete ſie, ein Knabe trat ein, reichte ihm ein Briefchen, und ehe er ihn fragen konnte, von wem, war er verſchwunden. Er öffnete das

Schreiben; es war von Urſula und enthielt nur die wenigen Worte: „Was ich Euch zu ſagen habe, betrifft Margarethe, deshalb kommt um die ſiebente Stunde.“

Ja! — rief er, nachdem er dieß geleſen, — ſo muß ich hin zu ihr, ſo ſehr mein Stolz ſich auch dagegen ſträubt! — Und als die Zeit ſich nahte, hüllte er ſich in ſeinen Mantel, und nur von Albrecht begleitet, ging er nach dem Schloſſe; hier wurde er ſogleich eingelaſſen, ſein Begleiter aber zurückgewieſen.

Als er die Treppe hinauf ſtieg, war es ihm ſonderbar zu Muthe, das Mädchen wieder zu ſehen, deren Schönheit er ſo oft hatte bewundern müſſen, und zu der er ſich dennoch nie hingezogen gefühlt hatte, und die ihm überdieß jetzt verächtlich war. Als er jedoch vor ihr ſtand, ſie ſchöner, blühender ſah als je, ihr Anzug züchtig wie der der Jungfrau in der Mutter Cloſet, ihr Auge ruhig und freundlich auf ihn blickte, und er eher das Bild einer Himmliſchen als einer Sünderin vor ſich zu ſehen glaubte, da ruhte, wie einſt auf der Ebernburg, ſein Auge lange und innig auf dem lieblichen Weſen, und unwillkürlich, von dem

Zauberreize des Mädchens hingeriſſen, fragte er mit herzlichem Tone: Was iſt Euer Begehr, Urſula?

Setzt Euch hierher zu mir, Georg Sickingen! — erwiederte ſie ſanft, indem ſie ihm die weiche, lilienweiße Hand reichte und ihn neben ſich auf ein Polſter zog. — Laßt uns wie in jenen Tagen auf der Ebernburg traulich neben einander ſitzen, und Euer Auge ruhe wie dort auf mir; aber vergleichen könnt Ihr nicht mehr wie dort, denn Margarethe Slör ſitzt nicht neben mir, und wir ſind allein.

Ein leiſer Druck ihrer Hand, in welcher die ſeine noch ruhte, ein freundlich lieblicher Blick ihres Auges trieben ihm das Blut in die Wangen; er entzog ſchnell ſeine Hand der ihren und ſtand auf.

Setzt Euch nur wieder, Georg Sickingen! — ſagte Urſula lächelnd — und entzieht nicht der Freundin Eure Hand; ſetzt Euch, hört mich ruhig an, und ſollten meine Augen Euch läſtig fallen, ſo ſchlagt die Euern nieder, ruft Euch Margarethe's Bild zurück, und das Bild dieſer Frommen ſchütze Euch vor der Sünderin. — Bei dieſen

Worten ſprang auch ſie von ihrem Sitze auf und eilte in ihr Cabinet.

Georg ſah ihr ſtaunend nach. — Auch am Ziele ſeiner Wünſche iſt der Menſch nicht glücklich, wenn ihm die Schuld folgt! — ſagte er bewegt — ſie ſchleicht überall ihm nach und verbittert ſeine Freuden; ſo wird es auch mir ergehen. — Er wandte ſein ernſtes Antlitz nach der untergehenden Sonne, welche die buntgemalten Scheiben der Fenſter mit ihren Strahlen vergoldete, er ſah hin nach dem Wolkennebel, der wie ein Gluthmeer ſich hinter das nahe Gebirge ſenkte und deſſen Wiederſchein ſein düſteres Geſicht wunderbarlich erhellte. — Und doch muß ich, — ſagte er dumpf vor ſich hin — und ſollte ich auch untergehen, wie dieſe Scheidende! — So traf ihn Urſula, die, einen Brief in der Hand, mit lächelndem Antlitz wie zuvor, wieder eintrat.

Georg Sickingen! — ſagte ſie ruhig, als ob früher keine ſtürmiſche Bewegung ihres Innern ſie fortgetrieben hätte, — kennt Ihr die Handſchrift des Meiſterſängers Philipp?

Ich kenne ſie wohl! erwiederte Georg.

So leſet dieß! — Sie ſetzte ſich auf das Ruhebett, und ohne ihn einzuladen, neben ihr Platz zu nehmen, beobachtete ſie ihn genau.

Dieß ſind Philipps Züge, aber der Inhalt des Briefes dünkt mich nicht von ihm zu ſeyn. Er ſendet Euch den Brief, welchen ich ihm an meine Schweſter Ottilie gab, ſendet ihn Euch mit der Bitte, meinen Vater von ſeinem Inhalte zu unterrichten, er geſteht Euch, daß er ſelbſt Margarethe liebe. — Hier iſt Betrug! So kann Philipp Wohlgemuth nicht handeln!

Und hier iſt Euer Brief an die Edelfrau von Zwiefalten! unterbrach Urſula ſein Selbſtgeſpräch und reichte ihm das Schreiben.

Bei Gott, es iſt das nämliche, welches ich ihm gab! — rief Georg erſtaunt — Und doch wankt mein Glaube nicht; ſo kann Philipp nicht handeln!

Euer Glaube an Freundſchaft iſt ſtark, wie Euer Glaube an Liebe! — meinte Urſula — Sey es aber auch wie Ihr glaubt, ſo rathe ich Euch doch auf Eurer Huth zu ſeyn, denn Ihr ſeyd von einem Verräther umgeben. Margarethe iſt mir auf der Ebernburg mit ſo viel Liebe entgegen gekommen, ihr frommes, engelgleiches Gemüth hat ſie mir ſo werth gemacht, daß ich ſchon um ihretwillen Euch gewarnt hätte; aber auch an Euch, Georg Sickingen, nehme ich Theil. — Ihr ſeyd ein treues Herz und deshalb mir achtenswerth; rechnet ſtets auf meine Freundſchaft!

Sie reichte ihm bei dieſen Worten die Hand, welche er, vielleicht in dieſem Augenblicke nur, weil ſeine Gedanken weit von ihr entfernt waren, nicht ergriff.

Junkherr von Sickingen! — ſagte ſie jetzt ſchmerzlich — Ihr handelt nicht adelig an mir, was ich uneigennützig für Euch that, verdiente nicht dieſe kalte Verachtung.

Urſula! — rief der Jüngling, aus ſeinen Träumereien erweckt, — was habe ich gefehlt? ich weiß es nicht, meine Seele war bei ihr. O, ſagt es mir, daß ich es wieder gut machen kann! Ich weiß nicht was ich gethan, geſprochen habe.

Er faßte gutmüthig ihre Hand, ſetzte ſich neben ſie auf das Ruhebett und hielt die zarte noch feſt in der ſeinen. — Ja, wer es ſo treu wie Ihr mit Margarethe meint, — ſagte er bewegt — dem wollte ich wahrlich nicht wehe thun!

Dieß Wort erfreuet mich, Georg! erwiederte

Urſula, ſich unwillkürlich nach ihm beugend, und als ihr Auge dankbar, vielleicht innig an ihm aufblickte, öffnete ſich eine heimliche Thür und Kurfürſt Albrecht trat ein. — Mit einem lauten Schrei ſprang Urſula auf, überraſcht erhob ſich Georg, der Kurfürſt blieb ſtaunend in der geöffneten Thüre ſtehen.

Gnädiger Herr! — begann endlich Urſula, das Schweigen zu brechen. — So ſehr mich der Anſchein verdammen muß, ſo unſchuldig bin ich. Daß der Junkherr Georg um die jetzige Stunde hier bei mir iſt, weiß der Ritter von Sickingen, ſein Vater, durch mich; und überdieß — wendete ſie ſich zu Georg — da, wo es meine Ehre, mein Glück gilt, wird hoffentlich Georg von Sickingen nicht ſchweigen und das Nöthige mittheilen.

Nein, wahrlich nicht! — rief Georg lebhaft — Deshalb erlaubt, mein gnädiger Herr, daß ich Euch verſichere, mein Hierſeyn darf Euch nicht kümmern, ich gebe Euch mein adelig Wort, und das wird Euch gnügen!

Georg hatte dieß ſo zuverſichtlich in der Vorausſetzung geſprochen, als ob er gewiß ſey, ſeinem Worte müſſe jeder vertrauen. Der ernſte Ton, mit

mit dem er es, ohne im mindeſten verlegen zu ſeyn, ſagte, hätte den Kurfürſten wohl überzeugen ſollen; doch was ſein Auge ſah, widerſprach dem ſo ganz, daß er finſter dem Jünglinge entgegnete: Was ein Sickingen mit ſeinem Worte bekräftigte, dem glaubte ich ſonſt wohl immer, auch jetzt will ich nicht zweifeln; muß Euch aber doch bitten, Fräulein! mir zu ſagen, weshalb Ihr den Junkherrn her beſchiedet.

Es iſt kein Geheimniß, gnädiger Herr! — erwiederte Urſula — nur er hat es zu enthüllen.

Nun, iſt es Euch gefällig? wandte ſich der Kurfürſt empfindlich zu Georg.

Nein, gnädiger Herr! ſagte dieſer trotzig.

Nicht, junger Mann?! — fuhr der Kurfürſt auf — So hab' ich Mittel! —

Gnädiger Herr! — unterbrach ihn Georg — ich bin zwar in Eurem Schloſſe, doch habt Ihr auch hier kein Recht, über das, was ich mit dieſem Fräulein, der Tochter Moritz Redingers, geſprochen, Rechenſchaft von mir zu fordern, denn weder ich noch ſie ſind Eure Diener. Vielleicht noch weniger Recht habt Ihr, als ich hätte, wenn es mir im Namen des Vaters zu fragen beliebte, weshalb Ihr ihm ſeine Tochter vorenthaltet.

Junkherr! rief der Kurfürſt zornig.

Georg Sickingen! — ſagte Urſula mit Würde, zwiſchen Beide tretend, — iſt dieß von Euch ritterlich gegen eine Dame gehandelt, ziemt Euch dieſer Ton gegen den Kurfürſten? Wollt Ihr mich zwingen, zu meiner Rechtfertigung Euer Geheimniß zu verrathen?

Ich danke Euch für dieſe Mahnung! — ſagte Georg ſchnell — und bei Euch, mein gnädiger Herr, mag das raſche Blut mich entſchuldigen, das in den Adern aller Sickingen fließt! — Hier, nehmt dieſen Brief, er gelangte in des Fräuleins Hand, den ſie mir zu meiner Warnung gab. — Der Kurfürſt durchflog ihn flüchtig. — An einen deutſchen Fürſten — fuhr Georg fort — bedarf es wohl der Bitte nicht, das Geheimniß, womit dieſer Brief ihn bekannt machte, gegen männiglich, ſelbſt gegen meinen Vater zu bewahren.

Der Kurfürſt gab ihm den Brief zurück. — Ueber das, was hier vorgefallen iſt, ruhe ein ewiger Schleier, — ſprach er, Georg die Hand reichend, — ſo wie Euer Geheimniß in meiner Bruſt.

Ihr dauert mich, denn Ihr ſeyd ein wackerer Mann, dem ich gern helfen möchte, wenn ihm zu helfen wäre.

Ein Mittel wüßte ich! fiel Urſula ſchnell dem Kurfürſten in die Rede.

Und das wäre? fragte dieſer.

Wenn Georg Sickingen ſich entfernt hat, theile ich es Euch mit.

Dieſer verſtand den Wink und entfernte ſich.

5.

Auf ſeinem einſamen Zimmer dachte Georg über die ſonderbare Begebenheit nach; Philipp, ſein Freund, der ihm ſeine Empfindungen für Margarethe ſo zutrauenvoll mitgetheilt, ſollte im Stande ſeyn, ihn ſo ſchändlich zu verrathen? — Nein, nein! — rief er — das iſt unmöglich! Könnte dieß Herz treulos ſeyn, dann müßte ich glauben, Freundſchaft ſey nur ein leerer Name, der nie in des Menſchen Herz zu dringen vermöchte. — Und doch! — Iſt es nicht ſeine Hand? Iſt es nicht der Brief, den ich an Ottilie ſchrieb? Iſt nicht meines Herzens tiefſtes Geheimniß verrathen? — Als er noch ſo dachte, öffnete ſich plötzlich die Thür, — der Sänger ſtürzte herein.

Georg Sickingen! — rief er, dem Freunde in die Arme ſtürzend, — verzeiht, verzeiht mir!

Philipp! — rief Georg, von ſeiner Ankunft überraſcht, noch mehr aber durch ſeine Anklage. — Wäre es möglich?!

Wißt Ihr es ſchon? fragte der Sänger mit trauerndem Blicke.

Ich weiß alles, — erwiederte Georg, ihn unſanft von ſich ſtoßend. — Und was wollt Ihr noch hier?

Eure Verzeihung erflehen! antwortete er faſt verzweifelnd.

Meine Verzeihung erflehen? — Philipp Wohlgemuth! — ſagte er ernſt — es giebt eine Schuld, die zu tief aus dem Herzen kam, um ſie verzeihen zu können. Was hilft die Reue des Mörders dem Verwundeten, den die Bosheit mit vergiftetem Pfeile traf? Geht — ich verachte Euch!

Starr ſah der Sänger auf den zürnenden Jüngling. — Ihr verachtet mich?! — rief er ſtolz — Um einer Unbedachtſamkeit verachtet Ihr mein

Herz, mein treues Herz?! O, Euer Glaube an Freundſchaft muß ſchwach ſeyn, Achtung müßt Ihr für ein werthloſes Ding halten, daß Ihr beides ſo leicht, wie die Schale einer Nuß, wegwerfen könnt!

Dieſer kecke, zuverſichtliche Ton wird mir läſtig, Meiſterſänger! — ſagte Georg mit kalter Verachtung, und ſein Auge ſuchte nach dem Schwerte. — Entfernt Euch, — fuhr er ſich bekämpfend fort — daß mein Zorn den Verräther nicht ſtrafe, wie er es verdient!

Den Verräther? — ſagte Philipp, raſch auf Georg zutretend. — Hier waltet ein Irrthum!

Ja wohl ein Irrthum! ſagte dieſer bitter lachend und gab ihm den Brief an Ottilie.

O, Gott gedankt! — rief Philipp — Gott gedankt, daß der Brief in Eurer Hand iſt!

Und dieſer? Er reichte ihm den an Urſula.

Philipp durchflog ihn ſchnell. — Den ſchrieb ich nicht, Georg! — ſagte er mit freudig zuverſichtlichem Antlitze — Wie habt Ihr glauben können, daß ich ihn geſchrieben hätte, das wäre unmöglich! Ihr glaubtet es nicht!

Erſtaunt ſah Georg in des Sängers Auge;

dieſer fromme Blick, dieſer Abglanz der Unſchuld, dieſe feſte Zuverſicht konnte nicht Täuſchung ſeyn. — Sage mir, Philipp! — ſprach er beruhigter — wie kam dieſer Brief in Urſula's Hände?

Alſo Urſula hatte ihn?

Sie gab mir ihn eben jetzt, erwiederte Georg.

Sonderbar, — murmelte Philipp — höchſt ſonderbar. Hört, was mir geſchah, vielleicht giebt meine Erzählung Euch Licht. Sorgfältig verwahrte ich den Brief in meinem Felleiſen, das ich ſelbſt auf meinem polniſchen Klepper befeſtigte, ging noch einmal in's Schloß zurück, dem edlen Herrn Oekolampadius und dem alten, unglücklichen Rebinger Lebewohl zu ſagen, da begegnete ich Albrecht Wohnſam, der ſich auch reiſefertig gemacht hatte, Euch hieher zu begleiten. Dieſer hält mich unter mancherlei Vorwand auf, ſpricht von langer Trennung, als ob wir uns für Ewigkeiten nicht wieder ſehen ſollten, und giebt mir einige abgeſchriebene Liedlein von Walther von der Vogelweide, die ich zu ſeinem Andenken behalten ſolle. So plaudern wir wohl eine halbe Stunde, dann beſteigen wir unſere Roſſe; er zieht nach Mainz, ich nach dem Neckar, und in Hornberg angelangt, wo mich Frau Ottilie huldvoll empfängt, habe ich nichts eiligeres zu thun, als den Brief aus meinem Felleiſen zu holen. Ich ſuche, aber finde ihn nicht, bemerke jedoch gleich, daß nicht alles mehr in gehöriger Ordnung war. Des Briefes Inhalt nicht kennend, wußte ich doch von Euch, daß er wichtig und auf Margarethe's Schickſal einwirkend ſey; ich klagte Eurer Schweſter meinen Verluſt, und verließ noch am ſelbigen Abende ihr Schloß, um Euch aufzuſuchen und mit dem unangenehmen Ereigniſſe bekannt zu machen — und da empfangt Ihr den Gebeugten ſo hart.

Georg ſchien nicht mehr auf ſeine Worte zu hören, er ſtand gedankenvoll da; daß Philipp den Brief nicht geſchrieben, war ihm klar. — Verzeih', Freund! — ſagte er endlich — daß ich nur einen Augenblick an Deiner Treue zweifeln konnte, es überraſchte mich zu ſehr. — Er drückte ihn an ſein Herz, und Philipp verzieh ihm gern. Wer aber der Schreiber des Briefes geweſen ſeyn konnte, blieb Georg ein Räthſel; endlich nannte Philipp den Namen Albrecht Wohnſam. Er hatte durch die Edelfrau von Späth erfahren, daß Balthaſar Slör die Vereinigung Albrechts und Margarethe's wünſche, hatte Albrecht nie getrauet, und da er deſſen Geſchicklichkeit im Nachahmen von Handſchriften zufällig kennen gelernt, mußte der Argwohn in ihm aufſteigen, daß dieſer den Brief entwendet, ihn aus Vorſicht Urſula und nicht dem Ritter Sickingen geſchickt, und den Brief in Philipps Namen geſchrieben habe. Georg ſchwieg zu dieſer Vermuthung, obgleich auch in ihm der Argwohn Wurzel gefaßt hatte, ſiegelte den erbrochenen Brief wieder, bat Philipp, nach Hornberg zurückzukehren, ihn ſeiner Schweſter zu geben und ſie bei allem, was ihr heilig ſey, zu Erfüllung ſeiner Wünſche zu bewegen.

Und darf ich den Inhalt des Briefes nicht kennen? — fragte Philipp mit einiger Scheu — auch dann nicht, wenn ich ihn ahne?

Nein, Philipp! — erwiederte Georg — auch Dir ſoll mein Geheimniß verborgen bleiben, Dir und jedem, damit Du frei handeln, frei meinem Vater gegenüber ſtehen kannſt; ahnen magſt Du es, und nun reiſe mit Gott!

Als am andern Morgen Albrecht zu Georg von Sickingen kam, fragte dieſer, ihn ſcharf in's Auge faſſend: Du verſtehſt gut, Handſchriften nachzumachen, eine Kunſt, die nicht immer zum Glücke führt? — Und als er ihn hoch erröthen ſah, fuhr er heftig fort: Wärſt Du nicht der Freund meiner Jugend, erinnerte ich mich nicht ſo manches frohen Augenblickes jener Zeit, ſo müßte mein Schwert Dich von mir treiben, ſo aber ziehe in Frieden von hier; jeden Verrath büßeſt Du mit Deinem Leben, und Du weißt, Georg Sickingen hält Wort! — Albrecht wollte antworten. — Geh' und betritt die Ebernburg nicht wieder! rief er zornig. — Der Feige ging, Rache im Buſen.

6.

Während noch alles in Frankfurt in der größten Spannung war, ſtießen des Markgrafen Caſimir Kriegvölker und die niederländiſchen Söldner zu Sickingen, der ſich jetzt förmlich um Frankfurt lagerte. Der Kurfürſt von der Pfalz, als Reichsverweſer, ließ ihn zu ſich entbieten, und befahl ihm, ſich mit ſeinem Heere von Frankfurt zu entfernen, wo nicht, müſſe er ihn als einen Störer des Landfriedens in die Acht erklären, da die Kurfürſten wohl nicht zugeben könnten, daß ein

Ritter, der überdieß noch ſein Vaſall ſey, mit bewaffneter Hand die Wahl nach ſeinem Willen leiten wolle. — Sickingen achtete dieſer Drohung nicht.

Gnädiger Herr! — ſagte er beſtimmt, aber beſcheiden, — welche treuen Vaſallen die von Sickingen Euer kurfürſtlichen Gnaden und deſſen Hauſe ſind, hat mein Vater auf dem Blutgerüſte, ich in Inſpruck bewieſen; aber ſo weit erſtreckt ſich Eure Lehnshoheit nicht, nicht die Macht des Reichsverweſers, mich an der Spitze eines ſolchen Heeres, wie ich befehlige, durch die Acht zu ſchrecken.

Daß Ihr meint, mein gnädiger Herr! — fuhr er mit Würde und in einem beſtimmten Tone fort, welcher ſowohl, wie der Inhalt ſeiner Rede den Kurfürſten überraſchen mußte, — daß Ihr meint, ich ſtände hier vor Euch als ein ſchlichter Ritter, als Euer Vaſall, da irrt Ihr; ich ſtehe als Karls von Spanien Feldoberſter an der Spitze mir ganz ergebener Kriegvölker vor Euch, und Eure kurfürſtliche Gnaden würde traun mit den andern Kurfürſten des heiligen römiſchen Reiches in nicht geringe Verlegenheit kommen, wenn ich die Karthaunen auffahren, Sturmleitern anſetzen ließe, und von den fürſtlichen Herren verlangte, mich zum Kaiſer auszurufen, wie meine Feinde es wohl zu meinem Schaden verbreitet haben, daß ich dergleichen im Sinne führte. Wenn meine Trompeter blieſen, die Lanzknechte ſtürmten, ich einzöge und auf dem Römer die Kurfürſten verſammelt fände, da möchte ich wohl wiſſen, ob Eure kurfürſtliche Gnaden mich als Vaſallen empfangen und mit der Acht bedrohen würden. Aber damit hat es nicht Noth, und fern ſey von mir ſolch thöriger Gedanke, der Gottlob nur in dem Hirne meiner Feinde aufgeſtiegen iſt. Ich ſtehe mit meinem Kriegvolke vor den Thoren Frankfurts, nicht, um das freie Wahlrecht der Fürſten zu hindern, nur als Gegengewicht der mit Gold beladenen Mauleſel, die von Frankreich herüber kommen, deutſche Redlichkeit zu beſtechen.

Und ſpenden die Fugger nicht auch das Gold mit vollen Händen für Spanien? erwiederte der Kurfürſt.

Gnädiger Herr! — nahm Sickingen das Wort — das eben iſt der Untergang deutſchen Landes und jener ſonſt ſo hochgeehrten deutſchen Redlichkeit, daß jeder nur ſich, nicht des Vaterlandes

Wohl vor Augen hat, daß Fürſten dem Volke dieß böſe Beiſpiel geben, nicht der Würdigſte, nur der Freigebigſte gewählt und der allgemeinen Noth hier ſo wenig gedacht wird, als ob wir alle auf Roſen gebettet, ſorglos ſchlafen könnten, und es gleichviel wäre, welchen Herrn wir erhielten. — Es iſt traun eine böſe Zeit, Herr Pfalzgraf! — fuhr er treuherzig fort — und ein tüchtiges Regiment thut uns noth. Die Pfaffen gewinnen die Oberhand, und wenn auch Roms Blitze nicht mehr zünden, und ſich kein Kaiſer mehr zur Bußfahrt von Canoſſa findet, ſo wiſſen doch die Romaniſchen mit allerlei Liſt das deutſche Gold nach Rom zu ziehen, und ihr Geiſt, wenn auch nicht mehr ſo kühn, als unter einem Gregor und Innocenz, ſchleicht deſto ſicherer in ſeiner Dunkelheit umher und vergiftet das redliche deutſche Gemüth. Darum iſt es noth, daß ich hier mit dem Eiſen ſtehe, das fremde Gold zu bewachen und den deutſchen Sinn, und eher nicht von dannen weiche, bis ich vom Römer das Vivat Carolus quintus! vernommen habe. Uebrigens aber bin ich in allen Stücken Euer kurfürſtlichen Gnaden treugehorſamſter Vaſall und werde mich als ſolcher gegen männiglich zeigen.

Der Kurfürſt hatte den Ritter mit keinem Worte unterbrochen, jetzt aber, als dieſer ſchwieg, fragte er faſt ſpöttiſch: Seyd Ihr denn ſo gewiß, daß Euer Karl der Mann iſt, das Vaterland zu retten, welches Ihr ohne ihn rettunglos glaubt? Seyd Ihr ſo gewiß, daß er ſich Rom entgegenſtellen und ſich nicht vielmehr gegen Euern Luther und ſeine Lehre ſtemmen werde? Fürchtet Ihr nicht das ſpaniſche Blut und den finſtern Eifer, der jenſeit der Pyrenäen wie ein Nachtgeiſt durch die geſegneten Fluren verwüſtend ſchreitet?

In Karls Adern fließt niederländiſches, mithin deutſches Blut, Spaniens finſterer Ernſt iſt ihm fremd, — erwiederte Sickingen — ſeine Jugend hat des Niederlandes Sonne beſchienen, und die Freiheit des Landes ihn ſchon früh des Menſchen Werth kennen gelehrt. Sein Geiſt wird ſich eher mit dem Glauben Luthers befreunden, als der Despotengeiſt eines Franz von Frankreich, der wahrlich nicht geſchaffen iſt, eine freie Nation zu regieren; überdieß iſt Karl ein Sproß aus Habsburgs Stamme. Deshalb bitte ich Euch, mein gnädigſter Lehnsherr! wenn Ihr auch glaubt, gegen mich mit aller Strenge in Schrift und Wort verfahren zu müſſen, Euch bei Zeiten nach Karl von Spanien zu wenden, denn dieſe Sonne wird für Deutſchland aufgehen.

Und vielleicht zu Deutſchlands Verderben! ſagte der Kurfürſt.

Hinter den Schleier der Zukunft, Herr, blickt kein ſterbliches Auge! — erwiederte Franz — der menſchliche Verſtand vermag nur die Fälle zu wägen und das Beßte nach ſeiner geringen Weisheit zu wählen, das Uebrige müſſen wir Gott überlaſſen, der das Schickſal des Wurmes, wie das der Welten lenkt.

Dieß Geſpräch, wohl nur für den Kurfürſten von Nutzen, der durch Sickingens beſtimmtes Wort nichts mehr für den franzöſiſchen König hoffen zu können glaubte, endigte ſich dem Anſcheine nach freundlich. Pfalzgraf Ludwig konnte jedoch nie des Ritters Kühnheit vergeſſen; ſeit dieſem Tage war er Sickingens Feind.

Die Unterhandlungen wurden nun, jemehr ſich die Wahl ihrem Ende nähern mußte, immer eifriger betrieben; aber trotz dem, daß auch der päpſtliche Geſandte nun ganz auf die Seite des Königs von Spanien getreten war, hielt Richard von Trier die Beendigung der Wahl noch lange hin, und blieb dem Frankreich gegebenen Worte treu, ſelbſt als er ſah, daß Ludwig von der Pfalz in ſeinen Entſchlüſſen wankte.

7.

In dieſer Zeit der ſtäten Unterhandlungen war Urſula thätig, und Franz von Sickingen entging es nicht, welchen Antheil ſie an dem Gelingen ſeines Planes nahm; er vergaß bei ihrem Anblicke zuweilen, was ſie jetzt war und ſah nur die treue Freundin in ihr; ſie näherte ſich ihm immer mehr. Georg hatte ſie ſeit jenem Abende nicht wieder geſehen.

Philipp war von Hornberg zurückgekehrt. — „Mit zagendem Herzen — ſo ſchrieb Ottilie ihrem Bruder — erfülle ich Deine Bitte, mein innigſt geliebter Georg! es hat mir viel Ueberwindung gekoſtet, ehe ich mich entſchließen konnte, das Wagſtück zu unternehmen, ſelbſt meinem Gatten mußte es verborgen bleiben. — Sey vorſichtig, ſtelle Dich gleichgültig, wenn die Rede Margarethe betrifft, und richte ein ſpähendes Auge auf Balthaſar Slör, wenn Philipp ihm meinen Brief in Deiner Gegenwart giebt. Sobald Du ſeinen Entſchluß kennſt, entferne Dich unter irgend einem Vorwande vom Heer und komm' zu mir. Ich wage viel für Dich, meines Gatten Mißbilligung, des Vaters Zorn, und ſelbſt in meinem Innern ſpricht eine heimliche Warnerin dagegen; doch es iſt für Dich und ſo ſey es!"

Freudig drückte Georg den Brief an ſeine Lippen und eilte zu dem Geheimſchreiber, wohin ihm Philipp wie von ungefähr folgen ſollte. Er fand Herrn Balthaſar Slör in voller Arbeit, der dann gemeiniglich nicht freundlicher Laune war, doch gegen ſeines Herrn Sohn zügelte er ſie, hielt in ſeiner Beſchäftigung inne und ſchien nur auf Georgs Wünſche zu lauſchen; dieſer ſprach aber nur von gleichgültigen Dingen, bis Philipp eintrat. — Sieh! — rief Balthaſar — da iſt unſer lieber Meiſterſänger von ſeinem Ritte wieder zurück; es freuet mich, daß man nun in einſamen Stunden wieder ein Liedchen hören wird, habe hier zwar nicht viel Zeit zu dergleichen und ſind mir die Minuten zugemeſſen, doch wird ſich wohl eine

eine finden, die ich dem Genuſſe weihen kann. — Aber was bringt Ihr uns Neues?

Der Sänger zog das Briefchen aus ſeinem Koller. — Die Edelfrau von Späth läßt Euch grüßen und ſendet Euch dieß, ſprach er.

Die kleine, hagere Geſtalt des Geheimſchreibers nahm den Brief mit zierlich ausgeſtreckter Hand, ſich ehrerbietig neigend, als ob die Edelfrau vor ihm ſtände. — Von der Edelfrau von Späth? — ſagte er, ſein greiſes Haupt wiegend, — was könnte ſie wohl ihrem ſtets gehorſamen Diener zu befehlen haben? — Er erbrach mit ſichtbarer Unruhe den Brief, und während er ihn durchlas, ſah Georg, der ihn genau beobachtete, deutlich, daß ſein Inhalt ihm nicht angenehm war; jedoch nach kurzem Nachdenken legte er den Brief neben ſich auf den Tiſch, fragte den Sänger nach Weg und Wetter, und zuletzt, doch nur wie zufällig: Wann reitet Ihr wieder nach Hornberg zurück?

Noch heute Abend! erwiederte Philipp.

Das wird nicht angehen, junger Mann! — ſagte der Geheimſchreiber — Ehe ich die Antwort ſchreiben kann, muß ich mit dem Ritter ſprechen, und der kömmt vor Nachts nicht von Frankfurt zurück; Ihr müßt Euch ſchon bis morgen früh gedulden.

Philipp willigte ein, und am andern Morgen, ſchon in aller Frühe, brachte Herr Balthaſar dem Sänger ſein Antwortſchreiben und trieb ihn, ſeine Reiſe zu beſchleunigen; doch dieſer ſchien nicht mehr ſo eilig als am vergangenen Tage; er hatte noch dieß und jenes zu ordnen und mußte ſich ja auch von dem Junkherrn beurlauben. So ſehr es auch gegen ſein Inneres ſtrebte, mußte Georg den Brief, den Slör geſchrieben, erbrechen, und nur erſt, nachdem er ſich mit deſſen Inhalt, der ihm erwünſcht zu ſeyn ſchien, bekannt gemacht, reiſ'te Philipp ab.

An dem nämlichen Tage fand eine Unterredung zwiſchen dem Ritter und ſeinem Sohne ſtatt. Zum erſten Male berührte Sickingen Georgs Ritt nach Steinheim. — Du haſt Margarethe geſehen? fragte er ihn.

Ja, mein Vater!

Und wie haſt Du ſie gefunden?

Sehr traurig, Vater! Ihre Wange bleich, das Auge voll Thränen.

Und was war der Zweck Deiner Reiſe?

Wie könnt Ihr danach fragen? — erwiederte Georg — Soll mir des Mädchens Schickſal gleichgültig ſeyn, ſoll ich aufhören ein Menſch zu ſeyn — weil ich ein Edler bin? ſetzte er finſter hinzu.

Und zu was konnte es führen? — fragte der Vater — die kaum vernarbte Wunde wieder aufzureißen, den ſchon halb verklungenen Schmerz wieder aufzurufen, das war alles, was Du erreichen konnteſt.

Und ihr den Troſt bringen, daß mein Herz unwandelbar treu und redlich iſt! — fiel er raſch dem Vater in's Wort.

Und kann ſie das beglücken?

Ja, mein Vater! Sie hat nichts als die Erinnerung. Um ſich, vor ſich ſieht ſie nur Trübes; rückwärts muß ſie ſchauen, wenn ein Sonnenblick ihr Auge treffen ſoll. Jede frohe, ſchmerzloſe Minute, die man der Armen ſchaffen kann, iſt die Erfüllung einer theuern Pflicht, und noch oft werde ich ſie ſehen, ſie noch oft tröſten, das bin ich ihr, bin es mir ſchuldig.

Und wenn Du hierbei gegen Deines Vaters Gebot handelteſt?

Solch hartes werdet Ihr mir nicht gebieten, Vater! — rief er heftig — das könnt Ihr nicht, ohne ungerecht zu ſeyn, und Franz von Sickingen, der Schutz der Unterdrückten, wird nicht ein Herz ganz zerreißen wollen, dem er ſchon ſo wehe that!

Margarethe verläßt Steinheim auf einige Zeit und geht nach Hornberg zu Deiner Schweſter. — Georg antwortete nicht. — Iſt dieſe Nachricht Dir gleichgültig? fragte Sickingen.

Sie iſt mir lieb; dann ſeh' ich zwei mir ſo theure Menſchen, Ottilie und Margarethe zugleich, und ich hoffe bald, wenn es mein Vater erlaubt.

Wie meinſt Du das? fragte Sickingen.

Hier im Lager langweile ich mich. Krieg giebt es nicht, die Politik iſt mir fremd und ekelt mich an, Ihr werdet durch die vielen Geſchäfte von mir abgezogen, was bleibt mir übrig als mit Hans Hilchen einen Haſen zu hetzen, oder mit Georg Frondsbergs Sohne der Muſterung der Lanzknechte beizuwohnen. Und die kenn' ich ſchon genug, wie ſie ihre Glieder öffnen und ſchließen, die paar Hakenſchützen, nachdem ſie die Büchſen abgeſchoſſen, ſich hinter den Lanzen verſtecken; auch mit des Markgrafen Stratioten, mit dieſem Geſindel, habe ich mich ſattſam getummelt. Was ſoll ich nun hier? Da treibt mich die Sehnſucht nach dem wackern Götz, der in Heilbronn gefangen ſitzt, und von da bis Hornberg zu Ottilie iſt es nicht weit; laßt mich mit Hans Hilchen, der mich begleiten will, hinziehen.

Iſt es Götz oder Margarethe, die Dich dahin zieht? fragte der Vater, ihn ſcharf beobachtend.

Die Langweile zieht mich zu Beiden, mein Vater!

Georg! — ſprach der Ritter, ſeine Hände traulich auf des Sohnes Schulter legend. — Sprach bei allen dieſem ein redlicher, offener Sinn, wie ich ihn ſonſt an Dir gewohnt bin? Hältſt Du nichts vor Deinem Vater verborgen, und brütet Dein ernſtes Schweigen keinen finſtern Plan? — Georg erröthete. — Du biſt zu edel, um Deinen Vater, Deinen treueſten Freund, zu hintergehen. Was willſt Du mit Margarethe beginnen? Verſchweige mir nichts, ſey wahr, wie die Pflicht es Dir gebietet.

Nur eine höhere Pflicht könnte mich zwingen, meinem Vater etwas zu verſchweigen, ſonſt liegt mein Herz offen vor ihm, und deshalb ſage ich frei, daß ich alles um Margarethe beginnen will, was ihr gebrochenes Herz zu heilen vermag.

Alles? fragte Sickingen, dem Sohne ſcharf in's Auge blickend.

Alles! erwiederte dieſer beſtimmt.

Wenn das Glück meine Entwürfe begleitet, — ſprach nach langem Schweigen Sickingen mit ernſter Rührung — es mich an's Ziel führt, vielleicht — vielleicht ſag' ich nur — mich mit einem Fürſtenhute ſchmückte, ich dann meine Kinder alle, alle um mich ſammle, wirſt Du dann, ohne zu erröthen, vor Deinen Vater treten können?

Und ſäßet Ihr auf des Kaiſers Thron, ich träte ohne Erröthen vor Euch, denn Georg thut nichts, deſſen ein edles Herz ſich ſchämen könnte.

Wenn am Abende meines Lebens meine Kinder und Enkel alle an des Vaters Sterbebette ſtänden, den letzten Segen zu empfangen, dürfteſt Du mit Weib und Kind dazu treten?

Mit Gott will ich es hoffen; ja, ich will hoffen, daß Ihr vor Eurem Scheiden von uns, mich, mein Weib, meine Kinder mit gleicher Liebe ſegnet wie die Andern! erwiederte Georg, und eine Thräne drängte ſich in ſein Auge.

So ziehe nach Hornberg, — ſagte Sickingen — und wenn Du in Heilbronn Götz ſiehſt, ſo grüße ihn von mir. — Er drückte dann den Sohn inniger als je an ſein Herz, der, von ſonderbarer Empfindung ergriffen, ſein Haupt noch lange auf des Vaters Bruſt ruhen ließ, ehe er ging.

Bevor Georg auf den Hornberg ritt, zog er mit Hans Hilchen nach Heilbronn. Hier fanden ſie ihren alten Freund in der Wohnung Eberhard Dietz's.

Kommſt Du den gefangenen Ritter zu beſuchen?! — rief Götz ihm entgegen. — Kommt Ihr, Hans Hilchen, zu ſehen, wie einem wackern Kämpen in ſeinem Käfig zu Muthe iſt?! — Und der Ausdruck von Freude, der ſich auf ſeinem Geſichte zeigte, war vielleicht ſeit langer Zeit der erſte wieder, der die finſtere Stirn des wackern Ritters entwölkte. Herzlich hieß er ſie willkommen, und als Georg ſich wegen des Unfalles bei Möckmühl, von welchem er gewiſſermaßen die Urſache war, entſchuldigen wollte, fiel ihm Götz in die Rede. — Laß das nur, Du braver Junge! Du biſt unſchuldig an dem Treubruche; laß uns davon ſchweigen, ſetze Dich lieber zu mir, und erzähle mir, wie es in Mainz mit Kaiſer und Reich ſteht.

Es war für Georg ein ſchmerzlicher Anblick, Herrn Götz, dieſen Kriegshelden, im ſchlichten leinenen grauen Wamſe, in einem einſamen, finſtern Stübchen zu ſehen. Von all' ſeinem vorigen Leben war nichts mit herüber gegangen als der lederne Seſſel, in welchem er auf Jaxthauſen zu ſitzen pflegte und auch jetzt noch ſaß. Seine Rüſtung hing an der Wand, das Schwert ſtand ihm zur Seite, und doch war der Anblick des Gefangenen herzerhebend, denn er ſaß in dem Kreiſe der Seinen wie der königliche Aar, der auf ſeinem Neſte die gelähmten Flügel über ſeine Jungen breitet, kann er ſie auch nicht mehr zum Sonnenfluge aufſchwingen. Neben ihm ſaß Frau Dorothea, ihr zur Seite die älteſte Tochter, eine Dirne von zehn Jahren, zu ihren Füßen die Jüngere; alle Drei hatten die Spindel zur Hand, aber oft ruhten ihre Blicke auf dem Vater.

Da ſitze ich nun in meinem engen Käfig wie ein gefangener Bär! — ſagte Götz — kaum daß mir die Sonne zuweilen einen kurzen Gruß von Jaxthauſen herüber bringt, keine friſche Morgenluſt ſtählt meine Glieder, keines Thorwarts Abendlied mahnt mich zur Ruhe, ſein Morgenlied weckt mich nicht zu einem thatenreichen Tage. — Auf Jaxthauſen mag er wohl immer noch den Dohlen ſein Liedlein vorblaſen, aber Götz hört es nicht.

Alter! bat Dorothea.

Götz reichte ihr freundlich die Hand. — Ja, liebes Weib! — ſprach er bewegt — Du biſt mir der tröſtende Engel in meiner Noth, Dich ſanftes, duldendes Weſen lernte ich erſt hier recht kennen, und ſo überfällt doch das Böſe den Menſchen nie, ohne daß es von etwas Gutem begleitet wird. Aber traurig iſt es doch ſo zu ſitzen in ſeiner Kraft, das Schwert neben ſich roſten und das Streitroß vom Stehen erlahmen zu ſehen. Da zieht Meiſter Schneider und Leinweber am Sonntage die Straße entlang, nur um den Götz zu ſehen, der da oben aus ſeinem Käfige lugt. Zuweilen ziehen ſie wohl vor dem Wunderthiere die Mütze ab, mögen doch meinen, daß es ein Biedermann iſt, der da gefangen ſitzt; die meiſten aber gaffen ſo frech hinauf, daß ich ihnen die eiſerne Hand auf ihre hohlen Schädel ſchleudern möchte. Und nun vollends die weiſen Herren im Rathe mit ihren Bedenklichkeiten und Sorgen. Haben den Herzogen von Baiern verſprechen müſſen, den Götz an Niemanden auszuliefern, und da fürchten ſie immer, er bricht los und macht ſich davon; und meinen die Elenden: ein Wort von mir ſtänd' nicht feſter im Glauben, als das ihrige? Da ſoll ich nun die Urphede ſchwören, und ihnen mit Brief und Siegel die Verſicherung geben, daß ich nicht von hinnen ziehe; die Narren haben mein Wort und fürchten noch!

Ihr hättet ihnen auch das nicht geben ſollen, Ritter Götz! unterbrach ihn Hans Hilchen.

Hätten mich dann nicht in ritterlicher Haft gelaſſen, mich in den Thurm geworfen; was konnte es nützen?

Dann mußten Eure Freunde Euch durch Liſt und Gewalt befreien! fuhr Hans raſch auf.

Hans Hilchen! — erwiederte Götz lächelnd — wie Ihr, denken nicht Alle, die Freunde in der Noth ſind ſelten, das hat Herzog Ulrich, das habe ich wohl erfahren. — Und was kann es auch helfen; Heilbronn iſt eine feſte Stadt, wo man mit einem Kriegsheere, nicht mit einer Handvoll Reiſigen davor ziehen muß, und der ſchwäbiſche Bund ſchreckt jeden von einer mannhaften That ab. — O, der ſchwäbiſche Bund! der hat den deutſchen Muth begraben. Da haben ſich die feigen Seelen, die keinem Biedermanne in's Auge ſehen konnten, wenn ſie Mann gegen Mann ſtänden, hübſch hinter Wall und Mauern verbergen können, haben ſich zuſammen vereinigt, und ſo iſt aus der Menge doch etwas geworden. Nun die größeren Städte ſich an die Fürſten angeſchloſſen haben, ſteht unter ihrem Kriegspanner ſelbſt der Schuft als ein Mann, und der Ritter, der ſonſt durch Muth und Liſt der mächtigen Stadt Trotz bieten konnte, vermag jetzt nichts, als daheim ſtill zu ſitzen. Mahnt mich dieſer Bund, den ſie für den Landfrieden, ich meine aber nur gegen den Freiheitſinn, geſtiftet haben, als ſähe ich eine Bärenhetze. Jeden Einzelnen der Meute verſpottet das muthige Thier, wer ihm naht, den packt er mit ſeinen rauhen Tatzen, aber von allen Seiten, von Groß und Klein überfallen, muß das edle Thier unterliegen! — Bei dieſen Worten mochte wohl ſein eigenes Bild zu lebhaft vor ihn treten, er hielt inne, ſtützte ſein gebeugtes Haupt auf den Arm und blickte nachdenkend vor ſich hin. Adelheid, die jüngſte

Tochter, erhob ſich leiſe von ihrem Schemel, während Alle ſchweigend nach dem traurig ſinnenden Manne ſahen, legte den Wocken in der Mutter Schooß, ſchlich ſich zu dem Vater, trat neben ihn und ſchaute mit ſanft bittendem Engelblicke an ihm auf, der ſie nicht zu bemerken ſchien.

Götz! — unterbrach Frau Dorothea die drükkende Stille — ſieh' doch nur einmal auf die Kleine, ſie ſteht ſchon lange bittend neben Dir, blick' ſie nur einmal freundlich an.

Und als Götz ſich nach der Kleinen wandte, ſie ihre Hände nach ihm ſtreckte und freundlich lächelnd: Lieber Vater! rief, da hob ſie Götz mit Heftigkeit auf ſeinen Schooß, preßte ſie an ſich und ſtreckte nach der Aeltern, die gleichfalls aufgeſtanden war, die eiſerne Hand. — Murre nicht, unzufriedenes Herz! — rief er bewegt — Auch die ſtillen Freuden finden ihr Friedensplätzchen in Götz's ſturmbewegter Bruſt — auch in meinem engen Gemache wird es mir zuweilen ſo wohl wie in Gottes freier Luft, wenn ich auf Weib und Kind blicke und dem Herrgott danke, der mir ſo viel Unverdientes gab, denn ich war in guter Zeit ein rauher Mann, und erſt die böſe Zeit hat die Rinde von meinem Herzen gelöſ't.

Du warſt immer gut und ein weicher Sinn ſprach aus dem Herzen, wenn auch der Mund zuweilen Hartes ſagte, Du mein biederer Götz, in Freude und Leid mein Stolz, meine Liebe!

Schweig, Dorothea! — ſprach er, ſie an ſich drückend. — Weich mögen ſie Götz ſehen, das thut nichts, aber nicht ſchwach — und Dein ſanftes Wort könnte wohl —

Ich ſehe ja Eure Knaben nicht! unterbrach ihn Georg, um dem Geſpräche eine andere Richtung zu geben.

Sie ſind auf Jarthauſen! — erwiederte Dorothea ſchnell, und konnte kaum die Thränen verbergen, — meines Mannes Ohm iſt bei ihnen.

Und warum ſind ſie nicht um Vater und Mutter? fragte Georg weiter. — Dorothea ſchwieg.

Laß die Brüder herkommen, lieber Vater! bat Adelheid.

Nein, nein! — rief Götz, ohne aufzublicken, — ſie ſollen den Vater nicht gebeugt, nicht gefangen ſehen. Für Weiber mag der Anblick taugen, für Jungen nicht, die ſollen den Götz nicht wie einen Karthäuſer ſitzen und aus Langweile beten ſehen. — Doch nein! — fuhr er auf, und ſein Blick ſah gen Himmel. — Das war gefrevelt an Gott.

zu dem ich mein Herz gewendet habe in freudiger Zeit, zu dem ich es wende in der Noth. — Freilich damals war mein Gebet ſtumm, es quoll mir aus des Herzens Tiefe wie ein leiſer Quell, der ſeine Decke ſprengen muß, um hervor zu wallen; wie der bittende Blick eines frommen Kindes zu ſeinem Vater hob ich dann mein Auge; jetzt giebt der Unmuth dem Gebete Worte, ſtürmiſch ſteigt es auf, und — ſonſt war es beſſer mit mir, da war noch auf Gott und Menſchen Vertrauen in meiner Bruſt.

Götz! — bat Dorothea, ihn unterbrechend, während die Kinder ihm die gebräunten Wangen ſtreichelten, — laß Dein Vertrauen nicht ſchwinden, Gott iſt gerecht, und auch des Menſchen Sinn iſt nicht überall böſe.

Nun, es wird ſchon wieder anders werden, Dorothea! — ſagte er beruhigter — Das dunkle Zimmer, das klöſterliche Leben verdüſtert auch meinen Geiſt, aber es wird ſchon beſſer werden. Gebeugt hat mich das Schickſal, ja, das fühle ich, aber noch nicht niedergedrückt. — Du hätteſt beſſer gethan, daheim zu bleiben, Georg! — ſagte er dann zu dem Jünglinge, der aufmerkſam auf jeden Blick, auf jedes Wort des Ritters gehört hatte. — Beſſer, Du hätteſt den Götz nicht ſo geſehen, da ſtänd' er immer vor Dir als ein rüſtiger Held, ſtark und tüchtig, da er jetzt wie ein klagender Knabe Dir erſcheint.

Nein! — rief Georg mit Feuer — Wie die Eiche im Sturme, ſo ſteht Ihr vor mir, Ritter Berlichingen! die hohe beugt ſich, aber, feſt auf ihren Wurzeln ſtehend, vertobt der Sturm ſeine Kraft in ihren Zweigen und brauſ't vorüber, und ſie hebt dann ſtolzer, kühner ihr Haupt gen Himmel empor!

Junger Mann! — ſagte Götz, und ſein Auge ruhte auf Georg. — Der Sturm hat auch an den Wurzeln gerüttelt, die Jahre lockern den Boden, in den ſie ſich ſchlangen, noch ein Unwetter kommt, und der Baum ſinkt. — Mit Maximilian — fuhr er bewegt fort — ſank der letzte Ritter in's Grab, wir andern, Zwerge gegen dieſen Rieſen, ſtehen trauernd um ſeine Gruft, und einer nach dem andern ſenkt ſein müdes Haupt, legt ſich auf den Hügel des Helden und ſchlummert ein. Die Wenigen, die wir noch übrig ſind, ſind auch die Letzten; das kommende Geſchlecht wird noch Helm und Panzer tragen, aber das Herz nicht mehr thatendurſtig unter dem Panzerhemde ſchlagen. Es iſt aus mit dem Ritter und ſeinem Schloſſe. Der ſpaniſche Kaiſer, den Ihr gewählt, wird den Uebermuth, der niederländiſche Herzog den Kaufmannsſinn nach Deutſchland pflanzen, und mit Amerika's Gold wird man deutſchen Muth nach Dublonen ſchätzen und zahlen. — Es iſt aus mit dem Vaterlande, und uns bleibt nichts übrig, als mit Ehren zu enden, zu ſterben!

Wißt Ihr ſchon, — unterbrach ihn Hans Hilchen, ihm doch etwas Erfreuliches zu verkünden, — daß Herzog Ulrich wieder auf Hohentwiel iſt, dort wirbt, und zwölf Fahnen Bündiſcher, die entlaſſen wurden, zu ihm geſtoßen ſind?

Wird ihm wenig frommen, denn der Bund rüſtet ſich dann von neuem. Der Kaiſer iſt gewählt, Markgraf Caſimir und Franziskus ziehen mit ihrem Kriegvolke heran, und das arme Land wird noch einmal verheert. So lange der Bund beſteht, iſt dem Würtemberger nicht zu helfen; und mir nicht, — ſetzte er finſter hinzu — bis der Kaiſer meinetwegen ein Machtwort ſpricht, und hier, Georg! kann Dein Vater für mich wirken.

Und nun, Dorothea! bring' Wein, und Ihr, meine Freunde! laßt uns Unglück und Welthändel vergeſſen und vergnügt ſeyn, als ob wir im Feldlager ſtünden und die Abendſonne unſere Becher vergoldete. — Nun, Mutter! — wendete er ſich zu der Hausfrau — wird Dir der Gang ſo ſchwer?

Götz! — ſagte die Erröthende — das Fäßlein iſt leer — auf Jarthauſen auch kein Tropfen mehr.

Nun, ſo gieb Bier, den Freunden mundet es auch, wenn es der Freund giebt!

Er wollte bei dieſen Worten freudig ſcheinen, aber es gelang ihm nicht, den Gram zu verſcheuchen. Dorothea's Worte hatten ihn tief bekümmert.

Als es Abend wurde und Georg ihm Lebewohl ſagte, zog er ihn mit ſich in's Fenſter. — Georg! — ſprach er — ſage Deinem Vater, ſie wollen dem Götz Hartes zumuthen, er ſoll ſchwören, ſein ganzes Leben wie ein Karthäuſer auf Jarthauſen zu ſitzen; das will ich nicht ſchwören, und da drohen ſie mir mit Einkerkerung. Dieß ſoll er nicht geſtatten, ſoll die Schmach nicht über ſeinen Freund ergehen laſſen; ſag' ihm das, und nun ziehe mit Gott!

Als am andern Morgen Georg und Hans Hilchen bei Jaxtfeld über die Brücke ritten, begegnete ihnen Philipp Wohlgemuth auf ſeinem polniſchen Klepper. — Ihr werdet ſie auf Hornberg finden, — raunte er nach der erſten Bewillkommnung Georg zu — geſtern iſt ſie dort eingetroffen.

So zieh' mit Hilchen, erwiederte Georg.

Hab' ich Euer Zutrauen verſcherzt? fragte der Sänger traurig.

Das nicht, Philipp! — erwiederte Sickingen — Zu Deinem eigenen Frommen darfſt Du mich nicht begleiten. Du wollteſt ja immer auf einige Zeit zu Deinem Vater zurückkehren, thue es jetzt; geh' in das Lager vor Frankfurt, beurlaube Dich dort von meinem Vater, kehre in Deine Heimath und von da bald wieder zu mir zurück.

Philipp ſchien noch unſchlüſſig, ob er dem Rathe des Freundes folgen ſolle, aber Georg bat noch einmal. — Nun, ſo ſey es! — ſagte er bewegt — Ich trenne mich von Euch, aber, Gott weiß es, mit ſchwerem Herzen. Möge Euch Euer Vorhaben gelingen. Lebt wohl! ich ſehe Hans Hilchen halten, und dort den Berg hinauf geht der Weg nach dem Schloſſe. Hier ſoll ich ſcheiden! — Georg reichte ihm zum Abſchiede die Hand, die er ſtürmiſch an ſein Herz drückte. — Ihr opfert viel! — rief er — aber gewinnt auch den ſchönſten Preis! Nun Ade!

Er ſprengte an Hilchen vorbei, und bald war er ihnen aus den Augen. — Jagt denn der Böſe hinter dem Jungen? — ſagte Ritter Hans, der ihm ſtaunend nachblickte. — Fliegt ſein Pole doch wahrlich dahin, daß mein braver Rappe ihn kaum ereilen möchte. — Zieht er einen Weg mit mir?

Ihr werdet ihn noch heute finden, denn auch er reitet zu meinem Vater. Grüßt ihn von ſeinem Sohne und lebt wohl! — Ohne einen Diener mitzunehmen ſprengte er den Berg hinauf nach dem Schloſſe, wo Ottilie wohnte, — Hans Hilchen aber ſetzte kopfſchüttelnd ſeinen Weg fort.

8.

Während dem konnte man ſich in Frankfurt immer noch nicht über die Wahl einigen. Böhmen, Sachſen, Brandenburg und Mainz hatten ſich beſtimmt für Karl von Spanien erklärt, Köln und Pfalz ſchwankten, Trier war noch immer für Frankreich entſchieden. Friedrich von Sachſen wünſchte eine allgemeine Wahl, die Reibungen zu vermeiden, welche aus einer getheilten entſtehen konnten, und wandte alles an, für Karl die Stimmen zu vereinigen. Da ſendeten die Fugger 130,000 Goldgülden, und durch dieſes Mittel gelang es dem Markgrafen Caſimir, die Stimme von Köln zu gewinnen, Pfalz gab gleichfalls nach, und ſo blieb Richard von Trier allein noch bei Frankreich. Da erbot ſich Franz von Sickingen zu dem Verſuche, auch ihn für den König von Spanien zu ſtimmen, und der edle Kurfürſt von Sachſen, der Richards Starrſinn und deſſen feindliche Geſinnungen gegen Sickingen kannte, ſchüttelte bedenklich den Kopf und ſchien es anfangs nicht gern zu ſehen, daß man Sickingen zu dieſem Geſchäfte gebrauchen wollte, da die Sache leicht dadurch ſchlimmer gemacht werden könne. Als aber Markgraf Caſimir verſicherte, daß er geſtern alle Ueberredekunſt an den Kurfürſten von Trier verſchwendet habe, und der Biſchof von Lütlich bemerkte, daß es wohl nicht an der Zeit ſey, durch den Eigenſinn eines Einzelnen das ganze Wahlgeſchäft aufhalten zu laſſen, gab Friedrich von Sachſen nach.

Als Sickingen bei dem Kurfürſten eingeführt wurde, fand er ihn in Geſellſchaft des franzöſiſchen Geſandten und mehrerer ſeiner Räthe. Der Ritter hatte ihn ehrfurchtvoll begrüßt, der Kurfürſt ihm nur kalt mit der Bemerkung gedankt, daß er ſich wundere, ihn bei ſich zu ſehen.

Gnädiger Herr! — begann nun Sickingen, ohne auf des Kurfürſten Verwunderung zu achten, — ich komme nicht in meinen Angelegenheiten zu Euch, und bitte, Ihr wolltet das, was ich Euch zu ſagen habe, allein anhören und Eure Umgebung ſich entfernen laſſen.

Der Kurfürſt ſagte dem franzöſiſchen Geſandten einige leiſe, wahrſcheinlich entſchuldigende Worte, gab den Uebrigen ein Zeichen, ſich zu entfernen, und als er ſich mit Sickingen allein befand, ſetzte er ſich auf einen hohen vergoldeten Lehnſtuhl, auf welchem das kurfürſtliche Wappen prangte, und mit der ſtolzen Würde eines Reichsfürſten forderte er den Ritter auf, ſein Anliegen vorzutragen.

Ich ſtehe in dieſem Augenblick als Abgeordneter der Kurfürſten von Mainz, Köln, Böhmen, Sachſen und Brandenburg vor Euch, — begann Sickingen, ohne ſich durch das ſtolze Benehmen Richards irren zu laſſen. — Ich ſoll Eure kurfürſtliche Gnaden von Trier nochmals erſuchen, Karl von Spanien Eure Stimme zu geben, ſoll Euch noch einmal die Gründe auseinanderſetzen —

Erſpart Euch die Mühe, Herr Ritter! — fiel ihm der Kurfürſt in's Wort — Ich habe erſt geſtern dem Markgrafen Caſimir meine beſtimmte Meinung hierüber geſagt, und Ihr wäret wohl am wenigſten geeignet, mich in meinem Entſchluſſe wankend zu machen.

Bedenkt, gnädiger Herr! — nahm Sickingen das Wort.

Ich wiederhole es Euch, Franz von Sickingen! — unterbrach ihn der Kurfürſt mit Heftigkeit — Eure Mühe iſt vergebens, und wahrlich, ich muß bewundern, wie der weiſe Friedrich von Sachſen Euch deshalb zu mir abſchicken konnte.

Mithin keine Hoffnung? fragte im verbindlichſten Tone der Ritter.

Keine! erwiederte der Kurfürſt ſtolz.

Nun, ſo tritt der Geſandte der Kurfürſten ab, — ſagte Sickingen, ſich ehrerbietig verbeugend, — und der Ritter Franz von Sickingen ſteht in ſeinem eigenen Namen vor Euch, ein ernſtes Wort mit Euch zu reden.

Mit Euch?! — rief der Kurfürſt heftig aufſpringend — Mit Euch habe ich nichts zu reden!

Aber ich wohl mit dem Kurfürſten von Trier, — erwiederte Franz gelaſſen — und Ihr werdet mich doch anhören müſſen, obgleich Ihr mein Freund nicht ſeyd und ich nicht der Curiae.

Ritter Sickingen! fuhr der Kurfürſt auf.

Gnädiger Herr! — fuhr dieſer gelaſſen fort — hört mich ruhig an, denn wahrlich was ich Euch zu ſagen habe, verdient wohl eine ruhige Ueberlegung.

Nun, ſo redet! ſagte der Kurfürſt faſt unmuthig.

Uebermorgen verſammeln ſich die Kurfürſten, hoffentlich zum letzten Male, um endlich über die Wahl zu beſchließen, die auf Karl von Spanien fallen wird; verweigert Ihr dann noch ihm Eure Stimme zu geben, ſo breche ich mit meinem Heere von Frankfurt auf — denn hier bin ich dann nichts mehr nütze — und ziehe über den Rhein, der Moſel zu, Euch im Namen des jungen Kaiſers und in meinem Namen einen Beſuch abzuſtatten. Wägt nun alles wohl! — Auch Ludwig von der Pfalz hat Eure Parthei verlaſſen, und Ihr ſeht, auch ohne Eure Stimme wird Karl zum Kaiſer erwählt.

Richard ſtand bei dieſen Worten zwar ernſt, aber nicht außer Faſſung vor Sickingen. Er bedachte ſich einen Augenblick, dann ſagte er mit Würde: Wer gab Euch den Befehl, feindlich in mein Land zu rücken?

Niemand, gnädiger Herr! Ich allein faßte aus eigenem Willen den Entſchluß und werde ihn auch aus eigenem Willen und mit eigener Kraft ausführen.

Mit durchdringendem Blicke ſah der Kurfürſt auf Sickingen. — Und fürchtet Ihr nicht die Folgen eines ſolchen gewaltſamen Schrittes, Herr Ritter von der Ebernburg?

Die Folgen ſoll ich fürchten? — wiederholte Sickingen lächelnd — Nein, gnädiger Herr! ſie fürchte ich nicht, und könnte ich um eigenen Vortheiles willen vergeſſen, was dem gemeinſamen Vaterlande gut iſt, — ſetzte er ernſt hinzu — müßte ich wünſchen, Ihr gäbet am entſcheidenden Tage Franz dem Erſten, nicht Karl von Spanien Eure Stimme.

Der Kurfürſt wiegte nachdenkend ſein Haupt, wie einer, der mit ſeinen Gedanken die rechte Spur gefunden hat. — Ich glaube Euch zu durchſchauen; für Eure Praktiken ſeyd Ihr noch zu offen, Herr Ritter! lernt Euch mehr verbergen.

Der Biſchof von Lüttich — fuhr Sickingen fort, und es ſchien, als habe er des Kurfürſten Worte nicht vernommen, — wird noch heute zu Euer kurfürſtlichen Gnaden kommen, und Euch auch jetzt noch von der Großmuth des Königs von Spanien überzeugende Beweiſe bieten.

Herr Ritter! — unterbrach ihn der Kurfürſt — ſagt dem Biſchofe, daß er mit ſeinen überzeugenden Beweiſen mich nicht überzeugen wird, und beſſer thäte, er beläſtigte mich nicht. Für Geld —

Da Ihr mich eben an Geld erinnert, — unterbrach ihn Sickingen ſchnell — ſo muß ich doch Euer kurfürſtlichen Gnaden berichten, daß eine Abtheilung meiner Völker nur ein Maulthier mit franzöſiſchen Goldkronen bekommen hat, die übrigen ſind, da ſie Decken mit Euerm Wappen trugen, entkommen. Schade iſt es doch, — fuhr er fort — daß der Reſt des franzöſiſchen Goldes nicht in Deutſchland geblieben iſt; von zehn beladenen Maulthieren ſind drei zurückgekehrt. Und ſo glaube ich, — fuhr er einlenkend fort — der Herr Biſchof von Lüttich wird es wohl wagen dürfen, heute vor Euch zu erſcheinen.

Der Kurfürſt kämpfte ſichtlich, ſeinen Unmuth zu unterdrücken, er ging ſchweigend einige Male im Zimmer auf und ab. Da fragte ihn Sickingen in ſo freundlich verbindlichem Tone, als ob nichts vorgefallen ſey: Darf der Biſchof von Lüttich zu Euer kurfürſtlichen Gnaden kommen?

Es bedarf ſeiner nicht, erwiederte der Kurfürſt.

So empfehle ich mich Euer Gnaden, — ſagte Sickingen, ſich verbeugend, — ich gehe, meine Maßregeln für jeden Fall zu nehmen. — Er empfahl ſich dem Kurfürſten, der nur mit einem leichten Kopfnicken dankte, und ging; als er jedoch faſt ſchon die Thür erreicht hatte, wandte er ſich und trat noch einmal zu dem Kurfürſten. — Gnädiger Herr! — ſagte er treuherzig — was Franz von Sickingen in ſeinem Namen mit Euch geſprochen, ahnet Niemand, und hier meine ritterliche Rechte, Niemand ſoll es erfahren, das bin ich Euch als einem mir ebenbürtigen Ritter ſchuldig. Nun handelt, wie Euch gut dünkt! — Er ging.

Als ſich am 28. Juni die Wahlfürſten des Reiches verſammelten, ward König Karl von Spanien einmüthig zum Kaiſer erwählt; auch Richard von Trier hatte ihm ſeine Stimme gegeben, und von dem Römer tönte das langerſehnte: Vivat Carolus quintus! herab.

9.

Neben einem freundlichen, aus Felſen ſprudelnden Quell, den zwei hohe Buchen am Fuße des Hornbergs beſchatteten, hatte ein Tempelherr aus dem Geſchlechte derer von Berlichingen, nach ſeiner Rückkehr von Ptolomäis, zum Dank für wunderbare Errettung, der heiligen Jungfrau eine ſtattliche Kapelle gebaut, wohin aus dem Odenwalde und dem Kreichgau viele Frauen, das Muttergottesbild anbetend, wallfahrteten. — Es war ein ſchauerliches Thal, in welchem die Kapelle lag, und nur ſelten drang das Sonnenlicht, ſeltener noch des Mondes Silberglanz durch die hohen, es umgebenden Buchen, neben welchen das Thürmchen der Kapelle nur beſcheiden emporragte. Ein Glöckner, verpflichtet, um eilf Uhr des Nachts das Glöckchen des Thurmes zu ziehen, wohnte unfern derſelben in einem kleinen Hüttchen am Berghange, und ſelbſt der verwegenſte Räuber des nahen Speſſarts wagte nicht, in nächtlichen Stunden dieſem heiligen, dem beſonderen Schutze der Madonna geweihten Orte zu nahen.

Auch würde er ſich heute noch weniger hierher gewagt haben, denn es war eine grauſige ſtürmiſche Nacht. Der Wind heulte durch die ausgebreiteten Zweige der Buchen, Blitze leuchteten, und in der Ferne rollte der Donner; kein Regentropfen kühlte die ſchwüle, drückende Luft, ängſtlich umherlugend eilte, vom brennenden Durſte getrieben, das lechzende Reh nach dem Quell, und mit widrigem Gekreiſch verließ Kauz und Eule die hohen Thürme des Hornbergs, um im Thale ſich Nahrung zu ſuchen. Immer heftiger ward der Sturm, die Wipfel der Bäume ſchlugen raſſelnd an einander, hie und da ſtürzte unter Krachen ein alter Baum, der Jahrhunderten getrotzt hatte, nieder, und der alte Glöckner, der jetzt in die Thür ſeines Hüttchens trat, glaubte ſogar aus der Ferne vom Odenwalde her das Getöſe des wilden Jägers zu hören; er bekreuzte ſich, ordnete die kleine Leuchte, und ſie mit ſeinem zerriſſenen Mantel deckend, ſchritt er der Kapelle zu.

Mein Gott, welch ein Wetter! — ſagte er beim Eintritt in das heilige Haus, das Käppchen abnehmend. — Heult doch der Sturm, als ob er den jüngſten Tag verkünden ſollte, und leuchten die Blitze, daß ich ſchier meines Lämpchens nicht bedürfte. — Dieß ſagend, neigte er ſich ehrfurchtvoll vor dem Marienbilde und zündete die Kerzen auf dem Altare an. — Seit dreihundert Jahren ſtehſt Du ſchon hier, heilige Mutter! — ſagte er dann — ſeit vierzig Jahren zünde ich an Deinen hohen Feſten die Kerzen an, läute Dein Glöckchen, die Geiſter um Mitternacht von hier zu ſcheuchen, und freue mich der Menge Pilger, die hierher wallfahrteten; jetzt kommen nur noch wenige, Troſt und Hülfe bei Dir zu ſuchen und mir eine milde Gabe zu ſpenden. — Seit Luther predigt, iſt die Schwelle Deines Altares von Betenden leer, ſo wie mein Seckel von Kupfermünzen. Was weiß ich, was Recht iſt; ich zünde Dir nach wie vor die Kerzen an Deinen Feſten an, läute wenn es Mitternacht wird, und ſo lange Herr Späth und ſeine fromme Gattin auf der Burg ſind und mir reichlich geben, kann ich auch die Spenden der Pilger vermiſſen.

Er hatte nun die acht großen Kerzen angezündet und ging nach dem Eingange zurück.

Heute muß der Mond ſchon um Mitternacht über die Waldhöhe hervortreten; wenn ihn nur das Unwetter nicht verbirgt, denn heute möchte ich um alles nicht die rechte Stunde verſäumen. — Er trat hinaus in's Freie; der Sturm heulte immer noch, auch goß jetzt der Regen ſtrömend herab, und der Alte glaubte durch das Rollen des Donners Hufſchlag und Rüdengebell zu vernehmen. — Wahrhaftig! — brummte er vor ſich hin — die eilfte Stunde muß vorüber ſeyn, denn der wilde Jäger zieht heran; horch, wie er mit dem Sturme um die Wette heult und wie ſein Roß ſchnaubt! Warte, Du luſtiger Geſell, ich will Dir ein Liedchen ſingen, daß Dir das Kommen vergehen ſoll! — Er ging in die Kapelle zurück und zog das Glöcklein, daß es hell und tönend durch Sturm und Donner hallte und die wilden Stimmen der Nacht zu übertäuben ſchien.

Drei Mal hatte er bei kurzen Pauſen das Läuten wiederholt und war nun in die offene Pforte zurückgetreten, dort, wie er es immer zu thun pflegte, ſein Abendgebet zu verrichten, dann ſetzte er ſich auf die Schwelle und ſchien noch Jemand zu erwarten.

Er hatte auch noch nicht lange da geſeſſen, als ſich ein Rauſchen im Gebüſche vernehmen ließ, dem ähnlich, wenn der wilde Eber von Rüden verfolgt durchbricht; er ſprang auf, eine große ſchwarze Dogge ſtellte ihn und ſtand knurrend vor ihm, das lange, zottige, vom Regen triefende Haar ſchüttelnd. Der Alte erſchrak und ſchien ſich des unverhofften Beſuches nicht zu freuen, als er aus dem Gebüſche eine rauhe Stimme rufen hörte: „Richard, zurück!“ und ein vom Kopf bis zum Fuße Geharniſchter, ſein Streitroß am Zügel, kam auf dem Fußſteige, der vom Neckar herauffführt, auf ihn zu.

Findet man doch endlich ein menſchliches Weſen! — ſagte der Geharniſchte, ohne den Alten zu begrüßen. — Nichts als Sauen, Raben und Eulen ſind mir begegnet, und hätte das Glöcklein mir nicht den Weg gezeigt, ich irrte noch im Dickig da unten umher. — Giebt es kein Obdach hier für mein Roß, mich und meinen Hund?

Bindet Euer Pferd hier draußen an — ſagte der Alte — und tretet in's Gotteshaus ein, da findet Ihr Schutz vor Sturm und Regen.

Mag nicht da hinein, da wittere ich Pfaffenluft! — entgegnete der Geharniſchte unmuthig — führe mich nach einem andern Orte, wo ich ein Obdach finde.

Da müßt Ihr den Berg hinauf, iſt noch ein gutes Stück Weg, — ſagte der Glöckner, der es indeß gewagt hatte, dem Reitersmanne in's Geſicht zu leuchten, und vor dem bleichen Antlitze, vor den hohlen Augen, die unter dem geöffneten Viſir hervorleuchteten, erſchrocken zurückfuhr, — da liegt die Burg Hornberg. So ſehr man da oben Gaſtfreundſchaft übt, ſo glaube ich aber kaum, daß Ihr heute dort willkommen ſeyd. — Hier unten ſteht nur meine Hütte; in dem Schuppen hätte der Gaul wohl Platz, Gras würde er auch finden, und für Euch und Eure ſchwarze Beſtie hätte

hätte die Hütte Raum, wenn Ihr ſonſt in der Nähe des Gotteshauſes eintreten wollt oder könnt.

Führe mich hin! — erwiederte der Geharniſchte — Deine Hütte iſt am nächſten, und wo ich nicht gern geſehen werde, mag ich nicht ſeyn. — Komm, Richard! rief er ſeinem Hunde zu und folgte dem Glöckner.

Die Sturmnacht ſchien beſtimmt, den öden, menſchenleeren Ort zu beleben, denn kaum konnte der Schwarzgeharniſchte mit Roß und Hund in des Glöckners Hütte ſeyn, als von der andern Seite drei Geſtalten aus dem Walde traten, die noch weniger als der Ritter ſich dem wilden Wetter ausſetzen zu können ſchienen, denn es waren zwei Frauen in Regentücher vermummt, die an der Seite eines im Mantel Gehüllten, den Berg herabkommend, nach der Kapelle eilten.

Er iſt noch nicht da! — ſagte die Eine, die vorangeeilt war. — Laßt mich indeß beten, mich ſtärken und beruhigen.

Thue das! — erwiederte die andere Frauengeſtalt, wandte ſich dann zu dem Manne, der ſie begleitete, und ſagte: Störe ſie nicht, laß ſie, wir wollen hier am Eingange verweilen, bis der Geiſtliche kommt.

Die Vorangeeilte betrat jetzt die Kapelle, warf das Regentuch ab und knieete vor dem Altare nieder. — Es war Margarethe Slör, einen Myrtenkranz im Haare. — Vater im Himmel! — betete ſie leiſe — der Du die Herzen der Menſchen kennſt, und wenn Du ihre Thaten wägſt, den frommen Willen mit auf die Wage des Mitleids legſt, ſey barmherzig und lege nicht alle Schuld auf mein Haupt, wälze ſie nicht auf mein armes Herz, das die Laſt nicht zu tragen vermöchte. Vergieb, wenn ich ſchuldvoll vor Dein Angeſicht trete, den heiligen, unauflöslichen Bund zu ſchließen. — Auch Du, Vater meines Georgs, und Du, mein Vater, vergebt mir meine Schuld, ich konnte ſeinen Bitten nicht widerſtehen!

Der Geiſtliche, der die heilige Handlung verrichten ſollte und aus dem nahe gelegenen Neckarzimmern trotz dem Unwetter herauf gekommen war, nahte ſich jetzt mit Georg Sickingen und ſeiner Schweſter Ottilie dem Altare, an deſſen Stufen Margarethe knieete. Sie erhob ſich, begrüßte den Geiſtlichen, und ſank in Ottilie's Arme. — Nun mag es kommen wie es will, — ſagte ſie leiſe zu der Freundin — mein Herz iſt beruhigt, Gott hat mir vergeben. — Sie reichte Georg mit freundlich liebendem Blicke die Hand; er preßte ſie an ſein Herz und führte ſie die Stufen des Altares hinauf.

Junkherr Georg von Sickingen! — begann der Geiſtliche, der vor den Altar getreten war. — Ihr verlangt von mir, daß ich den Segen der Kirche über Euch und dieſe Jungfrau ſpreche, Ihr verlangt, daß dieſe heilige Handlung, die vor Gottes Angeſicht vollzogen werden ſoll, den Menſchen verborgen bleibe. Habt Ihr aber auch bedacht, daß nur das Böſe im Verborgenen ſchleicht, das Gute frei und offen vor Gott und Menſchen wandeln kann? Habt Ihr bedacht, daß der Vaterſegen Euch nicht zu dieſer heiligen Stätte begleitet und Ihr mein weiches Herz zu einem Vergehen verlockt habt, vor dem mich mein greiſes Haar hätte bewahren ſollen? Bedenkt dieß an dieſer heiligen Stätte, in dem Augenblicke, wo die Elemente im Kampfe gegen einander wüthen. Wie dieſer Bliz das Dunkel der Nacht erhellt und Gottes Donner durch die ſchweigende Nacht auf Sturmflügeln dahin rollt, ſo wird, was in Nacht bleiben ſollte, an das Licht kommen, und was geſchehen iſt, wie jener Donner in furchtbaren Worten ſich ausſprechen. — Er ſchwieg. — Euch, Jungfrau! — fuhr er dann fort — Euch lege ich insbeſondere meine Warnung an's Herz. Ihr werdet ihm Gattin ſeyn, ohne Eure Pflichten erfüllen zu können, Mutter vielleicht, ohne Euer und ſein Kind an die Bruſt drücken zu dürfen, und ſelbſt im reinſten Glanze Eurer Tugend wird der Fluch der Sünde Euch folgen!

Du lügſt, Pfaff! rief eine dumpf-hohle Stimme vom Eingange der Kapelle her. Erſchrocken ſahen ſich die Drei um und erblickten den Geharniſchten, den der Glöckner halb mit Bitten, halb mit Gewalt von der Pforte zurückzuhalten ſuchte. Selbſt Georg war von dieſem unerwarteten Anblicke überraſcht. Anfangs glaubte er, es wäre ſein Vater, aber die Geſtalt des Geharniſchten war anſehnlicher als die Franz von Sickingens; nach dem erſten Augenblicke der Ueberraſchung zog er ſein Schwert und eilte trotz Margarethe's Bitten hinaus. Hier hörte er durch das Rollen des Donners den Hufſchlag eines Roſſes, ſah den alten

Glöckner zu Boden niedergeworfen, der Geharniſchte jagte davon.

Die Feier der heiligen Handlung war durch dieſe Begebenheit geſtört; der Geiſtliche bat, für heute ſie aufzuſchieben. Der Glöckner, der, als er den Geharniſchten hatte zurückhalten wollen, von dem Rüden niedergeworfen und jetzt wieder aufgeſtanden war, meinte, es müſſe Satanas, oder mindeſtens der wilde Jäger geweſen ſeyn; denn das bleiche, geiſterhafte Geſicht des Reiters, die ſchwarze Rüſtung, ſein ſchwarzer Helmbuſch, mehr aber noch ſein Fluchen über die Pfaffen, ließen ihn keinen Augenblick zweifeln, daß es ein böſer Geiſt geweſen ſey, der die heilige Handlung zu ſtören in dieſer Sturmnacht auf ſeinem ſchwarzen Roſſe einher geritten ſey. Der alte Geiſtliche, wie faſt Jedermann in dieſer Zeit und beſonders in dieſer Gegend, an Geiſter, hauptſächlich an den wilden Jäger glaubend, beſchwor Georg, heute nicht ferner mehr auf die Einſegnung zu dringen; ſelbſt Margarethe's Muth ſchien durch die Erſcheinung wankend gemacht. Da ergriff Georg ihre Hand, führte ſie zum Altare und ſagte mit feſter, ernſter Stimme:

Hochwürdiger Herr, vollzieht nur die heilige Handlung mit Gott! — War dieß ein Geiſt der Hölle, oder jener wilde Jagdgeſell, der durch die Forſten des Odenwaldes bei nächtlicher Zeit ziehen und ſein Weſen treiben ſoll, deſto beſſer. Er kam, eine heilige Handlung zu ſtören, und ſo iſt er mir Bürge, Margarethe! daß wir auf frommen, Gott gefälligen Wegen ſind, von denen er uns vertreiben wollte; denn hätte er uns auf böſen gefunden, hätte er uns nicht geſtört. Deshalb, Herr, beginnt! die Stunde der Mitternacht geht ſonſt vorüber, und ich möchte gern heute, an dem Hochzeittage meiner Mutter, mit Margarethe verbunden ſeyn. Sorgt nicht für unſer Heil, mein Bewußtſeyn ſpricht mich frei von Schuld

Der Geiſtliche ſchüttelte bedenklich d[illegible] greiſe Haupt, trat jedoch wieder vor den Altar und begann. — Mit feſtem heitern Blicke ſchaute Georg auf ſein ehrwürdiges Antlitz, während Margarethe, noch bebend, ſich zu faſſen ſuchte, aufmerkſam auf die Worte des Geiſtlichen hörte und endlich ſo weit den verlorenen Muth wieder gewann, daß ſie das Ja mit feſter, deutlicher Stimme ſagte. — Nur Ottilie's ſonſt ſo ſtarker Muth war dahin, ſie weinte im Stillen, und als die Liebenden

Bruſt an Bruſt ruhten, im Vollgenuſſe ihres Glükkes alles um ſich her vergaßen, ſtand der zürnende Vater drohend am Eingange vor ihr, und ſie konnte, ſo ſehr ſie ſich auch mühte, das Gebilde ihrer Einbildkraft nicht verſcheuchen.

So biſt Du Georg Sickingens Weib! — ſagte jetzt der Glückliche — und ſo wahr ich ein Ehrenmann bin und hier vor Gottes Angeſicht ſtehe, ſchwöre ich Dir Treue, bis Gott mich abruft, — ſchwöre ich Dir, daß mein Verſprechen, welches Du und Ottilie mir entlockt, unſere Ehe geheim zu halten, mich gereut! denn wahrlich, ſtolz würde ich ſeyn, zöge ich mit Dir nach Aachen, träte vor Kaiſer Karls Thron und ſpräch: Seht her, Ihr Großen Deutſchlands und Hispania's! ob ein züchtigeres, ſchöneres Weib in Euren Gauen zu finden iſt, als meine Margarethe, und ob dieſes Engelantlitz nicht von dem lieben Gott ſelbſt adelig geſtempelt iſt; denn wahrlich, der Adel Deines Herzens, Du Holde, iſt mehr werth als der meiner Ahnen!

Frevelt nicht, Herr! — bat der Geiſtliche — ehrt die Gebräuche, welche die Zeit, welche Jahrhunderte geheiligt haben.

Ich ehre ſie, ehrwürdiger Herr! — unterbrach ihn Georg — aber kümmere mich wenig darum, gilt es, ſie zu verlieren, wenn ich ein Kleinod, wie dieſes, dafür gewonnen habe.

Georg! — ſagte jetzt Margarethe, ihren Arm ſanft um ihn ſchlingend. — Ich danke Dir für Deine Liebe, ſtets werde ich ihrer eingedenk ſeyn, und wenn mein Schickſal auch ſtürmiſch wäre wie dieſe Nacht, will ich doch ſtandhaft bleiben und nicht klagen, will Dir ähnlich ſeyn an Muth und Beharrlichkeit in Freud' und Leid. Bereueſt Du dieſen Augenblick nie, ſchämſt Du Dich nie Deines bürgerlichen Weibes, und ſehnt ſich Dein Herz nicht nach Turnier und Hofleben, ſo wird ja wohl auch die Zeit kommen, wo ich vor der Welt Dich mein nennen darf. Deshalb mit Gott durch Sturm und Nacht über des Lebens Klippen hinweg. — Sie reichte ihm die Rechte und folgte ihm durch das Dunkel der Nacht zur Burg.

Der Geiſtliche blieb mit dem Glöckner zurück, den Ottilie zum andern Morgen auf die Burg beſchieden hatte, verrichtete noch ein ſtilles Gebet für das Glück der Neuvermählten, und als die Kerzen verloſchen, der Mond hinter den Wolken hervor trat und der Sturm ſchwieg, nur noch in weiter Ferne der Donner rollte, ſagte er bewegt: So möge ſich ihr finſteres Schickſal erhellen, Gott ihnen einen freundlichen Strahl ſenden, ihnen zu leuchten!

Kaum daß der Glöckner am andern Morgen erwacht war und auf die Burg zu gehen ſich anſchickte, als ein ihm unbekannter junger Mann, ihn freundlich grüßend, in ſeine Hütte trat und ihm einen Goldgulden im Namen Herrn Georgs von Sickingen für ſeine Mühe reichte, die er während der Nacht in der Kapelle gehabt.

War wenig Mühe dabei, — erwiederte der Alte — läuten muß ich ja alle Nacht und die Kerzen anzünden — doch da er ſich ſchnell zu beſinnen ſchien, fuhr er einlenkend fort, — die Kerzen anzuzünden übernahm der liebe Gott, denn es fuhr Blitz auf Blitz hernieder.

Auch läßt der Junkherr Euch nochmals Verſchwiegenheit anempfehlen, — mit Eurem grauen Kopfe bürgt Ihr für das Geheimniß! — Des Alten noch lebhaftes Auge blickte ſcharf nach dem jungen Manne, der ſich jedoch nicht dadurch irren ließ, ſondern, als bemerke er es nicht, unbefangen fortfuhr: Ei, das Geheimniß einer ſo lieblichen

Jungfrau, als Margarethe Slör war, und eines ſo wackern Herrn, als Herr Georg von Sickingen iſt, nicht auszuplaudern, dazu bedarf es keiner Drohung, das verſchweigt man gern aus Liebe und Theilnahme, beſonders da der ehrwürdige Herr Ruprecht, Pfarrer von Neckarzimmern, dadurch in gar garſtige Händel mit dem Ritter Franziskus und ſeinen Obern in Heidelberg kommen würde.

Da ſey Gott für, daß ich den ehrwürdigen Herrn in Ungelegenheit brächte! — erwiederte treuherzig der Alte — er thut mir manches Gute.

Auch will ich Euch rathen, — fuhr jener fort — bei Zeiten auf die Burg zu gehen, Euch zu bedanken und den Neuvermählten Glück zu wünſchen; könnte Euch wohl auch einen Gulden in den Seckel bringen, denn die junge Frau, ſo ſehr ſie auch dieſe Nacht bei der Trauung weinte, ſo heiter iſt ſie heute in der Frühe. — So ſind die Weiber, nach kurzem Regen ſcheint bei ihnen bald wieder die Sonne

Ich habe ſie geſtern nicht weinen geſehen, — unterbrach ihn der geſchwätzige Alte — andächtig und in ſich gekehrt, wie es einer züchtigen Jungfrau mit dem Brautkränzchen im Haar wohl ziemt, ſtand ſie vor dem Altare, aber geweint hat ſie nicht.

Der Fremde lachte bei dieſen Worten höhniſch auf, und, ohne den Alten weiter zu begrüßen, verließ er die Hütte und ging den Fußpfad hinab, der nach dem Neckar führt.

Sah mir der auch nicht aus als ein Liebesbote, — ſagte der Alte, ihm nachblickend, — lachte der Teufel faſt noch tückiſcher aus ihm, als geſtern die Augen des wilden Jägers mich anſtierten. Muß nur hinauf nach der Burg gehen zu der edlen Frau, die mich hinbeſchieden. — Dieß ſagend, verwahrte er das erhaltene Geld ſorgfältig, verließ die Hütte, ſchob den Riegel vor die morſche Thür und wanderte den Berg hinauf, an eine zierliche Rede denkend, mit welcher er ſeinen Glückwunſch anbringen wollte.

Auf der Burg angekommen, fand er die Edelfrau mit Georg und Margarethe, den Imbiß einnehmend, in einer kleinen Hollunderlaube des beſchränkten Schloßgartens. Nachdem er höflich gegrüßt, ſeinen Glückwunſch den Neuvermählten leiſe zugeraunt und ſich eben für den Goldgulden bedanken wollte, fragte ihn Ottilie: Wie kam der Geharniſchte in dieſer Nacht zur Kapelle?

Weiß ich es, geſtrenge Frau? — erwiederte der Glöckner — Ich wartete auf Euch, da ſchnaubte mich ſein Hund und ſein Roß an, und er befahl mir im barſchen Tone, ihn in meine Hütte zu bringen; in die Kapelle wollte er nicht eintreten, und es hätte ihn wohl dort auch nicht gelitten. —

Saht Ihr ſein Antlitz? fragte Ottilie weiter.

So genau als ich das Eurige ſehe, denn ich faßte mir ein Herz, wollte doch einmal den wilden Jäger, von dem ſo mancherlei in unſerer Gegend erzählt wird, von Angeſicht ſehen, da leuchtete ich ihm vorwitzig unter das offene Viſir und ſah dort ein gar ernſtes, wildes Geſicht, lang, hager und blaß, man hätte meinen ſollen, es wäre dem Grabe entſtiegen. Freilich, keine Nacht Ruhe noch Raſt, immer durch Dickig und Sumpf, durch Bäume und Zweige hindurch, vom Sturme gejagt, von Hunden verfolgt, ewig ſchreiend und brüllend, da mag man wohl werden wie ein Schatten, und iſt mir's kein Wunder.

Und wie war ſeine Tracht?

Schwarz und zottig war ſein Helmbuſch, — fuhr der Glöckner fort — ſchwarz die zerlumpte Feldbinde, ſah faſt aus wie das Fell ſeines grimmigen Hundes, deſſen Augen im Dunkel leuchteten wie die des wilden Luchſes.

Er iſt es, der unglückliche Max Redinger iſt es! raunte Georg ſeinem Weibe und Ottilie zu.

Aber der, den Ihr heute zu mir geſendet, das war ein ſchmuckerer Burſche, fein geglättet ſein Wams und der Kragen in gar unendliche Falten gelegt, — fuhr der Alte redſelig fort. — Hätte über den wilden Reitersmann ſchier den Dank für den Goldgulden vergeſſen, den mir der geſtrenge Junkherr durch den ſchmucken Herrn, aus dem aber der Teufel lachte, geſchickt hat.

Erkläre Dich deutlicher! — fuhr Georg auf — Ich habe Dir nicht einen Deut geſchickt, und Deine Gabe ſollſt Du von mir erſt empfangen.

Da erblaßte der Alte, bedachte ſich einen Augenblick, dann ſank er auf die Kniee vor Georg nieder. — Geſtrenger Junkherr! — ſagte er — habe ich auch meinen greiſen Kopf verwirkt, ſo iſt an ihm nicht viel gelegen, beſſer, ich ſetze ihn daran und beichte, da es noch Zeit iſt.

Steh' auf! — befahl Georg; doch der Alte blieb knieen. — Hört mich nur ruhig an, gnädiger Herr! — Er erzählte nun treulich, was ihm heute früh begegnet war, verſchwieg nichts, und geſtand, daß der Fremde von allem unterrichtet ſeyn mußte, denn er hatte ſeine Fragen ſo geſtellt, daß man hätte meinen können, er wäre dieſe Nacht in der Kapelle zugegen geweſen. Georg fragte ihn dann noch nach Kleidung und Ausſehen des Mannes, und war nun auch bei dieſem nicht einen Augenblick mehr zweifelhaft, wer es ſey. Er reichte dem Alten ein Geſchenk und ſchickte ihn mit der Warnung, künftig vorſichtiger zu ſeyn, wieder in ſeine Hütte zurück.

Als der Alte ſich entfernt hatte, Alle ſchweigend und ſinnend vor ſich hinſahen, und jedes Herz ſorgenvoll ſchlug, erhob Georg zuerſt muthig ſein Haupt. — Das Geheimniß iſt verrathen, und es iſt gut, daß es ſo gekommen iſt, — ſprach er — war es doch meinem Herzen immer zuwider, daß ich Dich, holdes Weib, nicht im Angeſichte der ganzen Welt mein nennen, an mein Herz drükken ſollte. Nun darf ich es frei! rief er, ſie an ſich preſſend, aus.

Und der Vater? — unterbrach ihn Ottilie — Will der Sohn dem edlen Manne die Grube öffnen, in welche der Gram ihn ſenken, will ſein

Georg ihm den Schmerz bereiten, der ſein ſtolzes, edles Herz brechen wird? — Nein, mein Bruder! ſo lange das Geheimniß zu bewahren iſt, befiehlt die Pflicht, gegen den Vater es zu verſchweigen. Schicke einen drohenden Brief an Albrecht Wohnſam, er iſt feig, er kennt Dich, vielleicht bindeſt Du ſo ſeine Zunge; ſende ihm nach, laß ihn einfangen, und er bleibe in verborgener Haft, ſo lange es nothwendig iſt.

Nein, Ottilie! — ſagte Georg ernſt — ſchreiben könnte ich ihm vielleicht, und mit ſeinem Blute ſollte er dann ſeine Worte zahlen, aber des Menſchen Freiheit iſt ein zu edles Gut, als daß ich aus Furcht für mein Glück, aus bloßer Furcht ſie ihm rauben dürfte. Laß ihn auch reden und der Welt verkünden, daß ich glücklich bin, was kümmert es mich!

Georg! — bat Margarethe — was ich habe, was ich bin, die frohen, ungetrübten Tage meiner Jugend, danke ich Deinem Vater; er war mein Wohlthäter, war mir mehr als mein eigener Vater, denn er liebte mich, — ihn zu kränken, ſeinem edlen Herzen wehe zu thun, vermöchte ich nicht. Befolge Ottilie's Rath, ſende einen Boten an Albrecht. Gern will ich im Verborgenen bleiben, will Deinen Anblick Monden lang entbehren, mich einſam der Sehnſucht überlaſſen und mich doch hochbeglückt in den kurzen Augenblicken fühlen, wo Du um mich biſt, ich Dich mein nennen darf. Fordere das Schickſal nicht zum Kampfe auf, brich nicht ſelbſt den Stab über Deine, über Deines Vaters Ruhe. — Sie ſchmiegte ſich an den Gatten, bat ihn ſo innig, daß er Ottilie zu folgen und noch heute einen Boten nach Worms an Albrecht zu ſenden verſprach, ſo leid es ihm auch that, ſeinem Schickſale nicht gewaltſam entgegen treten zu können.

10.

In einem kleinen Stübchen der Herberge zu Mosbach ſaß Max Redinger, den müden Richard zu ſeinen Füßen, dem er, dem Kurfürſten von Trier zum Spott, dieſen Namen gegeben hatte. Der Helm lag ihm zur Seite, ſonſt war er noch ganz gerüſtet, und Helm und Panzer voll Roſtflecke von dem Regen der vergangenen Nacht, welchen

chen er abzuwiſchen ſich nicht die Mühe gegeben hatte. Vor ihm ſtand eine junge Dirne in knapp anliegendem Mieder, die braunen Flechten zu einem Kranze gewunden, auf dem das kleine ſchwarze Käppchen ſaß, welches, mit wollenem Bande ſchön aufgeputzt, das freundliche Geſicht noch freundlicher machte. Sie ſah, den Krug mit Neckarwein in der Hand, den ernſten, vor ſich niederblickenden Mann unverwandt und ſchweigend an, und nur manchmal ſchüttelte ſie bedenklich ihr niedliches Köpfchen. Endlich unterbrach ſie die Stille, Redinger fragend, ob er den Trunk guten Weines beföhle, oder ob ſie ihn wieder wegtragen ſolle; aber er antwortete nicht und blieb reglos vor ihr ſitzen.

Iſt das doch ein närriſcher Kauz! brummte ſie vor ſich hin, ſtellte den Krug neben ihn auf den Tiſch, holte aus dem Schranke ein Stück Fleiſch und Brod, ſetzte es daneben und meinte im Weggehen nun alles gethan zu haben, denn einem ſo brummigen Herrn habe ſie noch nicht aufgewartet, und ſonſt wären doch die Männer freundlich gegen ſie.

Es trat auch in dieſem Augenblicke ein gar freundlicher in die große Schenkſtube, der unter Schäkern von dem Mädchen einen Becher Wein verlangte, und, während ſie ihn zu holen ging, nach dem Roſſe ſah, das er draußen dem Knechte übergeben hatte. Bald kam die Dirne wieder, der Fremde gab ihr den Wein zum Kredenzen zurück und ſagte: Wenn zwei friſche jugendliche Roſenlippen wie die Deinen den Becher berührt haben, wird der Wein gleich älter, beſſer und gewürziger.

Die Dirne nippte, und indem ſie ihm mit ſchalkhaftem Lächeln den Becher zurück gab, ſagte ſie ſchäkernd: Ihr ſeyd mir doch noch ein freundlicher Gaſt, da drinnen aber in dem Prunkzimmerchen ſitzt ein alter Iſegrimm, der hat nicht auf meine Roſenlippen geachtet, als ich ihn begrüßte.

Wer iſt der Unhold? fragte der Fremde.

Ich kenne ihn nicht! — erwiederte die Dirne — Muß ein Edler ſeyn, denn er iſt ganz gepanzert. Kam in der Frühe, kaum daß der Tag graute, vor unſer Haus geſprengt, machte da einen furchtbaren Lärm und fluchte, bis wir ihm aufmachten und ihn einließen. Triefend vom Regen ſetzte er ſich auf die Stelle, wo er noch jetzt ſitzt, warf den Helm neben ſich, kümmerte ſich um Niemand und antwortete mir auf keine Frage. Da habe ich ihm endlich ſeinen Morgenimbiß hingeſetzt, wie man dem müden Gaule, der nicht freſſen will, dennoch den Hafer in die Krippe ſchüttet, und ihn dann verlaſſen; mag er nun zulangen oder nicht, ich habe das Meine gethan.

Laß mich doch den wunderlichen Kauz ſehen! ſagte der Fremde.

Kommt nur hierher! — raunte ihm die Dirne zu, ihn nach der Breterwand führend, wo ſie einen kleinen Schieber aufzog. — Seht nur hindurch, dort ſitzt er noch in Gedanken.

Dacht' ich's doch bald! — fuhr der Fremde auf — Es iſt wahrlich Max Redinger! Warte, den will ich bald aus ſeinem Schlafe wecken. — Er öffnete die Thür und trat zu ihm ein.

Willkommen, edler Herr! — redete er ihn an; der Ritter achtete nicht auf ihn. — Ich komme, Euch Nachricht von Eurer Tochter zu bringen. — Max Redinger ſchien es nicht zu hören. — Auch läßt Se. kurfürſtliche Gnaden von Mainz Euch grüßen.

Bube! — ſchrie bei dieſen Worten der Alte auf, packte den Vorwitzigen beim Koller und ſchleuderte ihn gegen die Wand, ſo daß die gleichfalls mit eingetretene Dirne, Hülfe rufend, hinausſtürzte.

Edler Herr! — rief jetzt der Fremde — kennt Ihr denn Euern Freund Albrecht Wohnſam nicht mehr? — Ich komme von dem Hornberg und ſoll Euch vom Junkherrn Georg von Sickingen einen Gruß bringen.

So — von ihm, das iſt etwas anderes! ſagte der Alte, ſetzte ſich ruhig an den Tiſch und lud Albrecht ein, ſich neben ihn zu ſetzen. Auch bemerkte er jetzt den Wein, denn er ergriff die Kanne, trank mit Haſt und verſchlang faſt das Brod, das daneben lag, doch theilte er jeden Biſſen mit ſeinem Hunde, der vorhin, als ſein Herr den jungen Wormſer gepackt, aufgeſprungen war und ſeine Tatzen gleichfalls auf die Bruſt des Erſchrockenen geſetzt hatte.

Als jetzt die Dirne mit den Knechten dem jungen Manne zu Hülfe kam, war ſie erſtaunt, ihn vertraulich mit dem Geharniſchten am Tiſche ſitzen zu ſehen; Albrecht befahl noch mehr Wein und Speiſen zu bringen.

Nun, wie geht es dem wackern Georg? —

fragte, nachdem er ſeinen Hunger geſtillt hatte, der alte Redinger. — Denkt er bald wieder auf die Ebernburg zu ziehen?

Glaube kaum! — erwiederte Albrecht — Mag ihm mit ſeinem jungen Weibchen gut auf dem Hornberge gefallen.

Hat der Thor ein Weib genommen? — brummte der Alte — Mag er ſie vor den Pfaffen hüten! Kennt Ihr ſie?

Wer ſollte nicht Margarethe Slör kennen!

Margarethe Slör, des Geheimſchreibers Tochter? fuhr Redinger auf.

Sie iſt des ſtattlichen Junkherr Georgs eheliges Weib.

Pfui über den Makel! rief der Alte, ſtampfte die leere Kanne zornig auf den Tiſch und verlangte noch mehr Wein.

Als das Mädchen die Kanne wieder gefüllt hatte, verfiel er von neuem in ſtarres Hinbrüten, aber dießmal währte es nicht lange; bald erhob er den Blick wieder, ſchien über etwas nachzudenken, dann ſagte er vor ſich hin: Eine wackere Dirne — ein holdes Kind — wohl eines Edlen werth, und er — ein ſo braver Junge, ein ſo treues Herz!

So viel ich vernahm, — unterbrach Albrecht das Selbſtgeſpräch — ſoll die Ehe geheim bleiben. Sie fürchten des Vaters Zorn und das Urtheil der Welt.

Das ſollte der Mann vor, nicht nach der Handlung ſcheuen; iſt die That gethan, dann — Doch fahrt nur fort, Herr Albrecht Wohnſam! — ſagte der Alte abbrechend — fahrt nur fort.

Und es wäre wohl Pflicht, — ſprach dieſer weiter — daß wer Franziskus Freund iſt, ihm die Mähr' in's Ohr raune, damit er bei Zeiten Maßregeln treffen könne; noch ſind nicht alle Klöſter aufgehoben, und man findet wohl immer noch ein Plätzchen für ſolche mannluſtige Dirnen.

Während Albrecht ſprach, hatte ſich des Alten Geſicht ganz verändert. Anfangs hatte er den Redenden ſtarr angeſehen, dann war er mit der flachen Hand über die Stirn gefahren, die nun viel glätter, heiterer geworden war, als vorhin, und jetzt, da Albrecht ſchwieg, bat er ihn, noch einmal das Geſagte zu wiederholen.

Albrecht that es, und hob beſonders hervor, daß es des Alten Pflicht ſey, den Ritter Franz von einer Handlung zu benachrichtigen, die das edle Geſchlecht der Sickingen beſchimpfe. Max Redinger nickte ihm Beifall zu, und fragte ihn dann nach kurzem Ueberlegen: Wohin zieht Ihr, Herr Albrecht?

Nach Worms, in meine Heimath zurück, konnte das Leben da oben nicht länger mit anſehen.

So führt Euch Euer Weg über Heidelberg?

Ja, Herr!

Nun, da laßt uns bis dahin zuſammen ziehen und unterweges wollen wir das Weitere darüber beſprechen.

Dann aber laßt uns eilen! erwiederte Albrecht, zahlte die Zeche und ließ die Roſſe vorführen; ſie ſetzten ſich auf und ritten die Straße nach Neckarelz zu.

Aber kaum waren ſie tauſend Schritte geritten, als der Alte an einem Kreuzwege, der links in den Wald hineinführte, plötzlich den Zügel von Albrechts Roſſe ergriff und mit ruhigem Tone ihm ſagte: Habt die Güte, mir Euer kurzes Schwert zu geben und vom Gaule zu ſteigen. — Zögert nicht, oder mein Schlachtſchwert lehrt Euch Eile! — Erſchrocken gehorchte der Furchtſame. — Richard! — rief er nun, auf Albrecht weiſend, ſeinem Hunde zu. — Hab' Acht! — und Ihr, junger Herr! geht nun den Weg links immer mit raſchen Schritten vorwärts, und ja nicht ſeitwärts gewichen, wenn Ihr des Hundes Gebiß nicht an Eurer Gurgel fühlen wollt.

Auf alle Fragen Albrechts, anfangs barſch, dann bittend, erwiederte Redinger nichts, er ſchien auf ſeine Worte wenig zu achten, überhaupt ihn ganz der Aufſicht des Hundes übergeben zu haben, denn ſelbſt einem vorüberziehenden Landmanne, der ſie begrüßte, dankte er nicht, und war wieder ganz in ſich vertieft. Albrecht, auf alles aufmerkſam, hatte dieß bemerkt, er ahnete, da ſie jetzt über einen Bach geſetzt hatten, der am Fuße des Hornberges dem Neckar zufloß, und ſie nun die Höhe hinauf ſtiegen, nur zu gut, wohin dieſer Weg führe; er ſah kein anderes Mittel mehr als die Flucht. Leiſe zog er ſein Meſſer, welches die Reiſenden ſtatt Dolches in der Scheide mit ſich zu führen pflegten, und als der Fußpfad jetzt an einem wilden Dickig vorbei führte, wohin ihm Redinger zu Roß nicht folgen konnte, ſprang er ſeitwärts in das Geſtrüpp und ſuchte zu entfliehen; aber ſchnell hatte ihn der aufmerkſame Richard erreicht, packte ihn an der Gurgel und riß ihn nieder, aber eben ſo ſchnell rannte ihm Albrecht das Meſſer in die Weichen. Das treue Thier ließ jedoch ſeine Beute nicht los, und als der Alte, dem dieß wenigſtens nicht unbemerkt geblieben war, abſprang und ihnen folgte, fand er den Blutenden immer noch Albrecht feſthaltend.

Redinger rief den Hund ab. — Ein ſchlechter Kampf, den Ihr beſtanden! — ſagte er zu dem Betäubten, den der Hund gar unſanft geſchüttelt hatte. — Steht auf, nehmt das blutende Thier auf die Schulter und ſchleppt ihn den Berg hinauf, denn wahrlich, ſolch' treuer Hund iſt hundert falſche Freunde und tauſend Pfaffen werth! — Packt an, ich ſorge dafür, daß er Euch nichts thut. — Packt an, oder, bei Gott, mein Schwert ſpaltet Euch den Kopf! — Sey ruhig, mein Thier! — ſagte er jetzt, den Hund ſtreichelnd, und unterſuchte ſeine Wunde, — der Schuft hat nicht gut getroffen, vielleicht iſt dort oben auf der Burg noch Rettung für dich.

Albrecht, ſo ſehr er ſich auch ſträubte, mußte, Redingers ſcharfes Schwert immer in ſeiner Seite fühlend, den Hund den ſteilen Fußpfad hinaufſchleppen; ſo gelangten ſie an eine lichte Stelle im Walde, wo ſie zwei Männer fanden, die dürres Reiſig auflaſen.

Laßt die Bauern den Hund tragen, ich vermag es nicht mehr! — ſagte Albrecht trotzig — Ich werfe das Thier wahrlich zu Boden, und ſähe ich die Spitze Eures Schwertes meiner Seite noch näher, ich kann nicht mehr!

Der Ritter winkte den Bauern, übergab ihnen den Hund und die Pferde, und befahl ihnen, auf den Gefangenen ein wachſames Auge zu haben; ſo gelangten ſie auf die Burg.

Georg war nicht wenig erſtaunt, als Max Rebinger mit Albrecht Wohnſam einritt. — Laßt dieſen in enge Haft bringen, — raunte der Alte Georg zu, der ihm entgegen gegangen war, — thut es auf meine Verantwortung! — ſagte er, als dieſer zögerte, und erſt als er ihn in Sicherheit wußte, trug er Sorge für ſeinen Hund, verband die Wunde und beantwortete während deſſen keine Frage Georgs. Als er ihn aber verbunden und ihm eine weiche Lagerſtelle bereitet hatte, folgte er Georg in die Burg, wo ihn Ottilie empfing. Er grüßte ſie freundlich, ſchien ſich jedoch wenig um ſie zu kümmern und verlangte mit Georg allein zu ſeyn.

Georg Sickingen! — redete er ihn hierauf an — iſt es wahr, was ich von jenem Buben vernahm, daß Ihr Margarethe Slör, des Geheimſchreibers Tochter, zu Eurem ehelichen Gemahl erhoben habt? Mich dünkt ſelbſt, oder war es ein Traum, ich habe Euch dieſe Nacht vor dem Altare mit ihr ſtehen geſehen. Iſt dem ſo? fragte er heftig.

Obgleich ich Euch und Niemand Rechenſchaft von meinem Thun zu geben ſchuldig bin, — erwiederte Georg — ſo will ich es doch Euch, der Ihr überdieß ſchon davon unterrichtet ſeyd, nicht verhehlen, daß es ſo iſt. Margarethe iſt Georg Sickingens Eheweib.

Ihr habt eine unadelige Handlung begangen, Junkherr! ſagte der Alte ernſt.

Doch keine unedle! erwiederte Georg mit Feuer.

Margarethe, die ſo eben eingetreten war, unterbrach das Geſpräch und begrüßte den Alten.

Ich danke Euch, Margarethe Slör! erwiederte Redinger.

Mein Weib begrüße man, wie es ſich gebührt! fuhr Georg wild auf. — Aber der Alte ſchien ſeinen Unmuth nicht zu beachten, ſein Auge ſah unverwandt auf die Erröthende, und ſein Antlitz wurde immer heiterer. — Margarethe Slör! — fuhr er fort — je länger ich Euch betrachte und in Euer frommes Auge ſchaue, je mehr neigt ſich mein Herz in Liebe zu Euch. Rein, fromm und makellos ſeyd Ihr in die Arme Eures Gatten geſunken, und der Pfaffe ſprach in vergangener Nacht feierlich den Segen, nicht den Fluch über Euch; ſeyd Ihr auch nicht adelig, ſeyd Ihr doch von edlem Gemüthe. — Ich hatte einſt ein Kind, — fuhr er nach einer Pauſe fort, in welcher ſeine Stirn ſich umwölkte, ſein Auge ſich jedoch nicht von der Holden wendete, — es war ſchön und lieblich, wie eine Mairoſe, und wenn ich der Tochter Stimme hörte, that es meinem Herzen ſo wohl, als vernähme ich die ſanfte Stimme meines in Gott ruhenden Weibes. Sie war von adeliger Geburt, aber nicht von edlem Gemüthe; der Stamm, deſſen letzter Sproß ſie war, ſtand als ein makelloſer Baum — jetzt ſteht er verdorrt, den letzten Zweig brach die freche Hand eines Prieſters, und ich bin ein unglücklicher Vater, irre umher, ſuche mein Kind, und finde — eines Biſchofs Buhlerin — und doch mag ich ihr nicht fluchen, — ſetzte er wehmüthig hinzu. — Sie iſt meines Weibes Kind!

Margarethe und Georg ſuchten ihn zu beruhigen.

Am Mainſtrome ſoll es luſtig zu wohnen ſeyn, — fuhr er fort, ohne ſich um ihren Troſt zu kümmern, — auch am Rheine. Meine Tochter hat mich eingeladen, dorthin zu kommen, aber der Schildträger meines Hauſes hält Wache an beiden Strömen, läßt mich nicht hinüber und ſtreckt mir das Schild mit den vier Diſtelköpfen entgegen. Zerbrich es, armer Wächter! die Diſtel ſticht nicht mehr, ihre flockige Zierde nahm der Sturm mit fort und zerknickte ſie, Du ſtehſt umſonſt und bewachſt Frauentugend, Du wirſt ſie ſo wenig hüten wie die Welle, die ſchaukelnd an Dir vorüberzieht. Zerbrich es, armer Wächter! die Eitelkeit führte ihre Tugend zu Grabe!

Er nahm den Helm ab, legte ihn neben ſich, ſetzte ſich ruhig in einen Seſſel, und kaum, daß er das müde Auge geſchloſſen hatte, ſchlummerte er ein. Wohl ihm, wenn der Schlaf ihm freundlichere Träume bringt als das Erwachen!

Margarethe ſetzte ſich neben den Alten, ſie nahm warmen Antheil an ihm, deſſen graue Locken ſie an ihres Vaters von Sorgen gebleichtes Haar erinnerten. Er war ihr nie ein zärtlicher

Vater, war ſtets rauh gegen ſie geweſen, hatte auch die geliebte Mutter unfreundlich behandelt, aber dennoch liebte ſie ihn, denn ſie fühlte, daß das Schickſal tückiſch in ſein mühevolles Leben gegriffen, ſein Gemüth verhärtet und ſeinen Frohſinn getrübt hatte; ſie duldete, ohne zu murren, ſeine Härte, aber Franz von Sickingens herzliche Worte thaten ihrem Gemüthe wohler. Jedoch der Gedanke, die trüben Tage des Vaters noch mehr umwölkt, ihm vielleicht durch ihre Liebe den letzten Freund, den einzigen Zufluchtort geraubt zu haben, war ihr ſchrecklich. Der unglückliche Redinger, unglücklich durch die Leidenſchaft ſeines Kindes, ſtellte ihr, was ſie begonnen, in einem furchtbaren Lichte dar, und ihre Thränen rollten unaufhaltſam, als Georg ſie verlaſſen hatte, um wegen Albrecht Wohnſam das Weitere zu verfügen.

Und doch mag er ihr nicht fluchen, — ſagte ſie jetzt leiſe, den Blick auf den Schlummernden geheftet. — Weiches, verſöhnliches Herz, das, trotz Schickſal und Menſchenhaß, ſanft unter dem eiſernen Panzer ſchlägt, du kannſt der Tochter nicht fluchen, da ſie der Sünde folgte! — Wird auch mein Vater mir nicht fluchen? — der Sünde bin ich nicht gefolgt, nur ſeinen Bitten, ſeinem liebenden Herzen. Wird er mir nicht fluchen? O, ſein Herz iſt hart, ſein Sinn unbeugſam! — Schlafe ſanft, alter, unglücklicher Mann! — ſagte ſie leiſe — ſchlafe ſanft unter Deinem Harniſch, und im Traume wenigſtens möge Dir Deine Tochter ſchuldlos erſcheinen, daß Dich Dein Schildwärter über den Fluß zu ihr gelangen laſſe. Möge Gott Deinem Geiſte die Kraft ſchenken, ſich vor Wahnſinn zu bewahren!

Während Margarethe ſchon an dem erſten Tage ihres Glückes weinend in die Zukunft blicken mußte, war Georg in den Thurm Albrecht Wohnſams gegangen. — Was that ich Dir, Unglücklicher, daß Du ſo tückiſch an mir handeln konnteſt? — fragte er ihn — Was bewog Dich, da irgend ein Zufall oder Deine teufliſche Liſt Dir mein Geheimniß verrieth, meines Lebens Glück auf's Spiel zu ſetzen und meinen Vater ſo tief betrüben zu wollen?

Ihr könnt noch fragen, Junkherr? — erwiederte Albrecht mit verbiſſenem Grimme — habt mir Margarethe entriſſen, und könnt noch fragen?

Welches Recht hatteſt Du an ihr? fragte Georg mit Ruhe.

Sie war durch ihren Vater mir verlobt, mich hätte ſein Segen zum Altare geführt, da Euch ſein Fluch, ſeine Rache verfolgen wird.

Elender! — unterbrach ihn Georg — das nennſt Du ein Recht an ein Herz, das Dich verabſcheuet, das Du ſelbſt nicht liebteſt?

Wohl möglich, — ſagte Albrecht — daß ich ſie nicht liebte; begehrte ich ſie doch, und gefiel ſie doch meinen Augen. Aber wozu die Worte, ich bin in Eurer Gewalt, verfahrt mit mir nach Eurem Belieben.

Und wenn ich Dich frei ließe — wenn Du mir ſchwören ſollteſt, nie irgend Jemand das Geheimniß zu verrathen? ſagte Georg ruhig.

Werdet Ihr meinem Schwure vertrauen? fragte Albrecht ſtatt Antwort.

Könnt' ich? —

Nein, Junkherr! — antwortete er höhniſch — Ihr könntet es nicht, und ich werde auch nicht ſchwören. Wir leben, ſey es dem Kaiſer und den Fürſten des Reichs gedankt, in einer Zeit, wo Recht und Gerechtigkeit die Ritter vom Stegreiſe in Zucht zu halten vermag, und wo ein angeſehener Bürgerſohn aus dem freien Worms wohl eines Junkherrn

herrn Zorn nicht zu fürchten, und Mittel hat, ihn vor ſeinen Richter zur Rechenſchaft zu fordern. Jene Zeiten der Zwingherrſchaft ſind vorüber, und klopfte der ſchwäbiſche Bund an das Thor Eurer Burg, ſo öffnen ſich die Riegel, die Zugbrücken fallen nieder, und der kleine Fürſt über ſeine zehn Bauern horcht auf das, was dem geſtrengen Herrn befohlen wird. — Ueberdieß — fuhr er fort — müßt Ihr ſchnell mit mir verfahren, denn ich habe mich auf alle Fälle vorgeſehen, und kehre ich nach vierzehn Tagen nicht nach Worms zurück, weiß mich mein Vater zu finden. Es bleibt Euch daher weiter nichts übrig, als mich frei zu laſſen, oder bald in jene Welt zu ſenden, und das fürchte ich nicht, denn dazu kenne ich Euch zu gut.

Und kennſt mich doch ſchlecht! — unterbrach ihn Georg mit Stolz — Hätteſt Du, erbarmenswerther Wicht, bei deſſen Anblick ich erröthe, mich je ſeinen Freund genannt zu haben, hätteſt Du mir nicht gedroht, ſo zögeſt Du heute frei von hier, ſo aber danke ich Dir für Deine Warnung. Wo das Glück und die Ruhe ſo Vieler auf dem Spiele ſteht, da wäre bei Dir die Großmuth an einen Unwürdigen verſchwendet. — Er verließ ihn, tief gekränkt, in dem Freunde ſeiner Jugend ſolch einen Elenden gefunden zu haben.

Es wurde nun zwiſchen Georg, Ottilie und dem alten Konrad, dieſem treuen Diener, der aus Liebe zu ſeinem jungen Herrn zum Verräther an dem Vater geworden war, Rath gehalten; Margarethe aber, ihr eine unnöthige Sorge zu erſparen, davon ausgeſchloſſen. Georg war der Meinung, den Gefangenen auf Ritter Hilchens Burg bringen zu laſſen, damit dieſer ihn bis zu gelegenerer Zeit verwahre. Ottilie war mit ihrem Bruder gleicher Meinung, nur fürchtete ſie, daß Wohnſam, während er dorthin gebracht würde, entſchlüpfen könne; Konrad aber ſchüttelte zu dem allen bedenklich den Kopf. — Entwiſcht er uns, — war ſeine Meinung — ſo iſt alles rettungslos verloren, und ich traue Herrn Hilchen Lorch viel zu, nur nicht Vorſicht; es iſt ein böſer Bube, der ſeit Kurzem ſchon viel Händel angefangen hat. Wie wäre es, wenn wir ihn Eurem Vater in Gewahrſam gäben? — Ich nehme alles auf mich, berichte es dem Ritter ſelbſt, und er wird damit zufrieden ſeyn. Er hat einen Groll auf den alten Wohnſam und dieſen undankbaren Burſchen, es wird ihn freuen, wenn er ihn in ſeiner Haſt weiß; laßt mich nur ſorgen. Dem alten Konrad glaubt der geſtrenge Ritter und jeder Caſtellan auf ſein Wort; wen ich in Verwahrung bringe, für den wird geſorgt.

Aber, Konrad! — meinte Ottilie — Du biſt oft rauh, biſt aus Deinem Kriegsleben oft ſtrenger Mittel gewohnt, können wir Dir auch den Gefangenen anvertrauen, ohne für ihn fürchten zu müſſen?

Edle Frau! — erwiederte der Alte lächelnd — dürfte ich nach meinem Kopfe handeln, ſo ſtürzte ich freilich den Verräther in den alten ausgetrockneten Brunnen des Burggartens und wälzte ihm die Quaderſtücke nach; da ich aber im Namen meines jungen Herrn handle, muß ich wohl ſanfter verfahren. Sorgt nicht für ihn.

Georg übergab nun Albrecht in Konrads Hände, der mit ihm von dannen zog, und in den Armen beglückter Liebe vergaß er bald alles Andere um ſich her, nur nicht den ſchwarzen Gaſt, den alten Redinger, der noch auf der Burg verweilte, und auch nicht eher von dannen zu ziehen verſprach, bis ſein getreuer Richard geheilt ſey. Margarethe allein war vermögend, den finſtern Geiſt, wenn er ſich nahete, von ihm zu entfernen, und leider ſuchte er ihn öfters heim. Wenn ihn nicht ein Gegenſtand oder eine Begebenheit, die beſondern Eindruck auf ihn machte, beſchäftigte und ihn von ſeinen düſtern Betrachtungen abzog, ſo verfiel er wieder in ſein dumpfes Sinnen; er konnte Tage lang ſitzen ohne zu reden, ohne zu eſſen oder zu trinken, und dann gelang es nur Margarethe's ſanfter Stimme, ihn zuweilen aus ſeiner Fühlloſigkeit zu wecken. Wurden aber im Laufe des Geſpräches die Prieſter erwähnt, ſo gerieth er in aufbrauſende Wuth, die ſich immer in dumpfes Schweigen auflöſ'te. Der einzige Wunſch, den er noch ausſprach, war der nach Krieg, ſein feſtſtehender Plan, eine Fehde Sickingens gegen Trier, deſſen Kurfürſten er noch mehr haßte als den von Mainz, obgleich das ihm von dieſem zugefügte Unbill ihm näher lag, und ihn wohl tiefer hätte verwunden ſollen.

Georg, glücklich in den Armen ſeiner Gattin, genoß den Augenblick, und wenn er der Zukunft gedachte, wurde es ſeinem feurigen Geiſte leicht, die Hinderniſſe bekämpft zu ſehen, die ſeinem Glücke im Wege ſtanden; ſelbſt dieſer Kampf, den er um ſie beſtehen ſollte, gab Margarethe's Beſitze nur noch höhern Werth für ihn. — Doch die Arme fühlte ihr Glück nie ganz ungetrübt; ein Gefühl von Schuld ließ es ſie nicht rein genießen, und der Anblick des alten, am Geiſte zerrütteten Redingers erweckte ſo ſchauerliche Bilder in ihr, daß ſie oft im Stillen weinend zu Gott flehte, ſie nicht ſo furchtbar zu ſtrafen und ſolcher Sünden Schuld auf ſie zu laden. Die Arme! ſie betrat nie das Paradies ihres Glückes, ohne eine Hölle vor ſich geöffnet zu ſehen.

II.

Kaum hatte der alte Konrad am frühen Morgen Albrecht Wohnſam unter ſicherer Bedeckung fortgeführt, als der Ritter Ulrich Späth unvermuthet in die Burg einritt. Ottilie, glücklich ihren Gatten wieder zu ſehen, den ſie bei Sickingens Heere vor Frankfurt glaubte, vergaß beinahe, daß er nicht in das Geheimniß eingeweiht ſey, und ihm, dem ſtrengen Manne, das Vorgefallene verſchwiegen bleiben mußte. Er war Franz von Sickingen vorausgeeilt, der am Mittage hier eintreffen wollte. Dieſer hatte den größten Theil ſeines Heeres entlaſſen und war auf Veranlaſſung der öſtreichiſchen Geſandten mit 6000 Mann zu Fuß und 1000 Reitern aufgebrochen, um Georg Frondsberg im Würtemberger Lande zu verſtärken, da die Schweizer, und Herzog Ulrich ſelbſt, an des Reiches Grenze Truppen warben, und der ſchwäbiſche Bund kaum ſo viel noch beiſammen hatte, die feſten Städte zu beſetzen; bei Brackenheim wollten die beiden alten Krieggenoſſen ſich mit ihren Völkern vereinigen.

Sickingen, in jede ſeiner Handlungen irgend einen ſeiner großen Pläne verflechtend, hatte deshalb Georg Frondsberg mit ſeinen 5000 Lanzknechten nach Brackenheim beſchieden, um mit deſto mehr Kraft ſeinen Vorſatz in Betreff ihres gemeinſchaftlichen Freundes Götz von Berlichingen auszuführen, den die Heilbronner eben nicht ritterlich behandelten. Da Götz Gefangener des ſchwäbiſchen Bundes und die würtembergiſche Fehde noch nicht beendet war, konnte Sickingen nichts für ſeine Befreiung thun, denn das Loos des Bundesgefangenen ſollte erſt nach ausgemachter Fehde beſtimmt werden; aber die ſtolzen Bürger der Reichsſtadt zwingen, ihrem gegebenen Worte getreu, dem Götz ein ritterlich Gefängniß zu geben, und ihn nicht zu quälen eine ewige Urphede zu beſchwören, das lag in ſeiner Macht, und dazu fand er Frondsberg bereit. Bei ſeiner erſten Zuſammenkunft mit dem Kaiſer hoffte er dann ihm ſeine Freiheit zu bewirken.

Bei Gelegenheit dieſes Zuges wollte er ſeine Ottilie auf Hornberg beſuchen, auch hatte er wohl noch die Abſicht dabei, Georg und Margarethe zu beobachten, obgleich er von dem Vorgefallenen nichts ahnen konnte. Er verließ daher ſein Kriegvolk, das den andern Tag nach Sinzheim ziehen und ihn dort erwarten ſollte, und machte ſich auf den Weg zu ſeinen Kindern, von denen er wohl nicht vermuthete, daß ſeine Ankunft ſie ſo wenig erfreuen würde.

Es iſt ein Fingerzeig von oben, daß der Vater zu uns kommt! — ſagte Georg, als ihn Ottilie von deſſen Ankunft unterrichtete. — Sollen wir mit dem Bewußtſeyn der Schuld vor ihm ſtehen, ſollen wir ihm verheimlichen, was er früh oder ſpät doch erfahren muß? Margarethe! laß uns an ſeiner Bruſt ihm geſtehen, daß wir glücklich ſind, laß es ihm geſtehen, daß Du nun wirklich ſein geliebtes Kind geworden, wie er Dich ſchon ſo oft genannt, nun wirklich ſeine liebe Margarethe biſt, und ſo den Knoten löſen, der mir die Bruſt zuſammen zieht, als ob Centnerlaſt auf mir ruhte.

Wie Du willſt, mein Gatte! — ſagte Margarethe — Als ich in der Kapelle Dir meine Hand reichte, aus angſtvoller Bruſt und doch ſo freudig das bindende Ja ſprach, da gelobte ich Dir Gehorſam, und wußte es, daß ich einen ernſten Schritt that, einem ernſten Schickſale entgegen ging, gegen das mich nur Deine Liebe ſchützen kann.

Und vergeßt Ihr mich ganz? — unterbrach ſie Ottilie — Denkſt Du nicht an mich, mein Bruder? Auf mich fiele der Zorn des Vaters am ſchwerſten, denn mich entſchuldigt nicht Leidenſchaft, nicht Liebe. An meines Mannes Willen gebunden, bin ich doppelt ſtrafbar gegen ihn, und wie würde der ernſte Ulrich es mir vergeben, daß ich, verzeihe mir, Margarethe! die Hand bot, den Stammbaum meiner Familie zu beflecken. Vergiß mich nicht, Georg! wenn Du auch den Vater vergeſſen könnteſt, den Dein unvorſichtiges Geſtändniß tief kränken und der deſſen Enthüllung gern ausweichen würde, wenn er es ahnete. Trage lieber männlich die Centnerlaſt, die Dich drückt, und ſuche in den Armen Deines Weibes Erſatz.

Ottilie's ernſte, Margarethe's ſchmeichelnde Bitte beſtimmten endlich Georg, mit einem ſchuldigen Gewiſſen vor den Vater treten zu wollen.

Dieſer zog indeſſen am frühen Morgen heiteren Sinnes über Waldwimmersbach die Straße nach der Furth am Neckar; funfzig Arkebuſierer zu Pferde und Hans Hilchen, ſein getreuer Waffengenoſſe, begleiteten ihn. Der Ritter war froher Laune, ſein Auge konnte in eine glänzende Zukunft ſchauen, und vor ihm ſtieg die Sonne Deutſchlands ſo herrlich auf, wie die Morgenſonne über den fernen Tauchſtein begrüßend ihnen entgegen trat. Hinter ihm ſangen die Arkebuſierer ein Reiterlied; Hans Hilchen pfiff die Melodie des Liedes immer mit, denn die Worte zu lernen war ihm zu beſchwerlich, und ſo, ohne daß ihn Sickingen im mindeſten geſtört hätte, zogen ſie immer weiter.

Als ſie Waldwimmersbach hinter ſich und bei der Mühle über den Bach geſetzt hatten, ritt Sikkingen etwas voraus, denn ihm mochte doch wohl Hilchens Pfeifen und Brummen in ſeinen ernſten Gedanken ſtören, da ſah er, eben am Fuße des Berges angelangt, einige Reiſige auf einem Seitenwege aus dem Walde herabziehen; es fiel ihm auf, und er hielt, die Herabkommenden ſcharf im Auge behaltend, unter einer breitäſtigen Linde an, ſeine Arkebuſirer zu erwarten. Je näher ſie kamen, deſto mehr ſchien es ihm, als ſeyen ſie ihm nicht unbekannt. Es waren vier Reiter, von denen der eine voranritt, zwei führten einen Unbewaffneten zwiſchen ſich, der gleichfalls zu Pferde war, der vierte ſchloß den Zug. Bald erkannte er in dem Voranziehenden ſeinen treuen Diener Konrad, und ſprengte auf ihn zu. Konrad erkannte ihn auch ſogleich, gab ſchnell den hinter ihm Reitenden einen Befehl, die ſodann mit dem Unbewaffneten zurück in den Wald jagten; er ſelbſt ritt ſeinem Herrn entgegen.

Halt! — donnerte Sickingens Stimme; die flüchtigen Reiter hielten die Roſſe an. — Was geht hier vor? — fragte er unmuthig Konrad — weßhalb fliehen bei meinem Anblicke jene mit dem Manne, der mir ein Gefangener zu ſeyn ſcheint?

Geſtrenger Herr! — erwiederte Konrad ohne Verlegenheit — ich habe ſo oft Eure Befehle blindlings befolgt, ohne nach dem Warum zu fragen, laßt dem alten Konrad auch einmal ſeinen Willen ohne ein Warum; was er that, war immer Euch zu Nutzen und Frommen.

Wer iſt der Gefangene? fragte Sickingen ſchon beſänftigter.

Des undankbaren Wohnſam Sohn, der noch undankbarer iſt, als ſein Vater.

Wo führſt Du ihn hin?

Nach Nanſtein in ſtrenge Verwahrung.

Nach Nanſtein? — wiederholte Sickingen verwundert — und auf weſſen Befehl?

Auf keines Menſchen Befehl.

Sonderbar, mir faſt unerklärlich! — fiel ihm Sickingen in die Rede — Du wagſt dergleichen, als wäreſt Du Herr der Burg. — Führe nur Albrecht Wohnſam hierher.

Herr! — ſagte Konrad mit Haſt, da er Hans Hilchen mit den Arkebuſierern neben ſich ſah, — habt Ihr noch Zutrauen zu Eurem alten Diener, glaubt Ihr noch meinen Worten, ſo erlaubt, daß ich jene im Walde zurückſchicken darf, und ſprecht den Elenden nicht. Euer, Eures Sohnes Glück hängt davon ab; vertraut mir, dem Euer Heil vielleicht noch mehr iſt als ſein Seelenheil!

Sickingen gab ein Zeichen mit der Hand, Konrad ſprengte zurück, ertheilte die nöthigen Befehle, war ſchnell wieder bei ſeinem Herrn, ſprang vom Pferde und küßte Sickingens Hand.

Euer Zutrauen will ich verdienen, Herr! — ſagte der Alte, und Thränen rollten von ſeinen Wangen herab, — und nun noch eine Bitte, Herr! — Erwähnt des Gefangenen auf dem Hornberge nicht — jenen iſt alles unbekannt; auch darf Herr Georg um alles den Vorfall nicht wiſſen.

Warum verſchweigſt Du mir, was vorgefallen iſt? — nahm der Ritter, mit Konrad voranreitend, das Wort. — Warum darf ich die Urſache nicht wiſſen, die Dich zu ſolcher Gewaltthat zwingt? Weißt Du wohl, daß wenn ſie in Worms erfahren, der Junge ſitze in Nanſtein, mir viel Verdruß daraus werden kann?

Doch nicht ſo viel, als wenn er frei wäre und Euch zu ſchaden herumſchlich. Daß ich Euch aber das Vorgefallene verſchweige, Herr! liegt in der ſonderbaren Verkettung der Umſtände, denn wenn ich Euch Kunde gäbe, wäre das Bubenſtück vollführt; deshalb vertraut mir, laßt mich ſchweigen, und ihnen nachziehen, damit er uns nicht entwiſcht.

Obgleich etwas bei dieſer ganzen Sache iſt, das mir mißfällt, — erwiederte Sickingen — will ich doch Deinen Bitten nachgeben und Dir altem, treuen Diener vertrauen. Zieh' mit Gott!

Der Herr mit Euch! rief Konrad, gab ſeinem Pferde die Sporen und jagte auf einem Seitenwege den Andern nach.

Ohne weiteres Abenteuer langte nun Sickingen auf Burg Hornberg an. — Wohl zu ſehr mit ſeinen Plänen beſchäftigt, fiel ihm eine gewiſſe Verlegenheit nicht auf, mit welcher ihn ſeine Kinder und Margarethe empfingen, und obgleich er ſchon nach der erſten Bewillkommnung mit ſcharfem Blicke Georg und Margarethe beobachtete, gewahrte er doch nicht, daß das ängſtliche Vermeiden der beiden ſich Liebenden ein Geheimniß verbergen müſſe. Einem mehr in die Myſterien der Liebe Eingeweihten wäre das Abſichtliche hierbei nicht entgangen und hätte ihn ſicher auf die Spur gebracht. Nur als am Abende Sickingen dem

Sohne befahl, ſein reiſig Zeug zu ordnen, damit er ihn morgen in aller Frühe zum Heere begleiten könne, verriethen die ſchnell hervorbrechenden Thränen Margarethe, und er glaubte jetzt ernſtlich darauf bedacht ſeyn zu müſſen, dieſe Herzen zu trennen. — Längſt ſchon war es ſein Vorſatz geweſen, Georg in ferne Lande zu ſchicken, und ſeit Kurzem hatte er beſchloſſen, ihn mit einer Anzahl Reiſigen dem Heermeiſter nach Preußen zu zu ſenden. Auch hielt er es für nothwendig, mit Margarethe ein ernſtes Wort zu ſprechen; er ließ ſie deshalb noch ſpät am Abende auf ſein Zimmer fordern. Mit rothgeweinten Augen und klopfendem Herzen trat ſie ein.

Meine gute Margarethe! — begann der Ritter mit ſanftem Tone, denn ſchon ſein Vorſatz hatte ihn weich geſtimmt, wie viel mehr mußte es das kummervolle Geſicht des Mädchens thun, — komm', ſetze Dich zu mir, höre mich gelaſſen an, und bei jedem Worte, das ich Dir ſage, gedenke der Liebe, mit der ich Dich von Kindheit an behandelt habe, und dieſe Erinnerung mildere das Bittere meiner Rede. Du liebſt Georg; ich glaube, auch er liebt Dich.

Von Herzen und mit treuer Liebe! — unterbrach ihn das Mädchen, ſich ganz vergeſſend.

Das iſt nicht gut, Margarethe! — fuhr der Ritter fort — Solche Thorheiten der Jugend reichen nicht aus durch's Leben, ſie müſſen zu theuer erkauft werden, als daß in den Tagen, wo die Leidenſchaft nicht mehr brauſet, dieſe Opfer dem ernſten Verſtande nicht zu groß erſcheinen, nicht gereuen ſollten. Du hältſt Georg von ſeinem Berufe zurück, an der Hand einer Gattin ein thätiges Leben zu führen und des Lebens einziges dauerndes Glück, Freude an Weib und Kind zu genießen. Du ſelbſt entziehſt Dich Deiner Beſtimmung, verblühſt, den Zweck Deines Lebens verfehlend, und eine lange freudenloſe Zukunft, die Du noch bis an das Ende Deiner Bahn zu durchwandeln haſt, dehnt ſich vor Deinem Blicke aus. — Er ſah bei dieſen Worten in des Mädchens Auge, thränenfeucht, aber heiter blickte es ihn an; ſeine Worte, das Bild eines verlaſſenen, freudeloſen Lebens, ſchienen keinen Pfeil in ihr Herz gedrückt zu haben; erkannte ſie ſich doch in dieſem Bilde der Verlaſſenen nicht wieder. — Und — fuhr er ernſter fort — wohin ſoll Eure Neigung Euch führen? Soll Georg Stand, Ehre und Vater ſo vergeſſen, daß er, ein Fluchbeladener, zum Altare treten, Dich als ſein Weib mir zuführen könnte? — Margarethe! — rief er heftig, ſchon der Gedanke allein hatte ſeinen Zorn entflammt, — ſo ſehr ich Dich liebe, bei Gott! ich ſtieße Dich wie ein räudiges Thier aus meinem Hauſe und ihn von meinem Herzen!

Bei dieſen Worten ſchrak das Mädchen zuſammen, leiſe ſank ſie vor ihm nieder und umfaßte ſeine Kniee. — Steh' auf, — ſagte Sickingen bewegt — dahin wird es mit Gott nicht kommen; vergiß die harten Worte, die ich im Zorne ſprach, und beruhige Dich. — Er beugte ſich nieder, ſie aufzuheben; ſie ließ ſeine Kniee los, die Arme ſanken herab und leblos lag die Unglückliche zu ſeinen Füßen. — Sickingen erſchrak, ſchellte heftig, — Georg und Ottilie ſtürzten herein.

Ha! — rief der Jüngling — ahnete ich es doch! — Er umfaßte mit ſtarkem Arme die Geliebte und trug ſie auf des Vaters Ruhebett. — Warum auch ſchweigen, warum nicht kämpfen für ſie, und müßte es gegen männiglich ſeyn! — Wach' auf, Margarethe! meine Geliebte, wach' auf, Dein

Georg ruft Dich! — ſchrie er, ſeiner Sinne faſt nicht mehr mächtig.

Ottilie reichte, von der furchtbarſten Angſt gefoltert, der Ohnmächtigen Hülfe, denn des Vaters ernſter Blick, mit dem er den zürnenden Sohn betrachtete, ließ ſie fürchten, Margarethe habe das Geheimniß verrathen, und war dieß auch nicht, ſo fürchtete ſie Georgs Ungeſtüm. — Faſſe Dich, — raunte ſie ihm zu — um aller Heiligen willen bitte ich Dich, verrathe uns nicht! — Aber Georg ſchien nicht auf ſie zu hören, nur mit Margarethe beſchäftigt, vergaß er ſelbſt die Gegenwart ſeines Vaters, der ihm endlich mit ernſter Stimme zurief: Iſt das männlich, Georg?! Geh' hinunter, überlaß den Frauen die Sorgfalt, ſieh nach Deinem Pferde und Harniſch, geh'! — Aber Georg ging nicht, er hörte kaum des Vaters Worte, er ſchien nur auf den zurückkehrenden Lebensodem ſeiner Margarethe zu lauſchen. — Geh'! — befahl der Vater noch einmal entrüſtet.

Ich gehe nicht von ihr! — erwiederte Georg faſt ſtörriſch. — Da warf ſich Ottilie, die des Vaters Auge zornig erglühen ſah, an ſeine Bruſt. — Habe Nachſicht mit ihm, — bat ſie — die Angſt um ſie läßt ihn ſo ſprechen; habe Nachſicht, lieber Vater!

In dieſem Augenblicke ſchlug Margarethe die Augen auf, ſah ſtarr um ſich, erkannte Georg, erkannte den Ritter, ſprang auf, eilte auf Sickingen zu, ergriff ſeine Hand und preßte ſie an ihre Lippen. — Herr! — ſtammelte ſie — verzeiht mir, was ich auch geſagt, was ich gethan, ich weiß es nicht, ich war außer mir, meiner Sinne nicht mächtig.

Du haſt nichts verbrochen, über Deine Lippen kam kein Wort, das meiner Vergebung bedürfte, — erwiederte der Ritter — aber Deine Neigung zu dem leidenſchaftlichen Thoren, der da von ſeiner Schuld niedergebeugt vor mir ſteht, die muß ich zähmen mit ernſtem Worte und ſtrenger Hand. — Beachte, was ich Dir geſagt, unglückliches Mädchen! geh' und laß mich mit ihm allein. — Ottilie leitete die noch Zitternde hinaus, und ein Blick Beider bat Georg, ſeines Wortes eingedenk zu ſeyn.

Georg! — unterbrach Sickingen ein langes Schweigen, während deſſen er unverwandt auf den Sohn geblickt hatte, der mit Unmuth auf dem Geſichte unbeweglich am Fenſter ſtand. — Du haſt mir heute eine bittere Lehre gegeben, wie ich Dich fortan behandeln ſoll. Ich habe dem unbändigen Roſſe den Zügel zu ſehr gelaſſen, künftig werde ich ihm ein ſchärferes Gebiß anlegen und den Zügel ſtraffer halten, denn Ungehorſam dulde ich nicht. Ich habe Dich bisher, der Du nur ein unbändiger Knabe biſt, als einen Mann behandelt, ich habe Deinem Willen ſelten den meinen entgegengeſetzt, Deinem Herzen, Deinem Ehrgefühle vertraut, ich darf es ſagen, Deiner Liebe zu mir; habe Dich nicht gewaltſam von einer Thorheit abgehalten, Dich nicht gewaltſam von Margarethe trennen wollen; ich hoffte, Deine eigene Kraft ſollte dieß können, aber ich irrte! Deshalb muß ich andere Mittel ergreifen. Du ziehſt morgen mit mir, folgſt mir dann auf die Ebernburg, und rüſteſt Dich dort, unter Wolfs von Schönberg Befehl nach Preußen zu ziehen. Ich gedachte einen abgeſonderten Haufen Deinem eigenen Befehle zu untergeben, aber wer noch nicht gelernt hat zu gehorchen, der darf nicht Andern befehlen. — Sickingen ſchwieg.

Georg hatte dieß alles ruhig angehört, ohne ein Wort zu erwiedern.

Auch verlange ich von Dir mit Hand und Mund das Verſprechen, Margarethe vor Deiner Abreiſe nicht wieder zu ſehen. — Er ſtreckte ihm die Hand entgegen, von ihm den Handſchlag zu empfangen.

Vater! — brach Georg ſein Schweigen — verlangt nicht das Unmögliche von mir. Ich habe vielleicht gefehlt, Euern Befehl nicht ſogleich, als wäre ich einer Eurer Diener, befolgt zu haben; ich will glauben, daß ein Vater das Recht hat, noch ſtrengeren Gehorſam zu fordern als ein Herr; ich will meinen Fehler gut machen, will in allem gehorchen, nur hier — hier gehorche ich nicht!

So geh'! — ſagte der Ritter mit ſchneidender Kälte — Mir gleichviel! Gute Nacht!

Vater! — rief Georg, an ſeine Bruſt ſinkend, — nicht ſo mit Eurem Georg, nicht dieſen Blick, nicht dieſes ſchneidende, kalte „Gute Nacht!“ — dieſen Ton, dieſen Blick kenne ich nicht an Euch, er iſt mir fremd und ſchmerzt mich mehr als Eure zornigen Worte, ſchickt mich nicht ſo von Euch!

Deine Hand, Dein Wort! — unterbrach ihn der Vater, und ſeine Stirn umſchattete eine düſtere Wolke; er fühlte wohl, daß dieſer Augenblick

Vater und Sohn auf immer trennen könne. — Deine Hand, Dein Wort, daß Du vor Deiner Abreiſe Margarethe Slör, dieſes unglückliche, durch Dich unglückliche Mädchen, nicht vor dem Zuge nach Preußen wieder ſehen willſt!

Mit einem Blicke, in dem ſich das innigſte, kindlichſte Gefühl ausdrückte, ſchauete Georg in des Vaters zürnendes Auge. Verlangt ſo Hartes nicht von mir, mein geliebter Vater! — bat er — Ihr zwingt mich zu etwas, gegen das mein Herz laut ſpricht, mein Inneres ſich empört.

Du haſt die Wahl und die Freiheit, zu thun was Dir gut dünkt, erwiederte der Vater kalt.

Nun, wohlan! — ſagte Georg — Ihr zwingt mich, Vater! und ſo muß ich denn gegen meinen beſſern Willen und gegen eine mahnende Stimme handeln, die mich davon abhält; hier meine Hand, ich ſehe die Jungfrau Margarethe Slör vor meiner Abreiſe nach Preußen nicht wieder! — Er reichte dem Vater die Hand, der ihn verſöhnt an ſeine Bruſt zog. Georg verließ ihn und eilte zu Ottilie.

Nun habt Ihr mich, wo Ihr mich haben wollt! — ſagte er unmuthig — Ein ſchuldvolles Geheimniß ruht auf meinem Herzen und ein pfäffiſches Verſprechen, doppelzüngig und falſch, bekräftigte ich mit Mund und Handſchlag. So iſt denn der Stolz und das Bewußtſeyn von mir gewichen, daß ich mit dreiſter Stirn und freiem Gewiſſen Jedermann entgegen treten kann. Grüße Margarethe von mir, ſage ihr, daß ich nach Preußen ziehe, daß ich dem Vater das Wort gab, ſie nicht wieder zu ſehen; aber er verlangte nur, das Mädchen nicht wieder zu ſehen, mein Weib ohne Lebewohl zu verlaſſen, das habe ich ihm nicht zugeſagt. Einmal ſehe ich ſie noch, und Gott wird mir meine Liſt vergeben. — Der andere Morgen fand ihn ſchweigend neben dem Vater ziehen; er hatte Margarethe am Abende nicht wieder geſehen.

12.

Franz von Sickingen fand ſein Heer bei Sinzheim und brach am andern Tage gegen Brackenheim auf, aber ſchon in Fürfeld traf ihn ein Bote Georgs Frundsberg, der ihn benachrichtigte, daß er erfahren habe, Götz von Berlichingen werde von denen in Heilbronn gar hart zugeſetzt, er ſey deshalb mit ſeinem Haufen gen Schweigern vorgerückt, habe einen Vertrauten nach Heilbronn geſandt, um nähere Erkundigungen einzuziehen, und rathe Sickingen, bei Fürfeld, wohin er ſich morgen früh zu ihm begeben werde, den weiteren Verlauf der Sache abzuwarten. Sickingen folgte dieſem Rathe und ſchlug dort das Lager auf.

Frondsbergs Nachrichten waren nicht ungegründet geweſen. Die meiſten Städte des ſchwäbiſchen Bundes fürchteten Götz's Rache, wenn er aus ſeiner Haft befreit würde. Nicht unbekannt mit Sickingens Zuge, fürchteten ſie beſonders von dieſem, daß während er den Oberbefehl des Heeres führte, er alles anwenden würde, ſeinen alten Waffengefährten zu befreien. Sie hatten deshalb in den Rath von Heilbronn gedrungen, Götz, durch welche Mittel es auch ſey, zu zwingen, eine ewige Urphede zu ſchwören. Er verweigerte dieß ſtandhaft, obgleich der Rath drohte, ihn dann von Weib und Kind zu trennen und in den Thurm werfen zu laſſen.

Es war an einem Sonntage, als Dorothea, Götz's Hausfrau, mit ihrer älteſten Tochter Maria vor dem Vater ſtanden, ihn, noch ehe ſie in die Kirche gingen, zu begrüßen, da trat ein alter Diener mit der freudigen Botſchaft herein, daß ſich ein Gerücht durch die Stadt verbreite, zwei Haufen Volkes unter Georg Frondsberg und Franz von Sickingen ſtänden in Fürfeld und bei Schweigern, man wiſſe nicht warum. — So gebe Gott, daß ſie heranziehen und ihren alten Waffengefährten aus der Haft befreien! — ſagte Götz freudig — Und Du, Dorothea! bitte in der Kirche Gott, daß er mein Gebet erhöre. — Sie verſprach es und ging.

Es mochte nun wohl ſchon über eine Stunde ſeyn, daß ſie ihn verlaſſen hatte. Götz ſaß, in einem alten Gebetbuche leſend, und hatte ſeine jüngſte Tochter Apollonia auf dem Schooße, als er Lärm im Hauſe vernahm; er ſprang auf, und ein Rathsfrohn von einer Menge Weinſchröter begleitet, die handfeſteſten Burſche von Heilbronn, traten ein und wollten ihn greifen. Da ſchleuderte der Ritter die Kleine von ſich und riß dem Nächſtſtehenden die Wehre von der Seite.

Ihr elenden Wichte! — rief er, auf ſie eindringend. — Glaubt Ihr, der Götz ſey ein Weinfaß, das Ihr nach Belieben packen und rollen könnt, wohin Ihr wollt? Er iſt noch der Alte, noch iſt die eiſerne Fauſt nicht gelähmt!

Dieß ſagend, hieb er mit ſo kräftigen Streichen um ſich, daß ſein Zimmer bald leer war und die erſchrockenen Bürger ſich bis in den unterſten Hausraum zurückgedrängt ſahen.

Edler Herr! — rief jetzt eine demüthige Stimme von unten herauf, es war der zitternde Rathsfrohn, der ſich die halbe Treppe hinauf gewagt, — vergönnt mir, mein Wort anzubringen, das Ihr mir ſo zu ſagen vor dem Munde weggehauen habt, und erlaubt deshalb, zu Euch herauf zu kommen!

Komm und ſprich! rief Götz im befehlenden Tone.

Demüthig nahte ſich der Frohn. — Ein edler Rath ſendet mich zu Euch, — begann er — Euch höflichſt einzuladen, auf dem Rathhauſe zu erſcheinen und dort zu vernehmen, was er Euch im Namen des ſchwäbiſchen Bundes mitzutheilen hat.

Und warum die Begleitung? — fragte Götz, auf die Weinſchröter zeigend, wovon ſchon mehrere ſich weggeſchlichen hatten. — Was ſollen Die?

Es ſind ehrſame Bürger, beordert, Euch auf der Straße vor jeder Unbill zu ſchützen! erwiederte der Frohn.

Alſo zum Rathhauſe wollt Ihr mich führen, nirgend weiter? unterbrach ihn Götz.

Bei Gott und meinem Dienſteide, nur auf das Rathhaus! erwiederte der Frohn.

Nun, Eurem Worte trauend will ich Euch folgen, — ſagte Götz — geduldet Euch einen Augenblick. — Er ging in die Stube zurück, ordnete einiges, küßte die erſchrockene Apollonia, nahm des Weinſchröters Schwert unter den Arm und folgte dann dem Frohn.

Als er zur Thüre hinaus trat, kam ihm ſeine Ehefrau auf der Treppe entgegen; ſie war bleich und bebte, da ſie die bewaffneten Bürger unten getroffen hatte, und ihre Abſicht leicht errathen konnte.

Dorothea! — raunte ihr Götz, mit ihr bei Seite tretend, leiſe zu, — erſchrick nicht, es hat wenig zu bedeuten, wollen mir nur auf dem Rathhauſe eine Urphede vorlegen, die ich nicht annehmen mag. Reite, während ich dort bin, hinaus zu Franz von Sickingen, meinem treuen Freunde, und zu dem alten Georg Frondsberg, und ſage ihnen, daß der Rath die ritterliche Haft, die er mir zugeſagt, nicht halten will — ich fürchte, ſie haben Böſes mit mir im Sinne; ſage ihnen, ſie ſollen ſich als meine Freunde und als Redliche von Adel beweiſen. — Er drückte ihr die Hand, ſtreichelte ſeiner Maria die Wangen und ſchritt guten Muthes die Treppe hinunter.

Auf dem untern Hausflur ſah er nur noch wenige ſeiner Begleiter, die meiſten hatten ſich entfernt. — Haben ſo viele eine Lection bekommen, — dachte er — nun, ſchaden kann es ihnen nicht! — Er grüßte ſie freundlich und gab dem, dem er die Wehr abgenommen, ſie wieder zurück. — Vertheidige ſie künftig muthiger, — ſagte er lachend — oder laß ſie lieber zu Hauſe und nimm Dein Meſſer, das verſtehſt Du beſſer zu führen.

Ohne daß ihm etwas begegnet wäre, ſchritt er mit feſtem Blicke, kühn ſein ungebeugtes Haupt erhebend, durch die Straßen, von der gaffenden Menge begleitet, von Wenigen bemitleidet, von Manchem bewundert. Als er jedoch in die Nähe des Rathhauſes kam, ſah er ſich plötzlich von einer Menge bewaffneter Handwerker umgeben, die ſich wie zufällig an ihn drängten und ihn, ehe er es ſich verſah, ſo enge eingeſchloſſen hatten, daß er kaum mehr vorwärts ſchreiten konnte.

Macht mir Platz! — rief er zornig — und ſeyd nicht ſo zudringlich wie die Schmeißfliegen. Macht Platz, Ihr unnützes Volk, und laßt mich ungehindert zum Rathhauſe ziehen!

Zum Rathhauſe?! — wiederholte ein derber Schmiedegeſelle, der zu ſeiner Rechten ging. — In den Thurm, wo ſolche wilde Beſtien hin gehören!

Kaum hatte er dieß freche Wort geſprochen, ſo ſchlug ihn des Ritters eiſerne Hand zu Boden; aber mit dieſem Schlage fielen die immer enger anſchließenden Bürger über ihn her, ſo daß der edle Leu, von ihnen gepackt, ſich nicht rühren konnte. So führten ſie ihn in den nahe gelegenen Thurm. Ein elendes Gefängniß ward dem edlen deutſchen Ritter.

Stumm, ohne einen Laut des Unmuths, war Götz der ihn fortdrängenden Menge gefolgt, ſtumm war er auch jetzt noch, als die eiſerne Thür ſich hintèr ihm ſchloß und er mit verſchränkten Armen in ſeinem Gefängniſſe ſtand, wo er kaum aufrecht ſtehen, kaum einige Schritte auf und nieder gehen konnte; finſter blickte ſein Auge in dem engen Behältniſſe umher, das von oben herab durch eine vergitterte Oeffnung nur ſparſames Licht erhielt. Ein kleiner Tiſch, ein morſches Bett, worin einiges Stroh lag, das zum Seſſel wie zum Lager dienen ſollte, war alles, was er erblickte.

Deutſchland, Deutſchland! — rief er aus, und ein bitteres Lächeln umzog ſeinen Mund, dann ballte er zornig die linke Fauſt, ſtützte ſie mit Heftigkeit auf den kleinen Tiſch und ſtand ſo, die eiſerne Rechte vorſtreckend, das Auge gen Himmel gehoben, wie ein zürnender Geiſt da, der, mit den Elementen im Kampfe, an einen Felſen geſchmiedet, keine Macht mehr hat zu widerſtehen, dem aber der Muth noch bleibt, auch feſtgeſchmiedet ihnen zu trotzen. — Iſt es dahin mit deinen Edlen gekommen, — fuhr er nach langem finſtern Schweigen auf — daß du ſie in gemeinen Kerker wirfſt? Lohnſt du ſo an deinen Söhnen die Treue? — Gilt deutſches Wort ſo wenig mehr, daß Fürſten und Städte es brechen, wie der Knabe den Stecken, mit dem er ſpielt? es brechen, weil ſie den gefangenen Leu noch fürchten und ihm gern auch die letzte Kralle brechen möchten? — O Vaterland! — rief er dann wehmüthig aus — deine Kraft ſinkt, deine Stützen wanken, dein Geiſt ſpricht ſich fürder nur noch in Worten aus, nicht mehr in Werk und That; deine Edlen verſcherzten ihren Ruhm, vergeudeten ihre Kraft. Ihnen bleibt nichts vom alten Glanz und alter Würde als der leere Name, die leeren Burgen und das leere, muthloſe Herz! Fortan werden ſie borgen wollen bei den Thaten ihrer Ahnen, und niemand wird ihnen leihen auf dieſen längſt verſchwundenen Ruhm; brüſten werden ſie ſich noch im Waffenſaale der Väter, und ihre Hand wird vor dem Schwerte erſchrecken, das jene führten. Sie werden herabſteigen von den Bergen, in die Thäler ziehen und hinter den Mauern der Städte ihr Erbtheil verſchwenden; ihre Burgen werden verfallen wie ſie, und von dem alten Glanze deutſcher Ritterſchaft wird ihnen nichts bleiben, als ohnmächtiger Stolz. Die Kraft und der feſte Muth ſind von ihnen gewichen, ſonſt ließen ſie wahrlich Götz mit der eiſernen Hand nicht im Kerker ſchmachten, dem Pöbel von Heilbronn zum Spott! — Nun, wie Gott will! — ſagte er mit Ergebung

— Was kümmert mich die Zukunft, was ein künftiges Geſchlecht, bleibe ich mir nur treu ſo lange ich bin. — Und bei Gott, die Urphede ſchwöre ich nicht! — rief er zornig — ſo lange ich noch beten, ſo lange ich noch fluchen kann. — Mit Ehren unterzugehen, vielleicht der Einzige unter den Vielen, das magſt Du dem alten Götz wohl vergönnen, lieber Gott; es iſt ja ſo wenig was ich fordere, und Du biſt ja den wackern Streitern nicht abhold. Gieb mir Muth, daß ich mich vor ſtädtiſchem Regimente nicht beugen und keinen Herrn über mich erkennen möge als Dich und meinen Kaiſer, oder laß es bald enden, und lenke die Herzen meiner Freunde zum ritterlichen Werke an mir!

Nachdem er dieß geſprochen, ſchien er ruhig, aß und trank, was man ihm reichte, und ſchlief auf ſeinem harten Lager, als ob er gewiß wäre, daß der liebe Gott ſein Gebet in allem erhört habe.

Am andern Morgen trat ein Schreiber des Rathes, ein kleines Männlein mit liſtigem Blicke, in das Gefängniß, ſchien über die ſchlechte Herberge, die man dem edlen Ritter gegeben, höchlich erſtaunt und betrübt, und bat, ihm nach dem Rathhauſe zu folgen, wo die verſammelten Herren ſchon ſeiner warteten.

Ihr pfeift ja Euer Liedel aus ganz anderem Tone als die ungeſchlachten Geſellen, die mich geſtern begleiteten! — erwiederte Götz — Haben Euch vielleicht Franziskus von Sickingen und Herr Georg die Kehlen anders geſtimmt?

Der Kleine verbeugte ſich freundlich lächelnd, antwortete jedoch keine Sylbe auf dieſe Frage.

Nun, kommt nur! — fuhr Götz fort — will Euch folgen, will hören, was ſie mir ſagen werden.

Er ging voran, der Schreiber folgte, durchſchritt ohne alle weitere Begleitung die Straße, und obgleich er die Bürger in Hauſen verſammelt fand, folgte ihm doch keiner, und die meiſten grüßten ihn ſogar höflich. — Sickingen muß in der Nähe ſeyn! — dachte er bei ſich, und ſchritt getroſten Muthes dem Rathhauſe zu.

Hier fand er ſeine Hausfrau vor der Thüre, die ihm im Vorbeigehen zuraunte: Sie ziehen zu Deiner Hülfe heran! — Deshalb trat er getroſt in die Rathſtube, wo er die Herren, die ihn ehrerbietig grüßten, verſammelt fand. Sie erſuchten

ten ihn, auf einem bereitſtehenden Seſſel Platz zu nehmen, und der Stadtſchreiber hielt dann ſtehend eine wohlgeordnete Rede an ihn, worin er im Namen des ſchwäbiſchen Bundes von ihm verlangte, daß er die Urphede nur auf die Dauer dieſes Krieges ſchwören ſolle, dann wolle man ihm auch ritterliches Gefängniß und freie Herberge zuſagen und halten.

Sollte ich auf Jaxthauſen, ein freier Rittersmann die Urphede ſchwören, — erwiederte Götz — dann wäre es ein anderes Ding, und könnte mich vielleicht dazu verſtehen; hier aber, wo ich in Haft bin, wäre ich ein Thor! Ich ſchwöre nicht!

Da ſagte endlich der Bürgermeiſter nach manchem vergeblichen Unterhandeln mit wichtiger Miene: Nun, ſo wollen wir auch ohne Urphede Euch vertrauen und Euch zurück in Herr Diezens Haus zu den Euren ziehen laſſen; jedoch nur unter der Bedingung, daß Ihr zu dem Ritter von Sickingen hinausſchickt und ihn vermögt, noch heute wieder abzuziehen und den Feldern und Weinbergen der Stadt keinen Schaden zuzufügen.

Götz lächelte bei dieſen Worten und erwiederte: Ich will meine Ehefrau wohl wieder hinausſchikken und den Ritter Franz mit Eurem Wunſche bekannt machen, wenn es nur frommt. — Dieß ſagend, ſtand er auf, ging hinaus, wo Dorothea noch auf den Ausgang der Sache wartete, nahm ſie bei Seite und raunte ihr leiſe zu: Sage meinen Freunden, der Rath hätte mich gebeten, ſie zum Abzuge zu bewegen; ſie ſollen aber bleiben, bis ſie wegen mir alles feſt und ſicher geſtellt, und Falls ſie hier Böſes gegen mich vorhaben, es mit Böſem vergelten und nicht für mich und mein Leben bangen, denn gern will ich erſtochen werden und fallen, wenn ſie nur Alle mit mir ſterben.

Dorothea hatte ihn wohl verſtanden und zog hinaus zu Sickingen, den ſie ſchon mit ſeinem Volke auf der Höhe gelagert und zu Allem bereitwillig fand.

Während nun Sickingen mit Frondsberg in ein anderes Zimmer getreten war, um ein Schreiben an den Rath von Heilbronn aufſetzen zu laſſen, hatte ſich Dorothea mit Georg unterhalten, den ſie ſchon auf Jaxthauſen lieb gewonnen, und der ihr wegen ſeiner Neigung zu ihrem Gatten ſeitdem noch werther geworden war. Sie kannte ſeine Liebe zu Margarethe, und ihr theilnehmendes Gemüth mußte ihn fragen, wie es ihr gehe, und ob er noch ſo treu an ihr hänge, wie damals.

Sie hatte mit dieſen Worten eine leicht ertönende Saite in Georgs Herzen berührt, denn nun wurde er, der ſtill und in ſich gekehrt geweſen, theilnehmend und geſprächig. Er verſicherte ihr, daß, trotz Menſchenſatzung, trotz Vorurtheil, er dieß Mädchen ewig lieben, ihr ewig treu bleiben würde; er ſchilderte Margarethe mit ſo lebendigen Farben, daß die ehrſame Hausfrau über die Gluth des Jünglings lächeln mußte. — Georg Sickingen! — ſagte ſie — ich freue mich Eurer Beſtändigkeit, und möchte wohl das Mädchen ſehen, das Euch lehrte, ſo zu lieben; aber beklagen muß ich Euch, ſolche Liebe führt auf rauhe Bahn, und nie an's Ziel. —

Georg ſchwebte die Antwort auf den Lippen, aber ſchnell ſchloſſen ſie ſich, er ſchwieg und drückte der würdigen Frau herzlich die dargereichte Hand. Indem trat ſein Vater mit Georg Frondsberg wieder ein.

Würdige Frau! — ſagte der Ritter — kehrt mit Gott zurück zu Euerm Gatten, mein Sohn wird Euch geleiten; ſagt ihm, wir hätten ein ernſtes Wort an den Rath geſchrieben, und mein Sohn würde das Weitere thun. Iſt, wie ich hoffe, die Sache noch heute beendet, ſo ziehen wir nach Heilbronn, und an Freundes Bruſt ſoll Götz ſeinen Kummer vergeſſen. — Georg erhielt nun noch einige Anweiſungen, und begleitete dann Frau Dorothea nach Heilbronn zurück.

In der Stadt verfehlte das Schreiben der beiden Anführer ſeine Wirkung nicht. Die Forderung Sickingens, den Ritter ſogleich ſeiner Haft zu entlaſſen, wo nicht, ihre Weingärten und Obſtbäume verwüſtet zu ſehen, war ſchon im Voraus erfüllt, und Götz dem Kreiſe der Seinen zurückgegeben; die zweite Forderung aber, durch ſchriftliche Urkunde ihm auch für die Zukunft ritterliche Haft zu verſichern und ſeine Perſon ſelbſt gegen den ſchwäbiſchen Bund zu ſchützen, und Franz von Sickingen deshalb ſichere Bürgſchaft zu ſtellen, fand mehr Schwierigkeit. Der Rath glaubte ohne Zuziehung der in Eslingen verſammelten Bundesglieder hierin nichts beſtimmen zu können, und ihm war überhaupt mehr darum zu thun, für den Augenblick das Kriegvolk zu entfernen, als für die Zukunft etwas zu beſtimmen. Da jedoch Georg im Namen ſeines Vaters verſicherte, daß dieſer nicht eher mit dem Heere abziehen würde, bis ſie in ſeine Forderung gewilligt, man auch von den Wällen die Anſtalten ſah, welche die Lanzknechte machten, um über den Neckar zu ſetzen, ſo wurde die verlangte Urkunde ausgefertigt, und ehe der Abend nahete, zogen Sickingen und Frondsberg, in Begleitung faſt aller Edlen des Heeres, in die Stadt, den alten Götz in ſeiner Herberge heimzuſuchen.

Sickingen eilte voraus; es war ihm Bedürfniß, ſeinen Freund ungeſtört an das Herz drücken zu können. Es waren zwar nur Augenblicke, in welchen die alten Fehdegenoſſen ſich allein befanden, aber hinreichend, die alte Freundſchaft zu erneuen und zu befeſtigen. Bald kam auch Frondsberg, mit ihm der ſpäterhin ſo berühmte Sebaſtian Schärtlein von Burtenbach, der Graf von Naſſau; der Schenk von Tautenburg, Hans Hilchen von Lorch, und ſo viele Edle und Freunde, daß das enge Zimmer die Gäſte nicht alle faſſen konnte. Sickingen hatte für ſattſamen Wein geſorgt; ſo zechten ſie unter lautem Jubel die ganze Nacht, und ſeit langer Zeit war dieß wieder der erſte Blick der Freude für Götz's tiefgebeugtes Herz.

Als der Morgen graute und ſich die Freunde ſchon zur Abreiſe rüſteten, winkte Götz Sickingen, ihm in ein anderes Zimmer zu folgen; es war ſein Schlafzimmer, das einzige, das er noch hatte. — Franziskus! — ſagte er hier mit feierlichem Ernſte — Du haſt mich heute aus ſchmälichem Gefängniß gerettet, haſt mir einen ſo frohen Tag gemacht, da Du mir meine alten Freunde und Kampfgenoſſen zugeführt, daß ich nicht weiß, wie ich Dir danken ſoll. Nun, ſo will ich es durch ein ernſtes Abſchiedwort und eine brüderliche Mahnung, die aus redlich treuem Herzen kommt; beherzige ſie, und glaube nicht, weil Dein Geiſt den meinen weit überfliegt, des alten Götzes Kopf grüble nicht auch zuweilen etwas Kluges aus, ſein Auge ſieht manchmal ſo ſicher in die Zukunft als es in die Ferne ſieht. — Du haſt Großes vor, — ſagte er, nachdem Sickingen ihn gebeten hatte, nur zu beginnen, — Dein Zweck iſt edel, Dein Ziel fern — aber die Mittel, dahin zu gelangen, ſind nicht immer die beßten, Franziskus! Du drängſt Dich an den Thron des Kaiſers, um Dir einen Fürſtenhut zu gewinnen, und glaubſt, Dich täuſchend, daß Du dann mit kräftigeren Mitteln dem Vaterlande nützen könnteſt. Aber prüfe Dich, ob es das Vaterland allein, oder ob Du es biſt, für den Du kämpfſt und wirbſt. So in der Einſamkeit, wenn die Fauſt ruhen muß, und das Auge nicht mehr nach dem Feinde umher ſpähen kann, da fängt man an, in ſich zu gehen, und der ſchlichte Verſtand gewöhnt ſich, über Dinge nachzudenken, die man ſonſt nicht beachtete. In ſolchen Stunden des Nachdenkens biſt Du oft vor meine Seele getreten, und manche Zweifel ſind in mir aufgeſtiegen. Deshalb höre meine Bitte, es iſt vielleicht die letzte, die ich Dir thun kann, es iſt vielleicht das letzte Mal, daß ich Dich ſehe; denn Männer, wie wir, ſind dem Augenblicke anheim gefallen, und haben nicht viel Recht an eine beſtimmte Zukunft. Strebe nicht nach Höherem, erhalte den Adel bei Würden, vergiß die Lanze nicht über der Feder, und ein ritterlicher Sinn, ein ritterliches Herz bleibe treu in Dir, wie der Wahlſpruch auf Deinem Banner; erhalte den ritterlichen Geiſt deutſcher Nation, und klimme nie über die Trümmer des Adels nach dem Fürſtenſtuhle. — Und nun lebe wohl! ziehe mit Gott nach Aachen zum Hoflager, und tritt auch dort kühn, ein deutſcher Edler, auf, denn das iſt der ehrenvollſte Platz, auf den Gott den Würdigen ſtellen kann. Wahrlich, Franziskus! die Lanze in der Hand, den Helm auf dem Kopfe, an der Spitze Deiner Lanzknechte, ſtehſt Du edler als zur Rechten des kaiſerlichen Thrones. — Dieß ſagend, drückte er den Freund ſtürmiſch an ſein Herz.

Götz, ſorge nicht, ich bleibe unwandelbar der Ritter von der Ebernburg! — erwiederte ihm Sikkingen ernſt; und als ſie zu den Andern nieder zurückkehren wollten, kam ihnen Dorothea entgegen und bat den Ritter, auch ihr ein Wort allein zu gönnen. Sickingen ließ Götz vorangehen und blieb bei ihr zurück, da ſprach ſie bittend: Lieber Herr! ſeyd mild gegen Margarethe und brecht nicht ihr Herz, darum bitte ich Euch innig.

Da ſey Gott für, — erwiederte der Ritter — daß ich des Kindes Herz brechen ſollte; ich werde nie Eures Wortes vergeſſen, edle Frau, es geſchehe auch, was da wolle!

Als die Freunde ſchieden, drückte Götz, weicher geſtimmt als je, Sickingen in ſeine Arme;

eine Ahnung, es ſey das letzte Mal, daß er den Freund ſehe, hatte ihn ergriffen. Die Ahnung betrog ihn nicht, die Freunde ſahen ſich nicht wieder.

13.

Mit der Pracht des Beherrſchers beider Indien, mit dem Glanze eines Königs von Spanien, und von den Reichthümern der Niederlande umgeben, hatte Kaiſer Karl endlich den Einzug zu ſeiner Krönungsfeier in Aachen gehalten. Die Fürſten Deutſchlands, die ſpaniſchen Großen, der niederländiſche Adel umgaben ſeinen Thron, der an Glanz noch alle Throne deutſcher Kaiſer überſtrahlte, denn in Kaiſer Karls Reiche ging die Sonne nie unter; tauchte ſie im Weſten in's Meer, ſtieg ſie zu gleicher Stunde im Oſten wieder empor. Auch die Sonne des menſchlichen Geiſtes warf unter ſeinem Scepter die Strahlen der Morgenröthe über die Welt, und Gott ſey gelobt, auch ſie ging, trotz Finſterniß und Jeſuiten, nicht unter, immer ſteigend, in immer höherem Glanze erleuchtet ſie noch die Welt, ſie zu einem geiſtigen Leben nach tauſendjährigem Schlafe zu wecken.

Unter den Fürſten Deutſchlands ſtand ein ſchlichter Rittersmann ſtill und beſcheiden an des Kaiſers Throne; es war Franz von Sickingen, den Karl der Fünfte hierher beſchieden hatte, ihm für ſeine thätige Bemühung und ſeine Hülfleiſtung bei der Kaiſerwahl zu danken, zu belohnen. Der Ritter war mit fröhlichem Herzen von der Ebernburg nach Aachen gegangen, denn in ſeiner Bruſt trug er die ſchöne Hoffnung, daß ein freundlicher Stern für ſein deutſches Vaterland über dem Throne des jungen Monarchen aufgehen werde. Des Kaiſers tiefeindringender Geiſt, deſſen Liebe zu ſeinen freigeſinnten Niederlanden, gab ihm das Zutrauen, daß ſeine Hoffnung erfüllt werde, und Kaiſer Maximilians Enkel, der den biedern Sinn und das deutſche Herz ſeines Ahnherrn geerbt, und noch überdieß ihn die Natur mit jenem ruhigen Scharfblicke begabt habe, der wohl dem ritterlichen Kaiſer zuweilen gemangelt, und der in ſtürmiſcher Zeit dem Führer der Völker ſo nothwendig iſt. In des jungen Kaiſers perſönlichem Charakter hoffte er eine Schutzwaffe für Deutſchlands Freiheit, in ſeinem durchdringenden, vorurtheilſreien Geiſte eine Trutzwaffe gegen Rom zu finden, und das Gefühl: dieſem Manne war ich behülflich, zum Wohl des Vaterlandes, die Krone auf das edle Haupt zu ſetzen, für ihn war ich thätig — ließ ihn mit frohem und heiterem Gemüthe in die beengten Schranken des Hoflebens treten.

Wohl fand er in Aachen den Hof Kaiſer Maximilians nicht wieder. Einige Lanzknechte, hinreichend das zudringliche Geſindel abzuhalten, ein Paar Kämmerlinge, eine kleine Anzahl Diener, die in prunkloſen Livreen den Herrn und ſeine Gäſte bedienten, war alles, was er an des alten Kaiſers Hofhaltung zu Insbruck und im Feldlager geſehen hatte. Hier umgaben walloniſche und ſpaniſche Leibwachen den Thron, zu dem man nur durch ein Heer von Schranzen gelangen konnte. — Wo Sickingen zu Insbruck den Kämmerling als ſeinen Freund und Waffengefährten begrüßte, ſah er hier eine Menge ſpaniſche Große, die mit ſteifem Hochmuthe und ſtolzer Höflichkeit ſelbſt auf deutſche Fürſten herabſahen, und die Kaiſerkrone ihres Königs nur als läſtige Zugabe betrachteten, welche ihren Glanz aus den Juwelen der

Krone beider Caſtilien erborgen müßte. Auf der andern Seite erblickte er den niederländiſchen Adel, ſo verſchieden von den ſtolzen Spaniern, aber auch von dem Adel deutſcher Nation. Mit ſcharfem Blicke betrachtete ihn Sickingen; er ſah unter ihnen Fürſten, nicht unumſchränkte Herren über Land und Leben, aber reiche Vaſallen, mächtig durch Geburt, Vorrechte und Güter, mächtig durch die Verbindung mit den ihn befreundeten Städten, oft ſelbſt Handel treibend, oder mit ihrem Gelde durch den Handel wuchernd, prächtig in ihrer Kleidung, prachtvoll in ihren Dienern. Auch fand er ſo manchen unter ihnen, der als Staatsmann und Krieger ſeinen Namen der Welt kund gethan hatte, einen Herzog von Arſchot, den von Croy, den Prinzen Philibert von Oranien und Chimay, und mehrere Grafen und Barone, die ihm von Kaiſer Maximilians Zeiten noch wohl bekannt waren. Ihre Handlungweiſe, ihr Benehmen ſtach grell gegen die kleinere Zahl der ſpaniſchen Großen ab, die, jeden Schritt, jede Verbeugung bedachtſam abwägend, ſich da nur ſteif und unbeholfen bewegten, wo dieſe unbefangen und frei ſich wie zu Hauſe fühlten. Wenn jene, ſtolz und eiferſüchtig auf ihre Vorrechte, mit bedecktem Haupte vor ihrem Könige ſtanden, aber in tiefer Ehrfurcht ſich vor der Majeſtät beugten, und ſelbſt zwiſchen ſich und dem König eine weite Kluft ſtellten, ſtanden die Niederländer ehrfurchtvoll, aber frei neben ihrem Herrn, dem Herzog von Brabant und Grafen von Holland, den ſie für den Erſten unter ſich erkannten, ihn aber, gleich ſich ſelbſt, dem Geſetze unterworfen glaubten.

Beiden gegenüber ſah Sickingen neben ſich die Fürſten und den Adel deutſcher Nation, und ſein für das Vaterland ſchlagendes Herz konnte nicht ſo ſtolz, nicht ſo freudig klopfen, als es wohl gern gethan hätte; nirgend fand er einen feſten und beſtimmt ſich ausſprechenden National-Charakter. — Wollte der Fürſt mit mehrerem Rechte, und bei gleichem Stolze, wie der Spanier auftreten, fehlte ihm doch die äußere Würde; man ſah, es war ſein Wille, den er übte, nicht ſeine Natur, was ihn ſo zu ſeyn zwang. Wollte er mit gleichem Freiheitſinne wie der Niederländer ſeine fürſtlichen Rechte gegen den kaiſerlichen Thron geltend machen, ſo war es nur der Egoismus, der ihn zum Vertheidiger der Freiheit aufrief, nicht, wie bei den Groſen der Niederlande, die Freiheit ſelbſt. — Sah er die Fürſten der Kirche, dieſe zugleich mächtigen Fürſten der Erde, dieſe Zwittergattung von Geiſtlichen und Weltlichen, welche Papſt und Kaiſer mit gleichem Munde Treue und Gehorſam geſchworen, deren Geiſt Rom anhing, deren Leib ſich aber zu wohl unter kaiſerlichem Schutze befand, um nicht mit Freuden als Fürſten des deutſchen Staatenbundes dem Oberhaupte zu gehorchen, damit ſie mit Ruhe die Einkünfte ihrer Länder verpraſſen konnten, ſo empörte ſich ſein Gefühl für Recht. Waren dieß die Söhne der Kirche, welche Demuth und Armuth als den ſicherſten Weg zum Himmel lehrten? Waren das die Diener eines Gottes, der durch ſein hohes Beiſpiel den heiligen Worten ſeiner Moral das Siegel der Wahrheit aufdrückte? — Gegen ſie ballte ſich krampfhaft des Ritters Fauſt, ihnen hätte er mit Freuden den Fehdehandſchuh entgegen geworfen; aber ſein Scharfblick ſagte ihm: noch iſt es nicht Zeit! — Sah er den deutſchen Adel, mit kräftiger Fauſt, auch hier und da mit gutem Willen begabt, ſo ſchien es ihm doch, er ſehe einen alten Eichbaum, der Jahrhunderte dem Sturme getrotzt, jetzt aber, den Keim der Zerſtörung in ſich ſelbſt tragend, der Vernichtung entgegen gehet. Seit der Edle, auf ſeiner Burg nicht mehr ein Fürſt, ſich dem Landfrieden fügen mußte, den die Fürſten, oft von dem Adel geneckt und in ihren Plänen durch ihn gehemmt, feſtzuſtellen die Hand willig boten und ſich den freien Städten immer mehr verbündeten, war ſeine Kraft von ihm gewichen. Nur in der Fauſt und in einem ritterlichen Muthe hatte ſie gelegen; jetzt war dieſer Muth gelähmt, der ſonſt die Kaiſer ſiegreich vor Roms Mauern geführt und die deutſchen Heere nur gegen Krankheit und Elemente, nie gegen ihre Feinde hatte unterliegen ſehen. Der Lehnherr ward ſein Brodherr, und wo er ſonſt am Fürſtenthrone muthig und keck geſtanden, ſeine Vorrechte vertheidigt, und mit ſeiner Macht dem Throne Glanz und Leben gegeben hatte, ſtand er jetzt, einen gnädigen Fürſtenblick erlauernd. Der Adel war in ſeiner Kraft unter-, die Fürſten in ihrer Kraftloſigkeit aufgegangen; für ſie hatten die Städte den Adel bekämpft, und ſeit in dem Schweizerkampfe eine neue Schlachtordnung ſich bildete, und die Erfindung des Pulvers eine andere Kriegführung nothwendig gemacht hatte, war der geharniſchte Ritter mit ſeinem Roſſe unnütz geworden.

Mit trübem Blicke ſah Sickingen auf ſeine Genoſſen. Ihn ſchmerzte es, daß die kräftige Vergangenheit vorüber war und von der Gegenwart nichts mehr zu erwarten ſey; er fühlte, — und es war wohl ein ſchönes und doch ſchmerzliches Gefühl — daß er der Letzte der alten Ritterſchaft ſey, die mit ihm und Götz von Berlichingen zu Grabe ging. Aber der ſchöne Vorſatz blitzte, wie ein glänzender Stern in umwölkter Nacht, in ihm auf, gleich einem Phönix aus ſeiner Aſche zu erſtehen. Das Licht der Vernunft, das über Deutſchlands Gauen ſich zu verbreiten begann, ſollte ſich mit der Kraft einen, und ſo, was dem rohen Muthe genommen, dem Geiſte gegeben werden. Die Vernunft ſollte an die Stelle des ungezähmten Willens, Wiſſenſchaft an die Stelle der Unwiſſenheit, Aufklärung an die Stelle des Aberglaubens treten, und von dem Adel Deutſchlands ſollte die ſchöne Morgenröthe aufgehen, die wie eine, erquickende Früchte hervorrufende Sonne ſich über die Welt verbreiten ſollte. Der Letzte der Ritter, wollte er auch der Erſte der Edlen ſeyn, und das

Bild, wonach er ſtrebte, ſchien ihm weit glänzender als das, was er hinter ſich zurückließ. Und zu dieſem großen, edlen Sinne hatte ihm Natur das Gefühl für Menſchenrecht in die Bruſt gelegt; nicht über die Menſchheit wollte er ſich ſchwingen, ſie mit ſich hinaufziehen war ſeines Willens herrliches Ziel.

Mit dieſem Gefühle im Herzen und einem Schreiben in der Hand, welches die vornehmſten Edlen des Heeres, das unter ihm vor Frankfurt geſtanden, und mehrere Grafen und Herren aus Schwaben und vom Rheinſtrome unterzeichnet hatten, trat er jetzt in einer feierlichen Audienz muthvoll hervor, und Aller Augen waren auf den Mann gerichtet, der bei einem Augenblicke der Stille aus der Mitte der Deutſchen hervor trat und ſich mit beſcheidenem, aber kühnem Muthe ſeinem Herrn gegenüber ſtellte.

Während er ſich ehrfurchtvoll vor dem Kaiſer neigte, raunte dieſem der Cardinal von der Mark, der ihm zur Seite ſtand, etwas in's Ohr; wahrſcheinlich nannte er ihm den Mann, der ſich dem Throne nahte, denn der junge Monarch empfing ihn, ehe Sickingen noch ſeine Rede beginnen konnte, mit den huldreichen Worten: Seyd mir willkommen, Franziskus von Sickingen! Wir ſind Euch durch manchen wichtigen Dienſt, den Ihr uns und unſerm in Gott ruhenden Ahn, Kaiſer Maximilian, geleiſtet habt, verbunden; auch ohne Eure Aufforderung, werther Ritter! hatten wir Eurer Dienſte gedacht und ſchon in uns beſchloſſen, Euch nach unſern Kräften und der kaiſerlichen Macht, die Gott uns verliehen, würdig zu belohnen. — Der Kaiſer hielt inne, während in der Verſammlung der Spanier und Niederländer der Ausruf „Franziskus von Sickingen!“ murmelnd ertönte.

Gebt Eure Bittſchrift! — fuhr der Kaiſer mit huldreichem Tone fort, die Hand ſie zu empfangen ausſtreckend. — Einem ſo beſcheidenen Manne, als welcher Ihr mir geſchildert ſeyd, ſind ſeine Wünſche, in ſofern ſie meine Macht nicht überſteigen, hiermit gewährt.

Gnädigſter Herr und Kaiſer! — begann Sikkingen, indem er, ſeine Kniee beugend, dem Kaiſer die Schrift überreichte. — Gebe Gott, daß Ihr die Wünſche erfüllt, die wir, Eure treueſten Diener und Vaſallen, in dieſem Schreiben, das ich zu des Thrones Füßen niederlege, in Demuth, aber freimüthig ausgeſprochen haben! Sie betreffen nicht mich, denn was ich fordern könnte, erwarte ich allein von der Gnade meines gerechten Herrn; es ſind die Wünſche des Glücks für Eure Majeſtät und mein theures Vaterland, ausgeſprochen durch den Adel deutſcher Nation vom Rheine und aus Schwaben, Eurer Majeſtät getreueſte Diener, die ſelbſt mit Gut und Blut bereit ſind, für den Kaiſer, ihren einzigen Herrn, gegen männiglich zu ſtreiten. Empfange Eure Majeſtät huldreich dieſes Schreiben und verſchließe nicht Ihr edles Herz ſeinem Inhalte.

Der Kaiſer warf einen flüchtigen Blick hinein, legte es neben ſich und ſagte herablaſſend: Franziskus! ich werde Euer Schreiben mit Fleiß und Bedacht leſen und es wohl überdenken. Morgen um die zehnte Stunde empfangt in meinem Gemache die Antwort. — Er neigte ſein Haupt, und der Ritter trat wieder unter die Menge, wo er mit manchem ſchnöden Blicke empfangen wurde, nur der edle Kurfürſt von Sachſen drückte ihm, als er ihm vorbei ging, mit Biederkeit die Hand.

Der junge Kaiſer verweilte noch lange; mancher deutſche Fürſt hatte ein Geſuch und glaubte die Zeit benutzen zu müſſen, wo der Glanz der Krönungsfeierlichkeiten das Herz des jungen Monarchen jeder Bitte leichter öffnete. Er hörte jedes, auch das unbeſcheidenſte Geſuch aufmerkſam an, gab jedem einen überdachten Beſcheid, und beurkundete an dieſem Tage ſchon den Alles ruhig überlegenden Geiſt, der ihn in der Folge ſtets begleitete. Ueber nichts ſprach er ſich ganz offen aus, gewährte keine Bitte unbedingt, ſchlug keine beſtimmt ab; nur als Kurfürſt Richard von Trier ihm klagte, daß der Landfriede ſo wenig gehalten und immer noch unruhige Köpfe am Rheine und an der Moſel das Land beunruhigten, erwiederte der Kaiſer ganz kurz: Wollen dem Dinge ſchon ein Ende machen! — Dann erhob er ſich, entließ die Verſammlung und verfügte ſich zurück in ſein Gemach.

14.

Am andern Tage erſchien der Ritter zur beſtimmten Zeit in dem Vorzimmer des Kaiſers. Der Cardinal von der Mark empfing ihn hier, trat mit ihm bei Seite und ſagte ihm, ſo, daß es die Umſtehenden nicht vernehmen konnten: Wenn der Kaiſer während des Geſpräches das ihm geſtern überreichte Schreiben nicht berührt, ſo bitte ich Euch, es nicht zu erwähnen; es wäre beſſer geweſen, Ihr hättet es nicht übergeben.

Und weßhalb? fragte Sickingen.

Fürſten, ſitzen ſie erſt auf dem Throne, lieben ſelten ihre alten, geſchweige die neuen Lehrer, die ſich ihnen aufdringen; überdieß habt Ihr unter den Fürſten manchen Feind. Dieß muß Euch nicht wankend in Eurer Bahn, wohl aber vorſichtig machen. Ich meine es redlich mit Euch; Ihr ſeyd der treueſte Freund meines Hauſes; mein Bruder, der Herzog von Bouillon, liebt Euch; auch könnt Ihr hier am Hofe auf mich rechnen, wo ein Mann, wie Ihr, nicht ſo feſt auftreten muß, als am Hoflager des in Gott ruhenden Kaiſers. Nehmt dieſe Warnung von mir an und beherziget ſie.

Indem trat ein Kämmerling aus des Kaiſers Zimmer und befahl dem Ritter, einzutreten. — Des Cardinals Worten eingedenk, trat er furchtlos vor den Kaiſer, den er, wo möglich, noch freundlicher als am geſtrigen Tage fand; aber Sikkingens ſcharf beobachtendem Auge entging es nicht, daß des Kaiſers Blick, wenn er mit ihm ſprach, zuweilen forſchend und mißtrauiſch auf ihm ruhte.

Werther Ritter! — begann der Kaiſer — ich habe Euch herbeſchieden, über manche Angelegenheiten mit Euch zu reden; Ihr wollet mir frei und offen antworten und überzeugt ſeyn, daß kein's Eurer Worte übel gedeutet werde.

Sickingen verneigte ſich ſchweigend.

Zuerſt, — fuhr der Kaiſer fort — was meinen Dank für Eure thätige Hülfe und für die vorgeſchoſſenen Gelder betrifft, habe ich desfalls dem Herrn von Chievres die nöthigen Befehle gegeben; Ihr habt Euch mit ihm deshalb zu verſtändigen, und ich hoffe, man wird Euch zufrieden ſtellen. Es bedarf daher weiter nichts, als Euch zu wiederholen, daß ich Eure guten Dienſte erkenne, ſie belohnen werde, und Euch in Gnaden gewogen bin.

Nun aber wünſchte ich von Euch über ſo Manches, was das deutſche Reich und ſeinen dermaligen Zuſtand betrifft, Aufſchluß. — Ihr kennt des Landes Verhältniſſe, kennt die Fürſten, den Adel, die Städte, und ſeyd, ſo wie mir berichtet wurde, in die Verhältniſſe der Kleriſei tief eingedrungen; überhaupt kennt Ihr den Geiſt, der allgemein in Deutſchland herrſcht. Mir ſind, während meines kurzen Aufenthaltes in dieſer Stadt, ſchon mancherlei Klagen zugekommen. Fürſten beſchweren ſich über den Ungehorſam ihrer Vaſallen, Städte über die Plackereien des Adels, die Geiſtlichkeit über den Ketzerglauben, der ſich in Deutſchland verbreitet. Mein Aufenthalt in hieſigen Landen iſt noch zu kurz, um in Alles deutlich und klar ſehen zu können, und Ihr mit Eurem Freimuth, Eurem hellen Blick, ſcheint mir der Mann zu ſeyn, der mir wohl ein Bild von meinem deutſchen Lande entwerfen könnte, das, wie ich glaube, ganz von Hispanien verſchieden ſeyn, und ſelbſt von meinen Niederlanden abweichen ſoll.

Gnädigſter Herr und Kaiſer! — begann jetzt Sickingen, nachdem Kaiſer Karl ſchon lange geſchwiegen hatte, — was ſoll ich Euch von meinem Vaterlande berichten? Ich liebe es zu ſehr, mein Herz hängt zu innig an dem theuren, und ſomit würde das Bild, welches ich meinem gnädigſten Herrn entwerfen könnte, zu ſchön ſeyn und nicht in Allem gleichen.

Redet nur, Vaterlandliebe iſt eine heilige Tugend, ſelbſt vor Thronen der Achtung werth! erwiederte der Kaiſer.

Nur auf Befehl meines Herrn und Kaiſers wage ich dann offen zu reden, — ſagte nun der Ritter. — Er möge mir deshalb meinen Freimuth verzeihen.

Der Kaiſer winkte ihm Beifall, und Sickingen begann:

Deutſchlands Fürſten ſtehen dem Throne ſo nahe, daß Eurer Majeſtät Scharfblick ſie leicht überſchauen, auch wohl durchſchauen kann. Die weltlichen ſind, wie alle Deutſche, treu und bieder, meiſt Väter ihrer Unterthanen, oft auch ſtrenge, eigennützige Herren, die allein von Gott erwählt zu ſeyn glauben, das Volk nach Willkür zu beherrſchen; doch, dem Himmel ſey's gedankt, deren ſind nur wenige, und höher als Alle ſteht Sachſens Kurfürſt unter ihnen.

Ein edler, ein achtungwerther Herr! ſagte der Kaiſer, dem jedoch dieſe Worte nur entſchlüpft zu ſeyn ſchienen.

Eure Majeſtät hat Gelegenheit gehabt, ſeinen edlen Sinn kennen zu lernen. — Die geiſtlichen

Fürſten — fuhr Sickingen fort — ſind Herren ihrer Völker, nicht Hüter ihrer Heerden; Roms Geiſt hat den deutſchen Sinn unterdrückt, und ſie wenden ſich nur an Kaiſer und Reich, wenn ſie beider bedürfen, ſonſt ſind ſie Rom ergeben mit ganzer Seele; — ſie gehören dem Vaterlande nur halb.

Der Kaiſer lächelte.

Die Städte Deutſchlands, — fuhr der Ritter fort — ich meine die freien Reichsſtädte, haben das eigene Wohl treu vor Augen, das gemeine des Reichs nur ſelten. Sie ſind des Kaiſers Stütze in der Zeit der Noth: wenn er des Geldes bedarf, ſchießen ſie es ihm gegen theure Zinſen vor; denn die dafür erhaltenen Privilegien ſchwächen die kaiſerliche Macht und ſein Einkommen, ſo daß ſie ſich auf dieſe Weiſe, durch ihren Herrn ſelbſt, faſt unabhängig machen. Zur eigenen Vertheidigung eilt der Bürger ſchnell auf die Wälle; für ſeinen Kaiſer und Herrn rührt ſich keine Trommel, und wenn die Städte nicht gute Werbeplätze wären, wo man Tagediebe genug zur Pike findet, wären ſie für Kaiſers Macht zu gar nichts nütze. Aber für den Handel, für Künſte und Wiſſenſchaften haben ſie viel gethan, den Sinn für wahre Geiſtesfreiheit richtig aufgefaßt, ihr Vorbild die Städte der Lombardei hierin übertroffen und mehr Gutes geleiſtet als jene. Iſt Nürnbergs und Augsburgs Handel auch nicht dem von Brügge und Antwerpen zu vergleichen, die Fugger nicht den Medicis gleichzuſtellen, ſo fehlt jenen nur der ſichere Port, den ihnen die Natur verſagte, und wenn die Medicis nur gegen ſicheres Unterpfand Eurer Majeſtät die Truhen öffnen wollten, ſchickten die Fugger auf meine Bürgſchaft das Geld zur Kaiſerwahl nach Frankfurt, denn Treu' und Glaube iſt des Deutſchen edelſtes Gut; wer ihm Wort hält, der kann auf ihn bauen in Zeit der Noth.

Und nun der Adel? — ſagte der Kaiſer, der aufmerkſam zugehört und über das Geſagte reiflich nachgedacht zu haben ſchien.

Der Adel, gnädigſter Herr! war die ſchönſte Perle in der Krone deutſcher Kaiſer. Während die Fürſten auf dem Reichstage über die verlangte Hülfe berathſchlagten, zogen ſchon die Fahnen der Pannerherren und Ritter luſtig nach dem Sammelplatze. Wenn perſönliche Rückſicht die Fürſten von den Römerzügen abrief und ſie, den Kaiſer in der Noth verlaſſend, heimzogen, hielt die Treue an ſeinem Herrn den Adel zurück; er drängte ſich um die Perſon ſeines Kaiſers und rettete auf Italiens Flur oft deutſche Ehre. So war er einſt. — Seit die Kriegskunſt ſich geändert und ein Kopf oft mehr bewerkſtelligen kann als hundert Lanzen, ſeit die Kugel der Feldſchlange, aus weiter Ferne geſchleudert, Roß und Mann niederwirft und die Glieder mäht, und kein Harniſch mehr ſchützt, hat der Ritter ſeinen Werth verloren und mit ihm ſeine Kraft. Seit dem Landfrieden — für das Allgemeine eine gar löbliche Sache — iſt der eiſerne Muth gebrochen, und der Adel ſitzt auf ſeinen Burgen in träger Ruhe und ſcheint an dem kraftloſen Leben Gefallen zu finden.

Ihr entwerft mir da kein ſchönes Bild von Eurem Stande, — unterbrach ihn der Kaiſer. — Ich habe auf den Adel Deutſchlands gerechnet, mehr noch, als auf die Fürſten und Städte. Nicht ſo reich und ſtolz als der hiſpaniſche, kriegeriſcher und mehr an dem Throne hangend als der niederländiſche, glaubte ich in ihm in Zeit der Noth eine feſte Stütze zu finden.

Die werden Eure Majeſtät auch in ihm finden! — rief Sickingen begeiſtert — Iſt auch der wilde Fehdeſinn nicht mehr, iſt er doch nur einem edleren Geiſte, einem treuern Muthe gewichen! Das Licht der Wahrheit iſt aufgegangen in Deutſchland, auf den Burgen ſeiner Edlen hat es ſich ſchnell verbreitet, und wenn einſt der Adel deutſcher Nation feſt und beharrlich in Roms Mauern ſeinen Kaiſern zur Seite ſtand, und in den furchtbaren Kämpfen ihn nie verließ, ſo wird er auch jetzt, durchflammt von dem heiligen Lichte der Wahrheit, die Ketten zerbrechen, womit Rom Deutſchland und ſeine Kaiſer in ſchimpflicher Unterwürfigkeit gefeſſelt hielt —

Kennt Ihr die neue Lehre? fragte der Kaiſer, Sickingen beobachtend.

Eine neue Lehre iſt es nicht, gnädigſter Herr! — erwiederte Sickingen mit Wärme — es iſt die Lehre der Kirchenväter, ehe Prieſterſatzung die einfache Reinheit durch Gebräuche und Decretalien ſo entſtellte, daß man den kindlich-einfachen Sinn der Apoſtel in ihr nicht mehr erkennt. Sie iſt zu der Einfachheit des erſten Chriſtenthums zurückgekehrt und geht mit der Vernunft Hand in Hand. Darum verſteht ſie auch zugleich den Geiſt zu erheben und das Herz zu erwärmen.

Nur weiter! ſagte der Kaiſer, da Sickingen ſchwieg.

Mit einem Worte, gnädigſter Herr! kann ich ſie Euch ſchildern, — fuhr Sickingen fort, den des Kaiſers ernſter Blick zur Mäßigung und Vorſicht mahnte, — ſie erkennt Gott allein für untrüglich!

Ich glaube Euch ſattſam zu verſtehen, — unterbrach ihn der Kaiſer; er ſchien nachdenkend zu werden, und es trat eine lange Stille ein, während welcher Sickingen den Kaiſer genau beobachtete. Dann erhob ſich plötzlich der junge Monarch, ſah zu dem hohen Bogenfenſter hinaus, als ob dort irgend Etwas ſeine Aufmerkſamkeit feſſele, und wandte ſich dann ſchnell zu dem Ritter: Ihr waret früher mit Worms in Fehde begriffen? fragte er ihn, ganz von dem vorigen Geſpräche ablenkend.

Ja, Majeſtät! erwiederte Sickingen, nicht wenig von dieſer ſo abweichenden Frage befremdet.

Der Hauptgrund dieſer Fehde war ein gewiſſer Balthaſar Slör, der noch in Eurem Dienſte iſt?

Der Ritter bejahete es.

Er hat eine Tochter, ſie ſoll eine ſchöne, holde Jungfrau ſeyn? — Des Kaiſers Auge ruhte, indem er dieß ſagte, forſchend auf Sickingen. — Einer Eurer Söhne ſoll das Mädchen lieben. Iſt dem ſo? fragte der Kaiſer.

Majeſtät! — erwiederte Sickingen mit Würde — über die Angelegenheiten des deutſchen Reiches hielt ich es für Pflicht, meinem Herrn Rechenſchaft zu geben; die Angelegenheiten des Hauſes gehören aber nur vor den Richterſtuhl des Hausherrn.

Ihr habt mich mißverſtanden, — unterbrach ihn der Kaiſer lächelnd — ich meine es gut und bedarf nicht weiter in dieſer Sache unterrichtet zu ſeyn; ich weiß Alles genau, weiß, wie ſehr Ihr dem Mädchen gewogen ſeyd, wie ſehr Ihr Euren Sohn liebt und dieſer Neigung keine Hinderniſſe in den Weg legen würdet, wenn nicht der Stand ſie unmöglich machte. Ich habe dieß Hinderniß aus dem Wege zu räumen geſucht, die Jungfrau zum adeligen Fräulein erhoben, und dem Kanzler aufgetragen, Euch die Ausfertigung einzuhändigen.

Mein gnädigſter Herr und Kaiſer möge mir verzeihen, — erwiederte Sickingen, ſich verneigend, — wenn ich, zwar ſeine milde Abſicht erkennend, dennoch die mir zugedachte Gnade zurückweiſen muß. Meines Geheimſchreibers Tochter kann nie meines Sohnes Gattin werden, und wenn Eurer Majeſtät Gnade ſie zur Fürſtin erhöbe!

Franziskus von Sickingen! — ſagte der Kaiſer ernſt — ich glaubte in Euch einen vorurtheilfreien Mann zu finden, und ich ſehe, das Licht, welches ſich, wie Ihr mir ſagtet, über ganz Deutſchland verbreitet hat, iſt noch nicht bis dahin gedrungen, in das innere Leben hat es ſeine Strahlen noch nicht geworfen.

Wohl möglich! — erwiederte Sickingen unbefangen — Die alten Vorurtheile vererbten ſich ſeit Jahrhunderten vom Vater auf den Sohn —

Auch der Glaube! fiel ihm der Kaiſer in die Rede.

Dieſes Wort überraſchte Sickingen; es war ein trauriges Licht in die Zukunft, es umdüſterte das ſchöne Morgenroth einer freundlichen Hoffnung, das er vom Throne ausgehend ſchon erblickt zu haben glaubte. Sein Auge ruhte ſchmerzvoll auf dem Kaiſer, es mußte den Kummer getäuſchter Hoffnung deutlich ausſprechen, denn Karl der Fünfte lenkte mit freundlichem Tone ein und ſagte: Laßt Euch durch mein Wort nicht irre machen und grübelt nicht weiter darüber nach.

Seit Jahrhunderten hat ſich dieß Vorurtheil erhalten, — fuhr Sickingen aufgeregt fort — und ſo wie ein adelig Fräulein Eurer Majeſtät Thron nicht zieren, ihre Kinder ihn nicht beſteigen könnten, ſo darf auch bei dem Edlen die Tochter eines Bürgers ſeinen Stammbaum nicht beflecken! Die Vernunft ſtreitet dagegen, aber die Zeit iſt noch nicht gekommen, wo ſie ihr Recht wird geltend machen können. Eine Welt ohne Vorurtheile, wo nur die Vernunft Herrſcherin wäre, wär' eine ſchöne Welt — aber nicht Fürſten, nicht Edle fänden ihren Platz darin; deshalb erlaube Eure Majeſtät, daß ich, dieſem Vorurtheile anhängend, Ihre Gnade nicht annehmen kann, wenigſtens nicht für die Gattin meines Sohnes.

Der junge, ein und zwanzigjährige Monarch ſchien von dieſer kühnen Weigerung überraſcht, ſelbſt ſeine ſtets bedachtſame Ruhe hätte ihn in dieſem Augenblicke bald verlaſſen; er, der mit dem feſten Willen nach Deutſchland gekommen war, den ſtolzen, nach Unabhängigkeit ſtrebenden Sinn der deutſchen Fürſten zu beugen und ſie ſeinen ſpaniſchen Granden gleich zu ſtellen, ſtieß hier auf einen ſchlichten Edelmann, der ſeine dargebotene Gnade mit faſt kecken Worten ausſchlug. Aber nicht

nicht lange dauerte die Ueberraſchung. — Wie es Euch gut dünkt, — ſagte er huldvoll zum Ritter — Ihr werdet meine wohlwollende Abſicht, Euch gefällig zu ſeyn, nicht verkannt haben, und es wird ſich mir wohl eine andere Gelegenheit darbieten, wo Euch meine Gnade angenehmer ſeyn wird als hier.

Dieſe Gelegenheit bietet ſich Eurer Majeſtät ſchon jetzt an, — erwiederte Sickingen. — Einer meiner Freunde, der Ritter Götz von Berlichingen, ward gegen Recht und Kriegsgebrauch von dem ſchwäbiſchen Bunde gefangen, und ſitzt in Heilbronn in Haft. Ein Wort kaiſerlicher Majeſtät, und er iſt frei.

Götz von Berlichingen? — wiederholte Kaiſer Karl nachſinnend — Iſt das nicht der Ritter mit der eiſernen Hand, der Landfriedenſtörer? fragte er dann.

Ja, Majeſtät! — antwortete Sickingen — Es iſt der Ritter mit der eiſernen Hand, für den ich bittend vor Eurer Majeſtät ſtehe.

Es ſoll ein unruhiger, gefährlicher Mann ſeyn, — nahm der Kaiſer ſchnell das Wort — Fürſten und Städten gefährlich.

Wie könnte dieß ein armer Ritter! entgegnete Sickingen lächelnd.

Durch Geiſt und Muth vermag auch der Einzelne oft viel! — ſagte der Kaiſer, Sickingen mit durchdringendem Blick anſchauend.

Und deshalb bitt' ich meinen gnädigſten Kaiſer, dieſen Mann ſeinem Dienſt zu erhalten. Ein Wort Eurer Majeſtät —

Habt Ihr nichts für Euch zu bitten? fiel ihm der Kaiſer in die Rede.

Für mich trete ich nie bittend an die Stufen des Thrones, — erwiederte Sickingen beſcheiden, doch mit Würde, — verdien' ich die Gnade meines Herrn, wird ſie mir auch ohnedieß werden.

Seyd deſſen gewiß! — erwiederte der junge Monarch mit Huld, und nehmt einſtweilen meinen Dank für das Bild, welches Ihr mir von Deutſchland mit Freimüthigkeit entworfen habt; Chièvres wird das Weitere mit Euch unterhandeln — Gehabt Euch wohl!

Sickingen verließ den Kaiſer, unzufrieden mit einer Unterredung, von der er ſich ſo viel verſprochen hatte. Nicht ein zutrauliches Wort hatte ihm der Monarch geſagt; was er für ihn gethan, nur im Allgemeinen berührt und des Dankes auf eine Weiſe erwähnt, als ob pflichtſchuldige, nicht freiwillige Dienſte damit abgelohnt würden, und der Herr dem Diener ſie bezahlte. Am meiſten ſchien ihn des Kaiſers Aeußerung über die neue Lehre zu befremden. Er hatte gehofft, in ihm einen rüſtigen, bereitwilligen Streiter gegen Rom zu finden, und er mußte bemerken, daß höchſtens nur die Politik den Kaiſer gegen den Papſt, nie gegen den Geiſt Roms führen könne.

Noch mit dieſen Gedanken beſchäftigt, verfügte ſich Sickingen zu Chièvres. Dieſer ehemalige Hofmeiſter, jetzt Günſtling des Kaiſers, empfing ihn verbindlich; was Kaiſer Karl nur oberflächlich berührt hatte, ſeine Dienſte während der Kaiſerwahl, hob er im glänzendſten Lichte heraus, ſuchte Alles hervor, des Ritters Eitelkeit zu ſchmeicheln, und war verwundert, daß der Mann, der mit ſo viel Gewandtheit die Sache ſeines Herrn geführt, ſo kalt, ſo wenig ſchmiegſam und theilnehmend ſeine ſchönen Reden anhörte und auf alles dieß nur die wenigen Worte erwiederte: Was ich that, Herr, glaubte ich für das Wohl meines Vaterlandes zu thun!

Nun ging der kaiſerliche Miniſter in die einzelnen Punkte über. Zuerſt berührte er die Summe von zwanzigtauſend Goldgulden, welche Sickingen dem Kaiſer vorgeſtreckt und die der Monarch im jetzigen Augenblick nicht wieder zu erſtatten vermögend war. Er verſprach auf nächſter Frankfurter Meſſe Zahlung und bis dahin Pfand zu ſtellen. Sickingen ſchlug zu Chièvres Verwunderung das Pfand aus und war mit dem Zahlungtermine zufrieden. Nun überreichte der Miniſter mit wichtiger Miene dem Ritter das kaiſerliche Diplom, was ihn und ſeine Nachkommen zu Reichsgrafen ernannte.

Werther Herr! — erwiederte Sickingen, ihm das Diplom zurückgebend, — ich habe drei Söhne, von denen, wenn Gott mir meine Habe läßt, ein Jeder nach meinem Tode ſeine feſte Burg und ſein ſpärlich Auskommen finden wird, um als ein freier Herr leben zu können, ohne von einer Fürſtentafel zehren zu müſſen. Wäre ich Graf, ſo reichte mein Hab' und Gut für meine Kinder nicht hin. So will ich denn lieber ein reicher Freiherr ſeyn, als ein armer Graf werden, und mir des Kaiſers Huld aufſparen, bis ich mir durch ſeine

Gnad' eine Grafſchaft erworben habe. Dem Ritter Franziſkus folgen überdieß zu ſeinem Heereszuge ſo manche Grafen mit ihrem Panner, daß, wenn er ſeine Fahne mit den fünf Schneeballen aufrollt, er die Grafenkrone darauf nicht vermißt; deshalb gelüſtet mich nicht nach ſolchem Titel.

Wollt Ihr Euch ganz von Eurem Herrn entfernen? — unterbrach ihn Chièvres verwundert — Wollt Ihr keine ſeiner angebotenen Gnaden annehmen?

Wenn ſie mir und meinem Herrn nützt, dann mit Freuden! erwiederte Sickingen.

So tretet in ſeine beſonderen Dienſte! — fuhr Chièvres fort — Im Rath wie im Felde könnt Ihr dem Kaiſer nützlich ſeyn, und ich habe den Auftrag, Euch für ſeine Dienſte zu werben.

Dieſen Vorſchlag ging der Ritter ein, und nach manchen Bedenklichkeiten von ſeiner Seite ernannte ihn der Kaiſer zu ſeinem Rathe, Kämmerling und Feldhauptmann, gab ihm das Recht, auf kaiſerliche Koſten zwanzig Küraßreiter und vierzig Einſpänner (Arkebuſierer) zu ſeiner Leibwacht zu halten, mit denen er gegen Jedermann, mit Ausnahme der Herzoge von Lothringen und von

Bouillon, dem Kaiſer zu Hülfe ziehen mußte. Ueberdieß verſprach ihm der Kaiſer für ſeine Perſon einen Jahrgehalt von dreitauſend Brabanter Gulden, für jeden Küraßreiter monatlich funfzehn, für jeden Einſpänner ſieben und einen halben Gulden, ſo daß der ganze Gehalt jährlich zehntauſend zweihundert Gulden betrug; eine bedeutende Summe für dieſe Zeit.

In den wenigen Tagen, während deren ſich Sickingen noch am Hoflager zu Aachen aufhielt, hatte er keine Gelegenheit mehr, den Kaiſer allein zu ſprechen; er reiſ'te deshalb bald nach der Ebernburg zurück, wo er ſeine Freunde um ſich verſammelte, die ſo wenig, wie er, aus den Aeußerungen des Kaiſers auf eine frohe Zukunft ſchließen konnten.

Gedruckt bei A. W. Schade in Berlin.

Sämmtliche Schriften

von

A. von Tromlitz.

Zwölftes Bändchen.

Franz von Sickingen und ſeine Zeitgenoſſen.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1830.

Franz von Sickingen
und
ſeine Zeitgenoſſen,

von

A. von Tromlitz.

Vierte Abtheilung.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1830.

I.

Georg hatte während des Vaters Abweſenheit ſeine Zeit thätig verwendet, die ihm beſtimmte Anzahl Reiſige geworben und das Nöthige zu ſeinem Zuge nach Preußen geordnet. Durch Ottilie's, auch durch Margarethe's Bitten bewogen, war er nicht nach dem Hornberg gekommen; er hatte, ſo ſchwer es auch ſeinem leidenſchaftlichen Herzen wurde, die Kraft, der Sehnſucht zu widerſtehen. Ottilie's ruhige Ueberlegung hielt auch ſchon jetzt Trennung für das einzige Rettungmittel, Margarethe bis zu Georgs Wiederkehr vor einem traurigen Schickſale zu bewahren; ſie hatte dieſer ihre Anſichten mitgetheilt, und die Unglückliche bewogen, ſelbſt den Gatten zu bitten, fern von ihr auf der Ebernburg zu bleiben. Dort war Philipp Wohlgemuth wieder eingetroffen, und feſter als je ſchlang ſich das Band der Freundſchaft um ihn und Georg. Philipp ahnete, was geſchehen war; er war deſſen faſt gewiß, und da er wohl fühlte, daß Georg es ihm nicht vertraue, damit er im ſchlimmſten Falle kein Geheimniß zu bewahren habe, kettete ihn dieſe zarte Fürſorge nur noch ſtärker an Georg, und er war auch jetzt noch mit Freuden der Liebesbote ſeines Freundes.

Als er in dieſer Zeit das erſte Mal von der Ebernburg nach dem Hornberge zog, den Frauen Botſchaft zu bringen, ward es ihm doch ſonderbar zu Muthe, als er den alten Wartthurm aus dem dichten Walde hervorragen ſah. Alle Erinnerungen, jedes unterdrückte Gefühl wurde in ihm wach. Wie eine Heilige, die Glorie um ihr ſanftgelocktes Haar, hatte Margarethe Slör bisher vor ſeinem Blicke geſtanden, und ſelbſt in den Momenten ruhigerer Beſonnenheit, wo der Schwung ſeiner Phantaſie ſich nicht von dem Irdiſchen entfernte, war ſie ihm als das Urbild einer züchtigen Jungfrau erſchienen, und jetzt — führte ſie ihm ſeine Phantaſie auch noch herrlich und ſchön entgegen, ſchmückte aller irdiſcher Liebreiz ihr liebliches Bild — ſo ſtrahlte ihm doch der goldene Himmelsſchein, der ſie ſonſt umgab, nicht mehr; aus dem ſeelenvollen Auge nicht mehr der milde, unſchuldvolle jungfräuliche Blick entgegen, und trauernd ſenkte ſich ſein Haupt, den goldenen Saiten entſank die Hand, und ihr, die er ſonſt mit glühenden Farben geſchildert, mit Wonnetönen begrüßt hatte, nahte er ſich jetzt ehrfurchtvoll; den Nimbus glaubte er verloſchen, die Poeſie ſchien ihr Recht an ihr verloren zu haben. Mit dieſen Empfindungen ritt er, von einem andern Bilde begleitet, den ſteilen Berg hinauf.

Mit klopfendem Herzen trat er in die Burg, wo er die beiden Frauen am Stickrahmen beſchäftigt fand. Ohne es zu wagen, Margarethe anzublicken, überreichte er Ottilie ein Schreiben ihres Bruders, und erſt, als Margarethe fragte: „Und mir habt Ihr nichts zu geben, Herr Wohlgemuth?“ wandte er den Blick nach ihr, und ſtaunend ruhte er lange auf dieſem himmliſchen Antlitze. Noch ſah er die Glorie um ihr Haupt, noch ſtrahlte ihm das Bild der zarten Jungfrau entgegen; eine bleiche Roſe, nicht mehr in Gluth getaucht, aber um deſto heiliger, reiner, ſchien ſie das gebeugte Haupt nach ihm zu erheben. Der Nebel, den er vor ſeiner Sonne zu ſehen glaubte, hatte ſich getheilt; ſie ſtrahlte ihm freundlich entgegen, denn noch blickte das Heiligſte der Welt aus dieſen Augenſternen, noch ſchwebte der milde Zug ſanfter Weiblichkeit um dieſe Lippen. —

Und habt Ihr mir nichts zu geben? — wiederholte Margarethe, von dem flammenden Blick des Sängers betroffen. — Sendet mir Georg nichts durch Euch?

Er ſendet Euch Brief und Gruß! erwiederte Philipp, und ſchien ſich erſt jetzt ſeines Auftrages zu beſinnen — überreichte ihr den Brief, den ſie haſtig erbrach und durchlas.

Ottilie nahm indeſſen den Sänger bei Seite, erkundigte ſich nach Allem, was auf der Ebernburg ſeitdem vorgefallen war, führte das Geſpräch auf ſo Manches, um ſich zu überzeugen, ob Georg Philipp in ſein Geheimniß eingeweiht habe, und da ſie ſich überzeugt glaubte, er wiſſe nichts, eilte ſie, Margarethe zu warnen, ſich gegen den Sänger nicht zu verrathen.

Philipp verließ nun die Frauen, um Rebinger aufzuſuchen. Er fand den Alten in ſeinem Kämmerchen, das er jetzt nur ſelten verließ, einſam ſitzen. Die Unruhe, die ihn von Burg zu Burg und auch nach Hornberg getrieben hatte, war ſchwächer geworden. Der Rappe ruhte im Stalle und der treue Richard ſchlief ſorglos zu den Füßen ſeines Herrn. Der Alte ſchien ſich in ſeiner Einſamkeit und bei den Frauen zu gefallen, die auch viel zu ſeiner Aufheiterung beitrugen. Philipp fand ihn daher heiterer, als er erwartet hatte; auch erkannte er den Sänger ſogleich und freute ſich, ihn wieder zu ſehen.

Zieht Ihr bald wieder heim? fragte der Alte.

Schon morgen verlaſſe ich die Burg! erwiederte Philipp.

Und welchen Weg nehmt Ihr? fragte Redinger ſchnell.

Wollt Ihr vielleicht mit mir ziehen, Herr? — fragte Philipp — ſo wollte ich wohl den Weg über Aſchaffenburg nehmen; iſt wenig um, und Euch zu Liebe —

Ueber Aſchaffenburg? — brummte der Alte in ſich — ſtand von ſeinem Lehnſtuhle auf und ſchritt in dem kleinen Zimmer einige Mal auf und ab; dann ergriff er den Helm, der in einer Ecke des Zimmers lag, beſah ihn und ſchüttelte den Staub von den halb vermoderten ſchwarzen Federn. — Iſt der Kurfürſt in Mainz? fragte er dann ſchnell.

Er iſt in Aachen beim Krönungsfeſte — ſie iſt in Aſchaffenburg allein! antwortete der Sänger.

Sie iſt dort! — ſagte er wehmüthig — Iſt allein dort? — Da ließ mich vielleicht der Schildhalter über den Fluß. — Ich ziehe morgen mit Euch, Meiſter Philipp! ſagte er plötzlich; dann begann er emſig den Roſt von ſeinem Helme zu putzen, den Harniſch von der Wand zu nehmen, und ſchien mit freudigem Herzen ſeine Rüſtung zu ordnen, als ob er ohne ſie die kurze Reiſe nicht beginnen könnte.

Philipp ſah dem Alten ſtaunend zu, deſſen Geſicht bei Jedem, was er vornahm, ausdruckvoller und lebendiger wurde; bald glühte ſein Auge und ſah lebhaft umher, bald umzog es wieder Trauer; — dann legte er, was er eben in der Hand hielt, ſtill vor ſich und ſtarrte wie bewußtlos darauf hin.

Der Sänger unterbrach die Beſchäftigung ſeines Geiſtes mit keinem Laut, und freute ſich, als er ſah, wie nach und nach die Heiterkeit immer mehr die Oberhand gewann und die Züge des alten Mannes immer belebter und freundlicher wurden.

Jetzt ergriff Redinger ſein Schwert, hob es in die Höhe und drückte es mit Inbrunſt an ſeine Lippen.

Du haſt mich doch noch nicht verlaſſen, theures Erbtheil meiner Väter! — rief er aus — Selbſt mein gutes Weib ging mir zur Wohnung der Ruhe voran und ließ mich hier zurück; du aber bliebſt mir treu zur Seite — wenn Alle, wenn auch mein Kind mich verließ! — Er legte nun das Schwert neben den Helm. — Ich werde ſie wiederſehen! rief er freudig und verklärt; ſein Blick traf Philipp, deſſen Auge theilnehmend, aber traurig auf dem unglücklichen Alten ruhte.

Junger Mann! — ſagte er nun, ſich zu Philipp wendend, — Ihr beklagt mich, zürnt mir, daß ich mich der Wehmuth überlaſſe, ſtatt dem Zorne. O, Ihr kennt nicht das tiefe, alles überwiegende Gefühl der Vaterliebe — Ihr kennt nicht den Schmerz, wenn ein Vaterherz verwundet, von des Kindes eigener Hand verwundet, bricht. Aber auch nicht die Freude, nicht das Himmelsgefühl, das verlorene Theure wieder an ſein Herz drücken zu können. In eines Sängers Bruſt legte Gott die Empfindung nicht ſo tief, als in die Vaterbruſt; da liegt Alles mit unnennbarem Schmerz oder mit unnennbarer Freude. Seht, — ſagte er, ſich ihm traulich nähernd, — es giebt Augenblicke in meinem Leben — ich glaube, es giebt deren viele — da ſteht mein unglückliches, ſchuldbelaſtetes Kind vor mir. Die Hand zuckt mir dann krampfhaft, ich möchte nach dem Richterſchwerte greifen; aber eine leiſe Stimme, als ſey ſie durch Grabesnacht gedrungen, und doch iſt es, als käme ſie vom Himmel, bewegt wunderſam mein Herz, und wenn ich, nach der Stimme lauſchend, mein Auge erhebe, iſt es mir, als ſchwebe der Schatten meines Weibes an mir vorüber, und eine unausſprechliche Sehnſucht ergreift mich nach Mutter und Kind; mein Zorn verſchwindet in Wehmuth, und ich ſtarre dann immer vor mir auf den Fleck, wo der Schatten ſchwebte; ich hoffe, er ſoll wiederkehren — ſich geſtalten, mit mir ſprechen! Er kehrt nicht wieder, geſtaltet ſich nicht; die Stimme iſt verhallt, nur meine Sehnſucht iſt geblieben! — Sein Auge ſah bei dieſen Worten, wie feſtgebannt, auf eine Stelle, — es ſchien, dort ſey ihm der Schatten verſchwunden, denn reglos ſtierte er nach ihr hin, und erſt nach manchen vergeblichen Verſuchen gelang es Philipp, ihn aus ſeinen Träumen zu wecken.

Iſt doch die kurze Pilgerfahrt des Menſchen ſo freudeleer! — ſagte der Sänger, als er den Alten verlaſſen und in der Abenddämmerung den Berg hinab ging. — Schnell vorüberziehende Freuden und ewig bleibender Schmerz begleiten ihn! Von dem Morgenroth bis zur ſcheidenden Abendgluth — von der Wiege bis zum Grabe, wie ſelten lächelt das Glück, und wie ſchnell iſt das Lächeln verſchwunden! — Das geliebte Weib ging ihm voran; er drückte die Tochter feſt an ſeine Bruſt, daß der Tod ſie ihm nicht auch entführen ſolle; der Tod bleibt fern, das friſche, roſige Leben reißt ſie von der Vaterbruſt, und doch liebt er ſie mit unausſprechlicher Liebe, überwindet den Stolz, übertäubt den Weheruf der Schuld und drückt die Gefallene an ſein Herz, als ſey ſie ſchuldlos und rein! Kein Lebensquell wallt dem Menſchen ohne bittere Tropfen! Dem Glücklichen füllte das Schickſal wohl einen Freudenbecher, aber an ſeinem Rande hängen die Tropfen Wermuth; er muß ſie mit dem erquickenden Trank hinunter ſchlürfen und ſeinen Lebenswein ſich verbittern

Dem Unglücklichen füllt es den Becher bis zum Rande mit Wermuth, und die einzelnen Perlen der Freude, die hier und da an dem Becher hängen, verwandeln ſich, ſo wie ſeine Lippe ſie berührt, in Thränen der Wehmuth. — Margarethe! — rief er, denn zu ihr hatten ihn ſeine ernſten Betrachtungen geführt, — armes, unglückliches Weib! Dir reichte das Schickſal den Becher voll Wonne, aber Dir wurden nur die bittern Tropfen am Rande zu Theil; wie es auch enden mag, Dein Herz muß brechen!

Von dieſen ſchmerzvollen Gedanken begleitet, war er den Berg hinabgekommen und trat auf den freien Platz der Kapelle. Nur leiſe Abendlüftchen ſäuſelten durch die Bäume, durch deren wogendes Grün die letzten Strahlen der ſinkenden Sonne brachen und mit ihrem Purpurſchein die Schatten der Dämmerung erhellten. Des Sängers Geiſt, ernſt und feierlich geſtimmt, ward es hier noch mehr; die Stille des Abends, der Anblick der Kapelle, die kleine Hütte des Glöckners, alles wirkte feierlich auf ſein bewegtes Gemüth. Er nahete ſich dem heiligen Orte, um hier im frommen Gebet ſeine Empfindungen zum Himmel zu ſenden, doch wie fühlte er ſich überraſcht, als Margarethe auf ihn zu trat! Ihm war es, als trete die Madonna aus ihrem Tempel ihm entgegen, ſo ergriff ihn dieſe unerwartete Erſcheinung. Als ihn jedoch ihr freundliches: „Willkommen, Philipp!“ die augenblickliche Täuſchung nahm und er die holde Geſtalt mit ihren zarten Formen und das fromme Auge vor ſich ſah, beugte er ſein Knie und ſah ehrfurchtvoll nach ihr auf.

Nicht ſo, Philipp! — ſagte ſie faſt zürnend — laßt die Poeſie aus meinem Leben; nahet mir nicht in Anbetung, nahet mir in Freundſchaft; die Sonne meines Himmels verdunkelt ſich, ſelbſt die magiſche Dämmerung, welche ſich oft ſo reizend über des Lebens Pfade breitet, verdüſtern Wolken, und überall wird es Nacht. Georg zieht bald nach Preußen, in rauhe, unwirthbare Lande, ich bleibe zurück; nur der Freundin Bruſt, des Freundes Hand kann mich dann aufnehmen und aufrecht erhalten! Deshalb, Philipp! fordere ich Euch auf, in dieſer düſtern Zeit mir als Freund nahe zu bleiben, mir als Freund beizuſtehen, wenn Gefahr mir droht. Ich wüßte niemand, dem ich ſo vertraute, wie Euch!

Herrin! rief Philipp glühend.

Nicht dieſen Namen! Warum nennt Ihr mich nicht wie ſonſt, Margarethe?

Darf ich es noch? — fragte der Sänger, ſich vergeſſend, — darf ich Euch noch Margarethe Slör nennen?

Nennt mich nur immer ſo! — erwiederte ſie hoch erröthend — nennt mich nur Margarethe Slör, wie in jenen Tagen auf der Ebernburg!

So weih' ich mich zu Eurem Dienſte durch's ganze Leben! — rief Philipp begeiſtert — ſo ſchwöre ich Euch —

Keinen Schwur! — unterbrach ihn Margarethe — Reicht mir Eure Hand, ihr ſanfter Druck iſt mir mehr als Schwur.

Auch mich bindet der leiſe Druck Eurer Hand feſter an Euch, — ſagte der Jüngling bebend, als ſie ihm ihre Hand entzog, — auch mich bindet dieſer zarte Druck für die Ewigkeit an Euch, Margarethe! — rief er dann plötzlich — das Loos iſt über Euch geworfen. Es war ſchön, aber ſein Glück nur kurz! Euer Ziel habt Ihr erreicht, und doch iſt die Ruhe Euch fern! Auch mein Loos iſt mir endlich geworfen: für Euch hoffnungslos zu leben, für

für Euch mit Freuden zu ſterben. Mein Ziel iſt erreicht und die Ruhe iſt mir wiedergegeben. Von heute an hat ſich mein Leben ſelbſt im Schmerz freudig geſtaltet, denn Margarethe hat dem Sänger ſeine Traumwelt genommen, und die Freundin ihm den Erſatz dafür gereicht! — Nicht wie die Töne der Accorde, die auf den Schwingen der Lüfte, ſich nie zum Liede vereinend, dahin ſchweben, nicht wie meine Gefühle vordem, bald in Sehnſucht trauernd, bald in Hoffnung aufjauchzend, ſind jetzt die Empfindungen meines Herzens; nicht der täuſchenden Sehnſucht, nicht der ſchmeichelnden Hoffnung, der Freundſchaft nur ſchlägt es; in ihr, der treuen, vereinen ſich alle harmoniſchen Töne zu einem einzigen Liede, alle meine Stunden zu ihr geweihten Tagen!

Guter Philipp! — erwiederte Margarethe gerührt — verdien' ich ſo viel Treue?

Ihr?! — rief der Jüngling, und ſein Auge erglänzte, — Ihr?! — Was das Leben Schönes bietet, was der Tod Wünſchenswerthes reicht, iſt noch ein geringes Opfer für Euch —

Ihr tretet in die Phantaſieenwelt zurück, Philipp! erinnerte Margarethe

O laßt mich nur zuweilen in dieſe Welt der Träume zurückkehren! Laßt mich in glühenden Worten, in Bildern die Gefühle meines Herzens ausſprechen. — Hier, — ſagte er, die Hand an ſein Herz legend, — geht dieſe Welt doch nie unter, wenn ſie auch im thätigen Leben der ernſten Wirklichkeit weichen muß. Hier ſteht noch immer Margarethe Slör, wenn dort Georg Sickingens — Geliebte vor meinen Augen ſteht.

Kommt, Philipp! — unterbrach ihn Margarethe, ängſtlich das Geſpräch abbrechend, — kommt zur Burg! Ottilie wird uns erwarten, und — lieber Freund! — fuhr ſie fort, da er ihr ſchweigend folgte, — laßt eine Stimme in Eurem Innern ſchweigen, deren Accorde ſich nie für mich zu einem ergötzenden Liede einen würden! Laßt die Tage der Schwärmerei hinter Euch! Vor Euch mahnt ein ernſtes Leben zu ernſtem, beſonnenem Handeln!

2.

Da, wo die ſchnelle Elſawa ſich bei Hainbuchenthal durch die Forſten des Speſſart nach Hoppach hinunter ſtürzt, zieht ſich eine enge Schlucht, die auf ein grünes Plätzchen führt, den Wintersbacher Berg hinauf. Hohe Buchen und hier und da zerſtreute Fichten umgaben hier drei auf kleinen Hügeln ſtehende Kreuze. Die Sage ging, man habe hier eine Jungfrau in fremder Tracht von dem Bolzen einer Armbruſt durchbohrt gefunden, und wiſſe nicht, wer die That verübt. — Die Freiherren von Fechenbach hatten ſie unter der hohen Buche zwiſchen den Hügeln begraben, und drei Tage darauf waren von einer frommen Seele die drei Kreuze auf den Hügeln errichtet worden. Nach einigen Jahren lud das ſtille, von Menſchentritten nur ſelten beſuchte Plätzchen, mit ſeinem klaren Waſſerquell, einen frommen Klausner ein, ſich hier unfern der Kreuze eine Zelle zu bauen, wohin nun ſeit dieſer Zeit die Frommen der benachbarten Gegend wallfahrteten, um vor einem Bilde der heiligen Cäcilia, was neben dem Grabhügel in einer Niſche ſtand, ihr Gebet zu verrichten.

Selbſt die Räuber des Speſſart ehrten dieſen Ort und den ehrwürdigen Klausner, der nun ſchon dreißig Jahre hier, unter Kaſteiung, ein frommes Leben führte, und eben jetzt vor dem kleinen Altare ſeiner Zelle, ſich geißelnd, lag. Ein heftiges Klopfen ſtörte ihn heute in ſeinen Bußübungen.

Wer klopft noch ſo ſpät bei Nacht?! — rief der Alte aufſpringend — Wer hat ſich um dieſe Zeit noch hierher verirrt?!

Mach' auf, Alter! — antwortete ihm eine Stimme, die er ſchon einmal irgendwo gehört zu haben glaubte.

Er warf die härene Kutte über ſeinen zerfleiſchten Rücken, ergriff ein großes Schwert, was in der Ecke ſeiner Zelle bereit ſtand, zündete die Leuchte an und öffnete nun, nicht ohne Vorſicht, die Thür.

Haſt Du kein Obdach für mein Roß?! — rief ihm ein Geharniſchter mit rauher Stimme entgegen — Möchte das arme Thier in der Herbſtnacht nicht gern hier draußen im rauhen Winde laſſen.

Statt Antwort leuchtete der Klausner dem unbeſcheidenen Frager in's Geſicht, lächelte und ſagte dann gleichmüthig: Für Menſchen hab' ich noch ein Plätzchen in meiner Klauſe, und Ihr werdet mir willkommen ſeyn, Max Redinger! Euer Pferd müßt Ihr aber an eine Fichte binden. — Auch Ihr, junger Fant! — wendete er ſich zu Philipp Wohlgemuth — müßt ein Gleiches thun, und dann tretet ein.

Der alte Redinger war überraſcht, hier ſeinen Namen zu hören; er band ſchweigend ſein Roß an eine junge Fichte, nahm ihm den Zügel ab, ſchüttete ihm Hafer vor, den er ſtets zur Verſorge bei ſich führte, gab dann ſeinem Richard einen Wink, den Rappen zu bewachen, und folgte dem Einſiedler in die Zelle, der ſogleich einen Wandſchrank öffnete, Wein, Brod und Früchte herausholte, dafür ſeine Geißel an deren Stelle legte und nun die beiden Reiſenden zuzulangen bat.

Ehe ich aus einem Becher mit Euch trinke, — ſagte Redinger — muß ich wiſſen, wer Ihr ſeyd, da Ihr mich kennt.

Max! — erwiederte der Klausner — ſetzt Euch und trinkt! Morgen hierüber das Weitere. — Er that einen Schluck aus dem Becher und reichte ihn dem alten Redinger, der auch mit dem Ausrufe: „Alſo morgen?!“ ihn leerte und ſeine Neugierde bezähmt zu haben ſchien.

Aber, Ihr Herren! — begann der Einſiedler — ſagt mir nur, wie kommt Ihr um Mitternacht in dieſe abgelegene Gegend, wo kaum am Tage eines Menſchen Fußtritt zu hören iſt?

Weiß es kaum ſelbſt, ehrwürdiger Herr! — erwiederte Philipp — Wir ſind geſtern vom Neckar weggezogen und wollten nach Aſchaffenburg. Aber ſchon in Amorbach überfiel den Ritter das Heimweh, und ich hatte zu treiben, ihn am Mittag zur Weiterreiſe zu überreden, und als wir an den Main kamen, gelüſtete ihm eine Waſſerfahrt; er ſchwamm mit ſeinem Streitroß, gepanzert wie zur Feldſchlacht, durch den Strom, und ich, meine Laute über dem Kopfe haltend, mußte folgen. So kamen wir, unter ziemlich einſylbigem Geſpräch, nach Klingenberg, und als wir den Ort verlaſſen, lenkte der Ritter rechts in's Gebirge, hörte nicht auf mein Bitten und Vermahnen, jagte bei Eſchbach vorbei, und nun, ohne ein Wort zu reden oder auf den Weg zu achten, ging es durch Feld und Wald, über Bäche und Wieſen, immer in der Mondſcheinnacht vorwärts, und ich, mit meinem ungariſchen Klepper, treulich hinterdrein, bis der ſchwere Rappe nicht weiter wollte und vor Eurer Klauſe ſtill hielt.

Während Philipp dieß erzählte, hatte der Klausner von Decken ein Lager bereitet. Der alte Redinger, der auf des Sängers Rede nicht geachtet zu haben ſchien, war aufgeſtanden, und ging hinaus, noch einmal nach Roß und Hund zu ſehen, trat eben, als Philipp geendet hatte, wieder ein und warf ſich, gerüſtet wie er war, auf das Lager. Nach einem kurzen Gebet, das er murmelte, ſchlief er bald ein.

Der Klausner wies nun dem jungen Manne ſeinen Lehnſtuhl an, die Nacht darauf zuzubringen, machte das Zeichen des heiligen Kreuzes über ihn und entfernte ſich.

Philipp blieb bei dem Scheine eines Lämpchens mit dem Schlafenden allein in der Zelle. — Es war ihm ſchauerlich, und doch konnte er nicht widerſtehen, auch das Lämpchen auszulöſchen, damit es dem Monde allein überlaſſen bliebe, durch die runden Scheiben des kleinen Fenſters die Klauſe zu erleuchten. Die Laute im Arme ſaß er in dem alten, mit Schnitzwerke verzierten Lehnſtuhle und ſchaute umher. — Die Zelle war geräumig, von gezimmertem Holze zuſammengefügt und mit Moos ausgelegt. Der Thüre gegenüber, neben welcher er ſaß, war ein kleiner Altar, auf dem ein einfaches Kruzifix und zwei Leuchter ſtanden. Zwei Schemel, ein hölzerner Tiſch und ein Bret, worauf einige Bücher lagen, war das ganze Hausgeräth, das man hier ſah. Neben dem Altare entdeckte er bei näherer Unterſuchung zwei Thüren, nahte ſich der einen, öffnete ſie und ſtand in einer kleinen Küche, wo Alles ſo ſorgfältig und rein gehalten war, daß man hätte glauben ſollen, eine Frauenhand müſſe hier walten. Die Neugierde trieb ihn nun nach der zweiten, und als er ſie öffnete, traf ein Strahl des Mondes das Bild einer Jungfrau in griechiſcher Tracht, das ſicher von der Hand eines wackern Meiſters gemalt war. Unter dem Bilde hing Schild, Helm und Harniſch vom reinſten Stahl und frei von allem Roſte.

Philipp ſtand ſtaunend vor dem Bilde. Es war ein ſchönes, aber ernſtes Geſicht, das geſcheitelte braune Haar fiel in zwei ſtarken Flechten über die Schultern herab, und über den ſchlanken Hüſten umſchloß eine himmelblaue, mit Silber durchwirkte Binde das einfache weiße Gewand. Ein kleines Kreuz hing um ihren Hals. In der einen Hand ruhte eine Laute, die andere hielt einen zerknickten Lilienſtengel. — Philipp ſah unverwandt auf das Bild; es ſchien ſeine Phantaſie zu beleben. Da jagte der Nachtwind eine Wolke an des Mondes Scheibe vorüber, und nur noch durch ein Halbdunkel blickte die Ernſte auf ihn herab. — Seine Einbildkraft wurde rege; ſich unbewußt griff er in die Saiten ſeiner Laute, und ein ſanfter Accord bebte durch die düſtere Zelle.

Er mußte ſich gewaltſam von dem Bilde losreißen, verließ mit aufgeregtem Gefühl die kleine Kammer und kehrte in den vordern Theil der Klauſe zurück. Hier fand er Max Redinger noch ruhig ſchlafend, als ob kein Kummer, wie ein drückender Alp, auf ihm laſte, und das einförmige Picken des Holzwurms, das Zirpen eines Heimchens hatten ihn ſo wenig als die Lautentöne aufgeweckt. — Philipp warf ſich auf den Lehnſtuhl; er hoffte, an das Bild denkend würde ihn der Schlaf und mit ihm ein freundlicher Traum überraſchen. Aber kein Schlummer wollte ſeine Augen ſchließen; er ſprang auf und eilte hinaus, wo der Mond ſeine Strahlen wieder freundlich über die ſchauerliche Gegend herabſandte.

Hier vernahm er das leiſe Murmeln der Quelle;

er folgte dem freundlichen Rufe, und bald ſtand er an ſeinem mit Waſſerlilien umpflanzten Rande. Freundlich badeten ſich hier die Sterne in ſeinem klaren Waſſer, und das Grün, das ihn umgab, ſchien ein Blumenteppich zu ſeyn, auf welchen die Nacht ihre thauenden Tropfen geſenkt hatte, die nun im Mondlicht im bunten Farbenſpiel funkelten.

Der Sänger ſah ſtaunend um ſich, die hohen Buchen, welche ſich über ihm zum Dome wölbten, der murmelnde Quell, der zu ſeinen Füßen zwiſchen Blumen dahin floß, die dunkle Zelle mit ihrem niedrigen, vom Zauberlicht des Mondes erhellten Thürmchen, riefen ihm jene Sagen aus der Geiſterwelt herbei, wo die Elfen in der Mondſcheinnacht auf thaubenetztem Raſen, bei dem ſanften Flöten der Nachtigall, oder bei dem ſchwermüthig-ſchauerlichen Ruf der Unken, den ſtillen Reigen um ihre Königin tanzten. Aber die drei Kreuze mit ihren langen düſtern Schatten, die ſie über einen grünbemooſ'ten Hügel warfen, dieſe heiligen Symbole verſcheuchten ſchnell die liebliche Feenwelt; denn dieſe mahnenden Zeichen verkündeten eine heilige Stätte, oder eine Stätte, dem Unglück geweiht.

Was ſteht ihr hier, ihr heiligen Wahrzeichen des Chriſtenthumes?! — rief ihnen Philipp zu, und es ſchauderte ihn, als er, ſich nahend, ihren breiten Schatten durchſchritt. — Steht ihr hier dem Frommen zur Freude, oder dem Gottloſen zur warnenden Erinnerung? Werft ihr eure finſtern Schatten über einen Hügel, der ein zerriſſenes Menſchenherz deckt, oder über einen Sitz, von milder Hand dem Müden bereitet? — Dieß vor ſich murmelnd, ſchritt er auf den Hügel zu, auf welchem er ein kleines Kreuz und einen Kranz welker Feldblumen erblickte.

Alſo doch ein Grab? — ſagte er, unwillkürlich zuſammenſchaudernd, — ein Grab, das Mitgefühl mit Kränzen ſchmückt, die, wenn auch von Thränen benetzt, doch bald verwelkten. Sein Auge ruhte theilnehmend auf dieſem Wohnplatze der Ruhe, zu deſſen Füßen er den alten Klausner ſanft entſchlafen ſah. Er ſaß auf der mit einer Bärenhaut bedeckten Erde, ſein ehrwürdiges Haupt lehnte ſich an den Grabhügel, ſein weißer, lockiger Bart wogte im Nachtwinde und ſchien um das Moos des Hügels zu ſpielen; heitere Ruhe breitete ihre Flügel über die ehrwürdige Geſtalt, und wie der Wächter des Grabes ſchien er, ob auch ſein Auge geſchloſſen war, die heilige Stätte zu bewachen.

Schlummere ſanft, ehrwürdiger Greis! — ſagte Philipp leiſe — ſchlummere ſanft, das Morgenroth iſt nicht mehr fern, die Stunde des Erwachens nahe. — Er ſetzte ſich auf das Grab, betrachtete mit inniger Rührung den Alten, ſeine Seele ſchwebte auf Flügeln der Andacht empor, und wohl unbewußt, was er that, griff er ſanft in die Saiten ſeiner Laute, und ſeine Gefühle ſprachen ſich im Liede aus, das jedoch nur leiſe, wie das Fliſtern der Nachtluft, in den Zweigen der Buche dahin ſchwebte.

Weckſt Du mich, Cäcilia? — unterbrach des Klausners Stimme ſein Lied — Du ſchweigſt? — Deine Töne verhallen? und nicht einen Ton Deiner Stimme, nicht einen Laut, der mich ruft, vernehm' ich mehr? —

Philipp ſah ſtaunend auf den Greis, deſſen Auge, während er ſprach, geſchloſſen blieb; aber über ſein ganzes Antlitz verbreitete ſich der Ausdruck ſtiller Freude. Der Jüngling griff, jedoch leiſer noch als vorhin, in die Saiten und ſang ein wehmüthiges Lied.

Ich danke Dir, Cäcilia! — ſagte der Alte, immer noch ſchlummernd, — ich danke Dir. Ach, ſeit langer Zeit habe ich Deine Stimme nicht gehört! — Aber das Lied kenne ich nicht; — auch Deine Stimme wird mir fremd. — Das ſagend erſchloß ſich ſein Auge, ſtarrte Philipp an; dann ſagte er wehmüthig: Sie iſt es nicht! — Ach, nicht einmal den Seufzer des gebrochenen Herzens läßt der Tod hindurch! — Was er mit Erde deckt, iſt für immer dem Leben genommen!

Verzeiht mir, ehrwürdiger Herr! — bat Philipp, als der Greis, auf das Grab geſtützt, ſich ſchweigend erhob, — verzeiht, daß ich Euern Schlummer ſtörte; ich meinte es nicht bös. Anfangs griff ich unwillkürlich in die Saiten, und da mein Lied freundliche Träume herbeizuführen ſchien, wiederholte ich es, und nun ſeyd Ihr erwacht.

Das kümmere Euch nicht, — ſagte der Klausner freundlich — mein Schlaf iſt kurz, ich bedarf ſeiner nur wenig.

Auch kann er hier nicht erquickend ſeyn! — erwiederte Philipp — Unter Sturm und Wetter ſchläft es ſich auf harter Erde nicht ſanft —

Junger Mann! — unterbrach ihn der Greis — überall ſchläft es ſich ſanft, wenn das Herz ruhig ſchlägt. Aber klopft dieß ſtürmiſch, weckt das wachende Gewiſſen die ſchlummernde Erinnerung und geſtaltet ſie ſich zu finſtern Träumen, dann legt Euch auf ſeidene Pfühle, und das müde Auge ſchließt ſich doch nicht, der Schlaf flieht Euch auch dann.

Und ſtören Euch die wilden Beſtien des Waldes nicht? fuhr Philipp fort.

Nein! — erwiederte der Alte — Sey's, daß die Heiligkeit des Orts und das Bild der heiligen Cäcilia, das Ihr in jener Niſche ſehen könnt, die wilden Thiere von dieſem Orte ſcheuchte, ſey es, daß ich ihnen eine zu geringe Beute bin; ſie nahen ſich nicht. Ich höre wohl zuweilen in der Ferne den Eber ſchnauben, den Wolf heulen; es kümmert mich aber nicht. Unter dem Schutze meiner Heiligen, mein Haupt auf dieß Grab gelehnt, ſchlafe ich ſanft, doch iſt mein Schlaf nur kurz, denn auch mich wecken oft Träume, aber ſelten ſind ſie ſo freundlich wie heute, wo Euer Lied ſie hervorrief.

Wen deckt dieſer Hügel? fragte der Sänger.

Der Alte ſchwieg.

Habt Ihr dieſes Grab nicht gegraben? fuhr Philipp fort.

Woher glaubt Ihr, daß ich hier ein müdes Herz zur Ruhe gelegt? — unterbrach ihn der Klausner nicht ohne Heftigkeit — Als ich mir die Hütte bauete, hatte es ſchon mehrere Jahre hier, von den drei Kreuzen umgeben, geſtanden. Die Blende mit dem Cäcilienbilde aber habe ich hierher geſetzt.

Philipp, hierdurch aufmerkſam gemacht, trat zu der Blende und dem Bilde. Der Mond hatte ſich hinter Wolken geborgen, und ſo konnte er es nicht deutlich erkennen, jedoch ſah er ſo viel, daß es dem Bilde in der Hütte glich.

Ehrwürdiger Herr! — fragte er mit zutraulichem Tone — war es die heilige Cäcilia, deren Stimme Ihr im Schlaf zu hören glaubtet, oder war es die Stimme einer Irdiſchen, welche der Heiligen gleicht? — Der Alte ſah ihm forſchend in's Auge. — Ja, Herr! — fuhr Philipp fort — ich will es nicht läugnen, daß mein Vorwitz mich in jenes Kämmerchen führte, wo das Ebenbild der Heiligen die Rüſtung bewacht. Aber ſorgt nicht!

Verſchließt jene Zelle ein Geheimniß, ſoll es auch für mich verſchloſſen bleiben, und ich verlange nicht weiter darnach zu forſchen —

Wer ſeyd Ihr? unterbrach ihn der Klausner.

Ich bin Philipp Wohlgemuth, eines Krämers Sohn aus Nürnberg; Lied und Laute ſind meine Gefährten, und mit ihnen ziehe ich durch die Welt —

Und kommt jetzt? fragte der Alte, wahrſcheinlich, um den jungen Mann von fernerem Forſchen abzulenken.

Von Burg Hornberg, und wollte mit dem Ritter, den Ihr zu kennen ſcheint, nach Aſchaffenburg, und von da weiter nach der Ebernburg ziehen.

Zu Franziskus von Sickingen? fragte der Alte lebhaft.

Zu ihm, oder vielmehr zu ſeinem Sohne Georg! — erwiederte Philipp — Kennt Ihr den Ritter?

Als Knabe habe ich ihn bei ſeinem Vater auf Sickingen geſehen, der, Gott mag ſeiner Seele gnädig ſeyn! ein trauriges, unverdientes Ende nahm — Herr Schweikhardt war ein tapferer Held; der

Sohn

Sohn ſoll ihm hierin gleichen, und überdieß auch ein edler Mann ſeyn.

Das iſt er, bei Gott! — rief Philipp — Aber, ehrwürdiger Herr! der Morgen graut, die Luft weht ſcharf, und der Thau fällt ſchon in Tropfen von den Zweigen auf Euer kahles Haupt nieder. — Kommt in die Klauſe.

Geht nur voran, — ſagte der Alte — während die Sonne ihr Dämmerlicht ſendet, muß ich hier mein ſtilles Gebet verrichten. Stört mich nicht!

Und doch hab' ich noch ein Begehr an Euch, — ſagte Philipp. — Ich muß eilig nach Aſchaffenburg; am Abend kehr' ich wieder zurück. Haltet Max Redinger bis zu meiner Zurückkunft auf und laßt ihn nicht ziehen; er müßte denn mich begleiten wollen.

Der Klausner nickte ihm bejahend und winkte, daß er ſich entfernen möchte.

Als Philipp zur Einſiedelei zurück ging, ſtaunte er nicht wenig, Herrn Redinger ſchon auf und mit den Roſſen beſchäftigt zu finden; er pfiff ein Morgenlied und führte eben ſein Streitroß nach dem Quell, es dort zu tränken. Philipp nahm die Zügel ſeines Kleppers und folgte ihm.

Als ihn Redinger gewahrte, grüßte er ihn freundlich. — Das iſt brav, Philipp! — ſagte er — daß Du für Dein Thier ſorgſt und ihm ſo ſeine treuen Dienſte lohnſt.

Der Morgen bricht an, Herr! — unterbrach ihn Philipp — wollen wir uns nicht zur Abreiſe anſchicken?

Wohin? fragte der Ritter.

Nach Aſchaffenburg! — erwiederte Wohlgemuth Redinger erwiederte nichts. — Wollt Ihr mir nicht dahin folgen? fragte der Jüngling.

Nein! brummte der Alte, führte ſein Roß wieder zur Fichte zurück und begann, immer noch ſein Lied pfeifend, das Thier zu ſtreicheln und ſeinen Hund zu liebkoſen.

Es iſt doch eine ſchöne Sache, — unterbrach Philipp das Schweigen — wenn der Menſch weiß, was er will, und feſten Sinnes iſt und nicht, wie ein ſchwankendes Rohr, von jedem Lüftchen hin und her getrieben wird, — Redinger horchte auf, — wenn ein Krieger feſt und beſtimmt in ſeinem Handeln iſt und man auf ſeinen Entſchluß, wie auf ſein gegebenes Wort bauen kann, —

Schweig! — rief ihm Redinger zu — oder ich hetze meinen Hund auf Dich, daß er Dir die Gurgel zudrückt. Wann hat Max Redinger ſein Wort gebrochen? einen gefaßten Entſchluß aufgegeben? Hat ihn auch die Sehnſucht einmal weich und zum Thoren geſtimmt, hat er ſich doch ſchnell wieder ermannt. Komm, Richard! ſagte er nun zu ſeinem Hunde und ging mit ihm in die Klauſe.

Philipp ordnete indeß das Nöthige zu ſeiner Abreiſe und trat dann in die Hütte, wo er den Klausner in traulichem Geſpräche mit Redinger fand, beide einen kargen Morgenimbiß verzehrend. — Ich danke Euch, ehrwürdiger Herr, für freundliche Aufnahme! — ſagte er zu dem Klausner — gedenkt meiner Bitte! Ihr aber, Herr Redinger, lebt wohl!

Redinger ſah den jungen Mann, der ihm die Hand zum Abſchiede entgegenſtreckte, ſtarr an. — Ihr zieht nach Aſchaffenburg? fragte er dann.

Dahin geht mein Weg; dann nach der Ebernburg! erwiederte Philipp.

Der Alte wurde nachdenkend, ſein Auge ruhte auf dem Boden, ſeine Fauſt ballte ſich krampfhaft, dann riß er den Sänger mit ſich fort aus der

Klauſe. — Siehſt Du mein Kind, Philipp! — raunte er ihm zu, und ſeine Stimme wurde ſanft, — ſo grüße ſie, und ſag' ihr, ich habe ihr nicht geflucht, um ihrer Mutter willen ihr nicht geflucht. Zieh' mit Gott!

Als Philipp ſich auf ſeinen Klepper ſchwang und forttrabte, ſah ihm Redinger noch traurig nach, kehrte in die Hütte zurück und verfiel hier in ſeinen ſtillen Trübſinn.

Der Klausner hatte während des ganzen Tages verſucht, ihn aus dieſer trüben Stimmung zu reißen; es war ihm nicht gelungen. Redinger war es ſelbſt nicht einmal in den Sinn gekommen, den Klausner zu fragen, wer er ſey, und er ſchien es ganz vergeſſen zu haben, daß ihn dieſer geſtern beim Namen genannt, ihn alſo kennen müſſe. Er rührte die Speiſen nicht an, welche der Einſiedler ſelbſt bereitet hatte, ließ den Wein unberührt ſtehen und blieb theilnahmlos, als Nachmittags ein alter terminirender Kloſterbruder kam, mit dem Klausner die milden Gaben, welche derſelbe in der Umgegend geſammelt, zu theilen. Er ſah ſtarr vor ſich hin und nahm keinen Theil an ihrem Geſpräch.

Gegen Abend ſtand er endlich von ſeinem Sitze auf, ging hinaus, beſorgte ſein Roß und ſetzte ſich auf die kleine, von einigen Epheuranken umwölkte Raſenbank. Der Einſiedler war ihm gefolgt und verſuchte immer noch vergeblich Leben und Sprache in ihm aufzuregen. So überraſchte ſie der Abend, als der Einſiedler in der Ferne Reiter ſich nahen hörte. Auch Redinger ſchien es zu vernehmen, denn er horchte auf, und als der Hufſchlag näher kam, ſtand er raſch auf und ging in die Klauſe zurück.

Gleich darauf ſprengte eine Dame in grünem Jagdkleide auf einem prachtvoll geſchmückten weißen Zelter heran; mehrere Frauen und Bewaffnete, auch Philipp Wohlgemuth folgten derſelben. — Es war Urſula, die ſchnell von ihrem Zelter ſprang, ihrem Gefolge ſich zu entfernen befahl und ſich mit dem Sänger dem Klausner nahte.

Iſt der Ritter noch bei Euch? fragte ihn Philipp, während Urſula ſich ehrerbietig vor demſelben neigte.

Ihr werdet ihn dort finden! erwiederte dieſer. — Urſula trat ein.

Da ſtand der Vater vor dem Altare, das lange weiße, vom Gram gebleichte Haar rollte über Helmkragen und Panzer herab. Sein Auge ſah ſtarr auf die Eintretende, ſeine Hand faßte nach dem Kruzifix, und als Urſula, von dem erſten Anblick überraſcht, auf ihn zuſtürzte, hielt er ihr das Kruzifix entgegen, als wolle er ſie mit dem Heiligen von ſich abwehren; ſie umſchlang ſeine Kniee.

Vater! — rief ſie — mein guter Vater! vergebt mir und drückt Euer Kind an Euer Herz! Seyd nicht unverſöhnlich!

Iſt das nicht Urſula's Stimme? — ſagte jetzt der Alte — die Stimme meines Kindes? Schickt ſie Gott, daß ich der reuigen Sünderin vergeben, oder iſt es Satan, daß ich mich von der Sünde verlocken laſſe und meinen Fluch in Segen verwandle? — Steh' auf und rede!

Ja! — ſagte er, ſie aufhebend, und ihr forſchend in's Auge blickend, — es iſt kein Traum, kein Trugbild meines wahnwitzigen Hirns! Es iſt mein Kind, meines Weibes Kind, das ich vor mir ſehe! Es iſt meine Urſula!

Dieß ſagend, ſchloß er ſie in ſeine Arme, betrachtete ſie mit freundlichem Blick, liebkoſete ſie, ſpielte mit ihren Locken, und als ſie: „Vater! mein guter Vater!" ausrief, und ihre Arme ihn umſchloſſen, verklärte ſich ſein Geſicht, und es ſchien, als ſey ein neuer Lichtſtrahl in ſeine Seele gedrungen und habe dort die Finſterniß erhellt.

Das Vatergefühl verdrängte noch immer jede trübe Erinnerung. — Als ob er heute nach langer unfreiwilliger Trennung ſein Kind wieder gefunden habe, ſo froh und glücklich fühlte ſich der alte Mann. Mit zufriedenem Lächeln blickte er auf ſie, ergötzte ſich an ihrer herrlichen Geſtalt, ſchien ſich der friſchen Roſenblüthe, die auf ihren Wangen ſtrahlte, des ſeelenvollen Blickes ihres Auges zu erfreuen, als hätte ſich die liebliche Blume erſt jetzt vor ſeinen Augen entfaltet. Aber nach und nach rief die Erinnerung ihm vergangene Tage zurück. Er ſah ſich in dem kleinen Zimmer auf der Ebernburg an jenem Morgen wieder, wo ihn Urſula verlaſſen; ihre Schuld flog, wie eine düſtere Wolke, ſeinem heitern Himmel vorüber, und der Ausdruck der Freude wandelte ſich auf ſeinem Antlitz zum Ausdruck des Grams.

Was führt Dich hierher, Urſula? fragte er jetzt.

Die Sehnſucht, Euch zu ſehen, Euch zu ſprechen, Vater! erwiederte ſie, ihm ſchmeichelnd.

Und was willſt Du von mir?

Vergebung! ſprach ſie, ihr braungelocktes Haupt ſenkend; aber ihr ſeelenvolles Auge ſah dennoch bittend an ihm auf.

Vergebung? — wiederholte der Vater — Nur der Reue folgt Vergebung.

Urſula ſchwieg.

Nur der büßenden Sünderin vergiebt Gott ihre Schuld! — fuhr der Alte fort — nur ſie hat Theil an ſeiner Barmherzigkeit. Rede! — fuhr er heftig auf — ſprich! Kehrſt Du zu Deinem Vater zurück, um an ſeiner Seite, ſo, als wäreſt Du in klöſterlicher Einſamkeit, fortan das Leben einer Büßenden zu führen? Oder — doch — was frag' ich noch? — Dein Kleid, der Prunk, der Dich umgiebt, ſind Deiner Sünde Zeichen, und ſo lange ſie Dich decken, hat die Reue Dein Herz noch nicht erfaßt!

Ich wollte Euch ſehen, Vater! noch einmal ſehen! — ſagte ſie mit innigem Gefühl — Euch bitten, Ihr möchtet mir erlauben, Eure alten Tage zu verſüßen, Euch pflegen zu dürfen, bis in's Grab.

Das iſt vorbei! antwortete er kalt.

Und weßhalb, mein guter Vater? — fuhr ſie bittend fort — Gegen das Unabänderliche vermag keines Menſchen Macht ſich zu ſtemmen; das Rad der Zeit rollt nie rückwärts, was es mit ſich dahin genommen, bringt es nie wieder.

Ja wohl! — unterbrach er ſie, tief aufſeufzend. — Meines Stammes Ehre, Deine Unſchuld, meine Ruhe — und — wenn ich nicht zuweilen lange und fürchterlich geträumt habe, auch meinen hellen Geiſt nahm es mit ſich und bringt es nun nicht wieder zurück. — Deshalb, Urſula! — ſagte er aufſtehend, und von ſeinem Geſichte war Schmerz und Freude verwiſcht und der kalte Ernſt allein noch ſichtbar, — deshalb wäre es beſſer geweſen, Du wäreſt nicht zu mir gekommen. Du haſt mir zwar einen Augenblick meines bittern Lebens verſüßt, haſt mich noch einmal die Vaterfreude empfinden laſſen; aber der Augenblick mußte ſchnell vorübergehen, und ich fürchte, mein Erwachen iſt ſchrecklicher, als der ernſte Traum, der meine Sinne gefangen hielt. Du biſt dem Verderben geweiht und keine Rückkehr iſt möglich; Dich hat die Sünde umſtrickt, und ſie läßt ihre Beute nicht los! — Zieh' wieder hin, woher Du kamſt! Vergiß in den Armen des Pfaffen, daß Du noch einen Vater haſt! Ich will vergeſſen, daß mein Weib mir eine Tochter gebar. Und nun ſind wir getrennt bis zum Tode! — Naht er mir, — ſagte er bewegt — ſo ſorge, daß ich in die Gruft meiner Väter geſenkt werde; ſie ſteht noch unter den Trümmern meiner Burg unverſehrt. Sollte aber der Tod Dich früher ereilen, ſo will ich auf Deinem Grabe eine Thräne weinen, und was das Leben nicht vermochte, wird dann der Tod können. — Ich will Dir vergeben!

Urſula war tief erſchüttert; ſie wollte ihm zu Füßen ſtürzen, er hielt ſie auf; ſie wollte ſich an ſeine Bruſt ſchmiegen, er wies ſie zurück.

Nicht hier — ſagte er — iſt Dein Platz; hier ruhte ein keuſches, frommes Weib, entweihe dieſe Stelle nicht, an welche Deine Mutter in Freud' und Leid ſich ſchmiegte, beides mit dieſem Herzen zu theilen. Geh', Urſula! Zieh', wenn Du kannſt, in Frieden, und Gott möge Dir gnädig ſeyn!

Von dieſem Augenblick an ſchien er theilnahmlos; keine Bitte, keine Thräne ſeines Kindes rieſen ſein erſtarrtes Gefühl zurück. — Sie hatte gehofft, er werde ihren Bitten nicht widerſtehen, er werde ihr folgen, und ihre Thränen vermochten nicht einmal, ein Wort aus ſeiner gepreßten

Bruſt zu locken. Sie mußte ohne Segen, ohne Vergebung von ihm ſcheiden; er blieb zurück; nur das furchtbar geweckte Bewußtſeyn der Schuld folgte ihr.

3.

An dem nämlichen Tage, an welchem Philipp mit dem alten Rediuger wieder nach der Ebernburg zurückkehrte, traf auch Franz von Sickingen dort ein. Sein erſtes Geſchäft war, die gegen den Hochmeiſter in Preußen, Albrecht von Brandenburg, übernommene Verpflichtung zu erfüllen. Er ließ von den verſchiedenen Orten die zweihundert Reiſige, die er vermöge Vertrags zu ſtellen hatte, zuſammenziehen, muſterte ſie und befahl nun ſeinem Sohne Georg, acht Tage vor Mariä Himmelfahrt mit ihnen nach Halle in Sachſen zu ziehen, wo der Ordens-Comthur, Wolf von Schönberg, mit ſeiner Heerabtheilung ihn erwartete.

Der Ritter hatte während dieſer Anordnungen Georg ſtets beobachtet. Er freuete ſich der ernſten Haltung des Sohnes, der mit Freuden den

Zug anzutreten und ſeine Gedanken ganz von Margarethe abgezogen zu haben ſchien. Nur das wunderte ihn, daß Georg erfreut war, als Philipp Wohlgemuth des Vaters Aufforderung, ihn auf ſeinem Zuge nach Preußen zu begleiten, unter mancherlei Vorwand ablehnte, und Georg dem alten Konrad, der von Nanſtein zurückgekehrt war, daheim zu bleiben befahl. Auf des Vaters desfallſige Vorſtellung antwortete er, daß er wohl, an der Spitze von zweihundert Reiſigen, keines Aufſehers mehr bedürfe. Dieß ſagte er mit ſo beſtimmten Worten, daß der Vater, ſo ſonderbar es ihn auch dünkte, da Georg dem alten Diener ſo gewogen war, die Saiten nicht höher ſtimmen wollte und ihm ſeinen Wunſch gewährte.

Am Vorabend der Abreiſe, als das Abendgebet verrichtet war und Georg von Allen im Hauſe, Freunden und Dienern, herzlichen Abſchied genommen, und beſonders von dem ehrwürdigen Herrn Oekolampadius ſich mit Rührung beurlaubt hatte, und er nun vor dem Schlafzimmer ſeines Vaters ſtand, auch ihm Lebewohl zu ſagen, ſank ihm der Muth; er ſollte, mit ſeinem Geheimniß belaſtet, von dem Vater ziehen, ſollte, in dem Augenblicke der Trennung, dem Manne ſein Herz nicht aufſchließen, deſſen Herz ihm ſtets geöffnet war. Aber die Warnung des alten Konrads, daß es dem Vater ſelbſt lieber ſeyn müſſe, das Geheimniß nicht zu kennen, und Ottilie's Bitten beſtimmten ihn, es auch heute in ſeine Bruſt zu verſchließen; nur fürchtete er, der Vater möge noch einmal das Verſprechen von ihm fordern, nicht nach Hornberg zu ziehen, Margarethe nicht wieder zu ſehen. Ihr Lebewohl zu ſagen, davon hätte ihn keines Menſchen Befehl abhalten können, aber ſein Wort umgehen, den Vater gewiſſermaßen betrügen zu müſſen, dieſer Gedanke war ihm ſchrecklich, und deshalb die Scheu vor dieſer Zuſammenkunft, die für ihn ohnedieß ſo herzergreifend war; denn es war das erſte Mal, daß er ſich auf lange vom Vater trennen, ohne ihn zum Kampf ausziehen ſollte.

Er fand ihn, gedankenvoll und ernſt, auf ſeinem Sorgenſtuhle ſitzend. Auch Sickingen war betrübt, ſeinen Liebling von ſich zu entfernen, und nur des alten Balthaſar Slör dringende Bitte und die Nothwendigkeit, die beiden Liebenden zu trennen, da es noch Zeit war, hatten ihn dazu beſtimmt, auch wohl die Betrachtung, daß er in dieſer Zeit, in welcher er ſich auf größere Dinge bereiten mußte, keine Gelegenheit habe, den kriegeriſchen Geiſt des Jünglings auszubilden. Schweigend reichte er dem Eintretenden die Hand, und aus ſeinem Auge ſtrahlte die ganze Liebe und Vorſorge des Vaterherzens.

Du kommſt, mir Lebewohl zu ſagen, — brach er endlich das Schweigen — und Dein Auge ſagt mir, daß auch Dir die Trennung von dem Vater ſchwer wird, wie mir die Trennung von dem Sohne. Aber wir müſſen ſcheiden; wo die Nothwendigkeit, wo die Vernunſt befiehlt, müſſen alle Wünſche ſchweigen und der Menſch ſeinem Schickſale folgen.

Ich habe Dir wenig zu ſagen, mein Sohn! -- fuhr er fort — meinen Willen, meine Wünſche kennſt Du. Opfere nicht aus Ruhmſucht und in tollem Muthe Deine Kriegsgeſellen; ſpare ſie zu wichtigeren Dingen auf als die Fehde zwiſchen dem Orden und dem Polenkönig. Zeige Dich überall als tapferer Krieger, vergiß aber nie, daß Du Rottmeiſter eines Haufens von zweihundert Reitern biſt und Dein Ueberblick mehr nützt als toller Muth. Sey menſchlich gegen Freund und

Feind; halte ſtrenge Mannszucht, denn läſſeſt Du einmal die Kriegsfurie los, vermagſt Du ſie nicht wieder zu bändigen; und mehr als Alles, vergiß über dem Waffengewühl den heiligen Glauben, die reine Lehre nicht. Frömmigkeit iſt das feſteſte Schild, welches die Seele des Kriegsmannes vor Verderben ſchützt; ein frommer Held iſt dreifach ſtark, denn ihn begleitet Gott, der Glaube und ſein Muth. Und nun, mein Sohn! nachdem ich Dir alles geſagt, was Dir als Ritter zu wiſſen nöthig war, ſpreche ich zu Deinem Herzen. Vergiß Margarethe! Liebſt Du das Mädchen wahrhaft, ſo willſt Du ihr Glück, und Du kannſt ihr keines bieten. „Wahrer Minne — ſo ſangen einſt unſere ſchwäbiſchen Sänger — ward Muth und Kraft, ſich ſelbſt zu beſiegen, ſich mit freudigem Herzen zu opfern.“ Sey auch hier ſtark, und liebſt Du das Mädchen wahr und rein, ſo vergiß ſie und laß es ihr wiſſen, daß Du ſie vergeſſen mußt, damit die ſchwache Dirne nicht an falſcher Hoffnung feſt halte und ihr jeder andere Stab zerknickt, an dem ſie durch's Leben gehen könnte. Liebſt Du ſie nicht wahr und rein, iſt es bloß Sinnenrauſch, ſind es die roſigen Lippen, iſt es das ſchmachtende Auge, dann wäre es Sünde und unedel, wenn Du nicht ihr Bild aus Deinem Herzen riſſeſt, wenn Du die Hand nach der Reinen ausſtreckteſt, ſie zu beflecken. — Er ſchwieg und preßte heftig des Sohnes erfaßte Hand.

Vater! — erwiederte dieſer, und ſeine Bruſt wollte zerſpringen, — Vater! was Ihr mir geſagt, werde ich beherzigen. Ich reiche Euch die Hand, daß ich als Krieger, Eurer Lehren eingedenk, handeln, und, wenn Gott es mir erlaubt, rein, makellos und ehrenvoll zurückkehren werde.

Und reicht Dein Wille nicht weiter, um des Vaters Worte zu beherzigen? fragte Sickingen, als Georg ſchon eine Weile geſchwiegen hatte.

Nur ſo weit meine Kräfte reichen, reicht auch mein Wille! — erwiederte dieſer — Oder verlangt Ihr, ich ſolle Euch mein Wort geben, wenn ich fühle, daß ich es brechen muß? Soll ich an Euch wortbrüchig werden? Nein, Vater! wüßtet Ihr, was mir Pflicht iſt, Ihr könntet wahrlich nicht wünſchen, daß ich Margarethe vergeſſe!

Bei dieſen Worten erblaßte Sickingen, ſah finſter auf den Sohn, dann ſtand er raſch auf, trat an's Fenſter und blickte hinaus in die Abendgluth.

Georg blieb ſchweigend hinter ihm ſtehen und war auf Alles, auf das Schrecklichſte gefaßt; denn er mußte glauben, der Vater habe ſeine Worte verſtanden, ſie richtig gedeutet und das Ungewitter breche nun heran. Aber als der Ritter ſich wieder nach ihm wandte, war das Wetter vorüber und die Abendſonne, welche über des Vaters Antlitz ihre Strahlen warf, ſchien es erhellt zu haben; denn freundlich und mild ſagte er, ganz von dem vorigen Geſpräch abbrechend: Dein Bruder Schweikhardt iſt jetzt mit ſeinem Weibe auf Sikkingen, unſerer Stammburg. Ihr ſeyd nie ſo ganz in Meinung und Neigung vereinigt geweſen, deshalb wünſchte ich, Du zögeſt zu Deinem Bruder und ſagteſt ihm ein Lebewohl; ſolch ein Wort knüpft oft die loſen Bande feſter, und er iſt der Aeltere, das Haupt des Stammes, wenn ich nicht mehr bin. Auch kannſt Du dann in Bretten meinen alten Lehrer, Herrn Reuchlin, beſuchen und ihn von mir grüßen; er ſoll ſich jetzt dort, in ſeiner Geburtſtadt, aufhalten. Bei Fulda wirſt Du Deine Reiſigen wieder einholen, die der Adlersheim bis dahin führen wird. — Nun laß uns ohne viele Worte ſcheiden und zieh' unter Gottes Schutz!

Georg war durch des Vaters Rede überraſcht; er traute kaum ſeinen Ohren, und es ſchien ihm faſt, als ſey der Vorſchlag, nach Sickingen zu gehen, eine Einladung, dem Hornberg nicht vorbei zu ziehen, oder eine Verſuchung. Aber mochte es auch ſeyn, was es wollte, es ſchlug die Stunde der Trennung vom Vaterherzen; ſie war ihm feierlich und übertäubte jedes andere Gefühl. Er ſank an des Vaters Bruſt, ſchloß ihn heftig in ſeine Arme, und als er ſich losgeriſſen, ihm Lebewohl geſagt, wandte er ſich noch einmal. — Vater! — bat er — ſeyd Margarethe's Schutz in jeder Lage ihres Lebens! — Dieß ſagend, verließ er den Trauernden. Der andere Morgen fand ihn ſchon auf dem Wege nach Sickingen.

Dort verweilte Georg nicht lange. Der ruhige, beſonnene Schweikhardt empfing ihn mit brüderlicher Liebe; Georgs jetzt ſo weich geſtimmtes Herz war dem ernſten, oft zu ſtark mahnenden Worte des Bruders geöffnet, und ſie ſchieden in neu erwachter brüderlicher Liebe, die ſich auch treu bis zum Tode bewährte.

Georg eilte nun nach dem Hornberg. Es war ſchon ſpät in der Nacht, als er vor der Burg ankam, und ihn der Voigt, dem er ſich kund that, in der Stille einließ. Als er in ſeinem Gemache ſich allein befand, hielt es ihn dort nicht länger; er ſchlich nach dem Kämmerchen ſeiner Gattin, die Geliebte im ſanften Schlummer zu überraſchen; aber er fand ſie an einer Feldbinde arbeitend, die ſie noch vor ſeinem Zuge nach Preußen beenden wollte.

Freudig überraſcht ſank ſie in ſeine Arme; der nahen Trennung nicht gedenkend, fühlten ſie ſich in der Wonne des Wiederſehens ſo hochbeglückt, daß ſie lange Bruſt an Bruſt ruhten, ohne daß Worte ihre Empfindungen ausgeſprochen hätten. Endlich ermannte ſich Georg.

Ich komme, geliebtes Weib, Dir Lebewohl zu ſagen! — ſprach er — Es iſt eine traurige, ſchmerzliche Pflicht, aber ich muß von hinnen, es iſt unabänderlich. Ich laſſe Dich ſchutzlos und allein zurück, — fuhr er fort — nur meine Schweſter kennt unſer Verhältniß; nur Philipp ſteht, ein ſchwacher Arm, zu Deiner Hülfe bereit. Es bedarf daher des Muthes, meine Geliebte! des feſten, unwandelbaren Muthes.

Ich werde ihn haben, mit Gott! — ich werde ihn bedürfen! — ſagte ſie hoch erröthend, ſich ſanft aus ſeinen Armen windend. — Aber bange nicht um mich; der Engel, der ſich der Hülfloſen annimmt, wird auch mir zur Seite ſtehen und mir erſcheinen!

Ich habe nicht recht gethan, Margarethe! — unterbrach ſie Georg und ſein Geſicht umdüſterte ſich — Ich habe nicht recht gethan, Dich mit meinen Liebeworten zu umſtricken, Dich zu bereden, Dein Schickſal unauflösbar an das meine zu knüpfen. Ich habe Dich elend gemacht; denn was ich Dir bieten kann, iſt ſo wenig gegen das, was ich Dir nehme.

Georg! — erwiederte ſie, und er mußte in ihren Augen einen Himmel offen ſehen, ſo ganz ſprach die Liebe, die überſchwängliche Liebe, aus ihrem Blick. — Georg! Was bedarf ich mehr zu meinem Glück, als das Bewußtſeyn, daß Du mich liebſt? Laß es über und um mich ſtürmen, was kümmert es mich? Iſt doch der Friede in meiner Bruſt, die Ruhe in meinem Herzen! — Als ich Dir zum Altare folgte, ſtand die ernſte Zukunft, nicht verſchönt durch Hoffnung, nicht im Sonnenglanze vor meinem Blicke. Ich legte die düſtern, traurigen Stunden, die mir werden mußten, wohl abwägend, auf die Wage; aber ein Augenblick voll Liebe an Deiner Bruſt wog ſie tauſendfach auf. Deine Treue iſt die einzige Forderung, die ich an das Schickſal mache; nur durch Dich könnte der Stern meines Glückes untergehen. Komme auch, was da will, mich wird nichts entmuthigen, nichts mir den Wunſch erpreſſen, daß das Geſchehene nicht geſchehen ſeyn möchte. Der Gedanke, Du liebſt mich! erhebt mich über jede Gefahr.

Theures, herrliches Weib! rief Georg, ſie an ſich drückend.

Und dann — fuhr ſie fort, und eine Röthe, ſanft und zart, wie ſie die Schaam bei dem Geſtändniß der erſten Liebe auf die Wangen der Jungfrau haucht, umzog ihr Antlitz, — dann hat mir Gott auch einen Engel geſandt, der in des Weibes Bruſt den Muth flößen, in der Mutter Bruſt den Erſatz für Noth und Gram legen wird.

Margarethe! rief Georg, vor Freude und Furcht erbebend.

Ja, mein Geliebter! — lispelte ſie, ſich ſanft an den Gatten ſchmiegend. — Mir ward die ſchönſte der Hoffnungen, ſo ſchön —

Schickſal! Schickſal! — rief Georg heftig, ſie unterbrechend — Soll ich denn auch dieſe Freude nicht ungetrübt genießen? Soll ich beben vor Furcht, ſtatt vor Wonne? — Armes, unglückliches Weib! — So iſt keine Rettung für Dich! —

Georg! — unterbrach ſie ihn mit ernſtem, verweiſendem Blick. — Iſt Dein Muth ſchon dahin? Dein Glaube ſo ſchwach? — Vertraueſt Du ſo wenig der Barmherzigkeit des Vaters im Himmel, ohne deſſen Willen kein Wurm ſich krümmen darf unter dem Fußtritt des ſtolzen Menſchen, und der auch meinem Kinde ein ſchützender Vater ſeyn wird? Oder fürchteſt Du, das Kind, Dir von des Geheimſchreibers Tochter geboren, könne Schande bringen über Dein Haus? — Sieh, auch das Kind ſoll das Geheimniß nicht enthüllen; eher will ich die Schmach auf mich nehmen — will, in den Augen der Welt eine Verworfene, mein Kind auf dem Arme, von Hütte zu Hütte ziehen und dem Mitleid des Bettlers anvertrauen, was ich dem Ritter auf der Ebernburg nicht übergeben würde.

Margarethe! — rief Georg ſtaunend — welche Gedanken! welche Bilder! Kannſt Du glauben, daß ich mein Kind, mein Weib verläugnen würde?

Du mußt, wenn auch nicht verläugnen, ſie doch dem Auge der Welt verbergen, das biſt Du Deinem edlen Vater ſchuldig; vielleicht kommt eine Zeit — doch — laß uns nicht hoffen, nicht fürchten! — Dort über den Sternen waltet ein Gott, auf ihn laß uns vertrauen. Laß uns mit Wonne dem Augenblick entgegen ſehen, wo ich Dir, wenn Du heimkehreſt, und wäre es aus niederer Hütte, mit einem Knaben auf dem Arme entgegen trete und Dich als Vater willkommen heiße. Laß uns mit dieſem freundlichen Blick in die Zukunft das Lebewohl ausſprechen! Hier oder über den Sternen ſehen wir uns wieder!

Bei dieſen Worten übermannte ſie das Gefühl, ſie ſank weinend in des Gatten Arm.

Wahrlich! — rief dieſer — mir hat Gott ein Weib gegeben, edler als alle Jungfrauen meines Vaterlandes, muthiger als Franz von Sickingens Sohn; denn wahrlich, Margarethe! Dein Beiſpiel ſtärkt mich und giebt mir Muth und Vertrauen.

Vertraue Gott und meinem Herzen! — ſagte ſie ſchluchzend — ſo wie ich ihm, dem Vater des Erbarmens, ſo wie ich Deiner Liebe vertraue!

So, mit Muth gegen die Pfeile des Schickſals gewappnet, fand ſie der Morgen. Ottilie gelobte dem Bruder, Margarethe mit Rath und That eine treue Freundin zu ſeyn; ſo ſchied er und ſagte der Geliebten ein ſchmerzliches Lebewohl.

4.

Unterdeſſen hatten ſich die Fürſten in Worms verſammelt, wohin ſie von Kaiſer Karl zum Reichstage beſchieden waren. Ganz Deutſchland hatte ſeine Augen dahin gerichtet; denn hier, auf ſeinem erſten Reichstage, ſollte der junge Kaiſer ſich über ſo manche Angelegenheiten Deutſchlands, am meiſten aber über ſich ſelbſt ausſprechen. Beſonders bangten und hofften die Gemüther, ob er die neue Lehre begünſtigen, oder ihr entgegen treten werde. Franz von Sickingen, der in des Kaiſers Herz, mehr noch in ſeine Politik einen tiefen Blick gethan zu haben glaubte, fürchtete Alles, und beſchied deshalb ſeine treueſten Freunde zu ſich auf die Ebernburg, ſich mit ihnen zu berathen. Aus allen Gegenden zogen die Männer herbei, die mit dem Schwert und der Feder die neue Lehre zu vertheidigen geſonnen waren, und unter ihnen ſtrahlten Ulrich von Hutten und Hartmuth von Kronenberg wie leuchtende Sterne hervor.

In Worms wirkte indeſſen mit römiſcher Gewandtheit der päpſtliche Legat kräftig auf den Kaiſer und die verſammelten Fürſten. Der Hauptzweck ſeiner Unterhandlungen war, Luther vom Reichstage entfernt zu halten und den Kaiſer zu vermögen, auch ohne ihm Gelegenheit zur Vertheidigung zu geben, die Acht über ihn auszuſprechen und ſeine Lehre als ketzeriſch zu verdammen. Jedoch die meiſten deutſchen Fürſten, an ihrer Spitze der Kurfürſt Friedrich von Sachſen und der Landgraf Philipp von Heſſen, ihrer Pflicht und Würde und der Gerechtigkeit eingedenk, ſetzten ſich dagegen; der Kaiſer gab nach, und Luther wurde freies Geleit zur Hin- und Herreiſe zugeſichert.

Sickingen hatte es aus mancherlei Gründen vermieden, ohne beſondere Einladung des Kaiſers, nach Worms zu kommen. Die Wormſer haßten ihn noch aus vergangener Zeit; Albrecht Wohnſams Vater, der längſt die Wohlthaten vergeſſen hatte, die er während der Verbannung aus ſeiner

Vaterſtadt von Sickingen genoſſen, hatte ſeit einiger Zeit, um ſich wieder in die alte Gunſt und das alte Anſehen zu ſetzen, ſeine Mitbürger gegen den Ritter aufgehetzt, und ſie mit Allem bekannt gemacht, was dieſer in jener Fehdezeit Böſes gegen die Stadt im Schilde geführt hatte und vielleicht noch führe. Die Entfernung ſeines Sohnes von der Ebernburg hatte ſeinen Stolz tief gekränkt; ſein plötzliches Verſchwinden, das er nach Albrechts zurückgelaſſenem Schreiben nur dem Sickingen zur Laſt legen konnte, hatten ihn ganz aufgebracht, und er wendete daher all' ſeinen Einfluß an, ſeine Mitbürger dahin zu vermögen, daß ſie den Ritter förmlich bei Kaiſer und Reich anklagen möchten. Allein der Rath fand es nicht an der Zeit, dieß öffentlich zu thun; aber im Geheimen verſuchten ſie Alles, den Ritter bei dem Kaiſer in Ungnade zu bringen, wobei ihnen der päpſtliche Legat und der Kurfürſt Richard von Trier gern behülflich waren.

Sickingen, von Allem wohl unterrichtet, lachte zwar über die ohnmächtige Rache der Wormſer, da er des Kaiſers Pläne nur zu gut kannte, und wußte, wie nothwendig er ihm dabei war, hielt es jedoch nicht rathſam, für ſeine Perſon und ohne die Begleitung ſeiner Anhänger nach Worms zu ziehen. Da aber Luther auf den Reichstag beſchieden und, mit Recht, für ihn Huß's Schickſal zu fürchten war, änderte er ſeinen Entſchluß, und er und ſeine Freunde beſchloſſen, in der Nähe von Worms auf die Schlöſſer ihrer Bekannten und in die befreundeten Städte zu ziehen, damit ſie, im Fall der Noth, zu Luthers Beiſtand bereit wären. An vierhundert vom Adel verſprachen, mit ihren Knechten ſich dort zu ſammeln. Sickingen ging nach Flersheim zu ſeinem Schwiegervater.

Vorher aber hatte noch ein ernſtes Geſpräch zwiſchen ihm und dem alten Konrad ſtatt gefunden. Durch ſo manche Nachricht aus Worms hatte er ſich Albrecht Wohuſams erinnert, den er, mit ſo vielen wichtigeren Dingen beſchäftigt, faſt ganz vergeſſen hatte. Er verlangte nun von ſeinem Diener die Urſache zu wiſſen, weßhalb er Albrecht auf Nanſtein in Verwahrſam gebracht habe; dann ſagte er mit ernſtem Tone: So ſehr ich auch auf Deine Treue und Anhänglichkeit baue und Dir mein Hab' und Gut anvertrauen könnte, möchte ich doch meine Pflicht und die Handhabung der Gerechtigkeit niemand Anderem anvertrauen als mir ſelbſt. Sprich, Konrad! biſt Du überzeugt, feſt überzeugt, daß, wenn ich den Grund kennte, ich Albrecht Wohnſam dennoch gefangen hielte?

Konrad zauderte mit der Antwort.

Dein Zaudern — fuhr Sickingen fort — ſpricht nicht für Dein Benehmen!

Herr! — unterbrach ihn der Diener — ſo feſt, als ich von Euerm ritterlichen, edlen Sinn überzeugt bin, bin ich es auch, daß Ihr, wäret Ihr Konrad, der treue Diener ſeines guten Herrn, eben ſo gehandelt haben würdet als er. Ob Ihr, als der Ritter von Sickingen, das Nämliche gethan hättet, weiß ich nun eben nicht; nur ſo viel aber weiß ich, daß Ihr jetzt den Albrecht ſo lange in Gewahrſam behalten müſſet, als der Kaiſer in Worms und der Reichstag nicht beendet iſt, wenn Ihr Euch nicht des Kaiſers gerechten Unwillen zuziehen wollt. Laßt deshalb den Fant in ſeiner Haft, und mich — laßt ſchweigen!

Sickingen ſah wohl ein, daß, da der erſte Schritt geſchehen war, er jetzt nicht mehr rückgängig zu machen ſey, befahl dem Voigt zu Nanſein, den jungen Wormſer zwar in ſtrenger Haft zu laſſen, ihn jedoch gut zu halten, und, mit ſich und ſeinem Diener unzufrieden, zog er nach Flersheim.

Hier erwartete ihn, mitten in dem Zuſammenfluſſe wichtiger Geſchäfte, noch eine andere häusliche Unannehmlichkeit. Er hatte nämlich ſeinen Geheimſchreiber Balthaſar Slör, trotz der Hinderniſſe, welche ihm die Wormſer in den Weg legten, nach ſeiner Vaterſtadt geſchickt, um dort mit dem Herrn von Chièvres und dem Cardinal von der Mark, die beide dem Kaiſer, als ſeine treueſten Rathgeber, dahin gefolgt waren, und mit mehrern andern Fürſten über ſo Manches zu unterhandeln. Slör, nachdem er alle ſeine Aufträge glücklich beendet hatte, kehrte nach Flersheim zu ſeinem Herrn zurück und legte ihm Rechenſchaft von ſeinen Unterhandlungen ab, worüber der Ritter, ſo wie über ſein gewandtes Benehmen, nur zufrieden ſeyn konnte. Als der Geheimſchreiber am andern Tage dem Ritter eine Denkſchrift überreichte, worin er ſich weitläufig über das, was wohl bei bewandten Umſtänden am räthlichſten zu thun ſey, ausſprach, ging Sickingen nach ſeiner

Truhe, nahm einen Beutel mit funfzig Goldgülden und gab ihn an Slör, mit den freundlichen Worten: Ich weiß, Balthaſar! daß ich mit dieſem Geſchenk Eure wichtigen Dienſte nicht ſattſam lohnen kann, aber wahrlich! wäre ich ein Fürſt, lohnte ich ſie Euch nach Verdienſt. So nehmet dieß Wenige und bleibet mein Freund!

Herr! — erwiederte der Geheimſchreiber, und über ſein Antlitz zog ſich eine flammende Röthe, — ich danke Euch für die Gabe; aber wenn Ihr auch kein Fürſt ſeyd, könnt Ihr mir doch meine Dienſte noch beſſer lohnen.

Redet! — rief Sickingen, auf des Geheimſchreibers Forderung geſpannt, — und wäre Eure Forderung noch ſo groß, wenn ſie nur nicht unbillig iſt und die Gewährung in meiner Macht ſteht, ſo ſey ſie erfüllt!

Fürchtet meine Unbeſcheidenheit nicht, Herr Ritter! — fiel ihm Slör in die Rede — ich fordere nur Gerechtigkeit, fordere nur, daß Ihr mir das wiedergebt, was Ihr mir genommen.

Und was hätte Sickingen ſelbſt ſeinem Feinde widerrechtlich genommen? Was ſollte ich meinem treueſten Diener entzogen haben?

Sein Kind! — erwiederte der Geheimſchreiber ernſt — Es wohnt, getrennt von ſeinem Vater, bei der Edelfrau von Späth; ſein Herz, überdieß von mir abgewendet, verlernt ganz, ſeine Pflicht zu üben, des Vaters Willen zu achten. Es ſieht in Euch, verzeiht dem Vaterherzen dieſe Klage, ſeinen Wohlthäter, den Vater des Geliebten, — in mir einen Tyrann, der ſeiner thörigen Neigung entgegen tritt. Es verſchließt mir ſein Herz, und, von Euch geſchützt, von mir entfernt, außer dem Wirkkreiſe meiner väterlichen Macht, ſpottet es meiner Drohung und beugt ſich nicht vor meinem Willen. Ruft es ab von dem Hornberg, übergebt es mir, daß die Vaterhand ihm, und ſelbſt Euch, zu Nutz und Frommen es leite.

Sickingen war von dieſem Verlangen überraſcht; er ſah ſtaunend auf Slör, der mit kalter Beſonnenheit fortfuhr:

Ihr habt mir in der Zeit der Noth auf der Ebernburg Schutz verliehen, mich, da Alles mich verließ und ich ein Geächteter war, mit meinem Kinde aufgenommen, mir alle Bedürfniſſe des Lebens gereicht und meine geringen Dienſte fürſtlich belohnt, deshalb habe ich mich auch Eurem

Dienſte geweiht. Es gehe Euch wie es wolle, gut oder böſe, Balthaſar Slör wankt nicht von Euch und theilt Euer Mißgeſchick, wie Ihr Euer Glück mit ihm getheilt habt; aber mein Kind verlange ich zurück. Es iſt das Einzige, was ich aus der Verbannung mit hieher brachte, das Einzige, was mein iſt und nicht von Eurer Milde mir kam Der Vater verlangt es zurück in freier Gewalt oder —

Balthaſar! — unterbrach ihn Sickingen — Ihr waret nie ein zärtlicher Vater, wollt ſie zu einer Heirath mit einem undankbaren Buben zwingen, der meinem Sohne verhaßt iſt. Ich gab mein Wort, Margarethe zu ſchützen.

So muß ich, werther Herr! — ſagte der Alte, tief erſchüttert, — ſo ſchwer es mir auch wird, das Wort ausſprechen, das mich von meinem Herrn losreißt: Entlaßt mich, und dann fordere ich mein Kind zurück!

Balthaſar Slör! — entgegnete Sickingen mit Stolz — Eure Tochter ſoll von dem Hornberg zu Euch ziehen; auch ſeyd Ihr meiner Dienſte entlaſſen, wenn Ihr es wünſchet; aber wo Ihr

auch

auch ſeyd, werde ich als Vertheidiger der Unſchuld Margarethe ſchützen, deſſen ſeyd verſichert!

Herr Ritter! — begann der Geheimſchreiber, nachdem er lange geſchwiegen und Sickingen Zeit gelaſſen hatte, ſich zu beſänftigen, — laßt Euch nicht von der Liebe zu Eurem Sohne, von der Liebe zu meinem thörigen Kinde zum Zorne gegen mich hinreißen. Ich ſcheide von Euch, wenn es geſchieden ſeyn ſoll, nur mit ſchwerem Herzen, denn Ihr ſeyd ein edler Mann, waret mir Wohlthäter und ein guter Herr. Aber die Vaterpflicht, die ſich hier mit der Pflicht der Dankbarkeit eint, befiehlt mir, daß ich der unglücklichen, thörigen Neigung ein Ende machen muß —

Wenn es nicht zu ſpät iſt! murmelte der Ritter leiſe vor ſich hin.

Sagt ſelbſt, Herr! — fuhr der Geheimſchreiber fort, der das, was Sickingen geſagt, nicht gehört hatte, — wie ſoll es enden?! Glaubt nicht, daß ich fürchte, Margarethe entginge ein Glück; glaubt nicht, daß ich ſie zum Altar führen will, damit ich ſorglos in die Zukunft blicken kann! Nein! das beſtimmt mich nicht; für mich könnte der Myrtenkranz dereinſt ihr Grab ſchmücken. Aber ſoll ich ihr, als Eures Sohnes Buhlerin, fluchen, oder wollt Ihr ſie als ſein Weib ſegnen? Denn Eines oder das Andere müßte geſchehen! Zu dem Erſten bin ich, zwar nur ein Bürger, doch zu edel, zu ſtolz; zu dem Zweiten iſt mir Ritter Sickingens Ehre zu werth, um aus ſeinem Schreiber ſein Schwäher werden zu wollen. Wißt Ihr, wie es anders enden könnte? — Er hielt inne.

Vor Sickingens Seele traten trübe Gedanken; er ſtand ſchweigend vor dem gebeugten Vater, dann warf er einen Blick gen Himmel, reichte Slör ſeine Rechte, welche dieſer mit Rührung an ſein Herz drückte. — Bleibt mein treuer Diener, — ſprach er — nehmt Euer Kind; verfahrt mit ihm nach Recht, aber mit Milde, darum bitt' ich Euch. Vor Gewaltthat muß ich ſie ſchützen, auch gegen Euch.

Nur das Recht werde ich üben, das Gott dem Vater gab, erwiederte Slör.

Uebt es nicht hart, Balthaſar! — ſagte der Ritter halb bittend, halb drohend. So trennten ſie ſich.

5.

In dieſer Zeit erhielt Sickingen ein Schreiben von ſeinem Gönner, dem Cardinal von der Mark, welcher ihn einlud, in aller Stille nach Worms zu kommen; er glaubte, der Kaiſer wünſche ihn im Geheim zu ſprechen. Sickingen benachrichtigte den Cardinal von dem Tage, wo er eintreffen würde, fand ihn, am Spätabend, wie er es mit ihm verabredet, nebſt einem zahlreichen Gefolge auf der Straße nach Pfedersheim, ſchloß ſich, ohne ihn zu begrüßen, dem Gefolge an und zog, als es ſchon dämmerte, in Worms ein, ohne daß er von Jemand bemerkt wurde.

In des Cardinals Cabinet eingelaſſen, war er erſtaunt, als ihn dieſer verſicherte, daß er die Urſache, weßhalb ihn der Kaiſer zu ſich beſchieden, kaum ahnen könne, und der Monarch ſich mit keiner Sylbe gegen ihn darüber geäußert habe. Er warnte ihn, das, was der Kaiſer mit ihm ſprechen würde, beſonders, wenn es Krieg beträfe, dem Herrn von Chièvres nicht mitzutheilen, und gleich nach gehabter Unterredung, noch in dieſer Nacht, Worms zu verlaſſen, auch gegen Niemand dieſer Unterredung im Allgemeinen zu erwähnen. Zugleich machte er ihm mit dem thörigen Benehmen ſeines Bruders, des Herzogs von Bouillon, bekannt, der, von dem Könige von Frankreich aufgehetzt, ſich der Anordnung des Kaiſers mit gewaffneter Hand widerſetzen zu wollen ſchien und in Frankreich Truppen werbe. Der Cardinal war hierüber untröſtlich, bat Sickingen, den Herzog zur Unterwerfung aufzufordern, was ihm auch der Ritter verſprach, und führte ihn ſelbſt zu dem nahegelegenen biſchöflichen Hofe, wo der Kaiſer ſeine Reſidenz aufgeſchlagen hatte.

Nicht lange brauchte er hier in einem einſamen Zimmer zu warten; denn bald erſchien ein Kämmerer und führte ihn ein.

Karl der Fünfte empfing ihn heute nicht ſo freundlich als in Aachen; es ſchien überhaupt, als ob die Langſamkeit der Berathungen des Reichstages und manche Widerſetzlichkeit der Fürſten ſeine gute Laune geſtört hätten.

Seyd mir willkommen in Worms, Franziskus von Sickingen! — ſagte er, in den Ton ſeiner Stimme mehr Huld legend, als der Ausdruck ſeines Geſichtes verſprach. — Ihr werdet verwundert ſeyn, daß ich Euch ſo insgeheim zu mir beordern ließ; ich that es Euretwegen, denn Ihr habt viel Feinde in hieſiger Stadt und unter den Fürſten.

Meinen Feinden, allergnädigſter Herr! — erwiederte Sickingen — trete ich am liebſten öffentlich unter die Augen.

Auch habe ich noch andere Gründe, die Unterredung mit Euch geheim zu halten. — Frankreich rüſtet ſich und ſchickt mir den König von Navarra und den Herzog von Bouillon auf den Hals; es bleibt hinter dieſen ohnmächtigen Feinden liſtig verborgen und lauert nur auf eine Gelegenheit, hervorzubrechen. Ich muß mich rüſten, und fordere Euch auf, mir dazu behülflich zu ſeyn.

Eure Majeſtät können in dieſem Falle auf mich rechnen, ſelbſt gegen meinen Freund, den Herzog von Bouillon! erwiederte Sickingen.

Ich verlange von Euch, daß Ihr mir vierzehntauſend Knechte und dreitauſend Reiter binnen acht Wochen ſtellt. Seyd Ihr das im Stande?

Die Zeit iſt kurz! — entgegnete Sickingen — doch ich hoffe mit Gott, es zu vollführen.

An Reiterei kann es Euch nicht fehlen! —

fuhr der Kaiſer fort — Wenn Ihr nur die Edelleute mit ihren reiſigen Knechten verſammelt, die hier um Worms herum bei Euern Freunden und Krieggenoſſen liegen, ſo habt Ihr die Reiterei beiſammen.

Sickingen ſchwieg.

Franziskus! — ſagte der Kaiſer, und ſein Blick war feſt und ernſt auf den Ritter geheftet. — Was ſoll das Volk um die Stadt, worin ich den Reichstag halte? Glaubt Ihr meine Perſon in Gefahr? Iſt es mir zum Schutz oder zum Trutz? — Wißt, ich liebe das Kriegvolk nicht, was ohne meinen Befehl ſich verſammelt, am wenigſten in meiner Nähe.

Auch jetzt noch ſchwieg Sickingen. Er wünſchte der beſtimmten Antwort ausweichen zu können; allein der Kaiſer brach das Geſpräch nicht ab.

Ich verlange von Euch, als meinem Diener, Rechenſchaft! — fragte er noch einmal — Verſammelten ſich die Edlen mit ihren Knechten auf Euer Wiſſen und Geheiß?

Ja, Majeſtät! erwiederte Sickingen mit Freimuth.

Und was iſt ihr Zweck? fragte der Kaiſer weiter.

Gnädigſter Herr! — erwiederte Sickingen, und von dieſem Augenblick an glaubte er ſich von Gott berufen, für Glauben und Recht ſprechen zu müſſen. — Wären die Edlen Deutſchlands um Conſtanz gelagert geweſen, als die Prieſter den Scheiterhaufen Huſſens anzündeten, ſo hätte eine Schande weniger die deutſche Nation befleckt, und Kaiſer Sigismund nicht ſein kaiſerlich Wort gebrochen.

Des Kaiſers Geſicht umdüſterte ſich; aber nach kurzer Ueberlegung ſagte er mit anſcheinender Ruhe: Alſo zum Schutz des Auguſtiner-Mönches Martin ſeyd Ihr hier verſammelt? — Viel Mühe um Geringes! — Kennt Ihr ihn?

Nein, Majeſtät! — antwortete Sickingen — Ihn kenne ich nicht von Perſon, wohl aber kenn' ich ſeine Lehre.

Und folgt ihren Satzungen?

Mit Freuden, ſo weit ſie meiner ſchwachen Einſicht nach die rechten und von Gott gegebenen ſind. —

Von Gott iſt nichts, was der Menſch zerſtören kann! — fiel ihm der Kaiſer raſch in die Rede — Ein Wort von mir, und der Auguſtiner-Mönch endet wie Huß auf dem Scheiterhaufen, und mit dem Lehrer iſt die Lehre dahin. Doch da ſey Gott vor, daß ich mein kaiſerliches Wort brechen ſollte!

Dafür wird jeder Deutſche Euch ſegnen! — erwiederte Sickingen — Aber, gnädigſter Herr! verzeiht mir ein kühnes, aber ein wahres Wort. Die Flamme des Scheiterhaufens, auf welchem Luther die Märtyrkrone ſchmücken würde, ſtrahlte, ſich verbreitend, hell über ganz Deutſchland, und wie für jeden Tropfen Blut, der Huß entquollen, Ströme Blutes floſſen, ſo würde es auch hier ſeyn. Es würde Deutſchland gegen Deutſchland zu den Waffen rufen und niemand könnte der Flamme Einhalt thun. Denn was iſt des Menſchen Macht, wenn ſie einem höheren Willen entgegen ſtrebt! Ein Sturm, der die Wellen des Stroms mit ſeinen brauſenden Flügeln zurückzutreiben ſtrebt, — dem Auge nur ſcheint es, die Wellen gehorchten, und flöſſen zurück; aber der Strom zieht ruhig weiter, die Wellen vollenden ihre Bahn und gelangen an's Ziel.

Der Kaiſer lächelte. — Und wenn die Macht der Kirche, wenn weltliche Macht ſich dagegen ſtemmt, glaubt Ihr auch dann, es werde dem Mönche gelingen?

Dem Mönche nicht, aber dem Geiſte der Wahrheit, den er verkündet! — erwiederte Sickingen — Der Same, den er ausgeſtreut, fiel auf fruchtbaren Boden; der Schnee, der in ſtürmiſcher Winternacht die Flur bedeckt, hemmt den Frühling nicht, hervorzubrechen; — jede Saat reift, ſelbſt die der Tod geſäet!

Ihr habt ein großes Vertrauen auf Euern Martinus! — unterbrach ihn der Kaiſer, den das Feuer der Rede Sickingens nicht kalt gelaſſen hatte. — Und auch auf meine Langmuth! ſetzte er mit Nachdruck hinzu.

Ja! — erwiederte Sickingen mit Wärme — ich vertraue der Langmuth, der Weisheit meines gnädigſten Kaiſers, vor dem ich mit dem Glauben ſtehe, ich ſey berufen, ihn im Namen meines Vaterlandes zu mahnen, der Schöpfer einer neuen, ſchönen Zeit für Deutſchland zu ſeyn. — Ein Wort von Euch, und Millionen ſtehen von einem edleren Geiſte belebt um Euern Thron, und Deutſchland hat fortan nur einen Fürſten, nur einen Glauben.

Wie ſoll ich das verſtehen? — fragte der Kaiſer raſch; doch ehe Sickingen noch antworten konnte, ſagte er einlenkend: — Ritter Franziskus! Ich bin König von Hispanien und Neapolis, Herzog von Brabant, und die deutſche Kaiſerkrone, zwar am Glanze die ſtrahlendſte, wiegt doch nur wenig in der Wagſchale meiner Macht. — Ihr habt mich wohl verſtanden?

Sickingen verbeugte ſich bejahend.

Ueberdieß, Ritter! iſt die Saat noch nicht reif, daß man die Früchte erndten und genießen könnte. Nur ſelten bewohnt der Bauherr den Palaſt, den er aufführte; er baut gemeinhin nur für die Nachkommen. Deshalb genüge mir das alte Gebäude, wenn es auch hie und da baufällig iſt; wir wollen daran beſſern!

Sickingen erwiederte nichts; er mochte ſich wohl in dieſem Augenblicke, dem Kaiſer gegenüber, als Menſch groß dünken, da er die Kraft in ſich fühlte, zu ſchaffen, wo Jener nur ſtützen wollte. Ob er aber Karl den Fünften als Kaiſer und König von Spanien tadeln dürfe, ob er auch bei dieſen Worten als ein großer Fürſt vor ihm ſtehe, darüber war er mit ſich nicht einig.

Wenn Ihr reiflich über das nachdenkt, was ich eben ſagte, — fuhr der Kaiſer fort, dem des

Ritters Gedanken wohl nicht entgangen ſeyn konnten, — ſo werdet Ihr fühlen, daß der Kaiſer nicht immer handeln kann, wie Franz von Sickingen, der im ſchlimmſten Fall nur ſich allein für ſeine Meinung opfert.

Gnädigſter Herr! — rief Sickingen mit Feuer — Gedenket der Nachwelt! Der Geiſt, der ſich mit kühnem Fluge über ſein Jahrhundert erhebt, beginnt ſein ſchönſtes Leben nur dann erſt, wenn er dahin iſt; ſein ahnender Geiſt baute für die Zukunft, und ſeinen hohen Flug vermag nur die Nachwelt zu richten! Und ſie wird richten mit ſtrenger, gerechter Wage; wie das Herz der Fürſten die Mitwelt beglückt, ſo wird ihr Geiſt noch der ſpäten Nachwelt angehören, und was ſie Edles für die Menſchheit erſchufen, wird ſegnend Jahrtauſende fortleben. Auch glaubt nicht, mein gnädigſter Herr und Kaiſer! das deutſche Volk ſey noch nicht reif, ein neues Gebäude aufführen zu können. Es wird Stein auf Stein legen, und ſo den Bau beharrlich fortſetzen, bis er vollendet iſt.

Eure Feinde ſagten mir, — nahm der Kaiſer das Wort — Ihr ſtrebtet nach einem Fürſtenhute, und deshalb hättet Ihr auch die Grafenkrone ſtolz ausgeſchlagen. Man irrt ſich in Euch; Ihr ſeyd ein Apoſtel des Volkes, nicht ein Bewerber des Thrones. — Volksgunſt ſcheint für Euch mehr Werth zu haben als ein Fürſtenhut.

Sollte ich die Liebe des deutſchen Volkes verlieren, indem ich mir einen Fürſtenthron erwürbe, ſo möcht' ich ihn nicht. Nur weil ich von ihm herab mehr für mein Vaterland thun, mehr auf Deutſchlands Wohl wirken könnte, könnte er mir wünſchenswerth ſeyn, — ſagte Sickingen.

Alſo iſt er doch ein Ziel Eurer Wünſche? fragte der Kaiſer, den Ritter bei dieſen Worten ſcharf beobachtend.

Warum ſollte er nicht? — erwiederte Sickingen mit Ruhe — Nach Höherem ſtrebt der Menſch, und das iſt ſein ſchönſter Beruf, ſein edelſtes Erbtheil, daß ſeinem Geiſte die Schwinge ward, die ihn ſtets aufwärts trägt. Eurer Majeſtät genügte nicht der Herzogmantel von Burgund, nicht die Krone beider Spanien und von Neapolis, nicht die reichen Goldquellen Indiens, — nach der Kaiſerkrone ſtrebte Euer erhabener Sinn; ſie ſchmückt Euer jugendliches Haupt, und doch glaubt Ihr Euch noch nicht am Ziele!

Ihr ſeyd ſehr freimüthig, Franziskus! faſt zu ſehr, — ſagte Karl der Fünfte lächelnd — doch ich habe es von Euch verlangt, und es iſt mir lieb, daß Ihr es ſeyd!

Wie ſollten auch Fürſten ihr Volk kennen lernen, — erwiederte Sickingen mit Wärme — wenn freimüthige Männer es ihnen nicht zeigten, wie es iſt, nicht wie es durch den Dunſtkreis der Schranzen ihnen erſcheint!

Der Kaiſer ſchwieg; er ſchien das Geſpräch abbrechen zu wollen. Sein Auge ruhete ausdrucksvoll auf dem Manne, der den Muth hatte, ſo zu ihm zu reden. Sickingen ſtand ehrerbietig, aber würdevoll vor ihm; auch ſein Auge war auf den jugendlichen Monarchen geheftet, der, einundzwanzig Jahre alt, ſchon ſo ſehr Herr aller der ſchönen aufſtrebenden Gefühle zu ſeyn ſchien, welche die Jugend ſo leicht aus dem Gleiſe der ruhigen Betrachtung des bedächtigen Handelns führen.

Ritter Sickingen! — begann der Kaiſer — je mehr ich über das nachdenke, was Ihr mir eben geſagt, je mehr mir der ruhige, ſtolze und doch beſcheidene Ausdruck Eures Geſichtes die Verſicherung giebt, eine edle, keine eitle Abſicht ließ Euch ſo vor Eurem Herrn ſprechen, deſto werther werdet Ihr mir. Deshalb auch an Euch ein offenes Wort, zum Zeichen, wie wohl ich es mit Euch meine: Ihr könnt meiner Gnade gewiß ſeyn, ich werde Euch gern die Hand zu dem bieten, wonach Euer aufſtrebender Geiſt ſich ſchwingen möchte; ich werde Eure Dienſte kaiſerlich belohnen, ſo lange Ihr mir und meiner Sache dient. Wankt aber nie aus dieſem Gleiſe, geht nie Euren eignen Weg, tretet nie meinen Entwürfen entgegen, werft Euch nie öffentlich zum Vertheidiger des Volkes, nie zum Verfechter der neuen Lehre auf!

Hat ſie nichts von der Gnade Eurer Majeſtät zu erwarten? fragte Sickingen vorſchnell.

Nichts! entgegnete der Kaiſer, ernſten, finſtern Antlitzes.

So möge ſie Gott ſchützen! rief Sickingen, und auf ſeinem Geſichte ſtrahlte der hohe Muth des Glaubens.

Ritter! — ſagte der Kaiſer, als ob er die letzten Worte nicht gehört habe, — ſorgt nun, daß Euer Kriegshaufe bald geworben wird; ordnet die Sammelplätze ſo, daß Ihr zwiſchen der Moſel und der Saar das Heer zuſammenziehen könnt, und erwartet dann meine ferneren Befehle. — Auch wünſche ich, daß Ihr den Auguſtiner, Martin Luther, nicht ſprächet. Ich muß den Papſt aus manchen Gründen ſchonen. Ihr ſeyd mein Kämmerer und Feldhauptmann, ſeyd als ein Anhänger ſeiner Lehre bekannt; ich darf es nicht zugeben, daß Ihr öffentlich als ſein Anhänger und Vertheidiger erſcheint. Heimlich thut, was Ihr für Recht findet, denn ich ſelbſt mag den Neuerer nicht ganz vernichten; durch ihn feſſ'le ich Rom. Nun lebt wohl! — Er reichte dem Ritter die Hand zum Kuſſe, der ſie mit einem tiefen Seufzer an ſeine Lippen drückte, und ohne auf den Befehl des Kaiſers etwas erwiedert zu haben, das Gemach verließ.

Das iſt ein gefährlicher Menſch, — ſagte der Kaiſer, als der Cardinal von der Mark gleich darauf in's Zimmer trat, — brauchbar und zu großen Dingen fähig; aber an der Spitze eines unruhigen Volkes dem Throne ein furchtbarer Mann! Ich könnte ihn wohl näher zu mir empor ziehen, denn ich bin ihm gewogen; ich fürchte aber, Cardinal, er wird ſich durch ſeine Kühnheit ſelbſt verderben, warnt ihn!

6.

Unzufriedener noch als in Aachen, hatte Sikkingen Karl den Fünften verlaſſen; er fühlte wohl, daß ſeine Hoffnung auf des Kaiſers thätige Mitwirkung vergebens ſey; doch der Gedanke, nur durch ſich allein an's Ziel gelangen zu können, entmuthigte ihn nicht. Er beſchloß, des Kaiſers Gunſt ſo lange als möglich zu ſeinem Zwecke zu benutzen, ihm ein treuer Diener zu ſeyn, wenn es Frankreich und dem Reichsfeinde galt, nie aber zur Unterdrückung des Vaterlandes und ſeines Glaubens die Hand zu bieten.

Er ordnete nun mit gewohnter Thätigkeit das Nöthige zur Stellung des Heeres an, übertrug Sebaſtian Schärtlein von Burtenbach die Werbung des größten Theiles der Lanzknechte, und ſetzte alles in Bereitſchaft, daß er noch, ehe der vom Kaiſer beſtimmte Termin abgelaufen ſey, in's Feld rücken könnte.

Aber mancherlei Sorgen drückten während der Kriegsrüſtung ſein überdieß aufgeregtes Gemüth. Die Nachrichten von Worms betrübten ihn, ſo ſehr ihm auch Luthers ſtandhaftes Benehmen vor

den

den verſammelten Fürſten das Herz mit neuem Muthe belebte. Die Achterklärung, die über den Reformator ausgeſprochen wurde, zeigte ihm des Kaiſers Geſinnung klar, und er war über Luthers Schickſal nicht ohne Sorgen, als er hörte, daß er Worms verlaſſen und auf ſeiner Reiſe aufgehoben worden ſey. Daß es auf Befehl Friedrichs des Weiſen geſchehen, war ihm, wie ſeinen Freunden, damals noch verborgen. Erſt ſpäter beruhigte ihn ein Schreiben, welches er von Spalatin erhielt, über das Schickſal des von ihm ſo hochgeachteten Mannes.

So Manches, ſelbſt in ſeinem häuslichen Leben, traf nun zuſammen, ſein Gemüth unangenehm zu berühren, und die Sorgen für das allgemeine Wohl wurden dadurch eher vermehrt als vermindert, und ſein ſonſt ſo heiterer Geiſt ward trübe geſtimmt.

Am meiſten mochte ihm wohl Margarethe's Schickſal zu Herzen gehen. Gleich nach ſeiner Unterredung mit Balthaſar Slör, hatte dieſer die Tochter vom Hornberg abgeholt und ſie, mit Sikkingens Erlaubniß, nach Nanſtein gebracht, ohne zu ahnen, daß Albrecht Wohnſam dort in Verwahrung ſey. Er hatte Nanſtein gewählt, weil der dortige Voigt Eberhard ſein Jugendfreund war, und er auch jetzt noch mit ihm in freundſchaftlichen Verbindungen ſtand; er glaubte deshalb Margarethe dort unter der beſten Aufſicht zu wiſſen.

Schon einige Male war er nach Nanſtein gekommen, ſie zu bewegen, von einer thörigen Leidenſchaft, wie er es nannte, abzulaſſen; aber jede Unterredung war fruchtlos und nicht erfreulich, und hatte die Herzen, ſtatt ſie näher zu bringen, noch mehr entfernt. Der Vater, in der feſten Ueberzeugung, Georg Sickingen halte Albrecht Wohnſam aus Rache und Eiferſucht irgendwo gefangen, ſuchte durch Liſt und Drohung von ſeiner Tochter das Geſtändniß, wo er hingeführt ſey, zu erpreſſen. Da ihr aber das Schickſal Albrechts ſelbſt unbekannt war, konnte ſie dem Vater keine Auskunft geben, und ſie würde es auch ſicher nicht gethan haben, wenn ſie ſeinen Aufenthalt gewußt hätte. So endete ihr Geſpräch gemeinhin unter Thränen von ihrer, unter Drohungen von ſeiner Seite. Auch der Schloßvoigt verſchwieg ihm Albrechts Aufenthalt, da ihm Konrad im Namen des Ritters ſtreng unterſagt hatte, irgend Jemand damit bekannt zu machen.

So lebte die arme Margarethe, von Ottilie, ihrer einzigen Freundin, getrennt, ein trauriges, ſorgenvolles Leben. Georg war ſo fern, und was ſie endlich doch verrathen mußte, ſo nahe.

In dieſer Zeit ahnete Albrecht Wohnſam wohl nicht, daß Margarethe in ſeiner Nähe ſey. Obgleich er ſie nicht wahrhaft liebte, ſo war ſie doch das Ziel ſeiner Wünſche, denn ſeine Leidenſchaft war durch Begierde und Rache entflammt. Auch er lebte hier in einem Zimmer des öſtlichen Thurmes ein einſames Leben, obſchon ihm an Bequemlichkeit, an Speiſe und Trank nichts abging. Der Voigt hielt ihn gut, und als eines Tages ſeine Tochter, eine lebensluſtige, muntere Dirne, dem Knecht, welcher ihm die Speiſen brachte, aus Neugierde gefolgt war und durch die Spalte der Thür den ſchönen, jungen Mann geſehen hatte, ward er von ihm auf ihre Bitten ſogar freundlich behandelt, und durfte ſie ſelbſt, wenn er den Gefangenen in den Abendſtunden beſuchte, ihn begleiten.

Dem liſtigen Albrecht entging es nicht, daß die Liebe ihn wohl durch Maria aus ſeiner Haft befreien könne; er wurde freundlicher gegen das liebliche Mädchen, zeigte dieß ſelbſt in des Vaters Gegenwart offen, und gab dem Mädchen nicht undeutlich zu verſtehen, daß ſie wohl geſchaffen ſey, einen Mann zu beglücken. Maria, eben ſo unbekannt mit der Welt als ihr Vater, glaubte den ſchmeichelnden Worten Albrechts, und da dem Alten die Bewerbung des vornehmen Bürgerſohnes aus Worms nicht unlieb ſeyn konnte, ſo legte er der aufkeimenden Neigung der mutterloſen Tochter keine Hinderniſſe in den Weg, und ließ ſie ſogar zuweilen einige Augenblicke mit ihm allein

Albrecht benutzte ſie trefflich. Er hatte ſchon früher von Maria erfahren, daß Herr Balthaſar Slör zuweilen nach Nanſtein käme, — von Margarethe's Aufenthalt hatte ſie ihm nichts geſagt — und darauf bauete er ſeinen Plan. Er wußte Maria in den wenigen Augenblicken, in welchen ſie allein waren, das Verſprechen zu entlocken, ſobald der Geheimſchreiber auf das Schloß kommen würde, ihn von ſeinem Aufenthalt und ſeiner Gefangenſchaft zu unterrichten, und verbot ihr, dem Vater davon zu ſagen. Maria, in der

Hoffnung, daß dieß zur Befreiung des Geliebten beitragen und die Stunde ihres Glückes herbeiführen könne, verſprach es und hielt Wort; denn als nach einigen Tagen Herr Balthaſar wieder nach Nanſtein gekommen war, fand ſie bald eine Gelegenheit, ihn mit dieſer unerwarteten Nachricht zu überraſchen.

Dieſer war im erſten Augenblicke unſchlüſſig, was er thun ſollte. Ward Albrecht, wie es ſchien, auf Befehl des Ritters hier verwahrt, wie ſollte er ihn ohne ſein Wiſſen befreien? wie ſollte er es nur wagen, mit ihm davon zu ſprechen? — Und Albrechts Vater davon zu benachrichtigen, durch ihn vielleicht auf Befehl des Kaiſers ſeine Befreiung zu bewirken, dazu hing er mit zu treuem Herzen an ſeinem Herrn; das konnte er nicht. Er ging den geraden Weg, ſprach bei ſeiner Rückkehr auf der Ebernburg offen mit dem Ritter und geſtand ihm, daß er von Albrechts Aufenthalt in Nanſtein unterrichtet, und da dieſer der beſtimmte Gatte Margarethe's ſey, er wohl das Recht habe, um ſeine Befreiung zu bitten. Da ich jedoch — ſetzte er ſchnell hinzu — wohl weiß, wie gefährlich es ſeyn würde, ihn, ehe der Reichstag zu Worms aufgehoben iſt, zurückkehren zu laſſen, ſo bitte ich Euch, dem Gefangenen zu erlauben, frei in der Burg umher gehen zu dürfen, und ſo —

Margarethe zu quälen! fiel ihm Sickingen unmuthig in die Rede.

Was Albrecht Wohnſam betrifft, — fuhr Slör gelaſſen fort — darum bitte ich meinen Herrn, und habe den Muth, meinen Freund, den gerechten Ritter von der Ebernburg, an ſeine Pflicht zu mahnen. Was aber Margarethe angeht, da fordert der Vater, und ich weiß, Ihr achtet ſein Recht heiliger als irgend ein Recht auf der Welt.

Laßt den Buben laufen, wohin es ihm beliebt! — ſagte Sickingen heftig — Mag er nach Worms gehen, und mögen die Bürger gegen mich ſchreien und mich anklagen, was kümmerts mich! Jetzt wird der Kaiſer wenig auf ihr Geſchrei achten; denn er bedarf meiner. Aber daß Ihr die arme Margarethe zwingen wollt, dem Manne ihre Hand zu reichen, den ſie nicht mag, den ſie vielleicht gar haßt, das finde ich grauſam, faſt —

Sprecht das Wort nicht aus, Herr! — unterbrach ihn Slör — Was ich thue, thue ich bei Gott mehr um Euch, als um mich! Das Glück meines Kindes liegt mir nicht ſo am Herzen, als das Glück Eures Hauſes; beurtheilt mich aus dieſem Geſichtpunkte. Treue an Euch, der mir Schutz und Schirm war, da Alles mich verließ, dieß iſt der Hebel aller meiner Handlungen, iſt ſelbſt ſtärker als das Vatergefühl.

Balthaſar! — ſagte der Ritter — Ihr gebt Eurem harten Sinn einen edlen Namen, der ihm wahrlich nicht gebührt. —

Ritter von Sickingen! — unterbrach ihn der Geheimſchreiber, und aus ſeinem ernſten, ſtolzen Antlitz ſprach tief empfundene Kränkung. — Eure Worte verwunden mein Herz, und das habe ich nicht verdient.

Sickingen fühlte nun wohl, daß er dem Alten Unrecht und Wehe gethan; er reichte ihm die Hand. — Slör! — ſagte er freundlich — Ihr habt nie Euer Kind geliebt, nie ſeinen Werth nach Verdienſt geſchätzt; keine Thräne iſt Eurem Weibe in's Grab gefolgt; Ihr ſeyd ein harter Mann; gefühllos gegen Alles, was des Menſchen Herz zu bewegen vermag.

Auch gegen Eure Wohlthaten? fragte Slör.

Nein! — erwiederte der Ritter — Ihr habt treu an mir gehalten, habt mir treu beigeſtanden mit Rath und That, ſo daß es mir oft geſchienen, ich ſey das einzige Weſen, dem ein Platz in Eurem Herzen gegönnt wäre. Aber Ihr ſeyd doch ein harter Mann, und deshalb überlaſſe ich Euch nur ungern das Schickſal Eures Kindes; es ſchaudert mich, wenn ich denke, daß Ihr die Pflicht der Dankbarkeit höher ſtellen könnt, als die des Vaters.

Alle Pfeile, die das Schickſal auf mich ſenden kann, — fuhr Sickingen nach einer Pauſe fort, während welcher etwas ſeine Seele ergriffen haben mußte, — fange ich mit meinem Schilde muthig und bedachtſam auf, oder vermag ich es nicht mehr, biete ich ihnen unentmuthigt die Bruſt dar, und ſelbſt durchbohrt ſchmerzt es nicht. — Was aber das Vaterherz trifft, das ſchmerzt tief, und gern opfere ich Alles, dieſen Wunden zu entgehen. — Müßte ich hart gegen eines meiner Kinder handeln, ſo würde es mir ſeyn, als ob ich gegen mich ſelbſt wüthete. — Nein! — Balthaſar! Alles ertrag' ich, nur nicht die Wunde im Vaterherzen; dieß fühlend, bitte ich Euch, verfahrt ſanft mit Margarethe! Vergeßt nie, daß die Natur Euch nur zum milden Richter beſtellt hat.

Herr! — antwortete Slör — Euer Vaterherz, oder das meine muß bluten! Ihr unterliegt dem Schmerz, ich überſtehe ihn.

Und wenn es zu ſpät wäre? fiel ihm Sickingen raſch in die Rede.

Dann — meinte der Alte, und ſein Auge glühte, ſeine Hand ballte ſich, der Mund zuckte, aber ſchwieg.

Dann? fragte Sickingen geſpannt.

Schande verſöhnt nur der Tod! erwiederte er.

Ihr habt meine Worte falſch gedeutet, Balthaſar! — unterbrach ihn der Ritter — Ich meinte, wenn dem, was im Verborgenen geſchehen wäre, nicht die Schande Eurer Tochter, wohl aber die meines Stammes folgte?

Dann könnte ſolch Geheimniß nur das Grab decken! erwiederte Slör kalt.

Mann! — rief Sickingen, ihn rüttelnd, als wollte er ihn aus tiefem Schlafe wecken. — Iſt denn alles menſchliche Gefühl in Dir entſchlummert? Belebt denn kein warmer Hauch Dein kaltes Herz? — Und dieſem Herzen ſoll ich das Schickſal der Armen übergeben?

Weil Ihr müßt und es Euch Pflicht iſt! ſagte Slör gelaſſen.

Nun wohl! — ſprach Sickingen mit gleicher Ruhe — Ich habe kein Recht, dem Vater die Tochter zu entziehen; aber ſtets bin ich der Unglücklichen Schutz geweſen, und werde es auch Margarethe ſeyn. Balthaſar Slör! — ſagte er mit finſterem Ernſt, und auf ſeiner Stirne rollte der Zorn. — So ſehr ich Eurer bedarf in dieſer gewichtigen Zeit, ſo ſehr ich haſſe, dem freien Manne Gewalt anzuthun, ſo muß ich doch hier ein Anderes beſchließen. Wißt: Ihr verlaßt dieß Zimmer nur, um es mit dem Kerker zu vertauſchen, wenn Ihr mir nicht ſchwört, Margarethe an Leib und Leben zu ſchonen, es komme auch, was da wolle!

Slör blieb bei dieſen zornigen Worten des Ritters ruhig, ſah faſt mitleidig lächelnd dem Ritter in's Auge und ſagte dann: Euer Herz, edler Herr! hat Euch überliſtet; bedenkt, was Ihr thut, bedenkt die Folgen.

Und rückte der Kaiſer mit allen Fürſten Deutſchlands vor die Burg, und wollte mich zwingen, Euch ohne Schwur von hier zu laſſen, Ihr müßtet ſchwören, ſo wahr ich der Ritter von der Ebernburg und der Schutz der Unglücklichen bin!

Wenn dem ſo iſt, — erwiederte Slör, dem Ritter die Hand innig drückend, — habe ich das Meine gethan, ſo viel ich gekonnt. Ich werde ſchwören! Aber wünſchen will ich, daß Euch mein Schwur nie gereue! Ich meinte es ehrlich mit Euch, gebe Gott ein gutes Ende! — Er ſchwur. Albrecht Wohuſam gab kurz hierauf ſein Wort, Schloß Nanſtein nicht ohne Erlaubniß zu verlaſſen, und durfte nun frei auf der Burg umher gehen.

Niemand auf dem Schloſſe zu Nanſtein war nun glücklicher, als Maria. Sie konnte nun, unbelauſcht und unbewacht, mit ihrem Geliebten koſen, und wenn ſie auch wohl in ſo manchen Stunden fühlen mußte, daß er ſeitdem zurückhaltender, kälter gegen ſie geworden ſey, war er doch in den Augenblicken, wo ſie ſich verſtohlen und einſam ſahen, deſto feuriger. Dem Vater entging die heimliche Neigung der Tochter nicht; doch dem Jünglinge vertrauend, legte er ihnen nichts in den Weg und ſchien die geheimen Zuſammenkünfte nicht zu bemerken. Dieſer Himmel blieb ihnen aber nur kurze Tage unbewölkt; Balthaſar Slör erſchien, und mit ihm zog mancherlei Kummer ein.

Schon die erſte Unterredung mit ſeiner Tochter war ernſt. Er verlangte unbedingten Gehorſam, drohte, ſie mit Gewalt zum Altare zu ſchleppen, und bei dieſen Drohungen entſchlüpften ihm Worte, welche Margarethe fürchten ließen, er habe Kenntniß von ihrer Lage. Aber auch dieß entmuthigte ſie nicht, ſie bat, flehte den Vater, Mitleid mit ihrem Herzen zu haben, und ſetzte, da ihre Bitten fruchtlos blieben, ſeinem harten Sinne feſten Muth entgegen.

Allein faſt wäre ihr Muth erſchüttert worden, als der Vater mit Albrecht in das Zimmer trat, der ſie mit höhnendem Lächeln begrüßte. — Holde Jungfrau! — ſagte er, ſich ehrerbietig vor ihr neigend. — Was mir Euer Vater berichtet, ſollte wohl meine Neigung unterdrücken; aber Euer Widerſtand entflammt ſie nur noch mehr, und ich hoffe, die Tage der Einſamkeit, die wir hier mit einander verleben können, werden Euch ſchon eines Beſſern belehren und Euch überzeugen, daß Albrecht Wohnſam wohl eines Junkherrns werth iſt, der in fremde Lande auf Abenteuer zieht und ſein Liebchen daheim läßt.

Dieſe Worte ſetzten Margarethe in Erſtaunen; wie konnte Albrecht, da er ihr Geheimniß kannte, noch um ſie werben? Sie mußte hierüber Aufklärung haben.

Vater! — bat ſie, nach kurzem Beſinnen, — laßt mich mit Herrn Wohnſam allein, ich habe mit ihm zu reden.

Der Vater erfüllte ihre Bitte und verließ ſie

Albrecht! — begann ſie nun — Euch führte der alte Redinger gefangen nach Hornberg, damit Ihr ein Geheimniß nicht verrathen ſolltet, an dem meines Lebens Glück hängt?

So iſt es! erwiederte Wohnſam.

Und Ihr habt bis jetzt geſchwiegen?

Das habe ich!

Dafür meinen wärmſten Dank! ſagte Margarethe bewegt.

Dankt nicht zu früh! — fiel er ihr höhniſch in die Rede — Ich glaube kaum, daß ich einen Dank von Euch verdienen kann. Ich ſchweige und ſetze meine Bewerbung um Euch fort, damit

Ihr ſelbſt, und wäre es erſt am Altare, Euer Geheimniß enthüllen müßt. Dann habe ich den mir gewaltſam erpreßten Schwur nicht gebrochen; aber Ihr den freiwillig gethanen — das iſt meine Rache! Enthüllt' ich Euer Geheimniß, ſo wäre das Lied zu Ende und Ihr Eurer Qual quitt, auf eine oder die andere Art; ſo aber geht Alles ſein langſam dem Ende entgegen, und jeder Augenblick iſt qualvoll und bitter für Euch.

Staunend blickte Margarethe auf den Mann, der, teufliſch lachend, vor ihr ſtand.

Albrecht! — ſagte ſie endlich — nicht dieſes höhniſche Lächeln, nicht dieſer ſataniſche Blick! Er thut mir nicht wehe; er geſellt nur den Haß zur Verachtung. Glaubt nicht, mein Schickſal ruhe in Eurer Hand. Ihr vermögt nichts über mich, nicht einmal quälen könnt Ihr mich; denn jetzt gehe ich Jedem, was es auch ſey, ſtandhaft entgegen. Verrathet Ihr mein Geheimniß, ſo ſeyd Ihr des Todes; zwei treue Männer haben auf das Evangelium geſchworen, Euern Meineid blutig zu rächen, und ſollten ſie Euch in Worms in Eures Vaters Armen ermorden! Quälet Ihr mich ferner mit Eurer Bewerbung, ſo werdet Ihr mir läſtig ſeyn und weiter nichts, ſelbſt vor dem Altare würde ich ein feſtes Nein! ſprechen, und eher ſterben als mein Geheimniß verrathen. Ueberdieß bin ich für Euch verloren.

Und ſollt es auch für ihn ſeyn! rief er wüthend.

Nein! — ſagte ſie mit Ergebung — Für ihn bin ich nicht verloren! Trennt uns auch hier der Tod, finden wir uns dort über den Sternen wieder. Deshalb, Albrecht Wohnſam! — ſprach ſie nun gelaſſen — ſoll der Kampf zwiſchen uns beginnen. Oft zwar ſiegt das Böſe, aber nicht immer; und deshalb trete ich gegen Euch mit Gott in die Schranken. Handelt, wie es Euch gelüſtet; überall wird Euch meine Verachtung und Georgs Rache treffen.

Alſo die Fehde beginnt! — erwiederte Albrecht, durch Margarethe's ruhiges Benehmen noch heftiger aufgeregt. — Alſo Glück gegen Glück, und wenn es ſeyn muß, Blut um Blut! Wir wollen ſehen, wer in dieſem Kampfe am erfahrenſten, am gewandteſten iſt. Leb' wohl, Du Zwittergeſtalt von Jungfrau und Weib! Leb' wohl! — Bei dieſen Worten verließ er ſie ſchnell, über ſicher treffende Rache zu brüten.

Margarethe's Lage ward mit jedem Tage drükkender. Albrecht verließ ſie während des Vaters Abweſenheit keinen Augenblick und beſtürmte ſie höhnend immer noch mit ſeinen Bewerbungen. Der Vater drohte, wenn er zurückkehrte, ſie mit Gewalt zum Altare zu führen und dort ſtatt Segen ihr ſeinen Fluch zur Mitgift zu geben. Sie ertrug es mit Geduld und murrte nicht. Auf Gott vertrauend, wankte ſie nicht in ihrem Muthe.

7.

Am Fuße des Berges, auf dem das Schloß Nanſtein ſeine Thürme erhebt, liegt das Städtchen Landſtuhl, zu jener Zeit Franz von Sickingen gehörig. Es ward hier eben das Kirchweihfeſt gefeiert, welches viele Menſchen aus der umliegenden Gegend dort verſammelte. Auf dem kleinen Marktplatze und in den engen Straßen war ein lebendiges Treiben und ein fröhliches Gewühl, denn nach beendetem Gottesdienſte zog Jung und Alt umher und vergnügte ſich vor den ſchön ausgeſchmückten Buden, kaufend oder ſchauend. Wer einen Freund im Städtchen hatte, der ſuchte ihn auf, jedes Haus war der Gaſtfreundſchaft geöffnet; in den Herbergen ward mancher Becher geleert, und die Pfeifer hatten, als es Abend wurde, vollauf zu thun, da Alles nach dem Tanzplatze ſtrömte.

Durch die wogende, jubelnde Menge ſchlich ſchweigend ein junges, aber niedliches Mädchen und ſchien keinen Theil an der allgemeinen Freude zu nehmen; hinter ihr her ging eine Dirne, ſchier eben ſo traurig als die andere, welche ihre Herrin zu ſeyn ſchien, und murmelte unmuthig vor ſich hin.

Geh' nur zurück, Käthe! — ſagte jene — und tanze noch einige Reihen; ich will unter der Linde am Berge auf Dich warten; bleib' nur nicht zu lange! — Die Dirne eilte flink zurück, das Mädchen aber ſetzte langſam ſeinen Weg bis zu der Linde fort, ließ ſich dort auf eine Raſenbank nieder und blickte traurig gen Himmel.

Nun iſt Alles hin — unwiederruflich hin! — rief ſie aus — Ich bin ſchändlich betrogen und es iſt keine Rettung mehr für mich. Verbirg dich nur, freundlicher Mond! — ſagte ſie weinend — du trauerſt um die Gefallene, die ſonſt mit ſo reinem Herzen nach dir aufſah, wenn du durch die Blätter ihrer Laube ſchienſt; jetzt ſchlägt Maria ſchuldbelaſtet die Augen nieder und ſehnt ſich nicht nach deinem reinen Lichte. — Sie ſchwieg, und ein ſchmerzvoller Seufzer rang ſich aus bewegter Bruſt hervor. So ſaß ſie in ſich gekehrt und trauernd, und nur zuweilen unterbrach ihr Schluchzen die Stille des dämmernden Abends.

Da hörte ſie aus der Ferne auf dem Wege von dem Städtchen her Lautenklänge, und ihr ſchien es, als vernähme ſie auch Geſang. Sie fuhr aus ihrem Sinnen auf; ihr Herz pochte, ſie glaubte, Albrecht ſey es, der auch die Laute ſpielte und ihr zuweilen ein Liedchen geſungen hatte. Sie vergaß, daß er die Burg nicht verlaſſen durfte, und horchte mit ängſtlicher Sehnſucht auf; aber je näher die Töne kamen, deſto gewiſſer war ſie, daß ſie ſich getäuſcht habe. Es war nicht ſeine Stimme; ſo lieblich ſie auch ſonſt in ihren Ohren klang, waren doch dieſe Töne melodiſcher, und die Klänge der Laute ſchwebten, vom Abendwinde getragen, lieblicher ihr zu. Bald kam der Geſang näher. Jetzt konnte ſie deutlich die Worte vernehmen — konnte im Mondlichte den Sänger aus dem mit Dorngebüſch bewachſenen Steinwege hervortreten ſehen; er ſang, indem er ſich immer mehr und mehr ihr näherte:

Durch des Aethers wogende Lüfte,
Unter dem ſtrahlenden Irisbogen,
Ueber waldige Höhen und Klüfte
Kam einſt die flatternde Liebe geflogen.
Den Bogen zur Hand;
Am roſigen Band
Hing voll Pfeile der goldene Köcher
Und ein roſenumwundener Becher.

Jetzt ſtand er vor ihr, ſtaunte, und ſein Geſang verſtummte.

Grüß' Dich Gott, ſchönes Mädchen! — ſagte er endlich, noch einmal, wie zum Gruß, in die Saiten der Laute greifend. — Sitzeſt ja ſo einſam unter der rauſchenden Linde, daß man meinen ſollte, an Dir wäre auch die flatternde Liebe mit Bogen und Pfeil vorüber geflogen und hätte Dich nur aus ihrem Becher nippen laſſen.

Ich dank' Euch, Herr! — erwiederte das Mädchen, ohne aufzublicken. Philipp — denn dieß war der muntere Sänger — betrachtete mit Theilnahme die Trauernde, in deren hervorquellenden Thränen das Mondlicht ſich brach. Schmerz umzog ihren zartgeformten Mund; bleich war ihre Wange, und der Kranz von ſchon welkenden Aſtern, der ſich durch ihre braunen Locken ſchlang, ſchien kein Sinnbild der Freude zu ſeyn. Und als ſie jetzt das Auge nach ihm erhob und wehmuthvoll auf ihn ſah, erſchütterte ihr Anblick ſein Herz.

Was fehlt Euch? — ſagte er zutraulich — Sonſt wird die Jugend nur von Freude begleitet und der Schmerz bleibt fern. Ihr aber —

Laßt mich, — bat ſie, ihm die Hand entziehend, die er ergriffen hatte, — laßt mich ruhig hinauf nach der Burg gehen, und kümmert Euch nicht um mich; Ihr könnt mir doch nicht helfen. — Bei dieſen Worten ſtand ſie auf, grüßte ihn und wollte den Berg hinauf gehen; aber Philipp folgte ihr. — Bleibt zurück, lieber Herr! — bat ſie, ſtillſtehend, — folgt mir nicht; er möchte aus jenem Fenſter, wo das Lämpchen ſchimmert, nach mir blicken und mich mit Euch kommen ſehen. Bleibt zurück!

Wie ein Blitzſtrahl durchzuckte ein Gedanke den Sänger. — Hat denn Albrecht Wohnſam ſo viel Recht an Euch? fragte er forſchend Maria.

Kennt Ihr ihn? — und woher wißt Ihr, daß er ein Recht an mich hat? erwiederte das Mädchen erſchrocken.

Und wohnt nicht oben auf dem Schloſſe noch eine Jungfrau, die Tochter des Geheimſchreibers Eures Ritters? fragte er weiter.

Das Mädchen ſah ihn forſchend an, dann begann ſie bitterlich zu weinen. Ich ſoll zwar nicht von ihm, nicht von ihr reden, Niemanden von ihnen ſagen, aber der Gedanke an ſie zerſprengt mir die Bruſt! Ja, Margarethe Slör iſt oben, und wird ſein Weib — und ich —

Ein Blick auf das Geſicht des Mädchens, in welchem ſich Schmerz und Verzweiflung ausdrückte, enthüllte Philipp leicht ihr Geheimniß. Armes Kind! — ſprach er, ſie tröſtend, — das darf nicht geſchehen; davor will ich Euch ſchützen!

Sie wandte ſich ſchnell, ihn anſtaunend. — Ach! — ſagte ſie traurig — was könnt Ihr für mich thun? für mich iſt Alles verloren!

Kennſt Du Margarethe Slör? fragte Philipp!

Ich ſah ſie zuweilen; geſprochen habe ich ſie nie! — erwiederte das Mädchen — Sie war ſtets ſo ernſt, ſo ſtill, daß ich es nicht wagte. Seit kurzem —

Nun? — fragte der Sänger, als das Mädchen ſtockte.

Seit kurzem — fuhr ſie fort — mochte ich ſie nicht mehr ſehen, nicht ſprechen.

So geh' dennoch zu ihr, noch heute; bring' ihr einen Gruß von Philipp Wohlgemuth, und, wenn es morgen dämmert, ſchleich' ich um die Burg. Beim Fliederbuſch wirſt Du mich finden, und kannſt mir dann Kunde von ihr bringen; aber an Albrecht Wohnſam ſage nichts.

Ich verſtehe Euch ſchon, — ſagte das Mädchen aufgeregt — und ſie wird auch ſchon Euern Gruß verſtehen. — Ihr war mit den Worten des Sängers eine Hoffnung aufgegangen, und ohne ihre Magd zu erwarten, rief ſie Philipp: Auf Wiederſehen bis morgen! zu und ging ſchnell nach dem Schloſſe zurück.

Dort angelangt, eilte ſie nach Margarethe's Zimmer. Freudig klopfte ihr Herz, ſie wußte ſelbſt nicht, warum; als ſie jedoch den langen Gang betrat, der zu ihrem Zimmer führte, ſah ſie Albrecht, welcher es eben verließ und auf der andern Seite des Ganges verſchwand. Sie ſtutzte; ihr froher Muth war dahin, Eiferſucht bemächtigte ſich ihrer, und ſo trat ſie mit Heftigkeit in Margarethe's Gemach.

Dieſe ſchrak auf, als das Mädchen bleich und entſtellt hereinſtürzte. — Erſchreckt nicht! — rief Maria ihr zu — erſchreckt nicht, Margarethe Slör! Es iſt eine Unglückliche, die vor Euch ſteht, eine arme Verlaſſene! Sie ſollte Euch wohl um Mitleid anflehen. Aber nein! das kann ſie nicht, ſie kann ſich Euch nicht entdecken; ſie iſt unglücklich, furchtbar elend! Ihr werdet es auch ſeyn, und das iſt mir kein Troſt!

Margarethe, ſchon durch Albrechts Beſuch aufgeregt, ward es noch mehr, als ſie des Mädchens verſtörten Blick ſah, der jedoch, je länger ihr Auge theilnehmend auf der Unglücklichen ruhte, immer ruhiger, immer freundlicher wurde. — Ja, was wollt' ich doch eigentlich bei Euch? — ſagte ſie jetzt, ſich beſinnend. — Ja, ich ſollte Euch einen Gruß von dem Sänger Philipp Wohlgemuth bringen; ich ſprach ihn unter der Linde; er kommt morgen wieder, und — da ſah ich Albrecht Wohnſam, Euern Bräutigam, von Euch kommen.

Meinen Bräutigam? fuhr Margarethe empfindlich auf.

So ſagte mir mein Vater unter Thränen, und es muß wohl wahr ſeyn, denn er ſelbſt hat es mir geſtanden.

Du irrſt! — unterbrach ſie Margarethe — Nie war Albrecht mein Verlobter; er wird, er kann es nie werden!

Nie?! rief das Mädchen freudig aus.

Iſt es Dir Troſt, ſo wiederhole ich es: Nie!

Da ſank Maria ſtürmiſch an ihre Bruſt, umſchlang und preßte Margarethe an ihr Herz. — Nun, ſo will ich mich auch mit Freuden Eurem Dienſte weihen! — rief ſie — will Eurem Geliebten morgen Kunde von Euch bringen, und was Ihr nur wollt, will ich für Euch thun! denn Ihr ſeyd ja nicht ſeine Braut, und die Hoffnung iſt nun zu mir zurückgekehrt!

Hoffe nicht! — unterbrach ſie Margarethe — wenn Du Deine Hoffnung auf ihn baueſt.

Was bleibt mir übrig, als zu hoffen? — ſagte

Maria mit Feuer — Wenn Hoffnung mich ganz verläßt, ſo iſt es aus mit mir! — Aber ſprecht, — fuhr ſie raſch auf — was ſoll ich Eurem Geliebten ſagen, was ihm Tröſtendes von Euch bringen?

Auch der Sänger iſt mein Geliebter nicht, — erwiederte Margarethe — er iſt nur mein Freund. Komm' morgen wieder zu mir, und ich will Dir Beſcheid geben.

Nicht Euer Geliebter? — ſagte Maria traurig — Das freuet mich nicht. Ich kannte noch nicht die glückliche Liebe, die in Unſchuld und Reinheit ſich erfreuet; ich hoffte Euch mit ſanftem, freundlichem Blick zu ſehen, wenn ich Euch ſeinen Gruß brächte; glaubte, er würde vor Wonne vergehen, wenn ich ihn morgen am Fliederbuſche mit Eurer Botſchaft überraſchte, und ſo iſt er nur Euer Freund! aber doch will ich gern Alles für Euch thun! — Sie blickte noch einmal in Margarethe's freundliches Auge, drückte dann ſtürmiſch die ihr dargereichte Hand an das Herz und entfernte ſich.

Maria erhielt am andern Abend von Margarethe Brief und Gruß an Philipp, und ſchlich in der Dämmerung aus dem Schloſſe, dem Fliederbuſche zu, wo ſie auch bald den Sänger fand. Er erbrach mit Haſt den Brief, gab Maria einen andern mit der Mahnung zurück, ihn ja in Margarethe's eigne Hände zu geben, und ihr zu ſagen, er erwarte morgen ihre weiteren Befehle.

Als Margarethe das Schreiben Philipps erhielt, drückte ſie es an ihre Lippen — es war ein Brief von ihrem Gatten — und während ſie es las, weinte ſie vor Freude.

Maria konnte ſich das nicht erklären. Er ſoll nicht ihr Geliebter ſeyn und doch dieſe ſtürmiſche Freude? — murmelte ſie vor ſich hin. — O gewiß, ſie hat mich getäuſcht! denn nur beglückter Liebe wird ſolch Entzücken zu Theil. Sie verſchloß jedoch heute noch ihre Zweifel; als ſie aber am andern Abend von Margarethe wieder ein Schreiben für Philipp erhielt, fragte ſie ſchäkernd: Soll ich es dem Freunde oder dem Geliebten geben?

Beiden! — erwiederte Margarethe, und beſtärkte hierdurch den Glauben des Mädchens noch mehr, daß Philipp der Geliebte ſeyn müſſe.

Hört, junger Herr! — ſagte ſie, als ſie ihm am Abend den Brief gab, — ſeyd offen gegen mich, die ich ſo treu Euch und Margarethe Slör diene. Nicht wahr, ſie iſt Eure Verlobte?

Philipp, welcher den Brief ſchon erbrochen hatte und ihn las, ſchüttelte traurig ſein lockiges Haupt, und ein tiefer Seufzer gab ihr die Antwort.

Maria! — ſagte er dann — Ihr irrt; ſolch Glück ward mir nicht! Aber laßt uns davon ſchweigen. Ich ziehe noch heute von hier; nach acht Tagen kehre ich hoffentlich zurück. Lugt da alle Abende aus jenem Fenſter, und wenn Ihr am Fliederbuſch ein weißes Band flattern ſeht, ſo wißt, daß ich wieder hier bin; benachrichtigt dann Margarethe und bringt mir am nämlichen Abende Nachricht von ihr. Gott wird es Euch lohnen!

Mir? — ſagte ſie traurig. — Ich glaube kaum! Ihr geht und kehrt bald wieder. Wenn er gehen wird, ſo bleibt er fern, und kehrt nicht, wie die Schwalbe, nach dem Orte zurück, wo es ihr in Frühlingtagen ſo wohl gegangen war. Wenn der Schnee ſchmilzt und die Tropfen von den Bäumen fallen, da werden die Thränen aus meinem Auge rollen; aber in mir wird es nicht Frühling werden, nicht Sommer. Für mich grünt hier die Wieſe nicht, und das Veilchen blüht nicht unter dieſem Hagedorn für mich auf. — Dann bin ich weit, weit von hier, oder liege in kühler Erde. Gott ſtehe mir bei! Lebt wohl!

Dieß ſagend, ſprang ſie hinter den ſie bergenden Fliederbuſch und eilte dem Schloſſe zu.

Nach einigen Tagen kam Balthaſar Slör wieder nach Nanſtein.

Ich komme zum letzten Male, Margarethe! — ſprach er bei ſeinem Eintritte — und gehe nicht wieder von hier, bis Du meinen Willen erfüllt und Albrecht Wohnſam Deine Hand gegeben haſt, den der Ritter dann ſeiner Haft entläßt. Beſtimme Dich! Nur wenige Tage gebe ich Dir noch Zeit zum Ueberlegen. Franz von Sickingen zürnt mit mir, daß ich der Sache kein ſchnelleres Ende mache; er zürnt auch Dir!

Nein, Vater! der Ritter Franz von Sickingen zürnt mir nicht! — entgegnete Margarethe — Sein edles Herz hat Nachſicht mit dem Meinen.

Schmeichle Dir nicht mit ſolch thöriger Hoffnung! — erwiederte er zornig. — Noch drei Tage, und dann, und ſollte es mit Gewalt ſeyn, gehſt Du zum Altar!

Vater! — bat Margarethe, und ſank vor ihm nieder. — Vater! macht an mir gut, was Ihr der Mutter gethan! Schenkt mir die Liebe, welche ihr nicht wurde, ſeyd barmherzig gegen Euer Kind!

Die Worte Margarethe's hatten des Alten Herz nicht verſchloſſen gefunden, er fühlte ſich gerührt; aber bald ſiegte die kalte Vernunft über das Herz.

Was ich thue, Margarethe! — ſagte er ernſt, aber freundlich, — geſchieht zu Deinem Beßten, und aus Pflicht. Georgs Gattin kannſt Du nicht werden, und ſeine Buhlerin? — deren Schande müßte das Grab decken! — Schweigt ſo ganz das Gefühl der Dankbarkeit in Deiner Bruſt? Hat Dich der edle Mann nicht väterlich, gleich ſeinen eignen Kindern, geliebt? Lohnſt Du Wohlthaten ſo mit Undank? Um Deinetwillen mußte er den Sohn in ferne Lande ſenden, mußte er ihn von ſich laſſen, da er ihn jetzt ſo gern an ſeiner Seite hätte. Du zerreißeſt das Band, was des Sohnes Herz an das Vaterherz knüpfte, zerreißeſt das Band der Dankbarkeit und ſtehſt, eine hoffnungloſe Thörin, auf den Trümmern fremden Glückes.

Aber warum wollt Ihr mich dieſem Haſſenswerthen hingeben, Vater?! — ſagte Margarethe mit liſtiger Beſonnenheit — Wenn ich nun auch Georg entſagen, das Schwere vollbringen muß, weßhalb dieſem zum Opfer werden? Warum nicht lieber der Freundſchaft bieten, was man der Liebe entreißt? Philipp Wohlgemuth würde mich eher vergeſſen lehren —

Philipp Wohlgemuth? — wiederholte der Alte, und wurde nachdenkend; doch bald ruhte ſein forſchender Blick auf der Tochter, ein höhniſches Lächeln umzog ſeinen Mund. — Alſo Philipp, der Sänger, Georgs inniger Freund, der Spielmann, der von Oſt nach Weſt, von Süd nach Nord zieht und wahrſcheinlich in ganz Deutſchland nicht zu finden wäre, und ſein Liebchen harren ließ, bis Herr Georg von Preußen zurückgekehrt wäre? — Liſtige Schlange! ſo fängſt Du mich nicht. — Drei Tage gebe ich Dir Bedenkzeit, dann, bei Gott! —

Schwört nicht, Vater! Oft, iſt der Schwur gethan, ſo reicht des Menſchen Kraft nicht aus, ihn zu erfüllen! — unterbrach ihn Margarethe. — Die drei Tage will ich noch genießen, und mich frei dünken. Dann —

Und dann? — fuhr er auf.

Dann führt oder ſchleppt Eure Tochter zum Altare! — Sie ſagte dieß mit kalter Ruhe und ſetzte ſich wieder an ihre Arbeit, als ob kein ernſtes Wort geſprochen ſey.

Die drei Tage waren vergangen, und Balthaſar Slör, nach den andern Burgen des Ritters in Geſchäften verreiſ't, war noch nicht wieder zurück gekommen. Zuweilen glaubte in dieſer Zeit Margarethe, daß wenn ſie das Verhältniß zwiſchen Albrecht und Maria ihrem Vater entdeckte, ihn dieß von ſeinem Vorhaben abbringen würde; aber ſie mußte dann des Mädchens Geheimniß verrathen, und der Schloßvoigt erfuhr, was ihm ſo lange als möglich verborgen bleiben ſollte, und dieß ſchien ihr nicht recht; überdieß führte es ja nicht zum Ziele.

Nach einigen Tagen kehrte ihr Vater zurück

Ich bin länger ausgeblieben, als ich wollte! —

ſprach er, mit finſterm Geſicht in ihr Zimmer tretend, — und hoffe, Du haſt die Zeit benutzt, Dich, meinen Wünſchen gemäß, zu beſtimmen.

Ich habe mich noch nicht beſtimmt, Vater! — ſagte Margarethe — Gebt mir nur noch einige Tage Zeit.

Keine Stunde länger! — rief der Zürnende — Ich weiche nicht von Dir, ohne daß Du Dich entſchloſſen!

Da trat in dieſem Augenblicke Maria als ein ſchützender Engel ein. — „Das Bänd flattert am Fliederbuſch!“ raunte ſie der bebenden Margarethe zu und entfernte ſich ſchnell, als ob ſie die Unterredung mit dem Vater nicht ſtören wollte.

Nun?! — rief dieſer — Beſtimme Dich!

Vater! — ſagte Margarethe, nachdem ſie ein leiſes Gebet für ſich geſprochen hatte, — ich ſehe ein, daß ich einem traurigen Schickſal nicht entgehen kann, ich mag mich wenden, wohin ich will. So geſchehe denn Euer Wille; gönnt mir noch den morgenden Tag, und ich trete dann mit Albrecht zum Altar.

Balthaſar drückte die Tochter freudevoll an ſein Herz. — Ich danke Dir, Margarethe! — ſagte er, er, nicht ohne Rührung. — Du giebſt mir, giebſt meinem edlen Herrn die Ruhe wieder. Gott ſegne Dich dafür! Uebermorgen ſoll Euch der Schloßkaplan in der Burgkapelle vereinen; ich will indeſſen hin, Albrecht ſein Glück zu verkünden.

Vater! — hielt ihn Margarethe zurück — hört mich an, ehe Ihr geht! — Nur unter zwei Bedingungen gab ich mein Wort; ich ſchwör' es Euch! nur unter dieſen. Hört! Bis der Brautkranz meine Locken ziert, nahe mir Albrecht nicht! — Und mein Gewiſſen ſpricht dagegen, daß ich mich von dem Kaplan, welcher der neuen Lehre zugethan iſt und den Gottesdienſt nach den neuen Gebräuchen verrichtet, trauen laſſen ſoll. Nicht heimlich, öffentlich, wie es Gebrauch iſt, geſchehe dieſe heilige, für mich ſo Unglück weiſſagende Handlung. Vom feſtlichen Zuge begleitet will ich nach Landſtuhl ziehen und dort in der Kirche unſerer lieben Frauen vor dem Bilde der Madonna das Gelübde ausſprechen, das mich ewig unglücklich machen wird.

Und was würde der Ritter, was Herr Oekolampadius ſagen, wenn ihre fromme Margarethe vor einen Pfaffen träte, um von ihm den Segen zu empfangen? ſagte der Vater.

Mein Gewiſſen befiehlt, ihm muß ich folgen! — Ueberdieß kann der Segen, den der Prieſter an Albrechts Seite über mich ſpricht, nur Fluch ſeyn! unterbrach ihn die Tochter.

Der Vater wollte noch mehr Einwendungen machen; Margarethe beſtand aber mit feſter Beharrlichkeit auf ihren Forderungen, ſo, daß er endlich nachgab und ſie verließ, um Albrecht mit ſeinem Glücke bekannt zu machen.

Er war jedoch nicht wenig erſtaunt, dieſen ſo kalt bei dieſer Nachricht zu finden, und, ſtatt ihn in Freude und Wonne, nur ſinnend vor ſich zu ſehen.

Herr Balthaſar! — ſagte Albrecht endlich — ich fürchte, die Bedingungen Margarethe's verbergen einen liſtigen Betrug. Sie hing mit Schwärmerei an der neuen Lehre, und ſollte jetzt Gewiſſensbiſſe fühlen, ſich von dem Schloßkaplan trauen zu laſſen? Fürchtet Verrath und laßt uns wenigſtens nicht ohne Bewaffnete zur Kirche ziehen.

Auf dem Wege von dem Schloſſe bis zur Stadt, wer ſollte es wagen? — ſagte Slör lächelnd, da er in Albrechts Worten nur die Furcht zu hören glaubte. — Jedoch, wenn Ihr es meint, — fuhr er nach einigem Nachdenken fort — ſo ſoll der Voigt und zehn Knechte uns begleiten, und dann werdet Ihr doch leichten Muthes die Braut zum Altare führen? Auch ſeyd Ihr nach der Trauung Eurer Haft entlaſſen und könnt nach Worms zurückgehen.

Ich danke Euch ſchönſtens für Eure Bemühung! — erwiederte Albrecht höhniſch — Wenn ich jedoch erſt dann meine Freiheit wieder erlangen ſoll, ſo fürchte ich faſt —

Ihr fürchtet, wie es ſcheint, ſtets! — fiel ihm der Geheimſchreiber in die Rede. — An der Hand der Verlobten, ſo nahe dem entſcheidenden Augenblicke, ſollte wohl alle Furcht aus des Mannes Bruſt verbannt ſeyn.

Wir wollen ſehen, was recht iſt, meine Furcht oder Euer Vertrauen! erwiederte Albrecht; und ſo trennten ſie ſich, Keiner mit dem Andern zufrieden.

8.

Mit thränenden Augen ſtand Maria vor Margarethe Slör und hielt den Myrtenkranz in ihrer bebenden Hand; auch Margarethe's Blick hing ſchmerzlich lächelnd auf dieſer bräutlichen Zierde, die noch einmal ihr Haar ſchmücken ſollte, und an welche ſich nur eine wehmüthige Erinnerung knüpfte.

Margarethe! — ſagte jetzt das Mädchen, ihr den Kranz reichend, — flechtet ihn ſelbſt in Euer Haar, — ich kann es nicht; meine Hand zittert, mein Herz klopft, und mir iſt, als hielt' ich eine Todtenkrone in meiner Hand. — Ach, Gott! — ſeufzte ſie dann, und drückte unwillkürlich den Kranz an ihre wallende Bruſt, — ich kann keinen Kranz in mein Haar flechten, der Sturmwind hat den meinen entführt und ließ mir den Kranz von Rosmarin zurück. Da nehmt! — Sie reichte Margarethe den Kranz, die, in Gedanken verloren, ihn aus ihrer Hand nahm und ſinnend betrachtete.

Werthloſer Zweig, — ſagte ſie vor ſich hin —

im Herzen nur liegt deine Bedeutung von ewiger Wonne oder ewigem Weh! Mir biſt du ein bald verwelkter Zweig, dem keine Ahnung, keine Sehnſucht Werth giebt, dem keine Furcht ſich zugeſellt und keine Hoffnung; und doch ruhſt du drückend in meiner Hand, und wenn du dich durch meine Locken ſchlingſt, laſten deine Blätter ſchwer auf mir, und du wirſt mir Schauder erregen, bis ich dich weit weg von mir geſchleudert habe! — Sie flocht bei dieſen Worten den Kranz in ihre Locken, und wie ſie ſich, ſo geſchmückt, im Spiegel ſah, erbebte ſie, und unwillkürlich fuhr die Hand nach dem Kranze, ihn wieder los zu reißen.

Da unterbrach Maria die düſtern Gedanken der bräutlich Geſchmückten und trat mit thränenbethautem Auge vor ſie hin. — Mich überfällt bei Eurem Anblick eine unnennbare Angſt! — ſagte ſie — Wenn Ihr mich hintergienget, wenn Ihr mir den Treuloſen entführtet, nicht Wort hieltet — nicht Wort halten könntet!

Zage nicht, Maria! — erwiederte jene — Es waltet ein Gott über uns, dem laß uns vertrauen. Verläßt er uns, dann bin ich unglücklicher als Du!

Indem hörte man Tritte vor der Thür. — Er kommt! — rief Maria und ſtürzte zur entgegengeſetzten Seite hinaus.

Albrecht trat ohne Begleitung ein. Ehe wir das Faſtnachtſpiel beginnen, — ſagte er, mit flammenden Blicken die ſchön Geſchmückte betrachtend, — wollt' ich Euch fragen, was Ihr nun eigentlich zu thun geſonnen ſeyd; denn ich ahne, irgend ein Betrug liegt verborgen. Wollt Ihr, obgleich Ihr nicht die Meine werden könnt, bis zum Altar meine Geduld und Beharrlichkeit prüfen? O glaubt mir, und einte der Prieſter unſere Hände, ich ſchweige! Hofft Ihr dort von Eurem ausgeſprochenen Nein die Rettung; auch dafür iſt geſorgt. Poſaunen- und Geigenſchall wird Eure Stimme übertönen; der Segen wird geſprochen, und ich führe Georg Sickingens Weib jubelnd in die hochzeitliche Kammer.

Margarethe ſchwieg, ſie ſchien nicht auf ſeine Rede zu achten, ſah in den Schloßhof hinab, wo ſich ſchon Alles zum Feſtzuge bereitete. — Man wartet unten auf uns, Herr Wohnſam, — ſagte ſie ruhig — und Ihr verbringt die Zeit hier mit unnützen Worten!

Staunend und forſchend heftete Albrecht ſein Auge auf ſie. — Bei Gott! Ihr ſeyd mir ein Räthſel! — rief er — Faſt möchte ich glauben, Ihr wäret eine Wahnſinnige; aber doch bin ich begierig, das Ende dieſes Narrenſpiels zu ſehen, zu dem ich Euren Vater zu rufen gehe.

Er kehrte bald mit ihm zurück. — Die Braut wartet mit Sehnſucht, Herr Balthaſar! — ſagte er mit erzwungener Galanterie — und ihre Ungeduld zu lohnen, wird es mir nun wohl erlaubt ſeyn, in Eurer Gegenwart den erſten bräutlichen Kuß auf ihre Lippen zu drücken.

Er wollte ſie umarmen; doch ohne ihn abzuwehren, ſah Margarethe ſtolz auf ihn herab. — Wagt es, Albrecht Wohnſam! — ſprach ſie und ſtand wie ein zürnender Engel vor ihm. Ihr ernſtes Antlitz, der heilige und doch ſo zürnende Blick ihres Auges hießen ihn ehrfurchtvoll zurücktreten.

Bei Gott! auch hier verläßt ihn die Furcht nicht! — brummte der Alte vor ſich hin, indeß Margarethe des Vaters Hand ergriff. — Vater! — bat ſie — Eure Hand geleite mich hinunter; denn ehe der Prieſter uns nicht geeinet, darf ſeine Hand mich nicht berühren.

Spann' den Bogen nicht zu ſcharf, er möchte ſpringen! raunte ihr der Vater zu.

In Gottes Namen, dann zerſchmettert er mich oder ihn! erwiederte ſie traurig und verließ an der Hand des Vaters das Zimmer; Albrecht folgte ihnen.

Im Schloßhofe ſtand ſchon Alles, ſie erwartend, bereit. Der Voigt zu Pferde, einen finſtern Blick auf den Bräutigam werfend, ordnete die zehn Knechte, die, wie zum Kampfe gerüſtet, die langen Spieße in der Hand, auf beide Seiten traten und den Geheimſchreiber mit ſeiner Tochter, neben welcher Albrecht ging, in die Mitte nahmen. An der äußern Zugbrücke ſtand eine Menge reinlich gekleideter Mädchen aus den nahen Beſitzungen Franz von Sickingens, die in geflochtenen Körbchen die Spätblumen von Wieſ' und Garten geſammelt hatten, der Braut damit den Pfad zu beſtreuen. Sie ſangen fröhliche Lieder, wie es in damaliger Zeit des Landes Sitte war, führten den Zug an und ſchloſſen ihn auch. Jetzt gaben die Trompeten das Zeichen, der Zug ſetzte ſich in Bewegung. Da trat Maria plötzlich in einfacher Hauskleidung in den Reihen, nahte ſich Albrecht und ſtreute Rosmarin vor ihm her; ihr dunkles Auge ſah brennend auf ihn, und in kurzen Abſätzen rief ſie: Das für Euch, Herr Bräutigam! Es iſt dunkler Rosmarin aus meinem Gärtchen; die Myrten ſind verdorrt — die Roſen ſind verblüht — nehmt ſtatt der Blumen dunkeln Rosmarin! — Sie ſchüttelte, indem ſie dieß ſagte, ihr langes, herabgefallenes Haar, und mit verſtörtem Blicke den Rosmarin vor Albrecht ſtreuend, wiederholte ſie immer dieſelben Worte. — Der Vater wandte ſich nach ihr und befahl ihr drohend, zurückzukehren und den Zug nicht zu ſtören. — Laßt mich nur, Vater! — erwiederte ſie ſanft — ich habe ja keine andere Blumen, die ich ihm ſtreuen kann; laßt mich nur gewähren!

Geh' zurück, Maria! — bat Margarethe, die mit raſchen Schritten vorwärts nach den Scheunen eilte, welche dicht vor Landſtuhl die Ernte der fleißigen Bürger aufnahmen. — Geh' nur, liebe Schweſter, und vertraue Gott!

Für Euch habe ich eine Blume gefunden, — erwiederte das Mädchen und reichte ihr eine dunkelrothe Aſter — zieht hin! — rief ſie dann — es gehe Euch wohl! — Dieß ſagend, warf ſie noch einen zornigen Blick auf Albrecht und kehrte zurück.

Jetzt begrüßten die Glocken von Landſtuhl die Heranziehenden. Die Jungfrauen ordneten ſich nun paarweiſe und ſtimmten ein frommes Lied an. So gelangten ſie bis an die Scheunen, um welche ſich der Weg nach dem Thore hin bog. Schon hatten ihn die Vorangehenden betreten, als ſie plötzlich mit ängſtlichem Geſchrei zurückeilten, ein Haufe Reiter hinter den Scheunen hervorbrach, auf die Erſchrockenen ſtürzte, und den Voigt mit ſeinen Knechten raſch niederwarf. Während des Getümmels hob Einer unter ihnen mit kräftigem Arm Margarethe auf ein bereit gehaltenes Roß, während ein Anderer mit ſeinem Schwerte im Vorbeijagen Albrecht einen Hieb über den Kopf gab, daß er taumelnd zu Boden ſank. In vollem Jagen ſprengten ſie, die Stadt umreitend, mit ihrer Beute die Höhe hinauf und verſchwanden.

Der Voigt, der ſich ſchnell wieder aufgerafft hatte, befahl den Knechten, nach dem Schloſſe zu eilen und dort die Reiſigen aufſitzen zu laſſen, und ohne ſich um Herrn Balthaſar und Albrecht zu kümmern, jagte er in die Stadt, ließ die Sturmglocken ziehen, und ſtatt des freudigen Hochzeitgeläutes rief ihr furchtbarer Ton die Bürger zu den Waffen.

Während der Voigt die am erſten Berittenen mit dem Befehl abſandte, die Räuber zu verfolgen, hatte ſich Slör von ſeinem Schreck, und Albrecht, zwar ſchwer am Kopfe verwundet, von ſeiner Betäubung erholt, und Beide wurden von den aus der Stadt zu Hülfe Geeilten nach Landſtuhl gebracht. Als ſie dort, in das Haus eines Bekannten geführt, ſich allein befanden, ſagte Albrecht mit ſpöttiſchem Tone zu dem Geheimſchreiber: Nun, Meiſter Balthaſar! hatte ich nicht Recht, als ich meinte, hinter Eurer Tochter Bereitwilligkeit ſey eine Liſt verborgen? War meine Furcht gegründeter oder Euer Vertrauen?

Der Alte ſchien nicht auf ihn zu hören.

Zwar — fuhr er ingrimmig fort — der Geheimſchreiber des kühnen Ritters von der Ebernburg iſt ſicher, daß ihn Niemand überliſtet, und der arme Albrecht Wohnſam fürchtet ſtets, wo keine Gefahr iſt!

Schweigt! rief ihm Slör zu, der, im Zimmer heftig auf und ab gehend, über etwas nachzudenken ſchien.

Schweigen ſoll ich? — fuhr Albrecht fort — Ja, ſo lange es mich gelüſtet hat, hab' ich geſchwiegen; nun auch keinen Augenblick länger! — Hört Ihr, werther Herr Brautvater! Herr Georg hat längſt —

Ja, Urſula! ja ſie allein! — rief in dieſem Augenblick Herr Balthaſar, ſtürzte, ohne auf Albrecht zu achten, hinaus und eilte zum Voigt, der die Reiſigen ſammelte. — Gebt mir ein Roß! ich folge Euch, ich will Euch ſchon auf die rechte Fährte führen! rief er dieſem entgegen. — Der Voigt gab ihm ein Pferd, und als ein Haufen Berittener beiſammen war, befahl er, daß man ihm die Uebrigen nachſenden ſollte, und ſprengte mit Balthaſar zum Thore hinaus, dem Huftritte der Roſſe folgend.

Schon war der Voigt mit ſeinen Reiſigen eine gute Strecke zugetrabt und immer ſahen ſie noch nichts von den Räubern; Keiner der ihnen Nachgeſchickten kehrte zurück. Als ſie jedoch an den See unfern Einſiedeln kamen, fanden ſie Einen der Ihrigen verwundet an der Straße liegen, von dem ſie erfuhren, daß hier ein Theil der Räuber umgekehrt ſey, ihn angegriffen und verfolgt, dann aber den Weg nach Kaiserslautern fortgeſetzt habe. In der Stadt erhielten ſie die Nachricht, daß die Reiſigen auf Fußſteigen um die Stadt herum geſprengt und in den Wald, in der Richtung nach Frankenſtein, gezogen ſeyen. Ein Zurückkehrender, deſſen Pferd geſtürzt war, brachte die Nachricht, daß der ganze Haufe ſich im Walde verſammelt habe und in vollem Trabe auf der Straße nach Frankenſtein gezogen ſey. Der Voigt ließ die Roſſe nur einen Augenblick verſchnaufen und ſetzte dann die Verfolgung fort. Aber die Nacht brach herein und noch hatte er die Flüchtigen nicht ereilt; die Vorausgeſendeten kehrten zurück und berichteten, wie die Räuber auf ihnen unbekannten Wegen ſich in dem Walde zerſtreut, und nur Einige die Straße nach Türkheim fortgezogen wären. Der Voigt war außer ſich. Im Dunkel der Nacht, auf unbekannten Wegen auf's Gerathewohl zu reiten, ſchien ihm thöriat, und er war ſehr froh, als ihn Balthaſar Slör aus ſeiner Verlegenheit zog; denn ihm mochte wohl wenig daran liegen, Albrechts Braut einzuholen, und was er gethan, ge ſchah bloß aus Pflicht und der Ehre wegen. Dieſer verlangte ſechs wohlberittene Reiter von ihm, mit denen er die Flüchtigen verfolgen wollte. — Die Reiſigen haben uns verlockt! — ſprach er — ſie ließen uns glauben, daß ſie auf Heidelberg zögen und von da nach Hornberg. — Nach Aſchaffenburg ſind die Räuber, und wenn ſie nicht verfolgt und dadurch ſicher werden, verlege ich ihnen den Paß und treffe ſie, noch ehe ſie in ihr Aſyl gelangen. — Er brach nach kurzer Raſt auf, wandte ſich mehr links, gewann die Straße nach Göllheim, gelangte am andern Abend an den Rhein, und mit Tagesanbruch ſetzte er unterhalb Worms in einer Fähre über den Fluß. So zog er über Zwingenberg durch den Odenwald gerade auf Dieburg zu, und als er hier nicht die mindeſte Kunde von Margarethe und ihren Räubern erhielt, ſchloß er daraus, daß ſie noch nicht vorüber waren, und legte ſich an dem Wege, der von Darmſtadt ſich bei dem Forſthauſe vorbei durch den Wald nach Dieburg zieht, in's Verſteck.

Herr Balthaſar zweifelte keinen Augenblick, daß Philipp Wohlgemuth die Hand mit im Spiele gehabt, beſonders da er wußte, daß er erſt kürzlich in Aſchaffenburg bei Urſula geweſen und mit ihr zu einem Klausner gezogen ſey. Dieß brachte ihn auf die Vermuthung, daß er bei ihr Hülfe geſucht und auch gefunden habe. Zuweilen war ſelbſt der Gedanke in ihm aufgeſtiegen, daß die Entführung auf Befehl Ritter Sickingens geſchehen ſey; denn es dünkte ihm doch faſt zu kühn, daß irgend Jemand einen ſolchen Gewaltſtreich wagen und die Knechte Sickingens im Angeſicht ſeines Schloſſes und ſeiner Stadt niederwerfen ſollte. Unbegreiflich blieb es ihm zwar, wer der Anführer der Reiſigen geweſen ſey, der ihm ein gar ſtattlicher Rittersmann geſchienen hatte.

Der Scharfblick Balthaſar Slörs hatte ihn recht geführt. Philipp Wohlgemuth war die Seele dieſer Unternehmung. Durch Margarethe von Allem unterrichtet, hatte er mit ihr das Nöthige in der Hoffnung verabredet, bei Urſula Hülfe zu finden, und war deshalb nach Aſchaffenburg geeilt. Der Zufall ließ ihn in Guntersblum den ewig herumziehenden Hans Hilchen finden, der ihm ein friſches Pferd gab, wodurch er ſeine Reiſe beeilen konnte, und der ihm verſprach, hier ſeiner zu warten; hierauf jagte er nach Aſchaffenburg und fand auch Urſula ſogleich zur Hülfe bereitwillig. Sie freute ſich, Margarethe einen Dienſt erweiſen zu können, und da es ihr nicht ſchwer wurde, ihm ſogleich vierzehn wohlberittene kurfürſtliche Reiſige zu ſtellen, konnte er noch in der Nacht zur Ausführung ſeines Vorhabens wieder abziehen. In Guntersblum ſtieß Hilchen mit ſeiner Begleitung zu ihm, und ſo zogen ſie, in kleine Haufen vertheilt, ihren Weg und verſammelten ſich bei Moorlautern.

Philipp war ihnen vorausgeeilt, ließ das weiße Band am Fliederbuſche flattern und erhielt noch am nämlichen Abend durch Maria die Nachricht, wann Margarethe mit dem Brautzuge ſich nach Landſtuhl begeben würde; denn aus dem Schloſſe ſelbſt, welches ſo ſtreng bewacht wurde, war es keine Möglichkeit, ſie mit Gewalt oder Liſt zu befreien, deshalb war die hochzeitliche Feierlichkeit zur Ausführung des Planes gewählt.

Alles gelang nach Wunſch; der nahe Wald verbarg die Schaar, und als vom Schloß Trompetenſchall verkündete, daß der Brautzug ſich in Bewegung ſetze, verließ der Haufe den Wald und

rückte

rückte durch einen Hohlweg, der ihn verbarg, bis an die Scheunen.

In dem Walde vor Kaiſerslautern hatte Philipp mit Margarethe und zwei erprobten Dienern Hans Hilchens unbemerkt die Straße verlaſſen und die Richtung nach Winweiler genommen, während der Ritter mit den kurfürſtlichen Reiſigen die Verfolger von der Spur ab und auf den Weg nach Frankenſtein lockte.

Ohne verfolgt zu werden, war Philipp bis in die Gegend von Darmſtadt gekommen, wo er die Stadt aus weislichen Gründen umging und noch am Abend über Dieburg nach Aſchaffenburg zu gelangen hoffte. Auf dieſem Zuge begegnete ihm am frühen Morgen unweit des Förſterhauſes ein Jäger, den er freundlich grüßte und ihn nach der zu ziehenden Straße fragte. Dieſer berichtete ihm das Nöthige; der Sänger dankte und reichte dem Jäger einen Trunk Wein, der indeſſen Margarethe aufmerkſam betrachtet hatte.

Junger Herr! — ſagte er dann plötzlich — ſeyd Ihr vielleicht nicht auf rechtem Wege, oder habt Ihr Feinde in dieſer Gegend zu befürchten, ſo warne ich Euch weiter zu ziehen, denn kaum drei Armbruſtſchüſſe von hier liegen ſchon ſeit geſtern Abend Gewappnete im Dickig gelagert; ich ſchlich mich aus Neugierde zu ihnen und erfuhr von dem Einen, der des Herumziehens müde war, daß man einer Jungfrau nachſetze, die gewaltſam entführt ſey.

Sahſt Du den Führer? fragte Philipp.

Ich ſah ihn genau. Es war ein kleines hageres Männchen, in einen ſchwarzen Mantel gehüllt, ohne Helm und Panzer; die Reiſigen aber waren tüchtige Burſche und trugen des Sickingens Feldbinde, und da ich den als ein guter heſſiſcher Jägersmann wie meine Sünde haſſe, ſo warne ich Euch und die ſchöne Jungfrau mit Freuden.

Philipp ſprach einiges leiſe mit Margarethe; dann fragte er den Jäger, ob er ihn wohl auf den Weg nach Reinheim führen und ihm dort einen ſichern Mann verſchaffen könne, der ſie bis nach Wallſtadt am Main begleite. Der Jäger war hierzu willig, führte ſie über Fußſteige durch den Wald, verſchaffte ihnen in Reinheim einen der Wege kundigen Mann, und ſo zog der treue

Sänger mit Margarethe der Einſiedelei bei Hainbuchenthal zu; vom Main aus hatte er ſeine Begleiter nach Aſchaffenburg geſendet.

Es begann ſchon zu dämmern, als ſie dort anlangten. Sie fanden den Klausner vor ſeiner Hütte, das Grab aus der nahen Quelle begießend. — Ehrwürdiger Vater! — trat ihm Philipp entgegen — ich komme zu Euch, für eine Verfolgte Rettung zu ſuchen. Nehmt ſie in Eure Zelle auf und verbergt und ſchützt ſie dort vor Jedermann.

Seyd mir willkommen, junger Sänger! — erwiederte der Klausner, nachdem er Margarethe aufmerkſam betrachtet hatte. — Würde ich auch Euern Worten nicht trauen, zeigte mir doch ein Blick in das fromme Auge Eurer Begleiterin, daß ſie meines Schutzes bedarf und ſeiner würdig iſt. Tretet in die Hütte eines Lebensmüden ein, holde Frau! — wendete er ſich zu Margarethe — und ruht dort von den Beſchwerden Eurer Reiſe aus. Wenig kann ich Euch bieten, aber das Wenige mit gutem Herzen.

Margarethe ergriff ſeine Hand, ſie zu küſſen. — Nicht alſo, — fuhr er fort — der Druck Eurer

Hand, den ich erwiedere, genügt mir. — Er öffnete bei dieſen Worten die Thür der Zelle und ließ ſie ein.

Herr! — hielt ihn Philipp zurück — Nur ein Wort!

Nun? — fragte der Klausner.

Ich muß ſogleich weiter. Sorgt für ſie, ſchützt ſie vor jeder Gefahr, verbergt ſie jedem Auge; denn nur das tiefſte Geheimniß kann ſie retten!

Philipp! — unterbrach ihn der Klausner — wen habt Ihr mir anvertraut? Euer Eheweib oder Eure Geliebte?

Nicht das Eine, nicht die Andere, — erwiederte ihm der Sänger — aber forſcht nicht weiter, lieber Herr! Laßt mich ziehen! Morgen, ehe es dämmert, bin ich wieder bei Euch!

Wäret Ihr nicht ein ſo treuherziger Jüngling, müßte ich faſt irre an Euch werden, — ſagte der Klausner — denn das Geheimnißvolle Eurer Rede, Eure Ungeduld gefällt mir nicht. Aber ziehet nur mit Gott! wahrſcheinlich ſind Eure Verfolger nahe und die Roſſe würden Euch verrathen.

So iſt's! — erwiederte Philipp, band die Roſſe an einen Baum und trat mit dem Alten in die

Hütte. — Ich ziehe von dannen, Margarethe! ſagte er bewegt.

So grüßt Urſula von mir! erwiederte ſie, ihm die Hand reichend.

Urſula? — wiederholte der Klausner — Max Redingers Tochter, die zu Mainz und Aſchaffenburg ihr Weſen treibt und kürzlich mit Euch hier war?

Dieſelbe! antwortete Philipp. — Der Alte ſchüttelte bedenklich den Kopf, aber ſchwieg.

Lebt wohl, Margarethe! Gott und dieſer fromme Mann mögen Euch ſchützen! — Dieß ſagend, eilte er hinaus, ſchwang ſich auf ſein Roß, und das Roß Margarethe's an der Hand, trabte er Aſchaffenburg zu.

Der Klausner hatte indeß Brod, Milch und einige Früchte gebracht, und nöthigte nun Margarethe zum Eſſen. — Erquickt Euch mit dem Wenigen, was ich geben kann! — ſagte er freundlich — Ihr ſeyd wohl Beſſeres gewohnt, das zeigen mir die ſchönen Kleider unter Euerm Reiſemantel; aber heute muß es Euch genügen. Eßt! indeſſen will ich die Arbeit beenden, wobei Ihr mich geſtört habt. Wenn es einige Tage nicht geregnet hat, vertrocknet der Raſen auf meinem Hügel, und ich muß ihn immer hübſch friſch und grün erhalten, bis der Schnee ſein weißes Tuch über ihn breitet und mir die Sorge nimmt.

Er ging bei dieſen Worten hinaus, kehrte jedoch bald wieder zurück und riegelte die Thür hinter ſich zu. — Ich habe nun mein Tagwerk beendet, — ſagte er — und muß wohl heute meine gewohnte Ordnung unterbrechen. Schadet nichts, wenn ich mich auch nicht vor meine Hütte oder an den murmelnden Quell ſetze, die Abendluft einzuathmen, und nicht an gewohnter heiliger Ruheſtätte ſchlafe, thue ich doch vielleicht ein gutes Werk, und das erquickt mich mehr, als Abendluft und ſüßer Schlaf. Oder iſt es kein gutes Werk, was ich thue? — fragte er Margarethe, die, ihr Auge feſt auf ihn gerichtet, aufmerkſam ſeinen Worten zugehört hatte.

Gewiß, ehrwürdiger Herr, iſt es ein gutes Werk! — erwiederte ſie — Ihr rettet mich von ſchrecklicher Gefahr, und ich bin Eures Schutzes nicht unwerth.

Das glaub' ich ſelbſt, — ſagte der Alte — denn ſolch reiner Spiegel, als Euer bleiches Antlitz mir zeigt, trügt ſelten. Aber ich muß Euch doch mit meiner kleinen Wohnung bekannt machen, damit Ihr Euch, im Fall, daß ungebetene Gäſte kämen, ſchnell zu finden wißt. Seht, hier, neben dem kleinen Hausaltar, iſt eine verborgene Thür; ſeit Euer Begleiter ſie aufgefunden hat, hab' ich ſie dem Auge mehr entzogen. Drückt Ihr unter dem obern Nagel dieſes hier hängenden Kruzifixes die Wand, ſo öffnet ſich eine Thür. — Er drückte, und die Thür zu dem kleinen Gemach, in welchem das der heiligen Cäcilia ſo ähnliche Bildniß hing, öffnete ſich. — Hier will ich Euch ein Lager bereiten; hier könnt Ihr ruhig und ſorglos ſchlafen! — fuhr der Alte fort — Dieſer Riegel verſchließt es; die feſte Thür von eichenen Bohlen widerſteht manchem Hiebe der Axt, und wenn Ihr mich nicht drei Mal klopfen und im Namen des Heilandes Einlaß begehren hört, ſo öffnet Niemandem.

Margarethe's Aufmerkſamkeit war in dieſem Augenblicke faſt mehr auf das Bild gerichtet als auf des Klausners Worte; dieß bemerkend, wiederholte er beſorglich noch einmal das Geſagte, bat, ja darauf zu achten und hier, bis er zurückkehre, zu verweilen. Damit ſchloß er die Thür und ging in das vordere Gemach zurück. Margarethe wurde es in dieſem kleinen Gemache beklommen; gern hätte ſie das Auge auf das griechiſch gekleidete liebliche Mädchen gerichtet, wenn nicht ein leiſes, von Stöhnen und Seufzen unterbrochenes Murmeln, das aus der Zelle drang, ſie davon abgelenkt hätte. So mußte ſie lange in dieſer beängſtigenden Lage verharren, bis der Einſiedler wieder eintrat und ſie herauszukommen bat. — Verzeiht, daß ich Euch allein ließ! — ſagte er ſehr ermattet — die Stunde ſchlug, in welcher ich unter Geißeln und Gebeten für meine Sünde büßen muß. Seht jenes Grab, das unter der hohen Buche ſich erhebt, — ſprach er, ein kleines Fenſter öffnend, — eine Heiligenblende ſchützt es, drei Kreuze ſtehen daneben, zwei wo das Haupt liegt, und eines zu den Füßen. Da ruht all' mein irdiſches Glück — meine Schuld aber ruht hier in meiner Bruſt! Schon zwanzig Jahre deckt es der Schnee mit ſeinem kalten Mantel, und ſie ſchläft unter ſeiner Decke ſanft wie unter dem grünen Raſen. Aber die Jahre haben meinen Schmerz nicht zerſtreut, wie der Herbſtwind die Blätter der Buche, und keine Winternacht ſendet mir ihren Schnee, die Gluth des Herzens zu kühlen; mein Schmerz und meine Schuld brennen mich heute noch ſo heftig, wie an jenem unglücklichen Tage! Kein Gebet, kein Blut, das an meiner Geißel klebt, lindert den Jammer meines zerriſſenen Gemüthes, und nur zuweilen glückt es dem Mitgefühl.

Ehrwürdiger Vater, — ſagte Margarethe — auch ich bin eine Unglückliche! Theilt mir die traurige Begebenheit Eures Lebens mit, vielleicht vergeſſe ich bei fremdem Schmerz den meinigen; gewiß findet Ihr das Mitgefühl in meiner Bruſt.

Der Klausner heftete einen forſchenden Blick auf Margarethe, dann ſprach er zutraulich: Euch will ich mein Herz, dieſen Schmerzenquell, öffnen; geduldet Euch nur einen Augenblick. — Er verließ die Zelle und ging nach dem Grabe. Hier ſah ihn Margarethe vor der Blende, in welcher das Heiligenbild ſtand, andachtvoll knieen; er betete leiſe, neigte ſich, als er ſein Gebet beendet, inbrünſtig über das Grab, murmelte einige Worte und kehrte in die Zelle zurück, die er ſorgfältig hinter ſich verſchloß. Hier zündete er das Lämpchen an, ſchloß die Laden feſt zu, füllte einen Becher mit Waſſer, einen andern mit Wein, ſtellte ſie auf den Tiſch und ſetzte ſich neben Margarethe, den Blick gen Himmel gerichtet. — So ſaß er ſchweigend; dann nahm er den Becher mit Waſſer und leerte ihn. —

9.

Ich bin der Sohn eines Edeln aus dem Schwabenlande, — begann er nun — erlaubt, daß ich meinen Namen verſchweige, den Ihr gewiß ſchon oft gehört habt. Der Jüngſte meiner Brüder, zog ich nach Rhodus, nahm das Kreuz, kämpfte unter dem Großmeiſter, Peter d'Aubuiſſon, bei der Belagerung, die Mahomed fruchtlos begann, wie es mir Ehre und Glaube befahlen, und lebte in meinem kriegeriſchen Berufe ein zufriedenes, thätiges Leben.

Funfzehn Jahre waren ſo vergangen und ich zum ernſten, ſtrengen Manne gereift, der ſeinen Stand, ſeinen Orden höher als Alles ſtellte. Treu erfüllte ich meine Pflichten und mein Gelübde, und tadelte vielleicht die Brüder zu hart, die, nur ſchwache Menſchen, gegen die Ordensregel fehlten, von dem ſtrengen, freudenloſen Leben abwichen, und während ich mich kaſteiete, im Geheim ſchwelgten. Stolz wandelte ich unter ihnen und entfernte ſelbſt meine innigſten Freunde durch mein finſteres Weſen von mir; denn ich glaubte der einzige Gerechte unter den Verworfenen, das Vorbild des Ordens zu ſeyn. Der Großmeiſter, ſo ſehr er mich auch ſchätzte, ſah die Feindſchaft, die mein eitles Benehmen gegen mich erweckte, und ſchickte mich als Befehlhaber nach Amorgo, eine der cycladiſchen Inſeln, welche der Orden damals beſetzt hielt. Ich freute mich dieſer Sendung, ſchiffte mich ein und gelangte bald an den Ort meiner Beſtimmung.

Bajazids ſchlaffe Regierung gönnte dem Orden Ruhe; ich konnte ſie auf meiner Inſel genießen, und lebte nun mehr als Mönch, wie als Krieger. Ich ließ meiner Schutzpatronin, der heiligen Cäcilia, unweit St. Anna, wo ich das befeſtigte Schloß bewohnte, eine prachtvolle Kapelle bauen, ſchmückte ſie mit einem Bilde der Heiligen, welches mir ein neapolitaniſcher Maler, der ſich einige

Zeit bei mir auf der Inſel aufhielt, verehrt hatte, und mein Stolz ward beim Anblick meines frommen Werkes, oder wenn ich vor dem herrlichen Bilde der Heiligen andachtvoll knieete, noch erhöht. Auch hielt ich ſtreng auf Ordnung bei meinen Untergebenen, war mild gegen die Einwohner und durchzog von Zeit zu Zeit die kleine Inſel, die nur des feſten Schloſſes und eines guten Hafens wegen für den Orden von Bedeutung war.

Eines Abends — trinkt doch einen Tropfen aus dieſem kleinen ſilbernen Becher! — unterbrach der Klausner ſeine Erzählung — Eure Lippen dürfen dieß Heiligthum berühren; trinkt nur, holde Dame! — Margarethe erfüllte ſeinen Wunſch und nippte von dem Weine. — Eines Abends, — fuhr er fort — als ich den ſüdlichen Theil der Inſel durchzog, ritt ich längs einem Abhange, der, mit blühenden Sträuchern, mit Myrten und Roſen bewachſen, ſich nach einem Thale hinzog, aus welchem ich das Rauſchen eines Gießbaches vernahm. Der heitere Abend, der Duft der üppig blühenden Roſen, das Rauſchen des Baches luden mich ein, einen Fußſteig zu betreten, der in das Thal hinabführte. Ich ſtieg ab, befahl meinem Diener, mich oben zu erwarten, und wanderte durch labyrinthiſche Gänge immer dem Rauſchen des Baches zu.

Bald war ich im Thale, das, hier kaum eines Armbruſtſchuſſes breit, den vom Felſen herabſtürzenden Bach in ein von hohen Platanen beſchattetes Becken nahm. Das ſtille Plätzchen ſchien mich in ſeinen Schatten einzuladen; ich nahete mich und ſah durch die wogenden Zweige eine weibliche Geſtalt, die, einen weißen Stab in der Hand, ſich über das Waſſer beugend, mit den bunten Kieſeln zu ſpielen ſchien. Ihr langes geflochtenes Haar berührte faſt die hüpfenden Wellen, ihr Arm war weiß wie der Schaum des Baches, da, wo er ſich vom Felſen ſtürzte. Doch, was ſoll ich ſie Euch malen! So lebendig ihr Bild auch vor mir ſteht, vermag der Greis ſie Euch doch nicht zu ſchildern. Ihr habt ſie geſehen; das Bildniß in jenem Kämmerchen hat Euch ihre Züge gezeigt.

Als ſie, aufgeſchreckt durch mein Geräuſch, das Haupt erhob, ihr Auge mich traf, erbebte ich. Die heilige Cäcilia ſtand vor mir, nur in einem andern Gewande, aber mit den nämlichen Zügen. Auch ſie hatte mein Erſcheinen, doch nur auf Augenblicke, überraſcht; dann nahte ſie mir mit züchtiger Geberde und begrüßte mich ohne Furcht. Immer noch ſtaunend fragte ich: Wer ſeyd Ihr, Jungfrau? — „Ich heiße Cäcilia! — erwiederte ſie — Mein Vater iſt ein Handelsmann aus Vathi, und ich bewohne mit meiner Mutter ein kleines Landhaus hier im Thale.“

Nie hatte mich der Anblick eines weiblichen Weſens ſo erſchüttert. Bald war es mir, als müßte ich vor der himmliſchen Cäcilia anbetend niederknieen; bald zog mich eine unwiderſtehliche Gewalt nach der irdiſchen, ſie in meine Arme zu ſchließen. Erlaßt mir das Gemälde jener Tage! Erlaßt mir die Beſchreibung eines Gefühls, das ich auch jetzt noch, indem die Erinnerung mir jenen Abend zurückführt, ſo lebhaft empfinde, wie damals! Nicht Zeit, nicht Gebet, nicht die Geißel haben dieſe Empfindungen geſchwächt, und Gott wird mir verzeihen, daß ich die wenigen Tropfen Freude in meinem einſamen Leben aus jener Zeit mir ſchöpfe.

Auch ich zahlte den Tribut menſchlicher Schwachheit: ich fühlte Neigung für Cäcilia und gewann auch ihre Liebe; aber glaubt es mir, nur nach ſchwerem Kampfe überließ mein Stolz, meine Pflicht, mein Gewiſſen der Liebe den Sieg. Vierzig Jahre hatte mein Herz ihr widerſtanden, oder vielmehr es hatte ſie nicht gekannt. Der erſte Funke, der es entzündete, fand alle Flammen noch ungeſchwächt, und die Liebe zu ihr ward fortan meines Lebens einziges Ziel. Aber, Gott gedankt! die Reinheit meines Gemüthes hatte ſie nicht befleckt; nur das Menſchliche war ihr unterthan geworden, nicht was im Menſchen von oben ſtammet. Anbetend, wie das Bild der Heiligen, der ſie glich, ſtand ich mit glühendem Herzen vor ihr, und dennoch hatten die Lippen des Ritters von St. Johann die ihrigen nicht berührt. Ich wollte nach meinem Vaterlande zurückkehren, um Dispenſation in Rom anhalten und ſie dann als mein Weib heimführen. Allein Gott hatte es anders beſchloſſen. Schon hatte ich die Erlaubniß des Ordens, auf längere Zeit nach meiner Heimath zu gehen; ſchon hielt das Schiff im Hafen, das mich nach Neapolis führen ſollte, als mir Cäcilia die überraſchende Botſchaft brachte, ſie habe heute Befehl von ihrem Vater erhalten, morgen mit ihm nach Cerigo zu ſchiffen. Ich eilte zu dem Alten, wollte ihm Vorſtellungen machen. „Ueber meine Güter mag des Ordens herriſche Macht gebieten, aber über mein Weib und Kind bin ich allein Herr!“ erwiederte er mir trotzig.

Mein Nachfolger im Befehl war ſchon auf der Inſel; ich hatte keine Macht mehr, ich mußte ihn ziehen laſſen, und ſchon am andern Morgen ſah ich die Felucke, die all' mein Glück mit ſich führte, mit vollen Segeln über die blauen Wogen dahingleiten. Mir blieb nichts übrig, als zu folgen. Ich beſtieg mein Schiff, ſegelte nach Rhodus, beendete ſo ſchnell als möglich meine Geſchäfte mit dem Großmeiſter und ſchiffte mit klopfendem Herzen nach Cerigo. In Modari, wo ich landete, erfuhr ich Cäcilia's Aufenthalt, erfuhr, ſie wohne mit ihren Aeltern in einem Landhauſe am Meere, und ein junger Grieche werbe um ihre Hand, die ihm der Vater ſchon zugeſagt habe. Ich fand Gelegenheit ſie zu ſehen, zu ſprechen; ſie beſtätigte mir die ſchon erhaltene Schreckensnachricht, für uns war keine Rettung mehr, als die Flucht.

Ich hielt Alles bereit, eine ſtürmiſche Nacht war uns günſtig, es gelang ihr, das Haus heimlich zu verlaſſen; ſie war in meiner Gewalt und floh mit mir dem Ufer zu. Schon hören wir das Schlagen der Wellen, ſchon leuchtet uns das Licht vom Boote Rettung verkündend entgegen, als wir hinter uns Fackeln erblicken und der Schall vom Hufſchlag eilender Roſſe unſer Ohr trifft. Meine Diener machen ſich zum Kampfe bereit, während ich die Bebende nach dem Ufer trage.

Der Kampf war ſchnell beendet. Cäcilia's Vater mit einem Diener waren die einzigen, die uns auf ihren ſchnellen Roſſen ereilt hatten. Sie waren bald übermannt, und die Meinen führten den Vater zu mir. —

Da ſtand der Alte jammernd, bat ſeine Tochter mit thränendem Blick, ihn nicht zu verlaſſen, bat mich auf ſeinen Knieen, ihn nicht ſeines Lebens einzigen Glückes zu berauben — die Liebe zu mir übertäubte das kindliche Gefühl in ihrer Bruſt, das menſchliche Gefühl war in der Flamme untergegangen, die mich verzehrte. Das Boot ſtieß ab — in Sturm und Wetter blieb der verlaſſene, kinderloſe Greis zurück; nur ſein Fluch, ſein furchtbarer Fluch folgte uns; er drang durch das Rauſchen der ſchlagenden Wellen, durch das Brauſen des Sturmes vernahmen wir ihn — ich höre ihn noch! —

Der Klausner erbebte und ſchwieg; ſein Auge ſah unverwandt auf den kleinen Becher.

Das war Alles, was wir aus Cäcilia's Heimath mitgenommen haben! — ſagte er nach einer Pauſe, ihn erfaſſend. — Alles ließen wir im Archipel zurück, auch die Ruhe des Herzens! — Fortan war mein Leben eine Reihe trüber Stunden. In Rom verweigerte mir der Papſt Dispenſation; ich kam ja mit leeren Händen. In Deutſchland verweigerte mir mein Bruder das nöthige Geld, um in Rom wirken zu können, und mir blieben nur noch zwei Freunde aus meiner Jugendzeit übrig, an die ich mich wenden konnte: Max Redinger, ein armer Edler im Trier'ſchen Lande, und der mächtige Schweikhardt von Sickingen; zu ihm beſchloß ich zu gehen. Auf dem Wege nach ſeiner Stammburg wandelte mich die Luſt an, zu jagen; ich ritt in den Wald, überließ Cäcilia der Obhut meines Dieners, der ſie weiter dem Maine zuführen ſollte, verfolge einen Hirſch, ereile ihn — die Sehne meiner Armbruſt ſchwirrt — der Bolzen ſauſt durch die Luft — der Hirſch ſetzt in vollem Jagen an mir vorüber — und draußen, wo das Grab ſich erhebt, ſinkt Cäcilia vom Roß! — Der

Vaterfluch hatte ſie ereilt, der Bolzen ihr Herz getroffen — ihr Tod war ſanft! —

Friede ihrer Aſche! — ſagte er ernſt — und Friede meinem Herzen! Aber er ward mir nicht! — Ich begrub ſie, ſetzte zum Schirm ihres Grabes die drei Kreuze, ſuchte Vergebung meiner Sünden in Rom, wallfahrtete nach Jeruſalem zum Grabe des Erlöſers. Ach, was in meinem Herzen brannte, dieſen nagenden Schmerz kühlte nicht Rom, nicht Jeruſalem! — Was in dem Grabe ſchlummerte, weckte nicht der dreifach gekrönte Prieſter, nicht das heilige Grab! — So kehrte ich zurück, nahm aus der Kapelle von St. Anna das Bild der heiligen Cäcilia, ſtellte es in jener Blende neben ihrem Grabe auf, und das Bild der Irdiſchen ließ ich nach dem Bilde der Heiligen in dem Gewande konterfeien, in welchem ich ſie zum erſten Male im Thale am Gießbache geſehen; baute dieſe Klauſe und bete, büße und geißle mich nun täglich, meine Schuld zu tilgen.

Jahre ſind vorübergerollt, — fuhr der Klausner fort — der Sturm hat die Bäume entwurzelt, und der Frühling die erſtorbene Natur oft wieder zum neuen Leben hervorgerufen. Aber die

Jahre haben nichts aus meiner Erinnerung mit ſich genommen; der Sturm hat meinen Schmerz nicht entwurzelt, und aus dem Grabhügel hat der Frühling wohl die gepflanzten Maßlieben hervorgerufen, aber sie nicht, die ich dort hingelegt! Kurz ſind die Augenblicke der Freude, lang, ach, ewig lang die Jahre des Schmerzes!

Er erhob ſich, ſein Auge ſchaute nach oben; dann ſtreckte er die Hände gefaltet nach dem Grabhügel. — Schlumm're ſanft! — ſprach er bewegt — bis die Poſaune des Weltenrichters ruft. Du haſt Deine Schuld gebüßt mit dem Tode, ich mit einem qualvollen Leben; Gott wird ein barmherziger Richter ſeyn!

Und nun, edle Frau! leget Euch zur Ruhe; es iſt Mitternacht. Ihr ſeyd noch müde von der Reiſe; ſchlummert unter Cäcilia's Schutz und ſchließt ſie in Euer Gebet.

Margarethe, von des Klausners Erzählung tief erſchüttert, neigte ſich ehrfurchtvoll vor ihm, als erwartete ſie ſeinen Segen. — Dame! — ſagte der Alte ernſt — Ihr ſtehet nicht vor einem Heiligen, Ihr ſtehet vor einem ſündigen Menſchen. Die Hand, welche die Armbruſt ſpannte, kann keinen Segen ertheilen. — Schlaft wohl! — Margarethe ging in ihr Kämmerchen.

Den Klausner zog es nach Cäcilia's Ruheſtatt. — Hier will ich heute ſchlummern, — ſagte er, an das Grab tretend, — vielleicht erſcheint ſie mir im Traume und bewacht meinen Schlaf; in der Zelle würde ſich heute mein Auge nicht ſchließen. — Dieß ſagend, ſetzte er ſich neben den Hügel, verrichtete ſein Abendgebet und lehnte dann das müde Haupt an das bemooſ'te Grab. Aber lange floh ihn auch hier der Schlaf, denn ihr Bild ſtand zu lebhaft vor ihm; endlich behauptete doch die Natur ihr Recht, er ſchlummerte ein.

Da weckte ihn ein Geräuſch; als er die Augen aufſchlug, ſah er im Zwielicht einen Reiſigen vor ſich ſtehen, der ihn unſanft rüttelte. — Wach' auf, Bruder Klausner! — rief er ihm zu — Du haſt Gäſte bekommen! — Der Erwachte blickte ſtaunend ſich um, ſah mehrere Reiter mit ihren Roſſen vor der Klauſe halten, aus welcher eben ein kleines Männchen — es war Balthaſar Slör — auf ihn zutrat. Durch die unzuſammenhängende Erzählung des alten Redingers von Philipps Aufenthalt bei dem Klausner unterrichtet, war, da er vergebens an der Straße nach Aſchaffenburg auf Philipp gelauert hatte, in ihm der Gedanke aufgeſtiegen, er habe vielleicht Margarethe hierher in Sicherheit gebracht, und nachdem er zwei ſeiner Begleiter auf Kundſchaft nach Aſchaffenburg geſchickt, hatte er mit den Uebrigen den Einſiedler aufgeſucht.

Nach manchen verfänglichen Fragen, die er eben nicht mit Ehrerbietung dem Alten that, fragte er ihn unverhohlen, ob nicht der Sänger aus Nürnberg, der ihm ſchon einmal eine Dame zugeführt habe, mit einer andern bei ihm eingetroffen, und wohin er gezogen ſey?

Der Klausner verneinte es, konnte aber die innere Unruhe nicht ganz auf ſeinem Geſichte verbergen. Der Geheimſchreiber ſchöpfte Argwohn, kehrte nach der Zelle zurück, umging ſie ſpähend, und da mochte es ihm wohl aufgefallen ſeyn, daß das Innere der Hütte nicht mit dem äußern Umfange übereinſtimmte. Dieß näher zu unterſuchen, trat er in die Klauſe, wo er den Alten vor dem Altare, ſein Morgengebet verrichtend, fand. — Hört, frommer Bruder! — rief er ihm zu, ohne ſich zu kümmern, daß er ihn in ſeinem Gebete ſtörte, —

Ihr müßt noch mehr Gemächer haben als dieß Eine.

Der Klausner, ohne auf ihn zu hören, betete fort.

Laßt Eure Andacht bis zu einer andern Zeit, — fuhr ihn Slör an — und ſteht mir Rede!

Der Klausner ließ ſich nicht ſtören; erſt als er geendet hatte, erhob er ſich. — Herr! — ſagte er mit Würde — es ziemt ſich nicht, die Andacht eines frommen Bruders zu unterbrechen, noch weniger, in meine friedliche Klauſe zu treten und mit barſchem Tone den Herrn zu ſpielen.

Oeffnet das verborgene Gemach, welches noch hinter dem Altare ſeyn muß! — befahl Slör — ſonſt ruf' ich meine Diener, es mit Gewalt zu öffnen! — Er ſchritt nach der Thür.

Herr! — erwiederte der Alte mit feſter, ſtarker Stimme, — ehe Ihr es wagt, mit Gewalt in dieſe fromme Hütte zu dringen, ſo wißt, daß ich ein alter Krieger und ein Edler bin, der nicht gewohnt iſt, von Männern, wie Ihr, ſich achtungslos begegnen zu laſſen! — Bei dieſen Worten ergriff ſeine Rechte das Ritterſchwert, welches in der Ecke ſtand; die Linke faßte eine Schnur, welche in dem

Thürmchen über dem Altare hing. — Ziehe ich dieſe Glocke, — ſagte er warnend — ſo ſtürzen die rüſtigen Köhler zu meiner Hülfe herbei, und bis die kommen, wird wohl mein Schwert mich vor Euch Männlein ſchützen! Deshalb thut Ihr beſſer, Ihr zieht ruhig von hier, und ſucht nicht, den Räubern gleich, nach Schätzen, deren Ihr keine hier finden würdet; denn ich möchte Euch gern, um der Feldbinde willen, die Eure Reiter tragen, und welche ich für die des Ritters von Sickingen erkenne, ehren und in Frieden ziehen laſſen.

Balthaſar Slör, gewandter und kühner mit der Feder als mit dem Schwerte, ſchien den Verſuch nicht wagen zu wollen und hoffte mit Liſt zu erlangen, was ihm mit Gewalt zu gefährlich ſchien. Er entſchuldigte ſich und meinte, daß der fromme Bruder ſeine Worte wohl zu übel gedeutet habe; nahm, als ob nichts vorgefallen ſey, den Morgentrunk dankbar an, den ihm der Einſiedler, der jedoch das Schwert nicht von ſich ließ, anbot, und wollte eben ein Geſpräch mit ihm beginnen, wobei er ihn auszuforſchen hoffte, als Einer ſeiner Reiter von Aſchaffenburg geſprengt kam, ihm leiſe etwas zuraunte, worauf Slör ſich, bei dem Klausner ſich nochmals entſchuldigend, auf ſein Roß ſchwang und fortjagte. — Das Ungewitter war dießmal vorübergezogen und Margarethe gerettet.

Schon ſtand die Sonne hoch im Mittage, als Philipp Wohlgemuth in Aſchaffenburg Urſula's Zimmer verließ. — Indem er über den langen Gang nach der Treppe zu ging, ſtieß er auf den Ritter Franziskus von Sickingen und ſeinen Geheimſchreiber, die, von einem Pagen des Kurfürſten geführt, ihm entgegen kamen. Philipp erſchrak. — Kommt Ihr von Urſula Redinger? — fragte der Ritter, doch ſo, daß es der Page nicht hören konnte; Philipp bejahete es. — So geht in die Herberge zum Einhorn und erwartet mich dort. — Dieß ſagend, ging er, ihm freundlich zunickend, vorüber; Balthaſar Slör aber warf einen zornigen Blick auf den Sänger.

Auf dem Wege nach der Herberge überlegte Philipp, was zu thun ſey. Sollte er gehorchen, oder, nach dem Befehl Urſula's, Margarethe ſchnell nach Neidenau auf die dortige Kellerei bringen, wo ſie, dem Weinmeiſter übergeben, auf dem kurfürſtlichen Hauſe Sicherheit und Pflege fand, und überdieß noch, Ottilie ſo nahe, von ihr in den Stunden der Noth Hülfe erhalten konnte? Seine Fürſorge befahl ihm das Letztere; aber die Achtung für den Ritter gebot, ihm zu gehorchen. Er ging daher nach der Herberge, und mußte hier zu ſeiner Pein lange warten, ehe Sickingen kam.

Laßt uns allein! — ſagte dieſer zu Slör, auf deſſen Antlitz der Unmuth deutlich geſchrieben ſtand, — und beſorgt indeſſen, was wegen des Verhandelten zu ordnen iſt. — Slör gehorchte. Als er nun mit Philipp allein war, ſchritt er, wie er zu thun pflegte, wenn etwas ſein Gemüth beunruhigte, in dem Gemache ſinnend auf und nieder, dann blieb er plötzlich vor Philipp ſtehen und faßte ihn ſcharf in's Auge. — Ihr ſeyd meines Georgs treuer Freund! ſagte er wohlwollend.

Der bin ich und werde es bleiben bis an meinen Tod! erwiederte Philipp.

Sickingen ſchien dieſe Worte gern zu vernehmen, ging nach einem Käſtchen, das auf dem Tiſche ſtand, nahm einen verſiegelten Brief heraus und ſprach: Junger Mann! Ihr waret mir von jeher werth, jetzt aber noch werther durch Eure treue Freundſchaft zu meinem Georg; erhaltet ſie ihm! — Er hielt, ſich einen Augenblick bedenkend, in ſeiner Rede inne, dann fuhr er fort: Geſtern führte der Zufall dieſen Brief an meinen Geheimſchreiber auf ſo ſonderbare Weiſe in meine Hand, daß ich ahne, er enthält nichts Gutes. Fern ſey es von mir, Balthaſar Slör zu mißtrauen, doch fürcht' ich den Inhalt; wenn Ihr allein ſeyd, erbrecht ihn. Iſt er Slör nothwendig zu wiſſen, ſo laßt ihm den Brief zu Händen kommen; iſt er ihm nichts nütze, ſo vernichtet ihn und handelt, wie es Euch gut dünkt. Lebt wohl! auf der Ebernburg ſehen wir uns wieder. — Er entließ den Sänger, der über des Ritters räthſelhaftes Benehmen, beſonders über den Kummer, der in jedem ſeiner Blicke, ſelbſt in dem Tone ſeiner Worte ſich ausſprach, erſtaunt, den Brief ſorgfältig betrachtete. Das Siegel war unverſehrt; was konnte Sickingen von dem Inhalte ahnen? Er erbrach ihn, und der erſte Blick, den er hinein warf, ließ ihn erbeben. Er war von Albrecht Wohnſam, welcher den Geheimſchreiber von Margarethe's Verhältniſſe zu Georg unterrichtete. Schnell vernichtete er den Brief, deſſen Inhalt ihm jedoch kein Licht über des Ritters Benehmen gab. Sollte Sickingen die Verhältniſſe ahnen? Wünſchte er, daß ſie ihm ein Geheimniß blieben? Und warum hatte er ihm befohlen, nun zu handeln, wie es ihm gut dünkte? Das waren die Gedanken, die ſchnell einander folgten. — Aber eben ſo ſchnell eilte er nach Hauſe und ſchrieb mit verſtellter Hand und ohne Unterſchrift an Albrecht Wohnſam die wenigen Worte: „Verbreitet Ihr die Nachricht weiter, die Euer Brief an Balthaſar Slör enthält, ſo ſeyd Ihr des Todes!“ — Einer der Diener Hans Hilchens mußte das Schreiben durch einen ſichern Boten nach Nanſtein an Albrecht ſchicken, und mit leichterem Herzen kehrte er nun nach der Klauſe zurück und führte Margarethe von hier in ihr Aſyl an den Jaxt.

10.

Nach mehreren Monden ſchmetterten die Trompeten an den Ufern der Saar, die Trommeln raſſelten und riefen die von allen Seiten herbeiziehenden Kriegerhaufen in's Lager bei Conſarbrück. Kurfürſt Richard, der eben in Trier gegenwärtig war, ſchien die Nähe Sickingens und ſeines Heeres nicht gern zu ſehen, und trieb den Ritter an, ſobald als möglich über die Saar und Moſel zu gehen; aber hier erhoben ſich neue Zwiſtigkeiten. Der Kurfürſt verlangte, Sickingen ſollte bei Conſarbrück über die Saar und bei Grevemachern über die Moſel ſetzen, und von da ſeinen Weg auf Luxemburg nehmen. Der Ritter hingegen behauptete, durch Trier auf Echternack ziehen zu müſſen, um ſeine Vereinigung mit dem Grafen von Naſſau, der mit dem kaiſerlichen Heere über Namur heranzog, deſto eher zu bewerkſtelligen. Der Grund, weßhalb Sickingen die Unterhandlung in die Länge zog, lag in ſeinen tieferen Plänen. Conferenzen gaben ihm oft Gelegenheit, in Trier zu ſeyn; ſeinem ſpähenden Auge entging dann nichts, was ihm von der Stadt und ihrer Befeſtigung zu kennen nöthig war; überdieß wollte er den Kurfürſten an der Spitze ſeines Heeres ſein Uebergewicht fühlen laſſen. Er gab nicht nach und zog durch die Stadt, welche der Kurfürſt den Tag vorher nicht ohne die Beſorgniß verlaſſen hatte, Sickingen könnte ſich darin feſtſetzen. Seine Furcht war jedoch ungegründet; das Heer zog ruhig, ſtrenge Mannszucht haltend, durch und betrat ſogleich das Luxemburgiſche Gebiet.

Der Herzog von Bouillon hatte die Tollkühnheit gehabt, an der Spitze eines Heeres von 12,000

Mann in die kaiſerlichen Lande zu fallen und Vireton zu belagern. Bei Sickingens Einmarſch hob er jedoch die Belagerung auf, warf ſich in Jamets, verlegte den größten Theil ſeines Heeres nach Sedan und Bouillon, und überließ ſein Herzogthum dem anrückenden Feinde. Sickingen und Naſſau eroberten es bald; eine Stadt fiel nach der andern; ſelbſt Bouillon, die Hauptſtadt, ergab ſich auf Sickingens Vorſtellungen, der alles Mögliche that, ſeinen alten Freund mit dem Kaiſer auszuſöhnen, was ihm auch in der Art gelang, daß er dem Herzog den erflehten ſechswöchentlichen Waffenſtillſtand auswirkte. Sedan wurde nur beobachtet, und, da die feindlichen Abſichten Franz des Erſten keinem Zweifel mehr unterworfen waren, erhielt das vereinigte Heer den Befehl, in die Champagne einzurücken. Mouſon und die meiſten Plätze an der Maas kamen in kaiſerliche Gewalt; Mezieres allein war noch übrig, ihnen den Weg nach dem Innern Frankreichs zu verſperren. Als Feſtung zwar unbedeutend, war jedoch dieſer Ort ſeiner Lage wegen von Wichtigkeit; deshalb warf ſich auch der Ritter Bayard, dieſer Mann ohne Furcht und Tadel, mit mehreren Edelleuten, die ſich freiwillig unter ſeine Fahnen geſtellt hatten, in Mezieres, mit dem feſten Willen, ſich eher unter den Trümmern der Stadt begraben zu laſſen, als ſie zu übergeben.

Naſſau und Sickingen rückten gegen dieſe Stadt; Sickingen mit 13,000 Knechten und 2000 Reitern, Naſſau mit 15,000 Mann niederländiſchen und walloniſchen Fußvolkes und 4000 Reitern. So ſehr auch Naſſau und Sickingen früher als Freunde verbunden geweſen waren, ſo hatte doch ſeit dem Beginn dieſes Feldzuges manches Mißverſtändniß unter ihnen obgewaltet. Naſſau, wohl mehr mit dem Willen und den Anſichten des Kaiſers bekannt, mehr in ſeine Politik eingeweiht, mochte geheime Inſtructionen und ſicher mehr das Vertrauen des Kaiſers haben, als Sickingen, dem Karl der Fünfte wegen ſeiner frühern Verbindungen mit Frankreich und ſeiner Anhänglichkeit an die neue Lehre nicht ſo vertrauen zu dürfen glaubte. Uebrigens kannte der Kaiſer Sickingen zu gut, um nicht zu wiſſen, daß er kein todtes Werkzeug in ſeiner Hand, ſondern einer jener Männer ſey, welche mit kühnem Geiſte die Pläne Anderer zu ihrem eigenen Vortheile zu benutzen wiſſen. Der Graf von Naſſau, wohl eigentlich der Oberbefehlhaber des Heeres, was dem kaiſerlichen Verſprechen, auf welches Sickingen ſich ſtützte, zuwider war, hatte bisher die Kriegsoperationen faſt allein geleitet, wogegen der Ritter ſich nicht geſetzt hatte, da dieſe Leitung ganz mit ſeinen Ideen übereinſtimmte. Die Belagerung von Mezieres aber entzweite die Freunde. Sickingen wollte die Stadt umgehen, beſonders, da er wußte, Bayard vertheidige ſie. Das vereinigte Heer ſollte in Frankreich eindringen, den Feind zur Schlacht zwingen, ehe er ſeine verſchiedenen Heerabtheilungen vereinigt habe, und ſo den Krieg tiefer in das feindliche Land ſpielen. Naſſau hingegen beſtand auf der Belagerung, als auf einer leichten, gefahrloſen Unternehmung, beſonders da dieſe Eroberung ihn zum Meiſter aller Plätze an der Maas machte; und als der Graf von Fürſtenberg und der Herr von Emericé, Beide gewiſſermaßen dem Commando beigeſellt, auch des Grafen Meinung waren, ſo mußte Sickingen nachgeben, und das Heer rückte vor Mezieres. Hier entſtand ein neuer Zwiſt. Naſſau verlangte, Sikkingen ſollte über die Maas ſetzen und von da aus die Feſtung angreifen, wogegen der Ritter Einwendungen machte. Er meinte, da er ſchwächer an Reiterei, jedoch ſtärker an Geſchütz, als Naſſau ſey,

ſey, ſo ſolle ihm das rechte Ufer überlaſſen werden, von wo aus man den Angriff gegen das Thor der Ardennen beginnen müſſe, und Naſſau ſolle die Einſchließung auf der andern Seite übernehmen, wo die Reiterei mit Nutzen gebraucht werden konnte, die Verſtärkung abzuhalten, die von Frankreich der Feſtung zugeſchickt werden könnte. Der Graf beſtand jedoch auf ſeinem Willen, ſchlug ſein Lager am rechten Maasufer auf, und Sickingen, ernſtere Zwiſtigkeiten zu vermeiden, ſetzte über die Maas

Meziercs wurde nun eingeſchloſſen, und nachdem Bayard zur Uebergabe aufgefordert war und den Waffenherold mit einer kurzen verneinenden Antwort zurückgeſchickt hatte, begann die förmliche Belagerung. Mauern und Thürme ſtürzten nieder; das Geſchütz, beſonders die großen Karthaunen Sickingens, richteten furchtbare Verwüſtungen an; am Ardenner Thore war ſchon eine Breſche geſchoſſen. Aber nichts entmuthigte den tapfern Ritter, und die Beſatzung, durch ſein Beiſpiel zum Heldenmuth entflammt, widerſtand jedem Angriffe. Sickingen rieth nun zum Sturme; Naſſau, der an dem Orte befehligte, wo die Stadt allein zu erſtürmen war, war anderer Meinung, und wollte, dem Vernehmen nach, das Kriegsvolk nicht unnütz opfern, da er ſichere Kunde habe, die Stadt leide an Allem Mangel. Sickingen hingegen fürchtete die Ankunft des königlichen Heeres, da der Herzog von Alençon und der Graf St. Pol ſchon eine bedeutende Macht bei Rheims zuſammengezogen hatten. Naſſau glaubte nicht an die Nähe eines franzöſiſchen Heeres, wie überhaupt an keine Möglichkeit des Entſatzes; ſo waren die Feldherren immer verſchiedener Meinung, und der Sturm unterblieb.

Aber auch bei dem Belagerungheere trat Mangel an Lebensmitteln ein; im Herzogthum Luxemburg waren die Vorräthe durch den langen Aufenthalt der Heere aufgezehrt, Lothringen ſchickte keine, und die feindlich-geſinnten Landleute der Champagne brachten nichts zum Verkauf. — Da mußte ſich Sickingen entſchließen, eine Abtheilung ſeiner Reiterei tiefer in's Land zu ſchicken, um Proviant zuſammen zu treiben. Bei Rhetel wurde dieſe Abtheilung mit dem Transport von dem Grafen von Sülly überfallen, gefangen und der Transport genommen.

Dieß beſtätigte Sickingen noch mehr in der

Meinung, daß das Heer des Königs in der Nähe ſey; er ging deshalb noch einmal zum Grafen von Naſſau, ſtellte ihm die Nothwendigkeit vor, ſich, es koſte, was es wolle, Mezieres zu bemeiſtern, zeigte ihm, wie gefährlich ſeine Stellung ſey, da er, wegen Mangel an Reiterei, nicht gehörig auf Kundſchaft ausſchicken könne, und, dem erſten Angriff des Feindes ausgeſetzt, bei dem geringſten Unfall das ſchwere Geſchütz, welches ſein Eigenthum war, verloren ſey; er bat Naſſau, ihm wenigſtens die ihm ganz unnütze Reiterei zur Verſtärkung zu ſchicken. Aber auch das verweigerte der Graf und lächelte über Sickingens Furcht, daß König Franz zum Entſatz anrücken würde. Des Grafen Benehmen war Sickingen auffallend; er konnte nicht ahnen, daß Naſſau, ſein alter Freund, den geheimen Befehl des Kaiſers hatte, in nichts ſeinem Willen zu folgen und, wo möglich, dem Heere zu zeigen, daß auf Sickingens Meinung wenig Werth gelegt würde, um ihn dadurch des Einfluſſes und der hohen Achtung zu berauben, die er im Heere, wie in ganz Deutſchland genoß. Für Karl den Fünften ſtand der edle, freimüthige Deutſche zu hoch, um ihn um ſich zu dulden; aber auch zu hoch, um ihn öffentlich anzugreifen. Ueberdieß war er ihm nothwendig, und der ſtaatskluge Kaiſer ſchonte Jeden, der ihm nützlich ſeyn konnte. Beides zu erreichen, wollte er den deutſchen Ritter zu einem italiäniſchen Condottieri erniedrigen, der ihm zu ſeinen Kriegen die Heere werbe und nur eine Maſchine in ſeiner und ſeiner Feldherren Hand ſey.

Er fürchtete ihn, und dieß war für Kaiſer Karl hinreichend, ihn nicht zu lieben, ihm nicht zu vertrauen. Deshalb erhielt auch Naſſau ſeine Verhaltungbefehle, welche der Hofmann, dem Freunde ſie verheimlichend, nach dem Buchſtaben ausführte, während Sickingen von der Statthalterin der Niederlande die freundſchaftlichſten Briefe und die dringendſten Aufforderungen erhielt, ſich dem Dienſte ſeines gewiß dankbaren Herrn mit Eifer zu widmen.

Zürnend verließ Sickingen den Grafen, und auf dem Wege bis zu ſeinem Lager ſtiegen allerlei mißtrauiſche Gedanken in ihm auf. Sein alter Freund, der Herzog von Bouillon, hatte während der Unterhandlung ihn vor dem Grafen von Naſſau immer gewarnt, und doch hatte er nachher erfahren, daß Beide einen lebhaften Briefwechſel führten. Aus mancher Aeußerung des Herzogs mußte er ſchließen, daß deſſen Ausſöhnung mit dem Kaiſer nicht aufrichtig, nur von der Noth herbeigeführt, und er mehr als je Frankreich zugethan ſey. Der häufige Briefwechſel mit Naſſau, deſſen ſonderbares Benehmen vor und während der Belagerung von Mezieres, erweckten in ihm mancherlei Vermuthungen, und noch mit dieſen Gedanken beſchäftigt, kehrte er in ſein Lager zurück.

Kaum dort angelangt, führte man ihm einen Bauer herbei, der durch die Wachten hatte ſchleichen wollen und von dieſen feſtgenommen worden war. Dieſer Menſch war verdächtig, und deshalb wurde auch ſogleich das damals ſo übliche Verfahren der Tortur bei ihm angewandt. Hier übergab er bald einen Brief von dem Ritter Bayard, den er nach Sedan dem Herzoge von Bouillon bringen ſollte.

Sickingen erfreut, und in der Hoffnung, Nachricht über den wahren Zuſtand der Feſtung zu erhalten, erbrach den Brief; aber wie groß war ſein Erſtaunen, als er las:

„Gnädiger Herr!

Es wird Euch nicht unbekannt ſeyn, daß ich belagert und auf beiden Seiten des Fluſſes von dem Grafen von Naſſau und dem Ritter von Sickingen hart bedrängt werde. Da Ihr mir nun vor ungefähr einem halben Jahre vertraut habt, daß Ihr, mein gnädiger Herr, Hoffnung hättet, Euren Vetter, den Grafen von Naſſau, in die Dienſte unſers Königs zu ziehen, und er Euer Verbündeter ſey, ſo wäre mir viel daran gelegen, hierüber je eher je lieber Beſtimmung zu haben. Es würde mich ſehr freuen, wenn der Graf noch bei ſeinem Entſchluſſe geblieben wäre und ſich jetzt beſtimmt entſchied; denn ich benachrichtige Euch, daß, ehe 24 Stunden vergehen, ein entſcheidender Schlag geſchehen wird. Zwölftauſend Schweizer und achthundert Gensd'armes ſtehen nur drei kleine Stunden von Sickingens Lager; der König folgt ihnen mit dem Heere auf den Fuß, und mit Tages Anbruch greifen ſie ihn an, während ich einen Ausfall thun werde. Sickingen müßte ſehr geſchickt ſeyn, wenn er ſeiner Vernichtung entginge. Habt die Güte, mich von des Grafen von Naſſau Geſinnungen noch in der Nacht zu benachrichtigen, damit ich meine Maßregeln darnach nehmen kann.

Bayard."

Sickingen war über den Inhalt des Briefes empört. Seine ihm ſo eigne Ruhe verließ ihn. — Nun weiß ich, — rief er entrüſtet — daß Naſſau mich verderben will, aber, bei dem Blute des Heilandes! es ſoll ihm nicht gelingen. Schnell ließ er Schärtlin von Burtenbach, Hans Hilchen, Curt von Wenningen, den von Dalberg und mehrere der Hauptleute zu ſich entbieten, theilte ihnen den Brief mit, und ohne ihren weiteren Rath zu hören, ließ er die Trompeten ſchmettern, die Trommeln rühren, das Heer zu ſeinen Fahnen ſammeln, und das Lager abbrechen.

Naſſau ſah vom andern Ufer aus die Bewegung; er ſchickte einen Offizier hinüber, um nach der Urſache zu fragen. Dieſer brachte ihm die Nachricht, daß Sickingen über die Maas zurück gehen und neben dem Lager des Grafen das ſeine aufſchlagen wollte. Naſſau, erſtaunt, ſandte einen der angeſehenſten Hauptleute mit dem Befehl an Sickingen, ſein Lager nicht zu verlaſſen, wenn er nicht gegen das Intereſſe ihres gemeinſchaftlichen Herrn handeln wollte. Sickingen fand in dieſem Befehl, beſonders da Naſſau es nicht zu wagen ſchien, ſelbſt herüber zu ihm zu kommen, einen neuen Grund, Verrätherei befürchten zu müſſen.

Sagt dem Grafen von Naſſau, gab er dem Abgeſandten zum Beſcheid, daß ich von alle dem nichts thun und mich nicht nach ſeinem Willen zur Schlachtbank führen laſſen werde, und wenn er mir den Platz neben ſeinem Lager verweigert, ſo mag der Kampf entſcheiden, wer Herr des Platzes bleiben wird — er oder ich.

Er ſetzte nun über die Maas und rückte in Schlachtordnung gegen das Lager Naſſau's, der ſein Heer gleichfalls geordnet hatte. Bayard benutzte den günſtigen Augenblick, dem Grafen von St. Pol Nachricht von dem Vorgefallenen zu geben, und während die beiden Heere kampffertig gegen einander ſtanden, beſchoß er das Heer Naſſau's, dem der ganze Vorfall noch ein Räthſel blieb, und der, in gleichem Irrthum, Sickingen mit Bayard im Verſtändniß glaubte.

Gegen Abend, nach einer perſönlichen Zuſammenkunft, entwickelte ſich endlich die Sache und die Liſt Bayards wurde ihnen klar. Jedoch war es nun zu ſpät, den Fehler wieder gut zu machen. König Franz war ſchon mit einer bedeutenden Macht in Rheims zu ſeinem Feldherrn geſtoßen, St. Pol konnte noch in der Nacht Verſtärkung in die Stadt werfen, und da der Entſatz nicht mehr zu bezweifeln war, ſo beſchloſſen die Heerführer, die Belagerung aufzuheben, das kaiſerliche Geſchütz einzuſchiffen und nach Namur zu ſchicken, und, ſo bald es thunlich, den Rückzug anzutreten, wozu Sickingen in dem Kriegsrathe die nöthigen Anordnungen mit ſo heiterem Geiſte machte, als ob nichts vorgefallen ſey. Er zeigte ſich hier in ſeiner ganzen Größe. Ohne ſeinen Fehler bemänteln zu wollen, geſtand er ihn ein, ſagte aber eben ſo offen, daß wenn der Graf von Naſſau ſeinem Rathe gefolgt und nach Rheims marſchirt wäre, ſtatt Mezieres zu belagern, oder wenn er den Sturm gewagt hätte, ſelbſt wenn er nur vertrauenvoll in Sickingens Lager gekommen wäre, ſich mit ihm zu verſtändigen, ſo würde die Sache ungeſchehen geblieben ſeyn, obgleich der menſchliche Geiſt nicht beurtheilen könne, ob es unter obwaltenden Umſtänden nicht ein Glück ſey, daß ſie durch eine Scheingefahr der wirklichen entgingen. — Aber das darf uns nicht entmuthigen! — rief er vertrauend — das Glück iſt eine launiſche Göttin, beſonders im Kriege; man muß ſie feſtzuhalten ſuchen, wenn ſie uns auch nicht lächelt! — Er machte nun mit aller Genauigkeit die Anordnungen zur Wegſchaffung des Geſchützes, der Kranken und des Gepäckes, und nachdem die nöthigen Befehle hierzu gegeben waren, trennte man ſich, die beiden Feldherren, dem Scheine nach, verſöhnt.

Aber die Ruhe, welche Sickingen öffentlich zeigte, war nicht ſo ganz in ſeinem Innern. Der Schlaf floh ihn, er trat, als es ſchon Mitternacht war, mit ſchwer betrübtem Herzen, aus ſeinem Zelte und blickte, ſich düſteren Gedanken hingebend, nach der befreieten Stadt. Zu ſeinen Füßen rauſchte die Maas, vor ihm flammten die Wachtfeuer, und in der Stadt war Alles noch wach und in Thätigkeit. In den Feldlagern ruheten jetzt in friedlicher Eintracht die Völker, die noch vor Stunden ſich feindſelig einander gegenüber geſtanden hatten, und nur zuweilen dröhnte aus Meziercs der dumpfe Schall einer Karthaune durch das eintönige Rufen der Schildwachen herüber, den Schlaf der Müden zu ſtören.

Glaubſt Du mich mit dem Donner Deines Geſchützes zu wecken, braver Bayard! — ſagte er lächelnd — O ich wache ſchon! Meine Seele iſt betrübt, denn Du haſt mich tief verwundet, edles

Vorbild ächter Ritterſchaft! Nun, das iſt des Kriegers Loos, wir unterliegen Alle dem Geſchick, und will's Gott, werden wir Beide auf gleiche Weiſe enden: auf dem Bette der Ehre. Das iſt mein freundlicher Wunſch für Dich, mein wackerer, ehrenwerther Feind, und auch für mich! —

Ich hatte Großes im Sinn, — fuhr er nach einer Pauſe fort — ich wollte eine Welt um mich ſchaffen, lichtvoll und frei; Deutſchland erheben über alle Kronen der Erde, wollte für Wahrheit und Recht kämpfen, und, hätte ich es vollbracht, mein Schwert auf dem Altare des Vaterlandes niederlegen und mit dem Bewußtſeyn, für die Menſchheit gelebt zu haben, zu meinen Vätern heim gehen. Meiner Thaten Glanz hat ſich getrübt, denn ein Augenblick des Unglückes vernichtet Jahre des Glückes. Meine Seele iſt betrübt, aber, Gott ſey gelobt! ſie iſt nicht entmuthigt; noch ſteht der Wille feſt, noch fühl' ich die Kraft in mir, das Große zu beginnen, zu vollenden; gebeugt, aber nicht entwurzelt, ſteht der deutſche Eichbaum noch feſt auf einem feſten Grunde, auf Glauben und Vaterland!

Und ſcheinen nicht Millionen Sterne an dieſes Himmels nächtlichem Dome? Sollte mein Stern nicht mehr unter den Millionen ſeyn? Oder war es jener, — ſagte er dumpf vor ſich hin — der dort in Weſten ſich aus ſeiner vorgeſchriebenen Bahn losriß, hinabſtürzte und verſchwand? — Nein! geht auch mein Stern unter und ich mit ihm, bleibt doch ſein Glanz den kommenden Geſchlechtern ſichtbar! Wenn man Luthers gedenkt und des Sonnenlichts, das er verbreitet, ſo gedenkt man auch Sickingens leuchtenden Sterns.

Ja! — rief er, die Hände faltend, — Vater im Himmel, von dem allein die Kraft kommt und das Gelingen, laß mich nicht ermatten in meinem Werk! Laß mich mein Vaterland, mein treues, liebes deutſches Land glücklich, laß es mich erleuchtet ſehen von Deinem heiligen Licht! Laß dieß Licht, das Du der Welt zum Heil angezündet, nicht erlöſchen, und ſoll ich es nicht verbreiten, ſoll ein Würdigerer das große Werk vollbringen, dann beuge ich mich demuthvoll vor Deinem Willen und ende, eh' ich es vollbracht!

Sein Auge ſenkte ſich zur Erde, als ob er hier ſchon das Grab ſuche, das ihn dann aufnehmen ſolle; aber ſein Geiſt war noch bei ſeinem himmliſchen Vater. Nach und nach ſchwebte jedoch auch er zu dem Irdiſchen zurück. Die Zukunft trat mahnend, die Vergangenheit warnend vor ihn. Er gedachte des Vaters und ſeines traurigen Endes auf dem Blutgerüſte, wo dieſer ſein Ziel gefunden, den Lohn ſeiner Thaten geerndtet hatte. Des Ritters Seele umdüſterte ſich bei dieſem Gedanken; da blickte er auf und ſah eine finſtere, in einen Mantel gehüllte Geſtalt, nur von ihrem langen Schatten gefolgt, den Hügel langſam heraufſteigen. Der Mond beleuchtete das bleiche Antlitz; Sickingen glaubte es zu erkennen. — Biſt Du des Grabes Nacht entſtiegen? — ſagte er ſchaudernd — oder biſt Du ein trügeriſcher Geiſt, der die Geſtalt meines Vaters annahm, mich zu täuſchen? — Aber nein! die Todten ſind gebannt in ihre Gräber! Es iſt ein Trug meiner Phantaſie! — Mit feſtem Schritte ging er auf die Geſtalt zu, die ihm nun näher kam, und bald lag er in den Armen ſeines Georgs.

Mein Sohn! — rief er, ihn feſt an ſein Herz drückend — hab' ich Dich wieder? Biſt Du wieder hier, Deinem Vater zur Freude? — Aber ſprich, — ſagte er, ſeine Wonne mäßigend, — wie kommſt Du hierher, und eben jetzt, an dem Tage, wo Du mich nicht als Sieger begrüßen kannſt?

Eurem Befehl zu Folge, mein edler Vater! —

erwiederte Georg — verließ ich mit meinem Hauſen das Land Preußen und zog heim; jedoch kaum an der Elbe angelangt, hörte ich, Ihr wäret nach Mezieres gezogen; da glaubte ich recht zu thun, wenn ich mit meinen Reiſigen Euch folgte.

Daran haſt Du wohl gethan, Georg! Ich bedarf Deiner zwar hier nicht, doch gewiß bald. — Er führte ihn in ſein Zelt und vergaß über des Sohnes Bericht Mezieres und den Rückzug, hörte aufmerkſam zu, wie ihm Georg von ſeinen Kämpfen vor Danzig und Dirſchau erzählte, und bemerkte kaum, daß ſchon die Strahlen der Morgenröthe durch ſein Zelt brachen. — Leg' Dich nun zur Ruhe! — ſagte er — in einigen Tagen ziehen wir von hier, dann iſt der Krieg wahrſcheinlich für mich beendet, und meine Angelegenheiten in Schwaben und am Rhein erfordern dort Deine frühere Anweſenheit! — Ein forſchender, fragender Blick des Sohnes blieb unbeantwortet.

Am andern Tage beſorgte Sickingen mit der ihm eigenen Thätigkeit das Nöthige zum Rückzuge; er ſchickte ſein ſchweres Geſchütz über Arlon nach Luxemburg voraus, war ſelbſt zugegen, als die Kranken fortgeſchafft wurden, ſorgte theilnehmend für ihre Bequemlichkeit, durchſchritt, ihnen Muth einflößend, die Reihen ſeiner Krieger, und war überall, wo ſeine Gegenwart nur irgend von Nutzen ſeyn konnte. Aber ſo ſehr er ſich auch beeilte, ſich alles deſſen zu entledigen, was ihm in ſeinem Rückzuge hinderlich ſeyn könnte, ſo ſah er doch bei dem Heere des Grafen von Naſſau nicht gleiche Thätigkeit. Die Einſchiffung des Geſchützes ging nur langſam von Statten; es fehlte an Schiffen, die Kranken und das Schanzzeug wegzuſchaffen, und in den drei Tagen, in welchen ſie noch vor der Stadt lagen, hatte Bayard, der täglich Verſtärkung erhielt, Gelegenheit zu mancherlei Neckereien, und als ſie am vierten Tage das Lager abbrachen und ſich zum Aufbruch anſchickten, ſahen ſie die Vorhut des königlichen Heeres unter dem Connetable von Bourbon auf die jenſeitigen Anhöhen rücken.

Sickingen übernahm es, mit ſeinen Deutſchen den Rückzug zu decken, und blieb feſten Fußes in den Verſchanzungen vor Mezieres ſtehen, wo das Schickſal die beiden letzten Ritter ihrer Nation einander gegenüber geſtellt hatte. Beide waren ſich gleich an Muth und Seelengröße, nur daß der Eine für König, Vaterland und Ehre, als treuer Diener ſeines Herrn, ſtritt, wenn der Andete für Gott, Vaterland und Freiheit das Schwert als ein freier Edler zog, keinem, als dem ſelbſtgewählten Herrn unterthan.

Bis zum Abend hielt Sickingen die Verſchanzungen beſetzt; mehrere Mal prallte der Ungeſtüm der franzöſiſchen Krieger an dem beſonnenen Muthe der Deutſchen ab, und erſt, als der Feind Anſtalten traf, oberhalb der Stadt über die Maas zu ſetzen, zog er ſich unter ſtetem Gefechte nach Bouillon zurück, wo er Naſſau gelagert fand. Hier erwarteten ſie, von der feſten Stadt geſchützt, den Feind, der ihnen auch bis hierher folgte, jedoch ſie in ihrer feſten Stellung nicht anzugreifen wagte und, bald wieder über die Maas zurückgehend, ſich nach Cambray wandte.

Gleich nach dem Abzuge des Feindes trennten ſich die Heere. Naſſau folgte dem Feinde; Sickingen, nach manchen Streifereien in Champagne, wo ſeine Völker wohl hart hauſeten, wandte ſich wieder nach der Moſel zurück und zog dann in das Elſaß.

Gedruckt bei A. W. Schade in Berlin.

Sämmtliche Schriften

von

A. von Tromlitz.

Dreizehntes Bändchen.

Franz von Sickingen und ſeine Zeitgenoſſen.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1830

BIBLIOTHECA
REGIA
ENSIS.

Franz von Sickingen

und

ſeine Zeitgenoſſen,

von

A. von Tromlitz.

Fünfte Abtheilung.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1830.

1.

Der Donner rollte und am fernen Horizonte leuchteten die Blitze; die Nacht ſenkte ſchon ihre dunkeln Schwingen über die ſtille Flur und durch die ſchwüle Luft zogen die Vögel, das Unwetter ſcheuend, ihrem ſchirmenden Neſte zu. Kein Lüftchen wogte durch die ſchattenden Zweige der hohen, ehrwürdigen Eichen, in deren breitem Laubdache die Sänger des Waldes ſich bargen; ſtill, wie ein Grab, war die Natur; ſelbſt des Menſchen Bruſt athmete nur ſchwer, und Alles, was Leben hatte, erwartete mit banger Furcht das nahende Wetter, welches aus Süden ſich dunkel heranwälzte. Auch die Reiter, welche auf dem Landwege längs dem Schefflenzer Bache der Herberge zuzueilen ſchienen, waren ſtumm, und nur das

Schnauben ihrer keuchenden Roſſe brauſ'te zuweilen durch die drückende Stille.

Als ſie jetzt über die ſchmale Brücke des Baches ritten, wo das nahe Städtchen Alfeld vor ihnen lag, ſagte Georg zu Philipp — denn ſie waren die Reiter, denen der alte Konrad folgte — Bleib' in Alfeld zurück, mein treuer Freund! hier müſſen wir uns trennen; reite nach Schwaben zu Ottilie, bring' ihr meinen Gruß und ſag' ihr, wie ſehr es mich ſchmerze, ſie nicht in Hornberg, das ſo manche theure Erinnerungen mir werth machen, gefunden zu haben. Leb' wohl! Ich vergeſſe Deine Treue nimmer und möchte ſie Dir gern mit meinem Herzblute bezahlen! — Er reichte ihm die Hand und zog ihn an ſeine Bruſt. An dem Thore des Städtchens ſchieden ſie.

Als Georg nun mit ſeinem treuen Diener die Höhe hinauf ritt, von wo ſie Neidenau und das alte Kellereigebäude in der Dämmerung ſchon ſehen konnten, wandte er ſich zu ſeinem Diener. — Du wußteſt alſo meines Weibes Aufenthalt nicht? fragte er ihn.

Nein, Herr! Bis zum Klausner im Speſſart war ich ihr auf der Spur; hier verlor ich ſie;

denn der alte Bruder blieb ſtumm, trotz meiner Bitten, trotz meiner Verſicherung, daß ich nur zum Nutzen der Dame es zu wiſſen verlange. Ich ritt dann die Kreuz und die Quer, fragte auf allen Schlöſſern, in allen Herbergen; Niemand konnte mir Kunde geben; ſo ganz in der Stille hatte der Sänger ſie hierher gebracht.

Fort, fort, mein Rappe! — unterbrach ihn Georg — Schnell, wie vom Sturm gejagte Wolken, hinüber zu ihr! Nur noch dieſen kurzen Weg halte aus, mein treues Thier, und ſtürze nicht unter mir zuſammen!

Zähmt Eure Ungeduld, Herr! — ermahnte Konrad — und drückt dem armen Thiere die Sporen nicht ſo tief in die Weichen. Beim heiligen Hubertus! das iſt unmenſchlich, und das wackere Roß hat wahrlich das Unmögliche geleiſtet. Habt Ihr müſſen zehn Monden abweſend ſeyn, was liegt an den Paar Minuten, die Ihr der Zeit abgewinnen könnt. Seyd menſchlich, auch gegen Euer Roß!

Georg hielt den Rappen an und ließ ihn verſchnaufen. Aber während ſie langſam die Höhe hinab ritten, kam das Gewitter immer näher; es wurde ſo finſter, daß nur noch die zuckenden Blitze ihnen zuweilen den Weg erhellten. Konrad bekreuzte ſich; Georg, mit ſeinen Gedanken nur bei Margarethe, bemerkte es nicht und achtete wenig auf die dicken Tropfen, welche ſchon einzeln herab fielen; ſeine Seele war nur bei ihr.

Nun reitet Ihr doch gar zu langſam, — unterbrach Konrad das Schweigen — könntet wohl den Rappen jetzt etwas antreiben, daß wir dem Regen entgingen; wir können kaum noch einige Armbruſtſchüſſe weit von der Jaxt ſeyn. Der Hengſt hat ſich verſchnauft; treibt ihn nur an, oder beſſer, da ich des Weges kundig bin, ſo reite ich voran.

Dieß ſagend, jagte er voraus, und ehe noch der Sturm die Regenwolken zuſammen trieb, waren ſie ſchon vor dem geſchloſſenen Thore der Kellerei.

He! aufgemacht, Herr Kellermeiſter! — rief Konrad — Es ſind Gäſte hier; Franz von Sickingen und ſein Sohn ſuchen ein Obdach vor dem Unwetter und bringen Euch ein Schreiben von Fräulein Urſula mit, woran Ihr wackere Freude haben werdet.

Der Alte lugte bei dieſem Lärm zum Erkerſenſter des kleinen Thurmes heraus, und Konrad mußte noch einmal ſeinen Sermon wiederholen; dann leuchtete der Kellermeiſter mit ſeinem Lämpchen heraus, was ihm freilich wenig half — und ſagte halb freundlich, halb brummend: Nun, dem Ritter Franziskus ſtehen alle kurfürſtlichen Häuſer offen, auch die Kellerei zu Neidenau. Geduldet Euch nur einen Augenblick, geſtrenger Herr!

Aber Geduld war auch von Nöthen; denn der Regen begann in Strömen nieder zu gießen und Georgs Herz pochte ſtürmiſch an den eiſernen Panzer. Endlich raſſelte das Thor auf; er ſprengte ein, und der alte kurfürſtliche Diener war ſehr verwundert, nur Zwei einreiten zu ſehen.

Wo iſt denn der edle Ritter und mein Brief? fragte er.

Statt Antwort befahl Georg mit heftigem Tone: Führt mich zu Margarethe Slör, und ſchnell!

Herr! — unterbrach ihn der Kellermeiſter.

Säumt nicht! — fiel ihm Georg raſch in die Rede, von ſeinem Pferde ſpringend. — Sie iſt mit Bewilligung Urſula's hier; der Sänger Philipp hat ſie hierher gebracht. Ihr ſeht, ich bin von Allem unterrichtet und, bei Gott und meiner Ehre, ihr willkommen! Doch was ſtehe ich hier vor Euch und harre? Dort bei dem Schein eines Lämpchens ſehe ich den Schatten einer weiblichen Geſtalt; ſie iſt es, meine Margarethe iſt es!

Dieß ſagend, ſchob er den Kellermeiſter, der ſich ihm in den Weg ſtellen wollte, bei Seite, ſtürzte nach der offenen Thür und tappte die Wendeltreppe hinauf.

Seine Ahnung hatte ihn nicht betrogen. Es war Margarethe, deren Schatten er geſehen. Sie war eben von einem hellen Blitzſtrahl aus dem Fenſter vertrieben worden, wohin ſie der ungewohnte Lärm auf dem Hofe gelockt hatte. Als ſie auf der Treppe das Klirren der Sporen und den Fußtritt eines Bewaffneten vernahm, ſagte auch ihr das Herz: Er iſt es! Aber dieſer Gedanke beflügelte nicht ihre Schritte; er hielt ſie feſt an den Seſſel gebannt, an welchem ſich ihre zitternde Rechte hielt; ſie vermochte nicht, den Fuß zu heben, nicht ihm entgegen zu eilen, der jetzt die Thür aufriß und, auf ſie zuſtürzend, ſie in ſeine Arme ſchloß.

Da hielt er nun das ganze Glück ſeines Lebens feſt an ſeine Bruſt gedrückt. Sein Auge ſah nicht auf ſie, es ſah dankend gen Himmel, und es war ihm, als ſey ſie ihm nun für immer wiedergegeben, als könne ſie nun nicht mehr von ihm getrennt werden. Auch Margarethe's Wonne war ſtumm; ſie ſchmiegte ſich innig an ihn an, und Thränen rollten von ihren Wangen; ſie weinte ſie der Freude und dem Schmerze.

Noch ſtanden ſie in ſeliger Umarmung, als der alte Kellermeiſter, der über den Vorfall erſchrocken gefolgt war, in das Zimmer trat; als er jedoch Beide ſich ſo innig umfangen ſah, ſchlich er leiſe zurück; das Räthſel mochte ſich ihm wohl in dieſem Augenblicke gelöſ't haben.

So habe ich Dich wieder, mein theures, innig geliebtes Weib! -- rief Georg, als ſie ſich ſanft ſeiner Umarmung entwunden hatte. — Aber Deine Wangen ſind bleich! — ſagte er, ſie freundlich anſchauend, — in Deinem Auge, Margarethe, ſehe ich Thränen! Freueſt Du Dich nicht meiner Wiederkehr? Sprich! — rede! — Aber — fuhr er plötzlich auf — wo iſt unſer Kind? — wo das Pfand unſerer Liebe, das Du mir indeß gegeben? O, führe mich zu ſeiner Wiege, daß ich Deine Züge, Deine lieben Züge in ihm wieder erkenne!

Margarethe ſchüttelte wehmüthig ihr Haupt und vermochte nicht zu ſprechen.

Du erſchreckſt mich! Wo iſt mein Kind? Iſt es nicht bei Dir? Riß man es aus Deinen Armen?! — rief Georg vor Zorn erbebend — Wer wagte es, Dir Dein Kind zu nehmen?

Gott! ſagte Margarethe mit Faſſung.

Als habe ihn der Blitzſtrahl getroffen, der eben zuckend vor ihnen niederfuhr, ſo zerſchmettert ſtand er bei dieſen Worten.

Georg! — ſagte ſie mit Ergebung — Zürne nicht mit dem Geſchick. Wir büßen nur unſere Schuld! Ohne Vaterſegen folgt das Glück nicht des Menſchen Tritte, und Prieſterſegen wäſcht nicht rein von Schuld; deshalb trage Dein Schickſal mit Demuth, und bete zu Gott, daß ſeine ſtrafende Hand ſich von uns wende und ſein Antlitz wieder gnädig auf uns ſchaue.

O, mein Kind! mein geliebtes Kind! — jammerte der Vater, wenig auf Margarethe's Troſtgründe achtend, — Dich hat mein Auge nicht geſehen; o, ſchildere es mir, Geliebte, daß ich es wenigſtens in Deinem Bilde ſehe! Vergiß nicht einen Zug, nicht ein Lächeln.

Es war ein Knabe, — begann ſie mit bebender Stimme — Dein Ebenbild, mein Georg! — ein Knabe, hold und lieb, freundlich lächelnd, wenn er an meiner Bruſt den Lebensquell einſog; ein liebliches Kind, ſein blaues freundliches Auge blickte ſanft nach mir auf — und als es geſchloſſen war — ſagte ſie, ſich kaum mehr faſſend, — lag er, wie ein Gottes-Engel, die Händchen gefaltet, im blumenbeſtreuten Sarge und ſchien für uns zu beten.

Bei dieſen Worten ſank ſie vernichtet zuſammen, und Georg hatte kaum noch die Kraft, ſie in ſeinen Armen zu halten und auf das Ruhebett zu legen; ſo tief war er erſchüttert.

Als ſie ſich wieder erholt hatte, ſtreckte ſie die Hand nach ihm. — Mein Georg! — ſprach ſie mit matter Stimme — wirf nicht die Schuld auf mich! Ich habe meine Pflichten treu erfüllt und bin unſchuldig an ſeinem Tode. Nur ſieben Tage ruhte er hier an meinem Herzen; als ich am achten nach kurzem Schlummer erwachte, war er hinüber, zu ſeinen Brüdern, den Engeln, entſchlafen.

Wohl ihm! — ſagte Georg plötzlich, aus tiefem Sinnen erwachend. — Wenn ich es ruhig überlege, muß ich ſagen: Wohl ihm!

Mann! rief Margarethe ſchaudernd.

Dieß Kind war eine Blume, der Nacht geweiht! — fuhr er fort — Mußte ich doch verſprechen, ſie nie an's Licht zu bringen, und ſie, als ſey ſie ein geraubter Schatz, der Welt zu verbergen. Beſſer, der Tod knickte ſie, als wenn es das Leben gethan hätte!

Georg! — rief Margarethe, ſich vom Lager erhebend, — bei unſerer Liebe beſchwöre ich Dich, nicht dieſe Worte; ſie erſchrecken, ſie verwunden mich! Hadere nicht mit Gott, und beuge Dich mit Ergebung vor ſeinem heiligen Willen. Mann! — rief ſie, ſich an ſeine Bruſt werfend, — nicht dieſe finſtere Stirn, nicht ſolch' ſtarren Blick! Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen; laß uns ihn loben und preiſen und ihm vertrauen! Unſere Prüfungszeit iſt noch nicht vorüber und die Morgenröthe unſers Glückes noch fern!

Ich danke Dir, Margarethe, daß Du mich vom Irrwege zurückrufſt! — ſagte er, ſich faſſend. — Ich fühle mein Unrecht; mein Schmerz iſt ein ohnmächtiger Trotz, meine Worte verhallen im Winde. Aber es bedarf eines mächtigen Vertrauens, um nicht zu murren, wenn ich in Dein bleiches Antlitz ſehe. Dein Auge iſt erloſchen, um Deinen Mund lächelt der Schmerz, und der Gram, ein gieriger Wurm, hat Deine Blüthe zernagt. Alles, Alles haſt Du mir geopfert! — Aber nein! — rief er plötzlich — laß das Schickſal Alles, laß es nehmen, was mein iſt! Läßt es mir nur Dich, wenn auch bleich und verwelkt; biſt Du mir nur geblieben, ſo iſt mein ganzes Glück noch mein!

Dein ganzes Glück? — unterbrach ſie ihn zürnend — Du kennſt nicht, was Du verloren. Ach! Du haſt ihn nicht geſehen den holden Knaben, haſt ſein Lächeln nicht geſehen; ſonſt könnteſt Du nicht ſo ſprechen. Ja, in des Mannes rauher Bruſt ruht nicht Mutterliebe, nicht Mutterſchmerz; Ihr kennt nicht die freudenbringende Sorge, nicht die qualvolle Angſt, nicht das Wonnegefühl, wenn ein Kind an Euerm Herzen ruht, nicht den Schmerz einer Mutter, wenn es ihr für ewig entriſſen wird!

Das war hart, Margarethe! das verdien' ich nicht! erwiederte Georg ernſt.

Warum rufſt Du auch das Mutterherz auf? — Warum ſprichſt Du das furchtbare: „Wohl ihm!" — Wohl Jedem, der heimgegangen iſt in Frieden! Er hat ausgelitten, ſeine Thränen ſind geweint. Aber wehe denen, die zurück bleiben! Sie müſſen grambeladen ihre Bahn noch durchwandeln, bis der Tod auch ihnen die Bürde abnimmt und ſie ſtatt Ruhekiſſen unter ihr Haupt legt. Noch war es dem Knaben wohl an der Mutter Bruſt; er hat ſie ungern verlaſſen, und wenn er auch dort unter Engeln ſchwebt, ſehnt er ſich doch gewiß zurück an mein zerriſſenes Herz! Doch laß den Augenblick des Wiederſehens nicht noch furchtbarer werden als er ſchon iſt. Horch den rollenden Donner! ſieh die vernichtenden Blitze! Gott mahnt uns durch ſeine furchtbaren Boten zur Demuth; dieſe Sturmnacht ſoll uns vielleicht ein Bild der Zukunft ſeyn! — ſagte ſie ſchaudernd — Eben ſo ſtürzte der Regen in Strömen herab, ſo brauſ'te der Sturm und die Elemente ſchienen in Aufruhr, als Du mich zum Altare führteſt; jeden Schritt, der Andere ihrem Glücke entgegen führt, thun wir unter dem Zürnen der Natur. Deshalb, mein Gatte, ſuche Troſt und Hülfe nur bei dem, der dieſe Blitze ſendet, und dieſe Donner mit mächtiger Hand über uns hinrollt! Komm' hinunter in die kleine Hauskapelle, ſie hatte Raum für unſer Kind; dort, wo es ruht, laß uns zu Gott beten! Vielleicht erhört er uns um des ſchlummernden Engels willen. Komm', Georg!

Sie ſchritt, die Leuchte in der Hand, voran; er folgte ihr. Zitternd öffnete ſie die Thür der kleinen Kapelle und zündete dann die Kerzen auf dem Altare vor dem Bilde einer Mater dolorosa an. — Dort, neben dem Altare, wo der weiße Grabſtein im Kerzenlicht ſchimmert, da iſt ſein Grab! — ſagte ſie leiſe zu dem Gatten und kniete neben dem einfachen Steine nieder — Vergieb mir, Gott! — ſprach ſie dann — Ich muß mein Gebet zu Dir, o Schmerzensmutter, erheben; Du verloreſt den Sohn, gleich mir, Du fühlteſt mit mir den Schmerz in der Mutterbruſt! — Auch Georg war niedergeknieet, und kaum vermochte er zu beten, denn ſeine Kniee wankten, ſeine gefalteten Hände zitterten, ſeine Gedanken waren bei ſeinem Kinde, das vor ihm in kühler Erde ſchlummerte, nicht bei Gott.

Herr! — rief er endlich mit lauter Stimme —

habe ich gefehlt gegen Menſchenſatzung, gegen Dein Gebot geſündigt, ſo ſtrafe mich allein, nicht mein armes Weib! Zücke Deine Blitze auf mich, vernichte mich! Und willſt Du Deine Gnade mir werden, willſt Du Deine Milde auch über mich ausſtrömen laſſen, ſo gieb ihr die Ruhe des Herzens wieder; nur ihre Pfade laß Deine Sonne freundlich beſcheinen; laß ihr Leben ruhig und quallos ſeyn! Mir geſchehe nach Deinem Willen!

Mein Kind! — rief er jetzt und der Thränenquell war geöffnet — ruhſt Du ſanft in Deinem engen Bette? ſchlummerſt Du ruhig in Deiner kalten Gruft? Ach! keine Inſchrift ziert den Stein, der Dich deckt; — keinen Namen gab Dir die heilige Taufe!

Franz von Sickingen wurde er in der Taufe, nach Deinem Vater, genannt, ſagte Margarethe leiſe.

Dank Dir, theures Weib! — rief Georg, aufſpringend. — Dank Dir, daß Du den Muth hatteſt, meinen Sohn in der Stunde der Weihe ſeinen Vater zu nennen; daß er nicht, gleich einem verſtoßenen Baſtard, in die Welt trat, nicht als ein Vaterloſer ſie verließ! — Margarethe! — ſagte er, ſich ermannend, und drückte ſie an ſein Herz, —

hier an dem Grabe unſers Kindes wollen wir uns wappnen gegen das ernſte Schickſal, daß wir ihm muthvoll entgegen gehen können. Hier ſchwöre ich Dir treue Ergebung in mein Schickſal. Es komme über uns, was da wolle, wir wollen es in Demuth ertragen; und trennte uns der Tod, auch dann noch ſoll die Verzweiflung uns nicht ergreifen, auch das Schreckliche wollen wir muthig dulden!

Wenn ich es vermag! — ſtammelte Margarethe, die Hand ihm reichend. Dann rief ſie, das Auge gen Himmel richtend: Sieh gnädig auf uns herab, Vater im Himmel, und lege nicht zu ſchwere Prüfung auf uns ſchwache Menſchen!

So bitt' auch ich! ſprach Georg; und im Muthe und Glauben geſtärkt, verließen ſie die Kapelle.

Margarethe! — ſagte am Morgen Georg Sickingen — ich bin Philipp Wohlgemuth, ſo lange ich lebe, verbunden, daß er Dich aus den Händen Deines Vaters und Albrechts geriſſen und Dich hierher gebracht hat; ich bin Urſula Redinger Dank ſchuldig, daß ſie Dir eine Freiſtatt gab. Aber ſo gern ich auch von dem Freunde die Hülfe annehme, ſo bitter iſt ſie mir von ihr. Ich fühle mich gedemüthigt, daß meine Gattin ſich unter dem Schutze der Buhlerin eines geiſtlichen Fürſten verbergen muß; dieß Gefühl iſt mir zu drückend, um es länger ertragen zu können. Du mußt von hier, Margarethe! denn ich fühle überdieß noch, daß es unrecht iſt, die Tochter dem Vater zu entziehen, und da Balthaſar Slör ein verſtändiger Mann iſt, ſo hoffe ich ihn zu meinen Abſichten zu ſtimmen, ohne ihm unſer Geheimniß anvertrauen zu dürfen. Du könnteſt ja nach der Ebernburg zurückkehren; mein Vater liebt Dich, ſelbſt Dein Verſchwinden hat ſeine Liebe nicht vermindert.

Nicht nach der Ebernburg! — bat Margarethe — nicht dahin, wo Dein und mein Vater weilt; ich könnte Deines Vaters Blick nicht ertragen, und wenn der edle, wahrhafte Mann vor mich träte, ſein offenes Auge mich anblickte, und der treuherzige Ton ſeiner Stimme „Margarethe!“ mir entgegenriefe, ich müßte zu ſeinen Füßen ſinken und ihm Alles geſtehen!

Und wohin willſt Du denn? fragte nun Georg

Nach Nanſtein zög ich lieber, — erwiederte ſie nach einigem Nachdenken — dort wär' ich nicht fern von Dir, Du könnteſt oft bei mir ſeyn, und auf dem Schloſſe iſt ein Mädchen, dem ich wohl will, die unglückliche Tochter des Schloßvoigts, unglücklich durch Albrecht. Durch ſie ward ich gerettet, ihr möcht' ich gern dankbar und ein Troſt ſeyn in ihrer Noth; denn ich habe ſelbſt das Schreckliche empfunden, in der Stunde des Schmerzes verlaſſen zu ſeyn. Laß mich dort hinziehen, wenn es unſere Väter erlauben.

Und warum willſt Du nicht zu Ottilie? fragte Georg.

Nein, Georg, zu ihr nicht! — erwiederte ſie ſchnell — Sie iſt zwar das einzige Weib, dem ich vertraue, das einzige weibliche Herz, an das ich mich ſchmiegen kann, aber ich fürchte, daß ich ihren häuslichen Frieden ſtöre. Ihr Gatte mag unſere Verbindung ahnen, deshalb haßt er mich, hat auch meinetwegen die Burg Berlichingens, den Hornberg, verlaſſen, und iſt tiefer nach Schwaben auf eines ſeiner Schlöſſer gezogen, damit ich ſeiner Gattin fern bleiben möchte. — Nicht zu Ottilie!

Iſt es ſo weit mit mir gekommen, — rief Georg ſchmerzvoll — daß mein Weib in dem Hauſe meiner Schweſter nicht mehr willkommen iſt?! — Nun, ich muß mein Gefühl unterdrücken, muß ſchweigen und will nicht murren. Biſt Du mir doch geblieben!

Er ſtimmte mit Margarethe für Nanſtein, verweilte noch einige Zeit in Neidenau, verließ dann die Gattin und zog zu ſeinem Vater.

2.

Auf Schloß Sickingen, wo Georg ſeinen Bruder Schweikhardt nicht traf, bekam er die ihm unerwartete Nachricht, daß ſein Vater, nachdem er einen Theil ſeines Heeres entlaſſen und die tüchtigſten Knechte auf ſeine Burgen geſchickt hatte, mit dem Ueberreſte in den oberen Elſaß gezogen ſey. Er hatte ihn auf der Ebernburg geglaubt, mußte deshalb die nach Worms im Sinne gehabte Reiſe aufgeben, und ſandte ſtatt ſeiner ein drohendes Schreiben an Albrecht, mit der Verſicherung, wo er ihn auch träfe, über ſein ſchändliches, ehrloſes Betragen blutige Rechenſchaft von ihm zu fordern; dann ritt er nach Straßburg, wo ſein Vater vor mehreren Tagen ſchon vorüber nach Schlettſtädt gezogen war, und wollte ihm dahin folgen; doch in Benfelden fand er ihn ſchon von ſeiner Unternehmung zurückkehrend.

Sickingen, mißmüthig über den fehlgeſchlagenen Angriff auf Mezieres, beſonders da er ſich ſelbſt nicht von aller Schuld frei ſprechen konnte, fühlte nun wohl, daß er auf des Kaiſers Gunſt nicht mehr ſehr zu rechnen habe, da Monarchen gemeinhin nur nach dem Erfolg urtheilen, und ſeine Feinde überdieß ſein früheres Verhältniß mit Frankreich dem Kaiſer in Erinnerung bringen würden. Seine Anhänglichkeit an die neue Lehre und die ſelbſt vor dem Kaiſer ausgeſprochenen Grundſätze konnten bei einem Monarchen, wie Karl der Fünfte, nicht eben Neigung, wohl aber Furcht erwecken; weßhalb er auch fühlte, daß er künftig nur auf ſich allein bauen und die Erreichung ſeines Zieles nur ſich verdanken müſſe. Er trennte ſich von dem kaiſerlichen Heere, durchſtreifte die Champagne und führte ſein Kriegsvolk über die Moſel an den Rhein zurück, wartete hier auf die verheißenen Gelder zur Bezahlung des Heeres, und da dieſe nicht eintrafen, entließ er den größten Theil unter der perſönlichen Verpflichtung, für richtige Zahlung zu haften. Mit dem, nahe an 5000 Mann ſtarken Haufen, der ihm blieb, zog er vor Schlettſtädt, wo er die Gelegenheit, ſeinem Freunde Hutten Genugthuung zu verſchaffen, nicht vorbei gehen laſſen wollte. Seine Stelle als kaiſerlicher Feldhauptmann war ihm hierbei nützlich und verſchaffte ihm in den Reichsſtädten und dem kaiſerlichen Gebiete freien Durchzug und Einlaß.

Die Karthäuſer zu Schlettſtädt, treue Anhänger der Dominikaner, und von dem fanatiſchen Eifer gegen Ulrich von Hutten, dieſen mächtig kühnen Vertheidiger der Glaubensfreiheit, getrieben, hatten das Bildniß dieſes edlen Deutſchen auf entehrende Weiſe zu einem unſittlichen Gebrauche entweiht. Sickingen, empört über die zügelloſe Rohheit der Mönche, beſchloß, dieſen Frevel zu ſtrafen, und ſchwur, nicht eher abzuziehen, bis er ſeinem Freunde Genugthuung verſchafft. — Die Mönche ſträubten ſich und verlangten von den Bürgern, ſich für ſie durch tapfere Vertheidigung zu opfern; als jedoch Sickingen einige Schüſſe auf das Kloſter thun ließ, die Bürger ihnen den Beiſtand verſagten und drohten, ihm die Thore zu öffnen, da ſandten die Karthäuſer Abgeordnete an den Ritter, und nachdem er ihnen das Verſprechen abgenommen, ſich künftig dergleichen zu enthalten, Huttens Bildniß acht Tage in ihrem Refectorio aufzuhängen, und ſie 2000 Goldgülden Buße erlegt hatten, zog er wieder von Schlettſtädt ab. Bei dieſer Gelegenheit war es, wo ihn Georg in Benfelden auf ſeinem Zuge nach der Heimath traf.

Am andern Tage, als ſie weiter gegen Straßburg gerückt waren und Sickingen zum Beſuch zu einem alten Kriegsgeſellen, der in der Nähe auf ſeinem Schloſſe hauſ'te, geritten war, trat Georg zu Balthaſar Slör, den er eben mit Ausfertigung einer Menge Briefe beſchäftigt fand, in's Zimmer.

Komm' ich auch nicht zur gelegenen Zeit, Herr Balthaſar! — begann er — ſo iſt doch das, was ich Euch zu ſagen habe, wichtiger als Alles; deshalb müßt Ihr Euch ſchon von dieſen Briefen trennen und Eure Zeit mir ſchenken.

Meines Herrn edlem Sohne muß meine Zeit ſtets gewidmet ſeyn! erwiederte der Geheimſchreider, aufſtehend und ſeine Papiere ſorgfältig zuſammenlegend. Er ſah dabei Georg ſo ſonderbar in's Auge, daß dieſem der Ausdruck ſeines Geſichts nicht deutlich war. Tiefer Schmerz ſprach aus dieſen ſcharfen Zügen, und doch blitzte ein Funke von heimlicher Liſt aus den kleinen, langgeſchlitzten Augen, die ſchon im Voraus das, was Georg ſagen würde, auszuforſchen ſchienen.

Lieber Herr! — begann Georg, ohne im Mindeſten ſich durch den Alten irre machen zu laſſen, — Margarethe iſt ſeit einiger Zeit verſchwunden; ſie wurde auf ihrer Brautfahrt entführt. — Er hielt inne. Balthaſar erwiederte nichts und ſah wo möglich gleichgültig auf den Junkherrn, der eben ſo gleichgültig ihn fragte: Iſt dem nicht ſo?

So iſt's! erwiederte der Geheimſchreiber, und ſein Mund verzog ſich zu einem bittern Lächeln.

So wißt, — fuhr Georg ſo ruhig fort, als ob er Slör die unwichtigſte Sache vortrüge, — daß es auf meinen Befehl geſchah.

Ich konnte es vermuthen; Philipp Wohlgemuth führte den Haufen an! — ſagte der Alte, immer noch jeder ſeiner Geberden Herr. — Aber wer war der Ritter auf dem ſchwarzen Roſſe?

Ein Mann, der, ein Bubenſtück zu hintertreiben, gern dem Freunde die Hand bietet! erwiederte Georg.

Nun? — fragte Slör, da Georg ſchwieg. — Was habt Ihr mir weiter zu ſagen?

Ich kenne Margarethe's Aufenthalt! begann Georg.

Nennt mir ihn! fuhr Slör raſch auf.

Nur unter einer Bedingung! ſagte Georg.

Dem Vater kann keine Macht, kein edler Mann, nur ein Räuber, ſeine Tochter vorenthalten! unterbrach ihn Slör, und ſein Geſicht erglühte.

Geheimſchreiber! — unterbrach ihn Georg ernſt — nicht dieſe Sprache gegen mich!

Ich bin des Ritters Franz von Sickingen Diener, nicht der Eure, Junkherr! — rief Slör außer Faſſung — Und wenn Ihr wähnt, ein Recht zu haben, gegen mich unedel zu handeln, ſo irrt Ihr! — Oder meint Ihr vielleicht, des Geheimſchreibers Tochter ſey als Eure Buhlerin ſchon hoch geehrt? Ihr könnt der ärmſten Dirne mit all' Euern Titeln den ehrlichen Namen nicht wieder geben; das kann ſelbſt der Kaiſer nicht! — Er ballte das Käppchen, welches er in der Hand hielt, krampfhaft zuſammen, riß die Feder, die er hinter das rechte Ohr zu ſtecken pflegte, wüthend hervor und warf ſie zornig auf die Erde. — Da lieg', Du elendes Werkzeug! — rief er — Hätt' ich ſtatt Deiner ein Schwert in meiner Hand, dann —

Alter Mann! — ſagte Georg gelaſſen — was Ihr mir jetzt geſagt, trifft mich nicht; darum vergebe ich Euch! aber es thut mir leid, daß ich in Euch nicht, wie ich hoffte, den beſonnenen Mann gefunden habe. Was ich mit Euch reden wollte, bedurfte einer ruhigen Ueberlegung und kalten Blutes; beides habt Ihr jetzt nicht, und auch ich konnte, meinem Vorſatz ungetreu, die Rückſicht vergeſſen, die ich Eurem Alter und Margarethe's Vater ſchuldig bin. Deshalb entferne ich mich bis auf eine ſchicklichere Zeit. — Dieß ſagend, wollte er das Zimmer verlaſſen; aber Slör hielt ihn zurück.

Junkherr! — bat er — bleibt hier und ſagt mir, was Ihr mir zu ſagen habt.

Ich komme von Eurer Tochter und bringe Euch ihren Gruß! ſagte Georg.

Balthaſar ſchwieg.

Und da ſie nicht bleiben kann, wo ſie jetzt iſt, ſo bin ich hier, mit Euch zu überlegen —

Ueberlaßt das mir! unterbrach ihn der Alte.

Das geht füglich nicht an, Balthaſar! meinte Georg.

Ueberlaßt es nur mir! — wiederholte Slör heftig — denn ich allein habe das Recht —

Auch ich habe ein Recht an ihr! — fiel ihm Georg ernſt in die Rede, und ſein Geſicht umwölkte ſich. Als er jedoch ſah, wie Slör erblaßte, bebte und ſein Auge zornig erglühte, faßte er ſeine Hand. — Alter Mann! — ſprach er gerührt — Ihr dauert mich! — aber was Gott nicht mehr ungeſchehen machen kann, dagegen ſollte ſich der Menſch nicht ſtemmen. Ueber Margarethe's Schickſal ſchwebt ein Geheimniß; ſucht es nicht zu enthüllen, es iſt beſſer für Alle! Nur das kann ich Euch ſagen, — fuhr er nach langem Schweigen fort, während dem Slör ſtill vor ſich niedergeſchaut hatte, — daß Ihr nicht über Euer Kind zu erröthen habt. Reicht mir die Hand! Ich wünſchte ſo gern einen herzlichen Druck von Euch, da fernere Worte unter uns verpönt ſeyn müſſen.

Er ſtreckte die Hand ihm entgegen. Slör ſah mißtrauiſch an ihm auf; dann ergriff er ſie plötzlich, hielt ſie feſt und ſagte: Da Ihr mir verſichert, daß ich nicht über mein Kind erröthen darf, ſo ergreiſe ich die dargebotene Hand. — Er drückte ſie heftig, und ſie immer noch feſthaltend, ſagte er dumpf vor ſich hin — Das hat der edle Franz von Sickingen nicht an mir, nicht an meinem Kinde verdient!

Auch bitte ich Euch, Herr Balthaſar! — unterbrach Georg ſein Selbſtgeſpräch — bei meinem Vater nichts von dieſer Unterredung zu erwähnen, und nun laßt uns überlegen, wohin Ihr Euer Kind bringen wollt. Sie wünſcht, der unglücklichen Maria zum Troſt, nach Nanſtein zu gehen.

Der Böſewicht! fuhr Slör, Georgs Hand laſſend, zornig auf.

Und ihm wolltet Ihr das Glück Eures Kindes anvertrauen? Ihm, der recht wohl wußte, daß Margarethe für ihn unwiederbringlich verloren ſey; der mit Euch ſein teufliſch Spiel trieb, um die Arme zu quälen? — Doch laßt uns über das Geſchehene einen Schleier werfen. Iſt es Euch recht, wenn ich ſie bis Neuſtadt an der Haart bringe, von wo Ihr ſie dann ſelbſt nach Nanſtein führen könnt?

Ja, ja! — ſagte er, und wiegte ſinnend ſein greiſes Haupt. — Alſo nach Nanſtein? Nun, das muß ich wohl bei dem Ritter einleiten?

Das müßt Ihr! — erwiederte Georg — Und nun, Vater meiner Margarethe, vergebt mir! — Vergeßt das Geſchehene und ſeyd Eurem Kinde ein guter Vater, und mir — ein väterlicher Freund! — Bei dieſen Worten übermannte ihn ſein Gefühl; er preßte den Alten innig an ſein Herz. Der Friede war geſchloſſen.

Franz von Sickingen gab am andern Tage willig die Erlaubniß, daß Margarethe nach Nanſtein ziehen durfte; ſetzte durch keine weiteren Fragen den Sohn in Verlegenheit, und erlaubte ihm ſogar, ſie dorthin zu begleiten, da ihm der Geheimſchreiber in dieſer Zeit zu nöthig ſey, um ihn von ſich laſſen zu können. Georg kehrte nun bald nach Neidenau zu Margarethe zurück.

3.

In Franz von Sickingen waren, beſonders ſeit ſeinem Kriegszuge nach Mezieres, die in der Stille vorbereiteten Pläne gereift. Er glaubte, der Krieg

Karls des Fünften mit Frankreich ſey der rechte Zeitpunkt zu ihrer Ausführung. Denn, wenn der Kaiſer auch in ſeine Pläne einging, ſo konnte er doch nur zulaſſen, nie ihm thätige Hülfe leiſten; war er ihnen entgegen, ſo konnte er ihm jetzt nicht ſchaden. Während des kurzen Feldzuges hatte er ſattſam die Macht des Kaiſers kennen gelernt, die, bei den in Spanien noch immer beſtehenden Unruhen, jetzt noch lange nicht die Höhe erreicht hatte, als ſpäterhin; deshalb fürchtete er den Kaiſer nicht, ſo lange er ihn noch mit Frankreich beſchäftigt wußte.

Schon ſeit mehrern Jahren hatten ſich in ihm die Anſichten der Dinge in Deutſchland geändert. In allen damaligen Vorurtheilen des Adels aufgewachſen, war er, nach dem Beiſpiele ſeines Vaters, ein Feind der wachſenden Macht der Städte, hielt das Hoflager der Fürſten für den ehrenvollen Aufenthalt des Adels, und obgleich ſich ſein Vater im Dienſte des Kurfürſten von der Pfalz geopfert hatte, ſo begann er ſeine erſte Bahn im Dienſte mehrerer Fürſten, und ſeine Fehde mit Metz, beſonders die Fehde mit Worms, zeigten ſeinen Haß gegen die Städte deutlich.

Aber

Aber ſeit Luthers Auftreten, ſeit deſſen Lehre ſo tiefe Wurzel in ihm geſchlagen hatte, tauſchte er allmälig andere Anſichten ein. Die Fürſten, welche in der Geiſtlichkeit die feſteſten Stützen ihres Thrones zu ſehen glaubten, blieben feſt in der Lehre ihrer Väter, oder wendeten ſie ſich auch zur reinen Lehre, ſo leuchtete der Eigennutz und die Habſucht nach den reichen Stiften und Klöſtern zu deutlich hervor; nur wenige machten eine Ausnahme, und dieſe wenigen waren wohl Sickingen zu fern, um ſie beobachten zu können. In den Städten hingegen breitete ſich die neue Lehre ſchnell aus; bei dem fleißigen, denkenden Bürger mußte ſie ungleich mehr Eingang finden, als an den Höfen, wo Ablaß und Vergebung der Sünden ein zu bequemes Mittel war zu ſündigen, ohne der Verdammniß gewärtig zu ſeyn. Auch ſtimmte der Geiſt dieſer Lehren der reinen chriſtlichen Moral die Gemüther der Bürger zu Frieden und Ruhe; der einzige Zweck ihres öffentlichen Lebens war nur noch, den Erwerb ihres Fleißes ungeſtört genießen zu können, und ihr Reichthum und ihre Macht wurden nun bloß zur Vertheidigung, nicht zur Vergrößerung ihres Gebietes durch Fehde, verwendet. Der Landfriede ſchützte ſie vor den Neckereien des Adels und ihren Handel vor Wegelagerungen, und ſo verminderte ſich nach und nach die alte Zwietracht zwiſchen den Städten und den ſie umgebenden feſten Schlöſſern; der Adel zog ſelbſt in die Städte, und allmälig wurde der Weg zu einem freundſchaftlichen Bündniß gebahnt, was Franz von Sickingen zur Erreichung ſeines Zweckes ſo nöthig ſchien.

Drei Dinge waren es, die er ſich am Ziel ſeines Strebens als Preis aufgeſtellt hatte: Aufrechthaltung des Adels war das Erſte; denn in ihm ſah er in damaliger Zeit, und vielleicht nicht mit Unrecht, den ächten Repräſentanten deutſcher Nation, in ihrer Schwäche, in ihrer Größe. Die Erwerbung eines Fürſtenhutes, wozu er ſich ein geiſtliches Fürſtenthum, wohl augenſcheinlich Trier, erſehen hatte, das Zweite; und — ihm wichtiger, werther, als beide, die Verbreitung, und in dieſer Zeit ſelbſt die Vertheidigung der reinen Lehre. Zu dem Erſten trieb ihn ſein Stand, ſeine Ehre, auch wohl das von Jugend auf eingeſogene Vorurtheil; nach dem Zweiten ſtrebte ſein hoher Sinn, und eine Schätzung, doch nicht Ueberſchätzung ſeines eigenen Werthes; zu dem Letztern führte ihn ſein edles Gemüth, ſein klarer Geiſt, ſein frommer Sinn. Vorſichtig hatte er dieſe Pläne in ſich verſchloſſen; ſelbſt Hutten hatte er ſie nur theilweiſe mitgetheilt, und den andern Freunden ſich nur in ſo weit anvertraut, als ſeine Anſichten mit den ihrigen übereinſtimmten.

Schon ſeit dem würtemberger Kriege hatte er ſich den Reichsſtädten zu nähern geſucht, und wenn er auch oft mit männlichem Muthe ihren engherzigen Beſchlüſſen entgegen getreten war, ſuchte er doch jeden Bruch mit irgend einer der Städte zu vermeiden, und dieß mochte auch wohl der Grund ſeyn, daß er ſich nicht mit dem Schwerte ſeines Freundes Götz von Berlichingen angenommen hatte. Sein ſcharfer Blick ſah deutlich, daß Adel und Städte ſich mit einander zur Verbreitung der neuen Lehre und zur Aufrechthaltung ihrer Freiheit verbinden mußten, und er hatte gehofft, den Kaiſer in ſein Intereſſe zu ziehen und ihn an ihre Spitze zu ſtellen. Daß er, die Macht der Fürſten bekämpfend, ſich ſelbſt einen Fürſtenhut erkämpfen wollte, ſcheint zwar ein Widerſpruch, aber das menſchliche Herz iſt ſo mancher Leidenſchaft unterthan, und von Ehrſucht war Sickingen nicht frei. So tadelnswürdig es ihm auch geſchienen hätte, einen alten Fürſtenſitz zu erſchüttern, ſo wenig hielt er es für tadelnswerth, ein Fürſtenthum zu erringen, das jeder Fremdling, jeder Unwürdige einnehmen konnte, wenn er nur Geld genug hatte, die Stimme der Wählenden und das Pallium in Rom zu bezahlen.

Vor allem ſchien ihm jedoch eine engere Verbindung des Adels nothwendig. Zwar brauchte er nur ſeine Fahne aufzurollen, ſo verließen die Edeln in Schwaben, am Rhein und in Franken ihre Schlöſſer und zogen mit ihren Reiſigen ihm zu, aber die wenigſten kamen als Verbündete und der guten Sache wegen; die meiſten führte ihm der reiche Sold zu, der in damaligen Zeiten gegeben wurde; und ſo war es mehr Gewinnſucht als Liebe zur guten Sache, welche ihm ſein Kriegsheer bildete.

Um nun die Ritterſchaft zu einem großen Zweck zu vereinen, ließ er eine allgemeine Verſammlung in den verſchiedenen ritterſchaftlichen Kantonen nach Landau ausſchreiben. Der Zweck dieſer Zuſammenkunft war, Maßregeln zu treffen, wodurch ihre Rechte und Freiheit erhalten und befeſtigt würden, und eine engere Verbrüderung unter ihnen zu Stande zu bringen. Der größte Theil des Adels erſchien; Viele aber blieben aus. Die Vorzüglichſten unter denen, welche ſich einſtellten, waren wohl die von Dalberg, Schwarzenberg, Sternfels, Rüdesheim, Flersheim, Venningen, Falkenſtein, Türkheim und der, überall, wo Sickingen war, nie fehlende Hans Hilchen Lorch.

In der Verſammlung ſelbſt nahm Sickingen das Wort, und mit dieſem erſten Schritt, mit dieſem erſten Worte, das er ſprach, begann er ſeine vorgeſchriebene Bahn zu betreten und ſich an die Spitze der großen geiſtigen Umwälzung zu ſtellen, welche die Gemüther ſo mächtig aufregte.

Seine Rede war tief durchdacht. Er ermahnte zuerſt und hauptſächlich zur Eintracht, erinnerte an das, was er ſchon jedem Einzelnen von ſeinen Anſichten über ihre und über Deutſchlands Lage überhaupt mitgetheilt hatte, legte ihnen an's Herz, wie der Adel, von den Fürſten gedrückt, von den Pfaffen durch Liſt ſeiner Güter beraubt, nur noch beſtehe, indem er in Dienſt ſeiner Tyrannen trete. Deshalb — fuhr er fort — müſſen wir beharrlich und feſt in der Ausführung unſerer Entſchlüſſe ſeyn, damit die alte Freiheit und das alte Recht uns wieder werden, und wir als Söhne des Vaterlandes, nicht als Knechte ſeiner Tyrannen, zu ſeiner Vertheidigung auftreten können. Fürwahr! unſer Unternehmen wird Gott ſegnen, wenn ihm reine Abſichten zum Grunde liegen und wir nicht allein um ſchnöden Gewinn, um Reichthum und Schlöſſer, ſondern auch für das Edlere im Menſchen, für den Geiſt und für die Freiheit kämpfen. Damit aber auch ein Jeder die Mittel wie den Zweck kenne, ſo ſey feſt bei uns beſchloſſen: Alle ungerechte Geſetze, gleichviel ob uns oder nur den ſchwachen Hülfbedürftigen treffend, ſind abgeſchafft und für ungültig erklärt; aller Willkür fremder Herrengewalt wollen wir gemeinſchaftlich entgegen treten, für einzeln Angegriffene führen Alle die Fehde; gegen den Bundbrüchigen zieht Jeder das Schwert! Aber — fuhr er fort und trat in die Mitte der edlen Verſammlung — damit kein zweifelhaftes Gemüth durch Treubruch unſere Verbündung erſchüttere, ſo laßt uns mit unſerer Rechten, im Angeſicht Gottes, im Angeſicht unſeres deutſchen Vaterlandes, ſchwören, daß wir in Freud' und Leid, in Noth und Tod, Mann für Mann ſtehen, Glück und Unglück theilen und uns mit dieſem heiligen Gelübde binden wollen für dieſe zeitliche Welt! —

Alle Anweſende erhoben ihre Rechte und ſchwuren. —

So nehme ich Gott und die Geiſter unſerer Ahnen, die uns umſchweben, zum Zeugen, — fuhr Sickingen fort — daß wir als treue Brüder leben und ſterben wollen!

Daß wir als treue Brüder leben und ſterben wollen! ertönte es aus jedem Munde; ſie reichten ſich die Hände, der Bund war geſchloſſen.

Nun wurde zu der Wahl eines Oberhauptes geſchritten, dem die Leitung der Dinge vor und während des Krieges übertragen und ein Bundesrath beigeſellt werden ſollte. Einſtimmig wurde Franz von Sickingen zum oberſten Bundeshauptmann erwählt. Da nahm er noch einmal das Wort, dankte den Anweſenden für ihr Vertrauen und ſchlug vor, den eigentlichen Zweck des Bundes noch geheim zu halten, und eine Urkunde aufzuſetzen, worin eine Vereinigung zur Aufrechthaltung beſſerer Polizei als Hauptzweck ihrer Verſammlung aufgeſtellt werden ſollte, um nicht ſo gleich Fürſten und Kleriſei gegen ſich zu waffnen.

Der dem Bundeshauptmann beigegebene Ausſchuß ward durch die Glieder der verſchiedenen Kantone gewählt. Es waren faſt alle die vertrauteſten Freunde Sickingens, und wurden von ihm in ſeine weiteren Pläne eingeweiht, damit ſie Alles zu dem großen Schlage vorbereiten konnten, den er ſorgfältig zu verbergen ſo viel Urſache hatte, und wozu er den Beiſtand ſeiner Verbündeten ſo ſehr bedurfte.

Nachdem nun alle weiteren Beſchlüſſe gefaßt und die Geſetze beſtimmt waren, trennten ſich die Anweſenden und Sickingen kehrte auf die Ebernburg zurück, alles zur Ausführung ſeines Planes zu ordnen.

4.

Während der Verſammlung der Ritterſchaft, wobei Schweikhardt, Sickingens älteſter Sohn, doch Georg nicht gegenwärtig geweſen, war dieſer mit Margarethe unter zahlreicher Bedeckung nach Nanſtein gezogen. Als ſie, Landſtuhl im Rücken, an die Stelle kamen, wo Philipp Margarethe auf das Roß gehoben und ſie gerettet hatte, ſtieg ſie ab, faltete die Hände und betete leiſe, Gott auch hier für ihre Rettung dankend; dann ſchritt ſie, von Georg geführt, den Berg hinauf, und ihre Gedanken mochten wohl zuweilen bei Philipp Wohlgemuth, dem treuen Freunde, ſeyn. Doch jener Tag, wo ſie, bräutlich geſchmückt, den nämlichen Weg herabzog, verdrängte jeden andern Gedanken. — Wie die Zeit ſchleicht, wenn der Gram ſie begleitet! — ſagte ſie traurig — acht Monden ſind erſt ſeit jenem Tage vorüber, und mir dünken ſie ſo viel Jahre zu ſeyn. Aber ſonderbar! Ich ging an jenem Tage frohen Muthes dieſen Weg hinab; mich ſtärkte ein feſtes Vertrauen auf Gott, und doch war es ein ſchwerer Gang und wohl gefahrvoll für mich, wenn Philipp nicht eintraf, — und heute? — iſt es das Winterkleid, in das die Natur ſich noch hüllt, ſind es die eiſigen Zacken, welche die Märzluft noch nicht geſchmolzen hat, oder der kalte Duft, der an den Zweigen hängt, die nur traurige Bilder in mir erwecken? Ich weiß es nicht, aber mir wird heute der Gang ſchwerer, mein Herz klopft, ich fühle mich ſo matt, daß ich faſt wieder mein Roß beſteigen möchte. Und doch — ſehe ich Dich an meiner Seite, mein Georg! fühl' ich den warmen Druck Deiner Hand, ſo muß ich ja Gott danken, daß Du es biſt, der mich wieder den Weg zurückführt, den ich als ein Schlachtopfer betrat. — Ach! zürne mir nicht, mein Gatte! daß der frohe Muth und die Lebenskraft in Deiner Margarethe noch nicht wieder zurückgekehrt ſind. Seit unſer Kind die Augen ſchloß, ſchloß ſich mein Herz der Freude. — Sie ſank an ſeine Bruſt; doch bald ermannte ſie ſich. — Komm', Georg! — ſagte ſie — da oben wartet meiner eine Unglückliche; ſie iſt noch unglücklicher als ich, denn die Schuld geſellte ſich zu ihrem traurigen Schickſale und laſtet ſchwer und drückend auf ihr. Komm'! mein Anblick wird ſie erfreuen. — Sie hüllte ſich in ihren Pelz, und der Gedanke an Maria beeilte ihre Schritte.

Der Schloßvoigt, von ihrer Ankunft unterrichtet, empfing den Sohn ſeines Herrn an der Zugbrücke, wollte ihn begrüßen; als er aber Margarethe erblickte, verſagte ihm die Stimme. Endlich ermannte er ſich. Seyd mir willkommen, edler Herr! — ſagte er zu Georg — und auch Ihr, Margarethe Slör! Ach, Ihr werdet Manches verändert auf Nanſtein finden. Geht nur hinauf; ſie ſitzt oben im kleinen Erkerzimmer des Thurmes — Ihr kennt es ja — geht nur hinauf! Verzeiht, geſtrenger Herr! — wandte er ſich jetzt zu Georg — daß ich Eure Gegenwart einen Augenblick vergaß; der Schmerz wurde in mir rege, als ich Margarethe Slör erblickte. — Georg, ſchon von Allem durch dieſe unterrichtet, ſchüttelte ihm tröſtend die Hand und folgte in das für ihn bereitete Zimmer.

Margarethe war indeſſen die nach dem Thurm führende Wendeltreppe hinauf gegangen und ſtand jetzt vor der Thüre des ihr wohlbekannten Zimmers. Sie hatte hier oft in dem kleinen Erker geſeſſen, ſehnſuchtvoll nach Oſten geblickt und manche Thräne geweint. Dieſe Zeit der Sorge trat vor ſie, und ſie zögerte, einzutreten, ſo feſt hielt ſie die trübe Erinnerung. Endlich öffnete ſie mit zitternder Hand leiſe die Thür. —

Da ſaß auf derſelben Stelle, wo ſie ſelbſt ſo oft geſeſſen hatte, Maria, den Kopf auf den Arm geſtützt und das Auge niedergeſchlagen, auf eine Wiege blickend, in welcher ein Kind ſanft ſchlummerte. Ein wehmuthvolles Gefühl ergriff Margarethe. Der Verluſt ihres Kindes trat lebhaft vor ſie; ſo hatte auch dieſes ſanft entſchlummernd vor ihr gelegen, ſo hatte auch ſie das thränentrübe Auge auf das Schlafende geheftet, wie die unglückliche Maria, die jetzt ein Geräuſch vernommen haben mußte, aufſah, Margarethe erblickend mit einem Schrei auf ſie zueilte, aber plötzlich in der Mitte des Zimmers, wie feſtgebannt, ſtehen blieb, freundlich der Eintretenden ihr zu folgen winkte und, auf den Zehen ſchleichend, nach der Wiege ging.

Margarethe war ihr gefolgt. — Seht! — raunte Maria ihr leiſe zu und wies auf das Kind, über deſſen Kopf ein Kränzchen von Rosmarin lag, — mit keinem andern Kranz darf ich es ſchmücken, ſonſt wacht es auf. Als es noch Mai war, da blühten die Veilchen am Hagedorn und die Maßlieben im Garten; auch zeigten ſich ſchon die Knospen an meinem Roſenſtocke, und ich hatte mein Kämmerchen mit Birkenzweigen und Maiblumen, Veilchen und Maßlieben gar lieblich ausgeſchmückt. Die Blumen ſind alle verblüht; ich habe jetzt keine mehr, und den Lilienſtock, der am Oſtthurm ſtand, den hat der Wind geknickt. Dann kam der Winter, und ſtatt Blumen brachte er mir dieß Mädchen, und das pflege ich nun, tränke und warte es, wie ſonſt meine Blumen; aber es ſchreit immer und ruft nach dem Vater — und der will nicht kommen! Dann muß ich ihm ein Liedchen vorſingen, lege es an meine Bruſt, und da wird es ihm warm und wohl, und es ſchläft ein. Wenn es erwacht, ſollt Ihr das liebe Mägdlein nur ſehen, edle Frau! es iſt ſchmuck und munter, und ſieht dem Engel gleich, der in der Kirche zu Landſtuhl der Maria einen Lilienſtengel reicht — und doch meint mein Vater, es ſey ein Kind des Satans —

Kennſt Du mich nicht mehr? fragte Margarethe, die Unglückliche unterbrechend.

Als Ihr eintratet, habe ich Euch eben erkannt! — erwiederte ſie, ſich beſinnend. — Aber jetzt weiß ich doch nicht mehr, wer Ihr ſeyd! Werdet nicht böſe, edle Frau! mein Gedächtniß iſt ſo ſchwach, und ich glaube — das iſt gut! Denn wenn ich mich zuweilen an Alles erinnern kann, dann iſt mir nicht wohl, dann —

Kennſt Du denn Margarethe Slör nicht mehr? fragte dieſe von neuem.

Bei dieſen Worten ſtarrte Maria ſie neugierig an, ſchüttelte den Kopf und ſchwieg.

Erinnerſt Du Dich denn meiner gar nicht mehr? nicht Philipp Wohlgemuths, nicht jenes Tages, wo Du mir hier auf dieſer Stelle den Brautkranz zurückgabſt?

Ja, ja! — rief ſie plötzlich, lief nach einem Käſtchen, holte einen verwelkten Myrtenzweig heraus und brachte ihn Margarethe. — O, nun erinnere ich mich an Alles; Ihr rißt unten bei den Scheunen den Kranz aus Euren Locken; ich lief hinter Euch, nahm dieſen abgeriſſenen Zweig von der Erde auf, kehrte zu ihm zurück, legte die Myrte auf ſeine Wunde, und da ſtieß er mich von ſich und rief: „Fort, Wahnſinnige!“ Er hatte Recht! — ſprach ſie traurig — Sagt es nur an Niemand, nicht an meinen Vater! er hatte Recht, ich rede zuweilen irre, aber nicht immer!

Sie ſetzte ſich jetzt wieder auf den Lehnſtuhl, die Augen unverwandt auf ihr Kind gerichtet, als ob ſie ſeinen Schlaf bewachen müßte, und ſchien wieder über etwas zu ſinnen. Als aber Margarethe mehrere Fragen an ſie that, und ſie keine beantwortete, merkte dieſe wohl, daß ihr Geiſt abweſend war, und das unglückliche Mädchen mit wehmüthiger Theilnahme betrachtend, ſetzte ſie ſich ihr gegenüber.

Sie ſaß hier eine lange Zeit, ihren Gedanken nachhängend, verſuchte noch einige Male, Maria eine Antwort abzulocken, aber dieſe blieb ſtumm und ſah immer nur unverwandt auf ihr ſchlafendes Kind. Da ward die Kleine wach, und bei dem erſten leiſen Schrei fuhr Maria aus ihrem Traume auf, nahm das Kind vorſichtig aus der Wiege, küßte es und legte es an die Bruſt. — Verzeiht, Margarethe! — ſagte ſie dann freundlich — daß ich Euch vorhin vielleicht nicht ſo empfangen habe, wie ich wohl ſollte; ich durfte nicht ſprechen, um die Kleine nicht zu wecken. Seyd mir willkommen auf Nanſtein! Als mir mein Vater ſagte, daß Ihr hier eintreffen würdet, empfand ich ſeit langer Zeit die erſte Freude wieder, beſonders als ich hörte, daß der Ritter, unſer geſtrenger Herr, befohlen hatte, Euch die Zimmer einzuräumen, wo ſonſt nur hohe Gäſte zu wohnen pflegen.

Margarethe war erſtaunt, Maria jetzt ſo verſtändig reden zu hören, ſie mußte die zarte Sorgfalt, welche ſie für das Kind hatte, bewundern, und ſie ſelbſt konnte ihr thränenvolles Auge nicht von dem Säuglinge wenden, der an der Mutterbruſt wieder einzuſchlummern begann. Maria reichte ihr jetzt die Kleine, die ſie bebend auf ihren Arm nahm, ſie leiſe an ihre wogende Bruſt drückte und, ihres Kindes gedenkend, bitterlich weinte.

Als Maria dieß bemerkte, nahm ſie haſtig das Kind wieder, küßte und legte es in die Wiege, ſchaukelte es und ſang dabei mit leiſer Stimme ein Wiegenlied. Aber immer ſchwächer und ſchwächer ward ihr Geſang, immer leiſer ward ihre Stimme, bis ſie endlich ganz verhallte. Von dieſem Augenblick an war ihr Auge wieder feſt auf das ſchlummernde Kind geheftet, und ſie blieb theilnahmlos.

Margarethe verließ nun Maria und fand Georg draußen, der ſie in ihre neue Wohnung einführte, wo ſie alle nur wünſchenswerthe Bequemlichkeiten fand.

Du ſiehſt, Margarethe! — ſagte er — daß die Liebe meines Vaters zu Dir ſich nicht vermindert hat; er hat dem Schloßvoigt befohlen, Dich gleich ſeinem Kinde zu halten. Sieh' nur, wie Alles für Dich geordnet iſt.

Georg! — unterbrach ihn Margarethe — zürne mir nicht, daß ich an alle dieſem keinen Theil nehmen kann. Ich komme von Maria, mein Herz hat bei ihrem Anblick geblutet und ſo manche ſchmerzliche Erinnerung iſt in mir wieder lebhaft geworden. Ach, die Glückliche! Gott ließ ihr ihr Kind, ſie kann den Säugling an ihre Bruſt legen und mit ihrem Leben ihn nähren.

Du nennſt ſie glücklich?! — rief Georg lebhaft — Glücklich die entehrte Wahnſinnige, die vielleicht ihrem unſchuldigen Kinde den Wahnwitz tropfenweis mittheilt?

Harter Mann! — fiel ihm Margarethe in's Wort — Richte nicht ſtreng, daß auch wir milde Richter finden. Sie büßt ihren Fehler furchtbar; ſchenke ihr Dein Mitleid, ſie verdient es ſchon um meinetwillen.

Du nur haſt mich aufgeregt, nicht die Unglückliche! — erwiederte Georg ſanfter — Du nann teſt ſie glücklich? Iſt ſie es, dann kannſt Du an der Seite Deines Gatten nicht murren und klagen, kannſt Dich nicht unglücklich fühlen.

Ja, mein Georg! — erwiederte ſie, ſich traulich an ihn ſchmiegend, — ich bin glücklich, wenn Du bei mir biſt; aber biſt Du fern, dann habe ich nichts als Sehnſucht und Erinnerung. — Ach, Du haſt den Engel nicht geſehen; er iſt nicht an Deinem Herzen eingeſchlummert, nicht in Deinen Armen erwacht; Du haſt ihn nicht, den Todtenkranz um ſeine Stirn, die Augen für immer geſchloſſen, im Sarge liegen geſehen. Ach, gedenk' ich des lieben Knabens, dann muß ich mich ja unglücklich fühlen!

In Georgs Augen drangen Thränen.

Ja, theurer Gatte! — rief ſie, die Thränen von ſeiner Wange küſſend, — Du fühlſt meinen Schmerz, Du theilſt ihn, verſtehſt das gebrochene Mutterherz und zürneſt nicht, wenn es auch zuweilen in Klagen ausbricht. Ich kann den Knaben, kann das liebe Kind nicht vergeſſen, und es erleichtert meinen Kummer, wenn ich ihn an Deiner Bruſt ausſprechen kann.

Nur bitte ich Dich, Margarethe, Dich Deinem Schmerze nicht zu ſehr hinzugeben! — ſagte er beſorglich — Die Zeit lindert Alles, und Gott kann ja erſetzen, was er genommen hat.

Das wolle ſeine Barmherzigkeit nicht! rief ſie bewegt.

Und überdieß, gute Margarethe! — fuhr er fort — bedarfſt Du Ruhe, am meiſten wohl Seelenruhe. Du biſt ſo blaß, ſo matt; die Roſen wollen nicht wieder auf Deine Wangen zurückkehren.

Ich pflanzte ſie auf das Grab meines Kindes! ſprach ſie leiſe.

Du mußt Dich erheitern, — meinte Georg und ſchien nicht auf ihre Worte zu achten — mußt wieder dem Leben angehören. Noch nicht achtzehn Jahre alt —

Und ſchon verblüht! — fiel ſie ihm in die Rede — Das iſt hart! Oft iſt es mir, Georg, als fühlte ich, wie mich der Tod mit dumpfer Grabluft anweht; oft dünkt es mir, er rieſele kalt durch mein Gebein und habe ſich in meine Bruſt verborgen. Er mahnt mich überall — mir iſt gar nicht wohl!

Georg ſah, indem ſie dieß ſprach, ihr in die tiefliegenden Augen. Auch ihm war es, als blicke der Tod aus ihnen, und er bebte. Ja, die Blüthe war zerſtört, das fühlte er, ein giftiger Wurm nagte an ihr. Er ſchloß ſie, ſeinen Schmerz zu verbergen, feſt in ſeine Arme. — Vertraue Gott! rief er aus, und ſein Auge ſah thränenlos auf zu dem Vater. Dann ſtrich er ſanft die Locken ihr von der Stirn und ſuchte ſie durch manches Liebeswort zu zerſtreuen.

Endlich fragte ſie ihn: Hat Dir der unglückliche Vater vielleicht die weitern Begebenheiten ſeit meiner Flucht mitgetheilt?

Er hat mich von Allem unterrichtet! — erwiederte er — Albrecht Wohnſam, dieſer Böſewicht, durch Hans Hilchen am Kopfe verwundet, ward von Landſtuhl nach dem Schloſſe gebracht, wo ihn Maria, uneingedenk ſeiner Untreue, mit liebender Sorgfalt pflegte. Das Mitleid hatte die entſchwundene Neigung zurückgerufen, und die Heftigkeit, das irre Weſen, das ſich ſchon früher gezeigt, wurde an ſeinem Krankenlager zur ſtillen Trauer.

Wahrſcheinlich aus Furcht, man möchte ihn gewaltſam auf Nanſtein zurückhalten, wenn der Vater Maria's Zuſtand erführe, hatte er ſich liſtig zu verſtellen, und durch falſche Verſprechungen das Mädchen zu hintergehen und zum Schweigen zu bewegen gewußt, bis er ſo weit geneſen war, daß er das Lager verlaſſen konnte. Gleich darauf war er verſchwunden, und trotz aller Nachforſchung des Alten hat man nichts weiter von ihm gehört. Mit ſeiner Flucht war Maria's Heiterkeit und Lebensmuth dahin; ſie wurde bald ſchwermüthig, bald verfiel ſie wieder in ein tolles Treiben, und die Abweſenheit ihres Geiſtes nahm mit jedem Tage zu. Da erfuhr der Alte ihren Zuſtand, und war ſo menſchlich, ihre traurigen Tage durch keinen Vorwurf zu verbittern, ſie treulich zu pflegen und ſie mit väterlicher Sorgfalt in ihrer dumpfen Fühlloſigkeit zu warten. Als nun die entſcheidende Stunde vorüber war, nahm ihr der Vater, für das Kind fürchtend, die Kleine; aber die ſanfte, ſtarr vor ſich hin blickende Dulderin ward nun zur wüthenden Löwin, der man ihre Jungen geraubt. Man mußte es ihr zurückgeben, und ſeitdem wirkt die Kleine ſo ſonderbar wohlthätig auf die Mutter, daß, ſo lange ſie es nährt und das Kind wacht, ſie ihres Verſtandes mächtig iſt; ſobald es aber ſchlummert, fällt ſie in ihren Tiefſinn zurück und ſitzt Stunden lang, das Kind ſtarr anblickend.

Arme Maria! — ſeufzte Margarethe — Ich habe die Unglückliche in dieſem jammervollen Zuſtande geſehen.

Der Vater hofft, — fuhr Georg fort — Dein Umgang werde ſie heilen; denn in ihrem dumpfen Sinnen hat ſie oft mit Rührung Deinen Namen genannt, und ſich wahrhaft gefreut, als ſie erfuhr, daß Du nach Nanſtein kommen würdeſt.

Das gebe Gott, daß ich der Armen ihre trüben Stunden erheitern kann! — rief Margarethe bewegt — Wenn nur der Anblick ihres Kindes mich nicht ſelbſt immer ſo traurig ſtimmte!

Die Ankunft eines Reiters, der in den Schloßhof ſprengte, unterbrach ihr Geſpräch. — Georg blickte hinunter.

Es iſt Philipp, der treue Philipp! — rief er — Wie ein guter Geiſt folgt er ſtets Deinen Tritten; er ſey uns willkommen, und wenn ich fort muß von Dir, dann bleibe er Dir zur Seite und ſey der Troſt der Trauernden!

Philipp trat ein, nahte ſich Margarethe, neigte ſich ehrfurchtvoll vor ihr, doch als er die Augen nach ihr aufſchlug, ſchrak er zuſammen.

Nicht wahr, Philipp! — ſagte ſie lächelnd, aber der Schmerz drängte ſich dennoch durch dieß Lächeln, — Ihr erkennt mich kaum wieder? Es iſt auch lange her, ſeit wir uns nicht ſahen! Begrüßt mich nicht mit ſolchem ſchmerzvollen Blick; die Roſen kehren im Mai wieder, und ſeht nur, wie die Sonne heute ſchon den Schnee auf den Bergen geſchmolzen hat! Der Frühling naht, und dann blüht und grünt Alles wieder; auch ich!

Margarethe! — unterbrach er ſie — Ich komme von der Ebernburg und bringe Euch einen Gruß von Eurem Vater; er läßt Euch Freude und Wohlergehen wünſchen. — Auch Euch, Georg, habe ich dieſen Brief vom Ritter Franz abzugeben. Und nun, nachdem ich vernommen, daß Ihr mit Bewilligung des Ritters und Eures Vaters hier ſeyd, — ſagte er, ſich zu Margarethe wendend, — ſo ward meine Ahnung zur Gewißheit, und es würde mich ſchmerzen, ſollte ich fortan Euch als Margarethe Slör begrüßen, da ich Euch ſo gern als meines Freundes Gattin nahen möchte. —

Georg, nachdem er den Brief des Vaters flüchtig durchleſen hatte, reichte ihm die Hand.

Darf ich! fragte Philipp.

Georg nickte bejahend. — Da nahte ſich Philipp Margarethe, deren Wangen ein leiſes Roth überflog.

Edle Frau! — ſprach er, ſein Knie vor ihr beugend. — Nehmt meine Huldigung freundlich auf! Ihr ſeyd am Ziel Eures Glückes, wenn es auch noch ein Schleier der Welt verbirgt; er wird zerreißen und Ihr werdet auf der Stelle ſtehen, die Euch gebührt. Auch mein heißeſter Wunſch iſt erfüllt; auch ich bin am Ziele meiner Wünſche. Der Segen Gottes über Euch! — Aber warum die Thränen in Euern Augen, edle Frau? Warum der düſtere Blick, Georg Sickingen? — Hat denn die Liebe ihre Zauberkraft, Alles um ſich her zu beglücken, an Euch verloren? Sind Thränen ihr Loos, und nicht die Wonne?

Das Theuerſte, was ſie gab, hat ſie uns wieder genommen und es in's Grab gelegt! ſagte Margarethe.

So iſt die Knospe gebrochen und die Roſe verbleicht! — ſagte Philipp, tief erſchüttert, wehmüthig auf die bleiche Geſtalt blickend. — Aber noch grünt der Strauch, — rief er ermuthigt — und Gottes milde Sonne beſcheint, ſeine Güte beſchirmt ihn. Muth, Muth! Wer Gott vertraut — und dieß Vertrauen liegt in Eurer Bruſt —

der hat ſeines Lebens Ruhe auf feſten Grund geſtützt, und es ſtehet dort feſt und unerſchüttert!

Erlaubt Ihr es, edle Frau! — fuhr er, das Geſpräch abbrechend, fort — ſo bleibe ich hier, da Georg bald zu dem Vater zurückkehren muß. Ich glaube, es ſind auf der Ebernburg große Dinge im Werke; ſelbſt in Nürnberg, meiner Vaterſtadt, wo jetzt der Ritter in hohen Ehren ſteht, ſprach man davon, und nannte ihn den Verfechter des Glaubens, den Vertheidiger deutſcher Freiheit. Es wird ein Licht leuchten im Süden, ſo ſagten ſie, deſſen Flammen ſich verbreiten werden, wie im Norden das Wort Luthers leuchtet. Wohl dem, der das Schwert führen und der großen Sache nützen kann, und nicht, wie ich, die Laute in der Hand, nur im Liede aushaucht, was Andere mit Schwert und That vollbringen!

Bleibt bei uns! — bat Margarethe — Ihr werdet mir willkommen ſeyn. Ihr ſollt mir und Maria, wenn wir einſam auf dem Söller ſitzen, durch Eure ſanften Lieder den Sturm des Schickſals beſchwören.

Wie geht es der Armen? fragte Philipp und neigte ſich dankend vor ihr.

Es geht ihr wohl! ihr ruht ein Kind im Arm, und wenn es ſchläft und ſie ihren Gedanken überlaſſen bleibt, dann erſtarret ſie in ihrem Schmerze, und die ſtille Schwermuth, welche ſie erfaßt, iſt ihr ein Bote des Friedens.

Die Arme! ſagte Philipp gerührt.

Haſt Du nichts von Albrecht Wohnſam vernommen? fragte Georg.

Er war, ſeit er dieß Schloß verließ, nur wenige Tage in Worms, dann zog er in der Stille nach Darmſtadt, wo er bei dem Landgrafen geweſen ſeyn ſoll. Jetzt iſt er in Trier und bei dem Kurfürſten wohl angeſehn!

So werden wir uns wohl treffen! — rief Georg zornig. — Und, bei Gott! übe ich auch Mitleid an meinem bitterſten Feind, er entgeht meiner blutigen Rache nicht.

Vergieb ihm! bat Margarethe.

Edle Frau! — ſagte Philipp — er iſt ein tückiſcher Menſch, ein Teufel, der in dem Gewande eines Engels um deſto gefährlicher wird; ihn zu verderben iſt eine Wohlthat für die Menſchheit.

Margarethe ſchwieg. Was er an ihr gethan, hatte ſie ihm vergeben; aber dachte ſie an Maria, dann freilich ſchwand das Mitleid aus ihrem Herzen.

5.

Schon am andern Tage mußte Georg, dem Befehle ſeines Vaters zufolge, nach der Ebernburg ziehen. Der Abſchied von ſeiner Gattin war traurig, und Margarethe mehr als je vom Schmerz ergriffen. — Du ziehest zur Fehde! — ſagte ſie — Alles kündet mir einen furchtbaren Krieg an. Landſtuhl liegt voll Knechte; täglich ziehen Haufen Kriegsvolk vorüber, oder raſten im Schloſſe, wo Hunderte an der Befeſtigung arbeiten. Gebe Gott, daß es eine gerechte Fehde iſt, die der Vater beginnt! Mich drücken trübe Ahnungen; ich hoffe, es iſt der leidende Zuſtand meines Körpers, der die qualvollen Träume in mir erweckt, oder ich habe mit der Lebenskraft auch den Muth verloren.

Aller Troſt, den Georg ihr bieten konnte, war vergebens; ſie ſank weinend in ſeine Arme. Die Stunde des Scheidens war bitter.

Nach ſeiner Abreiſe war es ſtill auf dem Schloſſe geworden. Zwar zogen noch immer Haufen Lanzknechte aus und ein, und täglich wurde noch rüſtig an Schanzen und Mauern gearbeitet; aber das äußere Leben, dieß rege Treiben und der wilde

Lärm des Kriegsvolkes griff nicht wohlthuend in die verſtimmten Saiten der aufgeregten Gemüther; ſelbſt Philipp hatte ſeine Heiterkeit verloren, und ſeine Lieder athmeten nur Wehmuth und Trauer. Ihn hatte Maria's Anblick tief erſchüttert; zwar kehrte die Friſche der Jugend wieder auf ihre Wangen zurück, aber in den Stunden der Schwermuth glich ſie einem ſtarren, lebloſen Bilde, deſſen Blick, nur auf eine Stelle gerichtet, kein Zeichen des Lebens giebt. Wachte das Kind, war ſie mit ihm beſchäftigt; blickte es freundlich und verlangend nach ihr auf, oder ſchien es, an der Mutter Bruſt geſättigt, den Vater zu ſuchen, dann war das liebliche Mädchen ein Bild der Wehmuth, das in ihrem Kinde Wonne und Schmerz zugleich an ihre Bruſt drückte; dann rollten die Thränen unaufhaltſam nieder und träufelten auf die Kleine, welche, des Grames ihrer Mutter unbewußt, oft mitweinte. Sah er auf Margarethe, ſo war ihr Anblick ihm ſchmerzlich, oft ſchaudererregend, denn wo Georg nur den Mutterſchmerz zu erblicken glaubte, ſah Philipp die Zerſtörung; wo Georg auf den Frühling und ſeine Blumenzeit hoffte, da ſchien dem Sänger Frühling und Blume ohne Rückkehr verblüht. Eine düſtere Ahnung ſtieg in ihm auf, die jeden Lebensmuth, jede Lebensfreude ſtörte, denn alle Farben, mit denen er Margarethe, ſeine immer noch geliebte Margarethe, ausgeſchmückt hatte, waren verbleicht; nur die goldene Glorie um ihr Haupt war geblieben und leuchtete ihm noch im ſtrahlenden Glanze.

Saß er unter dem knospenden Fliederbaume, die Laute im Arme, den Blick nach der ſcheidenden Sonne gerichtet, dann war es ihm, als ob das leiſe Rauſchen der Zweige ihm ein Lebewohl zuriefe, dann ſchienen ihm die goldenen Strahlen der Abendſonne die Strahlen ihrer Glorie zu ſeyn, und wenn ſie ſich ſenkte und immer mehr und mehr hinter den Bergen verſchwand, war es ihm, als ſenke ſich Margarethe vor ſeinem Blicke und nehme ihren Strahlenkranz mit ſich hinunter in's Grab. Dann kehrte er in ſtiller Trauer zum Schloſſe zurück, und die leiſen Accorde ſeiner Laute ſprachen den Schmerz ſeiner Seele aus.

In dieſer Zeit der Trauer vermochte Margarethe nur ſelten ihren Geiſt freudig zu erheben und wohlthuend auf Maria zu wirken, die unter den Dreien wohl noch die Glücklichſte war. Fühllos, oder im Gefühl durch den Anblick ihres Kindes beglückt, fand ſie, wenn das Mahnen der Schuld ſchwieg, in ſeinem Lächeln Erſatz. Aber eben der Troſt, der ihr ward, war der Schmerzquell Margarethe's; des Kindes Lächeln, ſeine Thränen, riefen ihren Kummer von neuem auf, und oft, wenn ſie es ſtürmiſch an ihre Bruſt drückte, ſchwieg das Vertrauen zu Gott und die Verzweiflung wurde laut. Philipp fühlte ihren Schmerz tief, und aus der eigenen Quelle füllte er noch den Becher bis an den Rand. So lebten die Unglücklichen ein eintöniges, freudeloſes Leben, das nur zuweilen Georgs Beſuch unterbrach.

Es ſollte aber bald auf eine andere Weiſe unterbrochen werden. Ein Bote meldete die Ankunft des Ritters Franz, der, obgleich am Podagra leidend, ſich in einer Sänfte von der Ebernburg nach Landſtuhl tragen ließ, die neu angelegten Feſtungwerke, das Geſchütz und die Vorräthe zu beſichtigen. Margarethe's Herz klopfte ängſtlich bei dieſer Nachricht, und ſelbſt Georg, der ſeinem Vater vorangeeilt und am Abend vorher auf Nanſtein eingetroffen war, vermochte nicht, ihre Unruhe zu mildern.

Der von ihr gefürchtete Tag erſchien. Der Thurmwart verkündete mit einem fröhlichen Liede, daß der Zug ſich dem Schloſſe nahe, und Georg eilte dem Vater entgegen. Philipp blieb allein bei Margarethe zurück, die bald ſinnend am Fenſter ſaß und nicht hinabzuſehen wagte, bald in dem Zimmer haſtig hin und her ſchritt, der beengten Bruſt Luft zu machen.

Faßt Muth, edle Frau! — ſagte der Sänger — Ich müßte mich ſehr täuſchen, oder es droht Euch kein Sturm, das Wetter zieht vorüber, und der Ritter wird Euch freundlich empfangen —

Oder mich gar nicht ſehen wollen, — unterbrach ſie den Tröſter — und das würde mich tief ſchmerzen, tiefer ſolche Verachtung als der ſchrecklichſte Zorn.

Jetzt verkündete der Lärm auf dem Schloßhofe die Ankunft des Herrn; da verließ Margarethe in Eil ihr Gemach, ſtürzte, als ob ſie dort Schutz ſuchen wolle, in das Erkerzimmer, riß der erſchrockenen Maria das Kind vom Arme, hielt es hoch empor und weinte bitterlich. — Ach! könnte ich ihm mit meinem Knaben auf dem Arme entgegentreten! — rief ſie ſchmerzvoll — Vielleicht milderte das freundliche Lächeln des Kindes ſeinen Zorn! — Sie küßte die Kleine, drückte ſie feſt an ihre Bruſt und gab ſie der Mutter erſt dann zurück, als ihr flehendes, ängſtliches Auge ſie darum zu bitten ſchien.

Es war wohl ſchon eine halbe Stunde vergangen, als Philipp eintrat und ſie einlud, in ihr Gemach zu kommen, wo ihr Vater ſie erwarte. Zitternd eilte ſie hin; ſie hatte den eigenen Vater, deſſen Zorn ſie hier ſchon oft empfunden, weniger gefürchtet als Sickingen, der ſtets mit Liebe ihr entgegen gekommen war; und doch bebte ſie auch jetzt, als ſie zu dem Vater eintrat. Balthaſar Slör empfing ſie freundlich, reichte ihr die Hand entgegen, ſchloß ſie dann liebevoll in die Arme, und als er das bleiche und ſchmerzerfüllte Geſicht vor ſich ſah, da brachen ſeit dem Sterbelager ſeines Weibes die erſten Thränen hervor. — Arme Margarethe! — ſagte er — ich erkenne Dich kaum! — Doch ſich ſchnell faſſend fuhr er fort: Den Ritter hält das Podagra an ſeinen Seſſel gebannt; er wünſcht Dich zu ſehen. Geh' hinunter, meine Tochter! laß Dich nicht von Deinem Gefühle zu unüberlegten Worten verleiten. Geh', meine gute Margarethe!

So hatte ihr Vater noch nicht zu ihr geſprochen, ſo der Ton ſeiner Stimme noch nicht ihr Herz gerührt. Sie ging mit ermuthigtem Schritt über den langen Gang nach des Ritters Gemach, an deſſen Thüre ihr Georg entgegen trat. — Muth! — raunte er ihr zu — Muth, meine Margarethe! — Dann verließ er ſie ſchnell. Ein Diener öffnete das Zimmer, ſie trat ein.

Sickingen ſaß am Fenſter und ſah hinaus nach den Schanzarbeitern, die eben einen neuen Graben zu ziehen beſchäftigt waren; er ſchien Margarethe, die mit klopfendem Herzen an der Thüre ſtehen geblieben war, nicht zu bemerken. Sickingen hatte ſie wohl kommen gehört, aber auch er hatte bei dem Nahen ihrer Tritte ſich bewegter gefühlt, als er geglaubt, ſuchte nun ſich zu faſſen, ſchien eifrig hinunter zu ſehen, und doch waren ſeine Gedanken nur bei ihr. Jetzt wandte er ſich plötzlich, ſein Auge ſah freundlich nach ihr hin. — Tritt doch näher, Margarethe! ſprach er.

Sie zögerte erröthend.

Wagſt Du nicht, mir unter die Augen zu treten? fragte er finſter.

Da ſtürzte Margarethe, Stolz und Rührung beflügelte ihre Schritte, zu ihm hin, ſank vor ihm nieder und beugte ihr ſchuldbewußtes Haupt.

Steh' auf, mein Kind! — ſagte Franz von Sickingen erſchüttert — weine nicht! ſteh' auf! — Margarethe erhob ſich. — Du biſt bleich geworden, Margarethe! — ſprach er theilnehmend — Du ſiehſt krank aus, armes Kind! Nagt Kummer an Deinem Herzen, ſo verſcheuche den ungebetenen Gaſt, treib' ihn aus und laß an ſeiner Stelle die Hoffnung einkehren. Armes Kind! — fuhr er fort, da Margarethe, ſeine Hand küſſend, ſie mit Thränen netzte, — iſt Dir ein Unglück widerfahren, ſo hoffe, daß noch Alles gut enden kann! Aber nun geh'! Dein trauriger, ſchmerzvoller Anblick thut mir weh, ich kann Dich nicht weinen ſehen — und kann Dir doch nicht helfen. Geh', meine gute Margarethe! — Er küßte ihre glühende Stirn, und von Schmerz und Wonne durchſchauert verließ ſie das Gemach.

Als Sickingen am andern Tage Nanſtein wieder verließ, ſtand ſie an der Treppe. Sie wollte den edlen Vater ihres Georgs noch einmal ſehen, noch einmal ein freundlich ſtärkendes Wort von ihm vernehmen. Es ward ihr; er reichte ihr die Hand zum Kuß. — Es gehe Dir wohl, mein gutes Kind! — ſagte er, die Sänfte halten laſſend. — Wenn ich Dich wieder ſehe, ſo mögen die Roſen auf Deinen Wangen blühen! Leb' wohl, meine Margarethe!

Als habe ein Engel des Himmels ſeine Palmen ihr auf Stirn und Herz gelegt, ſo beruhigt kehrte ſie in ihr Zimmer zurück. — Philipp! — rief ſie dem Eintretenden entgegen — Gelobt ſey Gott! meinen Schritten folgt kein Fluch. Nun komm' es, wie es wolle, ich bin gefaßt!

6.

Nachdem das Podagra Sickingen verlaſſen, er alle Vorbereitungen gemacht und ſelbſt einige Mitglieder des vom Kaiſer Karl während ſeiner Abweſenheit in Spanien beſtellten Reichsregiments für ſeine Sache gewonnen hatte, begab er ſich zu ſeinem Freunde, dem Biſchof von Straßburg, wo ſich das im Namen des Kaiſers gegen Frankreich geworbene Heer verſammelte. Bald ſtanden 10,000 Mann Fußvolk und 5000 Reiter unter ſeinen Fahnen, und Deutſchland ſah mit banger oder froher Erwartung auf das Heer und ſeinen edlen Führer. Nur Wenigen in dem Heere ſelbſt war es bekannt, wen eigentlich der große Schlag treffen ſollte; aber der, auf den er gerichtet war, Richard von Greifenklau, Kurfürſt von Trier, war deſſen gewiß und waffnete ſich muthig gegen den androhenden Sturm.

Richard, Sickingens würdiger Gegner an Muth und Beharrlichkeit, war in Deutſchland Roms mächtigſte Stütze, und, obgleich ſelbſt von Adel, des Adels erklärter Feind. Er haßte die Menge kleiner Despoten, wie er ſie nannte, nicht der unterdrückten Freiheit und des Rechtes wegen, nur weil ſie ſeinen eigenen despotiſchen Anmaßungen zu widerſtreben den Muth hatten. Anhänger Roms aus Fanatismus, Anhänger Frankreichs aus Politik, hatte er ſich der Wahl Karls des Fünften bis zum letzten Augenblicke ſtandhaft widerſetzt, hatte ſich nicht vor dem jungen Kaiſer gebeugt, und war vielleicht der Einzige unter den Fürſten, der ſeine Würde auch an den Stufen des Kaiſerthrones behauptete. Gegen den Willen des päpſtlichen Legaten hatte er für Luthers Vertheidigung vor dem Reichstage geſtimmt, obgleich er ihm ſpäterhin Huſſens Schickſal zugedacht haben mochte. Er ſtand, ein muthiger Streiter, an der Spitze der Romaniſten, wie man die Anhänger Roms damals nannte, und mit dem Falle des Hauptes ſollten, nach Sikkingens Meinung, die Glieder zugleich fallen; deshalb galt es ihm zuerſt. Der ſchwäbiſche Bund, von dem Kaiſer auf's Neue beſtätigt, und beſonders die Städte, welche der neuen Lehre anhingen, ſchienen Sickingens Abſichten hierin nicht entgegen zu ſeyn; der Kaiſer war in Spanien, durch die unruhigen Bewegungen im Volke, und in Italien und an der Gränze der Niederlande von Franz dem Erſten zu ſehr beſchäftigt, um für Deutſchland mit Kraft wirken zu können, und das interimiſtiſche Reichsregiment hielt nur mit ſchwacher Hand die ſchlaffen Zügel.

So ſtanden die Sachen, als ein unbedeutender Vorfall die Veranlaſſung zu dieſem ſo folgereichen Kriege geben mußte. Der wilde Hilchen von Lorch und Gerhard Börner, mit Trier in Fehde, hatten einige ihrer reichſten Bürger gefangen genommen, deren ſich Franz von Sickingen, wohl nur dem Scheine nach, annahm, und ihnen ihre Freiheit gegen ein Löſegeld von 5000 Goldgulden und unter dem eidlichen Verſprechen verſchaffte, ſich, im Fall ſie das Löſegeld nicht zahlen würden oder könnten, Hans Hilchen wieder zur Haft zu ſtellen. Als ſie nach Trier zurückkehrten, klagten ſie dem Kurfürſten ihre Noth, der ſie, als Biſchof, ihres Eides entband und ihnen als Landesherr Löſegeld zu geben und die Stellung zur Haft verbot. Hilchen Lorch und Gerhard Börner traten nun ihre Rechte an Sickingen ab, der deshalb am 2ten Auguſt 1522 dem Kurfürſten den Fehdebrief zuſchickte. Richard ſandte ſogleich Boten an Pfalz, Köln und Heſſen und ließ, ſich auf die unter ihnen beſtehende Einung ſtützend, um ſchleunige Hülfe nachſuchen, wandte ſich in gleicher Abſicht an den Kurfürſt von Mainz, legte Beſatzung in ſeine feſten Plätze, und bot ſeine Vaſallen und den Landſturm zur Vertheidigung auf.

Schnell rückte nun Sickingen vor Bliescaſtell und eroberte es nach kurzer Gegenwehr. Gleich darauf berennte er St. Wendel, worein ſich der tapfere Bernhard von Lontzen mit mehreren Edlen zur Vertheidigung geworfen hatte. Aber ihr Muth allein konnte die unhaltbare Stadt gegen das Geſchütz der Belagerer nicht lange vertheidigen; ſie mußten ſie übergeben und geriethen in Sickingens Gefangenſchaft. Hier ſprach ſich der Ritter zum erſten Male deutlich über ſeine Abſichten aus, und dieſe inhaltſchweren Worte waren es, die ſpäterhin die Fürſten gegen ihn verbanden.

Er ließ die gefangenen Edlen, meiſt ſeine bitterſten Feinde, vor ſich auf das kurfürſtliche Haus führen, durchflog mit ſeinen flammenden Augen ihren Kreis und ſagte dann: Edle Herren! Ihr habt heute Eure Waffen und Roſſe verloren und ſeyd meine Gefangenen geworden, habt aber einen Herrn und Fürſten, der, ſollte er es länger bleiben, wohl im Stande iſt, Euch auszulöſen. Sollte aber Franziskus einſt, mit dem kurfürſtlichen Purpur bekleidet, in die Reihe der ſieben Wahlfürſten treten, ſo ſoll es nicht Euer Schade ſeyn, und wenn Ihr Euch unter ſeine Fahnen ſtellt, wird er Euch noch trefflicher lohnen können.

Mit dieſen Worten überſchritt er den Rubicon; er hatte ſein Ziel bezeichnet und zurück konnte er nicht mehr.

Nun eilte er nach Trier, da ſeine Gegenwart in dortiger Gegend nothwendig war. Fritz von Somebrief, einer der thätigſten Freunde Sickingens, der mit dem im Braunſchweigiſchen und Lothringen geworbenen Haufen das linke Moſelufer bewachen ſollte, verließ es ohne Befehl, rückte in der Eyfel vor und gab dadurch dem verſammelten Landſturm Gelegenheit, ſich in Trier zu werfen, wo der Kurfürſt ſeine Streitkräfte verſammelte, ſie unter den Befehl Gerlachs von Iſenburg ſtellte und, durch die einberufenen Vaſallen verſtärkt, Sickingen ſo lange in offenem Felde widerſtehen zu können hoffte, bis die von Heſſen und Pfalz verſprochene Hülfe zu ihm geſtoßen ſey. Allein Sickingen zog in Eil heran, nahm Grimburg, berennte Saarburg, verließ es aber, da es ihm, um es mit einem kühnen Streiche zu nehmen, zu feſt dünkte, und rückte raſch auf Trier vor. Iſenburg durfte es mit ſeinem ungeübten Kriegsvolke nicht wagen, ſich den alten Banden Sickingens im freien Felde entgegen zu ſtellen; er zog ſich zurück und beſchränkte ſich ganz auf die Vertheidigung der Hauptſtadt.

Sickingen beſetzte nun die Conſarbrücke am Einfluß der Saar in die Moſel und rückte in das Weichbild vor Trier, wo Kurfürſt Richard zwei Tage vorher an der Spitze ſeines Adels und einer Abtheilung kölniſcher Reiter eingezogen war. Hätte Sickingen ſeinen Marſch beſchleunigen, hätte der Kurfürſt ſich nicht mit ſeinem muthigen Adel in die Hauptſtadt werfen können, ſo würden ſich wahrſcheinlich die Begebenheiten ganz anders geſtaltet haben. Er fühlte dieß wohl, freute ſich aber, ſeinen mächtigſten Gegner in ſeiner Hauptſtadt eingeſchloſſen zu haben, und mit ihrem Falle Land und Perſon zugleich in ſeine Gewalt zu bekommen.

Sickingens Verbindung mit Kurfürſt Albrecht von Mainz mußte ihm jetzt doppelt wichtig ſeyn. Nicht allein, daß eine Menge mainziſcher Vaſallen in ſeinem Heere diente, ſo waren auch diejenigen Päſſe über den Rhein, über welche Sickingen noch Lebensmittel und Verſtärkungen zukommen konnten, in des Kurfürſten Gewalt; überdieß unterſtützte ihn Albrecht heimlich mit Geld. Sickingens Pläne waren mit denen Albrechts von

Mainz innig verwebt; dieſer hoffte, daß wenn Sikkingen dem geiſtlichen Kurfürſtenthume Trier ein Ende gemacht habe, es ihm nicht ſchwer werden würde, aus Mainz und Magdeburg ſich ein weltliches Fürſtenthum zu bilden. Urſula, in der thörigen Hoffnung, daß ſie dann mit ihm als Gattin den Fürſtenſtuhl beſteigen würde, beſtärkte ihn in dieſen weitausſehenden Plänen. Das kaiſerliche Mandat, welches der Kurfürſt in dieſer Zeit erhielt, und worin er von jeder Verbindung mit Sickingen ernſtlich abgemahnt und ihm befohlen wurde, alle ſeine Lehnleute mit Strenge von deſſen Heere abzurufen und die Päſſe wohl zu beſetzen, damit von des Ritters Kriegsvolk nichts zu ihm ſtoßen könne, ließ dieſen für des Kurfürſten Beſtändigkeit fürchten, und er ſandte deshalb Georg heimlich mit dem Auftrage nach Aſchaffenburg, wo jener damals Hof hielt, nichts zu ſparen, den Kurfürſten, und hauptſächlich Urſula ihrer Verbindung treu zu erhalten. Er wählte abſichtlich Georg zu dieſer Sendung, der ſie nur wider Willen übernahm, da er wohl wußte, daß Urſula immer noch eine ſtille Neigung zu ſeinem Sohne habe. Auch gab er ihm eine bedeutende Summe mit, um bei Urſula den Unterhandlungen Nachdruck zu geben.

Georg fand den Kurfürſten ſichtbar verlegen und ungewiß über das, was er jetzt thun ſollte; doch verſprach er, ſeiner Verpflichtung gegen Sikkingen getreu zu bleiben und nur ſo weit gegen ihn zu handeln, als es zu ſeinem eigenen Wohl und zu ſeiner Erhaltung unumgänglich nothwendig ſey. Urſula fand er beſtimmter und immer noch freundſchaftlich für ſeinen Vater geſinnt.

Der edle Sickingen — ſagte ſie — hat mich und meinen Vater, als wir hülflos waren, aufgenommen; wie ſollte ich es ihm nicht zu danken ſuchen, da ich es jetzt vielleicht vermag. Auch bindet mich die Sorgfalt für meinen unglücklichen Vater, der immer noch eine Freiſtatt auf der Ebernburg findet, noch feſter an ihn. Auch Euch und Margarethe bin ich gewogen, und Ihr könnt aus meinem Stillſchweigen über Euer Verhältniß, wovon ich unterrichtet ſeyn mußte, auf meine Freundſchaft ſchließen; denn dem Weibe ſoll ja nichts ſchwerer ſeyn, als ein Geheimniß zu bewahren.

Georg dankte ihr und that es aus Herzens Grunde, und im Gefühl dieſes Dankes bot er ihr vielleicht zu raſch und unbedacht das Geſchenk an Gelde an, welches ihm der Vater nöthigen Falls für ſie mitgegeben hatte. Aber wie erſtaunte er, als Urſula mit Stolz und Würde ſich erhob. — Georg Sickingen! — ſagte ſie — Euer Vater und auch Ihr mißkennt mich. Meine Freundſchaft, meine thätige Hülfe erkauft Keiner mit Gold, und damit Franz von Sickingen nicht glaube, daß, weil ich franzöſiſches Geld genommen, der Eigennutz meine Schritte leite, ſo wißt, daß ich dieſe Summe bei den Fuggers in Augsburg für ihn bereit liegen habe; ſagt ihm, daß er darüber beſtimmen kann. Ich glaube dieß Geld nicht beſſer anwenden zu können, als indem ich es zu einem edlen Zwecke beſtimme, von dem ich Deutſchlands Glück und auch das meine erwarte. Auch iſt es nicht nöthig, daß Ihr länger hier verweilt; man könnte Euern Aufenthalt erfahren, und das würde dem Kurfürſten, meinem Herrn, Nachtheil bringen. Ueberdieß ſeyd verſichert, daß, was hier zum Nutzen Eures Vaters geſchehen kann, auch ohne Eure Gegenwart geſchehen wird. Nun eilt zum

Heere, dort befindet Ihr Euch gewiß wohler als hier. — Georg nahm zwar das Geſchenk nicht an, welches jedoch ſpäterhin dem Vater ſehr zu ſtatten kam, dankte aber im Namen ſeines Vaters, empfahl ſich Urſula, deren Uneigennützigkeit er bewundern mußte, und eilte in's Feldlager vor Trier zurück.

Dort war Richard mit den Mitteln zur Vertheidigung beſchäftigt. Er ſah wohl ein, daß mit der Hauptſtadt Land und Fürſtenwürde verloren ging. Er fürchtete, und mit Recht, daß wenn Sickingen einmal im Beſitz ſeines Landes ſey, der Kaiſer bei der allgemeinen Meinung in Deutſchland, Sickingen ſey der Verfechter ihrer perſönlichen und ihrer Geiſtesfreiheit, es vorziehen würde, ihn mit dem Lande zu belehnen, als dieſen durch ſeine Eroberungen und durch ſeine Freunde ſo mächtigen Mann mit Gewalt der Waffen zu vernichten. Auch mußte Karl fürchten, daß er ſich dann mit Frankreich verbinden und ſo dieſer Macht den Weg in das Herz Deutſchlands öffnen würde. Er fühlte alſo wohl, daß nur beharrlicher Widerſtand ihn retten könnte.

Deshalb war er ſelbſt nach Trier gekommen, muſterte noch am nämlichen Tage ſein Heer, hielt auf dem Markte eine feierliche Anrede an Bürger und Soldaten, worin er ſie zur muthigen Vertheidigung und zum ſtandhaften Ertragen alles Ungemachs, das von einer Belagerung unzertrennlich ſey, aufforderte, vertröſtete ſie mit der nahen Hülfe der ihm befreundeten Fürſten, und begeiſterte ſeine Zuhörer dermaßen, daß ſelbſt die Bürger, deren Treue er nicht ganz vertraute, ihm durch Hans von Elz ihren gefaßten Entſchluß: ihn und das Erzſtift bis in den Tod vertheidigen zu wollen, mittheilen ließen.

Nun eilte der Kurfürſt, nachdem er noch ein verwegenes Unternehmen anbefohlen, alles zur Vertheidigung Nöthige zu ordnen. Die Stadt war in fünf Quartiere getheilt; in jedem ward einem Edlen und Einem vom Rathe der Befehl gegeben. Dann übernahm Philipp von Eſch die Vertheidigung der Weſtſeite an der Moſel; vom Moſel- bis zum alten Thore befehligte Diedrich von Metzenhauſen; zwiſchen dem alten und neuen Thore ſtand Philipp von Elz; die ganze Südſeite nach dem Fluſſe zu vertheidigten Hans von Elz und Hans Widdis; Gerlach von Iſenburg behielt ſich, als oberſter Feldhauptmann, den beſondern Befehl über eine auserleſene Schaar Ritter und Reiſiger vor, um ſich dahin wenden zu können, wo ſeine Gegenwart nothwendig war. An Geſchütz und Munition fehlte es nicht, und mehr als alles befeuerte die Kleriſei den Muth der Bürger und Soldaten. Mönche und Weltgeiſtliche gingen, das Kruzifix in der Hand, durch die Reihen der Streiter, zur muthigen Vertheidigung gegen die Ketzer ermahnend, ſetzten ſich ſelbſt auf den Wällen der Gefahr aus, und zeigten einen ſeltenen Muth, denn es galt ihre Schätze und ihren Glauben.

7.

Am Tage Mariä Geburt rückte Sickingen unter Trompeten- und Trommelſchall vor Trier ſelbſt. Hier überzeugte ihn ein unerwartetes Schauſpiel von der Beharrlichkeit und dem feſten Muthe des Kurfürſten, und zeigte ihm, was er von ihm zu erwarten habe.

Auf der Nordſeite der Stadt, dicht an der Moſel, liegt auf einer, die Stadt beherrſchenden

Höhe die prächtige Abtei St. Maximin, welche, mit Lebensmitteln aller Art angefüllt, den Belagerern ein sehr vortheilhafter Poſten zur Beſchießung der Stadt werden konnte. Die Abtei war nicht unter des Kurfürſten geiſtlicher Gerichtsbarkeit, und ſtets mit der Stadt in Streit. Der Kurfürſt, dem Feinde dieſen Poſten zu entreißen, welcher dort auf mehrere Zeit Lebensmittel für ſein Heer gefunden hätte, vielleicht auch eine Privatrache damit verbindend, hatte gleich bei ſeiner Ankunft den Mönchen befohlen, aus der Abtei zu ziehen und von ihrer Habe, ſo viel ſie konnten, mitzunehmen. Alles, was zurückgeblieben war, gab er der Plünderung Preis, ließ die äußern Mauern und Gebäude niederreißen, und als am Morgen die Nachricht von dem Anmarſch Sickingens kam, zog er ſelbſt, vom Kopf bis zum Fuß bewaffnet, hinaus und ließ die Abtei mit den noch nicht geleerten Magazinen in Brand ſtecken. Einer der kölniſchen Reiſigen, welcher den Erzbiſchof mitten unter dem Sengen und Brennen halten ſah, trat an ihn heran und ſagte: Euer kurfürſtliche Gnaden wollen mir auch eine Fackel geben laſſen, daß ich mit zünden kann; denn das Mordbrennen ziemt

mir

mir eher als einem Biſchof! — Richard lächelte über dieſen frommen Eifer, gab ruhig ſeine weiteren Befehle und kehrte ſodann zur Stadt zurück.

Dieſe Flamme von St. Maximin begrüßte das heranrückende Heer, und Sickingen ſagte bei dieſem Anblicke zu dem neben ihm reitenden Grafen von Fürſtenberg: Wahrlich! der Richard von Greifenklau hat mit der Biſchofmütze den eiſernen Handſchuh noch nicht abgelegt; er ſchwingt die Mordfackel trotz einem Ritter vom Stegreif Es iſt ein kühnes und gefährliches, aber doch ein kluges Unternehmen, welches er gewagt; ich fürchte, der Pfaffe wird uns zu ſchaffen machen! — Darauf ſandte er einen Trompeter in die Stadt, ſie in ſeinem Namen zur Uebergabe aufzufordern. Dieſer traf den Kurfürſten eben, als er von der Einäſcherung St. Maximins zurückkehrte.

Geh' und melde Deinem Sickingen, — erwiederte Richard zornig — daß der Kurfürſt von Trier dießmal noch nicht geſonnen ſey, die Stadt zu übergeben; ſollte aber der, ſo Dich geſendet, etwas Weiteres von mir begehren, ſo kann er mich innerhalb der Mauern dieſer Stadt finden, die ich lebend nie verlaſſen werde

Noch in der Nacht ließ Sickingen die Stadt enger einſchließen, Schanzen auf den Höhen und in den Gärten aufwerfen, und am andern Tage begann die Beſchießung.

Bei dem Koritzer Thore geſchah der erſte Angriff. Eine für damalige Zeiten beiſpielloſe Menge Geſchützes wurde dagegen aufgefahren und ein furchtbares Feuer unterhalten. Peter von Lüzenburg, der auf dieſem Punkte die Stadt befehligte, ermuthigte durch ſein Beiſpiel die Beſatzung und that bei der Vertheidigung dem Feinde viel Schaden. Als er nun die gute Stimmung ſeiner Untergebenen ſah, wagte er mit zehn Mann durch einen verborgenen Gang einen Ausfall, griff die Schanzen, in welchen das feindliche Geſchütz ſtand, unvermuthet an, trieb die überraſchte Beſatzung heraus, vernagelte zwei halbe Karthaunen, richtete dann eine Menge Schanzzeug zu Grunde, und zog ſich, da mehrere feindliche Haufen gegen ihn anrückten, nicht ohne Verluſt in die Stadt zurück, wo er im Triumph einen der Lanzknechte Sickingens als Gefangenen einbrachte.

Beſatzung und Bürger jauchzten dem muthigen Anführer jubelnd entgegen, der ſeinen Gefangenen auf offenem Markte dem Kurfürſten zuführte. Dieſem war es angenehm, da er Nachricht aus dem feindlichen Lager zu haben wünſchte; er befragte den Gefangenen, bot ihm Geld und Dienſte an, und verſprach, ihm das Leben zu ſchenken, wenn er die Wahrheit ſagte; aber der alte Lanzknecht gab der Beſatzung und den verſammelten Bürgern einen Beweis von dem Geiſte, der in Sickingens Heere waltete.

Herr Kurfürſt! — erwiederte er muthig — behaltet Euer Geld und gebt Eure Dienſte, wem Ihr wollt; lieber will ich ſterben und Franzens Huld mit mir nehmen, als leben, ihn verrathen und ein Knecht der Trierer ſeyn!

Ein neben ihm ſtehender vom Landſturm durchſtach den treuen Kriegsknecht bei dieſen Worten mit ſeiner Pike, und als er an die Säule eines Brunnens zurückſank und ſein Auge ſelbſt im Sterben noch trotzig auf den Kurfürſten richtete, ſtand er wahrlich größer, edler da, als der Fürſt und ſein ganzes Kapitel.

Unterdeſſen ließ Sickingen das nur ſchlecht vernagelte Geſchütz ſchnell wieder in Stand ſetzen, neues Schanzzeug herbeiſchaffen, und dieſer kleine

Unfall hielt die Belagerer in ihren Arbeiten wenig auf. Die Trierer aber aus der Stadt zu locken, glückte ihm nicht; ſie vermieden weislich jeden offenen Kampf, und er mußte zu ernſteren Mitteln ſchreiten, den feſten Muth der Beſatzung und der Bürger zu beugen. In einer Nacht, die des hellen Mondſcheins wegen eben nicht zu dieſem Unternehmen geeignet war, ließ er den größten Theil ſeines Geſchützes in ſolcher Stille in die Ruinen der Abtei St. Maximin fahren, daß die in der Stadt nichts davon gewahr wurden und am Morgen nicht wenig erſtaunt waren, als der Feind ihnen von hier aus ſeinen Morgengruß ſandte und die ſtark verſchanzte Simonskirche beſchoß.

Auch hatte zugleich Sickingen Alles zum Sturme bereiten laſſen, und unter dem furchtbaren Donner der Karthaunen warf ſich Schweikhardt, an der Spitze der ſchwäbiſchen Lanzknechte, auf die durch das Geſchütz geöffnete Mauer und begann den Sturm; aber die Trierer widerſtanden mit feſtem Muthe. Drei Mal rückte Schweikhardt heran, drei Mal prallte er an dem Muthe der Belagerten ab

Der Sturm hatte manchem braven Krieger das Leben gekoſtet.

Nun begann der Ritter die Stadt mit glühenden Kugeln und Pfeilen zu beſchießen, und das Geſchütz nicht mehr auf Thurm und Mauer, ſondern auf die Häuſer der Bürger zu richten. Auf dieſen Fall nicht gehörig vorbereitet, brannte die Stadt bald an mehreren Orten und viele Häuſer wurden ein Opfer der Flammen. Die Noth, die Unruhe, die Verzweiflung wurde laut; die Bürger, wovon viele der neuen Lehre, nur wenige ihrem Herrn zugethan waren, murrten, da ſie ihre Häuſer in Flammen ſahen, und meinten, daß ſie keine Verpflichtung hätten, für ihren geiſtlichen Herrn ihr weltliches Gut zu opfern; auch könne es ihnen gleichgültig ſeyn, ob ein Sickingen oder ein Greifenklau Kurfürſt ſey. Aber Richards ernſtes und ſtandhaftes Benehmen hielt die unruhigen Bürger in Zaum; die Geiſtlichkeit, ihrer fetten Pfründen eingedenk, entflammten die Gemüther der Frommen, und ſo mußten die Unzufriedenen ſchweigen und wider Willen zur Vertheidigung der Stadt beitragen, wo es denn endlich auch der vereinten Anſtrengung der Bürger gelang, dem Feuer Einhalt zu thun.

Franziskus ließ jetzt die Belagerungmaſchinen auf dem ſchwarzen Berge aufſtellen, der jetzt noch nach ihm Franzens Köppchen genannt wird; von hier aus begann ein neuer Angriff. Ihn führten dießmal die Angeſehenſten im Heere und Franz von Sickingen leitete perſönlich den Sturm; ihm zur Rechten befehligten die Grafen von Eberſtein und Fürſtenberg die im Elſaß und Schwaben geworbenen Völker; auf der Linken der von Somebrief die Lothringer und Franzoſen; in der Mitte Georg Sickingen und Hans Hilchen die vom Rhein; Sturmleitern wurden angeſetzt, glühende Kugeln und Pfeile in die Stadt geſchoſſen, und alles Geſchütz ſchleuderte Tod und Verderben auf die Belagerten, welche, Kurfürſt Richard an ihrer Spitze, heldenmüthig fochten. Aber ihr Muth dämpfte das Feuer der Stürmenden nicht. Hans Hilchen und Georg führten unter den Augen des Ritters die Haufen vom Rhein drei Mal von Neuem an; aber immer vergebens. Da riß Hans Hilchen dem Fahnenträger die Fahne aus der Hand. — Mir nach! — rief er, ſtieg, der Erſte, die Leiter hinauf, und ſchon ſchwang er ſich auf die Bruſtwehr, als ihm Philipp von Virneburg mit ſeiner Streitaxt am Kopfe traf; er taumelte, ſank, und unter ihm brach die Leiter und ſtürzte mit dem Kühnen in den Graben, von wo ihn der alte Konrad beſinnlos aus dem Gefechte trug.

Sickingen mußte zum Rückzuge blaſen laſſen; der Tag war blutig und nutzlos vergangen.

In dieſer Zeit kamen Abgeordnete von Köln, um den Frieden zu unterhandeln. Ritter Franz, durch die fruchtloſen Angriffe nicht entmuthigt, wollte von keinem Vergleiche wiſſen, und verlangte endlich, um doch ſeinen guten Willen zu zeigen, die ungeheure Summe von 200,000 Goldgulden, da er wohl wußte, daß ſie der Kurfürſt nicht aufbringen konnte, noch wollte. Richard gab auch die höhnende Antwort: „Er verlange, ſtatt dieſe Summe zu zahlen, ſie als Schadenerſatz von Sickingen zu erhalten;“ worauf ſich die Unterhandlungen bald zerſchlugen.

In dieſer Zeit erhielt Sickingen die ihm beunruhigende Nachricht, daß der Landgraf Philipp von Heſſen, wegen der früheren Fehde, ſein unverſöhnlicher Feind, den 1500 Braunſchweigern, die ihm zu Hülfe zogen, den Durchzug verweigert, ſie mit gewaffneter Hand zurückgetrieben, ihren Anführer, Nicolaus von Minkwitz, gefangen genommen habe und mit bedeutender Macht gegen den Rhein und die Moſel rücke. Zugleich meldete Dietrich Späth, daß das in Ulm und Augsburg aufgekaufte Pulver nicht abgehen könne, weil der Kurfürſt von der Pfalz beträchtliche Haufen abgeſchickt habe, den Transport aufzufangen, ſich furchtbar rüſte und zum Auszug bereit ſey. Da nun der Mangel an Pulver ſchon im Lager fühlbar wurde, entſchloß ſich Sickingen, den letzten Verſuch zu wagen und noch einmal zu ſtürmen.

Alle Fahnen rückten in der Dämmerung aus, aus allen Geſchützen wurde die Stadt beſchoſſen und eine blutige Nacht begann, in der ſelbſt die Sterne ſich verbargen, um nicht Zeugen des furchtbaren Schauſpiels zu ſeyn. Mit ernſter Ruhe zogen die Sickinger heran, ſtürmten mit beiſpielloſer Wuth; nichts ſchien ihrem wilden Andrang widerſtehen zu können. Aber Balken, ſiedendes Oel, in Pech getauchte brennende Holzſcheite wurden auf die Stürmenden herabgeſchleudert; wo es den Angreifenden gelungen war, die Mauer zu erſteigen, begann ein wüthender Kampf mit Streitart, Schwert und Dolch, und bald hatten die Sickinger Wall und Mauern erſtiegen. Aber ſtets durch den Muth der Belagerten wieder hinabgetrieben, mußten ſie von Neuem beginnen; Ritter und Knecht, Graf und Troßbube, Alles war hier durch einander und kämpfte gegen einander. Das Gebrüll der Angreifenden, das Rufen der Belagerten: „Hierher mit Gott und der Jungfrau! hier thut es Noth!“ — das Geächze der Verwundeten, das Lauten der Sturmglocken von den hohen Thürmen der Stadt, das Raſſeln der Trommeln, das Schmettern der Trompeten ſchallte fürchterlich durch einander, und durch alles dieß brüllte der Donner der Karthaunen von St. Maximin, Verderben auf die unglückliche Stadt ſchleudernd.

Ueberall, wo Gefahr war, wo der Kampf am grimmigſten wüthete und der Tod die reichſte Erndte bot, war Franz von Sickingen und Richard von Greiſenklau. Troß dem Dunkel der Nacht ſuchten ſie ſich auf, Mann gegen Mann ihre Fehde zu enden; aber Nacht und Schickſal trennten ſie; ſie konnten nur die Entmuthigten anfeuern, die Fliehenden zurücktreiben, und mit dem Muthe eines gemeinen Kriegers kämpfend, dennoch mit dem ruhigen Blick des Feldherrn den Kampf überſehen und ihn leiten.

Lange lächelte Keinem das Glück, wendete es Keinem ganz den Rücken, da wichen gegen die vierte Stunde des Morgens Sickingens Schaaren; allmälig, bald hier bald da, nahm die Wuth des Gefechtes ab; bald hörte es ganz auf, und, ein aufgelöſ'ter Haufe, wogten die entmuthigten Lanzknechte ihrem Lager zu.

In dieſem entſcheidenden Augenblicke brach Gerlach von Iſenburg mit den Rittern und der Reiterei aus dem Thore hervor und drängte unaufhaltſam vorwärts nach St. Maximin, dem Geſchütz zu, das er zu nehmen hoffte. Alles floh in wilder Unordnung bei dem Siegsgeſchrei: „Trier gewonnen! Trier gewonnen!“ vor ihm her, und nichts ſchien mehr die aufgelöſ'ten Fahnen zu retten, die, Geſchütz und Lager verlaſſend, flohen, als Georg, den Franz von Sickingen während des Sturmes mit 200 Reitern und mehreren vom Adel in Rückhalt geſtellt hatte, hervorbrach und ſich auf die anrückenden Feinde ſtürzte. Seine Lanze warf den Grafen Bernhard von Naſſau nieder, ſein Schwert machte ſich Bahn durch die Reihen der Feinde. Das Dunkel der Nacht hielt den Kampf nicht auf; hier brüllte es: „Franziskus!“ dort: „Trier! Trier!“ — Freund kämpfte oft gegen Freund, und lange würde dieſe blutige Metzelei, wo Mann gegen Mann kämpfte und Schwert gegen Schwert gezückt war, noch gedauert haben, wenn nicht Ritter Franz mit dem Grafen von Hohengeroldseck und 100 Gewappneten dem Sohne zu Hülfe gekommen und den Trierern in die Seite gefallen wäre. Dieß entſchied; Gerlach von Iſenburg mußte der allgemeinen Flucht folgen; Fußvolk und Geſchütz war gerettet.

Vom Kampf ermattet, den am Schenkel verwundeten Georg an ſeiner Seite, trat Sickingen in ſein Zelt. Doch nicht lange verweilte er hier; es war ihm da zu enge; er trat hinaus und ſchauete in die dunkle Nacht, welche durch die Flamme der brennenden Stadt erleuchtet wurde. Gleich dem dumpfen Brauſen des Veſuvs, wenn er ſeine Flammen ausgeſpieen hat und nun zu ruhen ſcheint, aber in ſeinem Innern die Feuer noch wüthen und toben, ſo war die Stille um ihn her. Das Geſchütz ſchwieg, kein Hakenſchütze brannte mehr ſein tödtendes Geſchoß ab, keine Trommel raſſelte, keine Trompete ſchmetterte, aber ein dumpfes Getös wogte durch die ſchweigende Nacht. Nirgend war Kampf, aber auch nirgend Ruhe. Da blickte Sickingen nach dem ſternbedeckten Himmel. — So war denn mein Stern nicht unter den Millionen? — ſprach er feierlich — So ſoll ich nicht das Werkzeug ſeyn, die Fackel zu ſchwingen, die dem Geiſte auf ſeiner Himmelsbahn leuchtet? Dein Wille geſchehe, Allmächtiger! Aber ſie wird nicht untergehen, wie mein Stern, ſie wird kommenden Geſchlechtern leuchten, wenn ich auch längſt bei meinen Vätern ruhe! — Das Werkzeug kann vergehen, es iſt von dieſer Welt; das Werk nicht, es ſtammt von Gott!

Noch ſchritt er ſinnend einige Mal auf und ab, dann befahl er, daß die Hauptleute ſich ſchnell in ſeinem Zelte verſammeln ſollten; und als ſie beiſammen waren, gab er mit der heiterſten Miene und mit ungetrübtem Geiſte die Befehle zum Abzuge.

Am andern Tage zog er mit klingendem Spiele längs der Moſel in's Gebirge, und während in Trier ein feierliches „Herr Gott, Dich loben wir!“

geſungen ward, rückte das nicht entmuthigte Heer dem Rheine zu, dem der Kurfürſt nur in der Ferne folgte.

Bei Gott! — ſagte Richard, als er Sickingen in größter Ordnung vor ſich her ziehen ſah, — Franziskus würde ein großer Mann, ein Held ſeyn, wenn er nicht für die Sache der Ketzer ſtritte!

8.

Ritter Franz hatte es nicht erwartet, daß Kurfürſt Richard den Muth haben würde, ihm mit ſeinen Fahnen zu folgen; er änderte deshalb die Richtung ſeines Marſches, und ſtatt ſich nach dem Maasgau zu wenden, wie er es Willens geweſen war, zog er ſich gegen den Rhein zurück. Plötzlich aber bemerkte er, daß ihm der Kurfürſt nicht mehr folge, und ſogleich vermuthete er, daß er ſich nach St. Wendel ziehen würde, um dieſe Stadt zu belagern. Dort hatte Sickingen den Philipp Brider mit einer kleinen Beſatzung gelaſſen, denen die Vertheidigung des Ortes unmöglich war, und da ihm an Haltung dieſes Platzes viel lag, ſo beſchloß er, wo möglich Verſtärkung hineinzuwerfen. Kaum daß Georg den Willen ſeines Vaters vernommen hatte, als er, obgleich verwundet, mit einigen Edeln und 100 freiwilligen Knechten in der Stille aufbrach und nach St. Wendel zog. Sickingen, über dieſes eigenmächtige Verfahren anfangs aufgebracht, beſonders da er für Leben und Freiheit des Sohnes bangen mußte, freuete ſich doch in der Stille über Georgs Entſchloſſenheit und überließ ihn ſeinem Schickſale. Er entließ ſodann einen Theil ſeines Heeres, warf den übrigen in ſeine Schlöſſer und in die ſeiner Bundesgenoſſen und kehrte nach der Ebernburg zurück.

Georg war indeſſen mit ſeinem muthigen Haufen glücklich über die Nahe geſetzt, und, der Wege wohl kundig, traf er, auf Fußpfaden durch die Wälder ziehend, noch zur rechten Zeit in St. Wendel ein; denn kaum war er einige Stunden dort, ſo ſah man Gerlach von Iſenburg mit der ganzen Macht von Trier und den Verbündeten gegen die Stadt anrücken.

Noch am nämlichen Tage forderte er St. Wendel auf. Georg, der nur 130 Knechte zur Vertheidigung dieſes ohnehin ſchlechten Platzes hatte, war dennoch entſchloſſen, ſich ſo lange als möglich zu halten, und antwortete für ſeine Lage ziemlich keck: in acht Tagen wolle er Antwort geben. Da ließ Gerlach die Stücke auffuhren und unabläſſig Thürme und Mauern beſchießen, und das Wurfgeſchütz ſchleuderte die ganze Nacht Steine und brennende Pfeile in die Stadt, ſo daß man nicht hätte glauben ſollen, St. Wendel gehöre dem Kurfürſten. Aber trotz dem, daß mehrere ſeiner Waffengenoſſen und die beßten Knechte ſchon geblieben, eine weite Oeffnung in die Mauer geſchoſſen und an dem Thore nach Ottweiler ein Thurm zuſammengeſtürzt war, wies er den Trompeter, der ihn noch einmal zur Uebergabe aufforderte, trotzig zurück. Dieſer überreichte ihm zugleich einen Brief, deſſen Aufſchrift ihn ſogleich die Handſchrift Albrechts Wohnſam erkennen ließ. Einige Zeit war er unſchlüſſig, ſollte er den Brief erbrechen oder ihn wieder zurück geben; endlich beſtimmte ihn die Pflicht, da ſein Inhalt vielleicht die Stadt betreffen konnte; er öffnete ihn und las:

„Geſtrenger Junkherr!

Ihr ſitzt in der Falle, und will's Gott, werden wir Euch morgen ſchon in Empfang nehmen. Ich freue mich, zu ſehen, wie der ſtolze Junkherr ſich geberdet, wenn er waffenlos vor mir ſtehen und ſeine tüchtige Fauſt ballen wird, ohne zuſchlagen zu können. Habt nur Acht, dicht hinter Gerlach von Iſenburg werdet Ihr mein Antlitz ſehen können. — Wenn Ihr etwas an Jungfer Margarethe zu beſtellen habt, ſo gebt mir bei Zeiten den Auftrag, denn von hier ziehen wir ſtracks nach Nanſtein, das ich durch Eure Güte von innen und außen habe kennen lernen. Gehabt Euch wohl, geſtrenger Junkherr! Wenig Galle und viel Geduld, das wünſche ich Euch von Herzen, denn Ihr habt ſie nöthig.

Albrecht Wohnſam."

Verächtlich warf er den Brief weg. — Elender! — murmelte er vor ſich hin — ſo weit iſt es mit mir noch nicht!

Als ihm aber am dritten Tage Philipp Brider vorſtellte, daß es unmöglich ſey, einen Sturm, wozu der Feind ſich ſchon rüſte, abzuſchlagen, er nicht auf Entſatz hoffen, und ſeinem Vater kein größerer Nachtheil entſtehen könne, als wenn er ge-

gefangen würde, ihm auch wohl der Gedanke, vor Albrecht Wohnſam als Gefangener ſtehen zu müſſen, zu bitter war, ſo entſchloß er ſich, der Uebermacht zu weichen. Er verſuchte, weil ihm der Feind nie würde freien Abzug geſtattet haben, auf eine liſtige Weiſe zu entkommen. Da der Feind alle Thore genau bewachte, ließ er in der Nacht an einem von den Trierern wenig bewachten Theile der Stadt, auf der Seite nach Trier zu, eine Oeffnung machen, und kam ſo mit allen Berittenen und den meiſten Knechten glücklich durch den Feind. Die wenigen Zurückgebliebenen ſteckten am andern Morgen die weiße Fahne auf.

Mißmuthig, noch an ſeiner Wunde leidend, zog ſich Georg nach Nanſtein und meldete von hieraus dem Vater das Vorgefallene, der ſchon zufrieden war, den Sohn und den größten Theil der Beſatzung gerettet zu wiſſen. Niemand war glücklicher als Margarethe; die Nachricht, Georg habe ſich mit nur wenigen Tapfern in St. Wendel geworfen, ließ ſie alles für ihn fürchten, und obgleich ſie durch die Nachricht der mißglückten Unternehmung auf Trier ſehr niedergeſchlagen war, und Körper und Geiſt immer noch litten, fühlte ſie ſich doch hoch beglückt, als er freudetrunken wieder in ihren Armen lag. Aber ſeine Freude ſchwand bald, als er ihre bleiche, trauernde Geſtalt ſah, als er das ſchmerzliche Lächeln um ihren Mund erblickte und ihm Philipp, mit dem er deshalb ſprach, die entmuthigende Antwort gab: Seyd auf Alles gefaßt, Georg! mich dünkt, Margarethe ſchreitet dem Grabe zu; von Tage zu Tage verrinnt das Oel ihrer Lebenslampe immer mehr, mit jedem Tage bricht der Geiſt heller und heiliger durch ſeine welkende Hülle und bereitet ſich zum Heimgange. Faßt Muth! Ihr ſteht am Eingange einer ernſten Prüfung; ich fürchte, das Schickſal verwundet Euch an ſo mancher Stelle, und eine ſorgenvolle Zeit thut ſich vor Euch auf.

Georg vermochte nicht zu antworten; ſeine Seele war nur mit einem Gedanken beſchäftigt; das leidende, bleiche Bild Margarethe's ſchwebte vor ihm, immer bleicher und bleicher, bis es zuletzt, ein Schatten, verſchwand. Endlich ermannte er ſich. — Philipp! — ſprach er, dem Freunde die Hand reichend, — was das Schickſal über mich und die Meinen gebietet, will ich ohne Murren ertragen, und wenn ich auch im Kampfe unterliege und von der Höhe, auf der ich an meines Vaters Seite ſtehe, herabſteigen ſoll, will ich meine Würde und meinen Werth mit mir in die letzte Hütte nehmen, die mir bleibt, und dem Schickſal trotzen; aber nur treffe nicht der giftige Pfeil mein Herz; da, wo ſie, nur ſie allein in mir wohnt, verwunde das Schickſal mich nicht! Ich glaube faſt, daß mir da der Muth gebricht und ich der Verzweiflung unterliegen müßte!

Georg! — rief Philipp begeiſtert — Mann von Eiſen, der das, was in ihm glüht, mit Schwert und That vollbringen kann, wenn ich, ein ſchwacher Sänger, die Gluthen meines Innern nur in Tönen auszuhauchen vermag, faſſe Muth! Ich habe ſie geliebt mit unausſprechlicher Liebe; ich habe ſie in Eurem Arme glücklich geſehen, und es hat mich nicht Schmerz, nur Wehmuth ergriffen. Ich ſehe ſie welken, und verblühte auch die heilige Blume meines irdiſchen Paradieſes, ſo erfaßte mich doch die Verzweiflung nicht; denn, Georg! was ſind die Stunden dieſer Welt gegen die Ewigkeit, und was die kurze Trennung, wo ein Wiederſehn uns gewiß iſt! Hier iſt die Saat, dort die Ernte. Ja, Wiederſehn, du tröſtende Ahnung, welche die göttliche Güte ſo tief in des Menſchen Bruſt gelegt hat — an dir, du eherner Schild, prallen die Pfeile des Schickſals machtlos ab! Was es nimmt für Augenblicke, giebſt du uns für Ewigkeit wieder. Dort, wo ich an Deiner Hand, mein Georg! neben ihr wandeln darf, wie hier, wo mein Lied in Hymnen ertönen wird, das jetzt nur ein ſchmerzvoller Hauch meines Kummers iſt, dort iſt unſer heiliges Ziel!

Georg drückte ihn an ſeine Bruſt. — Ich will Mann ſeyn, auch wenn mich das Schrecklichſte trifft! — ſagte er gefaßt — und ſoll es geſchieden ſeyn, will ich noch die letzten Stunden genießen, die letzten Tropfen aus meinem Freudenbecher ſchlürfen und ihn dann für dieſe Welt in mein Herz verſchließen.

Fortan blieb er in Margarethe's Gegenwart Herr ſeines Schmerzes. Nur einmal konnte er ihn nicht überwinden, als ſie mit der kleinen Margarethe auf ihrem Schooße ſpielte und hierbei leiſe zu ihm ſagte: Mir iſt, als ob ich bald bei unſerm Kinde ſeyn würde, mein Georg! mich erfaßt oft eine wunderbare Sehnſucht nach dem Engel! —

Da preßte er ſie ſtürmiſch an ſich und konnte ſeinen Schmerz nicht unterdrücken.

Georg! — ſagte ſie, ihr Haupt an ſeine Bruſt legend, — klage nicht, dann iſt mir wohl! Mein Kind in dem Arme, umſchwebe ich Dich ſtets, und wie mein müdes Haupt jetzt an Deiner Bruſt ruht und mein Arm Dich umfaßt, ſo ſchmiegt ſich dann mein Geiſt an Dich; wenn Du ſchlummerſt, leg' ich den Knaben Dir in den Arm, und er ruft die Träume herbei, welche Dir dann Alles, mich und das Kind, freundlich vorführen.

Warum dieſe düſtern Todesgedanken, Margarethe? ſagte Georg.

Du haſt Recht! — erwiederte ſie, ſich erhebend. — Warum ihn rufen, ehe er von ſelbſt kommt? Warum des Lebens Freuden nicht genießen, ſo lange ſie uns werden. Zürne mir nicht! — Sie küßte die Kleine heftig und trug ſie zu ihrer Mutter zurück.

9.

Auf der Ebernburg war auch die Freude nicht mehr zu Haus. Franz von Sickingen ſaß hier wie ein verwundeter Leu, der, den Jägern weichend, ſich in ſeine Höhle zurückgezogen. Der Unfall vor Trier hatte auf ſein Inneres einen tiefen Eindruck gemacht und ſeine ganze Stellung verändert. Hauſenweiſe hatten ihn während des Rückzuges ſeine treuen Lanzknechte verlaſſen; Viele der von Adel ſich im Stillen auf ihre Burgen zurückgezogen und manche Freunde waren von ihm gewichen; die Grafen von Solms, ſeine alten Waffengefährten, waren ſogar in den Reihen ſeiner Feinde ihm gegenüber getreten; das zahlreiche Geſchlecht der Gemmingen, ſein alter Freund der von Bach, hatten ihm den Zuzug verweigert, und mancher, der nur dem Glück und der Beute gefolgt war, blieb bei ſeinem Aufrufe daheim. Eine kaiſerliche Mahnung an die Ritterſchaft aller Cantons, jegliche Verbindung mit ihm zu brechen, machte manches ſonſt treue Herz von ihm abwendig, und wenn auch der Biſchof von Straßburg, Eitel Fritz von Zollern, Friedrich und Wilhelm von Fürſtenberg, Geroldseck und die

Späthe der beſonders an ſie gerichteten Mahnung nicht Folge leiſteten, ſo ward doch das Häufchen der Freunde immer kleiner.

Mit klarem Blicke erkannte er das Mißliche ſeiner Lage, mit ungetrübtem Auge und unentmuthigt ſah er in die Zukunft, wo der Zufall ſo manchen Wechſel bietet und jede Stunde das Spiel anders ſtellen kann.

Seinem Vorſatze noch immer getreu, Deutſchland von den Ketten zu befreien, worin Rom es ſeit ſo vielen Jahrhunderten gefeſſelt hielt, wollte er auch jetzt die letzte ihm gebliebene Kraft für des Vaterlandes Freiheit verwenden. — Aber freilich waren die ſchönen Träume dahin, die Hoffnung des Erfolgs nur gering, und nur der Muth ihm geblieben, mit freudigem Herzen für Glauben und Freiheit des Geiſtes zu ſterben; und ſollte er unterliegen, ehrenvoll als Held, Ritter und Märtyrer unterzugehen.

Auch ſein treueſter Freund, Kurfürſt Albrecht, mußte ihn jetzt verlaſſen und mit ſeinen Feinden einen ſchimpflichen Frieden eingehen, nachdem Heſſen und Trier in deſſen Lande gerückt und dort ärger gehauſ't hatten, als irgendwo Sickingens Schaaren. Sie waren in den Rheingau eingefallen; Landgraf Philipp hatte Kronenberg — Hartmuth von Kronenbergs Veſte — belagert und es nach tapferer Gegenwehr eingenommen; dann war er vor Saalmünſter — Frowins von Hutten Beſitzung — gerückt, hatte es erobert und im Rheingau den Freunden Sickingens, dem Brömſer von Rüdesheim und Boas von Waldeck, ſeine Rache empfinden laſſen und ihm ſo die Kraft ſeiner Verbündeten entzogen. Dann ging der Zug in die Wetterau; die Burgmänner von Gellnhauſen mußten für ihre treue Anhänglichkeit an Sickingen büßen, und die von Friedberg wurden gezwungen, ſich von jeder Verbindung mit Franz loszuſagen. Am ungerechteſten verfuhren aber die Fürſten gegen die Flersheimer, welche, trotz ihrer Verwandtſchaft mit Sickingen, keinen Theil an der Fehde genommen, und ihn ſelbſt dringend davon abgerathen hatten; ihre Schlöſſer wurden, gleich den übrigen, verwüſtet und zerſtört.

Dieß Alles mußte Sickingen ruhig auf der Ebernburg dulden, ohne hervorbrechen und Rache nehmen zu können. Seine Macht war zerſplittert, oder aus Mangel an Gold aufgelöſ't, und die meiſten ſeiner Freunde, der rauhen Jahreszeit wegen, nach Hauſe gezogen, ſich dort zum künftigen Feldzuge zu rüſten. Nur wenige waren auf der Ebernburg um ihn verſammelt, als ein Mandat von dem Reichsregimente an ihn gelangte, wo ihm unter Androhung der Reichsacht und einer Strafe von 2000 Mark löthigen Silbers anbefohlen ward, ohne Säumen ſein Kriegsvolk zu entlaſſen. Er verſammelte die eben gegenwärtigen Kriegsoberſten, Frowin von Hutten, die Grafen von Löwenſtein und Eberſtein und den Konrad von Bemmelburg, der kleine Heß genannt, theilte ihnen das Manifeſt mit und bemerkte ſpöttelnd: Seht hier des Reichsregiments alte Geigen! Es ſind noch immer die nämlichen Spielleute und die nämlichen Weiſen, aber die Tänzer fehlen; Verordnungen genug, aber keine Gehorchenden. — Dann ließ er den Regimentsboten eintreten und gab ihm den trotzigen Beſcheid, daß er eben ſo gut ein Diener kaiſerlicher Majeſtät ſey, als die Herren vom Regiment; er habe nicht gegen den Kaiſer, ſondern nur gegen den Kurfürſten von Trier gehandelt, von dem er die Kronen, welche er von Frankreich gezogen, ſich habe abholen wollen, um ſich damit die zu bezahlen, die er dem Kaiſer vorgeſchoſſen. Er ſuche nur das Recht zu handhaben, die Feinde des Kaiſers zu beſtrafen, und ihm Land und Anſehen zu erhalten. Damit entließ er den Boten.

Aber auch der ſchwäbiſche Bund bekam ein Abmahnſchreiben des Reichsregiments, Sickingen ferner nicht mehr mit Geld, Waffen und Pulver zu unterſtützen, und keine Werbungen für ihn auf ihrem Gebiete und in ihren Mauern zu geſtatten. Die Städte achteten dieß wenig; wohl aber erfreute es die Fürſten und Prälaten, die ſtreng den Befehl des Reichsregiments befolgten, während die meiſten Städte Sickingen und ſeine Anhänger insgeheim noch wärmer unterſtützten. Aber die allgemeine Bereitwilligkeit, ihm zu helfen, die Begeiſterung, die ſein Name erweckt hatte, war mit ſeinem Glücke geſunken, und er theilte das Loos aller großen, ſich über das Gewöhnliche hoch empor ſchwingenden Geiſter, nur nach dem Erfolg, nicht nach der Kraft ihres Aufſchwunges beurtheilt zu werden.

Sickingen fühlte dieß recht gut und täuſchte ſich nicht über ſeine Verhältniſſe; er ſelbſt hatte den Glauben, daß ſein Stern untergegangen ſey, und wenn ſeine Freunde, beſonders Herr Oekolampadius und die übrigen Gottesgelahrten, die eine Freiſtatt auf der Ebernburg gefunden hatten, ihm im Muthe und Vertrauen auf die Hülfe von oben ſtärken wollten, erwiederte er den Freunden offen: So lange Gott mir das Leben läßt, werde ich muthig zu ſeiner Ehre kämpfen und, mein Ziel vor Augen, unverwandt meinen Weg verfolgen, und ſollte ich ihn allein wandeln müſſen. Aber, ich fühle es, die Strahlen meiner Sonne verdunkeln ſich; die Dämmerung beginnt und es wird bald Nacht um mich werden. — Oeffentlich aber zeigte er ſein immer heiteres Gemüth, ſo daß alle, die ihn umgaben, bald ihre Sorgen vergaßen und muthig wieder in die Zukunft blickten.

Den letzten Verſuch, die Gemüther zu kräftigen und zu ſtärken, machte er, indem er einen Ritter-Convent nach Schweinfurth ausſchrieb, zu dem ſich auch noch Viele ſtellten. Doch glich die Verſammlung nicht jener in Landau gehaltenen, wo tauſend Arme zum feierlichen Schwure bereitwillig und mit Begeiſterung ſich erhoben Er hatte hier mit Bedenklichkeiten und Förmlichkeiten zu kämpfen, erhielt Verſprechungen, von denen nur wenige erfüllt wurden, und reiſ'te hoffnungloſer zurück, als er gekommen war. —

In dieſer Zeit hatte ſich auch der Pfalzgraf öffentlich zu dem Bündniß der Fürſten geſchlagen und ihm und den Seinigen ſchon manchen Abbruch gethan. Sickingen ſchickte deshalb, nach mehreren vergeblichen Unterhandlungen, dem Kurfürſten den Abſagebrief zu und gab dem nach Heidelberg geſandten Herold ein eigenhändiges Schreiben an den Kurfürſten unter ſtrengem Befehl mit, es dem Herrn ſelbſt einzuhändigen, was der Herold auch pünktlich erfüllte. Das Schreiben lautete:

„Gnädigſter Herr!

Nothgedrungen durch Euer kurfürſtlichen Gnaden hartes Verfahren gegen mich und die mir Befreundeten, habe ich Euch gegen meinen Willen den Fehdebrief ſenden müſſen. Nie hätte ich geglaubt, meinen Herrn von der Pfalz feindlich gegen mich auftreten zu ſehen, da ich und die Meinen, ſeit undenklichen Zeiten, Eurem fürſtlichen Hauſe treu und ergeben geweſen ſind. Gut und Blut hat mein Vater für Dero in Gott ruhenden edlen Vater geopfert und ſeine

Treue für ihn mit dem Tode auf dem Blutgerüſte beſiegelt, ſo daß Schweikhardts Sohn wohl erwarten konnte, ſchon deſſenwillen würde ſein Lehnherr ihm ein gnädiger Herr ſeyn, da er ihm ſtets ein dienſtwilliger Lehnmann geweſen.

Aber die Dankbarkeit iſt nur ſelten eine Fürſtentugend; deshalb hätte ich nicht auf ſie rechnen ſollen, als ich, Euer fürſtlichen Gnaden wegen der würtembergiſchen Händel aus der Noth zu reißen und die Gnade des Kaiſers Euch wieder zu gewinnen, die Gunſt Maximilians, glorreichen Andenkens, auf das Spiel ſetzte. Solches vergißt man leicht, wenn man durch Vergeſſen Burgen und Schlöſſer zu gewinnen hofft. Aber ich bitte meinen gnädigſten Herrn von der Pfalz, er wolle wohl bedenken, daß Franz von Sickingen noch nicht verderbt iſt, und daß nicht immer der Stärkere ſiegt, ſondern der Gerechte, und es Eure kurfürſtlichen Gnaden weniger frommen wird, im glücklichſten Falle eins meiner Schlöſſer zu gewinnen, als einen treuen Vaſallen und Verbündeten verloren zu haben.

Euer fürſtlichen Gnaden mag dieß nach ſeiner Weisheit wohl überlegen, und indem ich

Gott bitte, ſein Herz zum Beſten zu lenken, empfehle ich meinen werthen Herrn und Pfalzgrafen ſeiner Gnade und Obhut.

Franziskus von Sickingen."

Der Kurfürſt erwiederte nichts auf dieſen Brief. Es gelüſtete ihn zu ſehr nach der Ebernburg und ihren Schätzen, und auch er hatte des Ritters Verderben unabänderlich beſchloſſen.

Nun erließ Sickingen Schreiben an die Eidgenoſſen, Straßburg und die Herzoge von Lothringen und Bouillon, bat um ſchleunige Hülfe, erhielt Verſprechungen, aber die Hülfe blieb meiſtens aus. Er verpfändete ſeine Güter, warb Knechte, rüſtete ſich während des Winters ſo viel es ſich thun ließ, und hoffte immer noch, daß die Zwietracht den Fürſtenbund ſtören würde.

Hierauf beſchloß er, die Ebernburg zu verlaſſen, weil er fürchten mußte, die Fürſten würden mit dieſer Belagerung die Feindſeligkeiten beginnen, und da er ſich nicht einſchließen laſſen wollte, zog er einſtweilen nach Nanſtein, wo er mehr im Mittelpunkt ſeiner Kräfte war. Ehe er aber ſeinen alten Wohnſitz verließ, verſammelte er noch ſeine Freunde, die bisher Schutz bei ihm gefunden, und rieth allen, in dieſer Zeit der Gefahr ſich ein ſichreres, ruhigeres Aſyl als die Ebernburg zu ſuchen, vor welche die Feinde bald anrücken würden. Selbſt Ulrich von Hutten, der ſich auch jetzt bei ihm aufhielt und ihn in Noth und Tod nicht verlaſſen wollte, gab er zur Antwort: Wir müſſen uns dießesmal trennen, Ulrich! Sollte ich dem Schwerte meiner Feinde unterliegen, ſo wird Deine Feder der Freiheit vielleicht einen Sieg erringen, der reichlich das erſetzen kann, was durch mich verloren geht. Darum zieh' nach Zürich; dort werden ſie Dich willig aufnehmen und Zwingli für Dich ſorgen. — Es war ein rührender Anblick, als die beiden Freunde ſich trennten, um ſich bald, aber nicht auf dieſer Welt, wieder zu finden.

Am Tage vor ſeinem Auszuge traf ihn noch der Herold, welcher ihm die Acht und Aberacht, die der Reichsrath über ihn ausgeſprochen, verkündete; dieß kümmerte ihn wenig, und er ſah darin eine bloße Förmlichkeit, die in den Augen der Welt ihre Wichtigkeit verloren hatte. Er nahm von ſeinen Freunden mit heiterem, ruhigem Geſicht Abſchied, gab ihnen noch nach Straßburg, Nürnberg, Augsburg und in die Schweiz Empfehlſchreiben mit, und blieb Herr ſeiner Empfindungen, als er, ſelbſt hülfbedürftig, ſeine Schutzbefohlenen entlaſſen mußte, von denen er keinen zurückbehielt als ſeinen treuen, ihm bis zum Tode ergebenen Balthaſar Slör.

Sein letztes Geſchäft auf der Ebernburg war die Verbreitung ſeines kräftigen, zu Geiſt und Herz geſprochenen Aufrufes an Adel und Volk deutſcher Nation. Er wurde mit Eifer geleſen und bewundert, fruchtete aber wenig. Auch ſchickte er ſeinen Sohn Schweikhardt nach Schwaben, Ulrich Späth nach Franken, und Hartmuth von Kronenberg nach Böhmen, um Hülfe zu ſuchen und die Bundesgenoſſen zu ſchleunigerem Aufſitz zu vermögen.

Der alte Redinger, meiſt immer noch geiſtesabweſend, war während des Zuges nach Trier durch ein böſes Fieber auf dem Siechbette zurückgehalten worden, und ſollte jetzt Sickingen, da er den alten Mann nicht fremder Obhut anvertrauen wollte, nach Nanſtein folgen. Jedoch am Morgen, als Alles zum Auszug bereit war, fehlte er; ſchon in der Nacht, von Niemand als ſeinem treuen Hunde begleitet, hatte er die Ebernburg verlaſſen, und man

man konnte nicht begreifen, wohin er ſich gewendet habe. Sickingen ſchickte Boten nach ihm aus, doch kehrten ſie ohne Nachricht zurück.

Auf Nanſtein erwartete ihn wenig Freudiges — Margarethe kränkelte immer noch; Georg, wieder ganz von ſeinen Wunden geneſen, ſchien nur für die Geliebte zu leben, nahm wenig Theil an Allem, was vorging, und beſchäftigte ſich nur mit ihr. Dem Vater ſchien dieß zu mißfallen, er ſprach ſich deshalb in ſeinem Unmuth gegen ihn aus und meinte, daß man in dieſer Zeit der Gefahr an den Feind, nicht aber an thörige Liebe denken ſollte. Als er an dem nämlichen Tage die Nachricht erhielt, daß zwar Boxberg durch Liſt von den Seinen genommen, aber ſein Schloß, der Stein Kallenfels, durch Wilhelm von Habern, dem Anführer der pfälziſchen Völker, hart bedrängt würde, ſo befahl er Georg, ſich an die Spitze eines Hauſens zu ſtellen und mit Hans Hilchen und Wilhelm von Braunfels der bedrängten Veſte zu Hülfe zu eilen.

Georg befolgte dießmal des Vaters Befehl nicht mit dem freudigen Muthe, wie ſonſt. Nicht daß es ihn geſchmerzt hätte, Margarethe zu verlaſſen und in den Kampf zu ziehen, dazu ſprach ſein ritterliches Herz zu laut, aber die Vorwürfe des Vaters kränkten ihn. Er beeilte den Zug, wartete die Mannſchaft, die vom Hohenberg zu ihm ſtoßen ſollte, nicht ab, ſagte der trauernden Margarethe ein kurzes Lebewohl, und rief dem Vater beim Abſchiede zu: Euer Sohn wird Euch zeigen, daß er nicht allein zu thöriger Liebe taugt, ſondern auch zum Waffentanz bereit iſt! — Und ſo jagte er mit ſeinen Kriegsgeſellen über die Zugbrücke der bedrängten Veſte zu.

Wilhelm von Habern, der mit bedeutender Macht vor dem Schloſſe lag, hatte Nachricht von dem Anzuge Georg Sickingens bekommen und rückte ihm mit überlegener Macht entgegen. In einem Thale trafen ſich beide Haufen. Georg, obgleich er die dreifache Uebermacht der Feinde ſah, konnte und wollte nicht mehr zurück; er ordnete die Seinen, ſprach ihnen ermuthigend zu, und ſeinen alten Waffengefährten, Hans Hilchen, an der Seite, ſetzte er in den Feind.

Es entſtand ein wüthender Kampf. Die Sikkinger fochten wie Verzweifelte, die Pfälzer, ſich auf ihre Menge verlaſſend, mit Muth; aber bald wies das Glück der kleineren Zahl den Rücken. Der unerſchütterliche Hans Hilchen ward vom Pferde geworfen, Wilhelm von Braunfels blieb, und nur noch Georg focht, von dem immer kleiner werdenden Haufen treu unterſtützt, mit Löwenmuth. — Stecht ſein Roß nieder! — rief einer der Pfälzer; und nun ward der muthige Rappe das Ziel von Schwert und Pike: er ſank unter ſeinem Herrn blutend nieder. Aber auch zu Fuß focht Georg noch mannhaft und dachte nicht an Uebergabe, bis ihm, wie die Geſchichte berichtet, durch Anſtrengung der Schweiß ſo herabrann, daß er kein Auge mehr aufthun konnte und, aus zehn Wunden blutend, endlich dem feindlichen Anführer zurief, ſich, jedoch nur in ritterliche Haft, und nur dem Pfalzgrafen ergeben zu wollen. Wilhelm von Habern bewilligte es ihm, und er und Hilchen wurden gefangen und auf ihr Wort, ſich, ſobald es verlangt würde, in Heidelberg zu ſtellen, nach Nanſtein entlaſſen.

Noch am nämlichen Tage war Sickingen durch Flüchtlinge von dem Ausgange des Kampfes und dem Schickſal ſeines Sohnes unterrichtet worden. Er war tief gebeugt, beſonders da er ſich in Unmuth von ihm getrennt und den Tollkühnen, ohne den Zuzug von den andern Schlöſſern abzuwarten, hatte ziehen laſſen. Auch Margarethe's kummervolles Geſicht that ihm wehe; doch kam keine Klage, kein Seufzer über ihre Lippen; ſie ertrug ihr Schickſal ſtandhaft, verdoppelte ihre Sorgfalt gegen den Vater und wußte ihren lauten Schmerz zu verbergen. Selbſt als am andern Tage der Schwerverwundete auf die Burg zurückgebracht wurde, empfing ſie ihn mit heiterem Geſicht, der Vater aber ernſt und ſchweigend. Georg mußte es bemerkt haben. — Vater! — ſprach er mit angeſtrengter Kraft — ich bringe Euch das Schwert meines Ahns Schweikhardt und ſeine Rüſtung nicht zurück; wie ein kranker Pilger, waffenlos, einen Stab in der Hand, kehre ich heim; nichts bring' ich Euch wieder als meines Stammes unbefleckten Namen, denn ich unterlag, wie ein Sickingen nur unterliegen kann, mit Ehre und Wunden.

Der Vater reichte ihm die Hand, Margarethe drückte einen Kuß auf ſeine bleichen Lippen; er wurde in ſein Gemach gebracht.

Philipp Wohlgemuth verließ nur ſelten des

Freundes Lager; gern hätte er ihn mit Geſang die Schmerzſtunden erheitert, aber wenn er auch ermuthigt in die Saiten ſeiner Laute griff und ein freudiges Liedchen anſtimmen wollte, tönte ſie nur traurig, und er konnte ſich von der Wehmuth nicht losreißen, die ihn bei dem Anblicke aller der Leidenden, welche er hier vereint ſah, ſo tief ergriff. Georg litt an ſeinen ſchweren Wunden, und der Wundarzt war nicht ohne Sorge für ihn; Margarethe hatte er längſt ein ſtilles Lebewohl zugefliſtert, und Maria, in der Blüthe körperlicher Schönheit, war von dem düſtern Geiſte der Schwermuth ergriffen; trat dann der edle Ritter Franz, dieſer Stern deutſcher Ritterſchaft, zum Krankenlager des Sohnes, ſo war es dem Sänger, als ob eine Geiſterſtimme ihm zuriefe: Bald wird er untergehen!

Als er eines Tages allein an Georgs Lager ſaß und ſie der vergangenen Zeiten ſich erinnerten, Philipp der Nacht gedachte, wo ſie ſich das erſte Mal geſehen, und ſo manche freundliche Erinnerung ſie erheiterte, wurde Georg plötzlich finſter, ſeine Stirn umwölkte ſich, er blickte ſchweigend vor ſich hin und ſchien keinen Theil mehr an dem Geſpräch zu nehmen. — Was iſt Euch, Georg? fragte Philipp ängſtlich.

Es trat die Vergangenheit, aus welcher Du ſo lichte Punkte hobſt, wie ein finſterer Geiſt vor mich, — erwiederte er bewegt. — Ich habe eine ernſte Jugend verlebt, Philipp! und aus dem wilden Kreiſe des Knabenlebens hat mich das Schickſal mit rauher Hand über die fröhlichen Jünglingsjahre hinweg auf ernſte, mühevolle Bahn des Mannes geſchleudert. Ehe ich noch meinen erſten Kriegszug that, habe ich ſchon gegen das Schickſal kämpfen, mir Margarethe erringen müſſen, und ſo folgte Schlag auf Schlag, Kampf auf Kampf, bis ich gefangen darniederliege und der Preis meines Mühens, der ſchöne blüthenvolle Kranz, den ich mir errang, verwelkt bald im Grabe liegen wird. Margarethe iſt der welkende Kranz und für uns verloren. Eine finſtere Macht hat ſie dem Tode geweiht — und wir bleiben zurück! Aber was klag' ich, — fuhr er nach einer Pauſe fort — habe ich doch des Lebens höchſte Wonne empfunden, war ſie auch nur kurz; habe ich doch das geliebte, heißerſehnte Weib in meine Arme geſchloſſen, und kann ich doch ſagen: ich war glücklich! — Nun iſt es vorbei. Aber Du, mein armer Freund!

Ich?! — rief Philipp begeiſtert — O, Georg! ich war glücklicher, als Ihr! Was mir das Leben reichen konnte, hat es mir gegeben. Ich durfte für ſie handeln, ſorgen und mich mühen, durfte glücklich ſeyn in ihrem Glück, trauern bei ihrem Gram; und im Schmerz, mein Georg, liegt auch überſchwengliche Wonne! Geht ſie heim, ſo verläßt ſie mich nicht; ſie weilt nicht ferner von mir dort oben als hier, wo ich ihr nicht mit Herz und Mund nahen durfte, und nur mein Geiſt dem ihrigen verwandt war. Iſt ſie heim gegangen, ſo darf ich in Lied und Tönen mit ihr ſprechen, und laut ihr ſagen, daß ſie meines Lebens, meiner Ewigkeit Höchſtes iſt!

Und fürchteſt Du nie aus dieſen ſchwärmeriſchen Träumen zu erwachen? fragte Georg.

Nie! erwiederte er.

Dann biſt Du glücklicher als ich, und ich gönne Dir Dein Glück. Du haſt den Theil des Lebens erwählt, den Du Dir nach Willkür ausſchmücken und geſtalten kannſt; ich den ernſten, der ſich mir zeigt, wie er iſt, mir giebt, was er hat, und nimmt, ohne daß ich in Lied und Gedanken es ihm entreißen kann.

Maria trat ein und ſetzte ſich, das Kind auf dem Arme, neben Philipp. — Und kann ein ſolcher Engel, der lieblich lächelnd Dir ſein Händchen entgegenſtreckt, nicht die irdiſche Sehnſucht in Dir erwecken, Dich an das zu binden, was nur auf Erden wandelt? fragte Georg.

Er könnte wohl! — erwiederte Philipp — Aber mir ſollte kein Erdenglück werden, darum ſuch' ich's dort.

Sucht es nur hier, Herr Wohlgemuth! — unterbrach ihn Maria, die bis jetzt theilnahmlos da geſeſſen hatte. — Ihr werdet es ſicher finden, — ſprach ſie und drückte dabei das Kind zärtlich an ihre Bruſt. — Gott gab dem Menſchen ſeine Freuden auf der Erde; ſucht er ſie wo anders, ſo kann er ſie freilich hier nicht finden.

Habt Ihr ſie denn hier gefunden? wollte Philipp fragen; aber das Mitleid ſchloß ſeine Lippen, denn die Arme begann ſchon wieder ihr Kind in ihren Armen zu wiegen und das Wiegenlied zu ſingen. In dieſem Augenblicke trat Sickingen ein und ſein finſterer Blick weiſſagte nichts Gutes. —

So eben fordert ein Schreiben Wilhelms von Habern Hilchen und Dich auf, Euch in Heidelberg, da der Pfalzgraf es verlangt, in ritterliche Haft zu ſtellen. Hat doch der Herr großes Verlangen, mir wehe zu thun. Ich habe ihm geantwortet, daß Du noch an den Wunden darnieder liegeſt; ſobald Du ein Roß beſteigen könnteſt, würdeſt Du einreiten. Hans Hilchen zieht morgen hin.

Georg ſchwieg. Als aber der Vater ſich wieder entfernt hatte, trug er Philipp auf, ihn zu bitten, es vor Margarethe geheim zu halten.

10.

Am 18ten April 1523 zog der Pfalzgraf unter Pauken- und Trompetenſchall aus Heidelberg und nahm mit einem ſtattlichen Heereszuge ſeinen Weg nach Kreuznach, wo ſchon der kampfluſtige Philipp von Heſſen und Richard von Trier eingetroffen waren. So früh hatte Sickingen ſeine Feinde nicht ſchlagfertig erwartet; ihm waren erſt ſo wenige ſeiner Freunde zugezogen, und außer, daß er Kaiſerslautern heimgeſucht und gebrandſchatzt, war von ihm, dem ſonſt ſo Thätigen, nichts unternommen worden. Da jedoch die Ebernburg mit Lebensmitteln und allem Kriegbedarf, auch mit einer guten Beſatzung verſehen war, ſo fürchtete er nichts, und hoffte, die Fürſten würden ſo lange vor der Burg aufgehalten werden, bis er ein Heer zum Entſatz geſammelt hätte. Die Verbündeten machten auch ſchon alle Anſtalten, dieſe für unüberwindlich gehaltene Veſte mit ganzer Macht anzugreifen, als Albrecht Wohnſam, der in Dienſt des Kurfürſten von Trier getreten und auf Kundſchaft in der Umgegend von Landſtuhl herumgeſchlichen war, mit der Nachricht zurückkehrte, der Ritter Sickingen ſey für ſeine Perſon in Nanſtein und nicht auf der Ebernburg, wie man bisher geglaubt. Dieß beſtimmte Kurfürſt Richard, die Belagerung Nanſteins vorzuſchlagen, da man überdieß an der Ebernburg ſeine beßten Kräfte aufopfern würde.

Obgleich die Fürſten keinen rechten Glauben an Sickingens Aufenthalt in Nanſtein hatten, gaben ſie doch endlich nach, brachen plötzlich von Kreuznach auf und rückten mit möglichſter Eile, der Kurfürſt über Rockenhauſen, der Landgraf über

Meiſſenheim, der Pfalzgraf über Alſenz gegen Landſtuhl vor.

Erſt am andern Tage erfuhr es Sickingen, und befahl ſogleich Georg, der ziemlich wieder hergeſtellt war, nach Heidelberg aufzubrechen.

Und Ihr wollt hier zurückbleiben? — fragte Georg. — Ihr wollt Euch in die Veſte einſchließen laſſen? — Thut das nicht, Vater! — bat er — zieht von hier, ſammelt Eure Freunde, laßt Nanſtein untergehen! Ihr habt der Veſten mehr.

Und ſoll ich, wie ein Feiger, vor meinen Feinden fliehen, und ohne daß eine Karthaune vor Nanſtein losgebrannt worden, abziehen? — meinte Sickingen. — Nein, mein Sohn! ich bleibe hier, und machen ſie mir das Leben zu heiß, dann kennſt Du ja den Pfad, auf dem ich ihnen entgehen kann. Deshalb ſorge nicht für mich.

Und dennoch gehe ich mit banger Sorge von hier! — erwiederte Georg — Ich kann nicht ruhig ſeyn, ſo lange ich Euch eingeſchloſſen weiß, ſelbſt wenn Ihr auf der feſten Ebernburg wäret. Hört auf meine Bitten, Vater!

Ich bleibe! — ſagte der Ritter finſter — Du aber ſollteſt Philipp und Margarethe mit Dir nehmen, — fuhr er, freundlich einlenkend, fort. — Die Weiber taugen hier nicht; auch Maria könnte Dich mit ihrem Töchterlein begleiten.

Sie wurden herbei gerufen; Sickingen befahl ihnen, morgen die Burg zu verlaſſen.

Edler Herr! — bat Margarethe — laßt mich hier, laßt mich in Eurer Nähe! Ihr leidet am Podagra, vielleicht iſt eine Pflege Euch nöthig; laßt mich hier. Was ſoll ich an jedem andern Orte nützen? — Auch Maria bat, daß ſie bleiben dürfte. — Er kommt vielleicht mit vor das Schloß, und dann — raunte ſie Philipp zu, der, Margarethe nicht verlaſſen wollend, ſeine Bitten mit den ihren vereinte, ſo daß der Ritter endlich nachgab und es beſchloſſen wurde, Georg ſolle allein abziehen.

Als die Stunde der Trennung nahte, fand er Margarethe gefaßt.

Wir ſehen uns wieder, mein Gatte! — ſagte ſie mit Zuverſicht — deshalb ziehe mit Gott! Ich fühle mich zwar matt; aber Gott wird mir noch bis zu Deiner Rückkehr das Leben gönnen, daß ich Dich noch einmal ſehen kann. Bleibe Deinem Glauben treu und Deiner Margarethe! — Dieß ſagend, ſank ſie an ſeine Bruſt, und mit dem Muthe einer Märtyrin riß ſie ſich los, rief noch einmal: Lebe wohl! und eilte davon.

Weniger gefaßt war der Vater.

Wir müſſen uns in einer trüben Stunde trennen! — ſprach er bewegt — und Gott allein weiß, ob und wie wir uns wiederſehen werden. Noch ſtrahlt unſers Hauſes Glanz; aber es könnte leicht ſeyn, er wäre im Verlöſchen. Deshalb bitte ich Dich, mein Sohn, ſey ſtets unſeres Namens, ſtets Deines Vaters eingedenk, und nähmen die habgierigen Fürſten mir mit dem Leben auch all' mein Hab' und Gut, und bliebe Dir nichts als ein Wams, Dich zu kleiden, eine Hütte, Dich zu dekken, und Gott zu Deinem Troſt, ſo bezeige Dich meiner würdig im Elend, wie Du es im Glück gethan; denn des Menſchen bleibender Werth liegt nur in ihm, nicht außer ihm. Beherzige dieß und ziehe mit Gott!

Georg, von des Vaters Rede erſchüttert, vielleicht auch von dem ängſtlichen Gefühl ergriffen, es könne das letzte Mal ſeyn, daß er vor dem edlen Manne ſtände, beugte Knie und Haupt vor ihm, der ſeine Rechte auf des Sohnes Stirn legte — Gottes Segen möge Dich begleiten, wie der

Segen Deines Vaters mit Dir geht! — ſprach er feierlich — Er möge Dir Deine Fehler verzeihen, wie Dir Dein Vater Alles, Alles vergiebt!

Bei dieſen Worten ſprang Georg auf, ſank noch einmal in ſeine Arme, drückte den Vater ſtürmiſch an ſein Herz und ſtürzte fort.

Maria ſtand auf dem Schloßhofe und hielt ihm die Kleine entgegen.

Küßt ſie noch einmal, werther Herr! — bat ſie — und wenn Ihr ihn ſeht, wo es auch ſey, ſtoßt ihm das Schwert in's treuloſe Herz.

Georg küßte das Kind, und noch einen Blick auf den Söller werfend, wo Margarethe ſaß, ritt er über die Zugbrücke, nur von zwei Dienern begleitet, gen Heidelberg. Der alte Konrad war bei dem Ritter zurück geblieben.

So ſehr auch dieſen das Podagra auf dem Seſſel feſthielt, ließ er ſich doch überall auf Wall und Mauer herum tragen, gab den Conſtablern den Befehl, wie ſie, im Fall, daß der Feind anrücke, ſich zu verhalten hätten, vertheilte die Beſatzung auf die verſchiedenen Poſten und beſtieg ſelbſt den hohen Thurm, der mit ſeinen vierzehn Fuß dicken Mauern drei Karthaunen, welche überall die Gegend beſtrichen, auf ſeinen ſtarken Bogen trug, und legte ſich dann, nachdem er noch einen Boten nach Hohenberg an Balthaſar Slör, der ſich eben dort aufhielt, mit der Weiſung geſchickt hatte, dort zu bleiben, da der Weg nach Nanſtein wahrſcheinlich nicht mehr frei ſey, ſo ruhig nieder, als ob der kommende Morgen ihm nur Erfreuliches bringen könnte.

Den andern Tag ſchon ſah man die Feinde heranziehen. Es war der Vortrab unter dem Schenk von Erbach, der mit den Pfälzern von Kaiſerslautern heranrückte. Franz, trotz ſeines Podagra's, zog mit den Rittern und der Reiterei nach Landſtuhl, ging dem Schenk entgegen und meinte immer noch, es ſey eine bloße Abtheilung des verbündeten Heeres, die ſich, ihn irre zu führen, zeige; er ſcharmuzirte mit ihnen, trieb ſie zurück, konnte aber keinen Gefangenen, von dem er nähere Nachricht hätte bekommen können, gewinnen. Als er aber am andern Morgen die verſchiedenen Heerabtheilungen über die Berge heranziehen ſah, als er erfuhr, daß der Landgraf Philipp von Heſſen am vergangenen Tage in Kuſſel geweſen ſey, er die Trier'ſchen bei Ramſtein ein Lager aufſchlagen ſah, und die Pfälzer in Kaiſerslautern wußte, da zweifelte er keinen Augenblick mehr, daß die verbündeten Fürſten ihn getäuſcht, mit ihrer ganzen Macht heran zögen und es Nanſtein gelten ſollte Seine Freunde ſtellten ihm noch einmal das Gefährliche ſeiner Lage vor, und baten ihn, da es noch Zeit ſey, ſich zu entfernen. — Ich fliehe nicht; es wäre ſchimpflich für mich, ſolch feſtes Haus zu verlaſſen, ehe ich mich tapfer gewehrt und das Aeußerſte verſucht hätte! erwiederte er, und gab den Befehl zu einem Ausfall. — An der Spitze von 300 Reitern ließ er Philipp von Rüdesheim aus den Thoren Landſtuhls in dem Augenblicke hervorbrechen, als ein Trier'ſcher Haufe gegen die Stadt anrückte. — Die Trierer, eine ſolche Anzahl feindlicher Reiterei hier nicht erwartend, waren überraſcht und flohen nach kurzer Gegenwehr. Ihr Anführer, Heinrich von Elz, des Kurfürſten Liebling, ward mit 60 der Seinen gefangen.

Noch am nämlichen Abend befahl Sickingen Philipp von Rüdesheim, mit der ganzen Reiterei aufzubrechen und nach Thannſtein und Drachenfels zu ziehen, behielt nur 20 Reiſige und das

gan-

ganze Fußvolk bei ſich auf dem Schloſſe und beſetzte die Stadt nur mit wenigen Knechten. Aber Philipp von Rüdesheim wollte ihn nicht in der Noth verlaſſen; er mußte den Befehl einem Andern übergeben, und kaum war die Reiterei hinter den Höhen verſchwunden, als auch ſchon die Heſſen längs dem See heran zogen und bei Mittelborn ihr Lager aufſchlugen.

Die Fürſten, welchen der Abzug der Reiſigen nicht unbemerkt geblieben, waren der Meinung, Sickingen ſey mit ihnen davon gezogen; ſie hielten deshalb einen Kriegsrath in Kaiſerslautern, ernannten Wilhelm von Renneburg, dem der Schenk beigeſellt wurde, zum Feldhauptmann über das verbündete Heer, und beſchloſſen, Nanſtein mit ganzer Macht anzugreifen, das Richard von Trier bald zu erobern hoffte, da ſein Schreiber, Albrecht Wohnſam, von Nanſtein und deſſen Werken genau unterrichtet war und einen geheimen Gang zu kennen vorgab, der aus dem Schloſſe in den Wald führe.

Alles wurde nun mit größter Thätigkeit zur Belagerung vorbereitet und ein Trompeter abgeſandt, das Schloß zur Uebergabe aufzufordern Dieſem ließ Sickingen die launige Antwort geben, daß er zwar Ihrer fürſtlichen Gnaden Ankunft nicht hoch erfreut ſey, doch hätte er neue Mauern und ſie neu Geſchütz, das wolle er gern hören. Er ſelbſt ſey mit Luſt vor Trier gezogen, hätte ſein Pulver und ſeine Kugeln verſchoſſen und mit Unluſt wieder abziehen müſſen; er hoffe, es würde ihnen ein Gleiches geſchehen.

Die Fürſten erfüllten ſeinen Wunſch, ließen ein furchtbares Feuer beginnen, das Sickingen in gleichem Maße erwiederte; beſonders feuerten die Karthaunen auf dem Thurm unaufhaltſam und thaten den Fürſtlichen vielen Schaden, in deren Lager jedoch Alles durch eine ſonderbare Begebenheit in Bewegung gerieth.

Am Nachmittage des folgenden Tages ſaß der Kurfürſt von Trier in ſeinem prachtvollen Zelte; er hatte eine Zeichnung vom Schloß Nanſtein vor ſich liegen, die Albrecht, in dergleichen nicht unerfahren, ſchon während ſeiner Gefangenſchaft auf dem Schloſſe entworfen und ihm verehrt hatte. Richard, der eben mit Wilhelm von Renneburg über die Beſchießung und den Angriff des Schloſſes geſprochen, dachte noch über dieſe Unterredung nach, als man ihm einen alten Ritter meldete, der ihn, wichtiger Dinge wegen, allein zu ſprechen wünſchte.

Kennt ihn Keiner? fragte der Kurfürſt den Diener.

Keiner! — erwiederte dieſer — auch ſagt er, er dürfe nur Eurer kurfürſtlichen Gnaden, ſonſt Niemand, ſeinen Namen nennen.

Der Kurfürſt bedachte ſich einen Augenblick, dann befahl er, ihn einzulaſſen.

Ein langer, geharniſchter Mann, den Helm in ſeiner Linken haltend, trat ein, neigte ſich, jedoch nur wenig, vor Richard von Greifenklau und ſah ihn ſtarr an, ohne zu ſprechen. Langes, weißes Haar wallte über ſeine Achſelſchienen; der Bart, weiß wie Schnee, lang und unordentlich herabhängend, gab dem bleichen Geſicht etwas Geiſterhaftes, und das ſtiere Auge, unverwandt und drohend den Kurfürſten anblickend, erweckte Grauſen

Wer ſeyd Ihr? — fragte der Kurfürſt, von dem Anblick dieſer regloſen Geſtalt überraſcht. — Was iſt Euer Begehr?

Kennt Ihr mich nicht? fragte der Geharniſchte.

Nein! — erwiederte der Kurfürſt, ſich beſinnend. — Eure Züge ſind mir fremd.

Es iſt ja wahr, — fuhr der Ritter fort — Ihr habt mich nie geſehen, ich war nie an Euerm Hofe, und als Ihr mir den rothen Hahn auf meine Burg ſtecken ließet, war ich Euch ſo unbekannt, wie mir der Sultan in Conſtantinopel. Wißt, ich bin Max Redinger, und komme, Euch zur Verantwortung zu ziehen, daß Ihr mir die Burg abbrennen und zerſtören ließet. Euch ebenbürtig, fordere ich als Ritter mein Recht. Zwar könnte ich Euch heimtückiſch niederſtoßen, wie Ihr meine Burg heimtückiſch überfallen, meinen treuen Knecht aufhängen ließet; aber ich bin zu edel, wie Ihr zu handeln, deshalb wappnet Euch, nehmt Euer Schwert, und Gott entſcheide, wer ſein treueſter Diener iſt, der Bettler oder der Erzbiſchof!

So wenig der Kurfürſt auch ſonſt aus der Faſſung kam, ſo war er doch zu überraſcht, als daß er gleich Worte und einen Ausweg hätte finden können; er wollte nach der auf dem Tiſche ſtehenden Schelle greifen, aber Max Redinger zog ſein Schwert. — Rufſt Du Deine Diener, ſtoß' ich

Dich nieder! — ſagte er mit kalter Ruhe — Dort hängt Deine Rüſtung, waffne Dich, nimm Dein Schwert und ſtehe mir zu Recht als ein Greifenklau! — Der Kurfürſt ſah nun wohl, daß ein Wahnſinniger oder ein Wüthender vor ihm ſtehe, und daß ihn nur Liſt, nicht Gewalt, aus der Verlegenheit ziehen könne. Er faßte daher nach ſeiner Rüſtung, aber indem er ſie ergreifen wollte, riß er ſie herab, ſo daß Helm und Panzer praſſelnd über einander rollten.

Was er erwartet hatte, geſchah. Diener ſtürzten auf dieſen Lärm herein, ſahen Redinger mit entblößtem Schwert vor ihrem Herrn ſtehen, der auch ſein Schwert zur Vertheidigung gefaßt hatte, fielen ohne viel Beſinnen über ihn her, entwaffneten und feſſelten ihn.

Max hatte ſich, wiewohl vergeblich, gewehrt; als er aber entwaffnet und gebunden war, ſagte er kein Wort; nur ſein Auge war noch immer auf den Kurfürſten gerichtet, der ihn jetzt zornig anfuhr: Auf weſſen Geheiß, alter Wahnſinniger, zückteſt Du das Schwert gegen meine geheiligte Perſon?

Redinger ſchwieg.

Rede! oder noch in dieſer Stunde ſtirbſt Du eines ſchmähligen Todes!

Der alte Rittersmann erwiederte kein Wort.

Der Kurfürſt bedachte ſich einen Augenblick, dann ſagte er in gemäßigterem Tone: Wer überredete Dich zu dieſer That? Antworteſt Du mir wahrhaft, ſo ſchenke ich Dir das Leben.

Du mir das Leben ſchenken?! — fuhr Redinger auf — Richard von Greifenklau! — ſagte er feierlich und ſchüttelte die raſſelnden Ketten und die grauen Locken, die ſilberweiß über ſeinen Panzer rollten, — mein Leben iſt mir um eine Lanzenſpitze feil, denn ich fürchte den Tod nicht, der mich von meiner Qual erlöſ't, und trete mit feſtem Muthe und Vertrauen vor Gottes Richterſtuhl, Dich anzuklagen, daß Du, als deutſcher Edler, Roms Knecht und ein Mordbrenner biſt! Auch in Ketten, die Du mir anzulegen kein Recht haſt, ſtehe ich ſtolz vor Dir und dünke mich edler, größer als Du, der Du vor dem Tode erbeben mußt, während ich ihn verſpotte; denn mir folgt ein reines Gewiſſen, Dir mein Fluch, der Fluch von Tauſenden!

Bringt ihn in engen Gewahrſam! — befahl

Richard von Trier zornig — Ich werde weiter über ihn verfügen!

Man führte Max Redinger durch die Haufen des verſammelten Kriegsvolkes, das auf die Nachricht, dem Kurfürſten ſey nach dem Leben getrachtet, ſich um ſein Zelt zuſammengerottet hatte; aber Keiner wagte, den Alten mit Wort oder That zu kränken. Ruhig, ſtolz, faſt geiſterhaft, ſchritt er durch die Menge, blickte muthig um ſich her, und ſelbſt in Banden flößte er Ehrfurcht ein.

Da trat ihm plötzlich ein heiliger Mann in härenem Gewande entgegen, blickte ihn ſtarr an, ſchlug das Kreuz über ihn und ſprach: Gehe in Frieden, Unglücklicher! — und plötzlich vernahm man unter der Menge des Kriegsvolkes ein Gemurmel. — Der fromme Klausner aus dem Speſſart! tönte es von allen Seiten; die Soldaten machten ihm Platz und neigten ſich ehrfurchtvoll vor dem heiligen Manne, der, ſeinen Segen ſpendend, nach dem Zelte des Kurfürſten ſchritt.

Er fand dieſen vor dem Eingange. Gott ſchütze Eure kurfürſtliche Gnaden ferner, ſo wie heute! ſagte er, ſich vor ihm neigend.

Der Kurfürſt kam ihm entgegen, reichte ihm die Hand, und obſchon er in ſeinem Herzen des frommen Mannes ſpotten mochte, empfing er ihn mit aller Ehrfurcht, die dem Rufe der Heiligkeit, in welchem der Klausner vom Speſſart in ganz Franken und am Rheine ſtand, wohl gebührte.

Gnädiger Herr! — begann dieſer nun mit lauter, vernehmbarer Stimme — jener Mann, der gefeſſelt an mir vorüber geführt wurde, iſt ein Wahnſinniger, dem Ihr, was er auch gethan, verzeihen müßt, da ihn Gott ſeines Verſtandes beraubt hat. Dieß iſt meine erſte Mahnung an Euch. Meine zweite betrifft Franz von Sickingen. —

Tretet in mein Zelt, ehrwürdiger Bruder! unterbrach ihn der Kurfürſt, wahrſcheinlich, damit das Kriegsvolk des Klausners freimüthige Rede nicht vernehmen ſollte.

Laßt mich unter Gottes freiem Himmel Euch ſeinen Willen verkünden! — fuhr dieſer, ſeine Stimme noch erhebend, fort, ohne des Kurfürſten Einladung zu folgen. — Ich komme, Frieden zu ſtiften zwiſchen Euch und dem Ritter, den Ihr belagert haltet, und verlange, daß Ihr mich zu ihm hinauf laßt und mir Eure Forderungen an ihn kund thut, das Blutvergießen aufhöre und ich ſo meinen Beruf, und was mir Gott befohlen, vollbringen kann.

Ohne mich mit den Fürſten, meinen Verbündeten, berathen zu haben, kann ich Euch meinen und ihren Willen nicht kund thun! — ſagte der Kurfürſt unmuthig — Wollt Ihr Euch aber jeder im Kriege üblichen Vorſichtmaßregel unterwerfen, ſo ſey es Euch nicht verwehrt, nach Nanſtein zu gehen und an dem Ketzer Euer Heil zu verſuchen; ich fürchte aber, es wird wenig frommen.

Ich gehe auf Gottes Geheiß, — erwiederte der Klausner, und ließ ſich in ein Zelt führen, wo man ihn insgeheim genau unterſuchte, ob er kein Schreiben bei ſich habe; hierauf brachte man ihn, ſo wie es der Kurfürſt befohlen, in deſſen Zelt.

Klausner! — begann Richard in ſtolzem, gebietendem Tone, — Du willſt hier zu Gunſten Ritter Franzens ein Gaukelſpiel treiben, willſt Meuterei in meinem Heere ſtiften. —

Nur Frieden, gnädiger Herr! — unterbrach ihn der Klausner — ich bin ein Friedensbote und Zwietracht iſt mir fern.

Hüte Dich! — drohte Richard — Dein härenes Gewand ſchützt Dich nicht! Ich kümmere mich wenig um den Heiligen-Schein, den Du um Dich verbreitet haſt; den geringſten zweideutigen Schritt und — Du warſt!

Biſchof! — ſagte der Alte, mitleidig lächelnd, — was mich ſchützt, ſchützt auch Euch. Nimmt man Euch den Stab und das Pallium, und mir das härene Gewand, ſo ſtehen zwei ſündige Menſchen da, nackt und erbarmenswürdig, und Niemand hört mehr auf ihr Wort. Die Thorheit der Menge iſt unſere Waffe, und Ihr ſeyd zu klug, mich zwingen zu wollen, von ihr gegen Euch Gebrauch zu machen. Deshalb laßt mich ruhig und ohne Furcht zu Sickingen ziehen; Tröſtliches hab' ich ihm, ſo wie ich aus Euern Augen leſe, nicht viel zu ſagen. Auch bitte ich Euch, Redinger frei zu laſſen; er iſt ein wahnſinniger Alter, der nur zuweilen klare Augenblicke hat.

So muß er vorhin einen dieſer Augenblicke gehabt haben! — ſagte der Kurfürſt mit Bedeutung — Doch laſſen wir dieß! Geht auf Nanſtein; unterwirft ſich Sickingen, ſo könnte unſere Gnade vielleicht —

Von ihr möchte der Ritter von der Ebernburg wohl ſchwerlich etwas erwarten, noch mögen! —

unterbrach ihn der Klausner — Gehabt Euch wohl, gnädiger Herr! Gott leite Euer Herz zum Frieden! — Er wanderte, von manchem frommen Krieger, auch von Albrecht Wohnſam begleitet, Nanſtein zu.

Als er ſich den äußeren Wachten kund gegeben, befahl Sickingen, ihn einzulaſſen. Obgleich er ſo Manches von dem heiligen Manne im Speſſart gehört, kannte er ihn nicht von Perſon, und war nicht wenig neugierig, zu wiſſen, was ihn in dieſer Zeit hierher führte.

Franz von Sickingen! — begann der alte Bruder, als Beide allein waren. — Für's Erſte ſendet hinunter zum Kurfürſt Richard, dort liegt der alte Redinger in Feſſeln; ich glaube, er hat den Kurfürſten ermorden wollen. Sucht ihn auszuwechſeln; doch da ich hier nicht lange weilen kann, will ich ſelbſt Eure Botſchaft ausrichten.

Mich ſendet Urſula hierher! — fuhr er fort — ihr Vater war aus Anhänglichkeit an Euch nach Aſchaffenburg gegangen, hatte ſich dort, Euch zu Liebe, überwunden, insgeheim die Tochter noch einmal zu ſehen, um ſie zu überreden, das Mainzer Land für Euch unter Waffen zu bringen, und da ihr dieß unmöglich geſchienen und ſie es abgelehnt hatte, war er in Zorn von ihr gegangen und hatte geſchworen, allein die Rache zu übernehmen; gleich darauf war er aus Mainz verſchwunden. Nun ließ mich Urſula zu ſich entbieten, und ſandte mich, ihren unglücklichen Vater aufzuſuchen und zu Euch; und ſo habe ich mich nach langen Jahren aus meiner ſtillen Klauſe und von dem Grabe entfernt, das mein ganzes Erdenglück verſchließt. Doch zur Sache! — Urſula läßt Euch warnen und bitten, nicht das Aeußerſte zu wagen und Euch in die Zeiten zu fügen; denn Eure Freunde wären theils gezwungen Euch zu verlaſſen, theils zögen ſie ſich zurück, weil das Glück Euch den Rücken gewendet. Sie räth, bis auf beſſere Zeiten, zu den Eidgenoſſen zu gehen, und ich, ein alter Freund Eures Vaters, füge ihrer Bitte den Rath bei, es zu thun. Die Fürſten ſtehen mit ſtarker Macht vor Eurer Burg, morgen ſchon wird Euch eine Menge Geſchütz begrüßen, daß Ihr Euch darüber verwundern werdet. Könnt Ihr noch entkommen, ſo zieht von dannen; im freien Felde kann Euch das Glück von Neuem blühen!

Sickingen war nachdenkend geworden. Plötzlich fragte er, den Blick feſt auf den Klausner gerichtet: Wißt Ihr, daß ich der neuen Lehre anhänge?

Ich weiß, daß Ihr Luthers Stütze ſeyd! erwiederte er.

Und was führt den frommen Mann aus dem Speſſart zu einem Ketzer? fragte Sickingen von Neuem.

Die Dankbarkeit und meine Achtung vor Euch und Eurem Namen! — ſagte der Alte mit Wärme — Ich kannte Euch als Knabe, ſchaukelte Euch oft auf meinem Schooße und ſpäterhin erhob mein Herz ſich freudig, wenn ich von Euern Thaten hörte und wie Ihr, ein ächter Rittersmann, den Kampf mit Stadt und Fürſten begannet —

Und Euer Name? unterbrach ihn Sickingen

Laßt mich ihn verſchweigen. Dieß härene Gewand mag ihn decken, wie es mein ungeſtümes Herz bedeckt. Könnt Ihr nicht aus dem Schloſſe, ſo gebt nach; beugt Euch in dieſem Augenblicke vor dem Schickſale, damit Ihr Gelegenheit habt, es in einem andern, günſtigern wieder für Euch zu gewinnen. Ich hoffe, bei dem Pfalzgrafen Etwas zu vermögen; an ihn müßt Ihr Euch wenden, er iſt Euch nicht abhold.

Nein! — antwortete Sickingen — Ich beuge mich vor keinem Fürſten; auch bleibt mir kein Weg offen, von dem Schloſſe zu kommen. Deshalb mögen ſie ihr Geſchütz nur an meinen Mauern verſuchen, und es gehe dann, wie Gott will! Wollt Ihr aber, ehrwürdiger Bruder, wegen des treuen Redingers mein Herold ſeyn, ſo ſagt dem Kurfürſten: Obgleich ich die That des Alten — wenn dem ſo iſt, wie Ihr glaubt — nicht gut heißen kann und ſie verdamme, ſo möge er bedenken, daß der Alte im Wahnſinn gehandelt hat, und es meine Pflicht iſt, dem Freunde beizuſtehen. Ich will Heinrich von Elz gegen ihn auswechſeln, wenn mir der Kurfürſt 600 Gülden Löſegeld für ihn ſchickt, und das iſt doch ſolch ein Hofſchranze wohl gegen einen armen wahnſinnigen Alten werth! Auch muß mir der Kurfürſt ſchriftliche Verſicherung geben, daß, wenn Redinger wieder in ſeine Hände fiele, ſey es, wenn es wolle, er ſich wegen ſeines Vergehens nicht an ihm rächen und ihn beſtrafen will. Sollte, wie ich faſt vermuthe, der Kurfürſt Einwendungen machen, und glauben, mein Gefangener werde ihm doch, wenn er das Schloß erobert; ſollte er unterdeſſen peinlich gegen den Alten verfahren, ſo ſagt ihm — und er weiß, Sickingen hält ſein Wort — Heinrich von Elz zahlt Redingers Leben mit dem ſeinigen und hängt, ſo wahr ich Franziskus heiße, an jenem Söller!

Ich werde Euern Willen dem Kurfürſten hinterbringen, und hoffe das Beßte! — ſagte der Klausner — Und nun habe ich noch einen Gang. Margarethe Slör ſoll auf dieſer Burg ſeyn, ſie wünſchte ich zu ſprechen; es iſt mir doch vergönnt?

Kommt Ihr von Heidelberg? fragte Sickingen.

Nein, Herr! erwiederte der Alte, der die Frage nicht verſtand.

Da rief Sickingen ohne weitere Erklärung einen Diener und befahl ihm, den Klausner zu Margarethe zu führen.

Als dieſer in ihr Zimmer trat, fand er ſie ſinnend am Fenſter ſitzen; Philipp war bei ihr.

Dame! — redete er ſie an — Ihr erinnert Euch wohl noch meiner?

Margarethe blickte auf.

Ehrwürdiger Herr! Ihr ſeyd es?! rief ſie, auf ihn zu eilend, und beugte ihr Knie vor ihm; auch Philipp küßte ſeine Hand.

Margarethe! — fuhr der Klausner fort, nachdem er den Segen über ſie geſprochen, — das Schickſal hat, ſeit Ihr meine Klauſe verließt, wohl ſchwer auf Euch gelaſtet; es gemahnt mich, als ob Ihr des himmliſchen Troſtes mehr bedürftet, als der irdiſchen Hoffnung: der Friede Gottes mit Euch!

Ich komme, — fuhr er fort — Euch einen Brief zuzuſtellen. Ein junger Mann, im Dienſte des Kurfürſten von Trier, von feinem, jedoch nicht einnehmendem Aeußeren, hat mir ihn mit der Bitte gegeben, ihn Euch zu geben; er ſoll Tröſtendes enthalten.

Tröſtendes? — ſagte Margarethe, ungläubig den Kopf ſchüttelnd, nahm den Brief, erbrach ihn mit zitternder Hand und eine hohe Gluth überflog beim Durchleſen ihre bleichen Wangen; dann legte ſie ihn zuſammen, faltete ihre Hände und ſagte mit kindlich-frommer Ergebung: Ich bin bereit, Herr! Dein Wille geſchehe!

Margarethe! — fuhr Philipp erſchrocken auf — was

was iſt Euch? — von wem iſt der Brief? — was enthält er?

Er iſt eine Mahnung, mich zur langen Reiſe vorzubereiten! — erwiederte ſie — Ich ſollte Euch zwar den Brief nicht geben, ſollte ſeinen Inhalt in meine Bruſt verſchließen; aber — ſagte ſie bewegt — Ihr ſeyd ein ſo treuer Freund und habt gewiß ſchon längſt mit mir geahnet, was er mir ſagt. Nehmt!

Er las leiſe:

„Um wenigſtens beſſer für Euer Seelenheil zu ſorgen, als ich für Euer körperliches Wohl that, mache ich Euch mit Eurem Schickſale bekannt, noch ehe es Euch trifft, was, wenn ich nicht irre, bald geſchehen muß. An dem Polterabend unſerer Faſtnachthochzeit ſpielte ich Euch einen Faſchingſtreich und gab Euch ein langſam ſchleichendes Gift. Eure Schönheit hatte mich zu der Thorheit verleitet, Euch zu begehren; Eure Schönheit ſollte deshalb auch vergehen, und Georg Sickingens Gattin in ſeinen Armen verwelken und dem Tode angehören, indem ſie glaubt, ſie gehöre der Liebe und dem Leben an

Betet und bereitet Euch zur Reiſe. Ich glaube, nur noch nach Tagen könnt Ihr Euer Leben berechnen.“

Der Brief war ohne Unterſchrift und mit verſtellter Handſchrift geſchrieben.

Teufel! — rief Philipp — ereilt Dich nicht Gottes Gericht, ſo wird meine Hand —

Philipp! — unterbrach ihn Margarethe — „Vergieb uns unſere Schuld, wie wir vergeben unſern Schuldigern!“ ſo beten wir täglich zum Vater im Himmel. Deshalb keine Rache. Ueberlaßt ſie Gott, und reicht mir die Hand zur Verſicherung, daß Ihr den Inhalt des Briefes Jedermann verſchweigen wollt.

Heilige! — rief Philipp, ſich vor ihr beugend, — Euer Wille iſt mir Befehl; ich ſchließe das furchtbare Geheimniß in meine angſterfüllte Bruſt.

Und darf auch ich nicht den Inhalt des Briefes kennen? fragte der Klausner.

Nein, ehrwürdiger Herr! — erwiederte Margarethe — Helfen könnt Ihr nicht mehr, und Troſt bedarf ich nicht, denn ich bin gefaßt. Gedenket meiner in Eurem Gebet, und ſagt dem, der Euch den Brief gab, ſein Inhalt habe mich nicht überraſcht, und ich hätte ihm verziehen.

Der Klausner, der noch Manches mit dem Ritter beſprochen hatte, verließ, Margarethe bewundernd, das Schloß und kehrte in das Lager des Kurfürſten zurück.

11.

Nachdem der Klausner durch das ſich um ihn drängende Kriegsvolk bis an des Kurfürſten Zelt gelangt war, begehrte er Einlaß, der ihm auch bewilligt wurde.

Er fand hier die verbündeten Fürſten mit ihren Räthen und den Feldhauptleuten zu einem Kriegsrathe verſammelt; auch den jungen Mann, der ihm den Brief gegeben, fand er gegenwärtig. Er grüßte die Verſammlung, welche den frommen Bruder mit Ehrfurcht empfing, wandte ſich dann zu Kurfürſt Richard und trug ihm Sickingens Vorſchlag zur Auswechslung Redingers gegen den von Elz vor. Als er jedoch die 600 Gülden, welche

Sickingen als Löſegeld verlangte, und die ſchriftliche Verſicherung erwähnte, ward der Kurfürſt zornig, ſprang auf und befahl einigen Dienern, ſogleich die Strafe an dem Gefangenen zu vollziehen und ihn enthaupten zu laſſen.

Haltet ein, Herr! — rief der Klausner — Der von Elz, ſo läßt Euch Sickingen ſagen, zahlt mit ſeinem Leben das Leben Redingers; er läßt ihn, wird dieſem ein Haar gekrümmt, am Söller ſeines Schloſſes aufhängen! ſo ſchwur er, und Franz hält Wort. Uebereilt Euch nicht, gnädiger Herr! und gebt einen Wahnſinnigen aus Menſchlichkeit und um Eures eigenen Vortheils wegen frei.

Auch Pfalzgraf Ludwig und Herzog Wolfgang von Baiern verſicherten dem Kurfürſten, daß ſie ſchon ſeit langer Zeit von dem alten wahnſinnigen Ritter auf der Ebernburg gehört; auch ſie baten ihn, Gnade für Recht ergehen zu laſſen.

Ihr Herren! — erwiederte Richard immer noch heftig — hättet Ihr ihn reden gehört, Ihr würdet ihn nicht für wahnſinnig halten und mit mir überzeugt ſeyn, daß der Sickingen ihn geſchickt hat, mich zu morden.

Ihr irrt, Herr Kurfürſt! — unterbrach ihn der

Pfalzgraf, mit Heftigkeit aufſtehend, — Ihr kennt oder wollt Franz von Sickingen nicht kennen; zum Meuchelmorde iſt der Mann zu edel und zu groß! — Er iſt Euer, er iſt mein Feind, aber ein ehrenwerther Feind, deſſen edlen Sinn ich in Schutz nehmen muß!

Nun, denn, — ſagte Kurfürſt Richard — ſo mag er morgen in der Frühe, um Euer Liebden meine Bereitwilligkeit zu jedem Dienſte zu zeigen, gegen den von Elz ausgewechſelt werden.

Was ich Euch ferner von dem Ritter zu berichten habe, — nahm der Klausner das Wort — muß ich Euer fürſtlichen Gnaden allein vertrauen; ich bitte daher, die Feldhauptleute, Räthe und übrigen Anweſenden abtreten zu laſſen, damit ich nur vor fürſtlichen Häuptern ſtehe.

Iſt es Euch ſo genehm? fragte der Kurfürſt die anweſenden Fürſten. Sie gaben ihre Zuſtimmung und die Andern verließen das Zelt.

Gnädige Herren! — begann nun der Klausner — Sickingen wünſcht Verſöhnung, wird jede Fehde gegen Euch einſtellen, wenn Ihr ein Gleiches thut, und nach ſeinen Kräften Erſatz leiſten für zugefügten Schaden; auch Eures Ruhmes wegen wird er das Schloß übergeben, wenn Ihr ihm den Frieden und freien Abzug mit Mannſchaft und Habe verſichert. Seht in ihm eine vom Sturm gebeugte Eiche, die jedoch noch feſt auf ihren Wurzeln ſteht. Seyd zufrieden, ſeinen Stolz gedemüthigt, ſeine Macht gebeugt zu haben.

Nur, wenn er ſich unſerer Gnade und Willkür übergiebt, — unterbrach ihn der Kurfürſt — ſey ihm das Leben verſichert!

Und er Schadenerſatz leiſtet für die Darmſtädter Fehde, und mir die Verſchreibung zurückgiebt, die noch in ſeinen Händen iſt! meinte der Landgraf. Der Kurfürſt von der Pfalz ſchwieg.

Gnädige Herren! — entgegnete der Klausner — ſich Eurer Gnade übergeben wird er nicht, ſo lange er noch eine Hakenbüchſe auf Nanſtein losbrennen kann, und er wäre auch thörig, es zu thun. Seyd billiger, verderbt den letzten Rittersmann nicht, den Deutſchland noch aufzuweiſen hat.

Und der den Adel über der Fürſten Throne ſtellen und nur den Kaiſer über ſich erkennen möchte, — unterbrach ihn der Landgraf heftig. — Das iſt es eben, warum er untergehen muß! Der ſtolze Adel möchte keinen Herrn über ſich erkennen, als

Gott und den Kaiſer; dem Dinge muß ein Ende werden!

So habe ich Euch denn nur noch ein Wort von ihm zu ſagen, — fuhr der Klausner fort — beherzigt dieß!

Eure Verbindung mit Frankreich, ſelbſt nach dem Tage von Frankfurt, — ſagte er, ſich zu dem Kurfürſten von Trier wendend, — iſt ihm bekannt; Euer Briefwechſel mit des Königs Mutter iſt in ſeinen Händen.

Von Euch, mein gnädiger Herr von Heſſen! — fuhr er fort, ſich zu dieſem wendend, — hat er die ſchriftlichen Beweiſe Eurer Verbindung mit Luther, um deſſentwillen Ihr ihm ſchon helfen ſolltet. Ich glaube zwar nicht, daß er, indem er dem Kaiſer Eure Briefe zuſendete, an ſeinem Ketzerglauben zum Verräther würde, doch, wird er zu ſehr gereizt, ſo ſtehe ich für nichts. Aber was Ihr in Aachen bei der Krönung an Tafel dem Herzoge zu Sachſen über Kaiſers Majeſtät zugeraunt, die Witzworte könnte er leicht dem Kaiſer berichten, und ſo ſchwer auch die drei Kronen den Knaben drücken mögen, ſcheint er mir doch ganz ernſten, ſtrengen Sinnes zu ſeyn. Dergleichen

Stachelreden verwunden oft tief, und noch nach Jahren fühlt man ihren Schmerz.

Dieſe Beweiſe liegen zum Gebrauch in Freundes Hand, und Ihr würdet ſie nicht auf Nanſtein, nicht auf der Ebernburg finden.

Euch, gnädiger Herr von der Pfalz! hat er nur ſeine und ſeiner Vorfahren Dienſte in Erinnerung zu bringen; Euch, nur Euch läßt er bitten, ihm ein gnädiger Herr zu ſeyn! — Er ſchwieg, — auch die Fürſten ſchienen betroffen.

Da nahm der Landgraf das Wort: Daß ich Luther und ſeiner Lehre anhänge, — ſagte er mit Freimuth — mag der Kaiſer und ganz Deutſchland wiſſen, meinen Glauben verläugne ich nicht; was ich in Aachen vom Kaiſer geſprochen, weiß ich ſelbſt nicht mehr. Was kümmert das mich?!

Und mich noch weniger eine Verbindung, die ein feindlich geſinntes Hirn ausgebrütet hat! — ſagte Kurfürſt Richard — Es muß ſchlecht um Sickingen ſtehen, daß er zu dergleichen Drohungen ſeine Zuflucht nimmt!

Nachdem ich das, was mir der Ritter anvertraut, Euch unumwunden berichtet habe, — nahm der Klausner wieder das Wort — hört nun auch die Mahnung des Bruder Philipps und beherziget ſie.

Ihr wollt den Adel unterdrücken, das iſt der Zweck Eurer Fehde gegen Sickingen. Daß Ihr ſeine Herrſchſucht zu beugen, ſeinen Stolz zu demüthigen, die Raubburgen zu zerſtören ſucht, daran thut Ihr recht; aber auch Ihr müßt nicht in die Fehler verfallen, welche Ihr an Andern rügt. Aus Herrſchſucht und Eigennutz wollt Ihr den Adel beugen; aus eigenem Stolz ihn demüthigen, daß er tief unter Euch, nicht Euch zur Seite ſtehe; aus Raubſucht ihn ſeiner Güter und Vorrechte berauben, und ſo den freien Edlen zu Eurem Diener machen. Hütet Euch, daß nicht eine Zeit kommt, wo Euer Thron einer Stütze bedarf, die Ihr dann ſelbſt untergraben habt. Und wer kann in die Zukunft blicken, ob je wieder ein Greifenklau den erzbiſchöflichen Sitz von Trier beſteigt, für den Ihr jetzt Euer adeliges Erbtheil zerſtört; wer wiſſen, ob nicht ein weltliches Scepter einſt da herrſchen wird, wo jetzt der Krummſtab waltet! Wer kann wiſſen, ob auch Euch, Landgraf von Heſſen! das Loos des edlen Sickingen nicht trifft, als Märtyrer Eures Glaubens und Eurer Fürſtenrechte, in Banden zu ſchmachten? Wer Euch, Pfalzgraf am Rhein! vor dem Unbeſtande des Schickſals ſchützen, dem Fürſt und Bettler unterworfen ſind? Euer Geſchütz ſchleudert heute Tod und Verderben nach Nanſtein und zertrümmert die feſten Mauern, die noch Jahrhunderte zu tragen glaubten, und morgen vielleicht liegt Euer ſtolzes Schloß zu Heidelberg auf gleiche Weiſe zerſtört, in Trümmern! Bedenkt den Wechſel des Glücks, Ihr Herrſcher der Erde! Vor wenig Monden noch ſtand Sikkingen mit einem mächtigen Heere vor Trier, und aus funfzig Feuerſchlünden ſandte er der Stadt Verderben zu; jetzt, nur von einigen Hundert Knechten umgeben, bleibt ihm nur der enge Raum ſeiner Burg, und wie viel Jahre, wie viel Monden, wie viel Tage vielleicht nur werden vergehen, ſo ſeyd Ihr, gleich ihm, auf eine Spanne Erde, oder auf ein breternes Häuschen beſchränkt, und Eure Wohnung iſt nicht größer, als die des Bettlers! Geht in Euch, denkt an den Wechſel im Leben und zerſtört das Edle nicht mit freventlicher Hand. Einen Mann wie Sickingen, ſolche Zierde des Vaterlandes, kann Euer Machtwort nicht wieder hervorrufen, wenn Ihr ſeiner vielleicht in der Zeit bedürft, wo eine höhere Macht Fürſten vor ihrem Purpur beugen will, wie dieſe jetzt den Adel vor ihrem Hermelin!

Er ſchauete im Kreiſe umher, den Eindruck zu erforſchen, den ſeine Rede hervorgebracht; dann ſprach er, den Segen austheilend: Der Friede Gottes ſey mit Euch! Hier iſt mein Werk vollbracht; Bruder Philipp geht in ſeine Klauſe zurück. Er verneigte und entfernte ſich.

Schade, daß der Bruder kein Dominikaner geworden iſt, er würde, trotz dem eifernden Hoogſtraten zu Köln, ein tüchtiger Predigermönch geworden ſeyn! rief ihm der Kurfürſt Richard nach.

Mir hat er doch mein Gemüth erſchüttert! ſagte der Landgraf.

Euch? Luthers Anhänger, ein Klausner das Gemüth erſchüttert? fragte der Kurfürſt ſpöttiſch.

Laßt das, Herr Kurfürſt! — entgegnete Landgraf Philipp ernſt — Jeder behalte ſeinen Glauben, und ſo wenig einem Erzbiſchofe Helm und Panzer, gehört der Glaube in's Feldlager.

Auch der Pfalzgraf war nachdenkend geworden; aber Richards rachgieriges Herz überſtimmte bald die mahnenden Worte des Einſiedlers, welche nur für Redinger gewirkt, für Sickingen aber fruchtlos geblieben waren.

Der Kurfürſt verſchob abſichtlich die Auswechslung bis auf den andern Morgen, weil er hoffte, dann ſchon in dem Beſitz des Schloſſes zu ſeyn. Albrecht Wohnſam hatte nämlich in der Zeit, da er in Nanſtein noch nicht frei umher gehen durfte und Maria durch Schmeichelworte noch umfangen hielt, ſie zur geheimen Flucht zu bereden gewußt. Sie hatte ihm zu gleichem Zwecke die ſich auf dem Schloſſe verbreitete Sage mitgetheilt, daß ein geheimer Weg aus der Kapelle des Schloſſes in den Wald bei Kaiserslautern führe, doch ihm dieß nur als ein Gerücht, das ſie nicht verbürgen könne, erzählt. Späterhin, als ihm die Freiheit wurde, überall umher zu gehen, und er ſchon damals über einem Racheplan brütete, hatte er mehrere Nächte hindurch ſich in der kleinen Kapelle zu verbergen gewußt und den Eingang in das unterirdiſche Gewölbe geſucht. Endlich fand er ihn unter dem Leichenſteine eines alten Ritters; er ſetzte die andere Nacht ſeine Unterſuchungen fort und gelangte an den Ausgang im Walde, den er durch Zeichen an den Bäumen ſich bemerkbar machte, und ihn auch des andern Tages wiederfand.

Auf dieſe Kenntniß des unterirdiſchen Ganges war der Anſchlag berechnet, welcher das Schloß und den Ritter noch in dieſer Nacht in die Hände der Fürſten bringen ſollte. Achthundert Knechte wurden in aller Stille zur Ausführung beordert, welche unter der Anführung Vollmars von der Leyen, und von Albrecht geführt, ſich des Abends um die zehnte Stunde in Bewegung ſetzten, nach dem Walde zogen und bald den Eingang fanden, der in einen von wildem Geſtripp und Brombeerhecken bewachſenen Steinbruch hinabging. Nur auf Leitern konnte man hinunter gelangen. Albrecht ſtieg, die Fackel in der Hand, voran; Vollmar und die Knechte folgten. Bald waren ſie in dem geräumigen, ebenen Gange und ſchritten nun beuteluſtig vorwärts. Aber kaum einige hundert Schritte weiter, fanden ſie den Gang, zu Albrechts Verwunderung, vermauert, doch für jeden Fall mit den nöthigen Inſtrumenten verſehen, verſuchten ſie, ſich durch die Mauer Bahn zu brechen; es gelang, ſie ſchritten weiter vor und fanden nun den Gang ganz verſchüttet. Auch hier verſuchten ſie durchzubrechen, aber die Bemerkung Vollmars von der Leyen, daß gewiß bei dieſer Vorſicht der Belagerten jeder Verſuch vergeblich ſeyn würde, ließ ſie endlich von ihrem Vorhaben abſtehen und ſich zurückziehen. Jedoch beſchloß der vorſichtige Anführer, auch von ihrer Seite nichts zu verſäumen, und ein Hauptmann mit ſeiner Fahne mußte, den Eingang zu bewachen, zurück bleiben, und im Walde ſein Lager aufſchlagen.

Die Fürſten waren über dieſe getäuſchte Hoffnung mißmuthig, ließen das Geſchütz dem Schloſſe noch näher auffahren, um am andern Tage durch Gewalt zu bezwecken, was die Liſt nicht vermocht hatte.

Sickingen hatte nun wohl nach dem, was ihm der Klausner von der Stärke des verbündeten Heeres und von der Menge des Geſchützes berichtet, eingeſehen, daß es thörigt von ihm war, ſich in Nanſtein einſchließen zu laſſen. Er beſchloß nun, des Klausners Rath zu befolgen und durch den geheimen Gang mit Margarethe und einigen Dienern noch in derſelben Nacht die Burg zu verlaſſen.

Als er dem Schloßvoigt am Abend die Befehle gab, das Nöthige deshalb anzuordnen, erbleichte der Alte. — Herr! — ſagte er — verzeiht einem alten treuen Diener, wenn er ohne Euern Befehl aus unnützer Vorſicht vielleicht etwas Thöriges gethan hat. Durch meine Tochter benachrichtigt, daß Albrecht Wohnſam den geheimen Gang kenne, habe ich, als ich erfuhr, er ſtehe im Dienſt des Kurfürſten von Trier, den Gang vermauern und verſchütten laſſen; doch hoffe ich, bei angeſtrengter Arbeit ihn, ehe es tagt, wieder öffnen zu können.

Obgleich Sickingen nicht ahnen konnte, wie nützlich ihm des Voigts Vorſicht geweſen ſey, zürnte er doch nicht mit ihm und gab Befehle, ſogleich an die Arbeit zu gehen, und nur ſo viel aufzuräumen und durchzubrechen, daß er, in einer Sänfte getragen, durchkönne; er ordnete dann noch das Nöthige an, vernichtete alle Papiere, die, im Fall der Uebergabe, ihm und ſeinen Freunden hätten ſchaden können, und übergab Philipp von Rüdesheim den Befehl im Schloſſe.

Der Voigt begann indeſſen die Arbeit, ließ aber plötzlich inne halten, als er gegen Mitternacht ein Getöſe vernahm und deutlich hören konnte, daß von der andern Seite gleichfalls an dem Wegräumen des Schuttes gearbeitet wurde. Er benachrichtigte Sickingen ſogleich von dieſem Ereigniß, der die Beſatzung die Waffen ergreifen ließ und mit hundert Knechten den Gang und die Kapelle beſetzte. — Als nun nach Kurzem das Getöſe aufhörte und man keinen weitern Lärm vernahm, befahl er, fortzufahren, und bald hatte man ſich einen Weg gebahnt. Nun ſchickte er Konrad mit noch Einigen bis gegen die Mauer vor, die ſie eingeriſſen fanden. Als nun der Alte vorſichtig in der Steingrube hinauf klimmte, leuchteten ihm die Wachtfeuer entgegen, und er konnte deutlich die Schildwacht an dem Eingange des Steinbruchs auf und ab ſchreiten ſehen.

Auf dieſen Bericht blieben dem Ritter nur zwei Wege übrig. Mit der Beſatzung hier einen Ausfall zu wagen, die, ſo den Eingang bewachten, zurückzutreiben und ſo aus dem Schloſſe zu kommen, oder darin zu bleiben, den ganzen Gang zu verſchütten und ihn unbrauchbar zu machen. Er entſchloß ſich für das Letztere; denn da er kein Pferd draußen bereit hatte und des Podagra's wegen nicht einmal gehen konnte, ſondern ſich in einer Sänfte hät-

hätte tragen laſſen müſſen, ſo war es wahrſcheinlich, daß er dem ihn verfolgenden Feind in die Hände fallen mußte. — So wollen wir ihm lieber die Stirn bieten — ſagte er zu ſeinen Freunden — und Gott und dieſen Mauern vertrauen! — Ein allgemeiner Jubel verbreitete ſich auf dem Schloſſe bei der Nachricht, der Ritter bleibe bei ihnen, und Sickingen, noch immer in der Hoffnung des Entſatzes, glaubte ſelbſt, daß es ſo am beſten ſey.

Am frühen Morgen aber begannen die Verbündeten ein ſolch ſchreckliches Feuer, daß Sickingen Margarethe und Maria mit ihrem Kinde in das Kellergeſchoß zu gehen befahl; er ſelbſt ließ ſich von Ort zu Ort tragen und ſprach den Knechten Muth ein. Aber das Geſchütz der Belagerer, einzig nach dem großen Thurme gerichtet, auf dem die drei Karthaunen ſtanden, und ſo in der Nähe aufgeſtellt, daß jeder Schuß von verderblicher Wirkung war, hörte nicht auf, zu feuern; bald war ein Theil von Sickingens Geſchütz unbrauchbar, und ehe es Mittag wurde, ſtürzte der rieſenhafte Thurm und mit ihm das feſteſte Bollwerk des Schloſſes zuſammen. Zwanzig Knechte und die beſten Conſtabler wurden unter ſeinem Schutte begraben, und die durch ſeinen Einſturz verurſachten Staubwolken bargen lange das Schloß dem Auge der Belagerer.

Durch dieſen, von Jedermann für unmöglich gehaltenen unglücklichen Vorfall erbebte auch das Herz des Muthigſten, und ſelbſt die alten Lanzknechte, die nun ſchon ſo viele Jahre unter Sickingens Panier gefochten hatten, verloren den Muth; nur Sickingen nicht.

Bringt die Fahne mit meinem Wappen herauf, die nur bei freudigen Begebenheiten aufgeſteckt wird, — rief er dem Schloßvoigt zu — und pflanzt ſie auf die Trümmer des Thurmes, daß ſie hoch im Winde, den Feinden zum Trotze, flattern möge; denn ſo lange noch ein Thurm ſteht und die feſte Mauer, ſo lange mein Herz noch ſchlägt und ich meine alten treuen Knechte und meine Freunde um mich ſehe, verliere ich den Muth nicht!

Und als die alten Kriegsgeſellen die Fahne mit den fünf Schneeballen luſtig auf den Ruinen flattern ſahen, jauchzten ſie auf, und ihres Ritters Muth war auch ihnen geworden.

Der Feind ließ ſich jedoch nicht durch dieſes

Zeichen des Trotzes irren: er ſetzte ſein mörderiſches Feuer fort und ſchickte an dieſem Tage 600 Kugeln — eine unerhörte Zahl für die damalige Zeit — nach der bedrängten Veſte.

Solch unchriſtlich Schießen habe ich mein Tage noch nicht gehört! — ſagte Sickingen zu Reinhard von Neueneck, der in ſeinem Zimmer bei ihm ſaß und einen Becher mit ihm leerte. — Der Pfaff muß der Hölle die Karthaunen und Conſtabler abgeborgt haben; denn das iſt ein hölliſches, kein chriſtliches Feuer! Nun, ihr Pulver wird ja auch zu Ende gehen.

Indem er dieß ſagte, trat ſein Büchſenmeiſter ein, und berichtete ihm, daß des Feindes Geſchütz ein Stück Mauer, wohl 21 Schuhe in der Länge, niedergeworfen habe. Sogleich ſtand er auf, und, ſich auf Konrad und den Büchſenmeiſter ſtützend, ließ er ſich an den Ort führen, wo die Oeffnung gemacht war. Hier überlegte er, wie der Schaden auszubeſſern ſey, befahl, die Oeffnung einſtweilen mit einem Erdaufwurf während der Nacht zu ſchließen, und als er dem Büchſenmeiſter Alles genau beſchrieben und nachdenkend vor ſich hin ſah, rauſchte ſein finſteres Geſchick über ihm, die ſauſende Kugel, aus einer feindlichen Nothſchlange geſchoſſen, traf einen Balken des zuſammengeſtürzten Thurmes ſo kräftig, daß er zerſplittert umher flog, ein Stück dem Ritter die Seite aufriß, den Büchſenmeiſter verwundete und den treuen Konrad todt neben ſeinem Herrn hinſtreckte.

So fand ſie der Schloßkaplan betäubt am Boden liegen. Schnell ſchaffte er Hülfe und ließ den Ritter in ſein Gemach bringen. Aber auch hier gönnten ihm die Kugeln keine Ruhe; alles Geſchütz der Belagerer war dahin gerichtet, und nachdem der Wundarzt ihn verbunden, befahl Sickingen, ihn in das in den Felſen gehauene Gemach zu tragen: Denn im feindlichen Lager — ſprach er — muß ein Verräther ſeyn, der ihnen von Allem Kunde giebt; ich glaube ihn zu kennen, es iſt die Schlange, die ich an meiner Bruſt groß zog. Nun, ſeiner Strafe wird er nicht entgehen! — Man trug ihn hinunter, und trotz der ſchmerzhaften Wunde entſchlummerte er bald.

Als er nach kurzer Ruhe erwachte, ſah er Margarethe mit thränendem Auge an ſeinem Lager ſitzen.

Kind! — ſagte er, ſie beruhigen wollend, —

weine nicht! Mit mir wird es bald vorüber ſeyn, und ich nehme von der Welt und ihrer Herrlichkeit, wie von ihren Thorheiten, Abſchied. Deshalb will ich noch die letzten Stunden, ſo viel ich kann, genießen, und der Ritter und ſeine Ahnen ſollen das Sterbelager verlaſſen, wo nur der Menſch, der arme, nackte Menſch und ſein Herz, zur weiten Reiſe ſich bereitend, ruhen ſollen.

Margarethe! — fuhr er fort, die Hand nach ihr ſtreckend, die ſie an ihre bleichen Lippen drückte. — Margarethe! liebes, mir theures Kind, Du frommes Weib meines Georgs, komm' an Deines Vaters Bruſt!

Sie ſank bei dieſen Worten nicht an ſeine Bruſt, ſie ſank auf ihre Knice vor ihm nieder.

Nicht ſo, mein Kind! — ſprach er bewegt — an meinem Herzen iſt Dein Platz, den Du ſo lange entbehren mußteſt.

Sie beugte ſich nun ſanft über ihn und legte ihr müdes Haupt an ſein mattklopfendes Herz.

So! — ſagte er freundlich — das thut mir wohl, liebe Margarethe! — Schon lange wußte ich, — fuhr er nach kurzem Schweigen fort — daß Du meines Georgs Gattin warſt; ich konnte Dir und ihm nicht zürnen und mußte doch ſchweigen, weil ich keinen Ausweg vor mir ſah. Oft ſchaute ich in Dein bleiches, kummervolles Geſicht, wollte Dich tröſtend an mein Herz drücken, aber die Vorurtheile des Lebens laſten ſo ſchwer auch auf der freieſten Bruſt, daß ich lieber mein Gefühl in ſie verſchloß, als es laut werden ließ. Aber jetzt —

Die Stimme verſagte ihm, er ſank ermattet auf ſein Lager nieder.

Auch jetzt — ſagte Margarethe, ihm ſanft die Kiſſen rückend, — muß es der Welt verborgen bleiben, daß Georgs Gattin die Tochter Eures Geheimſchreibers iſt.

Sickingen ſchüttelte verneinend ſein Haupt.

Ich bitte Euch, Vater! — bat ſie — unſere Stunden ſind ja gezählt; warum für dieß Leben noch handeln wollen, da der Tod all' unſer Mühen nutzlos macht. Geht Margarethe Slör, ſchon in dem Frühlinge ihres Lebens welkend, hinüber, ſo weint ihr manches Auge eine Thräne des Mitleids, und meines Georgs Brüder und Eure ganze Sippſchaft gönnen der Tochter Eures treuen Dieners eine ſanfte Ruheſtätte; den Schlummer Margarethe's von Sickingen würde manche Verwünſchung ſtören, und die Zwietracht, womit ſie die Herzen der Brüder trennte, wär' ein arger Lohn für meines Georgs treue Liebe. Nein, Vater! laßt Eure Lippen ſchweigen, nehmt dieß Geheimniß mit hinüber, und laßt mich Euch mit der Beruhigung folgen, daß mir kein Fluch in mein ſtilles Grab nachtönte.

Und wie kannſt Du mit ſolcher Gewißheit vom Leben Abſchied nehmen? Hat mich doch die Hoffnung nicht verlaſſen! ſagte der Verwundete.

Der Tod hat an meine Pforte geklopft, Vater, und mir ſeine Ankunft gemeldet! — erwiederte Margarethe — Ich habe ihn ſchon lange in meiner Bruſt gefühlt; er iſt mir ſchon oft durch meine Adern gerieſelt und hat ſich ſchmerzlich in meine Gebeine eingebohrt —

Nahmſt Du Gift, armes, unglückliches Kind? fragte Sickingen erſchrocken.

Da ſey Gott vor, daß ich den Tod gewaltſam herbeirufe! erwiederte Margarethe zuſammenſchaudernd.

Nun, ſo hoffe und bete! — tröſtete der Ritter — Deine verwelkte Blüthe zu erfriſchen, bedarf es nur eines wohlthätigen Regens und milder Sonnenſtrahlen. — Margarethe lächelte ſchmerzlich ſtatt Antwort. — Und nun geh', meine Tochter, — ſagte er ernſt — ſende Konrad zu meinen Freunden —

Er iſt nicht mehr! — unterbrach ihn Margarethe — er wurde an Eurer Seite zerſchmettert gefunden.

Wohl ihm! — ſagte der Ritter — Er hat den Todeskampf ſchon überſtanden! Nun, ſo ſende einen Andern zu meinen Freunden, laß ſie entbieten, zu mir zu kommen. — Margarethe entfernte ſich.

Eitler Tand der Welt! — rief nun Sickingen, die Augen gen Himmel ſchlagend. — So nahe deinen Pforten, du blaues Himmelszelt, erſcheint das gewaltige Treiben des Lebens ſo klein, ſo erbärmlich! Glaubte ich doch, mit mir würde die Welt untergehen und ich das Glück von Millionen mit mir nehmen! Die Welt geht ruhig ihre Bahn, und Alles bleibt hinter mir zurück, und Niemand fragt, wohin der Ritter von der Ebernburg gegangen iſt. Nun, Gott Lob! er that einen freudigen Gang und geht unbelaſtet hinüber, denn ſein Zweck war gut. Ja, ich wollte mein Vaterland beglücken, wollte Geiſtesfreiheit ihm erringen; da ließ mich

Gott in Mitte meines Laufes untergehen, und die kleinen Seelen um mich werden den gefürchteten Löwen bald vergeſſen haben und ſtolz über ſein Grab wegſchreiten! Vielleicht in ferner Zeit, und das iſt ein heiteres Licht in meiner Nacht, — begann er freudiger — werden kommende Geſchlechter noch meiner gedenken, und mein Name wird genannt werden, wenn man den Markſtein des Ritterthums bezeichnen will. Mit mir geht es unter; ich wollte es retten, und es zog mich mit ſich hinab in die Fluth! Aber ſo lange dieſes Herz, wenn auch nur matt, noch ſchlägt, will ich über der Fluth mich erhalten. Das Schickſal ſoll mich nicht eher beugen, als bis es die morſche Hülle zermalmt hat, und, den Tod vor Augen, will ich bis zum letzten Pulsſchlage dem kräftigen Leben angehören; Gott wird mir Stärke dazu verleihen!

Das Geräuſch der Kommenden ſtörte ihn in ſeinen ernſten Betrachtungen. Seine Freunde traten ein, auch mancher alte Knecht mit ihnen, ſo weit es das kleine Zimmer erlaubte.

Lieben Freunde und Kriegsgenoſſen! — ſagte er — ich bin ſtark getroffen, und Gott allein weiß, ob ich dieß Lager wieder verlaſſen werde; laßt Euch deshalb nicht entmuthigen; — thue Jeder hinter Wall und Mauern ſeine Pflicht, als ob Franziskus noch unter Euch wäre und die Gefahren mit Euch theilte. Seyd dem Ritter Philipp von Rüdesheim gehorſam, den ich in Allem zu Euerm oberſten Hauptmann ernenne, und ſagt den Knechten: Franz von Sickingen, obgleich ſchwer verwundet, habe noch guten Muth und gutes Vertrauen.

Als die Freunde ſich entfernt, ſchrieb er mit zitternder Hand an Balthaſar Slör, benachrichtigte ihn von dem, was vorgefallen, und trieb ihn an, zu dem Grafen Wilhelm von Fürſtenberg zu eilen, daß dieſer mit allen denjenigen, die er und Slör kenne, zum Entſatz herbeieilen möchte. Ich habe — ſchloß er den Brief — ein gar trotziges Geſinde um mich, das ſich zu wehren Luſt hat, und bin noch ganz Zuverſicht.

Dieſer in Chiffern geſchriebene Brief fiel den Fürſten in die Hände und gab ihnen erſt die völlige Gewißheit, daß der Ritter nicht mit der Reiterei ausgezogen, ſondern noch auf dem Schloſſe ſey. Sie glaubten deshalb um ſo eifriger mit der Beſchießung fortfahren zu müſſen; auch ſchickte der Kurfürſt, ſeinem Wort getreu, Max Redinger und die verlangten 600 Gülden zum Löſegeld für Heinrich von Elz auf das Schloß, der auch ſogleich ſeine Freiheit erhielt.

Nach einigen Tagen, nachdem ſchon mancher Edle und mancher tapfere Lanzknecht geblieben war und ſich Sickingens Zuſtand immer mehr verſchlimmerte, ſchickte er endlich — es war am 6. Mai — einen Trompeter in das Lager der Verbündeten und erſuchte die Fürſten, Abgeordnete zur Unterhandlung an einen beſtimmten Ort zu ſchicken. Die Fürſten bewilligten ſein Geſuch, ließen eine Zeit lang mit dem Schießen einhalten und ſandten den Feldhauptmann Wilhelm von Renneburg, Eberhard Schenk und noch einige Andere ab; wogegen Franz den von Waldeck zur Unterhandlung hinausſchickte. Die fürſtlichen Abgeordneten wollten ſich aber auf keine andere Bedingungen einlaſſen, als daß ſich Sickingen mit der ganzen Beſatzung gefangen geben und alle ſeine Güter und Habe ihnen überantworten ſollte, dann wollten ſie mit Schießen einhalten und das Weitere ordnen.

Dieſe harten, ſogleich der Beſatzung kund gemachten Bedingungen empörten Edle und Knechte; ſie ſtürmten an ihres Ritters Siechbett, verlangten, daß er ſolch ſchmähliche Forderung nicht bewilligen ſollte, und ſchwuren, mit Leib und Blut ihn zu ſchützen, da es ihm doch nur um ein ruhiges Sterben zu thun ſeyn könne.

Bei dieſem Entſchluß der Beſatzung umſtrahlte ein freudiges Lächeln Sickingens Antlitz; dieſe Treue rührte ihn tief und linderte die Schmerzen ſeiner Wunde. Er ließ den Fürſten zurückſagen, daß er dieſe harten Bedingungen nicht annehmen könnte, wollten ſie ihn aber mit den Seinen frei abziehen laſſen, ſo wollte er ihnen das Schloß mit Allem übergeben.

Den Fürſten war wenig an Nanſtein, alles an Sickingens Perſon gelegen. Sie nahmen den Vorſchlag nicht an, das mörderiſche Feuer begann von Neuem, und die alten Krieger ſtanden wieder muthig zur Vertheidigung bereit auf ihren angewieſenen Poſten. Als aber am Mittag der Wundarzt auf Sickingens Frage ihm kund that, daß keine Hoffnung zum Leben mehr ſey, ſchon der Brand ſich zeige und er nicht drei Tage mehr gegen den Tod kämpfen könne, ließ er ſich auf ſeinem Bette in den großen, mit den Bildern ſeiner Ahnen gezierten Saal tragen und befahl, daß ſich Alles, Ritter und Knecht, um ihn verſammeln ſolle.

Lieben Geſellen und Freunde! — ſagte er mit matter Stimme — was können wir noch weiter thun? Ich hatte mir heute früh wohl noch ein Anderes vorgenommen; jetzt aber bitte ich Euch, gebt Alles freiwillig auf, denn ich werde nicht drei Tage der Fürſten Gefangener ſeyn. Der Tod zahlt das Löſegeld für mich; für Euch aber habe ich noch viel gute Gefangene vom Adel, die Euch wohl ledigen werden. Es wäre unrecht, länger an mich allein und nicht an Euch zu denken; an mir haben ſie nichts mehr zu gewinnen. — Er reichte nun einem Jeden die Hand; ſo mancher bärtige Krieger nahm unter Thränen Abſchied von ſeinem Feldherrn, die Edlen ſahen mit ihm ihre letzte Stütze ſinken, ſchweigend und tief betrübt entfernten ſich die Umſtehenden.

Nun ſandte er an die Fürſten und ließ ihnen ſagen: wenn ſie ihm das Leben und ritterliche Haft ſichern und Mann gegen Mann auswechſeln wollten, ſo würde er ihnen das Schloß und ſich und die Seinen gefangen übergeben.

Als dieß gethan war, blickte er noch einmal im

Kreiſe ſeiner Ahnen umher, und über ſein Antlitz breitete ſich ein freundliches Lächeln. — Ich komme bald zu Euch, Ihr edlen Väter! — ſagte er bewegt — und trete mit Stolz und mit dem Gefühle, für die Menſchheit gelebt zu haben, für das Edle geſtorben zu ſeyn, in Eure Reihen; mögen die, ſo mir folgen, ein Gleiches thun! — Dann reichte er mit freudigem Blicke Margarethe die Hand und ſagte: Nun iſt das Irdiſche vollbracht; laß uns allein noch an den Himmel denken. Margarethe, bald ſind wir dort! — Er faltete die Hände zum ſtillen Gebet, die Tochter kniete an ſeinem Lager, gleich ihm zu Gott um baldige ſchmerzloſe Auflöſung betend.

So fand ſie am Abend Hans von Waldeck, den er in's Lager geſandt hatte. Er brachte die Nachricht, daß, nach vielem Bitten und ernſtem Mahnen der Grafen und Edlen, die Fürſten endlich nachgegeben, die Bedingungen angenommen und ſie morgen in der Frühe erſt einziehen würden.

So gönnen ſie mir doch noch eine Nacht als ein freier Mann in meinem Schloſſe zu ruhen; vielleicht ſchließt mir der Tod bis dahin die Augen, daß ich nicht mehr meine Feinde ſehen und ſie des verwundeten Löwen nicht ſpotten können! Wo nicht, ſo ſtört doch nicht der Donner der Karthaunen meine letzten Augenblicke, mein letztes Gebet.

Heiter, als ſey die kommende Morgenröthe ihm ein Bote freundlicher Stunden, ſchlummerte er ein. Margarethe wachte an ſeinem Bette.

12.

Im Lager der Verbündeten hätte man am Morgen lauten Jubel erwarten ſollen, und es herrſchte dort eine dumpfe Stille; ſelbſt auf den Geſichtern der Lanzknechte war ein finſterer Ernſt zu ſehen, man hätte meinen können, es ſey ihnen der Befehl zur Aufhebung der Belagerung gegeben worden. Dieſe Krieger, zum Theil alte, im Waffenkampf ergraute Geſellen, welche Franz von Sickingen noch aus vergangener Zeit kannten oder ihn, deſſen Name durch ganz Deutſchland gefeiert war, hoch ehrten, konnten an ſeinem Unglücke keine rechte Freude haben; zum Theil war es Landvolk, das ſich ſtets nach den alten Knechten bildete und es für Schmach gehalten hätte, nicht in die Bewunderung eines Helden mit einzuſtimmen. Nur die von Trier, welche das Elend des Kriegs ſelbſt betroffen, freuten ſich, Gleiches mit Gleichem vergelten zu können, theilten ſchon im Voraus die reiche Beute und vergaßen ganz die Fabel vom Löwen, der die Früchte der gemeinſchaftlichen Jagd mit den andern Thieren ſo theilt, daß Alles nur für ihn bleibt. Die von Adel, wenn auch Einige unter ihnen Sickingen perſönlich feind waren, fühlten wohl, daß ſie ihr eigenes Grab gegraben hatten, und konnten ſich über den Untergang des letzten Verfechters ihrer Rechte nicht freuen, obgleich ſie thörig genug mit Gut und Blut dazu behülflich geweſen waren. Selbſt die Fürſten waren verſchiedenen Sinnes. Der Pfalzgraf, mit den andern zwar einverſtanden, daß es Zeit ſey, die kleinen Despoten zu ihren Vaſallen und Dienern zu machen und mit ihrem Haupte zu beginnen, konnte ſich doch nicht eines theilnehmenden Gefühles für Sickingen erwehren; er fühlte ſeinen Undank, fühlte das Entehrende, einen Mann verderbt zu haben, der ihm in Zeit der Noth treulich beigeſtanden, und deſſen Vater für den ſeinen auf dem Blutgerüſte geſtorben war; aber er hatte nicht Kraft genug, das Beſſere vorwalten zu laſſen, und die ſchönen, von ſeinen Aemtern eingeſchloſſenen Burgen des Ritters lockten zu ſehr, um nicht die Pflicht der Dankbarkeit darüber zu vergeſſen

Landgraf Philipp von Heſſen freute ſich, Gleiches mit Gleichem vergolten zu haben, ſeine noch nicht bezahlte Verſchreibung zurück zu erhalten und ſeinen Antheil an der reichen Beute zu nehmen Die Theilnahme, welche ſpäterhin ſein Unglück für ihn erweckte, ſo wie den Beinamen des Großmüthigen, womit ihn die freigebige Mitwelt ehrte, verdiente er bei dieſer Fehde wahrlich nicht, und es ſchien, als ob am Tage von Halle nur die gerechte Nemeſis über ihn gewaltet habe. Gleich dem Pfalzgrafen, unterdrückte auch er, um ſich ganz dem Eigennutze hinzugeben, die beſſeren Gefühle, welche Luthers Lehre für Sickingen in ihm aufrief

Nur Richard von Trier war ganz mit ſich einig und genoß ſeinen Triumph ungetrübt. Er feierte einen dreifachen: den der Kirche, über den Irrglauben; den des Fürſten, über den kühnen, emporſtrebenden Edlen; den des beleidigten Mannes über ſeinen Feind. Ihm war dieſer Tag der ſchönſte ſeines Lebens; und als ihm am Abend einer der Abgeordneten die Nachricht brachte, Sickingen läge ſo ſchlecht darnieder, daß er vielleicht den kommenden Morgen nicht mehr erleben würde, flehte er Gott in inbrünſtigem Gebet, ſeinem Feinde das Leben zu friſten, damit er ihn noch gebeugt vor ſich ſehen könnte. Gott erhörte das Menſchliche ſeines Gebets, ohne das Teufliſche zu erfüllen.

Auf der Burg war trotz der mancherlei Bewegungen eine drückende Stille, wie vor einem nahenden Gewitter. Mit finſterm Unmuth, faſt verzweiflungvoll, traten die alten Knechte zuſammen; ſo lange hatten ſie ſchon neben einander in Reihe und Glied, in Freud' und Leid ausgehalten, und nun ſollten ſie, vielleicht in alle Welt zerſtreut, ſich auf immer trennen. Schweigend reichten ſie ſich die Hand und ſagten ſich ſo ein ſtummes Lebewohl. Sickingen hatte alles noch vorräthige Geld unter ſie vertheilen laſſen, damit es nur nicht in die Hände der Fürſten fiel, hatte ſeinen letzten Willen aufgeſetzt und erwartete nun mit Ruhe den Einzug des Feindes. Die heitere Freundlichkeit, welche ihm ſo manches Herz gewonnen hatte, verließ ihn auch heute nicht, und

Jedem, der, um ihn noch einmal zu ſehen, zu ihm trat, ſagte er ein tröſtendes Lebewohl.

Als jedoch im Thale die ſchmetternden Trompeten die Ankunft der Fürſten verkündeten, überflog eine dunkle Röthe ſein bleiches Geſicht. — Nun, — ſagte er zu den Umſtehenden — ſo ſoll ich denn auch am Ziele meiner Tage noch erfahren, wie es einem Kriegsmanne zu Muthe iſt, der gefangen vor ſeinem Sieger ſteht! Habe ſo manchen wackern Degen, ſo manchen Schuft ſo vor mir ſtehen geſehen, und dann oft gedacht, ob auch mir wohl einmal dieß Loos werden würde, und in dieſem Gedanken dann immer menſchlich und ritterlich gehandelt. Nun mögen die Herren thun, was ihnen beliebt; ſie werden nicht lange ihr Spiel mit mir treiben. — Dann wendete er ſich zu Philipp von Rüdesheim: Thue, wie ich Dir geſagt, mein Freund! Selbſt das traurige Geſchäft der Uebergabe muß mit würdevollem Ernſte geſchehen; im Unglück muß man ſeinen Stolz doppelt verwahren.

Auch Du, Margarethe, verlaß mich jetzt! — wandte er ſich zur Tochter — Sobald die Fürſten ſich ſatt an meinem Anblicke geweidet und mich verlaſſen haben, kehre zu mir zurück; ich möchte gern in Deinen Armen ſterben.

Aber Margarethe wich nicht von ſeinem Lager.

— Der Tod könnte Euch überraſchen — ſagte ſie — und ich könnte Euch dann die Augen nicht zudrücken. Laßt mich hier; was kümmern ſich die Fürſten um ein bleiches, hinfälliges Mädchen!

So bleib'! ſagte er bewegt.

Euch Beiden, — wandte er ſich zu ſeinem Kaplan und Philipp Wohlgemuth — Euch will ich noch einen irdiſchen Wunſch mittheilen. Ich habe von jeher gewünſcht, da, wo ich ſterbe, auch begraben zu werden, denn dem Todten iſt die Erde, in der er ruht, überall ſeine Heimath, und, wo es auch ſey, ſchläft es ſich ruhig, wenn ein reines Gewiſſen ſich zu uns bettet. Aber ich möchte nicht gern in meinem Grabe geſtört ſeyn, möchte gern dort ruhig ſchlafen, und da ich nun fürchten muß, daß die Rachgier der Fürſten mein Schloß zertrümmern und es den Flammen Preis geben wird, ſo laßt mich unten in der Kapelle bei Landſtuhl beiſetzen; damit mein Wunſch erfüllt werde und ich dort ungeſtört ſchlafen kann.

Du, Philipp, ſorge jetzt für Maria; ich glaube, ſie bedarf in dieſem Augenblicke Deiner Leitung. Bin ich nicht mehr, dann ſey Margarethe's Schutz bis zu ihrem baldigen Ende, und leb' wohl, frommer Sänger, biederes Herz!

Er reichte ihm die Hand, welche, ſie mit Thränen benetzend, Philipp an ſeine wogende Brust drückte und ihn verließ.

13.

Hell ſchmetterten die Trompeten und ſchon zogen die Verbündeten in ſtolzer Ordnung längs der Mauer, welche das Schloß mit dem Städtchen verband, den Berg hinan, nach dem Eingange hin, den zwei kleine Thürme vertheidigten. Voran ſchritt ein Haufen Trier'ſcher Lanzknechte, dann kam die Reiterei der Pfalz, ihnen folgten die Fürſten, der Kurfürſt in der Mitte, Pfalzgraf Ludwig zu ſeiner Rechten, der Landgraf zu ſeiner Linken. Eine Abtheilung des Adels und die Heſſen ſchloſſen den Zug.

Als die Fürſten dem Schloſſe nahe kamen, rief der Kurfürſt den in ſeinem Gefolge ſich befindenden Albrecht Wohnſam herbei, ihn nach Manchem, die Veſte betreffend, zu fragen. Er mußte ihm Alles berichten, wie hoch der große Thurm, wo des Ritters Gemach geweſen und wo die großen Stücke geſtanden, welche den Belagerern ſo viel Schaden gethan. Albrecht unterrichtete den Kurfürſten und den Landgrafen, zwiſchen welchen er ritt, von Allem; doch war ſeine Seele mit andern Dingen beſchäftigt; er gedachte mit teufliſcher Schadenfreude der welkenden, dahin ſterbenden Margarethe, gedachte mit lüſternem Verlangen der blühenden Maria, die er nun ſchon als ſeine ſichere Beute betrachtete, und auf ſeinem Geſichte lachte hölliſche Freude.

Als ſie faſt das offene Fallgatter erreicht hatten, ſagte der Kurfürſt: Ich danke Euch, Wohnſam, für Eure Mühleiſtung und Euern Eifer bei dieſer Belagerung; ich hoffe da oben wohl Etwas zu finden, womit ich Euch lohnen kann! — Er winkte ihm, zurück zu reiten. Albrecht, dem Kurfürſten für ſeine Gnade dankend, verneigte ſich und raunte ihm hierbei leiſe zu: Will Euer kurfürſtlichen Gnaden mir lohnen, ſo kenne ich dort oben eine Perle, die mir wohl anſtünde! — Der Kurfürſt nickte bejahend und gnädig, und als eben Albrecht ſein Roß wenden und wieder zurück reiten wollte, ſchrie er plötzlich: „Jeſus Maria!“ fuhr mit ſeiner Linken nach der Seite des Herzens und ſank verwundet neben dem Kurfürſten nieder.

Verrath! ſchrie dieſer, und ſprengte raſch über die Zugbrücke zum offenen Thore in den Schloßhof hinein; Fürſten und Edle folgten, Roß und Reiter ſetzten über den Verwundeten hinweg und eilten, ſeiner nicht achtend, nach dem innern Hofe.

Dort kam Philipp von Rüdesheim mit denen vom Adel den Fürſten entgegen und überreichte ihnen Schlüſſel und Schwert. Die Lanzknechte, noch 240 an der Zahl, ſtanden waffenlos, in düſterem Ernſte ihr Schickſal erwartend; Alles war geordnet und ſtill.

Ich werde Euch aufhängen laſſen! — rief wüthend der Kurfürſt den Edlen entgegen — Meuchelmörder ſind unter Euch, die, während ich einziehe, auf mich ihr Geſchoß richteten, aber, Gottlob! ſtatt meiner nur einen Schreiber trafen. Ihr zahlt mit Eurem Leben für dieſe Frevelthat!

Gnädiger Herr! — erwiederte Philipp von Rüdesheim furchtlos — Alle noch Lebende der Beſatzung ſind hier verſammelt, von ihnen kann Keiner die Frevelthat begangen haben; die Todten müßten aufgeſtanden ſeyn, die Lebenden zu rächen. Thut nach Eurer Macht. Wir aber, die wir hier zu Eurem Empfange bereit ſtanden, wenden uns an Seine kurfürſtlichen Gnaden von der Pfalz und an den ritterlichen Landgrafen von Heſſen, und fordern Schutz gegen Euch, und wollen nur ihre Gefangenen ſeyn, nicht die von Trier.

Seht! — rief der Kurfürſt, als man den Verwundeten herbei trug und ihn auf die Stufe der Treppe niederlegte, — ſeht, wie er blutet! Auch der Hufſchlag der Roſſe hat ihn verwundet. Rache muß mir werden für dieſen; der Mörder muß für ihn bluten, oder, bei Gott! ich laſſe das Schloß anzünden und Euch Alle in die Flammen ſchleudern!

Indem er dieß ſagte und der Landgraf eben vortrat, das Wort zu nehmen, drängte ſich ein holdes Mädchen zwiſchen die Reiter und Knechte hindurch; ihre Stirn war mit Blumen bekränzt, ihre Locken rollten flatternd über das knappe, goldbeſetzte Mieder herab, und feſtlich geſchmückt, auf ihrem linken Arm ein liebliches Kind, in ihrer

Rechten eine Armbruſt haltend, trat ſie, von einem Jünglinge gefolgt, neben den Verwundeten.

Wach' auf! — rief ſie ihm zu — Hörſt Du mich nicht, Albrecht? Wach' auf, Du Schläfer! Dein Liebchen, Deine Maria ruft! — Da ſchlug Albrecht Wohnſam die Augen auf. — Sieh' hier Dein Kind, ſieh' hier das tödtliche Geſchoß! — Gelobt ſey Gott! ich habe ſie und mich gerächt! rief ſie aufjauchzend.

Schafft die Wahnſinnige fort! rief der Kurfürſt.

Wahnſinnig? — erwiederte ſie, ſtolz vor den Kurfürſten tretend. — Ich war es — ich bin es vielleicht noch, bin es durch Dieſen! Aber Gott gab mir einen lichten Augenblick und eine ſichere Hand; ſo konnte ich ihn treffen und Rache nehmen. Der Herr ſey dafür gelobt und geprieſen, ſo lange ich athme!

Führt ſie fort! — befahl der Kurfürſt — ſtürzt ſie von dem Thurm hinab!

Das wolle Gott nicht, — ſagte der Pfalzgraf — daß ich meinen Einzug mit dem Blute einer unglücklichen Dirne beflecken ſollte! Der Verwundete ward, wie es ſcheint, an dem, der ihm

Wohlthaten erwies, zum Verräther. Der Verführer des Mädchens iſt Eurer Gnaden unwerth; Gottes Strafgericht ereilte ihn.

Auch ich bin Eurer Meinung! — ſagte der Landgraf, als Albrecht ſich zu erheben verſuchte und mit matter Stimme zu ſeinem Herrn ſprach: „Laßt ſie ziehen! Gott hat gerichtet!“ — Da winkte der Kurfürſt, und Philipp Wohlgemuth wollte ſie in's Schloß führen. Sie aber ſträubte ſich und ſtreckte ihr Kind Albrecht entgegen; doch plötzlich verbarg und drückte ſie es an ihre Bruſt.

Nein! — rief ſie — Du ſollſt Deinen Vater nicht kennen; komm', komm', Du Unglückliche!

Sie ſtürzte fort; Philipp folgte ihr.

Die Fürſten traten nun in den Saal, wo Sikkingen auf ſeinem Sterbelager ſie mit Faſſung erwartete; um ihn ſtanden der Kaplan, Max Redinger und Philipp; zu ſeinem Haupte Margarethe. Der Landgraf trat mit Wilhelm von Renneburg zuerſt zu ihm. — Franz, der ihn kommen ſah, nahm ſein Baret ab und ſagte, dem von Renneburg die Hand reichend: Gnädigſter Herr Landgraf! ich gelobe mit dieſem Handſchlage, mich zum ritterlichen Gefängniß zu ſtellen.

Statt freundlicher Antwort überhäufte Philipp der Großmüthige den Verwundeten mit bittern Vorwürfen, warf ihm die Darmſtädter Fehde vor und fragte ihn, warum er dieſen neuen Krieg begonnen.

Gnädiger Herr! — erwiederte Sickingen — oft beginnt man ein Werk, hoffend, es werde erſprießlich ſeyn, und man hat ſich geirrt; ſo erging es mir. Wäret Ihr vor etlichen Tagen gekommen, da war es anders mit mir beſtellt und Ihr hättet eine andere Antwort bekommen; jetzt erlaubt meine Zeit mir nicht, viel zu reden.

Einer der ihm zunächſt Stehenden raunte ihm nun zu: Franziskus! hier ſteht mein gnädiger Herr, der Pfalzgraf. — Bei dieſen Worten winkte er Margarethe, ihn aufzurichten, und zog ſein Barett ab.

Bleibt liegen, Franz, und ſetzt wieder auf! ſagte Kurfürſt Ludwig, der nicht ohne Rührung den edlen ſterbenden Helden vor ſich ſah.

Gnädiger Herr! — ſprach Sickingen — hätte ich glauben können, Euch ſo vor mir zu ſehen, ſtände es anders mit mir, und ich hätte das kühne Wagſtück nicht unternommen; ich vertraute zu ſehr auf Euch. Nun habe ich nur zu bitten, Euch des unglücklichen Mannes, der hier an meinem Bette ſteht, anzunehmen und ihn zu ſchützen! Er zeigte hierbei auf Redinger.

Ich verſpreche es! erwiederte der Pfalzgraf und reichte ihm die Hand.

Dachte ich's doch, — ſagte Sickingen mit freundlichem Lächeln — daß mein Herr von der Pfalz mir ein gnädiger Herr bleiben würde. Es gehe Euch dafür wohl! — dieß ſagend, ſchloß er die Augen.

Da trat Volmar von der Leyen zu ihm und rief ihm mit barſcher Stimme zu: Hier ſteht auch mein Herr, der Kurfürſt von Trier!

Sickingen blickte auf und blieb unbeweglich.

Warum grüßt Ihr ihn nicht und nehmt nicht das Baret ab, wie vor den andern Fürſten? fragte Volmar weiter.

Ich konnte werden, was er iſt, denn ich bin eben ſo adelig, und vielleicht edleren Sinnes geboren als er! erwiederte der Ritter.

Da begann auch der Kurfürſt ihm bittere Vorwürfe über dieſen Krieg zu machen. Franz aber unterbrach ihn mit ſichtbarer Heftigkeit und Anſtrengung: Da wäre viel davon zu reden, — ſprach er — ein andermal dort oben wollen wir es, wenn wir uns dort begegnen ſollten, wo Gott vor ſey!

Jetzt habe ich mit einem größern Herrn zu reden als Ihr ſeyd. — Er ſank ermattet auf ſein Lager zurück.

Um der Barmherzigkeit Gottes willen, der Ihr Alle bedürfet, — nahm der Kaplan Nicolaus das Wort — Ihr Fürſten, quälet den Sterbenden nicht mehr und gönnt ihm einen ſanften Tod!

Kommt, Ihr Herren! ſagte der Pfalzgraf, ergriff des Kurfürſten von Trier Hand und verließ mit ihm den Saal; die Andern folgten, nur der Oberhofmeiſter der Pfalz, Ludwig von Flekenſtein, Sickingens Freund, blieb zurück. Auch der Landgraf kehrte noch einmal um, nahte ſich ſeinem Bette und fragte, wo er die Darmſtädter Verſchreibung verwahrt habe.

Ich weiß es nicht zu berichten, glaube aber, ſie wird auf der Ebernburg ſeyn, erwiederte Sickingen, ohne aufzublicken.

Wo liegt Eure Baarſchaft? fragte der Landgraf weiter.

Sickingen erwiederte nichts, wandte ſein mattes Auge faſt verächtlich nach dem Landgrafen, der ohne Beſcheid gehen mußte.

Armer Freund! — ſagte jetzt Flekenſtein — muß ich Dich ſo verlaſſen? So Dir, mein alter

Kampfgenoſſe, ein Lebewohl ſagen? Mußteſt Du die Rache der Fürſten auf Dich laden, daß Du unter der Laſt zu Grunde gingeſt?

Lieber Freund! — erwiederte Sickingen, ſich noch einmal erhebend, — ich bin nicht der Hahn, um den ſie tanzen, ſondern es gilt der ganzen Ritterſchaft. Sag' mir nicht allein Lebewohl, ſag' es ihr! Gott mit Euch! — Der Kaplan winkte; Flekenſtein entfernte ſich.

Sind wir allein? Keiner meiner Feinde mehr um mich? — fragte er, umherblickend. — So geh', Philipp, und auch Ihr, Redinger, geht und laßt mich allein! Du aber magſt bleiben, Margarethe! Du kannſt mit mir zugleich beichten, wir gehen ja einen Gang.

Hört meine Beichte, Kaplan! — ſprach er, als die Beiden das Zimmer verlaſſen hatten. — Auch Du, mein Herr und Gott, höre ſie gnädig an! Ich war ein ſündiger Menſch, vom Ehrgeiz auf manche Bahn getrieben, die Dein Gebot den frommen Chriſten nicht zu wandeln erlaubt. Verzeihe es mir, o Gott! denn Dich und Deine heilige Lehre habe ich ſtets im Herzen getragen, im Geiſte empfunden und mir als das Heiligſte bewahrt. In Kampf und Schlacht habe ich ſtets der Menſchheit gedacht, denn für ſie, nur für ſie zog ich aus. Laß, o Gott, die ſchwer auf mir laſtenden Thaten durch die Thränen aus meinem Schuldbuche verwiſchen, die ich mir von ſo manchem Unglücklichen gewann! Laß ſie die Flammen löſchen, welche die Kriegsfurie zündete, und ſey dem Sünder barmherzig, wie er oft Barmherzigkeit übte an Freund und Feind! Nimm meine Kinder in Deinen Schutz! Laß mein Vaterland und meinen Glauben nicht untergehen, und ſey mir ein milder Richter; doch Dein Wille geſchehe!

Der Herr möge Eure Bitte erhören und Euch gnädig und barmherzig ſeyn! ſprach der Kaplan, ihm den Segen ertheilend.

Und nun beichte Du, Margarethe! — ſprach er, ſich zu der Betenden wendend, — doch auf Dir laſtet wohl keine Schuld, nur Schwächen des irdiſchen Menſchen.

Der Herr ſey mir gnädig und verzeihe auch mir meine Schuld! — ſagte ſie, die Hände emporſtreckend. — Er ſchaue in mein Herz, denn ich weiß ihm meine Fehle nicht zu nennen und bin mir keiner laſtenden Schuld bewußt, und ſo richte er mich nach ſeiner Barmherzigkeit!

Der Friede Gottes über Euch fromme Gläubige! ſprach der Kaplan und legte die Hand ſegnend auf ihre kalte Stirn.

Nun geht, lieber Herr! — bat Sickingen mit kaum hörbarer Stimme — geht, mir zum letzten Gang die Stärkung des Glaubens zu holen; eilt, ehe der Tod mich erfaßt!

Und als der Kaplan das Zimmer verlaſſen hatte, das heilige Brod und den Wein zu holen, erhob der Sterbende ſich noch einmal. — Ich danke Dir, Gott! — ſprach er, die letzte Kraft anſtrengend, — ich danke Dir, daß Du mir Muth gabſt zum Sterben wie zum Leben. — Deine Hand, Margarethe! So, mein Kind! Drücke Deine kalten Lippen auf die meinen. Leb' wohl! Der Herr erbarme ſich meiner! — Er ſank zurück. — Der Edelſte Deutſchlands war nicht mehr!

Als der Kaplan in das Zimmer trat, wo die Fürſten zur Berathung ſich verſammelt hatten, verkündete er ihnen des Ritters Tod. — Betet ein Vaterunſer für ſeine Seele! — ſprach er — und bittet Gott, Euch ſolchen Muth in Eurer Todesſtunde zu geben, wie er ihm verlieh!

Die Fürſten und alle Anweſende, ſelbſt Richard von Trier, blieben nicht ohne Rührung und beteten

ten für die Seele des Verſtorbenen ein Vaterunſer und ein Ave Maria. Aber nach kurzen Augenblikken der Theilnahme ſetzten ſie die Berathung fort und begannen, ſich in die geſunkenen Güter zu theilen. Nur der Pfalzgraf gedachte mit wahrer Rührung des Todten, und ſandte einen Eilboten an Georg Sickingen, ihm die Erlaubniß zu bringen, den Vater zu Grabe zu geleiten; dann noch einmal den Todten betrachtend, dem er im Stillen eine Thräne weinte, verließ er am andern Tage das Schloß und nahm, ſeinem Verſprechen getreu, Redinger mit ſich, für den Urſula bis an ſein Ende kindlich ſorgte. Die andern Fürſten folgten dem Pfalzgrafen Tages darauf, um vor die Ebernburg zu ziehen.

An dem Tage ſeiner Verwundung ſtarb auch Albrecht Wohnſam. Maria war ſeit dem Augenblicke in furchtbaren Wahnſinn verfallen, verſchwand noch am nämlichen Tage mit ihrem Kinde, und Niemand hat je Kunde von ihr erhalten — Albrecht ſah ſie nicht wieder. Nur Margarethe ſah er, ein tröſtender Engel, an ſein Lager treten. — Geht mit reuigem Herzen hinüber, — ſprach ſie zu dem Sterbenden — ich habe Euch vergeben, und klage Euch nicht an vor Gottes Thron. Geht hinüber in Frieden!

Schon an dem Tage, an welchem die Fürſten auszogen, wurde Sickingen zur Erde beſtattet. Es war kein Sarg da, weßhalb Herrmann von Neuneck einen Harniſchkaſten nahm, ihn, den feſteſten Harniſch der Ritterſchaft, hineinzulegen, und ſo wurde er ohne Leichentuch, ohne Sang und Fackeln, von neun Rittern, Margarethe und dem Kaplan begleitet, in die Kapelle gebracht und dort in eine ſtille Gruft geſenkt. Groß war ſein Leben, groß und prachtvoll, als ſey er ein Fürſt; wie einen Bettler legte man ihn zur Ruh'. Aber nach ſeinem Grabe wird noch lange wallfahrten, wem ein warmes deutſches Herz im Buſen ſchlägt, wenn der Wanderer kalt an der Fürſtengruft vorüber geht.

Margarethe hatte ſeit Sickingens Tode keine Thräne mehr geweint; mit jedem Schritte, den ſie that, glaubte, hoffte ſie in das Grab zu ſteigen. Nur einen Wunſch hatte ſie noch: Georg noch einmal zu ſehen; Gott erhörte ihn.

Am Abend nach der Beerdigung kniete ſie mit Philipp an Sickingens Grabe. Der matte Schein der ſparſam brennenden Lampe erhellte kaum die düſtere Kapelle, durch deren zerbrochene Fenſter der Wind ſchauerlich pfiff. — Hört Ihr ſein Rufen? — unterbrach ſie plötzlich ihr Gebet — Hört Ihr ſein Rauſchen? Philipp! es ſind des Todes Flügel, die über mich zuſammenſchlagen! Horch! — rief ſie aufſpringend — Hört Ihr das wiehernde Roß? — Es bringt mir Georg! Denn nur in ſeinen Armen kann mein Auge ſich ſchließen, an ſeiner Bruſt nur kann ich die ewige Ruhe finden — Komm', o komm', mein Geliebter! — Dieß ſagend, ſtreckte ſie die Arme nach der offenen Pforte.

Ihre Ahnung hatte ſie nicht getäuſcht. Georg ſtürzte herein, ſtürzte auf ſie zu, ſchloß ſie in ſeine Arme, an ſeine Bruſt und drückte den letzten Liebekuß auf ihre Lippen, mit dem die fromme Seele zur Heimath der Engel entſchwebte. Friede ihr, der ſtillen Dulderin! —

14.

Auf den Trümmern ſeines Hauſes, auf den Trümmern ſeines Glücks ſtand Georg lange und einſam; in ſpätern Jahren erſt ward ſeine Sehnſucht, Vater und Gattin zu folgen, geſtillt.

Balthaſar Slör blieb auch ferner ſeinem Herrn ein treuer Diener, Philipp ein treuer Freund Georgs. Wenn die Drei in der Dämmerſtunde beiſammen auf dem Hohenberg ſaßen, und der Winterſturm draußen brauſ'te, die Wetterfahnen klirrten und der Wind durch den Saal zog, wo die Bilder der Ahnen hingen, die dann ſich zu bewegen ſchienen, war es ihnen oft als ob der Ritter von der Ebernburg, die bräutlich geſchmückte Margarethe an ſeiner Seite, ernſt und feierlich unter ſie träte; dann ſah Balthaſar düſter vor ſich hin, Georgs Auge erglühte, und Philipp griff leiſe und geiſterhaft in ſeine Laute, die ſeit Margarethe's Scheiden verſtimmt war, wie das Leben der Zurückgebliebenen.

Gedruckt bei A. W. Schade in Berlin.

Sämmtliche Schriften

von

A. von Tromlitz.

Vierzehntes Bändchen.

1) Die Jungfrau von Ornäs.
2) Täuſchung.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1830.

Die Jungfrau von Ornas.

Hiſtoriſche Erzählung

von

A. von Tromlitz.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1830.

I.

Fürchterlich ſauſ'te der Sturm durch das enge Felsthal und wirbelte das falbe Birkenlaub in hohen Säulen empor. Der Waldbach ſchoß, Felsſtücke mit ſich herabrollend, brauſend über Klippen hinweg. Die hohen Fichten ſchwankten und klammerten, vom Herbſtſturm erfaßt, ſich feſt mit ihren Wurzeln in die Felsſpalten, der Regen goß ſtrömend herab; da klimmte trotz dieſes Unwetters ein einſamer Wanderer den ſteilen Felſen hinauf. Die Kleidung zeigte einen Bergknappen, der Anſtand aber und der Stolz, mit welchem der junge Wanderer durch das Unwetter ſchritt, ſagten Jedem, daß der ſchwarzleinene Grubenkittel Edleres deckte.

Schon ſenkte ſich die Nacht. Die dunkeln Wolken verfinſterten den Horizont, und aus der Ferne ſah man durch die Dämmerung kaum noch den Edelhof von Arend Peterſon, der zwiſchen hohen Felſen mit ſeinem alten Thurme verborgen lag, als der Wanderer immer mehr und mehr ſeine Schritte beeilte. Jetzt — kaum konnte er das alte eiſerne Thor erkennen, ſo finſter war es um ihn, — jetzt ſtand er vor dem Hofe und pochte mit ſeinem Hammer an die verſchloſſene Pforte.

Der Wächter lugte auf dieß Geräuſch aus einer kleinen Oeffnung des Thurmes hervor, der über das Thor wie ein mächtiger Rieſe ſich hob, fragend wer da ſey und noch ſo ſpät in dieſem furchtbaren Wetter den Eingang verlange.

Ein Bergmann! — erwiederte der Wanderer — der Euren Herrn Arend Peterſon zu ſprechen wünſcht.

Fahrt in Eure Grube! — rief der Wächter — dort ſeyd Ihr ſicher vor Sturm und Regen und könnt trocken zu Neſt kriechen, hier laßt mich in Ruhe. Der Herr hat kein Verkehr bei Nacht mit dem Grubenvolk, iſt auch eben nicht zum Plaudern aufgelegt; nehmt nur Euren Wanderſtab und zieht weiter!

Bedenkt das Wetter! ſagte der Wanderer im bittenden Tone.

Eben deshalb — erwiederte der Wächter — mag ich nicht hinunter. — Geht!

Ich befehle Dir, Elender! — rief der Fremde im gebietenden Tone — mir die Pforte zu öffnen! — Der Wächter lachte und ſchloß das Fenſter.

Der Bergmann ſetzte ſich ſchweigend auf den ſteinernen Ruheſitz vor der Pforte, nahm ſein Schurzfell über ſich, und ſah nach Süden in die dunkle Nacht hinein. — Wie's dort ſtürmt! — rief er dumpf vor ſich hin, und ſeine Linke drückte unwillkürlich das pochende Herz, — ſo ſtürmt es auch hier, wie in dem Herzen eines machtloſen Knaben, deſſen kühner Wille weit die That überfliegt. Ich fühle Kraft in mir, das Herrlichſte zu vollbringen, mit mächtiger Fauſt muthig an dem Throne des Tyrannen zu rütteln, und ſitze hier wie ein Bettler, dem man den Einlaß verweigert, im Sturm und Regen vor der Pforte.

Da öffnete ſich das Thor. Ein altes Mütterchen, von einigen Bewaffneten begleitet, trat heraus, und den Bergmann bei dem Scheine einer kleinen Leuchte neugierig betrachtend, ſagte ſie zu den Umſtehenden: Laßt den nur ein, der hat ein frommes, gar redliches Geſicht, mit dem hat's keine

Gefahr, und wär' es auch um Mitternacht. Junger Mann! — fuhr ſie fort, zu dem Wanderer ſich wendend, — kommt nur herein! Obdach und eine warme Suppe, auch einen Trunk guten Bieres ſollt Ihr haben; denn wer dem Hülfloſen die Pforte verſchließt, deſſen erbarmt ſich der Herr auch nicht, will er dereinſt eingehen in das Himmelreich. — Sie ergriff ſeine Hand und führte ihn durch das hohe gewölbte Thor über den kleinen Hof hinweg, nach einem niedern, aber reinlichem Gemache im untern Stock. — Setzt Euch, ruht aus, — ſagte ſie — und Du Jarl, ſteck' ein Paar birkene Scheite in den Ofen, aber ja recht trokkene, daß es nicht raucht, und nun geduldet Euch bis ich wiederkomme. — Sie ſteckte dann einen großen Span von Kien-Holz an und verließ das Zimmer.

Der Fremde ſaß in Gedanken verſunken und ſah vor ſich hin. Plötzlich hob er ſein Auge, blickte in dem engen kleinen Gemach umher, und die naſſen herabgefallenen Locken von der Stirne ſich ſtreichend, rief er: Laß es nur gewähren, Gott wird ja helfen!

Da trat ein Diener ein und brachte ihm einen alten leinenen Kittel. — Den ſchickt Euch Frau Elſe, — ſagte er halb brummend. — Es iſt noch ein Erbſtück ihres ſeligen Mannes. — Sie muß viel auf Euch halten, daß ſie Euch dieſe Reliquie gönnt. Zieht ihn nur an, ſo ſchlecht er iſt, iſt er doch trokken; das Feuer kniſtert auch ſchon in dem Ofen. — Der Fremde befolgte dieſen Rath, legte das Schurzfell und die ſchwarze durchnäßte Jacke ab, und rückte dem Ofen näher, der ſeine wohlthätige Wärme um ſich verbreitete.

Jetzt trat Mutter Elſe auch wieder ein; ſie trug eine dampfende Schüſſel mit Haferbrei, auf welchem das Rippenſtück eines tüchtigen Keulers lag. Ein kleines Gerſtenbrod legte ſie mit bedeutendem Blick daneben, und ſetzte ſich nun ihm gegenüber.

Eßt nur, junger Mann! — ſagte ſie freundlich — Ich fand in der Eile nichts beſſeres als den Haferbrei, das tägliche Nachteſſen unſerer Leute. Das Stück gebratene Schweinsrippe habe ich aus der Speiſekammer der Frau geholt, und das weiße Gerſtenbrod mir ſelbſt entzogen; laßt es Euch nur ſchmecken!

Der Wanderer dankte und aß. Die Alte ſah mit innerem Wohlgefallen dem wackeren Eſſer zu und lächelte zufrieden. Doch während ſie noch den Bergmann freundlich anblickte, rief eine zarte weibliche Stimme von außen: Elſe! und als dieſe nun einiges wieder mitzunehmen noch verweilte, öffnete ſich die Thür, und eine Jungfrau trat ein. — Ihr ſollt zu der Mutter kommen und ſchnell, gute Elſe! ſagte ſie freundlich.

Der Bergmann ſah auf, ſein Blick traf das Auge der Jungfrau, das ſtaunend auf ihm ruhte, aber ſchnell vor dem ſeinen ſich wieder ſenkte. Noch einmal ſchlug ſie die langen Wimpern auf, noch einmal begegnete ihr Blick dem Blick des Mannes, und ſchnell verließ ſie das Zimmer.

Wer war die Jungfrau? — fragte der Bergmann. Elſe ſchien unwillig über dieſe Frage und ſchwieg. — Wer war der Engel? — fragte er noch einmal — Solche Locken, einen ſolchen Mund, ein ſolches Auge ſah ich noch nie!

Meint Ihr? Herr Bergmann! — unterbrach ihn die Alte brummend — Glaub' es wohl, daß in Euren Schluchten ſolche Augen nicht leuchten. Eßt Euren Brei, trinkt Euer Bier. Jarl wird Euch eine Streu machen, dann legt Euch nieder und kümmert Euch um weiter nichts; Gott befohlen! — Sie ſtand auf und verließ das Zimmer. Jarl trat nun ein, ſchüttete das Haferſtroh auf den Boden, und breitete eine wollene Decke darüber. Der Wanderer ſchien es nicht zu bemerken. Jarl ſagte ihm im Abgehen: Gute Nacht, Bergmann! — Gute Nacht! erwiederte der Wanderer, ohne zu wiſſen was er ſagte. Und wie er nun ſo allein war, ringsum die grauen Steinwände mit ihren feuchten Tropfen ihm im Glanze der Kienfackel entgegen leuchteten und nur ein trauliches Heimchen die Todtenſtille um ihn unterbrach, da ſtand die Jungfrau noch immer vor ihm mit ihrem blonden Lockenkopf und ihren dunkeln Augen, und es ſchien ihm auch jetzt noch, als ruhe ihr Blick auf dem ſeinen, als ſäh' er noch ihre dunkeln Wimpern die ſtrahlenden Augen beſchatten.

Doch nicht lange umſchwebte ihn dieſes liebliche Bild — lächelnd rief er: Nur vorüber, Du liebliche Geſtalt, noch darf keine Roſe meinen düſtern Lebenskelch bekränzen, zu ernſt mahnt mich das Schickſal, um nicht ſeinem Rufe zu folgen! — Er warf ſich auf ſein Strohlager; der Freund der Jugend, der erquickende Schlaf, ſchloß ſein Auge

Als er erwachte, erblickte er Frau Elſe vor ſich, und ein reichliches Morgenmahl auf dem Tiſche. — Ihr wünſcht unſern Herrn Arend Peterſon zu ſprechen? hob ſie jetzt an, als der junge Mann von ſeinem Lager aufgeſprungen, ihr ein herzliches Willkommen! entgegen gerufen hatte.

Das iſt mein Wunſch, gute Mutter!

Der wohl ſchwerlich wird erfüllt werden können, — fuhr ſie fort — denn Herr Arend Peterſon liegt krank, ſehr krank danieder und iſt heute wie morgen für Niemand zu ſprechen.

Gute Mutter, — ſagte der Bergmann — ohne Euren Herrn geſprochen zu haben, geh' ich nicht von hier; ich habe ihm wichtige Dinge zu vertrauen.

Wird Euch wenig helfen, — unterbrach ihn die Alte. — Unſer Herr mag das Grubenvolk nicht und meint, was unter der Erde hauſe, gehöre den Geiſtern; darum hat er auch alle ſeine Gruben verkauft und meidet jede Gemeinſchaft mit Eures Gleichen. Ein tüchtiges Schwert, ein gutes Reiterwamms und ein muthiges Streitroß, auch wohl einen gefüllten Säckel, den mag er wohl.

Nun, — ſagte der Jüngling lächelnd — den

Säckel füllt ja der Schacht, Stahl holt der Bergmann aus tiefen Gruben hervor, und doch mag Euer Herr die Bergleute nicht? Nun, was kümmert das mich, ſagt ihm nur: ein alter Bekannter ſey da, der ihn zu ſprechen wünſche, und wenn er mich ſieht, ruft er mir gewiß ein Willkommen zu, und wär' dieß auch ſein letzter Athemzug.

Die Alte ſchüttelte ungläubig den Kopf. — Nun wenn Ihr darauf beſteht, will ich es verſuchen; lieber wär' es mir aber, Ihr gingt von dannen. — Sie verließ ihn, aber nicht lange kehrte ſie zurück. — Folgt mir! — ſagte ſie, und ihr Geſicht drückte mehr Unmuth als Freude aus. — Da der Herr Niemand vor ſich laſſen kann, ſo will Euch meine geſtrenge Frau ſprechen. — Ihr könnt Ihr Euer Anliegen vortragen.

Für Frauen eignet ſich mein Geſchäft nicht! — ſagte der Bergmann unwillig; doch ſchnell beſann er ſich. — Geht nur voran, Mutter Elſe! ich folge Euch.

Die Alte ſah ihn jetzt verwundert an. Zwar nur in gemeiner Bergmannstracht, ſtand er doch vor ihr mit ſolchem gebietenden Anſtande, daß ihr faſt dünkte, ſie müſſe ſeinen Befehlen gehorchen;

und als er nochmals ſagte: Geht nur voran! verließ ſie ſchweigend das kleine Gemach, ging eine hohe Wendeltreppe hinauf, über einen langen verödeten Gang und blieb nun vor einer hohen, mit Schnitzwerk verzierten Thüre ſtehen.

Lieber junger Mann! — begann ſie jetzt — Ich habe geſtern Abend bemerkt, daß Ihr nicht immer in den Schranken der Demuth bleibt, in die Euch Euer Stand ſetzt. Ihr blicktet geſtern dem holden Fräulein ſo ſtarr in das Auge, als ſey ſie Eures Gleichen. — Der Fremde lächelte. — D'rum bitte ich Euch, gegen unſere geſtrenge Frau fein beſcheiden und nicht ſo keck zu ſeyn. Sie iſt ſehr ernſt und vergiebt ein unziemliches Betragen nicht leicht! — Sie ſchwieg, der Fremde erwiederte nichts und ſie öffnete die hohe Thür. Er trat ein, die Hausfrau war noch nicht zugegen. Frau Elſe verließ ihn.

Einfach und prunklos, nach Landesſitte getäfelt und mit allerlei Schnitzwerk geziert, war das Gemach. In einem großen Kamine flackerte ein praſſelndes Feuer, und neben dem hohen Bogenfenſter ſtand eine Spindel und ein Rahm mit Stickereien.

Der Bergmann trat zu der Spindel, berührte den goldenen Faden, ſah auf den gelben Wocken, und blieb ſo, an die Jungfrau von geſtern und an ihren goldenen Lockenkopf denkend, ſinnend ſtehen. Ein tiefer Seufzer ſchien zu ſagen: ach dürft' ich doch ſie erwarten, ſtatt der Matrone!

Da öffnete ſich die Thür, und eine hohe noch jugendliche Geſtalt, von Mutter Elſe begleitet, trat auf ihn zu und fragte mit freundlichem Tone: Seyd Ihr der Bergmann, der meinen Gemahl zu ſprechen wünſcht?

Ihr, gnädige Frau! — fragte der Erſtaunte, ſtatt zu antworten, — Ihr ſeyd die Gattin Arend Peterſons?

Mit finſterm Ernſte ſah ihn die Dame an, und ohne ihm auf ſeine kecke Rede zu antworten, fragte ſie: Was iſt Euer Begehr?

Mein Begehr, hohe Frau! — erwiederte er und neigte ſich mit Anſtand — gehört nur für das Ohr eines Mannes, und ſelbſt der Dame, die in dem erſten Augenblick, daß ich ſie ſehe, mir hohe Achtung einflößt, muß ich ihn verſchweigen. — Die Dame winkte, Elſe verließ das Zimmer.

Es ſcheint mir faſt, junger Mann! — hub ſie nach einem kurzen Schweigen an, während welchem ſie den Fremden mit ſcharfem durchdringenden Blicke beobachtete, — Ihr ſeyd mehr als Eure Kleidung ſagt. Ich will nicht in Euer Geheimniß dringen, noch weniger den Schleier lüften, in welchen Ihr Euch gehüllt. Ihr ſeyd ein Schwede?

Ja, edle Frau!

So werdet Ihr ſchwerlich das hier finden, was Ihr ſucht! fuhr ſie ſeufzend fort.

Wohl möglich! — unterbrach ſie der Fremde mit Feuer, — doch — fand ich ja eben hier, was ich nicht ſuchte, das Bild weiblicher Schöne, das Bild jugendlicher Unſchuld, eine Roſe, kaum entfaltet, eine Knospe dem Entfalten nahe!

Lernt man dieſe Sprache in Euren Gruben? erwiederte die Dame, und ihr Auge ruhte immer forſchender auf ihm.

Der Anblick des Schönen lehrt ſie Jedem und überall! erwiederte der Fremde.

So laßt ſie hier und in meiner Gegenwart ſchweigen, — unterbrach ihn die Dame. — Mein Gatte iſt krank, — fuhr ſie nach einer kurzen Pauſe fort — ſehr krank; es iſt unmöglich, daß Ihr ihn jetzt ſprecht. — Könnt Ihr, wollt Ihr bei uns verweilen, ſo will ich Euch gern bis zu ſeiner Ge-

ne-

neſung, die Gott ihm bald ſchenken möge, hier beherbergen; nur weiß ich nicht, wie ich Euch aufnehmen muß, Ihr ſeyd nicht Bergmann, und doch weiß ich nicht —

Laßt den Bergmann in ſeinem kleinen Gemache, wo ihm geſtern ein frommer Engel erſchien.

Ihr ſaht? unterbrach ſie ihn ſchnell.

Eine Jungfrau, lieblich und ſchön. Doch wie wäre es möglich ein Bild fremder Anmuth zu entwerfen, wenn Ihr, hohe Frau, vor unſerm Blicke ſteht! antwortete er, ſich ſchnell faſſend.

Die Dame blickte finſter auf ihn, und eine hohe Röthe überflog ihre Wangen.

Wollt Ihr Euch mir alſo nicht entdecken, — begann ſie, das Geſpräch abbrechend, — wollt Ihr in Eurer kleinen Wohnung bleiben, ſo darf ich Euch nicht mehre Bequemlichkeiten anbieten. Ich wünſche, Eure ſelbſt gewählte Einſamkeit möge Euch nicht läſtig fallen! — Sie verbeugte ſich und ließ ihn allein.

Sonderbar! Dieß des alten Peterſons Gattin und die Jungfrau ſein Kind? — Zuviel des Schönen in dieſem einſamen Hofe! rief er aus, als Mutter Elſe wieder hereintrat und ihn zu ſeinem

Gemache zurück geleitete. Die gute Alte war viel freundlicher als vorher, und als er ſie fragte: War die holde Jungfrau, die geſtern Abend Euch abrufte, die Tochter Eures Herrn? ſo antwortete ſie freundlich: Ja, Herr! es war Maria Peterſon, des Herrn Tochter aus früherer Ehe.

2.

Einförmig verging dem Bergmann der Tag, Frau Elſe ließ ſich nicht ſehen. Der alte Jarl brachte ihm ſein Eſſen und war ziemlich einſylbig, nur ſo viel konnte er von ihm erfahren, daß Herr Arend Peterſon an einem heftigen Fieber krank danieder läge. Dieſe Nachricht ſetzte ihn in einige Unruhe, und er würde vielleicht den Ort jetzt ſchon verlaſſen haben, wenn nicht ſo Manches ihn hier feſtgehalten hätte. Er beſchloß zu bleiben. Der Edelhof ſelbſt gab dem Fremden freilich wenig Stoff zur Unterhaltung; alt, geſchmacklos, kaum dem Zahn der Zeit noch trotzend, zeigte ſein Aeußeres nichts Sehenswerthes, und das Innere, da wo zwei herrliche Geſtalten wandelten, war ihm verſchloſſen. Auch der Garten, entlaubt und ohne Blüthen, gewährte nichts als eine wilde Ausſicht auf nackte Felſen und einen hohen Tannenwald, an deſſen Fuß ein wilder Gießbach rauſchte. Ein einſames, ſteinernes, auf einer niedern Felsſpitze vorgebautes Häuschen, das mit ſeinen Schießſcharten zugleich zum Ruheplatz und zur Vertheidigung diente, war der einzige Punkt, der ihn hier anzog. Von hier aus blickte man auf den ſchäumenden Bach, auf die hohen Granitfelſen, welche das Thal umgaben, und auf den alten Edelhof, der, trotz ſeines hohen Thurmes und der ihn umgebenden ſchützenden Mauer, nur wie ein Denkmahl menſchlicher Ohnmacht neben den koloſſalen Wundern der Natur ſtand.

Und doch wandelten in dieſen öden Mauern zwei Weſen, die, wenn auch nicht in gleichem Maße, ſich doch ſonderbar in des Jünglings Phantaſie verwebten. Die hohe Frau, mit dem großen ernſten Auge, mit dem faſt königlichen Anſtande, führte ihn in die Zeiten des Heidenthums zurück; ſo mußte Freya, die Göttin der Liebe, ausgeſehen haben, wenn ſie zuweilen ernſt und doch himmliſch ſchön unter den wilden Bewohnern dieſer Felsthäler wandelte, unter ihren Tritten die nackten Felſen des Nordlands-mit Blüthen und Blumen ſich ſchmückten, und alles auf den Zauberton ihrer Stimme lauſchte.

Aber jene Jungfrau, wenn auch ihr Blick den ſeinen nur einmal traf, führte ihn in die Zeiten chriſtlicher Andacht zurück. Dieſer Zauber, der aus dem dunkelblauen Auge ſtrahlte, dieſer Blick voll Reinheit und Andacht, dieſe goldene Locken, die über die blendend weiße Stirn wie ein Hauch ſich rollten; dieſe Jungfrau war ihm die heilige Madonna, denn in dem einen Blick hatte die Zauberkraft des Irdiſchen das Ueberirdiſche vereint. Aber die Madonna, wie die Göttin der Liebe, blieb ſeinem Auge verborgen, ſo ſehr ſein Herz ſich auch nach ihrem Anblick ſehnte; und doch gab er ſich dieſen Empfindungen nicht hin. Wenn die Sehnſucht nach ihr zu laut in ſeiner klopfenden Bruſt ſich regte, klimmte er auf den höchſten der Felſen und ſchaute nach Süden. Dort! — rief er dann — Dort iſt dein Ziel, nicht hier!

Zwei Tage waren ſo vergangen. Er ſchweifte immer noch in dem Thale am Gießbach, in dem dunkeln Tannenwald, umher; bald ſchwang er ſich mit Kraft und Behendigkeit die ſteilen Felsklippen hinan, als müßte er hier ſeinem Schickſal entgegen eilen, bald ging er ſinnend und in ſich gekehrt unter den hohen Tannen, als ob alles um ihn leblos, todt ſey. Doch am dritten Tage, — die Winterſonne ſchien heute ſo warm und freundlich, — begegnete er der Jungfrau in dem einſamen Garten; eine Laute ruhte in ihrem Arm, ſie wandelte ohne ihn zu bemerken. Den Blick auf das liebliche Mädchen geheftet, blieb der Bergmann unbeweglich ſtehen, doch konnte er ihr frommes Auge nicht ſchauen, ihr Haupt war geſenkt und tief rollten die Locken über ihre Stirn. Aber die ſchlanke Geſtalt, die ein einfaches weißes, wollenes Gewand deckte, das unter der knoſpenden Bruſt durch einen hellblauen Gürtel gehalten ward, ſie konnte er ſehen und das Ebenmaß ihres Baues bewundern.

Als die Jungfrau ihm näher kam, drückte ſie die Laute an ſich, als ob ſie Töne ihr entlocken wollte, aber jetzt ſchlug ſie ihr Auge auf und ſah ihn; hohe Röthe überflog ihre Wangen, einen Augenblick ruhte ihr Auge auf den ſeinen, anmuthig grüßte ſie ihn mit einer leiſen Beugung des Kopfes, ſchritt mit geflügelter Eil' an ihm vorüber, und ohne wieder aufzublicken, verließ ſie den Garten.

Als ſich ſchon längſt die Pforte hinter ihr geſchloſſen hatte, ſtand der Fremde noch wie bezaubert da, ſtarr ſein Auge auf die Stelle gerichtet, wo ſie ſeinem Blick entſchwand.

Solche Anmuth, ſolchen Liebreiz ſah ich noch nie! Sey mir ein Stern der Hoffnung auf meiner ungewiſſen Lebensbahn, Du freundlicher Engel! rief er aus, und kehrte in ſeine Wohnung zurück.

Lieb war ihm nun der öde Garten geworden, lieber als die wilde Natur am Gießbache. Schon am andern Morgen war er wieder dort; erwartungvoll trat er ein. Seine Phantaſie hatte ihn lieblich ausgeſchmückt, aber der Nachtfroſt hatte die letzten Blätter erſtarrt, der Nord ſie geſchüttelt, der Reif alle Farbengluth überzogen. Sie fand er nicht. Traurig verließ er den Garten wieder. Doch als der Mond in ſein einſames Gemach blickte und ſeine kalten Strahlen ihn hinanszulocken ſchienen, konnte er der Sehnſucht nicht widerſtehen; er trat in den ſtillen Garten, in die lautloſe Welt, und als ob er fürchte, ſein Fußtritt wecke die ſchlummernden Geiſter der Berge, ſo leiſe ſchritt er dem ſteinernen Häuschen am Gießbache zu.

Hell warf der Mond ſeine Strahlen auf die grauen Wände, wo der flimmernde Granit wie tauſend Sterne funkelte. Doch der Fremde ſah nicht dieſes ſtrahlende Licht, nicht dieſe flimmernden Sterne, denn ein Stern leuchtete ihm ſtrahlend vor allen durch die ſchweigende Nacht. Die Jungfrau ſaß auf einer ſteinernen Bank in ihren Pelz gehüllt, brach von der Wand den ſich ſchlängelnden Epheu, und flocht zwei Ranken ſinnend in einander. Unberührt ruhte die Laute neben ihr, doch, wie ſie nun die Ranken zu einem Kranze gewunden hatte, wiegte ſie ihn in ihren zarten Händen, ſah immer auf ihn nieder, nahm die Laute, und mit tiefem Gefühl ſang ſie ein ihm wohlbekanntes Grubenlied:

Im tiefen Schacht ſuchet der Bergmann das Glück
und findet es nimmer.
„Bleib oben, mein Trauter! mein liebender Blick,
er leuchtet Dir immer.
Bleib oben, fahr' nicht in das finſtere Grab
hinab, hinab!“

Der Bergmann hört nicht den warnenden Laut
und fährt keck hernieder.
Ihn locket das Gold, ihn lockt nicht die Braut —
er kehret nicht wieder.
Tief, tief in die Erde, da zog ihn das Grab
hinab, hinab!

Das Mägdlein harret und harret nun ſein
mit Thränen im Blicke.
Es leuchtet der Sterne hellfunkelnder Schein,
er kehrt nicht zurücke.
Der Morgen ergrauet, da ſinkt ſie in's Grab
hinab, hinab!

Sucht nimmer, Ihr Männer, das flüchtige Glück
in ſchwankender Ferne,
Es leuchtet Euch nahe der minnige Blick
des Liebchens, wie Sterne.
Im Arme der Liebe, da zieht Euch kein Grab
hinab, hinab!

Nur leiſe aufathmend, daß kein Geräuſch die Sängerin unterbreche, ſtand der Bergmann und lauſchte. Es lag ein inniges Gefühl in dem Geſang der Jungfrau, und das „Hinab, hinab!" tönte ſo ſchauerlich, als ziehe es ſie ſelbſt hinunter in die dunkle Tiefe.

Soll dieſer Sang mir eine Stimme von oben ſeyn, die mich von dem kühnen Unternehmen abrufen ſoll? Soll mich nur ein Epheukranz ſchmükken und nicht der Lorbeerkranz? ſo dachte er ſtill vor ſich und ſah nun, wie das Mädchen mit einem tiefen Seufzer den Kranz zerpflückte, traurig hinlegte, aufſtand und auf ihn zuſchritt.

Als ſie ihn vor ſich ſah, ſchrie ſie auf vor Schreck; doch ſchnell faßte ſie ſich, ein ſchmerzliches Lächeln überzog ihr Antlitz. — Guten Abend, Bergmann! — ſagte ſie freundlich — und dahin ſchwebte ſie. Der Erſtaunte wagte nicht ihr zu folgen, nicht einmal ihren freundlichen Gruß zu erwiedern. Er ſah ihr, wie geſtern, lange noch nach und ſchlich dann in ſein einſames Stüblchen.

So kann es nicht bleiben! — rief er aus, an das offne Fenſter tretend, — dorthin ruft mich die Pflicht, das Vaterland; hier verweile ich thatenlos, vergeude die koſtbare Zeit und ſtöre vielleicht die Ruhe eines harmloſen Geſchöpfes. Wenn zum zweiten Mal die Mittagſonne ihre matten Strahlen über die hohen Felſen herüber ſchickt und Peterſon noch auf ſeinem Krankenlager unthätig liegt, dann ziehe von dannen und beginne allein deinen Weg, ſey er zum Ruhm oder zum Schaffot!

Noch einmal und zum letzten Male wollte er das freundliche Plätzchen begrüßen, wo die liebliche Jungfrau durch Töne des Liedes ihr Herz ihm geöffnet hatte. Er ging am folgenden Abend, kaum daß es dämmerte, hinab in den Garten und fand dort die holde Sängerin wieder. Sie ſchien, als ſie ihn erblickte, unruhig, ungewiß, doch bald ermannte ſie ſich, und ging, wie geſtern, grüßend aber ernſt an ihm vorüber. Heute hielt er ſie auf, freundlich ſagte er mit aller Ruhe, deren er in dieſem Augenblicke fähig war: Ich ziehe morgen von hier und möchte nicht gern den Hof verlaſſen, ohne Euch für die Güte zu danken, mit welcher Ihr den hülfloſen Wanderer in Eurem Hauſe aufgenommen habt.

Eine hohe Röthe überflog des Mädchens Geſicht, doch ſchnell wich ſie der todtenähnlichen Bläſſe.

Ihr wollt uns ſchon morgen verlaſſen? fragte ſie mit weichem, ſchmerzlichem Tone.

Ja, morgen! erwiederte der Bergmann, und ſein Blick hing mit Theilnahme an dem bleichen Geſicht der Jungfrau.

Das Mädchen ſchien bewegt. Sie blickte den Bergmann unverwandt an, und doch ſchienen ihre Gedanken ſich nicht in ihren Augen auszudrücken. Plötzlich ſagte ſie faſt mit Kälte: So lebt wohl, es gehe Euch gut! — Sie bog in einen Seitenweg und wollte gehen, da faßte der Bergmann ihre Hand. — Fräulein! rief er, doch ein Blick traf ihn, nicht ernſt, nicht ſtrafend; heilig, überirdiſch. Er ließ voll Ehrfurcht die Hand der Jungfrau los, die langſam durch den entlaubten Buchengang dahin ſchritt.

3.

Als er am andern Morgen ſich zur Abreiſe bereitete und mit wehmüthigem Blicke hinüber nach dem Theile des Schloſſes ſchaute, wo er ſie wohnen wußte, trat Frau Elſe ein und beſchied ihn, zu ihrer Herrin zu kommen. Hoch klopfte ſein Herz, die Hoffnung, Maria Peterſon vielleicht noch einmal zu ſehen, beflügelte ſeine Schritte, doch die

Alte hielt ihn zurück. — Ehe Ihr zu unſerer Frau hinauf geht, habe ich Euch noch etwas zu ſagen. Mein Fräulein, Eurer hülfloſen Lage gedenkend, ſchickt Euch zum Zehrpfennig dieſes kleine Goldſtück, mit der Bitte, Ihr möchtet die kleine Gabe nicht verſchmähen, es ſey Alles was ſie habe. — Der Bergmann nahm es haſtig und drückte es unwillkürlich an ſein Herz. Das Bild des edlen Sten Sture war darauf geprägt; er drückte es an ſeine Lippen, und lange ſtand er ſchweigend in ſtillen Betrachtungen verſunken.

Nun kommt zu Eurer Herrin! — rief er, das Goldſtück an ſeiner Bruſt verbergend. — Kommt, gute Alte! — Dieſe ging kopfſchüttelnd den ſchon bekannten Weg voraus, öffnete die Thür, er trat ein, und fand die Edelfrau am Stickrahme ſitzen — doch bei der Spindel ſaß die Jungfrau nicht.

Mein Gemahl — ſo hob ſie an — iſt durch Gottes Hülfe jetzt außer Gefahr. Das Fieber hat ihn verlaſſen, ich habe ihm Euren Wunſch mitgetheilt, und er erlaubt, Euer Begehren ihm vorzutragen. Elſe wird Euch zu ihm geleiten!

Sie ſah jetzt auf und ihr Blick überflog die männlich ſchöne Geſtalt des Bergmanns. Noch größer, noch edler ſchien er ihr heute zu ſeyn. Ein Feuer ſtrömte aus ſeinem Auge, als er ihr für ihre Güte dankte, und faſt erſchrak ſie, da er mit würdevollem Anſtand auf ſie zuſchritt und ihre Hand küßte; unwillkürlich ruhte ihr Auge auf ihm, und als er ging, folgte es ſeinem edlen Schritt

Maria trat ein, auch ſie begann von dem Bergmann zu ſprechen; doch jetzt tönte die Schelle aus dem Krankengemach des Gatten ſo laut und gellend, daß Mutter und Tochter erſchrocken auffuhren und ſchnell hineilten.

Sie fanden den Kranken in ſeinem Bette aufgerichtet. Der Bergmann ſtand vor ihm. — Margarethe! — rief er der eintretenden Gattin entgegen, jedoch hätte ein ſcharfer Beobachter können durch die Freude, mit der er dieß ſprach, Heimtücke leuchten ſehen, — wen haſt Du beherbergt wie einen armen verlaſſenen Wanderer? Meinen würdigen Feldherrn Guſtav Erichſon!

Guſtav Waſa?! rief die erſchrockene Hausfrau, während ſich über Maria's Geſicht eine glänzende Heiterkeit verbreitete.

Ja, edle Frau! — entgegnete dieſer — der geächtete Guſtav Waſa, deſſen Vater zu Stock holm auf dem Schaffot durch Chriſtierns Henkerbeil fiel, ſteht vor Euch.

Bereite Zimmer für ihn! rief Herr Peterſon.

Mit Nichten! — fiel Guſtav ihm in die Rede — Laßt mich noch jetzt hier verborgen bleiben, laßt mir mein kleines Stübchen zum Obdach, meinen Grubenkittel zur Bekleidung und den alten Jarl zum Diener. Gönnt mir nur, daß ich zuweilen in Eurer Geſellſchaft meine Einſamkeit vergeſſen darf, und Ihr, mein holdes Fräulein! — ſagte er, ſich zu Maria wendend, — ſingt dann wohl das Reiterlied Sten Sture's, ſtatt des Bergmanns-Liedes.

Hoch erröthete die Jungfrau und erwiederte beſcheiden, das Auge freundlich auf Guſtav gerichtet: Ich werde es Euch ſingen, edler Herr! dem Anführer der ſchwediſchen Reiterei gebührt auch das Reiterlied.

Dieſer erſtaunte über die freie, würdevolle Haltung des Mädchens. Hatte auch früher auf Augenblicke ihr Auge auf ihm geruht, hatte es ſich doch immer beſcheiden und ſchüchtern ſchnell wieder geſenkt und ihn vermieden. Jetzt aber ſtrahlte aus ihrem Blick ein freies, beſtimmtes Etwas, das ihm zu ſagen ſchien, der Kampf in meinem Innern iſt beendet, jetzt darf ich Euch zeigen wie ich bin. Als habe ſie ihn ſchon lange gekannt, ſo frei, ſo offen ſtand ſie vor ihm.

Was wünſcht Ihr, edler Herr! — hub nun Peterſon an — womit kann ich Euch gefällig ſeyn? Mein Haus ſteht zu Eurem Dienſte, über meine Habe gebietet, und habt Ihr irgend einen Entſchluß mir mitzutheilen, ſo thut es frei, in meiner Bruſt ruht Euer Geheimniß verſchloſſen und ſicher. — Er warf hierbei einen forſchenden Blick auf ſeine Gattin, welche in dieſem Augenblick Guſtav gegenüber trat. Doch noch ehe dieſer ſeine Rede beginnen konnte, ſagte Peterſon zu ihr: Margarethe! beſorge das Nöthige, und Du Maria folge der Mutter, die ernſte Rede des Mannes taugt nicht immer für das Ohr der Frauen. — Sie verließen das Zimmer.

Werther Freund! — hub jetzt Guſtav Waſa an — Ihr waret ein tapferer Soldat, immer dem Reichsverweſer und Eurem Vaterlande zugethan, ſo daß ich glaube Euch vertrauen zu dürfen.

Thut das, Herr Guſtav Waſa! unterbrach ihn Peterſon.

Nur zu lange — fuhr dieſer fort — hat unter der Tyrannei Chriſtierns und ſeiner Dänen unſer armes Schweden geblutet. Mein Vater, die Edelſten des Landes fielen auf dem Schaffot; ihre Weiber und Kinder ſchmachten noch in Seeland im Kerker. Ich ſelbſt bin der Gefangenſchaft nur mit Mühe entronnen, und irre, ein Geächteter, in meinem Vaterlande umher. Bald auf Euren Höfen, bald in Euren Gruben mein kümmerliches Leben friſtend, kann ich nur im Gewande der Niedrigkeit vor den Henkern dieſes Tyrannen mich bergen. Aber nicht länger ſoll mein Vaterland dieſe Schmach erdulden, ich will ſein Retter ſeyn oder mich opfern!

Eurer, mein edler Freund! gedacht' ich. Vertrauenvoll kam ich zu Euch. Ihr habt Freunde in Dalecarliens Thälern, wenn auch nicht unter den Edeln des ſchwediſchen Landes, doch unter dem Volke. Helft mir das Zutrauen dieſer wakkern Bergbewohner gewinnen, ſammelt ſie unter meine Fahnen; keine Stadt, keine Burg hebt ihr ſtolzes Tyrannenhaupt in Euren Bergen, frei können die Dalecarln ſich in ihren Thälern ſammeln und mit ihren Schwertern hervorbrechen. Darum ſagt mir offen, was kann ich von Euch erwarten? —

Alles! edler Waſa! — rief Peterſon — Alles! Doch verſchließt Euren Vorſatz nur ſo lange in Eure Bruſt, bis ich ganz geneſen bin, dann wollen wir vereint an das heilige Werk gehen, und treu will ich meinen Feldherrn nach Kräften unterſtützen. — Guſtav drückte ihm mit Rührung die dargereichte Hand und verließ bald darauf den Ermatteten.

4.

Als er am Abend von einer hohen Felskuppe hinüber nach der Gegend blickte, wo das alte Upſala, das mächtige Stockholm in weiter Ferne hinter den grauen Bergen lag, ſtieg der Hoffnung leuchtender Stern wieder glänzend vor ihm auf, und ſein Strahl drang ermuthigend in ſeine Heldenbruſt. Er faltete die Hände, ſtreckte ſie hoch empor zum Sternhimmel, und ſein ſtummes Gebet drang zu dem Allmächtigen. Geſtärkt, mit dem feſten Vertrauen, ſein Werk werde ihm gelingen, kehrte er in ſein kleines Zimmer zurück, welches eine ſorgſame Hand unterdeß mit manchen bisher entbehrten Bedürfniſſen bereichert hatte. Doch er beachtete es nicht; nur mit ſeinen Plänen beſchäftigt, warf er ſich auf ſein Lager, und erſt am Morgen, als er erwachte, bemerkte er, wie die Hand der Liebe ihn weicher gebettet und mit ſo Manchem für ihn geſorgt hatte.

Am Nachmittage zu Margarethe eingelaſſen, fand er ſie allein und ſehr ernſt; es ſchien etwas ihre Bruſt zu beklemmen. Sie forſchte nur mit zarter Behutſamkeit nach dem, was er ihrem Gatten anvertraut habe, und als er ſchwieg und dem Geſpräch eine andere Wendung zu geben ſuchte, brach ſie gleichfalls ab und wußte doch nach und nach Guſtav Waſa unvermerkt auf vergangene Zeiten zurückzuführen, wo er ihr von ſeiner Gefangenſchaft in Dänemark, ſeiner Flucht, von dem Tode ſeines Vaters erzählte und, ſeiner nicht mehr mächtig, in Verwünſchungen gegen Chriſtiern und die Dänen ausbrach.

Seyd auf Eurer Hut! — ſagte nun Frau Margarethe beſorgt — ſelbſt in dieſen Thälern ſchleicht der Verräther; vertraut nicht Allen, edler Herr!

Das Gold des Dänenkönigs verlockt ſo manches ſchwediſche Herz. Ich warne Euch! — Sie ſah hierbei ſo theilnehmend auf ihn, daß er fühlen mußte, ihre Rede ſey wohlgemeint und nicht ohne Grund; er dankte ihr innig.

Habt Zutrauen zu mir, — fuhr ſie fort — ein Weiberherz, des Freundes Geheimniß kennend, iſt immer verſchloſſen. Vertraut mir Eure Pläne nicht, ich bedarf nicht, ſie zu kennen; weiß ich doch, daß Ihr für das unterdrückte Vaterland das Schwert zu ziehen gedenkt, und das iſt mir genug. Ich werde für Euch wachen! — Ein Diener rief ſie in dieſem Augenblicke zu ihrem Gatten. — Bis auf Wiederſehn, Herr Guſtav Waſa! — ſagte ſie jetzt — vertraut hier Niemand, ſelbſt meinem Gatten nicht, und ſeyd auf Eurer Hut.

Sinnend über dieſe räthſelhaften Worte, verließ Guſtav das Zimmer, und nachdenkend, worauf wohl dieſe Warnung Bezug haben könnte, blieb er auf dem langen öden Gange an einem Fenſter ſtehen. — Soll ich ſo früh ſchon Allem mißtrauen, was ſich freundlich mir nahet: ſoll ich ſchon jetzt mein Herz den Menſchen verſchließen? — dachte er, als von der andern Seite des Ganges Jemand ſich ihm nahte; er blickte auf. Maria Peterſon war es, ihre Rechte hielt einen zerpflückten Epheukranz, in der Linken ruhte eine friſche Ranke. Heiter, wie der Himmel des Südens, ſah ihr Auge umher und traf den Blick Guſtavs, der mit Innigkeit auf der herrlichen Geſtalt ruhte.

Sie grüßte ihn freundlich. — Warum ſo düſter, lieber Herr? — fragte ſie unbefangen. — Wer wie Ihr in dem Kreiſe ſeiner Freunde lebt, dem ſollte der Kummer nicht das Auge trüben; hier in unſern Thälern iſt alles heiter, das Herz iſt froh, der Sinn ungetrübt und nur unſern Himmel umzieht der Nebel, aber bald, wenn die Sonne über den hohen Felſen hervortritt, nimmt auch ihn der friſche Bergwind rollend mit ſich fort.

Guſtav, wunderbar von dem zutraulichen Blick ergriffen, mit dem das Mädchen bei dieſen Worten ihn anſah, ergriff unwillkürlich ihre Hand, die in der ſeinen zuckte, und eine hohe Röthe überflog die Jungfrau, als er ſie fragte: Für wen windet Ihr den Kranz?

Mir ſelbſt habe ich ihn gewunden! — erwiederte ſie — Hier, wo die Blumen ſo ſelten und der treue Ephen faſt das Einzige iſt, was unſern rauhen Wettern trozt, habe ich ihn zu meinem Liebling erwählt. Blüthenlos, aber immer grün, iſt er das Bild der hoffnungloſen Treue — ein Bild traurig, aber doch ſchön!

Hoffnungslos! ſagte Waſa ſtill vor ſich.

Ja, lieber Herr! — fuhr die Jungfrau fort — hoffnungslos und doch treu zu ſeyn, das iſt freilich traurig, aber doch ſchön. Ich kann Euch das nicht erklären, fühlen kann ich es wohl. Als ich vor einigen Tagen dieſen Epheukranz wand, — fuhr ſie nach einem kurzen Schweigen fort, und über ihr heiteres Geſicht zuckte ein ſchmerzliches Lächeln, — da zerpflückte ich ihn wieder, denn weßhalb ich ihn wand, das glaubte ich könne das Schickſal mir nicht erfüllen.

Und jetzt? unterbrach ſie Guſtav mit Feuer.

Jetzt friſche ich ihn wieder auf mit dieſer neuen Ranke, daß er nicht ſo ſchnell verwelken ſoll. Doch meine Mühe iſt vergebens, das weiß ich wohl, denn morgen iſt auch dieſe Ranke verwelkt, und dann hängt er in meinem Kämmerlein und ein Blatt nach dem andern fällt ab. Und ſeht, ſo iſt es auch mit der Hoffnung. Ewig grün, wie der friſche Epheu, iſt ſie in unſerm Herzen, aber bricht man ihre Ranken und will ſie in den Lebenskranz verflechten, welkt ein Blatt nach dem andern und fällt ab.

Und wer hat Euch das traurige Bild gezeigt? — unterbrach ſie Guſtav — Die Erfahrung hat Eurem Herzen doch noch nicht ſo wehe gethan?

Nein, lieber Herr! Erfahren hab' ich noch wenig, und doch — ſchon viel. Meine gute Mutter aber hat mich gelehrt der Hoffnung nicht zu trauen, ihr das Herz nicht unbedacht zu öffnen, und ein Spruch, den mir im vorigen Jahre eine weiſe Frau verkündete, tritt oft vor mich und macht mir den Epheu ſo lieb.

Und dieſer Spruch?

Wenn Ihr ihn hören wollt, ſo ſetzt Euch neben mich auf dieſe Bank. — Guſtav ſetzte ſich, Maria hub an:

Ich ſaß eines Abends nach einem Gewitter am Gießbach, der hoch angeſchwollen vor mir dahin brauſ'te, und erwartete die Rückkehr meines Vaters. Rings um mich dufteten die Kräuter. Die Sonne ſaugte die Regentropfen mit ihren goldenen Strahlen wieder auf, und alles ſchien erquickt und neu belebt. Ich athmete die Schönheit der

Natur mit langen Zügen ein, und eine wunderbare Beklemmung ergriff wohlthuend mein Herz. Da ſah ich an der andern Seite des Baches eine weibliche Geſtalt den Felſen herabſteigen; ihr Gewand war durchnäßt, ihr traufend Haar wogte im Winde. Sie blieb an dem Gießbach ſtehen und ſah in die rauſchende Fluth. Ich glaubte, ſie fürchtete, ihn zu überſchreiten, und winkte ihr, mir nach einem Orte zu folgen, wo hohe Felsſtücke den Uebergang möglich machten; ſie aber lächelte, ſchritt unbekümmert durch die tobende Fluth — und vor mir ſtand die weiſe Frau aus dem Helſingelande.

Ich habe von ihr gehört, — unterbrach Guſtav die Erzählerin — ſie ſoll bei dem Volke in großem Anſehn ſtehn.

Ich erbebte, — fuhr Maria fort — denn Schauder und doch Ehrfurcht erregend war ihr Anblick, als ſie ihr triefendes Haar ſchüttelte und ihre von Froſt erſtarrte Hand feierlich auf meine Stirn legte. — Des Schickſals Hand wird Dich ſo kalt berühren, wie die meinige, — ſagte ſie, theilnehmend auf mich blickend. — Bleib treu Deinem Gott, bete zu der heiligen Mutter, und Du wirſt ſchnell

Deine Bahn durchwandeln und an ein herrliches Ziel gelangen. Folge mir in's Schloß! — Dieß ſagend, ſchritt ſie mir voran und ich folgte, über die räthſelhaften Worte, die ſie zu mir geſprochen, ſinnend.

Im Schloſſe betrat ſie die ihr angewieſene einſame Kammer, verſchloß ſich und ließ ſich vor Niemand ſehen, und als ſie am andern Morgen ihre Wallfahrt fortſetzen wollte, winkte ſie mir, ihr in den Garten zu folgen; ich folgte. Als wir eintraten, bückte ich mich eine Roſe zu pflücken, die Letzte die noch an dem Stamme blühte. Ich weiß ſelbſt nicht, warum ich dieſe hier ſo ſeltene Blume pflücken und ſie der Alten geben wollte. Sie aber hielt mich zurück.

Jungfrau! — ſagte ſie ernſt und führte mich dorthin nach dem ſteinernen, mit Ephen umrankten Häuschen. — Dieſen brich, nicht die Roſe! Du haſt mich geſtern ſo liebevoll über den Bach geleitet, mich gepflegt und gewartet, daß ich Dir gern danken möchte, nur hab' ich nichts, was ich Dir bieten, womit ich Dir lohnen könnte, als eine unglückliche Gabe der Natur, die mir zuweilen erlaubt bei Menſchen, die mir werth ſind, einen Blick in ihre Zukunft zu thun und ihnen — oft ein bitterer Lohn für das Gute, was ſie mir erzeigt — einen warnenden Rath zu geben.

O lüftet mir den Schleier! rief ich aus.

Du willſt es und es ſey! — Sie faßte meine beiden Hände, ſah mir feſt, aber wehmuthvoll in das Auge und ſagte mit tiefem Gefühl:

Pflück' keine Roſe, ſie bringt Dir nur Schmerz!
Wahr' Dich vor Liebe und ihrem Gekoſe.
Duftet auch lieblich die glühende Roſe,
Drückt ſie doch ſchmerzvoll den Dorn in Dein Herz.

Pflück' Dir nur Epheu zu Luſt und zu Schmerz! —
Mußt Du auch trauernd das Herrlichſte meiden,
Wird doch die Treue Dich himmelwärts leiten,
Bricht einſt am Throne Dein liebendes Herz.

Folg' nicht der Hoffnung lockendem Strahl!
Wird auch die Liebe Dich nimmer betrügen,
Wird Dich die Hoffnung doch ewig belügen.
Was ſie Dir zeigen wird, iſt Dir zur Qual,
Folg' nicht der Hoffnung lockendem Strahl!

Sie ſchwieg, ließ meine Hand fahren, legte die ihrige auf meine Stirn, dann auf mein Herz. —

Einmal! — fuhr ſie fort und eine Thräne rollte nieder — Einmal wirſt auch Du lieben und wieder geliebt werden, wirſt glücklich und doch nie beglückt ſeyn. Leb' wohl! — Dann drückte ſie einen leiſen Kuß auf meine Stirn und ſchritt dahin; ich ſah ſie nicht wieder.

Seitdem — fuhr die Jungfrau fort — höre ich immer noch die Worte der weiſen Frau aus dem Helſingelande, die, hochberühmt unter dem Volke, jetzt von Thal zu Thal umherzieht, das Volk ermuthigt und mit beiſpielloſer Kühnheit dem däniſchen Tyrannen trotzt. Seit jenem Morgen liebe ich den Epheu und winde mir Kränze, hoffe nicht, und — gehabt Euch wohl, lieber Herr! — ſagte ſie, und ihren Epheukranz in ihrer Hand wiegend, ſchwebte ſie durch den niedern Bogengang dahin.

5.

Herr Peterſon hatte nun das Krankenlager verlaſſen. Ungeduldig würde Guſtav Waſa deſſen völlige Geneſung abgewartet haben, wenn nicht Maria ihn, ohne daß ſie es ahnete, mit ſanften Banden umwunden hätte. Er liebte das Mädchen, das fühlte er wohl, aber das Vaterland liebte er noch mehr. Nicht einen Augenblick durfte er ſeine Pflicht der Liebe opfern, aber ein Sporn durfte ſie ihm ſeyn, ein Sporn zu edlen, hohen Thaten. Dann, wenn er wieder Räſnäs, die Burg ſeiner Väter, als ein freier ſchwediſcher Edle bewohnend, das Vaterland ihn als ſeinen Retter begrüßte, dann wollte er die holde Maria heimführen als ſein treues Weib. Jetzt aber, da er geächtet, verbannt, kein anderes Obdach hatte als das, was ihm das Mitleid gegeben, kein Goldſtück im Säckel als das heilige Pfand der Liebe ſeiner Maria, da beſchloß er, ſeine Empfindungen in ſich zu verſchließen und das fromme harmloſe Geſchöpf nicht in den Strudel ſeines gefahrvollen Lebens mit hinabzureißen. Daß ſie ihn liebe, war er gewiß. Schon als ſie in ihm einen gemeinen Bergmann zu ſehen glaubte, hatte ſie nur mit Mühe ihre Empfindungen unterdrückt; ſeit ſie aber wußte, er ſey Guſtav Waſa, aus dem edelſten Geſchlechte Schwedens entſproſſen, hob ihre Liebe kühn die Schwingen, und die Tochter des Arend Peterſon, des kleinen unbegüterten Edlen in den Thälern Dalecarliens, glaubte wohl zu einem Waſa ſich erheben zu können. Aber auch ſie ſchwieg, auch ſie verſchloß in ihre jungfräuliche Bruſt die Gluth der Liebe; ihre Lippen ſagten nichts, wenn auch ihr ſeelenvolles Auge der Verräther ihres klopfenden Herzens wurde. Dieß ahnend erwartete Guſtav mit Ungeduld den Augenblick, wo ſein alter Kriegsgenoſſe durch ſeinen Einfluß thätig auf die muthigen Thalbewohner wirken könne.

Endlich erſchien dieſer lang erſehnte Augenblick. Nach einigen Tagen konnte Herr Peterſon ſein Roß beſteigen und, ſo wie er verſprochen, in die Umgegend reiten, die Geſinnung ſeiner Freunde und der Thalbewohner zu erſpähen. Hoch klopfte Guſtavs Herz, ſehnſuchtvoll erwartete er deſſen Zurückkunft.

Aber nicht ſo freudig geſtimmt war indeſſen Frau Margarethe, unruhig eilte ſie aus einem Zimmer in das andere; ſelbſt noch ungeduldiger, als Guſtav Waſa, ſchien ſie des Gatten Rückkehr zu erwarten; ja zuweilen verweilte ſie bei dem Ritter, und es war als ob ihr Herz ein Geheimniß verberge, das ſie ihm ſo gern offenbaret hätte und es doch nicht wagte.

Als es zu dämmern begann, und Herr Peterſon immer noch nicht zurückkehrte, eilte Guſtav nach einem kleinen Zimmer des Thurmes, von wo aus er überall die Gegend überſehen konnte. Mit Schnee war Thal und Burg bedeckt, ein kalter Nordwind ſchüttelte die weißen Flocken von den hohen Tannen, und nicht mehr rauſchte der Gießbach dahin, der Froſt hatte ſeinen reißenden Lauf gehemmt. Die Sonne warf ihre letzten dunkeln Strahlen, und färbte mit ihrem Purpur das weiße Gewand der Berge. — Faſt blutig gehſt du unter, Tochter des Himmels! — rief Guſtav aus — bezeichneſt du mir meinen Pfad mit Blut? Wohlan! auch dieſen werd' ich wandeln! —

Da ſah er in der Ferne zwei Reiter, der eine ſchien ihm Herr Peterſon zu ſeyn. Ja, er war es, es war der Falbe, der ſo lange müßig im Stalle die Geneſung ſeines Herrn erwartet hatte, es war Nil, der Diener, der ihm auf dem Rappen folgte. Doch ſie ritten nicht zum Hofe; Peterſon lenkte ſein Roß ſeitwärts in den Weg nach Sättra, bog um die Felſen am Walde und verſchwand. — Was iſt das?! — rief Guſtav — ſo ſpät am Abend zieht er vorüber, kehrt nicht zurück und reitet jen Sätra? — Hauſ't da nicht auf dem Burghof Brun Benektſon, der königliche Burgvoigt? — Und wie er noch ſo dachte, hörte er Jemand die Treppe herauf eilen. Die Thür öffnete ſich, Maria ſtürzte herein. — Ihr wollt uns verlaſſen, Guſtav Waſa?! — rief ſie, nicht mehr Herr ihrer Gefühle, — Ihr wollt in dieſer Nacht ſchon fort? ſo ſagt meine Mutter, um nie, nie wiederzukehren? O eilt, denn es drohet Euch Gefahr; eilt, lieber Herr!

Guſtav ſah ſie erſtaunt an. — Euch ſchon heute verlaſſen?! — rief er — Nein, gute Maria, das hab' ich nicht beſchloſſen!

Und, doch, doch müßt Ihr, ſagt die Mutter. Die weiſe Frau aus dem Helſingelande war bei ihr und hat es befohlen. Und weil Ihr denn müßt, weil es denn geſchieden ſeyn ſoll! — ſie hielt inne, ſah mit dem großen blauen Auge in das ſeine und ergriff plötzlich ſeine Hand, — weil wir uns vielleicht nie wiederſehen —

So müſſen wir nicht ſcheiden! — unterbrach er die Weinende — ohne unſere Herzen einander aufgeſchloſſen zu haben. Maria! — fuhr er fort und drückte die Zitternde an ſich — Weinet nicht! Ob wir uns wieder ſehen werden, liegt in Gottes Hand, unſern Blicken liegt es verborgen. Daß Ihr, zarte, ſittige Jungfrau! mir Euer Herz zutrauenvoll öffnen wolltet, iſt mir ein Fingerzeig des Himmels, daß wir uns doch wieder ſehen werden, liebend, beglückt; denn ſchon längſt hab' ich es Euch nicht mehr verbergen können, ſchon längſt ruht Euer Bild tief in meinem Herzen. Ich liebe Euch holdes, zartes Geſchöpf, das mir auf meiner rauhen Lebensbahn ſo freundlich entgegen tritt. — Seine Lippen berührten ihre glühende Stirn. — Doch mich ruft das Vaterland! — fuhr er fort — Hab' ich dort die Pflicht erfüllt, dann kehr' ich nach Ornäs zurück, und Ihr drückt dann ein treu ſchwediſches Herz noch inniger an Eure Bruſt als jetzt!

Erſt das Vaterland! — rief das Mädchen begeiſtert — ja, erſt dieſes heilige Werk vollendet, und dann an mein Herz, das nur für Euch leben, mit dem Euren brechen wird!

Gottes Segen über Euch! — tönte es jetzt hinter ihnen, und Frau Margarethe breitete ſegnend die Hände über die Liebenden. — Doch jetzt verlaß uns, Maria! — rief ſie mit ernſtem Tone — ſag' dem edlen Herrn ein Lebewohl, und geh' auf Dein Zimmer.

Lebet wohl, Guſtav Waſa! — rief die Jungfrau und reichte ihm die Hand — Denkt an das bedrängte Vaterland, denkt an Euer Mädchen, und Gott ſey mit Euch!

Guſtav drückte die Hand der Jungfrau an ſein Herz. — Leb' wohl, Maria! — rief er — der Himmel wird uns beſchützen! — Sie weilte noch einen Augenblick an der Thüre, ihr Auge hing noch einmal feſt an dem Geliebten, als ob die Ahnung ſie erfaſſe, daß dieſer Abſchied für ewig ſey, dann eilte ſie plötzlich davon.

Jetzt, edler Herr! — begann Frau Margarethe — ſchnell von hier. Dort, wo der Weg um jenen Felſen ſich biegt, führt er nach Swendſiö, dort findet Ihr den treuen Jarl mit einem Schlitten und zwei muntern Roſſen; nehmt dieſen Brief, der würdige Prieſter von Swendſiö wird Euch freundlich empfangen, ihm könnt Ihr vertrauen, er iſt ein ſchwediſcher Mann.

Und warum ſoll ich fliehen? Welcher Feind

ver-

verfolgt mich hier in dem Hauſe meines Freundes? fragte Guſtav verwundert.

Ich bin durch die Seherin des Landes gewarnt. Mein Gemahl iſt hinüber nach Sättra zu dem königlichen Voigt geritten, ich ahne Verrath; traut Arend Peterſon nicht, und eilt ſo ſchnell als Ihr könnt.

Das iſt bitter! — rief Guſtav — der erſte Freund, dem ich mich anvertraue, wär' ein Verräther? — Nein, edle Frau! Eure Beſorgniß —

Eilt, eilt! — unterbrach ihn Margarethe — Das Vaterland befiehlt durch mich, eilt! — Sie ergriff ſeine Hand und zog ihn nach der Thür.

Nun, wenn es ſeyn ſoll! — rief Guſtav — ſo lebt wohl! — Er dankte Frau Margarethe für ihre Vorſorge und eilte von Niemand geſehen durch die Pforte in's Freie. Dort ſah er noch einmal zurück nach dem alten Thurme von Ornäs, bog um den Felſen, fand Jarl und den Schlitten, ſchwang ſich hinein und jagte davon.

Glücklich, daß ihn die Vorſorge der edeln Frau von Ornäs entfernt hatte. Um Mitternacht kehrte Herr Peterſon zurück, begleitet von Brun Benektſon und 20 däniſchen Reitern, doch ſie fanden ihn nicht mehr. Guſtav Waſa habe am vorigen Abend, ſo hieß es, den Hof verlaſſen und ſey nicht wieder zurückgekehrt; wohin er ſich gewendet, wiſſe Niemand. Peterſon ahnete den Zuſammenhang. Schon früher hatte er die Theilnahme bemerkt, die ſeine Gattin für Guſtav Waſa gezeigt hatte, Eiferſucht geſellte ſich zum Eigennutz, und der Elende ergriff jedes ſelbſt gewaltſame Mittel, Frau Margarethe zum Geſtändniß, wohin Guſtav Waſa entflohen ſey, zu vermögen. Vergebens! ſie läugnete ſtandhaft, und ſchmachtete nun für ihr edles Werk in dem kleinen Stübchen des Thurmes, in welchem Guſtav und Maria den Bund der Liebe geſchloſſen hatten.

6.

Als Guſtav die Kirche von Swendſiö in einem Feldthal vor ſich liegen ſah, begann der Morgen eben zu dämmern. Er hielt die keuchenden Roſſe an, warf den Wolfpelz, den die ſorgſame Edelfrau zum Schutz gegen die Kälte in den Schlitten gelegt hatte, von ſich, ſprang heraus und ſchaute einen Augenblick ſinnend umher. Von gigantiſchen Felſen umkränzt, lag in einem hoch mit Schnee bedeckten engen Thale das friedliche Dorf mit ſeiner alten Kirche und ſeinen niedern Hütten vor ihm. Die Felſen, von den Strahlen der Morgenſonne geröthet, erſchienen in roſenfarbenem Glanze wunderſam ſeinem Blicke. Zu ſeiner Rechten hob hoch in die düſtern Nebelwolken ein Föhrenwald ſeine beſchneieten Gipfel, zu ſeiner Linken ſtürzte ſich ein ſprudelnder Quell in den jähen Abgrund herab und wälzte von Klippe zu Klippe, dem Froſte trotzend, ſich ſchäumend in das enge Felsthal hinab. Erſt dort unten bändigte der rauhe Nord den Kühnen, erſtarrt ruhten ſeine brauſenden Wogen im eiſigen Bette.

Dieſer Anblick ergriff Guſtav ſonderbar. — Iſt dieß ein Bild meines innern Willens, — ſo rief er — der ſich ſchäumend unaufhaltſam über Gefahren herabſtürzt und, vom Schickſal aufgehalten, doch endlich erſtarren muß?! Iſt es das Bild Chriſtierns, der, Alles verſpottend, wild zerſtörend über Völker und ihr Glück wie ein reißender Bergſtrom ſich ſtürzt, und doch endlich gebändigt ſein Ende erreicht?!

Indeſſen ſtieg die Sonne immer höher. Das Leben, was unten im Thale zu wogen begann, weckte ihn aus ſeinen Träumen. Nur was der Augenblick ihm gebiete, bedachte er noch: ſpannte die Roſſe ab, befreite die ſchäumenden Henaſte von Zaum und Gebiß, von allem. — Seyd frei! — rief er, indem ſeine Hand ihren Nacken ſchlug, — jetzt fort, wohin es euch gelüſtet. Nicht mehr hemme das ſcharfe Gebiß euern muthigen Willen! — Und die letzten Kräfte für die Freiheit opfernd, hoch die Mähnen, hoch den Schweif erhoben, jagten ſie hell wiehernd über Schnee und ungebahnten Weg immer höher und höher den Felſen hinan.

So wie ihr, möge mein Vaterland jauchzen, wenn es befreit vom Sklavenjoch der Dänen ſich erhebt, und ein freies Volk der Väter hohe Berge hinauf klimmt! — rief er nun — Und ſo ſtürze der Tyrann durch meine Fauſt von ſeiner Höhe nieder! — Er ſchleuderte den Schlitten in den Abgrund hinab; zerſchmettert von Fels zu Felſen ſtürzten ſeine Trümmer in die Schlucht hinunter.

So wäre denn jede Spur meiner Flucht vernichtet! — ſagte er jetzt, in den Abgrund blickend —

Dem Muthe ſtehe die Beſonnenheit ſtets zur Seite; und nun vorwärts! Je weiter nach Norden, deſto näher meinem Ziele. — Er ſchritt getroſt den Felſen hinab, ging nach dem Pfarrhauſe, klopfte an die Thür, und ein Greis, es war der Prieſter ſelbſt, öffnete das Pförtchen und bat ihn, einzutreten.

Kaum hatte dieſer den Brief der Frau Margarethe geleſen, ſo faltete er ſeine Hände. — Gelobt ſey der Herr! — rief er — daß er einen Diener erkoren und ihm das Schwert Gideons in die Hand gegeben hat. Er möge ihn begleiten auf ſeinen Wegen, denn ſie ſind heilig, daß er rette das Vaterland und ſtürze den Tyrann!

Und wie nun der Greis mit patriarchaliſcher Würde, die Hände gefaltet, das Auge zum Himmel gerichtet, vor Guſtav ſtand, ergriff dieſen ein heiliges Gefühl; unwillkürlich beugte er das Haupt vor dem ehrwürdigen Prieſter, legte demuthvoll die Arme über ſeine Bruſt, und ſtand ſo vor dem Diener Gottes in frommer Rührung. Da legte der Greis ſeine Hände auf Guſtavs Haupt und ſprach mit prophetiſchem Geiſte: Du wirſt Dein Volk erretten, Guſtav Waſa! Schwedens Krone wird Dich ſchmücken und mancher Held aus Deinem

Stamme das Vaterland hoch und mächtig machen für Jahrhunderte. Sey treu Deinem Worte, mild gegen die Verirrten, ſtreng gegen die fremden Feinde. Beginne mit Gott, ſein Arm wird Dich ſchützen! — Und als Guſtav jetzt das Haupt erhob, drückte der Alte einen Kuß auf ſeine Stirn, als wolle er ihn damit zum großen Werk, das er beginnen ſolle, einweihen. — Nun aber — fuhr der Prieſter fort — geht zur Ruhe, edler Herr! ich will für Euch wachen. So ſehr auch die Thalbewohner mich lieben, ſo ſehr ich mich auch auf ihre Treue verlaſſen kann, ſo ſchleicht doch der Verräther überall umher. Hier dürft Ihr Euch noch Niemanden entdecken; tiefer, nördlicher in den Thälern, wohin die raubſüchtigen Dänen noch nicht gedrungen ſind, dahin müßt Ihr, um dort die Fahne der Freiheit aufzupflanzen.

Die Vorſichtmaßregeln des würdigen Pfarrers waren auch nicht überflüſſig, denn ſchon am andern Tage kamen däniſche Reiter, die auf allen Straßen Guſtav verfolgten, nach Swendſiö, Erkundigungen einzuziehen. Niemand konnte ihnen Nachricht geben, Niemand hatte Guſtav geſehen, welchen der Greis in der Sakriſtei der Kirche verbergen hielt. Hier war es, wo er ſeinen Gaſt mit den Sitten und dem Charakter der Thalleute bekannt machte, und ihm manchen Rath ertheilte, den Guſtav in der Folge zu ſeinem Vortheile benutzte.

Doch kaum waren einige Tage in dieſer Einſamkeit verſtrichen, als Botſchaft von Ornäs kam. Maria warnte vor Verrath, und benachrichtigte den Geiſtlichen von der Haft ihrer Mutter. Sie bat ihn dringend, ſeinen Gaſt an einen ſichern Ort zu ſchicken, denn ſie fürchte, der Vater wiſſe ſeinen Aufenthalt. Für Guſtav ſtanden nur die zwei Worte unter dem Briefe: Gedenke mein!

Noch in der Nacht brachte ein treuer Diener Guſtav nach Iſele zu Swen Nilſon dem Gaſtwirth, auf deſſen Treue der Prieſter ſicher rechnen konnte. Hier mußte Guſtav den Grubenkittel mit dem Anzug eines gemeinen Knechts vertauſchen.

7.

Doch auch bis dahin verfolgten ihn die Dänen; er mußte flüchten, und Swen Nilſon brachte ihn, unter manchen Anfechtungen, nach Rattwyk und übergab ihn der Obhut ſeines Bruders. Von hier, wo es ihm nicht gelang die Thalleute für die Sache des Vaterlandes zu begeiſtern, zog er nach Mora, wo zur Feier des Kirchweihfeſtes ſich die Landleute in großer Menge verſammelt hatten, beſonders da ſie von Guſtavs Ankunft ſchon unterrichtet waren.

Er fand ſie auf einem Hügel, wo ſie ſich eben berathen hatten, verſammelt. Als er ihnen nahte, empfing ihn kein Freudenruf; ſchweigend ernſt ſtanden ſie da, das Wichtige dieſes Augenblicks wohl ahnend. Er grüßte freundlich, und trat mit königlichem Anſtande unter ſie.

*) „Redliche Thalleute und ſchwediſche Männer! — ſo ſprach er — ich ſehe Eure zahlreiche Verſammlung mit eben ſo großem Vergnügen meines Gemüths, als ich in meinem Herzen Qual über unſern Zuſtand empfinde. Mit welcher Gefahr ich meinen Namen und meine Umſtände Euch offenbare, iſt Euch zur Genüge bewußt, weil Ihr täglich ſehet und höret, wie man mir nach dem

---

*) Wörtlich der Geſchichte treu.

Leben trachtet. Aber die Rettung Eures und meines bedrängten Vaterlandes gehet mir mehr zu Herzen, als daß ich dabei auf mich ſelbſt ſehen ſollte. Wie lange wollen wir Sklaven ſeyn, die wir zur Freiheit geboren ſind? Die Alten können ſich noch entſinnen, welchen Zwang, welche Unruhe, Plage und Verfolgung die Schweden von den däniſchen Königen haben leiden müſſen. Die Jüngern müſſen ſich deshalb befragen und ſchon früh lernen, das däniſche Joch zu haſſen und ſolcher Regierung zu widerſtehen. Euer Eigenthum und geringes Vermögen iſt der Luſt dieſer Tyrannen aufgeopfert. Habt Ihr ſchon vergeſſen, wie ſie mit ſchweren, unchriſtlichen Auflagen unſerem Lande das Mark ausgeſogen haben, ſo daß Ihr nichts mehr übrig habt, als leere Häuſer, magere Aecker und ein unſicheres Sklavenleben? Denket zurück an die Zeit König Erichs aus Pommern, und entſinnet Euch des däniſchen Jöns Erichſons, Statthalters zu Weſteråhs, wie Euch von ihm begegnet worden. Hier ſind gleiche Zeiten, gleiches Unglück. Unſer Land ſchwimmt beinahe in dem Blute ſeiner Bewohner. Mehre Hundert edle Schweden haben eines ſchändlichen und unſchuldigen Todes ſterben müſſen. Die Biſchöfe und Räthe des Reichs ſind jämmerlich ermordet worden. Unter ihnen war mein Vater! — hier rannen die Thränen aus ſeinem Heldenauge — Das edle Blut dieſer Männer, — fuhr er fort und ſein feuchtes Auge glühte — das edle Blut ſchreit um Rache und fordert Euch auf, Eure angeſtammte Tapferkeit zu beweiſen. Die Thalleute ſind jederzeit für ihr Vaterland unverdroſſen geweſen; deswegen ſeyd Ihr in unſern Geſchichtbüchern berühmt, und die andern Einwohner des Königreichs Schweden, Eure bedrängten Landsleute, die gewohnt ſind, Euch für Beſchützer der Freiheit anzuſehen, haben nun ihre Augen hierher gewandt. Ich will mit Euch ziehen und weder Gut, Blut noch Leben für die Freiheit ſparen; ſo ſoll der Tyrann inne werden, daß die Schweden ſo beherzt als treu ſind, und ſich wohl mit Geſetzen, aber mit keinem Joche regieren laſſen. Wer unter Euch ſollte nicht dergleichen Vorſtellungen zu Herzen nehmen, wer nicht mit mir das Schwert ziehen für des Vaterlandes heilige Sache?!"

Mit Geſchrei und Jubel beantworteten die Thalleute ſeine Rede, doch war die Begeiſterung nicht allgemein. Viele gedachten noch der Freigebigkeit des Tyrannen bei ſeiner erſten Ankunft in Schweden; noch waren die Thäler nicht mit Steuern beſchwert, mehr den Adel als den Bauer traf die Verfolgung des Dänenkönigs, und Guſtav ſelbſt war ihnen faſt unbekannt, denn nur wenige dieſes Volks hatten unter der Reiterei bei dem Heere Sten Sture's gedient; doch regte ſich die Vaterlandliebe mächtig in ihnen, ſie verſprachen ihm Schutz. Der Bewaffnung wegen wollten ſie ſich aber erſt mit ihren Nachbarn beſprechen.

Guſtav hatte mehr erwartet als Verſprechungen, und beſchloß nach den weſtlicheren Thälern ſich zu wenden. Doch kaum hatte er die Verſammlung verlaſſen, die immer noch unter einander berathſchlagte, als 100 däniſche Reiter heran ſprengten. Die Thalleute befürchteten einen Angriff, zogen die Sturm-Glocken, und was ſich zerſtreut hatte, ſammelte ſich wieder. Sie umringten die Dänen, die ſich in das Pfarrhaus flüchteten. Die Thalleute ſtürmten, ſprengten die Pforte, und nur die Bitten der Dänen und ihr Verſprechen, Guſtav Waſa nichts zu Leide zu thun, rettete ihr Leben.

Während die Thalleute noch verſammelt waren und Guſtav Waſa ſich nach den weſtlichen Thälern gewendet hatte, kam Lars Oloſſon, ein ſchwediſcher Edle, der in früheren Kriegen unter Guſtav gedient hatte, nach Mora. Hier erfuhr er, was vorgefallen war, und den Geiſt der Thalleute genau kennend, trat er unter ſie, erzählte ihnen, daß Chriſtiern, ihren Muth fürchtend, den Befehl gegeben habe, ſie zu verſtümmeln, um ſie dadurch zum Krieg-Dienſt untauglich zu machen, damit ſie ſich der neuen Schatzung, die er mit nächſtem ausſchreiben würde, nicht widerſetzen könnten. Er erzählte von dem Blutbade zu Stockholm, ſchilderte dieſe grauſame Begebenheit mit den grellſten Farben, und als er ihnen mit Thränen im Auge erzählte, wie die Unmenſchen den Leichnam ihres geliebten Reichsverweſers Sten Sture aus ſeinem Grabe gezogen und gemißhandelt hätten, ſchrie die Verſammlung einſtimmig nach Rache. Sie beſchloſſen auf der Stelle die Waffen zu ergreifen, Boten an die benachbarten Dörfer zu ſchicken, ſie zu gleichem Unternehmen einzuladen. Lars Oloſſon aber baten ſie nun, Guſtav Waſa aufzuſuchen und in ihre Mitte zurückzuführen.

Dieſer traf ihn in dem Kirchſpiel Lima. Guſtav kehrte ſchnell mit ihm zurück, benutzte weiſlich die Stimmung der aufgeregten Menge, forderte ſie noch einmal als die Befreier Schwedens auf, ſeiner Fahne zu folgen, und da in dieſem Augenblicke ein ſtarker Nordwind ſich erhob, rief Lars Olofſſon, bei dieſem von den Thalleuten ſo günſtig gehaltenen Zeichen: Horcht, wie der Nordſturm durch die Föhren ſauſ't, er kündet uns Glück und Gedeihen! Auf für unſer Vaterland! — Und laut jauchzte die Menge Guſtav Waſa entgegen und ſchwur ihm Ergebenheit und Treue.

Schon am andern Tage ſtanden zweihundert Bewaffnete um ihn; ein kleiner Haufe, aber lauter rüſtige Burſche. Mit jedem Tage mehrte ſich ihre Zahl, denn nach allen Gegenden waren die Boten geeilt, die Thäler zu dem heiligen Zweck zu vereinen, und die weiſe Frau zog im Lande umher, ermahnte, für die Sache der Freiheit Gut und Blut einzuſetzen, und ihre Weiſſagungen verkündeten Glück und Sieg. Das Volk, ihren Worten vertrauend, eilte herbei zu Guſtavs Fahnen. Unter ihnen hatte er ſechzehn der Rüſtigſten zu ſeiner Leibwache ausgewählt. Nil Bekſon, ein erprobter Schütz, führte ſie an.

8.

In der Nacht zum Feſt der heiligen drei Könige lag in dem Vorhofe der Wohnung Guſtavs Nil Bekſon mit ſeinen Getreuen und wärmte ſich an einem praſſelnden Feuer. Vor dem Hauſe ſchritten zwei Schildwachen, ihr Schwert an der Seite, das Schild am Arm, den Bogen und Pfeil in der Hand, ſchweigend einher.

Es war eine ſtürmiſche Nacht, der Schnee fiel in dicken Flocken nieder und verdüſterte das bleiche Mondlicht. Der ſchneidende Oſtwind pfiff durch die Ritzen des Daches, und ein feuriges Luftgebild, ſo häufig in den dortigen Gegenden, ſtieg im Norden auf und verſchwand im Süden.

Sahſt Du den Geiſt? — ſagte der eine der Wächter — dort ſtieg er auf hinter dem Walde, wo die Königſtadt liegt ging er unter; das bedeutet Großes, Jöns! denn wenn Geiſter aus den Gräbern ſteigen und feurig am Himmel ziehen, bezeichnet Blut ihren Weg. Doch was ſiehſt Du denn ſo ſtier nach dem Felspfade hin? Ha! Auch auf Erden wandeln die Geiſter! — Schauder ergriff ihn, er rückte dem Andern näher, denn den ſteilen Felsgang herab, der vom Eiſe ſo ſpiegelglatt war, daß ſelbſt die wilde Ziege nur mit Mühe ihn hätte herabklimmen können, ſchritten zwei weiße, geiſterähnliche Geſtalten; die Eine, deren hoher Wuchs beim Schneelicht rieſenhaft und furchtbar erſchien, leitete die Andere, welche vorſichtig folgte.

Langſam, geiſterhaft ſchritten ſie der Wohnung des Feldherrn zu, während einer der Wächter, vergeſſend daß gegen Geiſter die menſchlichen Waffen nutzlos ſind, den Bogen ſpannte.

Laß den Pfeil! — ſagte jetzt Thun zu ſeinem Kameraden — das iſt die weiſe Frau aus dem Helſingelande; es iſt lange her, daß ſie hier war, doch kenne ich ſie noch genau. Geh' zu Nil Bekſon und berichte ihm, was hier geſchieht.

Während dieſer in das Haus ging, rief Thun den nahenden Geſtalten mit kräftiger Stimme ſein „Werda!“ entgegen. Schweigend kamen ſie näher. Als ſie nur noch wenige Schritte von dem Hauſe entfernt waren, winkte die hohe Geſtalt dem Krieger, der ſchirmend vor der Thür ſtand, ſich zu entfernen.

Thor! — rief ſie mit hohler Stimme — wagſt

Du der Frau des Helſingelandes den Eingang zu verwehren? ſie hat mit Guſtav Waſa zu reden, laß ſie ein!

Ich darf nicht! — erwiederte der Krieger nicht ohne Zagen — Doch wartet nur einen Augenblick, Nil Bekſon, unſer Anführer, wird gleich hier und zu Euren Dienſten ſeyn.

Meine Stunden ſind gezählt! — ſagte unmuthig die Geſtalt — Noch einmal fordr' ich den Eingang, ſonſt —

Da trat Nil Bekſon aus dem Hauſe, und als er die Frau erblickte, neigte er ſich tief vor ihr und ſagte: Tretet ein, würdige Frau! Ihr ſeyd uns willkommen, denn wo Ihr einzieht, folgt der Segen. Ich werde ſogleich Herrn Guſtav Waſa wecken.

Weck' ihn nicht, Nil Bekſon! — rief die verſchleierte Frau — aus einem ſüßen Traum will ich ihn wecken und ihm ſeinen Traum erfüllen. Komm! — ſagte ſie zu ihrem Begleiter, einem jungen Mann in einen weiten weißwollenen Mantel gehüllt. — Komm, Erich! — Der Jüngling folgte, und ſie traten in das Zimmer, wo Guſtav ruhte.

Der Mann, in deſſen Hand Schwedens Schickſal gegeben war, lag hier, in ſeinen Mantel gehüllt, ſein breites Schwert neben ſich, auf einem ärmlichen Lager von Stroh. Die düſtere Lampe warf ihr mattes Licht auf ſein geſchloſſenes Auge und erhellte die männlich ſchöne Geſtalt des Helden. Lieblich mußte der Traum ſeyn, der ihn eben zu umgaukeln ſchien, denn ein freundliches Lächeln ſchwebte um ſeine Lippen.

Der Jüngling ſtand in ſeinem Anſchau'n verſunken, ſeinen Blick unverwandt auf ein Goldſtück geheftet, was an einem blau und gelben Bande auf der Bruſt des Schläfers ruhte, während die Frau aus dem Helſingelande den Arm aus dem weiten Gewande hob, ihn über den Schlafenden ſtreckte, und, leiſe Worte murmelnd, die Stirn ihm berührte.

Guſtav ſchlug die Augen auf. Unmuthig fuhr er vom Lager empor und blickte auf die geiſterhafte Geſtalt. — Wer biſt Du, — rief er — der mir den ſchönen Traum ſtört und es wagt, ſo vor mir zu erſcheinen?!

Deine, des Vaterlandes Freundin! — ſagte die Geſtalt, ergriff des Jünglings Hand; der, den Blick zur Erde geſenkt, vor Guſtav trat. — Hier übergebe ich Dir Deinen Schutzgeiſt; freiwillig opfert er ſich für Dich. Liebe, ehre ihn. Leb' wohl! Klimme nach dem Höchſten, rette das Vaterland, und es gehe Dir wohl!

Ehe noch Guſtav von ſeinem Erſtaunen ſich erholen konnte, ſchritt die Geſtalt zur Thür hinaus, und da er ihr folgen wollte, bat draußen Nil Bekſon, die kluge Frau ja ungehindert ziehen zu laſſen, und ſie nicht zu erzürnen.

Der Jüngling war unterdeſſen allein in dem Zimmer zurückgeblieben, Guſtav hatte ſeiner faſt vergeſſen. Als er wieder eintrat, hatte dieſer den Mantel von ſich geworfen, und ſtand in der Tracht eines jungen Edlen mit verſchränkten Armen und niedergeſenktem Blick vor dem Feldherrn. Guſtav ſchritt auf ihn zu, der Jüngling bebte. — Und mein Schutzgeiſt zittert vor mir? — ſagte er faſt lächelnd — Zittre nicht, ſenke Deine Augen nicht länger, laß es mich ſehen, ob Dein Blick mein Zutrauen Dir erwirbt.

Da hob der Jüngling das geſenkte Auge und ſchaute auf Guſtav, der mit einem Schrei: Maria, Du hier?! faſt beweglos vor ihr ſtehen blieb.

Ja, edler Herr! Maria Peterſon iſt es, die

Euch naht, bittend: Ihr möget ſie aufnehmen unter Eure Diener, daß ſie mit Euch theile Noth und Gefahr, mit Euch lebe, mit Euch ſterbe, wenn Gott es über Euch verhängt hat.

Maria! — rief Guſtav, ihre Hand ergreifend. — Zartes Weſen, was willſt Du hier im Kriegsgewühl? Was willſt Du hier bei Guſtav Waſa in dem Augenblick der Gefahr?

Sie mit Euch theilen, Guſtav! — erwiederte ſie, und hoher Muth blitzte aus dem ſanften Auge. — Hört mich, ehe Ihr der Jungfrau zürnt und ſie von Euch ſtoßt. — Als die Kunde nach Ornäs kam, Ihr ſammeltet die Thalleute um Euch zum Kampfe für das unterdrückte Vaterland, da ergriff mich eine unausſprechliche Sehnſucht, Euch zu folgen. An Eurer Seite wollte ich kämpfen, mit Euch theilen Freude und Noth, Eurer Liebe mich würdig machen, und, könnt' ich für Euch ſterben, es mit Freuden thun. Da trat die hohe Geſtalt, die nämliche, die mir am Gießbach erſchienen war und die uns eben verließ, in der ſtillen Abenddämmerung zu mir. Sie küßte meine Stirn und ſprach mit ſanfter Stimme: „Maria, Deine Sehnſucht kenn' ich — folge mir! und Deine Wünſche werden erhört; folge mir hin zu Guſtav Waſa, Du wirſt ſein Schutzgeiſt ſeyn auf ſeiner Siegerbahn. Komm, Maria Peterſon!" — Und da folgt' ich.

Er wird Dein Schutzgeiſt ſeyn? — unterbrach Guſtav das Mädchen — ja, dieß waren die Worte der klugen Frau. — Aber ſagte ſie nicht auch, freiwillig würdeſt Du Dich für mich opfern? Sie hob ganz den Schleier Deiner Zukunft, rede!

Er ſenke ſich vor Guſtav Waſa! — rief Maria bewegt — ſchön erſchien mir die Zukunft, als er mir gehoben ward, denn Ihr leuchtetet herrlich in meiner Nacht. Laßt mich als Euren Edelknecht um Euch ſeyn und fragt mich nicht weiter. Ich will ſchweigen von meiner Liebe, will Euch nur dienen. Ihr werdet mich achten, mich lieben, mich ſchätzen.

Innig ruhten Guſtavs Blicke auf der ſchlanken Jünglingsgeſtalt. Es war nicht mehr die Madonna von Ornäs, nicht mehr die heilige Jungfrau an der Epheu umrankten Laube; unter dem Knabengewande waren die Strahlen des Nimbus verloſchen. Ein Funke blitzte in ihm auf, doch er unterdrückte ihn ſchnell — Maria! rief er.

Nennt mich Erich, lieber Herr! — bat ſie — Maria ſey für Euch todt, nur in den Tagen des Ruhms und der Ruhe tritt ſie wieder an Eure Seite. Doch nein, ſo hoch ſteigt die Jungfrau von Ornäs nicht; an des Thrones Stufen bleibt ſie ſchüchtern ſtehen und da bricht ihr das Herz. — Feucht ward ihr Auge, das ſie feſt auf Guſtav heftete, der ſinnend und ſchweigend ſie betrachtete.

Doch plötzlich umſchlang er ſie heftig, drückte einen innigen Kuß auf die Lippen der Sträubenden. — Maria! — rief er — dieß der Abſchiedkuß auf lange Zeit. Jetzt, wo die Ehre ruft, muß die Liebe ſchweigen. Aber wenn jenes Schwert dem Vaterlande die Freiheit erkämpft, dieſe Stirn der Lorbeer geſchmückt hat, der arme Heimathloſe nach den Burgen ſeiner Väter heimwärts ziehen kann, dann ziehſt Du mit mir, theure Geliebte! dann pflanze die Liebe ihr Panner auf, daß ich ihm folge; dann führ' ich Dich heim als mein treu eheliches Weib! — Sie ſchmiegte ſich inniger an ihn, und barg ihr Geſicht an ſeiner Bruſt. — Und ſelbſt, — fuhr er fort und hob ſeine Rechte zum feierlichen Schwur — ſelbſt wenn mich Gott das

Höchſte erreichen ließe, trät' ich auf die Stufen des ſchwediſchen Thrones, dann, ich ſchwör' es Dir, Maria — dann —

Schwöre nicht! — rief ſie und legte ihre zarte Hand auf ſeine Lippen — Schwöre nicht! — Du wirſt ſie betreten, dann aber gehörſt Du dem Vaterlande, nicht mir! Gönne mir nur, daß ich dann in den Strahlen Deines Glanzes mich ſonnen darf, das Morgenroth Deines Glücks iſt das Abendroth meiner Liebe. — Nennt mich Erich, lieber Herr! — fuhr ſie ſanft ſchmeichelnd fort — und vergeßt Maria Peterſon, bis ihr gebrochenes Herz bei Gott Troſt und Ruhe finden wird.

Und nun, — fuhr ſie fort, und über ihr ganzes Weſen verbreitete ſich eine hohe Würde, — nun, Ritter, übergeb' ich mich Eurem Schutz, Ihr werdet die Jungfrau ſchirmen gegen männiglich, ſelbſt gegen Euch!

Guſtav Waſa reichte ihr ſchweigend die Hand. — Leb' wohl, holde Maria, bis auf glückliche Zeiten! — ſagte er bewegt — Sey mir willkommen, Erich, mein treuer, lieber Page! — Sie ergriff die dargereichte Hand, drückte ſie an ihre Lippen, eine Thräne ſank darauf und der erſte Strahl der

Morgenſonne, der glühend über die Schneegefilde ſich breitete, begrüßte den neu geſchloſſenen Bund.

9.

Von allen Seiten ſtrömte jetzt das Landvolk herbei, und Guſtav, das Feuer nicht ungenutzt verrauchen zu laſſen, führte ſie in aller Stille und auf mehrern Wegen nach dem Schloſſe des Gouverneurs der Provinz. Es wurde erſtiegen, geplündert, und der Muth der Seinen dadurch gehoben. Bald begann er größere Züge, er durchſtreifte das Helſingeland, Angermannland und Bothnien, überall eilte das Volk zu ſeinen Fahnen. Die von Chriſtiern geächteten Edlen traten aus ihrer Verborgenheit hervor; an ihnen fand er tüchtige Führer ſeiner regelloſen Haufen, und bald ſah er ſich an der Spitze eines Heeres von 15,000 Mann, mit welchem er gegen Weſterähs zog.

Der Erzbiſchof von Lunden, welcher während Chriſtierns Abweſenheit als Vice-König in Stockholm reſidirte, zog nun ſchnell alle Truppen zuſammen, ſich dieſen Aufrührern, wie er ſie nannte, zu widerſetzen. Am Ufer des Brandeck ſtanden beide Heere bald gegen einander, nur der Fluß trennte ſie. Guſtav, an der Spitze ſeiner Reiter, machte Anſtalt, den Uebergang zu erzwingen, doch in der Nacht noch verließ der Vice-König ſeine Stellung, er wagte es nicht, dem kühnen Andrang zu widerſtehen, und zog ſich in das Schloß von Weſteråhs und von da nach Stockholm zurück.

Guſtav ließ ſogleich eine Brücke über den Fluß ſchlagen und rückte gegen Weſteråhs, der Hauptſtadt von Weſtmannland, vor. Nach einem kühnen Gefecht, in welchem er den Feind liſtig von der Stadt abgelockt hatte, bemächtigte er ſich Weſteråhs. Dieß war ſeine erſte bedeutende Eroberung, dieß der Grundſtein ſeines Glücks.

Maria war währenddem Waſa's treue Begleiterin auf allen ſeinen Zügen geweſen. Bei der Einnahme von Weſteråhs und dem vorher ſtattgehabten Gefecht hatte er ſie zurücklaſſen wollen, aber ſie war nicht von ſeiner Seite gewichen; ohne Helm, ohne Panzer hatte ſie den Gefahren getrotzt, und muthig war die ſanfte Jungfrau dem Tod entgegen getreten. So lange Guſtavs Glück lächelte, lächelte ihr das Leben; ſie glaubte, dann könne der

Tod auch ſie nicht erreichen. Feſt auf den Spruch der weiſen Frau aus dem Helſingelande vertrauend, ſah ſie ihr Schickſal ganz anders beendet, als auf dem Schlachtfelde, und der Glaube, ſie müſſe als Schutzgeiſt ihn bewachen, ſie würde einſt den Geliebten aus irgend einer Gefahr retten, belebte ſie oft, wenn von den Mühen und Beſchwerlichkeiten des Tages ihr Auge ſich ſchloß, ihr Körper in Ermattung ſank.

So wenig als dem zarten Mädchen das rauhe Kriegerleben gefallen konnte, ſo fügte ſie ſich doch willig in alle Beſchwerlichkeiten. Ein Handdruck Guſtavs belohnte ſie reichlich, es war das Höchſte, was er ihr bieten durfte, denn ſeit jener Nacht, wo er ſie in Mora ſtürmiſch umfaßt und an ſein Herz gedrückt, hatten ſeine Lippen die ihrigen nicht mehr berührt; er ehrte das Zartgefühl des Mädchens, und wenn auch ſeine Liebe mit jedem neuen Morgenrothe wuchs, ſo ging ihre Gluth mit den Strahlen der Abendröthe unter.

Glücklich würde ſich Maria in dem Glück des Geliebten gefunden haben, hätte nicht zweierlei ihr Herz betrübt. Das Schickſal ihres Vaters, der von Ornäs nach Stockholm geflüchtet war, beängſtigte ſie, noch mehr aber das Schickſal ihrer Mutter, die, obgleich unterrichtet, daß ſie bei Guſtav Waſa ſey, doch wohl bittre Sorge um ſie trug, vielleicht gar des Vaters harte Behandlung noch erdulden mußte. Sie fürchtete des Vaters Fluch, und bei dieſem Gedanken bemächtigte ſich ein ängſtliches Gefühl ihres Innern, ſie ſah ſich, eine Waiſe, vom Vaterfluche verfolgt, in der Wüſte des Lebens verlaſſen umher getrieben, und nur der Glaube an sein Herz, nur der Gedanke an das befreite Vaterland vermochte ſie dann zu ſtärken, zu erheben. Auch erfaßte ſie oft eine Sehnſucht, welche ſie ſich ſelbſt nicht zu erklären wußte, eine heiße Sehnſucht, noch einmal Ornäs, dieſes ſtille Plätzchen ihrer ungetrübten heitern Jugend, zu ſehen, die Epheuranken an dem Steinhäuschen zu brechen und ſich einen Kranz daraus zu winden. Aber auch dann tönte ihr immer das Schreckwort — hoffnungslos! — entgegen; keine duftende Roſen durfte ſie ſich in ihren Lebenskranz winden, blüthenlos mußte er ſeyn; immergrün, und doch nie duftend.

Als ſie eines Abends in Weſteråhs in ihrem Zimmer ſaß, alles, Vergangenheit und Zukunft, vor ihrem Blick düſter vorüberzog und eine Thräne ſich in ihr Auge drängte, trat Guſtav Waſa zu ihr. Sorgſam fragte er, was ihr ſey, und ſie verbarg ihr Herz dem Geliebten nicht, ſie theilte ihm ihren Wunſch mit, noch einmal das Vaterhaus zu ſehen, doch nach der freudeloſen Zukunft, die vor ihr geſchwebt, führte ſie ihn nicht mit ſich fort.

Und was willſt Du in Ornäs? fragte der Feldherr.

Weiß ich es doch eigentlich ſelbſt nicht, lieber Herr! — entgegnete das Mädchen — Mich ausweinen möcht' ich an dem Grabe meiner Mutter, und dann geſtärkt thränenlos zu Euch zurückkehren.

Und Du willſt mich verlaſſen?

Nur auf wenige Tage! ſprach ſie bewegt.

Dein Wunſch ſey Dir gewährt! — ſagte Guſtav nach einigem Sinnen — Geh' mit Gott, ſo ſchwer es mir auch wird, mich von Dir zu trennen! Mich führt mein Beruf in Deine Heimath, ich hole Dich ab von Ornäs, und nur einige Tage biſt Du ohne mich —

Ihr holt mich ab? — rief ſie freudig — Nun, dann ziehe ich mit Gott!

10.

Als Guſtav am andern Morgen nach Mora ritt und er mit ſeinem Gefolge an den Scheideweg kam, wo der Weg zur Linken nach Ornäs, der zur Rechten nach Mora führte, ſprang der treue Page von ſeinem Roß und nahte dem Feldherrn. — Gnädiger Herr, es gehe Euch wohl! — ſagte er tief bewegt — erlaubt, daß ich mich hier von Euch trenne.

Reiſe mit Gott, Erich! — rief Guſtav — In Kurzem ſehen wir uns wieder! — Er gab ſeinem Roß die Sporen und ſprengte davon.

Lange noch blickte ſie dem Geliebten nach, erſt als ihre Augen ihn nicht mehr erreichen konnten, lenkte ſie ihr Roß in den Weg zur Heimath. Von zwei treuen Dienern begleitet, kam ſie an dieſem Abend noch nach Swendſiö zu dem guten Pfarrherrn, der ſie freundlich, herzlich aufnahm und ſie am andern Morgen nach Ornäs geleiten ließ. Doch unfern ihrer Heimath entließ ſie die Begleitung, denn ſchon blickte der alte Thurm ihr entgegen und der Gießbach rauſchte zu ihren Füßen. Aber ſo freundliche Erinnerungen auch alle dieſe lieben

Gegenſtände in ihr erweckten, ſpornte ſie doch nicht zur größern Eile das Roß; immer banger wurde es ihr, je näher ſie der Heimath kam; ihr war es, als erwarte ſie dort der harte Vater, als ſähe ſie ihn an der Pforte des Vorhofs ſtehen, die entartete Tochter zürnend zu empfangen, und als ſie nun unter der Pforte hielt, bedurfte ſie all' ihres Muthes, durch das offne Thor über den öden Hof zu ſprengen.

Niemand kam ihr entgegen, das thätige Leben der Betriebſamkeit war erſtorben, keine lebende Seele nahte ihr. Es wurde ihr ſchauerlich, als ſie vor der Thür des Wohnhauſes abſtieg und ihr müdes Roß anband. Dann eilte ſie ſehnſuchtvoll hin zum geweihten Ort, wo an der kleinen Kapelle ihre früh entſchlafene Mutter ruhte. Freundlich winkte ihr der Fliederbuſch entgegen, den ſie hier gepflanzt; der Rosmarin grünte noch, und das Immergrün rankte ſich zum ſchützenden Dach über das bemooſ'te Grab. Ach, einfach, ſchmucklos, aller Zierde beraubt, deckte es die irdiſche Hülle einer zu früh heimgegangenen Heiligen!

Als Maria ihr Gebet geendet und ſich erhoben hatte, begann die Sonne ſich ſchon hinter die

Berge zu ſenken. Sie eilte in den Hof zurück Ihr Roß fand ſie nicht mehr, und der alte treue Jarl kam ihr entgegen, küßte die Hand ſeiner jungen Herrin und hätte faſt, ſich vergeſſend, ſie in ſeine Arme geſchloſſen, ſo übermannte die Freude das Herz des treuen Dieners. Tauſend Fragen richtete er an ſie, tauſend Fragen nach dem edlen Herrn Guſtav Waſa, denn er wußte durch Frau Margarethe wohl, daß Maria dem Befreier Schwedens gefolgt war; doch die Jungfrau erwiederte ihm nur wenig. Während Jarl für das Nachteſſen zu ſorgen vorgab und ſie verließ, ſchritt ſie in ſich gekehrt über den langen Gang nach ihrem Zimmer, öffnete es zitternd und trat mit klopfendem Herzen ein. Noch war es, wie ſie es verlaſſen, noch lag die halb beendete himmelblau und goldene Schärpe, die ſie für Guſtav beſtimmt hatte, auf dem hohen Lehnſtuhl, ihr Gebetbuch war noch aufgeſchlagen wie am Abend ihrer Flucht, ihr Gewand lag über der Truhe, wie ſie es, in Eil' mit der Pagenkleidung wechſelnd, hingeworfen hatte.

Freundlich bewillkommte ſie der Geſang des kleinen zahmen Vogels, den ſie zurückgelaſſen; er ſetzte ſich eben ſo traulich als ſonſt auf ihre Schulter und pickte in die herabgefallenen Locken. Ein tiefer Seufzer entſtieg ihrer Bruſt, ſo menſchenleer, ſo öde hatte ſie ſich ihre Heimath nicht gedacht. Auch Jarl kam nicht wieder. Sie ſetzte ſich an das Fenſter, blickte durch ſeine runden Scheiben hinaus in die romantiſche Gegend, drückte die Augen zu und wollte die Bilder vergangener Tage wieder hervorlocken, aber vergebens. Nur das Gefühl des Ver'aſſenſeyns durchſchauerte ſie, nur die Ahnung, daß es ewig ſo bleiben würde, ergriff ſie wehmuthvoll, eine Thräne drängte ſich über die geſenkte Wimper, und ſie ſank an dem Betſtuhl vor dem Madonnen-Bilde nieder. — Nur Du wirſt mich nicht verlaſſen! — rief ſie, die Arme ausſtreckend, — nur Du nicht, heilige Mutter Gottes! Wenn ich einſam ſtehe auf meinem Pilgerpfad, keine Hand mich hülfreich faßt, kein Herz liebend dem meinen entgegen ſchlägt als nur eins, das mir nicht entgegen ſchlagen darf, dann breite Deine Arme aus, Gnadenreiche! nimm die Verlaſſene in Deinen Schooß, an Dein Herz, nimm ſie mit hinüber an den Thron des Höchſten!

Lange lag ſie hier in ſtiller Andacht, ehe ſie ſich erhob, aus ihrem Zimmer trat und die Thür zu dem Gemach der Mutter öffnete. Thränen ſtürzten aus ihren Augen, als ſie ihrer Mutter gedachte; leer war der Seſſel am buntbemalten Fenſter, leiſe nur zirpte das Heimchen durch die öde Stille, und bei jedem Seufzer, der ihr unbewußt entſtieg, glaubte ſie die bangen Seufzer der geliebten Mutter zu vernehmen, die ihr eine ſo ſanfte Freundin geweſen war. Aber ſelbſt das Gefühl, ſie müſſe in ihrer Nähe ſeyn, ſie müſſe hervortreten und die Einſamkeit beleben, machte ſie noch trauriger. Sie betrachtete Jedes, knüpfte wehmüthige Erinnerungen an den kleinſten Gegenſtand, verließ mit gepreßtem Herzen das Zimmer und ſchritt unwillkürlich weiter. Jetzt blieb ſie vor dem Gemach ihres Vaters ſtehen; ſchon ſtreckte ſie die Hand aus, es zu öffnen, da ergriff ſie eine unnennbare Angſt, die Treppe hinunter ſtürzend ſtand ſie bald vor der kleinen Pforte am Ausgange des Seitenflügels, — die Thür war geöffnet, und ſie trat in das niedere Zimmer, wo Guſtav Waſa gewohnt hatte, ein.

Erinnerung, du ewig jugendliche Tochter der Vergangenheit, du unverſiegbarer Quell, aus welchem der lebensmüde verlaſſene Wanderer die Tropfen

pfen der Erquickung ſchöpfſt, wie ſchön biſt du, wenn du mit roſigem Finger den Vorhang aufrollſt, den die Zeit zwiſchen dem Einſt und dem Jetzt, dem Glück und dem Wehe ausbreitete, wie wohlthuend biſt du, wenn du Schmerz in Wehmuth, Thränen zur Linderung ſchaffſt und die vorüberſchwebenden düſtern Bilder mit den lieblichen Farben deiner Schweſter Phantaſie ausſchmückeſt — du rollſt jetzt freundlich deine Bilder vor Maria's umdüſtertem Auge auf, und der erſte Blick, der ihr den Geliebten zeigte, mit dem ſie ihr Schickſal, ihr ernſtes, hoffnungloſes Schickſal in ſich einſog, dieſer Blick zeigte ihr auch jetzt den Bergmann an dem runden, eichenen Tiſche, der noch an eben der Stelle ſtand. Was ſie damals empfunden, empfand ſie noch jetzt, jetzt noch durchglühete ſie ein wohlthuendes Feuer — jetzt! — Vorüber! Vorüber, ihr freundlichen Bilder! — rief ſie — Nur aus Epheu windet ſich der Kranz meines Lebens! Nur in düſtern Schatten ruht meine Zukunft!

Sie ging in den Garten — freundlich hatte ihn der Frühling ausgeſchmückt, ſorgſam Jarl ihn gepflegt. Der Roſenbuſch am Eingange duftete ihr lieblich entgegen, unter dem Grün der Bäume hauchte manche Blüthe ihren Balſam aus, ſie beachtete es nicht; die Sehnſucht trieb ſie nach dem ſteinernen Häuschen.

Wie ſie nun aus dem hohen Buchengange hervortrat, ſich auf die ſteinerne Bank ſetzte und ſinnend mit der gebrochenen Epheuranke ſpielte, ſchreckte ſie plötzlich eine Stimme aus ihren Träumen, die vom Gießbach herauf tönte; ſie blickte hinunter. — Seyd mir willkommen auf Ornäs, holde Maria! — rief ein Jüngling herauf — Ich vermuthete Euch nicht hier. Erlaubt, daß ich Euch noch einmal ſehen, Euch ein Lebewohl ſagen darf!

Wenn Ihr es wünſcht — erwiederte ſanft erröthend die Jungfrau, verließ den Garten, und mißmuthig, aus ihren Träumen geweckt zu ſeyn, ging ſie in den Hof zurück, den Jüngling zu empfangen. Es war ihr drückend, den jungen Lincoln, den Sohn eines benachbarten Edlen, allein zu begrüßen, noch drückender, daß er ihr Geheimniß errathen, ſie in dieſer Tracht geſehen hatte. Auch erinnerte ſie ſich aus früherer Zeit manches in ſeinem Betragen, das ihr damals räthſelhaft blieb, wozu ſie aber jetzt die Auflöſung in ihrem eigenen Herzen fand. In dieſem kurzen Gange vom ſteinernen Häuschen bis zum Eingange des Schloſſes wurde es ihr klar, Lincolm, der Geſpiele ihrer Jugend, habe ſie einſt geliebt, und zitternd hieß ſie ihn willkommen, bat, ihr zu folgen, und führte ihn nicht in ihr Gemach, ſondern nach dem Zimmer der Mutter.

Beſcheiden trat Lincolm vor ſie. Es war ein ſchöner Jüngling; ſein blaues Auge ſtrahlte offen, und man glaubte in ſein Inneres durch dieſen reinen Spiegel ſehen zu können, ſo klar, ſo aufrichtig war ſein Blick. Maria überflog ſeine Geſtalt, ſie konnte einer Vergleichung nicht widerſtehen. Jugendlicher, ſchöner war Lincolm, aber das, was ſie bei dem erſten Anblick an Guſtav gefeſſelt hatte, fand ſie nicht, ob ſie gleich nicht wußte, was es ſey. Sie erwiederte ſeinen Gruß freundlich dankend, aber ſchweigend, ſo daß Beide ſtumm einander gegenüber ſtanden, Beide nicht wenig verlegen. Endlich brach der Jüngling das Schweigen. — Holdes Fräulein! — ſagte er, und ſein Auge ſenkte ſich. — Ich erfuhr auf ſonderbare Weiſe, wo Ihr waret, ein Eid bindet mich, es Niemand zu verrathen; auch ohne Eid hätte ich geſchwiegen. Was ich erfuhr, that meinem Herzen wehe, denn — er hielt inne, eine hohe Röthe überflog ſeine Wangen, und einen innigen Blick heftete er auf die Jungfrau, die jetzt ängſtlich mit niedergeſchlagenem Auge vor ihm ſtand. — Ja, holde Maria! — fuhr er fort — warum es Euch länger verbergen, ich liebte Euch! — ich liebe Euch noch! Damals, als mir die Hoffnung noch lächeln durfte, wagte ich es nicht, es Euch zu geſtehen, jetzt bin ich hoffnunglos!

Auch ich! rief Maria überraſcht.

Auch Ihr? ſagte Lincolm und ſah das Mädchen verwundert an, die, die Hand auf ihr Herz gedrückt, auf gen Himmel ſah.

Was mein Herz ſo lange, ſo mühevoll verſchloß, hab' ich Euch nun offenbart, — fuhr er fort — ich freue mich, daß ich den Muth hatte, es Euch zu geſtehen, und bin glücklich, weil ich Euch glücklich weiß. Was ſeufzet Ihr, Fräulein? Im Arm der Liebe muß es ſich, wie ich es ahne, wonnig ruhen! — Warum dieſer Seufzer? — Maria ſchwieg. — Nun wohlan! — rief Lincolm — ich muß Euch verlaſſen — darum nur noch eins! — Ich habe Euch geliebt treu und redlich, ich liebe Euch noch, auch hoffnunglos. Geſchworen hab' ich Euch im Stillen Treue bis zum Tode, meinen Schwur werde ich halten! Sagt, was kann ich thun, Euch dieß zu beweiſen?

Zieht zu ſeinen Fahnen! — rief Maria begeiſtert — Kämpft für Euer Vaterland und ſeyd ſo meiner Achtung, meiner Freundſchaft gewiß!

Das will ich! — ſagte der Jüngling — Wenn es mir auch unmöglich iſt, in Eurer Nähe zu ſeyn, — denn bei dem Anblick Eures Glücks bräch' mein Herz — ſo will ich doch für Euch, für das Vaterland mein Leben opfern. Lebt wohl! ſeyd gewiß, Maria Peterſon, dem Panner, das die holde Jungfrau von Ornäs ſchwingt, folg' ich ſtets, wo ich auch ſey. Euer, Guſtav Waſa's Glück iſt mein Ziel, und ſollte ich es in Stockholm bei Upſala's Erzbiſchof aufſuchen! — Er beugte ſich und ging.

Lincolm! — rief das Mädchen, und der Jüngling kehrte zurück. — Hoffnunglos, ſagtet Ihr vorhin, und doch treu. Auch das iſt mein Wahlſpruch. Deshalb nehmt dieſe Epheuranke zum Angedenken, in ihr liegt für uns beide eine ſchmerzvolle Bedeutung; nehmt ſie, bleibt treu dem Vaterlande, treu dem Glauben der Väter und ſchließt mich ein in Euer Gebet! — Sie reichte ihm die

Ranke, ſie reichte ihm die Hand zum Kuß, und der Jüngling ſtürzte hinaus.

Fahre wohl, Unglücklicher! — rief ſie ihm nach, als er durch das Thor ſprengte, — fahre wohl, Du hoffnungloſes, treues Herz! Ach, warum lüſteteſt Du den Schleier der Zukunft, geiſterhafte Geſtalt! warum ließeſt Du mich nicht ſchlummern und träumen, und verhüllteſt die Strahlen der Sonne nicht, daß ſie meinen Morgenſchlummer nicht ſtörten?! Was hilft mir Dein Wiſſen, es ſtahl mir meinen Frieden, meine Ruhe, und zerdrückte die Knospe ſchon im Entfalten. Was kettet Dich an mich, Du räthſelhaftes Weſen?!

Mein Blut! — tönte eine hohle Stimme hinter ihr - und die weiſe Frau aus dem Helſingelande ſtand neben der Jungfrau, deren Kniee wankten und die erſchrocken ſich kaum zu faſſen wußte. — Arme Maria! — fuhr die Geſtalt mit ſanfter Stimme fort, ſchloß die Zitternde in ihre Arme und ſtreichelte ihre Wange. — Sey mir gegrüßt auf Ornäs! Lange ſchon hab' ich Dich hier in meiner Einſamkeit erwartet.

Ihr, hier? ſtammelte Maria.

Ja, gutes Kind! — ſagte die Frau — Aus

meiner Heimath zog ich hieher, Dein Eigenthum vor dem plündernden Landvolke zu ſchützen; nur wenig konnt' ich retten, ich kam zu ſpät. Aber das iſt ja nur Tand der Welt, das ſind kleine Punkte im großen Kreiſe des Lebens; tröſte Dich darüber!

Maria hatte auf alles dieſes nicht gehört, ſie ſchmiegte ſich feſter an die Geſtalt, ihr Auge ſtarrte regunglos vor ſich hin, ſie war in Träume verſunken, denn bei dem Anblick dieſer Frau war die Sturmnacht von Mora vor ſie getreten, ſie ſah Guſtav Waſa, die goldene Münze an ſeiner Bruſt, auf ſeinem ärmlichen Lager liegen; ſie, zu ſeinem Schutzgeiſt erkoren, breitete ſchirmend zwei azurblaue Flügel über ihn und ſah ſorgſam in das Auge des holden Schläfers.

Erwache, Maria! — rief die Geſtalt — ſauge nicht wie die Biene aus dem Blumenkelch Dir den Honig, es iſt Gift für Dich, was die Erinnerung Dir bietet; erwache und hebe Deinen Blick in die Zukunft!

Dort iſt es düſter, wie Ihr mir geſagt! rief zuſammenſchauernd das Mädchen.

Unten an den Bergen wohl und in den Thälern, — erwiederte die Geſtalt — doch dort über den Bergen an dem blauen Himmelsdome iſt Licht — auch für Dich!

Liebe Tochter! — ſagte ſie jetzt, das Mädchen ſanft von ſich ablehnend, — geh' in Dein Zimmer, geh' zu Deiner Truhe, alles findeſt Du noch wie es war, nimm Dein beſtes Gewand, wirf die männliche Kleidung ab und zeige Dich mir in Deinem ſchönſten Schmuck; ordne Deine Locken, flechte die Perlenſchnur Deiner Mutter in ihr Gold und laß mich heute dieſen lieblichen Anblick genießen. Ich gehe in den Garten; wenn ich wiederkehre, hoffe ich, haſt Du meinen Wunſch erfüllt. — Sie küßte ihre Stirn und ſchritt langſam hinaus.

Staunend ſah Maria ihr nach. Noch zitterte ſie vor Schreck, Sehnſucht und Freude Was hatte nicht alles in dieſen kurzen Stunden des Aufenthalts in ihrem Vaterhauſe auf ihr Herz geſtürmt! Gehorſam, ſchweigend ging ſie in ihr Zimmer, öffnete die Truhe und nahm das Kleid von ſchwarzem Sammet aus derſelben, — war es ihr doch am theuerſten, denn die gute Mutter hatte es ja ſchon getragen, — nahm den Spitzenkragen und die Perlen und ſchmückte ſich als ſey es zum Feſte. Als ſie jetzt vor den Spiegel trat, die Perlen in ihre Haare flocht, ſich der Worte der ſterbenden Mutter erinnerte, die ſie ſprach, als ſie ihr dieſe koſtbaren gab: „flechte ſie zu einer glücklichern Stunde in Dein Haar, als ich — ich trug ſie an meinem Hochzeittage!“ — da durchrieſelte ein kalter Schauer das Mädchen. — Trag' ich ſie heute an einem glücklichern Tage?! — rief ſie ſeufzend und befeſtigte die letzte Schnur mit der Nadel. — Werde ich ſie je an einem ſolchen Tage tragen, wie Du ſelig Verſtorbene?! werde ich dann auch nicht glücklicher ſeyn als Du es wareſt? — Und wie ſie nun ſo dachte, eine Thräne in ihr Auge drang und ſie mit getrübtem Blick ihre Engelgeſtalt im Spiegel ſah, trat die weiſe Frau herein, einen friſchen Roſenkranz in ihrer Hand, ſchritt auf Maria zu, die, als ob ſie ihren Willen ahnete, ſich vor ihr beugte, flocht den Kranz zwiſchen den Perlen in die gelben Locken, hob das geſenkte Haupt des Mädchens, betrachtete ſie mit Wehmuth und ſagte traurig: Muß denn all' dieß Herrliche vergehen?

Heute, — fuhr ſie fort, und eine finſtere Wolke beſchattete ihren Blick, — heute und noch einmal — ſo ſagt es mein prophetiſcher Geiſt — wirſt

Du geſchmückt und bekränzt ſeyn, dann nicht wieder. Laß dieſe Roſen, bis ſie verwelken, in Deinem Haar; ihre Blüthen können nicht lange genug uns ſchmücken. Bis Du zur Ruhe gehſt, ziere Dich dieß Gewand, dann lege es wieder hin, woher Du es genommen; bete zu Gott, und ein freundlicher Traum beglücke Dich! — Sie verließ die Jungfrau, die, von dieſen geheimnißvollen Worten ergriffen, ihren Sinn zu enträthſeln ſuchte.

Aber ſchon ſenkte ſich die Sonne hinter die Berge, und Maria ſaß noch immer allein mit ihrem Vogel, der an den Perlen pickte und ſchmeichelnd ſie umflatterte; ſchon ward es düſter, und immer konnte ſie den Sinn der Worte noch nicht finden, immer kehrte die ehrwürdige Geſtalt nicht zurück. Nur Jarl trat ein, zündete die Kerzen an, deren ungewöhnlich viel heute das Zimmer erleuchteten, und verließ es dann wieder.

Als die Jungfrau nun wieder allein war und ihr bang und ſchauerlich wurde, fiel zufällig ihr Blick in den Spiegel und zeigte ihr ihre engelſchöne Geſtalt. Erröthend ſchlug ſie die Augen nieder, und mußte ſie doch wieder erheben; ſo wehmüthig ſie auch dieſer Anblick ſtimmte, ſo wohlthuend war er doch ihrem Auge. Und als ſie nun noch, faſt mit ſich zürnend, vor dem Spiegel ſtand, da ſchallte aus der Ferne der Klang des Hifthorns, Trompeten ſchmetterten durch die ſtillen Abendlüfte, in tauſendfachem Echo gaben die friedlichen Thäler dieſe ungewohnten Töne zurück, und in den Hof ſah Maria einen Reiter ſprengen. Er war es, ja, Guſtav Waſa war es, der die Treppe hinauf ſtürzte und, ehe noch die Ueberraſchte ſich ſammeln, ihm entgegen eilen konnte, in ihr Gemach trat.

Maria! — rief er bei ihrem Anblick — Maria, biſt Du es?! — Sein Auge ruhte glühend auf dem herrlichen, unausſprechlich ſchönen Mädchen, das ihm freundlich entgegen kam und ihm ſchweigend die Hand reichte. — Maria! rief er noch einmal, und ſein Arm umſchlang die Holde.

Es iſt Erich, Dein treuer Page! entgegnete ſie, ſich ſanft ſeiner Umarmung entwindend.

Und dieſe Roſen! — rief Guſtav — und dieſer Schmuck — wem galt dieſer Glanz, da Du mich erſt morgen erwarten konnteſt?

Weiß ich es doch ſelbſt nicht, — ſtammelte ſie verlegen — die weiſe Frau aus dem Helſingelande war hier und befahl es mir —

Guſtav ſah ſie immer glühender an, doch bald wurde er nachdenkend. — Liebe Maria! — ſagte er jetzt — ich verlaſſe Dich, kleide Dich wieder in das Gewand meines Pagen, es iſt nicht gut, daß ich Dich ſo gefunden habe; kleide Dich um!

Ich darf nicht, Herr! — entgegnete ſie zagend — erſt wenn dieſe Roſen verwelkt ſind, ſoll ich den Kranz ablegen, ſo befahl die weiſe Frau, und ſoll ich ihr nicht folgen, lieber Herr? Doch wenn Ihr mir befehlt? —

Thue wie ſie geſagt. Ich verſtehe ſie, ſie ſoll ſich nicht getäuſcht haben. Setze Dich zu mir, liebliches Kind! laß Dich betrachten, daß ich mit vollen Zügen Dein holdes Bild in mich einſauge, und ich ganz in Dir den Preis des Sieges, der am Ziel für mich aufgeſteckt iſt, in all' ſeinem Schmuck erkenne. Sieh mich freundlich, ſieh mich innig an. Die Liebe, die aus Deinem Auge mir entgegen lacht, ſoll wohlthuend mich erwärmen; ſie wird nicht die Flamme anwehen, daß ſie auflodernd meine Ruhe ſtöre und die Deine, und ich nicht mit reiner Seligkeit dieſes Augenblicks noch am Spätabend meines Lebens gedenken könnte. Reiche mir Deine Hand, dieſe beglückende, drücke ſie feſt, drück' ſie innig in die meine, ſchmiege Deinen Lokkenkopf nur immer an meine Bruſt; in ihr glüht die Liebe zu Dir rein heilig, doch noch heiliger, noch glühender die Liebe zum Vaterlande! Ja! — rief er, ſprang von ſeinem Sitz und trat vor das Mädchen, — ſchön biſt Du wie eine Auserwählte des Himmels, ſo ſchön, daß ich noch nie Schöneres auf Erden wandeln ſah. Ich liebe Dich ſo lange ich athme, aber frei und offen, wie es dem Manne ziemt, ſag' ich Dir, Maria, das Vaterland muß ich jetzt noch höher ſtellen als Dich! — Iſt es feſſellos, bin ich des freien Schwedens Erſter, dann ſey Du mir das Einzige des Lebens, das Einzige, wonach ich ſtrebe. Senke nicht Deinen Blick, preſſ' die Thräne Deines Auges nicht zurück. Du kennſt mein Herz, Du, mir mehr werth als alle Kronen der Welt, ſey Du der Lohn, den mir das gerettete Vaterland reichen mag!

Guſtav Waſa! — ſagte das Mädchen, ſich erhebend, — Du ſprachſt als Mann, Du mußteſt ſo ſprechen. Was iſt das Mädchen von Ornäs gegen die Tauſende, die nach Dir den Blick erheben, was iſt mein blutend Herz gegen das blutende Vaterland! Aber ſage es mir nicht mehr, daß ich nicht das Einzige, nicht das Höchſte bin, was in Deiner Bruſt erglüht, es bricht mir das Herz; denn Du biſt mein Alles — mir mehr als Vater, Vaterland und Glück. Dich werde ich nie beſitzen, ich weiß es, und doch biſt Du mir Alles! Sage es mir nicht wieder, mein Geliebter! es thut gar weh!

Mißdeute meine Worte nicht! erwiederte Guſtav, ſie an ſich drückend.

Ach, ich verſtehe Dich wohl, mein Geliebter! — ſagte ſie ſanft und duldete willig ſeine Liebkoſungen — Wenn das Vaterland Deiner nicht bedarf, dann willſt Du Dich mir ganz hingeben; aber dann ſteht das arme Mädchen ſo tief unter Dir, daß, wenn Du auch die Arme ſehnend nach mir ausſtreckſt, Du ſie nicht mehr erreichen, ſie nicht mehr zu Dir hinaufziehen kannſt. Laß mich! — fuhr ſie fort und drückte ihre Hand auf ſeine Lippen — laß mich nur ſtill meinen Weg gehen, zeige mir nicht die frohen Ausſichten der Zukunft, aber trübe auch nicht die Gegenwart und enthülle mir nicht Dein Herz, es thut dem meinen zu wehe; und nun gute Nacht! — Sieh, der Vogel zerpflückt meinen Kranz, er welkt und meine Thränen können ihn nicht auffriſchen. Gute Nacht, mich drückt, mich preßt dieß Gewand, ſchlaf wohl!

II.

Kaum daß der Morgen graute, eilte ſchon Guſtav Waſa, von dem Pagen Erich begleitet, auf der Straße nach Weſterähs, wo ihn unfern Ornäs ſein Gefolge erwartete. Doch ehe ſie Weſterähs erreichten, ſtießen ſie ſchon auf Olaus mit ſeinem Haufen, und Guſtav ſtellte ſich an deſſen Spitze, zog gen Upſala und ſetzte ſich faſt ohne Gegenwehr in Beſitz der Reſidenz des Erzbiſchofs Trolle, ſeines gefährlichſten Gegners, den er faſt mehr als den Dänenkönig ſelbſt zu fürchten hatte. Liſtig und verſchlagen, von eiſerner Beharrlichkeit, ſtand dieſer Prälat an der Spitze der däniſchen Parthei, wichtig durch ſeinen Anhang, wichtig durch das Zutrauen, welches Chriſtiern in ihn ſetzte, noch wichtiger durch die Gewalt, die er über den Vice-

König, den Biſchof von Lunden, hatte. An ihn ſchickte Guſtav, kaum daß Upſala in ſeiner Gewalt war, in's Geheim Abgeordnete, die mit ihm unter jeder Bedingung unterhandeln ſollten, während er den erzbiſchöflichen Palaſt, deſſen Eigenthum ſchonte, um ihn dadurch willfährig und den Dänen verdächtig zu machen. Der liſtige Prälat ſchien auch in ſeine Vorſchläge einzugehen und hielt die Abgeordneten von einem Tage zum andern hin, da er wohl wußte, daß in der Zeit der Erndte die Thalbewohner nicht bei Guſtavs Fahnen bleiben, ſondern nach ihren Thälern zurückziehen würden, und dann das feindliche Heer, ſeiner treueſten Krieger beraubt, unthätig bleiben müſſe.

Die Dalecarlier verlangten auch wirklich nach ihrer Heimath zurückzukehren, und Guſtav, ſie nicht mißmuthig zu machen, mußte ſie auf mehre Wochen entlaſſen, und behielt nur eine Schwadron Reiter und 600 Mann Fußvolk bei ſich in Upſala. Alle Heimkehrenden verſprachen aber, nach gethaner Erndte wieder zu kommen.

Mit ſo manchen nothwendigen Einrichtungen beſchäftigt, erwartete Guſtav die Zurückkehr ſeiner an den Erzbiſchof Trolle geſchickten Abgeordneten, auf deſſen Beitritt zur gemeinſchaftlichen Sache des Vaterlandes er um ſo ſicherer rechnen zu können glaubte, weil er dieſem ehrgeizigen Prälaten den Vorſchlag gemacht hatte, ſich an die Spitze der Schweden zu ſtellen und das Heft der Regierung ſelbſt in die Hände zu nehmen.

Maria war während dem immer um Guſtavs Perſon geblieben und hatte ihre Sorgfalt für ihn verdoppelt. Sie hatte ihn auch eines Abends von ihrer Zuſammenkunft mit Lincolm unterrichtet und war nicht wenig erſtaunt, als ſie durch Guſtav erfuhr, daß dieſer Jüngling, auf deſſen Anhänglichkeit ſie ſo ſicher rechnen zu können glaubte, treulos an ihr und an dem Vaterlande gehandelt und nach Stockholm zu den Dänen übergetreten ſey; und es war eine traurige Erfahrung für ihr offnes Herz, die ſie jetzt machen mußte, daß ſie den Menſchen nicht trauen, nicht den Eingebungen ihres Herzens folgen dürfe.

Am andern Morgen nach dieſer Unterredung bemerkte Guſtav, daß Maria ſehr bleich und angegriffen war, die Nachricht von Lincolm hatte ſie ſehr betrübt und ihr eine ſchlafloſe Nacht verurſacht. Waſa bat ſie, ihr Roß ſatteln zu laſſen, den ſchönen Tag zu benutzen und friſche Luft zu ſchöpfen. Nur ungern erfüllte ſie ſeinen Wunſch, da er ſie nicht begleiten konnte, aber gehorſam ſeinen Befehlen ritt ſie aus Upſala, überließ ſich hier ſo wie überall ihren Träumen, und dem Roß den Weg, den es nehmen wollte. Zufällig führte es ſie auf die Straße nach Stockholm. Ueber ihr verhängnißvolles Leben ſinnend, ritt ſie langſam hin, wohin ihr Roß ſie trug, ohne auf die Gegenſtände zu achten, auf welche ſie ſtieß. Plötzlich ſtutzte ihr Roß, hielt an, den Kopf weit vorſtreckend begann es zu wiehern; ſie ſah auf und ſah einen Reiter mit verhängtem Zügel aus dem Walde hervorſprengen und ſich ihr nahen. Schon in der Ferne ſchien er ihr bekannt, doch die rothe Schärpe, die ſie erblickte und die ihr den Dänen verkündete, ließ ſie keinen Augenblick zweifeln, es ſey ein Feind; ſie wendete ihr Roß und jagte der Stadt zu, doch bald hörte ſie des Reiters Stimme hinter ſich.

Um Gottes und Schwedens willen, wer Ihr auch ſeyd, haltet an und hört mich!

Immer mehr ſpornte Maria ihr Roß, immer näher kam die Stimme, immer deutlicher hörte ſie die Töne, und es blieb ihr nicht länger zweifelhaft, Lincolm ſey es, der ſie verfolge. War es ein ahnendes Gefühl, war es der Gedanke, dieſer Jüngling könne nicht ihr Feind ſeyn — ſie hielt an und bald war er an ihrer Seite. — Ihr ſeyd es, Maria?! — rief er — Gelobt ſey Gott! Eilt, ſo ſchnell Ihr könnt, nach Upſala; hinter mir, nicht eine Viertelſtunde Weges, folgt der Erzbiſchof mit den Dänen. Rettet Guſtav Waſa, vertraut meinen Worten! — Er wendete ſein Roß und ſprengte auf einem andern Wege davon.

Als ob das Roß geflügelt wäre, ſo jagte Maria zurück. Den erſten Krieger, dem ſie begegnete, bat ſie, die Trommel rühren zu laſſen, der Feind nahe; und noch ehe ſie die Wohnung Guſtavs erreichte, ſchmetterten ſchon die Trompeten und wirbelten die Trommeln in Upſala.

Der Erzbiſchof Trolle! ſchrie Maria und ſank faſt leblos vor Guſtav nieder, ſo ermattet, ſo abgeſpannt war ſie; doch als dieſer ſich zu Pferde ſchwang, als die Reiter ſich um ihn verſammelten, da erwachten ihre Lebensgeiſter von neuem, ſie ergriff ihr kurzes breites Schwert, beſtieg ein friſches Roß und folgte dem Feldherrn, der, den Bürgern

Upſala's nicht trauend, flüchtig die Stadt verlaſſen mußte.

In dem nämlichen Augenblick, als die Schweden die Stadt verließen, rückte der Erzbiſchof mit den Dänen und ſeinen Anhängern in die Stadt. Wüthend, daß Guſtav entronnen ſey, ließ er ihn ſchnell verfolgen. An dem Fluß holten ſie ihn noch ein. Das Fußvolk, ihrer Thaten, ihres Führers nicht eingedenk, ſtürzte ſich in den Fluß, durchwatete, durchſchwamm ihn und rettete ſich in einen nahe gelegenen Wald, während Guſtav mit der Reiterei dem eindringenden Feinde die Spitze bot. Drei Mal warf er die Dänen zurück und gab dem feigen Fußvolk Zeit zur Flucht. Drei Mal rückten die Dänen wieder an, und nur erſt, nachdem er ſie noch einmal zurückgewieſen und von ferne mehre Abtheilungen der Feinde anrücken ſah, befahl er den Rückzug, und nur mit wenigen Getreuen ſtellte er ſich ſo lange den Dänen muthig entgegen, bis ſeine Reiterſchaar das jenſeitige Ufer erreicht hatte. Jetzt wollte er ſelbſt hinüberſetzen, da drangen die Dänen wüthend auf ihn ein, das Roß eines ſeiner Reiter wurde ſcheu, ſprang auf Guſtav zu und riß ihn in dem Augenblick, da eben die Feinde heranſprengten, hinab in die Fluth. Noch ſechs Schweden waren zur Deckung des Ueberganges zurück; da ſprengte Maria wieder an's Ufer zurück. Ihre Schwäche vergeſſend, vergeſſend daß ſie Weib ſey, ſtürzte ſie an der Spitze dieſer ſechs ſchwediſchen Männer in den eindringenden Feind, Alle bereit, zur Rettung ihres Herrn den Reitertod zu ſterben. Ihr ward nicht dieſes ſchöne Loos beſchieden! — Während Guſtav aus den Fluthen ſich rettete, während die ſechs Treuen mit Löwenmuth ſich die Unſterblichkeit errangen und mit ihrem Leben der Freiheit ihren Retter erkauften, ſank Maria von einem Schlage betäubt zu Boden.

12.

Als ſie aus ihrer Betäubung erwachte, war es Nacht um ſie her, hart und kalt ihr Lager, ihr Haar naß von den eiskalten Tropfen, die von dem Gewölbe herabträufelten, und die wahrſcheinlich ihre betäubten Sinne wieder belebt hatten, und Fieberſchauer durchrieſelten ſie. Alles war ſtill um ſie her, und erſt nach Minuten konnte ſie ſich ſammeln und ihre Gedanken wieder ordnen Ob er gerettet ſey, war der erſte, der quälend ſie durchzuckte; wo ſie ſey, daran dachte ſie nicht. Nur an ihn, an dem das Wohl des Vaterlandes hing, nur an Guſtav, den Geliebten, dachte ſie, als ein Mann von wildem, grimmigem Anſehen, eine Laterne in der Hand, in den Kerker trat. — Folget mir! — ſagte die bärtige Geſtalt — folgt mir, junger Fant! hoffentlich werd' ich nicht lange für Euch zu ſorgen haben. — Maria erhob ſich, folgte ihm durch lange unterirdiſche Gänge und mußte wohl hundert Stufen hinauf ſteigen, ehe ſie das Tageslicht erblickte. Jetzt traten ſie in den innern Hof eines großen Gebäudes, wo ein wohlgekleideter Mann und zwei Krieger den Pagen in Empfang nahmen und ihm zu folgen befahlen. Sie gingen nun über hell erleuchtete Gänge, eine breite ſteinerne Treppe hinauf. Eine Menge von Dienern war überall geſchäftig, und bewaffnete Krieger lagen in einem geräumigen Vorſaal und ſchienen hier Wache zu halten. Jetzt ſchritten ſie durch eine Reihe erleuchteter prachtvoller Zimmer, wobei jedoch die beiden Bewaffneten zurück blieben, und hielten vor einer hohen Flügelthür. — Junger Mann! — ſagte der

Begleiter zu Maria — ſeyd demüthig und hofft nur von der Gnade — als ein Diener die Thür öffnete — und ihr gegenüber, den Rücken an einen Tiſch gelehnt, der einen hohen prachtvollen Spiegel ſtützte, ſtand eine große, ernſte Geſtalt in einem gar ſonderbaren Anzuge. Dunkelbraun war das lange weite Gewand, unter welchem ein Stahlpanzer hervorblickte, das Haar geſchoren wie das eines Prieſters, die Füße mit mächtigen Reiterſtiefeln bedeckt, an dem Hals ein ſchweres, diamantnes Kreuz; Helm und Schwert lagen auf dem Tiſch. Des Mannes Züge waren edel, ſeine Haltung ſtolz, doch flößte ſein ganzes Weſen mehr Scheu als Zutrauen ein. Er heftete einen finſtern Blick auf den Pagen, der ſich von ſeiner Ueberraſchung zu faſſen ſuchte.

Wer biſt Du, wie heißeſt Du, Knabe?! rief er Maria entgegen, die auf dieſe Fragen nicht gefaßt ſchwieg.

Wie heißt Du, Bube?! rief er noch einmal und aus den weit geſchlitzten Augen blitzte der Zorn.

Erich Peterſon! erwiederte Maria gelaſſen.

Peterſon? — wiederholte der Frager — von Ornäs aus den Oſthälern —

Nein! — ſagte das Mädchen, die, ſchnell ihr Verhältniß durchſchauend, ihres Vaters gedachte. — Ich bin aus dem Kirchſpiel Mora —

Seit wie lange biſt Du bei Guſtav Waſa? unterbrach ſie der ernſte Mann.

Seit er die Fahne der Freiheit über ſein bedrängtes Vaterland ſchwang! entgegnete mit Heldenmuth die Jungfrau.

Trotziger Burſche! — rief jener zornig — Weißt Du, vor wem Du ſtehſt?

Wir ſtehen beide vor Gott unſerm Herrn! erwiederte ſie ſanft.

Eine leichte Röthe überflog des Mannes Antlitz. — So wiſſe, Frecher! Du ſtehſt vor Guſtav Trolle, dem Erzbiſchof von Upſala, der Dich zermalmen kann und Deiner nicht ſchonen wird.

So erlaubt, daß ich die Hand meines ehrwürdigen Biſchofs in Demuth küſſe. — Unwillkürlich reichte er ſie ihr hin. — Die Hand, — fuhr ſie fort, ſie wehmüthig betrachtend, — die zum Segen ſich über das ſchwediſche Land erheben ſollte, und die den Fluch verbreitet von Norden nach Süd.

Knabe! — ſagte der Biſchof ergriffen — wer gab Dir den Muth, ſo mit mir zu ſprechen?

Die gerechte Sache! O ehrwürdiger, gnädiger Herr! für das bedrängte Vaterland ſpricht kühn und frei ein ſchwediſches Herz — für das bedrängte Vaterland hebt frei und ſtolz ſich die Bruſt wie der Arm der Dalecarlier — für mein Vaterland, Herr —

Ein Diener trat in dieſem Augenblick ein, unterbrach Maria's Rede und überreichte dem Erzbiſchof ein Schreiben. — Ein Reiter brachte eben dieß an Ew. Gnaden, — ſagte er und blieb, die Befehle erwartend, an der Thür ſtehen. Der Erzbiſchof durchflog das Schreiben, eine hämiſche Freude zuckte auf ſeinen Lippen. — Ruf' mir den Schreiber! — ſagte er zu dem Diener — aber ſchnell!

Du biſt dem Guſtav Waſa perſönlich zugethan, — fuhr er fort, ſich zu Maria wendend, und ſein Falkenblick ſchien ſie durchſchauen zu wollen.

Ja, gnädiger Herr! zugethan mit Leib und Seele!

Er liebt Dich? —

Als wär' ich — ſie ſtockte.

Nun? — fiel der Erzbiſchof raſch ein — er liebt Dich? —

Als wär' ich ſein Kind!

Der Erzbiſchof lächelte. — Du zählſt kaum funfzehn Jahre?

Maria verneigte ſich bejahend.

Könnte wohl möglich ſeyn, was ich vermuthe! — Doch, Axel — gut, daß Du kommſt! — ſagte er nun zu dem hereintretenden Schreiber — Setze Dich und ſchreib!

Der Schreiber breitete Alles vor ſich aus, ſetzte ſich und fragte: An wen, mein geſtrenger Herr?

An Guſtav Erichſon Waſa, den Rebellen! — ſagte der Erzbiſchof — ſchreib!

Ihr verlangt Euren gefangenen Pagen zurück, Guſtav Erichſon, — begann er dem Schreiber zu dictiren — Ihr wollt mir jedes Opfer bringen, wenn ich ihn Euch zurückſchicke — nun wohl! Ich will menſchlicher ſeyn als Ihr, der jeden Dänen, der in Eure Hände fiel, dem grauſamſten Tode weihte, ich will Euch den Knaben zurückſenden, wenn Ihr die Belagerung des Schloſſes von Wadſtähl aufhebt und mir Weſterähs übergebt — doch Ihr werdet das nicht thun!

Nein, das wird er nicht! rief Maria begeiſtert.

Schweig! ſagte der Biſchof, und ſich zu dem

Schreiber wendend, fuhr er fort: Ihr werdet das nicht thun, ein Menſchenleben hat für Euch zu wenig Werth, um ein Schloß dafür hinzugeben; ich thät' es auch nicht. Aber es ſchwört der Erzbiſchof Trolle, und ſeinen Schwur, Euch und den Sturen zum Verderben, hat er noch nie gebrochen, habt Ihr morgen Abend Euch nicht zu dieſem Löſegeld verſtanden, ſo laß ich den unbärtigen Knaben niederhauen, Euch zum Hohn!

Nun, muthiger Ritter! — ſagte er, ſich zu Maria wendend, die bei dem Todes-Urtheil, welches über ſie geſprochen wurde, ſich des Schauers nicht erwehren konnte. — Nun, mein muthiger Ritter! gefällt Euch meine Antwort?

Mit einem Blick voll Würde, mit einem ſchmerzlichen Lächeln verneigte ſich der Page und ſchwieg, während Trolle höhniſch auf ihn niederſchaute.

Könnte vielleicht dieſer junge Mann, von welchem doch wahrſcheinlich die Rede iſt, nicht mit ein Paar Worten an ſeinen Herrn dieſen vielleicht bewegen? unterbrach der Schreiber das Schweigen, indem er das Schreiben dem Erzbiſchof vorlegte.

Du haſt Recht, Axel! — Knabe! — ſagte Trolle mit ſpöttiſchem Lächeln — willſt Du Deinen Herrn bitten, ihn vermögen, Dir Dein Leben zu erhalten? — Maria ſchwieg. — Willſt Du an ihn ſchreiben, ſo thue es!

Mit Freuden! rief Maria, ſprang an den Tiſch, nahm die Feder und ſchrieb.

Schon beendet? fragte der Erzbiſchof.

Ja, gnädiger Herr! ſagte Maria und konnte die Thräne nicht verbergen, die ſich in ihrem Auge hervordrängte.

Zeig' her! ſprach Trolle zu dem Schreiber, der kopfſchüttelnd die wenigen Worte geleſen, die der Page aufgeſchrieben hatte. Der Erzbiſchof las: „Sorget nicht für mich, ich ſterbe freiwillig und gern, bleibt getreu Eurem Schwur und dem Vaterlande, und gedenkt mit Liebe mein, wenn ich nicht mehr bin!"

Dünkt Dir der Tod ſo ſchön? — rief nun der Erzbiſchof, ſich höhniſch zu Maria wendend, — ſo erwarte ihn morgen!

Maria verneigte ſich ſchweigend und wollte gehen. — Kühner Jüngling! — ſagte der Erzbiſchof — glaube nicht, daß ich ſcherze. Wo es Blut gilt, iſt Trolle bereit zu jeder Stunde. Du dauerſt mich, aber bluten mußt Du doch als Söhnopfer für die gefallenen Dänen, für die Schweden, die mir anhingen, und die auf ſeinen Befehl gemordet ſind. Beichte Deine Sünden, denn morgen, wenn die Sonne hinter den Dom von Upſala ſich ſenkt, haſt Du aufgehört zu ſeyn! — Maria, ihrem Schickſal ſich ruhig ergebend, antwortete nicht.

Haſt Du noch eine Bitte, ſo ſag' ſie; dem Todten will ich gewähren, was ich dem Lebenden verweigern muß.

Gönnt mir ein ehrliches Begräbniß, Herr! — ſagte ſie plötzlich — laßt mich in meinen Kleidern begraben, und erlaubt nicht, daß mein blutiger Leichnam entweihet werde.

Die Bitte ſey Dir gewährt.

Und dann ſagt meinem Vater — nein, nein! ſagt ihm nichts, gnädiger Herr! ſagt ihm nichts! rief ſie und ſtürzte zur Thür hinaus; der Schreiber folgte ihr.

13.

So wär' es denn vorüber! — rief Maria ſchmerzlich aus, als ſie allein in ihrem dumpfen Kerker ſaß, und nicht einmal das matte Flämmchen einer kleinen Lampe ihn erhellte. — So wären ſchon jetzt die Worte der weiſen Frau erfüllt, ich bin das Opfer für ihn und werde ſterben! Nun ſo lebet wohl, ihr ſchönen Träume der Jugend! ihr zarten Bilder der Erinnerung! lebt wohl, ihr einzigen Geſpielen meines Jugendlebens — auch Du mein Geliebter lebe wohl! Nicht bitter iſt mir der Tod, ich ſterbe ja für Dich! und dort oben ſehen wir uns wieder! Nicht bis an des Thrones Stufen konnte ich Dich geleiten, ich konnte nicht in den Strahlen Deines Glanzes mich ſonnen — mein Herz verblutete, ehe Du den Gipfel Deines Glücks erreichteſt. Doch nein! — rief ſie plötzlich aus, als ob von oben ein Strahl des Sonnenlichts durch die Nacht ihres Kerkers gebrochen wäre, — ich darf noch nicht untergehen, noch iſt die Weiſſagung nicht erfüllt, noch einmal ſoll ich ja im bräutlichen Schmuck erſcheinen, ehe ich von hinnen ſcheide, noch einmal ſoll der Kranz mich ſchmücken. An ſeines Thrones Stufen nur bricht mein Herz; — hoch über Upſala's Erzbiſchof hebt das Schickſal die mächtige Hand und ſpottet der Drohung des irdiſchen Tyrannen!

Geſtärkt, ermuthigt hob ihre Seele ſich zu Gott, auf ihre Kniee ſank ſie, betete ſtill und ergeben zu dem Allerbarmer und legte demuthvoll ihr Schickſal in ſeine Hand. Da knarrte das Schloß, da raſſelte die eiſerne Thür auf, und in einen Mantel gehüllt, eine Fackel in der Hand, trat eine vermummte Geſtalt ein, ſchritt langſam auf ſie zu, die noch auf ihren Knieen lag, und ſah ſtarr auf die Betende nieder. Sie blickte auf, ſah die Geſtalt, und ihr Auge wendete ſich nach oben. — Iſt es der Todesengel, — betete ſie zu Gott — ſo ſey meiner Seele gnädig, Herr, und ſchenke mir einen ſanften Tod! — Sie beugte ihr Haupt, als wollte ſie den Streich geduldig empfangen, doch die Geſtalt blieb unbeweglich, ſchweigend vor ihr ſtehen. Jetzt ſtreckte dieſe die Rechte aus dem Mantel hervor, die Linke hob die Fackel, der Mantel fiel, und mit einem Schrei ſank Maria zu Boden. Die Geſtalt rührte ſich nicht, ſchweigend, zürnend ſtand ſie vor der Hingeſunkenen, die leblos zu ihren Füßen lag, und berührte ſie nicht. Lange lag die Jungfrau ſo bewußtlos, endlich hob ſich die Bruſt, der Mund zuckte, das Auge öffnete ſich, das Leben begann in ihr zu erwachen, ſie hob ſich auf ihren Knieen empor. — Vater! — ſchrie ſie auf — Vater! — und umklammerte ſeine Kniee. Der Vater ſchwieg. — Kommt Ihr, mich in meiner Todesſtunde zu ſegnen? Kommt Ihr, mir zu fluchen? — Keine Antwort hallte durch das dunkle, hohe Gewölbe. — Vergebt Eurem Kinde! — ſchrie ſie — Vater! habt Erbarmen, wie Gott ſich Eurer erbarmen möge, ruft er Euch ab zum Gericht! — Kein Laut, keine Antwort. — O nur ein Wort, ein einziges Wort! — rief ſie verzweiflungvoll und krümmte ſich zu ſeinen Füßen; er aber wendete ſich, ſchlug die Fackel gegen den Pfeiler des Gewölbes, daß die Funken wie eine Sternenwelt um ſie blitzten — die Fackel verloſch — der Riegel raſſelte, ſie war allein.

Tief bis in ihr Innerſtes erſchüttert durchwachte Maria die ſo lange Nacht. Des Vaters zorniges Bild ſah ſie vor ſich, wie er, von den glimmenden Funken umgeben, wie ein Geiſt der Nacht vor ihr ſtand. Auch jetzt ſtieg der Gedanke, ſie habe unrecht gethan, das väterliche Haus zu verlaſſen, in ihr auf; die weiſe Frau, die doch wohl weniger als das eigene Herz ſie dazu verleitet hatte, erſchien ihr jetzt in einem zweideutigen Lichte,

Lichte, doch nur auf Augenblicke. An das Vaterland, an den Geliebten denkend, kehrte das tröſtende Gefühl, ſie habe recht gethan, in ihre beklommene Bruſt zurück, und nur der ſchauerliche Anblick des Vaters, ſein grauſames Schweigen erregte allein noch ein Schaudern in ihr. Mit dem Gedanken zu ſterben hatte ſie ſich vertraut gemacht, ruhig ſah ſie dieſem Augenblick entgegen, doch die Art des Todes, niedergehauen zu werden, wie der Erzbiſchof ihr gedroht, war ihr fürchterlich.

Aber nicht lange ſollte ſie in dieſer qualvollen Ungewißheit verbleiben, der Kerker öffnete ſich, der finſtere bärtige Mann von geſtern befahl ihr zu folgen und führte ſie den nämlichen Weg wie geſtern; doch als ſie wieder auf den innern Hof traten, wimmelte es hier von Menſchen und Pferden, die, wie es ſchien, ſich zur Abreiſe anſchickten. Ein Pferd wurde ihr gereicht, und der nämliche Mann, der ſie geſtern zu dem Erzbiſchof gebracht, befahl, daß ſie aufſitzen und ihm folgen ſolle.

Wie nun Maria wieder die freie Luft athmete, die Morgenröthe noch einmal ſie begrüßte, da hob ſie ihr frommes Herz dankend zu Gott und vergaß, daß die Abendſonne hinter die Thürme von Upſala für ſie auf immer untergehen würde. Nicht an ihr ernſtes Schickſal denkend fragte ſie ihren Begleiter, wohin der Weg ſie führe.

Uns nach Stockholm, — antwortete dieſer — wohin Euch, mag Gott und unſer Erzbiſchof wiſſen! — Er ſchwieg und zog weiter auf der Straße fort. Jetzt kamen ſie an den Ort, wo geſtern Lincolm ſie eingeholt, wo er ihr die Warnung zugerufen und ſie dadurch Guſtavs Retterin geworden war. Hoch klopfte ihr Herz, ſie hatte ihr Schickſal erfüllt, ſie war ſein Schutzgeiſt geweſen, ſie hatte ihn gerettet.

Freudig verfolgte ſie den Weg. Ihre Begleitung, die Anfangs nur aus dem Führer und zwei Bewaffneten beſtanden, wuchs immer mehr und mehr. Bald ſtießen ſie auf Abtheilungen Fußvolk, die mit möglichſter Schnelligkeit Stockholm zueilten, und deutlich ſah nun Maria, daß die Krieger des Erzbiſchofs im vollen Rückzuge ſich befänden. Freudig ſchlug ihr Herz, ſie ahnete Guſtavs Nähe, die Hoffnung ihn zu ſehen ſtieg in ihr auf, und das Bild des Todes entfernte ſich, denn in ſeiner Nähe gehörte ſie dem Leben wieder an. So zogen ſie immer weiter bis zu einem einſamen Häuschen, wo ihr Begleiter, um die Pferde ausruhen zu laſſen, halten ließ, und bald das Fußvolk, und zuletzt auch Abtheilungen der Reiterei hier eintrafen. Nachdem Alles ſich erquickt, ſetzte ſich der Zug wieder in Bewegung, und zwiſchen den Abtheilungen des Fußvolks und der Reiterei zog Maria's Begleiter mit der Gefangenen.

Sie waren noch keine Stunde Weges ſo fortgezogen, als Maria links neben ſich, jedoch in ziemlicher Entfernung, einen Reiter erblickte, der ſie immer aus der Ferne zu beobachten ſchien; er war nur leicht bewaffnet, ohne Helm, nur ein Panzer deckte ihn. Er kam jetzt näher und Maria erkannte ſchnell in ihm Arved Lincolm, der von jetzt an immer, doch nur in der Ferne, an ihrer Seite blieb. Als ſie jetzt ihr Auge nach ihrer Rechten warf, ſah ſie hier einen von Kopf bis zum Fuße Gewaffneten mit geſchloſſenem Viſiere neben ſich reiten. Er ſchien ſie nicht zu achten, doch wurde ihr ſo ſonderbar ängſtlich in ſeiner Nähe, und als ſie ihn genau betrachtete, erkannte ſie das falbe Streitroß des Vaters; ſie wendete ihr Roß nach ihm, doch er ſprengte ſeitwärts und verlor ſich unter der Menge.

Jetzt wurde es lebhaft um ſie; man vernahm Schüſſe aus der Ferne, von Upſala her tönten Trompeten, das Fußvolk eilte mit ſchnellern Schritten Stockholm zu, die Reiterei hielt an und der Begleiter Maria's trieb ſo viel als möglich die müden Roſſe. Jetzt kam ein Reiterhaufen geſprengt. Es war der Erzbiſchof, der an ihnen vorbei jagte. — Thue wie ich Dir befohlen! — rief er Maria's Begleiter zu und ſprengte zu dem Fußvolk, das immer ſchneller und ſchneller ſich zurückzog. Jetzt war Maria mitten unter ihnen. Auch aus der Ferne ſeitwärts des Weges wogte nun ein dunkler Haufe heran. — Die Feinde! tönte es von allen Seiten. Enger und enger ſchloß ſich das Fußvolk und eilte nach einer nahe liegenden Höhe, während die Reiterei mit verhängten Zügeln in voller Flucht zurückſprengte und der Erzbiſchof mit ſeinem Gefolge ſeitwärts einbog.

Maria konnte keinen Augenblick zweifeln, Guſtav mit ſeinem Heere ſey im Anzuge, und ſchon ſah ſie aus der Ferne die Fahnen mit dem ſchwediſchen Löwen vor Lars Olofſons Heerhaufen flattern. — Seht! — rief ſie jetzt, da die ſchwediſche Reiterei von allen Seiten zum Angriff hervorbrach, ihrem Begleiter zu. — Seht, lieber Herr! die ſchwediſchen Fahnen, hört die Hörner der Thalleute aus jenem Walde herüber tönen!

Ich höre ſie! — rief der Begleiter — ich höre ſie, Dir zum Verderben, Du Unglücklicher! — und ſein Schwert ziehend, holte er zu einem gewaltigen Streich auf die wehrloſe Jungfrau aus, doch in dem nämlichen Augenblick, noch ehe der Streich vollführt, ſank der Mörder von Lincolms Schwert durchbohrt; aber auch ihn, den Retter, ſchmetterte ein mächtiger Schwertſtreich zu Boden, während der Gewappnete, der ihr zur Rechten geritten, jetzt ihres Roſſes Zügel ergriff und mit ihr davon ſprengte. Doch überall war der Feind, überall Kampf und Tod! — Schwediſche Reiter ſtürzten ſich auf die Flüchtigen; der Gewappnete wehrte ſich verzweifelnd, er wurde übermannt, gefangen und mit dem Pagen, als die Schweden dieſen erkannt hatten, im Triumph davon geführt.

Maria war gerettet, aber Lincolm war der Preis ihrer Freiheit, und ihr Herz blutete. In geringer Entfernung von ihr führten ſie den Vater; ſie jagte auf ihn zu. — Vater! — rief ſie und ſtreckte ihre Hand nach ihm — Vater! — Er wendete ihr den

Rücken. — Befreit mich von dieſem Zudringlichen, — ſagte er zu denen, die ihn führten, — und gönnt mir Ruhe! — Noch einmal wollte Maria ſich ihm nahen, er ſah verächtlich auf ſie und ſprach kein Wort.

Jetzt war das Gefecht beendet. Mehre Tauſend Dänen lagen auf dem Kampfplatze, der fliehende Feind wurde verfolgt. Da ſprengte Lars Oloſſon vorüber und ſah Maria, die noch einmal ihrem Vater ſich nahen wollte. — Gut, Page! — rief er — daß ich Dich lebend bei uns ſehe. Haſt manchen Tropfen Blutes heute gekoſtet. Doch geſegnet ſey Dein Unglück, es hat Schweden herrliche Früchte getragen. Komm, folge mir zu unſerm Feldherrn! dort ſeh' ich ihn mit ſeiner Leibwache anrücken. — Doch ohne auf Lars Oloſſon zu warten, ſprengte Maria voran, hin nach Guſtav Waſa, der ſie ſchon von fern erblickte und Zeit hatte ſich zu ſammeln.

Die Jungfrau ſprang von ihrem Roß, ſtürzte auf Guſtav, ergriff ſeine Hand und war unvermögend ein Wort zu ſprechen. — Beruhige Dich, Erich! — ſagte dieſer laut, ſo daß es ſein Gefolge hören konnte. — Du hatteſt Dich geſtern für mich dem gewiſſen Tode geweihet; was ich heute für Dich that, war ich Dir ſchuldig. Gott gedankt, daß die Dänen bluteten, nicht Du!

Herr! — rief der Page, und es war das erſte Wort was er ſprechen konnte. — Mein Leben dank' ich einem jungen Schweden, der meinen Mörder in dem Augenblick tödtete, da ſein Mordſchwert über mich ſchon geſchwungen war. Dort unter jenem Baum liegt er verwundet; laßt mich hin!

Und wer war Dein Retter? fragte Guſtav.

Lincolm! rief Maria.

So hat es Eile! — ſagte Guſtav ſchnell — denn jetzt weiß ich, daß er treu blieb und uns zum Heil nach Stockholm zog. — Er ſpornte ſein Roß. Sie fanden den Jüngling, den Kopf geſpalten, unter dem Baume liegen; ſeine Linke, die eine verdorrte Epheuranke hielt, hatte er auf das Herz gedrückt, ſein Auge war geſchloſſen, ausgehaucht der letzte Odem ſeines Lebens.

Starr ſah der Page auf den Gebliebenen, keine Thräne entquoll ſeinem Auge. — Hoffnungsloſe Treue löſ't der Tod! — ſagte er endlich — Wenn Ihr mir es vergönnt, lieber Herr! — fuhr er bittend fort — ſo laßt mich hier bleiben, daß ich ihn beſtatte. — Guſtav winkte bejahend. — Ich folge Euch bald! rief Maria, ſprang vom Pferde, und während Guſtav mit ſeinem Gefolge ſich entfernte, ließ ſie von einem Diener ein Grab graben und den unglücklichen Jüngling zur Ruhe legen.

Am Abend fand Guſtav ſie noch in tiefer Trauer auf dem Erdhügel ſitzen.

11.

In dem nämlichen Zimmer zu Upſala, wo vor wenig Tagen Maria ihr Todes-Urtheil vernommen hatte, ſtand ſie jetzt an Guſtavs Seite, der, ernſt vor ſich hinblickend, über etwas nachzudenken ſchien. Endlich ſagte er: Ich muß Deine Bitte erfüllen, Maria! ich darf ſie Dir nicht verſagen. — Führt den gefangenen ſchwediſchen Edlen zu mir! befahl er einem eintretenden Diener, trat zu Maria, ſtrich ihr freundlich die Locken von der Stirn, und ſah mit inniger Rührung auf die liebliche Geſtalt, die ſich vor ihm beugte.

Herr! — ſagte jetzt die Jungfrau — erlaubt, daß ich mich entferne. Ich vermag nicht ſeinen Anblick zu ertragen.

Thue wie Du willſt! erwiederte Guſtav, und als der Diener eintrat und meldete, daß der Gefangene im Vorzimmer harre, eilte Maria durch eine Seitenthür davon.

Arend Peterſon trat ein. Der Trotz der Verzweiflung leuchtete aus ſeinen Augen, mit denen er kühn und unverwandt Guſtav anblickte. Dieſer winkte, die Wache entfernte ſich.

Schweigend ſtanden nun die Männer ſich gegenüber. Guſtav auf der nämlichen Stelle, wo Trolle, der Erzbiſchof, vor Maria, Arend Peterſon, wo dieſe geſtanden hatte. Endlich brach Guſtav das Schweigen.

Ich hätte gewünſcht, — begann er — nicht den Verräther Arend Peterſon, nur den Vater meiner Maria vor mir zu ſehen.

Eurer Maria? — unterbrach mit kaltem Gleichmuth Peterſon den Feldherrn — wer gab Euch das Recht, ſie die Eure zu nennen?

Davon ein ander Mal, — erwiederte Guſtav gelaſſen. — Jetzt ſpricht Guſtav Waſa, der Befreier, der Feldherr der Schweden, mit **Euch**, Arend Peterſon! mit Euch, der ſein Vaterland verrieth, der die heiligen Rechte der Gaſtfreundſchaft verletzte, und der verdiente unter dem nämlichen Beil, das ſo manches ſchwediſche Haupt zu Stockholm traf, zu bluten.

Steht mein Kopf ſo lange feſt, — entgegnete Peterſon höhniſch — bis Ihr das Henkerbeil von Stockholm geholt, wird er wohl noch lange Euch zum Verderben auf ſeinem Rumpfe ſitzen. Bis Stockholm iſt der Weg lang, und für ein Heer zuſammengelaufenes Geſindel ſind ſeine Mauern zu feſt.

Guſtav lächelte. — Der Trotz der Ohnmacht iſt nicht Größe, Arend Peterſon! — ſagte er ſanft — Ungebeugt ſeinem Schickſal entgegen treten, iſt edel; mit höhnenden Worten auf den Kampfplatz es herausfordern, iſt Thorheit. — Ihr ſeyd frei, könnt nach Ornäs zurückkehren und dort unter der Aufſicht der Thalleute leben; der mindeſte Verſuch zu entfliehen, der mindeſte Verkehr mit den Dänen, und nichts ſchützt Euch vor dem ſtrafenden Geſetz. Dankt Euer Leben Eurem Kinde, das Euch zu ſprechen wünſcht, und das Ihr mit einem verſöhnenden Wort beglücken könnt!

Ihr dank' ich mein Leben?! — rief Arend Peterſon, und kaum konnte er ſeinen Ingrimm unterdrücken. — Und wie theuer erkaufte ſie es von Euch?

Zornig blickte Guſtav auf den Gefangenen.

Wie theuer erkaufte die Dirne Euer Mitleid? — fuhr er fort — denn wißt: für meine Ehre iſt mir mein Leben nicht feil! — Sie ſprechen? — Mit eines Waſa Buhlin hat Arend Peterſon, Eures Stammes Feind, nichts gemein.

Ihr kennt mich und Eure Tochter nicht! — entgegnete Guſtav und ſchellte. Ein Diener trat ein. — Ruf' mir den Pagen Erich! — Mit Waſa's Buhlin werdet Ihr nicht ſprechen, wohl aber mit dem edlen Fräulein Maria Peterſon. Hütet Euch, ein hartes, ein einziges hartes Wort ihr zu ſagen. Bei Gott und meiner Ehre ſchwör' ich Euch, ich fordere blutige Rechenſchaft für jeden Schmerz, den Ihr dem Fräulein bereitet! — Er ging.

Düſter in ſich gekehrt ſtand Peterſon, als Maria eintrat und, die Augen geſenkt, zitternd an der Thür verweilte. Der Vater betrachtete ſie lange, ſein finſtres Auge ruhte feſt auf ihr, die, um nicht umzuſinken, ſich an einen Seſſel halten mußte. Endlich ſchritt er auf ſie zu. — Maria Peterſon! — rief er — kannſt Du Deine Augen nicht mehr zu

Deinem Vater erheben? Biſt Du ſo tief geſunken, daß Du vor ihm erbeben mußt?

Nein, mein Vater! — ſagte die Jungfrau — bin ich mir auch einer Schuld gegen Euch bewußt, darf ich doch frei, ſchuldlos und reines Herzens mein Auge zu Gott erheben.

Du hoffſt mich zu täuſchen, wähnſt, ich ſoll das Unglaubliche glauben. — Thöricht Verblendete! und ſchwörteſt Du den feierlichſten Eid, ich glaubte Dir doch nicht.

Das iſt hart! rief das Mädchen.

Was iſt ein Schwur? Worte; ſie verhallen wie das Liebeswort eines thörichten Knaben! — ſagte er höhniſch — Nun, ich will glauben, daß Du wahr geredet, — fuhr er nach kurzem Sinnen fort — ob ich mir gleich das Wie nicht denken kann, will Dir glauben ohne Schwur. — Mache Dich bereit, mir nach Ornäs zu folgen.

Das darf ich nicht! erwiederte Maria ſanft, aber mit Feſtigkeit.

Du darfſt nicht meinen Befehlen, darfſt nicht Deinem Vater folgen?

Nein, mein Vater! — Auserkoren zu ſeinem

Schutzgeiſt, darf ich nicht und werde ihn nicht verlaſſen. Was er mir iſt, könnt Ihr nicht fühlen, nicht begreifen, und die weiſe Frau aus dem Helſingelande —

Iſt auch ſie wiedererſtanden von den Todten?! rief, die Tochter unterbrechend, Arend Peterſen, und ſeine Hand, die er bei dieſen Worten ausſtreckte, zitterte heftig.

Ob ſie von den Todten erſtanden mich heimſuchte, weiß ich nicht, nur das weiß ich, daß ich mit unſichtbaren heiligen Banden an ſie gekettet bin und mir ihr Wort ſo lieblich, ſo heilig tönt, als ſey es eines Engels Wort.

Peterſen ſchwieg und ſah ſtarr vor ſich nieder.

Maria fuhr fort: Guſtav Waſa zu folgen, befahl ſie mir; ich erfüllte ihren Befehl, da auch mein Herz es mir gebot. Unauflösbar iſt mein Schickſal an das ſeine gekettet, darum kann ich Euch nicht folgen, Vater!

Und was ſagte ſie noch? fragte haſtig der Vater.

Nichts was Euch Freude machen könnte.

Sprich, ſprich! rief Peterſen.

Ich würde lieben, würde wieder geliebt und doch nicht beglückt ſeyn. An des Thrones Stufen würde mein Herz brechen, und ich für Guſtavs Glück das Opfer ſeyn.

Und weiter?

Nichts weiter, mein Vater!

Bleib! — ſagte dieſer nach finſterm Sinnen — bleib bei Guſtav Waſa, folge Deinem Geſchick, doch fürchte das Weib aus dem Helſingelande, ſie iſt unſerm Stamm unheilbringend. Folge ihm, und ſteigt er auf den Thron und zieht Dich nicht zu ſich hinauf — dann ſind noch Dolche geſchliffen in Schweden; denn Schande rächt nur Blut!

Mein Schickſal wird erfüllt auch ohne Blut, dieß ſagt mir die ahnende Stimme meines Herzens. —

Auch — unterbrach ſie der Vater ſchnell — ſoll er dem Glauben ſeiner Väter abhold ſeyn.

Ich glaub' es ſelbſt! — erwiederte Maria — habe oft ſchon zur heiligen Mutter gebetet, ſein Herz zu lenken.

Ein Offizier trat in dieſem Augenblick aus dem Zimmer, wohin Guſtav ſich begeben hatte.

Arend Peterſon! Ich ſoll Euch aus Upſala geleiten, — und Ihr, Erich! ſollt ſogleich zu unſerm Herrn kommen, ſagte er.

Lebt wohl, Vater! lispelte ſie. Der Finſtere wandte ihr ſchweigend den Rücken und verließ mit dem Offizier das Zimmer.

15.

Eine frohe Nachricht folgte der andern. Auf den Schlöſſern zu Wadſtäna, Hora, ſelbſt auf dem Schloß zu Weſteråhs, welches bis jetzt die Dänen noch beſetzt hatten, flatterte hoch die ſchwediſche Fahne; nur Stockholm und Colmar waren noch in den Händen der Dänen.

Frei war das Land. — Hoch klopfte Guſtavs Bruſt, hörte er überall das Jauchzen des Volks, ſah er ſich überall als den Befreier Schwedens verehrt. Der Adel war ihm zugethan, das Volk liebte, nur die Geiſtlichkeit fürchtete ihn. Es war allgemein bekannt, daß er ſchon während ſeines Aufenthalts in Lübeck mit der Lehre Luthers ſich vertraut gemacht, welche nun die deutſchen Soldaten, die er in ſeinen Dienſt gezogen, in dem Heere verbreiteten. Auch Laurenz und Olaus Petri, zwei ſchwediſche Männer, welche in Wittenberg ſtudirt, die Lehre aus Luthers eigenem Munde vernommen hatten, und in dieſer Zeit in ihr Vaterland zurückgekehrt waren, trugen das Ihrige zu ihrer Verbreitung bei. Olaus, der Beherztere, predigte ſie zuerſt in der Kirche von Stregnetz, dann in Upſala mit kühnem Muthe, während Laurenz in der Stille ſie zu verbreiten ſuchte.

Bei Guſtav fanden die Brüder um ſo leichter Gehör, da ihre Lehre ſeiner Ueberzeugung entſprach und ſeinen politiſchen Anſichten zuſagte. Die Biſchöfe hatten alle Gewalt der Krone, alle ihre Güter an ſich geriſſen; ſie waren es, die ſo oft die blutige Fahne des Aufruhrs aufgeſteckt, und ſich, wie der Erzbiſchof von Upſala, an die Spitze der Partheien geſtellt hatten. Ohne ihren Einfluß, ohne ihre Macht zu ſchwächen, glaubte Guſtav, ſey es unmöglich dem ſchwediſchen Reiche die Feſtigkeit und Ruhe zu geben, deren es ſo ſehr bedurfte. Daher ließ er den Brüdern freie Gewalt, ihre Lehrſätze zu verbreiten, und die Biſchöfe in damaliger Zeit, mehr die Kriegs- und politiſchen

Hän-

Händel berückſichtigend als die Dogmen ihrer Religion, bekümmerten ſich wenig um zwei niedere Geiſtliche, die ſie leicht, wenn ſie es für nöthig fänden, mit ihrem Bannfluch zu erdrücken glaubten, und behielten nur Guſtav und ſein Heer im Auge.

Maria entging dieß nicht. Oft ſchien Olaus, war er in Guſtavs Lager, oder dieſer in Upſala, den Pagen ſeiner beſondern Aufmerkſamkeit zu würdigen. Er ſprach dann mit ihm ſo manches eindringende Wort, was oft ſchon den Eingang in das gläubigſte Herz gefunden hatte; er ſchien abſichtlich auf deſſen Bekehrung einen beſondern Werth zu legen — aber alles war vergebens. Mit Beharrlichkeit blieb der Page Erich dem Glauben ſeiner Väter getreu, und als an einem Abend zu Upſala Olaus Petri ihn mit Wärme und mit der Kraft ſeiner Worte erſchüttert zu haben glaubte, und des Pagen Auge thränenfeucht, unbeweglich und aufmerkſam auf ihm ruhte, der ehrwürdige Mann ſeine Hand faßte und mit dem Ton der Ueberzeugung zu ihm ſagte: Nicht wahr, mein jugendlicher Freund! Ihr fühlt die Wahrheit meiner Worte? entgegnete dieſer, indem er langſam von ſeinem

Sitz ſich erhob: Ehrwürdiger Herr! Ihr irrt; wo fände der Unglückliche bei Eurer Lehre das Aſyl, wo er ſich gegen die Pfeile des Schickſals verbergen könnte, da Ihr die frommen Häuſer zerſtört, die unſere Vorfahren, damit das lebensmüde Herz ſich in Andacht zu einem beſſeren Leben vorbereiten kann, geſtiftet haben! Mein Glaube ſteht feſt, nichts vermag ihn zu erſchüttern; kann doch keines Menſchen Hand Gewalt üben über das Irdiſche, was in meinem Herzen ruht, wie könnte ich das Göttliche zerſtören laſſen, das mich allein tröſtet, beruhigt, und das im Hintergrunde meines Lebens mir den einzigen Zufluchtort bietet, der mir bleibt! — Laßt mich ruhig den Weg meiner Väter wandeln, — fuhr ſie fort — ſtört mich nicht auf meiner ernſten Bahn.

Auch Guſtav verſuchte, doch nur leiſe, dieſe Saite zu berühren, ſie tönte immer nur traurig wieder, und nun ſprach Maria gegen ihn unaufgefordert ein Wort über den neuen Weg, von dem ſie überzeugt war, er habe ihn betreten. Aber mit jedem Tage wurde das Mädchen ſtiller, und Guſtav ſah deutlich, daß ein innerer Gram an dieſer holden Blüthe nage.

Die Frucht ſeiner Unternehmungen ſchien ihm jetzt reif, nach Wadſtäna hatte er die Stände des Reichs berufen, auf deren Ausſpruch er mit Zuverſicht ſein Schickſal bauen konnte. Eine neue Verfaſſung ſollten ſie in Schweden gründen, Ruhe und Ordnung wieder herſtellen und ihm den Platz beſtimmen, den das dankbare Vaterland ihm anweiſen mußte; dann, und hätte man ihn auf die höchſte Stufe geſtellt, dann wollte er ſeinem Schwur treu, auch ſeinem Herzen leben, er, der nun ſo lange dem Vaterlande allein gelebt hatte. Maria, die Tochter eines unbegüterten dalecarliſchen Edlen, der nur durch ſeine Anhänglichkeit an die Dänen einige Bedeutſamkeit erhalten, aber die Achtung aller ſchwediſchen Männer verloren hatte, wollte er zu ſich hinauf ziehen, und war Stockholm, war Colmar in ſchwediſchen Händen, auch der Liebe leben.

Aber je näher der Tag der Verſammlung kam, deſto trauriger wurde das Mädchen, und als das alte graue Schloß Wadſtäna ihr im Abendroth entgegen ſchimmerte, konnte ſie den Seufzer nicht unterdrücken, der aus ihrem gepreßten Buſen quoll; auch am Abend, wo ſie bei Guſtav allein war, und dieſer faſt mit ihr ſchmollte, daß ſie in dem Augenblick, wo er ſeinem Glücke ſo nahe ſtände, ohne Theilnahme, ernſt und traurig ihm gegenüber träte. Als er ihr ahnen laſſen wollte, daß auch ſie dem Hafen ihrer Ruhe, ihres Glücks ſich nähere, ſagte ſie ernſt: Ueber meinem Schickſale ruht Gottes Hand; ſo gut Ihr es mit mir meint, lieber Herr, könnt Ihr nichts daran ändern — ich muß dahin, wohin ich berufen bin! — Guſtav lächelte zweifelnd über dieſe ängſtlichen Worte, doch Maria's Auge wurde naß.

16.

Nicht lange dauerte die Verſammlung der Stände, deren Mitglieder faſt nur aus Offizieren des Heeres beſtanden, da der ganze noch übrig gebliebene Adel ſich an Guſtav angeſchloſſen hatte, und die Kriegsunruhen nur Wenigen von dem Bürger- und Bauerſtande ihre Heimath zu verlaſſen erlaubten. Schon in der erſten Verſammlung, welche Guſtav mit einer kräftigen Rede eröffnete, boten ihm die Stände die Krone Schwedens an; doch ſo ſchön und lockend ſie ihm auch entgegen glänzte, gedachte er Maria's, gedachte er des Vaterlandes, ſchlug ſie mit kühnem Muthe aus und machte den Ständen dagegen den Vorſchlag, ihn zum Reichsverweſer zu ernennen, der auch nach manchem noch vergeblichen Verſuch, ihn zur Annahme der Krone zu bewegen, allgemeine Zuſtimmung erhielt.

In ängſtlicher Beklemmung ſaß indeß Maria auf ihrem Zimmer und erwartete das Ende der Verſammlung. Unruhig, faſt tobend klopfte ihr Herz; ſie, ſonſt ſo fromm, hatte beten wollen und es doch nicht vermocht. Zu ſehr von dem entſcheidenden Augenblick ergriffen, war es ihr unmöglich ein frommes Gebet zu Gott zu erheben, und nur mit eiſerner Gewalt konnte ſie den Gedanken an das, was ſie nun thun müſſe, feſthalten. Da öffnete ſich die Thür und die weiſe Frau aus dem Helſingelande trat ein. Ihr Blick war ſanfter wie gewöhnlich, und der majeſtätiſche Ernſt, der ſie ſonſt umgab, ſchien verſchwunden. Mild und wehmüthig ſtrahlte ihr Auge, und eine innige, leidenſchaftliche Umarmung zeigte Maria, daß es auch in der Bruſt der ehrwürdigen Frau ſtürmiſch woge.

Liebes Kind! — ſagte ſie nun zu dem Mädchen, und eine Dienerin, die ihr gefolgt war, breitete ein köſtliches Gewand über den Seſſel und verließ das Zimmer wieder. — Heute iſt der Tag, von dem ich Dir in Ornäs ſagte, daß Du zum zweiten Mal als Jungfrau Dich ſchmücken ſollteſt. Nimm dieſes Gewand, wirf für immer die männliche Kleidung von Dir, denn Du haſt in ihr Dein Schickſal erfüllt, ſchmücke Dich und dann höre mich an!

Sie ſelbſt bekleidete nun das Mädchen, legte ein weißſeidenes Gewand ihr an, das mit köſtlicher Stickerei verbrämt war, ein reich mit Diamanten geziertes Kreuz hing ſie mit goldener Kette um ihren blendenden Hals, ordnete das üppig rollende Haar, flocht die Perlenſchnur der Mutter durch die goldenen Locken, und wie Alles beendet, das Mädchen ſchön wie eine Himmliſche vor ihr ſtand, bog ſie ſich zurück, erfaßte ein Käſtchen, — eine Thräne ſank darauf — öffnete es und nahm einen Kranz von friſchen Myrten heraus. — Er ſchmücke Dich heute! — ſagte ſie bewegt, und wie die Jungfrau das Haupt neigte, ſie mit zitternder Hand ihn in die Locken flocht, das Mädchen es jetzt wieder hob und mit wehmüthigem Lächeln die ehrwürdige Frau anblickte, ſchwelgte dieſe in dem Anſchauen ihrer Schönheit. Endlich ſagte ſie bewegt: Geh' zum Spiegel, mein Kind! betrachte Dich und danke dem Himmel, der Dich ſo lieblich, ſo reichlich ausſtattete!

Maria trat vor den Spiegel. Schon in dem Augenblicke, daß die fromme Frau den Myrtenkranz in ihr Haar geflochten, hatte ein ſonderbares, ihr bis jetzt unbekanntes Gefühl ſie durchglüht; als ſie ſich jetzt erblickte, ſchön geſchmückt wie eine Braut, und ſie nun an den Geliebten dachte, da ſchwellte ein ſüßer Wunſch den jungfräulichen Buſen. — Für ihn! — dachte ſie — für ihn habe ich mich geſchmückt! — Und als ſollte ſie die Arme ausbreiten, ihn zu umfahen, ſo liebeſehnend ſah ihr Auge ihn ſuchend umher. Es fand ihn nicht, und die Frau aus dem Helſingelande ſprach wehmüthig lächelnd zu ihr: Er kommt nicht, hoffe nicht! Komm, ſetze Dich, mein theures Kind! höre mich an und faſſe Dich!

An jenem Morgen, als Deine Mutter, ſo wie Du jetzt, bräutlich geſchmückt vor mir ſtand und ich mein Auge an ihrer Schönheit weidete, wurde es plötzlich thränenſchwer; denn in mein Herz legte der Schöpfer das unglückliche Gefühl der Ahnung, in mein inneres Auge einen ſchwachen Blick in die Zukunſt. Mir ſchauderte, als ich den Myrtenkranz in ihrem Haar erblickte, und mein Auge ſah ihn verwelkt und an ſeiner Stelle Deinen Vater einen Cypreſſenkranz zwiſchen die Locken flechten. Doch ich ſchwieg; zu ſpät, unnütz wäre meine Warnung geweſen, und ich verſchloß die dunkelen Vorbedeutungen in meinem gequälten Innern. Aber nicht lange, ſo wurden ſie mir klarer. Auch Deiner Mutter Auge wurde öfters trübe, ihre Bruſt erfüllten Seufzer, und in jenen Tagen, wo ſonſt die Hoffnung mit der Wonne Hand in Hand geht, wurde ſie immer trüber. Arend Peterſon war ein rauher, finſtrer Mann; einen Sohn verlangte er von ihr, und ſie zitterte, daß ihm der Himmel eine Tochter ſchenken möchte. Da wurdeſt Du ihr geboren; weinend drückte ſie Dich an ihr Herz und gab Dich zurück in meine Arme, und als ich Dich in die Wiege legte, ſchweigend und ernſt auf Dich niederblickte, da durchſchauerte es mich, ich fühlte, der Geiſt werde in mir wach, mein Auge geöffnet, und ich ſchaute angſtvoll auf Dich nieder. —

Und was ſaht Ihr? unterbrach Maria ſie ſchnell.

Was auch Du noch heute ſehen wirſt, — fuhr ſie ernſt fort, und Unmuth ſchien ſich über ihr Geſicht zu verbreiten. Sie hielt inne — doch plötzlich fuhr ſie fort: Du allein haſt die folgenden Jahre Deiner Mutter verſüßt, aus Deinem kindlichen Blick ſog ſie Lebensmuth, in Deinem Lächeln fand ſie Troſt; Deine kindiſchen, ſchmeichelnden Spiele, Deine Händchen heilten ſo manche Wunde, die der rauhe Gatte ſchlug, denn Du warſt das einzige Kind, was ihr der Himmel ſchenkte, ein Sohn ward ihr nicht. Dein Vater ward immer düſterer, immer finſterer ſeine Laune, härter ſein Betragen. Auch mich, die einzige Freundin Deiner Mutter, trieb er von Ornäs, und nur wenn der rauhe Krieg ihn von ſeiner Heimath rief, durfte ſie in meinen Schweſter-Armen den Troſt der Theilnahme ſuchen.

So ſchlichen zehn Jahre dahin, als Dein Vater einſt von einem Kriegszug an der norwegiſchen Grenze heim kam, wilder, düſterer als je. Er hatte dort Margarethe, Deine, auch nicht glückliche Stiefmutter, geſehen, die jetzt ihre qualvolle Jugend in Ornäs verlebt. Nur wenige Tage blieb er, und als ich des Abends am Tage ſeiner Abreiſe zu Deiner Mutter kam, fand ich ſie krank — den andern Tag verſchied ſie in meinen Armen.

Gerechter Gott! — rief Maria und ſank der Frau um den Hals — Ihr ſeyd —

Eliſabeth, Deiner unglücklichen Mutter noch unglücklichere Schweſter! — Lange war die Umarmung. Endlich ſagte Maria, das Schweigen brechend: Ich hätte Euch nicht wieder gekannt!

Ich glaube es wohl, mein Kind! — fuhr ſie fort — Sieben gramvolle Jahre ziehen tiefe Furchen; Jahre, wo der Geiſt erſchüttert, das Herz zerriſſen iſt, ſchütteln die Blüthen und die Blätter fallen ab — und Gift iſt ein furchtbarer Zerſtörer! — Ihre Hand zuckte krampfhaft, ihre Lippen bebten. Maria fuhr erſchrocken zurück. — Fliehe mich nicht! — bat Eliſabeth ſanft — Nicht in meiner Hand, auf meinen Lippen brannte das Gift. Man reichte kurze Zeit nachher auch mir den Schlaftrunk Deiner Mutter. Ich ahnete es, doch zu ſpät, ihn ganz unſchädlich zu machen, zu früh, um dem Tod die Pforten offen zu laſſen; nur der Wahnſinn ſchlich ſich ein — mir blieb von meinem Geiſte nichts ungetrübt als die unglückliche Gabe der Ahnung, der düſtere Blick in die Zukunft. —

Drei Jahre habe ich ſo im Helſingelande gelebt — drei Jahre bin ich wahnſinnig umher gegangen und habe das Schickſal der Menſchen aufgerollt, und nicht genug des Wehes der vergangenen Zeit, nicht genug des Wehes der Gegenwart, hab' ich es aus der Zukunft geſchöpft, es in Zügen in mich eingeſogen und es tropfenweiſe wieder an Andere vertheilt! — Sie ſchwieg, ihr Blick heftete ſich ſtarr auf Maria, die bebend vor ihr ſaß, das Auge von dem furchtbaren Anblick wegwenden wollte und es doch nicht konnte. — Unglückliche Schweſter meiner theuren Mutter! — rief ſie jetzt plötzlich — Aus der Zukunft Becher reicht mir ſo viel Ihr könnt, ich ſchlürfe duldſam den bittern Trank, aber nicht den kleinſten Tropfen mehr gebt mir aus der Vergangenheit; laßt den Schleier fallen vor dem was geſchah — ich mag es nicht ſehen, mag es nicht ahnen. — Laßt mich! — Sie wollte ſich entfernen. — Maria! — rief die Unglückliche — Auch ohne daß ich Dich zurückhalte, bannt Dich das Schickſal hier feſt, Du darfſt nicht von hier — Horch! — nur einen Augenblick verweile — horch wie die Trompeten ſchmettern, die Pauken wirbeln — wie das Volk jubelt! Bete Dein Abendgebet, Jungfrau! — rief ſie, geiſterhaft ſich erhebend, — Du gehſt zur Ruh' — der Glaube Deiner Väter ſtärke, Gott beſchütze Dich! — Hier, — ſagte ſie und reichte ihr etwas, das Maria zitternd aber raſch ergriff — es iſt das Einzige, was ich zu Deinem Erden- und Seelenheil Dir geben kann. Faſſe Dich, denk' an Gott! — Noch einmal umarmte ſie ſtürmiſch das Mädchen und ging.

Sinnend ſah Maria auf das Geſchenk, was in ihren Armen ruhte; ihr Auge hob ſich zum Himmel, ſie ſah hinauf, und von oben herab zuckte ein Strahl durch das Dunkel, das ſie umgab, in ihr geängſtetes Herz.

Jetzt wogte der Jubel immer näher. Wie in Ornäs, ſo wohl und ſo weh wurde es ihr, als ſie die wohlbekannten Tritte auf der ſteinernen Treppe zu hören glaubte. Als Braut geſchmückt, im Gewande der Freude ſollte ſie ihn empfangen, und ihr Herz war betrübt. Das Geſchenk ihrer Verwandtin ſinnend in der Hand wiegend, erwartete ſie den entſcheidenden Augenblick ihres Lebens, als Guſtav hereintrat. — Maria! — ſagte er ernſt, doch plötzlich, als er ſie in ihrer Schöne gar herrlich geſchmückt vor ſich ſtehen ſah, verwandelte ſich der Ton ſeiner

Stimme. — Maria! hat Dir Dein ahnendes Herz geſagt, wohin ich Dich noch heute führen will? Hat Dir Dein ahnendes Herz geſagt, daß ich die Krone verſchmähte, um der Liebe Glück mit Dir zu theilen? Mir ſagt es der Kranz in Deinen Haaren, daß der Himmel Dich heute zur Braut mir erkor. Dank Dir, Geliebte, daß Du mich ſo ſchön, ſo lieblich überraſchteſt!

Maria ſtand bei dieſen glühenden Worten ſchweigend, den feuchten Blick auf Guſtav gerichtet, da. — Und Du ſagſt kein Wort, Du theilſt nicht meine Freude, meine Wonne?! — rief dieſer von neuem — Die Zeit iſt vorüber, wo meine Lippen nur Worte ſtammeln, nicht Deine Küſſe einſaugen durften. Der Page Erich, der Treue, der ſein jugendliches Leben freudig für ſeinen Herrn opfern wollte, iſt verſchwunden, und die treue, die zarte Braut ſteht an ſeiner Stelle vor mir. Doch nicht länger ſtehe ſie da; an mein Herz, Maria! an mein klopfendes liebendes Herz! — Er umſchlang ſie heftig, drückte ſie innig an ſeine tobende Bruſt, und der Kuß der Liebe erglühete auf ihren ſchwellenden Lippen.

Genug, mein Geliebter! — ſagte nun das zitternde Mädchen und wand ſich ſanft aus ſeinen Armen — Genug, Guſtav Waſa! Wie jener Kuß in Mora der Abſchiedkuß war bis auf beſſere Zeit, ſo ſey der Kuß, der noch auf meinen Lippen glüht, der Abſchiedkuß für ewig! Nein, Guſtav! — rief ſie, als dieſer ſie von neuem umſchlingen und ſie unterbrechen wollte. — Nein, laß das und höre mich an!

Dein Schickſal iſt noch nicht erfüllt. Die Krone des ſchwediſchen Landes muß Dein einziges, hohes Ziel ſeyn. Eine Fürſtentochter proteſtantiſchen Glaubens, gewohnt unter des Thrones Baldachin zu ruhen, verlangen die Stände Schwedens neben Dir auf dem Thron zu ſehen; ſie muß die Krone auf Deinem Haupte befeſtigen, nicht die Jungfrau aus Dalecarlien kann es, nicht Arend Petersſons Tochter. Wie der verbleichende Morgenſtern beim Aufgange der herrlichen Sonne, ſo bleich, ſo dahin ſchwindend würde die arme Maria neben Deinem Purpur ſtehen und untergehen. Und nun, Guſtav Waſa! mehr als dieß, mehr als irdiſche Kronen mahnt mich eine andere, mächtigere Stimme an meine Pflicht. Du opferſt Dein Seelenheil dem Irdiſchen, Du hängſt der Lehre der Neuerer an und verbreiteſt ſie in dem ſchwediſchen Lande; Du wähnſt Deine Kraft zu ſtärken mit dem Mark der Kirche, in deren Schooß unſere Väter aufſchwebten zum Paradies; Du zerſtörſt ihre alten, heiligen Gebräuche und baueſt ein neues Werk auf ihren Trümmern. Ich beklage Dich und kann Dich nicht retten, Dein Wille ſteht zu feſt, als daß ich ihn wankend machen könnte. Du gehörſt dem Volk, dem Vaterlande, ſey es, daß es dieß Opfer von Dir verlangt, ſey es, daß der Himmel Dich dazu erkor und Dir deshalb Verzeihung und Gnade angedeihen laſſen wird, ich, des Herrn Magd, darf nicht folgen, wohin mein Herz mich ruft — ich bin meines Glaubens Opfer!

Maria! — rief Guſtav — Maria, höre auch mich! Freudig entſag' ich der Krone, das Myrtenreis, was in Deinen Locken prangt, gilt mir mehr als alle Kronen der Welt; ich opfere nichts, tauſendfältig zahlteſt Du mir das, was ich hingebe. Nie, ich ſchwör' es Dir, werd' ich Deinem Glauben Feſſeln anlegen! Bleib' den Gebräuchen der alten Kirche treu, der Glaube ſoll nicht trennen, was die Liebe vereinte. Komm, Geliebte! noch ſind Schwedens Edle verſammelt, komm in ihre Mitte als die Braut des Reichsverweſers der ſchwediſchen Lande. Komm, und noch heute ſegne der Prieſter den ehelichen Bund!

Schmerzlich lächelnd blickte das Mädchen auf ihn. — Ja, Guſtav Waſa! — ſagte ſie wehmüthig — daß Du mich liebſt, ſo liebſt, thut meinem Herzen wohl — ja, ich will gehen zum Altare, will als Braut ihn betreten, erlaube mir nur, daß ich vorher mich ganz ſchmücke, ſo wie ich muß! — Das Geſchenk Eliſabeths nahm ſie von ihrem Arm, entrollte es, warf es über die goldenen Locken, über den grünen Myrtenkranz, und in einen ſchwarzen Nonnenſchleier gehüllt ſtand ſie vor Guſtav. — Zu Deinem Heil, zum Heil des Vaterlandes! — rief ſie — zu meinem Seelenheil bin ich die Braut des Himmels! — Rühret mich nicht an, Guſtav Waſa! frevelt nicht mit dem Heiligen. Gottes Segen über Euch!

Starr ſah dieſer auf die verhüllte Geſtalt, ein heiliger Schauer durchbebte ihn, er wagte nicht zu ſprechen, nicht ſie mit Bitten zu bewegen, und als die hohe Geſtalt Eliſabeths durch die Seitenthür eintrat, des Mädchens Hand erfaßte und ein ernſtes: Folge mir! ihr zurief, die beiden Frauen

nach

nach der Thür ſchritten, ſtand er unbeweglich wie gebannt und konnte nicht folgen.

Doch als Eliſabeth die Thür öffnete, wendete Maria ſich noch einmal, ſah nach Guſtav, und den Schleier ſchnell zurückwerfend ſtürzte ſie auf ihn zu, ſank an ſeine Bruſt und hielt ihn feſt umſchlungen. — Lebe wohl, lebe wohl! — rief ſie — ſey glücklich! — Thränen hemmten ihre Worte, an ſeinen Lippen hing ſie feſt, innig, und als ob ſie nie von einander laſſen wollten, ſchloß ſich Bruſt an Bruſt.

Das Irdiſche löſ't ſich vom Himmliſchen! — ſagte jetzt Eliſabeth mit dumpfem, wehmuthvollem Tone. — Hauch' aus, Maria! verhauch' die letzte Gluth, daß Du ganz gereinigt eingeheſt in das Haus des Herrn, und nun komm! — Und wie der letzte Hauch des Lebens ſich ſträubend, langſam nur aus der Bruſt des Sterbenden windet, ſo wand ſich Maria aus den Armen des Geliebten; ſchweigend und von ihrem Schickſale zermalmt, verließ ſie mit Eliſabeth das Zimmer.

Wohin ſie ſich gewendet, konnte Guſtav nicht erfahren. Wie nach einem ſchönen Traume, wenn des Lebens heitre Sonne uns weckt und ringsum uns die Wirklichkeit im ſchönſten Farbenſchmuck ſich ſpiegelt, ſo ſehnte ſich Guſtav Waſa's Herz im Vollgenuſſe ſeines äußeren Glückes nach Maria. Unvergeßlich war ihm die Dulderin, unvergeßlich ihre hoffnungloſe Treue. Nicht Stockholms Belagerung, nicht Chriſtierns Flucht aus Dänemark, nicht das Glück, was ihm überall lachte, konnte die wehmüthige Erinnerung an ſie verwiſchen, und mitten in dem Freudentaumel ſeiner Genüſſe faßte oft ſeine Hand nach dem Herzen, das, immer noch blutend, ihn an die Verlorene mahnte.

Als an jenem Tage, wo unter lautem Jubel des Volkes der Biſchof Laurenz Petri ihm die Krone in Upſala aufſetzte, er, ermattet von den Mühen des Tages, am Abend auf ſein Zimmer ſich zurückgezogen, auf ſeine Größe ſchauend dankbar ſein Herz zu Gott gewendet hatte, und doch dieſes frohe Gefühl nicht ungetrübt zum Himmel aufſtieg, denn in dem Strahlenbilde ſeines Lebens fehlte Maria's ſanfter Stern, trat ein Page ein und meldete ihm: draußen weile eine Frau aus dem Helſingelande, unter dem Namen der weiſen Frau Jedermann bekannt, ſie wolle ſich nicht abweiſen laſſen und verlange ihn und jetzt zu ſprechen. Guſtav befahl, ſie vorzulaſſen, und mit beklemmter Bruſt erwartete er die geiſterhafte Geſtalt und mit ihr Kunde von Maria.

König! — hub Eliſabeth an, als ſie vor Guſtav ſtand, — mich ſendet Maria Peterſon. Sie befahl mir am Tage, wo Schwedens Krone Euch ſchmücken würde, Euch zu begrüßen. Heil und Segen dem edlen Waſa und ſeinem Volke; der Karmeliter Nonne Gebet begleite, wenn auch nicht lange, ſeinen ernſten Weg!

Euch, Guſtav Waſa, frage ich — habt Ihr das Goldſtück noch, was Maria Peterſon Euch auf Ornäs gab? — Guſtav ſchlug den königlichen Mantel zurück, öffnete ſeinen Koller, und an einer goldenen Kette hing das theure Geſchenk auf ſeiner Bruſt.

Nun dann, — fuhr Eliſabeth fort — da Ihr Maria's noch, auch an dieſem Ehrentage, gedenket, ſo nehmt was ſie Euch ſendet, was Euch einſt ſo theuer war, das Einzige was ſie dem Himmel entziehen konnte, um es dem Irdiſchen zu weihen. —

Sie überreichte dem Könige ein ſammetnes Käſtchen, und als er es öffnete, rollte ihm Maria's goldgelocktes Haar entgegen; und aus des großen Guſtavs Augen ſtürzten heiße Thränen auf des Mädchens Locken herab. Er ſchloß das Käſtchen. — Sagt ihr, — rief er bewegt — ich würde dieß zu den Schätzen meines Reiches legen und es bewahren, heilig wie dieſe Krone von Diamanten; ſagt ihr, Guſtav Waſa werde ewig liebend ihrer gedenken!

Und ſie — unterbrach Eliſabeth die eingetretene Stille — wird für Euch beten, bis ſie ausgelitten hat; denn wißt, — rief ſie, und wie in jener Nacht zu Mora ſtand ſie geiſterhaft vor dem Könige und ſtreckte die knöcherne Hand geſpenſtig nach ihm aus, — an dem Tage, wo Ihr am Altare noch einmal, aber vergebens das Glück der Liebe ſuchen werdet, ſchwebt Schweſter Thereſe hinüber zu Gott! — Sie machte drei Mal das Zeichen des heiligen Kreuzes über den König und verließ das Gemach.

17.

Nicht oft konnte die würdige Aebtiſſin der Karmeliterinnen zu Paris nach Stockholm an den König ihre Berichte ſenden, daß die fromme Schweſter Thereſe in ihrem heiligen Wandel das Kloſter erbaue. Wenige Wochen nach Guſtavs Vermählung mit der Prinzeſſin von Sachſen-Lauenburg erhielt er von ihr die Nachricht ihres Todes. — Sanft ſey ſie in der Nacht am 21ſten September 1531 entſchlummert, ein Epheukranz habe in ihrer erſtarrten Hand geruht, und den Wunſch, den ſie zurückgelaſſen, ihn mit in ihr Grab zu legen, habe man erfüllt.

Ihrem Andenken weihte der edle König eine ſtille Thräne, und als nach vielen Jahren der Herr ihn abrief, machte die Hoffnung, Maria dort wiederzufinden, ihm die Pilgerfahrt leicht.

Täuſchung.

Von

A. von Tromlitz.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1830.

1.

Die Mutter hat befohlen! — ſagte Adele von Waldheim zu Conſtanze, ihrer Schweſter, — Du mußt heute das neue Ballkleid anziehen und dieſe Cyanen-Guirlande in die Locken flechten; deshalb nur nicht lange beſonnen. Laß heute Deine Eitelkeit ſchwinden, bloß durch Dich, nicht durch die kleinen Toiletten-Künſte zu gefallen, die uns andern armen Mädchen ſo nothwendig ſind, um das zu erſetzen, was uns Natur ſtiefmütterlich verſagt hat.

Lächelnd führte Conſtanze ihre Schweſter vor den Spiegel.

Nun ja, liebe Schweſter! — ſagte dieſe — Du haſt nicht nöthig, mir die Ueberzeugung zu geben, daß Du viel ſchöner biſt, als ich — Deine goldenen Locken gegen mein braunes Haar, Dein blendender Teint gegen den meinen —

Deine feurigen, ſprechenden Augen, — unterbrach ſie Conſtanze — Dein lieblicher Mund, der, wie in Purpur getaucht, freundlich zum Küſſen lockt. — Das lebendige Roth Deiner Wangen gegen meine Bläſſe —

War doch nicht im Stande, die ſchmachtenden Blicke des Grafen Wieſenburg auf mich zu ziehen; ſie blieben an dem Madonnenblick der geliebten Schweſter hangen und erhöhten das beſcheidene Roth Deiner Wangen zum Purpurroth der meinigen.

Conſtanze ſeufzte.

Nun, was ſoll das? — Vor einem Ball iſt das Seufzen ein gefährlicher Prolog, und haſt Du es ſchon vergeſſen, daß Dir Eduard die Verſicherung gab, Herrmann Graf von Wieſenburg werde dort erſcheinen; haſt Du vergeſſen, daß er Dich um den erſten Walzer, die Francaiſe, die Quadrille und Gott weiß um was alles bitten ließ? —

Und tanzt doch den Cotillon mit Dir? unterbrach ſie Conſtanze.

Herzensſchweſter! — rief Adele gutmüthig —

ich glaube gar, Du biſt eiferſüchtig? Das wäre himmliſch! Doch Du ſiehſt ernſt vor Dich hin? — Nein, Conſtanze! wehe wollt' ich Dir nicht thun; fürchte nichts!

Aber ſeit einiger Zeit, liebe Adele! — ſagte endlich Conſtanze verlegen — iſt er doch viel zutraulicher gegen Dich, als ſonſt. Oft ſieht er Dich forſchend an, und neulich, es war auf der chineſiſchen Brücke, als Du ſo theilnehmend von ſeiner Mutter ſprachſt, da habe ich es wohl bemerkt, wie er Dir die Hand drückte. — Adele erröthete. — Du haſt es auch bemerkt, denn Du wirſt roth! — fuhr Conſtanze mit Lebhaftigkeit fort.

Großer Gott! — rief Adele — Soll ich denn unempfindlich ſeyn, wenn mir ein junger Mann die Hand drückt, ſoll ich dieß nicht einmal fühlen? — Ich will Dir noch mehr beichten, liebe Schweſter! bei dieſem Handdruck umſchlang er mich und drückte mich ſanft an ſich.

Adele! — ſagte Conſtanze und eine Thräne drang ihr in's Auge — Liebſt Du ihn?

Wahrlich nicht, närriſches, eiferſüchtiges Mädchen! Er iſt mir völlig gleichgültig, und die Herzlichkeit, mit welcher er ſich mir ſeit einiger Zeit nähert, kann ich nur auf Deine Rechnung ſtellen. Er ſieht in mir die Schweſter ſeiner Geliebten, die ihn durch ihre ſcheinbare Kälte quält, und hofft vielleicht meiner Lebhaftigkeit ein Geſtändniß zu entlocken, dem Du mit ſtrenger Berechnung aus dem Wege gehſt.

Glückliches Geſchöpf! — ſagte nun Conſtanze und umarmte ſie — Du fliegſt leicht über Alles hinweg, Du genießeſt den Augenblick und blickſt nicht düſter in die Zukunft, Du hängſt an nichts und an Allem!

Da haſt Du Unrecht, Conſtanze! Treuer hängt kein Herz an dem Deinen als das meinige, inniger liebt keine Seele als ich unſern Eduard. Und ſieh, bei Eduard bin ich eiferſüchtig auf Dich. Trotz meiner ungetheilten Neigung iſt er herzlicher gegen Dich; er hat mehr Zutrauen zu Dir, ſcheint er auch mehr an mir zu hangen. Ich kann Dir gar nicht beſchreiben, welch' ſonderbares Gefühl mich manchmal neben ihm ergreift. — Nein, nein, Conſtanze! Der Bruder liebt Dich mehr, nur unterhält ihn meine Lebendigkeit beſſer, und mein ungetheiltes Herz, das, todt für alles Andere, nur für ihn lebt, kann er nicht lieblos von ſich ſtoßen, dazu iſt er zu gut. Aber ſieh einmal, liebes Mädchen! wie haſt Du wieder die Locken geringelt? — fuhr ſie ſchäkernd fort — Weg von dieſer Alabaſter-Stirn, weg von dieſem Veilchen-Auge, ihr Rollenden! Ihr ſollt mir heute nicht die Strahlen brechen, die ſich dem Geliebten entgegen drängen wollen. — So — nun komm — ſetze Dich — und in die Goldenen flecht' ich die Blume der Treue, die blaue Cyane, dann glüht Liebe in dem Herzen, die Treue glänzt als Nimbus in Deinen Locken, und Dein Blick ſpende dem armen Herrmann die Hoffnung, die er zur Nahrung für die Flamme bedarf, welche er ſchüchtern und beſcheiden nährt und verbirgt!

Der Ballſtaat war mit dieſer Neckerei beendet, der Bruder trat herein und ſah mit Wohlgefallen auf die lieblichen Schweſtern.

Und welche gefällt Dir heut am beßten, Eduard? — rief Adele dem Staunenden entgegen — Sey einmal recht offenherzig!

Du! — ſagte dieſer, und ſein Blick ruhte mit Wohlgefallen auf der Jüngeren. Die Roſen-Guirlande in dem dunklen Haar, das Roſa-Kleid gefällt mir beſſer als das weiße Conſtanze's und als ihre Kornblumen, die ſich zu beſcheiden mit ihren ſpitzigen Blättern in dieſe üppigen Locken winden. Doch kommt! Ein halbes Stündchen dauert es ja doch, bis wir nach der Stadt kommen; Vater und Mutter halten uns dort auch ein Weilchen auf.

Was ſchadet das?! — rief Adele neckend — Tanzen wir auch den erſten Walzer nicht, tanzen wir den zweiten.

Nein! rief Conſtanze heftig und ſchwieg erröthend; der Bruder lächelte und führte die Schweſtern in den Wagen.

2.

Sie traten in den ſchön verzierten Ballſaal, und kamen zum erſten Walzer nicht zu ſpät. Conſtanze ſchwebte an Herrmanns Seite durch die Reihen der Tanzenden, war glücklich und ſelig, denn Herrmann ließ die neckende Adele unbeachtet an ſich vorüber walzen und war nur mit ſeiner Tänzerin beſchäftigt. Die Francaiſe, Conſtanze's Triumph, begann; ſie tanzte ſie unnachahmlich ſchön. Alles verſammelte ſich um ſie; doch ſie bemerkte die Gruppe der Neugierigen nicht, die bewundernd und beneidend ſie umgaben, ſie beobachtete nur verſtohlen den Blick ihres Tänzers, der mit innigem Wohlgefallen auf ihr ruhte, und ſah mit Vergnügen, daß er ein leiſes Fliſtern Adele's nur mit einem Kopfnicken beantwortete, und, in ihrem Anſchauen verſunken, faſt die Tour vergeſſen hätte.

Die Françaiſe war beendet, der unglückliche Cotillon begann. — Da bat die ſorgſame Mutter die Erhitzte, dieſen ermüdenden Tanz abzuſchlagen. Conſtanze kam freundlich dem Wunſche der Mutter entgegen, ſie konnte ihn ja nicht mit Graf Herrmann tanzen, und ſo war ihr heute der Cotillon ganz gleichgültig. Sie ſtellte ſich ihm gegenüber und ſah nicht ohne Herzklopfen, wie angelegentlich er ſich mit Adele unterhielt; ſogar faßte er in der Wärme des Geſprächs ihre Hand. Großer Gott! ſie bemerkte, daß er dieſe leiſe drückte, daß Adele ſie ihm verlegen entzog, daß er ſelbſt erröthend aus ſeinem Gleichmuthe gekommen zu ſeyn ſchien, und die peinigendſte Eiferſucht quälte die Arme. Da hörte ſie ihren Namen nennen, — es waren Herrmanns Aeltern, die ihn genannt hatten; ſie lauſchte.

Sieh nur, — ſagte Graf Wieſenburg zu ſeiner Gattin — wie ähnlich!

Faſt Zug für Zug! — entgegnete die Gräfin — das Auge, der Mund! Ein ſchönes Paar! —

Conſtanze horchte immer geſpannter, immer ängſtlicher ſchlug ihr Herz; auch ſie fand jetzt die Aehnlichkeit Adele's mit dem jungen Grafen.

Sieh! — fuhr der alte Graf fort und drückte die Hand ſeiner Gattin — Sieh, wie freundlich er auf ſie ſieht. O, wie beglückt mich dieſe Liebe, mit welchem beruhigenden Blick in die Zukunft ſehe ich die Neigung dieſer Beiden; wie freut es mich, daß Herrmann ſo liebend an Adele hängt!

Und daß das liebe Kind ihm ſo wohl will! — unterbrach ihn die Mutter — Ach, vielleicht nur noch wenige Tage, und Herrmann darf ſein Glück laut verkünden und Adele an ſeine Bruſt drücken!

Mein Gott! tönte es hinter ihnen; ſie ſahen ſich um, Conſtanze war unwohl geworden. Erſt in der Wohnung des Grafen, wohin ſie gebracht wurde, erholte ſie ſich. — Um ſie ſtanden ihre

Ael-

Aeltern, ihre Schweſter und Graf Herrmann, der, bleich wie der Tod, ſie anblickte.

Sie hob den Blick, ſah dem Grafen ernſt in ſein fragendes Auge, erwiederte Adele's Umarmung nur kalt, und ſank laut weinend der Mutter in die Arme.

Was iſt Dir, mein liebes Kind?! rief dieſe. Statt der Antwort preßte ſie ſich ſchluchzend immer heftiger an ſie und küßte die mütterliche Hand. Nichts war vermögend, den Empfindungen, die ſie quälten, Worte zu geben; ſie blieb verſchloſſen, nur Adele ahnete ihren Schmerz.

Aber auch gegen dieſe blieb ſie ſtumm, und als ſie auf ihrem Zimmer allein mit ihr war, konnten nicht Adele's Bitten, nicht ihr herzliches, inniges Entgegenkommen ſie zur Mittheilung bewegen.

— —

3.

Der Landrath von Waldheim, Conſtanze's und Adele's Vater, welcher auf ſeinem Gute Ebersberg, unweit der Reſidenz, wohnte, war ein Jugendfreund des Grafen Wieſenburg; der Zufall wollte, daß dieſer in zweiter Ehe die innigſte Freundin der Frau von Waldheim heirathete, und hierdurch waren die beiden Familien unzertrennlich verbunden. Herrmann, ein Sohn erſter Ehe, war der Jugendgeſpiele Eduards, und von Kindheit an der ſtete Begleiter Conſtanze's geweſen. Seit dem Jahre, daß er von der Univerſität gekommen war, hatte ſich die Jugendneigung in eine ernſtere verwandelt, und die beiderſeitigen Aeltern ſchienen dieſer ſich entfaltenden Liebe nichts entgegenzuſetzen, im Gegentheil ſie gern zu ſehen; nur ſeit einem Monat hatte ſich manches verändert. Der lebhaften Adele, welche dem Grafen ſo oft mit ihren Neckereien läſtig geweſen war, und die er faſt zu vermeiden geſchienen hatte, ſchenkte er jetzt Aufmerkſamkeiten, die ein hohes Intereſſe verriethen. Man ſah oft in ihm den Kampf, wie er ſeine Empfindungen gegen ſie unterdrücken wollte, und es doch nicht immer vermochte. Der ſonſt ſo beſcheidene Jüngling war ſo wenig Herr ſeiner Gefühle, daß Conſtanze's Bemerkung, er habe Adele's Hand gedrückt, nicht unrichtig war. Hierzu kam noch, daß ſeine Aeltern Adele immer Conſtanze vorgezogen, und der lebhafte Witz der Jüngern ſie zu bezaubern ſchien, wenn die freundliche Ruhe der Aelteren nur Wohlwollen erregte. Jedes Talent, was Adele entwickelte, hatte höheres Intereſſe für ſie, bei jedem, was ihr begegnete, konnte ſie der höchſten Theilnahme des Wieſenburg'ſchen Hauſes gewiß ſeyn, ſo daß jedermann glauben mußte, die jüngere Tochter des Landraths ſey die beſtimmte Braut des jungen Grafen.

Doch Liebe läßt ſich nicht gebieten. Graf Herrmann dachte anders; was ihn ſeit ſeiner Kindheit angezogen hatte, zog ihn auch jetzt noch an. Conſtanze's ſanfter Charakter, das Schmachten ihres Auges, die anſpruchloſe Beſcheidenheit erhöhten noch den Liebreiz, der über die ganze Madonnen-Geſtalt ſich breitete, und feſſelten ihn immer mehr an dieſen ſanften Engel. Aber der unglückliche Monat! — Seitdem ſchien alles verändert! Wie viel Thränen hatte er ihr ſchon gekoſtet!

Aber auch Adele war nicht ohne Kummer. Sie kannte die Liebe noch nicht, ſie kannte nicht ihren Schmerz, nicht ihre Freuden; denn das ſchwärmeriſche Gefühl, was ſie nach ihrem Bruder zog, ließ eine Leere in ihrem Herzen zurück, welche die ſechzehnjährige Jungfrau ſo gern ausgefüllt hätte; ſie hätte ihrem Bruder gern dieſen Platz eingeräumt, aber es wollte nicht gehen. Sie ſah ihre Schweſter ſo glücklich, und wenn Herrmann in Ebersburg mit Conſtanze in den dunklen Gängen des Ulmengebüſches wandelte, dann wollte es ihr an des Bruders Seite nicht mehr behagen, ſo lieb ſie ihn auch hatte.

Die Theilnahme, welche Graf Herrmann ſeit einiger Zeit an ihr zu nehmen ſchien, war ihr ängſtlich und unangenehm. So lieb er ihr auch war, ſo wenig liebte ſie ihn, und auch dann würde ſie nie von dem Grabe der Liebe ihrer Conſtanze die Blumen zu ihrem Kranze gepflückt haben; ſie würde lieber vergangen ſeyn, als daß ſie ihrer guten Schweſter das Glück des Lebens zerſtört hätte. Der Graf war ihr unerklärbar; die Wärme, die Innigkeit, mit welcher er ſich ihr näherte, zeigte die aufkeimende Neigung zu ihr deutlich und unverhohlen, und doch war ſein Benehmen gegen Conſtanze immer noch wie einſt, das nämliche Feuer, die nämliche Gluth. — Sollte ſie ihn verachten müſſen? —

Sie theilte dem Bruder ihre Bemerkung mit. Auch dieſem ſchien des Freundes Betragen ſonderbar, noch ſonderbarer mußte ihm Herrmanns Antwort ſeyn, als er ihn offen deshalb befragt hatte. — Ich liebe Beide! — hatte er geantwortet — Beide innig und treu! Ich werde ſie lieben, ſo lange noch ein Lebensfunken in mir glüht! — Lächelnd drückte er Eduard an ſich und ließ ihn verwundert ſtehen.

I.

Als der Graf Herrmann den Tag nach dem Ball nach Ebersburg kam, fand er Conſtanze in einer ſonderbaren Stimmung. Wehmüthig trat ſie ihm entgegen, war freundlich, zuweilen ſogar innig, zog ſich aber faſt ſcheu von ihm zurück. Sie fühlte ſich getäuſcht, wollte gegen ihre Empfindungen kämpfen, und es gelang nicht; ſie glaubte ſich hintergangen. Vielleicht hätte ihr ein einziges Wort, eine einzige Klage die verlorene Ruhe wiedergeben können; aber ſie war zu ſtolz, ihren Schmerz in Worten auszuſprechen.

Herrmann that Alles, um ihren Trübſinn zu zerſtreuen, aber ſein Mühen war vergebens; ſie blieb freundlich, aber kalt, vermied mit ihm allein zu ſeyn, führte ſie aber der Zufall zuſammen, ſo war ſie nicht abſtoßend und duldete ſeine Aufmerkſamkeiten, ohne ſie jedoch zu würdigen. Sie ſchien ſtatt der Geliebten die wohlwollende Freundin des jungen Mannes geworden zu ſeyn.

Aber dieſer innere Kampf, dieſe ewig unterdrückte Gluth verzehrte das liebende Mädchen, das noch immer mit Schwärmerei an dem Geſpielen ihrer Kindheit, an dem geliebten Freund ihrer Jugend hing, und bläſſer wurden ihre Wangen, Wehmuth trübte den Blick, aus dem ſonſt nur ſanfte, ſtille Freude ſtrahlte. Adele konnte dieß nicht länger ertragen und verſuchte Alles, das verſchloſſene Herz zu öffnen, aber alle Verſuche waren fruchtlos; Conſtanze drückte die Schweſter freundlich an ihr Herz und ſchwieg. Da wandte ſich Adele an Eduard, dem dieß drückende Verhältniß auch nicht entgangen war, und bat ihn, mit der Schweſter, mit dem Grafen zu ſprechen, Beide wieder zu vereinigen und den Grafen zu einem entſcheidenden Schritt zu bewegen; denn bisher hatte er noch nie beſtimmt um Conſtanze's Liebe, um ihre Hand geworben.

So etwas muſs man dem Herzen überlaſſen, gute Adele! — antwortete Eduard — und mir ſelbſt ſcheinen die Verhältniſſe ſo verwickelt, daſs ich nicht wage in das Rad der Begebenheiten einzugreifen. Ich weiſs, er liebte Conſtanze, er liebte ſie mit glühender Leidenſchaft; doch jetzt ſcheint ſein Herz getheilt. Er ſcheint ſich nach Dir zu neigen, und wenn ich Deinen Namen nenne, ſo glüht ſein Auge vor Freud' und Wonne, er drückt mich dann an ſein Herz mit einer Leidenſchaft, die nur Sehnſucht, nur Hoffnung erwecken kann. — Adele wird mein Glück befeſtigen, das Band der Freundſchaft noch inniger zwiſchen uns knüpfen, mein Bruder! — ſagte er noch geſtern auf dem Balle zu mir. Ich verſtehe ihn nicht, nur ſo viel weiſs ich, er liebt Euch beide.

Mich ſoll er nicht lieben! ſagte Adele heftig.

Und doch biſt Du ihm nicht abgeneigt! unterbrach ſie der Bruder.

Ich? — Nein! — ſagte ſie erröthend — Ich ärgere mich öfters, daſs er mir nicht gleichgültig iſt; aber lieben? — Nein! — rief ſie aus und ſchlang ihre Arme um den Nacken des Bruders — So wie ich Dich liebe, mein Eduard, lieb' ich ihn nicht; ſo innig, wie ich an Dir hange, hange ich an Niemand! Sieh! — fuhr ſie lächelnd fort — ich könnte wahrlich eiferſüchtig auf Dich ſeyn, wenn Du je ein anderes Mädchen liebteſt!

Sonderbar! — ſagte Eduard, nachdenkend vor ſich hin ſehend. — Wählte Herrmann Dich, es könnte mich ſchmerzen.

So fühlen wir gleich! — rief Adele aus. — Lieber Eduard! — ſagte ſie nach einer Pauſe, in welcher ſie mit etwas zu kämpfen ſchien, — ich könnte es nicht ertragen, wenn Du heiratheteſt und Deine Gattin mir Deine Liebe entzöge. Verſprich mir, nie ein menſchliches Weſen lieber zu haben als mich, mich nie zu verlaſſen, mein Troſt, meine Stütze zu ſeyn bis zum Grabe; verſprich es mir! Auch ich verſpreche es Dir, Dich zu pflegen, Dich zu warten, Dir nie ein getheiltes Herz zu reichen, aller Liebe zu entſagen, nur nicht der Deinigen, mein geliebter Bruder! Verſprich es mir, mein Bruder! Schweſterliebe allein finde einen Platz in Deinem Herzen!

Nein! — rief eine wohlbekannte Stimme hinter ihnen, und die Mutter ſtand mit verweiſendem Blick vor ihnen, ſah mit wehmüthigem Auge auf die Erſchrockenen und ſagte freundlich: Er wird es Dir nicht verſprechen! Alles Ueberſpannte, meine gute Adele, taugt nicht für dieſe Welt, wo der Gleichmuth Alles ordnen und erhalten muß, wo wir kaum die flüchtige Gegenwart klar erkennen können und nur mit ungewiſſen Blicken in die Zukunft ſchauen. Laß daher die Ueberſpannung, die zu nichts führt. Liebt Euch innig und treu, tragt in der Zukunft Eure Bürde gemeinſchaftlich, kettet Euch feſt an einander, als ſtändet ihr einſam auf dieſer großen Welt, aber bindet Euch nicht durch Verſprechungen, die nur ſo lange gelten als man will und nur drückende Feſſeln für das Unerreichbare ſind.

Beſchämt ſtand Adele vor der Mutter.

Erröthe nicht! — ſagte dieſe — Deine Empfindungen werden vielleicht dereinſt der Keim Deines Glücks. Gott ſegne Euch, meine geliebten Kinder! — ſagte die würdige Frau, vom Gefühl ergriffen, küßte ihre Stirn und drückte ſie mit Rührung an ihr Herz. — Gott ſegne Euch!

5.

Conſtanze ſaß am Flügel, neben ihr ſtand Herrmann; Roſſini's Tancred lag vor ihnen aufgeſchlagen. Sie hatten das Duett: „Fliehe mich!“ anfangen wollen, aber als Conſtanze „Höre mich!“ ſingen wollte, unterdrückte die Wehmuth ihre Stimme, ſie konnte nicht beginnen; ihr Blick ſenkte ſich in den Schooß, ſie ſah ſchweigend vor ſich nieder.

Conſtanze! — rief Herrmann — Liebe, gute Conſtanze! — Sie blickte nicht auf. — Was iſt Ihnen? O! ſagen Sie mir es, verheimlichen Sie mir nichts! — rief der Jüngling aus — Seyn Sie wahr und offen gegen mich!

Da ſchlug ſie die großen dunkelblauen Augen zu ihm auf, ſah ihn zürnend an und wollte ſich entfernen.

Nein, liebe Conſtanze! So laß ich Sie nicht von hier, Sie müſſen —

Welches Recht haben Sie? — ſagte mit ernſtem, aber doch wehmüthigem Ton das Mädchen. — Welches Recht, den Gram meiner Bruſt, den Schmerz meinen Lippen zu entlocken?

Hat der Freund kein Recht auf Ihr Zutrauen? ſagte der Graf.

Der Freund? murmelte Conſtanze.

Nein, der Bruder! — rief Herrmann und hielt die Forteilende feſt — Der Bruder, der von Jugend auf mit inniger Liebe an ſeiner geliebten Schweſter hing.

Der Bruder?! — rief Conſtanze, und ihr Geſicht glühte. — Herr Graf! ich bitte mich nicht aufzuhalten; laſſen Sie mich! Mein Gott, ſo laſſen Sie mich!

Wie könnt' ich Sie jetzt und in dieſer Stimmung laſſen! — unterbrach ſie der Graf und hielt immer noch ihre zitternde Hand feſt in der ſeinen — Nein, Conſtanze! ich muß es wiſſen, was in Ihnen vorgeht; ich muß es wiſſen in dieſem heiligen Augenblick, wo meine Empfindungen klar vor Ihnen liegen ſollen, wo mein Mund zum erſten Mal das Geſtändniß der ewigen, treuen Liebe ſtammelt, was Ihnen mein Herz, was Ihnen meine Blicke längſt verrathen mußten. — O, in dieſer feierlichen Stunde ſeyn Sie offen, wie ich es war, theure Conſtanze! freundliche Geſpielin meiner Jugend!

Erſchüttert, überraſcht ſtrahlte Conſtanze's Auge auf ihn, wie ein Sonnenblick, der durch düſtre Wolken hervorbricht.

Verbergen Sie mir nichts, — fuhr er bittend fort — verbergen Sie mir nicht mein Glück, nicht mein Unglück! — ſetzte er ſtockend hinzu.

Graf Herrmann! — ſagte Conſtanze nach langem Schweigen mit zitternder Stimme; doch in dieſem Augenblicke kam Adele raſch in's Zimmer, Eduard folgte. — Liebe Schweſter! — rief ſie ganz außer ſich und ſchien den Grafen nicht zu bemerken, welcher, um ſeine Gemüthbewegung zu verbergen, in ein Fenſter getreten war. — Liebe Conſtanze! ich bitte Dich, lies den Brief, lies ihn! ſo eben habe ich ihn erhalten; lies ſeinen ſonderbaren Inhalt!

Nur mit ſich ſelbſt beſchäftigt, nahm Conſtanze mechaniſch den Brief. — Von wem iſt er denn?

Ach Gott! — ſagte Adele mit großer Unruhe — Von der alten Oberforſtmeiſterin von Saalbach!

Was will die? fragte Conſtanze erſtaunt.

Sie wirbt für ihren Sohn um meine Hand.

Nun und nimmermehr wirſt Du die Seinige, meine geliebte Adele! — rief Graf Herrmann, vom Fenſter auf ſie zueilend. — Nun und nimmermehr!

Herr Graf! — ſagte Adele zurücktretend, während dieſer vor ihr ſtand, einige Entſchuldigungen ſtammelte, doch bald ſich faßte und nun mit Ruhe ihr auseinanderſetzte, daß dieß gar keine paſſende Parthie für ſie ſey; der junge Saalbach ſey ein eitler, herzloſer Geck, der nicht die mindeſte Berückſichtigung verdiene. — Adele ſah ihn erſtaunt an, das Wort erſtarrte auf ihren Lippen. Conſtanze aber faßte krampfhaft einen Stuhl und hielt ſich an ihm feſt, ſie fühlte ihre Kniee wanken. Eduard ſah gleichfalls verwundert und fragend ſeinen Freund an, der noch immer mit Adele beſchäftigt, ſie mit Lebhaftigkeit von ſeiner Meinung zu überzeugen ſuchte; und wer weiß, wie lange dieſe Spannung noch gedauert haben würde, wenn nicht der Landrath, gleichfalls einen Brief in der Hand, eingetreten wäre.

Adele erſchrak, als ſie den Vater mit dem Brief erblickte; auch dieſem entgingen die verſtörten Geſichter der Anweſenden nicht. — Wißt Ihr es auch ſchon?! — rief er ihnen zu — Nun, ich habe ſchon

Ihren Wagen anſpannen laſſen, Sie können gleich abfahren, lieber Graf!

Wohin? fragte dieſer verwundert.

Nun, ſo wiſſen Sie es noch nicht? Ihre Großmutter iſt plötzlich krank geworden, ſie wünſcht Sie zu ſehen. Eilen Sie, daß Sie nicht zu ſpät kommen, ich glaube, ihr Zuſtand iſt gefährlich, und ſagen Sie Ihrem Vater, ich würde gleich folgen.

Ach, nur ein tröſtendes Wort von Ihren Lippen, liebe Conſtanze! lispelte Herrmann dieſer zu, als er ſich beim Abſchiede ihr näherte.

Ich verweiſe Sie an meine Schweſter! entgegnete dieſe mit Stolz.

Erſtaunt ſah ſie der Graf an und wollte ihre Hand küſſen, die ſie ihm entzog.

Nur keinen Entſchluß, liebe Adele, bis ich zurück bin! rief er dieſer zu, empfahl ſich und fuhr nach der Reſidenz.

6.

Alle ſahen ſich erſtaunt an, als der Graf das Zimmer verlaſſen hatte, nur der Landrath lächelte; aber ſelbſt aus dieſem Lächeln ſprach der Schmerz.

Adele! — ſagte er, nachdem die Mutter auch in's Zimmer getreten war, — Du begleiteſt mich in die Stadt; ordne Deine Sachen ſo, daß Du mehre Tage da bleiben kannſt.

Lieber Vater! — entgegnete die Erſtaunte — ich empfing ſo eben einen Brief von der Oberforſtmeiſterin.

Ich bin ſchon davon unterrichtet, in der Reſidenz wird dieß ſchon geordnet werden; kümm're Dich nicht darum.

Aber, lieber Vater! — fuhr Eduard auf — warum ſoll die Schweſter ſo lange von uns entfernt bleiben, doch nicht etwa, um in der Nähe ihres Bräutigams zu ſeyn?

Ein finſtrer Blick des Vaters hieß ihn ſchweigen.

Armer Junge! — ſagte nun die Mutter, als wollte ſie des Vaters Härte wieder gut machen, — Du wirſt Dich auf noch längere Zeit von dieſer Schweſter trennen müſſen!

Schweig! — rief der Landrath rauh — und Du, Adele, geh' und beſorge Deine Sachen!

Während nun Alles zur Abfahrt bereitet wurde, blieben Eduard und Conſtanze allein im Zimmer. Es war dieſer nicht möglich, der Schweſter beim Einpacken zu helfen. Eine unbegreifliche Angſt durchſchauerte ſie, und die Ahnung, daß dieſe Reiſe ſie von der Schweſter und dem Geliebten trennen könnte, ergriff ſie und zermalmte ihr leidendes Herz. Auch Eduard war nie der Abſchied von ſeiner geliebten Adele ſo bitter geweſen; er war verzagt und wußte nicht weßhalb.

Niemand zeigte bei dieſer geheimnißvollen Reiſe Muth, als der Landrath, der wenigſtens dem Aeußern nach fröhlich ſchien; aber dem genauen Beobachter konnte doch eine gewiſſe Traurigkeit nicht entgehen, die in ſeinem Blicke und auf ſeinen Lippen ſchwebte.

Thörige Kinder! — rief er endlich aus — was iſt Euch denn heute? Sind wir nicht tauſend Mal den kurzen Weg nach der Reſidenz gefahren? Iſt nicht Adele oft Monate lang bei der Gräfin Wieſenburg geblieben? und warum iſt denn heute ſo viel Lärm und Jammer? — Komm, Adele!

Mein Kind, mein liebes Kind, meine Herzens-Adele! — rief nun die Mutter und drückte das ſchluchzende Mädchen an ihre Bruſt. — Leb' wohl, guter, lieber Engel! Der Himmel begleite Dich!

Leb' wohl, Schweſter! rief Eduard.

Leb' wohl, mein Bruder! — rief dieſe — und

kein

kein anderes Bild als das Deine findet einen Platz in meinem Herzen! — lispelte ſie ihm leiſe zu — Du biſt mein Ein und mein Alles! — Sie ſchlang ihren Arm um ihn und drückte ihn innigſt an ſich.

Nun ſo endet doch! rief die Mutter.

Mach' fort! brummte der Vater und nahm die noch Zögernde beim Arm.

Dein Glück iſt auch das meinige! — ſagte nun Adele zu der weinenden Conſtanze — Traue meinem Herzen und meiner Liebe zu Dir!

Als ob der Engel der Freude geſchieden ſey, ſo trüb' und traurig blickten die Zurückgebliebenen dem dahin rollenden Wagen nach.

7.

Es giebt Augenblicke in unſerm Leben, in denen wir ahnen, daß das Schickſal, ſeine Flügel über uns breitend, deſſen Flug beſtimmt, ob nach Morgen, ob nach Abend. — Wir fühlen, ein ſolcher Augenblick entſcheidet über unſer Wohl, über unſer Wehe. Ein Schauer ergreift uns dann, wir haben nicht den Muth, in einem ſolchen Augenblick unſer Schickſal ſelbſt zu ordnen, ſtände es auch in unſerer Macht; wir beugen uns unter dem rauſchenden Flügel des Geſchicks und erwarten mit klopfendem Herzen ſeine ernſte Entſcheidung.

So war es Conſtanze, als ſie am Abend allein in der Jasmin-Laube des Gartens ſaß und über ihr Schickſal nachdachte. Ihr war alles unerklärbar, ſie vermochte nicht in die Zukunft zu dringen, ſie verſuchte den Schleier zu heben, doch die Nacht wich nicht vor ihren Blicken. Daß Herrmann Adele liebe, war das Einzige, was ſie deutlich ſah; daß er ſie geliebt habe, nun nicht mehr liebe, das fühlte ſie tief. Aber warum dieſe Heuchelei, warum erſt heute das Geſtändniß ſeiner Liebe? Und kaum, daß es von ſeinen Lippen ſchwebte, dieſes heftige Benehmen bei dem Briefe der Frau von Saalbach, dieſes Stemmen gegen Adele's Verbindung? Dieſes trauliche Du, das ſeinen Lippen entflohen war, dieſe unverhohlene Theilnahme? — Ach! könnte er ein Böſewicht ſeyn? — Sie hatte ihn geliebt und liebte ihn noch, ſie haſchte nach Entſchuldigung und konnte keine finden. Sie quälte ſich, ihr Herz blutete, ſie ſuchte nach einem lindernden Mittel und fand es nirgend.

Auch auf Eduard hatte Adele's Abreiſe einen ſonderbaren, ihm ſelbſt unerklärbaren, Eindruck gemacht. Nie war er ſo unruhig geweſen, nie hatte er eine ſolche Sehnſucht nach der geliebten Schweſter gehabt, und als am andern Nachmittag ein Bote aus der Stadt einen Brief des Vaters brachte, war ſeine Neugierde auf's Höchſte geſpannt; er lauſchte begierig auf jeden Blick der Mutter, um den Inhalt dieſes Briefes zu errathen. Dieſe legte ihn ſchweigend zuſammen, verſchloß ihn ſorgſam in ihren Schreibtiſch, drückte ihre Kinder mit Inbrunſt an ihr Herz, und die Augen gen Himmel gehoben, ſagte ſie ernſt und feierlich: Sie hat geendet!

Wer?! rief Eduard, ohne der Krankheit der alten Gräfin Wieſenburg zu gedenken.

Die Großmutter! — entgegnete die Mutter wehmüthig — Friede ſey mit ihrer Aſche!

Und ſchrieb Adele Ihnen nichts? fragte jetzt Conſtanze.

Sie ſchrieb mir ein Paar Worte, — ſagte die Mutter, und Thränen ſtürzten aus ihrem Auge.

Inniger, feſter drückte ſie die Theueren an ſich, und beklommener als je gingen ſie aus einander.

Drei Tage vergingen, es kam keine Nachricht aus der Reſidenz; die Unruhe war peinigend, denn das ſtrengſte Verbot des Vaters hielt Eduard ab, dorthin zu eilen, ſeine liebe Adele zu ſehen und Licht von ihr zu erhalten; er war deshalb in Verzweiflung. Conſtanze's Herz blutete, ſie glaubte nun Gewißheit zu haben, daß Adele nur deshalb in der Reſidenz bleibe, weil ſie die beſtimmte Braut des Grafen Herrmann ſey. Ach, hatten es ihr die Worte von Herrmanns Aeltern nicht deutlich geſagt? — Adele vergaß ihr Verſprechen, ſie mußte ja den ſchönen Jüngling lieben, welches Herz konnte ihm widerſtehen! Von dieſem Gedanken gequält, wanderte ſie ſchweigend umher; das freundliche Zureden der Mutter, die ihr öfters ein tröſtendes Hoffnungbild vorhielt, der Glaube an Treue und Liebe, der ſie doch nie ganz verließ, nichts konnte ſie aufheitern; in den kurzen drei Tagen bleichten die Roſen ihrer Wangen, das Feuer der ſchönen blauen Augen erloſch.

Der Mutter that das arme Mädchen leid, ſie ſchrieb dem Vater, und der Bote brachte die tröſtende Antwort zurück, daß Alle morgen in die Reſidenz kommen und bei dem Grafen Wieſenburg abſteigen möchten. Wie ein elektriſcher Schlag gab dieſe Nachricht dem geſunkenen Muthe Leben. Der Mutter freudiger Blick lockte die Hoffnung wieder in die Bruſt, die Roſen wieder auf die Wangen der Jungfrau, ihre Sehnſucht ward unausſprechlich.

Laß gleich anſpannen, gute Mutter! bat Eduard.

Ja, liebe, gute Mutter, thue es! flehte Conſtanze.

Das mütterliche Herz war der Freude geöffnet, ſie willigte ein, der Wagen fuhr vor und bald hielt er vor dem Hauſe des Grafen Wieſenburg. Sie fanden niemand zu Hauſe. Eduard begleitete die Mutter auf ihr Zimmer; doch eine unwiderſtehliche Sehnſucht zog Conſtanze in das dunkle Gebüſch des Gartens.

Sie ging nach ihrer Lieblingparthie, dem chineſiſchen Kiosk, fand ihn offen und hörte hier mit leidenſchaftlicher Stimme den Ausruf: So biſt Du endlich mein!

Dein! mein geliebter Herrmann! antwortete Adele's Stimme. — Sie blickte auf, Adele, von

Herrmanns Armen umſchlungen, hing an ſeinem Halſe, an ſeinen Lippen, und — Heiliger Gott! — aufſchreiend, ſank Conſtanze zu ihren Füßen nieder.

8.

Als Conſtanze die Augen wieder öffnete, war es Nacht, ein Lämpchen brannte hinter einem Schirm und warf ſein mattes Licht auf ein Ruhebett, auf welchem Adele angekleidet ſchlummerte. Alles war ihr in dieſem Zimmer fremd. Sie blickte forſchend umher, da öffnete ſich leiſe eine Tapetenthür, Herrmann ſchlich herein, nahte ſich Adele, weckte die Schlummernde mit einem innigen Kuß, den die Erwachte freundlich erwiederte. Sie ſtand auf und ſchlich zur nämlichen Thür hinaus; Herrmann nahm ihren Platz auf dem Ruhebett ein.

Wo bin ich? — war Conſtanze's erſter Gedanke, und ſie ſchloß die Augen wieder. — Bin ich im Hauſe meiner Schweſter, iſt, während ich wohl recht lange ſchlief, das Band geknüpft, das mich für ewig unglücklich machen muß? — Sie ſchloß die Augen, die Scene im Kiosk ſtand vor ihr. Thränen quollen hervor und nur mit Mühe verbarg ſie das Schluchzen. Da hörte ſie, daß Herrmann ſich leiſe erhob und zu ihr ſchleichend vor ihr Bett trat; ſie ſchloß die Augen feſter, ſie hielt den Odem an, um das Wallen ihrer Bruſt zu verbergen, da fühlte ſie ein Paar heiße Lippen die ihrigen berühren. — Herrmann! rief ſie unwillig und richtete ſich auf. Gerechter Gott! rief dieſer, das Nachtlicht entſank ihm, und in Dunkel gehüllt ſtand der Geliebte vor der Wiedererwachten.

Sie lebt! ſie erkennt mich! rief er aus und ſtürzte aus dem Zimmer. Adele trat, die Kerze in der Hand, mit ihm ein, eilte der Schweſter zu und wollte ſie in ihre Arme ſchließen; aber dieſe wies ſie zürnend zurück.

Conſtanze! rief Adele, jene winkte jedoch, ſich zu entfernen; eine Kammerfrau trat jetzt ein. — Nehmen Sie dieſen Mantel, Gräfin, daß Sie ſich nicht erkälten, die Nacht iſt kühl! — ſagte ſie zu Adele, und — Gräfin! — ausrufend, ſank Conſtanze zurück und bedeckte ihr Geſicht mit zitternden Händen.

Jetzt ſtürzte Herrmann wieder herein, die Aeltern folgten; Eduard umarmte ſeine liebe Schweſter. — Laßt mich ruhig ſterben! ſagte dieſe, küßte wehmüthig der Mutter die Hand und duldete nun auch Adele's Umarmung, die an ihrem Halſe hing und ſie feſt und immer feſter an ſich drückte.

Laßt ihr nur Ruhe! — ſagte der alte Landrath — ſtürmt nicht in ſie ein, der Rückfall könnte ſchlimmer werden als die Krankheit ſelbſt. Du, liebe Adele! — ſagte er zu dieſer — bleib' hier und unterrichte mein armes Kind von dem, was vorgefallen iſt.

Ja, meine theure Schweſter! — rief Herrmann, Adele die Hand reichend, — thue das!

Ihre Schweſter? Nicht Ihre Gattin?! rief Conſtanze.

Nein, nein! — rief Herrmann, ſtürzte vor ihr nieder und ergriff ihre Hand, — nur von dieſer Beglückenden geleitet, wandle ich zum Altare! Nur Ihr freundliches Wort, theure Conſtanze! kann mich ganz glücklich machen; nur Sie waren, nur Sie ſind die Geliebte meines Herzens!

Träum' ich nicht? — ſagte die Erſtaunte — bin ich noch nicht erwacht aus dem langen Schlummer mit ſeinen tauſend gaukelnden Bildern, die mich ſo lange umgaben? Da ſtehen doch meine lieben Aeltern, hier Eduard, dort meine Schweſter Adele und hier —

Dein Herrmann! rief der Jüngling und bedeckte die dargereichte Hand mit Freudenthränen.

Ach, der Zauber der Liebe hat gar mächtige, heilſame Kraft! Der Arzt fand dieß auch am Morgen, als er Conſtanze noch ſchlummernd fand und ein leichtes Roth ihre Wangen überzogen hatte. Seit vierzehn Tagen war dieß der erſte erquickende Schlaf, der erſte Moment, wo der Puls ruhig und fieberfrei ſchlug. Seit dem Vorfall im Kiosk hatte das arme Mädchen in Fieberphantaſieen gelegen, und ihr Leben dankte ſie nur der treuen Pflege der Ihrigen, der verſtändigen Behandlung des Arztes und ihrer jugendlichen, kräftigen Natur, die wacker gegen das verzehrende Fieber gekämpft hatte.

Der Schlummer hatte ſie jetzt geſtärkt, die Hoffnung belebte von neuem das matte Herz, und da ſie mit der Mutter ſich allein befand, bat ſie dieſe, ihr den Traum zu erklären, den ſie geträumt, ihr Licht in der Nacht zu geben, die ihr Schickſal noch verbarg.

9.

Gute Conſtanze! — hub die Mutter an — daß ich Deinen Kummer ſehen, ſeine Quelle ahnen konnte und doch ſchweigen mußte, war eine ſchwere Prüfung für mein mütterliches Herz; aber die Verhältniſſe geboten, ich mußte mich vor dem Schickſal beugen.

Herrmanns Mutter, die erſte Gattin des Grafen Wieſenburg, war die ältere Schweſter der Jetzigen Gräfin; eine ſtolze, kluge, aber herrſchſüchtige Frau, die, bei vielem Verſtande, bloß dieſen bildete und ihr Herz vernachläſſigte. — Eitel, lebelustig, ſetzte ſie ſich über viele Convenienzen hinweg, und die ſonderbaren Grundſätze, die ſie über Moral und Religion äußerte, und die ſie auch zum Theil in ihren Handlungen befolgte, konnten ihren Gatten nicht beglücken und flößten ſeiner Mutter, der alten Gräfin, einen unverſöhnlichen Haß ein, den ſie auch auf die jüngere Schweſter, meine treueſte Jugendfreundin, übertrug.

Durch ihren Charakter und ihre Stellung hatte die Mutter viel Gewalt über ihren Sohn, die ſie auch bis zu ihrem Tode behauptet hat, und noch ehe er ihr nach dem Tode ſeiner Gattin ſein Vertrauen geſchenkt, drang ſie ihm, die einen richtigen Blick in ſein Herz geworfen hatte, das Verſprechen ab, nie ſeine jetzige Gattin zu ehelichen. Der Graf war ſchwach, er gehorchte, gab der Mutter das Verſprechen, und eben ſo ſchwach gegen ſeine Geliebte, ließ er ſich heimlich mit ihr trauen. Adele wurde ihnen in der Schweiz geboren. Das arme Kind mußte den Augen der Großmutter verborgen bleiben; ich nahm Adele zu mir. Umſtände begünſtigten den Betrug, ſie für mein Kind auszugeben, und treu habe ich ſie mit mütterlichem Herzen geliebt und ein gutes, frommes Kind an die Bruſt ihrer Aeltern gelegt.

Nach Jahren ließ ſich die alte Gräfin bewegen, ihre Einwilligung zu der Verbindung ihres Sohnes zu geben; eine Einwilligung, die ſie vor Gott nicht mehr bedurften. Aber wie hätten ſie es wagen dürfen, der alten Frau die früheren Verhältniſſe zu geſtehen, die mit ſtrengen Grundſätzen ſtets hart und despotiſch handelte und keine Nachſicht für Fehler und Schwächen Anderer hatte! Adele's Verhältniſſe blieben ihr, blieben Allen ein Geheimniß, und erſt vor wenigen Monaten hatte der Vater ſeinen Sohn mit ſeinen häuslichen Verhältniſſen bekannt gemacht und Adele als ſeine Schweſter ihm gezeigt. Dieſes unglückliche Geſtändniß hat Dir, mein armes Kind! ſo manche Thräne gekoſtet, Dich dem Raude des Grabes ſo nahe gebracht.

Erſt auf dem Todbette der Mutter, hier, wo bei dem Uebertritt in ein unbekanntes Leben das Herz ſich der Verſöhnung öffnet, hatte der Graf ſeiner Mutter das Geheimniß entdeckt; ſie wünſchte ihre Enkelin noch zu ſehen, und Adele eilte mit Deinem Vater hin, um den Segen ihrer Großmutter zu empfangen.

Du ſiehſt, gute Conſtanze! alles hat ſich freundlich geſtaltet, Dein Schmerz war grundlos, Deine Sorge vergebens — Herrmann liebt Dich, und wenn Du ihn nicht haſſeſt, wenn Du ihm ein freundlich Wörtchen ſagſt, iſt er der glücklichſte

Sterbliche. Du ſchweigſt, liebes Kind? -- Du erröthest? — Sey wahr! — Du liebſt ihn noch!

Ein zitterndes „Ja!“ ſchwebte von ihren Lippen, und die Wonne der Liebe ward der Kranken zum heilbringenden Arcanum.

Zwiſchen Eduard und Adele hatten die neuen Verhältniſſe auch ein neues Band geknüpft. In den erſten Tagen waren ſie ſich fremder geworden, die folgenden aber hatten ſie immer näher gebracht. Lächelnd erinnerte Eduard Adele an den Schwur, den ſie von ihm verlangt, nur der Schweſterliebe ein Plätzchen in ſeinem Herzen zu gönnen, und als ſie an dem doppelten Verlobungsfeſte im Gefühl ihres Glücks Arm in Arm am Fenſter ſtanden, trat die freundliche Landräthin zu ihnen und ſagte: Nun, Kinder! hatte ich nicht Recht, als ich Nein! zu Euch ſagte?

Gedruckt bei A. W. Schade in Berlin.

Sämmtliche Schriften

von

A. von Tromlitz.

Funfzehntes Bändchen.

1) Das Aſyl am Kynaſt.
2) Das Zigeunergrab.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1830.

Das Aſyl am Kynaſt.

Von

A. von Tromlitz.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1830.

1.

Es war eine ſchöne Sommernacht; der Mond ſchien hell, und ein warmer Lufthauch ſchaukelte das Laub der hohen Bäume im Mondſtrahle hin und her, als eine Gruppe von Wanderern durch jenen Wald zog, welcher das Thal des Rieſengebirges begrenzt, an deſſen Seite der hohe Kynaſt ſeine grauen Thürme majeſtätiſch empor hebt. Ein Mann, dem Greiſenalter nahe, in der Tracht der Soldateska damaliger Zeit, ſaß zu Pferde. Beide, Roß und Reiter, trugen das Gepräge der Vergänglichkeit, beide, einſt ſtattlich, zogen jetzt gebeugt der Straße entlang; der Reiter war am Kopfe verwundet, und wie es ſchien, ſchwer; das Roß hinkte bedeutend. Neben dieſem ſchritt eine Jungfrau, deren Blüthe ſich kaum entfaltet hatte. Ihr Anzug war ungeordnet, doch zeigte er Spuren von Reichthum. Sie ſah theilnehmend und tröſtend nach dem Reiter, der ſie nicht beachtete und ſtier zwiſchen den Ohren ſeines Pferdes vor ſich niederblickte. Auf der andern Seite keuchte ein alter Diener, ſeine Linke faßte ſorgſam den Zügel des müden Thieres, damit ja das alte Streitroß auf dem ſteinigen Wege nicht ſtrauchle. Eine Narbe, quer über dem Geſichte, entſtellte ſeine Züge, und man wußte nicht, ob der Blick ſeines Auges gutmüthig oder liſtig unter den buſchigen Augenbrauen hervorleuchtete.

Dieſen Dreien weit voraus eilte ein ſonderbares Weſen. In einen ſpaniſchen Mantel gehüllt, der jedoch bis über die Kniee reichte, ein kurzes, breites Jagdſchwert feſt unter den linken Arm gedrückt, einen Dolch an der Seite, ſchien es ein Mann zu ſeyn; das flatternde Haar aber, das ſchwarzſammetne Baret mit ſeinen ſchwankenden, dunkeln Federn, der hoch aufſtehende Spitzenkragen, die gewölbte Bruſt, die feinen Züge des Geſichtes verriethen das Weib. Ein Lied ſummend, ſchritt ſie, die rechte Hand am Griffe ihres Dolches, raſch voran, zuweilen freundlich in die Mondſcheibe, zuweilen düſter auf die vorüberfliegenden

Wolken blickend. Jetzt trat ſie aus dem Walde; das Thal lag vor ihr, vor ihr hell erglänzte der Kynaſt im Mondenlicht. Ein lauter Schrei entfuhr ihr, wild rollte das Auge, die Rechte riß den zierlichen Dolch mit ſeiner Scheide aus dem Gürtel und ſtreckte den Blinkenden der alten Veſte entgegen. In dieſer Stellung fanden ſie die anderen Wanderer noch wie erſtarrt. Sie hörte nicht ihr Nahen, ſie hörte nicht des Dieners freundliches Mahnen: doch weiter zu ſchreiten; nicht des Alten heftigen Ausruf: Ha, der Kynaſt! — Vorwärts, Jakobine! nur vorwärts! Was ſoll dieß thörige Beginnen ſchon wieder? — Feſt blieb ſie in der nämlichen Stellung ſtehen, und als der Alte ergrimmt ſein müdes Pferd antrieb, deſſen Kopf die Schulter der Jungfrau unſanft berührte und ſie von ihrem Platze ſchob, da rief ſie zornig: Vater! dort iſt der Kynaſt, dort! — Doch als ihr die kindliche Jungfrau nahte und „Jakobine!“ ſanft entgegen rief, da ſchmiegte ſie ſich an ſie, und die Wilde lag in ihren Armen, barg ihr Geſicht an der Schweſter Bruſt, und nach wenigen Augenblicken machten Thränen dem Schmerze Luft.

Herr! — ſagte der Diener, und leitete das Roß wieder dem Walde zu, — laßt uns dort ein Stündchen weilen. Der Rappe iſt müde, auch Ihr braucht Erholung, und Fräulein Jakobine — ſetzte er leiſe hinzu — den Bräutigamstraum.

Schweig! rief der Alte finſter, doch ließ er ſich willig von dem Diener nach dem Walde zurück leiten; auch Jakobine folgte der Schweſter. Unter einer hohen Eiche, wo ſie das Thal nicht mehr erblicken konnten, machte der Benarbte Halt, breitete ſeinen Mantel auf die Erde, legte ein kleines Felleiſen zurecht und winkte der Jüngeren.

Leg' Dich zur Ruhe, liebe Schweſter! — bat dieſe jetzt — der Schlaf wird Dich erquicken.

Und der Traum mich ſtärken! entgegnete Jakobine, und duldſam wie ein Kind folgte ſie der jüngeren Schweſter, legte ſich auf den Mantel, hüllte ſich in den ihrigen, und wie eine ſorgſame Mutter den Säugling drückte ſie das kurze Schwert mit ihrem linken Arme feſt an die Bruſt, während die rechte Hand ſeinen Griff erfaßte.

Auch der Verwundete hatte ſich auf einen Baumſtamm geſetzt, indeß Maria neben ihm kniete, den Becher mit Wein füllte, und ihn dem Vater reichte. Lange ſchien der Alte das Mädchen nicht zu beachten; ſie kniete, den Becher empor haltend, in bittender Stellung neben ihm. Da rief Stephan, der Diener: Herr! nehmt den Trunk aus der Hand des Engels, Ihr bedürft Stärkung!

Der Vater blickte auf, ergriff den Becher, und die Linke ſegnend auf des Mädchens Stirn legend, hob er ihn hoch in die Höhe und ſagte mit tiefer, furchtbarer Stimme, die Augen gen Himmel gerichtet: Geſündigt hab' ich viel und mancherlei! Mein Schuldbuch iſt groß, Richter dort oben! Aber Deine Strafe iſt fürchterlich, denn ſie trifft auch die Unſchuld! — Er faßte den gehobenen Becher mit beiden Händen, unwillkürlich falteten ſie ſich zum Gebete; es ward eine heilige Stille. Da ſtöhnte die Entſchlafene ängſtlich träumend, das ſtille Gebet war geſtört. — Ich will dulden, Herr! — rief der Alte aus — dulden nach Deinem Willen und büßen!

Trinkt nur! — ſagte Stephan, der unterdeß dem Rappen Hafer vorgebunden hatte. — Eßt einen Biſſen Brod. — Auch Ihr, Fräulein Maria! labt Euch — wir haben noch drei Stunden. Schon naht die Mitternacht, und recht viel wird wohl mein Weib daheim nicht haben, die hohen Gäſte zu empfangen. Eßt, trinkt, und vor Allem vertrauet Gott!

Trink! — ſagte der Vater jetzt mit ſanftem Tone und reichte Maria den Becher — heilige mir den Wein! — Das Mädchen nippte, gab dem Vater den Becher zurück, und trat dann zu der Schlafenden. Lauſchend beugte ſie ſich über Jakybine, ſetzte ſich neben ſie, bald ſchloſſen ſich auch ihre Augen, und die Ermattung bettete ſie neben die ſchlummernde Schweſter.

Stephan! — rief nun der Alte leiſe — binde den Rappen an einen Baum, und laß dorthin uns ſetzen, daß wir die Dirnen nicht ſtören; ſie ſchlafen ſo ſanft! Stephan, komm! Haſt Du mich auch wieder in den Wald zurückgeführt, damit ich den Kynaſt nicht ſehen ſollte, ſchimmert er mir doch mahnend durch jene lichte Stelle entgegen, und ruft mir die vergangenen Zeiten, die vorangegangenen Freunde, und auch die falſchen Daheimgebliebenen zurück. — Binde mir noch ein Tuch um den Kopf; die Wunde ſchmerzt mich! — Stephan band ſorgſam noch ein Tuch um das greiſe Haupt und ſeufzte.

Deinen Seufzer verſteh' ich, Alter! — ſagte der Verwundete — Du meinſt es gut mit mir, treuer Leidengefährte! der nun in den Tagen der Noth den alten Herrn wieder aufſucht, um mit ihm ſeine ſchmalen Brocken zu theilen. Wir ſind jetzt ſo allein — die Kinder ſchlafen, niemand hört uns als Gott! Darum will ich Dir beichten!

Ach, lieber Herr! — fiel ihm der Diener in's Wort — reißt doch die alten Wunden nicht wieder auf. — Ich weiß ja Alles!

Der Verwundete lachte höhniſch — Alles wüßteſt Du? Weiß ich doch ſelbſt nicht Alles, und ſo oft ich in meinem Schuldbuche blättere, find' ich ein neues Blatt, eine neue blutige Schrift, und die Erinnerung tritt dann vor mich hin wie die Abendſonne vor dem Sturme, dunkelroth, gleich dem brennenden Magdeburg!

Herr! rief der Diener bittend, während jener mit beiden Händen ſein Geſicht verbarg.

Höre mich, Alter, und unterbrich meine Beichte nicht! ſagte nun der Verwundete und ſah unverwandt nach den lichten Stellen, aus denen der Kynaſt ihnen im Mondlichte entgegen dämmerte, während Stephan ſich brummend auf den Boden lagerte, um, wie es ſchien, aufmerkſam zuzuhören.

Als ich in Memmingen angelangt war, und dem Wallenſtein die erſte Nachricht von ſeiner Abſetzung in Regensburg gebracht hatte, ſchickte er mich zu ſeinen Freunden nach Schleſien. „Oberſt Predaw!" rief er mir beim Abſchiede mit dem herablaſſenden Tone nach, der ihm ſo manches Herz gewann, „ſagt meinen Freunden, und beſonders dem Schafgotſch, ſie ſollen ſich ruhig verhalten; der Löwe ſchläft nur, er wird fürchterlich erwachen! Ihr aber, Oberſt! auf deſſen Treue ich ſo feſt baue, kehrt zu mir zurück, fechtet nicht unter dem Tilly, der Schwede wird ihn ſchon zu Paaren treiben; dann leuchtet von neuem Wallenſteins Stern!" — Ich kam mit der traurigen Botſchaft auf dem Kynaſt an, fand dort meinen Freund Schafgotſch, fand Götz — Gott möge ihn verdammen! — fand ſeine Buben, ſein Weib mit meinen mutterloſen Töchtern, die ich ihr anvertraut hatte. Da legte ich meine unglückliche Jakobine und die zarte Maria in Heinrich und Wilhelm Götz's Arme und ſegnete den Bund. — Der Fluch iſt ihm gefolgt! Den Freunden glaubte ich meine Kinder anvertraut — meinen Feinden übergab ich ſie. — Das waren die letzten Tage meines Glücks! — Mit dem Abſchiedbecher trank ich ſeine letzte Neige. Mein unſtätes Gemüth trieb mich wieder in das Kriegsgetümmel, ich zog zu Tilly — Siehſt Du nicht die Flamme dort am Himmel?! rief er plötzlich aufſpringend.

Es iſt ja nur eine Wolke, die der Mond beleuchtet! ſagte Stephan und ſchüttelte traurig den Kopf. — Der Oberſt ſchwieg eine Weile, ſah vor ſich hin und ballte krampfhaft die Fauſt. — Nun höre, Alter, was ich bis jetzt. Niemand vertraute und in meinem Buſen verſchloß — was ich mir ſelbſt verbergen wollte, was aber immer, wie die leckende Flamme eines Kraters, aus meinem Innern hervorbrach! — Ich war der Erſte mit meinen Wallonen, der durch die hohe Pforte in Magdeburg eindrang. Anfangs fanden wir hier wenig Widerſtand; bald aber ſammelten ſich die Bürger, drangen auf uns ein, drängten uns zurück, die Reiterei kam uns zu Hülfe, und das Gefecht begann von neuem. Da drang Pappenheim bis zu uns. „Wir werfen Feuer in die Häuſer!“ raunt' er mir zu, und mit teufliſcher Freude rief ich in meiner tollen Wuth — ein heiliger Wahnſinn ergriff mich: „Sengt und brennt die Ketzerſtadt nieder!“ Und wie eine Legion Würgengel drangen meine Wallonen in die Häuſer. Die Flamme loderte auf — ich gab das Zeichen, ich zündete die Mordfackel, welcher tauſende folgten — ich bin der Zerſtörer Magdeburgs!

Dort — ſagte er dumpf vor ſich hin — habe ich den rächenden Engel geweckt; er verfolgt mich furchtbar!

In der Schlacht von Leipzig — ſo fuhr er nach einer langen Pauſe beruhigter fort — wandt' das Glück mir zum erſten Male den Rücken. Am Lech ward mein Fuß gelähmt. Da ging Wallenſteins Stern wieder auf — ich folgte ihm, ſtand mit ihm bei Nürnberg, floh mit ihm bei Lützen, und verband mich in Pilſen mit ihm gegen meinen Kaiſer. Er fiel — ich floh — ward geächtet — meine Schlöſſer beſetzt! Da ſchlich ich mich nach Mähren zu meinem Freunde Götz — des Freundes Thür ward mir verſchloſſen, dem Vater die Kinder verweigert. Ich ſammle meine Diener; einige alte Kriegsgefährten verſagen mir den Reiterdienſt nicht, ich ſtürme die unbewachte Burg, und die Meinigen ſind wieder in meiner Gewalt! — Immer freundlich, duldſam folgt mir Maria nach Sachſen; widerſpenſtig, in ſich gekehrt Jakobine. Dort ſtoße ich zu dem Heere Arnims; des braven Vitzthums Gattin übergebe ich meine Töchter, und mit dem Heere der Ketzer, racheſchnaubend, ziehe ich nach Schleſien. In der Schlacht von Liegnitz treffe ich auf Götz — ſchon habe ich ihn erreicht — ich drücke mein Piſtol ab — es verſagt. — Hörſt Du nichts, Stephan? Mir war, als rief mich jemand!

I nun, — ſagte der Diener — es war Fräulein Jakobine, ſie rief ihren Bräutigam im Traume.

Ruf' ihn nur, ruf' ihn, Unglückliche! — ſagte dumpf in ſich gekehrt der Alte — ruf' ihn nur! — Du rufſt vergebens!

Der hinterliſtige Götz entkam! — fuhr er nun fort — Ueberall waren wir ſiegreich. Da ſitze ich eines Tages in Ohlau auf meinem Zimmer, und fühle tief, wie doch ein Geächteter ſchon auf Erden die Hölle hat, und wie alle Freuden ihm ſchon hier wie Rauch vergehen. Da treten meine Kinder wie ein Paar tröſtende Engel lebhaft vor meine Seele und ſchweben um mich, und der Lufthauch ihrer Flügel kühlt meine heiße Stirn. Doch plötzlich fährt wie vom Himmel eine Flamme und noch eine vor mir nieder; das Zimmer ſcheint zu erglühen, ich ſehe das brennende Magdeburg vor mir, die Engel ſind verſchwunden, und durch Jammer und Angſtgeſchrei, durch Rauch und Flamme, die ich zu hören und zu ſehen glaube, fliegt ein Jüngling auf mich zu und ſinkt — in meine Arme. „Er iſt nicht mehr!“ ſchreit er auf, „in Regensburg haben ſie ihn enthauptet!“ — Nun, ſo wiſch die Thräne nicht aus dem Auge, alter Narr! unterbrach der Oberſt ſeine Erzählung, nahm das Tuch von der Wunde und trocknete die eigene Thräne.

Der brave Schafgotſch fiel auf dem Schaffot — warum hatte er ſeinen Kaiſer und Herrn auch verlaſſen! — Und ſieh' — und der Alte hob ſich langſam von dem Eichenſtamme — als noch der Jüngling in meinen Armen lag, trat Vitzthum in mein Zimmer; ſein Geſicht war ernſt und Unheil verkündend. „Eile nach Sachſen!“ rief er mir entgegen, „rette Deine Maria, wenn es noch Zeit iſt — Jakobine iſt verſchwunden!“

Lieber Herr! — unterbrach ihn Stephan — ich

ich weiß ja ſchon Alles; quält Euch doch nicht ſelbſt!

Doch der Oberſt fuhr fort, ohne auf ihn zu achten. — Wenn der verwundete Löwe, fern von heimathlicher Höhle, kraftlos, ohnmächtig daliegt, der Tieger ihm naht, die wehrloſen Jungen zu packen, und er aufſpringt, die letzte Kraft zuſammennimmt, den tückiſchen Feind zu faſſen, ſo ſprang ich auf, ſchwang mich auf meinen alten Rappen — dort weidet der arme Verwundete — und jagte nach dem Erzgebirge. Und als ich die Thürme des alten Bergſchloſſes ſehe, als ich das treue, müde Roß mit ſcharfem Sporn zur letzten Kraft antreibe, ſchnell, wie das Klopfen meines Herzens, über den Waldbach zu ſetzen, ſtutzt es, und aus dem nahen Haſelgebüſche tönt mir ein ſonderbarliches: Guten Abend! entgegen — eine weiße Geſtalt tritt hervor — es iſt mein Kind — meine Jakobine — und Gott! —

Raſch ſchritt er zu dem Lager der beiden Schwe-
tern und ſah ängſtlich nach ihnen; da lagen ſie
wie zwei Frühlingroſen, die eine friſch und roth,
ie andere bleich und entblättert. Wehmuthvoll
lickte der Vater auf die Schlummernden. Ma-

ria's Antlitz umſchwebte die Ruhe eines Engels; Jakobine's brennende Lippen zuckten wohl zuweilen, doch hob ſich die Bruſt in gleichmäßigem Wogen. Als er ſie ſo ſanft ſchlummern ſah, ſagte er leiſe vor ſich hin: Sanft iſt Euer Schlaf, als ob kein Schmerz das arme Herz bewegte!

Kommt doch, lieber Herr! — unterbrach ihn Stephan — wir haben noch eine weite Strecke, und müſſen am Ziele ſeyn ehe der Hahn kräht. Es ſchleichen die Kroaten überall hier herum. Kommt nur — der Rappe hat ſeinen Hafer ſchon lange verzehrt; nehmt noch einen Trunk, laßt uns die Fräulein wecken, und faßt Zutrauen zu Gott, wenn wir dem hohen Kynaſt vorbeiziehen!

Der Alte, im Anſchauen ſeiner Kinder verſunken, achtete nicht der Bitten des treuen Dieners; feſt und unverwandt ſah er in Jakobine's Geſicht, auf welchem er, ſelbſt im Mondlichte, die hohe Röthe bemerken konnte, die es jetzt überflog. Der Mund zuckte zum Lächeln, der Buſen wallte heftiger, die Lippen bewegten ſich; die Rechte verließ den Griff des Jagdſchwertes und fuhr über die naſſe Stirn. Da öffneten ſich die großen dunkeln Augen und ſahen den Vater ſtarr an. — Seyd

Ihr es? — ſagte ſie nun und erhob ſich langſam — Warum ſeht Ihr mich ſo forſchend an? Ihr wißt es ja, dann flieht Heinrich immer fort von mir, und ich erwache! — Sie ſah jetzt ihre Schweſter neben ſich noch ſanft ſchlummernd, beugte ſich über ſie, ſah ſtarr auf ihr geſchloſſenes Auge und ſpielte dann mit den gelben Locken der Schläferin. — Vater! — rief ſie leiſe — die träumt nicht von ihrem Wilhelm, die ſchläft ruhig! das arme Kind!

Erwache! — rief ſie plötzlich und ſchüttelte die Erſchrockene — erwache und flieh'! — Fort ſtürzte ſie durch das Dickicht, Stephan eilte ihr nach und fand ſie unfern des Weges am Ausgange des Waldes wieder, ſtarr wie ein Marmorbild hin nach dem Kynaſt blickend. Bald folgte der Vater mit Maria, und willig nahm Jakobine der Schweſter dargebotenen Arm.

2.

Schweigend wanderten ſie in's Thal hinab; zuweilen nur ſtieß Jakobine ihre Schweſter an und wies nach den hohen Thürmen, doch ein bittender Blick von dieſer war hinreichend, ſie zu beruhigen. Jetzt ſchritten ſie einen Fußſteig hinauf, neben welchem ein Bergquell ſich murmelnd herabſtürzte. Da wendete plötzlich der Oberſt Predaw ſein Roß, blickte noch einmal nach dem Kynaſt und rief mit gedämpfter Stimme: Armer Freund! ſo mußteſt Du enden? Und was wird mein Loos ſeyn? Leb' wohl, du alte, ehrwürdige Burg, leb' wohl! Dich betret' ich nimmer, du Wohnſitz meiner Freuden! — ehe ich nach Magdeburg zog! ſetzte er finſter hinzu.

Stephan hatte des Pferdes Zügel gefaßt und trieb es vorwärts; der alte Predaw ließ ihn gewähren, und die Mädchen ſchritten immer voran. Als ſie jetzt an einem hohen Felsſtück vorüber kamen, drückte Jakobine der Schweſter Hand ſtürmiſch an ihr klopfendes Herz. — Hier, hier! — rief ſie leiſe, als fürchtete ſie des Vaters Nähe, — hier ſchwur er mir Liebe bis in den Tod, hier drückte er den erſten Kuß auf meine Lippen!

Schweig, ich bitte Dich, Schweſter! — lispelte Maria ihr leiſe in's Ohr — Schweig, daß es der Vater nicht hört; auch ich kenne dieſen Ort! —

Die Wanderung ging nun ununterbrochen vorwärts. Ueber Berg und Klippen hinweg, ſtiegen ſie jetzt in ein enges Felsthal hinab. Schon erblichen die Sterne, ſchon trat die Morgenröthe grüßend hervor, als ſie kaum einige hundert Schritte von ſich eine kleine, einſam gelegene Hütte erblickten, vor welcher ein Mütterchen ſtand, das ſie zu erwarten ſchien. — Dieß iſt das kleine Haus, lieber Herr! durch Eure Güte iſt es mein, — ſagte nun Stephan — betretet Ihr es mit einem Herzen voll Vertrauen auf Gott, ſo ſeyd überzeugt, er ſchenkt Euch hier die verlorene Ruhe, den verlorenen Frieden wieder!

Während das Mütterchen den Herrn willkommen hieß, ſetzte ſich Jakobine auf einen Stein vor der Thür, Maria aber trat in die Hütte. Die Thür der kleinen Stube war geöffnet, eine Lampe brannte matt auf dem Tiſche; ein Mann, in einen Mantel gehüllt, ſaß, den Kopf auf ſeinen Arm geſtützt, einſam auf einem Seſſel. Erſchrocken wollte ſie zurück; der Mann blickte auf. — Maria! — rief er aus, ſtürzte ihr entgegen, und das Mädchen lag bewußtlos in ſeinen Armen.

Alles lief auf dieſen Schrei herbei, nur Jakobine blieb ruhig an der Thüre ſtehen. — Schon heute hier? brummte Stephan vor ſich hin, während die Alte Waſſer holte, und Predaw den Mann im Mantel mit ernſtem Tone fragte: Wer ſeyd Ihr, Herr?

Dieſer beſchäftigte ſich nur mit Maria und ſchwieg. Doch als Stephan das Lämpchen herbeiholte, Predaw ihm in's Geſicht ſah, fuhr er zurück. — Ihr hier, Götz?! rief er aus und griff nach ſeinem Schwerte; und neben ihm ſtand, von dieſem Ausrufe herbeigelockt, Jakobine.

Ja, guter Vater! — rief der Jüngling, ohne ſeine Sorgfalt für die Ohnmächtige zu ſtören, ohne ſich um die blanke Waffe zu kümmern, — ich bin's!

Du biſt's, Wilhelm?! ſagte Jakobine gleichgültig, und während der Diener den alten Herrn zu beſänftigen ſuchte, trat ſie zu dem Jünglinge, reichte ihm die Hand und ſagte freundlich: Sey mir willkommen, Wilhelm Götz! Du biſt ein guter Menſch!

Jetzt erwachte Maria, ſah den Vater mit gezücktem Schwerte vor ſich ſtehen und ſank in ſeine Arme. — Er iſt unſchuldig, Vater! — rief ſie aus — Er liebt mich, er liebt Euch!

Wie wäre ich ſonſt hier, Vater! — ſagte der Jüngling und trat dem Staunenden näher. — Wie wäre er ſonſt hier in meiner Hütte, lieber Herr! — wiederholte Stephan — wenn ich nicht wüßte, daß er es treu mit Euch meint!

Aber der alte Krieger ſah wild auf ihn hin, noch zuckte die Hand; da rief Stephan mit einem Unkentone ihm entgegen: Herr, denkt an Magdeburg! — Und das Schwert entſank dem Greiſe. Inniger ſchmiegte ſich nun ſein Kind an ihn, und bald drückte er, unbewußt was er that, den Jüngling an ſein Herz.

Unglücklicher Mann! — rief dieſer und überreichte ihm ein Schreiben — Da Ihr mich von meiner Kindheit an väterlich liebtet, da Ihr mir das Beſte was Ihr hattet, Eure Maria, zur Lebensgefährtin beſtimmtet, ſo hoffe ich auch jetzt noch für mich. Eure finſtre Schwermuth wird dieſer Brief in etwas heilen und Euch das Zutrauen zu den Menſchen wiedergeben, da nicht alle gegen Euch ſo feindlich geſinnt ſind, als Ihr wohl glaubt. Leſ't und entſcheidet mein Schickſal!

Ergrimmt ſah Predaw die ihm wohlbekannten Schriftzüge ſeines alten Freundes, des Generals

Götz, vor ſich. Wehmuth und Bitterkeit beſtürmten ſein Herz, ein Seufzer entfloh unwillkürlich ſeiner Bruſt. Er verließ die Hütte und erbrach erſt draußen im Walde mit zitternder Hand den Brief. General Götz ſchrieb:

„Alter, unglücklicher Freund!

Der Wallenſtein kam wie ein Sturmwind in den Kreis alter bewährter Freunde und trieb ſie aus einander. Glücklich, wen ſeine Pflicht an ſeinem Kaiſer feſthielt, wer ſich nicht durch jenen Rieſen an das Verderben feſtbannen ließ! Doch hievon genug. — Auch dem Geächteten hängt mein Herz brüderlich an, auch dem Irrenden reiche ich freundlich die Hand zum Willkommen. Ich weiß, wo Du jetzt biſt: fürchte aber nichts. So lange meine Soldaten in Deiner Nähe ſind, bleib' ungeſtört in Deiner Hütte; wenn aber fremde Völker kommen, verlaß ſie ſchnell, Du biſt dann nicht mehr ſicher. Geh' dann nach Sachſen, nicht zu den Schweden; ja nicht zu dieſen Feinden Deines Herrn, willſt Du Dir nicht alle Hoffnung zertrümmern.

Wie lange mag es wohl ſeyn, mein alter

Georg, daß wir beide beim fröhlichen Becher uns die Hand reichten und das Wort gaben, unſere Kinder mit einander zu verbinden, wenn ihr Herz unſern Wünſchen nicht widerſpräche? Deine Maria war damals kaum vier Jahre; da legteſt Du die Mutterloſen getroſt an die Bruſt meines Weibes, und ſie hat ihre Pflichten treu erfüllt, ſie ſah in ihnen die Töchter ihrer vorangegangenen Freundin, die künftigen Gattinnen ihrer Söhne. Der Himmel ſchien unſre geheim gehaltenen Wünſche zu begünſtigen; ohne ſie zu ahnen, fanden ſich die Herzen unſerer Kinder. Erinnerſt Du Dich noch, als wir auf dem Kynaſt viele Monden hauſ'ten, da nahten ſich mir meine Söhne ſchüchtern, da geſtanden Deine Töchter Dir unter Thränen, daß ſie liebten! Da — ja damals waren wir glückliche Väter!"

Den Brief in ſeiner Hand zerdrückend, blickte Predaw mit einem Blick gen Himmel, als ob er fragen wollte, warum es jetzt nicht mehr ſo ſey? legte ſeinen Kopf in die flache Hand, und ſtand, zürnend mit dem Schickſale, wie eine zerſchmetterte Eiche da.

„Du gingſt zum Tilly nach Magdeburg," —

las er weiter — „die Verlobten blieben auf dem Kynaſt, und als Du ſpäterhin vor der Steinauer Action zum Wallenſtein zogſt, und die Kinder zum letzten Male ſahſt — gedenke unſrer Freude, gedenke unſeres damaligen Glückes! — Doch bald irrteſt Du, ein Verbannter, vor die Pforten meiner Burg; Altringer war bei mir, ich mußte Dich zurückweiſen — und durfte ich wohl die Jungfrauen dem Elende, der Noth Preis geben? durfte ich ſie dem Vater übergeben, der kein Obdach hatte, ſie zu ſchützen, keine Heimath, ſie zu pflegen? Da nahmſt Du Dein Eigenthum gewaltſam wieder, zogſt mit Deinen Töchtern nach Sachſen, kehrteſt zur Liegnitzer Schlacht zurück, ſuchteſt mich, Deinen alten Freund, im Kampfgewühle auf, und nur weil Dein Piſtol verſagte, begingſt Du nicht den Freundesmord.

Da entglühte mein älteſter Sohn von Liebe und Rache. Stürmiſche, ſinnliche Liebe zu Deiner Jakobine, Haß gegen Dich im Buſen, flog er verkleidet nach Sachſen, während der jüngere mit ſtillem, duldendem Herzen, dem Schickſale nicht Trotz bietend, innig Deiner Maria anhing.

Nach längerer Zeit kehrte jener zurück, finſter, menſchenſcheu. Dein Kind ſey ihm gefolgt, ſey ihm wieder entflohen, mehr ſagte der Verſchloſſene nicht. Ich habe ihn ſeitdem nicht oft geſehen; er warf ſich an der Spitze ſeiner Dragoner in das wilde Kriegsleben. — Gott beſchütze ihn!“

Gott verdamme ihn! — rief der Alte und hob die geballte Fauſt, Rache fordernd, zum Himmel auf. — Ja, ja, er berückte das Herz meines Kindes. Die Thörin folgte ihm, unheilig war ſeine Liebe. Das entſchloſſene Mädchen entreißt ihm ſein Schwert, ſchützt ihre Unſchuld, und ich finde ſie am Waldbache — großer Gott! — wahnſinnig wieder! Doch nur weiter, weiter! — rief er wild vor ſich hin, und ſchlug den zuſammengerollten Brief aus einander, — weiter, Freund Götz, nur weiter!

„Für ihn will ich nichts von Dir — für meinen Wilhelm aber bitte ich auch jetzt noch um die Hand Deiner Maria. Mein Segen begleite auch die Geächtete zum Altare — ich ſetze mich über die Vorurtheile der Welt hinweg, und mein Kaiſer und Herr iſt gnädig!“

Auch Du biſt's, mein hoher Gönner! — rief Predaw zähneknirſchend — Willſt Dich herablaſſen, um die Tochter des Geächteten für Deinen Sohn zu werben? Ah, wie gnädig! Doch Du irrſt, mein Stolz iſt mir in die Verbannung gefolgt — Götz, Du irrſt!

Mit finſterem Blick trat er haſtig in's Zimmer. Auf einem ärmlichen, aber reinlichen Lager fand er Jakobine entſchlafen, Maria traulich an Götz's Seite ſitzen, Stephan in der Ferne ſtehend.

Ich habe den Brief Eures Vaters geleſen, — hub er nach einem kurzen Schweigen an, das für Wilhelm von trauriger Vorbedeutung war. — Ich habe ihn geleſen. Die Wunde am Kopfe, die mir Eures Bruders Kroaten, bei meiner Flucht von Jauer, vor wenig Tagen ſchlugen, hindert mich, wie es ſich wohl gebührte, Eurem Vater ſchriftlich zu antworten. Darum bringt ihm den mündlichen Beſcheid, ſagt ihm: Maria, die Tochter des geächteten Predaw, würde nicht eher Dein Weib, bis Heinrich Götz die wahnſinnige Jakobine ehelicht. Und ehe dieſes geſchehen, — rief er mit fürchterlicher Stimme — hör' es, Sohn des ſtolzen Götz! ſchwör' ich Dir, folgt mein Fluch Euch zum Altare!

Magdeburg! donnerte aus der dunkelen Ecke Stephans furchtbare Stimme hervor.

Alte Unke! — rief Predaw — ruf' wie Du willſt! Und brennte Hirſchberg auch, und brennte dieſe Hütte noch obendrein; laß brennen draußen und hier in meinem Hirn! Mein Wort ſteht feſt, die Rache hat es geboren!

Wilhelm fuhr auf. — Laß! — ſagte Maria mit feſter Stimme — übe Deine Pflicht gegen mich, wie ich ſie gegen den zürnenden Vater üben werde. Verlaß mich nun, mein Wilhelm! ich bin nicht mehr Deine Verlobte! Der Vater hat das Band zerriſſen, Gott nur kann es wieder knüpfen! — Verlaß mich und ſey meiner Treue gewiß! — Sie reichte ihm die Hand; er hielt ſie feſt in der ſeinen, trat mit ihr hin vor den Vater und ſagte feierlich: Wie Ihr vermeſſen ſchwuret, ſo ſchwör' auch ich — So Schwur gegen Schwur: Maria wird mein — der Segen des Himmels vernichtet Euren Fluch!

Da ſtöhnte Jakobine, wand ſich unruhig auf ihrem Lager; der Alte ergriff zornig des Jünglings Hand, riß das Mädchen von ihm, und zog ihn zu der Schlummernden hin.

Sieh hier Deines Bruders Werk! — rief er mit gedämpfter, hohler Stimme. — Wahnſinnig folgt ſie meinen fluchbeladenen Schritten, wahnſinnig denkt ſie ſeiner noch bei Tag und Nacht, und mir iſt ſie der Todesengel des brennenden Magdeburgs. Sieh, wie ihre Wangen glühen, wie ihre Lippen zucken! jetzt träumt ſie von ihm, freundlich erſcheint er ihr — doch bald —

Laß mich fliehen, fliehen! — rief die Schlummernde, und hoch wogte die tobende Bruſt. — Laß mich, Heinrich! — Sie erhob ſich vom Lager, faßte nach dem Schwerte, das in ihren Armen ruhte, und blickte wild um ſich. — Habt Ihr mich doch wieder aus meinem Traume geſtört! — ſagte ſie traurig, ſchüttelte die Locken aus ihrem Geſichte und verließ ſchnell die Hütte.

Deines Bruders Werk! — donnerte der Alte — Er führe ſie zum Altare, wahnſinnig oder verſtändig, gleichviel; er führe ſie heim als ſein Weib — oder —

Geh', Wilhelm! — ſagte Maria bittend —

Leb' wohl, Gott wird uns ſchützen! — Götz drückte noch einen Kuß auf ihre Lippen und ging.

Halt! — rief der Alte ihm nach — Dich haſſ' ich nicht, Wilhelm! Dich liebt' ich immer vor Allen. Führe Deinen Bruder zurück, und Du biſt mir willkommen!

Schweigend, mit edlem Stolze verließ der Jüngling die Hütte. Maria folgte ihm von fern und ſah ſchmerzlich ihn jetzt unter den Bäumen verſchwinden.

3.

Es war ſchon ſpät, als Predaw erwachte. Von der Nachtreiſe, von den Begebenheiten angegriffen, hatte er ſich, kaum daß Wilhelm Götz die Hütte verlaſſen, ermattet auf ſein Nachtlager geworfen; Maria ſaß, alles zum Verbinden ſeiner Wunde bereit haltend, neben ihm und erwartete ſein Erwachen. Sie blickte ſo freundlich wie ſonſt ihm in's Auge und ſagte: Ihr habt recht lange, recht ſüß geſchlafen, mein lieber Vater! es war aber auch Zeit, daß Ihr erwachtet, damit ich Eure Wunde verbinden kann. Darum eßt! die gute Hausmutter hat Euch ein kräftiges Mahl bereitet; trinkt den Reſt unſeres Weines, und dann will ich recht vorſichtig den Verband lüften, es ſoll Euch gewiß nicht ſchmerzen.

Der Vater ſah ihr forſchend in's Auge. Aus dem Blicke ſtrahlte, wie immer, das fromme kindliche Gemüth, nur ſchienen die Augen von Thränen geröthet. Predaw reichte ihr die Hand, ſie küßte ſie demuthvoll, doch drückte ſie die Dargereichte nicht wie ſonſt an ihr Herz; es klopfte ja ſo ſtürmiſch, und das durfte der Vater nicht bemerken. Sie holte die dampfende Suppe; der Vater aß, trank nur einen Schluck Wein, und neigte dann ſchweigend das verwundete Haupt der Tochter entgegen. Vorſichtig löſ'te ſie den Verband, mit leiſer Hand legte ſie die heilende Salbe auf die Wunde; doch als ſie mit dem Tuche ſie wieder bedecken wollte, ſank unwillkürlich eine Thräne auf des Vaters kahlen Scheitel. Er hob den Kopf, blickte dem Mädchen in's Auge, und ſein Geſicht drückte den innern Kampf des Mitleids und des Unmuths aus.

Was ſoll die Thräne?! — rief er endlich mit har-

hartem Tone, doch ſah man deutlich, daß er gegen ſein ſanfteres Gefühl kämpfen mußte. — Wem weinſt Du ſie? — dem blutigen Schädel Deines geächteten Vaters, oder Deiner Liebe?

Nun weiß Gott! — rief, hinter dem hohen Ofen vortretend, Stephan aus. — Wenn Ihr Eurem Kinde, dieſem Engel, noch ſo eine herzzerſchneidende Frage thun könnt, dann Herr, dann — er ſtockte.

Und was dann?! rief der Alte heftig.

Dann zweifl' ich an Eurer Buße und Beſſerung! Herr! — fuhr er fort, ohne ſich an den drohenden Blick des Oberſten zu kehren, — mit rächender Wuth habt Ihr dem Fräulein ihren Bräutigam geſtohlen, habt ihr Herz zerriſſen, und nachdem Ihr ſie nun ſo gemartert und gepeinigt habt, und ſie dennoch mit kindlichem Sinn ein Liebeswerk an Euch übt, da fällt eine Thräne herunter, und Ihr fragt noch, wem ſie ſie weint?

Stephan! — rief der Oberſt, vor Wuth zitternd, — glaubſt Du, weil ich in Deiner Hütte bin, daß Du das Recht haſt —

Herr, die Hütte iſt Euer! — unterbrach ihn der Diener mit Heftigkeit — nehmt ſie mit Allem, was darin iſt — ich hab' es ja doch von Euch! Aber laßt mich ziehen, den Jammer kann das alte Soldatenherz nicht mehr mit anſehen. Draußen ſchwärmt eine Wahnſinnige auf den Felſen umher, das genügt Euch noch nicht! Hier wollt Ihr noch ein frommes Engelherz zum Wahnſinn treiben. Hütet Euch, Herr! Was Ihr an dem Engel ſündigt, — ſagte er feierlich und ergriff Maria's Hand, die eben langſam vor dem Vater auf die Kniee nieder ſank, — was Ihr an dem Engel ſündigt, brennt fürchterlicher noch auf Eurem Gewiſſen als die Flammen Magdeburgs!

Da ſchauderte Predaw zuſammen, neigte ſich, hob ſein Kind auf und ſchloß es in die Arme.

Jetzt öffnete ſich die Thür. — Tritt näher, ſchöner Hochzeitbitter! — rief Jakobine, einen Knaben hereinführend, — tritt näher und lade die Gäſte fein ordentlich zum Feſte ein! Tritt näher, Du Herold der Liebe! — fuhr ſie fort — verneige Dich und ſag' Deinen Spruch mit Anſtand! — Der Knabe, in einem ſonderbaren Aufzuge, trat nun näher. Statt eines Barets, das Jakobine in ihrer Hand hielt, ſchlang ſich ein Kranz von Feldblumen um ſeine Locken; ſtatt der Feldbinde, welche die Jungfrau ſich ſelbſt umgethan hatte, hing ein Blumengewinde um ſeine Schulter; er ſah wirklich aus wie ein Bote der Liebe.

Verzeiht, edler Herr! — ſtammelte er endlich verlegen — wenn ich ſo vor Euch trete. Dort im Walde fand ich das Fräulein, Blumen zu einem Kranze windend. Ich fragte nach Euch, und ſie zwang mich — hier erröthete der Knabe — den Kranz aufzuſetzen und dieſes Gewinde ſtatt Feldbinde umzuhängen, führte mich nach dieſer Hütte, und keine Bitten konnten ſie vermögen, mir zu erlauben, anders und ſchicklich vor Euch zu erſcheinen.

Und wer ſeyd Ihr? fragte mit Unmuth der Oberſt, während Jakobine die Thür zu bewachen ſchien.

Ein Diener des Generals Götz, der mich mit dieſem Briefe zu Euch ſendet. Ich komme von Landshut, wo ſich mein Herr eben heute befindet. Mein Pferd mußte ich auf des Fräuleins Befehl im Walde anbinden; das arme Thier! — Schnell eilte Stephan hinaus, während der Oberſt den Brief erbrach und, als er nur einen flüchtigen Blick hinein geworfen, zu Maria ſagte, deren

Auge ängſtlich auf ihm ruhte: Geh', Kind, mit Deiner Schweſter in's Freie, und laß mich mit dieſem Burſchen allein! — Sie zögerte einen Augenblick und ſah ihn bittend an. — Geh' nur, liebe Maria! — ſagte er ſanfter — Du ſollſt ſchon alles erfahren!

Kaum hatten die Jungfrauen die Hütte verlaſſen, ſo fragte der Oberſt den Diener raſch: Wo iſt der Oberſtlieutnant Heinrich Götz in dieſem Augenblick?

Er rückt heute mit dem Vortrabe in Hirſchberg ein und gehört zu dem Heerhaufen des Grafen Colloredo, erwiederte dieſer.

So geh', mein Sohn, und ſage Deinem Herrn, ich ließ ihm danken, einer Antwort bedürfe es nicht weiter! — Der Diener verbeugte ſich, legte beſcheiden Kranz und Gewinde ab, verbarg noch etwas unter den Blumen, und eilte ſchnell hinaus.

Dieß für Euch, mein Fräulein! ſagte er heimlich zu Maria, und gab ihr unbemerkt einen Brief, wendete ſich dann ſchnell zu Jakobine, neigte ſich und bat um Baret und Feldbinde. Während Jakobine es zurückgab, las Maria ſchnell den Brief. — Es ſey, wie er es wünſcht! rief ſie ſchnell dem

Diener zu, der aus Stephans Hand ſeinen ungariſchen Klepper empfing und ſpornſtreichs davon jagte.

Burſche! — rief jetzt haſtig aus der Hütte tretend der Oberſt — Burſche, halt! — Doch der Knabe flog mit ſeinem Braunen über Stock und Stein und war bald aus ihrem Geſichte. — Das muß ich noch erleben, das mir! — rief Predaw und warf einen gefüllten Beutel zähneknirſchend zu Boden — Zur Hölle mit dem Blutgelde! — Maria ſtürzte auf ihn zu. — Verlaß mich, Maria! laß mich allein! — Er küßte ihre Stirn und trat mit Stephan, der den Beutel aufgehoben hatte, in das Haus.

Predaw ſah jetzt einige Augenblicke finſter und ſchweigend vor ſich hin, dann nahm er den Brief, den er auf den Tiſch geworfen hatte, und ſagte mit bitterm Tone: Keinen Freund hab' ich auf der Welt mehr als Dich, Du, einſt mein Diener, jetzt mein Hauswirth! Darum muß ich Dir ja wohl vertrauen, was Götz mir ſchreibt. — Höre und bedaure mich, ſattle dann den Rappen und eile hin nach Landshut! — Er las:

„Du haſt meine Bitte nicht geachtet, haſt meines guten Sohnes Glück untergraben, indem die einzige Hoffnung, die Du ihm läßt, ſich auf eine Unmöglichkeit gründet. Nun wohl! Gott richte zwiſchen uns! Aber auch dieß ſoll mich nicht abhalten, meinem Jugendfreunde und dem Vater der edlen Maria, ſo lange es in meinen Kräften iſt, ſchirmend beizuſtehen. Ich benachrichtige Dich deshalb in größter Eile, daß der Feldmarſchall Colloredo in Schleſien einrückt. Du warſt nie ſein Freund, auch mich liebt er nicht; darum eile aus dieſer Gegend, iſt Dir Deine Freiheit werth. Ueberdieß führt mein älteſter Sohn den Vortrupp, er muß heute ſchon in Hirſchberg einrücken; fürchte ſeine Nähe und eile nach Sachſen!

Geh' nicht zu den Schweden. Meine Freunde arbeiten für Dich in Wien — noch iſt Hoffnung! Zieh' mit Gott, Freund meiner Jugend! laß Verzweiflung ſich nicht ganz Deiner bemächtigen!"

Ein braver Herr, der Herr General! — ſagte nun Stephan — Geld, guten Rath, freundliche Worte reicht er Euch für den Gram, den Ihr ihm verurſachtet.

Nimm den Beutel, den ich dort unter den Blumen fand, ſattle den Rappen, reite nach Landshut und gieb ihn an Götz zurück! ſagte Predaw finſter.

Und womit wollt Ihr reiſen? Ihr habt keinen Heller, die Kroaten haben uns rein ausgeplündert; ich habe noch einen einzigen Goldgulden.

Da, nimm meine Ehrenkette, das Letzte, was ich von dem Friedländer habe — verkaufe ſie! Morgen wand're ich von hier!

Der Rappe iſt lahm, — entgegnete Stephan — erſt vor einer Stunde hab' ich ihm die Kugel aus der Wunde geſchnitten — das arme Thier muß wenigſtens bis übermorgen ſtehen.

So geh' zu Fuß nach Landshut und bring' dem Götz ſein Geld! — rief Predaw unmuthig — es brennt mich wie Feuer!

Kann ich Euch jetzt in meiner Hütte verlaſſen? — entgegnete Stephan — Die Kroaten ſchwärmen umher, und wenn Heinrich Götz Euer Töchterchen hier wittert, bedarf es wohl meines treuen Armes, ſie zu ſchützen, ſo lange es Gott will!

So bleib'! — rief der Oberſt — Ruf' mir

Maria! — Stephan ging; doch ehe er das Fräulein rief, verbarg er den Beutel mit den Goldgülden in dem finſterſten Winkel ſeiner Hütte.

Maria trat ein. — Wir müſſen von hier, liebe Maria! — ſagte der Vater mit einem ſo ſanften Tone, als die Tochter ſeit langer Zeit nicht von ihm gehört hatte. — Wir wandern nach Sachſen, da wird uns wohl Vitzthum ein Ruheplätzchen geben, wenn er ſich nicht auch von uns zurückzieht, wie die Truppen ſeines Herrn aus Schleſien. Was zitterſt Du, mein Kind? Beruhige Dich! Ich wünſchte, daß Du heute und in eben dieſem Augenblicke mit ſanftem, ruhigem Gemüthe vor mir ſtändeſt; ich bedarf Deiner.

Und was wünſcht mein Vater? fragte die Jungfrau faſt zagend.

Predaw ſah ſtier vor ſich hin; es ſchienen widerſtrebende Gefühle in ihm zu kämpfen. Bald ſah er die Tochter mit tiefer Rührung an, bald wandte er ſcheu den Blick von ihr weg.

Sprecht doch, mein geliebter Vater! rief ſie nun ängſtlich.

Da ſtürzte ein Thränenſtrom aus den Augen des alten Kriegers; er nahm der Tochter zitternde

Hand. — Ich habe Dich unglücklich gemacht! — rief er aus — Eines Wortes nur von mir hätte es bedurft, um Dir an Götz's Hand die Pforten des Paradieſes zu öffnen — ich habe ſie Dir verſchloſſen, und das eben iſt meine Qual, daß ich fühle, ſtände ich noch einmal mit Dir vor dieſen Pforten, müßte ich ſie Dir dennoch verſchließen Mir grauet vor meinem Beginnen, und doch mußt' ich und würde ewig ſo handeln. Die Pflicht — nenne es nicht bloß Rache — die Pflicht gegen die arme wahnſinnige Jakobine zwingt mir den Dolch gegen Dich in die Hand! — Er ſchwieg. — Maria! — fuhr er fort, und die wilden Züge ſeines Geſichtes verſchmelzen in Schmerz und Wehmuth, — mir ſagt eine ahnende Stimme, bald wird mein Schickſal über mich entſcheiden. Iſt Gott gnädig, dann ruft er mich ab, löſ't meinen Fluch in Segen auf und macht Dich glücklich! — Deshalb vergieb dem gebeugten Vater; vergieb ihm, daß er, der Dich ſo unausſprechlich liebt, daß er Dich unglücklich machen konnte! Vergieb ihm jetzt, eh' der Tod ihn unvorbereitet erfaßt, und er, ohne mit Dir verſöhnt zu ſeyn, vor ſeinen Richter treten müßte.

Unwillkürlich war das Mädchen auf die Kniee geſunken. — Vater im Himmel! — rief ſie, und ihre Stimme zitterte, ihre Hände hatten ſich gefaltet, — vergieb dem Vater ſeine Schuld, wie ihm mein gebrochenes Herz willig vergiebt!

Da unterbrach vor der Hütte Jakobine's Geſang die feierliche Stille:

„Brich, mein Herz! Es iſt dahin
meines Lebens reiner Sinn!
Alles, Alles iſt verloren,
was ich mir zur Lieb' erkoren!
Brich, mein Herz
in dem Schmerz;
brich, mein angſterfülltes Herz!

Fahre hin, du Blüthenzeit!
Meine Blätter ſind zerſtreut,
und ich habe nichts hienieden,
keine Ruhe, keinen Frieden! —
Fahre hin,
Lebensſinn!
Lebensfreuden, fahret hin!“ — Sie ſchwieg.

Hörſt Du, Maria?! — rief der Vater zornerglühend — Könnten dieſe irren Töne nicht die

Stimme des Erbarmens ſelbſt zum Fluche aufrufen? Jeder Klagelaut dieſer Wahnſinnigen ſchreit um Rache! — Horch, da beginnt ſie ſchon wieder! — Jakobine ſang:

„Leget mich zur ſtillen Ruh',
drückt die müden Augen zu.
Wild muß ich durch's Leben irren,
wenn die Sinne ſich verwirren.
Leget mich,
die verblich,
legt an ſeine Seite mich!"

Sie ſchwieg — auch der Vater. Die letzten Sehnſuchtworte hatten ihn wehmüthig geſtimmt, er neigte ſich ſanft zu der immer noch knieenden Maria nieder, die jetzt mit einem Engelblicke aufſah und leiſe ſagte: Vater, lieber Vater! Ihr ſeyd ſo gütig gegen mich, deshalb vermöcht' ich ohne Euren Willen nichts zu thun. Wilhelm Götz hat mich durch den Knaben bitten laſſen, heute Abend nach St. Annens Kapelle zu kommen, ihm dort ein Lebewohl zu ſagen. Erlaubt Ihr es, mein guter Vater? — Predaw ſchwieg. — Ich möchte ihn ſo gern noch einmal ſehen, nur ſanft und lind die Bande zerreißen, die uns an einander knüpften, Treue ihm ſchwören bis in den Tod — und dann —

Dann?! rief der Vater heftig.

Vergeſſen, — ſagte Maria — wenn ich kann! — und Euch nur leben und Eurer Pflege. Aber laßt mich hin, Vater! gönnt mir dieſen letzten Strahl meiner Abendſonne — gönnt meinem Herzen die Erinnerung an dieſen letzten, ſeligen Augenblick!

Du biſt rein vor Gott! — antwortete nach langem Schweigen der Vater — biſt mir finſterm Wanderer mein Stern; Du gehſt keiner Gefahr entgegen — Dich beſchützen Deine Brüder, die Engel! Geh', ſchlürfe die Neige des Glücks, und mit dem letzten Abſchiedkuſſe zertrümmere den Pokal und opfere Dich dem Schmerz!

Maria küßte ſeine Hand. — Nicht dem Schmerze, der Pflicht will ich mich opfern! Auch ſie erquickt das menſchliche Herz!

So geh'! — rief der Alte — geh' mit Gott!

Und Stephan darf mich wohl begleiten? fragte die Jungfrau.

Gern, gern, Du fromme Seele! ſagte der Vater und rief den Diener. Er folgte ihr. Sie gingen den Weg über Seidorf nach St. Annens Kapelle.

4.

Mit ſeiner Büchſe und einem guten Degen bewaffnet, ſchritt der Diener voran. Schon neigte ſich die Sonne hinter der hohen Schneekoppe und vergoldete ihre dunklen Säume; ſchweigend ſtiegen ſie den Gräberberg hinauf. Endlich, als Maria ſich auf ein Felsſtück ſetzte, um ein wenig zu ruhen, unterbrach Stephan die Stille. — Liebes Fräulein! — ſagte er mit bewegtem Tone — laßt Euch nicht locken, denkt an Fräulein Jakobine, bleibt feſt und treu Eurer Pflicht! Der alte Herr hatte zwar Unrecht, daß er an Eurer Schweſter Schickſal das Eure knüpfte; aber, liebes Fräulein, das Gemüth Eures Vaters iſt zerriſſen! Er hat hart mit der Welt, die Welt hart mit ihm geſpielt, und ich bin feſt überzeugt, ſchon jetzt gereut ihn ſein ſtrafbares Wort; er nähme ſeinen Fluch gern wieder zurück. Doch bleibt Euch nur ſelbſt getreu, liebes Fräulein! Hört nicht auf die Lockungen Eures Bräutigams. Verlaßt Euren alten Vater nicht, folgt Gottes Gebot! Denn ſeht, — fuhr er nach innerm Kampfe fort — ich bin ein alter Diener Eures Hauſes, kenne meine Pflicht, und — ſollte ich ihn niederſchießen, den Götz; ſo lange ich lebe, führt er Euch nicht von dannen!

Komm nur, Alter, komm vorwärts! — unterbrach Maria Stephans Rede — Mich ſchützt mein Herz mehr als Dein Arm. Sorge nicht für mich, ſorge nicht für ihn; ihm darf ich vertrauen, er iſt ſeinem Bruder nicht gleich.

Nun dann mit Gott! ſagte der Diener und ſchritt rüſtig voran. Als ſie die einſame Kapelle faſt erreicht hatten, blickten nur noch die letzten Strahlen der Sonne durch die zackigen Fichten. — Mir bangt! — ſagte Maria — die Dämmerung beginnt, und das Kriegvolk ſchwärmt umher — mir wird wirklich bange, guter Stephan!

Sorgt nicht! — ſagte dieſer lächelnd, ſchüttete jedoch friſches Pulver auf und klopfte die Lunte ab. — Hier iſt nichts zu holen. Die hohen Berge und die einſamen Wälder, wo höchſtens ein armes, ſchmuckloſes Heiligenbild zu finden iſt, lieben die

Herren Kroaten nicht — dort unten im Thale iſt fettere Beute.

Da rauſchte es im Gebüſche, Maria fuhr erſchrocken auf, und Stephan nahm die Büchſe zur Hand; es war Wilhelm Götz, der ihnen entgegen kam. Ein Schrei der Freude entfuhr der Jungfrau, ſie ſtürzte in ſeine Arme, doch bald ermannte ſie ſich. Seiner Umarmung ſich entziehend, ſchritt ſie muthig an des Geliebten Hand den Berg hinauf. Tauſend Rückerinnerungen an vergangene, ſelig dahin geſchwundene Tage verkürzten den Weg, und als ſie nun oben waren und ſich auf der Schwelle niederſetzten, trat Stephan in einige Entfernung von ihnen, doch ſo, daß er ſie beobachten konnte. Er lehnte ſich an einen Fichtenſtamm und ſtellte ſeine Büchſe geſpannt vor ſich hin.

Maria und Götz ſchwiegen; nur der leiſe Druck der Hand war beredt. Sie ſcheuten ſich, von dem Gebiete der ſeligen Vergangenheit zu der ernſten Gegenwart, zu der furchtbaren Zukunft überzugehen; bangend blieben ſie an der Pforte ſtehen und wagten nicht, über die Schwelle zu ſchreiten.

Vielleicht iſt es zum letzten Mal, daß wir uns ſehen, Maria! — begann endlich Götz — Das Geſchick eines Kriegers liegt in der Hand des Zufalls; wer weiß, was der morgende Tag über mich beſchieden hat?! — Dein Vater hat rauh in das Rad unſeres Glücks eingegriffen, und es in ſeinem ſchnellen Laufe, ſo nahe dem Ziele, gehemmt. — Darum, Geliebte! laß uns die kurzen Augenblicke, die uns noch gehören, rein genießen; denke, mit der Wonne dieſes Augenblickes hätten wir geendet. Laß uns über die Zukunft leiſe hinweg ſchlüpfen, und nur ſo lange bei ihr verweilen, als es nöthig iſt, unſer ernſtes Schickſal zu ordnen. — Du ſchweigſt? — fuhr er nach einer Pauſe fort, und ſah den bleichen Strahl des Mondes in Maria's Thränen ſich brechen. — Du weinſt? O weine nicht, Geliebte! Nichts kann mir mein Glück rauben. Deiner Treue, Deiner Liebe bin ich gewiß; Du biſt und bleibſt mein!

Guter Wilhelm! — ſagte Maria bewegt, und legte ihren Kopf auf ſeine Schulter, — ich vertraue Dir, und doch muß ich weinen, denn mit des Vaters Wort ſchwand mir jegliche Hoffnung.

Mir nicht, Maria! — So lange der Krieger noch eine Möglichkeit ſieht, ſein Ziel zu erlangen, ſetzt

ſetzt er ſein Leben an das Gelingen! Mein Vater hat mächtige Freunde am Hofe; ſchon ſeit mehren Tagen erwartet er Entſcheidung, vielleicht ſchon heute, vielleicht morgen, gewiß bald, kommt des Kaiſers Begnadigung, und dann —

Bleibt der Fluch des Vaters, wie ein feſt verſchloſſenes, ehernes Thor, zwiſchen unſern Herzen trennend ſtehen. Des Kaiſers Gnade kann uns wohl der Noth entreißen, Ruhe dem alten Manne geben und ein Obdach, aber nicht Ruhe meinem Herzen. Bedenke die ſchreckliche Bedingung des Vaters, die allein den Fluch zu löſen vermag! Bedenke es, Wilhelm!

Ich verzweifle nicht an meinem Bruder, — unterbrach ſie Götz — er iſt rauh, heftig, jähzornig und durch das Kriegerleben für das Zarte abgeſtumpft; doch iſt ſein Herz nicht böſe.

Glaube dieß nicht, Wilhelm! — ſagte kopfſchüttelnd die Jungfrau — Iſt er es nicht, der alles Unglück über die arme Jakobine ausſchüttete, und der ſie noch immer vergebens verfolgt? — Selbſt bis Jauer, wo der Vater krank zurück bleiben mußte, ſind ſeine Diener uns gefolgt. Und als der Prager Friede uns aus Schleſien trieb, als wir nach Sachſen flüchten wollten, war es nicht ſein Freund, der Kroatenhauptmann, der uns zwang, hierher in's Gebirge zu flüchten? Blutet nicht jetzt noch des Vaters Wunde, die er bei dieſer Gelegenheit erhielt? Und hätte nicht das Glück den treuen Stephan nach Jauer zu uns geführt, hätte dieſer nicht, aller Wege kundig, uns den Händen der Kroaten entriſſen, ſo war der Vater jetzt gefangen und auf dem Wege zum Blutgerüſte, und Deine Maria? — Nein, nein! er iſt kein guter Menſch! Auch hier wird er uns verfolgen, wenn Du uns nicht ſchützeſt; denn ſeine ſtrafbare Leidenſchaft hat ihn auch jetzt noch nicht verlaſſen!

Wäre es möglich?! — rief Götz aus — Wäre dieſe wilde Leidenſchaft noch nicht unterdrückt, oder iſt ihm Jakobine's unglückliches Schickſal verborgen? —

Er kennt es nicht! — ſagte Maria hoch erröthend — Er hat an ſie heimlich Briefe nach Jauer geſendet, worin er bei Allem, was ihr heilig ſey, bei ihrer Liebe ſie beſchwor, zu ihm zu flüchten; ſie enthielten die Verſicherung, daß er es redlich mit ihr meine, daß er ſie zu ſeinem Vater führen, ſie ehelichen wolle. Ich habe es jedermann, ſelbſt dem Vater verſchwiegen, um ihn nicht noch mehr gegen Deinen Bruder zu reizen.

Ah, ein Strahl der Hoffnung leuchtet mir! — fuhr Wilhelm plötzlich auf — Haſt Du, mein Bruder, es redlich gemeint, liebſt Du wirklich Jakobine, ſo mußt Du gut machen, was Du Böſes gethan; Du biſt die Urſache ihres Wahnſinnes, den Liebe allein zu heilen vermag. Und war es Tücke, war es nur Sinnenrauſch, der Dich in die Arme der Unglücklichen trieb — dann ſtrafe Dich ſelbſt! Morgen Abend gehe ich zu ihm nach Hirſchberg, rede mit ihm, ordne Alles. Vertraue mir Jakobine an, ich verlaſſe die Schweſter keinen Augenblick. Jakobine wird Heinrichs Weib — und wir — In dieſem Gedanken ſich glücklich fühlend, welcher dem Unglücklichen den letzten Ausweg aus dem Labyrinthe gezeigt hatte, bemerkte er nicht Maria's ernſtes Geſicht. Sie hatte ſich von den Stufen erhoben und ſtand vor ihm wie ein zürnender Engel.

Wilhelm! — rief ſie, und ihre Gefühle lagen offen in dem Tone ihrer Stimme. — Wilhelm! mein Glück erkaufe ich nicht um ſolchen Preis! Leb' wohl! es thut mir wehe, daß wir ſo ſcheiden müſſen; ich dachte dieſe Stunde mir anders!

Maria! — rief der beſchämte Jüngling und ſank vor ihr nieder — Verkenne mich nicht! Ein unbedachtſamer Augenblick gebar dieſen Gedanken. Ach, die Angſt, Dich zu verlieren, läßt mich Alles wagen!

Ja, Alles wag' auch ich! — rief Maria lebhaft und hob ihn auf — Aber nur mein Eigenthum ſetze ich an meine Ruhe, mein Glück, mein Leben; nicht fremdes Gut, nicht die Seligkeit einer armen, wahnſinnigen Schweſter, welche die Pflicht mir in die ſchützende Hand legte, an welche mich das Unglück inniger bindet, als je.

Verzeih'! — rief Götz — Verzeih', Maria!

O, wie gern verzeiht die Liebe! erwiederte das Mädchen und reichte ihm die Hand. Er ergriff ſie, betrachtete ſie ernſt, drückte ſie dann an ſeine Lippen und ſagte: Du ſollſt mir nicht den Himmel bereiten? Du ſollſt mich nicht in das Leben einführen, in das Paradies? Nun — dann muß es wohl geſchieden ſeyn. Maria! trennt uns auch das Schickſal, finden ſich unſere Herzen doch ſtets!

Auf guten Wegen gewiß! Doch, Wilhelm! — rief ſie plötzlich, und ihr Auge ſah begeiſtert gen Himmel, — hier, wo die letzten Strahlen der Abendſonne hinter den hohen Bergen ſchwanden, hier ging die goldene unter, um dort im Oſten herrlicher aufzugehen. Trennt uns das Schickſal auch hier — finden wir uns dort — Leb' wohl!

Sie ſank in ſeine Arme. — Innig, ſchweigend umarmten ſie ſich. Maria erhob ſich zuerſt. — Zu viel des irdiſchen Glücks an Deiner Bruſt, mein Geliebter! laß uns den Becher abſetzen, ehe ſein Wein uns zu Gift wird! — rief ſie aus — Darum lebe wohl!

Maria! — ſagte der Jüngling — noch eine Bitte. Gieb mir ein Andenken dieſer ſchmerzlichen Stunde, gieb mir ein Pfand Deiner Treue!

Und bedürft' es dieß? — antwortete die Jungfrau, ſanft erröthend, aber freundlich, — bedürft' es irdiſchen Zeichens, um unſere Herzen unauflöslich an einander zu binden? Bedürft' es einer Locke, um die Erinnerung an mich zu beleben? Nein, Wilhelm! Du ſtehſt vor mir bei Tag und Nacht, im Morgenlicht und wenn der Abend graut; Du ſchwebſt mit mir in der fliehenden Wolke, und umſäuſelſt mich im Rauſchen der Blätter!

Nun dann! — rief der Jüngling ſtürmiſch — ſo gieb mir den Abſchiedkuß — den letzten!

Den letzten! ſeufzte Maria und ſank an ſein Herz.

Da fiel ein Schuß im Walde, noch einer, mehre; Krieger kamen eilig durch das Dickicht. Stephan legte an, hob die Lunte. — Halt! — rief Götz — es ſind meine Jäger — was giebt's?

Die Kroaten ſchwärmen hier herum — Bürger, Bauern drängen jammernd nach dem Walde! rieſen ſie ihm entgegen.

Da nahm Götz ſein Hifthorn und ſtieß drei Mal hinein; von allen Seiten kamen Gewaffnete. Stephan wußte nicht, wohin er ſchützend ſich wenden ſollte. Endlich trat er kühn auf Götz zu. — Herr Rittmeiſter! — rief er — was ſollen Dieſe? Rührt Ihr das Fräulein an, bei Gott, ich ſchieße Euch nieder!

Laß nur gut ſeyn, alter Hitzkopf! — ſagte Götz gelaſſen — wir ſind und bleiben Freunde! — Er ordnete den Zug. — Kommt, Fräulein! — ſagte er mit ehrfurchtvollem Tone, ſich verneigend, — nehmt das Geleite von mir an, es thut Noth in dieſer bedrängten Zeit! — Wohl zwanzig Bewaffnete folgten. Stephan blieb noch immer auf ſeiner Hut und ließ Maria und Götz nicht aus dem

Auge. Mehre Schüſſe fielen noch hinter ihnen, doch zog ſich der Lärm mehr nach Schmiedeberg hin.

5.

Freudig, faſt ausgelaſſen hatte indeß Jakobine um die Hütte geſchwärmt, von dem Mütterchen, ſo viel dieſe es vermochte, gefolgt; während der Vater ſtill vor ſich am Abhange des Berges auf einem Felsſtücke ſaß, mit einem Stabe die Kieſel im Waldbache bewegte, und dem Laufe der hüpfenden Wellen nachſah. Nur zuweilen ſtörte ihn Jakobine's wildes Treiben in ſeinen Gedanken, und er ſah dann ſorgend nach ihr, die unbekümmert bald von Fels zu Fels kletterte, bald ſinnend unter einen Baum ſich ſetzte, und dann wie in tiefen Gedanken verſunken ſchien.

Als es zu dämmern begann, und der Mond noch nicht hervorgetreten war, ging ſie ſchweigend der Hütte zu, und ſetzte ſich vor ſelbiger neben das Mütterchen, das ängſtlich nach dem Fußpfade hinblickte, der nach St. Annens Kapelle führte. Der Vater wurde unruhig; ihn gereuete faſt, daß er Maria die Erlaubniß gegeben habe. Er ging in die Hütte, wickelte ein Tuch um den Kopf, nahm ſein Schwert, und wollte ſie eben wieder verlaſſen, um nach St. Annens Kapelle ihnen entgegen zu gehen, als Jakobine jauchzend in's Zimmer ſtürzte. — Vater! — rief ſie — kommt und ſeht! Die Brautfackel haben ſie mir angezündet, mein Bräutigam kommt! — Horcht nur, Vater — die Muſik!

Und als Predaw aus der Thür trat, hörte er auf verſchiedenen Seiten, jedoch in weiter Entfernung, mehre Schüſſe, und als er um die Hütte bog, ſah er den Himmel glühen; ein Feuermeer ſchien hinter den Bergen herauf zu wogen. — Gerechter Gott! — rief er — Hirſchberg brennt! Mein Kind, mein armes Kind, meine unglückliche Maria!

Immer glühender wurde der Himmel; bleich ſtieg der Mond in der Flammengluth empor, matt nur flimmerten die Sterne, hell ſah man die Flamme gen Himmel ſteigen, und je heller es wurde, deſto toller ſang Jakobine die Ballade von der unglücklichen Braut. — Er kommt, er kommt! — rief ſie dazwiſchen — er hat die Fackel angezündet, mich abzuholen! — Sie lief an den Waldbach, pflückte bei Mondlicht und Flammenſchein alle Blumen des Ufers, brach Zweige von den dunkeln Tannen, kehrte ſo beladen mit ihren Schätzen in die Hütte zurück, ſchmückte den Eingang, ſtreute die Blumen und ordnete ſie auf ihrem Lager, band einen Strauß Vergißmeinnicht feſt zuſammen, ſteckte ihn an die Bruſt und ſagte geheimnißvoll zu dem Mütterchen, das ängſtlich und nur mit ihr allein, bald in, bald vor der Hütte herum trippelte: Das iſt ein Zauberſtrauß; ſo lange ich den bewahre, bleibt er mir treu! — Sie ordnete ſchnell ihr Haar, bog die Federn ihres Barets zurecht, und ſetzte ſich ſo, des Geliebten harrend, vor die Hütte.

Predaw war indeß den Berg hinauf geſtiegen. Immer deutlicher ſah er die Flammen, immer gewiſſer wurde es ihm, daß es Hirſchberg ſey. Er eilte auf dem Wege nach St. Annens Kapelle vorwärts, lauſchte und horchte — aber Alles war ſtill. Da bog ſich der Weg nach dem Gipfel des Berges, wo ein Crucifix aufgerichtet war; von hier konnte er deutlich die Flammen, im Mondlichte deutlich die Hütte ſehen. Er hielt an, und plötzlich, wie durch einen Zauberſchlag, erinnerte er ſich ſeiner vermeſſenen Worte von geſtern: „Und wenn auch Hirſchberg, wenn auch die Hütte brennte wie Magdeburg!“ — Er ſchauderte zuſammen. — Gerechter Gott! — rief er, zu den Füßen des Gekreuzigten ſtürzend, — geh' nicht ſo ſtreng mit dem Sünder zu Gericht! — Und als er das gebeugte Haupt erhob, als er, durch das Gebet geſtärkt, aufblicken wollte zum Himmel — ſieh, da leckt im Thale ein Flämmchen im Mondlichte empor, bald verſchwindet es, wie in eine Wolke gehüllt — jetzt — gerechter Gott! jetzt praſſelt die Flamme empor. Er ſieht die Hütte in Brand und ſinkt mit dem Schrei: Mein unglückliches Kind, warum verließ ich Dich! leblos am Kreuze nieder.

6.

Der Schein des Feuers, welches aus dem Thale aufſtieg, beflügelte Maria's Schritte. — Sind die Böſewichter auch bis zu meiner ſtillen Hütte gedrungen?! — rief Stephan händeringend — O, mein Herr, mein armer Herr! — Mein Vater! — jammerte Maria; die Füße verſagten ihr den

Dienſt. — Ich kann nicht mehr, Geliebter! meine Kräfte ſchwinden! — rief ſie Götz zu — Ach, nur einen Trunk Waſſer!

Nur noch wenige Schritte, — tröſtete Götz — und wir ſind auf der Höhe, von wo wir hinunter in's Thal ſehen können. Vielleicht iſt unſere Furcht ungegründet, vielleicht iſt es eine andere Hütte, welche ein Zufall angezündet! — Stephan war indeß, der Gegend wohl kundig, ſeitwärts in den Wald gelaufen, Waſſer zu holen.

Jetzt nahten ſie der Höhe — die letzten Kräfte ſtrengte Maria an — Angſt, Furcht und Hoffnung trieben ſie vorwärts; ſie eilte Allen voraus. Noch ehe ſie den Vater vor ſich liegend erblicken konnte, ſah ſie ſchon die brennende Hütte; der Schreck überwältigte ſie, ſie ſank ohnmächtig zu Boden. In dieſem Augenblicke brachte Stephan Waſſer, erblickte ſeinen Herrn und ſtürzte über ihn. — Euch habe ich verlaſſen in Noth und Tod! rief er aus. Alles gerieth bei dieſem Anblicke in Verwirrung, und kaum hatte Götz noch ſo viel Beſinnung, ihm zuzuflüſtern: Um Gottes willen nennt nicht den Namen Eures Herrn! Zehntauſend Gulden ſtehen auf ſeinen Kopf, und auch der meinige iſt dann in Gefahr! — Er eilte dann zu Maria zurück, ſpritzte das kalte Quellwaſſer in das Geſicht der Ohnmächtigen, und ſagte einem Diener etwas leiſe in's Ohr, während es Stephan gelang, ſeinen Herrn in's Leben zurück zu rufen. Als dieſer die Augen aufſchlug und, wie aus einem Traume erwachend, den treuen Diener ſtaunend anſah, raunte ihm dieſer ſchnell, aber leiſe zu: Um aller Heiligen willen, Herr, verrathet Euch nicht, nennt nicht Euren Namen! — Herr Rittmeiſter! — ſagte er dann, ſich zu Götz wendend, — nun ſorgt für Beide. Jetzt ruft mich meine Pflicht da hinunter zu meinem Weibe, zu meiner brennenden Hütte und zu Fräulein Jakobine; bald bin ich wieder bei Euch!

Auch Maria ſchlug nun die Augen auf, und, o Wonne des Wiederſehens! als ſie ihren Vater erblickte, dieſer ſie in ſeine Arme ſchloß und Gott inbrünſtig dankte, daß er ihm wenigſtens ein Kind gerettet habe.

Noch ehe Maria die Augen aufgeſchlagen hatte, war durch den Diener, welchem Götz heimlich die nöthigen Befehle gegeben, die Begleitung von dieſem Unglücksplatze entfernt worden. Die Soldaten waren rings umher zur Wache ausgeſtellt, die Diener zu den Roſſen geſchickt, welche unweit Seidorf ihres Herrn harrten. Nur Georg, ſein Leibdiener, blieb bei ihnen, und auch dieſen ſchickte Götz dem Stephan nach, um ſo bald als möglich Nachricht von Jakobine und dem Verlaufe der unglücklichen Begebenheit zu erhalten; denn der Vater war, trotz ſeiner Angſt, trotz ſeiner Sehnſucht, nicht im Stande, in's Thal hinunter zu ſteigen, der Schreck hatte ihm die Kräfte genommen, er war wie gelähmt.

Bald kehrte Georg mit Stephans Weibe zurück, das er ſchon auf halbem Wege gefunden hatte. Kein Feind, keine Kroaten hatten die Hütte angeſteckt; Jakobine hatte wahrſcheinlich die Brautfackel anzünden wollen, während die Alte längs dem Waldbache ängſtlich und beſorgt ihrem Manne entgegen gegangen war. Jakobine hatte, ſo berichtete die Frau, die Hütte gar herrlich mit Blumen und Zweigen ausgeſchmückt, ſich fröhlich vor die Thür geſetzt und dort den Bräutigam erwartet — dann, als er nicht erſchien, hatte ſie traurig vor ſich hin geſehen, war bald wieder aufgeſprungen und hatte ausgerufen: Sieh nur, wie herrlich ſeine Fackel leuchtet; o könnt' ich doch auch ihm ſo entgegen leuchten! — Sie habe nicht darauf geachtet, ſey ihnen entgegen gegangen, und als ſie ſich gewendet, habe die Hütte in hellen Flammen geſtanden.

Und?! rief der Vater, dem die Furcht die Frage nicht beenden ließ.

Und brennt noch! ſagte die Alte ſchluchzend.

Und wo iſt — rief Maria — Wo iſt Jakobine?! rief vor Angſt vergehend der Vater.

Das weiß ich nicht! — erwiederte die Alte — Alles ſtand in Flammen, nichts konnte ich retten. Ich rief das Fräulein — ſie antwortete nicht — ich habe ſie vergebens geſucht!

Schweigend ſtanden Alle, vor ſich hin ſtarrend. Keiner wagte das Auge zu heben; kein Laut, kein Seufzer ſtöhnte, eng gepreßt war die Bruſt. Maria, die letzten Kräfte zuſammen raſſend, wollte hinunter zu der Schweſter. — Ihr kommt zu ſpät, liebes Fräulein! — rief das Mütterchen — hat ſie Gott nicht gerettet — ſo iſt's um ſie geſchehen! — Auch Götz hielt ſie zurück. Da ſank Maria vor dem Kreuze nieder, ſchlug flehend das Auge auf zum Erlöſer, und die erſte Thräne rollte über ihre Wange. Mit dieſem lindernden Thau wurden dem Schmerz die Worte wieder gegeben, und ſie betete in ſtiller Andacht leiſe vor ſich.

Doch Predaw trat finſter neben ſie. — Zu dem Richter flehe nicht! — rief er verzweifelnd, während eine tiefe dunkle Wolke ſich vor die Scheibe des Mondes rollte. — Zu dem flehe nicht, der kennt kein Erbarmen! Rings um mich läßt er die Flammen von Magdeburg aufſteigen, und dort! — rief er mit furchtbarer Stimme — dort unten aus der Tiefe hör' ich das Geſchrei meines Kindes, das, wie dort Tauſende, in den Flammen ſein Grab fand, und ich bin hierher gebannt!

Frevelt nicht, Vater! — rief Götz — Frevelt nicht! Beugt Euch vor der Macht des Schickſals, es ruht in der Hand des Allmächtigen!

Maria ſchien auf des Vaters Rede nicht geachtet zu haben, ungeſtört betete ſie fort. Die Wolke ſenkte ſich immer tiefer, immer dunkler wurde der Horizont, und immer heller flackerten die Flammengluthen auf in der nächtigen Finſterniß. Da ergriff den Greis ein ſonderbar Gefühl, als wolle es ſeinen Buſen zerſprengen; auf zum Kreuze mußt' er den Blick heben und zu den Wolken, und der Gedanke trat gewaltſam aus dem angſtvollen Herzen auf ſeine Lippen hervor. — Herr! — rief er aus und rang verzweifelnd die Hände — hörſt Du die Stimme des Sünders? hörſt Du, Erbarmer, noch meine Stimme?! Soll Hoffnung, ſoll Vertrauen zu Dir nicht ganz von mir ſchwinden, ſo lege dieſes Heilige wieder in meine Bruſt, das mich einſt aufrecht erhielt, wenn ich wankte! Gieb mich nicht ganz der Verzweiflung Preis!

Da fuhr aus der dunkeln Wolke ein Blitzſtrahl herab, der Donner rollte im zehnfachen Echo durch das Felsthal, und von fern vernahmen ſie das Wiehern eines Roſſes. Es war der treue Rappe, der ſeinen Herrn begrüßte; Stephan leitete ihn den Berg hinauf. — Das iſt Alles, was ich retten konnte, Herr! — rief er dem Oberſten entgegen — Die Hütte iſt niedergebrannt; ſchon leckte die Flamme an dem Dache des kleinen Stalles, da wieherte das Roß mir freudig entgegen, ich band es los, und das treue Thier folgte mir durch Rauch und Flammen.

Und wo iſt Jakobine?! rief Predaw, auf ihn zuſtürzend.

Jetzt, lieber Herr! — fuhr er fort, nachdem er ſich eine Weile abgewendet hatte, die Thräne zu verbergen, und des Herrn Rede nicht gehört zu haben ſchien. — Jetzt habe ich kein anderes Obdach für Euch, als die Hütte des Bruders Theobald, unfern der St. Annen-Kapelle.

Wo iſt Jakobine? unterbrach ihn der Vater.

In Gottes Hand! — entgegnete Stephan — Dorthin laßt uns ziehen! — fuhr er fort — Es iſt ein freundlicher alter Mann, hochgeehrt in der Gegend, und mein guter Freund, der uns nicht verrathen wird. Wollt Ihr, Herr Rittmeiſter, uns bewachen, während wir die Ruhe in der kleinen Klauſe ſuchen, ſo könnte es wohl von Nutzen ſeyn, denn in jetziger Zeit thut der Schutz des Kriegers noth.

Dahin ſoll ich ziehen, und dort verließ ich mein Kind! rief Predaw. — Maria ergriff ſeine Hand und ſchritt den Berg hinab der rauchenden Hütte zu.

Dort findet Ihr kein Obdach, — ſagte Stephan, ſie aufhaltend, — auch Fräulein Jakobine nicht! — ſetzte er finſter hinzu — ich habe ſie dort unten ſchon überall geſucht! — Götz befahl nun ſeinem Georg, hier zu verweilen, bis die Diener kämen, und dann mit ihnen nach der St. Annen-Kapelle zu folgen, einige aber in's Thal und in den Wald zu ſenden, Jakobine aufzuſuchen. Die Soldaten wurden einberufen. Predaw ging, von Stephan unterſtützt, weit von ihnen entfernt, und Alle zogen nun ſchweigend nach der St. Annen-Kapelle zurück.

7.

Als ſie endlich bei der Kapelle angelangt waren — noch brannte Hirſchberg — raſteten ſie einen Augenblick auf den nämlichen Stufen, auf welchen Maria und Wilhelm in der Stunde des Abſchiedes geſeſſen hatten.

Hm! — brummte Stephan für ſich und lehnte ſich wieder an ſeinen Baum — Ein elend Ding iſt doch der Menſch! Vor wenigen Stunden ſtand ich hier und bewachte die Beiden dort, damit ich das Fräulein ſicher nach meiner Hütte zurückführen könnte, nun liegt ſie in der Aſche, und wir ſind wieder hier! Dort ſitzt mein Herr mit gefalteten Händen, niedergeſchlagen, entmuthigt, wie ich ihn noch nie ſah. Da ſitzen die Beiden, ſeine

Hand berührt nicht die ihrige, ihr Auge findet nicht das ſeine; ſie ſollten vereint ſeyn und ſind getrennt, und ſitzen nun beiſammen wie ein Paar Fremde. Und wo mag die arme Jakobine ſeyn?! — Da unten ſchleichen im Gebüſche die Jäger unſeres gnädigen Herrn, des Kaiſers, und wachen, damit einem Geächteten kein Schaden geſchieht; ſelbſt der alte Rappe ſcheint traurig. Nun, lege deinen Kopf nur nicht zu ſehr auf meine Achſel, du altes treues Thier, und ſieh nach meiner leeren Hand — ich habe kein Brot, keinen Hafer für dich; da unten habe ich ihn in den Flammen praſſeln gehört, und bei dem Eremiten giebt's auch nichts für dich. Nur mein Weib iſt noch wie es war, zupſt mich immer am Wams, und möchte gern mit mir plaudern, hätte ich nur Luſt dazu.

Zupfe, ſo lange Du willſt! rief er endlich verdrießlich, ging zu den Andern und ließ das Mütterchen ſtehen, die das Stückchen Brot wieder in der Taſche verbarg, das ſie ihm heimlich hatte zuſtecken wollen, und ſagte zu Götz: Folgt mir in einem kleinen Weilchen! Ich will nur zum Bruder Theobald vorausgehen und ihm ſeine Gäſte anmelden, damit der Alte nicht erſchrecke. Hier dieſer Weg führt hinunter; folgt nur immer dem Rauſchen des Waſſers, Ihr könnt nicht fehlen! Doch meine Alte iſt ja bei Euch, die kennt den Weg zur Klauſe ſo gut als ich, ſie wird Euch ſchon hingeleiten. Nun, kommt bald nach! — Er ging, ihm nach das treue Streitroß, das er am Zügel führte.

Schweigend ſaßen die Andern an der St. Annen-Kapelle. Die Nacht war kühl; Maria wickelte ſich in den Mantel, welchen Götz ihr umgeworfen hatte. Es ſchien, als habe der Abſchiedkuß die Liebenden auch jetzt noch getrennt; ſie ſaßen entfernt von einander und ſprachen kein trauliches Wort. In des Vaters Innerm aber war ſeit der grauſen Scene am Kreuze eine mächtige Veränderung vorgegangen; in ſich gekehrt war er wie immer, nur ſtrahlte ſein Auge in ſtiller Ergebung.

Als jetzt die Alte zum Aufbruche mahnte, Götz dem Diener noch einige Befehle gab, Predaw Maria's Hand ergriff und dem Mütterchen folgte, ſagte er plötzlich: Iſt Jakobine uns vorangegangen, Maria! hat ſie für mich in den Flammen gebüßt, wohl mir, wohl ihr! — Für dieſes Leben hatte der Sturm ihre Blüthe entblättert; für jenes wird ſie ſich deſto ſchöner entfalten. Friede ihrer Aſche! Friede meinem Herzen!

Maria's Thränen brachen hervor. Die Trennung von der unglücklichen Schweſter war ihr ſchrecklich, die Art der Trennung ſchauderhaft; mit ihr war jede Hoffnung dahin! Sie drückte dem Vater ſchweigend die Hand; er verſtand den Druck. Jakobine's Tod hatte den Fluch unauflösbar gebunden.

Sie kamen jetzt zu Bruder Theobalds Klauſe und fanden ſchon Alles zu ihrem Empfange bereitet. Brot und Wein, und eine Schaale mit friſchen Waldbeeren luden ſie freundlich ein, zu genießen, mehr aber noch das ruhig-heitere Geſicht des Waldbruders, der ſie herzlich willkommen hieß.

— Eßt, liebe Herren! — ſagte er im Eintreten — trinkt dieſe kleine Neige Wein — der letzte Reſt, den ich noch von dem gnädigen Herrn des Kynaſt habe. Gott erbarme ſich ſeiner Seele und verzeihe ihm im Himmel, was man ihm auf Erden nicht verziehen hat! Und Ihr, holdes Fräulein! legt Euch hier auf meinem ärmlichen Lager zur Ruhe; friſche Blätter, die mir mein kleiner Diener geſtern Abend geſammelt, habe ich darüber geſtreut. Das Lager iſt hart, aber ein kindliches Gemüth, ein frommes Herz findet ſich überall weich gebettet und ſchläft ſanft!

Keiner aß, Predaw nur nahm einen Trunk Wein. Götz reichte Maria zum Abſchiede die Hand und verließ mit Stephan die Klauſe. Maria legte ihr ſorgenſchweres Haupt zur Ruhe, und Bruder Theobald durchwachte mit dem Alten den übrigen Theil der Nacht. — Hier muß der Bruder das Herz des rauhen Kriegers dem Vertrauen zu Gott ganz geöffnet und den Vorſatz in ihm geweckt haben, durch fromme Handlungen und Buße das wieder ſo viel als möglich gut zu machen, was er im wilden Kriegerleben geſündigt hätte.

Als Predaw mit den erſten Strahlen der Morgenſonne das Pförtchen der Klauſe öffnete, um mit dankbarem Gemüthe Gott für den Troſt und die Beruhigung zu danken, die durch des Waldbruders fromme Rede ihm geworden war, fand er auf der Schwelle den alten Stephan, das Feuergewehr im Arme, ruhig ſchlafen; frei weidete das Roß. Das alte Mütterchen, an einem Stückchen trocknen Brot nagend, ſaß unter einem Baume, und Götz ging in einiger Entfernung auf einer kleinen Wieſe am Abhange des Berges hin und her, wie es ſchien, etwas erwartend. Bald kam auch ein Reiter geſprengt, ſtieg ab, gab ihm einen Brief, ſprach dann eifrig mit ihm, und Götz eilte nun ſchnell nach der Klauſe, wo er Predaw fand und ihn bat, den Bruder Theobald zu rufen, während er den ſchlafenden Stephan weckte.

Als der Oberſt mit dem Waldbruder heraus trat, ſagte Götz mit Haſt: Ehrwürdiger Bruder! ſogleich wird mein Diener Euch Lebensmittel auf mehre Tage bringen; verſchließt Euch mit dieſem Herrn und ſeinem Kinde in Eure Klauſe, laſſet Niemand ein, es ſey wer es wolle, das Leben dieſes Mannes hängt davon ab. Er iſt ein Unglücklicher, ein Freund des edlen Schafaotſch, mehr brauch' ich Euch wohl nicht zu ſagen! — Grüßt Euer holdes Kind! — ſagte er nun zu Predaw — Lebt wohl! ich muß Euch ſchnell verlaſſen, meine Pflicht befiehlt es. Eilt fort in die Klauſe, geſchwind, ehe es zu ſpät wird!

Und ich?! rief Stephan.

Du folgſt mir mit Deinem Weibe und dem Rappen, der uns Alle in's Verderben ſtürzen könnte, träfe man ihn hier. Lebt wohl, Vater! Bruder

Theobald, lebt wohl! — ich übergebe Euch das Theuerſte was ich auf Erden habe. Nun kommt! — Stephan küßte die dargereichte Hand ſeines Herrn, eine Thräne ſank darauf. Es wurde ihm ſchwer, ſich trennen zu müſſen; er folgte nicht eher dem Mahnen des Rittmeiſters und wich nicht von dannen, bis er ſeinen Herrn in die Klauſe treten und dieſe hinter ihm ſich ſchließen ſah.

8.

Um Götz hatten ſich ſeine Jäger und Diener verſammelt, und auf Fußſteigen, die ſelbſt Stephan nicht kannte, der auf die Frage: wohin es ginge, und warum man ihn von ſeinem Herrn getrennt? keine Antwort bekam, ging der Zug Berg auf, Berg ab, in der Richtung von Landshut, mit eiligen Schritten vorwärts.

Herr! — rief endlich dieſer, als ſie jetzt den Hainfall erreicht hatten, — eilt nicht ſo ſehr, oder gebt mir Brot oder Haſer für mein Thier — das arme Roß kann nicht mehr; und ſtärker, oder gar mit Schlägen es anzutreiben, wäre mir unmöglich.

Laßt uns einen Augenblick ruhen, hier iſt Waſſer, das arme Thier zu erquicken!

Nicht einen Augenblick dürfen wir verweilen! — rief Götz — Lieber laß uns das alte, unbrauchbare Roß todtſtechen und hier vom Felſen hinab in das Waſſer ſtürzen; im Abgrunde findet und erkennt es Niemand. — Michel! — rief er einem Diener zu — ſtich das alte Roß nieder und ſtürz' es da hinunter!

Herr! — rief Stephan wüthend, ergriff ſein Feuergewehr und trat vor den Rappen, — ehe ich das erlaube, ſeht — ſo wage ich Alles!

Da tönte ein Jagdhorn in der Ferne. — Raſender Menſch! — rief Götz — das Pferd kann Deinen Herrn, kann Maria verderben! Willſt Du ein treuer Diener ſeyn, ſo hindere meine Leute nicht, opfere das alte Roß und folge uns ſchnell!

Tödten? nein, wahrlich, das duld' ich nicht! — ſagte Stephan beſtimmt — es entſtehe was da will! Aber hier iſt ſchönes Gras, hier friſches Waſſer! — Er nahm den Zügel von des Pferdes Kopf. — Deine Freiheit will ich dir geben, dich verlaſſen, wie ich meinen armen Herrn verlaſſen mußte; und nun lebe wohl, du alter Freund in

Noth und Tod, leb' wohl! — Er klopfte dem Thiere traurig den Hals und folgte den Andern, die ſchon bei dem nahenden Rufe der Waldhörner durch das Dickicht vorangegangen waren.

Als ſie das Thal durchſchritten und die jenſeitige Höhe erreicht hatten, wendete ſich Stephan noch einmal. Traurig hob der Rappe den Kopf in die Höhe und wieherte. — Du rufſt mich, alter Gefährte! — rief Stephan — Schweig', ich darf nicht kommen! — Hinter der Höhe verſchwand er.

Einſam ſtand nun das verwundete Roß in der Wildniß, graſ'te längs der Quelle, ſtreckte den Hals weit vorwärts und ſchien den treuen Pfleger zu ſuchen. Plötzlich ſpitzte es die Ohren, hob witternd den Kopf in die Höhe, und trabte, ſo gut es konnte, dem Fußſteige zu, auf welchem jetzt ein Hirſch im vollſten Laufe angeſetzt kam. Ihm folgten die Hunde und zwei Reiter. Der Hirſch jagte am Roſſe vorbei, ſtürzte ſich über die Klippen des Hainfalles in die Tiefe, und zerſchlagen lag er unten. Die Jäger folgten, ſtutzten an dem jähen Abhange und riefen die Hunde ab.

Nichts glückt mir doch heute! — ſagte der Eine, welcher der Herr zu ſeyn ſchien, während der Andere die Hunde zuſammenkoppelte. — Da liegt das Thier und hat das Genick gebrochen; laß die Hunde los, Kurt! führe ſie hinunter, ſie mögen ihn zerreißen! — Doch ſieh! — rief er plötzlich — was für ein Pferd ſteht hier, verlaſſen, verwundet, ohne Zügel? Sonderbar! Wie? — rief er erſtaunt — iſt das nicht Predaws Streitroß? Bei Gott, es iſt's! Der blauſammetne Sattel, die Bügel, womit ich ihm auf dem Kynaſt ein Geſchenk machte — es iſt's, und ſein Herr ſicher in der Nähe! — Kurt! — rief er laut, und das Echo gab vielfach den Ruf wieder — Kurt, laß die Hunde! — Auf, ſammle die Meinen, biete den Kroatenhauptmann in Seidorf auf zur Menſchenjagd! Predaw iſt hier und Jakobine; er ſoll ſich im Walde zerſtreuen, wen er trifft, einfangen und zu mir bringen. Fort, was zauderſt Du?!

Herr! — ſagte Kurt mit bebender Stimme — ich dachte an den alten Jäger, der geſtern beim Brande von Hirſchberg, als ſeine Tochter ihre Schande durch freiwilligen Flammentod geendet hatte, zu Euch trat, um Rache flehte, Ihr ihn hart von Euch wieſet, und er ausrief: „Rächt das Gott nicht, ſo bin ich der Rächer!“ Durch die Flammen ſich ſtürzend, entging er Eurem Zorn Ich dachte an die fürchterliche Stunde von geſtern, an das Geſchrei der Weiber und Kinder, an die wüthende, verzweifelnde Gegenwehr der Männer, an die gräulich zerſtörte Stadt; das war ein furchtbares Freudenfeuer!

Ich gab den Befehl nicht aus Uebermuth, — ſagte, düſter vor ſich hin blickend, der Andere. — Wer hieß die Thoren zwei meiner Leute um einer Kleinigkeit willen ermorden!

Freilich eine Kleinigkeit! — rief Kurt lachend — Was machten die Narren auch für ein Weſen aus der Ehre einer Jungfrau!

Schweig! — rief der Herr zornig —•Fort, und thue was ich Dir befehle; hier findeſt Du mich wieder! — Der Diener gehorchte. Der Reiter ſtieg ab, band ſein Pferd an einen Baumaſt, ſetzte ſich auf einen Stein und ſah hinunter in den ſteilen Abgrund den Hunden zu, welche den verwundeten Hirſch zerriſſen. Doch plötzlich wendete er ſeinen Blick von dieſer grauſen Scene. — Soll ich denn ewig nur an ſolchen Schauſpielen mich erfreuen? — ſagte er finſter — ſoll ich mich denn immer nur am Blute laben, bis es auch mit mir blutig endet? — Starr ſah er vor ſich nieder und ſaß ſchweigend, ſinnend da; nur das eintönige Plätſchern des Waſſers unterbrach die todte Stille, unten wütheten die Hunde in ihrer Beute. Da klatſchten über dem Jägersmanne die Flügel eines Geiers, der hoch in der Luft in langſamen Kreiſen ihn umſchwebte. Der Jäger gewahrte ihn, legte ſeine Büchſe an, und der Geier ſank todt zu ſeinen Füßen. — Du wollteſt die Beute theilen! — rief er hohnlachend — armer Tropf, da nimm dein Theil! — Er ſchleuderte ihn zu den Hunden hinab, die erſchreckt aus einander fuhren. — Wie die Menſchen! — rief er — Einer flieht vor dem Andern, ein Räuber fürchtet den andern. Und vor wem fürchte ich mich?! — rief er jetzt aufſpringend — vor welchem menſchlichen Weſen würde ich erbeben? — Vor mir?! — rief er aus und fuhr vor dem Quell zurück, der ihm ſein Bild wiedergab. — Hu, vor mir ſelbſt! — Er wendete ſich ab von dem Quell, und hinter ihm ſtand ein menſchliches Weſen, vor welchem der Stolze noch mehr erbebte; Jakobine ſtand hinter ihm mit fliegenden Haaren, zerriſſenem Gewande, das Schwert feſt unter den Arm gedrückt.

Jeſus Maria! — rief er aus — Du hier?! — Staunend ſah ihn die Jungfrau an. — Du, die ich ſo lange geſucht, meiner Sehnſucht Ziel, Du hier?!

Heinrich! rief die Jungfrau, ihn plötzlich erkennend, und als ob mit dieſem Blicke die irren Sinne ſich geordnet hätten, reichte ſie ihm freundlich die Hand, ſtrich ſich die wild flatternden Locken von der Stirne, und fragte ihn mit ſanfter Stimme: Woher kommſt Du, Geliebter?

Und woher Du, Jakobine? ſagte Heinrich Götz, ſie umſchlingend.

Ich glaube — Dich zu ſuchen, ſtürzt' ich aus einem brennenden Hauſe —

Du warſt in Hirſchberg? fragte er, ſie ſtarr anblickend.

Wo ich war, weiß ich nicht mehr genau. Aber ſieh doch nicht ſo wild auf mich, mein Geliebter! ich fürchte mich vor Dir; Deine Blicke bohren ſich tief und ſchmerzhaft in mein Inneres! — Sie wand ſich ſanft aus ſeinen Armen, doch ruhte ihr Blick ſehnſuchtvoll und innig auf des Mannes herrlicher Geſtalt.

Auch Götz betrachtete ſie genauer. — Der ſonderbare, zerſtörte Anzug, das loſe, flatternde Haar, die Gluth ihrer Blicke, Alles weckte die wilde Leidenſchaft wieder auf; ſchöner, lockender hatte er ſie noch nie geſehen. Sein Auge ruhte immer noch glühend auf ihr; da erröthete die Jungfrau, hüllte ſich in ihren zerriſſenen Mantel, und bat Götz mit weichem Tone, ſie zu ihrem Vater zu geleiten.

Wo iſt er? fragte Götz ſchnell.

Wo er iſt? — wiederholte, wie aus einem Traume erwachend, das Mädchen. — Kann ich mich doch nicht darauf beſinnen, mein Geliebter!

Nicht beſinnen?! — rief dieſer heftig; doch ſchnell faßte er ſich. — Wir wollen zu ihm, Jakobine, um ſeinen Segen bitten; komm! Ruhe nur erſt einen Augenblick hier, bis meine Leute zurückkehren, dann folge ich Dir!

Aber wohin ſoll ich? — fragte Jakobine, immer noch ſinnend. — Ich bleibe bei Dir, mein Bräutigam! — fuhr ſie fort und ſchlang ihren Arm zutrauensvoll um ſeinen Nacken — Es war wohl nur ein böſer Traum — nicht wahr, mein Heinrich? — Sie ſah ihn noch einmal ſtaunend an, dann ſchmiegte ſie ſich ſanft an ihn. Da drückte er die Jungfrau mit wilder Gluth an ſein

Herz, ſeine Lippen brannten wie Feuer auf den ihrigen. Sie glühte erzitternd, ihr Buſen klopfte mächtig dem ſeinen entgegen. Aber ſchnell entriß ſie ſich ſeinen Umarmungen, faßte nach ihrem Schwerte — feſt hatte es Stephans ſorgſame Hand in die Scheide gebannt. Noch einmal umfaßte ſie Götz. Da warf ſie ſich am Rande des Felſens, da, wo der Hainfall ſich ſchäumend über Klippen jäh hinabwälzt, auf ihre Kniee. — Erbarmen! — ſchrie ſie händeringend — Erbarmen! — So wahr das Auge Gottes auf mich blickt, ſo gewiß ſtürze ich mich in den Abgrund hinab, berührt mich noch einmal Deine Hand!

Götz trat erſchrocken zurück und ſah verwundert auf die Jungfrau, die mit wildem, verzweiflungvollem Blicke, in der heftigſten Wallung, an dem ſteilen Rande des Abgrundes kniete; die leiſeſte Bewegung, und ſie ſtürzte hinab.

Beide ſchwiegen; Jakobine, die Hände gen Himmel hebend — Götz, ſie zürnend betrachtend. Da lockte ihn noch einmal die Begierde, noch einmal nahte er, ſie zu umfaſſen. — Zurück! ſchrie ſie, beugte den ſchlanken Leib rückwärts über den Abgrund, mehr und immer mehr — ſie ſchwankte. —

Jetzt

Jetzt — Barmherziger Gott! — ſchrie Götz und bedeckte mit beiden Händen das Geſicht — Um aller Heiligen willen, Jakobine! halte ein — ich rühre Dich nicht an!

Da unten iſt es auch fürchterlich! ſagte dieſe gelaſſen und blickte in die Tiefe hinab, während Götz nach ſeinem angebundenen Roſſe ging.

Nun wohl! — hub dieſer endlich an — Ihr verſtoßt mich, Ihr brecht den Schwur der Treue, zerreißt das Band, das uns für die Ewigkeit verbinden ſollte; Eure Kälte ſtößt den Bräutigam zum zweiten Mal von Eurem Herzen. Nun wohl, ſo ſey es getrennt! — Er ging, nahm ſein Roß am Zügel, rief die Hunde von der Beute ab, und ſchien ſich um die zitternde Jakobine nicht weiter zu kümmern, die, am ganzen Körper bebend, am jähen Abgrunde noch immer auf den Knieen lag. — Lebt wohl! — rief er noch einmal und warf den Zügel über des Pferdes Kopf — Wir ſehen uns nie wieder!

Da hob ſich Jakobine ſchnell empor; ihr Geſicht, ihre ganze Geſtalt ſchien verändert. Das zitternde Mädchen ſtand ernſt, ſinnend, mit majeſtätiſchem Anſtande vor ihm; auf ihrem Antlitze ſchien eine Leidenſchaft die andere zu vertreiben, ihr Inneres war im Kampfe. Jetzt ſetzte ſie bedachtſam den einen Fuß vorwärts und ſah mit funkelnden Augen nach dem Geliebten. — Lebt wohl, Jakobine! ſagte dieſer noch einmal und faßte den Bügel. Da ſprang ſie auf ihn zu. — Nimm mich mit, mein Heinrich! — rief ſie aufſchreiend — Ich folge Dir!

Glück auf! rief Götz, hob ſie auf das Roß und jagte mit ſeiner Beute davon.

Feſt ſchlang ſie ihren Arm um ſeinen Leib, duldete ſeine Küſſe, die ſie glühend erwiederte. Und als nun das Roß im wilden Jagen dahin flog, die Meute bellend und wild um ſie her ſprang, hob ſie ſich im Sattel hoch in die Höhe, wild flatterten ihre Haare im ſauſenden Winde, die gehobene Rechte durchkreuzte nach allen Richtungen die Luft, und mit wildem Jauchzen ſang ſie:

Ueber Stock und über Geſtein,
bei des Mondes verbleichendem Schein,
reitet der Jäger im Wald.
Heiſa! Hurrah! ſo ſchallt's durch die Luft,
und aus finſtrer, verborgener Kluft
tritt eine nächt'ge Geſtalt.

Trauter, mein Trauter! warum vor mir flieh'n? —
Hörſt Du den wüthenden Jäger nicht zieh'n? —
Hörſt nicht ſein kreiſchendes Horn? —

Jakobine! — unterbrach Götz ihren gellenden Geſang — Schweig, Liebe! Du ſingſt das grauſige Lied ſo widrig, daß ich Dich bitten muß —

Ohne weiter auf ihn zu achten, fuhr dieſelbe fort:

Horch', wie er heult, der wüthende Troß!
Nimm Dein Feinliebchen mit auf Dein Roß,
und gieb dem Rappen die Sporn!

Jakobine! rief Götz noch einmal in rauhem, unmuthigem Tone; doch ſie ſchien es nicht zu bemerken und fuhr fort:

Und wie der ſauſende Pfeil in der Luft,
ſetzte der Rappe hoch über die Kluft,
durch das Dunkel der Nacht.
Bis an des Bergſtroms felſigen Rand
kam das Getümmel ihm nachgerannt,
folgte die wüthende Jagd.
Heiſa! —

Jakobine! — rief noch einmal Götz und ſchüttelte mit kräftiger Fauſt die wilde Sängerin — biſt Du wahnſinnig?!

Das Mädchen ſchwieg, ſah ihm feſt in's Auge, und die Wildheit ihrer Blicke verſchmolz nach und nach in Schwermuth. — Mein Vater hat es oft leiſe zu meiner Schweſter geſagt, ich wär' es, — antwortete ſie traurig. — Glaub' es aber nicht, lieber Heinrich! — fuhr ſie bittend fort — Glaub' es nicht!

Jakobine! — rief Götz, das Blut ſtarrte in ſeinen Adern, die Hand hielt des Roſſes Zügel an. — Was ſagſt Du?

Ja, mein wilder Bräutigam! — rief ſie aus und ſchlang beide Arme feſt um den Reiter — Wenn ich träume, bin ich es nicht; da kommſt Du immer zu mir, und mit Deinem Schwerte ſcheuchſt Du die böſen Geiſter von mir, und ich bin dann ruhig, zufrieden, glücklich. Wenn Du mich aber dann ſtürmiſch umſchlingſt, und, wie in Zittau, glühend an Dich drückſt, dann kommen die böſen Geiſter wieder, mein Vater ſieht dann ſtarr auf mein geſchloſſenes Auge — Du fliehſt — ich erwache. Dann — ja dann? — Dann nennen es die Andern meinen Bräutigamstraum, und der Bräutigam iſt mir doch entflohen!

Noch immer ſah Heinrich Götz das Mädchen an, das, bitterlich weinend, ſich immer feſter an ihn ſchmiegte. Der Schreck lähmte ſeine Kraft. — Wahnſinnige! — rief er endlich — laß mich los!

Als der Knab' ein Röslein wollte brechen,
ritzt' er an dem Dorn die freche Hand —

ſang ſie leiſe vor ſich und hielt ihn immer ſtärker. Götz verſuchte, ſich von ihr los zu winden, aber ſtark und kräftig hielt ſie ihn umfaßt; er rang vergebens mit ihr, keine Gewalt, kein Bitten half. Sie ſang einige Stellen aus alten Balladen und drückte ihn immer feſter an ſich. Da faltete der Liſtige ſeine Hände zum Gebete und ſagte leiſe, doch ſo, daß es Jakobine vernehmen konnte: Vater im Himmel! nimm Dich der Unglücklichen an, laß Deine Engel ihre ſchützenden Flügel über ſie breiten! — Und auf das Gebet lauſchend, ließ die Jungfrau ihre Arme ſinken, faltete die Hände und ſagte leiſe vor ſich: Nimm Dich ihrer an, Gott im Himmel!

Fahr' hin, wohin Du willſt, Wahnſinnige! rief Götz, indem ſein kräftiger Arm ſie von ſich ſchlenderte. Doch im Fallen faßte ihre Hand den Zügel, hielt ihn feſt, und als das Roß, ſcheu geworden, bäumte, hob es die Gefallene mit ſich in die Höhe, denn den Zügel ließ ſie nicht fahren.

Mein Heinrich! — rief ſie — verlaß mich nicht, bleib' bei mir! Ich will Dir Alles verzeihen, nur bleib' bei mir! Die Hochzeitfackel brennt unten im Thale, komm mit mir, Geliebter!

Wahnſinnige, laß los! rief Götz.

Nur im Tode! rief Jakobine, und griff nach dem Dolche.

Laß los, Tolle! — rief Götz noch einmal, und griff nach ſeinem Schwerte. — Reize mich nicht zum Verbrechen!

Sie aber hielt den Zügel feſt. — Die Engel ſchützen mich! ſagte mit Ruhe die Jungfrau, ſanft nach ihm aufblickend. Da fiel im Dickicht ein Schuß. Das Roß that einen Satz — Götz ſank zuſammen und ſtürzte zu Boden.

Blut quoll aus der Wunde der Bruſthöhle. Jakobine kniete neben ihm, riß den ſeidenen Mantel in Stücke, und legte dieſe auf die blutige Stelle;

aber immer heftiger ſtrömte das Blut hervor, ſie konnte es nicht ſtillen. Kalter Angſtſchweiß rieſelte von ihrer Stirn. — Das ſind keine Roſenblätter aus meinem Kranze! ſagte ſie nun traurig und ſah ſich ängſtlich um, ob Niemand da ſey, ihr beizuſtehen; und dicht hinter ihr ſtand ein langer, hagerer Mann im grünen Jagdkleide, die Büchſe im Arme — höhnend ſah er auf den Daliegenden.

Ein ſchlechter Schuß! — rief er aus — Das Herz nicht getroffen, und das war doch mein Ziel!

Still, ſtill! — ſagte Jakobine und winkte dem Grünrocke — Mein Bräutigam ſchläft, weck' ihn nicht auf, er zürnt ſonſt. Stille nur das Blut!

Wär' es nicht Wohlthat, ihm den Reſt zu geben? — ſagte der Jäger, ohne auf Jakobine zu achten. — Das Herz muß ich treffen, das harte, erbarmenloſe! — Er ladete ruhig ſeine Büchſe, ſchüttete Pulver auf die Pfanne, und klopfte die Lunte ab. Jakobine bemerkte dieß Alles nicht — ſie war zufrieden, daß der finſtere Mann ſchwieg. Jetzt legte er an, zielte genau auf das Herz, und als er die Lunte hob, ſchlug Götz die Augen auf und ſah ſtarr mit gebrochenem Blicke nach ihm hin. Der Jäger nahm das Gewehr von der Backe, ſtemmte es wild auf die Erde. — Kennſt Du mich?! rief er dem Verwundeten grimmig entgegen.

Seht, Ihr habt ihn geweckt! ſagte Jakobine zürnend.

Kennſt Du mich? wiederholte mit furchtbarem Tone der Mann.

Ich kenne Dich! — ſagte Heinrich Götz mit matter Stimme — Vollende!

Noch nicht! — rief dieſer höhniſch, während Jakobine ein Stück ihres Mantels nach dem andern auf die Wunde legte und einen Stein unter Götz's Kopf ſchob. — Siehſt Du dort den Rauch? — rief der Grimmige — Es ſind die Trümmer von Hirſchberg! — Hörſt Du das Geſchrei? Es iſt das Klagegeheul der Unglücklichen! — Götz ſtöhnte leiſe. — Hörſt Du das Stöhnen der Sterbenden? — Es iſt der letzte Todesſeufzer meiner Tochter, die ſich in Flammen rein wuſch von der Sünde! — Hörſt Du dieß? Es ſey Dir Deines Pfaffen Gebet in der Stunde des Todes!

Ende! rief Götz, ſich aufrichtend.

Nein! — rief Jakobine — er iſt mein Bräutigam, wir gehen noch zum Altare!

Ende, Rachegeiſt! ſchrie Götz mit der letzten Kraft auf. — Der Jäger legte an; doch ſchnell, wie die Gazelle der Wüſte, ſprang Jakobine auf, faßte ſeinen Arm, und ſeitwärts ging der Schuß in den Wald.

In dieſem Augenblicke ließen ſich von allen Seiten Götz's Diener und Reiter ſehen. Der Jäger ſprang raſch die Klippen hinab, kein ihm nachgeſandter Schuß traf ihn; er entkam.

Bringt mich in irgend eine Hütte! — befahl Götz nun den Seinen, hob die linke Hand und reichte ſie Jakobine. — Du — folge — mir. — Sein Auge ſchloß ſich wieder.

Die Diener flochten eine Trage von Zweigen, legten ihn darauf und zogen mit ihm in den Wald. Jakobine ging ihm zur Seite, pflückte alle Blumen, die ſie am Wege fand, und ſchmückte den Schlummernden damit.

9.

Während Wilhelm, dem beſtimmten Befehle ſeines Vaters zufolge, nach Landshut ritt und ſeinen Bruder vermied, von dem er erfahren hatte, daß er heute im Walde jagte, ſaßen Predaw und Maria in der Klauſe des Bruders Theobald in ängſtlicher Sorge. Die brennende Hütte, Jakobine, ſtanden vor ihrem Blicke, und es bedurfte ſehr des Troſtes vom Waldbruder, um ihnen das herrliche Vertrauen zu Gott zu erhalten. Da pochte es an die Thür der Klauſe.

Macht auf! — rief eine männliche Stimme — es naht ein Verwundeter! — Niemand regte ſich in der Hütte; Maria zitterte heftig. — Um Gottes Barmherzigkeit willen! — rief noch einmal die nämliche Stimme — öffnet, oder ich brauche Gewalt!

Dort hinein in jenes Kämmerchen! — ſagte leiſe Bruder Theobald — Verriegelt die Thür, und überlaßt mich meinem Schickſale! — Ein Getöſe von Menſchen und Pferden ward draußen gehört.

Oeffnet! rief eine andere Stimme, und zugleich dröhnte ein Kolbenſchlag an die Thür; eine weibliche Stimme rief draußen: Macht auf die Pforte des Hochzeithauſes, ich will mit meinem Bräutigam einziehen!

Jakobine! ſchrie der Vater laut auf, und Gefahr und Alles vergeſſend, ſtürzte er nach der Thüre, und ehe Theobald es hindern konnte, hatte er ſie geöffnet. — Mein Kind! ſchrie er auf, und ſchloß Jakobine in ſeine Arme, die ſchnell die eine Hand auf ſeinen Mund legte, während die andere nach dem Verwundeten zeigte. Leiſe raunte ſie ihm zu: Still, Vater! Seht Ihr denn nicht, daß er ſchläft?

Man trug nun Heinrich Götz in die Hütte; Maria hatte Bruder Theobald in das Kämmerchen verſchloſſen.

Der Klausner brachte ſchnell ein Fläſchchen mit ſtarkem Geiſte, indeß ein Diener aus ſeiner Jagdtaſche alles Nöthige zum Verbande hervorholte, und Predaw ſchützend vor die Thür der Kammer ſich ſtellte. Jakobine ſetzte ſich auf einen Schemel und ſah unverwandten Blicks auf den Verwundeten, welcher jetzt wieder Zeichen des Lebens gab.

Still! — rief das Mädchen — weckt ihn nicht auf; die Hochzeitgäſte ſind noch nicht da, und mir fehlt noch der Brautkranz!

Als Götz nun die Augen aufſchlug und ſtaunend um ſich blickte, ſagte er mit ſchwacher Stimme: Ich fühle mich ſehr ſchwach. Gotthold! reite zu meinem Bruder nach Landshut, bitte ihn, daß er zu mir komme. Du, Friedrich! reite nach dem Kynaſt zu dem ehrwürdigen Geiſtlichen, lad' ihn ein, in meiner letzten Stunde mir beizuſtehen, ich bedürfe ſeines Troſtes. Ihr Andern verlaßt mich, kehrt nach Hirſchberg zurück. Nur Du, Kurt, bleib' bei mir, mich zu verbinden, wenn es noch Zeit iſt!

Während Kurt die tödtliche Wunde verband, ſah Jakobine aufmerkſam zu; Götz reichte ihr die Hand und entſchlief.

Sorgſam wachte Jakobine an ſeiner Seite, ſie verwandte kein Auge von dem Schlafenden, und lauſchte aufmerkſam auf jeden Athemzug. Da öffnete Predaw leiſe die Thür, Maria ſtürzte heraus und ſank in die Arme ihrer Schweſter, die ſie ſogleich erkannte und mit ſtürmiſcher Freude an ihr Herz ſchloß. Freundlich lächelnd zeigte ſie Maria den Schlummernden, und bat ſie leiſe, ihr doch Blumen zu bringen. Bruder Theobald ging ſchnell und kehrte bald mit einem Körbchen Blumen zurück, die er Jakobine reichte, welche ſie ſchnell überſchaute. — Keine Myrte? fragte ſie traurig und kopfſchüttelnd den Waldbruder, und ſchüttete die Blumen in ihren Schooß.

10.

Ihren Geliebten erwartend, hatte ſich Maria an des Vaters Seite vor die Hütte geſetzt, und ſah ſinnend nach dem Wege, auf dem er kommen mußte. — Wenn er ſtirbt! — rief plötzlich Predaw vor ſich hin, und mit jedem Worte ward er heftiger. — Wenn er ſtirbt, habe ich Dich für ewig von Wilhelm Götz getrennt und Dich unglücklich gemacht! Dann irr' ich Geächteter durch Nacht und Dunkel. Vor mir zieht mein Gewiſſen, zu meiner Linken wankt meine trauernde, welkende Maria, zu meiner Rechten jauchzt die wahnſinnige Jakobine! Hinter mir praſſeln die Flammen, Kinder und Greiſe wimmern, und der Jubel wilder Krieger miſcht ſich in ihren Jammer; Alles rollt hinter mir her und treibt mich in den Abgrund, den mein böſer Geiſt mir öffnete!

Da tönte aus dem nahen Gebüſche das Glöckchen; ein Knabe trat aus dem Walde auf den grünen Raſenplatz vor der Klauſe und verkündete die Nähe des Allerheiligſten; der ehrwürdige Prieſter vom Kynaſt folgte, das Venerabile tragend. Predaw und Maria beugten ehrfurchtvoll ihre Kniee.

Der Geiſtliche ſegnete ſie im Vorübergehen und trat in die Klauſe. Noch ſchlief Götz. Jakobine erhob ſich beim Eintritt des Prieſters und küßte ſeine Hand; Bruder Theobald begrüßte ihn wie einen alten Bekannten und führte ihn in's Kämmerlein.

Vater! — ſagte Maria, als der Prieſter eingetreten war. — Vernahmt Ihr die heiligen Töne, welche in dem Augenblicke der Verzweiflung Euch entgegen hallten? Seht dort den bleichen Abendſtern! verſchwunden war er unſerm Auge, nun tritt er wieder hervor, bleich, kaum daß wir ihn ſehen und begrüßen können; doch mit jeder Minute wird er heller und heller, bis er wieder im goldenen Glanze ſtrahlend vor uns ſteht. So auch des Menſchen Gemüth. Trübt es das Schickſal, hellt es der Glaube wieder, und vertrauend erglüht es in ſeinem Strahlenlichte.

Der Vater drückte ihr innig die Hand und ſah vertrauend auf das ſchimmernde Licht des Abendſternes, der bald im vollen Glanze ihm entgegen ſtrahlte.

11.

Als der ehrwürdige Prieſter mit Theobald aus der Kammer trat, fanden ſie Jakobine, einen Kranz von Vergißmeinnicht in den Haaren, das Lager des Schlummernden mit den Wieſenblumen beſtreut, zwei ſinnige Maßliebchen aber an ſeinem Herzen ruhend. Roſen, Rosmarin und Nelken lagen noch unberührt im Körbchen.

Seht! — rief ſie ihnen entgegen — hier meinen Kranz! — Doch in dem nämlichen Augenblicke erwachte Götz, ſah ſich mit Blumen geſchmückt, und ein ſchmerzhaftes Lächeln zuckte um ſeine bleichen Lippen; er blickte freundlich auf Jakobine, die beglückt und zufrieden auf ihren Kranz von Vergißmeinnicht zeigte. Seinem alten Bekannten, dem Prieſter vom Kynaſt, reichte er mit ernſtem Blicke die Hand, und bat nun die Uebrigen, ihn mit dem ehrwürdigen Herrn allein zu laſſen.

Jakobine wollte nicht von ſeinem Lager weichen. — Herr! — ſagte ſie endlich dem geiſtlichen Herrn leiſe in's Ohr — wie könnt Ihr denn die Handlung ohne Braut verrichten? und die Braut bin ich! — Nur Maria's Bitte, die immer, gleich einem Engel, den böſen Geiſt der Schweſter verſcheuchte, gelang es, ſie zu bewegen, mit ihr die Klauſe zu verlaſſen.

Während Heinrich Götz dem Pfarrer in der einſamen Hütte beichtete und ſich zu der langen Reiſe reuevoll vorbereitete, ſtand draußen Alles in ſtummer Trauer. Endlich unterbrach Heinrichs Diener das Schweigen. — Es iſt doch ein verdrießlich Ding um den Tod — ich glaube faſt, er ſchlägt jetzt meinem Herrn während der Beichte ſein Sündenbuch auf. — Wird doch der Wildeſte zahm, wenn er am Rande des Grabes ſteht!

Wer? — rief heftig auf ihn zu ſpringend Jakobine — wer ſteht am Rande des Grabes? Von wem ſprichſt Du, Unglücklicher?! —

Bruder Theobald winkte Kurt; dieſer verſtand

das

das Zeichen. — Von meinem Sohne! ſagte er ſchnell.

Da bedaure ich Dich, armer Vater! — ſagte die Jungfrau theilnehmend — Aber glaube es nicht, Dein Sohn ſtirbt nicht! — Hierauf ſah ſie ihm ſtarr in's Geſicht. — Narr, ich kenne Dich! — fuhr ſie fort — Du haſt ja keinen Sohn, biſt meines Bräutigams Diener, biſt Kurt! — Begleiteteſt Du ihn nicht, als wir nach Zittau flohen? Ja, nun beſinne ich mich! — Sie reichte ihm die Hand. — Du warſt damals — Sie beſann ſich und bedeckte mit der flachen Hand die Augen.

Da wieherte ein Roß in der Ferne, und Wilhelm Götz ſprengte den Berg herauf, hinter ihm der alte Stephan. Er ſprang vom Pferde, drückte im Vorbeigehen Maria's Hand mit Heftigkeit, und mit dem Ausrufe: Mein armer Bruder! ſtürzte er in die Klauſe; Theobald folgte ihm.

Ich ließ Dich rufen, mein Bruder! — ſagte Heinrich Götz, dem Hereintretenden die Hand reichend, — Dich und den Vater — wo iſt er?

Er ſendet Dir ſeinen Segen durch mich! ſagte Wilhelm verlegen.

Er wollte mich nicht ſehen! — rief Heinrich Götz ſchmerzlich — Seit Hirſchbergs Brande hat mich der Vater verflucht — nicht, Wilhelm?

Nein, Heinrich! — „Bring' ihm meinen Segen und meinen Abſchiedkuß!" rief er mir nach. Ich bringe Dir Beides!

Ich habe abgeſchloſſen mit der Welt! — unterbrach Heinrich Götz nach dem Verſöhnungkuß das dumpfe Schweigen — Ich habe nichts mehr zu wünſchen, meine Stunden ſind gezählt, und mein Leben ſteht grauſenhaft vor mir und macht mir die letzten Augenblicke qualvoll — Ach, könnte ich doch nur mit einem guten Werke von hier gehen!

Die Gelegenheit dazu giebt er Dir! — ſagte nun Wilhelm Götz — Der Himmel zeigt Dir einen Weg zur Verſöhnung. Mein Glück liegt in Deiner Hand. In einer unglücklichen Stunde ſchwur Predaw, daß ſein Fluch meinen Bund mit Maria ſo lange verfolgen werde, bis Du Jakobine Deine Hand gereicht.

Der Wahnſinnigen?! rief Götz ſchaudernd.

Der Wahnſinnigen durch Dich! ſagte Wilhelm nicht ohne Bitterkeit.

Und Alle würden glücklich, auch Predaw? — Und ich allein ginge der Verdammniß entgegen? — Sie, die Wahnſinnige, auf dem Sterbelager noch mein Weib? — Nein, nein! — Mich ſchaudert davor! — Da fiel ſein Blick auf die Maßliebchen, die Jakobine an ſeine Bruſt gelegt hatte, er ergriff ſie und ſah nachdenkend auf die einfachen Blüthen. — Hm! — ſagte er vor ſich — Sie hat mich treu geliebt, und ich war der Sturm, der die Blüthe ihres Lebens entblätterte. Sie hat mich treu geliebt in ihrem Wahnſinne, und ich war es, der ihre Sinne verwirrte. Vielleicht! — Vielleicht löſche ich dieſe Schuld wenigſtens — und Gott könnte mir vergeben! — Es ſey! — Ehrwürdiger Herr! — ſagte er nun, ſich zu dem Prieſter wendend, — ſegnet unſern Bund, und dann — betet für die Unglückliche — und für mich! —

Zwar iſt es gegen meine Pflicht, — antwortete der würdige Geiſtliche — da, wo der Wille nicht frei, der Verſtand gebunden iſt, die heilige Handlung zu vollziehen; doch hier hört alle irdiſche Rückſicht auf, hier, wo das Heil der Seele mein reiner Zweck iſt.

Wilhelm ſtürzte hinaus. — Maria! — rief er — Gott hat den Fluch gelöſ't; führe Jakobine zum Lager meines Bruders, der Segen des Prieſters wird ſie vereinen!

Aufmerkſam hatte Jakobine auf jedes Wort Wilhelms gelauſcht, und als Maria ſich nahte, ihre Hand faßte und mit wehmüthigem Tone zu ihr ſagte: Komm, meine geliebte Schweſter! — der Vater ſie heftig in die Arme ſchloß, da erröthete die Jungfrau und ordnete ihren Kranz. Aengſtlich ſchlug ihre Bruſt, und als ſie die Schwelle der Klauſe betrat, hielt ſie zagend an. — Mir iſt ſo ſonderbar, Maria! — ſagte ſie nach einer langen Pauſe — Wohin führſt Du mich?

Zu Deinem Geliebten! ſagte Maria, eine Thräne im Auge.

Ich ſchäme mich! liſpelte ihr Jakobine leiſe zu. Da öffnete der Bruder Theobald die Thür, und ſie ſchritt an Maria's Hand ſchüchtern hinein.

Heinrich Götz blickte ernſt auf ſie, die, mit dem Zauber bräutlicher Schaam umfloſſen, reizend in ihrer Schönheit ſich ihm näherte; ſein Herz ward bei ihrem Anblick erweicht; er reichte ihr die Hand, welche ſie, ſich vor ihm neigend, küßte, und während der ehrwürdige Geiſtliche nur wenige, aber ergreifende Worte ſagte, ſtand ſie beſcheiden, hörte andächtig zu, und ſagte dann mit zitternden Lippen ein leiſes „Ja!“

Als die Ceremonie, welche Heinrichs Gemüth tief erſchüttert hatte, beendigt war, bog er ſich mit der letzten Kraft nach Jakobine; ſie neigte ſich erröthend nach ihm und berührte nur leiſe ſeine Lippen. Götz drückte dann dem Vater, Maria und Allen die Hand, und bat, ihm zu verzeihen und ihn mit Jakobine einige Augenblicke allein zu laſſen. Sie erfüllten ſeinen Wunſch und verließen die Hütte.

Wohl eine Stunde ſaßen ſie draußen im Mondlichte. Stephan war hoch erfreut, da er von den Begebenheiten unterrichtet wurde, Götz und Maria ſchwangen ſich auf in ſelige Zukunft, nur Predaw dachte an ſein unglückliches Kind, und ſeine Freude war nicht ſchmerzlos. Da trat plötzlich die brennende Hütte vor ſeine Erinnerung. — Laßt uns zurückkehren in die Klauſe! — rief er ängſtlich — mir bangt! — Er ſtürzte nach der Thür und öffnete ſie. Da ſtand Jakobine im Kerzenglanze an ihres Gatten Lager und zerpflückte lachend den Vergißmeinnichtkranz, an deſſen Stelle ſie einen von dunkelm Rosmarin geflochten und in ihre Locken gewunden hatte. Heinrich Götz, einen Kranz von Roſen um ſeine Stirn, lag mit halbgeſchloſſenem Auge entſchlafen zur ewigen Ruhe. Er ſchien nicht ſanft entſchlummert zu ſeyn und den Frieden des Lebens nicht mit hinüber in das Reich des ewigen Friedens genommen zu haben.

Still, ſtill! — rief Jakobine den Eintretenden bittend entgegen — Stört ihn nicht, er ſchläft; ich muß bei ihm wachen! Seht, mein Hochzeitkranz iſt ſchon zerpflückt; einen von dunkelm Rosmarin habe ich mir gewunden, und dieſe Maßliebchen hat er mir ſelbſt an meine Bruſt geſteckt, und indem er mich berührte, ſchauerte er zuſammen und ſchlief ein. Stört ihn ja nicht, er ſchläft ſo ſanft!

Ja, er ſchläft, um nimmer zu erwachen! — ſagte Theobald — Friede ſeiner Seele!

So ſchweig doch, alter Mann! rief Jakobine zürnend. Doch als auch Wilhelm und Maria an das Sterbelager traten und weinten, als ſelbſt der Vater die Thränen nicht mehr aufhalten konnte, da ſchwieg ſie, ſetzte ſich wehmüthig zu den Füßen des Bettes nieder, ſah ihn unverwandt an und ſagte endlich mit Unmuth: Ihr macht mich ganz traurig! Trübt doch an meinem Hochzeittage meinen frohen Sinn nicht, gönnt mir doch das Glück und weinet nicht; er wird ſchon wieder aufwachen!

Wilhelm nahte ſich nun dem Verſchiedenen und drückte ihm ſanft die Augen zu.

Was machſt Du?! — rief haſtig Jakobine — Nun ſchläft er ja immer feſter, und ich ſehne mich ſo ſehr nach ſeinem Erwachen — nun ſind ſeine Augen feſt, feſt verſchloſſen!

Wilhelm ſandte hierauf einen Diener nach Hirſchberg, um Alles zum feierlichen Begräbniſſe zu ordnen. Im Felsthale, unfern der Klauſe begraben zu werden, dieſen Wunſch hatte Heinrich gegen den ehrwürdigen Prieſter geäußert; man ehrte ſeinen Willen. Wilhelm ließ unten im Thale unter zwei hohen Fichten das Grab graben und ſandte einen andern Diener nach Landshut zum Vater.

Jakobine blieb die Nacht über ſtill in ſich gekehrt neben der Leiche ſitzen und ward immer unruhiger, da ihr Gatte noch nicht erwachen wollte. Einige Male ſagte ſie leiſe zu Maria: Ich weckte ihn gern mit einem Kuſſe; doch, Schweſter, es grauet mir immer, ſo oft ich ihm nahen will! — Dann ſah ſie ſtundenlang ſtier auf ſein geſchloſſenes Auge. — Er wacht nicht auf! — rief ſie traurig — wenn mich der Vater ſo ſtarr anſah, war mein Traum und Schlaf ſchnell vorüber!

12.

Als der Morgen graute, Predaw mit Wilhelm Götz ſchweigend vor der Hütte ſaß und in die Gluth der Morgenröthe blickte, kam der alte Götz herangeſprengt. Predaw ſank in ſeine Arme, der alte Groll war vergeſſen, das Unglück ihrer Kinder hatte ſie wieder vereint, und die Väter vermochten ſich kein Wort zu ſagen. Von ſeinem Sohne geführt, trat er in die Klauſe, als eben Jakobine den Kranz an des Todten Schläfen ordnete, traurig die herabgefallenen Blätter ſammelte und in ihrem Buſen barg. Beide Töchter Predaws in ſeine Arme geſchloſſen, ſtand er vor des Sohnes Leiche, ſah ihn wehmuthvoll an, und ſagte dann ernſt, gen Himmel blickend: Richte ihn nach

Deiner Barmherzigkeit, Vater des Erbarmens! — bog ſich über ihn und küßte ſeine kalten Lippen.

Nun wird er doch aufwachen! ſagte Jakobine ſtill vor ſich hin. Doch er erwachte nicht. — Was weinſt Du, alter Mann?! — rief ſie jetzt plötzlich und ſah den alten Götz mit weitgeöffneten Augen an — Biſt Du nicht — und in dieſem Augenblick veränderte ſich ihr ganzes Geſicht — Biſt Du nicht ſein Vater? —

Und ehe noch Götz antworten konnte, tönte von fern durch den Wald der Todtenmarſch der Trompeten. Dragoner kamen von Hirſchberg, ihren Führer zur Ruheſtatt zu geleiten. Und als die dumpfen Töne näher und immer näher kamen, zitterte Jakobine am ganzen Körper und faßte des Vaters bebende Hand. — Wer ruft?! — ſchrie ſie auf — wer ruft mich mit dem Grabgeſange?!

Da öffnete ſich die Thür der Klauſe, und auf dem grünen Platze ſah man den Zug der Reiter halten; die Trompeter blieſen ein Sterbelied, die Reiter theilten ſich, und aus ihrer Mitte hob ſich der ſchwarze Sarg, an Vergänglichkeit mahnend, hervor.

Todt! — ſchrie bei dieſem Anblick die Wahnſinnige — todt, todt! — ſank über den Erſtarrten, küßte die bleichen, kalten Lippen und ſchlang krampfhaft ihre Arme um den Entſchlafenen. So lag ſie mehre Minuten, und als ſie ſich erhob, mit ſtarren Augen im Zimmer umherblickte, die Locken von der Stirn ſtrich und raſch nach ihrem Herzen faßte, rief ſie, wie aus einem langen Schlaf erwacht: Wo bin ich?! — Und als ſie ſich wendete, den Leichnam vor ſich liegen, den Sarg draußen ſtehen ſah, da faßte ſie heftig nach der Hand des Todten, ergriff ſie, drückte die Erſtarrte an ihre bebenden Lippen und ſank in ſich zuſammen. Der Tod hatte auch ihre Fackel gelöſcht und mit ihr den brennenden Schmerz eines zerriſſenen Herzens. Das Grab einte ſie mit ihrem Gatten.

Nicht die kaiſerliche Begnadigung, nicht das Glück, das Maria in den Armen ihres Wilhelms fand, konnten dem alten Predaw die verlorne Ruhe ganz wiedergeben. Die Flammen von Magdeburg verfolgten ihn immer, immer ſah er ſein wahnſinniges Kind vor ſich. Bei Rheinfelden, gegen Bernhard von Weimar, endete endlich eine feindliche Kugel ſein düſteres Leben.

Noch ſieht man in einem ſtillen Felsthale unweit des Kynaſtes ein Paar bemooſ'te Hügel; die Sage verkündet, dort ruhe Heinrich Götz und Jakobine.

Das Zigeunergrab.

Von

A. von Tromlitz.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung
1830

I.

Am heiligen Pfingſttage, dieſem freundlichen Stern der ländlichen Feſte, ſaß Herr Hans Kaspar von Werth vor dem Thore ſeines halbverfallnen Schloſſes unter einem großen Kaſtanienbaum. Werthe Nachbarn waren um ihn verſammelt, die das heutige Feſt und ſeine Gaſtfreiheit zu ihm hergelockt hatten, fröhliche Jagdkumpane und alte Tiſchgenoſſen. Dabei zeichnete ſich Herr Baldrian Blüthenſtengel aus, ein kleiner freundlicher Mann, der ſeit der Rhein-Campagne, wo er Lieferant geweſen war, ſich klüglich in dieſe Gegend zurückgezogen und das bedeutende Rittergut Schwanfelde gekauft hatte. Mit ſtolzem, verächtlichem Blicke von ſeinen hochadligen Nachbarn empfangen, hatte er die erſten Jahre mit Lorchen, ſeiner achtzehnjährigen Haushälterin, in ſtiller Eingezogenheit leben müſſen; endlich aber durch offene Kaſſe, guten Weinkeller und unterthäniges Benehmen die Thüren aller benachbarten Rittersitze ſich geöffnet.

Neben ihm ſaß der alte Rittmeiſter von Wankel, ein alter Deutſcher, dem der Wein dankbarlich ein tüchtiges Podagra verehrt hatte; hinter ihm Rudolph, ſein Sohn, der ſeit einem Vierteljahre von der Univerſität gekommen war, wo ein Familien-Stipendium ihm die Mittel gab, die des Vaters zerrüttete Finanzen ihm ſchwerlich hätten bieten können. Ferner ſah man Fräulein von Irwiſch, eine alte Tante des Hauſes, die der Himmel in ſeinem Zorn bei Austheilung der Myrtenkronen vergeſſen hatte, und den Magiſter Dankelmann, Paſtor des Ortes, einen Mann nach dem Worte Gottes.

Dieſen Kranz froher Gäſte ſchloß Fräulein Rebecka von Werth, des Freiherrn Tochter erſter Ehe, ein dickes, dreißigjähriges Figürchen mit kleinen blitzenden Augen. Sie ſtand in der Mitte der Gruppe, die Bunzlauer Kanne voll dampfenden Kaffee's in ihrer Hand, und ſpendete mit gezierteſter Milde, bald rechts, bald links, doch genau nach Stand und Würden, den köſtlichen Trank.

In dem Kreiſe ſelbſt ſchwebte Fräulein Adele, des Freiherrn Tochter zweiter Ehe, und bot den nicht Rauchenden den köſtlich aufgegangenen Roſinenkuchen. Ganz das Gegentheil ihrer lieben Schweſter, war ſie groß, ſchlank, und ihr ſchönes ſprechendes Auge bezeichnete klar die Innigkeit ihres Gemüths. Das wußte auch Junker Rudolph von Wankel recht wohl; denn als ſie ihm den Kuchen reichte, blickte er ſo ſchmachtend in dieſen Seelenſpiegel, daß ſeine ungewiſſe Hand des Vaters grünſammetnes Käppchen ſtatt des Kuchens erfaßte. Fräulein Rebecka bemerkte dieſen Mißgriff faſt ſo ſchnell, als der Rittmeiſter ſelbſt

Herr von Wankel! — rief ſie mit dem holden Lächeln, das ihr ſo eigen war, wenn ſie witzig ſeyn wollte, — Sie vergreifen ſich!

Das wollt' ich meinen! — ſagte der alte Rittmeiſter — Nimmt mir der Faſelhans das Käppchen vom Kopf. Wo haſt Du denn die Augen?

Nach ſeinem Himmel gewendet, ſtatt nach dem Teller! entgegnete Fräulein Rebecka höhniſch.

Schon wieder? brummte der Freiherr und wollte eben eine Bewegung nach dem fataliſtiſchen Kuchen und ſeiner Trägerin machen, als Magiſter Dankelmann, wahrſcheinlich ihn feſt zu bannen, ausrief: A propos, mein gnädigſter Herr! Sind die Zigeuner noch hier?

Ja wohl, beſter Herr Magiſter! der Alte ſoll unten in der Schenke ſehr krank liegen.

Da condolire ich meinem lieben Nachbar! — rief Herr Commerzienrath Blüthenſtengel — Dieſe Bande hatte ſich in Schwanfelde einquartirt; ich ließ ihr gleich durch den Gerichtsdiener die Wege weiſen, aber denken Sie ſich! — das Pack ging nicht. „Der Alte läge im Sterben!“ ließ man mir ſagen, und ich ſah mich genöthigt, Vater, Mutter und Kinder mit dem alten Großpapa vor das Dorf werfen zu laſſen. Bedaure nur, daß ich ſie Ihnen zugeſchickt habe.

Die armen Leute! — ſagte Adele — Was mag der alte, kranke Mann wohl machen? Väterchen, wenn Du erlaubſt, ſo geh' ich hin!

Bei Leibe nicht, mein liebes Fräulein! rief Herr Blüthenſtengel und ſprang von ſeinem Stuhle, um das Fräulein zurück zu halten. Der Leichtfertige ſtolperte aber über eine Fußbank, die Fräulein Luitgarde von Irrwiſch unter ihre Spindelbeine geſetzt hatte, und begoß — o Entſetzen! die citronengelbe

Andrienne, dieß Feſtgewand, mit der levantiſchen Brühe.

Bitte tauſend Mal, meine Gnädige! — rief der zitternde Blüthenſtengel, als hörte er ſchon den Sturmwind ihrer Worte in ſeinen Ohren rauſchen. — Verzeihen Sie! gern bin ich erbötig zum Erſatz. Vielleicht haben die Zigeuner ein ähnliches Kleid, oder ähnlichen Stoff.

Was?! — ſchrie die erzürnte Jungfrau — Bei den Zigeunern wollen Sie meine Toilette reſtauriren? Ein Kleid, womit meine ſelige Frau Mutter in ihrem achtzehnten Jahre bei dem Vermählungfeſte des durchlauchtigſten Kurfürſten am Gallatage erſchien, und was die pikante Farbe ſo ſchön conſervirt hat, das ſuchen Sie in dem Trödelkaſten einer Zigeunerin? Wahrhaftig! Man merkt es Ihnen an, daß die Toilette vornehmer Damen nie Ihr Studium geweſen, und daß Sie Ihre Emplettten nur auf den Kornböden gemacht haben!

Vor'm Böſen uns bewahre Gott! und ſo weiter! rief der Freiherr und lachte aus vollem Halſe; der arme hochrothe Blüthenſtengel aber entgegnete: Gemach, mein Fräulein! Mein Jäger ſoll gleich nach Leipzig, um dort eine citronengelbe Andrienne, nach der Mode zu Zeiten des Marſchalls von Sachſen, zu beſtellen und ſie Ihnen in meinem Namen mit der demüthigſten Entſchuldigung überliefern. Nur werden das Fräulein die Gnade haben müſſen, das Modell dem Schneider zu ſchicken, der möchte ſonſt ſchwerlich die Façon kennen.

Wo iſt denn aber Adele? fiel hier der Freiherr ein. Alle ſahen ſich um, Niemand hatte ſie in dem allgemeinen Schreck über die Schattirung der citrongelben Andrienne vermißt.

Wiſſen Sie es nicht? fragte Rebecka mit Ironie den jungen Wankel.

Sie ging das Dorf hinunter, antwortete dieſer ſehr höflich.

Gewiß zur Zigeunerbande! — bemerkte ſpöttiſch Rebecka — Sie liebt dergleichen Geſellſchaft.

Ei, ei, mein werthes Fräulein! — ſprach Herr Blüthenſtengel, und erhob ſich von ſeinem Sitze, als ob er den Fehdehandſchuh aufnehmen wolle. — Ich wüßte doch nicht, daß Fräulein Adele dergleichen Geſellſchaft liebte. Sie iſt ein frommes Kind, das mit ſolchem fahrenden Geſindel keine Gemeinſchaft hat.

Sieh da, mein Bayard! — entgegnete Rebecka

— Sie ſind der Chevalier sans peur et sans reproche, der die armen, verlaſſenen Kinder in ſeinen Schutz nimmt. Nur ſchade, — ſetzte ſie hinzu und reichte ihm die Taſſe mit dem Vergißmeinnicht-Bouquet — daß Ihr Mantel zu klein iſt, um gehörig zu ſchützen!

Nicht immer! — meinte der kleine Mann, indem er, mit Grazie ſich verbeugend, die Taſſe annahm. — Es ſind etwa zehn Jahre, da ſuchte ein recht liebes, rundes Kind Schutz unter meinem kurzen Mantel, wie Sie ſich vorher figürlich auszudrücken beliebten, als es in Angſt und Schreck über einen treuloſen Garde-Koſaken —

Hilf, Himmel! ſchrie Rebecka.

Daß Gott erbarm'! intonirte Fräulein Luitgarde — die Bunzlauer Kanne lag zerbrochen da, und dem Garde-Koſaken-Lieutnant ward der dunkele Strom plötzlich zur Lethe.

Das kommt von den ewigen Witzeleien! bemerkte brummend der Freiherr.

Ich will gleich mit anderem wieder hier ſeyn! rief Rebecka und eilte fort.

Seit funfzig Jahren — hub nun Fräulein von Irwiſch an, indem ſie ſich wehmüthig zu Andrienne wendete, — ſeit funfzig Jahren hab' ich dich rein und makellos, wie den Stammbaum der Irwiſche, erhalten, und heute an dem heiligen Pfingſtfeſte, dieſem Freudentage, muß dein Glanz vergehen und deine Schönheit durch Kaffeeſatz verwiſcht werden!

Das iſt das Loos des Schönen auf der Erde! rief Rudolph pathetiſch aus, und konnte nur mit Mühe das Lachen über die elegiſche Rede des Fräuleins an ihre Andrienne unterdrücken.

Was wollen Sie damit ſagen, Herr von Wankel? fragte heftig erzürnt das Fräulein.

Meine Gnädige! daß Alles vergänglich iſt in dieſer böſen Welt, — ſagte Rudolph verbindlich — und man nur bedauern muß, daß das Kleid ſich nicht ſo lange conſervirt hat, als die freundliche Beſitzerin.

Ei, wie galant! rief Herr Blüthenſtengel.

Wundert mich ſehr! rief das eben wieder eingetretene Fräulein Rebecka und nahm dem Diener die Kaffeekanne ab.

Sie waren bei dem Garde-Koſaken ſtehen geblieben, lieber Herr Commerzienrath! — begann jetzt Magiſter Dankelmann — als der unglückliche Kaffee —

Noch ein Täßchen, Herr Magiſter! recht warm — bitte! — unterbrach Rebecka und drang ihm die Taſſe auf — Bitte auch nochmals ſehr um Verzeihung; es war aber nicht meine Schuld, der Henkel brach ab.

Und das Geſpräch mit ihm! meinte der Magiſter.

2.

Während auf dem alten Schloſſe Luſt und Laune walteten, lag in einem Oberſtübchen der Schenke der alte Zigeuner und ging ſeinem Grabe ruhig entgegen. Hanna, ſeine Enkelin, hielt ihm das Haupt und bog ſich über den Sterbenden, als ob ſie den Geiſt mit ihrem Odem auffangen und ſich ihn zu eigen machen wolle. Mechtild, ihre Mutter, legte ſtillgeſchäftig warme Tücher auf die Füße des Alten, und zwei kleinere Kinder knieten am Lager, während Joſias, der Vater, mit verſchlungenen Armen vor ihm ſtand und ihn ſinnend betrachtete. — Oeffnet die Fenſter! — ſagte dieſer jetzt — Er kämpft um ſeine Freiheit.

Die Kinder öffneten ſchluchzend die Fenſterchen.

Hanna! — rief nun die Mutter — weine nicht, halt' ihn nicht auf mit Deinen Thränen; die Seele kann ſich nicht loswinden von der Erde, wenn Du Dich feſt an ſie ſchließen und ſie nicht laſſen willſt! — Steht auf, Kinder! — rief ſie nach einer Weile — Das Gebet! — Murmelnd tönten unverſtändliche, halblaut geſprochene Worte, als die Thür ſich öffnete und Adele eintrat. Die Alte winkte und zeigte auf den Sterbenden; das Fräulein, von Schreck und Grauen ergriffen, blieb am Eingange ſtehen, ſetzte ein Körbchen auf einen Schemel, faltete ihre Hände und betete ſtill mit den Andern.

Es iſt vorbei! — rief Mechtild — er hat geendet! Seyd mir nun willkommen, mein Fräulein, am Sterbelager meines alten Vaters! — ſagte ſie, zu Adele ſich wendend, — was bringt Ihr Gutes?

Ich komme leider zu ſpät, wie ich ſehe! — entgegnete Adele — ich glaubte, es wäre mit dem armen Alten noch nicht ſo weit.

Mutter! — rief der jüngſte Knabe, der ſich inſtinktmäßig an den Korb gemacht hatte, — Wein, Wein und Kuchen! — Adele gab ihm ein Stück und ſtrich ihm die krauſen, ſchwarzen Haare von der Stirn.

Alſo Ihr kamt hierher, — ſagte die Zigeunerin und trat auf Adele zu — Ihr kamt, um den alten Mann in ſeiner Todesſtunde zu erquicken, und den armen Zigeunern von Eurem Ueberfluß zu geben? Das vergelt' Euch Gott! Es gehe Euch wohl, und wenn der Himmel die Prüfungsſtunde über Euch ſchickt, dann erſchein' Euch ein tröſtender Engel, wie Ihr uns jetzt erſcheint! — Hanna! — fuhr ſie fort — hörſt Du denn nicht? — Das Mädchen lag noch immer über dem Erſtarrten und küßte ſeine kalten Lippen. — Hanna, laß das! Tritt her, hier zu dem Fräulein! — Hanna näherte ſich Adele und küßte ihre Hand.

Eure Tochter? fragte Adele.

Ja, Fräulein! mein älteſtes Kind; hübſch und brav, hat zwei Augen im Kopfe wie Sterne, iſt ſchlank wie eine Tanne und munter wie ein Reh. Nur betrauert ſie jetzt den Großvater, der ſie erzog und recht innig liebte und nun heimgegangen iſt.

Kann ich Euch vielleicht zum Begräbniß Eures Vaters, oder mit ſonſt etwas dienen? fragte Adele mit Theilnahme.

O ja, liebes Fräulein! Bittet Euern Vater, daß er dem alten Mann ein ehrlich Begräbniß auf geweihtem Boden gönne.

Kommt deshalb morgen Nachmittag zu uns; da findet Ihr meinen Vater und den Prediger des Orts, und an mir eine treue Fürſprecherin! erwiederte Adele freundlich, leerte ihren Korb, und die Segenwünſche der Zigeuner begleiteten ſie.

Der Vater empfing ſie ſcheltend, der Herr Commerzienrath mit der Lehre: nicht zu freigebig und mildthätig zu ſeyn, ſie werde durch ſolche Generoſitäten bei ihrem künftigen Gatten nicht gewinnen; der Magiſter drückte ihr die Hand, und Rudolph dankte mit einem freundlichen Blicke.

3.

Am zweiten Pfingſttage ſaß die Geſellſchaft an gleicher Stelle wieder beiſammen, da kam die Zigeunerin mit ihrer Tochter das Dörfchen herauf.

Mechtild, eine Frau in ihren beßten Jahren, mußte einſt ſchön geweſen ſeyn; noch waren die Spuren in ihrem braunen Geſicht, und die Augen glühten feurig unter den dunklen Haaren, durch welche ein buntes Tuch auf orientaliſche Art gewunden war. Ihr Wuchs war ſchlank, ihr Gang leicht, doch nicht ohne Würde. Hanna, kaum zwanzig Jahre alt, war von Geſicht das Ebenbild ihrer Mutter, doch kleiner und üppiger gebaut. Ihr Anzug war gewählt; der kurze rothe Rock bedeckte kaum die ſchöngeformte Wade; ein ſchwarzes ſeidenes Jäckchen, mit rothem Band ausgeputzt, ſchloß ſich feſter an ihren Leib. Ihr Haar umwand ein buntes ſeidenes Tuch, unter welchem lange Locken herabrollten. Sie wäre ein vollendetes Bild der Judith geweſen, ſo kühn, ſo lebhaft und ächt orientaliſch war der Ausdruck ihres Geſichts.

Was will das Pack?! rief Herr Blüthenſtengel, als er Beide kommen ſah.

Betteln! antwortete Dame Luitgarde, die heute im meergrünen Reitkleid erſchien, deſſen Urſprung ſich von der letzten Parforce-Jagd weiland König Auguſt's herſchrieb.

Schicken Sie die Zudringlichen fort, lieber Herr

Nachbar! wiſperte der Commerzienrath dem Freiherrn in's Ohr.

Dafür bewahre mich der Himmel! — entgegnete dieſer, gleichfalls mit halblauter Stimme. — Das ſind gefährliche Menſchen, die ſtecken einem den rothen Hahn auf, man weiß nicht, wie.

Das wäre! — erwiederte jener — Doch man muß ihnen nur imponiren, dann wagen ſie nichts!

Gnädiger Herr! — ſo unterbrach ihn jetzt die Zigeunerin, welche mit Hanna näher getreten war. — Wir kommen, Sie zu bitten, unſerm alten Vater auf dem Kirchhof ein ehrlich Begräbniß zu gönnen.

Auf dem Kirchhofe?! rief Fräulein Luitgarde.

Ja, liebe Tante! auf unſerm Kirchhofe. Unter dem großen Fliederbaum, in der Ecke, da iſt ein hübſches ruhiges Plätzchen! fiel Adele mit ſanftem, bittendem Tone ein, als wolle ſie die Härte des meergrünen Fräuleins mildern.

Höre Sie, Frau! — begann jetzt der Freiherr — Ob Sie Ihren Todten auf unſerm Gottesacker begraben darf oder nicht —

Iſt gegen die Landesgeſetze! fiel der Commerzienrath ein.

Laſſen Sie mich die Anordnungen in meiner Gerichtsbarkeit nur allein machen, werther Herr Nachbar! — ſagte der Freiherr beleidigt — Ein Jeder kehre vor ſeiner Thür! — Ob Ihr Euern Todten auf unſerm Kirchhof begraben könnt oder nicht, weiß ich nicht; doch der Herr Magiſter wird es Euch ſagen können. Ich habe nichts dawider.

Mechtild wandte ſich zu dem Prediger, ſah ihn beobachtend an, und Hanna ergriff ſeine Hand. — Ihr ſeht mir nicht aus, wie der Phariſäer einer, ſondern wie der mitleidige Prieſter aus dem Evangelium! — ſagte Mechtild mit ernſtem Tone — Gönnt unſerm Todten ein Begräbniß nach unſerer Sitte auf Euerm Kirchhofe, und Gott wird Euch dafür ſegnen!

Ja, lieber Herr! — bat Hanna — Thut das! — Sie küßte ſeine Hand, und das feurige Auge ſah kindlich fromm zu ihm auf.

Wir treten dereinſt Alle vor einen Richterſtuhl! — hub Magiſter Dankelmann an — Wir ſind Alle gleich vor Gottes Thron; darum glaub' ich, gnädiger Herr! daß ſie es den armen Leuten wohl erlauben können. Ich hoffe, es bei dem Conſiſtorium zu verantworten.

Dank' Euch ſchön! — ſagte Mechtild zu dem bejahenden Freiherrn. — Und über Euch komme Segen, ehrwürdiger Herr! Ihr ſeyd gewiß ein guter Hirt für Eure Heerde! — Gnädige Herrſchaften! — fuhr ſie fort — Zum Dank für die Erlaubniß will ich und meine Hanna Ihnen auch aus der Hand prophezeien, ſchöne Sachen! Alles was wahr iſt und wahr werden ſoll, und ohne Gabe! Den alten Herrſchaften prophezeie ich, den jungen Du, Hanna! Sieh ſie Dir nur recht an, mein Kind! faſſe ſie recht in's Auge. Das Auge iſt der Zauberſpiegel des Schickſals — hab' Acht!

Ich muß es ſehr verbitten! — ſagte Fräulein Luitgarde — und hoffe, der Herr Magiſter wird ſo etwas Heidniſches, Gottloſes nicht dulden.

Warum nicht? — entgegnete der Geiſtliche — Ich betrachte die Sache als Scherz, als ein Zwiſchenſpiel der gewöhnlichen Unterhaltung. Wer aber dergleichen Prophezeiungen fürchtet, glaubt an ſie. Auch mir ſoll die Alte prophezeien. — Dieſe Entſcheidung aus geiſtlichem Munde wirkte; Mechtild trat zu dem Freiherrn. — Nur was Gutes, Frau! — ſagte dieſer — Das Böſe iſt ſeit einiger Zeit auch ohne Prophezeiung bei mir eingekehrt.

Die Zigeunerin nahm ſeine Hand und betrachtete ſie genau. — Ei, ei! Wie hat das Schickſal da hinein gegraben! Tiefe, tiefe Furchen! — Sie ſah jetzt ſtier auf die Linien und ſprach in prophetiſchem Tone:

Ein Freier naht und geht hinaus.
Ein Eidam ſtützt das morſche Haus!
Laß Keinen kommen, Keinen gehen,
In einem Jahr kann viel geſchehen! —

Das verſteh' der Teufel! — meinte der Freiherr und war mit ſich uneinig, ob er das „morſche Haus“ übel nehmen ſollte oder nicht. — Na, ich habe mein Theil! — Nun, Herr Nachbar! — ſagte er zu dem Rittmeiſter — Friſch heran!

Da! — ſagte der Podagriſt und reichte der Zigeunerin ſeine Hand — Prophezeie mir nur, daß ich mein Podagra los werde.

Wollen ſehen! ſagte Mechtild; doch ehe ſie noch die Hand beſah, rief ſie in einem eigenen Tone ihrer Tochter zu, die des jungen Wankels Zauberſpiegel eben mit tiefem Sinne beſchaute: Hanna, ſieh einmal in Deinen Spiegel! — Das Mädchen erſchrak ſichtlich; die alte Zigeunerin aber ſprach gleichgültig zum Rittmeiſter. Eure Liniamente laufen ſo in einander, daß ich kaum klug daraus werden kann. Nun, ich will ſchauen! — Sie betrachtete die gutmüthig dargereichte Hand und ſprach:

Der alte Baum verdorrt, doch treibt er Zweige;
Die Ruh' und Heiterkeit, das flücht'ge Glück,
Sie kehren in das Vaterhaus zurück. —

Erlaubt, — ſagte ſie dann mit bedeutendem, aber freundlichem Blick. — Erlaubt, daß ich das Uebrige verſchweige!

Ja, Alte! — ſagte der Rittmeiſter — doch wenn ich Dich ſo recht betrachte, biſt Du ſo alt noch gar nicht; nimm es mir daher nicht übel, daß ich Dich „Alte“ geſcholten — das Glück iſt dem Podagra aus dem Wege gegangen, gut, wenn es mit dem Rudolph in die alte Burg heimkehrt. Aber was Du verſchweigen mußt, das gefällt mir nicht; der hinkende Bote kommt gewiß nach!

Nein, guter Herr! Was ich verſchweigen muß, iſt das Beßte!

Nun dann in Gottes Namen! — rief Herr von Wankel. — Jetzt, Herr Commerzienrath! — Allons, zur Special-Revüe, die Hand ausgeſtreckt!

Ver-

Verdrießlich reichte der kleine Mann die Hand hin und ſagte: Um mich nicht auszuſchließen, ſpiel' ich die Poſſe mit, aber mir ſoll es ganz gleichgültig ſeyn, was die Hexe prophezeit; ſie kennt mich ſchon und weiß, daß ich nicht gern mit mir ſpaßen laſſe. –

Das haben wir erfahren, Herr! – ſagte Mechtild, und ihr Blick wurde finſter. – Mein Vater wird die Bekanntſchaft dort oben nicht rühmen können. Doch laſſen wir das, und – indem ſie ſeine Hand ſah – faſſet Muth! Bereitet Euch auf etwas Hartes, Herr! Ich kann nicht helfen! – Da ſteht's, und dem Schickſal iſt nicht zu gebieten!

Nur zu, Alte! rief Herr Blüthenſtengel, halb in Angſt, halb in Ungeduld; und die Sibylle ſprach:

Schön, häßlich, jung und alt
Seh' ich vereint in dieſen Liniamenten;
Und hier, wo ſich die Lebenslinien trennten,
Da ſiebet eine herrliche Geſtalt,
Geſchmückt mit Myrte; wohl iſt's eine Braut!
Doch ſtürzt der Plan, Ihr habt auf Sand gebaut!

Lächelnd, gleich Einem, dem ein Stein vom Herzen genommen, ſagte Herr Blüthenſtengel: Nun, wenn es weiter nichts iſt, das paſſirt. Wenn ich mir eine Braut wähle, werd' ich auch ſchon ſorgen, daß ich auf feſten Grund baue! — Er wollte ſeine Hand losmachen; doch Mechtild, die ſie noch gefaßt und immer betrachtet hatte, hielt ſie feſt und wurde, ſo ſah man deutlich, von etwas ergriffen, durch die bräunliche Farbe der Haut drängte ſich hohe Röthe, und ſie ſprach mit ſichtbarer Bewegung:

Doch halt! — Da ſteht Vergangenheit vor mir —
Es ſind wohl zwanzig Jahr, da kanntet Ihr
Ein Mädchen — ei, Ihr könnt ja Schwüre brechen!
Doch leſ' ich's hier, der Himmel will es rächen!

Sie ließ die Hand los und ſah ihn höhniſch lächelnd an. — Nun, Herr! ſeyd Ihr jetzt zufrieden?

Du biſt eine alte Närrin mit Deiner Zukunft und Deiner Vergangenheit! rief der Commerzienrath trällernd; ſeine löbliche Aushülfe, wenn er verlegen war.

Mechtild achtete ſeiner nicht und ging auf Fräulein Irwiſch zu; doch dieſe retirirte, ſtellte ſich zwiſchen die beiden Töchter des Freiherrn und ſagte ſchnell zu der jungen Zigeunerin: Jetzt, Kind, iſt es an Ihr, uns jungen Leutchen auch zu prophezeien; nur hübſch etwas Fröhliches!

Ich bin noch nicht fertig! — ſagte Mechtild — Ihr, mein liebes Fräulein! gehört mir an und ich bitte, zieht Euern Handſchuh aus, damit ich ſchnell ende. Der Geiſt möchte mich ſonſt bei Euch verlaſſen.

Mit ſichtbarem Widerſtreben zog das Fräulein den graugrünen Klapp-Handſchuh ab und ſtreckte, gleich einer Spinne, den gelben magern Arm hin. — Da, nehmt! ſagte ſie mit Unmuth. — Mechtild betrachtete die Hand lachend und ſagte:

Was Ihr erſehnt ſeit funfzig Jahren,
Das lag in Eurer Hand, ſo wie mich dünkt;
Nun ſeyd Ihr längſt vorbeigefahren,
Ihr faßt das Glück vergebens bei den Haaren,
Die Hoffnung flieht, wie emſig Ihr auch winkt!

Impertinent! ſchrie Luitgarde und wollte ihre Hand losmachen.

Halt! rief das Zigeunerweib.

Nur ſtill! — Hier ſeh' ich noch ein Myrtenkränzchen weben!

Fräulein Luitgarde hielt, durch dieſes Zauberwort gebannt, die Hand ſtill, ein beifälliges Lächeln glättete die Falten ihres Geſichts und Mechtild recitirte:

Hier ſeh' ich noch ein Myrtenkränzchen weben,
Hoch auf dem Leichentuch hab' ich es flattern ſehen!

Abſcheulich! — rief die Ueberraſchte — Fort, alte Hexe, fort! mir ſo etwas zu ſagen, mir?!

Ei! — entgegnete Mechtild ruhig — Soll denn das Myrtenkränzchen nicht auf Euerm Sarge prangen, wenn der Herr einſt über Euch gebieten wird?

Der Rittmeiſter wollte eben hell auflachen, da ſtörte das fatale Zipperlein den Ausbruch ſeines Humors, und ein ſchmerzliches: O weh! brachte das arme Fräulein vollends in Wuth. Der Freiherr legte ſich in's Mittel und bat um Ruhe. — Auch die Jugend muß ihr Theil haben; darum, liebe Schwägerin, beruhigen Sie ſich, es iſt ja nicht ſo ernſtlich gemeint. Jetzt, Hanna, oder wie Du ſonſt heißt, beginne Deinen Zauberſpruch!

Hanna machte eine freundliche Verbeugung und ging auf Fräulein Rebecka zu. — Sie ſind wahrſcheinlich die Aelteſte, deshalb muß ich wohl bei

Ihnen anfangen! — ſagte ſie in einem ſchmeichelnden Tone, als ob ſie über dieſen Punkt noch ungewiß wäre. — Dürft' ich um Ihre Hand bitten?

Das Fräulein reichte ſie ihr, von der Artigkeit der jungen Zigeunerin eingenommen, wider Gewohnheit freundlich, und Hanna ſagte gutmüthig:

Flieht die Hoffnung, kehrt das Glück
Schnell zurück! —
Laßt die Hoffnung ſchwinden,
Um, was flieht vor Euerm Blick,
An der Schweſterhand zu finden! —

Die „fliehende Hoffnung" wollte nicht behagen, wenn auch das wiederkehrende Glück willkommen war; doch ſchien Fräulein Rebecka zufrieden und ſchenkte, an den Zauberſpruch denkend, die Taſſen wieder voll.

Nun, Adele! — rief der Vater — Verſuche Du Dein Glück! — Er reichte ihr zutraulich die Hand, die ſie küßte, und ſchien einer glücklichen Prophezeiung ſchon im Voraus gewiß. Hanna ging zu dem Fräulein, ergriff die niedliche, weiche Hand, ſeufzte tief und ſah ihr wehmuthvoll in's Auge. Doch plötzlich fuhr ſie mit ihrer linken

Hand über die Stirn, als wolle ſie die dunklen, herabrollenden Locken von ihren Augen ſtreichen — eigentlich aber dachte ſie das Bild zu verwiſchen, das in dieſem Augenblick vor ihrer Seele ſtand. Sie faßte ſich bald, und ſchalkhaft, zuweilen einen bedeutenden Blick nach Herrn Blüthenſtengel werfend, ſprach ſie:

Ein Männchen, nur von Bürger-Art,
Recht klein und niedlich, reich und zart,
Das Aug' von Sehnſucht trübe,
Es naht ſich Dir mit Liebes-Sinn
Und ſpricht: da, nimm mein Herzchen hin
Und mit ihm meine Liebe!
Sey klug und weiſ' es nicht zurück,
Aus ſeiner Hand erblüht Dein Glück! —

Traurig ſenkte Adele das Köpfchen.

Bravo! rief der Freiherr; und voreilig griff der kleine Mann, die Anſpielungen auf ſich deutend, in die Taſche, Hanna einen Thaler reichend. — Für Deine Prophezeiung, mein Kind! ſagte er wichtig. Sie nahm das Geld, ſteckte es ein und entgegnete: Danke ſchönſtens! Doch fürchte ich, Sie haben Ihr Geld unnütz ausgegeben.

Dafür laß mich ſorgen, kleine Hexe! rief er ſchmunzelnd und machte dem jungen Wankel Platz, der in den Cirkel trat, ſein Schickſal zu erfahren. Er ſah mürriſch vor ſich hin, und reichte ſchweigend dem Mädchen die Hand.

Nicht ſo traurig! rief die Schalkhafte, hob mit der Linken den geſenkten Lockenkopf in die Höhe und ſagte mit einem Ton und Blick, der freudig ſeyn ſollte, der aber innig und wehmüthig klang: Nur Muth! Die Zukunft iſt nicht immer die treue Tochter der Gegenwart! — Sie beſah die Hand lange; es ſchien, als ob ſie ihre abſchweifenden Ideen ſammeln müſſe — dann ſagte ſie mit ausgelaſſener Laune:

Treue hier und Liebe dort —
Flattert beide ja nicht fort!
Treu geliebt und ſtill verborgen!
Alle Freuden, alle Sorgen,
Die das Herz ſo laut empfand —
Alles ſagt mir Deine Hand!

Mit einem Sprunge war ſie jetzt aus dem Kreiſe und floh, wie ein geſcheuchtes Reh, die Linden-Allee hinunter.

Ein drolliges Mädchen! — ſagte Mechtild kopfſchüttelnd — Bald wild, bald zahm, bald luſtig, bald traurig, unbeſtändig wie das Aprilwetter. — Nun auch meinen ſchönſten Dank, gnädiger Herr! — fuhr ſie fort, ſich zu dem Freiherrn wendend. — Ich hoffe, daß die Prophezeiungen alle in Erfüllung gehen! — Sie neigte ſich und wollte fort.

Und ich gehe leer aus? fragte Magiſter Dankelmann, indem er ſie aufhielt.

In Eurer Hand, würdiger Herr! — erwiederte die Alte — ſteht Euer Schickſal nicht geſchrieben; doch aus Euern Augen, auf Eurer Stirne leſ' ich Eure Zukunft!

Nun, ſo mach' uns damit bekannt! ſagte lächelnd der Geiſtliche.

Aus dieſem freundlichen Blick leſe ich die Liebe Eurer Gemeinde — auf dieſer ernſten, feierlichen Stirn ſteht geſchrieben: Du wirſt geachtet werden unter den Deinen und der Erſte ſeyn in ihren Herzen; und hier —

Schon gut! — unterbrach ſie der Magiſter — Doch ſagt, wann wollt Ihr Euern Todten beſtatten?

Morgen nach dem dritten Hahnſchrei, wenn es Euch ſo genehm iſt! entgegnete Mechtild, empfahl ſich und folgte der Tochter, die am Ende der Allee auf einem Steine ſaß und die Mutter erwartete.

4.

Im Dämmerlichte kamen die Zigeuner ſchweigend mit der Leiche gezogen, die von vier fremden Männern getragen wurde; die Familie folgte. Unter dem Fliederbaum, an dem Orte, den Adele beſtimmt hatte, war das Grab bereitet. Die Träger ſetzten den ſchwarzen Sarg neben die Gruft; Joſias öffnete ihn, legte ein Meſſer, ein Stückchen Brot und einen meſſingenen Fingerreif hinein, und Hanna küßte noch einmal die bleichen Lippen des Todten, während Mechtild zu ſeinen Füßen ſtand und ein Gebet murmelte. Einer der Anweſenden ſprach nun in fremder, unverſtändlicher Sprache einige Worte. Alle neigten ſich mit kreuzweiſe über der Bruſt gefalteten Händen und blieben ſo, ihr Gebet in ſich hinein murmelnd, ſtehen, bis der Sarg in die Gruft geſenkt war und von dem Fall der erſten Erdſcholle ein dumpfer Ton ſich verbreitete. Geſchäftig half nun jeder die Erde über den Sarg werfen und den Hügel bilden, den Hanna, ſo wie er beendet war, drei Mal umging und ſtets da, wo das Haupt des Todten lag, mit Verneigungen: „Ruhe in Frieden!“ ausrief. Sie beſtreute endlich das Grab mit Blumen, und die Männer begoſſen es mit ſtarken Getränken. Schweigend ſchieden ſie dann, in ihre Wohnung zurück gehend.

An demſelben Morgen verließen die Fremden das Schloß. — Der Freiherr wollte dieſen dritten Feſttag mit ſeiner Familie in Warlitz bei dem Rittmeiſter zubringen, der mit ſeinem Sohne ſchon Abends vorher dahin zurück gekehrt war.

Rudolph, in der Blüthe ſeiner Jahre, war ein talentvoller, liebenswürdiger Mann, dem die braungelockte Adele mit ihren ſchwarzen Augen das Herz verwundet hatte. Auch ihr ſchien der junge Mann nicht gleichgültig; doch ihre Blicke allein waren bis jetzt ſtumme Boten ihres Herzens geweſen, und ihre Neigung war nur deſto inniger und glühender, je mehr ſie im Verborgenen waltete. Dem Scharfblick Rebecka's entging ſie aber nicht, und bald hatte ſie ihre Bemerkungen auch dem Vater mitgetheilt. Dieſe Neigung paßte gar nicht in ſeinen Plan. Rudolph von Wankel war arm, das Gut ſeines Vaters ſehr verſchuldet, und nur eine reiche Heirath konnte es ihm erhalten. In der nämlichen Verlegenheit war der Freiherr, der durch ſeine Gaſtfreiheit für ſich ſelbſt nichts übrig behielt. Er hoffte, Adele würde, bei ihrem hübſchen Aeußeren, der Gatte nicht entgehen, und in dieſem Fall ſollte Rebecka ſein ganzes Vermögen, und dadurch vielleicht auch noch einen Mann bekommen; auf den kleinen Blüthenſtengel hatte er ſeine Hoffnung gebaut. Er war ſchon ſeit länger als einem Jahre Adele's treuer Verehrer und ſchien völlig Ernſt machen zu wollen, wenn ihn nur nicht die Furcht vor Jungfer Lorchen abgehalten hätte. Doch bei dem äußerſt beträchtlichen Vermögen des Commerzienraths hoffte der Freiherr, auch Lorchen könne hinreichend zufrieden geſtellt werden. So war nur noch über die bürgerliche Herkunft des kleinen Mannes hinweg zu ſehen, wozu der Freiherr ſich geneigt fühlte. Natürlich, daß der arme Rudolph mit zagendem Herzen in eine trübe Zukunft ſah, und durch die ſonderbare Prophezeiung der Zigeunerin, die ſo ganz das ausſprach, was er befürchtete, den dritten Pfingſttag in keiner angenehmen Stimmung begann.

Die Unruhe und Sehnſucht ließen den armen Junker in der alten Burg nicht raſten. Schon viel früher, als er die Gäſte von Hallſtein erwarten konnte, wanderte er nach dem kleinen Buchenwäldchen, durch welches ſie kommen mußten. Hier ſetzte er ſich auf eine Raſenbank unter einem alten Baum und lauſchte, ob er nicht von fern das Geraſſel eines Wagens oder den Hufſchlag der Pferde vernähme. Aber Alles blieb ſtill; nur hier und da rauſchte eine Eidechſe durch das Laub, oder eine wilde Taube flatterte in den Zweigen der Buche.

Ungeduldig ergriff er endlich einen Strauß Feldblumen, den er ſchon auf dem Herwege für Adele gepflückt, und wand einen Kranz daraus. Als er das mit dieſen anſpruchloſen Blüthen beendet hatte, legte er ihn neben ſich und ſeufzte: Ach, wären wir doch ſo eng, ſo innig verbunden, wie dieſe Blumen! ruhteſt Du doch, liebe Adele, ſo feſt an meinem Herzen, wie ſie! — Er griff nach dem Kranze, ihn an ſein Herz zu drücken; leer war die Stelle, verſchwunden der Kranz. Noch ſah er ſtaunend auf die Raſenbank, wohin er ihn gelegt hatte, da fühlte er den Kranz um ſeine Stirn ſich winden; er ſprang auf und — Hanna ſtand hinter ihm.

Kennt Ihr mich gar nicht mehr, junger Herr? — fragte ſie, und in ihrem Geſichte miſchte ſich Freude und Ernſt. — Kennt Ihr denn das Zigeunermädchen nicht mehr, das Ihr vor zwei Jahren im Roſenthal bei Leipzig aus den Händen betrunkener Studenten rettetet? Ach, ich erinnere mich recht gut, wie Ihr mit verbundenem Kopf auf Euerm Lager ruhtet; die Wunde hattet Ihr im Duell um mich bekommen. Ich wollte Euch in Eurer Krankheit pflegen, da jagten ſie mich fort, und ich mußte mit den Meinigen Leipzig und meinen Retter verlaſſen. Aber — ſetzte ſie zögernd hinzu — Euer Bild verließ mich nicht, und wenn mich hernach der Verſucher an den Abgrund locken wollte, da dacht' ich an Euch, und Ihr führtet mich, als mein ſchützender Engel, ſchnell auf den rechten Pfad zurück.

Ich hätte Dich nicht wieder erkannt! — ſagte Rudolph ganz erſtaunt — Du warſt damals noch ſo klein und biſt ſchnell heran gewachſen.

Auch Ihr ſeyd männlicher und — ſchöner geworden, lieber Herr! ſagte Hanna und trat zu ihm.

Und was willſt Du jetzt hier?

Euch danken, Lebewohl ſagen, und dann fort ziehen.

Wohin?

Weit, weit! Ach Gott wolle recht weit! — Sie legte die Hand auf's Herz und ihr Blick ſenkte ſich. Rudolph ſah das liebliche Mädchen mit innigem Wohlgefallen an. Sie ſah endlich wieder auf, ihr Auge traf das ſeinige. — Lieber Herr! — ſprach ſie mit Leidenſchaft — Schenkt mir den Blumenkranz!

Gern! entgegnete Rudolph und reichte ihr den Kranz hin. Sie küßte ihn und drückte ihn an ihr Herz.

Hanna! rief eine dumpfe Stimme; Mechtild ſtand vor ihnen und drohte dem erſchrockenen Mädchen. — Nehmt dem Kinde die Thorheit nicht übel! — ſagte die Zigeunerin — Es iſt die Dankbarkeit, wodurch ſie Euch läſtig wird. Hanna! — fuhr ſie fort — wie oft hab' ich es Dir ſchon geſagt, Du ſollſt Dich beherrſchen, Deiner Schwärmerei nicht nachhängen! — Das Mädchen ſtand beſchämt da;

Rudolph fand ſie in dieſem Augenblick überaus ſchön. Jetzt kamen die andern Zigeuner auf einem Fußpfad durch das Gebüſch. — Komm, Hanna! komm! rief Mechtild.

Mutter! geht nur voraus. Ehe Ihr durch das Wäldchen ſeyd, bin ich wieder bei Euch.

Hanna! ſagte jene drohend.

Mutter Mechtild! — erwiederte das Mädchen ernſt — ehe Ihr aus dem Wäldchen ſeyd, bin ich wieder bei Euch; geht, Ihr wißt, meinem Willen laß ich keine Feſſeln anlegen!

Und was willſt Du noch hier?

Ihm Lebewohl ſagen! Geht doch! —

Thöriges Kind! brummte die Zigeunerin und ging.

Schweigend und verwundert hatte Rudolph den Streit zwiſchen Mutter und Tochter angehört. Auch Hanna ſchwieg jetzt und ſah nur zuweilen der Mutter nach; ſobald dieſe aber nicht mehr zu ſehen war, hob ſie den Blick, ſtand kühn, faſt majeſtätiſch vor dem Jüngling und ſprach: Ihr gabt mir den Kranz — Dank Euch! — Seine Blüthen und Blumen werden verwelken; auch Hanna wird vergehen, aber meine Liebe, meine Dankbarkeit nie! — Doch noch um Eins bitte ich Euch zum Lebewohl, um Eins, was nicht verwelken wird, und was ich friſch mit mir nehmen werde bis in die Gruft — Gebt mir zum Abſchied Eure Lippen zum Kuß! Es ſey der erſte und auch der letzte! — ſagte ſie bewegt — Dieß mein Lebewohl auf ewig! — Sie ſtand glühend wie das Verlangen, ſchön wie eine entfaltete Roſe vor ihm; ihr Auge flehte, ihr Arm erhob ſich, ihn zu umfangen, ihre Bruſt wollte die Hülle ſprengen, da drückte Rudolph einen feurigen Kuß auf ihre Lippen. — Heiliger Gott! tönte es hinter ihnen, und als er ſich erſchrocken wandte, ſah er Adele in des Vaters Armen liegen.

Hanna ſank zu ihren Füßen, küßte ihre erſtarrten Hände und war außer ſich. — Pack' Sie ſich fort! krähte Rebecka; der Freiherr ſchoß einen wüthenden Blick auf ſie, und Rudolph ſagte ſanft: Geh', Hanna! Deine Mutter wartet! — Schnell drückte das Mädchen einen Kuß auf Adele's Lippen, ſah ſtolz auf Rebecka — Lebe wohl! rief ſie dann dem Jünglinge zu und ſprang in das Gebüſch.

Ein geringer Unfall, daß etwas am Kutſchgeſchirr zerriſſen war, hatte den Freiherrn auszuſteigen gezwungen. Zu ungeduldig, um lange warten zu können, ging er mit den Fräulein voraus, in dem Schatten der Buchen den Wagen zu erwarten. Hier erblickten ſie das Zigeunermädchen in Rudolphs Arm, und die Ohnmacht, die Adele plötzlich überfiel, verrieth ihr Herz.

Nun ſehen Sie es ja ſelbſt! — ſagte Dame Rebecka höhniſch — Nun haben wir's!

Schweig'! — antwortete der Freiherr, den jetzt nur Adele beſchäftigte. — Schaff' lieber Rath! — Endlich holte Rebecka aus dem Arbeitbeutel kölniſches Waſſer und hielt es der Schweſter vor. Sie ſchlug die Augen auf — Rudolph ſtand noch mit geſenktem Blick vor ihr, wie Einer, der ſich ſeiner Schuld bewußt iſt. Zum Glück kam der Wagen, und der Freiherr, der den Zufall und die langſam vor ihm her nach dem Dorfe ziehenden Zigeuner verwünſchte, kümmerte ſich nicht weiter um ihn.

5.

Mit klopfendem Herzen trat Rudolph in's Haus, wo er die Gäſte ſchon alle verſammelt fand. Glücklich war er, daß ſie, zu ſehr mit ſich beſchäftigt, auf ihn nicht achteten; der Blindeſte hätte ſeine Verlegenheit bemerken müſſen. Seine Augen trafen Adele, die, noch etwas blaß, ihn zu vermeiden ſchien; nur Rebecka's hohnblitzende Sterne ſtanden ihm überall entgegen, er mochte hinſchauen, wohin er wollte.

Man konnte es dieſer gar nicht verdenken, daß ſie nicht in Ohnmacht gefallen und weniger empfindlich über den Anblick im Wäldchen geworden war, als ihre ſanftere Schweſter. Nach dem Lieblingsplane des Freiherrn, über welchen Fräulein Rebecka eine faſt deſpotiſche Gewalt übte, ſollte, wenn der kleine Commerzienrath in Schwanfelde Adele erhandelt haben würde, Rudolph von Wankel Rebecka heimführen, das tief verſchuldete Warlitz verkauft und mit dem übrig gebliebenen Gelde Hallwitz ſchuldenfrei gemacht werden. Der alte Rittmeiſter, den die langweiligen Schuldner faſt mehr noch plagten, als das Podagra, ging gern in dieſen Plan ein, und ſo fehlte nichts zu deſſen Ausführung, als die Einwilligung der Hauptperſonen.

Aber zum allgemeinen Schrecken — den Rittmeiſter zwar kümmerte es wenig — ſchien es, als hätte man ſich verrechnet. Rudolph benahm ſich gegen Rebecka ſo ausgezeichnet artig, wie ein junger Mann von feinem Ton nur gegen ein Mädchen ſich benehmen kann, die er durch Aufmerkſamkeit für herzliche Theilnahme entſchädigen will. Die ſcheue Verlegenheit aber, in der er ſich Adele näherte, die Blicke, mit welchen er ſie betrachtete, wenn er ſich unbelauſcht glaubte, dieß mußte Rebecka, welche die Liebe nach allen Syſtemen ſtudirt hatte, über ſeine Wünſche aufklären. Ihr war daher die heutige Begebenheit im Wäldchen willkommen. Adele war ihr gefährlicher als ein Zigeunermädchen, und ſie hoffte, daß dieſe Scene einen förmlichen Bruch herbeiführen werde.

Adele verbarg den Schmerz, den ſie über Rudolphs vermeinte Untreue fühlte. Die erſte Liebe, wenn ſie ſtill verborgen blüht und ihre Sonnſtrahlen nur noch aus ſich ſelbſt ziehen muß, hat gar zarte Fäden, die, unſanft ergriffen, leicht zerreißen. — Ich will aus meinem Traum erwachen! ſagte ſie zu ſich ſelbſt, als er mit einer Armenſünder-Miene vor ihr ſtand — und in dem andern Augenblick ſchlummerte ſie ſchon wieder und der verſcheuchte Traum umgaukelte ſie von neuem.

Während des Eſſens ſaß Adele neben Herrn Blüthenſtengel, der ſich mit zärtlich-ſorgſamer Liebe mehrmal nach ihrem Befinden erkundigte, und ſie konnte Rudolph nur verſtohlen anſehen. Er ſaß, ſchwermüthig vor ſich niederblickend, zwiſchen Rebecka und Luitgarde, die alles Mögliche thaten, ihn in ihre Unterhaltung zu ziehen. Vergebens! Endlich wurde Rebecka darüber empfindlich und fing an, auf den Vorfall im Walde ihre matten Witze zu richten. Rudolph blieb immer ſtill und hatte nur Augen für Adele, auf deren Geſicht Unmuth und Schmerz ſich ausdrückten. Endlich rückten die Stühle, man ſtand auf und der Geängſtete konnte nun in der freien Luft wieder frei athmen.

Rudolphs ſehnlichſter Wunſch war jetzt, Adele nur auf einen Augenblick allein zu ſprechen, um ſich rechtfertigen zu können. Er ſchlich in den Garten, er hoffte, dort würde er ſie, wie ſonſt, finden; aber Adele kam nicht, er mußte hoffnungslos zur Geſellſchaft zurückkehren, wo er ſie beim

Einſchenken des Kaffee's fand und von ſeinem Vater mit dem Ruf empfangen wurde: Laß die Droſchke für mich anſpannen, Rudolph! und führe die Herren nach der Krähenhütte; der Schuhu iſt ſchon draußen! — Ein neuer Donnerſchlag! — Die Krähen und den Schuhu verwünſchend, mußte er brummend den Zug der mordenden Helden führen, welchen Herr Blüthenſtengel mit einer mächtigen ſpaniſchen Entenflinte, faſt länger als er ſelbſt, beſchloß.

Rebecka und Luitgarde blieben am Kaffeetiſch ſitzen; während nun der beklagenswerthe Rudolph den alten Herren das Gewehr ladete, Herr Blüthenſtengel mit ſeiner langen Flinte einmal über das andere fehlſchoß und ſchon ganz mit Schnurrbärten, trotz einem Altdeutſchen, bemalt war, Adele traurig und kopfhängend nach dem einſamen Boskett ſchlich, ſaßen die beiden holden Jungfrauen in vollkommner Eintracht, ſchlürften die achte Taſſe, und erbarmten ſich über den guten Namen ihrer Freunde und Bekannten.

6.

Adele ſaß indeſſen auf der Raſenbank bei einer verfallenen Einſiedelei, von der nichts mehr übrig war, als die halbverwitterten Mooswände. Mit dem Dache und dem hölzernen Einſiedler ſelbſt hatten die vor langer Zeit hier lagernden Truppen ihre geſtohlenen Gänſe gebraten. Ihr Schickſal überdenkend, mit ihrem Herzen in Streit, fühlte ſie nun mehr als je, wie lieb ihr Rudolph geweſen war. Sie hätte ihn ſo gern entſchuldigt; aber konnte ſie es? Hatte ſie nicht das Zigeunermädchen in ſeinen Armen geſehen? Er hatte dieſe geküßt, recht herzlich geküßt. O, wie häßlich ſchien ihr jetzt dieß braune Mädchen, wie widrig ward ihr das feurige, ſchwarze Auge, wie unausſtehlich das ganze Weſen dieſer Zigeunerin, die ihr noch vor wenigen Tagen am Sterbelager des Großvaters ſo bedeutſam geworden war. — Alles iſt Täuſchung und unſer Herz betrügt ſich ſelbſt! rief ſie unmuthig aus. Da rauſchte es in der verfallenen Einſiedelei; Adele blickte erſchrocken auf und — Hanna lag zu ihren Füßen.

Verzeihung, Verzeihung! holdes, liebliches Weſen! — rief Hanna und verbarg ſchluchzend ihr Geſicht in Adele's Schooß — Verzeihung, daß ich Ihnen wehe that! Verdammen Sie mich, verdammen Sie nicht ihn, den das Mitleid mit einer Unglücklichen ſich einen Augenblick vergeſſen ließ — nicht die Liebe! ſetzte ſie ſeufzend hinzu.

Steh' auf! — ſagte Adele, von des Mädchens Thränen und Worten weich geſtimmt. — Steh' auf!

Nein, nicht eher, bis ich Sie beruhigt weiß, bis ich fühle, Sie haben mir verziehen, bis er gerechtfertigt iſt!

Steh' nur auf! — ſagte Adele, ängſtlich über den leidenſchaftlichen Ton, der in Hanna's Worten lag. — Setze Dich hierher und ſey ruhig und gelaſſen! — Doch immer knieend, das Geſicht in Adele's Schooß gedrückt, blieb dieſe unbeweglich vor ihr.

Hanna! rief Adele und wollte ſich ſelbſt erheben; doch das Mädchen umklammerte ihre Knie feſt mit ihren Armen und ließ ſie nicht los. — Nein, Fräulein! Laſſen Sie mich hier zu Ihren Füßen meine Schuld bekennen, laſſen Sie mich mein glühendes Geſicht in Ihrem Schooß verbergen, während ich mein ſchwaches Herz vor Ihnen enthülle! Hören Sie!

Herr von Wankel hatte das ſechzehnjährige Mädchen aus den Händen von Wüſtlingen gerettet. Dieß war die Urſache eines Duells; er blutete für mich. Früher ſah ich ihn nie; ſelbſt als er, ein rettender Engel, mir erſchien, hatte ich ſein Geſicht, ſeine Geſtalt nicht bemerkt. Jetzt ſah ich ihn zuerſt mit verbundenem Kopf auf ſeinem Lager ſchlummernd liegen. Dankbarkeit, ſeine Anmuth, ſeine Leiden, Alles machte einen unauslöſchbaren Eindruck auf mich. Ich ſtand, die Hände gefaltet, vor ihm und dankte dem Schlummernden in einem ſtillen Gebet. Da wieſen mich die hartherzigen Menſchen hinaus, ich mußte — hier verbarg ſie ſchluchzend ihr Geſicht tiefer in Adele's Schooß — ich mußte die Stadt mit meinen Aeltern meiden, als ein verworfenes Geſchöpf ihn ohne Lebewohl verlaſſen, ihn, der mich nicht geſehen, nicht gehört hatte. Das Bild des bleichen, ſchönen Jünglings begleitete mich auf unſern Wanderungen. In den Thälern der Alpen, wie auf den Höhen der Apenninen, war er mein Schutzengel, der mich erhob, in den Stunden der Gefahr mich umſchwebte; er war der Talisman, der mein reizbares Gemüth vor Fehl und Schuld bewahrte. Geſtern ſah ich ihn wieder. Ich ſollte ihm prophezeien — die Mutter hatte mir die Rede geſagt, ich ahnte ihre Bedeutung nicht. Aus meinem Herzen ſtrömten die Schlußworte — er verſtand mich nicht, er erkannte mich nicht; das that mir weh! Ich wollte ihn vergeſſen, und doch — o wie ſchwach iſt das Herz! — doch eilte ich dem Zuge voraus, ich hoffte ihn zu ſehen! — Da ſaß er im Walde und wand Blumen zum Kranze. Traurig und ſehnend ſah er vor ſich hin. Er liebt! ſagte mir die wogende Bruſt, der tiefe Seufzer, der ihm entfloh; er liebt, aber nicht mich! — Da erwachte in mir der feſte Vorſatz zu fliehen, meine Gefühle zu bekämpfen, ihn nicht wieder zu ſehen! Ich wollte mich losreißen; aber mich von meinem Himmel, von meinem Jugendtraum kalt und fühllos trennen, nein, das konnt' ich nicht! — Meine Lippen berührten die ſeinen, mein Herz ſchlug an dem ſeinen! — Sie erhob ſich jetzt langſam, ging in die Hütte, trat mit dem Blumenkranz heraus, den ſie in Adele's Locken wand.

Ich bettelte um dieſe Erinnerunggabe, die er mir mitleidvoll reichte, — fuhr ſie fort — und die ich Ihnen, für die ſie gewunden war, zurückgebe!

Adele hatte, während Hanna noch ſprach, theilnehmend ihre Hand gefaßt und zog das Mädchen zu ſich auf die Raſenbank. Hanna fuhr nun gelaſſener fort: Sie ſanken in Ihres Vaters Arm und verriethen Ihr Herz. Meine Mutter gab mir Licht über Ihr Verhältniß; ich fühlte, daß ich Ihnen wehe, ſehr wehe gethan haben mußte. Sie ſtanden vor meinem Blick, wie ſie an der Thüre unſerer Hütte, die Hände gefaltet, beteten; da ergriff mich das Gefühl meiner Schuld — ich ſuchte Sie auf, ich habe Sie gefunden und zur Sühne Ihnen mein Herz mit ſeinen Schwächen gezeigt, der Glücklichen mein Leid geklagt!

Armes Mädchen! ſagte Adele gerührt und trocknete ihr freundlich die Thränen, die aus den Augen hervordrangen.

Und nun, mein Fräulein! — ſagte Hanna und küßte ihre Hand — Nun geh' ich und komme bald wieder, gewiß auch ruhiger! Ich will kämpfen und Alles thun, was ich vermag, Sie Beide glücklich zu machen. Meine Mutter wird gleich hier ſeyn; ſie möchte noch gern mit Ihnen reden. Sie hofft, Ihre Wünſche in Erfüllung bringen zu können; folgen Sie ihr ja, ſie iſt weiſe und klug. Gedenken Sie meiner mit Liebe! — Noch einmal küßte ſie Adele's Hand und wollte ſich entfernen; doch dieſe hielt ſie, nahm den Kranz aus ihren Locken und ſagte, ihn Hanna reichend: Behalt' ihn als freundliche Erinnerung, mein gutes Mädchen! Da, nimm!

Nein, Fräulein! — entgegnete die Zigeunerin — Hier leuchtet das Vergißmeinnicht mit ſeinen blauen Blüthen mir entgegen und — ich muß vergeſſen; dieſe wilden Roſen würden mir den Dorn in's Herz drücken, und dieſer Kranz mir ſchmerzlich die Stirn berühren. Behalten Sie ihn; für Sie ſey er der Kranz des Friedens! — Sie entfloh.

Noch ſtand Adele ſinnend, den Kranz in der Hand, als Mechtild aus dem Gebüſch trat. — Ehe ich von hier ſcheide, mein gutes Fräulein! — ſagte ſie — nur noch ein Paar Worte des Troſtes. Verzagen Sie nicht, hoffen und vertrauen ſie feſt, daß Ihr liebſter Wunſch in Erfüllung gehe. Widerſetzen Sie ſich nicht eigenſinnig den Wünſchen Ihres

Vaters und des Commerzienraths. Nur bis zum künftigen Pfingſtfeſt ſchieben Sie die Entſcheidung hinaus, dann iſt der Retter nah'! Muth und Beharrlichkeit! — Sie küßte Adele's Hand und verſchwand im Gebüſch.

7.

Noch am nämlichen Abend wanderte Mechtild nach Schwanfelde. Dort fand ſie vor der Thür, unter der hohen Linde, Jungfer Lorchen ſitzen, ihren Strickſtrumpf in der Hand und den ſchön geſchliffenen Kryſtallkrug mit Weißbier und Zukker vor ſich. Mechtild grüßte freundlich, Lorchen dankte kaum und gab nur ſo im Vorbeigehen den guten Rath, ſobald als möglich das Dorf zu verlaſſen, ehe der Herr Commerzienrath nach Hauſe käme, der ſie ſonſt gewiß wieder höflichſt zum Dorf würde hinaus begleiten laſſen. —

Na, nur nicht ſo barſch, ſchönes junges Kind! — unterbrach ſie die Zigeunerin — Ein ſo ſchmukkes Mädchen, wie Ihr ſeyd, Mamſell Lorchen, könnte wohl ein Bischen freundlicher gegen arme

Leute ſeyn, und den Herrn, über den Ihr doch Alles vermögt, mildthätiger ſtimmen!

Zweifach hatte Mutter Mechtild ſich ſo eben empfohlen. Die Schönheit und Jugend, und die Herrſchaft über Herrn Blüthenſtengel; von beiden hörte das blühende, von Geſundheit ſtrotzende Lorchen ſehr gern reden. — Euer Vater iſt geſtorben? begann Lorchen.

Ja, liebe Mamſell! Vielleicht lebte er noch, hätte er hier bleiben können, und hätten wir ihn nicht in Wind und Wetter nach Hallwitz bringen müſſen.

Nun, vergeßt das; Ihr ſeyd eine Laſt los.

Die wir gern noch länger getragen hätten, — ſagte Mechtild ſchnell — obgleich unſer Ober-Aelteſter mir prophezeit hat, daß nach ſeinem Tode erſt Glück und Segen über mich kommen werde.

Noch eins! — fiel ihr Lorchen in die Rede — Ihr habt in Hallſtein der Geſellſchaft prophezeit?

Ja, ſchönes Kind! — Gebt Euer weiches Patſchchen nur her, ich will Euch auch prophezeien. Alles ſoll eintreffen auf ein Haar! — Sie nahm Lorchens weiche, weiße Hand und betrachtete ſie genau. — Sonderbar! — rief ſie endlich aus und fuhr mit ihren langen Fingern in der Hand herum — Da ſteht das Unglück, da kommt das Glück; erſt jenes, dann dieß! Hm, hm! wie ſoll ich das deuten? Der Zug da oben — nun hab' ich es! Euer Glück liegt in Eurer Hand — hört!

Im einſamen Schloſſe — das ſeh' ich genau,
Wird Feſt bald vom Feſte vertrieben;
Es ziehet herein die ſtattlichſte Frau —
O wäre ſie draußen geblieben!
Doch macht es die Schöne der Schönen nur recht,
Iſt plötzlich das Unglück entſchwunden;
Der Herr wird dann wieder zum dienenden Knecht
Und —

Nun, was?

Und jegliches Paar iſt verbunden!

— ſo endete ſchalkhaft Mechtild. — Da ſtehen ſie Beide, hier, ſeht nur! ſagte ſie, indem ſie auf zwei Linien zeigte, die in einander liefen; Lorchen lächelte beifällig. — Der Herr iſt wohl viel in Hallſtein? fragte nun Mechtild.

O ja!

Einen blanken Thaler hat er meiner Tochter, der rothwangigen Dirne, geſchenkt; habt Ihr ſie denn nicht geſehen? 's iſt ein ſchmuckes Ding, die Herren ſehen ſie überall gern.

So? ſagte Lorchen und dachte über den Grund der ſo ſeltenen Großmuth des Herrn Blüthenſtengel nach.

Das Kind hatte dem Fräulein Adele prophezeit, — fuhr Mechtild fort — und ſie hat es mir hernach geſtanden, man leſ' es deutlich in ihrer Hand, daß ein kleiner, netter, reicher Mann ſich um ihre Hand bewerbe; dafür gab ihr der Herr Commerzienrath dieſen Thaler.

Und das hat Eure Tochter wirklich in der Hand des Fräuleins geleſen?

So gewiß als das wahr iſt, was ich Euch prophezeit habe!

Und mein Herr bezog das auf ſich?

Ja! Doch hatte meine Tochter etwas verſchwiegen; ſie hatte nämlich nicht geſagt, daß am Ende noch ein junger, aber armer Mann da geſtanden, der ihm die Braut wegkapert.

Das iſt der junge Herr von Wankel! — ſagte

Lorchen haſtig — Ja, der ſoll ein Auge auf das Fräulein haben; er ſchickte ſich auch beſſer für ſie, als mein Herr!

Der Beichtſtuhl war geöffnet; die ſchlaue Mechtild goß zur rechten Zeit Oel in's Feuer, Lorchen brannte lichterloh. Die Zigeunerin wurde nach einem einſamen Gartenhäuschen beſchieden, und dort bei kalter Küche und einem Fläſchchen Wein Rath gehalten. Lorchen war gefangen; ihr eignes Intereſſe gab ſie in Mechtilds Hände, und ſie verabredeten gemeinſchaftlich den Plan, den ſie befolgen mußten, um das Cölibat im Schloß zu Schwanfelde nach wie vor herrſchen zu laſſen, wenn nicht etwa Herr Blüthenſtengel ſich zu der Blume neigte, die er nun ſchon viele Jahre treulich geſtützt hatte.

8.

Auf Warlitz erfreute indeſſen der Wein das Herz; ſelbſt Luitgarde und Rebecka ließen ſich den Punſch trefflich ſchmecken, und Rudolph ſog ſeinen Nectar aus Adele's freundlichen, ſchwarzen Augen, die

die Vergebung und Muth ihm entgegen ſtrahlten. So gut er auch Adele's Blicke zu verſtehen glaubte, ſo blieb es ihm doch räthſelhaft, daß in eben der Minute, in welcher ſie ihn ſeelenvoll anblickte, ſie auch den zudringlichen Blüthenſtengel zu dulden ſchien: es war Folge ihrer Unterredung mit der Zigeunerin. — Aber um ſo glücklicher fühlte ſich heute auch der kleine Mann, der, die Liebe im Herzen, den Wein und die geſtrige Prophezeiung im Kopfe, nach und nach in den Zuſtand des Entzückens überging, der gewöhnlich nur einem erquickenden Schlafe weicht. Schon lallte ſeine Zunge nur noch halbgebrochene Worte und die ſchönen Phraſen gingen meiſt für die unglückliche Adele verloren, die nun wohl ſah, daß es Zeit ſey, ſich zurückzuziehen. Rudolph begleitete ſie zum Wagen, und Blüthenſtengel, als ob ein Sturm ihn ergriffen hätte, ſchwankte nach. Ein leiſer Druck ihrer Hand machte Rudolph zum glücklichſten Menſchen; ein heiteres: Schlafen Sie wohl! den ſeligen Blüthenſtengel vollends berauſcht.

Dieſer hatte ſeinen Wagen zurückgeſchickt und nur ſeinen alten Johann da behalten, ihn nach Hauſe zu begleiten. Alte Leute, wenn ſie das Unglück haben, verliebt zu ſeyn, leiden an der Sucht, die Jugendlichen zu ſpielen und den letzten Reſt ihrer Kräfte anzuſtrengen, um noch rüſtig zu ſcheinen. Deshalb ließ auch ſelten der kleine Mann ſeinen Wagen kommen, ſondern wanderte keck mit dem alten Diener nach Hauſe, da überdieß Schwanfelde von Warlitz und Hallſtein nur ein halbes Stündchen entfernt lag. Heute bot ihm zwar Rudolph die Droſchke an, empfindlich ſchlug er aber dieß Anerbieten aus und ging mit ſeinem Begleiter, der auch eben nicht im beßten Zuſtande war, getroſt der Heimath zu.

Herr Blüthenſtengel hatte zwar niemals großen Trieb gehabt, ſeinen Heldenmuth zu zeigen, nahm ſich jedoch bei allen vorkommenden Gelegenheiten für ſeine kleine Figur muthig genug. Was Fleiſch und Beine hatte, fürchtete er nicht leicht; nur mit Geiſtern hatte er nicht gern zu verkehren, und übereilte ihn je die Geſpenſterſtunde, ſo trabte er, wie ein ſcheues Reh, nach Hauſe. Deshalb war es ihm auch höchſt unangenehm, als er die Thurmuhr drei Viertel auf Eilf ſchlagen hörte, als er Warlitz verließ. — Bleib' bei mir, Johann! — rief er dem taumelnden Diener zu, den ſein

Schwerpunkt eben an die entgegengeſetzte Hecke geworfen hatte. — Komm, gieb mir Deinen Arm; ich will heute meinen Stand vergeſſen! Wir wollen eilen, durch das fatale Hölzchen zu kommen, noch ehe es eilf Uhr ſchlägt. Nun, hörſt Du nicht? — Er war an dem treuen Diener vorbei gegangen, und da der Mond ſich eben hinter einer eilenden Wolke verborgen hatte, konnten die Trunkenen ſich lange nicht zuſammen finden und taumelten, der Eine rechts, der Andere links. Endlich ſchritten ſie vereint den Hügel hinauf, welcher das Buchenwäldchen begrenzte; aber, o Schrecken! kaum hatten ſie es erreicht, da verkündete die dumpfe Glocke vom Warlitzer Thurm die Stunde der Geſpenſter.

Es war eine ſchauerliche Nacht. Ein ſtarker Weſtwind trieb die düſteren Wolken mit Pfeilſchnelle am Himmel; nur hier und da blickte der Vollmond hindurch und erhellte mit ſeinem geſpenſtigen Lichte die Gegenſtände auf Augenblicke, die ſich dann ſonderbar geſtalteten und ſchnell, wie von Nacht umgeben, wieder verſchwanden. Die taumelnden Wanderer traten in das Wäldchen ein, wo die Bäume und Zweige ſich ihnen zu wunderlichen Figuren geſtalteten. Das Mondlicht und der Weingeiſt ſind die trefflichſten Hexenmeiſter, ſie bilden aus nichts die ſcheußlichſten Fratzen und den alten Eichſtamm mit ſeiner Rinde ſchaffen ſie im Nu zum gepanzerten Rieſen um.

Schon einige Male hatte die Einbildekraft und die Furcht den armen Blüthenſtengel gleich dem Espenlaub zittern gemacht, und Held Johann — unter zwei Furchtſamen iſt der minder Feige immer noch ein Held — hatte tapfer zureden müſſen, ihn zum Fortſchreiten zu bewegen; aber jetzt ſtrauchelte der Kleine und fiel. Nur mit Mühe half Johann, unter tauſend equilibriſtiſchen Künſten, dem armen erſchrockenen Kleinen allmälig auf, und als dieſer wieder um ſich blickte, ſah er eine wunderliche Figur, die fürchterlich ſtöhnte, neben ſich liegen. Zitternd nahte Johann, faßte ſich ein Herz, beſah dieſes Monſtrum genau, und fand endlich, daß es ein Menſch ſey, der feſt ſchlief und den ſelbſt der Purzelbaum des Commerzienraths in ſeinem ſüßen Schlummer nicht geſtört hatte. Johann rief triumphirend ſeinem noch bebenden Herrn entgegen: Ein Betrunkener, der hier liegt, gnädiger Herr! der iſt einmal tüchtig voll!

Der arme Menſch! — ſagte der wackelnde Blüthenſtengel — Hilf dem Saufaus auf die Beine! Doch, Johann! erſt komm' her und lehne mich an den Baum, damit ich feſt ſtehe! — Johann leitete ſeinen Herrn an eine alte Buche und ging zu dem Schlafenden.

Zigeuners Mathilde aus Creuznach! lispelte es jetzt hinter dem Baume.

Johann, Johann! — ſchrie der Commerzienrath — Hier ſpukt's! Komm, komm! Bring' mich hier weg!

I, gnädiger Herr! — ſagte Johann brummend — was haben Sie denn?

Hinter dem Baume ſpricht's!

Na ſo kommen Sie nur hinter den da! erwiederte Johann und führte ihn zu einem andern Baum, ſtellte ihn feſt und wollte wieder zu dem Betrunkenen. Kaum aber fand ſich der unglückliche Blüthenſtengel von neuem geſtützt, als eine rauhe Baßſtimme neben ihm rief: Zigeuners Mathilde von Creuznach! — Das erſchrockene Männchen ſank nieder; der heldenmüthige Johann, zu deſſen Ohren der rauhe Ton auch gedrungen war, blieb ſtarr, wie gebannt, ſtehen. — Mathilde von

Creutznach! ſtöhnte, wie aus tiefem Schlaf erwacht und mit hohler Stimme, nun gar auch der Betrunkene. — Mathilde von Creutznach! tönte es hinter allen Bäumen, im Baß und im Diſcant, und halb todt ſank der treue Diener dem Kaliban zu Füßen.

Als das treue Lorchen, die ſehnſuchtvoll ihren Herrn erwartet hatte, ihn um zwölf Uhr noch nicht ankommen ſah, wurde ihr angſt, denn in der Geſpenſterſtunde war er ſonſt regelmäßig zu Hauſe; da mußte ſie ihn oft ſchützen vor den böſen Geiſtern und ſeine erſtorbenen Lebensgeiſter ſtärken. Sie eilte jetzt mit allen Dienern, wohlbewaffnet, den Weg nach Warlitz zu. Dort fand ſie — o Nacht des Schreckens! — ihren theuern Herrn, blaß wie der Tod, unter einem Baume liegen. Johann ſchlummerte ſanft mitten im Wege. Beide wurden nun in den aus Vorſicht mitgenommenen Wagen gelegt, und erſt am Morgen erwachten ſie in Schwanfelde.

9.

Der verliebte kleine Mann war von dieſer Zeit an faſt täglich in Hallſtein und wurde von Tage zu Tage zudringlicher. Er hatte es ſogar gewagt, Jungfer Lorchen mit dem preßhaften Zuſtande ſeines Herzens bekannt zu machen, und wider Vermuthen — kleine Vorwürfe der Untreue und des Flatterſinns abgerechnet — war das Ungewitter vorüber gegangen, ohne einzuſchlagen. Er hatte das ganze Schuldweſen des Freiherrn in Ordnung gebracht, und dadurch ſich in der Gunſt deſſelben nicht wenig befeſtigt; aber immer noch zögerte Adele mit dem ſüßen Ja! — Sie duldete zwar ſeine Bewerbung mit ſcheuer Aengſtlichkeit, und als der Vater in ſie drang, gab ſie endlich, im Vertrauen auf den verborgenen Schutzgeiſt, das Jawort, doch nur unter der Bedingung: daß die Verlobung erſt am dritten Pfingſtfeſt geſchehen und bis dahin Alles geheim gehalten werden ſollte. Keine Drohung, keine Bitte konnte ihren Entſchluß ändern und die Friſt verkürzen; ſie blieb feſt und beſtimmt, und behandelte von dieſem Tage an den armen Kleinen mit abſtoßender Kälte und ſtrengem Ernſte, ſo daß er bei der Erlangung ſeines ſehnlichſten Wunſches mehr verloren als gewonnen zu haben ſchien.

Bald darauf empfing der Freiherr einen namenloſen, ſehr herzlich geſchriebenen Brief, der auch den Horizont des Brautſtandes eher trüben als erheitern konnte. Der Brief enthielt nämlich eine Warnung vor dem Bräutigam, der von ſehr flatterhafter Natur und ſeiner Ausgeberin unterthänig ſey, auch ſchon oft leichtgläubige Mädchen betrogen und ſie am Ende kurz vor der Hochzeit verlaſſen habe. Zwar ſey dieß mehr dem Antriebe Lorchens, als dem armen Mann ſelbſt Schuld zu geben, indeß würde doch alle Vorſicht nöthig ſeyn, damit dem hochfreiherrlichen Hauſe durch dieſen bürgerlichen Glückpilz kein Affront geſchähe. Dieſer Brief verfehlte nicht ganz ſeine Wirkung, und nach langem Ueberlegen mit dem alten Juſtitiarius, der jedoch ungläubig den Kopf ſchüttelte, wurde beſchloſſen, in die, am Verlobungtage zu unterzeichnenden Ehepakten die Clauſel zu ſetzen: daß, im Fall der Herr Commerzienrath Blüthenſtengel aus irgend einem ungeſetzlichen Grunde ſein Wort bräche und die beſchloſſene Verbindung nicht vollzöge, derſelbe 30,000 Thaler als Entſchädigung baar bezahlen müſſe. Auch wurde ferner beſtimmt, daß Jungfer Lorchen am Verlobungtage Schwanſelde zu räumen habe. Gegen den erſten Punkt hatte Herr Blüthenſtengel gar nichts einzuwenden, er war ſich eines treuen Herzens bewußt; wohl aber fürchtete er, daß ihm der letzte Punkt manches Ungewitter herbei ziehen werde, und beſchloß, hierüber bis zum Moment der Ausführung gar keine Unterhandlungen mit Lorchen anzuknüpfen.

Der Sommer verſtrich; der Herbſt ließ ſeine Blätter fallen; der Winter breitete ſeine Schneedecke über die Flur, die bald vor den Strahlen der Frühlingſonne ſchmolz. Traurig verlebte die arme Adele dieſe Zeit; mit dem Frühling welkte ihre Blüthe! Sie fühlte ſich, beſonders durch die vom Vater gemachte Clauſel entwürdigt, und ihr Stolz wurde nun durch dieſe Bewerbung ſo tief wie ihr Herz gekränkt. Rudolph war außer ſich. Ein ſtrenges Verbot von Adele's Vater erlaubte ihm nicht, die Geliebte zu ſehen; deſto öfter fanden ſie ſich aber auf Spaziergängen und in einem einſamen Häuschen am See, das der galante Bräutigam Adele zu Ehren hatte bauen und mit der ſentimentalen Inſchrift ſchmücken laſſen: „Die Liebe der Liebe!“ Wohl gab hier die Liebe der Liebe Hoffnung; hier ſchwuren Rudolph und Adele ſich Treue bis in den Tod; hier ſchwur das Mädchen, daß, wenn auch kein Retter komme, wenn auch die Prophezeiung der Zigeunerin nicht einträfe, ſie doch im entſcheidenden Augenblick Alles durch ein kräftiges „Nein!“ zerreißen und ihrem Schickſal trotzen wolle.

10.

Der erſte Pfingſttag war erſchienen, und weinend ſah Adele von ihrem Zimmer hinaus auf die geſchmückte Natur. Da ſchallten von fern die Töne einer fremdartigen Muſik in ihr Ohr, und über die Brücke, die zur Landſtraße führte, ſah ſie einen ſonderbaren Zug ſich bewegen. Voran auf einem ſtattlichen Grauſchimmel ritt eine Dirne, die ſie ſogleich für eine Zigeunerin erkannte, welche ſingend, mit einem Tambourin in der Hand, den Takt zu dem Chor ſchlug; neben ihr ging ein rüſtiger Burſche, der auf einer halbausgetrockneten

Clarinette ganz leidlich blies, nur daß hie und da die Töne in etwas zu hoch anſchlugen. Ein ältlicher Mann blies deſto beſſer auf ſeinem Waldhorn, während mehre Kinder, neben einem mit Leinwand bedeckten Leiterwagen herlaufend, mit heller Kehle ſangen. Aus dem Wagen ſelbſt ließ ſich ein tüchtiger Alt hören. — Die Karavane kam näher; die Figuren entwickelten ſich mehr und mehr, und Adele erkannte ihre Prophetin. — Grüß' Euch Gott, mein liebes Fräulein! rief ihr dieſe im Vorbeikommen von weitem zu, und ſo zog das Häuflein lachend und ſingend nach dem Dorfe. — Die Zigeuner ſind wieder da! tönte es im ganzen Schloß, und Adele's Antlitz glühte vor Freude.

Am Vorabende des Verlobungsfeſtes erſchien Mechtild mit Hanna auf dem Schloſſe und bat um die Erlaubniß, ihren Gebräuchen gemäß, das Grab ihres Vaters beſuchen zu dürfen. Der Freiherr, auf die Sibylle ſehr gut zu ſprechen, da ihre Prophezeiungen bis hierher ziemlich eingetroffen waren, gewährte ihre Bitte ſehr gern. Der Eidam, zwar von bürgerlicher Abkunft, war ja in das verfallene Haus eingetreten, und mit ihm Glück und Segen; was bedurfte es mehr, um die Alte mit freundlichem Willkommen zu empfangen, wenn auch die Prophezeiung für Rebecka noch in myſtiſchem Dunkel blieb!

Hole den guten Leutchen Kuchen und Wein, liebe Adele! — ſagte der gaſtfreie Mann — Am Vorabende Deines Verlobungsfeſtes muß niemand ohne Erquickung mein Haus verlaſſen! — Adele war geſchwind mit einem Krug ächten Meißner und einem Teller mit Kuchen wieder da, und hinter ihr trat Rudolph herein, deſſen Anweſenheit, wegen der Nähe der Entſcheidung, jetzt weniger beachtet wurde, und der erſtaunt war, die alten Bekannten hier wieder zu finden. Hanna erröthete, als ſie den jungen Mann ſah, der ſeine Verlegenheit nicht ganz verbergen konnte und zuweilen verſtohlen nach den Lippen ſah, deren elaſtiſchen Druck er noch jetzt zu fühlen wähnte. Adele beobachtete ihn, und ein gutmüthiges Lächeln verbreitete ſich über ihr Engelgeſicht.

Nun? — ſagte Rebecka — Herr von Wankel! Es ſcheint, der Willkommen wird Ihnen ſchwerer als der Abſchied; ich ſehe wenigſtens nicht, daß die Freude ſo lohnend iſt als der Schmerz!

Nur Geduld, mein Fräulein! — ſagte Mechtild — wer weiß, wie das Pfingſtfeſt noch alles geſtalten wird! — Sie verbeugte ſich dankend und ging.

II.

Der alte Gerichthalter ſaß im großen getäfelten Saale, in welchem die Bilder der Freiherrlich von Werthiſchen Ahnen prangten, ſchnitt ſeine Feder und lächelte ironiſch. — Hab' ich doch den Punkt mit den 30,000 Thalern ſo feſt clauſuliren müſſen, — ſprach er in ſich hinein — als ob da gewaltig viel zu fürchten wäre. Der gute Sponſe machte gewiß morgen ſchon Hochzeit, wenn das Fräulein Braut nur wollte. Sind doch ſonderbare Geſchöpfe, die heirathluſtigen Jungfrauen! Erſt wählen ſie lange, vorſichtig und bedächtig, erfaſſen das Loos, welches ihnen geboten wird, mit ſpitzen Fingern, am Ende greifen ſie plump in das Rad und halten es feſt mit beiden Händen, und hätten ſie auch nur ein Männchen ſtatt eines Mannes gezogen! — Der alte Jacob ſtörte dieſen Monolog. Er kam, um alles zum Empfange der werthen Gäſte zu ordnen, und ſah dabei ſo wehmüthig aus, daß dem Gerichthalter ganz weichherzig wurde, und die beiden alten Diener des hochfreiherrlichen Hauſes ſich ſchweigend die Hände reichten und ſich verſtanden.

Die Geſellſchaft verſammelte ſich. Der Bräutigam kam mit vier ſtattlichen Rappen und einem ganz neuen Wagen, die Bedienung in glänzender Livree, angefahren, und bald ſtand er mit der Braut in dem Saal, wie ein Yſop neben der Ceder, wobei der Gerichthalter bemerkt haben wollte: die Ahnenbilder hätten ihn verächtlich angegrinzt. Herr Blüthenſtengel war von der glücklichſten Laune, beſonders weil Adele am vorigen Tage von der Bedingung, die Jungfer Lorchen betreffend, bedeutend nachgelaſſen und ihr bis kurz vor der Hochzeit den Aufenthalt in Schwanfelde vergönnt hatte.

Der Ehe-Contrakt wurde nun vorgeleſen, wobei der alte Gerichthalter beſonders den Artikel über die 30,000 Thaler recht deutlich und vernehmlich heraushob. Er hatte darin feſtgeſetzt, daß, im Fall der Herr Bräutigam die in dieſen Ehepakten verabredete eheliche Verbindung aus irgend einem außerrechtlichen Grunde nicht vollziehen würde, er verpflichtet ſey, als Schadloshaltung dem Fräulein Braut 30,000 Thaler ſogleich baar zu alleiniger Verfügung auszuzahlen, auch zur Sicherheit die Documente über die auf Hallſtein geliehenen 30,000 Thaler bei den hochfreiherrlichen Gerichten bis zum Tage der hohen Vermählung niederlegen müſſe. — Ueber dieſen Punkt ſpöttelnd, unterſchrieb der Bräutigam; die zitternde Braut gleichfalls. Mechtild hatte derſelben zwar noch geſtern Muth eingeſprochen und ihr die beſtimmte Verſicherung gegeben, daß in wenig Tagen Alles ſich freudig ordnen würde; auch hatte, als ſie am erſten Pfingſttage in Schwanfelde geweſen, Jungfer Lorchen, während des Herumführens in der Wirthſchaft, mit bedeutendem Blicke geſagt: Nur nicht ſo traurig, liebes Fräulein! Verlaſſen Sie ſich auf die Prophezeiung und auf mich! — Aber doch klopfte ihr das Herz und ſie konnte keinen ſichern Faden finden, der ſie aus dieſem Labyrinthe leiten ſollte.

Alles ging in Hallſtein ſtill und vergnügt, wie es ſchien, vor ſich; nur die Braut war einſylbig. Der alte Familienpokal, ein Erbſtück aus dem dreißigjährigen Kriege, machte fleißig die Runde; die Frauen ſtanden auf, Rebecka und Luitgarde eilten zum ſüßen Mittagſchläfchen, und Adele, die geopferte Braut, nach dem einſamen Lieblingplätzchen am See. — Dem alten Diener der Themis wurde es kurz darauf auch zu eng im Saal. Er ging nach dem Garten, überdachte die vergangenen glücklichen Zeiten, wo dieſe Familie in Wohlſtand und Reichthum gelebt, wanderte ſo ſinnend immer weiter fort, und wollte eben ein: Fuimus Trojes fuitque Troja! ausrufen, als er erſtaunt vor der Thür des Liebehüttchens am See zurückprallte, wo ein ſonderbarer Auftritt ſein Auge traf. Statt der Stelle aus der Aeneide rief er aus: Mein Gott! die 30,000 Thaler benebſt dem Bräutigam ſind verſcherzt, meine Gnädige! — Adele riß ſich erſchrocken aus Rudolphs Armen, der, ſich ſchnell faſſend, den alten Mann bei der Bruſt packte und den Schwur von ihm forderte: was er geſehen, zu verſchweigen, ſonſt ſchwör' er ihm die fürchterlichſte Rache. Lächelnd und ruhig antwortete der Alte: daß er von ihm nichts zu fürchten habe; er ſey bis jetzt dem Fräulein Adele ſo väterlich zugethan geweſen, daß ihn nichts bewegen würde, ſie zu verrathen, könne aber nicht umhin, zu geſtehen, daß dieſe Begebenheit ihm ſehr ſonderbar vorkäme, und

er

er dem Herrn von Wankel den wohlgemeinten Rath ertheile, ſich baldigſt zu entfernen. Er bot Adele den Arm und ging mit ihr dem Schloſſe zu.

Auf dem Wege dahin begegnete ihnen Mechtild. — Herr! — ſagte ſie zu dem Juſtitiarius — ich habe nothwendig mit Euch zu reden, laßt das Fräulein nur allein gehen! — Der alte Herr ſah die Zigeunerin mißtrauiſch an. — Ich habe über Dinge von Wichtigkeit mit Euch zu ſprechen, kommt nur mit mir! — Der Alte folgte zögernd. Als er aber wieder in den Ahnenſaal trat, glänzte Freude aus ſeinen Augen, und ſein Blick ſchien den alten Gewappneten und Allongen-Perrücken Troſt zuzuwinken.

Die Herren waren eben ſämmtlich auf den Hof gegangen, wo der neue Wagen des kleinen Mannes gemuſtert und beſchaut wurde, inſoweit nämlich der Wein eine ſolche Beſichtigung erlaubte; der Gerichthalter begab ſich gleichfalls dahin.

Recht ſchön! — ſagte er — aber es iſt doch traurig, wenn man ſechzehn Pferdefüße braucht, um ſeinen Körper ein halb Stündchen weit fortbringen zu laſſen. Sehe ich nun noch den nothwendigen Wagen-Apparat, ſo freue ich mich immer meines rüſtigen Alters, das mir noch ſo manchen Weg zu gehen erlaubt, ohne die armen Bauerpferde plagen zu müſſen. Es iſt eine ſchöne Sache um ein ungeſchwächtes Alter, das noch kräftig einher tritt.

Glauben Sie etwa, Herr Juſtitiarius! — rief Herr Blüthenſtengel — daß die Nothwendigkeit unſer Einen zwingt, ſich Equipage zu halten? — Mit nichten! Ich laufe mit Ihnen um die Wette, und für mich ſind Wagen und Pferde ein nothwendiges Uebel, das ich des Anſtandes und der Schicklichkeit wegen tolerire.

Es ſollte Ihnen doch ſauer werden! entgegnete der Gerichthalter.

Was?! — unterbrach ihn heftig der kleine Mann — Adam! Du fährſt nach Schwanſelde, ich brauche Dich hier nicht! Johann, Du bleibſt hier! — Mein Bräutchen — ſagte er, ſich zu Adele wendend, — ſoll ſehen, daß ich noch ein rüſtiger Mann bin!

Heute verließ der Commerzienrath wohlweislich Hallſtein bei guter Zeit und wanderte mit ſeinem treuen Johann, da es erſt Zehn geſchlagen hatte, getroſt ſeiner Heimath zu, heute nur von

Liebe und nicht vom Weine berauſcht. Ohne irgend ein Abenteuer waren ſie durch das Dorf gekommen und betraten eben die Nuß-Allee, die längs der Kirchhofmauer nach Schwanfelde führte. Am äußerſten Ende des Kirchhofs ragte hier ein weißer Fliederbaum empor, und — hatte nun Jungfer Lorchen den alten Johann mit in das Complott gezogen, oder geſchah es zufällig, — kaum waren ſie noch funfzig Schritte von dieſer Stelle entfernt, ſo ſagte der Alte: Sehen Sie, gnädiger Herr! da unter dem Fliederbaum in der Ecke, wo der Mond ſo hell hinſcheint, da liegt der alte Zigeuner begraben.

Alle Heiligen! — Du Eſel! — rief der kleine Mann, und der Schreck lähmte ſeine Glieder; er ſah ſtarr und beweglos nach dem Grabe hin.

Wehe! Wehe! — tönte es in dieſem Augenblick vom Kirchhofe — Wehe über meinen Mörder! — und zugleich hob ſich langſam eine weiße, geſpenſtige Geſtalt hinter dem Grabe empor, die, immer höher werdend, ſich zu nähern ſchien. Hatte der Schreckenston Blüthenſtengels Schritte gebannt, ſo beflügelte die Schreckensgeſtalt ſeine kurzen Dachsbeine. Schneller als je, immer noch den

Unkenruf „Mörder!“ hinter ſich hörend, floh der Kleine, dem Johann nicht mehr folgen konnte, durch das Buchenwäldchen ſeiner Wohnung zu, wo er halb todt in Jungfer Lorchens Arme ſank.

Faſt wäre er hier aus dem Fegefeuer in die Hölle gerathen; denn ein Schwall von Vorwürfen überſtrömte ihn. Was er nun ohne ſie machen wollte? war der Refrain der empfindſamen Tiraden, die ſie ihm vordeclamirte, ſo daß der Gebeugte, dankbar ihre uneigennützige Liebe erkennend, ſtill den Kamillenthee verſchluckte, den ſie ihm an ſein Bett brachte. Als ſie nun dem noch Zitternden die Füße warm zudeckte und ihm das Kopfkiſſen zurecht legte, da drückte er ſie an ſich und meinte es gewiß in dieſem Augenblick redlich mit ſeiner treuen Pflegerin; denn er bedachte, daß die ſchöne Adele wohl ſchwerlich gleiche Sorgfalt für ihn haben, wohl gar an ſeinem Krankenbette ganz andern Wünſchen Raum geben würde. Lorchen, die den kleinen Mann kannte, träufelte noch manchen brennenden Tropfen in die ſich öffnende Wunde ſeiner Beſorgniß und verließ ihn dann in ſorgenvollem Nachdenken über ſein Schickſal. Zum erſten Mal ſah er ſeine Heirath als Thorheit an, welcher er ſeine Ruhe, ſeine Gemächlichkeit, ſein treues Lorchen opfern ſollte; zum erſten Mal reuete ihn der Schritt, den er gethan, und hinderten ihn nicht die fatalen 30,000 Thaler, noch heute hätte er ſich mit Ehren aus der Sache gezogen.

Neben dieſem trüben Gemälde der Zukunft zeigte ſich das Geſpenſt am Zigeunergrabe immer wieder mit fürchterlichem Grinſen. Daß es der Geiſt des alten Zigeuners war, deſſen Tod er durch ſeine Härte herbeigeführt, wurde ihm immer gewiſſer; immer mehr und mehr verfolgte ihn der Alte auch hierher, und das leiſeſte Kniſtern, die mindeſte Bewegung, die er in ſeinem Bette machte, Alles ließ die ſparſamen Haare unter ſeiner Nachtmütze ſich ſträuben. Da ſchlug die Glocke; mit dem erſten dumpfen Laut faßte er nach der Schelle und zog ſie heftig. Niemand hörte, ſelbſt Lorchen nicht, doch mit dem eilften Schlag der alten Thurmuhr öffnete ſich die Thür; freudig ſah er ſeinem Rettung-Engel entgegen — und zwei verſchleierte Geſtalten traten herein und gingen langſam auf das Bett zu. — Alle guten Geiſter loben Gott, den

Herrn! ſchrie Blüthenſtengel und kroch tief unter die Decke, ſo daß nur noch der Zipfel der bebänderten Mütze zu ſehen war.

Wir ſind keine Geiſter! — ſprach jetzt eine dumpfe Stimme — Wir haben Fleiſch und Blut, was Dir gehört, falſcher, treuloſer Böſewicht! — Dieſe Anrede gab dem Kleinen Muth; er zog leiſe den Kopf aus der Bettdecke, blickte mit ſeinen graugrünen Augen ängſtlich hervor und ſah — eine Frau in ihren beßten Jahren, in der Tracht der Bewohner der Unterpfalz, vor ſich ſtehen, die er ſogleich für die Zigeunerin Mechtild erkannte. Fleiſch und Bein gaben ihm Muth. Er griff nach der Klingel, ſie war verſchwunden.

Was will Sie hier? fragte er, zornig im Bett auffahrend.

Dir Dein Kind bringen, das Du ſeit achtzehn Jahren nicht ſahſt und hülflos verlaſſen haſt! — Sie warf den Schleier zurück, und Hanna ſtand lieblich und geſchmückt vor ihm.

Starr ſah der Commerzienrath das Mädchen an. — Du, Du wärſt meine Tochter?! rief er aus und rieb ſich die Augen.

Elender! und ich — ſo unterbrach ihn die Zigeunerin, trat ihm näher, und aus ihren Augen blitzte die Rache, — ich bin Mathilde, das Zigeunermädchen aus dem Creutznacher Walde, das Du verführteſt und deren Dolch Du nur mit dieſem Eheverſprechen abwehrteſt! — Sie hielt ein Papier in die Höhe. — Wähle zwiſchen der Rache und dem Gehorſam!

Was ſoll ich denn thun? ſtammelte der erſchrockene Kleine.

Dieß Document in Gegenwart zweier Zeugen und einer Gerichtsperſon unterſchreiben; dann wechſele ich es gegen Dein Eheverſprechen aus, und ich und Hanna entſagen unſern Rechten an Dich.

Bebend nahm der Commerzienrath das Papier und las es. Er entſagte darin freiwillig ſeiner Verbindung mit Fräulein Adele von Werth und zahlte an Hanna 10,000 Thaler. Er zögerte.

Du willſt nicht?! — rief Mechtild — Hoffe nicht, noch einmal meiner Rache zu entkommen, die Dich ſchon im vorigen Jahre getroffen hätte, mußte ich nicht dieß Papier, was Deine Schuld bekennt, aus den Apenninen holen. Glaube nicht, durch Ausflüchte dem Arm der Gerechtigkeit zu entgehen, und träfe er Dich nicht, der meinige trifft ſicher! — Ein blankes Meſſer fuhr aus der Scheide. — Der Schatten meines geopferten Vaters wird Dich dann ewig peinigend verfolgen!

Jetzt trat Lorchen herein und fuhr, wie es ſchien, über den unvermutheten Beſuch zurück; doch Herr Blüthenſtengel ſuchte ſie ſchnell zu beruhigen. — Laß nur, laß nur! — ſagte er mit ſchwacher Stimme — ich kenne die Leutchen, doch was willſt Du?

Der Gerichthalter von Hallſtein hat ſich verirrt und bittet um ein Nachtlager.

Ein Zeichen von Gott! — rief der Geängſtigte — Schick' ihn zu mir herauf, ich habe mit ihm zu reden. — Er kam; Mechtild und Hanna traten ab. Bald darauf rief der alte Juſtitiarius ſie wieder herein, und noch in dieſer Nacht wurde das Geſchäft beendet. Das Document war unterſchrieben, die Papiere wurden ausgewechſelt und Mechtild entfernte ſich mit Hanna.

Lorchen! — ſagte der Kleine, als ſie allein waren, und drückte einen Kuß auf ihre Lippen. — Zwiſchen uns bleibt's beim Alten. Pflege mich jetzt nur doppelt und halte mich in Ehren; ich habe Dich mit 40,000 Thalern erkauft!

12.

Feierlich ſtieg die Morgenſonne im Oſten empor, als die Zigeuner um das Grab ſich verſammelt hatten und auf etwas zu warten ſchienen. Da kamen Mechtild und Hanna die Nußbaum-Allee entlang und traten zu ihnen. — Hanna nahm das Körbchen mit Blumen, das am Fuß des Grabes ſtand, und ſchmückte es mit den duftenden Blüthen. Vater Joſias goß die ſtärkenden Getränke über das Grab, während die Andern ihre ſtillen Gebete murmelten und Einer unter ihnen ein kleines ſchwarzes Kreuz auf das Grab ſteckte. Still knieten nun Alle und beteten. Hanna erhob ſich zuerſt, ging andächtig um das Grab und ſagte, ſobald ſie dem Haupte des Todten ſich nahte: Ruhe in Frieden! wiederholte dieß drei Mal, und die Uebrigen, ſtill vor ſich betend, verließen dann das Grab. Nur Hanna blieb, kniete neben dem Hügel und weinte. Es ſollte ja das letzte Mal ſeyn, daß ſie hier am Grabe des geliebten Großvaters beten und ihr Herz zu Gott erheben konnte.

Als ſie geendet, ging ſie mit langſamen, ſchwankenden Schritten, das Document in der Hand, das

Adele's Eheverſprechen auflöſ'te, dem Schloſſe zu. — Noch ſchlief Alles in ſanfter Ruhe; nur einige Dienſtleute waren munter. Sie wankte durch die dunklen Gänge des Gartens dem Hüttchen zu, das, der Liebe geweiht, am See ſtand. Sie trat ein, ſetzte ſich auf die Moosbank und dachte den ſonderbaren Fügungen des Schickſals nach, die ſie wieder hierher geführt hatten, um noch einmal den Schmerzenkelch zu leeren. Ermüdet von den Begebenheiten dieſer Nacht, legte ſie ſich auf die Bank, und der ſanfte Schlummer, dieſes freundliche Geſchenk der Jugend, ſchloß ihre Augen.

Aber nicht Hanna allein hatte gewacht; auch Rudolph war in qualvoller Unruhe im Dunkel umher geirrt; er wußte durch Mechtild, daß dieſe Nacht über ſein Schickſal entſcheiden würde. Es trieb ihn hinaus in's Freie, und kaum graute der Morgen, ſo zog es ihn nach Hallſtein, wo ihn ſein Genius hin zu dem ſtillen Plätzchen, das ſein thöriger Nebenbuhler nur für ihn erbaut zu haben ſchien, leitete. Hier fand er Hanna geſchmückt auf der Moosbank entſchlummert, das zuſammengefaltete Papier in ihrer Hand, ſorgenlos liegen. Er ſtand wie bezaubert vor der reizenden Geſtalt, und ein ſtiller

Seufzer, der aber doch gewiß nur Adele galt, hob ſeine bewegte Bruſt. — Schön biſt Du! — ſagte er leiſe — liebliches, braunes Mädchen! aber auch fromm und gut! — Ja, bei Gott! ſprach eine leiſe Stimme und Adele's Rabenlocken wallten über ſeine Schulter. Auch ſie hatte die Unruhe hierher geführt. Noch lagen ſie Arm in Arm, als Hanna erwachte; beſchämt ſprang ſie auf und trat, noch freundlicher als der Strahl der Morgenröthe, der durch das offene Fenſterchen blickte, vor die Liebenden hin.

Nehmt dieſe Urkunde! — ſagte ſie zu Adele, und reichte ihr das Papier. — Möge das Glück Euch nie verlaſſen, die Liebe Eurem Herzen ſo treu bleiben, wie die Theilnahme des Zigeunermädchens! Seyd glücklich! Lebt wohl! — und vergeßt mich nicht! Wenn am Tage nach dem Pfingſtfeſt — fuhr ſie traurig fort — die Meinen zum Grabe wallen werden und ich nicht unter ihnen bin, dann denkt an Hanna, die entfernt gewiß Eurer gedenkt! — Sie küßte Adele's Hand und wollte gehen. Doch dieſe, welche das Papier raſch durchflogen hatte, hielt ſie zurück. — Edles Mädchen! — rief ſie aus, ſie umarmend. — Heldenmüthige Dulderin, die das Opfer mit blutendem Herzen und freundlichem Auge bringt, bleib' bei uns!

Ja, Hanna! bat Rudolph; doch Hanna ſchloß mit ihrer kleinen Hand ſeine Lippen. — Keine Bitte, keinen Dank! Ich kann ihn nur verdienen, wenn ich gehe; den Frieden laß ich zurück! Lebet wohl! — Sie eilte fort.

Der Freiherr war nicht wenig überraſcht, als ihn Adele bei dem Morgengruß mit der Nachricht empfing, daß ihr Ungetreuer ſchon in aller Frühe ihr den Abſagebrief zugeſchickt habe und auf die Documente verzichte. Er wollte es nicht eher glauben, bis der Gerichthalter eintrat und die Urkunde zeigte, laut welcher er die 30,000 Thaler, die er auf Hallſtein geliehen, zu Gunſten des Fräuleins Adele cedirte. Der alte Mann trug nun dem Freiherrn die übrigen Verhältniſſe vor, und der Plan, der auf Rebecka, die nun wohl den jungfräulichen Kranz mit in's Grab nimmt, gebaut war, ging auf Adele über. Der kleine Mann erſchien nicht wieder in Hallſtein, und als Adele und Rudolph ihre Hochzeit feierten, ſprach auch der Prieſter den Segen über ihn und Lorchen.

Die Zigeuner kommen jährlich zum Pfingſtfeſt, um das Grab ihres Ahnherrn mit Blumen zu ſchmücken und ihren Gebräuchen nach die Todtenfeier zu halten. Sie werden in Hallſtein freundlich aufgenommen und dankbar bewirthet — Hanna iſt aber nicht unter ihnen; ſie kehrte nie wieder.

Gedruckt bei A. W. Schade in Berlin.

Sämmtliche Schriften

von

A. von Tromlitz.

Sechzehntes Bändchen.

Die Schlacht von Marignano.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung
1830.

Die
Schlacht von Marignano,

von

A. von Tromlitz.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1830.

I.

In den Zimmern der Mutter des Königs, in dem Schloſſe der Tournelles zu Paris, war es ſtill, wie ausgeſtorben, denn ein kleines Windſpiel, welches auf einem grünſeidenen Kiſſen neben dem Marmorkamine lag, war das einzige lebende Weſen, welches ſich in den weiten, hohen Gemächern befand. Wer jetzt herein getreten wäre und ſich unter den mannigfaltigen Schönheiten umgeſchaut hätte, womit die ſorgſame Hand Franz des Erſten in den wenigen Tagen ſie hatte ſchmücken laſſen, in welchen Louiſe von Savoyen, von dem Connetable von Bourbon begleitet, nach St. Germain ſich begeben hatte, der würde manches Köſtliche und Bewundernswürdige dort gefunden haben.

Es war zwar nur das Wohnzimmer der Herzogin von Angouleme, ihr Schlafgemach und ein kleines Cabinet, welches neu eingerichtet und durch königliche Freigebigkeit geſchmackvoll verziert worden war, aber auch dieß ſchon hatte bedeutende Summen gekoſtet. In dem Wohnzimmer prangten die prächtigſten Hauteliſſe-Tapeten, goldene Leiſten ſchloſſen wie in einem Rahmen dieſe herrlich gewirkten Gemälde ein, deren Farbenpracht und treffliche Zeichnung nichts mehr zu wünſchen übrig ließen. Karl der Siebente, auf einem ſtolzen, kaſtanienbraunen arabiſchen Hengſte, im königlichen Ornate, ganz an Geſtalt und Anſtand dem ritterlichen Franz ähnlich, war unſtreitig die ſchönſte Figur auf der Tapete, und die Höflinge, als ſie ſpäterhin dieſe Gemälde ſahen, wollten finden, daß der Zeichner gar künſtlich das Geſicht Karls des Siebenten mit dem Franz des Erſten verſchmolzen habe, ſo daß es, ohne der Aehnlichkeit des Einen zu ſchaden, doch dem Andern glich. Auch die Herzogin von Chateaubriant war in der Geſtalt der Agnes Sorel, die auf einem weißen Zelter im Gefolge der Königin ritt, durch Schönheit und Stellung unter Allen hervorgehoben, und leicht als die königliche Geliebte zu erkennen.

Das Geräth, welches dieſe Zimmer ſchmückte, zeigte von dem Geſchmacke des Königs. — Vor allem zeichnete ſich ein Kamin von carrariſchem Marmor von Buonarotti's Meiſterhand aus. Genien, künſtlich in einander verſchlungen, hielten den Sims, der aus einem Gewinde der ſeltenſten Blumen gebildet war. Alles hatte der Meißel zart und weich ausgeführt, und man glaubte, die kleinen Knabengeſtalten leben, die Blumen blühen zu ſehen. Auch für den Nachttiſch von Cedernholz waren Gefäße, von feinem Silber getrieben, aus Buonarotti's Werkſtatt hervorgegangen, wo der Kenner beſonders das große Handbecken bewundern mußte, welches eine Muſchel, von drei Delphinen getragen, vorſtellte.

Ein großer, venetianiſcher Spiegel, vor welchem ein maſſiv ſilberner Tiſch ſtand, zeigte dem Eintretenden ſeine ganze Geſtalt, und eines Jeden Blick fiel wohl zuerſt auf dieſes Geſchenk des Doge, womit der kriegluſtige junge Monarch für die bedrängte Republik gewonnen werden ſollte. Der König hatte ihn ſeiner beſonderen Größe und Seltenheit wegen ſeiner Mutter verehrt. Das übrige Hausgeräth war von Cedernholz, reich mit Gold verziert, die Seſſel mit grünem Damaſt überzogen, mit goldenen Treſſen und Quaſten beſetzt, und ſelbſt die Tabourets für die Hoffräulein waren köſtlich und geſchmackvoll.

In dem Cabinet waren Gemälde italiſcher Meiſter aufgehängt, welche der Cardinal von Ferrara dem Könige aus Rom geſchickt hatte. Nur von den Meiſtern der florentiniſchen Schule waren dieſe koſtbaren Schildereien gemalt, wovon die meiſten noch jetzt die Galerie des Louvre ſchmücken. Doch nichts glich der Pracht des hohen Himmelbettes, welches mit der ſchönſten vergoldeten Bildhauerarbeit verziert war, und deſſen carmoiſin-ſeidene Vorhänge auf jeder Seite von einem Amor zurückgehalten wurden, ſo daß das Ganze ſich wohl mehr zum Geſchenk für die Geliebte, als für die Mutter des Königs eignete.

Die Stille, welche heute in dieſen prachtvollen Gemächern herrſchte, ward jetzt unterbrochen. Vom Hofe herauf ſtieg ein ſchallender Lärm, Roſſe wieherten, Hunde bellten. Der König war von der Jagd zurückgekehrt, und das ganze Schloß wurde lebendig. Auch im Vorzimmer der Gemächer der Herzogin von Angouleme ließ ſich St. Marent, des Caſtellans Stimme vernehmen, der zwei Damen hinein zu treten bat, um hier die Mutter des Königs zu erwarten, zugleich um Verzeihung bittend, daß er, mancher weitern Anordnung wegen, ſie verlaſſen müſſe.

Die beiden Damen, wovon die ältere eine Frau in den Funfzigen war, die jüngere kaum achtzehn Sommer geblüht haben konnte, ſtanden mit einer gewiſſen Beklemmung in dem großen Gemache; ſie ſchienen aus der Provinz zu ſeyn. Die Tracht der älteren erinnerte ganz an die Jugendjahre der Königin Anna, als ſie noch in Bretagne als Herzogin Hof hielt; die der jüngeren war ſchon mehr der jetzigen Zeit anpaſſend, aber die langen Aermel, welche auf beiden Seiten herabhingen, der hohe Spitzenkragen, die Puffen von grauſeidenem Zeuge, womit das gelbe Corſet beſetzt war, zeigten, daß der Geiſt des lebeluſtigen Hofes Franz des Erſten noch nicht bis zu dieſen Frauen gedrungen ſey.

Wirf den Schleier nur zurück, Adelaide! — ſagte die Aeltere — Hier in der Herzogin von Angouleme Gemach begegnet uns kein Mann, deſſen frecher Blick Dir das Blut auf die Wangen jagen könnte. Faſſe Muth, mein Kind! ich fühlte mich ſo bedrängt wie Du, als ich zum erſten Male am Hofe der Anna von Bretagne erſchien; mir beengten die Hofzimmer tauſend Mal mehr die Bruſt, als die niedern, finſtern, engen Zellen der Urſulinerinnen in Nantes, aus denen ich in die Welt trat. Trittſt Du doch aus Deiner Aeltern Hauſe, von der Burg Deiner Väter an den Hof, und zwiſchen einem klöſterlichen Leben und dem, was Du bei uns führteſt, Adelaide, iſt wahrlich ein großer Unterſchied!

Und doch fühl' ich, aller Muth iſt dahin! — erwiederte Adelaide d'Armencourt — Ich freute mich ſo, an den Hof zu kommen und in dieß fröhliche, ſorgenfreie Leben einzutreten, ich ſchenkte meine Spindel ſo freudig der kleinen Manon, nahm von Allen, ſelbſt von meinem alten Vater, ſo fröhlichen Herzens Abſchied — und ſchon jetzt ſchmerzt es mich, daß ich ſo leicht mich von der Vaterbruſt losreißen, ſo gern die freundlichen Gewohnheiten meines Jugendlebens verlaſſen konnte; o, ich möchte weinen bei dem Anblicke aller dieſer Herrlichkeiten! das leichte, lebensfrohe Herz, das ſonſt nur immer der Luſt entgegen ſchlug, klopft jetzt angſtvoll in meiner Bruſt. Ich wollte, Mutter, wir wären noch auf Mont Aubert!

Die Mutter lächelte, ſtrich ſanft über Adelaide's ernſte Stirn, und dachte in dieſem Augenblicke an ihre Empfindungen auf dem Schloſſe Anna's von Bretagne, gedachte der Tage der Jugend, und dieſe kurzen Tage des Hoflebens blühten ihr gar ſchön wieder in der Erinnerung auf. — Beruhige Dich nur, mein Kind! — ſagte die Mutter — beſieh die ſchönen Tapeten, die herrlichen Gemälde, faſſe Muth! Louiſe von Savoyen ſoll eine gnädige, liebreiche Dame ſeyn, wie mir der Vater, der ſie aus frühern Zeiten kennt, geſagt hat. Ich ſah ſie noch nie, — fuhr ſie ſeufzend fort. — Ach, auf Mont Aubert blieb mir der Hof mit ſeinen Freuden fremd!

Adelaide befolgte den Rath der Mutter und beſah ſich nun die Herrlichkeiten, welche das Zimmer enthielt. Die kleinſte Sache war ihr neu, und daher für ſie anziehend. Beſonders aber gefielen ihr die Tapeten, wovon die eine die Krönung Karls des Sechſten in Rheims, die andere die Vermählung Ludwigs des Eilften mit der Prinzeſſin von Savoyen vorſtellte. Auch die Gemälde, welche über der hohen Flügelthür hingen, zogen ſie an. Es waren Bildniſſe ſchöner Frauen vergangener Zeiten. Jetzt trat ſie vor ein großes Gemälde, welches der Thüre, durch die ſie eingetreten waren, gegenüber hing. Ein Vorhang von grünwollenem Zeuge verdeckte es dem ſchauluſtigen Auge; eine ſeidene Schnur ſchien die Neugier einzuladen, ihn hinweg zu ziehen. Auch Adelaide konnte ihr nicht widerſtehen; ſie faßte die Schnur, doch indem ſie den Vorhang aufzog, blickte ſie ſorgſam ſich um, ob auch niemand ihren ſtrafbaren Vorwitz bemerke. Da ſah ſie drei Herren vom Hofe eben in die geöffnete Thür treten; ein lauter Schrei entfuhr ihr, ſie wandte ſich ſchnell, ihr Blick traf das jetzt offen hängende Gemälde. Es war eine Danae in üppiger Stellung — ſchnell ließ ſie die Schnur los, der Vorhang rollte wieder herunter.

Während deſſen hatte ſich die Mutter mit aller Zierlichkeit und allem Anſtande, die ihr noch aus jener glücklichen kurzen Zeit des Hoflebens übrig geblieben waren, vor den drei Herren verneigt, welche der Matrone mit Anſtand dankten. Der eine, der zuerſt eingetreten war, nickte vertraulich und freundlich mit dem Kopfe, und ſchien keine Muße zu haben, ſich länger bei der Mutter aufzuhalten, ſondern ſchritt raſch auf Adelaide los, welche ihn nahen hörte und mit klopfendem Herzen, aber abgewandtem Geſicht, erwartete.

Dame! — ſagte er, ihr näher tretend, — Ihr ſcheint mehr Freude daran zu finden, zu ſehen, als geſehen zu werden, denn immer ſeyd Ihr nach dem verſchleierten Bilde gewendet, und entzieht uns Euern Anblick. Darf man Euer holdes Antlitz nicht ſehen?

Hoch erröthend wandte ſich das Fräulein und ſagte nicht ohne Beklemmung: Herr! Euer Eintritt hat mich ſo überraſcht.

Gewiß nicht mehr, als Euer Anblick mich! — Wer ſeyd Ihr, ſchöne Dame! und wie kommt Ihr hierher?

Gern hätte die ſorgſame Mutter für Adelaide, die ſie in höchſter Verlegenheit vor dem Fremden ſtehen ſah, das Wort geführt, hätten nicht die beiden andern Herren ſich ſo mit ihr beſchäftigt, daß ſie, ohne unbeſcheiden zu ſeyn, ſich nicht von ihnen losmachen konnte. Sie mußte daher ihre Tochter ſich ſelbſt überlaſſen

Nun, Fräulein! — fuhr der Ritter fort — was verſchafft unſerm Hofe das Glück, eine ſo friſche, kaum aufgeblühte Roſe in ſeiner Mitte zu ſehen?

Der Jüngling ſah ſo freundlich aus, es lag ſo viel Theilnahme in ſeinen Worten, daß der Muth wieder bei ihr zurückkehrte. — Herr! — erwiederte ſie — meine Mutter und ich ſind auf Befehl der Herzogin von Angouleme hier. Mein Vater konnte uns nicht begleiten, da ihn die Wunden, die er in der Schlacht von Ravenna erhielt, zu Haus zu bleiben zwingen. Des Königs Mutter iſt ſo gnädig, mich unter die Zahl ihrer Hoffräulein aufzunehmen, und hat meinem Vater eine Penſion auf den Zoll in Rennes bewilligt.

So? — ſagte der junge Edle — Doch von der Penſion weiß der König nichts.

Das ſchadet nicht! — unterbrach ihn die ſchon Ermuthigte — was des Königs Mutter will, muß der König wohl thun.

Fräulein, Fräulein! — ſagte der Jüngling, mit dem Zeigefinger drohend, — wenn der König das hörte! — Adelaide ſchlug erröthend und verlegen die Augen nieder.

Nun, meine Damen! — fuhr der Ritter fort, nachdem ſein Blick ſich lange an der Verlegenheit der erröthenden Jungfrau geweidet hatte, — kommt in jene Zimmer, welche der König ſeiner Mutter hat einrichten laſſen, beſchaut ſie, und ſagt mir dann, wie ſie Euch gefallen. — Er öffnete die Thür, eine Bewegung ſeiner Hand bat Adelaide, voran zu gehen; er folgte, die Mutter und die beiden andern Herren traten gleichfalls ein.

Hatte der Glanz des Vorzimmers Adelaide geblendet, ſo ſtaunte ſie jetzt über dieſe Pracht, und da ihr Begleiter mit theilnehmender Freundlichkeit ſie auf alles aufmerkſam machte, und ihr Urtheil ihm nicht gleichgültig zu ſeyn ſchien, wurde ſie mit jeder Minute offener, unbefangener, und ihr natürlicher Verſtand ließ ſie manche Anmerkungen machen, die, wenn auch nicht einen hohen Geiſt, doch ein tiefes Gefühl verriethen. Bei dem Anblicke Karls des Siebenten ſah ſie unwillkürlich ihren Begleiter forſchend an. Die herrlich geſchliffenen Kriſtalle, die ſchön gearbeiteten goldenen und ſilbernen Gefäße ſchienen ihr ausnehmend zu gefallen, und ſie unterdrückte ihre Freude nicht mehr; wie ein unbefangenes, fröhliches Kind gab ſie ſich ihren Eindrücken hin.

Jetzt verließen ſie das Cabinet und traten in das Schlafgemach. Als Adelaide's Auge das prachtvolle Bett erblickte, wurde ihre Wange noch röther als die Vorhänge von ſchwerem Stoffe; ſie entzog ſchnell ihre Hand der Hand ihres Führers und wollte das Zimmer verlaſſen, als ein lautes Geraſſel ſich auf dem Schloßhofe vernehmen ließ. — Die Herzogin! rief einer der Herren, der an's Fenſter getreten war; und in dieſem Augenblicke neigte Adelaide's Begleiter flüchtig den Kopf. — Auf Wiederſehen, ſchöne Dame! rief er und eilte davon; die andern folgten ihm.

Sehr artige Herren! — ſagte die Mutter, als ſie ſich nun allein im Schlafgemache befanden. — Wie angelegentlich unterhielten ſie ſich mit einer alten Frau, während Dein Begleiter Dich gewiß nicht gelangweilt hat! — Doch komm! laß uns ſchnell wieder in's Vorzimmer treten, dort die Ankunft unſerer Gebieterin abzuwarten. Schnell, daß uns niemand hier findet!

Sie ging raſch durch die Zimmer wieder in das zurück, welches der Caſtellan, die Herzogin zu erwarten, ihr angewieſen. Adelaide folgte, immer noch an die Herrlichkeiten denkend, die ſie ſo eben ge-

geſehen. Von den Herren war ſie nicht ſo entzückt als ihre Mutter. Ihr Begleiter hatte ihr gefallen, das mußte ſie ſich geſtehen, ſeine Figur, ſein edles Aeußere konnte ſeine Wirkung nicht verfehlen; doch hatte ein gewiſſes Etwas in ſeinem Betragen gelegen, das ihr Zartgefühl nicht angeſprochen; die Freiheit, mit welcher er ihr genaht, die Scherze, mit denen er ſie in Verlegenheit geſetzt, hatten keinen wohlthuenden Eindruck auf ſie gemacht, und ſie war gewiſſermaßen froh, als er ſich entfernte.

Kaum waren jedoch dieſe Gedanken wie ein Hauch an ihr vorüber geflogen, als das Gefühl, der Augenblick ſey da, wo die allgefürchtete Mutter des Königs erſcheinen, wo ſie im Angeſichte des Hofes ihrer Gebieterin nahen würde, ihr Herz mit noch ſtärkerer Beklemmung erfüllte, als bei dem Eintritt in das Schloß und in dieſe Zimmer. Sie faßte unwillkürlich der Mutter Hand, und als es jetzt draußen in der langen Halle laut wurde, die Flügelthüren aufrauſchten, reich gekleidete junge Edle hereintraten, die mit neugierigen Blicken ſie anſtarrten, da zitterte ihre Hand in der Hand der Mutter, welche die Faſſung auch zu verlieren begann.

2.

Jetzt traten zwei rieſenhafte Schweizer mit ihren weiten Unterkleidern und engen Kollern, die gewaltigen Hellebarden auf den Fußboden vor ſich ſtoßend, in das Zimmer, ſtellten ſich an die Thür, und Adelaide konnte ihre Scheu vor den bärtigen Männern nicht unterdrücken, die wie ſteinerne Bildſäulen unbeweglich den Eingang bewachten; mehre Hofleute folgten ihnen, und jetzt, ſie ahnete es, da Alles ſich beugte — nahte die Mutter des Königs, Louiſe von Savoyen, Herzogin von Angouleme.

Sie trat ein, und wie erſtaunte Adelaide, als ſie in ihrem Führer den jungen Ritter erkannte, der ſich vor kurzem mit ihr ſo angelegentlich unterhalten hatte. — Als Louiſe von Savoyen die beiden Frauen erblickte, hielt ſie an und winkte ihnen, näher zu treten. — Wer ſeyd Ihr? fragte ſie mit gnädiger Herablaſſung.

Die Gattin des Ritters d'Armenecourt ſteht mit ihrer Tochter vor Ew. Hoheit!

So ſeyd mir willkommen! — ſagte Louiſe von Savoyen — Euer Eheherr war ſtets ein treuer Anhänger des Hauſes Angouleme. Ich empfehle den würdigen Greis der Gnade Ew. Majeſtät, ſo wie auch dieſes junge Fräulein, welches ich in meinem Hofſtaate aufgenommen habe! — Sie faßte bei dieſen Worten die Hand Adelaide's, die kaum den Blick nach dem jungen Könige aufzuſchlagen wagte.

Wir kennen uns ſchon! — ſagte dieſer lächelnd — kurz vor Eurer Ankunft, Mutter, habe ich die Bekanntſchaft dieſer hocherglühten Roſe gemacht, die wirklich verdiente, aus der Bretagne an Euern Hof verſetzt zu werden.

Adelaide vermochte nicht ein Wort zu ſagen, nicht einmal die Augen nach dem Könige aufzuheben; aber eben dieſe Verlegenheit machte ſie noch ſchöner, und der Blick des jungen Königs ruhte lange mit Wohlgefallen auf der jugendlichen, verſchämten Geſtalt.

Verweilt nur hier, bis ich Euch werde rufen laſſen! ſagte jetzt die Herzogin von Angouleme, und gab lächelnd dem Könige die Hand, der ſie nun in die prachtvoll eingerichteten Zimmer führte.

Hatten früher nur die neugierigen Edelknaben mit kecken Blicken Adelaide betrachtet, ſo ruhten jetzt Aller Augen auf ihr, und ſelbſt die Neugier, die Alles nach den Zimmern der Herzogin trieb, verweilte gern einige Augenblicke bei dem neuen Hoffräulein, welches ſo gnädig von der mächtigen Louiſe von Savoyen, ſo freundlich von dem ritterlichen Könige empfangen worden war.

Nach und nach hatten ſich die Neugierigen entfernt und nur die näheren Umgebungen des Königs waren zurückgeblieben; einer aber der Ritter folgte der Menge nicht, ſondern blieb in ſich gekehrt an der Thüre des Gemaches ſtehen. Auch er ſah zuweilen nach Adelaide, jedoch nicht mit keckem, unbeſcheidenem Blicke; theilnehmend ruhte ſein Auge auf den lieblichen Zügen des Mädchens, welches jetzt in das Fenſter getreten, ihre Verlegenheit zu verbergen, hinunter auf das Gewühl im Schloßhofe ſah.

Noch weilte der Mann, mit ſeinen Blicken zuweilen Adelaide treffend, als Bonnivet, des Königs Liebling, zu ihm trat. — Schon wieder ſo in Gedanken, Chevalier! — ſagte er lächelnd — wäret Ihr nicht ein abgeſagter Feind aller ſchönen Frauen, ich glaubte wirklich, dieſe Roſe aus Betragne, wie ſie der König nannte, habe Euch hier feſtgebannt.

Wann geht der Zug nach Lyon? fragte der Ernſte, ſtatt Bonnivet auf die ſpöttiſche Frage zu antworten. — Weiß ich's? — erwiederte dieſer — fragt Lautrec oder den Connetable, die wiſſen mehr als ich. Denn was wüßte Louiſe von Savoyen, was wüßte die ſchöne Chateaubriant nicht! So lange die uns hier brauchen, iſt an keine Abreiſe zu denken. So lange den Connetable ſeine Suſanne von Beaujeu langweilt, er der Herzogin von Angouleme huldigt, und die Chateaubriant ſich mit dem Könige begnügt —

Herr Admiral! — unterbrach ihn der Chevalier ernſt — laßt Eure gekränkte Eitelkeit ſchweigen, und wirkt lieber wohlthätig auf den Geiſt unſers Herrn, daß er ſich zum Heile Frankreichs lenke.

Eben das, mein junger Mentor! — erwiederte Bonnivet lächelnd — das habe ich vorhin bedacht. Als ich den König vor jener Bretagner Roſe ſtehen ſah, raunte mir Brion leiſe in's Ohr: Man muß Gift mit Gift vertreiben! — Es war ein kluger, verſtändiger Gedanke.

Herr Admiral! — ſagte der Ritter und faßte ſeine Hand — Auch dieſes Auge, auch dieſes zarte, ſittige Weſen, die Anmuth und Unſchuld flößt Euch nicht Achtung ein, auch ſie könntet Ihr Euren ehrſüchtigen Planen opfern?

Da trat ein Mann von edler, hoher Geſtalt, doch ſchrecklich im Geſichte zerfetzt, zu ihnen. Bonnivet brach das Geſpräch ſchnell ab. Doch ohne ſich lange bei ihnen aufzuhalten, wendete jener ſich zu den beiden Frauen, und mit einem Blicke raſch Adelaide's Geſtalt überſchauend, ſagte er mit zutraulichem Tone: Ihr ſeyd, würdige Frau, die Gattin Heinrichs d'Armencourt? Ich erinnere mich ſeiner, wir fochten beide bei Ravenna. Kann ich Euch hier auf dem glatten, ſchlüpfrigen Boden des Hofes nützlich ſeyn, ſo könnt Ihr auf mich, als den Freund Eures Gemahls, ſicher rechnen.

Und wer iſt der Mann, der mir ſo freundlich entgegen kommt? erwiederte die Matrone.

Ich bin der Marſchall Lautrec!

Kaum hatte die Dame d'Armencourt dieſe Worte vernommen, als ſie ſich tief und ehrfurchtvoll vor dem Bruder der Chateaubriant, dieſer allmächtigen Geliebten Franz des Erſten, verneigte. — Gnädigſter Herr! — ſagte ſie im unterwürfigſten Tone — Ihr erzeigt mir zu viel Ehre; wollt Ihr aus Freundſchaft für meinen Gatten Euch meiner Tochter annehmen, ſo werde ich Eure Huld dankbar erkennen.

Nun, mein Fräulein! — fuhr der Marſchall fort — wollt Ihr Euch mir anvertrauen? Meine Schweſter, die Herzogin von Chateaubriant, wird als Freundin für Euch ſorgen.

Im Dienſte der Herzogin von Angouleme, — erwiederte Adelaide, und ihre Wangen umzog Purpur, — wär' es übereilt, Herr Marſchall, mich anderem Schutze anzuvertrauen, als dem meiner Gebieterin!

Ihr kennt den Hof noch wenig, mein Fräulein! kennt die Verhältniſſe noch nicht, in welche Ihr tretet, — ſagte jetzt Lautrec, und konnte kaum ſeine Empfindlichkeit unterdrücken. — Ihr würdet ſonſt meine Höflichkeit nicht ſo zurückweiſen.

Adelaide verneigte ſich und ſchwieg.

Das Mädchen aus der Provinz ſcheint mehr

Muth und mehr Stolz zu beſitzen, als ich ihr zugetraut! ſagte Bonnivet leiſe zu dem Chevalier de Theis; dieſer ſchwieg, den Blick unverwandt auf Adelaide gerichtet.

Nach einigen verbindlichen Worten, die der Marſchall der Frau von Armencourt geſagt hatte, empfahl er ſich und wollte wieder in das Zimmer der Herzogin von Angouleme zurückkehren, als der König heraustrat.

Folge mir, Bonnivet! — ſagte er raſch zu dieſem. — Ah! Lautrec hat wohl, indeß ich meiner Mutter alle das Schöne zeigte, wodurch Italien ihr gehuldigt, auch das Schöne aus der Bretagne bewundert? — Ihr ſeyd ein Kenner! — fuhr er halblaut fort — und müßt geſtehen, daß dieſe Friſche, dieſer liebliche Mund, dieſe dunkeln Augen nicht leicht ſchöner an unſerm Hofe zu finden ſind. — Die Penſion auf die Zölle von Rennes iſt Eurem Gatten verſichert, — ſagte er jetzt, ſich huldreich zu der Dame d'Armencourt wendend, — und für die Bedürfniſſe Eurer Tochter wird meine Mutter ſorgen. Gehabt Euch wohl! — Er warf noch im Abgehen einen durchdringenden Blick auf Adelaide und verließ das Zimmer.

Ich wünſche Euch Glück! ſagte im Vorbeigehen Bonnivet zu dieſer. — Gott ſchütze Euch! murmelte dumpf für ſich der Chevalier und verließ die Gemächer der Herzogin von Angoulême.

Dieſe letzten Worte waren Adelaide nicht entgangen. Die neue Welt, in die ſie treten ſollte, und welche ihr heitrer Sinn ſich ſo lieblich ausgeſchmückt hatte, erſchien ihr ſchon jetzt lange nicht mehr ſo lockend, als während des beſchwerlichen Weges von Mont Aubert bis Paris. Der Gedanke, unter dem beſondern Schutze der Chateaubriant zu ſtehen, von der das Gerücht ſelbſt bis auf das einſame Bergſchloß in Bretagne gedrungen war, erweckte in ihr eine qualvolle Angſt, und ohne eigentlich zu wiſſen, weßhalb, ſchauderte ſie bei dem Gedanken, einer Chateaubriant nahe zu ſtehen.

Die Hofleute verließen die Gemächer der Herzogin, und als es nun ſtill in den Zimmern wurde, ſchlug auch Adelaide das Herz bänger. Jetzt trat ein Hoffräulein ein und brachte ihnen den Befehl, vor ihrer Gebieterin zu erſcheinen. Sie folgten, fanden jedoch die Herzogin nicht in dem großen Gemache; ſie ſaß nachläſſig auf einem Ruhebett in dem Cabinet, und legte bei ihrem Eintritt ein Buch aus der Hand.

Adelaide hatte jetzt Zeit, ſie näher zu betrachten. Es war eine Frau, kaum vierzig Jahre alt. Die Friſche der Jugend hatte ſie auch in ihr reiferes Alter begleitet, und manches Schickſal aus früherer Zeit, manchen Kummer, den ihr Anna von Bretagne bereitet, hatte das Glück, ihren geliebten Sohn auf dem Throne Frankreichs, und ſich durch ihn als Beherrſcherin dieſes ſchönen Reiches zu ſehen, wieder verwiſcht. Ihr großes, dunkeles, ſprechendes Auge glühte noch feurig, noch war ſie nicht Herr ihrer Leidenſchaft, nahte ihr Karl von Bourbon, der Connetable. An Geiſt und Körper in voller Kraft, ſchien ſie den Jahren zu trotzen und der Zeit zu ſpotten.

Willkommen in Paris! — ſagte ſie freundlich zu der Frau von Armencourt. — Willkommen, Adelaide! Seit ich Dich ſah, freu' ich mich, die Tochter eines ſo wackern Mannes, der immer unſerm Hauſe treu ſich bewährte, hierher beſchieden zu haben; denn wahrlich, Du machſt meinem Hofſtaat Ehre, und ich wüßte nicht, wen ſelbſt die Königin Claudia unter ihren Hoffräulein Dir gleich ſtellen könnte! — Sie reichte der Mutter die Hand zum Kuß, und ſtrich Adelaide's erglühte Wange.

Deiner ſtillen Einſamkeit zu Mont Aubert — fuhr ſie fort — biſt Du jetzt entriſſen; an dem Hofe des Königs, meines Sohnes, wird Dir die Welt ganz anders entgegen treten, als in den Mauern Deiner väterlichen Burg. Was Du Dir herrlich und glänzend geträumt haſt, wird Dir trübe erſcheinen, manches, das Du noch nicht ahneſt, Dich mit unbekannter Wonne beglücken. Es giebt der Freuden hier ſo viele, mein Kind! die Leidenſchaften finden hier ihre Quellen und ihre Nahrung, aber das Herz bleibt oft leer bei allen Genüſſen, bei allen Freuden. — Hüte Dein Herz, denn noch leſ' ich in deſſen Spiegel, daß es frei und ſorglos in Deinem Buſen ſchlägt, — und naht der Augenblick, ſo vertraue mir!

Adelaide neigte ſich vor der fürſtlichen Frau, die ihre zweite Mutter zu werden verſprach. Thränen der Freude entrannen der alten Matrone, und die Herzogin ſegnend, bezogen ſie die ihnen angewieſenen Zimmer.

3.

Von ihrer Mutter, welche nach Mont Aubert zurückgekehrt war, ſchon ſeit mehren Tagen verlaſſen, hatte Adelaide ihren Eintritt in die große Welt, in das Leben des Hofes begonnen. Schön, liebenswürdig, voll Anmuth des Geiſtes, mit einer Lebendigkeit, die alles ſchnell auffaßte und ſich zu eigen machte, mußte ſie die Aufmerkſamkeit der Männer auf ſich ziehen. Auch Franz der Erſte ſchien fortdauernd ihr ſein Wohlwollen zu ſchenken, und die ängſtliche Scheu, mit welcher ſie jeder Auszeichnung ſich zu entziehen ſuchte, ſchien den jungen, feurigen, an keinen Widerſtand gewöhnten Monarchen immer noch ſtärker an ſie zu feſſeln, ſo daß die eine Hofpartei, an deren Spitze der Günſtling des Königs, der Admiral Bonnivet, ſtand, ſchon die Hoffnung nährte, in ihr eine Stütze gegen die Macht der gefürchteten Chateaubriant zu finden.

Die Herzogin von Angouleme, welche ſonſt auf alles, was den König, ſeine Neigungen und Entſchlüſſe betraf, ein ängſtlich-wachſames Auge hatte und jeden Vorfall, jede Begebenheit zu ihrem Zwecke zu lenken ſuchte, ſchien bei ſeinen Aufmerkſamkeiten für Adelaide gleichgültig. Sie wollte den König weder von ihr ablenken, noch ſie ihm entgegen führen, und jedermann wunderte ſich über ihre gleichmüthige Unthätigkeit, die doch nicht im mindeſten in ihrem Charakter lag. Zu gutmüthig, ein junges Mädchen ihrer Politik zu opfern, welches ihr der Vater, ein alter Diener ihres Hauſes, in ihren mütterlichen Schutz gegeben, freute ſie ſich doch, in Adelaide ein Mittel zu finden, der Chateaubriant, die ſo ganz des Königs Herz gefeſſelt hatte, wehe zu thun; und da überdieß die Abreiſe Franz des Erſten nach Lyon, von wo er mit dem Heere nach Italien ziehen wollte, ſo nahe bevor ſtand, glaubte ſie auch nicht für Adelaide fürchten zu müſſen.

Dieſe aber ſchwebte in der peinlichſten Unruhe. Ihr entging die Auszeichnung nicht, die ihr der König bewies, ihr entging die Regung nicht, welche dieſe Aufmerkſamkeit wohlthuend in ihrem Innern erweckte, und wo hätte auch ein Mädchen bei der Galanterie eines zwei und zwanzigjährigen ritterlichen Königs ganz gleichgültig bleiben können! Aber Adelaide's Selbſtgefühl, ihr Stolz, ihre Tugend unterdrückten dieſe Regung, und jedes Bild, welches ſich von ihm ihrem Buſen aufzudringen ſuchte, verwiſchte ſchnell ihr ſtolzer Sinn.

Im ſtäten Kampfe mit ſich, in ſtäter Aengſtlichkeit, in ihr Benehmen gegen den Monarchen zu viel oder zu wenig Kälte zu legen, mußte ihr jeder Tag, jedes Feſt drückend ſeyn, und nur zu oft wünſchte ſie ſich dann in ihr väterliches Schloß nach Mont Aubert zurück. Sie hatte hier keine Freundin, welcher ſie ihre Verlegenheit mittheilen, kein weibliches Herz, in das ſie ihre quälenden Sorgen ausſchütten konnte; allein ſtand ſie, denn ſich ihrer Gebieterin vertrauend zu nahen, hatte ſie nicht den Muth, und konnte ihn auch nicht haben.

Mit dieſem Gefühle befand ſie ſich an einem der Feſte, welche die kriegeriſchen Bewegungen des Hofes verbergen ſollten, in tiefes Nachdenken verſunken in einem Fenſter. Eben hatte ſie Bonnivet verlaſſen, der zwar nur leiſe und behutſam, doch ihr verſtändlich genug, ſie von dem Könige, ſeiner Liebenswürdigkeit und Theilnahme für ſie unterhalten hatte, als der Chevalier de Theis zu ihr trat. — Fräulein! — ſagte er ſo freundlich, als ſein ernſter Blick es vermochte, — Ihr ſcheint in Gedanken, wahrſcheinlich über das, was Euch der Admiral Bonnivet ſo eben ſagte; nehmt Euch das nicht ſo ſehr zu Herzen, bleibt nur Euren Grundſätzen getreu, und Ihr werdet in Euch ſelbſt den ſicherſten Schutz gegen dergleichen lockende Reden finden. Doch darf ich Euch rathen, ſo vertraut lieber dem zerfetzten Geſichte des Marſchalls, als dem des ſchönen Bonnivet, und haltet Euch mehr zu der Chateaubriant, dieſer Belladonna; ſie ſey für Euch ein Gegengift. Scheuet nicht, ihr zu nahen, wenn auch Euer beſſeres Ich ſich dagegen ſträubt. Am Hofe Franz des Erſten bedarf man der Verſtellung. —

Erſtaunt ſah Adelaide dem ernſten, ſchönen Mann in's Geſicht, und fand keine Worte, ihm zu antworten. —

Ihr ſtaunt, — fuhr er fort — daß ich ſo offen, ſo frei Euch meinen Rath faſt aufdringe, ich, den Ihr bis jetzt wohl nur wenig mit Frauen des Hofes ſprechen ſaht. Ich nehme Theil an Euch, Ihr dauert mich, ich ſchaue in Euer reines Gemüth, dort ſehe ich den Kampf, und würde Euch gern beiſtehen, wenn ich es vermöchte. Ihr ſeyd eine ſeltene Blume am Hofe zu Paris, ſelten an Liebreiz und Unſchuld! — Bei dieſen Worten verbeugte er ſich ſchnell, verließ die noch Staunende, und trat zu ſeinem Jugendfreunde Philipp de la Tour, Herrn von Vatillen, der eben eingetreten, heute nach langer Abweſenheit wieder am Hofe erſchien, um dem Könige für die Compagnie Avanturirer zu danken, die ihm der Monarch, auf Vorſprache des Connetables, in der neu errichteten Abtheilung Fußvolks unter Peter von Navarra verliehen hatte.

Pierre de Theis und Philipp de Vatillen, aus einer Provinz, der Dauphiné, gebürtig, von ihrer Kindheit an innige Freunde, freuten ſich herzlich, ſich hier und in gleicher Lage zu finden; denn auch Erſteren hatte ſich Peter von Navarra vom Könige zu den Avanturirern, wie man dieſe Heerabtheilung nannte, ausgebeten. Schon nach der erſten Bewillkommnung äußerte Philipp ſeine Verwunderung, daß er ſeinen Freund ſo lange mit einer jungen Dame habe ſprechen ſehen, da er ihn ſonſt nur als einen Weiberfeind kenne. — Wer iſt dieſe Glückliche? — fragte er den Chevalier —

Noch

Noch ſteht ſie ſinnend auf der Stelle, wo Du ſie verließeſt; ſie iſt bei Gott ſchön, und wohl werth, von Dir beachtet zu werden!

Es iſt Adelaide d'Armencourt aus der Bretagne, erſt kürzlich am Hofe, wie Du leicht wirſt ſehen können; ſoll ich Dich ihr vorſtellen?

Wenn Du willſt, mit Freuden nahe ich mich ihr! — rief Philipp — Du weißt, ich fürchte bei den Roſen die Dornen nicht ſo wie Du; ich nahe mich vorſichtig, pflücke, wo ich kann, und hüte mich wohl, mich zu ſtechen.

Hoffentlich wird hier die Unſchuld Dir zu viel Achtung einflößen, um die Hand nach ihr auszuſtrecken, erwiederte der Chevalier ernſt.

Lächelnd folgte Vatillen ſeinem Freunde, welcher ihn dem Fräulein vorſtellte. Adelaide, aus ihrem Sinnen aufgeſchreckt, empfing ſie zerſtreut, und ſchien es gar nicht zu bemerken, daß Vatillens Blicke feſt und mit Wohlgefallen auf ihr ruhten, während der Chevalier beide mit ernſtem Auge betrachtete. Lautrec, der ſich ihnen nahte, ſtörte die kaum begonnene Unterhaltung, und da es ſchien, dieſer gefürchtete Bruder der Herzogin von Cha teaubriant wünſche mit dem Fräulein allein zu ſprechen, zogen ſich die beiden Edeln aus der Dauphiné beſcheiden zurück.

Adelaide's Auge folgte ihnen. — Tiefen Eindruck hatten des Chevaliers Worte auf ſie gemacht; auch Philipp von Vatillens hohe Geſtalt, die ſie jetzt erſt im Abgehen bemerkte, ſchien ihre Aufmerkſamkeit zu feſſeln, ſo daß der Marſchall, den ſie unbeachtet ſtehen ließ, faſt unwillig fragte: Wem gelten Eure Blicke? dem Schmetterlinge oder der Eule aus der Dauphiné? Ihr ſaht beiden ſo ſinnend nach, daß ich faſt nicht weiß, ob ich es wagen darf, Euch mit meinem Auftrage in Euren Betrachtungen zu ſtören.

Ich bitte, Herr Marſchall! — erwiederte das Fräulein, ſich ſchnell faſſend, — ihn mir mitzutheilen, ich bin ganz Ohr.

Meine Schweſter wünſcht Euch zu ſprechen, findet Euch heute Abend gegen acht Uhr in ihrem Gemache ein. Was ſie Euch zu ſagen hat, iſt zu Eurem Beßten. Erfüllet die Wünſche der Herzogin von Chateaubriant, hofft dann alles von ihr, wo nicht, ſo fürchtet alles! — Ohne ihre Antwort abzuwarten, verließ er ſie, die in neuer Verlegenheit da ſtand, als die Herzogin von Angouleme ihr winkte. Sie folgte der Gebieterin auf ihr Zimmer, welche ſie dort ſogleich fragte: Was wollte Lautrec von Dir?

Verlegen erröthend, ſäumte das Fräulein einen Augenblick mit der Antwort.

Biſt Du ungewiß, Adelaide, — ſagte Louiſe von Savoyen nicht ohne Heftigkeit — ob Du mir Dein Vertrauen ſchenken willſt, oder legſt Du der Chateaubriant Gunſt gegen die meine auf die Wagſchale? Thöriges Kind! Gunſt des Königs, die nur auf Reize ihre Hoffnung gründet, iſt ein wandelbares Gebäude. Die Macht der Chateaubriant iſt die Macht der Sinne, ſelbſt Du wärſt vielleicht im Stande, ſie jetzt zu zertrümmern.

Von Scham und Angſt getrieben, beugte ſich Adelaide ſchnell und küßte der Herzogin Hand, die jetzt, nach ihr niederblickend, auf etwas zu ſinnen ſchien. — Laß dieß! — ſagte ſie endlich, die immer noch Gebückte aufhebend. — Laß, Kind! ich glaube Dein Herz zu kennen, das noch unverdorben, wohl zu ſchuldlos für dieſen Hof iſt. — Du biſt zur Chateaubriant geladen?

Ja, Hoheit! erwiederte das Fräulein.

So geh' zu ihr. Höre, was ſie Dir ſagt, und gieb ihr auf alles, was ſie von Dir verlangt, nur unbeſtimmte Antwort, vertraue es mir und befolge dann meinen Rath.

Mit einem bittenden Blicke, in welchem aber doch eine verneinende Antwort lag, ſtand Adelaide vor der Herzogin und ſchien nicht Worte für das finden zu können, was in ihrem Innern laut geworden war.

Nun, Adelaide! — begann die Herzogin — ſcheint Dir mein Rath nicht wichtig genug, um ihn befolgen zu können, oder fühlſt Du kein Vertrauen zu mir in Deiner Bruſt?

Ich fühle nur, Hoheit! — ſagte das Fräulein ſchnell, als fürchte ſie, ihre Empfindungen ausſprechend, den Muth zu verlieren, — ich fühle, daß ich wohl das, was die Herzogin von Chateaubriant mir anvertrauen könnte, in mir verſchließen müßte.

Lächelnd ſtrich Louiſe von Savoyen Adelaide's Stirn. — Armes Mädchen! — ſagte ſie — Hier am Hofe iſt es anders, wie in Mont Aubert. Der gerade Sinn führt ſelten zum Ziele. Indeſſen — fuhr ſie fort, und auf ihrem Geſichte blieb der freundliche Zug, der ſie auch noch in ihren ſpätern Jahren ſo anziehend machte, — Du willſt Deinen eigenen Weg gehen? Gut! — ſchreite vorwärts, ich werde Dich beobachten; ſtehſt Du hülflos, werde ich Dich nicht verlaſſen. — Sie reichte ihr die Hand und entließ ſie.

4.

Ueber den langen Gang, der aus dem Hauptgebäude des Schloſſes nach dem Flügel führte, in welchem die Gemächer der Herzogin von Chateaubriant waren, ging jetzt Adelaide nicht ohne Beklemmung. Die wenigen Lampen, die hier, vielleicht vorſätzlich, ſpärlicher angebracht waren, als in jedem anderen Theile des Schloſſes, erleuchteten nur ſchwach den gewölbten Gang. Die einzelnen Statüen, welche hier und da zu ſeinem Schmucke in Niſchen ſtanden, wurden gar ſonderbar von ihrem Scheine erhellt und warfen ihre langen Schatten wie dunkle Todtentücher über den getäfelten Fußboden, der jeden Schall, ſelbſt den des leiſeſten Trittes, dumpf wiedergab.

Leiſe, aber eilig, als müſſe ſie dem Beobachter ſich entziehen, ſchwebte das Fräulein über den Gang. Schon ſah ſie von ferne durch eine der Glasthüren das hell erleuchtete Vorzimmer der Herzogin, und das Wogen der Diener, welches, hinter den Scheiben aus der Dunkelheit des einſamen Ganges geſehen, wie ein Zauberleben ihr vorkam, gab ihr neuen Muth, als von den Stufen eines Fußgeſtelles eine Knabengeſtalt ſich erhob und ihr nahte; Adelaide erſchrak. Der Knabe reichte ihr eine Roſe. — Der Schönſten — ſagte er — ſchickt mein Gebieter die Königin der Blumen! Er weiht Euch hiermit zur Königin ſeines Herzens, und hofft Euch morgen bei dem Feſte damit geſchmückt zu ſehen. — Der Kleine neigte ſich, und ehe noch Adelaide von ihrem Staunen ſich erholen konnte, war derſelbe verſchwunden, die Roſe in ihren Händen.

Wer kann mich auf dieſem Wege ſuchen und mir huldigend ſeine Boten ſenden? Sollte meine Gebieterin, ſollte der König? — Aber bevor ſie dieſe Gedanken ordnen konnte, trat eine Kammerfrau der Chateaubriant zu ihr, bat ſie, ihr zu folgen, und führte ſie durch eine geheime Thür in die Gemächer der Herzogin.

Staunend folgte ihr Adelaide, denn in einen Feenpalaſt ſchien ſie eingeführt. — Geht nur bis in's dritte Zimmer, — ſagte die Zoſe — und erwartet dort die Herzogin. — Sie neigte ſich und ließ Adelaide allein, die jetzt nur langſam vorwärts ſchritt und alles ringsum neugierig beſchaute. Nicht die Pracht, wie in den Zimmern der Königin Claudia, nicht die Kunſtſchätze, wie in den Gemächern der Herzogin von Angouleme, fand ſie; ein anderes Weſen ergoß ſich hier. Pracht und Geſchmack vereinigten ſich zwar auch, aber ein ſonderbarer Hauch breitete ſich über das alles, ein Hauch, welcher die Bruſt der Jungfrau beengte, und Ahnungen und Bilder in ihr erweckten, die ſie ſelbſt nicht zu deuten wußte. Es war ihr, als ob hinter jedem Vorhange ein Knabe mit ſeinem Geſchenke wieder hervortreten, die Figuren auf den Tapeten Leben bekommen müßten, als ob ſie hier in dieſem Roſendufte nicht allein ſeyn, ein ihr liebes Weſen ſie begleiten müßte. Tief holte ſie Athem, ſich von der Beklemmung zu erholen, die das alles in ihr erweckte; weit öffnete ſich ihr Auge, um durch das Halbdunkel zu ſchauen, das dämmernd die Gegenſtände nur magiſch zu erhellen ſchien. —

So ſchritt ſie bis in das letzte Zimmer, wo ihr Auge über einem Ruhebette das Gemälde des jugendlichen Königs erblickte. Dieß ſchöne Bild feſſelte plötzlich ihren umherſchweifenden Blick, mit Wohlgefallen ſah ſie nach ihm auf, ſonderbare Gedanken, Wünſche drängten ſich in ihr, — und wenn nun der ritterliche Fürſt mit ſeinem offenen, freundlichen Auge wohl einen kühnen Wunſch in ihrer jungen Bruſt erweckt hatte, dann ſtand immer der ernſte Chevalier mit ſtrafendem Blicke neben ihr, und ſonderbar, ihm zur Seite auch Vatillen, den ſie doch heute zum erſten Male geſehen hatte; er lächelte ihr freundlich entgegen.

Noch ſtand ſie ſo, als eine liebliche, ſanft tönende Stimme ihr ſagte: Gefällt Euch das Bild?

Adelaide wandte ſich erſchrocken. Hinter ihr ſtand die Herzogin von Chateaubriant.

Gefällt Euch das Gemälde? fragte dieſe noch einmal.

Wem ſollte das Bild unſers Königs nicht gefallen! antwortete Adelaide, denn ſchon war ihre Faſſung wiedergekehrt.

Die Herzogin ſah ihr noch einen Augenblick forſchend in's Auge, dann warf ſie ſich nachläſſig auf das Ruhebett, und ſagte zu dem Fräulein: Setzt Euch, Adelaide d'Armencourt!

Adelaide ſetzte ſich auf ein kleines Tabouret, welches zu den Füßen des Ruhebettes ſtand. Die Herzogin ſchwieg; das Fräulein wagte nicht, die Unterhaltung zu beginnen.

Fräulein d'Armencourt! — ſagte endlich die Herzogin, nachdem ſie dieſe lange mit durchdringendem, aber freundlichem Blicke betrachtet hatte. — Ihr kommt aus der Provinz, wo Ihr, wie ich vernommen, einfach, in der Stille erzogen ſeyd. Mont Aubert war Euch die Welt, der Mutter Sorge, des Vaters Vorſicht leitete Euch leicht auf dem ebenen Pfade der Alltäglichkeit, und ſo glaubtet Ihr vielleicht überall, ſelbſt an des Königs Hofe, ſicher zu gehen. — Sie ſchwieg. — Adelaide ſah unbefangen in ihr leuchtendes Auge und ſchien noch mehres zu erwarten. — Auf Mont Aubert — fuhr die Herzogin fort — war Euer Spiegel wohl der einzige, der Euch zuweilen etwas Schönes ſagte, und Ihr glaubtet ihm gern; hier, wo jede neue Blume der Neuheit wegen ſchon anzieht, ſchmeicheln Euch vielleicht ſo Manche, und Ihr glaubt, die Lippe meine es ſo treu, wie Euer Spiegel. Arme Adelaide, Ihr täuſcht Euch!

Und worin, gnädige Frau? fragte das Fräulein.

Verſteht Ihr mich wirklich nicht? — antwortete die Herzogin — oder hat Euch der Geiſt der Verſtellung in dieſer kurzen Zeit ſo ſchnell erfaßt, daß das offene Auge ein falſcher Spiegel des Herzens wäre?

Nein, nein! — rief das Fräulein erröthend, aber zutraulich. — Was das Auge Euch ſagt, iſt die Sprache des Herzens!

Iſt ſie es wirklich?! rief die Chateaubriant.

Wirklich! erwiederte Adelaide.

So ſagt mir — doch plötzlich hielt ſie ein, Purpur überzog ihr Geſicht. — Wie gefällt es Euch am Hofe? fuhr ſie einlenkend fort.

Meinem Frohſinn gefällt alles, Turnier, Ringelrennen, Tanz und Spiel.

Und Eurem Herzen?

Nicht alles!

Die Herzogin erhob ſich, doch ſo, daß ſie noch auf dem Ruhebette vor Adelaide ſitzen blieb. — Und was gefällt ihm nicht? fragte ſie nun.

Ach! — erwiederte das Fräulein — mein Herz iſt ein thöriges Kind, unerfahren und vorlaut, weiß oft ſelbſt nicht, was es will; klopft zuweilen, wo es ruhig ſchlagen ſollte, und bleibt im ruhigen Gange, wo ich mir wohl ſage, es könnte lauter ſchlagen. Auch giebt es mir nur wenig Kunde von ſich, noch blieb es ſtumm.

Mädchen! — rief die Herzogin und ſtand auf; auch Adelaide verließ ihren Sitz. — Liegt dieſe Reinheit des Gemüthes wirklich in Deinem Herzen, ſo bewahre ſie Gott! — Träume nur immer ſo fort; mögeſt Du nie erwachen, und die blendende Sonne mit ihren lockenden Strahlen Deinen Unſchuldtraum nie verſcheuchen! — Kind! — fuhr ſie fort, und ſtrich ihr die herabgefallenen Locken von der Stirn, — ſey meines Schutzes gewiß, und wird Deinem Herzen die Sprache, ſo theile mir mit, was es Dir ſagt; die Herzogin von Chateaubriant hat für die Freundſchaft ein Herz, wie für die Liebe!

Adelaide neigte ſich, und wollte ihr die Hand küſſen, doch die Herzogin zog ſie zu ſich auf und küßte der Jungfrau Stirn.

Gnädige Frau! — ſagte ſie — Ihr habt mir ſo herzliche Worte geſagt, und doch weiß ich noch nicht, weßhalb Ihr mich zu Euch beſchieden.

Die Herzogin ſchwieg einen Augenblick, eine leichte Röthe überflog ihr ſchönes Geſicht, dann ergriff ſie Adelaide's Hand, führte ſie einige Schritte in das Zimmer, und blieb vor dem Bilde des Königs ſtehen. — Männerliebe, Adelaide! — ſagte ſie ernſt — iſt Sinnenrauſch, je glühender, deſto ſchneller iſt die Flamme verloſchen. Nicht eine einfache Blume, wie dieſe, die an Deinem Buſen ruht — Adelaide gedachte des Liebesboten und erröthete — nicht eine einfache Blume gnügt ihrem veränderlichen Sinne. Kränze müſſen ſie ſich winden zu ihrem Lebensglücke, Kränze von Blumen aller Arten; das Haideblümchen, wie die Roſe, flechten ſie ein, und ob die Geknickte verwelkt, ob ſie entblättert im Kranze trauert, was kümmert ſie das! Eine neu Erblühte erſetzt ihre Stelle, jene wird weggeworfen und vergeſſen.

Adelaide hatte während deſſen ihr Auge geſenkt. Ohne der Männer Herz zu kennen, ſchien ſie doch den Worten der Herzogin zu glauben, und aus dem Dunkel ihrer Gedanken trat der Chevalier vor ſie. — Unwillkürlich ſagte ſie ſich: dieſer Ernſte pflückt nicht Blume auf Blume zum Kranze, und hätt' er mich gewählt, ſo wahrt' er mich auch treu. — Ihr Blick hob ſich erglühend, traf das Bild des Königs, und ſie erinnerte ſich ſo Manches, welches dieſer ihr geſagt, und es ſchien auch jetzt noch ihre Gedanken zu feſſeln.

Wo waren Eure Gedanken jetzt? — fragte die Herzogin, und ein gewiſſer Ernſt trat auf ihr Geſicht. — Höre mich, Mädchen! — fuhr ſie fort — Die Lockung der Großen iſt ſüß, iſt bethörend, die Eitelkeit ruft durch ſie uns zu: folge, du ſchwaches Herz — doch —

Der Stolz gebietet, feſt zu ſtehen! — unterbrach Adelaide die Herzogin ſchnell, welche, über die Würde, mit der das Fräulein vor ihr ſtand, erſtaunt, faſt die Faſſung verlor. — Ja, gnädige Frau! — fuhr Adelaide einlenkend fort — ich fürchte die Großen nicht und ihre Lockungen, nur die tiefe, innige Sprache des Herzens würde mein Herz verſtehen können, wie ich faſt glaube — und ſie erwiedern — und dieſe kennt man am Hofe nicht.

Sonderbares Weſen, das ſo viel Beſcheidenheit mit ſolchem Stolze eint! — ſagte die Herzogin, als

Adelaide ſchwieg. — Gehe nicht ſo kühn Deinen Weg; oft glauben wir, uns töne die Sprache des Herzens, und wir täuſchen uns bitter; oft glauben wir, das Herz nahe uns, und es ſind nur die Sinne.

Gnädige Frau! — erwiederte Adelaide mit inniger Gutmüthigkeit — Ich ſollte glauben, zu heilig ſey die Sprache des Herzens, um ſich durch Trug täuſchen zu laſſen, wenn man nicht ſelbſt täuſchen will. Ich kenne die Liebe nicht, kenne kaum mein Herz, das bis jetzt nur der Kindespflicht und der Freude entgegen ſchlug; aber ich glaube, mich ſollten die Lockungen der Großen nicht trügen, weil ich nicht betrogen ſeyn will.

Die Herzogin lächelte. — Arme Blinde! — ſagte ſie, und ſtreichelte Adelaide's Wangen. — Du ſprichſt von Liebe, und kennſt ſie nicht, Du traueſt Deinem Herzen, und es ward noch nicht geprüft, Du glaubſt Dich gewaffnet gegen Eitelkeit, und wenn —

Und wenn ſelbſt der König ſich bemühen wollte, mich zu bethören, wäre Adelaide d'Armencourt zu ſtolz, ſeinen Lockungen zu folgen! unterbrach ſie die Herzogin ſchnell.

Die Chateaubriant erröthete. Die Worte Adelaide's hatten ihr wohl und wehe gethan, ſie war beleidigt und beruhigt; ſie zürnte dem Mädchen und freute ſich ihrer. — Nun habe ich Dir nichts mehr zu ſagen,. — ſagte ſie mit holder Freundlichkeit. — Dein Selbſtgefühl wird Dich beſſer ſchützen, als meine Warnung. Hüte Dich vor Bonnivet, er iſt ein galanter Jäger; fehlt ſein Herr das Wild, dann erſt legt er an und trifft es ſicher. Er iſt ſchön, der ſchönſte Mann Frankreichs! —

Adelaide ſchüttelte lächelnd ihr Haupt.

Sey meines Schutzes gewiß! — fuhr die Herzogin fort — Bleib' freundlich an meiner Seite, und Du wirſt an mir eine treue Freundin finden.

Ich werde in der Entfernung bleiben, gnädige Frau, die Euer hoher Stand mir vorſchreibt! erwiederte Adelaide, ſich neigend; und als die Herzogin noch über dieſe demüthig-ſtolzen Worte nachdachte, ſtürzte durch eine Tapetenthür die Kammerfrau herein. — Der König! rief ſie und verriegelte ſchnell hinter ſich die Thür.

Schnell, Fräulein! — rief die Chateaubriant mit ſeltener Geiſtesgegenwart — ſchnell in mein

Cabinet, dort hinter jenen Vorhang! — Die Kammerfrau führte ſie hin. — Zitternd, über die Ankunft des Königs erſchrocken, trat Adelaide in das Schlaf-Cabinet, während die Herzogin mit lauter Stimme der Kammerfrau zurief: Oeffne die Thür, Babette!

Foi de gentilhomme! — rief der König im Hereintreten halb lächelnd, halb verdrießlich. — Sperrt Ihr mich doch aus, und laßt mich warten, als ob ich erſt durch das Fegefeuer müßte, um in den Himmel eingelaſſen zu werden! Und Ihr, Herzogin! ſeyd ſo erhitzt, ſeht ſo verlegen aus. Waret Ihr nicht allein? — oder iſt Euch ſonſt etwas begegnet?

Die Herzogin winkte der Kammerfrau, ſich zu entfernen. — Mir iſt nichts Unangenehmes begegnet, Sire! — ſagte ſie freundlich — nichts, was mich betrüben könnte. Ihr überraſchtet mich; meinen Anzug zu ordnen, bedurfte es einiger Augenblicke, deshalb verzeiht! —

Wer müßte der ſchönen Chateaubriant nicht verzeihen, — ſagte der König lächelnd — zumal, wenn er die Verzeihung auf ſo ſchöne Lippen drückt! — Er umſchlang und küßte ſie. — Ihr ſcheint mich

heute

heute ſo kalt zu empfangen, was iſt Euch? Fürchtet Ihr, daß uns jemand belauſcht, da Ihr meine Küſſe kaum erwiedert? Glaubt Ihr, meine Mutter bewache meine Schritte und folge mir? Ach, die gute Frau von Savoyen hat genug mit ihrem Connetable und der Erziehung ihrer Hoffräulein zu thun, beſonders ſeit Adelaide d'Armencourt am Hofe iſt. Ihr habt ſie doch bemerkt; nicht wahr, ſie iſt ein Engel? Stünde nicht Euer Bild, liebe Françoiſe, ſo feſt, ſo wunderlieblich hier in meinem Herzen, die kleine Bretagnerin könnte mir wahrlich gefährlich werden, denn noch nie ſah ich, als bei Euch, ſolche ſprechende Augen, ſolchen Wuchs! —

Schnell flog die niedliche Hand der Herzogin auf des Königs Lippen und ſchloß ſie. — Ich bitt' Euch, Sire, ſchweigt! Kennte ich das Fräulein nicht ſo genau, wüßt' ich nicht, daß ihr Herz ſchon verſagt ſey —

Ihr Herz?! — unterbrach ſie der König — Weiß denn die Sittſame ſchon, daß ſie ein Herz hat? — und wer iſt der Glückliche?

Schnell durchlief die Herzogin alle Ritter, die ſich Adelaide wohl zuweilen genaht hatten, um den

Glücklichen aufzufinden. — Der Chevalier de Theis! ſagte ſie endlich.

Was?! — rief der König lachend — Der Weiberhaſſer, der ernſte Herr aus der Dauphiné?! — Nun, Glück auf, Ritter der düſtern Geſtalt! haſt Du Deinen Schild nur zum Preiſe dieſer Schönen erhoben, ſo haſt Du Recht gethan. Françoiſe! — ſagte der König lächelnd — kehren wir ſiegreich aus Italien zurück, ſo wollen wir die Hochzeit ausrichten; prächtige, geſchmackvolle Turniere ſollen ſie verherrlichen, und den Chevalier, dieſen ernſten Krieggefährten Bayards, wollen wir mit Roſen ſchmücken, und doch — bald hätte ich über Adelaide d'Armencourt und ihren Ritter vergeſſen, weßhalb ich heute eigentlich zu Euch kam. Nicht Euch allein gilt mein Beſuch. Ich war bei meiner Mutter; Gott weiß, wie wir auf die heilige Schrift und auf die Magdalene kamen, und ſie behauptete, noch keine habe ſie geſehen, in welcher die vergangenen Sünden durch die heilige Andacht ſchimmerten. Die Meiſter hätten ſie ſtets bekehrt, und nicht auf dem Wege der Bekehrung erſt begriffen, aufgefaßt; da dachte ich des herrlichen Bildes in Eurem Schlaf-Cabinet — mußte ich mich deſſen nicht erinnern? — und eilte deshalb hierher, um es zu holen. Marot wartet draußen, es meiner Mutter zu bringen.

Die Chateaubriant konnte kaum ihre Verlegenheit bergen, doch behielt ſie Gegenwart des Geiſtes genug, zu klingeln.

Was wollt Ihr?! ſagte der König aufſpringend.

Babette ſoll das Gemälde holen und es Marot geben.

Laßt Babette nur draußen! — unterbrach ſie der König — Zu lieb iſt mir der Gang in dieß Cabinet, als daß ich ihn einem Andern übertragen ſollte! — Er wollte hinein.

Erlaubt! — rief die Herzogin, ihn aufhaltend. — Geht nicht hinein; ich bitt' Euch, Sire!

Und weßhalb? — fragte der König, und ſein Geſicht ſchien ernſt zu werden. — Ihr erröthet, Ihr ſeyd verlegen? Ich ahne ein Geheimniß; laßt mich! — Bei dieſen Worten eilte er nach dem Cabinet, öffnete den Vorhang, der es von der Herzogin Boudoir trennte, und Adelaide trat ihm ſchüchtern und erröthend entgegen.

Wie, Fräulein d'Armencourt! Ihr hier, und in der Herzogin Cabinet?! rief der König

Ja, Sire! — erwiederte das Fräulein, ſich ehrerbietig neigend. — Auf Befehl der Herzogin ſieht Eure Majeſtät mich hier.

So habt Ihr uns belauſcht? — fuhr der König lächelnd fort — habt unſre Unterhaltung, die Euch betraf, gehört?

Adelaide ſchwieg, und Purpurgluth überzog ihre Wangen.

Ihr glüht ja wie eine Provencer Roſe, Fräulein! und beſchämt jene eben Entknoſpete, die, ich wollte ſchwören, irgend eine ſinnige Deutung für Euch hat!

Wie ein Blitzſtrahl durchfuhr der Gedanke Adelaide, der Knabe ſey ein Bote des Königs geweſen Sie nahm lächelnd die Roſe. — Sire! — ſprach ſie, ſelbige dem Könige mit würdevollem Anſtande reichend. — Die Königin der Blumen gebührt dem Könige, nur als ſolche hat ſie Werth für mich, und ich fühle mich geehrt, wenn Ew. Majeſtät ſie von mir annehmen.

Wahrlich, — rief Franz — ein freundlich, liebes Geſchenk! Die Roſe, das Bild der Liebe, mir vom Altar der Unſchuld gereicht, muß mir Freude machen. Ihr erlaubt doch, Herzogin! — rief er, ſich zur Chateaubriant wendend, — daß ich es annehmen und mich morgen damit ſchmücken darf?

Die Herzogin konnte ihren innern Unmuth nicht ganz verbergen; doch zu gewandt, um die Sache nicht ſchnell von der leichten Seite zu nehmen, betrachtete ſie die Roſe, und da ſie zufällig keine Dornen an ihr fand, ſagte ſie lächelnd: Nun wohl, Sire! nehmt ſie, ſie iſt dornlos und wird Euch nicht verwunden.

Ich danke Euch, Fräulein d'Armencourt! — ſagte der König, ſich leicht gegen Adelaide neigend, — ich werde mich noch oft der freundlichen Ueberraſchung erinnern, die Ihr mir heute doppelt bereitet habt. — Er neigte ſich verbindlich vor der Herzogin, und ſagte ihr leiſe: Verzeiht, wenn ich Euch überraſchte! ich wußte, daß Adelaide bei Euch war, und konnte mir die Freude nicht verſagen, Euch in Verlegenheit zu ſetzen. — Dann begrüßte ein freundlicher Blick das Fräulein; die Tapetenthür ſchloß ſich hinter ihm, ohne daß er weiter der Magdalene gedachte.

Adelaide! — ſagte die Herzogin nach einer Pauſe — Ihr habt Euch mit Feinheit aus einer Verlegenheit gezogen; ich glaube aber faſt, Ihr hättet beſſer gethan, die Roſe dem Könige nicht zu geben.

Ich glaube es ſelbſt! erwiederte Adelaide nach einigem Nachdenken.

Es lag eine Deutung in dieſem Geſchenke. — Das Bild der Liebe vom Altar der Unſchuld!

Ihr erſchreckt mich, gnädige Frau!

Seyd vorſichtig, Fräulein! — fuhr die Herzogin fort — Vertraut nicht zu ſehr auf Euch ſelbſt, Ihr ſteht auf ſchlüpfrigem Pfade!

Ich werde nicht fallen! erwiederte das Fräulein mit Zuverſicht.

Wohl Euch! aber vergeßt meine Warnung nicht. Schlaft wohl!

Adelaide neigte ſich und wollte eben gehen, doch ſchnell wendete ſie ſich. — Gnädige Frau! — ſagte ſie zu der Herzogin — Ihr ſagtet dem Könige von einem Verhältniſſe zwiſchen mir und dem Chevalier de Theis. Was konnte Eure Abſicht ſeyn, mich zu beſchämen, was konnte es Euch nützen, dem Könige etwas zu berichten, das nicht iſt?

Adelaide! — entgegnete die Chateaubriant, und es ſchien ſie zu gereuen, daß ſie ſich auf Unkoſten des Mädchens, das wie ein zürnender Engel vor ihr ſtand, aus einer Verlegenheit gezogen hatte. — Ich will ſchon eine Gelegenheit ergreifen, dem Könige die Wahrheit zu berichten, werdet deshalb nicht böſe auf mich! — Sie ſchellte, Babette trat ein. — Schlaft wohl, ſchlaft ruhig! — ſagte ſie, Adelaide küſſend, die der Babette folgte und ſie verließ.

Als ſie durch den langen Gang ſchritt und an die Statüe kam, auf deren Fußgeſtell der Knabe geſeſſen, ward ſie ängſtlich. Der König hatte ihn nicht geſandt, deſſen war ſie jetzt gewiß; wer konnte es aber gewagt haben?

5.

Während Adelaide bei der Herzogin von Chateaubriant war, ſaßen die beiden Freunde traulich beiſammen. Vatillen erzählte von ihrem lieben Vaterlande, der Dauphiné, von den Freunden und Verwandten, die ſie dort zurückgelaſſen. Die Rückerinnerung an ſo manche frohe Stunden der Jugend trieb die Zeit auf raſchen Flügeln an ihnen vorüber. Endlich kamen ſie unvermerkt auf den bevorſtehenden Feldzug, wo beide, unter dem kriegerfahrenen Peter von Navarra, zum erſten Male unter den Augen ihres jugendlichen Königs fechten ſollten. Der Rittergeiſt erfaßte ſie bei dieſem Gedanken, begeiſtert hob der Chevalier den Becher und rief: Philipp! wir waren Freunde von unſerer Kindheit an, Freunde im Jünglingalter; jetzt ſind wir Waffenbrüder, meine Fahne weht neben der Deinigen, mein Auge kann im Kampfe das Deine ſehen! Brüder alſo in Noth, Gefahr und Tod! — Die Becher klangen, innig ruhte Hand in Hand.

Nach einem ernſten Schweigen ergriff der frohgemuthete, lebeluſtige Vatillen ſeinen Becher. — Freund! — rief er — dem fröhlichen Sinne dieſen Becher; er begleite uns auf das Schlachtfeld, er verlaſſe uns nicht in der Einſamkeit! — Der Chevalier leerte den ſeinigen lächelnd. — Nun, bei Gott! — rief Vatillen — das erſte Lächeln, welches ich bei dieſer Geſundheit von Dir ſehe. Du biſt auf guten Wegen, darum noch einen Becher — und wenn die roſenumkränzte Fee, der ich ihn weihe, Dir auch ein Lächeln abgewinnt, dann drück' ich Dich noch einmal ſo innig an meine Bruſt, denn dann verſtehſt Du mich ganz!

Gefüllt iſt der Becher, — ſagte der Chevalier, und hob ihn in die Höhe, — nun, nenne mir Deine Roſenfarbene, damit ich wiſſen kann, ob ſie meiner Huldigung werth iſt!

Ob ſie Deiner Huldigung werth iſt?! — rief Vatillen — Armer Freund, wenn Du bei ihrem Namen nicht erbebſt! — Doch ich will nicht ſchon vorher den Stab über Dich brechen Der Liebe gilt dieſer Becher, und — Adelaide d'Armencourt, der Huldin! denn nie ſah ich ſolchen Engel, nie gleichen Liebreiz in weiblicher Geſtalt, nie dieſen Ernſt mit ſolcher Milde verſchmolzen. — Adelaide! — rief er noch einmal, leerte den Becher, und als nun ſein Auge den Freund traf, und er dieſen, finſter vor ſich hinblickend, den Becher niederſetzen ſah, fuhr er heftig auf. — Nein, Pierre! daß Du bei dieſem Namen kalt wie der Montblanc daſtehſt, und Dein Blut nicht einmal, wie dieſer Gletſcher beim Strahl der Mittagſonne, tropfenweis durch Deine verſchrumpften Adern ſich drängt, das vergebe Dir Gott, Du kalter Menſch! Du haſt das Engelbild ſchon wochenlang angeſtarret, wie der Bauer aus den Cevennen ein heiliges Madonnenbild anſtaunen würde, und haſt nichts dabei gefühlt; Du haſt ihre Stimme gehört, dieſe ſchmelzenden Accorde von Sphärenharmonieen, und die Trompete, die zur Tafel rief, ſchallte Dir lieblicher. Und wiſſe — einmal nur habe ich ſie geſehen, einmal nur den Zauberklang ihrer Stimme gehört, und dieſer Ton, dieſer Blick hat für das Leben mein Schickſal beſtimmt. Die Gluth, die ſie in mir angefacht, iſt die Flamme meines Daſeyns, mit ihr höre auch ich auf zu ſeyn! —

Menſch, Freund, Bruder! — Sieh nicht ſo ſtarr in Deinen Becher, hebe Dein Auge nach mir, dem Entzückten, theile meine Freude; und wenn Du auch kalt bleibſt bei Adelaide's Reizen, bleibe es nicht bei Deines Philipps Entzücken!

Schweigend ſtreckte bei dieſen Worten der Chevalier ſeine Rechte über die Tafel nach dem wonnetrunkenen Freunde, herzlich drückte er Vatillens Hand — aber ſchwieg.

Pierre! — rief dieſer, als er des Chevaliers Auge feucht ſah und er das Zittern der Freundeshand in der ſeinen fühlte. — Was iſt Dir? Soll mir Dein Schweigen beredter ſeyn als Worte? Du biſt bewegt! — Er trat zu ihm. — Mein

Bruder! ſprich, was erſchüttert Dein Gemüth, was geht in Deinem Innern vor?

Laß mich! — ſagte der Chevalier — laß mich, guter Philipp! Du meinſt es treu und gut mit mir, Du haſt ein Recht, auch die geheimſten Falten meines Herzens zu durchſchauen; aber das eine, was tief verborgen bleiben muß, das drückende Geheimniß laß mir allein. Du weißt, ich kann dem Schickſale trotzen und beuge mein Haupt nicht vor dieſem Mächtigen, doch trag' ich ſeine Leiden gern allein!

Und willſt mein Freund ſeyn?! — rief Vatillen lebhaft — Haſt die Thorheiten, die Sünden meines Leichtſinns mit mir getragen und das Unglück, und ich ſollte nicht Gleiches mit Gleichem vergelten, da Du edler, guter Menſch wahrlich nur die Launen des Schickſals, nicht die Schuld zu tragen haſt. Sag', was Dich quält! es muß viel ſeyn, da es Dich ſo weich ſtimmen kann. Ich habe Dir das erwachte Gefühl meines Herzens im Augenblicke ſeines Entſtehens mitgetheilt, es Dir aufgeſchloſſen, meine Liebe Dir entdeckt, Dir geſagt, daß Adelaide, von der ich nicht einmal weiß, ob ich hoffen darf, das ganze Glück meines Lebens macht — und Du —

Ich ſchweige, Philipp! meine Worte würden Dich nicht beglücken.

Starr ſah ihn Vatillen an, immer geſpannter wurde der Ausdruck ſeines Geſichtes, immer ſtarrer ſein Auge. — Pierre! — rief er jetzt, und ergriff des Freundes Hand. — Ich weiß, was Dir iſt, ich kenne die Qual; Du liebſt, liebſt Adelaide d'Armencourt!

So iſt es! — ſagte der Chevalier dumpf vor ſich hin — ich liebe ſie!

Hand in Hand ſtanden nach dieſen ernſten Worten die Beiden, den Blick zur Erde geſenkt. Noch hielt die Freundſchaft feſt die Hände in einander, noch drängten ſich die Herzen liebend entgegen. Doch wie lange, ſo ſtand Adelaide, dieſer Engel, wie ein Dämon zwiſchen Beiden, zerriß das ſchöne Band der Jugend, und trennte zwei Herzen, die für einander geſchaffen zu ſeyn glaubten! Noch ſtanden ſie ſo, noch zitterte Hand in Hand, als Pierre de Theis den ernſten Blick erhob und, ihn auf ſeinen Freund richtend, mit feſtem Tone begann:

Philipp! mein Weg war ſtets rauh, mein Sinn hat ſich ſchon lange an das Entſagen gewöhnt; ich mache keine Anſprüche an das Leben und ſein Glück, und die erſten, die ich machte, ſollte ich ſie mir mit dem Freunde erkaufen? Nein! Adelaide's Zauber ſoll nicht zerreißen, was ſchon die Kinderjahre knüpften — ich habe dulden gelernt. Sey glücklich, mein Philipp! — Er drückte innig, herzlich dem Freunde die Hand, der ſtürmiſch an ſeine Bruſt ſank, und ſprachlos lange dort ruhte.

Endlich riß Batillen ſich los. Heiter blickte er auf. Ein ſanftes Lächeln ſchwebte auf ſeinen Lippen und ſchien der freundliche Bote tröſtender Worte zu ſeyn. — Pierre! — ſagte er, und ſein ganzes Herz ſchwebte auf dieſem Worte dem Freunde entgegen. — Mein Pierre! ſoll Dein Philipp ſchlechter ſeyn, ſoll er weniger über ſich vermögen als Du, mein edler Bruder? Nein, wahrlich nein! Erſt heute ſah ich Adelaide, nur der Augenblick trug auf ſeinen flüchtigen Schwingen ihr Bild zu meinem Herzen, und mein leichter, froher Sinn vermochte ja ſo ſchnell tiefere Eindrücke zu verwiſchen, wie vielmehr den flüchtigen eines Augenblicks! Du aber, verſchloſſen für alles, was des Menſchen Herz mit leidenſchaftlicher Gluth erfüllt, Du haſt jetzt Deinen Tempel geöffnet; die Göttin trat ein, und ſchreitet ſie je wieder von dannen, ſtürzt der Tempel hinter ihr in Trümmer. Nein, mein Bruder! ſchon oft fand ich eine Roſe, von der ich glaubte, ohne ſie blühe mir keine Blume mehr auf Erden; ſie ward mir nicht, und Tauſende entſproßten wieder um mich Fröhlichen her. Deshalb, doch ich habe ja nichts Dir zu opfern, weiß ich doch nicht, ob das Mädchen Vatillen nur beachtet hat, und Dir iſt ſie gewiß ſchon liebend genaht.

Sie mir nicht, ſo wenig, als ich ihr! — unterbrach ihn der Chevalier — Ich habe meine Gefühle in meinem Herzen verſchloſſen, und ohne Dich hätte ich ſie verborgen mit über die Alpen genommen. Auch ich habe Dir nichts zu opfern. — Wir ſtehen uns gleich. Was Dein leichter Sinn zu verſcheuchen glaubt, dem hoffe ich mit feſtem, kühnem Sinne entgegen zu treten.

Wohlan! — rief Vatillen nach einigem Nachdenken plötzlich aus — Wohlan, Pierre! höre nun mich! Wir lieben beide; beide hat bis jetzt die Hoffnung noch nicht beglückt. Laß uns nach dem Preiſe ringen. Wer von uns den Kranz ſich erkämpſt, drücke die Liebe an ſein Herz, den Freund an ſeine Bruſt, und die Freude über des Bruders Glück trockne die Thräne getäuſchter Hoffnung! Laß uns um Adelaide's Gunſt werben, aber laß uns Freunde ſeyn und bleiben bis in den Tod. Sind wir beide nicht glücklich — dann tröſte der Freund den Freund!

Es ſey! — rief der Chevalier — auch die Liebe trenne nicht unſern Bund; auch zum Altare begleite der Bruder den Bruder! — Noch einmal ruhten ſie Arm in Arm und ſchieden feſter verbunden, als je.

6.

Das heutige Feſt war glänzend. Es war der Namenstag der Herzogin von Alençon, der Schweſter des Königs, der in der Folge ſo berühmten Königin Margarethe von Navarra. Der ganze Hof hatte ſich mit beſonderer Sorgfalt geſchmückt, und unter Allen ſtrahlte Adelaide d'Armencourt glänzend hervor. Selbſt der Herzogin von Angouleme war dieß nicht entgangen, als Adelaide in ihr Gemach trat; ſie hatte ſie mit den Worten empfangen: Wie ſchön biſt Du heute, Adelaide! ſchön, wie eine Roſe! Senke heute Deinen Blick, ſonſt verwundeſt Du tauſend Herzen. — Doch dieſe Worte hauchten nur eine leichte Röthe über die Wangen des Fräuleins, bis zum Herzen drangen ſie nicht. Einen tiefen Blick hatte ſie in ſelbiges gethan, und mit ihm ſich berathen, als ſie geſtern die Herzogin von Chateaubriant verlaſſen. Louiſe von Savoyen, die Herzogin, der König und Bonnivet, ſelbſt Lautrec ſchwebten vor ihr, und ſo mancher Ritter des Hofes, der, ſie auszeichnend, ſich ihr genaht hatte. Aber das Bild der beiden Frauen erſchien ihr unfreundlich; ſie fühlte, daß ſie in ihren Händen nur als Mittel diente, zu ihren Zwecken zu gelangen. Der König — wenn ihn Frankreichs Krone nicht geſchmückt, nicht die Königin ihm zur Seite geſtanden, und ſein Benehmen mehr jene zarte Achtung für Frauen ausgedrückt hätte, die ſo ſelten da hervortritt, wo der Wunſch allein ſchon hinreicht, des Herzens Thore ſich zu öffnen — hätte ihr wohl werth und theuer werden können. Bonnivet, der ſchöne, unwiderſtehliche Günſtling, war ihr zuwider. Die

Eigenliebe, welche aus jedem ſeiner Worte ſprach, das Bewußtſeyn ſeiner Allmacht auf des Königs und der Frauen Herzen, gaben ihm faſt die nämliche kühne Stellung gegen dieſe als dem Könige, nur daß hier die Majeſtät milderte, was dort des Günſtlings Dünkel noch greller machte. — Der Marſchall Lautrec mit ſeinem von vierzehn Wunden entſtellten Geſichte, die ihn neben dem ſterbenden jugendlichen Helden Gaſton de Foix in der Schlacht von Ravenna ehrenvoll gezeichnet, war mehr im Stande abzuſchrecken als anzuziehen; auch war der Ehrgeiz ganz an die Stelle der Liebe getreten, ſie war ihm nur wichtig, in ſofern ſie ſeiner Schweſter die Netze flocht, womit ſie den König feſthielt. Er konnte auf Adelaide keinen Eindruck machen; jedoch war ihr der herzliche Ton, mit dem er zu ihr ſprach, nicht unangenehm. Aus den übrigen Rittern trat in ihren Augen keiner glänzend hervor. Vatillens Geſtalt, ſein ſprechendes Auge hatten ſie überraſcht; doch flüchtig, wie dieſe Ueberraſchung, war auch der Eindruck wieder verſchwunden. — Nur der Chevalier de Theis, dieſer ernſte, ſchöne Mann, der ſchon, als ſie an dem erſten Tage ihres Aufenthalts am Hofe in den Zimmern der Herzogin von Angoulême erwartungvoll, verlegen ſtand, mit Theilnahme ſich ihr genaht, und ſeitdem immer als warnender Freund ihr zur Seite geſtanden hatte, nur der Chevalier trat aus dieſem bunten Kreiſe als eine edle Geſtalt hervor, die, mit Jugend und Schönheit geſchmückt, auch trotz des Ernſtes ihr als eine freundliche erſchien. Sie glaubte aus ihres Herzens Tiefe ſeinen Namen lauter, öfter zu hören, als die Namen aller Andern; doch war die Stimme ſo ernſt, nicht lockend genug, um ſie glauben zu laſſen, es könne wohl die Liebe ſeyn, die ſeinen Namen ihr entgegen riefe.

In dieſer Stimmung hatten die ſchmeichelhaften Worte der Herzogin ſie getroffen, und ihr nicht wohl, nicht wehe gethan. In ihrem Gemüthe, in ihrem Herzen wollte ſie den Born ihres Glückes finden, nicht in ihren leicht vergänglichen Reizen; ſie war zu ſtolz, um Werth auf das wandelbare Geſchenk der Natur zu legen, und es war ihr oft ein läſtiger Schimmer, der die Männer anzog, und um welchen ſie, den Mücken gleich, flatterten. Sie trat daher kalt und gleichgültig in das Gefolge der Herzogin zurück, die ſich nun in den Verſammlungſaal begab, wo ſie, bis auf den König und ſein Gefolge, Alle beiſammen fand.

Der Herr von Batillen und der Chevalier waren eben im ernſten Geſpräche mit dem Ritter Bayard, ihrem Landsmann, begriffen, und unterhielten ſich wahrſcheinlich von dem italiſchen Kriegszuge, als die Herzogin von Angouleme mit ihren Frauen hereintrat. War es Zufall, war es einer jener Schickſalsaugenblicke — Adelaide's Auge traf unter der großen Menge dieſe Beiden, deren Blicke wohl natürlich ſchnell auf ihrer holden Geſtalt ruhten. Der Chevalier grüßte ſie freundlich, Batillen verbeugte ſich ernſt, als ſie an ihnen vorbeiſchritt, faßte ſeines Freundes Hand und ſagte leiſe zu ihm: Pierre! die Vorbedeutung, die ich mir ſelbſt aufgeſtellt habe, iſt nicht erfüllt, ich bin der Glückliche nicht.

Sagt mir, Batillen! — unterbrach ihn der Ritter Bayard — was iſt Euch? Sonſt glühte bei dem Anblick der Schönheit Euer Auge, und ich habe Euch oft bewundert, wie Ihr, ein ſo ernſter, wackerer Krieger, ſo leicht, ſo flatternd um Weiber buhlen konntet; und jetzt, wahrlich bei dem eben beſprochenen Zuge über die Alpen waret Ihr nicht ſo finſter als in dieſem Augenblicke! Hat Euch vielleicht das Herz einer Jungfrau unſerer Dauphiné ſo umgeſtimmt?

Wahrlich nicht! — erwiederte Batillen — ich war noch der Alte als ich an den Hof kam, um nichts beſſer, um nichts ſchlechter.

Nun, Ihr habt ein Geheimniß in Eurer Bruſt verſchloſſen, — ſagte Bayard — darum ſchweig' ich. Nach der Tafel alſo ſtelle ich Euch Don Pedro von Navarra vor; Ihr werdet an ihm einen tüchtigen Feldherrn finden, groß in ſeinen Planen, feſt in ihrer Ausführung. — Er nickte ihnen freundlich, und wollte ſie verlaſſen, als eben die Flügelthüren ſich öffneten, und der König eintrat.

Der Monarch war zu dem Feſte, welches er ſeiner geliebten Schweſter gab, ſorgfältig geſchmückt. Um ein aufgeſchlitztes, weißſammetnes Gewand hing der hellblaue, mit goldenen Lilien geſtickte Mantel, der ſchwarzſammetne Hut, auf welchem in einer koſtbaren Diamanten-Agraffe eine kleine Reiherfeder ſchwankte, bedeckte nur leicht ſeine braunen, üppig herabfallenden Locken, und zu Aller Erſtaunen war unter dieſem Diamantenſchmuck eine einfache, faſt verwelkte Roſe geheftet, die, wenn auch ſchon halb entblättert, doch trotz ihrer Beſcheidenheit noch zu ſagen ſchien: Ich bedeute mehr als alle ſtrahlenden Juwelen über mir.

Niemand konnte ſich dieſe Roſe deuten, nur für die Herzogin von Chateaubriant und Adelaide d'Armencourt war ſie kein Geheimniß, und noch für Einen, der erbleichend nach ihr ſtarrte, und dem mit dem eben ihr entfallenen Blatte die Hoffnung entſank. Vatillen war dieſer Unglückliche. Alles von der leichten Seite erfaſſend, hatte der Eindruck, den Adelaide's Anblick geſtern auf ihn gemacht, ihn, ehe er es reiflich überlegte, zu einer Thorheit verleitet. Ohne ſelbſt eigentlich zu wiſſen, warum, vielleicht nur die Eitelkeit des Mädchens zu prüfen, war, da er Lautrecs Unterredung mit Adelaide belauſcht und ihren Beſuch bei der Herzogin erfahren hatte, der Knabe mit der Roſe von ihm in den Gang geſtellt, welcher zu der Chateaubriant Gemächern führte, und ſo ſeiner Meinung nach ein Liebesabenteuer gewöhnlicher Art eingeleitet. Aber kaum war er auf ſein Zimmer zurückgekehrt, als er nach einiger Ueberlegung fand, daß Adelaide d'Armencourt wohl eines ernſteren Blickes werth ſey, und als er dieſen auch in ſein Inneres gethan, gereute es ihn, daß er den Knaben und die Roſe geſendet. — Nun wohl! — rief er eben aus, da der Chevalier geſtern bei ihm eintrat, — ſo ſey die Roſe mir eine Schickſalsblume; trägt ſie ſie morgen, ſo blühet mir Hoffnung aus ihr entgegen!

Und ſie trug ſie nicht, aber wahrſcheinlich war es die Schickſalsroſe, welche den Hut des Königs ſchmückte. — Dieſer ſchien heute beſonders gnädig. Huldreich nahte er ſeiner Schweſter und ihrem Gatten, dem Herzoge von Alençon, den er ſonſt nicht ſehr auszuzeichnen pflegte; in den verbindlichſten Ausdrücken dankte er ſeiner Mutter für die geſchmackvolle Anordnung des Feſtes, und war gegen den Connetable, Karl von Bourbon, ausgezeichnet freundlich. Als er jetzt mit dem Ritter Bayard ſprach, und der Chevalier de Theis neben ihm ſtand, der ſich bei des Königs Annäherung ſchnell zurückziehen wollte, befahl er ihm zu bleiben, ſprach über ſo manchen ernſten Gegenſtand mit dem Ritter ohne Furcht und Tadel, und wandte ſich dann zu dem Chevalier de Theis. — Foi de gentilhomme, Chevalier! — ſagte er lächelnd — Ihr habt noch den Dank für den Tag bei Terouenne zu fordern, wo Ihr unter Bayard ſo heldenmüthig die Brücke vertheidigtet. Ich wüßte Euch nichts Beſſeres zu geben, als dieſe Roſe! — Er nahm ſie von ſeinem Hute und gab ſie dem Chevalier, der, verwundert über dieß ſonderbare Geſchenk, dem Könige durch eine tiefe Verbeugung ſeinen Dank auszudrücken ſuchte.

König Franz lächelte, als er den Chevalier die Roſe mit ſonderbar ernſtem, faſt verdrießlichem Blicke an ſein Kleid heften ſah; er nickte ihm noch einmal freundlich zu. — Verwahrt ſie gut! rief er, und ging eilig zu der Herzogin von Chateaubriant.

Nun wahrlich! — rief der Ritter Bayard mit Unmuth — Ein köſtlicher Lohn für Deine Thaten, armer de Theis! Für Bonnivet paßte ein ſolcher eher als für Dich, Du ernſter Krieger! Tröſte Dich! Wirf die Roſe weg, wenn Du nach Hauſe gehſt, und denke: Auch ohne Belohnung alles für Gott und König!

Seyd Ihr nun mit mir zufrieden, ſchöne Adelaide? — ſagte der Monarch halb leiſe, als er jetzt an dem Fräulein d'Armencourt vorbeiging. — Und

Ihr — wendete er ſich ſchnell zur Herzogin von Chateaubriant, die eben mit Margarethe d'Alençon in einem ceremoniellen Geſpräche begriffen war, — zürnt mir doch nun der Roſe wegen nicht mehr?

Wer dürfte auf Euch zürnen? erwiederte die ſchöne Chateaubriant. — Wer könnte es? unterbrach ſie die Herzogin von Alençon. Auch Louiſe von Savoyen trat zu ihnen, und da ſie die Roſe am Hute des Königs vermißte, fragte auch ſie: wo er dieſe Blume, die dem ganzen Hofe an ſeinem Hute ſo auffallend geweſen ſey, gelaſſen habe?

Sie iſt an den rechten Mann gebracht, — erwiederte er lächelnd — und der verwahrt ſie beſſer als ich! — Er zeigte auf den Chevalier de Theis, bot ſeiner Mutter den Arm, und führte ſie zur Tafel.

7.

Der Zufall, dieſer blinde, launige Gott, brachte Batillen an Adelaide's Seite. Es war nicht ſeine

Abſicht geweſen, ſich um den Platz neben ihr zu bemühen; er war noch zu ſehr wegen der Roſe aufgeregt, die er jetzt an des Chevaliers Bruſt ſah, und dieſen nun als den vom Schickſal Erwählten erkennen mußte. Aber mit einem Bekannten in ein Geſpräch verwickelt, fand er, und eben ſo Adelaide, nur noch die beiden leeren Plätze, und ſo brachte der Zufall zuſammen, was Vatillen vom Schickſal getrennt glaubte.

Schweigend ſaß der ſonſt ſo Beredte neben dem reizenden Mädchen. Die Roſe, welche er ihm gegenüber an des Freundes Bruſt erblickte, leitete jedoch ſeine Gedanken ſchnell wieder auf dieſe; jemehr er aber darüber nachdachte, deſto weniger ſchien ihm die Roſe eine böſe Vorbedeutung ſeyn zu können, denn durfte wohl ein ſittſames Mädchen, der Aufforderung eines Unbekannten folgend, das Geſchenk am heutigen Feſte tragen? — Wie ſie aber in die Hände des Königs gekommen, weßhalb ſie dieſer dem Chevalier gegeben, dieß war und blieb ihm ein Räthſel. Es zu löſen, nahm er ſich vor; ſein leichter Sinn kämpfte nicht lange ohne Erfolg gegen ſeinen Unmuth, und ſo begann die Unterredung mit Adelaide, welche die gütige Abſicht des Königs, als er dem Chevalier das ſonderbare Geſchenk machte, leicht errathen hatte.

Mein Freund, der Chevalier de Theis, der geſtern ſo gütig war, mich Euch vorzuſtellen, Fräulein! — hub Batillen an — iſt heute ſehr glücklich. Das Geſchenk des Königs, ob er gleich ſo wenig als ich deſſen Deutung verſtehen mag, muß viel Werth haben. In jeder Gabe des Monarchen liegt ein wohlwollender Sinn, wie vielmehr in einer Blume, welche die Liebe zu ihrem Sinnbilde erwählte!

Ich hätte mir ein anderes erwählt, — erwiederte Adelaide dem Ritter — könnte ich die Liebe ſeyn.

Und welches? fragte dieſer ſchnell.

Die Immortelle! — antwortete das Fräulein — Seht nur, ein Blatt nach dem andern fällt ſchon ab, und ehe die Tafel aufgehoben iſt, bleibt dem Chevalier von dem königlichen Geſchenke nur der blätterloſe Kelch; ſeht nur, wie ſie umher fliegen, die leicht Verwehten, als hätten ſie Schmetterlingflügel!

Dieſe Worte, wohl nicht mit Abſicht geſagt, jagten doch das Blut in Vatillens Wangen, der, ſeiner Schmetterlingnatur eingedenk, die Deutung der Rede auf ſich zog und ganz vergaß, daß ihn Adelaide noch gar nicht kenne. Zum Streite mit ihr glaubte er ſich dadurch aufgefordert und vergaß ſeinen Unmuth und ſeinen Plan.

Wenn Ihr die Liebe wäret, Dame! -- ſagte er mit Galanterie — die Ihr doch wirklich zu ſeyn ſcheint, warum Euch ein Sinnbild wählen, das erſt im Herbſt erblühet, dem Winter trotzt, und wenn alles um daſſelbe wieder grünt und blüht, das neue Leben in friſchen Farben erglüht, welkt und verdorrt, und wie eine Mumie ſeine Todtenfarbe und ein lebloſes Seyn ſich erhalten hat! Lieber mit der Roſe aufblühen und ſich entfalten, lieber, von ihrem zarten Aurorahauch angeweht, wonnig die wenigen Tage des Lebens verträumen, und dann auf Schmetterlingflügeln der Vernichtung entgegen ſchweben, als dieß eintönige, langweilige Seyn einer Immortelle, die ohne Duft, ohne Glanz, als ein Todtenbild nur der trüben Erinnerung geweiht, ihr Leben nie gelebt hat!

Adelaide lächelte.

Wer ſo wie Ihr — fuhr Vatillen fort — der

Roſe gleicht, wer ſo wie Ihr ein holdes Bild der Liebe iſt, der iſt Roſe und Immortelle zugleich!

Schade, — unterbrach ihn das Fräulein, von der Lebendigkeit ſeiner Rede, die wohl den Nachbarn ſo verſtändlich ſeyn mußte, wie ihr, nicht wenig in Verlegenheit geſetzt. — Schade, daß Marot nicht hier iſt, er fände in Euren Worten trefflichen Stoff zum Liede. Ich freue mich, in Euch einen Sänger zu finden, denn nur dieſer vermag ſich ſelbſt ſo zu täuſchen.

Nein, Fräulein! — rief Vatillen — der bin ich nicht, die Gabe ward mir nicht! Das Schwert weiß ich zu führen, meine Empfindungen in Worten auszudrücken, aber der Reim iſt mir eine Feſſel, die Feder ein Dolch; ich verſtehe nicht, ihn zu führen. — Aber ſeht nur, wie der Chevalier uns beobachtet; ich fürchte faſt, er füllte beſſer dieſen Platz aus als ich, und die Immortelle wär' ihm lieber als die Roſe.

Wirklich ſah dieſer mit ernſt-wehmüthigem Auge nach Adelaide, zufällig, wohl ohne es zu wollen, faßte er nach ſeinem Herzen, drückte die Roſe an ſich, und mit der Hand ſanken auch ihre letzten Blätter.

Ihr habt wahr geſagt! — raunte ihr Vatillen leiſe zu — Sie iſt entblättert durch des Chevaliers kräftige Hand, und dieſe iſt doch wahrlich kein Schmetterlingsflügel, auf dem ſie entfliehen konnte!

Adelaide mußte lächeln, ſo ernſt auch der düſtere Blick des Chevaliers ſie ſtimmte. Sein Bild war ihr durch die unüberlegte Rede der Chateaubriant näher getreten, faſt lieber geworden, doch wußte ſie ſelbſt nicht, wodurch; ſie glaubte, ſich mehr mit ihm beſchäftigen zu dürfen, ſie beobachtete ihn genauer, und eine Ahnung ſtieg in ihr auf, ſo ſehr ſie ſich auch dagegen ſträubte, daß unter dem ernſten, gleichmüthigen Geſichte der Freundſchaft die Liebe ſich berge. Sein wehmüthiger Blick, der ſie heute zum erſten Male traf, that ihrem Herzen wohl und wehe.

Fräulein! — unterbrach Vatillen ihr Sinnen — Eure Gedanken ſchweifen umher, oder ſind nur auf einen Gegenſtand gerichtet. Wohl dem Glücklichen, mit dem ſie ſich beſchäftigen — wehe dem Armen, an welchem ſie kalt vorüberziehen!

Adelaide ſah auf. Vatillens Blick ruhte in dieſem Augenblick ſo ſonderbar auf ihr, daß ſie verlegen die Augen niederſchlug. Nicht unbeſcheiden glühte ſein Auge, aber ſo ſeelenvoll, daß ſie eine innere Bewegung nicht unterdrücken konnte, und es ihr nicht unlieb war, als er von neuem das Schweigen brach und mit Gutmüthigkeit zu ihr ſagte: Fräulein! der Zufall hat Euch heute Euren Platz neben einen fröhlichen Ritter der Dauphiné angewieſen, der nur zu leicht für jede ſeiner Empfindungen Worte findet und nicht karg mit ihnen iſt. Verzeiht und zürnt ihm nicht, wenn er vielleicht zu frei, zu laut, zu lebendig ſich ausdrückte; er fühlt, daß er dieſer Verzeihung bedarf, und daß der Ernſt, der ſich ſeiner bemeiſtert hat, wohl nicht ſo leicht ſich wegſcherzen läßt, als er es ſonſt gewohnt war. Er wird ſchweigen und Euch nicht mehr in Euren Betrachtungen ſtören.

Dieſe Worte, mit Herzlichkeit geſprochen, mußten Adelaide befremden, die bis jetzt in ihrem Nachbar nur einen Neckenden erkannt und ihm nicht leicht eine ernſte Rede zugetraut hätte. — Ich bitte Euch, — erwiederte ſie freundlich — ſich nur Eurer fröhlichen Laune zu überlaſſen. Der Frohſinn, wenn er in ſeinen Schranken bleibt, iſt ein freundliches Geſchenk der Natur, das nur dann läſtig wird, wenn es nicht mit Gutmüthigkeit vereint iſt. Ich liebe den Scherz, ich liebe ein fröhliches Gemüth, mir die Stunden des geſelligen Lebens zu verkürzen, fordere aber von dem wirkenden Leben des Mannes Ernſt.

Die Tafel wurde jetzt aufgehoben. Batillen, ohne Zeit zu haben, auf Adelaide's Rede zu antworten, verbeugte ſich ehrerbietig; ſie trennten ſich — er den Pfeil noch tiefer im Herzen, ſie mit dem Gedanken, daß die beiden Freunde aus der Dauphiné wohl ihrer Beachtung werth wären.

Bonnivet! — ſagte der König nach aufgehobener Tafel, und trat mit dem Admiral in ein entferntes Fenſter. — An des ernſten Chevaliers Bruſt iſt mein Geſchenk ſchon verwelkt; Bayard ſteht neben ihm und ſucht ihn zu tröſten. Ich glaube wahrlich, der Thor würfe zürnend die Ueberbleibſel weg, ſcheute er meine Ungnade nicht. Geh' und laß ihm merken, welchen Werth dieſe Roſe für ihn haben muß! — Ich gönne ihm ſein Glück.

Sire! — erwiederte der Admiral lächelnd — wär' ich König, ich gönnte mir es ſelbſt. Zu ſchön, zu reizend iſt die Bretagnerin!

Nein, Bonnivet! — erwiederte der Monarch —

Es liegt mir ein Etwas in dieſem Mädchen, das ich wider Willen achten muß, und überdieß würden bei dem kleinſten Schritte die Herzogin und meine Mutter mir zürnen; auch meine Gemahlin, welche ſie vor ihrer Krankheit nur einmal geſehen, hat ſie mir empfohlen. — Deshalb ſchweig', ich gab mein Wort!

Nun, Sire! ſtreckt Ew. Majeſtät die Hand nicht nach dieſer Blume, ſo erlaubt, daß ich —

Daß Du ſie auf Chatelleraud als Deine Gemahlin einführeſt. Gern! — Ohne Bonnivets Antwort abzuwarten, verließ der König den Günſtling, und ließ ihn verlegen ſtehen.

Chevalier! — ſagte dieſer zu de Theis, als Bayard ihn verlaſſen hatte. — Ihr ſcheint das Geſchenk des Königs nicht ſehr zu achten; ſeht, nur noch die traurigen Reſte habt Ihr bewahrt! Kenntet Ihr die gnädige Abſicht des Monarchen, Ihr würdet von der Gunſt, Euch dieſe Roſe gegeben zu haben, entzückter ſeyn, als wenn Euch der Connetable das königliche Patent der Lieutenance der Dauphiné überreicht hätte.

Herr Admiral! — erwiederte der Chevalier lächelnd — Es mag ein geheimer Zauber in dieſer Roſe

Roſe liegen; mir, der ich mich ſo wenig auf Blumen und ihre Deutung verſtehe, mir bleibt er verborgen.

Sagte Euch Euer Herz nichts, als Ihr ſie dicht neben daſſelbe heſtetet?

Wahrlich nichts, als daß es verwundert fragte, wie der Chevalier de Theis zu dieſem königlichen Geſchenke kam! — antwortete dieſer ſchnell und mit Unmuth. — Nie habe ich für den König Roſen gepflückt; dieß Amt überlaſſe ich Euch, Herr Admiral! Ihr verſteht das beſſer, als ich.

Meint Ihr? — fragte Bonnivet gedehnt, — und dieſer Augenblick befeſtigte wohl den ernſten Chevalier nicht in der Gunſt des allgefürchteten Admirals. — Nun wißt, die Roſe an Eurem ſorgloſen Herzen ruhte auch an Adelaide d'Armencourts Buſen!

Herr Admiral! fuhr der Chevalier auf.

Sie ruhte dort; darum wohl Euch, daß der König Euer Herz kannte, und ihm den ſchönſten Lohn abtrat!

Abtrat? — wiederholte de Theis — Und wie kam die Roſe in des Königs Hand?

Für wen, ſo wie Ihr eben ſagtet, ſelbſt der

Admiral von Frankreich die Roſen pflückt, dem können ſie nichts ſeltenes ſeyn! ſagte er mit Bosheit. Er wandte ihm ſchnell den Rücken und ging.

Herr Admiral! rief der Chevalier entrüſtet, und wollte ihm folgen; doch Vatillen, der ſchon aus der Ferne des Freundes Heftigkeit bei dieſer Unterredung beobachtet hatte, war ihm näher getreten und hielt ihn jetzt zurück. — Mäßige Dich, Freund! — rief er ihm zu – Der Raſche fällt leicht auf dieſem glatten Boden. Keine offene Fehde mit dem Mächtigen! — Komm; ich bitte Dich!

Als er ſeinen Freund aus dem Saale geleiten wollte, mußten ſie an Adelaide vorbei. Plötzlich hielt der Chevalier an. — Dame! — ſagte er, ſich vor ihr neigend, und die Ueberreſte der Schickſalsroſe von ſeiner Bruſt nehmend, – erlaubt, daß ich Euch Euer Eigenthum zurückgebe. Spart Eure Blumen für den auf, der Eure Gunſt zu ſchätzen weiß! — Er neigte ſich noch einmal vor dem Fräulein, und verließ mit Vatillen den Saal.

8.

Noch hielt Adelaide ſinnend die Roſe in der Hand, als die Herzogin von Angouleme den Saal verließ, und ſie ihr folgen mußte. In ihrem Gemache angekommen, entließ die Herzogin ihre Frauen, nur Adelaide befahl ſie, bis ſie aus ihrem Cabinet zurückkäme, zu warten.

In dem nämlichen Zimmer, wo ſie bei ihrem erſten Auftreten am Hofe angſtvoll und unruhig neben ihrer Mutter geſtanden, vor dem Bilde, wo der König ſie damals überraſcht, auf der nämlichen Stelle, wo der ernſte Chevalier, ſie betrachtend, verweilt hatte, ſtand ſie jetzt und dachte über ihre Verhältniſſe nach. Wie ſehr hatte ſich alles ſeit jener Zeit geändert, wie anders waren die Gefühle in ihrer Bruſt!

Er hat Recht, der Ernſte! — rief ſie aus — er hat Recht, mir zu zürnen! Zu übereilt habe ich gehandelt, und meine Eitelkeit, die mich glauben ließ, aus der Hand des Knaben nähm' ich das Geſchenk des Königs, hat mich einen Mißgriff thun laſſen, der mich in den Augen des ſtrengen Mannes entwürdigen muß. Deshalb bin ich ihm Aufklärung ſchuldig; ſie ſoll ihm werden!

Biſt du wieder zurückgekehrt, du früh Entblätterte?! — rief ſie jetzt, die Roſe in ihrer Hand wiegend, — von dem Könige zu dem Freunde, von dem Freunde zu mir zurückgewandert, und immer weiß ich noch nicht, wer dich mir ſandte. Nun, ſey für mich eine mahnende Erinnerung der Vorſicht, ich will dich ſo theuer verwahren, als wäreſt du mir aus der Hand des Geliebten geworden! — Da hörte ſie im Vorzimmer Tritte nahen; ſchnell verbarg ſie die Roſe in ihrem Buſen, und als ſie ſich wandte, ſtand der Connetable und Vatillen vor ihr.

Iſt die Herzogin zu ſprechen? fragte Karl von Bourbon die Erröthende.

Ich glaube kaum! — erwiederte dieſe — ſie befahl mir, ſie hier zu erwarten.

So erlaubt, daß wir Euch Geſellſchaft leiſten! — Dieß iſt Philipp von Vatillen aus der Dauphiné, — fuhr er fort, ihr den Ritter vorſtellend. — Er iſt meinem Hauſe zugethan; ich komme, ihn der Gnade der Herzogin zu empfehlen.

Ich kenne den Ritter ſchon, gnädiger Herr! —

erwiederte Adelaide — Er war heute bei Tafel mein Nachbar.

Auch Euch empfehle ich ihn! — ſagte der Connetable — Ihr könntet Euch um Euer Geſchlecht verdient machen, wenn Ihr vermöchtet, dieſem Schmetterlinge die Flügel zu binden.

Gnädiger Herr! — rief Vatillen ſchnell — dazu bedarf es nur eines huldvollen Blickes der Dame!

Glaubt ihm nicht, Fräulein d'Armencourt! — unterbrach ihn der Herzog von Bourbon — er iſt zwar einer der tapferſten, aber gewiß auch der flatterhafteſten Ritter Frankreichs.

Adelaide verbeugte ſich ſchweigend. Sie vermied, weiter in das Geſpräch einzugehen, welches ihre Verlegenheit nur vermehren konnte, und als eben die Kammerfrau aus der Herzogin Gemach trat, und ihr den Befehl brachte, zu der Gebieterin zu kommen, verneigte ſie ſich ſchnell, froh, dieſe Unterredung abbrechen zu können. Aber kaum hatte ſie den Connetable und Vatillen verlaſſen, ſo kehrte ſie ſchon wieder zurück, bat den Herzog, bei ihrer Gebieterin einzutreten, und ſah ſich nun mit Vatillen allein.

Fräulein! — ſagte dieſer ſchnell, als ob er fürchtete, ungenutzt den glücklichen Augenblick davon eilen zu ſehen. — Verzeiht, wenn ich Euch zudringlich erſcheine! Sagt mir, wie kam die Roſe, welche mein Freund, der Chevalier, Euch zurückgab, in des Königs Hand?

Dem Chevalier will ich es ſagen! erwiederte das Fräulein mit Ernſt.

Auch dieß! — rief er freudig, und ſein leichter Sinn trat ſchnell wieder in die alten Rechte. — Nun wohl, Ihr wollt mir von der Roſe nichts ſagen, und doch bin ich in ihr Geheimniß ganz eingeweiht. Ich kenne den, der ſie Euch ſandte.

Hohe Gluth überzog Adelaide's Geſicht; ihr ſchien dieſe Aeußerung Vatillens, wahr oder erdichtet, nicht zart. — Mir gleich, wer ſie mir zu ſchicken ſich bemühte, — ſagte ſie mit Stolz — ich erhielt ſie von unbekannter Hand, und ſie war mir werthlos!

Vatillen verbeugte ſich tief. — Ich ſehe wohl, Fräulein d'Armencourt! — begann er jetzt — daß der fröhlich-neckende Geiſt, der mich bald da, bald dort hin treibt, Euch nicht gefällt, daß Ihr meinen ſcherzhaften, und doch ſo wohlgemeinten Worten eine zu leichte, eine falſche Deutung gebt. Darum, um Euch zu zeigen, daß die Schmetterlingflügel gebunden ſind, will ich ernſt und feſt gebunden an Eure Schritte ſeyn; aber auch beſcheiden. Erlaubt, daß ich und mein Freund unſere Dienſte Euch weihen, daß die Ritter der Dauphiné, dem Stern der Bretagne huldigend, ihn zum Stern ihres Lebens erkieſen dürfen, daß —

Vatillen! rief der Connetable, der eben die Thür des Gemaches der Herzogin öffnete; und er mußte eintreten. — Ein ſonderbarer Mann! — ſagte Adelaide ſtill für ſich — Dieſer leichte Sinn, der das Ernſthafte nur ſpielend ergreift, dieſe Wärme, mit der er ſpricht, dieſes eigene, ſonderbare Benehmen, ſich mit ſeinem Freunde zugleich meinem Dienſte zu weihen! Sonderbar! — und doch liegt etwas Anziehendes in dem offenen Blicke, in dem freundlichen Zuge ſeines Mundes, in ſeiner edlen Geſtalt, und wenn ich achtungvoll dem Chevalier gegenüber ſtehe, weiß ich nicht, ob ich mich nicht mehr nach der leichten Unterhaltung Vatillens hingezogen fühle. Doch, Adelaide! — rief ſie plötzlich — wozu dieſe Betrachtungen?! warum nur auf dieſe Beiden dein Auge richten, warum den ſtillen Wunſch hegen, des Einen Flügel zu binden, und dem Andern ſie zu lüften? — Scheint es doch faſt, als ob du glaubteſt, nur an dieſe Beiden kette dich dein Schickſal!

Ein Befehl von ihrer Gebieterin, zu ihr zu kommen, ſtörte ſie in ihren Betrachtungen. Eben als ſie eintrat, neigte ſich Vatillen tief vor der Herzogin, und ſchien ihr für etwas zu danken; der Connetable ſtand an einem Tiſche, auf welchem allerlei Papiere lagen, und ſein Blick war aufmerkſam auf dieſe gerichtet.

Adelaide! — rief ihr die Herzogin entgegen — welche iſt Deine Farbe?

Grün und roth iſt die Farbe des Wappens der d'Armencourts! erwiederte Adelaide, ſich verbeugend.

Nein, — unterbrach ſie die Herzogin — nicht die Farbe Deines Hauſes, die Farbe Deines Herzens will ich wiſſen!

Die kenn' ich ſelbſt nicht, Hoheit! erwiederte Adelaide erröthend.

Kind! — ſagte die Herzogin lächelnd — ſo unwiſſend biſt Du mit den Gebräuchen der Galanterie wohl nicht, um meine Frage nicht zu verſtehen. — Alſo, welche Farbe ziehſt Du den andern vor, welche Farbe iſt Deine Leibfarbe?

Blau und weiß! — erwiederte das Fräulein. — Blau iſt das Sinnbild der Treue; treu meiner Gebieterin zu ſeyn, treu bis in den Tod ſey mein Beſtreben, und darum eine ſich die Farbe der Unſchuld und Reinheit mit ihr, damit ich würdig bin, die Erſte für Euch zu tragen!

Ihr ſeht, Batillen! — ſagte nun die Herzogin mit Bedeutung — auf welche feine Art das Fräulein Euch an die Pflichten des Ritters erinnert. Treu und rein ſey künftig Eure Deviſe! denn ich hoffe, Adelaide wird meinem Wunſche nicht entgegen ſeyn, daß der Ritter Philipp von Batillen ihre Farben trägt.

Wenn es meine Gebieterin ſo befiehlt, und es der Wunſch des Ritters iſt! erwiederte das Fräulein, ſich verneigend.

Wer könnte nicht dieſen Wunſch hegen, wen könnte nicht deſſen Gewährung beglücken! — rief Batillen — und erlaubt es Ew. Hoheit, daß ich hier in ihrem fürſtlichen Gemache vor ihren Augen es wagen darf, der Dame meines Herzens die erſte Huldigung zu bringen?

Thut es, Herr Ritter! ſagte die Herzogin von Angouleme, während der Connetable von den Papieren weg zu ihnen trat.

Dame! — rief jetzt Vatillen, und beugte ſein Knie vor Adelaide, die, ohne verlegen zu ſeyn, ihn vor ſich in dieſer Stellung ſah. — Erlaubt, daß ich hier in Gegenwart der durchlauchtigſten Frau Herzogin von Angouleme und meines gnädigen Herrn von Bourbon mich für ewig Eurem Dienſte weihe. Gut, Blut und Leben, alles weihe ich Euch und ſetze es für Euch auf's Spiel, nur nicht meine ritterliche Ehre!

Philipp von Vatillen! — ſprach jetzt das Fräulein, und die Herzogin war über die Würde erſtaunt, mit welcher ſie vor dem Ritter ſtand. — Ihr kennt meine Deviſe, ſie ſey auch die Eurige! und indem ich Euch erlaube, meine Farben zu tragen, binde die Treue Eure Flügel, und nur die Reinheit und Unſchuld ſtelle mein Bild in Eurem Herzen auf, wo ich ſelbſt mir noch kein Plätzchen wähle, da ich es noch zu wenig, noch gar nicht kenne. Steht auf!

Dame! — rief Vatillen, noch vor Adelaide knieend. — Ihr müßt nach unſrer Sitte mir meine erſte Bitte gewähren, in ſofern ſie nicht gegen Zucht und Ehre iſt; erlaubt, daß ich ſie Euch vortrage!

Redet! ſagte Adelaide.

Mich und den Chevalier de Theis verbindet innige Freundſchaft. Auch er hat ſich in der Stille Eurem Dienſte geweiht. Erlaubt, daß auch er Eure Farben tragen und ſich Euren Ritter nennen darf! Ein edler Wettſtreit wird dann zwiſchen uns entſtehen, wer von uns am ritterlichſten, am treuſten ſich Euch weiht.

Der Chevalier de Theis — ſagte Adelaide ſchnell — iſt ein ſo ehrenwerther Ritter, daß ich ihn mit Freuden zu dem meinen neben Euch ernenne!

Vatillen ſtand auf, küßte die Hand ſeiner Dame, neigte ſich vor der Herzogin, und als der Connetable dieſer einiges leiſe zugeflüſtert hatte, verließ derſelbe mit Vatillen das Zimmer.

Adelaide! — begann nun die Herzogin, und das Lächeln, welches ſich hierbei um ihren Mund zog, drückte wohl mehr Hohn als Wohlwollen aus. — Haſt Du doch ſo eben eine Scene mit dem Ritter aus der Dauphiné geſpielt, als ob Du den Amadis de Gaule erſt heute geleſen hätteſt! Viel zu ernſt, mein Kind, haſt Du die Sache genommen, welche in unſern Tagen mehr der Galanterie als dem Herzen angehört, und die zur allgemeinen Sitte am Hofe des Königs geworden, ſo daß mehr der Ton und Gebrauch, als das Intereſſe dabei im Spiele iſt.

Gnädige Frau! — erwiederte Adelaide mit ſtolzer Beſcheidenheit — Wer ſich meinem Dienſte weiht, muß es treu und ernſtlich meinen, er muß mich werth und theuer halten; auch kann er dann meiner Achtung und Dankbarkeit, wenn auch nicht meiner Neigung, gewiß ſeyn. Was meine Ehre, was mein Herz angeht, wird immer eine ernſte Seite für mich haben, — und, ich geſtehe es Ew. Hoheit — der ſo eben vergangene Augenblick hatte etwas feierlich Wichtiges für mich, denn es war mir, da der Ritter Vatillen ſeine Knie vor mir gebeugt hatte, als ſähe ich mein Schickſal vor mir.

Du ſchwärmſt! — erwiederte die Herzogin — Du kennſt die Welt und die Männer nicht, und ſuchſt in ihren flüchtigen Tändeleien den Ernſt, der ſie nur ſelten zu uns begleitet. Du biſt ſchön — wie Schmetterlinge um die duftende Blume flattern ſie um Dich, und ihre Eitelkeit, nicht ihr

Herz legt ſie Dir zu Füßen. Der König zeichnet Dich aus; doch nicht genug, ſie von Dir abzuſchrecken. Der Geſchmack des Monarchen iſt dem Sklavenvolke Regel; Dir huldigend, huldigen ſie ihm. — Und Du ſtehſt mit hohem Ernſte in dieſer Wolke von Weihrauch, und biſt nur das Götzenbild, nicht die Gottheit, welcher ſie opfern. Frage dieſen Vatillen, wie vielen Damen er ſich ſchon zum Dienſte geweiht; frag' ihn, aus wie vielen Wunden er für ſeinen Ehrgeiz, für ſeinen Muth geblutet hat, und aus welcher Wunde für ſeine Dame es ſtrömte? Lerne die Männer kennen, und ſpiele mit ihnen, ſonſt ſpielen ſie mit Dir!

Meine Gebieterin! — rief Adelaide bei dieſen Worten, ergriff der Herzogin Hand und küßte ſie mit Heftigkeit. — Raubt mir das ſchönſte Bild meines Lebens nicht, raubt mir nicht das Vertrauen, daß es edle Herzen giebt und Männertreue, und — verzeiht, wenn ich meiner Gebieterin zu widerſprechen wage, nicht alle Männer ſind wohl, wie Ihr ſie ſchildert, nicht alle gleichen dem ſelbſtſüchtigen Bilde, das Ihr ſo eben entworfen habt!

Du glaubſt, Adelaide, — unterbrach ſie di

Herzogin — Du ſeyeſt eine Ausnahme Deines Geſchlechts, begabt mit unwiderſtehlichem Zauber; Deiner Augen Strahl ziehe mit ſolcher magiſchen Kraft an, daß aus Deinen Banden ſelbſt der Flatterſinn, die Unbeſtändigkeit ſich nicht zu löſen vermag? Du wirſt es erfahren, wie wenig die Männer die Blume achten, deren Duft ſie tagelang einathmen; Dein ſtolzes Selbſtgefühl wird ſich bitter getäuſcht finden!

Das wird es nie, Hoheit! Beſcheiden in meinen Wünſchen, werde ich wenig erwarten; aber wo das Herz mir entgegen tritt, wo die innere Stimme zu mir ſpricht und ich ſie verſtehe, da werd' ich vertrauen!

Vertraueſt Du Deinem Ritter von heute, vertraueſt Du Vatillen?

Ja, meine Gebieterin!

Ihm, den der Hof als den flatterhafteſten Ritter kennt, den Marot ſelbſt den ſchönen Schmetterling nennt, deſſen Empfindungen nur ein ephemeres Leben zu Theil wurde?

Ich vertraue ihm, denn was er mir ſagte, kam aus dem Herzen!

Auch daß er ſeinen Freund, den ernſten Thevalier, zugleich zu Deinem Dienſte anbietet, auch das macht Dich nicht an ihm irre?

Nein, Hoheit!

Adelaide! Wo der Mann einen Andern neben ſich duldet, da führt ihn die Liebe nicht zu Dir; allein will ſie ſtehen, allein herrſchen!

Wohl möglich!

Und glaubſt Du, den Chevalier, den Weiberfeind, zu Deinen Füßen zu ſehen?

Vielleicht!

Und was willſt Du mit Beiden?

Prüfen, ſie und mich!

Die Herzogin von Angouleme lächelte und ſchwieg. — Adelaide! — ſagte ſie endlich, und zog das Fräulein näher zu ſich. — Ich ſchätze Deinen Vater, ich bin ihm manchen Dienſt zu zahlen noch ſchuldig, welches ich durch Dich abzutragen hoffe; ich bin Dir gut, ich wünſche Dein Glück, möchte Dich gern auf Deinem Lebenswege leiten und vor Irrungen bewahren und warnen; aber Du gehſt mit zu viel Feſtigkeit, und ich muß es geſtehen, dennoch beſcheiden Deinen eigenen Weg, ſo, daß ich ſchweigen und Dich Dir ſelbſt überlaſſen muß, jedoch ohne Dir zu zürnen. Geh' und prüfe Dich und Deine Kraft genau! — Geh', mein Kind! — Sie küßte ihre Stirn; das Fräulein entfernte ſich.

9.

Als Adelaide am andern Morgen, an einer weiß und blauen Feldbinde ſtickend, im Zimmer ſaß, und die Zofe den Chevalier de Theis anmeldete, klopfte ihr Herz, ohne daß ſie wußte, warum, und ſie hätte ſich gern verläugnen laſſen, doch es war zu ſpät; er trat ein.

Fräulein d'Armencourt! — ſagte er verbindlich — mein Freund Vatillen hat mich hierher beſchieden und mir geſagt, daß Ihr mir etwas zu vertrauen hättet. Ich komme, Eure Befehle zu vernehmen.

Wüßte ich doch nicht, Herr Chevalier! — erwiederte Adelaide verlegen — daß ich dem Herrn von Vatillen einen ſolchen Auftrag gegeben hätte! Er machte mich geſtern in dem Gemache der Herzogin von Angouleme mit einem Wunſche bekannt, der Euch betraf; — doch in wiefern Ihr deshalb hier ſeyd, Herr Chevalier! wage ich nicht zu beſtimmen.

Und welchen Wunſch, Fräulein?

Iſt er Euch fremd, muß er auch von mir vergeſſen ſeyn.

Ich habe manchen Wunſch, der Euch betrifft, — unterbrach der Chevalier die eingetretene Stille — doch ehe Ihr den einen erfüllt, würde ich die andern nicht ausſprechen dürfen.

Macht mich mit dieſem erſten bekannt! ſagte das Fräulein.

Es iſt die Beantwortung der vielleicht unbeſcheidenen Frage: Wie kam die Roſe in des Königs Hand?

Das Euch zu ſagen, hatte ich ſchon Eurem Freunde die Verſicherung gegeben. Ich bin es mir ſchuldig, — wenn auch nicht Euch. Auf dem Wege durch die Galerie, welche nach den Zimmern der Herzogin von Chateaubriant führt, zu der ich beſchieden war, trat im Halbdunkel ein feiner Knabe auf mich zu, und gab mir die Roſe von einigen bedeutungvollen Worten begleitet, mit der Bitte, ſie an dem folgenden Tage bei dem Feſte zu tragen. Während ich bei der Herzogin war, erſchien der König. Er bemerkte die Roſe, und wie abſichtlich leitete er das Geſpräch ſo ſonderbar auf ſie, daß ich glauben mußte, ſie ſey von ihm. Dieß war mir unlieb, und ich ergriff die Gelegenheit, ſie zurück zu geben; leicht konnte ich jedoch aus der Art, wie er ſie annahm, bemerken, daß er ſie mir nicht geſandt hatte. Was ich gethan hatte, gereute mich, doch es ungeſchehen zu machen, war unmöglich.

Ich danke Euch, Fräulein! — ſagte der Chevalier, und ſein ernſtes Geſicht erheiterte ſich, — ich danke Euch für dieſe Aufklärung, durch welche Ihr wo möglich noch höher vor mir ſteht. — Aber wißt Ihr nicht, was den König bewog, mir Euer Geſchenk zu weihen?

Ich weiß es, muß es Euch jedoch verſchweigen; nur das darf ich Euch ſagen: die Abſicht des Monarchen war gut.

Und ich Thor gab Euch dieß Geſchenk zurück! — rief der Chevalier — Nun, Fräulein Adelaide d'Armencourt! — ſagte er nach einer Pauſe — nun darf ich meinen zweiten Wunſch Euch vortragen. Erlaubt, daß ich Eure Farben tragen, mich Euren Ritter nennen darf!

Chevalier! — erwiederte das Fräulein, in dieſem Augenblick der Herzogin von Angouleme Worte gedenkend. — Es iſt Sitte, beſonders ſeit König Franz den Thron beſtieg, die Galanterie mit dem Ritterthume wieder zu verbinden. Jeder Edle am Hofe weiht ſich einer Dame, jeder folgt der Sitte, zufrieden, wenn nur ſeine Eitelkeit Nahrung dabei findet. Ihr liebt unſer Geſchlecht nicht, ſeyd ein ſo ernſter Krieger — warum dem allgemeinen Gebrauche folgen, da er Euch läſtig ſeyn muß? Ueberdieß hat Euer Freund, der Herr von Batillen, ſich ſchon meinem Dienſte geweiht. Wählt Euch lieber, wollt Ihr der Sitte folgen, eine Dame, welcher Ihr allein Eure Dienſte weihen könnt!

Ihr verweigert mir dieſe Gunſt? fragte der Chevalier finſter.

Ich verweigere ſie Euch nicht, nur möchte ich nicht gern der Sitte Spielwerk ſeyn. Macht es Euch Freude, meine Farben zu tragen, wollt Ihr gern mein Ritter ſeyn, ſo erkenne ich Euch mit Stolz für einen ſolchen, und es freut mich, daß der edle Chevalier de Theis ſich meinem Dienſte weiht!

Mit Leib und Blut, von ganzer Seele! ſagte er lebhaft, und beugte ſein Knie.

Steht auf, Chevalier! — rief Adelaide — Steht auf als mein Ritter!

Und da er ſich erhob, die hohe, edle Geſtalt vor der Jungfrau ſtand, und ſein Auge verklärt in die Himmelſterne des Mädchens ſah, ſprach er mit ruhigem Ernſte: Fräulein d'Armencourt! Nie habe ich mich dem Dienſte der Frauen geweiht, Ihr ſeyd die erſte, für die ich bluten, ſterben mag; denn Ihr ſeyd auch die erſte, die dem Bilde gleicht, welches in meiner Seele, in meinem Herzen bis jetzt unerreichbar ſtand. Ich ehre Euch — Ihr ſeyd der Tugend Bild, das Bild der weiblichen Würde; für Euch opfere ich Alles — Alles, ſelbſt den Einen Wunſch meines Herzens, in dem ſich alle andern vereinen. — Adelaide! — rief er begeiſtert — für Euch zu ſterben, wäre mir Wonne! — Er ſtürzte bei dieſen Worten davon.

Lange ſah ihm Adelaide nach; ihr Auge ward feucht. — Edler Mann! rief ſie, und legte die Hand auf das klopfende Herz.

10.

Der Hof war erſtaunt, als nach einigen Tagen der Chevalier in die Farben des Fräuleins d'Armencourt gekleidet erſchien. So wenig der Ernſte ſonſt auch den Frauen des Hofes wichtig geweſen war, ſo bedeutend wurde er jetzt, da er ſich für den Ritter des Fräuleins öffentlich bekannte, mit ausgezeichneter Aufmerkſamkeit ſich ihrem Dienſte weihte, und dadurch ſich von der Liebe überwunden erklärte. Eben ſo auffallend war Batillen dem Hofe. Dieſer Lebensfrohe, ewig von Blume zu Blume Schwärmende, war jetzt ſtill und in ſich verſchloſſen, verſäumte zwar keine Gelegenheit, um Adelaide zu ſeyn, doch nur zagend, nur ſchüchtern nahte er ihr, die gegen ihn mit beſonderm Ernſte ſich benahm. Augenſcheinlich war ſie gegen den Chevalier viel zuvorkommender, oft ſchien ſie ſogar ſich innig mit ihm zu unterhalten; doch gegen Batillen blieb ſie ſtets ernſt und abgemeſſen, und jede Aeußerung, die ſeinem aufgeregten Herzen entſchlüpfen wollte, wies ſie immer kalt und ſtreng zurück. Und doch blieben bei dieſem Verhältniß die beiden Ritter herzlich verbunden, Vatillens Freundſchaft ſprach ſich immer lauterer aus, und der Chevalier, welcher es gleichfalls fühlen mußte, daß Adelaide ſeit dem Augenblicke, wo er ſich ihrem Dienſte geweiht, ſich mehr zu ihm neigte, berührte nie dieſe empfindliche Saite.

Da Vatillen, welcher ſich dem Hofſtaate des Connetable angeſchloſſen hatte, von dieſem begünſtigt wurde, ſo hielt es die Herzogin von Angouleme für ihre Pflicht, ſich auch hierbei ſeiner anzunehmen. Bonnivet, der ſich ſchon längſt auf die Seite der Mutter des Königs geneigt hatte, ſuchte auch den König für Vatillen zu ſtimmen. Aber Lautrec, der Schlacht von Ravenna eingedenk, wo der Chevalier ihn, den Todtgeglaubten, vom Schlachtfelde trug und thätig für ſeine Pflege ſorgte, empfahl ihn ſeiner Schweſter, der Herzogin von Chateaubriant, und es hätte dieſer Empfehlung nicht bedurft. Durch ein ſonderbares Zuſammentreffen von Umſtänden hatten die beiden Freunde, die ſelbſt ſo innig verbunden waren, den Hof getrennt, wo die Bewerbung um das Fräulein d'Armencourt niemand mehr ein Geheimniß war. Die Herzogin von Angouleme bemühte ſich hierbei für Vatillen; dieß war ſchon hinreichend, um die Herzogin von Chateaubriant für den Chevalier zu ſtimmen, der, wenn er dieß hätte ahnen können, wenig Ehrenvolles in dieſem Schutz gefunden haben würde. Der König, von beiden Herzoginnen beſtürmt, wollte keine Parthie ergreifen, und zu ſehr die Liebe und das Herz kennend, fühlte er, daß es grauſam ſeyn würde, dem Herzen Adelaide's auf irgend eine Art, durch ſeine Einmiſchung und durch ſeinen ausgeſprochenen Wunſch, Feſſeln anzulegen.

Die Herzogin von Angouleme hatte ſchon einige Male in dieſer Angelegenheit mit dem Fräulein geſprochen; aber dieſe verſicherte dann immer ausweichend, Vatillen, den ihre Gebieterin ja ſelbſt als den flatterhafteſten Ritter Frankreichs geſchildert hatte, noch nicht genug zu kennen, um ihm ganz zu vertrauen. Von dem Chevalier ſprach ſie mit hoher Achtung, lobte ſeine Beſcheidenheit, war von der Theilnahme hingeriſſen, welche er ihr zeigte, doch konnte Louiſe von Savoyen keinen Funken der Gluth erkennen, welcher aus der ſtillen Flamme der erſten Liebe ſo leicht aufſprüht. — Auch die Chateaubriant hatte einige Male bei Adelaide verſucht dieſe Verhältniſſe zu berühren; jedoch hatte dieſe ſtets die Unterhaltung mit Feinheit abgebrochen, und beide Herzoginnen, die nun aus gegenſeitiger Feindſchaft die Sache der Ritter als die ihre betrachteten, mußten geſtehen, daß die junge Bretagnerin in der kurzen Zeit, daß ſie am Hofe das Leben aus einem andern Geſichtspunkte geſchaut hatte, ſich mit einer Feinheit und einem Takte zu benehmen gelernt habe, welche dem Gewandteſten des Hofes Ehre machen würden. Nur Lautrec, zu dem Adelaide Zutrauen zu haben ſchien, war es erlaubt, mit ihr von dem Chevalier zu ſprechen, und gegen ihn äußerte ſie ſich mit Wärme über deſſen edlen Charakter, über ſeine männliche Würde und ſein untadelig Betragen; doch ihr Herz ſchloß ſie auch dem Marſchall nicht auf.

Die Herzogin von Angouleme, welche wußte, wie ſehr Adelaide an ihrer Mutter hing, kam auf den Gedanken, dieſe zu ihrem Zwecke zu gebrauchen; ſie ließ ſie daher eiligſt von Mont Aubert nach Paris kommen. Der Zug nach Mailand war beſtimmt, der Aufenthalt des Königs in Paris nur noch kurz; ſie wünſchte, ehe die Ritter den Hof verließen, den Sieg über die ſtolze Chateaubriant davon zu tragen, und ſo beruhte das Schickſal Adelaide's auf dem Ausgang des Kampfes zweier Frauen, die um den Einfluß auf den jungen Monarchen ſtritten.

Während deſſen hatten beide Freunde, jeder nach ſeiner Art, um die Gunſt des Fräuleins geworben. Der Chevalier, ſeinem Charakter gemäß, wie ein treuer Freund Adelaide bewachend, hatte die auflodernde Neigung, ſo viel er vermochte, in ſeinem Innern verſchloſſen, und war, ſobald er zu bemerken glaubte, der fröhliche Sinn Adelaide's ſehne ſich nach dem Fröhlichen, beſcheiden zurückgetreten, um nicht mit ſeinem Ernſte ihrem Frohſinne im Wege zu ſtehen. Zwar nur mit der höchſten Gewalt, mit dem feſteſten Willen war es ihm möglich, die Gluth in ſeinem Innern zurückzuhalten; aber es gelang ihm, und Adelaide, welcher dieſer Kampf nicht entging, ſchien ſeine Beſcheidenheit dankbar zu erkennen.

Batillen hingegen hatte ſeinen Frohſinn verloren; er glaubte, der hohe Ernſt, den er auf Adelaide's Stirn thronen ſah, könne ſein fröhliches, offenes Gemüth nicht verſtehen. Er glaubte ſich ſeinem Freunde nachgeſetzt, und rief ſehnſuchtvoll den Flatterſinn zurück, der die Feſſeln löſen und ihm die Freiheit wiedergeben ſolle; er rief jedoch vergebens. Zu feſt war der Zauber, mit welchem das Himmelsauge Adelaide's ihn gebannt hielt, zu ſchwach war ſein ohnmächtiger Wille. Er mußte ihr folgen, mußte, wie er wähnte, den ungleichen Kampf beginnen, und verbarg es dem Freunde nicht, daß keine Hoffnung des Sieges ihn mehr belebe. Aber auch der Chevalier vertraute ſeinem Schickſale noch nicht. — Ich glaube, Vatillen! — ſagte er bei einer traulichen Unterredung zu dieſem — ich darf nur von der Freundſchaft hoffen, die Liebe verſagt mir den Preis. — Vatillen ſchüttelte ungläubig den Kopf; beide waren in den Farben der Treue und Unſchuld nicht glücklicher, und jeder glaubte ſich noch weit vom Ziele entfernt.

In dieſer Zeit, noch waren vier Tage bis zur Abreiſe des Königs von Lyon, kam die Frau von Armencourt nach Paris, und ihr wurde das Glück, unter ſo glänzenden Verhältniſſen am Hofe zu erſcheinen, wie ſie wohl nie hätte hoffen können. Sie fand ihre Tochter im Aeußeren noch mehr ausgebildet, im Benehmen aber ungemein verändert. Mit unausſprechlicher Liebe empfing Adelaide ihre Mutter, die bei allen kleinen Schwächen wohl dieſe Liebe verdiente; als ſie jedoch vernahm, die Mutter ſey auf Verlangen der Herzogin von Angouleme nach Paris gekommen, durchſchaute ſie ſchnell den Plan, waffnete ſich dagegen, und war ſelbſt gegen ihre Mutter, welche der Tochter Zurückhaltung befremden mußte, auf der Huth. Noch nicht lange war die Frau von Armencourt auf dem Schloſſe der Tournelles, als die Herzogin von Angouleme ſie zu ſich beſchied. Von der Aufmerkſamkeit der Fürſtin durchdrungen, klopfte der alten Dame das Herz; denn wie ein Lichtpunkt ihres Lebens ſtanden die Tage in Nantes vor ihr und der Aufenthalt am Hofe Anna's von Bretagne, dieſe kurzen Freudentage ihrer Jugend. Dankbar fiel ſie Adelaide um den Hals, denn ſie glaubte, nur ihr dieſe Auszeichnung zu verdanken, und in einem Meere von ſelbſt geſchaffener Wonne ſchwimmend, betrat ſie das Zimmer der Herzogin.

Freundlich hieß dieſe ſie willkommen, wies ihr ein Tabouret an, auf welches ſie ſich niederlaſſen durfte, fragte dann theilnehmend nach ihrem Eheherrn und ſeiner Geſundheit, verſprach alles für ihn zu thun, er ſolle nur weniger beſcheiden ſeine

Wünſche mittheilen, und ſchloß mit dem Lobe Adelaide's, deren Geiſt und Körper ſich ſo vortheilhaft am Hofe entwickele.

Die gute alte Dame konnte hierbei wenig von der Erlaubniß, ſich auf das geſtickte Tabouret niederzulaſſen, Gebrauch machen; denn bei jeder gnädigen Aeußerung der Herzogin erhob ſie ſich, verbeugte ſich, und das Entzücken, welches ihr dieſe Unterredung bereitete, ſetzte ſie außer ſich. — Auch — fuhr die Herzogin fort — ſteht Eurer Tochter ein großes Glück bevor; der Ritter Philipp de la Tour, Herr von Vatillen, ein ſehr bemittelter Edler aus der Dauphiné, welchem mein Sohn, der König, eine Compagnie von 500 Avanturiers anvertraut hat, wirbt um Adelaide. Ich werde mit Freuden für ihre Ausſtattung, der König, dem Herrn von Vatillen ſehr gewogen, wird für eine anſtändige, ehrenvolle Anſtellung ſorgen.

Gnädige Frau! — rief die Matrone voll Entzücken, küßte die dargereichte Hand, und die Thräne der Mutterfreude benetzte ſie. — Wodurch verdiene ich, wodurch verdient meine Tochter das Glück, welches ſie gewiß nur der Vorſorge, der Gnade Ew. Hoheit verdankt?!

Es würde mich freuen, — unterbrach ſie die Herzogin — wenn Eure Tochter meine mütterliche Sorge ſo wie Ihr erkennen und durch Gehorſam zu verdienen ſuchte. Doch will ſie ſich meinen Wünſchen nicht fügen, ſie weicht jeder Aufforderung aus, und behandelt den Ritter mit ausgezeichneter Kälte.

Die Frau von Armencourt ſchlug bei dieſen Worten die Augen nieder. All' ihr Entzücken war dahin, das ſo nahe geglaubte Glück war in weite Ferne verſetzt, und unwillkürlich hatte das Mutterherz ſich auf die Seite der Tochter gewendet.

Gnädige Frau! — begann ſie nach einem bedeutend langen Schweigen, während deſſen ſie Muth ſammelte, das Benehmen ihrer Tochter zu entſchuldigen. — Gnädige Frau! dem Herzen iſt ſchwer zu gebieten; ein jedes hat ſeinen eigenen Spiegel, in dem es die Gegenſtände ſieht, wie er ſie zeigt. Vielleicht iſt der Herr von Vatillen nicht ſchön, nicht liebenswürdig in den Augen meiner Tochter!

Hätte ich doch nicht geglaubt, Frau von Armencourt, daß in Euren Jahren das Aeußere noch ſo viel Werth haben könne, — unterbrach ſie die Herzogin mit Unmuth — daß Ihr glaubt, dieß dürfe die kindiſche Thorheit Eurer Tochter entſchuldigen! und überdieß ſollte ich meinen, Ihr trautet mir mehr Geſchmack zu, als daß ich einen Ritter begünſtigen würde, deſſen Aeußeres, deſſen liebenswürdige Eigenſchaften nicht denen Eurer Tochter werth wären.

Die Matrone war ſchon mehre Male verlegen aufgeſtanden und hatte ſich demüthig verneigt, die Herzogin ſchien es nicht zu bemerken; jetzt aber, da ſie inne hielt und ihr Auge wieder freundlicher auf Adelaide's Mutter ruhte, faßte dieſe ein Herz und wagte mit weitläufiger Rede ſich zu entſchuldigen.

Hoheit! — ſchloß ſie, und glaubte eine Wendung gefunden zu haben, wodurch ſie auf das fühlende Herz der Fürſtin Eindruck zu machen nicht verfehlen konnte. — Was in meiner Macht ſteht, das Herz meiner Tochter nach den Wünſchen ihrer gnädigen Gebieterin zu lenken, werd' ich thun — aber Ew. Hoheit haben ein zu liebevolles Herz, um nicht zu wiſſen, wie ſonderbar launig es oft iſt, und wie ſehr es eigenſinnig ſeine Neigung oft auf einen Gegenſtand wirft, wo die Vernunft wohl eines Beſſern rathen müßte.

Wie meint Ihr das?! rief Louiſe von Savoyen entrüſtet.

Wie ich es meine, gnädige Frau? — erwiederte die Matrone verlegen, da ihr die Verhältniſſe des Hofes unbekannt und deshalb der Unmuth der Herzogin unbegreiflich war. — Ich meine, daß oft das Herz anders handelt, als es ſollte; oft zieht die Laune der Liebe, ſo wie ich vernahm, das Schöne zum Häßlichen, das Erhabene zum Niedrigen, das Alter zur Jugend.

Die Herzogin fuhr bei dieſen Worten entrüſtet auf. Sie gedachte des Connetable, der um ein Jahrzehnt jünger war als ſie; ſie gedachte ihrer Neigung zu ihm, wodurch ſie ſich ſelbſt den Spott des Königs oft zuzog, und glaubte, die thörige Alte unterfange ſich, dieß Verhältniß zu dem Herzoge von Bourbon auf eine lächerliche Art zu berühren. Dieſe war gleichfalls aufgeſtanden; der Herzogin Zorn zeigte ihr wohl, daß ſie etwas geſagt haben müſſe, welches dieſer mißfalle, aber was dieß ſeyn konnte, war ihr räthſelhaft.

Gnädige Frau! — hub ſie endlich verlegen an — habe ich vielleicht irgend einen Ausdruck gewählt, der Ew. Hoheit mißfällig ſeyn könnte —

habe ich vielleicht ſonſt etwas verſehen, ſo vergebt einer alten Frau, welcher ſo lange auf dem einſamen Mont Aubert der Ton der jetzigen Welt unbekannt blieb, welcher die Sitten des Hofes nur noch von den Jugendzeiten der verſtorbenen Königin Anna von Bretagne, glorreichen Andenkens, bekannt ſind!

Kennt Ihr den Connetable von Bourbon? fragte die Herzogin, ſie genau betrachtend.

Ich habe nicht die Gnade, ihn perſönlich zu kennen, — erwiederte die alte Dame unbefangen — doch viel von ihm gehört —

Auch er, der ſo viel Einfluß bei Hofe und bei dem Herrn hat, begünſtigt den Ritter Batillen, — fuhr die Herzogin freundlicher fort, da die Unbefangenheit der Frau von Armencourt ihr die Verſicherung gab, ſie habe bei ihrer Sentenz keine böſe Abſicht gehabt. — Auch der König wünſcht dieſe Verbindung, deshalb glaube ich Euch rathen zu müſſen, Eure Tochter ernſtlich zu ermahnen, ſich unſerm Willen zu fügen; mich dünkt, ihr Herz neige ſich zu dem Chevalier de Theis, einem finſtern, mürriſchen Manne, der keinen Freund am

Hofe

Hofe hat, und deſſen Güter in der Dauphiné ſo verſchuldet ſind, daß die Verbindung mit ihm den alten Glanz des Hauſes d'Armencourt nicht wieder herſtellen würde. Sucht deshalb Eurer Tochter Herz nach meinem und des Königs wohlgemeintem Willen zu lenken, und nehmt dann die Verſicherung, daß ich für Euer Kind mütterlich ſorgen, der König ihres Gemahls gnädigſt gedenken werde! — Sie entließ die gute Dame, die mit ſchwerem Herzen, doch ganz für den Plan der Herzogin gewonnen, zu ihrer Tochter zurückkehrte

11.

Sie fand Adelaide am Stickrahm, wo ſie eine blaue Schärpe mit ſilbernen Blumen verfertigte. Obgleich ſie ſich vorgenommen hatte, ihrem Herzen gleich Luft zu machen, trieb ſie doch die Neugierde erſt an den Rahm, die Arbeit zu beſehen.

Was arbeiteſt Du da, Adelaide? fragte ſie die Tochter, die bei ihrem Eintritte aufgeſtanden war.

Eine Feldbinde für meinen Ritter!

Den Chevalier de Theis, dieſen ernſten, finſtern Mann, deſſen verſchuldete Burgen auf den öden Bergen der Dauphiné liegen?

Für den Chevalier de Theis, Mutter! den erſten edlen Ritter, deſſen Reichthum an Gold und Burgen ich nicht kenne, deſſen Reichthum an Seelenadel mir aber wohl bekannt iſt, und den ich mit Stolz meinen Ritter nenne!

Liebſt Du ihn? fragte mit ängſtlicher Erwartung die Mutter.

Ich ehre, ich achte ihn, denn er iſt mein treuſter Freund!

Du liebſt ihn nicht?

Ich kenne die Liebe nicht, Mutter! kann Euch daher auch nicht ſagen, ob das, was ich für den Chevalier fühle, Liebe ſey. Nur das weiß ich, daß mein Herz auch an dem Hofe des Königs von Frankreich ſeine Freiheit behaupten wird.

Und wenn Deine Gebieterin, die Herzogin von Angouleme, Dein Herz zu Deinem Wohle leiten, der König Dir einen edlen Gatten beſtimmen, Deine Mutter Dich bitten würde, ihnen, ihr zu folgen, und Dein Glück nicht von Dir zu ſtoßen?

Dann würde ich Euch, liebe Mutter, um den

Hals fallen, Euch bitten, mein Glück, mein Herz mir ſelbſt zu überlaſſen; des Königs Edelmuth würde ich auffordern, ſeine Gewalt nicht über meine Gefühle auszudehnen, und meine Gebieterin in Demuth erinnern, daß der Frauen Herz ihr Eigenthum iſt, über das nur die Liebe zu ſchalten vermag.

Erſtaunt ſah die Mutter Adelaide an. Dieſen feſten, dieſen beſtimmten Ton kannte ſie nicht an ihrem Kinde, das, von jeher ſanft und nachgebend, nie dem eignen, nur der Aeltern Willen gefolgt war. — Adelaide! — ſagte ſie endlich — biſt Du meine ſanfte, meine geliebte Tochter, biſt Du das fromme, folgſame Kind, welches mir auf Mont Aubert ſo manche ſüße Hoffnung der Zukunft bereitete, dann höre auf meine Worte und befolge ſie! Der Ritter Batillen, ſchön und liebenswürdig, wie ihn die Herzogin mir ſchildert, wirbt um Deine Hand. Die Gnade des Königs wird Dich zum Altar begleiten, die Gnade der Herzogin Dich fürſtlich ausſtatten. Von ihr hängt Deiner Aeltern Glück ab, ſetze es nicht auf's Spiel. Folge dem Willen der Herzogin von Angouleme!

Mutter! — erwiederte Adelaide, und ein ſchmerzliches Lächeln umfloß ihre lieblichen Züge, — Mutter! was in meinem Innern vorgeht, kann ich Euch nicht kund thun; kenn' ich mich doch ſelbſt nicht und weiß nicht die ſtreitenden Empfindungen zu ordnen, nicht zu deuten. Wenn mein Entſchluß gereiſt und feſt in mir ſteht, dann will ich ihn Euch mittheilen, und kann ich, darf ich es, Eure liebende, folgſame Tochter ſeyn.

Aber, Kind! — ſagte die Mutter, und die Thräne in der Tochter Auge hatte ſie ſchon weich geſtimmt. — Was hat Dich in dieſer kurzen Zeit ſo verändert, Dir dieſen feſten, muthigen Sinn gegeben, hier, wo die Großen, die Dir entgegen treten, wo der Glanz, der Dich umgiebt, Dich eher demüthigen ſollten? — Ich fühle meinen Werth auf Mont Aubert, doch hier drückt mich alles nieder, und wie ich dort ſtolz mein Haupt erhebe, ſenke ich es hier demuthvoll.

Mutter! — erwiederte Adelaide lächelnd — auf Mont Aubert neben Manon und Blanche, die in mir ihre Herrin ſahen, und die ſich ſchon hochbeglückt fühlten, zog ich ſie freundlich zu mir auf, da wandelte ich demüthig. Hier aber fand ich ſchon in den erſten Tagen, daß wahre Demuth nicht ausreicht, daß man handeln oder dulden müſſe, und man nur auf dem Platze ſteht, auf welchen man ſich ſelbſt geſtellt. Treu üb' ich meine Pflichten, doch wo dieſe mich nicht binden, da beſtimmt mir mein inneres Gefühl meinen Platz, und ich ſtehe beſcheiden, aber feſt auf ihm.

Die Trompete gab das Zeichen zur Tafel. — Auch Frau von Armenecourt war eingeladen und folgte der Tochter in das Vorzimmer der Herzogin von Angouleme, um ſich deren Gefolge anzuſchließen. Es war zum erſten Mal, daß ſie bei verſammeltem Hofe erſchien, daß ſie an königlicher Tafel ſitzen und alle die Pracht und Herrlichkeit, wodurch ſich der Hof Königs Franz ſo auszeichnete, erblicken ſollte. Als ſie eintrat, nickte ihr die Herzogin freundlich zu, winkte der Gräfin St. Pol und empfahl ihr, ſo daß es alle Umſtehenden hören konnten, die Frau von Armenecourt, die würdige Gattin eines alten treuen Dieners ihres Hauſes; und als die Gräfin, welche dem Hauſe Bourbon nahe verwandt war, ihr die Hand bot und ſie, eine der erſten, der Herzogin folgte, war das Glück faſt zu groß, ſie glaubte es nicht ertragen zu können. Die Herzogin ſtand wie ein leuchtender Seraph vor ihr, der ſie in das Paradies des

Lebens einführte, und feſt beſchloß ſie jetzt aus Dankbarkeit, ihr Leben nur ihr zu weihen, und, es koſte was es wolle, Adelaide zu vermögen, dem Schützling der erhabenen Gebieterin, dem Ritter Batillen, ihre Hand zu reichen.

In den hohen Saal eingetreten, der mit den Bildern der Valois geſchmückt war, fanden ſie den Hof ſchon verſammelt, nur wie gewöhnlich fehlten der König und ſeine nächſten Umgebungen noch, welcher immer erſt dann erſchien, wenn er wußte, ſeine Mutter ſey ſchon zugegen. Heute war auch die Herzogin von Chateaubriant noch nicht da; ein außerordentlicher Fall, da ſie, obgleich ihre Feindin, nie die ſchuldige äußere Achtung gegen die Herzogin von Angouleme vergaß. Die Königin Claudia verließ, da ſie noch krank war, ihr Zimmer nicht.

Alles beeilte ſich, der Mutter des Königs ſeine Ehrerbietung zu beweiſen; jede Huldigung, welche dieſe empfing, und die ſie, nachdem der Gegenſtand war, welcher ſie brachte, bald gnädig oder kalt aufnahm, hatte die Dame von Mont Aubert wie für ſich aufgenommen, jede Verbeugung im Stillen erwiedert. Jetzt nahte ein Ritter und verneigte ſich tief, jedoch ſchweigend. — Herr von Batillen! — ſagte die Herzogin zu dieſem — dort ſteht die Frau von Armencourt, Ihr werdet wohlthun, ihr die ſchuldige Hochachtung zu bezeigen; ſeyd für heute ihr Begleiter! — Batillen begrüßte die Frau von Armencourt mit Anſtand, die mit forſchendem, aber ſehr freundlichem Blicke den Ritter betrachtete, ſchon bei dieſem erſten Blicke ihm gewogen war, und nicht begreifen konnte, wie Adelaide nur einen Augenblick anſtehen könne, dieſen liebenswürdigen, ſchönen Mann zu wählen. Sie war von ſeinem Benehmen ſo ſehr eingenommen, fand ſo viel Geiſt, ſo viel Liebenswürdigkeit in ſeinen Reden, ſeine Haltung ſo edel, daß ſie faſt im Uebermaße ihrer Freude, als Batillen ſich zurückzog, der Gräfin von St. Pol ihre Anſichten und Wünſche mitgetheilt hätte. Doch ſie fühlte das Unſchickliche dieſer Mittheilung, ſchwieg eine Weile, und fragte dann die Gräfin: Wer iſt der ſchöne Mann mit dem ſtolzen Blicke, zu welchem der Herr von Batillen ſo eben tritt?

Kennt Ihr den Chevalier de Theis nicht? erwiederte die Gräfin.

Dieß der Chevalier de Theis aus der Dauphiné?

Der nämliche, den Eure holde Tochter vor allen Rittern des Hofes auszeichnet.

Erſtaunt, betroffen, von dem edlen Anſtande des Chevaliers wider Willen angezogen, ſah die gute Dame ſtarr auf den Ritter, als die Flügelthüren ſich öffneten, die Herzogin von Angouleme ſich plötzlich nach einer andern Seite wandte, dem Eingange des Saales den Rücken zukehrte, und ſchnell mit der Herzogin von Alençon ein Geſpräch begann. An der Hand des Herrn von L'Escu, ihres Bruders, trat jetzt die Herzogin von Chateaubriant, prächtig in Purpur-Sammet gekleidet, ein. Alles neigte ſich vor der königlichen Geliebten, die mit Anſtand und Würde áuf die Herzogin von Angouleme zuſchritt, welche erſt, als die Chateaubriant dicht vor ihr ſtand, ſich wie zufällig umdrehte, die Verbeugung höflich, aber kalt erwiederte, ihr flüchtig einige Fragen that, und dann ſchnell das Geſpräch abbrechend, es wieder mit der Herzogin von Alençon anknüpfte.

Die Frau von Chateaubriant wandte ſich nun nach einer andern Seite, wo ihr Bruder, der Marſchall Lautrec, mit dem Herzoge von Bourbon ſprach. Ohne irgend eine Abſicht hierbei zu zeigen, wußte ſie es geſchickt ſo einzuleiten, daß der Connetable, vielleicht ſelbſt wider Willen, in ein Geſpräch mit ihr verwickelt wurde; ſie wußte ſo fein dem Geſpräche eine dem Herzog intereſſante Wendung zu geben, daß noch, ehe der König erſchien, die Herzogin von Angouleme unruhig wurde, das Geſpräch mit ihrer Tochter abbrach, und froh zu ſeyn ſchien, als der König in den Saal trat.

Es war ein imponirender Anblick, die Gruppen von Rittern und Frauen zu ſehen, die plötzlich, wie von einem Zauberſchlage berührt, ſich neigten, als die jugendliche Geſtalt des Königs in ihre Mitte trat; doch niemand neigte ſich tiefer und fühlte ſich ſo von Demuth durchdrungen, als die gute Dame vom Schloſſe Mont Aubert; niemand war glücklicher als ſie, da der König, nachdem das Ceremoniel ihm Freiheit gab, wieder zu ſeiner Mutter trat, dort ſie erblickte und ihr freundlich zunickte; niemand war ſeliger als ſie, da er mit Adelaide lange und, wie es ſchien, angelegentlich ſprach. — Anfangs zwar ſah die gute Frau ängſtlich nach der Herzogin von Chateaubriant; da dieſe jedoch gar nicht darauf zu achten ſchien, konnte ſie ihr Glück wieder ganz genießen.

Noch ſprach der König mit Adelaide, noch ſog die Frau von Armencourt ihr Glück in vollen Zügen ein, als der Herr von Imbrecourt zu ihr trat und ſie im Namen der königlichen Geliebten bat, zu dieſer einen Augenblick ſich zu begeben. — Ein neues Glück! — Aber plötzlich erinnerte ſie ſich einiger Verhältniſſe, mit denen Adelaide am Morgen ſie bekannt gemacht hatte, ſie ſah die Gräfin St. Pol fragend an; doch ſchnell raunte ihr Vatillen, der ihre Unentſchloſſenheit bemerkt hatte, in's Ohr: Ihr dürft nicht länger verweilen, eilt! — Sie folgte dem Herrn von Imbrecourt, welcher ſie der Herzogin vorſtellte, die allein in einer Niſche neben der Bildſäule des Merkur ſtand.

Ich freue mich, Euch in Paris zu ſehen, Frau von Armencourt! — begann die Herzogin — Ihr thut Recht, dem Triumphe beizuwohnen, welcher Eurer Tochter hier am Hofe wird; Ihr könnt ſtolz auf Adelaide, ihr Zierde unſrer Jungfrauen, ſeyn! — Die Dame neigte ſich. — Sie ſcheint — fuhr die Herzogin fort — den Chevalier de Theis, einen der edelſten Ritter des Hofes, auszuzeichnen.

Aber arm — unterbrach ſie die Frau von Armenecourt, erſchreckend, daß ihr das Wort entſchlüpft war.

Nicht ganz arm an Glücksgütern, aber reich an Achtung, die ihm das Heer zollt, reich durch die Gnade des Königs, welche ihm in vollem Maße werden ſoll. — Kaum hatte die Herzogin dieß geſprochen, als ſie ſich tief und ehrfurchtvoll neigte.

Die Frau von Armenecourt, die zwar nicht wußte, was dieſe Verneigung bedeuten ſollte, erwiederte ſie jedoch, indeß die Chateaubriant mit dem ihr eigenen Silbertone ſagte: Sire! ſo eben ſprach ich mit Frau von Armenecourt; nicht wahr, kein ſchöneres Paar könnte man ſehen, als den Chevalier de Theis und Adelaide?

Schon bei dem Worte „Sire" hatte ſich die gute Frau ſchnell umgeſehen und den König dicht hinter ſich erblickt, der, ehe ſie ſich noch von ihrem Schreck erholen konnte, der Herzogin lächelnd erwiederte: Gewiß, es wäre das ſchönſte Paar, welches in der Kirche Notre Dame getraut werden könnte!

Und deshalb, Frau von Armenecourt! müßt Ihr den Wünſchen, dem Willen Seiner Majeſtät —

ſagte die Herzogin ſcharf betonend — nicht entgegen ſeyn, und dieſe Heirath zu befördern ſuchen, welche der König wünſcht, welche der ganze Hof ſo vortheilhaft für Eure Tochter anerkennt und durch die Ihr mich ungemein verbinden würdet, da ich Theil an dem Schickſale Adelaide's nehme und der Chevalier meines Bruders, des Marſchalls, Freund iſt. — Nicht, Sire? — begann ſie nun, ſich zum Könige wendend, da die Verlegenheit der Dame von Mont Aubert dieſer zu antworten nicht erlaubte und die Herzogin ſtärkerer Waffen noch zu bedürfen glaubte, um ein beſtimmtes Ja ihr abzunöthigen. — Nicht, Sire? Die Gnade Ew. Majeſtät wird den Chevalier in den Stand ſetzen, die Tochter des Hauſes d'Armencourt mit Glanz am Hofe aufzuführen?

Gewiß! ſagte der König, welcher leicht den Plan der Chateaubriant durchſchaute, und den die Verlegenheit der Matrone, welche nur durch ſtumme Verbeugungen den Willen der Herzogin zu befolgen verſprach, zu beluſtigen begann.

Nun, Frau von Armencourt! — ſagte jetzt die Chateaubriant, welche die Herzogin von Angouleme ſich nahen ſah, — wollt Ihr den Willen Sr. Majeſtät erfüllen? Sprecht!

Sire! — begann die Matrone, die in dem entſcheidenden Momente einen glücklichen Gedanken feſthielt, indem ſie ſich zu dem König wandte. — Sire! wenn Ew. Majeſtät es befehlen, ſo wird Guillaume d'Armencourt, mein Gatte, der nur allein über die Hand unſrer Tochter beſtimmen kann, ſich nicht unterfangen, dem Willen ſeines Königs entgegen zu handeln.

Dame! — rief der König — Ihr habt Euch trefflich aus der Verlegenheit gezogen! — Bonnivet! — rief er dem Admiral zu, welcher nicht weit entfernt ſtand, während ein bittender Blick aus der Chateaubriant ſchönem ſprechenden Auge den König traf, — ruf' mir den Chevalier de Theis!

Des Königs Mutter, welche dieß alles beobachtet hatte, glaubte, daß ſie eilen müſſe; ehe ſie jedoch bis zum König gelangte, ſtand der Chevalier ſchon vor ſelbigem, und die Herzogin von Chateaubriant ſtellte ihn der Dame von Mont Aubert vor. Der Chevalier begrüßte die Mutter Adelaide's freundlich und mit Anſtand, und ſagte: Frau von Armencourt! Ihr könnt auf Eure Tochter ſtolz ſeyn; ſie iſt den Frauen ein Muſter, den Männern eine anbetenswürdige Heilige!

Brav, Chevalier! — ſagte ſchnell der König — Brav, daß auch Ihr an meinem Hofe die Galanterie lernt! — Aber, foi de gentilhomme! — rief er der Frau von Armencourt zu — was er von Eurer Tochter ſagt, iſt wahr!

Sire! ſchon lange iſt alles bereit, — unterbrach ihn in dieſem Augenblicke die Herzogin von Angouleme. — Iſt es Ew. Majeſtät gefällig?

Dieſer, den die kleinen Fehden der Mutter und der Geliebten zuweilen, wenn ſie nicht zu heftig wurden, vergnügten, hätte gern dieſe Scene noch länger fortſpielen laſſen, doch nöthigte ihn der Ernſt, den er auf dem Geſichte der Mutter ſah, ihr den Arm zu bieten. Der Hof folgte, und Vatillen, des erhaltenen Befehles eingedenk, führte Frau von Armencourt zur Tafel, die in einer qualvollen Unruhe war, wie ſie nun, da der König ſich ſo beſtimmt für den Chevalier ausgeſprochen hatte, ſich gegen den Herrn von Vatillen benehmen ſollte.

12.

Es ſcheint mir, theurer Freund! — ſagte am Abend der Chevalier zu Vatillen — daß ſich der Hof in unſre Angelegenheiten miſcht; das iſt mir unlieb. Dich begünſtigt des Königs Mutter, und deshalb mich die Herzogin von Chateaubriant, und das iſt mir demüthigend; ſoll ich mir ein Herz, wie das Herz Adelaide's, erringen, ſo will ich es mir allein verdanken; ſoll ich es verlieren, will ich es nicht durch Hofkabale. Mich ärgert dieſes Treiben, wo wir gleich zwei Bällen hin und her geworfen, aus einer Hand in die andere, aus einem Munde in den andern gehen. Selbſt der Mutter Gegenwart, die Du heute Mittag ſo angelegentlich unterhalten haſt, iſt mir unangenehm, denn ſie iſt zu irgend einem Zwecke hierher beordert.

Freund! — unterbrach ihn Vatillen — wer wie Du der Hoffnung ſo nahe ſteht, der verſchmäht alle fremde Hülfe; wer wie ich ſo weit von ihr entfernt iſt, dem iſt jede willkommen.

Streng und ernſt ſah der Chevalier auf ſeinen Freund, der lächeln wollte, und es doch nicht vermochte. — Vatillen! — rief er endlich — könnte

Dir wirklich Adelaide's Beſitz von ſo wenigem Werthe ſeyn, daß Du Dir ihn erſchleichen möchteſt? Genügte Dir ihre Hand, wenn das Herz ſie Dir nicht reichte?

Ohne ihrer Liebe gewiß zu ſeyn, entſage ich Allem! erwiederte Vatillen.

Und glaubſt Du, ich ſtehe ihrem Herzen näher als Du? fragte der Chevalier.

Gewiß!

Du irrſt! Ich kenne nur wenig der Frauen Herz; ich habe nie mit ihnen getändelt und gekoſet. Die ſchlummernden Gefühle ſind nur durch dieſe Jungfrau in mir geweckt, und die Sprache der Liebe, welche ſie in mir zum Leben aufrief, wie die Abendluft die Saiten der Aeolsharfe mit Tönen belebt, ſpricht zu laut in mir, als daß ich nicht fühlen ſollte: Alles, was aus Adelaide's Augen, aus ihrem Herzen, von ihren Lippen zu mir ſpricht, iſt nicht die Liebe, iſt Freundſchaft auf Achtung begründet, iſt Vertrauen des jugendlichen Herzens zu dem ältern verſtändigern. Schüttle nicht Dein Haupt, die Schwingen der Eitelkeit entführen mich nicht in's Land der Träume; klar, deutlich bleibt alles vor mir, denn in mir iſt die

Liebe eine heilige Begeiſterung, kein trunkener Wahn! — Batillen! — ſagte er nach einer Pauſe, und ergriff traulich des Freundes Hand, — des Weibes Sinn iſt weich, an den feſten männlichen ſchließt er ſich gern, doch nicht an den rauhen. Die edelſte Jungfrau bleibt ihrem Geſchlechte treu; nur ſchmeichelnd ſchleicht ſich die Liebe in ihr Herz, nur tändelnd muß ſich das Ernſte ihnen nahen, und das vermag ich nicht. Glaube mir, Freund! Du ſtehſt ihrem Herzen näher als ich. Sie vermeidet Dich und iſt gegen mich traulicher; das liegt in meinem Ernſte, bei dem ſie nichts auf's Spiel ſetzt; das liegt in Deinem Rufe, der ſie warnt, Dir zu vertrauen, und ſie beſtimmt, ihre Würde gegen Dich und vor der Welt zu behaupten. Aber ſelbſt in dieſer Furcht, in dieſer Behutſamkeit, in dieſer Scheu vor Dir liegt das Gefühl, Du könnteſt ihrem Herzen gefährlich werden; mir vertraut ſie, denn ſie iſt mit ſich einig, daß ihr Herz hierbei nichts wagt. Vertraue meinem Gefühle, vertraue der innern Stimme, die mir bei Adelaide's freundlichſtem Blicke zuruft: — Dieß gilt nur Deinem Freunde!

Sonderbarer Menſch, dem auch nicht das minſte der Bienennatur zu Theil wurde, kein Stachel, heimtückiſch zu verwunden, kein Stachel, den Honig aus dem Blumenkelche zu ſaugen! Ich glaube, wenn das Mädchen in Deinen Armen läge, Du zweifelteſt doch noch an ihrer Liebe, und glaubteſt, die Freundſchaft preßte die glühenden Lippen auf die Deinigen. Armer Freund, zerſtöre Dir Deinen Himmel nicht! Oder willſt Du vielleicht aus Mitleid dem Freunde einen Tropfen Balſam reichen? — Die Wunde brennt zu heftig, nur ſie kann heilen und wird es nie!

Gelobt ſey Gott! — rief nun der Chevalier — daß die Kriegstrompete bald ſchmettern und uns zum Kampfe rufen wird, wir gingen hier ſonſt beide unter. Mir hat Adelaide die Funken, welche in mir ſchlummerten, zur Flamme angefacht, Dir des Frohſinns Fackel verlöſcht. Aber ermanne Dich; ſo wie die Flamme mich nicht verzehren ſoll, mag ſie auch für Dich wieder auflodern! — Die Liebe begleite uns zum Kampfe! entmuthigen ſoll ſie Dich nicht, mich nicht in Verzweiflung jagen, denn ich glaube, ehe wir über die Alpen klimmen, iſt unſer Schickſal hier entſchieden. Die Fehde der beiden mächtigen Frauen, welche uns, ohne daß wir es wollen, beſchützen, und die ihrer Eitelkeit, nicht uns gilt, verlangt Entſcheidung. Ich wette, die Herzogin von Angouleme führt ſie herbei, ehe wir Paris, wenigſtens ehe wir Lyon verlaſſen, und das wäre gut, denn die Würfel müſſen liegen, ehe wir von dannen gehen. Und deshalb, Vatillen, mein Freund, mein Bruder! unſer Schickſal geſtalte ſich freundlich oder trübe, ſo wollen wir nicht entmuthigt über die Alpen ziehen, und als Freunde und Waffenbrüder ſoll uns Bayards Wahlſpruch: Für Gott und König! zum Schlachtfelde begleiten.

Und Du, Chevalier! — rief Vatillen, und ſank mit inniger Rührung in des Freundes Arme, — Du füge noch: Auch für Deine Dame! hinzu.

Der Chevalier ſchüttelte verneinend den Kopf. — Du irrſt! Doch freilich, bleibt unſer Schickſal unentſchieden, treten wir beide nicht ganz hoffnunglos unſern Kriegszug an, dann ſchließen wir auch die Dame unſers Herzens in den Wahlſpruch ein, und es kämpfe dann, für Gott unſer Glaube, für den König unſre Ehre, für das Vaterland unſer Muth, und für ſie — unſer Herz!

Es ſey! — rief Vatillen, und hob den gefüllten Becher. — Auch wenn ſie uns verſchmäht, lebe einzig in unſerm Herzen die Krone der Frauen, Adelaide d'Armenoourt! — Er leerte das Glas bis auf die Neige. Auch in dem Pokale des Chevalier blieb kein Tropfen.

Hätten die beiden Freunde lauſchen, hätten ſie hören können, was Adelaide mit ihrer Mutter indeſſen ſprach, als ſie von ihrer Gebieterin entlaſſen auf ihrem Zimmer waren, ſo wären vielleicht die Becher nicht bis auf den letzten Tropfen geleert worden; denn nicht für den Einen, nicht für den Andern entſchied ſie ſich; ſie geſtand der Mutter, daß das Gefühl, welches ſie für Beide in ihrem Herzen trüge, nicht dem gleiche, welches ſie wohl zuweilen als das Gefühl der Liebe ahne. — Auch quält Euch nicht, Mutter! — fuhr ſie fort — fürchtet nicht, daß des Königs Ungnade auf mich, auf Euch zurückfalle, wenn ich dem Chevalier meine Hand nicht reiche; dem Könige iſt es gleichgültig. Der Herzogin von Chateaubriant zu Gefallen äußerte er ſich für dieſen; ſeiner Mutter nicht zu widerſprechen, wird er eben ſo den Herrn von Vatillen begünſtigen, deshalb — Aber überlaßt mir nur die Leitung dieſer Angelegenheit, überlaßt mein

Herz nur ſich ſelbſt, das über das ſtürmiſche Meer der Hofkabale muthig dahin fährt; und wo durch die Klippen ſich zu winden dem Steuermanne die Erfahrung fehlt, erſetze ſie Muth und Feſtigkeit!

Die Mutter zagte dennoch; ſie glaubte in dem Sturme untergehen zu müſſen, den ſie über ihr Haupt ſich zuſammenziehen ſah, da am anderen Tage Adelaide ihrer Gebieterin beſtimmt erklärte, ſie fühle keine Neigung, jetzt ſchon über ihre Hand zu beſtimmen, und ſie ſchmeichelnd bat, ihrem Herzen keine Feſſeln anzulegen. Sie glaubte untergehen zu müſſen, als Lautrec am andern Abend über die Wünſche ſeiner Schweſter ſich beſtimmt erklärte, und ihm die nämliche Antwort wurde. Sie zitterte vor dem Tage, wo ſie Paris wieder verlaſſen und der Herzogin ſich empfehlen ſollte. Aber gnädig entließ ſie des Königs Mutter, freundlich höflich die Herzogin von Chateaubriant; und als am Abende der Abreiſe Florimond Robertet, der Secretair des Herrn von Boiſſy, mit der Nachricht zu ihr kam, der König habe die Rente auf die Zölle von Rennes um tauſend Livres vermehrt, als die Herzogin von Angouleme ihr eine Perlenſchnur, die Herzogin von Chateaubriant mehre koſtbare Geſchenke zum Andenken überreichen ließ, da verſchwand die Sorge, beruhigt ſchloß ſie ihre Tochter, der ſie alle dieſe Herrlichkeiten verdankte, in die Arme, und verließ mit frohem Blicke in die Zukunft Paris, wo ſie noch in ihren alten Tagen die Wonne genoſſen hatte, am Hofe Königs Franz des Erſten, der ihr gegen den Anna's von Bretagne wie eine Feenwelt vorkam, mit Auszeichnung aufgetreten zu ſeyn.

Auch der Hof verließ am anderen Tage das Schloß der Tournelles und begab ſich nach Lyon.

13.

In dieſer volkreichen Stadt wogte es von Kriegern und Heerhaufen, die aus dem Innern des Reiches kamen und auf der Straße nach Italien weiter ſüdwärts zogen. Lyon war der Sammelplatz des Heeres. Hier erſt war es für Europa entſchieden, wohin der jugendliche, kriegeriſche König die Maſſe von Streitkräften wenden würde, welche ſchon ſein Vorfahr, Ludwig der Zwölfte, in den letzten Tagen ſeiner Regierung in der Stille verſammelt, und König Franz ſeit ſeiner Thronbeſteigung mit regem Eifer vermehrt hatte. Dem Heere ſelbſt ein Geheimniß, hatten nur die vornehmſten Heerführer deſſen Beſtimmung gewußt, und es war bisher immer noch ungewiß geblieben, ob der Krieg ſich gegen die Niederlande, gegen Ferdinand von Arragonien, oder nach Italien wenden würde. Die Zuſammenziehung der Truppen in Lyon zeigte den Fürſten, daß es die Eroberung Mailands gelte, wo der König keinen andern Widerſtand finden konnte, als die Schweizer, die wenigen Soldaten des Papſtes und einige Truppen der Spanier.

Die Herzoginnen von Angouleme und Alençon hatten den König hierher begleitet, auch die Herzogin von Chateaubriant war nach Lyon gekommen, ihrem königlichen Geliebten ein Lebewohl zu ſagen; der Connetable, welcher, vermöge ſeines Amts, die Vorhuth befehligte, war ſchon früher eingetroffen, um alles zum Abmarſche des Heeres zu ordnen, und Lyon ſchien mehr ein Waffenplatz als ein Hoflager zu ſeyn.

Auch hier ſetzten die Freunde ihre Bewerbungen bei Adelaide fort, die, wie in Paris, ihr Betragen ſo ſicher abmaß, daß keinem der Hoffnung

Schwingen gehoben, keinem ſie gelähmt wurden. Indeſſen mußte der kalte Beobachter bemerken, daß, jemehr der Tag der Abreiſe nahte, je herzlicher ihr Benehmen gegen den Chevalier ward, ſie deſto nachſichtiger die ſo lebhaften Bewerbungen Vatillens duldete. Die bevorſtehende Trennung ſchien ſie weicher zu ſtimmen, und wenn auch die Ahnung ſie beunruhigte, daß die Stunde, wo ſie ſich beſtimmt ausſprechen müſſe, nahe ſey, ſo mochte doch ſo manche Erinnerung an die beiden Freunde ihre Gefühle aufregen, und das Trennen ihr noch ſchmerzlicher ſeyn als das Entſcheiden.

Mußte ihr nicht des Chevaliers Biederkeit, ſein beſcheidenes Nahen, das unterdrückte Gefühl, die ſtumme Sprache ſeines Herzens, mußte ſein edles Benehmen, der innige Antheil, welchen er an ihrem Schickſale nahm, das Feuer, mit dem er von ſeinem Freunde Vatillen ſprach, ihre Achtung nicht vermehren, mußte ſie die treue Freundſchaft der beiden Nebenbuhler nicht bewundern? Sah ſie jetzt Philipp Vatillen, dieſen Flatterhaften, der ſonſt von Blume zu Blume geſchwärmt, der jedes Frauenherz für ſein Eigenthum gehalten, und welcher der Frauen Werth nur nach der Theilnahme abgewogen hatte, die ſie an ihm nahmen — ſah ſie dieſen träumend, ſinnend, ſah ſie, wie ein einziger Blick von ihr den Ausbruch ſeiner Leidenſchaft unterdrückte, wie er, feſt gebannt an ſie, ſeine Flügel ſelbſt gebunden hatte, ſo mußte die Eitelkeit ihr ſchmeichelnd zurufen: das iſt Dein Werk! der Mann, der für ſie ſein Inneres umzuſtalten vermochte, konnte ihr nicht gleichgültig bleiben. — Aber prüfte ſie ſich auch noch ſo genau, wollte ſie auch noch ſo bedächtig ihre Empfindungen wägen, ſo ſank keiner in der Schale ihrer Gunſt, für keinen neigte ſich ihr Herz, und ſie glaubte daher, daß das wohlwollende Gefühl, welches ſie nach den Freunden zog, nicht Liebe ſey, ſie müſſe ungetheilt nur für einen entflammen.

Der Chevalier hatte die Ueberzeugung, ſelbſt Batillen fürchtete, daß keiner von ihnen den Platz in Adelaide's Herzen eingenommen habe, der ihnen in dieſem irdiſchen Himmel genügen konnte, und beide beſchloſſen, ſie um eine Unterredung für den Morgen vor ihrer Abreiſe zu bitten, um dann ihr Loos entſchieden zu ſehen.

Noch am ſelbigen Abend baten ſie Adelaide um Erlaubniß, ihrer Dame ein Lebewohl ſagen zu dürfen; ſie bewilligte es Beiden.

Als die Morgenſonne ſtrahlend über die Fluthen der Rhone ſchien und die Freunde aus ihren unruhigen Träumen weckte, trieb dieſe Verkünderin eines verhängnißvollen Tages ſie von ihrem Lager, wo der Schlaf ſie geflohen und nur ein leiſer Schlummer ihnen die neckenden Morgenträume zugeführt hatte. Schnell kleideten ſie ſich an, und ſelbſt der ernſte Chevalier that es mit beſonderer Sorgfalt. Er ſah dieſen Tag als den Schlußſtein ſeines freudeloſen Lebens an, Vatillen glaubte durch ihn das längſt vollendete Gebäude eines fröhlichen Lebens in Trümmern zu ſehen. Jeder fürchtete, in der verhängnißvollen Morgenſtunde ſtehe ſein Schickſal entſcheidend vor ihm, und beide betrogen ſich, denn kaum waren ſie angekleidet, ſo traf ſie der unerwartete Befehl, dem Könige auf die Jagd zu folgen. Noch nie war ihnen dieſe Ehre zu Theil geworden, um ſo auffallender mußte es für ſie ſeyn, daß ſie ihnen heute wurde; und als Vatillen ſchnell zur Jagd angekleidet in des Chevaliers Wohnung trat, um ihm ſein Erſtaunen und ſeinen Unmuth mitzutheilen, rief ihm dieſer entgegen: Da auch Du geladen biſt, ſo liegt eine Abſicht zum Grunde. Sey auf Deiner Huth!

Sie ſchickten beide ihre Diener zu Adelaide, ließen ſich mit dem königlichen Befehle bei dieſer entſchuldigen, und fanden ſich zur beſtimmten Stunde unter dem Jagdgefolge des Königs ein. Dieſer erſchien, grüßte die Anweſenden freundlich; ſie jedoch ſchien er nicht beſonders zu beachten. — Der Zug ſetzte ſich in Bewegung, Lyon lag bald weit hinter ihm. Die Jagd begann; der flüchtige Hirſch wurde gejagt, er ſank zu des Königs Füßen. Nur Wenige hatten der Meute folgen können, unter dieſen war Vatillen. Ganz nahe war er dem Monarchen. — Ein köſtlicher Hirſch! ſagte dieſer zu ihm, ſprengte fort, die Hörner erſchallten von neuem, bald ſchlug die Meute wieder an, ein anderer Hirſch ward aufgejagt und verfolgt.

Schon waren drei dieſer edlen Thiere eine Beute der gierigen Hunde geworden, oft war der Chevalier, oft Vatillen nahe dem König, der ihrer nicht achtete, oder nur ein flüchtiges, die Jagd betreffendes Wort mit ihnen ſprach. Jetzt — ein Eber wurde verfolgt, da nahte Lautrec dem Chevalier. —

Hört! — rief dieſer ihm zu, und hielt ſein normänniſches Roß an. — Hört, Chevalier! heute iſt der Tag, wo das Fräulein d'Armencourt ſich entſcheiden ſoll; ich hoffe an dieſem Tage einen Theil meiner Schuld von Ravenna zu bezahlen, denn ich glaube Euch verſichern zu können, daß Ihr mit jeder Stunde der Hoffnung entgegen geht. Doch Frauengunſt iſt launiſch wie ein ſtürmiſcher Aprilmorgen, und wenn das Glück, trotz dem feſten Glauben meiner Schweſter, aus dem Roſenmunde dieſer Holden Euch nicht würde, ſo ſeyd überzeugt, daß es mich ſchmerzen, und daß ich jede Gelegenheit ergreifen werde, Euch zu zeigen, daß Lautrec nicht undankbar iſt.

Gnädiger Herr! — erwiederte der Chevalier — nur gezwungen jage ich dem Hirſche, wider Willen dem Glücke nach. Tritt es mir aus dem Munde des Fräuleins d'Armencourt freundlich entgegen, dann will ich es willkommen heißen, wenn es meinem Rufe allein folgend ihren Lippen entſchwebte und keine Intrigue, kein königliches Machtwort es hervorrief. Uebrigens, Herr Marſchall! hat mich für den Reiterdienſt, den ich Euch bei Ravenna that, das Bewußtſeyn belohnt, dem Vaterlande einen edlen Krieger erhalten zu haben.

Ihr ſeyd ſehr ſtolz! — ſagte der Marſchall empfindlich — Doch bleiben Euch mein Dank und meine Dienſte, wenn Ihr auch beide zurückweiſ't. — Er jagte dem Hörnerſchalle nach und ließ den Chevalier allein, der, dieſes Treibens müde, abſtieg und, ſein Roß am Zügel, ſich dem Nachdenken überließ.

Noch war er in tiefen Gedanken, als er einen Reiter über Stock und Stein daher ſprengen ſah. Das Roß, ſo ſchien es dem Chevalier, ging mit ihm durch, denn obgleich der Reiter feſt im Sattel zu ſitzen ſchien, ſo zeigte doch der ungebahnte Weg, auf dem er ritt, und das wilde Jagen und Wiehern des Roſſes, daß kein Zügel deſſen Muth bändige. Es jagte gerade auf den Chevalier zu, der, ſchnell aufſpringend, mit kräftiger Fauſt des Pferdes Zügel ergriff und es aufhielt, daß es ſich bäumend überſchlug und ſeinen Reiter weit wegwarf.

Helfe mir Gott, Chevalier de Theis! — rief dieſer, ſich aufraffend. — Ihr habt Kraft für Zehn, und Eure Fauſt wirft ein wildes Roß um, als wäre es ein Stecken, aber mich mit; und dafür kann ich Euch nicht danken.

Der Chevalier trat näher. — Ei, mein werther Herr Clement Marot! — ſagte er, den Kammerdiener der Herzogin von Alençon vor ſich ſehend. — Was bringt Euch hierher? Ich glaube wahrlich, Ihr ſolltet kein Roß beſteigen, denn wie ich ſehe, gehen ſie alle mit Euch durch, ſelbſt der Pegaſus, doch ſonſt ein frommes Thier!

Seht, mein ernſter Ritter! — erwiederte Clement Marot, in damaliger Zeit Frankreichs berühmteſter Dichter, — da jage ich dem Haufen Jäger nach, die, wie toll, den edlen Hirſch verfolgen; ein göttlicher Gedanke fährt mir durch den Sinn, ich ſehe in der Meute das Schickſal, in dem Hirſch den Menſchen. Ich halte mein Roß an, Gedanke folgt auf Gedanke, eine Stanze der andern, und wie ich nun eben am Schluſſe bin, wo das Schickſal mit unerbittlicher Fauſt ſeine Geißel über den Erdenſohn ſchwingt, fährt aus dem Dickicht ein furchtbarer Eber hervor; mein Roß wird ſcheu, fährt ſeitwärts, ich erſchrecke, die Zügel entfallen mir, und ehe ich ſie wieder faſſe, führt meines Roſſes toller Muthwille mich über Stock und Stein, wie meine Phantaſie, unaufhaltſam weiter. Hinter mir ließ ich den ſchnaubenden Eber und alle ſchönen Gedanken und Verſe, verlor meinen Mantel an dem Geſtrüppe, und mit jedem angſtvollen Klopfen meines Herzens entfloh mir ein Reim, ſo daß Ihr Clement Marot ohne ſeinen Mantel und ohne ſeine göttliche Idee vor Euch ſeht.

So wenig heiter geſtimmt auch der Chevalier war, ſo konnte er ſich doch eines Lächelns nicht erwehren. — Armer Clement! — ſagte er, das immer noch ſchnaubende Roß zurückgebend, — könnte ich Euch die Begeiſterung ſo leicht wieder ſchaffen als dieſes Roß, ich würde bitten, Euch unter dieſen Eichbaum zu ſetzen, und noch einmal Euer Gedicht zu beginnen, wie der Menſch, vom Schickſal gehetzt, immer auf ſeinem finſtern Pfade fortgetrieben wird.

Nein, Chevalier! — ſagte Marot — nicht noch einmal verſuche ich das Furchtbare, das meine Dichtung ſo ſchnell in Wahrheit umwandelte; überdieß klopft mir das Herz noch zu gewaltig, und ich bedarf einer Stärkung. — Er band ſeinen Klepper an einen Baum, nahm aus einer groſsen Piſtolenholſter ſeines Sattels eine längliche Flaſche mit Cyperwein, aus der andern einen gebratenen Kapaun, ſetzte ſich unter den Baum und lud den Ritter ein, gleiches zu thun. — Wenn der Kopf ruht, Chevalier! muß der Magen arbeiten; ein Glas Cyperwein ſtärkt beides. Trinkt, laßt die Jagd ohne uns immer waldeinwärts gehen; hier im Schatten der alten Eiche ruht ſich's wohl!

Der Chevalier, welchem der ewig heitere Clement wohl bekannt war, nahm die Einladung an, ſetzte ſich und trank. Doch während Marot ſeinen Kapaun verzehrte, ſprach der Chevalier kein Wort, welcher, Eber und Roß, den flüchtigen Dichter und ſeine Elegie vergeſſend, nur Adelaide's gedachte.

Seht! — rief plötzlich Marot, und ſetzte die Flaſche ab, — da kommt noch ein Geſelle zu uns geritten; aber wenn ich auf Flügeln des Windes daher jagte, naht dieſer langſam, als wär' er der Ritter Perſante auf ſeiner Schnecke; und doch ſcheint ſein Roß ein edles Thier. Fürwahr, Chevalier! helfe mir Gott, der Ritter Papillon iſt es, der, um die Strahlen einer heiligen Glorie ſchwärmend, ſich die Flügel verſengte und jetzt kriechen muß, ſtatt zu flattern!

Es war Vatillen, der, ohne ſie bemerkt zu haben, langſam auf ſie zuritt.

Wo biſt Du geblieben, Du Stern aller luſtigen Ritter! — rief Marot ihm zu, der ſie jetzt plötzlich gewahrte. — Wo biſt Du geblieben, Du Honigſauger aus jeder Blume! wo iſt Dein Stachel, wo ſind Deine Schmetterlingflügel, Du Zierde galanter Ritter?!

Behaltet Euren Witz für Euch, und zieht Euren Stachel ein, Herr Clement Marot! — erwiederte Vatillen — Ihr könntet ihn wohl im Vorzimmer Eurer Gebieterin für die Zofen gebrauchen, mich laßt meiner Wege ziehen!

Nur nicht ſo unmuthig, Herr Ritter! — rief Marot ſchäkernd — In dem Vorzimmer meiner Gebieterin hört man manches, was Euch wohl lieb zu vernehmen wäre.

Ich unmuthig! o wie ſchlecht verſteht Ihr Euch auf den innern Menſchen; ich bin glücklich, ich bin ſelig!

Wohl bekomm's, doch fürcht' ich ſehr —

Pierre! — ſagte jetzt Vatillen, ohne auf Marot weiter zu hören, zu dem Chevalier, der aufgeſtanden und ihm entgegen getreten war, — Pierre! komm einen Augenblick bei Seite, ich muß mit Dir reden. — Der Chevalier folgte ihm, indeß Marot ſeines Roſſes Zügel in Ordnung brachte.

Bonnivet hat mir im Geheim geſagt, heute würde Adelaide ſich entſcheiden; er hat mir Hoffnung gemacht, daß — mögen die Würfel auch fallen, wie das launiſche Schickſal es will, wir bleiben unſerm Schwure treu! — Er reichte ihm die Hand, der Chevalier drückte ſie innig. Ihres Herzens Empfindungen ſchütteten ſie aus. — Da unterbrach ſie Marot, der indeſſen wieder ſeinen Klepper beſtiegen und das Roß des Chevaliers am Zügel hielt. — Nun endet Euren Sermon, wobei der Eine mit den Händen die Luft durchſchneidet und mit glühenden Augen aufwärts ſtarrt, als hätte ihn Frau Hoffnung zur Taufe gehoben, der Andere finſter niederblickt, als könne er dieſe nur in der Erde finden! Aus dem Dickicht ſehe ich den Keuler ſtürzen, hört nur das Geheul der Meute, das Rufen der Hörner; die Jagd naht, ſie ſoll uns nicht läſſig finden. Auf! dem Keuler nach, mein Klepper mag noch einmal über Stock und Stein jagen! — Er gab ſeinem Roſſe die Sporen und ſprengte davon. — Auch der Chevalier beſtieg ſein Roß; und als ſie in der Ferne die Jagd ſich nahen ſahen, folgten ſie beide dem Kammerdiener der Herzogin von Alençon, der, als ob ſein Klepper noch einmal mit ihm durchgehe, mit der Meute zugleich hinter dem Eber herjagte.

14.

Die Tafel war aufgehoben, Adelaide die ganze Zeit über ſtill und nachdenkend geweſen; man ſah deutlich, daß ihr Inneres bewegt war. Beide, der Chevalier und Vatillen, ſuchten Gelegenheit, mit ihr allein zu ſprechen, doch ſchien ſie dieß abſichtlich zu vermeiden. Endlich, als ſie in einem Kreiſe von mehren Frauen umgeben ſtand, traten Beide auf ſie zu. — Dame! — ſagte Vatillen — mein Freund, der Chevalier, und ich, denen Ihr erlaubt habt, uns Eure Ritter zu nennen, ziehen morgen mit dem Heere von hier. Erlaubt, daß wir noch heute uns beurlauben und ein Zeichen der Huld von unſrer Dame empfangen dürfen, das uns in

Kampf und Gefahr ſtärken und unſern Muth erhöhen möge!

Herr Ritter! — erwiederte Adelaide mit ſichtbarer Bewegung — ein Befehl meiner Gebieterin feſſelt mich heute an ihre Perſon, ich kann Euch daher nicht noch einmal ſehen, und wenn Ihr morgen früh von dannen zieht, muß ich Euch ſchon jetzt Lebewohl ſagen. — Sie hielt einen Augenblick inne; die Ritter ſchwiegen. — Es gehe Euch wohl! — fuhr ſie fort — kehrt ſiegreich wieder, meine innigſten Wünſche begleiten Euch!

Sie neigte ſich, der Chevalier bemerkte eine Thräne, die ſie zurückzuhalten ſich vergebens bemühte. — Ich ſehe Euch noch, ehe wir ſcheiden! — rief er — noch ſage ich Euch nicht Lebewohl! — Sie nickte ihm freundlich zu, als ob ſie ſeinen Vorſatz billige, und begab ſich dann ſchnell zur Herzogin, die ſie ſo eben zu ſich beſchieden hatte.

Und Du biſt ſo ruhig bei ihrer Kälte! — rief Vatillen, als ſie in einem Fenſter allein ſtanden. — Dein Auge folgt dieſer Zauberin ſo heiter, als ob das Lebewohl von ihren Lippen Dir ſüß wie ein Flötenton geklungen hätte.

Das hat es mir! — ſagte der Chevalier bewegt — denn in dieſem Lebewohl lag ihre ganze Seele, auf dieſem Scheideworte ſchwebte ihr Herz mir entgegen. Darum laß uns, ehe wir morgen ſcheiden, noch einmal zu ihr gehen, noch einmal ſie ſehen, denn wer weiß, ob wir wiederkehren und das Schickſal nicht den Knoten blutig löſ't, den wir vergebens zu löſen uns beſtreben!

Vatillen ſchien auf des Freundes Wort wenig zu hören. — Zu mir klang das Lebewohl nicht ſo ſüß, — ſagte er endlich ſtill vor ſich hin — und was mir Bonnivet ſo täuſchend, ſo lieblich malte, war wohl nur ein Trugbild, den Thoren zu locken; aber Gewißheit muß ich haben, Gewißheit über mein Schickſal! Glücklich muß ich ſeyn oder vergehen! — Er eilte fort; vergebens wollte ihn der Chevalier aufhalten, ſchnell, als trieb ihn ſein Schickſal, verließ er den Saal, um in den einſamen Zimmern ſeinem gepreßten Herzen Luft zu machen.

Eben ging er eiligſt über einen langen Gang, der zu einer Hintertreppe führte, als ihn jemand am Mantel feſthielt. Es war Clement Marot. — Herr von Vatillen! — ſagte er leiſe — verweilt nur einen Augenblick und hört mich an. Ich bin von Eurer Partei, mag den grämlichen Chevalier nicht, der mein Dichterroß mit meinem wilden Jagdklepper vergleicht; und wär' ich auch nicht an die Herzogin von Alençon durch meine Pflicht gebunden, ſo wär' ich doch aus Neigung der Eurige, denn Euer lebhafter Sinn ſpricht mich mehr an, als der finſtere des Chevaliers, welcher der Dichterphantaſie die farbenreichen Gemälde nicht verzeihen, meinen Gefühlen ihre irdiſche Geburt nicht vergeben kann. Ihr ſucht beide noch heute Adelaide d'Armencourt allein zu ſprechen? Ihr ſucht vergebens, doch Euch ſoll dieß Glück werden! Um acht Uhr Abends werdet Ihr beide zum Könige beordert werden, doch ſeyd ſchon um ſieben Uhr in der Galerie vor den Zimmern meiner Gebieterin, dort findet Ihr mich und Euer Glück. Ade! — Er entſchlüpfte und ließ den Herrn von Vatillen ſtaunend zurück.

Nicht lange war er in ſeinem Zimmer, als ihm auch wirklich der Befehl wurde, mit dem Schlage acht Uhr ſich in dem Vorzimmer des Königs einzufinden. Tauſend Fragen, was er dort ſolle, durchkreuzten ſich in ihm, während er mit Unruhe die von Marot ihm beſtimmte Stunde erwartete. Endlich ſchlug ſie. Er eilte zu der Wohnung der Herzogin von Alençon.

Hier durfte Vatillen nicht lange in der Galerie warten. Marot erſchien bald. — Benehmet Euch klug, ich werde lauſchen, um Stoff zu einem Madrigal zu ſammeln, ich bedarf ſeiner jetzt; denn weht es mich nicht von außen an, bin ich verloren. Ausgedorrt iſt mein Inneres wie die Steppen Arabiens. Kommt, folgt mir!

Durch mehre Zimmer führte er ihn in ein kleines freundliches Cabinet. — Hier verweilt! Wenn ſich dieſe Thür öffnet, tritt Adelaide d'Armenecourt ein. Sie kehrt von der Herzogin von Alençon, wo ſie jetzt iſt, zurück, und vermuthet Euch nicht hier. Benutzt den Augenblick mit Klugheit, die achte Stunde iſt für Euch die entſcheidende; die Minuten, die zwiſchen ihr und dem Jetzt liegen, ſind wichtig. Ich höre die Thür der Herzogin; lebt wohl! — Er ließ ihn allein.

Aber die Minuten ſchwanden, ohne für Vatillen wichtig zu werden, und ließen ihn vor Ungeduld vergehen. Da hörte er endlich leiſe Schritte, ein ſeidenes Gewand rauſchte, die Thür knarrte, ſie öffnete ſich — Adelaide trat ein.

Erſtaunt, Vatillen hier zu ſehen, ſtutzte ſie, und wollte umkehren. — Fräulein! — rief dieſer, und ergriff ihre Hand, die ſie ihm ſchnell entzog, — raubt mir nicht die Wonne, die ich dem Zufalle verdanke, Euch Lebewohl ſagen zu können!

Dem Zufall? — unterbrach ihn Adelaide ernſt. Vatillen ſchlug erröthend die Augen nieder. — War es der Zufall, — fuhr ſie fort — der Euch hierher führte, ſo verzeihe ich Euch. — Sie wollte ſich entfernen.

Adelaide! — rief Vatillen — ſeyd nicht ſo grauſam! Hört mich an; laßt mir den Augenblick, den lang erſehnten Augenblick nicht herzlos entſchweben, hört, was meine Lippen ſchon ſo oft ſtammeln, mein Herz ausſtrömen wollte. Hört mich an!

Herr von Vatillen! — unterbrach ihn das Fräulein mit ſcheinbarer Ruhe, doch konnte der Ernſt ihres Auges die Bewegung ihres Herzens nicht ganz verbergen. — Hier in den Zimmern der Herzogin von Alençon iſt wohl nicht der Ort, mir dergleichen zu ſagen.

Ich muß reden, ich muß! — rief der Erglühte — und ſtünde ich vor dem Könige und vor dem verſammelten Hofe, ſo müßt' ich es ſagen, daß ich Euch liebe, ewig lieben werde, daß Ihr der Stern meines Lebens ſeyd, der mich an ſeine Strahlen feſt bannt. Gebt mir nur den leiſeſten Schimmer von Hoffnung! — rief er und beugte ſein Knie — Laßt mich nicht in Verzweiflung zum Kampfe, zum Tode ziehen!

Steht auf! — ſagte das Fräulein — ſteht auf, Vatillen! Ich ſchätze Euch, Ihr ſeyd mir werth; doch mir ſelbſt ein Räthſel, vermöchte ich eben ſo wenig Euch die Hoffnung zu geben, als ſie Euch zu rauben. Lebt wohl! — Sie eilte davon.

Ich ſchätze Euch, Ihr ſeyd mir werth! ſagte ſie dieß nicht? Die Hoffnung iſt mir nicht genommen, jedoch auch nicht gegeben, — murmelte er vor ſich hin, immer noch das Knie gebeugt, immer noch den Blick nach der Thüre, durch welche ſie entſchwand. — Und kann dir dieß nicht genügen, verlangſt du noch mehr, du ungeſtümes Herz? Pierre, Du haſt Recht! — rief er aufſpringend — Du durchſchauteſt ſie beſſer als ich! Liebe iſt es nicht, was in ihrem Buſen ſich regt. Mitleid iſt es, was dem Engelherzen entſtrömt. Leb' wohl, leb' wohl! Meine Liebe ſey unvergänglich, die Erinnerung an Dich ſchmerzlos; und ſehe ich Dich wieder, dann öffene ſich mir von neuem ein irdiſcher Himmel, wenn ich auch an ſeinen Pforten, ein Bettler, ſtehen und harren muß! — Er kehrte auf dem nämlichen Wege zurück, den er gekommen war, und fand Marot, der ſeiner wartete, im Vorzimmer.

Nun, Freund! — rief dieſer ihm zu — war die Minute mit Roſen bekränzt oder nur mit ihren Dornen?

Ich dank' Euch, Marot, für Euren freundlichen Dienſt! — erwiederte Batillen — Ihr habt mir eine Stärkung bereitet, die mir wohlthun wird durch's Leben. — Er drückte ihm die Hand, und kehrte mit ihm über die Galerie zurück.

Die Thorheit iſt bei dem Narren zur Weisheit geworden, — ſagte Marot — und doch hat er die Schäferſtunde verträumt, der Alltagmenſch; ſie kehrt ihm nie wieder!

15.

Auf ihrem Zimmer ſaß die Herzogin von Angouleme, neben ihr Margarethe von Alençon, ihre Tochter; ſie ſprachen beide leiſe. In einer Fenſtervertiefung ſaß Adelaide d'Armencourt mit ihrer Arbeit beſchäftigt, und ſchien an der Unterhaltung der Herzoginnen keinen Theil zu nehmen; ſonſt war Niemand im Zimmer. Zuweilen traf der Blick der fürſtlichen Frauen das Fräulein, welches ſinnend auf ihre Arbeit blickte und mit ſich ſelbſt zu kämpfen ſchien.

Warum heute ſo ſtill, ſo traurig, Adelaide? — begann die Herzogin von Angouleme — Du biſt ja ſonſt ſo heiter und lebensfroh. Zieht denn wirklich Dein Herz mit Deinen Rittern über die Alpen, und hat das Lebewohl, welches Du ihnen heute Mittag ſagteſt, die Thränen in Dein Auge gepreßt, die Du jetzt zu verbergen ſtrebſt? Sonderbares Mädchen, warum ſo verſchloſſen? warum mir, die ſo innigen Antheil an Deinem Schickſale nimmt, warum mir Dein Herz verſchließen? Tritt näher! — Das Fräulein legte die Arbeit bei Seite und trat zu ihrer Gebieterin, die lächelnd das geſenkte Köpfchen Adelaide's hob. — Muth, nur Muth! Prüfe Dich und entſcheide!

Ich habe mich geprüft, Hoheit! lange und ernſt geprüft; ich werde nicht entſcheiden.

Kind! — ſagte die Herzogin lächelnd — vergiß nie, daß meine Nachſicht ihre Grenzen haben muß, daß des Königs Befehl wohl Dein verſchloſſenes Gemüth öffnen und Deine launenhaften Grillen verſcheuchen wird.

Des Königs Herz, gnädige Frau! — erwiederte Adelaide mit der ihr eigenen Würde und Beſcheidenheit — kennt, wie ich glaube, die Liebe, und wird ihre Rechte achten.

Adelaide! — rief die Herzogin heftig — Dein unbeugſamer Sinn fängt an mir läſtig zu werden. Deine Laune verliert mit dem Reize der Neuheit ihr Intereſſe, und ich bitte Dich, wenn Du meine Laune nicht aufregen willſt, die Deinige zu zügeln!

Eben als Adelaide die Herzogin zu beſänftigen ſuchen wollte, öffnete ſich die Thür, und der König, vom Marſchall Lautrec, Admiral Bonnivet, Ritter Bayard, Vatillen und dem Chevalier de Theis begleitet, trat ein.

Er nahte ſich ſeiner Mutter und küßte ihr ehrerbietig die Hand. — Mutter! — ſagte er, ohne den finſtern Blick, mit welchem ſie auf Lautrec und de Theis ſah, bemerken zu wollen. — Ich komme heut nicht in ernſten Angelegenheiten, ich komme, um die Liebe zu Gericht ſitzen zu laſſen, mit einem Worte, um einen Liebeshof zu halten. Ihr werdet es doch erlauben? Lautrec und Bonnivet, dieſe beiden Rechtsverſtändigen in dergleichen Angelegenheiten, werden Beiſitzer ſeyn, und der Ritter Bayard, der beſſer mit Lanzen zu ſpielen weiß, als mit Blumen, ſehe auf das Recht. Ihr, theure Mutter! und Du, Schweſter von Alençon! nehmt wohl den Platz ein, der Euch, als den Kronen der Frauen, bei dieſem Gerichte gebührt.

Des Königs Mutter, da ſie den König ſo vielen Antheil an der Sache nehmen ſah, bekämpfte ihren Unmuth, der beſonders durch Lautrecs Anblick erregt war, in welchem ſie leicht einen Abgeſandten der Chateaubriant erkannte. Die Herzogin von Alençon, welcher die Neuheit der Sache Vergnügen machte, ſchob lächelnd ihren Seſſel näher herbei, und Adelaide, welche mit klopfendem

Herzen den Augenblick hatte nahen ſehen, nahm allen Muth zuſammen, die Beklemmung ihres Innern nicht laut werden zu laſſen. Vatillen, den Blick wie zu einer Heiligen nach dem Fräulein gehoben, erwartete in dumpfer Verzweiflung ſein Schickſal, während der Chevalier de Theis unmuthig vor ſich hin ſah. Ihn kränkte des Königs Verfahren, ihm war der Augenblick zu heilig, um zur Beluſtigung zu dienen; ſein Schickſal wollte er nur aus Adelaide's Munde allein vernehmen, nicht vor läſtigen Zeugen. Lautrec und Bonnivet, die Champions beider Parteien, ſchienen äußerlich die Sache leichter zu nehmen, als ſie ihnen in der That war. Nur der ritterliche Bayard, mit all' ſeinem Ernſte und Gleichmuth für Frauen, ſah in der Scene, wo der König ſelbſt, dieſe ihm ſo heilige Perſon, ſich auf den Richterſtuhl ſetzte, einen wirklichen Liebeshof, der über Adelaide und ihre Ritter ſprechen ſollte.

Adelaide d'Armencourt! — begann nun der König, und auf ſeinem Geſichte ſtrahlte der ihm ſo eigenthümliche Liebreiz. — Hier vor Euch ſtehen zwei Ritter, beide ſich gleich an Verdienſt und Kriegerruhm, an Tapferkeit und Rang, beide in der Blüthe des Alters und von männlich ſchöner Geſtalt, beide gleich in meiner Gunſt. Ihr habt ſie zu Euern Rittern gewählt, und ſie tragen Eure Farben mit Ehren. Rein war ihr Wandel, treu ihre Liebe; beide bewarben ſich um Eure Gunſt, und doch könnt Ihr ſie nur Einem ſchenken. Beide wünſchen die Entſcheidung noch heute aus Euerm Munde, da ſie morgen unter meinen Fahnen dem Ruhme und der Ehre nachziehen. Deshalb habe ich hier einen Hof der Liebe verſammelt, klein zwar, doch aus ihren würdigſten Dienern gebildet. Sprecht! welchem von beiden Rittern, dem edlen Chevalier Pierre de Theis, oder Philipp, Herrn von Vatillen, wollt Ihr Eure Hand, Euer Herz weihen?

Sire! erwiederte Adelaide, und die liebliche, zarte Farbe der Jungfräulichkeit umfloß wie ein Roſenduft ihre Wangen, als ſie mit Anſtand, aber beſcheiden, vor den König trat, der, ohne ihre Rede abzuwarten, ausrief: Foi de gentilhomme! Ihr Herren aus der Dauphiné! Eure Dame iſt ſchön, ſchön wie eine Frühlingknospe, die, vom Thau getränkt, von einem Morgenlüftchen geſchaukelt, das Auge entzückt! — Doch verzeiht, Dame! — ſagte er, ſich zu Adelaide wendend, die durch dieſen Ausruf des Königs, durch den flammenden Blick, den er auf ſie warf, noch verlegener geworden war, — verzeiht, daß ich Euch in dem entſcheidenſten Augenblicke Eures Lebens unterbrach; aber wahrlich, Euer Anblick ergriff mich ſo, daß ich nicht wußte, ſtand eine Madonna, ſtand eine Grazie vor mir!

Sire! — begann das Fräulein von neuem — Der Jungfrauen Herz iſt zart wie die Blume, die ſich jeder Berührung ſchließt. Erlaubt deshalb, daß hier im Angeſichte meines Königs, vor deſſen hohem Blicke wohl das Schickſal der Reiche jetzt ſchweben mag, die Gefühle eines jungfräulichen Herzens ſich demuthvoll und beſcheiden in ſich zurückziehen.

Ihr weicht mir nicht aus, Fräulein! — rief König Franz lächelnd — wir gehen nicht von hier ohne Eure Entſcheidung!

Ende Dein Spiel, Adelaide! — rief die Herzogin von Angouleme mit Heftigkeit — denn ſo thörig wirſt Du nicht ſeyn, vor Deinem Monarchen ſchweigen zu wollen, wenn er Dir zu reden befiehlt. Darum ſprich! — Dein Schweigen erregt meinen Zorn!

Mutter! — ſagte der König mit ernſtem Blicke — im Gebiete der Liebe und vor ihrem Richterſtuhle iſt alles zart; greift nicht hart in des Fräuleins Herz, das jetzt wohl laut klopfen mag.

Noch kämpfte Adelaide mit ſich — die ganze Scene glaubte ſie für ſich erniedrigend, und ſie theilte hierin des Chevaliers Gefühl, als der Ritter Bayard, der ihre Verlegenheit nicht allein bemerkte, der ſie auch fühlte, zu ihr trat. — Nichts Schöneres — ſagte er — beſtrahlt die irdiſche Sonne, als die Wangen der Jungfrau, wenn ſie von zarter Sitte und Schaam erröthen, nichts ehrt des Mannes rauher Sinn ſo heilig, als das ſittliche Gefühl, welches ſich in dieſem Augenblicke ſo lieblich in dem Roth Eurer Wangen ausſpricht. Deshalb wird mein König und Herr, der mir befahl, auf das Recht zu ſehen, wird meine gnädige Frau von Angouleme der Dame Zeit gönnen, ſich zu faſſen, ihre Gedanken und Gefühle zu ordnen, um dann mit dem Muthe, den das Bewußtſeyn giebt, vor ihrem Könige zu reden.

Ihr habt Recht, wie immer! — rief der König — im Gerichtshof der Liebe, wie im Kriegsrathe. Darum, Adelaide! faſſet Muth, ſcheut Euch nicht, vor uns Eure Empfindungen laut werden zu laſſen; habt Zutrauen und macht uns mit den Schwächen Eures liebenden Herzens bekannt!

Bei dieſen Worten überzog Purpurröthe, ein holder, zarter Hauch jungfräulicher Verlegenheit, Adelaide's Wangen. — Sire! — ſagte ſie, dem Könige einen Schritt näher tretend, und mit Würde vor ihm ſtehend. — In meinem Herzen ſuche ich die Liebe mit ihren Schwächen vergebens, denn wo das Wohlwollen ſich theilt, mag wohl die Liebe nicht heimiſch ſeyn. Beide Ritter acht' ich meiner Liebe werth, beider Bewerbung iſt mir ehrenvoll, beiden folgen meine Wünſche, für beide würden die Thränen fließen, kehrten ſie nicht wieder. Aber ſo genau ich auch meine Empfindungen jetzt wägen mag, ſo ſinkt keine Schale; wie ernſtlich ich mich auch prüfe, acht' ich beide gleich — und deshalb —

Liebt Ihr keinen! unterbrach ſie der König faſt unwillig.

Wohl möglich, Sire! ich pflichte Euch bei, — ſagte das Fräulein, während auf den Geſichtern der Ritter die Leidenſchaft und der Schmerz ſich ganz verſchieden äußerten. Vatillens Auge ſah zum Himmel, die Hand preßte er auf das Herz, und in ſeinem Geſichte drückte ſich Verzweiflung aus, während der Chevalier, ſich ganz vergeſſend, verklärt, und doch wehmuthvoll Adelaide anblickte. Alle ſchwiegen, kein Laut erſcholl.

Foi de gentilhomme, Bayard! — unterbrach jetzt der König das allgemeine Schweigen — ich weiß hier keinen Rath, weiß den Rittern nicht zu helfen, wenn dem ſo iſt, wie das Fräulein ſagt. Wißt Ihr auch hier Rath, ſo führt die Sache weiter!

Bayard verneigte ſich vor dem Könige und trat zu Adelaide. — Fräulein! — ſagte er, und der Ausdruck ſeines Geſichts zeigte, daß er mit inniger Theilnahme ſprach. — Fräulein! wollt Ihr mir wohl recht offen meine Fragen beantworten, die nach dem Auftrage Seiner Majeſtät Euch nicht unbeſcheiden erſcheinen dürften?

Redet, edler Herr! erwiederte Adelaide.

Hättet Ihr nie Philipp von Vatillen geſehen, gekannt, hätte ſich der Chevalier de Theis nur allein um Eure Hand beworben, würdet Ihr ſie ihm verweigert haben?

Ich würde, glaub' ich, dann ſeine ehrenvolle

Bewerbung nicht von mir gewieſen haben, erwiederte ſie erröthend.

Und hättet Ihr Herrn Philipp von Vatillen gekannt, ehe Ihr den Chevalier kennen und achten gelernt, würdet Ihr ſeinen heißen Wünſchen entgegen geweſen ſeyn?

Ich würde den Herrn von Vatillen nicht zurückgewieſen, ich würde ihn geprüft haben, ob ſeine Empfindung rein und wahr ſey.

Ihr ſeht, Sire! die Wahl nur iſt dem Fräulein ſchwer, — ſagte Bayard, ſich ehrfurchtvoll zum Könige wendend. — Sie liebt, ohne es zu wiſſen — Beide. Deshalb erlaubt mir, den Ausweg aus dieſem Labyrinthe zu ſuchen.

Gern, Bayard! ſagte der König.

Erlaubt Ihr es, mein Fräulein?

Adelaide's ſtumme Verneigung bejahte die Frage.

Und Ihr, — fuhr er fort, ſich zu den Rittern wendend, — unterwerft Ihr Euch meinem Ausſpruche, wenn die Dame ein Gleiches thut?

Des Ritters Bayard Entſcheidung war ſtets gerecht! — rief der Chevalier — Seinem Ausſpruche unterwerfen ſich alle Ritter Frankreichs!

Auch ich! ſagte Vatillen finſter.

Nun, ſo hört! — begann Bayard — und meine gnädigen Frauen von Angouleme und Alençon mögen mich zurechtweiſen, wenn mein Vorſchlag die Liebe und die Zartheit des weiblichen Herzens beleidigen könnte. — Beide Ritter ſind in ihren Rechten ſich gleich, beide würdig, zu dem Beſitze dieſer edlen Dame zu gelangen, beide ſtehen ihrem Herzen gleich nahe. So entſcheide Gott! — Nicht im tollen, wahnſinnigen Zweikampfe, der zwei Freunde gegen einander waffnete und dem Vaterlande einen tapfern Krieger rauben könnte. Nein, im Kampfe für ſeinen König entſcheide die Tapferkeit und das Glück; und hierdurch Gott! — Wer von Euch — ſo begann er feierlich — in der erſten Schlacht die ſchönſte Waffenthat verübt, wen ſein König als den Tapferſten bezeichnet, dem gebe König und Vaterland das holde Fräulein zum Lohne! Sire! iſt es Euch alſo genehm? — Der König nickte bejahend. — Habt Ihr nichts dagegen, Fräulein d'Armencourt, und Ihr, meine Ritter?

Das Fräulein neigte ſich demuthvoll. — Wir ſind es zufrieden! riefen Beide.

Und iſt in meinem Ausſpruche nichts gegen Zucht und Ehre und die Rechte der Minne? fragte er, ſich gegen die Herzoginnen wendend.

Die Herzogin von Angouleme ſchwieg. Margarethe von Alençon nahm endlich das Wort und ſagte: Nichts finde ich darin, Ritter Bayard! was gegen die Minne und ihre Rechte ſey.

So tretet zu mir, edles Fräulein! und Ihr, werthe Ritter! — ſagte er, das Schwert mit der Scheide aus dem Wehrgehänge nehmend, — legt Eure Hand auf des Schwertes Griff, das heilige Zeichen des Kreuzes, und ſchwört, unverbrüchlich das zu halten, was Ihr eben bewilligt!

Wir ſchwören! riefen die Ritter. Adelaide ſchwieg.

Und Ihr, mein Fräulein? ſagte Bayard zu Adelaide. Ihre Kniee wankten, das Herz ſchlug ihr gewaltig, die Wangen erbleichten.

Es bedarf nicht ihres Schwures, — erwiederte der Chevalier. — Wehe dem, der ihre Hand nur ihrem Schwure verdankt!

Ja, wehe ihm! rief Vatillen.

So dank' ich meinen Rittern für ihr Vertrauen und ihren zarten Sinn! ſagte Adelaide und trat zurück.

Doch noch eins! — rief der König, der von dem Feierlichen dieſer Scene tief bewegt war. — Ein Fall iſt noch möglich. Der Ritter, welcher den Preis ſich errungen, könnte in der Schlacht fallen, an ſeinen Wunden ſterben, dann gehe ſein Recht auf den Lebenden über!

Jedoch nur, wenn er durch ſeine Tapferkeit den ſchönen Preis verdient! bemerkte Bonnivet.

Ihr vergeßt, Herr Admiral! — unterbrach ihn Bayard, und ſein Blick ſah mit Stolz auf den Günſtling. — Ihr vergeßt, daß Beide die Dauphiné ihr Vaterland nennen! — Unterwerft Ihr Euch dem, Fräulein? fuhr er fort, ſich zu Adelaide wendend, welcher Margarethe von Alençon einen Seſſel neben ſich angewieſen hatte.

Allem, was mein König beſiehlt! ſtammelte ſie, und eine Thräne drang in ihr Himmelsauge, denn ſie gedachte des traurigen Falles.

Nun, Sire! — rief Bayard — ſo wäre die Sache beendet, wenn Ew. Majeſtät mir nichts weiteres zu befehlen hat! — Er ſteckte ſein treues Schwert wieder in das Wehrgehänge.

Erlaubt! — rief die Herzogin von Alençon jetzt — Erlaubt auch mir eine Bedingung hinzuzufügen! Beide Ritter ſind, ſo wie ich vernehme, innige Freunde. Verſprecht mir, Ihr edlen Herren, daß dieſer Wettſtreit Eure Freundſchaft nicht trenne, nicht blutig trenne!

Gnädige Frau! — begann der Chevalier —

Schon als der Freund dem Freunde ſein Herz aufſchloß, reichten wir uns die Hand und ſchwuren, daß die Liebe die Freundſchaft nicht trennen ſolle; wir haben den Schwur gehalten bis jetzt, wir werden ihn halten bis zum Tode! Nicht, mein Bruder?

Bis zum Tode! rief Vatillen. Sich vergeſſend, umſchloß er mit Gluth des Freundes Bruſt und drückte ihn in ſeine Arme. Doch plötzlich riß er ſich los, beugte ſein Knie vor dem Könige und ſagte bittend: Sire! verzeiht, daß meine Empfindungen ſich ſo ſtürmiſch, ſo ungeziemend vor Euren Augen ausſprachen, daß ich über den Anblick meines theuren Freundes die Gegenwart meines Königs vergaß.

Steht auf! — ſagte König Franz mit Huld — treue Freunde ſind auch treue Diener ihres Herrn. Ich ehre, ich ſchätze Euch um dieſes Auftrittes willen doppelt! — Er erhob ſich, trat zu der Herzogin von Angouleme und führte ſie ſeitwärts in ein Fenſter. — Mutter! — ſagte er — Ihr ſcheint mit dem Ausgange nicht zufrieden; ich bitte Euch, zürnt niemand deshalb, denn wißt, die Ritter und das Fräulein ſtehen in meinem beſondern Schutze. — Er küßte ihre Hand, grüßte ſeine Schweſter freundlich. — Schlaft wohl! — rief er Adelaide zu — Ich wünſchte wohl die Träume Eures Morgenſchlummers zu wiſſen! — grüßte die Ritter, und verließ mit Bayard, Lautrec und Bonnivet das Zimmer.

Auch die Ritter empfahlen ſich der Gnade der Herzoginnen; und als ſie ſich Adelaide nahten, ſagte der Chevalier: Erlaubt Ihr, Dame! daß wir uns noch morgen bei Euch beurlauben dürfen?

Wenn meine Gebieterin es erlaubt, — erwiederte dieſe — gern!

Wie es Euch beliebt! ſagte die Herzogin mit ſchneidendem Tone, und entließ ſie.

16.

Vereint Adelaide Lebewohl zu ſagen, hatten Beide beſchloſſen. Vatillen kam deshalb ſchon früh zu ſeinem Freunde, ihn abzuholen, und als ſie ſich wieder ſahen, bekräftigte von neuem ein herzlicher Druck der Hand ihren Schwur. Sie gingen den ſchweren Gang, und fanden Adelaide allein.

Wir kommen, — ſagte der Chevalier, der mehr Faſſung zu haben ſchien als Batillen, deſſen Empfindung die Bruſt zu zerſprengen drohte. — Wir kommen, Fräulein! Euch, wie es unſere Pflicht heiſcht und unſer Herz uns befiehlt, Lebewohl zu ſagen. Nehmt die Verſicherung, daß Eure Farben auf unſerm Banner ſiegreich flattern werden, ſo lange wir athmen. Rein ſey unſer Wandel, treu unſer Herz. Und nun lebt wohl! Der Glückliche, der zurückkehren und Euch nahen darf, den heißt willkommen und ſchenkt ihm einen der Himmelsblicke, mit denen die Natur Euch herrlich begabte; dem Unglücklichen aber, den ſein Geſchick fern von Euch dem Leben oder dem Tode weihte, ſchenkt eine Thräne, er verdient ſie gewiß!

Ja, verdienen wird er ſie, Adelaide! — rief Batillen mit Feuer — Kämpfen wollen wir mit Löwenmuth, denn um ſolch' herrlichen Preis, wer wagte da nicht alles, und was wäre der Tod für den, der hoffnunglos zurückkehren ſollte! Weiht mein Schwert, Dame! Eure Hand gebe ihm Zauberkraft, Eure Worte ihm den Sieg! — Er zog ſein Schwert und kniete vor dem Fräulein nieder.

Bleib' rein vom Blute der Wehrloſen, treu deinem Herrn, wie er ſeiner Dame bleiben möge, das iſt die Weihe meiner Farben, ſie werde dir jetzt! Nehmt Euer Schwert zurück, Herr! — ſagte ſie nun, es dem Ritter reichend. — Denkt, wenn Ihr es gegen den Feind zieht, es gilt Ehre, König, Vaterland und Eurer Dame!

Vatillen küßte das Schwert da, wo Adelaide's Roſenfinger es berührt, erhob ſich und ſteckte es wieder in die Scheide. — Und Ihr, Chevalier! — ſagte Adelaide, ſich zu dieſem wendend, der ſinnend auf die Stelle blickte, wo Vatillen gekniet hatte. — Wollt Ihr mir nicht auch Euer Schwert reichen, daß ich den Spruch der Weihe darüber ſpreche?

Fräulein! — ſagte der Chevalier, und ſeine Wange glühte, ſein Auge ſah gen Himmel. — Verzeiht, wenn ich dieß nicht darf! Es ſind vier Jahre, da ſtand ich am Sterbelager meines Vaters auf meiner alten Burg zu Comartin. „Wenig laß ich Dir der Erdengüter zurück, mein Sohn!“ ſagte er mit matter Stimme, „doch eins, das ich werth halte über alles, mein Schwert, es bleibe Dir! Von dem Tage, wo Dein Ahn es mir zum erſten Mal umgürtete, bis zum Augenblicke des Scheidens, wo ich es zum letzten Mal an mein Herz drückte, hat es mich nie verlaſſen und blieb mir treu. Führe Du es fortan!“ — Unwillkürlich war ich auf meine Knie geſunken, und als mein Vater es mir reichte, ich es erfaßte und es an mich drückte, legte er ſeine zitternde Rechte auf dieſen Griff: „Ich weihe es dem Feinde zum Verderben, Dir zur Ehr' und Preis!“ rief er, blickte noch einmal auf ſein Schwert, dann auf mich, und verſchied. — Deshalb, edles Fräulein! was der Tod mir geweiht, dürft Ihr, des Lebens edelſtes Bild, nicht berühren!

Adelaide trat bei dieſen Worten zurück, faſt ſchien es, als habe des Chevaliers Weigerung ihr wehe gethan; ſie ſah ernſt zu Boden.

Fräulein! — rief dieſer mit Feuer — zürnt mir nicht! Was ich habe, was ich mein nenne, Seele und Leib, Blut und Herz, gehören Euch. Euer Blick, Euer Engelblick hat mich ja dem Leben oder dem Tode geweiht; zürnt mir nicht!

Wie könnte ich dieß! ſagte ſie freundlich und nahm von einem Seſſel zwei blaue Feldbinden, in welche Blumen von Silber künſtlich geſtickt waren. — Edle Herren! — begann ſie — nehmt als meine Ritter dieſe Feldbinden, tragt ſie mir zur Ehre und Liebe! — Sie hing die Feldbinden ſelbſt über ihre Schultern, und als die Ritter ſich neigend ihre Hand küßten, ſagte ſie gerührt: Lebt wohl, edle Herren! Gott und alle Heiligen mögen Euch ſchützen; lebt wohl, gedenkt meiner mit Herzlichkeit!

Mit Herzlichkeit und Liebe! riefen die Ritter.

So lebet wohl! rief ſie tief bewegt und entfernte ſich. — Die Ritter erhoben ſich, und als ihre Roſſe ſie ſchon fern von Lyon getragen hatten, reichten ſie ſich ſchweigend die Hände, und ritten dann ihrem weitern Schickſale entgegen.

17.

Die Armee des Königs war auf früher von Geſchütz und Reiterei nie betretenen Wegen über die Alpen in Piemont eingerückt. Die zur Vertheidigung der verſchiedenen Päſſe aufgeſtellten Heerhaufen der Schweizer zogen ſich über Pignerol und Chivaſſo nach Vercelli zurück. Als ſie ſich bei Chivaſſo vereinigt, und ein Heer von 42,000 Mann gebildet hatten, trieb der Geiſt der Zwietracht dieſe bedeutende Macht aus einander. Bern, Freiburg, Solothurn und die Walliſer wollten die ihnen von Frankreich angebotenen Friedensvorſchläge eingehen, ſchloſſen deshalb einen Vergleich und zogen in ihre Heimath zurück. Die andern Kantone aber blieben, auf Zureden des Cardinals von Sitten, ihren Verpflichtungen mit dem Papſte und Maximilian Sforza, dem Herzoge von Mailand, getreu, und zogen, noch 25,000 Mann ſtark, nach Mailand. Die Venetianer ſtanden bei Lodi und erwarteten das königliche Heer, welches ſich bei Marignano mit ihnen vereinigen ſollte; die päpſtlichen und ſpaniſchen Truppen, welche den Ausgang der Unterhandlungen abwarten wollten, bei Placentia, dieſſeit und jenſeit des Po, mithin von den Schweizern getrennt.

Es war am Mittage des 13ten Septembers im 1515ten Jahre, als ein Trupp franzöſiſcher Reiter, von Fleuranges, dem Sohne Roberts, Grafen von der Mark, angeführt, in bedeutender Entfernung von den Thoren Mailands hielt, um das Heer der Schweizer zu beobachten.

Die Thore der Stadt öffneten ſich. In dicht gedrängten Maſſen zogen die Schweizer heraus. Es waren die von Uri, Schwytz, Unterwalden, Zürch, Luzern, Appenzell, die aus dem Aargau, dem grauen Bunde, und ein Haufe Freiwilliger der heimgegangenen Kantone. Die Menge des Geſchützes, welches ſie mit ſich führten, ließ Fleuranges keinen Zweifel mehr übrig, daß ſie zum Angriff des königlichen Heeres auszögen. Er eilte mit ſeinem Haufen zurück, dem Connetable dieß zu melden, der, den Schweizern und ihren Unterhandlungen immer mißtrauend, ſich in ſteter Bereitſchaft hielt.

Schnell ſtellte Bourbon die Vorhuth in Schlachtordnung, welche der König noch mit einem Haufen Lanzknechte verſtärkt hatte, während Fleuranges nach Marignano in das Hauptquartier des Königs eilte, wo er dieſen beſchäftigt fand, einen Harniſch, den er ſo eben aus Deutſchland erhalten hatte, anzupaſſen.

Warum in voller Rüſtung, Fleuranges?! — rief ihm der König entgegen — Wir erwarten ſtündlich den Frieden, und Du biſt ja gewappnet wie zur Schlacht.

Sire! — entgegnete dieſer — hofft nicht mehr auf Frieden, die Schweizer ſind in Anmarſch. Laßt

Allarm blaſen, denn heut' und gleich habt Ihr die Schlacht; ich kenne die Eidgenoſſen!

Der König wappnete ſich ſchnell. Die Trompeten ſchmetterten, das Heer trat unter die Waffen. — Sennor Alviano! — ſagte der König zu dem Befehlhaber der Venetianer, welcher ſich eben bei ihm zu Marignano befand. — Eilt zu Eurem Heere, marſchirt Tag und Nacht, und ſtoßt zu mir, wo Ihr mich trefft; ich bedarf Eurer, wie Ihr ſeht!

Als Alviano den König verließ, donnerte ſchon das Geſchütz, die Vorhuth war im Handgemenge. Der König ließ zu ihrer Unterſtützung die ſchwarze Bande, alles Deutſche, und die übrigen Lanzknechte, die der Herzog von Guiſe an des Herzogs von Geldern Stelle befehligte, vorrücken, und zog mit den Gensdarmen ihnen nach; die Nachhuth unter dem Herzoge von Alençon folgte.

Als der König auf einer kleinen Höhe ankam, ſah er die Schweizer mit ihrem Geſchütz in Schlachtordnung, welche jetzt, alter löblicher Gewohnheit nach, Halt machten, die Arme gen Himmel hoben, und Gott um Beiſtand und Sieg anriefen; ſah den Connetable feſten Fußes die geſchloſſenen

Han-

Haufen der Anrückenden erwarten. Karl von Bourbon ſchickte ihnen eben eine Abtheilung Reiterei, unter Jamets, dem Bruder Fleuranges, entgegen; dieſe wurde nach einigen vergeblichen Angriffen zurückgeworfen, die 1200 Lanzknechte, welche ſie unterſtützen ſollten, von denen von Zürch über den Haufen gerannt und faſt alle niedergeſtoßen.

Jetzt entwickelte ſich die Schlachtordnung der Schweizer; ſie bildeten drei große Abtheilungen. Das Banner von Zürch flatterte der einen voran, dem ſich die von Baſel und Schaffhauſen anſchloſſen; dem ſchwarzen Stier von Uri in ſeinem goldenen Felde folgte die andere. Hier waren Uri, Schwytz, Unterwalden und der graue Bund vereinigt; ſie drangen auf die Lanzknechte ein, während die andern Pedro von Navarra, ſeine Gascogner und Avanturirer angriffen.

Mann gegen Mann, Schwert gegen Schwert, Hellebarde an Hellebarde begann nun der Kampf. Keine Kriegsliſt, keine der raſchen Bewegungen, wodurch die Schweizer gewohnt waren, ihre Schlachten ſchnell zu entſcheiden, erlaubte die Beſchaffenheit des Bodens; der perſönliche Muth entſchied alles. Der alte Haß der Schweizer und Lanzknechte, dieſer unverſöhnlichen Feinde, erwachte auch hier; und als der Hauſe von Uri ſich den ſchwarzen Fahnen der Lanzknechte gegenüber ſah, ſchwang Jakob Meiß, dieſer rieſenhafte Bannerträger, den Stier von Uri hochflatternd in die Luft, und das Urner Horn, welches ſeit der Schlacht von Granſon ein Schrecken der Feinde ſchweizeriſcher Eidgenoſſen war, tönte zwiſchen dem lauten Schlachtruf dumpf und ſchreckbar.

Die Lanzknechte, ihre alten Gegner im Auge, erwarteten den Angriff nicht. In geſchloſſenen Reihen, die langen Spieße geſenkt, warfen ſie ſich auf die Schweizer, deren vordere Reihen beträchtlich litten. Als nun das Handgemenge allgemein wurde, die Hellebarden und die langen Schwerter der Eidgenoſſen unter den wackern Deutſchen mähten, mußten dieſe wohl mehre Hundert Schritt weichen; aber ſchnell, als ſie den Connetable mit den Gensdarmen anrücken und dem Schweizerhaufen in die Seite fallen ſahen, ſammelten ſie ſich von neuem. — Aber hier ſtanden die Männer von Schwytz und Unterwalden. Vergebens ſtürmten die Gensdarmen in dunkeln, geſchloſſenen Maſſen heran; niederknieend, die Hellebarden vorgehalten, die hinteren Reihen die langen Spieße den Reitern entgegen geſtreckt, von den untermiſchten Büchſenſchützen aus der Ferne beſchirmt, ſtanden die von Schwytz und Unterwalden ihrer Ahnen würdig. Noch einmal ſprengten die Gensdarmen heran und drangen in die erſten Reihen; Nikolaus Würz, die Fahne von Unterwalden führend, ſank von Franz von Bourbons Lanze durchbohrt. Doch feſt, wie das Urgebirge der Heimath, ſtanden die Männer, und hoch flatterte von neuem das Banner von Unterwalden in der Hand Winkelrieds. — Franz von Bourbon, des Connetable Bruder, ſank von einer Kugel getroffen, der Graf von Sancerre, von Imbrecourt durch die Streitaxt, und viele vom Adel mit ihren Roſſen, von ihrem Muthe in die feindlichen Reihen zu weit geführt, ſanken verwundet nieder. Die Lanzknechte wichen, die Gensdarmen des Connetable waren aus einander geſprengt.

Da ordnete der König eilig das Haupttreffen; ſiebzig Stück Geſchütz ließ er auffahren, welche unter die geſchloſſenen Haufen der Feinde den Tod ſchleuderten. Die ſchwarze Bande des Herzogs von Geldern, den Herzog von Guiſe an ihrer

Spitze, deckte es zur Rechten, ein Hauſe Lanzknechte zur Linken; hinter dem Geſchütze hielt der König mit dem Kerne ſeines Adels. Der dritte Hauſe der Schweizer, die von Luzern an der Spitze, hinter ihnen die Aargauer und die von Zug und St. Gallen, das Geſchütz zur Seite, rückte nun auf das Haupttreffen der Franzoſen an. Fünf und dreißig Feldſchlangen wurden ſchnell aufgefahren, und mit ihnen das Treffen des Königs, und nicht ohne Wirkung, beſchoſſen. Jetzt ſetzten die von Luzern unter freudigem Kriegruſe an, ſchritten, das Haupt vorwärts, die Spieße dem Feinde entgegen geſenkt, auf die ſchwarze Bande los. Alles, was ſich ihnen widerſetzte, warfen ſie nieder; das Geſchütz der Franzoſen trennte jedoch ihre Reihen. Der König, an der Spitze ſeines Adels, ſtürmte auf ſie ein; ſie ſtanden, und erſt als ſie den Angriff der Reiterei zurückgeworfen, zogen ſie ſich langſam und in Ordnung aus dem Bereiche des Geſchützes. Da verfolgten ſie die Lanzknechte; die Schweizer kehrten um, warfen ſich auf die Verfolgenden, und hätte die Nacht nicht die Streitenden getrennt, wären nur wenige der Lanzknechte aus dieſem Handgemenge zurückgekehrt.

Während der König ſich nur mit Mühe in ſeiner Stellung bei dem Geſchütz behauptete, wovon die von Luzern bei dem erſten Anlaufe ſechs große Büchſen genommen und mit fortgeführt hatten, der Connetable, die geſprengten Lanzknechte und ſeine Reiterei ſammelnd, ſich unter dem Schutze der Nacht zurückzog, hatte der Hauſe, den Maximilian Royſt, Bürgermeiſter von Zürch, anführte, Don Pedro von Navarra angegriffen.

Vor ihren Compagnien haltend, ſtanden hier der Chevalier de Theis zur Linken, Batillen zur Rechten. Beider Compagnien hatte Navarra mit gutem Bedacht an die Spitze des Hauſens Avanturirer, und Beide neben einander geſtellt, um ihnen Gelegenheit zu geben, heute um den herrlichen Preis zu ringen, der neben dem Preiſe der Ehre dem Tapferſten entgegen ſtrahlte. — Heute gilt es, Philipp! rief der Chevalier Batillen entgegen, als die von Zürch, das Banner in der Mitte, auf dieſen anrückten. — Adelaide! rief Batillen, ließ die Seinen die Hellebarden ſenken, und rückte von der Höhe herab dem Feinde entgegen; ihm folgte der Chevalier mit mehr Bedacht, mit weniger Hitze. Das Handgemenge begann, und obgleich von Batillens Schwert, welches Adelaide's Weihe für ihn unüberwindlich gemacht hatte, Hans und Nikolaus Keller, dieſe beiden edlen Brüder aus Zürch, fielen, obgleich die Gensdarmen, unter Bayards Anführung, ſich zum Angriff des Schweizer-Fußvolks anſchickten, welches der Cardinal von Sitten mit den Lombardiſchen Reitern des Herzogs von Mailand deckte, wichen die Schweizer nicht; und ſchon begann das franzöſiſche Fußvolk aus Gascogne, auf die ſich die von Baſel und Schaffhauſen geworfen, zu wanken, und die Avanturirer hielten nur noch unentſchloſſen Stand. Da ſah der Chevalier das Pferd Bayards, von einer Hellebarde durchbohrt, ſtürzen und ſeinen Freund, ſeinen edlen Landsmann, zu Boden ſinken. Wie begeiſtert riß er ſeinem Fähndrich die Fahne aus der Hand. — France, France! — rief er — mir nach! — bahnte ſich, von den Seinen gefolgt, einen Weg, befreite den Ritter aus dem Gedränge und ſetzte durch dieſe raſche That den Kampf in's Gleichgewicht. Aber Pedro von Navarra mußte mit ſeinem Fußvolke dem Ungeſtüme der Baſeler weichen; noch flatterte hoch das Banner von Zürch. Da beſtieg Bayard ein anderes

Roß, und obgleich die Nacht ſich ſchon hernieder ſenkte, verſuchte er noch einmal die eherne Mauer zu durchbrechen. Mit freudigem Herzen ſah der Chevalier den edlen Ritter mit ſeinen Gensdarmen, gleich einer dunklen Wolke, heranziehen. Die Schweizer ſtanden; gegen die Eiſenmänner und ihre Lanzen kämpften ſie mit ihren Hellebarden und Schwertern. Der Zügel Bayards ward zerhauen, ſein verwundetes Roß ſprengte mit furchtbarem Satz in die Reihen der Schweizer, warf alles über den Haufen und führte ſo den Ritter durch die Maſſe der Feinde auf die Lombarden zu. Nur ein Weinberg mit ſeinen Rankengeländern hemmte des Roſſes wilden Lauf; ſchnell ſprang der Ritter in voller Rüſtung ab, warf Beinſchienen und Panzer von ſich, und eilte zwiſchen den Reben davon.

Der Chevalier hatte dieß alles geſehen; er glaubte Bayard und die Schlacht verloren, denn je dunkler es ward, deſto ungleicher wurde der Kampf. Die Seinen entzogen ſich unter dem Schutze der Nacht immer mehr und mehr dem Gefechte, die Schweizer ſchloſſen ſich immer dichter und dichter; und ſo mußte auch der Heerhauſen der Avanturirer weichen. Die Nacht trennte endlich die Kämpfenden. Ein Theil des Schlachtfeldes blieb den Schweizern; das franzöſiſche Heer rettete die Dunkelheit.

18.

Die Nacht breitete ſich jetzt über das Schlachtfeld und verbarg dem Auge die Tauſende von Gefallenen, verbarg die Menge der Verwundeten, die hülflos, zertreten am Boden lagen, und die Versprengten, die, in der Dunkelheit umherirrend, ihre Fahnen ſuchten. Eine furchtbare Todtenſtille umzog den Wahlplatz, niemand wagte zu reden, ſelbſt die Verwundeten fürchteten einen Schmerzenſeufzer auszuſtoßen und das Mitleid anzuflehen, damit ſie nur nicht des Feindes Schwert zum Morde aufrufen möchten.

König Franz hielt noch hinter ſeinem Geſchütze, dort hatte er 5 — 6000 Lanzknechte und einige Hundert Gensdarmen geſammelt; nicht fern ihm gegenüber hörte man jetzt die Stimmen der Eidgenoſſen. Kein Wachtfeuer erwärmte in dieſer rauhen Septembernacht die erſtarrten Glieder, kein erquickender Trunk, kein Biſſen Brot ſtärkte die Ermatteten. Die Nähe des Feindes fürchtend, ſchloß ſich Mann an Mann, Roß an Roß, und oft lag vertrauend der Gascogner neben dem Hirten von Unterwalden, wenn der Bretagner, neben ſeinem Landsmanne mißtrauiſch, ihn nicht in der Sprache des Landes zu begrüßen wagte. Freund und Feind war vermiſcht.

Da rief jetzt, wo der Herzog Claude von Guiſe mit dem wiedergeſammelten Ueberreſte der ſchwarzen Bande hielt, eine Stimme: France! — France! antwortete der Herzog; und Bayard trat zu ihm, den das Glück den Weg zu den Seinigen geführt hatte. Schnell gab ihm der Herzog ein Pferd, den aus der Schlacht von Ravenna ſo merkwürdigen Carman. Bayard hatte es dort auf dem Wahlplatze für todt zurückgelaſſen, und am Abende, noch aus mehren Wunden blutend, ſuchte es ſeinen Herrn auf, und fand ihn auch wieder. Der Herzog von Guiſe hatte es ſich zum Geſchenk erbeten, und gab es jetzt Bayard zurück, der es ſchnell beſtieg und zum Könige eilte.

Seyd Ihr es, Bayard?! — rief ihm der König leiſe entgegen — Gott ſey gedankt, daß ich Euch wiederſehe! Wie ſteht es bei meinem Vetter von Bourbon?

Sire! — ſagte der Ritter ohne Furcht und Tadel — Euer Heer irrt auf dem Schlachtfelde und weiß ſeine Fahnen, ſeinen König nicht zu finden. Laßt die Trompeten ſchallen, laßt die Feinde wiſſen, wo wir ſind; die Kriegmuſik von Frankreich war ſtets dem Feinde ein Todesruf.

Und als der König befahl, und die Trompeten neben ihm ſchmetterten, wiederholten Hunderte freudig den Kriegruf; und er ſchallte hell und tönend über die Ebene von Marignano und rief die Zerſtreuten zurück. Aber auch von drüben herüber, wo die dunkeln Maſſen der Schweizer gelagert waren, brüllte jetzt mit ſeinem Schreckruf das mächtige Urner Horn; furchtbar tönte es in langen, gehaltenen Rufen durch das Schmettern der Trompeten, und weckte die Stimmen ſeiner Brüder, die jetzt von allen Seiten die Eidgenoſſen zuſammenriefen.

Durch die ſchweigende Nacht hallte ſchauerlich dieſes Schmettern, dieſer Ruf. Oft fuhren Hunderte von des Connetable Heerhaufen auf, wenn in ihrer Mitte das Alphorn tönte; leiſe ſchlich der Normänniſche Trompeter aus den Reihen der Schweizer, als ſein Ruf die um ihn gelagerten Eidgenoſſen aufgeſchreckt hatte. Beide Heere entwickelten ſich; die Trompete rief Frankreich, das Horn die Schweiz zu den Fahnen, und in dichte Haufen zuſammengedrängt, erwarteten ſo die Krieger den blutigen Morgen.

Bei dem letzten Angriffe der Zürcher waren die Freunde durch des Chevalier de Theis Bewegung zu Gunſten Bayards von einander getrennt und in Ungewißheit über ihr gegenwärtiges Schickſal geblieben, doch als der Ruf der Trompeten das zerſtreute Heer wieder geſammelt, und Don Pedro's Vorſicht ſeinen Abtheilungen für dieſen Fall beſondere Signale gegeben hatte, fanden ſich die auseinandergeſprengten Avanturirer auch allmälig wieder, und die Freunde trafen ſich unter einem weinumrankten Ulmenbaume.

So hab' ich Dich wieder, mein Pierre! — rief Batillen, den Chevalier umarmend. — So hat Dich Dein Muth mir nicht entriſſen! Ach, ich ſah wohl, wie Du dem edlen Bayard zu Hülfe eilteſt, und, meinen Blick ſorgenvoll nach Dir gewandt, hätte ich faſt den Hieb nicht bemerkt, den eines Schweizers Schlachtſchwert nach mir führte. Nun, es hat nur meinen linken Arm geſtreift, Pierre! und ich habe nichts gethan, nichts als meine Pflicht; keine ſchöne That folgt mir zum morgenden Tage, und Du haſt Frankreichs edelſten Krieger gerettet, Dir gebührt der Preis!

Die Schlacht iſt noch nicht geendet, die Nacht hat nur mit ihrem dunkeln Mantel die Streitenden getrennt, die Morgenröthe weckt uns zu neuem Kampfe! — ſagte der Chevalier — Erſt morgen ſinkt oder ſteigt die Wage, und nur leicht iſt das Lorbeerreis, das ich in ihre Schale legen kann. Faſſe Muth, Batillen! denn gäbe mir auch der Himmel die Kraft der Giganten, den Muth der Ritter der Tafelrunde, ſo fehlte mir doch das Glück, das Vertrauen auf dieſes wandelbare, welches wie eine Stimme des Himmels in unſerer Bruſt ruhen muß, wenn ſie uns dem Großen, dem ſchwer zu Erringenden entgegen treiben ſoll. In mir ruht kein himmliſches Vertrauen; begleitet einen von uns das Glück, ſo biſt Du es, mein Philipp!

Ich glaube es kaum! erwiederte dieſer.

Horch! — unterbrach ihn der Chevalier — Hörſt Du nicht dort, wo eine dunkle Wolke auf der Erde zu ruhen ſcheint, hörſt Du da nicht die Stimme der Deutſchen? mich dünkt, es ſind nicht die rauhen Töne der Lanzknechte; es iſt die Sprache der Eidgenoſſen. Laß uns mehr zurückgehen, dorthin, wo Don Pedro's Ruf uns hinbeordert; bald wird der Morgen grauen und die Schlacht von neuem beginnen! — Sie ſchlichen leiſe von dem Baume hinweg, unter welchem ſich auch, kaum daß ſie ihn verlaſſen, ein Haufe Schweizer lagerte, und fanden bald ihren Heerführer, ſammelten dort ihre zerſtreuten Krieger, ordneten ſie, ſo viel als möglich war, und lagerten ſich. Der Schlaf erquickte ihre müden Glieder.

19.

Auch König Franz, nachdem er die nöthigen Befehle gegeben hatte, war entſchlummert. Ruhig, als läge er im Palaſt der Tournelles auf ſeidenem Pfühle, ruhte er neben einem unbrauchbaren Geſchütz, das königliche Haupt auf das zerſprungene Rohr lehnend. Sorglos war der ritterliche Fürſt, von Kampf und Sieg träumend, eingeſchlummert, denn der Gott in ſeiner Bruſt verſprach ihm gewiſſen Sieg. Um ihn her ruhten ſeine Getreuen, die in der Dunkelheit der Nacht einen dichten Kreis um ihren König ſchloſſen, während der Seneſchall von Armagnac, welcher das Geſchütz befehligte, daſſelbe wieder zu ordnen bemüht war.

Eine tiefe Stille herrſchte im Heere der Franzoſen. Erwartungvoll ſah ein jeder dem kommenden Morgen entgegen, und der kurze, oft unterbrochene Schlummer war nicht erquickend. Die Feldherren, mehr die Lage des Ganzen überſchauend, ſahen mit unruhigem Blicke nach der Gegend von Lodi, von wo Alviano mit ſeinen Venetianern ihnen zur Unterſtützung kommen ſollte; ſie gedachten des Muthes der Eidgenoſſen, den ſie ſtets, auch geſtern bewieſen, gedachten der vielen Edlen, die am vergangenen Tage geſunken, der vielen Lanzknechte, die auf dem Wahlplatze, der Schweizer Rache ein Opfer, gefallen waren.

Dieſe, noch in jeder Feldſchlacht Sieger — nur der Tag von St. Jacob war in der Geſchichte ihrer

Freiheit ein Trauertag — hatten zum erſten Male in einer Hauptſchlacht, zwar unbeſiegt, doch ſorgenvoll ſich auf dem Wahlplatze zur Ruhe gelegt. Nicht, wie gewohnt, durchjauchzten ſie im Siegestaumel die Nacht, mit dem Blute Tauſender hatten ſie ſich die ehrenvolle Lagerſtätte erkämpft, — noch ſtand der Feind, den jugendlichen König an ſeiner Spitze, ihnen gegenüber, und nur die Hoffnung, nicht mehr das gewiſſe Vertrauen, der feſte Glaube an Sieg, der ſie bisher unüberwindlich gemacht hatte, weckte die Enkel der Männer von Granſon am grauenden Morgen. Das mächtige Bern, das unerſchütterliche Freiburg, die gewandten Walliſer, auch die meiſten Männer von Solothurn, hatten ſie verlaſſen; klein war ihr Hauſe ohne dieſe Mächtigen. Ihre dicht geſchloſſenen, undurchdringlichen Reihen, dieſer Phalanx war aufgelöſ't, und das Horn von Uri tönte die ganze Nacht, die Männer zu ſammeln; doch nicht wie ei Granſon und Murten flohen jetzt die Feinde ei dieſem Schreckrufe. Hell ſchmetterten Frankeichs Trompeten in der Stille der Nacht durch er Hörner Ruf; und nur der Gedanke, der feſte Wille, den Vätern gleich zu leben und zu ſterben, gab ihnen auch heute den Muth, dem Hunger, dem Durſt und der Ermattung zu trotzen, und mit dem Morgen den Kampf von neuem muthig zu beginnen.

Von einem andern Geiſte beſeelt, ſah das franzöſiſche Heer dem nahenden Tage entgegen. Befeuert durch den Muth ſeines Königs, der mit dem gemeinſten Krieger die Gefahr getheilt und nicht einen Augenblick ſich dem Kampfe entzogen hatte, nur wenig dem furchtbaren Feinde gewichen, noch ſchlagfertig ihm gegenüber, ſpannte die Ehre von neuem die Kraft und den Muth; was bei den Eidgenoſſen die Erinnerung an ihre Thaten aufrecht erhielt, hob die Begierde in der Bruſt der Franzoſen, den Unglückstag von Novarra zu rächen.

Die Lanzknechte, welche ſich bei ihrem Heere befanden, theilten dieß Gefühl mit ihnen; der alte Haß, der durch die Wunden des vergangenen Tages noch mehr belebt war, entflammte ſie. Nicht Nationalehre, Soldatenehre galt es. Um den Ruhm, wer das tapferſte Fußvolk ſey, ſie oder die Eidgenoſſen, denn dieß beſtimmte ja den mehreren oder minderen Sold, kämpften ſie ſchon ſeit ei-

einem halben Jahrhundert. Eitelkeit und Habſucht war der Hebel, nicht edler Muth. Nicht mehr fochten in dieſer Zeit eines neuen Fauſtrechts dieſe Krieger für ihren Lehnherrn und ihr Vaterland; für Sold zogen ſie und die Schweizer den Beſtzahlenden zu, und was bei Sempach und Morgarten, bei Granſon und Murten den Arm der Eidgenoſſen geſtählt, ſie unüberwindlich gemacht, und Heldenmuth ihrer Bruſt als Weihgeſchenk verliehen hatte, war nicht mehr in ihren Reihen zu finden. Was unter der Hohenſtaufen wahrhaft fürſtlichem Geſchlechte dem deutſchen Namen, vom Belt bis zu Syriens Wüſten, den Ruf des edelſten, treueſten Ritterſinnes errungen hatte, ſchlug nicht in der Bruſt dieſer Knechte. Söldner waren ſie jetzt, ſie und die Eidgenoſſen, die für ſchnödes Geld ihr Herzblut verkauft, den freien Arm den Tyrannen liehen. Der Freiheit heilige Gluth war für ſie erloſchen, Schweizermuth rang nicht mehr auf heimathlichen Bergen; für Maximilian Sforza, dieſen elenden Tyrann, für päpſtliches Gold ſchlugen die Söhne der Freiheit die Schlacht von Marignano, deutſche Männer ſie für Frankreichs König.

Als der Morgen zu dämmern begann, ward von allen Seiten die lärmende Kriegmusik laut und rief zur Schlacht. Nicht Trompeten allein und der Hörner Ruf ertönte, auch das dumpfe Rasseln der Trommeln weckte jetzt die Ruhenden, und Alles sammelte sich zu seinen Fahnen. Der Chevalier und Batillen standen mit ihren geschmolzenen Haufen auch wieder neben einander; Don Pedro von Navarra ordnete eiligst seine Heerabtheilung und hielt in einiger Entfernung auf der linken Seite des Geschützes, welches der König, unter ihm Claude de Guise mit der schwarzen Bande, den Lanzknechten und dem französischen Adel, deckte.

Jetzt gab der Seneschall von Armagnac das Zeichen zur Schlacht. Die dichten Haufen der sich eben ordnenden Schweizer sanken niedergeschmettert von dem wohlgerichteten Geschütze. Doch außer dem Bereiche des Geschützes gerückt, trennten sie sich schnell und bildeten wieder, wie am vorigen Tage, drei Heerhaufen. Der von Zürch stürzte sich mit Muth auf die schwarze Bande, die zur Rechten des Geschützes stand. Der Herzog von Guise ging ihnen entgegen. Fürchterlich war ihr

Anlauf, ſie rannten alles nieder, ſelbſt der Herzog wurde zu Boden geſchlagen; und hätte ſich nicht ſein treuer Stallmeiſter, Adam von Nürnberg, über ihn geworfen, ſo wär' er von den Fußtritten der Kämpfenden zertreten worden. Doch die Lanzknechte wehrten ſich männlich. Acht Mal griff der König mit ſeinem Adel den Schweizerhaufen an, er ſtand unerſchütterlich. Wüthend war hier das Handgemenge.

Unterdeſſen hatten die von Luzern, der alten Gewohnheit nach, den Feind zu umgehen geſucht, doch da der Boden ſie nicht begünſtigte, war die Bewegung dem Herzoge von Alençon nicht entgangen. Mehre Angriffe der Reiterei, unter dem Herzoge von Nemours, ſprengten ihre Glieder auseinander; ſie wichen, den größten Theil der Ihrigen auf dem Wahlplatze laſſend.

Noch kämpften die von Zürch, noch hielten Uri, Schwytz und Unterwalden mit den andern Städten in einiger Entfernung, wie eine gewitterſchwere Wolke, dem Connetable und Don Pedro von Navarra gegenüber. Doch jetzt — das Urner Horn ertönte. Hoch ſchwenkte Jakob Meiß den Stier von Uri — raſch wie der Blitz und ſo zerſtörend ſtürzten die Männer auf Don Pedro's Fußvolk, alles über den Haufen werfend. Der König ließ das Geſchütz nach ihnen richten, es ſchleuderte Tod und Verderben unter ſie, und riß ihre geſchloſſenen Glieder nieder; ſie warfen ſich gleich tobenden Wellen vorwärts. Der Connetable ſtürzte ſich mit der Reiterei auf ſie; ſie hielten zwar in ihrem Siegerlauf an, doch ſtürmten die Geharniſchten vergebens in die vorgehaltenen Hellebarden. Das Urner Horn tönte immer lauter, das Banner von Uri flatterte hoch in der Mitte franzöſiſcher Reihen. Die Lilien ſanken. Da hob Batillen, die Reihen der langſam Weichenden verlaſſend, ſein Schwert. — Adelaide! rief er, und bahnte ſich mit dem geweihten den Weg über Leichen zu dem Rieſen und ſeinem Stiere. Doch dieſer blickte lächelnd auf den Raſenden, hob die Streitaxt, ſie ſank — auf Batillens Helm glitt ſie ab. Der Schlag betäubte, aber entmuthigte ihn nicht. Seine Linke ergriff die heilige, unentweihte Fahne, und ſeine Rechte führte einen mächtigen Hieb nach dem rieſenhaften Manne; ſchwer traf er ihn und ſeinen Arm. Ein furchtbarer Kampf zwiſchen Beiden begann.

Der Chevalier de Theis, deſſen Hauſe noch feſten Stand hielt, hatte Vatillen ſich in das Gewühl des Schweizerhaufens ſtürzen ſehen. — Hier gilt's! ſagte ihm eine ahnende Stimme. — Mir nach! rief er, und von Wenigen gefolgt, eilte er hin, wo er die Fahne von Uri flattern ſah. Noch kämpfte Vatillen. Der Chevalier nahm keinen Theil an dem Gefechte, den Freund wollte er ſchützen, doch ihm den Lorbeer nicht entreißen; um und neben ihm mähte er die Feinde nieder. Da umfaßte plötzlich mit kräftigem Arme der Fahnenträger den Ritter und rang mit ihm; zwar entriß Vatillen während des Ringens ihm die Fahne, doch eine Streitaxt ſpaltete des Ritters Helm, die Fahne noch in der Hand haltend, ſank er zu Boden. Schnell entriß Jakob Meiß dem Gefallenen das Banner, da, ſeiner Beſinnung nicht mächtig, Vorſicht, alles vergeſſend, umfing der Chevalier den rieſenhaften Mann, kämpfte mit ihm, und nicht der Schwerter Streiche achtend, die auf ihn niederfielen, nicht die Wunden achtend, faßte kräftig ſeine Linke die Fahne, während ſein Schwert den Bannerträger niederſtieß, und die Errungene feſt vor ſich in die Erde ſtoßend, kämpfte er über dem gefallenen Freunde, ihn zu retten oder mit ihm zu ſterben

Schon waren ſeine Begleiter gefallen, ſchon blutete er aus mancher Wunde, ſchon vermochte er ſich nicht mehr aufrecht zu erhalten; auf ſein Knie neben den Freund ſinkend, dem die flatternde Fahne im Todeskampfe Kühlung zuwehte, kämpfte er mit ſeiner letzten Kraft, als Bayard, die Noth ſeines Freundes erblickend, noch einmal mit den Gensdarmen anrückte, Don Pedro noch einmal die Gascogner ordnete und einen neuen Angriff wagte, während das Geſchütz des Seneſchalls von Armagnac die Reihen der Eidgenoſſen niederſchmetterte, Alviano mit der Venetianiſchen Reiterei in dieſem entſcheidenden Augenblicke heranſprengte und ſich auf die Männer von Zürch warf. Bayards Angriff gelang, er drang ein. Die Appenzeller wichen, Navarra warf alles vor ſich nieder. Das Horn von Uri ſchwieg; die Avanturirer, den Tod ihrer Führer zu rächen, drangen in ihre Reihen, und auch jetzt noch ernſt und furchtbar, wichen die Männer von Schwyz. Auch Zürch wich. — Die Schlacht war beendet.

Bis zu ſeinem Freunde war Bayard während des Gefechtes gedrungen. Er fand ihn auf ein Knie geſunken noch kämpfend, noch hielt er den Stier von Uri in ſeiner Linken, ſtützte ſeinen aus vielen Wunden blutenden Körper auf dieß Heiligthum der Urner, und ſeine Rechte ſchwang noch muthig des Vaters Schwert. Doch Bayard und ſeine Reiter lichteten hier ſchnell. Frei konnte der Chevalier athmen; nach dem Freunde, nicht nach dem Feinde durfte er jetzt ſeine Blicke wenden. Bleich lag dieſer da, der Helm geſpalten, das Blut aus ſeinen Wunden ſtrömend. — Du haſt die blutige Palme des Friedens Dir errungen, mein Philipp! — rief der Chevalier mit leiſer, matter Stimme, — nicht die Myrte; ſchlaf wohl! — Er breitete die Fahne von Uri über ihn. — Du haſt ſie errungen, mit Deinem Leben erkauft. Nimm ſie, ſie iſt Dein, Dein theuer erworbenes Eigenthum! — Neben dem Freunde ſank er ermattet nieder.

20.

Laßt ſie ungehindert ziehen, mein Vetter! — ſagte der König Franz zu Karl von Bourbon — ſie gehen zurück nach ihren Bergen, und kehren vielleicht bald als unſere Freunde wieder. Genug des Blutvergießens, die Ehre des heutigen Tages genüge uns!

Der Connetable gab mit freudigem Herzen den Befehl, dem Verfolgen Einhalt zu thun, denn er ehrte den Muth der Schweizer, und glaubte auf dieſe Art ihr Heer am erſten für ſeinen König zu gewinnen. Nachdem er die nöthigen Befehle gegeben und wieder zurückgekehrt war, und die Großen, die Hauptleute und den Adel um den König verſammelt fand, ſagte er, ſich vor dem Könige neigend: Sire! ſo manche ſchöne That iſt in dieſer Schlacht vollbracht, ſo mancher edle Krieger hat durch Heldenmuth ſich wohl würdig gemacht, daß ihn ſein König zum Ritter ſchlage. Erlaubt deshalb —

Vetter Connetable! — unterbrach ihn der König Franz — da ſey Gott für, daß ich dieſe Würde ertheile, ehe ich ſelbſt ihrer werth befunden worden bin. — Bayard! — rief er dieſem zu, der beſcheiden in weiter Entfernung ſtand und ſich jetzt dem Könige nahte. — Bayard, mein Freund! ich will heute durch Deine Hand zum Ritter geſchlagen werden, wenn Du mich deſſen würdig hältſt, da Du ein Rittersmann biſt, der zu Roß und zu

Fuß in ſo vielen Schlachten gekämpft, und als der Würdigſte erkannt biſt!

Sire! — erwiederte Bayard — der König eines ſo edlen, mächtigen Reiches iſt durch ſich ſelbſt der erſte Ritter und ſteht über alle!

Beeile Dich, Bayard! — rief der Monarch ungeduldig — kein Zaudern! Hier gilt kein Geſetz, keine Bitte, kein Recht, und wär' es von Stahl und Eiſen. Thu', wie ich Dir befahl, wenn ich Dich unter die Zahl meiner braven Diener und Unterthanen zählen ſoll!

Sire! — ſprach Bayard, und trat dem Könige näher. — Nicht jetzt allein, ſtets werde ich Euch beweiſen, daß ich der Treuſten einer bin, und — rief er mit Feuer — ſo will ich denn, ein Unwürdiger, Euren Willen und Befehl vollführen! — Er zog ſein Schwert, trat dicht vor den König, und alle Anweſenden bildeten einen Kreis um die heilige Perſon ihres Monarchen. — Sire! — rief er mit feſter, lauter Stimme, — ſtünde Roland oder Olivier, Gottfried von Bouillon oder ſein Bruder Balduin hier vor mir, Ihr wäret doch der edelſte Fürſt, der jemals zum Ritter geſchlagen worden. Gebe Gott Euch ſtets den Sieg! Nie möget Ihr vor Euren Feinden fliehen! — Er berührte nach dieſen Worten drei Mal mit ſeinem Schwerte den König, dann hob er es hoch in die Höhe und rief: Du biſt wohl glücklich, daß du heute einem ſolchen edlen, mächtigen König die Würde des Ritters ertheilteſt. Ja, mein gutes Schwert, du ſollſt künftig als heilige Reliquie verwahrt werden, und nie will ich dich fürder mehr führen, als gegen Türken, Sarazenen und Mauren! — Er ſteckte ſein Schwert wieder in die Scheide, und beugte ſein Knie vor dem Könige, welcher ihn gnädig aufhob.

Nun erſt bin ich würdig, als König an Eurer Spitze zu ſtehen, Ihr, meine edlen Kampfgenoſſen! — rief König Franz begeiſtert — Nun erſt darf ich mit dieſem Schwerte, noch vom Blute der Feinde geröthet, die Tapferſten meines Heeres zu Rittern ſchlagen!

Mit lauter Stimme rief er Mehre aus dem Kreiſe, der ihn umgab, hervor. — Habt Ihr, mein Vetter Connetable! Ihr, mein Bruder von Alençon! und Ihr, edler Don Pedro von Navarra! mir Würdige zu nennen, die ihrer Tapferkeit wegen verdienen, von der Hand ihres Königs zu Rittern geſchlagen zu werden, ſo nennt mir ihre Namen und führt ſie zu mir. Weiß noch

Jemand unter Euch mir eine ritterliche That zu verkünden, ſo rede er!

Der Herzog von Alençon, der Connetable und Don Pedro erfüllten des Königs Befehl; viele der Heerführer nannten die Tapfern, welche ſich beſonders ausgezeichnet hatten, nur Bayard ſchwieg.

Und Du ſchweigſt, Bayard? — fragte der König — Wo Du im Gefecht biſt, da entflammet ſonſt Dein Beiſpiel zu den edelſten Thaten. War niemand mit Dir, der Deinem edlen Beiſpiele folgte?

Wer Frankreichs Könige die Ritterwürde ertheilte, — erwiederte Bayard — der hat zu Großes vollführt, um Anderer zu gedenken.

Der König reichte ihm huldreich die Hand und begann die feierliche Handlung. Als er ſie geendet, ſagte er mit ernſter Stimme: Wie ich den, der mich zum Ritter ſchlug, zu meinem Vorbilde erwähle und ſtets ſeinem ehrenvollen Beiſpiele folgen werde, ſo folgt dem Beiſpiele Eures Königs in Glück und Unglück, in Noth und Tod! — Vier und dreißig der hier zu Rittern Geſchlagenen bekräftigten in der Schlacht bei Pavia dieß königliche Wort mit ihrem Tode; neben ihrem Herrn ſanken ſie rühmlich.

Doch, Bayard! — rief jeṭt der König — wo ſind Eure Landsleute, Batillen und de Theis? ich bin erſtaunt, ſie nicht zu ſehen, die gewiß mannhaft um den ſchönen Preis gerungen haben.

Ja wahrlich mannhaft, Sire! — ſagte Don Pedro, raſch hervortretend. — Sie haben gefochten mit Löwenmuth; der Chevalier hat den Stier von Uri erbeutet. Doch glaube ich, keiner von ihnen wird den Preis bedürfen; ich fürchte, Beide ſind todt.

Sie leben! — rief Bayard — Batillen iſt ſehr ſchwer verwundet, der Chevalier mit Wunden bedeckt, jedoch iſt keine tödelich.

Saht Ihr ſie im Kampfe? fragte der König.

Ich ſah und beobachtete ſie, ſo viel ich konnte. Batillen ſtürzte in den Haufen von Uri, der Chevalier folgte und deckte ihn. Mit dem Fahnenträger rang jener um das theure Heiligthum, und als er es dem Schweizer entriß, ſtürzte er, von einer Streitaxt getroffen, nieder, und man entriß ihm die Fahne. Da ergriff ſie der Chevalier; knieend noch vertheidigte er ſeinen Freund und ſeine Beute; ſo traf ich ſie und befreite die Umzingelten.

So hat das Glück den Chevalier begünſtigt! — ſagte der König nach einigem Nachdenken — Er hat uns das hohe Siegeszeichen gewonnen, hat des Freundes Leben mit ſeinem Blute vertheidigt, obgleich ihm aus deſſen Tode das gewiſſe Glück erblüht wäre; das war edel!

Rechnet ihm das nicht an, mein König! — ſagte Bayard ernſt — Ihr würdet ihm wehe thun, denn das war nur Pflicht.

Du haſt Recht, mein würdiger Meiſter! — unterbrach ihn König Franz, und eine Röthe überflog ſein gebräuntes Antlitz. — Bei dieſen ehrenwerthen Männern darf die Pflicht nicht mit auf die Wagſchale gelegt werden. Ich erkenne dem Chevalier den Preis zu!

Ihm gebührt er! wiederholte Bayard.

Eurer Pflege und der Geſchicklichkeit meines Wundarztes empfehle ich ſie, — fuhr der König fort. — Und nun wäre das Tagwerk vollbracht! — rief er mit feierlichem Tone, ſich zu ſeinen Umgebungen wendend. — Der Feind iſt geſchlagen, die Schmach von Novarra verwiſcht. Laßt das Geſchütz noch einmal abbrennen, Herr Seneſchall von Armagnac! laßt die Trompeten ſchmettern, die Trommeln rühren, laßt uns niederknien, Gott danken für den feierlichen Sieg, und dann raſch vorwärts nach Mailand!

Das Geſchütz donnerte, die Trompeten ſchmetterten, die Trommeln wirbelten, der laute Siegerruf tönte durch die Luft. — Da ward es plötzlich ſtill, denn zu Gott ſchwang ſich auf den Flügeln der Andacht das leiſe Dankgebet.

21.

Bayard ließ den Chevalier de Theis und Batillen nach Marignano bringen. Außer der Wunde am linken Arme, welche dieſer ſchon am Abend des erſten Schlachttages erhalten, war er nur durch die Streitaxt des Mannes von Uri am Kopf, aber ſo gefährlich verwundet, daß Villadieu, der Wundarzt des Königs, ſehr zweifelte, ob er wieder herzuſtellen ſey. Der Chevalier, zehn Mal verwundet, war zwar durch den ſtarken Blutverluſt ſehr ermattet, doch keine der Wunden ſchien gefährlich; der Schlag der Hellebarde am Fuße war die beträchtlichſte Verletzung.

Schon am andern Tage, als Batillen noch

im heftigſten Fieber mit dem Tode rang, drückte der Chevalier Bayards Hand mit dankbarer Rührung, und konnte ſchon, wenn auch nicht durch thätige Hülfe, doch vorſorgend für ſeinen Freund wirken, der, ihn nicht erkennend, in Fieberphantaſieen lag, ſich bald mit dem Fahnenträger von Uri, bald mit Adelaide beſchäftigte, und in dieſen Träumen zu glauben ſchien, er habe für ſie das Urner Banner errungen.

So vergingen mehre Tage, in welchen der Chevalier, um das Leben ſeines Freundes beſorgt, ſich nur wenig der Hoffnung und Freude hingab, den köſtlichſten Preis ſich errungen zu haben. Trat Adelaide auch vor ihn in bräutlichem Gewande, malte ſich ſeine Einbildekraft alle das Herrliche jetzt auch freundlich aus, was er ſonſt nur zu ahnen wagte, ſtand ſie ihm auch näher, die er vor wenig Tagen noch ſo fern von ſich glaubte, ſo war ein Blick auf ſeinen Freund hinreichend, ihm die lachenden Bilder zu umſchleiern. — O, Du biſt theuer erkauft, Adelaide! — rief er dann aus — ſein Tod führt mich in's Leben! — Und doch wenn er ſich genau prüfte, ſo fühlte er, daß ſie wohl des größten Opfers werth ſey, und dann zürnte er bei dieſem Gedanken mit ſich, daß ſeine ſo ſelbſtſüchtige Liebe auch den Freund zum Opfer annehmen könne.

Hoch klopfte daher ſein Herz, als Villadieu ihm eines Abends die Verſicherung gab, daß das Leben des Freundes außer Gefahr, und auch für ſeinen Geiſt nichts mehr zu fürchten ſey, da die edlen Theile des Körpers nicht verletzt, und das Fieber im Abnehmen wäre. Wie dankte er Gott, als er Vatillen am Morgen ſanft ſchlummern ſah, wie ſehnte er ſich nach dem Augenblicke, wo er die Augen öffnen, ihn vielleicht erkennen, ihn begrüßen würde, wie ſchmerzte ihn jetzt die Wunde an ſeinem Fuße, die ihn noch auf dem Lager feſthielt und ihn verhinderte, dem Freunde ſich zu nahen! Unverwandt richtete er das Auge auf den Schlafenden. Vergebens harrte er bis an den Mittag. — Endlich — Vatillens Auge erſchloß ſich; aber nicht mehr, wie an den vorigen Tagen, ſah es ſtier und wild, theilnahmlos um ſich, ſtaunend blickte es empor und ſah verwundert die Gegenſtände an, welche ihn umgaben. Als es jetzt aber den Chevalier traf, der ſich auf ſeinem Lager emporgerichtet hatte, wurden die Züge des bleichen Geſichtes freundlich und mild; und als müſſe

er

er ſich beſinnen, ob er noch träume oder wache, ſah er wohl minutenlang nach dem Freunde, der kaum ſeine Freude zu mäßigen wußte. — Pierre! — rief Batillen endlich — Pierre, biſt Du es?!

Ich bin's, mein Philipp! erwiederte der Chevalier, und in ſeinem Blicke lag ein Dank zu Gott, daß er dieſen Ton aus dem Munde des Freundes wieder vernehmen könne.

O, komm in meine Arme, mein theurer Freund! — ſagte Batillen — Hab' ich doch ſeit geſtern Deine Umarmung entbehrt!

Ich kann nicht, Philipp! — erwiederte dieſer — mein Fuß iſt verwundet; ich vermag's nicht!

Ah! darum konnteſt Du mir nicht folgen, als ich dem Bannerträger von Uri entgegen ſtürzte; Du hätteſt gewiß den Freund geſchützt. Doch, Gottlob! — fuhr er nach einigem Nachdenken fort und ſtrich ſich die herabgefallenen Locken von der Stirn — dieß Heiligthum der Eidgenoſſen blieb mein, mein der Sieg; ich habe mir ſie errungen! — Er ſprach dieß mit ſo inniger Freude, mit ſo zuverſichtlichem Tone, daß den Chevalier das Gefühl überwältigte. Batillen bemerkte es. — Mein Pierre, zürne mir nicht! — rief er

Als ich im dickſten Gewühle die Fahne von Uri hoch flattern, als ich die goldnen Lilien vor ihr ſinken ſah, da war es als ſchwebe Adelaide vor mir, welche mir winkend zurief: Folge mir, mein geliebter Freund! dort, wo der Kampf am wildeſten wüthet, wo das Siegbanner der Feinde weht, da grünt dir die Myrte neben dem Lorbeer! und es trieb mich hin. Ich entriß dem Rieſen von Uri ſein Heiligthum; ich erkaufte es, ich erkaufte ſie mit meinem Blute, und der Siegesruf unſers Volkes wiegte mich in Todesſchlummer, aus dem ich erſt jetzt erwache. Während meines Schlummers iſt mir Adelaide oft erſchienen, hat mich an ihr Herz gedrückt, mir den Lorbeer zur Kühlung um meine heiße Stirn gewunden, mir ein Myrtenreis auf mein klopfendes Herz gelegt, meine Lippen dann ſanft berührt. — Ach, Freund! verbirg Deine Thränen nicht. Dein Philipp, im Vollgenuß ſeines Glücks, theilt Deinen Schmerz, der auch der ſeine iſt.

Ermattet ſank er auf das Lager zurück, zu ſehr hatte ihn die Wonne beglückt, die Täuſchung ihn bewegt. Er ſchloß das glühende Auge von neuem, und nach manchem Zucken des fieberdurchſchauerten Körpers ſchlummerte er wieder ein.

Schlaf' wohl, ſchlaf' ruhig, mein Bruder! — rief Pierre de Theis — Träume, ſo lange Du träumen kannſt, und ewig möge die Täuſchung Dich beglücken! Dir ward der Lorbeer nicht, mir nicht die Myrte. Schlummre ſanft!

Dem Wundarzte des Königs, der kurz darauf zu ihnen kam, erzählte der Chevalier das Vorgefallene, und dieſer bat, ja den Kranken jetzt noch nicht aus ſeinen Träumereien zu wecken. Nur erſt, wenn er Kraft habe, der Hoffnung entſagen zu können, nur dann erſt dürfe man ihn enttäuſchen. Treulich wachte der Chevalier über dieſe Vorſchrift des Wundarztes, und wenn ihn auch des Freundes Mitleid, der deſſen doch ſelbſt ſo ſehr bedurfte, oft tief ſchmerzte, that er alles, um Herr ſeiner Empfindungen zu werden, nahm freundlich ſeinen Troſt an und ſchwieg.

Der Chevalier konnte nach einiger Zeit das Bett verlaſſen, ſchon einige Male hatte er ſein Roß beſtiegen und das Schlachtfeld beritten, und ſo manche Begebenheit des merkwürdigen Tages trat dann vor ſeine Erinnerung. Sinnend kehrte er eines Tages in ſeine Wohnung zurück. Einen Haufen Reiter und Diener fand er vor ſeinem

Hauſe halten, und da er die Livree des Connetable erkannte, zweifelte er keinen Augenblick, daß dieſer Vatillen, der ihm wahrſcheinlich von der Herzogin von Angouleme noch beſonders empfohlen war, mit einem Beſuche beehrte. Er fand bei ſeinem Eintritte den Herzog eben im Begriff ſich zu entfernen; und als er huldvoll Vatillen die Hand gereicht, wendete er ſich auch zu ihm und ſagte verbindlich: Seyd mir gegrüßt, Chevalier de Theis! der König, unſer Herr, hat mir aufgetragen, Euch ſeine Gnade zu verkündigen. Ihr ſollt fortan den Stier von Uri zur Erinnerung an den Tag von Marignano Eurem Wappen beifügen. Lebt wohl! Auch Ihr, Vatillen!

Der Connetable ging. Laut und ſorgvoll klopfte das Herz des Chevaliers, während er den Herzog von Bourbon begleitete; denn er ahnete, daß nun ſein Freund von dem Ausgange des Kampfes unterrichtet ſey. Aengſtlich, als ſey er ſich eines Verbrechens bewußt, trat er in das Gemach, wo er Vatillen auf ſeinem Lager erhoben, die Arme nach ihm ausſtreckend, fand.

Bis zum Tode! — rief er dem Eintretenden entgegen — bis zum Tode, mein Pierre, daure unſere Freundſchaft! ſo ſchwuren wir, und ſo ſey es! — Er drückte den Chevalier mit Heftigkeit an ſich, drückte ſeine zitternden Lippen auf des Freundes Mund, und ſagte mit tiefer Bewegung: Mit dieſem Kuſſe übergebe ich Dir Adelaide, mein Hoffen und mein Glück! Nichts bleibt mir als Dein Herz, verbanne den Freund nicht aus dieſem Heiligthume, gönne ihm dort ein Plätzchen neben der Geliebten!

Philipp! rief de Theis.

Höre mich, mein Bruder! — unterbrach ihn Vatillen ſchnell — höre mich, ehe Deine Empfindungen Worte finden. Ich kenne Dich, Du zweifelſt an Deinem Glücke und biſt deshalb ſo bereit, es zu opfern. Ich kenne Dein Herz, das auch ohne dieß düſtre Gefühl jedem Edlen ſich hingiebt, zu jedem Entſagen die Kraft hat — aber deshalb ſollſt Du mich nicht zum zweiten Male übertreffen. Mit jener Umarmung ſagte ich der Hoffnung Valet. Erniedrige mich nicht noch tiefer, Pierre! — fiel er dieſem in die Rede, der zu ſprechen beginnen wollte. — Glaube nicht, die Liebe habe den Ehrgeiz ſo ſehr in mir erſtickt, daß ich aus der Hand des Mitleids empfangen könnte, was mir nur aus der Hand des Ruhms werden ſollte. — Achteſt Du, liebſt Du mich, ſo komme ihr Name nicht eher wieder über Deine Lippen, als wenn ſie als Deine Gattin den Freund freundlich empfängt. — Er reichte dem Chevalier ſeine Rechte entgegen; dieſer ergriff ſie, drückte ſie an ſein Herz und ſchwieg.

22.

Während die Freunde in Marignano ihrer Geneſung entgegen ſahen, wurde das Schloß von Mailand von dem Connetable belagert. Die Stadt hatte gleich nach dem Abzuge der Schweizer dem franzöſiſchen Heere ihre Thore geöffnet. 2000 Eidgenoſſen vertheidigten dieſe für unüberwindlich gehaltene Veſte, wohin ſich Maximilian Sforza geflüchtet hatte. König Franz war indeſſen nach Pavia gegangen, von dort aus das päpſtliche und ſpaniſche Heer zu beobachten, und hier das Ende der Belagerung abzuwarten, denn vor der Einnahme des Schloſſes wollte er ſeinen feierlichen Einzug in die Hauptſtadt der Lombardei nicht halten. Aber ſchon am 14ten October übergab Herzog Maximilian die Citadelle, und wurde nach Frankreich geführt, um dort ſpäterhin ein trauriges Leben zu beſchließen. Die Schweizer zogen frei nach ihrer Heimath, und König Franz hielt am Tage darauf ſeinen feierlichen Einzug.

Alles, was nur die Pracht damaliger Zeiten hervorzuzaubern vermochte, wurde angewendet, die Augen und Herzen der Mailänder zu gewinnen. Die Gensdarmen in glänzender Rüſtung und reich geſtickten Wappenröcken begannen den Zug, ihnen folgte der König auf einem arabiſchen Roſſe, unter einem Baldachin reitend, welchen die vornehmſten Bürger der Stadt trugen. Ein Wappenrock von hellblauem Sammet, mit goldenen Lilien geſtickt, umgab ſeinen edlen Körper; von gleicher Farbe waren die Decken ſeines Pferdes. Ein einfacher, ſchwarzſammetner Hut zierte ſein Haupt; ſein Anſtand war wahrhaft königlich.

Unmittelbar hinter ihm folgten die Herzoge von Alençon und von Savoyen, dann der Connetable, Herzog von Bourbon, und die übrigen Prinzen, auch viele Große und Edle der Lombardei, alle herrlich geſchmückt; dieſen die Auserwählten des königlichen Hofſtaates, in ſchwarzer, weißer und rehfarbener Kleidung. Dann folgte der Groß-Seneſchall und der Herr von St. Vallier mit den übrigen Edelleuten, welche den Hofſtaat des Königs bildeten. Der Marſchall von Chabannes, Teligny und Bayard beſchloſſen den Zug, und mit ihnen ritt der Chevalier de Theis in Mailand ein.

Als der König vor dem Dom ankam, hielt der Zug. Der Monarch trat in die Kathedrale, und der Donner des Geſchützes hallte durch die Luft; nach beendigtem feierlichen Dankgebete zog König Franz nach dem Palaſt und nahm Beſitz vom Herzogthume Mailand.

Freigebig theilte hier der Fürſt ſeine Gnade aus; auch der Chevalier wurde nicht vergeſſen, er ernannte ihn zum Commandanten von Embrün, und befahl ihm, bei ſeiner, des Königs, Rückkehr nach Frankreich ihm zu folgen, und dort den ſchönſten Preis aus ſeiner Hand zu empfangen. Ehrerbietig neigte ſich der Chevalier, dankte dem Könige, und bat ihn, ſeiner Gnade noch die Gewährung der Bitte hinzuzufügen: auch dem Herrn von Batillen, wenn er geneſen wäre, zu erlauben, ſeinem Könige an das Hoflager folgen zu dürfen.

Und was nützt Euch dieſer Triumph? fragte der König mit ernſtem Blicke.

Für mich iſt es kein Triumph, Sire! — erwiederte der Chevalier mit Stolz — Ich erfülle nur eine ſchmerzliche Pflicht. Erlaubt es!

Nun wohl! — ſagte der König — es ſey ihm erlaubt!

23.

Am Hoflager der Herzogin von Angouleme hatte ſich längſt ſchon mit dem näheren Berichte der Schlacht von Marignano Nachricht über die beiden Freunde und ihre Waffenthaten verbreitet, und die Herzogin, welche es Adelaide d'Armencourt nicht verhehlen konnte, daß der König dem Chevalier de Theis den Preis zuerkannt habe, wußte ihren Unmuth darüber nicht zu unterdrükken. Das Fräulein ſchwieg; auch jetzt noch blieb ſie verſchloſſen, und nicht die Bitten der Herzogin, nicht das ſchmeichelnde Benehmen der Chateaubriant konnten ſie bewegen, zu erklären, ob die Entſcheidung des Schickſals ihr Wonne oder Schmerz bereite. Doch ſah man, daß, jemehr der Zeitpunkt nahte, wo man die Rückkehr des Königs erwartete, ſie deſto unruhiger wurde. Während der ganzen Reiſe von Paris nach Lyon, wohin der Hof dem Könige entgegen zog, war ſie ſtill und in ſich gekehrt; eben ſo ſtill und unmuthig wie die beiden Ritter, welche im Gefolge des Königs über die Alpen zogen. Auch der Chevalier, ſonſt ſo muthig, ging ſeinem Glücke nur zagend entgegen; Vatillen, in ſich verſchloſſen, erwähnte Adelaide's mit keinem Worte, und nur, um ſein früheres Verſprechen zu löſen, folgte er dem Freunde nach Lyon.

An dem Tage, an welchem der König dort ſeinen feierlichen Einzug hielt, befand Adelaide ſich im Gefolge der Herzogin an einem Fenſter des Schloſſes. Aller Augen waren nach dem Könige, dieſem jugendlichen Helden, gerichtet, der als Sieger in ſein Reich zurückkehrte; nur Adelaide's Auge nicht, es ſuchte die Freunde. — Da nahten ſie, beide in ihre Farben gekleidet. Ehrerbietig grüßte der Chevalier, ehrerbietig, beſcheiden auch jetzt; Vatillen hob das matte Auge auf zu ihr. Bleich war ſein Geſicht, die Narbe der Streitaxt entſtellte es zwar nicht, doch zog ſie ſich ſo dunkel über das bleiche leidende Antlitz, daß das Mitleid in dem Buſen des Fräuleins rege werden mußte. — Da trat die Herzogin von Chateaubriant, welche dem Könige ſchon am Tage vorher im Geheim entgegen geeilt, und erſt in dieſem Augenblicke zurückgekehrt war, in's Zimmer. Ihr Auge fiel auf Adelaide, welche ſich in eine Vertiefung zurückgezogen hatte; Neugierde, vielleicht auch wahre Theilnahme führte ſie zu ihr. — Oeffnet mir Euer Herz, Adelaide! — ſagte die Herzogin — Bei Gott, ich meine es redlich mit Euch; was ich vermag, Euer Geſchick ſo zu lenken, wie Ihr es wünſcht, thue ich gewiß. Seyd Ihr mit dem Ausſpruche des Schickſals zufrieden, oder zürnt Ihr darob? Sprecht!

Madame! — erwiederte Adelaide, von dem herzlichen Entgegenkommen der Chateaubriant ergriffen, — ich weiß wahrlich mir ſelbſt nicht zu ſagen, ob ich darüber mich freuen, oder ob ich es beweinen ſoll. Mein Herz ſchwankt zwiſchen Wonne und Schmerz.

In dieſem Augenblicke trat der König ein, und das Geſpräch war unterbrochen. Alles eilte, den ſiegreichen Monarchen zu empfangen; auch Adelaide folgte der Menge.

Ehrerbietig ſeine Mutter begrüßend, innig ſeine Schweſter, die Herzogin von Alençon, umarmend, empfing er die Edeln und Frauen des Hofes mit der ihm eigenthümlichen Huld; jedem ſagte er etwas Verbindliches. Den Kanzler dü Prat, der ihn mit einer langen, hochtrabenden Rede empfing, unterbrach er bald mit ſeinem Lieblingsausdrucke: Foi de gentilhomme, Kanzler! wäret Ihr bei Marignano geweſen, Ihr hättet gewiß Luſt zu dem Kriegshandwerke bekommen, und hättet die Feder und die langen Reden bei Seite gelegt! — Die Herzogin von Chateaubriant fragte er mit zweideutigem Lächeln, wie ſie ſich in der langen Zeit, daß er ſie nicht geſehen, befunden habe, wandte ſich dann zu Margarethe von Alençon, und erzählte ihr, wie männlich ihr Gatte die von Luzern empfangen und viel zum Siege beigetragen habe, und bat halbleiſe ſeine Mutter um Verzeihung, daß er, ohne ihre Meinung einzuholen, den Connetable in Mailand als ſeinen Statthalter zurückgelaſſen habe. — Und für Euch, — ſagte er jetzt, Adelaide bemerkend, — für Euch bringe ich den Gatten mit, der ſich durch ſeinen Muth wohl Eurer werth gemacht, und dem Ihr Eure Hand nicht verſagen könnt, wenn Ihr mein königliches Wort ehrt. Der Chevalier de Theis wird Euch in einer Stunde ſeine Aufwartung machen; empfangt ihn auf Eurem Zimmer. Zehntauſend Livres ſey Euer Brautſchatz.

Ich weiß es ſchon, Mutter! — unterbrach er die Herzogin von Angouleme, die eben, wahrſcheinlich über Adelaide, ihm etwas ſagen wollte, — ich weiß ſchon, daß Ihr die Ausſtattung des Fräuleins aus Euren Mitteln übernehmt, und dank' Euch dafür. — Nun! — rief er, ſich noch einmal nach dem Kreiſe der ſchönen Frauen wendend, die er um ſich verſammelt fand. — Nun willkommen, Ihr Damen, willkommen in Frankreich! Hab' ich auch manches Schöne jenſeit der Alpen geſehen, wahrhaftig, Schöneres ſah ich nicht als hier; ſeyd mir gegrüßt! — Er neigte ſich verbindlich, ſagte im Vorbeieilen der Herzogin von Chateaubriant einige Worte, und verließ den Saal. Ihm folgte bald die Herzogin von Angouleme; auch ſie zog ſich auf ihre Zimmer zurück.

Das ſind die Folgen Deiner Thorheit! — ſagte ſie dort mit Unmuth zu Adelaide, der ſie zu bleiben befohlen hatte. — Wo Dein Wille Dein Schickſal beſtimmen konnte, überläßt Du es dem Zufalle; nun, Du haſt es ſo gewollt. Verträume nun an der Hand dieſes ernſten, mürriſchen Mannes Dein

Jugendleben, und die Sehnſucht nach dem, den Du eigenſinnig verſchmähteſt, begleite Dich auf ſein altes verfallenes Schloß Comartin, und verlaſſe Dich nie. Dieß mein Segen! — Sie ging in ihr Cabinet und ließ Adelaide allein, von dieſem Fluche erſchüttert, ſtehen, die, den Blick zur Erde geſenkt, ihre Gedanken wie Schatten vorüber ſchweben ſah, und keinen feſt zu halten vermochte. Eine quälende Unruhe trieb ſie nach ihrem Gemache, wo ſie den Chevalier erwarten ſollte; ein anderes dumpfes Gefühl hielt ſie zurück. Den Einen beglückend, mußte ſie über des Andern Schickſal verderbend beſtimmen.

Gott hat entſchieden! — rief ſie plötzlich — Sein Wille geſchehe! — Sie ermannte ſich und ging in ihr Zimmer.

24.

Nicht lange war ſie dort, als der Chevalier ſich melden ließ; ſie befahl, ihn einzulaſſen. Er trat ein.

Treu und rein, wie Ihr es gebotet, Adelaide d'Armencourt! kehr' ich zurück, — ſagte er mit gepreßter Stimme, und die Wonne des Himmels ſtrahlte aus ſeinem Blicke, der innig auf dem ſanft errötheten Mädchen ruhte. — Gott hat für mich entſchieden, denn wahrlich der Freund war des edlen Preiſes ſo würdig als ich; ſeine bleichen Wangen, die Narbe, die ihn in den Augen einer edlen Jungfrau nicht entſtellen wird, ſprechen für ihn.

Er ſchwieg. Zitternd, tief bewegt, reichte ihm Adelaide die Hand; er ergriff ſie.

Reicht Ihr mir dieſe Hand zum ewigen Bunde?

Adelaide ſchwieg; ihre Hand zitterte heftig in der ſeinigen.

Fräulein! — ſagte er freundlich — Ihr habt nicht geſchworen, Eure Hand bleibt Eurem Herzen überlaſſen.

Edler Mann! rief die Jungfrau, ihr geſenktes Haupt legte ſich an ſeine tobende Bruſt — ihre Hand ruhte in der ſeinen.

Da blickte ſein Auge gen Himmel; ein Strahl von oben drang in ihn. Er drückte das Mädchen innig, ſtürmiſch an ſein Herz. — O! — rief er — daß doch nichts vollkommen iſt auf dieſer Welt! — Bleich, lebensmüde, mit ſeinem Gott hadernd, wandelt der Freund, während ich vor Glück vergehen könnte, — den Tod ſucht er, wenn das Leben in meinen Armen ruht!

Batillen! — rief Adelaide ſchluchzend — Armer Batillen!

Er, der mit innigem Herzen, mit ſo treuem Muthe an Euch hing, — fuhr der Chevalier fort — der ſein Leben für einen elenden Preis hielt, um Euch zu erkämpfen, der ſich in die dichteſten Reihen der Feinde ſtürzte, Euch zu erringen; er ſchwankt wie ein vom Sturm geknicktes Rohr, ſeine Lebensblüthe iſt verwelkt, ſein heiterer, froher Sinn iſt erſtorben, ſein Herz iſt gebrochen!

Da umſchlang bei dieſen Worten Adelaide feſter und feſter den Chevalier, doch plötzlich ſank ſie vernichtet zu ſeinen Füßen.

Ohne darüber erſchrocken zu ſeyn, hob er die Ohnmächtige auf, ſchellte den Zofen, ließ ſie in das Cabinet bringen und harrte ſchweigend ihrer Wiederkehr.

Nach einiger Zeit öffnete ſich die Thür, Adelaide trat wieder herein; bleich war ihr Antlitz, ſie wollte lächeln, doch die Thräne brach hervor, ſie vermochte es nicht. Zitternd ging ſie auf den Che-

Chevalier zu, reichte ihm die Hand und ſagte mit matter Stimme: Zürnt nicht, Herr, über mein kindiſches Weſen; ich bin die Eure — treu bis zum Tode!

Da ſey Gott für, Adelaide! — rief der Chevalier — daß mein Herz mir höher ſtehe als das Eure, daß mein Glück mir theurer ſey als es das Eure iſt! — Die Hand der Jungfrau ließ er los, faltete ſeine Hände zum Gebet, und rief ſchmerzvoll aus der Tiefe ſeines Innern: Vater im Himmel, ich danke Dir, daß Du meiner Ahnung die Gewißheit gabſt, ehe es zu ſpät war! — Adelaide! Ihr liebt Vatillen! Ihr liebtet ihn ſchon längſt, mir ſagte es ein ahnendes, quälendes Gefühl. Ihr kämpftet gegen Euer Herz, ohne es zu wiſſen, und nur des Freundes trauernd bleiches Antlitz, das Bild, welches ich Euch abſichtlich von ihm entwarf, hielt Euch den Spiegel Eures Innern vor, und in dem Augenblicke, da Ihr ihm auf ewig entſagen ſollt, fühlt Ihr erſt, was er Euch iſt — Eures Lebens einziges Glück! — Ihr liebt Vatillen!

Ja, ich glaube, ich fühle es! ſtammelte Adelaide.

Nun, ſo lebt wohl! Schmerzvoll, aber freundlich ſcheide ich von Euch; wie vom Himmel trenne ich mich und nehme nur die Qual der Erinnerung an das Verlorene mit mir — aber auch das Bewußtſeyn, für Euer Glück das meine geopfert zu haben. Lebt wohl, Adelaide! Gedenket meiner ſo freundlich, wie ich freundlich von Euch ſcheide.

Ehe noch das Fräulein ein Wort erwiedern konnte, eilte er davon, hin nach dem Vorzimmer des Königs. Dort fand er den Ritter Bayard. — Auf ein Wort! — ſagte er zu dieſem, und zog ihn mit ſich in den Gang. — Ich muß heute ſchon von hier. Ich war bei Adelaide, was ich ahnete, fand ich wahr, ſie liebt Vatillen; und könnte ich nun noch Anſprüche an ſie machen? Ihm übergebe ich meine Rechte. Bittet den König, und Euch gewährt er es gewiß, bittet ihn — doch Ihr wißt ja ſelbſt, was Ihr bitten ſollt —

Ich weiß es, edler Mann! — rief Bayard, und reichte ihm ſeine Rechte. — Ich werde Euch hier vertreten. Zieht mit Gott, und ſein Friede begleite Euch!

Der Chevalier wollte gehen, doch ſchnell wandte er ſich. — Bayard, — ſagte er — noch eins! Ich wünſche, daß Vatillen erſt am Jahrestage der

Schlacht von Marignano mit Adelaide d'Armencourt zum Altare trete. Ich werde dann mein Verſprechen löſen und die Braut dahin begleiten können. Empfehlt mich der Gnade des Königs und bedauert mich! — Er drückte Bayards Hand und ging.

Als er in ſeine Wohnung getreten war, ſein Roß zu ſatteln befohlen hatte, und eben davon eilen wollte, ergriff ihn eine unausſprechliche Sehnſucht, den Freund noch einmal zu ſehen, ihm ſelbſt das Glück zu verkünden, das ihn erwarte; und ſtatt nach der Rhonebrücke zu reiten, wendete er ſich nach deſſen Wohnung.

Er fand ihn, das Geſicht mit den Händen bedeckt, auf einem Seſſel ſitzen. Vatillen fuhr bei ſeinem Eintritt auf, und nicht ohne Bitterkeit ſagte er ſchnell: Du kommſt ſehr früh, Pierre! Dir Deinen Glückwunſch zu holen. Er werde Dir von Herzen. Sey glücklich und bleibe der Freundſchaft treu wie der Liebe!

Vatillen! — erwiederte der Chevalier, und der Wehmuth bitterſüßer Schmerz breitete ſich über ſein Antlitz. — Der Freundſchaft blieb ich treu, die Liebe ward mir nicht. Laß mir den Lorbeer um mein Wappen, und umſchlinge das Deinige mit der Myrte. Leb' wohl! Adelaide erwartet, liebt Dich! — Er ſtürzte hinaus, ſchwang ſich auf ſein Roß und ritt davon.

25.

In dem Schloſſe der Tournelles war alles zu einem großen Feſte bereitet. Schranken waren zum Turnier errichtet, die Säle zum Bankett mit Blumen geſchmückt, köſtliche Teppiche ausgebreitet, und in dem ganzen Palaſte wogte es in geſchäftiger Bewegung. Es war der Jahrestag der Schlacht von Marignano.

Doch niemandem ſchlug das Herz gewaltiger, als Adelaide d'Armencourt und Philipp von Vatillen, welche heute noch vor dem Feſte, in Gegenwart des Hofes, das Band der Ehe auf ewig vereinigen ſollte. Schon war in der Kathedrale alles zu dieſer Feierlichkeit bereit, in dem Zimmer des Fräuleins lag der Myrtenkranz, den ihre Freundinnen ihr gewunden, und der Schmuck, mit dem die Herzogin von Angouleme ſie beſchenkt hatte, ſchön geordnet. Als ſie jetzt, von ihrer Gebieterin kommend, in ihr Zimmer zurückkehrte, fand ſie ihre Freundinnen dort verſammelt, ſie zu ſchmükken und in den Verſammlungſaal als bräutliche Königin des Feſtes zu führen.

Jetzt tönten die erſten Schläge der alten Glocke von Notre Dame. Die holde Braut, in ihre Farben gekleidet, hatte ihren Anzug beendet. Sie folgte den Fräulein; und als ſie in den Ritterſaal eintrat, bezeugte ein lauter, unwillkürlicher Ausruf der Menge, wie lieblich, wie ſchön ſie ſey.

Auch Batillen, in Weiß und Blau gekleidet, mit der Friſche der Jugend von neuem geſchmückt, vom Admiral Bonnivet, Brion und einer Menge Ritter begleitet, trat ein und nahte der Braut, die ihn leiſe fragte: Iſt er da? — Noch nicht! erwiederte Batillen. Adelaide erblich.

Jetzt trat die Königin, des Königs Mutter und die Herzogin von Alençon in den Saal, bald folgte der König. Die Glocke von Notre Dame gab zum zweiten Mal das Zeichen, und ihre Schweſtern begleiteten nun von allen Thürmen der Hauptſtadt ihren Ruf. — Alles iſt verſammelt, Sire! und zu Eurem Befehle bereit, ſagte der Groß-Seneſchall, ſich vor dem Könige und der königlichen Familie verneigend.

Foi de gentilhomme! — rief König Franz unwillig — Alles? ſagt Ihr, Seneſchall! und der Brautführer fehlt?

Sire! — ſprach der Ritter Bayard hervortretend, indem er ſich vor den König ſtellte, ſo laut, daß alle Anweſende es hören konnten, — kann mein Freund und Landsmann, der Chevalier de Theis, nicht die Braut zum Altare führen, ſo muß Krankheit, Gefangenſchaft oder Tod den edlen Ritter hindern, ſein Wort zu löſen. Er übergab mir beim Scheiden den Auftrag, in ſeinem Namen zu handeln; ich habe es bisher treulich gethan, und werde es auch jetzt. — Er nahte ſich der Braut. — Ich hoffe, Dame! Ihr werdet dem Ritter Bayard erlauben, Euch nach Notre Dame zu geleiten, wenn anders mein König und die königlichen Frauen es genehmigen.

Bayard! — ſagte der König — Wen Ihr zum Altare führt, den begleitet der Muth, die Ehre und das Glück! — Da öffnete ſich die Thür dem Brautpaare gegenüber; und eine hohe, edle Geſtalt, in der Kleidung der Ritter von Maltha, trat ein. Bleich war ihr Geſicht, düſter der Blick; ſie ſchritt auf den König zu, und ein Jeder erkannte den Chevalier de Theis. — Sire! — ſagte er — ich komme, mein Wort zu löſen und Adelaide d'Armencourt zum Altare zu führen. Erlaubt es mein König?

Thut es mit Gott! ſagte der Monarch bewegt, den das edle, bleiche, kummervolle Antlitz des Chevaliers ſonderbar ergriff.

Und als der Chevalier ſich vor der Königin und den Herzoginnen geneigt, und er, der ſonſt ſo blühende, kräftige Mann, bleich, aber doch noch ſtolz und mit Würde, durch den Kreis zu der Braut ſchritt, war wohl niemand unter Allen, der nicht, von Theilnahme bewegt, auf die edle Geſtalt des Chevaliers geblickt hätte.

Batillen, alles, was der Anſtand von ihm heiſchte, vergeſſend, eilte auf ihn zu, ſchloß ihn in ſeine Arme und führte ihn zu Adelaide, die bleich und zitternd ihn nahen ſah.

Dame! — ſagte er, ſich vor ihr neigend. — Verzeiht, daß ich heute nicht in Euren Farben vor Euch erſcheine — mich dünkte, es würde ſich nicht mehr ziemen; ich tauſchte das freundliche Weiß und Blau mit dieſer dunkeln Farbe, meine Hoffnung mit dem Kreuze!

Und als er ihre Hand faßte, hallte zum dritten Mal die Glocke von Notre Dame. — Kommt, — ſagte er dumpf vor ſich hin — kommt! Sie ruft!

Schweigend führte er die bräutliche Jungfrau durch die mit Blumen beſtreuten Straßen der alten Kathedrale zu; ihre Hand zitterte in der ſeinen, wie in jenem entſcheidenden Augenblicke, wo die Flamme der Liebe aus ihrem Herzen aufloderte. Düſter vor ſich blickend, ſchien er kaum auf die Ceremonie zu achten; als aber die Jungfrau mit bebender Stimme ihr Ja! lispelte, drückte er leiſe das Kreuz ſeines Mantels an die Lippen, und ein tiefer Seufzer führte ſein ſtilles Gebet zum Himmel empor.

Gedruckt bei A. W. Schade in Berlin.

Sämmtliche Schriften

von

A. von Tromlitz.

Siebzehntes Bändchen.

1) Die Lady von Mull.
2) Opfer der Untreue.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1831.

[illegible]
[illegible]
[illegible]

Die Lady von Mull,

von

A. von Tromlitz.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung
1831.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

I.

Die See ging hoch, dunkle Wolken thürmten ſich im Oſten auf, die Wellen brachen ſich ſchäumend an den hohen zackigen Klippen, die, Sturm und Wogen trotzend, ſeit Jahrtauſenden ſchon ihre bemooſ'ten Häupter unfern des Ufers erhoben. Einzelne Blitze leuchteten, dumpf rollte der Donner in der Ferne, der Sturm heulte, und die Seevögel ſchwebten kreiſchend über der ſchäumenden Brandung. Kaum hatte ſich die Sonne hinter die Berge geſenkt, und ſchon war es Nacht.

Da trat ein Mädchen, ſchüchtern um ſich her ſchauend, hinter einem Fels hervor. Der Wind trieb ihr flatterndes Haar wild durch einander, und der wollene Plaid, den ſie vergebens feſt zu halten ſuchte, rauſchte im Sturme. Sie ſah ängſtlich auf die wogende See, ihr Auge blickte unverwandt nach einem entfernten weißen Punkte, der ihr ein Segel zu ſeyn ſchien. Er kam näher, es war ein Schiff, deſſen weiße Segel der Wind blähte; es kämpfte muthig gegen Sturm und Wellen, und mit angſterfülltem, klopfendem Herzen ſtreckte das Mädchen die Arme dem Orkan entgegen, als ob ſie ihn beſchwören wolle.

Sorge nicht, es landet glücklich! — ſchallte hinter ihr eine hohle Stimme — Sorge nicht, Everraline! Du ſiehſt ihn heute noch! — und hinter den Felſen ſchritt eine lange hagere Geſtalt, in einen weiten dunkeln Mantel gehüllt, und verſchwand.

Erſchrocken, wie gebannt, ſtand das Mädchen. — Jutta! — rief ſie ſchaudernd — Jutta! — rief ſie noch einmal und ſtürzte hinter ihr her; die Erſcheinung war verſchwunden, Dunkelheit barg ſie Everralinen.

Kennt ſie auch mein Geheimniß?! — rief ſie endlich aus, und kehrte an's Ufer zurück. — Nein, nein! verrathen wird ſie mich nicht! — Sie blickte nach dem nahenden Segel, die Nacht verbarg es, ſie ſah es nicht mehr. Das Unwetter wurde immer heftiger, der Donner rollte lauter, der Hagel ſchlug raſſelnd an die hohen Felswände, nur ſchlängelnde Blitze erleuchteten zuweilen die Finſterniß, und Schutz ſuchend barg ſie ſich unter einem herabhängenden Felsſtück. Doch bald hörte ſie ein leiſes Geräuſch in der Ferne, immer näher und näher kam es, immer deutlicher glaubte ſie die Tritte zu erkennen, durch Sturm und Regen ſprang ſie hervor, und die Arme eines Mannes umſchlangen die Geängſtigte.

Biſt Du es, Arthur Mac-Allan?! rief das Mädchen.

Ich bin es, gute Everraline! — antwortete dieſer — und glücklich, daß ich Dich hier finde. Ich glaubte kaum, daß Du in dieſem Wetter Dich heraus gewagt hätteſt.

Ach, meine Sehnſucht war zu groß! — erwiederte das Mädchen — Ich mußte Dich ſehen, mußte Dich heute ſprechen. Wir waren lange getrennt!

Alles, was ein ſehnendes, liebendes Herz im Vollgenuß ſeines Glückes zu empfinden, was die Lippe auszuſprechen vermag, wechſelten die Glücklichen, und die Zukunft breitete ſich freundlich vor ihnen aus. Da tönte von Caſtle Douarts hohen Felſen der Ruf des Hornes, der alle Bewohner der

Burg zum Abendgebete mahnte. Bei dem dritten Rufe ſchloß ſich das Thor, die Zugbrücke raſſelte auf, und die Burg wurde dann vor Sonnenaufgang nicht wieder geöffnet.

Lebe wohl, Geliebter! — rief Everraline — wir müſſen uns trennen, das Horn ruft; lebe wohl! Wann ſeh' ich Dich wieder?

So bald nicht, mein theures Mädchen! — ſagte der Jüngling traurig — ich muß auf längere Zeit in meine Berge zurück, ich kann, ich darf nicht herüber zu Dir; aber ehe ich ſcheide, geliebte Everraline, verſprich mir noch, wenn Dein Laird nach Isla ſchifft, ſey es morgen, ſey es jeden andern Tag, nicht mit hinüber zu fahren.

Gern, mein guter Arthur! — ſagte ſie — gern verſpreche ich es Dir; denn ſchwerlich wird unſere Lady ihren Vater dorthin begleiten.

Da tönte noch einmal das Horn. — Leb' wohl, Arthur! — rief das Mädchen — ich gehe nicht nach Isla! — und lief, ſchnell wie das flüchtige Reh, durch Wetter und Sturm den Felſen hinauf, und ehe noch das Horn zum dritten Male blies, hatte ſie Brücke und Thor hinter ſich.

2.

An der weſtlichen Küſte von Schottland liegen die Inſeln Sky und Mull, erſtere von dem Clane der Mac-Donald, letztere von dem Clane der Mac-Lean bewohnt. Schon ſeit einem Jahrhunderte ſtanden dieſe beiden Stämme in blutiger Fehde gegen einander. Die Mac-Donalde, als die Stärkeren, hatten faſt immer geſiegt, während die Mac-Leàn ſich nur durch Verbindung mit andern Clans mühſam erhielten. Mehrmal im offenen Felde geſchlagen, war das unüberwindliche Caſtle Douart, das auf einer Felſenſpitze weit in das Meer hinaus ragt, ihnen eine ſichere Zuflucht geweſen, und oft ſchon hatten es die Mac-Donalde vergebens belagert. Oft wurde zwar durch das Anſehn des Königs ein Waffenſtillſtand geſchloſſen, und den Streitenden eine kurze Ruhe geſchenkt, aber bald von einer, bald von der andern Partei wieder gebrochen, begann die Fehde immer blutiger wieder.

Unter der Regierung Jakobs V., des Vaters der unglücklichen Maria Stuart, ward der Clan der Mac-Lean bis auf's Aeußerſte gebracht. Bei einer nächtlichen Landung auf Sky hatte Lauchlan

Mac-Lean, der Häuptling des Stammes, ſeine beiden Söhne und den größten Theil ſeines Clans verloren. Die ganze Inſel Mull preis gebend, ſchloß er ſich mit ſeinem einzigen Kinde Malvina und dem Reſte der Mac-Lean in Caſtle Douart ein, und erwartete ſo den Angriff der Mac-Donalde. Doch ſtatt deſſen ſchickte Angus, der Laird von Sky, ihm die beiden Leichen der Söhne zurück, und bot ihm unaufgefordert einen Waffenſtillſtand von mehren Monaten an, während deſſen ſie ihren Streit der Entſcheidung des Königs vorlegen wollten. Sein hohes Alter, der blutigen Fehde müde, mehr aber noch die friedliche Geſinnung ſeines älteſten Sohnes James, der mehre Jahre mit dem Könige in Frankreich geweſen, und dort die rauhen Sitten des nördlichen Schottlands etwas abgelegt hatte, beſtimmten ihn, ſeinem tief gebeugten Feinde ſich friedlich zu nähern.

Mac-Lean nahm das Anerbieten an, der Waffenſtillſtand ward feierlich geſchloſſen, und er führte zum erſten Mal Malvina, dieſes Heldenmädchen, das ſchon öfters an ihres Vaters Seite muthig gefochten hatte, an den Hof Jakobs und der Maria von Guiſe.

Die hohe, herrliche Geſtalt des Mädchens, der Ruf ihrer Tapferkeit, von den kriegeriſchen Schotten, ſelbſt bei Frauen geehrt, der ſeelenvolle Ausdruck ihres ſchönen Geſichts, ſetzten alle Herzen der Höflinge in Bewegung, ſelbſt der König ſchien die Lady auszuzeichnen; doch gegen alle Bewerbungen blieb ſie kalt, ſo ſehr auch der liſtige Mac-Lean, der, nur die Ehre ſeines Stammes vor Augen, eine Verbindung mit irgend einem mächtigen Hauſe wünſchen mußte, ihr Betragen mißbilligte.

Malvinen ſchien die Natur nur ein Herz gegeben zu haben, dem ehernen Panzer, nicht dem Geliebten entgegen zu ſchlagen, und nach und nach zogen ſich die Bewerber zurück. Nur James Mac-Donald, der ſich, gleich den Andern, ihr freundlich und ſie auszeichnend genähert hatte, war trotz der Entfernung und Spannung, in welcher die beiden Väter immer noch blieben, ihr treuer Begleiter. Bei jedem Hoffeſte ſchwebte er mit ihr durch die Reihen, und Maria von Guiſe meinte, es könne James Mac-Donald wohl eher gelingen, den Frieden zu ſchließen, als dem Könige ſelbſt.

Ohne ſich James innig zu nähern, ohne nur mit einem Blicke das Innere ihres Herzens zu verrathen, zeichnete Malvina Mac-Donald vor Allen aus. Auch James ſchien ſie zur Dame ſeines Herzens gewählt zu haben, doch blieb er ſtets in den Schranken ritterlicher Galanterie. Glühten auch Wünſche in ihm, ſo verſchloß er ſie vor ihr mit gleicher Kraft, und während der Hof ein liebendes Paar zu ſehen glaubte, betrachteten ſie ſich ſelbſt nur mit ungewiſſen, zagenden Blicken.

War es Stolz, war es Familienhaß, keiner von beiden ſchien den erſten Funken der Neigung zeigen zu wollen. Kein Wort des Jünglings verrieth ſeine Wünſche, kein Blick des Mädchens ein liebendes Herz. Da blies ein unvorſichtiges Wort des alten Mac-Lean die Flamme des Haſſes von neuem an. Er verließ plötzlich den Hof, Malvina mußte ihm folgen, ſelbſt des Königs Befehl konnte ihn nicht zurückhalten. Mac-Donald reiſ'te gleichfalls von Stirling ab, ſich auf Sky zu neuem Kampfe zu rüſten. Vergebens war die Annäherung geweſen, vergebens die Hoffnung, welche der Hof, noch mehr die beiden Stämme genährt hatten, daß James und Malvina's Liebe die Fehde enden würde.

Mac-Lean verſchloß ſich nun in Caſtle Douart, nur zuweilen ſendete er ein leicht bewaffnetes Schiff auf Kundſchaft gegen Sky aus. Hierdurch erfuhr er bald, daß die Mac-Donalde ſich zu neuer Fehde rüſteten, und konnte nicht zweifeln, daß es dem bis jetzt für unüberwindlich gehaltenen Caſtle Douart gelten ſollte. Ihr Stamm, ihre Verbündeten, alle Kriegswerkzeuge waren ſchon zum Einſchiffen bereit, da übte das Schickſal ſeine wandelbare Tücke. In einem Boote wollte Angus Mac-Donald von Braccadale nach Crakeniſh längs der Küſte hinſegeln, ein Sturm überraſchte ihn, trieb ihn in die hohe See, dort ſtieß er auf ein Schiff des Mac-Lean. Nach kurzer Gegenwehr ward er gefangen und nach Caſtle Douart gebracht.

Hoch triumphirte Mac-Lean. Den Feind in ſeiner Gewalt zu haben, den Laird des Stammes Donald als Gefangenen auf Caſtle Douart zu ſehen, dieſe, Wonne war noch keinem Mac-Lean geworden. In das tiefſte Gefängniß hätte er ihn geworfen, wenn nicht Malvina, die viel über ihren Vater vermochte, ihm die Wandelbarkeit des Glücks und ſeine Ritterpflicht vorſtellend, ihn zu einem edlern Betragen bewogen hätte. Angus Mac-Donald blieb in anſtändiger Haft auf Douart.

Nun ſchickte Mac-Lean, die baldige Landung der Mac-Donalde voraus ſehend, ſeine Leute auf die ganze Inſel aus, alle Lebensmittel ſo ſchnell als möglich auf die Burg zu ſchaffen. Aber ſchneller noch als er gedacht, ſah man die ſchwellenden Segel von Mull herüber wehen. James landete mit einer Macht, wie die Mac-Donalde ſie noch nie zuſammen gebracht hatten; er landete, ehe noch die nach Proviant Ausgeſchickten zur Vertheidigung der Burg wieder zurückgekehrt waren. Sie war faſt ohne Beſatzung.

Die Inſel wurde verwüſtet, der kleine Hauſe der Mac-Lean, der ſich geſammelt, zerſtreuet, die Burg berennt.

Schon am andern Tage beſchloß James, von Süden aus, den einzig anzugreifenden Punkt der Burg zu ſtürmen. Das Schlachthorn tönte, das Panier der Mac-Donalde flatterte hoch, ein freudiges Jauchzen der Krieger erſchallte. James ſelbſt ſetzte die erſte Leiter an, die Tartſche vorwärts gehalten, ſtieg er der Erſte hinauf. Immer höher klimmte er unter Stein- und Pfeilregen von Sproſſe zu Sproſſe, neben, hinter ihm ſeine Getreuen. Da donnerte plötzlich von oben herab ein fürchterliches

Halt! ihm entgegen, was zugleich auch hinter ihm von den Seinen ängſtlich wiederholt ward. Er ſtutzte, ſah auf, und auf dem platten Thurm, der ihm zur Seite ſtand, und aus deſſen Schießſcharten noch immer ein Pfeilhagel auf ihn regnete, ſtand Lauchlan Mac-Lean mit einigen Knechten und neben ihm ſein Vater Angus Mac-Donald. — Noch einen Schritt, Verwegener! — rief Mac-Lean — und ich ſchleudere den Vater Dir entgegen! — Da erbebte des Sohnes Herz, er zog den ſchon aufgehobenen Fuß zurück. Das Schlachthorn ſchwieg, des Bogens Sehne ruhte erſchlafft, das Schwert kehrte zurück in die Scheide. Jenes Höllenwort, vom Laird von Mull ihm entgegen gedonnert, beendete den Kampf.

Ruhig ſeinen Tod erwartend, nicht vor dem ſteilen Abgrunde ſchwindelnd, in den er ſich betten ſollte, ſtand Angus Mac-Donald mit Ergebung, ſchweigend ſein Schickſal erwartend.

Als nun die Mac-Donalde die Mauern verlaſſen hatten, ſendete Mac-Lean ſeinen Caſtellan zur Unterhandlung hinaus. Frei Geleite verſprach ihm James. Er nahm es an, kam, und der Friede ward unter harten Bedingungen für die Mac-Donalde geſchloſſen. James erkaufte des Vaters Freiheit nur mit der Abtretung der Hälfte der Inſel Isla, eines Eilandes, zwiſchen Mull und Sky gelegen; überdieß mußte er noch alle Gefangenen herausgeben, und was das Kränkendſte, Härteſte für ihn war, zur Geißel ſeinen jüngern Bruder Archibald, einen Knaben von zwölf Jahren, in Mac-Leans Hände legen.

Während dieſer Unterhandlung, bei welcher Malvina und James ſich oft ſahen, hatte ſich dieſer der Lady mit aller Freundlichkeit genähert. Sein Auge drückte reines Wohlwollen gegen ſie aus, beſonders da Malvina Alles that, den Vater zum Frieden zu bewegen.

Er ſprach dieß ſo innig gegen die Jungfrau aus, er ſchilderte ſo warm den Widerwillen, den er gegen das ewige Blutvergießen habe, er reichte ſo herzlich die Hand zur Verſöhnung, daß Malvina beinahe, ihren Stolz vergeſſend, ſeiner ſcheuen Zurückhaltung entgegen gekommen wäre. Aber auch dieſe Zeit ging ohne Erklärung vorüber. Archibald, ihr von James mit Wärme anempfohlen, blieb auf Mull, der Vater wurde ſeiner Haft entlaſſen, und James ſegelte mit den Seinen nach Sky.

Sky. Der Friede war geſchloſſen, Mac-Lean triumphirte.

So hatten ſich die Verhältniſſe auf Mull glücklich geſtaltet, als Everraline an jenem ſtürmiſchen Abend, durch den Ruf des Horns aus den Armen Arthur Mac-Allans, ihres Geliebten, geriſſen, der Burg zueilte. Noch kam ſie zur rechten Zeit zum Abendgebete, Niemand hatte ſie vermißt. Nach dem Nachteſſen ſchlich ſie auf ihre Kammer, dort ſollte die Erinnerung an den Geliebten ſie für die Trennung entſchädigen. Sie blickte hinaus auf das ſtürmiſche Meer, der Mond war herauf geſtiegen und ſpiegelte ſich in den brauſenden Wogen, das Unwetter war vorüber, der Sturm ſchwieg, doch ging die See noch hoch, und mit beklommenem Herzen ſah ſie nordwärts ein Schiff ſegeln. — Es iſt das Schiff Mac-Allans nicht! — rief ſie aus — das fuhr nach Oſten, nach dem ſchottiſchen Hochlande. Ach, es iſt gewiß ſchon weit, weit von hier entfernt! — Sie ſetzte ſich traurig in das hohe Bogenfenſter, ſah nach den grauen Bergen des Hochlands hinüber, nahm ihre Spindel in die Hand und überließ ſich ihren Träumen.

Erſt ſeit wenigen Wochen war ſie aus der zerſtörten Hütte ihres Vaters auf die Burg gezogen; aber ſo ſehr ſie auch an ihrer Gebieterin hing, die ihr nur Freundin war, fühlte ſie ſich doch nicht glücklich in ihrem neuen Verhältniſſe, das ſie jetzt auf das Schloß bannte. Sonſt hatte ſie ihren alten Vater, den Barden William, gepflegt, frei auf den Bergen und am Geſtade umher irren können, und das Horn von Caſtle Douart rief ſie nicht aus den Armen des Geliebten. Jetzt, ſeitdem die Lady ſie zu ihrer ſteten Begleiterin gewählt hatte, war ſie von der ſtillen Bucht am See, wo der Geliebte zu landen pflegte, getrennt, und konnte nur verſtohlen zuweilen hinſchleichen.

Mit Sehnſucht an dieſe ſeligen Tage denkend, ſaß ſie noch am Fenſter und blickte hinaus über das dunkle Meer, als Malvina in's Zimmer trat und freundlich ihr zurief: Ordne Alles, wir ſchiffen morgen nach Isla!

Wie, Du zitterſt? Mir iſt dieſe Fahrt ſo angenehm, und Du ſcheinſt ſie zu fürchten? fuhr die Lady fort.

Lady! — ſagte die Jungfrau und küßte Malvina's Hand — erlaubt, daß ich hier zurückbleiben darf; ich will indeß Euern Schützling Archibald pflegen, er ſoll Euch nicht vermiſſen.

Er geht mit uns, — unterbrach ſie Malvina. — Mein Vater will die Mac-Donalds, die auch auf Jsla ſind, mit dieſem Knaben überraſchen. Sahſt Du ſie je?

Den Angus wohl, doch nie den James, erwiederte das Mädchen.

So komm mit mir, gute Everraline! komm und ſieh ihn! rief Malvina mit Feuer.

Weßhalb? — erwiederte ſie ernſt — Jch fühle keine Sehnſucht, einen Mac-Donald zu ſehen.

Everraline! — rief die Lady, und in ihrem Jnnern ſchienen mächtige Empfindungen mit einander zu kämpfen. — Du haſſeſt die Mac-Donalde, Du haſſeſt ſie, weil ſie unſers Stammes Feinde ſind. Doch ich — ich kann nicht länger mein Geheimniß in meiner Bruſt verſchließen, ich muß es meiner Freundin offenbaren. Wiſſ' es, Everraline, ich liebe!

Jhr, Mylady?! — rief das Mädchen erſtaunt — Jhr, deren Herz ich für unverwundbar hielt? Und wer iſt der Glückliche?

James Mac-Donald! ſagte die Lady halb für ſich.

Da entſank der Hand Everraline's die Spindel. Ihr großes blaues Auge ſah ſtarr auf Malvina. Finſter ward ihr anmuthiges Geſicht. — Ihr, Mylady Mac-Lean, liebt den James Mac-Donald?! rief ſie erſtaunt.

Ja, Everraline! ich liebe ihn mit aller Gluth, die um ſo verzehrender iſt, je länger ich ſie in meinem Herzen verſchloß. Kein Auge hat ſie geſehen, kein Ohr ihr Auflodern vernommen, er ſelbſt ahnet ſie kaum.

Und liebt er Euch?

Malvina's Blick ward ernſt, ſie ſah nachdenkend vor ſich hin. — Trügt mich nicht Alles, ſo liebt er mich. Mein kalter Stolz hielt das Wort auf ſeinen Lippen zurück, — ſagte die Lady nach einer Pauſe. — Nur für mich ſchien er auf Stirling zu leben, nur für mich ſchien ſein Auge zu glühen; oft ſah ich unbemerkt, wie ſein Blick ſehnend auf mir ruhte, oft fühlte ich, wie das Wort, das Wort der Liebe auf ſeinen Lippen ſchwebte, aber ſchnell wieder erſtarb.

Und den James Mac-Donald, den Feind Eures Hauſes, könnt Ihr lieben, Herrin?! — rief noch einmal das Mädchen — Nein, ich kann es nicht glauben!

Und doch iſt es ſo! — ſagte mit ſanftem Lächeln Malvina — Sähſt Du ihn nur einmal, ſähſt Du des Jünglings herrliche Geſtalt, den Blick des Auges, der muthig, wild, und doch ſanft freundlich mir entgegen ſtrahlt; hörteſt Du den weichen Ton ſeiner Stimme, der ſich ſo ſchmeichelnd zum Herzen ſtiehlt; ſähſt Du ihn kämpfen mit Löwenmuth, o Everraline, Du müßteſt ihn lieben!

Everraline ſeufzte.

Du ſeufzeſt? — fuhr Malvina fort — Du beklagſt mich? Ach, Du verſtehſt mich nicht, Du kennſt die Liebe nicht mit ihren Wonnen, ihren Schmerzen!

Hier ſah die Jungfrau der Lady ſanft und weich in's glühende Auge, ſie drückte die dargereichte Hand ſo ſtürmiſch an ihre klopfende Bruſt, und bedeckte ſie mit Küſſen, daß Malvina ganz erſtaunt ſie fragte: Was iſt Dir, Everraline?

Auch ich liebe! — ſagte das Mädchen, und ſank, ſich vergeſſend, an Malvina's Bruſt. — Ich liebe!

Dieſer Augenblick ſchloß einen innigen Bund.

Malvina drückte das Mädchen mit ſtürmiſcher Freude an ſich. — So ſey meine Schweſter, meine geliebte Schweſter! — rief ſie aus — Ich ſtehe ganz allein auf dieſer Welt, ich habe keinen Bruder, darum ſey Du mir Alles, Everraline! Schweſter, Freundin; theile meine Wonne, theile meinen Schmerz. In Deine Bruſt will ich die geheimſten Wünſche, die zarteſte Hoffnung, die leiſeſte Ahnung niederlegen, und ſo meinen Kummer theilen und meine Freude doppelt genießen. Aber auch Du vertraue mir. Das Mitgefühl thut ſo wohl, ich fühle dieß in dieſem ſchönen Augenblicke.

Es ſey! — ſagte Everraline nach einigem Zögern — Deinem Herzen will ich mein Geheimniß anvertrauen. Höre mich!

An jenem Tage, als James Mac-Donald landete und Alles vor dem wilden Krieger floh, da ſtürzt' ich mich, meines Vaters Harfe in der Hand, aus meiner Hütte in das Felsthal, durch das der wilde Roman ſchäumend brauſ't. Doch bald ſank ich ermattet an ſein Ufer, und meine Augen deckte ſanfter Schlaf. Da ſenkte ſich, ſo ſchien es mir, Minona, die längſt entſchlummerte, geliebte Schweſter, die Harfe in ihren Armen, ſanft zu mir nieder, küßte meine kalte Stirn und ſprach: „Ich nahe dir in dem Augenblicke, wo du durch Liebe in das Leben eingehſt; ich kehre wieder, gehſt du in den Tod durch Liebe!“ Sie verſchwand, die Harfe klang, noch lange hört' ich ihre Saiten tönen. Ich wachte auf und ruhte in dem Arme eines Jünglings, meine Harfe lautlos neben mir. Sanft und freundlich bog er ſich über mich und rief mit holder, ſeelenvoller Stimme: „Gelobt ſey Gott! ſie lebt!“ Ich blickte auf, mein Auge traf des Jünglings Blick, und mir erſchloß ſich mit dem Blick ein neues Leben, ein neuer Himmel öffnete mir die goldnen Thore zu meinem Paradieſe. „Wer biſt du, holdes Mädchen?“ fragte er mich. Ich ſagte es ihm. Er war vom Clan der Mac-Allan, und jetzt zu unſerer Hülfe herbei geeilt. Wir ſprachen traulich, ich vergaß die Noth der Unſern, ſah die Flammen nicht, die, wild die ſtillen Hütten uns zerſtörend, an des Himmels dunklem Nebelſchleier glühten; ich ſah nur ihn und ſeines Blickes Flammen! Da tönte der Feinde Schlachthorn, ihre Pfeifen. Sie nahen! rief ich aus, o rette Dich! doch er blieb ruhig. „Eile dort hinauf, Everraline!“ ſagte er lächelnd, „bald ſehen wir uns wieder!“ und den erſten Kuß drückt' er auf meine Lippen. Ich floh. Doch ſchon am andern Tage ſah ich ihn wieder; oft trafen wir uns ſeitdem da unten in der Felſenbucht.

Du Glückliche! — rief Malvina — Du biſt gewiß, daß er Dich liebt. Ich — doch folge mir nach Isla, ſieh ihn, beobachte ihn genau. Ein fremdes Auge ſieht ſchärfer als das Auge der Liebe, das uns nur verſchönert und ſchmeichelnd den Geliebten zeigt.

Laß mich hier! — bat Everraline — laß mich hier! Mac-Allan bat mich, nicht nach Isla Dir zu folgen, erlaube mir —

Nun ſo muß ich wohl, wenn er Dich bat, — ſagte Malvina — der Liebe Flehen, ich habe es zwar noch nicht vernommen, ſoll ja ſo unwiderſtehlich ſeyn! — Noch einmal ſie umarmend, ſchied ſie von ihr.

Freier athmete nun das Mädchen, da ſie in den Buſen der Freundin ihr Geheimniß niedergelegt hatte; konnte ſie doch nun mit offner Stirne vor ſie treten, konnte ſie doch nun ohne Furcht in die Felſenbucht wandern, und dort auf den Geliebten harren; hatte ſie doch nun ein Herz, dem ſie ihre Sehnſucht mittheilen konnte. O das Mitgefühl erhöht die Seligkeit der Liebe, wir fühlen doppelt, was wir vertrauensvoll an den Buſen der Freundſchaft gelegt haben!

3.

Wo werdet Ihr die Nacht zubringen? — fragte der alte Edward, einer der Anführer des Clans, den Laird von Mull, als ſie in der Dämmerung auf Isla zuſteuerten und es unfern vor ſich liegen ſahen. — In dem ſüdlichen Theil des Eilandes, das Euch zugefallen iſt, ſind nur Hütten; ihren Bewohnern, die Euch morgen erſt den Lehnseid ſchwören ſollen, iſt noch nicht zu trauen. Das Wetter iſt ſtürmiſch, Gewölk zieht ſich zuſammen!

Mac-Lean! kommt in meines Vaters Haus! — ſagte ſchnell der Knabe Archibald, den der Laird mitgenommen hatte, — kommt zu meinem Vater, er wird Euch gern aufnehmen, da ich bei Euch bin!

Mac-Lean ſchwieg und antwortete weder dem Knaben noch Edward, er ſaß nachdenkend am

Steuerruder; Malvina, in gleich tiefen Gedanken verſunken, neben ihm.

Rede doch Deinem Vater zu, Malvina! — bat der Knabe jetzt — rede ihm zu, daß er mich zu meinem Vater bringt, er wird Euch freundlich aufnehmen und James wird ſich freuen!

Wird er? fragte noch immer in Gedanken die Lady.

Gewiß, denn Du bringſt mich ja zu ihm! antwortete Archibald. Malvina ſeufzte.

Sey nicht ſo traurig, liebe Malvina! — fuhr der Knabe fort — ſieh, gleich ſind wir in der Bucht, und am Ufer ſehe ich ſchon den alten Tom, meines Vaters Diener, gewiß wartet er auf uns!

Der Knabe hatte Recht; kaum daß ſie gelandet waren, trat Tom zum Laird, und bat ihn, nach alter, ſchottiſcher, gaſtfreundlicher Sitte, im Namen ſeines Herrn bei ihm einzukehren, und die Nacht unter dem Schutze des Gaſtrechts getroſt bei ihm zuzubringen.

Mac-Lean nahm das Anerbieten an. Malvina erröthete; Archibald konnte ſeine Freude nicht mäßigen, nur Edward ſah düſter vor ſich.

Herr! — ſagte dieſer, und zog den Laird bei

Seite. — Wie? Ihr wollt zu dem Mac-Donald, wollt Euch ſelbſt den Händen Eurer Feinde übergeben? Glaubt Ihr dem Worte des alten Angus? Er wird es brechen!

Ich hoffe es ſogar, daß er es bricht! unterbrach ihn Mac-Lean, und ſein Mund verzog ſich zu einem höhniſchen Lächeln.

Ihr hofft es, Herr?! rief Edward ganz erſtaunt.

Ja, Alter! — erwiederte der Laird mit kaltem Ernſt — Das Vaterherz des ſtolzen Angus wird bluten, wenn er jenen Knaben als Geißel an meiner Seite ſieht. Ergrimmt wird er ihn dann von mir zurück fordern — dann —

Seyd Ihr ſein Gefangener, wie er der Eurige war! — fiel Edward ihm in die Rede — O ſeht nur die liſtige Falle, die man Euch ſtellt, mein theurer Herr!

Sorge nicht für mich, Edward! — ſagte Mac-Lean mit Ruhe — Grub er mir eine Grube, ſtürzt er ſelbſt hinein. Komm nur getroſt!

Der treue Edward folgte kopfſchüttelnd, nur wenige Diener begleiteten den Laird.

Mit klopfendem Herzen erwartete Angus Mac-Donald die Ankunft ſeines Feindes. Nie war er ihm ſo willkommen geweſen als heute, wußte er doch durch Tom, daß ſein Sohn, ſein Archibald, mit ihm in das väterliche Haus eintreten würde. James aber ſchien ſich auf dieſe Zuſammenkunft nicht zu freuen. — Ihr hättet beſſer gethan, Vater, den Mac-Lean nicht einzuladen! — ſagte er — Könnt Ihr es wohl mit Ruhe ertragen, Euer Kind als Geißel in der Hand Eures Feindes zu ſehen? — Wird Euch der Stolz dieſes Mac-Lean nicht kränken? wird er Euch nicht reizen, die Pflichten des Gaſtrechts zu verletzen?

Nein, mein Sohn! — ſagte der Greis — Von meiner Wiege bis zum Grabe hat die Rache mir meines Lebens ſchönſte Tage unerſättlich verſchlungen. Ihr habe ich alle meine Freuden hingeopfert, nur ihr habe ich gelebt, und nun bin ich es müde. Denn Thorheit iſt's, das fühl' ich jetzt, des Lebens frohe Stunden nur dem Stolze und der wilden Rache zu opfern. — Mein Sohn! — fuhr er nach einer Pauſe fort — Laß jenen Haß, den Du ererbt haſt, den ich Dir ſelbſt eingeimpft habe, laß ihn ſchwinden! Wandle dereinſt glücklicher als ich dem Grabe zu!

Vater! — ſagte James mit ſanfter Stimme —

haben wir doch jetzt mit Mac-Lean und ſeinem Stamme Frieden geſchloſſen. Friedlich ſchlägt jetzt mein Herz, und der Verſöhnung iſt es offen!

Malvina Mac-Lean begleitet ihren Vater, — unterbrach ihn Angus und beobachtete den Sohn genau. — Man ſpricht viel Gutes von ihr. Die Natur hat ſie ſchön und herrlich ausgeſtattet, und ihre Seele ſoll ihrer Geſtalt gleichen. Sie pflegt und ſorgt für Archibald, als ſey es ihr Bruder, und das lohn' ihr Gott! Wenn ſie der Himmel uns als Friedensengel geſendet hätte, mein Sohn! wenn — James! — fuhr er nach einer Pauſe fort — Du ſiehſt ſo düſter ſchweigend zu Boden; hat Malvina's feuriger Blick Dich nicht durchglüht, ſo hat die Hoffnung mich ſchmerzlich betrogen!

Welche Hoffnung? fragte der Jüngling unruhig.

Seit wir von Mull heimgekehrt ſind, — fuhr Angus fort — biſt Du nicht mehr wie ſonſt. Still, einſam ſchleichſt Du umher; Deine Hunde ruhen, Du verfolgſt nicht mehr den Hirſch, das flüchtige Reh; ſinnend wandelſt Du am Ufer und blickſt hinüber nach dem Eilande der Feinde. — Er hielt inne; James ſah immer noch finſter zu Boden. —

Du warſt in Mull! Erſt heute früh biſt Du von dort zurückgekehrt. Ich wußte es, ich hoffte, die Liebe, dieſe Löwenbändigerin, würde auch Dich bezähmen. Du ſchweigſt? — Geliebter Sohn! verſchließ dem Vater Dein Herz nicht! Führe Malvina Mac-Lean in Deine väterliche Burg, mit ihr Friede und Freundſchaft, und mein Segen wird Dich begleiten!

Da ſank James gerührt in ſeines Vaters Arm, ſein Herz war dem Vertrauen geöffnet, ſeine Lippen wollten dem Vater das Geheimniß ſeines Buſens verkünden, doch Tom trat ein und meldete die Ankunft des Lairds von Mull.

Ehe ſich Angus Mac-Donald ſammeln konnte, lag Archibald ſchon in ſeinen Armen. — Mein lieber Sohn! mein theurer Sohn! — rief der Greis. Doch bald riß er ſich aus des Kindes Umarmung. — Verzeiht, Laird von Mull! — ſagte er, ſich zu dieſem wendend, — daß das Vaterherz mich vergeſſen ließ, Euch zu empfangen, wie es ſich gebührt. Auch Ihr, Mylady! verzeiht —

Malvina verneigte ſich, Lauchlan erwiederte kalt des Mac-Donald Gruß. — Seyd mir auf Isla willkommen, Mylady! ſagte jetzt James, ſich dem

Fräulein nähernd. Erröthend antwortete Malvina einige Worte, während deſſen Archibald bald den Bruder umarmte, bald in des Vaters Armen lag. Mac-Lean ſah dieſem rührenden Schauſpiele mit finſterem Ernſte zu.

Mac-Donald bemerkte ſeinen Unmuth. — Mein werther Laird! — ſagte er mit traulichem Tone — Seit Jahren ſind wir Feinde. Wir erbten unſern Zwiſt und haben ihn durch Blut und Tod bis hierher fortgeſponnen. Die Rache hat uns und unſern Clans gar tiefe Wunden geſchlagen, und mancherlei Geſchick hat uns gelehrt, daß das Glück wandelbar iſt, und Friede und Freundſchaft wohl eines Handſchlags werth ſind, den ich Euch hiermit freundlich biete. Heute ſeyd ihr überdieß mein Gaſtfreund, als ſolcher reich' ich Euch zur herzlichen Verſöhnung meine Rechte.

Er bot ihm die Hand; Mac-Lean ſchien es nicht zu bemerken.

Dank' Euch, Mac-Donald! — ſagte er finſter — Ich ehre Euern Wunſch, das Vergangene in Vergeſſenheit zu begraben. — Doch — fuhr er heftig auf, und ſein Auge rollte wild, — doch ſtehen die Todten nicht mehr auf, und was die zügelloſe Rache in ihren Schooß hinabgeriſſen, das verſchließen die Gräber auf ewig! Meine Söhne ſchlafen den ewigen Schlaf.

Armer Vater! rief Angus tief bewegt.

Doch dieſer Ton des Mitleids reizte Mac-Lean nur noch mehr. — Arm?! — rief er aus — Ihr wähnt mich wohl kinderlos? Seht dieſe Blüthe! — und mit Stolz zeigte er auf Malvina — ſeht dieſe Roſe, ſie prangt in friſcher Gluth! und hier, — ſagte er höhniſch, indem er Archibald an ſich zog, — hier habe ich mir einen Sohn erworben! — James Rechte zuckte bei dieſem Worte, doch Angus Auge bat; der Jüngling ſchwieg.

Kommt, werther Laird! — ſagte der Greis mit Bedacht, das Ungewitter zu brechen, und ſchien die Worte Mac-Leans nicht bemerkt zu haben. — Kommt, ich begleite Euch in das Zimmer, das ich für Euch bereitet habe, macht's Euch bequem; Du, Archibald, folge uns!

Lauchlan beſann ſich einen Augenblick, warf noch einen bedeutſamen Blick auf Malvina, und folgte Mac-Donald.

4.

Schweigend ſtanden jetzt James und Malvina ſich gegenüber. Die Lady hatte bei ihres Vaters Worten gezittert. Sie wagte jetzt kaum den Jüngling anzublicken, der von gerechtem Zorne faſt noch verſchönert jetzt vor ihr ſtand. Endlich nahte er ſich ihr.

Mylady! — begann er — Längſt iſt mir die Kunde geworden, wie liebevoll Ihr meinen Bruder behandelt, wie ſorgſam Ihr dieſen Knaben pflegt. Nehmt meinen innigen, meinen herzlichen Dank! Ihr wißt: ein Mac-Donald ſtimmt ſelten in das Lob der Mac-Lean; aber Ihr, Mylady, ſeyd bei unſerm ganzen Clane hoch geehrt!

Ihr wollt mich beſchämen, Mac-Donald! — erwiederte Malvina erröthend — Der Frauen zarte Pflicht iſt, ſorgſam pflegen, was der Pflege bedarf. Unglücklich, wen die Nothwendigkeit aus dieſem ſchönen Kreiſe trieb! Wo Ihr nur Blut verſpritzt, da ſollen wir Tropfen Balſam träufeln, wo Ihr Wunden ſchlagt, ſollen wir heilen. Darum that ich nur meine Pflicht, und gern habe ich vergeſſen, daß der Knabe Archibald ein Mac-Donald iſt!

O laßt die feindliche Erinnerung! — bat James — Der Friede hat uns verſöhnt, und das einſt ſo wild entflammte Herz ſehnt ſich jetzt nach Eurem ſtillen Eilande!

Kennt Ihr ein Herz auf Sky, das ſehnſuchtvoll nach Mulls Geſtaden ſchlägt? fragte Malvina, ſich vergeſſend.

Hier ſchlägt es! rief Mac-Donald, die Hand auf ſein Herz legend.

Das Eure, Mac-Donald?

Mylady, ja! Warum ſollt' ich Euch mein Herz nicht öffnen; Ihr ſeht ſo freundlich theilnehmend auf mich, warum ſollt' ich nicht mein Herz Euch öffnen? — Auf Mull! — rief er, und ſein Auge ſtrahlte glühend, — auf Mull blüht für mich eine Blume —

Und dieſe Blume iſt? unterbrach ihn Malvina ſchnell.

Die lieblichſte der Jungfrauen, die mein Auge je geſehen! — rief der Entzückte — Schlank wie die Tanne des Ben Lomonds. Ihr Auge klar wie Himmelsſterne, die Wangen roſig, gleich dem friſchen Schnee im Schimmer der Morgenröthe. Ihr

Mund — doch warum ſie Euch nur beſchreiben, Mylady! warum ſie nicht nennen —

Nennt ſie nicht! unterbrach ihn die Jungfrau bebend.

Weßhalb nicht? fragte James verwundert; doch ehe Malvina antworten konnte, trat Angus Mac-Donald und Mac-Lean mit Archibald wieder ein. Malvina, die hocherröthend in ein Bogenfenſter zurück getreten war, dankte dem Himmel und zürnte doch mit ihm, daß er eben jetzt die Väter kommen ließ, eben jetzt, wo das lang verſchloſſene Geſtändniß hervorbrechen wollte.

Komm, James! — ſagte im Hereintreten der alte Mac-Donald — Komm, mein Sohn! unſer Gaſt bedarf der Ruhe. — Er grüßte die Lady, James verbeugte ſich ſchweigend vor ihr, und noch an die Blume von Mac-Lean denkend, ruhte glühend ſein Auge auf der Jungfrau, doch faßte er ſich. Als er eben mit ſeinem Vater das Zimmer verlaſſen wollte, ſtürzte Archibald auf Angus zu und rief: Vater, nimm mich mit!

Angus ſchloß ihn in ſeine Arme. Mit Rührung betrachtete er das Kind, dann trat er auf

Mac-Lean zu. — Herr! — ſagte er — erlaubt dem Knaben mir zu folgen, morgen in aller Frühe übergebe ich ihn Euch wieder.

Lauchlan lächelte und ſchwieg.

Mein Ritterwort, morgen iſt der Knabe wieder in Euern Händen, nur heute gönnt ihm die Freude, im Arm ſeines Vaters zu ruhen!

Nein! ſagte Mac-Lean kalt.

Nicht?! — rief Angus ſchmerzvoll — Mac-Lean! reißt nicht das Kind von meinem Herzen!

Lernt, wie es ſchmerzt! — rief dieſer jetzt, trat wie ein Rachegeiſt in die Mitte des hochgewölbten Zimmers, faßte Archibalds Hand, und zog den Knaben nach ſich. — Lernt, wie es ſchmerzt, allein auf ödem Lager, im Traume den Sohn an das Vaterherz zu ſchließen, und beim Erwachen nur die Verzweiflung in der ſchmerzerfüllten Bruſt zu fühlen!

James fuhr auf, er faßte nach dem Schwerte. Malvina trat aus dem Fenſter hervor. — Ich fühle Euern Schmerz; ich dank' Euch, daß mein Kind Euch die Stelle der Verlorenen erſetzen ſoll, — ſagte Angus mit Ruhe — doch ehrt auch meinen Schmerz, reißt nicht in dem Vaterhauſe das Kind von des Vaters Bruſt. Nur heute gönnt mir den Knaben!

Alles ſchwieg, James ſuchte Faſſung zu gewinnen; Malvina ſah bald ihren Vater, bald James bittend an.

Wir ehren Gaſtrecht! — rief nun plötzlich der Jüngling — doch bei Gott, Mac-Lean von Mull! ehrt' ich nicht Eure grauen Haare, ehrt' ich nicht der Lady Gegenwart, ich vergäße, daß Ihr in meines Vaters Hauſe ſteht, und rächte blutig dieſen Schimpf!

Herr! — ſagte Malvina, und trat vor ihren Vater, der mit verſchränkten Armen und kaltem Trotz auf den Jüngling blickte. — Herr! es iſt **mein** Vater!

Laß ihn nur vollenden, Malvina! — rief Lauchlan — den Archibald entreißen ſie mir nicht, und ſollt' ich mit den Zähnen ihn feſt halten. Den Knaben geb' ich nicht! Jetzt iſt er mein! Der Vater hat, ſeit er mit dieſem Kinde Wucher trieb, ſein Recht an ihn verloren. Er hat dieß Pfand ſelbſt in meine Hand gelegt!

Das iſt Dein hartes Strafgericht, gerechter Gott! rief Angus, ſein Haupt in ſeine Hände bergend.

Klagt nicht, mein Vater! — ſagte James, und wurde immer heftiger, — klagt nicht! Der Tiger reißt das Menſchliche zu Boden, und würgt mit ſeinem blutigen Zahn ſelbſt das heilige Erbarmen. Ich werde ihn zähmen!

Gedenke ſchottiſchen Gaſtrechts, gedenke unſeres Wortes! unterbrach ihn Angus, und hoher Ernſt thronte auf ſeiner Stirn.

Dem Wort zu halten, — ſchrie der Jüngling auf — wäre Sünde! Seht, Vater! wenn Satan Euern äußern Sinn getäuſcht, und Ihr ihn für einen heiligen Engel gehalten, und in dieſem Wahn ihm Treue gelobt hättet, wolltet Ihr dem Teufel auch Wort halten?

Herr! — unterbrach Malvina dieſe zornige Rede — edel iſt es nicht, den, der allein ſteht, ſo zu höhnen!

Auch ich ſtehe allein! — erwiederte James, ſich zu Lauchlan wendend, — Mann gegen Mann laßt uns kämpfen! Falle ich, ſeyd eines ſichern Geleites gewiß!

Es ſey! rief Lauchlan, und zog das Schwert.

Der Jüngling gegen den Greis?! — rief Malvina, faßte Archibald, und ſetzte ihm den Dolch auf die Bruſt. — So wahr ich aus dem Stamme der Mac-Lean ſproſſe, — rief ſie aus, und ihr Geſicht glühte, — ſo wahr ſtoße ich den Dolch in des Knaben Bruſt, ſehe ich das Blut meines Vaters fließen!

Archibald ſchrie auf, James Arm ſchien gelähmt. Angus ſtürzte auf den Knaben. — Zurück! rief ihm Malvina entgegen.

Was zauderſt Du?! rief höhnend Mac-Lean dem ſtarr auf Malvina blickenden James zu, der von neuem ſein Schwert ſchwang. Malvina hob den Dolch. Archibald ſchrie von neuem auf.

Halt! donnerte mit gebietendem Tone Angus, und James Schwert ſank. Er trat zu Malvina und fragte dieſe mit bitterem, ſchneidendem Tone: Kann die ſanfte Hand der Jungfrau Dolche zucken, die Bruſt eines ſchutzloſen Knaben zu durchbohren? Kann Euer Herz ſo fühllos bei des Kindes Jammer ſeyn?

Malvina ließ den Dolch fallen und ſenkte den Blick.

Darf je die Liebe ein ſolches Herz beglücken, das ſich rauh gegen die Natur ſtemmt? — fuhr er fort — ſoll ich aufhören Euch zu achten?

Nehmt hin den Knaben, Vater! — rief Malvina, James unterbrechend, — nehmt ihn hin, ich kann nicht mehr!

Lauchlan faßte mit der Rechten, die noch das bloße Schwert hielt, den Knaben, mit der Linken ſein Hifthorn, trat an's offene Fenſter, und ſtieß drei Mal hinein. Die Berge gaben den gellenden Ton in hundertfachem Echo wieder.

Was ſoll das? fragte Angus.

Verrath! — rief James, und faßte heftig der Lady Hand. — Auch dieſe zarte Blüthe iſt mit giftigem Mehlthau befallen?! rief er Malvina zu, die vielleicht zum erſten Male bebend vor einem Manne ſtand.

Da tönte Waffengeklirr im Vorſaal; James, Angus ſtürzten hinaus. Malvina verhüllte ihr Geſicht, während das Gefecht draußen begann.

Was habt Ihr gethan? — rief ſie ihrem Vater entgegen — Vater, was habt Ihr gethan?!

Nach langem Kampfe, in dem ich unterlag, — rief Mac-Lean mit jauchzender Stimme, des jammernden Knaben nicht achtend, der ſich ängſtlich an Malvina ſchmiegte, — nach langem Kampfe tret' ich als Sieger auf den ſtolzen Nacken der

Mac-Donalde! Sie unterliegen! Meine Söhne ſind gerächt!

Da ſtürzte mit gezücktem Schwerte James in's Zimmer, die Krieger des Mac-Lean folgten ihm; er drang auf Mac-Lean ein. — Dich weih' ich — rief er —

Dem Tode! unterbrach ihn der Laird von Mull mit furchtbarer Stimme. Seine Krieger hatten den Jüngling entwaffnet. Angus und James Mac-Donald waren gefangen.

5.

Noch war es Nacht, durch ihr Dunkel blickte nicht der Mond, blickte kein freundlicher Stern. Kalt zog der Nordwind über das Schiff und ſchwellte die flatternden Segel, als Mac-Lean in einer Felsbucht an's Land ſtieg, und Harry befahl, mit den Gefangenen nach Caſtle Douart zu ſchiffen. Es war ein ſchauerlicher Ort, den er ſich zur Landung gewählt hatte. Ein hoher Fels ſtreckte ſeine kahlen Wände in das tobende Meer, ſpottete der Wellen, die ihren Schaum vergebens an ſeinen ſchroffen Klippen verſpritzten, und ſich immer höher und höher über einander dem Rieſen entgegen wälzten. Seevögel niſteten hier ungeſtört, und ruhten bei dem Rauſchen und Toben der Wellen von ihrem beſchwerlichen Fluge aus. Zwei alte Fichten beugten ſich über das Meer, kaum daß ihre gierigen Wurzeln, durch die Felſen ſich hindurch windend, ſie noch gegen die Stürme erhalten konnten; wie zwei Greiſe ſtanden ſie da, immer mehr und mehr ſich unter der Laſt der Jahre beugend. Kein Grashalm entfaltete ſich auf dem nackten Boden, der, wie ein Leichentuch, dem Tode, nicht dem Leben gebreitet zu ſeyn ſchien; kein flüchtiger Hirſch, kein munteres Reh nahte dieſem Orte, den die Bewohner des Eilandes den Druiden-Fels nannten, den Jeder vermied, und von welchem tauſend ſchreckliche Sagen durch Ueberlieferung und Geſänge von Geſchlecht zu Geſchlechte fortgepflanzt worden.

An der nördlichen Seite des Felſes war eine Höhle, geräumig und groß — es ſchien die Hand der Menſchen der Natur zu Hülfe gekommen zu ſeyn, ſo regelmäßig war ihr Inneres; eine kleine Pforte verſchloß den Eingang. Selbſt in dunkler

Nacht den Weg wohl erkennend, trat Lauchlan vor ſie und blieb ſinnend davor ſtehen.

Durchrieſelt es mich doch ſo ſchauerlich, ſo oft ich mich dieſer Schreckenshöhle nahe! -- rief er dumpf vor ſich hin — Seh' ich doch immer, tritt die Wahnſinnige aus ihr hervor, und ſieht mit ihrem Flammenauge ſtarr in das meine. Doch ſchweig, Gewiſſen! was vorüber iſt, hat längſt die Zeit verwiſcht, friſche es nicht auf! Kannſt du die vergangenen Freuden nicht zurückführen, ſo laß auch die vernarbten Wunden heilen!

Er klopfte mit dem Knopfe ſeines Schwertes an die Pforte.

Wer klopft?! rief eine laute Stimme von innen.

Der Laird! erwiederte Mac-Lean.

Was willſt Du von mir? fragte die nämliche Stimme.

Laß mich ein! — befahl der Laird — oder komm aus Deinem Neſte, ich muß mit Dir die Nacht verplaudern!

Wartet nur, Herr! — erwiederte die Stimme — Ich muß mich doch erſt ſchmücken, komme dann gleich!

Laß Deinen Schmuck! — ſagte Lauchlan unmuthig — heute iſt er unnütz, die Nacht iſt finſter wie das Grab!

Nach wenigen Augenblicken öffnete ſich die Pforte, und eine hohe majeſtätiſche Geſtalt trat aus der Höhle. Ein langes, graues Gewand, knapp anſchließend und unter der Bruſt mit einem breiten, goldenen Gürtel feſt gehalten, umgab einen ſchlanken Körper. In geordneten Flechten hing das geſcheitelte braune Haar herab. Das Geſicht, von der Fackel, die ihre Rechte trug, erleuchtet, zeigte noch, daß es einſt in ſeiner Jugendfriſche ſchön geweſen ſeyn mußte; das Auge leuchtete noch immer in friſcher Gluth. Das Alter beugte noch nicht den blendenden Nacken, nur war der Ausdruck ihres Geſichts wild und abſtoßend.

Was wollt Ihr, Mac-Lean? fragte ſie ernſt, und ſchritt langſam auf ihn zu.

Euch frohe Kunde bringen, Jutta! — ſagte der Laird — Die Mac-Donalde ſind gefangen!

Während des Friedens? fragte die ernſte Geſtalt.

Während des Friedens! — antwortete Lauchlan lachend — gleich viel, Alle ſind in meiner Gewalt, der Angus —

Auch James? fragte ihn, in die Rede fallend, das Weib.

Auch er! erwiederte der Laird.

Zu viel des Glückes auf einmal! — rief ſie kopfſchüttelnd — Doch, was wollt Ihr von mir?

Du ſollſt nach dem Laufe der Sterne ſehen, — ſagte Mac-Lean — und forſchen, was ſie mir gebieten, und was ich jetzt beginnen muß.

Im goldenen Lichte der Sterne ſoll ich leſen? — ſagte das Weib, und ihre Geſtalt hob ſich höher. — Sieh doch hinauf, Du ſtolzer Laird von Mull! ſiehſt Du der Sterne einen? — Dort iſt's ſo ſchwarz und finſter wie hier in Deiner Bruſt! — Sie legte die kalte Hand auf ſein Herz, und fuhr mit hohler Stimme fort: Der Mond hat ſeinen Schein in Nebelwolken, die Sterne haben ihre Strahlen in dunkle Dünſte gehüllt, ich kann Dir aus den Sternen nichts verkünden; ſie gingen Dir unter!

Jutta! — rief der Laird, und faßte zornig ihren Arm, — Du mußt!

Schwacher Menſch! — ſagte dieſe jetzt — den Geiſt zwingt kein Sterblicher! doch aus dem Fluge der Wolken, die der Sturmwind dort vorüber jagt, will ich Dir verkünden. Verweile hier, bis ich wiederkehre, in meiner Höhle muß ich im Geheimen den Geiſt befragen, ob ich darf! — Sie ging.

Thorheit iſt's und Gaukelpoſſe! — rief Mac-Lean — und doch zieht es mich hin zu ihr und ihren prophetiſchen Sprüchen! Wohl hatte ſie Recht, kein Stern leuchtet mir, hier in meinem Innern iſt es Nacht; darum ſuche ich auch Hülfe und Rath bei ihren finſtern Mächten.

Jutta trat jetzt wieder aus der Höhle. Im Glanze der flackernden Fackel ſtrahlte ihr Geſicht noch geiſterhafter als vorher. — Er hat es mir geboten! — rief ſie aus — Höre mich, Laird von Mull! höre auf die Worte des Geiſtes! — Sie trat an's Ufer, ſchüttelte hoch in der Luft die brennende Fackel, ſah ſtarr auf die fliegenden Wolken, und begann nun beim Sturmgeheul und dem Toben der brauſenden Wellen mit prophetiſcher Stimme: Ehe der Tag ſich von der Nacht geſchieden, ehe der Elfe ſeinen Reihentanz beſchließt, ehe der Berggeiſt ſtill ſich in die Grube ſenkt, die Morgenröthe aus dem Wellenbette ſich hebt und Douarts Thürme röthet, gieb die Mac-Donalde frei, der Geiſt befiehlt es Dir!

Sie ſchwieg und ſchwang drei Mal die flammende Fackel, daß die Funken wie tauſend Sterne im nächtlichen Dunkel flimmerten.

Die Freiheit?! — rief Mac-Lean — die Freiheit den Mac-Donalds?! Du arme Jutta! treibt der Geiſt Dich wieder zu tollen Dingen? er hat Dich wohl, ſeit ich Dich zuletzt ſah, noch nicht verlaſſen?

Die Geſtalt trat raſch auf ihn zu, ergriff mit Heftigkeit ſeine Hand, und leuchtete mit der Fackel in ſein düſteres Antlitz. — Ja, Mac-Lean! — rief ſie aus, und alle ihre Glieder bebten, ihr Geſicht verzog ſich krampfhaft. — In dieſer heuchleriſchen, falſchen Welt iſt er der Einzige, der mir getreu geblieben und mich nicht verlaſſen hat. Er ſchwebt zu mir, wenn ich herbei ihn rufe, durchdringt und führt mich, wohin es ihm mein Zauberwort gebietet!

Starr blickte ſie jetzt vor ſich hin, dann hob ſie den Blick forſchend gen Himmel, und ſagte mit prophetiſchem Tone: O höre mich, Laird von Mull! Der Geiſt haucht mir jetzt mit ſeinen Feuerreden der Zukunft verworrene, finſtere Deutung auf meine Lippen. O höre mich, Du ſtolzer, falſcher

Mac-Lean! der dieſem Herzen ſeiner Unſchuld ſtillen Frieden raubte, und es dem finſtern Geiſte und der Verzweiflung preis gab; höre jetzt die Stimme der verlaſſenen Jutta, höre ſie!

Sie trat dicht neben ihn und raunte ihm leiſe in's Ohr: Dein Töchterlein hat einen Freier. James der Mac-Donald iſt ihr Buhle. Gieb ihn frei, gieb ihm Deine Tochter, gieb ſie ihm bald, ſonſt ſtirbt Dein Kind, ein Opfer ihrer Liebe, und Du, nur Du biſt dann ihr Mörder!

Sie ſtürzte in die Höhle.

Ich wäre ihr Mörder, gäb' ich die Mac-Donalde nicht frei? thöriges Weib! — rief Mac-Lean — wonach ich ſeit ſo vielen blutigen Jahren gerungen habe, ſollt' ich jetzt leichtſinnig Deinen räthſelhaften Worten opfern? Nein! ſo ſtark iſt noch mein Glaube nicht an Deinen Geiſt, dieſe Thorheit zu begehen! Ich folge jetzt dem meinen! — Er verließ die Höhle; des Weges wohl kundig, ſchritt er durch die Nacht Caſtle Douart zu.

6.

Der Morgen dämmerte ſchon, als er dort anlangte. Noch lag Alles im ruhigen Schlafe. Der Pförtner, des Herrn Stimme vernehmend, öffnete das Thor, die Zugbrücke raſſelte nieder, und wie im Triumphe trat Mac-Lean in den weiten Hof ſeiner Burg, wo ſein erſter Blick den hohen Thurm traf, worin ſeine Feinde ſchmachteten. Hoch klopfte ſein Herz, er freute ſich der gelungenen Liſt. Als er den Aufenthalt der Mac-Donalde auf Isla erfahren, hatte er dieſen Augenblick gewählt, Beſitz von dem Theile der Inſel zu nehmen, den ihm die Mac-Donalde abtreten mußten. Kein Haus war auf der Inſel, in welchem er mit den Seinen hätte wohnen können. Er kannte die Gaſtfreiheit des alten Angus, und hoffte, daß ihn dieſer zu ſich laden würde. Deshalb nahm er auch Archibald mit ſich. Nicht aus Mitleid, nicht aus Theilnahme führte er das Kind dem Vater zu, dieſer Anblick ſollte das Gemüth ſeines alten Feindes tief erſchüttern, ſein Stolz ſollte gekränkt, und Angus Mac-Donald gereizt werden, das Gaſtrecht zu verletzen und den Knaben ihm mit Gewalt zu entreißen. Malvina begleitete ihn wider ſeinen Willen, ſie war ihm zu ſeinem Vorhaben mehr läſtig als behülflich, denn er fürchtete ihren edlen Sinn; doch ihren Bitten konnte er nicht ausweichen, und ſie war Zeuge ſeines ſchändlichen Verraths.

Krieger ſeines Clans waren ihm auf einem Schiffe gefolgt; ſie landeten in der Dämmerung, und ſchlichen ſich unbemerkt an Mac-Donalds Wohnung, die, ein einzelnes Jagdhaus ohne alle Vertheidigung, in einem abgelegenen Thale unfern des Meeres lag. Alles gelang. James Heftigkeit führte den erwünſchten Augenblick herbei, und ſeine Uebereilung, die ihn dem Waffengetöſe entgegen trieb, ließ ihn das einzige Rettungmittel, ſich der Perſon Lauchlans zu bemächtigen, und ſo die Freiheit ſich und ſeinem Vater zu erhalten, vergeſſen. Ueberwältigt büßte er ſeine Unvorſichtigkeit im Kerker.

Auf dem Gipfel ſeines Glücks, das ganze Geſchlecht des Häuptlings von Sky in ſeiner Gewalt, beſchloß der rauhe, unverſöhnliche Mann ihren Tod. Selbſt der junge Archibald, den er ſogar lieb gewonnen hatte, ſollte bluten. Sein Vertrauter, Harry, wurde gerufen, und ihm der

Plan mitgetheilt; doch ſelbſt dieſer rieth von dem teufliſchen Verfahren ab, und ſuchte ihm bemerklich zu machen, daß der kühne William Mac-Donald, der nächſte Verwandte des Häuptlings, ſich dann an die Spitze des Clans ſtellen, ſeines Lairds Blut gewiß rächen, und dann die Fehde noch grimmiger beginnen würde. Auch der König, der überdieß den ſteten, wilden Kämpfen des Clans abhold ſey, wäre zu fürchten. Aber nichts konnte Lauchlan bewegen; die Geiſter ſeiner auf Sky erſchlagenen Söhne ſchrien um Rache, Opfer ſollten ihnen bluten, und welche konnten würdiger ſeyn, als der Laird von Sky und ſeine beiden Söhne?

Was durfte man auch anderes von einem Manne erwarten, dem die blutige Fehde, die wilde Jagd, das ſtürmiſche Meer, das ihn umgab, alle ſanftern Gefühle aus der rauhen Bruſt verſcheucht hatten, und in welcher die Natur nur eine ſanfte Saite übrig gelaſſen hatte; ſie tönte: Malvina! Innig liebte er, hoch achtete er das Mädchen, für ſie allein noch hatte das Leben Reiz für ihn, ihre Stimme allein vermochte ſeinen wilden Zorn zu bändigen, ihren Wünſchen ſetzte er ſich nicht immer ſtarr entgegen; ihr vertraute er ſeine geheimſten Gedanken. Lange kämpfte er jetzt mit ſich, ob er ihr auch ſeinen Entſchluß in Beziehung auf die Mac-Donalde entdecken ſollte, doch endlich ließ er Malvina zu ſich rufen.

In qualvoller Unruhe hatte dieſe Everralinen die Begebenheiten des vergangenen Abends erzählt. Beide tadelten das Betragen Mac-Leans, beide jammerten die Gefangenen. In Malvina's Bruſt ſchien ſogar eine Hoffnung aufzuglimmen, daß dieſer Vorfall die Ungewißheit ihres Herzens löſen, und ſie ſchneller an der Wünſche Ziel führen könnte. Doch kannte ſie das jähzornige Gemüth ihres Vaters zu gut, der faſt den ganzen Morgen ſich mit Harry, dem Caſtellane, in ſein Gemach eingeſchloſſen hatte. Sie freute ſich daher, als der Diener ſie zu dem Vater beſchied.

Malvina! — hub dieſer an, und auf ſeinem Antlitze war die innere Zufriedenheit mit ſich und ſeinem Schickſale deutlich zu leſen, — Du haſt mit mir den Schmerz getheilt, wenn wir der Uebermacht der Mac-Donalde trotz unſers Muthes unterlagen, Du haſt muthig, wie ein Heldenjüngling, an meiner Seite gegen unſere Feinde, gegen unſer Schickſal gekämpft. Darum freue Dich auch jetzt mit mir, da wir am Ziele unſerer Wünſche ſtehen!

Der Stamm der Mac-Lean trotzt entblättert nur dem Sturme, — fuhr er düſter fort, und ſchon war der Sonnenblick getrübt. — Du allein — Du, eine Jungfrau, bleibſt übrig, wenn ich zu meinen Vätern heimgehe. Du bleibſt zwar muthvoll, doch allein Deinen Feinden gegenüber. Aus jeder Knospe, die ſich Dir entfaltet, entblüht nicht der edle Name der Mac-Lean, mit mir ſenkt ſich mein Banner in's Grab! Aber auch ſie ſollen nicht blühen, die ſtolzen Herren von Sky. Auch auf ihre Gräber mögen ſie die Fahne mit den drei weißen Falken ſenken, die ich ſo oft mich höhnend flattern ſah, ſie in die Gruft tragen und ihr nachrufen: Sie war! und iſt nicht mehr! — Die Mac-Donalds müſſen ſterben!

Vater! — rief Malvina ſchaudernd — Vater, keine blutige That!

Zagſt Du jetzt?! — rief Lauchlan zornig — Du, die ſonſt das Kampfſchwert ſich muthig umgürtete, den Schild ergriff, und mir den Abſchiedkuß auf meine Lippen drückte, zagſt Du jetzt, die frohlockend an der Spitze der Unſern in den Kampf zog?!

Iſt denn noch nicht genug Blut gefloſſen, Vater? ſagte die Lady.

Noch floß nur gemeines Blut Deinen Brüdern zum Opfer! — rief der Greis — Das Haupt des Stammes muß fallen, dann erſt ſind meine Söhne gerächt!

Mein Vater! — rief Malvina, und trat mit edlem Stolze vor ihn. — Das Blut des Feindes, im ritterlichen Kampfe vergoſſen, rinnt ſchnell herab vom Panzer, und läßt nicht einen dunkeln Fleck zurück; das Blut aber, das heimtückiſch eines Mörders Dolch vergoß, das roſtet auf dem Schilde, verdunkelt des alten Wappens goldene, helle Farben, und nie werden dieſe Flecken rein gewaſchen! Zum Kampfe hat Euch der Tochter Muth begleitet, zum Morde entflieht ſie ſchaudernd Eurer Bruſt. Mordet nicht die Mac-Donalde; die Unſchuld findet ſelbſt im Himmel ihren Rächer! Alt und ſchwach iſt Angus. Gönnt ihm die Spanne Zeit, die er noch thatenlos zu leben hat! Was that Euch der zarte Knabe Archibald, der ſo oft mit Euern greiſen Locken ſpielte, und unwiſſend, was Ihr ihm ſeyd, Euch oft und innig ſeinen Vater nannte? Was that Euch James? ſagte ſie erröthend.

Er ſteht in ſeiner vollen Jugendkraft! — rief Mac-Lean, und ſein Auge glühte. — Wenn ich im Grabe ruhe, tritt er mit Jugendtrotze auf meine Gruft; wenn mein Stamm mit mir verwelkt, verdorrt, prangt er in üppiger Fülle. Nein, er falle!

Er ging nach der Thür und rief den Caſtellan. — Vater! — bat Malvina — iſt Euch Eurer Tochter Leben lieb, ſo ſchickt Harry wieder fort. Ich kenne dieſen Vollführer mancher blutigen That!

Doch Harry trat ein, Lauchlan ging ihm entgegen. — Vater! — rief noch einmal Malvina, aber jetzt mit kalter Ruhe. — Ihr kennt meine Entſchloſſenheit; iſt Euch mein Leben theuer, ſo ſchickt ihn zurück!

Schweigend finſter vor ſich blickend, ſtanden Vater und Tochter jetzt ſich gegenüber. Endlich brach Lauchlan das Schweigen und winkte Harry, ſich zu entfernen.

Biſt Du eine Mac-Lean, biſt Du meine Tochter?! rief er erbittert.

Das bin ich, Vater! und werde es Euch zeigen, daß ich es immer bin! — ſagte ſie ſtolz — Nur eine Mac-Lean konnte ſo lange die Liebe in ihrem Buſen verſchließen, nur der Stolz unſers edlen Geſchlechts vermochte den Sieg über das Herz zu erreichen. Ich liebe!

Du?! rief der erſtaunte Vater.

Ja, Vater! ich liebe den James Mac-Donald!

Jutta! Jutta! — murmelte der Alte, und ſah ſtarr vor ſich hin. — So hat der Flug der Wolken Dich nicht betrogen, meine Tochter liebt den James!

Vater! — rief Malvina, und unterbrach die eingetretene Stille, — entſcheidet! Dieſer Augenblick beſtimme mein Schickſal. Ich bin auf Alles gefaßt!

Entſage Deiner Liebe, Unglückskind! Malvina Mac-Lean darf den Mac-Donald nicht lieben, er vermählt ſich nur dem Tode! ſagte der Vater.

Auch ich! rief die Lady, wendete ſich, und ſchritt nach der Thüre.

Malvina! rief der Vater ihr nach. Sie nahte ſich ihm, er betrachtete ſie mit Rührung lange und ſchweigend, dann ſagte er mit weicherem Tone: Malvina! das Schickſal nahm mir Alles, Weib und Söhne, den Frohſinn und das jugendliche Glück. Was mir das Leben freundlich ſchmückte, Alles welkte hin, Legionen Rachegeiſter blieben mir, und nur ein Engel, der mich noch an dieſes Leben kettet, mich manchmal ſühnend an den Buſen drückt. Du biſt der Engel, der auch jetzt vor mir die Flügel breitet und mich vor meinem böſen Geiſte ſchützt. Nun, es ſey! die Mac-Donalde mögen Dir ihr Leben danken; geh' und reiche James Freiheit, Herz und Hand!

Malvina ſank an des Vaters Bruſt. — Dank Euch! — rief ſie — Dank Euch, Vater! Ihr gebt mir jetzt das Leben zum zweiten Male!

Es wird mir ſchwer, Deinen Wunſch zu erfüllen, — ſagte Lauchlan — darum, Malvina, eile, daß nicht der finſtere Geiſt wieder in mich zurückkehrt, eile zu ihm! — Aber — ſetzte er finſter hinzu — nur am Altare an Deiner Seite leuchtet ihm der Strahl des Lebens; denn könnt' er Dich verſchmähen, dann tauſendfachen Tod!

Er ließ Malvina in tiefes Sinnen verſunken allein.

7.

Obgleich Arthur Mac-Allan bei ſeiner letzten Zuſammenkunft Everralinen auf mehre Tage ein Lebewohl geſagt hatte, konnte ſie doch der ſchmeichelnden Hoffnung nicht widerſtehen, ihn in der Bucht am Felſenriff auch heute zu finden. Sie ging, als Malvina zu ihrem Vater gerufen wurde, hinab, und ſetzte ſich auf den Stein, auf dem ſie ſchon oft in der Dämmerung des Geliebten geharrt hatte. Aber auf dem weiten Meerſpiegel leuchtete kein flatterndes Segel, ſchwankte auch in der weiteſten Entfernung kein dunkles Schiff. Die Sonne ſank, die Hoffnung mit ihr; ſie erhob ſich ſeufzend, zum Schloſſe zurück zu kehren, da trat Jutta um die Ecke des Felſes, ſagte der Erſchrockenen freundlich einen guten Abend, zog ſie zurück auf den Stein, und ſetzte ſich neben ſie.

Schon ſeit Everraline's früheſter Kindheit hing Jutta mit beſonderer Liebe an dem Mädchen. Sie liebte ſie eben ſo innig, als ſie Malvina, die Tochter des Lairds, haßte; das zeigte ſich bei jeder Gelegenheit, wo ſie die Lady traf. Aber dieſer Haß war auch gegenſeitig, mit Verachtung blickte Malvina auf die Norne herab, und verſpottete die Zauberſprüche der unglücklichen Jutta.

In ihrer Jugend war dieſe das ſchönſte Mädchen auf Mull geweſen, von Allen geliebt, geſchätzt, ſtill, beſcheiden und in ſich verſchloſſen. Plötzlich verſchwand ſie aus der Hütte ihres Vaters, aus dem Kreiſe ihrer Geſpielen, nur als ſie nach Jahren in ihre Heimath zurückkehrte, hatte der Barde William, Everraline's Vater, die unterdeß Verwaiſ'te freudig aufgenommen. Doch nicht lange war ſie dort ſtill und unbemerkt geblieben, nach einigen Jahren zog ſie in die Höhle am Meere. Still, einſam hatte ſie auch anfangs dort von dem gelebt, was ihr die Bekannten und Freunde gereicht; hatte ſelbſt, noch immer ſchön, manchen wackern Bewerber zurückgewieſen, endlich aber war der Geiſt der Wahrſagung über ſie gekommen, und da ſie noch überdieß keinen unbedeutenden Einfluß auf den ſtrengen Laird hatte, den ſie immer zum Guten und zur Hülfe Unglücklicher benutzte, ſtand Frau Jutta, wie man ſie jetzt nannte, auf der Inſel in großem Anſehen, und ihre Perſon wurde von den abergläubiſchen Bewohnern, nach dem Wahne damaliger Zeit, für heilig gehalten.

Der Laird vertraute ihrem Verſtande wohl mehr als ihrer Wahrſagekunſt; doch nicht frei von den Schwächen ſeiner Zeit, und mit einem ewig zerriſſenen Gemüthe ſchritt er zu keiner wichtigen Handlung, ohne vorher Jutta befragt zu haben, die, ganz verſchieden von den übrigen Nornen des nördlichen Schottlands, ſtill und ruhig, ohne ſich unter das Volk zu miſchen, in ihrer Höhle lebte, und ſelbſt in ihrer kleinen Wohnung unterſchied ſie ſich durch Ordnung und Reinlichkeit von den andern Frauen dieſer Art.

Everraline ergriff bei ihrem Anblicke jedes Mal ein ſonderbares Grauſen. Sie fühlte ſich zu der Unglücklichen hingezogen, die oft, auf ihren Knien liegend, mit Inbrunſt zu Gott betete, bald mit deutungloſen Worten Geiſter zu ihrem Dienſte aufrief, und gräuliche Geſtalten mit ihrem Stabe in den Sand zeichnete. Sie drückte dann das Mädchen krampfhaft an ihr ſtürmiſch klopfendes Herz, ihre Lippen bebten, und es ſchien, als ob ein Geheimniß ſie drücke, das ſo gern der Mund verrathen hätte, das aber das Herz verſchloſſen hielt.

Heute aber war Jutta nicht ſtürmiſch. Sie war wider ihre Gewohnheit auf Caſtle Douart geweſen, wohin ſie ihr Weg nur ſelten führte, obgleich die Burg und alle Gemächer ihr dort offen ſtanden. Sie faßte Everraline's Hand, und ſagte mit freundlichem Tone: Liebes Kind! heute harreſt Du vergebens! — Das Mädchen erröthete. — Wen Du erwarteſt, der kommt nicht! Arthur Mac-Allan durchſchneidet mit ſeinem raſchen Schiffe jetzt nicht die Wogen. Kehre mit Gott nach dem Schloſſe zurück, dort bedarf man Deiner! Was die Lady von Dir verlangt, thu! Sey treu Deiner Liebe und meines Schutzes gewiß!

Sie drückte einen leiſen Kuß auf die Stirn der Erſtaunten, ſchritt um den Fels und verſchwand.

Langſam, und über die Worte Jutta's nachdenkend, ging Everraline den Fels hinauf, als ihr an einem Ruheplätzchen, welches eine duftende Linde beſchattete, Malvina entgegen eilte.

Gut, daß Du kommſt! — rief die Lady — der Liebe Schutzgeiſt führte Dich zu mir — o geh' für mich!

Wohin? fragte Everraline erſtaunt.

Zu ihm, zu James Mac-Donald! — fuhr Malvina leidenſchaftlich fort — Mit meiner Hand erkauft er ſich Freiheit, Leben, Liebe!

Der Glückliche! — ſagte Everraline — Drei ſchöne Himmelsgaben reicht ihm das Schickſal aus Eurer Hand.

Doch wenn er mich nicht liebte, wenn ich mich täuſchte, — unterbrach ſie Malvina — wenn er mich zurückſtieße — dann!

Dann?

Wählt er den Tod!

Everraline lächelte. — Wie könnt Ihr zagen, Malvina? Ich ſah den Mann noch nicht, der unverwundet in Eurer blauen Augen Glanz geſchaut, der nicht den holden Sternen gehuldigt hätte!

Malvina ſchien nicht auf ſie zu hören. Ihr Blick war finſter am Boden geheftet, ſie ſchien in Erinnerung verſunken; endlich hob ſie das Auge, es zeigte, daß ſie über etwas nachdachte. — Auf Stirling, — ſagte ſie nun leiſe vor ſich — da ſchien er nur mir zu leben, ſein Auge ruhte ſehnend nur auf mir, ſeine Hand zitterte in der meinen, auf ſeinen Lippen ſah ich das Geſtändniß ſeiner Liebe ſchweben, und ich Unglückliche waffnete mein Herz mit ſtolzer Kälte, ich hielt ihn ab, ich nahm ihm den Muth, ich Thörin! ſchon damals hätte die Liebe die blutige Fehde beendet, und

Alles hätte ſich freundlich geordnet. Auf Isla, — fuhr ſie nach einem kurzen Schweigen fort — wie glühend war ſein Blick, als er mir ſagte, daß auf Mull für ihn die Roſe ſeines Lebens erblühe — und dieſe Roſe, wer kann ſie ſeyn als ich? Und wäre ich's nicht! — rief ſie ſchmerzvoll, doch ſchnell ermannte ſie ſich. — Everraline! — ſagte ſie zu dem Mädchen, die ſtaunend ſie betrachtet hatte. — Geh' Du zu ihm, und mit des Weibes Liſt, mit der Freundin ſcharfem Blicke dring' in ſeines Herzens Tiefe ein, forſch' ihn aus, wer jene Roſe von Mull ſey, die ihn bezaubert. Sag' ihm, doch ſag' ihm nichts, verrathe nicht Malvina's ſchwaches Herz. In Deine Hand leg' ich mein Schickſal, meine Ehre!

Noch immer ſtand Everraline erſtaunt. — Ich ſoll zu James, ich, ein ſchüchternes Mädchen, ſoll mit dieſem Auftrage hin zu Mac-Donald?! rief ſie aus.

So geh' als Knabe verkleidet zu ihm, — unterbrach ſie Malvina ſchnell — geh! in dieſes Gewand gehüllt, gebe die Liebe Dir Muth, und verbanne die Furcht! Du zauderſt noch, wenn die Schweſter Dich bittet?

Biſt Du nur glücklich, Malvina, dann bin ich es auch! — rief Everraline, Jutta's Worte gedenkend, und umarmte ſie. — Lebt wohl! der Liebe Schutzgeiſt begleite mich zu ſeinem Kerker!

Sie trennten ſich.

8.

Die Mac-Donalde ſaßen indeſſen in ihrer Haft und labten ſich an dem einzigen Troſte, der ihnen noch blieb, an dem Troſte, daß Mac-Lean ſie nicht getrennt hatte, daß ſie ihr Unglück vereint tragen konnten. Angus ſah des Hauſes Fall voraus, und durchſchaute leicht die Abſicht ſeines alten Feindes. Mit Einem Schlage den Baum mit all' ſeinen Zweigen zu fällen, das war der Zweck von Mac-Leans hinterliſtiger That. Standhafter war James, er hoffte auf William Mac-Donald, ſeinen Verwandten, und auf ſeinen Clan, der gewiß Alles zu ſeiner Rettung aufbieten würde.

Wenn es nicht zu ſpät iſt! — ſeufzte Angus — dem Mac-Lean iſt jede Waffe recht.

Mac-Lean iſt gut! — tröſtete der Knabe Archibald — Malvina liebt mich und auch Dich, mein Bruder! — James Wangen erglühten — ſie werden uns nicht morden!

Ach! — ſeufzte Angus — mir kann der Tod nur wenig Stunden rauben, mein müder Fuß ſteht an des Lebens Markſtein. Doch daß ich Euch in Eurer Jugendfriſche verwelken ſehe, iſt furchtbar! — Er ſchloß die Söhne an ſein Herz, und den Blick nach oben gerichtet, füllte ſich ſein Auge mit Thränen.

Da raſſelten die Riegel, die Thür des Kerkers öffnete ſich, und bei dem matten Scheine der ärmlichen Lampe ſahen ſie Harry, den Caſtellan, herein treten.

Angus, den Mann und ſeinen finſtern Sinn kennend, ſchreckte zuſammen; Archibald lief freundlich auf ihn zu, und führte ihn dem Vater entgegen.

Laird von Sky! — hub Harry an, ſich ehrfurchtvoll verneigend, — mein Herr hat mir befohlen, Euch zu trennen; doch nicht Euch zu kränken, nicht aus Feindſchaft gab er den Befehl, es iſt nur für wenige Stunden, dann ſeyd Ihr wieder mit den Euern vereint. Ihr, Archibald, könnt Eurem Vater folgen. Kommt, mein edler Herr!

Der Vater ſank in James Arme. — Hier oder dort! rief dieſer.

Angus und Archibald folgten Harry.

James blieb allein. Er ſah dieſe Trennung als Trennung auf ewig an. Muthvoll nahm er Abſchied von der ſchönen Welt, nur eines that ihm weh, da die Vergangenheit ſich vor ihm ausbreitete. Malvina ſah er, wie ſie auf Stirling gleich einer Königin durch den Saal ſchritt, er fühlte ihre Hand in der ſeinen, ſo mancher Blick ihres Feuerauges ſtrahlte ihm wieder; ein unwillkürlicher Seufzer entfuhr ihm, er bebte zuſammen. — Ich verdiene mein Schickſal! Sie liebte mich, und ich habe ſie getäuſcht! rief er aus, ſetzte ſich auf den niedern Schemel, und ſtützte das ſorgenſchwere Haupt mit ſeiner Rechten.

Der Kerkermeiſter öffnete die Thür, er hörte es nicht. Ein Knabe trat herein, er ſah ihn nicht. In tiefe Schwermuth verſunken rechtete er mit ſich und ſeinem Herzen.

Der Jüngling trat ihm näher und verhüllte, ſo viel es ſich thun ließ, das Geſicht in ſeinen Plaid.

Mein werther Herr! — ſagte er leiſe und mit verſtellter Stimme. — James hörte ihn nicht. — Mein werther Laird! — hob er noch einmal an, und trat dicht hinter Mac-Donald, — o hört!

James fuhr auf und fragte finſter vor ſich hinſtarrend: Wer naht?

Mich ſchickt der Laird von Mull! antwortete Everraline, die in der Kleidung eines Jünglings zagend hinter ihm ſtand.

Ich folge Euch! rief James, nahm ſeinen Plaid, der auf dem Seſſel hing, warf ihn um, und ſah flüchtig nach Everraline, die zagend nicht aufzublicken wagte.

Hat denn Lauchlan nur Knaben zum Morden? ſagte er, verächtlich auf die bebende Jungfrau blickend.

Nicht zum Morden komm' ich, Herr! ein Friedensbote bin ich! erwiederte ſie gefaßt.

Ein Friedensbote?! rief James, und wandte ſich ſchnell. Everraline ſtarrte ihn an. — Ha!

rief ſie plötzlich, und zitterte, als James auf ſie zutrat und mit rauhem Tone fragte: Wovor erſchrickſt Du, Knabe?

Everraline wich zurück und hüllte ſich noch tiefer in ihren Plaid. Mit dieſem Augenblicke trat das Schickſal grauſam ihr entgegen. In James Mac-Donald erblickte ſie Arthur Mac-Allan, ihren Geliebten.

Was willſt Du von mir, ſtummer Knabe?! — rief dieſer jetzt — rede, Deine Stimme zaubert mir ſüße Töne wieder, ich höre ſie gern!

O ſchweig, armes Herz! — ſagte das Mädchen leiſe vor ſich hin — ſchweig, es gilt ſein Leben!

Ich komme als Friedensbote, lieber Herr! — fuhr ſie mit verſtellter Stimme fort — von meinem Herrn zu Euch geſandt. Was Jahre lang der Haß trennte, ſoll ſich in Liebe vereinen; ſie erglühte für Euch in der Bruſt der lieblichſten der Jungfrauen von dem Clane der Lean, deshalb bietet Euch der Laird Friede und Freundſchaft, ihre Hand, ihr Herz, und wenn der Prieſter am Altare den Segen ſpricht, verwandelt ſich der alte Haß in Freundſchaft. — Wollt Ihr der Liebe folgen, die Euch winkt? — Sie trat bebend zurück, ihr Herz klopfte gewaltig. Sie fürchtete des Jünglings Antwort.

Die lieblichſte der Jungfrauen Eures Clans, ſagſt Du, ſey mir gewogen?! — rief dieſer, und ſein Auge glühte, — nenne, male ſie dem ahnenden Herzen!

Everraline ſeufzte. — Herr! — ſagte ſie nach langem Zaudern — woher nähm' ich die Farben, ſie Euch zu malen, woher die Worte, ſie Euch zu ſchildern? — Denkt Euch das Herrlichſte, was die Natur erſchuf, und Ihr habt ihr Bild!

Ich kenne ſie, — unterbrach James das Mädchen — ich kenne ſie! Eine nur iſt das Herrlichſte der Erde, und dieſe Eine iſt — Everraline Mac-Lean!

Nein, nein! — rief die Jungfrau, von Wonne durchglüht, von Schmerz zerriſſen, — ſie iſt es nicht! Es liebt Euch eine Andere!

Dann ſchweig — und geh! rief er unmuthig, und wendete ſich von ihr ab.

Everraline ſtand in ſeinem Anſchauen verſunken, ſie preßte die Hand auf ihr klopfendes Herz, es wollte den Buſen zerſprengen; auch ſie ſchwieg.

Sag' dem Lauchlan, — ſprach jetzt James, ſich ihr wieder nahend, — um ſolchen niedern Preis, der ſich mir ſelbſt anbietet, erkaufe ich mein Leben nicht. — Deine Botſchaft iſt wohl nun beendet? — fuhr er nach einer Pauſe fort, ſich von ihr wendend, — dann geh' mit Gott!

Mein lieber, theurer Herr! — erwiederte Everraline mit Innigkeit — bedenkt, der Tod, der bittere Tod ergreift vielleicht heute noch Euer Jugendleben!

Du fühlſt mein Schickſal, guter Knabe! — ſagte Mac-Donald gerührt — Ich danke Dir; ich gehe willig, freudig in den Tod!

Und laßt Ihr nichts zurück, nichts was Euch theuer wäre? — rief ſie mit gepreßter Stimme — nichts, was mit ſüßen Banden Euch an das Leben feſſelte? kein Weſen, das bei Eurem Tode ihn tauſendfach erlitte?!

Gerechter Gott! rief James, und bedeckte ſein Geſicht mit den Händen.

Um dieſes Herz, das Ihr mit Euch hinüber zieht, erhaltet Euch! ſagte ſie weinend, und ergriff zitternd ſeine Hand.

Nein, nein! — rief James mit hohem Muthe — was wäre mir ohne ſie das Leben? — der

Tod! — Nein, Everraline! nein! dir nur allein weih' ich mein Herz!

Da ſank ſie, vom Gefühle überwältigt, an ſeine Bruſt. — O mein Geliebter! — rief ſie — erkenne mich! Everraline ruht in Deinen Armen!

9.

Noch lagen ſie Arm in Arm, als die Thür raſſelte, und ſie, aufgeſchreckt, kaum ſo viel Zeit hatten, ſich zu ſammeln. Harry trat ein und mahnte Everraline, daß es Zeit ſey, ſich zu entfernen. Kein Lebewohl, kein Abſchiedkuß, nicht einmal ein Druck der Hand verſüßte die Trennung. Everraline ſtürzte fort über den Hof; zum Thore über die Brücke, den Felſen hinunter trieb ſie eine unausſprechliche Angſt. Unwillkürlich kam ſie zu dem Plätzchen an der ſtillen Felſenbucht.

Ihr Blick ſchweifte hier über das ruhige Meer. — Er naht nicht mehr über die helle, ſpiegelglatte Fläche! — rief ſie aus — Dort aber in jenem grauen Thurme, der ſo ernſt hinunter blickt auf die blauen Wellen, dort liegt er gefangen — Mac-

Allan! Mac-Allan! — rief ſie wehmüthig — warum haſt du mich getäuſcht?! — Vor James Mac-Donald hätte ſich dieſes argloſe Herz geſchützt, vor Arthur Mac-Allan öffnete es ſich ſorglos. Und Malvina! — hier ſtürzte ein Thränenſtrom aus ihren Augen — Sie, die ſo innig, ſo mild mich mit Schweſterliebe an ſich zog, ſie habe ich unglücklich gemacht!

Nein! nein! — rief ſie plötzlich aus, und ihr Auge ſah vertrauend in die letzten Strahlen der Abendſonne. — Ich will das Opfer ſeyn, will ihn retten, ſie beglücken! Liebt er mich wahr, wird er meinen Bitten nicht widerſtehen, er wird mich vergeſſen und ich —

An meinem Lebenshimmel — fuhr ſie traurig fort — ſtieg ein freundlich Meteor auf, in ſchönſter Pracht. Ich ſah ihm nach; die Sehnſucht lieh mir Flügel, ich ſchwebte auf, ſchon naht' ich ihm, da trat aus einem lichten Wolkenſaum ein ſchöner Jüngling mir entgegen, an ſeinen Buſen zog er mich hinauf, unter ſeines Herzens lauten Schlägen zuckt' ich — ich war zu glücklich, und mein Traum verſchwand.

Sie ſetzte ſich ſinnend auf den Stein unter dem Fels. Und ſollte ihr Herz brechen, ſo mußte ſie ihn doch retten und Malvina glücklich machen. Dieß war der feſte Vorſatz, der ſich in ihrem Innern gebildet hatte.

Da erblickte ſie in der Ferne die Lady nahen. Angſtvoll ſchlug ihr Herz, ihr Muth war dahin. Ihre Kniee wankten, als ſie ihr entgegen zu gehen aufſtand. Immer ſchneller nahte die Lady. Das ängſtliche Zögern Everraline's ließ keine erfreuliche Botſchaft ahnen.

Everraline! — rief ſie ihr zu — Ruf' mir das Schreckenswort entgegen. Er hat mich verworfen!

Schweigend und ernſt ſtand Everraline vor ihr.

Um aller Heiligen willen, Mädchen, ſprich! rief Malvina leidenſchaftlich.

Er liebt! ſtöhnte die Arme, und wagte nicht aufzublicken.

Er liebt?! — rief die Lady, und ihr ganzes Weſen veränderte ſich. Stolz, mit flammendem Blicke ſtand ſie vor Everraline und ſammelte Muth, ihrem Schickſale Hohn zu ſprechen. — Nenne mir die Unglückliche, die er liebt; nenne ſie mir, daß mein Dolch ſie durchbohren kann!

Da hob ſich langſam das Mädchen empor.

Freundlich wie das Opferlamm blickte ſie wehmuthvoll auf die Lady, und ſagte mit tief bewegter Stimme: Sie ſteht vor Dir!

Du?! rief Malvina Mac-Lean, und fuhr heftig zurück.

Ja, ich! — ſagte Everraline — Stoß den Dolch in meine Bruſt, Herrin! nur haſſe mich nicht. Vollende, was das Schickſal begonnen hat, dann ſterb' ich doch für ihn, dann ſterb' ich doch für Dich!

Mit ſtarrem Blicke ſah die Lady auf das Mädchen. Ihre Hand zuckte krampfhaft und griff nach dem Dolche, doch ſchnell fuhr ſie zurück.

Ich habe Dich geliebt, als wärſt Du meine Schweſter, — rief ſie jetzt mit weicher Stimme — Dir mein innerſtes Geheimniß geoffenbart, meines Lebens ganzes Glück vertrauenvoll in Deine Hände gelegt, wie konnteſt Du ſo grauſam mich betrügen, wie konnteſt Du ſo arg mich hintergehen?!

Nein, Malvina! — ſagte Everraline, und der Strahl der Unſchuld glänzte aus ihrem offenen blauen Auge, — ich habe Dich nicht betrogen, ich ward es ſelbſt! Arthur Mac-Allan — iſt James Mac-Donald. Erſt jetzt erkannt' ich ihn, und ſah mit Grauen, daß ich den Blick nach Deinem Himmel gewendet hatte.

Sinnend ſah Malvina vor ſich nieder.

Malvina! — ſagte jetzt die Jungfrau, ſich ihr nahend, — Du, die mit ſo viel Liebe mich zu ſich gehoben, der ich mich ſo dankbar verpflichtet fühle, Dir will ich nicht Deinen ſchönen Morgentraum zerſtören. Ich bin das Opfer, laß mich ſtill vergehen — nur zürne mir nicht!

Malvina Mac-Lean! — rief die Lady, und ihr Auge traf Everraline zornig, — Malvina Mac-Lean ſollte aus der Hand Everraline's den Gatten als eine Gabe empfangen?! Nein, Thörin! — rief ſie immer leidenſchaftlicher — ich verlange Dein Opfer nicht. Wer Malvina verwirft — der büße!

Da ſtürzte Everraline zu ihren Füßen und umklammerte ſie. — Herrin! — rief ſie in ihrer unausſprechlichen Angſt — bei Deiner Liebe beſchwör' ich Dich, rette den Geliebten, rett' ihn Dir!

Lauchlan Mac-Lean, welcher der Tochter in der Ferne gefolgt war, trat jetzt zu ihnen. Das Vorgegangene ahnend, ſah er höhniſch auf Beide. Everraline ſprang auf. — Du warſt bei James

Mac-Donald? — fragte er kalt — was beſchloß der Stolze? — Everraline ſchwieg. — Ich verſtehe Dein Schweigen. Er hat Dich verſchmäht, Malvina! Dieſe Schmach rächt nur der Tod!

Mein gnädiger Herr! — ſagte nun Everraline, zu welcher Muth und Beſonnenheit zurückgekehrt war, — nicht Lady Malvina Mac-Lean hat er verſchmäht, ich nannte ihm ihren Namen nicht, das ſchwör' ich Euch bei Gott und allen Heiligen! Erlaubt, daß ich noch einmal zu ihm gehe, und Malvina's Namen nennen darf, er wird dann gewiß nicht widerſtehen!

Erlaubt es nicht, mein Vater! — rief Malvina heftig — Laßt mir den Troſt, daß er mein ſchwaches Herz nicht kennt!

Mac-Lean dachte einige Augenblicke nach, dann ſagte er ſchnell zu Everraline: Geh', nenn' ihm meiner Tochter Namen!

Wag' es, Unglückliche! rief die Lady.

Meine Pflicht befiehlt, ich muß ihr folgen! erwiederte Everraline und ſtürzte fort.

10.

Du biſt verhöhnt, Malvina! — ſagte Lauchlan zu der Lady, die mit furchtbar ernſtem Blicke in die Wellen ſah. — Deinen Namen hat ſie ihm genannt, ſie täuſcht uns. Und täuſchte ſie uns nicht, erfährt er auch jetzt erſt, daß Du es biſt, die mit thöriger Liebe an ihm hängt, was ſchadet es? der Tod lehrt ſchweigen!

Auch Du ſchweigſt, — fuhr er nach einer Pauſe fort — als wären Deine Lippen geſchloſſen. Blick' auf! ſieh, wie Dein Dolch im Scheine der Abendröthe funkelt, er winkt Dir und mahnt Dich an Deine Pflicht! Sterben müſſen ſie!

Mich dürſtet nicht nach ſeinem Blute! ſagte die Lady düſter.

Biſt Du eine Mac-Lean?! — rief Lauchlan mit Stolz — und willſt der Zeit, und nicht der eigenen Hand die Rache übergeben?

In meinem Buſen, Vater! — unterbrach ſie ihn — erhebt ſich der Stolz, ſo wie in dem Eurigen. Zu ihm geſellt ſich noch der tiefe Schmerz verſchmähter Liebe und gekränkter Eitelkeit. Die

Hand greift nach dem Dolche, doch zum eigenen Herzen nur führt ihn die allgewaltige Liebe!

Sie hat Dich bethört, Dein edelſtes Gefühl entſchlummert! — ſagte Lauchlan — Erwache! Er hat Dich verſchmäht, weil Du eine Mac-Lean biſt!

Deshalb nicht, mein Vater! unterbrach ihn Malvina. Und nun erzählte ſie ihm, daß eine fremde Leidenſchaft ihn beherrſche, daß er Everraline liebe. Doch dieß beruhigte den Vater ſo wenig als es die Lady getröſtet hatte.

Der alte Lauchlan beſchloß den Tod der Mac-Donalds, doch je blutdürſtiger der Vater wurde, deſto verſöhnlicher ward der Tochter Herz. Den Gedanken, ihn ſterben zu ſehen, konnte ſie nicht faſſen; ihn in den Armen Everraline's zu ſehen, dieſen Gedanken konnte ſie nicht ertragen; und als Lauchlan jetzt den fürchterlichſten Schwur that, nur James Blut könne die Schmach ſühnen, da rief ſie mit furchtbarer Ruhe: Vater! rächt die Schmach, drückt Euern Dolch in jede Bruſt, nur ihn verſchont. Er bleibe mein! Sein Herz ſey mein für meine Liebe, oder für meinen Dolch! Für Eure Rache wählt ein anderes Opfer! Habt Ihr mich wohl verſtanden, Vater?! rief ſie mit Bedeutung und verließ ihn.

Ich verſtehe Dich! — murmelte der Vater — Dein Wille geſchehe! — Er folgte ihr nach Caſtle Douart. Dort verſchloß er ſich mit ſeinem treu ergebenen Harry; das Bubenſtück wurde beſchloſſen.

Die Mac-Donalde waren wieder in ihrem Gefängniſſe vereint; Archibald ſchlief in ſüßer Ruhe, Angus und James bereiteten ſich zum Tode, denn daß nach James Weigerung es nur blutig enden könnte, waren ſie gewiß.

Da hörten ſie Geräuſch an der Thür. — Hörſt Du, ſie kommen ſchon! rief der alte Mac-Donald und faltete die Hände; doch dießmal war es nicht der Engel des Todes, der ſich ihnen nahte, der Engel des Friedens, Everraline war es, welche Harry einließ. In des Geliebten Arme ſtürzend, rief ſie: Noch einmal mußt' ich Dich ſehen, noch einmal Dich an meinen Buſen drücken!

Ich nahe Dir als eine Sterbende! — fuhr ſie fort, als ſie ſich aus ſeiner Umarmung losgeriſſen, — verſage, mein Geliebter, mir die Erfüllung meiner letzten Bitte nicht. Verſprich es mir!

Als eine Sterbende? fragte James erſchrocken.

Als eine für Dich Geſtorbene! — erwiederte das Mädchen — Verſage mir die Erfüllung meiner Bitte nicht!

Steht es in meiner Macht, Geliebte, dann gern! erwiederte James.

Vergiß Everraline! — rief das Mädchen, zu ſeinen Füßen ſtürzend. — Nur ſo kannſt Du Dir das Leben, mir die Seligkeit retten! — Ich müßte Dir folgen. Darum rette Dich, rette mich!

Kannſt Du Unmögliches von mir fordern?! rief der Jüngling, ſie aufhebend.

Höre mich! — unterbrach ſie ihn — Die Jungfrau, die Dich liebt, die Dich aus dem Kerker zum Altare führen ſoll, iſt Malvina Mac-Lean.

Gerechter Gott! — rief James — Du gehſt ſtreng mit mir zu Gericht, — ich ahnete.

Du liebteſt ſie, James? ſagte Everraline, doch kein Vorwurf lag in dem Tone ihrer Stimme.

Ich liebte ſie nie! ich ehrte, ich achtete das ſtolze, heldenmüthige Mädchen, — antwortete Mac-Donald. — Der Wunſch nach Frieden ließ mich vielleicht der Lady zu freundlich, zu innig nahen, doch über meine Lippen kam nie ein trauliches Wort.

Ich weiß es, James! Es ſprach Dein Mund nie die ſüßen Worte zu ihr, die in der Bucht — Doch — denke nicht allein an Dich, denk' an Dein armes Mädchen, denk' an mich! Ich bin Malvina

hoch-

hochverpflichtet; ihr Fluch muß mich treffen. — Denk' an Deinen Vater, Deinen Bruder! Sie alle ſinken mit Dir in die Gruft, Du ziehſt uns alle mit Dir hinunter.

O, locke mich nicht, Zauberin, mit Deiner ſüßen Stimme, ich folg' ihr nicht, Du lockſt vergebens! rief James, und drückte ſie an ſich.

Angus legte ſeine Hände auf ihre Stirn. — Mein Segen weihe Euern Bund auch in dieſer ernſten Scheideſtunde, zum Leben oder zum Tode! ſagte er bewegt.

Noch einmal ſuchte Everraline den Geliebten zu bewegen. Er blieb feſt, und ſelbſt der Vater ſtimmte ihm bei. — Ehrlos — rief dieſer — würde mein Sohn an den Altar treten, wie ein feiger Sklave, der, um ſein Leben zu retten, einen Meineid ſchwört!

Nun dann, — ſagte das Mädchen mit Faſſung — ſo lebe wohl, mein Geliebter! bereite Dich zum Tode! Die Stunde naht, ich fürchte, ſie iſt nicht fern. Ich ſchmücke Dein Grab mit Blumen, und wenn ſie welken, verwelk' auch ich!

Innig, wie zum ewigen Lebewohl, umarmten ſie ſich. Doch als Everraline ſich aus ſeinen Armen riß, und ihn eben verlaſſen wollte, ſtand Jutta an der Thüre des Gefängniſſes, und trat mit langſam feſtem Schritt auf ſie zu.

Wenn der Hahnruf erſchallt, — rief ſie mit gebietendem Tone — im feuchten Thau zum Neſt der Kobold flieht, das Moorhuhn vor dem Morgenſtrahl ſich birgt, und aus dem Meer die Sonne ihre goldnen Strahlen hebt, dann komm zu mir an Trenmors Klippe, dort erwartet die Hoffnung Dich! Komm, Kind! — ſie faßte ihre Hand. — Faßt Muth, ihr Herren von Sky! rief ſie den Mac-Donalds zu, und verließ mit der Jungfrau den Kerker.

11.

Aengſtlich irrte indeß Malvina umher. Daß James erfahren habe, ſie liebe ihn, empörte ihren Stolz. Alle Leidenſchaften, die ein weibliches Herz zerreißen können, beſtürmten die Lady; Liebe und Stolz, Freundſchaft und Rache, Alles wogte in ihrer Bruſt im wilden Chaos. Sie liebte James immer noch, und doch hatte er ſie verſchmäht;

ſie hing noch an Everraline, und ſie hatte ihren Lebenstraum zerſtört.

Mit dieſen ſich durchkreuzenden Empfindungen trat ſie in die hohe Waffenhalle ihrer Väter. Eine große Lampe hing in der Mitte und erleuchtete nur ſparſam das lange, hohe Gewölbe; Rüſtungen der Helden der Vorzeit ruhten jetzt an den hohen Pfeilern, Waffen aller Art an den finſtern Wänden. Sie trat vor zwei Rüſtungen, blank und neu, die am mittelſten Pfeiler hingen; das Licht der Lampe ſpiegelte ſich in ihrem Stahle, verwelktes Eichenlaub bekränzte die Helme, und die ſchwarzen Schwungfedern wogten leiſe im Luftzuge hin und her.

Sinnend betrachtete ſie Malvina, es waren die Rüſtungen ihrer erſchlagenen Brüder. James hatte ſie ihr zurückgeſendet. Noch klaffte die Wunde in dem einen Helm, noch ſah man die Oeffnung der Kugel, die den Harniſch des andern zerſchmettert hatte.

Finſter wie die Rachegöttin ſtand ſie vor ihnen und betrachtete die theuern Waffen ihrer Brüder, doch weniger an die Erſchlagenen denkend, als an ſich, an ihr Herz, an ihr Geſchick. Sie erwartete hier Everraline, welche die ſchmale Wendeltreppe aus dem Gefängniß hier vorbeiführen mußte.

Sie war alſo die Blume von Mac-Lean?! — rief ſie jetzt plötzlich aus, faßte nach dem Dolche und hob ihn hoch in die Höhe. — Sie war alſo die Blume von Mac-Lean? nun wohl, ſie oder er! — Da raſſelte eine Rüſtung hinter ihr und ſtürzte von dem Pfeiler herab; ſie erſchrak nicht, langſam ſah ſie ſich um. — Wollt ihr mich aus meinem Schlaf erwecken, ihr Geiſter meiner Ahnen?! — rief ſie — Glaubt ihr, daß es eures geſpenſtigen Getöſes bedarf, mich an meine Pflicht zu mahnen?! Des Stammes Ehre ruht ſicher in Malvina's Hand!

Da ſchimmerte von der Wendeltreppe herauf der matte Schein eines Lichts. — Sie naht! — rief die Lady — und mit ihr mein Schickſal! — Sie eilte ihr entgegen. — Everraline kommt nicht allein! — ſagte ſie leiſe, ſich hinter einen Pfeiler verbergend, — ich höre noch fremde Tritte!

Everraline ſtieg, von Jutta geführt, langſam die Treppe herauf. Tröſtend ſagte dieſe zu dem Mädchen, die, ſehr ermattet und angegriffen, den Kopf auf Jutta's Schulter ruhen ließ: Raſte hier, mein Kind! komm, ſetz' Dich auf dieſen Stein, Du biſt erſchöpft! Vertraue auf Gott, es wird ſich noch alles freundlich geſtalten!

Ich fühle mich ſehr matt! — erwiederte die Jungfrau, und ſetzte ſich auf eine Bank. — Habt Geduld mit mir, Mutter Jutta! — Ihr Haupt an der Norne Buſen lehnend, ſaß Everraline noch ſchweigend, als Harry aus dem unterirdiſchen Gewölbe, das Bund Schlüſſel in der Hand, leiſe herauf ſchlich. Jutta bemerkte ihn.

Gut, daß Ihr kommt, Caſtellan! — ſagte ſie ihm mit befehlendem Tone — beſorgt einen Becher mit Wein für dieſe Jungfrau; ſie bedarf Erquickung!

Harry lächelte tückiſch. — Gern, Frau Jutta! ſagte er freundlich und ging.

Ach! — ſtöhnte nun Everraline, und hob den Blick gen Himmel. — Verging' ich in dieſem Augenblicke, wie wär' ich doch ſo hochbeglückt! Ich fühle noch ſein Herz an dem meinen ſchlagen, fühle noch, wie mich ſein Arm umfangen hält. Ich ſtürb' in ſüßer Wonne! —

So ſtirb! — rief eine dumpfe Stimme hinter dem Pfeiler hervor, und Malvina trat auf die

Erſchrockene zu, während Jutta aufſtand, und mit finſterem Ernſte ihr entgegen ſchritt.

Was treibt Euch ſo ſpät noch auf die Burg? — fragte die Lady — was wollt Ihr hier?

Wer fragt die Norne? — antwortete dieſe, und aus ihrem Auge glühte jenes Feuer, das der ganzen Geſtalt ein ſo furchtbares, grauſiges Anſehen gab. — Wer fragt die Norne, ob nach Süden, ob nach Norden ,ſie ihren Flug gewendet? Wo ich bin, da muß ich ſeyn! — Geh' Du zu Bett, ich ſeh' an Deinem wilden Blicke, daß Du der Ruhe bedarfſt! Geh', Kranke! tritt mir nicht in meinem ernſten Weg entgegen!

Wahnſinnige! rief Malvina, ſchritt an ihr vorüber und trat zu Everraline, die aufſprang und: Malvina, zürne nicht! ſtammelnd ausrief.

Du kommſt von ihm? fragte dieſe finſter.

Ja, Mylady! erwiederte zagend das Mädchen.

Sagteſt ihm, und nannteſt meinen Namen? fragte die Lady heftiger.

Er liebt mich treu! — antwortete mit Faſſung Everraline — wir gehen vereint!

Du nur allein! rief Malvina zornig. Da kam Harry mit zwei Bechern Wein; den einen reichte er Everraline, und ſagte freundlich: Hier, holde Jungfrau! trinkt, es wird Euch ſtärken; es iſt ein alter, guter, unverfälſchter Wein, trinkt nur! — Den andern reichte er Jutta, die ihn genau beobachtete. Everraline ſetzte ſich wieder, hob den Becher in die Höhe und rief: Ach, nimm doch die Angſt von mir, gerechter Gott! es rieſelt kalt wie Tod durch mein Gebein!

Harry näherte ſich jetzt der Lady, ihr etwas zu ſagen; doch dieſe, zu ſehr mit Everraline und ſich ſelbſt beſchäftigt, hörte nicht auf ihn, und wies ihn ernſt zurück. Indeſſen nahm Jutta Everralinen den Becher aus der Hand, ſetzte den ihrigen neben die Jungfrau, und wiſchte ihr den Schweiß von der Stirn. — Du biſt noch ganz erhitzt, liebes Kind! — ſagte ſie — Trink' jetzt noch nicht, es könnte Dir ſchaden!

Warum ſoll ſie nicht trinken? — unterbrach ſie Harry — der Wein erquickt und ſtärkt die Lebensgeiſter. Trinkt nur! — Er nahm den Becher, der neben Everraline ſtand, und reichte ihr ſelbigen. Dieſe achtete nicht auf ihn, und ſah nur auf zu Malvina, die mit zornigem Blicke ſie betrachtete.

O zürnt nicht, Lady! — rief ſie jetzt — vergebt mir, ich habe Eurer Liebe Traum zerſtört, er Euch der Hoffnung Zauberbild zertrümmert; wir zahlen unſere Schuld mit unſerem Leben!

So trinkt nur! unterbrach ſie Harry.

Laßt mich aus Eurem Munde nur ein verſöhnend Wort vernehmen! bat das Mädchen; Malvina ſchwieg. Da ergriff ſie den Becher. — Ich kann nicht mehr! rief ſie aus und trank.

Nun wohl bekomm's Euch! — ſagte Harry — Trinkt doch aus! — Sie leerte den Becher.

Gott mag es Euch vergelten! ſagte ſie freundlich, und gab Harry den Becher zurück, erhob ſich, und trat mit leiſem, zagendem Schritte auf Malvina zu.

Malvina! — ſagte ſie, und ergriff ihre Hand, — laßt mich heute nicht ſo von Euch gehen. Es wäre das erſte Mal, daß Ihr Euch feindlich von mir trenntet! — Malvina wendete ſich ab, da ſtürzte Everraline vor ihr nieder und rief, die Hände empor ſtreckend: Vergieb, o Herrin, Deiner Magd! vergieb, Malvina, Deiner Schweſter!

Malvina's Herz blieb nicht ohne Rührung. —

Steh' auf, Everraline! -- ſagte ſie — der morgende Tag wird uns verſöhnen; heute laß mich!

Da trat Jutta zwiſchen Beide, und mit donnernder Stimme rief ſie der Lady entgegen: Der junge Tag, Du ſtolze Herrin, wird die Flehende im hochzeitlichen Glanze Dir zeigen, ſchön geſchmückt mit Roſ' und Myrte, als Braut des James Mac-Donald!

Nie! rief Malvina, nicht mehr ihres Zornes mächtig.

Und dennoch! ſagte mit dumpfem, prophetiſchem Tone die Norne, hob die Rechte empor, als ob ſie ihr Wort dem Himmel übergeben wollte, die Linke ergriff Everraline, und zog ſie mit ſich fort. Harry folgte ihnen.

12.

Erzürnt, und doch ergriffen von den Worten der Norne, ſtand Malvina allein in der finſtern Waffenhalle. Kein Laut, kein Lüftchen unterbrach die furchtbare Stille. Alle Leidenſchaften ſtritten gegen einander in ihrem Innern; ſie ſtand da, wie die Eiche, die der Sturmwind beugt, und die ihre letzten Kräfte zum kühnen Widerſtande ſammelt.

Plötzlich lachte ſie hell auf, daß die Wände das kreiſchende Gelächter gellend wieder gaben. — Der junge Tag ſoll ſie im Brautſchmuck zeigen, als Hochzeitfackel ihr die Morgenröthe glühen? — Nein! — ſchrie ſie auf — nein, blutig geh' ſie auf, und blutig geh' ſie unter!

Ihr Blick fiel auf den Becher, den Jutta aus Everraline's Hand genommen und neben ſich geſtellt hatte; ſie erfaßte ihn mit Haſt. — Euch, ihr Rachegeiſter, weih' ich dieſen Becher jetzt zum Opfertrank! rief ſie wild, leerte ihn gierig und ſchleuderte ihn weit weg.

Nun iſt's entſchieden! — ſagte ſie kalt — Gierig hab' ich das Gift der Rache geſogen, den Funken Menſchlichkeit in mir gelöſcht, und Lieb' und Freundſchaft, dieſe trügeriſchen Gefühle, aus meiner Bruſt gebannt. Der Augenblick hat über mich entſchieden!

Sie ſchritt wie eine geiſtig furchtbare Geſtalt durch die hohe Halle, ein kalter Windzug pfiff durch die raſſelnden Rüſtungen.

Es war eine fürchterliche Nacht, die Elemente ſchienen mit einander im Kampfe. Der Sturm ſauſ'te um die alten Thürme der Burg, und peitſchte die wogenden Wellen hoch an den zackigen Klippen hinauf. Der Hagel ſchlug raſſelnd an die bemooſ'ten Mauern, und das Käuzchen barg ſich krächzend in der ſchirmenden Kluft; der alte Thurmwacht ſang andächtig ein frommes Lied in die düſt're Nacht, glaubte in den jagenden Wolken Geiſter über ſich hinſchreiten zu ſehen. — Gott ſteh' uns bei! — rief er aus — dieſe Nacht verkündet ſchon wieder Unglück!

Lauchlan ſaß, unbekümmert um das Toben der Wetter, bei dem Schein der halb verloſchenen Lampe auf ſeinem Zimmer. In ſeinem Innern wüthete der Sturm ſo gewaltig, wie draußen; die Leidenſchaften kämpften hier ſo furchtbar gegen einander, wie dort die Elemente. Bald ſah er nach der Thüre, bald nach dem hohen Bogenfenſter, ob er nicht ſchon den Glanz der Morgenröthe durch das Unwetter durchſchimmern ſähe. Aber immer barg ſie ſich noch im Dunkel, immer nahte noch Keiner der geſchloſſenen Thüre.

Iſt denn Niemand auf Caſtle Douart, dem

die Schuld den Schlaf verſcheucht?! — rief Lauchlan endlich zähneknirſchend aus, und ſprang von dem hohen Seſſel auf. — Bin ich denn hier in einem Paradies der Engel, die, in ſüßen Schlaf gelullt, vom Himmel träumend, nie erwachen? ſchlägt in jeder Bruſt ein ruhig Herz, und iſt denn kein Verbannter, außer mir, in dieſen alten Mauern?!

Er trat an das Fenſter und ſchaute nach Oſten, aber die goldne Sonne ging ihm noch nicht auf. — Ha, wie ſchleicht die Zeit! — rief er vor ſich hin — Die böſe That hängt ſich bleiern an ihr Rad. Es muß bald Morgen ſeyn, und Harry kommt immer noch nicht, mir zu berichten, ob es gelang!

Da nahten Tritte; er lauſchte. Harry war es nicht, es war Malvina.

Ah! Eine Seele doch, die mit mir wacht! rief er ihr entgegen, die bleich, entſtellt, mit ſtarrem Blick ihm nahte. Eine unausſprechliche Seelenangſt hatte ſie von ihrem einſamen Lager getrieben; ſie gedachte der unglücklichen Worte, welche ihre Verzweiflung am vergangenen Abend ihrem Vater zugerufen hatte. Sie deutete erſt jetzt ihren blutigen Sinn. Sie dachte Everraline's, gedachte Harry's; eine qualvolle Angſt trieb ſie zum Vater, der vor ihr erſchrocken zurückbebte.

Was willſt Du hier und um dieſe Zeit?! rief er ihr entgegen.

Euch fragen, Vater, was Ihr beſchloſſen, wie Ihr meine Unglücksworte gedeutet habt! antwortete Malvjna.

Gewiß wie Du es wünſchteſt! ſagte Lauchlan und ſah nach der Thür, vor welcher er Harry's Tritte hörte, der auch in demſelben Augenblicke eintrat.

Es iſt vollbracht! rief dieſer dem Laird entgegen, ohne die Lady bemerkt zu haben.

Was iſt vollbracht?! rief dieſe, auf ihn zuſtürzend.

Laß nur! — unterbrach ſie der Vater — Du wirſt es bald durch mich erfahren. — Haſt Du gethan, wie ich befohlen? fragte er nun Harry.

Ja, Herr! antwortete dieſer gleichgültig.

Du ſtehſt mit Deinem Kopfe dafür? fragte mit ernſtem Tone der Laird.

Mein Leben ſetz' ich an das ihre! — erwiederte der treue Diener — für Stunden, nicht für Tage gehört es ihr!

Gut, mein Harry! nun geh'!

Nur ein Wort, Herr! rief der Diener. Mac-Lean folgte ihm in ein entferntes Bogenfenſter.

Herr! der Wächter erblickt von Norden her Schiffe, ſicher der William Mac-Donald mit dem Clane.

Lauchlan ward nachdenkend. — Wie lange brauchen ſie zur Landung? fragte er plötzlich.

Erſt gegen Mittag können ſie an unſerer Küſte ſeyn, der Wind iſt ihnen nicht günſtig. — Herr! — fuhr Harry fort — ſetzt nicht Alles auf's Spiel, gebt die Mac-Donalde frei! Nur wenige Vertheidiger ſind in der Burg, alle lieben Everraline. — Soll ich Euch rathen? — fuhr er nach einem kurzen Nachdenken fort, während Malvina unruhig auf und ab ſchritt. — Ich ließ die Mac-Donalde frei, heuchelte Großmuth, und gäb' ihm die Braut. Die Lady legte ihre Hände in einander, und bald drückte er die todte Gattin an ſein Herz, das ſich, den Verrath nicht ahnend, dankbar zu Euch, zur Lady wenden müßte. Nur ſo könnt Ihr Euch retten!

Es ſey! — rief Mac-Lean plötzlich — Geh', ſchicke die Barden an Trenmors Klippe, wohin mich die tolle Jutta beſchieden hat, dort erwarte mich!

Wem gehört das Leben nur für Stunden, nicht für Tage noch, mein Vater? — fragte mit Haſt die Lady — Everraline?

Sie will ich beglücken, liebe Tochter! ſagte Mac-Lean freundlich.

Die Mac-Donalde?! rief nun Malvina.

Sind mit dem Frühroth frei! entgegnete der Vater.

Gelobt ſey Gott — ſo fließt kein Blut! — ſagte ſie, den Schweiß von ihrer Stirn trocknend. — Mir grauet vor dem Tode, mein Vater! Seht, ſein ſchreckliches Bild verfolgte mich auf meinem Lager! — Sie ſah bebend ſtier vor ſich nieder.

Was iſt Dir, Kind?! rief der Vater ängſtlich.

Nichts, nichts, mein Vater! — erwiederte ſie heftig — es war mir nur, als ob ich jetzt den Tod herbei gerufen hätte!

Beruhige Dich, Malvina! — ſagte Lauchlan freundlich. Die Lady trocknete ſich noch immer den Schweiß von der Stirn und ſtarrte vor ſich hin. — Wenn die Sonne dort über den brauſenden Wogen aufſteigt, dann ſind die Mac-Donalde frei; Everraline's Hand ſchließt den Friedensbund!

Furchtbar ſah die Lady dem Vater in's Auge — Everraline's Hand dem Mac-Donald?! rief ſie plötzlich.

Ja, Malvina! — ſagte der Vater, der ihre Unruhe nicht zu bemerken ſchien, gelaſſen. — Du ſelbſt kannſt der Friedensbote ſeyn. Geh' hin in das Gefängniß, löſe ſeine Feſſeln, bring' ihm die Nachricht!

Ich?! rief das Mädchen noch ſtaunend.

Ja, Du! — fuhr Mac-Lean fort — führe ſie dann zum Strande bei Trenmors Klippe, dort hin hat Jutta mich mit ihnen beſchieden, dort wirſt Du mich mit Everraline finden.

Glaubt Ihr, Vater! — rief jetzt mit ſtolzem Blicke die Lady — glaubt Ihr, daß die Rache jedes weibliche Gefühl in meiner Bruſt verſchlungen habe?!

Und glaubſt Du, — fiel der Vater ihr höhniſch lächelnd in die Rede — daß Lauchlan Mac-Lean die Ehre ſeines Stammes vergeſſen würde? Thu', wie ich Dir befahl; nur ſo rächſt Du die Schmach!

Va-

Vater, ich verſteh' Euch nicht! ſagte die Lady, immer noch ſtaunend.

Nur ein Thor bleibt auf halben Wegen ſtehen! — fuhr dieſer fort — Willſt Du den Lohn verſchmähen, warum die That?

Die That! rief Malvina, ſchüttelte die herabgefallenen Locken von der Stirn, und blickte, am ganzen Leibe zitternd, ihren Vater mit weit geöffneten Augen an.

Was zitterſt Du?! rief Lauchlan höhnend.

Ich zitt're, Vater, dem Tode zu gebieten: dorthin wende dich, ergreife die! — Seht, wie ich das ſo denke, faßt er mich ſelbſt und ſchüttelt mit ſeiner kalten Hand meine matten Glieder; ich fühl' ihn ſchon durch meine Adern ſchleichen, er drängt das Leben auf meine Stirn in kalten Tropfen, er zuckt in meinen Lippen, ich ſaug' ihn mit jedem Athemzuge ein!

Ihr Auge rollte wild, ihr Buſen hob ſich ſtürmiſch. Der Vater erſchrak vor der Bewegung, in welche ſeine Worte die Tochter geſetzt hatten. — Faſſe Dich, Malvina! — ſagte er beſänftigend — nicht dieſen Sturm!

Nun wohl! — rief ſie plötzlich, und die Verzweiflung lachte aus ihrem Blicke, — ich will hin, will ihm die Feſſeln löſen, ihm an die Bruſt das Todtenopfer legen! Ich will Alles, Alles, was Ihr wollt; den Segen will ich über ihn ſprechen, nur endet bald, doch nicht blutig! Mir zerſpringt die Bruſt, ſo wild, wie meine Sinne, jagen ſich die Bluttropfen in meinen Adern! — Sie ſtürzte zur Thür hinaus. Wild flatterte ihr Haar im Sturmwind; die Diener wichen vor dieſer furchtbaren, ſchrecklichen Geſtalt. So ſtürzte ſie in die Waffenhalle und blieb vor den Rüſtungen ihrer Brüder ſtehen, nickte freundlich lächelnd ihnen entgegen und ſchritt die Wendeltreppe hinab, nach dem Gefängniß der Mac-Donalde, und während der Kerkermeiſter die Riegel zurückſchob, die Thür öffnete, ſtand ſie ruhig und murmelte leiſe vor ſich hin: Gieb mir Muth, gerechter Gott! ſcheuche die furchtbaren, blutigen Gedanken von mir, und rette meine Seele!

Sie trat ein. James erſchrak, als er die bleiche Geſtalt auf ſich zuſchreiten ſah, in deren Geſicht die Leidenſchaften ſich tief und ſchmerzvoll eingegraben hatten.

Ihr, Mylady?! rief er plötzlich.

Ja, ich, Ritter von Sky! — ſagte ſie ernſt — Ich komme, Euch die Freiheit zu verkünden, Euch zu meinem Vater zu führen. — Everraline, — fuhr ſie fort, und über ihr Geſicht rollte eine dunkle Gluth, — Everraline iſt der Friedensengel, iſt Eure Verlobte!

Da beugte der Ritter vor ihr das Knie. — Edle Dame! — rief er — tief beſchämt knie ich vor Euch! - Sie wendete ſich ab. Doch als Archibald auf ſie zuſprang, an ihren Hals flog, ihre zuckenden Lippen küßte, und ausrief: Liebe Malvina! ich ſagte es wohl, Du wärſt unſer Engel! da blickte ſie ſchweigend auf das Kind; unter den Tropfen, die kalt von ihrer Stirn rollten, fiel auch ein heißer Tropfen aus ihrem Auge.

Kommt, Mac-Donald! — ſagte ſie bewegt — folgt mir!

13.

Mit dem Glanze der Morgenröthe hatte ſich auch der Sturm gelegt. Die Natur ſchien nach dem Unwetter ſich in ihren ſchönſten Farben vor den Augen ausgebreitet zu haben. Alles prangte in Friſche und Glanz, als Everraline mit angſterfülltem, aber ergebenem Herzen ſich dem Madonnenbilde nahte, das hoch oben auf der Klippe zu frommer Anbetung ſtand. Die Morgenſonne ſenkte ihre Strahlen auf das Heiligenbild. Die Glorie um das Haupt der Mutter Gottes ſchien zu erglühen, und in frommer, heiliger Andacht ſank das Mädchen auf ihre Knie und betete.

Worte fand ſie nicht. Ihr Herz war zu bedrängt, um die Empfindungen ordnen zu können. Ihr ganzes inneres Weſen war ein frommes, gläubiges Gebet. Den Blick nach der Madonna gehoben, ſo fand ſie Jutta, die ihr nur leiſe nahte, um ſie nicht in der Andacht zu ſtören.

Als ſie ſich aber jetzt erhob, trat die Norne zur Jungfrau, begrüßte ſie freundlich, drückte ſie dann ſtürmiſch an ihre Bruſt, und rief mit höchſt leidenſchaftlichem Gefühl: Mein Kind! mein liebes Kind!

Sanft entwand ſich Everraline ihren Armen. — Nicht ſo ſtürmiſch, Jutta, Ihr erſchreckt mich! — ſagte ſie mit bewegter Stimme — Ich bitt'

Euch, greiſt heute nur leiſe in die Saiten meines Herzens. Feierlich und ernſt iſt dieſe Stunde; darum ſagt mir kurz, warum Ihr mich hieher beſchieden habt.

Die Zukunft will ich Dir offenbaren, — hub Jutta mit prophetiſchem Tone an — Vergangenes Dir verkünden, theures Kind!

Zürnend ſchüttelte das Mädchen den Kopf. — Laßt Eure Offenbarung, Jutta! — ſagte ſie — Eure geheimen Zauberworte waren mir immer furchtbar. Ich muß jetzt mein Herz zu Gott wenden, daß ſein Licht mir leuchte, nicht das Irrlicht Eurer Worte. — Laßt mich!

Everraline! — hub nach einem langen Schweigen die Norne an — Um Dich zu retten, brech' ich einen fürchterlichen Eid, den ich einſt frevelnd ſchwur. Gott mag es mir vergeben! Ich muß!

Schaudernd ſah die Jungfrau die ehrwürdige Geſtalt der Norne bebend vor ſich ſtehen. Ihr Auge ſah gen Himmel, während ihre Hand das klopfende Herz ängſtlich preßte.

Da eilte Lauchlan, von mehrern bewaffneten Dienern begleitet, um den Felſen hervor; Everraline ſprang erſchrocken auf, Jutta lehnte die Harfe an das Geſtein. — Was ſagte er?! rief er dem Mädchen entgegen.

Was er mir ſagte, wollt Ihr wiſſen, Herr? — erwiederte dieſe, und eine heilige Ruhe ſtrahlte aus ihrem klaren Auge. — Treue bis in den Tod! das waren ſeine Worte. — Lauchlan blickte ſie finſter an. — Habt nur Geduld, mein gütiger Herr! nur noch ein kleines Weilchen, bald ſind wir am Ziele, und dann iſt's vollbracht!

Der Laird trat jetzt freundlich auf ſie zu, und begrüßte die Norne, die ſich an Everraline's Seite ſtellte, ſtreichelte der Jungfrau die Locken aus der Stirn, und ſagte: Treue bis in den Tod! ein ſchönes Wort, ein wichtiges Wort, Everraline! Doch warum zitterſt Du? warum fürchteſt Du Dich vor mir? Ich komme Dir Dein Glück zu verkünden. Die Mac-Donalde ſind frei! Du eineſt wieder, was der Haß ſo lange getrennt, Du biſt der Friedensengel unſers Stammes!

Ich, Herr?! rief Everraline, und ihre Kniee ſchwankten, denn von fern ſah ſie Malvina an James Mac-Donalds Hand herbei eilen; Angus Mac-Donald folgte mit dem Knaben Archibald.

Die Lady ſchritt mit Heftigkeit auf Everraline zu, die ſich immer noch zitternd an Jutta lehnte. Sie führte den Mac-Donald ihr zu, und mit einem furchtbaren Tone, in welchem Schmerz und Verzweiflung lag, rief ſie: Hier nimm den Bräutigam aus meiner Hand, nimm ihn! — Sey glücklich! ſchrie ſie auf, und wendete ſich raſch, als James Everraline in ſeine Arme ſchloß.

Herr Ritter! — ſagte Lauchlan jetzt zu James Mac-Donald — dieſe Jungfrau ſey das Band, das unſere Stämme eine. Führt ſie heim als Eure Hausfrau. Iſt ſie auch nur die Tochter meines Barden, iſt ſie mir doch nah' verwandt, und bringt Euch Friede und Freundſchaft als Brautſchatz mit.

Jutta lachte hell auf.

Was lachſt Du, Jutta?! rief Mac-Lean; doch dieſe ſchwieg.

Da ſtürzte ſich Everraline in Malvina's Arme. — Ihr habt verziehen, Lady?! — rief ſie — Dank, Dank Eurer edlen Seele!

Danke nicht zu früh! ſagte Malvina ernſt.

Jutta beobachtete ſie genau, riß Everraline aus ihren Armen, und trat mit ihr vor den Laird von Mull.

Mac-Lean! — rief ſie aus mit einem Tone, als ob ſie die Vergangenheit in dieſem einzigen Worte zuſammen preſſen wollte. — Mac-Lean! verſchloſſen hab' ich Jahre lang, was ich Dir heute offenbaren will! Vernimm ein tröſtend Wort in dem Augenblicke Deiner erſten guten That. Du wähnſt von ſeiner Mutter Hand Dein Kind erdroſſelt, als der Wahnſinn die Unglückliche ergriff? Du wähnſt, ſie habe dieſes Kind ihrer Wuth geopfert? Es lebt! — Everraline iſt das Kind Deines unglücklichen, verſtoßenen Weibes! Sie iſt Dein Kind!

Alles ſtaunte bei dieſem Worte, das die Norne ihm entgegen rief, nur Lauchlan ſtand wie verſteinert, und blickte mit ſtierem, wildem Blicke das Mädchen an. — Barmherziger Gott! — rief er plötzlich — ich habe ſie gemordet, ſie hat Gift!

O ſchütze mich, Geliebter! rief Everraline, in James Arme ſtürzend.

Ja, ſchütze ſie vor ihres Vaters Dolch, vor ſeinem Gifte kannſt Du ſie nicht mehr ſchützen! — rief Lauchlan in Verzweiflung — Den Becher hat die Hölle ihr gereicht. Der Wein, den ſie trank, war Gift!

Da trat Jutta mit einem höhnenden Lächeln zu ihm, und mit triumphirendem Blicke rief ſie: Schwacher Böſewicht! nun zitterſt Du vor einer That, die Du mit frohem Hohne begannest. Doch gerecht iſt Gott, er ließ dieſe Reine nicht verderben. Ich wechſelte die Becher, ſie trank nicht den mit Gift gemiſchten Wein!

Da ergriff den wilden Lauchlan vielleicht ſeit langer Zeit zum erſten Mal ein frommes, inniges Gefühl. — Dank Dir, mein Gott! rief er aus, während James die Geliebte mit der Wonne, als ſey ſie ihm neu geſchenkt, an ſein Herz drückte.

Komm an Deines Vaters Bruſt, mein trautes Kind! — ſagte Lauchlan, und breitete ſeine Arme nach der Jungfrau, die ſich ihm nur ſchüchtern nahte. — Vergieb mir, Everraline! vergieb mir, Kind!

Komm, Malvina, und umarme Deine Schweſter! — rief er jetzt — Doch wo biſt Du?

Stört ſie nicht! — ſagte Jutta — ſie redet mit Gott, ſtört ſie nicht!

Vor dem Madonnenbilde kniete Malvina, während von der Höhe das Chor der Barden, das hieher beſchieden war, ein feierliches Lied ſang. Der

Ton ihrer Harfen ſchwebte ſanft durch die bewegte Luft. Alles ſchwieg. Alles ſah erſtaunt nach der Lady, welche immer noch, die gefalteten Hände der Mutter Gottes entgegen gehoben, ſtill in feierlicher Andacht betete.

Jetzt erhob ſie ſich, bleich wie eine Sterbende, matt war ihr Auge, die Hand krampfhaft auf ihren Buſen gedrückt, der ſtürmiſch wogend ſich hob. So ſchritt ſie auf ihren Vater zu.

Kind! — rief dieſer — was begannſt Du?!

Die Sünderin ſtand jetzt vor Gott. Er hielt ein ſtrenges Gericht mit mir. Ich trank das Gift, ich leerte Deinen Becher! So ſtraft die Vergeltung einen blutigen Gedanken, der nur dämmernd in der Seele aufſtieg, und vom dunkeln Worte, von Dir, mein Vater, verſtanden, ſchnell zur blutigen That ward. Verzeih' Dir Gott, wie ich Dir verzeihe!

Verzweifelnd rang Lauchlan die Hände. — Mein Kind gemordet! rief er aus.

Verzweifelt nicht! — ſagte mit Engelruhe Malvina — Was Gott Euch nimmt, gab er Euch herrlicher und reiner wieder. Das Irdiſche reißt er von Eurer Bruſt, das Heilige legt er zur Sühne an das wunde Herz!

Sie trat jetzt zu Everraline, ergriff ihre Hand und legte ſie in die Hand Mac-Donalds. — Ich wollt' Euch trennen! — rief ſie — Gott hat Euch vereint. Seyd glücklich und gedenket mein mit Liebe!

Leb' wohl, mein Vater! — ſagte ſie, ſich zu Lauchlan wendend. — Laß auf meinem Grabe die Blume der Verſöhnung Dir erblühen, laß mich im Tode Dein Friedensengel ſeyn. Verſprich mir's, Vater!

Mac-Lean ſank in ihre Arme. Beruhigter trat ſie jetzt zu James. — Auch Ihr, Mac-Donald, lebt wohl! Ich täuſchte mich und büßte ſchwer, doch zürn' ich nicht. Ich habe mir ſo manche Augenblicke meines wilden Lebens mit Eurem Bilde lieblich ausgeſchmückt. Dank Euch dafür! Die Wonne nehm' ich mit hinüber, und all' mein Schmerz bleibt hier zurück!

Da zuckte noch ein krampfhaft ſchmerzvolles Lächeln um ihre Lippen; ſie ſank zu James Füßen nieder, und war nicht mehr! Everraline und

Archibald knieten neben ihr, der Vater rang jammernd die Hände. Die Jungfrau betete für die entſchlafene Schweſter, und James ſah nicht ohne bittern Vorwurf im Herzen mit thränendem Blicke auf die früh Entſchlafene, deren Tod die feindlichen Stämme verſöhnte.

Als Jutta zu ihr trat, die Hand über ſie ſtreckte zum Segen, und: Friede ſey mit ihrer Seele! ausrief, ſang das Chor der Barden auf dem Felſen:

Das Schickſal hat ſchon hier verſöhnt,
Der Tod führt ein zum Leben,
Die Stimme des Erbarmers tönt:
Dem Sünder ſey vergeben!

Opfer der Untreue.

Von

A. von Tromlitz.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1831.

1.

Das Glück trieb mit dem Amtmann Müller ſein launiges Spiel. Jede Unternehmung, Alles, was er begann, begünſtigte es; die reichſten Erndten lohnten ſeiner Mühe, und ſtets war die Speculation des alten Müller die richtigſte. Kapital häufte ſich auf Kapital, und ſtatt der königlichen Pachtung führte er jetzt die Wirthſchaft auf ſeinen eigenen, weitläuftigen Beſitzungen. Beneidet von ſeinen engherzigen Nachbarn, geſegnet von den Armen, denen er mit milder Hand reichte, und verehrt von dem engen Kreiſe ſeiner Freunde, was fehlte dieſem Manne, um ſich in ſeinem Schickſal glücklich zu fühlen!

Gleich dem Achilles, hat der glücklichſte Menſch eine verwundbare Stelle; das Schickſal trifft ſie ſtets und verwundet ihn hier.

Die Liebe gab ihm eine treue Gattin, die, arm wie er, durch Thätigkeit und Ordnung mit ihm vereint den Grundſtein zu ſeinem Wohlſtande gelegt hatte. Acht Kinder ſchenkte ihnen der Himmel und nahm der ſorgſamen Mutter dafür die Geſundheit. Siech und leidend ſah ſie ſchon mehre der Lieben vorangehen und ihr die ſtille Friedenswohnung bereiten, bis Müller mit den noch übrig Gebliebenen an ihrem Sarge vernichtet ſtand und ſein Glück, ſeine Freude in die ſtille Gruft ſenken ſah. Aber bald folgten ihr auch die Zurückgebliebenen; nur Moritz, der Jüngſte von Allen, der Letzte der Geliebten, blieb noch bei dem trauernden Vater zurück.

Er liebte dieſen Einzigen, Theuren aber auch mit überſchwenglicher Liebe, und der brave Jüngling verdiente ſie. Mann in jedem Sinne des Worts, war er neben dem Vater das fromme Kind, das mit ſtiller Aufmerkſamkeit für die kleinen Bedürfniſſe des Greiſes liebend ſorgte. Allen ſeinen Wünſchen kam er zuvor, nur einen einzigen — und als ob auch hier das Schickſal den Alten an der empfindlichſten Stelle verwunden wolle — mußte er dem geliebten Vater verweigern,

gern,

gern, den Wunſch nämlich, ſich zu verheirathen. Der alte Müller, dem ſein ganzes eheliches Leben ein ungetrübter, reiner Himmel geweſen war, in welchem ſeine theure Gattin alle Sorgen, allen Kummer, jede Freude, jede frohe Stunde treulich mit ihm getheilt hatte, konnte ſich kein Erdenglück ohne die Ehe denken, und ſo oft er auf dieſes Kapitel kam, ſo oft der ſonſt gehorſame Sohn ihm in dieſe Liebling-Idee einzugehen verweigerte, ſo oft trübte eine Unmuthwolke ſeine Stirn.

Moritz hatte ſtudirt, doch bloß um ſeinen Verſtand auszubilden, nicht um durch wiſſenſchaftliche Kenntniſſe ſeinen künftigen Unterhalt zu ſichern. Er hatte, ſeine Pflicht erfüllend, den Feldzug für die Freiheit des Vaterlandes als Lieutnant der Landwehr mitgemacht; aber gleich nach beendetem Kriege war er zum Landleben zurückgekehrt und ſtudirte unter des Vaters Leitung die Oekonomie praktiſch. Sein ſtiller, anſpruchloſer Sinn, ſein tiefes Gemüth und der geringe Genuß, den ihm rauſchende Freuden gaben, zogen ihn in den ſtillen Kreis des Landlebens zurück, und nur hier, in dieſer gleichförmigen Thätigkeit, konnte er ſich eine glückliche Zukunft denken.

Alle Verſuche des Vaters, ihn zur Wahl einer Gattin zu bewegen, waren fruchtlos; es blieb ihm nur noch eine Hoffnung. In einem kleinen Städtchen lebte mit ihren beiden Töchtern eine Verwandte ſeiner verſtorbenen Gattin, einfach und eingeſchränkt, von ihrem kleinen Witwengehalte. Seine theure Maria hatte dieſe ihm auf dem Sterbebette noch empfohlen; treulich erfüllte er ihren letzten Wunſch und unterſtützte dieſe würdige Familie nach Kräften. Er eilte zu ihnen. Die jüngſte der Schweſtern, die kleine Maria, zu welcher er ſich ſchon des Namens wegen hingezogen fühlte, war nun in den vielen Jahren, in welchen er ſie nicht geſehen hatte, zur blühenden Jungfrau aufgewachſen; ſie trat ihm, Hoffnung erregend, freundlich entgegen, und des andern Tages begleitete ſie ihn, mit Bewilligung der Mutter, nach Lindenbach, um dort für immer zu bleiben.

Sie war eine von den ſchönen, ſchlanken Geſtalten, deren blonde Locken, deren blaues Vergißmeinnicht-Auge, deren ruhige Haltung und freundliche Würde, deren ſeelenvoller Blick uns ſo leicht an eine der Oſſianiſchen hohen geiſtigen Geſtalten erinnert und uns mit höherer Gewalt an ſich zieht.

Auch Moritz fühlte ſich von dieſer reinen, erhabenen Jungfrau ergriffen; aber auch ihr ſanftes Auge ruhte freundlich auf dem ſchwermüthigen Jüngling, und ſchon in den erſten Tagen nahten ſich die beiden guten Menſchen. Einfach und anſpruchlos erzogen, hatte die würdige Mutter Alles gethan, ihren Geiſt zu bilden und ihrem Gemüthe die Reinheit zu erhalten, die die Natur in ihr gefühlvolles Herz gelegt hatte. Zart an Körper wie an der Seele, mußte ſie Jedem eine ſeltene, liebliche Erſcheinung ſeyn.

Vater Müller, der in ihr ſeine gute Maria wieder zu ſehen glaubte, dem ſie oft täuſchend die ſchönen Zeiten ſeiner Jugend zurückführte, kettete ſich innig an dieß freundliche, ſanfte Weſen, das er wie ſeine Tochter liebte, und ſo ward der ſehnliche Wunſch in ihm recht lebhaft, daß ſie auch wirklich einſt ſeine geliebte Tochter werden möchte.

Er hatte ſchon deshalb in der erſten Zeit ihres Hierſeyns an ihre Mutter geſchrieben, doch dieſe ihn inſtändigſt gebeten, dem Schickſal es zu überlaſſen und nicht eigenmächtig einzugreifen, am wenigſten aber Moritz oder Maria etwas von ſeinen Wünſchen ahnen zu laſſen. „Iſt es der Wille des Himmels," ſo ſchloß ſie den Brief, „ſo werden ſich ihre Herzen finden und um deſto inniger ſich vereinen, da ſie ſich allein, ohne Leitung, auf ihrem Lebenswege begegneten."

Mit innigem Vergnügen ſah der Vater nun die beiden jungen Leutchen immer traulicher, immer herzlicher werden. Moritz unterrichtete ſie, die von der Landwirthſchaft nicht die mindeſte Kenntniß hatte, in ihrem neuen Wirkungskreiſe; er ging ihr bei Allem thätig zur Hand. Die innere Wirthſchaft, wobei er immer um Maria ſeyn konnte, beſchäftigte ihn weit mehr als ſonſt, wo es ihn nur auf das Feld, in das Freie hinaustrieb, und mit frohem Blick in die Zukunft ſah Vater Müller die Schwiegertochter, ganz ſo wie er ſie gewünſcht hatte, ganz ſeiner verſtorbenen Gattin ähnlich, ſchon jetzt freundlich neben ſich wandeln.

Auf Maria hatte der ſchöne Jüngling, der ihr ſo liebend, ſo brüderlich entgegen kam, einen tiefen Eindruck gemacht. Es war der erſte junge Mann, dem ſie ſich genahet hatte, deſſen Empfindungen ſo ganz mit den Gefühlen ihres Herzens übereinſtimmten, und der die ſtillen Wünſche zu erfüllen ſchien, die ſelbſt unbewußt leiſe in ihr aufgeſtiegen waren.

Es giebt eine Zeit in der Roſenblüthe der Jungfrau, wo auch die Unbefangenſte unwillkürlich in ihrem Buſen ein Ideal ſich bildet, das nur erſt dann ausgemalt vor ihrem Blicke ſteht, wenn die Aehnlichkeit, aus der wirklichen Welt aufgegriffen, ihr plötzlich erſcheint. So war es auch Marien. Daß er es ſey, fühlte ſie, den ſie ſich gedacht, an den ſie die ſtille Sehnſucht, die leiſe Hoffnung geknüpft hatte. Unbewußt, daß es die Liebe ſey, welche dieſes Bild ſo lieblich ausſchmückte und den Jüngling ſo zart mit ihrem Jugendtraume verwebte, gab ſie ſich ihren Empfindungen, ihrer Neigung unbefangen hin, und glaubte dem Sohne ihres Wohlthäters, dem geliebten Bruder, dieſe Gefühle dankbar weihen zu müſſen, da ſie ſie doch nur dem Geliebten opferte. Sie öffnete der Liebe ihr unbefangenes Herz und glaubte es nur der Dankbarkeit zu öffnen, und ihr weiches, ſanftes Gemüth verſank ſchon ganz in ſtille Liebe, ohne daß ſie es nur ahnete, daß dieſe Leidenſchaft ſie je ergreifen könne.

2.

Monate vergingen, immer inniger wurde das Verhältniß. Der Herbſt mit ſeinen fröhlichen Gaben verdrängte den Sommer; das Erndtefeſt verſcheuchte die ängſtlichen Sorgen und lohnte die Mühe des ganzen Jahres mit ſeinem reichen Segen. Das Kirchweihfeſt, dieſer fröhliche, alte Gebrauch des freundlichen Sachſenlandes, beſchloß den Cyklus der ländlichen Feſte, und führte dem trüben, einförmigen, aber ruhigen Winter entgegen.

Alles wurde zu dieſem Feſte geladen, wo der Frohſinn für das ganze Jahr ſeine ſchönſten Momente ſpart, und wo, ohne ſtrengen Unterſchied der Stände, die Nachbarn, Verwandte und Bekannte ſich im freundlichen Vereine vergnügen und alle Sorgen, alle Noth daheim laſſen.

Auch nach Lindenbach ſtrömten die Freunde und Bekannten zu dieſem frohen Feſte; ſelbſt die Gräfin Palm mit ihrer ſchönen Tochter und ihrem Sohne, einem Garde-Offizier, war dazu eingeladen, da ihr Schloß, Hüneburg, nur eine halbe Stunde von Lindenbach lag, und ſie die nächſten Nachbarn waren. Es war das erſte Jahr, wo ſie die alte Burg den Sommer über bewohnte, und weil der Stolz der alten Gräfin sattſam bekannt war, ſo hatte der Amtmann Müller gehofft, daß die ſtolze Dame die Einladung ausſchlagen würde; deſto größer war ſein Erſtaunen, als er die vier Iſabellen antraben, die alte Dame mit ihren Kindern und einem ganzen Heer ſchmarotzender Bedienten ankommen ſah. Es half nichts, er mußte hinunter, der Frau Gräfin den Arm bieten und ſie in die Geſellſchaft einführen. Moritz führte die Gräfin Auguſte, ihre Tochter, und der junge Graf folgte, das Jäger-Chor aus dem Freiſchütz trällernd, in den Saal, wo Alles, im bunten Gemiſch verſammelt, im Begriff ſtand, zur Tafel zu gehen.

Glücklicherweiſe waren einige ebenbürtige Ritter mit in der Geſellſchaft, gute treuherzige Landleute, die ihre Wirthſchaft in tüchtigem Stande erhielten, aber übrigens von dem feinen Tone der großen Welt wenig verſtanden. Die Gräfin Palm erwählte ſie zu ihrer Geſellſchaft, und der gute Müller war herzlich froh, als ſie dem Einen, den ein Johanniter-Kreuz zierte, den Arm bot, um ſie zur Tafel zu führen. Moritz führte wieder die

Tochter, und der junge Graf beglückte die reizende Maria, die zufällig Moritzen und der jungen Gräfin gegenüber zu ſitzen kam.

Hatte auch anfangs die Gegenwart der Gräfin den frohen Kreis in etwas geſtört, ſo ſprach ſich doch nach und nach die offene Fröhlichkeit und die herzliche Stimmung der braven Landbewohner, trotz der ſteifen Haltung der Frau Gräfin, laut aus. Ein Corps Bergleute ſtimmte ſein ernſtes „Glück auf!“ in volltönendem Chor an; der rauſchende Walzer ſetzte auch ſchon am Tiſche die Füße der jungen Leute in zuckende Bewegung, und das alte Lied: „Am Rhein, am Rhein!“ wurde, den Ohren der Frau Gräfin zum Entſetzen, geſungen. Alles war in der froheſten Stimmung, nur Maria nicht. Die faden Schmeicheleien des Garde-Offiziers hatten ihr anfangs Spaß gemacht; der Unſinn, wofür ſie dieſe ſüßen Worte hielt, war ihr zu neu und lächerlich geweſen, als daß er ſie nicht für einen Augenblick beluſtigt hätte. Späterhin wurde ſie ernſter, zerſtreuter; ſie hörte kaum mehr auf den mühſam herbeigeſuchten Witz ihres Nachbars, und hatte nur Augen für Moritz und die Gräfin.

Ein ihr unbekanntes Gefühl durchglühte ihre Bruſt; ſie fühlte, daß ſie erröthete, und wußte ſich doch eigentlich nicht zu erklären, worüber? — Sie fühlte eine unbeſchreibliche Angſt und Unruhe, und wußte ſich doch nicht zu deuten, warum? — Sie glaubte in Moritz's und Auguſte's Blicken etwas zu leſen, was bis jetzt nie klar vor ihr geſtanden hatte. Sie warf den erſten Blick in ihr Herz, erſchrak vor ſich ſelbſt, und konnte doch ihrer Empfindungen nicht Meiſter werden.

Alle witzigen Bemerkungen ihres Nachbars, über ihr beſtändiges Zerſtreutſeyn, alle beißenden Floskeln, welche die gekränkte Eitelkeit dieſem eingab, wurden nutzlos an ſie verſchwendet; ſie hatte nur Augen für Moritz, nur Ohren für die ausgeſprochenen Worte Auguſte's. Nie war ein Mittagmahl der armen Maria peinlicher geweſen als dieſes; nie war ihr das ungewöhnlich frühe Aufſtehen, welches die alte Gräfin veranlaßte, willkommener geweſen als jetzt. Träumend und ſinnend ging ſie auf ihr Zimmer, warf ſich auf das Sopha und ſah tief ſeufzend gen Himmel.

3.

Vater Müller trat herein; er hatte ſie emſig geſucht, um mit ihr über einige noch zu treffende häusliche Anſtalten zu ſprechen. Sie ſprang auf. — Liebe Maria! — ſagte der Gutmüthige, dem der Schmerz auf den erſten Blick nicht entging, den ihr feuchtes Auge ausſprach, — was fehlt Dir, liebe Tochter? — Schluchzend warf ſie ſich an ſeine Bruſt und ſchmiegte ſich innig an ihn.

Mein Gott! Mädchen, was iſt Dir? ſagte er bewegt, und ſtrich ihr die herabgefallenen blonden Locken von der Stirn.

Nichts, lieber Vater, nichts! — antwortete ſie gerührt und küßte ſeine Hand — Es wird ſchon vorüber gehen, ängſtigen Sie ſich nicht um die Thörin.

Sie ging ruhig an ihr Geſchäft, der Vater aber kopfſchüttelnd zu der Geſellſchaft zurück, wo er Moritz aufmerkſam beobachtete; denn daß von hier aus der Kummer Maria's Herz getroffen hatte, war ihm faſt gewiß. Ihm fiel deſſen Benehmen gegen die Gräfin Auguſte auf, das dem ängſtlichen Beobachter nicht entgehen konnte, und ihn auf manche Spuren führen mußte, ſo ſehr ſich auch Moritz nur in den Schranken der allgemeinen Höflichkeit zu bewegen ſchien. Auch Gräfin Auguſte ſchien Moritzen beſonders auszuzeichnen, und beim Tanz entging ihm ein Händedruck nicht, deſſen Erwiederung deutlich in ihrem Blicke zu leſen war.

Nun ſtand Alles klar vor ihm. Eiferſucht hatte Maria's, eine unglückliche Neigung Moritz's Herz ergriffen. Das ſchöne Gebäude einer glücklichen Zukunft zertrümmerte dieſe Entdeckung, und er ſah das Grab ſeiner Hoffnungen geöffnet.

Maria hatte auch in der Stille Beide beobachtet. Sie hatte einen richtigen Blick in die Verhältniſſe Beider gethan, aber einen noch richtigern in ihr eigenes Herz. Zum erſten Mal ſagte ſie ſich, daß ſie liebe, daß ſie unglücklich liebe und dieſe Blüthe ihres Jugendlebens ſchon im Entfalten verwelken müſſe. Sie fühlte nun wohl, daß Moritz's Benehmen gegen ſie nur das herzliche Entgegenkommen des Bruders zur Schweſter geweſen ſey, und daß ſie, bei mehrer Kenntniß des menſchlichen Herzens, gerade dieſes Offene, Unbefangene, Zutrauliche nur für brüderliches Wohlwollen hätte erkennen müſſen. Auf einem einſamen Gange am kleinen See, ihrem Lieblingplätzchen, wohin ſie ſich, während die Geſellſchaft im Saale bei dem Tanze ſich vergnügte, begeben hatte, faßte ſie nach kurzem innern Kampfe den Entſchluß, ihre Liebe, es koſte was es wolle, zu unterdrücken und ihm zu entſagen.

Zur Dulderin geboren, zum Entſagen von früher Jugend gewöhnt, den Engel der Liebe, der wahren, hohen, himmliſchen Liebe im Buſen, mußte der Reinen ein Kampf gelingen, den die höchſte Tugend nur zu beſtehen vermag. Sie näherte ſich freundlich, aber ſchüchtern der Gräfin, ſie ſuchte ihr Zutrauen, ihre Theilnahme zu gewinnen; doch trotz aller guten Vorſätze, trotz des beßten Willens, zog ſie immer etwas von ihr zurück, und die flammende Gluth, die aus Auguſte's Worten, aus ihren Augen ſtrömte, dieſes überſpannte, Alles, auch das Geringfügigſte, idealiſirende Weſen ſtieß ſie ab, ſie mochte ſich zu ihr hinneigen, ſo liebend ſie auch wollte.

Schon während des ganzen Tages hatten dunkele Wolken den klaren Himmel umzogen, die Nacht wurde finſter, kein freundlicher Stern, kein Strahl des Mondes blickte durch den Wolkenſchleier hindurch, der Regen ſtürzte in Strömen herab. Es war ein Wetter, wie nur eine ſtürmiſche Novembernacht es ſchaffen kann. An Nachhauſefahren war gar nicht zu denken; ſelbſt die ſtolze Gräfin Palm mußte es ſich gefallen laſſen, mit den Ihrigen hier unter dem bürgerlichen Dache die Nacht zuzubringen. Jeder ſuchte und fand in dem geräumigen Hauſe ſein Plätzchen, und Alles legte ſich zur Ruhe, nur nicht die tobende Natur und Moritz und Maria. Dieſe ſaß noch immer auf ihrem Stübchen, den Kopf in ihre Hand geſtützt, während Jener, den Elementen trotzend, im Park umherſchweifte und endlich zu einem offen ſtehenden Kiosk, der rauhen Witterung zu entgehen, eilte, von wo aus er das Licht in Auguſte's Zimmer deutlich ſehen und ungeſtört von ihr träumen konnte.

Im vorigen Jahre war er, eben im Liebenſteiner Bad mit einem Jugendfreunde angekommen, auf dem erſten Spaziergange, den ſie in der ſchönen Umgegend machten, zwei Damen begegnet, die vergebens einigen jungen Herren, die ſie zu verfolgen ſchienen, auswichen; ſie wurden eingeholt. Die wahrſcheinlich halb Berauſchten erlaubten ſich Reden, welche das Ohr eines ſittlichen Mädchens beleidigen mußten, und die armen Verlaſſenen waren in der peinlichſten Verlegenheit. Da trat Moritz zum Schutz der Frauen hervor, ſtellte die Ungeſitteten ihres unartigen, unfeinen Betragens wegen zur Rede, und gab den Damen Zeit, ſich zu entfernen.

Dieſes Zuſammentreffen war die Urſache eines Duells, das am andern Morgen ſtatt fand, wobei Moritz ſeinen Gegner bedeutend verwundete, der auch ſogleich Liebenſtein verließ. Dieſe Sache war ſo ſchnell und in der Stille abgemacht, daß ſie der ganzen Bade-Geſellſchaft ein Geheimniß blieb.

Moritz hatte nicht einmal die Damen, für welche er gefochten hatte, ſo genau angeſehen, um ſie wieder erkennen zu können; er fand ſich daher des andern Nachmittags angenehm überraſcht, als die junge Gräfin Palm auf einem Spaziergange mit ihrer Freundin an ihn herantrat und ihm für den ritterlichen Schutz dankte, den er ihr, als einer Unbekannten, ſo willig, ſo edelmüthig geleiſtet hatte.

Dieſe Begebenheit knüpfte eine weitere Bekanntſchaft an. Auguſte, die junge Gräfin Palm war eines von den leicht entzündbaren Weſen, die Alles glühend umfaſſen, wenn es ſich ihnen mit ſchwärmeriſcher Liebe naht. Ueberſpannt, Alles idealiſirend, Alles mit Leidenſchaft ergreifend, mußte ihr der ſchöne junge Mann, der ſo ritterlich ſie vertheidigt und dann ſo beſcheiden geſchwiegen hatte, höchſt intereſſant werden. Das ſchwärmeriſche, tiefe Gefühl der erſten Liebe, womit Moritz ſich zu dieſer Glühenden hingezogen fühlte, hatte ihr aufgereiztes Gemüth lebhaft ergriffen, und die höchſte Leidenſchaft von ihrer, die innigſte Liebe von ſeiner Seite einigten ſich zum unzertrennlichen Bunde.

Der Zufall wollte, daß Moritz's Begleiter, der Auguſte's Freundin höchſt intereſſant und liebenswürdig fand, auch in ihr gleiche Empfindungen weckte. Ihr Stand, ihre äußeren Verhältniſſe legten ihrer Liebe kein Hinderniß in den Weg, und die Aeltern nahmen ihn willig als ihren künftigen Schwiegerſohn an. Dieſes junge Brautpaar gab nun den beiden Liebenden Gelegenheit, ſich täglich zu ſehen, zu ſprechen, und ehe die Abreiſe aus dem Bade ſie trennte, verabredeten Beide, daß ſie ſich den Winter in der Reſidenz, in dem Hauſe ihrer Freunde, wiederfinden wollten.

Die höchſte Schwärmerei der Liebe beglückte ſie in dieſen ſeligen Tagen; die reizende Gegenwart ließ ſie ſo leicht über die trübe Zukunft hinweg ſehen, und nur in den Momenten der Abſpannung und in dem Augenblick der Ruhe zeigte ihnen die warnende Vernunft die Hinderniſſe, welche ihrem Glücke entgegen ſtanden. Nie, das fühlten ſie, würde die ahnenſtolze Mutter ihre Einwilligung zur Verbindung ihrer Tochter mit dem Sohne eines Amtmanns geben, wenn ſie auch ihrer zerrütteten häuslichen Umſtände wegen dieſe Verbindung hätte wünſchen können. Alle denkbaren Hinderniſſe hatten ſie überdieß noch von dem heimtückiſchen Bruder zu erwarten, der durch die ſchöne, intereſſante Schweſter in Verbindungen zu kommen ſuchte, die dem Verdienſtloſen eine leichtere Carriere eröffnen ſollten.

Sie ſtanden allein; nur auf ihr Herz, ihre Liebe, auf ihre Treue durften ſie bauen, und nur den Verhältniſſen trotzend, konnten ſie in eine entfernte Zukunft hinblicken. Nur die liebende Theilnahme ihrer Freunde, des Herrn von Streit und ſeiner Gattin, ebnete ihnen die rauhe Bahn, und gab ihnen Gelegenheit, ſich zu ſehen und entfernt einen lebhaften Briefwechſel zu unterhalten.

Doch alle dieſe Hinderniſſe, das Drückende, das Romanhafte ihrer Situation erhöhte bei Auguſten noch den Reiz ihrer Neigung. In Hüneburg, wohin die Oekonomie der Mutter ſie dieſes Jahr zu ihrer unausſprechlichen Freude verſetzte, wurde die treue Zofe zur Vertrauten gewählt; der einſame Park am Schloß, das kleine Birkenwäldchen an der Meierei, hatte ſchon oft die Liebenden beherbergt, ehe ihr Schickſal ſie zum Kirchweihfeſt zuſammen geführt hatte.

4.

Moritz ſah mit ſehnendem Blicke nach dem immer noch erleuchteten Fenſter. Der Sturm hatte ſich gelegt, der Regen aufgehört, die Natur ſchien beruhigt. In wonnige Träume verſunken, zauberte ihm ſeine Einbildung in dieſer heiligen Stille die Geliebte, wie ſie, noch wach in der ſtillen Nacht, während Alles um ſie her der Ruhe genoß, nur an ihn denkend, vielleicht eben jetzt ſehnſuchtvoll zu ihm hinüberſchwebe. Mit den lebhafteſten Farben malte ihm dieſe Zauberin das reizende Bild des geliebten Mädchens, ſein trunkenes Auge ſah ſtarr nach dem Fenſter hin; da wurde es heller in Auguſte's Zimmer — eine Flamme ſchlug empor. Moritz ſtürzte in's Haus und „Feuer!“ ſchreiend nach Auguſte's Zimmer. Ein Stoß gegen die Thür — ſie ſprang auf — die helle Flamme, der dicke Dampf wallte ihm entgegen. Da riß er die Betäubte vom Lager, trug ſie mit ſeinen ſtarken Armen hinaus, rief den Herbeieilenden zu, die Mutter zu retten, die mit Auguſte im nämlichen Zimmer ſchlief, und ohne zu wiſſen, warum? trug er in der höchſten Angſt die Ohnmächtige in den Kiosk, legte ſie auf ein Ruhebett, und holte aus dem nahen Bache Waſſer, um ſie in's Leben zurückzubringen.

Im Schloſſe war unterdeſſen Alles in Aufruhr. Die Gräfin Palm hatte den Wachsſtock auf einem Tiſche brennen laſſen; der Tiſch, auf welchem Kleidungſtücke lagen, war in Flammen gerathen; die Gardinen, die Tapeten waren von dem Feuer ergriffen, als die Herbeieilenden die Gräfin retteten und das Feuer ſchnell dämpften.

Kaum hatte ſich dieſe von ihrem Schreck erholt, als ihre erſte Frage nach ihrer Tochter war. Mehre Bedienten hatten Moritz mit ſeiner ſchönen Bürde begegnet, und man konnte ihr daher die Verſicherung geben, daß ſie gerettet ſey; aber wo ſie ſey, das wußte Niemand. Aengſtlich bat die Mutter, welche das Unſchickliche dieſer Rettung-Scene im erſten Momente gefühlt hatte, ſie aufzuſuchen; Alles bemühte ſich, ihr zu willfahren, und ſetzte ſich hierzu in Bewegung.

Aber früher als die Andern hatte Maria ſchon ihre Wanderung angetreten. Sie hatte Moritz im Garten erblickt, als er die ſchöne Auguſte wie im Triumph davon trug. Ein drückendes Gefühl zog ſie nach; ihre Einbildekraft malte ihr den geliebten Moritz, die theure Laſt im Arm, an ſeine Bruſt gedrückt, und wenn auch die holde jungfräuliche Sittſamkeit dieſes Bild bedecken wollte, vergebens! Der Dämon, der ihr Herz durchzuckte, lüftete immer wieder den deckenden Schleier.

Ihr eilender Schritt führte ſie nach dem Kiosk. — O Du mein Einziggeliebter! — tönte eine melodiſche Stimme aus dem Häuschen ihr entgegen — Dir dank' ich mein Leben, Du haſt mich gerettet, mein Moritz! Sieh, Geliebter! ewig will ich Dir es lohnen, ewig ſoll dieß Herz ſo laut, ſo treu für Dich ſchlagen, wie jetzt! O fühle ſein Klopfen, fühle, wie es ſich Deiner Hand entgegen preßt! Dieſer Augenblick verbinde uns für die Ewigkeit unzertrennlich!

Länger konnte Maria nicht vor dem Häuschen bleiben. Zitternd trat ſie hinein. Die Liebe, die Eiferſucht, der Engel der Unſchuld beflügelten ihre Schritte. — Moritz! — rief ſie im Eintreten mit zitternder Stimme — Wo ſind Sie?! Kommen Sie, ach, ich bitte, ich beſchwöre Sie, kommen Sie, lieber Moritz! — Aber Alles blieb ſtill; eine unnennbare Angſt ergriff das fromme Mädchen, ſie ſah Lichter vom Hauſe her ſich nach ihr hin bewegen. Schnell nahm ſie den Mantel von ihrer Schulter und warf ihn nach dem Orte, wo ſie die Beiden vermuthete. — Man ſucht Sie, man wird gleich hier ſeyn; ich laſſe meinen Mantel zurück! rief ſie aus und eilte davon.

Wie der Engel der Tugend entſchwebte ſie durch die wohlbekannten Gänge des Parks, verſchloß ſich unbemerkt in ihr Stübchen, und betete ein ſtilles, frommes Gebet.

Ja, Du Heilige, der Himmel hatte Dein Gebet ſchon erhört, noch ehe Du es begannest. Du warſt der rettende Genius!

Die Gräfin dankte des andern Tages dem jungen Müller für die Rettung ihrer Tochter; doch lag in dieſem Dank ein gewiſſes Etwas, das ſie nicht verbergen konnte. Sie fühlte, daß dieſe nächtliche Scene ihre Tochter dem jungen Manne näher gebracht haben mußte, und daß der Zufall die hohe Scheidewand der Stände, die ſie für unüberſteiglich gehalten, in dem Augenblick zerſtört hatte, in dem er die ſüße Bürde in Moritz's Arme legte.

Auguſte begegnete der einſam wandelnden Maria des andern Morgens im Garten. Sie ſank ihr um den Hals, drückte heftig einen Kuß auf die Roſenlippen der Jungfrau, und ein herzlicher Druck der Hand ſprach ein inniges: ich danke Dir! aus. Auch Maria war ergriffen, als dieſes zauberiſche Weſen an ihrer Bruſt ruhte; ſie ſchloß ſie innig und mit aufrichtiger Liebe an ihr verwundetes Herz. Ohne ſich näher zu erklären, verſtanden ſich Beide.

Alles hatte ſich ſeit geſtern anders geſtaltet.

Maria war aus ihren ſtillen Träumen erwacht. Der feſte Glaube an Liebe und Tugend war verſchwunden, und als am Abend Moritz ihre Hand ergriff, ſie mit Innigkeit an ſeine Lippen preßte und im herzlichſten Tone: gute Maria! zu ihr ſagte, wähnte ſie, Abbadonna ſtände vor ihr, und ſie beweinte den Gefallenen und ihre entflohene Liebe.

Auch Moritz war verändert. Rein und geiſtig hatte ſeine Liebe in der Tiefe ſeines Gemüths geruht. Seinem feſten Willen vertrauend, hatte er ruhig den Zeitpunkt erwartet, der ihn endlich an das längſt erſehnte Ziel führen würde. Der Gedanke allein: Sie liebt dich ewig! befriedigte ſchon ſeine Sehnſucht. Keine Wünſche, keine Begierden waren dem reinen Herzen entſtiegen. Aber ſeit jener Nacht war das Stern-Diadem verſchwunden, das ſeine Liebe wie ein Heiligenſchein umſtrahlt hatte, und die Sinne umgaukelten ihn nun mit Bildern einer üppigen Phantaſie.

Er fühlte, daß er ſein inneres Bewußtſeyn, die Ruhe ſeines Lebens nur Maria, nicht ſich zu danken habe; er fühlte, wie nothwendig es ſey, die Dämonen zu bekämpfen, die ſich ſeiner bemächtigen wollten; aber Herr unſrer Handlungen ſind wir ſo ſelten, wie Herr unſrer Einbildungen! Seine Liebe hatte ſich in andere Formen geſtaltet; wo ſie einſt ruhig erwartete, begehrte ſie jetzt ſehnſuchtvoll.

Auch der alte Vater ſah mit ängſtlicher Spannung der Entſcheidung entgegen, die er nun nicht länger mehr aufſchieben zu dürfen glaubte. Er ſprach mit Moritz, ſchilderte ihm die liebliche Maria mit den treffendſten, ſchönſten Farben, und verbarg ſeinen Gram nicht länger, als Moritz ihm offen geſtand: Maria könne ihm nur die geliebte Schweſter ſeyn, ſein Herz liebe eine Andere. Der Vater ſtellte ihm alle Hinderniſſe vor, die ſeiner Liebe entgegen ſtänden; vergebens! — Sie oder Keine, mein Vater! war die Antwort, die er an des Vaters Bruſt im kindlichſten Tone, aber beſtimmt, gab. — Sie nur, der ich ewige Treue ſchwur, kann mich beglücken; ihr bleibe ich treu, ſo lange ich athme!

Auch über Hüneburg hatte dieſer Tag trübe Wolken gebreitet. Die Mutter konnte die nächtliche Scene nicht vergeſſen, welche der witzige Bruder durch tauſend zweideutige Fragen ihr recht grell in's Gedächtniß zurückführte. Bei ihr kam nun ſo Manches in die Erinnerung zurück, was ſie früher unbeachtet gelaſſen hatte; der herzloſe Bruder that auch das Seine, die Mutter in der Vermuthung zu beſtärken, daß zwiſchen Auguſte und dem jungen Müller eine Neigung ſich entſponnen habe, die nun, es koſte was es wolle, zerſtört werden müſſe. Auguſte's Schreibtiſch wurde heimlich geöffnet, und der Briefwechſel zwiſchen ihr und Moritz gab das gefürchtete Licht. Doch die Mutter, fein und klug, fühlte recht gut, wie ſchwierig es, beſonders bei einer Schwärmerin wie Auguſte, ſey, eine glühende Leidenſchaft gewaltſam zu bekämpfen; ſie ſchwieg. Ein Brief, der des andern Tages aus der Reſidenz kam, nöthigte ſie, wie ſie vorgab, zu einer ſchleunigen Abreiſe, und kaum fand die ſtreng beobachtete Auguſte noch ſo viel Zeit, ihren Moritz durch ihr Mädchen von dieſem unglücklichen Vorfalle zu benachrichtigen und ihm ein kurzes Lebewohl im Birkenhölzchen zu ſagen.

Hier, auf einer bemooſ'ten Raſenbank, im Schatten einer ſchirmenden Hängebirke, ſchwuren ſie ſich ewige Treue, ſchwuren, kühn dem Sturm des Schickſals entgegen zu gehen und nur vereint unterzuſinken.

Ach, die Schwüre der Liebe ſind ſo ernſt, ſie binden feſt und innig, ja unauflöslich das treue Herz; doch das flatterhafte zerreißt dieſe Bande ſchnell! Die Treue, die ſich innig in die weiche Bruſt einſchließt, entfliehet gaukelnd dem wogenden Buſen, und das geflügelte Wort, das für Ewigkeiten band, ſchwebt auf Schmetterlingsflügeln verhallend dahin.

5.

Traurig geſtimmt, aber doch durch Hoffnung und Vertrauen emporgehoben, verlebte nun Moritz den Reſt des Herbſtes in Lindenbach. Ihn und Maria hatte ein neues Band inniger verbunden, das Band der Freundſchaft. Sie war nun die Vertraute ſeines Herzens, und in ihren Buſen legte er ſeinen Kummer nieder, wenn die Briefe von Auguſte länger als gewöhnlich ausblieben.

Da die Gräfin Palm aus den Briefen der Liebenden geſehen hatte, daß die Frau von Streit die Vertraute ihrer Liebe ſey, und daß Moritz ihre Tochter dort öfters geſehen habe, ſo fand ſie bald eine ſchickliche Gelegenheit, den Umgang mit dieſer Familie abzubrechen; die treue Zofe ward gleichfalls verabſchiedet. Hierdurch wurde mancher Brief von Moritz aufgefangen, und manche Antwort kam erſt ſpät in ſeine Hände; doch ganz konnte die Mutter den Briefwechſel nicht hemmen, da ſich die Freundinnen doch oft in fremden Zirkeln ſahen, und ſich hier immer eine günſtige Gelegenheit fand, wo ſie ihre Geheimniſſe und ihre Briefe gegenſeitig austauſchen konnten.

Die Mutter hatte bis jetzt Moritz's gegen Auguſte noch mit keiner Sylbe erwähnt. Der Bruder, kleine Neckereien abgerechnet, hatte auch geſchwiegen; auf ganz andern, ſicheren Wegen hoffte man zum Ziele zu gelangen. Ein Graf Löwenſtein war mit ſeiner Mutter in die Reſidenz gekommen und hatte die ganze ſchöne Welt in Bewegung geſetzt. Die reichſte Parthie im Lande, jung, liebenswürdig, mit Geiſt und Talenten von der Natur reichlich begabt, ſchien dieſe launige Schöpferin an ihm alle ihre Gaben verſchwendet zu haben. Es war daher kein Wunder, daß alle Mütter mit ſehnſüchtigem Blick nach ihm ſahen, und daß die Herzen der jungen Mädchen in ſeiner Nähe ſtärker klopften.

Doch ſein Theil war ihm ſchon früher beſtimmt. Seine Mutter, innige Freundin der Gräfin Palm, hatte mit dieſer die Parthie zwiſchen ihm und Auguſte längſt verabredet, und Alles wurde in Bewegung geſetzt, was zu dieſem Ziele führen konnte. Als der Graf Löwenſtein nach einiger Zeit ſeiner Mutter das Geſtändniß machte, daß unter allen Mädchen der Hauptſtadt die Gräfin Auguſte die Einzige ſey, die ihn feſſeln könnte, obgleich ſie auch wohl die Einzige war, die ihn mit ausgezeichneter Kälte zurückſtieß und faſt nicht zu bemerken ſchien, ſo glaubte die hiervon unterrichtete Gräfin Palm, nicht länger mehr ihre Wünſche in ihrer Bruſt verſchließen zu müſſen; ſie machte Auguſte damit bekannt und verlangte unbedingten Gehorſam.

Auguſte, ihrem Moritz getreu, blieb ſtandhaft. Sie verſicherte der Mutter, daß ihr der Graf mißfalle, und erſt als die Mutter im Eifer aus ihrer Rolle trat und ihr bittere Vorwürfe über ihre heimliche Liebe zu Moritz machte, ſchwur ſie ihr heilig und theuer, Keinem die Hand zu reichen als ihm. Von dieſem Tage an wurde das Verhältniß zwiſchen Mutter und Tochter feindlich, jeder ihrer Schritte wurde bewacht, ſo daß ſie faſt gar keine Gelegenheit mehr hatte, ihren Briefwechſel mit Moritz fortzuſetzen.

6.

Moritz verlebte indeſſen in Lindenbach traurige Tage. Durch den letzten Brief, den er von Auguſte erhalten hatte, erfuhr er den Plan ihrer Mutter, aber auch die Verſicherung ihrer ewigen Treue. Doch ſo leicht ſich die Hoffnung zu der Liebe geſellt, ſo ſchnell entflieht ſie wieder, und die Furcht tritt an ihre Stelle; ein liebendes Herz iſt auch immer ein zagendes. Auch Moritzen war die Hoffnung entwichen, ſeit er Auguſte's Brief bekommen hatte; er verſchloß jedoch ſtill den Kummer in ſeine Bruſt.

Dieſer Seelenzuſtand des einzigen Kindes entging dem ängſtlich forſchenden Blicke des Vaters nicht. Die bleiche Wange, das trübe Auge, die Abſpannung in Allem was er that, die wenige Theilnahme an ſeinen Geſchäften, Alles ließ ihn auf eine innere Stimmung, auf einen Kummer ſchließen, der an ſeinem Herzen nagte, und es wurde ihm leicht, deſſen Quelle zu errathen. Er ſprach offen mit ihm, und aufrichtig entfaltete nun Moritz ſein Herz vor dem zärtlichen Vater, vor der theilnehmenden, guten Maria. Er that das mit einer Entſagung, als ſey er vom Schickſal ſchon beſtimmt dem Unglück geweiht; er ſah nur trübe in die Zukunft, fühlte, daß ohne Auguſte kein Glück auf dieſer Erde ihm blühe; daß ſie gewiß für ihn verloren ſey, ſagte ihm eine innere Stimme.

Der Vater tröſtete ihn und erbot ſich, ſelbſt nach der Reſidenz zu reiſen, mit der Gräfin Palm zu ſprechen und alle nur denkbaren Aufopferungen zu machen, welche die ſtolze Frau etwa verlangen könnte.

Das Alles führt zu nichts, mein guter Vater! — ſagte der Hoffnungloſe — Die Vorurtheile dieſer Frau ſind zu lange von Geſchlecht auf Geſchlecht vererbt, als daß Ihr wohlmeinender Rath, Ihre Vorſtellungen nur irgend auf ſie wirken könnten. Soll meiner Zukunft noch ein Stern der Hoffnung aufgehen, ſo muß er Auguſte's Herzen entſteigen, nur von daher kann er mir erſcheinen.

Am meiſten beruhigte ihn noch Maria. Feſt an Treue glaubend, ſchien es ihr unmöglich, daß Auguſte je wanken könne. Sie malte ihm dieß ſo lebhaft, daß er oft beruhigt von neuem zu hoffen begann.

Fühlen Sie nicht ſelbſt, lieber Moritz, — ſagte ſie dann zu ihm — daß Ihre Liebe nur mit Ihrem Herzen vergehen könnte? — Ach, was tief in unſerer Bruſt ruht, was die Liebe mit emſiger Sorgfalt da hinein legte, das kann kein Sturm erſchüttern, keine Hand ausreißen. Was wahre Liebe in unſere Bruſt pflanzte, trägt Früchte, und wären ſie nur für jenſeit!

Die Briefe Auguſte's blieben aus, und ſein Schickſal wurde ihm klarer, da ihm ſein Freund, der Herr von Streit, zwar nur leiſe, doch vernehmbar andeutete, daß er nicht zu feſt auf Weibertreue bauen möchte. Da trieb ihn die Ungeduld und ſein Schmerz von hinnen; mit ſeinen eigenen Augen wollte er ſehen, ſich ſelbſt überzeugen und weit lieber die Gewißheit ſeines Unglücks ertragen, als dieſes ſtäte Schwanken zwiſchen Furcht und Hoffnung. Er reiſ'te, von Maria begleitet, in die Reſidenz, und die erſte Unterredung mit ſeinem Freunde gab ihm ein ſchreckliches Licht in der Sache.

Der glänzende, ſchöne, mit allem Liebreiz ausgeſchmückte Graf Löwenſtein hatte endlich auf Auguſte's Herz, das, wie alle Weiberherzen, nicht frei von Eitelkeit war, Eindruck gemacht. Er, der Liebling aller Frauen, das erſehnte Ziel aller Mädchen, zeigte Auguſten nur Beharrlichkeit und Treue, ließ ſich durch keine Laune, durch keine Kälte abſchrekken; beſcheiden, aber innig, trat er nie aus dem bezeichneten Kreiſe heraus. Als er ſich endlich nähern durfte, als der feine, leichte Ton ſeines Umganges, ſeine entwickelten Talente, die nur ihr huldigten, ihn höchſt intereſſant zeigen mußten, als ſie ſich nach und nach Vergleichungen erlaubte — was Wunder, daß dieſer edle, mit allen Vorzügen ausgeſtattete junge Mann endlich den Platz in ihrem Herzen einnahm, aus dem er nun leicht den treuen Moritz verdrängen konnte!

Ihre Freundin, die Frau von Streit, ſah dieſes allmälige Verſchwinden der erſten Liebe, dieſe Annäherung an den Grafen; ſie warnte vergebens. Moritz war vergeſſen, der Graf Löwenſtein blieb der allein Gefeierte.

Oft zwar führte die Erinnerung Auguſten noch die vergangenen Tage zurück. Der erſte Moment ihrer Bekanntſchaft in dem Liebenſteiner Bade, das flammende Zimmer, mehr aber, als alles dieß, das nächtliche Dunkel im Kiosk ſtellte ihn lebhaft, liebend und ſehnend vor ſie. Aber bald auch verſchmolzen dieſe Farben zu andern Formen, und es war Graf Maximilian, den ſie an ihr Herz, in ihre Arme ſchloß, und Moritz erſchien nur noch als ein ſtrafender Genius, der die herrlichſten Licht-Momente ihrer Liebe mit ſeinen düſtern Flügeln beſchattete.

7.

In dieſer Zeit waren Moritz und Maria nach der Reſidenz gekommen. Ohne ihm etwas zu verheimlichen, hatte ihn ſein Freund mit allen Verhältniſſen bekannt gemacht, und als der Betrogene ſie nur noch einmal zu ſehen wünſchte, widerſetzte ſich dieſer dem Wunſch aus allen Kräften; er ſtellte es ihm als ein nutzloſes, der männlichen Würde nicht anſtändiges Begehren vor. Aber nichts half, ſelbſt Maria's Bitten blieben fruchtlos; er mußte ſie noch einmal ſehen. Er ging mit ſeinem Freunde in's Schauſpiel. Da ſaß ſie ihm gegenüber, die Blühende, im Glanze der Schönheit; hinter ihr ſtand der Geliebte, für den ſie nur zu leben ſchien, und der ſich mit der höchſten Aufmerkſamkeit mit ihr beſchäftigte. Die ganze liebliche Vergangenheit trat vor den träumenden Moritz; zwar finſter und düſter blickte er ſie an, doch ſah er nur immer die liebende Auguſte, die ſo oft, an ſeiner Bruſt ruhend, ihm ewige Treue, ewige Liebe ſchwur; er ſah, er fühlte — da hob ſie ihr glühendes Auge hinüber zu ihm, und wie zwei feindliche Blitze trafen ſich ihre Blicke. Sie ſchlug die Augen nieder — das ſtrafende Gewiſſen trat vor ſie in Geſtalt des einſt Geliebten. Noch einmal wagte ſie es, die Augen zu erheben; ſie konnte ſich ja geirrt haben, doch er war es, er, der ihre Freuden ſtören und ſie an ihre Pflicht, an ihre Treue mahnen wollte.

Moritz, der gute, edle Moritz ſah ihre Verlegenheit, ſein Herz fühlte ſich bewegt, er wollte ja nicht ihr Peiniger ſeyn, er wollte ſich nicht an ihrer Verlegenheit weiden; er ſtand auf und verließ das Schauſpiel. Er hatte ſie geſehen, er hatte ſein Schickſal in ihrem Blicke geleſen, es lag nun offen und ausgebreitet vor ihm, unwiderruflich da.

Am andern Morgen ließ ſich der Graf Palm bei ihm anmelden; ſo unerwartet, ſo widerlich ihm auch dieſer Beſuch war, er konnte ihn nicht ablehnen. — Meine Schweſter hatte die Thorheit begangen, — ſagte dieſer gleich im Hereintreten — mit Ihnen eine Verbindung anzuknüpfen, die nur ihre Jugend und Unerfahrenheit entſchuldigen, von welcher Sie aber, Herr Amtmann, wohl hätten vorauswiſſen können, daß ſie zu keinem Zwecke führen konnte. Glücklicherweiſe hat meine Schweſter ihre Thorheit eingeſehen. Ihre bevorſtehende Vermählung mit dem Grafen Löwenſtein ſichert ſie vor einem Rückfall und allen Zudringlichkeiten, und nöthigt mich, in meiner Schweſter Namen Ihnen die Briefe und kleinen Geſchenke wieder zuzuſtellen, die ſie von Ihnen erhalten hatte, und alle Briefe und Sachen, die Sie, Herr Amtmann, von ihr in Händen haben, beſtimmt zurückzufordern.

Moritz nahm ſchmerzlich lächelnd das Packet aus des Grafen Hand und legte es ſchweigend auf den Tiſch. Dieſer fuhr in dem nämlichen hohen Tone, in welchem er begonnen hatte, fort: Ich hoffe doch nicht, daß Sie Umſtände machen werden, mir das Verlangte einzuhändigen?

Herr Graf! — ſagte nun Moritz ganz ruhig — in dem Tone, in welchem Sie mir Ihre Wünſche äußern, verfehlen Sie Ihren Zweck.

Und welchen Ton ſoll ich gegen Sie annehmen?

Den anſtändigen, den einzigen, den ich verſtehe und den ich zu erwiedern im Stande bin.

Herr Amtmann! — ſagte nun der junge Mann lachend — unter uns bedarf es der Umſtände nicht! Daß meine Schweſter ſich vergeſſen hat, ſich bis zu Ihnen herabzulaſſen, kann Ihnen nicht die Hoffnung geben, daß auch ich ſo thörig ſeyn werde. Darum kurz — das Verlangte, oder wir ſprechen uns in einem andern Tone!

So unangenehm mir auch Alles iſt, was mich Ihrer Familie feindlich entgegen führen könnte, —

erwiederte Moritz — ſo werde ich es doch hier nicht vermeiden, und erkläre Ihnen hiermit ganz beſtimmt, daß Sie das Verlangte von mir nie erhalten werden, daß ich mir den unfeinen Ton verbitte und Sie erſuchen muß, mich zu verlaſſen.

Herr Amtmann!

Herr Graf! keine Drohung! — Ich bin Ihrer Anmaßung müde; wünſchen Sie noch etwas von mir, ſo ſtehe ich zu Ihren Dienſten, jetzt muß ich bitten, mich zu verlaſſen.

Wüthend verließ der Graf das Zimmer.

Moritz nahm ſchweigend das Packet Briefe, das vor ihm lag; er öffnete es und blätterte darin. Schön nach dem Datum geordnet lagen ſie da, die Dolmetſcher ſeines treuen Herzens. Ach, wie glühend, wie rein, wie wahr hatte er ſeine Empfindungen geſchildert! wie innig ſie an Treue gemahnt! Und alle dieſe Worte, all' dieſes Sehnen war nutzlos verhaucht worden; ſtumm ſtanden die todten Worte auf dem Papier, die Sprache zum Herzen war ihnen genommen. Er fühlte, daß in ſeiner Bruſt noch alle dieſe Empfindungen ſo laut, ſo rein glühten, wie einſt, als er ſie niederſchrieb. Seiner unbewußt, die Vergangenheit, die Gegenwart in einander verwebend, zerriß er die Blätter ſeiner Liebe und opferte ſie den Flammen des Kamins.

Die Flamme ſey euer Grab, wie ſie eure Wiege war! — rief er aus — glühend, feurig, wie ihr vergeht, war euer Entſtehen, und wie euch, ſo wird die Gluth das Herz verzehren und der Wind die leichte Aſche verwehen!

Einige kleine Gedichte, die er ihr überſchickt hatte, durchlas er lächelnd. — Ihr Blätter! — ſagte er, indem er ſie auch in's Kamin warf, — auch euch gebührt der Flammentod, denn ihr ſeyd in Flammen geboren! — Die kleinen Geſchenke, werthlos für Jeden, nur für die Liebe von hohem Werth, packte er ſtill zuſammen. Ein Vergißmeinnicht-Sträußchen, das erſte Geſchenk, welches ſeine Hand für ſie in Liebenſtein, in den erſten Tagen der Liebe, gepflückt hatte, betrachtete er wehmüthig. — Auch deine Bitte war vergebens, du kleines, ſinniges Blümchen? — ſagte er bewegt — Dich berührten damals ihre Lippen, dich netzten ihre Thränen, und das „Nie!" mit dem ſie dich an ihr klopfendes Herz drückte, wie ſchnell iſt es verklungen! — Er beſah es ſchweigend. Der verwelkte Strauß ſchien ihn in die ſchönen vergangenen Zeiten zurück zu führen und täuſchte ihn mit lieblicher Erinnerung. Da ſtörte ihn ſein Diener, der ihm einen Brief vom Grafen Löwenſtein brachte.

Er legte ſein Vergißmeinnicht zu den andern auf den Tiſch und ſagte bewegt: Ruht vereint, ihr ſtillen Gaben treuer Liebe; Untreue gab euch mir wieder!

Er öffnete den Brief und las:

„Meine Verbindung mit der Gräfin Palm wird Ihnen nicht unbekannt ſeyn. Ich kenne ebenfalls die Verhältniſſe, in welchen Sie zu meiner Braut ſtanden. Ich glaube es mir ſchuldig zu ſeyn, die Briefe und Geſchenke, welche Sie von der Gräfin noch haben könnten, in ihre Hände zurück zu wiſſen; ich erſuche Sie deshalb, ſie zurück zu ſenden. Da ich mit meinem künftigen Schwager manche Grundſätze nicht theile, und den Mann von Ehre in jedem Stande aufſuche, ſo hoffe ich, Ihnen nicht vergebens die Alternative zu ſtellen: Entweder Sie ſind bereitwillig, meinen Wunſch zu erfüllen, oder Sie ſtehen morgen früh um acht Uhr mit Ihrem Secundanten in dem Hölzchen bei der Faſanerie.

Graf Löwenſtein.“

Kennt denn Keiner von Euch den Weg zu meinem Herzen?! — rief Moritz aus, als er den Brief zuſammenlegte, — ſoll ich, der Beleidigte, gezwungen ſeyn, feindlich aufzutreten?!

Ich werde morgen zur beſtimmten Stunde erſcheinen! war Alles, was ſeine Antwort enthielt, die er dem Diener des Grafen zurückgab. Er ſchrieb hierauf an ſeinen Vater, bat ihn, Maria an Kindesſtatt anzunehmen, im Fall ihn morgen der ſehnlichſt gewünſchte Tod ergreifen ſollte. Er ſchrieb auch an Maria, dankte ihr für die unverdiente Liebe, mit welcher ſie ihm entgegen gekommen ſey, und bat ſie, die Briefe und Alles, was ſie in ſeinem Schreibtiſche von Auguſte finden würde, dieſer zuzuſchicken, mit Ausnahme eines Kranzes verwelkter Feldblumen; dieſe ſolle ſie ihm mit hinüber geben in das Land der ſtillen Ruhe.

Während des Beſuchs des Grafen Palm bei Moritz, trat Maria in Auguſte's Zimmer. Dieſe erſchrak. — Gräfin! — ſagte Maria — ſchon einmal hörten Sie meine warnende Stimme; gebe Gott, daß ſie auch jetzt in Ihr trunkenes Herz dringen möge und Sie vom Verderben rette! — Sie hatten leichtſinnig ein Band für die Ewigkeit geknüpft, das Sie noch leichtſinniger nun zerreißen. Sie haben ein Herz gebrochen, das im Vergehen noch treu und liebend an Ihnen hängt. Sie haben ſich, Sie haben Moritz die Ruhe auf ewig geraubt. Prüfen Sie ſich, ehe Sie den Schritt thun, der dem edlen Jünglinge das Grab öffnet; prüfen Sie Ihr Herz, ob der flüchtige Sinnenrauſch es taub für den Unkenton des Gewiſſens machen kann. Fühlen Sie tief, was es heißt, Menſchenglück zerſtört zu haben. Ach, ſo leicht hüpft die neue Liebe über das Grab der früheren hinweg! Raſch und leicht rollt der Sinnenrauſch die Schollen und deckt den Sarg, der die gewelkten Blüthen verſchließt. Aber aus ihnen entblühet die Blume der Erinnerung; das Gewiſſen gräbt ein neues Grab neben dem Todtenhügel, und ſenkt nun auch die neue Liebe in die friſche Gruft neben der früher Geſchwundenen. Untreue verſchlingt gierig die Liebe, die ſie gebar; ſie zerſtört alle Lebensfreuden und ſchafft das Paradies dieſer Erde zur Grabſtätte der Wonne um. — Prüfen Sie meine Worte, Gräfin! Fühlen Sie den Sinn meiner ſchweſterlichen Warnung, und machen Sie wieder gut, was ſie übel gemacht!

Noch ehe Auguſte, von Maria's Worten ergriffen, ſich faſſen konnte, hatte dieſe ſich ſchon entfernt.

Gefaßt erwartete Moritz den kommenden Tag und ſeine blutige Entſcheidung, und heiter fuhr er mit ſeinem Freunde auf den beſtimmten Platz. Der Graf war ſchon da. Ohne ein Wort zu ſprechen und alle Auseinanderſetzungen vermeidend, ergriff Moritz die Piſtolen und ſtellte ſich auf ſeinen Platz, dem Grafen gegenüber; hohe Röthe überflog ſein Geſicht, als er den Mann in's Auge faßte, den Auguſte jetzt mit inniger Liebe eben ſo zärtlich, ſo heiß umfing, wie ſie ihn einſt umfangen hatte.

Der Graf ſchoß und fehlte; bis an die Barrieren rückten nun Beide vor. Der Graf ſchoß zum zweiten Male und wieder vorbei. Ruhig drückte nun Moritz ſeine beiden Piſtolen in die Luft ab und ſagte kalt: Nun ſtehen Ihnen die verlangten Briefe und das Andere zu Dienſten, Herr Graf! außer einem Blumenkranze, den mir keine Macht der Erde lebend entreißen ſoll! Hätten Sie mich beſſer gekannt, hätten ſie in Ihrem Briefe die Drohung weggelaſſen, wir hätten uns hier nicht zu treffen gebraucht. — Er ging nach dem Wagen.

Edler Mann! — ſagte Graf Löwenſtein, und ſchloß ihn in ſeine Arme, — dürfſt' ich Ihnen meine Freundſchaft bieten, mit treuem, aufrichtigem Herzen reichte ich ſie Ihnen, dem ich ſo wehe that, ohne Sie zu kennen. Wie kann ich, ohne mein Glück zu opfern, Ihre Liebe, Ihre Freundſchaft mir erwerben?

Machen Sie Auguſte glücklich! ſagte Müller gerührt, drückte ſeine Hand und fuhr zurück.

8.

Stumm und ſchweigend kam er mit Maria nach Lindenbach zurück. Niemand wagte ſich, ihn nach der Reſidenz, nach Auguſte zu fragen. — Tiefſinnig ging er umher; ſein Lieblingaufenthalt war der Kiosk, in welchem er Tage lang ſtill und ohne Beſchäftigung ſitzen konnte.

Lieber Moritz! — ſagte eines Tages Maria, und ſetzte ſich neben ihn auf ſeinem einſamen Plätzchen im Kiosk, — Theilnahme lindert den Schmerz. Wir Alle, die wir Sie ſo herzlich lieben, ſehen mit kummervollem Gefühle Ihren ſtillen, verſchloſſenen Gram, den wir ſo gern lindern, Ihnen tragen helfen möchten; erlauben Sie der Freundſchaft, mit Ihnen zu fühlen, mit Ihnen zu trauern!

Guter, freundlicher Engel! — ſagte Moritz nach einer Pauſe — Sie wiſſen, was mich ſchmerzt! Ihr theilnehmendes Herz mit meinem lauten Kummer noch mehr zu betrüben, wäre Unrecht; mir kann nichts mehr helfen!

O thun Sie es nur, Moritz! fürchten Sie nicht, mir wehe zu thun. Die Schweſter liebt Sie noch ſo innig, ſo heiß, als die Geliebte es je gekonnt hätte. Haben Sie Zutrauen zu mir, gewinnen Sie die Ueberzeugung, daß Ihr Schmerz in meinem Buſen verborgen ruht und an meinem Herzen ein weiches, erquickendes Lager finden wird!

Er drückte ihr die Hand und ſchwieg. Sein Herz öffnete ſich nicht mehr der Theilnahme, ſelbſt an der Bruſt des Vaters blieb es verſchloſſen, und immer mehr nagte der Kummer an ſeiner Jugendblüthe.

Troſtlos jammerte der Greis. Von Allen, die das Schickſal ihm gegeben, war Moritz der Einzige, den dieſes grauſame nicht wieder genommen hatte. Auch ihn ſah er jetzt welkend, entblättert dahin ſterben; die letzte Frühlingblume ſenkte zerknickt das jugendliche Haupt. Auch des Vaters Wangen wurden bleicher, und mit jedem Tage, an welchem er mehr und mehr ſein einziges Kind dahin ſterben ſah, ſchwand auch die Lebenskraft des zitternden Greiſes. Maria allein konnte wohl noch hin und wieder den beiden Dahinſchwindenden ein freundliches Lächeln abgewinnen, Beiden ſchien ſie der Engel zu ſeyn, der ſie hinüber geleiten und mit der Hand des Friedens ihnen die Augen ſchließen würde.

Du haſt mich ſo oft gebeten, lieber Vater, — ſagte Moritz an einem ſchönen Abend — daß ich nicht ſo häufig, nicht immer in den Kiosk gehen und dort meine Zeit vertrauern ſoll. Ich will Dir folgen; doch erlaube mir, daß ich dieſes Zauberbild der Erinnerung zerſtören und mir, auf dieſer mir ſo lieben Stelle, eine andere Wohnung erbauen darf.

Gern willigte der Vater ein; was hätte er dieſem Sohne wohl abſchlagen können! Er war nur froh, daß dieſer Tempel der Trauer zertrümmert werden ſollte. Maria ſchüttelte aber bedenklich den Kopf.

Schon am andern Morgen wurde das Häuschen eingeriſſen, und bald war es verſchwunden. Still und in ſich gekehrt leitete Moritz die Arbeiten. Bei dem erſten Schlage der zerſtörenden Art erbebte er, und als er es ganz verſchwunden ſah, als der öde Platz, von den ſchattigen Pappeln und einigen Trauerweiden umgeben, da ſtand, und die trauliche Nachtigall die Würmer von dieſer verödeten Stelle ſuchte und nur ihr ſchmelzendes Klagelied in dem Gebüſch ertönen ließ, da ergriff er Maria's Hand, die erſte Thräne entrollte ſeinem Auge.

So iſt Alles zertrümmert in mir und um mich!

— ſagte er — Die Gegenwart hat Alles verſchlungen, für die Zukunft nur kann ich mir noch eine Hütte bauen.

Als er die Stelle tief ausgraben, die geräumige Oeffnung ausmauern ließ, als ſich allmälig ein Gewölbe bildete, da ſah der arme Vater nun wohl, welches Ruheplätzchen er ſich bereiten wollte. Schmerzvoll ſank er an die Bruſt ſeines Sohnes und rief, von tiefen Gedanken erſchüttert: Es wird Dein Grab!

9.

Die Nachricht von der nahen Vermählung auf Hüneburg verbreitete ſich in der Gegend; auch nach Lindenbach kam ſie. Der Graf Löwenſtein und Auguſte hatten die Mutter inſtändig gebeten, dieſen glücklichen Tag in der Reſidenz zu feiern; vergebens! — Sie wollte ſich den Triumph nicht verſagen, in der Nähe des Frechen mit ihrem Glücke zu prahlen, der es hatte wagen können, ſeine Wünſche bis zu ihrer Tochter zu erheben. Man hatte lange dieſe Nachricht vor Moritz ſorgfältig verborgen; endlich hinterbrachte ſie ihm ein unglücklicher Zufall. Die Arbeit wurde von ihm nun mit doppelter Thätigkeit fortgeſetzt, und nach kurzer Zeit ſtand der kleine griechiſche Tempel, mit der einfachen Inſchrift: „Der Ruhe geweiht!“, freundlich von duftendem Gebüſch umgeben, in ſtiller Einſamkeit da. In einem Gewölbe, zu welchem mehre Stufen hinunter führten, erwartete ein Sarg ſein erſehntes Opfer. — Zwei Sphynxe bewachten den Eingang.

Wie widerſprechend ſind doch die Gefühle des Menſchen! — ſagte Maria, als ſie vor dem beendeten Grabmale ſtand, — ſie ſtellen das Leben neben den Tod, den Schmerz neben die Wonne. Wo ihn die liebenden Arme der Geliebten umfingen, wo ihr Kuß auch jetzt noch den Augenblick der höchſten Seligkeit ihm zurückführte — da baut er ſich den Ort, wo ihn die kalten Arme des Todes umfangen, und dieſer treue Freund den letzten Kuß der Ruhe auf die erbleichten Lippen drücken ſoll; wo ihm ein neues, ſchönes Leben entblüht, da gräbt er ſich ſein Grab!

Je näher der Zeitpunkt heran rückte, der ſein Schickſal für immer entſcheiden ſollte, deſto freundlicher, ruhiger ſchien Moritz zu ſeyn. Mit den Kräften des Lebens ſchwand auch die Bitterkeit und der Trübſinn; er wurde wie ein ſtilles, frommes Kind, das Alles ruhig erträgt, über nichts murret und klagt. Die Gegenwart des Vaters ſchien er oft zu meiden; deſto inniger ſchloß er ſich an Maria, die, mit zarter Schonung, nie die verſtimmte Saite ſeines Herzens berührte.

So erſchien der trübe Tag, den er mit klopfendem Herzen ſich nahen ſah. Am Vorabend trat er mit Maria in die ſtille Gruft, den verwelkten Blumenſtrauß in ſeiner Hand. — Liebe Schweſter! — ſagte er zu dieſer — wenn ich einſt nicht mehr bin und hier in dieſer engen Klauſe ruhen werde, dann, liebe Maria, lege dieſen Kranz auf meinen Sarg, damit ich das Theuerſte mit hinüber nehme und es ſich auch dort nicht von mir trennen kann. Verwelkt, wie dieſe Blumen, bin ich dann auch, das Treiben und Sehnen iſt geſtillt, die Ruhe hat mich kühlend umweht, und die Gluth des Herzens iſt erloſchen. Weine nicht um mich, guter Engel! Wann ich erſt hier unten ruhe, dann iſt mir wohl, wohler als dort oben, wo ich noch einmal der wilden Leidenſchaft mein

Herz zum Opfer bringen, wo ich noch einmal der Liebe Seligkeit und ihren tiefſten Schmerz empfinden muß!

Du begleiteſt mich doch morgen nach Hüneburg? — ſagte er nach einer langen Pauſe, in welcher er mit ſich zu kämpfen ſchien. — Ich muß ſie noch einmal, ich muß ſie am Altare, den Myrtenkranz in den Locken, ſehen; ſo habe ich mir ſie tauſend Mal gedacht, ſo hat ſie mir meine Phantaſie oft ſo lieblich gemalt. Dieß ſchöne Bild muß ich in der Wirklichkeit erblicken, dieſe ſo oft geträumte Wonne muß ich genießen, und dann will ich gern vergehen!

Maria, der Vater, Alle ſuchten ihm dieſe Idee zu benehmen; vergebens! — Die letzte Freude werdet Ihr mir doch nicht rauben wollen? ſagte er wehmüthig, und am andern Tage fuhr er mit Maria nach Hüneburg hinüber.

Als ſie durch das Birkenwäldchen kamen, dieſes Plätzchen, ihm durch manche Erinnerung ſo lieb und theuer, ließ er halten, ſtieg aus und führte Maria auf die verfallene Raſenbank, wo er die letzten ſeligen Augenblicke ſeiner Liebe gefeiert hatte; da brachte der Weſt die dumpfen

Glockentöne von Hüneburg herüber. — Sie naht! — rief er begeiſtert — und mit ihr die Stunde meiner Ruhe! — Freundlich trocknete er Maria die herabrollenden Thränen von der Wange, küßte ihre glühende Stirn, ſchlich nach dem Wagen zurück und befahl dem Kutſcher, zu eilen.

Das alte Schloß lag nun vor ihnen, der Weg drehte ſich um den Park; Moritz blickte mit freundlichem Auge nach ſo mancher, ihm lieb gewordenen Stelle, und ſchien mit ängſtlicher Gier jeden Tropfen Erinnerung wollüſtig einzuſaugen. Selbſt manches Plätzchen im Dorfe war ihm theuer, und er ſah mit Wohlgefallen die hohe Linde, den Tanzplatz der Jugend — da trat die Kirche vor ihn, der Wagen hielt, und er wankte an Maria's Arm in das Gotteshaus.

Der Zug begann. Die reizende Braut trat in jugendlicher Fülle, ſchön wie die Göttin der Liebe, ein. Noch einmal durchrieſelte ein warmer Schauer das ſchleichende Blut, noch einmal, zum letzten Mal erglühten die Sinne, da dieſe Liebliche an ihm vorüberwallte; es war das letzte Aufglimmen des verlöſchenden Lebens. Feſt hielt er ſich an

Maria, feſt drückte er ſich hinter den ihn verbergenden Pfeiler, ſah zitternd den Moment nahen, den er einſt mit allen Farben der Wonne, ſo ſchön geſchmückt, auf der Sehnſucht Flügel zu ereilen geſtrebt hatte — und als der Segen des Prieſters ſie einte, als er aus Auguſte's Munde das ernſte Ja! vernahm, da ſank der Entmuthigte nieder, und ſein zerſtörter Körper erlag.

Das glückliche Paar hatte den Altar verlaſſen, der Zug ging feierlich zurück — da gewahrte Auguſte eine Menge Neugieriger, die ſich um den Pfeiler bei dem Taufſteine drängten; auch ſie ging mit ihrem Gatten dahin, um zu ſehen, was das Drängen der Menge bedeutete. Man machte ihnen Platz. An den Pfeiler gelehnt lag Moritz und ſchien zu ſchlummern. — Gott! — ſchrie Auguſte, und verbarg ihr Geſicht an der Bruſt ihres Gatten. — Er iſt's!

Gönnen Sie ihm einen ruhigen Schlaf! — ſagte Maria, und trat vor ſie. — Das iſt Alles, was er noch von Ihnen erwarten und warum ich Sie jetzt noch für ihn bitten kann.

Noch einmal ſchlug er ſeine matten Augen auf;

ſein Blick, der letzte Strahl ſeines Lebenslichtes, traf ſie — das gequälte Herz brach in Wonne und Schmerz.

Als die dumpfen Töne des Grabgeläutes nach Hüneburg hinüber tönten, wurde auch hier des Lebens Glück zur Ruhe beſtattet.

Starr blickte der Greis in die öde Gruft. Ein Blick nach oben führte vor den Thron des Allmächtigen den heißen Wunſch: Laß mich auch bald ruhen neben ihm!

Maria erfüllte treu ſeinen letzten Willen. Der Blumenkranz ruhte auf dem braunen Sarge — des Vaters, der Schweſter Thränen netzten ſeine verwelkten Blätter.

Das Vergißmeinnicht blieb ihr Eigenthum — und das innige „Nie!“, mit dem ſie es an ihre treue Bruſt drückte, wird nimmer im Rauſche der Leidenſchaft verwehen.

* * *

Ein Jahr war vorüber, als mich Berufsgeſchäfte nach dem verwaiſ'ten Lindenbach führten. Ich fand den einſt ſo kräftigen Alten muthlos und ſchwer zu Boden gedrückt wieder. Maria's ſtilles, freundliches Weſen konnte ihn nicht mehr erheitern. Er ſtarb ſtill und ſehnend, gleich dem Baume, der alle Zweige und Blätter verlor, langſam ab, und die Bitte um baldige Auflöſung war ſein ſtilles Gebet.

Es war heute der Todestag des Sohnes. Die Gruft war mit Blumen geſchmückt, eine Lampe erhellte das düſtere Gewölbe, und alle Bewohner Lindenbachs wallfahrteten nach dieſem ſtillen, heute für Jedermann geöffneten Orte. Auch ich ging am Abend hin, berührte den Blumenkranz und weihte dem dahingegangenen Freunde eine theilnehmende Erinnerung. Der Vater, als er in der ſtillen Gruft ſein Gebet beendet hatte, drückte mir die Hand und ſagte mit gehobenem Blick: Gebe Gott, es ſey mein letztes Gebet und morgen ruhte ich hier neben meinem unglücklichen Kinde!

Begleiten Sie mich wohl noch auf einem ernſten Gange? ſagte Maria zu mir, da die Mitternacht herangenaht war und wir ſtill, nur der Erinnerung lebend, am Fenſter ſaßen. Ich verſtand ſie, und ſchweigend folgte ich ihr zur ſtillen Gruft. Weit ſtanden die Pforten noch auf, als ob ſie die Vorübereilenden in die kalte Wohnung einladen wollten; nur matt warf die halb erloſchene Lampe ihr Licht auf die mit Blumen beſtreueten Stufen. Maria drückte mir krampfhaft die Hand — mich überlief ein kalter Schauer, als wir, nur auf die düſtern Stufen blickend, Hand in Hand in das finſtere Gewölbe ſtiegen.

Heiliger Gott! ſchrie Maria und ſtürzte in meine Arme. Ich ſah auf. — Eine lange, weiße Geſtalt hob ſich langſam vom Sarge empor. — Todt! — rief dieſe Geiſtige mit hohler Stimme, und reichte uns ein bleiches Kind entgegen. — Er hat es als Opfer mir genommen!

Auguſte! — ſchrie Maria auf — Gerechter Gott!

Die Unglückliche drückte das Kind krampfhaft an ihre Bruſt, nahm den Kranz vom Sarge und legte ihn auf des Kindes Stirn. — Sag' ihm, mein kleiner Moritz! — ſprach ſie ganz leiſe — daß ich ihn noch liebe — er ſoll auch mich bald abholen zu ſich! — — Legt es neben ihn! — fuhr ſie, gegen Maria gewendet, fort, und gab der Zitternden das todte Kind in die Arme. — Es iſt mein Kind — er wird es lieben, treu, redlich, wie er mich geliebt! — Sie ſank auf ſeinen Sarg, und nur mit Mühe konnten wir ſie von der Stelle entfernen, an die ſie gebannt zu ſeyn ſchien.

Schwermuth, ſo erfuhr ich nachher, war ſeit dem Anblick des ſterbenden Moritz Auguſte's ſtäte Begleiterin geweſen. Sie hatte ihrem Gatten ſelbſt die Gefühle, die ſie ſeit dem Augenblick ergriffen hatten, nicht verborgen. Der Tod des Kindes, das ihr der Himmel am Sterbetage des Erſtgeliebten wiedernahm, wirkte zerſtörend auf ihre Sinne; unbemerkt wanderte ſie, als Alles ſchlief, das todte Kind im Arme, nach ſeiner Gruft, und legte als Sühnopfer den entſchlafenen Engel am Grabe des Treuen nieder.

Vergebe ihr Gott, wie Er ihr vergab!

Gedruckt bei A. W. Schade in Berlin.

Sámmtliche Schriften

von

A. von Tromlitz.

Achtzehntes Bändchen.

Der Fall von Miſſolunghi.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1831.

Der Fall von Miſſolunghi.

Hiſtoriſche Novelle

von

A. von Tromlitz.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1831.

1.

Dunkle, vom Sturm getriebene Wolken jagten am Monde vorüber. An den Ufern des Aspropotamos, der ſich ſchäumend über herabgerollte Felsſtücke unter dem grauen Bogen einer alten Brücke fortwälzte, rauſchten die hohen Platanen. Zuweilen brach durch das zerriſſene Gewölk ein freundlicher Mondſtrahl, ſchaukelte ſein Silberlicht auf den brauſenden Wellen, und ſchien der Nacht den Abſchiedgruß zu bringen. Herrlich erglänzte dann die wilde Gegend, ſchaurig war die Nacht und feierlich; der Morgen nicht mehr fern.

Auf dem halb verfallenen Gemäuer der Brücke ſaß eine finſtere Geſtalt. Sie war in einen Mantel gehüllt, in ihrem Arme ruhte ein langes Feuerrohr; mit halb vom Schlafe geſenktem Auge ſah ſie hinauf nach dem Berge, über deſſen Rücken die Straße nach Salona führt, woſelbſt ſich mehre Geſtalten in dem Dämmerſcheine des Mondes bewegten.

Am jenſeitigen Ufer, wo ſich der Weg nach Arta durch Klippen und Schluchten windet, lagen unfern der Straße zwei Männer an einem kleinen Feuer, das ein Ginſterſtrauch gegen Morgen zu verdeckte. In weite, rothe Mäntel gehüllt, ſahen ſie ſchweigend in die kniſternde Flamme; der eine blickte ſchwermuthvoll, aber düſter vor ſich hin, während des anderen Auge glühend wie der Brand des Olivenholzes in die Gluth hineinſtarrte. Nicht weit von ihnen lagerte in einem halbumgehauenen Olivenwäldchen ein Trupp von einigen funfzig Bewaffneten, die ſorglos der Ruhe pflegten. Nur eine Schildwache ſchritt, die Andern bewachend, unter den weidenblättrigen Bäumen umher, bald jenſeit der Brücke nach dem Berge, wo die dunkle Geſtalt ſich im Mondlichte wie ein Schattenbild hin und her bewegte, bald rückwärts nach einer Klippe ſchauend, wo ebenfalls eine Schildwache zu ſtehen ſchien.

Gregor! — ſagte jetzt der, welcher mit glühendem Blicke in die Flamme geſchaut, — höre auf in ſtillem Grame Deine Stunden zu vertrauern; zum Handeln rief uns die Rache, nicht zum Dulden. Sieh! ſchon hat ſich ein muthiger Haufe um Dich verſammelt, der, die Vertheidigung des eigenen Heerdes verlaſſend, mit Dir zum Kampfe zieht. Wach' auf aus Deinen Träumen, tiefer noch als Du bin ich verwundet, und doch traure ich nicht muthlos; ich ſtürme dem Schickſale entgegen, welches mich aufruft, Athanaſia zu rächen, da Rettung unmöglich iſt!

Der Schweigende erhob ſich langſam und ſah lächelnd auf ſeinen Kriegsgefährten. — Glaubſt Du, Niketas! — antwortete er — der Schmerz habe in mir den Muth in Schlaf gewiegt? Du irrſt! In meinem Innern tobt es, wenn auch der Muth ſchweigt, und mein ſanfteres Gemüth nicht in wilde Worte des Zornes ausbricht. Du kennſt den Schwur, den ich that, als wir an dem Grabe meiner Mutter, auf den Trümmern meiner väterlichen Wohnung ſtanden, und der alte Hirt mir berichtete, daß unter dem Schutthaufen der Mutter Gebein ruhe, unter jener Platane die Schweſter auf ihren Knieen gelegen, um Erbarmung gefleht, und Reſchid Paſcha's wildes, thieriſches Herz ſie zu ſeinem Harem nach Delphino abzuführen befohlen habe; damals ſchwur ich —

Auch ich! — fiel ihm Niketas heftig in die Rede — Auch ich, Gregor! Dir nahmen ſie die Schweſter, mir die Verlobte; Dir entweihten ſie Deinen Namen, mir meinen Himmel! Rache an Reſchid ſchwuren wir, Rache! und dieſer Schwur hält mich über mein Schickſal empor. Ich kann mir Athanaſia in des Paſcha's Armen denken, und wende meinen Blick nicht trauernd, nicht muthlos von dieſem herzzerreißenden Bilde; ich kann ſie weinen, jammern, ich kann ſie ſterben ſehen, und mein geſchwungener Dolch ſinkt nicht! höher hebt ſich mein Arm, ſtraffer dehnen ſich die Sehnen! So wie dort — rief er aufſpringend — die Sonne über den Bergen von Agyros Caſtro ihre heilige Laufbahn beginnt, gehe meine Rache auf; ſo wie dort der Mond erbleichend vor ihren Strahlen ſinkt, ſinke Reſchid Paſcha, ſinke der Mond Stambuls vor den Strahlen des Kreuzes! Dieß ſey fortan das einzige Ziel meines Lebens! Darum, erfüllt die Gluth der Rache nicht ganz Dein ruhiges Gemüth, ſo überlaß ſie mir, Gregor!

Ich lebe der Rache, doch mehr noch dem Vaterlande! — erwiederte dieſer und verließ das erloſchene Feuer — Jene entflammt mich zur Wuth, dieſes zur edlen That. Mit Deiner Rache, Freund, ſteigt nicht, wie jene Sonne, Griechenlands Freiheit empor; mit Reſchid, dem Grauſamen, ſinken nicht unſre Feſſeln. Die Mutter ruht, wohl ihr! — Athanaſia hat ihre Schande nicht überlebt, ſo wie ich glaube und hoffe; dann hat auch ſie ausgelitten und betet am flammenden ewigen Kreuze, das keine Tyrannei, kein Irrglaube zu ſtürzen vermag — und lebte ſie, ſo war ſie nicht des Namens werth, den ſie trug, nicht unſeres Schwures! — Aber das Vaterland, Niketas! — Hörſt Du nicht in der Ferne das dumpfe Rollen des Donners? Sie ſchleudern ihre Flammen auf Miſſolunghi; dorthin treibt es mich, dort können wir ihm gegenüber unſern Schwur löſen. Darum längs des Fluſſes dem Meere zu! Bei Curzolaris liegt die Flotte, ein Schiff wird ſich gewiß auf unſer Zeichen nahen und uns hinüberführen.

Wie er dieß geſprochen, eilte ein Grieche in ſchnellem Laufe vom Berge herab über die Brücke, während die Geſtalten, die man nun in der Dämmerung des Morgens für griechiſche Poſten erkennen konnte, ſich den Berg herabzogen. — Herr! — rief der Eilende Gregor zu — durch die Schlucht am See nahet ein Haufe Türken; ſo viel wir in der Dämmerung ſehen konnten, ſind es einige funfzig Bewaffnete, die einen Zug von Maulthieren begleiten, zehn Reiter ſind an der Spitze!

Aus Reſchids Lager kommen ſie und ziehen nach Arta! rief Niketas feurig, indeß Gregor die Seinen weckte und ſchnell die nöthigen Befehle gab.

Bald hatte der Haufe ſich in den Olivenwald zurück und in die tiefen Schluchten begeben, die hier, von Waldbächen gebildet, auf beiden Seiten der Straße ſich ziehen. Hinter Felsſtücken und in der Grotte, dem heiligen Baſilius geweiht, verbarg ſich der Haufe; eine kleine Abtheilung eilte mit Niketas im ſchnellſten Laufe noch weiter rückwärts, während die, ſo die Poſten jenſeit des Fluſſes gehabt, an den Ufern deſſelben in dem Geſträuche ſich verbargen.

Nicht lange, ſo ſah Gregor die türkiſchen Reiter den Berg herab nach der Brücke ziehen. Sie blieben an der Brücke halten und ſchienen die Ihrigen zu erwarten; nur einer ritt hinüber, und ſein Roß tummelnd jagte er bald rechts, bald links, die Gegend zu erſpähen. In dem dicken Geſtrüpp verſteckt, blieben die Griechen verborgen; der Reiter kehrte zurück.

Indeſſen war der Zug der Türken auf der Höhe des Berges angekommen, und ſtieg langſam hinab. Es war ein Haufe Fußvolk, wohl ſiebzig Mann ſtark, von einigen Janitſcharen und Mohren zu Pferde begleitet, in deſſen Mitte beladene Maulthiere ſich befanden. Aſiatiſche Reiter folgten.

Die Vorhut hatte ſo lange an der Brücke gehalten, bis alles, ſelbſt der Nachtrupp, dort angekommen war; jetzt überſchritten ſie die Brücke. Die Türken, alle Vorſichtmaßregeln beobachtend, lagerten ſich am jenſeitigen Ufer. Die Griechen, jene im Geſtrüpp ſowohl, als die in den Schluchten längs der Straße verborgenen, rührten ſich nicht, ließen die Reiter ruhig an ſich vorüberziehen, und als dieſe, auf den jenſeitigen Höhen angelangt, rings umher keinen Feind erblickten, gaben ſie ein Zeichen; die Türken ſetzten ſich in Marſch und überſchritten den Aſpropotamos.

Auch jetzt noch blieben die an der Brücke ruhig in ihrem Schlupfwinkel liegen; nur als aus der Grotte Baſilios der erſte Schuß auf die Vorüberziehenden fiel, als von allen Seiten das Feuer der Griechen die Reihen der Türken niederſtreckte, die ſich zwar vertheidigten, doch bei dem ungleichen Kampfe aus einander geſprengt ſich nach der Brücke zurückzogen, da erſt empfing ſie das Feuer aus dem Gebüſch, und hemmte ihre Flucht. Selbſt die Reiter entgingen dem Tode nicht. Niketas, der vorangeeilt war und einen Paß beſetzt hatte, empfing ſie dort aus den Felsklüften. Sechzig Türken und Albaneſer lagen todt und verwundet umher, mehre Maulthiere waren erſchoſſen, vier Pferde wurden erbeutet.

In der Mitte des Kampfplatzes lag eine umgeſtürzte Sänfte, eine andere ſtand noch unverſehrt. Schwarze Sklaven, die ſie wahrſcheinlich getragen hatten, lagen todt daneben, auch einige Frauen. Nur eine von dieſen lebte, und kniete neben der Sänfte, Allah um Beiſtand anrufend. — Halt! — donnerte Gregor den Seinen entgegen, welche die Gefangenen und Verwundeten getödtet hatten, jetzt über die Maulthiere ſtürzten, ſie zu plündern, und ſich der Sänfte und dem türkiſchen Weibe nahten. — Halt! das iſt meine Beute, plündert und raubt ſo viel Ihr wollt, ich theile nicht mit Euch; dieſe Sänfte aber und dieß Weib iſt mein Antheil! — Gott ſey gedankt und der heilige Nikolaus! — unterbrach ihn jetzt Niketas, der mit den Seinen eben herbeikam. — Gott ſey gedankt! die Convoi gehört zu dem Hauſe Reſchid Paſcha's; ihm gehörten dieſe in Livadien geraubten Schätze, ihm dieſe Weiber, die hier liegen, ihm jene Knieende, die, ſo alt ſie auch iſt, Athanaſien zum Sühnopfer bluten ſoll. Herbei, Stamoris! und Du wilder — doch wozu bedarf es einer fremden Hand, ich ſelbſt muß das Opfer ſchlachten, ſo befiehlt es das Geſetz! — Er zog die Piſtole aus dem Gürtel, doch Gregor hielt ſeinen Arm. — Ein hülfloſes Weib könnteſt Du morden?! — rief er — ein Weib, das nicht einmal Deiner achtend im Schmerz verſunken knieet? Auch iſt dieß mein Theil, überlaß mir das Gericht!

Niketas ſteckte die Piſtole wieder in den Gürtel. — So behalte ſie! — rief er finſter — und laß eine Weiberthräne Deinen Schwur verwiſchen! — Er ging zu den Plünderern und bekümmerte ſich nicht um Gregor, der ſich der Sänfte genähert hatte.

Herr! — rief das knieende Weib in griechiſcher Sprache — naht Euch der Sänfte nicht! Eurem entweihenden Auge muß das Köſtliche, das ſie verſchließt, auf ewig verborgen bleiben. Reicht mir ſtärkende Eſſenz, wenn Ihr deren habt, wo nicht, ſo werden die Plünderer ſie unter der Beute jener umgeſtürzten Sänfte gefunden haben, und dann gönnt mir Ruhe!

Wen verbirgt dieſe Sänfte? — fragte Gregor — Wer bedarf Eurer Hülfe?

Eine Ohnmächtige! erwiederte die Türkin.

Gregor wollte ſich nahen. — Herr! — bat die Alte — aus Eurem Auge glüht nicht die Wildheit Eurer Stämme, Euer Antlitz iſt milde, Ihr habt gewiß ein menſchliches Herz, wenn Ihr auch ein Ungläubiger ſeyd; deshalb bitte ich, beſchwöre ich Euch bei Allah und dem Propheten, blickt nicht in jene Sänfte, ſtört den Schlummer der Entſchlafenen nicht!

Gregor rief ſeinen Diener, ſagte ihm etwas leiſe, und blieb, während dieſer ſeines Herrn Befehle ausrichtete, noch mit ſich im Streit vor der

Sänfte ſtehen; jetzt brachte der Diener das Fläſchchen mit flüchtigem Salze, er gab es dem Weibe.

Wendet Euer Geſicht nach Morgen! — ſagte dieſe — betet zu dem Propheten oder zu Eurem Chriſt, daß dieſe Tropfen das Leben zurückrufen mögen! Blickt Euch nicht um, auf daß Ihr nicht von den Strahlen der Sonne geblendet zurückbebt; denn erhört Allah mein Gebet, ſo habt Ihr einen köſtlichen Schatz Euch erbeutet, den Reſchid Paſcha, mein Herr, Euch mit Gold und Juwelen bezahlen wird.

In Gregors Seele ſtieg bei dieſen Worten die freudige Ahnung auf, dieſe Sänfte enthalte ein Weſen, innig in ſein Schickſal verwebt, und während die Türkin ſich mit der Ohnmächtigen beſchäftigte, ſtieg ſein Gebet glühend auf zu Gott.

Da ſtörte ein lauter Schrei des türkiſchen Weibes ſeine Andacht. — Sie lebt! Allah ſey gedankt! — rief ſie — ſie lebt!

Dieſer Ausruf hatte Niketas und mehre Griechen um die Sänfte verſammelt, welche das Weib mit wüthendem Blicke und aufgehobenem Dolche vertheidigen zu wollen ſchien. — Ehrt mein Eigenthum, Freunde! — ſagte Gregor zu ſeinen Geſährten — laßt mich einen Augenblick hier allein, nur Du, Niketas, bleibe; mir ahnet, die Sänfte birgt Athanaſia!

Nein! — rief Niketas wild lachend, während die Griechen ſich entfernt hatten, — ſie iſt es nicht, Du irrſt! Wehe der griechiſchen Jungfrau, wehe der Verlobten, träte ſie mir lebend entgegen — entehrt!

So geh' auch Du und laß mich allein! — unterbrach ihn Gregor mit finſterem Blicke — Geh'! — Niketas zögerte. — Dein Kapitani befiehlt es Dir! Du haſt geſchworen, mir in allem zu gehorchen, vergiß auch Du nicht Deinen Schwur!

Niketas wollte gehen. Plötzlich wandte er ſich wieder und ſagte trotzig: Ich bleibe!

Freund! rief Gregor.

In allem, wo der Tod, wo das Vaterland ruft, folge ich Dir! Hier iſt Leben, hier iſt Athanaſia, und ich bleibe!

Oeffne! — rief jetzt Gregor, und ſein Herz ſchlug gewaltig. — Oeffne, Weib!

Die Türkin blieb regungslos neben der Sänfte ſtehen.

Wenn Du ſie liebſt, die Du hier verborgen

haſt,

haſt, ſo öffne die Thür. Sieh, wie jener dort mit funkelnden Augen nach Dir blickt!

Das Weib ſah nach Niketas, deſſen Hand den Kolben ſeiner Piſtole gefaßt hatte. Ihr Auge blickte auf zum Himmel, ihre Lippen murmelten einzelne unverſtändliche Worte. — Lüfteſt Du den Schleier, Ungläubiger! — rief ſie jetzt — ſo verderbe Dich Allah! — Die Thür der Sänfte öffnete ſich, eine verſchleierte Frauengeſtalt trat heraus, beugte ſich ſchweigend vor den Griechen, und legte ihre Arme über die Bruſt.

Athanaſia! rief Niketas mit ſeiner Donnerſtimme, drang auf ſie ein, die verneinend mit dem Kopfe ſchüttelte, indeß Gregor ſich zwiſchen ſie und den Wüthenden warf.

Sie iſt's! — rief dieſer — ſie verbirgt unter dem Schleier ihre Schande! Sieh dieſe Geſtalt, ſieh die ſtolze Haltung ihres Körpers, ſie iſt's! — Zeig' her Deine Rechte, ich kenne das Mal an der Hand; zeig' her!

Da ſtreckte die Geſtalt die Hand, weiß wie Flocken des Schnee's, ſanft wie Flaum des Schwanes, ihm entgegen; er faßte ſie, ſtarr blickte er hin, und ſie wegſchleudernd rief er aus: Sie iſt es nicht! — Er wendete ſich und ging.

Sie iſt es nicht! erwiederte Gregor, und blickte ſtarr auf die Verſchleierte, die mit Würde, aber unbeweglich vor ihm ſtand; jetzt erſt betrachtete er ſie genauer. Sie war ſchlank und groß, ganz dem Wuchſe ſeiner Schweſter ähnlich; ein Oberkleid von dunkelrother perſiſcher Seide, Unterkleider von Silberſtoff deckten ihre ſchön geformten Glieder, mit Gold künſtlich geſtickte Pantoffeln den kleinen Fuß. Vom Kopf herab fiel ein dreifacher Schleier, welcher Geſicht, Bruſt und Nacken dem Auge undurchdringlich verbarg. Gleich einer Houri des Paradieſes ſtand ſie da, demüthig aber würdevoll.

Wer ſeyd Ihr? — fragte Gregor, dem bei ihrem Anblicke ein ſonderbares Gefühl die Bruſt beengte. — Wer ſeyd Ihr, die als eine Gefangene, kaum wieder zum Leben erwacht, ſtolz wie eine Herrin vor mir ſteht?

Herr! begann ſie in gebrochener griechiſcher Mundart, aber ſchnell unterbrach ſie das Weib. — Schweig, Zuleima, ſchweig! Allah befiehlt es Dir; verrathe jetzt noch nicht, wer Du biſt, erſt wenn jene wilden Horden uns verlaſſen, wenn wir allein mit dieſem Manne ſind, aus deſſen Blicke die Milde des Muſelmannes ſtrahlt, den uns der Prophet vielleicht zur Rettung geſandt, dann erſt ſoll ſein Ohr hören, wer Du ſeyſt, doch nie ſein Auge Dich ſehen! Dort links vom Olivenwäldchen ſehe ich eine Hütte, dahin führe uns, Chriſt! und was ich Dir dort entdecken werde, wird Dein habgieriges Herz mit Wonne erfüllen.

Lächelnd wandte Gregor den Blick von der Himmelsgeſtalt nach dem Weibe. — Thörige Alte! — ſagte er — wer giebt Dir, einer Gefangenen, den Muth, ſo mit mir zu reden? Ein Wink von mir, ein finſterer Zug meiner Stirn iſt hinreichend, Dich zu zermalmen, mein Wille allein ſtark genug, die dreifachen Schleier zu zerreißen, welche dieſe Reize mir verbergen!

Was mir den Muth giebt, Chriſt? Was Dir und den Deinen den Muth gab, Eure Sklavenfeſſeln zu brechen. — Verzweiflung und Glaube, Mahomed und mein Unglück! Wem der Tod ſo nahe iſt, der achtet nicht die kurzen Minuten, die das elende Leben von jenem trennt. Führ' uns in die Hütte; Allah wird Dich dafür ſegnen, ſein treuer Knecht, mein Herr, Dich königlich belohnen!

Während die Alte den jungen Anführer bat, ſie zur Hütte zu führen, hatten die Griechen ihre Beute getheilt; Niketas hatte jeden Antheil zurückgewieſen. Er hatte nur Augen für die verſchleierte Geſtalt, nur Gefühl für das Benehmen ſeines Freundes, der, wie er meinte, über die Thränen der Alten, über die geahneten Reize der Verſchleierten ſeinen Schwur zu vergeſſen ſchien. Die Griechen, nicht mehr durch ihre Raubgier beſchäftigt, nicht mehr durch ihre Mordluſt abgehalten, hatten ſich eben neugierig um Gregor und die Frauen gedrängt, als das Weib noch einmal bat, ſie den Blicken dieſer Wilden zu entziehen, und ſie nach jener Hütte zu bringen.

Laßt mich allein, meine Gefährten! — ſagte Gregor — auch ich muß meine Beute betrachten. — Er winkte, die Frauen ſchritten voran, die Griechen, die Worte ihres Anführers ehrend, machten Platz, Gregor folgte. Ehe ſie bei der Hütte angelangt waren, trat ein kühner Akarnanier raſch hervor, faßte die Hand der Alten, hielt ſie auf und ſagte: Bleib' zurück, dort biſt Du nichts nütze! —

Aber die Alte riß ſich los, zog ihren verborgenen Dolch, der Grieche ſein kurzes Meſſer. — Laß nur, Nuola! — ſagte Gregor beſchwichtigend — laß ſie folgen, Du verkennſt mich!

Während Gregor mit den Frauen in der Hütte war, ging Niketas auf dem Wahlplatze umher, zählte die Gebliebenen, und beſah mit gieriger Freude die Wunden, die den Tod herbeigerufen hatten. Da ſah er unter einem Ginſterſtrauche einen noch nicht Geplünderten, der ſtarr und leblos, jedoch mit einer gewiſſen Vorſicht tief verſteckt lag, und ihm deshalb verdächtig ſchien; er zog ihn hervor, und fand, daß trotz mehrer Wunden noch Leben in ihm ſey. — Ha, ungläubiger türkiſcher Hund! — rief er — ſteh' auf, und ehe Du zu Deinem Mahomed fährſt, beichte! — Er riß ihn mit kräftiger Fauſt in die Höhe, und der Türke, der wirklich noch am Leben war, warf ſich, um Gnade flehend, vor ihm nieder.

Wer iſt das verſchleierte Weib, das in der Sänfte von Euch begleitet wurde?! — rief Niketas; der Türke ſchüttelte verneinend den Kopf, und ſagte in ſeiner Landesſprache einige Worte, die der Grieche nicht verſtand. — Odalis! — rief

Niketas einem jungen Krieger zu, der unſern von ihm ſtand. — Du warſt ja lange genug in Stambul, um die Sprache dieſer Ungläubigen zu kennen, frag' ihn, wer das verſchleierte Weib ſey! — Der Grieche näherte ſich dem Gefangenen, während die andern ſich neugierig um Niketas drängten. Odalis fragte den immer noch Knieenden; der Türke antwortete, das Geſicht auf die Erde werfend. Odalis machte nun Niketas und die Uebrigen mit dem bekannt, was der Sterbende ihm berichtet, und im vereinten Jubel jauchzten die Griechen laut auf; nur Niketas ſchwieg. Wie ein Fels von tobenden Wellen umbrauſ't ſtand er unter der jubelnden Menge, dann zog er langſam ſein Schwert, und hob es mit beiden Händen hoch in die Höhe. — Vater im Himmel, Gott des Kreuzes! — rief er — ſchon jetzt haſt Du mein ſtilles Gebet erhört, das mit jedem Athemzuge aus der Tiefe meines Herzens auf zu Dir drang. Schon jetzt haſt Du mein lautes Gebet erhört, das ich in Deinen heiligen Tempeln zu Dir erhob, das ich ausſtieß nach Dir, Du ſtrenger Richter, wenn es um mich ſtürmte, die Wetter leuchteten, und Dein mächtiger Donner rollte; Du haſt mich erhört, und das Todesopfer in meine Hand gegeben. Ja, es ſoll bluten für Athanaſia, und er, der ſie von jener Platane hinwegriß mit räuberiſchen Händen, er ſoll den Dolchſtoß zehnfach fühlen in ſeiner unheiligen Bruſt; ehe er ſinkt unter meiner Hand, ſoll er die Qualen der Verzweiflung empfinden, wie ich ſie empfand! — Auf, meine Gefährten! — rief er wild — auf! — Er ging nach der Hütte, die Krieger folgten ihm tobend.

2.

Als Gregor mit den Frauen in die verlaſſene Hütte getreten war, faßte die Verſchleierte plötzlich ſeine Hand und ſank vor ihm nieder, ſchnell hob ſie der Jüngling auf. — Knieet nicht, — ſagte er — lüftet lieber Euren Schleier, denn täuſcht meine Ahnung nicht, ſo iſt der Strahl Eures Auges beredter für mich, als Eure flehenden Worte!

Thue es nicht! — rief ſchnell die Alte — thue es nicht, Zuleima! Wehe Dir, ſchwelgten je die lüſternen Blicke eines Ungläubigen in Deinen Reizen! Setze Dich auf dieſe Matten; es ſind zwar nicht Teppiche, auf welche Dein Fuß zu treten gewohnt iſt, aber da Allah zürnend über Dich verhängt hat, ſo trage geduldig und mit Muth. Hier nimm! — rief ſie haſtig, und drückte ihr den Dolch in die Hand, — nimm, und eher durchbohre Deine Bruſt, ehe die Hand eines Ungläubigen ſie entheiligt. Seyd Ihr, junger Mann! — fuhr ſie fort, ſich zu Gregor wendend, — ſeyd Ihr unter den Tauſenden, die jetzt mit wilder Wuth gegen ihre Herren ſich empören, ein Menſch, ſo ehrt das Geſetz der Rechtgläubigen, ehrt die zarte Sitte der Jungfrauen, ehrt die Tochter!

Da erſcholl aus der Ferne der Jubel der Griechen; mit wildem Geſchrei nahten ſie der Hütte. — Gregor! donnerte ſchon von fern Niketas Stimme.

Bete zu Allah und ſtirb! ſagte die Alte zu Zuleima, die, den Dolch faſſend, ihr Geſicht gen Morgen wendete und leiſe Gebete murmelte.

Gregor! — rief noch einmal Niketas, die Thür der Hütte aufreißend. — Heraus in den Kreis der Deinen, vernimm die freudige Botſchaft!

Gregor folgte, ein Freudengeſchrei der Seinen empfing ihn. Sie ſchloſſen einen Kreis, Niketas ſprach:

Du nahmſt Dir die köſtlichſte Beute, mein Bruder! und ſie gehörte Dir mit Recht; Du nahmſt Dir das Opferlamm, auf dem Grabe Deiner Mutter es zu ſchlachten, der Ehre Deines Namens, Athanaſia's Ehre es zu opfern. Wiſſe, jauchze auf und hebe dankend Dein Auge zu Gott, dem rächenden Gotte des Kreuzes; wiſſe, die Verſchleierte iſt Reſchids einziges Kind!

Und als er dieß ſagte, hob Gregor langſam das geſenkte Haupt, ſein Auge ſah ſtarr zum Himmel, als ob er den Richter dort oben fragen wollte: warum legſt Du ſie als Opfer in meine Hand? Er ſchwieg. Dumpfe Stille umgab ihn, das wilde Auge der Krieger ſah mit Ehrfurcht auf den Jüngling, der mit glühendem, faſt überirdiſchem Blicke mit dem Himmel zu rechten ſchien.

Auch Niketas hatte ſtarr ſeinem Freunde in's Auge geblickt, doch war es nicht jener Blick, der von der wilden Menge ſich Achtung ertrotzt, es war eine ſtille Wuth, die, wie ein Vulkan, je näher ihrem Ausbruche, deſto ruhiger iſt.

Erwache! — rief er endlich — erwache aus Deiner Nacht, oder ich zünde die Hütte an, und begrabe ſie unter ihren Trümmern, wie Deiner

Mutter Gebeine unter den Trümmern Deines väterlichen Hauſes; dann leuchte Dir dieſe Fackel auf dem Wege, den Dein Schwur Dir zu gehen befiehlt!

Gregor ſah lange und finſter auf Niketas, der wie ein Rachegeiſt ihm gegenüber ſtand. — Es iſt Gottes Stimme! — ſagte er endlich dumpf vor ſich hin — Sie falle!

So führe ſie heraus in unſere Mitte! — rief Niketas — ich will den Streich führen, da Deine Hand zu zittern ſcheint!

Niketas! — unterbrach ihn Gregor — mäßige Deine Worte! Nicht der wilde Zorn, nicht des Tigers Wuth allein iſt Zeichen der Kraft, iſt Muth des Kreuzes. In meinem Herzen liegt ſtill verſchloſſen der Keim zur That, und meine zitternde Hand, iſt auch das Herz von der Menſchlichkeit ſanfterem Gefühle bewegt, führt das Opfermeſſer ſo ſicher als Du. Mir ſank die Mutter, mir die Schweſter, Du biſt ein Fremdling meinem Stamme, die Liebe ſollte Dich erſt heimiſch machen unter uns; darum tritt zurück, mir gehört die Rache, mir, dem Haupte des Stammes Sarantos! Bleibt zurück, Ihr Kriegsgefährten! trete keiner hinein in den Tempel der Nemeſis, und wage keiner, der Geopferten ſelbſt im Tode zu nahen. Bleibe! — rief er Niketas zu, der im Begriffe war, ihm zu folgen, — auch Du bleibe zurück! Nicht mit wilder Wuth, mit einer menſchlichen Thräne will ich den Tod herbeirufen, und das Mitleid ſoll der Sterbenden das Kiſſen ſanft legen zum ewigen Schlaf!

Er trat in die Hütte, dort fand er die beiden Frauen noch auf ihren Knieen. — Herr! — rief Zuleima — Zwiſchen meinem Gebete erſchell mir die Poſaune des Todes; ich vernahm, was Ihr beſchloſſen, und bin bereit. Laßt mich ſterben vor Eurem Angeſicht, nur gebt mich nicht den Euren preis! — Und da ich eine Thräne in Eurem Auge ſehe, da ich fühle, ein menſchliches Herz ſchlägt in Eurer Bruſt, ſo hoffe ich, Ihr werdet der Sterbenden die letzte Bitte nicht verſagen. Schützt mich im Tode vor Entheiligung, wie Ihr es im Leben gethan; hüllt mich in einen Teppich, daß kein Auge mich ſehe, ſendet mich unentweiht von der Ungläubigen Blicken meinem Vater, auch für die Todte wird er das Löſegeld zahlen.

Zuleima! — ſagte Gregor innig gerührt — ſo geſchehe es! — Auch ich habe eine Bitte. Euer Vater hat meine Wohnung zertrümmert, unter ihrem Schutte liegt die Aſche meiner Mutter; meine Schweſter ſchleppte er fort in ſeinen Harem. Da ſchwur ich, ſie zu rächen, und Gott legte Euch in meine Hand, ich muß! Wenn mein Dolch Euer ſchuldloſes Herz trifft, vergebt mir!

Ich verzeihe Dir, Chriſt! und Allah möge Dir verzeihen! — ſagte ſie ſanft — Mein Auge iſt ſchon geſchloſſen, mein Herz gebrochen, ich bin gefaßt, und erwarte den Tod! — Gregor hob den blinkenden Stahl, er zitterte in ſeiner Rechten, feſt, krampfhaft drückte er ihn in die Hand, ſein Auge ſuchte unter dem Schleier das ſchlagende Herz der Jungfrau, der Arm fuhr hernieder. — Da hielt des Weibes Rechte den Todesſtreich auf, während die Linke raſch den Schleier von des Mädchens Antlitz hinwegriß. — Blicke ſie an, unmenſchlicher Chriſt! — rief ſie verzweiflungvoll — ſieh in dieß Himmelsauge, ſieh dieſe Schönheit, und nun ſtoß zu, wenn Du es noch vermagſt!

Die Röthe der Scham färbte Zuleima's erbleichtes Geſicht, als ſie zum erſten Mal in ihrem kurzen Leben ihr Auge frei nach einem Manne aufſchlug, der, als habe der Himmel ſich ihm geöffnet, ſtarr und anbetend auf die Jungfrau blickte. Seiner Hand entſank der Dolch. — Dich kann ich nicht morden! — ſagte er dumpf vor ſich hin — verzeih' es mir, Mutter! verzeih' es mir, Schweſter!

Jetzt hörten ſie das wilde Getöſe der Griechen vor der Hütte. — Haſt Du beendet, — rief Niketas — ſo öffne die Thür, daß wir das Opfer ſehen, und es aus Deiner Hand empfangen! — Zuleima zitterte heftig; ſie erfaßte Gregors Hand, als dieſer die Hütte verlaſſen und ſich zu den Seinen begeben wollte. — Bleibt, Herr! — rief ſie — verlaßt mich nicht in dieſer ſchrecklichen Stunde! Doch geht, geht! — fuhr ſie raſch fort — gegen Schande ſchützt mich ja mein Dolch! — Gregor trat hinaus. Würdevoll, mit des Bewußtſeyns edler Ruhe ſtand er vor Niketas, der ihn mit Heftigkeit fragte: Iſt ſie geopfert?

Sie lebt! erwiederte Gregor.

Sie lebt?! rief Niketas wuthſchäumend, und der wilde Haufe wiederholte dieſes Wort. Dem Aufruhr folgte eine furchtbare Stille.

Sie ſterbe! — unterbrach Niketas das Schweigen — Hier hört der Schwur des Gehorſams auf. Ihr, meine Waffengefährten, auf, folgt mir! Auf zur Ehre Gottes, mir nach! — Er ſtürmte nach der Hütte.

Halt! — rief Gregor den Eindringenden zu — Und wärſt Du meiner Mutter Sohn, wärſt Du der Gatte Athanaſia's, wärſt Du mir noch inniger verbunden, als Du es durch die Bande der Freundſchaft mir warſt, dennoch zerſchmetterte eine Kugel Dein Hirn, träteſt Du über dieſe Schwelle. Nur über meine Leiche dringt Ihr in dieſe Hütte!

Erſtaunt ſahen die wilden Krieger ſich unter einander an, ſo zornig hatten ſie das ſanfte Auge Gregors noch nicht geſehen. Krampfhaft fuhr Niketas Hand nach dem Dolche, jedoch in des Freundes Auge blickend, entfuhr dem goldenen Griffe die zuckende Hand.

Die Flamme der Wuth, — fuhr jetzt Gregor ruhiger fort — die wilde Flamme der Ungläubigen hat die Heimath unſerer Väter verwüſtet, ihr Blutdurſt den Frieden des Landes zerſtört, und, Söhne des Kreuzes! ſollen wir, der verſöhnenden Lehre unſeres Heilandes eingedenk, ſollen wir unmenſchlich ſeyn wie jene Ungläubigen, denen ſie unbekannt blieb? ſollen wir die Unſchuld morden, weil der Schleier eines Turbans ſie deckt?

Sie ſterbe! rief Niketas. — Sie ſterbe! wiederholten die Griechen.

Nun dann! ſagte Gregor, und ſchritt in die Hütte zurück. Er weilte dort lange; ſchon wurde der Hauſe ungeduldig, da öffnete ſich die Thür, und Gregor, Zuleima an der Hand, trat wieder heraus, die Alte folgte.

Das Auge geſenkt, ſtand das Mädchen an Gregors Seite vor ihnen, deſſen Lippen kein Wort entfuhr. Die Griechen ſahen verwundert auf die herrliche Geſtalt der Jungfrau, ſelbſt Niketas vergaß bei ihrem Anblicke ſeinen blutigen Vorſatz; Staunen ergriff Alle.

Wer unter Euch, meine Freunde! — begann jetzt Gregor — wer vermöchte auf eine Jungfrau den Stahl zu zücken, welcher der Vater aller Weſen ein ſolch herrliches Gepräge aufdrückte; wer unter Euch vermöchte es?! Er trete, ein blutgieriger Tiger, hervor, und ſtoße den Dolch in dieſe Bruſt! Zuleima! — rief er, ſich zu dem Mädchen wendend, das ihr ſchwarzes, feuriges Auge zu ihm hob, — blicke umher im Kreiſe meiner Gefährten, mild und freundlich ſchauen ſie nach Dir! menſchlich ſchlägt das Herz in der Bruſt des Griechen, und nicht, wie in der Bruſt der Deinigen, erweckt der Anblick der Schönheit die ſträfliche Begierde. Du warſt für Athanaſia zum Opfer auserleſen. —

Für Athanaſia? fragte Zuleima, ihn unterbrechend.

Kennt Ihr ſie?! rief Niketas, auf ſie zueilend.

Ich kenne ein griechiſches Mädchen aus Livadien, die mein Vater nach Delphino führte; ich kenne ſie, ihr floſſen oft des Mitgefühls Thränen

Ihr kennt ſie?! — rief Niketas, krampfhaft ihre Hand faſſend, und mit dieſem Tone war der harte, wilde Ausdruck ſeines Geſichtes in Wehmuth geſchmolzen. — Ihr kennt ſie?!

Ich kenne die Unglückliche! erwiederte Zuleima.

Schweigt, ſchweigt, ich flehe bei Allah! ſchweigt! — unterbrach die Alte die Jungfrau in türkiſcher Sprache.

Warum ſoll ſie ſchweigen? — fuhr Gregor, der dieſe Sprache verſtand, heftig auf. — Redet, Zuleima!

Niketas hatte noch immer des Mädchens Hände gefaßt, ſein Auge ſah noch immer, als ſchaute es wonnetrunken nach ſeliger Vergangenheit, er ſchien alles, was um ihn vorging, nicht zu beachten; als aber jetzt Zuleima Athanaſia's Namen noch einmal nannte, erwachte er aus ſeinen Träumen.

Lebt ſie?! — rief er mit Donnerſtimme der Zitternden zu — Lebt Athanaſia?! redet!

Im Paradieſe wandelt ſie, nicht mehr unter den Lebenden! erwiederte Zuleima.

Da drückte Gregor beide Hände auf ſeine glühenden Augen, die Thräne zurückzupreſſen. Ganz anders Niketas. Starr, mit finſter glühendem Blicke ſah er vor ſich hin, die Linke preßte das pochende Herz, die Rechte faßte den Griff des blinkenden Dolches. — Wann, wie ſtarb ſie? fragte er jetzt wüthend.

Sprich Du, gute Fatime! — ſagte das Mädchen erröthend, ſich zu der Alten wendend. — Ich vermöchte nicht, es ihnen zu ſagen!

Heftig faßte Niketas Fatime's Hand, zog ſie vor in den Kreis; Gregor folgte. — Sprich, Unglückliche, wie endete Athanaſia?! riefen Beide.

Sie ſtarb eines freiwilligen Todes, — ſagte

Fatime — ſie umarmte den Tod lieber als die Schande!

Sie umarmte den Tod lieber als die Schande! — rief Gregor — Gott ſey gelobt! dann ſchmücke das Myrtenreis ihr Grab!

Wohl ihr, wohl uns, dort finden wir ſie rein und heilig wieder! rief Niketas, und ſtreckte ſehnſuchtvoll ſeine Hände gen Himmel.

Sie ſtarb einen ſanften Tod in meinen Armen, ſagte Zuleima, von dem Schmerze der Beiden erſchüttert.

In Euren Armen, an Eurer Bruſt ſtarb Athanaſia? — ſagte Niketas — Ihr drücktet ihr die Augen zu? — So darfſt Du, ihr ein Opfer, nicht ſterben! Nimm ſie, Freund! bewahre die Blüthe ihrer Tugend, bewahre die Knoſpe ihres Lebens; ſie ſterbe nicht! Doch er, des Vaterlandes Feind und der meine, er, der Athanaſia zwang, ſich ſelbſt zu brechen, ehe der Sturm ſie entblätterte, dieſer Tiger der Wüſte, er ſterbe!

Zuleima erbebte bei dieſen Worten. Gregor erfaßte die Zitternde, die ihren Schleier herabfallen ließ; Fatime, die Arme über die Bruſt legend, murmelte ein Gebet zu ihrem Propheten. Die

Griechen murrten nicht; auch ſie hatten bei dem Anblicke Zuleima's menſchlich empfunden, ihr Blutdurſt war im Kampfe geſtillt, ſie erwarteten gehorſam die Befehle ihres Führers.

3.

Als Gregor den Seinen geboten hatte, ſich zum Aufbruche zu rüſten, und, indeß dieſe alles ordneten, mit den Frauen in die Hütte trat, ſank Fatime vor ihm nieder. — Herr! — rief ſie — ſeyd menſchlich, und ſchickt uns an Reſchid Ibrahim Paſcha zurück, ſchickt uns heute noch zurück! — Ein königliches Löſegeld wird er Euch zahlen, die, ſo uns begleiten, herrlich belohnen. Ihr habt mir gezeigt, daß auch in des Chriſten Bruſt, ja ſelbſt in der Bruſt eines Griechen ein fühlendes Herz ſchlagen kann; Allah mög' Euch dafür ſegnen, aber — ſchickt uns zurück!

Zuleima hatte während dieſer Rede hinter der Alten geſtanden; unwillkürlich, wohl nur, um in Gregors Augen ihr Schickſal zu leſen, hatte ſie den Schleier zurückgeworfen, und der forſchende

Blick war ihr unbewußt in einen ſanften, bittenden übergegangen. Auch Gregors Auge ruhte auf ihr, er wollte gleich ihr die Antwort auf Fatime's Bitte in ihren Augen leſen; auch in ſeinem Blicke lag das Flehen, das Schmachten der erwachten Liebe. — Und was wünſcht Zuleima? fragte er bebend.

Was ſie wünſcht?! — rief Fatime aufſpringend, und ſchrak zurück, als ſie die entſchleierte Tochter des Paſcha vor ſich ſah. — Allah ſteh' mir bei! Zuleima! freiwillig ohne Schleier ſtehſt Du vor dem Auge eines Ungläubigen? Laß ihn ſinken, lüfte ihn nie wieder, und entehr' Dich nicht und Dein Geſchlecht!

Und was wünſcht Zuleima? fragte der Jüngling noch einmal, ohne auf den Zorn der Alten zu achten.

Laßt mich zu meinem Vater zurückbringen! — bat das Mädchen — Dorthin ruft mich die Pflicht!

Und hier? fragte Gregor, und ſah mit Innigkeit in ihr ſeelenvolles Auge.

Hier hielt' mich wohl Dankbarkeit zurück! — ſagte ſie ſchnell, und Purpurröthe überflog ihre Wangen. — Ich werde Euch nie vergeſſen!

Auch ich vergeſſ' Euch nie!. rief Gregor, ſchlang ſeinen Arm um ſie, und ſeine Lippen berührten raſch, aber ſanft die ihrigen. Ein lauter Schrei entfuhr der Jungfrau, der Schleier ſank, Fatime faßte nach dem Dolche.

Laßt ihn ruhen! — ſagte der Jüngling gelaſſen — Was in meinem Herzen glüht, iſt eine reine, heilige Flamme, ſie wird der Jungfrau Lippen nicht entheiligen. — Ziehet mit Gott zu Eurem Vater, ich ziehe zu der bedrängten Stadt. Sagt Reſchid Paſcha: der Schwur der Rache ſey noch nicht gelöſ't, nur durch Euch, holdes Weſen, vermöchte ich es nicht! ſagt ihm, mein Auge ſuche ihn, wie des Falken Auge das Huhn; ſagt — doch Ihr könnt kein Bote der Rache ſeyn, auf Euren Lippen würde ihr Gift Balſam. Aber — fuhr er mit innerer Bewegung fort — wenn vielleicht dereinſt mein Haupt auf den Zinnen der Pforte zu Konſtantinopel zur Ehre Mahomeds prangt, wenn ſelbſt mir der Tod das Ruhebett in vaterländiſcher Erde geraubt, dann weiht der Einnerung eine Thräne und gedenkt meiner freundlich!

Stephanos! — rief er, aus der Hütte tretend. — Du und vier Freiwillige geleiten die Frauen in das Lager des Paſcha; dem erſten türkiſchen Haufen übergebt ſie. — Ihr, Fatime, werdet für die Sicherheit der Unſrigen ſorgen!

Herr! — erwiederte Stephanos, ein alter Grieche, ſchon ſeit langen Jahren dem Hauſe Niketas gehorchend. — Herr, bedenkt! Freuten ſich auch alle die Euren, Euch ein ſo ſchönes Gut erhalten zu können, würden ſie doch zürnen, es wieder in den Händen Reſchids, dieſes furchtbaren Chriſtenfeindes, zu wiſſen.

Geh'! befahl Gregor. — Der Grieche ging, die Gefährten um ſich zu ſammeln.

An der Thür der Hütte ſtand der Jüngling, er wollte Zuleima nicht mehr ſehen, er wollte Muth ſuchen in dem Anblicke der Seinen, die, mit ihrem Raube beladen, ſich jetzt in Ordnung zu ſtellen begannen; jedoch lauſchte ſein Ohr auf jeden Athemzug in der Hütte, Schluchzen glaubte er zu vernehmen. — Sie weint! — ſagte er leiſe — ſie weint, da ſie mich verlaſſen muß! — Beruhigend waren ihm dieſe Thränen in dem Sturme, der ſein Inneres bewegte, wohlthuend und ſchmerzſtillend. Er hatte den ſchönſten Sieg über ſich erkämpft, er wollte die Jungfrau, die das Geſchick in ſeine Hände legte, freiwillig dem Feinde zurückgeben, er hatte die Sehnſucht in ihrem Keime zu erſticken geſucht, die ihn bei ihrem Anblicke ſo mächtig ergriffen hatte. In dieſen Gedanken ſtörte ihn das Nahen ſeines Haufens. Stephanos an der Spitze, ſchritten ſie ruhig und geordnet auf ihn zu. Niketas war allein zurückgeblieben und lehnte gedankenvoll an dem Stamme eines Olivenbaumes.

Herr! — begann der Alte, da ſie dicht vor ihrem Führer ſtanden, — ich habe unſere Gefährten mit Eurem Willen bekannt gemacht, aber keiner will freiwillig mir folgen, die Tochter des Paſcha in's Lager zu geleiten. Sie meinen, dieß ſey gegen Vaterland, Pflicht und ihren Eid. Manchen edlen Gefangenen glauben ſie mit dieſem Unterpfande dereinſt zu befreien, manches Geſchütz von Miſſolunghi's Thürmen abzuwenden, weiß Reſchid ſeine Tochter in dieſer bedrängten Stadt. Sie bitten Euch daher durch mich, Euren treuen Diener, die Türkin als Unterpfand in Eurem Gewahrſam zu behalten. — Verzeiht, Kapitani, daß ich es ſagen muß, ſie ſind entſchloſſen, ſie nicht lebend in des Paſcha Lager ziehen zu laſſen!

Zuleima! — ſagte Gregor, in die Hütte tretend, — Du mußt mir folgen, die Meinen wollen mir nicht erlauben, Dich Deinem Vater zurückzuſchicken. Vertraue mir, ich will Dich beſchützen, als wärſt Du Athanaſia, meine Schweſter; gegen mich ſelbſt will ich Dich beſchützen!

Zuleima ſchwieg. — Herr! — rief Fatime mit ihrer gewohnten Heftigkeit — Herr, was beginnt Ihr?! Soll ich an Euch, dem einzigen Chriſten verzweifeln, deſſen Edelmuth ich vertraute, oder ſeyd Ihr, der Aga dieſer wilden Schaar, der Sklaven Sklave, daß Ihr gehorchen müßt, wenn jene befehlen?

Ich gehorche dem Vaterlande! — erwiederte Gregor gelaſſen — Willſt Du zurück, ſo ſey es Dir vergönnt; Du haſt für Miſſolunghi keinen Werth, geh' mit Gott!

Herr! — rief die Alte, und Thränen entſtürzten ihrem Auge, — Zuleima, meine Herrin, das Kind meiner Pflege, ſollte ich verlaſſen?! Nein, lieber in Euren unheiligen Händen bleiben, lieber von Miſſolunghi's Mauern bei Eurem Verderben jauchzen, bei dem Unglücke der Rechtgläubigen weinen, als ſie verlaſſen, die ich ſeit dem Tage ihrer

Geburt noch keinen Augenblick verließ. Komm, Zuleima, Deinem dunkeln Schickſale entgegen; er ſey Dir Bruder, und wehe, würde er Dir mehr!

Als die Krieger verſammelt, alle Vorkehrungen, alle Sicherheitmaßregeln zum Marſche getroffen, und Niketas mit der Vorhut ſchon vorangegangen war, trat Gregor, von den beiden Frauen gefolgt, aus der Hütte. — Eurem Schutze vertraue ich ſie an! — ſagte er zu den Seinen — Unſer Marſch wird langſam gehen, erſt morgen werden wir den Hafen erreichen, denn die zarte Jungfrau iſt wohl nicht den beſchwerlichen Marſch der Krieger gewohnt; die Sklaven ſind todt, welche die Sänſte trugen.

Erlaubt, Hauptmann! — rieſen Mehre — daß wir freie Hellenen die ſchöne Bürde tragen, Euch zu Liebe! — Sie holten die Sänſte herbei, Zuleima beſtieg ſie. Der Zug ſetzte ſich in Bewegung und hielt ſich längs dem Ufer; Stephanos mit den Schützen aus dem Thale des Oeta bildete die Nachhut.

4.

Ohne ſich weit von den Ufern zu entfernen, zogen die Griechen dem Meere zu. Sie konnten es Abends nicht erreichen und mußten ſeitwärts in dem Gebirge lagern, denn auf den Höhen des jenſeitigen Ufers ſahen ſie ſchon die Zelte der Albaneſer, die in einiger Entfernung von Miſſolunghi dort ausgebreitet ſtanden. Auch fürchteten ſie, daß die wenigen Reiter, die über die Brücke Talarina entkommen waren, Reſchid von dem Gefecht am Aspropotamos benachrichtigt hätten, und dieſer gewiß eine Abtheilung Reiterei zu ihrer Verfolgung abgeſchickt haben würde.

In einer Bergſchlucht übernachtend, ſchützte ſie kein Feuer vor dem Nordwinde, der über die Gebirge rauſchte. Zuleima verließ die Sänfte nicht; nur zuweilen nahte ſich Gregor und ſagte ihr einige tröſtende Worte. So verging die Nacht; noch ehe es dämmerte, brachen ſie auf. Nachdem ſie den Gipfel des Berges erſtiegen hatten, kamen ſie herunter nach dem verlaſſenen Catochi. Kein Zeichen des Lebens trat aus den öden Mauern der einſt blühenden Stadt ihnen entgegen, traurig wogten, von der Morgenluſt geſchaukelt, die hohen Platanen vor den offen ſtehenden Thoren, und die Morgenſonne, die eben aus ihrem Wellenbette ſich erhob, weckte dort kein vom Schlaf geſchloſſenes Auge. Das ſtürmiſche Meer begrüßte rauſchend den jugendlichen Tag, und in der Ferne ſtiegen aus dem Nebel die Curzolariſchen Inſeln und Ithaka hervor. Aber da ſie das Auge mehr öſtlich wandten, ſahen ſie, wie dem Meere entſtiegen, die Thürme Miſſolunghi's mit ihren vergoldeten Kreuzen herrlich im Morgenlichte erglänzen, ſahen Anatoliko mit ſeinem Hafen, und das felſige Vaſſilides, die unerſchütterliche Vormauer der bedrängten Stadt. Auf der Höhe bei den Salinen erblickten ſie die Zelte der Türken, die wie ein großes Leichentuch die Stadt umzogen. Da ſanken ſie gleich jenen Streitern des Kreuzes beim Anblicke der heiligen Stadt auf ihre Kniee, und zu dem Gott der Gnade wendeten ſie ihr ſtummes Morgengebet. Jetzt — ein dumpfer Knall erſchütterte die Luft — unterbrach Kanonendonner aus den feindlichen Batterieen bei dem zerſtörten Kloſter die feierliche Stille. Es war der Morgengruß des Todes, den Reſchid ihren Glaubensbrüdern ſandte. — Willkommen, willkommen, du feſtes Bollwerk des Glaubens und der Freiheit! riefen die Griechen aufſpringend; von Miſſolunghi's Anblick begeiſtert, ſetzten ſie ihren Marſch an Catochi vorbei nach Trigardon fort, und zogen dort ein. Es iſt ein trauriger, herzerſchütternder Anblick, in eine Stadt einzutreten, die, von ihren Bewohnern verlaſſen, wüſte, verödet wie ein Friedhof daſteht. Alles mahnet an das Leben, und nirgend iſt es zu finden; ſtill, öde, wie die Behauſung des Todes, liegt die freundliche Hütte, die uns einzuladen ſcheint, und treten wir hinein, ſo hallen nur die eigenen Tritte wieder. Es kommt kein freundlicher Hausherr, uns zu begrüßen, keine geſchäftige Hausfrau, den Fremdling in ihre Wohnung zu laden; dann erfaßt uns ein Schauer, denn noch grauſiger iſt das erſtorbene Leben im Sonnenlichte, als in den Schatten der Grabesnacht.

Die Begeiſterung, mit welcher ſie hier eingezogen waren, ſchwand bei dem Anblicke der verlaſſenen Häuſer; noch mehr, da ſie fühlten, daß ſie hier ihr Schickſal mit Faſſung erwarten müßten, denn nachdem das ſchnelle, unverhoffte Vorrücken Reſchids ſie von der Landſeite von Miſſolunghi abgeſchnitten, war ihnen kein anderer Weg übrig geblieben, dorthin zu gelangen, als das Meer. Wenn daher nicht bald ein hülfreiches Schiff ſie nach Miſſolunghi zu führen ſich näherte, blieb ihnen nichts übrig, als hier ihr Leben theuer zu verkaufen, oder, über den Aspropotamos zurück, durch das Lager des Paſcha ſich einen Weg zu ihren Glaubensbrüdern zu bahnen. Noch auf zwei Tage hatten ſie Lebensmittel bei ſich; einige Ziegen, die an dem Ufer weideten, gaben ihnen zwar die Hoffnung, noch auf längere Zeit hier vor Hunger geſchützt zu ſeyn, aber wie unſicher war dieß! Sie trafen daher alle Anſtalten, die auch auf den traurigſten Fall berechnet waren, und übergaben ſich dem Schutze des Höchſten.

Gregor, ob ihn gleich ſein Herz nach Zuleima zog, ordnete, nachdem er die Frauen in ein Haus hatte bringen laſſen, Alles mit emſiger Thätigkeit an. Die Wachen wurden rings umher aufgeſtellt, auf den erhabenſten Punkten der Gegend Feuer angezündet, der Flotte das Signal der Noth zu geben. Ein Theil ſeiner Gefährten ging auf den Fang der wild gewordenen Ziegen; einige waren befehligt, die Brücken abzuwerfen, die über die

Kanäle und Gräben zu dem einzigen Thore Trigardons führten; die übrigen verſchanzten das große ſteinerne Gebäude, welches dicht am Hafen lag und früher zur Aufbewahrung von Waaren gedient hatte. Hier wurden die wenigen Lebensmittel niedergelegt, und Alles auch im Innern ſo eingerichtet, daß es als der letzte Zufluchtort dienen konnte. Die Mauer war bald mit Schießſcharten verſehen, die Oeffnungen des Gebäudes geſchloſſen, Holz und Steine herbeigeſchafft, die Thür des Hauſes zu verrammeln, Waſſer in Gefäßen aufgeſtellt, kurz nichts verſäumt, das zur Vertheidigung dienen, und ſo viel als möglich den Aufenthalt bequem und ſicher machen konnte. Im Kellergeſchoß wurde für Zuleima und ihre Begleiterin, ſo gut es ſich thun ließ, eine Wohnung eingerichtet.

Als Gregor dieſes beendet, und auf dem ſteinernen Hauſe die Fahne des Kreuzes hatte aufſtecken laſſen, ging er zu Zuleima. Sie empfing ihn freundlich, jedoch verſchleiert. Den Kuß fühlte ſie noch, und ſtatt des Lebewohl rief dieſer ihr jetzt zu lebhaft: willkommen! zu, als daß ſie es gewagt hätte, noch einmal ihre Roſenlippen dem Frevel, wie es Fatime nannte, Preis zu geben.

Aber was half ihr der Schleier! verſtummte auch durch ihn die Seelenſprache des Auges, wußte dennoch der Ton ihrer Stimme, die Wärme ihrer Rede in dem Herzen des jungen Griechen die Hoffnung zu wecken. Sie ſah in ihm ihren Retter, ſie fühlte die Zartheit ſeines Benehmens, und von einer griechiſchen Mutter geboren, war ihr dieſe Nation weniger gehäſſig und verabſcheuenswerth, als den übrigen Anhängern Mahomeds, beſonders in dieſen Zeiten. Seine männliche Schönheit, der Ernſt, der auf ſeinem Geſichte ſich ſo zart mit Sanftmuth einte, wohl auch das Neue ihrer Lage, da ſie noch nie, außer den häßlichen Wächtern des Harems, eine männliche Geſtalt anders, als durch dreifache Schleier, und auch ſo nur ſelten erblickt hatte, alles das mußte in dem Herzen des türkiſchen Mädchens Empfindungen erwecken, die ihr bisher unbekannt geblieben waren. Und war es ein Wunder, daß die himmliſche Schönheit Zuleima's das unbewachte Herz des Griechen, ſelbſt bei dem Mahnen des Vaterlandes, feſſeln konnte?

Jedes Wort ihrer Unterhaltung drückte den Pfeil tiefer in das Herz, jede auch nur leiſe Berührung blies die Funken zur Flamme. Fatime's Eifer, ihre Warnung halfen nur wenig; ſie hielten den Ausbruch ihrer Gluth zurück, doch ſie zu dämpfen, hatten ſie keine Macht.

So verging der Tag; erſt am Abend trennten ſie ſich. Wache Träume raubten Zuleima den Schlummer. Gregor durchwandelte, von Sorge und Liebe getrieben, die mondhelle Nacht; Niketas war an den Brücken zurückgeblieben, und ſchien den Anblick des Freundes zu vermeiden.

Während der Nacht war alles ruhig, und als der Morgen erſchien, richtete jeder den Blick nach dem Meere. Hoch ſtieg die Rauchwolke von der Höhe empor, aber kein Schiff erſchien; nur dumpf begann von Miſſolunghi her auch heute der Donner des Geſchützes den jungen Tag zu begrüßen, und von dem Kap Papas her dröhnte er noch immer fürchterlich. Gregor vermuthete, daß die Flotte der Ihrigen die Türken angegriffen habe.

So froh, ſo zutrauenvoll unter andern Verhältniſſen das Herz der Griechen bei dieſem Donner geklopft haben würde, ſo ängſtlich ſchlug es

heute,

heute, denn es benahm ihnen die Hoffnung, daß ein Schiff, ſie aus ihrer gefahrvollen Lage zu reißen, erſcheinen werde. Die Mittagſonne brannte ſchon heiß, noch zeigte ſich nicht der kleinſte Punkt am fernen Horizonte, auch war ein heftiger Nordoſtwind ihnen nicht günſtig. Ernſt und düſter ſaß Gregor auf dem Schaft einer umgeſtürzten Säule, und blickte hinüber nach den brauſenden Wogen, als ein Grieche eiligſt zu ihm trat und ihm einen Zettel brachte, auf welchen Niketas die wenigen Worte geſchrieben hatte: Bring' die Frauen in Sicherheit, ſammle die Unſrigen, der Feind naht.

Gregor ließ das Horn der Freiheit ertönen. Mit ihrer Beute beladen, kehrten die zur Jagd der Ziegen Ausgeſchickten heim; Alles verließ die Arbeit und ergriff die Waffen. Aus dem Walde von Manina ſah man eine dunkle Staubwolke ſich wälzen; es war der Vortrupp der Türken, die Reſchid Paſcha den Räubern ſeiner Tochter nachgeſchickt hatte. Sie jagten mit ſchneller Eile den Berg hinunter, wohl an 300 Reiter; es folgte ihnen kein Fußvolk.

Unweit der großen Brücke, die Niketas hatte abbrennen laſſen, lag dieſer mit der Hälfte der

Schaar da, wo es das flache Ufer der Reiterei vielleicht erlaubt hätte, durchzuſetzen. Alle andern Brücken hinter ihm waren zerſtört, und nur einzelne Balken lagen noch, ihnen den Rückzug möglich zu machen. Gregor ſtand in einem Myrtenwäldchen, unfern des Thores von Trigardon, und nur Wenige waren zur Bedeckung des ſteinernen Gebäudes, wohin man die Frauen gebracht, zurückgeblieben.

Nur für einen Augenblick war Gregor dahin geeilt; nur noch einmal Zuleima Lebewohl zu ſagen, hatte er ſeine Krieger verlaſſen. Schweigend reichte ihm das Mädchen die Hand, drückte die ſeine leiſe an ihr Herz, und ſo ſchieden ſie.

Die Reiter hatten ſich indeſſen dem Graben genähert; leicht wies Niketas ihren Verſuch überzuſetzen zurück. Sie zogen ſich gegen den Wald, und ſchienen dort Verſtärkung abwarten zu wollen; bald entzog ſie die Nacht dem Auge der Griechen.

Dieſe waren auf ihrer Huth, kein Schlaf erquickte die ermatteten Glieder; Gregor hatte mit Niketas den Poſten gewechſelt. Es ward beſchloſſen, den Uebergang über den Graben ſo lange als möglich zu vertheidigen, und ſich nur im äußerſten

Falle nach Trigardon zurückzuziehen. Der Obhut des Freundes empfahl Gregor die Frauen.

Als der Morgen graute, ſah man einen Haufen meiſt albaneſiſchen Fußvolks den Berg herabziehen; deutlich konnte Gregor bemerken, daß ſie zwei Geſchütze mit ſich führten und wohl an tauſend Mann ſtark ſeyen. Er ermuthigte die Seinen, er zeigte ihnen das Vortheilhafte, Unangreifbare ihrer Stellung; die Griechen ſchwuren, bis auf den letzten Mann ſich zu vertheidigen, und ſchlichen ſich, die langen Feuerröhre wohl in Stand ſetzend, dem Ufer näher.

So erwarteten ſie den Feind, der jedoch ruhig auf der Höhe blieb. Nur ein Reiter ſprengte herab, ſchwang zum Zeichen ſeiner friedlichen Geſinnung ein weißes Tuch über ſeinem Turban, und nahte dem Orte, wo die Brücke geſtanden hatte. Die Griechen ließen ihn ungehindert heran; Gregor trat hervor und fragte nach ſeinem Begehr.

Ungläubige! — rief der Türke — groß iſt die Gnade meines Herrn Reſchid Ibrahim Paſcha. Er ſchenkt Euch Leben und Freiheit, will Euch hingeleiten laſſen, wohin Ihr es beſtimmt, und bietet Euch noch obendrein dreißigtauſend Piaſter Löſegeld, wenn Ihr ihm Zuleima, ſeine Tochter, und die übrigen Gefangenen, die Eure Mordluſt verſchont hat, ausliefert. Geißeln will er ſtellen, und ich, einer ſeiner Aga's, auf den Koran ſchwören, daß Euch Wort gehalten werden ſoll. Bedenkt Eure Lage, nehmt das Geld, beſteigt ein Schiff, das für Euch am Meere bereit liegt, und zieht nach Miſſolunghi; hört Ihr aber meine Warnung nicht, verſchmäht Ihr die Gnade des mächtigen Paſcha, ſo hört, was Euch erwartet! —

Türke! — unterbrach ihn Gregor mit Stolz — Du darfſt uns nicht die Qualen vorzählen, die den Griechen erwarten, der in Eure Hände fällt; wir kennen ſie und ſpotten ihrer. Sage Deinem Herrn, Du Sklave des Reſchid Ibrahim Paſcha, daß ich kein anderes Löſegeld für Zuleima kenne, als Athanaſia, meine Schweſter, die er am Fuße des Oeta geraubt. Ich bin Gregor Sarantos. Meine Weinberge ſind zerſtört, meine Olivenwälder umgehauen, die Heerde mir fortgetrieben, das Vaterhaus liegt in Trümmern, unter ihm die Gebeine der Mutter begraben, die Schweſter ward entführt. Mir blieb nichts als mein Glaube, und Gott, der mich rächen wird! Daher ſpare Deine Drohungen, komm mit Deinen Tauſenden, laß Geſchütze gegen uns auffahren, aber wiſſe, in unſerer Mitte iſt Zuleima, Deines Gebieters Tochter!

So möge Allah Dich verdammen, griechiſcher Hund! rief der Türke, wandte ſein Pferd und jagte zurück. Da traf ein Schuß aus dem Gebüſche des Läſterers Roß, der Araber ſtürzte nieder. — Das für den griechiſchen Hund! — rief der Schütze — mach', daß Du fortkommſt, ehe mein Gewehr geladen; die zweite Kugel iſt für Dich! — Der Türke entfloh.

Bald kehrte er an der Spitze der Seinen zurück. Ein Damm, vielleicht ſchon zu den Zeiten der Römer in den Sümpfen aufgeworfen, war der einzige Weg, auf welchem man ſich Trigarden nähern konnte. Ihm gegenüber lagen die dreißig Griechen unter Gregor im dickſten Ginſter- und Roſengebüſch verſteckt. Vergebens ſuchten die Türken nur bis an den Rand des Grabens zu dringen; kein Schuß der Griechen fehlte in den dichtgedrängten Reihen der Stürmenden ſeinen Mann. Die Albaneſer ſahen keinen Feind, ſie empfanden nur deſſen tödtende Nähe; fluchend zogen ſie ſich zurück, nahmen ihre Todten und Verwundeten mit, und begannen mit ihren zwei Geſchützen die Griechen aus einer Entfernung zu beſchießen, wohin ihre Gewehre nicht reichen konnten. Doch da dieſe auf der Erde gelagert waren, flogen die türkiſchen Kugeln unſchädlich über ſie weg; die Griechen ſpotteten ihrer.

Schon war es Mittag, und noch ſtanden die Türken hinter ihrem Geſchütz. Alle ihre ausgeſchickten Späher, einen Punkt zum Uebergange aufzufinden, waren, ſo wie es ſchien, ohne Erfolg zurückgekehrt, oft auch blutig zurückgewieſen worden, und ſie zogen wieder nach dem Walde, ohne heute nur den mindeſten Verſuch zu wiederholen. Am Abend löſ'te Niketas Gregor ab.

Mit bangem, traurigem Ahnen kehrte dieſer nach Trigarden zurück. Hoffte er auch mit den Seinen dem Schwerte der Türken durch muthige Gegenwehr zu entgehen, ſo mußte er doch einen noch mächtigeren Feind, den Hunger, fürchten, denn nur bis zu dem morgenden Tage waren noch ſparſam Lebensmittel vorhanden. Vom Meere her nahte die Erlöſung nicht, der Kanonendonner hatte dort geſchwiegen, keine Flotte, kein Schiff war erſchienen, und jede Stunde war koſtbar. Auf den

Flügeln der Secunden entfloh die Hoffnung, und nur ein Tag, eine Nacht noch lag zwiſchen ihr und der Verzweiflung; der Glaube ließ das Gebet aufſteigen zu Gott, das Vertrauen ſenkte ſich in die geängſtete Bruſt.

Mit dieſen beruhigten Gefühlen ging er zu Zuleima. Herzlich hieß ſie ihn willkommen, ſelbſt Fatime ſchien ſich zu freuen, ihn noch lebend wieder zu ſehen. Aber den Jüngling ergriff ein ſonderbares, ſchauriges Gefühl, als er des Mädchens Hand erfaßte. Es war ihm, als ob der Todesengel an ihm vorüberrauſche, ihm ein Grab öffne, und er Zuleima mit ſich hinein ziehe.

Laß mich heute nur Dein Antlitz ſehen, Mädchen! — bat er — vergönne mir noch einmal dieſe Wonne, Zuleima! — fuhr er fort, da das Mädchen ſchwieg und ſeine Bitte zu erfüllen zögerte. — Mein Wunſch entſpringt nicht dem Irdiſchen, eine heilige Sehnſucht, Hoffnung und Stärkung aus Deinem Blicke zu ſaugen, erpreßt mir dieſe Bitte. Oeffne mir die Pforten Deines Himmels, laß mir in meiner ſternloſen Nacht Deine Himmelsſterne leuchten, verſchließ' mir nicht meines Lebens Paradies!

Langſam hoben ſich die Arme der Jungfrau, zitternd warf ſie den dichten Schleier zurück, und erröthend, die Augen ſanft freundlich auf den Jüngling gerichtet, ſtand ſie verklärten Blicks vor ihm. Fatime ſchwieg.

Ja, — ſprach er, nachdem er ſie lange und innig angeſehen, — das iſt der Strahl des Heiligen, dieß das heitere, duldende Lächeln der Märtyrin, und dieſer Blick, der mich jetzt trifft, Zuleima, ſagt mir, Du biſt mein! vereint gehen wir durch's Leben zum Tode, vereint treten wir eines Glaubens vor den Thron Gottes. Und deshalb, da ich dieß fühle, da dieſer Augenblick dieſen Glauben in mir befeſtigt, und der Geiſt der Ahnung mich noch nie betrog, ſage ich Dir hier frei und offen: ich liebe Dich! Selbſt mein Glaube, mein Vaterland, haben ſie auch höhere Anſprüche an mich, ſtehen doch nicht höher in meinem Herzen, als Du, Geliebte!

Schweigend barg Zuleima bei dieſen Worten ihr erröthendes Antlitz an ſeiner Bruſt.

Sprich, Zuleima! enthülle mir Dein Herz, wie Du mir Dein Augenlicht enthüllteſt!

Sie erhob ihr gebeugtes Haupt, legte die Hand auf das klopfende Herz, und ſah bittend an ihm auf.

Willſt Du Dein Schickſal an das meine knüpfen? fragte er jetzt.

Das Mädchen ſchwieg und zitterte heftig.

Willſt Du es, Zuleima? fragte der Jüngling noch einmal.

Allah, vergieb! rief die Jungfrau, und ihr thränenſchweres Auge ſah auf zum Himmel.

Zuleima! — rief Fatime hervortretend — Dein Jammer hat bis jetzt meinen Mund geſchloſſen, aber ich muß reden, muß Dich warnen. Nicht Deinem Herzen gilt es allein, das möchte der Chriſt wohl verdienen, Deinem Glauben gilt es und dem heiligen Worte des Propheten. Mit Deinem Herzen, Zuleima, giebſt Du Deine Seele dahin!

Willſt Du Dein Schickſal an das meine ketten? fragte der Grieche mit Beben.

Ich will! lispelte das Mädchen.

So möge Dich Allah — beſchützen! rief Fatime, die ſchnell den Fluch unterdrückte, den ſie auszuſtoßen im Begriff war, während Gregor die halb Beſinnungloſe an ſein Herz drückte.

Nun gehe es wie Gott will! — rief er entzückt — Nehm' ich doch die Gewißheit mit hinüber, dort finden wir uns!

Dort und hier! ſagte Zuleima leiſe, und ſah vertrauenvoll an dem Jüngling auf.

So ſcheid' ich beruhigt von Dir; leb' wohl, Geliebte! — rief er, ihr die Hand reichend, — meine Gefährten erwarten mich! Nimm dieſen Handſchlag als Schwur der Treue. Es bedarf nicht eines Kuſſes, nicht eines Zauberkuſſes von Deinen Lippen, um den Bund für die Ewigkeit zu ſchließen, denn heilig iſt die Flamme meines Herzens. Bis der Prieſter uns eint, ſey mir Schweſter, und nun leb' wohl!

Lebe wohl! — lispelte Zuleima, küßte ſeine Hand, und drückte ſie an ihr klopfendes Herz. — Lebe wohl, Gregor!

Bis der Prieſter uns eint, ſey mir Schweſter! — ſagte Fatime düſter vor ſich hinſtarrend — Waren dieß nicht ſeine letzten Worte, Zuleima? Und fühlſt Du wohl, Unglückliche, was Du in dieſem trüben Augenblicke geopfert haſt? Erwache aus Deinem Traume, bedenk', es iſt ein Ungläubiger, der Dich mit ſeinen Zauberbanden umſtrickt; bedenke, Dir folgt der Zorn Mahomeds, der Fluch Deines Vaters folgt Dir!

Gott wird mich ſchützen, Fatime!

Wohl weiß ich, — ſagte dieſe traurig — daß die Milch des Glaubens, die Du aus meiner Bruſt geſogen, nicht die Flamme des Irrglaubens löſchen konnte, welche Du von Deiner chriſtlichen Mutter erbteſt. Sie impfte Lehren in Dein Herz, die Wurzel ſchlugen und jetzt giftige Früchte tragen, darum hat auch Allah ſie geſtraft!

Fatime! — rief Zuleima, würdevoll vor ſie tretend, — wecke nicht die Erinnerung, ſie reißt mich von meinem Vater, ſie geleitet mich zu der geopferten Mutter, und dieſe wandelt im Paradieſe der Chriſten! Eiferſucht mordete die Unſchuldige, ſie verzieh ihrem Gatten, ſtarb in meinen Armen, und mahnte mich im Sterben, der Lehre mich zu weihen, die Vergebung predige den Feinden. Was half es dem Vater, alle ſeine Liebe an mich, ſein einziges Kind, zu verſchwenden? Immer trat bei ſeinen Liebkoſungen der Mutter Todtenbild vor mich; ſtreichelte ſeine Hand meine ſchwarzen Locken, ſah ich den Dolch in ihr, der meine Mutter durchbohrte; ſprach ſein Mund die Worte der Vaterliebe, hörte ich nur die Worte des Fluches, den er gegen ſie ausgeſtoßen. O! ſeit ihrem Tode hatte ich kein Herz mehr, an dem ich hangen, nichts, was mich feſſeln konnte; ſelbſt der Glaube ließ mich in Zweifel, denn die Lehren des Koran waren nicht ſo ſanft und menſchlich, wie die jenes heiligen Buches, wovon meine Mutter ſo oft mit mir ſprach. Darum laß ſein Herz mir angehören, damit ich doch etwas habe, das ich mein nennen, an das ich mich ſchmiegen kann, das mich innig, mich menſchlich liebt!

Und war Dir Fatime nichts? unterbrach ſie dieſe ſchluchzend.

Du warſt mir viel, warſt mir alles, da ich in den Gemächern des Harems, von Gold und Seide umſtrahlt, eine Bettlerin wandelte, und meine Sehnſucht die Hand ausſtreckte, um für das arme Herz vergebens eine Gabe zu flehen; aber der Mutter Stelle konnteſt Du nicht füllen, was er mir iſt, erſetzt mir nichts!

Und willſt Du den Gott Mahomeds verläugnen, und mit dem Jüngling an den Altar des Kreuzes treten?

Gott möge meine Schritte leiten!

Oder willſt Du Dich, Tochter Reſchid Paſcha's, in die Arme eines Ungläubigen werfen, wie die Sklavin in die Arme ihres Gebieters?

Fatime! rief die Jungfrau zornig.

Du kennſt die Macht der Liebe nicht, Unglückliche! — ſagte die Amme tief bewegt — Du ſtehſt am Abgrunde!

Mit ihm ſtürz' ich mich hinein! — rief Zuleima entglüht — Iſt es ein Abgrund, Fatime, der ſich mir plötzlich geöffnet hat, o, ſo iſt er mit Blumen und Blüthen geſchmückt! und winkte mir auch der Tod aus ſeiner Tiefe, ſo erſcheint er mir freundlich und herrlich mit Myrten geſchmückt. — Alle Blumen ſeh' ich da unten, die mit ihrer freundlichen Deutung ſo oft die ſtillen Seufzer aus meiner Bruſt lockten, alle finde ich dort wieder, die meine Sehnſucht einſt zu einem ſinnigen Strauße ſich wand, und iſt auch die Blume des Todes unter ihnen, mich ſchaudert nicht, ich pflücke ſie und drücke ſie an mein Herz!

Hat Dich der Zauber ſchon ſo allmächtig gefaßt, Zuleima! — ſagte trauernd die Amme — daß alle Deine Sinne gebunden ſind, daß das trügeriſche Traumbild allein nur noch vor Deinen

Augen aufgerollt, und Alles, was Dir die Hoffnung einſt verſprach, ſo ſchnell verſchwunden iſt?

Ich hoffte nichts, Fatime! Ich ahnete nur und träumte, und mein Traum iſt erfüllt. Aber beruhige Dich, wir ſtehen in Gottes Hand, in der Hand deſſen, zu dem Mahomed ſein Gebet nach Mekka richtete, den die Chriſten zu Jeruſalem anbeten. Wie er beſchloſſen, geſchehe! Laß Deine Thränen, ſie thun mir weh, ohne zu heilen, ſie ſind Tropfen heißen Oeles, die mir Schmerzen erregen, doch die Schmerzen nicht lindern. Leg' Dich zur Ruhe, bete zu dem Propheten, ich will zu Gott beten! — Sie drückte die Weinende mit kindlichem Gefühl an ihre Bruſt. — Verlaß mich nicht, Fatime! — rief ſie plötzlich — verlaß mich nie, meine gute Amme!

Nie, nie! — rief dieſe — Selbſt in den Tod, ſelbſt zu dem Tempel der Chriſten begleite ich Dich!

5.

Im Lager der Türken am Rande des Waldes von Manina war Alles in Bewegung. Reſchid

Paſcha, der in Perſon zur Befreiung ſeiner Tochter aufbrechen wollte, war nur auf das feierliche Verſprechen des Aga, Zuleima zurückzuführen, vor Miſſolunghi geblieben. Deshalb betrieb dieſer auch mit der größten Thätigkeit die nöthigen Anſtalten zum Angriffe. Bäume wurden gefällt und in der Stille am Fuße des Berges nach einer Stelle gebracht, wo einer der geſtern auf Spähung ausgeſandten Albaneſer den Sumpf ſo trocken gefunden hatte, daß man mit Fußvolk ſich dem Graben nahen konnte. Ein Erlenbuſch verdeckte den Griechen dieſe Bewegung; Alles gelang nach Wunſch, die dunkle Nacht hatte das Unternehmen begünſtigt. Ohne daß Niketas und ſeine Gefährten es bemerkt, waren die nöthigen Balken hingeſchafft, und mit dem Grauen des Morgens begannen die Türken ſeitwärts der griechiſchen Stellung eine Brücke zu ſchlagen.

Der Tag zeigte Niketas die Gefahr, in welcher er und die Seinen ſchwebten. Er wollte hineilen, aber das Feuer der Feinde beſtrich die Ebene, die er durchziehen mußte; es blieb ihm nichts übrig, als den einzigen Pfad, der zu dem Hauptdamme führte, zu zerſtören, um dadurch den Feind, wenn er auch über den erſten Graben geſetzt war, aufzuhalten. Schnell zog er ſich jetzt über den zweiten zurück; die Laufbrücken wurden hinter ihm abgeworfen.

Hier aber war ihm das Ufer nicht günſtig. Nur einzelne mit Reben umrankte Ulmbäume ſtanden dort, und ſchon am Mittag ſah er ſich von dem feindlichen Feuer verdrängt, und genöthigt, über den dritten Graben zu gehen. — Am Abend erſt zog ſich Niketas nach Trigardon auf Gregor zurück. Zu ſchwach, dieſe Stadt zu vertheidigen, rückten ſie, ehe der Feind die Brücke über den letzten Graben geworfen, nach dem ſteinernen Gebäude auf der Felsklippe am Meere. Als ſie auf dem Platze vor dem Gebäude angekommen waren, vertheilte Gregor die letzten Lebensmittel und die Munition, die ſie in Ueberfluß von den Türken erbeutet hatten. Für den Abend war der Proviant noch hinreichend, das Waſſer auf mehre Tage vorhanden. Der Mannſchaft wurden ihre Poſten angewieſen, noch waren es vierundfunfzig Streiter, dann knieten ſie auf dem offenen Platze nieder, beteten, ihre Seelen Gott empfehlend, und als ſey heute das Feſt der Auferſtehung, ſo brüderlich

derlich umarmten ſie ſich, und ſchwuren, im Leben wie im Tode ſich nicht zu verlaſſen.

Die Türken zogen indeß in das verlaſſene Trigardon ein, richteten das Geſchütz nach dem Hauſe, und umringten es außer Schußweite von allen Seiten. Hoch wehte, vom Mondlicht erhellt, die Fahne des Kreuzes von dem Gebäude, deſſen Dach zum Theil abgetragen war; hoch ſchlug das Herz der Griechen von Muth, da gab das Geſchütz aus der Ferne das Zeichen, und mit dieſem Donner ſtürmten von allen Seiten die Türken unter fürchterlichem Krieggeſchrei heran. Ruhig empfingen ſie die Griechen, aus allen Schießſcharten blitzte dem Feinde der Tod entgegen; nirgend fand dieſer eine Oeffnung, durch die er eindringen konnte, und bis zum hohen Giebel des Gebäudes reichten die Sturmleitern nicht. Der Verſuch, die wohlverwahrte Thür zu ſprengen, koſtete Vielen das Leben. Faſt hundert ſanken hier; die Türken mußten vom Sturme ablaſſen und ſich zurückziehen.

Noch hatte das Geſchütz das Bollwerk der Freiheit nicht beſchoſſen. Die Tochter des Paſcha deckten ja dieſe Mauern, und der Aga hoffte ſie mit der blanken Waffe am kommenden Morgen zu erobern. Wuthentbrannt kehrte er mit den Seinigen nach Trigardon zurück, nur einige Poſten am Meerufer zurücklaſſend.

Auf der Zinne des Gebäudes ſtand Gregor, neben ihm Niketas; beide ſahen ſchweigend in die dunkle Nacht hinein, die jetzt ihre ſchwarzen Wolkenflügel vor die Mondſcheibe gebreitet hatte.

Nichts, — ſagte Gregor, und ſeine Hand drückte die Hand des Freundes, — nichts fürchterlicheres kann dem Manne begegnen, als mit den Waffen in der Hand unbeſiegt dem Hunger zu unterliegen. Ihrem Geſchütze widerſtehen dieſe Mauern, ihren Stürmen unſer Muth; aber wenn die Kräfte vergehen, wenn die lechzende Zunge dürſtet, wenn vor Mattigkeit der Arm ſinkt und die Lebensgeiſter ſchwinden — o, Niketas, mein Bruder! dann naht der Tod furchtbar und grauſig!

Der Tod iſt ſich gleich, in welcher Geſtalt er uns auch naht, — erwiederte Niketas. — Sollen wir ſeine Beute ſeyn, können wir ihm nicht entgehen, ſo liegt es ja in unſerer Macht, die Qualen zu kürzen. Sorge nicht, Gregor! der Hunger, dieſer langſame Vampyr, ſoll unſer Blut nicht tropfenweiſe ausſaugen, ſchnell wie des Himmels

Blitz erſcheine der Tod, wenn ich ihn rufe; aber nur dann erſt ertöne der Ruf, wenn jede, auch die letzte Hoffnung verſchwunden iſt! Jetzt zur Arbeit, dem Schickſal jede Kraft muthig entgegengeſetzt; kämpfen wollen wir noch um die Spanne angſtvollen Lebens, als läg' es wie ein bunter Blumenteppich lächelnd vor uns ausgebreitet; kämpfen wollen wir, als wären ſeine kurzen Minuten Jahrzehnte!

Er ging hinab. Noch einmal ſah Gregor hinüber nach dem brauſenden Meere, von wo allein ihnen Rettung kommen konnte. — Es ſey! — rief er — kurz war der Traum, aber lieblich, kurz für dieſe Welt, für das Jenſeit ewig! — Das Nöthige zu ordnen, folgte er Niketas.

Er fand Alles fertig; kein Schlaf erquickte die ermüdeten Streiter, jeder hatte ſeine Beſchäftigung. Hier ordnete einer ſein erbeutetes Damaszener Feuerrohr, dort ſchliff der andere den Dolch auf der Marmorſtufe. Im Hofe ſtand eine Schaar, jedem Ueberfall zu wehren, während eine andere vor der Thür des Hauſes mit Hacke und Schaufel eine ſtarke Bruſtwehr aufwarf, damit das Geſchütz ſie am kommenden Morgen nicht zerſchmettern könne. Am thätigſten aber war der alte Stephanos mit einigen Andern, und während mehre unter ihnen die erbeuteten Patronen der Türken umfüllten, ſaß er am Kohlfeuer und goß Kugeln.

Es wird morgen ein heißer Tag werden! — ſagte er, das ſiedende Blei in die Form gießend. — Wollte wohl, die Kugel, die jetzt ſo friedlich hin zu den andern rollt, träfe den Paſcha. Nun, wie Gott und der heilige Nikola will! Mancher Türke ſoll in's Gras beißen, ehe ein Muſelmann die heilige Fahne da oben vom Dache reißt!

Was hilft all' unſer Muth, was helfen Deine Kugeln, Stephanos! — unterbrach ihn Photo — der Hunger iſt unſer Feind; wenn jene dort auch wie die Weiber ruhig in Trigardon ſitzen, führt uns dieſer doch unter ihren Dolch; die Fahne des Kreuzes muß herab, die weiße Fahne wird aufgeſteckt werden!

Das wolle Gott nicht! — rief der Alte — Dann lieber freiwillig ehrenvollen Tod!

Warum? — ſagte Boris von Euboria — Warum den Tod ſuchen, wenn wir ihn vermeiden können; haben wir nicht ein Unterpfand in Händen, das uns jeden Augenblick retten kann? Hat nicht der

Aga, ich habe es ſelbſt gehört, unſerm Kapitani freien Abzug und ein bedeutendes Löſegeld geboten, wenn er die Weiber ausliefert? Wer hindert uns, das jetzt noch zu thun?

Glaubſt Du denn, daß die Ungläubigen Wort halten werden? unterbrach ihn Photo.

Die Vorſicht muß uns leiten! erwiederte Boris.

Hört, Freunde! — unterbrach Stephanos das Geſpräch — Gießt Kugeln, und überlaßt die Anordnung unſerm Kapitani, dem wir Gehorſam geſchworen. Doch ſeht, ſcheint da nicht eine helle Flamme? — Er ſprang auf und ſah durch eine Lücke. — Trigardon brennt! Bei Gott und dem heiligen Nikola, ſie haben ſich ein Freudenfeuer angezündet, die Mordbrenner! Nun wohl! mag es leuchten und brennen, ihnen zum Verderben!

Ihnen zum Verderben! wiederholten die Andern, und als ob nur ein Bündel Reiſig in Brand gerathen ſey, ſo ruhig gingen ſie wieder an ihre Arbeit, und kümmerten ſich nicht weiter um das brennende Trigardon.

6.

Mit dem erſten Strahle der Morgenſonne trat jeder wieder auf den ihm angewieſenen Poſten. Ernſt thronte auf jedem Antlitz, denn nur, wer ſich von dem geſtern kärglich ausgetheilten Proviant ein Weniges aufgeſpart hatte, konnte heute nach dem Gebete ſeinen Hunger ſtillen. Nach dem Meere waren alle Blicke gerichtet, kein Schiff nahte.

Auch die Türken bereiteten ſich nun zum Angriffe. Tauſend Piaſter verſprach der Aga dem, der zuerſt in das Haus dringen würde, und unter dem Geſchrei: Allah! Allah! rückten ſie von neuem an; ſelbſt die Albaneſer Reiter hatten ihre Pferde zurückgelaſſen, um den Angriff des Fußvolkes zu unterſtützen.

Mit dem Muthe der Verzweiflung empfingen die Griechen die Stürmenden, die, zum Theil mit Aexten und Stangen bewaffnet, die Leitern anſetzten und die vermauerten Oeffnungen zu durchbrechen ſuchten. Hier und da gelang es ihnen, doch fanden ſie die Griechen bereit, ſie hier Mann gegen Mann zu empfangen. Sie ſtürzten die Angreifenden von den Leitern herab, und trotz dem Feuer der Albaneſer, die alle nach dieſen Oeffnungen ihre Gewehre richteten, war es noch keinem Türken gelungen, ſich in die offenen Lücken hinein zu ſchwingen. Doch immer heftiger wurde auf dieſen Punkten der Angriff, Leiter auf Leiter wurde angelegt, dem Feuer der Belagerten getrotzt, ſchon ertönte der Siegruf, ſchon kämpfte man mit dem Säbel, da rollten von dem Giebel des Hauſes Balken herab, zerſchmetterten die Angreifenden, zerbrachen die Leitern, und entmuthigt zogen ſich die Türken zurück; der Kampf war noch einmal für die Griechen ſiegreich beendet. Niketas, die Gefahr vorausſehend, war mit einiger Mannſchaft auf den Boden geeilt, hatte die Balken gelöſ't und ſie hinunter gerollt.

Und wie er nun, Gott dankend, zu den Seinen hinabſteigen wollte, blickte er noch einmal nach dem Meere, und ſiehe, als nahe ein ſchützender Engel, die weißen Flügel ausbreitend, ſchwebte von Miſſolunghi her um das Vorgebirge ein Schiff; mit vollen Segeln ſchien es nach Trigardon zu eilen. — Muth, Muth! — rief Niketas, und achtete die Kugeln der Albaneſer nicht, die um ihn ſauſ'ten. — Muth! der Retter naht! — Er eilte hinab; das Sieggeſchrei der Griechen ertönte durch das Gebäude. Die Türken zogen ſich außer der Schußweite zurück.

Mit emſiger Thätigkeit, ohne ſich von der nahenden Rettung aufhalten zu laſſen, begannen die Griechen das Zerſtörte wieder in Stand zu ſetzen. Die Oeffnungen wurden auf's neue vermauert, und die Feuerröhre ſorgſam nachgeſehen. Die Türken hingegen blickten nach dem Meere, ſtanden unthätig auf den rauchenden Trümmern Trigardons, und ſchienen die Ankunft des Schiffes abwarten zu wollen, bevor ſie einen neuen Sturm wagten. Auch die Griechen ſchauten ſehnſuchtvoll über die Fluth, und ſegneten den Oſtwind, der auf ſeinen Schwingen das ſchaukelnde Schiff leicht über die brauſenden Wellen trug.

Wie ſich nun Alle um ihren Führer, ſeine Befehle zu vernehmen, geſammelt hatten, trat Gregor in die Mitte der Seinen. — Knieet nieder, — ſagte er feierlich — danket Gott, und betet für die Seelen der Vorangegangenen! — Bei dieſen Worten bildeten ſie einen Kreis um ihre getödteten Gefährten, ſanken auf die Kniee, und nur das Geächz der Verwundeten, die letzten Seufzer der Sterbenden unterbrachen die heilige Stille.

Vater im Himmel! — begann Gregor mit bewegter Stimme — Gott des Erbarmens und der Milde, der Du uns Sieg verliehen in dieſer Stunde des Kampfes, der Du Rettung ſendeſt in der Stunde der Noth, nimm die Daheimgegangenen gnädig auf in Deinen Schooß, und wenn es Deiner Weisheit gefällt, auch uns vom Leben abzurufen, ſo möge unſer Tod gleich ſeyn dem Tode dieſer zu Deiner Glorie Gefallenen! — Die Streiter des Kreuzes beugten ihr Haupt, in ſtiller Demuth ſtieg ihr Gebet auf zu Gott.

Und nun, — begann Gregor — da der Himmel uns die Rettung ſendet, erhebet Eure Herzen mit Muth, preiſet den Vater der Güte, und ſtimmt an den Lobgeſang!

Und wie die Griechen ſich erhoben, Stephanos den Lobgeſang beginnen wollte, ſtürzte die Wache herein. — Zu den Waffen! — rief ſie — zu den Waffen! Auf des Schiffes Maſten flattert der halbe Mond, es iſt ein feindliches Schiff, welches dem Ufer naht!

Stimmt an den Lobgeſang! — rief Gregor

durch das Getümmel hindurch — ſtimmt ihn an, meine Freunde! laßt uns Gott preiſen in Freud' und Leid! Zu ſeiner Ehre wollen wir leben, wollen wir ſterben! — Und mit feſter Stimme begann Stephanos die heilige Hymne, die Streiter des Kreuzes fielen ein zum Lobe des Herrn, und fern durch das Rauſchen der Wellen tönte der heilige Geſang dem nahenden Schiffe der Muſelmänner entgegen, die dem Felſen gegenüber die Anker warfen.

Der Geſang war beendet. In mancher Bruſt hatte bei ſeinen heiligen Tönen das Vertrauen gefehlt, aus mancher die getäuſchte Hoffnung den Muth genommen, und nicht Alle gingen mit gläubigem, vertrauendem Herzen auf ihre Poſten.

Jetzt nahte ein türkiſcher Anführer; er verlangte den Kapitani zu ſprechen. Gregor trat hervor.

Ungläubige! — rief ihm der Türke zu — der Aga ehrt Euern Muth. Auch jetzt noch wiederholt er ſein Anerbieten, Euch frei von hinnen ziehen zu laſſen, wenn Ihr ihm Zuleima, des Paſcha's Tochter, überliefert. Jenes Schiff hat Reſchid geſchickt, Euch zu führen, wohin Ihr es wünſcht, ſelbſt nach Miſſolunghi, wenn Ihr es verlangt. Schickt einen der Eurigen ab, laßt es unterſuchen, nur zehn Matroſen und der Steuermann befinden ſich darauf, zu wenig, um, habt Ihr es beſetzt, Euern Befehlen ſich widerſetzen zu können; 30,000 Piaſter und noch mehr bietet der Aga Euch überdieß zum Löſegeld. Er bleibt, bis Ihr auf dem Schiffe ſeyd, mit dreien ſeiner Offiziere in Eurer Gewalt, und ſeine Truppen ziehen indeß über den Kanal zurück in den Wald von Manina, damit Ihr ungeſtört Euch einſchiffen könnt. Bedenke, Ungläubiger, die Gnade des Paſcha, und ſäume keinen Augenblick, Zuleima gegen den Aga und ſeine Offiziere auszuwechſeln!

Verweile, Türke! — rief Gregor — Ich werde, was Du mir geſagt, den Meinen mittheilen.

Der Ruf des Hornes rief die Griechen um ihren Führer. Er wiederholte des Türken Vorſchlag, und da er geendet und in dem Kreiſe umher geblickt hatte, ſah er auf den Geſichtern der meiſten ſeiner Gefährten Muthloſigkeit und den Willen ausgeſprochen, die vorgeſchlagenen Bedingungen anzunehmen. Das freundliche Geſicht des

Jünglings wurde ernſt. — Ich ſehe, meine Freunde! — ſagte er — Ihr wollt mich verlaſſen. Nun wohl! ziehet mit Gott; ich bleibe!

Herr! — ſagte Boris beſcheiden hervortretend — für das Vaterland, für unſern Glauben zu fechten, haben wir geſchworen. Erfüllen wir unſern Schwur, wenn wir hier den Hungertod ſterben? Stirbt ja doch jene türkiſche Jungfrau mit uns. Oder nützen wir dem Vaterlande mehr, wenn wir funfzig ſtreitbare Männer zur Vertheidigung nach Miſſolunghi führen? Sollen wir, edler Kapitani, Deiner Herzensneigung wegen hier untergehen? Sollen wir Griechenland vergeſſen um Deiner Geliebten willen? Und nützt es Dir, nützt es ihr, wenn ſie mit uns verſchmachtet? Wir übergeben ſie dem Aga, und erhalten uns dem Vaterlande. Dieß iſt mein Rath, meine Meinung.

Und auch die meine! riefen faſt Alle.

Stephanos, thue wie ich Dir befahl! ſagte jetzt mit kalter Ruhe Niketas, während die Griechen tumultuariſch ſich noch beriethen. Stephanos entfernte ſich.

Ihr habt beſchloſſen, und Ihr thatet Recht, ſprach jetzt Gregor — Ich entbinde Euch Eures

Gehorſams; wählt einen Führer unter Euch, ich mag, ich kann es fürder nicht mehr ſeyn. Doch ſcheiden wir in Frieden. Ihr habt Recht, Griechenland ehrenwerthe, tapfere Männer zu erhalten, aber mein Schickſal ruft und ich muß folgen. Lebt wohl, denket meiner auf den Wällen von Miſſolunghi. Gott ſegne Eure Waffen!

Wie ein Sterbender nahm er Abſchied von einem jeden, und als er zu Niketas trat, der bei dem allen ſchweigend dageſtanden und ihm die Hand reichte, lächelte dieſer faſt höhniſch. — Der Muth, unterzugehen, — ſagte er — iſt Muth der Verzweiflung, dem Schickſal zu trotzen, Muth der Kraft!

Sey unſer Führer fortan, — unterbrach ihn Boris — da Gregor Sarantos uns verlaſſen will; nimm den Eid des Gehorſams von uns!

Griechen! — begann Niketas, und trat mit ernſter Würde unter ſie. — Als wir uns um Gregors Fahne ſammelten, kanntet Ihr alle meinen Schwur und den ſeinen: Rache an Reſchid Paſcha, Rache an den Türken, unſern Unterdrückern! Als ſchon lange das Vaterland blutete, Morea's Fluren verwüſtet, Athens heilige Denkmäler zerſtört waren, bliebt Ihr, während ich für den Glauben kämpfte, ruhig am väterlichen Heerde; der Blutdurſt der Tyrannen wüthete noch nicht in Livadiens geſegneten Auen. — Da brannten Eure Hütten, da brüllten Eure weggetriebenen Heerden, und der Rauch Eurer Wohnungen, das Brüllen Eurer Heerden erweckte Euch. Ich verließ die tapfere Schaar der Mainotten, kehrte aus Morea zurück, fand die Verlobte geraubt, ſammelte, des Krieges ſchon lange gewohnt und kundig, Euch unter Gregors Banner, und Ihr ſchwuret ihm Gehorſam bis zum Tode. Noch ſteht dieſer nur von fern, noch glimmt der Lebensfunke in uns, darum fordre ich Euch auf, den Schwur auch jetzt zu halten!

Die Griechen murrten; Boris trat vor und ſagte mit Trotz: Niketas, wenn Ihr der einſtimmigen Meinung nicht beipflichtet, werden wir Euch zwingen, es zu thun!

Freunde! — begann Niketas, und ſein erglühtes Auge blickte freundlich und ruhig umher. — Ihr kennt mich von meiner früheſten Jugend an; was ich einmal ſchwur, halte ich. Mich an Reſchid zu rächen, ſchwur ich, und brechen würde ich meinen Eid, gäb' ich ihm die Tochter zurück. Darum bleibe ſie hier, und Ihr mit uns!

Höhniſch lachend erwiederte Boris: Niketas! wo der gewiſſe Tod vor Augen ſteht, hört die Verpflichtung auf. Wir ſind freie Männer, freie Griechen wie Du. Willſt Du nicht unſer Anführer ſeyn, ſo ziehe wohin Du willſt; wir liefern Zuleima aus, auch ohne Deinen Willen. Kommt, meine Freunde, dem Türken unſere Antwort zu bringen!

Halt! — rief Niketas mit ſeiner Donnerſtimme — Unten im Erdgeſchoſſe ſitzt Stephanos mit brennender Lunte, und wartet auf das Signal. Ertönt dieſe gellende Pfeife, Ihr wißt, wie hell ihr Ton ſelbſt durch den Lärm der Schlacht dringt, wie treu der Alte meine Befehle vollführt, ſo zündet er das Pulver, das ich dort gefunden, an, und wir fliegen in die Luft!

Starr, erſchrocken ſahen die Griechen auf Niketas, der, das Werkzeug des Todes in der Hand, mit Ruhe vor ihnen ſtand. Schweigend wagte keiner den Fuß zu rühren.

So geh'! — wendete er ſich jetzt zu Gregor, der, in dumpfes, finſteres Brüten verſunken, keinen Theil an der Unterhandlung genommen hatte. — Geh' und ſende den Türken zurück! — Und Ihr — fuhr er fort — betet und kämpft; denn bringt die Stunde des Sonnenunterganges keine Hülfe, ſo mögen auch wir untergehen! Und ſo geſchehe es! — Nun fort, ein jeder auf ſeinen Poſten! — Schweigend gehorchten die Griechen.

Gregor umarmte den Freund. — Du treibſt mich wider Willen zurück in's Leben, — ſagte er. — Ob Du Recht gethan, darüber richte Gott. Du bringſt der Rache ein furchtbar Opfer, das Blut der Unſrigen!

Die Schuld falle auf mich! rief Niketas und ging.

7.

Nicht wie ſonſt traten die Griechen auf ihren Poſten, der Muth des Glaubens beſeligte ſie nicht, der Muth der Verzweiflung ſpannte die letzte Kraft, und murrend ergaben ſie ſich in ihr Schickſal, und ein jeder ſuchte ſein Leben ſo theuer als möglich zu verkaufen.

Während die Türken ſich zu einem neuen Angriffe bereiteten, ein abgeſchicktes Boot wieder zu dem Schiffe zurückkehrte, dieſes die Anker gehoben und ſich dem Ufer genaht, ging Gregor hinunter zu Zuleima.

Mit unverholener Freude empfing ſie ihn. Mußte in der Stunde ſo qualvoller Unruhe, mußte da nicht die Gegenwart des Geliebten ihr troſtbringend ſeyn? Aber ſein Geſicht war ſo ernſt, das Auge ruhte ſo wehmüthig auf dem ihrigen, der Mund zögerte ſo lange, ein Wort des Troſtes, ein Wort der Liebe zu ſagen, daß ſie endlich das Schweigen brach. — Was iſt Euch, Gregor? — fragte ſie angſtvoll, und ſchmiegte ſich traulich an ihn. — Euer Schweigen quält mich, o ſprecht!

Zuleima! — ſagte Sarantos, und man ſah, daß die Worte aus der Tiefe ſeines Innern hervordrangen. — Seit das Schickſal Dich zu mir führte, hat der Tod ſeine Schwingen über Dich gebreitet, jeden Augenblick hörteſt Du ſie rauſchen, und nur ein ſchützender Engel hat Dich bis jetzt wunderbar vor ihnen beſchirmt. Aber die Stunde der Entſcheidung naht, der Kampf beginnt von neuem, bereite Dich zur Wonne wie zum Schmerz

Bete, hoffe, und lebe wohl! — Er reichte ihr die Hand und wollte gehen; doch ſchnell wandte er ſich. — Auch Ihr, Fatime, lebet wohl! Euch erwartet kein glückliches Loos, mein Schickſal wende ſich zum Tode, zum Leben. Ihr könnt noch zurück zu den Eurigen, für Euch ſind die Pforten ſtets offen; ich möchte Euch nicht gern mit in den Abgrund hinabziehen.

Fatime ſank zu den Füßen ihrer Herrin. — Biſt Du dem Tode geweiht, Zuleima! — rief ſie, ihre Kniee umklammernd, — ſo erfaſſe er hier zu Deinen Füßen auch mich, ich weiche nicht von Dir!

So lebet wohl, Gott ſchütze Euch! ſagte Gregor bewegt. Und wie er gehen wollte, traf ihn Zuleima's thränenvolles Auge. — Leb' wohl! rief er noch einmal und drückte ſie an ſeine Bruſt. — Gregor! lispelte das Mädchen, und im Donner des Geſchützes erſtarb das Wort der Liebe auf den Lippen der Jungfrau. Er riß ſich aus ihren Armen. — Sie nahen ſchon wieder! rief er, und eilte hinauf zu den Seinigen.

Die Türken hatten indeß die Geſchütze gegen den Erdaufwurf gerichtet, welcher den Eingang des Gebäudes deckte. Ihre Krieger ſtanden zum Sturm bereit; das Schiff war näher geſegelt und lag dem Gebäude gegenüber, und jetzt begann das Feuer von ihm und von der Landbatterie. Die Mannſchaft blieb ruhig außer der Schußweite ſtehen.

Auf der Landſeite widerſtanden die Mauern; nur hier und da, wenn die Kugel die Lücken traf, ward eine Oeffnung, die aber ſchnell wieder geſchloſſen wurde. Von der Seeſeite aber, wo die Brigg, mit vier 24pfündigen Kanonen beſetzt, das Gebäude beſchoß, begannen die Mauern zu wanken. Die Türken ſchoſſen jedoch ſchlecht, nur ſelten traf eine Kugel; wo ſie aber traf, durchlöcherte ſie die Mauern, und mancher brave Krieger hatte durch ſie ſeinen Tod gefunden. Gregor ließ daher nur eine geringe Anzahl in dem oberen Raume, die Uebrigen mußten ſich im Kellergeſchoß vor dem Geſchütz des Schiffes ſicher ſtellen. Niketas war allein auf dem Giebel des Hauſes geblieben, und es ſchien faſt, als ſuche er hier den Tod.

So war der Mittag vergangen, keine Speiſe hatte die Hungrigen geſtärkt, nur modriges Waſſer die lechzende Zunge gelabt, und auch das war aufgezehrt. Kein Schiff nahte, und mit ihm die Hoffnung. Da beſchloß ein Theil der Griechen, ſich in den Keller zu ſchleichen, Stephanos zu überfallen, ſelbſt zu tödten, wenn es nöthig ſey, ſo der fürchterlichen Drohung Niketas zu entgehen, und dann mit dem Feinde zu unterhandeln. Boris ging deshalb von Einigen begleitet hinab. Mit Feuergewehr ihn aus der Ferne zu tödten, war nicht thunlich, wie leicht konnten ſie ſelbſt dadurch das Pulver entzünden; der Dolch ſollte alſo das Lebenslicht des treuen Dieners auslöſchen. Leiſe ſchlichen ſie den Keller hinab. Sie hofften ihn ſchlafend zu finden; als ſie aber vorſichtig die Thür öffneten, ſahen ſie den Greis, die Lunte in der Hand, deren brennendes Ende er ſorgſam in einer Leuchte verwahret hatte. Bleich, ernſt ſaß er auf einem Steine, das furchtbare Werkzeug des Todes in der Hand. Sein Auge voll Feuer ſah ſtarr auf die Kommenden, die Linke winkte ihnen, zurück zu gehen. Wie ein alter Erdgeiſt, der einen unermeßlichen Schatz bewacht, ſaß er vor den Pulvertonnen; die Seele hatte er Gott empfohlen, den Körper den Flammen, und ſo ſchien er auf das gellende Zeichen ſeines Herrn zu warten. Er hatte die Kellerlücken geöffnet, damit es ihm in des Geſchützes Donner ja nicht entginge.

Kehrt zurück! — rief er den Staunenden entgegen — Was Ihr wollt, ahn' ich. Stephanos geht von hier ſeinen kurzen Weg nicht allein. Tretet zurück, denn naht Ihr noch einen Schritt, ſo zünde ich! — Er faßte nach der Leuchte; Boris und ſeine Gefährten verließen ſchnell dieſe Höhle des Todes.

Als ſie wieder auf ihren Poſten waren, rückten die Türken noch einmal zum Sturme an, da der Erdwall vor der Thür, da die Mauern ihrem Geſchütze widerſtanden, und nur von der Seeſeite das Gebäude theilweiſe eingeſtürzt war. Hier aber lag es auf einer ſteilen Klippe hart am Meere, und von dieſer Seite war kein Sturm möglich. Ihre letzten Kräfte anſtrengend, ſchlugen die Griechen auch dieſen ab. Aber als die Feinde zurück gewichen waren, murrten ſie laut. Ermattet, entkräftet warfen ſie ſich auf den Boden, baten, fluchten, ſelbſt Gregor wurde erweicht. Mit noch Einigen ging er zu Niketas, und ſuchte dieſen zu bewegen. Wie ein Fels im Meere ſtand er, ſein Feuergewehr im Arme, auf dem Giebel, und war unerbittlich. — Und träfe mich ſelbſt eine Eurer Kugeln, — rief er ihnen entgegen — ſo würde mir doch Gott noch Kraft genug laſſen, um mit dem letzten Hauche meines Lebens das Zeichen zu geben!

In dumpfer Fühlloſigkeit, die Feuerröhre aus der Hand geſetzt, ihre Schwerter von ſich geworfen, ſaßen die Griechen vereint auf dem mittlern Boden des Gebäudes. Keinen Laut, keine Klage, kein Wort der Hoffnung oder des Troſtes vernahm man in dieſem düſtern Kreiſe. Es war ihnen jetzt gleichgültig, als ſie ſahen, wie die Türken mit angeſtrengter Mühe das ſchwere Geſchütz aus dem Schiffe in ein Boot wanden, wie ſie in ein anderes Munition luden, und damit landeten; daß ſie das Geſchütz bei Trigardon auffahren, das Haus von hier aus zerſtören, dann eindringen und ſie niederhauen würden, konnten ſie ſich leicht ſagen, aber die phyſiſche Abſpannung hatte auch ihren Geiſt ermattet. Es ſchien ihnen ſelbſt gleichgültig, als gegen Abend die Türken das Geſchütz wirklich aufpflanzten, und nun das Feuer begann.

Schrecklich war die Wirkung; die Mauern, beſonders an der nordöſtlichen Seite, ſtürzten krachend ein, der Erdwall vor der Thür war niedergeſchoſſen, eine Kugel hatte die Thür ſelbſt geſprengt, mancher Streiter des Kreuzes war ſchon geblieben. Da ertönte das Geſchrei der Ungläubigen; Allah, Allah! riefen ſie, und ſtürmten an. Aber als habe mit dieſem Rufe neue Kraft die Erſchlafften, die Entmuthigten belebt, ſo kampfluſtig ergriffen ſie Schwert und Feuergewehr und ſtürzten den Stürmenden entgegen. — Gott und die Freiheit! rief Gregor, und hieb den erſten nieder, der ſich ihm nahte; der Kampf war furchtbar und allgemein.

Regungslos ſtand indeß Niketas oben, und von einem Balken geſchützt, ſchoß er mit kaltem Blute herab auf den Feind. Aber ſanken auch zehn, ſtürmten hundert von neuem an. Jetzt ſah er mehre Türken in den untern Theil des Gebäudes dringen, ſchon nahm er die Todespfeiſe, da ſtürzten die Muſelmänner, von dem Schwerte der Griechen getrieben, fliehend hinaus. Jetzt rückten die Albaneſer heran, der Kampf ward heftiger, keine Rettung mehr. Niketas rollte den letzten Balken herab, und warf dann wüthend ſein Gewehr auf die Stürmenden. — Nun, ſo ſey es! rief er, nahm die Pfeiſe, ſetzte ſie an die zuckenden Lippen, und wie er noch einmal den Blick der Hoffnung nach dem Meere warf, ſieh! da kappte die türkiſche Brigg ſchnell die Anker, ſuchte die weite See, und um das Vorgebirge kamen Schiffe geſegelt; hoch flatterte das Kreuz auf ihren Wimpeln.

Schiffe nahen! — ſchrie Niketas hinunterſtürzend — Die Unſern nahen, meine Freunde! Muth, nur Muth, noch einen Augenblick! — So ſchreiend ſtürzte er die Treppen hinunter, und als er an die geöffnete Pforte kam, wo die Türken ſchon eingedrungen waren, warf er ſich, den Säbel in der Fauſt, unter ſie. Wie von einem neuen Geiſte geſtärkt, fochten die Griechen, Gott anrufend um Kraft; und als das erſte Schiff unter den Haufen der Türken Kartätſchen ſchleuderte, als von dem zweiten ein Haufe muthiger Männer in's Boot ſprang, zu landen und ihren Glaubensbrüdern beizuſtehen, flohen die Türken, von den Kugeln der Schiffe verfolgt.

Noch ſechsunddreißig von den Tapfern begrüßten ſegnend, freudejauchzend ihre Retter.

8.

Die Türken ſtanden mit dem Ueberreſte ihrer Truppen hinter Trigarden aufmarſchirt. Sie ſchienen auf den Augenblick zu warten, wo die Griechen ſich einſchiffen würden, um dann über ſie herzufallen. Doch zwei Schiffe hatten ſich möglichſt nahe an's Ufer gelegt, und ihr kreuzendes Feuer verhinderte jeden Verſuch. Auch hatte Gregor die Vorſicht, mit den Seinen und einem Theile der Schiffmannſchaft zur Vertheidigung in dem Gebäude ſo lange zu bleiben, bis Zuleima und Fatime ein Boot beſtiegen hatten. Thränen entſtürzten Zuleima; mit jedem Ruderſchlage kam ſie der Entſcheidung ihres Schickſals näher, mit jeder Welle, die ſie weiter führte, trat ſie, eine älternloſe Waiſe, in eine neue Welt. Fatime hätte vor Wuth laut aufſchreien mögen; von ihren Glaubensbrüdern getrennt, von dem ruhigen, gemächlichen Leben im Harem des Paſcha in das Leben des Krieges, unter Ungläubige geworfen, wäre ſie in ihrer Verzweiflung vergangen, hätte nicht Zuleima wie ein tröſtender Engel neben ihr geſtanden.

Jetzt, da die Frauen ein Schiff beſtiegen, verließen die Griechen ihre Grabhöhle. Stephanos, der furchtbare Wächter des Todes, ſtieg herauf mit ſeinen Pulvertonnen, die in ein Boot geladen wurden. Sechsunddreißig Lebende traten aus dem Gebäude, acht Verwundete trug man in das Boot, ſechzehn Todte, worunter Boris ſich befand, weihte man dem Meere. Einen Augenblick berathſchlagten die Griechen, ob ſie nicht die entmuthigten Türken angreifen, und die Kanonen zu erbeuten verſuchen ſollten. Aber ihre Anzahl, mit der Mannſchaft der Schiffe kaum hundert Streitbare, war zu klein, um ſich vom Ufer zu wagen; überdieß, wie hätten ſie das Geſchütz bis an's Ufer ſchleppen können! Sie beſtiegen daher die Boote, die Schiffe am Ufer ſchickten noch eine Lage hinüber nach Trigardon, die Türken beantworteten den Gruß; zähneknirſchend ſah der Aga die Anker lichten und ſeine ſchon ſichere Beute nach Miſſolunghi ſteuern.

Auf den Schiffen erfuhren die Griechen die frohe Nachricht, daß der Kapudan Paſcha im Kampfe der vergangenen Tage beim Kap Papas eine Fregatte und mehre Transportſchiffe verloren habe, und daß Miſſolunghi von der Seeſeite offen ſey; aber auch, daß Ibrahim Paſcha, dieſer wilde Sohn des egyptiſchen Vicekönigs, vom Morea aus überzuſetzen im Begriff ſey, um die dritte Belagerung von Miſſolunghi zu unternehmen. Hier erfuhren ſie, daß der Brand von Trigardon, den man auf offenem Meere deutlich geſehen, Miaulis bewogen habe, Schiffe zu ihrer Rettung dorthin zu ſchicken.

Die Frauen waren in die Kajüte des Schiffes gebracht worden, auf welchem ſich Gregor und Niketas befanden. — Du ſiehſt, mein Bruder, — ſagte Niketas — daß der Menſch, ſo lange die That noch in ſeiner Hand liegt, nie hoffnungslos ſeyn muß. Vertrauen auf eigene Kraft hebt uns über die Dornenpfade des Lebens leicht hinweg. Jetzt ſey glücklich, das Mädchen liebt Dich, aber vergiß in dem kurzen, trügeriſchen Rauſche der Liebe nicht das Vaterland und Deinen Schwur!

Als Gregor in die Kajüte trat, empfing Zuleima ihren Bruder, wie ſie ihn jetzt nannte, herzlicher als je. Es ſchien, als habe das Meer Beide näher gebracht, als ob ſie ihm mehr angehöre, ſeit ſie das Land verlaſſen, wo ihres Vaters Aga, das Schwert in der Fauſt, ſie zurück forderte, als ob ſie ſeitdem ganz ſein eigen geworden ſey. Wie ein ſchuldloſes Kind ſchmiegte ſie ſich an ihn, und da ſie ſeinen verbundenen Arm ſah, den eine Kugel nur leicht geſtreift hatte, wollte ſie vor Unruhe und Angſt vergehen.

Nun habe ich ein Herz, an das ich mich ſchließen, das ich mein nennen darf! — rief ſie freudig, da Gregor ſie über ſeine Wunde beruhigt hatte, — nun habe ich einen Bruder, der mich liebt! — Doch bei dieſen Worten ſah ſie wehmüthig auf ihn; es ſchien, als betrübe es ſie, daß ſie ihm nur Schweſter ſeyn dürfe; ein dunkles Gefühl, aus Sehnſucht und Wehmuth gewoben, ließ ſie ahnen, er könne ihr wohl mehr ſeyn, und Fatime, welche in dem Blick der Jungfrau deren Inneres las, ſagte ſtill für ſich: Sie iſt ſeinem Schickſale geweiht, unwiederbringlich!

Auch Gregor nahte ſich Zuleima mit weniger ängſtlicher Beſorgniß als vordem. Sie war nun ganz von ihren früheren Verhältniſſen getrennt, hatte ſich ihm ganz übergeben; und dieſes Mädchen, das er mit einer Gluth liebte, die er ſelbſt noch nie gekannt, hatte ja Niemand mehr als ihn. Aber wie dieſer Gedanke in ihm recht lebhaft aufſtieg, wie ſie die düſtern Falten ſeiner Stirn ihm liebkoſend verſcheuchen wollte, er ſeinen Arm um ſie ſchlang, und in das dunkle Auge dieſes ſchuldloſen Engels ſah, da übermannte ihn ſein Gefühl, denn er ſah den Abgrund, in welchen er ſie mit ſich fortreißen würde.

Zuleima bemerkte es, und errieth ſeine Gedanken. Sie wand ſich leiſe aus ſeinen Armen, und ſeine beiden Hände faſſend, ſagte ſie tröſtend: Gregor! Du trauerſt um mich, Du ſiehſt ſo wehmüthig nach mir; fürchte nicht für mich, und denke, wie herrlich unſer Geſchick ſeit wenigen Stunden ſich umgeſtaltet hat. Vertraue auf Gott, den Vater aller Menſchen! Auch wiſſe, geliebter Bruder! der Freude hat ſich meine jugendliche Bruſt ſchon lange nicht mehr geöffnet; ſeit dem ſchrecklichen Tode der Mutter hat ſich in das Herz der Jungfrau Schmerz und Gram geſchlichen, und nur bei Deinem Anblick empfand das trauernde Mädchen das erſte wonnige Gefühl. Und ſollte es auch nur kurz ſeyn, ſo iſt es doch ſo ſchön, ſo ſüß, und willig opfere ich das traurige Leben in dem Harem meines Vaters, in dem Harem wer weiß welchen harten Mannes, für einen ſolchen köſtlichen Augenblick! — Ich weiß, mein Geliebter! — fuhr ſie nach kurzem Schweigen fort, und über ihr ganzes holdes Antlitz verbreitete ſich eine überirdiſche Klarheit, — ich weiß, daß wir dem Tode entgegen gehen, daß unſeres Lebens Stunden vereint, aber kurz ſind; ich fühle es, daß die Empfindungen, die mir jetzt ſo wonnig die Bruſt beengen, nicht für dieſe Welt ſeyn können, und was mich jetzt beglückt, mich tödten muß; aber ich gehe ruhig dem Grabe entgegen, ruhig wie in jenem Gemäuer, das jetzt, von der Abendſonne beſtrahlt, unſern Blicken entſchwindet. Dort hört' ich wohl, daß Stephanos wie ein finſterer Geiſt der Nacht mit ſeinem leuchtenden Zauberſtabe über des Todes Blitze wachte, und der Boden, den ich betrat, ein geöffnetes Grab ſey, und ich habe nicht gebangt, nicht gezittert, habe meine Seele Gott und dem Propheten übergeben, und ſo den Augenblick ſtandhaft erwartet, der uns auf ewig vereint hätte. Darum traure nicht um mich. Mahnt mich auch Kindespflicht zuweilen, und winkt mir der Vater ab von Dir, führt mich der Mutter Schatten bald wieder zurück!

Gregor ſchloß das Mädchen feſt in die Arme, drückte ſeine glühenden Lippen innig auf ihren

Roſenmund. — Für Dich will ich leben, Zuleima! mit Dir ſterben!

So ruhten ſie ſchweigend Arm in Arm, da trat Fatime zu ihnen. — Ihr habt Euch der Liebe, habt Euch dem Tode geweiht! — ſagte ſie bewegt — Gnädig möge der Prophet über Euch ſeinen ſchützenden Mantel breiten, und Dir Unglücklichen verzeihen, die ſeine heiligen Worte vergeſſen!

Der Bund der Liebe war geſchloſſen. Nach Miſſolunghi trug das Schiff zwei Hochbeglückte.

9.

Feierlich ſtieg die Sonne über dem Meerbuſen von Lepanto auf, mit neuem Glanze hob ſie ihr Strahlenhaupt aus den ſchaukelnden Wellen und vergoldete die Spitzen der Thürme Miſſolunghi's. Hoch ſchlug das Herz der Griechen, als ſie das Ziel ihrer Wünſche vor ſich ſahen, ängſtlich klopfte Zuleima's Herz, als ſie, der Stadt näher ſegelnd, die weißen Zelte der Türken, und unter ihnen das Zelt ihres Vaters deutlich entdecken konnte. Mit jeder hüpfenden Welle hatte ſie ihm zu entfliehen geglaubt, und jetzt nahte ſie ihm, der ſie vielleicht, wie einſt ihre Mutter, verfluchte, der vielleicht trauernd um ſie, ſich von ſeinem Lager erhob. Bei Vaſſilides, dieſer ſchützenden Vormauer der bedrängten Stadt, hielten ſie an. Hier wurden ſie auf Barken eingeſchifft, und durch die unzähligen Inſeln, Kliſſowa rechts laſſend, Anatoliko in der Ferne erblickend, fuhren ſie durch die Lagunen nach der heiligen Stadt.

Am Ufer des Meeres empfingen ſie unter freudigem Jauchzen die ehrwürdigen Vertheidiger. Wenige waren zwar nur der Ihrigen, von ſiebenundſechzig nur noch ſechsunddreißig übrig, aber wer in dieſer bedrängten Zeit nach Miſſolunghi kam, das Schickſal der tapferen Vertheidiger zu theilen, der mußte ein Mann ſeyn, der ſich freudig dem Tode geweiht hatte. Der ehrwürdige Notis Bozzaris empfing ſie auf dem großen Platze am Hafen; Stournaris, Zoes Pan, Zongos, dieſe tapfern Anführer, begrüßten ſie herzlich, und als Zuleima und Fatime an's Land traten, als die Menge vernahm, daß jene Reſchid-Paſcha's Tochter ſey, begleitete ein lauter Jubel die kleine Schaar.

Nach-

Nachdem Gregor General Stournaris und Notis Bozzaris von dem Gefechte am Aſpropotamos, von der Gefangennehmung Zuleima's, und der Vertheidigung bei Trigardon das Nähere berichtet, und ſein überſtrömendes Herz dem edlen griechiſchen Anführer nicht verhehlen konnte, daß die Tochter Reſchids ihm theuer geworden ſey, ſchüttelte der Greis bedenklich ſein ehrwürdiges Haupt. — Junger Mann! — ſagte er ernſt — Ihr habt in den Zeiten der Noth nicht Recht gethan, wo das Vaterland all' Eurer Kräfte bedarf, eine andere Empfindung in Euch aufſteigen zu laſſen, als die der Pflicht. Niketas hatte Unrecht, dieſer bedrängten Stadt die tapfern Vertheidiger entziehen zu wollen, ſich und ſeine Gefährten der Rache zu weihen. Und wenn nun der Paſcha uns Hunderte der Unſrigen, die dem Schwerte entronnen und jetzt in niederer Sklaverei leben, wenn er ſie für ſeine Tochter bietet, ſollen wir Brüder verſchmachten laſſen Eurer Liebe zum Opfer? Hört mich an, — ſagte der Greis, als ihn Gregor unterbrechen wollte, — hört mich an, Sarantos! Dem Griechen muß nichts ſo theuer ſeyn, daß er es nicht auf dem Altare des Vaterlandes opfern könnte. —

Doch — fuhr er nach einer Weile fort, während jener nachdenkend vor ſich hin geblickt hatte, — was ſoll die Jungfrau hier?

Das Band der Ehe vereinige uns!

Das Band der Ehe den Streiter des Kreuzes mit der Muſelmännin? fragte Bozzaris.

Ich hoffe, ſie tritt zu dem Glauben unſerer heiligen Kirche über! entgegnete der Jüngling.

Ihr hofft es! — unterbrach ihn der Greis — Was hofft die Liebe nicht! Doch ich will darin Euren Wünſchen, Eurem Hoffen nicht entgegen ſeyn. Ich will noch mehr thun, väterlich will ich mich der Verwaiſ'ten annehmen. Marcos Bozzaris Witwe wird ſie willig aufnehmen; in dem Hauſe dieſer edlen, unglücklichen Frau finde ſie eine Zuflucht. Ihr aber, Sarantos, zieht, wenn die Eurigen ſich einige Tage erholt haben, nach dem Kloſter Kliſſowa; tapfere Sulioten werdet Ihr da finden, Männer, gewohnt für Griechenland zu bluten!

Gregor ſah den Alten ſtaunend an; dieſer Befehl war ihm überraſchend. Lange war er zweifelhaft, was er dem ehrwürdigen Greiſe antworten ſollte. Endlich ermannte er ſich. — Ich werde thun, wie Ihr befehlt, Bozzaris! Euch übergebe ich Zuleima, nur reicht mir Eure Hand zum Unterpfande, daß Ihr ſie mir, wenn ich zurückkehre, wieder überliefern wollet.

Die hier verſammelten Griechen — erwiederte Bozzaris mit hohem Ernſte — haben mir Miſſolunghi's Vertheidigung übertragen. Was das Beſte dieſer Stadt heiſcht, werde ich thun. Zieht mit Gott nach Kliſſowa und vertheidigt es, ſollte es wider Vermuthen angegriffen werden, ſo brav als das Magazin von Trigardon! — Er reichte ihm die Hand und verließ den Jüngling, der nicht wußte, ſollte er gehorchen, ſollte er wie ein muthiges Roß den Zügel zerreißen, den man ihm anlegen wollte.

Von mancherlei Leidenſchaften gefoltert, eilte er nach ſeiner Wohnung, wo er Niketas fand. In den Buſen des Freundes ſchüttete er ſeinen Kummer aus, und benachrichtigte ihn von dem Befehle, den Bozzaris ihm gegeben. Auch Niketas ſchien anfangs betroffen. — Dort auf jener Höhe ſteht des Paſcha Zelt! — rief er finſter — und hier dem Meere zu ſollen wir ziehen? Ich hörte zwar, die Beſatzung der Inſeln werde alle acht Tage abgelöſ't, alſo nur für dieſe kurze Zeit. Nun, ſo laß uns gehorchen, mein Bruder! Ich glaube, der alte Bozzaris will Deinen Gehorſam prüfen, will prüfen, ob das Vaterland Dir höher ſtehe als Deine Leidenſchaft. Laß uns nach Vaſſilides ziehen. Halb iſt unſer Schwur erfüllt, Zuleima iſt dem Vater entriſſen, und Griechenland hat gerechte Anſprüche an uns.

Gregor führte nun die Frauen zu der Witwe des edlen Marcos Bozzaris, der für die Sache der Freiheit ſo heldenmüthig gefallen war. Fatime ſegnete den Jüngling, daß er ſie dem Schutze einer edlen Frau übergab; Zuleima's Auge füllte eine Thräne, als ſie vernahm, daß er nach Kliſſowa ziehe und ſo lange von ihr getrennt ſeyn ſolle.

Die edle Witwe, noch in der Blüthe des Alters, empfing ſie wie eine zärtliche Freundin, und nahm das weibliche Herz Theil an ihrem Geſchick, freute es die Griechin, die Tochter Reſchid Paſcha's in ihrer Obhut zu haben.

Traurig war am Abend die Trennung der Liebenden. Zuleima's Herz, banger Ahnungen voll, vermochte kaum die nöthige Faſſung zu behalten, und wie er ſcheiden wollte, ſie zum Abſchiedkuß in ſeine Arme ſank, lispelte ſie ihm leiſe zu: Gregor!

wenn man uns nur nicht trennt; habgierig ſind die Griechen, mein Vater bietet alles für mich.

Fürchte nichts! — beruhigte ſie der Jüngling, und doch fürchtete er ſelbſt. — Du biſt mein Eigenthum.

10.

Die dritte Belagerung dieſer Feſte ſollte beginnen, zu welcher Reſchid eine Abtheilung des egyptiſchen Heeres erwartete. Noch hatte er nur in der Entfernung Miſſolunghi von der Landſeite eingeſchloſſen, während der Kapudan Paſcha von dem Meere aus ein Gleiches thun ſollte; doch Sachturis und Miaulis, dieſe beiden Admirale der Griechen, hatten ſich vereinigt, nach zweitägigem Gefechte die Türken nach Patras zurückgetrieben, und Miſſolunghi auf einige Monate mit Proviant verſorgt.

In der Feſtung ſelbſt waren die Griechen voller Muth und Thätigkeit. Die zerſtörten Batterieen wurden in Stand geſetzt, die Baſtion Bozzaris, welche faſt ganz demolirt war, ſtand wieder beendet zum Schutze der Tapfern da, an der Baſtion Franklin war die Breſche ausgebeſſert; weniger hatten die Thürme Koray und Wilhelm Tell gelitten. Der große Graben, welcher die Werke umzog, und den die Türken mit Faſchinen und Erde ausgefüllt hatten, war wieder geleert, und der hohe Damm, womit Reſchid die Werke der Griechen umzogen, völlig raſirt.

Dieſe, nicht berauſcht von ihrer augenblicklichen Befreiung, hatten nichts zu ihrer Vertheidigung unterlaſſen; Alles ſtand wieder wie vorher, noch mehre Werke waren gebaut, und wenn Munition und Proviant nicht mangelten, hatte jeder die Gewißheit, Miſſolunghi könne nicht fallen. Greiſe und Knaben, Frauen und Jungfrauen, Alles arbeitete mit unausgeſetzter Thätigkeit, und Kokini, welcher als Ingenieur in dem Platze befehligte, ſetzte alle Hände in Bewegung, dieſes Bollwerk der Griechen unüberwindlich zu machen. Miaulis hatte 1500 Rumelioten von Hydra aus, wo man jetzt ihrer nicht mehr bedurfte, übergeſchifft, und durch ſie war die Beſatzung wieder auf 4000 angewachſen.

Aber was hätte die phyſiſche Kraft gegen den Andrang der Muſelmänner, was gegen das Heer Ibrahim Paſcha's vermocht, deſſen Ueberfahrt von Patras man füglich erwarten mußte, hätte nicht Ein Geiſt die Griechen beſeelt, der Geiſt des Glaubens und des Vertrauens, den nichts im Leben beugen, den der Tod nur himmelwärts führen konnte! Hier herrſchte nicht, wie auf Morea, die das Edle zerſtörende Zwietracht. Brüder waren Alle, ein Zweck der Zweck Aller; zu ſiegen oder zu ſterben, war Aller Wahlſpruch. Des Kreuzes Glanz erhob die Herzen, für den Glauben zu ſtreiten, war die Glorie ihres Lebens. Den ſichern Tod vor Augen, verließ ſie das Vertrauen nicht, und wie jene heilige Schaar freiwillig ſich dem gewiſſen Tode weihte, wie jene frommen Krieger unter Gottfrieds fürſtlicher Anführung dem Kreuze zur Eroberung des heiligen Grabes folgten, ſiegten und ſtarben, ſo waren die Vertheidiger Miſſolunghi's, wenn auch verlaſſen von den Fürſten der Chriſtenheit, doch von heiliger Gluth durchdrungen, hoch über Schickſal und Tod erhaben.

War die Rache, war die Flamme der Verwüſtung die erſte Triebfeder geweſen, welche Gregor und Niketas beſtimmt hatte, das Schwert gegen die Unterdrücker ihrer Freiheit zu ergreifen, ſo erfaßte ſie bei dem Anblicke der heiligen Schaar von Miſſolunghi's Vertheidigern der hohe Muth des Glaubens; und als ſtünde ein Gottgeſandter vor ihnen, ſo ehrfurchtvoll knieten ſie und ihre kleine Schaar vor dem ehrwürdigen Greiſe, dem Erzbiſchof Joſeph, der ihnen zu ihrem edlen Beginnen Weihe und Segen ertheilte.

Iſt es mir doch, — ſagte Niketas nach dieſer feierlichen Handlung zu ſeinem Freunde — als ob ein höherer Zweck mich jetzt begeiſtere, als da wir die Thäler des Oeta verließen; nur noch in dem Hintergrunde ſteht mir Reſchid Paſcha, und glänzender ſehe ich die Sache der Freiheit und des Vaterlandes vor mir ſchweben. Mir grauſet vor dem, was ich bei Trigardon beginnen wollte und was der Himmel ſo gnädig zu unſerm Heile gewendet hat.

In mir — erwiederte ihm Gregor — hat das, was ich hier ſehe, hat der Geiſt, der mich hier mit ſeinen heiligen Grabesflügeln umweht, nur mit lebendigeren Farben das Bild, das ich in meinem Innern trug, geſchmückt; denn die Befreiung des

Vaterlandes hatte ich ſtets vor Augen, und ſelbſt Zuleima's Geſtalt, die ſo lieblich in den Vordergrund meines Lebens trat, hat meine ſtürmiſchen Gefühle nur mit einem zarteren Bande umwunden. Mein ſehnlichſter Wunſch war ſtets, für Griechenland zu ſterben, und mir ſagt es ein ahnendes Gefühl, ich falle in dieſem heiligen Kampfe, das Schwert in der Hand!

Ach, wäre doch dieſe ahnende Stimme auch in mir laut! — unterbrach ihn Niketas — Mir ward ein anderes Loos beſchieden! Wiſſe, Gregor! wiſſe, was ich Dir ſeit jenem Tage, als wir nach Trigardon zogen, verſchwieg! — Ich hatte einen Traum, er war lieblich und doch grauſig, er rief mir die Verwünſchung zurück, die in meinen Knabenjahren eine Wahnſinnige über mich ausſtieß, als ich ſie neckend verfolgte: daß ich nicht auf dem Bette der Ehre, nicht auf dem häuslichen Lager des Friedens enden würde. Dieſer Traum hat mich ſeit jenem Tage wie ein Bild der Zukunft, wie ein läſtiger Schatten meiner eigenen Geſtalt verfolgt. Höre ihn, und Du wirſt Dir erklären, weshalb ich mit dem Muthe eines Verzweifelten Stephanos mit der brennenden Lunte an die Pulverfäſſer ſtellte. —

Ich wollte den Traum Lügen ſtrafen, und der Prophezeihung und meinem Geſchicke trotzen. Aber ſchwach iſt der Menſch gegen das Unwandelbare. Höre mich!

In jener Nacht, in welcher wir nach dem Gefechte uns im Walde gelagert hatten, war ich bei der Wache zurückgeblieben, welche die Brücke über den Anapos beobachtete. Wir lagerten in einer Felsſchlucht, durch die ein Waldbach ſtrömte; vor uns in weiter Entfernung ſchimmerten im glänzenden Mondlichte die ſich hier vereinenden Flüſſe; am fernen Horizont leuchteten auf den Höhen von Zychos die Wachfeuer der Muſelmänner; das Laub einer Platane und der lange Schatten der Schildwache ſchwebten zuweilen wie ein finſtrer Geiſt an mir vorüber. Meine Gefährten ſchliefen, mich floh der Schlummer. Aufgeregt von Zuleima's Anblick, das Bild Athanaſia's vor mir, ſtarrte ich hinüber nach den Wachfeuern der Feinde; an Reſchid dachte ich, an Athanaſia, und immer mehr und mehr verſchmolzen ſich meine Gedanken in ſanfte Erinnerungen. Ob da der Schlaf mein Auge ſchloß, ob meine Seele mit wachen Augen träumte, ich weiß es nicht!

Es war mir, als ſey ich in meiner Heimath am Fuße des hohen Berges, der den tapfern Stämmen der Armatolis ſo oft Zuflucht gegen ihre Tyrannen gab. Mein väterliches Haus mit ſeinen Weinranken und dem klaren Felsquell ſtand vor mir, neben mir Athanaſia im bräutlichen Schmuck. Sieh, Liebe! ſagte ich, ſieh hier iſt unſer Ziel, das Haus meiner Väter! Blick' um Dich; ſieh, alle dieſe Hütten dort gehören den Meinen, bald ziehe ich mit ihnen hinunter nach Salona, und kehre mit Ruhm und Beute zurück! — Aber Athanaſia blickte nicht um ſich, blickte nicht nach der Wohnung der Väter, ſah nicht hinunter in's Thal, wo die Abendſonne die Nebel vergoldete. Ihre Hand zitterte in der meinen, und wurde immer kälter und kälter. So wirf doch den Schleier zurück, Du züchtige Braut! rief ich, daß ich Dein holdes, liebliches Antlitz ſehen kann, und Du die Gegend und das Haus, wo wir fortan wohnen werden! — Sie aber regte ſich nicht. Unmuthig und begierig, die holden, freundlichen Züge zu ſehen, und den erſten Kuß der Liebe ihr unter den Früchten heimathlicher Reben aufzudrücken, warf ich ihren Schleier zurück — und o! noch ſteht ſie vor mir. — Gleich, wie die Roſe des Pindus, wenn die Strahlen der Mittagsſonne ihr neidiſch die Gluth aus dem Purpurkelche geſogen, ſtand ſie vor mir; ihr braunes Auge ſah ſtarr auf mich, ihre Lippen waren bleich und geſchloſſen, und mir ſchien, als ob ſie dem Grabe entſtiegen ſey. Und wie ich nun erſtaunt, erſchrocken die holde Geſtalt betrachte, dünkt es mich, ſie werde immer bleicher, immer einem Schatten ähnlicher, immer geiſterhafter; je ſtierer mein Auge auf ſie blickte, deſto mehr verlor Athanaſia Leben, Geſtalt und Form. Eine Nebelwolke ſchwebte ſie dahin, wo die Abendgluth die Dünſte golden röthet, und wie die Strahlen der Sonne ſie berührten, vergoldeten ſich die Säume ihres ſchwebenden Gewandes, ein Strahlenmeer wogte wie eine Glorie um ihr Haupt, ihre Arme, die ſie nach mir ſtreckte, vergoldeten ſich, ſie ſchwebte auf zum Himmel in Geſtalt eines ſtrahlenden heiligen Kreuzes. Da ſtand ich anbetend, den Blick nach ihr gerichtet, die immer höher und höher aufſchwebte. Es war mir jetzt, als ſey ich erwacht, und doch mußte ich fortgeſchlafen haben, denn ich träumte von neuem, aber nicht ſo lieblich, wie vorhin.

Wie jener Traum die Apotheoſe der Heiligen, war dieſer die Todtenfeier des Sterblichen. — Ich ſtand auf einem großen Leichenfelde; eine dunkle Höhle, auf welcher eine einſame zackenloſe Fichte ſtand, gähnte mich an; der Mond, der hinter ihr aufging, ſchien mir, wie der Mond auf den Zelten der Ungläubigen, blutig roth. Rings umher war Grabesſtille, nur leiſe bewegte ein ſanftes Lüftchen den Wipfel des blätterloſen Baumes; da ſtürzte ein Löwe aus der Höhle, packte und hob mich brüllend mit ſeiner mächtigen Tatze in die Lüfte. Ich, meiner unbewußt, rief Athanaſia's Namen, und wie von einem Zauberſchlage gerührt, legte der Leu mich nieder, ſein Auge rollte furchtbar, er wandte mir den Rücken. Die Höhle ſchloß ſich hinter ihm, und eine Schnur lag vor mir grün und roth, wie ich ſie Athanaſia, den Mantel auf ihren weißen Schultern zu befeſtigen, zu ihrem Namensfeſte geſchenkt hatte; und wie ich ſie aufhebe, ſie an mein Herz drücke, ſie um meinen Nacken winde, da, als ob der tückiſche Alp mich gedrückt, erwache ich ſtöhnend, und helle Schweißtropfen rollen über meine Stirn.

Ich ſprang auf; eine jener unſchädlichen Schlangen, ſo häufig in den Sümpfen des Aspropotamos, hatte ſich um meinen Hals geſchlungen. Ich ſchleudere ſie weg in die Gluth, und wie ſie ziſchend den Feuertod ſtirbt, iſt mir, als winde ſie ſich zur grün' und rothen Schnur. Lächle nicht, Freund! es war das Bild meines Todes. Darum kam die Hülfe vom Meere, darum konnte Stephanos nicht zünden, ich nicht auffliegen zu ihr!

Sollte die Vorſehung eines Traumes bedürfen, — ſagte Gregor theilnehmend — uns die Zukunft zu enthüllen? — Nein, mein Bruder! wohl uns, daß ſie dem ſterblichen Auge verhüllt bleibt, und daß die Hand, die uns zuweilen ihren Schleier lüftet, immer nur aus Traum oder Ahnung geformt iſt, daß ſie immer nur wie ein Nebelbild vor uns ſchwebt! Was Dir der Traum iſt, war mir die Ahnung; aber wie jener aus den Gebilden der Seele ſich formt, tritt dieſe aus den Gefühlen des Innern zum Leben, und wie ich glaube, ſind wir ſelbſt immer die Schöpfer beider. Ich wenigſtens, Niketas, ich vertraue nur auf Gott, und lege mein Schickſal in ſeine Hand! — Komm mit mir zu den Schanzen am Meere, dort iſt Alles in Thätigkeit; auch wir wollen die Schaufel in der Hand arbeiten, ſo die Träume vergeſſen, und morgen nach Kliſſowa ziehen. — Niketas folgte dem Freunde.

II.

Schmerzvoll war der Abſchied von Zuleima, als ſie ſich am folgenden frühen Morgen von Gregor trennte. Nicht ohne Unruhe verließ ſie dieſer. Er gedachte der Worte des alten Bozzaris, er fürchtete, Reſchid, der wohl wiſſen konnte, daß ſeine Tochter in den Mauern Miſſolunghi's ſey, würde den Griechen ein großes Löſegeld bieten, und dieſe, gelockt von dem Preiſe, in ſeiner Abweſenheit die Geliebte ausliefern. Er hätte ſo gern deshalb mit Zuleima geſprochen, aber eine Scheu hielt ihn zurück; es ſchien ihm Unrecht, ſich zwiſchen ſie und den Vater zu werfen, ſie gewaltſam von der Vaterbruſt zu reißen. Er ſchwieg und überließ es der Zeit, ihr Herz zu prüfen. Aber als die Stunde des Abſchieds nahte, entſchlüpfte ihm doch ein trauriges Wort. — Zuleima! — ſagte er bewegt — Gott weiß, wie lange dieſes Herz noch für Dich ſchlagen darf, wie viele meiner Stunden noch gezählt ſind! Du liebſt mich, ich ſuche meines Lebens Glück nur in Dir, und doch trennt uns eine weite Kluft. Nur das Kreuz in der Hand kannſt Du ſie überſpringen, nur als mein Weib kann keine Gewalt Dich von mir trennen!

Gott wird mich erleuchten, — erwiederte die Jungfrau — ſein heiliges Licht mich leiten; 'vertraue meinem Herzen, vertraue mir ganz! Der Mutter ehrwürdige Geſtalt ſchwebt alle Nächte in meinen Träumen vor mir. Vertraue auf Gott!

Die Wimpel wehten, der Wind ſchwellte die Segel, die Stunde der Trennung ſchlug.

Einſam verlebte, während Gregor in Vaſſilides war, Zuleima unter der Obhut der würdigen Witwe des Marcos Bozzaris ihre Tage, und trotz der Warnung Fatime's wendete ſich ihr Herz kindlich zu der ehrwürdigen Frau. Zuleima hatte ihr aus ihrem früheren Leben ſo Manches erzählt, der Mutter Tod ihr nicht verſchwiegen, ſie hatte ihn ſo lebhaft geſchildert, ihr nicht verhehlt, daß ſeit dieſem Unglücktage ihr Herz ſich ganz von dem Vater gewendet, und ſo manche Aeußerungen hatten die Witwe ahnen laſſen, daß das Herz Zuleima's

ſich

ſich zu der Religion des Kreuzes neige. Die edle Frau berührte dieß nur leiſe; ſie fürchtete, die Liebe habe mehr Theil an der frommen Sehnſucht des Mädchens, als die Ueberzeugung, deshalb ſchwieg ſie.

Eines Abends, als ſie mit Zuleima allein war, ſprach dieſe ihre Sehnſucht laut aus, und verſchwieg der edlen Frau nicht, wie ſie alle Nächte ihre Mutter zu ſehen glaube, welche, das Kreuz an die Bruſt gedrückt, ihr zu folgen beföhle. — Ich kann mein Gebet nicht mehr zu dem Propheten wenden, — fuhr ſie fort — mir fehlt das gläubige Vertrauen, das ich hier unter Euch ſo herrlich finde, mit dem Ihr Noth und Drangſal ertragt, und Euch einem Märtyrertode weiht. Dennoch, Mutter, fehlt mir der Muth, mit feſtem Schritte dem Kreuze zu folgen. Der Geliebte weckt ſo manche Gefühle in mir, es iſt mir, als ob ſein Ruf, ſein Bild, und nicht der feſte Glaube mich hinzöge. Mein Herz iſt noch zu ſehr dem Irdiſchen geweiht.

Noch hatte die Witwe ſie nicht getröſtet, als der ehrwürdige Notis Bozzaris eintrat. Sein Auge ruhte lange auf Zuleima, die er heut zum erſtenmal ſah; es lag ſo viel Theilnahme in dem Blicke des alten Mannes, daß dieſe, von hoher Achtung ergriffen, ſich vor der ehrwürdigen Geſtalt des Griechen beugte, ſeine Hand ergriff und ſie demuthvoll küßte.

Der Friede Gottes über Dich, Jungfrau! — ſagte der Greis — er möge Dich ſchützen und Deine Schritte leiten! Ich komme, — fuhr er fort, und ſein Auge ruhte forſchend auf dem Mädchen, — Zuleima, ich komme als ein Bote des Friedens! Dein Vater, unſer unverſöhnlicher Feind, hat einen Vertrauten geſchickt, um Dich zurück zu fordern; er bietet ein bedeutendes Löſegeld und funfzig gefangene Chriſten, unter denen auch einer der Meinigen iſt.

Und Ihr habt beſchloſſen? unterbrach ihn Zuleima ſchnell, und eine hohe Röthe überflog ihr Geſicht.

Dem Vater die Tochter, ſo mancher Verlaſſenen den Gatten, mancher Mutter den Sohn wieder zu geben!

Die Röthe war von dem holden Antlitz der Jungfrau gewichen, Todtenbläſſe überzog das liebliche Geſicht.

Darum komme ich, — fuhr er fort — Euch

dieß im Namen der verſammelten Häupter der Griechen zu verkünden. Bereitet Euch zur Abreiſe, und danket Gott, daß wir Chriſten menſchlicher ſind als die Anbeter Mahomeds!

Starr ſah Zuleima, während er dieß ſprach, vor ſich nieder. Sie ſchien mit ſich zu kämpfen; dann plötzlich erhob ſie den Blick zum Himmel, ſtürzte vor dem Gnadenbilde der Mutter Gottes nieder, legte ihre Hände kreuzend über die Bruſt, und das Auge nach dem Heiligenbilde gerichtet blieb ſie unbeweglich knieen.

Bozzaris und ſeine Nichte ſahen aufmerkſam und unverwandt das Mädchen an, das, eine Ungläubige, mit heiliger Inbrunſt die Madonna anzubeten ſchien; ſie ſtörten ihre Andacht nicht. — Lange hatte ſie ſo gekniet, als ſie ſich erhob, dem Greiſe ſich nähernd deſſen Hand ergriff, und mit kindlicher Ergebung ſagte: Ehrwürdiger Herr! ich habe zu dem Gott meiner Väter gebetet, habe zu ihr, die mit himmliſcher Liebe das Kind an ihre Mutterbruſt drückt, mein Herz, mein Flehen erhoben, ich habe gebeten mich zu erleuchten, und meinen Geiſt zu lenken zu dem, was zu meinem Heile iſt. Aber ich ward nicht erhört, nicht von dem

Propheten, nicht von der Mutter des Gekreuzigten; denn noch weiß ich nicht, was ich thun ſoll. Soll ich den Mann treulos verlaſſen, der mit Gefahr ſeines Lebens mich rettete? Soll ich den Vater fliehen? Soll ich die Sehnſucht meines Buſens unterdrücken, die mich zu Euren Tempeln ruft, wo der einzige Weg ſich mir öffnet, die Mutter wieder zu finden? — O! rathet mir, Euer Blick, Euer Silberhaar flößt mir Vertrauen ein. Auch Ihr, edle Frau! verſagt mir Euren Rath nicht, ſprecht, was ſoll ich thun?

Der Pflicht folgen! ſagte Bozzaris ernſt.

Und nicht dem Herzen?! — rief Zuleima erbleichend — Ach, die Pflicht zu erfüllen, wird mir ſo ſchwer!

Gilt es nicht eine Seele zu retten? ſagte jetzt Marcos Witwe, die bisher zu allem dieſen geſchwiegen hatte.

Hundert Arme ſind dem Glauben mehr werth in dem Augenblicke der Noth, als eine Geopferte. Gott wird ihr gnädig ſeyn auch mit dem Zeichen des Islams! entgegnete Bozzaris.

Das iſt hart, Ihr Männer! — rief die edle

Frau — Das iſt ein grauſames Opfer! — Und Gregor Sarantos?

Gregor! rief Zuleima bebend, und bedeckte ihr Geſicht.

Gregor Sarantos wird ſeine Pflicht gegen das Vaterland erfüllen!

Iſt der Abgeſandte meines Vaters noch hier? fragte Zuleima ſchnell.

Noch iſt er hier, — erwiederte Bozzaris — er wartet unſrer Antwort.

Darf ich ihn ſprechen?

Warum nicht.

So laßt ihn kommen, edler Herr! und hab' ich mich überzeugt, daß Reſchid Paſcha, mein Herr und Vater, mich zurückverlangt, ſo wie ich bin, dann folg' ich, wenn auch mit traurigem Herzen.

Notis Bozzaris ging; die Witwe folgte ihm.

Als ſich Zuleima allein befand, ſtürzte die lang' verhaltene Thräne aus ihrem Auge; ſie rief die Amme. — Fatime, Fatime! — rief ſie ihr ſchluchzend entgegen — ich ſoll von hier, ſoll von ihm, hin zum Vater!

Allah ſey gelobt! rief die Alte.

Allah ſey gelobt, das ſagſt Du mir, Fatime? In dem Harem von Delphino ſoll ich verſchleiert, eingekerkert, an ihn denkend, mein Leben aushauchen?

Deine Pflicht, Deine Ehre ruft, Dein Glaube befiehlt es Dir. Hier würdeſt Du eine Abtrünnige, hier ſchlöſſen ſich Dir die Pforten von Mahomeds Paradieſe, hier wäreſt Du für ewig verloren!

Dort, dort! — rief das Mädchen mit einer Lebhaftigkeit, die Fatime noch nie an ihr geſehen, — dort wär' ich verloren! Denn wiſſe, meine Mutter iſt mir dieſe Nacht im Traume erſchienen. Das Kreuz im Arm befahl ſie mir, ihr zu folgen — und ich werde es! Im Herzen, Fatime, wiſſe es, bin ich ſchon längſt eine Chriſtin!

Starr ſah die Amme Zuleima an, regunglos ſtand ſie vor ihr, ſo daß die Jungfrau bei ihrem Anblick erbebte. Dann warf ſich Fatime ſchluchzend an ihren Hals. — Unglückliche! — rief ſie — was haſt Du begonnen! Allah, vergieb ihr, warum gabſt Du ihr ein Herz, das von der Liebe bethört Dich verläugnen konnte!

Da wurde der Abgeſandte des Paſcha gemeldet; ſchnell warf Zuleima den Schleier über. Er trat ein, Bozzaris und mehre Hauptleute der Griechen folgten ihm. Tief neigte ſich der Türke vor der Tochter ſeines Gebieters. — Allah ſey gelobt! — ſagte er ehrfurchtvoll — daß mir das Glück wird, Dich, Du Roſe in den Gärten Albaniens, zu Deinem Vater zurück zu geleiten! Ich erwarte Deine Befehle, alles iſt zur Abreiſe bereit.

Ehe ich Dir folge, Muſtapha, — erwiederte Zuleima mit feſter Stimme — ſchwöre mir, daß ich meinem Vater willkommen bin!

Stern des Himmels, Blume aus dem Paradieſe des Propheten! — erwiederte der Türke ſchnell — wie kannſt Du zweifeln, daß das Vaterherz nicht ſehnſuchtvoll Dich erwartet!

Da ſchritt die Jungfrau nach der Niſche, in welcher auf dem kleinen Hausaltare ein Kreuz ſtand, ergriff daſſelbe, und es mit Inbrunſt an die Bruſt drückend, ging ſie auf Muſtapha zu, der erſchrocken zurückbebte. — Bin ich ihm auch mit dieſem Heiligen willkommen, Muſtapha? fragte ſie feierlich.

So bewahre Euch Mahomed vor ſeinem Dolch! ſtammelte der Erſchrockene.

So geh' und ſage meinem Vater: Der Mutter Glaube ſey auch der meine, der Mutter Tod habe die zarten kindlichen Bande gelüſtet, die Liebe zu

Athanaſia's Bruder ſie gelöſ't. Melitta, meine Mutter, Athanaſia, meine Schweſter, und mehr als dieſe, Gott habe mich von ihm getrennt!

Griechen! — fuhr ſie fort, ſich zu den Hauptleuten wendend, — wollt Ihr die Chriſtin dem Muſelmann verkaufen, ſo feſſelt mich, liefert mich an dieſen Alten aus, und noch heute ſchwebe ich, eine Märtyrin des Glaubens, auf zu Gott! Thut wie Euch gefällt. — Den Schleier nahm ſie vom Haupte, legte ihn vor dem Muttergottesbilde nieder, ſchritt auf den Türken zu und ſagte ernſt: Geh', Sklave! und ſage Deinem Herrn, Du habeſt Zuleima's Antlitz geſehen, Du habeſt es weinend geſehen, da ſie dem Vater Lebewohl ſagte; ſag' ihm, meine letzte Bitte ſey, er möge um meiner Mutter willen mir nicht fluchen. Nun geh! — Muſtapha zauderte.

Geh'! — donnerte des alten Bozzaris Stimme — Was dem Kreuze ſich weiht, gehört nicht Euch, nicht uns; frei iſt die Chriſtin, frei iſt ihr Wille! — Er winkte; einige Griechen verhüllten mit der Binde ſorgſam des Türken Augen und führten ihn fort.

12.

Eben, als der Abgeſandte Miſſolunghi verlaſſen hatte, kehrten Gregor und Niketas von Baſilides zurück. Ein dumpfes Gerücht, man liefere die Tochter des Paſcha gegen griechiſche Gefangene aus, hatte ſich in der Stadt und bis zum Hafen verbreitet, und bald vernahmen es auch die Beiden. Nach der Wohnung der edlen Witwe eilte Gregor. Sitte, Anſtand, Alles vergeſſend, ſtürzte er in Zuleima's Zimmer; auf ihren Knieen fand er ſie vor dem Muttergottesbilde, Fatime weinend in weiter Entfernung von ihr ſtehen.

Zuleima! — rief er freudig, und umſchlang die ſich Erhebende. — Biſt Du mir nicht entriſſen, biſt Du noch mein, nicht zu Deinem Vater zurückgekehrt?

Ich bin Dein! — erwiederte Zuleima, ſich ſeinen ſtürmiſchen Umarmungen entwindend. — Es iſt geſchehen, Gott hat meine Schritte geleitet, ich bin Dein in Glauben und Liebe!

Mit einem Blicke, aus welchem der Seligkeit höchſte Wonne ſtrahlte, blickte Gegor auf die Geliebte, die ſein ſtürmiſches Entzücken nicht zu theilen ſchien. — Gregor! — ſagte ſie ſanft — umſtricke mich nicht mit Banden irdiſcher Liebe; laß das Himmliſche ganz meine Bruſt durchglühen, noch bin ich nicht würdig, in dem Schooße jener Himmelsmutter zu ruhen. Wenn die Taufe mich geheiligt, dann — o dann! — Sie ſank in ſeinen Arm, die Wonne der Zukunft durchſchauerte ſie, ſie barg ihr glühend Antlitz an ſeiner Bruſt. — Bis ich eingegangen bin in die Gemeinſchaft der Chriſten, ſtöre meine frommen Gedanken nicht, mein Geliebter! — bat ſie innig — ſtöre die Sünderin nicht auf dem Wege des Heils! Schnell werden die Stunden der Weihe verfließen, ſie gehören dem Glauben, wie ich dann ganz nur Dir gehöre!

Sie reichte ihm freundlich bittend die Hand; er drückte ſie an ſein Herz, und wollte gehen, da trat Fatime zu ihm. — Herr! — ſagte ſie, und tauſend widerſtreitende Gefühle drückten ſich in ihren unſtäten Blicken aus, — Ihr habt den Wahnſinn der Liebe in der ruhigen Bruſt der Jungfrau geweckt, Ihr ſeyd Schuld, daß wir nicht eingehen in das Paradies des Propheten; deshalb flehe ich, macht ſie glücklich, ſchafft ihr die Erde zum Paradieſe, und mein Gebet wird Euch Verzeihung erflehen!

Da ſchallte ein wildes Getümmel von der Straße herauf; Fatime eilte an's Fenſter. — Gregor, Miſſolunghi iſt in Aufruhr! — rief ſie — Alles ſtürzt aus den Häuſern! — Leb' wohl, Zuleima! rief Gregor und eilte hinunter.

Alt und Jung, Männer und Frauen fand er hier in Bewegung, ſie eilten nach den Wällen; Gregor folgte. Aus der Ferne hörte er kriegeriſche Muſik. — Was bedeutet der Auflauf? fragte er die neben ihm Forteilenden. — Die Egyptier! war die Antwort; und als er den Wall erſtiegen, ſah er ein unglückverkündendes Schauſpiel. Auf der Straße von Lepanto zogen die Schaaren Ibrahims in größter Ordnung gegen den Hügel herauf; hoch flatterten ihre Fahnen. Das Heer Reſchids, in Schlachtordnung ſtehend, bewillkommte dieſe neuen Krieggefährten mit freudigem Zuruf, die an ihnen vorbeizogen, um auf dem rechten Flügel ihr Lager aufzuſchlagen. Es waren vier Regimenter Fußvolk, jedes wohl an tauſend Mann ſtark. Nicht ihre Zahl, die Ordnung, mit der ſie nach Art der europäiſchen Krieger ihre Bewegungen ausführten, machte Eindruck auf das Gemüth der Griechen. Jetzt ſchwenkten ſie ein, eine lange Linie bildete ſich; man ſah deutlich, wie der Paſcha, denn er mußte es ſeyn, längs den Reihen ritt, und wie jetzt ein türkiſcher Reiter von der Höhe herab nach der öſtlichen Batterie jagte. Da ſchleuderten aus allen Geſchützen die Ungläubigen, den Egyptiern zum Willkommen, Tod in die bedrängte Stadt. Die Araber ſchlugen ihr Lager an der Höhe auf.

In dumpfem Schweigen kehrten die Griechen unter Kugelregen in ihre ſchon halb zerſtörten Wohnungen zurück. Es ſchien, als habe der Anblick jener Krieger die Tapfern entmuthigt. Nur Stournaris ſah mit ruhig heiterem Blicke hin nach dem Lager. — Nicht die Zahl unſerer Feinde, Ihr meine Kriegsgefährten! — rief er mit lauter Stimme — nur des Allmächtigen Hand kann uns niederſchmettern, denn in ihr allein ruht unſer Schickſal! Morgen, vielleicht ſchon heute, giebt es einen heißen Tag. Reſchid wird ſich freuen, ſeinem Zorn durch das Blut der ihm verhaßten Egyptier durch unſer Blut ein Opfer bringen zu können. Deshalb Du, Mitſos Kontaghiannis! geh' mit Spiras, Deinem Neffen, und den Klephten in die Baſtion Franklin; die von Miſſolunghi werden den Thurm Wilhelm Tells beſetzen. Kara Hiskos! nimm die Armatolis, rücke in die Batterie Kiriakouli und beſchütze den Thurm Kaskiurkos. — Notis Bozzaris, edler Führer der Männer von Souli! Dir gebührt der Platz, den der Name Marcos Bozzaris, Deines Neffen, geheiligt; geh' mit Kitſos Tſarellos und den Sulioten nach der Baſtion Bozzaris. Die Schanze Wilhelm von Oranien und die Batterie Rigas übergeb' ich Dir, Makris Tſongas! und den Rumelioten. Du, Giannis Rangos! beſchütze mit den Palikaren die Schanze Montalambert. Ich mit den Andern werde mich hinwenden, wo es Noth thut. Du, Sarantos! bleibſt mir zur Seite. Sorgt für Munition, feuert nicht zu früh, und das Geſchütz feuere nur mit Kartätſchen; ſtärket Euch mit Speiſ' und Trank, vergeßt nicht Gott um Beiſtand anzuflehen, und wenn die Trompete ruft, ein jeder auf ſeinen Poſten!

Der edle Krieger ſchritt nun durch die Menge; auf die Baſtion Bozzaris ward die große Fahne des Kreuzes aufgepflanzt. Gregor und Niketas folgten Stournaris mit den Ihrigen.

13.

Der Tag vergiņg ruhig. Die Egyptier hatten gegen Mittag ihr Lager aufgeſchlagen, und was man von den Schanzen aus ſehen konnte, zeigte von Ordnung und europäiſcher Mannszucht. Die Sonne ſenkte ſich, das Feuer der Türken ſchwieg, doch ſah man deutlich, das in ihrem Lager große Vorbereitungen gemacht wurden. Ein albaneſiſcher Ueberläufer berichtete, daß ſeine Landsleute, mit der Ankunft Ibrahims unzufrieden, nur auf eine Gelegenheit warteten, das Heer zu verlaſſen, nur Reſchid Paſcha's Anſehen halte ſie noch zurück; bei der erſten unglücklichen Begebenheit aber zögen ſie ſicher nach Hauſe, denn unerträglich ſey ihnen der bekannte Stolz der Araber und der Renegaten, welche dieſe befehligten.

Von dieſer Stimmung hofften die Griechen. Sie kannten Reſchid Paſcha's Stolz, und wußten, wie ungern dieſer unter die Befehle Ibrahims trat. In Niketas Seele erweckte dieſe Nachricht einen Gedanken, der lange in ihr geſchlummert hatte.

Die Nacht breitete ihren Mantel über die ruhende Erde, und Alles ſchien mit der Natur zu ſchlummern. Der Morgen ſchickte nur trübe ſeine Unglück verkündenden Strahlen, und wie ſie hinter dem Meerbuſen von Lepanto dunkelroth hervorbrachen, ſendete eine in der Nacht hinter dem Olivenhügel aufgeworfene Wurfbatterie ihren Morgengruß herüber.

Sie treffen gut, — ſagte Bozzaris, als mehre Granaten in die Schanze ſchlugen, — nicht die Topſchi ſind es, chriſtliche Konſtabler ſchleudern ihren Glaubensbrüdern den Tod entgegen. Nun, wie Gott will! Treffen ihre Kugeln auch uns, trifft dieſe Abtrünnigen doch der Fluch der Chriſtenheit. — Er machte alle nöthigen Vorkehrungen; denn ſchon rückten die Egyptier in geſchloſſener Ordnung den Berg herab, ſchon begann aus allen türkiſchen Batterieen das Feuer des Geſchützes, und Reſchid Paſcha's Heer rückte theils hinter den Egyptiern, theils ihnen zur Seite zum Sturme heran.

Die Griechen verhielten ſich in ihren Schanzen ganz ruhig; kein Schuß beantwortete das feindliche Feuer. Mit dem Anrücken der Egyptier, die in bedeutender Entfernung den Türken voran eilten, war auch die ruhige Beſonnenheit, der feſte Muth, in die Herzen der Griechen wiedergekehrt, und heiteren Blickes ſahen ſie den Anrückenden entgegen. Dieſe zogen geſchloſſen in tiefen Kolonnen heran: aber als jetzt, wohl etwas zu früh, aus der Baſtion Franklin die erſte griechiſche Kanonenkugel in ihre dichten Reihen fuhr, entwickelten ſie ſich, ſchickten einzelne Schützen vor, und ſetzten unaufhaltſam ihren Marſch fort, indeß die Türken und Albaneſer in ungeregelten Haufen heranſtürmten, jedoch immer in bedeutender Entfernung hinter den Egyptiern zurückblieben.

Jetzt begann aus allen Schanzen das Feuer der Griechen auf die Anrückenden, die ihre Schritte verdoppelten. Das türkiſche Geſchütz war lediglich auf die Baſtionen Bozzaris und Franklin, und auf den Thurm Koray gerichtet. Mit Ordnung und Muth rückten jetzt die Araber gegen den großen Graben an, füllten ihn, trotz dem Feuer aus den Schanzen, mit Faſchinen und Sandſäcken, und bahnten ſich ſo den Weg zu den Baſtionen. Unerſchrocken ſtürzten ſie ſich in den Graben, legten die Sturmleitern an; doch hier trafen ſie auf die Männer von Souli, die Fahne des Kreuzes in ihrer Mitte, ſie trafen auf Stournaris und den Semen, der ſchnell der Baſtion zu Hülfe geeilt war. Sie

wur-

wurden zurückgeworfen, erneuten jedoch noch einmal den Angriff, und vergebens. Unzählige Leichname der Egyptier deckten die heilige Erde. Die Araber flohen.

Auf dem rechten Flügel hatten die Türken mit weniger Ordnung und Kühnheit die Batterie Rigas und die Schanze Wilhelm Tells angegriffen. Ein kreuzendes Feuer warf ihre Reihen nieder, und da ſie die Truppen Ibrahims weichen ſahen, ergriffen auch ſie die Flucht. Wohl an 2000 Todte deckten den Wahlplatz; die Chriſten hatten geſiegt!

Die Griechen zogen vom Kampfplatze zurück in die gerettete Stadt; mit Wunden bedeckt, mit Blumen bekränzt, mit neuem Muthe geſtärkt, kehrten ſie heim zu den Ihrigen. Ihre Todten deckten die heilige Erde, der Dank des Vaterlandes bettete ſie ſanft.

Mehre Tage vergingen ruhig. Kleine Abtheilungen der griechiſchen Flotte liefen in den Hafen und führten Lebensmittel zu. Die Türken verſuchten keinen neuen Angriff, ſie verſchanzten ſich in ihrem Lager, und die kecken Egyptier ſchienen mit ihrem erſten Verſuche die Luſt zu einem neuen verloren zu haben.

Zuleima hatte ſich indeſſen zu der heiligen Handlung bereitet. Der ehrwürdige Erzbiſchof hatte es ſelbſt übernommen, ſie in den Lehren der chriſtlichen Religion zu unterrichten, und in dieſer ganzen Zeit, wo ihr Herz nur der Andacht geweiht war, ſchien ſie das Irdiſche ganz vergeſſen zu haben. Ihr Zimmer war ſelbſt für Gregor verſchloſſen; ſie ſah Niemand, als ihren frommen Lehrer, als die Witwe Marcos Bozzaris und Fatime, die vor Schmerz faſt verging, wenn der Erzbiſchof eintrat und, wie ſie meinte, ihr frommes Kind zum Irrglauben verlockte. Aber ihre Liebe zu Zuleima war ſtärker als Alles. Sie ging täglich zu Gregor, berichtete ihm, was Zuleima mache, und zürnte dann mit ſich ſelbſt, daß ſie die Andacht der Jungfrau mit ſo lebendigen, glühenden Farben ſchildern konnte.

So vergingen Wochen der Ruhe. Die Flotten der Griechen hatten ſich bis auf wenige Schiffe, die den Kapudan Paſcha im Hafen von Patras beobachteten, von der Rhede von Miſſolunghi entfernt, um Proviant zu holen, an dem es der Stadt wieder zu mangeln begann; denn ſo lange die See offen blieb, ſo lange Mangel an Munition nicht eintrat, Hungersnoth nicht zu befürchten war, ſank auch der Muth der Griechen nicht. Mit emſiger Thätigkeit arbeiteten ſie an den Feſtungswerken, und nur die Nachricht, daß Ibrahim Paſcha mit dem größten Theile ſeines Heeres von Patras aus überſetzen und die Belagerung in Perſon führen wolle, erſchütterte ihren Muth, jedoch ohne ihn zu ſchwächen.

14.

Es war am 31ſten Januar 1826, als die in den Vorhöfen der Kirchen aufgehangenen Breter tönend eine feierliche Handlung verkündeten *). Alles ſtrömte nach der mit Blumen feſtlich geſchmückten Hauptkirche, in deren heiligem Dome mehre hundert Kerzen aufgeſteckt waren. Mit Blu-

---

*) Die Griechen dürfen, außer wenigen Klöſtern, keine Glocken haben; Breter, welche in den Vorhöfen der Kirchen hohl hängen, und mit hölzernen Hämmern nach einer gewiſſen Melodie bald leiſe, bald ſtark geſchlagen werden, vertreten ihre Stelle.

mengewinden war die Halle geſchmückt, in welcher der Taufbrunnen ſtand.

Ein feierlicher Zug hatte ſich jetzt von dem Hauſe der Witwe Bozzaris in Bewegung geſetzt. Jungfrauen, in die Farbe der Unſchuld gekleidet, das Haar mit Myrten bekränzt, zogen paarweiſe voran, feierliche Hymnen ſingend; in der Linken trugen ſie einen Strauß halbaufgeblühter Roſen, in der Rechten eine brennende Kerze. Ihnen folgten die Jünglinge mit Epheu bekränzt; ſie trugen einen Oelzweig in der Hand. Dann folgten die ehrwürdigen Prieſter ernſt und ſchweigend — ihnen Zuleima. Zum erſten Mal hing ihr dunkelbraunes Haar in langen Flechten über den blendenden Nacken, ein weites, weißes Gewand, von einem goldenen Gürtel unter der Bruſt feſtgehalten, umgab die hohe Geſtalt. Ihr Auge ſah auf gen Himmel, ihr Schritt war feſt, der Glaube begleitete ſie auf dem feierlichen Wege. Die Witwe Marcos Bozzaris ſchritt ihr zur Rechten, die Tochter Chizzo Zaweckas, eine holde Jungfrau, ihr zur Linken. Gregor folgte mit Notis Bozzaris, dann die Hauptleute der Griechen, und Niketas an der Spitze des kleinen Haufens Livadier; eine Menge

Volk ſtrömte nach. Ueberall ertönte frohes Jauchzen, alle Herzen waren gerührt, die Tochter Reſchid Paſcha's in die Gemeinſchaft der chriſtlichen Kirche treten zu ſehen; nur ein Herz trauerte, das Herz der treuen Amme, die, obgleich in Verzweiflung, obgleich den Tag verfluchend, nicht zu Hauſe bleiben konnte. In griechiſcher Tracht folgte ſie dem Zuge von weitem, und ob auch ihr Fuß krampfhaft ſich zurückzog, als ſie in das Gotteshaus eintreten wollte, war doch die Liebe zu Zuleima ſtärker als der Glaube des Propheten; ſie trat ein und drängte ſich durch die wogende Menge.

Der ehrwürdige Erzbiſchof in ſeinem weißen Gewande, von den Archimandriten, den Prieſtern und Diakonen umgeben, empfing Zuleima vor der großen Pforte, und ſprach ſein heiliges Gebet über ſie. Als ſie in den Dom eintrat, wurden alle Kerzen angezündet, ein Prieſter räucherte den Taufbrunnen, zu welchem Zuleima ſchritt.

Dreimal weihte der Erzbiſchof das Waſſer; dann nahm er das Oel, beſtrich der Jungfrau Stirn, Bruſt und Nacken, und als die heilige Taufe vollendet, begann er mit lauter, volltönender Stimme ein heiliges Gebet, während Zuleima vor ihm nieberkniete. — Sey feſt im Glauben, — ſprach er — treu in Gott, rein ſey Dein Wandel, bis Dich der allgütige Vater abruft zu ſeinen Engeln! — Und als er dreimal das Zeichen des Kreuzes über ſie gemacht, und die Hand ſegnend auf ihr Haupt gelegt, ſprach er: Marina Athanaſia, die Du aufgenommen biſt in die Gemeinſchaft der chriſtlichen Kirche, ſteh' auf und wandle unter uns! — Er reichte der Jungfrau die Hand, hob ſie auf, und drückte den Friedenskuß auf ihre glühente Stirn. Maria, die Witwe Marcos Bozzaris, drückte ſie als Zeugin dieſer heiligen Handlung liebkoſend an ihr Herz; Gregor Sarantos reichte ihr die Hand, ſein Auge traf das ihrige. In dieſem Blicke öffnete ſich ihnen der Himmel, und wenn auch ihre Lyppen ſchwiegen, bekräftigte das Auge doch den Schwur ewiger Treue.

Und als ſie noch ſo ſtanden, der fromme Biſchof den Lobgeſang begann, und, vom Chor der Sänger begleitet, Gott den Allmächtigen pries, der die verlorene Seele in den Kreis der Gläubigen eingeführt, traf Marina's Auge Fatime, die, von Rührung, von Andacht ergriffen, unwillkürlich niedergekniect war, und jetzt, da das Auge ihrer geliebten Herrin dem ihrigen begegnete, die Arme ſegnend nach ihr ſtreckte. Ach, die arme Unglückliche litt unausſprechlich! Sie glaubte ihr geliebtes Kind verloren, und konnte doch ſelbſt dem frommen Eindrucke nicht widerſtehen, den der hohe Dom, die feierliche Hymne, die Inbrunſt erweckte, mit welcher die Tauſenden ihr Herz zu Gott erhoben. Sie konnte die Sehnſucht nicht aus ihrer Bruſt verbannen, auch ſo wie dieſe beten zu können, nicht den Gedanken unterdrücken, daß der Gott der Chriſten wohl der Gott der Liebe ſeyn müſſe. Sie ſah ihre Herrin ſo beglückt, ſo verklärt jetzt das heilige Haus verlaſſen, daß ſie dieſem Tage nicht mehr fluchen konnte.

Der Zug ging in nämlicher Ordnung zurück. Nach dem Hauſe der Witwe Bozzaris begleitete er Marina, ſo nannte Gregor ſie jetzt. Hier dankte dieſe den Jungfrauen, erbat ſich den Segen der ehrwürdigen Väter, dankte dem jauchzenden Volke, und trat an ihres Gregors Seite in die Wohnung ein, wo kein rauſchendes Feſt ſie erwartete, wo ſie nur das ſtille Feſt der Liebe feiern wollten.

Nun biſt Du mein vor Gott, der Dich in den Schooß ſeiner heiligen Kirche aufgenommen hat!

— rief Gregor, ſie in ſeine Arme ſchließend. — Nun möge der Prieſter unſre Liebe heiligen, und uns nichts mehr trennen als der Tod!

Auch dieſer nicht! — rief Marina erglüht — Er finde, er faſſe uns beide zugleich, ein Rauſchen ſeiner dunkeln Flügel trage uns beide hinüber! Dieß das Gelübde, das ich ſo oft ſchon gethan und heute an dieſem feierlichen Tage wiederhole. Im Leben, im Tode Dein, Gregor!

Und als ſie ſich ſanft aus ſeiner innigen Umarmung gewunden, trat ſie zu der weinenden Fatime. — Gute Amme, — ſprach ſie — treue Seele, die mich nicht verläßt, wenn ſie mir auch zürnen muß, vergieb den Kummer, mit dem ich Deine Liebe lohne, vergieb mir die Thräne, die Du um mich weinſt! Der Gott der Chriſten iſt auch Dein Gott, mild und barmherzig wird er die treue Seele in jener Welt nicht von mir trennen, die mich hier nicht verlaſſen konnte. Steh' auf! — fuhr ſie zu der Niedergeſunkenen fort, die ihre Kniee umfaßte, — laß Dich von Deinem Schmerz nicht niederbeugen, kurz iſt die Spanne Lebens, zeige mir in dieſen wenigen mir zugemeſſenen Tagen ein heiteres Geſicht, ſtöre nicht meine Seligkeit, gönne mir mein Glück, wer weiß, wie lange ich es noch genießen darf!

Fatime ſtand auf, ſie küßte Marina's Hand, wollte lächeln und vermochte es nicht, zum Schmerz verzog ſich der Mund und die Thräne brach wieder hervor. — Herrin! — rief ſie — zürne nicht, daß ich weine, ich bin ſo bewegt!

Nicht mehr Deine Herrin, Deine Freundin, Deine Tochter bin ich! — rief Marina — Nicht wahr, Gregor! auch in der Türkin ehrſt Du die Treue, deren Bruſt Deine Marina genährt, die alles für ſie geopfert hat, die wirſt auch Du kindlich ehren und lieben.

Gregor reichte ihr herzlich die Hand, Marina ſchloß ſie in ihre Arme.

Der Gott der Chriſten, der Gott Mahomeds ſegne Euch! — rief Fatime — Seyd glücklich, und meine Thränen ſind für immer getrocknet!

15.

Noch an dem nämlichen Tage ſah man von Miſſolunghi aus die Abtheilung der griechiſchen

Flotte, welche den Hafen von Patras beobachtet hatte, weſtlich nach dem Kap Papas ſteuern. Eines dieſer Schiffe lief auch bald in den Hafen von Miſſolunghi ein, und brachte die Nachricht, daß der Kapudan Paſcha ausgelaufen ſey, in dem Meerbuſen von Patras kreuze, um die Ueberfahrt Ibrahims zu decken, der ſich mit zehntauſend Mann eingeſchifft habe, und wahrſcheinlich bei Creinero landen werde. Dieſe Nachricht, die ſich ſchnell verbreitete, ſetzte die Griechen in Bewegung. Schon aus dem Angriff der vier Regimenter Egyptier auf die Baſtion Bozzaris ſahen die Griechen, daß die Truppen Ibrahims ein furchtbarerer Feind ſeyen, als die zügelloſen, ungeübten Horden der Türken und Albaneſer. Man wußte, daß ſie von ehemaligen franzöſiſchen Offizieren befehligt wurden, und ihr Geſchütz weit beſſer bedient ſey. Die Landung zu hindern, war unmöglich, die griechiſche Flotte war entfernt, die wenigen Schiffe, welche die türkiſch-egyptiſche Flotte beobachtet hatten, viel zu ſchwach, irgend einen Verſuch zu wagen; und der im Kriegsrathe gethane Vorſchlag, einen Ausfall zu unternehmen, bevor ſich Ibrahim mit Reſchid vereinigt, wurde von Notis Bozzaris, als in ſeinem Erfolge zu ungewiß, verworfen, da überdieß die Beſatzung kaum hinreichte, alle Punkte gehörig zu beſetzen.

Es wurde einmüthig beſchloſſen, was nur irgend dazu fähig ſey zu bewaffnen, und ſelbſt die Hülfe der Frauen nicht zu verſchmähen. An Munition mangelte es nicht, aber Proviant war nur noch auf höchſtens drei Wochen vorhanden, mithin aller Augen einzig auf die Flotte gerichtet.

Zu ſehr mit ſeinem Glücke, mit der Feier dieſes ſo wichtigen Tages beſchäftigt, hatte Gregor Marina den Tag über nicht verlaſſen; die Stunden vergingen ihnen in ungetrübter und ſorgenloſer Freude. Da trat Niketas ein. Faſt zürnend auf Gregor, daß er hier ſo ruhig im Arme der Liebe verweile, theilte er ihm die Nachricht von Ibrahims Landung mit. — Vielleicht ſchon morgen — ſagte er — weht ſeine Fahne am Fuße des Aracynths, und dann iſt Miſſolunghi's Schickſal entſchieden, wenn nicht eine kühne That es rettet. Ordne hier ſchnell Deine Angelegenheiten, Freund meiner Jugend! fechte als Grieche an der Spitze Deines kleinen Haufens, begrabe Dich, wenn das Schickſal es über Miſſolunghi verhängt hat, unter den Trümmern dieſer Stadt, und ſollten wir uns trennen müſſen, ſo leb' wohl, mich mahnt Athanaſia an meinen Schwur. Und Ihr, holdes, liebliches Weſen! dem die heilige Taufe zwei mir ſo theure Namen gegeben, Ihr Marina Athanaſia! genießt das Glück, das mir das Schickſal entzog. Lebt der Liebe ſo lange Ihr lebt, und verzeiht mir, wenn ich Euch wehe that! — Mit ſonderbarer Rührung, weicher geſtimmt als je, ſank er ſeinem Freunde um den Hals, drückte er Marina's Hand an ſein Herz. — Lebt wohl! rief er noch einmal, und ſtürzte hinaus.

16.

Während am Abend die hochzeitliche Fackel Gregor und Marina zu unendlicher Wonne leuchtete, ſchlich ein Grieche durch die Werke Miſſolunghi's zwiſchen den Vorpoſten hindurch, ſchaute bedächtig bei jedem Schritte um ſich, und wie er über die äußerſte Schanze hinaus war und auf der Ebene ſtand, die ſo oft das Feld des Todes geweſen und mit Feindesblut getränkt war, hielt er unter einem einſam ſtehenden Baume an, ſah zum Sternenhimmel auf, ſank auf ſeine Kniee und betete: Iſt mein Beginnen gegen Dein Gebot, Vater dort oben, ſo trage meine Schuld nicht ein in das Buch meiner Sünden; vergieb ſie mir und ſey mir gnädig! — Da krächzte ein Rabe auf dem verdorrten Zweige des Baumes, und ſchwang ſich rauſchend in die Höhe. Der Grieche blickte auf. — Biſt Du ein Verkünder der Zukunft, ſchwarzer Bote! — rief er — nun wohlan, Dein Wille geſchehe, Herr! — Er ſchritt dem türkiſchen Lager zu. Dem erſten Vorpoſten der Albaneſer, der ihn anrief, that er ſich als Ueberläufer kund, der von Miſſolunghi komme, und dem Paſcha wichtige Nachrichten bringe; er bat nur, ſchnell ihn zu dieſem zu führen. Sie feſſelten und brachten ihn nach des Paſcha Zelte.

Noch hatte Reſchid ſein ſorgenſchweres Haupt nicht auf das Ruhekiſſen gelegt; ſo mancher Kummer quälte den rauhen Mann in dieſen verhängnißvollen Tagen. Der Tochter Weigerung hatte ihn tief verwundet, er erkannte hierin das Strafgericht des Himmels, und die bleiche, ſterbende Gattin ſtand von neuem lebhafter als je vor ihm. Athanaſia's Tod hatte ihn erſchüttert, jetzt aber durchſchauerte es ihn bei dem Gedanken, der Bruder der Unglücklichen ſey Zuleima's Geliebter, ihren Schatten zu verſühnen, würfe ſein Kind ſich in des Bruders Arme. Des Paſcha Ibrahim Ankunft, den er morgen an der Spitze des egyptiſchen Heeres erwartete, ſenkte die Schaale ſeiner Sorgen noch tiefer. So ſaß er von einigen Vertrauten umgeben in ſeinem Zelte, als ihm der griechiſche Ueberläufer gemeldet wurde. Er befahl ihn vorzuführen.

Mit edlem Anſtande trat Niketas ein, neigte ſich vor dem Paſcha, und ſein Auge ruhte lang' und forſchend, doch ruhig auf der großen, hagern Geſtalt Reſchids, der ihn freundlicher fragte, als man ſonſt wohl an ihm es gewohnt war:' Du kömmſt aus Miſſolunghi, Chriſt?

Ja, Herr! erwiederte der Grieche.

Und welche Neuigkeiten bringſt Du uns?

Herr! — erwiederte dieſer — ſo lange Feſſeln mich binden, iſt meine Zunge nicht gelöſ't!

Der Paſcha betrachtete ihn mit durchdringendem Blicke; der Grieche ſah ihm ruhig in's Auge. — Nehmt ihm die Feſſeln ab! befahl Reſchid.

Herr! — begann nun der Grieche, ſich ehrerbietig neigend. — In Miſſolunghi ſteht es ſchlecht. Die Lebensmittel, welche die Flotte vor einem Monate in die belagerte Stadt brachte, ſind aufgezehrt, nur noch drei Tage können die Griechen ſich erhalten. Darum wollen ſie morgen, wenn es dämmert, einen Ausfall wagen, und Dich angreifen, ehe Ibrahim mit ſeinem Heere zu Dir geſtoßen; ſey auf Deiner Hut, Herr! denn 5000 ſtreitbare Männer haben ſich dem Tode geweiht.

Und woher weißt Du dieß ſo genau? Wer biſt Du, von welchem Stamme?

Ich bin vom Stamme der Armatolis, entgegnete er.

Und weßhalb haſt Du Miſſolunghi verlaſſen?

Nicht der drohende Hunger, Herr! nicht der nahe Kampf haben mich dazu vermocht. Ich liebte mein Vaterland, bis es mich ungerecht in den Kerker warf, und daß ich die Freiheit noch jetzt liebe, zeige Dir, daß ich den Muth' habe, es Dir zu ſagen. Höhere Beweggründe vermochten mich, meine Glaubensbrüder zu verlaſſen. Rache führt mich zu Dir; aber da es auch Dich näher angehet, da es in Dein Leben eingreift, feindlich wie in das meine, ſo darf ich nur Deinen Ohren allein vertrauen, was Dein Herz erſchüttern, was es wild ergreifen wird. Laß jene hinaustreten, und ich will Dir Nachricht bringen von ihm. Doch ich muß ſchweigen, die Ehrfurcht, die Klugheit befiehlt es mir.

Reſchid wurde nachdenkend. — Führt ihn ab, durchſucht ihn, ob er Waffen bei ſich trägt, dann führt ihn zurück! befahl er plötzlich.

Hier iſt mein Dolch, die einzige Waffe, die ich zu meiner Vertheidigung mitnahm! ſagte der Grieche, ihn aus ſeinem Buſen ziehend, gab ihn einem Diener des Paſcha und folgte dieſem.

Herr! — ſagte der Aga, welchem bei Trigardon der Angriff mißglückt war, — traut dem Griechen nicht, in ſeinem Blicke liegt etwas tückiſches, bleibt nicht mit ihm allein.

Du ſcheinſt ſeit dem letzten Gefechte ſelbſt die unbewaffneten Ungläubigen zu fürchten, Muſtapha! unterbrach ihn Reſchid, das Auge finſter auf ihn heftend. Der Aga neigte ſich und ſchwieg.

Indeſſen wurde der Grieche wieder hereingebracht; man hatte keine Waffen, außer dem ſelbſt abgelieferten Dolche, bei ihm gefunden. Er trat mit offenem ruhigen Blick vor den Paſcha, dieſer

wink-

winkte, die Türken verließen das Zelt, er blieb mit dem Griechen allein. — Nun rede! ſagte der Paſcha.

Herr! — begann der Grieche — Gregor Sarantos, ein Livadier, war der Verlobte meiner Schweſter. In Miſſolunghi zog er ein, und mit ihm eine Gefangene, Zuleima, Deine Tochter.

Rede, rede! rief der Paſcha heftig.

Sie iſt ſchön, das iſt wahr, ſchön wie eine Jungfrau des Paradieſes; ihr langes dunkelbraunes Haar, der Himmelsblick ihres Auges —

Sahſt Du ſie entſchleiert, Chriſt? unterbrach ihn Reſchid zornerglüht.

Ich ſah ſie, als ſie zur Kirche zog, die heilige Taufe zu empfangen.

Elender, Du lügſt! rief Reſchid, und zog die Piſtole aus ſeinem Gürtel.

Schieß mich nieder, Türke! — entgegnete der Grieche gelaſſen — und ſtrecke mit dieſem Schuß Deinen Rächer zu Boden!

Reſchid ſtutzte bei dieſen Worten; er legte die Piſtole neben ſich und ſah ſtarr zu Boden. — Den Glauben Mahomeds verlaſſen! — ſagte er endlich dumpf für ſich — Allah, Du ſtrafſt mich fürchterlich! — Rede weiter, Chriſt!

Meine Schweſter ward verſtoßen, ich verlangte ihr Recht, Notis Bozzaris, die Kapitani ſpotteten meiner, Gregor Sarantos verlachte die Dirne, die ihn doch ſo innig liebte; und da mein Dolch den Hohn ſtrafen wollte, wurde ich entwaffnet, gefangen. Ich entſprang, und heute, vielleicht jetzt in dieſem Augenblick, mächtiger Paſcha, hoher Rumily Valiey, ruht Zuleima in ſeinen Armen!

Der Schmerz übermannte den Greis; mit beiden Händen verbarg er ſein Geſicht. Da, wie der lauernde Tiger auf ſeine Beute, ſprang der Grieche hinzu, ergriff des Paſcha Piſtole, drückte ſie ab auf Reſchids Bruſt — ſie verſagte. — Von allen Seiten öffneten ſich die Vorhänge des Zeltes, Türken ſprangen herbei, und ehe der Grieche dem Paſcha den Dolch entwinden konnte, war er wehrlos und hundert Säbel über ihm gezückt.

Halt! — rief Reſchid — wage keiner ihn zu tödten. Er ſoll leben, denn ich muß wiſſen, ob er Wahrheit mir geſagt oder Trug!

Wäre das, was ich Dir von Zuleima berichtete, Trug, — ſagte der Grieche gelaſſen — ſo würden die fürchterlichſten Martern mir nicht die Wahrheit erpreſſen, denn ſchon die Hoffnung, daß dieſe

Nachricht Dir den Schlaf rauben, Dich tagelang peinigen würde, wäre zu ſüß, als daß ich nicht gern die Qualen erdulden möchte, die Deine Henker zu erfinden ſo bereit ſind. Ich ſchwöre aber bei dem allmächtigen Gotte der Chriſten, bei dem heiligen Kreuz des Erlöſers, daß ich Dir die Wahrheit von Zuleima berichtet habe. Sie iſt Chriſtin, und heute Gregor Sarantos Gattin geworden!

Starr blickte Reſchid gen Himmel, während die Türken ergrimmt halb ihre Säbel entblößten. — Herr! — rief der Aga — laß uns den Frevler niederhauen, laß ihm ſeine lügneriſche Zunge ausreißen und den Geiern der Wüſte vorwerfen!

Er ſterbe! — rief Reſchid — doch ſein Blut will ich nicht vergießen! — Er winkte einem Türken, dieſer verſtand das Tod verkündende Zucken der Augenbrauen und verließ das Zelt.

Der Grieche ſtand während deſſen ruhig vor dem Paſcha, und als ob das, was um ihn vorging, ihn nicht beträfe, blickte er gen Himmel und ſchien zu beten.

Der hinausgegangene Türke trat wieder ein. — Komm, Chriſtenhund! rief er dem Griechen zu, der nicht auf ihn zu hören ſchien, und erſt, als ſein Gebet beendet war, um ſich blickte und den Henkerknecht vor ſich ſah. Sein Auge glänzte freudig, als er eine roth und grün ſeidene Schnur in deſſen Hand erblickte; freudig faßte er ſie, als ſey ſie ein köſtliches Geſchenk, ſo innig drückte er ſie an ſeine Lippen. — Komm, Henker! — rief er — ich folge Dir mit Freuden, meine Rache überlaſſe ich Gott!

Sie führten ihn ab, da rief Reſchid ſein gebieteriſches Halt! — Chriſt! — ſagte er, den Griechen mit Staunen betrachtend, — Du gehſt zum Tode, als gingſt Du zu einem Feſte; weßhalb küßteſt Du das tödtende Werkzeug? was giebt Dir den Muth in der Stunde des Todes?

Mein Glaube, Paſcha! — rief der Grieche — und die Gewißheit, dort Athanaſia zu finden!

Athanaſia?! rief der Paſcha.

Ja, wiſſe, Reſchid! — entgegnete der Grieche, und wie ein zürnender Gott ſtand er vor dem tief erſchütterten Seraskier. — Ich bin Niketas von Aetolien, Athanaſia's Verlobter, der Deine unheilige Begierde den Märtyrertod gab. Sie zu rächen, ſchwur ich; meinen Schwur zu erfüllen, kam ich hierher. Gott wollte es anders. Ich ſterbe, ohne daß Du mir vorangegangen biſt; doch der Tod vereint mich mit Athanaſia, er iſt mir willkommen!

Der Paſcha ſah ihn unverwandt an, widerſtreitende Gefühle drückten ſich in ſeinen Zügen aus. — Wenn Du beim Anblick meines entſeelten Körpers laut aufjauchzen wirſt, Reſchid Paſcha! — fuhr Niketas fort — mein Blut Deine Tigerſeele erquickt, dann, höre es, ſtolzer Seraskier! dann ſchwebe ich Arm in Arm mit ihr durch des Himmels Gefilde, und die Wonne der ewigen Liebe iſt mir geworden!

Nehmt ihn in Gewahrſam! — befahl der Paſcha — Die Wonne ſoll ihm nicht werden. Zu andern Qualen ſey er aufgeſpart!

Auch das gönnſt Du mir nicht, Henker! rief Niketas, und folgte den Türken, die ihn abführten. Sanfter ruhte er auf ſeinem harten Lager als der Paſcha auf ſeidenem Pfühl, denn im Traume erſchien ihm Athanaſia, die Friedenspalme in der Hand, dem Seraskier die ſterbende Melitta.

17.

Ibrahim war ungehindert bei Creinero mit achttauſend Mann Fußvolk und dem zur Belagerung Nöthigen gelandet. Schon am zweiten Tage nach Niketas Gefangennehmung prangte ſein Zelt auf dem nämlichen Hügel, von welchem ſo lange das Zelt des Rumily Valiey den Griechen drohend geſtanden hatte. Seine Araber waren nach europäiſcher Art vor ihm gelagert, auf ſeinem linken Flügel, gegen den Fidaris, lagen die Truppen Reſchids.

Der Sohn des egyptiſchen Satrapen ließ am folgenden Tage Miſſolunghi auffordern; die Bedingungen waren lockend. Freier Abzug mit Munition und Geſchütz, zwei Millionen Piaſter den griechiſchen Hauptleuten, und Geißeln zur Sicherheit. Bozzaris trug dieß den verſammelten Kapitani's vor; einſtimmig wurde der Antrag verworfen, einſtimmig beſchloſſen, ſich lieber unter den Trümmern Miſſolunghi's zu begraben, als die Stadt dem Feinde zu übergeben.

Ibrahim hatte dieſe Antwort erwartet. Ohne hierüber aufgebracht zu ſeyn, ohne ſogleich die Beſchießung der Stadt zu beginnen, oder, wie Reſchid es verlangte, einen Sturm zu wagen, benutzte er die Zeit, das Nothwendige zur Belagerung einrichten zu laſſen. Die europäiſchen Offiziere ſeines Heeres halfen ihm thätig, und bald war Alles im Stande, Geſchütz und Munition bereit. Am 20ſten Februar ließ er noch einmal die Stadt unter gleichen Bedingungen auffordern; es ward ihm eine gleiche Antwort.

Jetzt begann die Beſchießung der Stadt. Aus ſechzig Geſchützen wurde der Tod nach Miſſolunghi geſchleudert; Häuſer ſanken, der Muth der Vertheidiger ſank nicht. Die Laufgräben wurden eröffnet, der Baſtion Bozzaris gegenüber zwei Breſchebatterieen errichtet, die Werke beſchoſſen, und bald rückte er bis an den Graben vor. Jedoch was am Tage die Kugeln zerſtört hatten, beſſerten bei Nacht die Griechen wieder aus, doch rückten mit jedem Tage die Araber mit den Laufgräben weiter vor. Sie daraus zu vertreiben, wagten die Griechen unter Giannis Rangos einen Ausfall; die Türken ſchlugen ſie zurück.

Aber nach mehren Wochen, während welchen keine griechiſche Flotte erſchienen, und die Lebensmittel in der Stadt faſt aufgezehrt waren, zeigte eine weite Breſche in der Baſtion Bozzaris den Ungläubigen den Weg. Ibrahim beſchloß den Sturm.

Er befahl, daß das hierzu Nöthige im Angeſichte des Feindes bereitet würde. Die Wachſamkeit der Griechen ließ ihn nicht hoffen, durch ein heimliches Unternehmen die Stadt zu überraſchen, wohl aber mußten dieſe offen betriebenen Vorkehrungen die Griechen überzeugen, wie ſehr er des glücklichen Erfolges gewiß ſey. Die türkiſch-egyptiſche Flotte blockirte indeß den Hafen.

Die Griechen ſahen die Zubereitungen zum nahen Sturm, ohne daß ihr Muth ſich beugte. 25,000 Mann ſollten das kleine Häufchen von noch nicht 4000 Streitbaren bekämpfen. Doch der Glaube war in ihnen und ihr Muth.

Da befahl Stournaris, daß alle Waffenfähigen auf dem großen Platze am Hafen ſich verſammeln ſollten, um das Mahl des Herrn dort zu empfahen, und als Brüder den unauflöslichen Todesbund zu ſchließen.

Schweigend, als ginge man ein in die Wohnung des Todes, begaben ſich die Griechen nach dem großen Platze am Ufer des Meeres. Alt und

Jung, Greiſe und Jünglinge, was nur die Waffen tragen konnte, ſelbſt Frauen, ein männliches Herz im Buſen, folgten dem Rufe. Aus allen Fenſtern ſahen die Frauen und Jungfrauen herab auf die Schaar kriegeriſcher Männer, die, ſich zum heiligen Bruderbunde verſammelnd, ſich dem Tode weihten. Jetzt ſtand Alles auf dem Platze vereint, den ehrwürdigen Erzbiſchof erwartend, nicht wie ſonſt nach Landſchaften und Stämmen geordnet, die Menge wogte im ſchweigenden Ernſt durch einander; Rumelioten und die von Suli, Livadier und Palikaren, Akarnanier und die wenigen ihrem Glauben treu gebliebenen Albaneſer, reichten ſich ſchweigend die Hand. Kein Laut ſtörte die heilige Stille, keine Thräne entweihte den ſchönen Augenblick, freudig, als ſähen ſie den Himmel ſchon geöffnet, blickten die Streiter des Kreuzes auf zu dem blauen Dom, der ſich über ihnen wölbte. 3500 Männer, 260 bewaffnete Frauen waren hier verſammelt, Notis Bozzaris, Gregor und die Kapitani in ihrer Mitte, nur wenige fremde Kämpfer dieſer heiligen Handlung Zeugen. Da nahte der ehrwürdige Erzbiſchof, von den Prieſtern umgeben, die heiligen fünf Lichter in ſeiner Hand. — Die Schaaren theilten ſich, ihm den Durchgang zu öffnen, ſanken auf die Kniee, und neigten in Demuth das Haupt vor dem ehrwürdigen Greiſe.

Der Erzbiſchof, in vollem Ornate, die Krone auf ſeinem Haupte, beſtieg die in der Mitte errichtete Erhöhung; von jedem der Umſtehenden geſehen, von jedem Streiter gehört, begann er mit kräftiger, feierlicher Stimme:

Hier unter dem blauen Himmelszelt, hier vor Gottes Angeſicht ſehe ich die Männer und Frauen verſammelt, die für Glauben und Vaterland kämpften in den Tagen des Sieges, die für Glauben und Vaterland zu ſterben bereit ſind in den Tagen der Gefahr. — Seht die wilden Horden aus den Wüſten Arabiens, die Stämme Aſiens, ſeht die beutegierigen Albaneſer, ſie ſind bereit, die Streiter des Kreuzes zu vernichten. Selbſt Chriſten aus den Staaten des allerchriſtlichſten Königs ſtehen an ihrer Spitze.

Wir ſtehen allein auf heimathlichem Boden. Die Fürſten Europa's haben uns keine Hülfe geſendet, die Fürſten, Streiter der chriſtlichen Kirche, blieben taub bei unſern Bitten. Kein Ludwig der Heilige zieht hinüber nach Egypten, kein Hohenſtaufen wagt Reich und Leben zu Erhöhung des Kreuzes, kein Richard tritt mit ſeinem Löwenherzen den Ungläubigen ritterlich entgegen. Verlaſſen ſind wir, dem Schwerte Mahomeds preis gegeben, verlaſſen ſoll vor dem Schimmer des halben Mondes des Kreuzes Glanz erſterben!

Doch, meine Brüder, das wird er nicht! Er ſtrahlet ewig, ewig, wie dieſe Sonne, die uns leuchtet zu unſerm heiligen Werke, ewig, wie der Fittich des Seraphs, der ſchirmend ſich über uns breitet. Und gingen auch wir unter, ſtürzte die Sonne herab von ihrer leuchtenden Bahn, des Kreuzes Glanz ſtrahlt ewig, nie wird er untergehen! — Darum verſammelt Euch um dieß heilige Zeichen des Chriſten, eine kleine Schaar, aber im Glauben ſtark, denn nicht allein ſtehen wir, meine Brüder, Gott iſt mit uns!

Und wie jene Verſammlung zu Clermont wiederholten die Streiter: Gott iſt mit uns!

Nun dann, meine Brüder! — fuhr der Erzbiſchof fort — ſo laßt uns durch das Liebesmahl des Herrn uns ſtärken im Glauben, ermuthigen zum Kampf; und haben wir dieſes Heilige empfahen, dann möge Euch der Bruderkuß weihen zum Tode, und der Bund, den Ihr ſchließt, reichen bis über das Leben hinaus! — Seine Arme ſtreckte er jetzt gen Himmel. — Vater! — rief er aus — barmherziger Vater! Schenke Kraft dem Schwachen, Vertrauen dem Wankenden, Dein Reich den Todten. Wir aber Vergebung unſern Feinden, Vergebung denen, die das Heiligſte verließen um des Irdiſchen willen, Friede den Mächtigen, die für des Kreuzes Glanz nicht kämpfen als Streiter der Kirche, Heil denen, deren fromme Wünſche uns begleiten!

Und die Prieſter vertheilten ſich, unter die Menge der Gläubigen das Brot und den Wein zu reichen, und wie ſie die heilige Handlung beendet, ertheilte der Erzbiſchof den Segen, und Alles beugte ſich nieder, leiſe das Gebet des Herrn ſprechend. Nur das Brauſen der Wogen unterbrach die feierliche Stille; auf den Schwingen heiliger Andacht ſtieg das Gebet auf zu Gott.

Jetzt ſtieg der Erzbiſchof die Erhöhung herab und umarmte den Nächſtſtehenden. — Bruder in Leben und Tod! rief er, und Tauſende von Armen umſchlangen ſich, und der Bruder weihte den Bruder zum Tode.

Hüllet die Fahnen des Kreuzes in ſchwarz! — rief jetzt Notis Bozzaris — Umhüllet ſie mit Flor, ſie ſind dem Tode geweiht wie wir; dem Grabe entgegen mögen ſie uns geleiten! — Und alles Volk ſammelte ſich zu ſeinen Fahnen, ſchwarz umflort wogten ſie in der Luft. Nur das heilige Licht, welches des Erzbiſchofs geweihte Hand zurück zur Kirche trug, ſtrahlte unbedeckt dem Gläubigen Troſt und Hoffnung entgegen.

Unter ihren Kapitani's geordnet, von ihren Todesfahnen geführt, zogen die Streiter zurück in ihre Wohnungen, dort den Ihrigen den Weihekuß des Grabes zu bringen; denn Weib und Kind, Säugling und Mutter wurden in dieſer verhängnißvollen Stunde dem Tode geweiht.

18.

Hoch flatterten am Morgen die ſchwarz umwundenen Fahnen auf den Baſtionen und Thürmen. Notis hatte die Hauptfahne auf der Breſche der Baſtion Bozzaris aufgepflanzt, wo ſeine Sulioten eine undurchdringliche Mauer bildeten.

Ihnen zur Seite ſtand heute ein Häuflein Fremder und Gregor mit ſeinen Livadiern, die mit Betrübniß Niketas in ihrer Mitte vermißten. Jeder war auf ſeinem Poſten, alle bewaffnete Mannſchaft in den Baſtionen, nur die Greiſe und Weiber in der Stadt zurück geblieben.

Jetzt ſtieg die Sonne über den Fluthen des Fidaris auf, und erglänzte in den ſchimmernden Waffen der Krieger Ibrahims, die ſich auf der Höhe in Ordnung ſtellten. Es war ein herrlicher Anblick, dieſe Reihen zu ſehen, die jetzt dem Siege oder dem Tode entgegen rückten. Die Griechen ſahen dieſem Schauſpiele in ſtiller Ergebung zu. — Gott iſt mit uns! tönte es durch ihre Reihen, als die Türken ſich in Bewegung ſetzten, und ihr Geſchütz aus allen Schanzen zu donnern begann; ſelbſt das Wurfgeſchütz war heute auf die Baſtionen gerichtet, und nicht wie immer nach der ſchon halb eingeäſcherten Stadt. Die Griechen beantworteten das Feuer nicht; mit ſtolzer Ruhe ſchienen ſie es noch aufzuſparen. Aber aus dem Munde der Tauſenden, die hinter der Bruſtwehre auf der Breſche ſtanden, ertönte die Siegeshymne, freudig ſtieg der heilige Geſang zum Himmel auf, drang durch den Donner des Geſchützes hin zu den Muſelmännern, und erfüllte dieſe mit banger Ahnung; denn wie Männer, die mit freudiger Ergebung den Tod erwarten, ſtanden die Griechen ihnen gegenüber, muthvoll und entſchloſſen, ihr Leben theuer zu verkaufen.

Der Sieggeſang war beendet, die Türken hatten ſich auf Schußweite genähert, da begann das Geſchütz der Griechen ſein mörderiſches Feuer, aber es hielt die Muſelmänner nicht auf. Sie drangen unaufhaltſam vor; hier ſprangen ſie in die Gräben, dort ſetzten ſie die Leitern an, und klommen, den Säbel in der Fauſt, die Bruſtwehr hinauf; Araber und Türken ſchienen heute im wilden Muthe zu wetteifern. Aber überall traten ihnen die Männer der Freiheit ritterlich entgegen. Sechs Mal ſtürmten die Araber die Breſche, ſechs Mal trieben die Sulioten, Bozzaris an ihrer Spitze, ſie zurück. Mann gegen Mann begann nun der allgemeine Kampf; unermüdlich, unentmuthigt fochten die Griechen, Weiber führten Munition ihnen zu, trugen die Verwundeten hinweg, und viele dieſer Muthvollen ſanken getroffen in dieſem heiligen Berufe.

Wüthend führte Ibrahim friſche Truppen heran, vergebens befahl er, von neuem zu ſtürmen, vergebens ließ er die Flüchtigen niederhauen, unangetaſtet wehten die ſchwarzen Fahnen im Morgenwinde; die Söhne Mahomeds flohen. Nicht Ibrahim, nicht Reſchid, nicht die treuloſen Renegaten konnten die Entmuthigten ſammeln, das Kreuz ſiegte, Stambuls Mond ſank; dreitauſend ſeiner Krieger ließ Ibrahim auf dem Wahlplatze.

Und wie die Griechen den in Unordnung fliehenden Feind weithin verfolgt hatten, jetzt wieder zurückkehrten, und ihr Antlitz nach der befreiten Stadt wandten, ſiehe, da erblickten ſie von der Höhe die feindliche Flotte in Bewegung, von den Felſen von Baſſilides vernahmen ſie die Signalſchüſſe, und aus der Ferne ſahen ſie die Flotte der Ihrigen ſich nahen. Jubelgeſchrei durchſchallte die Luft, mit unausſprechlichem Entzücken ſanken ſie ſich in die Arme, ein jeder glaubte an der Bruſt ſeines Bruders die Freude, die ihn durchglühte, ausſtrömen zu müſſen, und unter Sieggeſang zogen die Streiter zurück in die Stadt.

Auch hier war Alles in freudiger Bewegung: Greiſe, die kaum noch an ihrem Stabe fortſchlei-

chen

chen konnten, eilten mit Jugendfriſche nach dem Hafen, die nahende Flotte zu begrüßen, oder nach den Thoren, die heimkehrenden Sieger willkommen zu heißen; Matronen, denen ſeit Jahren Blumen und Blüthen nur traurige Mahner der Vergangenheit geweſen, flochten Kränze, die Heimkehrenden damit zu ſchmücken, wie Sphären-Muſik tönte ihnen der ferne Donner des Geſchützes vom Meere her. Und als der Abend ſeine Schattenflügel breitete, die Nacht ſich über Miſſolunghi ſenkte, und am Horizont eine helle Flamme, der Dunkelheit ſpottend, das Meer erleuchtete, ward der Jubel noch lauter, denn ſicher hatte der muthige Canaris die Schiffe der Ungläubigen angezündet.

In Freudentaumel wogte jetzt Alles, Jung und Alt, auf den Straßen. Hier jauchzte ein wilder Haufe, dort betete in ſtiller Andacht eine glückliche Familie, die keinen der Ihrigen im Kampfe verloren; hier ordnete ein Kapitani mit ſeinen Leuten am Hafen Alles, das Ausſchiffen der Flotte zu erleichtern; Kinder zündeten Freudenfeuer auf den Straßen, und Jungfrauen ſchmückten ſich mit Myrten, als erwarteten ſie morgen den Bräutigam.

Segnend durchſchritt der ehrwürdige Erzbiſchof die Straßen, ermahnte zum ruhigen Genuß der Gnade des Himmels, tröſtete die Witwen und Waiſen, und wo die Thräne des Kummers rann, wurde ſie von ſeiner frommen Hand getrocknet, linderte ſein tröſtendes Wort den Schmerz.

Jetzt wurden beim Fackelſchein unter wildem Getümmel die Gefangenen auf den Marktplatz geführt. Wenige waren ihrer, die Wuth der Griechen hatte nicht vielen in der Hitze des Kampfes das Leben gefriſtet; auch dieſen war kein freundliches Loos beſchieden. — Schießt ſie nieder! — ſchrieen die wilden Palikaren — ſchießt ſie nieder, die ſchwarzen Ungeheuer! — Nieder mit ihnen! — riefen die Männer von Suli, die gefangenen Albaneſer mit blutgierigem Auge anſtarrend. — Sie ſind es, Notis Bozzaris! die unſere Vaterſtadt verwüſteten, die unſere Weiber fortſchleppten und unſere Kinder. Nieder mit ihnen!

Söhne des Kreuzes! — ſo drang des Erzbiſchofs mächtige Stimme durch dieſes Gewühl, und Alles verſtummte. — Als ich geſtern in Eurer Mitte ſtand, Sieg unſern Waffen von Gott erflehte, verhieß ich Vergebung unſern Feinden. Folgt der ſanften Lehre unſers Herrn, ſeyd menſchlich!

Ehrwürdiger Herr! — rief ein Palikare, indem er demuthvoll des Erzbiſchofs Hand küßte, — wäre es nicht Nacht, ſo zeigte ich Euch auf jenen Höhen die Häupter von zehn der Unſrigen, die in der Schanze am Meere der Uebermacht unterlagen; ſie modern dort den Raben zur Speiſe, uns zum Hohne. Meines Vaters, meines Bruders Schädel hat mich alle Morgen aus der Ferne begrüßt und mich aufgefordert zur Rache. Kein Mitleid mit dieſen Trabanten der Hölle!

Kein Mitleid! — rief die Menge — kein Mitleid, ehrwürdiger Herr! Wer ſich nicht unſrer erbärmt, für den ſchlägt kein Erbarmen in unſerer Bruſt!

So vergebe Euch Gott, und richte nicht wie Ihr gerichtet! — ſprach der heilige Mann bewegt — Haltet an, bis ich fern bin von dieſem Richtplatze! — Er ſchritt zürnend durch die Menge, die vor ihm kniete, ſeine Hand, ſein Gewand küßte, doch das Herz ſeinen Worten verſchloß. Achtzig Muſelmänner ſtürzten ſie in die Fluthen, den Manen der Ihrigen ein Sühnopfer.

19.

Als der Morgen des fünften Märzes graute, ſah man gegen Patras zu die türkiſche Flotte, die griechiſche unweit Galata in Schlachtordnung, und nur wenige Transportſchiffe ſich dem Hafen nahen. Doch auch dieſe wenigen wurden mit Jubel empfangen und ausgeladen, und, nachdem Alles ausgeſchifft war, der Proviant von Bozzaris und den Hauptleuten vertheilt. Höchſtens auf drei Wochen reichte er; Verminderung der täglichen Portion wurde beſchloſſen, auch verabredet, daß man die Anweſenheit der Flotte und der Transportſchiffe benutzen ſollte, einen Theil der Frauen, Kinder und Greiſe auf die ioniſchen Inſeln zu ſchaffen, und ſie dort der Milde der Glaubensbrüder und dem Schutze der Engländer zu empfehlen.

Dieſe Nachricht verbreitete ſich ſchnell, und mit ihr allgemeine Trauer. Nur wenige Frauen wollten ihre Gatten verlaſſen, keine Mutter ihren Sohn, nur wenige Griechen den väterlichen Heerd. Die allgemeine Noth hatte die ganze Beſatzung, Weib, Kind und Greis zu einer Familie vereint, von der ſich kein Glied freiwillig trennen wollte, und nur als in einer allgemeinen Verſammlung der Erzbiſchof die Greiſe und Matronen überzeugte, daß ſie nur allein durch ihre Entfernung zur Erhaltung Miſſolunghi's beitragen könnten, als er den Jungfrauen das Schickſal malte, das ihnen bevorſtände, eroberten die Feinde mit ſtürmender Hand die Feſte, da ergriffen manche Greiſe den Wanderſtab und ſagten mit thränenfeuchtem Auge der Vaterſtadt Lebewohl, drückte manche Mutter ihren Sohn, ach vielleicht zum letzten Mal! an das Herz und ermahnte ihn, als freier Mann zu ſterben, ſchmiegte ſich manche Jungfrau an das Vaterherz, ihm Lebewohl zu ſagen, vielleicht auf ewig. Jedoch von der Bruſt des Geliebten riß ſich keine los; die Bande der Liebe ſind zu mächtig, als daß der nahende Tod ſie zu löſen vermag. Liebe lebt und ſtirbt in Liebe!

Herzzerreißend war der Anblick dieſer traurigen Wallfahrt an das Geſtade des Meeres. Schmerzvoller, als hätten ſie ſich von dem Leben losreißen müſſen, war die Trennung von ihren Lieben, von der Stadt, für die ſie manches ſtille Gebet zum Himmel geſendet hatten; ſchmerzvoll der Anblick, als hier Bruſt an Bruſt ruhte, dort Arm um Arm geſchlungen die Schmerzenthräne rann, und von tauſend Lippen das Lebewohl ertönte.

Auch in der Behauſung der Witwe Bozzaris war dieſer Morgen trübe. Notis Bozzaris hatte von ſeiner Nichte verlangt, auch ſie ſolle mit ihren beiden Knaben nach St. Maura hinüberziehen. Die edle Frau konnte ſich nicht von dem Greiſe, nicht von dem Grabhügel ihres Gatten trennen. — Laßt mich hier an ſeiner Seite ruhen! — rief ſie — laßt mich mit Euch ſterben, was ſoll mir das Leben ohne ihn, ohne Euch! — Da faßte der Greis die beiden Knaben der Witwe, und führte ſie vor der Mutter thränenſchweres Auge. — Haſt Du dieſe vergeſſen, Maria?! — rief er zürnend — mahnt Dich Dein Mutterherz nicht?! — Maria Bozzaris umſchlang die holden Knaben, drückte ſie an ihre Bruſt, und ſank ihrem Ohm in die Arme. — Ich gehe, Vater! — rief ſie — wohin Du befiehlſt!

So laß die Gattin Gregor Sarantos Dich begleiten! — unterbrach ſie der Alte — bei Dir wird ſie überall Schutz finden, denn der Witwe Marcos Bozzaris verſagt kein Grieche Obdach und Hülfe. — Sie gingen zu ihr und fanden ſie in Gregors

Armen ruhend, der, ſeine Liebe bekämpfend, vergebens gebeten hatte, ihn zu verlaſſen.

Sollte ich feiger ſeyn als die Frauen und Jungfrauen Deines Landes?! — rief ſie faſt zürnend — ſollte ich allein den Gatten verlaſſen, um dem Tode zu entfliehen, wenn die griechiſchen Frauen ihre Männer zum Kampfe begleiten?! Nein, mein Geliebter! ich habe Dir Alles geopfert, warum nicht auch eine Spanne Leben, die ohne Dich mir doch werthlos wäre! Ich bleibe; in Miſſolunghi's Mauern laß uns vereint wandeln, unter Miſſolunghi's Trümmern vereint ſelig ruhen!

Nicht des alten Bozzaris Mahnung, nicht Maria Bozzaris Bitten, nicht Fatime's Flehen konnte die Gattin bewegen; feſt umklammerte ſie den Geliebten, feſt hing ſie an ſeiner Bruſt. Sie blieb. — Schmerzvoll war ihr der Abſchied von der edlen Witwe.

Und als der Wind die Segel ſchwellte, das rohe Schiffvolk jubelnd die Anker lichtete, tönte der ernſte Abſchiedgruß noch einmal dem heimathlichen Geſtade zu; und als die Schiffe über die Wogen dahin ſchwammen, brachte ein leiſer Windhauch den Segenwunſch zurück nach der geliebten

Vaterſtadt. Wie nun die weißen Segel am fernen Horizonte ſchwanden, die trauernde Menge ſich verlor, war der Jubel verhallt, und die ſchweigende Nacht breitete nicht, wie geſtern, über die freudig wogende Menge ihre Schatten. Einſam waren die Straßen und öde, als ob mit den Hunderten, welche die Stadt verlaſſen, Miſſolunghi ausgeſtorben ſey. Selbſt die Griechen fremder Stämme, die keinen Vater, keine Gattin verloren hatten, nahmen Theil an der allgemeinen Klage; der Bruderkuß hatte Alle zu einer Familie, zu gemeinſchaftlichem Schmerze verbunden.

20.

Aber nicht lange dauerte dieſe Stille; der Morgen weckte zu neuer Thätigkeit. Kaum daß es dämmerte, beſchoß der Feind von neuem die Breſche, und vernichtete die Arbeit der vergangenen Nacht. Noch einmal wagte Ibrahim zu ſtürmen, auch heute wurde das Blut der Seinen nutzlos geopfert. Mehre Tage verhielt er ſich ruhig, dann ſchickte er das Heer Reſchids noch einmal gegen die Breſche der

Baſtion Bozzaris; aber die Albaneſer flohen und verweigerten trotzig, den Angriff zu erneuen. Da fühlte Ibrahim wohl, daß die Männer von Miſſolunghi Helden ſeyen, feſt verbunden im Unglücke, nicht wie ihre Brüder in Morea ſchwach. Er gab die Hoffnung auf, mit ſtürmender Hand die Feſte zu erobern; durch Hunger wollte er ſie zwingen, und das konnte er nur, wenn ihr die Verbindung mit dem Meere abgeſchnitten war. Ein feſter Plan wurde reif. Er ließ platte Fahrzeuge und Flöße bauen, lud den Kapudan Paſcha ein, Miſſolunghi von der Seeſeite einzuſchließen, und ließ, als den wichtigſten Punkt, den Felſen Vaſſilides durch ſeine Araber auf platten Fahrzeugen angreifen. Lange war ihr Angriff vergeblich; da fiel eine Bombe in das Pulvermagazin, ein Theil der Feſtungwerke, die Hälfte der Beſatzung flog in die Luft, und mit dem Leben mehrer Hunderte erkaufte er dieſen nackten Felſen, nachdem 120 Griechen, ihn tapfer vertheidigend, den Heldentod geſtorben waren. Aber im Beſitze dieſer Felsinſel war Ibrahim auch im Beſitze eines wichtigen Punktes, der den griechiſchen Flotten den Hafen von Miſſolunghi verſchloß. Mit Vaſſilides ging Miſſolunghi's Stern unter.

Mit Schrecken vernahm man dort dieſe Nachricht, doch ſank der Muth nicht. Zu ſehr mit dem Unglücke vertraut, ſahen die Griechen es nahen, ohne zu beben; die Annäherung der furchtbaren Kataſtrophe konnte ſie nicht mehr entmuthigen. Sie ſchickten Unterſtützung nach Kliſſowa, befeſtigten es in der Eile, theilten ihren wenigen Proviant ein, um ſich ſo lange als möglich durch ihn erhalten zu können, und ſchränkten ihre Lebensbedürfniſſe faſt ganz auf Fiſche ein, die ihnen das Meer ſo reichlich bot.

Aber auch dieſe Hülfquelle verſiegte. Ibrahim zog nun gegen Stoulma, welches die Griechen vertheidigten. Mit der aus platten Fahrzeugen beſtehenden Flotille rückte er von der Seite des Meeres, mit 2000 Mann von der Landſeite gegen dieſe Inſel vor. Die 2000 mußten unter dem Schutze einer Batterie von 18 Kanonen die Lagunen durchwaten, während die platten Fahrzeuge ſich den in Eil' aufgeworfenen Redouten zum Angriffe näherten. Auch hier rettete der Muth die Griechen nicht, auch hier, wie zu Vaſſilides, entſchied eine Bombe, die in das Pulvermagazin fiel. Bis am Abend jedoch ſchlugen ſie die verſchiedenen Angriffe der Araber tapfer zurück, dann zogen ſie ſich, durch die Lagunen watend, von dem Feuer der Batterieen und der Fahrzeuge verfolgt, über Paros nach Anatoliko. Nur hundert erreichten dieſen Ort.

Auch hierher folgte ihnen Ibrahim. — Auch Anatoliko fiel. — Die Männer von Stoulma vermochten nicht den geſunkenen Muth der Einwohner zu heben. Dieſe übergaben unter Bedingung des freien Abzuges ſich und ihre Weiber und Kinder dem Sieger; aber ihr Loos war Tod oder Sklaverei. Hier, nur hier allein fielen die Griechen nicht ihrer Ahnen würdig.

Den weſtlichen Theil des Baſſins, der nach Miſſolunghi führt, hatte nun Ibrahim durch den Beſitz von Vaſſilides, Paros und Anatoliko in ſeiner Gewalt; er trachtete auch den des öſtlichen Theiles zu erlangen, und rückte deshalb gegen Kliſſowa vor. Die Griechen, ſchon längſt dieß fürchtend, hatten dort die Kirche der heiligen Dreieinigkeit in aller Eile befeſtigt. Selbſt als der Hunger ſie entkräftete, hatten ſie die Arbeiten nicht ausgeſetzt; in der einen Hand das Schwert, in der andern die Werkzeuge zur Arbeit, waren ſie zur Erhaltung der heiligen Stadt unermüdet, und ſo wurde auch Kliſſowa in Stand geſetzt, den Angriffen der Feinde zu widerſtehen.

Am 5ten April verſammelte Ibrahim in dem Baſſin von Miſſolunghi fünf große Schaluppen und 93 platte Fahrzeuge. Des Nachmittags ſchifften ſich 2500 der beßten türkiſchen Truppen unter Reſchids eigenem Befehle ein. Mit dem frühſten Morgen rückte dieſe Flotte gegen Kliſſowa, wo nur 100 Mann Beſatzung ſich befanden. Kitſos Tſarellas, dieſer muthige Suliote, befehligte eben am Strande und ſah die Gefahr. Er warf ſich mit der Mannſchaft, die ihn eben umgab, in ein Fahrzeug. Kitſos Paulo und Georg Navarico, ſeine Landsleute, ſahen dieß aus der Ferne; von ſeinem Beiſpiele entflammt, verſammelten ſie, was ſie fanden, und folgten dem heldenmüthigen Tſarellas. Sie gelangten glücklich noch vor den Türken nach Kliſſowa, und verſtärkten dort mit 150 Mann die Beſatzung.

Kaum waren ſie gelandet, als die Türken mit wildem Geſchrei ſich zum Kampf bereiteten. Eine lebhafte Kanonade begann von allen Schiffen, unter ihrem Schutze näherte ſich die Flotte; jetzt tönte das Zeichen zum Angriffe, die Türken ſtürzten ſich aus den Fahrzeugen in's Meer, und von dieſer Seite rückten die Türken, vom Lande her die Araber auf die Verſchanzungen los. Mehr als 5000 Feinde griffen die 250 Griechen an, die, Gott vertrauend, die Siegeshymne anſtimmend, ſich zum Kampfe bereiteten; die Menge entmuthigte ſie nicht. Tſarellas, ihr Führer, ſtammte von einem Volke, dem die Anzahl der Feinde nur noch mehr den Muth entflammt; er ſtammte aus einem Geſchlechte, dem die Stärke der Feinde nie den Sieg entriß. Der Thaten ſeiner Voraltern eingedenk, ordnete er Alles mit Ruhe, vertheilte die Poſten, ermahnte zur muthigſten Vertheidigung, und befahl, nur erſt dann zu feuern, wenn die Feinde bis an die Palliſaden gerückt wären.

Die Türken kamen ungehindert immer näher; ſie glaubten die Verſchanzungen verlaſſen, da kein Schuß geſchah, kein Grieche ſich blicken ließ. Plötzlich ſchmetterte ein mörderiſches Feuer die Reihen der Angreifenden nieder, es hielt ſie aber nicht auf; ſie ſtutzten, doch wuthentbrannt riſſen ſie die Palliſaden ein, ſprangen in den Graben, und die Menge der um ſie Fallenden nicht achtend, klommen ſie den Wall hinan. Hier erwartete ſie das

Schwert der Männer von Suli; keiner der Fahnenträger pflanzte den halben Mond auf die Brustwehr, von dem Walle herabgeſtürzt, entweihte kein Muſelmann das Bollwerk der Freiheit. Die Türken wichen, flohen. Reſchid warf ſich ihnen entgegen, ſuchte ſie zu ſammeln, — ſelbſt verwundet mußte er zurück. Tahir Abas ſammelte jetzt die Ungläubigen, von neuem führte er ſie an; vergebens! — nur bis an den Graben gelangte er, die Seinen flohen. Noch einmal führte er die Entmuthigten vor, noch einmal mußte er weichen.

Ibrahim, die Flucht der Seinen vom Lande aus beobachtend, beorderte nun ſeine arabiſchen Bataillone zum Angriff. Es war zwei Uhr Nachmittags, als er ſich an ihre Spitze ſetzte und ſie ſelbſt gegen die Kirche führte. — Zielt nach den Offizieren! rief Tſarellas den Seinen zu; ſie thaten es, und mancher feile chriſtliche Söldner fiel hier, durch die Nemeſis ereilt. Auch Ibrahim mußte weichen. Fünf Mal erneuerte er den Angriff, fünf Mal wurde er zurückgeworfen. Aber jetzt mangelte den Griechen Munition, mangelten die Kräfte. — Sterben! ſterben! hallt' es durch die Reihen der Sulioten, jeder drückte ſeinem Nebenmanne die Hand zum Abſchiede, jeder rief, die Augen gen Himmel gerichtet, mit Inbrunſt aus: Gedenke meiner, Herr! — Und Gott gedachte ihrer. Die Schiffe ſpannten ihre Segel auf, die Araber warfen ſich in die Lagunen, und als die Abendſonne ſich blutig in's Meer tauchte, zog die Flotte langſam über die Fluth, rückten die Araber zurück in ihr Lager. Sechzehnhundert Gewehre, meiſt franzöſiſchen Kalibers, fanden die Sieger, — ſieben Barken führten die erbeuteten Waffen nach Miſſolunghi; 1200 Todte deckten den Wahlplatz.

Aber auch theuer erkauften die Griechen den Sieg. Kitſos Paulo und Georg Navarico waren gefallen, mit ihnen 100 der muthigen Vertheidiger.

Der Abendſtern, der freundlich lächelnd in den blutigen Gewäſſern Kliſſowa's ſich badete, blickte zum letzten Mal auf das Siegesfeld der Männer von Miſſolunghi.

21.

Einige Tage nach dieſem Gefecht erſchien Miaulis mit der griechiſchen Flotte. Wie erſtaunte er, als er die türkiſche in drei Linien in Schlachtordnung fand, überall von den Batterieen, die auf den kleinen Inſeln der Lagunen errichtet waren, vertheidigt. Daß hier der Geiſt der Europäer geordnet, daß die Batterieen von europäiſchen Kanonieren bedient wurden, ſah er aus der erſten Salve, die er empfing. Es war nicht mehr dieſer regelloſe Haufe von Schiffen, nicht dieß unſchädliche Artilleriefeuer, wie er ſonſt bei der Flotte des Kapudan Paſcha gewohnt war. Sicher ſchoſſen die Batterieen auf ſeine heranſegelnden Schiffe. Der griechiſchen Flotte undurchdringlich, in geregelter Schlachtordnung, vertheidigte der Kapudan Paſcha den Eingang in den Kanal.

Da faßte Miaulis den letzten Entſchluß. Canaris und ſeine Brander ſchickte er den Türken entgegen, aber eine doppelte Linie von platten Fahrzeugen und Flößen deckte die Linie der Muſelmänner. Der muthige Canaris ſelbſt fand keinen Weg zu den feindlichen Schiffen; Miſſolunghi war der Flotte geſperrt, nicht eine Barke konnte mehr nahen. Miaulis kehrte zurück, die letzte Hoffnung mit ihm.

Da umwölkte ſich der Himmel über der bedrängten Stadt. Der frohe Muth, der noch vor kurzem aus den Augen der Griechen geleuchtet, war erloſchen; nur ſtille Ergebung, nur das Vertrauen zu Gott erhob noch die Gemüther. Bleich, kraftlos wankten bald die Streiter auf den verödeten Straßen, kein froher Willkommen begrüßte die ſich Begegnenden, keine theilnehmende Frage, keine freundliche Mittheilung gab Stoff zum traulichen Geſpräche, ſchweigend reichte man ſich die Hand und ſchritt ernſt an einander vorüber. Jede Barke, die ſich nahte, wurde mit gierigem Auge verſchlungen, ein jeder glaubte in ihr einen Strahl der Hoffnung zu erblicken; jeder verließ das Ufer getäuſcht, denn klein nur war die Hülfe, die ihm ward.

Traurig kehrte heute Gregor mit einem einzigen Trunk Wein und einem Stückchen Schiffzwieback zu Marina zurück. — O! daß ich Dich, Du Unglückliche, an mein finſteres Geſchick gefeſſelt habe! — rief er, ihr dieſe elende Labung reichend, — daß Du um mich darben, Du holdes Weſen dem fürchterlichſten Dahinſterben entgegen gehen mußt, daß ich Dich elend, rettungslos elend gemacht habe! Der Gedanke iſt mir eine furchtbare Begleitung auf der noch kurzen Wallfahrt meines Lebens! — Sanft lächelnd ſchmiegte ſich Marina an ihn, und ſagte leiſe, aber freundlich: Mich hungert nicht, mein Geliebter! Du ſorgſt ſo gütig für mich, und was Du Dir entziehſt, gnügt ja für meinen zarten Körper. Sorge nicht für mich, ich fühle mich ja glücklich! — Da überwältigte ihn das Gefühl. — Gelobt ſey Gott! — rief er — es kann nicht mehr lange dauern, bald hat die Qual geendet! — Da ſtürzte Fatime ihrer Herrin zu Füßen und jammerte laut. — Laß Deinen Jammer, gute Amme! — ſagte Marina — faſſe Muth, hebe Dein Herz zu Gott! — Und Fatime ſprang auf. — Ja! — rief ſie — die Weihe, die Du im Tempel empfangen haſt, hat Dich mit ſolchem feſten Muthe überſtrömt, geliebte Herrin! daß ich erſtaunt Dich bewundere, und ahnen muß, ein Glaube wie dieſer iſt der wahre!

Er iſt es! — erwiederte Marina — er iſt es, Fatime! er zeigt uns das Leben nur als eine kurze

Prüfung zum Ewigen! — Sie reichte Gregor, ſie reichte Fatimen die Hand, und das Vertrauen und der Muth, der das edle Weib durchglühte, ließ Alle geſtärkt ihrem Schickſale entgegen gehen.

22.

Düſter, ſich ihrem dunklen Geſchick hingebend, verzweiflungvoll war die Stimmung der Griechen in der zerſtörten Stadt. Nur wenn die Trompete, auf die Wälle rufend, die nahe Gefahr verkündete, die platten Fahrzeuge der Feinde ſich von der Seeſeite zeigten, da flammte der Muth von neuem auf; als ſtähle eine unſichtbare Macht die erſchlafften Nerven, ſo muthig griffen ſie dann zu den Waffen und eilten auf ihren Poſten, den ſchönen Tod für Freiheit und Glauben ruhig erwartend. War jedoch die Gefahr vorüber, traten ſie zurück in ihre zerſtörten Wohnungen, ſahen den Hunger an ihrem Herzblute nagen, da konnte nur das inbrünſtige Gebet den Glauben ſtärken, und das Vertrauen zu der Hülfe von oben die Noth ohne Murren ſie ertragen lehren.

Es war am Abend des 22ſten April, die Sonne ſenkte ſchon ihre Strahlen in die Fluthen des Aspropotamos, als die Hauptleute in der Schanze Wilhelm von Oranien verſammelt waren und mit ſehnendem Blicke hinüber nach dem Gipfel des Aracynthos ſahen. Bozzaris hatte einen Boten an Karaiskaki geſchickt, und ihn eingeladen, im Rücken des türkiſchen Lagers ſich zu zeigen, und ſo den Ausfall der Beſatzung zu unterſtützen. Eine Salve aus kleinem Gewehr auf dem Aracynthos ſollte den Griechen das Zeichen ſeiner Ankunft ſeyn, und zugleich die Aufmerkſamkeit Ibrahims dorthin ziehen.

Jetzt hörten ſie das Kleingewehrfeuer auf der Höhe, freudig hob ſich ihre Bruſt, von Hoffnung geſtärkt eilten ſie zurück in die Stadt, wo das Zeichen die Griechen zur Verſammlung in die Hauptkirche rief. Nicht rüſtig, nicht vom Muthe belebt, wie an jenem Tage der Todesweihe nach dem Platze am Meere, ſchritten ſie zum Gotteshauſe; langſam, als ſey es der letzte Lebensgang, zogen ſie hin, ihres Hirten, ihres Anführers Wort zu vernehmen. Sie fanden den Erzbiſchof an den Stufen des Altars betend, Notis Bozzaris ſtand an der heiligen Pforte.

Meine Freunde, meine Waffenbrüder! — begann Bozzaris — nur für zwei Tage ſind noch Lebensmittel vorhanden, nur für jeden von Euch ein Trunk ſtärkenden Weines. Empfangt das Letzte, das Euch der barmherzige Vater in Miſſolunghi's Mauern reicht. Jede Hoffnung iſt dahin, die Flotte kann nicht nahen, keine Hülfe iſt zu erwarten. Darum nur noch zwiſchen Knechtſchaft oder Tod habt Ihr zu wählen. — Wählt!

Den Tod! hallte es dumpf durch den hohen Dom, dumpf, als wenn Schollen Erde über den Sarg rollen und ihn bedecken. — So hört! Wer Waffen tragen kann, ſtärke ſich mit Speiſ' und Trank, ſey es Mann, ſey es Weib. Greiſe, Kinder, Frauen, ſchwach und hülflos, bleiben zurück. Wir ſtürmen der Feinde Lager, und retten ſo vielleicht die Stadt und die Zurückgebliebenen, oder brechen durch und retten Freiheit und Leben! — Er ſchwieg.

Hat Gott über Miſſolunghi in ſeiner Weisheit beſchloſſen, — begann jetzt der ehrwürdige Erzbiſchof, der, ſein Gebet beendet, auf den Stufen des Altars ſtand, — ſoll das Kreuz ſtürzen von den Zinnen der Tempel, ſo werden die Greiſe gern die kurze Spanne Zeit freiwillig mit mir opfern; jeder ſchließe dann ſeinen Enkel in den Arm und rette die Seele des Kindes, jede Mutter opfere ihr Mutterherz dem Glauben. — Seyd Ihr hierzu entſchloſſen?! — rief er aus — ſeyd Ihr entſchloſſen, mit mir zu ſterben, Ihr Greiſe, Ihr Mütter?!

Wir ſterben! hallte es wieder. Alle knieten nieder; er hob die heilige Rechte und ſprach: Der Herr, unſer Gott, bewahre Euch alle mit ſeiner Gnade und Güte allenthalben, jetzt und immerdar! Amen.

Der Herr bewahre den, der uns ſegnet! antwortete die Verſammlung. Da ſtreckte der Erzbiſchof ſeine Hand aus und ſprach mit bewegter Stimme: Ich weihe Euch dem Tode, geht freudig aus von dem Leben, zieht gläubig ein in das Paradies! Schon ſehe ich den Himmel offen! — rief er begeiſtert — der Vater öffnet die Pforten des Vaterhauſes! Zieht hin, meine Kinder! der Segen des Herrn mit Euch!

Da hoben die Knieenden, durch den Segen geſtärkt, ſich langſam empor; noch einmal blickten ſie in dem Gotteshauſe umher, Abſchied nehmend von der heiligen Stätte, und als ſie über die Schwelle traten, war keiner, den der Gedanke nicht ſchaudernd ergriff, der Gedanke: zum letzten Mal! —

Auf dem Marktplatze verſammelten ſich die Streiter; Notis Bozzaris gab hier die nöthigen Befehle. Jeder Gatte hatte ſein Weib bewaffnet an ſeiner Seite, jeder Jüngling das Mädchen ſeiner Liebe. An der Spitze des Haufens zogen die Glioten, dann folgten die Palikaren und Rumelioten, die Akarnanier und Aetolier. Die von Miſſolunghi und Gregor mit den Livadiern bildeten die Nachhut.

Jetzt drückte ein jeder noch einmal die Gattin, die Geliebte, den Freund, den Bruder an ſein Herz; und wie Notis Bozzaris mit lauter Stimme rief: Im Namen des Herrn! und das Schwert in der Hand ſeinen Glioten voranſchritt, und ſo der Zug ſich langſam in Bewegung ſetzte, ſchaute ein jeder noch einmal nach dem Sternenhimmel über ſich, und ſagte ihm Lebewohl, als ob dieſer Himmel allein nur die Heimath überwölbe, dieſe Sterne allein nur in dem Kreuze der Thürme Miſſolunghi's erglänzten.

Ohne den Zurückgebliebenen noch einmal Lebewohl zu ſagen, zogen ſie, 3000 Streiter und 700

Frauen, aus den Thoren. Hülfloſe Greiſe, Weiber, Kinder, die Gräber ihrer Väter, ihrer Freunde, das Heiligthum des Glaubens, der Freiheit Bollwerk ließen ſie zurück; die Pforte der Hoffnung ſchloß ſich mit Miſſolunghi's Thoren, Alles, was das Leben ihnen geſchmückt, blieb hinter ihnen — vor ihnen — das Grab.

Vor den Batterieen Rigas und Montalembert ſammelten ſie ſich, um von da gegen die beiden Thürme, die Ibrahim dieſen Batterieen gegenüber hatte erbauen laſſen, vorzudringen. Leiſe, als fürchteten ſie den Tod zu wecken, ſchritten ſie vorwärts. Doch kaum waren ſie einige hundert Schritt durch die Ebene gezogen, als ein mörderiſches Feuer aus allen Batterieen und das geregelte Feuer der egyptiſchen Bataillone ſie begrüßte.

Verrath! — rief Notis Bozzaris — Verrath, meine Brüder! Aber nur vorwärts, Gott iſt mit uns! — und unaufhaltſam drängte Alles ihm nach. Die Araber wichen, da ſchmetterten Kartätſchen die Reihen der Anrückenden nieder. — Nur feſt geſchloſſen! rief der Greis, und tauſend Stimmen wiederholten den Ruf, und über die zerſchmetterten Brüder drangen ſie vor immer weiter und weiter. Schon war das Lager erreicht, ſchon glänzten die Zelte durch die Dämmerung der Nacht, da rückten neue Truppen ihnen entgegen, da hörten ſie aus der Ferne von dem Hufſchlag der Reiterei die Erde erdröhnen. — Nur dicht, feſt geſchloſſen! riefen die Männer von Suli; und wie ſie rechts und links ſich umſchauten, von wannen die Reiterei der Egyptier käme, ſahen ſie die hellen Flammen, die über Miſſolunghi aufſtiegen, und von Wuth entbrannt ſtürmten ſie immer vorwärts, nichts konnte ihnen widerſtehen. Doch jetzt, als ſie die Reihen der Zelte hinter ſich hatten, und eben den Bergrücken hinab in das Thal ſteigen wollten, brach die Reiterei hervor. Drei Mal ſetzte ſie an, in die dicht geſchloſſenen Reihen zu brechen, drei Mal prallte ſie ab an dem Muthe der Sulioten, die ihren Marſch unaufhaltſam fortſetzten. So gelangten ſie bis zu dem Kloſter des heiligen Simeon; hier machten ſie einen kurzen Halt, um ſich wieder zu ſammeln und die von Miſſolunghi zu erwarten. Aber nur Einige von der tapfern Beſatzung von Kliſſowa ſtießen zu ihnen;

ſie hatten ſich durch die Reiterei geſchlagen, dieſe im Verfolgen aufgehalten, und ſo den Rückzug der Beſatzung erleichtert.

Doch die von Miſſolunghi kamen immer noch nicht. Zeit war nicht zu verlieren; die Griechen verließen das Kloſter, und da ſie auf der Höhe des Aracynthos die Ihrigen im Mondlichte zu erblicken glaubten, ſchritten ſie wohlgemuth den Berg hinauf. Sie hatten ſich getäuſcht. Ibrahim, durch einen Ueberläufer die Anordnung des Ausfalls genau kennend, hatte die Albaneſer auf den Aracynthos Karaiskaki entgegen geſchickt, und ihr mörderiſches Feuer empfing jetzt die Braven, die ihren Brüdern entgegen zu rücken glaubten; doch trotz der Ueberraſchung drangen ſie unaufhaltſam vor. Mörderiſch war der Kampf, Hunderte von Griechen waren ſchon gefallen, unter ihnen Kokini, der wackere Ingenieur, der edle Schweizer Meyer, Papadiamantopulo und Fabinas. Noch ſtanden die Albaneſer unerſchütterlich; da erſchien auf der äußerſten Höhe des Berges Karaiskaki, er ſtürzte ſich mit wildem Geſchrei den Albaneſern in den Rücken. Dieſe glaubten, die ganze Schaar der in Aetolien verſammelten Griechen ſey es, wichen endlich, und die Schaar der 300 aus Aetolien herbeigeeilten Griechen vereinigte ſich nun mit Bozzaris, der mit 2000 Mann und 300 Weibern nach vielen Mühſeligkeiten über Dervekiſta nach Salona gelangte.

Unter ihnen war der edle Stournaris, der Anführer der Griechen in Miſſolunghi, nicht. Krank, verwundet, hatte er Notis Bozzaris das Kommando übergeben und war dem Zuge gefolgt. Als die Reiterei den Angriff zum dritten Mal erneute, warf er ſich mit einem kleinen Haufen derſelben entgegen, und vereint mit der Beſatzung von Kliſſowa hielt er die Egyptier auf, und rettete ſo vielleicht Bozzaris und die Seinen. Verzweifelt kämpften hier die Griechen. Aus zwanzig Wunden blutend ſank der edle Stournaris; nicht Leonidas ſtarb einen ſchöneren Tod.

Während dieß an der Spitze des griechiſchen Heerhaufens ſich begab, hatten ſich mehre Bataillone egyptiſchen Fußvolkes denen von Miſſolunghi entgegen geworfen, die ſich verſpätet und der Schaar Notis Bozzaris nicht ſchnell genug gefolgt waren. Liaketes führte ſie, — in ihrer Mitte befand ſich der größte Theil der Frauen, an ihrer Spitze Gregor Sarantos und die Livadier, — als die Egyptier auf dieſen kleinen Haufen der 500 bewaffneten Krieger mit dem Bajonnet ſtürmten.

Sie hielten Stand. — Da ſtürzte plötzlich, den Säbel in der Fauſt, von Wunden blutend, einer der Ihrigen ſich in ihre Reihen. Es war Niketas, der während des Tumultes in dem Lager der Türken Gelegenheit zur Flucht gefunden, die Feſſeln gebrochen, und ſich den Weg zu ſeinen Glaubensbrüdern durch die Reihen der Feinde blutig gebahnt hatte. Von ſeinem Anblick ermuthigt, verſuchten ſie noch einmal durchzudringen. Vergebens warfen ſie ſich in die Reihen der Feinde, um, wie einſt Winkelried, mit ihren Leichnamen ihren Weibern den Weg zur Freiheit zu bahnen; die edlen Opfer ſanken nutzlos. Da erſcholl plötzlich in ihrem Rücken der Ruf: Zurück, zurück nach der Stadt! nach den Batterieen! — Sie ſtutzten, hielten an im Kampfe, die Frauen drängten ſich nach der Stadt zurück, die Männer, von ihnen mit fortgezogen, wichen kämpfend nur langſam, und Liaketes ſandte nun die Trauerbotſchaft dem Erzbiſchof, ſeine Anordnungen deſto ſchneller zu treffen. Gregor wollte die Gattin, die ihn nicht verlaſſen hatte, mit Fatime, welche in türkiſcher Kleidung ihr gefolgt, zurückſenden, doch Marina

Athanaſia ſchlang ihre Arme feſt um ihn. — Laß mich an Deiner Seite ſterben! rief ſie, und wich nicht aus dem Schlachtgetümmel.

Von den nachrückenden Arabern heftig gedrängt, zog Gregor ſich fechtend bis an das Glacis der Werke zurück; da hielt er an, ermunterte noch einmal zur tapferſten Gegenwehr, doch — ſchon flog die Baſtion Bozzaris in die Luft. Die Türken ſtürmten über die Werke durch das eine Thor, während die Griechen, von den Arabern gedrängt, durch das andere zogen. Gregor vertheidigte hier mit den Uebriggebliebenen den Eingang, während ein dumpfer Schlag nach dem andern — die letzten Seufzer der heiligen Stadt — das Auffliegen der Baſtionen verkündete; von einer Kugel getroffen ſank er, die Seinen um ihn. Noch kurze Zeit hielt Niketas Stand; auch er fiel.

In den Straßen trafen jetzt überall die von Miſſolunghi auf die Türken, fürchterlich war der Kampf. — Hin zum Meere! riefen die Frauen, und ſtürzten fort, dort Erlöſung von Knechtſchaft und Schmach zu finden. Die Wellen nahmen in ihren kalten Schooß Hunderte auf, die den Märtyrertod ſuchten.

Von allen Seiten umzingelt ſanken die Streiter Miſſolunghi's; die wilden Horden ſtürzten ſich beutegierig durch die Straßen. Nach der Hauptkirche, wohin ſich die Flüchtigen gewendet hatten, folgten ſie den jammernden Weibern und Kindern; doch Capſalis, einer der Primaten, hatte ſich mit einiger Mannſchaft hineingeworfen. Die Greiſe, Frauen, die Geiſtlichen vertheidigten das heilige Haus, ein Kugelregen empfing die Stürmenden; neue Truppen rückten an, ein neuer Kampf begann. — Da ſank die Kraft der Greiſe, ſchwach war nur noch der Widerſtand der Frauen. — Die Pforten wurden geſprengt. — Gedenke meiner, Herr! rief der Erzbiſchof, ein dumpfer Knall theilte die Luft, die Kirche flog mit Greiſen, Weibern und Kindern, mit ihren heiligen Dienern und Tauſenden der Ungläubigen in die Luft.

23.

Auf den Trümmern der eingeäſcherten Stadt hielten am Morgen Ibrahim Paſcha und Reſchid ihren Einzug. — Schrecklicheres ſah ich noch nie! rief, als ſie durch das Thor ritten, der Satrap dem Seraskier zu, der, ſchweigend den Blick vor ſich auf des Pferdes Hals geheftet, ſeines Kindes gedachte.

Da ſah Ibrahim ein türkiſches Weib nahe dem Thore, über einen Leichnam gebogen, knieen; es ſchien auf nichts zu achten, mit ſtarrem, regungsloſem Blicke ſah es auf den mit einem Mantel bedeckten Todten. — Wer biſt Du, Weib?! — rief Ibrahim — was machſt Du hier unter den Sterbenden?!

Das Weib blickte auf, gewahrte Ibrahim, gewahrte Reſchid, und ohne zu antworten nahm es den verhüllenden Mantel hinweg. — Zuleima lag an Gregors Seite, die Bruſt von einer Kugel zerriſſen, da; lächelnd, als habe der Tod mit ſanften Träumen ihr die Augen geſchloſſen, ruhte ſie, die Hand feſt auf des Geliebten Wunde gedrückt.

Und als Reſchid von ſeinem Roſſe ſprang, zu ſeinem Kinde eilte, deſſen Hand faſſen wollte, erhob ſich mit der letzten Kraft des Sterbenden ein Grieche, der unfern der Liebenden in ſeinem Blute lag. Schrecklich war ſein Geſicht zerhauen, aus mehren Wunden ſtrömte noch das Blut; der Arm, auf den er ſich ſtützte, vermochte kaum ihn aufrecht zu erhalten. — Gott iſt gerecht! — rief er mit gebrochener Stimme Reſchid entgegen — Sieh

Dein gemordetes Kind, gedenke Athanaſia's und verzweifle! — Das glühende Auge Niketas blickte ſtarr und wild auf den Paſcha, dann wendete es ſich verklärt gen Himmel. — Das Kreuz wird nicht untergehen! — rief er in prophetiſchem Tone — es ruht in Gottes, nicht in Menſchenhand! — Noch einmal hob ſich die tobende Bruſt, er verſchied.

Auf den Trümmern Miſſolunghi's jauchzte der wilde Hauſe, und während Prozeſſionen und Miſſionaire, Jeſuiten und fromme Brüderſchaften durch das Land der Chriſten ziehen, pflanzt Ibrahim den halben Mond an die Stelle des Kreuzes, zerſtören afrikaniſche Horden die chriſtlichen Tempel Europa's.

Gedruckt bei A. W. Schade in Berlin.

Sämmtliche Schriften

von

A. von Tromlitz.

Neunzehnter Band.

Die drei Wünsche.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1832.

Die drei Wünſche.

Eine ſchwäbiſche Sage aus den Zeiten des
dreißigjährigen Krieges,

von

A. von Tromlitz.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1832.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

1.

Es war am 19ten des April-Monats, in dem ſo thatenreichen Kriegsjahre 1632, als Robert Imhof, ein junger Patrizier von Augsburg, mit verſchränkten Armen in dem hohen Saale ſeines Hauſes auf und abging. Die leeren Wände, auf welchen man deutlich die Stellen bemerken konnte, wo noch kürzlich Schildereien gehangen, gaben eintönig den Schall ſeiner Tritte wieder, und ſo öde, wie Alles in dieſem einſt geſchmückten Saale, ſchien es auch in des Jünglings Bruſt zu ſeyn.

Doch ſo ganz menſchenleer war es nicht um ihn. Vor einem kleinen Tiſchchen ſaß in einem Sorgenſtuhle, an dem einen Ende des Saals, der Hauptmann Montaldo, von des Gallas Regiment zu Fuß. Eine große zinnerne Kanne mit Wein, und ein zinnerner Becher, den er oft leerte und wieder füllte, ſtand vor ihm. Jedesmal, wenn er ihn an die Lippen ſetzte, ſah er mit ſonderbarem Lächeln nach dem jungen Manne, der immer noch, ohne ſich um ihn zu kümmern, mit finſterem Blicke ſchweigend auf und nieder ging.

Robert! rief jetzt der Kriegsmann: der Krug iſt leer und meine Kehle brennt noch, ich muß das Feuer löſchen, habt Ihr noch Vorrath?

Der junge Patrizier ergriff eine Schelle, klingelte und ein alter Diener trat in den Saal. Wein! rief er, und als der Alte mit bittendem Blicke zu zögern ſchien, trieb ihn das finſtere Auge ſeines Herrn und ein barſches Geh! ſchnell hinaus.

Bald kehrte er zurück und ſetzte die gefüllte Kanne, ſie mit Unmuth auf den Tiſch ſtoßend, vor den Hauptmann hin, ſo daß der zinnerne Becher umſchlug.

Gönnſt mir wohl den Trunk nicht, Iſegrimm! rief Montaldo lachend. Hilft Dir doch nichts, alter Sünder!

Das weiß Gott! brummte der Alte. Heute wird es noch reichen, aber morgen.

Nun, was wollen wir mehr? ſagte der Krieger. Morgen halten die Schweden hier Haus; dann finden ſie leere Meſter, ſtatt Neſter. Der Teufel hat den Wein geholt, deſto beſſer!

Der Alte bekreuzigte ſich und ging.

Der junge Patrizier ſchien dieß nicht zu achten. Er ſetzte ſeine einförmigen Wanderungen fort, nur manchmal hielt er an, ſah gen Himmel und ſtampfte verzweiflungvoll mit dem Fuße auf den Boden. Noch wanderte er ſo, noch trank der Hauptmann, als es leiſe, zu wiederholten malen, an die Thüre klopfte. Auf das barſche Herein! Montaldos trat ein altes Mütterchen ein, das, ohne daß Jemand ſie zu bemerken ſchien, eine Verbeugung nach der andern machend, ſchüchtern und erwartungvoll an der Thüre ſtehen blieb. Aber Niemand achtete ihrer. Robert war nur mit ſich beſchäftigt und hatte keine Augen für das, was außer ihm vorging. Montaldo blickte eben in ſeine Kanne, maß den Wein nach ſeinem Durſt und ſchien die Alte nicht bemerken zu wollen, bis ihn endlich das ſtumme Kniren langweilte. Robert! rief er: da ſteht Deine wandelnde Hiobspoſt an der Thüre, gewiß wieder mit einem Schwall Sittenſprüchen und chriſtlichen Reden und dergleichen überflüſſigen Dingen belaſtet! — So ſieh doch nur, wie ſie ſich verbeugt, danke doch dem holden Engel!

Robert blickte auf, ſah die Alte noch ſchüchtern an der Thür ſtehen und der Ausdruck ſeines Geſichts veränderte ſich ſchnell. Mit einem wehmüthigen Lächeln ging er ihr entgegen, reichte ihr die Hand und ſagte mit ſanftem Tone: Guten Abend, Mutter Joſephe! was führt Euch heute noch zu mir? Gute Botſchaft bringt Ihr nicht, das ſagt mir Euer Auge.

Die Alte warf einen bedeutſamen Blick auf den Hauptmann, welcher den Wunſch ausdrückte, mit dem jungen Patrizier allein zu ſeyn.

Sagt nur, was Ihr zu ſagen habt in Gegenwart dieſes wackern Mannes, ſagte Robert.

Auch meine Botſchaft von Fräulein Clara? fragte die Alte.

Auch die! rief er finſter vor ſich hinblickend.

Nun, wenn Ihr es wollt, ſagte Frau Joſephe bewegt: muß ich mich wohl meines Auftrags hier entledigen; überdieß iſt ja für ganz Augsburg Eure unglückliche Geſchichte kein Geheimniß mehr! Darum will ich reden; doch nichts für ungut! Sie verneigte ſich mit einer gewiſſen Zierlichkeit, während der Hauptmann ſeinen Tiſch mit den Trinkgefäßen den beiden näher rückte.

Werther junger Herr! hub nun die Alte an: der Steuerherr Walter läßt Euch ſeinen Gruß entbieten und Euch ſagen: Er wiſſe gar wohl, daß auch das Letzte, was Ihr noch von Silbergeräthe gehabt hättet, nun verkauft und vergeudet ſey, daß die bitterſte Noth Euch drücke und Ihr wenig Hoffnung hättet, bei der Veränderung, die nun bald, durch Gottes Hülfe, in unſerer frommen Stadt vorgehen werde, Eure Glücksumſtände zu verbeſſern. Er läßt Euch daher freundſchaftlich rathen, mit dem Kriegsvolke die Stadt zu verlaſſen, um dem ſtrengen Regimente zu entgehen, das der Schweden-König für die Katholiſchen hier einführen wird. Schon längſt habe er Euch ſeiner Tochter Hand verſagt, jetzt müßte Euch unter ſolchen Umſtänden jede Hoffnung verſchwunden ſeyn; denn einem ſolchen—

Die Alte ſtockte und verneigte ſich. Fahr nur fort, alter Rabe! rief Montaldo: krächze nur Dein Lied zu Ende, ſey nicht bange! Sieh, der liebe Junge ſteht da, ſtarr wie ein Heiligenbild am Kreuzwege. Krächze nur fort!

Wenn Ihr befehlt! ſagte die Alte, ſich zu Robert wendend. Aber verzeiht, mein lieber Herr, wenn ich des Herrn Walters Rede Wort für Wort wiederhole. Denn ein ſolcher lockerer Geſelle, ſo ſagte er, nicht ich, der ſeines Vaters reiches Erbe in zwei kurzen Jahren mit gottloſen, unchriſtlichen Buben verſchleudert hat, — hier warf ſie einen bedeutſamen Blick auf den Hauptmann, der den Becher ergriff, gleichſam dankend ihr zunickte und ihn austrank: — und welcher dem alten Glauben noch anhängt —

Da habt Ihr den Nagel auf den Kopf getroffen! unterbrach ſie Montaldo hell auflachend —

Dem könne er ſein einziges Kind nie und nimmermehr anvertrauen, fuhr ſie ungeſtört fort, während Robert ſtarr vor ſich hin ſah und Montaldo trank.

Und nun, fuhr Frau Joſephe fort, und zog einen ledernen Beutel unter dem Mäntelchen hervor: läßt Euch der Herr nochmals freundlich grüßen und alle Unbilde, Noth und Sorge vergeſſend, die Ihr ihm ſeit Jahr und Tagen gemacht, ſchickt er Euch hier hundert Goldgülden zur Reiſe und ſeinen Glückwunſch auf den Weg! — Sie reichte ihm den Beutel.

Robert ſchleuderte ihn zu Boden, drehte der Alten den Rücken und ging, mit langen Schritten, unmuthig in dem Saale auf und ab, während Montaldo raſch den Becher abſetzte, nach dem Beutel griff und deſſen ſchweren Inhalt, der auf dem getäfelten Fußboden umher rollte, wieder ſammelte. Doch wie der Falke, ſo ſchnell, ſo gierig, ſtürzte die Alte neben ihn, ſuchte mit emſiger Eile auf, ſo viel ſie nur konnte und ſchrie dazu, mit kreiſchender Stimme: Euch gehört dieß ſchöne Geld nicht, ſoll es nie gehören! Für des Teufels Geſellen iſt es viel zu ehrlich erworben!

Aber Montaldo lachte; ihm war der Seckel geblieben und ſeine gierige Hand hatte auch den größten Theil der entrollten Geldſtücke aufgerafft; aber Frau Joſephe faßte ihr Eigenthum und ſchrie aus allen Kräften: Gebt mir meinen Seckel, oder es ſoll Euch bei den Schweden übel ergehen!

Laßt das Geld! rief Robert verdrießlich.

Ihr ſeyd ein Thor! brummte Montaldo, immer noch aufleſend. Uns iſt das Geld ſo nöthig.

Was ich habe, Robert, ſoll mir der alte Drache nicht wieder entreißen!

Gebt Ihr den Beutel zurück! befahl Robert drohend und trat heftig auf ihn zu.

Da nimm ihn, alte Hexe! rief Montaldo, ihr den Beutel vor die Füße werfend. Iſt er ein Narr, ſo büß' er auch dafür! Er nahm die Kanne mit Wein unter den Arm und verließ brummend den Saal.

Gut, daß der fort iſt, ſagte Joſephe, indem ſie ſich nach dem Beutel bückte, den ſie ſchnell unter das ſchwarze Mäntelchen wieder verbarg: nun kann ich Euch doch, mit freiem Herzen, meinen Gruß von Fräulein Clara beſtellen.

Robert drückte ihr ſchweigend die Hand.

Lieber junger Herr! fuhr ſie fort, indem ſie ein kleines Käſtchen unter dem Mantel hervor zog. Auch Clara läßt Euch Lebewohl ſagen und Euch bitten, morgen in aller Frühe von hier zu ziehen; es erwarten Euch ſonſt trübe Tage in Eurer Vaterſtadt. Ihr ſollt in die Welt hinaus, Gottes und ihrer fleißig gedenkend. Sie würde Euch nie vergeſſen. Auch, fuhr Joſephe ſtockend fort: kennt ſie Eure Noth. Hier in dieſem geſtickten Beutelchen iſt ihr Sparpfennig, wenig nur, aber treu geboten. Ihr werdet die kleine Gabe doch nicht zurückweiſen und ſie ſo tief kränken? Hier iſt auch ein Theil ihres Schmucks, noch von ihrer guten Mutter geerbt. Eine Perlenſchnur, die ſie auf dem Banket trug, welches die Stadt dem Marggrafen von Durchlach zu Ehren gab, und wo Euch Clara zum erſtenmal geſtand, daß ſie Euch liebe. Ihr ſollt ſie als Angedenken tragen, könnt ſie aber auch, wenn Euch Mangel drückt, veräußern. Nehmt, lieber Herr, verlaßt mit Gott morgen die Stadt und die böſen Buben, die Euch locken; kehrt als ein frommer Chriſt, Gott und Clara im Herzen, zurück und der Himmel wird Alles noch zum Beßten fügen. Da nehmt; den Beutel hat Clara ſelbſt geſtickt! Sie reichte ihm das kleine Schmuckkäſtchen und den Sparpfennig.

Robert ſtand ſinnend da. Nehmt, lieber Herr! bat die Alte noch einmal. Da faßte er das Schmuckkäſtchen, drückte es an ſeine Bruſt, aber das ſchön geſtickte Beutelchen rührte er nicht an. Liebe Joſephe! ſagte er nun, und ſein ganzes Herz lag in ſeinen Worten: ich werde gehen, ich werde mich von ihr trennen, da ſie es wünſcht und ich fühle, daß ich ihrer nicht werth bin. Die Perlenſchnur will ich zum Andenken behalten, auch in der höchſten Noth will ich mich nicht von ihr trennen; ſie ſey mir ein Talisman auf meinem wilden Lebenswege. Ich will ſie mit dem kleinen, mit edlen Steinen gezierten Kruzifix, vor welchem meine gute Mutter ihr Morgen- und Abendgebet verrichtete, treu verwahren. Heilige Reliquien ſollen mir dieſe Perlen ſeyn.

Faßt Muth, lieber Herr! ſagte nun die Alte zutraulich; wendet Euch zu Gott, verlaßt den welſchen Satan und denkt zuweilen an uns!

Das werde ich, gute Joſephe! erwiederte Robert, — und nun lebt wohl, behaltet Euer Geld und geht. Sagt Clara — auf jedem Pfade meines dunkeln Lebens bliebe ich ihr treu; die Liebe allein, das fühle ich, würde ich mir rein erhalten. Auch ſie ſolle meiner gedenken! Er reichte ihr die Hand; die Alte preßte ſie an ihre Lippen und ging.

2.

So muß ich denn das Vaterhaus als ein Bettler verlaſſen, in die Welt ziehen und nichts mit mir nehmen, als mein laſtendes Gewiſſen! rief er jetzt aus; die Erinnerung an Clara hatte ihn weich geſtimmt und wehmüthig ſah er auf das Käſtchen mit der Perlenſchnur. Er öffnete es. Keine Noth ſoll mich von euch trennen! Wie die Reliquie meiner guten Mutter will ich euch bewahren! Gib mir Kraft, o Schickſal, meinen Schwur zu halten, rief er aus, betrachtete die Perlen, die ihm noch jenen Tag zurückführten, wo er im hohen Rathſaal zum erſtenmal das ſüße Geſtändniß der Liebe aus Claras Munde hörte, wo ſie ihm der Engel geſchienen, der ihn aus ſeinem wilden Leben reißen und auf den Pfad der Tugend zurückführen könnte. Sinnend ſtand er, nach der Vergangenheit traurig blickend; da ſchallte hinter ihm des Hauptmanns Stimme. Schöne, klare Perlen! rief er: wohl manchen Goldgulden werth. Das war doch vernünftig, daß Ihr wenigſtens dieſen Nothpfennig von der alten Hexe angenommen habt, wir zögen ſonſt wahrlich mit ganz leeren Händen aus!

An dieſen habt Ihr keinen Theil! erwiederte der Jüngling finſter, ſchlug das Käſtchen zu und ſteckte es in ſein Koller.

Iſt dieß auch ſo ein werthes Andenken, wie das der Mutter? fragte jetzt Montaldo ſpöttiſch.

Ja! erwiederte Robert. — Auch das bleibt für Euch ein Heiligthum!

Wüßte doch nicht, weßhalb? meinte der Hauptmann mit ſchneidendem Tone. Jenes behaltet nur immer, nach dergleichen gelüſtet mich nicht; dieß aber, dieſe ächten, koſtbaren Perlen, die könnten uns vielleicht noch manchmal aus der Noth helfen, an dieſen laß ich meinen Antheil nicht fahren!

Robert ſah ihn finſter, faſt verächtlich an und verließ ihn.

Knabe! rief nun Montaldo und ſah ihm höhniſch nach. Ward Dir ſchon wieder einer jener ſtolzen Augenblicke, welche Dir das Schickſal zuweilen als Spielwerk vorwirft? Schwacher Knabe! ſpiele nur damit, brüſte Dich mit dieſem ſtolzen Gefühle, Du biſt doch nur ein ſchwaches Rohr in meiner Hand, das ich bewegen, ausreißen und wegwerfen kann, wenn es mir beliebt. Tritt mir nur in ſolcher Stunde mit Deiner Würde und Deinem Stolz entgegen, in der kommenden biſt Du doch ein niedriger Sclav meines Willens und Deiner Lüſte!

Wie ein übermüthiger Reicher ließeſt Du mich Deinen Wein trinken, an Deinem Tiſche ſchwelgen und Dein Geld mit Würfeln und Karten vergeuden. Deine Kreaturen glaubteſt Du zu füttern, für Deinen Zeitvertreib Deinen Diener zu zahlen! — Armer / elender Wicht, der nicht einmal Stärke genug beſitzt, ganz ein Böſewicht zu ſeyn — ich bedurfte Deines Weines nicht, um zu trinken, nicht Deines Geldes, um zu praſſen. Will ich meinen Weindurſt ſtillen, öffnen ſich mir alle Quellen, will ich meinen Gelddurſt ſtillen, alle Truhen! — Ich will von Dir etwas, was Du nicht ahneſt, wofür Dein ſchwacher Geiſt noch keine Begriffe hat. Er blickte auf einen kleinen Ring an ſeinem Finger, unſcheinbar, doch von ächtem Golde. Zwei kleine Diamanten, in deren Mitte ein Rubin funkelte, zierten ihn. Heller wie die Andern glänzte der Karfunkel, es ſchien, als ob eine Flüſſigkeit in ihm wogte, faſt ſo, als ſey ein Tropfen Blut darin verſchloſſen.

Er hob ſeine Linke in die Höhe und ſagte ernſt: Das iſt der Zweck meines Strebens, dieß der mächtige Gebieter, der mich an Dich band, Du elender Narr, und mir befahl, Dich zum Bettler zu machen und Dich in Deinen Lüſten zu erſäufen. Du biſt mein Talisman; auf, kämpfe gegen den Seinen und erringe mir den Sieg.

Riechſt ja immer noch ſo lieblich wie Roſenöl! fuhr er fort: und breiteſt Deine benebelnden Düfte rings um Dich. Harre vergebens, bis Du entſteigſt und Dich formſt. — Montaldo iſt kein Thor! — So lange Du mein biſt, folgſt Du Deinen Brüdern nicht, die ich thörig im Sinnenrauſche verſchleuderte. Darum eile, mich zu verlaſſen, funkelnder Rubin! Er hörte Tritte ſich nahen und ſchwieg.

Robert trat ein. — Montaldo! ſagte er: ich habe ein ernſtes Wort mit Euch zu reden, kommt, ſetzt Euch zu mir! Er rückte einen Seſſel in die Vertiefung des Fenſters, Montaldo ſetzte ſich neben ihn.

Es ſind nun zwei Jahre, ſeit ich Eure Bekanntſchaft machte, hob Robert an. Ich ſchwärmte damals in Eurem Vaterlande umher und begleitete Euch auf Euren Wanderungen. Wir ſchloſſen in Italien ein Freundſchaftbündniß, welches der Zufall in Deutſchland noch feſter knüpfte, als ich es damals ahnen konnte. Ihr folgtet ſeitdem der Kriegsgöttin und dieſe führte Euch vor vier Monaten mit Eurer Fahne hieher. Hier wurdet Ihr mein Hausgenoſſe, und theiltet Alles mit mir, ſo lange ich etwas beſaß! Er ſchwieg, auch der Hauptmann.

Wohin führt Euch morgen Euer Weg? fragte jetzt Robert und ſprang von ſeinem Seſſel auf.

Ich glaube mit den Baiern nach München, antwortete Montaldo gleichgültig.

Nun, ich ziehe nach dem Rhein. — Ihr nach Oſt, ich nach Weſt — und ſo ſind wir getrennt.

Und warum uns trennen? fragte der Hauptmann geſpannt.

Ich habe nichts mehr, was ich mit Euch theilen könnte, und an meiner Perſon wird Euch wohl ſchwerlich viel gelegen ſeyn!

Robert! rief Montaldo aufſpringend. — Wie ungerecht ſeyd Ihr doch. — So lange habt Ihr mich gepflegt, Euren letzten Biſſen, Euren letzten Trunk Wein hab' ich genoſſen, den letzten Eurer Goldgülden hab' ich noch geſtern der Dame Fortuna geopfert und ich ſollte Euch hülflos in die Welt wandern laſſen? Kommt mit mir! Wohin der Soldat zieht, da gibt es Obdach und Nahrung, einem Hauptmann vom Gallas Regiment fehlt es in Eurem Vaterlande an nichts. Theilt Alles mit mir, meine Beute, wie meinen Sold, ich bin Euch mehr noch ſchuldig. Und iſt Euch mein Handwerk nicht ganz zuwider, ſo vertraut meinem Einfluß beim Feldmarſchall Gallas und Ihr werdet mein Fähndrich. Ein ſchmucker Burſche, der die ſchwarze mit Gold geſtickte Fahne wohl gut zu ſchwingen vermag. Folgt mir nach München! Wie? Ihr ſcheint zweifelhaft? — Was wollt Ihr am Rhein? — Betteln? — dazu ſeyd Ihr zu ſtolz. — Arbeiten? — das verſteht Ihr nicht. Das Kriegshandwerk treiben ohne mich? — Würde Euch ohne Fürſprache wohl ſchwer werden, wenn Ihr nicht die Musquete nehmen wollt. Wollt Ihr vielleicht bei dem lothring'ſchen Geſindel, oder bei einem der heiligen drei Churfürſten des Reichs Dienſte nehmen? — Jene hetzen die franzöſiſchen Windhunde zu Tode und dieſe? — der eine iſt in den Händen der Franzoſen, dem andern hat der Schwede das Land genommen und um des dritten Brocken ſtreiten ſich Spanier und Holländer. Oder wollt Ihr zu Jenen? — Da müßt Ihr erſt Euren Glauben verleugnen und unter Prinz Moritz ſcharfem Kriegs-Reglement ſclaviſch Euren Nacken beugen, den Bürger ehren wie Euren Herrn, und den Bauer wie Eures Gleichen. Wollt Ihr zu den Spaniern? — da ſtecken ſie Euch unter die Wallonen und Ihr müßt Euch vor dem ſpaniſchen Hidalgo tief bücken und den Hut ziehen, wenn er, zerriſſen und zerlumpt, ſeine Zwiebel in der Hand, Euch begegnet. Oder wollt Ihr zu den Schweden? — Die nehmen zwar Alles, Heiden und Chriſten, Katholiſche und Kalviniſten, wenn es nur Futter für Pulver und fein zahm iſt; da aber heißt es: Bete, arbeite und ſey zufrieden mit Deinem Sold' und Brod. Und nun gar zu dem Baier, jetzt, da der Schwede ihm ins Land fällt und der ſtolze Churfürſt bei unſerm Generaliſſimus, dem Friedländer, ſeine Rettung ſuchen muß; der wird es die armen Baiern gut entgelten laſſen, was ihr Herr ihm in Regensburg eingebrockt hat. Ja wäre Mannsfeld noch, oder Chriſtian von Braunſchweig, da waren gute Zeiten, da konnte es ein Avanturirer noch zu etwas bringen, da gab's keinen Herrn als das Schwert, keinen Gott als den Teufel, kein Gebot als den eigenen freien Willen! Aber dieſe ſchönen Zeiten ſind vorbei! Darum lob' ich mir die Fahne, wo der mächtige Adler ſeine Krallen nach dem Feinde ausſtreckt; denn der Soldat iſt ein Sohn der Macht, dem Stärkſten iſt am beßten dienen und unter Wallenſtein, Robert! da blüht die alte Zeit noch einmal wieder auf, wo vor einem kaiſerlichen Soldaten die ſtolzen, reichsſtädtiſchen Bürgermeiſter den Hut zogen, und wenn ein Reiter in ein Dorf einritt, Weiber und Dirnen davon liefen und die Männer mit gezogenen Mützen ſeine Befehle erwarteten. — Aber Ihr hört ja gar nicht auf meine Rede — Wo ſeyd Ihr denn jetzt mit Euren Gedanken, Robert!

Wo ich war? ſagte dieſer, wie aus einem Traume erwacht. — Bei ihr!

Aha! bei der liebeſiechen Clara, der ſittſamen

Jungfrau, mit den ſchönen blonden Locken und den begehrlichen blauen Augen.

Laßt Euer Gemälde unvollendet! fiel ihm Imhof in die Rede.

Nun, ich mahle ja ſchön, laßt mich doch gewähren! — fuhr der Hauptmann fort: — doch, was hofft Ihr noch von ihr? — Ein Bettler darf nicht um ein goldenes Prunkgefäß handeln, man weiſ't den Narren vor die Thür, gibt ihm höchſtens einen Zehrpfennig mit auf den Weg, und dankt dann Gott, daß man ſo wohlfeilen Kaufs den zudringlichen Narren los wurde. Nun, ſchon wieder in Gedanken? —

Fahrt fort! ſagte Robert, ſeinen Ingrimm verbeißend.

Die Schweden ſollen rüſtige, rothwangige, gelbgelockte Burſche ſeyn, hübſch fromm, ordentlich, ſittlich und manierlich. So ein ſchmucker Geſelle, in ſeinem blauen oder gelben knappen Wams kann wohl einer Dirne gefallen, zumal wenn er mit ihr aus einem Buche beten kann.

Robert ſchlug ſein finſteres Auge ernſt nach dem teufliſchen Zeichner auf; doch ſchwieg er noch, als Kaspar herein trat. Ohne auf Montaldo weiter zu achten, winkte er den Diener in ein Bogenfenſter. — Haſt Du ſie geſprochen! fragte er leiſe.

Nein, Herr!

Darf ich kommen?

Nein, Herr!

Sprachſt Du Niemand?

Die alte Joſephe.

Und was ſagte dieſe?

Wenn auch das Fräulein Euch ſprechen wollte — was aber nicht der Fall ſey — könne ſie es nicht, denn der alte vorſichtige Herr habe das Haus feſt verſchloſſen und nur die Thüre nach dem Garten, der an die Stadtmauer ſtößt, ſey offen, damit doch das arme Kind, wenn der Mond aufgeht, die Abendluft genießen kann.

Ich verſtehe! rief Robert: alte gute Joſephe! ich verſtehe Dich, Kaspar! Bring den letzten Krug Wein, und dann lege Dich ſchlafen.

Kaspar brachte den Wein, Robert ſchenkte den Becher bis an den Rand voll, hob ihn hoch in die Höhe und ſein Auge blitzte feurig. Der lieblichen Clara! wollte er ſagen, da klopfte ihm Montaldo auf die Schulter und hielt ihm ſeinen leeren Becher hin. Behalte Deine Geſundheit nur für Dich und theile Deinen Wein mit mir! ſagte er höhniſch lachend. Wir wollen, ſtatt Deinem empfindſamen Clärchen, dem goldenen alten Wein Deines Vaters Valet ſagen, denn dieß iſt doch, Meiſter Kaspars Ausſage nach, die letzte Kanne! Er ergriff den gefüllten Becher.

Nun Valet alſo, du guter alter Wein, der mir ſo manche Sorge verſcheuchte und ſo oft den Kopf verwirrte! — Valet, du alter Sorgenſtuhl, auf deſſen weichen Kiſſen ich ſo manchen Rauſch ausgeſchlafen, ſo manchen luſtigen Traum geträumt habe. Valet, du alter Saal, wo die Bilder der Meiſter, die dich einſt ſchmückten, herunter gewürfelt und die Madonnen und Magdalenen, die heiligen Sebaſtians und Dominic, alle auf das Glücksrad der falſchen Würfel geſetzt, fortrollten. — Valet, du öder Schenktiſch. — Deine ſilbernen Pokale vertauſchten wir mit Seidenſtoffen und Geſchmeiden für unſere Dirnen und jeder Kuß, den uns ihre durſtigen Lippen reichten, zahlten wir mit deinem klingenden Silber, und das mit Recht! Durſtige Lippen muß der Schenktiſch netzen!

Und auch du, runde ſilberne Scheibe, für die kein Goldſchmied der Erde einen Heller gibt und die mich zum letzten Male hier anſtiert. — Auch dir Valet, ſilberner Mond, trauter Gefährte heimlicher Liebe.

Den Tiſch, auf den er nachdenkend den Arm geſtützt hatte, umwerfend, eilte der Patrizier bei dieſen Worten ſchnell zur Thüre hinaus.

Narr! rief ihm Montaldo nach. Nur zu, fahrender Ritter! hin zum zärtlichen Abſchiede von Deiner liebeſiechen Clara! Die Tropfen, die ich in Deinen Becher träufelte, ſollen ſchon die letzten Eistropfen Deines Gewiſſens einſaugen und alle Funken der Begier entflammen. Geh nur, Du erbärmlicher Thor, Du kämpfeſt vergebens, Dein Engel hat Dich längſt verlaſſen! Du biſt mein, iſt es heute nicht, ſo iſt es morgen. Doch folgen will ich Dir. — Er verließ den Saal.

3.

Der Abend war warm und ſchön, durch das Silberlicht des Mondes glänzten die Bäume mit ihren weißen Blüthenkronen und hauchten ihr Aroma umher. Der Nachtigall Locken tönte ſchwermuthvoll aus dem zarten Laube des grünenden Gebüſches und das Plätſchern der Wellen des entfernten Lechſtroms murmelte leiſe zu dieſem Liebesgeſange. Wie gigantiſche Maſſen ſtiegen die Thürme der alten Stadt aus dieſem Silbermeer empor und warfen über die hohen Giebeldächer und über die breiten Graben der Stadtmauer ihre dunklen Schatten. Schaukelnd ſpiegelten ſich die bleichen Sterne in der ſtillen Waſſerfläche und als ob ein Jeder ſich an ſeinem eigenen Bilde vergnüge, ſo ruhig und unverwandt ſahen ſie hinab in den Spiegel, den nur ein leiſes Abendlüſtchen bewegte, doch ſo zart und leiſe, daß es, kaum ſeine Wellen kräuſeln, nur mit dem jungen Laube der Bäume zu ſpielen ſchien und auch nicht ein Blättchen der Apfelblüthe auf ſeinen ſanften Schwingen davon trug. Durch dieſes Silberlicht, das Ruhe über die ganze Landſchaft verbreitete, leuchteten die Wachtfeuer der Schweden hell und flackernd und das Kriegsleben auf der Höhe ſchien der Stille der Natur zu ſpotten, welche in dieſer verhängnißvollen Zeit der

Hoffnung und Furcht heute wohl nur wenige Augen geſchloſſen hatte.

Jetzt, als die dumpfen eilf Schläge vom St. Ulrich durch die Lüfte zitterten, ſchritt ein Mann durch das rothe Thor, wo eben die Kompagnie Montaldos die Wacht hatte und ging, im Mantel gehüllt, längs dem breiten Stadtgraben, band einen dort befeſtigten Kahn los, ſtieg ein und führte das Ruder mit kräftiger Hand. Es war Robert Imhof. In der Mitte der Fluth glitt das leichte Fahrzeug mit ihm über die Sternbilder dahin, einem alten abgetragenen Thurme der Stadtmauer zu, über welchen eine Fliederlaube ſich freundlich wölbte. Der Mond warf ſein ſtilles Licht in die, ſchon mit grünen Blättern und bunten Blüthen Geſchmückte, und erhellte magiſch ihre Dämmerung.

Ueber die Brüſtung des Thurmes ſah Robert jetzt eine weiße Geſtalt ſich beugen, die ſpähend umherblickte. Sie ſchien aus der Ferne eine Himmliſche zu ſeyn, die mit einem Strahlenkranze umgeben das dunkle Grün der Laube zu einem Smaragd-Dom bildete. Die Hoffnung hatte ihn nicht betrogen, Clara war die holde Erſcheinung, ſie war es und harrte dort ſeiner. Emſiger ruderte er, den ſeine Phantaſie mit den glühendſten Bildern umgaukelte. Jetzt war er am Fuße der Mauer. — Jetzt hörte er ihre liebliche Stimme rufen: Biſt Du es, Robert?

Ich bin's! antwortete der Glühende, und ſtreckte ſeine Arme empor. Ach nimm mich auf!

Kann ich? — Darf ich? liſpelte Clara.

Wenn Du mich liebſt, wenn Du mich nicht in Tod und Verzweiflung jagen willſt, ſo laß mich an Deiner Bruſt ein Lebewohl ſagen; ein Lebewohl, vielleicht auf ewig!

Ich darf nicht, Robert! Und wäre der Thurm auch nicht ſo hoch und ſteil, könnte Dich ein kühner Sprung zu mir herauf führen — ich dürfte nicht!

Nennſt Du das Liebe, Clara? Iſt dieſe kalte Beſorglichkeit die Gluth der Leidenſchaft?

Robert! ſagte das Mädchen mit weichem bittenden Tone — Trübe mir dieſe ſchreckliche Stunde nicht noch mehr. Laß mir die Hoffnung eines fröhlichen Wiederſehens, laß mich nicht mit Grauſen an unſere Trennung, an unſere Zukunft denken — Höre mich, Geliebter, höre mich und faſſe Muth!

Das Plätſchern der Wellen, die an dieſen Thurm ſchlagen, übertönt jedes Deiner Worte! rief Robert. Nimm mich auf zu Dir! — Hier dieſe Strickleiter, ich werfe ſie hinauf, befeſtige ſie!

Um Gottes willen nicht! rief Clara.

Hab' Acht! rief der Jüngling und warf die zuſammengerollte Strickleiter mit kräftiger Fauſt in die Höhe; ſie erreichte die Laube nicht, ſie fiel in den Graben und ſchwamm dahin.

Du ſiehſt, lieber Robert, rief nun das Mädchen: — es ſoll nicht ſeyn! Bleib unten, höre meine letzte Bitte.

Und ſollt' ich in den Wellen mein Grab finden, ich muß Dich noch Einmal an mein klopfendes Herz drücken, ich muß noch einmal die Seligkeit genießen, an Deiner Bruſt zu ruhen; dann mag das Schickſal mich hinſchleudern, wohin es will! Er warf das Ruder weg, und klammerte ſich feſt an die Ritzen des alten Thurms — hier fand ſeine Hand einen hervorragenden Stein, dort der Fuß eine Höhlung, die der Zahn der Zeit hineingewühlt, und immer höher und höher ſtieg er ſo hinauf. Schon wogten weit unter ihm die kräuſelnden Wellen, ſchon ſah er deutlich den ſorgſamen Blick in dem Auge des Mädchens, die ſich über die Brüſtung herniederbog, mit unausſprechlicher Angſt ihn immer näher heraufklimmen ſah, und doch nicht wußte, was ſie vom Himmel erflehen ſollte.

Aber jetzt hielt er plötzlich an — ſeine Hand ſuchte vergebens in weiten Kreiſen, nirgend fand ſie eine Spalte. Glatt war hier die Mauer, nirgend ein Halt. — Ueber dem Waſſer ſchwebte er zwiſchen Himmel und Fluth. Clara! rief er mit dem dumpfen Tone der Verzweiflung — Auch meinen letzten Wunſch mißgönnt mir mein finſteres Geſchick — ich kann nicht mehr, nicht hinauf, nicht hinunter! Der Kahn ſchwamm fort.

Um Gotteswillen, halte Dich, Robert! rief das zitternde Mädchen — Halte Dich nur bis ich wiederkehre, ich eile nach Hülfe!

Bleib! rief er: ehe Du wiederkehrſt erſtarren meine Glieder und ich ſinke hinab. Gönne mir den Troſt, daß ich vor Deinen Augen ſterben darf!

Robert! Robert! jammerte die Arme: kann ich denn nichts für Dich thun, als beten?

Bete nicht! rief der Unglückliche: für mich iſt ſelbſt der Engel Gebet vergebens. — Leb' wohl! mir ſtarrt der Arm, ich kann nicht mehr!

Da gedachte die Jungfrau eines Seils, das in der Mauer befeſtigt war, um mit einem Eimer das Waſſer heraufzuziehen. Nur noch einen Augenblick halte Dich, rief ſie und warf ihm das Seil hinab; des Mädchens zarte Hand half — er hob ſich über die Brüſtung — ihre Arme umſchlangen ihn — kraftlos ſank er an ihr nieder.

Da ruhte nun ſein braungelockter Kopf an ihrem klopfenden Buſen, wie der entſchlafene Sünder an der Bruſt eines ſchützenden Engels. Sein Auge blickte matt an ihr hinauf, die den kalten Todesſchweiß von ſeiner Stirne trocknete, die dunkeln herabgefallenen Locken aus ſeinem erloſchenen Auge ſtrich und uneingedenk, was ſie beginne, ihre bebenden Lippen auf ſeine verblichenen drückte, als ſolle ihr Athem neue Lebensgeiſter ihm einhauchen.

Ach wohl, Du frommes Kind, rief Dein Kuß das entſchlummerte Leben hervor. Gluth ſtrahlte aus ſeinem Auge, ſeine erſchlafften Arme hoben, ſchlangen ſich um Deinen Nacken und zogen Dich hernieder, noch einmal Lippe an Lippe zu preſſen.

Ach! und mit dieſem Kuß ſtrömte die Gluth des Weins, ſtrömte die Begier durch ſein erhitztes Blut; feſt hielt er die Jungfrau, bei welcher noch immer die Sorge um ihn jeden andern Gedanken verſchlang, feſt hielt er ſie mit ſeinen Armen umfangen und drückte ſie krampfhaft an ſich.

Laß mich los, Robert! rief ſie plötzlich, als ſeine Lippen glühend auf den ihrigen brannten und die Kraft, mit welcher ſein Arm ſie umſchloß, ihr die Beſinnung zurückgab. Höre mich, Unglücklicher! Ich habe Dich geliebt, treu, wahr und innig! Nicht meines Vaters Thränen, nicht meiner Mutter letzte Bitten konnten meine unglückliche Liebe tödten, nicht Dein zügelloſes Leben. — Sah ich Dich, glaubt' ich nicht was ich hörte; hört' ich Deine Schmeichelworte, glaubt' ich nicht was meine Augen ſahen! — O laß mich los und zerſtöre nicht ganz den Traum meines Lebens!

Doch immer feſter ſchloß er ſie an ſich, immer feuriger ward ſein Auge, brennender ſeine Lippen. Robert! rief ſie nun glühend vor Zorn, ihre letzten Kräfte ſammelnd: Nun haſt Du ſelbſt den Kampf beendet, Du haſt die letzte Wehmuthſtunde mit Abſcheu in meinem Herzen eingegraben, und all' meine Liebe, meine Achtung iſt hin!

Sie wand ſich los, ſtieß ihn zurück und ſchnell, gleich dem Gedanken, ſprang ſie von dem Raſenſitz auf die Brüſtung des Thurmes.

Wie ein zürnender Engel ſtand ſie vom Mondlicht beleuchtet da! thränenlos, aber düſter ſah ihr Auge nach ihm, der in dem Anblick ihrer Schönheit versunken, regunglos vor ihr ſtand. Clara! rief er jetzt und ſtreckte die Arme nach ihr: kehre zurück an meine Bruſt. —

Sie ſchwieg, hob ihre rechte Hand abwehrend und winkte ihm, ſich zu entfernen.

Clara! rief er noch einmal und ſchon hob ſich ſein Fuß.

Nahſt Du mir, Unglückſeliger! rief jetzt das Mädchen: ſo ſtürze ich mich in die Fluth! nur noch einen Schritt, und ich ſuche da unten meine Rettung.

Starr ſah Robert nach ihr hin. Größer, erhabener, faſt grauenhaft ſchien ihm jetzt die liebliche Geſtalt. Ihr ſanftes Veilchenauge blickte zornig, ihre Roſenlippen, ſonſt ſo freundlich und lieb, drückten Verachtung und Abſcheu aus, ihre

Linke zeigte hinunter nach den dunklen Wellen, während die Rechte des Herzens lautem Klopfen begegnete. So ſtand ſie wie eine Heilige, die entſchloſſen iſt, eher das Leben zu opfern, als einen Strahl ihrer Glorie.

Noch einmal bat er ſie, herabzuſteigen, doch ſie blieb auf der Brüſtung des Thurmes ſtehen, und eine Bewegung der Hand bat ihn, zu ſchweigen.

Wir ſind getrennt von jetzt an, getrennt für ewig! rief ſie und legte, ſchmerzvoll gen Himmel blickend, die Hand auf's Herz. Für Deine unheilige Liebe ſchlägt dieß Herz nicht mehr! — Geh, verlaß, vergiß mich. Geh, Unglücklicher! Mein Auge erblicke Dich nimmer!

Wild ſah Robert zu dem Mädchen auf, noch unentſchloſſen, was er beginnen ſollte.

Du kennſt mich! fuhr Clara fort. — Ehe mich Deine wilde Gluth noch einmal in die Arme ſchließt, eher weih ich mich dem Tode!

Nun ſo laß ich auch dieß zurück, dieß lockere Band der Liebe! rief Robert jetzt. — Dieß Band, das mich allein noch mit ſeinen loſen Fäden an die Tugend knüpfte. Lebe wohl! ich gehe!

Doch wohin? fragte er ſich beſinnend. Das

Haus iſt verſchloſſen, ſoll ich mich hinunterſtürzen in die Fluth? — Wohin ſoll ich, wohin kann ich, wo Dein Arm mich nicht geleiten müßte?

Großer Gott! rief das Mädchen jammernd.

Siehſt Du, ſtolze Dirne! ſagte er: Hier hat das Schickſal uns feſt gebannt! Du mußt von der Todespforte hinweg, herunter in meinen Arm, oder da ſtehen bis der Morgen graut und die Schweden aus ihren Schanzen die Heilige im Frühroth erblicken.

Gott! rief das Mädchen: jetzt ſind meine Augen geöffnet. Ehe ſie noch einmal ſich liebend nach Dir wenden, lieber da hinab in des Todes Arm! Sie ſah bebend hinunter — ein lauter Schrei entfuhr ihr. — Da! Da! rief ſie und zeigte die Mauer hinab.

Was iſt da? fragte Robert, und wollte auf die Brüſtung.

Zurück! rief ſie: zurück! Ich ſtürze mich bei Gott lieber in die Arme des Teufels!

Da tönte ein hölliſches Lachen von unten herauf. Montaldo, Du? rief Imhof.

Faſſe ſie nur! rief dieſer. Die Liebesgluth ſcheut das Waſſer.

Fräulein! ſagte nun Robert, von Montaldos frechem Worte empört: Geht, wenn es Euch beliebt, nach jener Seite, ich werde an dem Seile mich in den Kahn hinunterlaſſen, und Euch ſo von meiner Gegenwart befreien! Er warf das Seil über die Brüſtung und indem er ſich hinauf ſchwang, blickte er noch einmal nach der zürnenden Jungfrau. Lebt wohl! ſchließt mich in Euer frommes Gebet! rief er von ihrem Anblick ergriffen und ließ ſich herab. Montaldo nahm ihn in ſeinen Kahn auf.

Lange noch ſah Clara ihm nach, faltete ihre Hände, und den Blick gen Himmel gehoben, rief ſie: Schütze ihn, Vater im Himmel, ſende ihm einen Deiner Engel und laß ihn nicht ganz untergehen.

4.

Mit Dir kann man nichts beginnen! zürnte Montaldo, als ſie im ſchaukelnden Kahne nach dem rothen Thore zurückfuhren. Jeden Augenblick rufſt Du die hölliſchen Geiſter und kommen ſie, dann haſt Du keinen Muth, Deinen Spruch zu beenden und ſie in Deinem Kreiſe feſt zu bannen. Ungenützt verſchwinden ſie Dir wieder! Treibe nicht Dein Spiel mit dem Teufel, am Ende nimmt er den Spaß übel und Du zahlſt dann die Koſten, ohne zu genießen. Er hielt inne, auch Robert ſchwieg. Du biſt, fuhr Montaldo fort: wie ein verzogenes Kind, das ewig will und will, und am Ende doch nicht weiß, was. Da ſtehe ich jenſeit des Grabens, ſehe Dich wie einen Ritter der Tafelrunde kühn ein Abenteuer beſtehen, ſehe, wie Du mit keckem Muthe den bezauberten Thurm hinaufklimmſt, und nur noch wenige Schritte vom Ziel bleibſt Du kleben, wie eine todte Mauerſchwalbe, faſt zwiſchen Himmel und Erde verendet; und als Dir das zitternde Mädchen ſelbſt die Hand bietet und Dich an ſich zieht, läßt Du ſie entſchlüpfen und ſtehſt vor ihr wie ein Knabe!

Glaubſt Du denn wirklich, fuhr er fort: ſie hätte ſich lieber in die kalten Fluthen als an Deine glühende Bruſt geſtürzt? Glaubſt Du denn wirklich noch an Weibertugend? — Hätteſt Du ſie nur mit kräftigem Arme gefaßt, ſie hätte mit

Freuden den Kampf gegen ſich ſelbſt aufgegeben und ihre bebenden Lippen hätten Dir am Ende noch gedankt. Aber ſo läßt Du die Schäferſtunde ungenützt vorübergehen! Glaubſt Du, ſie kehre je wieder? Nie! — Wie die Uhr, die jetzt Mitternacht ſummt, nur Einmal mit ihrem dumpfen Schlage den geſtrigen Tag von dem heutigen trennt, und nie, wenn ſie auch Jahrhunderte tönt, dem hingeſchwundenen Tage noch einmal ſchlägt, ſo ſchlägt die Schäferſtunde dem Geliebten nur einmal und mit ihrem letzten Schlage iſt ſie für immer entflohen!

Da nimm den Tropfen! er reichte ihm einen Becher. Trink, um Dich abzukühlen, und ſitze nicht ſo ſchweigend und verzweifelnd da. Oder iſt der dämoniſche Geiſt Deiner Begierden noch im Kampfe mit Deinem goldgelockten frommen Engel? Oeffne dem Engel das Thor, laß ihn auffliegen, ſchenk' ihm die Freiheit, was ſoll er in Deinem Herzen, will er nicht in Deinen Armen ruh'n? Fort mit dieſem langweiligen Plagegeiſt, der zu nichts taugt, als den Mahner in unſerm Innern aus ſeinem Schlafe zu rütteln und den Wein zu verbittern, wenn Du ihn trinken willſt. Laß ihn den frommen Schweden und ſuche Dir ein anderes Liebchen. Wie die Pilze wachſen ſie überall auf Gottes Erde, bücke Dich nur, und Du haſt ſie.

Robert hatte während dieſer langen Rede vor ſich hingeſehen und wenig auf den Hauptmann geachtet. Doch jetzt, als Montaldo ſchwieg, rief er plötzlich: All' meine Liebe, ſo ſprach ſie, all' meine Achtung iſt hin! Nun ja! Verachtung löſ't die Bande der Liebe. — Es ſey! Und ich Thor konnte ihr noch ein Lebewohl nachrufen, ſie bitten, mich in ihr Gebet einzuſchließen, ſie, die mich verachtet? — Fahr' hin! fahr' hin! was mich hier noch feſſelte! — Die Vaterſtadt laß ich den ketzeriſchen Schweden, das Vaterhaus den Gläubigern, der Närrin ihr liebearmes Herz! Der Welt will ich fortan leben und ihren Freuden, ich will ſie pflücken wo ich ſie finde und in jeder Geſtalt. Montaldo! rief er jetzt, da der Kahn ſtille hielt und dieſer ausſtieg. Nicht mehr ſchwankend wie dieſer Kahn, nicht ſchwankend wie ein Rohr will ich von jetzt an feſt ſtehen auf meinem Lebenswege, nur genießend ſoll mir ein neues Leben aufblühen!

Brav, Junge! rief Montaldo und umſchlang ihn. Folge meinem Beiſpiel!

Deinem Beiſpiele? ſagte Robert finſter. Mir ſelbſt bin ich genug, genug, mir meinen eigenen Lebensweg vorzuzeichnen und nach meiner Art ihn zu wandeln.

Nun wie Du willſt! ſagte Montaldo höhniſch lachend: wenn Du es kannſt, ſo thu' es.

Er folgte ihm in ſeine Wohnung.

5.

Dort erwartete ihn Kaspar ſchon längſt. Mit thränenden Augen hatte er auf des Herrn Geheiß die Mantelſäcke geſchnürt und Alles zur Abreiſe bereitet. Schweigend leuchtete er ihm in das Schlafzimmer, wo ihn zum letztenmal das gewohnte Lager zum Schlummer einlud.

Robert trat an's Fenſter und ſah in die mondhelle Nacht hinaus. Kaspar hatte die Kerzen angezündet, ſtand ſchweigend hinter ihm und betrachtete den ſchönen kräftigen Jüngling mit Wohlgefallen und Schmerz. Ein tiefer lauter Seufzer quoll aus ſeiner treuen Bruſt. Robert wendete ſich nach ihm.

Herr! fragte der Alte bittend: Ziehen wir denn wirklich morgen von hier?

Wir ziehen!

Und wohin?

Wohin mein Schickſal mich treibt!

Wollt Ihr, wenn es denn geſchieden ſeyn muß, ſagte jetzt der Alte wehmüthig und nahm die beiden brennenden Kerzen vom Tiſche: wollt Ihr denn nicht Eurem väterlichen Hauſe ein Lebewohl ſagen, noch einmal umhergehen in den alten öden Zimmern, und Euch ſo mit den Eurigen noch einmal befreundend, zur langen Reiſe ſtärken? Kommt, lieber Herr! folgt mir!

Er ging voran, Robert folgte. Die Worte des Alten hatten eine ſanfte Seite ſeines Herzens berührt; er folgte, wie von Sehnſucht gezogen, noch einmal jede Erinnerung zu ſammeln und ſie aus dem Vaterhauſe mit ſich zu nehmen. Langſam ſchritt Kaspar die Treppe hinab. Hier ſeht, ſagte er und hielt die Kerzen hoch empor: den großen Hausflur leer und öde. Sonſt lagen Güter hier und Ballen und Fäſſer, da war ein Treiben und Wirren — jetzt iſt alles todt und ausgeleert, man könnte hier Kirche halten und das ganze Stadtviertel fände Platz. Hier vorne zur Linken war die Wohnſtube Eurer Eltern, wo ſie nach gethaner Arbeit allein ſaßen und ruhten. In dieſem hohen Lehnſtuhl — ach wie haben ihn die Motten zernagt — ſaß der alte Herr; dort am Fenſter Eure ſelige Mutter. — Gott lohne ihr! Als Ihr noch ſo klein waret, ſaßet Ihr auf jenem niedrigen Schemel und ſpieltet zu ihren Füßen; doch kommt nur, lieber Herr! Ihr erinnert Euch deſſen gewiß noch beſſer als ich. Seht, das Wandſchränkchen, das den Kuchen und den ſüßen Wein, nach dem Ihr oft ſo ſehnlich blicktet, verſchloß, und der ſich immer öffnete, hattet Ihr Euer Morgengebet recht andächtig hergeſagt — Jetzt iſt er leer, nichts mehr darin, kein Kuchen, kein Wein, Spinnen hauſen hier.

Er ſchritt jetzt über den Hausflur zurück. Hier zur Linken des großen Thorweges, welcher auf den geräumigen Hof führt, ſteht die große gewölbte Küche offen — Da, fuhr er fort: brannte ſonſt ein kleines Feuer, die Morgenſuppe zu kochen, ein gar wackeres, das kräftige Mittageſſen zu bereiten, ein ſparſames zum Nachteſſen. Späterhin flackerte es vom Morgen bis Abend — Nun iſt es ganz erloſchen! Wollen heraus, lieber Herr! Der Zugwind, der durch die offne Speiſekammer zieht, löſcht uns die Kerze aus. Kommt, hier gegenüber! Seht! er ſchloß eine eiſerne Thür auf. Hier war des Herrn Schreiberei — wie oft habt Ihr hier geſeufzt und geſchwitzt, wenn Euer Vater dort vor dem Pulte ſaß und Euch zur Arbeit antrieb, wenn die Briefe aus Italien und den Niederlanden einliefen und es vollauf zu thun gab. Damals kamen auch ſchöne Dublonen und Goldgülden ein und von dem, was erübrigt und ſauer erworben wurde, bekam die thätige Hausfrau ein Drittel und das Uebrige verſchloß der Herr in dieſen großen eiſernen Kaſten. Wenn nun die ſchweren Geldſäcke hineinrollten, ſagte der Vater zufrieden lächelnd: dieß für meinen Robert!

Kaspar! rief der Patrizier zornig.

Aber dieſer fuhr ruhig fort: Dann ſchloß er die drei großen Schlöſſer bedachtſam zu und verwahrte ſorgfältig die Schlüſſel. Jetzt ſteht der

Kaſten offen — ſeht, ein Mäuschen ſpringt heraus, er iſt leer!

Hier, fuhr er fort, die kleine mit Schnitzwerk verzierte Thür öffnend: hier war das Schlafzimmer Eurer Eltern. Noch ſteht das hohe Ehebett; aber wer jetzt darin ruhen wollte, würde auf hartem Stroh liegen müſſen. Hier, lieber Herr, erblicktet Ihr das erſte Licht der Welt; unter Schmerzen und Noth gebar Euch die Mutter und als Ihr den erſten Schrei des Lebens thatet, nahm Euch der Vater auf ſeinen Arm, hielt Euch der Jammernden entgegen und rief: Ein Knäblein iſt uns geboren, dem Herrn ſey Dank! O, der alte Herr freute ſich wie ein Kind. Dieſe ſpaniſche Dublone, die ich noch in meinem Beutelchen verwahre, ſchenkte er mir an dieſem Tage, und ich verſprach ihm, den Neugebornen nicht zu verlaſſen in Noth und Gefahr und ich will es auch halten, wenn Ihr mich nicht verſtoßt.

Lieber Herr! Laßt die Thränen nur immer aus Euren Augen quellen, ſchämt Euch ihrer nicht, ſie ſind eine Gottesgabe und öffnen oft das verſchloſſene Herz. Kommt! tretet hieher. Er zog einen Vorhang auf. Knieet hier in dieſem verlaſſenen Betſtuhle nieder, wendet Euch zu Gott, ruft die Selige, die hier täglich demüthig zum Himmel ihr Herz erhob, zu Eurem Beiſtand auf, ihr gleich zu werden an Frömmigkeit und Tugend.

Unwillkührlich war Robert auf ſeine Kniee geſunken, aber raſch ſprang er wieder auf. Ich kann, ich mag nicht beten! — Komm Alter, komm hinauf, hier unten wird es mir unheimlich! rief er.

Da ſey Gott vor, ſagte der Alte: daß Ihr nicht mehr beten könntet — nicht mehr beten wolltet. Er ging kopfſchüttelnd die Treppe voran und öffnete den großen Saal. Nun, hier iſt Euch Alles wohl bekannt! ſagte er bewegt. Hier waret Ihr zu jeder Stunde im Tage. Sonſt war dieſer ſchöne Saal verſchloſſen, nur an dem jährlichen Hochzeittage Eurer Eltern, oder wenn ein Freudenfeſt in der Familie war, wurde er geöffnet, die ſchön vergoldeten Pokale und Becher geputzt und aufgeſtellt, die goldenen Leiſten und Rahmen vorſichtig abgewiſcht und ſchönes wohlriechendes Oel in die große Ampel gegoſſen, und dann nach alter Sitte wacker geſchmauſ't und gezecht bis in die tiefe Nacht hinein. Auch beſchloß wohl ein ehrbares Tänzchen den Ehrentag.

Zuweilen auch, wenn fremde Kaufherren oder Künſtler aus Italien kamen, öffnete der alte Herr mit hohem Selbſtbehagen die vergoldeten Thüren, zeigte die geſammelten Schätze aus Italien, den Niederlanden und Deutſchland und die Künſtler und Kaufherren gingen bewundernd umher und Euer Vater hatte daran gar große Freude. Ja, lieber Herr! ſagte er jetzt zu Robert, der vor einer Wand unbeweglich ſtehen geblieben war und nach der leeren Stelle ſah, wo einſt ein großes Gemälde gehangen haben mußte: ſo wie Ihr jetzt ſteht, ſtand Eure ſelige Mutter auch oft auf dem nämlichen Fleck und ſah nach dem Bilde, was damals hier hing. Es war eine Mutter Gottes mit ihrem Gefolge von edlen Jungfrauen, die voran zum Tempel ſchritten, ihre Opfer auf den Altar zu legen. Der große Meiſter, Albrecht Dürer, hatte es gemalt und es ſoll ein köſtliches Kunſtwerk ſeyn. Unter den Jungfrauen war eine, die ein Körbchen mit Blumen trug, worin zwei weiße Tauben friedſam ruheten. Sie war in ein langes lichtblaues Gewand gekleidet, ihre gelben

Locken rollten gar ſchön über die weißen Schultern und ihr dunkles blaues Auge blickte Einen ſo freundlich und lieblich an, daß man wahrlich die heilige Mutter über dieſe Jungfrau ganz überſehen mußte. Ich hörte wohl oft, der alte Meiſter Dürer habe aus Dankbarkeit für freundliche Aufnahme in dem Hauſe von Fräulein Clarens Großmutter dieſe einſt als Madonna abkonterfeien wollen, da ſie aber beſcheiden dieß abgelehnt, und ſich deſſen nicht würdig geachtet, habe er ſie als eine der Jungfrauen gemalt und ſie ſey nun ſo ſchön und himmliſch geworden, daß der alte Meiſter trotz ſeines Bemühens nicht vermocht habe, die heilige Mutter ſo ſchön als dieſe Jungfrau zu bilden. Oft wenn Eure Mutter vor dem Bilde ſtand, bat ſie den Himmel, daß er Euch einen ſolchen Engel wie die Jungfrau mit dem lichtblauen Kleide zuführen möchte, und Gott ſchien ihre Bitte erhört zu haben; Fräulein Clara, ganz das Ebenbild ihrer Großmutter, ſah der Jungfrau zum Sprechen ähnlich und deßhalb ſchenkte es auch Claras Mutter der Eurigen und deßhalb hat auch Herr Walther das Bild ſo theuer wieder erſtanden.

Clara! rief Robert heftig und ſtürzte nach der Thüre zur Linken.

Halt, lieber Herr! rief Kaſpar: dort ſchläft der Teufel, laßt den ruhn.

Kaſpar! rief jetzt Imhof und hob drohend die Fauſt.

Und ſchlügt Ihr dieß alte greiſe Haupt auch mit eigener Hand, ich würde mich doch vor dem da drinnen bekreuzen; denn, iſt er auch der Teufel nicht ſelbſt, rief er: iſt er doch gewiß einer ſeiner hölliſchen Diener.

Schon oft verbot ich Dir, in dieſem Tone von dem Hauptmanne zu ſprechen! ſprach Robert zornig: und wagſt Du es noch einmal —

Lieber Herr, ich muß! So wie mich keine Gewalt des Satans von Euch trennen kann, ſo treibt mich die Stimme Gottes an, Euch vor dem Böſen zu warnen. Er iſt der hölliſche Geiſt, der Euch umſtrickt. — Zieht nicht mit ihm, — zieht mit Gott!

Narr! das iſt vorbei! erwiederte Robert beruhigter. Meinen Weg habe ich gewählt.

Gebe Gott, daß es der Weg zum Heile ſey! ſagte der Alte. Doch ich höre die Pferde unten ſcharren. Sie verlangen nach Futter, komme ich nicht zur rechten Zeit, ehe Montaldos Diener aufſteht, bekommen die armen Thiere nichts von dem letzten Hafer, und müſſen hungrig die lange Wanderung antreten. Auch dämmert der Morgen ſchon, legt Euch einen Augenblick zur Ruh. Erlaubt, daß ich hinunter gehe, ich will Euch ſchon wecken!

Robert winkte bejahend, der Diener ging.

6.

Freundlich ſtieg die Morgenſonne über Augsburgs Thürmen auf. Hell funkelten, in ihrem Glanze, die Waffen des ſchwediſchen Heeres, das, in Schlachtordnung auf den Höhen aufgeſtellt, den Befehl zum Einmarſch erwartete. Laut jauchzten die Bürger, von denen wenige nur noch dem alten Glauben anhingen, dem Beſchützer der Augsburgiſchen Confeſſion entgegen, der die Feſſeln der Andacht löſend, ihnen die Freiheit des Geiſtes wieder gab.

Schweigend und finſter ſtanden die Baieriſchen Fahnen und des Gallas Regiment auf dem Markte zum Abmarſch bereit. Große verdeckte Wagen, mit den Erpreſſungen beladen, waren in den Straßen, die nach dem rothen Thore führten, aufgefahren. Mit neidiſchen, wüthenden Blicken ſahen die Bürger ſie daſtehen. Gern hätten ſie ſich auf ſie geworfen und den Raub getheilt, aber wie das Pantherthier, mit blutiger Tatze ſeine Beute feſthaltend, ſpähend umherblickt, ob ein Feind nahe, der ſie ihm entreißen könnte, ſo gierig und ſorgſam bewachten die Kriegsleute dieſen, unter ſo manchen Thränen erpreßten Lohn ihres Handwerks, und ſchienen ungern den Ort zu verlaſſen, wo es ihnen ſo wohl gegangen war.

Nur einer unter ihnen, Hauptmann Montaldo, verließ die Stadt freudig und gern. Er hatte Robert Imhof in ſein eigenes Schickſal ſo eng verflochten, daß er ohne ihn ein mühſames gefährliches Werk von neuem hätte beginnen müſſen. Daß ihm der junge Patrizier folgen würde, war er gewiß, daß er ihn außerhalb der Mauern Augsburgs, wo ihn die Liebe und eine gewiſſe Scheu vor ſeinen Mitbürgern noch von mancherlei abhielt, mehr noch in ſeine Gewalt bekam, konnte er hoffen; er blickte daher ſpähend nach der Gegend, von welcher er kommen mußte; doch nirgend ließ ſich der junge Patrizier ſehen. Er wurde unruhig; ſchon verkündeten die Trommeln den Aufbruch, ſchon hörte er von fern die ſchwediſchen Trompeten ſchmettern und ihre Pauken wirbeln, noch war Imhof nicht da. Jetzt tönte das Kommandowort. Die langen Reihen der Baiern ſetzten ſich in Marſch, des Gallas Regiment folgte. — Augsburg lag hinter ihnen.

Während dem ſtanden Roberts Pferde ſchon lange im Hofe gepackt und angebunden. Auf dem Altane ſeines Hauſes ſtand er ſelbſt und ſah, ſo wie es ſchien, mit Ruhe auf das Treiben und Wogen in den Straßen und achtete nicht auf die Mahnung ſeines Dieners, zu eilen, um noch vor den Baiern, wenigſtens mit ihnen, aus der Stadt zu ziehen.

Soll ich wie ein Verbrecher das Vaterhaus verlaſſen? — ſoll ich wie ein Flüchtling aus meiner Vaterſtadt zieh'n? erwiederte ihm Robert. Bin ich mir eines Verbrechens bewußt und habe ich gegen Jemanden gefehlt, als gegen mich? — Meinem einzigen Gläubiger überlaſſe ich dieß

Haus, die Uebrigen hab' ich mit dem Erlös aus dem letzten Silbergeräth ehrlich bezahlt. Frei kann ich die Stadt verlaſſen und ich brauche mich nicht hinaus zu ſtehlen!

Selbſt als die Trommeln wirbelten, der lange Zug der Wagen durch die Straßen raſſelte, blieb Robert unverwandt auf dem Altan ſtehen und kümmerte ſich wenig um die neugierigen Blicke der Vorübergehenden, die nach ihm hinauf ſahen. Erſt als er gewiß war, daß die Kaiſerlichen und Baiern die Stadt verlaſſen hatten, ſagte er mit bewegter Stimme: Komm, Kaspar! jetzt müſſen wir ziehen. Er ſchritt ſchweigend die Treppe hinab, blickte noch einmal wehmüthig nach dem Zimmer ſeiner Mutter, drückte mit kalter, bebender Hand die Thräne in ſein Auge zurück, ſchwang ſich auf das Roß und ritt, nicht ohne Beklemmung, aus dem väterlichen Hauſe, das er hinter ſich offen ließ.

An Claras Wohnung mußte er vorüber. Sein Herz klopfte gewaltig, als er ſich dem Hauſe nah'te; er wollte vorüber, ohne nur nach ihr aufzublicken; aber vermochte er dieß? Er ſah nach dem wohlbekannten Fenſter, dort ſtand ſie weinend — Jetzt ſah ſie hinab, — ſah ihn und verſchwand. Grimmig gab Robert dem Roſſe die Sporen und in wilder Haſt ſprengte er durch die Straßen zum Thore hinaus.

Stumm folgte er jetzt in einiger Entfernung dem Zuge der Krieger; kein Wort, keinen Seufzer, keine Klage hatte ihm der Unmuth erpreßt. Oft trieb er ſein Roß vorwärts, doch ſchnell zog er den Zügel wieder an, er ſchien mit ſich zu kämpfen. Eine warnende Stimme hielt ihn zurück, die Verzweiflung trieb ihn vorwärts. — Sie verachtet mich! rief er plötzlich: ſie wand in dem Augenblicke des Scheidens ſich von mir. Nun ſo ſey's. Valet! Valet! ihr Jugendträume! Fahrt hin, ihr Erinnerungen! Ihr ſeyd für mich geſtorben.

Er ließ dem Roſſe die Zügel ſchießen und befand ſich bald an Montaldos Seite.

7.

Dieſer hielt Wort. Nach einigen Monaten erhielt Robert den Poſten eines Fähndrichs in Gallas

Regiment und führte die Fahne von Montaldos Kompagnie. Er zog mit ihm zur Schlacht von Lützen, floh mit Wallenſtein zurück nach Böhmen und war Zeuge von all' dem Gräuel des Krieges. Bald jedoch daran gewöhnt, fand er, wie die Uebrigen, daß es bequemer ſey auf Koſten Anderer, als auf eigene zu leben. Fortgeriſſen in den allgemeinen Strom, gab er ſich bloß dem Genuſſe hin, und wenn er auch geſtehen mußte, daß er ſich dabei nicht glücklich fühle, übertäubte doch der berauſchende Augenblick die mahnende Stimme ſeines beſſern Innern. Er glaubte überzeugt ſeyn zu können, daß Clara ihn haſſe, ja verachte, deßhalb ſuchte er ſie zu vergeſſen, ſtürzte ſich immer tiefer in's Verderben, und nur mühſam wand ſich zuweilen ſein edleres Ich aus dem Schlamme empor.

Dann fühlte er wohl, ſein noch nicht ganz unterdrückter edler Sinn ſey zu Beſſerem, Höherem geſchaffen, als ihm das wüſte Kriegerleben bieten konnte; er ſehnte ſich dann nach Kampf und Schlacht, dort Ehre oder Tod zu finden. In ſolchen Stunden, wo ſein Genius ihn umſchwebte, fühlte er wohl, daß Montaldo nur klein, verächtlich neben ihm ſtand, und ſo ſehr ihm auch die Gewohnheit deſſen Umgang zum Bedürfniß gemacht hatte, ließ er ihn doch dann ſeinen höhern Werth fühlen.

Der ſchlaue Italiäner vermied ſo viel als möglich dieſe Momente, und konnte er es nicht immer, war er liſtig genug, ſich dann vor dem ſtolzen Uebermuthe des Jünglings zu beugen und ſich ſeines Uebergewichtes deſto mehr zu verſichern. Wie ein verſtändiger Reiter, ließ er dem brauſenden ſtolzen Roſſe zuweilen die Zügel ſchießen und ſich von ihm fortreißen, jedoch hielt er ſie bald wieder an, und lenkte es wohin er wollte. Der treue Kaspar konnte hierbei nur wenig auf ſeinen Herrn wirken. Nur die Erinnerung an Clara und an ſeine vorangegangene Mutter ſuchte er ihm zu erhalten. Er wurde geduldet, aber ſelten gehört.

Doch bei allen dieſen Gräueln, die nun um ihn vorgingen, war Imhof nur Zuſchauer, nie Theilnehmer geweſen. Hatte ſich auch ſein Auge an manchen grauſen Anblick gewöhnt, ſo war doch durch ihn mit menſchlichem Herzen abgewendet worden, ſo viel er vermochte. Noch befleckte ihn keine rohe That. Gezecht hatte er von fremdem

Weine, doch nie ihn erpreßt. Verſpielt und vergeudet ward oft ſein Sold; oft hatte er Monate lang ohne einen Heller darben müſſen, nie aber hatte er geraubtes Gold auf das Spiel geſetzt. Dem Spotte ſeiner Kameraden ſetzte er drohenden Ernſt entgegen, bei ſeinen Untergebenen wußte er ſich Achtung zu ertrotzen. Montaldo ſah dem allen mit innerem Grimme zu. So lange Imhof nur wüſt und ſchwelgeriſch lebte und nur ſich ſchadete, ſo lange ſeine Schuld nur ihn drückte und er im Genuſſe der wilden Lebensfreuden kein Verbrechen beging, konnte er nichts von dem Jünglinge hoffen. Ihn ſchützte, ſo meinte Montaldo, das Kruzifix der Mutter, welches er ſtets bei ſich trug. Oft hatte er verſucht ihn zu deſſen Veräußerung zu bewegen, aber immer vergebens, ſelbſt berauſcht trennte er ſich keinen Augenblick von dieſer heiligen Reliquie, und wenn er all ſein Geld verpraßt oder verſpielt hatte, lebte er lieber wochenlang zurückgezogen und einſam, ehe er ſich von Claras Andenken getrennt, oder nur ein Steinchen aus dem Kruzifix hätte brechen können.

8.

So vergingen Jahre. Wallenſtein, dieſer Mann der Soldaten, war nicht mehr. Der König von Ungarn hatte das Kommando eines Heeres übernommen, welches 60,000 Mann ſtark vor Regensburg rückte, dieſe Stadt zu belagern. Nach tapferer Gegenwehr zogen die Schweden aus, des Gallas Regiment blieb zur Beſatzung in dieſem alten Sitze des deutſchen Reichstages.

Montaldo hatte eines Abends mit Imhof einen Ritt in die Umgegend gemacht, es war bereits ſpät als ſie zurückkehrten. Der Hauptmann, ſchon den ganzen Tag ſonderbar ernſt geſtimmt, lud dieſen ein, den Abend bei ihm zuzubringen. Imhof nahm es an.

Auf einem überbauten Altan, der die Ausſicht nach der Donau hatte, ſetzten ſie ſich und zechten; aber heute ſchien der deutſche Wein dem Italiäner nicht recht zu munden, er war unruhig, mehr als ſonſt verſchloſſen und ſein Inneres ſchien faſt ſo düſter aufgeregt zu ſeyn, als der Strom, auf welchem ein heftiger Weſtwind hohe Wellen trieb. Auch der Himmel umzog ſich, dunkle Wetter thürmten ſich in Oſten auf, in der Ferne leuchteten ſchon hie und da Blitze und der Donner rollte lang und dumpf. Schwül war die Luft, kein erquickender Tropfen fiel. — Robert ſah, mit ſtillem Bewundern, dieſem majeſtätiſchen Schauſpiele zu, wider Willen fühlte er ſich davon ergriffen und es war ihm unmöglich, ein Gefühl der Andacht, das in ihm aufſtieg, zu unterdrücken. Montaldo hingegen ſah ſtarr und wild in die dunkle Nacht hinaus, zuweilen verzog ſich ſein Mund zum grinſenden Lächeln, wenn ein Blitz mit ſeinen Schlangenwindungen recht feurig hernieder fuhr. Immer durſtiger ſchien er zu werden, je näher das Gewitter kam, immer ſtiller, je lauter die Wogen rauſchten, der Sturm heulte, der Donner brüllte. Schweigend ſaßen die beiden, ein Jeder in ſeinen Gedanken verſunken. Jetzt, als öffne ſich der Himmel, brauſ'te auch aus Oſten der Sturm, nahm auf ſeine dunkeln Flügel die ſchwarzen Wetterwolken, und ſtürzte ſich ſo ſeinem Bruder aus Weſten zum Kampfe entgegen; mit feindlicher Macht ſtießen ſie an einander. Blitz auf Blitz zuckte herab, — der Donner rollte unaufhörlich, — der Regen ſtürzte in Strömen hernieder, — die dunkle Nacht ſchien ein Feuermeer, — jetzt, — dicht vor ihnen, in die ſchäumende Fluth, fuhr ein Blitz, — die Wogen theilten ſich, — die Fenſter klirrten. Die Thür des Zimmers fuhr auf, — eine hohe Geſtalt ſchritt langſam auf ſie zu.

Nicht ohne Grauen blickten beide nach ihr. Ein Blitz erleuchtete das Gemach. Ha! rief Montaldo mit dumpfer Stimme und ſprang auf. Die Geſtalt ſchritt bis an die Thür des Altans und blieb dort regungslos ſtehen. Montaldo ſchwieg. Robert legte unwillkührlich die Hand an ſeines Schwertes Griff.

Blitz auf Blitz hellte jetzt die Dunkelheit. Wer iſt jener? fragte, den rechten Arm aus ſeinem weiten Mantel nach Imhof ſtreckend, die hohe Geſtalt.

Mein Freund und Kriegskamerad! erwiederte Montaldo.

Erſucht ihn, ſich zu entfernen! ſagte nun die Geſtalt.

Bin ich Euch läſtig? rief Imhof aufſpringend.

Ohne zu antworten, ſchritt die Geſtalt langſam zurück in's Zimmer, wo zwei ausgelöſchte Kerzen auf dem runden Tiſche ſtanden. Er berührte ſie, und als ob ein Blitz ſie entzündet hätte, brannten ſie hell und flackernd.

Jetzt konnte Robert die Geſtalt deutlich ſehen. Es war ein Krieger, hoch, faſt von übermenſchlicher Größe; den Mantel hatte er nachläſſig über die linke Schulter geworfen, in der rechten Hand hielt er den großen ſchwarzledernen Reiterhandſchuh, unter ſeinem Baret blitzten ein Paar funkelnde Augen, und der buſchigte Bart gab dem ganzen Geſicht ein düſteres, wildes Anſeh'n. Sonſt war an ihm nichts Außergewöhnliches.

Montaldo trat jetzt auf ihn zu. Der Fremde reichte ihm die linke Hand zum Gruß, der Hauptmann ſtreckte ihm gleichfalls ſeine Linke entgegen und als ſie der Fremde faßte, ſah ſein blitzendes Auge ſcharf auf ſie, — er lächelte. Ein bedeutſamer Blick fiel auf Robert, den Montaldo zu verſtehen ſchien und erwiederte.

' Der Kriegszahlmeiſter Peverelli ſteht vor Euch, ſagte nun Montaldo ſich zu Imhof wendend, der ſich kalt vor ihm neigte.

Dieſer ſah ihn ſcharf an, und reichte ihm ſeine Rechte zum Willkommen. Robert zauderte den

Gruß zu erwiedern, der Fremde hatte etwas Abſtoßendes; endlich überwand er ſich.

Seyd mir gegrüßt, Herr Kriegszahlmeiſter! ſagte er und reichte ihm die Hand, doch Peverelli ließ ſie ſchnell los, ſah finſter auf Montaldo, der verlegen zu Imhof trat und zu dieſem leiſe ſagte: Laßt uns einige Augenblicke allein. Der Regen hat aufgehört, der Sturm ſich gelegt. Verzeiht meine Bitte. Robert ergriff ſeinen Mantel und Hut. Auf Wiederſehn, Hauptmann Montaldo! ſagte er. Dem Kriegszahlmeiſter empfahl er ſich nicht. Beleidigt durch deſſen ſonderbares Benehmen, ging er ſchweigend an ihm vorüber.

Mit dem habt Ihr Gemeinſchaft? fragte jetzt, finſter auf Montaldo blickend, Peverelli.

Er iſt mein Auserwählter! erwiederte Montaldo.

Der? — den ſchützt eine höhere Macht, es durchzuckte mich bei ſeinem Händedruck, und ſchauerlich ward es mir in ſeiner Nähe.

Ich weiß was es iſt, ich kenn' es, doch hoff' ich es zu verbannen. Sorgt nicht, er iſt in meiner Macht! ſagte Montaldo.

Peverelli lächelte. So leicht Ihr es mir moch=

tet, wird es Euch bei dieſem nicht. Aber nun einen Becher. Als ihm Montaldo dieſen brachte, ſah er nach dem Ringe auf deſſen Finger. Ich ſehe, fuhr er fort: Ihr habt wie ein Verſtändiger gehandelt, habt nur zwei Wünſche gethan, den dritten ſpart Ihr auf?

Ich müßte ein Thor ſeyn, erwiederte Montaldo heftig: denn die Erfüllung beider brachte mir ſchon Unglück genug. Peverelli lachte hell auf.

Noch ſieben Monden und ſieben Tage ſteht Euch der Weg offen, unterbrach der Kriegszahlmeiſter das eingetretene Schweigen: dann iſt es vorbei. Ich komme Euch zu erinnern.

Ihr rechnet mir ſehr genau nach. Ich dächte doch, Euch könnte dieß gleichgültig ſeyn, erwiederte Montaldo. Ihr ſeyd den Ring los, mir brennt er an dem Finger.

Zwei für Einen! ſprach Peverelli und hielt den Becher hin.

Mit Freuden zehen! erwiederte der Hauptmann: wenn Ihr den Becher meint. — Peverelli lächelte, nahm den Becher, trank und ließ ihn wieder füllen. Endlich ſagte er mit rauhem Tone: Mein Weg iſt noch weit, das Wetter iſt vorüber, nur noch in der Ferne rollt der Donner. Ich habe zu Wien Euer Horoſkop ſtellen laſſen! In kurzem wird es einen blutigen Tag geben, Ihr ſeyd dabei, hütet Euch vor dem 27ſten Auguſt, — der 27ſte jeden Monats iſt immer ein wichtiger Tag in Eurem Leben. Auch vor dem Augsburger hütet Euch, ſetzte er finſter hinzu. Er hüllte ſich in ſeinen Mantel und ging.

9.

Schon am andern Tage wurde das Regiment von einem Baierſchen abgelöſ't und folgte Jean de Werth nach Franken. Dieſer wilde Haufen wendete ſich nach Ansbach, das nach kurzer Gegenwehr in des Baiern Hände fiel.

Hier hatten ſich, am Abende vor ihrem Abmarſch zur Armee des Königs von Ungarn, mehrere Offiziere zu einem Trinkgelage in Imhofs Wohnung verſammelt. Man zechte bis in die ſpäte Nacht, die Würfel rollten, Fortuna lächelte und ſchmollte bald dieſem, bald jenem. Robert lächelte ſie nie. Leer ward bald ſein Beutel, deſto

erhitzter

erhitzter ſein Kopf. Unmuthig verließ er das Spiel, warf ſich in einen Lehnſtuhl und ſah, mit dem Schickſale rechtend, zum Fenſter hinaus.

Die Andern kümmerten ſich nicht um ihn, und ſchienen, da der Tag ſchon zu grauen begann, noch die letzten Augenblicke benutzen zu wollen; nur Montaldo, dem das Glück heute auch nicht günſtig geweſen war, trat zu ihm und ſagte theilnehmend: Aergert es mich doch, Imhof, daß Euch die Beutelſchneider dort das Geld aus der Taſche gelockt haben. Kommt! Verſucht es noch einmal! Ich bin feſt überzeugt, das Glück hat ſeine tückiſche Laune gewendet, ſetzt noch einen Goldgülden und es kehrt zu Euch zurück.

Ich habe keinen Heller mehr, antwortete Robert mit Unmuth: vielweniger Goldgülden, um ſie noch einmal den Würfeln zu opfern.

Gern würde ich Euch mit meinem Seckel zu Gebote ſtehen, unterbrach ihn Montaldo: aber ſelbſt die morgende Löhnung hab' ich verſpielt, und ich bin noch ärmer als Ihr. Doch, wann wird ein Offizier von Gallas Regiment in Feindeslande ohne Geld bleiben? Weckt Euern Wirth, er ſcheint ein wohlhabender Handelsmann zu ſeyn und Ihr habt ihn bis jetzt vor Plünderung geſchützt, laßt ihn Euch den Beutel füllen und dann verſucht das Glück noch einmal.

Auf dieſe Art verſuch' ich es nie! erwiederte Imhof, und drehte ihm unmuthig den Rücken.

Nun! nun! rief Montaldo: Ereifert Euch nur nicht über ſolche Kleinigkeiten, könnt ihm ja das Geld wiedergeben, wenn Ihr gewinnt. Verſucht es nur. Geborgtem Gelde läuft das Glück nach. Ihr wollt nicht? — nun ſo geh' ich!

Montaldo! rief Imhof zornig.

Imhof! antwortete ihm der Hauptmann, vom Wein erhitzt: Glaubt nicht, einen Knaben vor Euch zu haben, der, weil er zuweilen Euern Launen nachgibt, ewig Eurer Thorheiten Narr iſt.

Imhof griff nach dem Schwerte. Montaldo aber faßte ſich ſchnell und ſchien Roberts drohende Bewegung nicht zu bemerken. Brauſekopf! ſagte er ruhig lächelnd: Thut was Ihr wollt, laßt Euer Geld im Stich; ich kann es Euch nicht wehren, aber ärgern muß ich mich über Eure ängſtliche Frömmelei und Euch gute Nacht ſagen, damit wir heute nur im Frieden von einander ſcheiden. Er drückte ihm die Hand, Imhof erwiederte den Druck nicht; Montaldo ging.

Robert blieb nachdenkend am Fenſter ſitzen. Schon ſammelten ſich die Kriegsleute auf der Gaſſe, und keuchten faſt unter der Laſt des Raubes, den ſie aus der unglücklichen Stadt mit fortſchleppten. In düſtern Gedanken verſunken, ſah er dieß Wogen und Treiben mit an, während die Offiziere immer noch ſpielten, an den Abmarſch nicht dachten und die Soldaten ſich immer zahlreicher vor ihres Fähndrichs Quartier verſammelten. Da hörte er plötzlich ein Angſtgeſchrei im Hauſe, er ſprang auf, ſtürzte nach der Thür, ſie war verſchloſſen. Der Lärm, der Angſtruf wurde immer ſtärker, vergebens war ſein Anſtrengen, die Thür widerſtand ihm. Jetzt hörte er Montaldos Stimme, welcher die Soldaten herbeirief, das Haus zu ſtürmen, hörte den zügelloſen Haufen hereinbrechen, da ſammelte er ſeine letzten Kräfte, und von ſeinen Kameraden unterſtützt, gelang es ihm, die Thür zu ſprengen. Mit gezogenem Schwerte ſtürzte er hinaus. Schon raubten die Soldaten in allen Zimmern, ſchon hörte er Montaldos Stimme: Plündert das Rattenneſt und dann zündet es an! ſchon wollte er unter die Wüthenden ſtürzen, als ein lauter Hülferuf aus einem der Zimmer ihm entgegen ſchallte. Ein Mädchen, ſchön wie die Liebe, ſtürzte auf ihn zu und umfaßte ſeine Kniee. Rettet, o rettet meinen Vater! ſchrie ſie auf.

Wo iſt er? führt mich zu ihm hin! rief Robert.

Kommt nur, kommt! rief die Unglückliche und zog ihn mit ſich fort. Mit ſeinem Schwert bahnte er ſich den Weg. Er fand einen gebundenen Greis und einen jungen Mann verwundet zu ſeinen Füßen, Montaldo gleichfalls blutend vor ihnen, mit geſpanntem Piſtol.

Hauptmann! raunte Imhof dieſem in's Ohr: Endet den Gräuel, oder, bei Gott, ich ſtoße Euch nieder.

Montaldo ſah ihn wüthend an. Fähndrich! rief er drohend.

Mir gleich, ob Ihr mein Hauptmann ſeyd oder nicht! ſagte ihm Robert leiſe, noch einmal ſeine Wuth in ſich preſſend: So wahr ich ein deutſcher Patrizier bin, ich ſtoße Euch nieder, wenn Ihr der Plünderung und dem Blutvergießen nicht Einhalt thut. — Kommt, ich rathe Euch, kommt! — Er zog ihn mit ſich fort. — Verſchließt die Thür! rief er dem Mädchen zu.

Montaldo, von des Jünglings feſter Entſchloſſenheit gezwungen, trieb die Soldaten aus dem Hauſe und that der Plünderung Einhalt; aber zu ſpät. Leer waren Schränke und Truhen, nur wenig wurde gerettet.

Hauptmann! ſagte jetzt Robert, da er mit Montaldo in ſeinem Zimmer allein war: Unſere Freundſchaft hat der heutige Tag auf immer getrennt!

Ihr ſeyd aberwitzig, Imhof! unterbrach ihn dieſer: Kennt den Verlauf der Sache nicht, und wollt doch unſere alte Freundſchaft deßhalb zerreißen. Da geh' ich hinunter zu dem alten Krämer, und fordere — für Euch, verſteht ſich — zwanzig Goldgülden; weigert mir der alte Geizhals das Geld, gibt mir endlich zwei und ſtützt ſich auf die Uebereinkunft mit unſerm General. Ich, im Eifer für Euch, faſſe ihn bei der Bruſt, da ſpringt ein junger Fant aus dem Nebenzimmer hervor und verſetzt mir die Wunde am Kopfe, glücklich, daß ſein kurzes Schwert nur ſchrammte. Zur Selbſterhaltung rief ich meine Soldaten herbei, und Ihr wißt ja ſelbſt, iſt die Furie erſt los, bändigt man ſie nicht ſo leicht wieder.

Und was wolltet Ihr mit dem Piſtol? unterbrach ihn Imhof.

Dem jungen Naſeweis eine Lection geben, die er gewiß nie wieder verlernt hätte. Doch ich muß nach Haus, um meine Schramme verbinden und mein Blut abwaſchen zu laſſen, das für Euch floß.

Für mich? fragte Robert verwundert, doch etwas beruhigter.

Ja, für Euch! antwortete der Hauptmann ernſter, da er ſah, daß ſich bei Robert der erſte Zorn gelegt hatte. Und nun, Fähndrich Imhof! fuhr er fort, den Ton des Vorgeſetzten annehmend: So lieb ich Euch habe, muß ich Euch doch ernſtlich warnen, die Subordination nie wieder aus dem Auge zu ſetzen, ſonſt fallt Ihr in die Hände des Profoſes. Hättet Ihr mir nicht Eure Drohung nur in's Ohr geraunt, hätte nur einer der Soldaten eine einzige Sylbe der unnützen Worte gehört, meine Freundſchaft könnte Euch nicht retten. Er verließ, ohne Imhofs Antwort abwarten zu wollen, das Zimmer.

In Nachdenken verſunken, blieb Robert zurück; da trat der Greis, dem er wahrſcheinlich das Leben gerettet hatte, herein, ihm folgte ein junger Mann und das Mädchen. Der Alte faßte des Jünglings Hand und dankte ihm. Gerettet habt Ihr einem Bettler das Leben, junger Herr! ſagte er bewegt: mehr konntet Ihr nicht! — Gott lohn' es Euch und erhalte Euer Herz rein von der Gemeinſchaft dieſer Gottloſen!

Robert hatte auf dieß Alles nicht gehört, und kein Wort von dem vernommen, was der Greis ihm geſagt hatte. Sein Blick hing feſt an der Jungfrau, welche die Augen niedergeſchlagen, erröthend vor ihm ſtand. Er glaubte Clara vor ſich zu ſehen. War dieß nicht ihr ſchlanker Wuchs? dieß nicht die goldenen Locken? nicht der Madonnenblick, der ſich ſo oft vor ihm geſenkt hatte? Der Geliebten unausſprechlich ähnlich war das holde Weſen, und nie, ſeit er Augsburg verließ, war die Erinnerung an Clara ſo lebhaft, ſo wehmüthig in ihm aufgeregt.

Seh't hier, fuhr der Alte fort: ein paar

Menſchen, denen die vergangene Stunde das Lebensglück zerſtörte. Braut und Bräutigam ſind ſie, der kommende Monat ſollte ſie vereinen — ein Häuschen hatte ich für ſie in ſeiner Vaterſtadt im Handel, das Geld lag bereit; er ſelbſt hatte 500 Goldgülden mitgebracht, um als Goldſchmied ſein Gewerbe ehrlich zu treiben. Alles iſt hin, Geld und Linnen, Alles.

Der junge Mann ſah finſter, verzweiflungvoll vor ſich hin, das Mädchen weinte, und als ſie das Auge hob, als Robert ihre Thränen erblickte, ach da ergriff es ihn wunderbar; ſo hatte die Geliebte oft weinend vor ihm geſtanden, ſo zu ihm gefleht!

Vergib, Clara! rief er aus, nahm das kleine Schmuckkäſtchen, drückte es an ſeine Lippen, an ſein Herz. Nehmt! rief er: und betet für mich. Er drückte es der Erſtaunten in die Hand, ſtürzte aus dem Hauſe hin nach Montaldos Wohnung, und geſtärkt mit neuem Muthe ergriff er ſeine Fahne. Das Gefühl, eine edle Handlung gethan zu haben, begleitete ihn nach langer Zeit zum erſten Male wieder.

10.

Auf den Höhen um Nördlingen brannten die Wachtfeuer des kaiſerlichen Heeres und erhellten die finſtere Sommernacht des 26ſten Auguſt. Seitwärts auf dem Arnsberge loderten die Feuer der Schweden, und Grabesſtille herrſchte über Tauſende, die erwartungsvoll des kommenden Tages harrten. Nur wenige Augen hatte der Schlaf geſchloſſen, und manches blickte ahnungsvoll zum dunkeln Himmel empor, den heute kein freundlicher Stern erhellte.

Dieſe furchtbare Stille unterbrach nur zuweilen der Donner des Geſchützes, welches in das bedrängte Nördlingen die Feuerkugeln warf, wo durch die finſtere Nacht einzelne Raketen vom alten Kirchthurme aufſtiegen, den Schweden ihre Noth zu verkünden. Auch aus dem Buſche der die Höhe rechts des Arnsberg begränzte, und den die Spanier noch beſetzt hielten, fielen einzelne Muskentenſchüſſe, und bezeichneten den Ort, wo am Abend ſchon der blutige Kampf begonnen hatte.

Vor ſeiner Kompagnie ſchritt Hauptmann

Montaldo auf und ab. Es war heute der Vorabend des verhängnißvollen 27ſten Auguſt, der ihn an Peverellis geheimnißvolle Warnung mahnte. Unglück verkündend mußte ihm dieſer Tag ſeyn, da er gerade der Tag der Schlacht werden ſollte. Neben ſeiner Fahne ſchlief Imhof ſorgenlos und ruhig. Ihm war der morgende Tag ein Freudentag; ſein Leben, das er einſetzen mußte um Ehre und Ruhm zu gewinnen, hatte für ihn keinen Werth mehr, ſelbſt der Tod zog für ihn keine Niete. Er erwartete den Morgen, als würde deſſen Sonne ein Freudenfeſt beſcheinen.

Montaldo betrachtete den jungen Mann und ſeinen ruhigen Schlaf mit ernſtem Auge. Ein Gefühl des Mitleids wollte in ſeinem verderbten Herzen erwachen, doch ſchnell unterdrückte er es wieder. Wie der Falke auf ſeine Beute, blickte er auf Robert und ſagte dumpf vor ſich hin: Du nur kannſt mich noch retten, und ohne Dich bin ich verdammt! Er erhob ſeine Linke gegen das flackernde Feuer, und ſah auf den goldenen Ring, in welchem der Rubin im Flammenſcheine gar blutig leuchtete. Noch immer umklammerſt Du mich, Unglücksreiſ! rief er: und er hat mich noch nicht von Dir erlöſt!

Sagte Peverelli nicht, fuhr er nach finſterem Nachdenken fort: Zwei für Einen? Was ſollten dieſe dunkeln, geheimnißvollen Worte bedeuten? Hu! mich ſchaudert, verſteh' ich ihren Sinn?

Da trat im Oſten das bleiche Licht des Tages hervor. Montaldo wendete ſcheu ſeinen Blick von den Strahlen, ſtierte in die dämmernde Nacht hinein, und wie ein Verzweifelnder ergriff er jetzt die Hellebarde, als am rechten Flügel der Schweden das Geſchütz zu donnern begann und das kaiſerliche Heer unter die Waffen trat. Blutroth ging die Sonne bei dem Gruß der Karthaunen auf. Die Schlacht begann.

Nun, Hauptmann! rief mit freudigem Muthe Robert Imhof aufſpringend, und zeigte links nach der Höhe, welche die Spanier am vergangenen Abend ſo heldenmüthig vertheidigt hatten: Dort beginnt die Schlacht. Glück auf! heute iſt unſer Ehrentag, heute treten uns die alten, ſieggewohnten ſchwediſchen Schaaren entgegen, nicht Weiber und Kinder und unbewaffnete Männer! Heute, Hauptmann, zieht Euer Schwert für unſern Kaiſer und unſern Glauben, und wenn wir am Abend als Sieger uns begrüßen, dann will ich auch Ansbach vergeſſen und was dort geſchah, und Euch als Freund an mein Herz drücken!

Montaldo erwiederte auf dieſen feurigen Ausruf nichts, er ordnete ſchweigend und düſter ſeinen Haufen, welchen der Rottmeiſter eben ſtellte.

Seht, fuhr Imhof fort: dort ziehen ſie herauf — es iſt das gelbe Regiment. Wie herrlich, wie ruhig, wie geordnet. Die Unſern weichen, doch Oberſt Witzleben mit den burgundiſchen Küraſſiren ſprengt die Höhe hinauf — er haut ein. Seht, die Schweden fliehen!

Da wirbelten die Trommeln. — Vorwärts! rief Oberſt Uneiß, welcher des Gallas Regiment befehligte: Vorwärts! den Unſern zu Hülfe! Den burgundiſchen Reitern folgten ſie. — Witzleben und ſeine Küraſſire ſtürmten jetzt auf die ſchwediſche Reiterei, die dem Fußvolke zur Hülfe herbeieilte, ſie wich; die Spanier nahmen die Schanze am Hölzchen, des Gallas Regiment die große Schanze auf der Höhe wieder. Die burgundiſchen Reiter verfolgten den fliehenden Feind. —

Aber nicht lange, ſo rückte Feldmarſchall Horn mit ſeinem Fußvolke heran und nahm die Geſchlagenen auf. Ruhig, des Todes ſpottend, den das Geſchütz der Kaiſerlichen um ſie verbreitete, rückten nun die Schweden in geſchloſſenen Reihen den Hügel herauf. Schon nahten ſie der Schanze, da ſprang Robert, die Fahne in der Hand, auf die Bruſtwehr. Mir nach! rief er: Sieg oder Tod! — Schon ſtürzten ſich die Feinde in den Graben und klimmten ſtürmend die Schanze hinan, doch Montaldo und die Seinen ſtanden auf der Bruſtwehr wie Mauern um ihre flatternde Fahne, und begegneten mit ihren Hellebarden kräftig den ſtürmenden Schweden. Des Gallas Regiment vertheidigte mit Löwenmuth die Schanze; der Angriff ward abgeſchlagen. Das Feuer der Musketen begleitete der Feinde Flucht.

Hinter einem Graben ſammelten ſich dieſe unter dem Schutze einiger Kanonen wieder, die mit Traubenſchüſſen die ſie verfolgende Reiterei zurückwieſen. Bis in die Schanze flogen die Kugeln, eine machte Peverellis Prophezeihung wahr; Hauptmann Montaldo ſtürzte, von ihr getroffen, nieder.

Als er nun ſo da lag und das Blut ſtrömend aus ſeiner Wunde floß, der Kanonendonner immer heftiger wurde, der Angriff der Schweden von Neuem begann und Alles, ohne ſich um ihn zu kümmern, ſich zur Vertheidigung bereitete, da ſtiegen ernſte Betrachtungen in ſeiner geängſteten Seele auf. Ueber, neben ihm rauſchte der Tod, aus ſeinen Wunden ſchien er mit hohlen Augen ihn anzuſtieren und ihm zuzurufen: Komm, du Verdammter! — Doch aus dem Rubin ſeines Ringes blitzte ihm das Leben lockend entgegen; ein Wunſch, geſprochen von ſeinen Lippen und die Wunde ſchloß ſich, Lebenskraft durchſtrömte von Neuem den zerſchmetterten Körper und er konnte des Todes ſpotten. Aber mit dieſem Wunſche war auch die Hoffnung, ſeine Seele zu retten, dahin; mit dieſem dritten Wunſche kettete ihn der Ring an den Fürſten der Hölle auf ewig. Aber wenn er auch dieſen aufſparte und der Tod nahte ſich ihm doch, ſo blieb er doch des Hölliſchen Beute, und das fröhliche Leben war unnütz geopfert, die Seele nicht gerettet.

Da tönte der Siegesruf der Seinen. Der Angriff war abgeſchlagen, die Schweden zogen ſich zurück und Robert, die Fahne auf die Bruſtwehr pflanzend, ſprang hinab zu dem Verwundeten. Allen Groll vergeſſend, den er gegen ihn ſeit Ansbach in ſeinem Herzen trug, dachte er nur an den Unglücklichen, dem eine Traubenkugel Bruſt und Schulter zerſchmettert hatte. Ohnmächtig lag er eine Zeitlang in ſeinen Armen, doch bald erholte er ſich, ſchlug die Augen auf und — Peverelli! leiſe ſtöhnend, — drückte er Imhofs Hand.

Dieſer rief nach einem Wundarzt. Laßt nur! ſagte Montaldo: ich fürchte es iſt zu ſpät, bleibt bei mir! — Er ſah jetzt Imhof mit einem ſtarren, durchdringenden Blick an und ſchien über etwas zu ſinnen. Entfernt die Umſtehenden! ſagte er leiſe. Robert winkte — die Soldaten traten zurück.

Robert Imhof, ſagte nun der Verwundete, des Jünglings Hand faſſend: ich muß ſterben, das fühl' ich — ſterben, ohne einem Prieſter gebeichtet zu haben. Ich bin ein großer Sünder, reif zur Hölle, wenn kein Erlöſer in meiner Todesſtunde mir naht. Ach hätte ich nur ein heiliges Zeichen, das ich auf meine Bruſt legen, das für mich bitten könnte um Gnade, wenn ich im Stillen meine Sünden beichte. Er ſchwieg. Der Donner der Karthaunen wirbelte von Neuem, die ſchwediſchen Trommeln riefen zum Angriff. Ach hätt' ich nur dieſen Troſt in meiner Todesſtunde! ſeufzte Montaldo noch einmal. Da gedachte Robert ſeines Kruzifixes, Mitleiden überwältigte ihn. Nehmt dieß heilige Pfand! rief er, es ihm auf's Herz legend: Verwahrt es, Montaldo, der Feind naht, lebt wohl! Er ſtürzte auf die Bruſtwehr zu ſeiner Fahne. Montaldo aber ſchleuderte das Heilige weit weg und jauchzte: Nun biſt du mein, wenn der Tod meiner Hoffnung nicht ein Ende macht. Ein tückiſches Lächeln verzerrte ſein bleiches Geſicht.

Die Schweden rückten von Neuem an. Oberſt Winkel mit dem blauen Regiment that dieſen Angriff. Er war wüthend; Mann gegen Mann, Bruſt an Bruſt kämpften die Streiter, und endlich, trotz der tapfern Gegenwehr, drangen die Schweden ein und erſtiegen die Verſchanzung von allen Seiten. Der Kampf begann nun im Innern der Schanze. Robert, die Fahne in der Hand, wehrte ſich wie ein Verzweifelnder; neben ihm ſanken die Seinen. Die allgemeine Flucht zog ihn mit fort. Auch die Spanier wichen, ſiegreich rückten die Schweden zum zweiten Male vor, hin nach Nördlingen, ihre bedrängten Brüder zu befreien.

Montaldo lag indeſſen blutend, verlaſſen in der Schanze. Still ward es um ihn. Immer mehr entfernte ſich das Krachen des Geſchützes, immer lauter tönte neben ihm der Jammerruf der Verwundeten, der letzte Seufzer der Sterbenden. Tod! rief er jetzt dumpf vor ſich hin: du biſt ſchreckbar in deiner marternden Geſtalt, wenn deine Sichel nicht abmäht und nur die getroffenen Halme knickt — Tod! du biſt ſchreckbar in deiner Ernte, wenn du die Körper in den Staub wirfſt und die Seele jagſt in die Hölle. Hu! rief er, und eiskalt durchrieſelten ihn die Vorboten des Todes und ſchüttelten ihm die erſchlafften Glieder. Du biſt furchtbar! — und doch! rief er plötzlich: ich will gegen dich kämpfen mit meiner letzten Kraft, mit meinem letzten Tropfen Blut, mit dem letzten Seufzer meiner zerſchmetterten Bruſt. Iſt es aus mit mir, dann nimm ſie und fahre mit ihr hin. — Ich kann dich nicht retten, Seele! — Fahre hin zur Hölle!

Da nahten Marodirer der Schanze. Gierig, wie die Geier, warfen ſie ſich über die Todten und Verwundeten, ſie zu plündern. Auch über Montaldo warfen ſie ſich. Dieſer ſchloß die Augen feſt, damit kein wüthender Ketzer dem noch Lebenden den letzten Gnadenſtoß geben möchte. Ruhig duldete er, daß man ihn entkleidete.

Nimm Du ſein Wams und ſein Wehrgehenk, ſagte einer von dem würtembergiſchen Aufgebot: ich habe an dem kleinen Ringe genug, der hier am Finger ſitzt. Er faßte den Ring und wollte ihn Montaldo vom Finger ziehen. Nimm nur, dachte dieſer, und noch meinen Dank dazu. Aber der Ring ließ nicht los; feſt, als ſey er mit dem Finger zuſammengewachſen, ſaß der kleine Reif. Nun denn, ſagte der Schwabe: ſo komm mit, Finger, wenn du den Ring nicht laſſen willſt. Er nahm ſein Meſſer, den Finger abzuſchneiden, aber als ſey das Meſſer von Holz und das Fleiſch hart wie Kieſel, es drang nicht ein, kein Blut floß. Kamerad! ſagte ein Marquetenderweib, die eben mit einem andern Todten beſchäftigt war: laßt den, der iſt dem Teufel verfallen, und der gibt nicht heraus was er einmal hat. Der Schwabe ließ ihn ausgezogen liegen; der Ring blieb an ſeinem Finger.

Monkaldo überlief ein kalter Schauer bei den Worten des Weibes; es war ihm, als fühle er ſich ſchon von dem Teufel gepackt. Er legte, als die Marodirer ihn verlaſſen hatten, die Hand ſchnell auf ſein Herz, und fühlte nach ſeinem matten Klopfen, damit ihn der Tod nicht überraſche. Den letzten Athemzug wollte er noch zu dem rettenden Wunſche benutzen, und ſchrecklich war ihm der Gedanke, daß eine Ohnmacht ihn täuſchen und ihm den geheimnißvollen Spruch des Wunſches entlocken möchte. Doch blieb er feſt in ſeinem Vorſatze, lieber das Aeußerſte zu wagen, ehe er aus dem blutrothen Rubin den Lebensbalſam entſtrömen ließ.

Während deſſen verfolgten die Schweden immer noch den fliehenden Feind. Des Sieges gewiß, verließen ſie die Ordnung und ſtürmten in getrennten Haufen vorwärts. Da zündete ein Zufall in ihrem Rücken die Pulverwagen an, ſie flogen mit furchtbarem Krachen in die Luft —

die Schweden ſtutzten. Die kaiſerliche Reiterei benutzte den entſcheidenden Augenblick, ſie rückte wieder vor, griff an, die Spanier ſammelten ſich; an der Spitze des Gallas Regiments ſchwang Robert Imhof ſeine Fahne. Mir nach, Kameraden! rief er: Mir nach, das Verlorne wieder zu gewinnen — der Feind wankt! Brav, Fähndrich! rief Oberſt Uncis: Vorwärts, Ihr von Gallas! und von Neuem rückte das Regiment vereint mit den Spaniern auf die Schweden los. Ein paniſches Schrecken ergriff die ſonſt ſo Mannhaften, ſie flohen, von der Reiterei verfolgt, weit über die Schanzen hinaus.

Immer den Blick nach ihnen gerichtet, war Robert mit der Fahne in der Hand vorangeſtürmt. Seine Ehre, ſein Muth trieb ihn, aber noch mehr als dieß, das Verlorne wollte er wieder finden, die theure Reliquie der Mutter, die er dem ſterbenden Montaldo an das Herz gelegt. Eine bange Ahnung hatte ihn ſchon damals ergriffen, als er die Schanze verlaſſen mußte, noch einen Blick auf den verwundeten Freund warf und ſein Heiligthum nicht mehr in deſſen Händen geſehen hatte. Darum trieb ihn die

Sehnſucht nach dem Kruzifix immer vorwärts, und raſchen Schrittes ſtieg er an der Spitze des Regiments die Höhe hinauf. Doch wie ungewiß iſt des Menſchen Ziel im ſtillen, gewöhnlichen Leben, wie viel ungewiſſer auf dem Schlachtfelde, wo Zufall und Glück ihre Looſe ausſtreuen und den Menſchen fortreißen von der vorgeſetzten Bahn. Unfern der Schanze kam der Befehl, ſich rechts nach dem Arnsberge zu wenden, wo das Gefecht immer ſtärker und bedenklicher wurde, und wo Bernhard von Weimar die Angriffe der Baiern heldenmüthig abſchlug. Dahin wendeten ſich die Regimenter Gallas und Dietrichſtein, und von Neuem begann der Kampf.

Aber die weimariſche Reiterei that heute ihre Schuldigkeit nicht, ſie wich dem Angriff der Baiern aus, und Oberſt Roſen, ihr tapferer Anführer, vermochte nicht ſie zum Angriff zu bewegen; um den Arnsberg zog ſie ſich und ließ das Fußvolk im Stich. Selbſt Herzog Bernhards Gegenwart vermochte nicht, hier das Gefecht wieder herzuſtellen, er wurde in der allgemeinen Flucht mit fortgezogen. Der Genius des Sieges, der ſeit Jahren die ſchwediſchen Fahnen umſchwebt hatte, entfloh an dieſem entſcheidenden Tage, das Heer ward vernichtet, die Katholiſchen, von Ferdinand von Oeſtreich geführt, ſiegten.

11.

Als die Nacht dem Verfolgen Einhalt that und Alles ſich nach Ruhe ſehnte, die Truppen erſchöpft um die Wachtfeuer lagen und von der Mühe des vorigen Tages ruhten, ſchritt Imhof, den Gallas zum Lohne ſeiner in der Schlacht bewieſenen Tapferkeit auf dem Schlachtfeld ſelbſt zum Hauptmann ernannt hatte, durch die finſtere Nacht über Leichen und Verwundete hin nach der Höhe, der großen Schanze zu. Der Mond beleuchtete nur zuweilen, wenn ſein bleiches Antlitz durch Wolken hervorſchimmerte, ſeine Pfade, und fern von der Schanze, die wie ein dunkler Punkt auf der Höhe vor ihm lag, flackerten die Wachtfeuer des Heeres. Grabesnacht war um ihn her. So habe ich denn gar nichts mehr, rief er ſchmerzvoll aus: was mich an die Vergangenheit bindet, nichts, was meine Erinnerung an die Mutter, an die einſt Geliebte auffriſcht; auch das Letzte habe ich in dem tollen Wahne hingegeben, einem Sünder die Seele zu retten. Vergib mir Mutter, vergib mir Clara, nicht freventlich habe ich mich von den theuern Pfändern Eurer Liebe getrennt, mein Herz befahl es mir.

Er ſchritt immer weiter; immer blutiger, immer ſchauderhafter wurde es um ihn, jemehr er dem Schauplatz nahte, wo geſtern der Kampf entſcheidend und fürchterlich gewüthet hatte. Ueber Leichen wand er ſich nach dem Eingange der Schanze hin, wo ihm zu ſeinem Erſtaunen ein helles Feuer entgegen leuchtete. An dieſem Feuer ſah er die hohe Geſtalt Peverellis ſitzen, neben ihm lag Montaldo ſchlummernd oder todt, ein Zigeunerweib ſtand vor ihm. Ein Schauder rieſelte durch ſeine Adern, als er den finſtern Mann von der Flammengluth grell beleuchtet vor ſich erblickte. Den Panzer über einem gemsledernen Koller, die Pickelhaube tief in das Geſicht gedrückt, das breite Schwert unter ſeinem linken Arme, die ganze Kleidung mit Blut beſpritzt, das Feuer ſchürend, ſchien er Salvator Roſa zu einem Gemälde zu ſitzen, ſo unverwandt ſorgſam, aber finſter ruhte ſein Auge auf dem Verwundeten.

Imhof verweilte am Eingange. — Er war unentſchloſſen, ob er ſich nähern oder umkehren ſollte. Doch an die theure Reliquie denkend, die ſein Auge in dem kurzen Augenblicke ſchon vergebens geſucht hatte, überwand er ſeine Scheu und ſchritt auf das Feuer zu. Peverelli ſchien ihn nicht zu bemerken; immer das Auge auf Montaldo gerichtet, ſchien er nur auf deſſen Athem zu lauſchen und die matten Schläge ſeines Herzens zu beobachten. Als daher Imhof hinter ihm ſtand und ein lautes: Guten Abend, Herr Kriegszahlmeiſter! ihm zurief, fuhr jener auf, faßte nach ſeinem Schwerte, das raſch der Scheide entflog; auch Imhofs Schwert blitzte ſchnell, und nicht unwillig ſich dieſem Manne mit der Wehr in der Hand gegenüber zu ſehen, ſchien er den Augenblick freudig zu erwarten, wo ihre Bekanntſchaft blutig ſich erneuen ſollte.

Doch Peverelli, ihn erkennend, ſteckte bald ſein Schwert ein. Ach! Ihr ſeyd es, Fähndrich! ſagte er freundlich, ihm die Hand reichend, die er dießmal nicht raſch aus der Hand Imhofs wieder zurückzog. Kommt gewiß, unſern Freund aufzuſuchen; hier liegt er gar ſchwer verwundet, hätte ich ihn nicht zur rechten Zeit gefunden, er hätte verbluten müſſen; aber ſo hab' ich ihm den Verband aufgelegt, verſtehe mich auf dieſe Kunſt, und ihm beruhigende Tropfen eingeflößt. Er ſchlummert nun, ſtört ihn nicht, ſetzt Euch zu mir und erwartet ruhig ſein Erwachen.

Imhof beugte ſich über Montaldo, und der Ausdruck ſeines Geſichts erſchreckte ihn. Tief war ſein Schlaf, faſt dem Tode ähnlich, der ſchon das bleiche Antlitz überſchattet zu haben ſchien. Aber nicht die Ruhe des Schlafs, nicht der Friede des Todes lächelte hier. Krampfhaft zuckten die Muskeln, verzerrt zuckte der Mund, und ſelbſt durch die geſchloſſenen Augen ſchien die Flamme der Verzweiflung zu blicken. Imhof ſchauderte zurück — kaum daß ſein ſpähender Blick das Kruzifix zu ſuchen wagte, ſo widrig war ihm Montaldos Anblick und der des alten Weibes, das unbeweglich neben dem Verwundeten ſtand. Doch nirgend fand er das theure Kleinod. Habt Ihr nicht etwa, Herr Kriegszahlmeiſter, ein kleines Kruzifix in der Hand meines Freundes oder irgendwo bei ihm gefunden? fragte er jetzt.

Kümmere mich nicht um dergleichen! antwortete dieſer.

Mir war es ſehr theuer! Nicht die Edelſteine, mit denen es ausgelegt war —

Und hier ſucht Ihr Edelſteine? unterbrach ihn Peverelli ſchnell: Seht! — er hob den Mantel, welcher Montaldo deckte — nackt ausgeplündert haben ſie den Unglücklichen, und ſollen ihm dergleichen mit Edelſteinen beſetzt gelaſſen haben? —

So iſt es hin! rief Imhof ſchmerzlich. — Vergib mir, Vater im Himmel, daß ich das Einzige, was mich hier zuweilen noch zu dir erhob — daß ich das verlor.

Herr Patrizier von Augsburg, ſagte der Kriegszahlmeiſter mit höhniſchem Tone: Ihr jammert um das verlorne Ding, als wär' es der Stein der Weiſen. Wollt Ihr mein Genoſſe am Sterbelager unſers gemeinſchaftlichen Freundes ſeyn, ſo laßt dergleichen Ergießungen Eures Schmerzes und trinkt lieber auf Montaldos Wohlergehen! Er reichte ihm eine Feldflaſche. Imhof trank.

Der arme Burſche, fuhr Peverelli fort: iſt ſchwer verwundet. Die Traubenkugel hat das Schulterblatt zerſchmettert, ich fürchte, der eine Lungenflügel iſt verletzt und der Teufel wird ihn holen!

Herr Kriegszahlmeiſter! unterbrach ihn Imhof: betet lieber, daß Gott ihn gnädig aufnimmt und ihm ſeine Sünden vergibt, wie er ſie uns Allen vergeben mag. Es iſt wohl Noth, ob ich gleich lange mein Herz dem Himmel nicht geöffnet habe, für unſers Freundes Seele ein frommes Gebet zu Gott zu ſchicken. Er faltete die Hände.

Laßt dergleichen! rief Peverelli und ſprang unmuthig auf: es hilft doch nichts. Hätte der da oben viel zu thun, wollte er auf jedes thörige Wort hören, was die da unten ihm vortragen. Wollte er das Alles erhören, wär' des Bittens kein Ende. Halte nicht viel von dergleichen. Trinkt lieber noch einmal, die Nacht iſt kühl nach dem heißen Tage.

Robert ſah den Mann, deſſen Blick immer

wilder wurde und deſſen Augen faſt grimmig über die Flaſche in das flackernde Feuer ſahen, mit Staunen an. So wenig er auch ſeit Jahren ſein Herz mit frommer Andacht zu Gott gewendet hatte, ſo war ihm doch die Heiligkeit des Gebets und eine gewiſſe Scheu vor Gottesläſterern geblieben, die ihn auch jetzt ergriff und ihn dem finſtern Manne noch mehr entfremdete. Er ſtand auf und ſuchte überall umher, die Alte ſuchte mit, nirgend fanden ſie das Verlorne. Auf das Banquet der halb zerſtörten Schanze ſetzte er ſich. Das Weib trat zu Montaldo.

Scheint Euch ſehr wichtig geweſen zu ſeyn, was Ihr verloren habt! begann Peverelli das eingetretene Schweigen zu brechen. So wenig ich auch von dergleichen halte, thut es mir doch Euretwegen leid. Man verliert nicht gern Sachen von Werth.

Nicht des Werthes wegen ſchmerzt mich der Verluſt, antwortete Imhof. Es war das Letzte was ich aus dem Strudel meines Lebens rettete, und mir ſchien als ob ich nicht ganz untergehen könnte, ſo lange mir dieß blieb. —

War alſo eine Art Amulet, dem Ihr geheime Kräfte zuſchreibt?

Nein, Herr Kriegszahlmeiſter! ein einfaches Kruzifix von Ebenholz, mit edlen Steinen beſetzt, war es.

Peverelli ſtürzte einen Becher Wein hinunter und ſtieß mit ſeinem Schwert in das Feuer, daß es hell aufflackerte und die Funken umher ſprüheten. So laßt es fahren! ſagte er finſter: Dergleichen iſt zu nichts nütze. Erinnerungen aus der Jugendzeit erſchlaffen des Mannes Thatkraft und verweichlichen den Geiſt. Ja, wär' es ein köſtliches Pfand geweſen, das Kräfte der Natur in ſich barg, Kräfte, mit denen man die Geiſter bannen und ſich zu ihrem Herrn aufſchwingen könnte, dann wär' es ein unerſetzlicher Verluſt.

Robert lächelte.

Was lacht Ihr? ſagte Peverelli ernſt.

Ueber das Pfand, mit dem man Herr der Geiſter werden kann; an dergleichen — wie Ihr immer zu ſagen beliebt — glaub' ich nicht! entgegnete Imhof.

Nicht? rief jener zornig — und wahrlich Montaldos Schlaf mußte ein Todesſchlaf ſeyn, wenn er nicht von dieſem Ausruf erwachte. Nicht? Herr Patrizier von Augsburg! Nun wohl — Euch ſoll der Glaube werden.

Er ſtieß wieder mit dem Schwerte in's Feuer und murmelte unverſtändliche Worte. Robert glaubte wirklich er beginne einen Zauberſpruch, und beobachtete aufmerkſam ſein Thun und Treiben, doch die Flamme ſprühete nur höher, heller in die Nacht, nur Peverellis Unmuth ſchürrte das Feuer. — Beide ſchwiegen jetzt.

Da zuckte Montaldos Rechte, ſie fuhr nach dem Herzen, ſeine Linke hob ſich hoch in die Höhe, als ob ſie etwas zeigen wollte, und mit einem Seufzer öffnete ſich das geſchloſſene Auge. — Sein erſter Blick fiel auf Robert. — Ihr hier? ſagte er, und ſein Geſicht überflog eine leichte Röthe. — Dank Euch, Freund! — Sorgt für mich, daß ich unter Obdach gebracht und verbunden werde.

Der Kriegszahlmeiſter hat ſchon für Eure Wunde geſorgt! ſagte Imhof auf dieſen zeigend, der jetzt, Montaldos Hand ergreifend, nach deſſen Puls fühlte.

Ach! ſeyd Ihr hier? ſo bedarf ich keiner weitern Pflege! ſagte der Verwundete. — Ihr ſorgt gewiß für mich. — Zwei für Einen — nicht ſo?

Peverelli lächelte. Schickt nur einige Leute von des Hauptmanns Kompagnie hierher, daß ſie ihn nach Nördlingen bringen, ſagte er, ſich zu Robert wendend: auch ſeine Bagage beſorgt dorthin. — Heute noch wird das Neſt in unſern Händen ſeyn. Sorgt übrigens nicht für Euern Freund, ich übernehme ſeine Pflege.

Montaldo! fragte Imhof mit gepreßter Stimme: wo haſt Du mein Kruzifix?

Sie haben mich geplündert, antwortete dieſer matt und ſchloß die Augen. —

Laßt nur dergleichen! fuhr mit Heftigkeit der Kriegszahlmeiſter auf: Beunruhigt meinen Freund nicht mit ſolchen Dingen, und beeilt Euch lieber, Euerm Hauptmanne baldige Hülfe zu ſchicken.

Montaldo ſchlug noch einmal die Augen auf, reichte, ſo wie es ſchien, mit der letzten Kraftanſtrengung ſeine Linke an Imhof und ſtammelte ein leiſes: Lebt wohl — Auf Wiederſehn!

12.

Robert ſchickte, ſobald er zu ſeinem Regimente zurückgekehrt war, die Leute und Bagage Montaldos nach Nördlingen. Er ſelbſt ſuchte ihn am andern Tage dort auf, konnte ihn aber ſo wenig als den Kriegszahlmeiſter Peverelli wieder auffinden. Er mußte, ohne über des Hauptmanns Schickſal beruhigt zu ſeyn, mit dem General Jean de Werth nach dem Rheinſtrome ziehen. Dort begann das alte Leben von Neuem; luſtig und im ſteten Taumel wurden die Tage verbracht, nur daß der alte Kaspar bei Montaldos Abweſenheit ein freieres Feld hatte, auf ſeinen Herrn zu wirken. Seit dem Schlachttage von Nördlingen trug er bange Sorge für ihn. Daß er der Jungfrau von Ansbach die Perlenſchnur gegeben, dafür hatte er ihn geſegnet, daß er ſich aber aus allzugroßem Mitleid von der Reliquie der Mutter getrennt hatte, bekümmerte den Alten ſehr. Er glaubte, nun ſey der Schutzgeiſt von ſeinem Herrn gewichen, und er ganz den Händen der lockern Geſellen übergeben, die um den neuen Hauptmann ſich ſammelten.

melten. Alles, was nur die Erinnerung an die Vaterſtadt, an das Vaterhaus, an Clara erwecken konnte, ſuchte er auf, und eifriger als je malte er ihm in einſamen Abendſtunden das Bild der blondgelockten Jungfrau lieblich und reizend vor. Aber immer leicht, wie der Schatten einer Wolke, die der Sturm vor ſich her treibt, verſchwand das Bild Clara's wieder. Der Glaube, daß ſie ihn verachtete, war zu ſchmerzlich und hatte zu tiefe Wurzel geſchlagen, als daß er ihr Bild mit freundlichen Farben ſich ausſchmücken und es ſorgſam bewahren konnte.

So nahte der Winter. Wild und ſtürmiſch war das Treiben des Kriegsvolks. In Kreuz- und Querzügen, bald den Truppen des Herzogs Bernhard, der ſein Heer wieder in Frankfurt geſammelt hatte, ausweichend, bald dieſe oder jene unbedeutende Stadt angreifend, zogen ſie am Rhein und Neckar umher. Jetzt, während die ſchwediſch-weimariſche Armee in der Wetterau hauſ'te, ging der Zug nach Heidelberg.

Jean de Werth hoffte es zu überrumpeln, der ſchwediſche Kommandant aber war auf ſeiner Hut. Es glückte den Kaiſerlichen nur, die

Vorſtadt wegzunehmen und ſich da feſtzuſetzen. In der Sandgaſſe beim Gießhauſe pflanzte Jean de Werth ſein Geſchütz auf und beſchoß das Mittelthor. Bald waren zwei Breſchen neben dem Diebsthurme gemacht, der Sturm begann, die Wälle wurden erſtiegen, die unglückliche Stadt geplündert.

Hauptmann Imhof that, ſo viel er vermochte, dem Gräuel Einhalt, und hielt ſeine Kompagnie noch auf dem Marktplatze zuſammen, während das Geſchütz der Schweden von dem Schloſſe herab auf Freund und Feind donnerte, als Kaspar zu ſeinem Herrn geſprengt kam und ihm leiſe zurief: Kommt mit Euern Leuten hier in eine kleine Straße, wo ich Euch ein freundlich Quartier ausgeſucht habe, kommt nur geſchwind, ehe es die Kroaten ausplündern. Imhof folgte; vor einem kleinen Hauſe hielt Kaspar. Hier? fragte Robert verwundert. — Wohl nur klein iſt es, lieber Herr! aber gar freundlich, kommt nur herein. Er zog ihn faſt mit ſich fort und — eine junge, zitternde Frau trat züchtig ihm entgegen, und als er die Augen aufſchlug, ſah er die Jungfrau von Ansbach vor ſich und ihren

Gatten, dem ſie hieher gefolgt war. Zum Zweitenmale, ſo ſagte ſie ängſtlich: hat der Himmel Euch zu unſerm Schutze geſandt, lieber Herr! Nehmt Euch unſrer freundlich an. Das werd' ich, erwiederte Imhof bewegt — ſtand nicht Clara vor ihm, war das nicht der Blick ihres Auges, wenn ſie ihn ſchmeichelnd bat? Ach! die Erinnerung hat ſo herrliche Farben, nicht Zeit, nicht Raum bleichen ſie; mit erhöhter Gluth belebt ſie die Gegenſtände, die längſt vorüber ſchwanden, und ihre Bilder ſprechen ſo innig zu uns, als ob ihre Farben auf Tönen zu unſerm Herzen drängen. Jedem Gefühle öffnet die Erinnerung an das Liebe die freundliche Pforte, und ſelbſt das wüſte, verödete Herz ſchmückt ſie mit ihren lieblichen Bildern freundlich aus.

Auch Robert fühlte ganz die Wonne der vorigen glücklichen Tage, als jetzt die holde Jungfrau vor ihm ſtand, und nun erſt, da er auf ſeinem Zimmerchen ſaß, einſam den Faden der Erinnerung fortſpann, verſchmolz nach und nach das liebliche Bild des Mädchens in das der zürnenden Jungfrau auf der Bruſtwehr des Thurmes. Sie verachtet mich! rief er aufſpringend:

Weg, weg vor meinem Blicke. Aber die Kinder der Phantaſie verſcheucht kein Wunſch, kein Zauberſpruch; ohne daß wir es wollen nahen ſie ſich, und umgaukeln und locken uns immer tiefer und tiefer in das Reich der Träume. Auch Clara's Bild blieb freundlich und lockend vor ihm ſtehen, und als ſey ſie es ſelbſt, ſo herzlich und innig ſorgte er für die junge Frau und ihr Wohl. Er ſah in dem kleinen häuslichen Zirkel das ſtille Glück der Zufriedenheit, er ſah wie die beiden ſich liebenden Menſchen aus geringfügigen Sachen ſich einen Quell der Freude eröffneten, und nur in ihrem Herzen ſich den Tempel ihres Glückes bauten; eine Sehnſucht, wie er ſie noch nie gefühlt, ergriff ihn, eine Sehnſucht nach einem Leben, das er früher nicht geahnet hatte.

Während dieſer Aufregung in Roberts Innern hatte Jean de Werth das Schloß zu Heidelberg vergeblich belagert, und da der Herzog Bernhard mit ſeinem Heere aus der Wetterau heranrückte, hob er die Belagerung auf und zog ſich nach Schwaben zurück Unter Thränen und mit dankbarem Gemüthe nahmen die jungen Eheleute Abſchied von ihrem Retter, und mit ſchwerem Herzen verließ er das kleine Haus, wo er ſo manche freundliche Erinnerung erweckt, und in ſo mancher einſamen Stunde, wenn auch nur im Traume, ſich glücklich gefühlt hatte.

Doch auch entfernt von ihr verließ ihn Clara's Bild nicht mehr. Das häusliche Glück, von dem er Zeuge geweſen, hatte einen zu wohlthuenden Eindruck auf ihn gemacht, als daß die Sehnſucht nach einem ſolchen ruhig-freundlichen Stillleben in ihm nicht hätte laut werden ſollen. Er fühlte jetzt, daß Clara wohl recht habe ihn zu verachten, und daß er allein auf ſich zürnen müſſe, daß die Liebe des Mädchens ſich in Kälte verwandelt habe. Er faßte wohl manchmal den Vorſatz, alles zu thun um ſich ihrer Liebe werth zu machen, aber zu tief in das wilde Kriegsleben verſunken, blieben dieſe Vorſätze nur fromme Wünſche, die bei dem Klange der Becher ſchnell verhallten, doch die Sehnſucht Clara zu beſitzen blieb unwandelbar, und wurde immer mehr und mehr das einzige Ziel ſeines Lebens.

Noch einmal führte ihn das Kriegsgeſchick nach Heidelberg. Noch einmal bezog er das kleine

Häuschen, welches den Abglanz ſeiner Seligkeit verſchloß. Noch inniger verwebte ſich das Bild der lieblichen Frau mit der Sehnſucht ſeines Herzens, als er bei dem nochmaligen Angriffe des Schloſſes verwundet und von ihr mit liebender Sorgfalt gepflegt wurde.

Stand das ſchöne Weib nun vor ihm, verband ſie ſeine brennende Wunde, reichte ſie ihm den kühlenden Trank, ſo ſah er Clara vor ſich ſtehen wie den Engel der Milde, und oft in den erſten Tagen, wo das Fieber ſeine Phantaſie noch mehr erhitzte, glaubte er, die Geliebte ſey es wirklich, die wie ein ſchützender Engel ihn umſchwebe und ſorgſam für ihn wache.

Aber nicht lange träumte er dieſen lieblichen Traum. Der Marſchall de la Force rückte mit dem franzöſiſchen Heere in der Stille zum Entſatze des Schloſſes heran, die Kaiſerlichen wurden überfallen und mußten heimlich bei Nacht die Stadt verlaſſen. Auch Imhof verließ, noch ſchwer verwundet, das Haus des Friedens.

13.

Jean de Werth wendete ſich nach Tübingen, wo Robert ſeiner Wunde wegen zurückbleiben mußte, während ſein Regiment zur Belagerung von Augsburg, welches Feldmarſchall Gallas ſchon lange eng eingeſchloſſen hielt, abmarſchirte. Wider Willen blieb Imhof hier zurück. Er wäre ſo gern ſeinem Regiment nach Augsburg gefolgt, wo ihm Clara's Nähe alle Erinnerungen und die Sehnſucht verwirklicht hätte, die ſeit Heidelberg ſein Herz von Neuem beſtürmten, und nur wenig vermochten ihn Kaspars Bemerkungen zu tröſten, daß er dem Himmel nur danken müſſe, der ihn von dem Verderben ſeiner Vaterſtadt zurückhielt; da ſich jedoch ſeine Wunde beſſerte und er Kaspars Pflege entrathen zu können glaubte, ſchickte er dieſen in's Lager vor Augsburg, um wenigſtens durch ihn über Clara einige Erkundigung einzuziehen.

Eines Abends, während Kaspars Abweſenheit, lag er einſam auf ſeinem Lager. Die Kerze war faſt herunter gebrannt, und er ſtand eben träumend vor Clara, die in der Mutter Stube auf dem Lehnſtuhl am Fenſter ſaß, als die Thür ſich öffnete und er durch den Anblick Peverellis unangenehm aus ſeinen Träumen geſtört wurde; er hieß ihn jedoch willkommen. Der Kriegszahlmeiſter ſetzte ſich neben ſein Bett.

Nun, hob dieſer an, und ſein Geſicht lächelte ſonderbar: mit Eurer Geſundheit ſcheint es ganz gut zu gehen?

Wie Ihr ſeht, Herr Kriegszahlmeiſter! erwiederte Imhof kalt.

Ich bring' Euch einen Gruß vom Hauptmann Montaldo.

Wie geht es ihm?

Gut! Vor einigen Tagen iſt er zu ſeiner Fahne nach Augsburg gezogen. Munter iſt er und wohl, der rechte Arm noch ein wenig matt, doch das wird ſich finden.

Das freut mich! ſagte Robert, und ſeine Freude war aufrichtig.

Ich konnte doch nicht durch Tübingen ziehen, fuhr Peverelli fort: ohne Euch aufzuſuchen und Euch meine Dienſte anzubieten, im Fall Ihr mir für ferne Freunde oder ſonſt Jemanden einen Auftrag zu geben hättet.

Dank Euch! erwiederte Imhof, das höfliche Anerbieten mit auffallender Kälte ablehnend: Ich habe im Lager Niemanden, der mir ſo theuer wäre, um Euch ſeinetwegen läſtig zu fallen.

Auch Hauptmann Montaldo nicht? fragte Peverelli.

Auch dieſer nicht! erwiederte Robert gleichgültig.

Doch wenn Ihr vielleicht aus Augsburg ſelbſt irgend eine Nachricht wünſchtet, ſo hätte ich wohl Gelegenheit, auch von daher Euch Kunde zu bringen.

Imhof richtete ſich in die Höhe und horchte aufmerkſam zu.

Vielleicht, fuhr Peverelli fort: daß Ihr von den Eurigen Nachricht zu haben begehrt. Es hat ſich in den zwei Jahren, daß Ihr Eure Vaterſtadt verlaſſen habt, wohl manches verändert.

Imhof ſeufzte.

Manches alte Band iſt zerriſſen, manches neue angeknüpft. Das Kind hat ſich zur Jungfrau entfaltet; manche Jungfrau iſt zur ehrwürdigen Hausfrau geworden.

In tiefem Nachdenken vor ſich niederblickend, ſchwieg Imhof. Auch der Kriegszahlmeiſter hielt inne. Laßt mir doch einen Trunk Wein geben! unterbrach er endlich die eingetretene Stille. Imhof klingelte, der Diener kam und brachte dem Kriegszahlmeiſter einen Becher mit Wein. Bringt nur gleich eine Kanne, rief ihm dieſer entgegen: ein Becher hilft nichts für meinen Durſt.

Es iſt doch eine ſchöne Sache um den Wein, begann er nun, indem er den leeren Becher vor ſich hinſetzte. Wenn den Menſchen das Schickſal treibt und jagt, und die Gedanken vom Frühroth bis zu der dunkeln Geiſterſtunde immer nur darauf gerichtet ſind, wie man den Tücken dieſes launigen Tyrannen entgehen ſoll, Unmuth und Gram, wohl gar Verzweiflung ſich mit einſchleichen, wenn wir dann unſere eigenen Peiniger werden und unſer Auge alles trüb' und düſter ſieht; dann ſtürzen wir mit wildem Hohne den Wein hinunter, und der Geiſt, der aus ihm emporſteigt, belebt unſer Hirn, alles geſtaltet ſich anders, die Welt lacht uns wieder an, das Leben ſteigt im Preiſe, das Herz ſchwillt mächtig, der Entmuthigte iſt wieder Mann und fühlt die Kraft, dem Schickſale zu trotzen.

Und wenn er den Rauſch ausgeſchlafen hat? unterbrach Imhof den Redner.

So ſetzt er von Neuem den Becher an die Lippen und zwingt den Geiſt, ihm noch einmal zu erſcheinen. Glaubt Ihr denn, fuhr Peverelli fort, da er eben den Becher von Neuem geleert hatte: ich trinke den Wein des Wohlgeſchmacks wegen? Der Genuß des Gaumens iſt mir Nebenſache. Des Geiſtes wegen ſtürz' ich ihn hinunter, des Geiſtes, der unſichtbar in dieſen goldenen oder purpurnen Tropfen wohnt, und den ich zwinge, wenn dieſe durch meine Kehle hinunter rollen, in mein Hirn aufzuſteigen. Darum, Hauptmann, liebe ich auch Euern deutſchen Wein nicht, beſonders den nicht, der in Euerm Vaterlande Schwaben wächſt. Kalt iſt er und ſauer — kalt und gering der Geiſt, der ſich aus ihm entwickelt, und es thäte Noth man tränke ein Stückfaß, um ſich ſo zu begeiſtern, wie aus einem Becher echten Syracuſer, oder auch von dem Xeres — das iſt ein trefflicher Wein, voll dämoniſchen Geiſt und Leben.

Sagt mir nur, Herr Kriegszahlmeiſter, unterbrach Imhof dieſe Lobrede des Syracuſers:

meint Ihr es denn wirklich ernſtlich, indem Ihr mir ſagt, es hauſe ein dämoniſcher Geiſt in dem Weine; mich dünkt, nur die Gluth, mit der er das Blut zum ſchnellern Kreislaufe nach dem Kopfe treibt, ſey die Urſache der phantaſtiſchen Bilder, die er in uns erweckt und womit er uns bethört.

Peverelli lächelte. Freund, ſagte er geheimnißvoll: in der Natur ruhen unzählige Kräfte, für den Laien verborgen, dem Auge des Eingeweihten offen liegend. Glücklich, wer Muth und Kraft beſitzt ſie zu gebrauchen, er macht ſich durch ſie zum Herrn der Geiſter.

Auch der Guten? unterbrach ihn Imhof.

Laßt dergleichen, fiel ihm Peverelli in die Rede. Seyd zufrieden, wenn Ihr nur Herr der Böſen ſeyn könnet. Die Böſen ſind da uns zu dienen, die andern um ſich bedienen zu laſſen. Seht, tapferer Hauptmann, wenn ſo die Noth am größten iſt, der Wille weit über die Kraft hinausfliegt, und die matte Seele ſich ſehnt und drängt und ihn doch nicht erreichen kann, die Wünſche immer wieder von der Schweſter Phantaſie lieblich und lockend ausgeſchmückt in das ſchwache Herz zurückkehren, dann — ach es muß ein köſtlich Ding ſeyn, wenn man die Dämonen herbeirufen und ihnen befehlen kann als Herr, wo der Kaiſer ſelbſt und alle Potentaten der Welt nur anrufen und bitten, und alles dergleichen ihnen doch nichts hilft und frommt. Hätte ich zum Beiſpiel die Kraft, auch nur dem kleinſten der Geiſter zu gebieten, ſo füllte jetzt Syracuſer den Becher — wüßte ich in den Appenninen einen Schatz, er läge in blankem Golde zu meinen Füßen, hätte ich in Neapolis ein Liebchen zurückgelaſſen, ſchön und lieblich, mit ſchwarzem, brennendem Auge, wie Ihr hier keine habt, ſie ruhte heut Nacht in meinen Armen.

Sie ruhte? unterbrach ihn Imhof dumpf vor ſich hin murmelnd. Peverellis Mund verzog ſich zum höhniſchen Lächeln, er ſtürzte noch einen Becher kalten Würtemberger hinunter und nahm ſeinen Hut. — Wie hat mich doch der Wein auf Abwege geführt, verplaudere ich hier die koſtbare Zeit. Nun lebt wohl und ſagt mir nur, wie lange Ihr noch glaubt hier auf dem Krankenlager zu liegen? Wann kann ich dem

Feldmarſchall die Hoffnung machen, den braven Hauptmann Imhof wieder vor ſeiner Fahne zu ſehen?

In wenig Wochen, hoff' ich! antwortete Robert, aus ſeinen Träumereien erwachend.

Nun bis dahin, junger Herr, lebt wohl! ſagte Peverelli und ſtand auf, ſchenkte einen leer daſtehenden Becher nur bis zur Hälfte voll und reichte ihn dem Verwundeten. Der Wundarzt hat Euch gewiß den Wein verboten, doch dieſen Abſchiedstrunk könnt Ihr mir nicht verſagen. Der Becher iſt nur halb voll, der Wein ſchlecht und ſo recht für einen Kranken, ohne Geiſt und Kraft. Auf glückliches Wiederſehn vor Augsburg! — ſie ſtießen an — doch bald müßt Ihr kommen, denn in dem alten Neſte hauſen nur noch Geſpenſter, nicht einmal Ratten, die ſind ſchon alle als Lekkerbiſſen verzehrt.

Ich werde in einigen Tagen wohl hinein zu dem ſchwediſchen Kommandanten müſſen! fuhr er fort: ſind ſchon lange in Unterhandlungen begriffen. Soll ich Euch dann vielleicht Nachricht von Jungfer Clara bringen? Soll eine ſchmucke Dirne ſeyn, wie Montaldo mir ſagt.

Peverelli ſah bei dieſer Frage ſo ehrlich, ſo theilnehmend aus, daß Robert, ſo widrig ihm auch dieſer Mann war, ihm freundlich erwiederte: Thut dieß, Herr Kriegszahlmeiſter, immer war mir Nachricht von ihr wohl lieb.

Doch kaum waren dieſe Worte über ſeine Lippen, als ſie ihn gereueten, aber Peverelli ließ ihm keine Zeit zum Widerruf — er ſtand auf, wickelte ſich in ſeinen weiten, dunkelbraunen Mantel, drückte den Hut tief in die Augen, reichte Imhof die Hand, empfahl ſich und ſtieß im Hinausſchreiten den Tiſch um, auf welchem die Kerze brannte.

14.

Es war nun dunkel um Imhof, und dieſe Dunkelheit war ihm lieb. Er ſchloß die Augen, als könne er, trotz dieſer Rabennacht, noch Gegenſtände unterſcheiden, die ſich mit ſeinem lieblichen Bilde hätten vermiſchen können. Clara ſtand vor ihm, bald in prangender Fülle und Jugend, bald blaß, aber um deſto ſchöner, anziehender; war es doch die Sehnſucht nach ihm, welche die Roſen ihrer Wangen gebleicht hatte. Bald war es wieder die bürgerliche Hausfrau von Heidelberg, mit welcher er ſo oft am Fenſter geſeſſen und bei deren Erzählen er doch nur immer an Clara gedacht hatte. Sonderbar verwebten die beiden Geſtalten ſich in einander, doch ſo oft er über die Sehnſucht hinaus an Clara's Hand durch das Leben wallte, war ſie es nicht mehr, war es immer nur jene.

Auch jener Abend trat wieder vor ihn, wo ſie, wie ein Engel des Himmels vom Mondlicht beſtrahlt, in der Fliederlaube ſtand. Aber neben dieſem herrlichen Bilde ſtand ſie auch zürnend vor ihm, und die Worte: Für Deine unheilige Liebe ſchlägt dieß Herz nicht mehr! tönten ihm auch jetzt noch fürchterlich. Er ſah ſie am Fenſter ſich verächtlich von ihm wendend, und zum Erſtenmale ſeit langer Zeit rief er wieder aus: Sie haßt, ſie verachtet mich! — und doch werde ſie mein! ſetzte er auffahrend hinzu.

Um Gotteswillen, lieber Herr! rief der alte Kaspar, der, glaubend ſein Herr ſchlafe, leiſe in in das Zimmer geſchlichen war und jetzt neben ſeinem Bette ſtand. Was iſt Euch?

Wer iſt hier? Licht! rief Robert.

Kennt Ihr denn meine Stimme nicht mehr? ſagte der Alte ängſtlich, und zündete ſchnell die Kerze wieder an und ſtellte den Tiſch zurecht, den Peverelli umgeworfen. Ich bin wieder zurück von Augsburg. — Ach dort ſieht es übel aus, lieber Herr!

Und Clara?

Von dem Fräulein konnte ich keine Kunde einziehen, die Schweden hielten die arme Stadt ſo eng verſchloſſen und ſo ſtrenge Wacht, daß keine Maus hinein kam, aber von einem alten Kameraden, der lange mit mir bei dem ſeligen Herrn diente, hab' ich erfahren —

Nun! rief Robert haſtig.

Daß der alte Steuerherr Walther längſt des Todes verblichen iſt. Gott gebe ſeiner Seele Heil!

Einen Becher Wein! rief Robert haſtig.

Trinkt keinen Wein, lieber Herr! rief der Alte.

Einen Becher, Alter! unterbrach ihn der

Hauptmann zornig. Kaspar ging und brachte den Wein. Gierig griff Robert darnach. Glückliche Reiſe, alter Iſegrimm! rief er, den Becher hoch in die Höhe hebend: haſt ſo lange zwiſchen meinem und ihrem Herzen geſtanden — fahre hin. — Er ſetzte den Becher an die lechzenden Lippen, doch Kaspar entriß ihm den Wein. Nein, Herr! rief er mit Unmuth: das wolle Gott nicht, daß Ihr dem würdigen Herrn einen ſolchen Ehrentrunk nachſchicktet, der könnte Eure Seele und Euern Körper verderben, und ſollte ich meinen Kopf daran wagen, ich leide es nicht.

Imhof ſah den Diener mit funkelnden, weit geöffneten Augen an, ſeine Fauſt ballte ſich krampfhaft, doch der alte Mann ſtand ſo ruhig, ſo ehrwürdig vor ihm und ſchüttelte die weißen Locken ſo ernſt um ſeinen Scheitel, daß der aufbrauſende Jüngling, von ſeinem Anblick ergriffen, ruhig ihn den Becher wegſetzen ließ.

Leg' Dich zur Ruhe, Kaspar! ſagte er beſänftigt: Du bedarfſt ihrer.

Gute Nacht, Herr! erwiederte der Diener und ging nach der Thür, aber plötzlich kehrte er um: Lieber Herr! ſchließt Eure Augen nicht, ehe Ihr zu Gott gebetet habt, hier war es nicht geheuer. — Gute Nacht! Er ging; doch bald kehrte er leiſe zurück und durchwachte die Nacht vor ſeines Herrn Krankenbett.

15.

Die Nachricht, daß man täglich die Uebergabe Augsburgs erwarte, erſcholl auch bis zu Imhof, und ließ ihn nicht länger auf dem Krankenlager raſten. Sobald ſeine Wunde es nur einigermaßen erlaubte, machte er ſich auf und traf in dem Lager vor Augsburg ein.

Seit Monaten aus dem wilden Kriegsleben herausgeriſſen, war es ihm, als trete er jetzt in eine neue Welt. Freudig empfingen die Soldaten ihren braven Hauptmann, und wenn auch Manchem vor der ſtrengern Kriegszucht bangte, die nun wieder bei ihnen eingeführt werden würde, freuten ſie ſich doch, ihren tapfern Führer an ihrer Spitze zu ſehen. Auch ſeine Kameraden empfingen ihn mit Jubel, am kälteſten aber Montaldo, der ihn zwar willkommen hieß, aber mürriſch empfing.

Dieſer freudige Empfang, das luſtige Treiben und Wogen öffnete bald ſein Herz der Fröhlichkeit wieder. Schon am erſten Abend vergaß er die Warnung des Arztes, und ein Becher Wein folgte dem andern. Auch von dieſem Zechgelage blieb Montaldo entfernt.

Schon als am andern Morgen die Sonne mit ihren erſten Strahlen die Erde begrüßte, ſprang Imhof von ſeinem Lager auf. Die Sehnſucht nach ſeiner Vaterſtadt ließ ihn nicht ruhen, und trieb ihn die Höhe hinan, von wo ſein Auge ſie ganz überſehen konnte. Welch ein Anblick! — Rings herum auf den friedlichen Fluren, wo üppige Wieſen gegrünt und Kornfelder gewogt hatten, war alles verwüſtet und zerſtört. Die freundlichen Landhäuſer lagen in Trümmern, und an ihrer Stelle hoben Schanzen ihre zerſchoſſenen Bruſtwehren und vertheidigten den alten Wall, jetzt die einzige Schutzwehr der Stadt. Das Gartenhaus ſeiner Eltern war niedergeriſſen, auf dem Schneckenberge, der ſo oft der Kampfplatz ſeiner Kinderjahre geweſen, und von wo herab er oft in ſpäterer Zeit hinüber nach dem Garten Clara's geblickt hatte, ſtanden vier

Karthaunen, Tod und Verderben in die friedliche Stadt zu ſchleudern. Brandſtellen bezeichneten den Ort, wo die Feuerkugeln gewüthet. Ach — auch Herrn Walthers hohes Giebeldach zeigte die Spuren der Verwüſtung. Sein Vaterhaus aber ſtand noch, die Kugeln hatten es verſchont.

Alle Erinnerungen der Vergangenheit aus ſeiner Kinderwelt, aus ſeinen Jünglingjahren, traten lebhaft vor ihn. Es waren wehmüthige Gefühle, die ihn durchſchauerten. Gefühle, die ſich ſo gern von der Gegenwart losgeriſſen hätten, um noch einmal das Vergangene zu durchirren. Faſt wie die Gegend um ihn, war ſein Inneres. Still für den Augenblick, doch bedurfte es nur eines Worts, und die Karthaunen donnerten und ſchleuderten Verderben umher. Auch ſein Inneres ſchien beruhigt, ſelbſt die Thränen, die wider Willen in ſein Auge traten, ſchienen die Ruhe ſeines Herzens zu bekunden; aber die Sehnſucht war unausſprechlich. Die Sehnſucht nach Ihr! — Vergebens ſuchte ſein Blick die Fliederlaube ihres Gartens, er fand ſie nicht, ſtatt ihrer hob ſich dort die Bruſtwehr des ſchützenden Walles — und — war es ein Zeichen von Gott! — durch die Grabesſtille des bleichen Morgens donnerte aus ihr eine Karthaune — zu ſeinen Füßen fuhr die eiſerne Kugel tief in die Erde und gab das Zeichen zum blutigen Tage.

Aus allen Schanzen begann jetzt, gereizt durch dieſen Morgengruß, das Feuer aus 40 Schlünden, und als ob die Grundfeſte der Stadt erbeben ſollte, ſo ununterbrochen hallte der Kanonendonner. Aber auch Winkel und ſeine Schweden ſchwiegen nicht. Aus jedem noch brauchbaren Geſchütz feuerten ſie ohne Unterlaß, und als ob erſt heute das blutige Schauſpiel begönne, als ob ſie noch Pulver genug hätten, die Erde gen Himmel zu ſprengen, ſo ſtark, ſo heftig war ihr Feuer.

Aus dem freundlichen Traume ſeiner Jugend geweckt, blickte Robert auf dieß grauſige Schauſpiel. Sorgſam ſuchte er die Richtung des Geſchützes zu erſpähen. Nach den Wällen ſchien es gerichtet, dieß freute ihn. Sorgenvoll war jetzt ſein Blick, die Liebe zu der Stadt ſeiner Väter erwachte, er zürnte auf ſich, daß er hier in dem feindlichen Lager ihr gegenüber ſtand, als hinter ihm ein lautes — Guten Morgen, Hauptmann! — erſcholl. Er ſah ſich um, Peverelli ſtand neben ihm und lächelte.

Ihr ſeht ſo ernſt aus, Hauptmann Imhof! fürchtet wohl für die Stadt, glaubt, nun ſey der Teufel erſt recht los; lauter Spiegelfechterei! Das iſt nur ein Abſchiedgruß, die drinnen wollen ihr Pulver los ſeyn und die hier wollen ehrenhalber den Schweden das letzte Wort nicht laſſen. Seht nur wie tief ſie ſchießen, alle Kugeln ſchlagen vor dem Graben auf, wozu ſollten wir uns auch die Quartiere verderben? Noch vor dem Mittagmahl reit' ich in die Stadt. Gebt acht, ſobald der Trompeter bläſ't, hört der Donner auf und die Thore öffnen ſich. Nur noch einige Tage und Ihr ſitzt ruhig am alten Heerde in Euerm eignen Hauſe.

Nun junger Herr, was ſoll der finſtre Blick? Die Gläubiger werden mit einem kaiſerlichen Hauptmann ſchon Geduld haben; wer ſo wie Ihr zweihundert rüſtige Burſche mit ihren Hellebarden und Musketen hinter ſich hat, dem gibt man gern noch länger Credit.

Imhof ſchien Peverellis Worte nicht zu achten, ſein Blick ruhte noch immer ernſt auf der Stadt. Habt Ihr mir vielleicht, fuhr dieſer fort: ein Briefchen an Fräulein Clara mitzugeben, ſo will ich es treulich beſorgen und wo möglich Euch Antwort bringen.

Robert ſah dem Kriegszahlmeiſter ſtarr in's Auge. Nun? wollt Ihr die Antwort in meinen Augen leſen, da ſteht für Euch nichts geſchrieben.

Herr Kriegszahlmeiſter! ſagte Robert jetzt mit gepreßter Stimme, wenn Ihr es erlaubt, geb' ich Euch ein Brieflein mit an Clara Walter.

Brav, Hauptmann! erwiederte Peverelli und ſein Geſicht verzog ſich zu dem Lächeln, wodurch er Imhof ſo widerlich wurde. Greift jetzt muthig dieſe Feſtung an — während wir mit jener friedlich unterhandeln. Doch ich muß zum Feldmarſchall, mein Geſchäft iſt dringend. Gehabt Euch wohl, heut Abend ſehen wir uns. Er wendete ſich und ließ Imhof allein.

Ein leiſes Zittern durchſchauerte jetzt Robert. Noch einmal blickte er nach dem durchlöcherten Giebeldach unfern des Walles. Ob ſie meiner wohl gedenkt! rief er und ging zurück in's Lager.

Jetzt, wo der entſcheidende Augenblick eintrat, wo er ſich ihr, die ihn verachtet, verhöhnt hatte, wieder nähern ſollte, jetzt ergriff ihn eine unausſprechliche Bangigkeit. Unruhig ging er in ſeinem Zelte auf und ab — ſetzte ſich — ergriff die Feder — warf ſie wieder hin. Tauſend Gefühle durchkreuzten ſich in ihm, und unter dieſen Tauſenden trat immer eins hervor und alle verſchwanden in dem Einen — daß dieſer Augenblick der Entſcheidende ſeines Lebens ſey!

Kaspar beobachtete ihn im Stillen, aber da Imhof unruhiger, immer ungewiſſer zu werden ſchien, ſagte der Alte, die Urſache wohl ahnend: Lieber Herr, ſchreibt in Gottes Namen an Fräulein Clara, erringet Ihr Euch den Engel, ſo erringet Ihr den Himmel mit ihm. Schreibt! fuhr er bittend fort: ſchreibt, lieber Herr!

Noch einen kurzen Augenblick blieb Robert ungewiß ſtehen, dann ergriff er ſchnell die Feder und ſchrieb:

„Durch Kampf und Schlachten iſt mir Euer Bild gefolgt, liebe Clara. Ihr ſeyd meinem Herzen theuer geblieben und in dem wilden Kriegerleben waret Ihr mein einziger Wunſch, das Ziel, wonach ich rang. Jene Stunden der Liebe, jene ſeligen Tage, wo ich mich in Euern Armen ſo glücklich fühlte, ſind mir gefolgt und ihr Zauber hat mich bei Euch feſtgehalten. Hat mich Segen auf meiner wilden Bahn begleitet, dank ich ihn Euch, hat ſich mein Herz von dem Böſen losgeriſſen, ſo waret Ihr mein ſchützender Engel. Nehmt auch jetzt mich auf. — Laßt mich nicht hoffnunglos in meine Vaterſtadt einziehen und flieht meinen Anblick nicht, tret' ich in Eure Wohnung. Clara! ich fühle es, mit Euch öffnet mir der Himmel verſöhnt ſeine heilige Pforte, ohne Euch bin ich verloren. Nehmt mich auf!"

„Es war eine Zeit, wo ich glaubte, Eure Liebe zu mir könne keine Macht zerſtören, dieſe Zeit des Vertrauens iſt nun hin — mir fehlt die Zuverſicht — gebt ſie mir wieder — und — ich will ein guter frommer Menſch werden durch Euch, und ſo Euch verdienen."

„Seyd nicht hart, Clara, vergeßt, was zu vergeſſen iſt, denkt meiner unausſprechlichen Liebe und werdet die Meine."

„Lebt wohl! Gott lege Verſöhnung in Euer Gemüth und Liebe in Euer Herz, in Euern Sinn.“ Er faltete den Brief und ſiegelte ihn. Zum Kriegszahlmeiſter Peverelli trage dieß Schreiben und ſchnell! ſagte er nun, es Kaspar reichend.

Der ſoll es überbringen? fragte der Diener.

Zornig blickte Imhof nach ihm. Nun in Gottes Namen, aber dieſer Bote mißfällt mir, brummte Kaspar und ging.

Als er das Zelt verließ und Imhof ihn auf ſeinem Klepper davon reiten ſah, ward es ihm wunderlich um's Herz. So iſt's nun geſchehen! rief er: Und wenn ſie den Bettler zurück weiſ't — O Gott! er barg das Geſicht in ſeine Hände, und preßte die hervorſtürzende Thräne zurück: Was ſoll dann aus mir werden?

Unruhig ſchritt er noch auf und ab, als Kaspar wieder zurück kam und in das Zelt trat. Haſt Du ihm den Brief gegeben? rief er dieſem entgegen.

Ja, Herr! antwortete der Diener ſehr ernſt: Eben ſetzte ſich der Kriegszahlmeiſter zu Pferde, nach Augsburg mit ſeiner Begleitung zu reiten. Er lächelte, Gott weiß aber wie — ſteckte den

Brief in ſein Koller und rief mir noch zu — heute Abend beim Hauptmann Montaldo mag dein Herr mich erwarten. Dann ritt er fort auf ſeinem rabenſchwarzen Streitroſſe.

Nun gut! gut! rief Imhof und ſchien beruhigter, da der Schritt unwiderbringlich gethan wär. Zu Montaldo? ſagte er kopfſchüttelnd. Nun, nicht gern — doch es ſey!

16.

Ein Offizier, der Peverelli an den Feldmarſchall Gallas geſchickt, hatte die Nachricht gebracht, daß die Kapitulation unterzeichnet würde, und alle Feindſeligkeiten wurden ſogleich eingeſtellt. In den Verſchanzungen der Stadt wie in den Laufgräben war alles ruhig und wie ausgeſtorben, auf den Wällen ſah man faſt Niemand mehr und ſelbſt die Kanonen ſchienen verlaſſen zu ſeyn.

Indeſſen ging es im Lager deſto luſtiger her. Muſik ſchallte von allen Seiten. Ein Jeder war froh, am Ende dieſer mühevollen Belagerung zu ſeyn. Die Hoffnung nach der reichen Beute, die ihnen dort in den Häuſern der Proteſtanten winkte, erhöhte noch den allgemeinen Jubel. Imhof nahm an alle dieſem keinen Theil. Mit bewegtem Gemüthe ſchritt er die Höhe hinauf und blickte nach der Vaterſtadt und beſonders nach dem Thore, von wo Peverelli zurückkehren mußte; aber dieſer kam nicht und ſeine Unruhe wurde grenzenlos, von Claras Antwort hing ja ſein Schickſal ab und je näher der Zeitpunkt der Entſcheidung kam, deſto qualvoller wurde die Angſt. Da ſah er endlich in der Dämmerung Reiter die Höhe herauffſprengen. Er eilte ihnen entgegen. Peverelli war's. Um 11 Uhr, Hauptmann Imhof! rief er ihm im Vorbeijagen zu: bring' ich Euch Antwort, bei Montaldo trefft Ihr mich.

Um 11 Uhr! rief Imhof: ſo lange ſoll ich noch warten? Das iſt grauſam! — Von Sehnſucht getrieben, wanderte er langſam die Höhe hinunter, ging über die Lechbrücke, welche die Kaiſerlichen außer dem Bereiche des Geſchützes über den Fluß geſchlagen hatten, und im Schein des Mondes, der jetzt hervortrat, wanderte er durch die eroberten Außenwerke hindurch, weit über die

Laufgräben hinweg, immer der Stadt zu. Niemand hinderte ihn, alles war hier in friedlicher Stille, und raſtete von den Mühen der vergangenen Tage.

Dem Thurme gegenüber, wo ſonſt die freundliche Fliederlaube geſtanden hatte, ſetzte er ſich auf einen umgehauenen Baumſtamm dicht an den Graben, der den hohen Wall der Stadt umgab. — Jener Abend, wo er unfern dieſer Stelle im Kahne geſtanden und an jenem Thurme hinauf geklimmt war, trat wieder mit ſeinen ſchmerzvollen Erinnerungen vor ihn. Er blickte unverwandt hinauf, wo ihm ſein Mädchen damals ſchön und herrlich wie ein Engel erſchienen war. Und als er nun immer ſtarr und ſtarrer auf den nämlichen Fleck ſchaute, ſeine Einbildungskraft lebhaft ihm die Engelsgeſtalt zurück zauberte, er ſie wieder zu ſehen glaubte und die Arme nach ihr ſtreckte, rief er, ſeiner nicht mehr mächtig: Clara! geliebte Clara!

Gott! ſeine Stimme! tönte es von oben herab: Joſephe fort! fort! Er iſt's! Die Geſtalt verſchwand an der Hand der Matrone und er ſah nun wohl, ſeine Phantaſie habe ihn nicht getäuſcht, ſie ſey es ſelbſt, die ihm erſchienen und die vor ihm floh.

Starr vor Schreck, leblos ſtand er da, die Augen weit geöffnet, immer noch nach der Karthaune ſtierend, an welche ſich die Geſtalt gelehnt hatte. Minuten vergingen — er blieb regungslos ſtehen. Doch jetzt ſchoß das Blut in ſeine Wangen, krampfhaft ballte ſich die Fauſt und fuhr nach dem klopfenden Herzen. Nun kenn' ich mein Schickſal, nun kenn' ich es; doch ſpott ich ſein! rief er zornig: haſt Du mir den Engel genommen, der mich zu Dir geleiten ſollte, Gott! ſo will ich — ſeine Lippen bebten, ſein Mund ſchloß ſich. Ein Strahl der Hoffnung leuchtete noch einmal durch das nächtliche Dunkel. Kann der Schreck, mich plötzlich da unten zu erblicken, kann die Erinnerung an jenen Abend — Nein! nein! rief er und ſtürzte fort: Sie liebt mich nicht mehr. Alles, alles iſt vorüber und ich ſteh allein, der Verzweiflung zum Raube!

Nach dem Lager eilte er zurück — an ſeinem Zelte vorüber hin nach dem Zelte Montaldos, den er allein bei dem Becher fand. Montaldo!

rief er dieſem zu, der ihn kaum zu bemerken ſchien: ich habe ſie geſehen!

Wen? fragte dieſer kalt.

Könnt Ihr noch fragen? Clara ſah ich —

Glück auf!

Glück unter! rief er zornig und warf das Wehrgehenk mit ſeinem Schwerte auf den Tiſch, daß Kanne und Becher klirrten.

Montaldo faßte beide mit anſcheinender Kälte. — Ihr ſeyd ja ſo erhitzt, Hauptmann, ſagte er gleichgültig: iſt Euch ein Becher gefällig. Er reichte ihm einen gefüllten, den Robert mit Haſt hinunter ſtürzte.

Gebettelt habe ich um ihre Liebe, wie ein Schmarotzer um einen Platz an des Reichen Tiſche, gefleht habe ich die Stolze wie ein Sünder um Gnade, und als ſie mich ſieht, ſchreit ſie auf, als ſäh ſie einen hölliſchen Geiſt, entflieht und läßt mich in Nacht und Dunkel da ſtehen, wie einen Geächteten. Clara! Clara! rief er zornig und ſtürzte den zweiten Becher hinunter, den Montaldo ſchnell wieder füllte: Mein! Mein! oder in die Hölle!

Recht ſo, Kamerad! ſagte nun Montaldo und

reichte

reichte ihm den Wein. Laß das Liebchen dem Teufel oder den Schweden. Vielleicht zieht ſie ſo morgen mit ihnen aus, wie Du einſt mit uns.

Montaldo! rief Imhof zornig, und faßte ihn bei der Bruſt.

Laßt das! ſagte dieſer gelaſſen und zog ſein Piſtol. Die Thorheiten von Ansbach wollen wir nicht wiederholen, die Zeiten ſind vorüber. Was kümmern mich Clara und alle Eure Liebchen; er ſetzte ſich ruhig nieder und trank.

Mit den Schweden? rief Imhof aus und zitterte noch vor Wuth. Menſch, ſprich! weißt Du das? Haſt Du Gewißheit? Montaldo ſchwieg. Rede, oder bei Gott — Noch ſchwieg Montaldo. — Habt Ihr noch einen Funken der Freundſchaft für mich, fuhr Robert gemäßigter fort: ſo antwortet mir, oder — ich muß Euch warnen — erwartet das Aeußerſte von mir.

Eurer Drohung ſpott' ich, dem Freunde will ich Rede ſtehen, ſeinen Bitten; ſeinem Drohen nicht!

Montaldo, redet! ſagte nun Imhof und zwang ſich, dieß im bittenden Tone zu ſagen. Beſtimmt kann ich Euch auf Eure Frage nicht antworten, erwiederte dieſer kalt. Man ſagt, ſie liebe einen ſchwediſchen Offizier und wolle ihm folgen. Vielleicht nur Gerücht, vielleicht auch Wahrheit! Was kümmert's mich! — Trinkt, vergeßt und erwartet wenigſtens mit Ruhe ihre Antwort, die Euch Peverelli bringen wird. Zehn iſt längſt vorbei, er muß bald hier ſeyn.

Nein, nein! Sie kann mich haſſen, aber keinen andern lieben. Nein, Montaldo! rief Imhof glühend.

Nun ſo wartet es ruhig ab, ſetzt Euch und trinkt!

Imhof ſetzte ſich und ſchien beruhigt, aber in ihm tobte eine niegekannte Furie, die Eiferſucht. Einen Becher Wein ſtürzte er nach dem andern hinunter und ſprach kein Wort; den Blick unverwandt nach der Oeffnung des Zeltes gerichtet, erwartete er mit anſcheinender Ruhe den Kriegszahlmeiſter.

Dieſer trat ein. Imhof ſprang auf. — Ich habe ſie geſehen, Hauptmann! ſagte Peverelli, und die hohe ernſte Geſtalt ſchritt in die Mitte des Zeltes: Schön iſt ſie, das iſt wahr, ſchön wie eine Göttin, üppigere Locken ſah ich nie einen Schwanenhals herabrollen, und ich ſchwör' es Euch beim Teufel, auch ſolche Augen ſah ich noch nie! aber auch nie ſolch ſtolzes Weib; da nehmt, leſet, faſt glaub' ich, ich bringe Euch den Abſagebrief.

Schnell griff Imhof nach dem Briefe. Als er die wohlbekannte, jetzt ſo unleſerliche Handſchrift ſah, wurden ſeine Augen naß. Noch einmal ſah er in einen Himmel voll Wonne, vielleicht zum letztenmal, als aber ſeine zitternde Hand das Siegel brach, er den Brief entfalten wollte, da hielt er plötzlich an. Unverwandt blickte er vor ſich auf den Boden — ſeine Seele ſchien mit Etwas zu kämpfen. So ſtand er wohl mehrere Minuten, ohne das tückiſche Lächeln der beiden hinter ſich zu bemerken.

Sein Inhalt ſey welcher er wolle! rief er jetzt: mein Entſchluß iſt gefaßt! trat der brennenden Kerze näher, ſchlug den Brief auseinander und überflog ihn mit glühendem Auge. Aber bald legte er ihn ſchweigend auf den Tiſch, und ohne ein Wort zu ſagen blickte er ſtarr auf ihn nieder. — Füllt mir doch den Becher, Hauptmann Montaldo! ſagte er ganz ruhig: in meinem Innern brennt es — ich muß die Flamme löſchen. Als er den Becher geleert, ſetzte er ſich ſchweigend nieder und ſprach weiter kein Wort.

Muß doch ſehen was die Dirne ſchreibt! ſagte Montaldo, nahm den Brief ohne daß ihn Imhof daran gehindert hätte und las:

„Eine ſonderbar wehmüthige Empfindung hat Euer Brief in mir erweckt, ſein Inhalt hat ſo manche Saite meines Innern berührt, die, wenn ich ſie auch längſt geſprungen glaubte, doch noch traurig wiedertönt, ſo daß ich mich kaum, Euch Antwort zu ertheilen, zu faſſen weiß. Doch der Ueberbringer dieſes wünſcht es, und ſo ſey es!“ —

„Der Himmel hat für immer getrennt, was die Liebe einſt verbunden. Ich kann Euch nicht mehr angehören, wenn auch mein wundes Herz mich dazu aufrief. Schrecklich hat der Himmel meine Worte verſtanden, ſchreckbar meinen Fluch erhört. Wir ſind getrennt für immer. In Nacht liegt die Vergangenheit, in Nacht die Gegenwart vor mir, ſo wie Ihr und Eure glühende Sehnſucht. Nie kann, nie darf ich die Eure werden, der Himmel beſchloß es anders, er ſchloß die Pforten, durch die Ihr zu meinem Herzen drängt. Deßhalb vergeßt mich und lebt wohl! Wenn Ihr einzieht in Euer Vaterhaus, verlaß ich das Meine. Mein Auge wird Euch nie mehr ſehen, mein Herz Eure Stimme nie hören. Bin ich Euch ein Engel des Lichts, wenn auch Finſterniß mich umgibt, ſo will ich Euch warnend umſchweben und mein Gebet, das Einzige was ich Euch noch weihen darf, umſäuſle Euch ſchirmend in der Zeit der Gefahr. Lebt wohl! wandelt auf heiligen Wegen, ich kann Euch nie wieder ſehen. Gott verzeihe Euch, verzeihe mir!“

Kurz, bündig und mit mancherlei ſonderbaren Worten ſattſam ausgeſchmückt! ſagte Montaldo lachend: Ein Abſage-Brieflein, als hätte es eine Domina geſchrieben, ſo voll Salbung! Wohl bekomm's! — Er ſtieß an Imhofs Becher ſo ſtark, daß dieſer aus ſeiner Starrſucht erwachte und mechaniſch den Becher ergriff. Auf, Freund Imhof! rief Montaldo aus: Auf aus dieſem dumpfen Hinbrüten, hin iſt hin! Es gibt wohl mehr fromme Schweſtern, die Euch mit ihren Bußliedern langweilen können, als dieſe Clara, die mit recht dämoniſcher Bitterkeit Euch Valet ſagt! Trinkt, Kamerad! ſchlürft den Gram hinunter; ſtatt des Plagegeiſtes der Liebe ſteige der Geiſt des Weines in Euch auf.

Das thu' er! rief Imhof aufſpringend: Doch Geiſt meiner Liebe, Dich laß ich nicht, Dich halt' ich feſt! Sie muß mein werden, und ſollte ich die unſichtbaren Mächte zu meinem Beiſtande aufrufen.

Da pfiff eine Zugluft durch das Zelt, und Montaldo ſah bebend nach dem Kriegszahlmeiſter, der hämiſch lachend auf ſeinem Seſſel ſitzen blieb, ſtolz auf beide ſah und an Allem keinen Theil zu nehmen ſchien.

Ein ſonderbarer Ton, ſagte jetzt Imhof und ſein Auge ſah ſtarr in die Kerze, deren Flamme, von der Zugluft gehoben, ſchlängelnd hoch empor flackerte: faſt geiſterhaft.

Wenn Knaben die Geiſter aufrufen, ſo ſpotten dieſe des kindiſchen Treibens! ſprach Peverelli ernſt und unbeweglich auf ſeinem Seſſel bleibend.

Wie meint Ihr das, Herr Kriegszahlmeiſter? fragte Imhof geſpannt: wer ſind die Knaben? wen meint Ihr damit?

Euch! ſagte dieſer und ſchlürſte ruhig ſeinen Wein hinunter.

Mich? fuhr Robert heftig auf und ſeine Hand fuhr nach dem Schwerte.

Laßt das in ſeiner Scheide ruhen, entgegnete dieſer mit dem Tone des Uebergewichts. Wo Geiſter im Spiele, ſind Schwerter ein Stecken in der Hand des Knaben. Ich wiederhole es Euch noch einmal, es gibt Kräfte in der Natur verborgen, welche dem Laien unſichtbar bleiben, den Eingeweihten aber zum Herrn der Geiſter machen. Kräfte, die unſere beflügelten Wünſche, unſere Sehnſucht ſchnell verwirklichen und des Unmöglichen ſpotten; darum laßt jetzt, wo uns die Geiſter ſo nahe ſind, Euer Schwert ruhen, es zerſplittert, wenn ich es berühre. Er erhob ſich langſam, warf den braunen Mantel zurück, und trat mit abgemeſſenen Schritten auf Imhof zu. Hauptmann! rief er dem Staunenden entgegen: Es ſchlich ein Wunſch von Euern Lippen, wollt Ihr deſſen Gewährung erkaufen womit es ſey?

Ueberraſcht, unſchlüſſig ſah dieſer in das furchtbare Auge Peverellis, das unter den ſchwarzen

Brauen feurig, durchdringend, unverwandt auf ihn blickte; das Wort ſchien ihm auf den Lippen erſtorben.

Es ſcheint, junger Mann, unterbrach der Kriegszahlmeiſter das Schweigen: Euer Muth verliſcht mit dem Aufflackern der Flamme, Ihr beſchwört den Geiſt, und da er ſich Euch kund thut, erbebt Ihr vor ihm. — Nun, wenn Ihr meint — haltet Euch an den Wein, ſchlürft Eure Wünſche hinunter, nur ruft nicht vorwitzig herauf, was Ihr zu erblicken nicht ertragen könnt. Schenkt ihm ein, Montaldo!

Während dieſer den Becher füllte, ergriff Robert ein heimliches Grauen, und als er den Becher an die Lippen ſetzte, ſchien ihm der goldene Wein blutroth — er bebte —

Jagt auch der Wein Euch Furcht ein? ſagte Montaldo auflachend: Nehmt dieſen Becher auf die Erfüllung Eurer Wünſche. Imhof ſtieß an und ſtürzte ihn jach hinunter. — Und dieſen, ſagte Peverelli mit furchtbarer Stimme: dieſen Becher dem, der Gewalt hat zu geben, zu nehmen, der Euch Clara entgegen führen und Euch beglücken kann.

Imhof ſah in dieſem Augenblicke nur ſtarr auf die Wand des Zeltes, wo in lockender Geſtalt das Bild der Geliebten vorüber ſchwebte, er blickte nicht in den Becher, er ſah nicht nach dem blutigen Weine; von Begierde durchglüht, ſtürzte er ihn hinunter und ſtreckte die Arme nach dem Phantom.

Nun ſetzt Euch, und hört mir aufmerkſam zu, ſagte Montaldo: ſeht nicht mehr hin nach dem Bilde, das Eure Phantaſie Euch dort vorgaukelt, denkt erſt nach über das, was ich Euch ſagen werde.

17.

Hauptmann Imhof! ſo begann Montaldo da Robert ſich niedergeſetzt hatte: Ihr habt mir in der ganzen Zeit unſerer Bekanntſchaft wohl werth geſchienen, Euch mit einem Geheimniſſe bekannt zu machen, das zu wichtig iſt und jetzt zu ſehr auf Euer Schickſal wirken kann, als daß ich länger ſchweigen ſollte. Der Beſitz Claras iſt Euer höchſter, einziger Wunſch, ihr Beſitz das Ziel Eures Lebens. Es liegt nur in Eurem Willen, daß ſie morgen Abend ſchon die Eurige ſey. Ein Wort von Euch geſprochen, und die geheimen Kräfte führen das Mädchen in Euern Arm. — Trinkt, Imhof! fuhr er fort, ihm den Becher reichend: trinkt, daß der Geiſt den Willen ſtärke.

Er hob ſeinen Becher in die Höhe. Jungfer Clara die Eure! rief er — Robert trank mit heftigen Zügen. Peverelli, in ſeinen Mantel gehüllt, ſtand ſchweigend und trank nicht mit.

Iſt es Euer feſter Wille, das Mädchen zu beſitzen? fragte jetzt Montaldo.

Ja, Hauptmann! rief Imhof vom Wein erhitzt.

Euer feſter Wille, ſie aus den Klauen des Schweden zu reißen, mit dem ſie morgen entfliehen könnte.

Ja! ja! Ihr hört es, ja!

Um jeden Preis würdet Ihr ſie erkaufen? —

Unwillig ſtürzte Robert den Wein hinunter, der vor ihm ſtand. — Aber als er ſchon den Mund zur Antwort öffnete, ſtarrte er mit großen Augen nach der weißen Zeltwand. Da ſchwebt ſie wieder! rief er: den Myrthenkranz im Haare! da! ſeht nur!

Gaukelpoſſen! rief Montaldo: Laßt das und nehmt dieſen Ring — Drei Wünſche verſchließen ſeine geheimnißvollen Steine. Nehmt Ihr ihn freiwillig, zahlt Ihr ehrlich den Preis, ſo ſind ſeine Kräfte Euch unterthan und Ihr könnt über die Geiſter gebieten, die er in ſeinen Rubinen verſchließt. Auch ſteht es in Eurer Macht und Eurem Willen, ſelbſt wenn er ſchon zwei Wünſche Euch gewährt hat, ihn jedem, der ihn aus Euern Händen wieder freiwillig nimmt, als Eigenthum zu überlaſſen, und dann ſeyd Ihr Eurer Verpflichtung quitt. Nun ſo trinkt doch, und ſeht nicht ſo ſtarr auf das Schattenbild Eures erhitzten Gehirns. Was Ihr hier in der Einbildung ſeht, liegt in Wirklichkeit in Eurem Arme, wenn Ihr nur Muth beſitzt, es zu wollen.

Sie winkt mir! rief Robert aus und ſprang vom Stuhle.

Nun ſo folget ihr! ſagte Montaldo lachend. Aber das Gebild verſchwand. Unmuthig ſetzte ſich Robert wieder und ſein Auge fiel jetzt auf den Kriegszahlmeiſter, der noch immer an die Zeltſtange gelehnt, den ernſten aber feurigen Blick auf ihn gerichtet, unbeweglich daſtand. Ihn ſchauderte vor der hohen Geſtalt. Seine Phantaſie, von Weindünſten erhitzt, ſah in Peverellis dunkelbraunem Mantel einen feuerfarbenen, und ſtatt der ſchwarzen Schwungfedern ſeines ſpaniſchen Hutes glaubte er eine rothe Hahnfeder hernieder ſchwanken zu ſehen. Entfernt Euch! rief er ihm heftig zu, doch lag in ſeinen Worten nur der Muth des Schwachen, es war nur ohnmächtiger Trotz, den Peverelli mit einem kalten grinſenden Lächeln entgegnete.

Nun, Freund Imhof! unterbrach Montaldo dieſen Auftritt: Ihr ſeyd mir die Antwort auf meine Rede noch ſchuldig. Wollt Ihr in Claras Armen ſchwelgen, oder das holde Mädchen einem Andern überlaſſen?

Ehe ich Euch antworte, laßt dieſen ſich entfernen, er ſtört mich! ſagte Imhof auf den Kriegszahlmeiſter zeigend, der, ihn mit ſeinem Blick ſcharf beobachtend, unbeweglich ſtehen blieb und ſeine Rede nicht zu hören ſchien.

Sprecht nur in ſeiner Gegenwart, unterbrach ihn Montaldo: er ſtört uns nicht! Er weiß Alles und darf Alles wiſſen. Habt Ihr

Muth, die Erfüllung Eurer Wünſche zu erhandeln? fuhr er fort.

Um welchen Preis? fragte Imhof.

Habt Ihr drei Wünſche gethan, ohne daß ein Anderer den Ring Euch abgenommen, ſo iſt Eure Seele —

Meine Seele! rief Imhof aufſpringend

Der Hölle verfallen!

Mit beiden Händen bedeckte der Patrizier ſein Geſicht. Der Hölle! murmelte er dumpf und als die Hände ſanken und er aufblickte, ſchwebte Clara wieder vorüber, ſo lockend, ſo ſchön. —

Nun! ſagte Montaldo: ſchaudert Euch davor? Betrügt den Teufel wie ich ihn betrogen, wenn Ihr den Ring mir abgenommen habt. Zwei Wünſche habe ich gethan, ſeht, die Rubinen wurden zu Demanten, und nur dieſer blutrothe ſchließt noch den Dritten ein und ich werde mich wohl hüten, ihn ſeines Kerkers zu entlaſſen.

Der Hölle falle ich anheim! rief Imhof und ſchlug mit der geballten Fauſt auf den Tiſch, daß die Becher klirrten.

Morgen Mittag ziehen die Schweden aus,

morgen Abend ziehen wir ein, das Liebchen ruht in Eurem Arme — wo nicht —

Gott im Himmel, Vater der Barmherzigen! rief Imhof, und Peverelli ſtampfte wüthend mit dem Fuße, daß das Zelt ſchwankte, während Montaldo aufſprang und hinaus ſtürzte: Vater der Barmherzigen, Du haſt mich verlaſſen, haſt den reuigen Sünder nicht aufgenommen in Dein Vaterhaus und fluchbeladen irrt er umher, unſtät wie ein Geächteter. Du haſt mich verlaſſen, ausgeſtoßen aus der Gemeinſchaft der Deinigen, und mir die Kraft benommen, den Lockungen des Teufels zu widerſtehen — Nun ſo ſey es!

Hauptmann Montaldo! rief er mit feſter Stimme: wo ſeyd Ihr? Der Welſche kehrte noch zitternd zurück.

Montaldo! fuhr Robert fort: gebt den Ring, ich nehme ihn freiwillig, ich ſchwöre den Preis mit meiner Seele zu zahlen!

Bei dieſen Worten flogen die Wände des Zeltes auf, ein Sturmwind rauſchte hindurch, löſchte die Kerzen und über Augsburg zuckte ein Blitz ſchlängelnd hernieder; doch der Donner ſchwieg.

Er hat Dein Gebot angenommen, Imhof, der Sturmwind hat es uns verkündet, jener Blitz es besiegelt! rief Montaldo. Die Kerzen flakkerten wieder auf, an Roberts Finger steckte er den geheimnißvollen Ring, und als dieser von dem brennenden Schmerz erbebte, mit dem der Reif sich in das Fleisch fest einsog, sagte Peverelli, der bei Allem schweigend und regunglos gestanden hatte, mit furchtbarer Stimme: Zwei für Einen! Mit Euch Sündern hab' ich fürder keine Gemeinschaft mehr. Er schritt stolz aus dem Zelte und ließ die beiden allein.

Als wäre eine schwere Last von ihm gewälzt, so leicht athmete nun Montaldo. Mit kindischer Freude sah er auf die Stelle, wo der Ring gesessen; noch blutroth war der Streif. Sein Herz wollte sich dankbar zu dem Himmel wenden, die Hände wollte er falten, aber sie schlossen sich nicht zum Gebete. Den Namen des Höchsten wollte er nennen, aber seine bebenden Lippen vermochten nicht ihn auszusprechen. Ah, Zwei für Einen! rief er grimmig: ich verstehe Dich nun ganz, Peverelli!

Während dem saß Imhof in dumpfem Schweigen auf ſeinem Seſſel und betrachtete den Ring, deſſen zwei Demanten ſich nach und nach wieder blutroth färbten. Schauer durchrieſelte ihn, er ſchloß die Augen, als fürchte er irgend ein Weſen zu erblicken, das in ſein qualvolles Innere ſchauen könne. Er wünſchte den drückenden Augenblick mit der Hoffnung zu erheitern. Er zwang ſeine Einbildungkraft, Clara ihm zu zeigen; ſie ſchwebte auch vor ihm, aber ſonderbar geſtaltet. Nicht ſittig, nicht im lichtblauen Gewande, wie die Jungfrau auf Albrecht Dürers Meiſterbild, züchtig und fromm. Frei wallte ihr Haar über dem entfeſſelten Buſen, den das feuerfarbene Gewand nur halb bedeckte. In dem ſinnigen blauen Veilchenauge ſchwamm die Thräne der Wolluſt, die Purpurlippen athmeten Küſſe. So hatte er ſie nie geſehen, ſo wollte er ſie nicht ſehen, er ſchlug die Augen wieder auf und griff haſtig nach dem Becher, um das Bild, welches ihn auch jetzt noch nicht verließ, zu verſcheuchen; — aber vergebens. Sie ſchwebte vor ihm lüſtern und lockend.

Da ſprang er unmuthig auf. — Montaldo, der Geiſt beginnt ſchon mich zu necken. Auf, ſagt mir den Zauberſpruch, daß ich ihn bannen kann,

kann, ehe er mein Meiſter wird. Schnell ſagt mir ihn!

Nur der Worte bedarf es, erwiederte Montaldo: „erſcheine mir dienender Geiſt!“ Er naht und erwartet Eure Befehle.

Nun ſo ſoll er mir ſchon in dieſer Stunde erſcheinen! rief Imhof, und ſchnell verließ Montaldo das Zelt.

Kaum hatte Robert die Worte des Bannes geſprochen, als aus dem Rubin zur Linken ein matter Dunſt ſich bildete, der immer mehr und mehr aufwärts ſtieg. Ein Geruch, als ſey das Zelt mit köſtlichem Roſenöl beſprengt, verbreitete ſich, und als Imhof die kleine Wolke ſtaunend anblickte, die jetzt über ihm ſchwebte, ſchien ſich die Formloſe zu geſtalten. Flügel bildeten ſich aus ihren Säumen, wie goldene Locken wogten ihre wellenförmigen Kreiſe, und aus ihrer Mitte ſtrahlten jetzt ein paar dunkelblaue Augen hervor, um die ſich ſchnell der Kopf eines lieblichen Knaben bildete. Auch an den Flügeln geſtalteten ſich runde Formen, und nach und nach verſchmolz der Wolkenduft und ein lieblicher Knabe, einen Myrthenzweig in der Hand, einen Roſenkranz in den Locken, ſchwebte über ihm.

Was befiehlſt Du, Herr? rief mit freundlichem Lächeln die Geſtalt.

Holder Knabe! ſagte Imhof mit Wohlgefallen nach ihm blickend: kennſt Du meine Wünſche nicht?

Ich kenne ſie zwar, und deßhalb erſcheine ich Dir auch als Bote der Liebe, Herr; doch mußt Du das erſtemal Deinen Wunſch laut ausſprechen, ehe ich ihn erfüllen darf.

So höre! rief Robert: Führe in der morgenden Nacht Clara Walter in meine Arme.

Es geſchehe wie Du befohlen! ſagte der Knabe und hob ſeine Flügel.

Halt! rief Imhof: nicht ſo eilig, Du flatternder Bote. Nur als mein ehelich Gemahl ruhe Clara, die Geliebte, an meinem Buſen.

Herr! was verlangſt Du von mir? ſagte traurig die Geſtalt.

Gehorſam! rief Robert mit Heftigkeit: Gehorſam, Sclave! oder ich zertrümmere den Ring und ſeine Wünſche, und zerreiße meinen Schuldbrief.

Herr! Du forderſt das Unmögliche, ſtöhnte im unterwürfigſten Tone der Geiſt: ford're was Du willſt, nur laß mich außer ſolchem Kreiſe. Wie könnt' ich Dich dahin begleiten und führen, woraus ich ſelbſt verbannt bin?

Du mußt! rief immer zorniger der Patrizier.

Ich kann, ich darf nicht! — Aber, hoher Herr, kann ich auch nicht wirken zu der Handlung ſelbſt, will ich Dich doch zu Deinem Zwecke führen. Nimm dieß Blatt, ſchreibe, was Du darauf gezeichnet findeſt, in ein Briefchen an Clara, gib es zur Beſorgung dem Hauptmann Montaldo, ja keinem Andern, und ſey der Erfüllung Deines Wunſches gewiß. Nur verzeih, daß ich, Dein Knecht, Dich in der kommenden Nacht nicht begleiten darf. Wir folgſame Boten unſeres mächtigen Herrn ſind doch nur ſchwache Werkzeuge in ſeiner Hand, tritt ein Diener des großen Geiſtes mit ſeinen furchtbaren Waffen uns gegenüber. Und nun entlaß mich, Herr!

Imhof nahm das Blatt, durchflog es und ſchüttelte bedenklich den Kopf. Sage Deinem finſtern Herrn: Nur wenn die morgende Nacht meinen Wunſch erhört, erfülle ich was ich verſprach, ſonſt ruf ich — ſeine Lippe bebte — er wollte Gott zum Zeichen anrufen, aber der heilige Name wollte nicht über ſeine Lippen, Angſtſchweiß tröpfelte von ſeiner Stirn und ſein Innerſtes erbebte.

Entlaß mich! rief noch einmal der Knabe ängſtlich über ihm ſchwebend: entlaß mich, Herr, der Meiſter ruft!

So geh! ſagte noch krampfhaft zitternd der Patrizier, und die Geſtalt des lieblichen Knaben verſchmolz zu Dunſt, der ſich allmählig hob und durch das Zelt verſchwand. Der eine Rubin ſeines Ringes funkelte ſchon als Demant.

18.

Montaldo trat jetzt wieder in das Zelt. Er fand Imhof, das Blatt in der Hand, nachdenkend ſitzen. Nun, Freund! rief er ihm zu: wie biſt Du mit Deinem neuen Diener zufrieden? Nicht wahr? willig und folgſam iſt er, und wie es ſcheint Dir in freundlicher Geſtalt erſchienen, Roſenduft durchdringt noch das ganze Zelt —

Was haſt Du denn da für ein Blatt? Ha! welch' ſchöne Schrift, roſenroth die Tinte.

Oder blutroth, unterbrach ihn Imhof: Gib mir Dein Schreibzeug. Ich werde Dir einen Brief an Clara zurücklaſſen, deſſen Beſorgung Du morgen früh übernehmen mußt.

Gern! nur fürcht' ich —

Fürchte nichts und thu' wie mir befohlen! Er ſetzte ſich an den Tiſch, ſchob Wein und Becher unmuthig von ſich, und als ob alle Gluth in ihm verraucht, aller Wein verdunſtet ſey, ſo kalt, ſo abgeſpannt ſchrieb er:

„Auch Dein Brief, liebe Clara, hat mir die Gewißheit nicht rauben können, daß Du mich noch liebſt — Eine Liebe wie die meine, die nur aus dem Herzen, nicht im Sinnenrauſch entſprang, trotzet dem Schickſale und allem Unglück. Hülflos war ich, als ich mich von Dir trennen mußte — Hülflos biſt Du jetzt, da ich zurückkehre — Verlaſſen von Allen ſtehſt Du nun allein, nur mit geſchloſſenem Auge, ohne Vater, ohne Freund in die dunkle Zukunft blickend. Stürze Dich nicht blind in den Abgrund, vor dem Dein Geliebter die ſchützenden Arme breitet, komm an meine Bruſt, an mein Herz, das Dich arm, verlaſſen, hülflos noch ſtärker, noch inniger liebt, als da die holden Sterne Deines Auges mir ſchon Dein Herz verriethen, ehe Dein Mund noch das Liebeswort ſprach: Glaub an meine Treue, an mein ehrlich Gemüth. In der Zeit der Noth, die jetzt für Deine Glaubensgenoſſen beginnt, bedarfſt Du des ſchützenden Armes eines Mannes, und meine Pflicht iſt, das wieder gut zu machen, was ich Böſes gethan, meine Pflicht, Dir die Reinheit meines Herzens zu zeigen, Dir zu zeigen, daß die Sinne keinen Theil an meiner Liebe haben und nur mein Herz ſehnſuchtsvoll verlangt, Dich als mein treues Weib heimzuführen und die Hülfloſe zu leiten bis an's Grab."

„Wenn der Abend dämmert, rücken wir in Augsburg ein. Dann eil' ich zu Dir. — Werde noch heute die Meine, geliebte, theure Clara. Find ich auch Dein Auge getrübt, wird mir doch die Wonne der Liebe durch ſeine Nacht hindurch ſtrahlen. Die Thränen will ich trocknen, die Du um mich weinteſt, der Stab Dir ſeyn, an dem Du, durch die finſt're Zukunft wandernd, Dich ſtützen ſollſt, denn meine Liebe iſt rein und geiſtig! Darum ſey nicht grauſam, Clara, höre mein Flehen! beglücke mich und werde noch heute mein Weib!"

Montaldo las das Schreiben. Höre Imhof! ſagte er zutraulich warnend, doch ſein Mund konnte ein ſchadenfrohes Zucken nicht unterdrükken: Ich fürchte — Claras Beſitz iſt für Dich nicht mehr wünſchenswerth. Die hölliſchen Diener wiſſen ziemlich Alles. Während der langen Belagerung hat mancher ſein Vermögen eingebüßt. Claras Vater iſt ſchon ſeit einem Jahre todt, und dieſer Brief, den Dir Dein dämoniſcher Schreiber entworfen, ſpricht zu deutlich von Hülfloſigkeit, ſo daß ich faſt fürchte —

Fürchte nichts für mich. Ich fühle zwar, daß ich mit der vergangenen Stunde dem Glück, wenigſtens der Ruhe ein Lebewohl geſagt habe, doch werde ich den einmal betretenen finſtern Weg feſt und furchtlos gehen. Sey Clara arm wie eine Bettlerin, hülflos wie eine Waiſe, ſo werde ſie doch mein; ich trotze der Hölle, ſelbſt wenn ihr Flammenthor für mich geöffnet iſt und ich eintreten muß in ihre Nacht! — Hauptmann! fuhr er nach einem düſtern Schweigen fort: Was ich durch Euch geworden bin, weiß ich, Euern Plan hab' ich nun durchſchaut, Ihr mußtet mich verderben, um Eure Seele zu retten! — Ihr habt es trefflich, meiſterhaft ausgeführt. So werd' ich meines Ringes nicht quitt. Ehe ich eine unſchuldige Seele verlocke, lieber büße ich allein und der dritte Wunſch fliegt auf und ſtößt mich allein hinab in die Hölle. Verlockt habt Ihr mich in dieſer Nacht, mich bethört, den Wein habt Ihr mit teufliſchen Mitteln bereitet, ich bin Eure Beute geworden. Nun gut! Es iſt geſchehen. Aber mein Herz ſoll Satan nicht verlocken, mein Körper werde ſein, meine Seele nie! Mit dem Ringe an meiner Linken will ich feſter gegen ihn kämpfen, als ohne ihn, da das Heilige mich noch ſchützte, darum werde Clara auch mein ehelich Weib durch Prieſters Segen und ſollt ich auch unter Krampf und Schmerz zerſchmettert vor ihm niederſinken. Nun geht und beſorgt den Brief, die Antwort erwart' ich, eh' die Trommel uns zum Einrücken ruft. Gute Nacht!

Er ging nach ſeinem Zelte. Als Kaspar

ihn eintreten ſah, fuhr er ſchaudernd vor ihm zurück. Herr! rief er: was iſt mit Euch vergegangen und wie wird mir ſo ſonderbar in Eurer Nähe.

Der gute Geiſt iſt von mir gewichen! ſagte Robert ernſt: Aber noch heute, eh' die Mitternachtſtunde ſchlägt, wird Clara mein Weib und dann kehrt er zurück.

Gott ſey gedankt! ſagte der Alte.

Laß das! unterbrach ihn Imhof: und mich — laß ruhen!

19.

Der Schlaf beruhigte nicht Imhofs aufgeregten Sinn, er floh ſeine müden Augen und ſein Schlummer war eine Reihe phantaſtiſcher Träume, die ſein tobendes Blut nur noch mehr erhitzten. Er wollte den Schlaf zwingen ſeine Flügel über ihn zu breiten, vergebens. Schon war es Mittag und er fühlte ſich noch nicht erquickt, unruhig ſprang er endlich von ſeinem Lager auf und erwartete Montaldo, der nun längſt ſeine

Sendung bei Clara vollendet haben konnte. Aus ſeinem Zelte trat er, aus ſeiner düſtern Traumwelt in das rege Leben des Krieglagers, das ihn heute beſonders freundlich zu locken ſchien. Geigen und Flöten ſchallten aus den Marquetender-Zelten und das Jauchzen ſeiner Kameraden, die dem eintönigen Leben des Lagers Valet ſagten, lockte ihn zu gleicher Luſt. Doch er widerſtand. Ich will Dein Herr ſeyn und nicht Dein Knecht, furchtbarer Geiſt — ſagte er ſtill vor ſich hin — Du ſollſt mich nicht verlocken! Nach dem klaren Himmel ſah er auf, ihn freute der hohe blaue Dom, der rein und unbewölkt über ihm ſich breitete, aber in das Innere konnte ſein glühendes Auge nicht dringen, er war für ihn verſchloſſen, das fühlte er.

Er trat in das Zelt zurück, reichte Kaspar ſchweigend die Hand, drückte ſie herzlich und als der Diener mit feuchtem Blicke zurück trat und ſtill, wohl für ſeinen Herrn betete, da wendete ſich Robert ſcheu. Geh hinaus, guter Kaspar! rief er: und thue ſo etwas draußen, nicht hier.

Indem trat Hauptmann Montaldo, der längſt Erwartete ein, und reichte ihm Claras Antwortſchreiben. — Du wirſt mit mir zufrieden ſeyn, Kamerad! ſagte er lachend. Ich war, ſo wie es ſchien, glücklicher als Peverelli!

Robert entfaltete den Brief mit Haſt und las:

„Warum noch länger meine Liebe verbergen, warum ſie Dir verbergen, mein Geliebter, der mir heute den höchſten Beweis gab, daß nur reine Liebe allein ihn zu mir zurück führt. Aber haſt Du auch Alles wohl überlegt, mein Robert? haſt Du Dein Herz auch ernſt geprüft. Iſt das Opfer nicht zu groß, das Du mir bringſt? Gebleicht iſt meine Wange von Gram, verloſchen die Flamme meiner Augen durch die Thränen die ich um Dich weinte, und nur mein Herz, mein treues Herz, das durch Dich tief verwundet, doch nur immer für Dich ſchlug, iſt noch, wie es war, reich, überſchwenglich reich an Liebe.“

„Wie Du es wünſcheſt, ſoll der Prieſter Dich in meinem väterlichen Hauſe erwarten und, vergebe es mir der Himmel! die Proteſtantin wird den Segen von einem Prieſter Deines Glaubens empfangen — komm bald! — Ach, hätte mein Vater Dein Herz gekannt, wie ich es jetzt treu erkenne, ſegnend hätte er ſchon damals unſere Hände in einander gelegt. Aber — warum ſollt' ich es nicht geſtehen — mit ſolcher unausſprechlichen Liebe hätte ich Dich damals nicht umfangen als jetzt, wo ich weiß und fühle, Du liebſt mich nicht im Sinnenrauſche, Du begehrſt nur mein Herz. Leb wohl bis zum ſeligen Augenblicke des Wiederſehens!"

Schweigend hielt Robert den Brief in ſeiner Linken und als er in ſtille Träume verſunken auf ihn ſah, der ihm eine neue Welt voll Wonne öffnete, da fiel ſein Blick auf den Ring, wo der Demant, dem ſein erſter Wunſch entſtiegen, ihm funkelnd entgegen blitzte. — Schaudernd wendete er ſeinen Blick. Iſt die Sprache ihres Herzens Dein Werk, argliſtiger Knabe? ſind die Roſen ihrer Liebe aus Deinem Kranze? rief er.

Grübelt doch nicht immer über Alles, unterbrach Montaldo ſein Selbſtgeſpräch: Nehmt die Sachen wie ſie ſich Euch bieten, nach dem wie und wo fragt nicht und genießt. Laßt einpacken, in einer Stunde wird das Lager abgebrochen und ſeyd mit dem Zufalle zufrieden, daß gerade des Gallas Regiment nach Augsburg einrückt und Ihr nicht nöthig habt, Eure Flitterwochen in einer Bauernhütte zu verleben. Horcht! Die Trommel wirbelt ſchon — Ich muß zu meiner Fahne! — Er eilte fort.

Kaspar! bereite Alles zum Aufbruche! rief nun Imhof: wir ziehen in's Vaterhaus ein. Aermer an Segen, als wir es verließen! rief der Alte und ſchüttelte traurig ſeinen grauen Kopf.

Aermer an Segen, wiederholte Robert: ja wohl! ja wohl!

20.

Es war ſchon ſpät am Tage, als der Oberſt Winkel an der Spitze des Ueberreſtes des blauen und finniſchen Regiments zum Gegginger Thore auszog und Augsburg verließ. Von 4000 Mann waren ihm 1200 geblieben, der Hunger hatte die Meiſten weggerafft. Zum Wertabrücker Thor zog Gallas mit ſeinem Regimente und den Baiern ein und beſetzte die Thore. Imhof mußte nun bei der Perſon des Feldmarſchalls Gallas bleiben, um ihm die nöthige Auskunft über ſo manches, die Stadt betreffend, zu geben, und erſt am ſpäten Abend entließ er ihn, der ungeduldig den Augenblick erwartet hatte, wo er die Geliebte an ſein Herz drücken konnte. Er eilte ſchnell nach ſeinem Vaterhaus, um ſich in Eile zu dem feierlichen Augenblicke zu ſchmücken. Mit ſonderbar beklommenem Herzen trat er ein. Kaspar, der indeſſen davon ruhigen Beſitz genommen und den der Gläubiger nicht daran gehindert hatte, erwartete ihn ſchon auf dem Hausflur, und ſchweigend, als ob nicht Jahre während dem vorüber gegangen wären, leuchtete er ihm wie ſonſt die Treppe hinauf.

Noch war hier Alles wie er es verlaſſen. Doch im Saale, in den er jetzt trat, wurde er ſonderbar überraſcht. Die Ampel brannte, warf ihr ſtrahlendes Licht weit umher, und Imhofs Auge konnte den hohen Saal, den er ſo lange nicht geſehen, raſch durchfliegen. Auf dem Schenktiſche erblickte er einen Theil der alten ſilbernen Pokale, Kredenzteller und Kriſtalle wieder. Die ſilbernen Leuchter waren auf ihren alten Platz zurückgekehrt, auch war die Wand mit manchem

Gemälde geſchmückt. Alles, was Herr Walther früher erſtanden und gekauft hatte, war durch die Hand der Liebe auf ſeine alte Stelle zurückgekehrt. — Doch wurde dieß Alles nur flüchtig und untheilnehmend von Imhof bemerkt, deſſen Blick bald feſtgebannt nur auf dem Meiſterwerke Albrecht Dürers ruhte. Die Jungfrau im lichtblauen Gewande ſchien ihn in ſeinem Vaterhauſe freundlich willkommen zu heißen, und ihr Anblick überraſchte ihn ſonderbar, aber wohlthuend. Sein Auge ruhte unverwandt auf ihr. So war ihm Clara das letztemal nicht erſchienen, ſo züchtig und fromm hatte ſie ihm ſeine Einbildungkraft, oder der Höllengeiſt in Montaldos Zelte nicht vorgeführt. Das iſt die Geliebte! rief er entzückt aus: ſo drück' ich ſie als mein theures Weib an mein Herz.

Kommt, lieber Herr, Euch anzukleiden, Mitternacht naht! unterbrach ihn jetzt Kaspar, und Imhof folgte. Er ſah nichts, was um und neben ihm war, nur an Clara denkend; im Vorgeſchmack ſeines nahen Glücks hatte er jetzt nur Sinn für dieſen Augenblick, und Ring und Wunſch, die Hölle und ihre Geiſter waren vergeſſen. Er ſtürzte fort, kaum daß Kaspar ihm folgen konnte.

Als er an Claras Wohnung ſtand, die wohlbekannten Fenſter erleuchtet, jedoch nur matt erleuchtet ſah, als er den meſſingenen Klopfer faßte und deſſen hohler Ton den Einlaß in ſeinen irdiſchen Himmel begehrte, da wollte ſein Herz faſt vor Ungeduld den Buſen ſprengen, die Treppe ſtürzte er hinauf. Raſch öffnete ein Diener die Flügelthür, an Joſephens Hand trat die Geliebte im lichtblauen Gewand ihm entgegen, er ſchloß ſie ſtürmiſch in ſeine Arme und drückte die Jungfrau, innig ſie umfangend, an ſeine Bruſt.

Mein! mein! rief er mit der Gluth der Leidenſchaft, die mit Sturmes Gewalt hervorbrach: Mein biſt Du, theures, theures Mädchen. — Dein! lispelte Clara und ſchmiegte ſich ſanft an ihn; feſt umſchlungen hielten ſich beide, als ob ſie nimmer von einander laſſen wollten.

Da ging die Thür des Nebengemachs auf und der ehrwürdige Pater Anſelm von dem Orden der Dominikaner, zu dieſer feierlichen Handlung her beſchieden, trat ein. Imhof ſah auf und

und erbebte, doch nur auf Augenblicke. Seyd mir willkommen, ehrwürdiger Herr! ſagte er ſich faſſend: beginnt bald, ich bitte Euch, und endet ſchnell! Der Geiſtliche trat vor den dazu bereiteten Tiſch. Robert, von einer unbeſchreiblichen Bangigkeit ergriffen, führte Clara, den Blick ängſtlich auf den Prieſter gerichtet, dieſem entgegen und ſeine Hand zitterte in der ihrigen. Da beſprengte der Prieſter mit geweihtem Waſſer den Tiſch, um ihn von dem Ketzeriſchen zu reinigen. Roberts Knie wankte, feſt hielt er ſich an Clara, die ſtaunend fragte was ihm ſey, und als jetzt der Prieſter das Tuch von reichem Goldſtoff, das über das Heilige gebreitet war, abnahm und das Kruzifix vor ſich hin auf den Tiſch ſetzte, ſtürzte der Unglückliche beim Anblicke des Gekreuzigten nieder, erbebte krampfhaft und lag beſinnunglos zu den Füßen der erſchrockenen Braut.

Als er aus ſeinem todtenähnlichen Zuſtand erwachte und die Augen aufſchlug, blickte ihn eine über ihn gebeugte weibliche Geſtalt mit ſtarrem Auge unverwandt an; ihr Kopf bog ſich ſo nahe über den ſeinen, daß er ihn faſt berührte und er nichts von ihr als das feſtruhende ſtarre Auge erblicken konnte. Bleich, das ſah er, war das Geſicht, leblos das Auge. Iſt es der Tod, der in dieſer Geſtalt mich abruft? dacht' er ſchaudernd, als eine wohlbekannte liebe Stimme lispelte: Ich hör' ihn athmen! Sieh nur, Joſephe, ob er die Augen aufſchlägt! — ſie trat zurück. Jetzt erkannte er Clara deutlich, bleich wie der Tod, ſtarr das Auge und leblos, und als Joſephe leiſe zu ihrer Gebieterin ſagte: Er wacht, die Augen ſind geöffnet! ſah er die Jungfrau unfern ſeines Lagers auf ihre Kniee ſinken und leiſe beten.

Imhof wagte nicht, ſich aufzurichten. Als ſey er in eine Geiſterwelt verſetzt, ſo verödet ſchien Alles umher. Endlich nah'te die Alte der Jungfrau, hob ſie auf und leitete ſie wieder zu Robert, der erſt jetzt, aus ſeinem Traume ganz erwacht, die Beſinnung wieder erhielt, und ſo ſtarr wie das Mädchen ihn, auch ſie anblickte. Clara! rief er plötzlich: Großer Gott! — Du biſt — blind! — Ja wohl blind, ſagte ſie mit dem ſanften Tone der Ergebung: und doch bliebſt Du mir treu, mein Robert!

Blind! rief er noch einmal: Ha, darum warſt Du ſo bereitwillig, roſig geſchmückter Knabe, darum Dein blutgeſchriebener Brief — Darum — Ha Du haſt mich betrogen, Satan! rief er aufſpringend: Halte Dein Wort! oder ich breche das meine! und unſer Bund iſt getrennt!

Erſchrocken ſank Clara in Joſephens Arme. Frevle nicht! rief ſie: Frevle nicht, Robert. Ach im wilden Schmerz rief auch ich einſt, meine Augen ſollten Dich nicht mehr erblicken; und meine Thränen um Dich haben ihre Strahlen verwiſcht, ſie ſind erblindet, meinen Ruf hat das Schickſal ſchreckbar erhört! Ihre Arme ſtreckte ſie bittend nach ihm, vergebens ſuchten ſie ihn. Wo biſt Du, mein Geliebter? rief ſie jetzt.

Dieſer ſtand wie vom Blitze getroffen unbeweglich am Fenſter, während Joſephe über ihre Herrin das Kreuz ſchlug und leiſe betete. Wo biſt Du? rief ſie noch einmal. Kommt nur! ſagte die Alte: kommt, liebes Fräulein, flieht ihn, er hat Gemeinſchaft mit dem Böſen, er iſt ein Verfluchter des Herrn.

Robert! rief Clara, ihre gebeugte Geſtalt hob ſich und ihr gebrochenes Auge wollte gen

Himmel blicken. Sprich! ich beſchwöre Dich bei dem Namen Gottes! und als er ſchwieg, feſtgebannt, zuſammenſchreckend am Fenſter ſtehen blieb, ſie vergebens auf Antwort lauſchte, da rief ſie mit gebrochener Stimme: Unglücklicher! ſo kann ich nur für Dich beten. Leb' wohl! Gott ſey barmherzig. Sie ſtürzte an Joſephens Hand hinaus.

Den Blick ſtarr auf die Thür geheftet, ſtand Robert immer noch regunglos da. Was er fühlte, was er dachte, deſſen war er ſich unbewußt, nur furchtbare Bilder durchkreuzten ſich vor ſeinem Blicke und chaotiſch wogten die Begebenheiten vor ihm. Alles war ſtill im Hauſe und auf der Straße, Alles wie ausgeſtorben; die einzige Kerze, die auf dem Tiſche brannte, dem Verlöſchen nahe, und er immer noch ſtarr das Auge nach der Thür gerichtet, aus welcher Clara entfloh. Da rauſchte das Fenſter hinter ihm auf und ein eiskalter Lufthauch, der ihn anwehte, brachte ihn zum Leben, zur Beſinnung zurück, er ſchrack zuſammen. Wer iſt hier? rief er aus, als er Töne zu vernehmen glaubte und doch Niemanden ſah. Wer iſt hier? rief er noch einmal.

Dein Diener, Herr! auf den Du zürnſt, antwortete eine leiſe Stimme: der Dir ungerufen naht, um Deine ferneren Befehle zu vernehmen.

Trügeriſches Geſpenſt! das mich bethörte! rief Imhof zornig: Ich ſollte in Claras Armen ruhn, verſprachſt Du mir, — wo iſt ſie? ſchwaches Werkzeug der Hölle! Die blinde Braut führſt Du mir zu und nicht vor dem Prieſter, nicht vor dem Bilde des Herrn konnteſt Du mich ſchützen, ſchwaches Weſen der Nacht. Darum veracht' ich Dich! Unſer Bund iſt gelöſ't!

Herr! erwiederte die Stimme: ſagte ich Dir nicht gleich, daß ich dieſen Feind nicht bekämpfen könne, warum verlangteſt Du das Unmögliche von mir, warum den Segen des Prieſters? Clara war Dein ohne dieſe Gaukelpoſſen.

Die blinde Braut war mein! rief Robert mit Hohn: trefflicher Bote der Liebe! — Ja wohl die blinde Braut, daß Du über mich Betrogenen höhniſch lachen konnteſt. — Aber noch einmal ſchwör' ich Dir — und meine Lippen, ich fühle es, vermögen wohl den hohen Namen zu nennen, vor dem Du in den Staub ſinkſt — ich nehme mein Wort zurück, kannſt Du das Deine nicht erfüllen.

Herr! rief die Stimme — in dem Augenblicke trat Joſephe herein, ſchlug das heilige Zeichen des Kreuzes, und die Stimme verhallte. Robert Imhof! ſagte die Alte: Eures Bleibens kann in dieſem frommen Hauſe nicht länger ſeyn. Nach dem was wir aus Eurem Munde ſelbſt vernommen, dürfen wir keine fernere Gemeinſchaft mit Euch haben. Vergeßt mein Fräulein — verlaßt uns — und iſt es möglich Eure Seele zu retten, ſoll unſer Gebet Euch beiſtehen und täglich für Euch ſich zu Gott erheben.

Schnell wendete bei dieſem Wort Robert ſein Geſicht von der würdigen Matrone ab, und als ſie ſchwieg erfaßte er zutraulich ihre Hand, drückte ſie innig, ſah mit wehmüthigem, verzweiflungvollem Blicke ihr in's Auge und eine Thräne drängte ſich hervor. Das Herz der Alten wurde weich. Setzt Euch, lieber Herr! ſagte ſie bewegt, und die Hoffnung ſtieg in ihr auf, den Mann, dem ſie ſo wohlwollte, durch fromme Ermahnungen vielleicht aus den Klauen des Böſen zu retten; ſie zog Robert neben ſich auf einen Seſſel, und begann nun mit mütterlicher Theilnahme ihr Herz auszuſchütten, ihn zu warnen und anzuflehen, Buße zu thun und von dem Böſen zu laſſen.

21.

Während die gute Alte das fromme Werk begann, lag Clara betend auf ihren Knieen. Da hörte ſie im Vorzimmer deutlich Joſephens Stimme, die ſie ängſtlich rief, ſie ſprang auf, tappte nach der Thür, öffnete ſie und trat hinaus. Was rufſt Du mich mit ſo klagendem Tone, gute Joſephe? fragte ſie zitternd; ſtatt Antwort fühlte ſie einen kalten Hauch über ihre Augen ziehen, und es war ihr, als ob ein leiſer Druck dieſe berühre — und ſonderbar — ein matter Schimmer ſchien durch ihr geſchloßnes Auge zu dringen, deutlich geſtalteten ſich Formen und hell flackerten jetzt die Kerzen vor ihrem geöffneten Auge. Ein Grauen ergriff ſie, als ſie Alles um ſich her erkennen konnte, kein dankbares Gefühl zu Gott ſtieg in ihrem Herzen auf, ſtarr, zitternd ſah ſie in das neue bunte Leben hinein.

Ihr Blick fiel auf einen hohen Spiegel; bleich, wie aus Grabesnacht herauf geſtiegen, ſah ſie ſich in demſelben, und als ſie den Myrthenkranz in ihrem Haare erblickte, überflog ſie eine glühende Röthe, ſie ſtürzte, als flöhe ſie vor ſich ſelbſt, aus dem Zimmer nach dem hohen, noch erleuchteten Saale, und als ſie ihn durchflog, trat Robert und Joſephe ihr entgegen. Als Robert und Clara ſich erblickten, ſtarrten beide vor Entſetzen; ſie, den Mann ihrer Liebe vor ſich mit verwildertem Blicke und einem Antlitz zu ſehen, auf dem die Leidenſchaft ſich malte; er, die blauen himmliſchen Augen des Mädchens ſtrahlend, aber ſtarr auf ſich gerichtet zu ſehen.

Robert! rief ſie, und ihre Arme hoben ſich ihn abzuwehren, ihn, der doch an ſeinen Platz gebannt zu ſeyn ſchien. — Robert! nicht dieſen Blick, er durchbohrt mein Herz, nicht dieſen Blick!

Dein Auge ſtrahlt mir wieder? rief der Jüngling: Aus der Schattennacht des Todes biſt Du mir wieder erſtanden, denn die Roſen glüh'n auf Deinen Wangen und der Purpur auf Deinen Lippen!

Clara verbarg mit beiden Händen ihr Geſicht.

Clara! rief er: warum das Herrliche mir verhüllen? Laß mich noch einmal in Deinen Himmel blicken, der meinige ruht für mich in ewiger Nacht.

Verlaßt mich, Imhof! bat das Mädchen: verlaßt mich, ich beſchwöre Euch! mich ſchauert wenn ich Euch erblicke. Lebt wohl! ſie reichte ihm die Hand.

Da drückte er die dargereichte ſtürmiſch an ſein Herz und zog das ſträubende Mädchen an ſich, die kraftlos ohne Widerſtreben in ſeinen Armen lag.

Als er nun mit glühendem Blicke auf ſie ſchaute, und, in den Anblick ihrer Schönheit verſunken, ſich beugte, ſeine Lippen auf die ihrigen zu preſſen, da raunte ihm eine widrige Stimme leiſe zu: O ſieh wie ſchön ſie iſt! wie ſchön! — ſie iſt Dein!

Auch Du hier? rief Robert aufſchreckend, ſein Arm hielt das Mädchen nicht mehr umſchlungen und ſein liebeglühendes Auge ſah zornig umher. — Auch Du hier? Kannſt Du die Engel bannen, warum fürchteſt Du den Prieſter? Entflieh! — Ich trotze Dir und Deiner Macht. Entflieh, Geiſt der Hölle! Wild rollte ſein Auge im Kreiſe umher, während die zitternde Clara ihr Haupt an Joſephens Bruſt verbarg. Wir müſſen uns trennen! ſagte er jetzt ſich ihr nähernd, und ſeine Stimme bebte: Das Unheilige darf dem Heiligen nicht nahen. — Erſt wenn ich aus dem Kampfe mit dieſem Dämon rein erſtanden bin, dann erſt bin ich Deiner werth. Vergib mir und bete für mich. Er ſtürzte hinaus.

22.

Schnell eilte Clara — ſie bedurfte Joſephens Hülfe nicht mehr — durch das Zimmer, wo ihr das Licht der Augen wieder gegeben war. Mit Grauen erfüllt floh ſie, als folge ihr ein Geiſt der Hölle, in ihre ſtille Kammer, wo ſie ſich vor dem Bilde ihrer vorangegangenen Mutter auf die Kniee warf. Mutter! rief ſie, und nahm den Myrthenkranz aus ihrem Haare und legte ihn ſchmerzvoll vor ſich nieder: Nur einmal hat Dein Kind gefrevelt, und es ward fürchterlich dafür beſtraft, doch jetzt iſt das Licht der Augen ihm wiedergeſchenkt! Mutter! — war es nicht der Vater der Barmherzigkeit, der ſich meiner erbarmte, war es ein Geiſt der Hölle, der des Strahls meiner Augen mir und andern zum Verderben bedurfte, ſo fleh' am Throne des Erlöſers, fleh, o Mutter, daß ſie ſich wieder ſchließen, und Dein Kind nichts gemein habe mit dem Böſen. Nimm mich auf zu Dir, laß mein qualvolles Leben enden und mich rein und heilig eingehen in das Himmelreich.

Sie neigte demuthvoll ihr Haupt, legte die ausgeſtreckten Arme mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes über ihre bebende Bruſt, ſchloß das Auge und betete ſo im Stillen zu Gott. Und als ſie geendet und den Blick wieder zum Bilde der Mutter heben wollte, war das Auge geſchloſſen — ihr Gebet erhört!

Joſephe! rief ſie wehmüthig: Um mich iſt's wieder Nacht. O wäre dieſe Finſterniß der Vorbote des Todes, und der Herr hätte mein Flehen vernommen!

Sie erhob ſich und tappte umher. Ach es iſt ſo traurig, gute Alte! rief ſie ſchmerzvoll: ſo traurig, das holde Licht des Lebens nicht zu erblicken — aber doch — ſieh, indem ich ſo ſuche und nicht finden kann, vor dem geſchloßnen Auge Alles in bunten Gebilden mir gaukelt, ſchlägt mein Herz ruhiger, und ich muß den Herrn preiſen, der das Wunder an mir gethan. Ach Joſephe! die kurze Stunde des Lichts war fürchterlich! Ich ſah ihn, der mir reizend vorgeſchwebt, ich ſah ihn wild und verſtört, und mit dieſem Blicke iſt Alles, Alles zerriſſen, und alle Hoffnung hin, die mich noch an das Leben kettete!

Aber ich will dulden, nicht murren, will ſchweigen in meiner Nacht und ſo lange das Herz klopft, dieſe Lippen noch glühen, mein Gebet zu Gott erheben, daß er ſich ſeiner erbarme, damit wir uns einſt dort wiederfinden.

Joſephen noch einmal innig umarmend, legte ſie ſich zur Ruh. Da kühlte der Schlaf ihre glühende Stirn nicht mit dem Kranze von Mohnblüthen; ſein Zwillingbruder umwand ſie mit einem Kranze von Cypreſſen. Der Himmel hatte ihr heißes Flehen erhört; ihr Auge deckte die ewige Nacht.

23.

Als ob die Heimgegangene ſchon lange den ſtillen Boten der Ruhe erwartet, hatte ſie ſchon früher ihren letzten Willen aufgeſetzt und Alles zu ihrem Begräbniſſe geordnet. In dem Garten an der Stadtmauer, auf der nämlichen Stelle wo ſie ſo oft mit Robert in der Hollunderlaube geſeſſen, hatte ſie ſich ein kleines ſchmuckloſes Ruheplätzchen erbaut — einfach, ohne Inſchrift, ohne Verzierung. In einem kühlen, freundlichen Gewölbe, umgeben von den Blumen und Blüthen, die ſie ſelbſt gepflegt hatte, wollte ſie von den Mühen des Lebens ausruhen. Zwar wußte ſie, wie ſchwer die Gebräuche damaliger Zeit es erlaubten, außer geweihter Erde die Todten zu beſtatten; doch glaubte ſie, auch dieſem durch ein Vermächtniß von 1000 Goldgülden zu begegnen, das ſie dem Frauen-Hoſpital zu St. Annen, jedoch nur unter der Bedingung hinterließ, wenn man ihr nach ihrem Tode in ihrem Garten zu ruhen gönne. In der Zeit wo die Uebergabe der Stadt an die Kaiſerlichen nur zu gewiß wurde, hatte ſie wohlbedächtig ein Codizill dem Teſtamente angehängt, worin ſie, obgleich Proteſtantin, den Vätern Jeſu eine gleiche Summe unter gleichen Bedingungen vermachte, und die Jeſuiten, die mit den Baiern wieder in die Stadt zogen, bewirkten auch bald, daß Claras letzter Wunſch erfüllt und ſie in die ſtille Grotte beigeſetzt werde.

Mit ſtiller Ergebung hatte Robert die Nachricht von Claras Tode vernommen, und ſein Herz blutete; trocken war ſein Auge, keine Thräne floß der Verſchiedenen, aber ſein Inneres war zerriſſen auf immer. Sie noch einmal zu ſehen, war ſein einziger Wunſch. Joſephe, ihm auch jetzt noch gewogen, führte ihn am folgenden Abend in das ſchwarz behangene Zimmer, wo die früh Heimgegangene ruhte. Der Sturm hatte ihre Roſe geknickt, doch ſie nicht entblättert. Dem Leben war das Auge geſchloſſen, doch hatte der Tod nur die Wange gebleicht; der Strahl der Anmuth, der ſie umgeben, hatte ſein dunkler Flügel nicht verwiſchen können. Freundlich, als ob ſie noch lächle, ſchön, wie ein Gottesengel lag ſie da, die Hände gefaltet und ſchien nur zu ſchlummern. Robert nahte ihr nur leiſe, und bog ſich ſchweigend über ſie, als ob er fürchte ihren Schlummer zu ſtören. Er ſchaute ſorgſam auf ihr geſchloßnes Auge und erwartete ſehnſuchtvoll, daß es ſich öffnen möchte. Er hoffte vergebens, tief war ihr Schlaf — ihr Morgenroth — nur jenſeit — —

An ihrem Sarge kniete er nieder — und als ob die Entſchlummerte für ihn betend ſich zum Throne des Höchſten hinaufgeſchwungen, und ihr Gebet erhört ſey, war es ihm vergönnt, ſeine Hände zu falten und im ſtummen Gefühl ſeine Seele zum Himmel zu erheben. Auch hatte er am Begräbnißtage den Muth ihrem Sarge zu folgen, und ihn bis an die Gruft zu begleiten, hier zitterte er nicht bei dem Anblicke der Geiſtlichen, und das Kreuz, das ihrem Sarge voran ging, ſchmetterte ihn nicht zu Boden.

Als er aber in ſein ödes Haus trat, vor das Bild Albrecht Dürers ſich ſtellte, und nun fühlte, daß dieß Alles ſey was ihm noch von ihr übrig geblieben, als er die Hände falten wollte zum Gebet und er es nicht vermochte, und dunkle, irre Bilder ſich zwiſchen ihn und das Heilige drängten, da fühlte er tief, daß ſein Engel von ihm gewichen und er verloren ſey; aber auch den Muth gegen ſeinen Dämon zu kämpfen und ſeine Seele vor ihm zu retten, dieſen Muth zum Guten fühlte er laut und kräftig.

Noch ſtand er ſo in Nachdenken verſunken, als Montaldo eintrat. Seit dem Einmarſch in Augsburg hatte er dieſen feindlichen Dämon nicht geſehen. Robert bebte als er ihn wieder erblickte, der ruhig lächelnd vor ihm ſtand und mit unbefangenem Tone ſagte: Ich habe Euch in dieſen Tagen der Trauer nicht ſtören wollen. — Die Condolenz iſt eine aufdringliche Matrone, ſie möchte gern wiſſen welche Gerichte bei'm Trauermahl aufgetiſcht wurden, ohne jedoch mitzueſſen; eine alte Betſchweſter, Freude im Herzen, Salbung auf den Lippen — darum kam ich nicht. Da ich aber erfuhr, daß Eure Braut Euch zu ihrem Erben eingeſetzt —

So kommt Ihr, mit mir zu theilen? rief Robert höhnend und mit Wuth.

Das wohl eben nicht! erwiederte Montaldo kalt: ob ich gleich durch meinen Ring, den ich Euch überließ, die einzige Urſache bin, daß es ſo kam, und Ihr ſtatt eines Bettlers ein reicher Mann geworden ſeyd.

Menſch! rief Robert und packte ihn bei der Bruſt: Menſch! Du wagſt das mir zu ſagen?

Weßhalb nicht? unterbrach er Roberts heftige Rede mit eiſiger Kälte und machte ſich los: Ich komme, Euch noch mehr zu ſagen, was Ihr anhören und ruhig anhören müßt; denn fiel es Euch ein, nach Eurer dummen deutſchen Weiſe mit mir offene Händel anzufangen, ſo wehr' ich mich, ſtoß' Euch nieder, und auf meines Degens Spitze ſitzt Satan bereit, Euch zu empfangen. Oder hat er ſchon beſondere Neigung zu Euch gefaßt, wie wohl möglich, und Ihr rennt mich nieder, ſo ſeyd Ihr ihm mit dem Ring an dem Finger unwiederbringlich verfallen, hättet Ihr auch noch keinen Wunſch gethan. Darum laßt uns in Frieden beenden und folgt lieber meinem

Rathe, wie Ihr den Ring wieder los werden könnt. Reicht mir die Hand zur Sühne.

Verächtlich drehte ihm Imhof den Rücken.

Nun, ſtolzer Herr Patrizier, wie Ihr wollt! Da Ihr mir aber in früherer Zeit ſo manches Freundſchaftſtückchen erwieſen, will ich jetzt nach meinen Kräften mich dankbar beweiſen, und ich bitt' um Eures Heils willen, hört mich an, und meine Worte werden Bürge ſeyn, daß ich innigen Antheil an Euch nehmen muß, wenn ich Euch auch haßte. Kommt, ſetzt Euch. Er Imhof auf einen Seſſel, und trotz Roberts finſterem Geſicht und deſſen verachtenden Blick begann er: Jetzt, da Ihr den dämoniſchen Ring an Eurem Finger tragt, und nach dem einen ſo ſchnell gethanen Wunſch mit dem Geiſte der Hölle in Berührung getreten ſeyd, ſteht es nicht mehr in Eurer Macht ihn zurück zu geben, und ich will Euch offen berichten, welche Bewandtniß es mit ſelbigem hat.

Mit dem dritten Wunſche, den Ihr ausſprecht, ſeyd Ihr unwiederbringlich verloren, merkt das ja; nichts, keine Buße, kein Gebet, wenn Ihr deſſen auch im Stande wäret, könnte Euch retten. Darum bleibt Euch in einer Friſt von drei Jahren nur ein Mittel übrig — ich wiederhole es Euch noch einmal — nur zwei Wünſche zu thun und dann einen tugendhaften Mann — ein Weib iſt dem Teufel nicht Erſatz genug — zum Böſen zu verlocken und ihn ſo zu umgarnen, daß er Euch den Ring freiwillig abnimmt, dann könnt Ihr der Buße leben und des Prieſters Abſolution ſpricht Euch frei von Euern Sünden. Dieß allein iſt der Weg den Ihr [illegible]en könnt, den Ihr gehen müßt, und den auch ich betreten mußte, meine Seele zu retten. Ihr werdet mir deßhalb vergeben, daß ich ſo an Euch handeln mußte, ich that es mit blutendem Herzen, denn ich liebte Euch. Doch hört weiter —

Wie die Schlange ſo freundlich und liſtig ſah der Italiener in des Deutſchen Geſicht, der verächtlich und unverwandt ihn anblickte. In dem Wunſche den Euch der Dämon erfüllt, folgt — was blickt Ihr ſo verächtlich auf mich? Glaubt Ihr, Ihr ſtändet noch über mir wie ſonſt? — Armer Thor! ſeht meine Hand, nur noch ein blutiger Streif iſt hier — und Ihr — habt den Ring! Doch — bald wär' ich ſo thörig gewieſen, Euch ſchon das zu vertrauen, womit Peverelli mich erſt ſo ſpät bekannt machte, darum behaltet Euern Hohn, ich meine freundliche Warnung! — Montaldo! ſagte jetzt Robert aufſtehend und ſtolz auf den Italiener herabblickend: Neues habt Ihr mir nicht geſagt, Eure Worte waren vergeblich, ſollten ſie mein Herz bethören und mich länger noch in Eurer tückiſchen Nähe feſt halten — Geht! ich verachte, ich kenne Euch — Ihr aber kennt den Deutſchen noch ſehr wenig. Reizt Ihr ſeinen Zorn, ſo opfert er ſeinen zweiten Wunſch Euch!

Mir? unterbrach ihn Montaldo verwundert.

Ja Euch! fuhr Imhof fort und ſein Auge glühte furchtbar: Ich rufe den Teufel und befehle ihm, Euch zu vernichten — Darum geht, ſtört mir dieſe ernſte Stunde nicht durch Euern Anblick. Wir ſind getrennt auf immer!

Er trat vor das Bild Albrecht Dürers und ſchien Montaldos Nähe nicht mehr zu beachten, der mit Rache im Buſen ſich entfernte.

24.

Einem Verwandten Claras übertrug Imhof nun die Verwaltung ihres hinterlaſſenen Vermögens, das ihm durch ihr Vermächtniß zugefallen war, ſorgte für Joſephen, die, obgleich von Clara bedacht, ihrer Kränklichkeit wegen doch noch beſonderer Pflege bedurfte, gab, ſo viel er aus eigenen Mitteln vermochte, an milde Stiftungen, und lebte ein ſtilles, eingezogenes Leben, ganz dem Andenken der Geliebten geweiht.

Monate waren ſo vergangen, der Aufbruch des Regiments zu des Gallas Heer am Rhein ſchien nicht mehr fern. Man freute ſich in Augsburg, dieſe läſtigen Gäſte endlich los zu werden, die nur ungern aus dieſer Stadt zogen, wo die Menge der proteſtantiſchen Bürger ihnen tauſend Gelegenheiten zu Plackereien gaben. Daß ſie noch die luſtige Zeit der Faſtnacht hier zubringen konnten, war der einzige Troſt der Soldaten; und es wurde beſchloſſen, ſie recht luſtig zu begehen.

Robert war bei der Nachricht des Marſches noch ſtiller und in ſich gekehrter geworden. Täglich wallfahrtete er nach dem Garten wo Clara ruhte, der jetzt ſein Eigenthum war, ſetzte ſich vor das Gewölbe welches die theuern Reſte verſchloß, und dachte, ſich dort zum Guten ſtärkend, an Clara. So manchen Verführungen, die ſich ihm in dieſer Zeit lockend dargeboten, hatte er widerſtanden, mit Montaldo alle Gemeinſchaft abgebrochen und den Kriegszahlmeiſter Perelli, der zur Eintreibung der Contribution in Augsburg geblieben war, nur zuweilen von fern geſehen. Selbſt ſeinen Dämon, der ihm oft unaufgefordert genaht, hatte er mit Strenge von ſich gewieſen, und ihm ohne ſeinen Befehl zu erſcheinen verboten. Schrecklich büßte er ſein Vergehen. Innig den Verluſt der Geliebten beklagend, den er jetzt doppelt fühlte, ſtets nur mit ihrem Bilde beſchäftigt, mit unausſprechlicher, gar ſonderbarer Sehnſucht nach ihr gezogen, hatte er wenig mit ſich zu kämpfen. Ewig von einer unſichtbaren Macht zum Böſen verlockt, bedurfte er aller ſeiner Kraft, ihm zu widerſtehen, und doch quälte ihn die ſchreckliche Angſt — er ſey verdammt und auch jenſeit von

Clara getrennt, und nichts könne ihn zum Heil zurückführen; denn ſeit ſich die Gruft geſchloſſen, konnte er nicht beten und ſein Herz zum Himmel heben. Die Bitten ſeines treuen Dieners, das Kriegshandwerk aufzugeben und in ſtiller Eingezogenheit als thätiger Bürger ſein ſtilles Leben zu beſchließen, achtete er nicht. Was ich als Soldat verbrochen, muß ich als Soldat büßen! ſagte er dann ernſt: Eine Stimme ruft mir zu, nur im Kriegsgetümmel werde ich wiederfinden, was ich verlor.

25.

Es war am letzten Tage der Faſtnacht, als Imhof einſam in ſeinem Zimmer ſaß und keinen Theil an den rauſchenden Freuden dieſes Volksfeſtes nahm. Geöffnet war zwar ſein Haus jeder Maske. Speis und Trank, wie es in den gaſtfreundlichen Städten Süddeutſchlands damals Sitte war, ſtanden in den untern Zimmern bereit, und Kaspar nebſt den andern Dienern bedienten die zuſtrömenden Masken, die vergeblich auf den Hausherrn warteten und unterdeſſen neckend und ſchäkernd den guten Wein tranken, den ihnen der Alte in reichlichem Maße kredenzte. Als ob heute Alles, was der Scherz und die frohe Laune in Augsburg noch am ſpäten Abende zu Thorheiten verlockte, ſich beredet habe, nach Imhofs Wohnung zu ſtrömen, ſo zahlreich war der Zuſammenfluß von Masken aller Art, und Kaspar hatte vollauf zu thun, jeden nach Pflicht zu bewirthen.

Imhof hörte von alle dieſem nichts. Schon ſeit dem frühen Morgen hatte ihn eine noch nie ſo heiß gefühlte Sehnſucht nach der Gruft der Geliebten ergriffen, und ihn ſelbſt zu Claras Ohm, einem mürriſchen alten Manne getrieben, dieſen um die Schlüſſel zu dem Gewölbe im Garten zu bitten. Aber dieſer hatte ſie ihm mit den ernſten Worten verweigert: Stört die Ruhe der Armen nicht, gönnt ihr im Tode den Frieden, den Ihr im Leben zerſtört habt! — Den ganzen Tag hatte er vor dem Bilde, Clara ſo ähnlich, geſtanden; und als es Abend wurde, die Sehnſucht ihn immer heftiger trieb, er auf ſeinem einſamen Zimmer nicht mehr Ruhe fand, es ihn wieder nach dem Saale zu der Jungfrau im lichtblauen Gewande zog, er dort die Kerzen löſchte, die Augen ſchloß, und Clara, die geliebte trauernde Clara vor ihm ſchwebte, da übermannte ihn ſein Gefühl. Die Sehnſucht nach der Heiligen ließ ihn ſelbſt ſeinen heiligen Vorſatz vergeſſen. Erſcheine mir, dienender Geiſt! rief er im Sturme der Leidenſchaft. Und in der Nacht die ihn umgab rauſchte es über ihm — klappernd raſſelte es nieder und eine Grabesluft wehte ihn an.

Herr! rief jetzt eine hohle Stimme: ich kenne Deinen Wunſch, ſchon oft haſt Du heute ihn ausgeſprochen. Er ſey Dir erfüllt!

Warum erſcheinſt Du mir nicht, daß ich Dich ſehe? rief Imhof zornig. — Der Tod würde mir zürnen, erſchien ich in ſeiner Geſtalt. Du würdeſt erbeben. Darum laß mich wieder gehen wie ich kam! hallte es durch die feuchte, ſchwüle Luft.

Ein Schauer durchrieſelte Robert, hohl, wie aus Grabesnacht tönten die Worte herauf, er fühlte in ſeinem Innern ein wildes Toben, als ob alle feindlichen Berührungen des Herzens gegen einander zu kämpfen begönnen. So geh! rief er, ſich die kalten Tropfen von der Stirn wiſchend — und als ob Tauſend Fledermausflügel über ihm ſchwirrten und Todtengebeine ſich ſchüttelten, ſo rauſchte und klapperte es um ihn; durch die Lüfte ſchien es zu ſchwirren, unter ihm ſich in den Boden raſſelnd zu ſtürzen. — Und als es nun ſtill um ihn war, die Todtenluft ihn nicht mehr drückte, ſtürzte er hinaus durch den Saal, ſcheu nur traf ſein Blick die Jungfrau auf dem Bilde, und unbewußt was er that, nur mit dem Gefühle daß es ſich in ſeinem Innern ſeit der Beſchwörung furchtbar geändert habe, eilte er hinab und trat in das Zimmer, wo noch eine Menge Masken verſammelt waren und zechten.

Mit lautem Freudenrufe wurde er empfangen, und er, der ſo lange keinen Wein an ſeine Lippen geſetzt, zechte nun mit den Vermummten, und wie im tollen Wahnſinn ſtürzte er einen Becher nach dem andern hinunter.

Masken kamen und gingen, Fremde und Bekannte begrüßten den Hausherrn, der ſich mit wilder Freude unter ſie miſchte, und den neckenden Thorheiten mit dem gefüllten Becher begegnete. Doch nicht lange, ſo verließ eine Maske nach der andern das Zimmer, und wie verſcheucht ſchlichen ſie leiſe davon, nur eine Pilgerin blieb unbeweglich auf dem Sorgenſtuhle der Mutter am Fenſter ſitzen, nahm keinen Theil an der ausgelaſſenen Freude und folgte der Menge nicht. Kaspar nahm einen Becher und bot ihr den Trunk an; ſie ſchüttelte verneinend.

An dem andern Ende des Zimmers hatte ſich Robert in einen Lehnſtuhl geworfen, und von dem tollen Treiben abgeſpannt, vom Wein erhitzt, ſtierte er dumpf, regunglos vor ſich nieder. Herr! rief Kaspar kopfſchüttelnd, denn ſolch wildes Treiben war er an ſeinem Herrn ſeit langer Zeit nicht mehr gewohnt: Wollt Ihr denn nicht zu Bette gehen? — Es iſt gleich Mitternacht, — Alles iſt ruhig auf der Straße, die Masken fort und wenn es zwölfe ſchlägt, iſt die Faſtnacht zu Ende! Imhof ſchien nicht auf ihn zu hören. Kommt doch, lieber Herr! Auch mir wird's hier unheimlich, kommt hinauf, ſtellt Euch vor Meiſter Dürers Bild und ſtärkt Euch dort zu einem frommen Gedanken. Kommt! Er faßte Roberts Arm, der ſich unwillkührlich von ihm aufrichten ließ und ihm folgte. Als dieſer jedoch die Maske am Fenſter ſitzen ſah, ſtutzte er und ſchritt heftig auf ſie zu. Wer ſeyd Ihr? rief er: es iſt wohl Zeit zu gehen, bald iſt's Mitternacht. Die Maske ſchüttelte verneinend, doch langſam den Kopf und ſchwieg. Reich' ihr noch einen Trunk, Kaspar, und dann ſchließe das Haus. Wollt Ihr hier übernachten? ſagte er zur Maske: ſo thut es! Sie nickte bejahend — Kaspar reichte ihr den Becher, ſie wies ihn zurück.

Was ſoll der Scherz! rief Imhof aufgeregt und eben ſchlug die Stunde der Mitternacht: Nimm die Maske ab, damit ich ſehe wer Du biſt, und ob ich Dich beherbergen kann. Da hob ſich bei dem letzten Schlage der Thurmuhr lang und langſam die ſchwarz verhüllte Geſtalt, trat einen Schritt vorwärts, warf die Kappe zurück, und goldnes, ſchön geringeltes Haar wallte über den Pilgermantel herab, und als ſie jetzt den Arm hob, die Maske berührte und ſie niederfiel, ſtand Clara vor ihm, bleich wie ein Todtenbild, und blickte ihn mit dem blauen, frommen Auge ſtarr, doch nicht zürnend, an.

Robert! rief ſie dem Erſtarrten mit hohler Stimme zu: klopfe nicht an die Pforte der Todten, leiſ' iſt ihr Schlaf, ruh'n ſie nicht in geweihter Erde; dringe nicht in das Reich der Geiſter, leicht iſt es aufgeregt zu Deinem Verderben! — Was willſt Du von mir?

Sprachlos, ſtarr, als hätte ein Zauberſtab ihn berührt, ſtand er da und ſchauete auf die bleiche Pilgerin.

Was willſt Du von mir? rief die Geſtalt noch einmal —

Biſt Du Clara oder ein Blendwerk der Hölle? rief er endlich ſich ermannend.

Ich bin Clara, Deine Clara, die am Irdiſchen hangend das Himmliſche vergaß, die nur im Tode da Ruhe ſuchte, wo ſie im Leben ſie nimmer fand. Laß mich in geweihter Erde ruh'n, wo Deine Geiſter keine Macht haben meinen Schlummer zu ſtören — ſtöre auch Du meine Ruhe nicht mehr.

Clara! rief der Patrizier, und ſeine Arme ausbreitend wollte er ſie umfangen.

Berühre mich nicht, Unglücklicher, ſonſt biſt Du dem Tode geweiht! rief ſie hohl.

Dann! ſagte er und trat auf ſie zu: dann iſt mein ſehnlichſter Wunſch erhört.

Berühre mich nicht! rief ſie noch einmal zurückweichend: Wir wären getrennt dann auf immer. Ich ziehe ein in das Reich der Seligen, und Du? — Wandle noch fürder, thue Buße und laß mich ruhen — nur wenn eine unausſprechliche Sehnſucht Dich noch einmal ergreift, wenn Du meine Nähe zu fühlen glaubſt und es geiſtig Dich umweht, dann bin ich Dir freiwillig noch einmal genaht, um Dich heimwärts zu geleiten.

Ein freundliches Lächeln ſchwebte über das Todtengeſicht, ſie wendete ſich und ſchritt langſam und feierlich durch die Mauer.

26.

Bewußtlos blickte Imhof immer noch nach dem Orte wo ſie verſchwunden war, ſtarr ſah ſein Auge auf die Stelle; dann ſtürzte er hin, als ob die Mauer ſich auch ihm öffnen müſſe. Geſchloſſen war ſie dem Irdiſchen. Kaspar! rief er nun und packte krampfhaft deſſen Arm: ſahſt Du ſie?

Ich ſah den Engel und habe zu Gott inbrünſtig gefleht, daß er ihrer Seele Ruhe ſchenken möge.

Sahſt Du ſie dort durch die Wand hindurch ſchreiten?

Ich ſah es, Herr, und hörte ihre ſanfte Stimme und vernahm ihr warnendes Wort. Vergeßt was Ihr ſaht, nur vergeßt ihre Bitte nicht. — Uebergebt ſie morgen der geweihten Erde und thut Buße.

Komm! ſagte Imhof die Kerze ergreifend, und aus ſeinem Auge ſtrahlte Zuverſicht: Komm, Kaspar! Bis die Pilgerin mich abruft zur ewigen Wallfahrt, will ich ohne Sünde wandeln auf Erden.

Er verließ das Zimmer und trat vor das Bild, die Jungfrau im lichtblauen Gewande betrachtend. Aber nicht mehr ſtürmiſch, wie vorher, klopfte bei ihrem Anblick ſein Herz, nicht mehr trieb die Sehnſucht das Blut ihm wild durch die Adern, ruhig ſah er in ihr freundliches Auge, und wie eine himmliſche Erſcheinung trat Claras bleiche Grabgeſtalt vor ihn.

Am andern Morgen, als er nach kurzem Schlummer erwachte, fiel der Blick auf den Ring an ſeinem Finger, nur noch in der Mitte funkelte der Rubin, nur noch ein Wunſch war ihm geblieben. Er erſchrak; doch war es nur ein leiſer Schauer der ihn durchbebte, ſchnell trat die Pilgerin vor ihn und rief ihn ab zur Wallfahrt, und wenn ſeine Einbildungkraft ſie ſo vor ihm vorüber führte, ſenkte ſich das Vertrauen in ſeine wunde Bruſt, und ſein Blick und ſein Herz vermochte, zwar nur mit mattem Fluge, ſich in ſtummer Andacht zum Himmel zu heben. Kaum war er angekleidet, als er auch zu Claras Ohm ging und dieſem, als ſey ihm die Jungfrau im Traume erſchienen, die Begebenheit der vergangenen Nacht erzählte, und ſonderbar, auch den alten Herrn hatte etwas Aehnliches geträumt; er war daher bereitwillig Roberts Bitte zu erfüllen, und am dritten Tage wurde in der Stille der Nacht die irdiſche Hülle der Jungfrau aus dem Friedhofe der Blüthen und Blumen in dem öden Gewölbe der Familiengruft beigeſetzt. Noch einmal folgte Robert den Ueberreſten der Geliebten zur endlichen Ruhe, aber nur bis an die Pforte der Kirche konnte er ſie geleiten.

27.

Abgezogen von Allem, ſtill in ſich verſunken, führte Robert ein makelloſes Leben. Sehnſucht nach dem Heiligen ergriff ihn wohl oft; aber nur fromme Wünſche konnten in ihm aufſteigen; die Gewalt des Böſen ſchloß ſchnell ſein Herz, ſeine Lippen. In ſtetem Kampfe, das Heilige wollend, und doch fühlend, daß ihm die Macht fehle es zu üben, vermochte er nur gegen das Böſe zu kämpfen und den Lockungen zu widerſtehen. So verſtrichen Monden, die Kriegstrompete erſcholl von Neuem. Gallas ſtand dem Herzog Bernhard am oberen Rheine gegenüber, und verſtärkte ſein Heer, das bei Worms verſchanzt war. Auch ſein Regiment erhielt endlich den ſchon lang erwarteten Befehl, dahin aufzubrechen; es blieb jedoch nicht lange am Rhein, und zog unter Lamboy nach dem Main, um Sachſenhauſen zu belagern, worin ſich Vitzthum mit den Schweden noch hielt und die Frankfurter wacker plagte.

Das Geſchütz hatte ſchon eine weite Breſche gemacht, der Sturm war für den andern Tag beſchloſſen, als Robert, der jede Gemeinſchaft mit Peverelli und Montaldo bisher vermieden hatte, einſam in ſeinem Zelte ſaß. Es war eine ſchöne Sommernacht, kühl rauſchte der Abendwind durch das ſchwankende Zelt, das des Mondes gebrochene Strahlen magiſch erhellten. Kaspar ſchlief ruhig auf ſeinem Lager; Alles war ſtill. Mitternacht war ſchon vorüber, als Robert noch auf ſeinem Seſſel ſaß, und die Augen unwillkührlich ſchloß. Da erſchien ihm — und er wußte nicht ob er träume oder wache — Claras Bild ſo lebhaft vor ſeinem geſchloſſenen Auge, bald im lichtblauen, bald im Pilgergewand; eine unausſprechliche Sehnſucht ergriff ihn, und es war ihm, als ob er ihr folgen müſſe. Doch ſobald er ſich ihr nahte und ſie umfangen wollte, entſchwebte ſie, und nur wie ein Schatten gaukelte ihr Bild dann noch um ihn. Er war ſich alles deſſen lebhaft bewußt, er fühlte, daß er wache und nicht träume, aber wenn er die Augen öffnen wollte, vermochte er es nicht. Immer freundlicher blickte die Geſtalt ihn an, immer heftiger wurde die Sehnſucht, immer ſtürmiſcher klopfte ſein Herz. Jetzt winkte ſie ihm — er ſprang auf, ihr zu folgen — und vor ihm ſtand ein altes Zigeunerweib, das ihn mit gar ſonderbarem Lächeln anſchaute.

Nicht ſo eilig, mein ſchöner, junger Herr! rief die Alte und faßte ſeine Hand, ihn zurück zu halten; Ich habe Euch ein ernſtes Wörtchen zu ſagen.

Mir? rief Robert, der bei dem Anblicke dieſer Geſtalt noch zu träumen glaubte.

Ja, Euch, lieber Herr, erwiederte die Alte freundlich: hört mich nur ein Weilchen ruhig an!

Robert betrachtete das Weib genau; es ſchien ihm als habe er ſie ſchon einmal geſehen.

Erinnert Ihr Euch noch meiner? hob ſie jetzt an: Erinnert Ihr Euch noch jenes Abends nach der nördlinger Schlacht, wo Ihr mich mit Pecorelli, neben dem verwundeten Montaldo fandet? In dieſer Nacht ſuchten wir Beide ein Kleinod; ich fand es, verbarg es ſchnell, und betrog

Euch. Als ich ſpäterhin durch Montaldo erfuhr, daß dieß Kreuz Euch vor dem Teufel und ſeinen Geſellen geſchützt habe, hoffte ich, es werde auch mich ſchirmen und ſchützen. Aber da betrog ich mich. So oft ich es auch an mein Herz drückte, und vor dem Heiligen kniete, brachte es doch keinen Segen über mich — das Unglück hat mich ſeitdem ſchwer verfolgt. Montaldo, der Bube, verführte mein frommes Töchterchen, ſie ſtarb aus Gram — Gott mög' ihn dafür verdammen! — Die Schweden haben mich zweimal rein ausgeplündert, und wenn ich nun die koſtbaren Steine aus dem Kreuze brechen und durch ihren Verkauf mir helfen wollte, konnt' ich's doch nie; es war als ob eine höhere Macht mich davon abhielt, und mich trieb und drängte, Euch Euer Eigenthum zurückzugeben. Beſonders in dieſer Nacht ließ es mir keine Ruhe; ich mußte auf vom Lager; und da ich aus manchem ahnen konnte, es ſey Montaldo zum Verderben, ſo trieb mich die Rache zu Euch, und ich ging mit Freuden. Nehmt daher das heilige Kreuz zurück und gedenket dankbar eines armen Zigeunerweibes!

Sie wickelte das Kreuz aus einem alten, ſeidenen Tuche, und blickte Dank erwartend auf Imhof, der ihr einen gefüllten Beutel in die Hand drückte. Die Alte verließ ſchnell das Zelt.

Als nun Imhof das Heilige wieder vor ſich ſah, und ſein Herz von frommen Gefühlen durchdrungen das Bild der vorangegangenen Mutter, Claras Bild rein und verſöhnt vor ihm ſtand, und er die Hand ausſtrecken konnte, die theure Reliquie zu faſſen, da löſ'te ſich der dämoniſche Ring von ſeinem Finger — er war verſchwunden; und die Hände falteten ſich zum frommen Gebet, die Lippen ſtammelten den heiligen Namen, das Herz war dem Himmel wieder geöffnet.

Als er noch ſo in tiefer Andacht betend auf ſeinen Knieen lag, ſchmetterten draußen die Trompeten und die Trommeln riefen zum Sturm. Er ergriff Panzer und Pickelhaube, ergriff das Kreuz und ſtürzte zum Kampfe.

Unfern des Lagers begegnete er Montaldo, wild durchbohrend ruhte deſſen Auge auf ihm. Den Handſchuh riß er von ſeiner Linken und ſtreckte ſie Imhof entgegen. Elender Heuchler! rief er ihm zu: Sieh hier! und an der Spitze ſeines Haufens begann er den Sturm. Imhof, welcher den Ring an Montaldo's Finger deutlich geſehen hatte, folgte ihm mit Grauen.

Die Schweden, des Angriffs gewärtig, donnerten den Stürmenden Tod und Verderben entgegen. Montaldo's Rotten ſanken zerſchmettert nieder; ſie wichen. Da ergriff Montaldo Verzweiflung. Folgt mir! rief er, und wuthſchnaubend ſtürzte er auf die Breſche zu und ſank. — Die Seinen trugen ihn zurück und legten ihn unter einen Baum; eine Kanonkugel hatte ihn zerriſſen.

Schaudernd eilte Imhof an ihm vorüber und begann nun mit ſeinem Haufen den Sturm. Auch er wurde zurückgeſchlagen; die Seinen flohen, er mußte ihnen folgen.

Als er an den Ort kam, wo Montaldo gelegen, hielt Peverelli auf ſeinem hohen ſchwarzen Streitroß und blickte ſtarr und ernſt auf die Stelle, wo die Krieger Montaldo niedergelegt hatten. — Der Tode war verſchwunden — ſchwarz, als ſey die Erde zu Kohle gebrannt, war die blutige Stelle, wo er gelegen.

Imhof erbebte bei dieſem Anblick. Unwillkührlich, als ob er ſich gegen Peverelli ſchützen wolle, nahm er das Kreuz von ſeiner Bruſt und ſtreckte es ihm entgegen. Da ſchnaubte der Rappe und bäumte hoch in die Höhe — Peverelli ſah auf — ſah Imhof, ſah das Kreuz — ſein funkelndes Auge blickte wild auf den Patrizier — die Fauſt zuckte — Doch ſchnell drückte er dem bäumenden ſchnaubenden Streitroß die Sporen in die Seite — wild, braußend hob ſich dieß noch höher, und mit furchtbarem Satze ſprengte es über die blutige, verbrannte Stelle hinweg, unter Kugelregen jagte es durch die Reihen der Fliehenden und verſchwand.

Als ihn Robert im Pulverdampf verſchwinden ſah, ſchauderte ihn — Doch — „mit Gott!“ rufend, ſammelte er ſeinen Haufen wieder, und als Oberſt Uncis mit dem übrigen Theil des Regiments zu ſeiner Unterſtützung heranrückte, und es von Neuem gegen die Breſche führte, ergriff Robert die Fahne ſeiner Compagnie. „Mit Gott!“ rief er noch einmal, und ſtürmte ſo freudig voran, als ſey der Weg zum Tode mit Roſen beſtreut. Er kehrte nicht wieder, die Fahne bedeckte den Gefallenen.

28.

Feierlich tönte das Geläute von den Thürmen Augsburgs, als der Sarg des Hauptmanns Imhof, begleitet von ſeinen Waffenbrüdern und dem treuen Kaspar, durch das hohe Thor der alten Stadt einzog. In der Familiengruft der Walther, neben Claras Sarg ward ihm ſein Ruheplatz gegönnt.

Die Pilgerin hatte ihn zur ſeligen Wallfahrt abgerufen.

Gedruckt bei C. G. Naumann in Leipzig.

Sämmtliche Schriften

von

A. von Tromlitz.

Zwanzigstes Bändchen.

Der Friedhof zu St. Sebaldus.
Das Turnier zu Eiſenach.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1832.

Der
Friedhof zu St. Sebaldus,

von

A. von Tromlitz.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1832.

I.

Der Wind brauſ'te, die Wetterfahnen des alten Pfarrhofs klirrten, und über der ehrwürdigen Kirche des heiligen Sebaldus trat der Mond hie und da aus den Wolken hervor und erleuchtete die Gräber des Friedhofes. Nur das Sauſen des Sturmes, das Schlagen der Laden, und das eintönige Abrufen der Nachtwächter unterbrach die Stille, die ſich über Nürnberg gebreitet hatte.

Im Pfarrhof, im einſamen Gemach, befand ſich, während es draußen ſtürmte, die achtbare Familie des Predigers Bernhard von St. Sebaldus ſcheinbar in behaglicher Ruhe. Der ehrwürdige Geiſtliche in ſeinem ſchwarz damaſtenen Schlafrock, ein Sammetkäppchen auf ſeinem grauen Scheitel, ſaß in einem großen Lehnſtuhl, ein Buch in der Hand, las und ſchüttelte zuweilen mit dem Kopfe. Andächtig ſaß Frau Barbara, die Haushälterin, an dem großen eichenen, mit Schieferplatten belegten Tiſch, eine große Bibel vor ſich. Aufmerkſam folgte ſie dem großen Fracturdruck, und keine Bewegung, keine Miene ihres Geſichts verrieth die Empfindungen ihres Innern; nur zuweilen ſchlug ſie die Augen nach dem hohen Bogenfenſter auf, wo Margarethe, des Pfarrherrn achtzehnjährige Tochter, die Spindel in der Hand, ſchweigend ſaß, oft die ſchnell ſich Drehende in ihrem Schooß ruhen ließ, und gedankenvoll hinaus auf den Friedhof blickte. Dann ruhten die Augen der Frau Barbara länger auf dieſem lieblichen Kinde, und ſie ſchien von ihren heiligen Betrachtungen abgezogen. Am andern Ende des großen Tiſches, ihr gegenüber, ruhte auf einem hohen Seſſel ein Krieger, ſeinen Kopf auf den linken Arm geſtützt. Bleich und hager war ſein Geſicht, aber ausdruckvoll. Faſt unordentlich hing ſein gelbes Haar über die Schultern, ſein großes blaues Auge ſenkte ſich ernſt zu Boden, und nur zuweilen zuckte ein Lächeln um ſeinen Mund, das wohl eher dem Schmerz als der Freude ſein Entſtehen danken mochte. Sein gemsledernet Koller hatte manchen dunklen Fleck, und der Aermel des rechten Armes hing los und ſchlotternd herab. Es war ein Mann wohl nahe an die Vierzig. In dem Kampf eines ernſten Schickſals gereift, ſchien er deſſen Narben auch auf ſeinem Geſicht zu tragen. Schweigend blickte er vor ſich hin, und ſein ſchwermuthvolles Auge wurde trübe, als es jetzt nach ſeiner rechten Seite blickte und den Arm vermißte, der oft ſchon in Noth und Gefahr ſein treuer Freund geweſen war.

So ſaßen die Viere, jeder wohl in verſchiedenen Betrachtungen vertieft, nur Frau Barbara ſchien noch für etwas Anderes Sinn zu haben; als jetzt der Pfarrer das Buch zuſammenſchlagend aufſtand und auf den Krieger zutrat. Rittmeiſter! ſagte er lächelnd: das Buch, was Ihr mir gebracht, mißfällt mir.

Mißfällt Euch? ſagte dieſer und ſein ganzes Geſicht wurde Feuer und Leben. — Mißfällt Euch der ehrwürdige Buchannan? meines Vaterlandes Zierde?

Ja, Rittmeiſter Mac Gregor, er mißfällt

mir, denn er iſt nicht gerecht, er iſt ein parteiiſcher Feind der Stuarte.

Und mit Recht! fiel ihm der Rittmeiſter in die Rede, und ſeine Augen rollten zornig. Was that Karl von England für ſeinen Schwager, was Jakob der Erſte für den Glauben? was that er für den unglücklichen König, ſeinen Schwiegerſohn? Was that dieſe Marie, die Buchannan ſo treu ſchildert? Sie trieb Schottlands Edle mit ihren buhleriſchen Künſten an einander, ſprengte ihren Gatten in die Luft, und was that ihr Vater? Er jagte den edlen Klan der Mac Gregor aus ſeinen Bergen, erklärte ihn vogelfrei, und hetzte ſeine Feinde auf ihn, wie auf wilde Thiere; trieb meinen Großvater nach Frankreich, meinen Vater nach Antwerpen und mich nach Bamberg, um da das Einzige, was mir von meinem Erbtheil noch blieb, einen Arm, das alte Schwert zu führen, dem Mordbrenner Tilly laſſen zu müſſen.

Lieber Herr! ſagte Barbara aufſtehend, und die Kettchen des heiligen Buches ſorgfältig einhäkelnd: Was Gott thut, das iſt wohlgethan!

Nicht immer! unterbrach ſie der Kriegsmann:

nicht immer, Frau Barbara! Denn ſonſt hätte ich noch meinen Arm, lebte in meinen Bergen, und hier in Eurer Mitte ſäß die brave Mutter noch, die, mich und meine Kameraden pflegend, ſich dem Märtyrertode weihte.

Der Geiſtliche drückte ſchweigend des Rittmeiſters Hand. Barbara zeigte zürnend nach der Jungfrau im Bogenfenſter, deren Schmerz in helle Thränen ausbrach.

Kind! ſagte der Pfarrer und trat freundlich zu ihr: Zu lang genährter Gram iſt Sünde! der Herr hat gegeben, der Herr hat genommen.

Der Name des Herrn ſey gelobt! fiel Barbara ein, während Margarethe in des Vaters Arme ſank, ihn innig an ſich drückte und an ſeiner Bruſt das thränende Auge barg.

Alles war ſtill. Der Kriegsmann hatte unwillkührlich Barbaras Hand erfaßt und ſie theilnehmend gedrückt.

Hier im einſamen Zimmer verſchloß ſich der Sturm in bewegter Bruſt, draußen aber wüthete er immer heftiger, immer lauter klirrten die Fahnen, klapperten die runden Scheiben der Fenſter und immer grauſiger heulte der Wind.

Noch lag die Tochter in dem Arm des Vaters, noch drückte ſie ihn heftig an die Bruſt. Da fuhr der Sturm durch das losgeriſſene Fenſter, rauſchte kalt durch Margarethens aufgelöſ'tes Haar, löſchte die Lampe aus und pfiff durch das dunkle Zimmer.

Alles fuhr auf; der Rittmeiſter ließ die Hand der Alten fahren, die erſchrocken nach der erloſchenen Lampe griff, und ſagte mit furchtbar hohler Stimme: Das war die Stimme des Todes!

Des Todes! wiederhallte es in dem hochgewölbten Zimmer.

Allen grauete, bis Frau Barbara mit der brennenden Lampe wieder hereintrat. Der Pfarrer ſchloß das geöffnete Fenſter, und man ſah ſich ſchweigend und aufgeregt an.

Was meintet Ihr mit der Stimme des Todes? fragte nun die Jungfrau den Rittmeiſter, der nicht ohne Schauder die bleiche Geſtalt des Mädchens auf ſich zuſchreiten ſah. Wo hörtet Ihr ſie, theilt mir es mit, ich bin ſeit Monden mit dem Tode vertraut, und ſchon oft ſtieg die Sehnſucht in meiner Bruſt auf, ſeine Stimme zu hören, mit ihm zu reden, mit ihm heimzugehn.

Margarethe! Margarethe! rief der Vater, und ſeine Hand hob ſich verweiſend: Biſt Du mein frommes, Gott ergebenes Kind? biſt Du das Kind, das an ſeiner Mutter Sterbebett in Demuth den Segen der Verklärten empfing, und mit kindlichem Gemüth ihr verſprach, mir nur fortan zu leben? Und lebſt Du mir? — Dem Todten lebſt Du! fuhr er nach einem kurzen Schweigen fort, und ſeinen Blick umwölkte Unmuth. — Nicht das friſche Grab Deiner Mutter allein, welches Dein kindlich Gemüth täglich mit Blumen beſtreut, nicht das einfache Kreuz, welches dort unfern des Engelchores an St. Sebald ſich unter dem großen des Heilandes erhebt, nicht das zieht Dich ab von mir. Draußen bei Neumarkt, wo der Friedländer hauſ'te, da liegt im offnen Feld ein Sünder, den Du bejammerſt; nach ihm zieht Dich Dein Herz, nach ihm zieht es Dich von der Bruſt Deines Vaters, von dem Grabe Deiner Mutter; nur nach ihm! —

Herr! rief Barbara: das iſt auch nicht chriſtlich, Euer armes einziges Kind ſo zu quälen, ſeht Ihr denn nicht —

Laß, gute Barbara! ſagte mit Engelruhe und faſt heitern Blickes das Mädchen: laß den Vater, er hat Recht! Ich bin eine Sünderin, vergaß, was ich der verſtorbenen Mutter verſprach, ich vergaß — o Vater! Vater! rief ſie heftig und warf ſich in ſeine Arme: Ich habe Alles verloren, was das Herz an die Welt kettet. Ich ſtehe einſam, wenn Eure Liebe mich verläßt!

Das wolle Gott nicht, das wird ſie nicht! ſagte der Vater und drückte die Zitternde an ſich: Du biſt mein gutes, mein liebes Kind, das Einzige, was ich noch mein nenne auf dieſer Welt, bleibe bei mir und höre die Bitte Deines alten Vaters, bleib' bei mir, liebe Margarethe! und ſehne Dich nicht vor der Zeit, mich zu verlaſſen. Inniger ſchmiegte ſich das Mädchen an des Vaters Bruſt, inniger drückte ſie ihn an ſich, und ihr feuchtes bittendes Auge verſicherte ihm, daß ſie ihn nicht verlaſſen wollte.

Der Rittmeiſter betrachtete Beide mit Rührung, das Düſtere in ſeinem Geſicht verſchmolz in Wehmuth, er preßte mit ſeiner Linken die

Thräne im Auge zurück, und wollte mit Worten den Empfindungen ſeines Herzens Luft machen, da nahte ſich ihm Frau Barbara und um dem Geſpräch eine andere Richtung zu geben, vielleicht auch aus Neugierde, fragte ſie ihn: Was meintet Ihr vorhin mit der Stimme des Todes, geſtrenger Herr?

Ja, werther Herr! ſagte Margarethe: was meintet Ihr mit der Stimme des Todes!

In meiner Heimath, ſagte nun der Rittmeiſter Mac Gregor, und Alle ſetzten ſich und hörten aufmerkſam auf ſeine Rede: wohnen wir unter ſchroffen Klippen und Felſen. Der Waldſtrom brauſ't an unſ'rer niedrigen Wohnung ſchäumend vorüber, und in den Zweigen der hohen Fichten rauſcht ſauſend der Bergwind. Hier und da im Felsthal woget ein ſtürmiſcher See, und der Nachen tanzt ſchaukelnd über ſeine brauſenden Wellen. Nicht friedlich iſt meine Heimath, die Elemente ſind dort ſtets mit einander im Kampf, ſind rauh und unfreundlich, und eine ſtürmiſche Nacht, wie die heutige, iſt uns nicht neu. Wenn wir dann unter einem alten Baum bei den Gräbern unſerer Vorfahren in Nacht und Dunkel einſam ſinnend ſitzen, der edle Reih'n der Vorangegangenen vor unſerem Blicke über die Heide ſchreitet, der Sturmwind heult, der Bergſtrom rauſcht, die morſchen Zweige der alten Eiche über uns knarren, und nun der Mond durch die Wolken bricht, ſeinen bleichen Strahl auf die nackte Felswand wirft, und ſie dann wie ein weißes ausgebreitetes Leichentuch vor uns liegt, dann naht zuweilen auf den Flügeln des Windes eine klagende Stimme, fährt in einem kalten Luftzuge an uns vorüber, und kündet uns den Tod eines der Unſern. Dieß nennen wir die Stimme des Todes. Es ſind die Todten, die den Lebenden abrufen zum Heimgang, und ſo war es mir vorhin. Ich glaubte, auf dem Sturm, der durch das geöffnete Fenſter rauſchte und der mit ſeinen Flügeln die Lampe auslöſchte, nahe ſich mir die Stimme.

Schweigt, ich bitte Euch, Herr! ſagte Barbara, näher an ihn rückend: Schweigt um Gottes Willen! mir grauet. — Wovor? ſagte der Pfarrherr: Gott bedarf nicht des Sturmes, uns zu rufen, nicht des Mondlichtes, unſer Leichentuch zu breiten, ſein Wille allein ruft uns ab und legt uns zur Ruh'. — Er nahm das Käppchen von ſeinem grauen Scheitel, faltete die Hände und betete in ſtiller Andacht das Abendgebet. Rittmeiſter Mac Gregor legte die Linke auf ſein Herz; er konnte die Hände nicht falten zum frommen Gebet. Da dröhnte durch die bewegte Luft ein dumpfer Knall des Geſchützes, — noch einer. Die Augen hob der würdige Greis gen Himmel und rief: Herr, laß die Deinen nicht untergehen in Gefahr, und ſtärke die Herzen der Gläubigen. Er bedeckte nun ſein Haupt und ſagte ſanft zur zitternden Margarethe: Geh nun zur Ruh', mein Kind, Du bedarfſt ihrer. — Zur Ruhe? rief der Rittmeiſter, den heiligen Augenblick vergeſſend: daß ich verdammt ſeyn muß zu Neſte zu kriechen, wenn draußen die Kanonen donnern!

Nun geht nur, werther Herr! ſagte Barbara, und gab ihm ſein angezündetes Lämpchen in die Hand: Freut Euch Eurer Ruhe, und ſchließt jene in Euer Abendgebet ein, die da draußen im Sturm und in Gefahr für uns wachen.

Sie trennten ſich, — der Rittmeiſter ſchlich brummend die Wendeltreppe hinauf nach ſeinem

Zimmer, der würdige Pfarrer durch die Seitenthür' in ſeine Schlafkammer, und Margarethe und Barbara über den langen Gang in ihr einſames Gemach.

2.

Der Rittmeiſter hat mir wahrlich mit ſeiner Todkenſtimme recht graulich gemacht, ſagte nach einem langen Schweigen die gute Alte: So gern ich auch dergleichen Geſchichten höre, ſo fürchte ich mich doch noch lange nachher, und die Geiſter und Geſpenſter ſtehen lange noch vor mir. Zum Beiſpiel heute — hört Ihr nichts, Margarethe? War es mir doch wie ein tiefer, langer Seufzer, der vom Friedhof käme? Da tönten vom hohen Thurme durch Sturm und Wetter die dumpfen Schläge der Glocke und Barbara fuhr ſchaudernd auf, während die Jungfrau ihre langen Flechten zuſammen rollte, und unter das knappe anſchließende Häubchen barg. Jetzt hallte der letzte Ton der elften Stunde, und mit ihm tönte der leiſe Klang einer Zither,

aber

aber nicht hell, nicht melodiſch, nur dumpf und hohl.

Hört Ihr wie es ſtöhnt? rief Barbara der Jungfrau entgegen, die, aufmerkſam geworden, ſich dem Fenſter nahte. Noch einmal hallten die Töne. 'Es ſind Lautentöne, liebe Barbara, ſagte das Mädchen: Lautenklänge, die vom ſtillen Friedhof herüber tönen, keine Seufzer, wie Du wähnſt. Sie ging nach dem Fenſter.

Um Gottes Willen, Kind! rief die zitternde Alte: Oeffnet nicht um dieſe Zeit, Ihr wißt —

Heiliger Gott! rief Margarethe und fuhr vom geöffneten Fenſter zurück: Sieh dort!

Und vom friſchen Grabe der Mutter hob ſich lang und langſam eine finſtere Geſtalt, und ſchritt dem Fenſter zu.

Alle guten Geiſter loben Gott den Herrn! ſchrie Barbara in der Angſt ihres gepreßten Herzens und warf das Fenſter zu, während Margarethe zitternd ſich an die Lehne des hohen Seſſels hielt und mit ſtierem Blick hinunter ſchaute. Die Geſtalt wendete ſich bei dem feierlichen Ruf der Alten, ein dumpfer Lautenton hallte noch einmal; nach dem Engelchore ſchritt die Geſtalt langſam, ſtreckte die luftigen Arme nach den Frauen empor und verſchwand an der Mauer von St. Sebaldus.

Barbara! rief das zitternde Mädchen: Das war ſein Geiſt. Sieh! ſieh dort vor der ewigen Lampe an St. Sebaldus Grab zieht der bleiche Schatten hin, dort! dort!

Alles war ſtill; der Mond ſchien hell durch die Wolken auf der Mutter Grabhügel. In ſeinem Silberlichte glühten die Roſen und Lilien, mit denen die fromme Tochter es noch heute geſchmückt hatte. Alles konnte ſie gar deutlich ſehen, nur die Geſtalt war verſchwunden.

Das war Robert! rief ſie: der unglückliche Robert, er mahnt mich an mein Verſprechen, er ruft mich zu ſich in's Grab!

Ach, liebes Kind! unterbrach ſie die gute Barbara, und tröſtete, wo ſie des Troſtes und des Muthes ſelbſt ſo ſehr bedurfte: Ach wie ſollte das Herr Robert Tucher ſeyn, er blieb ja im Scharmützel bei Neumarkt, haben ihn doch mehre der Unſern, die mit den Schweden hinausgezogen, auf der Wahlſtadt liegen geſehen; und hat Euch nicht Edmund Holzſchuher, ſein Freund, das Ringlein gebracht, was Robert von Euch zum Andenken erhielt, und was er ſtets treu an dem Finger trug bis in ſeinen Tod. Habt Ihr mir das Alles nicht ſelbſt erzählt, hat ſeine treffliche Mutter ihn nicht ſchon lange als todt betrauert? wie ſollte der jetzt nach Nürnberg kommen?

Barbara! nicht er, ſein Geiſt iſt es! ſagte Margarethe, nahm einen verwelkten Strauß Blumen aus ihrer Truhe, drückte ihn an ihre Lippen und rief: Ich komme, mein Geliebter!

Unwiderſtehlich zog es nun die Jungfrau nach dem Fenſter, ſie öffnete es wieder, trotz des Abmahnens der Frau Barbara und ſah hinaus, doch hoffte und harrte ſie vergebens nach der Erſcheinung. Da ſchlug die dumpfe Glocke die Stunde der Mitternacht. Der Thürmer ſang ſein feierlich Nachtlied: Eine feſte Burg iſt unſer Gott! mit volltönender Stimme. Unwillkührlich hoben ſich Margarethens Blicke nach dem Thurm, von woher die Töne des Liedes kamen, die trotz des Sturmes Gebrauſe ihr heute kräftiger zu hallen ſchienen, während Frau Barbara leiſe mitſang. Als der Vers beendet und Alles wieder ſtill war, zog ſie faſt mit Gewalt die Jungfrau vom Fenſter, die immer nach des Thürmers hoher Wohnung hinſah, und meinte, dort ſchwebe die Erſcheinung in einem weißen Gewande durch das Dunkel.

Nur mit Mühe brachte Barbara das Mädchen zu Bett', aber nicht zur Ruh', denn der Morgen fand ihre trüben Augen noch offen, und über das beklommene Herz hatte der ſanfte Schlaf ſeine Mohnblätter nicht troſtbringend geſchwungen. Schon die erſten Strahlen des Frühroths begleiteten ſie zum Grabe der Mutter.

3.

Erfriſcht vom Morgenthau, verſchont vom Sturm der Nacht, hingen die Blumengewinde noch wie geſtern an den grünen Seiten des Hügels, nur die Roſe, die ſie mit ſinniger Bedeutung da hingelegt hatte, wo ſie wähnte es ruhe unter dem Hügel das Mutterherz, dieſe war nicht mehr. Ihre Blätter lagen zerſtreut am Boden. Hat euch der Sturm entführt, ihr lieblichen Blumen? rief Margarethe ſeufzend: Ach ſo wird der Sturm des Schickſals auch mir die Roſen entblättern und ſie auf mein Grab ſtreuen. So werde auch ich vergehen und welken! Und ohne zu wiſſen warum, ſammelte ſie die zerſtreuten Blätter, barg ſie in ihren Buſen und kehrte nun wie beruhigt in ihre ſtille Kammer zurück.

Auch Barbara war längſt munter. Schon mehre Mal war ſie die Wendeltreppe hinauf und herab geſtiegen, hatte vor des Rittmeiſters Thür gelauſcht, ob er noch nicht wach ſey. Sie hörte nichts. Hat doch der Mann einen Schlaf, Gott erhalte ihn! rief ſie endlich brummend aus, als ſie zum dritten Mal die Treppe herabſtieg: Mir würde nicht Ruh' noch Raſt, wenn ich meinen Arm verloren hätte, ich ſuchte ihn wachend und träumend. Sie ging in die Küche, das Frühſtück zu bereiten, dann bald den alten Diener des Rittmeiſters aufſuchend, bald an der Thür lauſchend, trippelte ſie immer auf und ab. Immer ließ ſich noch Herr Mac Gregor nicht blicken, und doch dampfte ſchon die kräftige Suppe in dem Wohnzimmer, und der würdige Pfarrherr und die lilienbleiche Margarethe erwarteten ihn zum Frühſtück. Da öffnete ſich endlich zu Barbaras Troſt die Thür, der Rittmeiſter trat ein, und Barbara, Alles vergeſſend was ſie auf ihrem Herzen hatte, ſtaunte ihn mit großen Augen an.

In ſeinem Staatskleid erſchien er zum erſten Mal. Ein blautuchner Rock, aus deſſen Schlitzen die rothſeidenen Puffen hervorblickten, umgab ſeinen kräftigen Körper, die blau und gelbe Feldbinde hing geordnet über ſeine Schulter. Auf dem Filzhute, deſſen Krempe eine ſchöne goldene Agraffe feſthielt, prangten drei ſchwarze Schwungfedern. Das goldgeſtickte Wehrgehenk hing über dem blanken Harniſch und hielt ein kurzes breites Schlachtſchwert, das treue Erbtheil ſeiner Väter, an ſeiner Seite feſt, und für Frau Barbara, ſchöner als dieß Alles, prangte über dem ſteifen Spitzenkragen eine ſchwere goldne Kette an ſeinem Hals, die ihm der Schwedenkönig ſelbſt verehrt hatte, als er, der erſte nach ſeinem Waffenbruder, dem tapfern Lieutenant Aner, die Mauern von Frankfurt an der Oder erſtiegen hatte.

Ei, weßhalb ſo feſtlich geſchmückt, Herr Rittmeiſter? ſagte der Geiſtliche: Iſt heute ein Ehrentag, oder was wollt Ihr ſonſt beginnen?

Ich halte heute meinen erſten Kirchgang, ehrwürdiger Herr! antwortete lächelnd der Krieger: habe lange genug zu Bette gelegen und hinterm Ofen gefaulenzt, will heute zu meiner Fahne und meinem Feldmarſchall, Guſtavus Horn, will ſehen, ob des Königs Kriegsmajeſtät noch einen einarmigen Rittmeiſter brauchen kann. Darum komme ich heute im Soldatenſtaat, um in meinem Kriegshauſe, dem Zelte, ſtattlich ein-, und aus Eurem Friedenshaus, würdiger Mann, dankbaren Herzens auszuziehen.

Wie ein Donnerſchlag traf dieſe Nachricht die alte Barbara. Lieber Herr! rief ſie, ehe der Geiſtliche ihm noch antworten konnte: Euer Arm iſt noch nicht heil, Ihr bedürft Pflege und Wartung und die ſoll Euch hier nicht entgehen.

Das weiß Gott! ſagte der Krieger, ihr die Hand reichend: Aufgenommen habt Ihr mich, Ihr guten Menſchen, mit Barmherzigkeit, gepflegt und mich ertragen mit Engelgeduld, mich geliebt, als wär' ich Euer Sohn, und dafür hab' ich Euch kein Glück in's Haus gebracht. Vielleicht wär' es für Euch beſſer geweſen, die Karthaune hätte mir den Kopf ſtatt des Armes genommen! Es entſtand eine lange Stille.

Als ich das erſte Mal in Eurem gaſtfreundlichen Hauſe auf meinem Lager erwachte, das Ihr mir bereitet hattet, Frau Barbara, — wofür Euch Gott alle Eure Wünſche, inſofern ſie nicht unbeſcheiden und thörig ſind, erfüllen möge, — da ſtandet Ihr, würdiger Vater, vor meinem Bette, hattet die Hände gefaltet, und ſchient für mich gebetet zu haben, und in Eurem Blick lag ein Zutrauen zu dem Vater dort oben, das jetzt von Euch gewichen ſcheint. Zu meinen Füßen, Leinenzeug und Binden in der Hand, ſtandet Ihr, Frau Barbara, und neben Euch eine blühende Roſenknoſpe. Wenn in meiner Heimath Bergen der Nordwind ſauſ't, und wie ein Wellenmeer der Nebel durch die Thäler rollt, Alles düſter noch um die ahnende Seele iſt, und nun plötzlich die Himmelſonne mit einem Strahlenblick hervortritt, der Nebel ſich theilt und das grüne blumige Thal vor uns da liegt in ſeiner Morgenſchöne, — ſo war es mir auch damals bei meinem Erwachen! Geträumt hatte ich von

Schlachten und Tod, hatte meinen Arm geſucht wie das Nachtgeſpenſt ſeinen Kopf, hatte tauſend Arme ergriffen, aber keiner wollte an meinen Stumpf paſſen. Da ſchlug ich angſtvoll die Augen auf und ſehe den Sonnenſtrahl vor mir, meinen dunkeln, finſtern Traum mir erleuchtend; die Knoſpe ſteht vor mir im Thau des Mitleids purpurroth, dem Entfalten nahe; und dieſe Purpurne hat ſich bleich entfaltet, nur der Thau des Kummers tränkt ihre Blätter, und es iſt nicht mehr wie es war.

Zu meiner Rechten ſtand ferner — Gott lohne Dir das, was Du hier Gutes gethan, edle Frau, deren fromme Lehre meinem düſtern, verirrten Gemüthe das Vertrauen wiedergab. Sie ſtand wie der Engel der Barmherzigkeit neben mir. Er iſt nach ſeiner Heimath gegangen, und nichts, nichts iſt mehr wie es war! Er hielt inne und ſah düſter zu Boden.

Wie ein feindſeliger Dämon verfinſt're ich, wo ich eintrete, jedes Licht; wo ich Gutes ſäen will, keimt Böſes; wo ich heilen will, ſchlag' ich Wunden. Das iſt der Fluch, den James Stuart auf den geächteten Klan der Mac Gregor ſchleuderte, der mich verfolgt von Oſt nach Weſt, meinen heitern Sinn trübt, und dieß off'ne Herz der Ruhe ſchließt! Es iſt Zeit, daß ich von hinnen gehe! Unter meinem Fußtritt, wo ich auch wandle, entſprießt ein Thränenquell. — Deßhalb, werther Herr, lebt wohl! Dank' Euch für das, was Ihr an mir Fremdling gethan. Der Friede Gottes kehre wieder in Eure Bruſt. Lebt wohl, Jungfrau! ſagte er nun mit bewegter Stimme, ſich nach Margarethen wendend: Was den Krieger nie verlaſſen darf, die Hoffnung, verlaß' auch Euch nicht. Sie färbe Eure Wangen wieder roth, und führ' Euch das Verlorene zurück! Er blieb lange in ihrem Anſchauen verſunken.

Euch aber, Frau Barbara! ſagte er, ſich ſchnell zu dieſer wendend: ſag' ich von Herzen Dank — Ihr habt mit Samariter-Milde mich gewartet und gepflegt, habt dem Unmuth Geduld, der Verzweiflung Troſt entgegengeſetzt; Euch möchte ich ſo gern lohnen und kann es doch nicht! Nehmt dieſen kleinen werthloſen Ring. — Barbara ſträubte ſich. — Nehmt ihn, es klebt kein Fluch an ihm. Eine würdige Edelfrau im würzburger Lande gab mir ihn zum

Dank, daß ich ihre Habe vor Plünderung ſchützte, nehmt und gedenkt meiner, auch ich bin nicht glücklich!

Nein! nein! rief Barbara: Ich nehme nichts, lieber Herr Mac Gregor. Wollt Ihr mich aber für meine wenigen Dienſte lohnen, ſo gönnt mir eine Stunde zu einer Unterredung, ehe Ihr unſer Haus verlaßt, und erfüllt dann die Bitte, die ich Euch vortragen werde. — Wollt Ihr?

Der Rittmeiſter ſagte es ihr willig zu. Man ſetzte ſich zum Frühſtück und Alles ſchwieg und war traurig; denn keiner mißte gern den braven, offnen Mann, mit dem der Vater ſo manche Abendſtunde verplaudert, der mit inniger Theilnahme ſo manches Wort des Troſtes in Margarethens Herz geſprochen hatte. Alle waren betrübt, daß er von ihnen ſcheiden wollte. Da brach endlich der Pfarrherr das Schweigen, und ſich zum Rittmeiſter wendend, ſprach er: Lieber Herr! In Euern Reden liegt ein trüber Sinn, er deutet auf eine verhängnißſchwere Vergangenheit! Schon lange wollt' ich Euch nach den Begebenheiten Eures früheren Lebens fragen, die ſonderbar geweſen ſeyn müſſen, da ſie ein ſo frohes Herz, wie gewiß das Eure war, trübe zu ſtimmen vermochten. Nun, da Ihr uns verlaſſen wollt, kann ich nicht länger meine Wünſche zügeln. — Nur wahre Theilnahme, Herr Mac Gregor, nicht Neugierde iſt es, die mich dieſe Bitte thun läßt.

Gern will ich Euch meinen kurzen, unbedeutenden Lebenslauf erzählen, werther Herr, antwortete der Krieger: wenn ich auch manche Wunde wieder aufreißen muß, die faſt vernarbt iſt.

Mein Großvater, Allan Mac Gregor, war der Barde des Stammes. Jener Befehl des Königs, uns auszurotten, trieb unſ're Feinde wie eine Schaar Geier über uns her, beſonders zeichneten ſich die Macdonalde von Sky aus. Gott hat ſie aber auch dafür geſtraft und wird es noch ferner. Der Häuptling unſeres Stammes fiel mit ſeinem ganzen Geſchlecht und dem größten Theil des Klans. Mein Großvater floh nach Frankreich, erhielt ſich mit ſeiner Harfe und ſeinen Gaeliſchen Liedern nur kümmerlich, und ſtarb bald in St. Germain. Mein Vater, zwar eingeweiht in die Kunſt des Geſanges, legte die Harfe bei Seite und ergriff das Schwert, kam nach Antwerpen, wo mehre unſers Stammes unter Morgan dieſe mächtige Stadt vertheidigen halfen, heirathete in ſpätern Jahren die Tochter eines Mac Gregors, und deßhalb bin ich aus reinem ſchottiſchen Blut meines Stammes entſproſſen.

Schon früh wollte mich mein Vater dem Geſange widmen; er ſuchte die längſt vergeſſene Harfe hervor. Doch, fühlte ich auch der Dichtkunſt Gluth in mir, umſchwebte der Bardengeiſt meiner Vorfahren mich auch zuweilen, ſo erfaßte ich doch lieber das Schwert, und zog als Jüngling ſchon nach Frankreich zum Heer der Hugenotten.

Daß mein Großvater in St. Germain geſtorben ſey und den Wunſch noch auf ſeinem Todtenbette geäußert habe, in heimathlicher Erde zu ruhen, hatte mir mein Vater bei dem Antritt meiner Wanderung nach Frankreich erzählt. Als ich daher von Rochelle, nach ſechsjähriger Abweſenheit, zurückkehrte, forſchte ich in St. Germain nach meines Großvaters Grab, fand es und hatte den Muth, es bei Nacht zu durchwühlen, ſeine Gebeine zu ſammeln und das

Schwert, was hier an meiner Seite hängt, dieß theure Schwert meiner Ahnen, wieder zu Schlacht und Tod ſeinem finſtern Ruheplatz zu entreißen. Auch meinen Vater fand ich in den Niederlanden todt, auch ſeine Gebeine ſammelte ich ſorgſam, und eine unbeſchreibliche Sehnſucht trieb mich jetzt nach meiner Heimath.

Mit den theuren Ueberreſten meiner Väter fuhr ich in einer Bai des Loch Limche, ſchlich mich in die Berge und ſteckte die ſchwarze Feder, das Zeichen der Mac Gregor, auf meine Mütze, denn ohne dieß Zeichen meines Klans wär' es Entheiligung geweſen, der Heimath Boden zu betreten.

Die Trümmer des Schloſſes unſ'res Laird fand ich bald. Am Fuß des Berges, dicht an einem wogenden See, rauſchte der Waſſerfall, von dem ſo oft mein Vater mir erzählte, und deſſen Toſen ihm noch in weiter Ferne wie Himmelsmelodie erklang. Ich ſetzte mich auf die Trümmer der väterlichen Hütte, grub an des Waſſerfalls tiefem Bett' unter einer alten Eiche ein tiefes Grab. — Dort in der heiligen Erde der Heimath ruhen die Gebeine meiner Väter, Friede ihrer Aſche!

Er hielt inne, blickte ſtarr zu Boden und murmelte ein leiſes Gebet. Kein Laut der Anweſenden unterbrach ihn.

Als ich beendet, den Hügel mit grünem duftenden Raſen belegt hatte, ſtand ich ſinnend neben ihm und ſchauete in den Waſſerfall, den die Gluth der Abendſonne gar wunderbarlich vergoldete. Es war noch der nämliche Strom, der ſich ſeit Jahrhunderten von dieſen Moosklippen herabgeſtürzt, der zu den Geſängen meiner Vorfahren melodiſch gerauſcht hatte, und doch war kein Tropfen mehr derſelbe. Wie die Stunden, wie die Jahre waren ſie dahin gerollt, und neue Wellen hatten die vorangegangenen verſchlungen. Die Reihe meiner Vorfahren trat vor mich, ich hörte ihre Lieder, ich ſelbſt ſang an dieſer heiligen Stätte eine Ballade, die einer meiner Vorfahren gedichtet hatte, und jetzt fühlte ich, umringt von dieſen hohen Bergen, von dieſen furchtbaren Klippen, vom Rauſchen dieſes wilden Bergſtroms, als das hundertfache Echo meine Töne wiedergab und der Sturm mein Lied begleitete, —

erſt jetzt fühlte ich den Geiſt, der aus ihnen hauchte. Da knieete ich an den friſchen Hügel nieder, betete ſtill und bat den Himmel, daß er meine Gebeine hier auch ruhen laſſen möge. Als nun die Nacht herniederſank, Nebelwolken ſich um mich thürmten, der Sturm ſauſend durch die Ritzen unſerer alten Wohnung pfiff und die Wolken trennte, als der halb verdunkelte Mond hinter der hohen zackigen Felsſpitze hervorblickte, wie ein tröſtender Engel in der Stunde der Noth, da hob ſich mein Herz und ſchlug mächtig an die ſchottiſche Bruſt. Vaterland! Vaterland! rief ich aus, und mein ganzes Weſen ward eine unausſprechliche Sehnſucht.

Da tönte es über mir wie leiſe Harfenklänge, ſie einten ſich immer mehr und mehr mit dem Brauſen des Waſſerfalls, und zuletzt erſchallten ſie, wie ein rauſchender Chor von hundert Harfen.

Die Geiſter der Barden meines Stammes hatten ſich hier zu meinem Empfange geſammelt. Doch nur für Augenblicke. — Der Chor verhallte bald, und da Alles ſtill um mich war, kein Lüftchen mehr in dem alten Eichbaum rauſchte, und ſelbſt der Waſſerfall nur zu murmeln

meln ſchien, da tönte noch einmal ein leiſer Klageton, als ob der Wind durch die Saiten einer Harfe dahinrauſcht; und dieß war die Stimme des Todes, ſie rief mich zu dieſer Stelle, und gab mir die Hoffnung und den Troſt, daß auch meine Gebeine einſt dort am Waſſerfall unter der Eiche bei meinen Vätern ruhen werden.

Als der Morgen dämmerte, fuhr er nach einem langen Schweigen fort, und ſein Auge blickte düſter vor ſich: als das Morgenroth der Berge Spitzen röthete, da nahte mir Jagdruf und Hundegebell, und über die Berge zog der Laird von Inverary; durch die Wälder meines Stammes zog er hin, und ich — zog nach dem fremden Niederlande zurück, und dann zum Heere des großen Guſtav.

O Heimath, ſtiller Friedhof der Vergangenheit, auf dir hat jeder Stein, der Tod ſelbſt, Bedeutung und Leben; nach dir, nach deinen rauhen Klippen zieht es mich ewig hin. Im Leben darf ich dir nicht nahen. O, nimm mich auf, wenn ich einſt nicht mehr bin!

Er ſprang auf, ſchlug grimmig mit der geballten Fauſt auf den Tiſch, daß die Gläſer klirrten und Margarethe erſchrocken auffuhr.

Ja! fuhr er fort: wie ein heimathloſer Wanderer durchzieh' ich die Welt, meinen Arm habe ich der Ehre geopfert, mein Leben ſetze ich mit Freuden für den Glauben ein. Und wenn ich nun gelebt und gerungen, wenn ich mit Liguiſten um mein Schickſal, mit Wallenſtein um meinen Unglückſtern gerungen habe, und es nun Abend wird und der Müde ſich zur Ruhe ſehnt, wo find' ich ein Plätzchen der Ruhe, wo eine Hand, die mir das Kiſſen rückt und meiner wartet?

O, Ihr Freunde! rief er ſchmerzvoll aus und trat zwiſchen ſie: das wilde Kriegerleben iſt ein wüſter Traum und ſein Erwachen furchtbar!

Nun, nun! lieber Herr! ſagte Barbara beſchwichtigend, während Margarethe die noch geballte Hand ergriffen hatte: Auch Euch kann wohl noch ein Heidenröslein blühen, das Euch hegt und pflegt in jungen wie in alten Tagen.

Blühen? o ja, Frau Barbara! ſagte er mit Bitterkeit: Blühen ſo manche Roſen auf dieſer Gottes Erde — aber nicht für mich.

Mac Gregor! ſagte die Jungfrau ſich vergeſſend, und drückte innig ſeine Hand an ihr Herz: Auch mein Herz verwundete ihr Dorn. Wir theilen Ein Schickſal, doch Ihr ſeyd glücklicher als ich; Ihr gingt vorüber und ließt die Roſe unbeachtet, der Dorn that Euch nicht weh.

Er that mir nicht weh? rief er heftig, riß ſeine Hand aus der Hand des Mädchens und ſtürzte zur Thür hinaus. Barbara folgte ihm, und trotz ſeines Sträubens hielt ſie ihn feſt und erinnerte ihn an ſein Verſprechen. Er beſann ſich plötzlich, und begleitete ſie in ein Kämmerchen, was an das Gemach ſtieß, welches ſie und Margarethe bewohnten. Ihn in dieſes Heiligthum zu führen, hielt ſie für unſchicklich; ſie riegelte beſorglich die Thür hinter ſich zu; der Rittmeiſter ſtand erwartungvoll, und hoffte wenigſtens ein ſehr wichtiges Geheimniß.

Werther Herr! hob nun Barbara an: glaubt Ihr an Geſpenſter?

Wohl glaube ich, daß Geiſter der Abgeſchiedenen uns nahen und gern in Gemeinſchaft mit uns bleiben. Dieſer Glaube war mir immer ein lieber Troſt, wenn ich Abſchied von Freunden nehmen mußte, welche die lange, ewige Reiſe antraten, und dieſen Glauben raubt mir nichts.

Fürchtet Ihr Geſpenſter? fuhr Barbara fort.

Geſpenſter kenne ich nicht, ſagte der Rittmeiſter lebhaft: mir iſt noch keines erſchienen. Die Geiſter, die den Zurückgebliebenen in unſern Bergen nahen, hüllen ſich in Nebel, ziehen auf dem Sturm daher, wir ahnen ſie, wir hören ſie rauſchen, doch ſehen wir ſie nicht. Deßhalb weiß ich nicht, Frau Barbara, ob ich erſchrecken würde, trät ein Geſpenſt, wie Ihr es meint, vor mich. Vor Menſchen zittr' ich nicht. — Ich glaube, auch nicht vor Geiſtern.

Nun dann ſo hört, lieber Herr! begann nun Barbara ihre Erzählung, nachdem ſie, trotz der Morgenſonne die durch die Fenſter ſchien, ſcheu um ſich geblickt hatte: Ihr hattet geſtern Abend recht. Es war die Stimme des Todes, die Ihr vernahmt; ich habe ihn ſelbſt auf dem Grabe der ſeligen Frau geſehen. Er ſtreckte die Arme nach uns hinauf. Seht, dort ſaß er, und dort unter dem großen Kruzifix verſchwand er.

Sonderbar! ſagte der Rittmeiſter kopfſchüttelnd und ſchwieg: Schien es der Geiſt der guten Mutter zu ſeyn?

Nein, Herr! in einen langen Reitermantel gehüllt war die Geſtalt, faſt — hier ſtockte ſie.

Nun, Frau Barbara? fragte geſpannt der Krieger.

Die Geſtalt glich dem bei Neumarkt gebliebenen Robert, Ihr wißt es ja, dem Tucher, um deſſen Tod Margarethe ſo traurig iſt.

Und was ſoll ich hierbei? ſagte der Rittmeiſter faſt in unmuthigem Tone, und eine hohe Röthe glühte auf ſeinen braunen Wangen: Was ſoll ich hierbei?

. Noch einige Tage bei uns bleiben, fuhr Barbara fort: und da Ihr mit Geiſtern umzugehen wißt, uns ſchützen, ſchirmen und das Geſpenſt fragen, was es will.

Der Rittmeiſter ſah nachdenkend vor ſich.

Ich weiß zwar, fuhr Barbara nun fort: Ihr liebtet den jungen Herrn nicht, und es war Euch immer widrig, wenn er bei uns eintrat. Er ſprach ſo viel vom Wallenſtein und deſſen glücklichem Geſtirn, und daß deſſen Erſcheinen allein ſchon im Stande ſey, den König Guſtav aufzuhalten und zu vernichten. Ich weiß noch recht gut, wie Ihr damals auffuhrt. Auch die ſelige Frau meinte, er hinge noch dem alten Glauben an; aber was ſchadet das? Habt Ihr auch nicht gern im Leben mit ihm geſprochen, thut es um meinetwillen und um Margarethens willen, lieber Herr! Sprecht mit dem Todten.

Um Margarethens willen? rief Mac Gregor. Nun, in Gottes Namen! ſagte er nach einer kurzen Ueberlegung: Noch vier Tage bleibe ich bei Euch, doch nur unter der Bedingung, daß draußen keine Hauptaction vorfällt, denn auf dieſen Fall nehm' ich mein Wort zurück. Meine Bereitwilligkeit, Alles zu thun wozu Ihr mich auffordert, ſoll Euch ein kleiner Beweis meines Dankes ſeyn. Doch jetzt lebt wohl, Frau Barbara. Ich will zu Guſtav Horn, meinem Feldmarſchall, und zu meinem Oberſten, Kochtitzky, dem Ehrenmanne gehen; ich bin gewiß, er wird ſich freuen, bald ſeinen Rittmeiſter, Mac Gregor, wieder vor ſeinem Kornette ſtehen zu ſehen.

4.

Liebe Frau Barbara! ſagte im Verlauf des Tages der Pfarrherr zu der geſchäftigen Matrone, die nun ſchon ſeit dreißig Jahren dem Hausweſen vorgeſtanden und Freud' und Leid mit ihnen getheilt hatte: Der Schmerz ſitzt in Margarethens Herzen tiefer als ich glaubte. Wohl hatte die ſelige Mutter recht, wenn ſie mich warnte, mich nicht zu ſtreng den Wünſchen des zarten Mädchens entgegen zu ſtemmen. Aber konnt' ich anders? hing Roberts Herz nicht mit ſtarrem, feſten Sinne an dem alten Glauben, hing ſein hochfahrender Geiſt nicht an dem Wallenſtein, den Gott zur Zuchtruthe Deutſchlands uns geſendet hat? Konnte er ſich wohl je mit dem Beſchützer unſers Glaubens befreunden? habt Ihr je ein freundliches, ehrfurchtvolles Wort aus ſeinem Munde von dem Monarchen, von dem König von Schweden, unſerem Gideon, gehört? Und kaum hatte der Wallenſtein ſein Panier wieder aufgepflanzt, ſo verläßt er ſeine Vaterſtadt, fliegt hin zu den Fahnen des Fried=

länders, und zieht feindlich ſelbſt vor ſeine Vaterſtadt. Geächtet ward er, und mit Recht, von ſeinen Mitbürgern, und Gott richtete ſchnell; er büßte mit ſeinem Leben ſeine That.

Ehrwürdiger Herr! unterbrach dieſe heftige Rede Frau Barbara: Er ging doch dann erſt zu des Friedländers Fahnen, als Ihr ihm der Tochter Hand feſt und ernſt verweigertet. Die Verzweiflung hat ihn zum Wallenſtein geführt und in den Tod, nicht ſein Wille. Glaubt mir, lieber Herr, nur die Verzweiflung! Und war er nicht ſonſt ein guter freundlicher Herr, that er nicht den Armen Gutes, habt Ihr ihn nicht ſelbſt als das Muſter der jungen Kaufherren bezeichnet, und liebte er Euer Kind nicht ſo treu und brav, und bloß wegen ſeiner Anhänglichkeit an den Wallenſtein und an den alten Glauben zerriſſet Ihr das Band, das Beider Herzen an einander knüpfte, und jagtet ihn in Verzweiflung. Margarethens frommes Gemüth hätte ihn gewiß noch zum wahren Glauben geführt.

Ja, ja! fiel ihr der Greis in die Rede: Das eben war die Schlange, die mein ſorgloſes, frommes Kind verführte. Sie glaubte ſeine Seele zu retten. Ihr Auge fand Gefallen an der ſchönen Geſtalt des Jünglings, und da zeigte ſich ihr der Böſe in frommes Gewand gehüllt und forderte ſie auf, den Verirrten auf den rechten Weg zu leiten, und ſie ſelbſt — Barbara! Barbara! Des Mädchens ſtiller Gram bricht noch ihr Herz, und bricht das meine! Der Himmel legt zu ſchwere Laſt auf einmal auf meine Schultern, und Niemand hilft ſie mir tragen. Der Tod nahm mir gewaltſam meines Lebens Gefährtin; er zerdrückt nun heimlich, tückiſch das Herz meines frommen Kindes; und draußen ſteht der Feind vor den Thoren der Stadt und drohet, die Alte, Ehrwürdige zu verwüſten. Wohin ich mich wende, finde ich Noth und Elend!

Auch der Rittmeiſter verläßt uns! unterbrach ihn Barbara.

Es iſt ein Ehrenmann! ſagte der Pfarrherr: doch mag er in Gottes Namen ziehen; gern will ich ſeine Unterhaltung miſſen, ſo einſam mir auch die Abendſtunden nun vorüberſchleichen werden. Seit geſtern, ſeit ſeiner Erzählung, liegt mir etwas Unheimliches in ſeinem ganzen Weſen, und ſein eigener Ausſpruch, daß er überall wo er ſich naht Unglück verbreite, hat mich ſonderbarlich ergriffen, und, ich leugne nicht, mich in gewiſſer Art von ihm abgezogen.

Ei, ei, beßter Herr! wie ungerecht ſeyd Ihr, ich halte große Stücke auf den guten Herrn! ſagte Barbara.

Auch ich, liebe Barbara! Aber das Gemiſch vom rohen wilden Kriegsleben mit dem Ueberſpannten, das Düſtere, was wahrſcheinlich in dem Familienblute der Mac Gregor liegen muß, — denn die Barden bei den Schotten ſollen Alle ſo etwas Geiſterhaftes haben; — dann ſein Haß gegen des Königs von England jetzt lebende Majeſtät, den treuen Alliirten des erhabenen Guſtav, dieß will mir gar nicht behagen — und dann noch etwas, was ich erſt ſeit geſtern beobachtet, macht mir die Trennung von ihm weniger ſchwer als ich es mir wohl ſelbſt gedacht hatte.

Und was habt Ihr denn ſeit geſtern beobachtet, lieber Herr? fragte Barbara geſpannt.

Laßt mich davon ſchweigen, ſagte der Pfarrer.

Ach, Herr! betrifft es vielleicht ſein Inneres, ſeine Gemeinſchaft mit Geiſtern? fragte ſchnell die Alte.

Wohl möglich! antwortete der Pfarrherr: denn was ich beobachtete, liegt in ſeinem Innern.

Und heute iſt er noch gar nicht zurückgekommen. Noch ſteht ſein Mittagmahl auf dem Herd. Er verließ uns ſo ſtürmiſch.

Laßt ihn nur, Frau Barbara. Er weiß gewiß am Beßten, was ihm nützt! ſagte der Pfarrer; ſah aber doch ſelbſt durch das Eckfenſter nach der Gegend, von wo er herkommen mußte.

Aber immer vergebens erwartete ihn die gute Frau; ſchon fing es an zu dämmern, er kam noch nicht; doch jetzt tönte leiſe die Klingel an der Hausthür. Barbara eilte ſchnell hinunter, öffnete ſie, und der Thürmer von St. Sebaldus trat ein, verneigte ſich tief, hob gleich von der Frömmigkeit und Milde der allgemein verehrten Frau Barbara an, und ſchloß, daß er noch ſo ſpät von ſeinem Thurm herabgekommen ſey, ſie um einen Trunk Wein für ſein krankes Weib zu bitten.

Barbara hörte aufmerkſam zu, ſah dem Thürmer, den ſie längſt als einen loſen Vogel kannte, ſcharf in's Auge; doch, da er ſie bittend und zutrauenvoll anblickte, befahl ſie ihm hier zu verweilen; ſie gehe, um ihm Wein und ſtärkende Kräuter zu holen. Sie entfernte ſich, kam bald wieder, und fand den Thürmer nicht mehr. Kopfſchüttelnd kehrte ſie zurück und dachte nach, was das wohl bedeuten könne, da fand ſie den Bittenden auf dem langen Gange vor ihrem Gemach lauſchend.

Freund! rief ſie ihm ſchon von fern entgegen: was macht Ihr hier? Wißt Ihr nicht, daß der Herr Euch ſchon längſt verboten hat, ſich in dem Pfarrhof aufzuhalten? Da, nehmt Euern Wein und geht.

Ei, ei! werthe Frau Barbara! was ſeyd Ihr heute unfreundlich! ſagte der Thürmer mit lauter Stimme: Ich kam hier herauf, Euch die Mühe zu erſparen, die beſchwerliche Treppe zu mir herabzuſteigen. Ihr ſeyd zu mitleidig, zu brav, fuhr er fort: kommt den Armen und Nothleidenden ſo chriſtlich entgegen.

Geht nur, geht! ſagte unmuthig Frau Barbara: und verweilt nicht länger, daß der Herr nicht kömmt und Euch hier findet.

Nun dann, werthgeſchätzte Frau Barbara, ſagte er, den Wein nehmend und ſich tief vor ihr neigend: habt ſchönen Dank und einen Gotteslohn.

Da klirrten die Sporen des Rittmeiſters Mac Gregor auf der Treppe, und noch eiliger wie zuvor, ſchob Frau Barbara den immer noch verweilenden Thürmer die Treppe hinunter.

Hier begegnete ſie dem Rittmeiſter. Barbara verneigte ſich freundlich. Mac Gregor dankte zerſtreut, und ging ſchweigend an ihnen vorüber. Doch zufrieden, daß ſie ihn nur zu Hauſe wußte, kehrte ſie ſich nicht an ſein mürriſches Geſicht, folgte ihm auf ſein Zimmer und fragte, ob er noch zu Mittag zu eſſen befehle.

Liebe Frau Barbara! antwortete er finſter: jetzt iſt es ſchon acht Uhr, wie ſollte ich noch zu Mittag eſſen wollen? Laßt mich nur eine Weile in Ruh'!

Aber wenn es dunkel wird, geſtrenger Herr, wenn die Geiſterſtunde ſchlägt, ſetzte ſie leiſe hinzu: dann darf ich doch wieder kommen?

Recht gern! ſagte der Rittmeiſter zerſtreut, und warf ſein Wehrgehenk und ſein breites ſchottiſches Schwert unmuthig auf den Tiſch. Frau Barbara entfernte ſich erſchrocken.

5.

Als an dem Morgen des heutigen Tages Mac Gregor gar ſtattlich gekleidet zum Lauferthor hinaus in's Lager gegangen war, wo, unſern Werth, Kochtitzky mit ſeinen Reitern campirte, hörte er ſchon von fern die Trompeten ſchmettern, und ſein Herz ſchlug hoch bei dieſen wohlbekannten Tönen. Er verdoppelte ſeine Schritte, und vor ihm hielt ſein Fähnlein munter und keck. Die Roſſe ſchnaubten und brauſ'ten, als ob ſie ſich ſeiner Ankunft freuten, und die alten Krieger jauchzten laut auf, als ſie ihren Rittmeiſter wieder in ihrer Mitte ſahen. Doch ſtatt ihren Freudenruf zu erwiedern, zeigte er traurig auf ſeinen rechten Arm und der Jubel ſchwieg. Zu ſeines Oberſten Zelt trat er nun. Hier fand er den wackern Tubatel, den tapfern Dragoner-Oberſten, der ſich eben mit Kochtitzky über die Expedition beſprach, die ſie nach Freiſtädtel vorhatten. Doch kaum erblickte dieſer ſeinen alten Freund und Waffengefährten, als er ſchnell das Geſpräch abbrach, den Rittmeiſter umarmte, und ihn Tubatel als ſeinen Freund und wackern Kriegskameraden vorſtellte.

Doch Mac Gregor wendete ſich nach einer ſtummen Verbeugung ſchnell zu ſeinem Oberſten. Oberſt! das Regiment rückt aus, leiht mir ein Pferd und erlaubt, daß ich an der Spitze der Meinen Euch folgen darf.

Gern! gern! erwiederte Kochtitzky, ihm traulich die Hand reichend.

Freund! unterbrach ihn Tubatel: wenn auch der Rittmeiſter mit ſeiner Linken das Roß bändigen kann, bedarf er doch auch einer Fauſt, um das Schwert zu führen; für die Reiterei taugt der Rittmeiſter nicht mehr.

Nicht mehr? ſagte Mac Gregor vor ſich hinſtarrend.

Ich will mich bei dem Könige für Euch verwenden, daß er Euch ein Fähnlein Fußvolk anvertraut, fuhr Tubatel fort, ſich freundlich zu Mac Gregor wendend.

Anvertraut? wiederholte der Rittmeiſter und blickte Tubatel mit flammenden Augen an: Ihr, Oberſt Tubatel, wollt den König bitten, mir eine Fahne Fußvolk anzuvertrauen? Ihr ſeyd ſehr gütig, Herr Oberſt von den Dragonern.

Nun ja! ſagte Tubatel ganz gelaſſen: Der Herzog Wilhelm von Weimar wirbt ein neu Regiment, da wird es Euch leicht werden, die gewünſchte Anſtellung zu bekommen. Meines Vorworts ſeyd gewiß. Ueberdem ſtößt das Regiment zu dem Hamilton und ſeinen Engländern, da ſeyd Ihr ja bei Euern Landsleuten.

Mit den Engländern hat kein redlicher Schotte Gemeinſchaft! rief Mac Gregor erzürnt, und kaum vermochte ſein Oberſt die Heftigkeit zu dämpfen, worin ihn der Vorſchlag des Tubatel verſetzt hatte. Doch ihn zurückzuhalten vermochte er nicht. Er verließ das Zelt entrüſtet, trat in weite Entfernung von ſeinen alten Kriegsgefährten, ſchaute düſter auf ſie hin, und als die Trompeten ſchmetterten, die muthige Schaar voranzog, Kochtitzky ihm im Vorbeireiten ein Lebewohl zurief, da preßte ſich eine Thräne in ſein Auge und er ſchlug die gerunzelte Stirn mit der geballten Linken. So ſtand er lange, bis der letzte Trompetenton verhallt war, und ſein Auge in der weiteſten Ferne nur noch den Staub der Reiter erblicken konnte. Langſam ſchritt er nun durch die Stadt, und als er St. Sebaldus vorbeiging und den Pfarrhof erblickte, wand er ſich ſchnell links nach dem Neuthor, und in finſtern Träumen verſunken ſtand er vor dem Zelte des Feldmarſchalls Guſtav Horn.

Willkommen! rief ihm ſein alter Feldherr entgegen: Willkommen, Rittmeiſter Mac Gregor! Nun, es freut mich, Euch noch am Leben zu ſehen, und wie es ſcheint, ganz wieder hergeſtellt.

Bis auf dieſen! antwortete ſich ehrerbietig verneigend der Rittmeiſter, und hob den Aermel des rechten Armes in die Höhe.

Ja freilich, dann bedaur' ich Euch, unterbrach Guſtav Horn das ernſte Schweigen: der rechte Arm iſt des Kriegers ſchönſte Zierde, und wohl nöthig, das Schwert zu führen.

Ja wohl, Herr Feldmarſchall! ſagte Mac Gregor: Mit der Reiterei hat's nun ein Ende.

Nun, dann geht zum Fußvolk über, da braucht Eure Linke nicht den Zügel zu führen, und kann im Fall der Noth immer noch kräftig mit der

Hellebarde um ſich ſtoßen. Wohin wünſcht Ihr Euch zu wenden, braver Rittmeiſter? Wollt Ihr ein Fähnlein unter ſchwediſchem Volk, oder unter deutſchem?

Unter deutſchem! antwortete raſch Mac Gregor.

Ihr habt Euch ſchnell entſchieden! ſagte der Marſchall lächelnd: Seyd Ihr uns ſo abhold?

Wahrlich nein, Herr Feldmarſchall! ſagte der Schotte, ſich ehrfurchtvoll neigend: Aber ein Fremder in Eurem blauen oder gelben Regiment ſchien mir immer eine Krähe unter Pfauen. Kein ſchwediſch Herz faßt rechtes Zutrauen zu ihm. Die Deutſchen aber ſind ein gutmüthiges Volk, lieben das Fremde, nehmen leicht fremde Gewohnheiten an, und man ſteht unter ihnen nicht ſo verlaſſen, wie unter den Schweden. Nur Eins bitt' ich: ſchickt mich nicht hin, wo der Hamilton iſt; ſchottiſch und engliſch Blut taugt nicht beiſammen.

Der Feldmarſchall verſprach es, und verſicherte ihm, ſobald als Herzog Bernhard von Weimar mit ſeinem Heere zu ihnen ſtieße, mit ihm zu reden und ihm ein wackres Fähnlein in ſeinem Kriegerhaufen zu verſchaffen. Doch, fuhr Guſtav Horn fort: bis dahin pflegt Euch, ſammelt Kräfte! — Ihr ſeyd in Nürnberg?

Ja, gnädiger Herr! ich wohne im Pfarrhofe bei —

Bei wem? unterbrach ihn raſch der Feldmarſchall.

Bei dem ehrwürdigen Pfarrherrn von St. Sebald, dem Magiſter Bornhard.

So? ſagte der General gedehnt, und ſchien nachdenkend zu werden. Doch ſchnell ergriff er des Rittmeiſters Hand und ſagte mit bedeutendem Ton: Während Ihr müßig in Nürnberg ſitzt, könntet Ihr doch der Krone Schweden einen wichtigen Dienſt erzeigen. Die Zeiten ſind entſcheidend; der Wallenſtein ſteht wie ein Dachs auf dem Altenberge in ſeinem Bau verſchanzt. Er hat ſichere Kunde von Allem was hier vorgeht, nicht Jeder in Nürnberg meint es treu mit der Sache der Evangeliſchen. Bald muß ein Hauptſchlag entſcheiden. Es ſollen Spione in Nürnberg ſeyn. Rittmeiſter Mac Gregor, die zu erſpähen, habt Ihr vielleicht die beſte Gelegenheit; ein ſolcher Fang wäre in jetziger Zeit mehr werth, als brächtet Ihr drei Kornetten der Feinde in's Lager.

Steif und ausgereckt, mehre Zoll größer als vorhin, trat Mac Gregor dem Feldmarſchall einen Schritt näher, und ſah ihn ernſt und unverwandt, aber ſchweigend an.

Nun? Rittmeiſter, glaubt es mir, fuhr Guſtav fort: Ihr könntet der Krone Schweden einen wichtigen Dienſt erzeigen.

Zum Spürhund taug' ich nicht! Herr Feldmarſchall! unterbrach der Schotte ſein Schweigen: Sucht einen Andern zu dieſem Handwerk aus, ich tauge nicht dazu, Herr Feldmarſchall. Gebt mir bald Gelegenheit, vor dem Feinde meinen Eifer für meinen Glauben und Euern König zu beweiſen, und ſollte ich meinen linken Arm, ſollte ich mein Leben noch für ihn opfern, gern geb' ich es hin. Aber noch Einmal ſag' ich es Euch, edler Herr, zum Spürhund taugt Mac Gregor nicht!

Beruhigt Euch nur, ſchottiſcher Hitzkopf! unterbrach ihn der Feldmarſchall, jedoch ohne Unmuth: Speiſet heute bei mir, geht nach der Tafel nach Nürnberg zurück, thut dort was Ihr wollt; ſchaut der blonden Jungfrau tief in's Auge, disputirt mit Eurem Magiſter ſo viel Ihr wollt, doch, ſetzte er ernſt hinzu: wenn der Zufall Euch Gelegenheit gibt, der Krone Schweden zu nützen, ſo laßt ſie nicht entſchlüpfen, keine Rückſicht würde dieß entſchuldigen. Er reichte Mac Gregor die Hand zum Abſchied, der ſich entfernte.

Während der Mahlzeit, auch nach dem Eſſen, erwähnte der Feldmarſchall des am Morgen Abgehandelten mit keinem Wort. Der Rittmeiſter verließ das Lager, und kehrte in nicht freudiger Stimmung nach ſeiner Wohnung zurück.

6.

Als Frau Barbara den Rittmeiſter auf ſeinem Zimmer verlaſſen hatte, rief er Tom, einen alten Schotten ſeines Klans, der die Jugendzeit in ſeiner Heimath verſtohlen zugebracht, durch Noth aber endlich auch ausgetrieben ſich Mac Gregor angeſchloſſen hatte. Der Diener trat ein, und das dumpfe Schweigen ſeines Herrn, der, ſeinen Schlachthelm in der Hand, düſter vor ihm ſtand, ſagte ihm ſchon im voraus, daß ein Sturm nahe. Nachdem Mac Gregor lange und finſter den Helm angeblickt, ſchleuderte er ihn plötzlich auf die Erde, rief Tom, der ſich nach ihm bückte, mit rauhem Tone zu: Laß ihn liegen, ich bedarf ſeiner nicht mehr, ich habe ihn mit der Pickelhaube vertauſchen müſſen.

Wie, Herr? rief dieſer: Ihr ſeyd zum Fußvolk übergegangen?

Leider mußt' ich! ſagte der Rittmeiſter und ballte ſeine Fauſt.

Gott gedankt! ſagte Tom ſchnell und Freude glänzte auf ſeinem Geſichte: So kämpft Ihr, wie ein echter Bergſchotte zu Fuß. Ein Roß taugt nicht in unſeren Bergen, und wenn dereinſt das Freiheithorn in der Heimath Thäler ſchallt, uns zuſammenruft und wir für den verlaßnen Herd fechten, dann bleibt Ihr doch nicht zurück; und was wolltet Ihr in unſrer Heimath mit Euren Roſſen? Verlernt hättet Ihr den Kampf der Vorfahren, und —

Schweig! rief Mac Gregor: Es iſt eine ganz andere Sache, wenn der Reiter mit ſeinem

Schlachtroß, über Hecken und Gräben ſetzend, dem Sieg oder dem Tode entgegenſtürmt, als wenn das Fußvolk, ſich langſam fortbewegend, den Schnellen ruhig erwarten muß. Schweig! davon verſtehſt Du nichts!

Tom kannte ſeinen Herrn, ſchwieg und freute ſich heimlich, als er den Helm aufhob und ihn in ſein Kämmerchen trug. Ruhe nur! ſagte er nun lachend und freute ſich, daß er hier ſeinem Herzen Luſt machen konnte: Ruhe nur! der Rappe iſt dir vorangegangen, und der frieſiſche Braune liegt mit des Herrn Arm in Bamberg. Wir waren ſo ſchon zu Fuß, deſto beſſer.

Doch nicht lange ließ ihn des Herrn Ruf in ſeinen glücklichen Betrachtungen. Entkleide mich, und ſchnell! rief ihm dieſer entgegen. Der Küraß, der ſpaniſche Mantel, der blautuchne Rock machten dem einfachen gemsledernen Koller Platz, das geſtickte Wehrgehenk dem ledernen, und nur das treue ſchottiſche Schwert blieb an ſeiner Seite. Ein ſchwarzes Barett auf ſeinem Kopf, den weiten Reitermantel um ſich geſchlagen, ſchlich er die Treppe hinab. An der Thür fragte ihn Tom ängſtlich: Wohin, lieber Herr, ſo ſpät?

Schweig! war die Antwort: ſchweig gegen Jeden!

Jetzt ſchlug die Glocke drei Viertel. In dem Kämmerchen neben dem Frauengemach brannte ſchon vorſorglich ein Lämpchen, deſſen matten Schein ein mächtiger Foliant verbarg. In ihrem Zimmer ſaß Margarethe am offenen Fenſter, an der Thür Frau Barbara, die mit dem letzten Schlag hinauf zu dem Rittmeiſter ſchlich. Doch ſie fand ihn nicht mehr und der Diener blieb auf alle ihre Fragen ſtumm. Ei, ei! meinte die gute Frau als ſie die Treppe hinabſtieg: hätte doch geglaubt, Herr Mac Gregor wäre ein Mann von Wort, glaube nun faſt, ſo wenig er Menſchen ſcheut, ſo ſehr ſcheut er die Geiſter.

Warum läßt Du mich auch jetzt allein, liebe Barbara! ſagte Margarethe ihr entgegentretend, als dieſe immer noch brummte: ſo unausſprechlich ich mich auch nach der Erſcheinung von geſtern ſehne, obgleich ich nicht weiß weßhalb, ſo klopft mir doch das Herz ängſtlich und gewaltig.

Wärſt Du nicht bald zurückgekommen, ſo hätte mich meine Angſt zum Vater getrieben, ich hätte ihn geweckt, und ihm dann die Begebenheit von geſtern Abend erzählt, was wir ohnedieß wohl thun ſollten.

Nein, nein, liebes Kind! noch laßt uns das Geheimniß, ſoweit wir davon wiſſen, ſtill in uns verſchließen! unterbrach ſie Frau Barbara: Warum uns fürchten? Den Gerechten ſchützt Gott, und ich habe —

Da ſchlug die Glocke ihre dumpfen eilf Schläge, und ſchon mit dem erſten war der Muth der gerechten Frau Barbara verſchwunden. Sie zündete ſchnell ein zweites Lämpchen an, ſtellte es zur Vorſorge an einen ſichern Ort, damit der Sturm nicht beide auf einmal löſchen könnte, und hatte ganz vergeſſen, daß es eine ſtille, ruhige, wolkenbedeckte Nacht war, und kein Lüftchen draußen wehte. Margarethe ſetzte ſich nun an's offne Fenſter, den Blick nach dem Engelchore gewendet; ihre Wange glühte, das Bild des Geliebten ſtand lebhaft vor ihr. Er werde ihr erſcheinen, deſſen war ſie gewiß; aber ſie fürchtete ſeine Nähe, und ſehnte ſich doch nach ihm. Barbara aber ſaß angſtvoll an der andern Seite des Gemachs und las.

Nicht ein Heimchen zirpte im ſtillen Gemach, nicht ein Blättchen rauſchte draußen auf dem Friedhof, Alles war dunkel und ſtill. Matt brannte die Lampe am St. Sebaldus Grabe und ihr Licht dämmerte durch die bunt gemalten Scheiben der Kirchfenſter. Da rief Margarethe leiſe: Barbara! dort, dort in der Kirche ſeh' ich ſeinen Schatten. Die Alte nahte ſchnell, nicht um ihre Neugierde zu befriedigen, nur um ihr geliebtes Kind vom Fenſter zu ziehen; doch ihre Mühe war vergebens. Dumpf tönte der Klang der Laute. Aus der Dämmerung trat allmälig eine hohe finſtere Geſtalt hervor, und ſchritt dem Grabhügel zu. Dort ſetzte ſie ſich und winkte Margarethen, die unwillkührlich eine Bewegung machte, als wolle ſie hin zu ihr.

Um's Himmels willen! ſtöhnte Barbara ganz leiſe, vor ihr auf den Knieen liegend: um's Himmels willen, Engelskind, kommt zurück von dieſem Fenſter, der Geiſt faßt Euch und Ihr ſeyd verloren!

Noch einmal winkte die Geſtalt; Margarethe, nicht mehr ihres Gefühls mächtig, ſtreckte die Arme nach ihr. Da ſchritt die Geſtalt langſam auf ſie zu. Immer größer und größer ſchien ſie nach jedem Schritte zu werden, und immer näher kamen die ausgeſtreckten Arme. Der weite Mantel hüllte ſie nicht mehr ein, er flatterte wie dunkle Flügel um ſie. Jetzt ſchien ſie ſich zu heben, — jetzt —

Halt! donnerte es hinter einem hohen Leichenſteine hervor, und mit einem Schrei des Schreckens ſank Margarethe zu Boden.

Die Geſtalt ſtand. Wer Du auch biſt! rief Mac Gregor und trat hinter dem Leichenſteine hervor, das blanke Schwert in ſeiner Linken vorſtreckend: Menſch oder Geiſt, ſteh mir Rede, oder ich durchbohre Dich!

Zurück! hallte eine hohle Grabesſtimme, die nicht aus dem Munde eines Lebenden zu kommen ſchien: Zurück!

Nicht zurück, Du Furchtbarer! rief der Schotte mit feſtem Ton, obgleich es ihm eiskalt über den Rücken lief: Nicht zurück, Dir entgegen will ich! Er holte aus, führte einen fürchterlichen Hieb nach der Geſtalt, — ſein treues Schwert lag zu Boden. Wüthend beugte er ſich, die nahe Gefahr nicht achtend, nach dem entfallenen Schwert; weit weg war es geſchleudert, und als er ſich zu neuem Kampfe anſchickte, ſchwebte die Geſtalt dem Engelchore zu, — er eilte ihr nach — ſie verſchwand.

Noch lag Margarethe bewußtlos auf dem Seſſel; Frau Barbara eilte zu der Truhe, vergaß Geſpenſt, vergaß was auf dem Friedhofe vorging, holte ihr Biſamfläſchchen, beſtrich die Schläfe der Ohnmächtigen, hörte nicht die Donnerworte Mac Gregors da unten, nicht das Klirren der Schwerter; nur für die Lebensgeiſter der Jungfrau hatte ſie Sinn, nur auf ihren Athemzug hörte ſie. Mein Kind! mein armes Kind! rief ſie und rang jammernd die Hände. Da hob ſich leiſe die Schwanenbruſt, die erbleichten Lippen rötheten ſich, das Augenlid zuckte, der Strahl des Lebens blickte hervor. Wo war ich? rief die Jungfrau ſich aufrichtend, und ſah ſtarr vor ſich auf die zitternde Barbara, die in ihrem Liebling einen Geiſt zu erblicken glaubte, ſo ſtarr ſah Margarethe nach ihr hin. Wo war ich? — Biſt Du es, Barbara, und wo iſt er?

Wer? rief die Erſchrockene und ſah ängſtlich um ſich. Da pochte es leiſe an die Thür —

Gott ſteh' uns bei! rief die Arme und die Lampe entfiel ihrer Hand; noch einmal pochte es ſtärker. Ich komme! rief die Jungfrau und eilte nach der Thür. Barbara warf ſich ihr zu Füßen, umklammerte ihre Kniee und beſchwor ſie bei dem Geiſt ihrer entſchlafenen Mutter, die Thür nicht zu öffnen. Da pochte es zum dritten Mal noch ſtärker. Margarethe riß ſich los. Doch Barbara ſprang auf, umfaßte ſie, hielt ſie feſt und rief mit gedämpfter Stimme: Soll die Thür ſich öffnen den Todten, ſo will Ich das Opfer ſeyn, nicht Ihr — laßt mich! Sie faßte in der Verzweiflung die noch brennende Lampe und ſtürzte nach der Thür. Im Namen Gottes! ſchreiend, öffnete ſie, und ein leichenblaſſes, todtenähnliches Geſicht blickte mit zwei ſtarren Augen aus einem weiten Mantel hervor. Barbara ſchrie auf, warf die Thür zu, verriegelte ſie und bekreuzte ſich. Margarethe hielt jetzt die Zitternde, und leitete ſie auf einen Seſſel. Das war er nicht! rief die Jungfrau betrübt: das war ſein Auge nicht, nicht ſeine hohe Geſtalt!

Da ſchwebte auf der Nachtluft der Mitternachtgeſang des Thürmers von St. Sebald hernieder. Margarethe ſprang an's Fenſter. Das iſt ſein Ton, das iſt ſeine Stimme! rief ſie Barbara entgegen.

Heiliger Gott! ſtöhnte dieſe: laßt die Todten ruhen, und lockt ſie nicht wieder aus ihrem Grabe mit Eurer ſträflichen Sehnſucht. Laßt uns ein frommes Gebet anſtimmen, und unſer geängſtetes Herz zu Gott wenden, daß der Böſe keine Macht über uns gewinne. Komm, Kind! komm von dem unglücklichen Fenſter.

Das Lied des Thürmers war beendet, und mit dem letzten Schlag der zwölften Stunde ſchien der verlorene Muth der Frau Barbara wiedergekehrt zu ſeyn. Sie bereitete einen heilſamen Trank und brachte die erſchöpfte Margarethe zur Ruh', und heute gewann der Schlaf ſein wohlthätiges Recht; die Jungfrau entſchlummerte bald.

7.

Sagt mir nur, werthe Frau Barbara, was Ihr mit mir vorhabt; kennt Ihr mich nicht mehr? fragte am andern Morgen der Rittmeiſter, als er dieſer auf dem Bogengange begegnete.

Kaum, antwortete ſie und ſah mürriſch vor ſich hin.

Denn geſtern Abend wart Ihr mir doch unbegreiflich; fuhr er fort: was fehlte Euch?

Euch wahrſcheinlich der Muth! unterbrach ihn die Alte mit ſcharfem Ton.

Der Muth? ſchrie der Rittmeiſter.

Ja, Herr Mac Gregor! Vor dem Feinde mögt Ihr ein braver, ehrenfeſter Ritter ſeyn, das glaub' ich gern, das beweiſ't auch ſchon das Kettlein, was Euch der Schwedenkönig verehrte, aber mit Geiſtern, da mag es freilich bei Euch anders beſtellt ſeyn, denn da —

Hört, meine liebe Frau Barbara! unterbrach ſie der Rittmeiſter beruhigter, jedoch noch immer böſer Laune: Es iſt nicht fein von Euch, daß

Ihr meines Unglücks ſpottet, was kann ich dafür, daß mir die Kugel der Tillyſchen Karthaune den rechten Arm nahm, und in dem linken die Kraft nicht ſitzt wie in jenem! Ja, hätte ich mein treues Schwert in der verlornen Fauſt gehalten, das Geſpenſt wäre nicht ſo leichten Kaufs davon gekommen. Wahrlich nicht. — Und was Ihr vom Muthe ſagt—

I nun! fiel Barbara ſchnell ein: wenn ich auch vom Muthe ſchweigen will, ſo muß ich doch meinem Herzen Luft machen. Bin ich auch kein Fräulein, bin ich doch eine ehrbare Wittwe, der es auch ziemt, Wort zu halten.

Wort zu halten? fuhr der Rittmeiſter auf.

Nun ja! verſpracht Ihr mir nicht, geſtern Abend zu meinen Dienſten zu ſeyn? Hatte ich nicht in dem Kämmerchen die Lampe ſchon angezündet? den ſchönſten Kuchen und einen Krug Werthheimer zur Labung für Euch hingeſetzt? Wer aber nicht zu finden war, waret Ihr; wer dem Geiſte aus dem Wege ging, waret Ihr.

Liebe Frau, werthe Frau Barbara! ſagte der Rittmeiſter voll Ungeduld: heißt das dem Geiſte aus dem Wege gehen, wenn man mit dem

Schwert in der Hand ihm entgegen tritt? Meine Schuld iſt es nicht, daß er von Fleiſch und Bein, und ſeine Rechte ſtärker war als meine Linke.

Von was redet Ihr da? fragte Barbara erſtaunt.

Von dem, was mir geſtern Abend begegnet iſt, entgegnete ihr der Rittmeiſter: von dem, was ich Euch geſtern Abend ſchon berichten wollte, als Ihr mich dreimal klopfen ließet.

Das wart Ihr? rief Barbara ganz erſtaunt.

Freilich war ich es, Frau Barbara. Ich war es, vor dem Ihr Euch ſo furchtbar entſetztet, und dem Ihr die Thür vor der Naſe zuwarft, zum Dank, daß er ſein Leben für Euch in die Schanze ſchlug.

Es kam nun zwiſchen Beiden zur Erörterung und zum Frieden, wobei der Rittmeiſter behauptete, es ſey kein Geiſt, der auf der Mutter Grabe ſpuke, ſondern ein Mann mit Fleiſch und Bein, der eine tüchtige Klinge führe, die er blitzen ſehen und an ſeinem Schwerte klirren hören. Frau Barbara ſchüttelte ungläubig den Kopf. Der würdige Pfarrherr muß es erfahren, fuhr der Rittmeiſter fort: doch nicht eher, bis er aus der Kirche kommt, damit ſeine frommen Betrachtungen nicht durch dieſe Welthändel geſtört werden. Auch, liebe Frau Barbara, würde ich an Eurer Stelle, da Ihr ſonſt ſo eine kluge und bedächtige Frau ſeyd, mich mit der Jungfrau wo anders hin betten, in irgend ein Zimmer, was keine Ausſicht nach dem Friedhofe hat.

Das leuchtete der Alten ein, und ſie entging durch dieſe Aenderung einer großen Seelenangſt, die faſt durch den Glauben des Rittmeiſters, daß irgend ein Krieger einen Anſchlag auf die holde Margarethe haben könnte, noch vermehrt wurde, denn gegen Geiſter, meinte ſie, helfe ein Kreuz und ein frommes, gläubiges Gebet; gegen die lüſternen Kriegesleute aber leider gar wenig.

Während des Eſſens — Margarethe war matt, angegriffen und nicht beim Mittagmahl erſchienen, — wurde der Vorfall dem Vater vorgetragen, der aber lächelnd behauptete, die Geiſter hätten keine Macht über den Menſchen, und es wäre Thorheit, an ihr Erſcheinen zu glauben, wogegen der Rittmeiſter eifrig kämpfte, und mit dem Glauben ſeiner Heimath die Vernunftgründe des ehrwürdigen Geiſtlichen beſtreiten wollte. Doch hierin kamen ſie überein, daß Margarethe ihr Zimmer räumen und auf einer andern Seite wohnen müſſe, ſey die Erſcheinung Geiſt oder Menſch.

Noch ſaßen ſie in dieſem Geſpräch verſunken. Der würdige Pfarrer ſenkte in tiefer Betrübniß ſein Haupt und ſagte mit demuthvoller Stimme: Soll denn der Kelch meiner Leiden noch nicht geendet ſeyn? als es ſtark an die Thür pochte, und auf das: Herein! des Pfarrherrn ein Diener des hochweiſen Raths in ſeiner Staatskleidung hereintrat, und, ſeiner Sendung eingedenk, mit keckem, feſtem Schritt auf die Tiſchgenoſſen zuſchritt, ſich räusperte und ſeinen Stab vor ſich ſtreckend, anhob:

Ehrwürdiger Herr! Se. Majeſtät der König Guſtavus Adolphus von Schweden hat beliebt, nach dem Gottesdienſt unſ're Stadt noch länger mit ſeiner Gegenwart zu beglücken, und das Mittagmahl auf dem Rathhaus einzunehmen, wo Se. Majeſtät, von den hochweiſen Herren des Raths umgeben, ſich noch jetzt befindet.

Auf deſſen hohen Befehl hat mich der Herr Kämmerer unſerer würdigen Stadt hierher geſandt, Euch kund zu thun, wie Se. Majeſtät Euch ſogleich zu ſprechen wünſcht. Ihr möchtet alſo ſtracks —

Werde gleich erſcheinen, mein lieber Gotthold! ſagte der Pfarrherr: Reich' ihm einen Trunk, Barbara! Er ſtand auf, ſich in gehörigen Ornat zu ſetzen, während der Diener des hochweiſen Raths von Nürnberg den Becher leerte und ſich empfahl.

Doch Frau Barbara ſchlich ihm nach. Beßter Herr Gotthold! rief ſie ihm auf der Treppe zu: nur ein Wort! Hier noch einen Trunk, und ſagt mir nur um Gottes willen, was will des Königs Majeſtät von meinem Herrn? Habt Ihr nichts vernommen, nichts gehört?

Nichts, was ich Euch berichten dürfte! ſagte mit wichtiger Miene, nachdem er ſich mit dem friſchen Trunk erquickt hatte, der Abgeſandte: Nur ſo viel weiß ich, daß König Guſtavus heute in St. Sebaldus die Predigt des ehrwürdigen Herrn angehört und ſehr davon erbaut geweſen ſeyn ſoll. Er hat dieß mehren Herren der Stadt geäußert, dann, nach einer Unterredung mit dem alten Feldmarſchall Horn, verlangt, unſern würdigen Herrn Magiſter zu ſprechen.

Nun, ſo geht mit Gott! ſagte Frau Barbara. Freudeglänzend trat ſie in Margarethens Gemach und verkündete die frohe Botſchaft, aber auch zugleich, daß ſie in einem andern Zimmer ihr Bettchen aufſchlagen müſſe. Margarethe folgte; es ſchien ihr ganz gleichgiltig zu ſeyn.

Der Pfarrherr ſchritt muthig vor dem großen König zu erſcheinen dem Rathhauſe zu.

Als ſich die Thür des großen Verſammlungſaals öffnete, der mit ſo manchem ſchönen Bilde deutſcher Kunſt geſchmückt war, ſtanden die verſammelten Herren des Raths ſchweigend und, wie es ſchien, in geſpannter Erwartung in einem Halbkreiſe da; ihnen gegenüber war der Rheingraf, die Grafen Solms und Wertheim, die Oberſten Tubatel, Kochtitzky, Vitzthum und mehre ſchwediſche Offiziere; der König war noch nicht zugegen. Der Pfarrherr verneigte ſich ehrerbietig gegen die Soldateska, dann gegen die Herren des Raths, wo er auf manchem Geſicht ſeiner Freunde eine leiſe Beſorgniß zu leſen glaubte. Doch blieb er ruhig und ernſt in der Mitte des Saals ſtehen, wo ihn auch alsbald ein junger Edelknabe höflich begrüßte und ihn fragte, ob er der Prediger von St. Sebaldus ſey. Als er dieß bejahte, verließ ihn der Page ſchnell, kam bald zurück und brachte den Befehl mit, hier zu verweilen. Die Offiziere ſprachen jetzt laut unter einander; von der glücklichen Affaire des Oberſt Tubatel war die Rede; den Pfarrherrn beachteten ſie nicht. Die Herren vom Rathe ſchienen ſich abſichtlich von ihm entfernt zu halten, und ſo ſtand der Greis allein in der Mitte des hohen Saals, als die Thür des Nebenzimmers ſich öffnete und Guſtav Adolph hereintrat, von Guſtav Horn und dem Herzog Bernhard von Weimar begleitet.

Alles neigte ſich tief, der König dankte freundlich und trat in die Mitte des Saals. Er war, wie der niedrigſte Offizier ſeines Heeres, einfach gekleidet; nichts zeichnete ihn von ſeinen Umgebungen aus. Er hatte ein einfaches ledernes Koller an, über welches ein breites ſchmuckloſes Wehrgehenk hing. Sein ſchlichtes blondes Haar, der einfache Spitzenkragen, der Luxus damaliger

Zeit, war nicht anders als bei ſeinen Offizieren, nichts zeigte von Pracht und Glanz. Aber das Auge, das, obgleich freundlich, doch ernſt und ſcharf unter den buſchichten Augenbrauen hervorblickte, die edle ruhige Haltung des männlichen Körpers, die Majeſtät, die ſich über die Geſtalt verbreitete, verkündete einem Jeden den König.

Er ſprach mit einigen vom Rathe nur wenige Worte, dann einen Augenblick leiſe mit dem Feldmarſchall Horn, und trat nun ſchweigend in die Mitte des Kreiſes, dem Prediger von St. Sebaldus gegenüber, der ſich ehrerbietig verneigte und, ruhig ſein Auge auf den König gerichtet, deſſen Befehle erwartete. Wohl mehre Minuten ſtand Guſtav unbeweglich, nur ſein Adlerblick traf den Geiſtlichen und ſchien ihn durchſchauen zu wollen; endlich winkte er ihm, näher zu kommen.

Magiſter! hob er an: ich war heute früh in Eurer Kirche und hörte die Predigt, die Ihr vom Wandel der Gerechten hieltet; ſie hat mich erbauet. Ihr legtet mit kräftigen Worten an das Herz Eurer Zuhörer, wie der Menſch der Tugend treu, Alles ſeinem Seelenheil opfern, keine irdiſche Rückſicht, nicht Weib, nicht Kind, nicht Erdengüter ihn von ſeiner Pflicht und ſeinem Heil abwenden, und er allein dem Gebote des Herrn folgen müſſe. Ich wiederhole es, Ihr habt mich erbaut, ich habe tief die Wahrheit deſſen gefühlt, was Ihr uns ſagtet.

Dann hat Gott mein Wort geſegnet! ſagte der Pfarrherr, nachdem der König geſchwiegen und eine Antwort zu erwarten ſchien: Dann bin ich gewiß, daß nichts Irdiſches die Schritte Ewr. Majeſtät leitet, daß nur der hohe Zweck der Pflicht das Schwert aus der Scheide zog, und daß Ew. Majeſtät den Belt durchſchiffte und nach Deutſchland zog, dem bedrängten deutſchen Lande den baldigen nöthigen Frieden zu ſchenken. Gott möge Euren Waffen den Sieg verleihen!

Auf dem Geſichte des Königs drückten ſich bei dieſen Worten lebhafte Empfindungen aus; er ſchien auf dieſe Antwort nicht gefaßt. Erklärt Euch deutlicher, Magiſter! ſagte Guſtav nach kurzem Schweigen, und auf ſeinem Antlitz war nur noch freundliche Milde zu ſehen.

Hat der innere Geiſt Ewr. Majeſtät mich

nicht verſtanden, würden meine Worte auch nicht vermögend ſeyn, den Sinn meiner Rede deutlicher zu geben.

Im Kreiſe der Krieger ward bei dieſer kühnen Antwort eine Bewegung ſichtbar, — doch ein Blick des Königs, und Alles blieb ruhig.

Ihr ſprecht gut! ſagte der König nach einer Pauſe: ſprecht zum Herzen. — Auch zu dem Eurigen?

Aus meinem Herzen ſprech' ich, was Gott mir befiehlt! antwortete der Greis und legte die Hand auf's Herz.

Der König ſah ihn eine Weile mit durchdringendem Blick an, der Pfarrherr begegnete mit Ruhe dem königlichen Auge.

Magiſter! ſagte plötzlich der König, und über ſein ganzes Geſicht verbreitete ſich ein wohlwollendes aber ſchmerzliches Lächeln: Ich habe Euch hierher beſchieden, mit Euch zu zürnen. Die Handlungen der Menſchen gleichen nicht immer ihren Worten, doch glaub' ich faſt in Eurem offnen Blick zu leſen, daß, habt Ihr gefehlt, Vaterliebe Euch verleitete. Ich warne Euch, Ihr ſteht am Rande des Grabes, Euer Schuldbuch wird der Himmel bald ſchließen, bedenkt das. Bis morgen geb' ich Euch Zeit, morgen früh in der zehnten Stunde ſeyd bei mir im Lager, ich werde dann gnädigſt vernehmen, was Ihr mir zu berichten habt. Bis dahin Gott befohlen! Er neigte ſich huldreich, doch der Magiſter ſchien das Zeichen, ſich zu entfernen, nicht zu verſtehen.

Verzeihen Ew. Majeſtät, ſagte dieſer: wenn ich zu ſprechen und dem königlichen Zorn ein reines Gewiſſen entgegen zu ſetzen wage. Wie ich gefehlt haben ſoll, das bleibt mir unbekannt, deßhalb iſt es mir auch nicht möglich, mich zu vertheidigen. Daß ich mir aber nichts bewußt bin, was wider Gott, meinen Glauben und die Krone Schweden iſt, deß bin ich ſo gewiß als ich vor Schwedens großem Könige ſtehe. Was die Vaterliebe gefehlt haben könnte, mag mir der König der Könige verzeihen, nur vor ſeinen Richterſtuhl gehört das Vaterherz!

Magiſter! rief der König mit einiger Heftigkeit: Ihr redet ſehr kühn und ſehr beſtimmt.

Demuthvoll, doch mit dem Muth der Unſchuld ſtehe ich vor einem gerechten Richter, und deßhalb zage ich nicht! entgegnete der Greis.

Bis morgen! ich erwarte Euch! rief der König, und machte mit der Hand ein Zeichen, daß der Pfarrherr ſich entfernen ſolle, wendete ſich und ging zum Herzog Bernhard. Der Pfarrherr verließ den Saal.

Schon auf der Mitte der Treppe empfing ihn zu Hauſe Frau Barbara. Doch der ſehr ernſte Blick des Greiſes ließ die Frage ſchnell auf ihren Lippen erſterben. Sie ſah ihn ängſtlich an, fragte ob ihm nicht wohl ſey, und unbefriedigt von dem kurzen Kopfnicken des Magiſters, der einzigen Antwort die ſie erhielt, folgte ſie ihm auf ſein Zimmer. Er blieb ſtumm und nachdenkend, nur ſein Kind drückte er an das Herz, noch inniger, noch zärtlicher als ſonſt. Dem Rittmeiſter, der ihn auch um ſeine Unterredung mit dem Könige befragte, antwortete er in unbeſtimmten Ausdrücken, und verſchloß ſich bald in ſein Studierzimmer. Auch Mac Gregor entfernte ſich und kam zum Nachteſſen nicht wieder. Barbara mußte mit Margarethen allein den Abend zubringen.

Als die Stunde der Mitternacht nahte, ergriff Margarethe eine unausſprechliche Bangigkeit, es trieb ſie immer in ihr gewohntes Stübchen nach dem Fenſter des Friedhofs hin. Sie ſah während der ganzen Zeit ſtarr vor ſich, und ſchien mit ihren Gedanken fern zu ſeyn. Aengſtlich beobachtete Barbara die Jungfrau, die bald freundlich, bald traurig ausſehend, ſich mit Jemand zu unterhalten ſchien. Der Wechſel ihrer Empfindungen drückte ſich lebhaft auf ihrem Geſichte aus.

Dumpf nur hallte hier das Nachtlied vom St. Sebalds Thurme, doch lauſchte Margarethe geſpannt auf jeden leiſen ſchwebenden Ton, und als es ſchwieg, als Alles ſtill war, legte ſie ſich traurig zur Ruh', und vergaß vielleicht zum Erſtenmal ihr frommes Nachtgebet. Barbara ſtörte ſie nicht; zufrieden, daß dieſer Abend ſo ruhig geendet hatte und daß Margarethe zu Bett war, nahm ſie das Gebetbuch und las zwei Gebete leiſe für ſich, das eine war für die Jungfrau, trat dann vor das Bette ihres Lieblings und leuchtete ihr in's blaſſe Antlitz.

Wie ein bleiches Engelbild lag das Mädchen vor ihr, das Auge geſchloſſen, die Hände gefaltet. Liebliches Kind! ſo ſeufzte Barbara ſtill in ſich: biſt ſchon ſobald entſchlummert und ſo bleich? Sie bog ſich über ſie, ſie lauſchte auf den Lebensodem.

Da hob ſich die jungfräuliche Bruſt ſchneller, eine leichte Röthe überflog die Wange, als wenn das Morgenroth ſich in den Kelch einer weißen Roſe taucht. Die Lippen zuckten. — Zu Hülfe! ſchrie ſie plötzlich und ſprang aus dem Bette.

Starr vor Schreck ſtand Barbara vor ihr. Margarethe faßte heftig ihre Hand. Laß ihn los! rief ſie und ſtarrte mit ſtieren Augen die Erſchrockene an, ſtrich ſich die herabgefallenen Locken von der Stirn und ſagte verwundert: Du hier, Barbara? Gott ſey gedankt, Alles war nur ein Traum. O, ſey nicht böſe, daß ich Dich ſo erſchreckt. Ich hatte einen ſüßen Traum, und er endete ſo ſchrecklich. Gute Nacht! Sie umarmte Barbara, legte ſich nieder und ſchlief bald wieder ein. Die ſorgſame Alte goß Oel in die Lampe, rückte den Sorgenſtuhl neben des Mädchens Bette, und wachte wie ein Schutzgeiſt vor dem ſchlafenden Engel.

8.

Auch nicht zum Frühſtück kam Mac Gregor. Der Vater war ſehr ernſt geſtimmt, und ſchon in aller Frühe in ſeinem Amtskleide; Margarethe ſah ſehr bleich aus und war, wie es ſchien, in furchtbarer Spannung; Barbara unruhig und zürnend, daß Alles um ſie Geheimniß war, und Niemand ſich ihr mittheilte. Auch Margarethe hatte ihr am Morgen ihren Traum nicht ſagen wollen, und der Vater ſchwieg immer noch. Aber auf Niemand zürnte ſie mehr als auf den Rittmeiſter, der nun ſchon ſeit geſtern Abend das Haus verlaſſen, erſt um drei Uhr Nachts zurückgekehrt und ſchon um ſechs Uhr wieder ausgegangen war. Die Ungewißheit, was dieß alles zu bedeuten habe, quälte ſie unausſprechlich. Als nun gar der Pfarrherr mit ſichtbarer Rührung ſein Kind an das Herz drückte, Thränen in ſeinem Auge ſchwammen, und er Margarethen ſehr bewegt ein Lebewohl ſagte, ihr aber beim Abſchiede, wider ſeine Gewohnheit, die Hand gab, die ſie im Gefühl ihrer Angſt mit Küſſen bedeckte, da hätte es ihr Herz zerſprengen mögen.

Herr! wohin geht Ihr? rief ſie ihn zurückhaltend aus: Großer Gott! wohin geht Ihr?

Einen ernſten Gang, Frau Barbara! antwortete der Pfarrherr: doch ich gehe ihn mit Gott und einem reinen Herzen. Lebt wohl! Da ging er hin und ließ die Arme in ihrer Todesangſt ſtehen. Sie kehrte zu Margarethen zurück, die kaum des Vaters Abweſenheit bemerkt zu haben ſchien, und nach langem Schweigen nach dem Rittmeiſter fragte. Ach, der hat uns auch verlaſſen! ſagte Barbara mit Unmuth.

Das hat er nicht, das wird er nicht! rief Margarethe und ſtand plötzlich auf; im nämlichen Augenblick vernahm Barbara ſeine Tritte auf der Treppe und eilte, ſo böſe ſie auch auf ihn war, ihm entgegen, faßte ſeine Hand und zog ihn zu Margarethen in's Zimmer.

Finſter, mit düſterem, faſt mit feindlichem Blick ſtand er vor ihnen; eingefallen war ſein Auge, noch bläſſer ſeine Wange, und es ſchien als ſey die Nacht über Jahre vorwärts geſchritten, ſo ſehr hatte ſie Mac Gregors Züge verändert. Barbara fuhr erſchrocken zurück. Margarethe aber ſchien es nicht zu bemerken, ging auf ihn zu, hieß ihn willkommen und reichte ihm freundlich die Hand. Mac Gregor zog die ſeine zurück.

Rührt mich nicht an! rief er im Tone der Verzweiflung aus: Wer ſich mir naht, iſt dem Unglücke geweiht!

Margarethe blickte ihn mit weit geöffneten Augen, doch freundlich an. Lieber Herr! ſagte ſie mit weichem Ton: womit habe ich dieſen Willkommen verdient? Ich habe viel an Euch gedacht, habe Euch in meinem Traum geſehen, deutlich, lebhaft, es mochte um die erſte Stunde der Mitternacht ſeyn, und ſo weh Ihr mir auch im Traume thatet, reich' ich Euch doch freundlich die Hand, denn ich weiß, Ihr meint es gut mit mir.

Glaubt Ihr das? rief der Rittmeiſter heftig.

Gewiß! In meiner Bruſt ruht ein ahnendes Gefühl, das mich nach Euch hinzieht. Gewiß, guter Mac Gregor! ich bin Euch gut, Ihr ſeyd der einzige Lebende, dem ich mein Herz eröffnen, meinen Kummer ſo ganz vertrauen möchte, denn Ihr verſteht mich.

Der einzige Lebende? ſagte vor ſich hinſtarrend der Schotte.

Barbara wollte ihm in die Rede fallen. Er ſah ſie aber mit ſolch einem furchtbaren Blick an, daß ſie ſchwieg; auch Margarethe trat, vor ſeinem Blick erſchreckend, zurück. Es entſtand eine ängſtliche Stille.

Da trat Mac Gregor einen Schritt vor, legte die Hand auf's Herz, und ſein finſterer Blick hob ſich ſchmerzvoll gen Himmel. Vater dort oben! rief er aus: Du kennſt mein Herz! Ach, warum haſt Du mich nicht allein dem Unglück geweiht? warum muß ich wie ein Peſthauch es auch rings um mich verbreiten! Margarethe, für Euch zu ſterben wäre mir Wohlthat, für Euch, das reinſte, edelſte Geſchöpf, welchem ich Unglücklicher auf meiner irren Lebenswanderung begegnete, jeder Blutstropfen eine Wonne. Dich habe ich unglücklich gemacht, Dein Lebensglück zerſtört! Er ſchlug mit der geballten Fauſt vor die Stirn. Leb' wohl! fluche mir nicht, Margarethe: rief er dann mit ſanftem Tone und ſtürzte zur Thür hinaus. Die Frauen ſtanden bebend und ſchauten ihm ſtaunend nach.

9.

Trompeten ſchmetterten, das Regiment der finnländiſchen Reiter ſattelte. Es war vor dem Frauenthore ein lebendiges Wogen und Treiben, wie es wohl in einem Kriegslager zu ſeyn pflegt, als der Pfarrherr, dem Befehl des Königs zufolge, das Lager betrat. Es war das erſte Mal, daß er in dieſer Kriegeszeit die Thore ſeiner Vaterſtadt verlaſſen und ſich in das Lager begeben hatte. Sonderbar ergriff ihn das rege Gewühl, was ihm ſchon dicht am Thore entgegen wogte. Das finniſche Reiterregiment, das mit großer Eile ſich zum Ausrücken bereitete, das Stampfen der Roſſe, die, muthig ſchnaubend, das nahe Gefecht zu ahnen ſchienen, das ſorgloſe, unbekümmerte Geſicht der Reiter, die von den ſchneebedeckten Bergen ihres Vaterlandes zutrauenvoll ihrem Könige und ihrem Schickſale bis in Deutſchlands Mitte gefolgt waren, — Alles das und der Gedanke, wie ſehr der Krieger Sohn des Augenblicks ſey, der ihn raſch emporſchwingt aber ſchnell wieder niederſtürzt, ergriff ſonderbar des Pfarrherrn Gemüth. Was die künftige

Stunde ihm bereiten würde, lag eben ſo auch für ihn in Dunkel gehüllt, wie den Reitern, die jetzt muthig und unbekümmert um die Zukunft ihre Roſſe zäumten, fröhlich unter Trompetenſchall aufſaßen und dahinzogen. Wie viele werden von Euch nicht wiederkehren? dachte er ſinnend: und — werde ich wiederkehren in mein friedliches Haus? Er richtete ſeinen Blick gen Himmel und ſchritt getroſt vorwärts. Jetzt nahte er dem gelben Regimente der Leibwacht, das ruhig und ſtill vor ſeinen Zelten, unbekümmert was um ihn vorging, ſich mit mancherlei beſchäftigte. Der eine putzte ſeine Waffen, der andere bereitete das Mittagmahl; hier ſchritt eine Schildwacht vor der flatternden Fahne, dort war eine Gruppe Fröhlicher beiſammen, die luſtige Lieder ſangen. Welche Ruhe war hier gegen das Treiben im Reiterlager! Ehrerbietig grüßten ihn die Soldaten, traten zur Seite, machten ihm Platz, und wo ein freher Haufe lärmend ſich vergnügte, ſchwieg Alles, wenn der ehrwürdige Pfarrer in ſeiner Amtskleidung nahte. Jetzt ſah er von weitem das Zelt des Königs, von deſſen Spitze eine Fahne mit dem ſchwediſchen Löwen hoch flatterte. Eine Menge kleinerer Offizierzelte umgab es, und eine alte Eiche beſchattete es mit ſeinen weitgebreiteten Zweigen. Der nämliche Page, der ihn geſtern nach ſeinem Namen gefragt, ſaß vor demſelben, und zwei Mann von der gelben Leibwacht ſtanden hier zur Wache.

Tretet in dieſes Zelt! ſagte der Page, den Pfarrherrn in ein ziemlich großes ſeitwärtsſtehendes führend, in welchem in buntem Gemiſch eine Menge Krieger ſich befanden. Der Pfarrherr trat ein. Aller Augen waren auf ihn gerichtet, doch nicht freundlich, nicht wohlwollend; man fliſterte leiſe mit einander und ließ ihn einſam ſtehen. Da trat endlich aus der Tiefe des Zeltes ein ſtattlicher Mann auf ihn zu, vor welchem die andern achtungvoll Platz machten. Der Ausdruck ſeines Geſichts war edel und gutmüthig. Eine ſchwere goldene Kette, die vielfach um ſeinen Hals geſchlungen war, ließ auf einen Mann von Bedeutung ſchließen. Magiſter! ſagte er zu dem Pfarrherrn: ſeyd gegen Se. Majeſtät offen und wahr; der König iſt gnädig, weiß die Fehler der Schwachheit von den

Fehlern der Bosheit zu unterſcheiden; ſagt was Ihr wißt und vermeidet Alles, wo man Euch einer Unwahrheit zeihen könnte. Was ich für Euch thun kann, will ich dann gern thun, wenn Ihr es verdient.

Herr! ſagte der Greis: um Welt- und Kriegshändel bekümm're ich mich nicht, inſofern ſie meinen Glauben nicht betreffen, und was ich von Gott und ſeiner Lehre weiß, das will ich gern ſagen und es Niemand verhehlen. Ich hange der reinen Lehre an, und das Wort Gottes, welches aus mir ſtrömt, hat nicht Scheu vor den Königen der Welt.

Nun, ſo iſt Euch nicht zu helfen! ſagte der Krieger und drehte ihm den Rücken.

Herr! ehe Ihr in Unfrieden von mir ſcheidet, ſagt mir wer Ihr ſeyd, damit ich Euch für Eure Theilnahme danken kann.

Ich bin der Herzog Wilhelm von Weimar, deſſen Beiſtand Euch bei Eurer Beharrlichkeit unnütz iſt.

Seine Majeſtät verlangen Euch zu ſprechen! rief der eintretende Page, auf den Pfarrherrn zugehend: habt die Güte mir zu folgen.

Der Page öffnete das königliche Zelt, und winkte mit der Hand dem Pfarrherrn, einzutreten. Der König war nicht zugegen, Niemand da als ein Geheimſchreiber, der neben einem Tiſche ſtand, auf welchem Schreibmaterialien in Menge lagen. Der Mann ſelbſt hatte eine Feder in der Hand, woraus man leicht ſeinen Stand errathen konnte. Er erwiederte des Pfarrherrn Gruß mit einer kurzen Verbeugung, und als dieſer mit beſcheidenem Tone ſagte: Herr! Se. Majeſtät haben mich hierher beſchieden; ſo nickte er ſehr ernſt mit dem Kopfe und ſchwieg.

Der würdige Greis hatte nun Muße ſich in dem Zelte umzuſehen. Es war mit grünwollenem Zeug ausgeſchlagen, im Hintergrunde von zwei Vorhängen des nämlichen Zeuges geſchloſſen. In der Mitte ſtand ein Tiſch; eine alte Charte lag aufgeſchlagen, über ihr ein großer Reiterhandſchuh, neben ihr ein ſchmaler Streif Papier, auf dem flüchtig einige Worte geſchrieben zu ſeyn ſchienen. In der hinterſten Ecke des Zeltes lag auf einem Feldſtuhl ein Harniſch, und über ihm hing eine Art Pickelhaube, welche der König gemeiniglich im Gefecht zu tragen pflegte. Aber nichts feſſelte den Blick des Pfarrherrn ſo ſehr, als der kurze Degen, der im einfachen Wehrgehenk an der Wand hing. Dieß war das Schwert Gideons. Auf einem kleinen Tiſchchen, das an der entgegengeſetzten Seite ſtand, lagen einige Bücher, unter denen der Pfarrherr leicht die heilige Schrift erkennen konnte.

Noch ſtand er im Anſchau'n dieſer einfachen Wohnung des großen Königs begriffen, als die grünen Vorhänge ſich theilten und der König, von Guſtav Horn begleitet, plötzlich hervortrat. Sein Geſicht war ernſt, die Milde, die gewöhnlich darauf thronte, gänzlich verſchwunden.

Magiſter! ſagte er nach einer unmerklich grüßenden Beugung des Kopfes: habt Ihr die Bedenkzeit genutzt?

Wie ſollt' ich, Ew. Majeſtät, erwiederte der Pfarrherr mit Ruhe: da ich doch nicht weiß, wozu ich ſie nutzen könnte?

Der König warf einen ſtrengen Blick auf ihn, machte eine raſche Bewegung gegen den Feldmarſchall Horn, wendete ſich aber plötzlich wieder und trat auf den Prediger zu.

Wißt Ihr nicht, wen Ihr aus dem kaiſerlichen Lager beherbergtet?

Der Prediger ſchwieg erſtaunt, des Königs Rede nicht faſſend.

Magiſter! ſagte der König und ſein Auge blickte zornig; — er hielt inne, als wolle er dem Prediger noch einmal Zeit zur Ueberlegung laſſen, — doch dieſer ſchwieg. — Da winkte Guſtav, der Vorhang rauſchte auf, und vor ihm ſtand Robert Tucher in der Kleidung eines holſteiſchen Jägers.

Gerechter Gott! ſchrie der Pfarrer: Ihr hier? —

Ja, hier! ſagte der König ernſt. — Ihr wißt nun was Euch erwartet. Dieſen, ſagte er, auf Robert zeigend, zu dem ihn begleitenden Offizier: vor ein Kriegsgericht, — den Prediger führt in ſeine Wohnung zurück; Axel, fuhr er fort, ſich zu dem Schreiber wendend: er bleibt bei den Seinen; ſorge für Wache.

Er winkte, Beide wurden abgeführt. Mit möglichſter Schonung, nur von einem Korporal begleitet, der wie zufällig ihnen folgen mußte, ſchritt der Pfarrherr von St. Sebaldus ſeiner

Wohnung zu. Was ihm begegnet war, ward ihm nach kurzem Ueberlegen klar. Daß die Erſcheinung auf der Mutter Grabe Robert Tucher geweſen war, ſchien ihm gewiß. Wie er aber in ſein Haus gekommen ſey, war ihm unerklärlich. Sollte Barbara, — ſollte Margarethe — nein! nein! das war nicht möglich. Als er noch ſo nachdachte und mit ſchnellen Schritten dem Frauenthor zueilte, kam der Rittmeiſter Mac Gregor ihm entgegen. Langſam ſchritt dieſer, den Blick tief zur Erde geſenkt, an ihm vorüber. Der Pfarrherr, glaubend er wolle ihn nicht ſehen, ſchwieg; doch zufällig wendete ſich Axel Klinkowſtröm nach ihm und rief: Guten Morgen, Rittmeiſter! Mac Gregor wendete ſich, ſah den Pfarrherrn, ſah den Secretair des Königs, den Korporal der ihnen folgte, und ſchnell trat er auf ſie zu, nahm Klinkowſtröm bei Seite, ſprach einige Worte mit ihm, umarmte mit ſtürmiſcher Haſt den Greis und ſtürzte dem Lager zu, während der Secretair des Königs mit dem Pfarrherrn den Weg nach dem Frauenthor fortſetzte.

10.

In ſeinem Zelte ſaß der König mit Herzog Bernhard von Weimar in emſigem Geſpräch. Sie hatten einen Plan vor ſich liegen, auf welchem die Stellung Wallenſteins auf dem Altenberge gezeichnet war; ſie ſchienen nicht gleicher Meinung. Der König ſprach eifrig, Herzog Bernhard antwortete mit Ruhe. Da trat der Feldmarſchall, Guſtav Horn, unangemeldet in's Zelt, bat den König um Verzeihung daß er ſtöre, aber da draußen ſtehe ein ungeſtümer Mann, der Se. Majeſtät zu ſprechen wünſche und ſich durch nichts abhalten laſſe.

Und wer iſt der Zudringliche? fragte der König unwillig.

Der Rittmeiſter Mac Gregor, Ew. Majeſtät! erwiederte Guſtav Horn: ein braver Soldat, der nämliche, der in dieſer Nacht den holkiſchen Fähndrich eingefangen hat.

Zeichnete er ſich nicht bei dem Sturm auf Frankfurt aus? fragte der König nachdenkend: Er hatte ſeine Reiter verlaſſen, hatte ſich unter die Stürmenden gemiſcht und war einer der Erſten auf dem Wall.

Der nämliche! Ew. Majeſtät ernannten ihn zum Rittmeiſter und verehrten ihm eine goldene Kette! antwortete der Feldmarſchall.

Laßt ihn hereinkommen! befahl der König.

Mac Gregor trat ein. Guſtav Adolph winkte ihm, näher zu treten. Der Rittmeiſter zögerte einen Augenblick, dann trat er ſchnell vor, verbeugte ſich ehrfurchtvoll, und die lange, hagere, blaſſe Geſtalt mit den tiefeingefallenen dunklen Augen ſtand mit dem Blick der Verzweiflung vor dem König.

Was wollt Ihr, Rittmeiſter? fragte der König mit Haſt, da ihn das verſtörte Ausſehen und das ſchnelle auf ihn Zugehen des Rittmeiſters überraſcht hatte.

Von Eurer Majeſtät für einen Unglücklichen um eine Gnade bitten! rief Mac Gregor leidenſchaftlich.

Und dieſer Unglückliche? fragte der König.

Bin ich, Ew. Majeſtät! Ich bin der Unglückliche, der zum Erſtenmale bittend vor ſeinem König ſteht, und deſſen Gnade ihm die Ruhe ſeines Herzens wiedergibt, oder den Tod!

Rittmeiſter! ſagte Guſtav ſehr ernſt: Mäßigt Eure Worte, zügelt Eure Leidenſchaft und ſagt mir mit Ruhe und mit dem gehörigen Anſtand, was Euer Begehr iſt. Iſt Euer Wunſch billig, ſo ſeyd überzeugt, daß ich einem braven Soldaten, wie Ihr, gern zu helfen bereitwillig bin, doch faßt Euch, ſammelt Euch erſt!

Ein Fluch ruht auf meinem Geſchlecht! begann nun Mac Gregor, nachdem er ſoviel als möglich ſich gefaßt hatte: Ein Fluch König Jacobs des fünften von Schottland; er verfolgt mich nach vielen Jahren noch jetzt bis in das Lager Ewr. Majeſtät. Wem ich mich anſchließe, der folgt meinem Unglück, wer mir die Hand reicht, den ziehe ich in's Verderben hinab. Verwundet komm' ich nach Nürnberg, der Pfarrherr von St. Sebaldus nimmt mich mitleidig in ſeine Wohnung auf; dort wartet und pflegt man mich und meine beiden Diener, wovon der eine an einem böſen Fieber erkrankte; er ſtirbt, und von ſeinem Fieber angeſteckt, die würdige Hausfrau. Mit ihr iſt die Ruhe, der Friede des Hauſes dahin. Ihr Kind, ein holdes Mädchen, der einzige Troſt des alten Vaters, liebt den Robert Tucher, den ich dieſe Nacht auf dem St. Sebaldusfirchhofe verhaftete. Vater und Mutter hatten ihm ihre Einwilligung verſagt, weil er den katholiſchen Glauben feſt hielt und jetzt dem Wallenſtein mit ſchwärmeriſchem Jugendfeuer anhing. Die Verzweiflung trieb ihn in's feindliche Lager. Die Verzweiflung blieb in dem Herzen des Mädchens zurück.

Da kommt nach wenigen Wochen die Kunde, der Robert ſey im Gefecht bei Neumarkt geblieben. Das Mädchen vergeht wie eine geknickte Roſe — Ich habe ſie leiden, habe ſie welken geſehen. —

Er hielt inne, der König ſah ihm forſchend in's Auge, in welchem er eine hervorbrechende Thräne zu verbergen ſuchte.

Ich habe ſie welken geſehen und ihren Jammer getheilt! fuhr er beklommen fort: Sie hat mir zutrauenvoll ihr Herz geöffnet; mir, ihrem treueſten Freunde, und ich habe ihre letzte Hoffnung zertrümmert.

Vor einigen Tagen ſieht ſie in der Mitternachtſtunde eine düſtere Geſtalt auf dem Grabe ihrer Mutter ſitzen; leiſe Zittertöne ſteigen zu ihr auf. Die Geſtalt ſtreckt die Arme nach ihr, doch bei dem Schreckruf einer ihrer Frauen verſchwindet ſie ſchnell. Dieſe benachrichtigt mich von dem Vorgefallenen, ich verberge mich hinter einem Grabmahl, und als die Geſtalt wieder erſcheint, dringe ich, mit dem Degen in der Linken, auf ſie ein; ich werde entwaffnet, die Geſtalt iſt verſchwunden. Nun ſah ich wohl, es ſey kein Geiſt. Ich ahnete Böſes, beſetzte in der folgenden Nacht in der Stille mit mehren meiner Kameraden den Kirchhof. Erſt gegen Ein Uhr erſchien die Geſtalt, ſie ward umringt, der Rückzug nach dem Gewölbe unter dem großen Kruzifix ihr abgeſchnitten, und der Nachtwandler gefangen dem Herrn Feldmarſchall übergeben.

Als ich am Morgen erfuhr, es ſey der Geliebte Margarethens, da — fühlte ich die Laſt des Fluches, die mich von Neuem verfolgt; dem engelgleichen Mädchen reichte ich den Tod.

Und wenn Ihr gewußt hättet, unterbrach

der König: daß es Robert Tucher ſey, hättet Ihr ihn dem Feldmarſchall überliefert?

Mac Gregor ſtutzte, beſann ſich einen Augenblick, dann ſagte er mit feſter Stimme: Nein, Ew. Majeſtät, das hätte ich nicht!

Und was hättet Ihr gethan? fragte der König mit ernſtem Blick.

Ihn durch unſere Wachen geleitet, ihm die Freiheit, Margarethen das Leben gegeben.

Und wißt Ihr, was Ihr ſchon durch dieſe Aeußerung verwirkt habt?

Das Leben, Ew. Majeſtät! rief er feurig, und der Zügel war geriſſen, der das ungethüme Roß bis jetzt gebändigt hatte. Das Leben, das mir eine Laſt iſt, und das ich mit dem Tode für ſie freudig tauſche. Den Tod, der mir willkommen iſt, ſchließ' ich wie einen tröſtenden Freund an mein verlaß'nes Herz, und erwarte ihn ſtandhaft.

Feuer glühete aus ſeinem Auge, hohe Röthe ſtrömte durch ſeine Wangen, freudig, als ſäh' er den Todesengel ſchon vor ſich, blickte er auf Schwedens großen König, der mit verſchränkten Armen ihn theilnehmend betrachtete.

Rittmeiſter! ſagte er nach einer langen Pauſe: Ihr liebt die Jungfrau!

Mac Gregor antwortete nicht, aber aus ſeinen Augen leuchtete eine unausſprechliche Wonne.

Ihr liebt die Jungfrau! wiederholte Guſtav, und Wohlwollen ſtrahlte aus ſeinem königlichen Auge.

Ich liebe ſie und werde ſie ewig lieben! rief Mac Gregor.

Und, ſonderbarer Mann! unterbrach ihn der König: was wünſcht Ihr denn eigentlich von mir?

Des Holkiſchen Fähndrichs Freiheit, den die Liebe allein nach Nürnbergs Mauern zurückführte, gewiß keine ſtrafbare Abſicht! antwortete Mac Gregor ſchnell.

Und was nützt Euch das? ſagte der König, ihn feſt beobachtend.

Mir? ſagte der Rittmeiſter und trat einen Schritt zurück: mir ſoll es nichts nützen, Ew. Majeſtät — nur der armen Unglücklichen.

Und ſeyd Ihr gewiß, fragte der König: daß weder der Prediger, noch Margarethe von der Anweſenheit des Robert Tucher wußten?

So gewiß als ich weiß, daß ich vor Gottes Angeſicht ſtehe! rief Mac Gregor, und ſtreckte ſeine Linke zum Schwur gehoben gen Himmel.

Der König ſchwieg und ſchien nachdenkend. Endlich ſagte er mit ſanftem Tone: Der Holkiſche Fähndrich iſt dem Kriegsgericht übergeben, ich muß erſt den Rapport abwarten. Für die Familie Eures Hauswirths ſoll die Sache keine üblen Folgen haben. Mehr kann ich nicht thun. Geht mit Gott, Rittmeiſter, und nehmt die Verſicherung meiner Gnade mit Euch.

Mac Gregor wollte reden, doch der Feldmarſchall, der den König genau kannte, trat ihm entgegen und ſagte halbleiſe: Geht jetzt, Mac Gregor, und verſchlimmert Euern Handel nicht. Gebt in meinem Namen dem Korporal, den Ihr in Eurer Wohnung finden werdet, den Befehl, ſeinen Poſten zu verlaſſen, und erwartet mich dann in meinem Zelt.

11.

Inzwiſchen war der Pfarrherr in ſeiner Wohnung angekommen. Herr Axel Klinkowſtröm, der während des Herganges viel mit ihm geſprochen hatte, empfahl ſich herzlich, und verſprach, bei Sr. Majeſtät Alles zu thun, was in ſeiner Macht ſtände, um die ſo peinliche Sache für ihn glücklich zu beenden, und der Korporal des blauen Regiments nahm, zum nicht geringen Schreck der Frau Barbara, Poſto auf dem langen Gange vor der Thür.

Nicht mehr an ſich, nicht mehr an ſeine Unterredung mit dem König dachte der Geiſtliche. Als er vor mehren Wochen die Nachricht von Roberts Tode erhalten, mußte er faſt im Stillen Gott für die gnädige Auflöſung dieſer unglücklichen Verbindung danken. Als er aber den Kummer auf Margarethens bleichem Antlitz las, als ſie von Tag zu Tage ſtiller, leidender und die Sehnſucht nach dem Tode immer lauter in ihr wurde, da wünſchte das Vaterherz, daß, trotz Roberts Glauben, trotz deſſen Anhänglichkeit an die Feinde ſeiner Vaterſtadt, er nicht ſo rauh in die zarten Fäden der jugendlichen Liebe gegriffen hätte. Jetzt lebte Robert Tucher, ſchon ſtreckte der Tod ſeine Hand wieder nach ihm, und welcher Tod? o, wäre er doch lieber ehrenvoll auf dem Schlachtfelde gefallen! Nach langem Ueberlegen fühlte er, daß es ihm unmöglich ſey, ſein Kind von allem dieſen zu unterrichten. Auch den neugierigen Fragen der Frau Barbara wich er aus, und als Mac Gregor eiligſt in ſein Zimmer trat, rief er ihm entgegen: Um Gottes Willen, Herr Rittmeiſter, nichts meinem Kinde! für ſie bleibe Alles ein Geheimniß, ſo lange es Gott will! Gleichgiltig hörte er nun Mac Gregors Verſicherung an, daß der König von ſeiner Unſchuld in dieſer Sache überzeugt ſey, und er frei gehen könne wohin er wolle. Er bat ihn nur inſtändig, ihm baldige Nachricht von Roberts Schickſale zu bringen.

Der Rittmeiſter drückte ihm heftig die Hand, ſtürzte ſchweigend an Barbara vorüber, und verließ mit dem Korporal das Haus.

12.

Von Straße zu Straße, vor das Thor, durch die Reihen der Zelte ging er ſinnend, bis er nach mehren Stunden vor dem Zelte des Feldmarſchalls ſtand. Dort fand er Alles in Bewegung. Reiter hielten da mit ihren Pferden und jagten mit den erhaltenen Ordres davon. Es war ein ſolch reges Treiben, daß der Rittmeiſter wohl vermuthen konnte, daß etwas Wichtiges im Werke ſey. Er blieb deßhalb vor des Feldmarſchalls Zelt, und ſchritt in düſtern Sinnen auf und ab. Doch ſein alter Waffenbruder, Georg Burgsdorf, trat aus dem Zelte, ſchüttelte ihm die Hand und ſagte ihm, daß der Feldmarſchall ihn erwarte. Er trat ein. Guſtav Horn war allein.

Rittmeiſter! redete er ihn an: Es gibt Augenblicke im Leben, wo der Soldat den Tod verachten muß, das haben wir Beide erfahren, aber auch Augenblicke, wo der Mann dem Schickſale Trotz bieten und ſich nicht von dieſem Tyrann beugen laſſen darf. Dieß iſt ſchwerer, jenes iſt der Kampf von Stunden, dieſes von Jahren. Ich weiß, weßhalb Euch das Leben Robert Tuchers ſo werth iſt. — Doch hier iſt nichts mehr zu hoffen. Seyd Mann! ihm iſt vom Kriegsgericht das Leben abgeſprochen; der König muß, des Beiſpiels wegen, das Urtheil beſtätigen. Noch heute iſt die Execution. Thut keinen Schritt, jeder wäre vergebens. Der König, ſo geneigt zur Milde, hätte gern begnadigt, aber ſelbſt von Nürnberg, wo man den Tucher geächtet hatte, hat man nicht freundlich für ihn geſprochen. In einer Zeit, wie die jetzige, wo zu den Leidenſchaften der Menſchen ſich noch die Meinungen des Glaubens geſellen, ſteht Alles feindlich gegen einander, und man iſt da überall, ſelbſt im Schooße der Seinen, von Verräthern umgeben, deßhalb iſt ein warnendes Beiſpiel nothwendig. Thut keinen Schritt bei dem Könige, ich warne Euch väterlich! er könnte Euch nur ſchaden.

Schmerzlich lächelnd blickte der Rittmeiſter dem Feldmarſchall in's Auge und ſchwieg.

Auch hat der König Euch eine Fahne in des Grafen Thurns Regiment gegeben. Morgen wird ein heißer Tag ſeyn, da könnt Ihr Eure Leute verſuchen, es iſt ein wackres Häuflein und bleibt unter meinem Befehl. — Rittmeiſter Mac Gregor! fuhr er nach einer kurzen Pauſe fort, ihm die Hand reichend: Ihr habt meine Achtung als Soldat längſt erworben, jetzt acht' ich Euch als Menſch.

Mac Gregor ſah' ihm bei dieſen Worten

ſtarr in's Geſicht, und hielt des Feldmarſchalls Hand feſt in der ſeinen. Er ſchien mit ſeinen Gedanken abweſend zu ſeyn.

Rittmeiſter! rief Guſtav Horn, und zog ſeine Hand gewaltſam aus der Hand Mac Gregors: Ihr ſeyd nicht bei Euch! Ermannet Euch, Mac Gregor!

Edler Mann! rief dieſer plötzlich: Verzeiht! Mein Schickſal lüftete in dieſem Augenblick den Schleier, ich blickte hinter ihn, ſah meine kurze Laufbahn freundlich erhellt, und konnte mich von dieſem Anblick nicht ſo ſchnell trennen. Ich dank' Euch, Herr Feldmarſchall, für Eure Theilnahme! fuhr er ehrerbietig fort: ich fühle, ich erkenne ſie. Verzeiht, wenn ich Euern Befehl nicht vollziehen kann. Für Robert Tucher muß ich Alles wagen, denn was ich für ihn thue, iſt ja für Margarethe.

Nun dann! ſagte der würdige Feldherr kopfſchüttelnd: ſo geſchehe bald was Ihr thun wollt, denn gleich nach dem Abendgebet iſt die Execution.

Der Rittmeiſter verbeugte ſich und ging.

13.

Der Pfarrherr ſaß ſinnend auf ſeinem Lehnſtuhl und bebte vor dem Augenblick, wo Margarethe die Nachricht von Roberts Leben und ſeinem ſchmählichen Tod empfangen würde; er ſah die zarte Knoſpe gebrochen, entblättert und den letzten Funken ſeiner Lebenslampe verglimmen. Da trat der Thürmer voy St. Sebaldus, bleich wie der Tod, in's Zimmer, ſah ſchen umher, eilte auf den Pfarrherrn zu und küßte ſeine Hand. Würdiger Herr! rief er: verzeiht mir, verzeiht, daß ich Unglück über Euch brachte, über Euch, dem ich ſo viel Gutes zu danken habe. Aber das Gold und auch die Dankbarkeit vermochte mich, den jungen Herrn Tucher bei mir aufzunehmen.

Er war alſo bei Euch? rief der Pfarrherr und ein Stein war von ſeinem Vaterherzen genommen. Setzt Euch, Konrad, und berichtet mir, wie ſich alles das zugetragen, was mir ſo viel Sorge und Kummer bereiten wird.

Eines Abends, ſo begann der Thürmer: als es ſchon finſter war, hör' ich das Glöckchen ziehen; ich eile hinunter, und ein Mann, in einen Mantel gehüllt, drängt ſich in das Thurmpförtchen zu mir herein. Ich wollte Lärm machen. Schweigt, Konrad! rief eine bekannte Stimme, — und Ihr könnt Euch meinen Schreck denken, als ich bei'm Schein einer kleinen Laterne den todt geglaubten Herrn Tucher vor mir ſah, der mir, meinem Weibe und unſern ſieben Kindern ſo oft mit freigebiger Hand reiche Gaben geſpendet hatte. Er folgte mir, und auf mein Befragen erzählte er, daß er bei Neumarkt durch einen Kolbenſchlag zu Boden geworfen, und für todt auf dem Schlachtfelde geblieben ſey. Als er aus ſeiner Betäubung erwacht, habe er halb erſtarrt an der Mauer gelegen, ſey in ein nahes Hüttchen gekrochen, und habe ſich nach und nach wieder erholt. Von einem Freunde ſey er dann in Neumarkt in ſein Haus aufgenommen und mit dem nothwendigen Gelde unterſtützt worden. Längſt des wilden Treibens in Wallenſteins Lager müde, längſt mit der Sehnſucht nach ſeiner Vaterſtadt, doch wohl noch mehr mit der Sehnſucht nach Eurem holden Kinde im Herzen, habe er endlich beſchloſſen, das Heer, von dem er überdieß ge=

trennt war, zu verlaſſen und ſich nach Nürnberg zu ſchleichen, und an das Glück, Eure Tochter noch einmal zu ſehen, Leben und Alles zu wagen. Er bat mich um meine Unterſtützung, und konnt' ich ſie ihm verweigern?

Durch ein Begräbniß, das ich ihm öffnen konnte, trat er auf den Friedhof, ſetzte ſich auf den Grabhügel Eurer verſtorbenen Gattin und hoffte, die fromme Jungfrau würde gewiß alle Abende ihr ſtilles Gebet nach dieſem Grabe richten und ihn da erblicken. So geſchah es auch; doch das Angſtgeſchrei der Frau Barbara trieb ihn am erſten Abend ſchnell wieder zurück, und nur vom hohen Thurm herab durfte er, das Nachtlied ſingend, ſeine Stimme Eurer Tochter hören laſſen. Des andern Tages ſchlich ich mich, mit einem Brieflein von ihm an Margarethe, in Euer Haus, — verzeiht mir, es war unrecht. Aber die wachſame Frau Barbara hinderte mich, es ihr zu übergeben. Am Abend lauerte der ſchottiſche Rittmeiſter ihm auf, und Herr Robert entkam dieſes Mal nur mit Noth. Nun warnt' ich, ich bat ihn, nicht wieder hinunter zu gehen, da er gewiß ſeyn konnte, daß man ihm aufpaſſe.

Gleich am erſten Tage nämlich hatte der Wein und die Speiſen, die ich für ihn gekauft, Verdacht erweckt. Ich ſah am Tage wie bei der Nacht allerhand Späher um die Kirche ſchleichen. Aber nichts konnte ihn abhalten, er mußte ſeinem Schickſal entgegen, und nur mit Noth überredete ich ihn, dießmal erſt nach Mitternacht ſeine Wallfahrt anzutreten. Er nahm ſeine Zither, um das Zeichen zu geben, und ſein Schwert, ſagte uns Lebewohl und ging in den Tod! Denn aus iſt es mit ihm, er iſt verurtheilt und ſchon heute iſt die Execution. Ich weiß es genau, denn ich komme jetzt ſelbſt aus dem Arreſt, wohin ich ſeit Herrn Tuchers Gefangennehmung abgeführt war, und woraus mich nur des Herrn Feldmarſchalls Fürbitte befreit hat. Ach, ſucht doch den lieben jungen Herrn zu retten.

Der Pfarrherr hatte von dem Ende der Erzählung wahrſcheinlich nichts vernommen, denn er war ſchon längſt von dem Lehnſtuhl aufgeſprungen und rief, die Hände ringend: Margarethe! o mein Kind! mein armes Kind! ſo laut, daß es die Jungfrau im Nebenzimmer hörte, und ſchnell vor ihrem Vater ſtand, der kaum noch ſo viel Beſonnenheit hatte, den Thürmer zu bitten, ſich gleich zu entfernen.

Was iſt Euch, Väter? rief das erſchrockene Mädchen. Doch noch ehe der Vater ihr antworten konnte, ſtürzte Mac Gregor in's Zimmer, ergriff Margarethens Hand und rief: Komm! komm ſchnell, Du Unglückliche, wenn Du Robert retten willſt!

Robert? rief das Mädchen, und neues Leben ſtrahlte aus ihrem Auge.

Ja, Robert Tucher, Dein Geliebter! rief er ſchmerzlich: er lebt, doch dem Tode nahe!

O, Ahnung! Ahnung! rief die Jungfrau: du trügſt mich nicht!

Armes Kind! ſagte der Vater und ſchloß ſie in ſeine Arme.

Arm, warum? rief Margarethe: wenn er lebt? Sterben wird er nicht!

Laßt die Worte! ſagte mit finſterm Blick der Krieger: Sein Leben zählt nur noch nach den vergangenen Stunden, nicht nach den kommenden. Er iſt vom Kriegsgericht zum Tode verurtheilt, nur Guſtavs Gnade kann ihn retten. Kommt mit mir zum König.

Wie aus einem Traum erwacht, ſtarrte die Jungfrau vor ſich hin; das bleiche Geſicht überflog Purpurgluth. Immer leuchtender, immer feuriger ſtrahlte das matte Auge. Ich will mich nur eilig ankleiden! ſagte ſie mit kalter Ruhe: verweilt einen Augenblick. — Sie ging; Barbara folgte ihr.

Staunend ſah der Vater ihr nach. Was bedeutet dieſe Ruhe! rief er endlich tief ſinnend.

Sein Leben, oder ihren Tod! ſagte dumpf Mac Gregor.

Gerechter Gott! ſchrie der arme Vater aus der Tiefe ſeines angſtvollen Herzens auf: Verdiene ich Sünder Deine Barmherzigkeit, ſo entzieh' ſie mir nicht. Mac Gregor! rief er, ſich zu dem Rittmeiſter wendend: Ihr liebt mein Kind, — ich weiß es, — ich wußte es, — Euch übergeb' ich ſie, — rettet ſie — von Euch fordert ſie der Vater — Euch zieh' ich um ſie zur Rechenſchaft. Bringt mir mein Kind lebend zurück oder mein Fluch —

Mann! rief Mac Gregor ihn raſch unterbrechend, und ergriff des Greiſes zitternde Hand: Soll am Abende Eures Lebens ein Fluch den friedlichen Heimgang ſtören? Soll er am Ziele meiner Wallfahrt mich treffen, und auf mich ſtürmen wie der Fluch meines Klans, der überall mir folgend, mich durch mein verhängnißvolles Leben trieb? Mann des Friedens! nur die Verzweiflung erpreßte das furchtbare Wort; nehmt es zurück, es ſtiehlt Euch den Frieden! Nehmt es zurück!

Da ſank der Greis ſchweigend an die Bruſt des Kriegers, und ſein innerer Schmerz lös'te ſich in Thränen.

Lebend bring' ich Euer Kind zurück, — lebend kehren wir frei — oder Keines wieder, das weiß, das fühle ich! Seyd gefaßt auf das Glück, erwartet muthvoll das Unglück!

Margarethe trat ein. Bleib nur! rief ſie Frau Barbara zu, die ihr Mäntelchen ſchon umgethan und ihr folgen wollte: bleib, die Meinung der Welt iſt mir jetzt gleich. Sie trat mit heiterem Blick auf ihren Vater zu, reichte ihm die Hand, drückte ſie an ihr Herz, — dann beugte ſie ihr Haupt. — Euern Segen, Vater! rief ſie bewegt: Verſagt mir ihn nicht, vergebt mir! Der Vater legte die zitternde Hand auf ihre Stirn, — wollte ſprechen — doch vermochte er es nicht. Da übermannte die Wehmuth Margarethe, ſie ſank an des Vaters Bruſt, drückte ſich feſt an ihn. — Es ſey das letzte Mal, rief eine innere Stimme ihr zu; immer feſter, immer krampfhafter umſchlang ſie den Greis, als ob ſie ihn nicht laſſen wollte. Da rief mit dumpfem Ton Mac Gregor: Margarethe! die Zeit hat Todesflügel; kommt!

Sie riß ſich aus des Vaters Arm, reichte ihm die eine, Barbara die andere Hand, ſtand zwiſchen ihnen geſtärkt, ermuthigt. Lebt wohl! rief ſie. Mit verklärtem Blick ſah ſie durch das Bogenfenſter nach dem Grabe der Mutter, und verließ mit Mac Gregor das Zimmer. Der Vater, ergriffen von dieſen verhängnißvollen Tagen, vermochte nicht ihr zu folgen. — Sein Gebet begleitete ſie.

14.

An des Rittmeiſters Seite eilte Margarethe durch die Straßen Nürnbergs, und bemerkte die keuchende Barbara nicht, die ihr von fern folgte. Erſtaunt ſahen die Vorübergehenden das ſittſame Mädchen allein durch die Straßen der Stadt an dem Arm eines ſchwediſchen Offiziers ſchreiten; erſtaunt ſahen einige Bekannte ſie zum Frauenthore hinaus in's ſchwediſche Lager gehen. Sie kümmerte es nicht, ſie ſchritt raſch weiter. Kein Laut, kein Wort hatte die ernſten Betrachtungen Beider geſtört, als ſie das Reiterlager von fern vor ſich liegen ſahen. Da hielt Margarethe einen Augenblick an. Aus ihren Träumen weckte ſie das rege Getümmel, das Wogen der Krieger, das Wiehern und Stampfen der Pferde um ſie her.

Kommt, Mac Gregor! ſagte ſie zu ihrem ſtummen Begleiter, und ging muthig durch die neugierige Menge, der es in damaliger Zeit wohl ungewohnt ſeyn mußte, eine züchtige Jungfrau an dem Arm eines Offiziers im Lager herum wandeln zu ſehen. Doch Mac Gregor ſah ſo düſter, das Mädchen ſo ſchön, ſo heilig, ſo überirdiſch aus, daß die gutmüthigen Finnen, grüßend, ſie ruhig vorbei ziehen ließen.

Von fern ſah Mac Gregor das Lager der

gelben Leibwacht. Er ſah auf dem Platze zwiſchen den Reitern und dem Fußvolk eine Abtheilung des blauen Regiments mit einem Offizier, die Feuerrohre im Arm, die brennenden Lunten in der Hand, ſchweigend ſtehen. Er ahnete, welchen Platz ſie betreten würden. Da ſah er rechts von der großen Wacht der Galgenbaſtion, zwar noch in weiter Ferne, ein Kommando heranmarſchiren. Er ſah, daß es Robert Tucher war, den man zum Richtplatz führte, — er bebte, — doch faßte er ſich ſchnell. Was iſt Euch? fragte Margarethe, die ſtarr vor ſich hingeſehen hatte und ſich feſter an ſeinem linken Arm hielt, während der Zug mit dem Unglücklichen immer näher kam. Da wollte Mac Gregor, der an der Spitze des Zuges einen Freund zu erblicken glaubte, mit der Rechten ihm winken, noch von dem Platz des Todes ſich entfernt zu halten, er hob den Stumpf, den Arm konnte er ja nicht heben. Kalter Todesſchweiß rann über ſeine Stirn, er bat die Jungfrau zu eilen, er verdoppelte ſeine Schritte, und hoch, freudig ſchlug ſein Herz, als er das Lager des gelben Regiments erreichte, dort die Kompagnie auf ihren Waffenplätzen geordnet fand, und in der Entfernung den König mit ſeinem Gefolge kommen ſah. Margarethe! rief er nun: der König kommt! faßt Muth! Eure Bitte im Angeſicht ſeines Gefolges, im Angeſicht des hier verſammelten Kriegsvolks, unter Gottes freiem Himmel ihm vorzutragen. Seht dort, der auf einem Rappen voranreitet, iſt der König. Margarethe nickte ſchweigend und eilte nun ſchnell vorwärts.

Einer hohen Linde, die an einem Kreuzwege ſtand, gingen ſie jetzt vorüber, der König war nur noch einige hundert Schritte von ihnen entfernt. Margarethe zog den Rittmeiſter unter dieſen Baum, und ließ dort ſeinen Arm fahren. Ein leiſes Zittern durchflog ihren ganzen Körper, ſie warf einen Blick zum Himmel, preßte die Hand auf ihr Herz, und jeder Tropfen des warmen Lebensblutes wich aus ihren Wangen. Aufgerichtet, mit ſtolzer Haltung, ſtand Mac Gregor neben ihr, und erwartete mit ruhiger Würde den entſcheidenden Augenblick.

Der König bemerkte ſie; wahrſcheinlich erkannte er den Rittmeiſter; das Mädchen an ſeiner Seite ließ ihn ahnen, in welcher Abſicht ſie hier verweilten. Als er daher an den Kreuzweg kam, bog er rechts ab, dem Lager zu. Doch wie ein Falke auf ſeine Beute, ſtürzte das Mädchen unter der Linde hervor, faßte den Zügel des ſchnaubenden Rappen, hielt ihn feſt in ihrer Hand, ſtand neben dem König wie eine Himmliſche, und ſah ihn mit weit geöffneten ſtarren Augen an; Mac Gregor blieb in einiger Entfernung zurück.

Der König blickte ſonderbar ergriffen auf die bleiche, geiſterähnliche Geſtalt des Mädchens, deren Lippen zuckten, aber keinen Ton hervorzubringen vermochten.

Was willſt Du von mir? ſagte der König: Nimm Dich vor meinem Rappen in Acht, er iſt böſe.

Gnade! ſtammelte das Mädchen: Gnade für Robert Tucher! Sie hielt des Pferdes Zügel immer feſter; immer unruhiger wurde das Roß.

Laß den Zügel los! rief der König verdrießlich. — Einige Offiziere ſprengten heran, — er winkte, ſie blieben zurück.

Erſt die Verſicherung der Gnade! rief Margarethe, ſah verzweiflungvoll auf den König und hielt immer feſter den Zügel — der Rappe bäumte ſich.

Tolles Mädchen! rief der König lächelnd: Laß die Zügel los, ich verſpreche, Dich anzuhören.

Da ließ Margarethe die Zügel fahren und ſank auf ihre Kniee, beugte ihr Haupt, legte die Arme kreuzweis über die ſchlagende Bruſt, doch die Angſt raubte ihr die Sprache.

Hebt ſie auf, Rittmeiſter! ſagte der König. — Mac Gregor hob die Zitternde auf, die im Aufſtehen ihr Auge mit einem Engelblick flehend nach dem Könige wandte.

Ew. Majeſtät! rief nun der Rittmeiſter: mit meinem Leben, mit meiner Ehre ſtehe ich dafür, daß die Liebe zu dieſer Jungfrau allein Robert Tucher nach Nürnberg führte. Blickt auf das holde Kind, und Ihr müßt das Wagſtück verzeihen.

Er iſt Euer Nebenbuhler? ſagte der König und ſtieg von ſeinem Rappen, der ungeduldig nicht länger ſtill ſtehen wollte. Sein Leben bringt Euch keinen Gewinn.

Für mich habe ich auch nichts mehr zu bitten, mein Leben opfr' ich meinem finſtern Geſchick! ſagte der Rittmeiſter und trat ernſt, faſt unwillig zurück, während die Jungfrau ſich dem Könige zu Füßen warf, ſeine Kniee umfaßte, und Frau Barbara, die herbeigeſchlichen war, ein Gleiches that.

Da tönte vom Lager herüber das Zeichen zum Abendgebet; der König zog ſeinen Hut; das Gefolge, das abgeſtiegen war, that ein Gleiches.

Während man in der Ferne das fromme Lied der Soldaten hörte, betete hier Jeder in ſtummer Andacht. Nur Mac Gregor nicht; er wußte, daß das Amen dieſes Gebets das Loſungwort des Todes für Robert Tucher, der Todeshauch für Margarethe war. Seine Angſt ward grenzenlos, jede Minute verdoppelte ſie, kalter Schweiß rann von ſeiner Stirn. Da, nicht mehr ſeiner mächtig, trat er raſch einige Schritte vor. — Wenn Ew. Majeſtät hoffen, rief er mit dem Ton der Verzweiflung aus: daß Gott Ihr Gebet erhören wird, ſo erhören Sie auch das Flehen der Knieenden. Wie Gott ſich unſer Aller erbarmen möge, erbarmen ſich Ew. Majeſtät auch Dieſer.

Der König war erſchüttert; er ſah, ſeine innere Bewegung zu verbergen, ſchweigend auf Margarethe nieder, die jetzt ſeine Kniee umklammert hatte, als Herzog Wilhelm von Weimar ſchnell vortrat und mit bittendem Tone zum Könige ſagte: Auch ich flehe Ew. Majeſtät um Gnade für den Unglücklichen.

Herzog! erwiederte der große Guſtav, und ſchien den Rittmeiſter, der ſo kühn zu ſeinem Herzen geſprochen hatte, nicht zu beachten: Es wird mir ſchwer, Euch eine Bitte zu verſagen, der Ihr noch nie etwas verlangtet. Ich thue es ungern, ein Beiſpiel wär' nöthig, — doch ich will ihn begnadigen, wenn es noch Zeit iſt. Da ergriff Mac Gregor raſch den Zügel von Herzog Wilhelms Pferd, ſchwang ſich mit ſeiner Linken in den Sattel und jagte in vollem Lauf davon.

Schon kniete der Unglückliche, — die Feuerrohre waren gerichtet, ſchon wollte der Offizier das Zeichen geben mit den Lunten zu zünden, da ſchrie der Schotte aus weiter Ferne: Gnade! Gnade! und die Todeswaffe ſenkte ſich. Der Engel des Lebens breitete noch ein Mal ſeine

Strahlenflügel über den Jüngling, und als die Todtenbinde von ſeinem ſchon halb gebrochenen Auge genommen war, ſchaute er, wie aus einem Traum erwacht, in die Gluth der untergehenden Sonne.

So ſah ihn Mac Gregor vor ſich ſtehen. Ein leiſer Froſt rieſelte bei dieſem Anblick durch ſeine Adern, er ſchien eine krampfhafte Bewegung in ſeiner Rechten zu fühlen, obgleich er ſie nicht mehr hatte! Das iſt alſo der Mann, der Margarethens Herz errungen, aus dieſem weit geöffneten Auge ſtrahlt des Mädchens Himmel, in dieſer Bruſt ſchlägt all' ihr irdiſches Glück? Der iſt es alſo? — rief er dumpf für ſich, als ein Offizier herangeſprengt kam und den königlichen Befehl brachte, daß Robert Tucher mit dem Rittmeiſter Mac Gregor nach dem Zelte des Oberſt Winkel kommen ſolle.

Sie folgten der Mahnung. Robert, dem Leben wiedergegeben, mit frohem, Gott dankendem Herzen, Mac Gregor, des Lebens höchſter Wonne beraubt, mit ſtiller Ergebung in die Macht ſeines tückiſchen Schickſals.

15.

Zwiſchen Leben und Tod, zwiſchen Himmel und Hölle ſchwebte indeß Margarethe. Die Worte des Königs waren ihr nicht entgangen, und zeigten ihr die Gefahr, in welcher Robert ſchwebte. Sie erinnerte ſich jetzt ſo Manches, was ihr unterweges aufgeſtoßen, ſie erinnerte ſich der Eile, mit welcher Mac Gregor über den einſamen Platz geſchritten war, auf welchem die Krieger mit brennender Lunte ſtanden. Doch, als das Zelt ſich öffnete, als Robert eintrat, ſank ſie ſprachlos in ſeine Arme; ſie vergaß, daß der König und ſeine Umgebung hinter ihr ſtanden, ſie lebte nur der Seligkeit des Wiederſehens. Robert aber wand ſich bald aus ihren Armen, beugte ſeine Kniee vor dem Könige, Margarethe that ein Gleiches; er wollte ſprechen, der König winkte, er ſchwieg.

Junger Mann! hob nun der edle Monarch an: Du dankſt der Jungfrau Dein Leben, lohn' es ihr durch Lieb' und Treue. Kehr' in den Schooß Deiner Vaterſtadt zurück, ſey eingedenk Deiner Pflicht, übe ſie, gleich Deinen braven Mitbürgern. Steh auf, führ' die Jungfrau nach Nürnberg in's Vaterhaus zurück!

Margarethe wollte ſeine Hand küſſen, — er zog ſie zurück, küßte ihre Stirn und ſagte freundlich: Keinen Dank, liebes Kind, der Anblick Deines Glücks hat mich hinreichend belohnt. Nun geht! Sie gingen; Frau Barbara folgte.

Rittmeiſter Mac Gregor! ſagte nun der König und legte ſeine Rechte traulich auf die Schulter des Schotten: Was Euch in dieſem Augenblick das Schickſal nahm, kann Euch kein König der Welt erſetzen. Mit einem höhern Kriegerrang darf ich die That eines edlen Herzens nicht lohnen. Was bleibt mir übrig für Euch, als die Verſicherung, die Euch Guſtav Adolph im Angeſicht dieſer edlen Männer gibt, daß er Euch ehrt, ſchätzt und Euch gnädigſt wohl will. Habt Ihr aber ſonſt noch eine Bitte, ſo ſagt ſie; kann ich, ſo ſey ſie Euch gewährt.

Da küßte Mac Gregor, von der Milde ſeines Königs durchdrungen, die dargereichte Rechte, und mit dem Blick hoher Verklärung ſagte er: Ich habe eine Bitte, mein gnädigſter König wird ſie mir nicht verſagen.

Nun? fragte der König geſpannt.

Fall' ich, wo und wie es auch ſey, ſo laßt meine Gebeine neben meinen Vätern in meiner Heimath ruhen. Mein Diener kann Euch den Ort bezeichnen, wo ich es wünſche. Er trat ſchweigend zurück.

Es ſey Euch gewährt! ſagte der edle Fürſt: Auch ich wünſche, wenn Gott mich abruft von dieſer Welt, in meiner Heimath zu ruhen. Dort ſchläft ſich's am ſanfteſten. — Die nahe Todesſtunde rauſchte mit ahnendem Fluge dem großen Manne vorüber. Der Zukunft denkend verließ er das Zelt. Mac Gregor ging dem Frauenthore zu.

16.

Vor der Thür des Pfarrhofs hielt ein Karren; Tom packte die Sachen ſeines Herrn ein, brummte über die ſchnelle Ordre, während Frau Barbara ihm leuchtete und vorſorglich die Flaſchen mit Wein und die Lebensmittel ordnete, die ſie dem guten Rittmeiſter mit in's Lager gab.

Tom erzählte, fing zuweilen an von der Noth zu ſprechen, die draußen herrſche, und wie knapp der Proviant dort ausgetheilt werde, und nach jedesmaligem Klagelied hatte Frau Barbara noch etwas vergeſſen, ging in den Pfarrhof zurück und kam mit einem Schinken oder ſonſt etwas wieder. Jetzt war Alles aufgepackt, und nur das Wohin fehlte dem verdrießlichen Tom zur Abfahrt, als Mac Gregor, in ſeinen Mantel gehüllt, um die Ecke hervortrat, auf den Pfarrhof zuſchritt, im Vorbeigehen Barbara die Hand reichte und: Vor das Neuthor zum Thurn'ſchen Regiment! Tom zurief. Er trat in's Haus; Barbara leuchtete ihm die Treppe hinauf. Als er vor der Thür des Wohnzimmers ſtand, hielt er an, drückte die flache Hand vor ſein Auge und verweilte in dieſer Stellung einige Augenblicke. Dann warf er den Mantel von der Schulter und tief ſeufzend ſtreckte er die Hand nach der Thür. Als er ſie öffnete, ſaß der Pfarrherr, wie ſonſt, auf ſeinem Lehnſtuhl. Im Bogenfenſter erblickte er auf der alten Stelle Margarethe, aber zu ihren Füßen auf einer Fußbank den Jüngling ihrer Liebe.

Guten Abend! ſagte Mac Gregor und Alle fuhren empor. Margarethe ſtürzte mit ausgebreiteten Armen auf ihn zu, er hielt ſie freundlich ab, führte ſie zurück zu Robert und ſagte mit ruhigem, heiterem Ton: Ich komme, Euch Allen Lebewohl zu ſagen, Euch zu danken. Er gab dem Pfarrherrn, gab Margarethen die Hand. Dir aber, junger Mann! rief er nun, ſich zu Robert wendend, und ſein Auge rollte flammend wild: Dir aber donn're ich die Warnung entgegen: erkenne Dein Glück; wahre treu und ehrend dieſe zarte Blüthe; und weint dieß Himmelsauge eine Thräne um Dich, dann fordr' ich blutige Rechenſchaft von Dir, und wär' ich im fernen Süden, wär ich im rauhen Norden meiner Heimath, und wär' ich ſelbſt in jener Welt, ich verließe ſie und käme zur Rache.

Wir ſehen uns nicht wieder! fuhr er nun fort, ſich zu Margarethe wendend, und ſein Blick war wieder freundlich und mild: Ich gehe einen ernſten, düſteren Weg und bitte nur Gott, daß er kurz ſeyn möge. Gehen konnte ich ihn nicht, ohne Dich noch ein Mal geſehen zu haben, Margarethe. Laß mich noch ein Mal in Dein

Engelantlitz ſchauen, und mit dieſem Blick die Neige meines Lebens hinunterſchlürfen. Er ſah in des Mädchens Auge; ſein ganzes Weſen ſchien verklärt. Margarethe wollte ſprechen. Sprich nicht! rief er ſchnell: laß mir den Muth, mich von Dir zu trennen, banne mich nicht mit dem Ton Deiner Stimme hier feſt! Er faßte ihre Hand, — ſah noch ein Mal in ihr thränenſchweres Auge, dann wendete er ſich ſchnell zum Vater, drückte des alten Pfarrherrn zitternde Rechte an ſeine Lippen, warf einen ſchmerzlichen Blick auf das Mädchen, drückte Barbaras dargereichte Hand und eilte nach der Thür. Noch ein Mal wandte er ſich hier. Lebt wohl! rief er und hinter ſich ſchloß er die Pforten ſeines Paradieſes.

17.

Noch dämmerte nicht der Morgen, noch ſtrahlten die Sterne mit ihrem goldenen Licht aus den dunkeln Wolken hervor, als das Raſſeln der Kanonen, das Wiehern der Roſſe und der Schall der Trommeln die Bewohner Nürnbergs aus ihrem Schlaf erweckte. Alles zog dem Altenberge zu, und kaum ſtrahlte der Morgen und vergoldete die Spitzen der hohen Thürme der alten Reichsſtadt, als auch ſchon dumpf der Donner der Kanonen hallte. Guſtav Adolph griff den Friedländer in ſeinen Verſchanzungen an. Alles ward nun rege in der Stadt; von dem Schickſal dieſes Tages konnte auch das ihrige abhangen; Alles eilte hinaus und lauſchte auf Nachricht. Der Friedländer blieb in ſeiner Höhle, er rückte aus ſeiner Verſchanzung nicht hervor und das Geſchütz allein donnerte bis an den hohen Mittag. Die Bürger Nürnbergs eilten mit Speiſ' und Trank hinaus, die Streitenden zu erquicken, die Verwundeten zu pflegen, und es gab wohl kein Haus, wo nicht wenigſtens Einer thätigen Theil nahm an dem verhängnißvollen Tage.

Nur in der Wohnung des Pfarrherrn war Alles zu Hauſe geblieben. Dem Greiſe unterſagte es ſein Stand, hinaus in's Krieggetümmel zu gehen, und Robert, der Geächtete, durfte ſich noch nicht dem Volke zeigen.

Margarethe war am Morgen ſehr ſtill, und als es Mittag war, bat ſie ihren Geliebten, ſie heute allein zu laſſen, und ſchloß ſich mit Frau Barbara in ihr Gemach zum ſtillen Gebet ein. Doch nur an Mac Gregor dachte die Jungfrau. Sie hatte ihn in der verwichenen Nacht im Traume geſehen. Er war, ſo ſchien es ihr, vor ihr Bett getreten, freundlich und liebreich, wie in den erſten Tagen ſeiner Geneſung, hatte eine Roſenknoſpe auf ihre Bruſt gelegt und die Worte dabei geſprochen, die immer noch in ihr Ohr tönten: Schlaf wohl, liebes Kind! ich gehe voran; wenn ich in meiner Heimath ſchlummern werde, dann gedenke mein! Hierauf drückte er ſchmerzlich lächelnd einen Kuß auf ihre Stirn und ging, — und als er verſchwunden war, ſah Margarethe dicke Bluttropfen auf der Stelle wo er geſtanden hatte. Sie erwachte, und konnte auch wachend nicht Herrin ihrer Empfindung werden, immer, ſelbſt in ihrem Gebete, ſtand der Traum vor ihr und eine dunkle Ahnung ergriff ſie. Sie knieete nieder und betete in ſtiller Andacht zu Gott für den edlen Mann.

Jetzt ſchwieg der Donner des Geſchützes, die Regimenter kehrten zurück. Der Thürmer kam mit der Nachricht, daß nichts entſchieden ſey, der Angriff habe nicht ſtatt gefunden, man habe ſich nur mit ſchwerem Geſchütz beſchoſſen. Die Truppen rückten wieder in ihr Lager. Da bat ihn Frau Barbara, und verhieß ihm eine reiche Gabe, hinaus vor das Neuthor zu gehen, dort, dicht an der Pechnitz, ſtehe das Lager des Thurn'ſchen Regiments, dort ſolle er Nachricht einholen von dem Rittmeiſter Mac Gregor. Der Thürmer ging; — Margarethe aber ſchüttelte zweifelnd den Kopf, und blieb ſtill in ihrem Gemach. Doch als der Abend nahte, der Thürmer noch nicht zurückgekehrt war, fing es an ihr einſam zu werden, ſie ging hinüber in das Zimmer ihres Vaters.

Da fand ſie einen ſchwediſchen Offizier, fand Frau Barbara in Thränen, den Vater mit gefalteten Händen. Er hat geendet! rief ſie gefaßt. — Ja, er hat! antwortete Burgsdorf: Er hat geendet, der Tod drückte ihn ſanft und ſchmerzlos an ſeine Bruſt. — Eine Kanonkugel traf ſein Herz; er ſtarb einen ſchönen Tod.

Friede ſeiner Seele! ſagte der Pfarrherr. — Friede ſeinem Herzen! ſagte Margarethe, und als ſie am Abend hinausſah über den Friedhof, als ſtill und ſchweigend Alles um ſie ruhte, — da glaubte ſie in dem Rauſchen des Fliederbaumes ſeine Stimme noch ein Mal zu hören, ſie fühlte in dieſem ſchauerlichen Augenblick zum erſten Mal, wie theuer ihr Mac Greger geweſen ſey.

Das Andenken an dieſen edlen Freund verließ ſie nie. Auch die Hausfrau weihte ihm, von ihrem Robert beglückt, lange noch von ihrem Vater umgeben, manche ſtille Thräne dankbarer Erinnerung.

Guſtav Adolph hielt Wort. Er ſchickte Tom mit dem Sarge, der die irdiſche Hülle Mac Gregors verſchloß, nach Schottland. Dort grub der treue Diener neben dem Hügel der Väter ein Grab, — das Schwert legte er hinein — ſang das Todtenlied, und der Waſſerfall murmelte leiſe zu ſeinen Klagetönen.

Das
Turnier zu Eiſenach,

von

A. von Tromlitz.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1832.

1.

In der Herberge zum Einhorn auf der Wieſe von Eiſenach ging es luſtig und fröhlich her. Edle Herren aus dem Thüringer-Lande waren dort in Menge eingezogen, um dem Turnier beizuwohnen, das der gnädigen Frau Eliſabeth, Tochter Landgraf Friedrichs des Ernſthaften, gegeben wurde. Sie hatte ſeit wenigen Tagen den Burggraf Friedrich von Nürnberg geehelicht. Feſte folgten nun auf Feſte und die Eiſenacher, ſonſt eben keine getreuen Anhänger ihrer Landgrafen, hatten dießmal, ob aus gutem Willen oder durch Umſtände gezwungen, ein Turnier in ihren Mauern angeſtellt.

Am Abend nach dem letzten Stechen ſaßen nun die Ritter und Edlen fröhlich beiſammen, zechten und ſprachen über das Turnier und ſeinen Gang; der Eine freute ſich ſeines Glücks, der Andere beklagte ſein Mißgeſchick. Doch Alle ließen einſtimmig das Lob des Junkers Eberhard von Wangenheim erſchallen, der am heutigen Tage den Preis davon getragen hatte. Schweigend und in dieſen Jubel nicht ſonderlich einſtimmend, ſaßen zwei Minneſänger an einem runden Tiſchchen unter einer großen Linde, in ſtiller Abgezogenheit von den Andern, und es ſchien als wären ihre Gedanken mehr nach höheren Sphären entſchwebt, als daß ſie hier unten bei den Bechern verweilten. Meiſter Konrad, ein ehrwürdiger Alter, deſſen Silberhaar noch voll und kräftig über die breiten Schultern rollte, war auch einſt ein Ritter geweſen, brav und adelig, hatte aber im Turnier zu Worms ſeinen Freund durch Zufall erſtochen, dem Ritterthum abgeſchworen, jedoch ſtatt der Kutte und dem Brevier die Harfe genommen und die Gabe des Sanges und der Dichtung, die ihm die Natur verliehen, zum Lob und Preis der Frauen und Minne angewendet. Doch ſah man noch deutlich auf ſeiner gerunzelten Stirn, daß die glühenden Worte, welche er ſang, Nachklänge einer ſchönen Vergangenheit waren, die, aufgeſammelt und ſorgſam verwahrt, nun noch manchmal in den hohen Augenblicken der Begeiſterung aus ihm ſtrömten. Der Andere, Meiſter Liebetraut, war ein luſtiger Geſelle, der, wie ein Schmetterling, bald vom Sang zum Wein, dann ſchnell von dem zur Minne flatterte, vom Becher durch die blauen Augen der Jungfrau gelockt, ſchnell die Harfe ergriff, und, ſeine Schöne vergötternd, ihr ein Lied der ewigen Treue ſang, aber ſein hohes Lied ſicher nicht beendete, wenn ein luſtiger Kumpan ſich mit dem gefüllten Becher vor ihn ſtellte. Dann legte er die Harfe bei Seite, die Töne verhallten, die blondgelockte Jungfrau verſchwand, der volle Becher blinkte in ſeiner Hand und war ſchnell geleert.

Dietrich von Salza trat zu ihnen und ſagte freundlich, den Becher hochhebend: Nur nicht ſo ſchnell geendet, Ihr wacker'n Herren! Stoßt an auf's Wohl des tapfern Eberhard Wangenheim, unſeres Waffenbruders!

Konrad hob den Becher und entgegnete mit ernſtem Ton: Gern trink' ich auf das Wohl des jungen Mannes; ſein Vater war in meiner Jugend mein wack'rer Freund und Kampfgeſelle, und ſpäter, da ich das Schwert ruhen ließ, haben wir dort auf dem Kahlenberge manch fröhlichherziges Lied zuſammen geſungen. Eberhard lebe und werde wie ſein würdiger Vater war!

Nun, Meiſter Liebetraut, hob Dietrich an: Ihr ſchweigt? Ihr ſeyd doch ſonſt ſo fleißig, wenn der Becher in die Runde geht?

Gern, entgegnete der Meiſter: gern will ich auf des Ritters Wohl und auf das meinige den Becher leeren, obgleich der junge Herr mich ärgert. Stört er nicht mit ſeiner Fehde die ganze Freude des Feſtes? Hängt nicht die holde Emma von Käfernburg das Köpfchen und ſie, der ſonſt kein Minneſänger in die großen dunklen Augen ſehen könnte, ohne begeiſtert, als ſtände die Madonna vor ihm, in die Saiten zu greifen, — ſie ſchlägt die Augen nicht auf und geſchieht es ja, ſo ſchwimmt eine Thräne darin. Sie ſteht vor uns, wie eine Mater doloroſa und die beſing' ich nie!

Nun laßt das nur, Liebetraut! ſagte der alte Konrad: Die Freude bauet ſich nicht überall und zu allen Zeiten ihr Hüttchen. Heute kehrt ſie hier ein, morgen dort, und wo ſie heut entflieht, da kehrt ſie morgen ſo traulich wieder, als ſey ſie nie entfernt geweſen.

Nun in Gottes Namen! Es lebe der Junker von Wangenheim! rief Liebetraut und im vollen Chor tönte es von allen Seiten, die Becher klirrten, die Stimmen erſchollen und unter lautem Jauchzen wurden ſie mit herzlicher Freude geleert.

Als der wilde Taumel vorüber war, Alle die Becher wieder vor ſich hingeſetzt hatten, und Veit, der geſchäftige Wirth zum Einhorn, mit ſeiner mächtigen zinnernen Kanne ſich anſchickte, ſie wieder zu füllen, ſtanden, ohne daß es Jemand bemerkt hatte, zwei Pilger unter der Linde, an welcher die Minneſänger ſaßen. Der Aeltere trug eine Harfe im Arm, der Jüngere, der kaum den Knabenjahren entwachſen zu ſeyn ſchien, hatte an einem goldgewirkten blauen Bande eine zierliche Laute über die Schulter geworfen.

Gott grüß Euch, Ihr Herren vom Thüringer-Lande! ſagte der Aeltere und verneigte ſich mit Anſtand und Würde: Iſt es erlaubt, bei Euch ein wenig zu raſten?

Mit Freuden! rief der alte Wolfram, Schenk von Warzel: mit Freuden, alter Herr! Setzt Euch, dort findet Ihr Geſellen; es ſind die Meiſterſänger unſeres gnädigen Herrn; doch auch bei uns ſeyd Ihr willkommen.

Auf Euer Wohlſeyn! riefen trinkend die beiden Minneſänger zugleich und boten dem Alten einen friſchen Becher. Doch Liebetraut reichte den ſeinen ſchnell dem Jüngeren und ſagte ſcherzend: Gleich und gleich geſellt ſich gern, nicht wahr, junger Herr? Stoßt an und leert. Heda! Veit! ſchnell noch einen Becher für mich! Der junge Pilger nippte nur von dem Wein und gab ihn dem Minneſänger zurück.

Nun, nun! brummte dieſer: Wenn die Kehle nicht beſſer verſteht die Töne zu geben, wie den Wein zu ſchlürfen, ſo ſieht es ſchlecht aus mit Euerm Geſange.

Von wannen kommt Ihr, werther Herr? hob nun der Schenk von Warzel an und trat vor den Pilger.

Aus Paläſtina! antwortete der Alte.

Habt da wohl manchen aus unſerm lieben Vaterlande geſehen?

Manchen.

Ihr war't bei'm Heer?

Ja Herr!

Kanntet Ihr vielleicht den alten Friedrich von Wangenheim?

Wie ſollt' ich nicht?

Er endete unglückvoll! — Oft ſagte ich ihm: Bleib daheim, laß die Pfaffen reden was ſie wollen; was Du dem Reinhardsbrunner feiſten Herrn gethan haſt, kannſt Du hier büßen, ſo gut wie dort. Er hörte nicht, zog mit Weib und einem zarten Kinde hin in's heil'ge Land und iſt nicht heimgekehrt; der Käſernburger hat ihn dort erſchlagen.

Der Alte ſah lächelnd vor ſich hin, in den Augen des jungen Pilgers glühte ein Feuer, als wollte er den alten Schenk durchbohren.

Ja! unterbrach Dietrich von Salza die Stille: Er war unſer Aller Vater. Er führte, zogen wir in den Kampf, unſer Panner, den Löwen, in ſeiner tapfern Fauſt; er war die Zierde des Thüringer-Landes!

Das war er! ſagte der Schenk: Und gedenkt Ihr noch des Feldlagers bei Amiens, als wir zum König Eduard gezogen waren?

Ja, ja! riefen die Jüngern: ſingt doch das Lied vom Ritterſchlag, lieber Meiſter Konrad!

Gern! ſagte der alte Minneſänger und nahm ſeine Harfe. Die Ritter verließen ihre Becher, drängten ſich dicht um den Sänger und ſelbſt Veit, der Wirth, ſprang auf eine Tonne und lauſchte dem Liede; Konrad ſang:

Im vollen Glanz und hoher Pracht
Saß auf dem gold'nen Throne
Der König, um ihn her die Macht
Der Ritter und Barone,
Und Landgraf Friedrich ſtand von fern,
Umgeben von den Seinen,
Die Alle, ſtolz auf ihren Herrn,
Sich treu um ihn vereinen.

Und Englands König hob nun an:
Herr Landgraf, hier im Heere
Wüßt' ich nicht einen Rittersmann,
Der tapf'rer als Ihr wäre,
Und noch habt Ihr als Ritter nicht
Empfangen Kraft und Weihe;
Erlaubt es mir, es iſt bloß Pflicht,
Daß ich ſie Euch verleihe.

Da ſprach der Landgraf Friederich:
Nur wer nie überwunden,
Noch nie vor einem Feinde wich,
Trotz Uebermacht und Wunden,
Vor dieſem nur beug' ich mein Knie,
Die Weihe zu empfangen,
Vor einem Andern aber nie!
Verzeihet dem Verlangen.

Wen Ihr als Würdigen erklärt,
Zum Ritter Euch zu ſchlagen,
Der ſey durch Euer Wort geehrt. —
Wir wollen's nicht verſagen!
Entgegnet König Eduard
Mit freundlicher Geberde,
Und die erſtaunte Menge harrt,
Wen er wohl nennen werde.

Und ſchweigend wendet Friederich
Die ſtolzen Herrſcherſchritte
Nach ſeinen Rittern, neiget ſich
Und ſpricht: Gewährt die Bitte,
Herr Ritter Wangenheim, und weiht
Mit Eurem guten Schwerte
Mich ein zum Ritterorden heut;
Ihr ſeyd's den ich begehrte!

Und feſt und ſtolz, mit hohem Sinn
Und ſonder Furcht und Zagen,
Tritt Wangenheim zum Landgraf hin,
Zum Ritter ihn zu ſchlagen.
Im Namen der Dreieinigkeit!
Spricht kühn der edle Ritter:
Biſt Du mit dieſem Schlag geweiht
Von Deinem Knecht zum Ritter!

Sey edel, wie Dein Vater war,
Sey tapfer, wie die Deinen,
Die hier in nie bezwung'ner Schaar
Sich treu um Dich vereinen.
Sey Menſch, o Herr! Vergiß es nicht,
Daß jeder Deiner Knechte
Genießt vor Gottes Angeſicht
Mit Dir dort gleiche Rechte.

Steh auf mit Gott! Der Landgraf ſtand
Im Kreiſe der Getreuen
Und reicht dem Wangenheim die Hand
Und ſpricht dann: Dank Dir Treuen!
Er führt ihn hin zu Eduards Thron
Und ſagt: Mein Herr und König!
Für ſeine Thaten iſt der Lohn,
Die Ehre viel zu wenig!

Als Meiſter Konrad den Sang beendet hatte, ſchien es, als habe der Pilger neues Leben bekommen; er ſaß nicht mehr gebeugt da, um Vieles größer, majeſtätiſcher ſtand er an die Linde gelehnt und aus ſeinem Auge blitzte Feuer und Leben.

Nicht wahr, Alter! ſagte Dietrich von Salza: ein wack'res Lied? und es thut einem thüringer Herzen wohl, wenn es einen ſo edlen Mann ſeines Vaterlandes nach Würden geehrt ſieht. Auch war es brav vom Landgrafen, daß ihm das Schwert des deutſchen Lehnmannes werther war, als das des fremden Königs.

Schweigt, lieber Herr! ſagte Liebetraut, ihn plötzlich unterbrechend: ich bitt' Euch, ſchweigt! — Dort kömmt ein Mann, der, wo er iſt, immer nur allein ſprechen will; dem müſſen wir Alle ſchweigend gehorchen.

Sie ſchauten ſich um. Da kam ein kleines hageres Männlein auf einem kleinen Grauchen angeritten, das mit einem hohen Federbuſche, gleich einem ſtattlichen Maulthier, geſchmückt und mit Schellen reichlich behangen war; das Männchen war bleich von Geſicht, eine lange gebogene

Naſe trat zwiſchen ein Paar kleinen blitzenden Augen, die gar luſtig anzuſehen waren, keck hervor, ein rothes Wams deckte einen bedeutenden Höcker, die weiten Pluderhoſen von ſchwarz- und roth-wollenem Zeuche ſeine krummen Beine, und von dem Kopfe hing eine lange gelb und grüne Mütze, mit helltönenden Schellen geziert, über den gebogenen Rücken herab. Freundlich nickte der Kleine, mit ſeiner Kappe muſicirend, grüßte höflich und mit geſchäftiger Eile hob ihn Veit von ſeinem Thiere.

Um Gotteswillen, woher kommt Ihr noch ſo ſpät am Abend, Meiſter Klaus? ſagte laut lachend Liebetraut.

I Meiſter! antwortete der Kleine: das will ich Euch gleich berichten, wenn ich nur erſt getrunken habe; denn meinem Witze geht es wie Eurer Muſe, im Trockenen gedeiht ſie nicht. Veit kam auch ſchon mit einem ſtattlichen Becher gelaufen, den Meiſter Klaus, anſtändig gegen die Umſtehenden ſich verneigend, leerte.

Nun? hob Liebetraut wieder neckend an: woher noch ſo ſpät?

I nun, von Eiſenach; ſind dort ſo viel Narren beiſammen, daß für mich kein Plätzchen mehr übrig blieb; da wanderte ich auf meinem Grauchen meinem alten Neſte, der Wartburg zu, hörte von weitem den Lärm Eures Gelages und da mein wohlgezogenes Thier nicht leicht bei einer Herberge vorbeigeht, ohne zu raſten und beſonders nicht die zum Einhorn — Veit verbeugte ſich — ſo ließ ich ihm ſeinen Willen und bin nun hier.

Und findet hier doch keinen Narren, der Euch weiter treibt!

Wenn Ihr mich heute nicht verjagt, Meiſter Liebetraut, ſo bleib' ich noch ein Weilchen bei Euch. Aber wer ſitzt denn da? fuhr er fort, ſich zu dem Pilger vom heiligen Lande wendend: Ihr ſeht ja ſo ernſt und finſter aus, daß Ihr unter dieſem Häuflein luſtiger Geſellen wie eine Eule unter Sperlingen daſitzt! Friſch auf, ſingt, trinkt, der Wein erfriſcht den matten Geiſt, wie die trockene Kehle, nehmt, trinkt; denn wollt Ihr unter Wölfen ſeyn, müßt Ihr auch mit ihnen heulen.

Laßt mich in Ruh! ſagte der Pilger unmuthig.

Nun, nun! meinte Klaus: Einen guten Trunk und ein fröhliches Willkommen muß Niemand ausſchlagen. Trinkt, ſeyd frohes Muthes, verjagt die Grillen und gönnt dem Scherz eine fröhliche Herberge bei Euch.

Laßt mir meinen Ernſt, behaltet Euern Scherz, er iſt nun einmal Euer Eigenthum! entgegnete der Pilger.

Eigenthum? rief Klaus lachend: wie Ihr doch irrt! Wir leihen ihn nur von Andern und zahlen dann gute Zinſen, er iſt nicht unſer Eigenthum. Wir ſind nur wie die Köche; was in ihre Küche geliefert wird, müſſen ſie bereiten, ſie mögen wollen oder nicht. So geht es auch mit uns.

Nun da hüte man ſich vor Spenden! unterbrach ihn Liebetraut.

Gern oder ungern, ein Jeder muß das Seine beitragen, er mag wollen oder nicht! fuhr Klaus fort: Die Hofſchranzen liefern uns die ſchnatternden Enten, die flüchtigen Haſen, die Pfaffen die feiſten welſchen Hähne, die zarten Jungfrauen bringen uns, ſüß verſchämt, die weißen Tauben und ſeufzend legen ſie die zärtlichen Thierchen in unſern Schooß. Die ehrbare Hausfrau ſteckt das Huhn in unſern Topf, der Bauer bringt uns das geduldige Schaf, das ſich ruhig ſcheeren läßt, ehe man es ſchlachtet.

Und der ehrſame Bürger? fiel ihm Veit in die Rede.

Der bringt uns einen unverfälſchten Trunk Wein, wenn er geſcheit iſt. Veit verſtand den Kleinen; ſchnell war der Becher mit Naumburger gefüllt.

Und der Minneſänger? fragte Liebetraut.

Hm! ſagte Klaus, den Becher leerend: Der bringt blutwenig; denn Alles, was er hat, iſt eitel Dunſt und Luft, und das zieht wie die Hexen zum Schornſtein hinaus, ohne daß es zu etwas nützt, als zum Böſen. —

— Doch, fuhr er nach einer kleinen Pauſe fort: da wir ſo nah mit ihm verwandt ſind, ſtellen wir ihn bei'm Bratenwender an, da mag er drehen und wenden, bis ſein Braten gar iſt.

Und ſein Lohn? fragte Meiſter Konrad lächelnd.

Iſt die holde Muſik des Bratenwenders. Das Pfeifen und Knarren lohnt ihn ſchon, denn dieß hält er für Sphärenklang, den er ſich mit Müh' und Noth erdreht hat. Sonſt bekommt er nichts.

Er iſt es ſchon gewohnt, im Reich der Phantaſie am Göttertiſch zu ſchwelgen und bei'm Erdenmahl zu darben. Doch, mein junger Herr! ſagte er, ſich plötzlich nach dem jungen Pilger wendend: Auch Ihr ſeht ſo düſter und ſchweigend vor Euch hin. Wenn die Jugend nicht fröhlich hinausblicken will in die weite Gotteswelt, wer ſoll es denn?

Veit wollte wieder einſchenken, da nahm er ſeine Kappe ab, ſetzte ſie über den leeren Becher und ſagte mit ernſtem Tone: Decke den Geleerten, Du, meine treue Kappe, auf daß Veit ihn nicht wieder fülle und meine Augen klar bleiben, das Verborgene zu ſchauen. —

Alter Herr! fuhr er nun freundlich zu dem Pilger tretend fort: verzeiht mir, wenn ich nach Euerem Namen frage.

Macht doch der Name nicht den Mann! entgegnete dieſer ruhig.

Aber auch nicht der Mann den Namen. Nun ſo gebt Ihr mir Beſcheid, junger Herr! fuhr er fort, ſich nach dem Jüngeren wendend.

Auch dieſer ſchwieg. — Nun denn, Herr Namenlos — hob er lachend nach einer kleinen Pauſe an: ohne Namen ſeyd Ihr und wollt es noch bleiben? Kenn' Euch doch! ſagte er heimlich, ſich zu ihm wendend: Die Gräber öffnen ſich, die Todten ſtehen auf.

Schweig! ſagte der Pilger leiſe: Schweig, Klaus!

In welcher Herberge ſeyd Ihr eingekehrt, lieber Herr? hob er nach einem Weilchen laut an.

In keiner! entgegnete der Alte: So lange mir noch die liebe Sonne freundlich entgegen ſcheint, ſo lange zieh ich nicht in die Herberge und bleibe unter dem großen Himmels-Dome. Freilich, wenn die Nacht ihren Mantel ausbreitet und ſie die funkelnden Lichter anzündet, dann weht es zu kühl um die grauen Locken und ich ſteige zu Neſt und ſehne mich nach dem freundlichen Morgen, wo ich meine Wallfahrt wieder beginnen kann.

Nun, dann kommt mit mir zur Wartburg, ſagte der Kleine: ſetzt Euch auf mein Thier und reitet den Bergpfad hinauf.

Da ſah ihn der Pilger faſt zornig an und ſagte mit Unmuth: Setzt Euch nur auf Euer graues Thier und reitet voraus; ich will mit meinem Gefährten Euch folgen, kenne den Weg ſchon und reite auf keinem Eſel. Er nahm die Harfe, dankte freundlich den Umſtehenden und wanderte mit feſtem Schritte voran; der junge Pilger folgte ſchweigend nach.

2.

Während dieſes im Einhorn ſich begab, war man im Schloſſe zu Eiſenach, wo Landgraf Friedrich während des Turniers ſein Hoflager hielt, mit ernſteren Dingen beſchäftigt.

Frau Eliſabeth, die junge Vermählte des Burggrafen Friedrich von Nürnberg, war von früher Jugend an dem Fräulein Emma von Käfernburg innig gewogen. Die Mutter des Landgrafen, die würdige Eliſabeth, hatte Emma nach Gotha an ihr Hoflager genommen und dort mütterlich für ſie geſorgt. Hier war der innige Freundſchaftbund zwiſchen Beiden geſchloſſen worden.

Viele freieten um die reiche Grafentochter, aber Niemandem war ſie hold, als dem Ritter

Eberhard von Wangenheim, den auch die alte Landgräfin, wie überhaupt alle Wangenheime, ſehr werth und in Ehren hielt. Sie erinnerte ſich noch wohl des treuen Beiſtandes, den dieſes tapfere Geſchlecht ihrem in Gott verſchiedenen Eheherrn in den unzähligen Fehden, die er ſo ritterlich beſtanden, geleiſtet hatte. Sie freute ſich daher innig, als ſie die aufkeimende Neigung Beider ſah, und ehe Eberhards Vater, der alte würdige Ritter Friedrich, nach Paläſtina zog, ſegnete er das heilige Verlöbniß der Liebenden; ſeine Rückkehr ſollten ſie erwarten, ehe der Prieſter ſie vereinte. Doch der Edle kehrte nicht zurück. Statt ſeiner erſcholl die Kunde, er ſey im gelobten Lande durch den Grafen von Käfernburg, Emma's Bruder, meuchlings erſchlagen und Wangenheims Schweſter, die mit ihrer Mutter den Vater begleitet hatte, verſchwunden, wahrſcheinlich von ihm, den man in dieſer Art ſchon als einen Wüſtling kannte, entführt.

Ohne die Gluth der Liebe in ihrem Herzen zu löſchen, trat die Begebenheit feindlich zwiſchen die Verlobten. Das zahlreiche Geſchlecht der Wangenheime rief Eberhard zur Rache auf, und ſein eigenes Herz, ſein Gefühl für Ehre und Recht riefen noch lauter. Er ſchwur dem Grafen ewige Fehde und weder die Bitten ſeiner Emma, noch das ernſte Einmiſchen des Landgrafen, den die beiden Eliſabeths anlagen die Fehde zu verhindern, vermochten den Ritter, ſeinen Entſchluß zu ändern. Als daher Graf Rudolph von Käfernburg, plötzlich aus Paläſtina kehrend, auf der Elgersburg einritt, verſammelten ſich die Wangenheimer, berennten, ſtürmten ſie, und faſt ohne Widerſtand fiel ſie und der ſonſt ſo mannhafte Rudolph in ihre Hände.

Emma liebte ihren Bruder zärtlich. Tadelte ſie auch ſein wildes, ungeſtümes Leben, konnte ſie auch den Flatterſinn nicht billigen, mit dem er von Blume zu Blume geſchwärmt hatte, ſo kannte ſie doch ſein edles, gefühlvolles Herz, welches die Rauheit ſeiner Kampfgeſellen und das wilde Treiben nie ganz unterdrücken konnten. Nur ſie allein kannte den Zauber, der dieſen Wilden nach Paläſtina zog, ſie allein wußte es, daß Ida von Wangenheim, ihres Eberhards Schweſter, der Magnet ſey, der den Unſtäten innig und feſt anzog. Sie ſchwieg, — denn ſie fürchtete noch den Flatterſinn ihres Bruders und hoffte erſt Alles von der Zeit.

Als er zurückkehrte, ſah ſie ihn nur einen Augenblick. Still, in ſich gekehrt, abgeſtorben für ihre Liebkoſungen, war ſein Herz für ſie verſchloſſen. Daß der alte Wangenheim, dieſer Stern der thüringiſchen Ritter, durch ſeine Hand, jedoch im ehrlichen Kampf, gefallen ſey, leugnete er nicht — Ida aber — ſagte er: ſey verſchwunden, und mit ihr ſein Glück. Dieß war Alles, was die theilnehmende Schweſter von ihm erfahren konnte und was ſie ihrem Eberhard mittheilte, als er vor die Elgersburg zog.

Seit dieſem Tage hatte ſie den Geliebten nicht wieder geſehen. Weder der Anſtand, noch ihre Pflicht erlaubten das, ſie mußten ihre Verbindung aufheben, da die Geſchlechter ſich in Fehde getrennt hatten, ſie mußte, ſollte auch ihr Herz brechen, alle Gemeinſchaft mit dem Manne aufgeben, der ihren Bruder in engem Gewahrſam hielt, und ihn dem Schatten des ermordeten Vaters zum blutigen Opfer geweiht hatte.

Aber wie klopfte dieſes Herz, als ſie den ſtattlichen Eberhard bei'm Turnier wieder erblickte und ihn dort einreiten ſah, wie klopfte es lauter, als Graf Philipp von Hohenſtein ſich ihm gegenüber ſtellte, und bei dem erſten Rennen in den Sand geſtreckt wurde. Vor Wonne und Liebe glühte ihr Auge, als er noch immer ſiegreich in den Schranken hielt und jeden ſeiner Gegner zu Boden warf. Sie vergaß ihren Bruder, ſie vergaß die drohende Zukunft; nur der Geliebte ſtand als Sieger vor ihr und erntete den Jubel der Menge. Da ritt Graf Günther von Schwarzburg ein, dieſer ehrenwerthe, tapfere Thüringer, der ſpäterhin ſeinen Lorbeer um die Kaiſerkrone wand; er trat ihm entgegen. Emmas Herz klopfte heftig, Günther war der Held ſeiner Zeit und in jedem Kampfe unüberwindlich. Eberhard begrüßte ihn und Emma — o Liebe, mächtige Zauberin, die Alles, Alles vergeſſen lehrt, nur nicht den Geliebten! — Emma ließ ihren Handſchuh vom Balkon fallen; Eberhard gewahrte es, verbeugte ſich entſchuldigend gegen den Schwarzburger, wendete ſein Roß hin wo der Handſchuh lag, ſprang ab, ergriff ihn, drückte ihn an ſein Herz, befeſtigte ihn an ſeinem Helm und hielt ſich nun für unüberwindlich.

Emma erröthete. Du haſt gefehlt! rief ihr verweiſend, doch leiſe, die Landgräfin Eliſabeth zu, und ſich beugend, die Hand auf's Herz legend, vermochte die Beſchämte nicht ſich zu entſchuldigen. Da tönten die Trompeten, die Roſſe flogen durch die Bahn, des Schwarzburgers Lanze traf des Wangenheimers Schild; er wankte, doch blieb er feſt im Sattel. Er hatte ſeine Lanze geſenkt und den Grafen nicht berührt.

Was ſoll das? fragte Günther, ſein arabiſches Roß anhaltend: was ſoll das, Junker von Wangenheim?

Meine Ehrfurcht dem mannhafteſten Ritter des Sachſenlandes bezeigen! ſagte Eberhard beſcheiden: vor deſſen Ruhm ich mich beuge, wie meine Lanze vor der ſeinigen.

Ich danke Euch, Junker! ſagte der Graf: doch das nächſte Mal erbitte ich mir ihre Spitze — ſonſt —

Wie Ihr befehlt! rief Eberhard und ſprengte zurück. Sie rennten; unerſchütterlich blieben Beide im Sattel, die Lanzen zerſtoben. Sie trafen ſich noch ein Mal, Eberhard blieb feſt, der Graf wankte, jedoch nur wenig; da warf der Landgraf den Stab in die Bahn, den Kampf zu beenden. Der erſte Dank wurde dem Ritter Eberhard zugeſprochen, Graf Günther ſelbſt führte ihn dem Throne zu.

Als er vor der Burggräfin kniete, den ſchön vergoldeten Helm zu empfangen, welcher der Preis des Siegers war, ſtand Emma hinter dieſer und hoch glühte ihre Wange vor Entzükken und Liebe.

Die Burggräfin ſprach: Gleich Euerm edlen Vater, dem Ritter Friedrich von Wangenheim, habt Ihr Euch als der beßte der Kämpfer gezeigt, ſeyd ihm auch gleich an edlem Gemüth und an Achtung der Frauen, gewährt mir eine Bitte, deren Erfüllung ich, die Tochter Eures Fürſten, von Euch hier vor Thüringens verſammelten Edlen heiſche.

Iſt es nicht gegen Gott, meine Ehre und meinen Herrn, ſagte Eberhard ſich neigend: ſo werd' ich es meiner gnädigſten Frau nicht verſagen und weihe mich hiermit zu ihrem dienenden Ritter.

Nun denn. Gebt Rudolph von Käfernburg

frei! ſagte die Burggräſin und ſah mit ungewiſſem Blick auf den Ritter.

Ihr habt es befohlen, es ſey! rief er: noch heute ſey er frei und da der Kahlenberg von Eiſenach nicht weit entfernt iſt, ſo kann' er Euch morgen ſchon ſeinen Dank abſtatten.

Kaum daß die Landgräſin Eliſabeth die vor Freude glühende Emma zurückhalten konnte, ſo ſehr hatten ſie Eberhards Worte beglückt. Doch dieſer trat jetzt vor den Landgrafen und ſprach mit ernſter Würde:

Der gnädigen Frau Befehl werd' ich gehorchen, Herr Landgraf, doch bitt' ich Euch, mir nach dem alten Ritterbrauch und Recht ein freies Gottesurtheil zu gönnen, es entſcheide über mich und den Käfernburger!

Ich kann es Euch nicht verweigern; ſagte der Landgraf finſter: doch bis das Feſt beendet iſt, ruhe jede Fehde; dann thut, wie es Euch gut dünkt.

Das Turnier war beendet, das letzte Banquet begann. Eberhard ſtand im hohen Bogenfenſter und ſchaute nach Emma, welcher er nicht zu nahen wagte. Noch ſchmückte der Handſchuh ſein Barret, noch flohen verſtohlene Blicke hinüber zu ihm, dem Helden, und oft begegneten ſie den ſeinigen, die bittend zu fragen ſchienen: was willſt Du von mir, unverſöhnliches Herz? Aber die Lippen ſchwiegen, ſie blieben getrennt; feindlich ſtanden ſie ſich mit liebendem Herzen einander gegenüber.

Herr! unterbrach dieſes ſtumme Geſpräch Meiſter Klaus: Wäre des Hohenſteiners Lanze ſo ſcharf geweſen, wie die Blicke aus Fräulein Emmas Augen, er hätte Euch wahrlich durch und durch gerannt! Eberhard ſah ihn mürriſch an. — Nun lieber Herr! fuhr Klaus mit einem nur ihm eigenen Tone fort, den er annahm, wenn er es mit Jemand recht herzlich meinte: Nicht ſo launiſch! — Dem Sieger ziemt eine frohe Stirn und hätt' ich ein Liebchen, ſo ſchön wie das Eure, ich kümmerte mich nicht um die ganze Welt. Seyd fein munter, nehmt Fräulein Emmas Hand, ſchwebt mit Ihr durch die Reihen, verſöhnt Euch mit dem wilden Fant, der dort am Kamine mit der Burggräfin ſpricht und führt die Schweſter als Hausfrau heim auf Eure Burg. Eberhard antwortete nicht.

Ihr ſtoßt meinen wohlgemeinten Rath zurück? Nun wohl, ich will Euch nicht weiter damit beläſtigen; nur erſuche ich Euch: ſeyd heute Abend in der Dämmerung, wenn der Abendſtern ſeine erſten Funken ſprüht, im Garten.

Was ſoll ich dort?

Werdet ſchon das Weitere erfahren. — Doch ſtill, es geht zur Tafel. — Nehmt Eure Dame, Euch gebührt der Ehrenplatz; ich muß voran, lebt wohl!

3.

Die hohen Flügelthüren des Ritterſaales öffneten ſich und die ſchwer beſetzte Tafel ſtrahlte mit ihren hundert Kerzen im herrlichſten Glanze ihnen entgegen. Die Spenderin des Dankes führend, ſo gebot es die Sitte der Zeit, trat Eberhard ein. Trompeten erſchallten, der Becher ging fleißig in der Runde. Eberhard war ſtill und ſah ſchweigend vor ſich hin; doch unwillkührlich blickt' er ſchon bei'm erſten Trunke nach Emma, die ſeitwärts von ihm ſaß und auch ihren Blick nach ihm wandte. Sie ſenkte ihn ſchnell, drückte aber in dem nämlichen Augenblick einen Vergißmeinnicht-Strauß, der ihren Buſen ſchmückte, feſt und innig an ihr Herz. Hinter ihrem Stuhle ſtand Meiſter Klaus und ſchien den Ritter aufmerkſam zu beobachten; jetzt neigte er ſich und ſprach leiſe mit dem Fräulein. Eberhard ſah wie dieſe erröthete, nicht vor Scham, es war ſicher vor Freude, denn hell glänzte ihr Auge, ſah nach ihm, ach! und in dieſem Blicke lag ſo viel Ausdruck, ſo viel Innigkeit! Der gute Ritter grübelte, was wohl der ewig neckende Narr ihr Fröhliches könnte verkündet haben, während dieſer immer noch leiſe mit ihr ſprach, doch jetzt ſchnell den Saal verließ.

Bald kam er zurück. — Gnädiger Herr! hob er an: Da draußen ſtehen zwei Pilger, es ſind Minneſänger, wie es ſcheint, die eingelaſſen zu werden wünſchen, um mit ihrem Sange das Feſt zu verſchönen. Könnt ſie begleiten, Meiſter Konrad und auch Ihr, Meiſter Liebetraut, wenn der Kunſtneid Eure Kehlen nicht verſtimmt hat.

Laß ſie kommen! ſagte der Landgraf freundlich. Sie traten ein, es waren die Pilger vom gelobten Lande. Reicht ihnen einen Becher Wein, Fräulein Emma! befahl der Landgraf: Er mundet den Minneſängern am beſten, kredenzt ihn die Schönheit.

Emma ſtand auf, nahm zwei Becher und nahte den Pilgern. Nehmt, guter Alter! ſagte ſie, ſich verneigend: Trinkt auf das Wohl der Euren, und Ihr, junger Herr! fuhr ſie fort und ſah dem Jüngling mit neugierigem Blick in's Auge: möge dieſer Wein, den ich Euch reiche, den Kummer verſcheuchen, der auf Eurer Stirn ſich ſchon ſo früh zeigt! — Sie ſah ihn hierbei forſchend an; die Pilger dankten der freundlichen Spenderin.

Iſt es erlaubt, Herr Landgraf, ein Lied zu ſingen? hob nun der Alte an. Zwar verläßt uns im Alter die Kunſt, die Stimme iſt nur noch das ſchwache Echo vergangener Tage und dieſer Burſche hier noch zu jung, um in die Reihe der würdigen Minneſänger, die ich hier an Eurem Hofe erblicke, zu treten, und doch möchte ich Euch, mein gnädiger Herr, für Eure freundliche Aufnahme gern ergötzen.

Singt, guter Alter! ſagte die Burggräfin mit freundlicher Stimme: ſingt, ſo gut Ihr könnt, wir hören willig zu.

Der Alte ſetzte ſich auf einen Seſſel, den ihm Meiſter Klaus brachte; die Trompeten ſchwiegen und er begann:

Ein Rittersmann zog in's heilige Land,
Das Grab des Erlöſers zu ſchauen,
Und als er an dem Heil'gen ſtand
Mit fromm-gläubigem Vertrauen,
Da hob er ſein Auge zum Himmel hinauf
Und faltete betend die Hände
Und rief: O Vater, nimm mich nun auf,
Daß ſich mein Leiden hier ende!

Und auf that ſich jetzt das himmliſche Thor
Vor ſeinen erleuchteten Blicken;
Er ſah dort der Engel heiligen Chor
Anbetend im frommen Entzücken,
Und ringsum im Sternen-Dome des Herrn
Ertönten der Himmliſchen Lieder;
Doch vor ihm da ſenkte ein leuchtender Stern
Am Grabe des Herren ſich nieder.

Und immer heller glänzte ſein Licht
Und breitete aus ſeinen Schimmer,
Und leuchtete hell ihm in's Angeſicht —
So wohl war's dem Pilgersmann nimmer,

Und aus dieſer Gluth trat ſtrahlend und groß
Ein Engelgebild ihm entgegen,
Und ſchüttete Blumen aus ſeinem Schooß
Und ſprach: Sie ſpenden Dir Segen!

Geh heim, Du Erwählter, in Freud und in Ruh,
Dir iſt Deine Sünde vergeben!
Und ſchließt einſt der Tod die Augen Dir zu,
Gehſt heim Du in's ewige Leben!
Er lächelte freundlich, er ſchwang ſich empor,
Sein Auge ſtrahlte Entzücken,
Und hinter ihm ſchloß ſich das himmliſche Thor
Für immer den irdiſchen Blicken.

Während des Sanges ſchaute Emma unverwandt nach dem jungen Pilger; auch er ſchien ſie zu bemerken, auch er ſah mit bedeutungvollem Blicke nach ihr hin. Nur manchmal ſchien er noch Jemand zu ſuchen, ſo forſchend ſchweiſten ſeine Augen dann umher und ſenkten ſich ſtill und traurig wieder.

Singt Ihr nicht auch ein Liedchen, junger Mann? ſagte jetzt der Landgraf, ſich zu ihm wendend.

Er iſt noch ſo ſchüchtern! erwiederte der Alte: Kaum den Knabenjahren entwachſen, gleicht ſeine

Stimme mehr der eines Mädchens — wenn Ihr aber befehlt —

Sing' ein Lied hoffnungloſer Minne, mein ſchmucker Burſche! rief jetzt Klaus: Du ſiehſt mir gerade aus, als wenn Dich die alte gute Hoffnung verlaſſen hätte.

Ich ſoll ein Lied der hoffnungloſen Liebe ſingen? ſagte der Jüngling mit ſanft tönender Stimme: Lieber Meiſter Klaus, warum die Saiten meines Innern ſo rauh berühren? — Doch, fuhr er nach einer kleinen Pauſe fort: der gnädige Herr verlangt es — es ſey! — Er nahm ſeine Zither und ſang:

Kann mir wohl ein Lied gelingen,
Wenn das Herz laut, ſtürmiſch ſchlägt?
Kann ich wohl der Freude ſingen,
Wenn der Schmerz mich heimwärts trägt?
Was ich kann aus mir erringen,
Tief bekümmert, tief bewegt,
Will ich in Erinn'rung tauchen,
Aus in Schmerzenstönen hauchen!

Was ich lieb', iſt mir verloren,
Was ich liebe, haſſet ſich,

Was zur Freude mir geboren,
Ward zur bittern Qual für mich;
Fruchtlos hab' ich Dich beſchworen,
Grauſes Schickſal, fliehe mich!
Doch Du folgteſt meinen Wegen
Ohne Troſt und ohne Segen.

Kann ich Deinen Arm bekämpfen,
Trotzen Deiner finſtern Macht? —
Kann ich dieſe Gluthen dämpfen,
Welche Liebe angefacht?
Kann ich mit dem Mächt'gen kämpfen,
Siegen in des Sturmes Nacht?
Ach, ich kann nur troſtlos weinen,
Liebe, Haß und Schmerz vereinen!

Darum ſchweig' mit Deinen Klagen,
Herz! Dein Morgentraum iſt hin!
Nimmer wird es in mir tagen,
Ewig Nacht iſt's, wo ich bin!
All mein Sehnen, all mein Klagen,
Meiner Wehmuth trüber Sinn
Ruft der Liebe traute Lieder,
Ruft mir jene Zeit nicht wieder!

Doch kaum vermochte er ſein Lied zu beenden, ſo tief hatte ihn die Wehmuth ergriffen.

Der Graf von Käfernburg, der während der ganzen Mahlzeit ſtumm vor ſich niedergeblickt hatte, wurde ſchon bei den erſten Tönen des Liedes aufmerkſam. Er wendete ſich nach dem jugendlichen Sänger, ihm war es, als ob er bekannte Züge in dieſem ſchwermuthvollen Geſicht erblicke, doch ſahen die blauen Augen unter ſchwarzen Augenbrauen ſo unbekannt und doch ſo forſchend nach ihm, das lange ſchwarze Haar, was bis tief auf das Wams herabhing, ſchien die bekannten Züge wieder zu verwiſchen und der unſtäte Blick des Sängers, der, wenn er auch oft dem ſeinigen begegnete, nie lange verweilte, ließ ihn kein Bild der Erinnerung ganz ausmalen und nur Nebelſchatten flogen an ihm vorüber.

Auch ſchauete der Ritter von Wangenheim unverwandt nach dem lieblichen Knaben. Doch ſchien es nicht, als ſuche er ihn zu erkennen, mehr beſchäftigte ihn die freundliche Bemühung Emmas um den jungen Pilger, dem ſie mit gar höflicher Sitte und faſt innigem Blick den Becher, ſchon wieder kredenzte. Er lauſchte mit geſchärftem Ohr auf jedes Wort, was ſie ſprach, und als der Jüngling den Becher ergriff, nur leiſe vom goldenen Weine nippte und mit herzlichem Tone zu dem Fräulein ſprach: Mögt Ihr immer ein treues Herz finden, das ſeine Treue durch Sturm und Wetter bewahrt! — als Emma mit forſchendem Blick den Jüngling betrachtete und ihm freundlich aber leiſe erwiederte: Eure Gegenwart thut meinem Herzen wohl! — da zogen ſich die Augenbrauen des Ritters finſter zuſammen und ſeine Fauſt ballte ſich krampfhaft.

Die Tafel ward aufgehoben, der Tanz begann und beſcheiden traten die Pilger von fern zurück, der wogenden Menge zuſchauend. Der Ritter Eberhard, der Sieger im Turnier, eröffnete ihn mit der Burggräfin, der Burggraf folgte mit Emma von Käfernburg. In langſamen Windungen drehten ſich nach vaterländiſcher Sitte die ſchönen Paare, verſchlangen ſich und löſten in zierlichen Windungen ſich wieder auf. Emmas Blick ruhte bei jeder Bewegung auf dem jungen Pilger. Dieß entging dem Ritter Eberhard nicht; er glaubte ſogar einen freundlichen Blick, ein leiſes Zunicken des Fräuleins vertraulich von dem jungen Pilger erwiedert zu ſehen. Eiferſucht entbrannte in ſeinem Herzen und trieb ihn aus dem hell erleuchteten Saal in die finſt're Nacht hinaus.

Da hörte er leiſe Tritte ihm folgen und als er in den tiefen Bogengang des Gartens trat, tönten die Glöckchen Klauſens hinter ihm. Er wollte ihm aus dem Wege gehen, doch wohin ihn ſeine Füße trugen, folgte ihm der Narr, als wär' er ſein Schatten. Endlich wendete ſich der Ritter und fragte mit rauhem Ton: Warum verfolgt Ihr mich, Klaus? Laßt mich heute mit Eurem Witz in Ruhe; ich bin nicht aufgelegt zum Scherzen.

Eben deßhalb folg' ich Euch, Ritter! ſagte der Kleine: ich beſtellte Euch ja hierher. Wo Scherz, Freude und Luſt ihr Weſen treiben, da iſt der Narr überflüſſig; wo ſich aber der Trübſinn und die Melancholie in das Herz geſchlichen haben, da tönen die Glöckchen des Narren ſo lange, bis der finſtere Dämon verjagt iſt, und glaubt es mir, lieber Herr, ſie treiben dieſen Teufel viel ſchneller aus, als das Weihwaſſer des Pater Beichtigers.

Und was ſoll das Alles? fragte der Ritter, noch mürriſch.

Euch zeigen, daß meine Gegenwart Euch Noth thut, daß ich willig und bereit, auch gerüſtet bin, den böſen Feind, der Euch jetzt plagt, auszutreiben, indem ich Euch ſage, daß Ihr ein größerer Narr ſeyd als ich.

Klaus! rief der Ritter entrüſtet.

Ihr glaubt mir's wohl nicht? unterbrach der Narr die Drohung: ſo hört mich an; verſprecht mir aber zuvor, mich nicht zu unterbrechen, nicht mit Worten, Schelten oder Schlägen, denn keins von alle dem kann ich vertragen. Nun, wollt Ihr?

Der Ritter, dem Narren ſonſt wohlgewogen, wußte ſich die ſonderbaren Reden nicht zu reimen und nickte bejahend.

Klaus trat gravitätiſch vor ihn und hob an: Ihr liebt und haſſet. Euer Blick gibt Fräulein Emma Leben, Euer Arm den Tod. Ihr wollt ihr entſagen und gönnt ſie keinem Andern; Ihr entzieht ihr Eure Blicke und wehe ihr, wenn die ihrigen nicht Euch treffen! Ihr möchtet ſie die Eure nennen, und mit dem Schwertſchlag, der ihren Bruder trifft, ſtoßt Ihr ſie für immer von Euch. Ihre Liebe iſt Euer Himmel und von der Himmelspforte hinweg laßt Ihr Euch vom Haß zur Hölle führen. Iſt dem nicht alſo?

Und was ſoll Alles dieß?

Euch einen Spiegel vorhalten, worin Ihr Euer Konterfei erblicken könnt. — Lieber Ritter! fuhr er zutraulich fort: Ihr ſeyd ein tüchtiger Streiter, nur im Kampfe mit Euch ſelbſt unterliegt Ihr ſtets, deßhalb —

Nun? endet, denn die Geduld vergeht mir! unterbrach ihn Eberhard.

Deßhalb rath' ich Euch —

Zur Verſöhnung? fiel ihm der Ritter heftig in die Rede: Nie, nie!

Gott bewahre mich vor der Sünde! ſagte Klaus: Blut muß fließen, recht viel Blut! An Eurer Stelle könnte ich die drei Tage gar nicht mehr abwarten. Heute iſt das Feſt zu Ende, heute bät' ich den Landgrafen, den Tag des Kampfes auf morgen anzuſtellen, damit ich ſobald als möglich meines Lebens oder meiner Rache quitt würde. Ich ſtieße ſchon morgen mein Schwert in des Käſernburgers Herz und träte dann mit der blutigen Waffe hin vor Fräulein Emma und dät' um den Dank!

Er ſprang ſeitwärts in die Hecken und als noch von fern ſeine Glöckchen leiſe tönten, ſtand der Ritter noch feſt, wie eingewurzelt, auf ſeiner Stelle und nur das dumpfe Wort: Morgen! ſprach er dumpf vor ſich hin.

Da ſchwebten im Mondlichte weiße Geſtalten quer über den Buchengang, in dem er noch ſinnend ſtand. Es ſchienen ihm Frauen, es ſchien ihm Emma zu ſeyn. Wohin? rief er; doch ſie flohen vorüber und verſchwanden. — Iſt das ein Traum? fuhr er fort, ſeine Sinne ſammelnd: war es Ida, meine unglückliche Schweſter, die mir als Geiſt erſchien? — War es Emmas Geiſt, den ſie zur himmliſchen Wohnung abrief? War es ein mahnendes Bild, das mir ein guter Engel zur Warnung zeigte? Oder — hier ſchritt er raſch vorwärts, ſeine Hand fuhr krampfhaft nach der wehrloſen Seite und ballte ſich dann, gen Himmel gehoben: — war ſie es wirklich!? rief er aus, eilte ihnen nach und wand ſich durch Gänge und Hecken. Aber es war ſtill, nur die Trompeten ſchmetterten durch die ſtille Luſt, die Pauken wirbelten zu dem ſchaurigen Rauſchen der Bäume, hie und da flötete eine Nachtigall in dem lauen Abendwind, wenn die Muſik auf der Burg ſchwieg und lockte die ſpröde Braut.

Ach! rief er aus und warf ſich auf eine Raſenbank: Wenn ich auch eben ſo lieblich und zart flötete wie du, ſie folgte doch nicht meinem Laute, ſie hüpfte nicht von Zweig zu Zweig mir entgegen, ſie entflöh' dem lockenden Tone. — Sieh, da ſchimmerte von fern ein weißes Gewand durch die dunkle Roſenhecke, ein leiſes Flüſtern trug der Nachtwind zu ihm herüber. Er ſprang auf, ſchlich näher, die Töne wurden vernehmlicher. Gott, ſie iſt's! rief er aus und der Schmerz verſchlang den Ton ſeiner Stimme: Sie iſt's! Emma iſt's!

O meine Geliebte! rief eine Stimme, die ihm nicht ganz fremd ſchien: Darf ich Deinem Herzen vertrauen?

Dein bleibt es auf ewig! rief Emma.

Da trat Eberhard aus dem Gebüſch und vor ihm lag Emma in den Armen des jungen

Pilgers und beſiegelte den Liebebund mit einem innigen Kuß.

Ah! rief der Ritter donnernd und dieſer furchtbare Ton ſchreckte die Umfangenen auf. Emma ſtürzte fort, der Pilger wollte folgen; doch die mächtige Fauſt des Ritters hielt den Jüngling feſt, der erſchrocken zu ſeinen Füßen ſank und krampfhaft ſeine Kniee umfaßte.

Einem ſolchen Knaben, der wie ein Wurm ſich zu meinen Füßen windet, opfert ſie mein Herz? Flieh, elender Weichling! rief er aus und ſtieß ihn unſanft von ſich: flieh auf immer das Antlitz Eberhards von Wangenheim, denn bei Gott! wo er Dich trifft, zermalmt Dich ſeine Fauſt! Er wandte ihm den Rücken und ging.

Dieſer Augenblick hatte ihn beſtimmt, die Unruhe ſeines Herzens war geſtillt. Der Geiſt ſeines gemordeten Vaters, der Geiſt ſeiner unglücklichen Schweſter umſchwebten ihn nur allein und er folgte freudig ihrem mahnenden Winke. Emma hielt ihn nicht mehr zurück, ihr Bild war aus ſeinem liebenden Herzen verwiſcht, Rache, blutige Rache allein begleitete ihn in den hohen

Ritterſaal, in welchen er, düſter vor ſich blickend, eintrat.

Das Erſte, was ſein Auge ſah, war Emmas liebliche Geſtalt, die, an einen Pfeiler gelehnt, mit dem Narren ſprach und unbefangen, faſt zärtlich des Ritters flammendem Blicke begegnete.

Und ſie wagt es, vor mir zu erſcheinen? dachte er mit Ingrimm: und ſie ſteht und ſchaut nach mir mit ruhigem, ſchuldloſen, liebenden Blick, als ſey ſie eine Heilige, die eben ein frommes Werk vollführt? O Weiber, Weiber! Verſtellung iſt das Wiegengeſchenk, das eine betrügliche Fee Euch reichte! Ihr ſtoßt uns den Dolch in's Herz und träufelt dann mit ſanfter Hand den Balſam auf die Wunde, die wie Feuer brennt und das Gift durch alle unſere Adern jagt! Er ſah noch einmal auf; noch ſtand ſie da, noch ſah ſie freundlich und ruhig nach ihm hin. Das iſt zu viel! murmelte er vor ſich, wendete ihr den Rücken und wollte den Ritterſaal verlaſſen; doch ſuchte ſein Auge noch die Pilger, ſie waren verſchwunden. Da trat der Landgraf ihm entgegen.

Warum ſo düſter, Ritter Wangenheim? fragte der Ernſte: Ihr nehmet keinen Theil an dem Feſte? der Held des Tages ſollte der Freude nicht ſo fern bleiben. Sucht Euch eine holde Jungfrau, nehmt ſie zum Tanz. Dort am Pfeiler ſteht Emma von Käfernburg; ſicher ſchwebt ſie lieber mit Euch durch den Saal, als daß ſie mit Klaus ſich unterhält.

Gnädiger Herr! antwortete der Ritter, dem des Landgrafen Worte das Herz verwundeten: erlaubt, daß ich ſtill und einſam bleibe. Die ſchwere Pflicht, die mir obliegt, meinen Vater zu rächen, geſtattet mir nicht, Theil an der Freude zu nehmen und wenn Ihr, mein gnädiger Herr! mir noch jetzt ſo gewogen ſeyd wie einſt, ſo bitt' ich Euch, ſchon auf morgen den Tag des Gottesurtheils zu beſtimmen, und mich kämpfen und meinen Vater rächen zu laſſen.

Der Landgraf ſchwieg und ſah den Ritter mit ernſten Blicken an. Nach einer Pauſe ſagte er endlich: Hat ſelbſt meiner Tochter Bitte Euch nicht zur Sühne bewegen können, wie ſollt' ich es noch verſuchen! Euer Wunſch ſey

Euch gewährt. Wenn morgen die Sonne zu ſinken beginnt, fange der Kampf an; doch ſagt mir eine innere Stimme, daß der Ausgang Eurer Erwartung nicht entſprechen wird.

Der Ausgang ruht in Gottes Hand, des Stammes Ehre in der meinen! antwortete der Ritter. Er ſah noch einmal nach Emma und verließ dann den Saal.

Schon neigte ſich die Sonne am andern Tage, als der Ritter Wangenheim, von dreißig Rittern ſeines Geſchlechts begleitet, an den Schranken erſchien. Auf die nämliche Stelle, wo er geſtern den Preis errungen, trat er heute, den Vater zu rächen. Sein Gegner hielt ſchon an dem entgegengeſetzten Ende der Bahn, auf der Seite, wo Landgraf Ludwig der Ernſthafte auf einem Altane ſaß, welcher heute, mit ſchwarzem Tuch behangen, ſeines ſchönſten Schmuckes, der holden Frauen, beraubt war. Ihn umgaben ſeine Freunde und Vaſallen. Der Landgraf winkte, die Kämpfenden ritten ein, die Herolde unterſuchten ihre Waffen. Sie ſchwuren den Eid des Gottesgerichts und ritten an die äußern Enden der Schranken.

Als die Trompeten zum erſtenmal ſchmetterten, die Ritter ſchon ihre Roſſe tummelten und ſich in die Bügel feſtſtellten, ritt ein fremder Ritter, nur von einem Knappen begleitet, an die Schranken und verlangte den Einlaß. Die Trompeten ſchwiegen. Der Landgraf winkte, die Schranken öffneten ſich, der Fremde ritt ein. Es war eine lange Geſtalt, die Rüſtung ganz ſchwarz und roſtig, das Schild ohne Abzeichen; der Knappe eben ſo gekleidet. Zum Kampf gerüſtet hielt er eine mächtige Lanze, und ſeine Fauſt tummelte das große ſchwarze Streitroß, das unter ihm tobte, mit Leichtigkeit und Ruhe. Der Knappe folgte zu Fuß.

Er ritt nach dem Altan, neigte ſich, ohne das Viſir zu öffnen, vor dem Landgrafen und ſprach: Gnädiger Herr! der Ritter Eberhard von Wangenheim will mit dem Grafen von Käfernburg auf Leben und Tod kämpfen, weil dieſer ihm den Vater erſchlagen, die Tochter entführt habe. Ich bezeuge hier vor Euch und Gott auf meinen Rittereid, der Ritter von Wangenheim iſt im Irrthum. Der Graf von Käfernburg erſchlug den Ritter Friedrich von Wangenheim nicht, er entführte nicht das Fräulein, und wer dieſen meinen Worten nicht glaubt, der hebe den Handſchuh auf, den ich hier in die Schranken werfe und Ihr, mein gnädiger Herr, erlaubt mir den Kampf.

Der Landgraf nickte bejahend, der eiſerne Handſchuh flog in den Sand und ein Herold wiederholte mit lauter Stimme das Geſagte.

Da jagte der Ritter Eberhard hin und nahm den Handſchuh auf. Du lügſt! rief er aus.

Verweilt nur einen Augenblick, Graf Käſernburg! rief er dieſem zu, der ſtaunend ſeinen Ohren kaum traute, wendete ſich dann zum Landgrafen und bat ihn, den Kampf zu erlauben. Der Landgraf gewährte es und der Schenk von Varzel trat vor und bekräftigte mit einem Eide, daß der unbekannte Ritter ebenbürtig und untadelig, Wappen- und Waffenſchau nicht nothwendig ſey.

Geduldet Euch nur einen Augenblick! rief im Vorbeijagen Eberhard noch einmal dem Käſernburger zu.

Da tönten die Trompeten, zum drittenmal ſchallten ſie — er legte die Lanze ein, ſtürmte auf ſeinen Gegner, der, ſein Viſir geöffnet, ihm muthig und keck entgegenritt. Jetzt nahten ſie — jetzt — da hielt Eberhard ſein jagendes Roß an; wankte, die Lanze entfiel ihm. Der fremde Ritter hielt ruhig vor ihm, ſchloß das Viſir, wendete ſein Roß und ritt aus den Schranken.

Bleich, wie der Tod, ſaß Eberhard auf ſeinem ungeduldigen Streitroß, riß ſein Viſir auf und ſtierte dem Ritter nach. Die Kampfrichter nahten dem fremden Ritter und befragten ihn nach der Urſache dieſes ſonderbaren Ausgangs des Kampfes. — Mein Anblick iſt ſchon hinreichend, ihn zu vernichten; war die Antwort: er komme zum zweitenmal. — Die Trompeten ſchmetterten wieder. Langſam ritt Eberhard zurück nach ſeinem Platze. Sie ſchmetterten zum drittenmale und, ohne das Viſir zu ſchließen, ritt er ſeinem Gegner entgegen, der wieder in dem Augenblicke, als ſie zuſammentrafen, das Viſir öffnete. Auch dießmal hielt Eberhard ſein Roß plötzlich an, warf die Lanze weit weg, ergriff ſein Schwert und deſſen Griff ſeinem ruhig vor ihm haltenden Feind entgegenſtreckend, rief er:

Biſt Du der Böſen einer, ſo entflieh vor dieſem heiligen Zeichen des Kreuzes! — Biſt Du der Geiſt meines Vaters, ſo ſprich, was führt Dich hierher, mich zu ſchrecken?

Eberhard! rief der Ritter — ſein Helm rollte zu Boden und das ehrwürdige, graugelockte Haupt des alten Wangenheim blickte freundlich auf ſeinen Sohn: — Eberhard, ich lebe!

Der Ritter ſprang von ſeinem Roß, beugte ſein Knie vor dem alten Vater und Beide ruhten unter dem Jauchzen der Menge Arm in Arm, während der Käfernburger zu den Füßen des holden Knappen lag.

So ſtrafte ich Euern Trotz! rief der Landgraf dem Ritter entgegen: Ihr verdientet dieß ob Eures ſtarren Sinnes, der ſich ſelbſt vor der Bitte ſeines Lehnherrn nicht beugte. Geht, und verſöhnt das gekränkte Herz des Fräuleins von Käfernburg!

Emma's Herz war verſöhnlich; Freude, Wonne erheiterten den Tag des Gottesgerichts und Ida von Wangenheim ruhete in des Käfernburgers Arme.

Die alte Handſchrift, aus welcher ich dieſe einfache Sage der Vorzeit nahm, gibt folgende Auflöſung:

Der Ritter Friedrich von Wangenheim, dem Käfernburger mißtrauend, ſah in Paläſtina deſſen Bewerbung um ſeine Tochter ungern. Er begegnete ihm, als er von einem Zuge heimritt, ſein krankes Weib noch einmal zu ſehen, zufällig in einem Walde unweit Joppe. Der alte Herr mäßigte ſeine Rede nicht und reizte den feurigen Jüngling. Der Kampf begann; Wangenheim fiel, ſchwer am Kopfe verwundet. Als er erwachte, fand er ſich in der Hütte eines Einſiedlers, ſein Kind neben ihm, das der Klausner vom Sterbelager der Mutter zu des Vaters Siechbette geführt hatte. Langſam war die Geneſung und als der Vater weiter ziehen konnte, ſprengte er, den Käfernburger zu täuſchen, ſelbſt das Gerücht ſeines Todes aus und wallfahrtete noch einmal nach Jeruſalem, ſein Gelübde zu erfüllen. Doch nicht lange verweilte er dort. Ida's Gram bleichte ihre Wange, ihre Sehnſucht zog ſie nach der Heimath, wohin, wie ſie erfahren hatte, der Käfernburger ihr vorangegangen war und nicht länger konnte ſie dem Vater verhehlen, daß ſie ihn liebe.

Er beſchloß die Heimkehr. Die Reiſe war glücklich. Sie kehrten, als Pilger vermummt, zurück, um den Geliebten zu prüfen, dem der Ritter Friedrich immer noch mißtraute. Klaus erkannte ſie, verrieth es ſeinem Herrn und der Ritter mußte, den Wünſchen des Landgrafen folgend, in deſſen Pläne eingehen.

„Nicht lange mehr blühte das Geſchlecht der Käfernburger," ſo fährt die Handſchrift fort: „es erloſch — die Elgersburg kam an fremden Stamm. Doch das Geſchlecht des alten Friedrichs von Wangenheim blüht noch und wird noch lange blühen." Die alte Handſchrift hat wahr geredet, denn es blüht noch zu jetziger Zeit.

Gedruckt bei C. G. Naumann in Leipzig.

Sämmtliche Schriften

von

A. von Tromlitz.

Einundzwanzigſtes Bändchen.

Mutius Sforza.

Erſter Theil.

Dresden und Leipzig,
der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1832.

[illegible]

Mutius Sforza.

Hiſtoriſches Gemälde

von

A. von Tromlitz.

Erſter Theil.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1832.

Einleitung.

Hundert und funfzig Jahre hatte das Haus Anjou über Neapel geherrſcht. Der Schatten des unglücklichen Conradin's von Schwaben, des letzten der Hohenſtaufen, ſtand finſter und blutig neben dem mit einem Verbrechen erworbenen Throne, und Keiner von Allen, welche aus dem Hauſe Anjou die Krone Neapels trugen, konnte ſich freuen, die ſtillen Ufer der Dúrance mit dieſem irdiſchen Paradieſe vertauſcht zu haben. Karl der Erſte zahlte das blutige Opfer, welches er Rom und ſeinem Ehrgeize gebracht, mit der ſizilianiſchen Vesper, welche ihm Sizilien entriß; ſein Sohn gerieth in dem Seetreffen bei Neapel in die Gefangenſchaft der Königin Conſtantia. Ihn erwartete gleiches Schickſal wie Conradin von Schwaben; jedoch war er zu ſeinem Heil nicht in die Hände ſo blutgieriger Menſchen gefallen, wie der deutſche Jüngling. Karl von Anjou ſelbſt ſtarb bald darauf in trüber Melancholie, ewig von dem blutigen Schatten Conradin's verfolgt.

Seinem Nachfolger ſchien das Glück zu lächeln; er hatte neun Söhne und fünf Töchter, wovon der älteſte König von Ungarn ward, der zweite das Königreich Neapel erbte, der dritte das Haus Durazzo ſtiftete. Dieſer hinterließ drei Söhne, wovon der älteſte enthauptet, der zweite, König Karls des Dritten Vater, vergiftet, der dritte in der Schlacht von Poitiers erſchlagen wurde. Furchtbar ſchwang die Vergeltung ihren Stab. —

Robert ſtarb unter ewigen Kämpfen um ſeinen Thron. Sein Sohn war ihm vorangegangen, ihm folgte ſeine Enkelin Johanna, die ihren Gemahl erdroſſeln ließ, ſich vier Mal vermählte und zuletzt auf Befehl ihres Neffen Karl von Durazzo, der ſie vom Throne ſtieß, erſtickt wurde. Ihr Teſtament, wodurch ſie Louis von Anjou zu ihrem Nachfolger erwählte, brachte

Jahrhunderte blutigen Verderbens über das unglückliche Land.

Karl der Dritte, zum Throne von Ungarn berufen, ſank in Ofen unter dem Schwerte der Meuchelmörder. Sein unmündiger Sohn Ladislaus folgte ihm in Neapel. Louis von Anjou vertrieb ihn als Kind aus der Hauptſtadt, nichts blieb ihm, als Gaeta; doch kraftvoll und muthig eroberte der Jüngling das verlorene Reich, bekriegte den Papſt, vertrieb ihn aus Rom, fügte ſeinen andern Titeln den eines Königs von Rom bei und unterlag endlich in der Schlacht von Rocca-ſecca ſeinem Gegner und dem Bannſtrahle. Aber mit neuer Kraft erſtand er, der einzige Held dieſes Geſchlechts, wieder, um durch Ausſchweifungen ſich ſelbſt ein frühes Grab zu bereiten. Von dem ganzen blühenden Stamme war nur noch Johanna, ſeine Schweſter, übrig. Furchtbar ward die Nemeſis Conradin's an einem Geſchlechte geſchwungen, das ſich auf den Trümmern des edelſten Hauſes Europas einen blutbefleckten, dem römiſchen Joche zinsbaren Thron erbaut hatte.

Von innerem Zwieſpalt, von aufrühreriſchen

Baronen zerriſſen, ohne Nationalkraft, jedem fremden Eroberer eine ſichere Beute, regierte ein Günſtling im Namen der ausſchweifenden Königin und ſog das Mark des Landes aus. Während der Regierung Ladislaus abwechſelnd bald von den Nachkommen Karls von Anjou, bald von Fürſten der jüngern, in Frankreich zurückgebliebenen Linie von Anjou beherrſcht, welche das Teſtament Johanna's der Erſten zur Nachfolge berufen hatte, waren die Barone mächtiger und anmaßender geworden.

Das Land ſah ſich von zwei Königen verwüſtet, welche die Barone durch Verleihung von Lehen und Aemtern gewinnen wollten, und ſo kam es, daß ſelbſt die ſieben oberſten Kronämter doppelt beſetzt waren, was zu manchen innern Fehden Veranlaſſung gab.

Neapel glich, ſeit Robert Guiscard bis auf die damalige Zeit, einer jungen, leichtſinnigen Dirne, die ihrer Schönheit wegen eine Menge Anbeter findet und nicht die Kraft hat, einem zu widerſtehen; jedem, der ſie begehrt, iſt ſie eine leichte Beute. Jedem Eroberer öffnete Neapel ſeine Thore, und ſeit undenklicher Zeit nie von einem Königſtamm regiert, der auf vaterländiſchem Boden Wurzel geſchlagen hatte, ſchien es ſtets den fremden Herrn lieber auf ſeinem Throne zu ſehen, als den rechtmäßigen.

An der Spitze dieſes wankelmüthigen Reiches ſtand Johanna, die Letzte des Stammes Anjou. Ohne den Geiſt der erſten Johanna zu beſitzen, theilte ſie ihre Laſter, und die Ausſchweifungen, welche jene mit dem königlichen Mantel zu bedecken verſtand, zeigte dieſe unverhüllt. Schon als verwitwete Herzogin von Oeſtreich folgte ein Günſtling dem andern, ſelbſt der gefürchtete Sforza, dieſes Haupt der Condottieri, lag eine Zeitlang in ihren Feſſeln. Jetzt aber beherrſchte ſie Pandolfello Alapo, ein Mann von gemeiner Herkunft, den ſie bei'm Antritte ihrer Regierung zum Oberkämmerer ernannte, unumſchränkt, und durch ſie Neapel.

In Italien entflammte der Freiheitſinn, welcher die mächtigen Städte der Lombardei gegen das große Geſchlecht der Hohenſtaufen ſo oft in blutigen Kampf geführt hatte, nicht mehr die Gemüther. Die Städte, welche einſt Alles für ihre Freiheit gewagt, Hab' und Gut darangeſetzt und mit ſtoiſchem Muthe die Wohnungen ihrer Väter in Schutthaufen verwandelt, die niedergeriſſenen Mauern wieder aufgebauet hatten, wurden jetzt von mächtigen Familien beherrſcht, welche, meiſt glückliche Krieger, in dem Freiheitkampfe ſich bis zur unumſchränkten Gewalt emporgeſchwungen hatten. Die Bürger ertrugen duldſam das Joch, lebten den Künſten, dem Handel und ihren Gewerben und überließen Söldnern die Vertheidigung ihrer Mauern und das Schmieden ihrer Feſſeln. Kühne, muthige Abenteurer ſammelten tollkühne Männer um ihre Fahnen, denen die Arbeit ein Greuel, ein zügelloſes Leben das Höchſte war. Sie verkauften ſich und ihre Banden den Meiſtbietenden, der Sold war ihnen Alles, die Sache, für die ſie fochten, nichts; — heute kämpften ſie für den Unterdrückten, morgen für den Unterdrücker. Oft, wenn ſie irgend ihr Intereſſe beeinträchtigt glaubten, führten ſie ſelbſt untereinander Krieg. Dieſe Banden, von ihren Condottieris geführt, bildeten gewiſſermaßen die ſtehenden Heere jener Zeit, nur daß ſie ohne Heimath und nicht für ihr Vaterland, ſondern Jedem zu dienen bereit waren, der ſie zu bezahlen vermochte. In den Kriegen der Lombardei machten ſich die Namen eines Faccino Cane, Pandolfo Malateſta, Francesco Carmagnola furchtbar, in den Kriegen König Ladislaus gegen Ludwig von Anjou waren Braccio, Paul und Orſo Orſini, und der mächtigſte unter ihnen, Sforza, die Helden des Tages; wohin ſie ſich wandten, dahin neigte ſich der Sieg.

König Ladislaus hatte, als er ſich ſeiner Krankheit wegen nach Neapel bringen ließ, das Heer unter Sforza's Führung bei Perugia im Kirchenſtaate gelaſſen, und ihn noch auf ſeinem Todbette durch ein Schreiben zur Treue an ſeine Schweſter ermahnt; und wirklich vermochte Sforza, einſt Johanna's Günſtling, die Krone auf ihrem Haupte zu befeſtigen; doch noch immer in der Furcht, er möge ſich auf die Seite ihrer Feinde wenden, erwartete ſie ihn mit Sehnſucht in Neapel.

1.

An dem Meerſtrande des zerſtörten Cuma lagerte ein Haufen Kriegvolk, wilde, verwegene

Geſellen, aus allen Theilen Italiens, ſelbſt aus Deutſchland herbeigezogen, Söldner, die mit ihren ſchwarzen Harniſchen, ihren langen Schwertern und den ſie bezeichnenden bärtigen Geſichtern ein gar furchtbares Anſehen hatten. Es mochten an 1000 leichtbewaffnete Reiter und 2000 Mann Fußvolk ſeyn. Sie kamen aus dem Lager von Perugia und waren mit ihrem Anführer Sforza, der, ſeine alten Verhältniſſe mit der Königin zu erneuern, nach Neapel gegangen war, ſo eben hier eingetroffen.

Hell praſſelten die Wachtfeuer, um welche ſie ſich gelagert hatten, muthig ſtampften die wohlgenährten Roſſe, wieherten und brauſ'ten, während die Reiter ruhig neben ihnen den Rauſch, den ſie ſich in Wein von Puzzuolo getrunken, ausſchliefen. Die Bewohner dieſes Ortes hatten willig Speiſ' und Trank in Ueberfluß gebracht, um nur die wilden Gäſte aus ihren Mauern zu entfernen.

Nur einer dieſer Kriegerſchaar, Urban Origlia, ein Hauptmann über 100 Reiter, ſchlummerte nicht bei ſeinem Pferde, er hatte ſich mit geringer Begleitung dem wilden Elemente des

Meeres anvertraut und ruderte in einer wohl bemannten Barke nach Iſchia zu. Waren auch die Arme der Ruderknechte noch ſo fleißig, ſchwellte ein kühler Nordwind auch noch ſo ſtark die Segel und trieb das Schiff mit Pfeilſchnelle über die bewegten Wellen des Meeres, ſeiner Ungeduld war der Flug der Barke Schneckengang, das raſche Schlagen der Ruder ein eintönig, widrig-langſames Geräuſch, das er in verdoppelter Schnelle zu hören wünſchte.

Mitternacht mochte es wohl ſeyn, als das Schiff endlich in einer kleinen Bucht der Inſel landete. Der Hauptmann, ein Mann, kaum aus den Jünglingsjahren getreten, ſprang heraus; ihm folgten ſechs Bewaffnete, die Andern blieben bei den Ruderknechten im Fahrzeuge zurück.

Nur mit einem leichten Harniſch unter dem weißwollenen Oberkleide, eine Eiſenhaube auf dem Kopf, ein gutes Schwert an ſeiner Seite und eine Zither über ſeiner Schulter hängend, ſchritt der Krieger raſch längs dem Meerufer hin, ſo daß die ſchwerer Bewaffneten ihm kaum folgen konnten; jetzt klimmte er einen in das Meer vorſpringenden Felſen hinan, erkletterte eine

Mauer und ſprang leicht, wie die Gemſe, hinab in einen Garten. Die Kriegsleute, auf dieſen Fall bedacht, legten die mitgebrachte Leiter an, und es dauerte lange, ehe ſie ſich hinauf gehoben hatten und wieder hinunter geſtiegen waren. Als ſie ihren Herrn erreichten, fanden ſie ihn ſchon unter dem Balkon einer freundlichen Villa, die Zither im Arm, eine Canzone ſingend.

Sie nahten nicht, bargen ſich in einiger Entfernung hinter einem Myrthengebüſch, vertheilten ſich dann und lauſchten aufmerkſam umher, daß Niemand ihren Gebieter zu ſtören nahe. Alles blieb ſtill, nur das Rauſchen der Pinien, das Säuſeln des Nachtwindes in den ſchlanken Zweigen der Platanen begleitete die ſchmelzenden Töne des Sängers mehr, als daß es ſie ſtörte. Aber auch in dem Landhauſe blieb Alles ſtill, kein Fenſter ward hell, keine Thüre des Balkons öffnete ſich; der Schlaf mußte die Bewohner feſt eingewiegt haben.

Ungeduldig begann Urban ein neues Lied, ſtärker griff er in die Saiten, die ſchwellenden Töne verhallten, lauter erhob er ſeine Stimme, Niemand ließ ſich in der Villa blicken, da ſang er ein Lied des Unmuths, welches, das vergebliche Harren eines Geliebten ſchildernd, die Gefühle ſeines eigenen Herzens ausſprach. Immer heftiger griff er in die Saiten, immer lauter ward ſein Geſang, bis endlich der im Mondlicht ſchimmernde Vorhang eines Fenſters ſich bewegte, das Fenſter ſich aufthat und eine kreiſchende Stimme herunter rief: Welcher Zudringliche ſtört unſere nächtliche Ruhe? Verlaßt den Garten, Ihr unberufener Zitherſpieler, und geht, woher Ihr gekommen, wenn die Diener des Hauſes Euch nicht wegtreiben ſollen.

Der Kriegsmann beantwortete die kreiſchenden Töne nur mit melodiſchen. Er ſtimmte ein neues Lied an, und kaum hatte er die erſte Strophe geſungen, als die Stimme von oben freudig ausrief: Ach Gott! ſeyd Ihr es, lieber Herr? Mein Gott, wo kommt Ihr in der grauſigen Stunde der Mitternacht her? — Wir glaubten Euch noch im Feldlager.

Wecke nur Deine Gebieterin, Agathe, und öffne eilig die Pforte! rief er, ſtatt die Fragen der Alten zu beantworten, hinauf.

Da ſey Gott für! erwiederte die Stimme

von oben: Ich höre Lärm im Hauſe, der Kaſtellan iſt wach, ich höre die Diener laufen, Waffen raſſeln, geſchwind, rettet Euch! — Sie warf das Fenſter zu und verſchwand.

Von allen Seiten kamen nun die Bewaffneten, welche die Worte der Alten vernommen hatten, herbei und verſammelten ſich um ihren Hauptmann, der, ſein Schwert ziehend, ſich an den Stamm einer Pinie lehnte und den Angriff ruhig erwartete.

Gehen wir über die Mauer zurück, oder erwarten wir ſie ſtehenden Fußes? fragte einer der Gewaffneten.

Hier! erwiederte Origlia: Macht Euch gefaßt! ich höre ſie kommen. In dieſem Augenblicke öffnete ſich auch die Pforte des untern Geſchoſſes und Bewaffnete ſtürzten heraus.

Wer ſeyd Ihr? Was wollt Ihr hier? fragte nun eine rauhe Stimme: Verlaßt die Villa; denn ſeyd Ihr Räuber, oder führt Euch ſonſt eine feindliche Abſicht hierher, ſo wißt, dieſe Villa gehört dem mächtigen Herrn Pandolfello Alapo, der Königin Oberkämmerer, und nur unſere Milde ſchützt Euch vor blutiger Strafe.

Urban Origlia erwiederte nichts, auch ſeine Begleiter ſchwiegen.

Nun denn, mit Hülfe des heiligen Jannarius, drauf! rief der Kaſtellan, und drang auf den Hauptmann und ſeine Reiſigen ein; doch, war er auch an Zahl bedeutend überlegen, ſo ſtanden die Söldner doch muthig um ihren Führer und boten ihm Trotz. Ein blutiges Gefecht entſpann ſich, die Schwerter klirrten, tönend fielen die Streiche auf Helm und Schild, keine Parthei wich. — Da erhellte Fackelglanz plötzlich den Wahlplatz, zwei Pagen trugen einer jungen, in einem purpurſeidenen Mantel gehüllten Dame Fackeln vor, eine ältliche Frau folgte ihr.

Friede! endet den Kampf! rief ſie mit lauter befehlender Stimme: Antonio! greiſer Thor, laß Dein Schwert ruhen und ſpare Deine Kraft für die Feinde Deiner Gebieterin; übe ſie nicht an ihren Freunden.

Wie von einem Zauberſtabe berührt, hielten die Kämpfenden ein und trennten ſich. Urban trat aus ihrer Mitte, nahte ſich der jugendlichen

Geſtalt, beugte ſein Knie und legte das blutige Schwert zu ihren Füßen.

Verlaßt uns, Antonio! befahl die Dame: Sendet Eure Kriegsleute zurück, Urban Origlia! Du, Agathe, bleibſt.

Der Kaſtellan zog ſich, ſein greiſes Haupt unmuthig ſchüttelnd, mit den Dienern zurück, die Söldner zerſtreuten ſich.

Urban! ſagte jetzt die Jungfrau, welche, vom Mondlicht beſtrahlt, wie eine der Himmliſchen vor ihm ſtand: Wie könnt Ihr doch ſo wenig meine Ehre beachten? Wie könnt Ihr Euch ſo tollkühn der Gefahr ausſetzen? Warum habt Ihr mir nicht früher einen Boten geſandt, mich von Eurer Ankunft zu benachrichtigen? ich hätte Vorkehrungen treffen können, unbemerkt mit Euch zu ſeyn.

Bin ich denn nicht in Eure Nähe wie mit einem Zauber gebannt? erwiederte er feurig: Hab' ich es Euch nicht tauſend Mal geſagt, daß mich eine unwiderſtehliche Macht nach Euch hinzieht? Bin ich fern von Euch, reißt die Sehnſucht meinen Geiſt mit ſich fort und ich denke nur an Euch; bin ich in Eurer Nähe, zieht es mich mit unwiderſtehlicher Gewalt zu Euch hin. Was ſoll ich dann beginnen? Erſt am Abend kamen wir bei Cuma an; ſollte ich, konnte ich da warten, bis ein träger Bote das Meer zwei Mal durchſchiffte? Konnte ich die Felſen von Iſchia ſehen, und nicht hinüberſchwimmen zu Euch?

Conſtanze lächelte. — Und doch war es thörig, theurer Freund, daß Ihr, ohne mich zu benachrichtigen, in der Nacht hierher kamet, thörig, daß Ihr des alten Kaſtellans Weiſung, Euch zu entfernen, nicht folgtet.

Erſt funfzehn Frühlinge habt Ihr geblüht, und ſchon ſo kalte, ernſte Bedachtſamkeit? ſagte er finſter.

Und doch iſt ſie uns Noth, Urban. Jetzt mehr als je! unterbrach ſie ihn.

Ich — des Kaſtellans Weiſung folgen? fuhr er heftig fort, ohne auf ihre Worte zu hören: Ich vor gezogenen Schwertern weichen, aus Eurer Nähe fliehen, weil der Tod mir droht? Nein, Conſtanze, das vermag ich nicht, vermag der Krieger nicht — nicht Euer Geliebter.

Nennt Euch meinen Freund, meinen theueren Freund! ſagte ſie verweiſend: Ihr wißt, an dieſem Hofe hat die Liebe ihre Glorie verloren, nur der Freundſchaft blieb der reine Glanz.

Sagt dieß Euer Vater auch?

Urban, unterbrach ihn das Mädchen ernſt: berührt dieſe Saite nicht. Ihr wißt, es thut mir weh.

Ihr mögt ſo Manches nicht, wonach mein Herz begehrt! ſprach er unmuthig: Ihr theilt Euere Gaben aus, als wäret Ihr eine fromme Kloſterfrau, die für den ſpäter Kommenden immer das Beſſere ſparet; Ihr verlangt eine Genügſamkeit, daß man der heilige Auguſtin in der Wüſte ſeyn müßte, um all' ſeine Wünſche, all' ſeine Sehnſucht in der glühenden Bruſt zu verſchließen, wie Ihr es wollt; nicht einmal ausſprechen darf man ſie. Aber hier, hier, rief er, die Fauſt auf ſein Herz drückend: hier glühet die Sehnſucht, flammen die Wünſche, hier dürfen ſie reden und jeder Pulsſchlag iſt ein Liebeswort, jedes Klopfen des Herzens eine Umarmung, jeder Hauch des Odems ein ſehnender Seufzer! Hier, und nur hier allein bin ich Herr! Zwar drang Euer Zauber auch bis dahin, aber er verliert die Macht zu gebieten, nur die Macht zu entzücken blieb ihm.

Was ſprecht Ihr doch, junger Herr! unterbrach ihn die Alte.

Laß ihn nur! fiel ihr Conſtanze in die Rede: So höre ich ihn gern, ich vernehme gern die Gluth ſeiner Worte.

Und doch belohnt ſie keine trauliche Umarmung, kein Liebeskuß! klagte der Ritter.

Urban! zürnte Conſtanze: Erringet meine Hand, mein Herz iſt ja längſt ſchon das Eure. Das treu-liebende Weib ſinkt dann wahrlich mit heißer Liebe an Eure Bruſt. Die Neigung der Jungfrau iſt rein und zart. Eure Wünſche, die ich nur dunkel ahne, ſcheinen mir der Mehlthau zu ſeyn, der die Blüthen trifft, daß ſie früh verwelken. Was ich in meinem kurzen Leben ſchon um mich geſehn, die traurige Erfahrung, die ich machen mußte, des verſtorbenen Königs unzarte Bewerbung um mich, der Königin Wandel, hat mir den Schwur erpreßt, meine Sinne durch Entſagen rein zu halten, dem Geliebten nur mein Herz zu weihen, und das gnügt Euch doch, Urban?

Es muß! ſagte er gepreßt: Und nun, Conſtanze! fuhr er fort: nun auch nicht länger im Verborgenen um Euch geworben! Offen trete ich vor Eueren Vater und fordere Eure Hand; dieſen Zuſtand zwiſchen Himmel und Hölle ertrage ich nicht länger. Die Sehnſucht in's Kriegslager mit mir nehmen, ſie ungeſtillt wieder heim tragen, mag ich fürder nicht mehr; nicht mehr will ich die Himmelsroſe erblicken, die, ſtrecke ich die Hand nach' ihr, ſich hinter Dornen und Blätter verbirgt — ewig angezogen, ewig abgeſtoßen! Nein, das ertrag' ich nicht länger!

Tragt es, tragt es, theurer Freund, noch iſt es nicht Zeit, die laſtende Bürde abzuwerfen! unterbrach ihn das Mädchen: Mein Vater ſteht auf dem höchſten Gipfel des Glücks, und Ihr kennt ſein ſtolzes Herz. Warum ich den Günſtling der Witwe des Herzogs von Oeſtreich zu bitten nicht wagte, wäre tollkühn, es von dem Günſtlinge der Königin zu verlangen. Ich bitte Euch, Urban, ſchweigt noch jetzt.

Und wohin ſoll das Schweigen führen?

Zum Ziel! Feſter, unerſchütterlicher Muth, erwiederte Conſtanze: treue Beharrlichkeit führt immer raſchen oder langſamen Schrittes dahin. Nichts hemmt den feſten Willen, als der Tod. Nun, der bleibt, unter dem Schutze der heiligen Jungfrau, unſerer Jugend wohl noch fern!

Ich ſehe auf dieſem Wege nur in eine düſtere Zukunft! ſagte Urban finſter: Doch Ihr wollt's, ich thue es. Schon Euer Wunſch iſt mir Befehl. Aber zürnt mir nicht, Conſtanze, wenn ich, ſollte die Gelegenheit an mir vorüber ſchweben, ſie bei dem Schopf erfaſſe und feſthalte.

Das Mädchen reichte ihm die Hand.

Liebliche, Segenbringende! ſagte er, die Hand mit glühendem Blicke betrachtend: Aus Dir allein ſtrömen die Funken, die mich durchzucken, in Dir allein liegt Hoffnung, Sehnſucht und Wonne meines Lebens vereint. Nicht einmal an dieß klopfende Herz darf ich Dich drücken, liebliches, zartes Pfand unwandelbarer Treue, nicht an meine lechzenden Lippen preſſen; mit kaltem Ernſte muß ich Dich laſſen! Ach Conſtanze! glaubt es mir, fühltet Ihr nur einmal das laute Klopfen meines Herzens, die Riegel ſprängen, Sehnſucht und Hoffnung blieben nicht mehr ungeſtillt und Wonne ſtrömte über uns aus. Bei Gott, Mädchen! rief er zornig, die Hand fahren laſſend: lieber will ich in den Kampf mich ſtürzen, will bluten aus tauſend Wunden, als ſo vor Euch ſtehen, Eure Hand in der meinigen fühlen und meine Gluth in mein Herz einengen, wie meinen Schädel unter den Helm!

Wilder, lieber Mann! unterbrach ihn das Mädchen ſanft lächelnd: Ich glaub' es Euch wohl, auch mir wird es ſchwer, auch ich wollte oft lieber mein Blut für Euch hingeben, als ſo Euch leiden ſehen.

Herr! unterbrach ſie Agathe: mir däucht, indem Ihr von Blut redet, ſeh' ich es Euern weißen Wappenrock röthen. Ihr ſeyd verwundet.

Ihr blutet wahrhaftig! rief Conſtanze: Schnall' ihm den Panzer ab, Agathe!

Laßt nur, laßt! es kann nur eine leichte Wunde ſeyn, ich fühle mich ſtark! erwiederte er ruhig:

Schau' ich in Euer Auge, fühle ich noch Kraft, von Neuem den Kampf zu beginnen.

Laßt jetzt den Kampf! bat die Alte: Erlaubt, daß ich, in ſolchen Dingen wohlerfahren, die Wunde unterſuche. — Sie ſchnallte den Panzer ab, das Blut ſtrömte hervor.

Und das konntet Ihr verſchweigen? zürnte Conſtanze.

Steht Ihr vor meinem Blick, rief er ſchwankend: ſo fühle ich ſelbſt den Pfeil des Todes nicht.

Aber Conſtanze hatte dieſe Worte nicht mehr gehört. Sie war nach der Villa geeilt, während Urban zu Agathens Füßen niederſank und ſie nach Hülfe rief.

Ehe noch die Reiſigen herbei eilten, war Conſtanze ſchon mit dem Kaſtellan und mehreren Dienern aus der Villa gekommen.

Ich verantworte es bei meinem Vater! ſagte ſie zu dieſem: Führt ihn in's Schloß und ſorgt für ſeine Pflege.

Die Diener trugen ihn hinein.

2.

Ein Bauer aus Cantignola in der Romagna ſtand einſt arbeitend unter einem Kaſtanienbaume, als Kriegsvolk vorüber zog. — Komm mit uns, Bauer! rief ihm einer aus dem Haufen zu: Was quälſt Du Dich mit Hack' und Spaden; bei uns gibt's Ehre und Geld, bei Dir nur Schweiß und Noth.

Dieſer Mann war Sforza; er bedachte ſich einen Augenblick, dann warf er ſeine Hacke mit den Worten auf den Baum: Bleibſt du oben, ſo ziehe ich mit; kommſt du herunter, ſo bleibe ich hier! — Sie blieb oben, er zog mit dem Haufen, errang ſich durch ſeine Stärke den Beinamen Sforza und durch ſeinen Muth und ſeine Klugheit ward er bald Anführer einer gefürchteten Bande und jetzt der mächtigſte Condottiero, durch deſſen Hülfe allein König Ladislaus Rom und den Kirchenſtaat erobert hatte.

Sforza war ein ernſter, aber ſchöner Mann. Jetzt nicht mehr in der erſten Blüthe der Jugend, ein Vierziger, noch in voller Kraft männlichen Alters, von rieſenhafter Geſtalt, lag in ſeinem Geſicht etwas Biederes, das jedoch von zwei liſtig blitzenden Augen, die unter ſchattigen Brauen hervorleuchteten, überſtrahlt wurde. Sein krauſer, dichter Bart, ſein kurzes, lockiges Haar, die Narbe quer über der gewölbten Stirn, verunſtalteten das Geſicht dieſes Kriegers nicht, der dem Bildhauer, wenn auch nicht zu einem Antinous, doch zu einem Kriegsgotte hätte ſitzen können.

Die Königin Johanna war eben mit dem Oberkämmerer Alapo in ihrem Kabinet eingeſchloſſen, als man ihr Sforza's Ankunft meldete. Unmuth umzog bei dieſer Nachricht des Günſtlings Geſicht, die Königin dagegen gab mit freundlichem Blicke den Befehl, ihn zu ihr zu führen, und ſchien Alapo's Unmuth nicht zu bemerken. Sforza trat ein, verneigte ſich mehr vertraulich als ehrfurchtvoll vor der Königin, die ihn als einen alten Bekannten empfing, und ſchien den Günſtling, der mit mißtrauiſchem Blicke ihn und die Königin beobachtete, kaum zu bemerken.

Ihr habt Euch beeilt, nach Neapel zu kommen, redete ſie ihn an: ſeyd mir willkommen, Sforza!

Ihr wißt, gebietende Frau, erwiederte er ernſt: daß ich, im Kriege wie im Frieden, nicht halbe Maßregeln liebe. Ich komme im Namen des Heeres und insbeſondere meines Kriegerhauſens, Euern königlichen Willen zu vernehmen, ob Ihr unſerer ferner bedürft, oder uns, verſteht ſich nach Auszahlung des rückſtändigen Soldes, entlaſſen wollt. Ueberall gibt's Krieg, überall finden wir einen Herrn, die Welt ſteht dem Soldaten überall offen.

Fürchtet Ihr, erwiederte die Königin mit bedeutſamem Blicke: der Königin von Neapel weniger willkommen zu ſeyn, als Ihr es der Witwe des Herzogs von Oeſtreich waret?

Gnädige Frau, ſagte er lächelnd: meine Frage betrifft nicht mich, nicht Euch, ſie betrifft meine Soldaten und war nur an die Königin gerichtet. Ein Einzelner iſt oft willkommen, Zehntauſend ſind läſtige Gäſte. Vielleicht ſind die dreitauſend Söldner ſchon zu viel, die mich hierher begleitet haben, bei Cuma lagern und morgen in Neapel einzurücken gedenken.

Ihr ſeyd ſehr vorſchnell! unterbrach ihn Alapo.

Sforza warf einen ernſten Blick auf ihn und fuhr, ohne ihm zu antworten, fort: Bedarf es noch der Ueberlegung, ſo bitte ich meine Königin, ſich mit ihren Räthen deßhalb zu beſprechen, nur habe ſie die Gnade, mich bald mit ihrem Entſchluſſe bekannt zu machen.

-Und weßhalb hat es ſolche Eile? fragte die Königin.

Bedürfet Ihr meine Dienſte, ſo ſind meine Scharen Euch in Neapel nöthiger als in Rom und Perugia. Dort werdet Ihr Euch kein neues Reich erwerben und gern Frieden ſchließen wollen; hier iſt das Heer Euch von Nutzen. Schranzen, die Ihr hier in Menge findet, ſind ſchlechte Stützen des Thrones; nicht immer ſind die Glücklichen, welche der Fürſten Gunſt genießen, die Starken. — Dieß ſagend, warf er einen bedeutenden Blick auf den Oberkämmerer. — Bin ich hier überflüſſig, fuhr er fort: ſo muß ich eilen, einen andern Herrn zu finden, der mich in Kampf und Schlachten ſchickt; denn außer dem Feldlager verweichlicht der Soldat; nur Uebung ſtärkt.

Und hätte ich Eure Dienſte nicht nöthig, nahm die Königin das Wort: wäret Ihr wohl im Stande, zu meinem Vetter Anjou zu ziehen?

Wenn er Geld hat, mich und meine Schar zu bezahlen, warum nicht, Königin? Kämpften doch ſelbſt die Ritter der Tafelrunde zur Ehre ihrer Damen nur, ſo lange es dieſen gefiel ſie zu ihren Rittern zu wählen; wurden ſie entlaſſen, ſo ſuchten die fahrenden Kämpfer eine andere Dame und andern Minneſold; warum ſollte es jetzt anders ſeyn? So lange Johanna von Neapel mich zu ihrem Kämpfer ernennt, ſo lange ſtreite ich für ſie, entläßt ſie mich ihrer Dienſte, ſuche ich mir einen andern Herrn und andern Sold. So iſt es bei uns Kriegsgebrauch.

Morgen holt Euch Beſcheid! ſagte die Königin lächelnd: Um Minneſold habt Ihr wohl übrigens noch nie gedient. Ihr ſeyd immer noch nicht wieder vermählt. Vermochte kein Weib, ihre Liebesnetze um Euch zu werfen?

Nein, königliche Frau! Oft ſchon, ſeit mein gutes Weib in Catignola ſtarb, lag ich in den Schlingen der Frauen, aber immer entzog ich mich noch zur rechten Zeit. Soldaten ſind Söhne der Freiheit, das Feldlager iſt ihr Haus, das

Schlachtfeld ihre Brautkammer; ihre Seele ſtrebt nur nach dem Höchſten, dem Ruhme, — und wie das Glück dem Augenblicke angehört, ſo ſuchen auch wir nur unſere Freuden in ihm; nur was der Augenblick beut, hat Reiz für uns. Diz Sehnſucht nach dem heimathlichen Heerde, nach Weib und Kind, würde das Herz theilen, und, wahrlich! das muß ganz mit voller Kraft unter dem Panzer ſchlagen, wenn die Fauſt das Schwert wacker führen, der Kopf klar und unbefangen die Pläne entwerfen ſoll. Ueberdieß, hohe Frau, verſtehen wir nicht, wie Boccaz und Petrarca, mit zärtlichen Worten und ſchönen Canzonen um Liebe zu werben, und das verlangen die Frauen Neapels, ſeit jene Beiden hier ſangen, ſeufzten und tändelten.

Nun, dann will ich unter den Jungfrauen Neapels eine Hebe für den Herkules aus der Romagna wählen! ſagte die Königin ſcherzend.

Thut es nicht, gnädige Frau; in der Romagna iſt ein rauhes, ungeſchliffenes Volk, und ſo wie der Kriegsmann ſich frei ſeine Fahne, unter der er fechten will, wählt, ſo ſucht er ſich auch, ſoll es einmal gewählt ſeyn, ſein Liebchen ſelbſt aus. — Gebt mir morgen einen freundlichen Beſcheid und ſeyd mir auch jetzt eine ſo gnädige Königin, als Ihr mir ſonſt eine gnädige Herzogin waret.

Geduldet Euch, Sforza, unterbrach ihn der Oberkämmerer mit Unmuth: Ihr ſollt morgen durch mich Beſcheid erhalten.

Seit wann, Königin, ſagte der Condottiero mit Stolz: hat Euch der Himmel die ſo ſchöne Gabe der Rede verſagt, die Euch ſonſt Aller Herzen gewann, daß Ihr dieſes Mannes bedürft, um für Euch zu ſprechen?

Es iſt mein Freund, er beſitzt mein Vertrauen! erwiederte Johanna empfindlich.

Königin! nahm Sforza das Wort: Was Ihr mit mir und den Zehntauſend, denen ich befehle, abzumachen habt, darin, bitte ich Euch, vertraut nur Euch und mir, ſonſt Niemand weiter. — Der Königin Geſicht umdüſterte ſich. — Sollte ich aber meine Rede vielleicht nicht zierlich genug geſtellt, nicht Wort für Wort ſorgſam abgewogen haben, fuhr er dann einlenkend fort: ſo verzeiht; im Kriegslager, an der Seite eines kriegeriſchen Königs, wie Ladislaus war,

war, verlernt man die Sprache des Hofes und die weichſten Töne werden rauh.

Ich zürne nicht! ſprach die Königin mit Huld und reichte ihm ihre ſchöne Hand zum Kuſſe: Morgen um die nämliche Stunde findet Euch hier ein, um das Weitere zu vernehmen; ſie entließ ihn.

Ein rauher, ungeſchliffener Geſell! fuhr jetzt der Oberkämmerer auf, als Sforza ſich entfernt hatte: Wenn ihn nicht vergangene Zeiten ſo feſt auf die Gunſt ſeiner Königin bauen ließen, dürfte er es wahrlich nicht wagen, in dieſem Tone mit ſeiner Gebieterin zu reden. Der Mann iſt mir zuwider.

Und uns doch ſo nöthig! fiel ihm die Königin in's Wort: Nur durch ihn und ſeines Gleichen ſind wir vermögend, die unruhigen Barone und die Feinde von Außen abzuhalten; wir müſſen ihn ſchonen, müſſen freundlich gegen ihn ſcheinen.

Und ſeyn — das fällt Euch nicht ſchwer! nahm der Günſtling höhniſch das Wort: Ein ſolcher Mann verdient Rückſichten.

Ihr ſcheint den Ton Eurer Rede auch aus

einem Feldlager genommen zu haben, Kämmerer, mir iſt er nicht angenehm.

Thut mir leid; erwiederte der kecke Günſtling: warum hat der Sforza mich ſo geſtimmt! Habt Ihr dieſen Ton von ihm hören können, ſo erlaubt ihn auch mir. Doch, meine Gebieterin, es iſt Zeit, den königlichen Thron von dieſen Glücksrittern unabhängig zu machen, dieſe Laſt von Thron und Land abzuwälzen, die, gleich den römiſchen Prätorianern, Herren ihrer Herren, und überdieß noch den Meiſtbietenden zu jeder Stunde feil ſind. Fällt das Haupt, ſo ſinken die Glieder in nichts. — Die Orſini ſchmachten ſchon in dem Caſtell del Ovo und ihre Banden zerſtreuten ſich; laſſen wir Sforza ihnen Geſellſchaft leiſten; iſt er im Kerker und das Kriegsvolk ohne Haupt, läuft es auseinander.

Und zieht nach Rom, dem Braccio zu, und wen ſetzen wir dann dieſem Freunde des Papſtes und Ludwigs von Anjou entgegen?

Unſere eigene Macht oder den Caldora mit ſeiner Bande. Dieſe Abenteurer, Königin, ſind eiferſüchtig auf einander, wie Kaufleute, die mit gleicher Waare handeln, heute Freunde, wenn ſie der Eigennutz verbindet, morgen Feinde, hoffen ſie dadurch zu gewinnen. Entledigt Euch ihrer, und nur, wenn Ihr dieſe drückende Laſt von Euch gewälzt habt, dann erſt ſeyd Ihr Königin! Aber, fuhr er, Johanna genau beobachtend, fort: dauert Euch der kräftige Mann, daß er im Gefängniſſe ſchmachten ſoll, dann freilich! Doch auch hier iſt ein Mittel. Ich habe eine Tochter — Ihr ſaht ſie nie — ſie iſt wohl ſchön zu nennen. Conſtanze ſoll ihn dann ganz in unſer Intereſſe ziehen.

Handelt nach Eurer Weisheit, unterbrach ihn die Königin ungeduldig: und zügelt Eure Rede. — Sie verließ das Kabinet, ſeit langer Zeit zum erſtenmale mit ihrem Günſtling aus mehreren Gründen unzufrieden.

3.

Als Alapo auf ſeinem Zimmer, welches er im königlichen Schloſſe bewohnte, allein war, unruhig auf und ab ſchritt und über die Mittel, Sforza unauflösbar an ſich zu ketten, oder ihn zu verderben, nachdachte, brachte ihm ein Diener ein Schreiben, das eben nicht geeignet war, ihn aufzuheitern. Es war von dem Kaſtellane ſeiner Villa auf Ischia, der ihn von dem Vorgefallenen unterrichtete und ihm meldete, daß der junge Kriegsmann Urban Origlia, Hauptmann einer Fahne Reiterei und ſehr in Gunſt bei Sforza, verwundet in dem Landhauſe liege; auch verſchwieg er die beſondere Theilnahme nicht, die Conſtanze für den Verwundeten hege. Er bat am Schluß um Verhaltbefehle.

Alapo ſchritt im Zimmer heftig auf und ab. — Was will der elende Hauptmann der Söldner? rief er zornig: Glaubt er, weil ſein Vater ſich ein unermeßliches Vermögen erworben, könne er ſeine Wünſche bis zu Conſtanze Alapo erheben? Der Thor! Ein Wort von mir, und ſein Vater irrt mit dieſem ſtolzen Knaben von Hütte zu Hütte und bettelt um Almoſen! — Raſch ſetzte er ſich und ſchrieb die wenigen Worte: „Laß in kommender Nacht den Frechen in's Meer werfen.“ — Schon war der Brief verſiegelt, ſchon der Diener gerufen, der ihn dem Kaſtellan bringen ſollte, als er plötzlich ſich eines Andern beſann, den Brief zerriß und einen zweiten ſchrieb, worin er dem Kaſtellan befahl, den Verwundeten zu pflegen, mit aller Achtung zu behandeln, jedoch ein wachſames Auge auf ſeine Tochter zu haben und ſie morgen nach Neapel zu ſchicken; übrigens ſolle er ihm von Allem genaue Nachricht geben.

Aber der Befehl kam zu ſpät. Am frühen Morgen, als die gute Agathe den Verwundeten beſuchte, fand ſie ihn zwar ſchwach, die Wunde jedoch nicht gefährlich; nur der ſtarke Blutverluſt hatte ihn ermattet.

Wird Deine Gebieterin nicht zu mir kommen? fragte er ſie.

Nein, Herr! erwiederte die Alte: Wie dürfte ſie öffentlich Euch zu beſuchen wagen?

Nicht öffentlich, aber doch im Geheim? fuhr Urban fort.

Wie dürfte ſie, da der Verräther niemals ſchläft, ſich Euerem Lager nahen, wie geſtattete das die Sitte?

Ich fühle, was die Signora durch Dich von mir verlangt! erwiederte er nach kurzem Sinnen: Grüß' Deine bedächtige Gebieterin von mir, ſag' ihr, ich würde ihren Wünſchen zuvorkommen; jetzt aber gönne mir Ruhe. — Er ſchloß die Augen und that als ob er ſchliefe.

Als Agathe ſich entfernt hatte, fragte er den bei ihm gebliebenen Reiſigen: Iſt die Barke noch am Ufer?— Dieſer bejahte es. — So eile hin! Sie ſoll in der Bucht mich erwarten, und ſage Deinen Kameraden, daß ſie kommen, mich herunter an's Meer zu tragen.

Der Söldner richtete ſeines Hauptmanns Befehle aus. Die Reiſigen kamen, Urban bat den Kaſtellan, ihnen die Thore zu öffnen. Dieſer entſchuldigte ſich aber, daß er es ohne Erlaubniß der Signora nicht dürfe.

Ich will von hier, und ſollten meine Leute die Villa ſtürmen. Ich will hier nicht ein Gefangener ſeyn, will fort von hier! drohte Urban.

Geduldet Euch nur, Herr, bis ich zurückkehre! bat der Kaſtellan, in ſeinem Herzen froh, den läſtigen Gaſt auf dieſe Weiſe los zu werden.

Conſtanze begleitete den zurückkehrenden Antonio. — Ihr wollt uns verlaſſen? ſagte ſie, an Origlia's Lager tretend: Ihr wollt ermattet, verwundet Euch nach Neapel bringen laſſen, wollt Euch in ſolchem Zuſtande dem ungewiſſen Meere anvertrauen?

Die Fahrt von Iſchia nach Neapel iſt kurz und gefahrlos! erwiederte er kalt: Ich wünſchte, hier nicht läſtig zu ſeyn, und wer weiß ob Euer allmächtiger Vater nicht zürnen würde, erführe er, daß Ihr einen Verwundeten aufgenommen habt. Ihr ſeht, auch ich kann bedachtſam ſeyn.

Laßt mich und Agathe mit ihm allein! befahl Conſtanze. — Antonio zögerte. — Habt Ihr Bedenklichkeiten? Geht! ich befehl' es Euch.

Urban! begann nun das Mädchen, ſeinem Lager ſich nähernd: Warum wollt Ihr von hier, warum Euch der Gefahr ausſetzen? Kann es Euch Freude machen, mir wehe zu thun? Bleibt, ich bitte Euch.

Nein! erwiederte er trotzig: Ich gehe! Was ſoll ich hier, wo es für Euch ein Verbrechen iſt, mich zu ſehen?

Kann ich denn in Neapel um Euch ſeyn? fiel ſie ihm in die Rede: Würde mein Vater mich nicht ſogleich von hier entfernen, mich in's königliche Schloß zu ſich nehmen, erführe er, daß ich Euch pflegte? Und wären wir dort nicht getrennter als hier?

So nahe Euch und doch ſo fern, durch Euch ſo fern! rief er heftig: Nein, nein! Laßt mich ziehen!

Urban, iſt das der Zauber, der Euch an meine Nähe band? ſagte ſie traurig: Iſt das die Sehnſucht, die Euch auch im Feldlager zu mir führt?

Liebe um Liebe! Stolz um Stolz! Entſagung für Entſagung! erwiederte er kalt: Ich gehe!

So lebet wohl! ſprach Conſtanze mit Wehmuth: Folgt Eurem harten Sinn! Es ſchmerzt mich, aber trübt meinen Himmel nicht; meine Neigung zu Euch ſteht höher als meine Sehnſucht! Ich ſcheide von dem Freunde mit liebendem Herzen, und kenne ihn zu gut, um nicht zu wiſſen, daß ſchon auf dem Meere die Sehnſucht ihn nach Ischia zurückführte, wenn ihm der Stolz nicht geböte, ſeine Fahrt fortzuſetzen. Lebt wohl, Urban, verkennt mich nicht! Sie heftete noch einen herzlichen Blick auf ihn und entfernte ſich.

Ihr ſeyd ein ſtarrſinniger Mann! ſagte zürnend Agathe: Könntet Ihr nur einen Blick in das Herz des Engels thun, Ihr würdet anbetend vor ihr niederknieen.

Und, mich kaſteiend und geißelnd, zu ihren Füßen ſterben, nicht ſo? erwiederte er aufgebracht.

Nun, wie Ihr meint! brummte die Alte: Ich kenne Euern aufbrauſenden Sinn, und manchmal muß ich Eure Ungeduld theilen, denn oft iſt die Signora doch zu ſtreng; aber jetzt ſeyd Ihr ungerecht gegen ſie. Geht in Euch und bleibt.

Er ſchien nicht auf ihre Warnung zu hören, und ſie verließ ihn. Bald darauf trugen ihn ſeine Reiſigen in die Barke, und nach kurzer Fahrt landete er im Hafen von Neapel.

Gleich nach ſeiner Abfahrt kam der Befehl des Oberkämmerers, der Conſtanzen nach Neapel berief; er ahnete gewiß nicht, daß ſein Wille jetzt ſeiner Tochter willkommen war, da ſie früher Abſcheu gegen das Hoflager ausgeſprochen und gern auf ihrer einſamen Villa geblieben war.

Auch ſie landete am andern Tage am Castel nuovo. Als ſie durch die hohen Hallen nach den Gemächern ihres Vaters ſchritt, war es ihr, als ob ſie ſich auf immer von dem ſtillen Frieden ihrer Jugend trennen ſolle, als ob ſie die Welt ihrer lieblichen Träume hinter ſich laſſen müſſe, und als der Diener das Zimmer des Vaters öffnete, drang ein leiſes: Muth, Muth! aus ihrer gepreßten Bruſt.

Der Vater hatte ſie ſeit Monden nicht geſehen. Er ließ, als ſie ihn begrüßend ſich vor ihm neigte, mit Wohlgefallen ſeinen Blick auf der lieblichen Geſtalt, auf den holden Zügen ſeines Kindes ruhen. — Bei Gott! rief er unwillkührlich: Du biſt in der kurzen Zeit, daß ich Dich nicht ſah, in vollem Glanze aufgeblüht, Conſtanze. Deine Schönheit hat ſich herrlich entfaltet, Du biſt des edelſten Mannes werth.

Komm, ſetze Dich zu mir, mein Kind! fuhr er nach einer Pauſe fort: Du einzig Theures, was mir noch von Deiner geliebten Mutter geblieben iſt, ſetze Dich und vernimm, weßhalb ich Dich hierher beſchied. Von Deiner früheſten Jugend kennſt Du meine Liebe zu Dir, weißt, wie ich, vielleicht zu ſchwach, Deiner Halsſtarrigkeit nachgab. Ich glaube deßhalb, daß Du über den Plan Deines zukünftigen Lebens ernſt nachgedacht und Dich darüber beſtimmt haſt. Sollteſt Du auch einmal von ihm gewichen ſeyn, ſetzte er bedeutſam hinzu: ſo wirſt Du Dich doch leicht wieder auf ihn zurück finden. Dein feſter Sinn, den ich oft Trotz nannte, wird Dich auch jetzt nicht verlaſſen und Dir vorgeſchrieben haben, Deinem Vater auf der Bahn des Glücks zu folgen.

Ich bin begierig, zu hören, was Ihr mir zu ſagen habt, mein Vater! unterbrach ihn Conſtanze geſpannt.

Die Königin will Sforza, den Anführer der ſchwarzen Bande, an ihr Intereſſe knüpfen. Hierzu ſind zwei Wege; auf dem einen geht der Stern Deines Vaters unter, auf dem andern geht ſein und Dein Stern glänzender auf.

Was habe ich mit den Plänen der Königin zu thun? Was kümmert mich der rauhe Sforza? unterbrach ſie unmuthig den Vater.

Die Königin will Dich an Sforza vermählen.

Die Königin? — mich an Sforza? rief ſie verwundert.

Ohne daß ich ihn durch Dich an mich feßle, iſt er mein Feind, mein gefährlicher Feind, der mehr als ein Mittel in Händen hat, mich zu ſtürzen! fuhr Alapo fort.

Und will denn Sforza durch mich ſeine Abhängigkeit von der Königin und Euch erkaufen? fragte ſie weiter.

Noch kennt er meinen Plan nicht, erwiederte der Vater: doch bin ich gewiß, er wird, ſelbſt wenn der Preis nicht ſo ſchön wäre, mit Freuden eine Verbindung eingehen, die ihn ſo mächtig machen kann.

Conſtanze wurde nachdenkend.

Vater! ſagte ſie endlich: was Ihr mir eben geſagt, hat mich überraſcht; ich kann noch nicht Alles recht faſſen; nur ſo viel weiß ich, daß der rauhe Krieger jetzt noch nichts von Euerem Plane wiſſen darf, wenn er nicht durch mich ſcheitern ſoll.

Dacht' ich doch gleich, daß meine verſtändige Tochter leicht und mit Freuden in meinen Wunſch eingehen würde! rief der Oberkämmerer entzückt.

Lobt mich nicht zu früh, Vater! ſagte ſie ernſt: es möchte Euch gereuen.

Was macht der Verwundete auf Ischia?

fragte er jetzt, das Geſpräch abbrechend. — Conſtanze erröthete. — Was führte ihn denn eigentlich nach der Villa? Weßhalb ſetzte er ſich meinen Dienern zur Wehre? Ich werde den unruhigen Jüngling züchtigen. Was zu den Söldnern gehört, iſt freches Volk; aber ſprich, was führte ihn nach der Villa? weßhalb ſetzte er ſich meinen Dienern zur Wehre?

Weiß ich es? antwortete ſie gefaßt, da ſie den Geliebten nicht mehr in des Vaters Gewalt, ſondern in Neapel bei ſeinem Kriegsvolke wußte.

Der Vater machte eine drohende Bewegung der Hand. Dann ſagte er freundlich:

Nun geh' und kleide Dich an, vor der Königin zu erſcheinen, ſie will Dich noch heute ſehen. — Du wirſt auch Deine Muhme Katharina bei ihr finden, folge ihrem Rath, ſie ſteht in hoher Gunſt bei der Königin, und obgleich erſt ſeit kurzem am Hofe, kennt ſie ihn und die Gebieterin doch genau.

Conſtanze ging mit banger Sorge in ihr Zimmer, ſich anzukleiden. Wie ſie dem Ungewitter entgehen ſollte, wußte ſie nicht, eben ſo wenig, wa ſie beginnen ſollte. Nur das war ſie entſchloſſen, Sforza nie ihre Hand zu geben. Sie ſollte vor der Königin erſcheinen, die ſie noch nicht geſehen, ihr waren die Verhältniſſe, in welchen ihr Vater zu ſeiner Gebieterin ſtand, kein Geheimniß, doch konnte ihre reine Seele ſie nicht ganz ſich denken, nur das fühlte ſie, daß ſie nicht mit voller Achtung vor die Monarchin treten könne. Der Eindruck, den ſie auf die Herrſcherin machen würde, war ihr gleichgiltig; was ſie zu befürchten hatte, wußte ſie, ſie kannte die Gefahr, und ihr fehlte nicht der Muth, ihr entgegen zu gehen.

Mit furchtloſem Herzen trat Conſtanze an der Hand des Vaters vor die Königin. Schon oft hatte ſie ſich in ihrer Einſamkeit ein Bild dieſer Frau entworfen, um deren Gunſt der Adel Neapels buhlte. Sie hatte es ſich mit lieblichen Farben ausgemalt, und wenn ſie ſich auch die Blüthe der erſten Jugend erbleicht dachte, ſo malte doch die Phantaſie ein holdes Bild, dem nichts als der ſanfte, zarte Hauch reiner Weiblichkeit und die Friſche der Jugend fehlte, um für ein Ideal der Schönheit zu gelten. Mit dieſer Erwartung war ſie eingetreten und fand eine volle Geſtalt von mittler Größe auf einem Armſeſſel, ohne Grazie und Majeſtät, nachläſſig ſitzen, deren dunkle, lebendige Augen ſie ſcharf betrachteten. Die Wangen der Königin waren bleich, die ſchönen, regelmäßigen Züge ſchlaff, das dunkle Haar, ſorgſam geringelt, rollte über volle Schultern und einem blendenden Nacken herab, eine ſchöngeformte weiße Hand mit vielen blitzenden Ringen geſchmückt, bot ſich ihr zum Kuß, und ein Paar ſchwellende Lippen ſagten ihr Willkommen. Hinter dem Seſſel der Königin ſtand Katharina Alayo, des Günſtlings Schweſter, eine hohe, junoniſche Geſtalt, deren regelmäßige Züge, obgleich nicht mehr in der erſten Jugendblüthe, noch ſchön zu nennen waren.

Dieß meine Tochter, Königin! ſagte der Oberkämmerer, Conſtanze Johanna näher führend: Ich glaube Euch nicht zu viel von ihr geſagt zu haben.

Der Königin Wange erglühte, — ſie betrachtete Conſtanze aufmerkſam und ſchien in Gedanken verſunken. Faſt zu ſchön! ſagte ſie halblaut vor ſich hin: Fräulein, wandte ſie ſich jetzt zu dem Mädchen, das ehrfurchtsvoll, aber furchtlos vor ihr ſtand: Der Befehl Eures Vaters, das einſame Landhaus zu verlaſſen und an meinem Hofe zu erſcheinen, hat Euch gewiß entzückt. In Euern Jahren erſcheint uns die Welt am herrlichſten, wo ſie am lebendigſten iſt, und in der Einſamkeit ahnet man nur und träumt, und ſehnt ſich nach dem Erwachen. Ich werde Euch auf dieſer Euch neuen Bahn eine Mutter ſeyn; denn ſchwer iſt's der Jugend ohne Erfahrung, die Klippen zu umſchiffen, auf die Ihr hier ſtoßen werdet.

Hoheit! erwiederte Conſtanze und neigte ſich dankend: Ihr ſeyd ſehr huldvoll gegen Eure Dienerin, Ihr wollt Euch der Mutterloſen annehmen, und mein Herz, mein Mund ſagt Euch für dieſe Gnade Dank, aber ich hoffe, mein Vater wird mich bald wieder in meine Einſamkeit zurückſenden, wenn er ſehen wird, daß ich für den Hof und die Welt nicht tauge.

Und warum nicht? fragte die Königin verwundert.

Erlaubt, daß ich ſchweige.

Eine ſo holde Roſe wie Ihr, fuhr die Königin fort: würde eine Zierde in dem Kranze meiner Frauen ſeyn.

Ich bin keine Roſe und gleiche dieſer Blume nicht; erwiederte das Mädchen ernſt: die Farbe dieſer üppigen Blume kann wohl meine Wange röthen — mein Inneres aber wird, mit Gott und der heiligen Jungfrau, wohl immer beſcheidenen Blümchen ähnlich ſeyn; oder ſoll ich einen kühneren Vergleich wagen, der Lilie, dem Bilde der Unſchuld. Darum tauge ich nicht an Euern Hof.

Die Königin war betroffen; auch über ihre blaſſen Wangen hauchte ſich der Roſe Gluth; doch ſchien ſie die Bedeutung von Conſtanzens Worten nicht ganz verſtehen zu wollen. Solch ernſten Sinn bei ſo jungen Jahren erweckt ſelten der Verſtand, ſagte ſie ſcherzend: gemeiniglich nur eine Leidenſchaft, die in dem jungen Herzen früh ſchon Wurzel ſchlug — Ihr liebt! — Dieſe Worte hätten faſt Conſtanze außer Faſſung gebracht. — Erröthet nicht! fuhr die Königin fort: Warum Euch dieſes Gefühles ſchämen? Mich dünkt, ich hörte von einem jungen Krieger; heißt er nicht Urban Origlio, aus Stilo gebürtig, der Sohn eines reichen Edlen? Er ſoll Euch mit Liebe zugethan ſeyn. Iſt dem ſo?

Wäre es, erwiederte Conſtanze muthig: ſo würde der Vater wohl der Tochter Geheimniß eher erfahren müſſen als meine Königin. — Sie neigte ſich, als bäte ſie die Gebieterin, über das, was ſie geſagt, um Entſchuldigung, ſchwieg und trat einige Schritte zurück.

Bei Sankt Katharinen, Pandolfello! rief Johanna unwillkührlich aus: Eure Tochter gleicht ganz dem Sforza an Geſtalt und Sinn. Schön, ſtolz und auch ein wenig rauh, doch —

Hoheit! nahm Alapo das Wort: deßhalb bitte ich Euch, das Auge des Condottiero auf ſie zu lenken, damit durch ſie der ſtolze Bandenführer für immer an Euern Thron gefeſſelt werde.

Die Königin ſchien dieß nicht hören zu wollen. — Pandolfello fuhr fort: Meine Tochter wird in Allem dem Willen ihrer Gebieterin folgen, ſie iſt zu verſtändig, um die Hand eines Mannes, wie Sforza, wenn ihn die Gnade ſeiner Monarchin mit Rang und Lehn ihrer würdig ausgeſtattet hat, zurückzuweiſen.

Wißt Ihr denn ſchon, unterbrach ihn Conſtanze mit Unmuth: ob auch Sforza mich als ein wünſchenswerthes Gut erkennt? Wollt Ihr Eure Tochter einem Abenteurer anbieten? Iſt Euer Stolz ſchon ſo tief geſunken?

Sforza wünſcht Eure Hoheit zu ſprechen! meldete in dieſem Augenblicke ein Diener.

Die Königin wurde verlegen. — Er komme! befahl an ihrer Statt der Oberkämmerer. — Conſtanze trat zurück.

Ich komme, Euerm Befehle gemäß, Hoheit! redete Sforza die Königin an: den von Euch gefaßten Entſchluß zu vernehmen. Faſt ſollte mir ſchon Euer Blick ſagen, daß Ihr meiner nicht bedürft.

Ihr irrt! nahm der Kämmerer ſchnell das Wort: Im Rathe der Königin iſt beſchloſſen, das ganze bei Perugia ſtehende Heer unter den nämlichen Bedingungen noch ein Jahr im Solde zu behalten, auf welche es dem König Ladislaus glorreichen Andenkens diente. Iſt Euch das genehm?

Ich vernehme den Beſcheid nur aus dem Munde meiner Königin! unterbrach ihn Sforza ſtolz.

Der Oberkämmerer ſprach unſern Willen aus! ſagte Johanna: doch Euch ſcheint die Erfüllung Eurer Wünſche ziemlich gleichgiltig zu ſeyn. Ihr ſagt mir kein verbindliches Wort. Euer Mund iſt ſtumm, nur Eure Augen ſprechen; — wendet ſie von der hinter mir ſtehenden Dame ab, ſeht nach jener! Sie zeigte auf Conſtanze.

Sforza befolgte den Befehl der Königin, und ſein Auge traf Conſtanze. Bei Sankt Georg! rief er: Ihr hattet Recht, Hoheit, da Ihr mir befahlt, mein Auge nach jenem Sterne zu richten. Wer ſeyd Ihr, ſchöne Dame? ſagte er, ſich Conſtanze nahend: Wer ſeyd Ihr, die mit einem Blicke, den ich noch nie ſah, mich an ſich zieht, und doch entfernt zu bleiben mir gebietet?

Ich bin Conſtanze Alapo!

Die Tochter des Oberkämmerers? fiel ihr Sforza in die Rede, und ſein Geſicht umdüſterte ſich.

Ihr habt es errathen! erwiederte ſie.

Und jene Dame, die ſo hold lächelnd hinter Eurem Stuhle ſteht, Hoheit? fragte er die Königin.

Iſt Katharina Alayo, meines Oberkämmerers Schweſter! erwiederte Johanna.

Fürwahr, Herr Pandolfello! ſagte der Condottiero: bisher habe ich Euch um nichts beneidet, aber ſolche Tochter, ſolche Schweſter zu haben, iſt ein beneidenswerthes Loos!

Es ſteht in Eurer Macht, es mit ihm zu theilen! nahm die Königin das Wort.

Theilen? mit Pandolfello Alayo theilen? Nein, Hoheit, ich gönne ihm, was er beſitzt!

Alles? fragte die Königin empfindlich, und ihre Uebereilung fühlend, ſtand ſie raſch auf.

Alles! wahrlich Alles! erwiederte nach einem kurzen Schweigen Sforza, in welchem er wohl weniger nachgedacht als geträumt hatte.

Die Königin ſagte der Katharina einige leiſe Worte, winkte Pandolfello und ließ den Krieger mit Muhme und Nichte allein.

Schöne Frauen! begann dieſer: Die Königin iſt heute ſehr gnädig, nimmt mich auf ein Jahr in ihren Dienſt, und läßt mich dennoch mit Euch, Ihr holden Damen, allein. — Katharina erröthete bei dieſen Worten; ſie mochte den Sinn verſtanden haben; Conſtanze aber ſchien auf das, was er ſagte, wenig zu hören. — Dieß iſt für einen Krieger, der ſeine Rede nicht zierlich zu ſetzen weiß, eine peinliche Lage; ſagte Sforza weiter: ich möchte Euch gern Schönes und Verbindliches ſagen, möchte das, was ich bei Eurem Anblick fühle, ausſprechen und die Worte fehlen mir.

Sagt uns offen, was Ihr zu ſagen wünſcht! unterbrach ihn Conſtanze: Oft iſt der ungekünſtelte Ausdruck der Empfindung uns ſchätzbarer als die zierlichſte Rede.

An welche von Euch ſoll ich ſie aber wenden? ſprach er nun ſcherzend: Dieſe kaum aufgeblühte Roſe, dieſe jugendlich ernſte Geſtalt, die mir wider Willen Ehrfurcht einflößt, und doch ein ſo freundliches Bild einer Jungfrau iſt, müßte auf mein benarbtes, gebräuntes Geſicht, auf die Reihe von Jahren, die laſtend mir folgen, ſpottend blicken. Ihr aber, ſchöne Dame, aus derem Auge Wohlwollen und Freundlichkeit ſtrahlt, verwirrt mich eben mit dieſem Blicke.

Edler Herr! nahm Conſtanze das Wort: Fürchtet nicht, daß Euer benarbtes Geſicht, Eure Jahre voll Kriegerruhm Spott in mir erwecken könnten. Der Tapfere ſteht in meinen Augen zu hoch, um ihn nicht achten zu müſſen, und Euch dieß zu beweiſen, Herr, will ich zutrauenvoll, als wäret Ihr mein zweiter Vater, Euch vertrauen und Euch bitten, morgen in der Frühſtunde zu mir in die Wohnung meines Vaters zu kommen.

Conſtanze! unterbrach ſie die Muhme verweiſend.

Laßt nur, bat Sforza: heißt den lieblichen Mund nicht ſchweigen.

Ihr werdet kommen? fragte Conſtanze.

Wie könnte ich ſolcher Einladung widerſtehen? erwiederte Sforza.

Nun, ſo erwarte ich mit der Schweſter meines Vaters Euch um die zehnte Stunde! ſagte die Jungfrau. Zürnt mir nicht, bat ſie, ſich nach Katharina wendend: zürnt mir nicht, liebe Muhme! Ich bedarf Eurer Liebe. Gehabt Euch wohl, Herr! Sie ergriff Katharina's Hand, ging mit ihr aus dem Zimmer und ließ Sforza ſtaunend zurück.

Solche Schönheit, ſolche Kraft, ſolche Lieblichkeit ſah ich, bei Gott! in einem Weibe noch nie! rief er und verließ ſinnend das Schloß.

4.

Sforza's Weg führte ihn nach der Wohnung ſeines verwundeten Schützlings, Urban Origlia. Er hatte bisher noch nicht Muße gehabt, den Jüngling, der ihm aus ſo mancher Hinſicht werth und theuer war, zu beſuchen. Urban's Vater, ein armer Edler zur Zeit Karls von Durazzo, hatte durch Heirath und mehrere Glücksfälle ſich einen bedeutenden Reichthum erworben, einen Theil ſeines Geldes hierauf einem genueſiſchen Handelshaus, mit dem er vereint Geſchäfte machte, anvertraut, und war dadurch einer der reichſten Edlen Neapels geworden. In der Zeit, als Sforza noch Hauptmann war und an der Spitze von 100 Spießen ſtand, hatte er Gelegenheit, dem Gurello Origlia einen wichtigen Dienſt zu leiſten, den dieſer mit dem Darlehn einer bedeutenden Summe lohnte, durch welche Sforza in den Stand geſetzt wurde, für ſich ſelbſt zu werben und ſo ſich eine Laufbahn zu eröffnen, auf der er in Kurzem alle ſeine Nebenbuhler verdunkelte. Noch jetzt, wenn der Sold der Fürſten zuweilen ausblieb, fand er ſeines Freundes Truhen für ſich offen.

Urban Origlia theilte nicht ſeines Vaters Neigung zum Erwerb, er liebte den Stand eines Kriegers und war unter den ſechs Söhnen des Gurello der einzige, der ſich von Sforza's Beiſpiel hinreißen ließ und das Schwert ergriff. Die Fahne Reiterei, welche er befehligte, hatte er auf eigene Koſten geworben und ſie war ihm mit Leib und Blut ergeben, ſo wie er dem Feldherrn, den er ſich zum hohen Vorbild gewählt hatte. Rauh, heftig, unbeugſam, wie Sforza, war er auch edel und großmüthig, nur nicht liſtig und verſchlagen, wie jener, und ſeit er Conſtanze Alayo geſehn, ſie kennen gelernt und von ihrem Zauber gebannt war, wurde auch das rauhe Aeußere ſanfter, und die ſo lange vernachläſſigte Zither wieder zur Begleitung von Petrarca's Canzonen geſtimmt.

Sforza ging jetzt zu ſeinem jungen Freunde, ſich nach den näheren Umſtänden ſeiner Verwundung zu erkundigen. Er fand ihn unmuthig, und als er Alles erfahren hatte und er ihn ermahnen wollte, auf ſolche unnütze Abenteuer nicht Leib und Leben zu wagen, lachte Urban bitter und meinte, er habe eine noch weit eindringendere Lehre erhalten, als die er ihm geben könnte.

Ja! ſagte Sforza: wäre Deine Geliebte ſchön wie die Dame, die ich heute geſehen, ſo lieblich und doch voll Ehrfurcht erweckenden Ernſtes, daß ich glaube, träte ſie bei Erſtürmung einer Stadt dem wüthendſten Haufen Soldaten entgegen, er wiche ehrfurchtvoll vor dieſer ernſten, holden Geſtalt. Solch vollkommenes Weſen vermag die Natur nicht zweimal zu ſchaffen! — Du lächelſt, Urban, lächelſt, daß der rauhe Sforza mit ſolchem Feuer von einem Weibe reden kann? Ja, wahrlich! ein ſolches ſah ich auch noch nie.

Nie? unterbrach ihn der Verwundete und richtete ſich von ſeinem Lager auf: Nie? Doch, Ihr habt ſie ja nicht geſehen, für die ich blutete, für deren Anblick, und wär' es auch nur auf Augenblicke, ich willig meine Wunde aufriß, um noch einmal mein Blut für ſie auszuſtrömen. Hättet Ihr ſie geſehn! — bleich, wie der Mond vor der Alles belebenden Aurora verſchwindet, ſchwände Eure Dame vor dem Sonnenglanze meiner Geliebten. — Ihr lächelt? Ihr blickt mitleidig auf mich? Ihr glaubt in meinen Worten den Wahnſinn der Liebe zu vernehmen? Nein, edler, würdiger Mann, was die Natur Schönes geformt, was ein reiner himmliſcher Geiſt beleben, ein edler Sinn durchglühen kann, Alles, Alles findet Ihr in ihr vereint.

Urban! unterbrach ihn Sforza drohend: fodere mich nicht zum Kampf auf! Der Meiſter könnte leicht um den Preis ſeiner Dame mit ſeinem Jünger in die Schranken treten; denn wiſſe, morgen um die zehnte Stunde bin ich zu ihr beſchieden. Zwar finde ich dort eine Muhme, aber nicht einen jener alten feuerſpeienden Drachen, die mit Baſiliskenblicken den Schatz bewachen; nein! ein Mühmchen, wahrlich reizend zu nennen, ſtände ſie nicht neben ihr, der Schönſten der Schönen. Truge ich mich nicht, ſo iſt dieſe Auserwählte mir von der Königin als Leimruthe beſtimmt, mich frei emporſtrebenden Adler feſt zu halten. Aber ſie wird ſich in mir irren, und da ich mein Schwert nicht leicht um Thorheiten, am wenigſten gegen Dich, meinen lieben Freund, ziehe, ſo laß unſern Streit das Auge ſchlichten, nicht das Schwert. Nenne mir Deine

Schöne, daß ich ſie mit der meinigen vergleichen kann.

Nur im Verborgenen kann unſere Liebe gedeihen. Mein Mund darf ihren Namen nicht ausſprechen! erwiederte der Verwundete.

Siehſt Du, Jüngling, auch hier lacht dem Meiſter das Glück mehr als Dir, ich darf meine Dame Dir nennen, mich bindet nicht Schwur, nicht Pflicht, und ſollte Sforza ſo thörig ſeyn, ſeine Jahre an den jugendlichen Reiz dieſer kaum aufgeblühten Roſe zu feſſeln, ſo braucht es nicht der Verborgenheit zum Gedeihen, öffentlich brächte er ſeine Thorheit zur Schau und nennte im Angeſicht des ganzen Hofes und der Stadt Conſtanze Alapo als die Zauberin, die ſein unverwundbares Herz umgarnt hat. — Aber! rief er plötzlich aus, da er die Todtenbläſſe ſah, welche von des Jünglings Wange jede Lebensfriſche genommen hatte: aber Urban, was iſt Dir? Starr ſiehſt Du mich an. Liegt ſchon in dem Namen des Mädchens der Zauber, der mich bei ihrem Anblick ergriff? Rede! rede, mein junger Freund! Dein Schweigen bekümmert mich.

Urban reichte ſchmerzvoll lächelnd dem Krieger die Hand, drückte ſie heftig und ſchwieg.

Steh' mir Rede, Origlia! bat Sforza: Was iſt es, das Dich ſo ſchmerzvoll ergriff, was macht Dich an der Hand Deines zweiten Vaters ſo ſtumm? Verheimliche mir nichts!

Laßt mich, Sforza! bat der Jüngling: Laßt mich! Ich muß ſchweigen, und ſollte das, was ich in mir verſchließe, mir auch die Bruſt zerſprengen. — Dürft' ich reden, Euch vertraute ich mich gewiß.

Wohl! ich glaube Dich zu verſtehen! erwiederte Sforza lächelnd: Schlummere ruhig, Urban! Trügt meine Ahnung mich nicht, ſo kannſt Du ſorglos ſchlummern. Morgen bringe ich Dir frohe Botſchaft. — Mit dieſem Troſte verließ er ihn.

5.

Um die zehnte Stunde, wie es Conſtanze beſtimmt hatte, erſchien Sforza in ihrem Gemache, wo er Katharina ſchon vorfand.

Herr! kam ihm dieſe eilig entgegen: Ich bitte Euch, das, was meine Nichte Euch ſagen wird, gütig und nachſichtig aufzunehmen. Sie kennt die Welt noch zu wenig, um ſtets die nothwendigen Rückſichten zu nehmen; Offenheit iſt nicht überall an ihrem Platze.

Bei mir ſtets! erwiederte Sforza: Fürchtet nicht; was mir auch die Signora ſagen könnte, und was ich zwar ſchon zu wiſſen glaube, findet ſicher bei mir eine freundliche Aufnahme.

Signora! wandte er ſich jetzt zu Conſtanzen, die er, von Katharinens raſchem Entgegenkommen abgehalten, noch nicht einmal begrüßt hatte: Ich komme auf Euern Befehl und vermuthe, daß Ihr mich nicht Freudigem wegen hieher beſchieden habt. Sey es aber auch, was es ſey, ſo erlaubt mir früher eine Frage: Kennt Ihr meinen Hauptmann Urban Origlia?

Conſtanze erröthete, doch war es nicht die Röthe der jungfräulichen Scham, welche ihre Wangen überflog, es war der Zorn, der ſie purpurn färbte. — Weßhalb die Frage, Herr? ſagte ſie ernſt und ihr finſteres Auge traf den lächelnden Blick Sforza's, der ſcherzend ausrief: Ich irrte nicht!

Herr! unterbrach ihn das Fräulein: hat der Reiterhauptmann Euch geſagt, daß ich ihn kenne?

Und hätte er es? fragte der Krieger.

Dann — dann müßte ich Euch bitten, mich zu verlaſſen; ſagte ſie mit gepreßter Stimme: dann wäre es überflüſſig, Euch länger hier aufzuhalten.

Erklärt Euch deutlicher, Fräulein!

Hat Euch Urban Origlia geſagt, daß er mich kenne? fragte ſie noch einmal.

Nein, Dame! erwiederte Sforza: Ich will Euch berichten, wie ich zu der Vermuthung kam und ahnen konnte, daß Ihr die Dame geweſen, unter deren Balcon er ſich ſeine Wunde geholt. Ich erzählte ihm geſtern, daß ich bei der Königin die Schönſte der Frauen geſehen. Er behauptete, die Schönſte der Schönen kenne nur er, verſchwieg jedoch, wie er ſagte, von ſeiner Pflicht gebunden, ihren Namen. Ich nannte ihm den Eurigen und — verzeiht meiner Thorheit — unterrichtete ihn von den Worten der Königin, die mich hoffen ließen —

Und er? fiel ihm Conſtanze raſch in die Rede.

Er ward blaß wie der Tod, und ſchwieg.

Schwieg — ſchwieg? — O daran erkenn' ich Dich, mein unwandelbarer Freund! daran erkenn' ich Dich! Hört mich, Herr! Ja, ich kenne Urban Origlia; er iſt mir werth, ich bin ihm theuer — unzertrennlich iſt das Band, welches uns knüpft, das jedoch mein Vater, hätte er Kunde davon, gewaltſam löſen würde. Meine Hand, fuhr ſie nach kurzem Schweigen fort: iſt Euch beſtimmt; ſie ſoll Euch an den Thron der Königin feſſeln, Euch mit meinem Vater befreunden; Ihr waret mir durch Urban als ein edler Mann, als ſein väterlicher Freund geſchildert. Euch wollte ich mich vertrauen, Euch offen geſtehen, daß Conſtanze Alayo nie die Eurige werden könnte, und Ihr des Freundes Herz brächet, wenn Ihr Euch, obſchon gewiß nutzlos, um mich bewürbet. Hätte er aber unſere Liebe verrathen, wäre mein Name von ihm genannt worden, hätte er das heilige Verſprechen, das er

mir

mir gab, vergeſſen können, ich glaube, auch ich könnte ihn vergeſſen!

Nein, Signora! unterbrach ſie Sforza: Das könntet Ihr nicht, Ihr hättet gezürnt und ihm verziehen.

- Ihr kennt mich zu wenig, Herr, um über mich zu urtheilen; ſagte Conſtanze empfindlich: überhaupt ſcheint es, Ihr kennt das weibliche Herz nicht.

Da mögt Ihr wohl Recht haben, Signora! erwiederte Sforza: Ich war ein armer Landmann, als mir eine rothwangige Dirne gefiel, die ich ehelichte. Sie gebar mir einen Sohn und ſtarb. Das iſt die einfache Begebenheit meines Jugendlebens; einfach, Signora, aber doch auch jetzt noch mein Herz erſchütternd; denn meine Franzesca war ein ſanftes, braves Weib, und ich lebte in jenen Zeiten der Noth fröhliche Tage; in der Zeit des Glückes ſind ſie nicht zurückgekehrt. Als ich mein Weib begraben hatte, und, meinen Knaben auf dem Arm, allein zur Arbeit ging, wollte mir das Leben nicht mehr gefallen, es ward mir ſo einſam in Catignola, und ich dachte wohl zuweilen, mir ein anderes Weib zu nehmen, die Lücke im Leben auszufüllen; aber ich fand keine meiner Franzesca gleich und wagte es nicht, einer Andern meine Hand zu bieten. Da verlockte mich, wie Ihr wiſſen werdet, vorbeiziehendes Kriegsvolk. Ich übergab den Knaben meiner Schwäherin, ſchloß die Hütte zu, wallfahrtete nach dem Hügel, worunter Franzesca ſchlummert, der einzige Ort, den ich ungern zurückließ, und zog in den Krieg. Hier lachte mir das Glück, ſchnell ſtieg ich von Stufe zu Stufe, habe aber nie meine Heimath, nie das Grab meines Weibes und jene Tage der Armuth, die ich auch jetzt die glücklichſten meines Lebens nennen kann, vergeſſen. Wo hätte ich nun ſollen das Herz der Frauen kennen lernen? — im Feldlager? — am Hofe? — oder in den Zeiten meiner Jugend? — Hier fand ich ein ſanftes, liebendes Herz, ich machte es mir zu eigen, Gott nahm es mir, und fortan kümmerte mich keines mehr. Im Feldlager lernt man wohl Herzen brechen, aber nicht gewinnen, und an Neapels Hofe, da bewahre Gott mich und Euch, ein treues Herz zu ſuchen! Hier — doch ich will ſchweigen, ich würde eine mißtönende Saite berühren, und das möchte ich nicht, denn blick' ich auf Euch, holdes Fräulein, ſo fühlt Sforza, der Krieger, der Ehrfurcht heilige Scheu, und blick' ich in Euer ſanftes Auge, Donna Katharina, ſo iſt es mir, als lächelte mir Franzesca's freundlicher Blick entgegen. Verzeiht deßhalb dem Geſchwätzigen, dem Ihr die Erinnerung zurückgerufen habt.

Er ſchwieg; auch die Frauen. Katharina hatte ihm mit innigem Wohlgefallen zugehört, es freuete ſie, in dem allgefürchteten Condottiero ein Herz zu finden, das auf der Stufe des Glükkes ſich jener Tage der Noth, ſich der längſt geſtorbenen Gattin noch mit Theilnahme erinnern konnte; ſie freuete ſich, ihm Franzesca's Blick wieder zurückrufen zu können und unbewußt ſchlich ſich mit der Theilnahme eine zarte Neigung für den ſtattlichen Krieger in ihr Herz. Conſtanze ſah in ihm nur den väterlichen Freund ihres Geliebten und war zufrieden, daß er das, was ſie ihm ſagen mußte, ſo freundlich und ſo ganz ihren Wünſchen gemäß aufgenommen hatte.

Sforza verſicherte ſie noch ſeiner Theilnahme, gelobte das tiefſte Geheimniß, ſah noch einmal in die Augen, die ihm ſo lebhaft das Bild ſeines Weibes zurückriefen, und entfernte ſich, um zu der Königin, wohin er beſchieden war, zu gehen.

Johanna empfing ihn heute allein und ſchien nicht von der beßten Laune zu ſeyn; Nachrichten von Rom und dem Heere hatten ſie verſtimmt. Dort ſpielte Braccio, dieſer gefürchtete Condottiero, den Meiſter, und nur die Engelsburg war noch den Neapolitanern geblieben, auch ſchien der Papſt ſich öffentlich auf die Seite Ludwigs von Anjou zu neigen, der ſeine Anſprüche auf den Thron von Neapel noch immer nicht aufgegeben hatte. Das Heer bei Perugia war bis auf den Theil, der zu Sforza's Bande gehörte, auseinander gelaufen. Johanna hatte Gründe, ihren Unmuth, ſo viel es ihr möglich, in ſich zu verſchließen, konnte es jedoch vor dem Scharfblicke Sforza's nicht ganz verbergen. Sie begann zwar ſogleich das Geſpräch auf Conſtanze Alapo zu bringen, pries ihre Schönheit, ihre Tugend, und nachdem Sforza in ihr Lob mit eingeſtimmt, bot ſie dem Condottiero mit dem Zuſatze des Mädchens Hand an, daß ſie ihr die Grafſchaft

Benevent zum Heirathgut geben wollte. Hierbei ruhte ihr feuriges Auge unverwandt auf Sforza, der in höflichen Ausdrücken die Gnade von ſich ablehnte und ſich für unwürdig erklärte, ſolch Muſter der Schönheit und Tugend beſitzen zu können.

Die Königin verſchwendete jede Kunſt ihrer Rede vergebens an ihn, er blieb unerſchütterlich und ließ ſelbſt zuweilen ſeinen Unmuth über den allvermögenden Günſtling hervorblicken. Johanna ward immer mißlauniger, ſprach ihre Unzufriedenheit immer deutlicher aus und entließ ihn bald. Sforza konnte ſich das Betragen der Königin nicht erklären; er wußte, wie es ihr ſonſt unangenehm war, wenn einer ihrer Günſtlinge, ſelbſt wenn ſie ihn ſchon längſt von ſich entfernt hatte, irgend eine andere Verbindung einging, und jetzt warb ſie ſelbſt für ihn und ſchien es ungnädig aufgenommen zu haben, daß er die Hand eines reizenden Mädchens ausſchlug. Er fürchtete irgend einen Fallſtrick dahinter verborgen und war auf ſeiner Hut.

Als der Oberkämmerer durch die Königin die abſchlägige Antwort vernahm, ward er wüthend.

Sagt' ich es Euch nicht, Hoheit, daß dieſem Sforza nicht zu trauen, daß er ein Verräther iſt? Das Heer iſt auseinander gelaufen, die Banden der Orſini ziehen gen Neapel; ſie wollen ihre beiden Anführer, die wir gefangen halten, befreien, ſich mit Sforza, deſſen Bande ihnen nachzieht, vereinigen, Euch gefangen nehmen und dann Ludwig von Anjou zum Könige ausrufen. Wäre dieß nicht, wie könnte er es wagen, die Hand meiner Tochter auszuſchlagen und ſeine Königin und mich zum Zorn zu reizen? — Aber, ſorgt nicht! Ich habe ſchon meine Maßregeln genommen, habe Caldero in mein Intereſſe gezogen; er ſteht mit fünftauſend Mann in der Nähe, die Schlöſſer ſind mit treuem Kriegsvolk beſetzt, und der Staatsrath, den ich in einigen Tagen verſammeln werde, wird ſicher Mittel finden, die widerſpenſtigen Barone, einen Julius von Capua und die Sanſeverino's mit ihrem Anhange, im Zaume zu halten.

Die Königin ſchüttelte bedenklich den Kopf und ſchien nicht in Allem die Meinung ihres Günſtlings zu theilen.

6.

Am Abend des andern Tages lag Urban Origlia auf ſeinem Lager; ſeine Wunde war zwar faſt geheilt, jedoch verzögerte die heftige Stimmung ſeines Gemüthes die völlige Geneſung. Auch heute, ſeit es zu dämmern begann und der Diener das Lämpchen vor ihn hingeſtellt hatte, war ſein Geiſt und ſeine Einbildkraft lebhaft beſchäftigt und führte ihm unaufhörlich Conſtanzens Bild herbei. Auch gedachte er Sforza's, der heute zu ihm zu kommen und ihm beruhigende Nachrichten zu bringen verſprochen hatte; aber ſchon war es Abend und er hoffte immer vergebens. Tauſend quälende Gedanken folterten ihn, und ſo feſt er auch Conſtanzens Muth vertraute, ſo fürchtete er doch ihren Vater und ſeine Tücke zu ſehr, um ganz ſorgenlos zu ſeyn. Mit Unruhe erwartete er ſeinen väterlichen Freund, und jedes Geräuſch, jeder leiſe Tritt ließ ihn hoffen, daß es Sforza ſey. Jetzt vernahm er eilende Schritte, ſie naheten, die Thüre wurde haſtig geöffnet, aber nicht Sforza, ein Knabe, reich und zierlich gekleidet, jedoch eine Maske vor dem Geſicht, trat ſchüchtern ein.

Herr! Eure Freiheit, Euer Leben iſt in Gefahr! Eilt aus Neapel! Noch in dieſer Nacht ſollt Ihr verhaftet werden. Sforza iſt gefangen, warnt ſeine Anhänger, nur ſäumt nicht, jeder Augenblick bringt Euch Gefahr.

Ich danke Dir für die Warnung, Conſtanze! erwiederte Urban, der die Geliebte ſogleich erkannt hatte: Ich werde ihr folgen. Ich danke Dir, daß Du ſie mir ſelbſt bringſt. Ich erkenne Dich troß Gewand und Maske an Deiner Stimme, deren Melodie mir ein Zauberton iſt, den ich nur durch Dich vernehmen kann. Tritt näher, Conſtanze! bat er den ängſtlichen Knaben: reiche mir Deine Hand, gönne mir dieſe Wonne.

Raſch eilte der Knabe zu dem Lager des Kranken und reichte ihm die Hand.

Ja, Du biſt's! rief er, ſie leiſe drückend: Du biſt es! Habe Dank, Geliebte, habe Dank!

Sie entzog ihm ihre Hand. Eile, Urban! rief ſie ſchnell und entſchwand.

Noch war Origlia mit den nöthigen Vorkehrungen zu ſeiner Flucht beſchäftigt, hatte ſchon mehrere Hauptleute von dem Vorgefallenen benachrichtigen laſſen, als er durch einen Diener Sforza's die näheren Umſtände von deſſen Verhaftung erfuhr. Sforza hatte am Morgen, dem Wunſche der Königin gemäß, einen Theil ſeiner Söldner nach Gaeta geſchickt, in deſſen Umgegend Julius von Capua Volk zuſammengezogen hatte. Indeſſen war ihm die Nachricht des Vorfalls im Lager von Perugia gekommen, und er hatte die wenigen Hauptleute, welche noch in Neapel waren, eben bei ſich verſammelt, um ſich mit ihnen zu berathen, als er zur Königin beberufen wurde. Er entließ die Kriegsleute und begab ſich mit nur weniger Begleitung auf's Schloß. Hier fand er die Königin nicht mehr, wohl aber den Befehl, ihr in den Thurm Beverella zu folgen, wohin ſie ſich, wichtiger Angelegenheiten wegen, begeben hatte. Kaum dort angelangt, ward er entwaffnet und in den Kerker geworfen.

Urban ſäumte nun, nachdem er dieß vernommen, keinen Augenblick mehr, der Gefahr zu entgehen. So matt er ſich auch fühlte, warf er ſich dennoch, nur von einigen Dienern begleitet, auf ein ſchnelles Roß und verließ Neapel. Den Verfolgern ſicher zu entgehen, die ihn gewiß auf dem Wege nach Benevent, wo ſich Sforza's Kriegsvolk verſammeln ſollte, aufſuchen würden, zog er nach einem Schloſſe ſeines Vaters, das am Ufer des Meeres unfern Cirella lag, dort die weitern Begebenheiten abzuwarten.

Von Niemand verfolgt, ſetzte er mehrere Tage ſeine Reiſe fort, und war ſchon über Eboli bis Altavilla gekommen, von wo er am Mittag wieder aufbrach. Als die Sonne ſich ſenkte, hatte er den hohen Cantena erſtiegen und hielt vor der Abtei St. Lorenzo; doch glaubte er eilen zu müſſen, hielt ſich in dem Kloſter nicht auf, ſondern ritt in's Thal des Calore hinab. Hier gelangte er in eine Thalſchlucht. Hohe Felſen, auf deren kahlen Gipfeln keine gaſtfreundliche Burg, kein ſchattiger Baum zu finden war, hüllten ſchon das enge Thal in Nacht, wenn auch noch draußen die Sonne ihre goldenen Strahlen über die belebten Fluren warf. Der brauſende Calore ſtürzte ſich hier über nackte Felſen herab, und vom Regen angeſchwellt, wälzte er ſeine ſchäumenden Fluthen über die Straße und hatte in ſeinem wilden Lauf die kleine Brücke bei Felitto mit fortgeriſſen. Origlia mußte hier anhalten, da der Strom, der auf dieſer Stelle reißend über die Trümmer der Brücke wogte, ihm den Uebergang verwehrte. Während ein Diener des Ufers entlang ritt, um eine Fuhrt aufzufinden, war Urban mit den andern Beiden abgeſtiegen, ſetzte ſich auf ein herabgerolltes Felsſtück und gedachte Conſtanzens. — Da weckte ihn einer der Diener aus ſeinen Träumen.

Seht, Herr! raunte er ihm zu: ſeht die ſonderbare Geſtalt, die jenſeit dem Waſſer leicht wie eine Gemſe über die Felsblöcke ſpringt und ſich zu nahen ſcheint. Seht nur, wie ſie jetzt von Stein zu Stein über den ſchäumenden Fluß hüpft, als ob ſie trockenen Fußes über die ſicherſte Brücke ginge.

Urban blickte auf und ſah dieſe nymphenhafte Geſtalt ſich ihm nahen.

Gott grüß Euch, Herr! rief ſie ihm ſchon aus der Ferne zu: Euch hält gewiß der wilde Strom in Eurer Reiſe auf. Kommt, folgt mir. Ich will Euch eine Fuhrt zeigen, wo Ihr ohne Gefahr durch das böſe Waſſer reiten könnt; dort ſoll auch nicht einmal der Bauchgurt Eures Roſſes naß werden. Kommt nur und folgt mir hier rechts, nicht dorthin, wo Euer Diener vergeblich einen Uebergang ſucht.

Während ſie dieß ſprach, hatte Urban das Mädchen näher betrachtet. Ihr ſonderbarer Anzug war aus ganz verſchiedenen Theilen zuſammengeſetzt. Ein kurzer Rock von rothwollenem Zeuche bedeckte nur halb das ſchön geformte Bein, ein Jäckchen von feinſtem Brügger Lacken war mit blanken Treſſen verbrämt, ein Tuch, fein und durchſichtig, und von brennendem Roth, wie es nur im Orient zu finden war, ſchlang ſich turbanartig um ihre dunkelbraunen Locken, während Hals und Bruſt von einem einfachen leinenen Tuch nur halb verhüllt waren. Zwei ſprechende Augen, Lippen, friſch, roth und zart, und eine Naſe von griechiſcher Form, gaben dem gebräunten, doch friſchen Geſicht unwiderſtehlichen Reiz.

Urban war noch in dem Anſchauen des Mädchens verſunken, als ſie ſich von Neuem zu ſeiner Führerin anbot.

Säumt nicht lange, Herr! ſagte ſie ſchelmiſch lächelnd, ihr freundliches Auge auf Origlia heftend: Kommt, folgt mir!

Wer biſt Du, ſonderbares Weſen? fragte er, die liebliche Geſtalt des Mädchens bewundernd.

Ich heiße Margaritta, erwiederte ſie unbefangen: und bin eines armen Hirten Tochter, der hier auf den Bergen ſeine Ziegen weidet.

Und dieſe Kleidung? unterbrach ſie Origlia.

Kommt nur, Herr! kommt, es wird Nacht. Wer fragt denn nach ſolchen Kleinigkeiten?

Dieß ſagend, ſprang ſie längs dem Waldbach, flüchtig wie ein Reh, voraus. Origlia und die beiden Diener folgten ihr.

Immer enger wurde jetzt das Thal, immer tiefer hingen die Felſen über dem ſchmalen, durch Dorngeſtrüpp ſich windenden Fußſteig herab, immer dunkler ward es; aber trotz dem üblen Wege hüpfte, ein munteres Liedchen ſingend, das Mädchen in bedeutender Entfernung voraus und ſchien ſich wenig um die grauſige Gegend zu kümmern. Plötzlich hemmte jedoch ein lauter Schrei eines der Diener Origlia's Schritte; er wandte ſich, ſah ihn, von einem Bolzen getroffen, in ſeinem Blute ſchwimmen, und in dieſem

Augenblicke ſtürzten mehrere Bewaffnete aus dem Geſtrüpp hervor, und ehe noch Urban ſein Schwert zur Vertheidigung ziehen konnte, war er mit dem andern Diener ſchon entwaffnet und gebunden.

Ohne ihn weiter zu mißhandeln, führten ſie ihn auf wie abſichtlich hingeworfene Felsſtücke über den rauſchenden Strom; die Roſſe ſchwammen hindurch; und als ſie die entgegengeſetzte Seite erreicht hatten, zogen die Bewaffneten mit ihren Gefangenen eine ſchmale Felsſchlucht hinauf, bogen auf der andern Seite des Berges wieder hinunter und traten hier in eine Höhle, die bald auf ein gegebenes Zeichen erhellt wurde.

Sie führten nun Urban durch mehrere Krümmungen in eine Art Gemach, wo es ſchien, der Meiſel ſey der Natur zur Hülfe gekommen. Hier fand er einen rieſenhaften Mann, der ſinnend am praſſelnden Feuer ſaß, erſt bei dem Geräuſch der Ankommenden das gebeugte Haupt erhob und mit ernſtem Nicken des Kopfes ſie begrüßte.

Wir bringen gute Beute! rief ihm einer der Bewaffneten zu: Schöne Roſſe, ſchwer beladen.

Floß Blut? fragte der Alte.

Ein Verwundeter blieb zurück! erwiederte der Gefragte.

Habe ich Euch nicht geboten, nur zur Selbſtvertheidigung Blut zu vergießen? Wie lange wollt Ihr Tigerſeelen meine Mahnung nicht achten? Wollt Ihr mich zwingen — Doch ein ander Mal hiervon! Wo iſt Margaritta?

Sie wartet draußen Eurer Befehle! erwiederte der Bärtige unmuthig.

Sie mag warten! — Nehmt den Beiden die Bande ab! befahl der Alte: Stellt Wache aus und laßt mich mit dieſem allein.

Wer ſeyd Ihr? fragte er jetzt Urban, der ſich kaum vor dem Schmerz ſeiner Wunde und vor Mattigkeit aufrecht erhalten konnte.

Ich bin ein Kriegsmann! erwiederte er.

So ſetzt Euch. Ihr ſeyd bleich, ſcheint ermattet; für einen Krieger hat Euch der Ueberfall meiner Leute doch etwas zu ſehr angegriffen! fuhr der Alte fort: Habt Ihr Euch gegen die Meinen gewehrt?

Nein! erwiederte Urban: Doch wozu dieſe Fragen? — Ich bin unter Räuber gefallen, wie ich ſehe. Behaltet meine Habe und laßt mich ziehen; beſtimmt mein Löſegeld und es ſoll Euch werden.

Wem dientet Ihr? fragte der Alte weiter, ohne auf des Jünglings Worte zu achten.

Dem Sforza! erwiederte Urban.

Ha! fuhr der Alte auf und ſein Auge flammte: Dem Sforza? Nun, ſo ſeyd mir ein willkommener Gaſt! Was von dem in meine Hände fällt, iſt mir gute Beute.

Wie meint Ihr das? fragte Origlia.

Wie ich das meine? Davon ein ander Mal! ſagte er höhniſch lachend. Seyd Ihr ihm befreundet, ihm werth? fragte er weiter.

Urban, durch des Alten Lächeln mißtrauiſch geworden, gab ihm eine zweideutige Antwort. Dieſer pfiff und befahl dem Eintretenden, Sorge für den Gefangenen zu tragen. Dann erhob er ſich, ſchüttelte die grauen Locken, die ihm über die ſchattigen Augenbrauen gerollt waren, warf noch einen durchdringenden Blick auf Urban und befahl dann, ihn abzuführen.

Dieſer wurde nun in einen andern Theil der Höhle gebracht, wo er ſeinen verwundeten Diener auf einem ärmlichen Strohlager fand. Acht bärtige Geſellen, denen eine Frau von mittlem Alter, die einſt ſchön geweſen ſeyn mochte, Speiſe brachte, lagerten hier um ein Feuer. Auch Urban erquickte ſie. Eſſet, armer Herr! ſagte ſie theilnehmend: eſſet und fürchtet nicht für Euer Leben, das iſt unter uns nicht gefährdet. Ich werde Euch friſches Stroh zu Euerm Lager bringen laſſen und Euern Mantel ſchicken, daß Ihr Euch damit decken könnt. Euer verwundeter Diener hat mir ſchon erzählt, raunte ſie ihm leiſe zu: daß Ihr ein Offizier Sforza's ſeyd, und was von ihm kommt, iſt mir werth. — Dieß ſagend, verließ ſie ihn.

Während die Räuber, um das Feuer gelagert, zechten und über den leichten Fang, den ſie heute gethan, jubelten, hatte Origlia Zeit, über ſein Schickſal nachzudenken. Daß er nicht unter Mörder gefallen ſey, ſagte ihm die Aeußerung des Alten, welcher der Anführer zu ſeyn ſchien; daß Sforza's Name Eindruck auf dieſen gemacht, mußte er bemerkt haben; nur ob man ſeiner hier im Guten oder Böſen gedenke, blieb ihm zweifelhaft. Auf jeden Fall konnte er hoffen, mit einem guten Löſegelde davon zu kommen, und ſo legte er ſich ermattet auf das Strohlager, welches ihm einer der Räuber mit vieler Gutmüthigkeit zubereitet hatte, nieder und ſchlief, trotz dem wilden Jubel der Zechenden, ein.

Als er erwachte, war das Feuer verloſchen, nur eine über ihm hängende Lampe warf ihren matten Schein auf die theilnehmende Frau, welche zu ſeinen Füßen ſaß. Guten Morgen, Herr! rief ſie ihm zu, und eilte dann ſchnell fort, um bald mit Margaritta, welche das Frühſtück trug, zurückzukehren. Das Mädchen ſchlug, als ſie Origlia erblickte, erröthend die Augen nieder, reichte ihm die Schüſſel und ſagte ſchüchtern: Es bekomme Euch wohl, lieber Herr! — Urban warf einen verächtlichen Blick auf ſie, die mit ihrem Sirenentone ihn hierher gelockt hatte, dankte der Frau und aß. Das Mädchen entfernte ſich.

Sagt mir, lieber Herr, begann nun Joſepha, die Aeltere: wie geht es dem Sforza? Er ſoll ein mächtiger Kriegsheld geworden ſeyn, vornehm und reich und von Allen wohlgeehrt. Wie geht es ihm?

Schlecht, gute Frau, antwortete Urban: ſchlechter vielleicht als mir. Er ſitzt gefangen.

Da ſtehe ihm Gott bei! rief die Frau erbleichend.

Er ſitzt auf Befehl der Königin gefangen und ſein Leben iſt in Gefahr.

Der Arme! rief ſie. Verſchweigt meinem Vater — doch nein! ſagte ſie nach kurzem Sinnen: ſagt es ihm lieber! Vielleicht ſtimmt ihn dieß milder gegen Euch. Aber hütet Euch —

Der Alte trat, ſie unterbrechend, in dieſem Augenblicke ein. Verlaß uns, Joſepha, ſagte er mit barſchem Tone: und habe Acht, daß uns Niemand ſtört! — Auch Origlia's Diener mußten die Höhle verlaſſen.

Ich habe noch nicht nach Euerm Namen gefragt! begann jetzt der Räuber.

Urban, der leicht vorausſehen konnte, daß der Sohn des reichen Origlia ein bedeutenderes Löſegeld geben müſſe als jeder Andere, nannte ſich Martino Speruggio.

Herr! fuhr der Alte fort: Ihr habt eine Aehnlichkeit mit einem Manne, dem einzigen, dem ich mich verpflichtet fühle; deßhalb war ich Euch gleich Anfangs gewogen. Ich hoffte, Ihr wäret ſein Sohn, aber da ich mich geirrt habe, ſo ſeyd Ihr mir doch wegen des freundlichen Zuges, den ich um Euern Mund erblicke, werth geworden. Reicht dem alten Pedro die Hand, ſchwört, ſeinen Aufenthalt binnen zwei Monaten nicht zu verrathen, und dann ziehet mit Gott weiter! Ein Roß für Euch, ein Maulthier für Euern verwundeten Knecht, und ſo viel Geld als Ihr bis Polikaſtro zur Zehrung braucht, gebe ich Euch mit. Das Uebrige bleibt Alles hier, denn ich habe nur einen kleinen Theil an der Beute.

Urban, über dieſe ſo ſeltene Freigebigkeit eines Räubers erſtaunt, dankte ihm.

Erſt am Abend könnt Ihr von hier; fuhr Jener fort: bis dahin erzählt mir, wie es in Neapel und Italien ſteht. In dieſe Schluchten und Höhlen dringt ſelten die Kunde und ein alter Krieger hört gern von den Händeln der Großen, wenn er den Krieg auch nur noch im Kleinen treibt.

Italien iſt jetzt in argem Aufruhr! begann Urban, des Alten Durſt nach Neuigkeiten zu ſtillen: Der Visconti behauptet Mailand immer noch gegen Venedig, Franzesco Carmagnola's mächtiger Arm und ſeine ſtattliche Bande ſchützen ihn gegen die ſtolze Republik und die Schweizer. Der Papſt iſt auf der Kirchenverſammlung zu Coſtnitz, und Braccio, dieſer ſtolze Bandenführer, herrſcht an ſeiner Statt in Rom, wo uns nur noch die Engelsburg geblieben iſt. In Neapel aber regiert der Königin Günſtling Pandolfello Alapo —

Und Sforza, der an der Spitze des Heeres ſtand? unterbrach ihn der Alte.

Der ſitzt gefangen im Thurme Beverella, wohin ihn die Ränke des Günſtlings lockten und den Helden mit Ketten belaſteten.

In Ketten? jauchzte der Alte auf: in Ketten? Nun Gott gelobt, der mich dieß erleben ließ!

Wie kann Euch das Unglück eines ſolchen Mannes erfreuen? fragte Urban unmuthig: Der edle Kriegsheld verdient Mitleid und Bewunderung: denn auch in ſeinem Kerker, auch in Ketten bleibt er ſicher ein großer Mann. Darum will ich Euch bitten, ihn, der mir ein zweiter Vater war, nicht zu läſtern, nicht über ſein Unglück zu jauchzen, ſonſt müßt' ich —

Elender! fuhr der Alte auf und griff nach dem Dolch in ſeinem Gürtel, aber ſchnell beſann er ſich. Des freundlichen Zuges wegen ſey Dir vergeben! ſagte er beſänftigt: Damit Du aber nicht glaubeſt, Neid oder ungerechter Haß ſpreche aus mir, ſo wiſſe, auch ich war einſt ein wackerer Krieger und zu einem Räuber hat mich Sforza gemacht. Höre mich an, und nennſt Du ihn dann noch einen edlen Mann, ergreif' ich den Schürbaum und ſchlage Dir das Hirn ein!

Joſepha! rief er, nachdem er ſchweigend aber unruhig einigemal auf und ab gegangen war: Wenn der Pater kommt, laß ihn ein! — Habt Ihr das Weib geſehen? wandte er ſich nun zu Urban: O, ſie war ſchön und gut, und wohl eines beſſeren Looſes werth, als von Höhle zu Höhle zu ziehen und ein freudenloſes, erbärmliches Leben zu führen. Der Teufel, der ſie elend machte, heißt Sforza, und ich mußte die Urſache ſeyn!

7.

Ihr habt wohl von der Begebenheit gehört, fuhr der Alte nach einer Pauſe fort: wie Sforza, durch vorüberziehendes Kriegsvolk aufgefordert, ſeine Heimath verließ und das Schwert ſtatt des Spadens ergriff. Der Thor, der ihn mitzuziehen bewog, war ich. Er trat unter die Fahne, der auch ich geſchworen hatte; mich freute der muthige, kräftige Mann, und damals ſchon ein verſtändiger, erfahrener Knecht, belehrte ich ihn in Allem und der Rottmeiſter wieß ihm bald ſeinen Platz neben mir in der erſten Reihe an. Wahr iſt es, er focht tapfer an meiner Seite, wich in keinem Gefecht, und ich verdanke ihm, daß nicht noch mehr Wunden meinen alten Körper zerſetzt haben. So zogen wir, als treue Freund' und Kriegsgeſellen, dem Ludwig von Anjou zu. Wie freute ich mich, als ich wieder mein liebes Vaterland betrat, mir die warme Luft entgegen wehte und das ſchöne blaue Meer mit ſeinem Wellenſchlage mich begrüßte, und als der Zug nach Coſenza ging, das wir belagern ſollten, drückte ich meinem Kriegsgeſellen freudig die Hand; denn in dieſer Gegend fand ich meine Heimath, mein Weib und Kind.

Als wir uns nun aus dem Thale des Sorgipiano nach dem Meere zu wandten, die Höhe hinauf ſtiegen und den hohen Berg von Maraten erreicht hatten, von hier aus Iſola und Mantinera von dem Meere umſpült, das freundliche St. Nicola mit ſeinem ſtumpfen Thurm und Caſaletta mit ſeinen Rebenhügeln vor uns lag, da drückte ich Sforza heftig an mich, zeigte hinunter in's Thal, zeigte nach einem Häuschen, das dort allein unter Olivenbäumen lag — es war ja das meine — und in der kalten Soldatenbruſt ward es warm, das harte Herz ward weich, und, nur an Weib und Kind denkend, eilte ich, Sforza mit mir fortziehend, mit raſchen Schritten den Berg hinab und ſtand bald vor meiner Hütte.

Herr! jeder Menſch, und wäre er auch der ärgſte Böſewicht, hat Stunden der Andacht, in welchen ſein Gemüth ſich zum Guten, ſein Herz zu Gott wendet. Ein ſolcher frommer Augenblick ward mir, als ich zaudernd vor meiner Hütte ſtand und es mir war, als müßte ich durch ſtilles Gebet all' meiner Sünden erſt los und quitt werden, ehe ich eintreten dürfte. Jetzt glaubte ich mich geſtärkt, ich ſtieß heftig die Thür auf und fand — die Hütte leer.

Mein Weib war geſtorben, der Gram, da ſie ſeit Jahren nichts von mir gehört, hatte ihr

Herz gebrochen, mein Kind fand ich, eine aufgeblühete Jungfrau, bei einer nahen Verwandten im Elend. Ich ließ ihr Geld zurück, zahlte den Mönchen von St. Nicola, für mein Weib Meſſe zu leſen, und zog am andern Tage mit trübem Sinn und meinem falſchen Freunde wieder dem Heere zu.

Coſenza ward bald erobert, unſere Fahne blieb in der Stadt zur Beſatzung liegen und ich wanderte, von Sforza begleitet, zu meinem Kinde. Bald merkte ich wohl, daß ihr der ſchöne, rüſtige Krieger gefiel und er ſie mit begehrlichen Augen anſah. Was ſchadet's? dachte ich, iſt er doch ein wackerer Soldat, hat einen vollen Seckel und Muth, ihn, iſt er geleert, ſtets von Neuem zu füllen; ich ſchwieg, ſtörte ſie nicht, und erſt als ich meine Joſepha weinen, ihre volle, friſche Wange blaß und welken ſah, da nahm ich das Wort und fragte nach dem Geſchehenen. Sie geſtand mir ihren Fehl, ich lachte, rief Sforza und ſagte ihm treuherzig: Da nimm das Mädel zum Weibe! Sie verdient einen ſolchen braven Soldaten, wie Du biſt. — Und was meint Ihr, daß er erwiederte? — Ich nehme kein Weib:

wer der Fortuna nachjagt, muß keiner Andern angehören! Nehmt Alles was ich erbeutet habe, ich leere mein Seckel für ſie, und lacht mir das Glück, will ich mit Joſepha theilen, was es mir reicht; ſo lange ich lebe, will ich für ſie und mein Kind ſorgen, aber mein Weib wird ſie nicht.

Da zog ich in der Wuth mein Schwert, aber Joſepha, ihn immer noch liebend — und auch jetzt noch hängt die Thörin an ihm — ſank mir in die Arme; ich ſteckte das Schwert wieder in die Scheide, drückte mein armes betrogenes Kind an mein Herz und ließ ihn ziehen. Sein Geld nahm ich nicht.

Nach zwei Tagen folgte ich ihm nach Coſenza. Ich hatte meines Kindes wegen in Caſaletta geſchwiegen. Hier aber forderte ich blutige Rechenſchaft. Ich unterlag dem kräftigen Jüngling und ließ mich verwundet nach meiner Heimath bringen.

Während ich auf dem Siechbette lag, war er oft zu meiner Joſepha gekommen, hatte ſie zu tröſten verſucht, hatte ihr mancherlei, nur nicht die Ehe gelobt, ſie flehendlich gebeten, für ſein Kind zu ſorgen, und ihm gleich Nachricht zu geben, wenn ihre Stunde geſchlagen habe.

Als nun das Kriegsvolk wieder gen Neapel zog, kam er noch einmal, trat an mein Bett und reichte mir die Hand zur Verſöhnung. Aber ich ſtieß ſie von mir, und als er dennoch bat, mich ſeines Kindes anzunehmen und unſerer alten Freundſchaft zu gedenken, fluchte ich ihm und bat Gott, daß ſein Kind ihm dereinſt den Tod bringen möge.

Indem er dieſe Worte des Fluches ſprach, tönte in der Ferne leiſe ein Glöckchen, der Alte hielt in ſeiner heftigen Rede inne, ſchlug das Zeichen des Kreuzes und murmelte in andächtiger Stellung ein Gebet; zu gleicher Zeit ſah Urban einen Prieſter ſich nahen, der würdevoll auf ſie zuſchritt.

Haben ſich die Ruchloſen bei dem Lauten meiner Glocke entfernt, fragte er ernſt: oder ſind ſie zu neuen Sünden ausgezogen?

Sie ſind ausgezogen! erwiederte der Alte demüthig.

Wird dem Sünder denn nie die Buße werden? fragte der Pater drohend. Dann wandte er ſich zu Urban. — Wer ſeyd Ihr, Herr?

Dieſer nannte ihm den Namen, welchen er dem Räuber geſagt, und ſetzte hinzu, daß er zwar gefangen, aber wieder frei gegeben ſey und ſich ſchon entfernt haben würde, wenn der Alte ihm nicht manches Anziehende aus ſeinem Leben erzählt hätte.

Hatteſt Du geendet? fragte jetzt der Mönch.

Nein, Herr! erwiederte der Räuber.

So fahre fort! ſagte der ehrwürdige Mann: Ich wollte, Du riefeſt Dir Dein Leben bei Tag und Nacht in jeglicher Stunde zurück, daß Dich die Erinnerung zur Buße weckte. Beginne!

Unmuthig, wie es ſchien, fuhr nun der Alte fort.

Mit meinem Fluche beladen, von meiner Tochter noch eine weite Strecke unter Thränen begleitet, zog er fort. Das Mädchen, welches Euch über den Fluß geführt, Euch hierher gelockt hat, iſt Sforza's Tochter.

Bei dieſen Worten war ſie, die bisher verborgen zugehört, aufgeſprungen und davon geeilt. Der Alte ſah ihr kopfſchüttelnd nach.

Der Muth und die Verſchlagenheit des Vaters ſind ihr Erbtheil geworden, aber auch der Mutter Herz! fuhr er fort: Gott möge ihr gnädig ſeyn!

Dann ſendet ſie weit weg, daß Euer Auge ſie nicht mehr ſieht! unterbrach ihn der heilige Mann zürnend.

Sie von mir ſenden? brummte der Alte vor ſich hin.

Und habt Ihr Sforza nie Nachricht von ſeinem Kinde gegeben? fragte Urban.

Fragt nicht und höret weiter! fiel ihm der Alte in die Rede: Als mein Kind das Krankenlager noch nicht verlaſſen konnte, nahm ich aus meiner Truhe ein reiches Gewand von Goldſtoff, welches ich einſt auf der Villa eines venezianiſchen Edlen erbeutet. Ich Thor hatte es immer zum Brautkleid meiner Joſepha aufgeſpart, obgleich es einer Gräfin nicht zu ſchlecht geweſen wäre, und in der Noth meines Herzens trage ich es zum Kaplan unſerer Kirche, wo am Eingange in tiefer Niſche die Statue der Mutter Gottes ſteht, weih' ihr den Stoff und laſſe ein herrliches Gewand für die Heilige daraus machen. Als ich ſie mit dieſem neuen Kleide geſchmückt ſah, glaubte ich, ihre Fürbitte für mein Kind und die Milde der Prieſter erkauft zu haben — und nach wenigen Tagen ſteht meine Joſepha in dem härenen Hemde einer Büßenden neben der Heiligen, die gleichgiltig, mit ihrem Brautkleide angethan, auf ſie herab blickt, und ſie nicht vor dem Spott der Menſchen, nicht vor der Schande zu ſchützen vermag.

Frevelt nicht! zürnte der Prieſter.

Verzeihe mir Gott meinen Schmerz! rief der Alte: Aber als ich mein Kind bleich, zitternd, im härenen Gewande, die Kerze in der Hand, eine büßende Sünderin am Eingange der Kirche, durch die ſie ſo oft, eine blühende, rothwangige Jungfrau, geſchritten war, den Nachbarn zum Spotte ſtehen ſah, da floh das menſchliche Gefühl aus meinem Herzen, und ich ſchwur, fortan nur der Rache zu leben. Ich faßte, als die Stunde des Jammers verronnen war, mein Kind mit kräftiger Fauſt, zog die Wankende aus dem Kreis der hohnlachenden Menge, ſchnürte mein Bündel, lud Geld und Geldeswerth auf mein treues Thier, und als es Nacht wurde, befahl ich Joſepha, ihr Kind zu nehmen, ſteckte die Hütte in Brand und ſchritt Maratea zu.

Ein Mal nur habe ich auf dieſem Wege nach meiner Heimath zurück geſchaut; die Hütte brannte noch, und noch brennt es in meinem Herzen.

Da irrte ich nun von Höhle zu Höhle, von Schlucht zu Schlucht — meine Ruhe war hin, das Geſchrei der Kleinen, die Thränen meiner Tochter waren meine einzigen Begleiter. — Ach! glaubt doch nicht, rief er ſchmerzlich aus: daß der Kummer allein des Reichen Herz zernagt! Auch dem Armen ward ſein Theil an den Lebensfreuden gegönnt, und muß er das kleine zugemeſſene Theil entbehren, fühlt auch er ſein Elend und fühlt es doppelt.

Dann trete die Religion als Tröſterin an ſeine Seite! unterbrach ihn der Mönch.

Ja, frommer Herr, Ihr mögt Recht haben! erwiederte er mit Ehrfurcht, aber in ſeinem Auge leuchtete die Verzweiflung: Wer ſie nur ſo recht fühlen, recht begreifen könnte. Mir, der ich nur meinen Roſenkranz beten, meine Kniee beugen, meine Bruſt ſchlagen kann, mir hat ſie nie den frohen Muth gegeben, auf den Weg der Tugend zurückzukehren, mir gab ſie nicht Troſt, nur Vermahnung.

Das Maß meiner Leiden war noch nicht voll! fuhr der Alte nach kurzem Schweigen fort: Mein treues graues Thier, mit all' meiner Habe, wurde mir geſtohlen; ich war ein Bettler. Von Haus zu Haus, von Hütte zu Hütte zog ich nun mit Joſepha und der Kleinen, ſammelte Almoſen, doch ich fand Thür und Herz verſchloſſen, kaum konnte ich mir das Leben friſten.

Da zog ich immer tiefer hinunter nach Calabria; ich hörte, daß die Sanſeverino's dort Kriegsvolk würben, wollte eine Ruheſtätte für mein Kind ſuchen und wieder in's Kriegsleben zurückkehren. Ich wanderte, meine Heimath vermeidend, unter Noth und Elend immer weiter durch das Gebirge, bis ich eines Abends, als ich durch das Thal des Solio zog, an dem Fuße des Iſauro verweilen mußte, da meine Tochter ermattet war und nicht weiter konnte. Vor mir auf dem Berge lag das prächtige Schloß Belvedere, die Abendſonne vergoldete ſeine Zinnen und die hohen

Fenſter

Fenſter glühten in der Dämmerung wie feurige Scheiben. Ach! wer nur einen kleinen Theil des Ueberfluſſes von dort oben hätte! dachte ich und holte aus dem Fluſſe ſchlammiges Waſſer, mein Kind zu erquicken. Wer nur ein Stückchen Brod hätte, ihr den Hunger zu ſtillen! In meiner Verzweiflung trug ich ſie unter einen Felshang, mit dem Vorſatze, ſie hier ruhen zu laſſen und nach der Burg hinaufzuſteigen, um dort ein menſchlich Herz aufzuſuchen; da hörte ich Roſſe ſich nahen; ich drückte mich hinter den Felshang und ſah bald einen ſtattlichen Jägersmann, von einem Diener begleitet, den Berg herabkommen. Der Jäger hielt im Thale, ſtieg ab, gab dem Diener ſein Roß, warf ſeine Armbruſt bei Seite, und einen großen calabriſchen Hund liebkoſend, ſetzte er ſich auf einen Stein, während der Diener Wein und Speiſe hervorholte und ſie dem Herrn reichte.

Mein Auge war ſtarr auf den Mann, ſeine Flaſche und das Wildpret gerichtet, das er eben mit Appetit zu verzehren begann; als hielte er alle Schätze der Welt in ſeiner Hand, ſo gierig ſah ich nach dem Becher. Der Gedanke, ihn zu bitten, ſeinen Ueberfluß mit meinem verſchmachtenden Kinde zu theilen, ſtieg nicht in mir auf, wohl aber der feſte Vorſatz, um einen Trunk Wein, einen Biſſen Brod den Mann zu morden. Ich ſtürzte mit gezücktem Schwert hervor, ſtieß die Dogge, die mich packen wollte, nieder, drang auf den Mann, der gleichfalls ſein kurzes Jagdmeſſer gezogen hatte, mit den Worten ein: Gib mir Wein und Brod, oder ſtirb!

Der Jäger winkte dem Diener, welcher ſchon ſeine Armbruſt geſpannt und auf mich gerichtet hatte, reichte mir freundlich die Flaſche mit Wein und den ganzen Vorrath, und als ich mein Schwert von mir warf, zu meiner Tochter lief, ſie mit Speiſ' und Trank erquickte, folgte er mir und blieb beobachtend hinter mir ſtehen. Ich achtete ſeiner nicht, hörte nicht den Schall des Hifthorns, der durch das Thal ſchmetternd die Jäger herbei rief, ſah nicht, daß ich von einer Menge Bewaffneter umzingelt wurde; ich ſah nur auf mein Kind, welches, die Kleine an der Bruſt, dankend zu mir aufblickte und ſich labte.

Der Jägersmann hatte ſchon früher eine Sänfte zu bringen befohlen, um Mutter und

Kind hinauf nach ſeinem Schloſſe tragen zu laſſen. Folge mir, Unglücklicher! ſagte er mit Milde. Als wir aber an der verwundeten Dogge vorbei kamen, ward ſein Blick ernſt. Du haſt mich um einen treuen Gefährten gebracht! ſprach er finſter: Warum kamſt Du nicht lieber, mich beſcheiden bittend, als mit dem Schwert in der Fauſt, mir die Gabe abzutrotzen?

Herr! erwiederte ich: des Menſchen Herz iſt ſo hart, dem Mitleid iſt es verſchloſſen, der Furcht ſteht es zuweilen offen.

Du mußt traurige Erfahrungen gemacht haben! ſprach er: Komm mit mir, vor Hunger will ich Dich ſchützen. — Er nahm mich mit mir nach Belvedere, ließ mir am Fuße des Berges ein Häuschen anweiſen, gab mir die Aufſicht über einen Theil ſeines Forſtes, und ich habe ſeitdem nie zu Gott gebetet, ohne den edlen Gurello Origlia mit in mein Gebet einzuſchließen.

Und weßhalb verließet Ihr Euer Aſyl? fragte Urban, der, ſeitdem der Alte von dem Thal des Solio, von Belvedere geſprochen, mit verdoppelter Aufmerkſamkeit zugehört hatte.

Was mich aus meiner Heimath trieb, verjagte mich auch hier. Dem Sohne des Schloßvoigts gefiel die wieder aufblühende Joſepha; es war ein rechtlicher Burſche, er verlangte ſie zum Weibe; ſie aber, immer noch auf Sforza hoffend, ſchlug ſeine Hand aus; der Vater ergrimmte über dieſen Schimpf, und als Herr Gurello nach Florenz reiſete und lange wegblieb, jagte er mich unter einem nichtigen Vorwande fort und ich irrte von neuem, ein Heimathloſer, umher. Da faßte ich den Entſchluß, nicht mehr das Mitleid der Menſchen anzuſprechen, und was ich bedürfe, zu nehmen. So zog ich von Ort zu Ort, von Höhle zu Höhle und ward ein Räuber.

Geht in Euch! ſagte der Prieſter vermahnend: Wendet Euch wieder zu Gott, habt Vertrauen auf ihn und auf die Menſchen; ſie ſind nicht ſo bös als Ihr glaubt.

Nicht ſo bös als ich glaube? rief der Alte hohnlachend.

Hört, Pedro! nahm Urban das Wort: übergebt Sforza ſein Kind, rettet das wenigſtens vom Verderben. So jung, ſo ſchön und ſchon zu ſolchem Handwerk gebildet!

Großvater! rief das hervorſtürzende Mädchen und umklammerte des Alten Kniee: laßt mich mit ihm zu Sforza ziehen, gebt mich meinem Vater wieder, laßt mich mit ihm ziehen!

Du mahnſt mich furchtbar, ſtrenger Richter dort oben! rief der Alte ſchauerlich. Auch ſie will mich verlaſſen, für die ich Alles that und duldete! Wo biſt Du, Joſepha? rief er wild: Kommſt Du nicht auch, Abſchied von mir zu nehmen und zu meinem Todfeinde, zu Sforza zu ziehen?

Joſepha trat bei dieſen Worten aus einem finſtern Theile der Höhle, wo ſie ſich verborgen gehalten, hervor. Vater, ſprach ſie mit ſanfter, gepreßter Stimme: Euch verlaſſe ich nicht, und ſollte ich Euch zum Hochgerichte folgen; aber ſchickt ſie zu ihrem Vater und laßt ſie nicht mit uns untergehen!

Das ſprach ein Engel aus Euch! ſagte der Prieſter und legte ſeine Hand ſegnend auf ſie.

Was willſt Du eigentlich, Margaritta? nahm jetzt der Alte, das Mädchen ſcharf in's Auge faſſend, das Wort. Zieht Dich die Sehnſucht nach Deinem Vater oder nach Dieſem hier, den

Dein Auge durchbohrt? Iſt Dein Wunſch rein und frei von ſündiger Luſt, fürchteſt Du nicht den Verführer? Denk' an Deine Mutter!

Muß ich hier den Verführer nicht tauſendfach fürchten? ſagte das Mädchen lebhaft: Laßt mich ziehen, und wenn der ſtolze Sforza ſein Kind verſtieße, könnte es nicht ſchlimmer mit mir werden als es iſt. Mich zieht es zu meinem Vater, hier geht Leib und Seele unter. Auch geſtehe ich offen, ſprach ſie erröthend: mit ihm ziehe ich gern! —

Und wohin wolltet Ihr ſie führen, da Sforza im Kerker ſitzt? fragte der Alte nach kurzem Beſinnen.

In's Thal des Solio, nach Belvedere, auf das Schloß meines Vaters! erwiederte Urban: Denn wißt, ich bin nicht der, für den ich mich ausgab; ich bin Urban Origlia, Gurello's Zweitgeborner!

Bei dieſen Worten ſah der Alte ſtarr gen Himmel, unwillkührlich falteten ſich ſeine Hände. Du weckſt mich, Herr! Du weckſt mich ſanft, Barmherziger! Ich höre Deine Stimme, ich werde ihr folgen. Nehmt ſie hin! ſprach er dann zu Urban: es iſt ein zartes, liebliches Kind, ſchön und lockend; denkt, Ihr wäret ihr Bruder, Sforza Euer Vater, und vergeßt nie, daß ein Unglücklicher Euch ſein Beſtes übergab. Handelt edel an dem Kinde!

Das werde ich, ſagte Urban gerührt: ſorget nicht! Vor ihrem Feuerauge ſchützt mich eine frühere Liebe. —

Eine frühere Liebe? fuhr das Mädchen auf: Ihr liebt? Nun dann iſt es um ſo beſſer! rief ſie in einer Art Verzweiflung: dann darf ich Euch nicht fürchten, darf mich dem Bruder traulich nahen, und Eure Sorge, Vater, war vergebens!

Und Ihr, unterbrach ſie Origlia, ſich zu dem Alten wendend: Ihr zieht mit uns. Hier dürft Ihr nicht länger weilen. Ein Schiff führt Euch mit Eurer Tochter nach Florenz; dort wird Sforza ſchon für Euch ſorgen.

Von ihm verlange ich nichts, mag ich nichts! unterbrach ihn Pedro.

Nun, ſo laßt mich und meinen Vater Eure Wohlthäter ſeyn! Eure Leute mögen fortan ihr Handwerk auf ehrlichere Weiſe treiben, unter der Fahne irgend eines Condottiero ziehen und einem rühmlichen Soldatentode, nicht dem auf dem Blutgerüſte entgegenziehen! —

Ueber meine Geſellen kann ich nicht verfügen, Herr! erwiederte der Alte: ich muß erſt mit ihnen Rückſprache nehmen. Eurer und Eures Vaters Unterſtützung bedarf ich auch nicht; meine Seckel ſind gefüllt; habe ich mein Haus beſtellt, dann ſeht Ihr mich vielleicht mit Joſepha auf Belvedere. Nun aber bitte ich, ſchickt Euch zur Abreiſe an, ehe die Stimme des Herrn mir verhallt. Ein Maulthier ſoll für Margaritta bereit ſeyn, auch Eure Habe, in ſo weit ſie mir zu Theil wurde. Reiſet unter guter Bedeckung weiter, ſorgt für Eure Wunde und ſagt Euerm Vater, daß der wilde Pedro ſich freue, dem Sohne dankbar ſeyn zu können. Und nun tritt näher, Margaritta! ſprach er, ihr ſtarr in's Auge blickend: Du ziehſt von mir, Du glaubſt, Gott rufe Dich ab; wohl Dir, wenn dem ſo iſt und es nicht die Stimme Deines eitlen Sinnes iſt, die Dich von mir treibt. Laß mich Dich noch einmal ſo recht betrachten, noch einmal an meine Bruſt drücken. Nimm meinen Segen und nun ziehe mit Gott! Lebt wohl! rief er: ich muß in's Freie, muß gen Norden, die Felſen erklimmen, wenn Ihr gen Süden nach dem Meere hinabſteigt! Ich kann ſie nicht von mir ziehen ſehen, darum beſſer, ich gehe. Er drückte das Mädchen noch einmal an ſich. Leb' wohl, Margaritta Sforza! rief er und eilte hinaus.

Wehmüthig blickte das Mädchen ihm nach: ſchmerzvoll warf ſie ſich an der Mutter Bruſt und weinte bitterlich, als Urban's Roſſe und die Maulthiere vorgeführt wurden und nicht des würdigen Prieſters ängſtliche Worte, nicht der Mutter Standhaftigkeit konnte ſie beruhigen. Mit Gewalt mußte Urban ſie losreißen und ſie auf das Maulthier heben, und erſt als ſie ſchon längſt Piaggino vorüber waren, erſt dann ſprach ſich ihr Schmerz in Worten aus und leiſe ſagte ſie mit gepreßter Stimme: Hätte ich doch nie geglaubt, daß Trennung ſo ſchmerzlich wäre!

8.

Der indeſſen in Neapel verſammelte Staatsrath hatte den Hoffnungen Pandolfello's nicht im mindeſten entſprochen. Statt Mittel aufzufinden, ſich den unzufriedenen Baronen, welche die Macht des Günſtlings mit neidiſchen Augen betrachteten, entgegen zu ſetzen, ſtatt Hülfsquellen zu öffnen, aus denen man ein Heer beſolden könnte, um dann den innern wie den äußern Feinden widerſtehen zu können, hatten ſie als das einzige Mittel, die Krone auf dem Haupte der Königin zu befeſtigen, ihre Verheirathung mit irgend einem fremden Prinzen vorgeſchlagen. Nur an der Seite eines Gemahls, nicht durch Günſtlinge, könne ſie die Liebe eines Volkes erwerben, welches mit Kummer in ihr das Haus Durazzo ausſterben ſähe, nur durch dieſes einzige Mittel vermöge ſie die mißmuthigen Barone zu gewinnen oder in Furcht zu halten.

Der Königin, noch mehr dem Günſtlinge, war dieſer Rath nicht willkommen, ſie widerſtrebten lange; aber da man von allen Seiten einen Gemahl an ihrer Seite zu ſehen verlangte, ſelbſt der Pöbel ſich auf den Straßen Neapels auf ungeſtüme, oft ungeziemende Weiſe laut darüber ausſprach, mußte die Königin endlich nachgeben, da auch Sforza, den ſie insgeheim in ſeinem Gefängniſſe deßhalb befragen ließ, ihr, vielleicht aus wahrer Ueberzeugung, vielleicht auch aus Haß gegen Alopo, den Rath ertheilte, den allgemeinen Wunſch der Nation zu erfüllen.

Nach langem Zögern, nach langem Ueberlegen ward endlich Jakob Graf de la Marche, ein Prinz aus dem Hauſe Bourbon, gewählt, der Glückliche zu ſeyn, dem die Hand, jedoch nicht die Krone der Königin, zu Theil werden ſollte.

Pandolfello ſah durch jede Vermählung Johanna's ſein Glück untergraben und ſuchte nur noch von der Gunſt ſeiner Gebieterin ſo viel als möglich zu retten. Er hatte, als der Staatsrath und die Barone mit beiſpielloſer Beharrlichkeit auf die Erfüllung ihres Vorſchlages drangen, endlich nachgeben müſſen, aber doch mit Liſt die Wahl auf einen machtloſen Fürſten gelenkt, der, ohne Vorzüge des Geiſtes und Körpers, ihm wenig gefährlich werden konnte. In dem mit Jakob von Bourbon abgeſchloſſenen Vergleiche mußte dieſer ſich verpflichten, nur den Titel eines Grafen, nie den eines Königs zu führen, ſich nur als Statthalter der Königin zu betrachten und in Allem ihren Befehlen zu gehorchen. Jakob genehmigte es, ging nach Venedig und erwartete dort Johanna's Befehl, nach Neapel kommen zu dürfen.

An alle dieſem hatte Conſtanze, welche der Vater auf ihr inſtändiges Bitten nach Iſchia zurückgeſchickt, keinen Theil genommen, und da ihre Verbindung mit Urban Origlia ihm bei ihrem feſten, unbeugſamen Charakter Furcht einflößte, ſo bat er die Königin, ſeiner Schweſter Katharina zu erlauben, ſie dahin zu begleiten.

Das Verhältniß zwiſchen beiden Frauen war in den Monden, die ſie auf Iſchia gelebt hatten, mit jedem Tage inniger geworden; das ſanfte Gemüth Katharina's ſchloß ſich leicht dem feurigen, lebhaften der Jüngeren an, und wußte doch oft mit ihrem klaren Verſtande den feſten, widerſtrebenden Sinn Conſtanzens zu beugen. Sie ward ganz die Vertraute der romantiſchen Liebe ihrer Nichte; doch billigte ſie auch die Neigung, billigte ſie doch nicht die ernſte, kalte Zurückhaltung, mit der Conſtanze dem Geliebten die kleinſte Gunſtbezeigung verſagte.

Ich könnte nicht ſo bedächtig handeln, ſagte ſie einſt: könnte im Vollgenuß meines Glückes nicht den Geliebten von mir weiſen; ich ſänke, vom Gefühl übermannt, an ſeine Bruſt, und träte dennoch reines Herzens aus ſeiner Umarmung.

Conſtanze lächelte dann zuweilen, zuweilen ward ſie unwillig.

Glaubſt Du, ſagte ſie ernſt: daß ich Origlia nicht eben ſo glühend, eben ſo leidenſchaftlich liebe, weil ich die Gluth in mein Herz zu verſchließen vermag? Ich kenne die Wonne nicht, wenn Bruſt an Bruſt, Lippe an Lippe gepreßt iſt, ich ahne nur, daß das Grab der Liebe ſich dann öffnet, und ich will Dir es nur geſtehen, auch ein Traum hat mich noch mehr in meinem Vorhaben beſtärkt. Mir war, als ſtände ich allein in einem weiten Dome, die Säulen ſchienen wie Nebelſäulen ſich zur unermeßlichen Höhe aufzuwinden, die hochgewölbte Kuppel vom ſchönſten Blau war mit goldenen Sternen überſäet, der Altar einfach, von Quadern erbaut, ſtand, mehr Grauſen als Andacht erweckend, auf erhabenem Hügel in der Mitte des Domes, und ich vernahm eine Stimme, die mir zurief: Erſt an dieſem Altare ſollſt Du dem Geliebten in die

Arme ſinken, ſollſt Du das Irdiſche der Liebe fühlen! Ich erbebte bei dem dumpfen Tone dieſer Stimme und eiskalt durchrieſelte es mein Gebein, als ich mein Auge erhob, den Altar erblickte und über ihm ein bleiches Bild zu ſchweben ſchien — o laß mich davon ſchweigen und es verhüllen!

Thöriges Kind! ſagte Katharina lächelnd: eines Traumes wegen entziehſt Du der Liebe ihre duftendſte Blüthe!

Nicht allein des Traumes wegen, Muhme! unterbrach ſie die Freundin mit Haſt: ſchon früher hatte ich es ſo beſchloſſen, und er beſtärkte mich nur in meinem Entſchluſſe.

Du opferſt Viel für Nichts! ſagte warnend Katharina: Doch — der Liebe iſt jedes Opfer ſüß.

Unter dieſen Geſprächen waren ſie luſtwandelnd auf eine Terraſſe am Meere gekommen. Hier ſchützte eine Laube von Jasmin und Roſen vor der Gluth der brennenden Sonnenſtrahlen und verbarg den hier Verweilenden unter ihrem Laubdach. Sie traten hinein — die untergehende Sonne vergoldete eben den Golf. Das herrliche Neapel mit ſeinen Thürmen und Schlöſſern lag amphitheatraliſch vor ihnen; die Inſeln um ſie her ſchienen aus einem Gluthmeere aufzutauchen und die Dämmerung ſchien bei dem Anblick der Abendröthe zu zögern, ihre finſtern Nebel hinter ihr her zu rollen. Zürnend trieb der Veſuv ſeine Rauchſäulen dem Himmel entgegen und einzelne Lichtflammen blitzten durch die Wolkennacht hindurch. Sich ſcherzend über die Felsblöcke am Strande wälzend, rauſchten die Wellen und aus den vorüberſegelnden Barken ſtiegen zuweilen Zitherklänge herauf und einten ihre Töne mit dem ſanften Liſpeln des Weſtes in den Platanenzweigen. Die ganze Natur lag in heiliger Ruhe vor ihnen, ſelbſt der wolkenloſe glühende Azurhimmel verſprach ſeinen Dom mit Myriaden Sternen zu erleuchten.

Katharinens Blick ſchweifte über das Meer nach Neapel. Wo ſie den Thurm Beverella zu ſehen glaubte, dahin richtete ſie ihr Auge. Das Bild Sforza's, wie er ſtolz und kräftig vor der Königin geſtanden, trat unwillkührlich vor ſie, und ſo oft ſie es lebhaft zu erblicken glaubte, ſo oft fühlte ſie ihre Wange erröthen. Sie zürnte mit ſich, ſchalt ſich eine Thörin, für einen Mann

Neigung zu fühlen, den ſelbſt Conſtanzens unwiderſtehlicher Liebreiz nicht zu feſſeln vermocht hatte, und doch hob ſich ihr Buſen und ein Seufzer drang hervor, dachte ſie an ihn.

Nicht auf Neapels Schlöſſer und Paläſte, nicht auf die Dampfwolken des Veſuvs war Conſtanzens Blick geheftet. Er ſchweifte über die blauen Wogen des Meeres, drang ohne Ziel durch die Dämmerung und ihre Sehnſucht irrte, den Geliebten ſuchend, auf den [illegible], in den Thälern, auf den Küſten Italiens umher. Wo er auch ſey, dachte ſie, meinem Auge erreichbar oder in weiter Ferne, mir iſt er nah, mein Geiſt, meine Gedanken ſind bei ihm und ich fühle auch hier ſeine Nähe!

Da ſegelt eine Barke heran! rief ſie jetzt, ihre Gedanken ausſprechend. — Luſtig weht die rothe Flagge, der Abendwind ſchwellt die Segel und treibt das Schiff pfeilſchnell, als ob es gleich meinem Herzen von Sehnſucht getrieben würde. Ich vernehme Zitherklänge — jetzt ſchweigen ſie. O, warum kann kein Schiff ihn bringen, kein ſchwellendes Segel ſeine Sehnſucht beflügeln? Warum konnten dieſe Töne nicht die

Töne ſeiner Zither ſeyn? Aber ſieh' nur, Katharina, wahrlich da nahet ein Schiff, dicht ſegelt es längs dem Ufer hin! — Sieh', ſieh' nur! — Er iſt's! er iſt's! rief ſie plötzlich: er blickt herauf. Gott! an ſeiner Seite ſteht ein ſchönes Weib! — Vorüber! vorüber, Du ſchneller Segler! ſagte ſie traurig: Nimm meinen Traum mit Dir, und meine trügeriſche Sehnſucht!

Was iſt Dir? unterbrach ſie Katharina: Du zitterſt.

Sahſt Du ihn nicht? Sahſt Du das Schiff nicht, Muhme? nicht das ſchöne Weib an ſeiner Seite?

Mein Auge war auf Neapel gerichtet; ich ſah nichts! erwiederte Katharina erröthend.

Wende Dein Auge, wende Dein Herz ab! ſagte Conſtanze: Die Sinne locken, das Herz folgt, und bindet man die falſchen Männer nicht mit glühenden Küſſen an ſich, drückt man ſie nicht an die ſtürmiſche Bruſt, ſo fliehen ſie von uns, ſuchen dürſtende Lippen und vergeſſen das Herz, das mit reinem ewigen Feuer für ſie glühte. Blicke nicht hinüber, bewahre Dein Herz! Getäuſcht zu werden iſt furchtbar!

Conſtanze! rief Katharina erſchrocken, und der Thurm Beverella und was er Theures verſchloß, war vergeſſen, ſie hatte nur Augen für der Freundin bleiche Wangen, für den ſtarren Blick, mit dem dieſe die Barke verfolgte, welche eben jetzt in der nahgelegenen Bucht von Borgo landete.

Komm nur, komm, Katharina! erwiederte dieſe und zog ſie aus der Laube fort: Komm in die Villa zurück. Alles konnte mein ſtolzes Herz ertragen, nur nicht Hohn!

Ich verſtehe Dich nicht! ſagte Katharina, ſie zurückhaltend: Bleib' doch und erkläre mir —

Komm nur, komm! rief das Mädchen heftiger: Urban Origlia ſegelte vorbei! Ein ſchönes Mädchen ſtand neben ihm und hatte die Hand vertraulich auf ſeine Schulter gelegt. — Er blickte hohnlächelnd herauf — und kannſt Du Dir nun denken, was mich bewegt?

Arme Conſtanze! erwiederte die Freundin: Wo Vertrauen fehlt, fehlt der Liebe das dauernde Glück. — Kannſt Du zagen, Conſtanze Alapo, wenn ein holdes Weib neben Deinem Geliebten in traulicher Stellung ſteht? — Haſt Du ſo wenig

Vertrauen auf Dich und den Zauber Deiner Reize, daß Du vor jeder Fremden erbebſt? — Der Liebe Allgewalt bindet feſt, und der Stolz in unſerer Bruſt ſollte doch vor ſolchen Zweifeln ſchützen.

Ich reichte ihm nur mein Herz, erwiederte Conſtanze: und das iſt dem Manne zu wenig. — Wer traulich die Hand auf ſeine Schulter legt, ſich ſanft an ihn ſchmiegt, Sehnſucht athmend ihm die roſigen Lippen beut, der feſſelt ihn mit ſtarken Banden. — Aber auch ſie zerreißen! ſagte ſie heftig: Auch ſie dauern nicht!

Armes Mädchen! tröſtete die theilnehmende Freundin: Die Phantaſie Deiner Liebe iſt quälend. Du zerknickſt Dir ſelbſt ihre zarteſten Blumen. Faſſe Dich! Wer weiß, ob es nicht ſeine Schweſter iſt?

Er hat keine Schweſter! rief ſie ſeufzend: Hätteſt Du ſie nur geſehen! Sie ſtand ſo lieblich neben ihm, ich ſah ihr Antlitz im Abendroth erglühen, ſah ihr flammendes Auge an ihm aufblicken. Ich fühlte, was der Blick ihm ſagen mußte.

Signora! unterbrach der Caſtellan das Geſprach: Herr Urban Origlia hat zu mir geſandt und verlangt dringend, Euch zu ſprechen. Er iſt dicht bei der Villa gelandet; ein Haufen Reiſiger, die von mehreren Punkten der Inſel hier zuſammenſtießen, hat ſich um ihn verſammelt, wir ſind zu ſchwach der Gewalt zu widerſtehen — und doch wird Euer Vater zürnen —

Laßt den Hauptmann kommen! befahl Katharina: Ich nehme die Verantwortung auf mich! — Der Caſtellan ging, wie immer, mit dem Befehl der Damen unzufrieden.

Muhme, was haſt Du begonnen? ſagte jetzt Conſtanze: Ich kann, ich mag ihn nicht ſehen!

Conſtanze Alapo! zürnte die ernſte Freundin: ward Dir ſo wenig Muth, den Schleier zu lüften, der vielleicht nur Freundliches deckt? Fürchteſt Du ſo ſehr für Dein Herz, daß Du dem Treuloſen, wie Du ihn wähnſt, nicht in's Auge zu blicken wagſt? Biſt Du ſo wenig ſtolz?

Er komme! ſagte Conſtanze, und mit dieſem Wort ſchien ihr aufgeregtes Gemüth plötzlich beruhigt: Ich will ihn hören, will ihn fragen wer ſie iſt, will ruhig bleiben bei dem Tone ſeiner Stimme und gelaſſen bei dem Blick ſeines Auges — ich will —

Still! Er naht ſchon! unterbrach ſie Katharina.

Sie folgt ihm! rief die Bebende, als ſie eine verſchleierte Geſtalt mit Urban von der Villa herabkommen ſah. Ruhig, ruhig, Herz! ſagte ſie dann gepreßt: Ruhig, und ſollteſt Du auch brechen!

Urban trat jetzt vor ſie und beugte ſein Knie. Er wollte reden, aber auf die Geliebte ſchauend, die vom Abendroth beſtrahlt, wie eine zürnende Heilige, ernſt und finſter auf ihn nieder ſah, verſtummte er, legte die Hand auf ſein klopfendes Herz, ſah innig an ihr auf und ſeine Lippen bebten. Conſtanze! preßte er endlich aus beengter Bruſt: theure Conſtanze! Freundin! ruft mir Euer Blick kein Willkommen zu? Kalt, wie Eis, ernſt, wie die Stunde des Scheidens, iſt Euer Auge; nicht freundlich, wie es wohl im Augenblicke des Wiederſehens ſeyn ſollte.

Die Jungfrau erwiederte nichts, ihr Auge ſah bald auf Urban, bald auf die verſchleierte Geſtalt, die jetzt, heftig hervortretend, ſagte:

Steht doch auf, Urban Origlia! Dem Manne ziemt es nicht, vor einem ſtolzen Weibe zu knieen, das ihn kalt und lieblos empfängt! — Sie hob ihn bei dieſen Worten auf, warf den Schleier zurück, und ihr feuriges Auge ſah glühend auf Conſtanze, die mit dem lauten Ausruf: Ha! ſie ſtarr anblickend fragte: Wer ſeyd Ihr, deren Anblick mich ſo überraſcht?

Ich bin Sforza's Tochter! ſagte Margaritta ſtolz.

Sforza's Tochter? riefen Beide.

So iſt es, nahm Urban das Wort: und ich führe Euch dieß Mädchen zu, ſie in Euern Schutz zu nehmen. Conſtanze, ſie bedarf Eurer!

Mir übergebt Ihr ſie? fragte dieſe verwundert.

Euch! denn ſie iſt unglücklich, und einer Unglücklichen verſagtet Ihr noch nie Euern Schutz.

Bin ich denn ſo ſehr unglücklich, unterbrach ihn Margaritta: daß Ihr mich dieſer Dame übergebt? Ich verſtehe den Bogen zu ſpannen, treffe mit dem Wurfſpieß das flüchtigſte Reh, und Herz und Körper ſind nicht ſo verweichlicht, daß ich daheim am Rocken ſitzen müßte, wenn Ihr zum Kampfe zieht. Gebt mir ein Schwert, einen Spieß und die Armbruſt, und ich ziehe mit Euch — ich fechte an Eurer Seite, und gebt Ihr mir auch ein Schild, ſo decke ich damit Eure Bruſt und fange den Stoß auf, der ihr galt! —

Ich wiederhole es Euch nochmals, Margaritta, ſagte Urban ernſt: daß ich ſolch thörigen Entſchluß nie billigen werde. Euer Vater entſcheide über Euch! —

Mein Vater? — Iſt er mir doch noch fremd, fremder als Ihr, er ſitzt ja im Kerker, und was kann er dort für mich thun? Verlaßt Ihr mich, ſo ſteh' ich wieder einſam, denn dieſe Dame, der Ihr mich übergeben habt, nimmt mich noch unfreundlicher auf als Euch. Ihr ſchüttelt Euer lockiges Haupt? Nun wohl, Urban! darf ich Euch nun einmal nicht folgen, muß ich mich von Euch trennen, ſo übergebt mich lieber Jener, die ſanft und freundlich auf mich blickt; zu ihr fühlt ſich mein Herz mehr hingezogen. — Sie ſchritt bei dieſen Worten auf Katharina zu, die das Mädchen freundlich empfing, war es doch Sforza's Tochter, und als Urban von Conſtanze erfuhr, daß die Dame ihres Vaters Schweſter ſey, führte er

Margaritta zu ihr. — Schützt ſie gegen Euern Bruder und führt ſie dem Vater zu! bat er.

Und was wollt Ihr beginnen? fragte ihn Conſtanze.

In das römiſche Gebiet zum Heere ziehn! erwiederte er.

Und wann?

Noch heute. Ich darf hier nicht verweilen. Und was ſollte ich auch hier? Euch würde ich nicht erfreuen, und ich ſäh' meinen Himmel nur getrübt.

Wolltet von mir ziehen, ohne mir berichtet zu haben, wie Sforza's Tochter zu Euch kam!

Das bin ich Euch ſchuldig, erwiederte er: ſchon um des Mädchens willen! — Er trat mit ihr in die Laube und machte ſie dort mit dem Vorgefallenen bekannt.

Und während dieſer ganzen Zeit war ſie bei Euch auf Belvedere? rief das Mädchen, und eine Thräne trat in ihr Auge. Wißt Ihr wohl, Urban, Margaritta liebt Euch.

Ich weiß es, Conſtanze, antwortete er ruhig: und deßhalb wagte ich hierher zu kommen und ſie Euch zu übergeben. Ich fühlte, daß ich zum Heil des Mädchens mich von ihr trennen mußte, und weil die Arme mich hoffnungslos liebt, ſo ſeyd ihr Freundin! Ich darf wohl von Conſtanzen dieſen Edelmuth erwarten, und bin gewiß, ſie wird einer leidenſchaftlichen Aufwallung wegen eine Unglückliche nicht haſſen, die unter Räubern erzogen, ihre Gefühle nicht ſo zu mäßigen gelernt hat, wie ſie. —

Ich verdiene dieß bittere Wort, erwiederte Conſtanze: verdiene, daß mein Freund mir zürnt. Aber ſäh' er den Aufruhr in meinem Innern, er würde mir verzeihen! — Sie reichte ihm die Hand, ihr Auge ſah bittend auf den Jüngling: ihr Blick ſchien ihm für das Vertrauen, das er in ſie ſetzte, zu danken, ein leiſer Druck ihm die Erfüllung dieſer Bitte zuzuſagen, ſein Himmel erſchien ihm wieder heiter und rein.

Sie trat mit ihm zu den Beiden, die ſo traulich mit einander ſprachen, als ob ſie ſich ſchon oft geſehn. Conſtanze nahte ſich Margaritta, reichte ihr freundlich die Hand, hieß ſie willkommen und ſchien ſich der ſchönen Geſtalt des Mädchens zu erfreuen, das ſich inniger an Katharina ſchmiegte, als ob es fürchte, von ihr losgeriſſen zu werden, das freundliche Entgegenkommen Conſtanzens nicht erwiederte und ernſt, faſt feindlich ihr gegenüber blieb.

Conſtanze, ſagte jetzt Urban: die Schiffe harren meiner. Wir müſſen uns trennen. Vielleicht steh' ich Euerm Vater in Kurzem feindlich gegenüber. Was ſoll dann mein Schickſal ſeyn? Darf ich nie hoffen. —

Von meinem Herzen, von meiner Treue Alles! rief das Mädchen: Unwandelbar ſteht meine Neigung zu Euch; aber ohne des Vaters Segen tret' ich nicht zum Altar. Er weiß, daß ich Euch liebe; ich habe es ihm offen und furchtlos geſagt; er zürnt mir, aber Beharrlichkeit führt zum Ziele; dem feſten, ausdauernden Muthe wird der Preis, wir erringen ihn früh oder ſpät, hier oder dort. Bis dahin wollen wir harren mit Geduld, uns trennen mit feſtem Muthe und uns wiederſehen, freudiger als heute.

Das gebe Gott! rief Origlia: Und nun lebet wohl! Ich muß von hier, muß die alten Scharen um mich ſammeln, den Feldherrn zu befreien, muß eilen, ehe mich Eures Vaters Trabanten fangen. Lebt wohl, Conſtanze! Gedenket meiner mit Liebe und ſeyd der Unglücklichen eine Freundin! — Ihr, ſagte er, ſich zu Katharinen wendend: obgleich noch in der Blüthe der Jahre, ſeyd ihr Mutter!

Und Du, Margaritta, vergiß! reiße die Vergangenheit aus Deiner Bruſt und lebe einer beſſeren Zukunft entgegen! Vergiß, was Du warſt, vergiß mich, der Dir nie mehr als ein Bruder ſeyn kann! — Das Mädchen ſank an ſeine Bruſt; er ſchob es ſanft von ſich. — Nicht ſo, Margaritta, ſprach er gerührt: des edlen Sforza Tochter muß auch über ſich Gewalt üben!

Ich will! ſagte ſie gepreßt: aber kann ich dem Herzen gebieten, nicht heftig zu klopfen? Kann ich den Seufzer in die wogende Bruſt verſchließen, die Thräne in das glühende Auge zurückpreſſen? Mein Herz klopft, der Seufzer dringt hervor, die Thräne rollt und Margaritta kann nichts, nichts thun, als dulden. Zieht fort, Origlia! mein Geiſt begleitet Euch doch! Ich will für Euch beten, für ſie wachen; für mich mag der Himmel ſeine Palmen ſenden, mir den Frieden zuzuwehen! O hättet Ihr mich in meiner Höhle gelaſſen!

Katharina drückte ſie in ihre Arme: auch Conſtanzens Auge ſah theilnehmend auf die Weinende.

Der Himmel beſchütze Euch, Origlia! ſagte Conſtanze: Ziehet hin, doch vergeſſet nie, daß Pandolfello Alapo mein Vater iſt!

Wann werden wir uns wiederſehen? rief ſchmerzvoll der Jüngling.

Wann? erwiederte das Mädchen: Das weiß nur Gott! Mir iſt es aber, als ob mein Vater dann ſeinen Segen über uns ausſprechen würde; deßhalb ziehet mit Gott!

So muß ich denn wieder von hinnen ziehen! ſagte er ungeduldig: Wieder von Euch ſcheiden und darf kein Pfand der Liebe mit mir nehmen! Wieder abgewieſen, wie der Bettler vor des Reichen Thür!

Urban, macht mir den Abſchied nicht noch ſchwerer! bat ſie.

Lebt wohl! rief er noch einmal und eilte davon.

Signora, ſagte Margaritta, nachdem ſie lange ſchweigend ihm nachgeſehen: wie war es Euch möglich, ſo kalt von ihm zu ſcheiden?

Habt Ihr die Gluth reiner Liebe gefühlt?

erwiederte Conſtanze ſtolz: Erſt dann könnt Ihr meinen Schmerz verſtehen, erſt dann ihn meſſen! Bis dahin laſt Euer wildes Feuer toben! Ich beneide Euch nicht deßhalb!

Kaum daß der Morgen graute, als Conſtanzen die unvermuthete Ankunft ihres Vaters gemeldet wurde. Sie war trotz Katharinens ängſtlicher Beſorgniß ruhig, denn ſie glaubte die Urſache, die ihn hierher führte, zu kennen.

Iſt doch Urban ſchon weit von hier, ſagte ſie lächelnd: des Vaters Arm erreicht ihn nicht mehr.

Katharina aber war anderer Meinung. — Nicht Origlia iſt der Zweck, weßhalb der Vater kommt; nur mit geringer Bedeckung iſt er an's Land geſtiegen, und das würde er nicht, hätte er ihn gefangen nehmen wollen; ich glaube faſt —

Pandolfello unterbrach das Geſpräch; er trat mit freundlichem, wenn auch nicht heiterem Geſicht ein, grüßte die Schweſter liebevoll, ſchloß die Tochter zärtlich in die Arme und ſagte lächelnd: Ich glaubte Dich in den Armen Urban Origlia's zu überraſchen, Conſtanze, und vernehme, daß er Iſchia ſchon verlaſſen hat. Ich ſende ihm ein ſchnell ſegelndes Boot nach, das ihn zurückrufen ſoll; ſeine Gegenwart wäre mir ſehr angenehm.

Vater! unterbrach ihn die erſtaunte Conſtanze.

Ja, meine Tochter, warum ſoll ich es Dir länger verhehlen! fuhr er freundlich fort: Ich habe nach reiflicher Ueberlegung beſchloſſen, Deinen Wünſchen ferner kein Hinderniß in den Weg zu legen. Es beginnt eine ſtürmiſche Zeit, wo Dir eine Stütze nothwendig wird, wo ich ſelbſt mir Freunde werben muß, und Urban Origlia, Sforza's Liebling, könnte mir wohl jetzt willkommener ſeyn als ſonſt. Du ſtaunſt? Blickſt mich zweifelnd an, weißt nicht, ob Du meinen Worten trauen kannſt? Vertraue ihnen.

Jakob von Bourbon naht! fuhr er fort. — Die ewig unzufriedenen Barone wollen, wie ich vernahm, ihm entgegen ziehen, ſich ihm anſchließen. Ich muß der Königin Macht verſtärken, muß den Fehler, daß ich Sforza beleidigte, wieder gut machen. Gern will ich ihn ſeiner Haft entlaſſen, bin ich nur gewiß, daß er als mein Freund aus dem Gefängniſſe tritt. Ich hoffte, Origlia ſollte uns ausſöhnen; hätte ich ihn noch hier gefunden, würde ich ihm einen Preis gezahlt haben, den er gewiß dankbar angenommen hätte. Schreibe ihm, fordere ihn auf, ſchnell zurück zu kehren; Deinen Worten wird er trauen, ich will ihm ein Boot nachſenden.

Euer Boot holt ihn nicht mehr ein! erwiederte Conſtanze, noch immer an des Vaters Aufrichtigkeit zweifelnd. — Ueberdieß zieht er, um die Söldner Sforza's zu ſammeln, nach der Romagna, dann mit bewaffneter Hand ſeinen Feldherrn zu befreien. Laßt ihn das erſtere vollbringen; findet er Sforza mit Euch vereint, dann hat er die Kriegsmacht für Euch geſammelt, und hier könnt Ihr ſeine Stelle durch Donna Katharina leicht erſetzen; mich dünkt, der edle Krieger blickte gern in die ſchmachtenden Augen der Muhme und überdieß iſt ſie ſchon jetzt Mutter ſeines Kindes geworden.

Sie erzählte nun dem Vater das Vorgefallene, und rieth ihm, freilich unter dem Mantel des tiefſten Geheimniſſes, Katharina mit Margaritta zu Sforza zu ſenden und durch ſie die Einleitung zur Verſöhnung zu machen.

Der Vater fand den Vorſchlag gut — und nach kurzem Zögern willigte auch Katharina ein. — Hätte die Arme die Abſicht ihres Bruders gekannt, keine Macht der Welt würde ſie nach dem Thurm Beverella gebracht haben.

9.

Der unerſchütterliche Sforza ſaß, immer noch guten Muthes, in ſeinem Kerker; ein ſchlechtes Lager, ein einfacher Tiſch, ein hölzerner Stuhl war ſein ganzer Hausrath in dieſem kleinen Zimmer. Er leerte eben einen Becher Wein und dachte über ſein ſonderbares Schickſal nach, als die Kerkerthür ſich öffnete und zwei dicht verhüllte Geſtalten eintraten. Beide warfen, als die Thür ſich wieder hinter ihnen ſchloß, die Mäntel ab, Katharina warf auch den Schleier zurück und begrüßte nicht ohne Verlegenheit den Mann ihrer ſtillen Neigung.

Nur mein Glück kann mit Euch, edle Dame, eintreten! rief Sforza, bei ihrem Anblicke aufſpringend: denn nur Freundliches kann mir Katharina

tharina Alayo bringen! O, ſchlagt Euer ſanftes Auge nicht nieder, Signora; laßt mir dieſe Sterne leuchten! Ihr ſeht, die Sterne des Himmels ſind mir verhüllt, und ſeit den Monden, die ich hier ſitze, ſah ich ſie nicht. Aber ſagt, was führt Euch hieher? Kommt Ihr, meine Bande zu löſen? — O, wagt es nicht! Ihr würdet mich nur mit andern, unauflösbarern, deſto feſter binden!

Ich bringe Euch vielleicht ein noch ſchätzbareres Gut als die Freiheit! erwiederte Katharina: Seht jene Verſchleierte —

Signora, unterbrach ſie Sforza: erſpart mir, erſpart Donna Conſtanze eine Erklärung, die mir nur peinlich, ihr unangenehm ſeyn müßte.

Ihr irrt, Herr! erwiederte Katharina lächelnd: Dieß iſt meine Nichte nicht. Schaut hin, erkennt Ihr die Dame?

Sforza wandte ſich und erblickte Margaritta, welche den Schleier zurückgeworfen, vor Freud' und Erwartung bebend vor ihm ſtand. Starr ſah er ſie an, ſeine Gedanken durchſchweiften mit raſchem Fluge die Vergangenheit und riefen die Erinnerung zurück. — Schöne Dame, ſagte er verbindlich, und ſein Auge ruhte immer noch wohlgefällig auf ihr: zwar kenne ich Euch nicht, erinnere mich nicht, Euch je geſehen zu haben, aber dennoch rufen mir Eure freundlichen Züge das Bild irgend einer lieben Perſon aus meinem Leben zurück, und doch iſt mir das Bild nur dunkel und ich kann es nicht feſthalten, obgleich Euer Anblick ſanfte Empfindungen in mir weckt! — Margaritta vermochte nicht, ſich länger zu halten; ſie ſtürzte mit Leidenſchaft zu ſeinen Füßen, umſchlang ſeine Kniee und blickte flehend nach ihm auf. — Wer ſeyd Ihr, Signora? Steht auf! rief Sforza. Doch ſie umklammerte ihn feſter.

Erkennt Ihr mich nicht? rief ſie, und in dieſen Worten lag ihre ganze Seele: Erkennt Ihr Eure Tochter nicht?

Meine Tochter? rief Sforza: Ihr meine Tochter?

Joſepha's von Caſaletta Tochter! ſagte ſie leiſe, ſich an ihn ſchmiegend, der ſie bei dieſen Worten mit ſtürmiſcher Freude zu ſich empor hob und in ſeine Arme ſchloß.

Ja wahrlich, Donna Katharina! rief er

jauchzend: Das verlorne Kind wiedergefunden zu haben, hat zehnfach höheren Werth für mich als die Freiheit! Ja! rief er, ſie genau betrachtend: ſo lächelte ihr Mund, ſo war das Grübchen ihrer Wangen, ſo wölbten ſich die dunklen Augenbrauen, nur Dein Auge blickt feuriger unter ihnen hervor; Du biſt größer als Deine Mutter, an der ich nicht recht gehandelt habe! ſetzte er ernſt hinzu: Sprich, rede, liebes Kind! wer ſandte Dich zu mir, wer gab Dich mir?

Mein Bruder Pandolfello! erwiederte Katharina.

Glaubt es nicht! unterbrach ſie Margaritta: Glaubt es nicht, Vater! Urban Origlia hat mich hieher gebracht. Er hat mich von dem alten Pedro weggenommen, mich nach Belvedere auf das Schloß ſeines Vaters geführt; ihm danke ich, daß ich Euch ſehen, an Eurer Bruſt ruhen, Euch Vater nennen kann. — Sforza ſchüttelte bei dieſen Worten bedenklich den Kopf, er errieth, was in ihrem Innern vorging. Aber noch lange war die Freude des Mädchens ſtürmiſch: ſie hatte ihm ſo viel zu ſagen, erzählte ihm von ihrer Jugend, von ihrem traurigen Leben, wie ſie von Höhle zu Höhle gezogen wären, bis Urban ſie gerettet. Sie erzählte, daß Pedro, der Großvater, jetzt mit der Mutter nach Florenz gegangen, und die anderen Wegelagerer Urban begleitet und zum Heere gezogen wären. Sie berichtete dieß Alles ſo unbefangen, als ob in ihrem Leben nur Lichtpunkte geſtrahlt, als ob ſie den Vater ſchon lange gekannt hätte.

Armes Kind! ſagte er, als ſie geendet: Armes, unglückliches Kind, das nur der Zufall vom Untergange rettete, was ſoll ich mit Dir beginnen? Ich bin gefangen. Selbſt wenn ich frei wäre, was könnte der Krieger für Dich thun? Und Du bedarfſt einer Hand, die Dich leitet.

So lange Ihr noch gefangen ſeyd, ſagte Margaritta lebhaft: laßt mich bei dieſer Dame. Sie iſt ſanft und freundlich gegen mich; auch Urban Origlia hat ſie ſchon erſucht, die Stelle der Mutter bei mir zu vertreten.

Wollt Ihr dieß, Donna Katharina? fragte Sforza.

Ich will es gern! erwiederte ſie erröthend.

Und wenn Ihr in den Krieg zieht, fiel Margaritta raſch ein: dann folge ich Euch! Ich verſtehe das wildeſte Roß zu tummeln, die Armbruſt zu ſpannen, und mein Arm iſt ſtark genug, das Schwert zu führen. Ziehen wir heim, dann laßt mich zu ihr zurückkehren, die ſo ſanft wie Joſepha, meine Mutter, iſt und die ich in den wenigen Stunden ſchon ſo lieb gewonnen habe, daß es mir ſchwer würde, ſie zu verlaſſen.

Gutes Kind, ſagte Katharina, ſie in ihre Arme ſchließend: könnte ich nur für Dich wirken, Dir nützlich ſeyn! Du bedarfſt einer Freundin, Deine ſtürmiſche Jugend hat ſo manches Rauhe zurückgelaſſen, was die ſorgſame Hand einer Schweſter glätten müßte.

Thut es! rief Margaritta, ihr um den Hals fallend: Thut es, Katharina, nehmt Euch meiner an, ſeyd mir Schweſter, ſeyd mir Mutter! — Katharina umſchlang ſie innig, Sforza ſah gerührt auf Beide.

Signora! ſagte er, plötzlich Katharinens Hand erfaſſend: es gäb' ein Mittel — aber nein! der Gefangene muß ſchweigen, ſchweigen aus mehreren Gründen. Seyd meiner Margaritta Freundin, bis Gott ihr eine zweite Mutter gibt! ſetzte er leiſe hinzu. —

Auch ſoll ich Euch von meinem Bruder grüßen! ſagte jetzt Katharina bebend: Wenn Ihr ihn vielleicht zu ſprechen wünſcht, ſo iſt er erbötig, zu Euch zu kommen. Es würde Euch leicht werden, Herr, einen Freund an ihm zu gewinnen. Seyd offen gegen ihn, verpflichtet Euch, treu an der Königin zu hangen, und ich glaube, noch heute ſeyd Ihr frei!

Und keinen andern Preis verlangte der Oberkämmerer?

Keinen, Herr! erwiederte Katharina unbefangen: keinen, ſo viel ich weiß!

Signora! nahm nach einigem Ueberlegen Sforza das Wort: Hofft Euer Bruder, ich werde ihn um meine Freiheit bitten, ſo irrt er; glaubt er, ich ſoll dafür eine ſeiner Kreaturen werden, die ihre Kraft für ihn und ſeinen Ehrgeiz vergeuden, ſo betrügt er ſich. Der Königin Thron will ich ſtützen, ſo lange ich es vermag, will nicht Eures Bruders Feind, jedoch auch nie ſein Freund ſeyn; dieß ſag' ich Euch offen. Will er auf dieſe Bedingung mit mir unterhandeln, ſo ſey er mir willkommen, und verſöhnen wir uns, ſo ſeyd Ihr allein der Friedensengel!

Stürmiſch war der Abſchied Margaritta's von ihrem Vater, herzlich das Lebewohl Katharina's. Er hatte wohl Recht, als er fürchtete, die Signora könnte, indem ſie ſeine Bande löſ'te, ihn mit feſteren knüpfen, denn ſeit er ſein Kind in ihren Armen ruhend geſehen, war ein Gedanke, der ſonſt nur dunkel vor ihm geſchwebt hatte, in ihm klar geworden, und als Pandolfello kurz darauf bei ihm eintrat, war dieſer Gedanke ſchon zum feſten Entſchluß geworden.

Die Unterhandlung zwiſchen Beiden war kurz. — Der Oberkämmerer wollte ſich wegen ſeiner Gefangennehmung rechtfertigen, und die ganze Schuld auf den Staatsrath werfen, Sforza aber kam ihm mit ſeiner offenen Freimüthigkeit entgegen, ſagte ihm geradezu, daß ſie ſich Beide gegenſeitig bedürften, er den Oberkämmerer zur Erlangung ſeiner Freiheit, Pandolfello, oder vielmehr die Königin, ihn zum Schutz gegen die Barone und vielleicht ſelbſt gegen ihren Gemahl; er wolle deßfalls das Geſchehene vergeſſen, nur verlange er auf eine Stufe geſtellt zu werden, von wo aus er der Königin nützlich werden könnte. Pandolfello verſprach ihm im Namen Johanna's die

Würde eines Großkonnetables und zum Unterhalt ſeiner Söldner monatlich 8000 Dukaten. So war die Verſöhnung durch gegenſeitiges Intereſſe geſchloſſen und der Kerker Sforza geöffnet, aus welchem ihn Pandolfello ſelbſt führen wollte.

Ehe jedoch Sforza den Thurm Beverella verließ, wandte er ſich noch einmal an den Oberkämmerer. Herr, ſagte er: nicht wahre Freundſchaft, nur unſer gegenſeitiger Vortheil verbindet uns für dieſen Augenblick, wenn die Verhältniſſe ſich ändern, iſt die alte Feindſchaft wieder da!

Deßhalb ſollte meiner Tochter Hand die Bande feſter knüpfen! unterbrach ihn Alapo verlegen.

Laßt der Signora die freie Wahl, gebt ſie dem edlen Origlia und werbt bei Eurer Schweſter Katharina für mich. Das Sanfte eint ſich gut mit dem Rauhen, das Starke mit dem Schwachen.

Unverhofft, aber erwünſcht, kam dem Oberkämmerer dieſe Aufforderung, welche Sforza für immer an ihn kettete, ohne daß er die Neigung ſeines geliebten Kindes ſeiner Selbſtſucht zum Opfer zu bringen brauchte. Wenn die Königin, in deren Dienſte ſie ſteht, es erlaubt, erwiederte er: ſo ſeyd der Erfüllung Eures Wunſches gewiß; Katharina wird, ſie darf kein Hinderniß in den Weg legen.

Da ſey Gott für! rief Sforza unwillig: daß dieß ſanfte Herz gezwungen das meine werden ſollte. Was bedarf es auch der Königin Einwilligung, was Eures Vorwortes? Wo das Herz ſpricht, da iſt der eigene Mund der treueſte Bote. Ich ſegle nach Iſchia, und Sankt Georg und mein Glück werden mich auch auf dieſem Wege begleiten!

Sforza's erſter Gang, nachdem er das Gefängniß verlaſſen hatte, war zur Königin. Er fand ſie ſehr verändert. Die behagliche Ruhe, welche ſie ſonſt in den wichtigſten Augenblicken ihres Lebens nicht verließ, und die jeder ihrer Bewegungen aufgedrückt war, fand er nicht wieder. Unſtät ſchweifte ihr Auge umher, oft, indem ſie ſprach, ſprang ſie von ihrem Seſſel auf, jeder Hufſchlag eines Roſſes beunruhigte ſie und Sforza, der wohl glauben konnte, daß Pandolſello ihr Alles berichtet haben würde, war verwundert, daß ſie mit keiner Sylbe Katharina erwähnte, da doch ſonſt dergleichen Angelegenheiten ſie mehr beſchäftigten, als die ihrer Staaten.

Habt Ihr ſchon gehört, daß Jacob von Bourbon unſer Reich betreten hat? fragte ſie ihn, und es ſchien, als beſchäftige der Gedanke an ihren künftigen Gemahl ausſchließlich ihre ganze Seele; doch war es nicht die Sehnſucht der Liebe, es war die Furcht vor den Feſſeln, welche der Gatte ihren Leidenſchaften anlegen konnte. — Habt Ihr gehört, daß die ſtolzen Barone mit ihren Bannern ihm entgegen ziehen? Ich glaube, wäre der Feind vor den Thoren Neapels und ich rief ſie zu meinem Schutze auf, die Banner flatterten nicht und die ſtolzen Großen blieben daheim auf ihren Schlöſſern. — So aber beeilen ſie ſich, einem Manne ihre Ehrfurcht zu bezeigen, der nur ein Spielwerk in meiner Hand iſt, und nur ſo viel Werth hat, als mir es ihm zu geben beliebt.

Königin! nahm Sforza das Wort: Habt Ihr den Grafen de la Marche zu Euerm Gatten erwählt, ſo ziemt es auch Eueren Vaſallen, ihn als ſolchen zu ehren und zu begrüßen. Das Volk wünſcht einen Gemahl, nicht einen Günſtling an Eurer Seite zu ſehen, erträgt die Laſt des Scepters nur, wenn eine fürſtliche Hand ihn führt, nicht die eines Glücksritters, und ſo könnt Ihr es den Baronen, wie dem Volke nicht verargen, wenn es Eurem Gemahl mit Jauchzen entgegen zieht.

Hülfe verlange ich von Euch, Sforza, nicht Ermahnungen! fiel ihm die Königin in's Wort.

Euch Hülfe zu geben, erwiederte er nicht ohne Bitterkeit: dazu gehört Macht, und die habt Ihr gebrochen, Hoheit, als Ihr mich in den Thurm Beverella locktet. Hätte ich meine Freiheit gehabt, ſo ſtände ich jetzt mit 12000 tüchtigen Söldnern bei Capua, und wahrlich! kein Baron zöge mit flatterndem Banner Eurem Gemahl entgegen, wenn Ihr es ihm nicht befohlen hättet. Jetzt glaube ich kaum noch 2000 in der Eile verſammeln zu können, denn ſolch Volk zerſtiebt nach allen Winden und ſucht ſich neue Fahnen, wenn die alte ſeines Condottiero niedergeriſſen iſt. Aber ſorgt nicht, Ihr habt mir die Würde eines Großkonnetables anvertraut und das Schwert des Reichs in meine Hand gelegt. Wenn ich die alte Fahne mit dem Simſon und dem Löwen aufpflanze, ſo ſammeln ſich die Scharen wieder um ſie, wie die Bienen um ihre Königin. Geduldet Euch nur wenige Monden und Sforza ſteht wieder in alter Kraft, Euch ſchützend, da.

Dieſe Vertrauen erweckenden Worte vermochten nicht, das Gemüth der Königin zu beruhigen. Kundſchafter, die ſie nach Venedig geſandt und welche den Grafen de la Marche auf ſeiner Reiſe begleiten mußten, hatten ihr gar wunderliche Dinge von ihm berichtet. Der Graf ſelbſt ſolle ein ſtattlicher Mann, zwar ohne große Geiſtesfähigkeiten, jedoch von ſtürmiſch eigenſinnigem, heftigen Charakter ſeyn. Unter den Franzoſen, die ihn begleiteten, wären Mehrere, welche bedeutenden Einfluß auf ihn hätten, aber Allen ſtände nur ein Ziel vor Augen: die Krone auf dem Haupte ihres Herrn zu ſehen. Selbſt die Aeußerungen, welche dem Grafen einigemal entſchlüpft ſeyn ſollten, waren nicht geeignet, ſie für die Zukunft zu beruhigen. Sie fürchtete nun, ſich in ihrem Gemahl geirrt zu haben; ſie hatte geglaubt, einen Mann an ihm zu finden, der ſich allein mit der Jagd beſchäftigen, ſich bei wohlbeſetzter Tafel gütlich thun, das Geld, was ſie ihm gäbe, mit ſeinen Freunden verzehren würde und den ſie nach ihrer Willkühr als Gefangenen im Schloſſe behandeln konnte. Sie theilte Sforza unverhohlen ihre Sorge mit, fand jedoch bei ihm wenig Troſt.

Und was habt Ihr, Hoheit, mit ſolch einem Manne gewollt? erwiederte er freimüthig: Gebt dem Grafen die Rechte eines Gemahls, laßt ihm die Achtung, die Ehre, die ihm gebührt, hört ſeinen Rath, ſchenkt ihm Euer Vertrauen, aber haltet den Zügel der Regierung feſt in eigener kräftiger Hand, ſeyd dem Gatten die freundliche Gattin, dem Lande Königin.

Und das könnt Ihr mir rathen? Ihr, der Ihr um Katharina Alapo's Hand werbt? ſprach die Königin entrüſtet.

Hoheit, ich werbe um die Hand einer edlen Dame; Sforza bietet ſich, und wahrlich! das iſt kein ſchlecht Gebot; er erkauft ſie aber nicht durch Schmeichelei am Thron, nicht durch feiles Kriechen vor der Macht des Günſtlings. Des

Großkonnetables erſte Pflicht iſt Treue ſeiner Königin, und ſo ziemt es ihm auch, Wahrheit vor derſelben zu reden, ſollte ſie auch unmelodiſch klingen. — Ich werbe um Katharina's Hand, ſie wird ein Band ſeyn, das mich feſter an Euch knüpft; aber meinem freien Willen wird ſie keine Feſſeln anlegen und mich nicht zum Sklaven von irgend Jemand entwürdigen.

Der Aufenthalt in Beverella ſcheint Euch nicht geſchmeidiger gemacht zu haben! ſagte die Königin empfindlich.

Nein, wahrlich nicht, Hoheit! erwiederte Sforza mit Freimuth: Der Mann muß ſich in Ketten und vor dem Throne gleich bleiben, ſein Schickſal darf nichts an ihm ändern. Der Großkonnetable Eures Reichs fühlt ſich, das Schwert aus Eurer Hand empfangend, nicht ſtolzer, als der Gefangene Sforza ſich in ſeinem Kerker fühlte. — Nehmt mich, wie ich bin, Herrin! einfach und ſchlicht, ein roher Sohn der Natur, dem nur das Hofleben hie und da die rauhen Seiten geglättet, ihn aber, Gott gedankt! nicht ganz flach geſchliffen hat.

Pandolfello kann mithin auf Euch, auch wenn

Ihr ſein Schwäher ſeyd, nicht ſicher rechnen? unterbrach ihn die Königin.

So lange er das Beſte Neapels, ſo lange er das Beſte ſeiner Königin will, kann er mir feſt vertrauen! entgegnete er.

Und wird der rauhe Ton, der ſich nicht einmal am Throne zu mäßigen weiß, nicht dem ſanften Gemüthe Katharina's wehe thun? Kann ich dieß zarte Weſen Euern Händen anvertrauen?

Thut es, Königin! ſagte er treuherzig: Solch ſanfter Blick, ſolch weich Gemüth könnte einen Löwen bändigen, und ich fühle, daß ich ſo zarter Hand bedarf, um die wilden Gewohnheiten meines Jugendlebens ganz abzulegen.

Nun, ſo ſchifft nach Jschia, gewinnt Euch die Braut; ſie möge Euch feſt an meinen Thron ketten.

Eure Gnade, Hoheit, und meine Dankbarkeit kettet mich ſchon ſattſam an Euch. Wer hob mich ſchnell von Stufe zu Stufe, wer, als Euer königlicher Bruder? Wer verlieh mir die erſte Würde im Staat, als meine Königin? die, ſo lange ſie mir eine gnädige Herrin iſt, an mir einen treuen Diener finden wird.

Der Königin Auge ruhte bei dieſen Worten lange und wohlgefällig auf Sforza, der den Blick verſtand, ſchnell dem Geſpräch eine andere Wendung gab und ſich beurlaubte. Die Königin entließ ihn gnädiger als er vermuthet hatte.

Im Vorzimmer begegnete ihm Pandolfello.

Nun! rief er Sforza entgegen: Erlaubte Euch die Königin, nach Ischia zu ſchiffen?

Noch in dieſer Stunde fahre ich dorthin! erwiederte der Konnetable.

Wißt, Benevent iſt das von der Königin meiner Schweſter beſtimmte Heirathgut! raunte ihm der Oberkämmerer zu.

Und wäre ſie arm wie ich einſt war, als ich noch Mutius Attendolo hieß, ſo wäre ſie mir ein wünſchenswerthes Gut! erwiederte Sforza, und eilte zum Hafen, ein ſchon bereit liegendes Schiff zu beſteigen.

Pandolfello folgte ihm, des Anſtandes wegen, in einer Barke nach.

10.

Die drei Frauen ſaßen eben im Garten am Meerſtrande, als ſie in der Ferne ein Schiff mit vollen Segeln auf die Inſel zukommen ſahen. Luſtig weh'ten die blauen Wimpel, Trompeten ſchmetterten und allgemeiner Jubel ertönte vom Verdeck; als es näher kam, erkannte Margaritta in der hohen Geſtalt, die an den Maſtbaum gelehnt ſtand, ihren Vater. Katharina mochte ihn ſchon früher erkannt haben, dieß verrieth die Röthe ihrer Wangen, und als auch Conſtanze ihn bemerkte, ſagte die Verſchämte, ihr nahes Glück ahnend: Kommt in die Villa zurück, daß wir den edlen Gaſt würdig empfangen. — Lächelnd folgten die Beiden, doch ſchon an den Stufen der Treppe trieb Margaritta's Ungeduld ſie wieder zurück, ihrem Vater entgegen, von dem ſie wohl ahnen konnte, weßhalb er heute komme. Freudig, daß ihr liebſter Wunſch erfüllt, daß Katharina ihre Mutter würde, eilte ſie die Terraſſe hinab, dem Strande zu, wo das Schiff ſich vor Anker gelegt. — Plötzlich hielt ſie in ihrem ſchnellen Laufe an; wie mit einem

Zauberſchlage ſtand Joſepha, ihre Mutter, vor ihr, und zum erſten Male ſtieg der Gedanke in ihr auf, daß dieſe wohl ein näheres Recht an Sforza habe, als des Oberkämmerers Schweſter. — Auch Joſepha war ſo ſanft und gut, auch ſie liebte ſie ſo innig, und wenn auch eine innere Stimme ihr ſagte, die Tochter des alten Pedro könnte nicht mehr dem edlen Sforza genügen, ihm in ſeiner glänzenden Laufbahn nicht als Gattin zur Seite ſtehen und die vom Gram gebleichten Wangen, die vor der Zeit verwelkte Blüthe könne den Mann, um deſſen Gunſt die Frauen Neapels buhlten, nicht mehr feſſeln, ſo hatte ſie doch der Gedanke an ihre verlaſſene Mutter ſchmerzvoll ergriffen, und ihre Freude war dahin.

Als ſie zögernd zu dem Vater trat, er ſie im Gefühl ſeines Glückes ſtürmiſch in ſeine Arme ſchloß, da entſchlüpfte ihr mit einem tiefen Seufzer der Name Joſepha! und Sforza ward von dieſem Tone aus dem Munde ſeines Kindes unangenehm berührt.

Warum dieſe Mahnung? und in dieſem Augenblick? fragte er, ſein Auge finſter auf Margaritta heftend, und führte ſie ſeitwärts von ſeiner Begleitung ab: Soll jetzt ſchon des alten Pedro Fluch in Erfüllung gehen, daß Du mir den Tod bringen würdeſt? Willſt Du auch im Leben meine Freuden mir tödten?

Staunend ſah Margaritta auf den Zürnenden.

Der Erinnerung an meine Mutter fließen dieſe Thränen! ſprach ſie: Dürfte ich ihr auch nicht das Leben danken, ſo müßte ich ihr doch danken, daß ſie mein Schutzgeiſt war und mich unter den Räubern vor Sünde bewahrte; ſtören meine Thränen Euer Glück, ſo ſendet mich zu ihr zurück, an deren Bruſt ich mich ausweinen darf. Der Glanz, der mich hier umgibt, lockt und entſchädigt mich nicht für die Freiheit, weinen und aufjauchzen zu können, wenn mein Herz von Freud' oder Leid ergriffen iſt.

Ich glaube, der Schritt, den ich thue, begann nun Sforza, und die Wolken auf ſeiner Stirn waren verſchwunden, ihn freu'te der Tochter Zürnen: der Schritt, den ich mit liebendem Herzen, aber wahrlich auch um Deinetwillen thue, ſollte Dich erfreuen; ich hoffte, Du ſollteſt der Mutter, die ich Dir geben will, mit

Liebe in die Arme ſinken, und ſtatt deſſen ſehe ich Dich weinen, und Du rufſt mir einen Namen zu, der von Dir und in dieſem Augenblick geſprochen, nur ein bitterer Vorwurf ſeyn kann.

Das ſollte er nicht ſeyn, Vater! rief Margaritta und ſchmiegte ſich liebkoſend an ihn : Ihr Name rang ſich unwillkührlich aus meiner Bruſt hervor. Ich fühle, was Ihr mir mit Katharina Alapo gebt; ich erkenne den Werth dieſer Dame und weiß ihn zu ſchätzen. — Kommt, Vater! ich glaube, man erwartet Euch mit Sehnſucht da oben. Kommt, laßt mich die Furchen von Eurer Stirn wegküſſen und ſeht wieder freundlich auf Euer Kind! —

Der Vater folgte ihr; es bedurfte nicht vieler Worte, ihn wieder aufzuheitern.

Als ſie an die Villa kamen, ließ Sforza ſeine Begleitung zurück und ging allein mit Margaritta hinauf; ihm klopfte das Herz ſtärker als am Tage der Schlacht.

Sie fanden Katharina und Conſtanze allein in dem Saale. Sforza, dem bei ihrem Anblicke der Muth wieder geworden war, ſchritt würdevoll auf Katharina zu und grüßte ſie freundlich.

Dame! ſprach er: Gönntet Ihr mir wohl einige Augenblicke geheimes Gehör? Was ich Euch zu ſagen habe, möchte ich ſo gern Euch allein vertrauen. Katharina verneigte ſich erröthend, bot ihm die Hand und ging mit ihm in ein Nebenzimmer. Conſtanze und Margaritta blieben zurück. Sonderbare Empfindungen mußte dieſer Augenblick in ihnen erwecken, und Beide durchzuckte ein Gedanke, der Gedanke an Urban Origlia. Ohne ſich ihre Empfindungen mitzutheilen, ſtanden ſie, den Blick noch immer auf die Thür geheftet, die ſich hinter Sforza und Katharina geſchloſſen, als eine andere Thür jach aufgeriſſen wurde und ein Jüngling raſch eintrat, der bei dem Anblicke der Damen anfangs ſtutzte, ſich dann mit ſtolzem Anſtande neigte, und wegen ſeines heftigen Eintretens unter dem Vorwande um Entſchuldigung bat, daß er hier den Großkonnetable zu finden gehofft habe.

Verweilt nur einen Augenblick, er wird bald wieder hier ſeyn! ſagte Conſtanze, während Margaritta den jungen Mann aufmerkſamer betrachtete. Sie mußte über ſeine kräftige Schönheit bei ſeiner zarten Jugend erſtaunen. Von mehr als gewöhnlicher Größe, von friſchem, blühenden Anſehen leuchteten zwei feurige, dunkle Augen unter den langen Wimpern hervor, die vergebens des Blickes Gluth zu mäßigen ſuchten. Ein kurzer, weißwollener Waffenrock deckte den Harniſch, und der Helm, den er in der Hand hielt, hinderte das lange, gelockte, ſchwarze Haar nicht mehr, herabzurollen. Stolz war die Haltung ſeines Körpers, ſtolz der Ausdruck ſeines Geſichts. So ſtand er, ein junger Kriegsgott, vor den Damen und ſchien Margaritta den Preis zu ertheilen, denn ſeine beſondere Aufmerkſamkeit war ihr gewidmet; ſein Auge ſagte jedoch mehr als ſein Mund, er war einſylbig und ſprach nur ſo viel, als der Anſtand es unumgänglich verlangte.

Conſtanze war auf den Balkon getreten. Der Stolz, die Zuverſicht, mit welcher der junge Krieger vor ihnen ſtand, war ihr unangenehm, ſie überließ Margaritten die Unterhaltung, jedoch nur auf kurze Zeit, denn bald öffnete ſich die Thür, Katharina trat, an Sforza's Hand, verklärten Antlitzes ein, drückte im Vollgefühl ihres Glückes Margaritta und Conſtanze an ihre

Bruſt und vernahm nicht einmal Sforza's lauten Ausruf: Mein Franzesco!

Vater, ſagte der Jüngling nach der erſten Bewillkommnung: als ich nach Neapel zog, erwartete ich nicht, Euch in ſo angenehmer Geſellſchaft zu finden; ich glaubte Euch noch im Thurme Beverella. Stellt mich, ich bitte Euch, den Frauen vor, daß ich ihnen meine Achtung beweiſen kann.

Ich freue mich, Katharina, wandte ſich Sforza zu dieſer: Euch an dem heutigen Tage meinen Sohn Franzesco vorſtellen zu können. Dieſe Dame, mein Sohn, iſt Donna Katharina Alapo, meine Verlobte, Deine künftige Mutter.

Katharina Alapo, meine künftige Mutter! wiederholte Franzesco verwundert, zögerte einen Augenblick, dann nahte er ſich ihr, neigte ſich ehrfurchtvoll und ſprach, jedoch kalt: Meines Vaters Wille iſt mir ſtets Befehl; ich werde als Sohn meine Pflicht gegen Euch erfüllen, Signora!

Dieß, unterbrach ihn Sforza, der mit des Sohnes Benehmen nicht ganz zufrieden zu ſeyn ſchien: dieß Donna Conſtanze Alapo — ich darf es wohl ſagen, Deines Freundes Urban Origlia Geliebte.

Ihr Urban Origlia's Geliebte? So ſeyd mir gegrüßt! rief er mit Feuer: Was ſich ſeinem edlen Herzen eint, gehört auch mir, was ihm theuer und werth iſt, iſt es auch mir. Er nahte ſich ihr haſtig, ergriff ihre Hand, die ihm Conſtanze jedoch ſtolz entzog.

Und dieſe, fuhr Sforza fort: ſagt Dir Dein Herz nichts? — Zieht es Dich nicht bei ihrem Anblick nach ihr hin?

Ich ſehe zwei Augen, gleich Sternen, ich ſehe einen Mund, ſchön, wie der in Sonnengluth aufgeſprungene Granatapfel, ich ſehe die Geſtalt einer Nymphe, und doch, obgleich bewundernd, bleib' ich ſcheu vor ihr ſtehen. Verzeiht, Dame, mein offenes Geſtändniß. Auch den Himmliſchen naht ſich der Sterbliche nur mit ſcheuer Ehrfurcht.

Nah' ihr nur, Franzesco, ſchließe ſie nur in Deine Arme! ſagte der Vater lächelnd und führte ihn Margaritta zu: Begrüße ſie als Deine Schweſter.

Meine Schweſter! rief Franzesco, einen Schritt zurücktretend, und ſein Geſicht umdüſterte ſich: So viel ich vernahm, ſtarb meine Mutter einige Monden nach meiner Geburt.

Sie iſt nicht Deiner Mutter Kind, ſagte der Vater mit einiger Verlegenheit.

Nun, ſo ſeyd mir gegrüßt, Schweſter! ſprach er, ihr froſtig die Hand reichend.

Soll das Willkommen heißen? fragte Margaritta.

Willkommen? Nein, willkommen könnt Ihr mir nicht ſeyn!

Franzesco! fuhr Sforza auf.

Ich werde als Bruder meine Pflicht gegen ſie erfüllen; aber Ihr ſelbſt, Vater, habt mich gelehrt, nie meiner Ueberzeugung entgegen zu handeln. Wie könnte ich mich freuen, daß die Fremde meine Schweſter iſt, deren Mutter ich nichts, nicht einmal die Pflege einer Wärterin zu danken habe und die mir unbekannt iſt? — Ich haſſe Euch nicht, Margaritta, wandte er ſich zu ihr: dafür bewahre mich Gott! doch lieben kann ich Euch erſt, wenn ich Euch meiner Liebe werth finde!

Warſt Du in Catignola, wie ich Dir befohlen? unterbrach Sforza das Geſpräch.

Ja, Vater!

Warſt Du am Grabe Deiner Mutter, in der Hütte, wo Du geboren wurdeſt?

Ja, mein Vater! Ich kniete am Grabe der Mutter und ließ einen Stein mit der einfachen Inſchrift auf den Hügel legen: „Hier ruht Franzesca, das Eheweib Sforza's!“ Ich trat in die Hütte, von der Armuth auch jetzt noch bewohnt; ich trat an die Stelle, wo meine Wiege geſtanden, und ich der Natur den erſten Zoll, die erſte Thräne geweiht; mir ward es ſchauerlich in dieſem engen Stübchen, ſchauerlicher als an der Mutter Grab, mir war, als ſäh' ich Euch auf dem hölzernen Schemel ſitzen; ich ſah der Mutter bleiche Geſtalt ſich über mich neigen und plötzlich erſchien mir die Verklärte ſo heilig und Ihr ſo groß —

Und doch war Dein ſtolzer Sinn nicht gebrochen? unterbrach ihn der Alte.

Nein, Vater! Stolzer kehrt' ich von Catignola zurück, freudig, herzerhebend war mir der

Anblick Eurer Heimath, und nur eines betrübte mich —

Und was? fragte der Vater geſpannt.

Daß ich nicht, wie Ihr, meinen Vater einen Landmann aus der Romagna nennen kann, daß ich ihn als den Großkonnetable Neapels begrüßen muß. Und erräng' ich mir einen Fürſtenhut und ſäß' ich, das Schwert in der Hand, auf einem Throne, Vaſallen die Lehen ertheilend: das Schwert des Konnetables, das ſich Mutius Attendolo aus Catignola errang, ehrt ihn mehr, als mich, den Franzesco Sforza, der Fürſtenhut ehren würde. Den ſchönſten Theil des Ruhmes habt Ihr errungen, nach dem Ziele, das mir zu erklimmen bleibt, habt Ihr die rauhe Bahn gebrochen.

Zürnt dieſem ſtolzen Herzen, wenn Ihr könnt: rief Sforza, den Sohn an ſich drückend: ich vermag es nicht!

Zürnt ihm nicht, Donna Katharina! bat Franzesco, ſich ſeiner künftigen Mutter nahend: Das Rauhe meiner Worte von vorhin galt nur der Schweſter des Oberkämmerers, meine Bitte, den Sohn mit Eurer Liebe zu erfreuen, gilt dem ſanften, liebevollen Blicke Eures Auges.

Katharina lächelte. Ihr ſeyd galant, Franzesco, ſagte ſie, ihm die Hand zum Kuſſe reichend: und deßhalb hoffe ich, daß der Wunſch, den ich ausſpreche, nicht vergebens ſeyn möge, der Wunſch, daß Ihr Euch mit gleichem Wohlwollen Margaritta, Eurer Schweſter, naht.

Signora! erwiederte Franzesco: In meiner Schweſter Adern rollt gleiches Blut, wie in den meinen; der Stolz, der Eigenwille blickt, wie vielleicht bei mir, aus ihrem Auge. Ich glaube, es bedarf der Zeit, um uns inniger zu vereinen, bis dahin genüge es uns, uns gegenſeitig achten zu können.

Margaritta erwiederte nichts; ihr Herz war verwundet, ſie trat zu Katharina und ſchien ſich ferner nicht mehr um den Bruder zu bekümmern, der, als Pandolfello eintrat, ſeiner Schweſter Glück zu wünſchen, den Oberkämmerer auf ſo kalte, zurückſtoßende Weiſe empfing, daß Sforza, Unannehmlichkeiten zu vermeiden, bald aufbrach und nach Neapel zurückſegelte. Pandolfello folgte ihm am andern Tage mit den Frauen.

II.

Schon auf der Fahrt nach Neapel erfuhr Sforza die Urſache der plötzlichen Ankunft ſeines Sohnes. Während dieſer das Heer bei Perugia verlaſſen und nach ſeiner Heimath gezogen war, hatten Abgeſandte Braccio's und Caldora's den Tod Sforza's verbreitet, und ſeine Bande von ihren Fahnen abwendig gemacht. Viele hatten Dienſte bei dieſen beiden Condottieri's genommen, viele ſich haufenweiſe zerſtreut, um plündernd das römiſche Gebiet zu durchziehen und kaum zwölfhundert der alten treuen Scharen fand Franzesco noch beiſammen. Mit dieſen zog er gen Neapel, in der Hoffnung, ſich mit denen, ſo dem Vater früher dorthin gefolgt waren, zu verbinden. Aber auch dieſe hatten ſich zerſtreut und waren meiſt zu Johann, Grafen von Capua, gezogen, der, einſt Alapo's Freund, ſich jetzt an die Spitze der unzufriedenen Barone ſtellte. Da faßte der kühne Jüngling den Entſchluß, mit dieſen wenigen Getreuen, die ſich auf ſeinem Zuge bis auf 1500 Reiter verſtärkt hatten, plötzlich nach Neapel zu rücken, ſich mit

Liſt in die Stadt zu ſchleichen und durch einen keckẽn Streich Sforza den Kerker zu öffnen. Als er jedoch des Vaters Befreiung und ſeine Ernennung zum Großkonnetable erfuhr, ließ er ſeinen Haufen bei Nola halten, begab ſich allein nach Neapel und von da nach Ischia. Auf ſeinem Zuge, ſo berichtete er dem Vater, habe er einer Menge Barone begegnet, welche dem Grafen de la Marche, der in Manfredonia gelandet ſey, entgegen zogen. Auch der Graf Johann von Capua rücke mit einer Bande von 4000 Mann dem Grafen entgegen, und Alles ſchien das Anſehn zu haben, als ob die Barone Alapo's Regiment überdrüßig, dem Gemahle der Königin die Krone antragen würden.

Dieſer Bericht konnte Sforza nicht angenehm ſeyn; er ſah voraus, daß der Kampf der Barone gegen die Königin bald beginnen würde und er war noch nicht dazu gerüſtet. Die Zeit, während welcher ſie ſich noch auf dem Meere befanden, war er nachdenkend, und als ſie in Neapel angekommen, ſich endlich allein befanden, glaubte er, daß es Zeit ſey, den Jüngling, auf deſſen Muth, auf deſſen feſten Charakter er ſo ganz vertraute, den er für würdig hielt, das angefangene kühne Werk zu vollenden, mit den Verhältniſſen der damaligen Zeit, mit den innern Triebfedern ſeiner Handlungen und ſeinen Plänen bekannt zu machen.

Mein Sohn! ſagte er und hoher Ernſt ſchwebte auf ſeinem Helden-Antlitz: Du trittſt nun in die Jahre, wo Du ſelbſtſtändig auf Dir und Deiner Kraft ſtehen mußt. Meine Verhältniſſe werden mich mehrmals in Neapel feſthalten, wenn Deine Gegenwart bei dem Heere nothwendig iſt, und ſomit wirſt Du zuweilen in die Lage kommen, ohne meinen Rath handeln zu müſſen. Darum ſchließe das, was ich Dir jetzt ſagen werde, feſt in Dein Gedächtniß, und laß Dich nie durch Leidenſchaft ſo ſehr hinreißen, Dir die Verhältniſſe anders zu denken, wie ich ſie Dir ſchildere! Ich kenne ſie!

Italien hat ſich ſeit einem Jahrhundert ganz umgeſtaltet. Der Name der Guelfen und Gibellinen, der einſt die Gemüther entflammte und die Kriegsfackel über dieß ſchöne Land ſchwang, iſt nicht mehr die Bezeichnung einer Parthei, er iſt nur noch der Mantel, das Privat-Intereſſe des

Einzelnen zu decken. Die Kraft der Lombardiſchen Städte, durch die Macht der Hohenſtaufen furchtbar geweckt, iſt durch Eigenſucht gelähmt, Freiheitliebe ſchlingt kein Band mehr um dieſe Mächtigen. Glückliche Krieger, durch den Dank ihrer Mitbürger gehoben, haben ihre Macht gemißbraucht und die Freiheit ihres Vaterlandes an den Stufen eines wandelbaren Thrones in Feſſeln gelegt. Nicht mehr das Gemeinwohl, nicht mehr die Geſetze, nicht das Scepter, das Schwert nur regiert.

Als ich, noch ein Landmann, das Treiben und Wogen um mich ſah, auf die Männer blickte, in deren Hand das Wohl und Wehe der Völker lag, die Heerführer betrachtete, die, unumſchränkten Gebietern gleich, mit ihren Banden Italien durchzogen, und fühlte, daß der Muth allein die Pforten des Glücks zu öffnen vermöge, da ward die Begierde in mir rege, gleich ihnen die Welt zu durchziehen und auf einem Streitroſſe Glück und Ruhm nachzujagen.

Ich zog zu Franzesco von Carara; aus allen Nationen geworbene Haufen, Deutſche, Italiäner, Schweizer, waren unter einer Fahne vereint; alle dienten für Sold und Beute, keiner focht für einen heiligen Zweck, Geld und Ruhm war die alleinige Loſung; da ſah ich deutlich, daß nur das Außerordentliche mich zum Ziele führen könnte, und ſetzte nun bei jeder Gelegenheit, wo der Muth Tollkühnheit war, mein Leben ein, ſuchte nur glänzende Thaten, vertraute mehr meinem Glück als meiner Ueberlegung, und bald ward ich Hauptmann von funfzig Küraſſieren. Auf dieſem Standpunkte bedurfte ich nun mehr des Kopfes, es galt das Zutrauen zu erwerben und ſich den Seckel zu füllen. Ich verließ mit meiner Fahne den Franzeſco und ging zu den Florentinern, die beſſer und richtiger zahlten. Hier wurde ich durch Origlia's Unterſtützung in Stand geſetzt, 4000 Mann um meine Fahne zu ſammeln; die Apenninen waren mein Werbeplatz, die Lombardei und Deutſchland gaben mir meine Reiter, die geächteten Schweizer machten den Kern meines Fußvolks, und wenn auch die Hälfte meiner Bande ſich durch manche Ausſchweifungen die Hölle verdiente, war doch für die andere das Kriegleben ein gottgefälliges gegen das, was ſie ſonſt geführt hatten.

Gegen Pergulano, den Anführer der Piſaner, befehligte ich nun, zum erſtenmal als Feldherr, das Heer der Forentiner, und errang einen ſchönen Sieg. Piſa unterwarf ſich, der Krieg war geendet und Florenz dankbar gegen ihren Feldherrn; noch jetzt ziehe ich jährlich 1000 Goldgülden von der Republik, und legte ſo den erſten Grundſtein meines Erwerbes.

Darauf trat ich in Ludwigs von Anjou Dienſt, und dieß führte mich aus dem Norden Italiens nach dem Süden. In der Schlacht von Lyris ſchlug ich, mit Paolo Urſino vereint, den jungen König Ladislaus; der von Anjou ſchenkte mir für dieſen Sieg einen Lorbeerkranz, den ich mir ſelbſt von dem alten Baume in meinem Gärtchen zu Attendolo hätte brechen und zum Kranz flechten können. Dieß verdroß mich, und da überdieß ſein Statthalter in Neapel, ein ſtolzer, filziger Mann, die Barone gegen ſich aufbrachte, verließ ich Ludwig von Anjou, zog mit Urſino, obgleich wir nicht Freunde waren, zum König Ladislaus und gaben ihm ſolch Uebergewicht, daß er bald Herr von ganz Neapel und Rom wurde, wo der Braccio anfangs für den Papſt, zuletzt für ſich ſelbſt befehligte. Der junge König war ein edler Herr, ein Freund des Kriegvolks, und hätte ihn nicht der Tod zu früh ereilt, ſo würde er alle Banden um ſich verſammelt — denn er war freigebig und wußte den Soldaten zu gewinnen — und ſich in Rom den Thron Italiens errichtet haben. Er ſtarb für ſeinen Ruhm zu früh, für unſer Glück zur rechten Zeit, denn er hätte ſicher das Kriegsweſen anders geſtaltet und uns unſere Art Kriegshandwerk gelegt.

Aus dem, was ich Dir erzählt habe, mein Sohn! fuhr Sforza fort: nimm Dir Regeln für Dein künftiges Leben. Stecke Dir ſtets ein ſchwer zu erringendes Ziel, und haſt Du es erreicht, ſo ruhe nicht aus, ſetze Dir ſchnell ein noch ferneres und ſo ſteige raſtlos immer höher und höher. Spare für Dich und verſchwende für den Soldaten, der Dir Deinen Seckel füllen muß. Diene Keinem, der feſt auf ſeiner Macht ſteht, er gebraucht Dich nur, ſo lange er Deiner bedarf. Deßhalb hüte Dich vor Venedig; die Republik bezahlt gut, aber Du arbeiteſt nur für ſie, nie für Dich. Berechne genau die Kräfte der im Streit Begriffenen, wende Dich ſtets auf die Seite des Schwächern, wenn Du ihm das Uebergewicht geben kannſt, dann verdienſt Du doppelten Lohn; biſt Du aber nicht allein im Sold, ſondern auch im Dienſt, wie ich in den der Krone Neapels, ſo halte treu Dein gegebenes Wort und brich es nie; Du verlierſt ſonſt als Mann Deinen Werth, als Condottiero den Glauben. Aber deßhalb ſchließe auch nur auf kurze Zeit Verbindungen, damit Du ſtets Herr Deiner und Deiner Bande bleibſt. Halte Freundſchaft mit allen Heerführern, ſelbſt wenn Du ihnen feindlich gegenüber ſtehſt; wer weiß, ob Du nicht morgen ſchon neben ihnen kämpfeſt. Schone in der Schlacht die Söldner; die, ſo Du gefangen, laß los, Du gewinnſt ſie für Dich, denn der Fahne des Glücklichen folgt Jeder gern, und in der Schlacht ſie nieder zu metzeln, wäre ſich ſelbſt verwunden. Nur, wenn ihr Führer Dein perſönlicher Feind iſt, dann ſchone ſeiner Bande nicht, dann ſuche ihn und die Seinen zu zermalmen. Aber ſtößeſt Du auf Lehntruppen, auf die Banner der ſtolzen Barone, die aus der Ritterzeit nur noch Helm und Lanze und den Dünkel mit in die Zeiten des Soldaten brachten, und den Söldner und ſeinen Condottiero als einen Miethling verachten; dann zeige ihnen, daß der Sieg nur den Tapfern wird und die Victoria nicht den Ahnen, ſondern dem Muthe folgt. Laß Deine Küraſſiere ſich dicht ſchließen, ruf' ihnen zu, wer gegen ſie ſteht, und ſchone die Goldbeblechten nicht; dieſe Herren ſind des Feldherrn Goldgrube, ihr Löſegeld muß ſeinen Seckel füllen und ihr Anblick belebt die Unſern mit neuem Muthe, denn bei ihnen iſt Beute zu hoffen, bei den Söldnern nur Wunden.

So lange ein Weib auf Neapels Thron ſitzt und das Haus Durazzo und Anjou um die Krone ſtreiten, iſt hier in dieſem Erdenparadieſe ein ſchönes Feld für den Soldaten; immer gibt es Krieg, überall unzufriedene Barone. Wer von dem Einen treu, wird von dem Andern Verräther genannt, und überall ſtehen Lehne offen, womit man gar freigebig iſt. Ich nehme ſie ſtatt Zahlung, denn Geld fehlt überall, befeſtige ſie, niſte mich ein in dieſem ſchönen Lande und öffne mir nach und nach einen Quell des Reichthums und der Macht, den Du zu Höheren benutzen wirſt.

Haſt Du dereinſt den Muth nach dem Höchſten, nach dem Purpur zu ſtreben, ſo gedenke dieſes Augenblicks, Franzesco, und meiner Worte. — Rüttle nie an einem alten Throne; verjährtes Recht hat ſeine Grundpfeiler unerſchütterlich befeſtigt. Verſuche Dich nie an einem jugendlichen Freiſtaat, ſeine Jugend gibt ihm Kraft, noch lodert das Feuer der erſten Begeiſterung und ruft ihn zum kühnen Widerſtande auf, und Du verſplitterſt Deine Kraft nutzlos. Darum wähle nicht Neapel, nicht Rom zu Deinem Tummelplatze. Hier hemmt die Tiare jede Unternehmung; dort haben ſeit Robert Guiscard nur Fürſten auf dem Throne geſeſſen, und ſchwer würden ſich die mächtigen Barone unter das Schwert eines Kriegers beugen. Wage Dich nicht an Florenz, dort herrſcht der Kaufmann und der iſt ſtets dem Krieger feind. Aber in der Lombardei, wo die Visconti's ſich einen blutigen Purpur errangen und ſich auf der Freiheit Trümmern einen morſchen Thron bauten, wo jede Stadt die Sehnſucht nach Freiheit nährt, ohne den Muth zu haben, ſie ſich zu erringen, da entflamme dieſe Sehnſucht, leihe ihnen Deinen Muth, löſe die Feſſeln des Tyrannen und knüpfe ſie mit ſanften Banden an Deinen Fürſtenſtuhl. Auch nach Genua ziehe; dort, wo die Freiheit nur noch eine kokette Matrone, ſtolz auf die Tage ihrer Jugend, blind für die Schwächen ihres Alters iſt. Im Norden iſt ein Thron zu erkämpfen, hier im Süden nur der Grundſtein der Macht, den ich mit Gott legen will.

Und nun, mein Sohn, vernimm auch eine Lehre, die nur dem Augenblicke gilt. Nie wollen wir an einem Orte zuſammen ſeyn. In dieſer verhängnißvollen Zeit iſt der Mann ſtets dem Wechſel des Glücks unterworfen; heute hoch oben, morgen tief unten! Schmachtet der Eine in Feſſeln, muß der Andere frei ſeyn, ihn zu befreien. Wo möglich wollen wir, wenn es nicht die Noth erfordert, ſelbſt im Feldlager getrennt bleiben, Du im Norden, ich im Süden, damit nicht ein Schlag uns Beide zermalmend treffe. Mein Bruder Bartholo, ein bedächtiger, tapferer Mann, ſoll Dir zur Seite ſtehn, was ich an Gütern in Florenz beſitze, ſo wie das Jahrgehalt der Republik, zu Deiner Verfügung ſeyn. Halte Dich an den Papſt; unter ſeinem Schutze lebt ſich's am bequemſten. Wird 4000

Reiter; ich will ſie Dir zur Mitgiſt, die Welt Dir zum Vermächtniß geben; wirke und erwirb Dir dann allein!

Bei dieſen Worten ſchloß er den Sohn in ſeine Arme.

Ziehe noch heute von hier, fuhr er fort: nimm 500 Geharniſchte mit, die übrigen laß in Nola zurück, ziehe in das päpſtliche Gebiet, verſtärke Dich ſo viel Du vermagſt, ſtreite für die Sache des Papſtes und betrachte den Braccio als den unverſöhnlichſten Feind der Sforza. Findeſt Du Urban Origlia, den Boſio und Deinen Vetter Santoparente, ſo beordere ſie Alle nach Trivento, wo ich meine Bande wieder zu ſammeln gedenke. Sollte mir ein Unglück begegnen, ſo beſtimme Dich dieſer offene Brief, den ich Dir hiermit zuſtelle, zum Oberhaupt meines Heeres und ſetze Dich zum Erben meiner Güter ein.

Noch in der Nacht trennten ſie ſich.

12.

Schon am andern Tage war Pandolfello mit den Anſtalten zur Vermählung ſeiner Schweſter, die auch gleich darauf mit allem Glanz gefeiert wurde, beſchäftigt. Dann zog Sforza dem Gemahl der Königin entgegen, um wo möglich durch ſeine ernſte Haltung, ſeinen Namen und ſeinen Ruhm den Eindruck zu verwiſchen, den die unzufriedenen Barone auf Jacob von Bourbon gemacht haben konnten. Katharina hatte ſich unter bangen Sorgen von ihm getrennt, der, von wenigen Freunden begleitet, ſich in die Mitte ſeiner Feinde begeben wollte, — denn Sforza hielt es für gerathener, nur mit glänzendem Gefolge und ohne alle weitere Bedeckung dem Grafen de la Marche entgegen zu gehen, als, Mißtrauen zeigend, ihm mit einer Kriegsmacht zu nahen, die für den Fall feindlicher Abſichten der Barone dennoch zu ſchwach war. —

Die Sanſeverino's, Julius von Capua und die andern Großen, welche er bei Troja gelagert fand, waren nicht wenig erſtaunt, Sforza, dem die Kunde ſeiner Verheirathung vorangegangen war, nur in Begleitung einiger ſeiner Verwandten, einer Menge vom niedern Adel und 100 Küraſſieren ankommen zu ſehen. Sie hatten ſich eben in dem Zelte des Thomas Sanſeverino verſammelt, um über den Empfang ihres neuen Gebieters, der von Foggia her anrückte, zu berathſchlagen, als Sforza in ihre Mitte trat. — Ihr kommt eben recht, Herr Großkonnetabel, redete ihn Julius von Capua, das Haupt der Verſammlung, an: uns Eure Meinung über den Empfang unſers Herrn mitzutheilen!

Ich bin nicht hier, um auf Eure Meinung zu wirken, erwiederte Sforza ruhig: ſo wenig, als Euch meine Meinung kund zu thun. Handle ein Jeder nach ſeiner Pflicht, und dann werden wir gleichmäßig handeln!

Es betrifft nur die Frage, fuhr der Graf von Capua fort: ob wir den neuen Herrſcher ſchon hier oder erſt bei ſeinem Einzuge in Neapel als König begrüßen wollen.

Sforza erwiederte nichts.

Und wie werdet Ihr ihn empfangen? fragte jetzt der alte Thomas von Sanſeverino.

Ich werde ſtreng meine Pflicht erfüllen! entgegnete Sforza gleichmüthig.

Und die iſt? fragte der Alte weiter.

Herr, erwiederte der Konnetabel: die That beantwortet dergleichen Fragen beſſer als das Wort!

Es entſtand unter den Anweſenden ein Gemurmel; doch der rieſenhafte Held in ſeiner ſchwarzen Rüſtung ſah ſo furchtlos, mit ſo viel Selbſtvertrauen lächelnd im Kreiſe umher, daß Keiner ihm zu nahen wagte und die Verſammlung, ohne etwas beſchloſſen zu haben, auseinander ging.

Am andern Morgen brach das ganze Lager auf, dem Gemahl der Königin entgegen zu ziehen, nur Sforza blieb mit den Seinen bei Troja zurück. Jacob von Bourbon wurde für die damalige Zeit und in ſeiner Lage nur von geringem Gefolge begleitet. Dreißig franzöſiſche Ritter umgaben ihn, und die Republik Venedig hatte, ſich den Beiſtand Neapels gegen Philipp Visconti zu ſichern, ihm 1000 leichte illyriſche Reiter zugegeben, für deren Einſchiffung und Sold ſie geſorgt hatte. Mit ihnen zog er auf der

Straße von Foggia den Baronen entgegen, die freilich in ganz anderem Glanze vor ihm erſchienen. Julius von Capua führte ihm 4000 Söldner zu; die Sanſeverino's kamen ihm mit 1500 Küraſſieren entgegen; die anderen Barone mit ſo vielem Gefolge, als ſie zuſammenzubringen vermochten, ſo daß dieſer Empfang eher einem Kriegszuge, als einem feierlichen Entgegenkommen ähnlich ſah.

Auf dem halben Wege zwiſchen Foggia und Troja begegneten die Barone Jacob von Bourbon, welcher noch erſt vor wenigen Tagen in Manfredonia eine Akte unterzeichnet hatte, nach welcher er nochmals auf die Gewalt und den Titel eines Königs Verzicht geleiſtet und ſich mit dem eines Fürſten von Tarent begnügt hatte. Der Graf von Capua ſtieg zuerſt vom Pferde und begrüßte ihn als König, alle Barone thaten ein Gleiches und mit lautem Jubel riefen ihn die verſammelten Kriegerhaufen zum Könige aus, ſo daß Jacob, von dieſem unvermutheten Empfang überraſcht, ſelbſt nicht wußte, ob er dieſe Ehrenbezeigung annehmen oder ſie ablehnen ſollte. Aber die ihn umgebenden franzöſiſchen Ritter drangen in ihn, den Bitten ſeiner Vaſallen nachzugeben, und wie gern greift die Hand des Ehrgeizigen nach der dargebotenen Krone; auch Jacob widerſtand nicht länger, nahm die Huldigung als König an und zog, von der jauchzenden Menge begleitet, nach Troja.

Hier erſt kam ihm Sforza entgegen und nahte ſich ihm, ohne vom Pferde zu ſteigen. Mich ſendet meine Königin, redete er ihn an: Euch, ihren Gemahl, zu begrüßen. Ich, als ihr treueſter Diener, thue dieß mit Freuden und heiße Euch, Fürſt von Tarent, in Neapels Gefilden willkommen!

Bei dieſen Worten umdüſterte ſich des Königs Antlitz, er ſah, überraſcht, ſtarr auf Sforza, der, während er eine Antwort erwartete, ſein wildes, unbändiges Roß zu beruhigen ſuchte und die Verlegenheit des Königs nicht zu beachten ſchien.

Wie befindet ſich die Königin? fragte endlich Jacob kalt; und als Sforza in eben dem Tone erwiederte: Sie befindet ſich wohl und erwartet Euch mit Sehnſucht! wandte ſich der König nach Julius von Capua, der ihm zur

Seite ritt und achtete nicht weiter auf den Großkonnetable.

Der König blieb in Troja, Sforza aber zog weiter, lagerte ſich bei Malvizza, einem Dörfchen an der Landſtraße, und ſchickte von hier einen Eilboten nach Nola, ſeinen dort noch befindlichen Kürassieren den Befehl zu bringen, ſogleich aufzubrechen und, Benevent umgehend, nach Trivento zu rücken, wo er Urban Origlia und ſeinen Sohn vermuthete. Ihm ſchien jeder Widerſtand gefährlich; ſelbſt der Königin, welche er von dem Vorgefallenen benachrichtigen ließ, gab er den Rath, ſich in die Umſtände zu fügen und lieber für den Augenblick nachzugeben, als für immer Alles auf's Spiel zu ſetzen. Er wußte zu gut, wie wenig die Königin im Stande war, der Macht der Barone und dem unmuthigen Volke zu widerſtehen, das mit Sehnſucht ihren Gemahl und das Ende der Herrſchaft des allgemein verhaßten Günſtlings erwartete. Er ſelbſt traf für ſich alle nöthigen Vorſichtmaßregeln.

Noch in ſeinem Lager traf ihn ein Bote des Königs, mit dem Erſuchen, ihn morgen bei Malvizza zu erwarten und ihm dann nach Benevent zu folgen; er habe ſich vor ſeinem Einzuge in Neapel über wichtige Dinge mit ihm zu beſprechen. Obgleich ſeine Freunde ihm riethen, noch in der Nacht gen Trivento aufzubrechen und ſo der ſichern Gefahr zu entgehen, hielt er es doch für ſchändliche Feigheit, als der erſte Würdeträger des Reichs die Königin in dieſer gefahrvollen Zeit zu verlaſſen und durch Mißtrauen ſich den König zum gewiſſen Feinde zu machen. Er blieb und erwartete den König.

Dieſer kam ſchon am frühen Morgen, grüßte Sforza freundlich, lud ihn ein, ihm nach Benevent zu begleiten und dort in ſeinem eigenen Schloſſe den Wirth zu machen; darauf ſprengte er, von ſeinen illyriſchen Reitern und den übrigen Baronen gefolgt, voraus. Die Sanſeverino's waren, wie Sforza von einigen Freunden erfuhr, die Straße über Mirabella gezogen und ſchienen ihren Marſch nach Nola richten zu wollen. Julius von Capua war noch mit ſeiner Bande zurück.

Furchtlos, doch nicht ohne die nöthige Vorſicht, folgte der Konnetable dem Könige, der mit möglichſter Eile Benevent zu erreichen ſuchte und Sforza bald aus dem Geſichte war, zu dem ſich, als er die Höhe bei Bonnalbergo in das Thal hinab zog, der Groß-Seneſchall, Graf von Troja, geſellte und ihn unter gleichgiltigen Geſprächen bis nach Padula begleitete. Hier ſah Sforza auf dem jenſeitigen Ufer des Calore die illyriſchen Reiter halten; hinter ſich erblickte er den Grafen von Capua die Höhe herabziehen, weßhalb er ſeinem Bruder Franzesco ein Zeichen gab, der ihn auch, den Zug ordnend, verſtanden haben mochte. So ritt er, den Seneſchall an ſeiner Seite, unbekümmert der Fuhrt des Fluſſes zu.

Was würdet Ihr, als ein ſo erfahrner Krieger, thun, fragte ihn der Seneſchall: wenn Ihr hier, wo der Weg durch den Fluß führt, den Feind vor und hinter Euch ſähet?

Ich würde, erwiederte Sforza lächelnd: zuerſt meinem Stallmeiſter ein Zeichen geben, ſich mit noch Einigen an Euch zu machen, ſo daß Ihr uns nicht entwiſchen könntet. Seht, wie genau ſie meinen Wink verſtehen und ihn befolgen, als wäre die Gefahr wirklich da! Meine Küraſſiere würde ich dicht ſchließen, die Ritter ſich um mich ſammeln und dem Geſindel dort drüben ſagen laſſen, daß ſie ſich fortmachen ſollten, ehe meine Lanzen ſie erreichten. — Michaletto, reite doch zu dem Anführer der Illyrier und befiehl ihm in meinem Namen, die Straße zu räumen! ſagte er einem ſeiner Hauptleute. — Und dann, mein werther Graf, würde ich geſchloſſen durch den Fluß ſetzen, und fände ich die illyriſchen Reiter noch dort, ließ ich die Lanzen einlegen und jagte ſie auseinander!

Und was begönnet Ihr mit Jenen, die im ſcharfen Trabe Euch folgen? fragte der Seneſchall.

Sforza wandte ſich und ſah den Grafen von Capua mit ſeinem Kriegsvolke im ſtarken Trabe die Höhe herabkommen. Ich würde, ſagte er, ſeine Verlegenheit verbergend: den Trompetern befehlen, das Zeichen zu geben, meine Bande, die rechts und links mich begleitet, zu benachrichtigen, daß es hier nicht geheuer ſey. Trompeter, rief er ſcherzend: blaſ't! Gebt das Zeichen, daß der Feind nahe!

Die Trompeter gaben das Zeichen, hell ſchmetterte es durch das Thal und — ſonderbar — in dem Thale von Padula antworteten Trompeten, auf der Höhe von Piedro poleina ſah man Fähnlein wehen und hinter allen Bergen trabten Abtheilungen Reiſiger hervor. Seht, Graf von Troja! ſagte Sforza, von dieſem Anblicke ſelbſt überraſcht: ſeht, wie pünktlich die Meinen dem Rufe der Trompeten folgen! Kaum hören ſie ſie ſchmettern, ſo brechen ſie ſchon hervor!

Der Graf antwortete nichts und hatte nur immer das Auge auf die Höhe gerichtet; doch konnte er die Stärke des Kriegvolks nicht beurtheilen; denn bald erſchien hier eine Fahne, bald dort, bald ſah man nur die Fähnlein an den Lanzenſpitzen in langen Reihen hinter der Höhe im Winde wehen. — So gelangten ſie an's Ufer des Calore, den Grafen von Capua, der ſeine Eile gezügelt hatte, in weiter Entfernung hinter ſich. Noch hielten die illyriſchen Reiter am jenſeitigen Ufer; Michaletto hatte ihnen des Konnetables Befehl gebracht, ſie ſchienen ihn aber nicht befolgen zu wollen. Da befahl Sforza, in geſchloſſenen Gliedern durch den Fluß zu ſetzen, entſchuldigte ſich lächelnd bei dem Großſeneſchall, daß er vielleicht wider ſeinen Willen in ein Gefecht verwickelt würde, ließ das Zeichen zum Angriff geben, und wie die Lanzen der Ritter und Küraſſiere ſich ſenkten, ſtob das illyriſche Geſindel auseinander und jagte dem nahen Benevent zu.

An der Stelle, wo jetzt die Brücke Valentino über den Calore führt, ſetzte nun Sforza durch den Fluß, verließ dann die Straße nach Benevent, zog ſich ſeitwärts nach den Höhen und ließ den Grafen von Capua ruhig an ſich vorbei ziehen. Hier entließ er auch den Großſeneſchall, ſcherzte noch mit ihm über das Vorgefallene, ſetzte die Wachten aus und lagerte ſich mit ſeiner kleinen Schaar im Angeſicht Benevents.

Kaum hatte er hier einige Zeit verweilt, als mehrere Gewaffnete die Höhe herab auf ihn zu ſprengten. Es waren die beiden Freunde, Franzesco Sforza und Urban Origlia, der auf die Nachricht, daß Sforza dem Gemahl der Königin entgegen ziehe, mit den bei Trivento verſammelten Völkern nach Benevent gerückt war. Auf dem Wege dahin hatte er Franzesco mit ſeinen 500 Küraſſieren getroffen und ſich ihm angeſchloſſen, und ſo waren ſie, 2000 Mann ſtark, in der Nähe der Landſtraße geblieben und hatten ſich wohl zur rechten Zeit hinter den Bergen gezeigt.

Sforza befahl ihnen, bis zum andern Morgen hier zu raſten, dann aber zurückzugehn, zu werben, ſo viel ſie könnten, jedoch nicht eher gegen Neapel zu rücken, bis ſie beſtimmten Befehl von ihm erhielten; während der Nacht aber ſollten ſie auf allen Höhen Feuer anzünden laſſen und ihre Anzahl durch alle erdenkliche Mittel zu vergrößern ſuchen. Er ſelbſt zog dann, die Warnung ſeiner Freunde und Verwandten nicht achtend, mit ſeinem Bruder Franzesco, mit Feschino Attendolo und mehreren Hauptleuten nach Benevent; Michaletto blieb zurück.

13.

Ein eigenes Gefühl ergriff Sforza, als er zu Benevent in den Hof ſeines eigenen Schloſſes, das er erſt ſeit wenigen Tagen ſein nennen konnte, eintritt. Ueberall, in dem Hofe und in den Ställen, fand er Kriegsvolk gelagert, das hier den Herrn zu ſpielen ſchien. Der Caſtellan trat ihm zwar, ihn ehrfurchtvoll begrüßend, entgegen, doch lag auf dem Geſicht des Alten eine ſcheue Furcht und man ſah es ihm an, daß die Achtung, welche er ſeinem neuen Herrn bewies, nicht aus ganz freudigem Herzen kam.

Bücke Dich nicht ſo tief, Alter! rief ihm Sforza unmuthig zu: Verſpare Deine Worte auf beſſere Zeiten, wo kein Größerer hier weilt, als ich. Führe mich in mein Gemach.

Herr! erwiederte der Caſtellan: Es iſt kein Zimmer im Schloſſe mehr unbewohnt, das Gefolge des Königs —

Welcher König wohnt in meinem Schloſſe? fuhr Sforza auf. Doch, rede nur weiter! ſagte er gelaſſener: Wer bewohnt mein Gemach?

Der edle Graf Julius Cäſar von Capua! erwiederte der Alte zagend.

So führe mich hin! befahl Sforza: Und wäre es der edle Julius Cäſar ſelbſt, vor dem einſt die Welt erzitterte, ich würde ihn fragen, mit welchem Rechte er des Hausherrn Zimmer für ſich genommen habe.

Zitternd ſchritt der Caſtellan voraus; nur von zwei Hauptleuten begleitet folgte ihm Sforza.

Schon von fern hörte er die Becher klirren und vernahm den Jubel der Zechenden.

Hier! ſagte der Alte, auf eine Thür zeigend, und entfernte ſich ſchnell. Sforza öffnete ſie und trat in das für ihn beſtimmte Gemach, wo er faſt alle Barone bei dem Becher verſammelt fand.

Gott zum Gruß, Ihr werthen Herren! redete er ſie an: Seyd mir auf meinem Schloſſe willkommen, wo ich Euch, Graf von Capua, jedoch erſuchen muß, dem Hausherrn ein Plätzchen zu gönnen und Euch in der Stadt eine andere Wohnung zu ſuchen.

Dem Hausherrn? rief der Graf erhitzt: Hier iſt der König allein Herr.

Mit nichten! erwiederte Sforza mit Ruhe: Dieſes Schloß gehört mir; der Fürſt von Tarent iſt mein Gaſt, mein werther Gaſt.

Sforza! rief der Graf höhniſch: Ihr nennt den König einen Fürſten von Tarent? Aus einem elenden Dorfe der Romagna gebürtig, ſolltet Ihr am wenigſten unſerm Herrn den Titel eines Königs verweigern, den ihm die aus dem

Reiche gebürtigen edlen Herren gegeben. Euch gebührt ſolche Anmaßung nicht!

Graf! erwiederte der Kriegsheld: Bin ich auch nur ein Landmann aus der Romagna und iſt auch meine Geburt nicht edel, ſo waren es doch mit Gott meine Thaten! Hier! rief er, und ſchlug zornig mit dem eiſernen Handſchuh auf ſeinen Panzer, daß es dröhnend im Zimmer wiederhallte: hier ſchlägt ein edles Herz, wenn auch kein adelig Blut es nährt! Und nun, Graf von Capua, für Attendolo, den Landmann, zieht Sforza, der Konnetable ſein Schwert und fordert Euch zum Zweikampf, den blutigen Beweis zu führen, daß er ein ſo edler Mann iſt, wie irgend Einer der Herren, die hier von meinem Weine ſich gütlich thun.

Wie die Sagen der Vorzeit uns die Ritter der Tafelrunde malen, ſo rieſenhaft, ſo kraftvoll ſtand der zornige Mann, das lange Schlachtſchwert in der Fauſt, im Kreiſe der Barone, welche, den Becher vergeſſend, ihre Schwerter wohl mehr zur Vertheidigung als zum Angriff gezogen hatten. Sein Feuerauge blickte zornig umher, die gezückten Schwerter ſchienen, wie der

Anblick des Blutes in dem Löwen die Wuth, in ihm die Kampfluſt zu erwecken.

Mann gegen Mann! fuhr er fort, ſein lockiges Haupt zornig ſchüttelnd: ſo war es bisher unter Rittern Sitte. Nur den ſtolzen Grafen von Capua ſucht mein Schwert und nur zu einem ritterlichen Kampfe forderte ich ihn auf, auch gönne ich ihm Zeit, daß er ſich wappne. Soll ich aber der Bär ſeyn, den die Hunde umſtellen, ſo verſucht es, mir zu nahen. Wen meine Tatze einmal faßt, der hat genug!

Der durch dieſen Vorfall entſtandene Lärm führte den Großſeneſchall, welchen ſeine Würde die Ordnung und Ruhe im Palaſt des Königs zu erhalten befahl, herbei; von zahlreicher Wacht begleitet trat er ein.

Im Namen des Königs, Ihr Herren! rief er: gebiete ich Friede! Steckt die Schwerter ein! Wo die geheiligte Perſon des Monarchen weilt, iſt die blanke Waffe Hochverrath!

Alle, außer Sforza, gehorchten.

Und Ihr, Herr Konnetable! wandte er ſich zu dieſem: wollt Ihr meiner Aufforderung nicht folgen?

Ich ſtehe in meinem eigenen Hauſe; der beleidigte Hausherr hat wohl das Recht, Genugthuung von einem frechen, ungeladenen Gaſte zu fordern.

Bei dieſen Worten zog Julius von Capua von Neuem ſein Schwert.

Sie werde Euch! rief dieſer, durch des Seneſchalls und der Wacht Gegenwart ermuthigt.

So muß ich Euch, Graf von Capua, im Namen des Königs gefangen nehmen und erſuchen, mir Euer Schwert zu übergeben.

Der Graf leiſtete Folge.

Auch Euch, edler Großkonnetable, muß ich, gleich Jenem, zur gefänglichen Haft ziehen und erſuchen, Euer Gemach nicht eher zu verlaſſen, bis des Königs Gnade es Euch wieder öffnet. Gebt mir Euer Schwert!

Sein gutes Schlachtſchwert in der Hand wiegend warf Sforza einen verächtlichen Blick auf den Seneſchall und die ihn umgebende Menge; dann lehnte er ſich an einen Pfeiler des Bogenfenſters, ließ das Viſir nieder und rief mit donnernder Stimme:

Wer wagt es, dem Sforza zu nahen?

Alles blieb regungslos.

Herr Seneſchall! wandte er ſich zu dieſem: Sagt dem Fürſten von Tarent, daß unter allen Baronen, die ihn zum König ausriefen, Keiner ſey, der Mann gegen Mann ſich mit Sforza meſſen wolle, ſelbſt Ihr nicht, Herr Großſeneſchall! Sagt ihm, daß ich mich ſeinen Befehlen nicht unterthänig glaube, wohl aber dem Geſetze, welches mir, ſelbſt in meinem eigenen Schloſſe, Ehrfurcht vor dem Gemahl meiner Königin gebietet; deßhalb nehmt mein Schwert, ich ſtelle mich freiwillig zur Haft und bringt mir meinen treuen Krieggefährten morgen wieder, ſonſt möchten Jene draußen ihn mit blutigen Worten von Euch zurück fordern.

Er überreichte dem Seneſchall ſein Schwert, welcher den Grafen von Capua gefangen abführte und den Baronen befahl, ihm zu folgen.

Die Thür raſſelte hinter ihnen zu; ſie wurde verſchloſſen. Sforza blieb, ein Gefangener, allein.

Schon begann der Abend zu dämmern, und noch ließ ſich der Seneſchall nicht blicken, kein Diener kam, ihm Speiſe zu bringen, Wein fand er jedoch ſattſam in den auf dem Tiſche ſtehenden Krügen. Sinnend ſchritt er in dem großen Gemache auf und ab und überdachte ſein Schickſal. — Du, meine treue Begleiterin, Victoria! rief er endlich aus: ſchöne Lorbeerſpenderin, freundliche Genoſſin des Kriegers, die vor ihm das Füllhorn des Glückes tauſendfach ausſchüttet, Du meine Göttin, zu deren Tempel ich kämpfend drang und der Wunden nicht achtete, nicht des Blutes, das ich auf Deinem Altare verſpritzte, laß mich nicht untergehen, ehe Du mir noch einmal gelächelt. — Doch nein, Victoria! Du wirſt mich nicht verlaſſen, wirſt mir treu zur Seite ſtehen, und ſollten auch dieſe Hände Feſſeln tragen und ich von Neuem im Kerker ſchmachten, das Vertrauen auf Dich bleibt in mir, und wohin das Schickſal mich auch treibt, Du folgſt mir, Deinem ächten treuen Sohne.

Indem er dieß ſprach, öffnete ſich die Thür und der Seneſchall trat, von einer Menge Bewaffneter begleitet, ein.

Folgt mir, Sforza! ſagte er im befehlenden Tone.

Wohin? fragte dieſer.

In den Kerker! erwiederte der Graf von Troja ſpottend. Legt ihm die Feſſeln an! befahl er den Reiſigen.

Mio? rief Sforza wüthend, und ſchlug den, der ſich ihm nahte, mit ſeinem eiſernen Handſchuh zu Boden. — Dem Mutius Sforza Feſſeln? Ihr Elenden! Noch iſt der Bär nicht gefangen, noch ſchlägt ſeine Tatze die verächtliche Meute zu Boden. — Dieß ſagend, rannte er Alles vor ſich nieder, ſchleuderte mit herkuliſcher Kraft den Seneſchall zu Boden und indem er, ihm das Schwert zu entreißen, ſich niederbeugte, fielen die Feigen hinterwärts über ihn her und umgarnten ihn ſo mit ſtarken Schlingen, daß er vergebens gegen Liſt und Macht ankämpfte. Sie riſſen ihn zu Boden und feſſelten ihn. —

Als er wieder aufrecht ſtand, ſelbſt in Ketten noch ein edler Leu, blickte er mit ſtolzem Grimme auf ſeine ohnmächtigen Feinde, keine Klage, kein Wort der Wuth entfuhr ihm. Ernſt ſchaute er auf die Ketten, rüttelte ſie und hob dann ſtolzer als je ſein edles Haupt.

Großſeneſchall! — ſprach er würdevoll — Sagt dem Fürſten von Tarent: auch gefeſſelt erkenne ich ihn nicht für meinen Herrn und König! Und Euch, der Ihr ſo willig, wie es ſcheint, das Amt des Henkers übernommen habt, Euch wünſche ich für dieſe Großthat den Dank, den Fürſtengunſt gemeinhin austheilt. Nun geleitet mich, wohin es Euch beliebt.

Doch ehe wir von hinnen gehen, wandt' er ſich noch einmal: ſo blickt durch dieſes Fenſter, ſeht dort die Wachtfeuer der Meinen aufflakkern! Ihr habt nur den alten Löwen gefangen, ſeine Jungen ſind noch frei.

Herr Konnetable! erwiederte der Seneſchall mit ſpöttiſchem Lächeln: Glaubt Ihr, man hätte Euch in den Kerker geworfen, ohne zu wiſſen, daß nur 2000 Reiter dort ſind, die unſere Banner morgen in aller Frühe zerſtreuen werden? So thörig würden wir nicht handeln! — Laßt die Wachtfeuer, an deren Gluth ſich kein Krieger wärmt, in Gottes Namen brennen und ſäumt nicht lange, geht mir voran!

Zweitauſend meint Ihr? erwiederte Sforza: Ihr könnt Recht haben. Aber zählt nach Monden den Haufen, der dann von Euch Rechenſchaft fordern wird, und Ihr und Euer Herr werdet vor ihm zittern! Nun kommt!

Mit verbiſſenem Grimme folgte er dem Seneſchall zum Kerker.

14.

Nur den andern Tag noch verweilte der König in Benevent, der Graf von Capua aber rückte mit ſeinen Kriegern und den illyriſchen Reitern in aller Frühe gegen die Bande Sforza's aus, fand ſie aber nicht mehr; ſie war, wie ihm Landleute berichteten, gegen das Gebirge, nach Pajano zu, gezogen. Er kehrte mithin unverrichteter Sache zurück und benutzte mit dem Großſeneſchall die Zeit, den König zu ſtimmen, ihrer Rache die Opfer zu bringen; Sforza und Pandolfello Alapo ſollten, als die erklärten Günſtlinge der Königin, bluten. Sie ſchilderten dem Könige das zügelloſe Leben Johanna's mit den grellſten Farben, verheimlichten ihm nichts und brachten ihn endlich ſo auf, daß er die ſchrecklichſte Rache an den Günſtlingen zu nehmen ſchwur. Vergebens ſuchte ihn ſein Jugendfreund, Franz von Carignac, der ihm nach Neapel folgte, zu beſänftigen, vergebens ſtellte er ihm vor, daß ihm das Betragen der Königin ja ſchon früher kein Geheimniß geweſen ſey, und daß es ihm gefährlich ſcheine, beſonders Sforza, der unter den Banden der Condottieri einen ſo großen Anhang habe, und der dem Könige allein ein Gegengewicht gegen die übermüthigen Barone ſeyn könne, der Privatrache zu opfern. Aber der König glaubte nur, durch Hinrichtung aller Günſtlinge Johanna's die Krone auf ſeinem Haupte befeſtigen zu können und es ſeiner Würde ſchuldig zu ſeyn, dem freien Benehmen ſeiner Gemahlin einen blutigen Zügel anzulegen.

Unter dem Jubel des Volkes begann der König den folgenden Tag ſeinen Zug nach Acerra, wo die Sanſeverino's wieder zu ihm ſtoßen ſollten. Hier wollte er ſo lange verweilen, bis Alles zu ſeinem Einzuge in Neapel bereit ſey. Der Graf von Capua führte den Zug an, der König, von ſeinen franzöſiſchen Rittern und den illyriſchen Reitern umgeben, folgte in einiger Entfernung, und die Banner der Barone brachen ſpäter auf. Sforza war in Benevent im Kerker des Schloſſes geblieben, wo man hinreichende Beſatzung zurückgelaſſen hatte.

Von allen Seiten ſtrömte das Volk herbei, den Gemahl der Königin, von dem es Erleichterung ſeiner Laſten und das Ende des drückenden Regiments der Günſtlinge erwartete, zu begrüßen. Der Zug glich mehr einem Triumphzuge als einer Reiſe; der König war frohen Muthes und es trieb ihn unaufhaltſam vorwärts, wohl mehr die Sehnſucht nach dem ſchönen Neapel, als nach ſeiner Gemahlin. Von dieſer Ungeduld geſpornt, vielleicht auch, weil er fühlte, daß er ſich durch die Anordnung des Zuges ganz von den neapolitaniſchen Baronen entfernte und nur von Franzoſen und Illyriern umgeben war, ritt er, als ſie die Brücke über die Fajenza hinter ſich hatten, in Begleitung weniger franzöſiſcher Ritter und einer Fahne leichter Reiter, zu dem Grafen von Capua, der ſich nicht wenig durch dieſe Auszeichnung geſchmeichelt fühlte. Die andern Franzoſen blieben mit den Illyriern zurück.

Unfern Orienzo, wo ſich die Landſtraße längs einem mit Pinien und Kaſtanien bewachſenen

Hügel hinzieht, gewährt die Höhe des Hügels eine reizende Ausſicht nach Nola und dem Veſuv. Einer der neapolitaniſchen Edlen, der ſich im Gefolge des Königs befand, aber nicht mit ihm zu dem Grafen von Capua geritten war, machte den Ritter von Carignac und die übrigen Franzoſen darauf aufmerkſam, und neugierig, wenigſtens den Rauch des Veſuvs zu ſehen, bogen ſie, den Hügel hinauf zu reiten, von der Landſtraße ab und ließen indeſſen die illyriſchen Reiter halten, die auch ſogleich abſaßen und ſich lagerten. Aber kaum waren die franzöſiſchen Edlen einige hundert Schritte ſeitwärts geritten, als von dem waldbewachſenen Hügel herab ſich Geharniſchte auf ſie ſtürzten und geſchloſſene Schwadronen auf beiden Seiten hervorbrachen. Nur ſchleunige Flucht konnte ſie retten; ſie wandten ihre Roſſe und jagten, von den Geharniſchten verfolgt, eiligſt zurück; die Illyrier ergriffen die Flucht.

Nur auf die franzöſiſchen Ritter ſchien der Ueberfall abgeſehen. Die Küraſſiere kümmerten ſich wenig um die fliehende Reiterei, nur die Ritter im Auge behaltend, folgten ſie ihnen mit verhängten Zügeln, während ein geſchloſſener Haufe, die Zerſtreuten deckend, in ruhiger Ordnung über die Straße durch das Caudiner Thal die Richtung nach St. Agathe nehmend, trabte. Erſt hier, jenſeit des Fluſſes, machten ſie Halt, wo auch bald die Zerſtreuten mit ihren Gefangenen eintrafen. Nur ſechs Ritter brachten ſie ein, die Andern wurden durch ihre ſchnellen Roſſe oder durch ſonſt einen Zufall gerettet, und der Hauptzweck der Unternehmung, den Fürſten von Tarent in ihre Gewalt zu bekommen, war verfehlt; nur Franz von Carignac und fünf andere franzöſiſche Ritter wurden gefangen.

Die Nachricht von dieſem Vorfalle, welche der König noch auf dem Wege nach Acerra erhielt, ließ ihn noch mehr eilen. Er war über das kühne Wagſtück, ihn aus der Mitte eines mächtigen Kriegzuges, wie der ihn begleitende, aufheben zu wollen, verwundert; ihm dünkte faſt, daß dieß nicht ohne Einverſtändniß mit den Baronen geſchehen ſeyn könne, und Argwohn, zu dem er überdieß geneigt war, begann bei ihm rege zu werden. Er äußerte jedoch nichts, beſchloß aber feſt, nach ſeinem Einzuge in Neapel ſtrenges Gericht zu halten; Alapo's und Sforza's Tod ward bei ihm unabänderlich beſchloſſen.

Noch mehr erſtaunte er, als gleich nach ſeiner Ankunft in Acerra Michaletto, ein Hauptmann von Sforza's Bande, ganz keck in dieſe Stadt einritt und bei ihm Gehör verlangte. Der König wollte ihn ſogleich feſtnehmen und ohne weitere Unterſuchung hinrichten laſſen; aber Julius von Capua warnte ihn und ſtellte ihm vor, wie gefährlich es ſey, ſich ohne weitern Nutzen die Banden ganz zu Feinden zu machen und beſtimmte den König endlich, den Hauptmann vorzulaſſen.

Mich ſenden die Feldherren Franzesco Sforza und Bartolo Attendolo zu Euch, Fürſt von Tarent, begann er mit keckem Tone: ſie böten Euch gern die gefangenen franzöſiſchen Ritter für den edlen Mutius Sforza, wüßten ſie nicht ſelbſt, daß dieſe Gefangenen, ja wären es alle Ritter die Euch aus Frankreich begleitet, nicht halb ſo viel werth ſind, als der edle Feldherr, den Ihr widerrechtlich in ſchimpfliche Haft bringen ließet. Aber ſie laſſen Euch durch mich wiſſen, daß Franz von Carignac und die Andern, ſo wie alle Barone

Neapels, die noch in ihre Hände fallen, ihnen für Sforza's Leben zum Unterpfande dienen werden!

Der König war über dieſe Kühnheit erſtaunt, ſein Stolz konnte ſich kaum mäßigen; doch liebte er Carignac zu ſehr, um ihn ſeiner Rache an Sforza zu opfern. — Auch ohne Eure trotzige Sendung hätte Mutius Sforza nicht für ſein Leben zu fürchten gehabt; erwiederte er: aber warnt den Franzesco, ſich ferner nicht Drohungen gegen mich zu erlauben, wenn er nicht ſtrenger Züchtigung gewärtig ſeyn will! —

Auch erſuche ich Euch, Herr, um ein geheimes Gehör! fuhr Michaletto fort und ſchien ſich wenig um die Warnung des Königs zu kümmern: Ich habe Euch wichtige Dinge zu vertrauen. Zwei Eurer franzöſiſchen Ritter mögen gegenwärtig ſeyn, doch Keiner der Barone Neapels.

Der König bedachte ſich einen Augenblick; die Krone war ihm noch zu neu, um ſie jetzt ſchon mit Würde zu tragen, ſeine Stellung noch zu wenig feſt, um ſeinen angebornen Stolz laut auszuſprechen; vielleicht bewog ihn auch die Furcht, vielleicht nur die Neugierde; er bewilligte, gegen den Rath der Vaſallen, dem ſchlauen Michaletto die erbetene Unterredung und ließ die Anweſenden, bis auf zwei franzöſiſche Ritter, abtreten.

Zu dem, was ich Euch zu ſagen habe, gnädiger Herr, begann nun der Hauptmann leiſe zu dem König, ſo daß es die Franzoſen ſelbſt nicht deutlich vernehmen konnten: bedarf es nur weniger Worte. Franz Sforza läßt Euch vor den Verräthern, die Euch umgeben, warnen. Dem ausländiſchen Krieger, der nur in Eurem Dienſt erwerben, nicht, wie die Barone, das Ererbte mit ſtets größeren Freiheiten erhalten und vermehren will, iſt ein kriegeriſcher König willkommener als eine von Günſtlingen beherrſchte, friedliebende Königin. Sforza war Ladislaus feſteſte Stütze; er würde es auch Euch geweſen ſeyn, hätte die Verleumdung der liſtigen Barone ihm nicht Eure Gunſt entzogen, ſie, die Euch nur zum Mittel, ihre Habſucht zu befriedigen, mißbrauchen wollen.

Und weßhalb begrüßte mich Sforza nicht als König? fuhr der Erzürnte auf.

Durfte er das, entgegnete der gewandte Michaletto: ohne das Zutrauen der Königin zu verlieren? — Erſt in Neapel war der richtige Zeitpunkt. Wer wird Euch nun gegen die Anmaßung der unruhigen Barone ſchützen? Wie wollt Ihr den Nimmerſatten ihre Forderungen befriedigen? Sforza an der Spitze ſeiner Bande hätte Euch zum unumſchränkten Gebieter gemacht!

Und auch ohne ihn werde ich es ſeyn! erwiederte Jacob mit Stolz und entließ, ohne Weiteres, den Hauptmann, dem Scheine nach ſeiner Warnung ſpottend, im Herzen aber mit ſchweren Sorgen, denn der Funke des Argwohns hatte gezündet. Auch die mißtrauiſchen Barone waren über dieſe geheime Unterredung unruhig geworden.

15.

Die Nachricht von dem jubelnden Empfange auf der Ebene bei Troja, mehr noch die Gefangennehmung Sforza's, hatten die Königin und Alopo überraſcht. Mit Sforza war ihre feſteſte

Stütze geſunken und die Befolgung des Raths, den er der Königin von Malvizza aus gegeben, ſich in die Verhältniſſe zu fügen, konnte für Beide nicht freudebringende Hoffnungen erwecken. Sich mit Gewalt dem Willen der Barone, den Anmaßungen des Königs zu widerſetzen, war unmöglich; es fehlte hierzu an allen Mitteln; Johanna hatte kein Heer, das für ſie focht, nicht einmal auf die Treue der Beſatzung in den Schlöſſern Neapels konnte ſie ſicher rechnen, und ſelbſt Pandolfello mußte der Königin zum Nachgeben rathen und ſie bitten, ihren Gemahl als König zu empfangen. Die Königin war troſtlos und entmuthigt, Alapo's Muth wuchs aber mit der Gefahr.

Auch in dem häuslichen Kreiſe der Frauen ſtörten dieſe Nachrichten den Frieden. Katharina war ſeit Sforza's Abreiſe ſtets in banger Sorge; Conſtanze, nur mit der Hoffnung beſchäftigt, Urban werde nun bald nach Neapel zurückkehren und ihrer Wünſche größeſter dann in Erfüllung gehen, hatte ſich weniger um die allgemeinen Begebenheiten gekümmert; Margaritta hingegen, Urban's Ankunft wünſchend und fürchtend, ſchien ſich ganz den politiſchen Verhältniſſen hingegeben zu haben und ließ ſich von ihrer hierin erfahrenen Stiefmutter unterrichten. Die Nachricht, daß der Fürſt von Tarent von den Baronen als König begrüßt ſey, ging an Conſtanze gleichgiltig vorüber, nicht ſo an Sforza's Gattin und Tochter. Des Konnetables Gefangennehmung aber machte auf Alle einen tiefen, wenn auch ganz verſchiedenen Eindruck. Katharina jammerte, glaubte ihren Gemahl, ihren Bruder verloren, und überließ ſich ihrem ſtillen Grame. Conſtanze dachte weniger an die Gefahr, in welcher ihr Vater ſchwebte, ſie kannte ſeine Stellung zur Königin nicht genau und konnte daher den Abgrund, an welchem er ſtand, nicht ahnen, ſie berückſichtigte mehr ihr Verhältniß zu Urban, ſah die Begebenheit als eine Lähmung ihrer Hoffnung an, ſie klagte nicht und ihr Schweigen war mehr muthige Ergebung, als kleinmüthiges Dulden. Margaritta hingegen faßte die Begebenheiten mit ganz andern Gefühlen auf. Der Geiſt des Vaters belebte ſie, ſie ſah die Gefahr, ahnete, wenn auch nur dunkel, die Folgen, und war zum Widerſtande gefaßt. Keine

Klage entſchlüpfte ihr, keine Thräne näßte, keine düſteren Bilder trübten ihr feuriges Auge, ihr ganzes Sinnen war nur auf Mittel gerichtet, wie ſie den Sturm beſchwichtigen, dem Schickſal entgegen treten könnte. Sie verſchloß ſich in ihr Gemach, doch nicht lange, ſo kehrte ſie zu Katharina und Conſtanze zurück.

Habt Ihr Geld, rief ſie ihnen entgegen: Geld oder Geldeswerth, ſo gebt es mir. — Mutter, Du haſt mir von einer feſten Stadt erzählt, welche der verſtorbene König meinem Bruder Franzesco geſchenkt hat; ich will hin, will Söldner werben, will ſie vertheidigen und ſo wenigſtens dem Sforza eine Stadt retten, und Franzesco zwingen die Schweſter zu ehren. Nenne mir ſie! — Katharina nannte lächelnd Tricarico. — Ihr lächelt? fuhr Margaritta fort: Tricarico liegt ſo fern nicht von den Höhlen und Bergen, die ich durchzog, ſo mancher Tapfere wird mich dort noch kennen, und wenn die Stimme der Tochter des alten Pedro, wenn die Stimme Margaritta's Sforza in den Thälern der Baſilicata erſchallen wird, werden die Krieger herzuſtrömen und ich ſattſame Vertheidiger werden.

Wie kannſt Du hoffen? ſagte Katharina warnend: Die ſchwache Jungfrau —

Wie ich hoffen kann, Mutter? unterbrach ſie Margaritta, ſchon durch die Ausſicht zum Kampf entflammt: Die ſchwache Jungfrau iſt ſtark im Willen, und warum ſoll der Mann allein das ſchöne Vorrecht genießen, für ſich und die Seinen zu kämpfen, zu ſterben? Glaubt Ihr, das Schwert, das meine Hand zu führen vermag, wäre nicht ſcharf genug, mit ſeiner Spitze zwiſchen Panzer und Helmkragen zu dringen? Die Senne meiner Armbruſt nicht ſtark genug, tödtende Bolzen durch die Lüfte zu jagen? Gebt mir nur Geld und Geſchmeide! Arm ſtehe ich neben Euch, aber reich an Muth, denn ſchon ſehe ich Euch, gute Mutter, auch für mich zagen, ſchon ſehe ich Conſtanze, die Bedächtige, Alles ſtreng Wägende, den Kopf mißbilligend ſchütteln.

Haſt Du die Kraft, Margaritta, was Du ſagſt zu vollbringen, nahm jetzt Conſtanze das Wort: iſt Dein Wille nicht dem Schaum der tobenden Welle gleich, dann ziehe mit Gott!

Nicht allen Frauen gab die Natur ſolch unweiblichen Muth, und ich glaube, ſie that Recht daran.

Conſtanze! erwiederte das Mädchen, und über ihr Antlitz verbreitete ſich der Ernſt: Des Menſchen Leben iſt zwiefach, aus Sehnſucht und Genuß, aus Dulden und Handeln, aus Entbehren und Erringen gewoben; Dir ward von Allem das Erſtere zu Theil, ich ſtrebe nach dem Letzteren! — Laß mich meinen Weg dahin ſtürmen, wandle Du bedachtſam den Deinen; wir erreichen vielleicht Beide unſer Ziel. Und doch, ſagte ſie ſanft, und ihr Auge ſah verklärt auf Katharina: doch eilt uns vielleicht die Mutter voran; ſie ſchwebt auf Engelfittigen durch das Leben, und den Blick himmelwärts gerichtet, weiß ſie es ſelbſt nicht, wie ſie ihre irdiſche Laufbahn durchwallt. — Dieß ſagend, ſank ſie an Katharina's Bruſt, als wollte ſie den Sturm ihres Innern an dem Buſen eines ſanften Engels beſchwören.

Ich will Dir, heldenmüthiges Mädchen, reichen, was Du bedarfſt! ſagte Katharina, ſie ſanft an ſich drückend; ſelbſt Conſtanze leerte ihren Seckel, und ſie erhielt von ihnen die nöthigen Mittel, ihren Zweck zu erfüllen.

Ich entgehe dem Unwetter, das ſich über Euch zuſammenzieht! ſagte ſie beim Abſchied: Wenn Ihr in Banden ſchmachtet, ſtehe ich frei auf den Zinnen meiner Thürme und ſchaue hinüber nach Euch, Ihr Unglücklichen! Wenn Ihr in namenloſem Schmerz vergeht, leuchtet mir noch die Hoffnung! — Lebt wohl, Gott ſchütze Euch! — Dieß ſagend, zog ſie, von einigen Bewaffneten begleitet, an dem nämlichen Tage, an welchem der König ſeinen Einzug hielt, aus Neapel.

Ende des erſten Theils.

Gedruckt bei C. G. Naumann in Leipzig.

Sämmtliche Schriften

von

A. von Tromlitz.

Zweiundzwanzigſtes Bändchen.

Mutius Sforza.

Zweiter Theil.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1832.

Mutius Sforza.

Hiſtoriſches Gemälde

von

A. von Tromlitz.

Zweiter Theil.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1832.

1.

Kanonendonner von allen Schlöſſern, Glockengeläute von den Thürmen verkündete den feierlichen Einzug des Monarchen. — Das Volk durchlief jauchzend die Straßen Neapels, ſtrömte haufenweis nach dem Thore, welches nach Benevent führt, und der Ruf: Es lebe König Jacob! Es lebe die Königin Johanna! erſchallte unaufhörlich. Als zöge ihr Retter, ihr Heiland ein, als wären die ſonſt ſo gefürchteten Barone mit ihrem ſtahlbedeckten Gefolge die willkommenſten Gäſte, ſo jauchzend empfingen ſie den König und ſeine Trabanten. Die Straßen, welche er durchzog, waren mit Blumen beſtreut, die Häuſer, an denen der Zug vorüberging, mit Tapeten verziert, das ganze Volk ſchien von einem Freudetaumel ergriffen. König Jacob, ein ſchöner Mann, ſaß ernſt, aber ſtattlich, auf ſeinem normänniſchen Streitroſſe, grüßte nur wenig, und dann nur mit ſtolzem Neigen des Hauptes, und empfing den Jubel der Menge nur als einen ſchuldigen Tribut. So zog er bis zu dem neuen Caſtell, wo die Königin ihn in dem großen, zu dieſer Feierlichkeit beſonders geſchmückten Saale empfing.

Er nahete ſich ihr, beugte, jedoch nur wenig, ein Knie und küßte die ihm dargereichte Hand; auch ſchien er von dem Anblick der Königin nicht freudig, nicht unangenehm überraſcht zu ſeyn; der Ausdruck ſeines Geſichts war kalt und blieb ernſt. Die Königin hingegen wußte das, was in ihrem Innern vorging, beſſer zu verbergen; ſie ſah freundlich auf ihren Gemahl, erwiederte die wenigen verbindlichen Worte zwar kurz, aber liebevoll, und ihr Auge betrachtete ihn ſcharf. Dann reichte ſie ihm die Hand, erſuchte den in ſeinem Ornate gegenwärtigen Erzbiſchof von Neapel, voranzugehen, und folgte ihm, von dem Könige geführt, nach der Kapelle, wo die Einſegnung unter den gewöhnlichen Ceremonieen geſchah.

Nachdem dieſe beendigt, kehrten die Neuvermählten, von dem ganzen Hofſtaat und den anweſenden Baronen begleitet, in den Thronſaal zurück. Johanna führte hier ihren Gemahl, nicht ohne ein leiſes bemerkbares Zittern, unter den Thronhimmel, wo zwei Armſeſſel für ſie bereit ſtanden.

Edle Herzöge, Grafen und Barone meines Königreichs! redete ſie die Verſammlung an: Hier ſehet Ihr den Herrn, welchem ich die Macht über meine Perſon verliehen und dem ich nun auch mit gutem Herzen und freiem Willen die Macht über mein Königreich ſchenke. Wer mich liebt, wer dem Hauſe Durazzo zugethan iſt, wolle ihn ſeinen König nennen und ihn dafür halten und ehren!

Die Verſammlung ließ nun den Ruf: Es lebe König Jacob und die Königin Johanna, unſere Herrin! ertönen.

Als die Großwürdenträger und die oberſten Hofbeamten, unter denen ſich auch der Oberkämmerer Alapo befand, ſich hierauf dem Könige naheten, ihm ihre Ehrfurcht zu bezeigen und ihre Dienſte anzubieten, winkte ihnen dieſer, entfernt zu bleiben.

Der heutige Tag, ſagte er mit gezwungener

Galanterie, jedoch ſah man, wie ſein Auge Jemand unter den ſich Nahenden ſuchte: der heutige Tag ſey ganz meiner Gemahlin gewidmet, erſt morgen werde ich die Großen des Reichs und meine treuen Diener kennen lernen.

Dieß ſagend ſtand er von dem Seſſel auf, reichte der Königin die Hand und führte ſie zur Tafel.

Der Tag wurde unter Banketiren verbracht; Johanna ſchien allen Kummer vergeſſen zu haben, ſie unterhielt ſich viel mit ihrem Gemahl, war freundlich, leutſelig gegen Jedermann, und beluſtigte ſich ſelbſt am Tanze. Als aber der König ſie in ihr Gemach führte, ſie durch die Menge der Edlen ſchritt und ihr Auge Pandolfello Alapo traf, der an der Thür ihres Gemaches ſtand, ſagte es ihm, was ſie in dieſem kummervollen Augenblicke empfinde.

Am andern Morgen waren die Großen des Reichs, die Großwürdenträger und die oberſten Beamten des Hofes in dem Saale verſammelt und harrten ihrer Gebieter. Eine dumpfe Stille herrſchte in der Verſammlung; Hoffnung oder Furcht drückte ſich auf den Geſichtern aus; Aller

Augen waren aber auf den Oberkämmerer gerichtet. Die, welche noch vor wenigen Tagen um einen gnädigen Blick des Allvermögenden gebuhlt, ſahen heute mit ſchadenfrohem Lächeln auf den Mann, der wohl nie größer in dieſem Saale geſtanden hatte, als eben heute, denn furchtlos, mit ſtolzer Verachtung blickte er in den Kreis ſeiner ihn umgebenden Feinde und erwartete mit ruhiger Würde das Nahen der Gebieter.

Sie erſchienen und nahmen Platz, die Königin zur Rechten, der König zur Linken.

Großſeneſchall! rief nun der König Jacob dem Grafen von Troja zu: Ruft die Großwürdeträger des Reiches und die Oberbedienten unſers Hofes auf, daß ſie vor uns erſcheinen und wir ſie kennen lernen!

Tretet an die Stufen des Thrones, Großprotonotarius! rief jetzt der Seneſchall mit lauter Stimme.

Der alte würdige Cecco del Borgo, Marcheſe von Peſcára, trat vor.

Der König begrüßte ihn, ſprach nur wenige Worte und entließ ihn.

Tretet an die Stufen des Thrones, Großkonnetable! rief mit höhniſchem Tone der Seneſchall.

Sein Amt iſt erledigt! ſagte der König raſch. Die Königin wollte ſich bei dieſen Worten von ihrem Sitz erheben, doch der König hielt ſie zurück. Ruhe, Madame! raunte er ihr zu: Faſſung! Ihr werdet deren heute noch mehr bedürfen.

Tretet an die Stufen des Thrones, Oberkämmerer! begann der Graf von Troja von Neuem.

Pandolfello Alapo ſchritt vor.

Und Ihr wagt es, mir unter die Augen zu treten? rief der König erzürnt.

Und weßhalb nicht! erwiederte Pandolfello mit der Ruhe, die ihm die Gewißheit ſeines Schickſals gab: Warum ſollte ich nicht an einem Throne erſcheinen, an deſſen Stufen die nämliche Herrin mich geſtellt, die Euch darauf berufen hat?

Man führe ihn in das Gefängniß! befahl der König aufſpringend.

Herr und Gemahl! nahm Johanna das Wort: So hoch ſteht Eure Macht noch nicht, meine treueſten Diener in meinem Beiſeyn verhaften zu laſſen. Wagt es nicht, bringt mich nicht zum Aeußerſten!

Aber weder der König noch ſeine Trabanten kümmerten ſich um die Worte Johanna's, die Barone ſahen höhniſch auf den von ſeiner Höhe Herabgeſtürzten, keine Stimme, keine Hand erhob ſich für ihn, er wurde in's Gefängniß geſchleppt.

Die Königin verließ nun den Saal, der König ſetzte die begonnene Audienz, als ob nichts vorgefallen ſey, ruhig fort, lächelte, als er den Jubel der vor dem Schloſſe ſich verſammelnden Menge vernahm, welche den Oberkämmerer unter Verwünſchungen nach dem Gefängniß begleitete, und erſt nachdem er die Großen entlaſſen hatte, verfügte er ſich mit Stephan von Chabrac, einem alten Diener ſeines Hauſes, zur Königin, welche er in Thränen fand. Madame, ſagte er kalt: hier ſtelle ich Euch Euern neuen Oberkämmerer vor. Ich fürchte faſt, ſeine weißen Locken werden Euch nicht ſo gut gefallen wie die braunen des Herrn Pandolfello; das ſchadet aber nichts, er wird ſich ſicher Euer wahres Wohl angelegen ſeyn laſſen. Gehabt Euch wohl! — Dieß ſagend, verließ er Johanna, welche von dieſem Augenblicke an ihrer Freiheit beraubt war. Von allen ihren Dienern beiderlei Geſchlechts blieb ihr Niemand, nur Franzoſen umgaben ſie; ſie war in ihrem eigenen Pallaſte eine Gefangene.

Als der König am andern Tage an der Tafel ſaß und mit ſeinen franzöſiſchen Rittern und den ihm ergebenen Baronen zechte, trat eine verſchleierte Dame in den Saal, ging feſten Schrittes auf ihn zu und, ihr Knie vor ihm beugend, ſprach ſie: Herr! vielleicht bin ich die erſte der neapolitaniſchen Frauen, die an ihren neuen König eine Bitte wagt. Könige ſollen, ſo wie ich vernahm, die erſte Bitte nie verſagen, gewährt auch mir die meine!

Wenn ich ſie gewähren kann und Euer Antlitz ſo hold und lieblich wie der Ton Eurer Stimme iſt! erwiederte König Jacob.

Eure Huld gewährt ſie mir alſo? fragte die Verſchleierte.

Ja! wenn Euer Geſicht ſo lieblich wie Eure Stimme iſt! wiederholte der König, den der gute

Wein fröhlicher als gewöhnlich geſtimmt hatte: Werft aber Euern Schleier zurück!

Die Dame gehorchte, ihr Schleier flog zurück und ein lauter Ausruf der Bewunderung unterbrach die Stille, mit welcher die Verſammlung auf die Entwickelung dieſer ſonderbaren Begebenheit gelauſcht hatte. —

Eure Bitte ſey Euch gewährt! ſagte der König, von dem Anblicke ihrer Schönheit überraſcht: Aber nennt uns Euern Namen, holde Dame, damit wir die ſchönſte der Frauen in unſerm Königreich Neapel kennen lernen und nach Würden ſchätzen können!

Man nennt mich Conſtanze, nahm ſie das Wort: ich bin die Tochter des Oberkämmerers Alapo.

Alapo's Tochter! wiederholte die Verſammlung erſtaunt.

Mein Wort, das ich Euch gab und das Ihr erſchlichen habt, nehm' ich zurück! rief der König erzürnt.

Thut es nicht, Hoheit! unterbrach ihn Conſtanze mit Würde: Das Wort eines Königs iſt ein ernſtes Wort, feſt muß es ſtehen, wie der

Glaube an Gott, es muß dem Volke eine heilige, Zuverſicht erweckende Stimme ſeyn. Nehmt es nicht zurück, Hoheit! Ihr nähmt aus Eurer Krone den reinſten Edelſtein. — Auch fürchtet keine unbeſcheidene Bitte! fuhr ſie nach kurzem Schweigen fort: Die Tochter bittet nur, ihres Vaters Troſt in ſeinen letzten Stunden ſeyn, ſeinen Kerker mit ihm theilen zu dürfen. Das mögt Ihr mir wohl erlauben. Ihr fürchtet wohl, ich käme, um ſeine Freiheit zu bitten? Nein, König! Was könnte mir dieß helfen. Hieltet Ihr auch Euer mir gegebenes Wort, ſo würde doch ſchon, ehe ich in das Gefängniß träte, ihm die Kunde der Freiheit zu bringen, ein eifriger Diener Euern Wink verſtanden haben, mir vorangeeilt ſeyn und ſchon der Tod ſeinem Geiſte die Freiheit gegeben haben. Deßhalb bitte ich, laßt mich zu ihm.

Ich werde Euch zu ihm begleiten! nahm ſchnell der Graf von Capua das Wort.

Nicht mit Euch, Graf von Capua, mag ich zu meinem Vater gehen! erwiederte Conſtanze: Die Tochter muß ihm wie ein Friedensengel erſcheinen, und Ihr ſeyd ſein Feind, Ihr würdet ihm die Freude verbittern. Laßt mich allein zu ihm, mein König, und erlaubt, daß ich bei ihm bleiben darf.

Die zarte Jungfrau in dem rauhen Kerker? unterbrach ſie der König.

Sein Aufenthalt wird ja dort nur von kurzer Dauer ſeyn! erwiederte ſie mit Bitterkeit: Gewährt mir, die Bitte!

Der König zögerte mit der Antwort. Da erhob ſich Thomas von Sanſeverino, das Haupt dieſer mächtigen Familie, von ſeinem Sitz und mit ihm zwei und zwanzig aus dem edlen Hauſe. Hoheit! wandte er ſich zum Könige, ſein greiſes Haupt unwillig ſchüttelnd: Des Königs Wort ſey heilig, eines Königs Herz ſey milde, und ein menſchlich Herz verweigert der Signora Bitte nicht. Ich bin des Oberkämmerers unverſöhnlicher Feind, aber fern ſey es von mir, das Menſchliche in meiner Bruſt deßhalb zu erſtikken! — Signora, ſagte er, ſich zu Conſtanze wendend: bedürft Ihr des Schutzes, ſo wendet Euch an Thomas Sanſeverino; ſo greis ſein Haupt, ſo zitternd ſeine Hand, ſo muthvoll iſt ſein Herz, und er kann noch Jedem, der es wagt, Euch zu kränken, den Fehdehandſchuh zuwerfen! — Dann wandte er ſich wieder zum Könige. Hoheit! die Sanſeverino's bitten Euch, dieſer edlen Dame, dieſer frommen Tochter ihren Wunſch nicht zu verſagen.

Der König ſchwieg.

Wer von den Baronen des Reichs ſich meinem Geſuch anſchließt, der ſtehe auf von ſeinem Sitze! rief er jetzt mit Jugendfeuer. — Alle, ſelbſt Julius von Capua und der Großſeneſchall, ſtanden auf; nur die franzöſiſchen Ritter blieben ſitzen.

Mich dünkt, ſagte der edle Greis, auf dieſe blickend: Ihr fremden Herren aus Frankreich trennt Euch ſcharf und ſchon früh von den Eingebornen; daran thut Ihr nicht gut, dem Gaſte gebührt Artigkeit gegen ſeinen Wirth! — Hierauf verließ er ſeinen Sitz und nahete ſich Conſtanzen. Signora, ſprach er gerührt: Ihr werdet bald eine Waiſe ſeyn; die Elternloſe finde an mir einen Vater und an dem Geſchlecht der Sanſeverino's Brüder. Und nun, Hoheit, tritt der alte Thomas mit ſeiner Tochter vor Euch und bittet. Ich habe das Bitten am Throne faſt verlernt und es wird mir ſchwer, aber doch des lieben Kindes wegen thue ich es gern.

Zu einer andern Zeit! unterbrach ihn der König, ſich von ſeinem Sitze erhebend.

Zu einer andern Zeit? ſagte der Greis, und ein lautes Gemurmel entſtand an der Tafel: Zu einer andern Zeit möchte wohl Thomas Sanſeverino nicht die Laune haben, als Bittender vor Euch zu ſtehen!

Ihr wißt, wie mich der Mann in meiner Gemahlin beleidigt hat! lenkte der König ein, der wohl fühlte, daß er ſeinen Zorn mäßigen müſſe.

Geſchehenes läßt ſich nicht ungeſchehen machen, entgegnete Sanſeverino mit Freimuth: Ihr kanntet die Lage der Dinge; fandet Ihr es Euerem Vortheil gemäß, der Königin Gemahl zu werden, ſo mußtet Ihr auch —

Geht mit Gott, Signora! ſagte Jacob, den Alten in ſeiner Rede, deren Schluß ihm nur Bitteres ſagen konnte, ſchnell unterbrechend: Auch der König entzieht Euch ſeinen Schutz nicht, den dieſer Edle Euch ſo gnädig gewährt hat. Geht, Signora, und bleibt bei Euerem

Vater, ſo lange es Euch beliebt. — Nachdem er dieß geſagt, hob er die Tafel auf und zog ſich in ſeine Gemächer zurück.

Hier gedachte er Michaletto's Worte; der kühne Muth des alten Sanſeverino, die Bereitwilligkeit, mit der ſich alle Barone, ſelbſt Julius von Capua und der Großſeneſchall ihm angeſchloſſen, hatten ihn tief gekränkt und ihm eine bittere Lehre gegeben; er fühlte es ſchon jetzt, wie laſtend eine Krone ſey, mit welcher mächtige Vaſallen nach Belieben ſpielten. Ihre Macht zu brechen war ſein feſter Entſchluß.

2.

Thomas Sanſeverino begleitete Conſtanzen bis nach dem Caſtel del Ovo, hier trat ſie in den Kerker ihres Vaters, den ſie gefaßter fand, als ſie erwarten konnte. Der Beweis der kindlichen Liebe ſeiner Tochter rührte ihn tief, er ſchloß ſie mit innigem Vatergefühl an ſeine Bruſt, und klagte ſich ſelbſt an, daß er durch Ehrgeiz ſein Schickſal verſchuldet habe.

Hätte ich dem Urban Origlia gleich anfangs Deine Hand gegönnt, ſprach er bewegt: hätte mein beleidigter Stolz den Sforza nicht ſeiner Macht beraubt, konnte es der Schattenkönig nicht wagen, nur den Blick nach der Krone zu wenden, viel weniger die Hand nach ihr auszuſtrecken. Nun, ich habe mein Schickſal ſelbſt herbeigerufen, deßhalb keine Klagen mehr; das Gebäude meines Glücks ſtürzt zuſammen, und nur, daß Du unter ſeinen Trümmern untergehen ſollſt, verdoppelt mir das Bittere meines Geſchicks. Aber auch meine Feinde werden unterliegen! rief er prophetiſch aus: Auch dieſes Königs Regiment wird von kurzer Dauer ſeyn, und ſein Stolz wird die, ſo ihn auf den Thron gehoben, mehr beleidigen, als meine Hoffahrt; ſie ſelbſt werden ihn ſtürzen.

Als er das edle Benehmen des alten Sanſeverino erfuhr, überzog eine glühende Röthe ſein Geſicht.

An Dir habe ich das nicht verdient, alter Mann! ſagte er bewegt: Ich war Dein Feind und habe mich ſtets als ſolchen bewieſen; Du bezahlſt mir meine Schuld auf eine großmüthige

Weiſe. Auch an Dir, meine Tochter, habe ich nicht gehandelt, wie ich ſollte! ſagte er traurig: Auch Dein Glück habe ich nicht gegründet, und keinen Troſt nehme ich mit mir hinüber, als die Mitleidthräne, die ich nicht verdiene; aber der Fluch Tauſender begleitet mich.

Seyd Ihr Eures Schickſals ſo gewiß? fragte, ihn beruhigen wollend, Conſtanze: Hofft Ihr nichts von der Macht der Königin?

Nichts! erwiederte er gefaßt: Ihre Macht iſt gebrochen. Allein, ſich ſelbſt überlaſſen, iſt ſie ein ſchwankendes Rohr; von dem ſchwächſten Winde hin und her getrieben. — Mein Tod iſt gewiß, Gott gebe ihn mir nur ohne Marter!

Bei dieſen Worten ſchauderte Conſtanze zuſammen. —

Erwarte das Furchtbarſte! ſagte er mit Faſſung: Ich bin ein ſündiger Menſch und büße, was ich verſchuldet. Was ich hier zu dulden habe, löſcht dort einen Theil meines Vergehens aus dem Schuldbuche; deßhalb ſieh, was mir auch begegnen könnte, als eine Wohlthat des Himmels an.

Wie ſeyd Ihr doch ſo verändert, Vater! ſagte

Conſtanze tief bewegt: Woher ward Euch der Muth und die Ergebung?

Die Gewißheit meines Schickſals gab mir jenen, die ſichere Ausſicht des Todes ließ mir dieſe werden; Gott ſandte mir Stärkung und ſo bin ich auf Alles gefaßt. Aber wo iſt meine Schweſter, die unglückliche Katharina? wo ihre Tochter?

Katharina flüchtete bei der Nachricht Eurer Gefangenſchaft mit mir in's Kloſter der heiligen Klara! berichtete ihm Conſtanze: Dort weilt ſie unter dem Schutze der edlen Aebtiſſin. Margaritta iſt mit einem Haufen Söldner nach Tricarico gezogen, es für Sforza zu vertheidigen.

Sie betrat den rechten Weg in dieſer ſchwankenden Zeit, ſagte der Vater: betritt auch Du ihn an Origlia's Seite.

Er unterrichtete ſie nun noch, als ſey es der letzte Augenblick, wo er ſie ſähe, von ſeinen Vermögensumſtänden und von den verborgen gehaltenen Schätzen, empfahl ihr den alten Caſtellan auf Ischia, der von Allem unterrichtet ſey, und kaum daß er beendet, als auch ſchon die Wache eintrat, ihn vor ſeine Richter zu führen.

Du ſiehſt, ſagte er im Abgehen: ſie beeilen ſich, und dafür danke ich ihnen.

Schmerzlich war Conſtanze die Trennung' von ihrem Vater, ihr war es, als ginge er in den Tod.

Der Graf von Capua und der Großſeneſchall führten bei dieſem Gericht den Vorſitz; der Großprotonotarius, deſſen Amt dieß eigentlich geweſen wäre, hatte es unter dem Vorwande ſeines hohen Alters von ſich abgelehnt. Deſto begieriger waren jene, den Mann, vor dem ſie ſo oft gezittert hatten, in Ketten vor ſich zu ſehen. Er trat ein, ſchaute ſtolz um ſich und fand ſeine bitterſten Feinde verſammelt; doch der Hohn, mit dem ſie ihn empfingen, ſtärkte ſeinen Muth. — Das Verhör begann. — Ueber zwei Punkte wurde er hauptſächlich, im Namen des Königs, vernommen: Ueber die Verwaltung der öffentlichen Gelder, die ihm als Oberkämmerer obgelegen hatte, und über ſein Verhältniß zur Königin.

Auf die erſte Frage erwiederte er, daß die Rechnungen es ausweiſen müßten, die Ueberſchüſſe ſeyen zur Verfügung der Königin geſtellt; auf die zweite erwiederte er nichts.

Aber eben dieſer Punkt war die Hauptſache;

man drohte ihm mit der Folter, wenn er nicht das geheime Verhältniß, welches er ſeit Jahren mit der Königin unterhalten habe, öffentlich bekenne. So gut auch Pandolfello wiſſen konnte, daß es für Niemand in Neapel ein Geheimniß war, ſo glaubte er doch, es der Königin ſchuldig zu ſeyn, hierüber ein tiefes Schweigen walten zu laſſen; er erwiederte fortwährend auf dieſe Frage nichts, behauptend, jede Vertheidigung, jede Beantwortung ſey eine Beleidigung königlicher Hoheit. Da befahl der Großſeneſchall, ihn einſtweilen in ein Nebenzimmer zu führen und ſchickte Botſchaft an den König, deſſen Befehle einzuholen, ob man mit der Folter verſuchen ſollte, das hartnäckige Schweigen des Gefangenen zu brechen, oder ob man milde mit ihm zu verfahren habe.

Hierauf begab ſich unter dem Vorgeben, ein Mittel zu kennen, den Oberkämmerer zum Geſtändniß zu bewegen, der Graf von Capua zu ihm.

Alapo! redete er ihn an, als ſie ſich Beide allein befanden: Nach dem, was unter uns vorgefallen iſt, wird es Euch zwar ſchwer werden, zu glauben, ich ſtehe als Freund vor Euch, und doch iſt es ſo. Warum verbargt Ihr mir auch bisher das holde Antlitz Eurer Tochter! Sie wäre als Friedensengel zwiſchen uns getreten und nie wäre das, was Ihr zu beklagen habt, geſchehen, denn ſeit ich ſie heute an des Königs Tafel erblickt, habe ich nur einen Wunſch, den Wunſch, ſie mein zu nennen. Gebt mir die Hand Eurer Tochter, verſichert mir die Stelle des Großſeneſchalls, und ich rette Euch, rette Sforza, und wir Drei regieren das Land. Die Caſtelle ſind von meiner Bande beſetzt, der größte Theil der Barone iſt auf meiner Seite, des Königs Macht liegt ganz in meiner Hand; ein Wort von Euch, ein ſüßes Wort von Euerem Kinde, und noch heute fallen Euere Feſſeln; Ihr, die Königin und Sforza ſeyd frei, und der Schattenkönig, der überdieß mit ſeinem Stolze Aller Herzen ſich abwendet, unſer Gefangener.

Graf von Capua! erwiederte Pandolfello: Die Freiheit iſt ein köſtliches Gut, dem Menſchen das Leben Gottes herrlichſte Gabe, aber um dieſen Preis könnte ich Beides nicht erkaufen. Ich kenne meiner Tochter feſten Sinn, ſie würde mir Alles opfern, nur nicht ihre Liebe. Und thäte ſie es, würde ſie dann, mit getheiltem Herzen, noch ein wünſchenswerthes Gut für Euch ſeyn? Möchtet Ihr ein Weib das Euere nennen, welches Euch nur, um den Vater zu retten, zum Altare folgte?

Der Graf bedachte ſich einen Augenblick, dann fragte er ſchnell: Wen liebt ſie?

Das iſt ihr Geheimniß, erwiederte Alapo: ich muß es bewahren.

Nun, ſo redet mit ihr! begann nach nochmaligem Sinnen der Graf: Die Flamme, welche ihr holdes Auge in mir entzündete, glüht zu ſtark, um ihr nicht Alles zu opfern. Wenn ſie ihrer Liebe entſagt, mir Treue am Altare gelobt, aber noch in dieſer Nacht, damit ich ſicher bin, daß Weiberliſt mich nicht täuſcht, dann ſchwöre ich Euch bei Gott und allen Heiligen, morgen ſeyd Ihr frei!

Euer Mühen iſt vergeblich! ſagte Pandolfello mit Ruhe: Ich kenne meine Tochter, was ihr Herz ergriffen, hält ſie feſt. Auch kann mich nur die Pflicht für die Königin, wahrlich nicht die Selbſterhaltung bewegen, den Verſuch zu wagen.

So ergreift dieſes Mittel raſch, ehe es zu ſpät iſt! ſagte der Graf: Ich werde Euch unter einem Vorwande in Euer Gefängniß zurückführen laſſen. Werdet Ihr wieder vor Eure Richter gefordert, und Conſtanze hat eingewilligt, ſo bittet, daß man das Verhör bis morgen aufſchiebe; hat ſie meine Wünſche verſchmäht, ſo erwartet den martervollſten Tod! Er verließ ihn.

Ich glaube mein Ziel zu erreichen; berichtete er nun der Verſammlung: erlaubt dem Gefangenen nur auf kurze Zeit, in ſein Gefängniß zurückzukehren, um ſich dort zu ſammeln; ſo hoffe ich, wenn er wieder vor uns erſcheint, ihn zum Geſtändniß bereit zu finden.

Die Richter, keinen Verrath in des Grafen Worten ahnend, ließen den Kämmerer in ſein Gefängniß mit der Ermahnung zurückführen, in ſich zu gehen und die wenige Zeit, die man ihm gönne, anzuwenden, ſein verſtocktes Gemüth zum Bekenntniß zu bereiten.

Pandolfello trat mit belaſtetem Herzen vor ſeine Tochter. Conſtanze! ſagte er zu der Weinenden: Mein Schickſal liegt in Deiner Hand; doch fern ſey es von mir, ein Opfer zu verlangen, daß Dich unglücklich machen würde. Nur, um nichts zu unterlaſſen, was die Königin retten könnte, und auch hier die Pflicht gegen meine Wohlthäterin zu erfüllen, bei Gott! nur deßhalb rede ich zu Dir.

Sprecht, Vater, ſprecht! Euch zu retten opfere ich Alles — Glück, Leben — Alles! rief Conſtanze.

Alles? unglückliches Kind! — Auch ihn? auch Urban Origlia? ſagte der Vater.

Ein dumpfes „Nein!“ rang ſich nach langem Kampfe aus ihrer gepreßten Bruſt.

Freundlich, ohne den mindeſten Vorwurf in Wort oder Blick, ſah Pandolfello auf ſein Kind. Gott, mein Herr! ſprach er bewegt: Ich habe viel und freventlich geſündigt, wenig Thränen getrocknet, aber viele erpreßt, wenig Menſchen glücklich gemacht, da ich es vermochte, und Viele der Verzweiflung übergeben; ich danke Dir, daß Du mich ohne die Sünde hinüber gehen läſſeſt, auch meinem einzigen Kinde das Glück des Lebens zerſtört zu haben. Ich danke Dir, Conſtanze, daß Deine Liebe zu ihm ſo ſtark war, Dich über das Mitleid zu erheben.

Vater, mein Vater! rief Conſtanze außer ſich: Nicht dieſen Vorwurf!

Nein, mein Kind! ſagte er tief gerührt: Glaube nicht, daß in meinen Worten ein Vorwurf liegen ſollte, glaube nicht, daß ich mein, nur durch den Tod zu verſöhnendes Leben mit Deinem gebrochenen Herzen erkaufen möchte; nur die Pflicht gegen ſie, meine Herrin, gab mir, zitternd vor Furcht, Deine Liebe möchte wanken, den Muth, mein Schickſal in Deine Hand zu legen. Ich habe abgeſchloſſen mit der Welt, die Beichte meiner Sünden, die Vergebung, welche der Prieſter mir verhieß, hat mich geſtärkt; ich trete beruhigt aus dieſer Welt, und vielleicht, wenn ich wieder in ſie einträte, erfaßte mich von Neuem Herrſchſucht und Eitelkeit und ich ſänke in den Abgrund zurück, aus dem mich jetzt der Tod befreiet. Was iſt die Trennung von einem Leben voll Fehler und Sünden? Der Austritt aus einer finſtern Höhle in ein Paradies des Lichtes, was ſind die kurzen, ſchmerzvollen Anblicke der Marter —

Der Marter! rief Conſtanze aufſchreiend. Der Marter! wiederholte ſie noch einmal dumpf vor ſich hin. — So ſtand ſie lange, mit den Händen ihr Antlitz deckend, das Herz in furchtbarem Kampfe; endlich ſanken die Hände langſam und ſchlaff herab. Vater! ſprach ſie mit ſchwacher aber dennoch feſter Stimme: Mir gebietet Gott, mir gebietet mein Herz, Euch zu retten. Sagt, wie kann ich das Opfer für Euch ſeyn?

Nein, Conſtanze! rief der Vater, ſie an ſich preſſend: ich nehme das Opfer nicht an! Sey glücklich! Mich allein treffe des Schickſals Zorn! Aber daß Du mir die namenloſe Freude mit hinüber gibſt, daß ich mit der Gewißheit von hinnen ſcheiden kann, ein Weſen zurückzulaſſen, welches das Liebſte für mich opfern wollte, — das iſt dem unglücklichen Pilger ein ſüßer Troſt auf ſeiner ernſten Reiſe.

Vater! unterbrach ihn Conſtanze: Sagt, was ſoll ich thun. Mein Wille ſteht feſt, denn es iſt meine Pflicht! Raubt mir nicht den Troſt, ſie erfüllt zu haben, — redet! — Sänke Euer Haupt auf dem Blutgerüſte, ſo ſänk' auch meines Lebens ganzes Glück mit Euch, und der Fluch des Vatermordes folgte meiner Liebe!

Der Segen Deines ſterbenden Vaters wird

ſie begleiten. Laß mich! bat er die Flehende, die ihn feſt umklammert hielt: laß mich, Kind! Nie ſollſt Du des wilden Grafen von Capua Eheweib werden!

Des wilden Julius Caeſar? rief Conſtanze ſchaudernd: Von dem die Welt ſo Gräuliches —

Nie! nie! unterbrach ſie der Vater: Tröſte Dich — aber laß mich, Conſtanze, ſchon höre ich die Tritte der Schergen, ſie kommen, mich zu rufen.

Vater! ſchrie das Mädchen auf und umklammerte immer feſter ſeine Kniee: Ich beſchwöre Euch, nehmt das Opfer an, freudig bing' ich es Euch, mein Herz jauchzt bei dem Gedanken, Euch gerettet zu haben! Selbſt Urban muß mich deßhalb doppelt lieben, mich, auch als Gattin eines Andern, doppelt achten.

Gott wird mir Muth geben, meine Pflicht zu erfüllen! ſagte der Vater, als die Wache eintrat, ihn vor das Gericht zu führen: Tröſte Dich und leb' wohl! — Er riß ſich von ihr los, ſchritt mit Muth und dem feſten Willen, das Blutgerüſt zu beſteigen, der Entſcheidung entgegen, bat Gott um Feſtigkeit, und ſo durch ein kurzes Gebet geſtärkt, trat er vor ſeine Richter.

Aber des Menſchen Kraft iſt ſchwach, ſchwach das Irdiſche, wenn auch das Heilige in ihm ſtark iſt. — Kühnen Muthes ſchaute er auf ſeine Richter, ihr höhnender Blick befeſtigte nur noch ſeinen Entſchluß; da traf ſein Auge die Marterwerkzeuge, welche, während er bei der Tochter war, hier aufgeſtellt worden, er bebte, eiskalt rannen die Tropfen von ſeiner Stirn, ſein Muth war gebrochen.

Nun, Pandolfello Alapo! nahm der Großſeneſchall das Wort: Seyd Ihr in Euch gegangen, wollt Ihr durch freiwilliges Geſtändniß Eure Strafe mildern und den Martern entgehen? — Redet!

Manches hab' ich Euch zu berichten; begann Alapo zitternd, den Blick nach den Werkzeugen gerichtet, während der Graf von Capua den Sinn ſeiner Rede ſchon in jedem Worte zu erſpähen ſuchte: Manches, was ich ordnen, überlegen, wovon ich Euch die Beweiſe vorlegen muß, verlangt, wenn auch nur wenige, Zeit. Die ſchnelle Verſammlung des Gerichts hat mich überraſcht.

mich unvorbereitet getroffen. Gönnt mir Aufſchub bis morgen früh, dann will ich Alles, was ich der Wahrheit gemäß ſagen kann, Euch kund thun.

Die Friſt wär' ihm wohl zu gönnen! nahm der Graf von Capua ſchnell das Wort: Warum ihm dieſe kleine Vergünſtigung nicht gewähren? Wir erhalten mehrere Beweiſe und ſehen hernach klarer.

Ich bin nicht Eurer Meinung! erwiederte der Seneſchall: Das ſchnellſte Ende iſt bei ſolchen Dingen ſtets das beßte. Ich glaube, die meiſten der Herren werden meiner Meinung ſeyn! Sie waren es aber nicht, nur einige der Richter ſtimmten dem Seneſchall bei.

So bitte ich, daß der Gefangene abgeführt werde und wir über ſein Geſuch ſtimmen! nahm der Graf das Wort. — Pandolfello wurde in das Nebenzimmer geführt. Alle, bis auf die Richter, verließen den Saal.

Ehe wir ſtimmen, begann nun der Seneſchall, ein Schreiben des Königs vor ſich entfaltend: mache ich das Gericht mit dem wörtlichen Inhalte des königlichen Befehles bekannt. Er lautet:

„Ohne

„Ohne Verzug muß zur Folter geſchritten werden; das Gericht darf ſich nicht trennen, ehe das Urtheil geſprochen iſt. Jacobus Rex.“ Glaubt Ihr nach Leſung dieſes Schreibens noch, fuhr der Seneſchall fort: daß Euch falſches Mitleid bewegen darf, den königlichen Befehl zu umgehen, ſo bin ich frei von Schuld. Ich aber ſtimme für ſchleuniges Recht!

Und ich nehme die Verantwortung auf mich! unterbrach ihn der Graf von Capua.

Wir fechten nicht unter Euerem Banner, Graf! erwiederte der Seneſchall ſpöttiſch: Jeder der zu Gericht Sitzenden vertritt ſeine Stimme allein; Eure Verantwortung würde uns bei dem Könige wenig nützen.

Die Richter verweigerten, nach kurzem Berathen, dem Gefangenen ſein Geſuch um Aufſchub; die Furcht, dem Könige zu mißfallen, beſtimmte ſie, und ſo waren des Grafen von Capua Bemühungen, Zeit zu gewinnen, vergebens, doch hoffte er noch, Pandolfello werde, der Folter zu entgehen', die Königin anklagen, und dann blieb ſeine Rettung immer noch gewiß.

Der Oberkämmerer hatte während der Berathſchlagung Muße, über ſich und ſein Schickſal nachzudenken. Mit ſich unzufrieden, ſich vor ſich ſelbſt ſchämend, daß ſein Kleinmuth ihn vermocht hatte, das Opfer Conſtanzens anzunehmen, rief er, um ſich zu einem edleren Entſchluß zu ſtärken, die Bilder einer traurigen Zukunft herbei. Er überdachte ſeiner Tochter Schickſal, er ſah ſie an des wilden, zügelloſen Julius von Capua Hand zum Altare wanken, ſah ihr Herz brechen; auch der Gedanke, der Hinterliſtige könne ihn täuſchen, könne nur ſein Kind begehren und, trotz Wort und Schwur, ihn treulos verlaſſen, ſtieg in ihm auf, und mit ihm auch der feſte Entſchluß, allein das Opfer zu ſeyn und als Sühne lieber die Schmerzen der Folter zu dulden, als ſein Kind vielleicht nutzlos zu opfern.

Als er wieder vor ſeine Richter und an den Marterwerkzeugen vorbeigeführt wurde, blieb er mit Faſſung vor ihnen ſtehen, betrachtete ſie aufmerkſam, als ob er ſich mit ihnen vertraut machen wollte, doch konnte er ſich eines leiſen Schauders hierbei nicht erwehren. — So trat er, durch dieſen Anblick in ſeinem Entſchluſſe wankend, vor ſeine Richter.

Alapo! redete ihn jetzt der Großſeneſchall an: Aus wohlüberlegten Gründen haben wir Euer Geſuch verweigern müſſen; Euch iſt kein Aufſchub vergönnt; was Ihr von Euern Verhältniſſen zur Königin kund zu thun habt, geſchehe ſogleich. Beharrt Ihr in Euerem Schweigen, ſo ſeht dort die Werkzeuge, Euch zum Geſtändniß zu bringen.

Das iſt ein Wink von Oben! ſagte der Oberkämmerer leiſe vor ſich hin. Ich danke Dir, Gott der Milde, Du zwingſt den Schwachen, ſtark zu ſeyn! Mit heiterem Geſicht, mit ſtolzem Blick erwiederte er nun: Ihr, von dem Fürſten von Tarent widerrechtlich zu meinen Richtern Ernannte! hört, was ich Euch ſagen werde, und berichtet jedes Wort Euerm Herrn. Ich habe Euch hintergangen, indem ich um Aufſchub bat, beſonders Euch hintergangen, Graf von Capua; denn meine Bitte war nur eine Liſt, Euch zu täuſchen und Zeit zu gewinnen! Ich lebte mit Johanna von Neapel in dem Verhältniß des Dieners zu ſeiner Herrin, des Dankbaren gegen ſeine Wohlthäterin; mehr zu ſagen vermag ich nicht und werde es nimmer! Mein

Verbrechen aber iſt, daß ich Eurer Unerſättlichkeit nicht genügen konnte, Eure Freundſchaft nicht mit Schlöſſern und Burgen, nicht mit Gold erkaufen wollte! Und nun, Ihr ſtolzen Barone Neapels, die Ihr ſo tief geſunken, die Henker eines armen franzöſiſchen Grafen zu ſeyn, beginnt Euer adelig Werk! Hier bin ich! Hier ſind meine Glieder! Gott wird mich ſtärken!

Verwundert ſahen die Richter auf den Mann, der ſo muthig vor ihnen ſtand. — Plötzlich ſprang der Graf von Capua auf und riß den Angeklagten bei Seite. Die Folter erwartet Euch ohne Rettung! rief er ihm mit lauter Stimme zu. Bekennt! Bekennt nur, ſprach er leiſe: ich rette Euch!

Wollt Ihr es ohne Lohn, ſo thut es! erwiederte Alapo leiſe: Conſtanze aber wird nie die Eure! —

Jeder Verſuch iſt vergebens! rief jetzt der Graf von Capua: Er iſt ein verſtockter Sünder, keiner Schonung mehr werth! Man führe ihn zur Folter!

Zur Folter! wiederholten die Beiſitzer.

Als die Schergen kamen, das die Menſchheit

Entehrende zu beginnen, wandte ſich Pandolſello noch einmal gegen die Richter. Euch, Graf von Capua! Euch, Großſeneſchall! und Ihr fünf Richter dieſes Blutgerichtes! weihe mein Fluch zum Tode auf dem Blutgerüſte! — Dieß ſagend, ſtreckte er ſeine kraftvollen Hände zürnend gegen ſie aus. — Noch ſind ſie nicht durch die Marter gelähmt! rief er mit furchtbarer Stimme: noch breiten ſie meinen Fluch über Euch! —

Bei dieſem Worte ergriff Grauſen die Richter. Doch der Seneſchall ſprang hohnlachend auf. Fort mit ihm, daß er dort reden und hier ſchweigen lerne! Die Schergen ſchleppten ihn fort.

3.

Conſtanze war, ſeit ihr Vater zum zweiten Male vor Gericht geführt worden, in der qualvollſten Unruhe; bald warf ſie ſich auf ihre Kniee und betete, bald ſchritt ſie, die Hände verzweiflungvoll ringend, in dem Kerker auf und ab, und ihr Muth, ihre Feſtigkeit war dahin. Wohin ſie ſich wandte, welchen Wunſch ſie laut werden ließ, überall folgte ihr die Verzweiflung. Hier ſah ſie das blutige Haupt ihres Vaters vom Blocke rollen, dort den Geliebten mit gebrochenem Herzen an ihrem Grabe ſtehen. — Das Gebet gab ihr keine Stärke, der Gedanke an Urban Origlia keinen Troſt. Nur ein Gedanke trat aus dem Nebelgrunde hervor und ließ ihr wenigſtens Beruhigung ahnen und den Werth des Lebens noch fühlen; es war der Gedanke an Rache! Er bildete ſich nach und nach in ihr aus; lebhafter, mit hellern Farben trat er vor ſie, gab ihrem gelähmten Willen neue Spannkraft und ermuthigte ihren gebeugten Sinn, und ſonderbar! ſeit dieſer Gedanke ſie ergriffen, ſchien des Gebetes Kraft wieder wohlthätig auf ſie zu wirken; ſie fühlte ſich geſtärkt, von neuem Muth entflammt, und als ſie durch die öden Hallen die Tritte der Schergen vernahm, vermochte ſie, ohne zu zittern, das Auge nach der Thür zu wenden, wo mit ihrem Vater die Beſtimmung ihres Schickſals eintreten ſollte.

Arme Conſtanze, muthige Dulderin! wende

Dein Auge ab, wende es nur zu Gott! Er allein kann Dir Kraft geben, das Schreckliche zu ertragen!

Bleich, abgeſpannt, die ausgerenkten Glieder kaum noch ſchleppend, wankte der Vater herein. Weit ſtand das Auge offen, aber kein Lebensfunke ſtrahlte aus dem halbgebrochenen, ſtarr ſah er auf ſein Kind. Lächeln umzog den Mund — ach! es war das Zucken des Schmerzes, welches die Verzweiflung, in Lächeln verwandelt, hier feſt eingegraben hatte.

Es iſt vorüber! lallte er der Tochter zu, die bewegunglos, keines Wortes mächtig, vor dem auf ſein hartes Lager Geſunkenen niederſtürzte, während einer der Schergen dem Unglücklichen mitleidvoll einige Tropfen Wein einflößte. Es iſt vorüber, Conſtanze! ſagte er noch einmal mit gebrochener Stimme: Gott gelobt! — Du biſt nicht geopfert!

Gott der Barmherzigkeit! rief das Mädchen, ſich langſam erhebend, und die Schergen traten bei dieſem ſchreckbaren Anblick, von Grau'n erfüllt, zurück. Sind Deine Donner verſtummt und Deine Blitze erloſchen? Sind des Menſchen

Leiden Dir nichts, nichts das zerriſſene Herz eines Kindes? Höre mich, Gott! rief ſie, die Arme gen Himmel ſtreckend: erhöre mich und zürne dem Gebet der Verzweifelnden nicht! — Gib mir des Tigers Herz zur blutigen Rache! Gib mir eines Löwen Kraft, ſie zu vollbringen! — Und ſollte ich wanken, ſollte der Muth ſchwinden, dann rufe mir das Bild des gefolterten Vaters zurück und verbanne das menſchliche Gefühl aus meiner Bruſt, daß ich einem Tiger ähnlich, wie jene Ungeheuer, die ihn richteten, nur in ihren Qualen, in ihren Schmerzen die geopferte Ruhe, das Glück meines Lebens finden kann! Nimm mir alle Freuden, gönne mir keine ungetrübt, nur die Rache laß meines Lebens ſüßen Labetrunk ſeyn — dann nimm mich zu Dir und richte mich! —

Amen! erſcholl es an der Thür des Gefängniſſes. Conſtanze, von dem Ton dieſer Stimme erſchüttert, blickte ſich raſch um, der Kerkermeiſter warf die Thür zu — ſie ſah Niemand.

Der Vater winkte ihr, ſie nahte ſich ihm.

Conſtanze! ſagte er mit matter Stimme: Du haſt Unrecht gethan. Vergib unſern Feinden, wie ich ihnen vergebe. Was ich hier dulde, ſo ſprach der Prieſter, dem ich beichtete, das zahle meine Schuld dort oben; jedes Angſtgeſchrei, jeden Schmerzruf zeichne der Engel der Barmherzigkeit auf. Laß mich dulden und mich ſo mit meinem himmliſchen Richter verſöhnen! Unglückliche! Du haſt der Rache all' Deine Freuden geboten! fuhr er fort, nachdem ſein mattes Haupt an der Tochter Bruſt geruht: Hat der Himmel Deine Worte vernommen, erhört er Dein Gebet, dann iſt das Leben Dir eine grauenvolle Oede, dann wehe Dir!

Conſtanze erwiederte dem Vater nichts. Mit ihrem furchtbaren Gebet ſchien die Verzweiflung ſie verlaſſen, und der feſte Muth, die kalte Ruhe ſie wieder erfaßt zu haben. Sie liebkoſ'te den Vater, wuſch mit dem ihm zum Trunk gebrachten Wein die gelähmten Glieder, bereitete ihm, ſo gut ſie es vermochte, ein weiches Lager und half ihm darauf; und als er die Hände faltete, begann ſie laut zu beten, daß ſeine Gedanken ihren frommen Worten folgen konnten, denn ſeine Bruſt war ſchwach, der Athem gebrach ihm. Mit keinem Worte des Unmuths, mit keinem

Ausbruch der Verzweiflung ſtörte ſie hierauf die heilige Stille, in welcher ſich der Vater frommen Betrachtungen überließ. Sie war der Erhörung ihres Gebetes gewiß, lebte nun ganz der Gegenwart, und da ſie mit jeder dahineilenden Minute befürchten mußte, daß ſeine Todesſtunde ſchlagen würde, ſo weihete ſie ihm ganz die letzten Augenblicke und ſuchte ſie ihm durch tauſend kleine Hülfreichungen zu verſüßen.

Aber bald ſchloß ſich das matte Auge des Unglücklichen, er ſchlummerte ein; doch war ſein Schlaf nicht ſanft; ſein Mund zuckte, ſeine Hände regten ſich, er ſchrie auf vor Schmerz.

Muß ich denn wieder erwachen? wimmerte er: Hat mir der Tod die Augen nicht zugedrückt? War es nur der Schlaf mit ſeinen quälenden Träumen, die mich noch einmal zur Folter führten? — Conſtanze! ſagte er, und die erſte Thräne näßte das trockene Auge: Ich wollte gern nicht klagen, wäre ich nur ſtandhaft geblieben! Aber der Schmerz, der hölliſche Schmerz übermannte mich — mein Muth brach und ich verrieth die Königin! — Siehſt Du ſie, fuhr er nach langem Trauern fort, und kaum vermochte er ſich zu faſſen: ſo bitte ſie, daß ſie mir vergebe!

Sie wird Euch vergeben, Vater! ſprach Conſtanze, ihn beruhigend: Sie wird es gewiß. Schließt Eure Augen, vielleicht ſtärkt Euch ein erquickender Schlaf.

Ach! der Schlaf wäre ſüß, jammerte er: wenn die Träume nur nicht ſo grauſig wären! — Er lehnte ſein Haupt an Conſtanzens Bruſt — Hier, trotz des ſtürmiſchen Wogens, mußte ihn doch ein Engel mit der Palme des Friedens anwehen, denn er ſchlummerte bald wieder ein, und der Tochter frommes Gebet hatte die ängſtigenden Träume verſcheucht. Conſtanze wachte mit zerriſſenem Herzen an ſeinem Lager.

4.

Ein furchtbarer Sturm trieb die Wellen im Golf von Neapel an's Ufer; hoch wirbelten die Rauchwolken des Veſuvs und verdunkelten die Scheibe des Mondes, der mit ſeinem bleichen Lichte vergeblich die Nacht zu erhellen verſuchte.

Dunkle Gewitterwolken zogen langſam heran, einzelne Blitze zuckten am fernen Horizont und ſchienen ſich mit den Flammen, die zuweilen zwiſchen dem Rauche aus dem Krater des Veſuvs auffuhren, zu vereinen. Der Berg tobte in ſeinen Tiefen, der Himmel rollte ſeine Donner über des Menſchen Haupt, ſo wie die Erde in ihrem Innern in Aufruhr ſchien. Unbekümmert um den Kampf der Natur, ruhten die ſorgloſen Bewohner Neapels in ſanftem Schlummer, und wie ausgeſtorben waren die Straßen, durch welche am Morgen ein wildes Gewühl gewogt hatte, als man Pandolfello Alapo zum Richtplatz führte.

Nur vor dem Thore, wo auf einem niedern Hügel das Hochgericht ſtand, wanderte eine verhüllte Geſtalt durch die Sturmnacht dieſem Schreckensorte zu. Es war Conſtanze Alapo, welche zu der luftigen Grabſtätte ihres Vaters wallfahrtete. Der Mond brach eben im Weſten durch Wolken hervor, die, vom Sturm gejagt, mit ihren Blitzen tiefer hinabzogen, und beleuchtete die blutige Todesſtätte; Sterne ſchimmerten zwiſchen dem ſchwarzen Gewölk und erhellten den dunkeln Grund des Himmelsdomes. — Ah!

rief Conſtanze und hielt den raſchgehobenen Fuß bebend zurück: hier ſeh' ich die Erfüllung meines Traumes! Ich ſtehe in dem Dome — die Kuppel, mit Sternen überſäet, wölbt ſich hoch auf ihren Nebelſäulen. Dort iſt der Altar, und hier — Sie ſtürzte hinauf und ſank neben dem dunkeln Pfahle nieder, auf dem die Gebeine des Vaters ruhten. Schmerz, unausſprechlicher Schmerz erfaßte ihre Seele, kein Gebet vermochten die erſtarrten Lippen zu ſtammeln, kein Seufzer ſich aus der krampfhaft geſchloſſenen Bruſt hervorzuringen, keines Gedankens ward ſie Herr — ihr Geiſt war von Verzweiflung zerriſſen, und auch die Verzweiflung hatte nicht Worte. Fühllos und doch ihre Schmerzen fühlend, ſinnlos und ſich doch ihres furchtbaren Schickſals bewußt, kniete ſie an der Schädelſtätte und die Donner rollten an ihr vorüber, ſie vernahm ſie nicht; ſpurlos fuhren die Blitze vor ihr nieder, ſie beachtete ſie nicht, nur das über dem bemooſ'ten Blutaltare ſchwebende Todtenbild ſtand bleich und trauernd vor ihr und hielt ihren Blick feſtgebannt. Endlich, nach langem, ſchmerzvollen Kampfe, rangen ſich Töne, rangen ſich Worte aus ihrer Bruſt. Gott, mein Gott! rief ſie: lehre mich beten! — Und mit dieſen Worten fühlten die gelähmten Flügel ihrer Seele von neuem Kraft, ſich leiſe zu heben und ſich wieder aufwärts zu ſchwingen im frommen Gebet, das anfangs ſtumm, nur in dem gepreßten Herzen ſich ausſprach, dann aber ſich allmälig auf die bebenden Lippen ergoß und auf des Sturmes Flügel ſich zum Himmel hob.

Da ſtörten ſie menſchliche Tritte. — Conſtanze blickte auf und ſah am Fuße des Hügels Gewaffnete mit einigen Saumthieren nahen. Raſch ſprang ſie auf. — Die Männer ſtiegen den Hügel hinan, gerade der Stelle zu, wo ſie unter dem luftigen Grabe des Vaters ſtand. Da rieth ihr, wenn auch die Furcht in dieſem ernſten Augenblicke fern von ihr war, doch die Selbſterhaltung, ſich zu verbergen. Sie ſchlich auf die andere Seite des Hochgerichts und verbarg ſich hinter die ſchützende Mauer.

Die Männer waren jetzt bis an den Rabenſtein gekommen, jedoch ein Haufen Bewaffneter zur Wacht unten am Hügel zurückgeblieben. Conſtanze konnte ſie jetzt deutlich im Mondlicht unterſcheiden. Es waren ſechs Männer mit zwei Maulthieren, wovon der Eine, in ſeinen Mantel tief verhüllt, den Rücken ihr zuwendend, unbeweglich ſtand und hinauf nach dem Rade blickte; zwei von ihnen hielten die Thiere, die Andern legten eine Leiter an und ſchon begann der Eine ſie zu beſteigen, als Conſtanze mit gezücktem Dolche hervorſtürzte.

Wer wagt es, im Sturme der Nacht den Schlaf eines Gemordeten zu ſtören? rief ſie außer ſich: Berührt die Gebeine des Unglücklichen nicht — ſonſt wehe Euch!

Conſtanze! rief eine ihr wohlbekannte Stimme: Ihr hier?

Urban! ſchreckte die Erſtaunte zuſammen: Euch treffe ich hier? Sagt, was wollt Ihr beginnen?

Die Pflicht eines Sohnes erfüllen, die Gebeine des gemordeten Vaters ſammeln, und ſie in ſtiller Gruft betten, daß der heulende Sturm und der krächzende, blutgierige Rabe ihre Ruhe nicht ſtören.

Dank Dir, mein treuer Freund, Dank, mein Geliebter, für Dein Beginnen! rief ſie mit Wehmuth: Sammle die theuern Reſte, erfülle an meiner Statt die ſchreckliche Pflicht! Mein Herz ſoll Dir lohnen, wenn es noch zu lohnen vermag! — Raſch trat ſie auf ihn zu, der Sturm ſauſ'te durch die braunen, flatternden Locken, zerriß den wallenden Schleier und rauſchte in dem faltigen, weiten Gewande; bleich, ernſt, wie ein Nachtgeiſt, der auf den Flügeln des Sturmwindes einherfahrend auf ein Grab ſich niederſenkt, ſtand ſie, die Rechte hoch erhoben, vor ihm. — In der Stunde der Verzweiflung hab' ich zu Gott gebetet, ſprach ſie feierlich: habe den Allmächtigen um Rache angefleht und dafür alle meine Freuden zum Opfer geboten, ſo daß mir keine mehr ungetrübt werden kann. Ich bin der Trauer geweiht, die Rache allein kann mir noch einen Labetrunk reichen, ein Lächeln erpreſſen. Urban! begehrſt Du noch die den finſtern Mächten Verfallene? Wagſt Du, mit ihr der Rache blutige Pfade zu wandeln?

Ich will! ſprach er mit feſter Stimme: Freud' und Leid mit Dir zu theilen hab' ich geſchworen,

ren, und bleibt uns die Freude auch fern, ſind wir doch im Leide vereint!

So nimm denn hier an dem blutgetränkten Altare, hier unter dem luftigen Baldachin, von dem des Vaters gebrochenes Auge ſegnend auf uns herab ſieht, nimm den Kuß der Weihe! — Dieß ſagend, ſank ſie in ſeine Arme, preßte ihre Lippen auf die ſeinen, doch langſam, als ſey die Flamme des Lebens im Erlöſchen, ſank ſie unter des Vaters Grabſtätte an ihm nieder.

Während Urban beſchäftigt war, ſie wieder in's Leben zurückzubringen, wurden die theuern Reſte des Vaters geſammelt und ſorgſam in Teppiche gewickelt auf die Thiere geladen. Als ſie die Augen wieder aufſchlug, ſtarr um ſich blickte, als ſey ſie aus einem ſchweren Traume erwacht, des Vaters Gebeine nicht mehr an grauſiger Stätte ſah, erhob ſie ſich und ſank auf ihre Kniee. Gott der Güte! rief ſie und hob ihr Auge kindlich fromm auf zu den Sternen: Du hatteſt des Lebens Licht mir umdüſtert, daß ich das Schreckliche nicht ſchauen ſollte. Du haſt es mir wiedergegeben, daß ich den Schwur, den die Verzweiflung mich ausſprechen ließ, erfüllen könne. Ich werde ihn erfüllen! Fromm will ich ſeyn, ein duldſam Kind, will ich tragen, was Du mir auflegſt; der Menſchheit will ich leben, ſo viel ich vermag, Thränen will ich trocknen, jeden Seufzer, der einer wunden Bruſt entquillt, mit meinem Odem auffangen und ihn mir zu eigen machen, um ſo die fremde Bruſt zu lindern. Aber nah' ich denen, die ihn geopfert, dann! — dann vergib mir meine Schuld und richte nicht ſtreng', wie ich richten mußte! — Ihr Haupt ſank auf ihre Bruſt, ſie fühlte ſich bei dem furchtbaren Gedanken, den ſie nicht auszuſprechen wagte, nicht werth, zu Gott ihr Antlitz zu erheben, und doch mußte ſie ihrem Schickſale folgen.

Urban! ſprach ſie, ſich erhebend: Unglücklicher, den ſeine Liebe dem Verderben weihte, komm, führe mich hinab! Wohin? iſt mir gleich. Jeder Weg, den wir betreten, iſt ein düſterer, freudenleerer. Deiner Conſtanze blüht kein Frühling mehr, in einer Schreckennacht hat der Sturm all' ihre Blüthen geſchüttelt, ſie verwehten und die Frucht iſt früh gereift. Nicht aufwärts ſteigt meiner Jugend Blüthenduft, niederwärts zu den dunklen Mächten ſenkt ſich die von einem giftigen Wurm zernagte Frucht, dort iſt ihr Ziel! — Komm, Unglücksgefährte, führe mich hinweg!

Bebend wankte ſie an ſeiner Seite den Hügel hinab. Die irdiſche Hülle des Vaters, welche der Caſtellan unter Thränen empfing, zog ihr voran. — Glücklicher Alter! rief Conſtanze dem Weinenden zu: Du haſt noch Thränen für Deinen Herrn, die Tochter hat keine für den Vater!

5.

In einem kleinen tempelähnlichen, mit Wein umrankten Gebäude, an deſſen Mauern der Arno zwiſchen Luſtgärten rauſchend dahin floß, ſaß ein alter ehrwürdiger Mann in einem weiten ſammetnen Oberkleide, ein von gleichem Stoffe viereckig geformtes Baret auf ſeinem Haupte, wie es Kaufleute, Gelehrte und Künſtler damaliger Zeit zu tragen pflegten. Vor ihm lagen Rechnungsbücher aufgeſchlagen und in der Hand hielt er einen Brief, den er langſam und wohlbedächtig durchlas. Hinter ſeinem hohen, gar ſchön ausgeſchnitzten Seſſel ſtand eine Frau von mittleren Jahren, einen kleinen goldenen, mit Wein gefüllten Becher auf ſilbernem Credenzteller in der Hand; ſie blickte über des Mannes Schulter neugierig nach dem Briefe, doch zeigte ihr Auge, welches immer nur auf eine Stelle gerichtet blieb, daß ſie wahrſcheinlich nicht leſen könne, obgleich der feine Anſtand und die Kleidung auf eine Frau von nicht ganz gemeinem Stande ſchließen ließ. Sie mochte wohl ſchon lange harrend hier geſtanden haben, denn ihre Rechte, welche den Credenzteller hielt, zitterte und vermochte kaum länger in dieſer Stellung zu bleiben, als der alte Herr endlich kopfſchüttelnd den Brief weglegte und ſich auf ein Geräuſch, das ſie wahrſcheinlich abſichtlich machte, raſch umſah.

„Ah, ſeyd Ihr da, Frau Joſepha! ſagte er freundlich: Habt wohl ſchon lange hier geſtanden und auf mich gewartet? Der Brief enthielt auch ſo manches Wichtige, daß es ſich wohl der Mühe verlohnte, ihn zwei Mal zu leſen. — Er nahm, mit einer freundlichen Neigung ſeines weißgelockten Hauptes dankend, den Becher, trank, ſetzte ihn jedoch ſchnell wieder ab. — Erſt auf Euer Wohl, gute Frau! ſagte er: Möge Gott Euerem frommen Herzen Ruhe und Frieden ſchenken!

Die Frau verneigte ſich, ohne etwas auf dieſe freundliche Anrede zu erwiedern; doch ehe der Alte trank, mochte eine Bitte, die ſich nur in Blicken, nicht in Worten ausſprach, auf ihr erröthendes Antlitz treten.

Verſtehe ſchon! ſagte er, dieß bemerkend, und nahm den Brief wieder zur Hand: Ihr ſeyd neugierig zu wiſſen, was mir das Schreiben gemeldet hat; das iſt wohl zu verzeihen. Wer, wie Ihr, die Seinen ſo fern und von Gefahren umringt weiß, der bangt bei jeder Kunde, und ſo ſehnlich er ſie erwartet hat, ſo angſtvoll iſt es, wenn der Augenblick da iſt, wo ſie ihm laut werden ſoll. Sorgt nicht, Euch habe ich bloß Erfreuliches mitzutheilen. Pedro iſt mit ſeinem Haufen glücklich in Policaſtro gelandet, hat ſich durch das Gebirge geſchlichen, wo noch mancher alte Kumpan zu ihm geſtoßen, und iſt trotz dem feindlichen Lager, das die Feſtung umſchloſſen hält, in Tricarico, welches Margaritta, Euer muthiges Kind, immer noch tapfer vertheidigt, mit den Seinen angelangt.

Und Sforza? unterbrach ihn Joſepha.

Frau! erwiederte der alte Gurello Origlia zürnend: Denkt an Euern Vater, an Euer Kind und an Gott und ſeine Barmherzigkeit, nicht an ihn! Was ſoll er in Eurem Gedächtniß? Soll er, ein ernſter Mahner, Euch Euern Fehl zurückrufen, oder weckt ſein Bild die alte Luſt? Frau, Frau! ich ſollte meinen, Manches im Leben hätte Euch zur Buße gemahnt, ſtatt noch in Euch Freude an ſolcher Erinnerung zu wecken.

Joſepha neigte ſich hoch erröthend, ſeine Hand zu küſſen.

Laßt nur, fuhr er freundlicher fort: und ſagt mir lieber, was Eure bittende Geberde bedeutet. — Wollt Ihr mir Vorwürfe machen? — Nun ja, ich habe Euch wehe gethan und das thut mir leid, und nun wollt Ihr Euch entſchuldigen — thut es nur, gute Frau, ſprecht! Ihr wißt, die rauhen Worte kommen ſelten aus dem Herzen des alten Origlia, gemeiniglich nur aus ſeiner mürriſchen Laune.

Herr! nahm Joſepha ermuthigt das Wort: Ja, Ihr thatet mir Unrecht. Ach, ich möchte ſo gern die Erinnerung an jene Tage mit einem dichten, undurchdringlichen Schleier decken und meine Schande vor mir ſelbſt verbergen — aber nur nicht die Erinnerung an ihn! Seht, lieber Herr, ich war ja nur einmal glücklich, und das war ſo kurz, es war ein freundlicher Lichtſtrahl in meines Lebens Nacht, denn Gewitterwolken haben mein Frühroth bald umdüſtert und ſeitdem iſt mein Himmel nie wieder heiter geworden! — Nur wenn ich an ihn denke, tritt ein Sonnenblick hervor, ſeine lichten Strahlen brechen ſich dann in meinen Thränen und ein Friedensbogen mit ſeinen ſchönen Farben ſteigt vor meinen Augen auf und wölbt ſich mir zur Brücke. O, da gönnt mir doch, daß ich verſuche, auf dieſem Bogen voll freundlicher Erinnerung zu ihm in jene ſüßen Tage zurückzutreten. — Ach! ſobald mein Fuß ihn zu berühren glaubt, iſt der Regenbogen mit ſeinen bunten Farben in düſterem Nebel mir verſchwunden.

Liebe Frau! nahm nun der Alte das Wort, nachdem er ſie nicht ohne Theilnahme angehört: Das ſind phantaſtiſche Träume, Bilder, die nicht für Euch und Eure Lage paſſen; ein frommes Gebet, aus des Herzens Tiefe zu Gott geſprochen, vernähm' ich lieber aus Euerem Munde, als ſolch überſpannte Rede, die Ihr nicht in Eurer Hütte zu Caſeletta, nicht in Euern Höhlen gelernt habt, wohl aber hier im Umgange mit meiner Tochter, der Gott, der Barmherzige, auch ein ruhigeres Gemüth geben möge!

O, zürnt ihr nicht! bat Joſepha.

Ich zürne ihr nicht, erwiederte der Alte: aber das Glück iſt nicht mit ihr in mein Haus getreten.

Soll denn nur der Glückliche dem Hausherrn willkommen ſeyn und der Unglückliche verlaſſen vor der Pforte harren? ſagte Joſepha aufgeregt: O wär' es ſo an jenem Tage, dann ſtände es ſchlecht mit denen, die hier darbten und litten, und die vom Kummer zerdrückten Herzen könnten nicht zu ihrem himmliſchen Vater eingehen, ſich zur Heilung irdiſcher Wunden den Balſam zu fordern.

Der Alte reichte ihr erſchüttert die Hand und drückte ſie herzlich.

Und das ſanfte, engelgleiche Weib, fuhr ſie fort: die wie eine Mater doloroſa den Dolch in der Bruſt, die Thräne im Blick, den Schmerz überwindet und die Thräne im freundlichen Lächeln zurückpreßt, damit Euer Auge ſie nicht ſehe, ſie Euer Herz nicht betrübe, das mit kindlicher Liebe Euch das Kiſſen rückt, Euern Schlummer bewacht und mit einem Herzen voll unausſprechlicher Liebe an Eurem edlen Sohne hängt — müßt Ihr die nicht lieben? — Der Alte ſeufzte tief auf. — Gott iſt barmherzig! tröſtete ſie: die Zeit lindert jeden Schmerz.

Frau! wandte ſich der Alte nach ihr und in ſeinen Worten ſollte ein Vorwurf liegen: Hat ſie den Schmerz auch in Eurer Bruſt gelindert?

Ja, Herr! ſagte Joſepha mit Wehmuth: Der Schmerz iſt gelindert, aber die Schuld nicht verwiſcht! — wo die das Herz zernagt, vermag die Zeit nicht, eine freundliche Tröſterin zu ſeyn. — Aber ſeht, dort kommen ſie Beide auf der Barke geſchwommen, jetzt ſteigen ſie aus. Seht nur hin, lieber Herr! Sahet Ihr je ein ſchöneres

Engelgeſicht, wenn es auch etwas bleich und traurig iſt? — Sahet Ihr je ein ſanfter blickendes Auge?

Und dieſer Muth, dieſe Kraft bei dem namenloſen Schmerz! unterbrach ſie der Alte unwillkührlich: Wie eine gebeugte Lilie ſteht ſie neben meinem Urban; ſtolz hebt ſie ihr Haupt und fordert das Schickſal auf zum Kampfe. Es wird Dich ereilen, Muthige, es wird mit Dir in die Schranken treten, Du haſt ſchon ſeine Macht erprobt. Sorge nicht!

Da ſey Gott für! ſprach Joſepha, und öffnete die Thür, der ſich Urban und Conſtanze naheten.

Sie traten ein. Conſtanze bewillkommte den Alten ehrfurchtvoll, Urban's Blick war auf den Tiſch geheftet, wo noch mehrere Briefe uneröffnet lagen.

Hier auch ein Schreiben an Dich, Urban! ſagte der Vater, ihm einen Brief reichend: Lies ihn, mich dünkt, er iſt von Franzesco Sforza. Auch an Euch, meine Tochter, habe ich das Schreiben Eurer Muhme zu geben; ich fürchte, es wird wenig Tröſtliches enthalten. — Conſtanze ſo wie Urban laſen die Briefe; doch kaum hatte er einige Zeilen geleſen, als er auffuhr: Schändlicher Verrath! Braccio hat den Tartaglia beſtochen und dieſer dem Ehrſüchtigen des Sforza Städte in Thuscien übergeben!

Und Armalerio, das feſte Oppido verrätheriſch dem Könige verkauft und nun ſind Franz von Carignac und die franzöſiſchen Ritter befreit, und Sforza hat keine Bürgen für ſein Leben mehr! unterbrach ihn der Vater.

Trübe Ausſichten! murmelte Origlia vor ſich.

Für den Augenblick, ja, und deßhalb muß ſchleunige Hülfe kommen! ſagte Gurello: Für die Zukunft aber öffnet ſich eine frohe Ausſicht. Die Barone und das Volk ſind mit dem Könige, der ſich mit ſeinen Franzoſen in dem neuen Schloſſe verbirgt, und Schätze ſammelt, unzufrieden. Alle Kronämter hat er durch Fremde beſetzt; das einzige des Großkonnetables iſt noch nicht vergeben, ſo ſehr ſich auch der Graf von Capua darum bewirbt; der König hat es für ſeinen Freund Carignac aufgeſpart, und jetzt hat er Gelegenheit, ihm damit zu lohnen. Auch der Großſeneſchall iſt unzufrieden, und die Sanſeverino's haben ſich vom Hofe in ihre Schlöſſer zurückgezogen. Deßhalb, mein Sohn, iſt die Zeit gekommen, wo wir handeln müſſen. Ich werde mit Geld des edlen Sforza Leben zu ſchützen ſuchen; was könnte man von dieſen franzöſiſchen Abenteurern, die ſo arm ſind, wie ihr Graf es war, als er in Manfredonia landete, nicht durch Geld erhalten? Franz Sforza ſchwärmt vor den Thoren Neapels, und dieß hat den König ſchon gezwungen, den Caldero in ſeine Dienſte zu nehmen, und Margaritta, von Micheletto unterſtützt, trotzt in Tricarico dem Großſeneſchall und ſeinen verbündeten Baronen. Florenz, der Dienſte Sforza's eingedenk, fuhr er fort: ſendet dem Franzesco im Geheim tauſend Geharniſchte; eben ſo viel habe ich im Stillen werben laſſen; Du ſollſt ſie dem jungen Helden zuführen, und ich hoffe, der Bund, den Du hier in Florenz geknüpft haſt, wird Dich nicht ſo feſt halten, daß Du nicht Deinem alten Freunde zu Hülfe ziehen möchteſt.

Vater! fiel ihm Conſtanze raſch in die Rede: Gelobt ſey Gott, daß Ihr ſolch Wort ſprachet! Fort, fort nach Neapel, meine Gelübde zu löſen!

Hier muß ich meinen Schmerz ungerächt dulden, dort kann ich handeln. Die ſanft fluthenden Wellen Eures Arno lullen meinen Vorſatz in unthätigen Schlummer, das brauſende Meer des heimathlichen Golfes, das Capuaniſche Schloß, an dem der Weg zum Hochgericht vorbeiführt, die Rauchwolken des Veſuvs, auf denen ich die Kuppel des furchtbaren Domes gewölbt ſah, und ſeine Feuer, die er zürnend ausſpeit, ſie entflammen mich, den Schwur zu löſen, den ich an jener ſchauerlichen Stätte that und an des Vaters Gruft wiederholte. Laßt uns ziehen!

Meine Tochter, unterbrach ſie der Alte: wir wollen ziehen, wollen den edlen Sforza aus dem Kerker zu befreien, die Königin auf den angeerbten Thron zurückzuführen ſuchen; aber überlaßt Gott die Rache und denen, die über des Menſchen Handlungen zu Richtern geſetzt ſind. Dem zarten Herzen eines Weibes ziemen nicht blutdürſtige Gefühle. Nehmt ein Beiſpiel an Eurer Muhme; ſie fühlte den Tod ihres Bruders, die Einkerkerung ihres Gemahls gewiß tief, doch ſchwieg ſie, duldete und folgte dem Gatten in's Gefängniß, ſeinen Kummer zu lindern, ſeine

Seele zu ſtärken; dieß iſt der Frauen Beruf, dieß der hohe Muth, den Gott ihnen gab, des Lebens Bürde zu tragen, aber nicht Schwert und Dolch! Selbſt Margaritta, die ſo heldenmüthig des Bruders Veſte vertheidigt, muß ich tadeln, denn ſie tritt aus dem ſchönen Kreiſe der Weiblichkeit in einen ihr fremden.

Vater! ſagte Conſtanze mit kindlicher Demuth: Erfülle ich denn nicht die Pflichten des Weibes, die mir Gott auferlegt, liebe ich meinen Gatten nicht treu und innig? fühle ich nicht mit den Unglücklichen, laſſe ich einen Hungrigen ungeſättigt, einen Weinenden an mir vorübergehen, ohne ſeine Thränen zu trocknen, wenn ich es vermag? Bin ich fühllos gegen den Schmerz einer fremden Bruſt, hat die Rache allein ſich in meinem Herzen ihre dunkle Höhle gegraben, habe ich nicht auch der Liebe darin ihr Hüttchen gebaut? Wen aber das Schickſal ſo gewaltig ergriff als mich, wen es mit des Vaters Marterqualen, mit ſeinem Angſtgeſchrei zur Rache aufrief, der unterdrückt die ſanften Gefühle in ſeiner zerriſſenen Bruſt und hört auf, ein Weib zu ſeyn. — Alter Mann! ſagte ſie mit tiefem

Schmerz, ihr Auge glühte und die nach ihm ausgeſtreckten Arme bebten: Hättet Ihr den kräftigen Mann geſehen, wie er in das Gefängniß zu ſeinem Kinde trat, bleich, abgeſpannt, die Glieder verrenkt, jede Lebenskraft gelähmt, jeder Lebensfunke erloſchen, hättet Ihr Eures Vaters Haupt auf dem Rabenſteine geſehen, Euer ruhiges Blut rollte noch jetzt bei dem Gedanken an ihn, ſo wie das meine von Fieberhitze gejagt, Euer kalter Blick, mit dem Ihr das Leben beſchauet, wäre zum flammenden geworden, und hätte Euer Muth nicht zur Selbſtrache ausgereicht, ſo hättet Ihr mit bebenden Händen Euer Gold ausgeſtreut, Mörder zu dingen, dieſen König und ſeine Trabanten zu morden!

Conſtanze! rief Urban mit ernſtem, verweiſenden Tone.

Zürne mir nicht, mein theurer Gatte! bat ſie, ſich an ſeinen Buſen ſchmiegend: Zürne Deiner Conſtanze nicht, daß ihre Liebe, ihre heiße, glühende Liebe ſich zuweilen vergißt, vergißt, wie glücklich Du ſie machſt. Dulde mich und meinen Wahnſinn, wie der Vater meinen Schmerz nennt. Ich habe Dich ja nicht getäuſcht, ich habe Dir in jener feierlichen Stunde wohl geſagt, daß ich meine Freuden geopfert und keine mehr ungetrübt genießen könne. — Ich muß meinen blutigen Weg vollenden, mich treibt mein Geſchick! Vielleicht, am Ende der Bahn, wenn ich meinen Schwur gelöſ't habe, dann vielleicht ſchlägt dieß Herz wieder ruhig und ich bin dann ganz Dein! — ein ſanftes liebevolles Weib —

Das gebe Gott! ſagte der Alte.

Deßhalb laßt uns bald von hinnen, Vater! ſagte ſie bittend: Ich muß die Bahn durchirren und habe ſchon zu lange der ſtillen Trauer und der Liebe gelebt; viele Monden ſind ſeit jenem unglücklichen Tage vergangen und ich bin noch hier. Laßt uns bald von hinnen!

Nun wohl! ſagte der Alte: Du, Urban, ziehſt mit dem Kriegsvolk, Ihr, Conſtanze, begleitet mich mit Joſepha; uns iſt ein ruhiges Plätzchen in meinem Hauſe zu Neapel vergönnt; Euer Gatte aber muß ſich mit dem Schwerte den Weg zu ſeiner Heimath bahnen.

Alles wurde nun zur Abreiſe geordnet, den zerſtreut liegenden Söldnern Arezzo, wohin auch die von der Republik Sforza zur Hülfe geſandten

ten 1000 Kürassiere beordert wurden, zum Sammelplatz angewieſen und der andere Tag zur Abreiſe beſtimmt. Gurello wollte den nächſten Weg über Rom mit den Frauen ziehen, Urban durch die Mark Ancona in die Abruzzo's rücken.

Schmerzvoll war die Stunde des Abſchiedes. Sechs Monden waren ſeit jener Schreckensnacht vergangen, vier Monden hatte Conſtanze der Trauer geweiht, erſt ſeit kurzer Zeit war ſie Urban's Gattin geworden und der Liebe Glück hatte ihnen dieſe kurzen Tage verſüßt, und nun ſollten ſie ſich trennen! nun ſollte ſie ihm Lebewohl ſagen. Eine traurige Ahnung überfiel ſie, und als Urban ſie tröſten wollte, ſprach ſie, die Thräne im Blick: Mein theurer Gemahl, darf es Dich wundern, wenn ich zage und mir Alles trüb' erſcheint? Das liebende Mädchen, welches im Vollgenuß ihres Glückes jenes Augenblickes gedenkt, wo ſie den Bund treuer, ewiger Liebe durch den erſten Liebeskuß beſiegelte, ſieht auf dieſen heiligen Augenblick, wie auf die Strahlen der Morgenröthe, welche ihr eine Nacht voll Ahnung und Sehnen erhellte. Muß ich nicht mit Schaudern nach jener Stunde blicken, war ich mir nicht ſelbſt in dem Augenblick entriſſen, wo ich mich Dir ganz hingab? War es nicht das gebrochene Auge meines Vaters, das auf uns herabblickte, konnten ſeine bleichen, im Todeskampf geſchloſſenen Lippen den Segen über uns ſprechen? War die Stunde der Weihe, wo ich die Deine wurde, nicht auch die grauſige Stunde, in der ich mich den finſtern Mächten hingab? Deßhalb zürne mir nicht, habe Nachſicht mit mir; es iſt nicht Furcht für mich, die mich beben läßt, es iſt nur die dunkle Ahnung, daß ich Alles mit mir fortreiße, was ſich mir nahet! Du ſollſt Deine Conſtanze muthig ſehen! Ward mir auch nicht der Muth Margaritta's, die mit Schwert und Bogen, mit gepanzerter Bruſt ſich kühn dem Feind entgegen wirft, will ich doch ausharren, im Unglück mich nicht beugen, und wenn auch bebend und leiſe, mein Ziel doch ausdauernd verfolgen!

Und nun leb' wohl, mein Urban! In Neapel, mit Gott! ſehen wir uns wieder! — Sie preßte ihn noch einmal an ihre Bruſt und ſchied.

6.

Die Uebergabe von Oppido hatte in Neapel, an dem Hofe des Königs, große Freude verurſacht. Wie im Triumph zogen Franz von Carignac und die andern gefangen geweſenen franzöſiſchen Ritter in die Hauptſtadt ein, und noch am nämlichen Tage übergab der König ſeinem Lieblinge das Schwert des Großkonnetables. — Feſte folgten auf Feſte und man feierte dieß Ereigniß, als wäre dem Königreiche das größte Heil wiederfahren.

Die neapolitaniſchen Großen, ſchon durch des Königs ſtolzes Betragen gereizt, und durch den Vorzug, welchen er den Franzoſen ſo rückſichtlos gab, gegen ihn aufgebracht, murrten laut. Der Graf von Capua, der ſchon lange, und mit Recht, da der König ihm die Krone zu danken hatte, auf die Würde des Großkonnetables gerechnet hatte, war durch die Vergebung derſelben tief gekränkt, und der Großſeneſchall, ſonſt eben nicht ſein Freund, von dem Könige bei ſo mancher Gelegenheit zurückgeſetzt, von gleichem Unmuthe ergriffen. Beide ſahen ihre Pläne geſcheitert und wankten in ihrer Anhänglichkeit an dieſen ſtolzen, undankbaren Fürſten.

Unter ihrem Anhange befand ſich ein Mann von ausgezeichneten Talenten; zwar nicht mehr in der erſten Jugendblüthe, verband er doch noch männliche Schönheit mit einem äußerſt einſchmeichelnden Benehmen. Er war aus dem edlen Geſchlechte der Caracciolo's, jedoch von einer Nebenlinie, und, als der Jüngere ſeiner Brüder, ohne alle Mittel. Früher, unter König Ladislaus, in Kriegsdienſten, wegen einer Nachläſſigkeit von Sforza empfindlich beſtraft, hatte er das Heer verlaſſen und ſich ſpäterhin der Parthei des Grafen von Capua angeſchloſſen. Bald wußte er ſich die Gunſt des Grafen und des Großſeneſchalls zu erwerben und wurde durch ſie am Hofe eingeführt; ſein fügſames Benehmen und die Gewandtheit, mit welcher er ſich bei den Franzoſen einzuſchmeicheln wußte, mehr noch der glühende Haß gegen Sforza und die Königin, den er bei jeder Gelegenheit zeigte, erwarben ihm bald das Vertrauen Jacob's in dem Grade, daß er ihn dem alten Stephan von Chabrac, dem das Amt, Johanna zu bewachen, ſchon jetzt läſtig wurde, zugeſellte. — Der Graf von Capua ſuchte dieſen Mann, der nun freien Zutritt bei der Königin hatte, ganz zu gewinnen; Caracciolo ſchien auch bereitwillig, ſeinem alten Gönner, obgleich er jetzt ſeiner nicht mehr bedurfte, in Allem willfährig zu ſeyn. Dieſe Bereitwilligkeit benutzte der Graf vor der Hand nur, der Königin wiſſen zu laſſen, daß er das, was er, von den Umſtänden gezwungen, gegen ſie hätte thun müſſen, bereue, und jede Gelegenheit ergreifen würde, ihr gefällig zu ſeyn und ſie aus ihrer drückenden Lage zu reißen. Die Königin ließ ihm hierauf durch Caracciolo Verbindliches erwiedern und war aus mehreren Gründen erfreut, mit ihrem Feinde, dem Richter ihres Günſtlings, eine Verbindung anzuknüpfen, die ihr ſo nützlich werden konnte, da der Graf von Capua als das mächtigſte Haupt der königlichen Parthei anzuſehen war. Doch blieb es einſtweilen bei dem allgemeinen Verſprechen des Grafen, ohne irgend etwas Näheres darüber zu beſtimmen.

Eine Begebenheit führte jedoch früher als es vielleicht ſeine Abſicht geweſen war, die Cataſtrophe herbei. Der Graf von Capua und der Großſeneſchall, der aus dem Lager von Tricarico nach Neapel gekommen war, jetzt zu einem Zweck vereinigt, verlangten in einer geheimen Unterredung von dem Könige, ihnen endlich die in Benevent verſprochene Belohnung zu ertheilen. Beide mochten ihr Geſuch wohl nicht ganz als Bittende vorgetragen haben, denn des Königs Stolz war beleidigt, und es hatte ihn beſonders die freimüthige Aeußerung des Seneſchalls aufgebracht, der ihm ohne Rückhalt in Erinnerung brachte, daß er ihnen und den Sanſeverino's allein die Krone zu verdanken habe.

Was kann ich dafür, wenn Ihr Euch die verheißene Belohnung nicht nehmt? entgegnete ihnen König Jacob ſpöttiſch: Habe ich Euch nicht Tricarico und die übrigen Beſitzungen Sforza's angewieſen? Daß Ihr aber, Herr Seneſchall, drei Monden ſchon vor dieſem Neſte liegt und die Galanterie gegen die Dame, welche es vertheidigt, Euch nicht erlaubt es zu nehmen, was kann ich dafür? Stürmt, erobert die Stadt! Sie iſt dann Euer und die muthige Amazone obendrein.

Hoheit! erwiederte der Seneſchall, den Ausbruch ſeines Unmuthes vergebens zu verbergen ſuchend: Euern franzöſiſchen Cavalieren macht Ihr die Sache leichter. Städte und Schlöſſer werden ihnen zu Theil, ohne daß ſie eine Rüſtung anzulegen brauchen, und, bei Gott! ſo lange ſie und Ihr in unſerem Lande ſeyd, hat noch kein Neapolitaner ein franzöſiſches Schwert außer der Scheide geſehen.

Herr Seneſchall! fuhr der König auf: Ihr vergeßt Euch, vergeßt das Beiſpiel Alapo's! Es möchten auch wohl die Herren, welche mir anfangs zur Erreichung meines Ziels behülflich waren, ſich ihre Dienſte zu theuer bezahlen laſſen. Sollen dieſe meinen Dank verdienen, ſo müßt Ihr auch der Krone und dem Scepter ihren Werth erhalten; denn wahrlich! nach Eurem Willen, Ihr ſtolzen Barone Neapels, ſollte nur die Krone mein Haupt zieren, während Ihr den Scepter führtet. Aber Ihr irrt Euch in mir. Die Krone, die ich auf mein Haupt geſetzt, will ich allein tragen, den Scepter allein führen; ich bedarf keiner dienſtfertigen Hand, mein Nacken iſt noch nicht gebeugt, mein Arm noch kraftvoll. Hütet Euch, daß Jacob von Bourbon nicht das Schwert ſeiner Ahnen zu ziehen braucht, es leuchtet dann wie das Flammende eines zürnenden Cherubs.

Der Großſeneſchall wollte antworten, der Graf von Capua aber nahm ſchnell das Wort, ſuchte jenen bei dem Könige zu entſchuldigen, ſo dieſen zu beſänftigen, und Beide verließen dann ihren undankbaren Herrn.

Schattenkönig! rief der Großſeneſchall aus, als ſie längs dem Meerufer hin gingen: Armſeliger Monarch, den wir vom Sklaven eines wollüſtigen Weibes zum Herrſcher des herrlichen Neapels erhoben, wagſt Du, mir mit Deinem flammenden Schwerte zu drohen, als ſeyſt Du ein Cherub? Wagſt Du es an der Spitze Deiner hungrigen Abenteurer, die von den Ufern der Garonne herbei ſtrömen, ſich an dem Mark Neapels zu ſättigen, mich zu höhnen? Ein Wink von mir, und Du warſt!

Wie könnt Ihr Euch doch ſo ereifern, Seneſchall! unterbrach ihn der Graf: Wie könnt Ihr eines ſolchen Mannes Worte ſo genau wägen. Auf einem alten Schloſſe an der Gränze der Gascogne geboren, ſtammt er aus einem Lande, wo die Worte ſchwerer wiegen als die That. Belacht ſeine Großſprechereien und bedenkt, daß uns in dieſem Augenblicke nichts übrig bleibt, als uns in die Zeit zu fügen.

Vermögt Ihr es, ich vermag es nicht! rief der Seneſchall erhitzt.

Hört und beruhigt Euch! ſagte der Graf von Capua: Ich hoffe durch Caracciolo mit der Königin in Verbindung zu treten; jedoch, ehe wir ihrer nicht gewiß ſind, wäre es Thorheit, den König ſtürzen zu wollen; denn Johanna nähme ſtatt ſeiner Scepter und Schwert in die Hand und ihre Rache würde uns zuerſt treffen; für ſie müſſen wir handeln, ſie muß uns Krone und Freiheit verdanken. Deßhalb bitte ich Euch, handelt nicht unvorſichtig, nichtleidenſchaftlich, kehrt in's Lager zurück und überlaßt mir, die Sache einzuleiten.

Ich glaube wohl, Graf von Capua! erwiederte der Seneſchall: daß Ihr zu dergleichen beſſer taugt als ich —

Deßhalb geht nur in's Lager vor Tricarico zurück, ſucht dort eine Gelegenheit auf, Sforza nützlich zu werden, denn ſeine Freundſchaft muß uns von Werth ſeyn, und verſäumt nichts, das Heer und die Barone zu gewinnen.

Der aufbrauſende Seneſchall hätte lieber gleich mit dem Schwert drein geſchlagen, doch fügte er ſich endlich in des Grafen von Capua Willen, und verſprach, nichts ohne ihn zu unternehmen, und vor Tricarico die Sache ſo einzuleiten, daß Sforza ſein Schuldner würde.

So ſchieden ſie; der Seneſchall kehrte in ſeine Wohnung, der Graf von Capua längs dem Meerufer zurück.

Hier führte ihn ſein Weg vor dem palaſtähnlichen Hauſe Gurello Origlia's vorüber. War es Zufall, oder gedachte er vielleicht Gurello's, für deſſen Rückkehr er ſich bei dem Könige verwendet hatte, er blickte hinauf und ſah — Conſtanze Alapo. Schnell eilte er in's Haus, Gurello war nicht gegenwärtig; da ſandte er einen Diener an Conſtanze, ſie um die Erlaubniß bittend, ihr aufwarten zu dürfen, und als der Diener mit der Antwort zurückkehrte, daß die Signora ihn erwarte, fühlte er ſich beglückter, als habe ihm der König alle ſeine Wünſche gewährt; er eilte hinauf und trat in ihr Gemach.

Bei ſeinem Anblicke überzog Todtenbläſſe Conſtanzens Geſicht. Als er ihr nahete, mußte ſie ſich ſtützen, ſo bebte ſie und bedurfte all' ihres Muthes, um Faſſung zu gewinnen. Auch der Graf, von dem bleichen Antlitz, von der Erinnerung an ſo manches Vergangene erſchüttert, wagte kaum ſein Auge nach ihr zu heben, auf deren Wangen ſich plötzlich eine Purpurröthe ergoſſen hatte.

Verzeiht, Signora! ſagte er endlich: daß ich ſo unvorbereitet vor Euch erſcheine. Als ich Euch an dem offenen Fenſter ſah, zog mich die Sehnſucht hierher, und Ihr waret ſo gütig, mich aufzunehmen.

Graf von Capua! erwiederte ſie gefaßt: Seyd mir willkommen! — Ihr erſtaunt, daß ich einen der Richter meines Vaters ſo empfange? Weiß ich doch, daß Ihr ihn retten wolltet, daß ich ſelbſt die Urſache war —

Nicht Ihr, Signora! unterbrach ſie Julius.

Auch ich! erwiederte ſie mit anſcheinender Ruhe, obgleich ſie fühlte, daß das Blut bei ſeiner Rede heftiger zu ihrem Herzen drang. — Freilich, wenn Ihr uneigennütziger gehandelt hättet, fuhr ſie fort: ſo blutete mein Vater nicht, und Ihr hättet an ihm einen dankbarern Freund gefunden, als Ihr Euch jetzt eines dankbaren Herrn rühmen könnt. — Doch — laßt uns davon ſchweigen. Hin iſt hin, und keine Thräne, keine Klage bringt das Verlorene wieder!

Und könnt Ihr mir vergeben? wagte, nach kurzem Schweigen, der Graf zu fragen.

Ihr waret nur ein ſchwaches Werkzeug in der Hand des Königs! erwiederte Conſtanze: Ihr handeltet nur wie der bejammernswerthe Sklave, der knechtiſch gehorcht, wenn ſein Herr befiehlt, nicht wie ein freier Edler des neapolitaniſchen Reichs. Aber, lenkte ſie ſchnell ein: ich weiß, daß es Euch gereut, ſo gehandelt zu haben, weiß, daß Ihr um den Lohn Eurer blutigen Dienſte betrogen wurdet, daß leere Verſprechungen Euch für das Schwert des Konnetables entſchädigen ſollen, und Ihr im Herzen den ſtolzen, undankbaren Gebieter haßt, der Euch mit Undank lohnte. — Waren unſere Herzen auch einſt getrennt, ſagte ſie dann, ihn ſcharf beobachtend: ſo theilen wir doch jetzt ein Gefühl: Rache an dem Mörder meines Vaters.

Der Graf ſah ſie bei dieſen zweideutigen Worten mißtrauiſch an.

Ja, Rache dem Könige, blutige, furchtbare Rache! rief ſie, und wie die Geißel ſchwingende Vergeltung ſtand ſie vor dem Manne, deſſen Gewiſſen ihn in dieſem Augenblicke ſchuldbelaſtet vor ſie ſtellen mußte.

Theilt Ihr meine Empfindungen nicht, Graf von Capua? fuhr ſie gleichmüthig fort, da ſie ſeine Verlegenheit bemerkte: ſo muß ich mir einen andern Ritter ſuchen, dem die That nicht zu groß ſcheint.

Für welchen Preis? fragte der Graf glühend.

Könnt Ihr mich fragen? erwiederte Conſtanze, kaum die Faſſung erhaltend. — Zu ihrem Glück unterbrach Gurello Origlia, welcher ſo eben eintrat, den Ausbruch ſeiner Empfindungen. Der Alte war nicht wenig erſtaunt, dieſen Mann hier zu finden. — Was führt Euch zu mir, Graf von Capua? fragte er beſorgt: Was führt Euch in das Zimmer dieſer Dame?

Der Graf iſt mit meiner Erlaubniß hier.

fiel ihm Conſtanze ſchnell in's Wort: er wird nicht länger weilen!— ſetzte ſie betonend hinzu.

Der Graf wollte ſich bei dem Hausherrn entſchuldigen, aber Conſtanze unterbrach ihn. Es bedarf keiner Erklärung, Herr, ſagt mir nur beſtimmt: ſeyd Ihr entſchloſſen?

Ich bin es! erwiederte er: aber gebt mir auch Eure Hand zum Pfande, Dame, daß Ihr mich nicht hintergeht.

Meine Hand? ſagte ſie erröthend und ein bitteres Lächeln verzog ihren lieblichen Mund: Nein, Graf! laßt Euch an meinem Worte genügen und handelt vertrauenvoll! In drei Tagen, um die nämliche Stunde, erwarte ich Euch. Lebt bis dahin wohl! Sie verneigte ſich, der Graf verließ ſie.

Meine Tochter, ſagte jetzt der Alte, da Conſtanze heftig im Zimmer auf und ab ſchritt: was ſoll der Graf? Was könnt Ihr mit ihm gemein haben?— Aber Conſtanze hörte nicht auf ſeine ängſtlichen Worte, ſie ſchritt immer heftiger auf und ab; endlich blieb ſie ſinnend ſtehen. Den Preis, den ich Dir zu geben vermag! rief ſie dumpf vor ſich hin: Ha, Unglücklicher! ahneſt Du ihn nicht? Es iſt der Tod!

Conſtanze! rief ihr der Alte zu: Hört Ihr meine Stimme, ſieht Euer ſtarres Auge den Vater Eures Urban nicht?

Dort ſteht der unglückliche Vater! ſprach ſie, auf nichts achtend, und ihr Auge ſah ſtarr nach der getäfelten Wand: Dort ſteht er, um ihn ſeine Henker und an ihrer Spitze er! Nun wohl! ich will Dir vergelten, ein blutiger Preis ſoll Dir werden!

Conſtanze! rief noch einmal der Vater, ſie heftig ſchüttelnd: Erwacht doch aus Eurem ſchreckbaren Traume!

Sie fuhr auf, und als ſie Gurello mit ſorgſamem Blicke vor ſich ſtehen ſah, neigte ſie ſich ſchnell, küßte des alten Mannes Hand und drückte ſie heftig an ihr Herz. — Verzeiht mir, guter Vater, bat ſie: ich war fern von Euch, meine Seele war bei ihm, ich ſah ihn von den Marterwerkzeugen umringt —

Und was wollt Ihr von dem Grafen? unterbrach er ſie ungeduldig.

Seinen Tod! erwiederte ſie kalt: Mord um Mord!

Kind, Gattin meines theuern Sohnes! rief der Alte: die Verzweiflung hat Dich ergriffen, hat Dein Herz von Gott gewendet; halte ein in Deinem ſträflichen Beginnen!

Das kann ich nicht! ſagte ſie bewegt: Das Lamm iſt zum Tiger geworden, und das Herz, in dem die Liebe ſanft, nicht ſtürmiſch ſchlug, ward zum aufgeregten Meere, wo ſich mit jedem Pulsſchlage Well' auf Welle thürmt. Der König muß ſterben, und durch ihn, daß er, der den Tod über meinen Vater ſprach, auf dem Schaffot ende. Ich weiß, auch ohne mich würde ihn ſein Ehrgeiz, ſeine Rache für entzogenen Lohn dahin führen, aber Beide ſollen das Opfer ſeyn, Einer durch den Andern ſterben!

Der Alte ſchüttelte unmuthig ſein Haupt.

Tadelt mich nicht, Vater! fuhr ſie fort: Seht es als die ſchreckliche Beſtimmung an, für die mich das Schickſal bezeichnete. Glaubt nicht, ich fände Luſt in meiner Rache, ich finde nur namenloſen Schmerz in ihr, und mit wehmuthvollem Blicke ſeh' ich in jene Zeit zurück, wo

meines

meines Lebens Strom wie ein ſanfter, rieſelnder Bach dahin floß und kein Sturm ihn bewegte. Es war eine ſchöne Zeit, Vater! die erſten Strahlen meines Morgenrothes verkündeten mir heitere Tage, und duftend, vom ſanften Weſte geküßt, erſchloſſen ſich mir die Blumen. Gläubig hob ich mein Auge zu Gott, mit Inbrunſt ſtieg mein Gebet zu ihm auf, der Frieden des Herzens lag wie ein ſchlafendes Kind vor mir und nichts ſtörte dieſes Heilige in meiner Bruſt. Da nahte mir Euer Sohn, die Liebe ſchlich ſich in das unbewachte Herz und das mich weckende Morgenroth weckte auch die Sehnſucht; die um mich duftenden Blumen pflückt' ich und wand aus ihnen Kränze für ihn. Mein frommes Gebet ward glühender, es enthielt nicht mehr nur den Erguß kindlicher Gefühle, es enthielt eine laute Bitte, von deren Erhörung ich all' mein Glück erwartete. Mein Schlaf ward zum leiſen, von freundlichen Träumen unterbrochenen Schlummer, und die Ruhe, dieß ſchlafende Kind, das ich ſonſt mit ſo frommem Sinn bewacht hatte, ſtörte ich nun ſelbſt, um es mit andern Gefühlen an meine klopfende Bruſt zu drücken.

Aber der Friede ruhte noch in meinem Herzen und breitete ſein Palmendach ſchirmend über mich, wenn ich auch gegen die Gluth meines Herzens kämpfen mußte. Da nahte der Sturm. Das Schickſal riß mich hinaus auf das wildbewegte Meer, Ruhe und Friede, dieſe ſtillen Siedler in jungfräulicher Bruſt, trieb die Leidenſchaft hinaus, der Sturm nahm ſie auf ſeine rauſchenden Schwingen und führte ſie mit ſich hinweg. Aber ſie werden wiederkehren, wenn die Rache geſtillt iſt, mein Herz wird wieder ruhig ſeyn, und wär' es auch erſt im Grabe!

Da ſchloß der Alte ſie in ſeine Arme. Barmherziger! rief er bewegt: Rette Deinen Engel vom Verderben, gib Frieden ihrem Gemüthe!

Das wird er! erwiederte Conſtanze vertrauenvoll: Ich fühle es, Gott wird mich nicht untergehen laſſen. Sorget nur, daß mir recht viel Unglückliche auf meiner ſtürmiſchen Fahrt begegnen, daß ich Thränen trocknen und wunde Herzen heilen kann, damit der Zwieſpalt in meinem Innern ſich ſanft löſe und der Liebe Zaubermacht den Dämon banne, der mich träumend und wachend verfolgt! — Sie küßte hierauf die zitternde Hand Gurello's und küßte die Thräne von ſeiner Wange. — Ich habe den ſtillen Frieden Eures Hauſes geſtört, ſagte ſie bewegt: zürnt mir nicht, flucht mir nicht! Ich bin eine arme Unglückliche, auf der ſchon der eigene Fluch ſchwer laſtet!

Geh' mit Gott, mein Kind! ſagte der Vater gerührt: Zürnen kann ich Dir nicht, ich fühle Mitleid mit Dir!

7.

Am dritten Tage kam der Graf von Capua zur beſtimmten Stunde wieder in Gurello's Wohnung und ließ ſich bei dem Fräulein melden. Daß ſie Urban's Gattin geworden, war nur wenigen Vertrauten bekannt, und es ſollte auch noch länger verborgen bleiben, um des Königs Aufmerkſamkeit nicht noch mehr auf den Sohn zu lenken, deſſen Freundſchaft zu Sforza ihn überdieß ſchon verdächtig machte.

Freudig, als ſey er ſeines Glückes ſchon gewiß, trat der Graf bei ihr ein. — Conſtanze empfing ihn ernſt, jedoch erſchütterte ſein Anblick ſie weniger als das erſtemal. — Ich komme, Eure Befehle zu empfangen! ſagte er, ſich vor ihr neigend: Mich treibt es zur That, doch wage ich nichts, ohne Euern Willen zu kennen.

Daran habt Ihr recht gethan! erwiederte ſie: Ruhig und bedächtig müßt Ihr dem Ziele näher rücken, und nur erſt, wenn der Schlag geſchehen ſoll, mit kühner Eile handeln. Heute verlange ich nichts von Euch, als daß Ihr mir die Gelegenheit zu einer geheimen Unterredung mit der Königin verſchafft.

Mit der Königin? fragte er mehr neugierig als verwundert.

Ja, mit ihr; erwiederte ſie gleichgültig ſcheinend: ſie muß mit in das Geheimniß gezogen werden. Sorgt nicht, Graf, ſagte ſie, da er ſein Erſtaunen nicht verbergen konnte: ehe ich nicht der Königin Geſinnung kenne, ehe ich nicht weiß, ob die zweite Johanna der erſten gleich handeln will *), eher erfährt ſie Euern Namen

---

*) Dieſe ließ ihren Gemahl, Andreas von Ungarn, erdroſſeln; wenigſtens gab ſie die Gräuelthat zu und zog erſt dann die Mörder vor Gericht, als

nicht; auch halte ich es für Euer künftiges Wohl zuträglich, die Königin wenigſtens zur Mitwiſſerin unſerer Plane zu machen.

Ihr ſorgt mit ſo viel Theilnahme für mich, engelgleiches Weſen! ſagte der Graf, ſie nicht ohne Mißtrauen anblickend: O ſtimmten Eure Gedanken, Eure Wünſche in Allem mit den meinen ſo überein, als hier, dann wohl mir! Morgen geht der König in die Gegend von Averſa, wo er einige Tage verweilen wird, auf die Jagd. Der alte Oberkämmerer — bei dieſen Worten erglühte Conſtanzens Auge, doch bemerkte es der Graf nicht — liegt krank darnieder, und Giovanni Caracciolo, der Alles Vermögende, dem dann die Hut der Königin allein anvertraut iſt, wird nicht ſäumen, Euch in der Dämmerung bei ihr einzuführen.

Giovanni Caracciolo, der knechtiſche Diener der Franzoſen? fiel ihm Conſtanze in die Rede.

Er iſt mir ergeben, verſicherte der Graf: Ihr könnt ihm ganz vertrauen! — Conſtanze ſchüttelte

---

die allgemeine Stimme und ein Aufruhr des Volkes ſie dazu nöthigte.

bedenklich den Kopf. — Er ſcheint die Gunſt der Königin in gleichem Grade als die des Herrn zu beſitzen. —

Dann mag er morgen kommen, ich werde ihm vertrauen und ihm folgen! ſagte ſie nach einigem Bedenken: Doch, ich höre des alten Origlia Tritte, ich wünſchte nicht, daß er uns wieder beiſammen träfe. Geht durch dieſe Nebenthür, ſie führt Euch auf eine Wendeltreppe in den Hof. Uebermorgen in aller Frühe ſeyd wieder hier.

Der Graf nahte ſich, ihr die Hand zu küſſen. — Graf von Capua, ſagte ſie zurücktretend, und ihr Auge konnte die Flamme des Zornes nicht ganz verbergen: ehe ich nicht gerächt bin, reiche ich Keinem die Hand zum Kuſſe als meinem Gemahl. So lange dieſer franzöſiſche Graf auf Neapels Throne ſitzt, ſo lange meine Feinde leben, ſteht eine undurchdringliche Scheidewand zwiſchen uns; an ihrem Grabe mögt Ihr mich vielleicht weicher geſtimmt finden. Lebt wohl! — Der Graf von Capua entfernte ſich, nicht ganz mit Conſtanze zufrieden.

Am andern Abend trat ein ſchöner, reich gekleideter Mann in Conſtanzens Zimmer. — Signora! ſagte er, Höflichkeit mit Anſtand verbindend: Ich bin der Königin Kämmerer, Giovanno Caracciolo, und von ihr beauftragt, Euch zu ihr zu führen, ſie erwartet Euch mit Ungeduld; jedoch muß das tiefſte Geheimniß dieſen Schritt verhüllen, da mein Leben, ſo wie das Eure ſonſt in Gefahr ſteht und ſelbſt der Königin Leben gefährdet ſeyn könnte.

Herr! erwiederte Conſtanze, die einnehmende Geſtalt und das ſchöne männliche Antlitz Giovanni's mit Wohlgefallen, jedoch nur flüchtig und ohne ſich eines gewiſſen Grauens bei ſeinem Anblick erwehren zu können, betrachtend. — Herr! was habe ich außer dem tiefſten Schweigen noch zu beobachten?

Mir zu erlauben, bis die Dunkelheit es geſtattet unbemerkt in's Schloß zu kommen, bei Euch zu verweilen, dann müßt Ihr Euer holdes Antlitz, nicht aber Eure Geſtalt, unter einem Schleier verbergen und mir in mein Gemach folgen, aus welchem ich Euch unbemerkt zu der Königin führen werde; nur wenn man in Euch eine Dame erkennt, kann ich Euch, ohne Verdacht zu erwecken, in's Schloß führen.

Wie Ihr es wünſcht! antwortete Conſtanze mit Ruhe: Einem edlen Manne darf ich mich wohl anvertrauen. Nehmt Platz, Herr Kämmerer.

Er ſetzte ſich, und ſie ſprachen nun von ſo Manchem, die drückende Lage der Königin betreffend, wobei Caracciolo innige Theilnahme an dem Schickſale Johanna's zeigte; im Uebrigen war ſein Benehmen das eines feingebildeten Mannes, der, ohne Schmeicheleien zu ſagen, durch Blick und Wort auf zarte Weiſe der Schönheit zu huldigen verſteht.

Ich glaube, die Nacht bricht an! unterbrach Conſtanze das Geſpräch: Laßt uns gehen! — Sie ſtand auf, warf einen Schleier um und ſteckte, ſo daß es der Kämmerer bemerken mußte, einen Dolch in ihren Gürtel, dann bat ſie ihn, voran zu gehen und folgte ihm ſchweigend nach dem neuen Schloſſe, wo die Königin in den von ihr bewohnten Zimmern gefangen gehalten wurde.

Jetzt, Signora, habt die Güte, mir Euern Arm zu geben! ſagte der Kämmerer: Ich muß

Euch geſtehen, nur unter dem Schein gewiſſer Vertraulichkeit kann ich es wagen, Euch durch die Wachen zu führen; der edle Zweck mag das Mittel heiligen.

Conſtanze reichte ihm nicht ohne Zaudern den Arm. Ungehindert ſchritten ſie nun durch die äußeren Wachen, die, vielleicht ſchon an dergleichen nächtliche Abenteuer des Kämmerers gewöhnt, nicht die geringſte Unterſuchung anſtellten, und ſo gelangten ſie über den innern Hof nach einer kleinen unbewachten Pforte. Conſtanzens Herz ſchlug heftig, als ſie das Schloß und ſeine dunklen Mauern vor ſich ſah. Hier hatte ihr Vater gewohnt, hier hatte ſie mit Katharina, wenn auch nur kurze Zeit, Tage ſüßer Hoffnung durchlebt, und mit ſonderbarem, angſterfüllten Gefühle trat ſie durch die kleine, von Giovanni unterdeſſen geöffnete Pforte in den Palaſt.

Reicht mir Eure Hand, bat er nun; folgt mir, doch vorſichtig und leiſe. — Sie reichte ihm die Hand und von ihm geleitet ſchritt ſie eine Wendeltreppe hinauf über einen langen finſtern Gang hinweg; jetzt hielt er an, öffnete eine Thür, ſie traten ein. — Verweilt hier einen Augenblick! raunte ihr der Kämmerer zu, ſchloß die Thür wieder und ließ ſie allein.

Da ſtand ſie nun und ſammelte Muth, denn ihr Herz klopfte gewaltig; Finſterniß umgab ſie, kein menſchlicher Laut, kein Fußtritt ſtörte die grauenhafte Stille, nur zuweilen ließ ein fleißiger Holzwurm ſein eintöniges Picken hören, oder eine Maus fuhr raſſelnd hinter der Tapete herunter und machte Conſtanze erbeben. — Stärke mich, Gott! betete ſie leiſe: gib mir Muth und Kraft auch auf dieſem unheiligen Wege! — Da vernahm ſie leiſe Tritte, Caracciolo trat ein und ſetzte eine brennende Kerze vor ſie.

Geduldet Euch, ſprach er: ich muß vorerſt zur Königin, um dort Alles zu entfernen. Verweilet hier nur einen Augenblick! — Dieß ſagend verließ er ſie ſchnell wieder.

Die Kerze erhellte das hohe finſtere Zimmer nur matt und belebte die grauſige Einſamkeit nicht; ihr Licht zeigte die Gegenſtände wie graue Schatten und geſtaltete ſie geiſterhaft. — Bei dem leiſeſten Gekniſter auffahrend erwartete Conſtanze, das Auge ſtarr auf die ihr gegenüber hängende

Tapete geheftet, des Kämmerers Rückkehr. Da ſchien es ihr, nachdem ihr Blick lange und unverwandt darauf geruht, als bekämen die Figuren der Tapete Leben, als bewegten ſie ſich und ſchritten auf ſie zu. Eiskalt durchrieſelte es ſie, aber muthig griff ſie nach der Kerze und trat, ſich zu enttäuſchen, den Truggeſtalten entgegen. Doch — laut aufſchreiend entſank die Kerze ihrer zitternden Hand; es war wieder Nacht um ſie.

Wie leblos ſtand ſie da, kein Laut, kein Seufzer, kein Angſtruf ſtieg aus der krampfhaft gepreßten Bruſt, nur die Hand ergriff den Dolch und ſtreckte ihn hoch empor. — Ja! rief ſie endlich, nachdem ihr die Beſinnung wieder Worte gegeben, dumpf vor ſich hin: nun weiß ich, daß ich nach Deinem Willen handle, Gott der Gerechtigkeit! Warum würdeſt Du mich ſonſt ſo furchtbar an Rache mahnen, warum mich hier in das Gemach meines Vaters führen, hier, wo ich ſo oft an ſeinem Buſen lag, wo er mir meiner Wünſche höchſten gewährte, wo ich ihn ſo glücklich ſah und Alles ſo furchtbar die Erinnerung in mir weckt? Ja, ihr todten Bilder, die ich oft an ſeiner Seite ruhig betrachtete, und die nur auf mich zuſchritten, mich an meinen Schwur zu mahnen, ihr braucht nicht als Phantome mir zu nahen, ihr weckt auf jener Wand als todte Bilder ſattſam ſein lebendes, ſein blutiges Bild in mir. Ihr bedurftet nicht, die Rache zu wecken, ſie ſchlummert nicht in meiner wogenden Bruſt —

Da öffnete Caracciolo die Thür. — Um Gotteswillen, was beginnt Ihr, Signora? rief er, auf ſie zueilend: Mit wem redet Ihr, was ſoll der Dolch in Eurer zitternden Rechte?

Zitterſt Du, weibiſche Hand? ſagte Conſtanze höhniſch, auf ihre bebende blickend: Doch ja! — Was ſollſt Du auch hier? — Sie ſteckte lächelnd den Dolch wieder in den Gürtel. — Geht nur voran, Herr Kämmerer, ich folge Euch.

War Jemand hier? Saht Ihr Jemand? fragte Giovanni ängſtlich.

Den Geiſt meines Vaters! erwiederte ſie.

Ha! rief der Erſchrockene: Verzeiht, daß ich Euch hieher führte, ich hatte es nicht bedacht. — Kommt, Signora! folgt mir ſchnell in ein anderes Zimmer, daß Ihr Euch dort beruhigt, ehe Ihr vor der Königin erſcheint.

Ich bedarf keiner Beruhigung, ich bin gefaßt! erwiederte ſie: Geht nur voran. — Caracciolo, das ernſte Antlitz Conſtanzens mit Staunen betrachtend, ſchritt voran; ſie folgte.

Als ſie in das Kabinet der Königin trat, das nämliche, in welchem ſie Johanna zum erſten Mal geſehen, fühlte ſie ſich plötzlich weich geſtimmt. Noch ſtand der Armſtuhl, auf welchem die Königin geſeſſen, auf derſelben Stelle, aber Katharina mit ihrer junoniſchen Geſtalt ſtand nicht hinter ihm, ihr Vater ihr nicht zur Seite; ſie ſah ſich allein, denn auch der Kämmerer hatte ſie verlaſſen, und die Erinnerung an jenen Tag ſtand lebhaft vor ihr. Da rauſchte die wollene Tapete, ſie theilte ſich und die Königin trat, von Caracciolo geführt, ein. Conſtanze, bei ihrem Anblick des Vaters gedenkend, ſank, von Schmerz gebeugt, ihr zu Füßen und umfaßte krampfhaft ihre Kniee.

Stehe auf, Conſtanze! ſprach die Königin bewegt. Und Ihr, Giovanni, laßt uns allein! befahl ſie dem Kämmerer, der ſich auch entfernte.

Steh auf, Unglückliche! ſagte jetzt die Königin: Vor einer gefangenen Fürſtin darf kein Knie ſich beugen. Steh auf, komm an meine Bruſt! — Conſtanze erhob ſich, wehmuthvoll blickte ſie in die von Thränen getrübten Augen der unglücklichen Monarchin. — Wir haben Beide viel verloren! begann dieſe, nun das Schweigen brechend: Du, einen Vater, ich, einen edlen, treuen Freund; laß unſere Thränen vereint um ihn fließen!

Und ſein Andenken uns heilig ſeyn! fiel Conſtanze, vom Gefühl überwältigt, ihr in's Wort.

Eine leiſe Röthe überflog bei dieſen Worten der Königin bleiche Wangen. — Ja, es ſoll uns theuer ſeyn! ſprach ſie, Conſtanze an ſich drückend. — Aber ſag' mir, mein Kind! fuhr ſie mit einiger Unruhe fort: was führt Dich zu mir? Sollte Dein Anblick meinen Schmerz erneuern? Ach! Schmerzen und Kummer habe ich ſattſam, ich bedarf nicht, ſie mit einem Wagniß, wie Dein Hierſeyn, zu erkaufen.

Nein, Hoheit! erwiederte Conſtanze mit Stolz: Mein Ziel iſt ernſterer, höherer Art.

Hat Dir vielleicht der Graf von Capua einen Auftrag gegeben? unterbrach ſie Johanna.

Ihr habt mit Pandolfello Alapo einen treuen Freund und Eure Krone verloren, ſprach Conſtanze mit hohem Ernſte: ich einen gütigen, liebenden Vater. Wir Beide ſind tief gekränkt und Rache iſt der einzige Gedanke, der noch lebhaft, feſt in mir, ſo wie in Euch aufflammen muß, Rache an ſeinen Mördern.

Der Wille, mein Kind, wird nur ſelten zur That; ich bin gefangen, Du ein ſchwaches Weib! erwiederte die Königin.

Denkt an die erſte Johanna von Neapel! raunte ihr Conſtanze leiſe und geiſterhaft zu: Nur um die Krone auf ihrem Haupte zu befeſtigen, ließ ſie es zu, daß der erdroſſelte Leichnam ihres königlichen Gemahls aus dem Fenſter des Schloſſes zu Averſa herabgeworfen wurde; ſie hatte keinen theuern Freund zu rächen — und Ihr?

Schweig! bat die Königin: Die Wände haben Ohren. — Rufe mir nicht die greuliche Geſchichte zurück, ſchon der Gedanke daran macht mich beben. Eines Königs Leben iſt heilig, die Engel ſchützen es; Königsmord verſöhnt keine Buße, keine Abſolution.

Die Engel ſchützen den Satan nicht! erwiederte Conſtanze, doch ſchnell ſich faſſend fliſterte ſie der Königin leiſe in's Ohr: Der Graf von Capua, der ſchon einmal das Amt des Henkers übernahm, will es zum zweiten Mal, Euch zur Rettung, übernehmen; hat er die That vollbracht, dann übergebt ihn freiwillig ſeinen Richtern, wie jene Johanna des Königs Mörder nur gezwungen übergab. Ihr und ich ſeyd dann zwiefach gerächt und der Geiſt meines Vaters iſt verſöhnt.

Sinnend ſah die bleiche Fürſtin vor ſich hin. Muthlos und doch lüſtern nach Rache ſtand ſie da, jede Lebenskraft erſchlafft, ausdrucklos ihr Antlitz; das Auge ſtarr, aber matt, blickte leblos vor ſich hin. Allmählig, als wenn das Leben dem Tode die Beute wieder abgewinnt, rötheten ſich die Wangen, ward das Auge lebhafter. — Ha! rief ſie plötzlich: ſo ſoll es ſeyn!

Conſtanze! wandte ſie ſich zu der Erſtaunten, und es war eine ganz andere Geſtalt, die jetzt vor ihr ſtand: Sage dem Grafen von Capua, daß ich ihn in drei Tagen um dieſe Stunde hier erwarte; iſt vielleicht der Großſeneſchall in Neapel.

pel, mag er ihn begleiten. Giovanni ſoll ſie in der Dämmerung im Vorzimmer des Königs treffen und in's Geheim zu mir führen. Dann ſoll die Stunde der Rache für Dich und mich ſchlagen!

Bei dieſen Worten tönte im Schloßhofe der Klang von Jagdhörnern. Caracciolo ſtürzte herein.

Der König kehrt ſchon von der Jagd zurück, und wollte doch erſt morgen —

Banget nicht, Giovanni! unterbrach ihn Johanna mit Ruhe: Führt die Dame in Euer Zimmer und ſobald der König in's Schloß getreten iſt, könnt Ihr ſie, während des Getümmels der Jäger und Roſſe, unbemerkt aus dem Caſtell bringen; doch müßt Ihr dann ſchnell zurückkehren, denn fände man, beſonders heute, meinen Wächter nicht auf ſeinem Platze, verlöre er ſicher ſeinen Poſten und ich mit ihm einen edlen Freund. — Lebt wohl! — Sie nickte Conſtanzen freundlich zu und verließ eiligſt das Kabinet.

Nach kurzem Harren, während welchem Conſtanze Zeit hatte, über das ſonderbare Benehmen der Königin, welches einen unangenehmen Eindruck bei ihr zurückgelaſſen, nachzudenken, führte Caraccioli ſie zwiſchen dem wilden Treiben auf dem Schloßhofe unbemerkt hindurch. Jeder, dem ſie begegneten, glaubte, es ſey ein galantes Abenteuer, welches er beſtehe, Niemand that als bemerke er ſie, und ſo gelangten ſie vor das äußere Thor. Der Kämmerer geleitete ſie noch eine kleine Strecke längs dem Strande, dann, ſich entſchuldigend, daß er ſie ſchon hier verlaſſen müſſe, ſagte er theilnehmend: Rechnet auf mich wie auf Eueren treueſten Freund, und lebt wohl, Signora! — Hierauf verließ er ſie.

Conſtanze eilte nun, den Schleier dicht über ſich gezogen, jeden Vorübergehenden ſorgſam vermeidend, der Wohnung Gurello Origlia's zu. Ohne irgend auf Etwas zu achten, immer nur mit ängſtlichem Blick nach den erleuchteten Fenſtern des noch fernen Hauſes blickend, bemerkte ſie einen Vermummten nicht, der, ſie ſtets im Auge behaltend, ihren raſchen Schritten folgte. Plötzlich hemmte der leiſe Ruf: Conſtanze! ihre Eile; ſie ſchaute um, erblickte die Geſtalt und ihr Gang ward nun beflügelt. — Conſtanze! erſchallte es noch einmal mit ſtarker, vernehmlicher Stimme hinter ihr, und ſie ſtand wie gebannt.

Folge mir und ſchweige! ſagte der Vermummte, der ſich ihr jetzt nahte. Conſtanze folgte, ohne ein Wort zu erwiedern, der finſtern Geſtalt, deren Harniſch unter dem Reitermantel hervorblitzte. Jetzt hielten ſie bei Origlia's Wohnung an.

Sorge, daß ich ungeſehen eintreten kann! ſagte hier Urban, denn er war es. — Sie trat in's Haus, doch bald kehrte ſie wieder zurück und führte ihn unbemerkt in ihr Gemach. — Conſtanze! ſagte er, und ſein finſteres Auge begegnete dem liebevollen Blicke der Gattin: muß ich Dich ſo treffen? An dem Arme eines Mannes, der Dir ſeine treuen Dienſte verſichernd ein trauliches Lebewohl ſagt? Wie eine Abenteurerin, bei Nacht auf der Straße irrend, finde ich Dich — wie kann ich Dich mit freudigem Herzen empfangen?

Du kannſt es, mein Geliebter! erwiederte ſie, ſich an ſeinen ſtählernen Panzer ſchmiegend: Blick' in mein Auge, es ſchaut offen nach Dir; blick' auf meine Wangen, ſiehſt Du da die Röthe der Scham? Vielleicht den Purpur des Entzükkens, Dich wieder zu ſehen, Dich an meine Bruſt zu drücken.

Wo warſt Du? fragte Urban immer noch finſter: Was trieb Dich allein hinaus in das Dunkel der Nacht?

Mein Beruf! erwiederte ſie, und der freundliche Zug ihres Mundes war verſchwunden, düſterer Ernſt umzog ihn: Ich war bei der Königin!

Und wie kamſt Du zu ihr, deren Zimmer Jedem, am erſten wohl der Tochter Alapo's verſchloſſen ſind?

Der Graf von Capua ſchaffte mir die Gelegenheit. Der Kämmerer Caracciolo führte mich ein! erwiederte ſie.

Der Graf von Capua, welcher Dich zum Preis der Rettung Pandolfello's ſetzte? Giovanni Caracciolo, der, wie es verlautet, Deines Vaters Stelle bei der Königin einnimmt? Und was wollteſt Du bei ihr?

Der Graf von Capua ſoll den König morden und dann auf dem Blutgerüſt ſterben; ſagte ſie mit furchtbarem Tone: ſo hab' ich mein Wort gelöſ't und die Ruhe kehrt wieder in meine Bruſt zurück.

Conſtanze! rief Urban, ſich ihren Armen entwindend: Weib, das einem Engel an Liebreiz gleicht, wie kannſt Du, ſelbſt zum Tiger geworden, einen Tiger reizen, den königlichen Löwen zu morden, damit er ſich ſelbſt verderbe! Wie kannſt Du zu einem Königsmord Deine Hand bieten! Ueber ein gekröntes Haupt breitet Gott ſeine ſchützende Rechte.

Ich muß! erwiederte ſie, und auf ihrem Antlitz ſprach ſich der tiefe Schmerz aus: Sieh, Urban, ich gleiche einer Harfe, die, an den Fels gelehnt, einſam ſteht; keine Hand vermag ihr ſanfte Töne zu entlocken, ſelbſt die Deine nicht, mein Geliebter! Nur wenn der Abendwind um ihre Saiten ſpielt, tönen ſie zuweilen leiſe und wehmüthig; aber rauſcht der Sturm durch die Bewegten, erfaßt er die tiefe unmelodiſche Saite, welche die rauhe Hand des Schickſals verſtimmte, dann ſchweigt die ſanfte Harmonie und ein dumpfer, hohler Akkord, gleich Grabgeſang, hallt durch die Luft. Dieß iſt der Ton meines Innern! Iſt der Sturm vorüber, hat Blut den

Vater verſöhnt, dann ſtimme die Hand der Liebe auch die Saite wieder, und in ſanftem Akkorde ſoll die Harfe Dir tönen, bis ſie am Grabe verſtummt!

Und wer führte den Grafen von Capua zu Dir, Du Unglückliche? fragte nun der Gatte tief gerührt: Was brachte Dich mit ihm in ſo blutige Berührung?

Der Zufall. Sein Haß gegen den König iſt ſo glühend wie ſeine thörigte Leidenſchaft für mich. Er war zu Allem bereit.

Und für welchen Preis? fuhr Urban auf.

Für einen blutigen — den Tod. — Auf dem Blutgerüſte, wie der Vater, muß auch er fallen!

Conſtanze! ſagte nach einer langen Pauſe der Gatte: Du weißt, wie grenzenlos ich Dich liebe; ich duldete Deine abſtoßende Kälte, Deine berechnete Züchtigkeit; ich ehrte die ſtrenge Sitte der Jungfrau, darbte an jedem unſchuldigen Liebesgenuß und lebte nur einer belohnenden Zukunft. Aber die zarte Sitte der Jungfrau iſt, ſeit der Prieſter uns vereinte, nicht ganz mit übergegangen in die Ehe; Conſtanze Origlia gleicht nicht mehr Conſtanze Alapo!

Das Wort iſt hart und verwundet tief, ſprach ſie, ſich abwendend: hart, ſelbſt wenn es Wahrheit wäre. —

Es ſoll Dich ſchmerzen, Conſtanze! erwiederte Urban: Die Hand der Liebe ſchlägt oft heilſame Wunden. Sage ſelbſt, iſt nicht der beharrliche Sinn der Jungfrau zum blutigen Starrſinn geworden? Nur an der Rache hängt Dein Herz, den ſanfteren Gefühlen der Liebe iſt es verſchloſſen.

Kannſt Du das ſagen? fragte ſie betrübt.

Ja! erwiederte er ernſt: In das Heiligthum unſerer Liebe drang ein finſterer Geiſt, und Du vermagſt nicht mehr, ihn daraus zu bannen, dort zerſtört er Alles, was dem Herzen theuer und werth war, ſelbſt der Glanz der himmliſchen Blumen, welche uns dort erblühten, erliſcht, von ſeinem giftigen Hauche berührt. Solch feindlicher Dämon darf nicht um den Engel der milden Liebe ſchweben, ſolcher Zwieſpalt kann nicht in einem Herzen wohnen, ohne es zu zerſtören; er iſt gegen die Natur. Gib Dich den zarten Gefühlen wieder und überlaß dem Manne die Rache!

Dir? ſagte, aus ihrem Sinnen aufgeſchreckt, Conſtanze.

Ja, mir! erwiederte Urban: Franz Sforza ſteht mit dreitauſend Küraſſieren und tauſend Mann Fußvolk bei Benevent; wir rücken bald gegen Neapel und hoffen, daß wir hier noch Herzen finden, welche, der franzöſiſchen Herrſchaft müde, uns entgegenſchlagen werden. Laß uns den König im offenen Kampfe vom Throne ſtoßen; im Zweikampf die Richter Deines Vaters zum Gottesgericht ziehen!

Und im Kampfe fallen, daß mir noch die blutige Pflicht würde, auch Dich zu rächen? unterbrach ſie den Gatten mit Heftigkeit: Nein, Urban! wozu der Vater ſie in der Marterſtunde weihte: zum Tode auf dem Blutgerüſte, dahin muß ich ſie führen, der muß ihnen werden, nicht ein ehrlicher Reitertod!

Conſtanze, bindet nur der furchtbar geſprochene Eid Deinen Willen, ſo hat die Kirche Mittel, Dich von dem unweiblichen Gelübde freizuſprechen.

Wie die Liebe zu Dir, mein Gemahl, unauslöſchbar in meinem Buſen waltet, erwiederte ſie, und ihr Auge ruhte faſt bittend auf Urban: wie keine Gewalt der Erde dieß Gefühl aus meinem Herzen reißen kann, wie ſie einen Theil meines ganzen Weſens ausmacht, ſo hat ſich auch der Durſt nach Rache meiner bemächtigt und zwingt mich, ihn zu ſtillen. Nicht mein Schwur hält mich auf meinem Wege feſt, er mag in Sturmes Gebrauſe verhallt ſeyn, denn was die Verzweiflung ſpricht, hört ja der Barmherzige nicht; eine unwiderſtehliche Gewalt zieht mich fort, ewig ſteht das bleiche Haupt meines Vaters vor mir und mir iſt, als ob ſeine blaſſen, geſchloſſenen Lippen ſich öffneten und mir zuriefen: Räche mich! — Ach! ich bin den finſtern Mächten verfallen! der Zwieſpalt hat mein Herz zerriſſen, nur Deine Liebe erhält mich noch. O, mein Urban! rief ſie und ſank vor ihm nieder: verlaß mich nicht, entziehe mir Deine Liebe nicht! Sie allein iſt der gute Engel, der mich noch ſchirmend umſchwebt, der mich vor Verzweiflung ſchützt. Dulde mich, habe Mitleid mit mir!

Urban erhob und drückte ſie an ſeine Bruſt. Vermag die Liebe nicht, Dich von der Dornenbahn zu leiten, ſo will ſie Dir doch treu zur

Seite ſtehen, die Wunden heilen, welche die Dornen Dir ritzten; treu will ich Dir tragen helfen und Dein liebender Gatte ſeyn — ſo lange Du meiner Achtung werth bleibſt. Aber, Conſtanze! führte Dich der Wahnſinn aus dem Kreiſe der Weiblichkeit, entmenſchlichte er Dich — einen Tiger könnte ich nicht an meine Bruſt drücken — dann —

Dann? rief ſie auffahrend.

Dann überließ' ich Dich den finſtern Mächten und Dein Engel wär' von Dir gewichen! ſagte er mit gepreßter Stimme.

Starr ſah ihn Conſtanze bei dieſen Worten an. Ihr Auge rollte glühend, faſt zornig; doch allmählig löſchte die Thräne der Wehmuth die Flamme. — Iſt das die Liebe, die im Unglück nicht verläßt? rief ſie ſchmerzvoll: Iſt das die ewige, unwandelbare Liebe? Ich würde Dir in Unglück und Gefahr treu zur Seite bleiben, und wenn der Wahnſinn Dich ergriffe, Dich das Schrecklichſte begehen ließe, Du mich von Dir ſtießeſt, würde ich Dich auf meinen Knieen bitten: Laß mich Dein guter Engel ſeyn, der Dich mit doppelter Treue umſchweben und Dich nicht den finſtern Mächten überlaſſen will! Und, da auch Du mich verläſſeſt, rief ſie, die Hände faltend und ſie gen Himmel hebend: übergebe ich mich Gott und ſeiner Barmherzigkeit. Er verläßt die Unglückliche nicht, ſeine Liebe iſt ewig!

Auch die meine! rief Urban erſchüttert: Auch die meine ſoll es ſeyn bis zum Tode!

Amen! ſprach Conſtanze: Und nun erſt fühl' ich mich ſtark, und Deiner Liebe gewiß, gehe ich meinem finſtern Schickſale ſtandhaft entgegen! —

8.

Auf dem alten, noch von den Normannen erbauten Schloſſe in Tricarico, welches die Stadt gegen Süden vertheidigte, führte eine lange hochgewölbte Halle nach dem Thurme, welcher die Hauptbefeſtigung des Schloſſes ausmachte. Von ungeheuerer Dicke, als ob der Erbauer ſchon im Voraus auf die Macht des Geſchützes, womit er jetzt beſchoſſen wurde, gerechnet hätte, umgab ihn eine, mit Bruſtwehr und Schießſcharten verſehene Gallerie, von der man die umliegende Gegend ganz überſehen konnte. Die Halle, welche dieſen einzeln ſtehenden Rieſen mit dem Schloſſe verband, war der gewöhnliche Aufenthalt des Kriegervolks, und es hatten wohl an 300 Mann Raum darin. Auch heute, obgleich die meiſten der Knechte ſich unten in der Stadt zur Vertheidigung der Mauer befanden, da eine beſondere Thätigkeit im Lager einen Angriff befürchten ließ, war es ſehr lebhaft.

Noch ein hübſches Häufchen alter Kampfgeſellen war hier verſammelt, unter welchen Pedro, Joſepha's Vater, als ihr gefürchteter Hauptmann, ſtolz einher ſchritt und genaue Aufſicht über die Arbeit hielt, womit ſeine fleißigen Knechte, meiſt ehemalige Spießgeſellen, ſich beſchäftigten; er ſchien heute von beſonders guter Laune zu ſeyn. — Nur immer wacker, ihr muntern Kumpane! rief er ihnen zu: nur wacker, daß die Waffen bald wieder in Stand kommen. Mir ahnet, das adelige Volk da unten wird nicht länger ſäumen, und da die ungeſchliffenen Karthaunen ein Loch in die Stadtmauer geſchoſſen haben, werden ſie nun wohl endlich einen Sturm wagen. Nur friſch an's Werk, ihr alten Geſellen! müßt ja doch für die jungen Unbärtigen Alles wieder in Stand ſetzen; aber nur immer zu, ein Stoßgebet an St. Georg, und fleißig die Becher geleert, ſo wird es ſchon gehen.

Rüſtig arbeiteten nun die Alten, die mit ihrem zottigen Haar, ihren langen Bärten und dem verwogenen Blick ihrer glühenden Augen ſo furchtbar ausſahen, daß ſelbſt der Teufel ſich nicht wohl in ihrer Mitte befunden hätte. Hier hämmerte der Eine die Schiene eines zerhauenen Halskragens wieder zuſammen, dort flocht ein Anderer, eine verroſtete Zange in ſeiner rauhen Hand, den geborſtenen Draht einer Helmdecke; hier wurden zur Partiſane und Pike tüchtige Stangen glatt gehobelt und die Scharten aus den Schwertern gewetzt. Am aufmerkſamſten aber war der Alte auf die Armbrüſte, die in bedeutender Menge an der Wand hingen; er ſelbſt probirte jede und ſah nach, ob die Senne nicht ſchlaff, das ſtählerne Rad noch in gutem Stande ſey. Die Zurichtung der Bolzen und Pfeile, von denen ein großer Vorrath zuſammengeſchichtet war, überließ er den Andern.

Von dem Zuruf des alten Pedro aufgemuntert, war in der Halle ein ſo reges Treiben, ein Hämmern und Klopfen, ein Klirren der Waffen, daß man hätte glauben ſollen, ſich in der Werkſtatt Vulkans zu befinden, hätte nicht das Singen luſtiger Lieder des Einen, das Ave Maria und das brünſtige Beten des Andern, ſelbſt das Fluchen des Dritten enttäuſcht. Auch die Erinnerung aus früherer Zeit, an ſo manche liſtig vollbrachte That, würzte die Arbeit, und der Wein, dieſer Sorgenbrecher, erheiterte die mürriſchen, bärtigen Männer und brachte Leben und Freude unter ſie. Lieder, ſonſt nach reicher Beute bei wilden Gelagen geſungen, ertönten von den taktmäßigen Schlägen der Hammer begleitet, die Becher kreiſ'ten, aber immer wilder wurde der Lärm, immer rüſtiger ging es an die Arbeit, als ein junger feiner Burſche, die Laute in der Hand, auf eine Tonne ſprang. — Ruhe! riefen mehrere Stimmen. — Antonio will das Lied zu Ehren des Fräuleins ſingen! brummte ein alter grauer Geſelle: Hört andächtig zu und fallt fein ordentlich im Chorus ein. — Der junge Krieger that einige Griffe auf ſeinem Inſtrumente, dann ſang er ein Lied, welches er ſelbſt gedichtet hatte, und unter Hammerſchlägen und Schwertergeklirr fielen die wilden Krieger ein, wiederholten die letzten Strophen und leerten die Becher, indem ſie ſangen:

Der Donna mit edlem, hohen Muth
Bieten wir willig unſer Leben und Blut,
Für Sforza's Tochter, die edle Maid,
Zieht ſelbſt der Räuber zum ehrlichen Streit.

Eben tönte der jubelnde Lärm durch die Halle, die Becher klirrten auf das Wohl Margaritta's, als die Glocke, welche in der Mitte des Gewölbes hing, laut anſchlug. Das Lied verſtummte.

Zu den Waffen! rief Pedro: Schnell jeder auf ſeinen Poſten! — Er ſelbſt ergriff die Streitart, nahm ſeine Armbruſt und den Köcher mit Pfeilen, drückte ſeine Eiſenhaube tief in's Geſicht und eilte die Wendeltreppe hinauf, welche nach dem Thurme führte. Hier ſah er von der Gallerie forſchend hinab in's Thal, wo das Lager des Großſeneſchalls ſich wie ein eiſerner Reif um Tricarico zog. Hell glänzten dort, von der Morgenſonne beſtrahlt, die Waffen; das ganze Lager ſchien in Bewegung, doch wieherten die

Streitroſſe nicht unter der Laſt ihrer Eiſendecken, der ſchwere Panzer drückte nicht die Bruſt des Kriegers; Alles war friedlich. Nur drei Ritter mit ihren Dienern, einen Trompeter an ihrer Spitze, ſah er aus dem Lager der Stadt zu, ziehen. Dieß hatte die Schildwacht auf dem Thurme vermocht, die Glocke zu ziehen, welche das Zeichen der Annäherung des Feindes gab und welche ſo plötzlich Geſang und Arbeit unterbrochen hatte.

Pedro war über dieſen unerwarteten Beſuch verwundert, mehr noch, als er die Trompete unfern des Stadtthores ſchmettern hörte, den Hauptmann Micheletto ſich im Schloßhofe auf ſein Roß ſchwingen und mit hinlänglicher Begleitung in die Stadt reiten ſah. Bald ward das Thor geöffnet, Micheletto zog zu den feindlichen Rittern hinaus, ſprach mit ihnen, führte ſie dann in die Stadt und von da in das Schloß.

Hier wurden ſie in den großen Waffenſaal geführt, von Micheletto bewillkommt und ihnen der Ehrentrunk gereicht. Es waren: der Hauptmann des neuen Schloſſes, der jugendliche Angelo Bellano aus dem Hauſe Sanſeverino, der

Graf Ruſſo Cajetano und der, ſeines Muthes und ſeiner Beredtſamkeit wegen, ſo berühmte Antonio Puderico. Dieſer nahm das Wort.

Werther Herr! ſprach er zu Micheletto: Wir ſind von dem Großſeneſchall, dem edlen Grafen von Troja geſandt, mit Euch, dem Befehlhaber dieſes Schloſſes und dieſer Stadt, in Güte zu unterhandeln.

Herr! unterbrach ihn Micheletto: Ich bin zwar des Großkonnetables treuer Diener, doch weder von ihm, noch von ſeinem Sohne hier zum Befehlhaber beſtellt. Verzeiht einen Augenblick, mich dünkt, ich höre kommen.

Als er dieſes ſagte, öffneten ſich die Flügelthüren und Margaritta, gewappnet wie zur Schlacht, nur daß ein reichgekleideter Page ihren Helm trug, trat ein; mehrere Ritter und Krieger, unter denen ſich der alte Pedro befand, folgten ihr.

Mit königlichem Anſtande ſchritt ſie auf die Abgeſandten des Seneſchalls zu, die, ſie begrüßend, ſich zwar vor ihr beugten, doch ſchnell den Blick wieder erhoben, um die herrliche hohe Geſtalt des Mädchens zu ſehen. Ihr langes braunes Haar rollte in dunklen Locken über den ſchwarzen Harniſch, den eine weiße Schärpe, in welcher der goldene Löwe Sforza's geſtickt war, zierte; ein Dolch mit funkelndem Griff ſtack im goldenen Wehrgehenk und ein einfaches kurzes Schwert hing an ihrer Seite. Sie erwiederte die Begrüßung der Abgeſandten und ihr feuriges dunkles Auge heftete ſich feſt auf die drei Ritter, als ſie mit Würde fragte, was ihr Begehr ſey.

Signora, befehlt Ihr im Schloſſe? entgegnete ſtatt der Antwort Antonio.

So wie Ihr ſeht, befiehlt hier die Tochter Sforza's! erwiederte Margaritta.

Nun dann, Dame! fuhr Antonio Puderico fort: ſo muß ich alſo an Euch, die holde, muthige Vertheidigerin Tricarico's, meinen Auftrag richten, und ich thue es mit Freuden, da es mir Gelegenheit gibt, eine Dame zu ſehen, in welcher Schönheit und Muth ſich ſo herrlich vereinen.

Zur Sache, werther Herr! nahm Margaritta das Wort: Wenn wir uns einmal am Hofe der Königin Johanna finden ſollten, und es beliebte

Euch auch da, mir Schmeicheleien zu ſagen, ſo hätte ich vielleicht die Laune, Euern Scherz zu erwiedern; jetzt aber bitte ich um Euern Auftrag.

Nachdem die Geißeln durch die Einnahme von Oppido frei geworden, begann Antonio: ſteht das Leben Eures Vaters in Gefahr —

Gab nicht Euer König ſein Wort? unterbrach ihn Margaritta raſch.

Was den König zwang, ſein Wort zu geben, iſt nicht mehr! fuhr Antonio fort: Seine Ritter ſind frei und Euer Vater noch im Kerker, da könnte leicht —

Jacob von Bourbon ſein Wort brechen? unterbrach ihn die Signora noch einmal: Ich glaube es faſt und finde es ſelbſt bei ſolchem Manne natürlich.

Der Großſeneſchall, fuhr der Ritter fort: Eurem Vater auch im Unglück gewogen, glaubt ein Mittel gefunden zu haben, ihn zu retten.

Laßt hören!

Uebergebt ihm Tricarico unter der Bedingung, daß der König durch einen Eid Euerem Vater das Leben zuſichert. Der Großſeneſchall und wir verpflichten uns, daß der Eid gehalten werde.

Ihr Herren! erwiederte Margaritta lächelnd: Wie ſoll ich dem Eid eines Mannes trauen, dem ſein Wort nicht heilig iſt? Wie Männern trauen, die den heiligſten, als Vaſallen geleiſteten Schwur brechen konnten? Nein, werthe Herren, da kenne ich ein ſichreres Mittel. — Ihr ſeyd vom Geſchlecht der Borgo, Ihr, Herr, wandte ſie ſich zu Angelo Bellano: ſtammt aus dem edlen Hauſe der Sanſeverino, Ihr aber gehört den mächtigen Cajetanern an; Freunde, Verwandte habt Ihr in Menge, vor deren Macht Jacob von Bourbon zittern muß, Ihr ſollt, ſtatt der durch Verrath freigegebenen Franzoſen, meinem Vater als Geißeln dienen. Gebt Eure Schwerter ohne Widerſtand ab; eine Haft ſoll Euch hier werden, wie ſie meinem edlen Vater in Neapel ward.

Staunend, verwundert ſahen die Ritter auf die Jungfrau, deren feuriger befehlender Blick von ihrem Gefolge verſtanden und auch ſogleich vollzogen wurde. Die Ritter ſahen ſich ſo dicht umgeben, daß an keinen Widerſtand mehr zu denken war.

Iſt es Sitte, rief jetzt der jugendliche Angelo Bellano: Geſandte, die mit ſicherem Geleit hier eintritten, heimtückiſch gefangen zu nehmen? Ihr Männer und Kriegsleute, die ich im Gefolge dieſer geharniſchten Dame erblicke, duldet Ihr dieſen Verrath?

Auch Sforza, unſer Kriegsoberſte, wurde hinterliſtiger Weiſe gefangen genommen! entgegnete Micheletto.

Und Euer König bricht ſein Wort! fiel Margaritta ſchnell ein: warum ſollte ein Weib es nicht, deren Geſchlecht Ihr überdieß für ſo wankelmüthig haltet? — Doch, Ihr Herren, ein ernſtes Wort! Die Noth, in welcher ich meinen Vater weiß, zwingt mich zu dieſem Verfahren, und Ihr werdet es der Tochter verzeihen, daß ſie ſo handeln muß. Eure Geſchlechter ſind mächtig, ſie waren es, welche dem franzöſiſchen Grafen die Krone Neapels aufſetzten; mögen ſie ſich auch jetzt um ſeinen Thron verſammeln und Eure Freiheit erbitten, die Euch nur wird, wenn Mutius Sforza aus ſeinem Gefängniſſe tritt.

Antonio wollte ihr noch fernere Vorſtellungen machen. Margaritta aber unterbrach ihn.

Ich weiß nicht zierlich zu reden, nicht Eure Einwürfe mit Scharfſinn zu beantworten; ich weiß beſſer die Armbruſt zu ſpannen, als meine Worte künſtlich zu ſetzen; deßhalb kann ich Euch nur ſagen, daß es mir leid thut, ſo handeln zu müſſen. Sendet Botſchaft in's Lager, laßt Euren Freunden und Verwandten wiſſen, Margaritta Sforza habe geſchworen, daß es Euch ergehen ſolle wie ihrem Vater; ein gleiches Gefängniß, gleicher Unterhalt, Freiheit oder Tod ſoll Euch werden! Was Euer König dem Großkonnetable geben wird, werde auch Euch!

Signora! nahm jetzt Angelo Vellano, der ſie nicht ohne Bewunderung angeſtaunt hatte, das Wort: Die Bombarden haben in der Mauer der Stadt Breſche geſchoſſen; iſt es dem Seneſchall Ernſt, die Stadt zu nehmen, ſo bedarf es eines Sturmes und ſie iſt ſein.

Wäre dem ſo, dann bleibt mir das Schloß! erwiederte Margaritta.

Und wenn auch dieſes genommen würde? ſagte der feurige Jüngling nicht ohne Theilnahme.

Dann, werther Herr! ja dann hat das Spiel ein Ende — und mein Ziel iſt erreicht! ſagte ſie ernſt: Wer den Panzer umſchnallt, das Haupt mit dem Helme deckt, das Schwert ergreift, der muß mit dem Tode vertraut werden und ihn ruhig erwarten.

Trotz der Drohungen der Ritter, trotz der augenſcheinlichen Gefahr, welcher ſie durch dieſen kühnen Schritt entgegen ging, blieb ſie in ihrem Entſchluſſe feſt und ließ die Gefangenen in den Thurm führen, wo ſie, gleich ihrem Vater, in einem eben nicht freundlichen Gefängniſſe auf den Tag der Freiheit harren mußten; zugleich ließ ſie durch einen Geiſtlichen, den ſie der Vorſicht wegen dazu ausgewählt, ihr Betragen bei dem Großſeneſchall durch die Nothwendigkeit entſchuldigen.

Kaum waren die Barone in's Gefängniß geführt, kaum hatte ſich die Kunde von dem Vorgefallenen im Schloſſe und in der Stadt verbreitet, als überall ein lauter Jubel erſcholl. In der Halle, wohin ſich die Krieger wieder zur Arbeit begeben, hatte Antonello noch einmal die Laute ergriffen und ſang das Lied zu Ehren der Tochter Sforza's, wo dann der Chorus wacker einſtimmte und Pedro, ſtolz auf ſeine muthige

Enkelin, den Wein zu ſpenden nicht vergaß; überall war Luſt und Freude, Jeder glaubte nun ſicher Sforza und die Stadt gerettet, und ſo ſtill es im Lager war, ſo lebhaft ſprach ſich hier der Jubel aus. Nur Margaritta theilte ihn nicht.

Sie ſaß am hohen Fenſter und ſah ſinnend hinab auf das feindliche Lager. Die Antwort, welche der Seneſchall dem Prieſter im Geheim gegeben, ließ ſie vermuthen, er freue ſich, daß ſie die dargebotene Gelegenheit benutzt habe, ihres Vaters Leben, wenigſtens für den Augenblick ſicher zu ſtellen; aber dieſe Antwort war es nicht, was ihre Gedanken umfangen hielt; ihr Sinnen war anderer Art. Ein leiſer Druck der Hand, ein Blick aus Micheletto's feurigem Auge, Worte der Bewunderung aus der Tiefe ſeines Herzens geſprochen, hatten ihre lebhafte Phantaſie aufgeregt. Sie wollte freundlich des ſchönen, wakkern Kriegers gedenken, der ein ſo treuer Freund ihres Vaters, ſo ausdauernd ihr zur Seite ſtand, aber ſein Bild ſchwankte nur vor ihrem Blicke und bald zerfloß es in Nebel und Urban Origlia, dieſer Mann ihrer erſten, wenn auch hoffnungsloſen Liebe, trat herrlich aus ihm hervor und bannte ſie feſt an's einſame Fenſter, obgleich die Sonne ſchon unterzugehen begann.

Hier überließ ſie ſich ihren Träumen, ganz in ihnen verſunken, ließ ſie alles um ſich her unbeachtet, ſo daß ſie ſelbſt Micheletto's Eintreten nicht bemerkte. Der junge Krieger blieb beſcheiden, das Auge feſt auf ſie geheftet, an der Thür ſtehen und ergötzte ſich an ihrem Anblick. Die Abendſonne, welche ihre letzten Strahlen durch das Fenſter warf, ſchien dem holden Mädchen ein traulich Lebewohl zu ſagen und ſich lange und gern dabei zu verweilen, denn ihre Strahlen, auf ſonderbare Weiſe in den matten Scheiben des Bogenfenſters ſich brechend, bildeten einen goldenen Schein um das braungelockte Haupt der Sinnenden, daß man glauben konnte, eine Heilige in fromme Betrachtungen verſunken zu ſehen. Ihr Auge, von den langen dunkeln Wimpern bedeckt, blickte vor ſich hin und ihren lieblich geformten Mund umzog ein ſchmerzliches Lächeln; die Wange, von irgend einer holden Erinnerung umſchwebt, erglühte, und die gebräunte, immer noch ſchöne Hand ſpielte, deſſen unbewußt, mit den über die volle Schulter herabrollenden Locken.

Ueber das ausdruckvolle Geſicht, über die herrliche Geſtalt hauchte die Abendröthe ihre Zaubergluth und von ihr beſtrahlt erſchien die Jungfrau in heiligem Lichte.

Der rauhe, wilde Micheletto ſtand bewundernd und regunglos da. Frauenwürde zieht einen magiſchen Kreis um ſich, hält den roheſten Mann von ſich fern und ſtimmt die rauhe Saite ſeines Herzens ſanfter. Der junge, wilde Krieger hatte bei ihrem Anblicke es nicht gewagt, von ſeiner Stelle zu wanken und Margaritta in ihrem Sinnen zu ſtören, und — warum ſollte er auch? Schwelgte ſein Auge nicht in den Reizen des holden Mädchens, überflog ſein Blick nicht ungeſtört die herrliche Geſtalt, die er ſonſt nur flüchtig zu beſchauen wagen durfte? Konnte er glücklicher werden als er jetzt war? Doch Margaritta ſelbſt löſ'te den Zauber, der ihn umfangen hielt. Ihr Auge erhob ſich, ohne ihn jedoch zu bemerken, der Arm, der ihr Haupt geſtützt, ſank ſchlaff auf ihren Schooß, die Hand, welche mit ihren Locken geſpielt, ließ ſie herabrollen und ein tiefer Seufzer hob die ſanft bewegte Bruſt. Vergebens! rief ſie, die Hand auf ihr Herz legend: vergebens klopfſt du ſtürmiſch! — Mit einem Blick voll Wehmuth der ſcheidenden Sonne Lebewohl ſagend, erhob ſie ſich, ſah Micheletto, erſchrack, begrüßte ihn jedoch, ihn freundlich fragend: Waret Ihr ſchon lange hier, Micheletto?

Ob lange, ob kurze Zeit, weiß ich Euch nicht zu ſagen, Signora! erwiederte er: Ich ſtand in Euerem Anſchauen verſunken und da iſt die Zeit mit ſolcher Eile an mir vorüber geflogen, daß ich ihren Flug nicht bemerkte.

Habt Ihr Alles in der Stadt, im Fall eines Sturmes, angeordnet? fragte ſie weiter.

Eure Befehle, Signora, ſind befolgt.

Hat Pedro im Schloſſe das Nöthige bereitet, um der Stadt zu Hülfe eilen zu können?

Der erfahrene Krieger hat Alles geordnet.

Nun dann, ſo können wir ruhig ſeyn!

Ruhig ſeyn? fuhr Micheletto auf, doch traf ihn ein ernſter Blick Margaritta's, er preßte unmuthig den Griff ſeines Schwertes an ſein Herz und ſchwieg. Auch die Signora ſchien keine Worte zu finden, das Geſpräch fortzuſetzen; ſie trat an das Fenſter zurück und blickte nach dem Lager hinunter.

Ich hätte wohl Luſt, dort unten einmal einen Beſuch abzuſtatten! begann ſie nach langem Schweigen, während welchem Micheletto mit ſich im Kampfe zu ſeyn ſchien: Flattern die Banner der ſtolzen Barone doch ſo keck vor ihren prachtvollen Zelten, daß mir oft die Luſt anwandelt, ſie wegzureißen und Sforza's Löwen an ihre Stelle zu pflanzen. Was meint Ihr, Hauptmann?

Der Hauptmann räth von dem Unternehmen ab, ſo ſehr es Micheletto auch wünſchte, erwiederte er kalt. Margaritta ſah ihn fragend an, er ſchwieg, obgleich ihr Auge wieder freundlich auf ihm ruhte.

Aber plötzlich, als habe eine neue Lebensflamme ihn durchzuckt, ſchritt er auf ſie zu, deren Antlitz jetzt ein hohes Roth überflog. Margaritta! rief er, und die Schranke war gebrochen: länger trag' ich meines Lebens höchſten Wunſch nicht mehr in meiner Bruſt verſchloſſen; die Flamme, welche ich ſo lange zu verbergen ſuchte, verzehrt mich!

Micheletto! unterbrach ihn das Mädchen, und nicht finſterer Ernſt, ein freundliches, theilnehmendes Lächeln ſchwebte um ihre Lippen: ſprecht nicht aus, was Ihr mir ſagen wollt, — ich ahne, ich weiß es, und könnte Euch nichts erwiedern. Ihr ſeyd von edlem Geſchlecht, — ich — bin meinem Vater nicht in der Ehe geboren und unter Räubern erzogen, meine Mutter iſt eine arme Frau, die auf nichts ſtolz ſeyn kann als auf ein Herz voll Liebe; oft hat ſie durch ſanftes Wort den gezückten Dolch der wilden Männer in die Scheide zurückgeführt und manche Frevelthat gehindert. Ihr Vater iſt der Räuber Pedro, einſt das Schrecken des Landes; es iſt der alte mürriſche Krieger, der ſich nur in der Halle unter ſeinen alten Kumpanen wohl befindet. Wie kann Euch ein ſolches Mädchen genügen, das für Euch nichts Wünſchenswerthes beſitzt, als was Ihr ſelbſt in ſo reichlichem Maße habt, Muth!

Ihr wollt einer Antwort ausweichen! fiel ihr Micheletto in die Rede: doch es ſoll Euch nicht gelingen, nicht dieſer ernſte, ſtrafende Blick, nicht dieſe abwehrende Bewegung Eurer Hand ſoll mich hindern, Euch laut und offen das zu ſagen, was ich nur zu lange in mir verſchloß. Ja, Margaritta, ich liebe Euch, liebte Euch von dem erſten Augenblick, da ich Euch hier fand! Möget Ihr unehelich geboren, von Räubern erzogen ſeyn, was kümmert das mich? Herrlich ſteht Ihr vor mir, eine ſchlanke, dem Himmel entgegenſtrebende Pinie; was frag' ich, ob ſie auf moorigem Grunde, oder auf hohem Felſen ſich ſo ſchön ausbreitete? Euch begehr' ich, die edelſte, muthigſte der Frauen und die Schönſte, die mein Auge ſah, Euch begehr' ich zum Weibe, damit das Starke mit dem Starken, die Kraft mit der Kraft ſich eine und mein wildes, rohes Gemüth in den zarten Banden der Liebe wieder zart und menſchlich werde. Wendet Euch nicht von mir ab, Margaritta! ich weiß, Ihr blickt nicht mißfällig auf mich, Ihr achtet mich, ich bin Euch werth, und doch ſchwieg ich und vermochte mein ſtürmiſches Herz zu zähmen. Nehmt das als Beweis meiner innigen, beſcheidenen, grenzenloſen Liebe und erwiedert ſie. — Eine Thräne in Euerem Auge? rief er, als ſie ihr holdes Antlitz wieder nach ihm wandte: Nein, Margaritta, wehe thun wollt' ich Euch nicht, nicht unzart Euer Herz berühren, das wollt' ich, bei Gott, nicht!

Micheletto! nahm Margaritta das Wort: hört mich an und zürnt mir nicht; hört mich ruhig an, mein werther Freund!

Ich verſtehe Euch, ſagte der junge Krieger, und die Flamme ſeines Auges erloſch: ich verſtehe Euch, Signora, Ihr wünſcht, ich ſoll mit Faſſung mein Todesurtheil vernehmen. Sprecht es nur aus, redet!

Waret Ihr Herr Eures Herzens, als die Neigung zu mir ſich in das unbewachte ſchlich? Konntet Ihr ihm gebieten, ſich meinem Bilde zu verſchließen und es aus ſeinem Heiligthume zu verbannen? fragte ſie mit ſanftem, beſchwichtigenden Tone.

Nein, Margaritta, das hätte ich nicht vermocht.

Seht, Micheletto, ſo ging es auch mir! ſprach ſie erröthend und wendete ſich ſchnell ab.

Ha! rief er: Ihr ſeyd ſchon beglückt und bedürft des läſtigen Mannes nicht mehr, es zu werden.

Beglückt? unterbrach ſie ihn ſchmerzvoll: Beglückt? Nein, das bin ich nicht! Gebrochen iſt dieß Herz — für ewig! Aber warum klagen?

Seinem Schickſale vermag Keiner zu entgehen, nur es muthig zu ertragen, dazu ward dem Erdgebornen die Kraft. Ja, Micheletto, als ich Euch das erſtemal ſah, ſtand ſchon eines Mannes Bild in meinem Herzen, ein Bild, das es, wenn auch hoffnungslos, bis zum Grabe mit ſich führen wird. Ihr ſeht, der Liebe iſt kein Plätzchen mehr geblieben, wohl aber dem Freunde, dem treuen, edlen Freunde, der mich uneigennützig liebt, den ich achte, der mir werth iſt; ihm reich' ich die Hand zu dem Freundſchaftsbunde, der auch dauern mag durch das ganze Leben. Stoßt ſie nicht zurück, ehrenwerther, mir theurer Mann!

Sie reichte ihm die Hand, ſtürmiſch ergriff er ſie und preßte ſie an ſein Herz. Haſt doch nach manchem Sturm des Lebens einmal geträumt, armes Herz! ſprach er bewegt, und Hohn und Schmerz miſchte ſich in dieſe Worte: Biſt bald wieder erwacht und dein kurzer Traum nahm ein ſchnelles, freudenleeres Ende. —

Wollt Ihr mein Freund ſeyn? bat Margaritta noch einmal und hohe Röthe umzog ihre Wangen, als ihre Hand das Klopfen ſeines Herzens fühlte.

Ob ich es ſeyn will, Margaritta? ſagte er mit Heftigkeit: Muß ich nicht ſeyn, was Ihr wollt, muß ich nicht Euerem Zauberblicke folgen, wohin er befiehlt?

Nicht dieſer wilde Ton! unterbrach ihn das Mädchen ernſt: Dem Freunde ziemt Beſonnenheit! Wäre ich Euch früher begegnet, Micheletto, ſprach ſie bewegt, als des Kriegers Auge nun mit ſanfter Rührung an ihr hing: dann hätten wir vielleicht Beide nicht hoffnungslos geliebt!

Indem ſie dieß ſprach, drangen die Töne einer Laute durch das offene Fenſter aus dem Zwinger herauf; eine wohlklingende Stimme ſang eine zärtliche Canzone, die bei dem Rauſchen des Abendwindes, der in den dichten Zweigen eines Oleanderſtrauches ſpielte, recht lieblich klang.

Iſt das der Glückliche, der da unten wie ein Tauber in der Dämmerung girrt? fragte Micheletto auffahrend und wollte an's Fenſter eilen.

Laßt ihn girren, gönnt ihm ſein Abendlied! ſagte Margaritta, ihn zurückhaltend.

Der Glückliche, rief immer noch heftig der junge Krieger: wohnt alſo mit Euch hier oben auf dem Schloſſe unter einem Dache? O verzeiht, Signora, daß ich vorhin mit meinem unüberlegten Geſtändniß Euch läſtig wurde und die ſchönen Stunden trauter Liebe ſtörte.

Micheletto! unterbrach ihn das Mädchen ſtolz: Welches Recht habt Ihr, mir zu zürnen, daß ich liebe? Welches Recht gab ich Euch über mein Herz, und wie könnt Ihr wagen, den Verdacht zu hegen, ich berge meinen Buhlen in den Mauern dieſes Schloſſes, und meine Liebe ſchleiche, wie ein Verbrechen, im Dunkeln! Doch Ihr ſeyd ein rauher, heftiger Mann, der Augenblick beherrſcht Euch, deßhalb will ich Euch verzeihen, will dem Freunde verzeihen, der jedoch nie vergeſſen mag, daß Margaritta Sforza frei und ungebunden handeln kann und wird, und er kein Recht an ihr hat, als das, welches ſie ihm freiwillig gibt. — Der Mann, fuhr ſie freundlicher fort: der da unten ſeine thörige Leidenſchaft in ſeinen Liedern ausſpricht, gehört zu den Kriegsleuten meines Großvaters. Wer er iſt, blieb mir unbekannt; er geſellte ſich vor einem Jahre zu Pedro, ward durch ſein einſchmeichelndes Weſen bald der Liebling meiner Mutter und faßte eine ſchwärmeriſche Neigung zu mir. Er ſollte aber nicht die ſchlummernde Liebe in mir wecken, ſo ſchön ſein Aeußeres auch iſt, ſo lieblich auch die Lieder klingen, die er ſelbſt gedichtet, ſo ſchwärmeriſch er auch an mir hängt, ruht doch ein Etwas zwiſchen ſeinen finſtern Augenbraunen, das mich ſtets zurückſchreckte. Auch fühlte ich ſchon damals, als wir noch von Höhle zu Höhle zogen, ein zu ſtolzes Gemüth in mir ſich regen, als daß ich Neigung zu einem Räuber hätte faſſen können, und als ich erfuhr, daß ich Sforza's Tochter ſey, konnte ich nur mit Abſchen auf meine Lage blicken, nur mit Widerwillen die Befehle Pedro's befolgen und des Jünglings Bewerbung ward mir läſtig. Er iſt mir auch hierher gefolgt, dient auf dem Schloſſe als gemeiner Knecht, und Ihr werdet ihn wohl kennen, wenn ich Euch ſage, daß es der iſt, deſſen Armbruſt ſo ſicher trifft. — Antonello! rief ſie jetzt hinaus: ſchweig' und ſtöre mich nicht länger durch Deinen Geſang. Gute Nacht! — Sie ſchloß das Fenſter; Geſang und Laute verſtummten.

Ihr ſeht, Hauptmann, fuhr nun Margaritta ſort: daß er wenigſtens gehorcht, obgleich ich ihn nicht zu meinem Freunde erkor.

Unglücksgefährte! murmelte Micheletto vor ſich hin und ſchien auf Margaritta's Rede nicht geachtet zu haben: Sind Deine Lieder verſtummt, ſchweigt Dein Saitenſpiel? Nun — auch in mir ſoll es ſchweigen!

Wohl Euch, wenn Ihr es vermögt, unterbrach die Signora Micheletto's Selbſtgeſpräch: wohl Euch! Aber das Herz iſt keine Laute, welche, wenn die Hand die goldenen Saiten nicht mehr berührt, leiſe verhallt. Lange noch, wenn der Blitz auch längſt ſchon traf, rollt in tauſendfachem Echo der Donner nach, und die Erinnerung iſt dem Herzen ein gar treuer Bote. Wohl Euch, könnt Ihr vergeſſen!

Und könnt' ich es, rief Micheletto ſtürmiſch: ſo mag ich es nicht! Gute Nacht, gute Nacht, Margaritta! Ich will meinen Unglücksgefährten aufſuchen, er ſoll auf ſeiner Laute klimpern, ſeine Liebeslieder mir ſingen, und ſo will ich unter Gram und Schmerz die Nacht verbringen, welche all' meine Hoffnung verſchlang.

Lieber, ſtürmiſcher Mann! ſagte Margaritta und bannte mit dem Zauber ihrer Stimme den Forteilenden feſt: Hoffnung muß den Menſchen nie verlaſſen, nie das Vertrauen auf ſein Glück!

Bei dieſen Worten ſah er dem Mädchen ſtarr in's Auge, als ob er in ihrem theilnehmenden Blicke die Hoffnung finden, auf ihren roſigen Lippen das Glück ſuchen müßte; dann umſchlang er die Ueberraſchte plötzlich mit ſeinen nervigen Armen — doch, als reiße ihn eine höhere Gewalt von ihr hinweg, ſo heftig ließ er ſie los. — Nein, nein! rief er: ſo darf ich nicht freveln an der Heiligen! und ſtürzte hinaus.

Das ſprach Dein guter Geiſt! ſagte Margaritta, ihm nachblickend: Der Augenblick hätte mich für immer um einen Freund ärmer machen können!

9.

Während Micheletto die Hoffnung verſchwand, leuchtete dem Großſeneſchall eine neue. Ein Eilbote brachte ihm vom Grafen von Capua ein Schreiben, mit der Bitte, ſchnell nach Neapel zu kommen, wo die Erfüllung ihres ſehnlichſten Wunſches ſeiner warte. Er ſäumte keinen Augenblick, traf die nöthigen Vorkehrungen im Lager und nach wenigen Stunden jagte er auf den längs dem ganzen Wege ſchon bereitſtehenden Pferden der Hauptſtadt zu, wo er in kurzer Zeit eintraf.

Hier erfuhr er durch den Grafen von Capua, daß die Königin nun ganz auf ihrer Seite und in ihre Pläne eingegangen ſey; Caracciolo, der bei dieſer Zuſammenkunft zugegen war, verſicherte überdieß noch, daß alle, von dem Könige den Franzoſen ertheilten Lehne ihnen werden ſollten, und Johanna, das Geſchehene vergeſſend, ſich nur ihrer jetzigen Dienſte erinnern und ſie königlich belohnen würde. Der andere Tag, an welchem ihr Gemahl, ſeiner Gewohnheit nach, auf die Jagd zog, wurde zu einer geheimen Unterredung mit ihr beſtimmt, wo alles Nöthige verabredet werden ſollte.

Der König, von ſeinem Hofe umgeben, empfing am nämlichen Tage den Großſeneſchall, welcher bei dieſer Gelegenheit ſeinem Gebieter von der Gefangennehmung der drei Barone, durch Margaritta Sforza, benachrichtigte. Je gleichgültiger der König bei dieſer Kunde war, deſto mehr brachte ſie die Barone in Bewegung, welche meiſt alle durch Bande des Blutes oder der Freundſchaft mit den gefangenen Rittern verbunden waren. Sie baten den König, Sforza die Freiheit zu geben, da es das einzige Mittel ſey, ihre Verwandten aus der Haft zu befreien; doch dieſer lächelte und ſprach die wohl ſehr unüberlegten Worte: Konnte ich meine Freunde und Landesleute in Oppido im Kerker laſſen, ohne ſie gegen Sforza auszuwechſeln, ſo mögen auch dieſe, mir Fremden, ihr Schickſal in Geduld ertragen. — Das laute Murren der ihn umgebenden Vaſallen ſtörte ihn nicht in ſeinem ſtolzen Gleichmuthe, er verachtete ihre finſtern Blicke, und nur erſt dann bereute er das Geſagte, als Franzesco Riccobono, ein Schwäher des gefangenen Angelo Bellano, keck auf ihn zutrat.

Hoheit! ſprach der Kühne, dem Könige trotzig entgegen tretend: verweigert Ihr uns auch, Sforza für unſere Freunde auszuwechſeln, ſo fordern wir doch das Leben der Gefangenen von

Euch; es hängt, ſo wie wir vernahmen, an Sforza's Schickſal. Ich glaube, dem was ich eben ſagte, ſtimmen alle hier verſammelten Edlen Neapels bei, und auch die, ſo längſt des Hofes müde, ſich auf ihre Schlöſſer zurückzogen, ſind gewiß mit uns gleichgeſinnt.

Allgemeiner Beifall der anweſenden Neapolitaner begleitete dieſe Rede.

Der König, ſo ſehr ihn dieſe Kühnheit auch erſchreckte, behielt Faſſung genug, ſeinen Unmuth nicht laut werden zu laſſen, ſchien die Rede des Mitrobono wenig zu beachten und wandte ſich zu dem Grafen von Capua, der mit heimlicher Freude dieſe Bewegung unter den Baronen beobachtete. — Jacob war noch nie ſo freundlich, ſo herablaſſend gegen den Grafen und den Großſeneſchall geweſen, als heute; er ſprach mit ihnen von dem bei Benevent zuſammengezogenen Haufen des Franz Sforza und gab dem Grafen Befehl, in möglichſter Eile ſeine Fahnen zu verſtärken, um dem tollkühnen Jüngling entgegen zu ziehen; den Großſeneſchall erſuchte er, ſo viel er an Kriegsvolk vor Tricarico entbehren könne, eiligſt nach Neapel zu ſenden, und lud Beide, trotz dieſer Eile, auf morgen zur Jagd nach Salerno ein. Sie ſchlugen es unter dem Vorgeben ab, wegen der Ausführung der königlichen Befehle an der Theilnahme dieſes Vergnügens gehindert zu ſeyn, und der Monarch drang nicht weiter in ſie.

Am andern Morgen zog der König, von einer Menge Edler und einem anſehnlichen Gefolge Bewaffneter begleitet, aus Neapel. Die Nähe von Sforza's kleinem Heere, das ſchon zuweilen bis in die Umgegend Neapels geſtreift, ſchien dieſe ſonſt bei Jagden ungewöhnliche Begleitung nothwendig zu machen. — Als der Zug dem Palaſte des Großſeneſchalls, bei dem ſich der Graf von Capua eben befand, vorüber kam, ſpotteten Beide über den Monarchen, der, ohne von ſeinen Küraſſieren begleitet zu ſeyn, nicht einmal in der Nähe ſeiner Hauptſtadt einen Hirſch verfolgen dürfe, freuten ſich, als ſie ihn fern von Neapel wußten, und erwarteten nun mit Ungeduld den Kämmerer Caracciolo, welcher ihnen die Stunde der geheimen Unterredung mit der Königin noch näher beſtimmen ſollte.

Während ſie auf ihn harrten, war dieſer in dem Hauſe Gurello Origlia's, aus welchem ſich Urban ſchon längſt wieder entfernt hatte und, Gram im Herzen, von finſterer Ahnung gefoltert, zu ſeinem Freunde Sforza, der ihn in der Gegend von Benevent erwartete, geſtoßen war. Conſtanze hatte während der ganzen Zeit nur wenig über die Ausführung ihres Planes vernommen, der Graf von Capua, den ſie noch einmal und in Gegenwart Gurello's geſprochen, hatte nur Gelegenheit, ihr zuzufliſtern, daß er zwar die Königin nicht geſprochen, jedoch Alles durch Caracciolo eingeleitet ſey, aber wie und wann, blieb ihr im Dunkel. Noch einmal ihn zu ſprechen, noch einmal durch Caracciolo's Vermittelung zu der Königin zu gelangen, ſchien ihr nicht gerathen, da Urban's Warnung ſie vorſichtiger gemacht, und das ernſte Wort, welches er an jenem Abend ſprach, ſie mahnte, jeden Schein, der irgend einen Flecken auf ihre Sitte werfen könne, zu vermeiden. Auch glaubte ſie zu bemerken, daß der Vater ſie mehr als ſonſt beobachte, der alte Antonio ihren Schritten ſtets folge und Agathe und Joſephe ſie nicht mehr verließen.

Aber dieſe Ungewißheit ward ihr quälend; hatten auch Urban's ernſte Worte ſie erſchüttert, glaubte ſie auch ſeitdem, ſich nicht ganz ohne alle Rückſicht von ihrem Rachegefühl hinreißen laſſen zu dürfen, ſo zog doch eben dieß Gefühl ſie unaufhaltſam fort, und ſie ſah mit Grauen, daß ſie ihrem Schickſal unwiderſtehlich verfallen ſey. Deßhalb war ihr die Ankunft Caracciolo's erfreulich, der ſie im Namen der Königin begrüßte.

Sie läßt Euch wiſſen, ſagte er verbindlich: daß ſchon heute ein Theil Eurer Wünſche in Erfüllung gehen werde, Ihr möchtet Euch nur ruhig verhalten, Eure Wohnung binnen drei Tagen nicht verlaſſen, und was auch vorgehen könnte, mit Niemand in irgend eine Verbindung treten. — Ich, fuhr der Kämmerer fort: füge der Warnung der Königin noch die Bitte bei, genau das, was ſie von Euch verlangt, zu erfüllen. Der entſcheidende Augenblick naht, Euch zum Heil; aber er könnte auch bei der mindeſten Unvorſichtigkeit eben ſo gut Euch zum Verderben gereichen.

Er ließ, nachdem er ſich wieder entfernt, Conſtanze in qualvoller Unruhe zurück.

10.

Um die zwölfte Stunde ritten der Großſeneſchall und der Graf von Capua, nur von einigen Dienern begleitet, in den Hof des neuen Schloſſes ein, ſtiegen von ihren Roſſen und traten, wie immer, in den großen Saal, wo man ſich zu verſammeln pflegte, um ſich zur Tafel zu begeben. Heute fanden ſie nur wenig Hofleute hier, da die meiſten mit dem Könige nach Salerno gezogen waren, überhaupt ſchien das ganze Schloß wie ausgeſtorben. Nachdem ſie ſich einige Zeit mit dieſem und jenem unterhalten hatten, bemerkte der Graf von Capua einen Pagen, der eine Roſe wie zufällig fallen ließ; dieß war das mit Caracciolo verabredete Zeichen. — Er winkte dem Großſeneſchall und Beide entfernten ſich nun. Draußen trafen ſie den Pagen, welcher ſie in das Zimmer Caracciolo's geleitete, und dieſer führte ſie nun ſogleich durch den geheimen Gang in das Kabinet der Königin, die ihrer ſchon zu harren ſchien.

Sie empfing ſie freundlich grüßend. Beide beugten ſogleich ihr Knie vor der Gebieterin.

Das Geſchehene ſey vergeben! ſprach ſie mit Huld, ehe jene noch ein Wort der Entſchuldigung vorbringen konnten: Steht auf! Ich will vergeſſen, werthe Herren, wenn Ihr wieder gut macht, was Ihr an mir verbrochen. In dem Palaſte meiner Väter, wo ich als unumſchränkte Gebieterin herrſchte, wie eine Gefangene bewacht, ohne Krone auf meinem Haupte, ohne Scepter in meiner Hand, bin ich in meinem angeſtammten Königreiche eine Fremde, von meinen Unterthanen entfernt, umgeben von Franzoſen, die mich haſſen. Euch Graf von Capua, Euch Großſeneſchall, dem ich dieſe Würde verlieh, danke ich die Bande, welche mich beugen, Euch den Raub, den mein Gemahl an mir verübt.

Hoheit! unterbrach ſie der Graf von Capua: Sein Blut ſoll Euch verſöhnen und uns rein waſchen von Schuld.

Und welchen Gewinn hattet Ihr davon? fuhr die Königin fort: Nur leere Verſprechungen! Während er den Franzoſen die höchſten Stellen im Reiche ertheilt, werden Euch nur die Brokken, die von ihrer Tafel fallen, zu Theil; während er die Städte des Königreichs an ſie verſchleudert, weiſ't er Euch feſte Plätze an, die Ihr erſt mit Euerem Blute erringen ſollt.

Ja, bei Gott! rief der Großſeneſchall heftig: der Elende muß ſterben!

Still, Graf von Troja! unterbrach ihn die Königin: mäßigt Eure Stimme! Lauſchte Jemand hier, ſo wäret Ihr verloren.

Und wäre ich verloren, fuhr der Seneſchall fort, das Knie vor der Königin beugend und ſein Schwert zu ihren Füßen niederlegend: ſo würde ich doch für meine angeſtammte Herrin dieſe Waffe zu ſeinem Verderben weihen. Befehlt! wo und wann ſoll ihn der Tod ereilen?

Und Ihr, Graf von Capua? wandte ſie ſich zu dieſem, nachdem ſie den Seneſchall huldvoll aufzuſtehen geboten.

Ich bin Eurer Hoheit zu gleichem Dienſte bereit! erwiederte er.

Nun dann, ſprach die Königin: reicht mir

Eure Rechte zum Unterpfand und ſchwört mir durch feierlichen Eid, in des Königs Blut meine Schmach zu tilgen!

Sie ſchwuren. Da rauſchte es hinter der Tapete.

Was war das? fuhr der Seneſchall auf.

Wahrſcheinlich eine Maus, die durch Eure heftig ausgeſprochenen Worte aufgeſchreckt wurde! erwiederte Johanna lächelnd. Alſo morgen um die ſechszehnte Stunde, lenkte ſie ſchnell ein: ſollt Ihr eine That vollführen, die mich wieder auf den Thron und Euch höher heben wird, als Eure regſte Phantaſie Euch zu ſtellen je erwarten konnte; mein Kämmerer wird Euch auf dieſelbe Weiſe, wie heute, bei mir einführen. Der König kehrt morgen Abend von der Jagd zurück, dann erzeigt er mir ſtets die ſparſam zugetheilte Ehre, mich zu beſuchen, wahrſcheinlich, um zu ſehen, ob ſeine Gefangene noch in ihrem Kerker iſt; Ihr werdet in jenem Zimmer verborgen ſeyn, hervorbrechen, ihn niederſtoßen, und es geſchehe ihm dann, wie jenem ungariſchen Andreas. Ob Ihr allein kommt oder noch einige Vertraute mit Euch führt, iſt mir gleich. Aber noch ein=

mal frag' ich Euch, ſprach ſie, würdevoll zwiſchen ſie tretend: ſeyd Ihr noch bereit und willig, die That zu vollführen?

Der Graf von Capua ſprach ein vernehmliches: Ich ſchwöre! Der Seneſchall bedachte ſich einen Augenblick, dann ſagte er: Auch ich ſchwöre ſeinen Tod! doch kommen wir allein, was bedarf es Mehrerer, ſolch einen Schattenkönig niederzuſtoßen? Unſere Freunde ſollen jedoch im Schloſſe bereit ſeyn, damit, wenn der König gefallen iſt, auch die franzöſiſchen Abenteurer vernichtet werden. Ihr, Graf von Capua, tragt indeſſen Sorge, daß die Wachen im Schloſſe von ſichern Leuten beſetzt ſind.

So wäre denn Alles geordnet! nahm die Königin das Wort: Johanna von Durazzo vertraut Euerm edlen Gemüth, und ſchwört bei allen Heiligen und bei der ihr entriſſenen Krone, daß ſie Euch nach Verdienſte lohnen wird; Ihr ſollt durch ſie ſo hoch erhoben werden, daß der Größeſte Neapels an Euch aufblicken muß, um Euch über ſich erhaben zu ſehen! Lebt wohl! die Zeit naht, wo mein kränklicher franzöſiſcher Wächter die Runde zu gehen pflegt. Der treue Page, welcher

welcher draußen Eurer wartet, wird Euch hinunter geleiten. Lebt wohl! — Sie reichte ihnen die Hand zum Kuſſe, doch Beide erſchracken, als ſie ſie an ihre Lippen drückten, denn ſie war kalt wie Eis.

In dem Augenblicke, als die Thür ſich hinter ihnen ſchloß, rauſchte es vernehmlicher hinter der Tapete und Caracciolo trat hervor. Iſt er fort, iſt Alles beſorgt? fragte ihn die Königin leiſe.

Alles! erwiederte der Kämmerer: Tretet nur an's Fenſter, Hoheit, von da könnt Ihr es überſehen! —

So wäre ich wenigſtens an Dieſen gerächt! rief ſie: und aus meiner Rache muß mir die Freiheit erſprießen! Ha! Ihr ſtolzen Barone glaubtet, mit Neapels Krone ſpielen zu können, als wäre es ein Gut, das Ihr dem Meiſtbietenden verkaufen dürftet; dieß Spiel werdet Ihr theuer zahlen!

Und wenn Ihr in ihren Plan eingegangen wäret, ſagte Caracciolo leiſe und ſchüchtern, ſo glaube ich, Ihr wäret ſicherer gegangen.

Nein! erwiederte ſie ſchaudernd, doch ihr Auge blickte, indem ſie ſprach, immer nur in den Schloßhof hinab: Nein, dazu fehlt mir der Muth! Die Vergeltung hat mit ihren Schlangengeißeln die erſte Johanna bis an ihr Ende verfolgt; ihr Beiſpiel ſoll mich warnen. Blut ſoll nicht an meinen Händen kleben, am wenigſten das eines Königs; kein Prieſter wäſcht die Flecken rein, ſie ſind unvertilgbar!

Und das Blut dieſer, die eben triumphirend aus dem hohen Portale treten? unterbrach ſie Caracciolo.

Ueber ſie ſpricht das Geſetz, ihr Blut verantworte der König, der es vergießen läßt, nicht ich! Ich bin unſchuldig daran!

Unſchuldig? ſagte Caracciolo erſtaunt.

Seht, ſeht! rief Johanna, ohne auf ihn zu hören: Seht! Jetzt! Ha, wie ſie erſchrecken, die Feigen! Der Seneſchall zieht ſein Schwert. Seht, Ihr Elenden, ſo war es auch mir, als man meinem Haupte die Krone entriß. Ha! er blickt wüthend herauf! — Grüß' Dich Gott, ſtolzer Seneſchall! Gehab' Dich wohl, wilder Graf von Capua! — Jetzt ſind ſie entwaffnet.

Hoheit! unterbrach Caracciolo die Königin, deren Benehmen ihn auf eine unangenehme Weiſe ergriff: Triumphirt nicht zu früh! Wer weiß, ob Ihr durch deren Tod Euer Ziel erreicht! Triumphirt nicht zu laut, Eure Freude iſt nicht königlich!

Auf dem Hochgerichte, wo er blutete, ſollen auch ſie ſterben! murmelte ſie, ſich von dem Fenſter wendend, vor ſich hin: und ſollte ich mich ſo tief vor meinem Gemahl erniedrigen, daß ich ihn auf meinen Knieen darum bäte — ſterben müſſen ſie auf dem Schaffot. — Geht, Caracciolo, geht zum König! befahl ſie jetzt dem Kämmerer: erſucht ihn in meinem Namen, zu mir zu kommen. Ich glaube zwar, nachdem was er hinter der Tapete gehört, bedarf es meiner Bitte nicht mehr, ihn zur Rache zu reizen. Aber geht nur, Caracciolo! ich erwarte Eure Rückkehr mit Ungeduld!

Als der Kämmerer ſich entfernt hatte, ſchritt ſie unruhig auf und ab; dann blieb ſie plötzlich vor dem Bilde der erſten Johanna, welches in dem Kabinet hing, nachdenkend ſtehen. Ja, Johanna von Anjou, ſagte ſie bewegt: Du warſt ſchöner als ich und auch muthvoller. Ob Du wohl in jener Nacht zu Averſa, wo der Angſtruf des erdroſſelten Gatten bis zu Deinen Ohren drang, ſo gebebt haſt, wie ich jetzt zittere, da die That noch fern liegt? Ich glaub' es kaum! — Du hatteſt nicht den gemordeten Liebling, Deinen Ludwig von Tarent, zu rächen, nur, um ihn auf den Thron zu erheben, um ihn ungeſtört genießen zu können, ließeſt Du Deinen Gemahl erdroſſeln. Nein! das vermöcht' ich nicht! — und ſo bin ich beſſer als Du! — Beſſer? fuhr ſie auf: Nicht der Wille, der Muth fehlt mir, ſonſt — Ha, er kömmt! rief ſie, als ſie Tritte nahen hörte: Weg, weg, ihr Zeichen der Furcht! Liebe, leihe du mir deine heuchleriſche Maske! — So, nun bin ich gefaßt! — Mit freundlichem, demuthvollen Blicke eilte ſie dem eintretenden Könige entgegen.

Gelobt ſey Gott, daß Ihr gerettet ſeyd, mein theurer Gemahl! rief ſie: Was Ihr dort hinter der Tapete gehört, wird Euch nun wohl überzeugt haben, daß ich die Wahrheit ſprach und Ihr keinen treueren Freund als Eure Gattin habt.

Wahrlich, Ihr habt mich überraſcht, Dame! erwiederte der König, ſie zum erſtenmal zärtlich umarmend: Nach dem, was unter uns vorgefallen iſt, konnte ich ſolch Benehmen nicht von Euch erwarten. Ihr habt ein Gewitter, das ſich dunkel und ſchwer über mich zuſammen zog, liſtig zertheilt; ich werde dankbar ſeyn.

So gewährt mir eine Bitte! bat Johanna.

Und die iſt? fragte der König.

Laßt die Verräther bluten, aber nicht heimlich, öffentlich, Andern zur Warnung, auf dem Hochgerichte müſſen ſie ſterben!

Auf demſelben, auf welchen Pandolfello Alapo den gerechten Lohn empfing! erwiederte der König, durch dieſe ſchneidenden Worte eben nicht die Pflicht der Dankbarkeit erfüllend: Die meiſten Barone, dieſe ſtolzen Vaſallen, ſind mir nach Salerno gefolgt, ſie erwarten mich dort vergebens, glauben, mich habe die Fährte eines Wildes verlockt, und ahnen nicht, daß ich ſie bloß, um hier mit den Verräthern freies Spiel zu haben, von Neapel entfernen wollte. Als ich bei Torre del Annunciata die Straße unter dem Vorgeben, am Fuße des Veſuvs mit dem Falken ein wenig zu jagen, verließ, dachten ſie wohl nicht, daß ich auf Umwegen nach Neapel zurückkehren und verkleidet auf einem elenden Boote hier eintreffen würde, um die Mächtigſten unter ihnen auf dem Schaffot bluten zu laſſen, während ſie in Salerno zechen und über den König ſpotten, der in ſeinem eigenen Lande ſich verirrte.

Ihr habt Alles wohl überlegt, Herr und Gemahl, ſagte die Königin: nur rathe ich Euch Eile.

In dieſem Augenblicke ſchon verſammeln ſich die Richter! fuhr er mit Selbſtzufriedenheit fort: Ihre Hinrichtung ſoll auch den Schein des Rechts haben, obgleich ich es bei Gott verantworten könnte, wenn ich ſie Beide auf der Stelle hätte niederſtoßen laſſen. Der Großkonnetable Carignac, welcher mit mir hinter der Tapete lauſchte, führt bei dem Gericht den Vorſitz, er hat ihren frevleriſchen Eid gehört und kann gegen ſie zeugen.

Und leugnen ſie, ſo laßt die Tortur anwenden! fiel ihm die Königin in die Rede.

Dann! — erwiederte Jacob, ſie ſcharf beobachtend: Das wäre auch ohne Euere Erinnerung geſchehen. Mir ſcheint es aber, fuhr er nach kurzem Schweigen fort: als wolltet Ihr eine Scene wiederholen laſſen, bei welcher die Verbrecher vor kurzem eine glänzendere Rolle ſpielten, als bei der heutigen. Mich dünkt faſt, die Rache habe eben ſo viel Theil an Eurer That, als die Theilnahme für meine Perſon!

Hat das Mißtrauen Euch noch nicht verlaſſen? erwiederte die Königin beleidigt: Nun, ſo muß ich ſchweigen und jede Hoffnung, Eure Gunſt zu erwerben, ſchwinden ſehen.

Beruhigt Euch! ſagte der König einigermaßen verlegen: Ich werde den heutigen Tag nie vergeſſen, auch wird er für Euch von erſprießlichen Folgen ſeyn!

Dieß ſagend, küßte er mit ſteifer Galanterie ihre ſchöne Hand und verließ ſie.

11.

Eine tiefe Stille hatte ſich über Neapel verbreitet. Langſam ſchritten die Hellebardiere der königlichen Leibwache, den Grafen von Capua und den Großſeneſchall in ihrer Mitte, durch die verödeten Straßen. Die illyriſchen Reiter ritten dem Zuge voran, um, wenn etwa das Volk oder die das capuaniſche Caſtel und das

Caſtel del Ovo beſetzt haltenden Fahnen des Grafen von Capua ſich zur Befreiung ihres Feldherrn zuſammenrotten ſollten, den Weg zu bahnen, doch zogen ſie ungehindert und ſtießen auf Niemand; nur neugierig Geſindel, dem jedes Schauſpiel erwünſcht iſt, folgte den Geharniſchten, welche den Trauerzug ſchloſſen. Schrecken hatte ſich bei der Nachricht, daß die beiden mächtigen Barone zum Richtplatz geführt würden, der Einwohner bemächtigt, die Sperrung der Thore Salerno's verhindert, daß die, dem Könige zur Jagd gefolgten Barone das Vorgefallene erfuhren, und die in dem Caſtel und der Stadt zerſtreut liegenden Völker des Grafen von Capua waren deßhalb ohne Anführer und muthlos. Ein allgemeines Schrecken hatte das Volk ergriffen und Niemand wagte aus ſeinem Hauſe zu treten.

Nur Conſtanze, ſo eben von Caracciolo verlaſſen, theilte die allgemeine Furcht nicht. Das, was er ihr berichtet, hatte ſie mit Freude und Betrübniß zugleich erfüllt; durch die Muthloſigkeit der Königin war ſie um ein Opfer und um das größeſte, ihr unerreichbarſte gebracht. Sie zürnte, und doch konnte ſie ſich der Freude nicht erwehren, als ſie vom neuen Schloſſe aus die Trommel rühren hörte. Lange kämpfte ſie mit ſich, ob ſie der Stimme, welche ſie hinaus nach dem Blutgerüſte rief, folgen, oder der mahnenden gehorchen ſollte, die ihr gebot, den Unglücklichen ihr Mitleid zu weihen. — Ein Blick auf das Bild ihres Vaters entſchied; ſie warf ihren Mantel um, befahl, daß Antonio, der Caſtellan, ihr folgen ſollte und ſtürzte durch die verödeten Straßen, dem capuaner Thore zu. — Schon war ſie, von dem Geiſte der Rache getrieben, bis auf den Platz delle Pigne gekommen, ſchon hörte ſie in der Ferne das Wiehern der Roſſe und das dumpfe Murmeln der neugierigen Menge, als der alte Caſtellan keuchend hinter ihr her kam und ſie endlich erreichte.

Signora! rief er außer ſich, ihren Mantel feſthaltend: Um aller Heiligen Willen, wohin wollt Ihr?

Zur Grabſtätte meines Vaters, rief ſie: dort die Opfer fallen zu ſehen!

Signora! ſagte der Alte muthig: und ſtießet Ihr mir den Dolch in's Herz, ich ließ' Euch nicht von hier. So weit darf die Rache des edlen Urban Origlia Gattin nicht führen. — Den Weg zahltet Ihr mit ſeiner Liebe und mit meiner und aller Edlen Achtung.

Wahnſinniger! rief Conſtanze, und in demſelben Augenblicke hörte ſie die Worte: Schöne Dame! hinter ſich rufen; ein weinendes, kaum zur Jungfrau gereiftes Mädchen ſtürzte ihr in den Weg und umfaßte ihre Kniee.

Auch Ihr ſcheint eine Unglückliche zu ſeyn, dieß zeigt mir Euer verſtörter Blick, darum habt Mitleid, erbarmt Euch, daß Gott ſich Eurer dereinſt auch erbarmen möge; rettet meinen Vater!

Dieſe Worte erſchütterten Conſtanze. — Was willſt Du von mir? ſprach ſie: Komm ſpäterhin in meine Wohnung, nur laß mich jetzt meinen ernſten Weg ungehindert gehen.

Ach, Dame! rief das Mädchen: jeder Augenblick kann ihm den Tod bringen. Kehrt um, kommt mit mir in unſere Hütte, überzeugt Euch ſelbſt von meinem Jammer! Seit zwei Tagen ohne Nahrung, ohne einen Biſſen Brod, ohne einen ſtärkenden, erquickenden Trunk liegt mein

Vater krank, abgezehrt, ſterbend auf ſeinem elenden Lager. Wohin Ihr auch gehen wollt, und wäre es zum Gotteshauſe, kehrt um. Euer Gang kann nicht ſo ſegenreich ſeyn, als wenn Ihr mir folgt. Kommt mit mir und helft! Gott wird ſich auch Eurer erbarmen!

Während das Mädchen ſprach, hatte Antonio noch immer den Mantel Conſtanzens feſtgehalten, die regungslos auf die Knieende blickte. Plötzlich veränderte ſich der ganze Ausdruck ihres Geſichts, die ſcharfen Züge wurden milder, das ſanfte, freundliche Himmelslächeln ihres Mundes ſtrahlte wieder, und mit tiefem Seufzer wälzte die Bruſt den drückenden Schmerz von ſich ab.

Du willſt nicht mit Deinem Kinde zu Gericht gehen, Barmherziger! ſprach ſie feierlich: Du ſendeſt ihm Deinen Engel, es vom Abgrunde zu retten. Friede den Geopferten! — Dein Spruch, Du gerechter Richter, möge ihnen mild ſeyn. — Nun komm, Unglückliche! wandte ſie ſich zu dem Mädchen: komm, ich folge Dir.

Während dem war der ernſte Zug dem Hochgericht immer näher gekommen. Der Graf von

Capua ſchritt ſchweigend und ſtandhaft zwiſchen den Hellebardieren, keine Klage, kein Laut des Unmuths entſchlüpfte ihm, noch immer belebte ihn die Hoffnung. Als er jedoch die öden Straßen, nirgend das Volk, nirgend die Freunde an der Spitze ihrer Krieger zu ſeiner Rettung erblickte, ſagte er finſter zu ſeinem Unglücksgefährten: Das Spiel iſt verloren, Peretto!

Ihr ſeyd ſchuld, erwiederte ihm heftig der Seneſchall: ließet Euch von einem rachſüchtigen Weibe verlocken und verlocktet dann mich. Ihr ſeyd ſchuld, daß ich den Weg, auf welchen ich den verhaßten Alapo voraus ſandte, nun ſelbſt wandern muß, und das macht mir ihn doppelt ſchwer.

Mir iſt es gleichviel, wohin er mich führt, unterbrach ihn der Graf: der Tod iſt mir nirgend ein willkommener Gaſt, wo er mich auch trifft, auf dem Schaffot oder auf dem Siechbette, überall iſt er mir verhaßt, obgleich ich ihm ſtandhaft entgegen zu gehen denke, denn überall iſt er ehrenvoll, wenn man ſeine knöcherne Hand nur männlich ergreift.

Der Seneſchall ſchien die Faſſung nicht zu haben, er tobte und verwünſchte die Freunde, welche ſie in der Stunde der Noth verließen.

Jetzt hielt der Zug am Richtplatz, der Prieſter geleitete die Verurtheilten unter frommen Gebeten und Ermahnungen auf das Blutgerüſt. — Als ſie oben waren, ſchaute der Graf ſtolz umher, ſein Auge traf das capuaniſche Schloß.

Da ſtehen ſie oben und gaffen von den Zinnen herab! rief er, nach dem Schloſſe zeigend: Wagt es wohl Einer der feigen Söldner, den Eid, welchen ſie ihrem Feldoberſten ſchworen, männlich zu löſen? Sehe ich wohl nur Einen von den edlen Bürgern Neapels, die ſich murrend unter das franzöſiſche Joch beugen, ſich zu unſerer Rettung ſammeln? Geſindel ſteht um den Richtplatz und gafft.

Dieſen lauten Ausbruch ſeines Zornes unterbrach der Henker, welcher ihn erſuchte, ſeinen Nacken zu entblößen. Da riß der Graf den Spitzenkragen ab, ſchleuderte ihn weit von ſich und rief: So möge Unglück alle meine Feinde, alle falſchen Freunde nach allen vier Winden zerſtieben! — Dann kniete er, während der Prieſter betete, ſtandhaft nieder und bot ſeinen Nakken dem Schwerte dar; Und da der Scharfrichter noch zögerte, hob er ſein Auge gen Himmel und ſprach: "Herr, vergib mir meine Schuld; doch meinen Feinden vergib ſie nicht, nicht denen, die in der Stunde der Rettung fern blieben!"

Und ſie blieben nicht fern. In dem nämlichen Augenblicke, als das ſcharfe Schwert ſchon gehoben war, zeigte ſich eine Fahne Reiterei auf der Höhe und aus dem von ſchlanken Pinien beſchatteten Thale brach mit Krieggeſchrei ein ſtarker Haufe Küraſſiere hervor, ſtürzte ſich auf die überraſchten illyriſchen Reiter, welche einen Kreis um das Blutgerüſt gebildet hatten, jagte ſie aus einander, und während das Volk unter Anrufung ihrer Heiligen wie die Spreu im Sturmwind über Hecken und Gräben dahin flog, ſchloſſen die Geharniſchten des Königs ihre Glieder, die Hellebardiere ihre Rotten und ſuchten, troß der Flucht der Illyrier, dem Angriffe zu widerſtehen, aber vergebens; unaufhaltſam drangen die Feinde auf allen Seiten heran, die Hellebardierer, die königlichen Reiter wurden umzingelt, niedergehauen oder gefangen und die beiden Verurtheilten waren für den Augenblick frei.

Auf ganz verſchiedene Art drückte ſich die Freude in Beiden aus. Der Seneſchall warf ſich auf die Kniee und dankte Gott für ſeine Rettung, der Graf von Capua hatte nur Augen für das, was um ihn vorging; nur das Klirren der Waffen, der blutige Kampf der Geharniſchten beſchäftigte ihn und unwillkührlich faßte er nach dem Schwerte, das ſeinen Kopf vom Rumpfe trennen ſollte. Seht nur, Peretto, rief er dem Betenden zu: ſeht nur das Gemetzel! Jetzt ſtürmen ſie das Thor — jetzt dringen ſie ein — ſchaut hin!

Der Großſeneſchall blickte nicht auf, wohl aber hörte er den Schreckensruf: Sforza! Sforza! mit welchem die Angreifenden ſelbſt in die Straßen Neapels drangen, bis der Donner des Geſchützes von dem capuaniſchen Schloſſe ihrer Wuth Einhalt that und ſie wieder hinter die Höhe zurück trieb. Auch der Graf von Capua ward durch dieſen Feldruf aus ſeinem Freudetaumel geſchreckt, und noch mehr, als er das Blutgerüſte von einem Theile des fremden Kriegsvolkes umzingelt und einen Geharniſchten heranſprengen ſah, der, an dem Fuße des Gerüſtes angelangt, das Viſir zurückſchlug; er erkannte Urban Origlia.

Meiſter! rief dieſer dem Scharfrichter zu: laßt Euch nicht in Euerm Amte ſtören; uns führte nur der Zufall hierher, nicht die Abſicht, dem Richteramt in die Arme zu greifen. Laßt ſie beichten, ehrwürdiger Pater, ſagte er dann zu dem Prieſter, welcher über den wilden Kriegslärm die Faſſung verloren hatte: und Ihr ſtolzen Barone — rief er nicht ohne Hohn — blickt, ehe Ihr von hinnen geht, nach jenem Rade! Hier ſammelte ich die Gebeine Pandolfello Alapo's, hier ſoll Euch die Nemeſis, den Raben zur Atzung, das luſtige Grab bereiten. Beginnt! rief er den Henkern zu, wendete ſein Roß und ſprengte von dannen. Als er bei Franzesco Sforza anhielt und nach dem Hochgericht blickte, hatte die Vergeltung ihr blutiges Werk ſchon vollendet.

Hätten wir nicht beſſer gethan, Urban, nahm der beſonnene Franzesco das Wort: wenn wir die Barone, ſtatt ſie hinrichten zu laſſen, gefan-

gen

gen genommen und gegen meinen Vater ausgewechſelt hätten? Ich glaube, dem König lag, wie ich jetzt vernahm, viel an dem Tode dieſer Beiden.

Und hätten wir dann edel gehandelt? Das Leben zweier mächtigen Vaſallen wäre von uns einem rachſüchtigen Könige verkauft! erwiederte Urban: Ueberdieß gebot mir eine andere Pflicht —

So magſt Du Recht haben, Urban! unterbrach ihn der Jüngling: Ich hätte klüger gehandelt, ſie zu ſchonen, denn es ſcheint mir, daß es ziemlich gleich war, ob wir ſie jetzt hinrichten ließen, oder ſie dem Könige wieder übergeben hätten. Den Schein, mein werther Freund, berückſichtigte ich ſelten; der Zweck, die That allein, verdient unſere Beachtung, und das iſt die Lehre, welche ich für mein ganzes Leben beherzigen werde. Doch die Execution iſt vorüber, die beiden Feinde prangen hoch oben in der Luft, hier iſt nichts mehr zu ändern, nichts mehr zu thun; die Todten ſind ausgeplündert, die Gefangenen, meiſt armes Geſindel, in Sicherheit und in der Stadt wird es lebhaft, darum laß zum Abzug blaſen; für heute ſey es genug, morgen begrüßen wir ſie auf einer andern Stelle.

Die Trompete ſchmetterte, das Kriegvolk verſammelte ſich um ſeine Fahnen, und langſam, von Niemandem verfolgt, die Gefangenen in ihrer Mitte, zogen Franzesco und Origlia auf der Straße nach Nola bis Pomigliano, wo ſie wieder zu dem hier zurückgelaſſenen Fußvolk ſtießen.

Die Nachricht von dem plötzlichen Erſcheinen der feindlichen Krieger hatte ſich ſchnell durch ganz Neapel verbreitet und den König nicht wenig beunruhigt. Anfangs glaubte er, es ſeyen Freunde der Verurtheilten, die zu ihrer Rettung herbeizögen, als er aber erfuhr, daß es Franz Sforza mit ſeiner Bande geweſen, und die Hinrichtung vollzogen ſey, ſchöpfte er neuen Muth, denn tauſendmal lieber hätte er Sforza als die Beiden in Freiheit geſehen. Er bedachte nun, daß er ſich der Beſatzung der Schlöſſer verſichern und, im Fall der Noth, ſich an Sforza einen Rückhalt werben müſſe, er ſandte deßhalb den Großkonnetable Carignac in die Caſtelle, die Beſatzungen durch Geld und Verſprechungen auf ſeine Seite zu bringen, welches dieſem auch glückte.

— Auf den Rath der Königin aber, welche ſeit dieſen Begebenheiten ſehr in ſeiner Gunſt geſtiegen war, beſchloß er, durch Conſtanze, Sforza'n wenn auch nicht zu gewinnen, denn ihn frei zu laſſen war ſeine Abſicht nicht, doch ihn für den ſchlimmſten Fall, daß die Barone ſich gegen ihn vereinigten und Caldora's Macht, der mit ſeinen Söldnern vor Tricarico ſtand, nicht hinreichend wäre, ihnen die Spitze zu bieten, für ſich geneigt zu machen.

Conſtanze hatte indeſſen jenes um Hülfe flehende Mädchen in ihre ärmliche Wohnung begleitet; ſie kamen jedoch zu ſpät, der Alte war ſchon verſchieden. — So kann ich für ihn nichts mehr thun, ſagte Conſtanze gerührt: aber für Dich, arme Waiſe, will ich ſorgen. Komm, wenn Dein Vater begraben iſt, zu mir, ich will Dich vor Elend ſchützen. — Den herzzerreißenden Anblick des Mädchens, das den geliebten Todten umfangen hielt und ſeine bleichen Lippen küßte, fliehend, eilte ſie aus der Wohnung des Jammers.

Aber wie fühlte ſie ſich ergriffen, als ihr auf allen Straßen die Nachricht entgegen ſcholl, fremdes Kriegvolk habe die königliche Leibwache, die

Jllyrier und die Küraſſiere, welche die beiden Verurtheilten zum Richtplatze geführt, angegriffen und zerſtreut. — Sie eilte, von Verzweiflung getrieben, nach ihrer Wohnung, und überließ ſich hier ganz ihrem Schmerze. Hätte ſie gewußt, daß ihr Gatte der Todesengel geweſen, ſie hätte vor Freude aufgejauchzt. Als ihr aber bald darauf die Nachricht wurde, die Rache habe dennoch ihre Opfer erfaßt, auf dem nämlichen Rade, von welchem das gebrochene Auge des Vaters ſtarr und leblos auf ſie herabgeblickt, ſey der Kopf des Großſeneſchalls gepflanzt, da ſchauderte ſie, und was ihr noch vor Kurzem wünſchenswerth, freudig erſchienen, erſchien ihr jetzt furchtbar und grauſig; mit dem Blute der Geopferten war auch die Rache gekühlt.

Jn dieſer Stimmung fand ſie ein Page der Königin, welcher ſie zu der Gebieterin beſchied. Was will ſie von mir? war Conſtanzens erſter Gedanke. Soll ich Dank ernten, oder gedenkt ſie mich zu einem neuen blutigen Spiele zu gebrauchen. — Noch mehr verwunderte ſie ſich aber, als ihr der Page ſagte, daß ſie frei und ungehindert in das Gemach der Königin gelangen könne. — Haſt Du die Früchte Deiner berechneten Klugheit ſchon ſo früh geerntet, Johanna? ſagte ſie leiſe für ſich. Nun, wir wollen ſehen! — Sie begab ſich, von Antonio begleitet, in einer Sänfte nach dem Schloſſe.

Die Königin empfing ſie freundlich und huldreich, Conſtanze hingegen blieb ernſt. Da nahm Johanna eine koſtbare Schnur Perlen aus einem Schmuckkäſtchen und reichte ſie ihr mit den Worten: Nehmt, Conſtanze; wenn ich die Krone Neapels erſt wieder allein tragen werde, will ich Euch den kühnen Gedanken, den Ihr in mir wecktet, reichlicher lohnen!

Hoheit! erwiederte Conſtanze erröthend: Ihr habt meinen kühnen Plan nur halb ausgeführt; vielleicht gut, daß Ihr es ſo thatet, aber was ſoll mir der Lohn, was ſoll mir ſolcher Lohn? Sie legte die Perlen auf den Tiſch.

Die Königin war dadurch beleidigt, ſie ward von dieſem Augenblicke an zurückhaltend und kalt und theilte ihr den Auftrag des Königs in Betreff Sforza's nur gleichgültig mit. Selbſt Conſtanzens Aehnlichkeit mit ihrem Vater, welche ſonſt ſtets in ihr ein wohlwollendes Gefühl für ſie erregt hatte, vermochte heute nicht, dieſe freundliche Stimmung zu erwecken. Vielleicht trat auch die Erinnerung an Pandolfello nicht mehr ſo wohlthuend, wie einſt, vor ſie, und als Conſtanze den Auftrag an Sforza mit der einfachen Bemerkung ablehnen wöllte, daß ſie ſich zu dergleichen Geſchäften untauglich fühle, wohl aber es als eine Gnade der Königin anſehen würde, wenn ſie ihr die Erlaubniß ertheilte, ihre Muhme Katharina im Gefängniß beſuchen zu dürfen, ward der Unmuth Johanna's immer ſichtbarer.

Indem trat der König plötzlich durch die geheime Thür herein. Die Königin erſchrack, ſie fürchtete, er habe ihr Geſpräch mit Conſtanzen belauſcht. Dieſe aber erbebte bei ſeinem Anblick, der Geiſt des gemordeten Vaters ſchien ihr zürnend zuzurufen: Und er lebt noch? Schauder durchrieſelte ſie, ihre Kniee bebten, Todtenbläſſe überflog ihr Antlitz.

Ha! ſeyd mir willkommen, ſchöne Bittende, mir wohl noch von jener Stunde erinnerlich, als Ihr während des Mittagmahles mit ſo ſvielem Muthe uns nah'tet! redete der König Conſtanze an: Aber ich finde die Roſen von damals auf Euern Wangen nicht wieder, holde Jungfrau!

Hoheit! erwiederte ſie: als mein Vater am Hochgericht blutete, bleichten ſie.

Der König, ſeicht bei jeder kühnen Antwort verlegen, wurde betroffen und wußte nicht gleich einen Faden zu finden, an welchen er ein anderes Geſpräch anknüpfen konnte; Johanna, die ſich einige Zeit an ſeiner Verlegenheit geweidet hatte, nahm nun das Wort und trug ihm die Bitte Conſtanzens vor, Katharina Sforza im Gefängniß beſuchen zu dürfen. Der König bewilligte es und befahl ihr, Sforza zu ſagen, daß er gar nicht zur Verſöhnung abgeneigt ſey, nur müſſe er Bürgen für ſeine Treue ſtellen und alsbald ſeinem Sohne den Befehl ſchicken, die Gegend von Neapel mit dem Kriegsvolke zu verlaſſen.

Conſtanze beantwortete die Rede des Königs nur mit einer ſtummen Verbeugung und entfernte ſich, ſobald es ſich thun ließ, und ſchritt langſam über die Straße, wo ihr unter Hörnerklang das von Salerno zurückkehrende Jagdgefolge entgegen kam; ſie eilte ausweichend in eine Nebenſtraße, fand die Kirche St. Maria offen, trat hinein und ſuchte dort durch ein frommes Gebet die verlorene Ruhe wieder zu gewinnen. Der Engel des Friedens hörte ihr Flehen, er ſenkte ſich auf ſie nieder und ſeine Palme wehte ihr Kühlung zu.

12.

Nach dem Thurme Beverella, dem nämlichen, in welchem er ſchon früher auf Pandolfello's Befehl geſeſſen hatte, war Sforza ſchon längſt aus dem Schloſſe von Benevent, wo der König ihn nicht ſicher genug verwahrt glaubte, in leidliche Haft gebracht worden. Ein geräumiges Zimmer zu ſeiner Wohnung, ein kleineres zum Schlafen, war ihm eingeräumt; gute Koſt, guter Wein, und was er ſonſt nur zu ſeiner Bequemlichkeit verlangte, wurde ihm gereicht, und an der Seite ſeiner geliebten Katharina würde ihm dießmal die Haft erträglich geworden ſeyn, wenn der Löwe ſich ohne Freiheit hätte glücklich fühlen können.

Heute beſchäftigte er ſich, eben Zeichnungen von Gegenſtänden und Städten vor ſich habend, ſelbſt hier in dieſem eng verſchloſſenen Zimmer mit dem Krieg; ihm gegenüber ſaß Katharina und wirkte an einem Teppich. Die Friſche ihrer Wangen war wohl etwas von der Kerkerluft gebleicht, aber das dunkelblaue Auge blickte noch immer ſo ſeelenvoll und ſanft wie ſonſt nach dem Gatten hinüber, der, in tiefen Gedanken verſunken, die Zeichnung von Aquila, welches Braccio vor einiger Zeit durch Liſt eingenommen hatte, aufmerkſam beſah. Nach und nach wurde er lebhafter; bald fuhr ſein Zeigefinger hier- bald dorthin, und man ſah, daß ſein Geiſt in voller Thätigkeit war. Katharina, das Auge nicht von ihm wendend, lächelte über das Feuer, mit welchem er in dieſem Augenblicke ſeine Kriegsunternehmungen leitete, und freuete ſich, daß ihr Gatte, wenn auch nur im Spiel der Phantaſie, auch hier an ſeiner Lieblingneigung Freude fand und ſich zerſtreute. Aber nicht lange währte die Täuſchung, denn bald rollte Sforza unmuthig die Zeichnung zuſammen.

Was helfen mir Plan und Anordnung? ſagte er mürriſch: Ich beſchieße hier mit Bombarden

den alten Thurm der St. Annenkirche, laſſe meine Fahnen vorrücken, mein Fußvolk das römiſche Thor ſtürmen, und des Kerkermeiſters Knecht iſt das einzige menſchliche Weſen, dem ich allenfalls befehlen kann: Bring' mir Speiſ' und Trank!

Geht's nicht mit Allem ſo in der Welt? unterbrach ihn Katharina: Iſt nicht Alles Täuſchung? Träumen wir nicht vom Frühroth bis zum Abendſtern? Und wie langſam folgen die Begebenheiten unſern beflügelten Gedanken! Leben wir doch mehr in unſern wachen Träumen, als in der Wirklichkeit.

Nein, gute Katharina, erwiederte Sforza: ſo iſt es bei mir nicht. Ich habe mir im Leben nicht viel Luftſchlöſſer gebaut und mich immer vor dem hohen Fluge meiner Gedanken gehütet; ich fühlte, daß ſie mich zu hoch trugen, und da traute ich ihnen nicht recht. Ein Kriegsmann muß wohl überlegen, ſorgfältig Möglichkeit und Unmöglichkeit, ſo wie das Wahrſcheinliche abwägen, genau ſeine Kräfte mit dem Unternehmen vergleichen, aber nie ſich ſeiner Einbildkraft überlaſſen; wollte ich ihren ſchmeichelnden Worten glauben, ſo ſtänden die Helden der Vorzeit, von denen ich zuweilen reden hörte, trotz ihrer Thaten, klein wie Zwerge neben mir Rieſen, wollte ich ihr folgen, ſo ſprengte ich noch heute die Thore meines Gefängniſſes, entriß dem Kerkermeiſter das Schwert, ſtürzte auf die Straße — der Trompeter, der eben in gemächlicher Ruhe mir entgegen geritten käme, ſtutzte, wenn er ſeinen alten Feldherrn erblickte — ich befehl' ihm, in die Trompete zu ſtoßen, zum Sammeln zu blaſen, und von Oſt und Weſt, von Süd und Nord ſtrömt das Kriegervolk herbei, die Caſtelle öffnen ihre Thore, die alten bärtigen Geſellen verlaſſen Capua's Fahnen, und ſich um die mit dem Löwen ſammelnd, welche ich auf dem Marktplatze aufpflanze, begrüßen ſie jauchzend ihren alten Führer. Franz und Urban dringen dann in die Stadt, ſchon höre ich von fern den Hufſchlag ihrer Roſſe, das Klirren ihrer Waffen, hoch ſchlägt mir das Herz, und wenn ich ſie an meine Bruſt gedrückt, den Sohn, den Freund umarmt habe, dann rufe ich mit donnernder Stimme: Wirbelt, Trommeln, blaſ't, Trompeten! Auf, nach dem neuen Caſtell, der Königin zu Hülfe! — Die Bombarden zerſchmettern die Thöre der Königsburg, die Thürme ſtürzen ein, die Leitern werden angeſetzt, wild dringen wir in's Schloß, der König iſt gefangen, die Königin ſitzt wieder auf ihrem Thron und — Nun, was wäre dann? ſagte er ſich beſinnend. Ein wollüſtiges Weib hätte die Krone wieder auf ihr Haupt geſetzt, und wer weiß, welchem unbärtigen Knaben ſie dann den Scepter übergäbe! — Aber was blickſt Du ſo ſchmerzvoll auf mich, liebe Katharina? unterbrach er ſich, als ſein Weib traurig nach ihm aufſah: Was iſt Dir? — Habe ich ein Wort geſagt, das Dir wehe that? ſprich! — Du weißt, in Deinem Blicke liegt mein Himmel; ſchaueſt Du mich mit den frommen Augen ſo recht innig an, wird mir ſo wohl, es iſt mir, wenn ich in den Spiegel Deines ſanften Gemüthes ſehe, als ob ich dann ein beſſerer Menſch würde; aber traurig kann ich Dich nicht ſehen. Ich bin gewohnt, Schmerz und Kummer, Blut und Wunden, die Jammer des Krieges mit kaltem Blick vor mir zu ſehen; aber iſt Dein heiteres Auge traurig, ſo iſt meine Sonne verſchwunden und mein Himmel getrübt. Was iſt Dir, Katharina?

Böſer Mann! ſagte ſie zürnen wollend, und doch ſagte das freundliche Lächeln ihres Mundes, ſie zürne nicht. — Haſt Deiner Phantaſie die Flügel gelöſ't, ihr Deine ſehnlichſten Wünſche übergeben, ſie hat Dir der Freiheit köſtliches Gut errungen, Deine Kampfgenoſſen um Dich verſammelt, die Königin wieder auf den Thron geſetzt, aber Deine Katharina im Thurme Beverella zurückgelaſſen; nicht ein Flügelſchlag war ihr geweiht, nicht ein Gedanke führte ihr Bild vor Deine Seele. Aus dem Kerker gehſt Du und nimmſt ſie nicht mit!

Armes Weib! unterbrach ſie Sforza aufſpringend: Du haſt Recht, mir zu zürnen; aber die tollen Gedanken der Phantaſie führen uns immer nur das Wilde, Ungeregelte herbei, ſchütteln es durch einander und werfen es dann im wilden Chaos vor unſer geſchloſſenes Auge; das Zarte aber, das in dieſem wilden Verein untergehen würde, ſparen ſie uns für die ſanften, ruhigen Augenblicke auf und deren hat ein rauher Krieger nicht viel. Sieh, meine gute Katharina!

ſprach er, und ſein Auge begann wieder zu glühen: öffneten ſich die Thore des Kerkers, legte man Schwert und Helm, Krone und Scepter auf den Tiſch, ſchmetterten draußen die Trompeten und tönte der laute Feldruf der Meinen mir in's Ohr, ehe ich nach Schwert und Krone und Scepter griff, umfaßte ich Dich mit meinem ſtarken Arm, trüge Dich hinab und zeigte Dich der verſammelten Menge. Behaltet Eure Krone! — würde ich rufen — die ſchönſte Krone der Erde, ein edles, ſanftes Weib, habe ich mir ſchon errungen, ein Weib, das Noth und Elend mit mir theilte, und mir der Stern war in meines Kerkers Nacht! Sieh, ſo würde ich Dich umfangen, auf meinen Arm nehmen und im Triumph das Herrlichſte, was ich beſitze, meinem Kriegvolke zeigen.

Bei dieſen Worten hatte er die Holdlächelnde ergriffen, ſie empor gehoben und trug ſie, von der Phantaſie getäuſcht, der Kerkerthür zu, die ſich plötzlich öffnete. Conſtanze trat ein.

Erſtaunt ſetzte Sforza ſeine theuere Bürde nieder, die Täuſchung war vorüber. Nicht zum Triumph trug er ſein Weib, zur Freundin trug er ſie, zur ſchmerzlich herzzerreißenden Erinnerung. Schweigend ruhten die Frauen Arm in Arm, der Schmerz löſ'te ſich in Worte und war deſto ſtärker. Seit Conſtanze ihrem Vater in den Kerker gefolgt war, hatten ſie ſich nicht geſehen, dieſe dunkle, unglückvolle Zeit, die zwiſchen dem Damals und dem Jetzt lag, trat mit all' ihren gräßlichen Erinnerungen wieder vor ſie; der Vorhang rollte auf, und die Momente des Jammers ſtanden an einander gereiht in einem furchtbaren Bilde vor ihnen, keine Thräne löſ'te den Schmerz, kein Seufzer ließ die beengte Bruſt wieder frei athmen.

Lange hatte Sforza auf dieſes Schmerzbild geblickt, als er die immer noch Bruſt an Bruſt Ruhenden endlich trennte.

Opfert die Gegenwart nicht ganz dem, was dahin iſt! ſagte er ungeduldig: Habt Maß in Schmerz und Freude! Sagt lieber dem gefangenen Sforza ein freundliches Willkommen, Conſtanze Alapo, und ſtärkt ſeine Hoffnung durch eine gute Nachricht.

Das will ich! ſprach Conſtanze, ſich Katharina's Armen entwindend: Euere bitterſten Feinde, der Graf von Capua und der Großſeneſchall, ſind nicht mehr!

Sie ſtarben? fragte Sforza.

Auf dem Blutgerüſte; ſie wollten den König morden, ich ſelbſt beredete den Grafen dazu.

Ihr? fragte Sforza und ſeine Gattin erſtaunte.

Ja, ich! — Den Vater zu rächen, ward mir Pflicht; ich habe ſie erfüllt, doch nur halb; die Königin hinterging mich, verrieth die Beiden dem Könige und ſie allein fielen als Opfer, nicht er, der das Blutgericht ernannte.

Weiber! Weiber! rief Sforza dumpf vor ſich hin: ein Himmel oder eine Hölle ruht in Euerer Bruſt!

Und Du beredeteſt den Grafen zu dieſer That? fragte Katharina, und ihr Auge ſchien zu hoffen, Conſtanze könne Nein! antworten; aber dieſe ſprach ein feſtes: Ja, ich that es, und that recht!

Nein, Conſtanze! entgegnete die edle Frau: Recht thateſt Du nicht; zur Verſöhnung, zum Vergeben ſchuf die Natur des Weibes Herz, nicht zur Rache, ſie überlaſſe Gott! Dein unſtäter Blick, die fliegende Röthe Deiner Wangen,

das

das Zittern Deiner Hand in der meinen, ſagen mir, daß ſie Dir keinen Troſt im Unglück gegeben, Du nicht den wahren Weg der Beruhigung gefunden haſt. In der Rache haſt Du Troſt geſucht, arme Betrogene! In dem feſten Glauben an Gottes Milde muß die Unglückliche ihn ſuchen, dort findet ſie den Stab, der ſie über die Klippen des Lebens führt, in ſich, in ihrer Ergebung allein findet ſie die entflohene Ruhe wieder; eine ſtille Thräne wäre am Grabe Deines Vaters ein ſchöneres Opfer geweſen, als Blut.

Und konnte ich anders? unterbrach ſie Conſtanze erſchüttert: Konnte ich einer Stimme widerſtehen, die mich aufrief, mich unaufhaltſam fortzog?

Das Edle, das Rechte vermag der Menſch immer, wenn er nur will! fuhr Katharina fort: Des Weibes Herz vermag am meiſten, denn in ihm liegt der zarte Keim zum Beſſern, der Muth zum Dulden, die Kraft zum Ertragen. Klein und beengt iſt die uns vorgeſchriebene Bahn, aber unſer Ziel iſt auch ſchön. Nicht ſtürmiſch, nicht mit Blitzſchnelle ſollen wir es erreichen, wie eine fromme Pilgerin auf ihrer heiligen Fahrt ſollen wir ſie durchwandeln, mit Ergebung ſollen wir die Mühen der Wallfahrt erdulden, beſcheiden denen ausweichen, die uns rauh entgegen treten, und ſelbſt für ſie willig ein frommes Gebet zu Gott erheben. Wandelt ſo die Pilgerin ihre einſame Bahn, und es geſellt ſich ein Mann zu ihr, deſſen Anblick ihr wohl thut, deſſen Gruß zu ihrem Herzen dringt, deſſen Hand ſie ſtützt und hält, wenn ſie ſtrauchelt, da mag ſie wohl mit dem neuen Begleiter muthiger voran ſchreiten, als früher, da ſie allein wandelte, aber ihm nicht folgen, wenn ſein ſtürmiſcher Wille ihn vom Wege treibt, den Adler in ſeiner Veſte zu tödten, oder den Löwen in ſeiner Höhle zu bekämpfen. — Blut aber, Conſtanze! ſprach ſie nach kurzer Pauſe und Purpur überflog ihre Wangen: Blut darf ihre Pfade nicht beſpritzen, in jedem Tropfen rinnt der Seelenfrieden dahin; und ohne ihn, wo fändeſt Du des Lebens dauerndes Glück?

Sie ſchwieg, Conſtanze ſah nachdenkend vor ſich nieder, während Sforza, auf Katharina's Worte nicht hörend, in dem Treiben der Welt umherſchweifte und, von dem ſtillen Pfade ſich abwendend, nachſann, wie er den Löwen bekämpfen könne.

Jetzt faßte Katharina Conſtanzens Hand. Erwache! rief ſie ihr zu: erwache, unglückliche Schläferin, die ein tückiſcher Alp drückt, ſchlag' Deine Augen auf, blicke zutrauenvoll nach der Morgenröthe, hebe Dein Herz zu Gott, und wenn Du in Demuth den Barmherzigen um Milde angefleht, dann wende Dein Auge zurück auf die Welt, es rufe den Geliebten herbei, und die Liebe, mit der Du ihn beglückſt, bringe Deiner Seele die verlorne Ruhe wieder!

Schon ſeit Monden iſt er mein Gatte! ſagte Conſtanze.

Und auch die Liebe vermochte nicht, das Unnatürliche in des Weibes Bruſt ſanft zu löſen? Mußt Du denn immer, im Glück wie im Unglück, der eigene Störer Deines Friedens ſeyn? O, das aufgeregte, überreizte Gemüth zerſtört ſich ſelbſt und zerreißt die zarten Fäden, womit die gütige Natur das Herz der Frauen, es gegen des Schickſals Stürme zu ſchützen, umgab. Konnte Urban's Liebe Dich nicht retten!

Wo iſt er, Conſtanze? Wo iſt mein Sohn?

rief Sforza, bei dieſem Namen auffahrend: Wie geht es Margaritta in Tricarico, oder iſt dieß auch verloſchen?

Aber Conſtanze war nicht vermögend, ihm zu antworten. Katharina ſtand wie eine zürnende Heilige vor ihr; das ſanfte, aus Lieb' und Ergebung geſchaffene Weſen erſchien ihr in ſo himmliſchem Glanze, der Blick auf ſie zeigte ihr die ſchönſte, lichteſte Glorie, die, wie das Mondlicht die zarte Lilie, das fromme Engelantlitz des ſanften Weibes umgibt. Aber der Blick in ihr Inneres zeigte ihr Nacht, nur hie und da von zerſtörenden, flammenden Blitzen erhellt. — Heilige! rief ſie und ſank an ihre Bruſt: umwehe mich mit Deinen milden Flügeln, lehre mich Deinen Weg wandeln, lehre mich, Dir ähnlich werden!

Das war ein frommer Wunſch, ſprach Sforza: denn wahrlich, neben ihr ſtehe auch ich oft wie ein arger Sünder, und in meiner Zerknirſchung bete ich dann wie Ihr. Aber in des Mannes Bruſt iſt es zu ſtürmiſch für das Heilige; der Geiſt der Schlacht und der Zwietracht findet ihre Pforte offen, der Engel des Friedens findet ſie verſchloſſen. Ja, wahrlich, Signora, könntet Ihr meinem Weibe ähnlich werden in Sanftmuth und Liebe, ſo wäret Ihr gepanzert gegen das Unglück und an Euerm ſtillen Muthe, an dem feſten Schilde der Ergebung, prallte jeder Pfeil des Schickſals ab!

Doch die Zeit verrinnt, ſprach er einlenkend: vielleicht iſt ſie Euch nur ſparſam zugemeſſen, und wir verbringen ſie mit unſern Gefühlen, unſern Träumen, und ſie gehört wichtigen Begebenheiten an. Sagt mir daher, Signora, wie kamet Ihr hierher, wie es in Neapel ſteht, welchen Eindruck hat der Tod des Großſeneſchalls und des Grafen von Capua auf die Gemüther gemacht, vertheidigt meine muthige Margaritta noch Tricarico, und wie iſt das Verhältniß der Königin zu ihrem Gemahle? Von alle dieſem weiß ich nur ſo viel, als ich wiſſen ſoll, denn der ſchlaue Kerkermeiſter berichtet mir zwar immer genug, um, wenn die Verhältniſſe ſich dereinſt anders geſtalten, dadurch ſattſam ſeine Anhänglichkeit an mir bewieſen zu haben, aber nie mehr, als was er bei den jetzigen Machthabern verantworten kann.

Conſtanze, obgleich ihre Stimmung zu dieſen Mittheilungen nicht geeignet war, ſah doch die Nothwendigkeit ein, und unterrichtete Sforza von Allem genau, machte ihn mit dem feindſeligen Benehmen Braccio's, mit dem Verrathe Armalerios bekannt, gab ihm genaue Kunde von den Hülfsmitteln, die ſich ſeinem Sohne Franzesco, ſeinen Hauptleuten und Freunden noch darboten, und ließ ihn durch die Gunſt, welche Johanna bei ihrem Gemahl erlangt zu haben ſchien, baldige Freiheit hoffen. Der von dem Könige Conſtanzen gegebene Auftrag, ihm wiſſen zu laſſen, daß er zur Verſöhnung geneigt ſey, war für ihn nicht von großem Werth; er durchſchaute den Plan des Königs leicht, und der Zweck, weßhalb er ihm Hoffnung mache, blieb ihm nicht verhüllt.

Bedarf er meiner, ſprach er lächelnd: ſo will er meine Kräfte, meinen Anhang zu ſeinem Vortheil benutzen; bedarf er meiner nicht, mag ich in Gottes Namen in dem Thurme Beverella ſterben, ihm iſt's gleichviel. Doch ſo leicht läßt Sforza ſich nicht überliſten. — Dame, fuhr er nun fort, an Conſtanze ſeine Rede wendend:

ſagt Euerm Gemahl — und er wird ja wohl zuweilen im Dunkel der Nacht in ſein Vaterhaus ſchleichen dürfen — ſagt ihm, die Meinen ſollen dem Braccio ausweichen, wo ſie nur könnten; ihn zu bekriegen iſt es jetzt nicht Zeit; ſie ſollen zu meiner Befreiung keinen ernſthaften Angriff auf Neapel wagen, denn ſie ſind noch zu ſchwach, und es könnte mir leicht das Leben koſten. Aber den Einwohnern Neapels die Villen, die Felder zerſtören, das Vieh wegtreiben und ſo den Unmuth gegen den König vermehren, das mögen ſie thun. Auf das Volk vertraue ich mehr als auf die Barone, welche der Franzos mit einer neuen Ehrenſtelle, einem Grafentitel oder einem alten verfallenen Schloſſe leicht wieder beſänftigt und anlockt, und wo der Haß der Geſchlechter keine feſte, allgemeine Verbindung zuläßt. Ein hier in der Hauptſtadt glücklich benutzter Augenblick, und die Königin iſt frei. Deßhalb rathet dieſer und ſagt ihr, daß der Rath von Sforza komme: Sie ſolle ſich verſtellen — und das wird ihr nicht ſchwer — ſolle den günſtigen Augenblick benutzen, jedoch vorſichtig und nur allmählig mehr Freiheit zu erhalten ſuchen; hat ſie es erlangt, öffentlich in die Kirche oder zu einem Feſte gehen zu dürfen, ſo muß das Volk ſich ihrer Perſon bemächtigen. Zu dieſem Unternehmen taugt Niemand beſſer als Annechino Mormile, der Volksfreund, und der alte Gurello mit ſeinem Gelde; und iſt alsdann mein Sohn mit ſeinen Völkern bei der Hand, um der Sache Nachdruck zu geben, ſo iſt Alles leicht und ſchnell geſchehen. — Wißt Ihr Niemand, der jetzt in beſonderer Gunſt bei der Königin ſteht? fragte er nun: Hat kein Neapolitaner Gelegenheit gefunden, ſich ihr zu nahen?

Giovanni Caracciolo! erwiederte Conſtanze.

Das iſt mir nicht lieb, er iſt mein Freund nicht, ſagte Sforza: doch taugt er wohl zu dem Unternehmen. Sein Vetter Ottino iſt ein kühner Mann und hat unter dem Adel bedeutenden Anhang. Iſt er der Königin ganz ergeben?

So ſcheint es mir; nur fürcht' ich, die Königin in irgend ein Geheimniß einzuweihen — meinte Conſtanze.

Fürchtet nichts; erwiederte Sforza: wo wir nicht ihres Muthes, nur ihrer Verſtellung, ihrer Liſt bedürfen, wo es darauf ankommt, auf bequeme Weiſe Freiheit und Krone wieder zu erlangen, da können wir ſicher auf ſie rechnen. Und nun hab' ich Euch, werthe Signora, nichts weiter zu ſagen; fuhr er nach kurzem Nachdenken fort: beherzigt meine Worte gut, ſchließt ſie in Euer Gedächtniß. Eins zwar hätte ich Euch noch anzuvertrauen, wenn ich ganz auf Eure Vorſicht bauen könnte.

Das könnt Ihr! erwiederte Conſtanze.

Von Allem, was mir das Schickſal in dieſer Zeit nahm, ſchmerzte mich nichts ſo ſehr, als der Verluſt Oppido's. Ich vertraute ſo ganz auf dieſe Veſte und den falſchen Armalerio, daß ich den größten Theil meiner Schätze dort verwahrte. Ein Käſtchen mit Juwelen, wohl 40,000 Dukaten an Werth, ſteht dort verborgen. Nehmt dieß Blatt, meinem eigenen Gedächtniß zu Hülfe kommend, beſchrieb ich den Ort, wo es liegt, genau; benachrichtigt Micheletto davon, ſchickt ihm das Blatt, er hat unter Pedro's Leuten manchen verſchlagenen Kopf, Oppido iſt in der Nähe Tricarico's, er ſoll verſuchen, des Käſtchens habhaft zu werden und es Euerem Gatten oder Euch zuſtellen; der alte Gurello wird dann wohl Gelegenheit finden, die Juwelen zu verkaufen und das Geld meinem Franzesco zu übermachen, der damit Söldner werben ſoll.

Conſtanze nahm den Zettel und verſprach, Alles, was er ihr geſagt, genau zu befolgen. — Nun, ſo iſt das, was handelnd in's Leben greift, abgemacht und Ihr ſeyd der Mittheilung Eurer Gefühle wieder überlaſſen; ich will Euch darin nicht ſtören; öffnet Katharinen Euer Herz und achtet auf ihre Worte ſo begierig wie auf die meinigen! Er verließ ſie und zog ſich in das Schlafzimmer zurück.

Wie eine Engelſtimme drangen nun die tröſtenden, beruhigenden Worte Katharinens in Conſtanzens bewegtes Gemüth; als ſey jedes Wort ein Tropfen Balſam, deſſen Heilkraft die Wunde ſchloß, ſo wohlthuend wirkte die Vermahnung, womit Katharina dem unnatürlich aufgeregten Gemüthe Conſtanzens die verlorne Ruhe wiederzugeben ſich beſtrebte, und als der Kerkermeiſter ſie mahnte, ſich zu entfernen, trennte ſich Conſtanze von der ſanften Katharina mit tiefbewegtem Gemüth und frommen Sinn.

Nach langen Berathſchlagungen, wer wohl dazu tauge, übernahm es der alte Antonio, ſich auf den Weg nach Tricarico zu machen. Conſtanze hatte den ihr von Sforza übergebenen Zettel ſorgfältig, mit ſo kleiner Schrift als möglich, abgeſchrieben und dieſe Abſchrift dem Caſtellan übergeben, der nun mit Geld und Liſt durch das Lager der verbündeten Barone nach Tricarico zu kommen hoffte. Er verließ ſchon am andern Tage Neapel und fand bei ſeiner Ankunft im Lager vor Tricarico weit weniger Schwierigkeiten, in die Stadt zu kommen, als er gefürchtet. Die Nachricht von der Hinrichtung des Großſeneſchalls hatte eine ſolche Beſtürzung, ſolchen Unmuth unter den hier verſammelten Edlen erregt, daß der größte Theil derſelben mit ihren Haufen hinweggezogen war, und die Bitten und Vorſtellungen Calderos, der einſtweilen hier den Befehl führte, nichts fruchteten. Er war faſt allein mit ſeinen Söldnern zurückgeblieben und erwartete auch ſtündlich den Befehl, die Belagerung aufzuheben und nach Neapel zu rücken, wo die Nähe von Franzesco Sforza ſeine Gegenwart nothwendig machte. So gelang es Antonio in dieſer allgemeinen Verwirrung leicht, bis zu Margaritta zu dringen. Er fand Alles auf Tricarico von Muth beſeelt; ſeit der Abreiſe des Seneſchalls war kein Angriff geſchehen, die ſchadhaften Mauern waren wieder ausgebeſſert und Alles im Stande, noch eine lange Belagerung aushalten zu können.

Nur war es ihm auffallend, zwiſchen Micheletto und Margaritta eine Spannung zu finden, die er nicht vermuthet hatte. Ihr gegenſeitiges Benehmen war abgemeſſen und kalt, und eine gewiſſe Vertraulichkeit, die unter obwaltenden Umſtänden wohl ſehr verzeihlich geweſen wäre, hatte einer kalten Förmlichkeit Platz gemacht. Als jedoch Antonio Margaritta von ſeinem Auftrage unterrichtet hatte, ſandte ſie ſogleich zu dem Hauptmann, ließ ihn rufen und theilte ihm die erhaltene Nachricht mit. Auch der alte Pedro wurde zu Rath gezogen und dieſer, wohl am beßten die Fähigkeit ſeiner Leute kennend, ſchlug ihnen Antonello als den Tauglichſten zu dieſem Wagſtücke vor.

Micheletto ſowohl als Margaritta ſchienen mit dieſer Wahl nicht zufrieden, jedoch ſchwiegen Beide, und da Pedro mit ſeinem Kopfe für die

Treue des jungen Mannes zu haften bereit war, ſo wurde er zur Ausführung gewählt und ſogleich herbeigerufen.

Bald darauf trat er ein und ſchritt auf Margaritta zu, ſie mit flammenden Blicken anſchauend. Der alte Caſtellan beobachtete ihn genau und während Margaritta mit Pedro und dem Hauptmann in's Geheim ſprach, hatte er Muße, ihn genau zu betrachten.

Er war ein ſchlanker, kräftiger Mann, in der Blüthe ſeiner Jahre; der Ausdruck ſeines Geſichts war edel, der Blick ſeines Auges jedoch nicht immer gleich; oft glaubte man eine verborgene Tücke hervorleuchten zu ſehen, oft wieder die Gluth einer regelloſen Phantaſie, doch machte das Ganze keinen unangenehmen Eindruck und Antonio blickte mit wahrem Vergnügen auf den ſchönen Jüngling.

Als er einige Zeit ſchweigend und, wie es ſchien, von ihnen unbeachtet geſtanden hatte, trat er näher.

Was verlangt meine Gebieterin von mir? fragte er: Ich bin zu Allem bereit, was ihr holder Mund mir befehlen kann.

Laß die ſchönen Worte, Antonello! erwiederte Margaritta finſter: Sie taugen wohl zum Lied, doch nicht zum ernſten Geſchäfte; auch ziemen ſie ſich nicht in meiner Gegenwart.

Eine ſtolze Verbeugung Antonello's ſagte der Jungfrau, daß er auch hier ihre Befehle befolgen würde.

Burſche! nahm jetzt der alte Pedro das Wort: Wenn ſonſt Noth an Mann war und Niemand ſo recht wußte, einen liſtigen Streich auszugrübeln und auszuführen, oder uns aus einer Verlegenheit zu ziehen, ſo warſt Du immer mit einem guten Gedanken und mit der That bei der Hand. Hier gilt es, dem edeln Sforza, unſerm Feldoberſten, einen großen Dienſt zu erzeigen, und auch ſeiner Tochter würdeſt Du Dich dadurch verbinden. Das Zutrauen, welches ich in Dich ſetze, die Belohnung, die Deiner wartet, mag Dir ein Sporn ſeyn, und mehr noch als Alles der Dank Deiner Gebieterin Dich anfeuern. Wagſt Du es wohl, Dich in eine feindliche wohlbeſetzte Veſte zu ſchleichen, dort unbeachtet einen verborgenen koſtbaren Schatz zu heben? Fühlſt Du nicht allein den Muth, fühlſt Du auch Treue genug in Dir, der Verſuchung zu widerſtehen und nicht aus ſchnödem Eigennutz zum Verräther zu werden? So ſchwöre auf dieß heilige Kruzifix, als mein redlicher Knecht, als ein treuer Diener Deiner Herrin zu handeln und Dein Leben an die Erfüllung dieſes Auftrages zu ſetzen.

Bei dieſen Worten des Alten lächelte Antonello. — Wenn Ihr an meinem Muth zweifelt, Pedro, ſagte er höhniſch: ſo ſucht doch unter Euern Knechten einen Beſſern als mich; zweifelt Ihr an meiner Treue, ſo geht doch ſelbſt. Wozu der Schwur? Bin ich ein Feiger, ſo gehe ich nicht; bin ich ein Treuloſer, ſo wird Schwur und Kruzifix mich wenig binden. Fragt lieber die Signora, ob ſie nicht das Zutrauen zu Antonello hat, daß er Alles für ſie wagt und freudig ſeine Treue mit dem Leben beſiegelt. Kommt der Befehl mir nur von Euch, Signora! wandte er ſich jetzt zu Margaritta: ſo bin ich zu Allem bereit, und ſo wahr ich für die Ewigkeit der treueſte Eurer Diener bin, ſo wahr erfülle ich mein Wort, oder ſterbe!

Ich bitte Euch darum, Antonello! ſprach Margaritta mit freundlichem Tone.

Und wohin ſoll ich? fragte jetzt der Jüngling.

Nach Oppido! erwiederte ſie.

Ha! fuhr er auf und hohe Gluth überzog ſein Antlitz: Dahin ſoll ich? — Unmöglich!

Das Feuer war bald verraucht, ſagte Michelетto ſpöttiſch: die Ewigkeit von kurzer Dauer.

Meint Ihr? erwiederte Antonello ſtolz: Ihr irrt! Ich werde einen ſchweren Gang beginnen, aber ich werde dennoch gehen! — Wohin ich ſoll, weiß ich nun, fuhr er fort: was ich aber ſoll, davon habt die Güte mich zu unterrichten.

Der alte Caſtellan trat jetzt zu ihm, legte traulich die Hand auf ſeine Schulter und ſah ihm feſt in's Auge.

Mein Sohn! ſagte er: ich kenne Dich nicht, obgleich es mich dünkt, Dich früher irgendwo geſehen zu haben; Dein Aeußeres, Dein Benehmen erweckt Zutrauen, doch berg' ich Dir nicht, daß ſo Manches mich wieder von Dir abſtößt und mich für Deine Treue bangen läßt. Bedenke, daß Undank das ſchwärzeſte der Laſter iſt und Verrath nie Segen bringt. Nun höre und merke wohl auf! — Der edle Sforza hat ein Käſtchen mit koſtbaren Juwelen in Oppido verborgen; das Geld, welches er aus ihnen löſen könnte, iſt ihm jetzt nothwendig, das Heer ſeines Sohnes zu verſtärken. Hier, nimm dieſen Zettel, er bezeichnet Dir genau den Ort, wo Du es finden kannſt.

In der kleinen Kapelle des Schloſſes hatten die Protondini, ſonſt die Herren von Oppido, ſich eine Gruft gebaut, darinnen ſanft und ungeſtört ruhen zu können. In dieſer Gruft, ſo beſagt der Zettel, ſteht dem Eingang gegenüber ein Sarg, größer als alle andere, braun, mit zinnernen Griffen gar künſtlich geziert, der allein noch unverſehrt iſt; an deſſen oberen Ende wirſt Du die Geſtalt eines Engels, der einen Palmzweig hält, in Holz geſchnitzt finden; drücke dicht über der ihn haltenden Hand an den Palmzweig, der Sarg wird ſich öffnen und Du wirſt das Käſtchen hier verborgen finden; doch Alles dieß wird dieſer Zettel Dir noch deutlicher ſagen. Zweihundert Dukaten ſind Dein Lohn, und biſt Du ein ſo tapferer Mann, wie ich eben vernommen, ſo wird Dir in Sforza's Heere gewiß ein Platz werden, wo Du Deinen Muth üben kannſt.

Eueren Segen, werther Herr! ſprach jetzt Antonello, ſich ehrerbietig vor dem alten Caſtellan neigend: nehme ich mit auf den Weg, dieß ſagt mir Euer wohlwollender Blick; Eure Liebe, Vater Pedro, begleitet mich. Von Euch, edler Herr, wandte er ſich zu Micheletto: wünſchte ich wohl einen freundlicheren Blick mit auf meine Wanderung zu nehmen, und von Euch, Signora! — Wenn man hinab in die Gruft der Verweſung ſteigt, wo Särge die Todten umſchließen, wenn man an die dunkle Pforte klopfen ſoll, daß ſie ſich uns öffne, ſo bedarf der ſündige Menſch eines Talismans, ihn vor Unglück zu bewahren, einer Reliquie, ihn gegen die zürnenden Geiſter zu ſchützen; deßhalb, Signora, gebt mir die Roſe, die ich an Eurer Bruſt welken ſehe, ſie ſey mir die Reliquie, mit der ich kühn in die Geiſterwelt ſteigen, ſie ſey mir der Talisman, der mich unverwundet aus der Gefahr zurückkehren läßt. — Ihr zögert?

Die Roſe wird Dir wenig nützen! erwiederte Margaritta beleidigt: Solche unbeſcheidene Forderung ziemt einem Knechte nicht!

Einem Knechte? rief er heftig: Mir ziemte ſie nicht? Nun ja, es kann wohl ſeyn. — Aber ohne dieſe Roſe gehe ich nicht!

Du gehſt! donnerte ihm der alte Pedro entgegen.

Mich zu zwingen, Pedro, reicht Eure Gewalt nicht! entgegnete er.

Wag' es, Bube, uns zu trotzen! rief Micheletto zornig.

Bube! rief er, und ſeine Hand wollte nach dem Dolche faſſen, doch ſchnell faßte er ſich. — Was hälfe es Euch, ſagte er gelaſſen: wenn ich ging und doch mein Wort nicht hielt? Ohne Roſe gehe ich nicht; mit ihr kehre ich mit Sforza's Schätzen beladen zurück.

Gebt doch dem Thoren die Blume! bat Antonio: Für Euch hat die Gabe keinen Werth; ſeiner Narrheit ſcheint dieß Geſchenk unbezahlbar zu ſeyn. Gebt ſie ihm, Signora!

Margaritta nahm die Roſe von ihrer Bruſt und gab ſie Antonello, der ſie mit Haſt ergriff, ſie an ſeine Lippen drücken wollte, doch ſich ſchnell beſinnend ſie lächelnd betrachtete und gleichgültig mit ihr zu ſpielen ſchien.

Geh', mein Sohn! ſagte nun Antonio freundlich: der Himmel begleite Dich!

Antonello, einen bedeutungvollen Blick auf Margaritta werfend, verneigte ſich vor ihr, reichte Pedro treuherzig die Hand, grüßte ehrerbietig, jedoch ſtolz, Micheletto und verließ, ohne weiter ein Wort zu ſagen, das Zimmer.

Mich dünkt, ſprach dieſer: wir wagen viel. Mir gefällt dieſer junge Mann nicht ganz, er ſcheint mir ein ſtolzes, hoffärtiges Gemüth, zu dem Edelſten, wie zu dem Schlechteſten fähig zu ſeyn.

Je mehr Ihr ihm Vertrauen ſchenkt, deſto mehr könnt Ihr ihm vertrauen! erwiederte Pedro: Bangt nicht für ihn!

Margaritta hatte zu dieſem Allen geſchwiegen. Nicht ohne Theilnahme war ihr Blick dem Scheidenden gefolgt, welches Micheletto nicht entging.

Ende des zweiten Theils.

Gedruckt bei C. G. Naumann in Leipzig.

Sämmtliche Schriften

von

A. von Tromlitz.

Dreiundzwanzigſtes Bändchen.

Mutius Sforza.

Dritter Theil.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1832.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Mutius Sforza.

Hiſtoriſches Gemälde

von

A. von Tromlitz.

Dritter Theil.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1832.

I.

Noch am nämlichen Tage verließ Antonello das Schloß. Ein langer Bart, ein graues, mit Muſcheln beſetztes Pilgergewand machten ihn unkenntlich, und ſo, ſeine Laute umgehangen, zog er Oppido zu. Es begann ſchon zu dämmern, als er an der Brücke des Brandano ſich auf eine ſteinerne Bank ſetzte und ſpähend in die Gegend umher blickte. Hier nahm er den kleinen Zettel, durchlas ihn noch einmal und, da es ihm zu ſpät ſchien heute noch unter irgend einem Vorwande in das Schloß zu gelangen, ſo erfaßte er ſeine Laute, griff einige leiſe Akkorde darauf und ſtärkte ſich durch einen Trunk aus ſeiner Pilgerflaſche. Da hörte er ein Geräuſch in dem dicht neben ihm blühenden Roſengebüſch; er ſchaute ſich um, und zwiſchen den duftenden

Roſen ſah er ein freundliches Mädchengeſicht, das, als ſie bemerkt zu werden glaubte, ſich ſchnell hinter den Zweigen wieder verbarg. Faſt hätte ihn die Neugierde getrieben, der lockenden Geſtalt nachzueilen, doch beſann er ſich bald, that, als habe er ſie nicht bemerkt, griff noch einige Akkorde und das Auge ſeitwärts nach der Stelle gerichtet, wo das Mädchen ihm erſchienen war, ſaß er ihrer harrend, ohne wohl eigentlich recht zu wiſſen, warum. Der Laute Klang lockte die Lauſcherin bald wieder herbei, er winkte ihr, und da ſie ſich nicht mehr verbergen konnte, trat ſie ſchüchtern zu ihm heran.

Liebes Kind! ſagte er jetzt: Wollteſt Du wohl einem armen Pilger ſagen, welcher der vielen Pfade nach jener Stadt hinauf führt, und ob ein Müder dort wohl eine Herberge, ſich von den Beſchwerden ſeiner Wanderung zu erholen, finden würde? Es beginnt ſchon zu dämmern, und mir ſcheint der Weg ſteil und lang, auch ſchlingt er ſich durch ſo manches Geſtrüppe, daß ich mich in der Dunkelheit zu verirren fürchte.

Wenn Ihr Euch nur gedulden wollt, bis ich hier unten meine Ziegen geſammelt habe, ſo will ich Euch gern hinauf geleiten! ſagte das Mädchen. — In unſerm Hauſe nimmt man nicht allein den ſtattlichen Reiter, auch wohl einen armen Pilger freundlich auf, und unſere Frau, eine ehrbare Witwe, iſt gar weichen, frommen Gemüths. Wenn Ihr uns ein Liedchen auf der Laute ſpielt, wohl gar dazu ſingt, ſo könnt Ihr einer recht freundlichen Aufnahme gewiß ſeyn.

Antonello dankte dem Mädchen, verſprach, ſie hier zu erwarten, und es ſchien ihm eine gute Vorbedeutung, daß ein ſo liebliches Weſen ihn in Oppido einführen ſollte; auch brauchte er nicht lange auf ihre Rückkehr zu harren, denn bald hörte er in der Ferne das Läuten einiger Glöckchen und ſah das Mädchen mit ihren Ziegen herbei eilen.

Kommt, lieber Herr! ſprach ſie freundlich, ihm die Hand reichend: Ich will Euch den Berg hinauf führen, ſo gut ich vermag. Sagt nur, ob ich Euch den kürzeſten, aber den ſteilſten, oder einen weniger beſchwerlichen, aber den längern Weg führen ſoll.

Führe mich nur den kürzeſten, ſagte Antonello: Du ſiehſt, das Alter drückt mich noch nicht, und ein Pilgersmann muß ſich auf ſeiner Wanderung auch an die ſteilſten Pfade gewöhnen. Komm nur!

Sie ſchritten vorwärts; munter hüpften die Ziegen ihnen voran, das Mädchen trällerte ein luſtiges Lied, während Antonello nachdenkend neben ihr her ging und manchen Plan entwarf.

Ihr ſeyd ſo ſtill, Herr! begann nun das Mädchen: Mich dünkt, irgend ein Kummer muß Euch quälen. Gewiß wallfahret Ihr zur Büßung irgend einer Schuld? Ich ſollte meinen, an einem ſo ſchönen Abende wie heute, in Geſellſchaft ſo munterer Thiere wie hier vor uns her ſpringen, und auch wohl in meiner Geſellſchaft, müßte ein grämliches Geſicht ſich aufheitern und die geſchloſſenen Lippen ſich zum frohen Liede öffnen. Euch drückt gewiß ein Kummer!

Mich drückt eine Schuld; erwiederte der Pilger: zwar hab' ich nur menſchlich gefehlt, und deßhalb wird mir auch Gott vergeben, aber dennoch bedarf es der Buße, um Verzeihung zu erlangen. Da hab' ich denn das Gelübde gethan, während einer ganzen Nacht in der Kapelle Eures Schloſſes, vor dem wunderthätigen Gnadenbilde der heiligen Mutter, hundert Ave Maria zu beten und mich dann, bis der Morgen grauet, in der Todtengruft zu geißeln. Deßhalb zog ich weit von Mileſo hieher, und gebe nur Gott, daß es mir erlaubt werde mein Gelübde zu erfüllen.

Ja wohl! erwiederte das Mädchen, mit Theilnahme ſeine Hand drückend: Der Herr, der da oben im Schloſſe befiehlt, iſt ein gar finſterer, böſer Mann, ein Edler aus Calabrien, welchen der König hier dem Kriegvolke vorgeſetzt hat.

Sein Name? fragte Antonello raſch.

Er heißt Vilani! erwiederte das Mädchen: Doch, frommer Mann, was zittert Eure Hand ſo in der meinen? Seyd Ihr über meine Beſchreibung ſo erſchreckt? Sorgt nicht! Singt nur heut' Abend ein paar hübſche Liederchen, und meine Frau, gar wohl mit dem Caſtellan des Schloſſes bekannt, wird Euch ſchon Gelegenheit verſchaffen, Euer frommes Werk zu vollführen. Kommt nur! die Sonne geht ſchon unter und meine Ziegen drängen nach dem Stalle.

So gelangten ſie an das Thor. Ein bärtiger Krieger, der, ſeine Pike im Arm, ſchweigend auf und ab ging, betrachtete Antonello aufmerkſam. Woher des Weges, Freund Pilger? rief er ihm zu: Wen wollt Ihr hier in unſerer kleinen Stadt aufſuchen?

Das wunderthätige Madonnenbild! erwiederte Antonello gefaßt.

Und die Wirthin zum Schwan! fiel das Mädchen ihm keck in die Rede: Kommt nur, frommer Herr, und ſäumt nicht, ſie erwartet Euch ſchon lange! —

Schließt mich in Euer Gebet, Pilger, ſprach jetzt der alte Krieger: und zieht mit Gott!

Das Mädchen nahm Antonello bei der Hand, und als ob ſie auf ihren Begleiter ſtolz ſey, ſo keck ſchritt ſie durch die öden Straßen, der Herberge zum Schwane zu.

Hier bring' ich Euch einen frommen Pilger, liebe Frau! redete ſie die Wirthin an: Wenn er ſo hübſch ſingt, wie er die Laute ſpielt, ſo werdet Ihr mir es Dank wiſſen, daß ich ihn Euch zugeführt. Er iſt aber ſo ſtill und in ſich gekehrt, daß Ihr all' Eurer Freundlichkeit, ihn aufzuheitern, bedürfen werdet. Die Wirthin, eine Frau von mittleren Jahren, dankte Antonello, der ſie mit frommem Spruche begrüßte, höflich, lud ihn ein in das Zimmer zu treten, wo er jedoch nur wenig Gäſte verſammelt fand, ſetzte ihm einen Trunk guten Wein vor und ließ ſich ſogleich ſeine Pilgerflaſche geben, damit es ja nicht vergeſſen würde, ſie zu füllen.

Antonello nahm, während die gutmüthige Frau hinaus gegangen war und das Mädchen ihr in aller Eile das, was ſie von dem Pilger wußte, mitgetheilt hatte, in einem einſamen Winkel Platz. Bald kehrte ſie zurück, ſetzte dem Pilger Speiſ' und Trank vor, und nachdem ſich dieſer ſattſam erquickt hatte, trug ihm die freundliche Witwe die Bitte vor, ihr ein Liedchen zu ſingen; denn Muſik, ſagte ſie, ſey ihr das Liebſte auf der Welt.

Er war hierzu bereitwillig, ſang mehrere Canzonen und gewann ſich dadurch bald die Zuneigung der guten Frau, ſo daß ſie ihm ſogar von dem Wein, welcher ſonſt nur dem freundlichen Caſtellan des Schloſſes gereicht wurde, einen Becher füllte; dann wies ſie ihm ſein Lager in einem einſamen Kämmerchen, wo ſie Stroh in Menge aufgeſchüttet und es mit weichen Decken belegt hatte.

Hier ſchlief Antonello ruhig, als ob der kommende Tag für ihn nicht verhängnißvoll ſeyn könnte, und als er, von der Morgenſonne geweckt, ſein Kämmerchen verließ, begegnete ihm das freundliche Mädchen ſchon, welches, vom Schloſſe kommend, den Caſtellan zum Mittagmahle eingeladen hatte. Mutter Brigitta, die Wirthin, hoffte durch ihn zu erlangen, daß dem Pilger die Erlaubniß ertheilt würde, eine Nacht in der Kapelle zubringen zu dürfen, und freuete ſich ſchon im Voraus, wie der gute Caſtellan ſich an Speiſ' und Trank erquicken und an dem Lautenſpiele und Geſange ergötzen werde. Antonello aber blieb bis dahin ruhig in einer Ecke des unteren Zimmers ſitzen, horchte auf jedes Geſpräch der Gäſte, das ihn nur in etwas mit den Verhältniſſen im Schloſſe bekannt machen konnte, und erwartete ſo die Ankunft des Caſtellans.

Er kam zur beſtimmten Stunde und wurde von Frau Brigitta wie ein alter, lieber Bekannter empfangen und in ihr freundliches

Stübchen geführt, wo der Tiſch ſchon gedeckt ſtand. Hier machte ſie ihn mit ihrem Wunſche bekannt, lobte den Pilger als einen ſtillen, gottesfürchtigen Mann und erwähnte beſonders ſehr beifällig ſeines angenehmen Geſanges und wie ſchön er die Laute ſpiele. Der Caſtellan, die Schwäche der guten Frau kennend, zweifelte nicht einen Augenblick an der Gottesfurcht und Tugend des Pilgers, beſonders da er Canzonen zu ſingen verſtehe, meinte aber doch, man müſſe den Mann näher kennen lernen, ehe man ihn auf dem Schloſſe beherberge, und überdieß dürfe er das nicht ohne des Grafen Vilani Erlaubniß.

Das Mittagmahl ward aufgetragen, der Pilger erſchien, aß und trank viel, ſprach wenig, ſchien gar keinen Theil an dem Geſpräche nehmen zu wollen und beantwortete die Fragen des Caſtellans nur kurz. — Als jedoch Frau Brigitta den guten alten Wein einſchenkte, der Caſtellan fleißig trank und der Pilger noch fleißiger, ward er beredter, erzählte von Dieſem und Jenem, und es ſchien faſt, als genöſſe er des Weines zu viel. Dem ſchlauen Caſtellan entging dieß nicht, er ſchenkte nun öfter ein, trank ihm zu und bemerkte nicht, daß er ſelbſt redſeliger und von dem Pilger überliſtet wurde, der ihm ſchlau Manches, Stadt und Schloß betreffend, abzufragen wußte.

Nach vollbrachter Mahlzeit kehrte der Caſtellan auf das Schloß zurück und verſprach, ſich bei dem Befehlhaber für den Pilger zu verwenden. Er hielt Wort, denn ehe es zu dämmern begann, traf ein Knecht mit dem Befehl, den Pilger auf das Schloß zu begleiten, in der Herberge ein.

Mit klopfendem Herzen, doch muthvoll, folgte ihm Antonello, der ſchon von fern, bei einem Vorſprunghäuschen, einen Mann ſitzen ſah, welchen ihm ſein Begleiter als den ſtrengen, hier befehlenden Grafen ankündigte. Als ſie ihm näher kamen, warf der Graf einen bedeutenden, forſchenden Blick auf den Pilger, erwiederte deſſen ernſtes: „Gelobt ſey Jeſus Chriſtus!“ mit einem rauhen: „In Ewigkeit!“ und winkte ihm dann, zu halten.

Pilger! ſagte er mit unfreundlichem Tone: Du wünſcheſt die Nacht in der Schloßkapelle vor dem wunderthätigen Muttergottesbilde zuzubringen?

Ja, Herr! antwortete Antonello, den Ton ſeiner Stimme ſo viel ihm möglich verändernd.

Was willſt Du da beginnen? fragte er weiter.

Beten, Buße thun und mich geißeln! war des Pilgers Antwort.

Und warum dieſe Kaſteiung hier? fuhr der Graf fort, und ſein Auge ruhte immer ſchärfer auf Antonello.

Ein Gelübde bindet mich, es eben hier zu thun! erwiederte der Jüngling.

So geh', es zu erfüllen! ſprach der Graf unfreundlich. — Und Du, Giovanni, befahl er dem Knecht, welcher den Pilger herauf begleitet hatte: führ' ihn in die Kapelle und verſchließe ſie hinter ihm!

Der Schloßhof war bald durchſchritten, bald ſtand Antonello vor der kleinen Pforte; der Knecht öffnete ſie und ließ den Pilger ein.

Die Kapelle war nur klein und vermochte oft nicht die Menge der Wallfahrenden zu faſſen, die mit frommen Glauben hierher zu dem über dem Altar hängenden wunderthätigen Muttergottesbilde zogen. Das Bild ſelbſt ſtellte die Himmliſche, den Jeſusknaben auf dem Schoße, vor und ſchien von einem alten Meiſter und aus der erſten Zeit der wieder auflebenden Kunſt zu ſeyn. Antonello neigte ſich in frommer Andacht vor dem Bilde, kniete auf die Stufen des Altares nieder, und fürchtend, daß er beobachtet werde, that er nichts, was gegen die Frömmigkeit ſeiner Abſicht hätte Verdacht erwecken können.

Nach verrichtetem Gebet ſah er ſich forſchend in der Kapelle um. Keine Gemälde, keine Zierde, nur in Stein gehauene Ritter mit ihren Frauen ſah er in kalter Ruhe über den Gräbern rings an den Wänden bis zu einer dunkeln, geöffneten Pforte knieen, die wahrſcheinlich der Eingang zu der Gruft war. So ſehr ihn auch das Ziel ſeiner Wallfahrt anzog, ſpähte er doch, ehe er ſich nahte, vorſichtig umher, ob irgend wo der Verräther lauſchen könnte, und ſchritt dann erſt dem Eingange zu. Aber hier bedachte er, daß die Nacht, wo Alles im Schloſſe ſchlafe, zur Ausführung ſeines Vorhabens geeigneter und es jetzt thörig ſey, nach dem Schatze zu ſuchen, da ihm doch vor Sonnenaufgang die Pforte nicht wieder geöffnet würde. Hierüber nachdenkend, ſah er hinunter in die von einem matten Lämpchen ſpärlich erhellte Gruſt, und überließ ſich ſeinen Gedanken. Da ſchien es ihm, als ob er unten murmeln hörte; unverſtändliche, von Seufzern unterbrochene Töne glaubte er zu vernehmen, jetzt ſchien es ihm ſogar, als ſähe er Schatten ſich bewegen, und gleich darauf erblickte er eine finſtere Geſtalt, welche die Stufen herauf auf ihn zuſchritt. So furchtlos er auch war, konnte er ſich doch eines geheimen Schauders nicht erwehren; er trat einige Schritte zurück, ließ die Geſtalt näher kommen, und als ſie in die Kapelle, vom Licht der hier brennenden Ampel beleuchtet, eintrat, ſank er auf ſeine Kniee vor ihr nieder. Heilige, Deinen Segen! rief er, ſein Haupt vor der in Schwarz Gehüllten beugend.

Pilger! erwiederte ſie: Du irrſt! Ich bin keine Heilige, bin eine unglückliche Mutter, die kinderlos am Sarge der entſchlafenen Tochter gebetet hat. Steh' auf!

Euern Segen, unglückliche Mutter, fromme Dulderin! bat der Pilger noch einmal.

Steh' auf! wiederholte die Dame: Hoffe von dem wunderthätigen Bilde der Schmerzenmutter Vergebung, mein Segen kann ſie Dir nicht geben, die Hand einer Unglücklichen vermag nicht Segen zu ſpenden!

Sprecht ihn aus, edle Frau! beharrte Antonello bittend: Geht nicht von hinnen, ohne Euern Segen mir ertheilt zu haben; er wird mir eine reiche Gabe auf meiner unſtäten Wallfahrt ſeyn!

So möge Gott Dir Deine Schuld vergeben! ſprach die Dame, ihre Rechte auf ſein Haupt legend: wie meine Hand jetzt Dich ſegnend berührt. Es gehe Dir wohl! Gedenke mein in Deinem Gebete! Dieß ſagend, neigte ſie ſich vor der Madonna, warf noch einen Blick auf den Knieenden und verließ die Kapelle.

Schon lange war ſie entfernt und Antonello kniete noch immer auf der nämlichen Stelle. Endlich erhob er ſich und ſetzte ſich tiefbewegt auf die Stufen des Altares.

Der Knecht, welcher Antonello ſchon einmal als Führer gedient hatte, ſtörte ihn auch jetzt in ſeinem Sinnen, und lud ihn ein, bei dem Caſtellan zu Nacht zu eſſen. So unangenehm ihm auch dieſe ihn ſtörende Botſchaft war, ſo durfte er doch die Einladung nicht ablehnen und mußte dem Knechte folgen.

Der Caſtellan war freundlich und zuvorkommend gegen ihn, der Tiſch gut beſetzt, der Wein perlte in ſilbernen Pokalen, aber von einer ihm unerklärbaren Scheu abgehalten, rührte er ihn nicht an, und wich den zudringlichen Bitten ſeines Wirthes unter dem Vorgeben aus, ſein gethanes Gelübde verböte ihm, nach Sonnenuntergange etwas anderes als Waſſer zu trinken. Der Caſtellan ſchien ſich über die Mäßigkeit ſeines Gaſtes beruhigt zu haben, als die Thür ſich öffnete und der Graf Vilani eintrat. Er ſprach Einiges leiſe mit dem Caſtellan, wobei er jedoch Antonello ſcharf beobachtete, und nachdem er mehrere gleichgiltige Fragen an dieſen gethan, entfernte er ſich bald wieder.

Auch der Pilger dankte dem freundlichen Wirthe und wollte in die Kapelle zurückgehen, doch der Caſtellan hielt ihn unter mancherlei Geſprächen auf, bis er ihn endlich eine Stunde vor Mitternacht entließ.

Noch verkündete die Glocke mit ihren dumpfen Schlägen die Geiſterſtunde, als Antonello in die Kapelle trat und die Thür ſich hinter ihm ſchloß. Eine beängſtigende Stille empfing ihn; die ſteinernen Ritter und Edelfrauen umgaben ihn in ernſtem ſchweigſamen Kreiſe; ſelbſt das Madonnenbild, zu dem er ſich jetzt betend wandte, ſchien nicht liebreich, es ſchien zürnend auf ihn zu blicken, der ſich um dieſe todten Gebilde wenig kümmernd, noch einmal den kleinen, den Ort bezeichnenden Zettel überlas, dann die nur angelehnte Thür der Gruft öffnete und hinunter ſtieg.

Der erſte Blick, den er hier in dieſe Wohnung des Todes warf, ließ ihn ſogleich den bezeichneten Sarg erblicken, welcher an der nördlichen Stelle des Gewölbes allein ſtand; aber ſein Auge weilte nicht lange auf ihm; ein kleinerer, mit einem Myrthenkranze geſchmückter, der dicht am Eingange ſtand, zog ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf ſich. Er nahete ſich ihm mit Thränen. Ja, hier ſchlummerſt Du, hier verwelkſt Du, frühgebrochene Knospe, und dieſer Kranz von Myrthen ſollte Dein Haupt nicht ſchmücken. — O laß mich Dich, vielleicht die Einzige, die mein Herz verſtand, noch einmal ſehen. Er hob den Deckel des Sarges ab und ſein Auge betrachtete mit Wehmuth die Todte.

Und warſt Du im Leben auch ſchon eine welkende Blüthe, ſagte er ſchmerzvoll: warſt Du doch lieblich, gute Marie; aber der Tod hat die bleiche Roſe furchtbar zerdrückt und mit ſeinem Hauche Dich ſchrecklich entſtellt; ich erkenne Deine holden Züge nicht mehr. Schlafe ſanft, Dir iſt jetzt wohl, wohler als mir, den der Fluch verfolgt, und dem auf ſeiner wilden Irrfahrt das Schickſal nichts ließ, als dieſe welke Blume, die ſich für mich nie erſchließen wird. — Er zog Margaritta's Roſe hervor, drückte ſie an ſeine Lippen und ſagte dann mit Heftigkeit: Alles mußte ich opfern, Stand, Namen, Vater und Mutter, und auch Dich nahm der Tod; nun will ich auch dieſe Reliquie opfern, damit mir nichts bleibt, als ein zerriſſenes Gemüth. — Er legte die Roſe an die kalte Bruſt der Todten. — Das Theuerſte, was ich habe, weihe ich Dir, Maria! ſprach er, ſchloß den Deckel und ſetzte ſich trauernd auf den Stufen der Treppe nieder.

Hier mochte er wohl ſchon eine lange Zeit, ſeinen düſtern Gedanken nachhängend, geſeſſen haben, als die Glocke des Thurmes die Stunde der Mitternacht verkündete, er plötzlich aufſprang und mit verſtörtem Blick auf den braunen Sarg zuſchritt. — Wen werde ich hier in ſeiner Ruhe ſtören? Wem zurufen: Steh' auf und gib mir Deine Schätze! — Holla, holla, Schläfer! rief er, auf den Deckel des Sarges klopfend: Erwache, es nahen Diebe!

Und als er dieß ſprach, ſchien dem Todten das Leben geworden zu ſeyn, es raſſelte furchtbar, als wenn Todtengebeine zuſammen ſchlügen, und eine lange in ein weißes Leichentuch gehüllte Geſtalt ſtieg wie aus dem Sarge hervor. — Was ſtörſt Du meinen Schlaf, Antonio? ſagte ſie dumpf: Was ſtörſt Du meine Ruhe, Du, vom Vaterfluch raſtlos Getriebener?

Antonello, von der Erſcheinung überraſcht, wär bebend einige Schritte zurückgewichen, doch bald ſich ermannend, rief er: Blendwerk der Hölle! aus dieſem engen breternen Hauſe ſteigt kein Todter zum Leben auf, keinem Geiſte ward je die Pforte geöffnet. Ich werde Dir, Sterblicher! als Mann begegnen. — Dieß ſagend, zog er den Dolch unter dem Pilgergewande hervor und ſprang auf die Geſtalt zu. Das Leichentuch ſank, ein Geharniſchter mit geſchloſſenem Viſir ſtand vor ihm.

Oeffne Dein Viſir, daß ich Dein Antlitz ſchaue! rief Antonello: Zeige Dich mir! Wer Du auch biſt, ich fürchte Dich nicht und will mit Dir, Eiſengepanzerter, ringen um mein elendes Leben!

Dir geſchehe Dein Wille! ſprach der Geharniſchte, ſchlug das Viſir auf und ſtarr vor Entſetzen ſtand Antonello vor dem Furchtbaren; nur den regungloſen Blick auf ihn geheftet, vernahm er das Kommen Gewaffneter nicht, die ihn, ehe ſeine Beſinnung wiederkehrte, ſchon umringt hatten.

Gebt Euer Schwert, junger Herr! redete der Caſtellan ihn an: Jeder Widerſtand wäre hier vergebens und ſündlich!

Bei dieſen Worten kehrte Bewußtſeyn und Beſonnenheit in Antonello zurück, er faßte ſchnell in ſein Koller, ergriff den Zettel, verſchluckte ihn und ſchleuderte dann den gezückten Dolch weit weg.

In den Thurm mit ihm! befahl der Geharniſchte mit donnernder Stimme.

Die Knechte führten ihn ab.

2.

Schon ſeit mehreren Tagen hatte man in Tricarico vergebens auf Antonello's Rückkehr gewartet, man war für ihn beſorgt, ſelbſt Zweifel an ſeiner Treue regten ſich in mancher Bruſt; da ſandte Micheletto einen Kundſchafter nach Oppido, der an dem nämlichen Tage, wo zur Freude Margaritta's die königlichen Scharen die Belagerung der Veſte aufhoben und von dannen zogen, mit der traurigen Nachricht zurückkehrte, daß ein Pilger, welcher unter den Vorwand eines Gelübdes in der Schloßkapelle habe die Nacht zubringen wollen, feſtgenommen und in tiefem Gefängniſſe verwahrt ſey. Dieſe Nachricht trübte die Freude über den Abzug der königlichen Scharen.

Signora! ſagte Micheletto, als er ſich eben mit Pedro allein bei Margaritta befand: Ich glaube, ein kühner Streich wäre hier am rechten Orte. Caldoro iſt nach Potenza gezogen, wer weiß, ob er den ſtolzen Grafen von Vilani, mit dem er überdieß in Unfrieden lebte, von ſeinem Abzug unterrichtet hat. Gebt mir dreihundert wackere Männer, und ich will verſuchen, das mit Muth wieder zu gewinnen, was der Verrath uns entriß.

Ihr wolltet! rief Margaritta erſtaunt: und haltet es für möglich, das feſte Oppido durch ein kühnes Wagſtück zu nehmen?

Je verwegener das Unternehmen, je unglaublicher, deſto eher gelingt es! erwiederte der Hauptmann.

Es freut mich, Micheletto, ſagte nun Margaritta gerührt: daß Ihr ſolchen Theil an dem Unglücklichen nehmt, und Antonello zu befreien, Euer Leben wagt.

Ihn zu befreien? fuhr der Hauptmann auf: O, Ihr irrt, Signora! Für dieſen Thoren ziehe ich wahrlich mein Schwert nicht aus der Scheide. Hat er doch eine Reliquie erhalten, die ihn vor jedem Unfall ſchützt; was bedürfte er meiner?

Margaritta ſah mit ihrem flammenden Auge zürnend auf ihn, ſchwieg und wandte ſich zu Pedro.

Vater! ſprach ſie: Ihr habt mir zweihundert wackere Krieger zugeführt, geprüfte Geſellen aus alter Zeit; ich ſelbſt habe vor Eurer Ankunft manchen unternehmenden Burſchen geworben; mit dieſem Haufen und unter Eurer Begleitung, mein Vater, will ich ſelbſt nach Oppido ziehen und für den Unglücklichen mein Leben wagen, da Micheletto, ſo wie es ſcheint, nur für die Schätze meines Vaters ſein Schwert zu ziehen bereit iſt. Mögen ſie verloren gehen! Sforza kann andere erringen, aber das Leben eines wackern Mannes vermag er und Ihr und wir Alle nicht wieder zu gewinnen.

Hohe Röthe überzog Micheletto's Angeſicht.

So iſt er wahrlich zu beneiden, rief er: daß er für Euch in Ketten ſchmachtet, da Ihr, Signora, zu ſeiner Befreiung auszieht und für ihn —

Hauptmann! unterbrach ihn die Jungfrau: Schon einmal fragte ich Euch, wer Euch ein Recht gab, meine Empfindungen zu bewachen;

ob Mitleid, ob Dankbarkeit, oder ein anderes Gefühl, ob das Wohl meines Vaters mich nach Oppido führt, ſey Euch gleich! — Beſorget Alles, wandte ſie ſich nun zu Pedro: ſo wie die Nacht anbricht, ziehen wir aus. Nehmt Petarden und Sturmleitern mit, und ehe wir das Schloß verlaſſen, will ich die Krieger, an deren Spitze ich mich ſtelle, muſtern. — Ihr, Hauptmann Micheletto, habt wohl die Güte, indeſſen Tricarico zu bewachen.

Ich werde Euch folgen, Signora! erwiederte der junge Kriegsmann beſchämt. An Eurer Seite zu fechten werdet Ihr mir doch wohl erlauben?

Wie Ihr wollt! erwiederte Margaritta gleichgiltig und verließ das Zimmer.

Dreihundert auserleſene Männer, deren Tapferkeit ſchon in manchem Gefechte erprobt war, ſammelten ſich auf dem Schloßhofe, und Keiner von ihnen wußte weßhalb. Sie waren Alle nur leicht bewaffnet, ein Schild am Arm, ein kurzes Schwert an der Seite, die Partiſane in der Hand, ſo erwarteten ſie ihre Herrin, die auch nicht lange zu erſcheinen ſäumte. Einen Helm auf ihrem Haupte, die Bruſt mit dem

Panzer bedeckt, die blanke Partiſane in der Hand, trat ſie mit Zuverſicht, einer Königin der Amazonen gleich, vor die geſchloſſenen Reihen.

Zaget nicht! rief ſie ihren Kriegsgefährten zu: weil die ſchwache Jungfrau Euch zu einem kühnen Unternehmen führt. Denkt, ſie iſt des Mutius Sforza Tochter! und dieſer Gedanke gebe Euch Vertrauen. Wir gehen einem Wagſtück entgegen, wo ausdauernder Muth uns allein zum Ziele führen kann; es gilt, das feſte Oppido wieder zu gewinnen. Wollt Ihr mir dahin folgen und Euer Leben daran ſetzen, ſo ſprecht es mit einem freudigen Zurufe aus.

Hell klirrten die zuſammengeſchlagenen Waffen, laut tönte der Kriegsruf: Sforza! Sforza! und: Wir folgen Dir! ſchallte wie aus Einem Munde. Margaritta ſchwang ſich nun auf ihr türkiſches Roß, Micheletto beſtieg ſeinen Streithengſt. — Mir nach! rief das kühne Mädchen, und ſo zogen ſie in aller Stille aus den Thoren Tricarico's, und machten erſt an der Brücke, wo Antonello ſeine Führerin gefunden, Halt.

Micheletto, der längere Zeit in Oppido zugebracht und es mithin genau kannte, machte hier, auf Pedro's Erſuchen, die nöthigen Anordnungen, verbot unter Androhung ſtrenger Strafe, im Fall der Einnahme der Stadt, zu plündern, befahl, ſich dann ſchnell wieder in Rotten zu ſammeln und dem Schloſſe zuzueilen, und führte nun das Kriegvolk auf die nördliche Seite des Berges, wo ſie einen ſteilen Fußpfad hinauf klimmten, auf welchem ſie bald in möglichſter Stille, Petarden und Sturmleitern mit ſich führend, unbemerkt am Fuße der Mauer anlangten. Von hier rückte Pedro mit 50 ſeiner Knechte und der Petarde gegen das Thor, die Andern ſetzten die Leitern an und erſtiegen ohne Schlachtruf die Mauer, welche von dieſer Seite ganz unbeſetzt war. Nun eilten ſie hinab, überfielen die ſorgloſe Wache, öffneten das Thor, durch welches Pedro mit den Seinigen eindrang, und ſtürmten vereint dem Schloſſe zu, das man jedoch beſſer verwahrt fand als die Stadt.

Hier war man wachſam; der Thurmwacht hatte die Unruhe in der Stadt bemerkt, ihm war das Waffengeklirre am Thore nicht entgangen, und ſein Horn hatte die Beſatzung auf die Mauern und in die Thürme gerufen. Dennoch befahl Margaritta den Angriff; Pedro ſetzte die Petarde an das äußerſte Thor, doch fand er am innern ſolchen Widerſtand, daß er ſich kaum in dem blutig errungenen Vortheile behaupten konnte.

Auch die, welche die Mauer ſtürmten, fanden hartnäckigen Widerſtand; zweimal wurden ſie zurückgeſchlagen; ſchon war der größte Theil der Leitern zertrümmert, ſchon lag mancher Muthige zerſchmettert am Fuße der Mauer, als Margaritta noch einmal die Weichenden ſammelte, ſich an ihre Spitze ſtellte und die Erſte die Leiter beſtieg. Ihr Beiſpiel entflammte von Neuem den Muth, unaufhaltſam hinter und neben ihr klimmten die Scharen hinauf; Fortuna begünſtigte die Kühnen, Margaritta ſtand die Erſte auf der Mauer, Micheletto, ſie ſchützend, ihr zur Seite. Das Schloß war erobert.

In einem alten, mit düſtern Tapeten behangenen Saale des untern Geſchoſſes, der wahrſcheinlich in früheren Zeiten zu Trinkgelagen gedient hatte, wurden jetzt die Gefangenen den Siegern vorgeführt; ein Mann, mehr von Gram als Alter gebeugt, ſtand an ihrer Spitze. Schneeweiß, von Blut gefärbt, rollte ſein Haar wild über Schultern, Nacken und Stirn herab und verbarg ſein feurig flammendes Auge, das faſt verächtlich auf Margaritta blickte, in welcher er die Jungfrau von Tricarico, wie man ſie in der dortigen Gegend zu nennen pflegte, erkannte.

Seyd Ihr Graf Vilani? fragte ihn Margaritta, und in dem Ton ihrer Stimme lag freundliche Milde.

Ich bin's! erwiederte der Verwundete ſtolz.

So gebt Ihr mir wohl Kunde, was aus dem Pilgersmann geworden iſt, den Ihr vor einigen Tagen hier feſtnahmt und gefangen ſetztet! fuhr die Signora fort: Finden wir ihn noch am Leben, ſo werden wir nicht ſtreng mit Euch verfahren.

Liegt Euch der Pilgersmann ſo am Herzen? erwiederte der Gefangene höhniſch: Nun, ſo kann ich keine ſchönere Rache an Euch nehmen, als wenn ich ihn Euch überliefere. Sendet nur hinunter in den Thurm, der gen Süden liegt, dort werdet Ihr ihn in Ketten finden, die ohne Euch keine Barmherzigkeit hätte löſen ſollen.

Und weßhalb habt Ihr ihn in Ketten gelegt? fragte Micheletto.

Weßhalb? Die Rechenſchaft hierüber bin ich nicht Euch, bin ich nur Gott ſchuldig! erwiederte der Graf.

Ihr ſeyd ein trotziger Mann! nahm Margaritta das Wort: Das Gerücht von Eurer finſtern Gemüthsart hat nicht gelogen.

Wohl möglich! erwiederte er kalt: Das Schickſal ſtimmt nicht immer die Saiten zur Freude. Wohl Euch, habt Ihr dieß noch nie erfahren.

Was habt Ihr mit den Schätzen, die Ihr dem Pilger abgenommen, gemacht? fragte Micheletto weiter.

Ihm Schätze abgenommen? erwiederte der Gefangene höhniſch lachend: Arm iſt er, daß ſelbſt der Bettler ſein „Gott mit Dir!" nicht einmal mit ihm theilen möchte. Arm, daß, wenn Ihr ihm das Wams von ſeinem Leibe reißt, ihm nichts bleibt als das Gerippe eines nackten Sünders!

Als er dieß ſprach, vernahm man Kettengeklirr.

Hört Ihr? Dieß Klirren iſt ſein Gebet und das Eiſen ſein würdiges Geſchmeide! — Da

thaf

that ſich die Thür auf und Antonello, mit Ketten beladen, wurde hereingeführt. Schweigend trat er in den Kreis, ſein Auge, nicht mehr flammend wie ſonſt, ſchien Jemand zu ſuchen, es traf den Grafen. Wehmuth ſprach aus des Jünglings Blick, doch ſchnell wandte er ſich zu Margaritta:

Laßt mir die Feſſeln abnehmen, Signora! bat er, und als ſie raſſelnd neben ihm hinſanken, trat er langſam, ungewiſſen Schrittes auf den Grafen zu. Ich bin frei, ſprach er: und bedarf Eurer Gnade nicht, doch bitt' ich: Vergebet mir! — Er beugte bei dieſen Worten ſein Knie vor dem Gefangenen. Dieſer ſchwieg, ſein Auge wandte ſich von dem Knieenden ab, finſter blickte er in dem Kreiſe der Staunenden umher, als eine in Trauer gehüllte Dame die Thür aufriß, neben Antonello niederſtürzte und ſchmerzvoll ausrief: Vergib ihm, es iſt ja Dein Sohn!

Er war es! ſagte Vilani kalt und wendete ſich ab.

Steht auf, Signora! bat jetzt Margaritta die Knieende: Steh' auf, Antonello! Ein Geheimniß muß hier obwalten, das vielleicht nicht gut iſt, vor der Menge zu enthüllen. Habt die Güte, Graf Vilani, und Ihr, verehrte Frau, uns mit dieſem in ein anderes Zimmer zu begleiten. — Sie ergriff mit zarter Schonung des Gefangenen Hand, Micheletto reichte der Dame ſeinen Arm, und Pedro, einen Wundarzt herbeirufend, folgte mit Antonello.

Laßt Euch verbinden, Ihr blutet ſtark! ſagte jetzt Pedro zu dem Grafen, der erſchöpft auf einen Seſſel ſank. Du aber, Margaritta, thäteſt wohl gut, Dich mit der Dame und Antonello zu entfernen, da der edle Herr Ruhe bedarf und jede Gemüthsbewegung ihm ſchädlich ſeyn muß.

Margaritta begleitete die Gräfin in ihr Gemach, während Antonello in's Freie eilte und Micheletto in die Kapelle ging, das Käſtchen mit Juwelen zu ſuchen. Margaritta konnte den Wunſch nicht verbergen, Licht in dieſer verwikkelten Sache und beſonders über Antonello zu erhalten; ſie ſprach dieß ſo deutlich aus, daß die Dame nicht umhin konnte, ihr gefällig zu ſeyn und ſie von Allem zu unterrichten.

Antonio, den Ihr Antonello nennt, begann ſie: iſt des Grafen Vilani und mein Sohn; ihn Euch zu ſchildern, bedarf es wohl nicht, da Ihr ihn, wie ich vermuthe, ſattſam kennt. Schon in ſeiner früheſten Jugend ſprach ſich ſein wilder, aufbrauſender Sinn deutlich aus, und war er auch hierin meinem Gatten ähnlich, ſo gewann ihm dieß doch des Vaters Herz nicht; ſchon als Knabe konnte er ſich ſeiner Liebe nicht erfreuen, und ihm blieb damals nichts als das Mutterherz.

Sein freier, ungebundener Sinn, ſtets von des Vaters feſtem Willen oft wohl zu ſehr gezügelt, fand ſich in dem väterlichen Hauſe nicht wohl, er wünſchte es zu verlaſſen, aber nie wollte mein Gatte ſeine Einwilligung geben. Die aufſtrebende Kraft des Jünglings mußte ſich an dem Gängelbande eines Knaben leiten laſſen, und ſein Unmuth ſprach ſich immer lauter aus, ſein Benehmen ward immer ſtörriſcher, ſo daß auch das Mutterherz, ſonſt ſo ſchwach, ſich nach und nach ſeinem rauhen Weſen verſchloß. Nur gegen Marie, ſeine kränkelnde Schweſter, war er ſanft und liebreich, ſie allein ſchien ihn zu verſtehen.

Eines Tages kehrte mein Gatte aufgebracht und faſt wüthend von der Jagd zurück. Antonio hatte nach des Vaters Meinung einen Hirſch gefehlt, der Sohn, ein ſicherer Schütze, glaubte ihn getroffen zu haben und wollte das Thier verfolgen; der Vater unterſagte es ihm, Antonello aber entgegnete heftig: „Ich bin weder ein Knabe, noch Euer Knecht!“ und ſprengte mit der Meute hinter dem Hirſch drein, fand bald den Verendeten und kehrte im Triumph kurz nach dem Vater zurück, der, noch von ſeinen Jägern und Dienern umgeben, auf dem Hofe ſtand und den Ungehorſamen mit entehrenden Scheltworten empfing. Dieſer, vielleicht durch das Vorgefallene noch aufgeregter als ſonſt, antwortete nicht ganz in den Schranken kindlicher Demuth, und der Vater — o, ich erinnere mich des furchtbaren Augenblicks noch mit Grauſen — ſchlug den Sohn, in Gegenwart der Diener, in's Geſicht.

Einen Augenblick ſtand dieſer wie verſteinert, dann ſagte er mit kalter, an ihm ungewohnter Ruhe: „Vater, vergeßt Ihr noch einmal, daß ich ein Edler bin, behandelt Ihr mich noch einmal, als wäre ich ein unbärtiger Knabe, dann, bei Gott! vergeß' ich, daß Ihr mein Vater ſeyd, und —"

Ein Wink meines Gatten und der Sohn ward umzingelt, gleich einem Verbrecher gebunden und in den Kerker geworfen. Jetzt begann das Mutterherz laut zu mahnen, ich bat, flehte den Gatten, warf mich mit der Tochter zu ſeinen Füßen, nichts half; er blieb unerbittlich. „So lange ich lebe, ſprach er: ſoll er das Licht des Tages nicht wieder ſehen!" Ich kannte den feſten Sinn meines Gemahls, mir blieb nichts übrig, als dem Sohne durch Liſt und Beſtechung die Freiheit zu verſchaffen. Es gelang mir, er entfloh und ſeit einem Jahre hörte ich nichts von ihm. Da führt mich das Schickſal ſpät am Abend in die Gruft, wo meine früh verwelkte Maria ſchlummert; ich finde in der Kapelle einen Pilger, der ſich leidenſchaftlich vor mir niederſtürzt und um meinen Segen fleht. Mir war das auffallend, unheimlich, ich theile es meinem Gatten mit, dieſer ahnet unter dem Pilgergewande Betrug, läßt ihn zu dem Caſtellan kommen, beobachtet ihn dort und erkennt den Sohn. Um den Zweck ſeines Hierſeyns und was er in der Kapelle vorzunehmen gedachte, zu erforſchen, ſchwieg er, verbarg ſich, wohl gewaffnet, in der Gruft, verhüllte ſich, Betrug mit Betrug zu vergelten und beorderte Gewaffnete, auf das erſte Geräuſch in die Kapelle zu bringen. So wurde Antonio gefangen, und ohne Eure Rettung wäre vielleicht das Mutterherz gebrochen.

Dieſe Erzählung hatte auf Margaritta einen tiefen Eindruck gemacht. Sie konnte dem unglücklichen Antonio ihr Mitleid nicht verſagen, wenn ſie auch ſein Benehmen gegen den Vater nicht ganz entſchuldigen konnte. Sie erinnerte ſich, während die Gräfin ſprach, ſo Manches, Antonello betreffend, wie ſie ihn in der Gegend von Lauletta zum erſten Mal geſehen, er ſich ihr, als ſie eben Waldbeeren ſuchte, mit Heftigkeit genahet, bei ihrem Anblicke aber ſcheu zurückgetreten war und ſie gebeten hatte, ihn in irgend eine Hütte, am liebſten aber in die ihrige zu führen, wie ſie gezögert, ihn gewarnt, ihm, von ſeiner einnehmenden Geſtalt verführt, ſelbſt das Furchtbare ihres Aufenthalts geſtanden. Sie erinnerte ſich noch lebhaft, wie er ſich damals durch nichts habe abhalten laſſen, ihr zu folgen, wie er von dem alten Pedro freundlich aufgenommen und ihr werth geworden ſey. — Auch der Stunde gedachte ſie, wo ſie ihn zum erſten Male mit den Räubern ausziehen ſah, und plötzlich jede Neigung zu ihm aus ihrem Herzen geſchwunden ſey, da ſie ihn für einen gemeinen Räuber gehalten. Das Alles war wie ein Traum an ihr vorüber geſchwebt, und ohne ſich Rechenſchaft von ihren Empfindungen geben zu können, fühlte ſie ſich bei der Nachricht froh, daß Antonello der Sohn des Grafen Vilani und nicht gemeinen Standes ſey. Sie tröſtete die Mutter, ſicherte ihr des Gatten Freiheit zu und beachtete es im Sturm ihrer Gefühle wenig, als Micheletto mit dem Käſtchen, das er an dem beſtimmten Orte noch unverſehrt gefunden hatte, eintrat.

Die Wunde des Grafen war nicht gefährlich und nach einigen Tagen konnte er ſchon an ſeine Abreiſe denken. Er dankte Margaritta für die ihm gegebene Freiheit und ſchien von ihrem edlen Benehmen gerührt; aber dennoch vermochte ihre Bitte ihn nicht zu bewegen, den Sohn zu ſehen.

Erlaubt, daß ich die traurigen Reſte meiner Tochter mit mir nehme und ſie in der Gruft meiner Väter beiſetze! erwiederte er Margaritta: Sagt meinem Sohne, daß ich ihm verzeihe; ſehen mag ich ihn nicht. Nur drohend, wie auf dem Hofe meines Schloſſes, nur den Dolch gegen mich zückend, wie hier in der Gruft, würde er vor mir ſtehen und ſein Anblick mir den Fluch wieder erpreſſen, den ich nicht noch einmal ausſprechen möchte. Deßhalb laßt mich ziehen, ohne ihn geſehen zu haben.

Noch am nämlichen Abend ſandte Margaritta Antonello mit den Juwelen nach Neapel zu Conſtanze, ihm konnte man ſie am erſten anvertrauen, da er, deſſen Familie zur Parthei des Königs gehörte, ungehindert dahin kommen konnte; auch wollte ſie ihn gern von hier entfernen. Der Graf Vilani zog nun mit ſeinem Weibe und dem Sarge, der die irdiſche Hülle ſeiner Tochter verſchloß, nach Calabrien, Margaritta kehrte mit Pedro nach Tricarico zurück und überließ Micheletto einſtweilen die Vertheidigung Oppido's.

3.

Antonello war mit ſeinen Schätzen ohne weiteres Abenteuer in Neapel angekommen, übergab ſie Conſtanzen, die ſogleich Sforza von dem Ereigniſſe benachrichtigte. Gurello fand bald Gelegenheit, die Juwelen in Gold umzuſetzen und es fehlte nur noch Urban, der ſeit lange nicht in Neapel geweſen war, um das Geld für Franzeſco in Empfang zu nehmen. Durch Conſtanze war der Königin Sforza's Rath mitgetheilt. Caracciolo hatte ſeinen Vetter Ottone durch große Verſprechungen gewonnen, und der alte Gurello war mit Annechino Mormile in genaue Verbindung getreten. Die Großen des Reiches, gegen welche ſich der König immer ſtolzer, immer geringſchätzender benahm, murrten ſeit des Seneſchalls und Capuas Hinrichtung laut, das Volk, durch die ſteten Streifzüge Franzeſco's in ſeinem ruhigen Eigenthume geſtört, ſah nur mit Unmuth Felder und Gärten verwüſtet und hoffte mit Sehnſucht auf eine andere Geſtaltung der Dinge. Alles war in dumpfer Gährung, die Gemüther waren auf das Höchſte gegen die Franzoſen erbittert und Jeder ſah unruhig dem Ausbruche dieſes Vulkans entgegen. Nur der König nicht, welcher mit ſeinen Franzoſen, deren Zahl ſich von Tag zu Tage mehrte, unbeſorgt auf die Jagd zog, den Falken auf der Hand Tage lang in der Gegend umherſtreifte, und, von ſeinen Illyriern umgeben, mit ſtolzer Zuverſicht die ſo nahe Gefahr nicht ahnte. Die Königin ſpielte ihre Rolle meiſterhaft; ſtill ergeben, ſchien ſie jede Laune ihres Gemahls gelaſſen zu ertragen, ſchmeichelte bei jeder Gelegenheit den Franzoſen und äußerte einſt ſogar, daß ihr größter Stolz ſey, aus dem Hauſe Anjou, mithin aus Frankreich zu ſtammen. Faſt täglich hatte ſie dem Könige irgend eine Bitte vorzutragen, aber dieſe Bitten waren ſo gering, ſo wenig der Anſprüche einer Königin, die ſelbſt den Scepter des Landes geführt hatte, angemeſſen, daß Jacob ſie nicht allein gern bewilligte, ſondern auch ſeine Gemahlin ihres Kleinmuthes, ihrer Unterwürfigkeit wegen zu verachten begann. Kein Wunſch nach Freiheit entſchlüpfte ihr, ſie zeigte nicht die leiſeſte Begierde, irgend einen Einfluß auf den König oder die

Staatsverwaltung zu erhalten, äußerte nie ihre Meinung, wenn ihr Gemahl ſie nicht dringend deßhalb befragte, ſchilderte ihm dann die Verhältniſſe, welche ſie doch genau kennen konnte, gewiß ſtets falſch, und ſuchte hierbei beſonders das hervor, was ihn gegen die Barone aufbringen konnte. So wurde der König getäuſcht, der nun ſeine Gemahlin für ſo wenig gefährlich hielt, daß er die Einſchränkung ihrer perſönlichen Freiheit nur noch ihres Lebenswandels wegen geſchehen ließ.

Conſtanze, die noch zuweilen Katharina in ihrem Gefängniß beſuchte, hatte die unausſprechlichſte Sehnſucht nach ihrem Gatten. Seit der Hinrichtung des Grafen von Capua, ſeit den mütterlichen Ermahnungen ihrer Freundin ſchien der Engel des Friedens ſie wieder zu umſchweben. Ihr wilder Schmerz war zur ſtillen Trauer geworden, ſie hatte wieder Thränen und an der Bruſt ihrer Freundin erſchien ihr die Welt von neuem wie eine freundlich friedliche Gegend, in welcher ſie wohl noch ein Plätzchen der Ruhe zu finden hoffen konnte. Nur fehlte ihr Urban; gedachte ſie ſeiner, rief ihr eine innere Stimme zu: Nur an ſeiner Bruſt wirſt Du die wahre Ruhe finden. Es war ihr deßhalb ängſtlich und traurig, daß er, obgleich Franzesco mit ſeinem Kriegsvolke in der Umgegend Neapels herumſchwärmte, ſich nicht blicken, nichts von ſich hören ließ. Bei jedem Tritte, den ſie in der Dämmerung vernahm, glaubte ſie, er ſey es, bei jedem Geräuſch auf der Straße hoffte ſie ſeine Stimme zu hören. So waren Monden ohne Nachricht von ihm vergangen und ſelbſt der alte Gurello, der doch immer von Allem unterrichtet wurde, vermochte nicht, ſie zu tröſten.

Eines Abends, als ſie ſtill trauernd auf ihrem einſamen Zimmer ſaß, öffnete ſich leiſe die Thür und die langgenährte Sehnſucht wurde erfüllt, Urban trat ein. Unausſprechlich war ihr Glück, als ſey er ihr erſt heute gegeben, ſo innig, ſo feſt drückte ſie ihn an ihre Bruſt. Auch Urban empfing ſie mit glühender Liebe, der Blick ſeines Auges ſtrahlte nur Wonne und der Ton, mit welchem er ſie ſeine gute Conſtanze nannte, war ihr Bürge, daß er nicht mehr zürne.

Du haſt wohl lange vergebens auf mich gehofft? ſagte er endlich: verdamme mich deßhalb nicht, Conſtanze! Mein kurzer Aufenthalt in Neapel war verrathen worden, Euer Haus wurde von Spähern umgeben, und deßhalb durfte ich es in der erſten Zeit nicht wagen. Franzeſco hatte durch einen Freund genaue Nachricht hiervon erhalten und ſandte mich, mir ſelbſt die Möglichkeit eines Verſuchs zu nehmen, in geheimem Auftrag nach Mailand an den Viſconti. So war ich fern von Dir, durfte Dich von meiner Reiſe nicht einmal unterrichten, und ſelbſt dem Vater mußte es verborgen bleiben. Vor einigen Tagen erſt bin ich, nachdem ich meinen Auftrag glücklich vollendet, zu Franzeſco zurückgekehrt; ich fand einen jungen Mann bei ihm, der ſich ſeit einiger Zeit im Verborgenen dort aufgehalten hatte. Es war Antonio Vilani, der Sohn des in Oppido durch Margaritta gefangenen Grafen. Durch ihn erhielt ich Nachricht von Dir und von dem, was ſowohl bei Tricarico als hier in Neapel ſeitdem vorgefallen. Er bat mich, zu Dir zu eilen, da mein Vater mich zu ſprechen wünſche, und verſicherte, mich ungefährdet hin und zurück zu geleiten. Er hat bis jetzt treulich Wort gehalten und muß ein Mann von unternehmendem Geiſte ſeyn, der viel Anhang unter dem Adel hat, denn von Caſoria, wo wir ſeit heute Mittag lagern, bin ich bis hierher unter ſteter Begleitung Bewaffneter gekommen, die ich auf allen Straßen fand, und die ſich, wie von ungefähr, an mich anſchloſſen.

Ich kenne ihn wohl, ſagte Conſtanze: es iſt derſelbe, den Margaritta, ohne ſeinen Stand zu ahnen, nach Oppido ſandte, und dem Sforza gewiſſermaßen die Wiedereroberung dieſer Stadt zu danken hat, denn ſeine Rettung war wohl der Hauptgrund zu dieſem kühnen Unternehmen. Er war es, der mir das Käſtchen mit Juwelen brachte, und irr' ich nicht, ſo hängt er mit Leidenſchaft an Margaritta!

So ſchien es auch mir; ſagte Urban: Alles ſetzt der Jüngling daran, Sforza zu retten, er ſteht mit Caracciolo in Verbindung —

Das wußt' ich, unterbrach ihn ſchnell Conſtanze: deßhalb vermied ich ihn. Ich traue dieſem Giovanni ſo wenig wie ſeiner Königin.

Dem Antonio Vilani darfſt Du trauen, entgegnete Urban: er wird Dir Nachricht von mir bringen, und was Du mir wiſſen laſſen willſt, kann durch ihn geſchehen; Bande, wie ſie an Sforza ihn knüpfen, ſind feſt. — Doch nun genug hiervon; wir wollen dem Ernſten nicht jede der kurzen Stunden opfern; auch uns und unſerer Liebe mögen einige gehören. Ein Brief meines Vaters, den ich bei Franzesco vorfand, hat mir Tröſtliches berichtet, und ich leſe die Beſtätigung deſſen, was er mir ſagt, in Deinem ſanften Auge. Wohl Dir, meine Conſtanze, wohl mir, daß Du beruhigt biſt. Auch der Geiſt Deines Vaters wird nun Ruhe gefunden haben, da Du ihn nicht mehr mit Deinen blutigen Gedanken aufſchreckſt. Du haſt Deinen furchtbaren Schwur gelöſt.

Noch lebt der König! unterbrach ihn Conſtanze: Aber wende Dich nicht zürnend von mir ab; ich habe der Rache entſagt, habe ſie dem ewigen Richter übergeben; denn was ich ſpäter erfuhr, macht mir Manches klar und vermindert des Königs Schuld. Laß uns davon ſchweigen. Vergiß die Worte, welche mir der Schmerz in jener Unglücksnacht erpreßte, möge auch der Barmherzige ſie nicht vernommen haben, möge er die Wahnſinnige nicht nach den Worten richten, welche die Verzweiflung aus ihr ſprach. Ich bin wieder Deine Conſtanze, lebe nur Dir, nur Deiner Liebe; aber auch Du, mein Geliebter, ſollteſt mir fortan Deine Tage weihen. Reiß Dich aus dem Treiben der Welt, ein einſames Schloß am Meere nehme uns auf, fern von dem Toben der Leidenſchaften, fern von des Ehrgeizes lockendem Schimmer, wollen wir dort in ſtiller Einſamkeit nur uns leben, und wenn die Kriegstrompete ſchmettert, dann laß uns friedlich an den Tönen der Laute uns vergnügen und unbekümmert um die Königin und ihre Günſtlinge, unbekümmert um Sforza und ſeinen Kriegerruhm, unſer ſtilles Glück in Abgeſchiedenheit und Ruhe genießen.

Du ſenkſt zu raſch Deine Schwingen, Conſtanze! unterbrach ſie Urban: Als ich Dich das letzte Mal ſah, ſchwebteſt Du, ein raubgieriger Adler, hoch in den Lüften, heute möchteſt Du, eine girrende Taube, Dich unter den Zweigen des Roſengebüſches verbergen; beides iſt Ueberſpannung. Sforza, meinem väterlichen Freunde, bin ich Dank ſchuldig; gegen Dich und Deinen gemordeten Vater hab' ich am Altare Verpflichtungen übernommen, und das unterdrückte Vaterland verlangt meinen Arm!

Nun wohl! unterbrach ihn Conſtanze bewegt: So erfülle Deine Pflicht, weihe dem Vaterlande Deinen Arm, dem Freunde Dein Herz und laß Deiner Conſtanze nichts als die Ahnung, daß wir in dem Strudel der Welt untergehen werden. Ich habe Muth, ich bedarf nicht immer der Rache zum Sporn, und ſoll ich nicht das ſtille Glück der Liebe genießen, will ich Dir doch treu in Gefahr und Noth zur Seite ſtehen.

Des Vaters Eintreten unterbrach die ernſte Unterhaltung. Er freuete ſich, den Sohn hier zu ſehn, unterrichtete ihn von jedem Schritt, den er zur Befreiung der Königin, mithin auch zur Befreiung Sforza's gethan hatte und redete ſo Manches für die Zukunft mit ihm ab. Auch gab er ihm die aus den Juwelen gelöſte Summe in Wechſeln auf Florenz und machte ihn mit dem Willen Sforza's in Betreff der Anwendung dieſes Geldes bekannt.

Die kurze Zeit, welche Urban vergönnt war bei ſeiner Gattin zu bleiben, verrann bald, die Stunde der Trennung ſchlug und von Antonio

Vilani und deſſen Freunden auf die nämliche Weiſe, wie er hergekommen, zurückbegleitet, traf er im Lager ein und war Franzesco Sforza, des Geldes wegen, doppelt willkommen.

4.

In dieſer Zeit hatten ſich die Freunde der Königin und Sforza's durch Wort und Handſchlag eng mit einander verbunden, Johanna die Freiheit zu erringen und die Franzoſen aus Neapel zu vertreiben. Sie entwarfen einen beſtimmten Plan und ſetzten ſich durch Antonio Vilani in genaue Verbindung mit Franzesco Sforza, der, obgleich ſich Caldoro mit ſeinen Söldnern in Neapel befand, die Umgegend durchſtreifte und ſo viel als möglich den Neapolitanern die Zufuhr zu Lande abſchnitt. Der reiche Gurello hatte ſogar mehrmals einigen mit Getraide beladenen Schiffen, ehe ſie noch im Hafen einliefen, ihre Ladung abgekauft, um ſo, wenn auch nicht drückenden Mangel, doch Theuerung herbei zu führen; kaum vermochten Caldoro's Söldner die Ruhe in der Stadt zu erhalten. Aber eben dieſe Söldner, welche der Condottiero auf Befehl des Königs von Tricarico herbeigeführt hatte, ſchienen den Verbündeten das größte Hinderniß zur Ausführung ihres Planes zu ſeyn. Es kam daher Alles darauf an, ihn von Neapel zu entfernen; Sforza warb nun ſo viel er nur konnte; Margaritta, welche unter dieſen Umſtänden nicht mehr belagert zu werden befürchten durfte, hatte Micheletto mit 500 Fußknechten und der wenigen Reiterei, die ſie bei ſich hatte, ihrem Bruder zur Verſtärkung geſandt, und Pedro mit ſeiner Bande die Vertheidigung Oppido's übergeben; ſie ſelbſt war mit den Uebrigen in Tricarico zurückgeblieben. Auch mehrere Barone waren zu Franzesco geſtoßen, und die von der Parthei der Sanſeverino's, zu vielfach beleidigt um den König zu unterſtützen, hielten ſich ruhig in ihren Schlöſſern.

Die Hülfe, welche die Republik Venedig dem König Jacob von Zeit zu Zeit ſandte, die Illyrier, welche einen Theil ſeiner Leibwache bildeten und von Venedig bezahlt wurden, zeigten deutlich, daß dieſe ehrſüchtige Republik ſich im

Süden Italiens einen Freund erwerben und hier feſten Fuß an der Küſte des adriatiſchen Meeres faſſen wolle. Schon hielten ihre Söldner Manfredonia, was zu Sforza's Beſitzungen gehörte, unter mancherlei Vorwand beſetzt. Dieß berückſichtigend, hatte der ſchlaue Franzesco, ſeinem Vater an Muthe gleich, an ſchnellem Ueberblick, Scharfſinn und Liſt noch überlegen, Urban Origlia nach Mailand geſandt, dem Visconti die Pläne der ihm ſtets feindlich geſinnten Republik zu enthüllen und ihn um Beiſtand zur Befreiung der Königin und Sforza's aufzufordern. Visconti lag zu viel an der Freundſchaft eines berühmten Kriegers wie Sforza, ſein Haß gegen Venedig war zu ſtark, als daß er nicht den Vorſtellungen Origlia's hätte Gehör geben ſollen; er verſprach Hülfe und ſandte auch in aller Stille 500 Küraſſiere zur Verſtärkung Franzesco's. Sie kamen in dieſer Zeit nach mancherlei durch Braccio's Feindſchaft beſtandenen Gefahren bei dem kleinen Heere Sforza's an, das jetzt bis auf 4000 ſtreitbare Männer angewachſen war.

Die Verbündeten hatten den Tag der Kreuzeserhöhung zur Ausführung ihres Unternehmens beſtimmt. Um nun Caldoro in dieſer Zeit von Neapel zu entfernen, mußte Franzesco täglich in die Umgegend der Stadt ſtreifen; in jeder Nacht ſah man dort die Feuer brennender Landhäuſer und Dörfer, und die geplünderten Landleute eilten unter Jammer und Klagen in die Stadt und machten ein ſchreckbares Bild der Verwüſtung, welche Franzesco's wilde Schaar draußen anrichtete. Die Klagen der Einwohner wurden immer lauter. Mormile, der einen mächtigen Einfluß, beſonders auf die ärmere Klaſſe des Volkes übte, ſchürte das Feuer noch mehr an. Der König wagte es nicht mehr auf die Jagd zu reiten, ſo daß er auch dieſem Vergnügen entſagen mußte. Als er eines Nachmittags nach dem Capuaniſchen Schloſſe ritt, was den Verbündeten durch Caracciolo verrathen war, rotteten ſich, trotz des ihn umgebenden Kriegervolks, die Bürger zuſammen und baten, wohl in nicht ganz beſcheidenen Ausdrücken, ſie von Sforza's Söldnern zu befreien, oder zu geſtatten, daß ſie ſich ſelbſt Recht zu ſchaffen die Waffen ergreifen dürften.

Der König, nicht ohne Muth, der ſich jedoch nur im Gefecht, nicht in ſeinem Handeln zeigte, war über dieſen Vorfall betroffen, kehrte auf Umwegen nach dem neuen Schloſſe zurück und verſammelte hier ſeine Getreuen, meiſt Franzoſen — nur Caldoro und Caracciolo waren Neapolitaner — ſich mit ihnen zu berathen. Jacob befragte nun die Verſammelten, ob es beſſer ſey, den Mutius Sforza dem Unmuthe des Volkes zu opfern, oder mit bewaffneter Macht den kühnen Franzesco von Neapel abzutreiben. Faſt alle Franzoſen ſtimmten für das Letztere, Caldoro für Beides. Der Neid auf Sforza's Kriegsruhm, auch die geheime Verbindung in welcher er mit Braccio ſtand, ließen ihn des Helden Untergang wünſchen. Nach ſeinem Tode, meinte er, wäre es leicht, das Heer des unbärtigen Knaben auseinander zu ſprengen, das nur noch der gefürchtete Name des Vaters zuſammen hielt, und er ſtände mit ſeinem Kopf dafür, es nicht allein von Neapel, ſondern ganz aus dem Reiche zu vertreiben.

Caracciolo hingegen ſtimmte für keine der vorgeſchlagenen Maßregeln.

Sforza's Tod, ſagte er: wird den kühnen Jüngling nur noch mehr erbittern. Alle Söldner, Caldoro! die jetzt aus Eigennutz unter Euern Fahnen fechten, und dem berühmten Krieger einſt folgten, könnten leicht den Tod ihres alten Feldherrn blutig rächen. Die Stadt in dieſer unruhigen Zeit von allem Kriegvolk zu entblößen, finde ich gefährlich, wenn kein Mittel aufgefunden wird, das mißmuthige Volk für Euch zu gewinnen.

Womit könnte ich dieß zügelloſe Volk gewinnen, das durch Weiberregiment verwöhnt iſt? unterbrach ihn der König ungeduldig: Ihr verwerft jeden Vorſchlag, legt jedem Hinderniſſe in den Weg, ohne ein Mittel anzugeben, ſie zu heben.

Ich kenne Eines, es iſt jedoch gefährlich, erwiederte Caracciolo: und darf nur mit Vorſicht gebraucht werden.

Und dieß wäre? fragte der König.

Gebt der Königin dem Scheine nach, aber nur dem Scheine nach, einige Freiheit; zeigt Euch mit ihr dem Volke; hängt es auch nicht an ſeiner vorigen Herrin, ſo hat es doch Mitleid mit ihr, und glaubt, weil es ſie ſeit Monden nicht geſehen, ihren Zuſtand fürchterlich, da er doch leidlich und gewiß wohlverdient iſt. Nehmt aber ja alle Vorſichtmaßregeln. Die Stimmung, in welcher das Volk ſich hierbei ausſpricht, wird Euch zur Richtſchnur dienen können; bezeigt es Eurer Hoheit ſeine Freude, ſo laßt Caldoro gegen Franzesco ziehen und die Königin zuweilen öffentlich ſehen. Jubelt das Volk nur ihr entgegen, ſo behaltet die Söldner in der Stadt und beengt die Freiheit der Königin noch mehr. Das iſt mein Rath!

Die meiſten der Anweſenden ſtimmten ihm bei, nur Caldoro war dagegen, doch ward beſchloſſen, ihn ſchon am andern Tage zu befolgen. Schnell benachrichtigte Caracciolo ſeine Freunde, die auch ſogleich ihre Vorkehrungen trafen.

Um die zwölfte Stunde des andern Tages wieherte der Königin Zelter, als ob er ſich freue, endlich einmal wieder ſeine Herrin tragen zu dürfen, laut im Schloßhofe. Aber Johanna ſchien ſich nicht der Freude zu überlaſſen; den König erwartend, ſaß ſie bleich und abgeſpannt auf einem Lehnſtuhle, und als dieſer eintrat, vermochte ſie nur bebend ihm entgegen zu gehen.

Was iſt Euch, Madame? fragte er beſorgt.

Ich fühle mich unwohl, erwiederte ſie: und fürchte faſt, die ungewohnte Luft —

Fürchtet nichts, Hoheit! unterbrach ſie der anweſende Caracciolo ſchnell: die Luft wird Euch ſtärken.

Wenn es mein Gemahl befiehlt! ſprach ſie dann, dem Könige die Hand reichend, der, noch einige entſchuldigende Worte ſagend, ſie hinunter begleitete.

Der Zuſtand der Königin war heute nicht ganz Verſtellung; furchtſam von Natur, war ſie nicht ohne die Beſorgniß, welches Ende dieſer Tag nehmen und ob der gewagte Schritt ſie zur Freiheit führen würde. Selbſt der Gedanke, nach ſo langer Zeit zum erſten Male wieder durch die Straßen ihrer Hauptſtadt zu ziehen und ſich dem Auge dieſes wetterwendiſchen Volkes zu zeigen, machte ſie beklommen, und ihre Furcht war nicht Verſtellung, wohl aber ihr Unwohlſeyn.

Als der König mit ſeiner Gemahlin das

Schloß verließ und, von ſeinen Hofleuten und Gewappneten begleitet, durch die Straßen zog, ſammelte ſich bald eine Menge, ſelbſt angeſehener Bürger um ſie und begleitete den Zug unter dem lauten Freudenrufe: Es lebe König Jacob und die Königin Johanna! doch ſchallte der Name des Königs viel häufiger aus der Mitte der jubelnden Menge, als der der Königin; denn die Hofleute hatten einen Haufen durch Geld geworbenen Pöbels auf die Straßen und Plätze geſtellt, durch welche der Zug ging, und auch Annechino Mormile und die Verbündeten hatten ebenfalls allen ihren Freunden und Dienern befohlen, nur dem Könige ihren Jubel zu bezeigen.

Obgleich Johanna durch Caracciolo von alle dieſem unterrichtet war, that ihr doch die Gleichgiltigkeit wehe, mit welcher das Volk ſie empfing, und die ſich von Straße zu Straße vermehrte; der lächelnde, höhnende Blick, mit welchem ihr Gemahl auf ſie herab ſah, kränkte ſie, und der Kummer, der ſich auf ihrem Antlitze ſo deutlich ausſprach, vermehrte noch den Triumph des Königs und täuſchte ihn ganz. Von dieſem

Tage an erhielt die Königin größere Freiheit, jedoch nur im Palaſte, denn das äußere Thor des Hofes blieb noch immer vor ihr geſchloſſen.

Auch Caldoro ſammelte nun ſeine Fahnen. Die königliche Leibwache, in der Eile verſtärkt, übernahm die Beſatzung des Caſtels del Ovo am Meere und nur eine kleine Beſatzung von Caldoro's Söldnern blieb in dem Capuaniſchen Schloſſe. Er ſelbſt an der Spitze von 5000 Mann, meiſt geworbene Reiterei, zog nach einigen Tagen aus, und trieb Franzesco, der bei dem Vorrücken des königlichen Heeres ſchnell zurück wich, bis in die Gegend von Arienzo. Aber nicht zufrieden, den Feind aus der Umgegend Neapels verjagt zu haben, wollte Caldoro ſein Wort ganz löſen. Er rückte den andern Tag gegen St. Agatha, wo Franzesco Poſto gefaßt hatte, vor, ſtürmte am Abend noch die Brücke, welche dort über den Fajonzo führt, ſand jedoch von dem hier aufgeſtellten Fußvolk mehr Widerſtand, als er erwartet hatte, und mußte einen weiteren Angriff bis auf den andern Tag verſchieben. Aber der verſchlagene Franzesco hatte ſich in der Nacht zurückgezogen und war bei Limatola über den Volturno geſetzt, wohin Caldoro ſogleich nachrückte; auch hier ward die Brücke ſo gut vertheidigt, wie die bei St. Agatha, und nach einigen vergeblichen Verſuchen mit Gewalt den Uebergang zu erzwingen, ſah er ſich genöthigt, nach Capua zu rücken, dort den Volturno zu überſchreiten und ſo gegen Cajazzo vorzugehen.

Aber Sforza hatte ihn auch hier überliſtet. Er war gleich nach Caldoro's Abzug von Limatola über den Volturno zurückgegangen, an Teleſe vorbei über das Gebirge gerückt und ſtand am andern Tage auf der Straße nach Trivento hinter dem Tanaro und ſchien hier in einer guten Stellung den Feind zu erwarten. Caldoro, begierig, den Fliehenden zu erreichen, folgte ihm auf dem Fuße. Am Abend des dritten Tages ſtanden die Heere kampfgerüſtet gegen einander; am Morgen aber fand Caldoro das Lager der Feinde wieder leer, denn Franzesco hatte in der Nacht ſeinen Rückzug fortgeſetzt. Da ſandte ihm der Condottiero einen Trompeter mit einem höhnenden, ausfordernden Schreiben, welches den Ehrgeiz des Jünglings reizen und ihn bewegen ſollte, ein Treffen anzunehmen; aber lächelnd erwiederte Franzesco dem Ueberbringer: Sage Deinem Hauptmann, er würde mich zum Streit bereit finden, wenn es mir die rechte Zeit dünkte, jetzt vergnüge es mich noch, das Land zu durchziehen.

Nicht das Feuer der Jugend, nicht Ehrgeiz noch Kampfluſt, konnten den Beſonnenen zu einem unüberlegten Schritte verleiten. Er wollte, ſo war es auch mit den Freunden in der Hauptſtadt beſchloſſen, Caldoro ſo weit als möglich von Neapel ziehen, deßhalb vermied er jedes, auch das kleinſte Gefecht, und erſt unter den Mauern Trivento's, welches ſein Waffenplatz war, hielt er Stand, und hier durfte es Caldoro nicht wagen, ihn anzugreifen. Beide Heere lagerten unthätig in kleiner Entfernung von einander.

5.

Am Tage der Kreuzeserhöhung fand noch zu damaliger Zeit ein alter, ſchöner Gebrauch in

Neapel ſtatt. Alle in dieſem Jahre Neuvermählten verſammelten ſich, ohne Unterſchied des Standes, in dem großen Saale des Stadthauſes. Männer und Frauen von allen Ständen vereinigten ſich hier, und das Weib des rüſtigen Fiſchers, ſo wie der ärmliche Korbflechter, konnten ſich doch rühmen, einmal in ihrem Leben in der Geſellſchaft der Edlen geweſen zu ſeyn. Mehrere Königinnen hatten ſchon dieß Feſt durch ihre Gegenwart verherrlicht, und König Jacob glaubte ſich nicht beſſer die Volksgunſt erwerben zu können, als wenn er ſeine Gemahlin Antheil an dieſem Feſte nehmen ließ.

Johanna weigerte ſich anfangs, ſie ſtellte dem Könige vor, wie ſelbſt ihr Alter ſich nicht eigne, in dem Kreiſe ſo jugendlicher Frauen aufzutreten, auch ihre Stimmung nicht von der Art ſeyn könne, ſich ihrem Volke roſenbekränzt zu zeigen. Doch der König beharrte in ſeinem Vorhaben; Johanna, der es nur um Täuſchung zu thun geweſen war, gab endlich nach, und die Vorſteher der Stadt wurden durch die frohe Kunde, das königliche Paar bei dem Feſte der Neuvermählten in ihrer Mitte zu ſehen, angenehm überraſcht. —

Das Geläute aller Glocken verkündete den für Neapel ſo frohen Tag. Die Andächtigen ſtrömten in die Kirchen und beteten zum Heile derer, welche in dieſem Jahre den Bund der Ehe geſchloſſen; am brünſtigſten aber war wohl das Gebet der Neuvermählten ſelbſt, denen die Zukunft ſo manche bange Sorge erweckte; nach beendetem Gottesdienſte eilte dann ein Jeder nach Hauſe, ſich zu ſchmücken. Einfach und gleich, jedoch von verſchiedenartigen Stoffen, war die Kleidung aller Frauen; das Gewand, weiß und ſchmucklos, wurde nur von einem breiten, roſenfarbenen Gürtel umſchloſſen, und ein duftender Roſenkranz, als Bild des Glücks und der Freude, ſchlang ſich durch die dunkeln Locken. Die Männer, mit ihrem beßten Kleide angethan, führten dann ihre Frauen in den zu dieſem Feſte freundlich geſchmückten Saal des Stadthauſes, welchen Blumen aller Art in bunter Menge zierten. Jeder Prunk, jeder ſilberne oder goldene Becher war bei dieſem Feſte verbannt; hölzerne, mit Blumen umwundene ſtanden auf den gedeckten Tafeln, und wie das wahre Glück häuslichen Friedens nur in ſtiller Einfachheit gedeihen kann, ſo ſollte auch dieß Feſt ohne Prunk und in Allem ein Bild häuslichen Glükkes ſeyn, das den Neuvermählten noch lange erblühen möchte.

Es war ein ſchöner Anblick, die herrlichen Frauengeſtalten Neapels, meiſt in der Blüthe der Jugend, die ſtille Freude des Glückes auf ihrem Antlitz, hier verſammelt zu ſehen. Die Fülle der Locken, durch die ſich die purpurnen Roſen wanden, die zarte Röthe, welche die Erinnerung bei ſo Manchen erweckte, das Auge, das, wenn auch auf die Gegenwart freudig blikkend, doch auch der kommenden Zeit wehmüthig entgegen ſah, die Empfindungen, die ſich ſo verſchiedenartig auf den jugendlichen Geſichtern ausdrückten — alles dieß gewährte ein herzergreifendes, herrliches Schauſpiel. Die Männer, noch kraftvoll und lebensfroh, ſahen mit ſtolzem Selbſtgefühl auf ihr errungenes Glück, und nur Wenige blickten ſehnſuchtvoll nach der Zeit zurück, wo ſie als freie, ungebundene Jünglinge dieſem Feſte ſcherzend zuſahen.

Dieſer Tag, deſſen Unkoſten aus dem allgemeinen Seckel der Stadt beſtritten wurden, vermiſchte

miſchte jedoch die verſchiedenen Stände nicht ganz. Drei Tafeln bildeten ſich in dem langen Saale, wo an der einen die jungen Barone mit ihren Gattinnen, an der andern die vornehmen Bürger ſaßen, an der größeſten aber die Kraft und das friſche Leben von Neapels ärmerer Bürgerklaſſe in wenig gezügelter Freude ſich gütlich that. So wollte es eine alte Sitte, welche auch, ohne daß es die Freude ſtörte, ſtets genau beobachtet wurde.

Die Neuvermählten waren ſchon alle verſammelt, der Erzbiſchof, um den Segen zu ſprechen, an dieſem Tage ſtets gegenwärtig, ſtand ſchon, von der niedern Geiſtlichkeit umgeben, bereit, das königliche Paar zu empfangen, als das Schmettern der Trompeten ihre Ankunft verkündigte. Einfach, wie die gemeinſte der Frauen, doch nicht mehr in jugendlich üppiger Schönheit, trat die Königin an der Hand ihres reichgekleideten Gemahles in den Saal, wo der frohe Jubel der hinzugeſtrömten Menge das königliche Paar bewillkommnete. Der Erzbiſchof, einige bedeutſame Worte ſprechend, empfing den Herrſcher mit der dabei üblichen Anrede und war in nicht geringer Verlegenheit, wie er hierbei die Worte ſetzen ſollte, indem er, dem Gebrauche nach, den Neuvermählten für die folgenden Jahre den Segen des verfloſſenen erflehen ſollte; doch einem frommen, klugen Manne wird es immer leicht, den Worten eine gefällige Deutung zu geben.

Die Königin ſprach, während die Speiſen an allen Tiſchen in gleicher Art aufgetragen wurden, huldreich mit den jungen Frauen, ſelbſt mit denen des niedrigen Standes, fragte hier und da nach ihren häuslichen Verhältniſſen, und von Natur herablaſſend, ward es ihr nicht ſchwer, die Herzen zu gewinnen, welche wohl die Leiden der unglücklichen Fürſtin mitfühlen mochten. Der König hingegen, von ſeinen Franzöſiſchen Rittern umgeben, konnte ſich nicht einmal überwinden, nur huldreich zu ſcheinen; man ſah ihm den Widerwillen an, mit dem er Theil an dieſem Feſte nahm und die Neapolitaner, an ihrem Regentenhauſe Anjou eine gewiſſe Leutſeligkeit gewohnt, ſchienen über das Benehmen des Königs nicht erfreut; doch die Trompeten, welche zur Tafel riefen, gaben ihren Gedanken ſchnell eine andere Richtung.

Der König nahm nun, dem alten Gebrauche zu Folge, mit der Königin ſeinen Platz an der Tafel der Barone, wo jedoch eine beſondere Vorrichtung getroffen war, ſo daß ſie gewiſſermaßen abgeſondert ſpeiſ'ten; die Barone folgten dem Könige, und Alles ſetzte ſich nun, an dieſem frohen Tage ſich der allgemeinen Freude zu überlaſſen.

Dem König fiel es während der Tafel auf, daß der laute Jubel des vor dem Rathhauſe verſammelten Volkes heute mehr der Königin als ihm galt, doch glaubte ſein Stolz, es mehr dem Ungewohnten, die Königin in ihrer Mitte zu ſehen, als dem Ausdruck ihrer Gefühle zuzuſchreiben, jedoch machte ihn dieß während des ganzen Mahles noch mürriſcher. — Die Königin, welche ſich in der höchſten Spannung befand, ſehnte ſich nach dem Ende der Tafel und würde gern eine Unpäßlichkeit, es ſchnell herbeizuführen, vorgeſchützt haben, wenn ſie nicht gefürchtet hätte, die allgemeine Freude zu ſtören. Als aber das Mahl beendet war und ſich die verſchiedenen Stände in eigens dazu eingerichtete Zimmer begaben, um dort bis zum Beginn des Tanzes zu verweilen, bat die Königin ihren Gemahl um die Erlaubniß, nach dem Schloſſe zurückkehren zu dürfen. Sie fürchtete, ſo gab ſie vor, daß der wilde Tanz, an welchem ſie doch keinen Theil nehmen könne, Gelegenheit zu Unordnungen geben möchte, und erſuchte ihn deßhalb, die zur Begleitung nöthige Leibwache an die hintere Pforte des Rathhauſes beordern zu laſſen, damit ſie unbemerkt und nicht von dem auf dem Marktplatze verſammelten Volke beläſtigt, nach dem Schloſſe fahren könne. Der König, dem dieß willkommen war, da er immer noch die Zügelloſigkeit des Volkes und deſſen Neigung für die Königin fürchtete, gab die nöthigen Befehle, begleitete ſeine Gemahlin bis an die kleine Treppe, welche durch den Thurm auf die Straße führte, und kehrte, von ſeinen Franzöſiſchen Rittern umgeben, in den Saal zurück, wo er nur ſo lange zu bleiben gedachte, als es der Anſtand erforderte und bis die Leibwache zu ſeiner Begleitung zurückgekehrt ſey.

Von Caracciolo und dem neuen Großſeneſchall geführt, ſtieg Johanna in ihre Karoſſe, die königliche Leibwache, zu ihrer Begleitung bereit, umgab ſie, eine Fahne Illyrier, den Zug eröffnend, ſetzte ſich in Bewegung, und die Hellebardierer, der Königin Karoſſe in ihrer Mitte, folgten. Kaum hatte ſich der Zug einige hundert Schritte entfernt, als das Volk, dem dieß kund geworden ſeyn mochte, ſich wie ein Strom von dem Marktplatze heranwälzte und zwiſchen die Reiter und die Hellebardierer drängte. Unmöglich war es den vom Volke gehaßten Illyriern, es auseinander zu treiben. Fröhlich und jubelnd beantwortete es die Drohungen mit dem lauten Zuruf: Hoch lebe unſere Königin Johanna! — Da begann auch die Leibwache, ihre Hellebarden ſenkend, dem Volk zu gebieten, Platz zu machen und die Gaſſe zu öffnen; aber plötzlich, als ſeyen ſie der Erde entwachſen, ſtrömten von allen Seiten und aus den Häuſern Bewaffnete herbei, und unter dem lauten, wilden Rufe: Es lebe unſere angeſtammte Königin Johanna! hielten ſie die ſtolzbrauſenden Roſſe vor dem königlichen Wagen an, drängten ſich, troß des Widerſtandes der Hellebardiere, an die Kutſche der Königin und hoben ſie heraus.

Meine Getreuen! rief nun, mitten in dem Tumult, Johanna mit lauter Stimme: um Gottes und aller Heiligen willen verlaßt mich nicht! Ich gebe mein Leben und mein Reich in Eure Macht, helft Eurer bedrängten Königin! — Bei dieſen Worten, welche das Volk mit wildem Jauchzen beantwortete, warf es ſich auf die Hellebardiere, es entſtand ein mörderiſches Gefecht, Alles drängte ſich gegen die ſchon von allen Seiten umzingelte Leibwacht, welche ihre Waffen kaum mehr gebrauchen konnte. Aus den Häuſern fiel ein Steinhagel auf die Reiterei, die, nach gewohnter Weiſe ſchnell die Flucht ergreifend, dem Schloſſe zueilte. Wohl an zweitauſend bewaffnete Edle und Bürger nahmen nun die befreite Fürſtin in ihre Mitte und führten ſie, von einem zahlloſen Haufen Volkes begleitet, vor das Capuaniſche Schloß, und während hier die Beiden, Giovanni und Ottone Caracciolo, mit dem im Schloſſe Befehlenden unterhandelten, brachten die Bürger mit beiſpielloſer

Thätigkeit Sturmleitern, Aexte und allerhand zum Stürmen nöthiges Werkzeug herbei.

Wir wiſſen, rief Ottone Caracciolo dem Befehlhaber zu, der ſich auf einen vorſpringenden Thurm begeben hatte: daß Ihr nur ſechszig Mann zur Beſatzung habt! Seht die Tauſende, die hier das Caſtell zu ſtürmen verſammelt ſind; ſeht Eure angeſtammte Königin in ihrer Mitte! Eine Kugel, die über uns ſauſt, ein Pfeil oder Bolzen, der das Blut irgend eines treuen Bürgers vergießt, und Ihr ſeyd der Wuth geopfert. Nur Augenblicke geben wir Euch Friſt zum Ueberlegen, dann iſt's zu ſpät!

Während Caracciolo ſprach, hatten die Bürger ſchon die Leitern angeſetzt, und nur mit Mühe vermochte Mormile die Wüthenden zurückzuhalten. Da ſah der im Schloß befehlende Franzöſiſche Ritter, daß wohl an keinen Widerſtand zu denken ſey, ließ das Thor öffnen und die Königin wurde im Triumphe in das Caſtell eingeführt.

Von hier ſtrömte nun das Volk unter Jauchzen und Rufen: Es lebe Johanna von Durazzo! nach dem neuen Schloſſe, wo die Zugbrücken aufgezogen waren, und die Beſatzung zur Vertheidigung auf den Mauern ſtand. Der König hatte, ſobald er die Nachricht von dem Aufruhr erhielt, mit den Rittern ſchnell den Saal verlaſſen; ſie hatten ſich auf die bereitſtehenden Roſſe geworfen und waren in möglichſter Eile nach dem Pallaſte gejagt. Von ſeinen Franzoſen und der Leibwache umgeben, machte er alle Anſtalten zur Vertheidigung und trotzte für den Augenblick den Drohungen des Volks, das die Zugänge zu dem Schloſſe verrammelte, und es auf dieſe Weiſe mit der Stadt außer aller Verbindung ſetzte.

6.

Sforza, in ſeinem Gefängniſſe auch von der Wichtigkeit dieſes Tages benachrichtigt, ſaß während dem mit Katharina in dem Thurm Beverella voll freudiger, ſeine Gattin voll banger Erwartung.

Wie viel Blut wird noch vergoſſen werden! ſeufzte ſie: ehe Du, mein geliebter Gemahl, wieder im Glanze Deines Ruhmes auftreten kannſt? Wie viel Stunden werden noch vorüber gehen, bis uns die Stunde der Freiheit ſchlägt? Weiß Gott! mich treibt die Sehnſucht nicht aus dieſem Kerker, ich habe ſchöne, heitere Tage hier verlebt, und wer weiß, ob ich in Deinem Schloſſe zu Benevent die heitere Ruhe finden werde, die ich hier genoß! Doch um Deinetwillen, der Du hier traurig und niedergeſchlagen warſt, um Dich, mein Gatte, dem die Freiheit des Lebens höchſtes Gut iſt, der, wenn auch oft an meiner Seite freundlich, in dieſen düſtern Mauern doch nie freudig war, um Deinetwillen wünſche ich, daß die Pforte ſich öffne, und Du, der Stolz Neapels, wieder in gewohnter Kraft einherſchreiten und über Deine Feinde triumphiren könneſt. Ja, mein edler Gatte! fuhr ſie fort, und ihr ſanftes Auge erglühte: oft ſah ich Dich hier in Deinem Lehnſtuhle ſinnend ſitzen, das Haupt geſenkt, die ſorgenvolle Bruſt tief Athem holend, da wandte ich voll Wehmuth den Blick von Dir ab und ſchloß mein Auge, daß ich die düſtere Gegenwart in einem ſüßen Traume froher Zukunft vergeſſen könnte; mir trat dann immer ein herrliches Bild vor das Geſchloſſene. Ich ſah einen Löwen, groß und majeſtätiſch, aus ſeinem geöffneten Käfig treten; zornig ſchüttelte er ſeine Mähne, wilde Flammen ſchoß ſein Auge, und das Haupt kühn erhebend, ſchritt er ernſt und ſtolz einher, als ob die Welt ſein Eigenthum und er ihr Herr ſey. Zitternd vor ſeiner Rache, bebend vor ſeiner Stärke, flohen die Menſchen, er aber achtete ihrer nicht, die noch vor Kurzem des Gefangenen geſpottet; großmüthig die Elenden verachtend, ging er an ihnen vorüber, einem edleren Ziele entgegen; aber Blut bezeichnete ſeine Tritte nicht. So erſchienſt Du mir, mein Gemahl, ſo denke ich, müßte Sforza aus dem Kerker treten und, ſeinen Feinden vergebend, die große Laufbahn von Neuem durchwandeln — und ſo wird er! ſagte ſie, ſich ſchmeichelnd an ſeine Bruſt lehnend: deſſen bin ich gewiß.

Mit freudiger Rührung blickte Sforza auf ſie nieder, nicht ſtürmiſch, aber innig drückte er das liebe Weib an ſeine Bruſt. — Ich habe mir ein edles Gut erworben! ſprach er gerührt: eine zarte Blume, faſt zu zart, zu ſchön für meine rauhe Hand. Ja, Katharina! fuhr er fort, ihr ſanft ruhendes Haupt mit zarter Liebe aufrichtend: Mir hat in dieſem Kerker, in dieſer langen Prüfungzeit das Schickſal nicht das ſchöne Jahr meines Lebens ganz geſtohlen, es hat mich das ſtille Glück häuslichen Friedens fühlen gelehrt und mir gezeigt, daß auch das Leben außer dem Schlachtgetümmel noch ſchöne Stunden bieten kann.

Hat es dieß, mein Gatte, erwiederte ſie und Aug' und Lippen ſprachen ihre Wonne aus: ſo ſegne ich den Tag — doch nein, wie könnte ich ihn ſegnen, da er Dir nicht Wonne brachte, da die Freude, welche Du bei dem ſanften Geläute der Abendglocke, bei dieſem Zeichen ſtiller Ruhe empfunden, ſchnell von dem Schmettern Deiner Trompeten übertäubt ſeyn wird.

Ja, gutes Weib, unterbrach er ſie: Du haſt wohl recht! — Für das ſtille, heilige Leben eines Engels tauge ich nicht; ich bin zu rauh, zu ſehr an das Treiben und Jagen des Schickſals gewöhnt, um ein dauerndes Glück in der Ruhe zu finden. Aus mir allein habe ich mir ein Glück geſchaffen, in mir die Kraft gefunden, nach einem großen Ziele zu ſtreben; was ich bin, verdanke ich nur meinem Muthe und meinem Glücke. Ich habe nicht die Kraft, mit freiem Willen mitten in meiner Laufbahn ſtill zu ſtehen und von meinen Mühen auszuruhen. Es beherrſcht eine Gewalt den Menſchen, welche ihn mit Zaubermacht vorwärts treibt; er muß die ſteile Höhe hinan, und wenn Seele und Leib dabei zu Grunde gingen, er kann nicht ausruhen, wenn er will, nicht die andere Stunde erwarten; es reißt ihn mit der Minute fort, und Herr über Andere, iſt er nicht Herr ſeines Willens. So iſt es auch mir! — Ich muß in die Welt zurück, muß zur Schlacht, muß mir eine Zukunft erkämpfen, von der, obgleich ſie noch dunkel vor mir liegt, ich gewiß weiß, ſie macht mich nicht glücklicher; muß ein Spiel ſpielen, wobei ich nur wenig gewinnen, aber Alles verlieren kann. Dieſe verborgene Gewalt hält meine Vernunft, ſelbſt meinen Willen gefangen — ich muß ihr folgen!

Katharina drückte bei dieſen Worten leiſe ſeine Hand und führte ſie dann an ihre Lippen.

Sforza! ſagte ſie, und aus ihrem Blicke ſprach der Engel der Milde: Wenn ſich die Pforte öffnet, Du hoch über Deinen Feinden ſtehſt, Dein Fuß ſich hebt, ſie zu zertreten, dann, ich flehe zu Dir, dann denke an Deine Katharina, ziehe den Fuß zurück und ſchreite, wie jener Löwe, mit edlem Stolze an ihnen vorüber; dem entwaffneten Feinde ſey mild, laß kein Blut fließen, jeder Tropfen wird zur Thräne, welche Dich am Throne Gottes anklagt! — Gedenke dieſer Stunde und —

Wildes, verworrenes Getöſe, lautes Waffengeklirr' unterbrach ihre Rede. Sforza, die Urſache des Tumultes ahnend, ſprang auf, eilte nach der Thüre, ſchlug mit geballter Fauſt zürnend an die Verſchloſſene, daß ſie klirrend ertönte; dann lauſchte er auf das Getümmel, welches immer näher und näher kam.

Herbei, herbei, Ihr, meine Befreier! rief er, ſchon im Gefühle ſeiner Freiheit, mit donnernder Stimme: Zertrümmert die eiſernen Stäbe meines Kerkers, daß der Löwe hervorbrechen und in die Reihen ſeiner Feinde ſich ſtürzen kann!

Sie ſchienen ſeinen Ruf zu hören. Die ſcharfe Axt ſpaltete die Thüre und ein junger Ritter ſtürzte mit Bewaffneten herein, neigte ſich ehrfurchtvoll vor Sforza und ihm ein Schwert überreichend, ſprach er:

Edler Konnetable, tapfrer Sforza, nehmt mein Schwert, bis das Eurige wieder in Eurer Hand ruht, ſtellt Euch an die Spitze dieſer Muthigen und befehlt, wohin wir Eure edle Gattin geleiten ſollen. Die Königin iſt frei, der König in ſeinem Schloſſe belagert.

Ich danke Euch, junger Mann, ſagte Sforza: ich danke Euch doppelt, da ich Euch nicht kenne und Ihr uneigennützig zu meiner Rettung herbeigeeilt ſeyd. Geleitet mich mit meiner Gattin zur Königin, erſt aber nennt mir Euern Namen.

Ich heiße Antonio Vilani! erwiederte er.

Der Sohn des Ottavio, meines unverſöhnlichſten Feindes? unterbrach ihn Sforza.

Ja, edler Herr, erwiederte der Jüngling: der bin ich, und Eurem Dienſte geweiht für das ganze Leben!

Sforza ſah mit ſcharfem Blick dem Jüngling in's Auge, der mit Heftigkeit ſeine Hand ergriff und ſie an ſeine Bruſt drückte.

Sonderbar! begann Sforza: Ihr kanntet mich nicht, und handeltet mit ſo keckem Muthe für mich? Wie ſoll ich mir das erklären?

Ihr ſeyd frei, edler Konnetable! erwiederte Antonio, ohne Sforza's Frage zu beantworten: Kommt, wappnet Euch und ſetzt Euch an die Spitze des Neapolitaniſchen Volks, das ſeinen Helden mit Ungeduld erwartet. Ihr aber, edle Dame, erlaubt, daß ich Euch auf das Capuaniſche Schloß zu der Königin führen darf.

Sforza drang nicht weiter in ihn, folgte Antonio, ſchwang ſich auf ein bereitſtehendes Roß und zog unter lautem Jubel des Volkes, wie im Triumph, durch die Straßen Neapels, dem Capuaniſchen Schloſſe zu.

Hier waren die Häupter dieſer Staatsumwälzung verſammelt, um über das zu berathſchlagen, was ferner zu thun ſey. Die Königin erwartete deßhalb mit Ungeduld die Ankunft Sforza's, der auch zu kommen nicht ſäumte.

Johanna empfing ihn huldreich, weniger freundlich Giovanni Caracciolo, aber herzlich der alte Gurello Origlia und der biedere Mormile. Auch ſah er in dem Kreiſe der Verſammelten manchen ſeiner Feinde, welchen Eigennutz oder beleidigter Stolz zur Parthei der Königin zurückgeführt hatte. Johanna, nachdem ſie ſich niedergelaſſen und die Umſtehenden zum Sitzen eingeladen hatte, dankte den Verſammelten in einer zierlich geſetzten Rede für die ihr geleiſteten Dienſte, verſprach, dankbar zu ſeyn und nie den Beiſtand, der ihr durch ſolche treue Freunde geworden ſey, zu vergeſſen. Sie erſuchte dann den Großkonnetable, als den oberſten Beamten des Reichs, ſeine Meinung auszuſprechen und Mittel anzugeben, ihr wiedererworbenes Recht gegen den König und die feindlich geſinnten Barone behaupten zu können. Sforza entſchuldigte ſich und bat, daß man ihm erlauben möchte, noch ſchweigen zu dürfen, da die Abgeſchiedenheit von der Welt, in der er in ſeinem Gefängniſſe gelebt, ihn nicht alle Verhältniſſe genau kennen laſſe, und die Meinung der andern Herren ihm vielleicht mehr Licht darüber geben werde. Caracciolo nahm nun das Wort und war der Meinung, man müſſe ſich der Perſon

des

des Königs zu bemächtigen ſuchen, ihn in's Gefängniß werfen, ihn ſo unſchädlich machen und mit den Franzoſen die Sicilianiſche Vesper wiederholen. Dagegen ſetzte ſich Annechino Mormile mit Heftigkeit. Er gab den Rath, mit dem Könige zu unterhandeln und ihn zu bewegen, freiwillig der königlichen Gewalt zu entſagen, die Franzoſen aus dem Lande zu jagen und nur einige, die unſchädlichſten, um die Perſon des Königs zu laſſen, da es doch grauſam wäre, da er fern von ſeinem Vaterlande ſey, alle ſeine Freunde von ihm zu entfernen. Gegen alles Blutvergießen aber, ſey es auf dem Schaffot oder gar in einem allgemeinen Gemetzel, — ſo ſchloß er ſeine Rede — würde er ſich mit all' ſeiner Kraft ſetzen.

Ja! unterbrach ihn Sforza: Eine allgemeine Verzeihung kann nur allein Ruhe wieder in die aufgeregten Gemüther zurückführen, und ſo wie ich hier feierlich, im Angeſicht meiner Königin, im Angeſicht dieſer wackern Männer, allen denen vergebe, die an mir übel gethan, ſo bitte ich auch Euch, meine Gebieterin, laßt die erſte Stunde, in welcher Ihr das Scepter Eurer

Vorfahren wieder in eigener Hand haltet, eine Stunde der Milde ſeyn!

Auch ich, nahm Gurello Origlia das Wort: bitte Eure Hoheit, den Alles verſöhnenden Rath Sforza's zu befolgen. Nur ſo könnt Ihr in Ruh' und Frieden auf Euerm angeſtammten Throne ſitzen, und Ihr gewinnt durch Großmuth wahrlich mehr, als durch Ströme Blutes!

Die Königin ſchien unſchlüſſig. Ihr Auge ſuchte das Auge Caracciolo's, welcher ihr Zeichen der Mißbilligung gab. — Der Grund, nahm ſie nun das Wort: weßhalb wir Euch, meine treuen Freunde, hier verſammelt haben, war wohl mehr, Euern Rath zu vernehmen, was jetzt zu thun ſey, da der Augenblick einen ſchnellen Entſchluß erfordert; was aber der Zukunft frommt, muß gar wohl und weislich überlegt werden, und dieß laßt uns für eine andere, ruhigere Zeit verſparen.

Ei, meine Gebieterin, nahm der freimüthige Mormile das Wort: der Entſchluß zu einer guten That kann nie zu raſch gefaßt werden. Hätten wir uns heute ſo lange bedenken und das Für und Wider weislich abwägen wollen, ſtatt das Schwert zu ziehen und die Leibwache niederzuwerfen, ſo ſäße Eure Hoheit nicht als Gebieterin des Königreichs auf dem Capuaniſchen Schloſſe, Ihr ſäßet noch als Gefangene im Pallaſte. Sprecht das Wort der Milde aus, verſöhnt Euch mit Euerm Gemahl, ehrt ihn ſeinem Stande gemäß, ehrt ihn als Euern Gatten, gebt ihm ein reichliches Einkommen und Dienerſchaft, wie es einem Fürſten gebührt, nur enthalte er ſich aller königlichen Gewalt und lebe als Euer Gemahl friedlich unter uns.

Die Königin vermochte nicht ganz ihren Unwillen über dieſe Worte zu verbergen. — Bin ich, wie Ihr eben ſagtet, die Beherrſcherin Neapels, ſprach ſie ſtolz: ſo möge mir doch wenigſtens erlaubt ſeyn, in meinem Hauſe die Anordnungen nach Belieben zu machen.

Hoheit! erwiederte Annechino mit Freimuth: Ihr habt Eure Worte ſchnell vergeſſen, die Ihr uns in jenem entſcheidenden Augenblicke zurieſet: Euer Leben und Eure Macht in die Hände des Volks zu legen. Es gab Zeiten, fuhr er mit ernſtem, bedeutſamen Tone fort: von denen

Neapel nicht wünſcht, daß ſie zurückkehren, und die wohl zurückkehren könnten, ſtände nicht ein Gemahl an Eurer Seite. Ich und mit mir das Volk, das ſich willig für Euch bewaffnet hat, und deſſen Sprecher ich bin, ſtimmen für Milde und für einen Vergleich mit dem König — bitten Eure Hoheit darum und verlangen es!

Und was ſagt Ihr, Großkonnetable? nahm Johanna, Sforza ſcharf beobachtend, das Wort.

Für den Augenblick wenigſtens, Hoheit, erwiederte er: ſcheint mir der Rath dieſes edlen Mannes der zweckmäßigſte. Will Jakob von Bourbon der Krone und den königlichen Rechten entſagen, als Gemahl friedlich mit ſeiner Königin leben und die Franzoſen bis auf wenige von ſich entfernen, die Illyriſche Reiterei und ſeine Leibwache abdanken, und ſich mit einem Gefolge von funfzig Edelleuten Neapolitaniſchen Stammes begnügen, ſo ſey Euch dieſe Demüthigung genug. Warum das Blut von Tauſenden vor dem neuen Schloſſe und dem Caſtell dell' Ovo verſpritzen? Wer bürgt meiner Königin dafür, daß ſtrengere Maßregeln die Sanſeverino's und die andern unruhigen Barone nicht mit Caldoro vereinigen? Wer kann Euch Gewißheit geben, ob Ihr dieſen für Euch gewinnt, und mißglückt es, was könntet Ihr ihm dann entgegenſetzen als meines Sohnes kleines Heer und die Bürger dieſer Stadt, deren Eifer, wie Ihr ſelbſt wiſſen werdet, leicht erkaltet?

Caracciolo, von allen Seiten überſtimmt, und verſchlagen genug, um zur rechten Zeit nachzugeben, bat Johanna nun ſelbſt, in den Vorſchlag des Annechino einzugehen, und ſo wurde beſchloſſen, daß Ottone Caracciolo und der alte Origlia ſich zu dem Könige begeben und die Unterhandlung anknüpfen ſollten.

Mehrere Tage vergingen, ohne daß die Abgeſandten zu ihrem Zwecke gelangen konnten. Der König ſchien beſtimmt zu ſeyn, der Krone nicht zu entſagen; und die Franzoſen riethen ihm, lieber das Aeußerſte zu wagen, als zu dieſer Erniedrigung ſeine Zuſtimmung zu geben. Da er aber die Beſatzung in beiden Schlöſſern mit jedem Tage durch Ueberläufer geſchwächt ſah, die Nachricht in dem Pallaſte eintraf, daß die Bürger ernſtlich zur Vertheidigung gegen den zurückkehrenden Caldoro ſich rüſteten und deſſen Treue überdieß wankend zu werden ſchien, unterzeichnete Jakob endlich den ſchimpflichen Vertrag, welcher beſtimmte, daß er, unter Gewährleiſtung der Neapolitaner, mit ſeiner Gemahlin friedlich leben, die Königin als rechtmäßige Beherrſcherin des Reiches erkennen und ihr alle Gewalt überlaſſen ſolle, wie ſie ſelbige vor geſchloſſener Ehe gehabt. Ihm ſolle jedoch der Titel eines Königs und ein Jahrgehalt von 40000 Dukaten, ſeinen Hofſtaat davon zu unterhalten, verbleiben. Die Franzoſen und Illyrier, ſo wie alle von Venedig beſoldete Fahnen, mußten ſich ſogleich entfernen, nur zehn von den Franzöſiſchen Rittern, die in ſeinem Dienſte, jedoch ohne Staatsamt, bleiben durften, war ihm erlaubt ſich auszuwählen.

So hatten ſich in wenigen Tagen die Verhältniſſe völlig umgeſtaltet, und der König war jetzt gewiſſermaßen eben ſo ein Gefangener ſeiner Gemahlin, wie dieſe bisher die ſeinige geweſen war.

Caldoro trat mit den Seinigen zu Sforza über; dieſem wurden alle abgenommene Städte und das Schwert des Großkonnetable zurückgegeben, und ſein Stern leuchtete von neuem, heller und glänzender als je!

7.

Mehrere Wochen nach der Begebenheit, welche Johanna aus der Gefangenſchaft wieder auf den Thron zurückgeführt hatte, waren die Vaſallen und die Abgeordneten der wichtigſten Städte verſammelt, der Königin Glück zu wünſchen. Von ihren Frauen und ihrem Hofſtaate umgeben, trat ſie, von Juwelen ſtrahlend, die Krone auf dem Haupte, das Scepter in der Hand, in den Saal, wo die Vaſallen, welche aus den entfernteſten Gegenden des Reichs, ſich an der neuen Sonne zu wärmen, herbeigeeilt waren, und die Abgeordneten der Städte ſie erwarteten. Sie grüßte huldreich, beſtieg den Thron und ſetzte ſich hier unter den von reichem Goldſtoff errichteten Thronhimmel.

Meine Getreuen! ſo redete ſie die Verſammlung an: Ich freue mich, Euch hier um mich zu ſehen, freue mich Eures aufrichtigen Beſtrebens, mir Eure Theilnahme zu bezeigen und Euren Gehorſam kund zu thun. In der Hoffnung, nie wieder Gelegenheit zu haben, mich über den Wankelmuth ſo Mancher unter Euch zu beklagen, will ich das Geſchehene vergeſſen und auch vergeben. Euch aber, edler Thomas Sanſeverino, als das Haupt Eures Geſchlechtes, fordere ich auf, künftig dem Hauſe Durazzo mehr Anhänglichkeit zu bezeigen wie bisher.

Der ehrwürdige Greis ſtand unbeweglich, das Auge auf die Königin geheftet, und erwiederte nichts auf dieſe beleidigende Anrede.

Habt Ihr das, was ich Euch ſagte, vernommen? fragte Johanna, welche ein Blick Caracciolo's zu muthigem Benehmen aufforderte.

Ich habe es! erwiederte er, ſich neigend.

Und es beherzigt? fragte die Königin weiter.

Den Sanſeverino's fehlte es immer an Worten, Hoheit! nie an That. — Sie waren ſtets, fuhr er fort und ſein Auge glühte feurig unter den ſtarken weißen Brauen hervor: ihren Fürſten treu, wenn dieſe das Scepter, wie ſie es ſollten, gerecht und in eigener Hand führten; doch zu ſtolz, ſich vor den Anmaßungen elender

Günſtlinge zu beugen. Gebe Gott Eurer Hoheit Ruh' und Frieden, in der Vergangenheit eine weiſe Lehre, ein Herz für Euer Volk und einen klugen Staatsrath, der des Landes Wohl, nicht ſein eigenes vor Augen hat, und die Sanſeverino's werden in Zeit der Noth mit Leib und Blut zur Vertheidigung des Thrones bereit ſtehen.

Das Uebereinkommen, welches ich mit meinem Gemahl getroffen, und das Euch Eures Eides gegen ihn entbindet, nahm die Königin, die Rede des alten Sanſeverino nicht beachten wollend, das Wort: kennt Ihr; was ſonſt noch über ihn beſchloſſen wird, ſoll Euch zu ſeiner Zeit mitgetheilt werden.

Ueber den König kann nur mit Zuziehung der Stadt Neapel beſtimmt werden! ſprach raſch hervortretend Annechino Mormile. — Unter ihrer Gewährleiſtung ward der Vertrag geſchloſſen, wir müſſen für die Rechte des Königs, wie für die Eurigen wachen.

Johanna ſchien über dieſe freimüthige Rede verlegen, doch zwang ſie ſich zum Lächeln. — Für die Bereitwilligkeit, meine Rechte zu ſchützen, danke ich Euch, ich hoffe von dem Himmel, Eures Schutzes ferner nicht zu bedürfen.

Das gebe Gott! dann wäre Ruhe und Friede im Lande und König und Volk in Eintracht! erwiederte Annechino und trat wieder unter die Uebrigen zurück.

Und nun, fuhr die Königin fort: liegt mir noch die angenehme Pflicht ob, einen Mann zu belohnen, der meinetwegen ſo viel litt, dem ſeine Städte, ſeine Würde genommen wurden und der im ſchmählichen Gefängniſſe für ſeine Anhänglichkeit an mich ſchmachten mußte. Ihr wißt Alle, daß ich den edlen Konnetable Mutius Sforza meine, welchen ich hiermit zum Grafen von Barletto und Herrn von Trani ernenne und ihm beide Städte zum Eigenthum verleihe. — Konnetable! redete ſie Sforza an: ſeyd die feſteſte Stütze meines Thrones; ich gebe Euch die Macht, es zu können. — Führt das Schwert, welches Ihr von mir zurück erhieltet, nur zu meinem Schutz.

Zu Eurem Schutz, Hoheit, und zu dem Schutz des Königreichs! erwiederte Sforza: Ich will es fortan ſorgfältiger bewahren; und daß es mir nicht wieder heimtückiſch entriſſen werde, dafür mögen dieſe ſorgen, welche ich der Gnade der Königin empfehle. — Er zeigte hierbei auf ſeine Verwandte und Freunde, die ihn begleitet hatten, lauter gediente Hauptleute ſeiner Schaar.

Die Königin theilte nun noch manche Gnade aus und vergab mehrere Hof- und Staatsämter, welche die verjagten Franzoſen bekleidet hatten; nur das wichtige Amt des Großſeneſchalls blieb unbeſetzt. Am reichlichſten wurde Ottone Caracciolo bedacht; er erhielt die Grafſchaft Nicaſtro; Mormile aber konnte ſich keiner Gnade erfreuen.

Wenige verließen die Verſammlung zufrieden, und die meiſten Barone, beſonders die Sanſeverino's, zogen, durch ſo Manches beleidigt, nachdem Thomas eine lange Unterredung mit Sforza gehabt, nach ihren Schlöſſern zurück.

Ueberhaupt war durch den Staatsſtreich, wodurch Johanna wieder auf ihren angeſtammten Thron geſtiegen war, die Gährung im Reiche nicht gehoben. Des Königs unfreundlicher, Alles beleidigender Stolz, die frechen Anmaßungen der Franzoſen hatten zwar die Barone gegen ihn aufgebracht, Mitleid das Volk von Neapel für Johanna geſtimmt und bewaffnet, aber das Regiment Pandolfello Alapo's ſtand noch in zu friſchem Andenken; Jedermann fürchtete, daß die Gewalt wieder in die Hand eines Günſtlings kommen möchte, und die zweideutige Rolle, welche Giovanni Caracciolo ſpielte, der Königin Neigung zu ihm, welche ſie nicht zu verbergen vermochte, ließen mit Recht fürchten, daß die Günſtlinge nur den Namen gewechſelt hätten und die alten Zeiten wiederkehren würden. Auch konnte leicht das Mitleid, welches für Johanna geſprochen, für ihren Gemahl rege werden, und der Thron, obgleich von Sforza's Schwert geſchützt, ſtand immer noch auf einem Vulkan; denn Johanna verſtand nicht, die, einem Herrſcher ſo leichte Kunſt, die Herzen ihres Volkes zu gewinnen.

Urban Origlia kehrte ernſt geſtimmt vom Schloſſe in ſeine Wohnung zurück und machte hier Conſtanze, welcher mit dem Glücke der Liebe auch der Friede des Herzens wieder geworden war, ſeine Ernennung zum Kämmerer der Königin bekannt. — Sie erſchrak.

Hätteſt Du doch meine Bitte erfüllt, Urban!

ſagte ſie mit Wehmuth: Wären wir doch nach Florenz oder auf eins Deiner Schlöſſer gezogen, fern von dem Treiben der Welt, fern von dieſer Königin, die ihren Thron nicht durch die Liebe ihrer Unterthanen befeſtigt. Mir ahnet Schlimmes; es iſt mir, als ob hier in Neapel ein finſterer Geiſt um uns ſchwebe, und jene Stätte, wo ich den Vater bluten ſah, ſteht immer, Unglück verkündend, vor meinem Auge. Reiße Dich los — Sforza bedarf Deiner nicht mehr, Du bedarfſt nicht der Königin, nicht Ehrenſtellen und des Reichthums, dieſes lockenden Zieles. Reiße Dich los von Deinen eiſernen Banden, die auch den Glücklichſten an ein fremdes Geſchick ſchmieden. Suche das wahre Glück des Lebens in dem ſanften der Liebe, und laß mich im ſtillen Frieden büßen, was ich in den Tagen verblendender Leidenſchaft gefehlt.

Du quälſt Dich mit Ahnungen, Conſtanze! erwiederte er ernſt: Neige Dich nicht zu dieſen Träumereien, ich könnte Dir dahin nicht folgen. Handelnd, in die Begebenheiten eingreifend, bin ich auf den Schauplatz getreten und dem Manne wird es nicht ſo leicht, das einmal Ergriffene wegzuwerfen, wie den Weibern, ihr Prunkgewand abzulegen und in ſchlichtem häuslichen Kleide zu erſcheinen. Auch für die Zukunft muß ich ſorgen; ich muß meinem Geſchlechte ein feſtes Loos begründen, jetzt iſt der Zeitpunkt, und wenn das Glück lächelt, muß man ihm nicht den Rücken wenden.

Bedarfſt Du noch des Glücks, Urban? fragte Conſtanze traurig.

Nein! erwiederte er gerührt: Mit Dir habe iſt ja des Lebens Höchſtes erlangt; ich ſollte wohl nichts mehr begehren. Aber glaube mir, Conſtanze, der Mann mit Lebenskraft, mit thätigem Geiſte taugt nicht auf einſamem Schloſſe. Dort treibt ihn entweder die Sehnſucht nach Thaten wieder hinaus in die Welt, oder er gewöhnt ſich an das träge Pflanzenleben, und dann geht der Geiſt unter.

Der Geiſt ginge in Liebe unter? unterbrach ihn Conſtanze leidenſchaftlich: Nein, mein Gemahl! Reiner, heiliger ſtrebt er da aufwärts nach den Himmelsräumen; aber das Herz geht unter in dem Kampfe der Welt, und an dieſem Hofe auch die Tugend. — Ich bitte Dich noch einmal, Urban, laß uns von hinnen ziehen! Du biſt reich, ſtehſt ehrenvoll unter Deines Gleichen, und der Ruhm iſt ein wandelbares Gut. Starb Sforza im Kerker, ſo waren ſeine gewonnenen Schlachten bald vergeſſen; nur ſeines Mangels an Klugheit, der ihn in das Gefängniß brachte, hätte man gedacht. Jeder Lorbeer, noch ſo theuer mit Blut und Thränen erkauft, verwelkt; was in den Augen der Welt glänzend, herrlich und groß erſcheint, wird oft ſo klein, wenn die Nachwelt mit ſtrenger Wage richtet.

Ich verkenne Dich, Conſtanze! ſagte Urban: Was hat Dein ſtolzes Gemüth ſo gebeugt? Wo iſt Dein Muth, der Dich ſelbſt das Unweibliche beginnen ließ?

Das eben iſt es! erwiederte ſie, und eine Thräne trat in ihr Auge: Der Blick rückwärts und auf mein Handeln, läßt mich vor der Zukunft beben. Ruft mich das Schickſal noch einmal in die Schranken, dann fühl' ich, daß das Weibliche in mir ſchweigt und eine unwiderſtehliche Gewalt mich den finſtern Mächten übergeben würde. Seit ich mich ihnen in jener Unglücknacht weih'te, ſeit ich da den Allmächtigen um Rache angefleht, und dafür alle meine Freuden zum Opfer geboten, ſo daß mir keine ungetrübt mehr werden ſoll, ſeitdem bebe ich für mich; Gott hat mich erhört, der Vater iſt gerächt und das Schickſal verlangt nun ſein Opfer.

Furchtbar! rief Urban: grauſig, daß dieſe Gedanken Dich nie verlaſſen wollen! Vergiß, was geſchehen, verzweifle nicht an Gottes Barmherzigkeit, gehe muthig, und trifft Dich Prüfung, ſo beſtehe ſie in Demuth!

Conſtanze ſank an ſeine Bruſt.

Und warum, ſprach ſie: rufſt Du mich in's Leben zurück, mein Gemahl, da die Demuth mir gebricht, die Pfeile des Schickſals ohne Murren, duldend aus meiner Bruſt zu ziehen? Gebe Gott, daß meine trübe Ahnung mich täuſche! Für mich fürchte ich nicht, denn wer dem Unglück geweiht iſt, dem verſchont es die eigene Bruſt; zu ſchnell würde es mit ihm geendet ſeyn, und das ſoll es nicht, er ſoll nur langſam untergehen. Aber was ihm lieb und theuer, was ſeinem Herzen werth iſt, darnach ſtreckt es ſeine gierige Hand, das reißt es hohnlächelnd von ihm los, ſo daß das Herz Tropfen vor Tropfen verbluten muß. Ich fürchte für Dich!

Fürchte nicht! erwiederte er: Was ich that, was ich noch thun werde, geſchieht aus Dankbarkeit für Sforza, aus Anhänglichkeit für Franzesco, dem ich mit treuer Freundſchaft ergeben bin. Er wünſcht mich in die Nähe der Königin, die Pläne des Konnetables zu unterſtützen, und wenn es nöthig wäre, gegen Caracciolo zu wirken.

Iſt es bloß die Freundſchaft, Urban, unterbrach ihn Conſtanze: oder iſt der ſchlummernde Ehrgeiz erwacht? Ich fürchte, ich fürchte, Urban, Du betritſt einen gefährlichen Weg. —

Katharina, welche eben eintrat, gab dem Geſpräch eine andre Wendung. Was iſt hier vorgefallen? fragte ſie theilnehmend: Du haſt geweint, Conſtanze? Ihr glüht, Urban, und Euer Auge flammt! Trübt Euch nicht die Tage der Ruhe, die Euch noch vergönnt ſind! Sie eilen ſchnell vorüber, und die Sorge ſchleicht ungerufen hinter ihnen her. Ich komme, Euch Freudiges zu verkünden. Die Sanſeverino's haben ſich mit meinem Gemahl ausgeſöhnt, ſie ſind eine feſte Stütze in dieſem Reiche; auch iſt Margaritta hier, ſie wird bald, Euch zu begrüßen, mit dem Vater und Franzesco zu Euch kommen. Empfanget ſie mit Liebe. — Hohe Röthe überflog bei dieſen Worten Conſtanzens Antlitz. — Sie hat ſich während des Unglücks als eine ächte Tochter Sforza's bewieſen, fuhr Kathárina fort: hat kräftiger gehandelt als ich es vermöchte, und ſcheint dadurch der Abgott ihres Vaters geworden zu ſeyn, der nur das Kräftige und Kühne, ſelbſt in dem Weibe, liebt.

Ihr irrt, Signora! unterbrach ſie Urban: Daß er auch das Sanfte, das Zarte in dem Weibe zu ſchätzen weiß, hat er wohl bewieſen, als er um Euch warb.

Ich glaube es auch, Urban, ſagte ſie freundlich: und bin gewiß, daß er mich liebt. Monden zuſammen im Kerker verbracht, wo man einſam nur ſich und ſo ganz für einander lebt, zeigen das Herz wie es iſt, und Sforza's Herz, vielleicht hart, ſelbſt grauſam im Kampfe, iſt doch im ſtillen, häuslichen Leben ſanft und gut. Ach, die ſchönen Tage in unſerm Kerker — lächelt nicht, Origlia! ich werde ſie mir noch oft zurückrufen, wenn ich einſam im Getümmel der Welt ſtehen und um ihn mich ängſtigen muß! Ach, der Gattin eines Kriegers ward ein trauriges Loos! Hoffen und Bangen iſt ihre Mitgabe und die wenigen frohen Augenblicke, wenn der Mann als Held zurückkehrt und die Bruſt von ſtolzem Gefühle hoch aufſchwellt, erſetzen nur karg, was man dafür aufopferte.

Sforza trat eben mit Franzesco und Margaritta ein. Hier bring' ich Euch meine Kinder! ſprach er zu Conſtanze und Urban: Beide kamen zugleich und mir unerwartet, und ſehnten ſich, Euch zu ſehen.

Margaritta nahte ſich Conſtanzen. Nehmt meinen Glückwunſch! ſprach ſie: Ich hatte noch nicht Gelegenheit, Euch als Gattin zu begrüßen. Nehmt meinen Glückwunſch und die Ueberzeugung, daß ich Euch wegen deſſen, was Ihr für Euern Vater unternommen, doppelt hochſchätze!

Conſtanze umarmte ſie, doch ſchien es nicht, als ob die Heftigkeit, mit welcher ſie das Mädchen an ſich drückte, ganz dem Gefühle der Freundſchaft entſpringe. Margaritta wandte ſich dann zu Urban, der eben von Franzesco lebhaft unterhalten wurde; ihr Auge blieb ernſt auf ihm ruhen, ſie ſchien über Etwas nachzudenken, Etwas in ſich zu prüfen, aber bald ſchwand der Ernſt, ein freudiges Lächeln umſtrahlte ihren lieblichen Mund, ſie trat ihm näher und ſagte, das Geſpräch unterbrechend: Auch Euch begrüße ich, Urban Origlia! Seit Ischia haben wir uns nicht geſehen, und ſeitdem hat ſich Manches verändert!

Er dankte ihr und ſagte ihr einiges Verbindliche; ſie aber brach ſchnell das Geſpräch ab und trat wieder zu Conſtanzen, welcher kein Blick, kein Wort entgangen war.

Urban, Dich hat die Königin zu ihrem Kämmerling erwählt! nahm jetzt Sforza das Wort: An Deiner Stelle, Origlia, hätte ich für die Gnade gedankt und bliebe aus der Nähe dieſer Frau. Nur in Zeiten, wo das Herz frei iſt, wo eine Bahn gebrochen werden muß, und der Ehrgeiz unſer Gott iſt, da mag man ſich in ihre Schlingen verwickeln, ſie mit kühner Fauſt zerreißen, wenn ſie einem läſtig werden, oder darin zu Grunde gehn. Aber wer, wie Du, in den Jahren der Jugend, ohne auf dem Pfade des Ehrgeizes vorwärts geſchritten zu ſeyn, der Liebe ſein Leben geopfert, der ſuche ſein Glück nicht an Johanna's Hofe; da wird er es nicht, wohl aber ſein Verderben finden.

Sforza, unterbrach ihn Conſtanze: Ihr ſprecht für mich ein Segenswort!

Und warum kannſt Du nicht ſelbſt dieſe Lehre befolgen, warum Dich nicht ſelbſt losreißen von dieſem Hofe und dieſer Königin? fragte Katharina ihren Gatten.

Würdevoll, aber mit freundlich lächelndem Blick legte Sforza ſeine Linke auf Urbans Schulter und erfaßte mit der Rechten den Sohn. Warum ich mich nicht losreißen kann? ſprach er: Sieh hér, Katharina! Zwiſchen Mutius Sforza, dem Konnetable, und Urban Origlia iſt eine weite Kluft. Mein Name tönt durch ganz Italien, von den Küſten Calabriens bis zu den Alpen kennt Jeder den Sforza. Er kann nicht mehr rückwärts, er muß erſt ſeinen unverſöhnlichen Feind, den Braccio, demüthigen, um würdevoll vom Schauplatze abzutreten, denn die halbe Welt blickt auf ihn. Dieſer aber hat des Ruhmes genug, um ehrenvoll unter den Edeln Italiens da zu ſtehen; er gehört nicht, wie Sforza, der Welt, er gehört dem engen Kreiſe ſeiner Häuslichkeit an, in dieſem iſt ſein Platz. Und dann — hier ſteht mein Sohn! ihm muß ich ein Beiſpiel ſeyn. Trät' ich vom Schauplatz ab, ſo müßte er die Bahn, welche ich mühevoll durchlief, von Neuem beginnen. Jetzt fange Franzesco Sforza an, wo Mutius Sforza aufhörte, und er wird das höchſte Ziel erringen. Ich gehöre dem Ruhme und meinen Kindern.

Und nicht Deinem Weibe, nicht Deiner Katharina? fragte dieſe bewegt.

Liebes Weib, erwiederte er und reichte ihr die Hand, ſie herzlich ſchüttelnd: milder Friedensengel, den mir der Himmel geſandt, das Rauhe meiner Bahn zu ebenen und die Dornen zu brechen, daß ſie mich nicht verwunden. Alles, was Natur Sanftes in mich gelegt, iſt Dir geweiht, und mehr noch als dieß, meine hohe Achtung iſt Dir geworden. Denn wahrlich! ich ſag' es hier im Kreiſe meiner Freunde, meiner Kinder, oft, wenn ich Dich in dem

Thurme Beverella mit Ergebung und Freundlichkeit ſitzen und in der Stille ein leiſes Gebet für mich zum Himmel ſenden ſah, da erſchienſt Du mir groß und edel, geſchmückt mit der Strahlenkrone einer Heiligen, und ich mit allem meinen Ruhm und meinen Lorbeeren ſtand klein neben Dir. Ich kenne Deinen Werth, fühle und ſchätze ihn, Du biſt eines glücklicheren Looſes würdig als die Gattin eines Kriegers zu ſeyn. Aber auch das hat ſein Angenehmes.

Das hat es! ſprach Katharina, und ihr Auge ſah freundlich, innig an ihm auf: Deine Liebe, Deine Achtung trocknen mir jede Thräne, lindern mir jeden Schmerz.

Du aber, wandte ſich Sforza ernſt gegen Urban: reiß' Dich los; ich ſag' es Dir noch einmal — reiß' Dich los von dieſer Königin und lebe Deiner Gattin, die mit ihrem edlen Gemüthe wahrlich Deiner werth iſt. Was willſt Du in der Welt? Du haſt genug und brauchſt nicht Alles auf das Spiel zu ſetzen, um Dir ein Loos zu gewinnen.

Urban hatte bisher geſchwiegen, jetzt aber, bei dieſen Worten Sforza's ergriff ihn Unmuth.

Ich glaube wohl, Euch nie auf Eurer Laufbahn erreichen oder begegnen zu können, aber wenn Franzeſco von Carrara dem Mutius Attendolo, als er ihn, ein gemeiner Küraßreiter, in Reih' und Glied unter ſeinen Fahnen fand, geſagt hätte: Geh' heim, Attendolo, nach Deiner Hütte und baue Dein Feld; was kannſt Du hier, als ein gemeiner Knecht, mehr als Wunden erwarten? Ihr hättet ihn verſpottet, denn Ihr fühltet in Euch die Flügel des Adlers rauſchen und ſie trieben Euch aufwärts. Auch in mir glüht es, nach dem Höhern ſtreb' ich, wie Ihr, auch mein Name ſoll in meinem Vaterlande ertönen, wenn er auch nicht bis zu den Alpen dringt.

Junger Mann! erwiederte Sforza gelaſſen und mit väterlichem Ernſt: Fühlſt Du, daß die Flügel des Adlers Dich erheben, ſo ſchwinge Dich auf bis zur Sonne. Aber prüfe auch, ob es des Adlers Schwingen ſind, die Du zu heben breiteſt, oder ob Du Dich täuſcheſt. Nun, handle wie Dir gut dünkt. Meine Freundſchaft bleibt Dir, wo Du auch ſeyſt, ſelbſt, träteſt Du mir auch gegenüber. Ich bin Dir Dank ſchuldig, und vermöchte ich ihn nicht zu zahlen, ſo wird es Franzesco thun!

Gewiß werd' ich es, das biſt Du überzeugt, mein Bruder! ſagte Franzesco, Urban die Hand reichend: Auch halte ich es für Pflicht, mein Vater, Euch zu ſagen, daß er auf meine Bitte die Stelle eines Kämmerers bei der Königin angenommen hat. Seyd Ihr fern von Neapel, bin ich bei dem Heere, wer ſpricht, wer handelt für Euch, wenn Caracciolo, der neue Günſtling, Euch in der Gunſt der Königin ſchadet; ich halte es für nothwendig, daß Urban hier in Neapel und am Hofe der Königin bleibe!

Sforza ſchüttelte mißbilligend das Haupt — Komm Urban, begleite uns Franzesco, ſprach er nach einigem Sinnen: was ich Euch zu ſagen habe, taugt nicht für Frauen; folgt mir in jenes Zimmer. Sie folgten ihm und ließen die Frauen allein.

8.

Sforza hatte ſeit ſeiner Befreiung nur einen Gedanken, den der Demüthigung Braccio's, dieſes gefährlichen Nebenbuhlers ſeines Ruhmes, der, während er gefangen ſaß, ſo manche Stadt, von Sforza's Hauptleuten beſetzt, durch Liſt oder Gewalt genommen hatte. Den Kriegsruhm mit Sforza theilend, gleich groß im Felde, nur verſchlagener und weniger bieder als dieſer, hatte Braccio ausſchließend ſeine Kräfte für ſich allein in dem Kirchenſtaate verwandt, wo er ſeit König Ladislaus Tode den Herrn geſpielt. Während drei Päpſte ſich um den Stuhl St. Peters ſtritten, war er Beherrſcher von Rom und dem Römiſchen Gebiete, und kein Fürſt Italiens hatte Macht oder guten Willen genug, ihn daraus zu vertreiben. Die Engelsburg, Oſtia und Civita, Vecchia waren jedoch noch in der Gewalt der Neapolitaner geblieben, die ihm deßhalb läſtige Nebenbuhler waren. Sie zu entfernen und ſich aus Rom und dem päpſtlichen Gebiete einen unabhängigen Staat zu bilden, war ſein lang und tief durchdachter Plan, zu deſſen Ausführung ihm das Schisma der Kirche, die Unruhen in Neapel und beſonders Sforza's Gefangenſchaft behülflich geweſen waren. Jedoch das Eroberte zu behaupten, war ihm der Beſitz der Engelsburg beſonders wichtig, und er hatte ſchon alle nöthigen Anſtalten zur Belagerung gemacht und ſie von allen Seiten eingeſchloſſen.

Um die Engelsburg zu retten und Braccio aus Rom zu vertreiben, glaubte Sforza, bei der wenigen Thätigkeit Johanna's, die Hülfe des Mailändiſchen Herzogs und der Florentiner nöthig zu haben; deßhalb wollte er Urban Origlia nach Mailand und Florenz ſenden, um mit dem Visconti und der Republik wegen Hülfe zu unterhandeln. Er war nicht wenig erſtaunt, als ihm Origlia unumwunden erklärte, daß er nicht nach Mailand zu gehen, überhaupt, ſeiner Gattin wegen, jetzt nicht Neapel zu verlaſſen wünſche. Die Gründe, die er anführte, waren wichtig genug. Er meinte, Conſtanzens Gemüth könnte, wenn ſie von ihm getrennt würde, leicht wieder aufgeregt werden, und die heftige, leidenſchaftliche Stimmung, welche nur durch ein ſtilles häusliches Glück gemildert, ſich wieder ihrer bemächtigen. Ueberdieß hielt er, wenn die Kriegsrüſtungen den Konnetable von der Hauptſtadt entfernten, ſeine Gegenwart um die Perſon der Königin zu nothwendig, um ſich entfernen zu können. Auch Franzesco war der nämlichen Meinung und überraſchte ſeinen Vater mit dem Anerbieten, ſelbſt nach Mailand und Florenz zu gehen und die Unterhandlung zu übernehmen, von welcher er wohl nicht voraus ſehen konnte, daß ſie die erſte Stufe zu ſeiner nachmaligen Größe werden ſollte. So jung er auch war, ſo übertrug ihm doch der Vater endlich, da er darauf beharrte, dieß wichtige Geſchäft.

Conſtanze wußte nicht, ob ſie ſich über den Entſchluß ihres Gatten freuen oder betrüben ſollte. Es beglückte ſie, daß ſie ſich nicht von ihm trennen mußte, und doch fürchtete ſie, ſein Ehrgeiz könne ihn in das Netz verwickeln, welches die Königin gewiß um den ſchönen Mann zu ſchlingen verſuchen würde. Nicht, daß ſie für ſein Herz gebangt hätte, dem vertraute ſie ganz; aber Caraccíolo's Tücke fürchtete ſie, und wohl mit Recht.

Auch Sforza durchſchaute dieſen ehrſüchtigen

Günſtling, der noch jetzt in beſcheidener Zurückgezogenheit faſt der Einzige von Johanna's Anhang war, den ſie noch nicht belohnt hatte; auch war er gewiß, daß die Würde des Großſeneſchalls Caracciolo beſtimmt ſey und er in jeder Art Alapo's Stelle eingenommen habe. In einer Zuſammenkunft mit Annechino Mormile und mehrern ſeiner Freunde, welcher auch Thomas Sanſeverino beiwohnte, wurde hierüber berathen. Alle waren der Meinung, daß man ſich des Günſtlings Herrſchaft widerſetzen müſſe, und Sforza verſprach, der Königin deßhalb Vorſtellungen zu machen, ſo ſehr er auch überzeugt war, daß ſie vergebens ſeyn würden.

Johanna ließ ihn am andern Tage rufen, um mit ihm über ſo manches, das Kriegweſen Betreffendes zu ſprechen. Bei dieſer Gelegenheit, da er ſich mit der Königin allein befand, ſuchte er das Geſpräch auch auf Caracciolo zu lenken; doch Johanna wich ihm ſtets aus, hielt die begonnene Unterredung feſt, verwickelte Sforza ſo ganz in ſeinen Lieblingsplan, die Engelsburg zu entſetzen, daß er bald ſeinen wahren Zweck darüber vergeſſen hätte.

Aber wohl ohne es zu wollen, brachte ihn die Königin ſelbſt ſeinem Ziele näher. Sie verſicherte ihm nämlich, daß ſie Caracciolo den Auftrag gegeben habe, in den Provinzen alles Mögliche zu veranſtalten, ihm, ſobald er zu werben beginnen wolle, dieß Geſchäft zu erleichtern, auch daß ſie durch ihren Kämmerer die ihr ergebenen Barone habe auffordern laſſen, bereit zu ſeyn, um bei dem erſten Aufrufe von ihm zu ſeinen Fahnen zu ſtoßen.

Durch Euren Kämmerer, durch Caraccioio habt Ihr dieſes Geſchäft betreiben laſſen? fragte jetzt Sforza erſtaunt.

Ja, durch ihn, lenkte die Königin, ſich ſchnell faſſend, ein: da ich Keinen wußte, der Euch mit treuerer Freundſchaft ergeben wäre, als er.

Das glaube ich kaum, Hoheit! erwiederte Sforza mit ſeinem zuweilen etwas derben Freimuthe: Aber ob er mein Freund oder nicht, iſt ziemlich gleichgiltig, das wird Euch, wird dem allgemeinen Beßten wenig ſchaden, noch frommen. — Königin! fuhr er nach einer kurzen Pauſe fort, ſein Auge ſah treuherzig auf Johanna, und der Ton ſeiner Stimme war bieder und Zutrauen erweckend: Daß ich es redlich mit Euch meine, müßt Ihr überzeugt ſeyn; ich habe Manches durch Euch und für Euch gelitten, war doch ſtets zu Eurem Dienſte bereit und bin es auch noch, deßhalb vergebt einem Krieger, der ſeine Rede nicht zierlich zu ſetzen weiß, ſeine Offenheit; wägt die gute Abſicht, nicht die Worte; und verargt es ihm nicht, wenn Ihr in ſeiner Rede bittere Wahrheit findet, er meint es bei Gott redlich mit Euch und will aufrichtig Euer Wohl.

Konnetable! unterbrach ihn die Königin: Ihr beginnt in einem Tone mit mir zu ſprechen —

Der vielleicht mehr dem Herzen, als dem Verſtande angehört, fiel ihr Sforza in die Rede: das glaube ich wohl, denn, wollte ich nur an mich denken, wäre es wohl klüger, ich ſchwiege; aber das verbietet mir meine Pflicht, ich muß reden, deßhalb bitte ich Euch, Hoheit, hört mich mit Langmuth an und beherzigt, was ich Euch ſage.

Kaum ſind Wochen ſeit Eurer Befreiung vorüber, und ſchon murrt das Volk, die Barone ſind unzufrieden auf ihre Schlöſſer zurückgegangen und Jedermann fürchtet, die Zeit, wo Alapo das Land regierte, möchte wiederkehren.

Konnetable! unterbrach ihn Johanna aufſpringend.

Ereifert Euch nicht, Hoheit! bat er: Aus meinem Munde kann Euch die Erinnerung an dergleichen nicht bitter ſeyn. — Man fürchtet, fuhr er fort, da die Königin wieder Platz genommen hatte: Caracciolo habe Alapo's Stelle eingenommen. Ihr wißt, wie ſchwer ſich die Großen unter das Scepter ihrer Beherrſcher beugen, wie ſtrenge Euer königlicher Bruder, glorreichen Andenkens, es führen mußte, die ſtolzen Vaſallen in Zaum zu halten. In der Hand Eines ihres Gleichen aber verliert der Scepter für ſie die magiſche Kraft, die er in der Hand des Fürſten hat, und nur das Schwert, nicht die geheiligte Sitte von Jahrtauſenden, kann ihm dann noch Achtung und Unterwerfung verſchaffen. Wollt Ihr mit Blut Eure Gewalt befeſtigen? — Ihr habt Neapels Volk und ſeine Großen kennen gelernt. Wollt Ihr auf die Unterſtützung Derer bauen, die Ihr durch Würden und Lehne belohnt habt? Hat

Euch

Euch die Erfahrung noch nicht gelehret, daß man nichts leichter vergißt, als genoſſene Wohlthaten, und ſie vergeſſen muß, wenn der Geber eine Ungerechtigkeit als Dank fordert? Ich ſelbſt, Königin, ſo treu mein Herz aus ſo manchen Gründen an Euch hängt, würde der Erſte ſeyn, der gegen die Macht des neuen Günſtlings ſich ſtemmte. Ich würde Euch lieber das Schwert des Konnetables zurückſenden, als es für Giovanni Caracciolo ziehen.

Indem er dieß ſprach, glaubte er ein Geräuſch hinter der Tapete zu vernehmen, auch überzog Purpurröthe der Königin Wangen in dem nämlichen Augenblicke; Sforza lächelte.

Hoheit! ſagte er ruhig: Iſt das nicht daſſelbe Gemach, wo Euer Gemahl den Großſeneſchall und den Grafen von Capua hinter dieſer Tapete belauſchte? Sollte vielleicht wieder eine Maus dahinter raſcheln, wie damals, ſo erlaubt, daß ich mit meinem Schwerte das läſtige Thier ſpieße. — Er faßte nach dem Griffe ſeines Schwertes, die Königin hielt ihn zurück. — Sorgt nicht, Hoheit, ſo ernſt war es nicht gemeint! ſagte er lächelnd: Wenn aber Caracciolo auch hier des Königs Stelle übernommen hätte und mir des Seneſchalls Schickſal bereitet wäre, ſo bitte ich Euch, laßt das unverſucht. Ich trage einen guten Panzer unter meinem Gewande und mit dem Schwerte in der Hand beſteht Sforza ſeinen Mann. Auch durch die Begebenheit von Benevent gewitzigt, trete ich nie wieder ohne Begleitung in den Palaſt. Meine Freunde und Kriegsgenoſſen warten unten meiner, deßhalb laßt mich in Frieden ziehen und erlaubt, daß ich mich von meiner Königin beurlauben darf.

Sonderbarer Mann! nahm Johanna ſcherzend das Wort: Wie könnt Ihr ſo mißtrauiſch ſeyn?

Und das fragt Ihr mich? erwiederte er bitter: Auf weſſen Befehl ward ich in den Thurm Beverella gelockt? — Doch das iſt vergeſſen. — Für ein offenes, gerades Benehmen hat Sforza ein offenes, treues Herz; er haßt jede Verſtellung, das hat er Euch heute gezeigt. Ich habe meine Königin als treuer Diener gewarnt, und füge nur noch hinzu: Bedenkt, wie ſchnell Ihr aus Eurer Gefangenſchaft wieder auf den

Thron geſchoben wurdet. — Noch iſt König Jakob im Schloſſe, es bedarf nur einer Laune des Volkes, eines freudigen Zurufes, wenn er ſich öffentlich zeigt, und die Benutzung eines günſtigen Augenblicks von ſeiner Seite, und Alles kann ſich umgeſtalten. — Aber das wolle Gott nicht, der Eure Hoheit in ſeinen Schutz nehmen möge! Dieß ſagend verneigte er ſich, küßte ihre Hand und entfernte ſich.

Kaum hatte er das Zimmer verlaſſen, als Caracciolo hinter der Tapete hervor trat.

Hätte ich doch nie geglaubt, ſagte er bitter: daß die Majeſtät eines gekrönten Hauptes ſolch' freche Reden dulden könnte. Er ſchmähte mich, ſchmähte Euch, und Ihr hörtet ſo geduldig zu —

Wollt Ihr vielleicht da fortfahren, wo er aufhörte? unterbrach ihn die Königin entrüſtet: Wollt Ihr das, was er treuherzig zu mir ſprach, mit höhnenden Worten ſagen? Spannt den Bogen nicht zu hoch, Kämmerer, er möchte brechen. Die Macht der Gewohnheit allein kann nur ein königliches Herz lenken, die Macht der Liebe nur, wenn ſie in Liebe ſich naht; merkt Euch dieß, Caracciolo!

Der Höfling verneigte ſich und ſchwieg; er kannte die Schwäche der Königin zu gut, um nicht ihrem erſten Zorn auszuweichen.

Ihr habt es ſelbſt vernommen, wie der Konnetable gegen Euch geſinnt iſt! nahm nach einer langen Pauſe Johanna beruhigter das Wort: Hütet Euch vor ihm, oder beſſer, ſucht ihn zu gewinnen. Auch der vom Kopf bis zum Fuß Geharniſchte hat ſeine verwundbare Stelle, und jetzt bedürfen wir ſeiner. — Ihr erwiedert mir nichts? fuhr die Königin fort, da Caracciolo nachdenkend vor ſich hinblickte: Seyd Ihr durch meine heftigen Worte beleidigt?

Wie könnte ich das ſeyn? erwiederte er, der Königin dargereichte Hand küſſend: Ich dachte nur nach, was jetzt zu beginnen ſey. Wir müſſen Sforza's Warnung benutzen. Der König muß vor Allem ſeine Freiheit verlieren, daß wir dem Volke die Gelegenheit nehmen, ſich gleich gefällig gegen ihn zu zeigen, wie es gegen Euch that. — Sforza muß entfernt werden. — Sendet ihn gen Rom; dort ſiegt er für Euch, oder ſein Glück geht durch Braccio's Macht und Verſchlagenheit unter, und er hört auf, gefährlich zu ſeyn.

Auch dem Urban Origlia müſſen wir zu gewinnen ſuchen, fiel ihm die Königin in die Rede: er vermag viel bei Sforza und ſeinem Sohn. — Sendet ihn morgen zu mir.

Ihr übernehmt die Mühe gern, wie es ſcheint, Hoheit, den jungen Ehemann zu gewinnen? ſagte Giovanni, ſpöttiſch lächelnd: Doch Ihr habt Recht, die Herzen zu gewinnen, ſeyd Ihr Meiſterin. Ich werde ihn Euch ſenden; aber vorher laßt uns wegen des Königs überlegen.

Ehe noch der Page der Königin meldete, daß das Abendeſſen bereitet ſey, war der Plan entworfen.

9.

Am andern Morgen war ganz Neapel in Aufruhr. Es wurde unter Trommelſchlag und Trompetenklang öffentlich bekannt gemacht, daß alle Franzoſen, ohne Anſehen der Perſon, ſogleich die Stadt und das Königreich räumen ſollten. Nicht ſowohl dieſer Befehl, welcher den Neapolitanern ziemlich gleichgiltig und wohl noch angenehm war, ſondern der Umſtand, welcher ihn herbeigeführt, beunruhigte die Gemüther. — Während der Abendtafel hatte nämlich Johanna, wahrſcheinlich auf Caracciolo's Rath, das Geſpräch auf die noch im Königreich befindlichen Franzoſen gebracht und ſich darüber beſchwert, daß der König ſo viele gegen den beſtehenden Vertrag zurückbehalten habe. Die eben nicht ſchonende Art, mit welcher ſie dieß ſagte, hatte den König aufgebracht, und als Johanna verlangte, daß er am andern Tage alle Franzoſen, ohne Ausnahme, entlaſſen ſollte, war der Streit heftiger geworden, der König hatte im Zorn die Tafel verlaſſen und ſich in ſein Gemach begeben. Auch dieß hätte das Volk, welchem die Franzoſen verhaßt waren, weniger aufgebracht, wenn ihm nicht zu gleicher Zeit die Nachricht geworden wäre, daß vor des Königs Gemach Wache ſtehe, Niemand zu ihm eingelaſſen werde, und er ein Gefangener ſey.

Die Vorſteher der Stadt, an deren Spitze ſich Annechino Mormile befand, begaben ſich ſogleich in's Schloß, wo ihnen Johanna die Verſicherung gab, daß die Wache vor des Königs Zimmer bloß deßhalb aufgeſtellt ſey, um ihren Gemahl vor dem Andrange der Franzoſen zu ſchützen, die ihn ſonſt mit ihren Klagen beläſtigen würden. Sie verſprach, ſobald dieſe das Land verlaſſen hätten, dem Könige ſeine volle Freiheit wiederzugeben.

Mormile mußte ſich mit dieſer Verſicherung begnügen und verließ mit den Uebrigen das Schloß; das Volk aber, als es hiervon benachrichtigt wurde, wollte ſich nicht täuſchen laſſen und verlangte ſtürmiſch augenblickliche Befreiung des Königs.

Antonio Vilani, der ſich unter ſie gemiſcht hatte und den das Betragen Johanna's empörte, blies die Flamme des Aufruhrs immer mehr an, und nur die ernſtlichen Maßregeln Sforza's, welcher ſein Kriegsvolk in die Stadt rücken ließ, verhinderten den völligen Ausbruch.

Durch Mormile hatte er erfahren, daß Antonio Vilani ſich an die Spitze der Unzufriedenen geſtellt habe, und ohne zu ahnen, wie viel Einfluß er auch durch andere Verhältniſſe auf den Jüngling habe, ließ er ihn zu ſich entbieten, um ihn mit väterlichem Ernſt zu rathen, ferner keinen Theil an den Unruhen zu nehmen.

Antonio folgte ſogleich der Einladung, erſchien bei Sforza, eben als Margaritta bei ihm war.

Antonio, redete ihn Sforza an: Ihr habt Euch bei den letzten Begebenheiten als mein treuer Anhänger und als ein unternehmender Mann gezeigt. Die Königin, ſo wie ich, haben Euch viel zu danken, allein ſie ſcheint es vergeſſen zu haben, denn unter der Menge, die ihrer Gnade theilhaftig wurden, hab' ich Euch nicht gefunden. Laßt Euch das nicht irren, Euch nicht gegen die Monarchin aufbringen. Ihr habt wahrſcheinlich keinen Fürſprecher bei ihr gehabt und ſeyd deßhalb vergeſſen und übergangen worden. Ich werde die Königin an ihre Schuld erinnern.

Edler Herr, unterbrach ihn Antonio: thut das nicht. Was ich gethan, war nicht für die Königin; mir gebührt daher auch kein Lohn. Was ich that, geſchah nur für Euch!

Nun, ſo wär' ich alſo allein Euer Schuldner. Sagt, womit kann ich ſie Euch zahlen?

Jetzt könnt' ich Euch dieß nicht ſagen, vielleicht kommt eine Zeit, wo ich auftreten und Euch an Eure Schuld erinnern darf! erwiederte Antonio, einen bedeutungvollen Blick auf Margaritta werfend. — Sforza entging dieß nicht, eben ſo wenig das Erröthen ſeiner Tochter, deren Geſicht eben nicht Zufriedenheit über das, was Antonio geſagt, ausdrückte.

Auch wollte ich Euch väterlich warnen, ſprach Sforza weiter: Euch nie an die Spitze des Volks zu ſtellen. Wer ſich den Launen dieſes Wandelbaren hingibt, wird ſtets ein Opfer. Auch wüßt' ich nicht, was Euch antreiben könnte, öffentlich gegen die Königin aufzutreten.

Das wißt Ihr nicht? fragte Antonio empfindlich: Fühlt Ihr das Unrecht der Königin nicht? Als ſie gefangen ſaß, wagt' ich mein Leben, ſie zu befreien; jetzt erregt das Schickſal des Königs gleiche Theilnahme. Handelt ſie nicht gegen den Vertrag, den ſie unter Gewährleiſtung des Volkes mit ihrem Gemahl ſchloß? Caracciolo will ihn entfernen, da er ihm immer noch im

Wege iſt. Darf man das geduldig ertragen? Iſt es nicht Pflicht, für das Recht das Schwert zu ziehen?

Antonio, nahm Sforza lächelnd das Wort: es iſt ſchön und brav, für das Recht zu kämpfen, aber nicht immer klug und weiſe. Wollt Ihr als ein Märtyrer ſterben, ſo thut Ihr Recht; der Weg, den Ihr betreten, iſt ſicher der leichteſte. Strebt Ihr aber nach Höherem, habt Ihr ein glänzendes Ziel vor Augen, ſo werdet Ihr es nicht auf dieſe Weiſe erlangen.

Dem Unrecht kriechend fröhnen, auf dieſe Weiſe werd' ich es nie erlangen! unterbrach ihn Antonio.

Ich ſetze den Fall, ſprach Sforza, ohne auf die Unterbrechung zu achten, ihn jedoch ſcharf beobachtend: ich ſetze den Fall, Ihr ſuchtet in irgend einem Gut der Erde Euer Glück, wär' es eine Würde, oder wär' es Reichthum, oder gar der Beſitz eines holden Mädchens; die Erreichung dieſes Zieles läg auf einer Wage, das Schwert, für die gerechte Sache gezogen, auf der andern, das Eine könntet Ihr nur gewinnen, indem Ihr das Andere aufgäbt, — nach welcher griffet Ihr?

Nach dem Schwerte! erwiederte der Jüngling raſch.

Und opfertet die Geliebte? fragte Sforza weiter.

Die ich liebe, erwiederte Antonio, ſich vergeſſend: iſt, bei Gott! zu edel, als daß ſie mich achten könnte, wenn ich auf ſolchen Wegen ihren Beſitz zu erlangen trachtete. Lieber Alles opfern, als die heiligſte Pflicht verletzen und ſich zum Werkzeuge der Tyrannei gebrauchen laſſen!

Das war edel geſprochen, Antonello! ſagte Margaritta vortretend: Ich ehre Euch deßhalb!

Ehrt Ihr mich nur deßhalb, Signora? ſagte er finſter: Ich hoffte, auch ohne meine Aeußerung hätte ich wohl Eure Achtung verdient. Dieß war ein Preis, nach dem ich bei Euch nicht mehr ringen zu müſſen glaubte.

Man ſah es Margaritta an, daß ſie ihm etwas erwiedern wollte, doch ſchwieg ſie und trat zurück.

Mit dieſen Grundſätzen, mein Sohn, ſagte Sforza: ſo edel ſie auch ſind, wirſt Du in dieſer ſturmbewegten Zeit nicht glücklich durch die Klippen Deinem Ziele entgegen ſteuern, wirſt bald am Ende Deiner Fahrt ſeyn, dem Schickſal, ein Opfer, fallen, aber ehrenvoll untergehen. Wähle Dir, ich bitte Dich, Deinen Edelmuth zu üben, einen andern Schauplatz als Neapel; es würde mich ſchmerzen, mich Dir gegenüber ſtellen und Dir ſo lohnen zu müſſen. — Geh' mit Gott! So oft Du zu mir zurückkehrſt, biſt Du mit und auch wohl den Meinen willkommen!

Als Viláni das Zimmer verlaſſen hatte, warf Sforza einen ernſten Blick auf ſeine Tochter. In welcher Verbindung ſtehſt Du mit ihm? fragte er ſie: Ich liebe nicht, daß meine Kinder Geheimniſſe vor mir haben; ſprich offen mit mir! Nun, warum zauderſt Du?

Ich ſinne, erwiederte Margaritta: was ich Euch ſagen könnte, da ich in keinem Verhältniß mit Antonio Vilani ſtehe, wenn Ihr das nur ein Verhältniß nennt, wo gegenſeitige Verbindungen ketten. Als ich mit Pedro von Höhle zu Höhle zog, da erſchien mir Antonio als ein gemeiner Räuber und warb um meine Gunſt. Obgleich er mir nicht mißfiel, ſein Benehmen edel, ſeine Handlungsweiſe menſchlich und ſeine Sitte nicht roh waren, fühlt' ich mich doch, wenn gleich meine Geburt nicht ahnend, für etwas Edleres geſchaffen, als die Gattin eines Räubers zu werden, und ich wies ihn mit Stolz zurück. In Tricarico nahte er mir als ein gemeiner Knecht wieder; ich ſtand, als Sforza's Tochter, hoch über ihm, und Ihr werdet wohl nicht fürchten, daß ich mich mit Liebe zu ihm neigte. Als ich erfuhr, daß er der Sohn des Grafen Vilani ſey und er nur um meinetwillen ſich der Bande Pedro's angeſchloſſen hatte, da freilich erſchien mir der Jüngling in einem andern Lichte, und ich überraſchte mich, als ich prüfend mein Herz befragte, ob es wohl für ihn ſchlüge? — Doch ſeine Antwort war dunkel —

Und Micheletto? unterbrach ſie der Vater: Ich hörte, daß auch er Dir mit Liebe zugethan ſey?

So iſt es! ſagte ſie kalt: Aber wegen ihm befragte ich mein Herz nicht.

Und warum nicht? fragte Sforza weiter: Er iſt ein kühner, kräftiger Mann, der, obgleich noch jung, manch Großes ausgeführt hat. Ueberdieß iſt er mein treueſter Freund, und ich wüßte Keinen, dem ich ſo vertrauen würde. Deßhalb wünſchte ich wohl —

Wünſchet nichts, mein Vater! unterbrach ihn Margaritta: Lohnt Euern Freunden durch Freundſchaft und Gunſt; der Tochter Hand und Herz vermag nur den Geliebten zu belohnen!

Und Urban Origlia? fragte jetzt Sforza und ſah der Erröthenden ſcharf in's Auge.

Urban Origlia? ſprach ſie bitter: Nun ja, es gibt thörige Augenblicke, es gibt wahnſinnige Träume im Leben; wird aber der Schläfer geweckt, ſo iſt auch der Traum dahin, kaum daß man ſeiner mehr gedenkt. Auch ich träumte, Vater, aber ſorgt nicht, es iſt vorüber. Als ich Urban an der Seite ſeiner Gattin erblickte, da prüfte ich mich und beſtand.

Alſo Dein Herz iſt frei, Margaritta?

Frei! erwiederte ſie: Aber ſagt, mein Vater, wie kommt Ihr dazu, über die Neigung des Herzens mit mir zu reden? Ueberlaßt das Katharina, Eurer Gattin, ſie verſteht es beſſer als Ihr, mit zartem, ſanften Worte das Herz zu erforſchen; und wahrlich! wollt' ich es Euch auch öffnen, Ihr fändet nichts als Nebelgeſtalten darin, die ſich noch zu keinem beſtimmten Bilde geformt haben. Mir iſt die Liebe noch nicht des Lebens Morgenroth; ein Schwert drück' ich ſo innig an mein Herz als ſie, und ich würde vor dem Lorbeer- und dem Myrthenkranze zweifelnd ſtehen, und nicht wiſſen, nach welchem ich greifen ſollte.

Ich glaube nicht, Margaritta, erwiederte Sforza, ſie liebkoſend: daß Katharina Dich ſo ruhig angehört hätte als ich; ſie würde unmuthig den Kopf geſchüttelt und gemeint haben, das Herz eines Weibes dürfe nicht zwiſchen einem Lorbeer- und Myrthenkranze wählen. Auch ich, ſo ſehr ich mich Deines Muthes und Deines männlichen Sinnes erfreue, muß Dir doch geſtehen, daß Du von dem rechten Pfade gewichen biſt, und Dein Sinn mehr ein Erbtheil Deines Vaters, als das der ſanften Joſepha iſt. Ich fürchte, Du verfehlſt auf ſolchem Wege Dein Glück.

Antonie, mit den Sanſeverino's verwandt, fuhr er fort, nachdem er vergebens auf Margaritta's Antwort gewartet hatte: Antonie wäre mir als Eidam nicht unwillkommen, wenn ich nicht befürchten müßte, daß der Sturm der Leidenſchaften, der in Euch Beiden rauſcht, bald Euer Lebensſchiff untergehen laſſen würde. Aber um dieß Eine bitt' ich Dich, Margaritta, entſcheide bald über ſein Schickſal, daß er nicht durch Dich zu Thorheiten verleitet werde, die ihn verderben könnten. — Er drückte ſie an ſich, küßte ihre glühende Stirn und überließ ſie ihren Gedanken.

Wäre wirklich das, was ich für Antonio fühle, Liebe? ſprach ſie, aus ihrem Sinnen erwachend: Wär' es Liebe, wenn ich in ſeiner Gegenwart mein Herz bewegter fühle? War es Liebe, die mich ſchon früher auf ſeinen Geſang lauſchen, mich freuen ließ, wenn er in dem Wettſtreit mit den Anderen jedesmal den Preis gewann und ſein Bolzen ſicher das ferne Ziel traf? Iſt der Zwieſpalt in meinem Innern nur der Kampf zwiſchen Stolz und Neigung — Nein! einen Mann, der mir unterthänig wäre, könnt' ich nicht achten, und ich — könnte mich nie in die ſtolzen Launen eines Mannes fügen! Hin zu der Mutter! Sie weiß am beßten den

Zwieſpalt des Herzens mit ſanfter, theilnehmender Hand zu löſen. Hin zu ihr!

10.

Einige Tage darauf, als durch Sforza's und Mormile's Bemühungen das Volk wieder beruhigt war, kam Caracciolo, um Urban, der ſeinen Dienſt als Kämmerer noch nicht angetreten hatte, zur Königin abzuholen. Dem Schlauen entging die Unruhe, welche dieſe Aufforderung in Conſtanzen hervorbrachte, nicht, und dieſe ſchöne Frau, welche ſchon früher ſeine Aufmerkſamkeit erregt hatte, ſchien ihm in dieſem Augenblicke noch reizender als je. Jedoch war er, ſelbſt als Urban zum Ankleiden ſich entfernte, zu ſehr Herr ſeiner Leidenſchaft, um ſich nur im Mindeſten den Eindruck, den ſie auf ihn machte, hinzugeben. Er gewann es über ſich, Conſtanzen auch nicht das mindeſte Verbindliche zu ſagen, wußte aber wohl, ihr die beſondere Gunſt, in welcher ihr Gemahl bei der Königin ſtehe, hell vorzuſpiegeln. Dieß trug er mit ſo vieler Theilnahme, aber auch ſo grell vor, daß er ſeinen Zweck nicht verfehlte und Conſtanzens Unruhe noch vermehrt wurde.

Auf dem Schloſſe angelangt, begleitete Caracciolo Urban bis an das Kabinet der Königin, wo er ihn verließ. Hier traf er Johanna ſchon ſeiner harrend, keine ihrer Frauen war zugegen und er befand ſich mit ihr allein. Die Worte, der Blick der Königin, die bei ſolchen Gelegenheiten ihre Wünſche wenig zu verbergen ſich bemühte, zeigten ihm deutlich ihre Abſicht, und obgleich er ſich gewiſſermaßen darauf vorbereitet hatte, ſo bedurfte er doch aller ſeiner Gewandheit, um mit Anſtand den Schlingen zu entgehen, ohne ſie ganz zu zerreißen. Das Geheimnißvolle in dem ganzen Benehmen der Königin, ihr leiſes Flüſtern, wahrſcheinlich weil ſie das Lauſchen Caracciolo's fürchtete, die Innigkeit, mit der ſie mehr bat als befahl, ſeinen Dienſt bei ihr anzutreten, und die goldene Kette mit ihrem Bildniſſe, welche ſie ihm verehrte, zeigten ihm deutlich, daß es nur von ihm abhing, mit Caracciolo, um ihre Gunſt, den Wettkampf zu beſtehen. Sein Ehrgeiz, ſeine Anhänglichkeit an

Sforza rieth ihm, nicht mit der Königin zu brechen, ſeine Liebe zu Conſtanzen, ſein edles Gemüth befahlen ihm, eher Alles, ſelbſt die Gnade der Gebieterin zu opfern, und ſo war er froh, als Caracciolo's Eintreten, welcher der Königin insgeheim Etwas zuflüſterte, die lange Unterredung endete, ohne daß es zu einer Erklärung gekommen war.

Er brachte ſeiner Gattin wenig Troſt zurück, denn jede ſeiner Verſicherungen, daß er in dem neuen Verhältniſſe ſtets ihrer mit treuer Liebe eingedenk ſeyn würde, konnte ſie nicht beruhigen. Sie fürchtete ja nicht für ſein Herz und ſeine Tugend, ſie fürchtete nur Caracciolo's Eiferſucht und der Königin gekränkten Stolz.

Allein dieſer ſelbſt befreite ſie von ihrer Furcht auf ſonderbare Weiſe. Wenige Tage darauf, noch ehe Urban ſeinen Dienſt angetreten, hatte Caracciolo in einer heftigen Unterredung mit der Königin ſie endlich dahin vermocht, Origlia von ihrer Perſon zu entfernen. Dieß auf eine ſchickliche Weiſe zu thun, fand er bald die Gelegenheit. Der Biſchof von Averſa wurde zum Concilio nach Conſtanz geſchickt und Urban, wie man vorgab, aus beſonderer Auszeichnung, zu ſeinem Begleiter und bei jedem eintretenden Falle zu ſeinem Stellvertreter ernannt. Dieſe Nachricht war ihm unangenehm, ſelbſt Conſtanze konnte ſich nicht darüber freuen, da die Umſtände es ihr nicht erlaubten, ihn zum Concilio zu begleiten. Urban erkannte hierin die Gewalt Caracciolo's über die Königin deutlich und alle ſeine Pläne geſcheitert; doch berückſichtigend, daß die Gunſt dieſer leidenſchaftlichen Frau ſtets dem Wechſel unterworfen ſey, hoffte er von der Zukunft, und wollte durch die Verweigerung des Auftrags nicht geradezu mit dem Hofe brechen. Er verließ, obgleich ihm nur wenige Tage zu ſeiner Anordnung blieben, da der Biſchof ſchon längſt das Nöthige zur Reiſe bereitet hatte, kurz darauf mit einem glänzenden Gefolge, unter Thränen ſeiner Gattin, Neapel und zog über die Alpen.

Caracciolo hatte nun ſeinen doppelten Zweck erreicht. Nur noch Sforza war ihm im Wege, um ſich ganz in der Gunſt der Königin feſt zu ſetzen und allein die Zügel der Regierung zu erfaſſen. Aber es wurde ihm leicht, den Krieger vom Hoflager zu entfernen, der ſich überdieß wohler in ſeinem Zelte, als in den Prunkgemächern des Schloſſes befand. Der Zug nach Rom zum Entſatz der Engelsburg wurde im Rathe der Königin beſchloſſen, die nöthigen Gelder zur Werbung der Truppen ſchnell herbei geſchafft und Alles mit ſeltener Thätigkeit betrieben. Da die Unterhandlungen Franzesco's in Mailand und Florenz einen guten Fortgang gehabt, und Visconti ſowohl als die Florentiner ihren thätigen Beiſtand verſprochen hatten, ſo ließ Sforza in allen Plätzen des Reichs die Trommel rühren und ſeine Fahne aufpflanzen, um welche ſich die alten Soldaten bald wieder ſammelten. Zwar vergingen Monden, ehe das Kriegsvolk beiſammen war und Franzesco aus dem Norden Italiens anrücken konnte; aber der Konnetable, wieder ganz in ſeinem Elemente, miſchte ſich nun wenig mehr in die politiſchen Händel, und nur Braccio vor Augen, nahm er faſt keinen Antheil an der Lage des Königs, die immer drückender wurde, da er, zwar mit Anſtand und Schonung behandelt, jedoch in den Mauern des neuen Schloſſes als Gefangener gehalten, ſich nie dem Volke zeigen durfte.

In dieſer Zeit hatten ſich ſämmtliche Hauptleute um Sforza verſammelt, auch Micheletto, der in der Baſilicata geworben, war mit einem Haufen Geharniſchter in Neapel eingezogen. Seine beiden Brüder, Bartholo und Franzesco, führten ihm gleichfalls wohlgerüſtete Scharen zu, auch die Sanſeverino's ſchickten ihre Banner, Santoparente und Petraccinio ſammelten im Lager bei Benevent die in den Abrucci's und Campanien Geworbenen, und ſelbſt der alte Pedro, welcher einen Haufen Fußvolk zuſammengebracht und von Sforza zum Hauptmann darüber ernannt worden, hatte ſeinen alten Groll vergeſſen und wollte unter ſeines ehemaligen Krieggeſellen Fahne noch einmal das Schwert ziehen.

11.

Da der alte Gurello Origlia ſich in Florenz befand, war Conſtanze, Anſtands wegen, gleich nach der Abreiſe ihres Gemahles zu Katharina

Sforza gezogen. Sie hing mit Schwärmerei, ſo wie Margaritta mit inniger Liebe an dieſem ſanften Weſen, die ruhig und ernſt, jedoch mit wahrer Theilnahme Conſtanzens überſpannte Anſichten zu mildern und beſonders den Glauben, daß ſie ſich ſelbſt einem finſtern Geſchicke geweiht habe, zu bekämpfen ſuchte. Sie that dieß mit ſo vieler Wärme, ſo innig, daß ſie oft die Entmuthigte ſtärkte und ihr den Faden zeigte, an welchem ſie ſich aus dem ſelbſtgeſchaffenen Labyrinth retten könne. — Auf Margaritta zu wirken ward ihr ſchwerer. Von der frühesten Jugend an unter rohen Männern aufgewachſen, war ſie mit den männlichen Beſchäftigungen vertrauter geworden, als mit denen ihres Geſchlechtes. Die ſanfte Joſepha hatte, ſo viel ſie vermochte, auf ihr Inneres gewirkt, und doch wäre das Mädchen untergegangen, hätte nicht ein ungebändigter Stolz ſie aufrecht erhalten. Mit Widerwillen war ſie dem alten Pedro gefolgt; mehrmal war der Gedanke in ihr aufgeſtiegen, ihn zu verlaſſen, nur hing ſie zu ſehr an der Mutter, und ihr Stolz ſelbſt, der ihr wohl ſagte, ſie müſſe als eine Bettlerin in die

Welt treten, hielt ſie zurück. Aber von dem Augenblicke an, wo ſie erfuhr, Sforza, der Konnetable des Reichs, ſey ihr Vater, hob ſie ihre Schwingen zum kühnſten Fluge, das Bild ihres Vaters ſtand als Muſter vor ihr, ihm wollte ſie gleichen und, wie ihr Bruder, ſich den Lorbeer erringen. Das, was ſie jetzt für Antonio fühlte, wohl mehr Leidenſchaft als Liebe, war ihr oft läſtig, ſie fürchtete, es würde ſie in ihrem Aufſluge hindern, es würde das Weibliche zu ſehr in ihr aufrufen. Als ſie nun überdieß bemerkte, daß des Jünglings Stolz ihn ſchweigen ließ, er vielleicht gar ein Entgegenkommen von ihrer Seite verlange, unterdrückte ſie, ſo viel ſie es vermochte, die Stimme, welche in ihrem Herzen für ihn ſprach, und doch war es ihr willkommen, wenn Katharina, welche nur durch die Liebe Aenderung ihres unweiblichen Gemüthes hoffte, von Antonio redete, und, mit dem Willen Sforza's bekannt, Alles anwandte, daß ſie ſich dieſer Neigung hingeben möchte.

Aber nichts vermochte ſie, dem Jüngling auch nur den kleinſten Schritt entgegen zu kommen, der, von der Enkelin Pedro's zurückgewieſen, von der Tochter Sforza's auf Tricarico mit Stolz behandelt, auch jetzt ein gleiches Benehmen fürchten mußte. Er wagte deßhalb nicht, ſeine Gefühle laut auszuſprechen, doch zeigte ſein Betragen ſattſam, daß der Pfeil tief ſaß. Aber troß des Schmerzes ſchwieg er, und obgleich er jetzt häufig um ſie war, da des Konnetable's Erlaubniß ihm ſeinen Palaſt geöffnet hatte, ſo war er doch Margaritta'n nicht im Mindeſten näher gekommen.

Eines Abends — der Zufall iſt der Liebe treueſter Bundesgenoſſe — befand er ſich mit Sforza und ſeiner Tochter allein; Katharina war bei Conſtanze, die ſich unwohl fühlte. Der Konnetable unterhielt ſich mit ihm von dem Zuge nach Rom, den Antonio bei dem Reiterhaufen der Sanſeverino's mitmachen wollte, und freute ſich über das verſtändige Urtheil des Jünglings, als ein Page der Königin eintrat und erſtern aufforderte, eiligſt nach dem neuen Schloſſe zu kommen. Sforza ſandte ſogleich nach ſeiner Begleitung, ohne welche er nie den gefährlichen Gang unternahm, Antonio aber, der ſich ihm anſchließen wollte, befahl er, vielleicht abſichtlos, zurück zu bleiben, und ſo befand er ſich nun mit Margaritta allein.

Dieſe, zu ſtolz, um ſich zu entfernen und dadurch ihre Verlegenheit zu zeigen, unterdrückte die Bewegung, welche ſie empfand, als Antonio nach langem Schweigen ſich ihr näherte, und auf ſeinem Geſicht der Entſchluß geſchrieben ſtand, daß er den Augenblick zu einer Erklärung benutzen wollte.

Signora! redete er ſie an: Ihr habt in der Höhle am Calore Antonello's Bewerbung zurückgewieſen, Euer Stand gebot Euch auf Tricarico den Armbruſtſchützen in ſolcher Entfernung zu halten, daß er nicht wagen durfte, ſich Euch zu nahen; aber auch dem Sohne des Grafen Vilani begegnet Ihr mit Kälte; darf auch er nicht um Eure Gunſt werben? — Sprecht! entſcheidet über mich! — Länger trage ich die quälende Ungewißheit nicht. Euer Benehmen ſollte mir zwar die Antwort längſt gegeben haben, aber ein Blick, ein Wort von Euch, wenn auch nur ſparſam zugemeſſen, erhält mir noch die thörige Hoffnung, und da ich mich jetzt mit Euch allein befinde, ſo wage ich es, die Entſcheidung meines Schickſals ſelbſt herbeizurufen. Darf ich Hoffnung nähren, Margaritta, oder ſoll ich ihr und Euch Valet ſagen?

Margaritta war überraſcht, ſo ſchnell, ſo beſtimmt hatte ſie nicht geglaubt, daß der Augenblick ſich nahen würde. Die Liebe übte ihre Gewalt, das Herz neigte ſich zu dem Jüngling hin, der ohne Zagen ſein Schickſal erwartend, vor ihr ſtand; aber eben dieſer ernſte, ſtolze Blick, den er auf ſie heftete und welcher gewaltſam Entſcheidung zu fordern ſchien, weckte ihren Stolz; ſie ſchwieg.

Signora! begann er noch einmal: Euer Schweigen bricht den Stab ſo gut über mich als Eure Worte. Mir entflieht auf jeder dahinſchwindenden Minute die Hoffnung, und wenn ich auch die Gluth Eurer Wangen günſtig für mich deuten könnte —

Thut es lieber nicht, Signor! unterbrach ihn Margaritta: Ihr möchtet Euch irren. Um meinen Beſitz zu werben, ſteht Jedem frei, geöffnet ſind die Schranken, nur fehlt die Preisſpenderin, ſie tritt erſt hervor, wenn ſie den Kämpfer ihrer würdig befindet; dann erſt reicht ſie ihm den Lohn. Nur durch Thaten erringt man mich; dem Ruhmloſen verſchließt ſich mein Herz. Nicht durch Lautenklang, durch Girren und Seufzen vermochte Antonello Margaritta's Herz zu gewinnen; nicht durch ſtolze Anmaßung wird es Antonio Vilani. — Wem ich als ein würdiger Preis erſcheine, der kämpfe um mich, er vermag mich nur durch hohen Muth und edle That zu erringen!

Alſo durch Blut? ſagte Antonio finſter: Wer die meiſten Wunden davon trägt, das Kühnſte wagt, ſich in die dichteſten Reihen der Feinde ſtürzt, vielleicht der Erſte auf den Mauern Roms iſt, der kann Euch zu erringen hoffen. Hütet Euch, daß nicht ein Knecht unter Pedro's Haufen, der verwegenſte Geſelle im Heere, der Erſte auf der Mauer iſt.

Ihr würdet Euch verwundern, wenn er den Preis verlangte! — Signora, fuhr Antonio nach kurzem Schweigen fort: Was die Liebe ſich durch Thaten erringen muß, hat weniger Werth für ſie, als was ihr das Herz aus Neigung gibt. Wechſelſeitig muß das Opfer, mit Freuden muß es gebracht ſeyn. Als ich Euch, die

Enkelin eines Räubers, zum erſten Male erblickte, Euch um Euer Selbſt willen lieb gewann und um Euch warb, wägte ich nicht, ob der Preis meiner würdig ſey, ich folgte der Sehnſucht meines Herzens; auch angethan mit blutigem Raube, war Margaritta meine Königin, und mir ſo werth wie jetzt, wo ſie, die Tochter Sforza's, Tricarico männlich vertheidigt hat und im Juwelenglanze vor mir ſteht. Wahre Liebe, Signora, quillt aus dem Herzen, verlangt Gegenliebe, aber nicht Thaten. Die Myrthe wünſcht wohl die Roſe, doch nicht den Lorbeer in ihren Kranz geſchlungen.

Margaritta, fuhr er bewegt, aber leidenſchaftlich fort: ich kann nicht vor Euch knieen und um Liebe betteln, ich kann mich nicht, weil Ihr es verlangt, verzweiflungvoll in den Kampf ſtürzen und blutige Thaten vollführen, die ich freiwillig tauſendmal und mit Freuden für Euch vollführt hätte; aber Schwereres als dieß vermag ich. Ich habe den Muth, mich aus Euerem Zauberkreiſe zu bannen und, bei Gott! die Wunden werden noch lange bluten, welche mir dieſer

Sieg ſchlagen wird. Lebt wohl! rief er und eilte fort.

Dort geht er hin, der Stolze! murmelte Margaritta unmuthig, als ſie ihn über die Straße eilen ſah: Ein trotziges „Lebewohl!“ iſt Alles, was er mir zurück ließ. Geh' nur, geh', ſtolzer Jüngling, und fliehe meine Nähe! Du kehrſt ja doch bald wieder zurück. Wird er? fragte ſie ſich: Nein! wär' ich Antonio, bei Sanct Georg! ich kehrte nicht wieder!

Sie verfiel nun in Nachdenken, warf ſich auf einen Seſſel, und ſo feſt ſie auch die Hand auf ihr Herz preßte, konnte ſie doch die Stimme, die hier ſo laut ſprach, nicht unterdrücken; ſie rang ſich in einem tiefen Seufzer hervor. Fahr' hin! rief ſie aufſpringend: Urban's Bild, das ich für die Ewigkeit hier zu bewahren glaubte, iſt verſchwunden, auch das ſeine nimmt die thatenvolle Zeit mit ſich fort! — Ihr Auge traf, indem ſie dieß ſprach, den Helm ihres Vaters mit ſeinen weißen und ſchwarzen Federn, der neben dem Schilde und dem Schlachtſchwerte hing. Leben und Tod nicken mir aus dieſem Helmbuſche entgegen, nicht Wonne oder Schmerz, das Schild ſchützt die Bruſt wohl vor des Feindes Schwert, nicht vor den Pfeilen des blinden Gottes. — Und ſchlägt das Herz unter dem Panzer, deckt der Helm meine Locken, blitzt das Schwert in meiner Hand und blutet der Feind zu meinen Füßen — was bin ich dann? bin ich glücklich? hab' ich des Lebens Wonnebecher geleert? Herz, mein Herz! rief ſie voll Unmuth: läſtiger Mahner, zudringlicher Bote, ſchweig! hör' auf ſo ſtark zu klopfen und laß mir meine Ruhe! —

Aber das Herz klopfte nur noch ſchneller, mahnte dringender und brachte unaufhörlich Botſchaft von ihm.

12.

Sforza, dem die Königin die verlangten Summen hatte auszahlen laſſen, erwartete nur noch Nachricht von ſeinem Sohne, um mit dem aus 10,000 Mann, meiſt Reiterei, beſtehenden Heere nach Rom zu ziehen. Alle ſeine Hauptleute und Freunde waren um ihn verſammelt, keiner fehlte, nur Antonio Vilani zog nicht mit den Geharniſchten der Sanſeverino's in's Lager bei Benevent. Sforza war nicht wenig hierüber verwundert; auch auf Margaritta ſchien es einen unangenehmen Eindruck zu machen, und doch zürnte ſie mit ſich ſelbſt, daß ſie ſo viel Werth darauf legte, ob der Jüngling mitzöge oder daheim blieb. Sie hatte von ihrem Vater die Erlaubniß erhalten, ihn begleiten zu dürfen, und vielleicht wär' es ihr nicht unlieb geweſen, vor den Augen dieſes jungen Mannes noch einmal ihren Muth zeigen zu können, aber er erſchien nicht, und Micheletto fand oft Gelegenheit, deßhalb ſeinen Spott zu üben.

Endlich traf von Franzesco die Nachricht ein, daß er mit 4000 Geharniſchten von Florenz und Mailand bereit ſey und nur die Befehle ſeines Vaters zum Aufbruch erwarte. Er erhielt ſchnell die Weiſung, eiligſt, Peruggia vermeidend, über Spoletto nach Aquila zu ziehen, wo Sforza, der nun im Lager alle Anſtalten zum Abmarſche machen ließ, mit ihm zuſammentreffen würde.

Ehe jedoch Sforza Neapel verließ, ging er zur Königin, ſich bei ihr zu beurlauben, und verſäumte nicht, Caracciolo ſeinen Beſuch zu machen, dem er bei dieſer Unterredung auf ſeine freimüthige Weiſe zu verſtehen gab, daß, würde er ihn nicht gehörig unterſtützen, beſonders den Sold für ſeine Krieger fehlen laſſen und ihm im Geheim als Feind entgegen ſeyn, er ein Gleiches von ihm erwarten könne, nur würde er dann öffentlich gegen ihn auftreten.

Da ich übrigens ſehe, fuhr er fort: daß die Königin nicht ohne Günſtling leben kann und das Scepter ſtets in fremde Hände legt, ſo iſt es mir ziemlich gleichgiltig, wer der Auserwählte ſey, wenn er mir nur in meinen Plänen nicht hinderlich iſt. Dieß, Herr Kämmerer, Euch zur Nachricht und Warnung. Seyd Ihr mein Freund, bin ich der Eurige, handelt Ihr zum Wohle des Staates mehr als zu Euerm eigenen, ſo ſeyd meiner Unterſtützung gewiß, wo nicht, ſo wißt Ihr, daß ich mit meinem Fehdehandſchuh nur zu bereit bin. Neben mir mag ich Euch wohl dulden, über mir nie!

Caracciolo verſprach die größte Bereitwilligkeit zu Allem, was zum glücklichen Fortgange der Unternehmung beitragen könne, verſicherte

Sforza ſeine aufrichtige Freundſchaft, und ſo trennten ſie ſich, jedoch Keiner dem Andern vertrauend.

Katharina war entſchloſſen geweſen, mit ihrem Gemahl und Conſtanzen Neapel zu verlaſſen und ſich nach Benevent zurückzuziehen; ſelbſt die inſtändigen Bitten der Königin, in welcher auf's Neue die alte Neigung für Katharina Alapo rege geworden zu ſeyn ſchien, hatten ſie nicht zurückhalten können. Aber da Sforza es wünſchte, daß ſie in Neapel bliebe, damit er in ſeiner Abweſenheit Jemand um die Perſon Johanna's wußte, der ihm das, was am Hofe vorging, berichten und auch Manches für ihn wirken konnte, willigte ſie ein.

Die ſchönen Tage ſind bald vorübergegangen, mein theurer Gemahl, ſagte Katharina bei'm Abſchiede: Du zieheſt in den Krieg und wir armen Frauen bleiben daheim. Gebe Dir Gott den Sieg! Was ich hier für Dich wirken kann, ſoll geſchehen, denn deßhalb blieb ich nur in Neapel zurück, der Königin Bitten hätten mich nicht dazu vermocht, ſie war meinem Herzen nie theuer und mir jetzt noch fremder als je.

Sforza lächelte. Das glaub' ich wohl! ſagte er, ſie umarmend: Denn als ich Dich das erſte Mal hinter dem Stuhle der Königin ſtehen ſah, war es mir, als erblickt' ich eine Heilige warnend neben der Sünderin. Doch, da Du einmal um ſie ſeyn mußt, ſo rathe ich Dir, den Günſtling ſchonend zu behandeln, ſey aber auch gegen ihn auf Deiner Hut und ſorge, daß er mir nicht ſchade. Auf jeden Fall, denn wer könnte an Johanna's Hofe Alles vorausſehen, findeſt Du in Benevent eine Zuflucht. Auf Annechino Mormile kannſt Du vertrauen, und Dich, jedoch nur im Fall der Noth, den Sanſeverino's in die Arme werfen. Nun leb' wohl! Ich hoffe, wir ſehen uns bald wieder!

Als Sforza die Nachricht erhielt, daß Franzesco ſchon bei Spoletto eingetroffen ſey, ſäumte er nicht länger und rückte mit ſeinem Heere in Eilmärſchen durch das Gebirge über Sulmona vor. Er mußte fürchten, daß Braccio von Rom aus Franzesco angreifen und ſo ihre Vereinigung hindern würde; allein ſeine Furcht war vergebens. Braccio war durch die Begebenheiten in Neapel überraſcht worden; auch hatte er nicht geglaubt, daß es Sforza möglich ſeyn würde, in ſo kurzer Zeit eine furchtbare Macht auf die Beine zu bringen. Sein Heer war nicht in ſchlagfertigem Zuſtande, um in offenem Felde dem Sforza die Spitze zu bieten, er wagte es daher nicht, ſich ſo weit von Rom zu entfernen und Franzesco bis Spoletto entgegenzurücken. In Rom ſelbſt traf er alle nur mögliche Anſtalten zur Vertheidigung, ſuchte durch Verſprechungen und Liſt, wie durch heftige Angriffe die Engelsburg in ſeine Gewalt zu bekommen, aber Petraccinio, der darin befehligte, widerſtand ſeinen Lockungen wie ſeinen Angriffen.

Sforza hatte bei dieſer Unternehmung gegen Rom einen dreifachen Beweggrund. Erſtens war es ſein Haß gegen Braccio, der ihn antrieb, dann wollte er ſein Anſehen, welches er durch ſeine zweimalige Gefangenſchaft erſchüttert glaubte, durch eine kühne That von Neuem befeſtigen. Auch fühlte er, daß er einer fremden Stütze bedürfe, die ihm bei dem Wankelmuth Johanna's nothwendig ſchien, und hierzu glaubte er den Papſt am geeignetſten, der eben auf dem Concilio von Conſtanz in der Perſon Otto Colonna's, welcher den Namen Martin V. annahm, erwählt worden war. Er rückte, nachdem er ſich ſchon in Terni mit ſeinem Sohne vereinigt hatte, vor Rom und lagerte ſich zwiſchen dem Appiſchen und Lateiniſchen Thore, in der Hoffnung, den ſtolzen Braccio, welcher bei ſeiner Annäherung ſogleich die Belagerung der Engelsburg aufhob, zu einer Schlacht zu zwingen. Aber dieſer, ſeine Kräfte wohl kennend, verſchloß ſich in die Mauern Roms und ſchränkte ſich auf ihre Vertheidigung ein. Mehrere Tage ſchon war Sforza in einiger Entfernung von der Stadt gelagert, ohne daß Braccio ihm nur die kleinſte Abtheilung Reiterei entgegengeſandt hätte; die Thore blieben feſt verſchloſſen, und ſelbſt auf den Mauern ſah man nur hier und da eine einzelne Wache. Der vorſichtige Sforza glaubte, Braccio wolle ihn verleiten Rom zu ſtürmen; ein zu damaliger Zeit unerhörtes Unternehmen. Aber er durfte dieß, des zweifelhaften Ausganges und, da es die Plünderung der Stadt nach ſich gezogen haben würde, des Papſtes wegen nicht wagen. Statt deſſen ſandte er einen Herold nach Rom, welcher den Braccio durch Ueberreichung eines blutigen Handſchuhes zu einem offenen Kampfe herausfordern ſollte. Braccio beſah lächelnd das blutige Zeichen, gab es dem Herold zurück und erwiederte: Sage Deinem Herrn, ich ſende ihm dieſen Handſchuh zurück, bis auf eine mir gelegenere Zeit. Ich hoffe, daß, ehe der Tod Einen von uns Beiden ereilt, wir noch Gelegenheit haben werden, uns in offener Feldſchlacht gegenüber zu ſtehen.

Sforza war nun feſt entſchloſſen, es koſte was es wolle, Rom anzugreifen, jedoch, da es auf dieſer Seite faſt unmöglich war, ſo ging er mit dem Heere in die Gegend von Oſtia, führte es dort über eine Schiffbrücke und rückte von dieſer Seite gegen Rom an. Hier, zwiſchen das Meer und die Stadt gedrängt, ohne Flotte, die ihnen Lebensmittel zuführen konnte, ſchien das Heer in einer gefahrvollen Lage und das Unternehmen faſt zu gewagt zu ſeyn. Die Hauptleute, ſelbſt Bartholo, ſein Bruder, ſonſt ein kühner, verwegener Mann, machte Sforza deßhalb Vorſtellungen. Statt Antwort gab er den Befehl, die Brücke bei Oſtia, im Rücken des Heeres abzubrechen, und ſagte, indem er auf den Griff ſeines Schwertes ſchlug: Dieſes wird mir, ſo wie jedem Tapfern ſchon das Nöthige ſchaffen und den Sieg erfechten! — Nun rückte er bis dicht unter die Mauern, ließ das Geſchütz auffahren und begann den Angriff. Braccio, da er den Ernſt des Konnetable's ſah, überdieß dem Römiſchen Volke nicht trauend, verließ, ſelbſt mit Hinterlaſſung des größten Theiles ſeines Gepäckes, Rom und zog ſich nach Präneſte zurück, wo er den Piccinio mit einem Theile des Heeres zurück ließ und mit den Uebrigen weiter in's Herzogthum Urbino rückte.

Sforza zog als Sieger in Rom ein, ließ den Santoparente mit einem Theil des Fußvolkes zur Beſatzung hier und verfolgte mit den Uebrigen den fliehenden Feind. Bei Präneſte fand er ihn in einer vortheilhaften, faſt unangreifbaren Stellung; demungeachtet rückte er gegen ihn vor, aber Piccinio, den Braccio unbegreiflicher Weiſe mit dieſem unbedeutenden Heere zurückgelaſſen hatte, hielt den Angriff muthig aus, wurde jedoch endlich durch Franzesco Sforza, der ſich an die Spitze der Mailändiſchen Küraßreiter ſtellte, nach tapferer Gegenwehr aus ſeiner vortheilhaften Stellung geworfen, das Heer zerſtreut und der größte Theil deſſelben nebſt Piccinio ſelbſt gefangen. Zum zweiten Mal zog Sforza triumphirend in Rom ein.

Bei dem den Sieg entſcheidenden Angriffe Franzesco's hatte ſich, trotz des Bruders Warnung, Margaritta an ihn angeſchloſſen. Als ſie im dichteſten Handgemenge mit dem Feinde waren, ſah ſie ſich von den Reitern Braccio's umringt; ſie und die Wenigen, welche ihr gefolgt, kämpften mit Löwenmuth, aber hätten dennoch der Menge unterliegen müſſen, wäre nicht ein Ritter mit dunkelrothem Federbuſch auf ſeinem Helm herbeigeeilt, der mit ſeinen Begleitern Alles vor ſich niederwarf und ſie befreite. Niemand hatte ihn vorher geſehen, auch nach dieſem Vorfall ließ er ſich nicht blicken. Margaritta aber ahnete wohl, wer es geweſen ſey.

Während Sforza die umliegenden Städte, welche Braccio noch in dem Römiſchen Gebiete beſetzt hielt, belagerte und deſſen Parthei in Rom zu unterdrücken ſich bemühte, ſtrömte der größte Theil des feindlichen Heeres, dem Glücke folgend, zu ihm, und ſeine Macht war um mehr rere Tauſend angewachſen, aber das Geld, ihnen den Sold zu zahlen, blieb aus. Die Königin ſo wenig, wie ihr Günſtling, hielten, was ſie verſprochen. Unmuth herrſchte in ſeinem Heere und Meuterer begannen es aufzuwiegeln. Zwar dämpfte Sforza dieſe Bewegungen ſchnell, ſein Anſehen und das Gold, welches die Stadt Rom hergeben mußte, beſchwichtigte die Soldaten; aber der Vorfall zeigte ihm ſattſam, daß er auf die Gunſt der Königin nicht bauen könne, und die Unruhen im Heere abſichtlich von Caracciolo herbeigeführt ſeyen. Er beſchloß deßhalb, eine bedeutende Beſatzung unter Santoparente in Rom zu laſſen und mit den Uebrigen, dem größten Theile ſeines Heeres, nach Neapel zu rücken. Ein Aufruhr des Volks in der Stadt ſelbſt, von Braccio's Freunden veranlaßt, nöthigte ihn jedoch, Santoparente noch mehrere Truppen zurückzulaſſen und nur mit 7000 Mann, nebſt Reiterei, den Zug nach Neapel anzutreten.

Einige Tage vor ſeinem Abmarſch ritt Margaritta mit einem kleinen Gefolge durch die immer noch unruhige Stadt. Sie wollte, ehe ſie Rom verließ, noch mehrere Merkwürdigkeiten beſehen, und bis in die entlegenen weniger bewohnten Theile dieſer öden Stadt gedrungen, beachtete ſie nicht, daß der Tag ſich zu neigen begann. Sorglos ritt ſie an den Bädern des Titus vorüber, und als es ſchon dunkel wurde, befand ſie ſich auf der Straße Merulana, wo ſie einen Haufen Volks verſammelt fand. Einer ihrer Begleiter, der voran geritten war, befahl im gebieteriſchen Tone, Platz zu machen, das Volk aber, das kleine Häuflein Bewaffneter nicht achtend, verweigerte trotzig, die Straße zu öffnen, und als der Reiter einen der ſich Widerſetzenden unbedachtſamer Weiſe niederrannte, begrüßte ihn der Pöbel unter wildem Geſchrei mit Steinwürfen; aus allen hier zerſtreut liegenden Häuſern trat das Volk heraus, aus den Fenſtern warf man Steine herab, und Margaritta, die keinen andern Ausweg offen ſah, mußte ſich zu einem ungleichen Kampfe entſchließen. Schon waren Mehrere der Ihrigen durch Steinwürfe, ihr Roß ſelbſt durch einen Bolzenſchuß verwundet, und kaum hatte ſie ſich auf das Pferd eines Dieners ſchwingen können, als bewaffnete Römer auf ſie eindrangen. Sie wehrte ſich mit beſonnenem Muthe, aber ihr Häuflein wurde immer kleiner und kleiner, und nur noch mit wenigen der Ihrigen widerſtand ſie. Jetzt aber blieb ihr nichts weiter übrig, als den verzweifelten Entſchluß zu faſſen, ſich in den dicht gedrängten Haufen zu ſtürzen und ihr Leben theuer zu verkaufen. Sie ſpornte ihr Roß und ſetzte in die dichten Reihen des Pöbels. Da, in dieſem gefahrvollen Augenblicke, vernahm ſie hinter ſich plötzlich den Kriegsruf: „Sforza! Sforza!“ Das Volk ſtutzte, ſie wandte ſich und ſah den nämlichen Ritter, der ſie ſchon in dem Treffen bei Präneſte der Gefahr entriſſen hatte, mit einem Haufen ſchwer Geharniſchter dem Volke in den Rücken fallen, nach kurzem Kampfe es vor ſich her treiben und ſich fechtend die Bahn bis zu ihr brechen.

Ohne das Viſir zu öffnen oder ein Wort zu reden, ergriff er die Zügel ihres Roſſes, kehrte auf dem nämlichen Wege, den Rücken durch ſeine Begleiter gedeckt, mit ihr zurück und jagte in ſtarkem Trott der Wohnung Sforza’s zu.

Herr! ſagte Margaritta: Schon zwei Mal waret Ihr mein Retter und noch kenne ich Euch nicht. Nennt mir Euren Namen, damit ich den kenne, dem ich ſo vielen Dank ſchuldig bin. Auch ſehe ich, daß unter Eurem Helm Blut hervor quillt, Ihr ſeyd verwundet. Kommt mit mir in meines Vaters Wohnung, daß auch er Euch danken und ich Euch pflegen kann.

Der Geharniſchte erwiederte nichts, trabte immer ſchneller zu und ſchien ihres Dankes zu ſpotten.

Ihr thut mir wehe! nahm Margaritta noch einmal das Wort: Und trügt mich meine Ahnung nicht, ſo iſt es auch Eure Abſicht, mir wehe thun zu wollen. Ich glaube Euch zu kennen, Ritter! und wahrlich! mein Herz iſt in dieſem Augenblicke zum Danke geneigt.

Er ſchwieg und trabte fort.

Woran ſoll ich Euch, treffen wir uns dereinſt noch einmal auf unſerem Wege, wieder erkennen? fragte Margaritta, ihr Roß anhaltend, da ſie dem Palaſte Colonna, wo ihr Vater wohnte, nahe kamen. Statt Antwort zog er ſeinen Dolch und ſchnitt mit Haſt eine Locke ihres herabgerollten braunen Haares ab, hielt ſie hoch in die Höhe und ſprengte dann mit ſeinen

Begleitern, deren Keiner das Viſir aufgeſchlagen und ſich zu erkennen gegeben hatte, davon.

Sforza war über dieſen Vorfall aufgebracht, zürnte der Tochter, daß ſie ſich ſo unnütz der Gefahr ausgeſetzt hatte und gab den Befehl, nach dem Ritter zu forſchen, der wie ein Geiſt ſein Heer umſchwebte und in der Zeit der Gefahr ſich ſtets bei Margaritta befand. Aber alle Nachforſchungen blieben vergebens, Niemand wollte ihn geſehen haben und weder während ihres Aufenthalts in Rom, noch auf dem gleich darauf folgenden Zuge nach Neapel ließ er ſich blicken.

Forſcht nicht weiter nach ihm, Vater! ſagte Margaritta: Es iſt Antonio Vilani. Meine Ahnung trügt mich nicht; er will mein Verlangen erfüllen, will, ſo wie ich es forderte, um den Preis ringen, damit er, hat er ihn verdient, ihn mit Hohn verſchmähen kann. Tritt er mir wieder in den Weg, zu meinem Heil oder zu meinem Verderben, ſo muß er ſein Viſir öffnen und mir Rede ſtehen.

Thöriges Kind! ſprach Sforza: Iſt der ſchwarze Ritter, wie Du glaubſt, Antonio, ſo achte, bewundere ihn, daß er ſich für Dich in Gefahr ſtürzt. Ich würde für ein Mädchen, das mich höhnend zurück wies, nicht meinen Dolch, geſchweige mein Schwert gezogen haben.

Für Keine? fragte Margaritta mit Bedeutung.

Für Keine! erwiederte Sforza ernſt: Oder wähnt Dein ſtolzer Sinn, Du hätteſt höheren Werth als Deine Schweſtern? Glaubſt Du, weil Du ein Roß zu tummeln verſtehſt, das Schwert zu führen weißt und Dich, wie die Frauen der Fabelzeit, die Amazonen, in den Kampf ſtürzeſt, Du wäreſt in den Augen der Männer ein höherer Preis? — Du irreſt! Du wirſt nur wenige Thoren finden, die gleich Antonio, um Deiner Selbſt willen um Dich werben. Das ſchöne Mädchen, die Tochter Sforza's wollen ſie; die Heldin nicht. Nur in dem Manne liebt der Mann die Kraft, in dem Weibe iſt Sanftmuth und ein frommer Sinn der Talisman, der unſere Herzen anzieht. Bewundern werden Dich Viele, aber nur Wenige dieß Wunder lieben. Ich ſelbſt war ein Thor, als ich mich Deines männlichen Sinnes freute; aber ich bin geheilt, da ich ſehe, daß es Dich nicht zu dem wahren Glücke des Lebens führt, und bereue mein Verſprechen, das Dir erlaubt, mich auf allen meinen Kriegzügen zu begleiten. Beſſer wäre es, Du ſäßeſt daheim bei Katharina, und ſie wäre Dein Vorbild, nicht ich.

Er verließ ſie in Unmuth. Seine Worte hätten Nachdenken in ihr erregt, ſie konnte das Gefühl, ihr Vater möge Recht haben, nicht unterdrücken; denn was er ihr eben geſagt, hatte ſie ſchon ſo oft von Katharina vernommen. Sie entwaffnete ſich heute mit ernſtem Blicke; die leichte Quetſchung ihres Armes, durch einen Steinwurf verurſacht, ließ ſie unmuthig verbinden, und es war das erſte Mal, daß ſie, indem ſie ihre Waffen ablegte, ſich einer drückenden Bürde zu entledigen glaubte.

13.

In Neapel hatte Katharina indeſſen die Königin nur ſelten geſehen und geſprochen. Kam ſie zu ihr auf das Schloß, ſo fand ſie dieſelbe meiſt ſo ſehr mit Staatsangelegenheiten beſchäftigt, daß ſie, ohne ſie geſehen zu haben, ſich wieder entfernen mußte. Alles, was ſie ihres Gemahles wegen ihr vorzutragen hatte, und das beſonders die Auszahlung des Soldes betraf, mußte durch Caracciolo geſchehen, der während Sforza's Abweſenheit zum Großſeneſchall ernannt worden war, und der es nicht verſäumte, häufig genug in ihre Wohnung zu kommen, um das Nöthige mit ihr abzureden. Ihren Klagen ſuchte er mit Entſchuldigungen, ihren Forderungen mit Verſprechungen entgegen zu kommen, und Katharina, welche noch aus der Zeit ihres Bruders den Hof und die Königin genau kannte, täuſchte ſich nicht lange in dem neuen Günſtling, und ſah nur zu deutlich in ihm Sforza's geheimen Feind.

Auch entging beiden Frauen die eigentliche Abſicht ſeines Beſuches nicht lange. Conſtanze ſchien der Magnet zu ſeyn, der ihn hierher zog, und befand er ſich mit ihr allein, ſo ſuchte er alles Mögliche hervor, wodurch er ihre Gunſt zu erwerben glauben konnte. Beide Frauen, weit entfernt, dieß für Sforza benutzen zu wollen, behandelten ihn mit Stolz und Kälte, und Conſtanze ſäumte nicht, ihren Gemahl davon zu benachrichtigen, dem, nach ſeinem Briefe zu ſchließen, überdieß der Aufenthalt in Conſtanz von Tage zu Tage läſtiger zu werden ſchien, und der nur auf eine Gelegenheit wartete, ſchicklicher Weiſe nach Neapel zurück zu kehren. Aber Caracciolo ſetzte demungeachtet ſeine Beſuche fort, und da er an Conſtanzen keine leichte Eroberung zu machen gehofft hatte, entmuthigte ihn ihr ſtolzes Betragen nicht, nur gebot es ihm mehr Vorſicht. Er ſuchte jetzt zwar weniger die Gelegenheit auf, ſie in ihrer Wohnung zu ſprechen, aber traf er ſie bei der Königin, ſo zeichnete er ſie vor allen Andern auf ſo auffallende Weiſe aus, daß Jeder, der die kleinliche Eiferſucht Johanna's kannte, vermuthen mußte, es geſchehe auf Befehl der Königin, da ohne ihren Willen der Seneſchall wohl nicht wagen konnte, ſich mit ſo viel Galanterie einer Dame zu nahen.

In dieſer Zeit kam die Nachricht von dem Anmarſch Sforza's nach Neapel. Jedermann war erſtaunt, daß ein ſo thätiger Krieger, welcher ſonſt den Sieg ſo gut zu benutzen verſtand, immitten ſeines Sieges mit einem bedeutenden

Heere den Schauplatz des Krieges verließ. Nur Caracciolo kannte ſeine Abſicht recht gut, wußte, daß der Zug ihm galt, und ſetzte ſich in Bereitſchaft, der drohenden Gefahr zu widerſtehen. Er hatte geglaubt, daß Braccio den Sforza feſthalten und das Unternehmen ſcheitern würde, und ſo war ihm die ſchnelle Beſetzung Roms, noch mehr die Nachricht überraſchend, daß der Konnetable mit 7000 Mann ſchon bei Terracina angekommen ſey. Mit Geld beladene Mauleſel wurden ihm nun entgegen geſandt, um von dieſer Seite ſeinen gerechten Klagen zuvorzukommen, die Königin mußte mit Katharina ſprechen und, ohne den Schein zu haben, als ob ſie nur im Mindeſten von Sforza eine feindliche Abſicht befürchte, ſie auszuforſchen und zu bewegen ſuchen, ihren Gemahl von jedem feindlichen Schritte gegen ſie oder den Seneſchall abzuhalten.

Katharina, bei aller ihrer Sanftmuth verſchlagen genug, um auch hier den Plan Caracciolo's zu durchſchauen, ſchien die leiſen Andeutungen der Königin nicht zu verſtehen. Johanna erklärte ſich nun deutlicher, aber auch da wich Katharina dem Geſpräche aus, und als die

Königin ihr endlich unumwunden ſagte, daß ſie glaube, Sforza rücke in feindlicher Abſicht gegen Neapel, ſo ſuchte ſie, dieß wirklich ſelbſt nicht glaubend, die Königin zu beruhigen. Allein ein Schreiben ihres Gemahls, das ſie noch an demſelben Tage erhielt, gab ihr die Gewißheit, daß die Furcht Johanna's nicht ungegründet ſey. Er befahl ihr nämlich, in der Stille und bei nächtlicher Zeit mit Conſtanzen und allen Koſtbarkeiten, die ſie mit ſich fortbringen könnte, und ohne ſich von der Königin zu beurlauben, nach Benevent zu eilen. Ihr Scharfſinn würde wohl eine Urſache auffinden, womit ſie ihre ſchnelle Abreiſe entſchuldigen könne. Sie befolgte noch in derſelben Nacht den Befehl ihres Gatten und traf glücklich in Benevent ein, während Sforza bei Capua vorbei gerade auf Neapel rückte.

Caracciolo hatte indeſſen mit vieler Gewandtheit die unruhigen Köpfe durch Ehrenſtellen und Geſchenke für ſich gewonnen, nur Mormile war auch jetzt wieder ohne Gunſtbezeigung geblieben. Caracciolo glaubte ihn zu ſehr Freund des Konnetable's, um ihn gewinnen zu können, und wollte daher an ihn die Mittel nicht verſchlendern, durch welche er in Stand geſetzt war, andere, weniger hartnäckige Feinde auf ſeine Seite zu bringen. Das unruhige Volk hatte er ſchon lange durch Herbeiſchaffung und den geringen Preis der Lebensmittel zu beruhigen und für ſich zu gewinnen gewußt. Caldoro, der wegen Ungehorſam von Sforza ſeit längerer Zeit gefangen gehalten wurde, ließ er aus dem Gefängniß entfliehen, ſandte ihn in der Stille nach den fernen Provinzen, dort im Geheim zu werben, und verſäumte nicht, einen Unterhändler nach Rom an Franzesco Urſini, dieſen tapfern Soldaten, zu ſenden, von dem er wußte, daß er noch zwiſchen der Parthei Braccio's und Sforza's ſchwanke. Durch große Verſprechungen gewann er ihn für den Dienſt der Königin.

Sforza, der mit kaltem Blut dem in Schlachtordnung aufgeſtellten Feind entgegenrückte, zog nicht mit gleicher Luſt das Schwert, wenn es einen Bürgerkrieg galt. König Ladislaus war ſein Wohlthäter geweſen, in früherer Zeit ſelbſt war ihm Johanna gewogen, und auch ihr war er Dankbarkeit ſchuldig. Geld hatte er, um ſeinen Truppen den Sold zu zahlen; dieſer Beſchwerde war alſo abgeholfen, und ſeine Gattin, welche in Averſa bei ihm eintraf, ſuchte ihn auch zu vermögen, nicht das Aeußerſte zu wagen; ſo entſchloß er ſich, ſtatt mit gewaffneter Hand Geſetze vorzuſchreiben, der Königin Vorſtellungen machen und das Heer in der Gegend von Neapel Winterquartiere beziehen zu laſſen. Er ſelbſt ging, ohne am Hofe geweſen zu ſeyn, ohne Neapel betreten zu haben, in den mittäglichen Theil des Reichs, wo die Sanſeverino's hauſeten, und ließ ſeinen Sohn Franzesco und die Frauen in Benevent, nur Margaritta begleitete ihn.

14.

Auf dem Wege dahin, als ſie Eboli hinter ſich hatten, konnte Margaritta ihre Unruhe nicht bergen; ſie betrat jetzt den Schauplatz ihres früheren Lebens, und hätte Sforza den Weg auf Altavilla genommen und nicht den über La Ducheſſa eingeſchlagen, ſo wäre ſie über die Brücke von Felitto gezogen, deren Einſturz ſo ſehr auf ihr Schickſal einwirkte. Aber auch in dieſen Gegenden war ſie bekannt, in ihrem unſtäten Wanderleben hatte ſie ſo manches Thal durchſtrichen, hatte ſo manche Höhle zu ihrer Wohnung gehabt, daß wohl kein Theil des Gebirges von ihr unbeſucht geblieben war.

Auch Sforza ward ernſter, als ſie bei Caſalnuovo den hohen Berg hinaufritten, von dem ſie in das Thal des Sorgipiano gelangten. Von hier ſchlug er den Weg nach dem Meere ein, zog auf Maratea und ſchon begann die Sonne hinter die Gebirge zu ſinken, als Caſaletta vor ihnen lag. Sforza hielt hier an, ſchickte ſeine Begleitung voraus nach Circella und blieb mit Margaritta und nur wenigen Dienern zurück. Als ſie der Stelle näher kamen, wo einſt Pedro's Wohnung geſtanden hatte, erblickten ſie auf demſelben Platze ein gar freundliches Häuschen, das ihnen, mit Reben umpflanzt, entgegen lachte. Bei einer hohen Pinie, welche, den Stürmen des Meeres trotzend, ihr Fächerdach über einen ſteinernen Sitz wölbte, ſtieg Sforza von ſeinem Roſſe, ließ die Diener bis Caſaletta vorausreiten, blieb allein mit der Tochter zurück und ſetzte ſich auf den Stein. Hier, Margaritta, ſprach er: habe ich oft mit Deiner Mutter geſeſſen und ſie an mein Herz gedrückt. Wie iſt doch die Pinie ſo hoch und ſtattlich emporgeſchoſſen; ſie hat, gleich mir, aufwärts geſtrebt! Ein armer Reitersmann, ſaß ich hier, meines Kriegsgeſellen Tochter im Arm; jetzt ſitzt der Konnetable des Reichs an der Seite ſeiner Tochter, die ihm Joſepha gebar. Ein hohes Ziel hat er erreicht, und immer noch, wie in jenen Tagen, ſtrebt er, mit dem errungenen Looſe nicht zufrieden, aufwärts. Damals ſah er mit heiterem Sinn der Zukunft entgegen; jeder Morgen, ſo hoffte er, ſollte ihn ſeinem Ziele näher bringen; nichts hatte er zu verlieren, aber Alles zu gewinnen, und gegen dieß Alles ſetzte er nur ſein Leben ein; jetzt ſchaut er ſorgenvoll in die Zukunft. Margaritta, glaube nicht, daß ich mich glücklicher fühle als damals. Der Blick in die Zukunft reicht dem Menſchen mit der Hoffnung das Glück, der Blick in die Vergangenheit bietet ihm nur ſelten den Frieden. Aber Du hörſt nicht auf mich! rief er der Träumenden zu:

Was ſinnſt Du? Was preßt die Thräne aus Deinem Auge?

Auch ich war nach den vergangenen Tagen zurückgekehrt, Vater! mein Leben unter Räubern ſtand vor mir und ich dankte Gott, daß er mich gerettet und mich wieder edlen Menſchen zugeſellt hat.

Wohl Dir, Margaritta, empfindeſt Du das recht oft und recht tief. Verlockt mich der Stolz und der Ehrgeiz und genügt das ſo reichlich mir zugemeſſene Theil nicht, ſo gehe ich in meine Rüſtkammer, ſtelle mich vor die Eiſenhaube, den Panzer und das Schwert, das ich als Reitersmann trug, und denke an jene Zeit, wo dieſe einfachen Waffen mein höchſter Schmuck waren; und kann ich nicht zu ihnen gehen, ſind ſie fern von mir, dann nehme ich das kleine Büchelchen — er zog ein Gebetbuch aus ſeinem Koller — und bete ein Ave Maria daraus; es hat mich in jener Zeit nie verlaſſen und auch jetzt noch trage ich es ſtets als eine Reliquie bei mir, denn es iſt ein Vermächtniß meiner Mutter. Deßhalb, Margaritta, ſey demüthig im Glück, ſtoße nicht in ſtolzem Wahn die Menſchen von Dir, welche ſich mit Liebe nahen, und vergiß nie die Zeit der Noth, ſie iſt das Feuer, welches des Menſchen ſtolzen Sinn läutern muß. Nun komm' zu jener Hütte, die auf der Stelle ſteht, wo Du geboren wurdeſt. Sieh, jenes Dach, das Deinen erſten Lebensmorgen ſchützte, iſt nicht mehr, ein anderes, größeres deckt jetzt die Stelle. Sieh, fuhr er fort, als ſie dem Hauſe näher kamen: wie ſtattlich es jetzt da ſteht! Man ſieht wohl, daß es keinem wilden Krieger gehört, der mit Luſt aus ſeiner Hütte in die Welt zieht und mit Unmuth zu ihr zurückkehrt. Wie freundlich rankt ſich der Weinſtock an dem Giebeldach hinauf, wie reinlich iſt der kleine, mit Roſen bepflanzte Platz! Aber trotz des Feuers, das die Erinnerung zerſtörte, finde ich hier doch einen alten Bekannten wieder. Sieh dieſen Kaſtanienbaum, ſprach er und ſein Auge blickte freudig an ihm auf: Joſepha pflegte ihn, ich grub das Loch mit meinem breiten Schwerte in den lockern Boden, worein ſie das ſchwache Bäumchen ſetzte, und meinte, auch das, was durch das Schwert der Erde würde, könne gedeihen. „Das gebe Gott!“ ſprach ſie, mich an ſich drückend; und hier geſtand ſie mir erröthend — Es war ein gutes, liebes Mädchen, Deine Mutter, unterbrach er ſich bewegt: ich möchte ſie wohl noch einmal ſehen, ſie hier bei dieſem Baume wiederſehen! und Du müßteſt dann zwiſchen uns ſtehen. — Aber komm', mein Herz wird weich und das taugt nicht. — In jenes Haus mag ich nicht eintreten, ich fände ja nichts, was mir eine freundliche Erinnerung bieten könnte; Alles fänd' ich zerſtört, kein Plätzchen mehr ſo, wie ich es verließ. — Er wandte ſich und ſchritt Caſaletta zu, wo die Nachricht, daß der Konnetable, der mächtige Sforza, durch den Ort ziehen würde, Alles in Bewegung geſetzt hatte. Alt und Jung kam ihm jubelnd entgegen, und der alte Prieſter empfing ihn, den Segen ertheilend. Als ſie der Kirche ſich näherten, blieb Margaritta plötzlich ſtehen, dann ſtürzte ſie nach der Pforte des Gotteshauſes, warf ſich vor der in verwitterten Goldſtoff gekleideten Statüe der Mutter Gottes nieder, verrichtete ihr Gebet, und als ſie es beendet, trat ſie mit ernſtem Blick zu dem Prieſter: Ehrwürdiger Herr, fragte ſie: wie lange ſeyd Ihr ſchon in Caſaletta?

Nun ſind es beinahe vierzig Jahre, Signora! erwiederte der Greis.

Und wer bekleidete mit jenem reichen, zwar jetzt ſchon unſcheinbaren Gewande die heilige Mutter?

Ein wilder Krieger, der ſonſt draußen am Rebenhügel wohnte! erwiederte er: Er wollte der Tochter mit dieſem Geſchenk Vergebung ihrer Sünden erkaufen.

Und ward ihr die Sünde vergeben? fragte Margaritta weiter und ihr Auge flammte.

Nachdem ſie in hårenem Hemd Kirchenbuße gethan, ſprach ich ſie los! erwiederte der Prieſter.

Vor den Menſchen mußteſt Du Arme Deine Schuld büßen, wenn auch Gott ſie Dir vergab! ſagte Margaritta mit Wehmuth. — Vater! rief ſie und ihre Lippen bebten: Dort, neben dem Heiligenbilde, ſtand Joſepha, die Kerze in der Hand, in hårenem Hemd, verſpottet, verhöhnt, fluchbelaſtet — ſeht die Stelle, dort, dort ſtand meine Mutter, die Ihr unglücklich gemacht!

Sforza, deſſen Blick auf die Stelle gerichtet war, wo Joſepha gebüßt, ſchien von Margaritta's hartem Wort unangenehm ergriffen zu ſeyn. —

Der Prieſter aber, durch ihren flammenden Blick nicht entmuthigt, ſagte: Wer hier duldet, dem wird dort vergeben, die Pforte des Himmels wird nur den Demüthigen geöffnet, den Stolzen bleibt ſie verſchloſſen!

Ehrwürdiger Mann, nahm Sforza das Wort: ich werde der heiligen Mutter ein neues Gewand ſenden, köſtlicher als dieß war, was ſie jetzt trägt. Nehmt dieſe Gabe gütig auf und ſchließt mich und die Meinen in Euer frommes Gebet. — Er grüßte freundlich, warf noch einen Blick auf die Pforte, ſchwang ſich dann auf ſein Roß und ſprengte davon.

Magaritta, ſagte er, als ſie längs dem Meeresſtrande hinritten: wag' es nie wieder, auf ſolch' liebloſe Art Deinen Vater an ſeine Schuld zu erinnern; dieß ziemt der Tochter nicht, und könnte leicht mein Herz von Dir wenden. Das Zarte ſcheint in Dir ganz untergegangen zu ſeyn!

Margaritta fühlte, daß ſie gefehlt, aber dennoch ſchwieg ſie. Sforza ritt unmuthig in Cirella ein.

Auf dem Schloſſe des alten Thomas zu Sanſeverino fand Sforza die meiſten dieſes Geſchlechts zur Berathung verſammelt. Auch der Graf Villani, Antonio's Vater, war zugegen, der das unſern Sanſeverino gelegene Schloß Rocca Bernalda bewohnte; aber ſein Sohn erſchien nicht, obgleich er durch Sforza's Verwendung mit dem Vater ausgeſöhnt war, welcher dem Freunde ſeines Geſchlechtes, dem mächtigen Konnetable, dieſen gerechten Wunſch nicht abſchlagen konnte. Weder Sforza noch ſeine Tochter wollten den Vater nach ihm fragen.

Der Zweck dieſer Zuſammenkunft, zu welcher ſie Sforza eingeladen hatte, betraf die Gefangenſchaft des Königs, der, noch immer ſeiner Freiheit beraubt, von Tage zu Tage mit wenigerer Achtung behandelt wurde, und den neuen Großſeneſchall, Giovanni Caracciolo, dieſen verſchlagenen Günſtling, der, weit gefährlicher als Alapo, an ſeinem, im Königreich mächtigen Geſchlechte eine bedeutende Stütze und die ſeltene Gabe hatte, die Herzen zu gewinnen. Ob man ſich der Königin und ihm mit gewaffneter Hand entgegen ſetzen, oder Vorſtellungen machen ſollte, dieß war die Frage. Nach langer Berathung wurde beſchloſſen, ſich zwar für jeden Fall zu rüſten und bereit zu halten, doch aber noch nicht öffentlich und mit gewaffneter Macht der Königin entgegen zu treten. Sforza war hierbei mehr der Vermittler geweſen, als daß er Parthei genommen hätte. So lange er die Würde eines Konnetable's bekleidete, ſchien es ihm Pflicht, wenn nur der mindeſte Schein von Recht auf der Seite Johanna's war, ſie nicht ganz zu verlaſſen.

Während dieſer Tage der Berathung hatte Margaritta oft mit ihrem Diener in der Gegend herumgeſchweift. Zuweilen, wenn ſie ihr munteres Roß tummelte, führte ſie ihr Weg nach der Brücke des Nietto, wo ſie dann an dem Fuße des Berges, auf welchem Rocca Bernalda lag, vorüber mußte. Margaritta, den Beſitzer des Schloſſes wohl kennend, warf oft forſchend ihre Blicke hinauf und fühlte dann ihr Herz lauter klopfen. Sie zürnte mit ſich, wollte nicht nach den grauen Thürmen des alten Schloſſes blicken, aber immer zogen ſie ihr Auge an. Da vermied ſie eine Zeitlang dieſe Gegend ganz, ſchwärmte nach einer andern Seite hin, und überließ ſich der Erinnerung. Was Antonio für ſie gethan, wie er ſich um die Tochter des Räubers beworben, als gemeiner Knecht unter ihren Augen gefochten, wie er zur Befreiung ihres Vaters gewirkt, Alles dieß ſtand jetzt lebhafter als je vor ihr. Ihre Heiterkeit, überdieß ſchon ſeit Präneſte und Rom getrübt, war ganz dahin, ſo daß es ſelbſt ihrem Vater, der ſeit Caſaletta mit ihr unzufrieden war, beängſtigte. Sie war nicht lieber als allein, ſchwärmte mehr als ſonſt in der Gegend umher, vermied aber immer Rocca Bernalda und ritt jetzt öfter nach dem Meere, oder nach Monte Riscardo zu. Doch von jeder Stelle, wo ſie die Thürme des Schloſſes ſehen konnte, blickte ſie hinüber, und wenn ſie einmal ihrem Roſſe den Zügel ließ, und ihr Leben, ſo kurz aber doch ſo reich an Begebenheiten, überdachte, da traten, mehr als ſonſt, die ſanften Ermahnungen Katharina's vor ſie und ihre Lehren drangen jetzt tiefer in ihr Herz als ſelbſt da, wo der innige Ton der mütterlichen Stimme zu ihr geſprochen hatte. Ueberhaupt, ſeitdem der Vater ſein Mißfallen über ihre Lebensweiſe ausgeſprochen, ſeit ihre abſtoßende Kälte Antonio von ihr entfernt hatte, war, wenn auch nicht das zarte Weibliche, doch die Liebe in ihrer Bruſt aus einem tiefen Schlummer geweckt worden und zuweilen erſchien ihr das Leben und ihre Beſtimmung in einem weit edleren Lichte als vordem. Auch heute, da ſie, den Weg nicht beachtend, von der Höhe des Riscardo gegen Policaſtro zu ritt, hatte dieſer Gedanke ſie weich geſtimmt, und ſie in ein ſo ernſtes Nachdenken vertieft, daß ſie, den Blick nur auf ihres Roſſes Hals geſenkt, nicht auf deſſen lautes Wiehern achtete. Plötzlich, als ein Reiter, um einen Felſen hervorſprengend, es in ſeinem ruhigen Gange hemmte, ſtand es ſtill; Margaritta, aus ihren Träumereien erwachend, ſah auf und Antonio hielt vor ihr.

Verzeiht, Signora, ſprach er: der Zufall, nicht mein Wille, führt mich in Eure Nähe. Erlaubt, oder befehlt vielmehr, daß ich mich entferne, und ich werde, ohne Euch läſtig zu ſeyn, gehorchen.

Margaritta war überraſcht, aber in ſolchen Augenblicken, wo ſie ſich ſelbſt außer Faſſung fühlte, ſprach ihr Stolz am lauteſten; auch jetzt

raunte

raunte er ihr zu, ſie ſolle ihre Würde nicht opfern, und ſo erwiederte ſie ihm kalt:

Iſt Euer Weg auch der meinige, Graf Antonio, ſo wird es mich nicht ſtören, enn Ihr mich begleitet.

Wohin auch Euer Weg gehen mag, erwiederte er: werde ich Euch ſtets folgen, wenn Ihr mir es vergönnt.

Wohin ich eigentlich will, weiß ich nicht! nahm Margaritta ſchnell das Wort: Ich überließ mich meinem Roſſe und meinen Gedanken.

Ihr ſeyd ſchon weit von Sanſeverino entfernt, Signora! ſagte der Jüngling: Erlaubt, daß ich Euch dahin zurück begleite, man würde ſonſt dort mit dem Mittagmahle auf Euch warten.

Margaritta wandte ihr Roß und ſie ritten nun Beide den Berg hinab. Keiner begann zu ſprechen, Jedem ſchloß der Stolz die Lippen, Keiner wollte dem Andern entgegen kommen. Endlich brach Margaritta das Stillſchweigen und that die voreilige Frage:

Warum ſeyd Ihr meinem Vater nicht auf ſeinem Kriegzuge nach Rom gefolgt, Antonio?

Wir hofften, Euch bei den Fahnen der Sanſeverino's zu ſehen.

Antonio ſchwieg.

Mein Vater glaubte gewiß Euch dort zu ſehen! fuhr Margaritta fort: Auch ich war darüber verwundert.

Ihr? unterbrach ſie Antonio: Ihr könntet Euch darüber gewundert haben, daß ich Eure Nähe mied? — Ich bin indeß auf Abentheuer ausgezogen, habe Rieſen und Drachen bekämpft. Da ich aber noch keine That gethan, die den hohen Preis, den Ihr gefordert, werth iſt, ſo bin ich heimgekehrt, um glücklichere Zeiten und tiefere Wunden zu erwarten.

Und habt Ihr keine That gethan, die meinen Dank verdiente? fragte ihn anblickend Margaritta: Nichts, womit Ihr mich verpflichtet hättet?

Ihr ſehet, Signora, erwiederte der Jüngling mit Bitterkeit: noch ſtrömt das Blut in meinen Wangen, ich habe noch nicht Alles vergoſſen. Noch ſitze ich, rüſtig an Seele und Leib, auf meinem Arabiſchen Roſſe, und keines meiner Glieder habe ich Euch opfern können. Wenn ich nicht auf dem Siechbette liege und den letzten

Pulsſchlag in mir fühle, oder wenigſtens, wenn ich nicht verſtümmelt vor Euch treten kann, wenn nicht ganz Italien meinen Namen nennt, darf ich ja nicht fragen, ob ich mich des Preiſes würdig gezeigt habe, der nicht durch Liebe, der nur durch Blut und That errungen werden kann.

Dieſe Worte Antonio's beleidigten Margaritta und gaben ihr ſogleich alle Beſonnenheit wieder.

Die Rieſen und Drachen, Graf Vilani, nahm ſie das Wort: ſind wohl nur in Eurer Einbildung von Euch bekämpft worden! Mich dünkt, Ihr hättet einen ſchönern Kampfplatz bei Präneſte gefunden, als den Eurer Träume; denn wahrlich! es ziemt einem Jünglinge von Eurem Alter nicht, ruhig daheim zu bleiben, wenn der Konnetable ſeine Fahne aufrollt. — Doch Worte ſind leichter als Thaten, und um Liebe zu bitten, leichter, als ſie zu erkämpfen. — Sehet, fuhr ſie fort, da ſie bemerkte, daß der Gleichmuth Antonio's zu wanken begann: da habe ich auf unſerem Zuge nach Rom die Bekanntſchaft eines Ritters gemacht, der mich zwei Mal muthig aus dem Getümmel riß, ohne ſich mir zu erkennen zu geben und einen Dank zu heiſchen. Wer er auch geweſen ſeyn mag, mein Herz ſpricht für ihn. Die Locke, welche ſein Dolch mir raubte, überließ ich ihm gern, und ſollte er dereinſt ſich mir wieder nahen und mir die geraubte zeigen, ich glaube, meine Dankbarkeit könnte ſich in Liebe wandeln. Würdet Ihr mir es verdenken, Antonio? Könntet Ihr mich deßhalb tadeln? — Aber freilich, Ihr, der Ihr mich nicht einmal zur Schlacht begleitetet, der Ihr fern von mir in Rocca Bernalda bliebet, Ihr wißt den Werth ſolch' uneigennütziger That nicht zu ſchätzen, Ihr wäret ihrer nicht fähig.

Nicht? rief Antonio heftig und zog eine braune Locke, die er an ſeiner Bruſt verborgen hatte, unter dem Gewande hervor. — Nicht, Margaritta? rief er, ſie hoch in die Höhe haltend, und als Margaritta nach ihr aufſah, wandte er ſein Roß und ſprengte davon. —

Freundlich, als wenn nach ſturmbewegter Nacht ein milder Strahl der Morgenröthe hervor bricht, war bei dem Anblick ihrer Locke in des Mädchens Bruſt der ſanfte Strahl der Liebe gefallen. Mild lächelnd blickte ſie dem Fortei=

lenden nach; keine Sehnſucht, ihm zu folgen, ſtieg in ihr auf, kein Wort, ihn zurückzuhalten, rief ſie ihm nach. Er werde zurückkehren, ſie ihm begegnen — dieſer Glaube ſtand feſt in ihr, und zum erſten Male empfand ſie die Wonne der Liebe, von keinem Stolze getrübt.

Noch nie war ſie ſo mit ſich zufrieden heimgeritten, nie hatte ſich der Zwieſpalt ihres Innern ſo ſanft gelöſ't. Vater! ſprach ſie zu Sforza, da ſie am Abend ſich mit ihm allein befand: Der Ritter mit den rothen Federn war Antonio Vilani, deß bin ich gewiß; ich habe ihn geſprochen, habe die Locke geſehen und auch zugleich einen Blick in mein Inneres gethan, ſo daß ich Euch ſagen kann, was Ihr ſo gern zu hören wünſcht.

Und was ich ſchon längſt wußte, ſprach der Vater lächelnd: daß Du ihn liebſt. Aber ich freue mich, daß Dein Stolz gebeugt iſt und Dir erlaubt hat, mir dieß Geſtändniß zu machen. So biſt Du auf dem rechten Wege, und es iſt mir lieb, noch hier, während meiner Anweſenheit, die Sache in's Reine zu bringen. Dieſes wird meine Verbindung mit den Sanſeverino's noch feſter knüpfen.

Um aller Heiligen willen nicht! bat Margaritta: Der Vaterbruſt hab' ich mich vertraut, aber ſonſt Keinem. Laßt meiner Neigung die Zeit, ſich zu entfalten; glaubt nicht, daß mit der Liebe der Stolz ganz verſchwunden ſey. Fühlt auch mein Herz laut für ihn, ſo laßt es die zarte Empfindung der Jungfrau ſeyn, die ſanft erröthend dem Jüngling ihre Neigung nur in dem Augenblicke geſteht, wo die Liebe mit zauberiſcher Gewalt Beide zugleich umfängt. Sprecht nicht mit dem Vater, Antonio iſt ein ſtolzer Mann, und ich würde nur in ſeinen Augen verlieren, wenn ich ihm entgegenkommen wollte. Ihn jedoch zurückweiſen, ihn durch Kälte abſchrecken, das werd' ich nicht. Euer Aufenthalt hier war ja noch für längere Zeit beſtimmt; der Zufall, wenn uns das Schickſal vereinen ſoll, wird das Seinige thun.

Sforza fand die Bitten ſeiner Tochter gerecht. Er verſprach, ihr Geheimniß in ſeiner Bruſt zu bewahren, und da er ſich noch mehrere Wochen hier aufzuhalten gedachte, ſo war er ſelbſt überzeugt, daß der Zufall, oder vielmehr die Liebe, Beide wohl einander näher bringen würde.

15.

Ihm unvermuthet erhielt Sforza jedoch ſchon am andern Tage von Bartholo, ſeinem Bruder, der in ſeiner Abweſenheit das Heer von Neapel befehligte, die unerwartete Nachricht, daß Franzesco Urſini dort eingetroffen, und Caldoro zu gleicher Zeit mit 2000 Mann im Hafen gelandet ſey, die Beſatzung der Schlöſſer übernommen habe, und faſt mit jedem Tage neugeworbenes Kriegvolk in Neapel eintreffe. Auch ſchien es, ſo meldete er, daß der Großſeneſchall ſich immer mehr in der Gunſt des Volkes feſtſetze und durch ſeine Freigebigkeit ſelbſt die vornehmeren Bürger und den Adel für ſich zu gewinnen wiſſe. Sforza hielt es nun nicht für rathſam, hier länger zu verweilen, ſondern für nothwendig, ſich ſelbſt zum Heere zu begeben, und der andere Tag wurde ſchon zur Abreiſe beſtimmt. Obgleich dieſe Nachricht Margaritta beunruhigte, da ſie wohl ſehnlichſt wünſchte, Antonio Lebewohl zu ſagen, ſo konnte ſie es doch nicht über ſich gewinnen, ihn davon zu benachrichtigen. Es bedurfte dieß auch nicht, denn Antonio, dem nichts entging, was in Sanſeverino vorfiel, hatte ſchon längſt die Kunde von ihrer Abreiſe erhalten, und fühlte wohl gleiche Sehnſucht, ſie noch einmal vorher zu ſehen.

Als ſie am Abend, trotz der rauhen Witterung, an dem offenen Fenſter ſaß, das Auge auf die in der Dämmerung hervorragenden Thürme vqn Rocca Bernalda gerichtet, hörte ſie die ſüßen Töne ſeiner Laute, und die Melodie eines ihr wohlbekannten Liedes drang zu ihr herauf. Ihr Herz klopfte laut, ſie hatte dieſe Töne ſchon ſo oft gehört, aber nie hatten ſie den Eindruck auf ſie gemacht; ſie drangen zarter, ſchmeichelnder in ihr bewegtes Herz, und als er ſie, unter ihrem Fenſter vorbeigehend, grüßte, mußte ſie der innern Stimme folgen und ihm ein inniges Lebewohl hinunter rufen. Dek Morgen ſah ſie traurig zur Abreiſe bereit, ohne daß der geheime Wunſch ihres Herzens erfüllt worden wäre.

Der Graf Vilani, welcher noch am Morgen von ſeinem Schloß herüber kam, ſich von Sforza zu beurlauben, heiterte ſie zwar in etwas auf, da er freundlicher gegen ſie war, als er es wohl ſonſt zu ſeyn pflegte. Er empfahl dem Konnetable ſeinen Sohn, und ſich an Margaritta wendend, ſagte er: Auch Euch, Signora, bitte ich, ihn freundlich aufzunehmen, ſollte er Euch nahen. Aber dennoch mußte ſie ſich, ohne ihn geſehen zu haben, auf ihr Roß ſchwingen und mit ihrem Vater, von einer Menge der Sanſeverino's bis an die Brücke des Nietto begleitet, die ihr ſo lieb gewordene Gegend verlaſſen. Ihr Auge immer nach Rocca Bernalda gewendet, ſchien ſie auch jetzt Antonio von dorther zu erwarten, und ſie vermochte nicht, die Unruhe, welche ſie ergriff, zu verbergen. Sforza, der ſie genau beobachtete, ward darüber unwillig. Margaritta, ſagte er verweiſend: Du ſcheinſt in nichts Maß und Ziel zu kennen. Iſt der Stolz, der Ehrgeiz Deine Dich beherrſchende Leidenſchaft, ſo glaubſt Du Dir genug zu ſeyn und ſtößeſt Jeden, der Dir naht, kalt zurück. Hat die Liebe endlich geſiegt, ſo gibſt Du Dich ihr mit einer ſolchen Leidenſchaft hin und vergiſſeſt in beiden Fällen, daß Du ein Weib biſt. Deine Unruhe, der ſtets nach jenem Schloſſe gewandte Blick mißfällt mir. Was willſt Du von Antonio? Glaubſt Du, er ahne es nicht, daß Du ihn liebſt? Du wollteſt ja Deine Neigung vor der Welt verbergen, warum vor den Dienern nicht, die neugierig Dich beobachten? Iſt ſeine Liebe edel, war es nicht Deine Kälte, Dein Zurückweiſen, das ihn reizte und feſthielt, fühlt er wahre Neigung für Dich, wird er Dir ſicher in's Lager vor Neapel folgen, wie er es nach Rom that. Ueberdieß glaube ich, die Tochter Sforza's braucht nicht zu bangen, daß man ihre Gefühle ſchnöde zurückweiſ't. Kein Mann würde es wohl wagen, mit Dir ſein Spiel zu treiben; und Antonio Vilani, ſchon einmal, zwar Deinetwegen auf einem eben nicht ehrenvollen Schauplatze ſtehend, muß ſich beglückt fühlen, wenn der Konnetable ſeine Bewerbung nicht ſtolz zurückweiſ't.

Ihr verlangt Sonderbares von mir, Vater! erwiederte Margaritta: Bald werd' ich irre an Euch und an mir ſelbſt. Iſt denn die Liebe ein ſo gemeines Gut, daß man ſie mit Gleichmuth auf die Wagſchale legen und das Zuviel oder Zuwenig genau abwägen kann? Verlangt Ihr von mir, daß die Neigung, gegen die ich ſeit Jahren kämpfte, und da ich ſie nicht aus meinem Herzen vertreiben konnte, ſorgſam darin verſchloß, verlangt Ihr, daß ſie ſich wohlbedächtig und überlegt zeige? Hab' ich ein Herz, wie Katharina? Hab' ich den berechnenden Gleichmuth Conſtanzens, die in der Liebe vorſichtig wägend, im Haß ohne Maß iſt? Was ich ergreife, ergreif' ich mit Leidenſchaft; entweder ich dämpfe die Flamme und ſie verliſcht, oder ich laſſe ſie hell auflodern und leuchten. Fordert nicht Unmögliches von mir! Warum habt Ihr mich in meiner Jugend verlaſſen, warum mußt' ich unter wilden Räubern leben, wo das Zarte in mir verloren ging. Gelobt ſey Gott, daß das Edle nicht mit unterging!

Sforza ſchüttelte bedenklich ſein Haupt. Du haſt wohl Recht, daß ich gefehlt habe, Margaritta, ſprach er: am meiſten aber, als ich mich, von der Vertheidigung Tricarico's verblendet, verleiten und Dich mit Helm und Panzer waffnen ließ. Doch von jetzt an trittſt Du zurück in Deinen Kreis, und an meiner Gattin Seite wird das Zarte wieder erwachen, und Du wirſt Deinem Geſchlechte wiedergegeben. Kleide Dich dann in Stoffe und Seide, ſo köſtlich, ſo reich

Du willſt, aber der Helm decke nie wieder Dein Haupt, der Panzer beenge nie wieder Deine Bruſt.

Vater, unterbrach ihn Margaritta lächelnd: droht mir nicht! Das Wort des Mutius Sforza iſt ihm zu heilig, als daß er es auch ſeiner Tochter brechen könnte. Ihr habt es mir feierlich zugeſagt, daß ich an Eurer Seite fechten darf. Glaubt Ihr, die Liebe habe mich entmuthigt und meinen Geiſt erſchlafft? Jetzt erſt will ich freudig kämpfen, denn ich kämpfe vor dem Auge des Geliebten, und jetzt will ich mit zwiefachem Muthe nach dem Lorbeer ringen, da mir die Myrthe gewiß iſt.

Thöriges Kind! ſagte der Konnetable ernſt: Du willſt Deinen Willen ertrotzen? Gut! mein Wort will ich nicht brechen, aber wohl noch andere Mittel finden, daß mein Wunſch Dir Gebot werde!

Unter dieſem Geſpräch kamen ſie nach San Giovanni in Fiore, wo ſie übernachteten. Seit dieſem Augenblicke war Sforza ernſt, faſt ſtreng gegen ſeine Tochter.

In Eboli, wohin Sforza nach mehreren Tagereiſen gelangte, traf er den Franzesco Mormile, welcher ihm die Nachricht brachte, daß ſein Bruder Annechino zu Neapel verhaftet ſey und jenſeit des Sarno bedeutende Haufen des Urſini, die auf ihn zu lauern ſchienen, ſich blicken ließen. Sforza zog demungeachtet weiter, umging Salerno und rückte bis La Cava vor. Hier verließ er in aller Stille ſein Gefolge, das gegen einen ernſtlichen Angriff nicht ſtark genug war, zog einen alten Kittel an, ſetzte eine Eiſenhaube auf, wie ſie die gemeinen Troßknechte damaliger Zeit zu tragen pflegten, nahm eine Peitſche in die Hand, ſetzte ſich auf einen zwar guten, aber häßlichen Gaul und ritt, bloß von ſeiner als Knabe verkleideten Tochter begleitet, ſeitwärts nach Aquamela. Sein Gefolge ließ er, die Feinde zu täuſchen, die gerade Straße nach Neapel über die Brücke des Sarno fortziehen, wo das Kriegvolk Urſini's vergebens auf ihn gewartet hatte. Da es ihnen nur um Sforza's Perſon zu thun war, ließen ſie die Seinen ungefährdet weiter ziehen.

Sforza ritt indeſſen von Aquamela nach Acerra zu, war aber kaum bis in die Gegend von Pinto gekommen, als er in der Ferne zwei Reiter hinter ſich her jagen ſah. Je raſcher er vorwärts trabte, um die Brücke über den Fluß vor ihnen zu erreichen, deſto eiliger folgten ſie ihm auf ihren flüchtigen Roſſen, ſo daß Sforza ſich in Bereitſchaft ſetzen mußte, für den Fall, daß ſie in feindlicher Abſicht ihnen folgten, ſie gehörig zu empfangen. Als ſie jetzt näher kamen, ſah er, daß es nur gemeine Knechte waren, die ſich wahrſcheinlich an ſie anſchließen wollten, und ſie jetzt dicht vor Pinto ereilten. Aber wie erſtaunte er, wie freudig klopfte Margaritta's Herz, als ſie Antonio in dem Einen erkannten, der von Mormile Sforza's Abſicht, dieſen Weg verkleidet zu ziehen, erfahren, und ſich beeilt hatte, mit ſeinem Diener in gleicher Verkleidung zu folgen.

Auf dem ganzen Wege, den ſie ohne weiteres Abentheuer zurücklegten, war zwar Antonio verbindlich und zuvorkommend gegen Margaritta geweſen, hatte aber mit keinem Worte ſeine Empfindungen ausgeſprochen, und wenn auch ſein Blick beredt genug war, ſchwiegen doch ſeine Lippen. Anfangs ward es ihr ſchwer, ihre Gefühle zu unterdrücken und die Flamme zu verbergen, welche einmal in ihrem Herzen entzündet, nun unaufhaltſam hervorbrechen wollte; aber durch Antonio's Schweigen tief gekränkt, ſchwieg auch ſie.

Als ſie am andern Morgen bei Montanaro vorbei ritten, kamen ihnen ſieben Bewaffnete entgegen. Es waren drei geharniſchte Reiter und vier leicht Bewaffnete, welche Sforza ſogleich als neu geworbenes Volk erkannte.

Wohin, Geſellen? rief ihnen der Eine, ein alter bärtiger Krieger, entgegen: Wollt Ihr Euch an uns anſchließen?

Nein! erwiederte Sforza, ſich auf alle Fälle zur Gegenwehr bereit haltend: Ihr ſeht, wir ziehen einen ganz entgegengeſetzten Weg.

Du, auf Deiner elenden Mähre, ſcheinſt mir ein kecker Burſche zu ſeyn! fuhr Jener fort: Biſt ſo ein tüchtiger Mann, ſtark, wie ein Rieſe, und ſtatt der Lanze hängt der Sack mit Striegel und Bürſte an Deinem Sattel. — Wer ſolche Arme zum Zuſchlagen hat, wie Du, der ſollte ein tüchtiger Reitersmann und nicht ein Troßknecht ſeyn. Zieh' mit uns, ſollſt Dir bald ein beſſeres Roß gewinnen. Wir haben nicht weit bis zu den Unſern, ſie ſtehen bei Torre del Annunciata und lauern auf einen guten Fang. — Auch Ihr Andern ſcheint mir tüchtige Burſche zu ſeyn und könnt mit uns ziehen und das Werbegeld verdienen; nur der Milchbart nicht, der iſt zum Kriegſpiel noch nicht reif.

Wem dient Ihr? fragte Antonio, während Sforza, unbekümmert ſcheinend, weiter reiten wollte.

Halt, Freund! rief ihm der fremde Reiter zu: Gemach! erſt ſteht mir Rede!

Wem dient Ihr? fragte noch einmal Antonio, als er ſah, daß Sforza ſein Roß gewandt hatte.

Dem Franzesco Urſini, dieſem großen Helden, der mit ſeinem Kriegsruhm bald alle andere Anführer verdunkeln wird! ſagte der Reiter mit ächtem Soldatenſtolz.

Freund! unterbrach ihn Sforza, Antonio winkend, daß er ſich ruhig verhalten möchte: Ihr könnt Recht haben; was nicht iſt, kann noch werden.

Und wollt Ihr ſeinen Fahnen folgen? fragte der Reiter noch einmal.

Nein!

Nein! war auch jetzt Sforza's beſtimmte Antwort.

So ſeyd Ihr wohl gar von des Sforza's Bande? rief der Geharniſchte höhnend: Von der Bande dieſes Elenden?

Bube! rief der Konnetable, über das Frevelwort ergrimmt, packte ihn beim Helmkragen, hob ihn mit ſeiner Rieſenfauſt aus dem Sattel und ſchlenderte ihn, ehe er noch ſeine Wehr erfaſſen konnte, zu Boden, während Antonio, Margaritta und der Diener ſchnell ihre Schwerter zogen und die Andern anfielen.

Solches ernſten Kampfes noch nicht gewohnt, flohen die Neugeworbenen bald, die beiden Geharniſchten aber wehrten ſich tapfer, beſonders da ſie aus dem nahen Walde einen Haufen der Ihrigen zu ihrer Hülfe heranſprengen ſahen. — Auch Sforza erblickte ſie, es waren wohl an zwanzig Reiter. Selbſt in der größten Gefahr ſchnell beſonnen, riß er den Einen, den noch mit Antonio Fechtenden, vom Pferde nieder, verließ dann den Kampfplatz und ſprengte den Anrückenden entgegen.

Der ſie Befehligende glaubte einen Wahnſinnigen auf ſich kommen zu ſehen, als Sforza ohne Waffe in der Hand — er hatte ſein Schwert wieder eingeſteckt — auf ihn zuritt; er jagte ihm entgegen.

Auf ein Wort, Herr! rief ihm Sforza zu: Laßt Euren Haufen halten! Ihr ſeht, das Gefecht iſt dort beendet und die Meinen erwarten uns ruhig. — Was ich Euch zu vertrauen habe, iſt von Wichtigkeit.

Laß hören! ſagte der Anführer und winkte den Seinen, zu halten.

Erſt verſprecht mir jedoch mit Wort und Schwur, uns frei nach unſerer Heimath Sperons ziehen zu laſſen! ſagte er nun, indem er ſich immer näher an ihn drängte: Dann will ich Euch ein Geheimniß anvertrauen, das Euch bei Franzesco Urſini ſicher eine Hauptmannſtelle verſchaffen wird.

Thor! unterbrach ihn dieſer: Was bedarf es des Schwures, da Du nebſt den Deinen in meiner Gewalt biſt, und ich Macht habe, Dir Dein Geheimniß zu erpreſſen.

Herr! erwiederte Sforza und hob ſeinen nervigen Arm: Ehe Ihr den Bären fangen wollet, hätte er Euch gepackt und erdroſſelt. Ihr könnt wohlfeilern Kaufes einen guten Fang thun.

Nun, ſo gebe ich Dir mein Reiterwort und ſchwöre beim heiligen Januarius, daß Du mit den Deinen frei nach Sperone ziehen ſollſt, wenn nämlich das was Du mir ſagen wirſt von Wichtigkeit iſt.

In Forino, welches dort links ganz in der Nähe liegt, werdet Ihr, errathet Herr, wen — den Sforza mit drei Begleitern, als gemeiner Reiter gekleidet, in der Herberge finden. Wir gehörten zu ihm.

Den Sforza? rief der Anführer, und ohne weiter auf ihn zu hören, ohne ſich um die Seinen, welche verwundet auf dem Kampfplatze lagen, weiter bekümmernd, ſprengte er zu dem Haufen zurück und jagte mit ihm nach Forino.

Kaum war er Sforza aus dem Geſicht, als dieſer die genommenen Roſſe niederſtechen, die drei Verwundeten liegen ließ und nach Nola zu ſprengte.

Glücklich kam er an der Stadt vorüber und bei Marigliano an, wo er die Seinen fand und ſo gerettet war.

Ende des dritten Theils.

Gedruckt bei C. G. Naumann in Leipzig.

Sämmtliche Schriften

von

A. von Tromlitz.

Vierundzwanzigſtes Bändchen.

Mutius Sforza.

Vierter Theil.

Dreſden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1832.

Mutius Sforza.

Hiſtoriſches Gemälde

von

A. von Tromlitz.

Vierter Theil.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1832.

I.

Sforza ſammelte nun ſchnell ſein Heer und ſtand, ehe Caracciolo ihn in der Nähe vermuthete, vor den Thoren Neapels. Ohne ſich auf weitere Verhandlungen einzulaſſen, rückte er unter dem lauten Rufe: Es lebe die Königin, nieder mit ihrem Günſtling! in die Stadt, wo er auf die Hülfe des ihm treu ergebenen Neapolitaniſchen Volkes rechnete. Allein Caracciolo hatte dieſes zu gewinnen gewußt, und ſtatt ſich an Sforza anzuſchließen, trat es auf die Seite des Urſini, der mit Caldoro in der Eil die Truppen ſammelte und dem Konnetable entgegenrückte; nach einem mörderiſchen Gefecht ſah ſich dieſer genöthigt, mit Hinterlaſſung von 500 Todten, die Stadt zu räumen. Sforza zog nun die Beſatzungen mehrerer Städte an ſich und verſtärkte ſein Heer, ſo daß er wieder vorrücken und Neapel von Neuem einſchließen konnte. Dießmal rächte er ſich an dem Unbeſtande des Volkes, denn er verwüſtete die ganze Gegend umher, beſetzte alle Zugänge der Stadt und ſchnitt ihnen die Zufuhr der Lebensmittel ab. Hierdurch auf's Aeußerſte gebracht, begann das Volk zu murren, rottete ſich zuſammen, zwang die Soldaten des Urſini, ſich in die Caſtelle zu ziehen und ernannte zehn Abgeordnete aus ihrer Mitte, die ſich zur Königin begeben mußten, ſie zu bewegen, mit Sforza in Unterhandlung zu treten.

Lange weigerte ſich die Königin; da aber das Volk das Schloß zu beſtürmen drohte, gab ſie nach und ſandte die Abgeordneten des Volkes ſelbſt zum Konnetable.

Dieſer erklärte ihnen, daß er ſtets der Königin treuer Diener ſeyn und bleiben würde, nur zum Beßten des Landes die Waffen ergriffen und keinen andern Zweck habe, als Neapel von der Regierung des Günſtlings zu befreien. Er ſtellte indeß ſogleich alle Feindſeligkeiten ein und machte nur die einzige Bedingung, daß Urſini und Caldoro ſich aus Neapel entfernen und die Truppen in den Caſtellen, mit Ausnahme derer im neuen Schloſſe, neben dem Eide, den ſie der Königin geſchworen, auch ihm als Konnetable ſchwören ſollten. Von dem Volke gezwungen, mußte die Königin nachgeben, und ſelbſt Caracciolo, die wenigen Mittel, welche er zum Widerſtand hatte, wohl erwägend, rieth ihr dazu. Urſini und Caldoro ſchifften ſich nach Capua ein. Bartholo, Sforza's Bruder, nahm die Soldaten in Eid, beſetzte die Caſtelle mit ſeinen Fahnen, und nun erſt kam der Konnetable in die Stadt.

Das Volk, das ſich ihm noch vor wenigen Wochen mit gewaffneter Hand widerſetzt hatte, empfing Sforza nun mit lautem Jubel und begleitete ihn zu dem Pallaſte der Königin, welche ihn in Gegenwart ihres Hofes ſo freundlich empfing, daß Niemand, der die Verhältniſſe nicht gekannt, es hätte ahnen können, daß Sforza ihr feindlich gegenüber geſtanden habe. Caracciolo war bei dieſer Audienz nicht zugegen.

Die Königin dankte dem Konnetable in allgemeinen Ausdrücken für die Befreiung Roms, ſprach mit ihm über die dortige Verwaltung, und nach kurzen Höflichkeitbezeigungen, wobei Sforza nicht im Mindeſten die der Monarchin ſchuldige Achtung vergaß, erſuchte ſie ihn, ſie nach ihrem Kabinet zu begleiten. Der Konnetable gehorchte und folgte ihr, von ſeinen Hauptleuten und einem bedeutenden Gefolge umgeben, das er vor dem Kabinet zurückließ. Johanna, dieſe Vorſichtmaßregeln nicht zu bemerken ſcheinend, machte, als ſie mit Sforza allein war, ihrem Herzen Luft und beklagte ſich mit Heftigkeit über ſein feindſeliges Betragen, jedoch in einem Tone, der ihm wohl zeigte, daß ſie ihn fürchte, ihm aber auch die Gewißheit gab, daß die Zeit ihrer Neigung zu ihm vorüber ſey. Sie ſuchte Caracciolo zu entſchuldigen, wußte mit vieler Verſchlagenheit Allem, was er gegen Sforza gethan, eine vortheilhafte Deutung zu geben, und ſuchte den Konnetable, wenn auch nicht wieder in ihr Intereſſe zu ziehen, ihn doch für den Augenblick zu täuſchen.

Dieſer entgegnete ihr aber mit ſeinem gewohnten Freimuthe: Er kenne des Großſeneſchalls Geſinnung gegen ihn genau, wiſſe ſehr gut, wie er ihm den Sold für ſein Heer zurückbehalten habe, damit Meuterei es auflöſen ſolle, und wie er den Urſini in den Dienſt der Königin gezogen, nicht allein, um ihn entbehrlich zu machen, ſondern ihm auch einen geachteten Feind entgegenſtellen zu können.

Ihr ſeyd des Seneſchalls perſönlicher Feind! unterbrach ihn die Königin: Schon in früherer Zeit, als er unter Euern Fahnen diente, habt Ihr es ihm gezeigt, und jetzt, da Ihr ſeht daß ich ihm mein Zutrauen ſchenke, regt ſich der alte Haß doppelt leidenſchaftlich in Euch.

Ihr irrt, Hoheit! erwiederte Sforza: Was zwiſchen mir und Caracciolo in früherer Zeit vorgefallen, betraf bloß den Feldherrn und den widerſpenſtigen Krieger. Dieß hab' ich längſt vergeſſen; doch ſcheint es bei dem Seneſchall noch in gutem Andenken zu ſeyn. Ich hätte ihm, ungereizt, nie den Fehdehandſchuh entgegengeworfen, war aber wohl bereit, den ſeinen aufzunehmen. Mich feſſelt Dankbarkeit an Euer Haus, an Eure Perſon, Königin! und noch mancher freundliche Rückblick in die Vergangenheit. Wer meiner Königin werth geworden, iſt es mir wahrlich auch, wenn es ein Ehrenmann iſt und er mich ruhig meinen Weg gehen läßt. Ich verſichere Euch nochmals, ich bin Caracciolo's Feind nicht, nur der Feind des anmaßenden Großſeneſchalls, in deſſen Hände Ihr die Zügel der Regierung gelegt habt. Als ein Krieger gewohnt, zu gehorchen, werd' ich ſtets dem Gebot meiner Königin gehorchen, aber nicht den Befehlen eines Mannes, der in meinen Augen wohl noch eine Stufe unter mir ſteht.

Würdet Ihr das, was Ihr mir ſo eben verſichert, daß Ihr nämlich nicht Caracciolo's Feind ſeyd, ihm ſelbſt ſagen wollen?

Warum nicht? erwiederte Sforza: Meine Worte ſcheuen nicht das Licht, und wär' er jetzt hier, ich würde ihm als Mann die Hand zur Verſöhnung bieten, aber nicht als Regenten des Reichs.

Kaum hatte er dieß geſagt, als die Königin das Zimmer verließ, und bald mit Caracciolo zurückkehrte.

Iſt Eure Anhänglichkeit an mir ſo feſt, wie Ihr mir eben verſichert, Konnetable! begann nun Johanna: ſo beweiſ't es jetzt, indem Ihr Euch mit dieſem Manne, dem ich mein Zutrauen ſchenkte, verſöhnt. Ich verſichere Euch, daß er Euch nichts in den Weg legen und jeden Eurer gerechten Wünſche erfüllen wird. Es thut mir leid, die beiden erſten Diener des Staats entzweit, noch mehr, zwei Männer, die ich beide gleich achte, als Feinde einander gegenüber zu ſehen. Reicht Euch die Hände, bringt Beide Euern Stolz der Königin zum Opfer, und der Konnetable ziehe ſein Schwert nie wieder gegen ſeine Monarchin!

Hoheit! nahm Sforza das Wort, während Caracciolo ihn forſchend beobachtete: Ich reiche Giovanni Caracciolo hiermit meine Hand und gebe ihm die Verſicherung, daß ich ihn nicht haſſe, nicht als ſein perſönlicher Feind ihm gegenüber ſtehe; doch mit dem Großſeneſchall, Euerm Günſtling, dem Regenten des Reichs, kann ich mich nie verſöhnen! Ich habe Euch gewarnt, Seneſchall, fuhr er, ſich zu dieſem wendend, fort: Ihr habt meine Warnung verachtet, habt Euch Anderen in die Arme geworfen, die es weniger redlich mit Euch meinen werden, und die, ſtänden ſie an meinem Platze, nicht ſo offen und ehrlich gegen Euch verfahren würden. Daß ich

Euer perſönlicher Feind nicht bin, zeigt mein Benehmen in dieſem Augenblicke. Gehorchten Euch die Bewaffneten, welche vor der Thüre dieſes Gemachs meiner Befehle harren, wär' ich in gleicher Lage mit Euch, Seneſchall, ſo gäbt Ihr ihnen ein Zeichen, ich wär' gefangen und erwartete zum dritten Male mein Schickſal im Thurme Beverella. Aber fern ſey es von mir, zu dergleichen entehrenden Handlungen meine Zuflucht zu nehmen. Wer mir nicht, das Schwert in der Hand, entgegentritt, deſſen Perſon iſt mir heilig, aber eben ſo heilig verſichr' ich Euch, Hoheit, daß ich keinen Frieden ſchließen, keinen Frieden halten werde, ſo lange dieſer Mann an dem Ruder des Staats und in Eurer Nähe iſt. Deßhalb gebe ich dem Seneſchall den Rath, ſich freiwillig zu verbannen; Euch aber, Hoheit, erſuche ich, mir die Unkoſten dieſes Zuges und beſonders den Verluſt, den ich bei dem Treffen in dieſer Stadt erlitten habe, zu erſetzen. Iſt dieß beſeitigt, und ſind treue Männer zu Euern Räthen ernannt und ſo für das Beßte des Landes geſorgt, dann wählt Euch einen Günſtling; er herrſche in Euerm Pallaſt, aber nicht im Reiche; Ihr möget ihm unterthan ſeyn, nur Sforza muß ſich nicht vor ihm beugen ſollen.

Der Seneſchall erwiederte auf dieſe Rede nichts, die Gewaffneten vor der Thür zwangen ihn zum Nachgeben. Nur die Königin brach in Klagen aus, und da dieſe nichts über den Konnetable vermochten, ging ſie zu Drohungen über.

Was Eure Hoheit mir im Unmuthe ſagt, will ich vergeſſen und nur daran denken, was Ihr mir Gutes gethan. Fügt Euch in die Umſtände; auch Ihr, Herr Seneſchall, und kann ich Euch irgend wo dienen, ſo ſtellt meine Aufrichtigkeit auf die Probe; überall, nur nicht um die Perſon der Königin, werd' ich Euch als Freund behandeln.

Er verneigte ſich ehrfurchtvoll vor der Königin, empfahl ſich und verließ das Zimmer.

Es wurden nun fünf vom Adel und fünf von den Abgeordneten der Stadt erwählt, den Rath der Königin zu bilden, und als ein päpſtlicher Legat in Neapel angekommen war, um wegen der Freiheit des Königs zu unterhandeln, und Caracciolo, durch das Verſprechen, die En=

gelsburg, Oſtia und Civita Vecchia dem Papſt einzuräumen, ſich der Protection des Legaten verſichert hatte, verließ er den Hof und ging nach Procida in freiwillige Verbannung, wo er der Königin, ſo nahe, immer noch der Leiter ihrer Entſchlüſſe war. —

Kaum hatte der Seneſchall Neapel verlaſſen, als auch Urban dahin zurückkehrte. Er fand ſeine Gattin mit Katharina und Margaritta in Ischia, wo ſie ſich, ſeit Sforza's Ausſöhnung mit der Königin, auf dem Landhauſe ihres Vaters aufhielt. Urban war freudig erſtaunt, als er Conſtanzen wieder ſah. Die Roſen ihrer Wangen waren zurückgekehrt, eine ſanfte Heiterkeit ſtrahlte aus ihrem ſeelenvollen Auge und in dem erſten Ausruf: „Mein Urban!“ mit welchem ſie ihn empfing, ſprach ſich der Friede ihres Herzens deutlich aus. Sie dankte Katharinen dieſe Stimmung; die edle Frau hatte die düſtern Gedanken aus ihrer Seele geſcheucht und ihr den Glauben genommen, daß ſie ſich ſelbſt dem Unglück geweiht habe. Auch Margaritta war zugegen und empfing Urban wie einen gleichgiltigen alten Bekannten. Sforza, den der Zufall heute hierher geführt, freute ſich wahrhaft, den ihm ſo werthen Mann wieder zu ſehen, zog ihn bald von dem ſüßen Gekoſe mit der Gattin ab und forſchte nach den Weltbegebenheiten, beſonders nach dem perſönlichen Charakter des Papſtes, zu deſſen Hülfe er auf Befehl der Königin ein Heer geworben hatte, ihn mit gewaffneter Hand auf den Stuhl Petri nach Rom zurückzuführen, wo Braccio, ſeit Sforza ſeine Soldaten von dort weggezogen hatte, ſo wie im Römiſchen Gebiete wieder den Meiſter ſpielte und ſich der Rückkehr des Papſtes widerſetzte. Urban, die Verhältniſſe am päpſtlichen Hofe genau kennend, konnte Sforza von Allem unterrichten, und was er von ihm vernahm, befeſtigte ihn immer mehr in ſeinem neuen Plane, ſich dem Dienſte des Papſtes gänzlich zu weihen.

Als am Abend alle Anweſende auf der Terraſſe am Meere verſammelt waren und Margaritta unmuthig, daß Antonio nicht komme, nach jedem vorüberſegelnden Schiffe blickte, fragte Sforza Urban: Und was willſt Du jetzt beginnen, Origlia? Wirſt Du mir mit dem Heere nach Florenz folgen? Haſt Du vielleicht bei den

Vätern des Conciliums die Feder ſo gut zu führen gelernt, daß Du ſie mit dem Schwerte vertauſchen willſt? Oder hoffſt Du wohl gar, am Hofe Dein Glück zu machen?

Conſtanze ſah bei dieſer Frage forſchend auf ihren Gatten, ſie bebte vor Furcht, denn ſeine Antwort mußte über das Schickſal ihres Lebens entſcheiden.

Konnetable! erwiederte Urban nach kurzem Ueberlegen, während welchem Katharina ſich mit Margaritta entfernte: Ich habe ſchon früher über meine künftige Beſtimmung nachgedacht. Seit lange gewohnt, nur für Euch, mein väterlicher Freund, zu leben, ſoll Euer Wohl mich auch jetzt beſtimmen. — Conſtanzens Antlitz erheiterte ſich bei dieſen Worten. — Mein Arm, fuhr Urban fort: kann Euch weniger nützen, als mein Kopf. In Neapel, am Hofe der Königin, bedürft Ihr eines treuen Freundes, da Ihr hier ſo viele Feinde zurück laſſet — deßhalb will ich den Bitten Eures Sohnes nachgeben, und —

Sprich es nicht aus, mein Gemahl, unterbrach

brach ihn Conſtanze: ſprich das Unglückswort nicht aus! —

Urban! nahm Sforza das Wort: Ich gebe es zu, Du könnteſt mir an Johanna's Hofe ſehr nützlich ſeyn, könnteſt mich vielleicht vor allen meinen Feinden, ſelbſt vor den Ränken des Großſeneſchalls ſchützen, und hätte ich Selbſtſucht genug, Dein Wohl für das meine geopfert zu ſehen, ſo müßte ich es ſogar wünſchen, daß Du, ein Günſtling der Königin, hier bliebeſt. — Aber, Origlia, fuhr er fort, und ergriff treuherzig die Hand des jungen Mannes: entweder Du täuſcheſt Dich, oder willſt uns täuſchen; in beiden Fällen erkenne ich den beſonnenen, den edlen Mann, der Du mir immer zu ſeyn ſchieneſt, nicht wieder. Schau her auf Deine Gattin! Ein Blick auf dieſes ſchmerzerfüllte Geſicht muß Dir ſagen, daß die Ausführung Deines Vorſatzes ſie unglücklich machen wird. Bringe Deinem Ehrgeize nicht dieſes Opfer. Wahrlich, Urban! was Du am Hofe Johanna's gewinnen konnſt, iſt nicht den tauſendſten Theil von dem werth, was Du dagegen verlieren wirſt.

Konnetable! erwiederte Origlia, ſeinen Un=

willen unterdrückend: Es ſcheint, Eure Freundſchaft für mich, die ich ſo hochſchätzte und werth hielt, iſt nicht auf Achtung meiner ſelbſt gebaut. Glaubt Ihr, ich könne dem Ehrgeize meine Treue opfern, ich könne bei Johanna die Stelle Alapo's oder Caracciolo's einzunehmen wünſchen? — Denkt nicht ſo unedel von mir, dazu halte ich mein Weib und mich ſelbſt zu werth.

Und was willſt Du denn am Hofe? fragte Sforza: Verzeihe, wenn es mich dünken muß, daß Freundſchaft für mich allein Dich nicht zu dieſem gefährlichen Entſchluß bewogen haben kann. — Du willſt aufwärts ſtreben, Dein Ehrgeiz treibt Dich dieſer Klippe entgegen, das iſt es!

Und hätte ich Unrecht? Was treibt Euch denn, edler Sforza! immer noch nach höherem Ruhm, nach dem Beſitz noch mehrerer Städte und Länder? Iſt dieß nicht auch der Ehrgeiz, dieſer mächtige Sporn des Mannes?

Urban Origlia! erwiederte Sforza mit Stolz und blickte faſt mitleidig auf ihn herab: Der Weg, den mich mein Ehrgeiz führt, iſt ein gerader, ehrenvoller. — Nicht auf Weibergunſt will ich emporſteigen, mein Genius breitet mir ſeine eigenen Schwingen zum Fluge aus. Ich ſetze mein Leben daran, nicht meine Ehre, nicht die Achtung meiner ſelbſt.

Urban wollte antworten.

Ich bitte Euch! unterbrach er ihn, das trauliche Du, mit dem er ihn ſonſt anzureden pflegte, vergeſſend: Laßt uns davon ſchweigen; handelt, wie es Euch beliebt, nur ſtellt Euch dann nicht mir gleich. — Er ſtand auf und ließ ihn mit Conſtanze allein.

Urban! ſagte dieſe: Du biſt aufgeregt; Sforza's Wort hat Dich beleidigt, denke, es ſey der Vater, der zu Dir ſprach.

Und trotz ſeinem Worte, trotz ſeinem höhnenden Worte bleibe ich hier! rief er haſtig: Er ſoll fühlen, daß ich keinen Weg gehe, wo ich ſeine, wo ich die Achtung meiner ſelbſt verlieren könnte.

Mit einem Blick voll Wehmuth ſah jetzt Conſtanze auf ihren Gatten.

Urban! ſprach ſie: Ich glaubte nicht den Muth zu haben, offen mit Dir über dieſe Angelegenheiten zu ſprechen. Gott gibt mir ihn in dieſem Augenblicke und darum ſey's! — Höre mich an! — Ich trage den feſten Glauben, das feſte Vertrauen in mir, daß Du die Gunſt Johanna's nicht erkaufſt, wie mein Vater, wie Caracciolo; auf Deine Liebe zu mir, auf Deine Treue baue ich ſo feſt, daß das ſchönſte Weib Neapels dieſen Glauben nicht erſchüttern könnte, vielweniger eine Johanna. Aber hoffſt Du denn ohne dieſes Opfer die Gunſt der Königin zu erhalten? glaubſt Du, daß Deines Geiſtes, Deiner Thatkraft wegen die Zügel der Regierung Deiner Hand übergeben würden? ohne — Ach, laß mich ſchweigen, ich kann die Worte, ſelbſt den Gedanken nicht dazu finden. Fühlt ſie ſich getäuſcht, ſo haſt Du ihre Rache zu fürchten, dieſe Schmach vergibt ein ſolches Weib nie, und auch die Verfolgung des Günſtlings, der Dich nur nach ſich beurtheilend, ſtets fürchten wird, Du könnteſt die Gunſt der Königin, Dich aufopfernd, wieder gewinnen; dieſe ſchreckliche Gunſt, die meinen Vater auf das Blutgerüſt brachte. Der Königin Rache, die Rache Caracciolo's fürchte ich. Darum höre meine warnende Stimme, höre mein Flehen! — Verſcheuche den Frieden nicht wieder, der endlich, die ſchmerzvollen Wunden zu heilen, in meine zerriſſene Bruſt zurückkehrte. — Ziehe mit Sforza! — Ich will Dich lieber dem Schwerte der Feinde, als dem Dolche der Meuchelmörder ausgeſetzt ſehen. — Höre meine warnende Stimme, mein Urban! denn, wäre meine Furcht gegründet, ſo wäre ich hier und dort verloren, mein Wahnſinn kehrte wieder, und Dich zu rächen, opferte ich mein kaum wieder gefundenes Paradies.

Du ſiehſt ewig Phantome und bebſt vor Deinem eigenen Schatten, Conſtanze! erwiederte er, ſie tröſten wollend: Aber zage nicht! Sähe ich, daß Du Recht hätteſt, daß mein Ehrgeiz nur durch ſolch' ein Opfer ſein Ziel erlangen könnte, dann verſpreche ich Dir, ſogleich dieſe Laufbahn und, wenn es ſeyn muß, ſelbſt dieß Königreich zu verlaſſen. Aber Sforza's höhnendes Wort fordert mich auf, ihm zu zeigen, daß er ſich in mir geirrt und daß mein Weg ſo ehrenvoll iſt als der ſeinige.

2.

Der erſte Tag des Wiederſehens war nicht ein Tag der Freude für Conſtanze geweſen, für Margaritta aber ward er zum Tage der Wonne. Als ſie mit Katharina am Ufer des Meeres luſtwandelte, das Auge nach jedem Schiffe gewendet, das von Neapel herüber ſchwamm, ſah ſie eine Barke mit vollen Segeln der Inſel zu ſchwimmen, und als ſie am Strande hielt, ſprang der längſt erwartete Geliebte an's Ufer und eilte dem Landhauſe zu.

Mutter, ſagte ſie zu Katharina: ich glaube, die entſcheidende Stunde naht, er kommt, um mich zu werben. Die letzten Worte, welche er mir in Neapel ſagte, laſſen mich es glauben. Geht, ich bitte Euch, geht, ihn zu empfangen, daß ich noch Zeit zur Faſſung gewinne. — Ach, Mutter! rief ſie, in ihre Arme ſinkend: mein Herz klopft zu laut, ich darf ihm ſo nicht nahen!

Katharina küßte des Mädchens glühende Stirn. Faſſe Dich, Margaritta; ſagte ſie: ich will ihm entgegen. Sie ließ ſie unter der ſchattigen

Platane zurück und eilte die Stufen hinauf. Hier ſah ſie Antonio mit Sforza die Terraſſe auf und ab gehen; der Jüngling ſprach heftig, leidenſchaftlich, Sforza hörte ihm aufmerkſam und freundlich zu. Katharina wollte ſich wieder entfernen, doch Sforza, der ſie bemerkt hatte, winkte ihr, zu kommen; ſie trat zu ihnen. Alles dieß beobachtete Margaritta in der Entfernung, ſah, wie Antonio die Mutter freundlich begrüßte, Sforza mit beſonders ernſtem Blick zu ſeiner Gattin ſprach, und ihr Herz klopfte ungeſtüm, als ſie jetzt die Terraſſe verließen und zu ihr herabſtiegen. Sie erwartete ſie in ängſtlicher Spannung.

Antonio nahte ſich ihr. Signora! redete er ſie an: Nur zagend tret' ich vor Euch; nicht mit Lorbeer geſchmückt, nicht von Thatenruhm begleitet, ein ſchlichter Mann, in deſſen Arm die Kraft, in deſſen Bruſt der Wille liegt, Großes zu vollbringen, aber mehr noch als dieß, eine unüberwindliche Neigung zu Euch, die ihm befahl, Euerm Schatten gleich, Euch in die Schluchten der Gebirge, wie nach Rom und hierher zu folgen — darf dieſe Neigung für Euch ſich ausſprechen? darf ich hoffen?

Margaritta reichte ihm ſtatt Antwort die Hand; ihr Auge blickte freundlich und ſanft auf ihn, ein leiſer Druck beſtätigte ihm ſein Glück.

Endlich, endlich doch errungen! rief er entzückt: endlich doch das langverſchloſſene Herz geöffnet! —

Margaritta hatte, während er dieß ſagte, ſich ihren Gefühlen hingegeben; ſie duldete, daß er ihre Hand an ſein Herz, an ſeine Lippen drückte; ſie fühlte wohl jetzt zum erſten Male ſo ganz die zarte Regung eines weiblichen Herzens, aber ſich bei dieſer Hingebung überraſchend, glaubte ſie, es ihrer Würde ſchuldig zu ſeyn, dieſe zu laut ausgeſprochenen Empfindungen zu mildern. Antonio: ſagte ſie: ich geſtehe, und geſtehe es mit Freuden, daß ich Eure Neigung erwiedere. Ihr habt Euch durch Vieles ein Recht auf mein Herz errungen, und ich will Euch nicht länger den Preis vorenthalten, jedoch bedinge ich mir Eines aus: Sechs Monden noch ſey mein Herz, ſey das Eure frei und ungebunden; ſollte in dieſer Zeit der Rauſch verfliegen, ſolltet Ihr

Euch in mir, ich mich in Euch getäuſcht fühlen, dann ſey das Band, das wir mit Liebe knüpften, in Frieden gelöſ't! Deßhalb bin ich nur vor den Augen meines Vaters, wenn er mir es zu ſeyn erlaubt, und vor den Augen dieſer edlen Mutter Eure Verlobte.

Warum dieſe Bedingung? ſagte Katharina, während Sforza lächelnd auf die Tochter ſah.

Das Warum? wenn ich mit Euch allein bin! erwiederte Margaritta erröthend.

Ihr habt ein hartes, unfreundliches Wort geſprochen, ſagte nun Antonio: ein Wort, das meiner Sehnſucht die Schwingen lähmt und meiner Ungeduld ſie löſ't. Doch Ihr wollt es, nun ſo ſey es! Habe ich ſo lange vor der Welt dieſe Empfindungen in meiner Bruſt verſchließen müſſen, ſo hoffe ich, ich werde es auch in dieſer Friſt noch können. Aber auch ich verlange von Euch die Erfüllung eines Wunſches —

Auch Ihr verlangt? unterbrach ihn Margaritta ſtaunend.

Auch ich! fuhr er fort, und ſeine ganze Haltung war männlich und beſtimmt: Ich fordere von Euch, daß nie wieder Helm und Panzer Euch decke, Ihr nie mehr zum Kampfe zieht!

Vater! ſagte Margaritta: dieß fordert er auf Euern Befehl!

Nein! antwortete Sforza: Mir ſelbſt kommt ſein Wunſch unerwartet.

Antonio! nahm nach einigem Nachdenken Margaritta das Wort: Dieſe Bedingung werde Ich nicht erfüllen. Unter Euern Augen will ich fechten, Euch gleich ſtehen an Muth! Nicht lieben allein, auch bewundern ſollt Ihr mich!

Margaritta! ſprach Antonio mit herzlichem Tone: Der edle Sforza ſieht mit Liebe auf ſeine Gattin, wenn ſie ſich, wie Epheu an den Ulmbaum, an ſeine männliche Bruſt ſchmiegt. Er blickt mit Bewunderung auf ſie, wenn ſie dem zürnenden Schickſal den Schild der Ergebung entgegen hält.

Nun? unterbrach ihn die Jungfrau aufgeregt: Was war es denn, was Euch mit ſolchem Zauber an mich band? — Saht Ihr mich je in mein Schickſal ergeben? Ertrug ich ſeine Launen mit Sanftmuth? Wo habt Ihr das zarte weibliche Gemüth in mir erkannt, das Ihr in der Mutter bewundert? Unter Räubern ſaht Ihr mich, und die Neigung entſtand dennoch in Euerm Herzen und führte Euch der mit Helm und Panzer Bewaffneten nach, die Euch, das Schwert in der Hand, in Oppido befreite; für die im Kampfe Bedrängte warft Ihr Euch bei Präneſte und in Rom in den dichteſten Haufen der Feinde; überall ſaht Ihr nur die Geharniſchte, nirgend das ſanfte, duldſame Mädchen. — Welcher Zauber zog Euch denn an mich? —

Margaritta! erwiederte er bewegt: Wer kann die geheimen Kräfte nennen, welche in dem Blicke des Auges uns erfaſſen, auf dem Tone der Worte uns entgegen ſchweben? Ohne es zu wollen, übtet Ihr Eure Macht über mich, und ich mußte gehorchen, ohne die Kraft zu kennen, die mich feſſelte. Aber Euer Heldenmuth war es wahrlich nicht, das fühle ich; ich hätte die Heldenjungfrau bewundern, aber nicht lieben können, wenn ich nicht unter dem ſtählernen Panzer, durch das Viſir Eures Helmes das zarte Gemüth des Weibes hätte hervorleuchten ſehn. Wie ein rieſiges Gebirge, ſeine Eiskrone in Wolken, zu ſeinen Füßen den Donner, unſere Bewunderung erweckt, wenn wir auch nicht unſer Haupt an ſeine kalte Bruſt legen wollen, an welcher ſelbſt die Strahlen der Alles belebenden Sonne abprallen und nicht Blüthe, nicht Halm hervorzulocken vermögen, ſo ſteht die männlich, in kalten Stahl gewappnete Jungfrau vor uns, groß, erhaben über ihr Geſchlecht, und wie an jenem todten Wunder jeder Pulsſchlag der Natur erſtarrt, ſo bleibt das Herz in ihrer Nähe kalt, wie das ihrige. Glaubt nicht, Margaritta, fuhr er fort: daß Euer Heldenſinn mich entzückte; Euer edler Sinn, der ſich unter Räubern wie an der Seite Eures Vaters ausſprach, Eure liebliche jungfräuliche Geſtalt hat mich bezaubert, das Mädchen hab' ich in Euch geliebt, nicht die Heldin! —

Nun wohl! erwiederte ſie, nicht ohne innere Bewegung: ſo will ich Euch verſprechen, daß ich während der ſechs Monden kein Schwert führen, keinen Panzer anlegen, kein Streitroß beſteigen will.

Seyd damit zufrieden, Antonio Vilani, nahm Katharina das Wort: die Liebe windet ja ſelbſt dem Manne oft das Schwert aus der Hand, wie viel leichter dem Weibe!

Sie irrte nicht; betrachtete auch Margaritta am Abend ihre Waſſen mit ſtiller Sehnſucht, ſo achtete ſie ſchon nach einigen Tagen wenig mehr auf ſie, und Katharina lächelte, wenn ſie das Mädchen geſchmückt und mit beſonderer Sorgfalt gekleidet erblickte. Im Arm der Liebe vergaß Margaritta Helm und Schwert, und als ſie eines Abends beides mit Myrthe umwunden fand, ließ ſie dieß freundliche Sinnbild der Liebe ruhig an ihren glänzenden Waſſen hängen.

3.

Die Unterhandlungen des Kardinal Legaten wegen der Freiheit des Königs hatten nur geringen Fortgang; Johanna entſchuldigte ſich mit den Unruhen im Reiche, welche durch die Befreiung des Königs noch vermehrt würden, und verſprach, ſobald der allgemeine Friede hergeſtellt und alle Barone die Waſſen niedergelegt hätten, dem Könige unbedingt ſeine Freiheit wieder zu geben. Der Legat ſchien damit zufrieden, war jedoch nicht zu bewegen, ehe der König frei ſey, Johanna zu krönen.

Zu dieſen Unterhandlungen gebrauchte die Königin, während der Verbannung Caracciolo's, Origlia, dem ſie jetzt ihr ganzes Vertrauen geſchenkt zu haben ſchien. Durch ſeinen Aufenthalt in Conſtanz mit dem päpſtlichen Hofe und dem Charakter des Papſtes genau bekannt, ſelbſt mit dem Legaten befreundet, ſchien er zu dieſem Geſchäft am geeignetſten; jedoch mochten ſeine Fähigkeiten wohl nicht der Hauptgrund ſeyn, weßhalb ihn die Königin zum Unterhändler gewählt. Sie hatte hierdurch täglich Gelegenheit, Urban in ihrem Kabinet zu ſehen und zu ſprechen, und dem Schüchternen, wofür ſie ihn hielt, durch manches Wort und manche Gunſtbezeigung entgegen zu kommen. Aber bald mußte ſie ſehen, daß Origlia zwar mit allem Eifer, mit vieler Gewandtheit die Unterhandlungen betrieb und oft ſelbſt den Legaten überliſtete, doch da, wo ſie ihn gewandt und klug erwartete, war er es nicht im Mindeſten. Er ließ die Schmeichelworte der Königin an ſich vorüber gehen, war von ihrer Gnade durchdrungen, blieb aber immer in den Schranken der Ehrfurcht von ihr entfernt.

Caracciolo, dem Alles, was am Hofe vorging, nach Procida gemeldet wurde, war in der größten Unruhe. Origlia, in den Jahren der ſchönſten Blüthe, täglich um die Perſon der Königin, deren leidenſchaftlichen, unſtäten Charakter er nur zu genau kannte, mußte ihn für ſich beſorgt machen. Ehre, Reichthum und Macht, dieſe drei Lockungen, denen ſelten der Ehrgeizige widerſteht, ſpendete die Königin ihren Günſtlingen mit freigebigen Händen. Wie konnte Caracciolo glauben, daß irgend ein Mann dem widerſtehen und ſich nicht willig in jede Feſſel ſchmiegen würde, um dieſe wünſchenswerthen Güter zu erlangen; er bebte vor der Zukunft, glaubte in dem Ganzen einen tief angelegten Plan des Konnetable's zu ſehen, welcher Origlia an des Günſtlings Platz ſtellen und ſo die Königin beherrſchen wolle. Er betrieb daher, ſo viel er aus ſeiner Verbannung vermochte, die Bewaffnung des für den Papſt zu werbenden Heeres, ſchaffte die nöthigen Gelder herbei und ermahnte die Königin, Sforza ſo bald als möglich nach Florenz zu ſchicken, indem er nicht eher, bis dieſer abgereiſ't ſey, es wagen könnte, nach Neapel zurückzukehren.

Wie ſehr erſtaunte er, als er ſtatt deſſen den Befehl Johanna's erhielt, dem Legaten, welcher ſich zu ſeiner Rückreiſe nach Florenz anſchickte, dahin zu begleiten, um wo möglich den Papſt ganz in das Intereſſe der Königin zu ziehen. Er mußte gehorchen, ſah in dieſer Reiſe ſeine Verbannung von Neapel für immer beſtätigt, und ſeine einzige Hoffnung blieb nur noch, den Papſt für ſich zu gewinnen. Er übergab deßhalb wirklich dem Legaten Oſtia und Civita Vecchia, ließ die Beſatzungen dem Papſte ſchwören und ihm eben ſo durch einen ausgeſtellten Befehl, da ſie Braccio's wegen nicht ſelbſt nach Rom kommen konnten, die Engelsburg übergeben.

Bei ſeiner Ankunft in Florenz that er alles Mögliche, ſich bei dem Papſte beliebt zu machen. Er verſprach den beiden Colonna's, Bruder und Neffen Martin's des Fünften, bedeutende Beſitzungen in Neapel, und wußte ihn zu überreden, daß der päpſtliche Stuhl keine ſichrere Stütze,

als

als die Beherrſcher von Neapel habe. Zugleich verſprach er, das ſchon längſt zugeſagte Hülfsheer unter Sforza ſogleich abgehen zu laſſen, um ihn wieder ganz in den Beſitz des Römiſchen Staates zu ſetzen. Dagegen verſprach der Papſt, ihn mit Sforza auszuſöhnen und durch ſeinen Legaten, der ſich ſogleich wieder nach Neapel begeben ſollte, es dahin einleiten zu laſſen, daß ſeine Verbannung aufgehoben würde und er wieder an den Hof zurückkehren könne.

Caracciolo verließ, mit ſeinen Unterhandlungen zufrieden, den Papſt und Florenz; da jedoch Sforza ſich noch immer in Neapel befand, ging er einſtweilen nach dem ihm ergebenen Gaeta und betrieb von hier aus die Werbung des Heeres ſo thätig, daß Sforza wenige Wochen darauf ſeinen Zug antreten konnte.

Was Caracciolo in Gaeta erfuhr, ließ ihn wieder neue Hoffnung ſchöpfen. Seine Kreaturen am Hofe berichteten ihm nämlich, daß Urban Origlia ſich nicht in der Gunſt der Königin befeſtige, gegen Johanna eine augenſcheinliche Kälte zeige und ſie über dieß Betragen ungeduldig zu werden beginne. Caracciolo faßte daher den Vorſatz, ſo bald Sforza ſich mit dem Heere in Bewegung geſetzt und die Abruzzo's verlaſſen habe, trotz ſeiner Feinde nach Neapel zurückzukehren und ihnen die Stirne zu bieten.

Sforza rückte indeſſen mit einem Heere von achttauſend Mann durch die Mark Ankona in die Gegend von Florenz, wohin ihm ſchon Franzesco mit der Florentiniſchen und Mailändiſchen Reiterei vorangegangen war und wo auch kurz darauf Urſini mit ſeiner ſelbſt geworbenen Schaar eintraf. Die Königin hatte auf Caracciolo's Rath ausdrücklich verlangt, daß Franzesco Urſini und Caldoro ihn begleiten ſollten, um, wie ſie ſagte, den Konnetable dadurch in einem höheren Glanze auftreten zu laſſen, da die vorzüglichſten Heerführer Italiens unter ſeinem Befehle ſtänden. Von jeher war Sforza mit den Urſini's in Feindſchaft, ſchon mehrere Male hatten ſie feindlich einander gegenüber geſtanden, und Franzesco Urſini, ein würdiger Nebenbuhler Sforza's und Braccio's, hatte ſich bisher nie weder zu dem Einen, noch zu dem Andern geſchlagen, ſondern immer für ſich allein an der Spitze eines Heeres geſtanden. Deſto mehr war es zu verwundern, und ließ den liſtigen Franzeſco Sforza befürchten, daß irgend ein Fallſtrick hinter Urſini's Bereitwilligkeit, ſich unter die Befehle Sforza's zu ſtellen, verborgen ſey. Urſini behauptete zwar, daß er bloß deßhalb den Zug mitmache, um die Gunſt des Papſtes zu gewinnen, und ſo die Feindſchaft zwiſchen dem nun ſo mächtigen Hauſe Colonna und dem der Urſini's zu beenden, und obgleich der Konnetable ihm glaubte, ſo vermochte er doch nicht, ſeinem Sohne, der von Natur mißtrauiſch durch dieſe Aeußerung nur noch mehr in ſeinem Glauben beſtärkt wurde, den Verdacht zu benehmen.

Sforza ließ nun das verſammelte, 16,000 Mann ſtarke Heer bei Arezzo lagern, er ſelbſt ging nach Florenz, dem Papſte aufzuwarten und ſeine Befehle zu empfangen.

4.

Als Sforza in dem Hauſe des alten Gurello Origlia, ſeines Gaſtfreundes, abſtieg, fand er ihn eben auf einer kleinen Reiſe begriffen, und während ſein Gepäck in die ſchon längſt für ihn bereiteten Zimmer gebracht wurde, ſandte er den Santoparente zu dem Papſte, um bei ihm anfragen zu laſſen, wann er kommen und dem heiligen Vater ſeine Ehrerbietung beweiſen könnte. Deſſen Rückkehr mit Ungeduld erwartend, da ihm die Art, wie er von dem Papſte aufgenommen würde, von zu großer Wichtigkeit war, ging er, ſich zu zerſtreuen, in den ſchönen Garten.

Nachdem er dort einige Zeit geluſtwandelt hatte, führte ihn ſein Weg nach einem kleinen Tempel am Arno, er ſtieg die Stufen hinauf, öffnete die Thür und überraſchte dort eine Dame, welche er mit häuslicher Arbeit beſchäftigt fand. Sie erſchrak bei ſeinem Anblick, ſtutzte, verneigte ſich und wollte ſich entfernen; doch Sforza hielt ſie zurück.

Warum flieht Ihr vor mir? ſagte er, mit Wohlgefallen auf das zwar verblühte, aber immer noch ſchöne, hocherröthende Geſicht blickend: Laßt Euch nicht ſtören; ich ſehe die Frauen nicht lieber als in ihrem Berufe, und was das Schwert dem Manne, iſt Euch die Nadel. Setzt Euch, ich bitte, und ſagt mir, wann ich meinen Freund Origlia zurückerwarten darf.

Er wird ſicher heute wiederkehren! erwiederte ſie, noch immer verlegen an der Thür ſtehend.

Sforza ergriff ihre Hand, führte ſie nach ihrem Seſſel zurück und bat ſie dringend, ſich niederzuſetzen und bei ihm zu verweilen.

Ich weiß nicht, ſagte er zutraulich: iſt es mir doch, als ob ich Euch ſchon früher geſehen hätte. Eure Züge ſind mir nicht fremd, und doch habe ich Euch geſehen, ſo muß es vor langer Zeit geweſen ſeyn.

Die Frau ſchlug die Augen nieder und erwiederte nichts auf Sforza's freundliche Worte.

Auch Ihr ſcheint in mir einen alten Bekannten wieder gefunden zu haben, fuhr er fort: ſonſt könntet Ihr unmöglich in meiner Gegenwart ſo verlegen ſeyn. Erinnert Ihr Euch meiner, ſo ſagt mir, wie und wo wir uns ſahen. Es wird mir Freude machen, daran erinnert zu werden, denn Euer Geſicht nimmt ein, das Auge ruht gern darauf, und ich wüßte nicht leicht Jemand, bei deſſen Anblick mir ſo wohl geworden wäre, als bei Euch.

Sforza! rief ſie, ſich vergeſſend, freudig aus; doch ihre Lippen ſchloſſen ſich ſchnell, ihr Blick ſenkte ſich wieder zu Boden.

Ihr kennt mich, Dame? fuhr der Konnetable raſch auf: Ich bitte Euch, erklärt es mir deutlicher.

Kennt Ihr mich wirklich nicht mehr, Sforza? ſagte ſie, das thränende Auge nach ihm aufſchlagend: Kennt Ihr Joſepha, die Tochter Pedro's von Caſaletto, nicht mehr?

Du biſt es, Joſepha? Du, meiner Margaritta Mutter? rief er freudig aus: Sey mir gegrüßt, fromme Seele! Sey mir von Herzen gegrüßt, Du, die meinetwegen ſo viel duldete und litt. Sieh, man hat mir Deinen Aufenthalt verſchwiegen; Margaritta wußte ihn nicht, und Pedro wollte ihn mir nicht ſagen. Da führt mich der freundliche Zufall hierher und erfüllt meinen ſehnlichſten Wunſch!

Euern ſehnlichſten Wunſch? ſagte Joſepha, ihr Haupt ſchüttelnd: Das glaube ich kaum, Sforza! Zwanzig Jahre ſind dahingerollt und Ihr habt meiner nicht gedacht!

Du haſt Recht! erwiederte er: Ich habe nur in den Tagen des Unglücks Deiner gedacht, in den Tagen des Glücks ſelten. Aber ſeit Margaritta bei mir iſt, ſeit ich unſer Kind mit Vaterliebe an mein Herz geſchloſſen, ſeitdem hab' ich oft mit Katharina, meiner Gattin, von Dir geſprochen und Dich ihr als ihr Ebenbild an Sanftmuth und Güte geſchildert.

Wie geht es Margaritta? fragte ſie beſorglich.

Es iſt ein ſchönes, rothwangiges Mädchen, blühend und friſch, wie Du einſt wareſt, erwiederte er: und jetzt mit Antonio, dem Sohne des Grafen Vilani, verlobt.

Ich danke Euch, Sforza, für dieſe Nachricht. Ich hörte von ihren Kriegzügen, vernahm, daß ſie, mit Panzer und Helm bewaffnet, mit Euch in den Kampf ziehe, und da klopfte mir das Mutterherz; es klopfte für ſie, denn was kann die Jungfrau im Schlachtgewühl gewinnen? ich bangte für Euch, denn noch tönt der Fluch des Vaters in meinem Ohr!

Welcher Fluch? fragte Sforza verwundert.

Habt Ihr ihn vergeſſen? Das Kind, das ich gebären würde, ſollte Euch Tod und Verderben bringen! ſo ſprach er und wiederholte es in der Stunde des Wehes, und wo die Sünde waltet, Sforza, da hat der Fluch ein furchtbares Feld zur Ernte.

Quäle Dich nicht, Joſepha, um dergleichen thörige Worte! beruhigte ſie Sforza: Was Pedro im Unmuth ſprach, das hat Gott nicht gehört. Freue Dich Deines Kindes, denn es iſt ein edles Mädchen, mir werth und theuer, als wäre ſie mir im ehelichen Bette geboren. — Sie ſchüttelte zweifelnd ihr Haupt. — Du biſt alſo, fuhr er fort: hier? Auch für Dich hat der alte Gurello väterlich geſorgt, mir auch hierin ſeine Freundſchaft bewieſen. Guter Alter! warum verſchwiegſt Du mir das?

Ich entlockte ihm das Verſprechen und Origlia und Conſtanze täuſchte ich; ſie glauben mich fern im Mailändiſchen. Mein Anblick ſollte Euch nicht läſtig fallen, ſollte Euch nicht jene Tage der Noth, in denen Ihr mich verließet, zurückrufen; Ihr ſolltet meine Schmerzesthränen nicht ſehen, wenn Ihr mich Arme mit kaltem Herzen zurückſtießet, ſolltet die Freudenthränen nicht ſehen, wenn Ihr, ſo wie es geſchehen, mich freundlich empfinget. Als ich Eure Ankunft vernahm, wollte ich von hier; doch Gurello zürnte und befahl mir, zu bleiben. So hab' ich mit klopfendem Herzen von Tage zu Tage Eure Ankunft erwartet, und — ſie ſtand auf und trat ſanft lächelnd vor ihn, aus ihrem Auge ſtrahlte die Wonne dieſes Augenblickes — und ich danke Euch, Sforza, daß Ihr im Glanze Eures Glückes ſo freundlich gegen Joſepha geweſen ſeyd. Es war gut, daß Ihr mich verließet, denn ich hätte Eures Glückes Flügel gebunden und Euch von der hohen Stelle, auf der Ihr jetzt ſteht, herabgezogen. Nun bin ich ſtolz, ſagen zu können, der edle Sforza war einſt mein Geliebter, und als ich vor ihm ſtand, bleich und abgehärmt, ohne alle Reize, ohne allen Schmuck der Jugend, da reichte er mir dennoch freundlich die Hand und ſein Herz fühlte noch für die Mutter ſeines Kindes! Ja, Sforza, mit dieſem Augenblicke habt Ihr Alles gut gemacht, was Ihr Uebles an mir gethan, und meinem Schlafe, meinem Wachen die lieben Träume von Euch wiedergegeben.

O wäre doch meine Katharina hier bei uns und ſähe Dich und hörte Dich, fromme Dulderin! nahm Sforza das Wort: ſie würde mit inniger Schweſterliebe Dich an ihr Herz drücken und ſich Deiner freuen! Glaube mir, Joſepha, dachte ich auch nicht oft an Dich, war mir doch immer die Erinnerung eine freudige. Du gabſt Dich mir mit ganzer Seele hin, und als Du aus Deinem Rauſche erwachteſt, als Dein unglückliches Schickſal vor Dir ſtand und Deine Zukunft Dir düſter und ſorgenvoll erſcheinen mußte, da iſt keine Klage Deinen Lippen entflohen, kein Vorwurf hat mein Herz zerriſſen, Du haſt Deine Thränen unterdrückt, wenn ich bei Dir war, und mich ſanft lächelnd angeblickt, wenn auch Dein Herz blutete. Das hab' ich ſelbſt in jener Zeit, wo ich noch ein roher Menſch war, tief empfunden; ſeit ich aber die Welt näher kennen lernte, ſeit ich weiß, welche hohe Tugend duldſame Ergebung im Weibe iſt, ſeitdem hab' ich Dich hochgeachtet und reiche Dir auch jetzt mit Freundſchaft und Liebe die Hand. Sprich, Joſepha, was kann ich für Dich thun? Fordere nur, ſprich! denn wüßteſt Du nichts, würde ich betrübt vor Dir ſtehen.

Glaube mir, ſo rauh ich bin, tönt die Trompete — ſo hab' ich doch ein weiches, ehrliches Gemüth und möchte gern gut machen, wo ich gefehlt.

Edler Herr! nahm ſie das Wort: Ihr habt meinem Vater wohl gethan, ihn zu Ehren gebracht; Ihr habt mein Kind nicht verſtoßen, es mit Vaterliebe an Euer Herz gedrückt; Ihr habt mir geſagt, daß Ihr auch jetzt noch mir wohlwollt und mich ehrt. Was bedarf ich denn weiter, um mich glücklich zu fühlen? Nicht Reichthum, nicht Ehre könnte mir das bieten, was dieſe ſchöne Stunde mir gegeben hat.

Arme Unglückliche! rief Sforza, ſie heftig an ſich preſſend: könnt' ich Dir die verlorenen Tage Deiner zerſtörten Jugend wieder geben, ja dann glaub' ich, wärſt Du glücklich, aber ſo weit reicht meine Macht nicht. Doch an dieſem Herzen ſollſt Du ruhen, an dem Herzen meiner Gattin, bis der Tod uns trennt! — Inniger noch drückte er ſie an ſich, und als Santoparente eintrat, ihm die Nachricht zu bringen, daß der Papſt ihn erwarte, hielt er ſie feſt umſchlungen. Sieh, Freund, ſagte er faſt triumphirend: dieß iſt die Mutter meiner Margaritta, ein edles, ein liebes Weib, obgleich in einer Hütte geboren. Ehre ſie als Sforza's theuerſte Freundin! — Nun leb' wohl, Joſepha! Ich gehe einen ſchweren Gang, ich gehe zum Papſte. Ja, fuhr er plötzlich aus tiefem Nachdenken auf: ſo könnt' es ſeyn! — Drückt vielleicht die Schuld jener Tage Dein Gewiſſen, ſo bedarf es nur eines Wortes von mir, und der heilige Vater ſpricht Dich los.

Herr, unterbrach ihn Joſepha: wenn mein innerer Richter mich nicht frei ſpricht, ſo vermag es auch der heilige Vater nicht. Aber dieſe mahnende Stimme hat mir ſchon längſt geſagt, Gott der Barmherzige habe der Sünderin vergeben. Ziehet hin in Frieden, kehrt freudig zurück!

5.

Sforza wurde von dem Papſte huldreich aufgenommen. Er erkundigte ſich genau nach den Verhältniſſen des Neapolitaniſchen Hofes, wobei er ſehr zu Gunſten des Königs geſtimmt zu ſeyn ſchien, fragte Sforza nach der Stimmung in Rom und forſchte, ob Braccio nicht durch Verſprechungen oder Geld zu gewinnen ſey.

Ich leugne es nicht, ſagte der Papſt endlich: daß ich nur ungern mit Gewalt der Waffen, lieber den Palmzweig in der Hand, wie der Erlöſer in Jeruſalem, in Rom einziehen möchte. Ueberdieß iſt das Glück wandelbar, der Sieg begleitet nicht immer den Tapferſten und wo das Kriegvolk zieht, da läßt es Spuren der Verwüſtung zurück.

Heiliger Vater! erwiederte Sforza, der auch in Gegenwart des Oberhauptes der Kirche ſeiner Freimüthigkeit nicht entſagte: War das ſchon früher Eure Abſicht, ſo hättet Ihr zu ihrer Ausführung den Großſeneſchall Caracciolo beſſer gebrauchen können, als mich; ich tauge zu dergleichen nicht, verſtehe nur ein Kriegheer zu werben, es zu ordnen und mich an ſeiner Spitze tüchtig zu ſchlagen; Jener aber iſt liſtig und gewandt und hierin wohl dem Braccio überlegen. Wollt Ihr übrigens dieſem die Mark Ankona einräumen, ſo, daß er ſie von dem päpſtlichen Stuhle zu Lehn trägt, wollt Ihr ihm eine bedeutende Summe für ſeine verwendeten Kriegkoſten zahlen, ſo glaube ich wohl, daß er Rom räumen und einen Vergleich eingehen wird.

Das kann meine Abſicht nicht ſeyn; der Kirche werde ich nie Etwas vergeben, erwiederte der Papſt, von Sforza's offener, freier Rede betroffen: mehr könnte mir der blutigſte Kampf nicht koſten, als ſolches Opfer. Zu einer billigen Forderung an Geld könnte ich mich vielleicht verſtehen, denn ſagt ſelbſt, Konnetable, in jetziger Zeit, wo fünf oder ſechs Hauptleute Italien mit ihren Haufen durchziehen und man ſich, will man Kriegvolk haben, an ſie wenden muß, da iſt das Krieg führen eine theuere Sache, und ich rathe Jedem zu einem billigen Vergleich.

Verzeihe mir Eure Heiligkeit eine Frage! nahm Sforza das Wort: Zahlt Ihr das Heer, welches ich befehlige, oder zahlt es die Königin?

Der Papſt lächelte. — Euch, Sforza, kann es wohl ziemlich gleich ſeyn, von wem das Geld kommt, wenn Ihr es nur erhaltet! erwiederte er.

Da habt Ihr vollkommen Recht, heiliger Vater! ſagte Sforza: Wenn ich Geld erhalte, ſo kann es mir gleich viel ſeyn, wer es gibt;

aber ob ich es bekomme, wenn die Königin es zahlen muß, das iſt die Frage. Deßhalb wäre es mir lieber, der Kämmerer Eurer Heiligkeit müßte mir ſeinen Seckel öffnen, als der Großſeneſchall der Königin Johanna.

Habt Ihr ſo wenig Zutrauen zu Eurer Monarchin? fragte der Papſt: Fürchtet Ihr, daß ſie die eingegangenen Verbindungen nicht halten wird?

Was der Seneſchall mit Eurer Heiligkeit unterhandelt hat, kann ich nicht wiſſen; er wird viel verſprochen haben, nur fürchte ich, er wird wenig halten; ich kenne ihn.

Ihr ſeyd ſein Feind, Konnetable! unterbrach ihn der Papſt.

Wie Ihr es nehmen wollt, heiliger Vater; des Mannes perſönlicher Feind nicht. Caracciolo hat mir nie Etwas zu Leide gethan, wohl aber der Günſtling der Königin. Er wird Eure Protection ſuchen, ſie zur Feſthaltung ſeiner Gewalt benutzen und dann handeln, wie es ihm, ſeinem Vortheile nach, am beßten dünkt; ſo macht er es mit Jedem, kriecht wie eine Schlange und iſt man ihm im Wege, ſo ſticht er.

Ihr macht mir ein gar ſonderbares Bild von dem Manne; mir iſt er während ſeiner Anweſenheit ganz anders erſchienen, und ſo ſehr ich Eure Beurtheilung ſchätzen und der offenen Redlichkeit, die ſich in jedem Eurer Worte ausſpricht, Glauben beimeſſen muß, ſo fürchte ich doch, Eure Leidenſchaft macht Euch ungerecht gegen ihn.

Sforza ſchwieg; der Papſt, welcher dem Geſpräche eine andere Wendung zu geben wünſchte, fragte ihn nun nach der Stärke ſeines Heeres und nach den Hauptleuten, die unter ihm befehligten. Als er vernahm, daß Franzesco Urſini mit einem ſelbſt geworbenen Haufen, der nahe an 5000 Mann betrage, zu ihm geſtoßen ſey, ſo ſchüttelte er bedenklich den Kopf.

Wie kommt Ihr zu dem? fragte er Sforza: Iſt er Euer Freund? Seyd Ihr ſeiner Treue gewiß?

Heiliger Vater! antwortete der Konnetable: Er ſtieß auf ausdrückliches Verlangen der Königin, oder richtiger geſprochen, auf Verlangen Caracciolo's und wider meinen Willen zu mir; zwar verſicherte er mich, daß er, der nie unter eines Andern Befehle ſich geſtellt, bloß deßwegen zu mir geſtoßen ſey; um ſich Eurer Heiligkeit unterthänig und Euch den Wunſch zu zeigen, mit der Familie Colonna fortan in Frieden leben zu wollen.

Glaube kaum! ſagte bitter lächelnd der Papſt: Die Urſini und Colonna taugen nicht zuſammen. Nun, wir werden ja ſehen; doch ſeyd auf Eurer Hut. — Glaubt Ihr, Konnetable, fuhr er fort: daß Braccio ſich Euch im offenen Felde entgegen ſtellen wird? oder meint Ihr, daß er ſich in Roms Mauern einſchließen werde?

Ich fürchte das Letzte, heiliger Vater! erwiederte Sforza: Braccio iſt ein kluger, erfahrener Soldat, zu vorſichtig, um Alles auf einmal auf das Spiel zu ſetzen. Ich bin ihm an Streitkräften überlegen, unter meinen Fahnen ſtehen alte, in Waffen ergraute Krieger, und ſchönere, herrlichere Küraßreiter, als die, welche mein Sohn mir von Mailand zugeführt, kann man nicht ſehen. Aber man irrt ſich oft in ſeinen Vermuthungen, Umſtände zwingen den Feldherrn, zuweilen von der Regel abzuweichen. Auf jeden Fall kann jedoch Eure Heiligkeit überzeugt ſeyn, daß ich mich als braver Soldat und als treuer Diener meines geiſtlichen Oberhauptes ſchlagen, und müßte ich Rom belagern, es ſchonen werde.

Sforza! ſprach der Papſt: Ihr ſeyd ein offener, gerader Mann, ſcheint aus wahrer Anhänglichkeit meine Parthei ergriffen zu haben, denn — ein ſeltener Fall — Ihr habt noch nichts von mir gefordert. Darum glaube ich auch das Zutrauen zu Euch haben zu müſſen, Euch von Manchem, Neapel betreffend, zu unterrichten. Der König muß ſeine Freiheit erhalten, Frankreich, der Deutſche Kaiſer, ſelbſt der König von Kaſtilien, verlangen es, und warum ſollte ich mich ihnen in einer mir ziemlich gleichgültigen Sache nicht gefällig zeigen; ehe dieß alſo nicht geſchehen, darf der Legat Johanna nicht krönen. Berichtet dieß Eurer Königin. Ich wünſche, daß ſie es durch Euch unumwunden erfährt; der Seneſchall möchte es ihr vielleicht nicht ſo offen kund gethan haben. Ueberhaupt bin ich nicht ganz mit dem Wandel Johanna's zufrieden, ich wünſchte wohl, daß ſie wenigſtens vor der Welt ihre Leidenſchaften mehr zu mäßigen, ihr Benehmen mehr zu regeln verſtände; ich könnte ihr dann öffentlich nützlicher ſeyn, als ſo.

Sforza, der hierauf nichts zu antworten wußte, oder nicht antworten wollte, verbeugte ſich ſchweigend. Der Papſt verſtand ihn und berührte dieſen Punkt nicht weiter.

Da Ihr nun, fuhr der heilige Vater fort: das Schwert für den Stuhl Petri zu ziehen entſchloſſen ſeyd, und als ein treuer Diener der Kirche ihre Rechte mit Leib und Blut vertheidigen wollt, ſo ertheile ich Euch hiermit meinen Segen und überreiche Euch ein geweihtes Schwert, das Ihr an der Spitze Eures Heeres führen möget, damit Ihr, durch Gott, des Sieges gewiß ſeyd.

Er überreichte dem vor ihm Niederknieenden ein künſtlich gearbeitetes Schwert, welches neben ihm auf dem Tiſche lag. Sforza ergriff es und empfing den Segen des heiligen Vaters. — Als er ſich wieder erhob und die Hand des Papſtes geküßt hatte, ſagte er zutraulich:

Eure Heiligkeit möge mir erlauben, mein altes gutes Schlachtſchwert ferner zu führen. So mancher Sieg gab ihm die Weihe und es iſt mir ein treuer Gefährte geworden, von dem ich mich nur ungern trennen würde. Das Schwert, von dem Oberhaupt der Kirche geweiht, ſoll mir ein Bürge des Sieges ſeyn, aber erringen muß ihn dieſes, das ich ſchon ſeit zwanzig Jahren und länger geprüft habe.

Der Papſt ſchien über dieſe Worte nicht ungehalten zu ſeyn.

Siegt nur für mich, mit welchem Schwert, iſt mir gleich! ſprach er huldreich und entließ ihn, mit dem offenen, freimüthigen Betragen des Kriegers wohl zufrieden.

6.

Indeß Sforza ſeine Anordnungen zu dem Zuge nach Rom machte, war Caracciolo von Gaeta nach Neapel zurückgekehrt. Er hatte die kluge Vorſicht gebraucht, mehrere mit Lebensmitteln beladene Schiffe vorauszuſenden, und dieſe unter das Volk vertheilen zu laſſen, und ſo empfing es ihn mit freudigem Zurufe. Auch der Cardinal Legat ging ihm entgegen und behandelte ihn mit beſonderer Achtung und Auszeichnung, ſo daß ſeine Feinde ſich ruhig verhalten und ſelbſt Annechino Mormile, einer nochmaligen Gefangenſchaft zu entgehen, Neapel verlaſſen mußte. Caracciolo, obgleich er anfangs Alles ließ wie er es fand, ſelbſt den der Königin indeſſen beigeordneten Rath dem Scheine nach beibehielt, faßte doch ſogleich die Zügel der Regierung wieder und trat mächtiger auf, als je; Niemand wagte, ſich ihm zu widerſetzen. Urban, obgleich die Königin ihm noch wohlzuwollen ſchien, hatte doch zu wenig die Gelegenheit benutzt, ſich in ihrer Gunſt feſtzuſetzen, und oft zürnte ſie ſogar auf ihn und ward über ſein kaltes, zurückhaltendes Betragen ungeduldig, ſo daß Caracciolo dieſen Thoren, wie er ihn nun zu nennen pflegte, nicht mehr fürchten zu müſſen glaubte. Das Einzige, was ihm noch Sorge machte, war der Ernſt, mit dem der Legat auf die Freiheit des Königs drang. Zwar that der Seneſchall alles Mögliche, den Papſt zu gewinnen; Jordano Colonna, der Bruder Martin's des Fünften, erhielt das Fürſtenthum Amalfi, deſſen Sohn, Antonio, das Fürſtenthum

Salerno, aber nichts wollte fruchten; der Papſt dankte in den ſchmeichelhafteſten Ausdrücken, verſicherte ihm ſchriftlich, dem Legaten die bündigſte Weiſung gegeben zu haben, ſo viel es ſich thun ließe, der Königin, in Betreff ihres Gemahles, gefällig zu ſeyn, allein der Legat handelte entweder gegen ſeinen erhaltenen Befehl, oder er hatte geheime Weiſung bekommen, die ſein Betragen leitete. Er erklärte der Königin bei verſammeltem Rathe, daß er unter keinen Umſtänden ſie eher krönen würde, bevor nicht der König auf freien Fuß geſetzt ſey, und ſo ſchwer es auch Johanna und ihrem Günſtling wurde, mußten ſie endlich hierin nachgeben. Dieſe Nachricht verbreitete allgemeine Freude in Neapel; ſo wie man Johanna's trauriges Schickſal beklagt hatte, bedauerte man den gefangenen König, der, als er nach einigen Tagen mit ſeinem Gefolge durch die Straßen zog und ſich dem Volke zeigte, das nun den Zwiſt beendet glaubte, mit allgemeinem Jubel empfangen wurde. Allein dieſe Freude war von kurzer Dauer. Der König, ſtatt nach dem neuen Pallaſt zurückzukehren, begab ſich nach dem Capuaniſchen Schloſſe. Der dortige Befehlhaber, nichts Böſes argwöhnend, glaubte ihn einlaſſen zu müſſen; doch kaum war der König mit ſeinem Gefolge im Schloſſe, als er den Befehlhaber entſetzte und es für ſich in Beſitz nahm. Er gab vor, im neuen Pallaſte und in der Nähe der Königin und ihres Günſtlings nicht ſicher zu ſeyn und den Lebenswandel ſeiner Gemahlin nicht geduldig anſehen zu können, und ſomit waren ſie Beide wieder getrennt. Erſt nach langen Unterhandlungen gelang es dem Legaten, ihm dieſe Furcht zu benehmen und ihn zu vermögen, zur Königin zurückzukehren.

Während dieſer Zeit hatte Urban Origlia, ob aus wirklicher Neigung, oder um den Seneſchall zu kränken, dem König einigemal ſeine Aufwartung gemacht. Der König ſelbſt ſchien, trotz dem, daß Urban früher Parthei gegen ihn genommen, die Nähe des jungen Mannes um die Perſon ſeiner Gemahlin zu wünſchen, und gab ihr nicht undeutlich zu verſtehen, daß, wenn ſie ihr Vertrauen dem wackern Origlia ſchenke, er nichts dagegen haben würde; nur müſſe ſie den Großſeneſchall von ihrer Perſon entfernen, wenn ſie mit ihm in Frieden leben wolle.

Der Legat, wahrſcheinlich von dem Franzöſiſchen Hofe beſtochen, ſchien der Königin gleichfalls, jedoch nur auf ſehr verſteckte Weiſe, denſelben Rath zu ertheilen, ſo daß Johanna zu ſchwanken begann und endlich Urban, als Caracciolo eines Tages ſich auf der Jagd befand, zu einer geheimen Unterredung zu ſich rufen ließ. Hier ſprach ſie offen mit ihm, legte ihm alle Verhältniſſe unumwunden vor, geſtand ihm geradezu ihre Neigung und die glänzendſten Verheißungen begleiteten das Geſtändniß. Urban entgegnete ihr mit gleicher Offenheit, daß ſeine Anhänglichkeit an ihr, aber auch die Treue gegen ſeine Gattin unwandelbar ſey. Die Königin, durch dieſe Worte beleidigt, entließ ihn im höchſten Zorn.

Von Johanna zurückgekehrt, fand Urban ſeine Gattin in großer Gemüthsbewegung. Sie war in dieſer Zeit augenſcheinlich in einer ſehr reizbaren Stimmung, die kleinſte Begebenheit brachte ſie außer ſich, um ſo mehr der unvermuthete Befehl, welcher ihren Gemahl zur Königin rief. Als er mit ernſtem, faſt verſtörtem Geſichte zu ihr eintrat, ſank ſie ihm zitternd um den Hals und beſchwor ihn, ihr zu ſagen was vorgefallen ſey.

Urban, noch über das unweibliche Benehmen der Königin empört, glaubte ihr keine Schonung ſchuldig zu ſeyn; vielleicht auch um ſeiner Gattin einen, wenn auch kleinen, Triumph zu gönnen, berichtete er ihr das Vorgefallene. Kaum hatte ſie es vernommen, als ihre Furcht verſchwand; ſie wurde einen Augenblick nachdenkend, dann ſagte ſie raſch: Jetzt, mein Gemahl, rettet uns nichts als Flucht. Noch an dieſem Abend laß uns fort von hier, hin nach Florenz, wo der Arm der Königin und ihres Günſtlings uns nicht erreichen kann; dort finden wir eine Freiſtätte, dort nur iſt Rettung für uns!

Urban lächelte und ſpottete ihrer Beſorgniß.

Kennſt Du Caracciolo ſo wenig? Kennſt Du ſo wenig die Rache eines ſchwachen, wollüſtigen Weibes? fuhr ſie fort: Wer weiß, ob nicht ſchon der Dolch für Dich geſchliffen, der Giftbecher gefüllt iſt? Rette Dich, da es noch Zeit iſt — rette mich! denn ſchon jetzt fühl' ich mein Blut wild durch die Adern rinnen. Bedenke Dich nicht, fliehe mit mir!

Fliehen, wo ich noch keine Gefahr ſehe? entgegnete Urban: Nein, Conſtanze, ſo muthlos bin ich nicht, ſo leicht überlaſſe ich das Schlachtfeld dem Feinde nicht. Der Legat iſt mein Gönner. Morgen in der Frühe übergeb' ich mich ſeinem Schutze —

Morgen iſt es zu ſpät, Urban! rief Conſtanze geängſtigt: Auf meinen Knieen beſchwör' ich Dich! rief ſie, ſich vor ihm niederwerfend: höre nur dieſes Mal auf mich, vertraue nur dieſes Mal meiner trüben Ahnung!

Steh' auf, Conſtanze! erwiederte Urban faſt unmuthig: Ich würde ja vor mir ſelbſt erröthen, wollte ich mich von dem Augenblicke und Deinen Bitten hinreißen und mich zur Flucht nach Florenz bewegen laſſen, wo ich faſt ein Fremdling und ohne Bedeutung bin!

So wiſſe, ſprach Conſtanze, ſich erhebend: daß der Seneſchall mich mit ſeiner Liebe verfolgt, mich ſchon verfolgte, ehe Du nach Conſtanz gingeſt; nicht allein der Königin wegen, deßhalb entfernte er Dich. Jetzt — o mir grauſ't! — jetzt wird er Dich auf ewig von mir trennen!

Urban griff, indem Conſtanze ſprach, nach ſeinem Schwerte, und ohne ein Wort zu erwiedern, nahm er ſein Baret und wollte gehen;

doch die Gattin hielt ihn zurück. — Um Gottes willen, Urban, wohin willſt Du?

Für den Frevel Rechenſchaft fordern! erwiederte er kalt.

Willſt Du Dich muthwillig verderben? warnte Conſtanze, ihn umklammernd: Willſt Du mich verderben?

Laß mich! rief er heftig: Wo die Ehre den Mann ruft, muß er taub gegen jede andere Stimme ſeyn, und tönte ſie ihm vom Himmel herab! — Er riß ſich los und verließ die Gattin.

So muß ich wieder zurück in die finſtere Welt voll Leidenſchaften und der Friede meines Herzens iſt wieder dahin! rief ſie, als ſie Urban mit raſchen Schritten dem Schloſſe zueilen ſah. Muth, Muth, armes, gequältes Herz! keine Freude ſoll Dir ungetrübt werden, Du haſt ſie ja ſelbſt dem Schickſale zum Opfer gebracht! — Sie ſetzte ſich an das Fenſter, ſchien beruhigt, aber es war nur der dumpfe Schmerz, der ſie betäubte. So ſaß ſie Stunden lang, ſchon dämmerte es, Urban kehrte nicht zurück, ſchon ſenkte ſich die Nacht, ſie vernahm ſeine Tritte noch nicht; da ſprang ſie auf, ließ den Kaſtellan von

Iſchia, der ſich gegenwärtig befand, rufen, befahl ihm, ſie zu begleiten, warf ihren Mantel um und verließ die Wohnung.

Es war um die zwanzigſte Stunde, als ſie an das Thor des neuen Schloſſes kam und eingelaſſen zu werden verlangte. Der Gemahlin Urbans glaubte der hier Befehlende es nicht verweigern zu dürfen; ſie trat mit dem Kaſtellan ein und ging dem Portale zu. — Faſt alle Fenſter des Schloſſes waren erleuchtet, es mußte ein Feſt oder ſonſt eine freudige Begebenheit ſeyn, welche die Veranlaſſung dazu gegeben. Ohne auf die Fragen des alten Antonio zu achten oder ſie zu erwiedern, ſchritt ſie die Marmortreppe hinauf. Hier begegnete ihr Thomas Sanſeverino; er erkannte ſie. Wohin, Signora? redete er ſie an: wohin wollt Ihr in dieſer häuslichen Kleidung? Dort oben iſt Jedermann auf das Prachtvollſte geſchmückt, denn ein herrliches Feſt wird da gefeiert. In dem Walde bei Pascarola hat der Seneſchall einen ungewöhnlich ſtarken Keuler mit etwas unſicherer Fauſt angenommen, der ihn niedergerannt und ihm ſein edles Lebenslicht ausgeblaſen hätte, wäre ihm nicht ein Jäger mit ſeinem Jagdſpieße zu Hülfe gekommen. Die glückliche Rettung des Günſtlings wird da oben gefeiert; ich ſchlich mich im Unmuthe fort.

Da komme ich zur gelegenen Stunde! ſagte Conſtanze bitter lachend.

Dame! unterbrach ſie der edle Greis, die Forteilende zurückhaltend: Ihr ſeyd aufgeregt, Euer Gemüth iſt beunruhigt, ich laſſe Euch nicht von hier, bis ich weiß was Ihr dort oben wollt.

Conſtanze zögerte einen Augenblick mit der Antwort, dann theilte ſie dem alten Sanſeverino ihre Unruhe mit.

So begleite ich Euch; ſagte er, als ſie geendet hatte: obgleich mir dieſe Marmorſtufen ein glatter Boden ſind, auf dem ich nur ungewiß ſtehe, ſo will ich Euch doch nicht verlaſſen. Tretet mit Euerm Begleiter hier in das Zimmer, ich will zur Königin gehen und verſuchen, ob ſie vor dem alten Sanſeverino ſo viel Rückſichten hat, ſeinetwegen die Muſik und den Tanz zu verlaſſen. — Er führte ſie in das Zimmer, verließ ſie und kehrte bald mit der Nachricht wieder, daß er ſie, ohne ihren Namen zu nennen, bei der Königin als eine Dame angemeldet, die ein dringendes Geſuch bei ihr habe und an welcher er einigen Antheil nehme. Sie habe ihm auch zugeſagt, ſie noch heute Abend ſprechen zu wollen, jedoch müſſe ſie ſich gedulden, bis der Tanz beendet ſey.

Dem edlen Greis für ſeine Bemühung dankend, erwartete Conſtanze mit anſcheinender Ruhe den Augenblick, wo ſie der Königin nahen dürfe.

Als Urban ſeine Wohnung verlaſſen hatte, um von dem frechen Günſtling, ſeines unwürdigen Betragens wegen, Rechenſchaft zu fordern, war dieſer ſo eben von der Jagd zurückgekehrt und bei der Königin eingetreten. Johanna, durch ihre Unterredung mit Urban überdieß aufgeregt, ward es noch mehr, als Caracciolo ſie von der Gefahr, welcher er entgangen war, unterrichtete. Und nehmt Ihr wirklich ſo viel Theil an mir? fragte jetzt der Seneſchall, welcher durch ſeine Kundſchafter ſchon von der geheimen Zuſammenkunft Urban's mit der Königin benachrichtiget und in welchem die Eiferſucht rege geworden war. — Die Königin erröthete. — Urban Origlia war bei Euch, fuhr er heftig fort und ließ nun ſeinem Unmuthe die Zügel, machte ihr die heftigſten Vorwürfe, daß ſie ſich um die Gunſt Origlia's bewerbe und ihn zu ſich erheben wolle. — Die Königin leugnete und verſicherte ihn, daß ihr Urban ganz gleichgiltig ſey und ihr ferneres Betragen gegen ihn dieß zeigen würde.

Nun, ſo gebt den Befehl, daß er gefangen genommen werde! ſagte Caracciolo: Dieß ſey mir ein Beweis, daß Ihr mir die Wahrheit geſagt, Euer Herz mir treu iſt und Ihr in keinem Verhältniſſe mit ihm ſteht. — Die Königin war ſchwach genug, um ihren Günſtling zu beruhigen, den Verhaftbefehl zu unterzeichnen.

Kaum war dieß geſchehen, als man dem Seneſchall meldete, daß der Kämmerer Origlia in ſeinem Zimmer auf ihn warte. — Kommſt mir ja recht gelegen, junger Freund! rief er hohnlachend, ließ einen Offizier der Wache rufen und gab ihm im Namen der Königin den Befehl, Urban Origlia gefangen zu nehmen und ihn nach dem Kaſtell del Uovo zu führen.

Der Königin war die raſche Ausführung des gegebenen Befehles unangenehm, ſie mochte dieß nicht genug verbergen können, denn der Seneſchall überhäufte ſie von Neuem mit Vorwürfen, und ihn zu beſänftigen, hatte ſie in aller Eile das Feſt, ſeine Rettung zu feiern, veranſtaltet.

Conſtanze hatte ſchon lange gewartet, noch kam kein Befehl der Königin, ſie zu ihr zu rufen; ſie ſchien darüber gelaſſen und mehr in dumpfer Ruhe, als aufgeregt zu ſeyn. Aber der alte Sanſeverino ward unwillig, ihm war es empfindlich, daß die Königin ihn ſo lange warten ließ; er kehrte in den Saal zurück und erinnerte Johanna an das ihm gegebene Verſprechen, die auch, nachdem ſie Caracciolo einige leiſe Worte geſagt, Sanſeverino befahl, mit der Dame in ihr Kabinet zu kommen und ſich dann in der Stille aus dem Saale entfernte.

Wie erſtaunte die Königin, als der Greis mit Conſtanzen in ihr Kabinet trat.

Meine Gegenwart wird hier nur ſtörend ſeyn, ſprach er, ſich vor der Königin verneigend: erlaubt, Hoheit, daß ich mich entferne.

Die Königin winkte ihm und er verließ das Zimmer. —

Jetzt ſtürzte Conſtanze zu den Füßen der Königin. — Hoheit! rief ſie: Iſt Euch das Andenken an meinen Vater noch werth, gedenkt

Ihr ſeiner noch mit Liebe, ſo hört auf die Bitten ſeiner Tochter und rettet ihren Gemahl!

Kind! ſprach die Königin verlegen und hob ſie auf: Beruhige Dich, Du brauchſt nicht für Deinen Gatten zu fürchten, er ſteht unter meinem Schutze.

Unter Eurem Schutze? — Hoheit! ſagte Conſtanze, immer noch außer ſich: Wollt Ihr, könnt Ihr ihn ſchützen? Iſt es nicht genug, daß ich meinen Vater auf dem Blutgerüſte ſah, ſoll ich auch noch —

Schweig! unterbrach ſie die Königin unwillig und durch die Erinnerung an Pandolfello tief bewegt: Rufe mir jene Zeit nicht zurück.

Ach, könnte ich ſie Euch ſo blutig zurückrufen, wie ſie vor meiner Seele ſteht, daß ihre Erinnerung Euer Herz erweiche! ſprach Conſtanze: Gebt Urban frei! Gebt ihn frei.

Was hat er verbrochen? fragte ſie jetzt mit kühnem Muthe, als die Königin ſchwieg und ihr kein tröſtendes Wort ſagte: Iſt es ein Verbrechen, der Gattin treu zu ſeyn? Muß das Herz bluten, wenn es ſich ſträflichen Lockungen verſchließt? — Ja, Königin! ſagte ſie, von dem zornigen Blicke Johanna's nicht entmuthigt: Ich habe den Vater verloren, weil er Euch liebte, — ſoll ich den Gatten verlieren, weil er Euch nicht lieben kann? — Soll ich ihn verlieren, weil Euer Günſtling mit ſträflichen Wünſchen ſein Auge auf mich warf?

Was ſprichſt Du? fuhr die Königin auf, Conſtanzens harte Worte, alles Andere vergeſſend, und nur noch hierauf hörend: Er, Caracciolo, auf Dich ſein Auge geworfen, um Dich gebuhlt?

Ja, Königin, dieſen Frevel zu rächen kam Urban auf das Schloß und er kehrte nicht wieder zurück.

Ah! ſeufzte die Königin: ſo ſind wir Beide betrogen!

Darum eilt, rettet Origlia! bat Conſtanze dringend: Gebt den Befehl, daß er aus dem Kerker, in welchem er ſicher ſchmachtet, entlaſſen werde; eilt — ehe der Tod ihn erfaßt!

Sprich leiſe, Conſtanze, raunte ihr die Königin zu: Du weißt, dieſe Wände haben Ohren und mich däucht —

Arme Herrſcherin Neapels! ſagte die edle

Frau mit ſtolzem Mitleid: Seyd Ihr in Eurem Pallaſte ſo wenig Herrin, daß Ihr vor dem Worte, das Euch entſchlüpfen könnte, zittert? Habt Ihr ſo wenig Gewalt in Eurem Königreiche, daß Ihr nicht einmal den Eidam Pandolfello Alapo's ſeiner Haft zu entlaſſen wagt? Oder iſt Euer Haß gegen ihn ſo ſtark, wie der des Seneſchalls — o, ſo bedauere ich Euch! Ihr ſeyd unglücklicher als ich, denn mir blieb im Unglück der Muth; ſelbſt da ich am Rabenſtein unter dem blutigen Leichname des Vaters ſtand, verließ er mich nicht, und ich fühlte mich, obgleich die Tochter eines Gerichteten, nicht entehrt, ich fühlte mich muthig genug zur Rache, wie auch noch jetzt, da ich meinem Gatten in's Gefängniß folgen werde. Aber ehe ich dieß thue, rief ſie, und die Leidenſchaft übermannte ſie: durchraſe ich die Straßen Neapels, rufe das Volk unter die Waffen, und ſollte ich dann auf dem Schaffot für meine Kühnheit büßen, ſo bitte ich Euch, Königin, — ſprach ſie, und ihr ganzes Weſen war geiſterhaft, — laßt es auf der nämlichen Stelle ſeyn, wo mein Vater blutete.

Dieß ſagend, wankten ihre Kniee, ihr Auge umflorte ſich, ſie ſank ohnmächtig zu Johanna's Füßen.

7.

Als ſie erwachte, ſah ſie Urban an ihrem Lager ſitzen. Freudig blickte ſie an ihm auf, aber als ſie ſich in einem düſtern, ihr fremden Zimmer ſah, das nur von dem Scheine einer ärmlichen Lampe erhellt wurde, war ihre Freude dahin.

So grauſam waren ſie doch nicht, ſprach ſie endlich: mich von Dir zu trennen, mein Gemahl; gelobt ſey Gott, wir ſind vereint! — Sie erhob ſich von ihrem Lager und ſank in die Arme des in ſtille Trauer Verſunkenen. — Verliere den Muth nicht, Urban! tröſtete ſie ihn: So lange wir vereint bleiben, verläßt uns das Glück nicht, erſt getrennt hört es auf uns zu folgen.

Ob ich glücklich oder unglücklich bin, daran liegt mir wenig, Conſtanze! erwiederte er: Aber daß ich Dich elend gemacht, daß meine thörige

Eiferſucht den Frieden Deines Herzens geſtört hat, das ſchmerzt mich, das wird mich ewig ſchmerzen. Wäre ich Deiner Mahnung gefolgt, hätte ich den Hof dieſer Königin verlaſſen, ſo ſäßen wir in ſtillem Frieden am Arno oder auf einem Schloſſe meines Vaters, am Strande des Meeres. — Aber es ſollte nicht, fuhr er unmuthig fort: mich riß die Leidenſchaft von dem ſtillen Wege und nun ſtehen wir, jedoch nicht muthlos, am Abgrunde. — Schön iſt das Leben mit all' ſeinen Freuden! rief er und ſein Auge ſtrahlte: Lieblich ſind die Roſentage der Jugend, doch herrlicher noch, ruht man an der treuen Bruſt eines holden Weibes; aber gern wollte ich mich von dieſen freundlichen Genoſſen meines Daſeyns trennen, gern dem Leben Valet ſagen, wenn ich Dich nur beruhigt wüßte. Daß ich Dich elend gemacht, das iſt mein Schmerz, das drückt hier auf dieſer Bruſt ſchwerer als die düſtern grauen Mauern dieſes Zimmers.

Klage nicht, Urban! ſprach Conſtanze heiter: Du ziehſt mich nicht in Dein Schickſal. Ehe ich Dein Weib wurde, war ich ſchon dem Unglück verfallen; ich führte Dich an den Abgrund, in welchem wir untergehen werden. — Seit der Vater ſtarb, habe ich mich mit dem Tode vertraut gemacht, nur Du riefeſt mich zum Leben zurück und ſchließt ſich hinter uns Beiden die Pforte, treten wir vereint in die Dämmerung der fernen, ewigen Zukunft, ſo laß uns das roſige Licht des Tages freudig verlaſſen, laß uns ruhig aus dieſer Welt gehen und in die Sternenwelt dort eintreten.

Du biſt gefaßter, Conſtanze; Du geheſt dem Schickſal muthiger entgegen als ich! ſprach Urban: Ich hatte mir das Leben ſo ſchön ausgeſchmückt, die Ehre wirkte mir den Purpur, der Kriegruhm flocht den Lorbeer um meine Stirn, Reichthum ließ mir keinen Wunſch unbefriedigt, und zwiſchen allen dieſen lieblichen Bildern ſaßeſt Du, das holdeſte Bild unter allen, auf einem von Roſen umſchatteten Throne und reichteſt mir die Schale, aus welcher ich des Lebens höchſte Wonne trank. — Und von Allem ſoll ich ſcheiden, Alles in Grabesnacht untergehen ſehen?

Von Allem? unterbrach ihn Conſtanze: Bleibe ich Dir nicht auch dort? Kann die Schale, mit des Lebens Wonne gefüllt, nur allein beglücken? Können der irdiſchen Liebe bunte Schwingen nur allein uns der Wonne entgegen tragen? — Nein, mein Gemahl, ich ahne höheres Glück. — Wenn die Strahlen der Sonne für uns ihre goldenen Fittige breiten, und wir auf ihnen an Myriaden von Welten vorüber ziehen, in Himmelsäther geläutert den Engeln entgegen ſtreben, und jedes uns umwehende Lüftchen, jeder Ton der unſichtbaren Stimmen, die wir vernehmen, mit Liebe uns begrüßt und Liebe aus jedem Sonnenſtrahle, aus jedem Sterne uns entgegen lächelt, da wird Dir Deine Conſtanze noch holder erſcheinen, als auf dem von Roſen beſchatteten vergänglichen Throne, welche die Zeit verwelken läßt und der Sturm entblättert. Mache Dich mit dem Tode vertraut, mein Geliebter, er rauſcht über uns wie das Abendlüftchen durch die Gipfel der Platanen, wenn es das halbverwelkte Blatt auf ſeine Schwingen nimmt und es in unbekannte höhere Regionen trägt; er löſcht ſeine Fackel wie der Nachtwind das matte Lämpchen des müden Pilgers, damit er ſanft ſchlummern kann und zum ſchönern Morgenroth wieder erwache. Mache Dich mit ihm vertraut, Urban, er wird kommen, mir iſt, als höre ich ſchon das Rauſchen ſeiner Flügel.

So tröſtete ihn die edle Frau, die ſchon längſt mit dem Leben abgeſchloſſen, den Tod als einen freundlichen Boten ſchönerer Zukunft erkannte. Sie war glücklich, mit dem Gatten zu leiden, und ward ihr auch nicht die ſtille, duldſame Ergebung Katharina's, war ihr doch ein höherer Muth geworden.

Aber nach wenigen Tagen ſchon ſollte ſie noch härtere Prüfung erfahren. Ein Page trat in das Gefängniß und benachrichtigte ſie, daß die Königin im Caſtell ſey und ſie ſprechen wolle. Conſtanze folgte ihm und fand in dem Zimmer eines abgelegenen Thurmes — den Seneſchall ſtatt der Königin.

Der Freche verlangte für die Freiheit ihres Gatten einen Preis, der ſie empören mußte. Mit ſtolzem verächtlichen Schweigen beantwortete ſie den entehrenden Antrag, wandte ihm den Rücken und blieb bei allen ſeinen Schmeichelworten, bei allen ſeinen Drohungen ſtumm.

Nun, ſo verſucht, ob die Einſamkeit Eure Tugend ſtärke, ſtolze Dame! ſprach er nach manchem liſtigen Verſuche, ſie plötzlich verlaſſend. Die Thür ſchloß ſich hinter ihm, ſie blieb von ihrem Gatten getrennt, in qualvoller Ungewißheit über ſein Schickſal allein, eine Gefangene. Aber das Vertrauen auf Gott war nicht von ihr gewichen, wie einſt; im Gebet fand ſie noch Troſt.

Sie ſah in ihrem neuen Kerker Niemand, weder Katharina, noch Margaritta durften zu ihr, ſie zu tröſten. Selbſt der Königin war die Trennung von dem Gatten ein Geheimniß; nur der verhaßte Caracciolo kam zuweilen zu ihrer Qual, doch blieb auch dann ihr Mund für ihn verſchloſſen.

8.

Indeſſen rückte Sforza, nachdem er Florenz verlaſſen und alle Abtheilungen ſeines Heeres bei Arezzo verſammelt hatte, gegen Rom vor; aber kaum bis Orvietto gekommen, überraſchte ihn die Nachricht, daß Braccio Rom verlaſſen und mit ſeinem Heere bei Viterbo angelangt ſey. Er machte Halt und ſandte Kundſchafter aus, ihm von der wahren Beſchaffenheit und Stärke des feindlichen Heeres Nachricht zu bringen. Durch ſie erfuhr er, daß Braccio, 10,000 Mann ſtark, in Viterbo ſtehe und ihn dort zu erwarten ſchiene; das Heer ſey in gutem Zuſtande, nur der Reiterei fehle es hier und da an tüchtigen Pferden; auch habe er mehr Geſchütz wie gewöhnlich bei ſich.

Sforza war über dieſe Nachrichten nicht wenig erſtaunt, aber auch erfreuet. Er hatte zwar die Streitkräfte ſeines Gegners richtig geſchätzt, allein nicht erwartet, daß er ihm, der über die Hälfte ſtärker und ſelbſt an Reiterei überlegen war, auf offenem Felde entgegenrücken würde. Daß er ſich nicht allein auf die Vertheidigung Viterbo's einſchränken, ſondern ihm die Schlacht anbieten werde, war er nun gewiß, denn wollte ſich Braccio hinter Mauern vertheidigen, ſo wär' er lieber in dem weit mehr befeſtigten Rom geblieben. Doch dieß kümmerte Sforza wenig — er rückte bis Palſena vor, Braccio ihm bis Monte Fiascone entgegen.

Am andern Morgen ſtanden die Heere in

Schlachtordnung einander gegenüber. Braccio's linker Flügel hatte ſich an einen See gelehnt, der rechte an Monte Fiascone, das er mit Fußvolk beſetzt hatte. Seiner Schlachtordnung gegenüber ſtand Sforza mit ſeinem ſelbſtgeworbenen Heere; Franzesco Urſini's Haufen überflügelte den Feind, der, von der Stadt gedeckt, auf ihn keine Rückſicht zu nehmen ſchien. So ſtanden ſie bis Mittag einander unbeweglich gegenüber, Keiner wollte ſeine vortheilhafte Stellung verlaſſen. Als endlich Sforza, über den Verzug ungeduldig, das Zeichen zum Angriff geben wollte, kam ſein Sohn Franzesco, welcher im Hintertreffen die Mailändiſche und Florentiniſche Reiterei befehligte, zu ihm geſprengt, machte ihn aufmerkſam, daß Urſini's Haufen, keinen Feind gegen ſich habend, in ſeiner Stellung nichts nütze, und die wenige Beachtung, welche Braccio dieſer bedeutenden Macht würdige, ihm auffallend ſey. Er rieth dem Vater, Urſini mit ſeinen Fahnen in das Hintertreffen zu ſtellen, um ſo ſeiner auf jeden Fall gewiß zu ſeyn. Aber der Konnetable lächelte: Du wirſt doch nie Zutrauen zu den Menſchen gewinnen!

ſagte er faſt zürnend: Glaubſt Du, daß ein Krieger im Stande wäre, am Tage der Schlacht ſeinen Feldherrn verrätheriſch zu verlaſſen?

Nun, ſo erlaubt wenigſtens, Vater, bat Franzesco: daß ich mich mehr links ziehen und ſie im Auge behalten darf. Am See, wo das Geſtrüppe ſich mehr für das Fußvolk eignet, bin ich überdieß nichts nütze.

Nun, wie Du meinſt! erwiederte Sforza ungeduldig, daß durch Franzesco's Geſpräch das Beginnen der Schlacht aufgehalten wurde, und befahl den Conſtablern, durch das Abbrennen des Geſchützes das Zeichen zur Schlacht zu geben.

Jetzt begannen mit dem Kanonendonner die Trompeten zu ſchmettern, die Trommeln zu wirbeln. Wie eine dunkle, gewitterſchwere Wolke zog das Heer langſam dem Feinde entgegen. Dicht am See rückte das Fußvolk, unter Micheletto, gegen die hinter dem Geſtrüppe aufgeſtellten Feinde; ihm zur Seite zog die Reiterei, welche aus Sforza's ſelbſtgeworbenen Küraſſieren und den Fahnen der Neapolitaniſchen Barone beſtand, von Santoparente angeführt, der feindlichen Reiterei entgegen, während der übrige

Theil des Fußvolkes, welcher der Reiterei zur Linken ſtand und von den beiden Brüdern Sforza's, Franzesco und Bartholo, angeführt wurde, mit dem größten Theile des Geſchützes gegen Monte Fiascone vorrückte; ihnen folgte Franzesco Sforza mit ſeinen 4000 Geharniſchten. Die Urſini, auf dem linken Flügel, erhielten, da ſie keinen Feind vor ſich hatten, den Befehl, ſobald Sforza bis auf die Höhe vorgerückt ſey, ſich um Monte Fiascone herumzuziehen und dem Feinde in den Rücken zu fallen.

Braccio ſtand in ſeiner vortheilhaften Stellung unbeweglich. Ein wohlgeordnetes Feuer aus dem Geſchütz empfing die Anrückenden; ſeine Armbruſtſchützen, in dem Geſträuche längs dem See vertheilt, thaten dem Fußvolke Sforza's bedeutenden Schaden; doch bald griff ſie Micheletto in geſchloſſenen Reihen an und warf ſie auf die mit Piken Bewaffneten zurück; jetzt wurde die Schlacht allgemein. Braccio, der ſeine ganze Reiterei zwiſchen Monte Fiascone und dem See vereinigt hatte, warf ſich in dem Augenblicke, als eben der Konnetable zu dem Fußvolke gejagt war, um den Angriff auf die Stadt zu leiten, auf Santoparente, brachte die Neapolitaniſche Reiterei bald in Unordnung, und hätten nicht Sforza's Küraſſiere ihm längern Widerſtand gethan, ſo hätte dieſer Angriff allein ſchon die Schlacht entſchieden. Aber Franzesco, die Urſini aus den Augen laſſend, eilte zur Hülfe herbei; Braccio, der ihn anrücken ſah, wartete deſſen Angriff nicht ab, ließ den errungenen Sieg fahren und zog ſich, obgleich hier noch an Reiterei überlegen, wieder hinter einen Graben zurück, wo er gegen den Angriff ſichergeſtellt war. Indeſſen hatte Micheletto die feindlichen Armbruſtſchützen vor ſich hergetrieben, war in die dichten Glieder der mit Spießen Bewaffneten eingedrungen, und ſchon manche Fahne Braccio's floh zerſtreut. Doch konnte auch er ſeinen Sieg nicht verfolgen, da die Reiter, durch den Graben an einem Angriff gehindert, nicht gleiche Linie mit ihm halten konnten.

Eben wollte Franzesco Sforza ſich wieder näher an die Urſini ziehen, als dieſe in dem Augenblicke, da der Konnetable Monte Fiascone angriff, die ihm befohlene Bewegung ausführte und mit ſeiner ganzen Abtheilung, welche aus

4000 Reitern und 1000 Mann zu Fuß beſtand, dem Feinde in den Rücken kam. — Braccio verließ nun den ihn ſchützenden Graben und rückte raſch dem Urſini entgegen. Dieß benutzte Santoparente, umging den Graben und ſtellte ſich in gleicher Linie mit Micheletto auf; auch Franzesco rückte jetzt vor und Sforza glaubte ſchon die Schlacht gewonnen. Aber in dem Augenblicke, als ſich eben Santoparente auf die Reiterei Braccio's warf und ihnen ſchon im Rücken war, ſah der Konnetable die Reiterei der Urſini ſich mit der des Braccio freundſchaftlich vereinigen, Beide ſich gegen ſeinen Sohn wenden, und ehe noch Santoparente ihm zu Hülfe kommen konnte, auf ihn anrücken. — Franzesco machte mit kaltem Blute und großer Ordnung eine rückgängige Bewegung, gab dadurch Santoparente Zeit, ſich ihm anzuſchließen, und nun, da er die Unmöglichkeit einſah, das Gefecht zu vermeiden, Sforza ſelbſt, der indeß das Geſchütz von der Stadt ab nach der feindlichen Reiterei hatte richten laſſen, zu ihm ſtieß, ſo wandte er ſich, ſetzte ſich an die Spitze der Mailänder, ließ zum Angriff blaſen und ſtürmte dem Feinde entgegen. Schon war es ihm gelungen, die Glieder des Braccio zu trennen, ſchon war der feindliche Feldherr in der Flucht der Seinen mit fortgeriſſen, als Franzesco Urſini, ihn überflügelnd, gegen ihn anrückte und ſo den Fliehenden Zeit gab, ſich wieder zu ſammeln.

Mörderiſch wüthete jetzt das Gefecht. An 17,000 Reiter ſtanden nicht mehr ſich gegenüber, ſie waren in einen wilden Haufen aufgelöſ't und kämpften Mann gegen Mann, die Lanzen waren unbrauchbar, das Schwert allein mußte entſcheiden. Das Fußvolk auf beiden Flügeln hielt im Gefecht an, denn der Kampf der Reiterei mußte entſcheiden; auch das Geſchütz ſchwieg; es hätte Freund und Feind getroffen.

Auf der Seite Braccio's focht die große Uebermacht, auf der Seite Sforza's das beſſere Kriegvolk und die Verzweiflung. Sforza, gegen die Fahnen der Urſini ſeine beßten Streitkräfte gerichtet, ſuchte dieſen im Gefechte auf; nicht der Konnetable focht, Mutius Attendolo Sforza war es, der mit dem mächtigen Schwert in ſtarker Fauſt, gleich dem Tode mit ſeiner Sichel, Alles vor ſich her niedermähte. Franzesco Sforza widerſtand

widerſtand dem Braccio muthig, ſeine Geharniſchten, mit Begeiſterung ihrem jungen Führer folgend, wichen nicht; noch war, trotz Uebermacht und Verrätherei, der Kampf nicht entſchieden; noch ſah man die Rieſengeſtalt Sforza's auf ſeinem ſchwarzen Streitroſſe, den weiß und ſchwarzen Federbuſch ſeines Helmes im Winde wehen und die Fahne von Neapel flatterte noch neben ihm hoch in der Luft; die Victoria lächelte noch Keinem.

Da erblickte Sforza in dem dichteſten Gedränge den Verräther Urſini; rückſichtlos drang er vor und brach ſich Bahn bis zu ihm; Antonio Vilani, der ihm während des ganzen Gefechtes nicht von der Seite gewichen war, ſtürzte ſich mit ihm in die dichten Reihen der Feinde, ſuchte ihm den Vorſprung abzugewinnen und den Kampf mit Urſini ſelbſt zu beſtehen. Aber Sforza ſtürmte immer voran, ſein Schwert öffnete die Reihen, Alles wich vor der Rieſengeſtalt des Helden; da traf von hinten eine Streitaxt die Schiene ſeines Helmes, der Helmkragen ſprang auseinander, ein Römiſcher Edler, Graf Brandolino, gewahrte das, zielte mit feſter Fauſt auf dieſe Blöße, und während Sforza, den Hieb der

Streitaxt wenig beachtend, Alles vor ſich niederwarf, rannte Jener dem Helden die Spitze ſeiner Lanze tief in's Genick. Sforza taumelte, hielt ſich jedoch mit der Linken an dem Halſe ſeines Pferdes feſt, und ſeine Rechte brachte dem Feinde noch Tod und Verderben, während Antonio auf Urſini geſtoßen und mit dieſem im Kampfe begriffen war. Santoparente, der ſeinen Freund verwundet und von den Feinden umringt ſah, drang bis zu ihm, erfaßte die Zügel ſeines Roſſes, und trotz alles Widerſtrebens, riß er den Schwerverwundeten aus dem Gefechte. Aber in dieſem Augenblicke ertönte der laute Siegesruf der Feinde. Sforza flieht! hallte es durch die Lüfte. Antonio ſchaute ſich um, ſah ſeinen zweiten Vater verwundet das Schlachtfeld verlaſſen, ſah den Feind ihm nachjagen; da erfaßte ihn wilde Verzweiflung; er brach den Kampf mit Urſini ab, drängte ſich hinter die den Konnetable Verfolgenden und warf ſich mit den Wenigen, die er um ſich ſammeln konnte, unter dem lauten Feldruf: Sforza! Sforza! auf ſie. Sie ſtutzten, wandten ſich, der Jüngling drang in ihre Reihen und ſank, durch hundert Schwerter niedergeſchmettert, zu Boden; Sforza war gerettet.

Franzesco, dieſen Ausgang des Gefechtes von dem Augenblicke der Verrätherei Urſini's vorausſehend, hatte ſo viel als möglich ſeine Schaar dicht beiſammen gehalten, und als er jetzt Santoparente's und ſeines Vaters Flucht in der Ferne erblickte, ſah er, daß die Schlacht unwiederbringlich verloren und nur noch auf den Rückzug zu denken ſey. Auch Micheletto hatte ſich ſchon früher auf die Straße nach Orvietto gezogen und ſich dort hinter einem Hohlwege aufgeſtellt; zu ihm zog ſich Franzesco, jedoch nicht ohne Verluſt, da es ihm ſchwer wurde, das Gefecht abzubrechen. Das Fußvolk, unter Franzesco und Bartholo Attendolo, welches auch während des Gefechtes der Reiterei mit dem Angriffe auf Monte Fiascone eingehalten hatte, ſtellte ſich zur Vertheidigung des Geſchützes auf, deſſen Feuer den Feind im Verfolgen aufhielt. Aber endlich mußten auch ſie weichen, und wäre Franzesco nicht wieder vorgerückt, ſie aufzunehmen, ſo würde dieſer Theil des Fußvolkes gänzlich verloren geweſen ſeyn; ſo aber retteten ſich die Meiſten noch und ſchloſſen ſich an Micheletto an. Das ſämmtliche Geſchütz fiel in die Hände des Feindes, an 1000 Reiter waren getödtet, 1700 gefangen genommen, unter denen 40 Hauptleute; das Fußvolk hatte am wenigſten verloren.

Braccio, der die ruhige Haltung der geſchlagenen Feinde bewundern mußte, verfolgte die ſich Zurückziehenden nicht mit ſeiner ſonſt gewohnten Thätigkeit; er überließ es dem Urſini, neue Lorbeern zu pflücken, deſſen Eifer aber an dem Muthe Franzeſco's abprallte. So gelangte das geſchlagene Heer, nur wenig von dem Feinde beunruhigt, nach Orvietto, wo Santoparente den Befehl des Heeres, Micheletto den des Fußvolkes, Franzeſco den der ſämmtlichen Reiterei übernahm. Die beiden Brüder Attendolo aber, zwar nur leicht verwundet, begleiteten Sforza nach Florenz, wohin er ſich, trotz ſeiner Wunde, bringen ließ.

9.

Die Nachricht von der verlorenen Schlacht, der größeſten und blutigſten die je von Condottieris geſchlagen worden war, ſetzte ganz Italien in Bewegung, nur in Neapel, beſonders am Hofe, nahm man ſie gleichgiltig auf. Caracciolo freute ſich, daß es ihm gelungen war, Sforza mit einem Schlage zu demüthigen; denn nie, glaubte er, könne er ſich von dieſer Niederlage wieder erholen. Er dankte in einem verbindlichen Schreiben dem Urſini, daß er den von ihm angelegten Plan ſo meiſterhaft ausgeführt habe, und obgleich dem Legaten, welcher auf die Unterſtützung von Geld und Mannſchaft drang, die möglichſten Verſprechungen gethan wurden, ſo ging doch kein Goldſtück, keine Fahne zur Wieder-Inſtandſetzung des geſchlagenen Heeres ab. König Jakob, der in der Hülfe des Papſtes und ſelbſt in Sforza ſeine einzige Stütze verloren zu haben, und ſein Leben und ſeine Freiheit von Neuem gefährdet glaubte, verließ eines Tages den Pallaſt, beſtieg unter dem Vorwande, nach Procida eine Luſtfahrt zu machen, ein bereit gehaltenes Schiff, und Caracciolo, ſehr gut von ſeiner Abſicht unterrichtet, froh, ſich auch ſeiner entledigt zu ſehen, legte ihm keine Hinderniſſe in den Weg. Aber zu ſeinem Erſtaunen ſchiffte der König nicht, wie er geglaubt, nach Frankreich über, ſondern landete in Tarent, einer ihm als Eigenthum übergebenen Stadt. Dort wohnte die Witwe des verſtorbenen Königs Ladislaus, Maria, welche unter dem Volke und den Großen einen bedeutenden Anhang hatte, und welche Jakob mit dem Hofe unzufrieden glaubte. Er ſuchte Hülfe bei ihr, doch ſie verſagte ſie ihm, und er, von Allen verlaſſen, verkaufte ihr das Fürſtenthum Tarent und ſchiffte ſich nach Frankreich ein, wo er ſpäterhin in Beſançon im Kloſter der Franziskaner als — Mönch ſtarb.

Nun war Caracciolo von allen ſeinen Gegnern befreit und unumſchränkter Gebieter der Königin und des Reichs. Nur den Papſt fürchtete er noch und ſchmeichelte ihm deßhalb aber, da er die beiden Colonna's durch ſeine Freigebigkeit an ſich gefeſſelt hatte, glaubte er ſich auch hier ſicher geſtellt, beſonders da Martin der Fünfte ſeit der Nachricht von der Flucht des Königs, vielleicht auch durch die verlorene Schlacht von Viterbo nachgiebiger geworden, dem Legaten endlich den Befehl gab, die Königin zu krönen. Die Gelder, welche zur Wieder-Inſtandſetzung des Heeres ſo nothwendig geweſen wären, wurden nun zu dieſer Feierlichkeit verwendet, und kurze Zeit nach der Flucht des Königs ſah ſich Johanna mit der Krone geſchmückt.

Sforza lag indeſſen an ſeiner Wunde ſchwer darnieder, auch hatte ihn der Tod Antonio's hart getroffen. Braccio, von deſſen Verhältniſſe zu dem Konnetable unterrichtet, hatte ſo edel gehandelt, ihm die Leiche Antonio Vilani's nach Orvietto zu ſenden, von wo ſie Sforza nach Florenz bringen, ihn dort einbalſamiren und feierlich beſtatten ließ. Joſepha war ſeine Pflegerin, und ſo ſehr ihr auch Sforza's Schickſal zu Herzen ging, ſo ſehr ſie den Verluſt Antonio's beweinte, vermochte ſie doch, ihren Kummer in ſeiner Gegenwart zu unterdrücken, und heiterte das Gemüth des vom Schickſal hart Betroffenen durch die Beweiſe ihrer ſanften Liebe und durch ihre zarte Pflege oftmals auf.

Die verlorene Schlacht, die erſte, wodurch ſein Kriegerruhm gefährdet, ſein Heer zertrümmert war, hatte ihn tief gebeugt, aber nicht entmuthigt. Mit Ruhe und Faſſung überſah er ſeine Lage, gab die nöthigen Befehle zur Inſtandſetzung des Heeres, dem Braccio immer noch, wider Vermuthung, in Orvietto Ruhe gönnte, und ſandte ſeinen Sohn nach Mailand, um den Herzog, in deſſen Gunſt er ſtand, zu neuer Hülfe zu bewegen; er ſelbſt war in Florenz thätig. Zwar fand er Gurello Origlia nicht mehr dort, indem dieſer ſich nach Neapel begeben hatte, um ſich, wo möglich, für ſeinen Sohn zu verwenden. Aber doch hatte er gleich, nachdem er den Ausgang der Schlacht erfahren, die nöthigen Anſtalten getroffen, daß Sforza eine bedeutende Summe ausgezahlt wurde und ſich bei den Mediceern für ihn verwandt. Cosmus Medicis ſchoß auch dem Konnetable bedeutende Summen vor, und bald durchzogen Sforza's Werber mit gefülltem Seckel die nördlichen Provinzen Italiens, und haufenweiſe ſtrömte das Volk zu ſeinen Fahnen. Der Papſt, von Natur geizig, ſuchte ihm zwar durch ſeinen Einfluß

Hülfe von Neapel zu verſchaffen, öffnete jedoch ſeine Schatzkammer nicht, obgleich der Krieg nur ſeinetwegen geführt wurde, und vertröſtete Sforza von einem Tage zum andern mit der verſprochenen Hülfe an Geld und Mannſchaft, die aber nie aus Neapel eintraf; endlich zahlte er ihm eine unbedeutende Summe.

10.

Bei der Nachricht von Sforza's Verwundung und Antonio's Tode, hatten Katharina und Margaritta ſchnell Neapel verlaſſen und ſich auf die Reiſe nach Florenz begeben, wo ſie nach manchen überſtandenen Gefahren glücklich ankamen. Sie fanden Sforza noch auf ſeinem Krankenlager und neben ihm Joſepha, welche bei ihrem Eintreten auf Margaritta zuſtürzte und unter Thränen ſie in ihre Arme ſchloß. Margaritta erwiederte zwar der Mutter Zärtlichkeit, ſchwieg aber bei ihren Klagen, und als ſie dem Vater ihre Hand reichte und dieſer mit dem Ausrufe: Mein armes Kind! ſie an ſich zog, drang zwar eine Thräne in ihr Auge, aber ihr Antlitz blieb unumwölkt, als ob ſie den Verluſt ihres Geliebten nicht fühle.

Du erſchreckſt mich, Margaritta! ſagte Sforza: Iſt denn alles Gefühl aus Deiner Bruſt verbannt? Geh' in die Kirche des heiligen Franziscus, dort wirſt Du ihn finden; ein einfacher Sarg verſchließt das, was Dir das Theuerſte auf Erden war. Dringt auch da keine Klage, kein Seufzer aus Deiner Bruſt, nun, dann wappne ſie mit Stahl und biete ſie der Lanze und dem Schwerte dar; mir ſoll es gleich ſeyn.

Laß die Arme! raunte ihm Katharina leiſe zu: Ihr Schmerz iſt tief, wenn auch ſtumm.

Katharina, begann jetzt der Konnetable, ihre Hand faſſend: hier ſteht Joſepha, von der ich mit Dir ſo oft geſprochen; es iſt Margaritta's Mutter, ein braves, edles Weib. Reiche ihr freundlich Deine Hand und ſag' ihr ein trauliches Wort, damit ſie Dir ohne Zagen nahen kann.

Seyd mir willkommen, Joſepha! ſprach Sforza's Gattin mit dem Zauberton, der ihr alle Herzen zu eigen machte: Seyd mir herzlich willkommen, Freundin meines Gemahles aus jenen

Tagen, wo er noch nicht in der Liebe Glück ſein Paradies zu finden glaubte. Ich reiche Euch von Herzen die Hand. — Joſepha ergriff die Dargereichte raſch und preßte ſie an ihre Lippen.

Nicht ſo, Joſepha! ſprach Katharina, ſie ſanft an ſich ziehend: Wir haben uns Beide einen Platz in ſeinem Herzen errungen, und wie dort, ſo müſſen wir auch hier neben einander ſtehen. Ihr habt in den Stürmen des Lebens, nach ſchwerer, harter Prüfung Euer Herz bewahrt und es rein erhalten; Ihr habt, ſo wie mir mein Gemahl oft erzählte, mit ſanfter Ergebung ſeine Härte und Euer Unglück erduldet, waret ihm jetzt liebende Pflegerin und ſeyd ſeines Kindes Mutter, eines Kindes, das mir ſo werth und theuer geworden iſt; das alles gibt Euch ein Recht auf mein Herz. Vergeßt, daß der Stand uns trennt, vergeßt, daß Euch die Liebe zu Sforza fehlen ließ und nahet mir mit offenem Zutrauen und herzlicher Liebe. Während Ihr an dem Krankenlager meines Gatten ſorgtet, ihm ſeine Kiſſen rücktet, ſeine Schmerzen linderter, habe ich die Thränen Eures Kindes getrocknet; jetzt thun wir dieß alles gemeinſchaftlich.

Ja, Mutter, nahm Margaritta das Wort: mich hat Gott einem Engel zugeführt, einem Engel an Tugend und Milde. Verehrt ſie wie eine Heilige, aber liebt ſie auch wie eine Schweſter.

Edle Frau, ſagte Joſepha: meine Achtung, meine Verehrung habe ich Euch ſchon lange gezollt; meine Dankbarkeit vermag das betrübte Mutterherz nicht auszuſprechen und meine Liebe — uns trennt ſo Manches! Es iſt zwiſchen Euch und mir eine ſo weite Kluft; vielleicht zieht mich Eure Sanftmuth, Eure Güte hinüber; jetzt aber fühle ich noch nicht den Muth in mir, es zu wagen, denn Ihr ſteht zu hoch über mir. Erlaubt deßhalb, daß ich in beſcheidener Entfernung von Euch bleibe und Euch, der Heiligen, die dienende Schweſter ſey.

Mutter, raunte ihr jetzt Margaritta zu: der Vater hat ſicher mit ſeiner Gattin über ſo manches Wichtige zu reden; wir wollen uns entfernen. Kommt, führt mich zu Antonio's Grabe.

Willſt Du mich ſchon verlaſſen? fragte Sforza die Wegeilende.

Laß ſie! unterbrach ihn Katharina: Es zieht ſie nach ihm, laß ſie nur hin wo er ruht.

Margaritta entfernte ſich mit ihrer Mutter und ging nach der Franziskaner-Kirche. Als ſie die hohen Hallen des Gotteshauſes betraten, der Glöckner das Gewölbe öffnete, in welchem die ſterbliche Hülle Antonio Vilani's beigeſetzt war, Margaritta hinunterblickte und die kalte Todtenluft ſie anwehte, erbleichte ſie, wandte ſich ſchnell, eilte nach einem Altar, über welchem ein Bild der Mater dolorosa hing, warf ſich auf die Stufen nieder und betete. Als ſie ihr Gebet beendet, kehrte ſie geſtärkt zu der Mutter zurück und ſchritt mit Muth und Faſſung die Stufen hinab.

Sein Körper iſt einbalſamirt? fragte ſie jetzt: Cosmus Medicis hat die Specereien dazu geſandt, wie ich vernommen. — Der Glöckner bejahete es. — So öffnet den Sarg, daß ich ihn noch einmal ſehe! —

Klopfet nicht an die Pforte des Todes! ſagte der alte Diener des Gotteshauſes ernſt: Gönnt den Todten ihren Schlummer.

Sein Schlaf iſt tief, antwortete Margaritta: meine Seufzer, meine Klagen werden ihn nicht ſtören, meine Thränen ihn nicht erwecken. Oeffnet!

Auch die Mutter bat, aber ſie beſtand auf ihrem Willen. — Der Glöckner zögerte. — Alter Mann, ſprach ſie: Ihr meint es gut mit mir, wollt mir einen ſchmerzlichen Anblick erſparen; aber ich ſah ihn ja ſchon ſo oft in meinen unruhigen Träumen, bleich, entſtellt, ſein Geſicht von Wunden zerfetzt; laßt mich ihn auch ſehen, wie ihn der Tod gebettet hat. Oeffnet den Sarg; mir ward unter den Lebenden der Muth! auch unter den Todten wird er mich nicht verlaſſen!

Schweigend, die Jungfrau anſtaunend, welche mit männlicher Faſſung an dem Sarge ihres Bräutigams ſtand, öffnete ihn der Glöckner, hob den Deckel ab, und als er das Leichentuch, welches den Todten bedeckte, zurückſchlagen wollte, rief Margaritta unwillkührlich: Haltet ein! — Verwundert ſah ſie der Alte an, die Mutter erfaßte ihre Hand, wollte ſie von dem Orte der Schrecken wegziehen; ſie aber ſagte lächelnd: Bangt nicht für mich, ich fürchte ſeinen Anblick nicht, ich wollte nur noch einmal ſein Bild ſo recht lebendig in mir auffaſſen, ſein liebes Bild, wie er oftmals vor mir ſtand, wenn die Liebe wild und doch ſo ſanft aus ſeinem Auge auf mich ſtrahlte, ich wollte dieß ſchöne Bild recht feſt halten, damit ſein Anblick es mir nicht vielleicht für immer verwiſchen möchte. Schlagt das Tuch zurück! befahlt ſie jetzt: Zeige Dich mir, Antonio, zeige Dich, mir werth im Tode wie im Leben! — Starr blickte ihr Auge auf den Entſchlafenen, thränenlos, aber brennend, ſchaute es hin. — Keine Spur mehr des holden, ſchönen Angeſichts! Von der Feinde Schwertern zerfetzt und entſtellt, gleicht es keinem menſchlichen Antlitz, und doch erkenn' ich Dich wieder, Antonio! rief ſie, dem Sarge näher tretend: doch ſpricht auch aus Deinem geſchloſſenen Auge die treue, unwandelbare Liebe zu mir. Ach! und die Hand, welche ſo oft die meine drückte, die treue Rechte, ſie liegt abgehauen neben Dir, die feindliche Lanze durchbohrte das Herz, das nur für mich ſchlug, und Deine Margaritta war ſo fern, Du wollteſt nicht, daß ſie mit Dir in den Kampf zöge, ſie konnte Dich nicht ſchützen — nicht mit Dir ſterben! Schlaf' wohl, ſchlaf' ſanft, bald bin ich bei Dir! — Sie beugte ſich über ihn und preßte mit Heftigkeit ihre Lippen auf die ſeinen. — Hüllt ihn wieder ein! ſprach ſie dann: Gute Nacht, Antonio! — Dieß ſagend, wandte ſie ſich, ſchritt die Stufen des Gewölbes hinauf, und als der Deckel des Sarges tönend ſich ſchloß, ſeufzte ſie tief auf. — Nun iſt Alles dahin! ſprach ſie dumpf vor ſich und ſchritt wieder zu dem Altare der Schmerzenmutter. Hier kniete ſie nieder. Heilige! betete ſie: haſt Du es ſchmerzlich empfunden, als Du den Sohn verloreſt, ſo fühleſt Du auch die Schmerzen einer unglücklich Liebenden, welcher der Tod den Geliebten in der Blüthe ſeines Lebens nahm. Sey barmherzig, erhöre mein Gebet, Heilige! Sende einen Deiner Engel zu mir, aber keinen der lichten Seraphe — den Todesengel ſende, daß ſein Pfeil mich treffe und mich wieder mit ihm vereine. Laß mein gebrochenes Herz nicht lange bluten. Gnadenreiche! ſchenke mir einen baldigen, einen ſchnellen Tod!

Mutter! ſprach ſie, als ſie eben das Gotteshaus verließen: Die Heilige hat mein Gebet erhört, ſie winkte mir freundlich zu und drückte das Schwert und den Dolch tiefer in ihre Bruſt; ſie hat meinen Schmerz gefühlt.

Kind, bat die Mutter: frevle nicht! Ergib

Dich

Dich in Demuth dem Schickſal und dulde, was Tauſende dulden müſſen. Ach! wenn der Tod den Geliebten von uns reißt, das iſt noch nicht das Schmerzlichſte, aber wenn es die Untreue that — doch, laß uns heim gehen! Vielleicht findeſt Du an meiner und Katharina's Bruſt die Thränen wieder, ſie ſind ein lindernder Quell, der mir nur zu oft verſiegte.

Sie kehrten nun nach Hauſe zurück. Aber ſelbſt Katharina's ſanftes Wort konnte die Quelle nicht öffnen, nur in der Gegenwart des Vaters ſchien ſie freundlich. War ſie aber bei der Mutter, dann überließ ſie ſich ganz ihrem Schmerze.

II.

Die Hülfe von Neapel blieb immer noch aus, und ſtatt Geld und Soldaten ſandte Caracciolo nur Verſicherungen ſeiner Ergebenheit und leere Verſprechungen und ſo wurde es Sforza leicht, den Papſt zu überzeugen, daß Caracciolo Seine Heiligkeit nicht mit Ernſt unterſtützen, ſondern ihn immer nur von ſich abhängig machen, ihn, Sforza, aber verderben wolle; jedoch konnte er den Papſt zu keinem entſcheidenden Schritte vermögen. Dieſer, welcher der Königin in Betreff ſeiner Familie ſo ſehr verpflichtet, und dem die Ausſicht, den Colonna's ein glänzendes Loos in Neapel zu verſchaffen, zu lockend war, konnte und wollte nicht öffentlich mit Johanna brechen und ſuchte ihre Freigebigkeit für ſeine Verwandten ſo lange als möglich zu benutzen. Da aber Sforza ſah, daß ſein Einfluß in Neapel verloren ſey, Caracciolo ihm durch Urban's und Conſtanzens willkührliche Gefangenſetzung offenbar zeigte, daß er ſein Feind ſeyn wolle, und der Papſt nicht Mittel und guten Willen genug hatte, ihm, wie er es verlangen konnte, beizuſtehen, ſo dachte er auf andere Mittel, ſeinen Einfluß und ſeine Macht in Neapel zu behaupten. Die alte Liebe zu dem Hauſe Anjou war in ihm erwacht, er ſchrieb an König Ludwig und überſandte ihm Briefe von einer bedeutenden Anzahl Barone, welche ihn einluden, Beſitz von dem ihm, dem Erbrechte nach, gehörigen Königreiche zu machen und verſprach ihm mit ſeinem Heere alle nur mögliche Hülfe. Der Papſt, um doch einen Schritt für Sforza und Ludwig von Anjou zu thun, ließ bei Gelegenheit der Krönung Johanna's eine Bulle ausfertigen, worin er die Rechte des Hauſes Anjou auf den Thron von Neapel verwahrte und in beſtimmten Ausdrücken ſagte, daß dieſe Krönung nicht zum Nachtheil des Hauſes Anjou geſchehen ſey: er behauptete ſogar, daß dieſe in ihrer völligen Kraft erhalten werden und, im Fall die Königin Johanna ohne männliche Nachkommen ſterben, das Reich Ludwig von Anjou zufallen ſolle. — Ludwig, ſchon lange von unzufriedenen Neapolitaniſchen Großen, die ſeinem Hauſe anhingen, eingeladen, mit gewaffneter Hand nach Neapel zu kommen, ergriff dieſe Gelegenheit mit Freuden, ernannte Sforza zu ſeinem Vice-König und Groß-Konnetable und ſandte ihm 30,000 Dukaten, ſein Heer in Stand zu ſetzen. Mit dieſem Gelde gelang es ihm auch bald, ſeinen Fahnen den alten Glanz wieder zu verſchaffen, und da er von ſeinen Wunden völlig geheilt war und ſelbſt von Braccio nichts zu fürchten hatte, der, zufrieden, daß Sforza ihn in Rom ruhig ließ und gegen Neapel zog, ihn auf ſeinem Marſch nicht beunruhigen zu wollen verſprochen hatte, machte er alle Anſtalten, zu ſeinem wieder bei Arezzo verſammelten Heere zu gehen; Katharina, Margaritta und Joſepha beſchloß er in Florenz zurück zu laſſen.

Aber Margaritta war, trotz Sforza's Vorſtellung, trotz der Bitten ihrer Mutter nicht zu bewegen, unthätig in Florenz zu bleiben. Selbſt Katharina's warnende Stimme hielt ſie nicht zurück; die Zeit, wo ſie ihrem Geliebten verſprochen, keinen Panzer umzuſchnallen, kein Schwert zu führen, war verfloſſen; ſie mahnte ihren Vater an ſein gegebenes Wort und beſtand feſt auf ihrem Willen. Es war nicht, wie ſonſt, die wilde Kriegluſt, welche ſie dazu bewog, es war Verzweiflung, die ſie hinaus trieb; vielleicht hoffte ſie auch den Tod zu finden, da ihr das Leben jetzt eine Bürde war, doch erwähnte ſie dieß nie. — Ihr habt mich zurückgehalten, meinem Geliebten in den Kampf zu folgen, ſprach ſie: laßt mich wenigſtens den Vater begleiten, wer weiß, wozu ich ihm nützlich ſeyn kann. — Sforza, ſeinem gegebenen Worte treu, konnte ihr die Erlaubniß nicht verſagen, und nach ſchmerzlicher Trennung von ihrer Mutter und Katharina begleitete ſie den Vater auf ſeinem neuen Zuge nach Neapel.

Die Nachricht von dem Anrücken Sforza's ſetzte ganz Neapel in Bewegung. Der Seneſchall, dieß wohl vorausſehend, hatte ſchon früher Maßregeln dagegen getroffen; die Colonna's und Chriſtoph von Gaeta mußten in der Stille Soldaten werben, Franzesco Urſini war von ihm wieder in den Dienſt der Königin genommen, aus dem er wohl eigentlich nie getreten war, und ſchon früher mit 4000 Mann in Neapel eingerückt. Auch ließ er die Stadt auf längere Zeit reichlich mit Lebensmitteln verſehen; zugleich bat er den Papſt, von dem er nicht ahnte, daß er ſelbſt zu dieſer Feindſeligkeit die Hand geboten, um Hülfe, ſchickte aus gleichen Urſachen einen Abgeſandten nach Venedig und an den König von Aragonien und Sicilien, Alphons, der in dieſem Augenblicke in einem Unternehmen gegen Corſika begriffen war. Dieſen mächtigen Fürſten ganz für ſich zu gewinnen, machte ihm Johanna den Vorſchlag, ihn als ihren Sohn anzunehmen und ihm dadurch die Nachfolge im Reiche zu verſichern.

Während Ludwig von Anjou in der Provence Heer und Flotte in Stand ſetzte, rückte Sforza, auf ſich allein vertrauend, mit ſeinem 12,000 Mann ſtarken Heere ungehindert gegen die Abruzzo's vor. Bei Civitella del Tronto, dem erſten bedeutenden Orte angelangt, ſandte er der Königin das Schwert des Konnetables und den Banner der Familie Durazzo mit einem Schreiben zurück, in welchem er feierlich erklärte, daß er nicht, um ſie perſönlich zu beleidigen, in den Dienſt König Ludwigs getreten ſey, ſondern bloß um die ihm vom Großſeneſchall zugefügten Beleidigungen zu rächen. Würde ſie daher dieſen von ſich entfernen, ſeinem Freund Urban Origlia und ſeiner Nichte die Freiheit wieder geben, auch dem König Ludwig die Thronfolge nach ihrem Tode zuſichern, ſo würde ſie an ihm und ſeinem neuen Heere den treueſten Diener und Bundesgenoſſen finden.

Sforza wußte ſehr gut, daß dieß Schreiben ohne Wirkung bleiben würde. Caracciolo regierte die Königin ſo unumſchränkt wie das Reich, und die Gefahr war noch zu entfernt, als daß er ſich zum zweiten Male hätte verbannen ſollen. Jedoch ganz ohne Folgen blieb es nicht. Johanna, ihr Unrecht einſehend, wohl auch durch das Andenken an Pandolfello, der ihr immer noch theuer war, vielleicht auch durch die noch nicht ganz unterdrückte geheime Neigung für Urban bewogen, beſtand auf deſſen Freiheit, und ſo ſehr auch der Seneſchall alle Mittel anwendete, ſich ihrem Willen entgegen zu ſetzen, ſo blieb ſie dennoch feſt, und erwiederte auf Caracciolo's geäußerten Verdacht: daß es ihr bloß darum zu thun ſey, ihre Verbindung mit Urban von Neuem anzuknüpfen, daß dieſer mit ſeiner Gattin ſogleich Neapel verlaſſen und ſie ihn nie wiederſehen wolle. Dieſes Verſprechen gab ſie vielleicht mehr Conſtanzens als Urban's wegen, da ſie von ihrer Trennung im Gefängniß mochte gehört und daraus Verdacht geſchöpft haben.

Urban ſowohl als ſeine Gemahlin erhielten am folgenden Tage ihre Freiheit, jedoch mit dem ausdrücklichen Befehl, ſich nach wenigen Tagen von Neapel zu entfernen, bis dahin ihre

Wohnung nicht zu verlaſſen und der Königin nicht vor die Augen zu treten.

Während dem war Sforza immer weiter vorgerückt und vor Neapel angekommen, wo er ſich auf der Straße nach Acerra lagerte. Da er aber die Stadt in zu gutem Vertheidigungſtande fand, ſein Heer nicht viel ſtärker als die Beſatzung war, er auch nur wenig auf die Hülfe der Bürger rechnen zu können glaubte, ſo begnügte er ſich, wie er ſchon oftmal gethan, die Gegend und die Stadt zu verwüſten und ihr die Lebensmittel abzuſchneiden. So erwartete er mit Sehnſucht die Ankunft König Ludwigs, von welchem er Nachricht hatte, daß er unter Segel gegangen war.

Die Nähe Sforza's hinderte jedoch den Großſeneſchall nicht an der Ausführung ſeines Vorhabens. Das zu bewerkſtelligen, ſtellte er der Königin vor, Urban nicht, ohne ihn geſehen und geſprochen und ihn ihrer ferneren Gnade verſichert zu haben, aus Neapel ziehen zu laſſen und ihn zum Unterhändler mit Sforza zu gebrauchen. Um die Origlia's, die ſeit mehreren Jahren bedeutende Beſitzungen in Neapel erworben und durch ihren Reichthum ein bedeutendes Geſchlecht geworden waren, zu beruhigen, ſollte dieß öffentlich geſchehen und Urban zur Tafel geladen werden. Die Königin, hierin einen Fallſtrick ihres Seneſchalls fürchtend, willigte nur ungern ein, war jedoch nicht zu bewegen, daß es an einem Tage geſchehen ſolle, wo der Hof um ſie verſammelt war; ſie wollte ihn nur in Gegenwart Caracciolo's und Einiger ihrer Vertranteſten ſehen, und ſo erhielt denn Urban den Befehl, ſich am andern Tage um die gewöhnliche Stunde des Mittagmahles bei der Königin einzufinden.

Urban, noch mehr Conſtanze, waren nicht wenig über dieſen Befehl betroffen, den ſie kurz vor ihrer Abreiſe erhielten. Conſtanze, immer nur in eine trübe Zukunft ſehend, ahnete Verrath, Urban aber, immer noch von ſeinem thörigen Ehrgeize geſpornt, ſchloß wohl ganz richtig, daß, wenn eine feindliche Abſicht dieſer Einladung zum Grunde läge, man dieſe eher im Kerker, als im Pallaſte hätte ausführen können.

Demungeachtet trennte ſich Conſtanze nur mit Wehmuth von ihm; es war ihr, als ob ſie ihn nie wieder ſehen ſollte, und ſo ſehr ſie ſich auch zu faſſen ſuchte, war es ihr doch nicht möglich, ihre Unruhe zu verbergen, als Urban ihr Lebewohl ſagte.

Sie ſank in ſeine Arme, bat ihn mit Thränen im Blicke, jedes Wort, was er ſagen würde, genau abzuwägen und ſich nicht von ſeinem Stolz und ſeinem Feuer hinreißen zu laſſen. Urban verſprach es, verließ die Gattin und betrat, von Conſtanzens Warnung aufgeregt, nicht ohne eine gewiſſe Furcht den Pallaſt.

In dem Kabinet der Königin fand Urban außer Caracciolo noch Ludwig Colonna. Die Königin empfing ihn freundlich, verwieß ihm jedoch mit Schonung, daß er es damals gewagt habe, in dem Schloſſe von ihrem erſten Diener blutige Rechenſchaft zu fordern; ſie wollte ihn bedeuten, daß er dadurch den Burgfrieden gebrochen und ſich die Strafe des Gefängniſſes ſelbſt zugezogen habe. Jetzt wünſche ich, ſprach ſie: oder verlange es vielmehr, daß Ihr in meiner Gegenwart dem Großſeneſchall die Hand zur Verſöhnung bietet. — Urban ſchien dieſen Befehl nicht beachten zu wollen. — Auch erſuche ich Euch, fuhr die Königin fort, der dieß nicht entging: dem Sforza in meinem Namen zu ſagen, daß es jetzt noch Zeit ſey, meine Verzeihung zu erlangen, daß ich ihm die Rückkehr zu ſeiner Pflicht königlich belohnen und ihm zum Beweiſe meiner Gnade die Stadt Trani verleihen wolle.

Urban verneigte ſich ohne etwas zu erwiedern.

Was ſoll die ſtumme Sprache? fuhr Johanna unmuthig auf: Habt Ihr für Eure Königin keine Worte?

Hoheit! erwiederte Urban: was könnt' ich Euch ſagen? Euch für die Entlaſſung aus meinem Kerker danken? — Ihr habt bloß ein Unrecht wieder gut gemacht. Dem Manne zur Verſöhnung die Hand bieten, der, indem er ſelbſt Euer Vertrauen hinterging, den empfindlichſten Theil meiner Ehre verletzte? Das vermag, das will ich nicht! Meinen väterlichen Freund Sforza durch eine Verheißung überliſten, die, ſo lange der Seneſchall an Eurer Seite ſteht, nie redlich gemeint iſt, darf ich das?

Eure Worte ſind ſehr ſcharf, Herr Kämmerer, und eignen ſich nicht für das Ohr Eurer Königin! nahm Ludwig Colonna das Wort: Ich ſollte glauben, die Neapolitaniſchen Edlen hätten mehr Achtung und Unterwürfigkeit für ihre Monarchin.

Fürſt von Salerno, erwiederte Urban, dem das Blut ſchon raſcher durch die Adern zu rinnen begann: Ihr ſeyd noch zu ſehr Fremdling in dieſem Lande, um die Rechte der Edlen Neapels zu kennen; unter dieſe Rechte gehört auch, ſich mit Freimuth, ſelbſt gegen ſeinen Beherrſcher, vertheidigen und den unberufenen Lehrmeiſter züchtigen zu können!

Laßt, ſagte Caracciolo, Colonna zurückhaltend: wir ſtehen vor den Augen der Königin und wollen nicht in gleichen Fehler mit dieſem Heftigen verfallen. Ich kenne den Kämmerer, er iſt leicht aufgereizt.

Urban ſah, ſtatt zu antworten, verächtlich auf den Seneſchall, der dieſen Blick voll Verachtung hohnlächelnd erwiederte. Die Königin aber, welcher Urban's Lage leid thun mochte, benutzte einen Augenblick, wo ſie nicht bemerkt würde, ihm freundlich beruhigend zuzunicken.

So nahte die Stunde der Tafel. Außer der Königin war nur die Herzogin von Seſſa, ihre

Vertraute, Ludwig Colonna und der Großſeneſchall zugegen. Urban erhielt den Platz zwiſchen Johanna und der Herzogin, wahrſcheinlich, um ihn von den Männern zu entfernen.

Das Geſpräch berührte nur allgemeine Gegenſtände; die Königin verlangte noch einmal von Origlia, ſeinen Einfluß auf Sforza dahin zu benutzen, daß er die Feindſeligkeiten einſtellen und jede Verbindung mit Ludwig von Anjou aufheben ſolle. Urban wich einer beſtimmten Antwort aus, ohne jedoch der Königin im Mindeſten etwas Unangenehmes zu ſagen und ſchien überhaupt weit mehr Rückſichten zu nehmen, als er vorher gethan. Die Herzogin von Seſſa unterhielt ſich viel mit ihm, doch wußte Urban recht wohl, daß es bloß geſchehe, dem Seneſchall dadurch wehe zu thun. Dieſer war der Heiterſte an der Tafel, denn während die Königin oft nachdenkend zu ſeyn ſchien und Colonna die Andern mit ſeinem ernſten Auge beobachtete, überließ er ſich der frohen Laune, leerte einen Becher nach dem andern, vermied jedes Geſpräch mit Origlia, ſah manchmal hohnlächelnd auf die

Herzogin von Seſſa und ſetzte die Königin durch dieſes Betragen in nicht geringe Verlegenheit.

Nachdem das Mittagmahl faſt beendet war, wandte er ſich endlich an Urban. Ihr wollt uns verlaſſen, ſagte er: und ſchon morgen, wie ich vernahm; Ihr geht nach Florenz? — Urban erwiederte auf alle dieſe Fragen nichts. — Ich bitte Euch, fuhr Jener fort: mich Seiner Heiligkeit zu empfehlen und ihm die Verſicherung zu geben, daß alle ſeine Wünſche, die ich ſtets für Befehl erkenne, eheſtens erfüllt werden ſollen. Euch aber, der Ihr, wie ich glauben muß, mit feindlichen Geſinnungen von mir geht, biete ich hiermit die Hand zur Verſöhnung. Unter Männern, denen die Geſchäfte des Staats obliegen, fallen oft Zwiſtigkeiten vor, die mit der Perſon nichts gemein haben. Beurtheilt mein Benehmen gegen Euch von dieſer Seite und laßt uns als Freunde ſcheiden. — Mundſchenk! rief er, ehe noch Urban auf dieſe ſonderbare Anrede etwas entgegnen konnte: füllt friſche Becher mit Cyperwein, daß wir ſie auf die baldige Wiederkehr des würdigen Origlia leeren.

Groß ſeneſchall, erwiederte Urban, während der Mundſchenk beſchäftigt war die Befehle des Seneſchalls auszuführen: hier iſt nicht der Ort, Euch ſo zu antworten wie ich wohl ſollte; die Gegenwart der Königin verbietet mir es, doch wird es mir erlaubt ſeyn, Euch zu ſagen, daß wir Beide unmöglich als Freunde ſcheiden können.

Warum wäre das unmöglich? fragte die Königin.

Erlaßt mir die Antwort, Hoheit! erwiederte Urban mit Stolz.

Indem kredenzte der Mundſchenk der Königin den Becher; dann brachte er der Herzogin von Seſſa einen künſtlich gearbeiteten, auch den Andern reichte er die gefüllten, Urban erhielt den ſeinen zuletzt. Dieſer dankte und verweigerte, ihn anzunehmen. Warum ſoll ich auf baldige Rückkehr trinken? ſagte er ernſt, während der Mundſchenk harrend hinter ihm ſtand: Ihr wünſcht meine Rückkehr nicht, Seneſchall, und wünſchte ſie die Königin, warum hätte ſie mir den Befehl gegeben, mich von Neapel zu entfernen?

Trinkt nur, Herr Kämmerer, unterbrach ihn die Herzogin lächelnd: die Worte des Großſeneſchalls werden den Wein nicht vergiftet haben.

Denkt, Ihr tränkt auf ſchnelle Entfernung, die ihm wahrſcheinlich lieber iſt.

Die Königin ſchien über dieſe Worte empfindlich, Caracciolo jedoch lächelte. Wenn Ihr Herrn Origlia den Becher reichen wolltet, Hoheit, ſagte er mit Bedeutung zur Königin: ſo würde er ihn gewiß wenigſtens auf Euer Wohl mit Freuden leeren.

Ja, rief Urban, ſich vergeſſend: ja, Herr Seneſchall, auf das Wohl meiner Königin trink' ich ihn mit Freuden.

Die Königin ergriff in dieſem Augenblicke den Becher und reichte ihn Urban mit den Worten: So trinkt auf mein und Euer Wohl!

Wohl bekomm' es Euch! ſagte der Seneſchall höhniſch, während Urban den Becher bis auf den letzten Tropfen leerte: Ihr zeigt durch dieſen Trunk, daß Ihr bis an Euern Tod ein treuer Anhänger Eurer Königin ſeyd. Wohl bekomm' es Euch!

Johanna, fürchtend, die Gemüther möchten ſich durch dieſe Reden erhitzen, hob ſchnell die Tafel auf, und als Urban ſich ihr empfahl und ſie ihm zum Abſchied die Hand reichte, zeigte ihm

ihm ein leiſer Druck, daß ſie auch jetzt noch wohlwollend gegen ihn geſinnt ſey.

12.

Als Urban in ſeine Wohnung zurückkehrte, fand er Conſtanze in unbeſchreiblicher Angſt, ſeiner harrend. Hochbeglückt, ihn wieder in ihre Arme ſchließen zu können, eilte ſie ihrem Gemahl entgegen, und drückte ihn ſo innig an ihre Bruſt, als ob ſie jahrelang von ihm getrennt geweſen wäre, und als ihr Urban ſagte: „Morgen verlaſſen wir Neapel, meine Laufbahn iſt hier vollendet!“ jauchzte ſie laut auf und eilte fort, ſchnell Alles zur Reiſe zu ordnen.

Aber Urban theilte ihre Freude nicht; ſein Stolz, ſeine Eitelkeit war gekränkt, er theilte nicht die Freude ſeiner Gattin, die in ihrer baldigen Abreiſe das Ziel ihrer Ruhe zu erreichen glaubte; auch trieb ihn eine ſonderbare Unruhe von Zimmer zu Zimmer und endlich auf den Söller. Hier ſchaute er über's Meer nach der ſinkenden Sonne, welche im Untertauchen ihr goldenes Haar glühend über die dunkeln Wellen breitete. Conſtanze trat jetzt zu ihm, ſetzte ſich an ſeine Seite und ihr Auge ſah, gleich dem ſeinen, wehmuthvoll auf das herrliche Schauſpiel, welches ſie hier vielleicht zum letzten Male ſehen ſollten. Je tiefer die Sonne ſich ſenkte, deſto glühender wurden ihre Strahlen, jetzt ſank ſie ganz in ihr Wellenbette und die am fernen Horizonte dahin ziehenden Wolken waren, als ſie ſchon lange zur Ruhe gegangen, noch von ihrem Wiederſcheine vergoldet, die Wellen wogten noch glühend, wie die Flammen des rauchenden Veſuvs, bis die Gluth zu falbem Dämmerſchein ward und die Nacht ihren dunkeln Mantel über ſie breitete.

Sinkſt Du, ſchönes Licht des Tages, ſprach Urban, von dieſem Schauſpiel ergriffen: ſo rötheſt Du noch im Scheiden den Himmel und die blauen Fluthen, und biſt Du auch ſchon heimgegangen, läßt Du noch lange Deinen Glanz zurück. — Nicht ſo der Menſch! Er ſinkt, und ſein Glanz iſt dahin!

Iſt es mir doch, Conſtanze, fuhr Urban, ſich den kalten Schweiß von der Stirne wiſchend, nach ernſtem Schweigen fort: als ob ich heute auch ſo untergehen müßte, wie jene Sonne, von deren Glanze nun auch kein Strahl mehr übrig iſt, während der Veſuv jetzt erſt in voller zürnender Kraft ſeine Flammen wirbelnd emporſteigen läßt und, der Nacht ſpottend, ihre Dunkelheit erhellt. — Mir iſt ſo ſonderbar ängſtlich zu Muthe, eine unbeſchreibliche Unruhe treibt mich umher und läßt mich nirgend weilen, der Angſtſchweiß perlt auf meiner Stirne. — Conſtanze, raunte er ihr zu: ich glaube — ich bin vergiftet.

Wie vom Blitz getroffen ſank ſie bei dieſen Worten zu Boden und kaum vermochte Urban, ſie aufzuheben und in das Zimmer zu tragen, ſo ſchwach fühlte er ſich ſchon. Hier erholte ſie ſich jedoch bald wieder, ihr Auge traf den Gatten, der, als habe des Todes Fittig ihn ſchon mit Grabesluft angeweht, erbleicht neben ihr ſtand.

Sorge nicht für mich, ſagte ſie ſanft: denke nur an Dich, mein Gemahl, vielleicht iſt noch Rettung möglich, vielleicht widerſteht die Kraft Deiner Jugend dem tödtenden Gifte — und wäre es nicht, müßteſt Du ſterben! — Gott! rief ſie und ſank auf ihre Kniee: Was hab' ich Arme denn gethan, daß Du mich ſo furchtbar ſtrafeſt; was hab' ich verbrochen, daß Du ſo ſtrenges Gericht über mich hältſt? — Ach! das Herz einer Tochter iſt ja dem Schmerze geöffnet und der Verzweiflung, wenn ſie unter dem Rade knieet, auf welches der Vater geflochten iſt. Den Worten, welche die Verzweiflung ausſtieß, mußte Deine Barmherzigkeit ihr Ohr verſchließen. — Warum, Du Allmächtiger, gabſt Du dem finſtern Schickſale die Macht über mein Leben, warum gabſt Du ſie nicht dem Tode, es zu enden?

Mäßige Deinen Schmerz, Conſtanze! bat Urban: Frevle nicht und gib Dich nicht noch einmal der Verzweiflung hin! Sende nach einem Arzt und nach einem Prieſter. Iſt noch Rettung da, will ich ſie ergreifen, wo nicht, will ich mich zu der langen Reiſe bereiten und muthig ſterben, wie ich gelebt habe.

Conſtanze eilte hinaus, Arzt und Prieſter rufen zu laſſen.

Als ſie wieder eintrat und ſich ſtürmiſch an ſeine Bruſt warf, ſuchte er ſie zu beruhigen. — Aber plötzlich riß ſie ſich los.

Wer gab Dir das Gift? rief ſie, und ihr Auge ſtarrte wild.

Kannſt Du noch fragen? erwiederte er: Caracciolo ließ den Becher füllen, die Königin reichte ihn mir.

Die Königin? rief Conſtanze erſchüttert: Nun, ſo treffe Dich, wollüſtiges, rachſüchtiges Weib —

Verbittere mir nicht meine letzten Augenblicke! unterbrach ſie Urban ernſt: Ich glaube, Johanna reichte mir den Becher, ohne zu wiſſen was er enthielt. Aber ſey es auch! Wer mir das Gift bereitet, wer mir es gegeben hat — ich verzeihe ihm.

Du verzeiheſt ihm, verzeiheſt ihm unter qualvollen Schmerzen, die ſich auf Deinem Antlitz furchtbar ausſprechen? rief Conſtanze außer ſich: Hat die Nähe des Todes Deinen männlichen Sinn ſo ſehr erſchüttert?

Geliebtes Weib! ſagte Urban, ſeine Arme nach ihr ſtreckend: Gedenke der Zeit, wo nach Deines Vaters furchtbarem Tode die Raſerei der Rache Dich ergriff. Verſprich mir, meinen Tod nicht zu rächen, den Deinen nicht zu ſuchen. Gönne mir, daß meine Seele, unter Qualen des Körpers, beruhigt mit der Gewißheit hinüber gehen kann, daß Du in ſtiller Demuth Dein Geſchick ertragen und mit Ergebung Deinem Ende entgegen gehen willſt.

Ich ſoll dulden, wie ein frommes Lamm? unterbrach ihn Conſtanze: Deinen Tod nicht rächen? — Kann ich das? —

Wenn Du mich liebſt, wenn Du mich ſanft betten willſt, dann verſprich es mir; nur ſo gehe ich getroſt hinüber und mir wird der Friede einer beſſeren Welt. Auch ich habe wild in das Leben geſtürmt, habe mit Blut erringen und erkämpfen wollen, und mich meinen ungezügelten Leidenſchaften hingegeben. Wenn der Pilger die Pforten der Ewigkeit geöffnet ſieht, ſteht er ſinnend, wie der Jüngling, der nach langer Wanderſchaft an die Pforte des Vaterhauſes tritt. Das wilde Treiben des Lebens verliert den Glanz für ihn, er ſehnt ſich nach der Vaterbruſt, und ſo tritt er ein, verſöhnt mit Allen, denn auch er bedarf des guten Vaters Vergebung. Reiche mir die Hand, verſprich mir, Deinen und meinen Feinden zu verzeihen und Dich mit Gott zu verſöhnen.

Conſtanze warf einen thränenvollen Blick gen Himmel, Gott ſandte einen ſeiner Engel, ſie zu ſtärken, ſie reichte dem Sterbenden die Hand und gelobte Verzeihung ſeinen und ihren Feinden.

Der Arzt kam und fand jede Hülfe vergebens; dann ließ ihn der Prieſter beichten, verhieß ihm Vergebung und reichte ihm die Stärkung zur langen Wallfahrt. Urban fühlte ſich nicht rein von den Fehlern des Ehrgeizes und den Lockungen der Welt, aber rein von Sünde und übergab ſich deßhalb vertrauungsvoll der Gnade des himmliſchen Vaters und ſah ſeinem irdiſchen Ziele getroſt entgegen.

Arzt und Prieſter hatten ſich entfernt, die weinenden Diener mußten nun die Thüre des Söllers öffnen, daß die friſche Nachtluft den Sterbenden erquicke, und dann das Zimmer verlaſſen; er blieb mit Conſtanzen allein.

Theures Weib! ſprach er mit heiterer Ruhe, zuweilen durch das Zucken des nahenden Todes unterbrochen: Verzeihe auch mir! Ich habe

Dich, Deine Warnung nicht achtend, unglücklich gemacht. In dem Augenblicke des Scheidens ſteht die Welt ganz anders vor unſerem Blicke; Alles, was ich zurück laſſe, was mir einſt ſo werth war, nach deſſen Beſitz ich ſo ſtürmiſch rang, Alles erſcheint mir werthlos und klein. Nur Du nicht, nur nicht Deiner Liebe heiliger Strahl, der mir das Leben erleuchtete und auch jetzt meine Todesnacht erhellt. Dein Blick verbreitet auch jetzt noch ſein ſanftes Licht über mich — und ſchaue ich in Dein ruhiges, duldendes Antlitz, ſo iſt mir, als ſähe ich einen Engel neben mir, der auf den letzten Hauch meines Odems lauſcht, die aufſtrebende Seele in ſeine Arme zu nehmen und ſie hinauf zu Gott zu tragen. — Sieh', Conſtanze, der Blick voll Ergebung, der mir aus Deinem Auge ſtrahlt, macht mir den Tod ſo leicht und kühlt die Gluth, die mein Inneres verzehrt. — Gelobt ſey Gott, daß mein Tod Dein Leben nicht wild zerreißen, daß er Dein Herz ſanft und heilig erhalten wird. — Grüße den edlen Sforza von mir, fuhr er ermattet fort: ſag' ihm, daß ich in den letzten Augenblicken meines Lebens dankbar ſeiner gedacht. — Grüße die edle Katharina; ſie ſey Dein Vorbild; auch Margaritta, die Unglückliche, grüße von Urban. Mir iſt, als ob die Lieben mir bald folgen, wir bald vereint ſeyn würden. — Meinem alten Vater trockne die Thränen und drücke ihm die Augen zu. Franzesco, meinem herzlichen Freunde, ſag' ein ernſtes Lebewohl — er wandelt einen gefährlichen Weg, Gott möge ihn beſchützen! — Und Du, — der Schmerz hemmte ſeine Rede — Du, die ich über Alles liebe, leb' wohl und vergib mir!

Der Tod ſenkte mild die Fackel, daß ſie ſchnell verloſch; ſein Haupt ſank an Conſtanzens Bruſt; er war nicht mehr.

Einige Tage darauf, als die Königin mit ihrem Gefolge vom Capuaniſchen Schloſſe nach dem neuen Pallaſte ritt, ſah ſie auf der Straße einen Trauerzug ſich langſam nahen. Vier ſchwarzbehangene Pferde zogen den von einer Menge bewaffneter Reiter umgebenen Trauerwagen; ihm voran ritt auf einem Maulthiere eine ſchwarzverſchleierte Dame, welche den Zug anzuführen ſchien. Sie bekümmerte ſich wenig um die Königin und ihr Gefolge, an denen ſie ohne anzuhalten, ohne ihre Ehrfurcht zu bezeigen, vorüberritt.

Die Königin, ſchon durch den Anblick des Trauerzuges verſtimmt, ward es durch die wenige Achtung, welche die Verſchleierte ihr bewies, noch mehr. Caracciolo, der ſie begleitete, mußte die Dame nach ihrem Namen fragen; dieſe aber, ohne ihm zu antworten, winkte den Reitern, zu halten, wandte ihr Thier nach Johanna, und als dieſe mit ſtolzem, herriſchen Tone fragte: Wer ſeyd Ihr, die, ohne auf die Königin zu achten und ſie zu begrüßen, an ihr vorüberzieht? warf die Dame ihren Schleier zurück. Conſtanze Alapo! ſprach ſie feierlich: Im Sarge ruht Urban Origlia, und ſein Mörder iſt der Mann, der auf ſtolzem Roſſe neben Euch hält. — Dieß ſagend ließ ſie den Schleier wieder fallen, winkte ihrer Begleitung, zu folgen, und die Königin nicht weiter beachtend, ſetzte ſie ihren Weg nach dem Thore fort, das nach Acerra führt.

Johanna, von dieſem Anblick tief erſchüttert, warf einen finſtern Blick auf Caracciolo und ritt ſchweigend nach dem Pallaſte zurück. Lange noch ſtand ſeitdem Conſtanzens düſtre Geſtalt vor ihrem Blicke, und oft, lag ſie wachend auf ihrem Lager, glaubte ſie Pandolfello's zürnenden Schatten zu ſehen, der Rechenſchaft von ihr forderte. An Urban's Tode war ſie unſchuldig, doch blieb ſie nach wie vor ſeinem Mörder gewogen.

13.

Sforza, welcher mit dem größten Theile ſeines Heeres bei Melitto ſtand, war nicht wenig erſtaunt, als man ihm meldete, daß ein Trauerzug, von Neapel kommend, dem Lager zuzöge. Mehr noch erſtaunte er, als ſein Sohn Franzesco ihm berichtete, daß es Conſtanze Origlia ſey, die mit der Leiche Urban's die Stadt verlaſſen habe. Er eilte ihr entgegen, empfing die Trauernde mit väterlicher Theilnahme, und als er die näheren Umſtände des Todes ſeines jugendlichen Freundes erfahren hatte, war auch er überzeugt, daß er an der Tafel der Königin durch Caraccialo vergiftet worden ſey. Conſtanze ſchien gefaßter als man hätte vermuthen können; der wilde Schmerz, den ſie bei dem Tode ihres Vaters empfunden, war bei dem Tode des Gatten nur ſtille Trauer. Ganz in ihr Schickſal ergeben, hatte ſie keinen Wunſch, keine Bitte mehr, als den Tod. Kein Gefühl von Rache ſtieg in ihr auf. — Ich habe mich ſelbſt einem finſtern Schickſal geweiht, ſprach ſie zu Margaritta, die mit herzlichem Mitgefühl ſie zu tröſten ſuchte: ich habe ſelbſt jeder Lebensfreude entſagt, denn keine wollt' ich ja ungetrübt genießen; ich büße für meinen Frevel und darum duld' ich mit Ergebung und ziehe nach den heiligen Mauern eines Kloſters, die mich vor ſündhaft-leidenſchaftlichen Gefühlen ſchützen ſollen.

Sforza ſuchte ſie zu überreden, nach Florenz zu Katharina zu gehen, aber es war vergebens; — ihre Sehnſucht zog ſie nach Gaeta, um dort in dem Kloſter der Urſulinerinnen den Geliebten begraben zu laſſen und bei einer ältern Schweſter ihres Vaters, welche dort Aebtiſſin war, ihr Leben zu beſchließen. Am andern Morgen ſetzte ſie ihren Trauerzug fort und Margaritta und Micheletto begleiteten ſie mit einer Bedeckung bis nach Gaeta. Inniger als je ſchloſſen ſich auf dieſem Wege die Herzen der beiden Unglücklichen gegenſeitig auf; das Leidenſchaftliche in den Gemüthern Beider war durch das Schickſal gedämpft, Margaritta hatte ſeit Antonio's Tode nur noch einen Wunſch, und dieſen theilte Conſtanze mit ihr: in den ſtillen Mauern des Kloſters hoffte dieſe zu ſterben, jene ſuchte auf dem Bette der Ehre, gleich ihrem Geliebten, den Tod.

Micheletto, zwar keine Hoffnung nährend, hatte doch die Liebe in ſeinem Herzen für die Tochter ſeines väterlichen Freundes nicht unterdrücken können; er war ihr ſteter Begleiter, wich im Kampfe nicht von ihrer Seite, und obgleich kein Freund Antonio's, ehrte er doch deſſen Andenken, indem er der Ritter ſeiner Verlobten ward, ohne auch nur durch ein Wort ſeine tiefgefühlte Neigung auszuſprechen. Margaritta erkannte dieſes edle Benehmen Micheletto's dankbar, er ward ihr werth und ihr treuer Freund.

So zogen ſie in den düſtern Hof des Kloſters der Urſulinerinnen ein, wo ſich Margaritta von ihnen trennte. Urban's irdiſche Hülle wurde in der Kirche des nahe liegenden Franziskaner-Kloſters beigeſetzt, und Conſtanze ließ die Stätte ſeiner Ruhe durch ein marmornes Denkmal bezeichnen.

Bei ihrer Rückkehr in's Lager fand Margaritta Alles in Bewegung. Ludwig von Anjou war am Ausfluſſe des Sebetto, wohin Sforza ihm mit ſeinem ganzen Heere entgegengezogen war, gelandet. Der junge König ward von dem Heere mit Jubel empfangen; von allen Seiten des Reichs, ſelbſt aus Neapel ſtrömte der dem Hauſe Anjou anhängende Adel herbei, und auf den Mauern Neapels konnte man den lauten Jubel hören, mit welchem der junge Monarch begrüßt wurde.

Nach einigen Tagen, nachdem die Flotte ſüdlich nach Calabrien geſegelt war, um dort die Provinzen in Aufruhr zu bringen, ward die förmliche Belagerung Neapels beſchloſſen. Aber an dem zu dem Hauptangriff beſtimmten Morgen ſah man eine bedeutende Flotte im Golf einlaufen und bald darauf in dem Hafen vor Anker gehen. Es war Raimondo Perونnes mit der Aragoniſchen Armada, welche 6000 Mann alter Krieger ausſchiffte und den geſunkenen Muth Johanna's und des Seneſchalls hob.

Trotz dem unterblieb der Angriff auf die Stadt nicht; Sforza ſetzte ſich ſelbſt an die Spitze der Anrückenden, allein die Neapolitaner, durch die Ankunft der Spanier ermuthigt, widerſtanden ihm tapfer. Zwar nahm er das Capuaniſche Thor, pflanzte die Fahne von Anjou mit eigener Hand auf daſſelbe, aber da die in der Stadt dem Hauſe Anjou zugethane Parthei ihn nicht unterſtützte, auch einer ſeiner Hauptleute, Marco Viſio, welcher ein anderes Thor angreifen ſollte, aus Verrätherei ſeine Befehle nicht befolgte, ſo ſah er ſich genöthigt, das Gefecht abzubrechen und ſein Lager wieder zu beziehen.

Dieſer mißlungene Angriff zeigte Sforza, daß er gegen Neapel ſelbſt nichts mit Erfolg unternehmen könne; er beſchloß daher, mit dem Könige nach Averſa zurückzugehen und indeſſen die wenigen, Johanna noch ergebenen Städte in den Abruzzen zu erobern, die Hülfe des Papſtes, der ſich nun öffentlich für Ludwig von Anjou erklärt hatte, abzuwarten, ſich durch die aus den fernen Provinzen herbeiſtrömenden Anhänger des Hauſes Anjou, ſo wie durch neue Werbungen zu verſtärken, und ſo das Heer in Stand zu ſetzen, Neapel förmlich zu belagern.

Aber auch Caracciolo hatte nicht geſäumt, alle ihm zu Gebote ſtehenden Mittel zur Vertheidigung der Stadt und zur Unterdrückung der Parthei von Anjou zu ergreifen. Eilboten auf Eilboten gingen an den König Alphons, ihn, der jetzt förmlich von Johanna an Sohnes Statt angenommen war, zu bewegen, in Perſon mit einem Heere nach Neapel zu kommen. Alphons verſprach es, jedoch nur unter der Bedingung, daß Braccio in die Dienſte der Königin genommen würde und das Heer ſo bedeutend ſey, daß es ſich im freien Felde mit Sforza meſſen könne. Caracciolo wandte Alles an, Braccio in ſein Intereſſe zu ziehen, und verſprach ihm die Würde des Konnetable's und bedeutende Güter in Neapel. Dieſer, nur ſtets ſeinen Vortheil vor Augen, ging zwar in des Seneſchalls Vorſchlag ein, verſprach mit Verſtärkung nach Neapel zu rücken, zögerte aber mit der Erfüllung ſeines Verſprechens, um immer noch vortheilhaftere

Bedingungen

Bedingungen zu erhalten. Das bedeutende Aquila war ihm ſchon zugeſagt, er beſtand aber noch darauf, daß ihm auch Capua zum Lehn gegeben würde. Da jedoch Caracciolo ſelbſt an dem Beſitze dieſer Stadt ſo viel gelegen war, und er lange ſchon getrachtet hatte ſie für ſich zu behalten, ſo zögerte er ſo viel als möglich, bis er endlich, da Braccio keine andere Stadt dafür annehmen wollte, gezwungen wurde, nachzugeben und dem trotzigen Condottiere die Urkunde hierüber nach Rom zu ſenden.

Kaum war dieß geſchehen, als auch Braccio in aller Stille mit 3000 Reitern von Rom aufbrach, und noch ehe Sforza vermuthen konnte daß er die Parthei der Königin ergriffen habe, war er ſchon am Volturno, überfiel von Capua aus die Franzoſen, welche unbekümmert auf Fouragirung gezogen waren, und rückte, ohne ſich weiter aufzuhalten, nach Neapel, wo er mit Jubel empfangen und feierlich zum Konnetable und zum Befehlhaber aller Truppen, ſelbſt der Spaniſchen, ernannt wurde.

Zur nämlichen Zeit kam auch die längſt verſprochene Hülfe des Papſtes im Lager von Averſa an, doch entſprach ſie der Erwartung Sforza's nicht. Der Papſt hatte ein Heer von 8000 Mann ſtellen wollen; ſtatt deſſen rückte Tartaglia, ein alter Feind Sforza's, der ſonſt im Dienſte Braccio's geſtanden hatte, mit 1000 Reitern in Averſa ein. Da jedoch mehrere Barone mit ihren Reiſigen zu ihm geſtoßen waren und Franzesco Sforza's Mailändiſche und Florentiniſche Reiterei bedeutende Verſtärkung erhalten hatte, ſo glaubte Sforza doch, Neapel ganz einſchließen zu können. Er ſandte deßhalb Tartaglia nach Sarno, indeſſen Franzesco Nola beſetzen mußte; er ſelbſt blieb in Acerra, das Franzöſiſche Heer, unter dem König, im Lager von Averſa.

Die Neapolitaner hofften nun bei den bedeutenden Streitkräften, welche in der Stadt verſammelt waren, durch eine Schlacht ihr Schickſal entſchieden zu ſehen und ſo wenigſtens von einem Theile der fremden Kriegsvölker befreit zu werden.

Nichts von alle dieſem geſchah. Braccio blieb ruhig in der Stadt, der größte Theil ſeines Heeres, welches aus Rom herbei zog, rückte gegen das ihm zur Belohnung verheißene Aquila, welches er ſich jedoch erſt erobern ſollte, und es ſchien, als ob er vor der Uebergabe von Capua, mit der man immer noch zögerte, nichts Entſcheidendes gegen die Parthei Ludwigs von Anjou unternehmen wolle. In Sforza's Lager herrſchte gleichfalls eine gewiſſe Unthätigkeit; durch Franzesco gewarnt, mißtraute er Trataglia, dem er noch 2000 Fußknechte hatte zugeſellen müſſen. Die häufigen Boten, welche dieſer unter mancherlei Vorwand an Braccio nach Neapel ſandte, die häufigen Trompeter, die unter nichtigen Gründen aus der Stadt zu ihm in's Lager kamen, mußten Sforza auffallen. Ein von Franzesco aufgefangener Brief beſtätigte deſſen Argwohn noch mehr. Durch dieſes Schreiben erfuhr er, daß Braccio den andern Tag, gegen Sarno zu, einen Ausfall machen und bis Torre dell' Annunciata vorrücken wolle, wo ihm Tartaglia entgegen gehen, ſich mit ſeinen Reitern ihm anſchließen und dann gemeinſchaftlich das Fußvolk Sforza's niederhauen wollte. Ohne des Vaters Befehl abzuwarten, den er zwar ſogleich davon benachrichtigt hatte, brach Franzesco in derſelben Nacht von Nola auf, rückte gegen Sarno und fand Tartaglia, der nicht wenig erſtaunt war Franzesco an der Spitze von 5000 Reitern hier zu ſehen, eben im Begriff, auszurücken.

Franzesco ließ ihn an der Spitze ſeiner Geharniſchten gefangen nehmen, löſ'te dieſe auf, entließ einen Theil der Hauptleute, vertheilte die ganze Mannſchaft unter ſeine Reiterei und rückte ſo gegen Torre dell' Annunciata in der Hoffnung vor, Braccio dort zu finden. Aber ein in das Geheimniß eingeweihter Offizier Tartaglia's eilte, ſobald er Franzesco anrücken ſah, Braccio entgegen, traf ihn bei Reſina und benachrichtigte ihn von dem Vorgefallenen, worauf Braccio ſich eilig wieder nach Neapel zurückzog und Franzesco dadurch ſein Unternehmen geſcheitert ſah.

Sforza, ſonſt kein blutgieriger und grauſamer Mann, war doch durch die ſo häufigen Verräthereien bei ſeinem Heere, wie die der Urſini, des Biſio und mehrerer Anderer ſo aufgebracht, daß er glaubte, endlich ein warnendes Beiſpiel aufſtellen zu müſſen. Er befahl, gegen den Rath ſeiner Freunde, ſelbſt gegen Franzesco's

Rath, die Hinrichtung Tartaglia's, der unter den Hauptleuten und Soldaten einen bedeutenden Anhang hatte; aber auch das vermochte nicht, ſeinen einmal gefaßten Entſchluß zu ändern. Er ließ ihn nach Averſa bringen, benachrichtigte den Papſt von deſſen Vergehen, ließ Kriegsrecht über ihn halten und ſo wurde Tartaglia unter Murren des auf dem Markte zu Averſa verſammelten Kriegsvolks enthauptet. Viele Hauptleute und Soldaten, welche den Hingerichteten als einen tapfern Krieger ſchätzten, verließen Sforza's Heer und gingen, über Tartaglia's Tod aufgebracht, zu Braccio über.

Katharina, welche an dem Tage der Hinrichtung Tartaglia's mit Joſepha von Florenz in Acerra eingetroffen war, kam zu ſeiner Rettung zu ſpät. Sie allein hätte vielleicht das traurige, obgleich wohlverdiente Schickſal dieſes Kriegers abwenden können, denn ihre ſanften Bitten hatten bisher ſchon oft das Rauhe in Sforza's Charakter zu mildern vermocht. Ihre Ankunft war jedoch für Sforza's Gemüth wohlthätig. In dieſer Zeit hatte ihn ſo Manches verſtimmt, mancher Freund war ihm abtrünnig geworden und nur mit Mühe ſuchte er ſich die alten Freunde zu erhalten. Um ſo mehr war es ihm unangenehm, daß Margaritta der Bewerbung Micheletto's, gewiß Eines der Treueſten, ſo ganz unbeachtet ließ. Oft hatte Sforza mit ihr deßhalb geſprochen.

Laßt mich, Vater, ſagte dann das Mädchen, wenn er ihr ſeine Wünſche eröffnete: laßt mich ruhig dem Ziele meines freudeloſen Lebens entgegen gehen. Sollte ich einen Mann betrügen und ihm meine Hand ohne mein Herz geben? Sollte mir das Andenken Antonio's ſo wenig heilig ſeyn? Ach, quält mich nicht, Vater! es wird mir ſo ſchwer, Euch einen Eurer Wünſche nicht erfüllen zu können; deßhalb verdüſtert mir mein freudeloſes Leben nicht noch mehr; Ihr ſeht, Micheletto, ſo heftig ſeine Leidenſchaft für mich auch ſeyn mag, ehrt meinen Schmerz. Für mich hat die Liebe ihren Tempel verſchloſſen; einmal aus ihrem Heiligthume verwieſen, werde ich es nie wieder betreten.

Der Frohſinn des ſonſt ſo lebhaften Mädchens war verſchwunden, nur die Ankunft Joſepha's und Katharina's vermochte ſie zu erheitern, und an ihrer Bruſt gewann der ſtumme Schmerz wieder Worte. Beide liebten das Mädchen unausſprechlich, an Beiden hing ſie mit gleicher Liebe; zog auch die Gewalt der Natur ſie mehr nach Joſepha, erkannte ſie auch die herzliche Liebe, womit dieſe ſanft-duldende Mutter an ihr hing, ſo fand ſie doch in Katharina's beruhigenden Worten mehr Troſt, und war eben ſo offen und mittheilend gegen ſie, als gegen Joſepha.

Die Auszeichnung, womit Ludwig von Anjou ſie beehrte, war ihr gleichgiltig; eben ſo die Bewunderung der Franzöſiſchen Ritter, welche ſie mit männlichem Muthe in die dichteſten Reihen der Feinde hatten ſtürzen geſehen. Sie führte das Schwert nicht mehr des Ruhmes, nicht eitler Ehre wegen, nicht nur vor den Augen des Geliebten zu glänzen; es ſollte ſie zum Tode führen, dieß war noch der einzige Zweck, weßhalb ſie ſich in's Kampfgewühl ſtürzte, und darum war ihr jedes Lob, jede Bewunderung gleichgiltig. Nur an dem Kummer ihres Vaters nahm ſie Theil, der jetzt, von manchen Sorgen gedrückt, nicht mehr ſo zutrauensvoll wie ſonſt in die Zukunft blickte. Er fand in ihr mehr Troſt, als in dem Sohne, der bei jedem unglücklichen Ereigniſſe, das Schickſal verſpottend, dieſem zu trotzen ſchien. Sforza, der, nur für den Glanz ſeiner Familie lebend, nur zu ihrer Erhebung arbeitend, die Mühen und die Launen des Schickſals ertrug, ward oft unwillig, wenn Franzesco nur immer mit ſtolzem Uebermuthe in die Zukunft ſchaute und jedem Zweifel des Vaters die Zuverſicht entgegen ſtellte.

Eines Tages, als ihm Sforza die Unſicherheit, in welcher ſich ſeine mühſam errungenen Beſitzungen in dem Königreiche befanden, vorgeſtellt hatte, ſagte Franzesco feurig: Laßt die Königin und Caracciolo alles nehmen was wir beſitzen; was ſchadet es? Den Namen Sforza können ſie uns, Euch Euern Ruhm nicht nehmen. Und ſtänd' ich nach Euerm Tode ein Bettler da, und blieb mir nichts als eine Rüſtung und ein Schwert, ſo wollte ich doch den Ruf unſeres Namens erhalten, und würde ich auch tauſendmal von dem Schickſale niedergeſchmettert, trät' ich doch größer aus meinem Unglück hervor.

So dachte auch ich in Deinen Jahren; erwiederte Sforza: aber nach mancher traurigen Erfahrung fühl' ich nun wohl, daß es anders in der Welt iſt, als ich glaubte. Du wirſt mich nie entmuthigt handeln ſehen, denn der Muthloſe iſt immer dem Unglück verfallen, aber auf meinem Geiſte laſten oft die Begebenheiten ſchwer, und der Gedanke, das Glück könne uns doch endlich verlaſſen, beengt oft meine Bruſt; ich habe zuviel gewonnen, um ſorgenlos Alles auf das Spiel zu ſetzen. Da meine Rüſtung das Einzige war, was ich mein nennen konnte, erſchien mir Fortuna als eine freundliche, ewig lächelnde Dirne, jetzt iſt es mir, als ob ſie kalt gegen mich geworden wäre, und ſeit Viterbo will es mich zuweilen dünken, ſie zürne auf mich.

Und ſeit Viterbo, fuhr Franzesco feurig auf: ſeyd Ihr erſtanden, wie der Phönix aus ſeiner Aſche! Ein tückiſcher Pfeil traf des Adlers Flügel, aber geheilt von ſeinen Wunden, ſchwingt er ſich nur noch höher zur Sonne auf!

Alphons iſt mit einem Heere in Neapel gelandet. Weißt Du es ſchon? fragte Sforza jetzt.

Ich weiß es; die Nachricht hat mich nicht erfreut, doch auch nicht entmuthigt! erwiederte Franzesco: Ihr werdet Euch wahrſcheinlich mit dem Heere in Averſa und Acerra einſchließen und Neapel frei laſſen; deßhalb bitte ich Euch, Vater, ſendet mich nach Mailand. Mein Geiſt iſt zu unruhig, ſich hinter Mauern einengen zu laſſen; überdieß liebe ich das Hoflager Ludwigs von Anjou nicht.

Auch den König liebſt Du nicht? unterbrach ihn Sforza.

Auch ihn nicht! antwortete Franzesco freimüthig: Er iſt zu gut, zu edel, um ihn zum Spielwerk zu gebrauchen, und mir nicht kräftig genug, um ſein Diener zu ſeyn.

So wenig der Vater dieſe Grundſätze des Sohnes theilte, ſo konnt' er doch nicht umhin, ihn bei dieſen Worten herzlich zu umarmen. Dir fehlt nichts, das Höchſte zu erlangen, ſprach er: als das Glück; möge es Dich ſtets begleiten; denn, mein Sohn, ohne dieſe wandelbare Göttin iſt der Klügſte, der Mächtigſte verloren!

Man muß ſie mit Beharrlichkeit an ſeine

Schritte bannen, meinte Franzesco: und deßhalb bitt' ich Euch noch einmal, mein Vater, mich nach Mailand zu ſenden. Dorthin zieht es mich, dort glaub' ich meine Fortuna erblickt zu haben, die zwar noch eine zarte Jungfrau, mir dennoch freundlich zu winken ſcheint.

Du meinſt Bianca Visconti! ſagte Sforza lächelnd: Nun wohl, ziehe mit Gott und ſuche ſie zu gewinnen.

14.

Seit König Alphons von Aragonien in Neapel angekommen war, umdüſterte ſich Sforza's Himmel immer mehr; die Kriegsunruhen in Frankreich entzogen Ludwig von Anjou die Hülfe aus ſeinem Lande, und Martin der Fünfte, welchem Alphons immer noch mit dem Gegenpapſte Benedict drohete, ſchien in ſeiner Neigung zu Ludwig lauer zu werden. Das mit dem Könige von Aragonien in Neapel eingerückte Heer gab der Parthei Johanna's ein ſolch bedeutendes Uebergewicht, daß Sforza nicht mehr im Stande war, das offene Feld zu halten. Er hatte jetzt die Macht von Aragonien, Sicilien und den größten Theil der Neapolitaner gegen ſich. Hierzu kamen noch die alten Banden Braccio's und Caldora's; auch die mächtigen Urſini waren wider ihn, und dieſen Allen hatte er nur ſein ſelbſtgeworbenes Heer, die unbedeutende Unterſtützung von Mailand und Florenz, und die nie erfüllten Verſprechungen des Papſtes entgegenzuſetzen. Auch war ſein alter bewährter Freund Gurello Origlia nicht mehr; kurz vor dem traurigen Ende ſeines Sohnes war er in Florenz geſtorben, und obgleich die Familie mehr als je gegen Johanna ergrimmt war, fand ſich doch keiner unter ihnen, der ihn mit ſo thätiger Hülfe an Geld hätte unterſtützen können, wie der Verſtorbene. Ihm blieb jetzt nichts übrig, als die Städte, welche in den Abruzzo's in ſeiner Gewalt waren, ſtark befeſtigen zu laſſen und ſein Heer als Beſatzung darein zu legen. Er ſelbſt blieb mit dem größten Theile deſſelben und ſeiner Familie bei'm Könige Ludwig in Averſa.

Aber kaum war ſein Heer in den Städten

vertheilt und er in Averſa angelangt, als Alphons unvermuthet vor Acerra rückte, es enge einſchloß und die Belagerung begann. Santoparente, welcher darin befehligte, obgleich überraſcht, vertheidigte ſich muthig, ſchlug dreimal den Sturm der Spanier ab, und gab hierdurch Sforza Zeit, zum Entſatz anzurücken. Allein Alphons, von dieſem Marſche unterrichtet, ſandte ihm Johann von Vintimiglia mit einem bedeutenden Heere entgegen, um ſich der Brücke von Caſola vor Sforza's Ankunft zu bemächtigen. Vintimiglia kam jedoch zu ſpät; Sforza war ſchon mit einem Theile ſeines Heeres über die Brücke gerückt, als aber Braccio den Spaniern zu Hülfe herbei eilte, wurde er gezwungen, zurückzugehen, den Verſuch des Entſatzes aufzugeben und Acerra ſeinem Schickſale zu überlaſſen.

Der Papſt, obgleich er einſah daß ohne thätige Hülfe die Sache Ludwigs von Anjou untergehen müſſe, war dennoch nicht zu bewegen, ſeine Verpflichtungen zu erfüllen. Er ſchlug lieber den Weg der Unterhandlungen ein, der ihm weniger koſtete als die Aufſtellung eines Heeres, und endlich, nach langem Bemühen, gelang es ſeinem Legaten, einen Waffenſtillſtand zu ſchließen, wonach Martin dem Fünften Averſa, Acerra und die Citadelle von Caſtel a Mare bis zum abgeſchloſſenen Frieden zur Verwahrung übergeben wurde. Sforza, in dieſen Waffenſtillſtand mit eingeſchloſſen, mußte ſein Heer entlaſſen und erhielt die Erlaubniß, ſich nach Benevent mit ſeiner Familie zurückzuziehen. Der größte Theil ſeines Heeres ging zu Franzesco, der indeſſen in die Dienſte des Herzogs von Mailand getreten war.

Sforza's Stern ſchien untergegangen, ſeine Feinde hatten über ihn triumphirt, der Löwe war unmuthig, doch nicht entmuthigt in ſeine Höhle zurückgekehrt.

Ludwig von Anjou, zu ohnmächtig ihn zu unterſtützen, war nach Frankreich gegangen, der Papſt, welchem Sforza ſo manches Opfer gebracht, hatte nichts für ihn gethan, als daß er ihm während des Waffenſtillſtandes ein ſicheres Aſyl in Benevent ausgewirkt hatte. Die Florentiner waren eben mit Mailand im Kriege begriffen, das außer dieſem Freiſtaate noch einen harten

Kampf mit den Schweizern zu beſtehen hatte. Visconti forderte zwar Sforza auf, das Heer gegen Florenz zu führen, aber er wollte nicht gegen ſeine alten Freunde und Bundesgenoſſen ſtreiten und ſeine noch immer bedeutenden Beſitzungen im Neapolitaniſchen verlaſſen, da er überzeugt war, daß man ſie bei ſeiner Entfernung ſogleich einziehen würde. Er lehnte es ab und verbot ſelbſt Franzesco, gegen Florenz zu fechten, den indeß die Liebe zu Bianca, der natürlichen Tochter des Visconti, bei den Fahnen Mailands feſt hielt. Er zog, des Vaters Befehle achtend, mit dem Heere gegen die Schweizer.

Sforza lebte nun im Kreiſe der Seinen als Privatmann, das Schwert ruhte, ſeine alten Krieger waren heimgezogen und ſeine Fahne ſtand, auf beſſere Zeiten harrend, zuſammengerollt in dem Waffenſaale zu Benevent. Katharina, welche ihm jetzt einen Sohn geboren, erhielt ihm die Heiterkeit des Gemüths, und ſo glücklich ſie ſich auch in dieſer Zeit der Ruhe fühlte, ſo wenig ſie ſich auch nach dem Glanze des Hofes und dem wilden Kriegsgetümmel ſehnte, ſo erheiterte ſie ihren Gatten doch ſtets mit der

Hoffnung, daß ſein Stern wieder aufgehen und der Ruf der Trompete bald wieder ein Heer um ihn verſammeln würde. Joſepha, ſtill und beſcheiden, wirkte weniger auf Sforza's Gemüth. Margaritta, ganz in ſich verſchloſſen, ganz der ſtillen Trauer hingegeben, betrübte ihn mehr, als ſie ihn zu erheitern vermochte. Auch ſeine alten Krieggefährten, Santoparente, Micheletto und ſeine beiden Brüder konnten den Unmuth nicht verſcheuchen, den ſeine Unthätigkeit in ihm erzeugte; ihre Unterhaltung, meiſt auf vergangene Kriegerthaten ſich beziehend, riß nur immer die Wunde auf, ſtatt ihm ſie zu heilen, und ſo war er am liebſten allein, oder bei Katharina, wo er mit dem Knaben ſpielte und hierbei Welthändel und Kriegruhm vergaß.

Aber war auch ſeine Stimmung nicht heiter, ſo war dennoch ſein Geiſt ungetrübt, ſein Muth ungeſchwächt. Saß er allein, ſo entwarf er Pläne, und arbeitete auch im Stillen thätig an ihrer Ausführung, damit er bald aus ſeinem Schlummer kräftig und geſtärkt erſtehen könne. Mit den geſammelten Schätzen unterſtützte er ſeine alten Krieggefährten, daß ſie nicht fremde

Dienſte ſuchen, und im Fall der Noth für ihn bereit ſeyn ſollten. Mit dem Papſte blieb er trotz ſeines Grolls in Verbindung. Der heilige Vater hatte Achtung und Zuneigung zu ihm, nur mußte es kein Geld koſten. Die Florentiner, von dem Herzoge von Mailand hart bedrängt, hatten Sforza auch zum Anführer ihres Heeres verlangt, aber aus dem nämlichen Grunde weßhalb er es dem Herzoge abgeſchlagen, lehnte er auch die Aufforderung ſeiner Freunde, der Mediceer, ab, und ſchlug ihnen, zu Aller Verwunderung, Braccio ſtatt ſeiner zur Anführung des Heeres vor.

Braccio war während ſeines kurzen Aufenthaltes in Neapel mit dem ſchwankenden Benehmen der Königin und dem anmaßenden Stolze des Günſtlings unzufrieden geweſen, auch hatte ſein Scharfblick ſchnell den König Alphons durchſchaut, welcher, der größte Fürſt ſeiner Zeit, keines Condottiere bedurfte, ein Heer zu verſammeln, keines Heerführers, es zu befehligen, und die Tugenden eines Königs, eines Feldherrn und Staatsmannes in ſich vereinigte. Ein ſolcher Fürſt taugte für Braccio nicht, denn einem ſolchen konnte er ſich nicht unentbehrlich machen. Er freuete ſich deßhalb, als die Florentiner ihn aufforderten mit ſeinem Heere zu ihnen zu ſtoßen, nahm unter vortheilhaften Bedingungen ihr Anerbieten an, und als er erfuhr daß er Sforza dieß zu danken habe, ſchwand der durch eine Reihe von Jahren genährte Groll, und er beſchloß, da er des Königs von Aragonien Uebergewicht in Italien fürchtete, ſich Sforza zu nähern.

Freundſchaft für Braccio hatte Sforza nicht vermocht, den Florentinern dieſen Rath zu ertheilen; er wollte ihn mit ſeinem Heere von Neapel entfernen und ſich dadurch von einem Nebenbuhler befreien, mit dem die Urſini, Caldoro und alle ſeine Feinde gewiß abziehen würden. Er ſelbſt wollte ſich in dieſen Krieg nicht miſchen, um ſich die Freundſchaft der Republik und Visconti's zu erhalten, und ſo war es mehr Verſchlagenheit als Uneigennützigkeit, was ihn für ſeinen bitterſten Feind zu handeln bewogen hatte, und nur beiderſeitiges Intereſſe führte ſie einander näher.

15.

In dieſer Zeit brach die Peſt in Neapel aus, und Johanna mußte ſich mit Alphons und ihrem ganzen Hofe nach Gaeta begeben. — Braccio ſandte bei dieſer Gelegenheit eine freundſchaftliche Einladung an Sforza, nach Teano zu kommen, wo ſie ſich mit einem nur kleinen Gefolge treffen und ſich über Manches beſprechen wollten. Sforza willigte ein, und nachdem er alle nöthige Vorſicht gebraucht, machte er ſich, von ſeinen Freunden begleitet, auf den Weg.

Schon in dem Walde von Ricardo kam ihm Braccio entgegen, und ſprang, als er ihn erblickte, vom Roß. Sforza that ein Gleiches, und die beiden größten Feldherren Italiens, welche ſo oft feindlich einander gegenüber geſtanden, ruhten jetzt verſöhnt, von ihren tapfern Freunden umgeben, Arm in Arm.

Ich ziehe nach Norden, Ihr bleibt in Süden! ſagte nun Braccio, nachdem ihre Umgebungen zurückgetreten und ſie allein waren: Der Atorno ſoll uns künftig trennen; dieſer Theil der Abruzzo's bleibe mein, was jenſeit liegt überlaſſe ich Euch, und Friede und Freundſchaft ſey fortan zwiſchen uns. Glaubt es mir, Sforza, fuhr er fort: wir haben Beide gefehlt, haben gegenſeitig unſere Kräfte aufgerieben und ſo uns die Macht genommen, auf den Trümmern der Fürſtengröße die unſere zu bauen; hätte nicht thörige Eiferſucht uns verlockt, ich ſäße noch in Rom und Ihr ſpieltet den Herrn in Neapel.

Ihr mögt wohl Recht haben! erwiederte Sforza: Die früheren Condottieri waren klüger als wir, ſie zogen das Geld von den Republiken und den Fürſten, für welche ſie ſich rüſteten, und führten ihre Kriege nur zum Schein; ihr Zweck war der gefüllte Seckel; unſer Ziel aber iſt Ehre und Macht.

Um dieſes Ziel zu erlangen, unterbrach ihn Braccio: müſſen wir Freunde ſeyn im Glück wie im Unglück. Mir bleibe das mittlere Italien, Euch Neapel; der Garigliano trenne uns am Mittelländiſchen, wie der Aterno am Adriatiſchen Meere. Franzesco, Euer Sohn, der jetzt um des Visconti Tochter freit, mag ſein Glück jenſeit des Po's verſuchen, ſo ſind wir getrennt und kommen in keine feindliche Berührung mit einander.

Sforza ergriff die dargereichte Hand, der Friede war geſchloſſen.

Nun rathe ich Euch, fuhr Braccio fort: nach Gaeta an den Hof Johanna's zu kommen. Das Schwert des Konnetable gebe ich ab, es fällt wieder an Euch, eben ſo die Anführung des Heeres. König Alphons iſt ein ritterlicher Fürſt, für uns zu ſehr Krieger, für den Seneſchall zu klug, zu kraftvoll. — Zwiſchen Beiden wird es nicht lange Friede bleiben, ich glaube das gute Vernehmen iſt jetzt ſchon geſtört, und Ihr habt dann die Wahl zwiſchen der Königin und dem Aragonier; auf beiden Seiten iſt für Euch zu gewinnen.

Dieß war Sforza einleuchtend, er verſprach nach Gaeta zu kommen, wenn ihm ſicheres Geleite zugeſtanden würde, und ſo war eine kurze Stunde hinreichend, die Fehde ſo vieler Jahre zu enden.

Braccio, mit rieſenhafteren Plänen als Sforza beſchäftigt, meinte es dießmal mit ſeinem alten Kriegsgeſellen redlich, und kaum zu Gaeta angelangt, betrieb er die Sache ſeines ehemaligen Nebenbuhlers mit Eifer, ſchilderte dem König Alphons Sforza als einen biederen, geraden Mann, der nur Krieger, ſeines offenen, freimüthigen Benehmens wegen nie ſein Glück an Johanna's Hofe machen und, ſo mancher Urſache halben, nie des Seneſchalls Freund werden könne. — Caracciolo aber zeigte er die Nothwendigkeit, einen Mann für den Dienſt der Königin zu gewinnen, der im Stande ſey dem Aragonier die Spitze zu bieten. Es gelang ihm, Beide zu täuſchen, und Alphons ſowohl als Johanna luden Sforza ein, nach Gaeta zu kommen.

Er beſchloß, dem Befehle zu gehorchen und machte ſich bereit, mit Katharina, Margaritta und von ſeinen Freunden begleitet, nach Gaeta zu ziehen.

Die Ankunft des Hofes machte auf Conſtanze einen traurigen Eindruck; die Nähe Johanna's und Caracciolo's war ihr ſchrecklich, und als die Glocken bei dem Einzuge der Königin zu ihrer Bewillkommnung läuteten, war es ihr, als ob dieſer feierliche Ton noch einmal Urban zu Grabe geleiten ſollte. Sie drang jetzt heftiger als je in die Schweſter ihres Vaters, die Aebtiſſin, ſie den Schleier nehmen zu laſſen, und ſie ſomit ganz von der Welt loszureißen, aber immer legte ihr die würdige Frau, welche noch nicht vom Alter abgeſtumpft, wohl zuweilen in dieſen ſtillen Mauern die Sehnſucht nach der Welt empfinden mochte, Hinderniſſe in den Weg. Conſtanze war ja ihres geliebten Bruders einziges zurückgelaſſenes Kind.

Sie lebte jetzt ſchon ganz eingezogen, und trat nicht aus der Pforte des Kloſters, als nur um in das nahe gelegene Gotteshaus der Franziskaner zu gehen, dort an Urban's Grabe zu beten. Dieſem einſamen, freudenloſen Leben gleich, war es jetzt auch in ihrem Herzen freudelos und düſter; keine Klage, keine Sehnſucht nach Rache ſtieg in ihr auf, es ſchien, dieſer Dämon ſey ganz von ihr gewichen. Nur, dachte ſie an Caracciolo, durchſchauerte ſie Fiebergluth, ſie bebte und ihre Hand zog ſich unwillkührlich krampfhaft zuſammen; nie hatte ſie zu Gott um Rache, aber auch nie um Erbarmen für ihn gefleht. Der Gedanke an ihn war ihr ſchaudererregend, der Gedanke, ihn wieder zu ſehen, ſpannte jede ihrer Nerven fieberhaft, und ſeit ſie ihn in Gaeta wußte, war ihr Gemüth doppelt aufgeregt.

Eines Tages erhielt ſie die Einladung der Königin, zu ihr auf das Schloß zu kommen. Sie ſchützte Krankheit vor und kam nicht; jeden Tag wiederholte ſich die Aufforderung, ſie gehorchte keiner. Endlich erhielt die Aebtiſſin den Befehl, ſie an den Hof zu ſenden; die würdige Frau ſchützte ihre Ohnmacht vor, ſie mit Gewalt aus den heiligen Mauern, welche ſie nicht verlaſſen wolle, zu treiben. Da hatte Caracciolo die Frechheit, zu verlangen daß ſie am Sprachgitter erſcheine, und zu der Aebtiſſin Erſtaunen war Conſtanze nach kurzem Ueberlegen bereit, ihn dort zu ſehen.

Sie trat, von der Aebtiſſin begleitet, verſchleiert an das Gitter, warf einen ernſten Blick auf den Mörder ihres Gatten, wollte ihn anreden und vermochte es nicht; ihre Kniee bebten, ihre Hand fuhr raſch nach einem Dolche, den ſie unter ihrem Gewande verborgen trug, doch ergriff ſie ihn nicht, winkte Caracciolo, ſich zu entfernen und verließ ſchnell das Sprachzimmer.

Conſtanze, ſagte die würdige Frau, als ſie in ihr Gemach zurückgekehrt waren: ſprich, was führte Dich jenem Manne entgegen. — Was wollteſt Du von ihm?

Mich prüfen, würdige Mutter! erwiederte ſie: Die Gewißheit erhalten, daß nur unter dem heiligen Schleier einer Kloſterfrau mir Ruhe werden kann. Ihr habt mir bisher verweigert in Eure fromme Mitte zu treten, habt mich zurück in die Welt gewieſen und mir geſagt, dort ſey meine Beſtimmung, die Zeit lindere jeden Schmerz und das Leben biete den Balſam für jede Wunde. Sein Anblick ſollte der Prüfſtein meines Herzens ſeyn; und, würdige Mutter, was ich hierbei empfunden, ſagt mir daß ich blutdürſtig wie ein Tieger bin, nach Rache lechze und meine Hand bereit iſt, den Dolch in ſeine Bruſt zu ſtoßen. Ich habe Urban in dem letzten Augenblicke ſeines unglücklichen Lebens das feierliche Verſprechen gegeben, ſeinen und meinen Feinden zu verzeihen, und ich fühle nun daß ich es nur kann, wenn ich fern von ihnen und in heiligen Mauern verſchloſſen bin. Darum, ehrwürdige Mutter, laßt mich den Schleier nehmen, nur das Kloſtergewand gibt meinem Herzen die Ruhe und ſchützt mich vor Verzweiflung.

Die Aebtiſſin ward nachdenkend, Conſtanze glaubte ſie kämpfe mit dem Entſchluß, und ſuchte ſie durch Bitten und Vorſtellungen zu bewegen, ihren Wünſchen nachzugeben; aber die würdige Frau blieb unerſchütterlich.

Ich habe heute die Nachricht erhalten, daß Sforza mit Katharina und ſeiner Tochter nach Gaeta kommen wird, ſprach ſie: erwarte ihre Ankunft und höre auf ihren Rath.

Conſtanzens Antlitz erheiterte ſich bei dieſen Worten, ſie freute ſich, all' die Lieben wieder zu ſehen und ſprach ihre Freude hierüber laut aus.

Siehſt Du, meine Tochter, ſagte die Aebtiſſin: wie ſehr Dein Herz noch an der Welt hängt. Nicht Katharina, nicht Margaritta allein erwekken Deine ſchlummernden Lebensgeiſter, die Erinnerung an die Tage des Glücks, welche Du mit ihnen durchlebteſt, weckt in Dir die Freude, und auch ſie, dieſe freundliche Botin aus glücklichen Zeiten, muß man in dieſen ſtillen Mauern verbannen, will man den Frieden des Herzens ungetrübt genießen.

Mit jedem Tage ſtieg nun Conſtanzens Sehnſucht, Katharina und Margaritta wieder zu ſehen, jeden Abend legte ſie ſich traurig nieder, da der hingeſchwundene Tag ihre Hoffnung getäuſcht hatte.

Häufiger als je wallfahrtete ſie nach dem Grabe ihres Gemahls; der Gedanke, daß, wenn ſie den Schleier genommen habe, ſie auch dieſe heilige Stätte nicht mehr betreten dürfe, trieb ſie jetzt öfter hin, denn nur dort fand ſie Troſt.

Die Königin hatte, ſeit Caracciolo Conſtanze im Sprachzimmer geſehen, keinen weitern Befehl in's Kloſter geſandt; es war dieß auch nur auf des Seneſchalls Verlangen und wider ihren eigenen Willen geſchehen, da ſie ihres Günſtlings frühere Abſicht auf die Tochter Alapo's wohl kannte. Ueberdieß war ihr der plötzliche Tod Urban's auffallend geweſen, und Conſtanzens Worte, durch welche ſie den Seneſchall als ſeinen Mörder bezeichnete, hatten wohl Glauben bei ihr gefunden. Ihr ſonſt ſo ſorgloſes Gemüth war überdieß jetzt aufgeregter als je. Die Peſt, welche ſie von Neapel getrieben, ſchien, indem ſie dort nachließ, ihr längs der Küſte zu folgen, und ſie glaubte jetzt mehr als ſonſt den himmliſchen Beiſtand nöthig zu haben. Sie beſuchte daher jeden Tag, nur mit geringer Begleitung, mehrere Gotteshäuſer, und ſo führte ſie auch ihre Andacht in die Franziskanerkirche. Als ſie hier ganz in der Stille ihr Gebet verrichtet hatte und eben die Kirche wieder verlaſſen wollte, erblickte ſie auf der einen Seite der gewölbten Halle ein neues Grabmal, an welchem eine ſchwarzgekleidete, dicht verſchleierte Dame knieete. Neugierig, dieß Monument zu ſehen, winkte ſie ihren Begleiterinnen, zurückzubleiben, damit die Betende nicht geſtört würde, und trat näher. Es war ein en basrelief gearbeitetes Grabmal von weißem Marmor: Zwei Engel, die Friedenspalme in der einen, einen Myrthenkranz in der andern Hand, ſchwebten über dem Sarkophage, auf welchem ein goldener Becher zu ſehen war. Die Königin, durch dieſes auffallende Sinnbild neugierig geworden, winkte dem in ihrer Nähe ſich befindenden Glöckner und fragte ihn leiſe: Weſſen Grabmal iſt dieß?

Urban Origlia's! erwiederte der Diener des Gotteshauſes, jedoch nicht leiſe genug, daß es die Betende nicht hätte hören können. Sie richtete ſich auf, ſah die Königin vor ſich, blieb einen Augenblick unentſchloſſen vor ihr ſtehen, dann verneigte ſie ſich und wollte ſich eben entfernen, als die Königin, Conſtanze erkennend, ſie bedachtlos zurückhielt.

Treff' ich Euch hier, Conſtanze Alape! ſprach ſie, von ihrem Wohlwollen für die Tochter Pandolfello's überraſcht: Ihr thut mir leid, ich beklage Euch! — Conſtanze ſchwieg, ihr Auge ſah ſtarr, faſt ſeelenlos auf die Königin.

Friede ſeiner Aſche! ſagte Johanna ergriffen.

Ihm ward der Friede des Himmels, erwiederte Conſtanze, Faſſung ſuchend: möge Gott ihn auch ſeinen Mördern geben!

Bei dieſen Worten erbleichte Johanna. — Königin, ſprach Conſtanze, ergriff mit Heftigkeit ihre Hand und führte ſie dem Grabmale näher: hier, wo die irdiſchen Gebeine meines Gatten ruhen, wo das Auge Gottes auf uns herabblickt, frag' ich Euch: wußtet Ihr von der ſchrecklichen That, oder waret Ihr ſelbſt nur ein grauſames Werkzeug in der Hand des Ruchloſen?

Ich? fragte die Königin erſtaunt und blieb einen Augenblick unentſchloſſen, ob ſie ihr Gefolge rufen oder der Unglücklichen Rede ſtehen ſollte.

Ja, Ihr! fuhr Conſtanze fort: Ihr ſelbſt reichtet Origlia den Giftbecher.

Großer Gott! rief die Königin, und plötzlich ſtand die ganze Scene des Mittagmahles vor ihr. Herzogin von Seſſa! wandte ſie ſich zu ihrem Gefolge: ſagt mir, helft mir erinnern, — bat ſie die Herbeieilende — nöthigte mich bei jenem Mahle Caracciolo nicht, Urban Origlia den Becher zu reichen?

Das that er! erwiederte die Herzogin: Ihr ſelbſt ſolltet ihm den Todestrunk geben, ſo wollte es ſeine Rache an ihm, an Euch!

Die Königin ſank bei dieſen Worten unwillkührlich auf ihre Kniee; ſie war erſchüttert und ihrer nicht mehr mächtig. So hab' ich Dich gemordet, Unglücklicher! rief ſie: Dich gemordet, ohne es zu wollen! denn bis zu dem letzten Hauche Deines Lebens warſt Du mir theuer. Vergib es mir Gott! — Ihr Haupt tief beugend, betete ſie noch lange im Stillen; dann erhob ſie ſich. — Hat er mir in ſeiner Todesſtunde geflucht? fragte ſie zitternd: Hat er mir geflucht, Conſtanze? Sprich!

Er hat ſeinen Feinden vergeben, ſagte die Trauernde: und auch ich habe an dieſer feierlichen Stätte zu Gott gefleht, Euch dieſe That nicht in Euer Schuldbuch zu ſchreiben. Aber, Königin, — fuhr ſie fort und feierlich, wie eine Heilige, ſtand ſie vor der Sünderin — geht in Euch, entfernt den Ruchloſen von Euerm Throne, ſtoßet ihn aus Euerm Pallaſte, ſeyd Königin und Mutter Eures Volkes, und wenn Ihr meine Bitte erhört, dann wird aus ſeinem Grabe dem Vaterlande eine herrliche Frucht entſprießen!

Was kann ich für Dich thun? erwiederte die Königin, einer Antwort ausweichend: Sag' es mir, Conſtanze, ſprich eine Bitte aus, daß ich doch in Etwas wieder gut machen kann, was ich Dir Uebles gethan.

Meine Wünſche, Königin, erwiederte ſie: ſteigen nach einem Reiche auf, das Euch entfernter liegt als mir, wo nicht Ihr, nicht Euer Günſtling Macht hat, zu geben, zu verweigern; dort wohnt ein barmherziger Vater, und die Pforten ſtehen jeder frommen Seele offen. Für dieſe Welt hab' ich keinen Wunſch, den für jene wird Gott wohl erhören. Sie verneigte ſich vor der Königin und verließ das Gotteshaus.

Johanna ſtand noch lange zerſchmettert am Grabmale Urban's; ohne es zu wollen, war ihr Auge an den Sarkophag gebannt. Ihr liebtet ihn, ſagte die Herzogin von Seſſa halb theilnehmend, halb ſpöttiſch: und Eure Liebe gab ihm den Tod. Tückiſch füllte Caracciolo den Becher mit Gift, und Ihr ſelbſt mußtet ihn dem von ihm gefürchteten Manne reichen, an welchem in dieſem Augenblicke noch Euer Herz hängt. So lohnt' er, ſo ſtraft' er Eure Liebe.

Ohne der Herzogin etwas zu erwiedern, verließ die Königin dieſen Ort trauriger Erinnerungen und kehrte in's Schloß zurück. Von dieſem

ſem Augenblicke an erſchien ihr Caracciolo in einem andern Lichte, die Liebe verlor das Vertrauen, wenn auch die Leidenſchaft ſie immer noch an ihn feſſelte. Was ſie von jetzt bis zu ſeinem Tode an ihn band, war mehr Furcht als Neigung; das Samenkorn, von der Herzogin von Seſſa feindlich ausgeſtreut, wuchs mächtig auf und trug zu ſeiner Zeit blutige Früchte.

16.

Am nämlichen Tage kam auch Sforza mit den Seinen in Gaeta an. Katharina eilte ſogleich mit Margaritta nach dem Kloſter der Urſulinerinnen zu ihrer Schweſter, der Aebtiſſin. Als ſie Conſtanze erblickte, erſchrack ſie; die Roſen der jugendlichen Wangen waren gebleicht, jede Lebensfriſche dahin, das Feuer ihrer Augen war erloſchen und matt nur glimmte ein düſterer Funke noch aus ihnen hervor. Stürmiſch, ihrer nicht mächtig, ſank die Unglückliche an die Bruſt ihrer mütterlichen Freundin und ruhte lange dort, ehe Thränen und Worte ihren Schmerz zu lindern vermochten.

Katharina! rief ſie, ſich plötzlich von ihr losreißend: Seit wir uns nicht ſahen, hat ſich mir des Lebens Paradies verſchloſſen, aber die Himmelspforte ſich geöffnet. Seit wir uns nicht ſahen, hat mir der Himmel Alles genommen, was er mir auf Erden gegeben, nur den Frieden ließ er mir und die Kraft, das ſchmerzvolle Leben zu ertragen.

Arme Unglückliche! tröſtete Katharina.

Als mein Vater auf dem Blutgerüſte ſtarb, ſprach ſie mit Ruhe: war ich unglücklicher als jetzt. Damals trieb mich die wilde Wuth der Rache; das Leben war mir, ſelbſt an der Hand meines Gatten, eine furchtbare Einöde, durch welche mich die Verzweiflung jagte. Jetzt iſt es mir ein blüthenleerer Winterpfad, und iſt auch Alles todt um mich, begleitet mich doch die Hoffnung, welche mir tröſtend ſagt, daß mit jedem ſchmerzvoll vollbrachten Tage der Frühling ſich nahe und jeder Schritt mich dem ſchattigen Plätzchen der Ruhe näher führe. Zwar iſt es für mich noch nicht Abend geworden, der

Schlaf drückt noch nicht mein Auge, kein lieber Traum kühlt meinen brennenden Schmerz und mein Morgenroth iſt noch fern. Aber ich will es ruhig und mit Ergebung erwarten. Der Tag des Todes macht all' meinen Schmerzen ein Ende, der Tag der Auferſtehung führt mich wieder zu ihm.

Während ſie dieß geſprochen, war auch Margaritta zu ihr getreten, ergriff ihre Hand und drückte ſie herzlich.

Du verſtehſt mich! ſagte Conſtanze: Ach, Du Glückliche! Der Ton der ſchmetternden Trompete, welcher Dich zur Schlacht ruft, ruft Dich auch zum Tode. Wohl Dir!

Die Aebtiſſin gab ihrer Schweſter und Margaritta ein Zeichen, das Geſpräch nicht weiter fortzuſetzen; ſie verſtanden es und lenkten es ſchnell auf andere Gegenſtände. Auch die Schweſtern hatten ſich lange nicht begrüßt, auch ſie fühlten jetzt erſt die Freude des Wiederſehens und der Ausbruch ihrer Wonne zog Conſtanzens Blick auf ſie. Sie lächelte heiter.

Ach! ſprach ſie leiſe zu Margaritta: wie oft ruhte ich nach langer Trennung in ſeinen Ar=

men! Ich glaubte, jede Trennung müßte die letzte ſeyn, glaubte dann ihn feſthalten zu können für die Ewigkeit, und die nächſte Stunde nahm ihn mir wieder. — Freuet Euch nicht, Ihr Getäuſchten! rief ſie: Schließt Euch nicht feſt in die Arme! Das Schickſal tritt neidiſch zwiſchen Euch, und ſchon die kommende Minute ruft Euch vielleicht zu — Trennt Euch für immer!

So verfolgten düſtere Gedanken die Unglückliche, welche jetzt mehr Troſt in den Klagen Margaritta's, als in der ſanften Ermahnung Katharina's fand. Traurig kehrten die Frauen heim, lebhaft ſtand das Bild der vom Schickſal ſo tief Gebeugten vor ihnen, und ſelbſt Margaritta war von dem Anblicke der Unglücklichen erſchüttert. Das Schickſal hatte auch ſie gebeugt, aber muthiger hob ſie auch jetzt noch ihr Haupt trotz dem Sturme empor.

Sforza war indeſſen nach dem Pallaſte gegangen, wo er zuerſt bei dem Könige von Aragonien vorgelaſſen wurde. Dieſer empfing ihn mit ausgezeichneter Achtung, begrüßte ihn als einen ehrenwerthen Feind, dem er jetzt zur Verſöhnung die Hand biete, und verſprach, ihm zur

Wiedererlangung der Gnade der Königin, ſo viel in ſeinen Kräften ſtehe, behülflich zu ſeyn, nur rieth er ihm, dem Großſeneſchall nicht vorbei zu gehen, da dieſer die Königin jetzt mehr als je beherrſche.

Sire, erwiederte Sforza: das wäre mir unmöglich! Denn dem Manne, den Sforza verachtet, kann er nicht freundlich entgegen kommen. Dieſer Mann hat mich zu tief gekränkt.

Vergeßt es, Sforza! ſagte der König zutraulich: Vergeßt das Geſchehene, denkt nur an die Zukunft.

Gnädigſter Herr! fuhr Sforza auf: Hätte dieſer Mann in zehn Schlachten mich überwunden, meine Schlöſſer niedergeriſſen, meine Städte verbrannt, mir das letzte Blatt meines Lorbeers geraubt, ſo könnte ich, müßte ich ihn vielleicht ehren, und würde nicht erröthen, ihm zum Frieden die Hand zu bieten. Aber wen ich verachten muß, dem muß ich auch meine Verachtung zeigen.

So geht Ihr einen gefährlichen Weg! nahm der König das Wort: Rechnet zwar auf mich, ſo viel ich für Euch zu thun vermag, ſoll geſchehen; doch iſt hier am Hofe meine Macht nur gering. Wollt Ihr in meine Dienſte treten, ſo nehme ich Euch mit Freuden auf, obgleich ich Euch hier nicht ſo viel bieten kann, als die Königin, und in den Ländern wo ich unumſchränkt herrſche, bekleiden nur Eingeborene die höchſten Würden.

Ich danke Eurer Majeſtät für Eure Gnade! nahm Sforza das Wort: Mein Glück erblühte in dieſem Lande; König Ladislaus, glorreichen Andenkens, war mein Wohlthäter, und ſo bleib' ich hier.

Und träte der Fall ein, fragte Alphons, ihn ſcharf beobachtend: daß mein Verhältniß zur Königin ſich feindlich trennte, auf weſſen Seite würdet Ihr treten?

Dahin, wohin mich Pflicht und Dankbarkeit ziehen würde! erwiederte Sforza unerſchrocken.

Ich ehre Eure Geſinnungen, antwortete der König: und ſchätze Euch deßhalb doppelt; dennoch rathe ich Euch, meine Warnung nicht zu vergeſſen, hütet Euch vor dem Seneſchall! — Dieß ſagend entließ er ihn.

Jetzt begab ſich Sforza zu der Königin. Er fand ſie allein und in aufgeregter Stimmung.

Auch ſie empfing ihn huldreich, verſprach alles Geſchehene zu vergeſſen, reichte ihm zum dritten Male das Schwert des Konnetables und erwähnte Caracciolo mit keinem Worte, dem er, als er die Königin verließ, begegnete. Das Zuſammentreffen Beider war kalt, Sforza erwiederte nur ſo viel auf die Begrüßung des Seneſchalls, als es der Anſtand und die Gegenwart mehrerer Zeugen erforderte, obgleich Caracciolo ihm höflich entgegen kam.

Braccio verließ am andern Tage Gaeta und Sforza erſchien nun am Hofe in neuem Glanze, wo dennoch ſeine Verhältniſſe zu dem Seneſchall geſpannt blieben. Er wußte, daß er ſeine inneren Empfindungen und ſeinen Haß nicht laut ausſprechen durfte, vermied daher, ſo viel es ſich thun ließ, jede Berührung mit ihm, und Alles, was er vielleicht wegen der Inſtandſetzung des Heeres mit ihm zu verhandeln hatte, ging durch die Königin. Alphons aber kam dem Konnetable mit der Offenheit eines Kriegers entgegen, war aber deſto zurückhaltender gegen Caracciolo, und man ſah deutlich, wie ſich Beide mißtrauten. Der Seneſchall hatte ſich ganz in

Alphons geirrt. Er war in nichts dem Könige Jakob gleich, der, ohne Macht und ohne wahre männliche Thatkraft, ein Ball in den Händen des Seneſchalls geweſen war. Alphons, ein mächtiger Fürſt, dem das Königreich Neapel nur ſeine Macht vermehrte, ſie nicht begründete, Herr der Königreiche Aragonien und Valencia, König von Sicilien und Minorka, ſtand mit ſeiner bedeutenden Macht ganz unabhängig von Johanna, noch mehr von dem Günſtlinge da. Ueberdieß erregte ihm das unſittliche Betragen der Königin Widerwillen, die Anmaßungen des Seneſchalls beleidigten ſeinen Stolz und die Opfer, welche er für das zukünftige Erbe bringen ſollte, ſchienen ihm faſt zu groß. Er hatte der Königin ſchon immer in Staatsangelegenheiten ſeine Meinung offen geſagt, jetzt begann er auch ſich in das, was ihr häusliches Leben betraf, zu miſchen; dieß wurde ihr unerträglich, und Caracciolo benutzte es, ihn der Königin verhaßt zu machen.

Obgleich der Seneſchall ſeit der Scene an Urban's Grabmal bedeutend in der Gunſt der Königin verloren hatte, ſo wußte er doch die Leidenſchaft Johanna's und die Gewohnheit, die ſie an ihn kettete, ſo zu ſeinem Vortheile zu benutzen, daß er ſie immer noch am Gängelbande lenkte, wenn er ihr auch zuweilen läſtig zu werden begann. Sein ganzes Trachten ging dahin, Alphons mit der Königin zu entzweien, ihn verdächtig und ihr glauben zu machen, er ſtrebe ſchon bei ihren Lebzeiten nach der Krone Neapels. Dieß war auch die Urſache, warum er ſo bereitwillig geweſen war ſich mit Sforza zu verſöhnen, und trotz der ihm bei jeder Gelegenheit von dem Konnetable bewieſenen Kälte jeden ſeiner Wünſche zu befriedigen und in jeden ſeiner Pläne einzugehen.

Die Königin, durch Caracciolo's Einflüſterungen aus ihrem trägen Schlummer geweckt, fürchtete mit jedem Augenblicke einen gewaltſamen Schritt ihres Adoptivſohnes. Beſtändig ſtellte ihr der Seneſchall vor, daß ſie vom Throne herabſteigen und das Ende ihrer Tage in einem Kerker beſchließen müßte, oder Alphons wohl gar, da er die Zeit, den Thron des ſchönen Neapels zu beſteigen, nicht erwarten könne, ſie heimlich umbringen laſſen würde. Von Natur furchtſam und ſchwach und durch dieſe ewigen Vorſpiegelungen aus dem gewohnten Gleichmuth gebracht, war ihre Seelenruhe dahin, und als die Peſt in Neapel nachgelaſſen, faßte ſie, auf Caracciolo's Zureden, den unüberlegten Entſchluß, unter dem Vorwande einer Landreiſe Gaeta zu verlaſſen und nach Puzzuolo zu flüchten.

Alphons, bei dieſer Nachricht überraſcht, ſah die Nothwendigkeit ein, die Königin nicht ganz den Händen Caracciolo's zu überlaſſen; er folgte ihr. Kaum daß Johanna dieß erfuhr, als ſie nach Neapel flüchtete, ſich in das Capuaniſche Caſtel einſchloß und den König, der unterdeſſen in der Hauptſtadt angekommen war, nicht vor ſich ließ. Die Hauptklage, welche ſie gegen ihn führte, war, daß er theils die durch die Gewalt der Waffen wieder eingenommenen Städte, theils diejenigen, welche der Papſt ſeit dem Frieden beſetzt und nun wieder zurückgegeben hätte, für ſich behalten und ſich von ihnen den Eid der Treue hatte ſchwören laſſen.

Durch Sforza's Bemühungen gelang es endlich, eine Art Verſöhnung zwiſchen Beiden zu ſtiften. Alphons durfte nun die Königin in dem Capuaniſchen Schloſſe beſuchen und wieder Theil an den Geſchäften nehmen, jedoch fand von beiden Seiten das größte Mißtrauen ſtatt und man ſah ſich nur, nachdem man gegenſeitig ſichere Geißeln geſtellt hatte.

Endlich, des undankbaren Amtes eines Friedenſtifters müde, verließ Sforza Neapel und ging, ſeine Familie abzuholen, nach Gaeta. Conſtanze wurde bei der Nachricht der Trennung von Katharina und Margaritta ſchwermüthig; ſie hing jetzt beſonders mit Leidenſchaft an dieſer Unglückſchweſter und fand nur Troſt in ihren gegenſeitigen Klagen. Dennoch hatten Margaritta's Bitten und ihre Vorſtellungen ſie nicht zur Entſagung ihres Entſchluſſes, den Schleier zu nehmen, bewegen können; die Aebtiſſin hatte nachgeben müſſen und ſchon war Alles zu dieſem Trauerfeſte bereitet, als Sforza ankam. Auch er verſuchte noch, es zu hintertreiben, aber auch ſeine Bemühungen waren vergebens.

Ich kann nur Ruhe finden, war Conſtanzens Antwort: wenn ich ganz von der Welt geſchieden bin. Seyd nicht ſo grauſam und haltet mich nicht länger zurück; jeder Tag, den ich, ohne das klöſterliche Gelübde abgelegt zu haben, vollbringe, iſt ein Raub an meinem Glücke. Verweilt noch einige Tage hier, edler Sforza, gönnt mir die Freude, daß Katharina und Margaritta mich zum Altare begleiten. Eure Gattin ehrte, Eure Tochter liebte Urban; Beide fühlen meinen Schmerz und ſegnen gewiß im Herzen meinen Entſchluß, wenn auch ihr Mund ihn verdammt.

Sforza konnte ihren Bitten nicht widerſtehen, er beſchloß, bis Conſtanze auf ewig der Welt und ihren Freuden Lebewohl ſagen würde, mit den Seinen noch in Gaeta zu bleiben.

17.

Am Vorabende dieſes verhängnißvollen Tages erhielt Sforza einen Eilboten von Neapel, der ihn mit den dortigen Vorfällen bekannt und ſeine Gegenwart zur Rettung der Königin nothwendig machte.

Caracciolo hatte nämlich ein großes Ringelrennen veranſtaltet, welches in der Straße Carbenara gehalten werden ſollte, wozu er Alphons nach dem Capuaniſchen Schloſſe, von wo aus man das Ganze überſehen konnte, eingeladen hatte. In der Hoffnung, daß die meiſten Aragoniſchen Ritter Theil an dieſem Spiele nehmen würden und der König mithin nur von geringer Begleitung umgeben erſcheinen könnte, hatte er den Plan gemacht, ihn gefangen zu nehmen und wahrſcheinlich auch ihn ermorden zu laſſen. Durch einen Zufall ward dieß Alphons verrathen. Er ſchlug, unter dem Vorwande, krank zu ſeyn, die Einladung aus, legte ſich zu Bett und ließ nach einigen Tagen den Seneſchall bitten, zu ihm in das neue Schloß zu kommen, indem er Wichtiges mit ihm verhandeln müſſe. Caracciolo erſchien, nachdem Alphons drei Ritter als Geißeln für ihn geſtellt, auf dieſe Einladung im Pallaſte. Aber kaum eingetreten, wurde er verhaftet, in's Gefängniß geworfen, und Alphons rückte mit den bereit gehaltenen Aragoniern ſchnell nach dem Capuaniſchen Schloſſe, um es zu überrumpeln und ſich der Perſon der Königin zu bemächtigen. — Schon war er mit den Seinen auf der niedergelaſſenen

Zugbrücke, als ein Hauptmann der Beſatzung, welcher Argwohn geſchöpft haben mochte, ſeines Pferdes Zügel ergriff, ihn zurückriß, die Zugbrücke hinter ſich aufzuziehen befahl, und durch einen kühnen Sprung in den Graben dem ſichern Tode entging.

Bei dieſer Nachricht rottete ſich das Volk zuſammen; es war durch das Benehmen des Königs von Aragonien empört, da es die Urſachen nicht kannte, welche dieſen zu dem Gewaltſchritt bewogen hatten. Die Sturmglocken ertönten, die Trommeln wirbelten, das Volk drängte nach dem Capuaniſchen Schloſſe, und der König ſah ſich genöthigt, mit bewaffneter Hand ſich den Rückweg nach dem neuen Pallaſt zu bahnen und ſich eiligſt in denſelben zu werfen.

Die Angeſehenſten des Adels und der Stadt begaben ſich nun bald zum Könige, bald zu Johanna, Frieden zu ſtiften, um dadurch einem innern Kriege vorzubeugen und das Feuer in ſeinem Entſtehen zu dämpfen. Da aber die Königin ſich in keine Unterhandlung einlaſſen wollte, ehe nicht der Seneſchall wieder freigegeden ſey, und Alphons denſelben unter keiner Bedingung frei gab, ſo zerſchlugen ſich alle Verhandlungen. Als Alphons am andern Tage. erfuhr, daß der Eifer der Bürger, welche aufgebracht waren, daß die Königin ihres Günſtlings wegen den angebotenen Frieden verweigere, erkaltet ſey und er keinen Widerſtand von ihnen zu befürchten hatte, zog er aus der Umgegend alle ſeine Soldaten nach Neapel, rückte vor das Capuaniſche Schloß und belagerte die Königin darin.

Dieſe ſandte jetzt Eilboten auf Eilboten an Sforza, mit dem Befehl, Alles aufzubieten und ihr zu Hülfe zu kommen. Sforza empfing dieſe Nachricht in Gaeta, traf hier ſchon die nöthigen Veranſtaltungen, eilte ſchnell nach Benevent, zog nun aus allen Städten die Beſatzungen, und da er ſchon ſeit dem Tage, da er wieder zum Konnetable ernannt war, ſeine alten Krieggefährten zu ſich berufen hatte, ſo konnte er nach kurzer Zeit mit einem nicht unbedeutenden Heere von Benevent aufbrechen und dem Könige entgegenrücken. Dieſer hatte zwar ſchon vor mehreren Tagen einen Vertrauten nach Benevent geſandt, Sforza unter dem Anerbieten der vortheilhafteſten Bedingungen auf ſeine Seite zu ziehen und ſich gegen Johanna zu erklären. Allein Sforza, deſſen Anhänglichkeit für Johanna noch nicht erloſchen war, ließ dem Könige ſagen, der Großkonnetable des Reichs dürfe ſeine Monarchin in der Zeit der Gefahr nicht verlaſſen. Er blieb ſeinem Eide treu und rückte der Königin zu Hülfe gegen Neapel an.

Der König von Aragonien hob nun ſogleich die Belagerung auf und ſchickte ſein Heer unter Bernardo Centiglia Sforza entgegen, deſſen Einrücken in Neapel zu verhindern. Centiglia rückte ihm auf der Straße nach Acerra entgegen, ſtellte ſich unfern der Stadt auf und theilte ſein aus dem Kern der Aragonier beſtehendes Heer, der Enge des Raumes wegen, in vier große auf einander folgende Abtheilungen. Mit der erſten griff er unbedachtſamerweiſe den anrückenden Sforza an, wurde geſchlagen und zog ſich auf den zweiten Haufen zurück. Hier wurde die Schlacht allgemein, Santoparente, welcher das Fußvolk Sforza's befehligte, griff jetzt die Aragonier muthig an, welche aber, durch

die

die Beſchaffenheit des Bodens begünſtigt und von einer Menge Landhäuſer geſchützt, muthig widerſtanden. Dreimal ließ Sforza den Angriff erneuern, dreimal wurden die Seinen zurückgeſchlagen. Da faßte er einen kühnen Entſchluß, befahl Santoparente ſich nur vertheidigungweiſe zu halten, jedoch den Feind ſtets zu beſchäftigen, nahm Micheletto und die erprobteſten Soldaten mit ſich, umging den Park Karl's des Zweiten, riß die ihn einſchließenden Mauern ein, drang hindurch und kam ſo den Aragoniern bei Poggio-Reale in den Rücken.

Auf ein von hier gegebenes Zeichen griff ſie Santoparente in dem Augenblicke von vorn an, in welchem Sforza ihnen in den Rücken fiel; das Geſchütz von dem Capuaniſchen Schloſſe ſchleuderte Verderben in ihre Reihen. Sforza's Reiter drangen ein, ein paniſcher Schreck ergriff die Aragonier, ihre Flucht war allgemein, der größte Theil floh auf der Straße von Capua und wurde dort gefangen oder niedergehauen; nur Wenige erreichten den neuen Pallaſt.

Sforza drang nun mit den Flüchtlingen zugleich in die Stadt, die ſich ihm ſchnell unterwarf. Er hatte einen entſcheidenden Sieg errungen; hundert und zwanzig der edelſten Spaniſchen Ritter waren gefangen, unter ihnen Bernardo Centiglia, der Anführer des Heeres; Raimond Perolles, der Admiral der Flotte; der Graf von Ventimiglia, Heinrich der Sohn des Admirals von Caſtilien, und Bernhard Moncada; über 2000 Tode deckten den Wahlplatz, 3000 waren gefangen; die Macht von Alphons war gebrochen. Der neue glänzende Sieg gab Sforza's Ruhm neuen Glanz; die Schlacht von Viterbo war vergeſſen.

18.

An jenem Vorabend der feierlichen Handlung, welche Conſtanze auf ewig der Welt entreißen ſollte, begab ſie ſich, von Margaritta begleitet, zum letzten Male nach der Kirche des heiligen Franziskus, an dem Grabe ihres Gemahles zu beten. Mit dem Gelübde, das ſie morgen ablegen ſollte, waren ihr ſelbſt die Pforten dieſes Gotteshauſes verſchloſſen, und ſie hoffte mit dieſer feierlichen, noch dem Andenken des ermordeten Gatten geweihten Stunde alle Rückerinnerungen, alle Sehnſucht abzulegen. Sie warf ſich auf der Stelle nieder, wo ſie ſchon ſo oft geknieet; auch Margaritta, vor deren Augen heute das Bild Antonio's lebhafter als je ſtand, knieete neben ihr. In ihrem frommen Gebete bat Conſtanze Gott um Vergeſſenheit, nur nach dem Himmel wollte ſie ſchauen, das Irdiſche ſollte hinter ihr zurückbleiben. Aber als ſie ihr Gebet beendet hatte, noch einmal den kalten Marmor küßte, welcher die irdiſche Hülle des Geliebten deckte, und nun die Kirche wieder verlaſſen wollte, da ergriff ſie ein kalter Schauer und ihr Fuß ſchien wie an den Boden gebannt. Wie dem Zurückgebliebenen, wenn er die erſte Scholle Erde auf den Sarg des theuern Heimgegangenen dumpf rollen hört und er nun fühlt, daß mit dieſem ſchauerlichen Tone der Freund ihm für immer genommen, die Trennung für ewig iſt, ſo war es auch Conſtanzen, als ihre Lippen den kalten Marmor berührt hatten und ſie die heilige Stätte für immer verlaſſen wollte. Erſt jetzt war es ihr, als ob ſie ſich ewig von ihm trennen müßte, und nie hatte ſie ſeinen Verluſt ſo tief empfunden als in dieſem ſchrecklichen Augenblicke. Für immer ſoll ich mich von Dir trennen! ſeufzte ſie: Niemals die Stelle wieder betreten, wo Du ruhſt! Das iſt furchtbar! — Doch ermannte ſie ſich ſchnell, ergriff Margaritta's Hand, zog ſie mit ſich fort und eilte aus dem Gotteshauſe.

Als ſie in ihrem einſamen Gemache mit der Freundin allein war, die beiden Unglücklichen ſich lange, in Trauer verſunken, gegenüber geſeſſen hatten, da brachen plötzlich ihre Thränen hervor. Margaritta, rief ſie: ich habe Dir oft gezürnt, daß Du nicht, gleich mir, den Schleier nehmen wollteſt und Dich noch ferner in den Strudel der Welt ſtürzteſt. Aber ich glaube, Du thuſt recht. Nicht das härene Gewand der Kloſterfrauen kühlt die Gluth des Herzens, nicht der Schleier birgt Deinem Blicke die Vergangenheit, die Erinnerung bleibt ewig und mit ihr die ewige Sehnſucht!

Wie lange, fuhr ſie, einen bittenden Blick gen Himmel werfend, fort: werde ich noch dulden? O wie lange werde ich noch harren müſſen, ehe der Tod an meine einſame Zelle klopft und mich zu endlichem Wiederſehen abruft? Wie lange werde ich gegen mein Herz noch kämpfen müſſen, ehe Gebet und Glaube mir den Frieden des Herzens gibt? Vielleicht — ſo lange ich bin! — Ach! den Schmerz lindert kein brünſtiges Gebet, die Kühle dieſer Mauern wird die Gluth meines Innern nicht dämpfen! — Erhebe ich den Blick gen Himmel, wird der Gatte mir erſcheinen und meine Andacht geſtört ſeyn! Und — Gott vergebe der Sünderin! — wenn der Prieſter den Kelch mit dem geheiligten Wein erhebt, werde ich, ſtatt frommer Gedanken, an den Becher mit Gift denken, den ſie ihm reichten, und eine Sünderin im Heiligthum des Herrn ſtehen. Nimm nicht den Schleier, Margaritta! Stürze Dich in die Schlacht, dort wird Dich der Tod ereilen und Du wirſt glücklicher ſeyn als die arme Conſtanze, die, wie ein Bettler, arm an Lebensfreuden, einſam und gedrückt nach dem Ziele ihrer Wallfahrt ſchleichen muß.

Faſſe Muth! unterbrach ſie Margaritta: So wenig ich Deinen Entſchluß billige, ſo ſehr tadl' ich Dein kleinmüthiges Zagen. Haſt Du

Dich dem Himmel geweiht, ſo erwarte auch von ihm den Frieden.

Margaritta! rief Conſtanze tief bewegt, ſprang auf und ergriff ihre beiden Hände: Gedenke was ich am Hochgericht gelobte. Keine Freude wollt' ich ungetrübt auf Erden genießen! — Auch der Friede Gottes wird mir nicht ungetrübt werden, der Gedanke an ihn wird ſich in mein ſtilles Gebet drängen und mein Flehen zu der heiligen Mutter wird zum Sehnſuchtruf nach ihm.

Starr, düſter ſinnend ſah bei dieſen Worten Margaritta vor ſich hin. Wär's möglich, ſagte ſie mit bebender Stimme: wär's möglich, daß der Himmel, die frevelnden Worte der Verzweiflung hörend, auf ſie achte? Dann wehe auch mir! Pedro ſprach in der Stunde meiner Geburt den Fluch aus, daß ich meinem Vater den Tod bringen ſolle. Furchtbar wär' es, hätte der Himmel ihn vernommen, und an Dir und mir ginge das frevelhafte Wort, von Verzweiflung geſprochen, in Erfüllung.

Es wird in Erfüllung gehen, ſprach Conſtanze: das ſagt mir eine innere Stimme. Aber wir wollen es muthig tragen, Margaritta, und wär' es auch noch ſo ſchwer. Glückliche! rief ſie plötzlich: ich ſehe Dich ſo nahe dem Ziele und ich bin noch ſo fern von dem meinen!

Am andern Tage deckte der Schleier das holde Antlitz, umſchloß das härene Gewand der Kloſterfrauen die herrliche Geſtalt; aber den Schmerz vermocht' es nicht zu lindern, er brach in ſtiller Einſamkeit unaufhaltſam hervor. Conſtanzens Ahnung bewährte ſich noch mehr, als Katharina und Margaritta ſich von ihr trennten und auf die Nachricht von der gewonnenen Schlacht nach Benevent zurückgingen; da erſt, ſich ſelbſt und der Erinnerung überlaſſen, gab ſich die Unglückliche ganz ihrem Grame hin.

19.

Sforza's Anhänglichkeit an das Haus Anjou, ſeine perſönliche Neigung zu König Ludwig, vielleicht auch die heimlichen Einflüſterungen des Papſtes, bewogen ihn, die Königin zu überreden, jede Verbindung mit Alphons aufzuheben und Ludwig von Anjou an ſeiner Stelle an Kindes=

ſtatt anzunehmen, ihm dadurch die Nachfolge im Reiche, an welche er überdieß ein Recht zu haben glaubte, zu ſichern und ſo allen fernern verderblichen Kriegen ein Ende zu machen.

Johanna, gegen Alphons auf's Höchſte aufgebracht, war leicht dazu zu bewegen, ſie ſtellte eine Urkunde aus, welche ſpäterhin der Papſt beſtätigte. In dieſer Urkunde hob ſie die Adoption Alphonſens förmlich auf, und ernannte Ludwig zu ihrem Nachfolger und zum Herzoge von Calabrien, jedoch unter dem Vorbehalt, daß er und ſein Bruder Italien verlaſſen, in ihre Franzöſiſchen Staaten zurückkehren und keine Neapolitaner in ihre Dienſte nehmen ſollten. Sie verſprachen ſich überdieß zur gänzlichen Vertreibung der Aragonier aus dem Königreiche gegenſeitige Hülfe. Der Herzog von Mailand, der Doge von Genua, der Papſt und ſämmtliche Kardinäle leiſteten Bürgſchaft für die Aufrechthaltung dieſes Traktats.

Sforza hatte nun ſeinen Zweck erreicht, von der Gunſt Ludwigs überzeugt, hatte er nur die Vertreibung der Aragonier vor Augen. Gern hätte er den König in dem neuen Pallaſte belagert, allein er fand es, ſeiner Stärke und Feſtigkeit wegen, ſo lange nicht thunlich, als man nicht Herr zur See war. Er beſchloß daher, bis die Franzöſiſche Flotte bei Neapel angekommen, Averſa zu belagern, ließ in dem Capuaniſchen Schloſſe und in Neapel hinlängliche Beſatzung, und da indeſſen ſein Sohn Franzesco mit einer bedeutenden Macht aus dem Mailändiſchen zu ihm geſtoßen war, unternahm er ſelbſt die Belagerung.

Der König von Aragonien war indeſſen in einer peinlichen Lage. Sein Heer war vernichtet, aus den meiſten Städten hatte er die Beſatzung herausziehen und ſie für die Schlöſſer in Neapel verwenden müſſen, und ſo hatte er keine weitere Ausſicht, als die Flotte, welche von Barcellona gegen Corſika auslaufen ſollte, nach Neapel zu beordern. Sie erſchien auch kurze Zeit darauf, legte ſich an dem Caſtel del Ovo vor Anker und ſetzte einen Theil ihrer Bemannung, die ſich ſogleich verſchanzte, bei dem Hafendamme unfern des neuen Schloſſes an's Land.

Kurze Zeit darauf rückten ſie aus ihrer Verſchanzung den angreifenden Neapolitanern entgegen, drängten ſie zurück und bemeiſterten ſich eines Thores. Während dem landete Don Pedro, der Bruder Alphons, mit den Uebrigen zwiſchen der Kirche St. Nikola und dem Arſenale, drang gegen die Kirche St. Peter des Märtyrers vor, ließ die umſtehenden Häuſer in Brand ſtecken und verbreitete ſo während der Nacht Unruhe und Schrecken in dem unglücklichen Neapel.

Die Einwohner und der Adel hatten ſich zwar dem Vordringen der Aragonier muthig entgegen geſetzt, jedoch der ganze Anhang der Mormiles und Origlia's, welcher meiſt das Quartier del Porto bewohnte, blieb aus Haß gegen die Königin ruhig und nahm keinen Theil an dem Gefechte, auch hütete ſich Alphons wohl, dieſen Theil der Stadt anzugreifen und hierdurch die mächtige Parthei gegen ſich zu waffnen.

In der Nacht wüthete das Feuer in dem von den Aragoniern eroberten Theile der Stadt furchtbar. Alle Häuſer wurden hier geplündert und jeder Greuel des Krieges zog dem Kriegvolke nach. Johanna ſah von ihrem Schloſſe die Flammen ihre Hauptſtadt zerſtören, ſie ſah beim Scheine des Feuers die Flotte der Aragonier und ihren wilden Kriegerhaufen, der ſich immer näher heran wälzte; die Furcht ergriff ſie, ſie fürchtete für ihre Freiheit, und ließ eiligſt Sforza von der Belagerung von Averſa mit der Bitte abrufen, ihr ſchleunigſt zu Hülfe zu kommen.

Der Konnetable brach auch noch in derſelben Nacht auf, ließ einen Theil ſeines Heeres vor Averſa ſtehen und eilte mit den Andern nach Neapel. Er war bei ſeiner Ankunft erſtaunt, die Aragonier in dem Beſitz des größten Theiles der Stadt und ſo ſtark zu finden, und rückte ſchnell gegen das Kloſter der heiligen Clara vor, wo ſie ihre Hauptmacht verſammelt hatten. Hier fand er aber bedeutenden Widerſtand; das Aragoniſche Heer, faſt nur aus Fußvolk beſtehend, gebrauchte eine eigene Art von Vertheidigung gegen die ihnen überlegene Reiterei der Neapolitaner; ſie hatten große Fäſſer mit Steinen gefüllt, welche ſie vor ſich her rollten, ſich dahinter verſchanzten und ſo das Vordringen der Reiterei faſt unmöglich machten. Auch waren ſie in die Häuſer gedrungen und warfen Balken und Steine auf die Heranrückenden herab. Nach zweiſtündigem Gefecht ſah Sforza die Unmöglichkeit ein, die Aragonier aus Neapel zu vertreiben; er gab die Wiedereroberung der Stadt auf, führte die Königin aus dem Capuaniſchen Schloſſe und brachte ſie, von einem bedeutenden Theile ihrer Anhänger aus Neapel begleitet, nach Nola. Er ſelbſt kehrte zur Belagerung von Averſa zurück.

In Nola machte nun die Königin ihren mit Ludwig von Anjou geſchloſſenen Frieden und deſſen Adoption öffentlich bekannt, erklärte Jeden, welcher die Parthei des Königs von Aragonien ergreifen würde, für einen Landesverräther und ladete Ludwig ein, zu ihr zu kommen und ſich als künftigen Thronerben an die Spitze der bewaffneten Macht zu ſtellen.

Alphons ſah nun wohl, daß an keine weiteren Verhandlungen zu denken war und die Gewalt der Waffen allein entſcheiden müſſe. Er begann nun die Belagerung des Capuaniſchen Schloſſes, dem es gänzlich an Lebensmitteln fehlte und hielt Caracciolo immer noch im ſtrengen Gewahrſam. Sforza machte zwar einige Verſuche, das Schloß mit Lebensmitteln zu verſorgen, die aber immer mißglückten; hingegen gelang es ihm, Averſa nach hartnäckigem Widerſtande zu erorbern, wohin ſich auch ſogleich die Königin verfügte und ihre Reſidenz verlegte.

Durch die Trennung von Caracciolo ward die ſchon halb verloſchene Neigung zu ihm wieder bei ihr erwacht und die Sehnſucht nach ihm war jetzt, wo ſie ſeines Rathes und Beiſtandes ſo ſehr bedurfte, ſtärker als je. Sie verſuchte Alles zu ſeiner Befreiung; allein Alphons verweigerte anfangs ſeine Loslaſſung ganz, endlich verſprach er, ihn, jedoch nur unter der Bedingung, frei zu geben, wenn für ihn die ſämmtlichen, in der Schlacht bei Nola durch Sforza gefangenen Ritter ohne Löſegeld frei gelaſſen würden. — Dieſe Gefangenen waren in der Gewalt Sforza's, der ein bedeutendes Löſegeld von ihnen zu erwarten und keinen Grund hatte, Caracciolo's Freilaſſung zu wünſchen; er verweigerte daher die Auslöſung ſtandhaft und keine Bitten der Königin, welcher er offen ſeine Gründe ſagte, weßhalb er ſo handeln müſſe, konnten ihn bewegen. Aber endlich fand Johanna doch Mittel, ihn dazu zu vermögen; ſie wandte ſich an ſeinen Sohn und machte dieſem ſo bedeutende

Anerbietungen, beſtätigte nicht allein die früheren Schenkungen von Benevent, Manfredonia, Trani und Barletta, ſondern bot ihm auch noch für den Gefangenen zehn Städte und einen bedeutenden Diſtrikt, welcher ſeine früheren Beſitzungen von Oppido und Tricarico mit der am Meere verband. Franzesco, der den hierdurch ihm erwachſenden Vortheil leicht einſah, ſuchte ſeinen Vater zu bereden in die Vorſchläge der Königin einzugehen. Zu gleicher Zeit verſicherte Johanna den Konnetable der Dankbarkeit des Seneſchalls, und Sforza, alles genau erwägend, gab endlich den Bitten ſeines Sohnes nach und lieferte die 120 gefangenen Ritter aus. Der Seneſchall traf dafür in Averſa bei der Königin ein.

Aber faſt hätten dieſe Verhandlungen den häuslichen Frieden Sforza's geſtört. Katharina, mehr noch Margaritta, zürnten Franzesco deßhalb; es entſtand zwiſchen der Schweſter und dem Bruder eine Art feindlicher Spannung und ſelbſt die ſanfte Katharina äußerte ſich laut und ſagte ihm offen, daß bloß der Ehrgeiz Franzesco's ihn zu der unüberlegten Handlung verleitet habe, ſeinen bitterſten Feind wieder an das Ruder zu bringen und dadurch das Königreich zu verderben.

Der Seneſchall aber ſchien von Dank durchdrungen, verſicherte Sforza ſeiner ewigen Freundſchaft und es war vielleicht das erſte Mal, daß er Wort hielt; denn Sforza mochte für ſich und für das Heer fordern, was er wollte, Caracciolo war ihm nie entgegen und ſchien ſeine ganze Wohlfahrt nur auf ihn zu gründen.

Der Verluſt des Capuaniſchen Schloſſes, welches nach einiger Zeit überging, trübte in etwas die Freude der Königin, welche ſie über ihres Günſtlings Rückkehr gehabt. Auch hatte die Herzogin von Seſſa, an deren Umgang ſie ſo ſehr gewöhnt war, gleich nach des Seneſchalls Ankunft Averſa verlaſſen, und auch dieß war ihr unangenehm, da keine ihrer Damen den Platz dieſer klugen, unterhaltenden Frau auszufüllen vermochte. Ueberdieß ſchien ein neues Ungewitter über das Reich heranzuziehen. Braccio hatte ſich wieder mit dem Papſt veruneinigt, war aus dem Dienſte der Republik Florenz getreten, verfolgte von Neuem ſeinen alten Plan, in den Abruzzo's und der Mark Ancona ſich auf des Papſtes und Neapels Unkoſten ein Fürſtenthum zu erobern, und rückte mit ſeinem Heere durch den Kirchenſtaat vor Aquila. Ludwig von Anjou und Sforza thaten alles Mögliche, ihn davon abzuhalten. Ludwig verſprach ſogar, ſobald er im Beſitz Neapels ſey, ihm Aquila freiwillig einzuräumen; Braccio aber, unter dem Vorwande, Alphons und nicht Johanna hab' es beſetzt und es gehöre, vermöge Vertrages, ihm, kehrte ſich nicht an dieſe Abmahnung, ſchloß mit 12,000 Mann die Stadt ein und begann eine förmliche Belagerung.

Für Ludwig von Anjou ſchienen ſich demungeachtet die Verhältniſſe glücklich zu geſtalten; in Aragonien vorgefallene Unruhen und ein Einfall des Königs von Kaſtilien nöthigten Alphons, nach Spanien zurückzukehren. Der Tag ſeiner Abreiſe war ſchon beſtimmt und Alles dazu in Bereitſchaft geſetzt, ſein Bruder Don Pedro war zu ſeinem Generallieutnant, Caldora zum Befehlhaber in Neapel ernannt; 1200 Geharniſchte, 10,000 Mann Fußvolk ließ er ihnen zurück und erklärte nun feierlich und öffentlich, daß er nicht im Mindeſten darnach trachte, die Königin bei ihren Lebzeiten ihrer Rechte zu berauben, ſondern nur zum Schutze des Landes gegen die Eingriffe des Günſtlings und zu Johanna's eigener Sicherheit ein Heer in Neapel unterhalte.

In der nämlichen Zeit traf auch Ludwig von Anjou mit Verſtärkung in Averſa ein und rückte am andern Tage ſogleich mit Sforza gegen Neapel. — Alphons, auf dem Punkte ſich einzuſchiffen, ließ die Soldaten wieder an's Land ſetzen, ſtellte ſich an die Spitze des Heeres und rückte dem Feinde entgegen; die Flotte legte ſich zur Unterſtützung des Heeres am Ausfluſſe des Sebetto vor Anker. Aber nach kurzem Gefecht ward er mit bedeutendem Verluſt in die Stadt zurückgetrieben, wo jedoch Sforza, da die Bürger ſich nicht für ihn erklärten, nicht weiter vordringen konnte, ſondern ſich mit dem Heere wieder nach Averſa zurückzog. Alphons, durch dieſen, obgleich geringen, Verluſt unmuthig geworden, ſchiffte ſich ein, und ſchon am andern Tage lichtete die Flotte die Anker und ſegelte nach Spanien.

20.

Durch Hülfe des Herzogs von Mailand, ſelbſt dießmal durch thätige Hülfe des Papſtes, der Braccio mehr fürchtete als Alphons, auch durch eine auf der Flotte Anjou's aus Frankreich angekommene Verſtärkung, war das Heer Sforza's ſo bedeutend geworden, daß man zwei Unternehmungen auf einmal beginnen zu können glaubte. Ludwig von Anjou rückte mit den Franzöſiſchen und Neapolitaniſchen Soldaten gegen Neapel, Sforza war beſtimmt, mit ſeinen ſelbſtgeworbenen und den von dem Papſte und Mailand geſendeten Hülfvölkern gegen Braccio zum Entſatz Aquila's vorzurücken. Seine alten Waffengefährten und Freunde alle wieder um ſich verſammelnd und an der Spitze eines Heeres von faſt 20,000 Mann, ſchien Sforza auf dem Gipfel ſeines Glückes zu ſtehen, denn trotz ſeiner Verſöhnung mit Braccio wünſchte er nichts ſehnlicher, als durch einen Sieg über ihn den Tag von Viterbo ganz zu verwiſchen und mit freudigem Herzen und feſtem Vertrauen ordnete er Alles zu dieſem Kriegszuge. Nie hatte er an der Spitze eines ſo bedeutenden, ſo muthigen Heeres geſtanden; 10,000 der ſchönberittenſten Reiter ſtanden unter ſeinen Befehlen und 30 ganze Karthaunen, ohne das kleinere Geſchütz, ſollten dem Heere folgen. Seine Brüder, ſo wie Micheletto und Santoparente, waren um ihn, ſein Sohn, der ſich ſchon als einen der ausgezeichnetſten Krieger ſeiner Zeit bewährt hatte, befehligte die Reiterei, und um Margaritta hatte ſich eine Schaar von 200 Edlen verſammelt, die ſich freiwillig ihrem Dienſt und ihrem Schutze geweiht hatten. Alle waren frohen Muthes und jubelten laut, Alle theilten mit Sforza die Begierde den Tag von Viterbo zu verwiſchen und ſein Vertrauen auf den Sieg.

Nur ein Herz war traurig, das Herz Katharina's. Sie fürchtete ſtets wenn Sforza zum Kampfe zog, und konnte zuweilen ſelbſt in ſeinem Beiſeyn ihre Thränen nicht verbergen. Joſepha, die ihr immer theurer geworden war, ſuchte ſie zu tröſten, aber vergebens, und als ſie ſich von ihrem Gatten trennen ſollte, um mit Joſepha nach Gaeta zu gehen, wo ſie während des Kriegszuges bei ihrer Schweſter im Kloſter bleiben wollte, konnte ſie ſich kaum von ihrem Gatten losreißen, welcher ihr den höchſten Beweis ſeiner Liebe und Achtung dadurch gegeben, daß er ruhig ihre Klagen angehört und, ohne ungeduldig zu werden, ihre Thränen getrocknet hatte.

Als ſchon Alles zur Abreiſe bereit war und ſie ihr Maulthier beſtiegen hatte, war ſie nicht wenig verwundert, Margaritta und Micheletto an der Spitze eines Theiles der ſich freiwillig Margaritta's Dienſte geweihten Edlen zu ihrer Begleitung bereit zu ſehen. Dieſer Beweis ihrer Liebe rührte ſie tief, mehr aber noch, als ſie Sforza zu Pferde neben ſich erblickte, der ihr das Geleite bis an den Volturno gab. Als ſie ſich dort von ihm trennte, war ſie gefaßter, keine Thräne entquoll ihrem Auge, und nur erſt als ſie das jenſeitige Ufer des Fluſſes betrat brachen ſie unaufhaltſam hervor. Sie gelangte in der traurigſten Stimmung in Gaeta an, wo ſie von ihrer Schweſter und Conſtanze mit Freude und Liebe empfangen wurde.

Sobald Conſtanze mit Margaritta allein war, warf ſich die jugendliche Kloſterfrau an die Bruſt der Freundin, ruhte an ihrem theilnehmenden Herzen und ſprach ihren Kummer aus, denn der Zwieſpalt in ihrem Innern ſtörte noch immer den Frieden ihres Herzens; die immer noch wache Sehnſucht nach ihrem Geliebten und der Wunſch, ihn vergeſſen und ſo ein frommes, von der Welt abgeſchiedenes Leben führen zu können, ſtritten ſtets gegen einander. Sie hatte hier nicht die Ruhe gefunden, die ſie zu finden gehofft, ſie hatte ſich nicht den Troſt im Gebet errungen, den ſie darin geſucht; weit über die klöſterlichen Mauern hinweg führte ſie ihre Sehnſucht, und wie ſie an jenem Abend vor ihrer Einkleidung gefürchtet, ſo ſtörte die Erinnerung an ihn, an ihr dahingeſchwundenes Glück jede heilige Andacht, jede fromme Ergießung ihres Herzens.

Die Nachricht, daß Margaritta ſie ſchon wieder am andern Tage verlaſſen wollte, betrübte ſie. Früher ſo feindſelig von dieſem Mädchen, deſſen männlicher Charakter ſie nicht anſprach, deſſen Neigung zu Urban ihr widrig war, getrennt, hatte jetzt ein gleiches Schickſal ſie deſto inniger vereinigt. Seit Urban's Tode, den auch Margaritta tief empfunden, war Niemand auf der Welt, an welchem ſie noch innig gehangen hätte als an ihr, und die ſchnelle Trennung von ihr ſchmerzte ſie unausſprechlich. Als Margaritta am andern Morgen, ihr Lebewohl zu ſagen, in ihre Zelle trat, ſank ſie heftig an des Mädchens Bruſt und weinte bitterlich. Aber plötzlich riß ſie ſich los und ſah ſtarr in Margaritta's Augen. Glückliche! rief ſie: Du ſtehſt, mit Helm und Panzer angethan, vor mir Unglücklichen, die in ihrem Kloſtergewande noch immer der Welt angehört. Glückliche! Du biſt vielleicht Deinem Ziele nahe, und ich Unglückliche dem meinen noch ſo fern! — Ziehe hin in Frieden und leb' wohl! Gehſt Du mir voran, und iſt es Dir vergönnt Dich auch von Jenſeits Deiner unglücklichen Freundin liebend zu nahen, ſo umſchwebe mich, gib mir ein Zeichen wenn meine Stunde ſchlägt, und rufe Du mich ab! Dieß ſagend, küßte ſie feierlich Margaritta's Stirn, ſank dann vor dem Bilde der heiligen Mutter nieder, winkte der Freundin, ſich zu entfernen, und ſuchte im Gebete Troſt.

Auf Margaritta's Gemüth hatten die Worte Conſtanzens einen düſtern Eindruck gemacht.

Nicht als ob ſie den Tod ſcheute, er war ihr ein freundlicher, willkommener Bote. Aber ſie ſchauderte dennoch vor ihm, gedachte ſie der Worte Pedro's, der auch jetzt bei dem Heere Sforza's war. Mit beklommenem Herzen nahm ſie von Katharina und ihrer Mutter Abſchied. Ihr Lebewohl war heute ſo feierlich, ſelbſt Joſepha, ſonſt ſo ergeben und ſanft, drückte die Tochter ſtürmiſch an ihre Bruſt, und Katharina, ſchon früher durch traurige Ahnung beunruhigt, legte ſegnend ihre Hand auf ſie, und es war als ob ſie der Jungfrau den Segen auf einer langen Pilgerfahrt mitgeben wollte.

Als Margaritta Gaeta verließ und an Micheletto's Seite die Straße nach Teano ritt, ſchien ſich ihr Trübſinn aufzuheitern, ſie war gegen ihn zutraulicher als je, ſprach mit freudiger Erwartung von dem bevorſtehenden Kriegzuge und ſchien den ernſten Abſchied von den in Gaeta Zurückgelaſſenen bald vergeſſen zu haben. Wenn ſie aber auf ihrem einſamen Lager ruhete, ihr Leben wie ein Schattenbild an ihr vorüber flog, die ernſte Geſtalt Antonio's bei ihr verweilte und ſie ſeiner Liebe gedachte, dann hatte ſie nur den einen Wunſch, daß die Trompete, welche ſie zum Kampfe riefe, auch den Tod, ſie zu umfangen, herbeirufen möchte.

Aber plötzlich, indem ſie dieſen Wunſch ausſprach, erſchrack ſie vor ſich. Der Gedanke, Pedro's Fluch habe das Schickſal ihres Vaters an das ihre gekettet, hatte feſte Wurzel in ihr gefaßt. Sie bebte vor dem furchtbaren Glauben, und doch konnte ſie ihm nicht widerſtehen, doch ſtand er feſt in ihr. Nur fern von dem Vater, dachte ſie jetzt, iſt Rettung für ihn, und ſie beſchloß, ihre Sehnſucht zu unterdrücken, auf dem Schlachtfelde, gleich Antonio, den Tod zu finden.

Schwaches Weſen! glaubſt Du dem mächtigen Arme des Schickſals zu entgehen? Armes, unglückliches Mädchen, deſſen erſtes Lächeln dem Vater zum Fluche ward, deſſen Kindheit, deſſen erſte Knospe der Jugend ſich im Elende und unter Räubern entfalteten. Als der Glanz einer frohen Jugend Dich umſtrahlte, als ſich der Lorbeer und die Myrthe zugleich um Deine Schläfe wand, die Liebe Dein wildes Gemüth bezähmte, und Du an ihrer Hand in ein Paradies von Wonne einzugehen hoffteſt, da riß der Tod den Geliebten von Deiner Seite und ließ Dir nichts als die Sehnſucht, daß er auch Dich auf dem Schlachtfelde, gleich dem Geliebten, ereilen möchte.

Auch dieſen Wunſch erfüllte das Schickſal Dir nicht, muthige Dulderin! —

Sforza hatte indeſſen ſein Heer verſammelt und rückte durch das Gebirge auf Sulmona, um bei Popolo den Atorno zu überſchreiten. Bei Teano war Margaritta zu ihm geſtoßen und hatte ihn nicht wenig mit der unerwarteten Bitte überraſcht, ihr zu erlauben nach Gaeta zurück zu gehen und während dieſes Feldzuges in dem Kloſter bei Katharina zu bleiben.

So ſehr ich dieſen Entſchluß früher gebilligt hätte, erwiederte Sforza unwillig: ſo wird mir es doch ſchwer werden, Dir jetzt meine Einwilligung zu geben. Es haben ſich 200 junge Edle um Deine Perſon verſammelt, ſie tragen Deine Farbe, weihten ſich Deinem Dienſte, und Du verſprachſt ihre Führerin zu ſeyn. Kannſt Du jetzt, wo wir dem Feinde ſo nahe ſind, das Heer verlaſſen? Du, die Du mir ſo oft geſagt, daß Dir der Tod auf dem Schlachtfelde willkommen ſeyn, willſt Dich jetzt in den Mauern eines Kloſters verbergen? — Geh', wenn Dein Herz vor der Gefahr erbebt, aber ſage Niemand, daß Du die Tochter Mutius Sforza Attendolo's biſt.

Sanft lächelnd ſchaute Margaritta dem Zürnenden in's Auge.

Ihr verkennt mich, Vater! ſagte ſie ruhig: Nicht der Gefahr, nur einem finſtern Geſchick will ich ausweichen. Doch Ihr wünſcht es, und ich bleibe. — Seyd überzeugt, daß ich an Muth Franzesco, meinem Bruder, nicht nachſtehen werde, bangt nicht, daß Eure Tochter den Namen Sforza beſchimpfe; Ihr habt befohlen, Ihr haltet mich feſt bei Euch; nun, ſo muß es ja der Wille Gottes ſeyn; er geſchehe!

Sforza ſchüttelte über dieſe ihm unverſtändliche Rede bedenklich den Kopf, und als er mit Franzesco allein war und ihm ſeine Sorge um die Schweſter mittheilte, lächelte dieſer Kalte, Beſonnene und ſagte höhnend: Die Amazone möchte ſich gern einen Lorbeerkranz erringen, aber ſo wie ſie darnach faßt, iſt es nur ein Kranz von Myrthen, den ſie wegwirft. Sie möchte ſtark ſeyn und bleibt doch immer nur Weib!

Bei einem fürchterlichen Wetter ſetzte nun das Heer ſeinen Marſch nach Sulmona fort. Margaritta ſchien öffentlich die Heiterkeit und den Jubel des Heeres zu theilen, und Muth und Vertrauen ſtrahlte aus ihren Augen, wenn ſie ihr Streitroß vor dem Haufen der jungen Ritter tummelte, unter denen wohl Keiner war, der nicht mit ſehnſuchtvollem Blicke auf das ſchöne Mädchen geſchaut hätte; aber in der Stille war ihr Gemüth betrübt.

In Sulmona angelangt, muſterte Sforza noch einmal das Heer und durchſchritt mit ſtolzer Zuverſicht die Reihen dieſer alten Krieger, die ihn mit freudigem Jubel begrüßten. Jeder unter ihnen, von dem Führer bis zu dem gemeinſten Knechte, hielt dieſen Kriegzug für die Sache ihrer gemeinſamen Ehre. Der Gedanke, Braccio zu beſiegen, begeiſterte Alle, und Viterbo ward ihr Kriegsruf.

Kurz darauf erhielt Sforza die Nachricht, daß Braccio die Belagerung von Aquila aufgehoben habe und ſich ihm, ſeinem Wunſche gemäß, nähere, ihm den Uebergang über den Atorno ſtreitig zu machen. Dieſe Nachricht erfreute ihn:

aber nicht die, ſo er zu gleicher Zeit erhielt, daß der Fluß durch die häufigen Regengüſſe ſo angeſchwellt ſey, daß man durch keine Fuhrt ſetzen könne; dennoch rückte er weiter vor. In Popolo angelangt, fand er Braccio ſchon im Beſitz der Brücke, welche eine Menge auf der Höhe aufgefahrenes Geſchütz beſtrich und eine in der Schnelligkeit aufgeworfene Schanze deckte. Sforza ſahe nun wohl ein, daß hier der Uebergang nicht ohne die größten Aufopferungen zu erzwingen ſey, er wollte ſeine Soldaten nicht unnütz opfern. Deßhalb ließ er noch am nämlichen Abend einiges Geſchütz auffahren, machte jedoch nur zum Schein einen Angriff auf die Brücke und zog ſich indeſſen während der Nacht über Tocce nach der Brücke bei Valentino, in der Hoffnung, ſie unbeſetzt zu finden. Allein er fand ſie abgebrochen und auch hier den Strom ſo reißend, daß er durch keine der ſonſt ſo häufigen Fuhrten ſetzen konnte. Ihm blieb nichts übrig, als den Fluß weiter hinunter nach Civita di Chietta zu gehen, um wo möglich vor der Ankunft Braccio's das feſte Peſcara zu nehmen und ſo ſich einen Uebergang zu erzwingen.

Braccio, von ſeinem Marſche benachrichtigt, hatte ſich durch den Scheinangriff nicht irre führen laſſen, ſondern war ſeinen Bewegungen auf der andern Seite des Aterno gefolgt, hatte ſogleich den größten Theil der Reiterei ſchnell aufbrechen laſſen und erreichte, da der Marſch Sforza's durch das ſchwere Geſchütz aufgehalten wurde, Pescara früher als der Konnetable.

Bei Pescara befand ſich eine einzige Fuhrt, die trotz des angeſchwollenen Waſſers noch zu durchwaden war. Dieſer gegenüber ließ Braccio ſogleich Schanzen aufwerfen, ſtellte hier ſein Geſchütz und in dem am Ufer befindlichen Geſträuche ſeine Armbruſtſchützen auf, machte längs dem ſeichten Ufer einen Verhau von Baumzweigen und ſpitzen Stämmen, ſo daß es auch hier Sforza unmöglich war, überzugehen. Ein Angriff auf die Außenwerke Pescara's mißglückte ebenfalls, und ſo ſchienen alle Mittel erſchöpft, den Uebergang zu erzwingen. Da faßte der Konnetable den kühnen Entſchluß, dicht am Meere, wo die Mündung des Fluſſes verſandet war, den Uebergang zu verſuchen. Er umging in dieſer Abſicht Pescara, und Franzesco, an der Spitze von 600

Mailändiſchen Küraſſieren, von Margaritta und ihren Rittern begleitet, ſtürzte ſich in die Fluth, ſchwamm durch den hier bedeutend breiten Strom und gelangte glücklich an das andere Ufer. Braccio war jedoch die Bewegung Sforza's nicht entgangen, er eilte ſchnell mit Allem, was er von ſeinem Heere in Pescara hatte, herbei, Franzesco anzugreifen und ihn in den Fluß zurückzuwerfen. Als dieß der Konnetable gewahrte, ſetzte er ſich an die Spitze einiger ihm nachgeeilten Fahnen, und ungeachtet ſich im Oſten ein bedeutender Sturm erhob, welcher die Fluthen in die Mündung des Fluſſes zurück trieb, gelang es ihm doch, das jenſeitige Ufer zu erreichen und ſeinem Sohne zu Hülfe zu eilen.

Dieſer hatte indeſſen Braccio ſchon geworfen und ihn in die Stadt zurückgedrängt. Aber eben ſo wie die Reiterei Sforza's ihm gefolgt, war auch das Heer Braccio's in Pescara eingerückt. Mit weit überlegener Macht brach dieſer jetzt aus der Stadt hervor, und obgleich Franzesco mit etwa 1200 Reitern, die er bei ſich hatte, tapfern Widerſtand leiſtete, ſo ſah Sforza doch leicht ein, daß er endlich der Uebermacht erliegen müßte. — Er ſchickte Boten auf Boten an die gegenüberſtehenden Fahnen, den Uebergang zu beſchleunigen. Aber der Fluß war durch das ſich andrängende Meer ſo aufgeſchwellt, daß nur wenige Fahnen es gewagt hatten, überzuſetzen und kein Winken, kein Zeichen des am Ufer haltenden Konnetable konnte die Muthloſen bewegen, ſich in die immer reißender werdende Fluth zu ſtürzen.

Micheletto! rief er in dieſem Augenblicke, von Zorn erglüht, dieſem zu, der mit Margaritta und den Zweihundert zu ſeiner Bedeckung am Ufer hielt: Sieh' dieſe Feigen! Wagt Einer ſich in die Gefahr? Ich will ihnen zeigen, daß ich, wo es gilt den Sieg zu erkämpfen, mein Leben für nichts achte!

Dieß ſagend gab er ſeinem Roſſe die Sporen, ſetzte in den Fluß, Margaritta's Verhängniß führte ſie dem Vater nach und ſo ſchwamm der edle Kriegsheld, von ſeiner Tochter begleitet, trotz des Sturmes, trotz der andrängenden Meeresfluth durch die brauſenden Wellen. Sein Neapolitaniſches Roß, ſtolz ſolch' edle Bürde zu tragen, theilte mit ſeiner ehernen Bruſt die ſchäumenden Wellen und wieherte laut auf vor Muth. Da zog Sforza plötzlich den Zügel an, ein lauter Angſtruf, den er neben ſich vernahm, veranlaßte ihn, ſein Roß anzuhalten; er wandte ſich, ſah Margaritta von der Fluth überwältigt, ſah ihr Roß, die letzten Kräfte anſtrengend, unterliegen und eilte hin, die Tochter zu retten. In dem Augenblicke, da er ſich ihr nahete, erfaßte ſie der Strudel und zog ſie hinab in die furchtbare Tiefe. Da beugte ſich der Vater nach ihr nieder, faßte ſie mit ſtarker Fauſt, zog ſie in die Höhe, aber auch den Zügel ſeines Roſſes zu ſtraff an, das edle Thier bäumte, überſchlug ſich, Roß und Reiter ſanken unter. Micheletto, der bei der erſten Gefahr Margaritta's in das Waſſer geſetzt hatte, nahete ſich ihr in dem Augenblicke, wo Vater und Tochter noch mit den Wellen um ihr Leben rangen. Wen ſollte er erfaſſen, wen retten? Sein Herz trieb ihn nach dem Mädchen, er zog ſie hervor, brachte ſie nach dem andern Ufer, aber nur noch einmal ſchlug ſie das Auge dankbar nach ihm auf, dann ſchloß ſie es für ewig.

In dumpfer Wuth ſahen die Kriegerſchaaren den Tod ihres Anführers; wozu die Pflicht ſie nicht vermocht hatte, dazu brachte ſie der Schmerz; 2000 ſtürzten ſich geſchloſſen in die Fluthen, in dichtgedrängten Schwadronen ſchwammen ſie hindurch und erreichten noch zu rechter Zeit das jenſeitige Ufer, um den Sohn ihres Herrn vom Untergange zu retten. Die Nachricht von dem Tode ſeines Vaters entflammte Franzesco bis zur Verzweiflung. Er ſtürzte ſich mit ſeiner wuthentbrannten Schaar auf das Heer Braccio's und trieb es nach Pescara zurück. Dann ſandte er überall aus, die Leiche des Vaters aufzuſuchen.

Als ob der Sturmwind und das tobende Meer an dieſem großen Opfer ſich begnügt hätten, ſo ruhig ward es jetzt; das Meer trat wieder zurück und am jenſeitigen Ufer, wo das trauernde Heer in Schlachtordnung ſtand, an der Stelle, wo die Karthaunen aufgefahren waren, warf der Fluß die Leiche des Feldherrn an's Ufer. Hier lag der Held, dem das Schickſal den herrlichſten Sieg entriſſen hatte, vor ſeinem in Schlachtordnung aufgeſtellten Heere. Die alten Krieger drängten ſich zu ihm, pflanzten die Kriegsfahnen um ihn, daß ſie flatternd einen Baldachin über dem Todten bildeten. Jeder nahte ſich ihm, noch einmal das Antlitz des Helden zu ſehen, noch einmal die Hand ſeines Feldherrn zu drücken und von ihm, wie von ihren Hoffnungen, Abſchied zu nehmen. Kein Klageruf erſcholl, aber die dumpfe Stille dieſer Tauſende ſprach tiefer den Schmerz aus als die lauteſte Klage.

Franzesco kehrte mit ſeinem Kriegvolk über den Fluß zurück. — Der Tod des Vaters hatte auch ihn im Laufe ſeines Sieges gehemmt, er wagte nicht, bei der traurigen Stimmung des Heeres, ohne Berathung mit ſeinen Hauptleuten irgend etwas Entſcheidendes zu unternehmen.

Vom Schmerz gebeugt, von den Hauptleuten umgeben, knieete der junge Held neben der Leiche des Vaters, küßte noch einmal ſeine bleichen Lippen und drückte die kalte Hand an ſein Herz, dann ergriff er des Vaters Schwert, hob es im Angeſicht des Heeres hoch in die Höhe und ſprach mit feierlichem Tone: Du biſt von uns geſchieden, Vater, doch Dein Geiſt wird den Sohn umſchweben, Dein Leichnam uns noch zum Siege begleiten. Dieß Schwert will ich fortan führen und Deinen Namen ehren, indem ich Dir gleich zu ſeyn ſtreben werde. — Freunde! ſprach er, ſich zu den Hauptleuten wendend: keinen feierlichern Augenblick, keine ſchönere Stätte fänden wir, zu berathſchlagen was nun zu thun ſey, als hier bei der irdiſchen Hülle unſeres Feldherrn. Sollen wir ſeinen unverſöhnlichen Feind bekämpfen, ſo ſeinen Tod rächen und ſein Andenken ehren? Wollt Ihr mich als Euer Haupt erkennen und mir folgen, oder wollt Ihr muthlos auseinander gehen, einen fremden Herrn ſuchen und deſſen Sohn verlaſſen, der durch Eure Muthloſigkeit ein Opfer des Todes ward?

Einſtimmig beſchloſſen die Führer, ihm zu olgen. Gleicher Meinung war das Heer, das von Franzesco's entſchloſſenem Benehmen neu belebt, durch den Tod ſeines Anführers nicht entmuthigt war.

21.

Als am Abend die Leichname Sforza's und Margaritta's nach Civita di Chietti gebracht und dort feierlich aufgeſtellt waren, trat in der Stunde der Mitternacht ein alter Krieger mit herabhängenden, eisgrauen Haaren und verſtörtem Blicke an das Lager, auf welchem die Todten ruhten. Starr ſah ſein Auge bald auf die Tochter, bald auf Sforza, ſein Blick war wild, ſo daß die Wache, die ihn wohl erkannte, ſcheu vor ihm zurück trat.

So ward mein Fluch erfüllt! ſprach der Alte dumpf und bebend: So haſt Du Deinem Vater den Tod gebracht, Unglückliche! und das Gebet und das Wort, von der Verzweiflung geſprochen, hat Gott gehört, aber ſo Manches nicht, wo ich um Erbarmung flehte. — Dann trat er Sforza näher, faßte ſeine kalte Hand und ſagte mit Rührung: Wir waren einſt Freunde, Mutius! dann haßte ich Dich, und dennoch thateſt Du mir Gutes. Verzeihe mir, an Deinem Tode bin ich nicht Schuld. Nicht meines Wortes wegen mußteſt Du ſterben; ich, des

Schickſals erbärmliches Werkzeug, mußte ausſprechen was geſchehen ſollte. Auch Du, Margaritta, ſagte er, ſich über ſie neigend: Du, unter Schmerzen und Fluch geboren, um derenwillen die Mutter im härenen Gewande Buße thun und neben dem Muttergottes-Bilde knieen mußte, Du haſt Deine Laufbahn ſchnell vollendet. Wohl Dir! Du biſt bei Gott! Werde ich Dich wiederfinden? rief er plötzlich: oder wird mich der Tod in eine andere Wohnung geleiten als die Deine? Dieß ſagend, berührte er noch einmal ihre kalten Lippen und entfernte ſich. — Niemand hat ihn je wieder geſehen, Niemand vernommen, wohin ſein finſterer Geiſt ihn getrieben.

Margaritta's Leiche wurde am andern Tage nach dem Kloſter der Urſulinerinnen von Gaeta abgeführt. Dort ſah man noch vor funfzig Jahren das Denkmal, welches Katharina, die bald neben ihr ruhte, ihr ſetzen ließ. Noch manche lange, ſchmerzvolle Jahre durchweinte Conſtanze an ihrem Grabe, ehe der Tod die Fackel löſchte und ihrer Sehnſucht und ihrem Grame ein Ende machte.

Sforza's Leichnam wurde einbalſamirt und nicht beigeſetzt; Franzesco ließ ihn einſtweilen nach Averſa zurückbringen, wo er in der Kapelle des Schloſſes aufgeſtellt wurde. Die Vorfälle zu Neapel, wodurch der größte Theil des Heeres dorthin zu Ludwig von Anjou ſtoßen mußte, hinderten jetzt noch Franzesco, den Tod ſeines Vaters zu rächen. Als aber Ludwig von Anjou Herr von Neapel und des Capuaniſchen Schloſſes war und Don Pedro ſich nur noch mit ſchwacher Beſatzung in dem neuen Schloſſe und dem Caſtel del Ova hielt, verſammelte Franzesco die alten Soldaten ſeines Vaters und zog mit ihnen jen Aquila, das Braccio immer noch vergebens belagerte. Sein Heerzug war feierlich. Voran zog die Reiterei, die ſchönſte, welche ſeit lange in Italien geſehen ward, zwiſchen ihr und dem ihr folgenden Geſchütze trugen zwölf bärtige Krieger die Leiche ihres Feldherrn. Er ſoll Braccio beſiegen! Noch im Tode ſoll ihm dieſer Ruhm werden! ſprach Franzesco. So rückte er unaufhaltſam vor, überſchritt den Atorno und ſtieß bei Aquila auf das faſt gleich ſtarke Heer ſeines Feindes.

An einem kleinen Hügel ließ er den Sarg aufſtellen, ihn öffnen und den mit einem Lorbeerkranze geſchmückten Helden noch einmal dem ganzen Heere ſehen, das in ſtillem Schmerz an ihm mit geſenkten Fahnen vorüberzog. Und als am Morgen die Trompete zum Angriff blies, trugen die bärtigen Krieger, Jedem im Heere ſichtbar, den geöffneten Sarg vor dem Fußvolke her, und ſo rückte es, Mutius Sforza Attendolo an ſeiner Spitze, gegen die geſchloſſenen Reihen Braccio's an. Ihm folgte der Sieg. Braccio's Heer ward geſchlagen, er ſelbſt ſchwer verwundet und gefangen.

Als der junge Sieger den im Kampfe ergrauten Feldherrn an ſeinen Wunden blutend auf dem Schlachtfelde fand, bat Braccio, ihn an die Stelle tragen zu laſſen, wo die Leiche Sforza aufgeſtellt war. Franzesco erfüllte ſeine Bitte; ſie trugen ihn hin, wo unter ſchattigen Cypreſſen, von den Fahnen und Trophäen, welche der Sieg errungen, umgeben, der Held ruhte, der ſelbſt im Tode ob des Sieges noch freundlich zu lächeln ſchien.

Braccio ſah nachdenkend auf die bleiche Rieſengeſtalt ſeines Feindes. Du warſt ein großer Mann! ſprach er: Ohne Dich ſäß ich jetzt auf dem Capitole. Nun ſteh' ich beſiegt neben Dir, und vielleicht nach wenigen Stunden ſind wir dort oben in Freundſchaft vereint. Glücklicher, dem noch im Tode der Sieg folgt! rief er aus. Ihr aber, junger Held, fuhr er, ſich zu Franzesco wendend, fort: werdet ihm gleich! Die Erinnerung an ihn hebe Euern Muth, die Erinnerung an mich, der nach ſo vielen gewonnenen Schlachten endlich doch unterlag, und mit dieſem Tage alle ſeine Lorbeern verlor, lehre Euch Demuth im Glück. — Er ſchwieg; man brachte ihn in die entſetzte Stadt, wo er nur wenige Tage ſeinen Unfall überlebte.

Die Zukunft theilte ihre Looſe wunderbar aus. Franzesco errang Bianca Visconti und mit ihr ſpäterhin das Herzogthum Mailand. Größer noch als ſein Vater glänzte er in der Geſchichte, und nicht allein dem Glücke, auch ſeinem Geiſte, ſeinem Muthe verdankte er den Fürſtenthron und ſeinen Ruhm.

Acht Jahre nach dieſer Schlacht endete Caraccioli, wenn auch nicht auf Befehl, doch ſicher durch Zulaſſung Johanna's, ſein Leben. Er ward in ihrem Pallaſte erdroſſelt, und fiel, ein Opfer ſeiner Habgier und des unverſöhnlichen Haſſes der Herzogin von Seſſa. Johanna überlebte ihren Günſtling vier Jahre. Ihr ward ein friedlicher Tod, friedlicher als ihr elendes, zügelloſes Leben verdient hätte. Alle überlebte Joſepha, ſie drückte Katharinen und Conſtanzen die Augen zu, forſchte vergebens nach dem Schickſal ihres Vaters und ſtarb, die letzte Dulderin unter Allen.

Gedruckt bei C. G. Naumann in Leipzig.

Sämmtliche Schriften

von

A. von Tromlitz.

Fünfundzwanzigſtes Bändchen.

Der Findling.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1832.

Der Findling,

von

A. von Tromlitz.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1832.

[illegible]
[illegible]
[illegible]

I.

Da wo ſich der reißende Schwarzbach von den Gebirgen herabſtürzt, welche Böhmen und Oeſtreich trennen, lagerten zwei junge Krieger unter einer alten Eiche, deren gelbes Laub der Abendwind auf ſie herab ſchüttelte. Ungeſtört ſaß ein Heer von Krähen in den halb entlaubten Zweigen des hohen Baumes und bereitete ſich ſeine Ruheſtätte, während die untergehende Sonne das graue Bergſchloß erleuchtete, das ihnen gegenüber aus dem Walde ſtolz hervorragte. Ein Quell, der murmelnd dem Geſtein entſprang und zu ihren Füßen dahin floß, brachte den ruhigen traulichen Ton hervor, welcher die ganze Umgegend belebte, während der Raben Gekreiſch, das ferne Geheul des hungrigen Wolfs, des Auerhahns ſchallender Flug dieſe einſame Gegend noch ſchauerlicher machten.

Die beiden Kriegsleute ſaßen ſchweigend neben einander, Helm und Schwert ruhten im Graſe, ihr Auge ſah ſtarr nach dem Bergſchloſſe hinüber, und ihre Gedanken ſchienen nur dort zu weilen. Sie ſaßen eben nicht in traulicher Stellung, wohl aber ſo von einander abgewendet, daß man eher hätte glauben können, ein Zwiſt habe ſie getrennt. Beide waren im Jünglingalter, ſchön und kräftig, nur daß des Einen Geſicht mehr Sanftmuth ausdrückte, wenn in den Zügen des Andern der wilde Muth ſcharf hervortrat. Lange mochten ſie nun ſchon ſtumm und gedankenvoll unter dem Eichbaume geſeſſen haben, als hinter ihnen der Ruf eines Hiſthornes ertönte, nicht laut und ſchallend wie der Jäger verkündet, wenn er des Wildes Fährte gefunden, nur leiſe, ſo daß man merken konnte, daß der, welcher dieſen Ton hervorgelockt, ſeine Stärke abſichtlich mäßige. Ha! rief ſchnell aufſpringend der Eine der Gelagerten: Sie ſind da! Sähen wir nur erſt das Zeichen auf dem alten Thurme dort drüben, aber es dämmert ſchon und noch immer erſcheint es nicht.

Der Andere, welcher unbeweglich, an den

Eichſtamm gelehnt, ſitzen geblieben war, erwiederte nichts auf dieſen lebendigen Ausruf ſeines Geſellen. Nun, Richard, fragte dieſer: wirſt Du ewig ſtumm bleiben? Biſt Du ſo wenig Herr Deiner Leidenſchaft, daß der erſte Pfeil, der Dich trifft, Dich ſchon entmuthigt? Bei dieſen, nicht ohne Hohn ausgeſprochenen Worten, wandte ſich Richards Auge nach ſeinem Genoſſen, in ſeinem Blicke lag Schmerz, Bitterkeit und Wehmuth. — Nun, fuhr Jener faſt unmuthig fort: Dein Schweigen beginnt mich zu langweilen. Wer hieß Dich mitziehen? Konnteſt in Prag bleiben, und bei den Kapuzinern und Deiner Madonna Deine Sünden beichten, brauchteſt Dich hier nicht zu kaſteien. — Ich bedurfte Deiner nicht!

Langſam erhob ſich Richard und ergriff Schwert und Helm. Wohl Euch, Graf Thurn, wenn Ihr meiner nicht bedürft! ſprach er, und ging dem Walde zu.

Das Zeichen! rief in dieſem Augenblicke Graf Thurn; der Wegeilende hielt bei dieſem freudigen Ausrufe an, und den Blick nach dem

Bergſchloſſe wendend, ſagte er: Wahrlich, der Schleier flattert, ſie hält Wort!

Ja, Richard! rief der Graf, ihn zurückhaltend: Nur noch kurze Stunden, und ſie iſt mein, mein für ewig!

Lebt wohl, Graf Thurn! ſagte dieſer, ihm heftig die Hand ſchüttelnd: Lebt wohl, Ihr bedürft ja meiner nicht mehr!

Wann bedurft' ich Deines Armes mehr als jetzt? rief der Graf: Wann des Freundes mehr als heute?

So will ich bleiben, erwiederte Richard Steinbach: obgleich es mir iſt, als ſollte ich von hier.

Richard, unterbrach ihn der Graf, in ſeinen ſpöttiſchen Ton zurückfallend: wenn ich alles ſo recht bedenke, biſt Du ein Narr! Wie konnteſt Du, von niederem Stande, Dein Auge zu der Tochter eines Grafen erheben, wie ſo eitel ſeyn, einige freundliche Worte für Liebe zu deuten, und wie kannſt Du noch über den Verluſt eines Mädchens jammern, das nie die Deinige werden kann?

Ihr verſteht mich wieder nicht, Graf Thurn; deßhalb beſſer, wir ſchweigen! erwiederte Richard.

Warum ſchweigen, Freund? lenkte der Graf ein: Warum nicht unſere Gedanken, unſere Empfindungen gegenſeitig austauſchen, wenn ſie auch nicht übereinſtimmend ſind! — Du biſt niedergebeugt, weil Sidonie für Dich verloren iſt.

Nein, nein! ſo lange ich athme, iſt ſie es nicht!

Armer Schwärmer! unterbrach ihn Graf Thurn mitleidig lächelnd: Du dauerſt mich.

Ich bin ſo arm nicht, als Ihr meint; erwiederte Steinbach: ich ſtrebe nach dem Hohen, aber nicht nach dem Unerreichbaren. — Thurn lächelte mit vornehmem Stolze. — Graf Thurn! fuhr der Gereizte auf: Von dem Eltern- und Heimathloſen bis zur Gräfin von Schlick iſt der Abſtand nicht ſo groß als von der Grafen- bis zur Königskrone!

Richard! rief der Graf Thurn, die Hand an's Schwert legend.

Der Wurm krümmt ſich, wenn man ihn tritt, und Hohn erſtickt das Gefühl der Freundſchaft und Dankbarkeit auch in der offenſten Bruſt. Das Wort iſt geſprochen, ich nehme es nicht zurück! ſagte Richard mit Feſtigkeit.

Das Wort war hart, aber verdient, ſagte der Graf von Thurn nach kurzem Bedenken: Deine Hand, Richard, und kein weiterer Groll! Steinbach reichte ihm die Hand, die Verſöhnung war geſchloſſen.

Auf dem Wege zu ihren Reiſigen, deren Ankunft das Hifthorn ihnen verkündigt hatte, ſprachen ſie von gleichgiltigen Dingen. Thurn berührte des Freundes empfindliche Saite nicht mehr, und ſo gelangten ſie hinunter in's Thal, wo ſie die Ihrigen gelagert fanden. Es waren an 500 Reiter und 200 Musketiere, tüchtiges, verſuchtes Volk, das ſich aus aller Herren Ländern in Böhmen zuſammengefunden hatte; ſie waren von des Matthias Thurn und des Grafen von Schlick Regimentern.

Als es finſter wurde, führte ſie ein Landmann aus dortiger Gegend durch Schluchten und Fußpfade auf unbekannten Wegen der Burg näher, ſo daß die Reiter abſteigen und ihre Roſſe am Zügel führen mußten; auf einem grünen Raſenplatze angekommen, hielt er an. Gnädiger Herr, ſagte er zu dem Grafen: ſeht über dieſer Tanne jenen dunkeln Fleck, er gleicht einer ſchweren Gewitterwolke, das iſt der alte Schloßthurm. Wenn Ihr da oben durch eine ſeiner finſtern Luken ein Lämpchen ſchimmern ſeht, dann iſt es Zeit, dann raſch vorgerückt, Ihr werdet die Brücke herabgelaſſen, das Thor geöffnet finden. Es kann wohl noch einige Stunden dauern, denn Mitternacht iſt noch fern; ich bleibe bis dahin bei Euch. — Der Graf gab ihm einige Goldſtücke, ſetzte ſich dann unter den Baum, und ſah, als ob er das Zeichen ſchon jetzt erwarte, unverwandt nach dem Thurme, während die Reiter ſich um ihn lagerten, das Fußvolk aber rings umher, ſich vor jedem Ueberfalle zu ſichern, Poſten ausſtellte.

2.

Richard Steinbach ging indeſſen unter den dunkeln Bäumen auf und ab; ſein Inneres war bewegt, er überdachte ſein Schickſal. Einſt hatte ein Diener des Grafen Matthias von Thurn den dreijährigen Knaben unfern eines Felsquelles gefunden, weßhalb er auch den

Namen Steinbach erhielt. Man fand bei dem Knaben nichts, was über ſeine Geburt hätte Licht geben können, nur einen Zettel trug er an ſeinem Halſe. Die unglückliche Mutter, lautete er: bittet das fromme Herz, das ſich des hülfloſen Kindes annimmt, es in der Religion ſeiner Väter, der katholiſchen, erziehen zu laſſen. Sey er Utraquiſt, Calviniſt oder dem Glauben Luthers zugethan, ſo wird ihn Gott ſegnen, wenn er die Bitte der unglücklichen Mutter erfüllt. — Die Gräfin Thurn, eine fromme, mitleidige Frau, ehrte die Bitte der Mutter; ihrem Gatten, welcher ernſter über das Zeitliche nachdachte als über das Himmliſche, war es gleich, zu welchem Glauben der Knabe ſich bekennen ſollte, und ſo wurde Richard Steinbach, in dem Hauſe des Hauptes der Utraquiſten, in dem katholiſchen Glauben erzogen. Der Knabe ward dem Sohne des Hauſes zugeſellt, mit ihm gleich gehalten, und ſo waren Beide, ſtets unzertrennlich, aus dem Knaben- in das Jünglingalter getreten, obgleich Beide ganz verſchiedenen Gemüthes waren. Der Graf, wild, ſtolz, hochfahrend wie ſein Vater, war überdieß noch leicht und ſchwankend, und dem Augenblicke und den Leidenſchaften unterthan — jedoch ward ihm auch der Mutter Herz zu Theil, das ihn leicht ſein Unrecht fühlen, und es in den erſten Augenblicken der Reue wieder gut machen ließ. Richard, von Kindheit an den Wohlthaten des Grafen von Thurn alles verdankend, hielt Dankbarkeit für ſeine erſte Pflicht; ſie zog ihn mehr als Neigung zu ſeinem Jugendgeſpielen, deſſen Stolz, deſſen Trotz, deſſen ewig launiſches Betragen er oft erdulden mußte, weil dieſer, meiſt ohne es zu wollen, die zarteſten Saiten ſeines Gemüthes mit rauher Hand berührte. Wo Richards gerader Sinn ernſt und bedächtig handelte, ſtürzte ſich Graf Thurn mit Leichtſinn den Gefahren entgegen, die Jener dann mit ihm theilen mußte. Bernhard Thurn war ein durch Geburt und Glück begünſtigter Mann, welcher noch nicht in der ernſten Schule des Schickſals geläutert, ſeinen Willen für Geſetz, und den niedern Hülfloſen für ein ihm untergeordnetes Geſchöpf hielt. Richard Steinbach, in welchem von Kindheit an der innere Muth gegen die äußeren drückenden Verhältniſſe kämpfen mußte, hatte ſich geſtählt, hatte geduldet, aber das ſchmerzliche Gefühl des Verlaſſenſeyns nicht unterdrücken können. Sein reiner Sinn hatte die Dankbarkeit als erſte Pflicht in ſich aufgeſtellt, ſein edles Herz, auch gegen die Mahnung ſeines Stolzes, ſich dieß ſchöne Gefühl bei jeder Probe rein erhalten.

So hatten Beide die Jahre durchlebt, wo der Ehrgeiz und die Liebe des Jünglings Bruſt mächtig bewegen; ſie fanden in der Zeit und ihren Verhältniſſen ſattſamen Stoff, dieſe Leidenſchaften zu nähren. Sie lebten in jener Zeit, wo unter Kaiſer Matthias ſchwacher Regierung der Funke zu glimmen begann, welcher ſpäterhin, zur Flamme angefacht, während dreißig verhängnißvoller Jahre, das deutſche Vaterland verheerte. Der junge Graf von Thurn theilte die ehrgeizigen Pläne des Vaters; er wurde in dieſer Zeit gegen ſeinen Jugendgeſpielen noch mürriſcher und unfreundlicher, und ſein ohnedieß rauhes Gemüth fand in den gewaltthätigen Schritten der Böhmiſchen Landſtände neue Nahrung und einen neuen Tummelplatz. Steinbach, dem Wege des Grafen Thurn folgend, nahm keinen innigen Theil an der Staatsumwälzung Böhmens; er hatte kein Vaterland, und ſein Glaube, dem er feſt anhing, ließ ihn auch manches aus einem andern Geſichtspunkte ſehen, als es den eifrigen Utraquiſten erſchien. Beide Jünglinge ſollten jetzt die erſten Prüfungen des Schickſals erfahren.

Der Graf von Hardegg, Geheimer Rath König Ferdinands, kam mit ſeinem alten Jugendfreunde, dem Grafen von Schlick, nach Prag, Beide wohl in ganz verſchiedener Abſicht. Jener war von ſeinem Herrn im Geheim nach Böhmens Hauptſtadt geſchickt, wo möglich die Flamme in ihrem Entſtehen zu dämpfen; dieſer, eine Art Abenteurer, der ſein Vaterland überall wo es Krieg gab wieder fand, ſuchte bei den Böhmiſchen Ständen Dienſte. Dieß führte Beide zu Graf Matthias von Thurn, dieſem mächtigen Böhmiſchen Magnaten, und Graf Hardegg ſah mit Freuden, daß der Sohn des Matthias um die Liebe ſeiner Tochter warb.

Aber Helene Hardegg war auch geſchaffen, in der Männer Herzen mit Blitzſchnelle den Funken der Liebe zu zünden. Schlanken, majeſtätiſchen Wuchſes, ſchwarzäugig, von blendend blühenden Farben geſchmückt, Liebreiz auf den Lippen, Geiſt im Blicke, ſtand ſie, wo ſie auch hintrat, wie mit einem mächtigen Zauberkreiſe umgeben, der unwiderſtehlich anzog, aber eben ſo ſehr den ſich Nahenden in ſcheuer Ehrfurcht zurückhielt. Ihr ſtolzer Gang, die edle Haltung ihres Körpers, der raſche, überwiegende Geiſt, der ſich in jedem Worte ausſprach, gaben ihr das Anſehen, die Würde einer Fürſtin; ſie ſchien zum Herrſchen geboren. — War es ein Wunder, daß der leicht entzündete Bernhard von Thurn nicht ungeſtraft in der Nähe dieſer Zauberin weilen konnte, daß er in ihren Zauberkreis zu dringen verſuchte? daß ihr Herz, ihr ſtolzer Sinn es nicht unbeachtet ließ, daß der Mann, vor dem alles zurücktrat, ſein Stolz ſich nur vor ihr, vor ihr allein zu beugen ſchien, und daß ſie ihn über die anderen Standesherren des Böhmerlandes ſo auszeichnend erhob? — Ihre Neigung ward gegenſeitig, heiß glühend, wie es bei der Leidenſchaftlichkeit Beider ſeyn mußte. Die Väter, denen eine ſolche Verbindung willkommen war, gaben mit Freuden ihren Segen, und

nur

nur die Trauer um Helenens erſt kürzlich geſtorbene Mutter verſchob die Verbindung.

Richard Steinbach, der Vertraute ſeines Freundes, war in dieſer Zeit oft in dem Hauſe des Grafen Hardegg geweſen, welcher den beſcheidenen jungen Mann liebgewonnen hatte. Hier ſah er Sidonie, Gräfin von Schlick, die Tochter des Oberſten. Konnte ſie ſich auch nicht mit Helenen an Schönheit meſſen, war ſie ihr doch an Liebreiz gleich; wo jene wie die glänzende Sonne leuchtete, ſtrahlte dieſe, einem freundlichen Sterne gleich, in ſanftem bebenden Lichte, wo jene, eine glühende Roſe, mit der Zuverſicht ihres Werthes auftrat, duftete dieſe, ein ſtilles anſpruchloſes Veilchen, im Verborgenen. Für Steinbach hatte es lieblich und unverborgen geduftet — ihre Herzen fanden ſich. — Lange ſchwiegen die Lippen, denn die Hoffnung lockte nicht die ſüßen Worte hervor; aber endlich brach die Liebe ſich Bahn — auch hoffnungslos weihten ſie ſich einem finſtern, gemeinſamen Schickſale.

3.

In dieſer Zeit begannen die Unruhen in Prag; der Graf Thurn ſtellte ſich an die Spitze der Unzufriedenen. Des Grafen Hardegg Bemühung, ihn, nach dem Tode des Kaiſers Matthias, auf die Seite Ferdinands zu ziehen, blieb vergebens, und trotz der Verbindungen, die ſich Hardegg in Prag unter den Großen zu verſchaffen gewußt, die noch zum Theil ihrem alten Herrn und ihrem alten Glauben mit Treue anhingen, ſah er ſich genöthigt, ohne den Zweck ſeiner Sendung erreicht zu haben, Prag zu verlaſſen. Scheinbar in Wien in Ungnade gefallen, zog er ſich auf ſein Schloß an dem Schwarzbach zurück, um der Böhmiſchen Gränze näher, und mehr im Stande zu ſeyn, die in Prag angeknüpften Unterhandlungen fortzuſetzen.

Kaum von Prag entfernt, löſ'te er auf eine eben nicht ſchonende Weiſe die Verbindung mit der Familie des Grafen Thurn; denn wie konnte er ſeine Tochter dem Sohne eines Geächteten geben. Der alte Graf Thurn antwortete in der erſten Aufwallung in gleichem Tone; der

Stolz Beider war feindlich aufgeregt, an keine Verſöhnung zu denken. Aber in des Sohnes und der Tochter Herzen waltete die Liebe zu mächtig; ſie ſagte ihm beim Abſchied: Der Väter Haß ſoll unſere Liebe nicht trennen, vertraue mir! — Und als Matthias Thurn bei reiflicher Ueberlegung fühlte, wie vortheilhaft ihm auch jetzt noch die Verbindung, wie nothwendig ihm, für den ſchlimmſten Fall der Ereigniſſe, die Freundſchaft eines Mannes ſeyn könne, der an Kaiſer Ferdinands Hofe ein vielvermögender Mann, welcher der Freund Eggenbergs war, da gab er den ſtürmiſchen Bitten des Sohnes nach, der, ſey es durch Liſt oder Gewalt, ſich in den Beſitz ſeiner Helene ſetzen wollte. Nach langen vergeblichen Verſuchen, ſich der Verlobten auf irgend eine Art zu nähern, oder die Wachſamkeit des Vaters zu hintergehen, fiel Bernhard auf den Gedanken, Richard Steinbach zu ihr zu ſenden, um mit ihr den Plan abzureden, ſie mit Liſt oder Gewalt aus dem väterlichen Schloſſe zu führen. Die Neigung, das Vertrauen, welches der alte Hardegg dem Steinbach während ſeines Aufenthalts in

Prag geſchenkt hatte, ließen ihn hoffen, daß dieſem der Eingang in die Burg nicht verſagt werden würde.

Richard war bei dem Antrage ſeines Freundes ſchmerzlich betroffen. Graf Hardegg hatte ihn ſo liebevoll aufgenommen, in ſeinem Hauſe hatte er Sidonien kennen gelernt, hier der erſten Liebe Glück empfunden; hier war ihm der tiefe Schmerz, ohne Eltern, ohne Heimath zu ſeyn, vielleicht zum erſten Mal weniger empfindlich geworden, da ihn der Vater Helenens mit einer Liebe behandelte, die ihm, nach dem Tode ſeiner Beſchützerin der Gräfin Thurn, in dem Hauſe ſeines Wohlthäters fremd geblieben war. Mit Undank ſollte er dieſe Liebe lohnen, das Vertrauen täuſchen, womit der alte Vater ihm ſo freundlich entgegen gekommen war. — Aber die Worte Bernhards: Du haſt mir ſo oft geſagt, kein Opfer ſey für Deine Dankbarkeit zu groß; beweiſe ſie jetzt! beſtimmten ihn.

Er zog hin, ward von dem Grafen Hardegg freundlich aufgenommen, und ſo ſehr ſich auch ſein Stolz und ſein edles Gefühl gegen den Auftrag ſträubten, ſo tief er auch fühlte, daß er die herzliche Aufnahme mit Undank lohne, überwog doch die Dankbarkeit, die er von Jugend auf ſo tief ſich eingeprägt hatte, jedes andere Gefühl; er verabredete mit Helenen den Plan zur Flucht, der jedoch nur mit gewaffneter Hand ausgeführt werden konnte, und verließ, von den Segenwünſchen des alten Grafen begleitet, das Bergſchloß am Schwarzbache.

4.

Die dunkle, unfreundliche Nacht hatte ſchon lange ihren feuchten, ſturmbewegten Herbſtmantel über Wald und Höhe gebreitet, der Weſtwind führte die Glockenſchläge der Uhr vom nahen Franziskaner-Kloſter herüber, und Steinbach, der unruhig auf- und abging, zählte deren jetzt zehne. Noch zwei Stunden und er iſt glücklich! ſagte er vor ſich hin: und ich! — Er wandte ſich plötzlich nach dem Grafen von Thurn, der ſeinen Träumen überlaſſen, an einen Baum gelehnt, mit ſehnſüchtigem Fluge der Zeit voraneilte, die ihm heute zu ſchleichen ſchien. Auf ein Wort, Graf Thurn! raunte er ihm leiſe zu und zog ihn mit ſich fort: Bis hierher habe ich Euch begleitet, aber dorthin — er zeigte nach dem Schloſſe — ziehe ich, das Schwert in der Hand, nicht mit Euch. Der Graf Hardegg hat mich dort gaſtfreundlich aufgenommen, herzlich war ſein Gruß als ich bei ihm eintrat, ſegnend ſein Lebewohl; ich bin ihm durch das, was ich bereits that, ſchon ſchwer verſchuldet, ich mag meine Schuld nicht noch mehr häufen.

Bebſt Du vor der Gefahr? fragte der Graf ſpöttiſch: Dem Fähnrich von Matthias Thurns Leibfahne ſollte es wohl nicht an Muth fehlen, dem Sohne ſeines Herrn bei einem Abenteuer zu folgen!

Zweifelt Ihr an meinem Muthe, Graf Thurn? entgegnete der Jüngling mit Feuer: Setzt ihn auf die Probe, wo er ſich ehrenvoll bewähren kann, und er wird Euch zeigen, daß der Knabe, den man am Waldbache verlaſſen fand, der Alles verlor, was ihm Anſprüche an des Lebens Freuden geben konnte, doch noch den Funken des Muthes beſitzt, der ſein Ehrgefühl zur Flamme erweckt, die, bei Gott, ſo hell auflodert, als hätte eines

Grafen Uebermuth ſie angeregt. Ueberdieß iſt Euer Vater, dem Gott für das, was er dem verwaiſten Knaben gethan, Segen und Gedeihen geben möge, mein edler Wohlthäter, aber nicht mein Herr!

Da haſt Du Recht! erwiederte Graf Thurn einlenkend: Der freie Mann erkennt nur Gott als ſeinen Herrn; darum bleib' mit einem Haufen Reiter zurück, decke den Angriff und ſorge, daß der Dampierre uns nicht überfalle. Sollteſt Du aber meines Armes bei ähnlicher Gelegenheit bedürfen, ſo will ich Deine Weigerung vergeſſen, und Dir den Reiterdienſt nicht verſagen!

Der Sturmwind, welcher ſich eben erhob, führte jetzt noch einmal die Schläge der Kloſteruhr herüber; in möglichſter Stille beſtiegen die Reiter ihre Roſſe, und, die Fußknechte an der Spitze, zogen ſie dem Schloſſe des Grafen von Hardegg zu, wohin der Landmann ſie führte.

Mit der eilften Stunde ſtanden die Haufen unfern der Burg; die zum Spähen Vorausgeſandten brachten die Nachricht, daß oben im dunkeln Thurme das Lämpchen brenne, und die

Zugbrücke niedergelaſſen ſey. Da befahl der Graf, auf jeden Zufall ſich bereitend, daß die mit Sturmleitern verſehene Mannſchaft dèn Musketieren folgen, 200 Reiter abſitzen, und zu deren Unterſtützung bei der Hand ſeyn ſollten. Steinbach, die Hauptfahne führend, mit den übrigen Reiſigen, ſollte, ihnen den Rücken deckend, zurückbleiben.

Als ſie in der größten Stille der Zugbrücke nahten, fanden ſie das Thor verſchloſſen; nur einen Augenblick verweilte der Graf, er hoffte, es würde ſich öffnen, ſtatt deſſen aber begrüßte ihn ein mörderiſches Feuer, das, von allen Seiten auf ſie gerichtet, manchen wackern Krieger zu Boden warf. Stürmt, ſtürmt! brüllte Thurn, und während die Musketiere das Feuer nutzlos erwiederten, ſtiegen die Andern in den Graben, ſetzten die Sturmleitern an, und die geharniſchten Reiter klommen kühn hinauf. Das Gefecht ward allgemein, die Musketen, die Donnerbüchſen krachten. Steinbach, der außerhalb des Bereiches der Kugeln mit den Seinen an einem verfallenen Gemäuer hielt, vergaß Vorſatz, Gaſtfreundſchaft, Pflicht; nur an die Gefahr des

Freundes denkend, ſprengte er nach dem Schloſſe, und die weiße Fahne mit dem rothen Thurme in ihrer Mitte ſchwingend, ſtürzte er ſich in den Graben, ergriff eine umgeworfene Sturmleiter, ſetzte ſie an, und die Fahne noch hebend, klomm er hinauf; faſt mit dem Grafen von Thurn zugleich ſtand er auf der Mauer. Hier begann ein mörderiſches Gefecht, doch die Uebermacht ſiegte; die Vertheidiger der Burg flohen nach dem innern Hofe, das Thor wurde geöffnet, das Fallgatter aufgezogen, und des Grafen von Thurn Reiſige zogen ein.

Noch war das eigentliche Schloß, die Wohnung des Grafen, mit dem alten Thurme, wo das Lämpchen längſt verloſchen war, von dem von Hardegg und ſeinen Reiſigen beſetzt, als Steinbach im äußern Schloßhofe auf ſeinen Freund ſtieß. — Bernhard! rief er ihm zu, der verwundert war ihn hier zu ſehen: Laßt des Blutvergießens genug ſeyn, laßt mich allein zu dem Grafen auf's Schloß; ich will verſuchen, ob man uns gutwillig das Thor öffnet, oder das Fräulein ausliefert!

Graf Thurn beſann ſich einige Augenblicke dann ſagte er: Geh mit Gott, Richard! und zog ſich mit den Seinen in den äußeren Hof zurück.

Mit der weißen Fahne in der Hand trat Steinbach vor das alte Schloß, und rief mit ſtarker Stimme durch das Gebrauſe des Sturmes: Ich bitte um Einlaß, um mit dem Grafen von Hardegg friedlich zu unterhandeln! — Da ſanken von oben brennende Pechkränze herab, welche den düſtern Hof ſattſam erleuchteten, und als man ihn allein erblickte, öffnete ſich eine niedere Pforte, ein Geharniſchter trat heraus, ergriff ſeine Hand, bat ihn zu folgen, und die Pforte ſchloß ſich ſchnell hinter ihnen.

In dem ihm ſo wohl bekannten Ritterſaale fand er den Grafen gewappnet, in dem großen Lehnſtuhle am Erkerfenſter ſitzend, das Schwert an der Seite, den Helm neben ſich. Steinbach trat auf ihn zu, der Graf erhob ſich, als er aber des Jünglings Antlitz erkannte, wendete er ſich plötzlich ab. Ihr hier? ſagte er unwillig: Euch hätte ich heute nicht vermuthet!

Herr Graf, begann Steinbach, ſich faſſend: ich komme als ein Friedensbote. Der Graf Thurn ſendet mich an Euch, mit der Bitte, Euer Wort zu erfüllen und ihm ſeine Verlobte zu übergeben.

Eine ſonderbare Art von Brautwerbung! unterbrach ihn Graf Hardegg: Wahrlich, die Herren Utraquiſten haben ſonderbare Manieren angenommen, ſeit ſie ihren rechtmäßigen Herrn verließen.

Widerſtand wäre vergebens, fuhr Steinbach fort: und ich fürchte, Ihr brächet Eurem Kinde das Herz, wenn ſie ſich gewaltſamer Weiſe von Euch trennen müßte.

Glaube es, glaube es! mein werther Abgeſandter! unterbrach ihn der Graf bitter: Erhielt ich ja erſt vor wenig Stunden die tröſtende Nachricht, daß mein Kind den Schloßvoigt und mehrere meiner Diener beſtochen, um dem Buhlen die Thore zu öffnen. O! ſie ſtürzte ihm mit offenen Armen entgegen, und eilte dem Bräutigam, über des Vaters Leiche, in die Arme.

Gnädiger Herr! unterbrach ihn Steinbach bittend.

Und daß auch Ihr mich hintergehen konntet, Ihr, deſſen frommem Blicke ich mein Leben anvertraut hätte, daß auch Ihr mich hintergehen.

gewaffnet als Feind vor mir ſtehen konntet, Ihr, dem ich mit Liebe zugethan war als wäret Ihr mein Sohn, das ſchmerzt mich, denn ich fühle, daß ich nun ganz verlaſſen da ſtehe. — Doch es ſey! ſtürmt, zündet! Die Tochter mag er mit dem Vater unter den Trümmern der Burg begraben, aber freiwillig übergeb' ich ihm die Lebende nicht!

Da beugte Steinbach ſeine Kniee vor dem Greiſe. Graf Hardegg! ſprach er mit ergreifendem Tone: Frevelt nicht und beginnt nicht das Unnatürliche. Euer Sohn iſt nicht mehr, Helene iſt Euer einziges Kind. Beugt Euch vor dem Schickſale und trotzt ihm nicht. — Ich bitte Euch, Herr, fuhr er fort: löſ't Euer Wort, übergebt dem Verlobten die Braut und ſtoßt Euer Kind nicht von Euch!

Unwillkührlich hatte ſich des Grafen Hand auf das Haupt des Knieenden geſenkt, zitternd ruhte ſie dort. — Steh' auf, mein Sohn! ſagte er endlich: In Wien bin ich gerechtfertigt — auch dort oben vor Gott will ich es ſeyn. Steh' auf! ſagte er noch einmal mit gepreßter Stimme, und als Steinbach ſich erhob, drückte der Alte ihm die Hand. Erwarte mich hier! ſagte er, an ihm vorüberſchreitend, und ließ ihn allein.

Hell glänzten im Fackelſcheine die blankpolirten Rüſtungen um ihn her, wogend flatterten die Fahnen im Zugwinde. Es war ihm ſo ſchauerlich, als er die alten Bilder der Ahnen derer von Hardegg um ſich ſah, dieſe Erinnerungtafeln vergangener Zeit; es wurde ihm bei ihrem Anblick ſo weh um's Herz. So wie er einſam in ihrer Mitte ſtand, ſtand er auch einſam in der Welt; er hatte nicht Vater, nicht Mutter, kein Plätzchen aus ſeiner Kindheit, an das ſich eine freundliche Erinnerung knüpfen konnte. Keine Thaten ſeiner Vorfahren entflammten ſeinen Muth; er ſtand allein, und keine Bruſt, an die er ſich liebend ſchließen, kein Herz, das er ſein nennen durfte, ſchlug ihm entgegen. Ich habe nichts als Dich. Sidonie, und darf Dich nicht die Meine nennen! rief er ſchmerzvoll, und ſeine Klage tönte dumpf im hohen Saale wieder, ſein Auge ſah wehmüthig auf die Reihen der Ritter und Frauen. Ich bin ausgeſtoßen aus der Reihe der Edeln! ſagte er, heftig bewegt: Das Schickſal hat mich von der menſchlichen Bruſt geriſſen und mich ausgeworfen, den wilden Thieren zur Beute! — Schnell wandte er ſeinen Blick von den alten Bildern, und wie er ihn unſtät umherirren ließ, traf er auf eine halbgeöffnete Thür, die er während ſeines frühern Aufenthaltes im Schloſſe noch nie bemerkt hatte; er öffnete ſie unwillkührlich, und trat, als fliehe er die edle Verſammlung, in ein kleines Gemach, das faſt wie eine Hauskapelle ausgeſchmückt war. Ein großes Gemälde, von einem grauen Vorhange bedeckt, hing in deſſen Mitte, ein Kranz von halbverwelkten Aſtern lag auf einem kleinen Tiſchchen, das zu deſſen Füßen ſtand.

Neugierde, vielleicht auch Ahnung gab ihm die Schnur in die Hand. Er zog. — Der Vorhang rauſchte auf, und das Bild einer Jungfrau ſtand vor ihm, deren ſeelenvolle Züge ihm ſogar Sidoniens Bild für den Augenblick verdrängten. In der Tracht einer Bewohnerin der weinumrankten Gefilde Italiens, einfach und ſchmucklos, ſtand eine freundliche, ſchlanke Geſtalt vor ihm, nicht von blendender Schönheit, aber von einem unausſprechlichen Liebreiz umfloſſen. Ihr rechter Arm, voll und rund, hielt ein niedlich geflochtenes Körbchen mit Purpurtrauben, das ſie auf ihrem Kopfe trug, während der linke, das leichte Schürzchen hebend, auszuruhen ſchien. Die Landſchaft aber, welche das holde Mädchen umgab, deutete, trotz der Weinreben im Vordergrunde, mehr auf eine Alpengegend, als auf eine lachende Flur Italiens.

Noch ſtand Steinbach im Anſchauen dieſes Bildes verſunken, als er Tritte nahen hörte. Schnell, als ſey er ſich einer Schuld bewußt, eilte er aus dem Kabinet und lehnte die Thür wieder an. Der Graf von Hardegg trat mit Helenen ein. Hier, ſprach er, ſie Steinbach zuführend: und nun gehabt Euch wohl!

Helene wollte an des Vaters Bruſt ſinken; er ſchob ſie ſanft von ſich. Fluchen will ich Dir nicht, um Deiner Mutter willen, ſprach er: aber die Strafe, die jeder böſen That auf den Ferſen folgt, wird Dich ereilen, und bald. Euch, Steinbach, ſey verziehen. — Er wandte ihnen den Rücken und ging mit ſchnellen Schritten in das Kabinet, welches er hinter ſich ſchloß.

Starr hatte Helene ihm nachgeſehen; als er ihren Augen entſchwand, überflog eine ſteigende Röthe ihr ſchönes Antlitz, dann blickte ſie im Kreiſe der Ahnenbilder umher, und als ihr Auge auf dem Bilde der Mutter ruhte, brach eine Thräne hervor. Kommt, Steinbach! rief ſie mit feſter Stimme, ſeine Hand, jedoch zitternd, ergreifend: Kommt! — Lebt wohl! rief ſie den Dienern zu, an welchen ſie vorbei ging, erwähnte aber mit keinem Worte des Vaters, und nur von einer Zofe gefolgt, trat ſie auf die Schwelle des väterlichen Hauſes. Hier verweilte ſie einen Augenblick, und ſagte dann leiſe für ſich hin: Gott ſey mir gnädig und vergib mir meine Schuld! Dann ſchritt ſie über den innern Hof, dem Geliebten entgegen.

Jetzt ruhte ſie in ſeinen Armen; laut wieherte das Roß, das ſie von dannen tragen ſollte, die Reiſigen jauchzten ihr jubelnd entgegen, da nahte ſich der Geiſtliche des Schloſſes, freundlich zu ihr ſprechend: Helene! wollt Ihr von dannen ziehen, ohne den Segen der Mutter erfleht zu haben, wollt Ihr deren Grab verlaſſen ohne ein frommes Gebet?

Das Fräulein wand ſich bei dieſen Worten aus den Armen ihres Geliebten. Kommt, Fräulein! ſagte der Greis, und ihre Hand erfaſſend, führte er ſie zurück nach der Kapelle, wo das helle Kerzenlicht durch die gemalten Fenſterſcheiben ſchien; der Graf von Thurn und Richard folgten.

Als Helene mit klopfendem Herzen durch die kleine Pforte eintrat, ſchrak ſie zuſammen, ſie erblickte ihren Vater, vor dem Altare in frommer Andacht betend; ſie zog den ſchon gehobenen Fuß zurück und wollte fliehen. Tretet nur ein, ſprach der Greis: das Gebet des kinderloſen Vaters ſteigt für Euch zum Throne Gottes auf; tretet nur ein. Die Gruft, wo Eure Mutter ruht, iſt geöffnet, die brennende Ampel erhellt ſie.

Sie trat ein, wollte mit ſchwankendem Schritte an dem Altar vorbei zur Gruft eilen, als ſie aber, vor dem Bilde des Erlöſers ſich neigend, anhielt, wandte ſich der Vater, erblickte ſie, und unwiderſtehlich zog es ſie neben ihm nieder. Vergib mir, Gott! rief ſie mit gepreßter Stimme. — Wie ich ihr vergebe! ſprach der Vater, den Blick gen Himmel hebend. — Die Tochter beugte ihr Haupt vor dem Greiſe, er legte ſeine Hand auf ihre Stirn. Sey glücklicher als ich es bin, ſprach er mit Rührung: und nun geh' mit Gott!

Helene küßte des Vaters Hand, erhob ſich und ging die hallenden Stufen in die Gruft hinab. — Richard war indeſſen vor ein Madonnenbild getreten, und verrichtete hier, als frommer katholiſcher Chriſt, ſein Gebet; der Graf von Thurn ſtand an den Todesengel eines Grabmals gelehnt, und ſchien in finſtern Gedanken verſunken, als der Graf Hardegg ſich ihm nahete. Bernhard! ſagte er mit Rührung: Ihr nehmt mir das Letzte, was ich noch auf der Welt habe, mein einziges Kind. — Macht ſie glücklich, und es ſey Euch vergeben!

Vater, erwiederte dieſer, von dem Anblicke des Greiſes, deſſen Silberlocken über das bethränte Auge niederwallten, innig gerührt: Vater, wie könnt Ihr zweifeln!

Graf Thurn, unterbrach ihn der Alte mit finſterm Ernſte: das Band der Ehe beglückt nicht immer; das zarte Herz eines Weibes iſt bald gebrochen. Selbſt der edle Mann iſt Sklave ſeiner Leidenſchaft, und Ihr ſeyd nicht ihr Herr.

Bei dieſen Worten trat Helene aus der Gruft; nicht ſchwankend, mit Zuverſicht ſchritt ſie, einen welken Myrthenkranz in der Hand, auf den Vater, auf den Geliebten zu.

Was haſt Du begonnen? rief der Vater erſchrocken, und ſtarr blickte ſein Auge auf den Kranz: Was willſt Du mit dieſem?

Der Mutter Brautkranz, den ich auf ihrem Sarge fand, ſoll auch meine Locken ſchmücken, erwiederte ſie.

Gib ihn mir! rief der Vater, und ſtreckte die Hand nach dem Verwelkten: Es iſt — Seine Stimme ſtockte, die Thräne brach hervor. — Herr, deine Wege ſind wunderbar! ſagte er bewegt: Behalt' ihn! —

Und da ſie wunderbar ſind, begann der Geiſtliche: da er Euch den Fingerzeig gibt, daß Eure Tochter nicht ohne Brautkranz geſchmückt, nicht ohne den Segen des Vaters, nicht ohne den Segen am Altare aus der Burg ihrer Väter ziehen ſoll, ſo faßt einen kräftigen, männlichen Entſchluß, und erlaubt mir, die Verlobten durch das Sakrament der Ehe zu verbinden. Die Gräfin von Thurn zieht mit mehr Anſtand mit ihrem Gatten von hinnen, als das Fräulein von Hardegg mit ihrem Entführer.

Der alte Graf ſchien zerſtreut, er ſah nur immer nach dem Brautkranze, und ſagte endlich, nachdem der Geiſtliche ſeine Bitte wiederholt: Wenn Ihr glaubt, daß es Recht und Gott gefällig ſey, ſo thut nach Eurem Willen.

Als Helene den welken Kranz um ihre Lokken wand, rauſchten die Blätter herab, und der Zugwind aus dem Grabgewölbe trieb ſie weit weg zum Altare, dahin, wo die gottesfürchtige Ahnfrau der Hardegg, in Stein gehauen, betend auf ihrem eigenen Grabe ſtand. Flattert nur hin, ihr welken Blätter, ſagte Helene: und legt euch auf der Ahnenmutter Grab, ihr zieht hin, von wannen ihr kamt, — und doch ſeyd ihr mir werth, da ihr einſt der Mutter Brautkranz ſchmücktet. — Sie trat nun an des Verlobten Seite zum Altare, ihr Auge ſchien zu lächeln, aber die entfallenen Blätter des Kranzes hatten die trübe Ahnung in ihrer Bruſt aufgeregt.

Herzlich ermahnend waren des Prieſters Worte, andächtig vernahmen ſie die Liebenden, ſelbſt der Graf Thurn vergaß, daß es ein katholiſcher

Prieſter war, der ſein Glück für ewig knüpfte; der Vater ſtand tief gebeugt neben der ſcheidenden Tochter, und Richard, an einen Pfeiler gelehnt, hatte das Auge auf die Madonna gerichtet, und blickte ſo freundlich lächelnd nach ihr auf, daß man meinen mochte, er denke an Sidonie Schlick, und ein Traum beglücke ihn, wie die Wirklichkeit den Freund.

Die heilige Handlung war beendet, die Tochter ruhte an des Vaters Bruſt, der ihr verſöhnt den Segen mitgab auf die künftige Wanderung ihres Lebens. Der Graf Thurn drückte innig des Alten Hand, und verſprach mit dieſem Handdruck ſein Wort zu löſen, die Gattin glücklich zu machen; und als Richard dem alten Grafen Lebewohl ſagte, ihn dieſer in die Arme ſchloß, ſagte der Prieſter mit feierlichem Tone zu dem Jünglinge: Dich wird Gottes Segen begleiten!

Mit aufgeregtem Gemüthe traten ſie aus der Kapelle in den äußeren Hof, der Vater, der Prieſter begleiteten ſie. — Da ſahen ſie den Himmel geröthet, von allen Bergen flammten die Feuerſäulen empor. Gerechter Gott, es iſt zu ſpät! rief der Greis: Eilt, Graf Thurn, ehe

Dampierre naht. Ich gab den Befehl, dieſe Feuer zu zünden, ſie rufen den Feldmarſchall zu meiner Hülfe auf. Eilt — ſonſt ſeyd Ihr verloren!

Nun beginnt mein Tagewerk! rief Richard, und wollte ſich auf ſein Roß ſchwingen, da befahl ihm Graf Thurn, mit dem Fußvolk und funfzig Reitern die Nachhut zu bilden; noch einmal rief Helene dem Vater ein Lebewohl zu, ſchwang ſich auf ihr Ungariſches Roß, und ſo jagten ſie über die Zugbrücke davon.

5.

Der Morgen dämmerte, die hervorbrechenden Strahlen der Sonne drängten die Herbſtnebel in die Thäler nieder, wo der rauhe Oſtwind ihn über die kahlen Stoppeln rollte, kein Vogel ſang ſein Morgenlied, die Natur war unfreundlich und rauh; nur die krächzende Dohle verließ ihr ſchwankendes Neſt, durchzog, ihr Futter ſuchend, den feuchten Nebel, und der geſellige Staar lockte die Gefährten mit ſeinem kreiſchenden Rufe. Kein Landmann zog über die Straße, kein freundliches Geſicht ſah aus den Fenſtern der verſchloſſenen Häuſer von Chludenz, denn ein Haufen Reiſiger zog durch das ſchon oft geplünderte Dorf. Es war Graf Thurn mit ſeiner jungen Gattin, die jetzt, von den Reitern gefolgt, langſam den Berg hinaufritten, da ſie das Fußvolk erwarten mußten. Helene ritt ſchweigend, in Nachdenken verſunken, an ihres Gatten Seite, der faſt mürriſch zu werden begann, da ſie ſein Entzücken nicht mit gleicher Wärme erwiederte; oft, wenn ſie auf dem Gipfel der Berge anhielten und ſie durch die dunkle Nacht nach der Gegend ſchaute, wo die Feuer auf den Höhen noch flackerten, und ſie die Beklemmung ihrer Bruſt nicht zu unterdrücken vermochte, rief er ihr unmuthig zu: Lerne vergeſſen, Helene, und der Gegenwart Dich freuen! Du biſt des Grafen Thurn Gattin, und dieſe bedarf des Muthes!

Mit Gott ſoll er mir nicht mangeln! Befürchte dieß nicht, Bernhard! erwiederte ſie dann, den hervorbrechenden Seufzer unterdrükkend: Komm nur fort von hier, — hier mahnt mich ſo manche Erinnerung; nur fort! Dann trieb ſie das Roß an, und ſprengte den Hügel hinab.

Aber bald hielten ſie wieder auf dem Berge jenſeit Chludenz, um hier Richard mit dem Nachtrabe zu erwarten, der immer noch nicht aus dem jenſeitigen Thale rücken wollte, das, von der Sonne beſtrahlt, glänzend vor ihnen lag. Da hörten ſie in der Ferne einige Schüſſe; bald wurde das Feuer ſtärker; ſie ſahen einen Reiter in vollem Jagen auf ſie zuſprengen, der, als er genaht, ihnen die Nachricht brachte, daß Dampierre mit den Reitern des kaiſerlichen Heeres im Anzuge ſey, und ihnen zugleich die Bitte Richards mittheilte, ſich nicht um ihn zu kümmern, ſondern eiligſt gen Weſſely, auf die Straße nach Tabor zu eilen. Jeder Widerſtand ſey vergebens, da, nach Ausſage eines Gefangenen, Dampierre mit tauſend Küraſſieren und zweitauſend Ungarn ſie verfolge.

Der Graf Thurn bedachte ſich einen Augenblick; er ſchien mit ſich zu kämpfen, ob er dem Freunde die Gefahr allein überlaſſen oder ſie mit ihm theilen ſolle. Ein Blick auf Helene beſtimmte ihn. — Er befahl ſeinen Reitern, zu folgen, ſuchte auf der Landſtraße von Tabor ſich und die Seinen zu retten, und überließ den Freund ſeinem Geſchicke.

Richard vertheidigte indeſſen eine Brücke über den angeſchwollenen Waldbach muthig; er ſtemmte ſich hier dem Andrange der Kürasſiere entgegen und gab dadurch dem Freunde Zeit zur Rettung. Als aber die Seinen neben ihm ſanken, auch Mancher wohl ſchon in der Flucht ſein Heil geſucht hatte, und er nun glauben konnte, ſein Freund ſey gerettet, da wollte er nicht länger das Blut ſeiner tapfern Gefährten nutzlos vergeuden, und von allen Seiten umringt, ergab er ſich dem Feldmarſchall.

Wer ſeyd Ihr? redete ihn Graf Dampierre an, nachdem er den Befehl zum weitern Verfolgen des Grafen Thurn gegeben: Wer ſeyd Ihr, der wie ein Tollkühner während einer Stunde dieſe elende Brücke vertheidigt, als hänge des Römiſchen Reiches Wohlfahrt von ihrem Beſitze ab?

Des Freundes Rettung galt es, Herr! erwiederte Richard beſcheiden.

Und jetzt übergebt Ihr mit einem Gleichmuthe Euer Schwert, als wollten wir vereint zum Tanze ziehen.

Mein Tagewerk iſt vollbracht, Graf Dampierre.

Und wer ſeyd Ihr? fragte der General noch einmal.

Richard Steinbach nennt man mich.

Und ſeyd?

Der Fahnenträger von des Grafen Matthias von Thurn Leibfahne.

Von welchem Geſchlechte? — Richard ſchwieg. — Beliebt es Euch nicht, mir zu antworten? fuhr Dampierre auf.

Könnte ich, ſagte Richard mit Feuer: o, könnte ich Euch Antwort geben, Herr! Ich kenne die Bruſt nicht, die mich genährt, ich kenne den Vater nicht, der mir das Leben gab; meine Heimath war ein Brombeerſtrauch, mein Wiegenlied ſang mir ein rauſchender Waldbach, arm, hülflos war ich an Allem, nicht einmal die Erinnerung an meine Eltern iſt mir geblieben.

Wollt Ihr mit mir nach Wien ziehen? fragte Graf Dampierre plötzlich.

Ich muß dahin, wohin Ihr mich ſendet; ich bin Euer Gefangener.

Ihr verſteht mich nicht, unterbrach ihn der Feldmarſchall: Ihr gefallt mir, ich will Euch wohl; was Ihr in Böhmen verlaßt, ſoll Euch in Wien doppelt werden.

Nein, Herr! fiel ihm Richard plötzlich in die Rede: das könnte mir dort nicht werden. Ich habe eine große Pflicht zu erfüllen, die Pflicht der Dankbarkeit; der, welcher den hülfloſen Knaben zum Manne bildete, hat Anſpruch an des Mannes Kraft; wer, ein mächtiger Herr, den Knaben und Jüngling an Leid und Freude, an ſeinen kindiſchen Spielen, wie an ſeinem ernſten Wirken Theil nehmen ließ, ihm das Bruderherz aufſchloß, der hat ein Recht an ſein Herzblut, und das meine gehört dem Grafen von Thurn.

Sonderbarer Menſch! brummte Dampierre vor ſich hin. Aber, junger Mann, ſagte er nach einer kleinen Pauſe, den Gefangenen freundlich auf die Achſeln klopfend: mit dieſen Geſinnungen wird die Welt Euch überall ihre Pforten ſchließen. — Ihr ſeyd ein Thor, an einen Mann Euch zu binden, der auf ſo ſchlüpfrigem Pfade geht, und deſſen ſtolzen, hochfahrenden, veränderlichen Sinn Ihr gewiß kennt und in ſpäteren Jahren noch bitterer erfahren würdet. — Doch thut, wie es Euch beliebt. Habt Ihr ſonſt einen Wunſch? ſo ſagt ihn; wenn er beſcheiden iſt, ſo ſey er Euch gewährt.

Schickt mich auf das Schloß des Grafen von Hardegg, bat Richard.

Dort möchtet Ihr nicht willkommen ſeyn! meinte der Feldmarſchall.

Ich glaube doch! erwiederte Steinbach; und der ernſte, ſtolze Dampierre, ſonſt kein Freund der Böhmen, gab, von Richards edlem und beſcheidenen Benehmen eingenommen, den Befehl, ihn dorthin in Gewahrſam zu bringen.

Der Graf Hardegg war nicht wenig erſtaunt und erfreut zugleich, als Richard, von einem kaiſerlichen Offizier begleitet, in das Schloß eintritt. Er ging ihm freundlich, jedoch nicht ohne Unruhe entgegen, denn er dachte an ſein Kind. Sind ſie in Sicherheit? fragte er Richard leiſe, und als dieſer es durch einen freundlichen Wink bejahte, führte er ihn beruhigt in den Saal, wo der kaiſerliche Offizier den Gefangenen ſeiner Obhut übergab.

Der Graf von Hardegg, der ſeinem einzigen Kinde mit wahrer väterlicher Liebe zugethan war, hatte, durch ſeine Verhältniſſe am Hofe zu Wien gezwungen, das Band zerreißen müſſen, das er ſelbſt in Prag ſo gern geknüpft hatte. Er ſah das blutende Herz der Tochter, und kannte ihren feſten, leidenſchaftlichen, unbeugſamen Sinn; ihm war daher die Nachricht, daß der Graf Thurn anrücke, die Braut mit gewaffneter Hand zu holen, nicht überraſchend, vielleicht ſelbſt nicht unlieb, hätte er ſie nur nicht durch Dampierre erfahren, und hätte ſich ſein Stolz nicht gekränkt gefühlt, mit Gewalt ſein Kind aus dem Schloſſe entführt zu ſehen. Dieß bewog ihn, Vorkehrungen zur Vertheidigung, und die Verabredung mit Dampierre zu treffen, dieſen, im ſchlimmſten Falle, durch Nothfeuer von Thurns Ankunft zu benachrichtigen. Die Sehnſucht, die Eile, welche den Grafen Thurn zu der Geliebten trieb, ward ihre Rettung; er kam einen Tag früher als er erwartet wurde, fand Mittel, Helenen davon zu benachrichtigen, und ſo war Dampierre noch nicht an Ort und Stelle, ihn mit ſeiner Heerabtheilung zu empfangen.

Nach dem aber was auf dem Schloſſe vorgefallen war, nachdem der Prieſter den Bund geheiligt, Helene des Grafen Thurn Gattin geworden war, konnte der Greis nur wünſchen, daß ſie nicht in Dampierre's Hände fielen; das Loos des Grafen Thurn wäre dann ſchrecklich geweſen.

Am Nachmittage traf der Feldmarſchall ſelbſt auf dem Schloſſe ein, und als er von Hardegg erfuhr, daß dieſer beſondern Antheil an dem jungen Manne nähme, der ſich auch ſein Wohlwollen erworben hatte und welcher überdieß kein Edler aus irgend einer Böhmiſchen Familie ſey, auf deſſen Verhaftung man in Wien Werth legen könnte, gab er ihn unter der einzigen Bedingung ohne Löſegeld frei, erſt nach drei Tagen von dem Schloſſe ſeines Gönners zu ziehen, da er mit Bucquoi, dem gegen Böhmen befehligenden kaiſerlichen Generale, eine, das tiefſte Stillſchweigen erfordernde, Unternehmung beabſichtigte.

6.

Während ſeines Aufenthaltes auf dem Schloſſe des Grafen erwarb ſich Richard deſſen Liebe immer mehr und mehr; mit jedem Tage wurde er ihm theurer, und nur traurig gedachte der alte Herr der Stunde der Trennung.

Am letzten Abend ſaßen Beide in dem großen Ritterſaale beim Becher; der Alte war heute beſonders weich geſtimmt, und verſuchte, wie er ſchon oft gethan, auch heute wieder vergeblich, Richard zu bewegen, die Sache der Böhmen zu verlaſſen und ihm nach Wien zu folgen, wo ſich ihm gewiß eine neue glänzende Laufbahn eröffnen würde. Richard blieb auch heute ſeinem Charakter treu. Die Pflicht der Dankbarkeit hält mich feſt, die Ehre weiſ't mir dort meinen Platz an! erwiederte er. Und als der Graf ſeine Hand ergriff, ſie unwillkührlich an das Herz drückte, und mit zutraulichem Tone ihn fragte: Die Dankbarkeit allein hielte Dich feſt, Richard? Es müſſen ſtärkere Bande ſeyn, die Dich dort ketten! — da überſtrömte des Jünglings Herz; unbedachtſam geſtand er ſeine Liebe zu Sidonie, Gräfin von Schlick, und bemerkte nicht, wie der Alte, durch dieſe Nachricht aufgeregt, den Becher heftig niederſetzte und ihn ſonderbar wehmüthig anſchaute.

Armer Richard! ſagte er endlich: armes, bethörtes Herz! — Traurig wird Dein Loos, kurz Dein Traum ſeyn. — Er erhob ſich von ſeinem Sitze, trat ſchweigend an das Fenſter und blickte hinaus nach der Abendſonne, die ſich hinter die waldumgränzten Höhen ſenkte. — Richard ſah, wie ſeine zitternde Hand die Thräne im Auge zu trocknen ſuchte, ſein Blick ruhte mitleidvoll auf dem edlen Greiſe, der jetzt ſeines Gefühles Herr zu werden ſchien und ſich mit Faſſung zu ihm wandte.

Mein Sohn, ſagte er tief bewegt: wo Stand und Geburt trennt, da eint die Liebe nur mit dornigen Banden, — nur mit einem Verbrechen oder mit dem furchtbaren Entſagen endigt der ſelige Traum. — Du jammerſt mich! — Ach, kehre nicht nach Prag zurück; dort blüht Dir kein Glück, dort lockt Dich die Liebe und ſtürzt Dich in den Abgrund. — O, mein Sohn, mein guter Richard! könnte meine Stimme Dich warnen.

nen. Nie kann eine Gräfin Schlick die Deinige werden. Sie dulden Dich, weil ſie Deiner jetzt bedürfen; in ſolch bewegter Zeit iſt jedes Mittel erlaubt, jedes Opfer recht. Fallen ſie, ſinkſt Du mit ihnen; ſchwingen ſie ſich empor, ſpotten ſie des elternloſen Thoren, der mit ihnen gleichen Flug begann. Sidonie würde nie die Deine!

Komm, ſetze Dich. — Höre die Geſchichte meiner Jugend; ſie ſey Dir ein warnendes Vorbild! fuhr er fort, und ſein Auge ruhte faſt bittend auf dem Jünglinge, der von jenen prophetiſchen Worten im Innerſten erſchüttert war. Komm, ſetze Dich zu mir, und denke, es ſey des Vaters warnende Stimme, die Du vernimmſt. — Ich war einige Jahre älter als Du, als ich zu dem Erzherzoge Ferdinand nach Inſpruck zog. Auf meiner Reiſe dahin, als ich durch das Inn-Thal reite, dringt aus einer Hütte, unfern der Straße, ein Angſtruf in mein Ohr; ich jage hin, überlaſſe meinem Diener das Roß, und als ich eintrete, ſehe ich neben einem Sterbenden ein Mädchen jammernd knieen; ſie wendet, durch mein Eintreten aufgeſchreckt, das Auge nach mir —

Was blickſt Du mich ſo ſonderbar an, was weckſt Du mir die Erinnerung? unterbrach der Alte ſeine Erzählung, ſtarr nach Richard blickend, der verwundert ihn anſah. Ja, ja! fuhr er fort, und die bebende Hand bedeckte ſein glühendes Auge: beſſer, es bleibt im Herzen ruhen, als daß es über die Lippen ſchwebt. — Richard! fuhr er plötzlich auf: Es treten oft Begebenheiten in unſer Leben ſo tückiſch ein, und zertrennen, zerſtören Alles, daß man ſie nicht wecken darf, wenn ſie im Schooße der Zeit entſchlummert ſind. — Gute Nacht, mein Sohn, gute Nacht! — Er entfernte ſich in das Kabinet, wo Richard vor einigen Tagen das Bild des ſchönen Weibes geſehen, und kehrte nicht wieder.

Sonderbar! ſagte der Jüngling, als er ſich allein befand: Hebt doch des edlen Mannes warnende Stimme mir den Schleier von einer Zukunft, wie ich ſie nie erblickt, mir nie gedacht; weckt ſie doch Sehnſucht, Hoffnung und Furcht in meiner Bruſt, wie ich ſie noch nie gefühlt habe. Er ſchritt ſinnend in dem kerzenerleuchteten Saale auf und ab, und Vergangenheit und Zukunft umgaben ihn. Da hob er den Blick, und ſah auf die Rüſtungen und Fahnen, auf die makelloſen Schilde, auf die Frauen und Jungfrauen und die alten ehrwürdigen Geſtalten, die hier abgebildet hingen. — Ihr habt Alle hier gewandelt, wie ich! rief er ſchmerzvoll aus: habt mit ſtolzem, hochklopfenden Herzen aufgeblickt nach jenen Zeichen der Vorzeit, und konntet mit Stolz ausrufen: dieß ſind meines Stammes Wurzeln, dieß die Zweige, die emporſtrebend mit ihren Thaten mich noch jetzt beſchatten! Ihr konntet, harmloſe Knaben, auf der Mutter Schooße euch ſchaukeln, an der Mutter Bruſt hier ſchlummern, waret nicht verlaſſen, nicht verſtoßen in die Wildniß, euch riß die Mutter nicht von ihrer Seite, euch ſtieß der Vater nicht an den Waldbach hinaus. Ihr durftet dem Mädchen eurer Sehnſucht frei und offen ſagen, daß ihr ſie liebtet. Ihr Glücklichen! rief er vom Schmerz überwältigt aus: euch lachte das Leben, denn ihr ſoget wie die Blumen, aus Morgen und Abend den erquickenden Thau — ich ſauge aus Vergangenheit und Zukunft nur Thränen.

Doch weg, weg! rief er plötzlich: ihr unmännlichen Boten des Grames, weg ihr kalten Perlen im Kranze meines Lebens. Nach dem Hohen zu ringen iſt des Menſchen edelſtes Bemühen, aus der Tiefe zum Gipfel des Berges empor zu klimmen des Muthigen Ziel — ſie zu erkämpfen mein feſter, unwandelbarer Wille! — Und als er durch die Reihen hindurchſchritt, ſein Auge noch einmal die ehrwürdigen Ritter und Frauen begrüßte, ſchien es ihm, als lächelten ſie freundlich, aber ſchmerzvoll auf ihn nieder. — Ach! ſagte er leiſe vor ſich hin: das Gefühl, des Mitleids zu bedürfen, iſt doch ein drückendes Gefühl in des Mannes Bruſt!

7.

Die gewaltthätige Handlung der Prager, welche die kaiſerlichen Räthe aus den Fenſtern des Schloſſes geworfen, hatte die Gemüther immer feindlicher geſtimmt, und als nach Kaiſer Matthias Tode der von ihnen früher erwählte König Ferdinand nicht unbedingt ihre übertriebenen Forderungen annehmen wollte, kündigten ſie ihm den Gehorſam auf, ſetzten ihn förmlich ab, und erwählten ſtatt ſeiner den jungen Churfürſten Friedrich von der Pfalz. Sie hofften an ihm eine mächtige Stütze als Haupt der Union und als Schwiegerſohn König Jakobs des Erſten von England zu finden, und da er ſich auch zu dem Glauben Calvins bekannte, und der Ruf eines freundlichen, milden Herrn ihm voranging, ſo war die Freude der Böhmen groß, als der neue König ihre Gränzen überſchritt und ſich der Hauptſtadt nahete.

Alt und Jung waren mit den Vorbereitungen ſeines feierlichen Empfanges thätig beſchäftigt; Ehrenbogen erhoben ſich vor dem Strahoeſer Thore, Teppiche ſchmückten die Häuſer, an welchen er zum Schloſſe vorbeiziehen mußte, und wie am Vorabende eines heiligen Feſtes, überließ ſich das Volk ſchon heute einem frohen, rauſchenden Jubel, zog durch die Straßen, lärmte, ſang und ſprach ſeine Freude laut und ſtürmiſch aus, einen König auf dem Throne zu ſehen, der mit ihnen das Abendmahl unter beiderlei Geſtalten genoß.

Mit der herannahenden Nacht verlor ſich jedoch allmälig der Jubel, die Straßen wurden leer, denn Jedermann ging in ſeine Wohnung zurück, hier, wie unter der bunten Menge, ſich dem frohen Gefühle zu überlaſſen, daß das Joch der Jeſuiten abgeworfen und eine mildere Regierung ihnen geworden ſey. Keiner ahnete, daß dieſes geträumte Glück von ſo kurzer Dauer ſeyn, daß das augenblickliche Erringen ihrer alten Privilegien, die ihnen ſo theure Glaubensfreiheit, mit dieſem ſo ſehnſuchtvoll erwarteten Tage zu Grabe gehen werde, wie ſie jetzt zur Ruhe.

Wie ſo gewaltig beherrſcht doch der Schlaf das Gemüth des Menſchen, wenn er auf den Schwingen der Nacht ſich ihm naht. Dann ſchweigt der rauſchende Jubel, das wogende Leben erſtirbt, der Aufruhr der Leidenſchaft, durch das leiſe Wehen ſeiner müden Flügel beruhigt, iſt geſtillt, und das leidende Gemüth fühlt ſich durch bunte, liebliche Träume beglückt. In der Stunde der Nacht, im Arme des Schlafes iſt der Bettler dem Könige gleich; wem der lieblichſte Traum wird, der iſt der Beglückteſte. — Nur das gebrochene Herz, von der Hoffnung ganz verlaſſen, nur die Sehnſucht mit ihren wachen Träumen, finden da nicht die erquickende Ruhe. Der ſanfte, mohnbekränzte Gott vermag ihnen nicht das brennende Auge zu ſchließen und die fernen Träume zu ſenden; die Thräne des Kummers hält das Auge wach, die Sehnſucht öffnet nur dem eigenen Traume die Pforten, die Stunden der Mitternacht rauſchen auf Sturmflügeln an ihnen vorüber.

Wo nach einigen Jahren Albrecht Wallenſtein den Rieſenbau ſeines Pallaſtes begann, ſtand in jener Zeit ein altes Gebäude, geräumig und groß, welches Heinrich Schlick, Graf von Paſſaun, der thätige Oberſt des Mähriſchen Fußvolkes bewohnte. Aus einem Fenſter, das nach dem Garten ging, ſchimmerte noch der matte Schein einer Lampe bleich und trübe, wie der Schein der Hoffnung, die es angezündet. Neben dem Lämpchen ſaß ein Mädchen, in einem Pſalmbuche leſend, ihr gegenüber ein kleines Mütterchen, mit zitternder Hand die Spindel drehend. Des Mädchens blondes Haar hing in langen Flechten über ihre entblöſ'ten Schultern, ein knappes Mieder umſchloß den ſchlanken Leib, und die dunkelblauen Augen, unverwandt auf das

Buch gerichtet, ſchienen nichts um ſich her zu ſehen, als die todten Buchſtaben des Pſalms.

Sidonie! begann jetzt die Alte, ihre Spindel neben ſich legend: Wollt Ihr denn noch nicht zu Bett? Mitternacht iſt vorüber.

Das Mädchen ſchüttelte verneinend.

So nehmt wenigſtens das Mäntelchen um; Schulter und Nacken ſind unbedeckt, die Nacht iſt rauh — und leſ't nicht ſo eifrig in den Pſalmen. Ihr leſ't nicht mit andächtigem, gläubigen Herzen. — Bei dieſen Worten blickte Sidonie nach der Alten, als ob ſie fragen wolle: Woher weißt Du das?

Ja, Kind! fuhr Jene fort: Dein Inneres liegt offen vor mir; der Glaube iſt im Streite mit Deinem Herzen, und das taugt nicht. Du möchteſt gern dem Himmel vertrauen, und doch führen Dich Zweifel immer vom rechten Pfade ab. Forſche nicht nach dem, was der Herr verborgen hat, wandle in Demuth Deinen Weg, denn, welchen Du auch gehſt, er führt Dich zum Ziele.

Iſt Mitternacht wirklich ſchon vorüber? fragte das Mädchen.

Schon lange, erwiederte die Alte.

So kommt er heute nicht, ſagte ſie und legte das Buch zuſammen: wenn ihm nur kein Unfall begegnet iſt!

Sein Schickſal ſteht im Buche des Lebens eingetragen! erwiederte die Alte: Wohin es ihn führt, dahin muß er; beſſer, es führte ihn nie wieder zu Dir, denn mir ahnet Unglück.

Barbara, unterbrach ſie die Jungfrau: auch mein Schickſal war ſchon längſt beſtimmt; nicht Du, nicht ich können daran ändern, deßhalb erwarte es ruhig und kümmere Dich nicht. — Plötzlich hielt ſie ein und horchte auf. — Barbara, ſagte ſie leiſe: mir iſt als hörte ich unten im Garten Tritte; — ſie ſprang auf und trat an das Fenſter — ja, ja, gute Barbara, dort ſehe ich es wie ein dunkler Schatten ſich bewegen, dort naht er. — Nur noch heute, heute zum letzten Mal ſey gütig gegen mich und begleite mich hinunter — nur heute noch!

Und warum geht Ihr nicht allein? fragte die Alte ernſt.

Wie kannſt Du nur fragen, Mutter? unterbrach ſie Sidonie: Darf ich ohne Dich, darf ich allein zu ihm?

Der Weg iſt kein gottgefälliger, den der Menſch nicht allein wandeln kann, und das Herz ſteht nicht feſt in Glauben und Tugend, das ſich nicht ſelbſt vertraut! erwiederte die Alte. — Sidonie ſchwieg, ſah nur aufmerkſam durch die Sturmnacht und horchte auf die leiſen Tritte, welche ſie unten vernahm. — Er iſt es! rief ſie plötzlich: Und da Du glaubſt, mein Herz ſey nicht ſtark in Glauben und Tugend, weil es zagt ſich allein in die Gefahr zu ſtürzen, ſo bleib hier. — Ich gehe! — Dieß ſagend band ſie den Mantel feſt um ihre Schultern, und verließ das Zimmer.

Barbara ſah ihr nach. Verzeih ihr, Gott! rief ſie, und folgte.

8.

Sie fand ſie in der entblätterten Fliederlaube, aber nicht an der Seite des Geliebten; der Vater ſaß neben ihr, den ſie hier wohl nicht vermuthet hatte.

Ei, auch Ihr hier, Frau Barbara! rief ihr der Graf Schlick entgegen: Ihr kommt wohl, mich zu begrüßen?

Ich folge dem Fräulein, erwiederte Barbara, ſich neigend: und wünſche meinem Herrn einen fröhlichen, guten Abend.

Und wen erwartet Ihr hier? fuhr der Graf auf. — Beide ſchwiegen. Du hatteſt wohl ſchon erfahren, daß der Graf von Thurn mit ſeiner jungen Gattin zurückgekehrt iſt; da erwarteteſt Du ihn. — Wahrlich, verbärgen die Wolken die helle Mondſcheibe nicht, ich ſähe meine Tochter vor Schaam erröthen.

Das ſähet Ihr nicht, Vater, und durchzöge ſelbſt die Sonne ihre Bahn; was ich thue, deſſen ſchäme ich mich nicht! erwiederte Sidonie.

Nicht Deiner entehrenden Liebe? Nicht dieſer nächtlichen Zuſammenkunft! fuhr der Graf auf.

Vater, ſagte Sidonie mit bittendem, beſcheidenen Tone: Ihr kennt meines Herzens Gefühle; ich habe Euch meine Neigung zu Richard nicht verhehlt, bin Eures Unwillens ſtets eingedenk geweſen, und habe gegen mein Herz gekämpft, ohne daß mir der Sieg ward. Damit ich aber nicht unterliege, hatte ich den Muth gefaßt, als ich ihn bei dem Grafen Thurn zum letztenmal ſah, ihn zu bitten, noch einmal in dem Dunkel der Mitternacht hierher zu kommen. Es wäre das letztemal, es wäre der Augenblick der ewigen Trennung geweſen. — Mein Wille, Vater, iſt Euch unterthan, über mein Herz kann ich ſelbſt nicht gebieten. Ich bat meine gute Barbara, mir zu folgen, und wenn ſie auch gleich auf mich zürnt, daß ich das Wappen und die Stammtafel des Mannes nicht eher betrachtete als ſein Herz, folgte ſie mir doch, und Ihr müßt ihr deßhalb nicht zürnen.

Sollte dieß wirklich das letztemal ſeyn, Sidonie, daß Du ihn ſehen wollteſt? fragte der Vater beruhigter.

Hab' ich Euch je hintergangen?.— Allein ſehe ich ihn nie wieder als zum ewigen Abſchied, es müßte denn ſeyn, daß das Schickſal gegen meinen Willen ihn zu mir führte; das verſpreche ich Euch. — Aber ihn vergeſſen, aufhören ihn zu lieben, mein Vater, das kann ich nicht!

Verlangt nicht das Unmögliche von Eurem Kinde, fiel ihr Barbara in die Rede, da ſie ſeine Heftigkeit ſah.

Alle meine Pläne vereitelt Deine Thorheit! begann nun Graf Schlick: Jetzt, wo der neue König morgen erſcheint, wo Hunderte von Rittern aus der Pfalz und allen proteſtantiſchen Ländern ſeinen Thron umgeben, der Adel aus Böhmen, Mähren und Schleſien ſich in Prag verſammelt, wo es ſo Noth thut, durch irgend eine Verbindung ſich in der Gunſt des neuen Herrn feſt zu ſetzen; da tritt Deine thörige Leidenſchaft allen meinen Entwürfen in den Weg. Aber wiſſe, ſo lange Deines Vaters Augen der Tod nicht ſchloß, ſo lange biſt Du von dem Thoren getrennt, der, ein Abenteurer, es wagte, ſeine Augen bis zu Dir zu erheben. Glaube meinem Worte, und nun geh! ſagte er mit ſtrengem Ton: Geh auf Dein Zimmer, denn heute wird er gewiß nicht kommen; Dampierre hat ihn gefangen, und in feſter Haft zu Wien wird er wohl ſchwerlich mir ferner läſtig ſeyn!

Sidonie ſchrak bei dieſer Nachricht zuſammen, faßte ſich jedoch und ſagte mit anſcheinender Ruhe: Gott wird ihn ſchützen. — Schlaft wohl, mein Vater! — Sie entfernte ſich, Barbara wollte ihr folgen. Bleib! befahl der Graf: ich habe mit Dir zu reden.

Du ſcheinſt mein bisheriges Zutrauen zu mißbrauchen! begann er, als ſie allein waren: Wenn Du auch die Thorheiten des Kindes nicht billigſt, haſt Du doch nicht Kraft genug, ihr entgegen zu treten. Du kennſt meine Grundſätze, Du weißt, daß eine Verbindung mit einem Manne, dem der Bürger der Altſtadt Prag ſein Kind verweigern würde, unmöglich iſt. — Warum handelſt Du nicht ſtrenger, warum gebrauchſt Du nicht die Gewalt, die Du über ihr Herz haſt, um es auf die Pfade der Vernunft zurück zu führen? — Steh mir Rede, Alte!

Bringt das Eiſen dem Magnete nahe, Herr, und gebietet dann, daß er es abſtoße. — Warum führtet Ihr Eure Tochter in das Haus des Grafen von Thurn! Ich warnte Euch, da es noch Zeit war; jetzt iſt es zu ſpät. — Ich kenne die Abſichten wohl, weßhalb Ihr es thatet. Ihr habt ſie nicht erreicht — auch hier war Euch treue Liebe entgegen; und ſeit geſtern, wo Graf Thurn mit ſeiner Gemahlin in das väterliche Haus eingezogen iſt, werdet Ihr Eure Pläne wohl aufgeben. — Aber redlich waren ſie nicht; nun Gott hat Euch auch dafür geſtraft. Seht nur die Wangen Eures Kindes, die Roſen ſind gebleicht, das Feuer ihrer Augen iſt verloſchen, ein Wurm nagt an ihrem Herzen, es iſt hoffnungloſe Liebe, die den Verſtand in ewigem Streite mit dem Herzen erhält. — An alle dem ſind Eure Plane, iſt Euer Anſchmiegen an den Grafen Hardegg, an den von Thurn Schuld. — Wer hieß Euch nach Prag kommen!

Du ſprichſt wie Du es verſtehſt! unterbrach der Graf den Fluß der Worte der alten Matrone, die Mutterſtelle an ſeinem Kinde vertrat. Muß ich nicht jeden Halm erfaſſen, mich daran feſt zu halten, hab' ich es nicht überall verſucht; dient' ich nicht dem Kaiſer, der Krone Spanien, dem von Savoyen, den Herzogen von Braunſchweig und Neuburg; überall gab es Feinde, überall, wo ich das Blut nicht mehr einſetzen konnte, wurde ich entlaſſen. Der Krieger gehört jetzt der Welt; wer ihm zahlt, dem dient er. Dem Schalle der Trommel ziehe ich nach; ſie wirbelten im Böhmerlande, und ich zog aus Italien hierher, noch einmal der Fortuna nach, die mich bisher überall geneckt.

Und ſo jagt Ihr Euer Kind, das ſonſt ſo ſtill und ſorglos mit mir in dem Häuschen an der Moldau lebte, mit Euch in den Strudel der Welt. — Nun ſie mit fortgeriſſen iſt, zürnt Ihr und meint, Euer Wille wäre hinreichend, die Sehnſucht der Liebe zu bannen. Ihr irrt, Herr! Sanft iſt Sidonie, ſanft wie ein Engel, aber feſt in ihrem Willen, unbeugſam, ſo bald ſie glaubt Recht zu thun; ſie wird ihm entſagen, aber auch mit ihrer Liebe untergehen; ſie wird ihrem Herzen gebieten wollen, aber es wird brechen. Gedenkt Eurer Gattin, und ehrt in der Tochter ihr Andenken.

Aber was ſoll ich thun, Barbara; kann Dein alter Kopf einen klügeren Rath erſinnen?

Ich wüßte keinen, als Gott die Sache anheim ſtellen. Sidonie ſieht, ſo gut wie Ihr und ich, die Kluft, die ſie von ihm trennt; ſie weiß, daß ſie dieſe nicht überſpringen darf, nicht überſpringen

ſpringen kann. Nur handelt nicht ſtreng, bringt ſie nicht zur Verzweiflung, löſcht nicht das Fünkchen Hoffnung ganz, das ihr noch glimmt. Auch dürft Ihr nicht vor einer Thorheit bangen; vertrauet Eurem edlen Kinde. Ihr glaubt ja überdieß, mit jedem feindlichen Schritt gegen den jungen Mann, Euch mit dem Grafen von Thurn zu befeinden, Ihr wägt ja ſonſt immer bei jedem Schritte Euren Vortheil, ſeyd doch auch hier vorſichtig und vor allem ſchont Euer Kind, Euer einziges Kind; und nun laßt mich hinauf zu ihr; die Arme bangt gewiß in ihrem Kämmerchen, erlaubt, daß ich zu ihr gehe, ihr Troſt zu bringen. Ohne des Grafen Antwort abzuwarten, entfernte ſie ſich und ließ ihn allein.

9.

Freundlich leuchtete am 31ſten Oktober des 1619ten Jahres die Herbſtſonne, kein Nebel umhüllte die drei Städte Prags, deren Thürme, von den Sonnſtrahlen geröthet, herrlich erglänzten. Die Moldau ſtrömte ſtolz und rauſchend durch die Bogen der hohen Brücke, über welche Tauſende in ihren Feſtkleidern zogen, den Einzug des jugendlichen Königs zu ſehen oder zu verherrlichen, der im Stern des Thiergartens das Mittagmahl eingenommen hatte, und von da aus heute in ſeine neue Reſidenz einziehen wollte.

Mit froher Hoffnung ſtanden die Bürger von Prag, und erwarteten den Augenblick, wo ſich ihr neuer Herrſcher zeigen würde. Die Fahnen der Städte flatterten luſtig in den Wind, um ſie her ſtanden die gerüſteten Schaaren der huſſitiſchen Bürger, ein Haufen von 400, ganz wie zu Ziska's Zeiten gerüſteten Männern, die im Vorhofe des Schloſſes zum Empfang des Königs aufgeſtellt waren. Sie trugen die ſchwarzen Bruſtharniſche und die alten Pickelhauben jener furchtbaren Zeit. Hellebarden und Armbruſt in der Hand, die langen, breiten Schlachtſchwerter an der Seite, durch welche ihre Vorfahren ſich ſo furchtbar gemacht, die großen Schilde vor ſich, ſtanden ſie, die Fahne Ziska's in ihrer Mitte, auf welcher man Kelch und Hoſtie erblickte. Sie erinnerten an jene blutigen

Zeiten, wo die Böhmen, ein Schrecken ihrer Nachbarn, durch Glaubensmuth ihre Feinde beſiegten.

Auch die Ritterſchaft, von dem jungen Grafen von Thurn angeführt, hielt, 300 an der Zahl, vor dem Stern, ein Haufe jugendlicher Edlen, die wohl durch Geburt, Reichthum und äußere Geſtalt dem Hofe eines Königs zur Zierde dienen konnten.

Jetzt wurde es lebhaft im Schloſſe des Sterns; die königlichen Pferde wurden vorgeführt, die Leibwache, welche der König mitgebracht, ſaß auf, die Pfälziſchen Ritter aus des Königs Gefolge ſtellten ſich in ihre Reihen, die prächtige königliche Karoſſe fuhr vor, und unter dem lauten Jubelruf: Vivat Fridericus Rex! ſtieg der König, ſeine Gemahlin führend, die hohe Treppe herab, geleitete ſie zur Karoſſe, beſtieg ſein Roß und muſterte die Haufen. Als er den mit der Rüſtung der alten Huſſiten Bewaffneten nahete, trat ein alter bärtiger Mann hervor. Gnädigſter König und Herr! ſprach er: Wir hoffen, Ihr werdet uns bei unſerm Glauben ſchützen, für den wir ſtreiten würden, wie jene Männer, deren Rüſtung wir tragen. — Der König gelobte Schutz ihrem Glauben, und ein lauter Jubel begleitete den jungen Monarchen.

Der Zug ſetzte ſich in Bewegung. Die Karthaunen begannen zu donnern, die Töne der Glocken hallten feierlich durch die Luft, der laute wilde Jubel begann. Voran zogen die Fahnen der Bürger, ihnen folgte Graf Thurn mit der Ritterſchaft und ihren zahlreichen Dienern, dann die Leibwache des Königs, ſtattliche, vom Kopfe bis zum Fuße gewaffnete Küraßreiter. Auf ſie folgten die königlichen Räthe, die Direktoren der Böhmiſchen Stände, dann der Herzog von Münſterberg und der Fürſt Chriſtian von Anhalt, den Herzog von Würtemberg in ihrer Mitte, endlich, dicht vor dem Könige, deſſen Bruder, der Pfalzgraf Philipp Ludwig, und der alte Fürſt von Anhalt.

Der König ſelbſt, in einem braunen mit Silber geſtickten Kleide, ritt einen reich geſchmückten, kaſtanienbraunen andaluſiſchen Hengſt; dicht hinter ihm folgte die Königin in ihrer Staatskaroſſe, dieſer des Königs Arkebuſiere; die alten Ziskaer beſchloſſen den Zug.

Als der König in die Vorſtadt einzog, war der Jubel allgemein. Vom Thore bis zum Schloſſe hatten die bewaffneten Bürgerkompagnieen eine Reihe gebildet, überall ertönte der Freudenruf: Es lebe Friedrich, der Böhmen König! — Auf dem Schloſſe angelangt, empfingen Jungfrauen der verſchiedenen Stände die Königin. Ein junges Mädchen, ſchön und zart wie eine Himmliſche, aber bleich, gleich einer weißen Roſe, übergab der hohen, königlichen Frau einen Blumenkranz, und ſprach im Namen der Andern ſtammelnd einige Worte. Die Königin nahm huldreich den Kranz von dem ſammetnen Kiſſen, und betrachtete aufmerkſam das ihn überreichende Mädchen. Jungfrau, ſagte ſie dann mit Freundlichkeit: ich danke Euch; die Gabe erfreut mich; möchte Euer Auge auch ſo zufrieden auf mich blicken als das meine auf Euer Geſchenk.

Da hob das Mädchen ihr großes, dunkelblaues Auge zur Königin auf; der Schmerz, der tiefverhaltene Schmerz ſprach aus ihm.

Wer ſeyd Ihr! fragte die Königin, von dieſem Anblicke ſonderbar ergriffen.

Ich bin die Tochter des Grafen Schlick, erwiederte das Mädchen.

Die Königin betrachtete ſie bei dieſen Worten noch aufmerkſamer, dann ſagte ſie huldvoll: Ich hoffe, Euch bald wieder zu ſehen, Fräulein Schlick! reichte ihr die ſchöne Hand zum Kuſſe, und zog ſich dann in ihr Gemach zurück.

Auch Sidonie trat wieder in ihr einſames Zimmer, woſelbſt die gute Barbara ſie nicht zu tröſten vermochte. Sie hatte heute den Grafen Thurn geſprochen, und die Nachricht, welche er ihr mitgetheilt, hatte ſie erfreut und zugleich betrübt. Daß das Schickſal ihre Freundin Helene in den Arm des Geliebten geführt, daß ſie, ſo weit vom Ziele entfernt, es erreicht hatte, war ihr angenehm; daß ſie aber auch von Bernhard Thurn die Beſtätigung erhielt, Richard ſey gefangen, ſey in den Händen der Kaiſerlichen, erfüllte ihre Bruſt mit unnennbarem Schmerz. — Des Grafen Thurn dabei geäußertes kaltes Benehmen, die wenige Theilnahme, die er bei des Freundes Schickſal zeigte, thaten ihr wehe; ſeine Aeußerung, daß Richard durch ſeine Aufopferung das, was er in ihrem Hauſe Gutes genoſſen, bezahlt habe, verwundeten ihr Inneres ſo tief, daß ſie die bittere Frage nicht unterdrücken konnte: So iſt er alſo wohl für jetzt nicht mehr Euer Schuldner? — Alles dieſes, ſo wie die Scene der vergangenen Nacht, hatte ihr Gemüth tief erſchüttert, und der huldvolle Empfang der Königin war nicht vermögend geweſen, auch nur eine der Thränen zu trocknen, die jetzt unaufhaltſam strömten.

Still in ſich gekehrt ſaß ſie und blickte hinaus in die dunkle Nacht. — Vom Schloſſe herab tönte noch Trompeten- und Paukenſchall, ein wildes Getümmel ſcholl von der Altſtadt herüber, und im lauten Wogen zogen die jubelnden Schaaren durch die Straßen der Kleinſeite, dem Schloſſe vorüber. Freudenſchüſſe dröhnten durch die Luft, Raketen ſtiegen, auf der Moldau flaggten, von unzähligen Lampen erleuchtet, wohl hundert Schiffe, und die Menſchenmaſſe, welche über den Fluß hin und her wogte, hatte kaum Platz auf der breiten, hell erleuchteten Moldaubrücke. Jung und alt jauchzte; als ſey ihr Erlöſer genaht, ſo von Freude erglüht fühlte ſich jedes Herz; überall ſchallte der Ruf: Es lebe der König! Der Jubel war unausſprechlich.

Aber in Sidoniens Bruſt tönte der Freudenruf nicht wieder. Mitternacht nahete, der Jubel verhallte, ſtill und ſchweigend wurde die Nacht, und auch heute floh ſie der Schlaf. — Die alte Barbara, das Pſalmbuch noch in der Hand, war auf ihrem Lehnſtuhle ſanft eingeſchlummert. Sidonie blickte wehmuthvoll auf ſie, die einzige Tröſterin, die einzige Freundin ihres ſorgenſchweren Herzens; ſie nahm ihr vorſichtig das Buch aus der Hand, legte ihr ein Kiſſen unter das gebeugte Haupt, und drückte einen leiſen Kuß auf die Stirn ihrer guten Pflegemutter. Schlummre ſanft, gute Alte! ſagte ſie leiſe, und trat an das geöffnete Fenſter. Da war es ihr, als höre ſie Geräuſch unter demſelben, ſie horchte auf, ihr Herz klopfte — es war der Nachtwind, der durch das herbſtliche Laub rauſchte. Sie glaubte in der Ferne einen dunkeln Schatten zu ſehen — es war ein Taxusbaum, der hin und her wankend ihre Sehnſucht betrog.

Ach, er kommt nicht! ſeufzte ſie: Er iſt fern,

fern von hier! — Sie blickte hinauf nach den einzelnen Sternen, welche zwiſchen den dunkeln Wolken freundlich hindurch ſchimmerten. Iſt denn keiner unter euch der Stern der Hoffnung? ſagte ſie leiſe und verſank in düſtres Sinnen. — Heilige, ſchweigende Nacht! rief ſie hinaus in das Dunkel: du ſenkſt auf deinen düſtern Flügeln die Ruhe in das bewegte Menſchenherz, du drückſt ſanft das thränenſchwere Auge zu, daß es ſchlummere, und ſendeſt deine freundlichen Träume. — Warum nicht auch mir? Soll mich allein deine Ruhe nicht erquicken, deine Traumwelt mir nicht erſcheinen? Soll dieß Auge allein ſich nicht ſchließen, wenn der Schlummer, dein ſanfter Bote, ſich über die Müden ſenkt? — Ach! wo der Glaube ſchwankt, die Zuverſicht fehlt, das Herz, das liebende Herz nur von Furcht und Sehnſucht erzittert, da ſinkt dein erquickender Thau nicht nieder, das müde Auge zu ſchließen, da wird der linde Tropfen zur brennenden Thräne des Kummers. — Wo das Herz gebrochen iſt, biſt du dem müden Pilger keine Tröſterin!

So erhelle Du mir, Barmherziger! rief ſie und ſank auf ihre Kniee: erhelle mir den Weg, den ich wandeln muß; laß die Wahrheit mir leuchten und ſende einen Strahl in mein Herz, daß ich erkenne, wo ich das rechte Ziel meiner Wallfahrt finden ſoll! — Getröſtet erhob ſie ſich, aber der Schlaf ſchloß ihr müdes Auge nicht, der Morgen fand ſie noch wach.

10.

Der Vater trat heute früher als er wohl ſonſt pflegte, zu ihr ein. Er ſchien heiter, umarmte die Tochter innig, und ſein Benehmen zeigte ihr gleich, daß er mit den Begebenheiten des geſtrigen Tages zufrieden ſey.

Du haſt geſtern in der Burg viel mit dem jungen Grafen Thurn geſprochen? fragte er Sidonien, nachdem ein Diener ſein Frühſtück auf ihr Zimmer gebracht: Du ſchienſt Dich angelegentlich mit ihm zu unterhalten; was betraf Euer Geſpräch?

Könnt Ihr noch fragen, mein Vater? erwiederte Sidonie, welcher dieſe Frage die Wunde des Herzens von neuem aufriß.

Ich wünſchte es von Dir zu hören, fuhr er fort: Barbara's Gegenwart wird Dich nicht ſtören, ſie iſt ja die Vertraute Deines Herzens.

Ich ſprach mit ihm von Richard Steinbach und ſeinem Geſchick, Vater.

Nun, und erhielteſt Du die Beſtätigung meiner Nachricht?

Ich erhielt ſie!

Und biſt wohl, ohne daß ich Dir es ſage, überzeugt, daß nichts zu ſeiner Befreiung geſchehen wird?

So glaube ich faſt! erwiederte mit einer gewiſſen Heftigkeit das Mädchen, ohne jedoch die ſtrenge Achtung, welche ſie dem Vater ſchuldig war, aus den Augen zu ſetzen.

Der Graf Thurn, fuhr der Vater fort: wird kein Thor ſeyn, ein bedeutendes Löſegeld für ihn zu zahlen; er denkt mit mir über die Frechheit des jungen Mannes gleich, und zürnt ihm, daß er ſein Auge bis zu Dir erheben konnte. — Ein wehmüthiges Lächeln umzog bei dieſen Worten des Mädchens Antlitz. — Du ſcheinſt bei dem, was ich Dir ſage, zu lächeln! begann der Graf auf's neue, durch die Ruhe ſeiner Tochter betroffen.

In meiner Bruſt eint ſich Freude und Schmerz! ſagte Sidonie: Mir thut des Grafen Thurn Liebloſigkeit gegen einen Mann wehe, der ſich für ihn geopfert hat, und Freude durchglüht mich, da ich Richard frei von allen Banden weiß, mit denen die Dankbarkeit ihn an das Haus des Grafen feſſelte. Er iſt jetzt frei wie der Vogel, dem Käfig entflohen.

Und ſitzt vielleicht jetzt in einem engeren in Wien! unterbrach ſie der Graf.

Nein, mein Vater! rief Sidonie lebhaft: Eherne Feſſeln binden den Mann nie ſo feſt als die Bande der Pflicht. — Ich kenne Richards Sinn. — Wohl ihm, daß ihn Matthias und Bernhard Thurn verlaſſen!

Du liebſt die Grafen nicht?

Ich liebe den wilden, leidenſchaftlichen Mann nicht, deſſen Sinn ſein Herr, deſſen Blut ſein Meiſter iſt. — Er iſt ſchwankend wie ein Rohr, Sklave des Augenblickes. Ich ſcheue Matthias Thurn; er iſt ein finſtrer, ſtolzer, rachgieriger

Mann; aber ſeinen Muth, ſeinen feſten Sinn, ſeine Beharrlichkeit achte ich; er und der Mansfelder ſind die einzigen wahren Stützen des neuen Thrones.

Die einzigen? fragte Graf Schlick mit Bitterkeit.

Laßt mich ſchweigen, mein Vater, erwiederte ſie: der Jungfrau ziemt ſolche Rede nicht, wie Ihr ſie mir entlockt habt; das Herz ſpricht bei uns das Urtheil, wo es der Verſtand thun ſollte.

Du ſcheinſt der Königin nicht mißfallen zu haben; wendete der Graf das Geſpräch: ſie hat in ſehr gnädigen Ausdrücken von Dir geſprochen, und ſelbſt die Schwermuth, mit welcher Du ihr den Kranz überreicht haſt, hat Eindruck auf ſie gemacht. Sie wird Dich rufen laſſen, mit Dir ſprechen; ich hoffe, dann wird die Gräfin Schlick ihres Vaters, ihrer Ahnen eingedenk, nicht etwa ſo unvorſichtig ſeyn, die thörige Urſache ihres Kummers der Königin zu vertrauen. — Dir erſchließt ſich ein Glück, das Du vielleicht nicht einmal ahnen, nie erwarten konnteſt. -- Denke an den geſunkenen Glanz Deines Hauſes, handle als meine edle Tochter, und vor allem vergiß den Mann, der nichts in die Wagſchale Deines Glücks zu legen hat als ein glattes Geſicht und etwas Muth, und der hoffentlich für immer von Dir entfernt iſt. Des Grafen von Thurn Pflegeſohn, der die Fahne des Aufruhrs trug, wird ſchwerlich aus dem finſtern Kerker zu Wien hervortreten.

Bei dieſen Worten erbebte Sidonie, der nämliche Gedanke war ſchon in dieſer Nacht in ihr aufgeſtiegen; ſie fürchtete für ſein Leben, und alles, was ihr Vater ihr zuvor geſagt, verlor ſich in dem einzigen Gedanken an ihn.

Graf Schlick hatte ſie genau beobachtet; er las, was in der Seele ſeiner Tochter vorging, und ſeine Stirn zog tiefe Falten, wie ſie es zu thun pflegte, wenn der Zorn ihn zu übermannen begann, als ſich plötzlich die Thüre öffnete, und Helene, die Neuvermählte hereintrat, innig ihre Freundin umarmte, die laut weinend in ihre Arme ſank; der Vater entfernte ſich.

Glückliche! rief endlich Sidonie, und noch an der Bruſt der Freundin ruhend, hob ſie das große blaue Auge nach ihr auf, und ein Himmelslächeln ſchwebte um ihren Mund: Glückliche, Du biſt am Ziele, Du haſt nichts zu wünſchen mehr, keiner Hoffnung bedarfſt Du, keiner lieblichen Träume, Du hältſt die Wirklichkeit feſt, ſie kann Dir nicht mehr entfliehen!

Sie könnte mir nicht mehr entfliehen? unterbrach ſie Helene: Nein nein, Sidonie! das einzige Ziel, wo der Menſch mit Beſtimmtheit ſagen kann: hier ſtehe ich feſt, iſt das Grab!

Sidonie riß ſich erſchrocken aus den Armen ihrer Freundin. Helene! rief ſie, die Freundin erſchrocken anblickend: iſt das die Sprache Deines Herzens? ſind die ſüßen Töne der Liebe ſchon zum Grabesrufe geworden? Du erſchreckſt mich!

Helene wollte lächeln, ſie konnte nicht. — Erſchrick nicht, Sidonie, ſagte ſie in ſcherzendem Tone: Du weißt, ich bin ein ſonderbares Geſchöpf, reizbar, und meine ſtets thätige Einbildekraft quält mich oft mit Bildern, die meine Vernunft dann nicht immer verſcheuchen kann. Ich bin leicht aufgeregt, ein freundliches Wort, ein glühender Blick, den ich belauſche, geſtalten ſich zu dem unglücklichſten Bilde — und wenn überdieß das Bild eine Krone trägt, dann —

Helene! unterbrach ſie Sidonie: Gerechter Gott! Sollte der Dämon des Mißtrauens ſchon ſo früh Deine Blüthe Dir vergiftet haben?

Helenens Wangen erglühten bei dieſen Worten. — Sie fühlte, daß ſie ihr Innerſtes wider Willen verrathen habe, ihr Stolz mißbilligte die Offenheit, ſie ſuchte ſich zu faſſen. Nimm nicht alles ſo genau, liebe Freundin! ſagte ſie mit möglichſtem Gleichmuth: Du weißt, meine Worte drücken oft zu ſtark meine Empfindungen aus, den leiſeſten Anflug zeichne ich mit zu grellen Farben, und belache hernach ſelbſt und ſpotte über das Feuer, mit dem ich gewöhnliche Gegenſtände behandle.

Du biſt in dieſem Augenblicke nicht wahr, Helene! nahm Sidonie das Wort: Ach, theure Freundin, das Vertrauen iſt eine milde Gabe des Himmels, das Herz ſteht beſchützt, wie in einem Zauberkreiſe, wenn dieß himmliſche Geſchenk ihm ward. Die quälenden Sorgen fliehen, der Argwohn wagt nicht dem Zauberkreiſe zu nahen, und rings umher breitet ſich alles im roſigen Lichte vor unſerm Blicke. Erſt an der Hand des Vertrauens wird die Liebe die Segensgöttin, die mit freundlicher Hand nur Blumen auf dem Lebenspfade ſpendet!

Helene wand ſich ab und trat an's Fenſter — ſie ſchien der Freundin die Thränen verbergen zu wollen.

Haſt Du keine Nachricht von Richard? fragte jetzt Sidonie, und ängſtlich erwartete ſie die Antwort.

Keine! erwiederte Helene, ohne ſich umzuſehen: Er gab ſich gefangen; ſo hat uns ein Reiter berichtet, der noch zur Flucht Gelegenheit fand. — Mein Vater wird ſicher für ihn ſorgen, er liebt ihn.

Das wolle Gott! Der Himmel wird ihn dafür ſegnen! rief Sidonie.

Ich habe einen Auftrag an Dich, begann Helene nach einer Pauſe, ſich von dem Fenſter abwendend: Die Königin wünſcht, Dich heute nach der Tafel zu ſprechen. Sie hat meinem Gatten geſtern aufgetragen, Dir es zu ſagen, und da dieſer ſchon früh auf die Burg zum Könige mußte, bat er mich, Dich davon zu benachrichtigen.

Was will die Königin von mir? fragte Sidonie.

Weiß ich es? — Die Launen der Fürſten ſind oft wunderbar. Sie ſcheint Theil an Dir zu nehmen, vielleicht mehr als Du es wünſcheſt. Waffne Dich mit Standhaftigkeit, und wärſt Du ein Mann, würde ich Dir rathen, verſchließ Dein Herz dieſer Sirene — ſo aber warne ich Dich nur vor dem freundlichen Blicke ihres Auges, vor dem lockenden Tone ihrer Stimme!

Warum das mir, Helene; was kann ich von ihr zu fürchten haben?

Ich weiß es nicht; doch laß mich ſchweigen. Leb wohl! Die erſte Nachricht, die ich von meinem Vater erhalte, theile ich Dir mit. Leb wohl! Sie drückte einen flüchtigen Kuß auf Sidoniens Lippen und verließ ſie mit Haſt.

Die Jungfrau ſah mit ernſtem Blicke ihr nach. — Solche Liebe kann nicht beglücken! rief ſie aus: Arme Helene, Du biſt noch entfernter vom Ziele der Ruhe als ich!

II.

Die Großen des Königreichs waren verſammelt; die Frauen, mit Juwelen und Perlen geſchmückt, ſie ſelbſt die köſtlichſten Juwelen, ſtanden in dem Kreiſe der Männer und harreten der Ankunft des königlichen Paares. Ihnen gegenüber hatten ſich die Pfälziſchen Ritter, welche ihrem Herrn nach Böhmen gefolgt waren, geſtellt, denn die Edlen beider Länder waren noch nicht traulich vereint, ſie ſtanden noch fremd neben einander. Die fröhlichen Pfälzer warfen neugierige Blicke hinüber nach dem Kreiſe der Frauen, und ſo manches Auge blieb wohlgefällig auf den beiden ſchönen Geſtalten ruhen, die ſeitwärts in einem Bogenfenſter ſtanden und zwei ſchweſterlichen Roſen glichen, wovon die eine in voller Gluth der üppigſten Farben prangte, die andere mit der Lilie um die Zartheit der Unſchuldfarbe ſtritt. Es war die Gräfin von Thurn und Sidonie, die in einem ernſten Geſpräche vertieft, alle Blicke nicht bemerkten, die ſich nach ihnen wendeten.

Verſcheuch den Dämon! ſagte jetzt Sidonie, der Freundin Hand ſanft drückend: Du bereiteſt Dir ſelbſt die Qual. Das Auge iſt das eigenwilligſte Weſen; was es ſehen will, ſieht es gewiß. Der Stolz der Männer wird oft zur Eitelkeit, dann folgen ſie den Lockungen des Augenblickes, kehren jedoch ſchnell zu ihrer Pflicht zurück!

Beobachte ihn genau, Sidonie, unterbrach ſie die Gräfin von Thurn: und Du wirſt mich nicht mehr tadeln.

Da rauſchten die Flügelthüren auf; der König trat, ſeine Gemahlin an der Hand, von den Fürſten und ihrem Hofſtaate umgeben, in den Saal.

Tief neigten ſich die Verſammelten, und als die Augen ſich erhoben, ruhten ſie auf der majeſtätiſchen Geſtalt der Königin, die mit freundlicher Huld dankend, den Kreis mit ihren Blikken ſchnell durchflog; ihr ſeelenvolles Auge ſchien Jemand zu ſuchen, nachdem die allgemeine Huldigung vorüber war. Graf Thurn! rief ſie jetzt, dem Grafen Bernhard winkend, der mit Anſtand ſich ihr nahete: Habt Ihr meinen Wunſch erfüllt?

Der Wunſch meiner Königin iſt mir ſo heilig, erwiederte der Graf: daß ihn zu erfüllen mein einziger Gedanke iſt.

Die Königin lächelte. — Es lag in dieſem Lächeln ein freundliches Wohlwollen. Meiſter Hans, des Königs Hofnarr, ein kleines altes Männchen, der auf einen Seſſel geſprungen war, das Ganze deſto beſſer überſehen zu können, wollte aber Ironie durch dieſes Lächeln ſchimmern ſehen.

Nach dieſer kleinen, wohl abſichtlichen Unterbrechung der eigentlichen Ceremonie, ſtellte Matthias Thurn dem Könige und der Königin, welche auf dem Throne Platz genommen, den Adel des Landes vor. Der junge Monarch ſagte Jedem etwas Schmeichelhaftes, und als ſey er mit den Verhältniſſen eines Jeden bekannt, wußte er Allen das zu ſagen, was ihnen angenehm ſeyn konnte. Als die Reihe den Grafen Bernhard von Thurn traf, und der Vater mit ſtolzem Selbſtgefühl ſagte: Dieß iſt mein Sohn! betrachtete ihn der König aufmerkſam. Ihr habt Euch kürzlich die junge Ehegefährtin mit gewaffneter Hand geholt? ſagte er ſcherzend. Nun, in dieſer Zeit voll Unruhe und Gefahr muß man alles mit dem Schwerte in der Hand erringen.

Selbſt die Kronen! entgegnete der junge Graf mit Bedeutung, und neigte ſich ehrerbietig vor dem Könige, der, ohne die bedeutſamen, vielleicht in dieſem Augenblicke unpaſſenden Worte zu beherzigen, gleichgiltig erwiederte: Ich glaube auch.

Als der Graf Schlick ſich dem Throne nahte, blickte der König nach dem jungen Fürſten von Anhalt, der neben des Königs Bruder, dem Pfalzgrafen, zur Rechten ſtand, und fragte dann den Grafen ſchnell: Ihr waret früher im Dienſte der Krone Spanien?

Ja, Ew. Majeſtät.

Dientet dem Kaiſer und mehreren proteſtantiſchen Fürſten, auch dem Herzoge von Savoyen?

Ja, Ew. Majeſtät! erwiederte Graf Schlick, durch dieſe zweideutige Frage etwas in Verlegenheit gebracht.

Nun, ich hoffe, fuhr der König fort: Euch, einen ſo würdigen Krieger, der die Erfahrung aus ſo mancher Schlacht und Belagerung mit zu uns bringt, ſo feſt an uns zu ketten, daß der Oberſt des Mähriſchen Fußvolkes kein Verlangen tragen wird, ſeine unſtete Pilgerfahrt fortzuſetzen. — Der Graf Schlick ſchien erſt jetzt die Worte des Monarchen zu verſtehen, dankte verbindlichſt, und der ewig nach dem Lächeln des Schickſals Haſchende trat vergnügt, mit neuer Hoffnung bereichert, in den Kreis der Vaſallen zurück.

Jetzt traf die Reihe den ſchönen Kreis der Frauen, welche ſich der Königin nahten. Sie beſaß in noch reichlicherm Maße als ihr Gemahl den Zauber, womit die Herrſcher ſo leicht das Gemüth ihrer Unterthanen feſſeln können. Zu der Freundlichkeit geſellte ſich noch der weibliche Liebreiz, und der Zauber der alles entzückenden Schönheit. Hätte nicht ein gewiſſer Stolz, der in ihrer Haltung, in ihren Blicken lag, die Anmuth gemildert, der Anblick dieſer ſchönen Fürſtin, der ſanfte, ſchmelzende Ton ihrer Stimme hätte alles bezaubern müſſen. So aber trat die ſtolze Königstochter zu ſtark hervor und verdüſterte die Glorie weiblicher Anmuth, die ſich um dieſen ſchönen Kopf wie ein Heiligenſchein gebildet hatte.

Aber heute ſuchte die Königin den Stolz, dieſes Erbtheil der Stuarte, vergeſſen zu wollen; es galt, die Herzen ihrer neuen Unterthanen zu gewinnen, und das zu erlangen, opfern die Frauen, und ſäßen ſie auf dem Throne, ſo willig. Liebreich, freundlich, oft herzlich war ihr Benehmen, nur bedacht für Jeden die freundliche Seite aufzufinden, bei Jedem nur das Angenehme zu berühren. Als die junge Gräfin Thurn ihr vorgeſtellt wurde, ruhte der Königin Blick lange auf dem ausdruckvollen Geſichte Helenens, obgleich der Ausdruck ihres Auges, das Finſtere, Feſte ihres Blickes der Königin zu mißfallen ſchien.

Wahrlich! rief ſie unwillkührlich aus: für ſolchen Preis hätte jeder Ritter die Feſte geſtürmt. Nachdem ich Euch kenne, Gräfin Thurn, fuhr ſie einlenkend fort: iſt es mir nicht mehr auffallend, daß Euer Gemahl, mitten in dem Krieggetümmel, Euch zum Ziele ſeiner Waffenthat gewählt hat. Mit Blut iſt ſolches Kleinod nicht zu theuer errungen!

Es lag in Ton und Blick und in der Rede ſelbſt ſo Manches, was eine doppelte Auslegung erlaubte, das Gemüth Helenens war überdieß aufgeregt; ſie antwortete nur mit einer ſtummen Verbeugung, und wollte die Augen niederſchlagen; aber ihre gereizte Empfindlichkeit war ſtärker als der Wille, ihr Blick traf die Königin, welche dieſe ſtumme Sprache mit einem Lächeln und einer ſtolzen Bewegung der Hand erwiederte, die Helenen abzutreten befahl.

Die Königin war ſchon von der läſtigen Ceremonie und den dabei nothwendigen Reden faſt erſchöpft, als Sidonie, eine der Letzten, ihr vorgeſtellt wurde. Ha, meine ſchwermüthige Kranzſpenderin! rief ſie: Seyd mir willkommen, Fräulein von Schlick, und habt die Güte, mich nach der Audienz in mein Gemach zu begleiten. Bis dahin gehabt Euch wohl! Sie erhob ſich.

Die Audienz war vorüber. Der König, die Königin ſtiegen vom Throne herab, und miſchten ſich nun in den Kreis der Ritter und Frauen. Eliſabeth ſchien jetzt weniger Königin, aber um deſto liebenswürdiger zu ſeyn, ſie ſprach mit Jedermann, war gegen Herren und Frauen gleich freundlich, während der König mit dem alten Fürſten von Anhalt und dem Grafen Matthias

Thurn über ernſte Gegenſtände zu ſprechen ſchien, und bei Seite getreten war.

Was mag ſie von mir wollen? hatte ſich Sidonie gefragt, als ſie von des Thrones Stufen zurückgetreten war: Warum nimmt ſie Theil an mir? Da fielen ihr die Worte des Vaters ein, und ſeine Warnung. Sie ahnete, daß die Unterredung mit der Königin für ſie drückend ſeyn werde, und trat deßhalb mit ängſtlich klopfendem Herzen zu ihrer Freundin, welche ſie in dem Erkerfenſter zu erwarten ſchien.

Noch immer ſtanden die beiden Freundinnen Hand in Hand, aber ſchweigend, in Nachdenken verſunken im Bogenfenſter, als Graf Bernhard Thurn mit einem jungen Manne ſich ihnen nahte. — Fürſt Chriſtian von Anhalt wünſcht Dich zu begrüßen, ſagte er zu ſeiner Gattin, die bei dem Tone ſeiner Stimme aus ihren Träumen auffuhr, und kaum ſo viel Beſinnung faſſen konnte, ſich mit Anſtand vor dem jungen Fürſten zu neigen.

Ich bin ein früherer Bekannter Eures Gatten, ſprach der Fürſt: und um deſto mehr erfreut, ihn hier zu finden, da wir nun für einen

Zweck ſtreiten können. Er hat freilich da, wo ich, ein Bettler, ſtehe, dem Glücke ſeinen ſchönſten Kranz ſchon entriſſen, doch wünſche ich ihm mit aufrichtigem Herzen Glück!

Helene erwiederte einige verbindliche Worte.

Und Ihr, holde Jungfrau, wendete ſich jetzt der Fürſt zu Sidonien: Ihr ſcheint heute noch ernſter geſtimmt als geſtern, da Ihr der Königin den Kranz überreichtet? Seht Ihr denn den Himmel nie um Euch, den wir in Euren holden Augen erblicken? Hat denn die Welt keine Freuden für die Himmliſchen?

Gnädiger Herr! erwiederte Sidonie, über dieſe Schmeichelei empfindlich: Man könnte das, was Ihr ſagtet, leicht für Spott halten, wäre der Ton, mit dem Ihr es ſagtet, weniger treuherzig; Spott würde dem Zartſinne einer Dame wehe thun; ſo muß ich aber bei Euren Worten erröthen, denn ich fühle weder den Himmel in mir, noch ſehe ich ihn außer mir.

Auch der Fürſt erröthete. Er fühlte, daß er ſeine Empfindung zu laut, zu wenig zart ausgeſprochen hatte, und wollte eben ſeinen Fehler wieder gut machen, als das Fräulein von Wangenheim, aus dem Gefolge der Königin, ſich Sidonien nahte und ſie zu folgen bat.

War es Zufall, war es Neugierde, ihr Auge traf, als ſie ſich verneigte, den Fürſten, der mit glühendem Blick ſie betrachtete; ſie erröthete von neuem und folgte ſchnell dem Hoffräulein.

Sie traten in das Kabinet, wo ſie die Königin noch nicht fanden; das Geſpräch des Königs mit dem Fürſten von Anhalt und dem Grafen von Thurn hielt ſie noch im Saale zurück. Das Fräulein von Wangenheim ſuchte indeſſen Sidonien zu unterhalten, welche, wahrſcheinlich durch die Erwartung in der ſie ſich befand zerſtreut, nur abgebrochen die Fragen des freundlichen Mädchens erwiederte. Dieſe begann nun von ihrer Gebieterin zu ſprechen, ihre edlen Eigenſchaften, ihre Theilnahme an dem Geſchick ihrer Umgebungen zu rühmen; aber auch dieß ſchien die Zerſtreute nicht zu feſſeln; ſie ſah ſtarr nach dem Gemälde einer ſchönen Frau, das dem Ruhebette der Königin gegenüber hing, und ſchien ganz im Anſchauen des ſchönen Bildes verſunken.

Liebe Freundin! ſagte jetzt das Fräulein von

Wangenheim mit herzlichem Tone: Vermeidet ja, wenn die Königin gegenwärtig iſt, ſo aufmerkſam dieſes Bild zu betrachten, welches Euch ſo ſehr zu feſſeln ſcheint. — Ihr könntet ſie leicht dadurch verſtimmen!

Wer iſt dieſes ſchöne Bild? fragte Sidonie, deren Auge wohl darauf geruht, deren Seele aber nur mit bangem Sehnen bei ihrem Richard geweſen war.

Der Königin Großmutter, die unglückliche Maria Stuart! erwiederte das Fräulein.

Sidonie erſchrak. — Dieſe ſanften Züge, rief ſie, ſich vergeſſend: dieſer liebliche Zug des Mundes, dieſes ſeelenvolle Auge gehören einer Mörderin ihres Gatten!

Ich bitte Euch! unterbrach ſie das Hoffräulein. —

Kann ein Weib, dem die Natur dieſen Liebreiz ſchenkte, konnte dieſe zarte Geſtalt, fuhr Sidonie fort, ohne ſich unterbrechen zu laſſen: konnte ſie die ſchwarze Seele bergen? Dieſen Roſenlippen das ſchreckliche Todesurtheil entſchweben? — Nein, nein! — Ehe dieſes Auge trügen, dieſe liebliche Anmuth täuſchen konnte, ehe glaube ich, die Geſchichte lügt. — Dieſes Engelbild war gewiß unſchuldig!

Das war ſie! rief eine ernſte Stimme hinter ihnen. — Das Fräulein von Wangenheim ſchrak zuſammen, auch Sidonie wandte ſich erſchrocken. — Die Königin ſtand hinter ihnen.

Ich freue mich, daß Ihr die Wahrheit fühlt, Fräulein Schlick! begann jetzt Eliſabeth: Es thut meinem Herzen wohl, daß ein reines, frommes Weſen, wie Ihr mir zu ſeyn ſcheint, an der Verläumdung zweifelt, welche die ſtolze Eliſabeth von England zur Beſchönigung ihres Mordes verbreitete. — Sie warf einen durchdringenden Blick nach dem Bilde der unglücklichen ſchottiſchen Königin, und gab dann dem Hoffräulein ein Zeichen, ſich zu entfernen.

Euer Vater iſt einer der jüngern Söhne ſeines Hauſes? begann ſie jetzt.

Ja, Ew. Majeſtät!

Und Eure Vermögensumſtände ſind nicht die glänzendſten?

Sidonie ſchwieg. — Ich will Euch wohl; fuhr die Königin fort: wem, wie Euch, die Natur ſo viel Anmuth als Mitgift gab, der bedarf des Goldes nicht, in der Welt zu glänzen. Zu Euren Füßen werdet Ihr bald die edelſten Männer ſehen, überlaßt mir dann die Wahl!

Die gehörte wohl meinem Herzen, gnädigſte Königin! erwiederte Sidonie mit faſt ſchüchterner Beſcheidenheit.

Hat es vielleicht ſchon gewählt? fragte Eliſabeth. — Sidonie ſchwieg erröthend. — Wie Euer Vater mir ſagte, fuhr die Königin fort: iſt Euer Herz noch frei. Er legte Euer Glück in meine Hand; that er Recht daran? — Seyd offen gegen mich. — Wozu dieß Schweigen? fuhr die Königin ungeduldig auf: Iſt es jungfräuliche Schüchternheit, ſo verzeihe ich es; iſt mein Bemühen für Euch nutzlos, habt Ihr ohne den Willen Eures Vaters gewählt, ſo habt Vertrauen zu mir. Ich will zwar mein Wohlwollen nicht aufdringen, doch Euch unterſtützen, ſo viel ich es vermag, denn ich bin überzeugt, Eure Wahl iſt edel, der Fürſprache einer Königin würdig. — Nun, nennt mir den Glücklichen!

Ew. Majeſtät verzeihen, wenn ich mein Geheimniß in meiner Bruſt verſchließen muß. — Mein Herz hat gewählt, ich will es bekennen, aber hoffnunglos gewählt, und deßhalb muß es ſchweigen!

Hoffnunglos gewählt? wiederholte die Königin.

Ja, hohe, königliche Frau, hoffnunglos.

Das iſt ein fürchterliches Wort! ſagte die Königin ernſt: aber oft nicht ſo ſchrecklich als man glaubt. — Ich liebe das Gewagte, Kühne, die Hoffnung ſteht bei jedem meiner Schritte mir zur Seite; vertraut Euch mir an.

Wo Stand und Geburt trennen, da ſind der Hoffnung Flügel gebunden! antwortete Sidonie mit Wehmuth.

Ein finſterer Ernſt verbreitete ſich bei dieſen Worten über das Antlitz der Königin, die Anmuth war verſchwunden, ein höhniſches Lächeln umzog den Purpurmund. Daß Ihr Euch ſo erniedrigen würdet, Gräfin von Schlick, glaubte ich nicht; wer die Liebe tief unter ſich ſucht, ja freilich, den kann die Hoffnung nicht begleiten. Euer Vater thut mir leid!

Das ganze Weſen der Königin ſchien verändert, mit Geringſchätzung blickte ſie auf Sidonien nieder, aus deren Auge mit jedem Zuge,

den

den die Verachtung auf der Königin Antlitz ausdrückte, der Stolz, der gerechte, edle Stolz würdevoller ſtrahlte. Die Königin bemerkte wohl was in dem Mädchen vorging. Nicht gewohnt ſo ſich Jemanden gegenüber zu ſehen, beſchloß ſie, Sidonien ganz zu demüthigen. Und wer iſt denn der Glückliche, der mit unwiderſtehlichem Reize eine Gräfin Schlick Vater, Stand und Ehre vergeſſen ließ?

Bei Gott! rief Sidonie, durch dieſes Wort empört: Jene Königin — ſie zeigte nach Maria Stuart's Bild — als ſie Bothwell ihre Hand am Altare reichte, hätte jene Frage nicht an mich gethan!

Der Muth des Mädchens überraſchte Eliſabeth, aber nur auf einen Augenblick. Sie ſammelte ſich ſchnell und fühlte, daß ſie der Armen wehe gethan. — Sie war Weib genug, die wohlwollenden wie die feindlichen Empfindungen in ſich verſchließen zu können, ſie nahm den Schein an, als habe ſie Sidoniens Worte nicht verſtanden. Nun, ſagte ſie einlenkend, und warf ſich nachläſſig auf das Ruhebett: ſo iſt meine Gunſt für Euch nutzlos, das thut mir leid!

Euer ſchwermüthiges Auge, das geſtern bei Ueberreichung des Kranzes ſo ſanft auf mir ruhte, Eure anmuthige Geſtalt rührten mich, Eures Hauſes drückende Verhältniſſe forderten mich zur thätigen Hülfe auf. Ich belauſchte zwei Männer, auf welche Ihr Eindruck gemacht zu haben ſchient; der Eine, ein wackerer Edler vom Rheine, wohl vermögend den Glanz Eures Hauſes wieder herzuſtellen, einnehmend genug, um dem ſtolzeſten Weiberherzen zu genügen. Der Andere, ein Fürſt, werth, die Hand einer Königstochter zu beſitzen. Doch Keiner von Beiden genügt Euch, — ein ehrlicher Bürgersſohn vielleicht reicht Eurer Schwärmerei einen Veilchenſtrauß. — Ihr wähnt, er dufte für die Ewigkeit, ſchließt ihn an Eure bethörte Bruſt und morgen iſt er verwelkt. — Euer Vater jammert mich.

Sidonie ſchwieg; ſie fühlte wohl daß ſie vorher unbeſonnen geſprochen, und hatte jetzt den feſten Vorſatz gefaßt, zu dulden und zu ſchweigen. Sie kämpfte gegen ihr aufloderndes Gefühl, als die Königin des ehrlichen Bürgersſohnes erwähnte, und ward wenigſtens Herr ihrer Worte, wenn auch nicht Herr des Ausdrucks ihres Geſichts. Der Königin entging dieß nicht; ſie erhob ſich, nahm ein Schmuckkäſtchen, worin eine Schnur Perlen lag, und gab es Sidonien. Nehmt dieſe Perlenſchnur zum Dank für Euren Kranz als Andenken an Eure Königin, und führt Erinnerung an Eure Ahnen Euch auf den Weg der Pflicht zurück ſo ſeyd meiner Gnade verſichert. Sie winkte Sidonien ſich zu entfernen.

Das Fräulein ſtand, das Schmuckkäſtchen in der Hand, ſinnend vor der Königin. — Jetzt beugte ſie das Knie, legte die Hand auf das Herz. Königin! ſagte ſie mit dem tiefſten Gefühle: verkennt mich nicht, deutet die Worte eines armen Mädchens nicht falſch und zürnt mir nicht, wenn ich Euch bitte dieſe Perlen zurückzunehmen, die meine zürnende Königin mir mit ſtolzer Verachtung gibt. Solch Geſchenk kann keinen Werth für mich haben; fuhr ſie, im Gefühle ihres eigenen Werthes ſich vergeſſend, fort: begleitet es nicht der Königin Gnade, ſo iſt es in meinen Augen nur ein Almoſen, und ich bin zu ſtolz es von der Fürſtin anzunehmen, deren Gatten die Söhne meines Vaterlandes zu ihrem Könige erwählten! — Sie ſetzte bei dieſen Worten das Käſtchen auf den Tiſch, und ſich ehrerbietig gegen die Königin verbeugend, ergriff ſie ihre Hand, ſie zu küſſen.

In Eliſabeths Innern wogte manche ſich widerſprechende Empfindung, ſie hielt des Mädchens Hand noch feſt und blickte, mit ſich kämpfend, in ihr Auge; ſie mußte das Mädchen achten, und doch zürnte ſie. Geht mit Gott, Fräulein von Schlick! rief ſie jetzt, drückte einen leiſen Kuß auf ihre Stirn, und trat raſch in ihr Schlafzimmer.

Mein Richard! ſagte Sidonie freudig lächelnd, als habe ſie den ſchönſten Sieg erkämpft, blickte noch einmal ſtolz um ſich her, und eilte dann durch die hellerleuchteten Zimmer die hohe Treppe hinunter.

12.

Hier wartete ihrer ein alter Diener, um ſie nach Hauſe zu geleiten. Als ſie in der dunkeln

Nacht, nur von der Fackel des Dieners erhellt, den Hradſchin hinabgingen, bemerkte ſie eine verhüllte Geſtalt, welche dicht hinter ihr blieb und ſich ihr zu nähern ſuchte; ſie verdoppelte ängſtlich ihre Schritte, als ſie jedoch nach dem Ringe ſich wandte und der Diener einige Schritte vorausgeeilt war, drängte ſich der Vermummte dicht an ſie, und eine bekannte Stimme raunte ihr zu: Nehmt, um Gottes willen, nehmt! In dieſem Augenblicke drückte er ihr einen Zettel in die Hand. Sidonie, durch das Geſpräch mit der Königin zwar noch aufgeregt, hatte doch Beſinnung genug, nicht zu ſchreien, und verbarg ſchnell das Papier. — Kaum auf ihr Zimmer gekommen, entfaltete ſie es, ſah die bekannten Züge, und las: Erwarte mich um Mitternacht!

Barbara! rief ſie ihrer treuen Pflegemutter zu: Er iſt hier, mein Richard iſt hier! Um Mitternacht iſt er unten im Garten! Nicht wahr, Du begleiteſt mich, denn ich muß ihn ſehen, ſprechen, warnen. Ach, meine gute Mutter! rief ſie außer ſich vor Wonne und Schmerz: Er iſt hier, aber ſie wollen mich von ihm trennen, verkaufen wollen ſie mich für ſchnödes Geld!

Nicht wahr, wenn Alle gegen mich ſind, gute Barbara, Du verläſſeſt mich nicht, Du bleibſt mir treu?

Kind! nahm die Alte, ſich aus ihren Armen windend, das Wort: Du drückſt mich ja ſo heftig an Dich, daß ich faſt glauben ſollte Du meineſt, Herr Richard ſtände ſchon vor Dir. Beruhige Dich, Kind, laß Deiner Freude nicht freien, ungezügelten Lauf; ich kann ihr nicht folgen, mich betäubt was ich vernahm; ich kann mich über Deine thörige Liebe nicht freuen. Ich möchte Dir helfen, Dir beiſtehen, und kann doch nicht; es iſt wider mein Gewiſſen. Wie kann der arme elternloſe Richard, der nichts hat das er ſein nennt, der ſelbſt ſein Schwert, ſeinen Harniſch der Freigebigkeit verdankt, wie kann der des Grafen von Schlick Tochter je heimführen, er hat ja ſelbſt keine Heimath!

Sidonie erwiederte nichts, ſie ſetzte ſich ſinnend in einen Seſſel und ſenkte das ſorgenſchwere Haupt, denn der Alten Worte hatten ſie betrübt; ſie fühlte daß Barbara Recht habe, ſie fühlte daß ihre Liebe hoffnunglos ſey, und konnte ihr doch nicht entſagen, ſie war zu innig mit ihrem Seyn verwebt. Sie duldete ruhig daß Barbara, manches warnende Wort ſagend, ſie entkleidete, ihr Geiſt war ja bei ihm. Die Alte hatte ſchon mehrere Fragen an ſie gethan, ſie beantwortete keine; ganz abweſend ſchien das Mädchen zu ſeyn, nur wenn ſie die Schläge der Uhr vom nahen Thurme hörte, horchte ſie auf, zählte ſorgſam jeden Schlag, und wenn die Uhr aufhörte die Stunden zu bezeichnen, ſenkte ſie ihr Lockenhaupt wieder und ſchien von neuem zu träumen. Da ſchlug die Glocke ihre elf Schläge. Bald! rief ſie: bald! und verſank wieder in ihr dumpfes Sinnen. Barbara, vergebens bemüht Sidonien aus dieſem abgeſpannten Gemüthszuſtande aufzuregen, hatte endlich ihr Abendgebet gebetet, legte jetzt das Buch bei Seite, hüllte ſich in ihr Mäntelchen und ſetzte ſich kopfſchüttelnd in den Lehnſtuhl. Das Lämpchen brannte nur noch matt, die müden Augen der Alten ſchloſſen ſich, Sidonie ſaß immer noch wach aber träumend, lauſchte auf jeden Glockenſchlag, auf jedes Geräuſch im Garten, und die Bruſt von einem ſonderbaren Gemiſch, von Sehnſucht und Furcht bewegt, ſah ſie zagend und doch ſo freudig der Mitternacht entgegen. Da ſtörte ein ſtarkes Pochen an ihrer Stubenthür die Träumende und Barbara aus ihrem erſten Schlummer; Beide fuhren auf und erſchraken, als ſie des Vaters Stimme hörten, der ihnen aufzumachen befahl.

Barbara eilte hin, öffnete die Thür, und noch im Feſtkleide trat der Graf ein. Du haſt mit der Königin geſprochen? fragte er freundlich: Ich wollte noch, ehe ich zu Bett ging, Deine Unterredung wiſſen, deßhalb eilte ich gleich hierher, da ich durch die Thüre noch Licht ſchimmern ſah. Er legte bei dieſen Worten ſeinen Hut mit den blauen Federn ab, heftete ſeinen ſpaniſchen Mantel los, warf ihn über den Seſſel, wo er jedoch bald von Barbara wieder in die gehörige Ordnung gefaltet wurde, und ſetzte ſich nun, ſein Schwert neben ſich auf den Tiſch legend, auf den nämlichen Seſſel, auf welchem Barbara geſchlummert hatte.

Nun, Sidonie, begann er: ſetze Dich her zu mir und erzähle. Ihr, Barbara, beſorgt mir wohl indeſſen den Nachttrunk. Nun, Kind, was ſprach die Königin?

Sie war gnädig, herablaſſend gegen mich, erwiederte Sidonie.

Sprach ſie nicht über Deine Zukunft? erwähnte ſie nicht mancher Ausſichten für Dich? nannte ſie keinen Namen?

Keinen!

Du biſt ſehr wortkarg, Sidonie, Du ſcheinſt keine Freude an der Gnade der Königin zu finden, ſonſt würdeſt Du ſicher Deinem Vater Wort für Wort verkünden, was die Gebieterin ſprach.

Der Gnade der Königin wüßte ich mich nicht zu rühmen! unterbrach ihn Sidonie.

Nicht? fragte der Vater aufſpringend, ſetzte ſich jedoch ſchnell wieder: Nicht?

Sie gab mir eine Perlenſchnur, die ich nicht annahm.

Du nahmſt ſie nicht an, nicht aus der Hand Deiner Königin?

Nein, Vater! Sagtet Ihr mir nicht geſtern, ich ſolle bei dieſer Zuſammenkunft meines Vaters, meiner Ahnen gedenken, — und ich that es. — Zum Dank für Euren Kranz nehmt dieſe Perlenſchnur, ſagte die Frau, die wenige Augenblicke vorher von zerrütteten Vermögensumſtänden meiner Familie geſprochen hatte; ſollt' ich ein Almoſen annehmen, mein Vater?

Der Graf Schlick war über dieſe Worte betroffen. Ich kann Dich deßhalb nicht tadeln, Sidonie, ſagte er: aber gut iſt es nicht daß es ſo gekommen. — Setze Dich hier neben mich, fuhr er vorſorglich fort: was ſtehſt Du am offenen Fenſter? Die Nachtluft iſt rauh. — Du ſprachſt mit dem jungen Fürſten von Anhalt? Wie gefiel er Dir?

Es iſt ein ſtattlicher und, wie mich dünkt, ein edler Mann, erwiederte Sidonie.

Gegen eines Fürſten Bewerbung muß eine Jungfrau ängſtlich, ſtreng und zurückgezogen ſeyn, will ſie in den Augen der Welt untadelig bleiben; fuhr der Vater fort: nur durch Entſagen der kleinſten Gunſt feſſelt man die ſtolzen Herren der Erde, die, iſt auch ihr Land nur ſo groß daß ihr Hermelinmantel es decken könnte, dennoch glauben, von Gott Auserwählte zu ſeyn, denen alle Pforten ſich freudig öffnen müſſen.

Ich verſtehe Euch nicht, Vater, unterbrach ihn Sidonie, unmuthig werdend.

Du wirſt mich ſchon verſtehen lernen, Kind! ſagte der Vater: In kurzer Zeit wird Dir meine Rede klar werden. Gedulde Dich.

In dieſem Augenblicke trat Barbara mit dem Nachttrunke herein, und während ſie ihn auf den Tiſch ſetzte und ihn dem Herrn kredenzte, erhob ſich Sidonie wieder und trat an das Fenſter. Die Schloßuhr hallte eben dreimal dumpf durch die Nacht, Mitternacht war nahe, der Geliebte nicht fern und der Vater ſaß ruhig in Frau Barbara's Armſeſſel, den blanken ſilbernen Pokal vor ſich, in Gedanken vertieft, den dunkeln Melnecker nur langſam ſchlürfend.

Wollt Ihr denn nicht zu Bette gehen, Herr? begann endlich die Alte, da ſie die Unruhe Sidoniens bemerkte und der Mitternachtſtunde gedachte: Ihr habt der Ruhe nöthig, ſeyd noch in feſtlichen Kleidern; — ſoll ich Euch hinüber leuchten?

Der Graf heftete bei dieſen Worten einen feſten Blick auf Barbara, dann ruhte ſein Auge auf Sidonien, die, bald zum Fenſter hinausblikkend, bald in der Stube auf- und abgehend, ihre Unruhe nicht mehr verbergen konnte, ſo daß

Barbara, auf ſich ſelbſt aufmerkſam gemacht, wohl fühlte, ſie habe ſich durch ihre voreilige Aufforderung verrathen. — Oder, fuhr ſie unbefangen fort: wollt Ihr lieber, daß ich Euch Euren Schlafpelz hereinbringe und Kaspar ſage, daß er komme Euch zu entkleiden?

Thut das, Frau Barbara! erwiederte der Graf. gleichgiltig: In Eurem Sorgenſtuhle ſitzt es ſich recht bequem. — Thut das!

Sie ging, warf aber im Gehen einen warnenden Blick auf Sidonien, die ihn glücklicherweiſe verſtand und ſich zum Vater ſetzte. Da ſchlug die Stunde der Mitternacht. Frau Barbara kehrte wieder, Kaspar folgte ihr mit dem Nachtkleide, und während der Vater ſich umkleidete, trat Sidonie mit der Alten an das offene Fenſter.

Faßt Euch, verrathet Euch nicht, um Gottes willen nicht! raunte dieſe ihr zu.

Horch! lispelte Sidonie: mich dünkt — ich höre ein Geräuſch —

Stille, um Gottes willen, ſtill! bat Barbara.

Ich höre ihn! — Er iſt's! rief Sidonie leiſe, aber doch laut genug, daß der Vater abgebrochene Worte verſtand.

Wer iſt da unten? fragte er: was ſiehſt Du?

Der Abendſtern, Sidoniens Liebling, ging eben in einer dunkeln Wolke unter. Kommt nur her, Herr, und ſeht ſelbſt wie ſonderbar die ihn verbergende Wolke geſtaltet iſt. — Tretet her, Herr, o ſeht! rief ſie mit lauter Stimme, während Sidonie wie ein Espenblatt bebte.

Der Graf trat an's Fenſter, blickte nach dem ſternhellen Himmel, ſah dort eine Wolke, geſtaltet wie ſo viele andere, ſah aber auch hinunter in den Garten und gewahrte dort nichts.

Du ſiehſt wohl um Mitternacht fratzenhafte Geſtalten? ſagte er, in das Fenſter gelehnt, zu Barbara: Die dunkle Wolke, die dort am Himmel zieht, gleicht einer Wolke auf's Haar, und weiter nichts. Aber macht das Fenſter zu, die Nacht iſt kalt! fuhr er fort, ſich wieder auf den Seſſel ſetzend: und Du, Kaspar, warte auf mich in meinem Schlafzimmer. — Kaspar entfernte ſich; Sidonie, Barbara's Wink eingedenk, ſetzte ſich neben den Vater. Soll ich Euch vielleicht ein Abendgebet vorleſen, Vater? fragte ſie.

Thue das, meine Tochter! erwiederte dieſer, ſchlürfte aus ſeinem Becher und ſetzte ſich recht gemächlich im Lehnſtuhle zurecht; ihm gegenüber nahm Barbara ihren Platz.

Sidonie las, aber ihre Seele war nicht bei dem Gebete, ihr Ohr lauſchte, ob ſie unten kein Geräuſch, kein Zeichen vernähme, ihre Seele war bei dem Geliebten; da ſah ſie die gute Alte ſchlummern, einnicken; ſie verſtand den Wink, immer leiſer ward ihre Stimme, immer langſamer wurden die Worte, die Augen ſanken ihr zuweilen zu, während Barbara zu ſchnarchen begann. Endlich war auch der Becher leer; da erhob ſich der Vater. Gute Nacht, Kind, der Schlaf überwältigt Dich! ſprach er lächelnd, küßte ihre Stirn, zündete die Kerze an und ging nach ſeinem Schlafzimmer. Sidonie ſchloß die Thür hinter ihm zu.

Gelobt ſey Gott! rief ſie der aus dem Schlafe erwachten Barbara zu, die, ſich anfangs eingeſchlummert ſtellend, endlich wirklich eingeſchlafen war. Gelobt ſey Gott, daß wir allein ſind!

Still, Kind, ſtill! raunte die Vorſichtige ihr zu: Der Lauſcher wacht, der Verräther ſchläft, nicht; — ſtill nur jetzt.

Aber Sidonie eilte an's Fenſter. Da ſchlüpfte eine dunkle Geſtalt aus der Fliederlaube. Gedulde Dich, rief ſie hinunter: gedulde Dich, liebendes Herz! Barbara zog ſie vom Fenſter. — Schweigt, ich bitte Euch, Sidonie, ſchweigt! zürnte ſie.

Aber wie konnteſt Du den Vater vorhin an's Fenſter locken? unterbrach ſie das Fräulein: Hätte er ihn erblickt —

Mußte Richard nicht gewarnt werden, daß er ſich unten ruhig verhalte? Hätte er Euch das gewöhnliche Zeichen gegeben, ſo wart Ihr verrathen. Er wußte nun, der Vater ſey hier und konnte ſich verbergen.

Gute Mutter, rief Sidonie, ſie umarmend: gute, ſorgſame Mutter! Nicht wahr Ihr begleitet mich hinunter?

Ja, erwiederte Barbara: das will ich, das muß ich. Aber, Sidonie, es iſt das letzte Mal, ſo wahr ich Euch liebe, das letzte Mal.

So kommt! rief das Fräulein.

Um Gottes willen nicht; erſt das Lämpchen verlöſcht, dann ein Stündchen unter Sehnſucht und Ungeduld hier in der dunkeln Stube verweilt, und dann erſt, wenn alles ſchläft, leiſe hinunter geſchlichen zum Lebewohl.

Zum Lebewohl! ſeufzte Sidonie.

Ja, Kind, zum Lebewohl. Die ſittſame Jungfrau, die gehorſame Tochter darf nicht mehr heimlich den Buhlen ſehen, da es ihr Vater verboten und ſie ihm ſelbſt verſichert hat, es ſey das letzte Mal daß ſie ihn erwarte. — Bleib' ihm treu, wenn es Gottes Wille iſt und Du es über Dich vermagſt; aber ſieh ihn nicht wieder, ſprich ihn nicht mehr heimlich und ſage es ihm heute ſelbſt, daß Du dieſen feſten, unwandelbaren Entſchluß gefaßt haſt. Mag er dann ausziehen und ſich Ehre und Namen erwerben, mag ihn die Liebe ſpornen Deiner würdig zu werden, und auch ich will dann Eure Liebe ſegnen, wenn Gott und Menſchen ſie gut heißen. — Sie zog Sidonien vom Fenſter und löſchte das Lämpchen aus.

Sitz' ſtill, Kind! ſprach ſie: denn Vorſicht iſt nöthig; kein Athemzug verrathe daß wir noch wach ſind; ich traue überdieß dem Vater nicht,

Deine

Deine Unruhe ſchien ihn aufmerkſam zu machen, und ich fürchte, ſein Schlaf iſt heute nicht feſt.

Und wenn er uns auch beiſammen findet, was kann geſchehen? erwiederte Sidonie: Er weiß, es iſt das letzte Mal daß ich Richard auf dieſe Weiſe ſehe, und er kennt mich daß ich Wort halte.

Du biſt noch ſehr unerfahren, Kind, ſagte jetzt Barbara, das Mädchen mit ſich in das Schlafkämmerchen ziehend, wo ſie weniger belauſcht werden konnten. Haben ſie, wie ich faſt vermuthe, einen Plan mit Dir vor, ſo iſt ihnen Richard im Wege, und ſie werden nicht ſäumen ihn fortzuſchaffen, deßhalb warne ihn; ich traue dem Grafen Thurn ſo wenig als Deinem Vater; der Ehrgeiz beherrſcht ſie alle, und Richard kann ihnen nicht genügen. Warne ihn, daß er ſich fern von Prag halte; — hier iſt er nicht mehr ſicher.

Sidonie lächelte. Daß meine gute Mutter ſo liſtig ihrem Ziele nachgehen könnte, habe ich nicht erwartet. Du willſt Richard meinetwegen entfernt wiſſen, darum ſcheinſt Du für ihn zu bangen. Wo könnte er ſicherer ſeyn als hier im Hauſe der Freundſchaft.

Da ſchlug die Glocke Eins. — Bleibe ruhig, Kind! ich will hinaus, vorſichtig lauſchen und horchen, ob Alles ſchläft, Herr und Diener. — Sie ſchlich hinaus, kam bald wieder, faßte Sidoniens Hand. Folge mir, ſagte ſie: der Vater ſchläft, Alles iſt zur Ruhe. — Sie ſchlichen nun Beide über den langen Gang, die Wendeltreppe hinab, dem Pförtchen zu, das nach dem Garten führte. Raſch ſchob Sidonie den Riegel zurück; ſie traten ein.

13.

Was die Liebe ſich Süßes zu ſagen hat, was die Sehnſucht und der Gedanke: es iſt das letzte Mal daß Du die Wonne genießeſt, aus der gepreßten Bruſt hervorruft, ſagten ſich die Liebenden, die Arm in Arm in der verſchwiegenen Laube ſaßen, in deren Eingange die vorſichtige Barbara, einen Ueberfall befürchtend, ſchirmend ſtand.

Und Du biſt hier, biſt frei, Deiner Haft entlaſſen? ſagte jetzt das glückliche Mädchen, den Geliebten feſt an ſich drückend: O! wie danke ich es dem Grafen Thurn, der für ſeinen Freund ſo treulich handelte.

Ihm danke ich meine Freiheit nicht, erwiederte Richard und vermochte nicht, Unmuth in Ton und Wort zu verbergen. Er hat während der drei Tage, daß ich auf des Grafen Hardegg Schloſſe gefangen war, keinen Schritt zu meiner Befreiung gethan, ſelbſt als die Tochter dem Vater einen Boten ſandte, war in dem Schreiben meiner nicht erwähnt. Deßhalb war ich verpflichtet, dem alten Grafen, der ſo liebevoll an mir gehandelt, zu verſprechen, nur in der Abenddämmerung in Prag einzuziehen, zu dem Pater Guardian der Kapuziner zu gehen, und mich bei den frommen Vätern drei Tage verborgen zu halten, ehe ich mich öffentlich zeige. Doch trieb es mich hinaus, da ich ahnete Du ſeyeſt auf dem Schloſſe. Ich fand Dich — denn ohne dieſen Zufall wäre ich wohl nicht ſo glücklich geweſen Dich heute zu ſehen. — Ach, ich habe manches Bittere in den kurzen Stunden meiner Anweſenheit in Prag erfahren. Die Grafen Thurn haben ſich wenig um mich gekümmert.

Du weißt, unterbrach ihn Sidonie: wie Eure Geiſtliche den edlen Grafen haſſen. Sie ſuchen Dich von ihm abzuziehen; glaube ihnen nicht!

Glaubt ihnen nur, junger Herr! fiel ihr Barbara in die Rede: Forſcht genau nach Allem, ehe Ihr Euch in dem Pallaſte des Grafen Thurn zeigt, das räth Euch Eure Freundin; aber die Pflegemutter der Gräfin Sidonie verbietet Euch, je wieder bei nächtlicher Weile hierher zu kommen; es ziemt dem edlen Manne nicht, wie der Dieb in der Nacht über die Mauern zu klimmen, durch fremde Gärten zu ſchleichen, und noch weniger ziemt es den ſittſamen Jungfrauen, ihre Buhlen dort aufzuſuchen. — Hört mich an, Herr Richard, beherzigt was ich Euch ſage: Ehe nicht Stand, Geburt und Reichthum Euch wird, kann das Fräulein nicht die Eure ſeyn. Bis dahin, wenn Ihr ein redliches Herz, ein ehrbares Gemüth habt, wie ich glaube, müßt Ihr von hier, müßt des Fräuleins guten Namen und ſittlichen Ruf nicht auf's Spie ſetzen, und, ſtatt hier zu courtoiſiren und die Gartenmauer zu erklimmen, in Kampf und Schlacht die Ritterwürde zu erringen ſuchen und die Mauern Wiens erſteigen; Blut und Leben müßt Ihr einſetzen, ſolch Kleinod zu verdienen.

Aber Barbara, bat Sidonie: wie kannſt Du ihm ſo harte Worte ſagen?

Warum ſagt Ihr es ihm nicht ſelbſt? fuhr ſie auf: Lebewohl wolltet Ihr ihm ſagen, ihn bitten nicht mehr zu kommen und Eure Ruhe zu ſtören, und ſtatt deſſen küßt Ihr bis zum Morgen, ſchwelgt in der Gegenwart und vergeßt — Eure Pflicht.

Ja, Richard, ſagte jetzt Sidonie, ſich erhebend: ſie hat Recht daß ſie mich an meine Pflicht mahnt. Wir müſſen uns heute für eine lange Zeit trennen, denn fortan darf ich Dich ſo nicht wiederſehen; ich habe es dem Vater verſprochen. Treffen wir uns im geſelligen Leben, ſollen unſere Augen das Herz nicht verrathen, ſie ſollen ſchweigen und es genüge uns das Bewußtſeyn treuer Liebe durch das ganze Leben. Ich glaube ſelbſt, Richard, daß Barbara Recht hat, da ſie Dich auffordert von hier zu gehen.

Trennung iſt bitter, aber nur für den Augenblick, das Gefühl der Schuld iſt es für immer! Sie reichte ihm die Hand, er drückte ſie an das Herz und ſah ſchweigend nach dem geſtirnten Himmel.

Du willſt es und ich folge Dir! ſagte er endlich: Ich fühle, daß der Heimathloſe in den Augen der Welt Deiner nicht werth wäre, wenn er es auch in Deinem liebenden Auge iſt. Ich will hinaus in die Welt, will der Fortuna mein Blut und Leben bieten, weiter habe ich ja nichts, und in jedem Kampfe Dein gedenkend, ſiegen oder untergehen. Lebe wohl! Bitter iſt das Scheiden, aber wir müſſen. Ich kenne Dein Herz und in dem meinen ruht Vertrauen, es fühlt, Du wirſt Deinen Richard nicht vergeſſen, und darum ſcheide ich getroſt. Leb' wohl, Sidonie!

Noch einmal ruhten ſie Bruſt an Bruſt, der Scheidekuß brannte auf ihren Lippen, des Lebens Wonne und Weh durchzuckten ihr Herz, da rief Barbara haſtig: Fort, fort, ich höre Tritte in der Ferne, ich ſeha Fackelſchein; fort, um Gottes willen, fort! — Leb' wohl! rief Richard und eilte aus der Laube: ich höre kommen! und ſchnell war er durch den hohen Buchengang aus ihren Augen.

Der Fackelſchein nahte, gegen die Gartenmauer zu blitzte es, ein Schuß fiel. — Gerechter Himmel! ſchrie Sidonie auf und wollte hin. — Vertrau' auf Gott! rief Barbara, ſie aufhaltend: Muth, nur Muth, der Vater naht!

Er trat in die Laube, winkte dann Kaspar, der von der entgegengeſetzten Seite eiligſt gelaufen kam, ihm das Vorgefallene zu berichten, daß er ſchweige und ſich entferne, ergriff dann mit Heftigkeit der Tochter Hand, die, für das Leben des Geliebten zitternd, ihm kaum zu folgen im Stande war, und führte ſie zurück in ihr Zimmer, welches er hinter ihr ſchloß.

Ihr folgt mir! befahl er Barbara, und als ſie in ſein Zimmer traten, ſchritt er haſtig auf und nieder und ſuchte ſich zu faſſen. Ich weiß, Du biſt mir und den Meinen zugethan, begann er, nachdem er ruhiger geworden war: Du fehlteſt nur aus allzu großer Liebe zu meinem Kinde, deßhalb ſey Dir verziehen, wenn Du mir die Wahrheit berichteſt. Wo hält ſich Richard Steinbach verborgen? Im Hauſe des Grafen Thurn iſt er nicht, und es würde mir nie geträumt haben den kecken Geſellen hier zu ſuchen, hätte nicht Deine Beſorglichkeit, mich zu entfernen, und Sidoniens Unruhe mich aufmerkſam gemacht. Wo hält er ſich verborgen?

Wozu wollt Ihr das wiſſen, Herr? erwiederte die Alte: Euch genüge zu erfahren, daß es die letzte Zuſammenkunft war; Ihr kamt zur Stunde des Abſchiedes.

Ich will wiſſen wo er ſich aufhält; Deine Worte bethören mich nicht! fuhr er heftig auf: Rede, oder fürchte meinen Zorn!

Ich dächte, Herr, Ihr kenntet mich, daß ich treu und verſchwiegen bin, erwiederte Barbara mit Ruhe: und nichts in der Welt mich zum Verrath bewegen könnte; und ich ſollte das Geheimniß meiner Sidonie, meines geliebten Kindes nicht in mir verſchließen können? Nein, Herr, wüßte ich auch wo Herr Richard weilte, ich ſagte es Euch nicht.

Barbara, reize mich nicht zum Zorn, zwinge mich nicht zu vergeſſen, daß Du mich genährt und gepflegt haſt! unterbrach er ſie und ſeine Gelaſſenheit verließ ihn immer mehr.

Ich weiß es nicht! erwiederte ſie ruhig.

Alte! rief der Graf und packte ſie grimmig: Rede, oder bei Gott, erwarte das Aeußerſte!

Barbara ſchwieg; auch dem Grafen raubte der Zorn die Worte.

Herr! begann endlich die Alte: Zum Geſtändniſſe zwingt Ihr mich nicht; und übergäbt Ihr mich den Henkern der Direktoren, wenn die noch tyranniſche Macht haben, ſeit ein König in Prag eingezogen iſt, ich ſchwiege. — Aber läugnen will ich es nicht, daß ich weiß wo Herr Richard ſich aufhält, ich allein von Allen, ſelbſt Euer Kind weiß es nicht.

Schlange! unterbrach ſie der Graf Schlick: Wo ihr Weiber kuppeln könnt, da ſeyd ihr bereitwillig und barmherzig, und ſollte es Euch Leib und Leben koſten, da achtet ihr nicht, ob es zum Wohl oder Wehe iſt. — Wiſſe, Fürſt Chriſtian von Anhalt hat Sidonien geſehen, und, wie die Liebe zuweilen ihr Spiel mit dem Herzen treibt, hat ſie auch ihn mit ihrem Pfeile getroffen. Er hat es im Beiſeyn der Königin ſeinem Freunde, dem Grafen Thurn geſagt, ſein Mund iſt von Worten der Liebe übergeſtrömt, und ſelbſt der alte Fürſt hat über des Sohnes leidenſchaftliche Reden gelächelt. — Darf eine Gräfin Schlick nicht hoffen, Fürſtin von Anhalt zu werden, darf ſie nicht Anſprüche machen, daß auch ſie der Fürſtenhut ſchmücke? War Philippine Welſer altadeligen Geſchlechtes?

Habt Ihr geendet mit Eurer ſtolzen Rede? fuhr jetzt die Alte, ſich vergeſſend, auf: Soll Euer Kind, Euer frommes Kind der Köder ſeyn, womit Ihr einen vielleicht thörigen Jüngling fangen wollt? Kennt Ihr die Herren im Purpur nicht beſſer? Aus Sinnenluſt laſſen ſie ſich herab mit den Jungfrauen zu koſen, die Beſſeren unter ihnen meinen es auch wohl redlich. Aber wenn das kleinſte Hinderniß ihnen in den Weg tritt, war die Liebe für ewig nur ein Schmetterling, der davon flattert. Nur ſelten gibt es Fürſten wie der Erzherzog Ferdinand; alle Frauen ſollten nach ſeinem Grabe wallfahrten und es mit Blumen bekränzen, denn er war treu in wahrer Liebe, ein ſeltener Juwel unter Männern, ein noch ſeltenerer unter Fürſten.

Und wenn nun dieſer Chriſtian von Anhalt einer der Seltenen wäre?

So wüßte ich doch nicht ob ich mich darob freuen ſollte, Herr! Sidoniens Herz hat gewählt; ſey es Fürſt oder Edler, für Niemand wird es ſich öffnen, ſo lange Richard lebt. —

Meinſt Du? unterbrach ſie der Graf und wurde nachdenkend: meinſt Du, ſo lange er lebt? — Sie iſt feſt in ihrem Willen, oft unbeugſam; murmelte er auf- und abgehend vor ſich hin: wohl möglich, daß die Alte Recht hätte. — Ah, iſt es nichts weiter!

Um Gottes willen, Herr! unterbrach die Alte ſein Selbſtgeſpräch: welch ſchwarzen Gedanken hängt Ihr nach. — Vergeßt was ich ſagte, und denkt es ſeyen die Lockungen des Böſen geweſen, ob ſie gleich aus einem frommen Munde kamen. — Doch, fuhr ſie lächelnd fort: was nützte es Euch den Stein hinwegzurollen, der Euch im Wege liegt? Ihr rolltet Euer Kind mit in den Abgrund, denn wahrlich, ihr Herz bräche, endete Richard auf ſolche Art.

Ich danke Dir für den Fingerzeig, Alte! ſagte der Graf jetzt hohnlächelnd: Aber die Zeit lindert jeden Schmerz, und der Liebe Wunden ſind ſelten tödtlich, deßhalb fürchte ich nicht für mein Kind. Hätteſt Du mir ſeinen Aufenthalt entdeckt, ſo wäre ſeine Entfernung hinreichend geweſen den kecken Narren unſchädlich zu machen; ſo muß man es freilich auf andere Weiſe verſuchen. — Gute Nacht!

Herr! wandte ſich plötzlich Barbara, die ſchon die Klinke der Thüre gefaßt: Herr, ſchwört Ihr mir feierlich, daß ihm an Leib und Leben nichts geſchieht, ſo will ich — Alte Thörin, unterbrach ſie ihre Rede: kannſt Du auf das Wort vertrauen, wo der Ehrgeiz herrſcht. — Sie eilte ſchnell davon, Graf Schlick ſah ihr mit finſterm Blicke nach.

14.

Einige Tage nach der Krönung des Königs ſaßen in einem abgelegenen Kabinette des Gräflich Thurnſchen Palaſtes zu Prag, vier, in der damaligen Geſchichte Böhmens ſehr wichtige Männer; es war Graf Thurn und ſein Sohn Bernhard, der Graf von Schlick, und Ernſt von Mansfeld, welcher einen abgeſonderten Theil des Heeres bei Pilſen befehligte. Sie ſaßen beim Becher, doch ſtimmte der Wein die Gemüther nicht freudig, denn es war ein ernſter Zweck der ſie hier verſammelt hatte. Der König hatte den alten Fürſten von Anhalt zu ſeinem Generallieutnant ernannt, und hierbei die Grafen von Thurn und Mansfeld übergangen; Beide waren darüber erbittert, Beide, ſonſt eben nicht Freunde, hatten gehofft den Oberbefehl des Heeres zu erhalten, und dieſe getäuſchte Hoffnung hatte ſie vereinigt.

Sie waren zum Empfange des Königs und zur Krönungsfeierlichkeit vom Heere nur auf einige Tage in die Hauptſtadt gekommen, und mußten morgen die Reſidenz wieder verlaſſen, um zum Heere abzugehen, mit dem Thurn in Oeſtreich und Mähren gegen Bucquoi und Dampierre ſtand, Mansfeld aber gegen Don Maradas, welcher durch Baiern mit Spaniſchen Hülfvölkern heranrückte, die Päſſe nach Böhmen beſetzt hielt.

Sie kamen heute noch einmal zuſammen, über die Verhältniſſe und ihre gegenſeitige Lage ſich zu beſprechen. Der Graf Schlick, welcher mit Matthias Thurn nach Mähren ging, und Bernhard Thurn, der den Hof und ſeine Umgebungen zu beobachten in Prag zurückbleiben ſollte, waren zu der Unterredung mit zugezogen.

Nein, begann Graf Mansfeld, den Becher mit Heftigkeit vor ſich niederſetzend: in den wenigen Tagen, die ich am Hofe verlebt habe, gefällt mir die Sache nicht. Der König iſt gut aber ſchwach, die Königin ſchön aber herrſchſüchtig, der alte Fürſt Anhalt ein wackerer Krieger, aber, wie alle Fürſten der Union, ſchwankend, ſich und Andern, ſelbſt dem Glücke nicht vertrauend. — Der gute Kamerarius, ein trefflicher Gelehrter und Staatsmann, hat viel Worte und wenig That, und gar der Hoheprieſter Scultetus, dieſer gefürchtete kalviniſche Papſt, welcher den Fürſten am Gängelbande des Aberglaubens hält, — von dem kann man wohl ſagen: viel Worte und viele That, denn er ſchreit wie die Poſaune des Weltgerichtes, und möchte lieber das Schwert zur Hand nehmen als die Bibel; wahrlich, nehme ich einige Hoffräulein aus, die mir nicht übel gefallen, wäre mir am ganzen Hofe nichts recht als Meiſter Hans, der Hofnarr. Das iſt ein wackerer Burſche, der ſeinen Poſten ausfüllt, und der einzige, der den Scultetus zuweilen mit ſeinen Schellen zum Schweigen bringt.

Ich dachte mir es anders; begann Matthias Thurn: die Geſichter ſind mir zu freundlich, alles athmet nur Luſt und Vergnügen, und die Sache, weßhalb ſie hier ſind, iſt doch ſo ernſter Art. Es gilt Freiheit, Glauben und Vaterland!

Drei ſchöne Worte! unterbrach ihn Mansfeld: Aber, edler Herr, wollt Ihr die drei erlangen, ſo ſeyd Ihr auf falſchem Wege. — Im Feldlager nur iſt Freiheit, im Kriege gilt der Mann und ſein Wille; am Hofe iſt er Sklav, nennt Euren Herrn Ferdinand den Katholiſchen oder Friedrich den Kalviniſtiſchen, gleichviel. — Der Glaube? — Wartet nur bis Euch der würdige Scultetus predigen wird, wie und was Ihr glauben ſollt. Der Glaube ſtärkt ſich auch nur beim Heere; da prägt er ſich tief in unſere Bruſt und lehrt uns, daß unſer Schickſal längſt beſtimmt, und der Feige wie der Muthige zum längſt geſteckten Ziele müſſen. Da erkennen wir, wenn der Karthaundonner rollt, die Kugeln um und neben uns einſchlagen und wir unverſehrt zwiſchen ihnen ſtehen, daß ein Gott über uns waltet, und das ſtumme, kurze Gebet dringt ſicherer hinauf als das Hallelujah, gedankenlos in dem gewölbten Gotteshauſe geſungen.

Und das Vaterland? fuhr er ernſter werdend fort: Ja, das iſt eine heilige Sache, ein ſonderbarer, ſtarker Magnet der uns anzieht, und wären wir am Südpole. Habe lange in Italien gefochten, — und wenn ich da die ſchwarzbraunen Italiener um mich plaudern hörte und ich nur hier und da ein Wort verſtand, niemand mit einem treuherzigen: Grüß Euch Gott, Herr! mir entgegen kam und die fremde Mundart mir, ſo lieblich ſie auch tönte, widrig in mein Ohr klang; wenn ich meine Piemonteſer und Savoyarden in's Treffen führte, nach dem Siege ihr Viva! mir entgegen ſchallte, da war mir jede Freude vergällt; nach einem Lebehoch, nach einem Deutſchen Worte ſehnte ich mich — und wahrlich, Ihr Herren, Deutſch kann in der Hölle nicht geſprochen werden, denn ein Deutſches Wort

ſpricht

ſpricht doch zu rein zum Herzen. — Darum einen Becher dem Deutſchen Vaterlande, dem freien Kriegerleben einen zweiten, und den letzten dem Glauben an einen gütigen Vater dort oben! — Er hob den Becher hoch empor, ſetzte ihn aber ſchnell wieder hin, als er den alten Grafen Thurn in ſich gekehrt, ſtarr auf den Boden blicken ſah. Des Mannes Geſicht war ſo ernſt, ſein Auge ſtarrte ſo ſonderbar, daß weder Mansfeld noch ſein Sohn ihn zu ſtören wagten, ſie betrachteten ihn ſchweigend, während Schlick, ſich um nichts kümmernd, mit dem Becher beſchäftigt war.

So hatten ſie wohl ſchon manche Minute geſeſſen, als Matthias den geſenkten Blick zum Himmel hob. — Dein Wille geſchehe, Herr! ſagte er mit Inbrunſt, dann wendete er ſich zu Mansfeld und ſeinem Sohne: Als Ihr, Graf Mansfeld, vorhin manch kräftiges Wort uns ſagtet, wollte ich Euren Gedanken folgen, aber eine Stimme in meinem Innern zog mich ſonderbar ab, ſie ſagte mir, und doch war ich es ſelbſt der zu mir ſprach: Euch Dreie ſtößt das Vaterland aus, ſeine Erde wird euer Grab nicht decken. Dein Glaube wird mit deines Landes Freiheit untergehen — Ihr kämpft für ein Schattenbild!

Träumerei! rief Graf Mansfeld: Für was ich kämpfe mit Deutſchem Muthe iſt wahrlich kein Schattenbild! — Trinkt einen Becher und kümmert Euch nicht um die Zukunft; die Stimme die Euch das zurief, war der Unmuth. Ständet Ihr an der Spitze des Heeres, ſo wie Ihr es wünſchtet, würde ſie Euch andere Dinge verkündet haben. Die Zukunft kümmere Euch nicht, ſie gehört dem Lenker des Schickſals, der ſie ſchon längſt geordnet hat; nur die Gegenwart gehört dem Menſchen, die Vergangenheit dem ewigen Richter. Trinkt und folgt Graf Schlicks Beiſpiele, der hat noch nicht geſprochen, noch nicht geträumt und geahnet, ſondern immer nur getrunken. Nun aber, lieber Herr, ſagt uns auch Euer Glaubensbekenntniß! wendete er ſich zu dieſem.

Das iſt kurz; entgegnete der Graf: frei bleibt nur der, welcher den Ketten des Schickſals zu entſchlüpfen weiß. Mein Vaterland iſt, wo es mir gut geht — mein Glaube — daß das Leben kurz iſt und man es deßhalb genießen muß ſo gut man kann.

Ha, meinte Mansfeld: ſo ganz kann ich Euer Glaubensbekenntniß nicht loben, beſonders was das Vaterland betrifft will es mir nicht behagen; ich wandle am liebſten auf Deutſcher Erde und möchte auch gern einmal in ihr ruhen. — Doch zu andern Gegenſtänden. — Werdet Ihr Herren Euch unter die Befehle des Anhalt ſtellen?

Wir müſſen! antwortete Matthias: Wir ſind zu weit vorwärts gegangen, um zurück zu können.

Ich bin derſelben Meinung, ſprach Schlick.

Ich nicht! ſagte Mansfeld: Ich ſtehe in Pilſen an der Spitze ſelbſt geworbener Truppen, dem Balthaſar, dem Spanier gegenüber. Ich gehe meinen eigenen Weg, und ſtören ſie mich in meinem Gange, ziehe ich fort. Thut ein Gleiches!

Graf Mansfeld! nahm Matthias Thurn das Wort: Ihr ſeyd ungebunden, gleich einem Vogel in der Luft. Böhmen iſt Euch fremd, der Soldat findet überall ein Vaterland, ſein Muth folgt ihm überall. Ihr ſuchtet hier nur einen

Tummelplatz für ihn, wir aber ſtehen auf heimathlichem Boden, unſere Kirchen, die Burgen unſerer Ahnen, das Land unſerer Väter, alles müſſen wir verlaſſen, ziehen wir fort. Ihr fechtet für Euch und Eure Ehre, wir für unſer Vaterland und unſern Glauben!

Ihr mögt Recht haben; erwiederte der Mansfelder, ihm die Hand ſchüttelnd: nun, ſo bleibt und erfüllt Eure Pflicht!

Das werde ich, ſo lange ich kann! ſprach Matthias: Aber ſeit ich die Menſchen dort oben auf dem Hradſchin ſah, wo man nicht an Kampf und Gefahr denkt, und bankettirt während die Soldaten draußen in Sturm und Wind ſtehen, da iſt das Vertrauen von mir gewichen; ſolcher König taugt nicht für Böhmen.

Und wohin uns wenden, wenn es unglücklich geht? nahm jetzt Graf Schlick das Wort: Die Union ſchwankt wie ein dünnes Rohr, wenn der Sturmwind von Wien kommt; bei ihr iſt weder Geld noch Schutz. — Nach Holland zu dem Krämervolke, da bewahre jeden Krieger Gott dafür! — Zu den Sachſen?

Hört, werther Herr, unterbrach ihn Mansfeld: der Adler baut auf ſteiler Höh' ſein Neſt, der Zeiſig nur im niedern Strauch. Der Mann beſtimmt den Platz auf dem er ſtehen will, und Muth im Herzen, das Schwert in der Fauſt, findet Jeder eine Hütte die ihn aufnimmt — wie lange? — ja, das ſteht in des Schickſals Hand. — Ueberdieß, ſagte er einlenkend: ſehe ich nicht ein, daß es ſo ſchlecht ſtehen ſoll. Der König iſt zu lenken; der alte Anhalt ein wackrer Soldat, der ſich von ſeinem Sohne, einem gar braven Krieger, leiten läßt, und den bearbeitet Ihr, Graf Schlick. Ich hörte ihm ſchiene Eure Tochter der Engel ſeines Lebens zu ſeyn, und mich dünkt Ihr verſteht Euch auf dergleichen; nur fürchte ich den Pfaffen und die Königin.

Weßhalb? fragte Bernhard Thurn auffahrend.

Mäßigt Euren Eifer! erwiederte Mansfeld mit faſt ſchneidender Kälte: Weßhalb wollt Ihr wiſſen? ſo hört. Sie iſt ſchön, und deßhalb kann ſie, wenn es ihr gefällt und ſie es der Mühe werth hält, die jungen Narren in ihr Netz locken. Sie iſt klug, deßhalb regiert ſie den König; ſie liebt das Vergnügen, darum wird ſie das

Geld vergeuden welches das Heer bedarf; ſie iſt fromm, deßhalb haben die Pfaffen Einfluß am Hofe. In Summa, ſie iſt ein Weib, wandelbar in ihren Entſchlüſſen, und wir bedürfen einer feſten Hand, welche das lockere Gewebe von Nationalſtolz, Ehrſucht, Ränken und Gottesfurcht zuſammenhält. Ein Heer von Schranzen wird ſich um ſie bilden, und der Adel Böhmens und der Pfalz am Hofe und nicht im Feldlager ſeyn.

Auch wird ſie manchen Ritter finden, der den Fehdehandſchuh zu ihrer Vertheidigung dem kecken Verläumder hinwirft! rief der jüngere Thurn im Eifer.

Und der Ritter werdet Ihr doch nicht ſeyn wollen? erwiederte Mansfeld ſpottend: Was würde Eure junge Gattin zu dieſem Anfluge alten Ritterthums ſagen?

Laßt das Geſpräch, unterbrach der alte Thurn den Streit: wir kommen von der Sache ab.

Ich habe Euch meine Meinung geſagt, nahm Mansfeld das Wort: ich ſtreite für König Friedrich und Böhmen ſo lange ich allein ſtehe — unter Anhalt nie!

Das iſt für die gemeine Sache nicht erſprießlich! unterbrach ihn Graf Thurn, während ſein Sohn im Unmuthe das Zimmer verlaſſen hatte: Vereint ſind wir ſtark, getrennt nur ſchwach.

Sorgt nicht, unterbrach ihn der Mansfelder: ich will ſchon die Spaniſchen Doggen auf mich hetzen und Euch Luft machen, ſo viel es mir möglich. Den Weſten Böhmens ſchütze ich, wenn der Baier nicht kommt; dann freilich ſind der Feinde zu viel.

Nun wohlan! ſagte Graf Thurn, nachdem er und Schlick noch einmal vergebens verſucht hatten, den freien Sinn Mansfelds zu bewegen, ſich unter die Befehle des Fürſten von Anhalt zu ſtellen: So wollen wir Freunde ſeyn in Glück und Noth!

In Glück und Noth!

Sie trennten ſich; Mansfeld zog nach Pilſen, Graf Thurn mit zum Heere nach Oeſtreich; Graf Bernhard blieb in Prag, den Hof zu beobachten.

15.

In einen dichten Schleier gehüllt, ſtand am Spätabende ein Mütterchen an der kleinen Pforte des Kapuzinerkloſters und ſchellte heftig. Der Pförtner ſah zur Luke heraus, und die Alte, den Schleier zurückwerfend, bat ängſtlich, die Pforte zu öffnen, ihr drohe Gefahr. Die Pforte that ſich auf und ſie ſchlüpfte hinein. Gelobt ſey Gott! ſagte ſie leiſe betend, während draußen ſich mehrere Stimmen hören ließen, welche den Eingang in das Kloſter verlangten. Um Gottes willen öffnet nicht, bat die Alte: bis Ihr mich in Sicherheit gebracht; das Wohl Eures Kloſters hängt davon ab, nur ſchnell! Da ſchellte es heftiger. — Kommt! ſagte der Pförtner und drückte an das Heiligenbild in einer Niſche, ſie öffnete ſich, Barbara trat hinein, das Bild verdeckte ſie wieder.

Jetzt ging der erſtaunte Pförtner zur Thüre zurück, öffnete die Luke abermal und fragte, wer ſo ſpät noch in ihre heiligen Mauern Einlaß begehre?

Im Namen des Königs, ſagte eine rauhe

Stimme: ſchließt die Pforte auf! Der Pförtner, in dieſen unruhigen Zeiten wohl ſchon an dergleichen gewöhnt, öffnete, ohne die Beſonnenheit zu verlieren; ein Offizier der königlichen Leibwache trat mit einigen Bewaffneten ein. — Wo iſt die verſchleierte Frau, die vor einigen Augenblicken hier eingelaſſen wurde? fragte er den Pförtner.

Seit einer Stunde ſeyd Ihr die erſten, Herr, denen ich die Pforte öffnete! antwortete er mit Ruhe: Ich ſah kein Weib, und um jetzige Stunde fände ſie auch hier nicht Einlaß.

Sprecht die Wahrheit! rief der Offizier zornig: Ich ſtehe vor Euch im Namen des Königs und bin befugt, die Ungehorſamen zu züchtigen.

Davor ſchützt mich wohl mein Stand und mein grauer Kopf! ſagte der alte Mönch: Müßt Ihr aber Erkundigungen einziehen, ſo erlaubt daß ich Euch zu dem Pater Prior führe; er allein vermag Euch Rechenſchaft zu geben was in dieſen heiligen Mauern vorgeht, nicht der arme Bruder Pförtner. Iſt es Euch gefällig mir zu folgen?

Der königliche Offizier winkte einigen Bewaffneten, welche zur Bewachung der Pforte zurückblieben, und folgte mit den übrigen dem Pförtner.

Bei dem Prior eingetreten, befragte er ihn ſcharf nach allen im Kloſter anweſenden Fremden, und da der Prior ihn verſicherte, daß ſeines Wiſſens Niemand, außer den Kloſterbrüdern, ſich in den heiligen Mauern befinde, befahl der Offizier ſeinen Untergebenen, das Kloſter zu durchſuchen.

Glaubt Ihr ein Recht zu haben, Herr, die Ruhe unſerer Zellen zu ſtören, fragte der Prior: ſo wünſchte ich doch zu wiſſen, wer Euch das Recht gibt und verlange den Befehl dazu zu leſen.

Der Offizier zeigte ihm ſeine Order vor, die von dem Grafen Matthias Thurn ausgeſtellt war.

Deſſen Herrſchaft hat ein Ende, ſagte der Prior, dem Offizier den Befehl zurückgebend: ſeit der Pfalzgraf in unſern Mauern iſt —

Sprecht mit mehr Ehrerbietung und in geziemenden Worten von unſerm Könige! unterbrach ihn der Offizier.

Ich erkenne nur einen König, den von Gott geſandten, erwiederte der Prior: verweigere Euch die Erlaubniß und weiche nur der Gewalt.

Der Offizier lachte ſpöttiſch und ſchritt zur Durchſuchung des Kloſters.

Aber er fand nichts; wer konnte auch die Schlupfwinkel der Klöſter kennen! Er kehrte unverrichteter Sache zurück, ſtellte jedoch in der Entfernung ſeine Poſten überall aus, und ſo entging Barbara, als ſie noch vor Anbruch des Tages ſich in ihre Wohnung zurückſchleichen wollte, ſeinen Nachforſchungen nicht.

Barbara betrauerte nur, daß ſie Herrn Richard nicht hatte ſprechen und warnen können, denn ſo unlieb ihr auch das Verhältniß ihrer geliebten Sidonie zu dem jungen Manne war, ſo ſehr achtete und ſchätzte ſie ihn wegen des biedern Sinnes, den er überall zeigte, wohl auch wegen der Achtung mit welcher er ſich gegen ſie benahm. Als jedoch nach einigen Tagen alles ruhig, der Vater dem Matthias Thurn zum Heere gefolgt war und ſie die Nachricht aus dem Kloſter erhielt, Richard Steinbach ſey abgereiſ't, da war der letzte Funke der Furcht erloſchen, daß ſie ihn doch gefunden hätten; ſie tröſtete ſich und ſuchte, jedoch vergebens, auch Sidoniens Herz zu beruhigen, da dieſe ſelbſt durch ihre Freundin Helene keine weitere Nachricht von dem Geliebten erhalten konnte.

16.

So vergingen Monde. Hatte die Hoffnung auch anfangs Sidoniens Gemüth geſtärkt, ſchwand ſie doch jetzt mit jedem Tage mehr und mehr, denn immer noch mangelte ihr Nachricht von Richard. Bernhard Thurn behauptete zwar, er habe die Kunde daß Steinbach mit ſeinem Schwiegervater nach Wien gegangen und dort in kaiſerliche Dienſte getreten ſey, aber Sidonie wußte nur zu gut daß er in Prag geweſen, und hatte überdieß die feſte Ueberzeugung, er werde nie die Partei verlaſſen, zu der ſich der Graf Schlick, ihr Vater, hielt, da ſein Freiheitſinn zu ſehr an der Sache der Böhmen hing, als daß er ſie aufgeben würde. Um ſo mehr ängſtigten ſie die Nachrichten, die Graf Thurn ihr von Zeit zu Zeit mittheilte, und welche nur immer dahin deuteten, daß Richard auf die Seite der Kaiſerlichen getreten und ſo für ſie verloren ſey. War er am Leben, war er ſelbſt in Wien, ſo konnte er ja Mittel finden ihr Nachricht von ſich zu geben, auch der Prior des aufgehobenen Kapuzinerkloſters hatte ſeit jener Nacht, in welcher Steinbach das Kloſter verließ, nicht die mindeſte Nachricht von ihm erhalten. Sie hielt ihn für todt.

Barbara ſuchte mit Troſtgründen der Religion ſie aufrecht zu erhalten, aber dem liebenden Herzen iſt dieſer Entſagung verlangende Troſt nicht hinreichend; an dem Buſen der Freundin hätte ſie ihn lieber geſucht, aber dieſe vermochte ſie nicht zu tröſten, Helenens Gemüth war ſo traurig geſtimmt als das ihrige. Der Leichtſinn ihres Gatten, ſein Ehrgeiz, ſeine thörige Eitelkeit hielten ihn zu den Füßen ſeiner königlichen Gebieterin feſt, und Helenens ſtolzer Sinn, der dieß nicht erdulden, es nicht verbergen konnte und wollte, entfernte ihn immer mehr und mehr von ihr. Ueberdieß war ſeine Liebe wohl nur mehr der ſinnliche Rauſch der Leidenſchaft geweſen, als wahre innige Neigung; ſein beleidigter Stolz und die Politik hatten ihn wohl am meiſten zu dem ritterlichen Schritte vermocht, ſich die Gattin mit Gewalt zu erringen.

Die Königin, ohne daß ihr Herz nur im mindeſten dabei fühlte, ſah es gern, von Männern umgeben zu ſeyn, die ihrer Schönheit huldigend zu ihrem Dienſte ſtets bereit waren. Ihre Eitelkeit hielt es nicht der Mühe werth, den Gedanken aufzufaſſen, daß ſie hierdurch ſo manchem Herzen wehe thun könne, ihr Stolz ließ ſie nicht glauben, daß ſie Eiferſucht erwecken könne; ſie meinte, jede Frau müſſe ſich durch die Auszeichnung, welche eine Königin ihrem Gatten angedeihen laſſe, beglückt fühlen. Helene gehörte jedoch nicht unter die Zahl dieſer Duldſamen; es ſchmerzte ſie tief, daß ihr Gatte ſie vernachläſſigte, ihr Gemüth war zerriſſen, und ſo konnte Sidonie an ihrem Buſen den Troſt nicht finden, deſſen ſie ſo ſehr bedurfte.

In dem Thurnſchen Pallaſte, dem einzigen Hauſe, das Sidonie zuweilen noch ihre Einſamkeit verlaſſend betrat, hatte ſie nicht vermeiden können, den jungen Fürſten von Anhalt mehrmal zu ſehen. Zu deutlich zeigte er ihr, daß der

Eindruck, welchen ihr erſtes Erſcheinen auf ihn gemacht, noch nicht erloſchen ſey. Er zeichnete ſie unter allen Frauen aus, nahte ihr ſo oft es ſeine Beſcheidenheit erlaubte, aber auch ſelbſt dieſe beſcheidene Annäherung war von Sidonien nicht undeutlich zurückgewieſen worden. Oftmals hatte er ſich vergeſſend ſogar mit Innigkeit, mit Theilnahme zu ihr geſprochen, hatte verſucht ihr Vertrauen zu gewinnen, aber immer war das Fräulein ſchüchtern und ängſtlich zurück getreten, ohne doch den Fürſten ganz von ſich entfernen zu können.

Eines Tages, als das Fräulein von Schlick allein bei ihrer Freundin ſaß, und Beide, keinen Beſuch erwartend, ſich ihrem Schmerze unter Thränen hingegeben hatten, trat der junge Fürſt unangemeldet ein. Beide erſchraken und zeigten unverhohlen, daß ſeine Ankunft ihnen unangenehm ſey; er ſchien es jedoch nicht bemerken zu wollen, ſetzte ſich zu Sidonien, und ob er zwar nur von gleichgiltigen Dingen zu ſprechen begann, ſo zeigte doch eine gewiſſe Unruhe und Befangenheit, daß in ſeinem Innern etwas vorgehen müſſe, was ſeinen ſonſt ſtillen, ruhigen Charakter heftig bewege.

Sidonien entging es nicht. Sie kannte die Wünſche ihres Vaters, die Königin ſelbſt hatte ſie vor kurzem noch mit ihrem Willen, in Hinſicht des Fürſten von Anhalt, bekannt gemacht, und ſeine offenen Bewerbungen waren ſeit einiger Zeit immer deutlicher und lebhafter geworden; ſie fürchtete, er werde, da er in kurzer Zeit zum Heere abgehen mußte, den heutigen Tag zu einer Erklärung benutzen; ſie zitterte vor dieſem Augenblicke und die größte Unruhe bemächtigte ſich ihrer, als der Fürſt, der ſinnend vor ſich niedergeblickt hatte, jetzt plötzlich aufſprang und ſich zu der Gräfin von Thurn wandte.

Edle Frau, bat er: Ihr mögt meinen Wunſch für unbeſcheiden halten, allein ich muß ihn ausſprechen. Ich wünſchte mit dem Fräulein von Schlick allein zu ſprechen; gönnt mir einige Augenblicke und ſeyd von mir überzeugt —

Gnädiger Herr, unterbrach ihn Helene raſch: es würde mir nicht ziemen, in dieſem Augenblicke das Zimmer zu verlaſſen. Was Ihr der Gräfin Schlick zu ſagen habt, darf die Freun-

din

din wohl hören, es müßten denn Geheimniſſe obwalten die ich nicht ahne. — Wünſcht daher meine Freundin —

Nein, nein! rief Sidonie heftig: bleib, bleib, Helene, ich bitte Dich um alles was Dir theuer iſt, bleib!

Habt Ihr kein Vertrauen zu mir? wandte ſich Fürſt Chriſtian zürnend zu der Zitternden: Könnt Ihr wirklich glauben, daß ich Euch beſchwerlich fallen würde, wenn das, was ich Euch zu ſagen habe, nicht für Eures Lebens Glück von Wichtigkeit wäre?

So ſagt es mir in Gegenwart der Gräfin Thurn! ſtammelte Sidonie.

Der Fürſt von Anhalt bedachte ſich einen Augenblick, dann erwiederte er: Was ich Euch zu ſagen habe, muß jetzt noch Geheimniß bleiben; deßhalb erlaubt, daß ich nur auf Minuten mit Euch allein bleiben darf.

Nein, nein! rief Sidonie, immer mehr von Unruhe beängſtigt.

Nun, Ihr wollt es, ſo ſey's! begann Fürſt Chriſtian nach einigem Nachdenken: So wißt, Richard Steinbach lebt!

Gerechter Gott! rief Sidonie aufſpringend: Wo, wo iſt er?

Hier in Prag!

Und ich weiß es nicht? Mir muß erſt durch Euch die Nachricht werden? unterbrach ſie den Fürſten.

Faſſe, mäßige Dich! raunte ihr Helene zu: Du haſt Dein Geheimniß verrathen.

Hocherröthend ſenkte bei dieſen Worten Sidonie das dunkelblaue glühende Auge, ihre Rede ſtockte, ſie ſuchte Worte, die ſie nicht fand.

Fräulein! unterbrach Fürſt Chriſtian die Stille: Fürchtet nicht, mir das Geheimniß Eures Herzens enthüllt zu haben, es war mir ſchon lange kein Geheimniß mehr. Daß Ihr Richard Steinbach liebt, wußte ich, und wenn auch von dieſem Augenblicke an meine Hoffnung ſchwand, blieb doch meine Achtung, meine Theilnahme für Euch unerſchütterlich. Ich ſtehe vor Euch als Freund, als treuer Freund, zu dem Ihr zutraulich aufblicken könnt.

Langſam hob Sidonie den geſenkten Blick, fragend ruhte er auf dem jugendlichen Fürſten.

Ihr wollt wiſſen wo Richard Steinbach iſt?

ſagte Anhalt. — Ein wehmüthiges Lächeln bejahte ſeine Frage; doch ehe noch ſeine Antwort ihr ward, wurde der Ausdruck ihres Geſichtes lebhafter, geſpannt lauſchte ſie auf ſeine zögernde Antwort.

Er iſt ſeit Monden hier im Kerker.

Ah! rief Sidonie erblaſſend. — Aber plötzlich kehrte die Gluth des Lebens wieder auf ihre Wangen zurück. — Fahrt fort, gnädiger Herr! ſagte ſie mit anſcheinender Ruhe.

Er iſt in engem Gewahrſam, auf Befehl, vielleicht auch nur mit Wiſſen des Königs, fuhr der Fürſt Anhalt fort.

Und welcher Schuld klagt man ihn an? fragte das Fräulein.

Ich glaube des Einverſtändniſſes mit dem Feinde; vielleicht auch nur, daß er mir bei Euch im Wege ſtand.

Und das ließ ſein Freund, ließen die Grafen von Thurn geſchehen? fuhr Sidonie heftig auf.

Die Königin wünſchte es, und ſo ward ihr Wunſch dem Grafen Bernhard Thurn Befehl! erwiederte Fürſt Chriſtian.

Sidonie wurde bei dieſen Worten ſtill und in ſich gekehrt, ſtarr ruhte ihr Auge auf dem getäfelten Boden. Der Fürſt ſtand, ſie wehmüthig anblickend, vor ihr, während Helene raſch aufſprang, an das hohe Bogenfenſter trat und hinüber nach dem königlichen Schloſſe blickte, welches das bleiche Sonnenlicht eben erhellte. — Es iſt vorüber! rief ſie leiſe: ſchnell floh es dahin! Ihre Hand bedeckte das brennende Auge, deſſen Gluth keine Thräne löſchte, und mit dem Seufzer welcher ihr entſtieg ſchien der Schmerz ihre wunde Bruſt verlaſſen zu haben.

Gnädiger Herr, unterbrach jetzt Sidonie die ängſtliche Stille: Ich bin Euch für die Nachricht, die Ihr mir von Richard Steinbach gebracht, verpflichtet, mehr noch durch die Art wie Ihr es gethan; ich erkenne Eure Großmuth und ehre ſie. — Solltet Ihr einmal in dieſem wandelbaren Leben allein ſtehen, die Sehnſucht in Euch glühn und doch die Hoffnung Euch entſchwinden, ſo möge Euch Gott einen Freund zum Troſte ſchicken, der es redlich, uneigennützig mit Euch meint, wie Ihr mir mir!

Hoffnungloſe Sehnſucht hab' auch ich empfunden, ſagte der Fürſt leiſe vor ſich hin: und kein Freund iſt mir erſchienen. — Fräulein, fuhr er plötzlich auf, und die Wolken welche ſeinen Blick umdüſterten waren entſchwebt, der heitre Blick des Bewußtſeyns ſtrahlte aus ſeinen Augen: bedürft Ihr eines Freundes, eines uneigennützigen Freundes, ſo rechnet auf mich; ſagt was ich für Euch thun kann.

Nichts, mein Fürſt! erwiederte Sidonie mit Ruhe: Dieſe Hand muß den Kerker öffnen, wenn es Gottes Wille iſt!

Und Ihr wolltet —?

Was ich will weiß ich ſelbſt noch nicht. Mein Gemüth iſt zu bewegt, meine Sinne ſind zu verwirrt, um die Gedanken jetzt zu ordnen. Ich muß ihn retten, dieß iſt das Einzige was ich fühle, dieß der einzige Gedanke der klar und feſt vor mich tritt. Sagt mir, gnädiger Herr, fuhr ſie nach einer Pauſe fort: ſagt mir, in welchem Kerker er ſchmachtet.

Da müßt Ihr den Grafen Thurn fragen, erwiederte der Fürſt: er hält ihn in Banden, ich kenne ſein Gefängniß nicht.

Freundſchaft, und Du läſtige Mahnerin, Dankbarkeit! rief Sidonie heftig bewegt: wohin ſeyd ihr geflohen, ihr ſonſt ſo treuen Bande der Herzen? — Iſt denn alles Edle in dem Kampfe der Zeit untergegangen, und keine zarte Empfindung in dem rohen Treiben des Lebens dem Menſchen aus ſeinem Paradieſe zurückgeblieben? Bernhard Thurn hält den Freund in Banden! — Nun, mit Gott, rief ſie begeiſtert: rette ich ihn! Leb wohl, mein Fürſt! unterbrach ſie ſich, da ihr Auge Helenen traf und die Stimmung las, in welcher ſich dieſe befand: Dank Euch für Eure edle That! Gott lohne ſie — da ich es nicht kann!

Fürſt Chriſtian bog ſein Knie vor der Jungfrau, die wie eine Begeiſterte vor ihm ſtand, nahm ſein Schwert aus dem Wehrgehänge und hielt den ſtählernen Griff Sidonien entgegen. Berührt dieſe Waffe mit Eurer ſegnenden Hand! bat er leiſe: Gott, dem Vaterlande und Euch ſey ſie fortan geweiht! Sidonie erfüllte ſeinen Wunſch, ſie heiligte ihm das Schwert, das er an ſeine Lippen drückend wieder in das Wehrgehänge ſteckte. Rechnet auf mich, wo und wie es auch ſey! ſagte er bewegt und entfernte ſich.

Helene! begann jetzt Sidonie zu ihrer Freundin tretend, die immer noch in ſtiller Trauer vor ſich niederblickte: Helene, faſſe Muth; Du ſiehſt, die ſchon entſchwundene Hoffnung kehrt wieder und Gott verläßt ja die Seinen nicht. — Hebe Deinen Blick zu ihm, der die Herzen lenkt und verzweifle nicht an ſeiner Barmherzigkeit!

Glückliche! rief Helene, an der Freundin Bruſt ihr glühendes Haupt bergend: Du ringſt nach dem täuſchenden Glücke, noch aus der Ferne ſchwebt es Dir lockend entgegen, Du haſt es noch nicht mit Deiner Hand gierig gefaßt, kannſt das trügeriſche noch nicht erkennen; Glückliche, wenn Du es nie erreichſt!

Da ſey Gott vor! ſagte Sidonie ernſt.

Treulos an Gattin und Freund, treulos in Liebe und Freundſchaft! fuhr Helene fort: O, ich habe ihn geliebt mit unendlicher Gluth; Vater, Vaterland, alles habe ich ihm geopfert; ich glaubte ſeine Liebe ſey für die Ewigkeit, ſeine Schwüre vernähme der Himmel. — Und nicht Monden, nicht Wochen vergingen, ſo war die Ewigkeit dahin; auf dem Hauche einer lockenden Rede floh die Liebe, und wenn auch mein Schmerz mit Zentnerlaſt an ihre Schmetterlingflügel ſich hing, flatterte ſie hin und meine Thränen hielten ſie nicht auf. Aber genug der Klagen, ſie ziemen mir nicht.

Beruhige Dich! bat Sidonie.

Armer Vater! fuhr Helene fort: wie ich Deine Liebe lohnte, wird auch mir vergolten. Es iſt die Nemeſis, die mich verfolgt. Wohlan! — ſie ſchritt heftig im Zimmer auf und ab — ich will wenigſtens mit ſtolzem Sinne den Kampf beginnen, ſollte ich auch unterliegen! Sie umarmte Sidonien und verließ ſie.

17.

Es war ein ſchöner Frühlingtag, die Morgenſonne ſchien glänzend über Alt- und Neuſtadt Prag und beleuchtete das königliche Schloß, in deſſen Gärten das erſte Grün ſich üppig entfaltete. Die Königin, von keiner läſtigen Umgebung in ihren Betrachtungen geſtört, ſchritt hier ſinnend auf einer Terraſſe auf und ab; ſie blickte nachdenkend über die Wellen der rauſchenden Moldau hin, nach der königlichen Stadt, die in ihrem Glanze, mit einer Menge der Thürme, ausgebreitet, herrlich vor ihr lag. Das wogende Gewühl auf der langen, mit Heiligenbildern gezierten Brücke, das geſchäftige Leben auf den Fluthen ſelbſt, wo in beſorglicher Eile die ſchwellenden Segel vorüber glitten, die rings umher erwachte Natur hauchten der königlichen Frau ein freudiges Leben entgegen. Endlich! rief ſie aus: endlich iſt das Ziel meiner Wünſche erreicht; ich bin nur von dem Throne meiner Väter herabgeſtiegen, um auf einem neuen Throne zu herrſchen, meine Königſtadt liegt vor mir zu meinen Füßen, wie alle Herzen, die ſich mir nahen!

In dieſen Gedanken, mit ſich und ihren Verhältniſſen zufrieden, die ſie aus einem lichteren Punkte betrachtete als ſie wohl ſollte, ſchritt ſie weiter, ſah bald hinauf nach dem herrlichen Schloſſe, dieſer wahrhaft königlichen Burg, bald hinüber, wo die Trümmer des Wisherad, ſeiner Zerſtörung zürnend, über die Moldau blickten, oder nach der ſtolz ſich erhebenden Prämonſtratenſer-Abtei Strahof, und wo der Blick ruhte, fand ihr Stolz, ihre Eitelkeit Nahrung. Jetzt ſetzte ſie ſich auf eine ſteinerne Bank am ſüdlichen Ende des Gartens, überließ ſich hier ganz ihren Gedanken, und als ihr Auge auf den Wellen des Stromes verweilte, gedachte ſie der Themſe, dieſes ſchiffreichen Stromes ihrer Heimath, traten ſo manche Erinnerungen aus ihrer Jugendzeit vor ſie, und leiſe waren ihre Gedanken von dem ſtolzen Prag und ihrem Throne nach Windſor und deſſen Gärten geleitet, wo ſie einen Theil der ſchönen ungetrübten Tage ihrer Jugend verlebt hatte. — Da rauſchte es neben ihr, ſie erwachte aus ihren Träumen; die Gräfin Schlick trat hinter der Taxushecke hervor und warf ſich zu ihren Füßen. Eliſabeth erſchrak und erhob ſich unmuthig. Was ſoll das? fuhr ſie auf: Was wollt Ihr hier, Fräulein? Iſt denn keiner meiner Diener in der Nähe, der Euch mir anmelden und Euch die Kunde bringen konnte, ob Ihr vor mir erſcheinen dürftet?

Sidoniens Bruſt war in dieſem Augenblicke ſo beklommen, daß ſie nicht Worte fand; ſie umfaßte ſprachlos die Kniee der Königin, ſo daß dieſe ſich nicht entfernen konnte, wie ſie wohl zu wollen ſchien. — Seyd nicht unbeſcheiden, ſagte die Königin endlich mit Strenge: ſagt mir was Ihr wollt, was Euch zu dieſer ungelegenen Zeit hierher führt.

Mit einem Blicke, aus welchem der tiefſte Schmerz beredt und flehend ſprach, ſah Sidoniens Auge zu der Königin auf, die unwillkührlich dieſem Blicke freundlich begegnen mußte. Sidoniens Lippen bebten, es lag ſo viel auf ihrer geängſteten Bruſt, aber ſie vermochte noch nicht die Zentnerlaſt abzuwälzen. Endlich brachen die abgebrochenen Worte: Richard Steinbach! — Erbarmen, Königin! ſtammelnd hervor.

Und was iſt Euch dieſer Richard Steinbach, daß Ihr ſo innigen Theil an ihm nehmt? fragte Eliſabeth, und der liebliche Zug ihres Mundes war verſchwunden, finſterer Ernſt thronte auf ihrer Stirn: Steht auf, Fräulein, und ſagt mir mit Ruhe und in dem Tone wie es Euch geziemt, was Ihr wollt.

Dieſe kalten, ſtolzen Worte gaben Sidonien die nöthige Haltung wieder. Ew. Majeſtät, begann ſie mit Würde: hat Richard Steinbach einkerkern laſſen.

Und was kümmert Euch das? unterbrach

ſie die Königin: Was kümmert Euch der thörige Abenteurer, der Elende? —

Majeſtät, nahm Sidonie das Wort und ihr gebeugtes Haupt hob ſich ſtolz zu der Gebieterin empor: Richard Steinbach iſt mein Geliebter, vor Gott mein Verlobter!

Und das wagt Ihr mir zu ſagen, wagt es, mich zur Vertrauten dieſer Euch entehrenden Leidenſchaft zu machen?

Ich wage es, meiner Königin offen die Schwächen meines Herzens zu vertrauen. Wohl ihr, iſt ihr königliches Herz über ſolche Schwäche erhaben; das meine war es nicht. — Ein zorniger Blick der Königin traf Sidonien. — Darf ich auch die Königin nicht um Erbarmen, um Mitleid anflehen, fuhr ſie fort: ſo wende ich ich mich an das weibliche Herz.

Ihr ſteht vor Eurer Königin, unterbrach ſie Eliſabeth: wendet Euch nur an ſie; auf dem Richterſtuhle hat das Herz keine Stimme, am wenigſten das weibliche.

So müßte ich mich an des Königs Majeſtät wenden, den Böhmens Edle zu ihrem Fürſten und Richter erwählten, denn nur er ſitzt, Scepter und Schwert in der Hand, auf unſerm Throne, auf dem Richterſtuhle, erwiederte das Fräulein und der ſanfte, beſcheidene Ton ihrer Stimme milderte das Scharfe ihrer Rede. — Doch als ich vernahm, fuhr ſie fort und die Königin ſchien von des Mädchens Worten betroffen: daß der Graf von Thurn, nur den Wunſch Ewr. Majeſtät zu erfüllen, ſeinen Jugendfreund im engen Gewahrſam hält, und Euer Wunſch, wenn er auch mit ſeiner Pflicht als Menſch und Ritter nicht übereinſtimmt, ihm Gebot iſt —

Ihr vergeßt Euch, Fräulein! unterbrach die Königin ſie zornig: Vertraut nicht zu feſt auf den erſten günſtigen Eindruck den Ihr auf uns machtet.

Ich vertraue nur meiner gerechten Bitte und dem edlen Herzen meiner Königin! erwiederte Sidonie: und deßhalb wage ich zu bitten, daß Euer Wort, welches Richard Steinbach in den Kerker ſchloß, ihm denſelben auch wieder öffne. Gebt ihm die Freiheit, mir die Ruhe wieder! Sie ſank noch einmal zu den Füßen der Königin und faßte ihre Hand. Das ſanfte blaue Auge ſah bittend zu der Monarchin auf, die, nicht fühllos, ſie aufzuheben ſich über ſie beugte. Steht auf, Fräulein Schlick, beruhigt Euch! ſagte ſie mild.

Sidonie erhob ſich, die Königin ſetzte ſich wieder auf die ſteinerne Bank, das Fräulein, jeden Ausdruck ihres Geſichtes ängſtlich belauſchend, blieb vor ihr ſtehen.

Fräulein, begann die Königin: nicht allein den Wunſch Eures Vaters zu erfüllen hat der König Richard Steinbach einkerkern laſſen, auch andere Rückſichten nöthigten ihn zu dieſer ſcheinbar harten Handlung. Der junge Mann, längſt der Liebling des in Wien viel vermögenden Grafen Hardegg, ward, trotz daß er den Raub Helenens befördert, von dieſem auf freien Fuß geſtellt, und hielt ſich ſeit mehrern Tagen im Kloſter der Kapuziner verborgen. Iſt er, ein eifriger Katholik, nicht dadurch verdächtig? Befiehlt nicht die Vorſicht ſich ſeiner zu verſichern? Konnte der König gnädiger handeln, als daß er ihn der Hut des Freundes übergab? — Sidoniens Mund umzog ein bittres Lächeln. — Und überdieß, fuhr die Königin fort, welche dieß Lächeln nicht zu bemerken ſchien: hätten auch alle dieſe Umſtände nicht obgewaltet, achtete der König doch Euren Vater zu ſehr, nahm ich zu viel Theil an Euch, um nicht ein Verhältniß zu ſtören, zu zerreißen, das nur unheilbringend für Euch ſeyn konnte.

Sidonie, fuhr die Königin nach kurzem Stillſchweigen fort: Ihr ſteht an einem Abgrunde, Ihr ſelbſt ſeht ihn vor Euch, verſchließt dennoch die Augen, und glaubt im thörigen Wahne, ihn überſpringen zu können. Armes, unglückliches Mädchen! ſagte ſie mit wahrer, inniger Theilnahme: Der Liebe erſcheint jedes Band roſig, ihr iſt alles gleich, über die Vorurtheile der Welt ſetzt ſie ſich mit leichtem Schwunge hinweg, ſieht nur ſich und athmet nur ihre Sehnſucht, während die Welt mit ernſter Wage wägt, mit unerbittlicher Strenge verdammt. Ihr liebt einen Mann ohne Geburt, einen elternloſen Findling, der was er beſitzt nur der Gnade dankt; darf eine Gräfin Schlick eine ſolche Leidenſchaft nähren, muß ſie die Hand nicht ſegnen, die ſie vom Abgrunde hinwegreißt?

Was Ihr, meine Königin, mir zu ſagen die Gnade gehabt, iſt Wahrheit, meinem Herzen eine bittre, unglückvolle Wahrheit! erwiederte Sidonie: Von dem Augenblicke, wo ich meiner Liebe mir bewußt ward, habe ich dieß erkannt, habe ich den Abgrund vor mir geöffnet geſehen, die Augen nicht geſchloſſen, auch nicht ihn zu überſpringen gehofft. Ich fühle, was ich dem Frieden, der Ruhe meines Vaters ſchuldig bin und habe einem Glücke entſagt, das mir nie werden kann.

Und was wollt Ihr denn noch? fragte die Königin ungeduldig.

Auch die Pflicht gegen mein Herz, gegen den Geliebten erfüllen; alles verſuchen, was ein hülfloſes Mädchen vermag; ihn aus dem Kerker befreien, und ſollte ich mit lauter Stimme, im Angeſichte ſeiner Mitbürger Hülfe, Gerechtigkeit für ihn erflehen!

Ihr ſeyd eine Thörin, unterbrach ſie Eliſabeth.

Gnädigſte Frau, ſagte mit der Wehmuth Zaubertone Sidonie: Ihr habt wohl nie geliebt, ſonſt könntet Ihr mir dieß harte Wort nicht ſagen. Ach, ſelbſt der Schmerz der Liebe iſt Balſam, ſelbſt hoffnunglos iſt ſie das Ziel unausſprechlicher Sehnſucht. — Seyd barmherzig! Laßt den Armen von dannen ziehen; öffnet mit einem freundlichen Worte ſeinen Kerker, öffnet Euer Herz meinen Bitten!

Und wenn er nun frei iſt, ihm vielleicht im fernen Lande die Bahn eines neuen Glücks durch uns eröffnet wird?

Dann wird mein Gebet dankbar für Euch zum Himmel ſteigen, dann wird in Glück und Unglück Sidonie Euch treu begleiten, und nie vergeſſen, daß in ihrer Fürſtin das ſanfte, theilnehmende Herz des Weibes ſchlug!

Nun wohl! ſagte die Königin nach einigem Sinnen: Er ſey frei! — Mäßigt Eure Freude, fiel ſie der Wonnetrunkenen in die Rede: hört mich erſt an. — Ihr wollt mir dankbar ſeyn durch's ganze Leben?

Das will ich, bei Gott, das will ich! rief Sidonie.

So ſeyd es ſchon jetzt; erfüllt auf zwiefache Weiſe dieſe Pflicht gegen mich und Euren Vater. Stoßt die Bewerbung des Fürſten von Anhalt nicht ſo kalt und ſtolz zurück. Ihn feſt an uns zu ketten befiehlt die Politik, ihn an Euch zu ketten iſt Eures Vaters heißeſter Wunſch.

Sidonie hatte mit ſtolzer Ruhe die Rede der Königin angehört. Ew. Majeſtät hat mich mißverſtanden, ſagte ſie jetzt: Alles opfere ich der Liebe, nur nicht die Liebe ſelbſt!

Iſt das Euer unwandelbarer Entſchluß, Fräulein von Schlick? fragte mit gebietendem Tone die Königin.

Er iſt es! erwiederte Sidonie.

Die Königin war bei dieſen Worten raſch aufgeſtanden, und winkte einer ihrer Frauen, die ſie in der Ferne erblickte. — Fräulein Schlick, ſagte ſie kalt: Euch iſt nicht zu helfen. Lebt wohl! — Die Warnung will ich Euch noch zurücklaſſen, ſagte ſie mit Bedeutung: daß ein ſolches Betragen die Lage Richards immer mehr und mehr verſchlimmert; handelt vernünftiger oder fürchtet alles für ihn!

Er ſteht, ſo wie ich und Ew. Majeſtät, in Gottes Hand, erwiederte Sidonie, ſich neigend. — Das Hoffräulein kam näher; die Königin entfernte ſich.

Als Sidonie durch die öde Halle ſchritt, welche nach dem ſüdlichen Portale führt, begegnete ihr der alte Fürſt Anhalt mit ſeinem Sohne; Beide grüßten ehrerbietig. Der junge Fürſt warf einen durchdringenden, fragenden Blick auf das Fräulein, die Trauer, welche ihr himmliſches Antlitz umdüſterte, gab ihm die Antwort.

18.

In dem alten Thurme an dem Altſtädter Rathhauſe, der noch aus den Zeiten Königs Wratislaw ſtammen ſoll, ſaß Richard Steinbach in einem der vielen Gefängniſſe, die er enthielt. An dem Abende, wo er in der Dämmerung aus dem Kloſter der Kapuziner getreten war, um Prag zu verlaſſen, war er plötzlich überfallen, gebunden und hierher geführt worden, wo er nun ſchon ſeit Monden gefangen ſaß. Außer einem alten Wärter, der ihm Speiſe und Trank reichte, der jedoch außer einem: Grüß' Euch Gott! und: Schlaft wohl, Herr! keine Sylbe ſprach, war kein menſchliches Weſen ihm genaht. Sein Gefängniß war reinlich, die Morgenſonne ſchien durch die kleinen vergitterten Fenſter, freundlich den Gefangenen begrüßend, ein weiches Lager lud ihn zur Ruhe, Speiſe und Trank reichte man ihm in Ueberfluß, ſo daß er glauben mußte, daß es kein Feind ſey der ihn hieher geführt, und doch fehlte ihm das Köſtlichſte was der Menſch beſitzt, die goldene Freiheit.

Oft in ſeiner Einſamkeit erinnerte er ſich der Worte des alten Hardegg: Traue nicht dem Grafen Thurn; oft gedachte er ſeiner Warnung, nicht nach Prag zurück zu gehen. Lebhaft prägten ſich alle Worte des ehrwürdigen Priors in ſein Gedächtniß ein, der ihn vor dem Grafen Schlick und den Utraquiſten gewarnt; und hatte er auch damals die theilnehmenden Worte des Prieſters auf Rechnung des Parteihaſſes geſchoben, fühlte er doch jetzt, daß der alte Mann wohl Recht gehabt habe, wenn er ihn vor falſchen Freunden gewarnt. Zuweilen ſtieg ſelbſt ein Mißtrauen gegen ſeinen Jugendfreund in ihm auf; denn ſollte der alles vermögende Graf Thurn von ſeiner Gefangenſchaft nicht unterrichtet ſeyn? ſollte man es gewagt haben, ohne ſein Wiſſen einen Mann der Freiheit zu berauben, der gewiſſermaßen ein Glied ſeiner Familie ausmachte? Und doch ſträubte ſich ſein edles Gemüth gegen einen ſolchen Gedanken; ſo heimtückiſch, ſo falſch konnte er ſich den Freund nicht vorſtellen.

Zwar gedachte er jetzt ſo manches Wortes, ſo mancher Handlung des ſtolzen Grafen, womit er ihm früher weh gethan; er erinnerte ſich jetzt ſo manches harten, unzarten Benehmens, wodurch jener ihn ſeine Abhängigkeit hatte fühlen laſſen; ſein Schweigen, ſeine Unthätigkeit, während er auf dem Schloſſe des Grafen Hardegg gefangen ſaß, ſelbſt Sidoniens Winke, die ſie ihm bei ihrer letzten Zuſammenkunft gegeben, alles trat jetzt vor ihn und machte ihn an dem Freunde irre.

Aber wenn auch alle dieſe Bilder trübe und feindſelig an ihm vorüber ſchwebten, ſtand doch eins freundlich und mild vor ſeiner Seele, lieblich und unausſprechliche Sehnſucht erweckend. Es war das Bild Sidoniens, die ohne des Schmuckes ſeiner Phantaſie zu bedürfen, wie ein Hoffnungſtern in ſtürmiſcher Nacht ihm in der Einſamkeit ſeines Gefängniſſes erſchien. Hier nagte kein Zweifel an ſeinem biedern Herzen, hier ſah er vertrauenvoll durch die Nacht ſeines Lebens nach ihr, denn ihrer Liebe und Treue war er gewiß; daß im Sturme dieſes Lebens an ſeinem wolkenumgebenen Himmel dieſer Stern ihm nicht untergehen werde, fühlte er tief in ſeinem Innern. Beengten auch die Mauern des Kerkers ſeinen Willen, ſeine Phantaſie brach durch Riegel und Mauern und führte ihn zu ihr, ſo daß die einſamen, todten Stunden lebendig für ihn dahin flogen, denn Sidoniens Engelbild trieb die Horen freundlich lächelnd an ihm vorüber.

So ſaß er auch heute Abend in ſeiner einſamen Klauſe; der alte Wärter hatte ſchon lange ſein: Gute Nacht, Herr! geſagt, die Lampe brannte nur noch matt, der Becher mit Wein ſtand noch unberührt vor ihm und ſeine Gedanken waren bei ihr, als die Riegel raſſelten, die Thüre ſich aufthat und ein junger Mann im einfachen Hauskleide, nur mit einem kurzen Schwerte bewaffnet, eintrat.

Guten Abend, Herr Richard Steinbach, ſagte er freundlich, doch ruhte ſein Auge ernſt und forſchend auf ihm.

Ich dank' Euch, Herr, erwiederte Richard, ſtand auf, ging ihm entgegen und reichte ihm die Hand; der Fremde ergriff und ſchüttelte ſie.

Was führt Euch ſo ſpät zu einem Gefangenen? fragte er jetzt: Kommt Ihr mit freudiger, kommt Ihr mit trauriger Nachricht? Nennt mir Euren Namen, wenn es Euch beliebt.

Ich erſuche Euch, mir zu folgen! ſagte der Fremde in befehlendem Tone: Eilt und ohne Geräuſch! raunte er dann ihm leiſe zu.

Richard wollte ihm folgen, da ſchloß ſich plötzlich die Thür. Verweilt einen Augenblick, rief der Wärter von außen: bis ich den Caſtellan gerufen. Man hörte ihn ſich entfernen.

Herr, fragte Richard von neuem: berichtet mir wer Ihr ſeyd, und wohin ich Euch folgen ſoll?

Hier laßt mich ſchweigen; erwiederte dieſer: liegen dieſe Mauern hinter uns, dann ſollt Ihr das Nöthige erfahren; hier bin ich Euer Feind. — Schweigt, damit Niemand uns belauſche.

Sie hatten nicht lange ſtumm ſich gegenüber geſeſſen, als die Thür ſich öffnete, der Caſtellan eintrat und den Fremden genau und forſchend betrachtete. Zeigt mir den Befehl, junger Herr!

ſagte er jetzt, die Hand begierig ausſtreckend. Der Fremde zog ein Schreiben hervor, welches er ihm reichte, der Caſtellan las bedächtig, ſah bald das Blatt, bald den fremden Jüngling an, ſchüttelte den Kopf und ſagte endlich: Der Befehl iſt nicht vom Grafen Thurn ausgefertigt.

Nein! erwiederte der Fremde gleichgiltig: Es bedurfte deſſen nicht.

Nicht einmal der alte Herr, der junge nur hat den Befehl unterzeichnet, fuhr der Caſtellan fort.

Iſt Euch das nicht hinreichend? unterbrach ihn der Fremde mit barſchem, ſtolzen Tone: ſo wird er Euch morgen lehren, ſeine Befehle zu beachten! Er ſtand bei dieſen Worten gleichmüthig auf und nahm ſein Barett. Gehabt Euch wohl, Ihr Herren! ſagend: mein Auftrag iſt zu Ende! ſchritt er der Thüre zu.

Nur nicht ſo eilig, junger Herr! rief ihm der Caſtellan zu: Seyd nicht ſo kurz in That und Wort und verargt einem alten Diener nicht, daß er mit Bedacht ſein Amt ausübt. Er ſah noch einmal die Ordre durch, faßte den Ueberbringer ſcharf in's Auge, dann ſagte er, ſich zu

Richard wendend: Geht mit Gott, Herr Steinbach! — und — Nichts für ungut! rief der alte Wärter, ihm treuherzig die Hand reichend, die Richard herzlich ſchüttelte, und dann ſeinem Begleiter die ſteile Wendeltreppe hinab bis auf den Ring folgte; von hier gingen ſie über die Moldaubrücke nach der Kleinſeite.

An dem Pförtchen eines Gartens hielt Richards Begleiter, gab ein Zeichen, die Thüre öffnete ſich, und als er eintrat, fragte er: Schläft Alles? — Alles iſt zur Ruhe, erwiederte dem Anſchein nach ein Diener, der jetzt in den Garten voranging und ſie zu dem Hofe eines anſehnlichen Gebäudes geleitete.

Hier war es ſtill; der Schlaf ſchien das Leben gefangen zu halten, und nur ihre leiſen Fußtritte hallten an den Gewölben, die ſie durchſchritten und dann eine geräumige Wendeltreppe hinaufſtiegen, an deren Pfeiler nur hier und da ein kaum noch glimmendes Lämpchen hing. Nach manchen Wendungen hielten ſie jetzt an einer hohen Flügelthür, welche der Diener öffnete und ſie in ein geräumiges Zimmer einließ.

Bald waren die Kerzen angezündet, Richards

Begleiter verließ mit dem Diener das Zimmer, und Richard ſtand, ſeinen Betrachtungen überlaſſen, vor dem Kamine, in welchem kein praſſelndes Feuer flackerte, denn der Frühling erwärmte mit ſeinem balſamiſchen Hauche die ſchweigende Nacht. — Daß er in der Behauſung eines ritterlichen Mannes ſey, zeigte, was er im Zimmer ſah, das wenn auch nicht prachtvoll doch großen Wohlſtand verrieth. Der Helm auf dem Tiſche, die Rüſtung die an der Wand hing, das breite Schlachtſchwert daneben, zeigten des Kriegers Wohnung, und einige aufgeſchlagene Karten von Böhmen nicht den gewöhnlichen, der dem Befehle der Obern gehorchend, nur mit Muth und Stärke, nicht mit dem Geiſte dient.

Nicht lange war Richard einſam geblieben, als der Diener mit Speiſe und Trank zurückkehrte; bald folgte ihm der Andere, auf deſſen Geſichte eine andere Stimmung ſich ausdrückte. Der kalte Ernſt war verſchwunden, ein wehmüthiges Lächeln umzog ſeinen Mund, und faſt traurig ruhte ſein Auge auf Richard, der ihn jetzt höflichſt begrüßte.

Setzt Euch, werther Herr, ſagte der unbekannte Ritter: leert einen Becher mit mir und dann geht zur Ruhe.

Ehe ich den Becher mit Euch leere, erwiederte Richard auf dieſe freundliche Einladung: vergönnt mir zu wiſſen, wem ich meine Freiheit danke und wer der edle Mann iſt, der mich, einen Unbekannten, ſo liebreich bei ſich aufnimmt und wie es ſcheint mir Schutz gegen meine Feinde verleiht.

Der Andere lächelte. Ihr würdet es ſchwerlich rathen, daß Fürſt Chriſtian der Jüngere von Anhalt vor Euch ſteht.

Wahrlich nicht! rief Richard und eine hohe Röthe überflog ſein Antlitz; jedoch ſich ſchnell faſſend, verneigte er ſich ehrfurchtvoll vor dem jungen Fürſten und ſagte: Womit habe ich Eure Theilnahme verdient, gnädiger Herr?

Unverſchuldetes Unglück erweckt ſie ſtets in meiner Bruſt, erwiederte Fürſt Chriſtian: und überdieß hattet Ihr noch einen Fürſprecher bei mir.

Sidonie! rief Richard aus: Nur ſie! — O! hättet Ihr mich im Kerker gelaſſen! — Das

Mitleid iſt ja ein trauriger Erſatz für die Liebe. — Aber nie, nie! fuhr er plötzlich auf: Nein, nein! — Frevle nicht, vertraue Herz, — ihre Liebe iſt unvergänglich.

Anhalt hatte während deſſen ſchweigend den Glühenden angeblickt, der jetzt, ſeine Uebereilung fühlend, wieder einzulenken ſuchte. Verzeiht, mein Fürſt, ſagte er: daß mich mein Gefühl hinriß. — Ich habe Euch mein Geheimniß entdeckt, aber in Eurer edlen Bruſt iſt es treu verwahrt; was Ihr gehört iſt auch Euch heilig; denn ſchon ehe des Kerkers Mauern mich umgaben, ſcholl die Kunde zu mir, auch Ihr bewürbet Euch um des Fräuleins Gunſt.

Das that ich, Richard, erwiederte der Fürſt: Sidonie Schlick iſt eine zu liebliche, zarte Blume im Kranze der Frauen, um nicht die Sehnſucht, ihr nahen zu dürfen, in jedes Mannes Bruſt zu wecken. Ich that es; ſie wies den Bewerber zurück, nur der Freund durfte in ihrer Nähe weilen, für Euch, für ſie handeln; deßhalb dieſen Becher dem holden Weſen, das dem Freunde wie dem Geliebten theuer und beiden das Ideal ihres Lebens iſt und bleibt. — Auf Sidoniens Wohl!

Beide, der Fürſt wie der ahnenloſe Jüngling, leerten den Becher, gedachten Sidoniens mit Liebe und mit dieſem Zuge ſchloſſen ſie ſchweigend den Bund der Freundſchaft.

Nun aber, Richard Steinbach, unterbrach Anhalt das Schweigen: nun hört, was ich Euch von ihr zu ſagen habe. — Setzt Euch her zu mir; nur näher, denn der Lauſcher könnte wach ſeyn. — Daß die Gräfin von Schlick Euch liebe, begann er: hatten mir Neid und Mißgunſt bald zugeraunt. Ich bedauerte das Mädchen; ich kannte Euch nicht; und noch jetzt muß ich ſie bedauern, denn Euch trennt eine unüberſteigbare Kluft, die nur Eurer Thaten Ruhm oder das freundlichſte Schickſal Euch überſpringen laſſen kann. Doch verlor ſie durch dieſe unglückliche Leidenſchaft — verzeiht, daß ich ſie ſo nenne — nicht meine Achtung, und meine Theilnahme vermehrte ſich, ſo wie meine Liebe hoffnungslos ſchwinden mußte. Da erfuhr ich daß Ihr gefangen ſäßet; dieß erklärte mir des Fräuleins Schwermuth. Ich fand ſie bei der Gräfin Thurn, machte ſie mit Eurem Schickſale bekannt, ſie flehte die Königin um Beiſtand an, er ward ihr verſagt, und — mein Entſchluß war gefaßt.

Am nämlichen Tage, als es dämmerte, betrat ich zum erſten Mal ihre Wohnung. Alles war dort wie ausgeſtorben, kein Diener, keine lebende Seele empfing mich; ich ging die öde Treppe hinauf, Niemand war zu ſehen. Da trat ich in eine halb geöffnete Thür, durchſchritt mehrere Zimmer, und ſah endlich das Fräulein in einem Kabinette ſinnend ſitzen, das Auge gen Himmel gehoben; ich nahte ihr, ſie bemerkte mich nicht; unverwandt ruhte mein Auge auf ihr. Es ſchien, ein lieblicher Morgentraum umſchwebe mit ſeinen Roſenflügeln freundlich ihre Wangen, und zeige auf den purpurfarbenen Lippen, in ihrer Augen reinem Himmelsſtrahle, auf ihrer Stirne glatter Wölbung noch einmal ſeine lieblichen Geſtalten, noch einmal ſeine magiſch-bunten Bilder.

Lange ſtand ich ſo im Anſchauen verſunken vor ihr; es war mir als ob ich eine Verklärte ſähe, die den Himmel offen erblickend, hinüber in die heiligen Regionen ſchweben wolle. Ich gedachte Eurer und Eures Glückes und mochte tief aufſeufzen, denn ſie vernahm mich, blickte auf und rief halb erſchrocken, halb traurig: Er iſt es nicht!

Ich bin es! erwiederte ich; da trat ſie mir mit freundlicher Anmuth entgegen. Seyd mir gegrüßt, edler Herr, ſprach ſie: ich hatte Euch faſt erwartet, und es iſt mir lieb Euch hier zu ſehen. — Sie erzählte mir nun ganz unbefangen, als ſey ich ein alter Bekannter, was am Morgen bei der Königin vorgefallen war und wie ihr nun alle Hoffnung verſchwunden, ihr nichts mehr übrig bleibe, als vom Könige bei verſammeltem Hofe Gerechtigkeit zu fordern. — Ich zage vor dem Entſchluſſe, fuhr ſie fort: das weibliche Gefühl ſträubt ſich gegen ſolchen öffentlichen Schritt, aber es iſt das Einzige was mir zu thun übrig bleibt, wenn Ihr keine ſichrere Hülfe wißt.

Euch zu retten war ich ſchon früher entſchloſſen; ich theilte ihr meinen Plan mit, ſie billigte ihn; als ich ihr jedoch verſprach, Euch noch am Abend zu ihr zu führen, verbat ſie es, und geſtand, daß ſie ihrem Vater heilig verſprochen, Euch nicht mehr in ſeinem Hauſe, Euch nicht mehr allein, nicht wiſſentlich zu ſehen; ſie ſchickt Euch deßhalb durch mich ihr Lebewohl. Sagt ihm, meine Liebe bedürfe nicht des Auges ihn zu ſehen, nicht des Ohres ihn zu hören; Richard iſt ſtets um mich, ich bin ſtets bei ihm, mein Geiſt umſchwebt ihn, wo er auch ſey. Sagt ihm mein Lebewohl, er möge feſt auf mich vertrauen. — Und das könnt Ihr, Herr Richard! fuhr der Fürſt zuverſichtlich fort.

Richard hatte ſchweigend zugehört. Oft ſchien er begierig auf die Worte Fürſt Chriſtians zu horchen, oft führten ihn die lieblichen Bilder weit, weit weg, und er ſchien abweſend zu ſeyn. Auch jetzt, als der Fürſt geendet, war er in Gedanken verſunken und ſah ſchweigend vor ſich nieder. — Jetzt hob er den geſenkten Blick. Ich ſoll von hier ohne ſie zu ſehen, murmelte er leiſe vor ſich. — Nun! rief er auffahrend und ergriff des Fürſten Hand: Wenn es ſeyn muß, ſo laßt mich nur bald, jetzt, jetzt von hier!

Und ſeyd Ihr ſo entſchloſſen, das Fräulein nicht wieder zu ſehen? fragte der Fürſt: Wird es Euch ſo leicht, der Wonne zu entſagen? Ich vermöchte es nicht.

Ihr vermöchtet es nicht? Gnädiger Herr, wer ſo edel handelte als Ihr, dem wird jedes Entſagen leicht. — Ich ehre Sidoniens Willen und gehorche.

Wohin denkt Ihr zu ziehen? fragte jetzt Chriſtian: Wollt Ihr nach Wien?

Nein, mein Fürſt; ich habe den Böhmen Treue gelobt, und wenn auch Katholik, halte ich dennoch dieſen Schwur.

Bei dieſen Worten leuchtete des Fürſten Auge freundlich. So hört! begann er: Morgen in aller Frühe ziehe ich nach Pilſen, zu dem Mansfelder; Geſchäfte führen mich zu ihm. In meinem Gefolge kennt Euch Niemand, und es wird auch wohl Keiner wagen in meiner Nähe Euch anzutaſten. Seyd Ihr erſt bei dem Mansfelder, ſo ſeyd Ihr in Sicherheit, denn was zu ſeinen Fahnen geſchworen hat, hält er für freies, ſelbſtſtändiges Volk; die Hand der mächtigen Grafen von Thurn kann Euch dort nicht erreichen.

In ihrer Gewalt war ich? rief Richard erſtaunt: So trog mich meine ahnende Stimme nicht; die Freundſchaft konnte mich in den Kerker werfen. Nun wohl, ſo bin ich quitt und meine Rechnung mit ihnen iſt vernichtet!

Wenn Ihr mir nach Pilſen folgt, ſo bleibt die Sache Matthias Thurns die Eure! bemerkte der Fürſt.

Die Sache der Böhmen bleibt die meinige!

So ruht einige Augenblicke, ſagte Fürſt Chriſtian: und ehe die Morgenſonne uns begrüßt, ſind wir zu Roß. Er reichte dem Jüngling ſeine Rechte und verließ ihn.

Mit ſonderbarem Gefühle trat Richard an das Fenſter und ſchaute hinüber nach der Gegend, wo, wie er glaubte, Sidonie weilte. Jedes dort noch einſam durch die dunkle Nacht ſchimmernde Licht hielt er für das ihrige, das im ſtillen Kämmerlein ihr noch leuchte. — Selig durch Liebe, hatte ihn die Freundſchaft doch tief betrübt. Auch ſchmerzte es ihn, daß er von ihr ſcheiden, ſie nicht noch einmal ſehen, an ſein Herz drücken ſollte. Noch war er in dieſen traurigen Gedanken verſunken, als er Tritte nahen, die Thür öffnen hörte. Tretet nur herein! ſagte Fürſt Chriſtian und entfernte ſich ſchnell.

Eine verſchleierte Frau trat auf ihn zu. Guten Abend, Herr Richard, ſagte ſie mit wohlbekannter Stimme, und Frau Barbara ſtand vor ihm: Entſetzt Euch nicht vor mir, ich komme als ein treuer Bote, der freudige Nachricht bringt. Sie zog bei dieſen Worten ein zierlich zuſammengerolltes Päckchen unter ihrem Mantel vor und ſagte, es ihm reichend: Das ſendet Fräulein Sidonie; Ihr möchtet es ihr zu Ehren tragen und ihrer dabei gedenken. Auch läßt ſie Euch bitten, ihr nicht zu zürnen, daß ſie Euch nicht noch einmal ſehen und Lebewohl ſagen kann. Ihr müßt ſchon mit dem Gruße der alten Barbara Euch begnügen.

Richard hatte, während die Alte plauderte, das Päckchen aufgerollt; eine weiße Feldbinde, mit goldenen Lilien durchwirkt, ruhte in ſeiner Hand, innig drückte er das theure Geſchenk an das Herz. Sagt Eurem Fräulein, gute Barbara, ſprach er gerührt: am Tage der Schlacht ſolle dieſes Pfand ihrer Liebe mich ſchmücken, und färbe ich es mit meinem Herzblute, ſo fließe es für ſie!

Laßt das lieber, meinte die Alte: tragt ſie ſtets über Harniſch und Koller, in Freude und

Leid, gedenkt meines Fräuleins und nun lebt wohl.

Ich bin ſo arm, gute Mutter, ſprach Richard bewegt: daß ich auch nichts, gar nichts habe, Euch zu geben, Euch für Eure Mühe zu lohnen. Arm bin ich wie ein Bettler; nichts für Euch, nichts für die Geliebte habe ich, das ich bieten könnte.

Und doch! meinte Barbara: Mir genügt der kummervolle Blick, mit dem Ihr mich jetzt ſo wehmüthig anſchaut, und für das Fräulein ſehe ich dort eine gelbe Locke über Eure Schulter rollen; gebt ſie mir mit, und ich bringe ihr eine köſtliche Gabe.

Kaum hatte ſie dieß geſprochen, ſo trennte ein ſcharfer Dolch, den Richard auf dem Tiſche liegend fand, die herabrollende Locke; er gab ſie der Alten. Sie möge meiner gedenken! ſprach er: mit unwandelbarer Liebe.

So wird es ſeyn, doch ihr zum Verderben! ſagte Barbara traurig, grüßte Herrn Richard, noch herzlich ihm Glück und Segen wünſchend, reichte ihm die Hand und ging.

19.

Richard war im Gefolge des Fürſten glücklich in Pilſen angekommen. Mansfeld, zwar aus manchem Grunde nicht derer von Anhalt Freund, ehrte doch den Charakter des jungen Fürſten zu ſehr und fühlte mit ihm das Unrecht, welches Steinbach geſchehen war, um Richard nicht gern eine Freiſtatt bei ſeinem Heere anzubieten, und als der Fürſt am andern Tage ihn wieder verließ, um nach Prag zurückzukehren, weniger mit ſeinen Unterhandlungen zufrieden als mit Richards Aufnahme, hatte dieſer ſich ſchon an dem erfahrenen Krieger einen väterlichen Freund erworben. Mansfeld, ſelbſt ein Kind der Liebe, fühlte ſich zu allem Romantiſchen hingezogen; Richards dunkle Geburt, ſein Ausſetzen am Waldbache, ſeine Liebe zur Gräfin Schlick, die Einkerkerung durch den Jugendfreund enthielt ſo viel des Sonderbaren, daß Mansfeld dadurch für ihn gewonnen war, wenn auch die Geſtalt und das offene biedere Weſen des Jünglings ihn nicht ſchon für ihn eingenommen hätte.

Obgleich bei einem Heere, deſſen Fahnen

für Friedrich von der Pfalz aufgerollt waren, war doch Richard hier vor des Grafen Thurn, ſelbſt vor des Königs Gewalt geſchützt, denn Mansfeld hatte mit einem Handſchlage dem Fürſten von Anhalt verſprochen, ihn Keinem auszuliefern, und im ſchlimmſten Falle ihm Gelegenheit zur Flucht zu verſchaffen.

Den jungen Fürſten von Anhalt traf bei ſeiner Rückkehr nach Prag mancher unfreundliche Blick. Es war Allen, die um Richards Verhaftung wußten, ſchon bekannt, daß er ihn aus dem Gefängniſſe befreit und mit ſich nach Pilſen genommen habe. Sein Vater war deßhalb mit ihm unzufrieden, beſonders weil er ihn zu dem Mansfelder gebracht hatte; der junge Graf Thurn war beſchämt, daß die Treuloſigkeit an ſeinem Freunde verrathen ſey, doch äußerte er ſeinen Unmuth nicht weiter. Nur die Königin vergaß ihre Politik, empfing den Fürſten mit ſchneidender Kälte, und als ſie ſich nach der Tafel mit ihm im Garten allein befand, vermochte ſie ihren Unmuth nicht länger zu unterdrücken. Wißt Ihr wohl, Fürſt Anhalt, ſagte ſie aufgeregt: daß Ihr die Grafen Thurn und Schlick gegen Euch aufgebracht habt, die überdieß nur mit neidiſchen Augen auf Euch blicken, weil der König Euren Vater ihnen vorzieht? — Bedenkt, welchen Anhang ſie in Böhmen haben, wie ſehr ihre Unzufriedenheit auf die Stimmung des Landes wirken muß; und daran ſeyd Ihr mit Euren romantiſchen Thaten Schuld.

Fürſt Chriſtian lächelte. Ich, Königin? erwiederte er mit Ruhe: ich ſoll an der Stimmung des Landes Schuld ſeyn, weil ich einen Unglücklichen rettete? Ihr irrt, gnädige Frau; der Unmuth der Böhmen hat einen andern Grund.

Und welchen? fragte die Königin mit Stolz, und ihr Auge ſah auf den jungen Fürſten mit jenem Ausdrucke, der ihr eigen war, wenn ſie zugleich feſſeln und entmuthigen wollte. Der Fürſt Anhalt fühlte ſich durch ihn weder gefeſſelt, noch entmuthigt. Ihr fordert mich auf, gnädige Frau, ſprach er mit Freimuth: und ich freue mich, daß Ihr mir ſelbſt Gelegenheit gebt, das, was lange auf meinem Herzen ruhte, wecken zu können. — Ja, ich ſage es Euch unverhohlen, die Begeiſterung, mit welcher die Böhmen den König empfingen, iſt erloſchen. Die

Bilderſtürmerei des wahnſinnigen Scultetus, der ſeinen Glauben oder vielmehr deſſen Gebräuche einem freien Volke mit blindem Eifer aufdringen will, einem Volke, das ſeit hundert Jahren den ſeinigen mit Gut und Blut ſtandhaft vertheidigte, das eben dieſes Glaubens wegen Euch zum Throne berief, dieß hat die Herzen von Euch gewendet; denn wahrlich, eher kehren ſie zu dem Papſte zurück, als daß ſie Eurem Hofprediger anhängen, der ſchlimmer als der eifrigſte Inquiſitor, des Landes Altäre umſtürzte und in ſeinem tollen Wahne die Gemüther empörte.

Was Ihr mir eben geſagt, begann nun Eliſabeth: gehört vor den König; ich kann daran nichts ändern, denn mir fehlt die Macht. — Aber da Ihr, der Wahrheit ſo kecker Ritter, für ſie die Lanze ſo feſt eingelegt habt, ſo ſagt auch mir, welchen Theil ich an der Stimmung der Böhmen habe, die, ich muß es mir geſtehen, eben nicht mehr Zutrauen erweckend mich in keine freudige Zukunft blicken läßt.

Die Wahrheit iſt für die Frauen, mehr noch für die königlichen Frauen, ſtets mit einem ſo zarten Schleier umgeben, daß des Mannes rauhe Hand ihn nicht berühren darf.

Zerreißt ihn! ſagte die Königin mit Unmuth: Eure Hand dünkt mir hierzu geſchickt!

Wie Ihr befehlt! nahm Fürſt Chriſtian das Wort: So verzeiht denn, wenn ich Euch bitten muß, Eure Hofſchranzen in's Feldlager zu ſchikken und den Adel der Pfalz und Böhmens nicht mit Freudenfeſten an das Hoflager zu ketten, da ſein Platz an des Reiches Gränze zu deſſen Vertheidigung iſt; darob zürnt das Land.

Und iſt dem ſo, unterbrach ihn die Königin ſpöttiſch: weßhalb ſehe ich Euch noch hier? Iſt es vielleicht Euer Amt, thöriger Liebe Schutzengel zu ſeyn, oder für das Wohl der Gräfin Schlick zu wachen?

Gnädige Frau, erwiederte der Fürſt, ohne durch das höhnende Wort gereizt zu ſeyn: daß der König meinen Vater und mich auf ſo hohen Platz geſtellt hat, war ein Mißgriff. Beim Heere, wenn des Königs Gegenwart nicht Allen ein Oberhaupt gibt, würde die Gegenwart der Fürſten von Anhalt den Samen der Unzufriedenheit noch mehr ausſtreuen. Graf Matthias von Thurn und der tapfere Mansfelder ſträuben ſich, unter meines Vaters Befehle zu ſtehen, und ſie haben Recht. Graf Thurn ſtand an der Spitze des Heeres, ehe wir das Böhmerland betraten, er ſtand mit gezücktem Schwerte vor den Thoren Wiens, als wir noch ruhig in Heidelberg ſaßen, und das von Mansfeld befehligte Heer iſt deſſen eigene Schöpfung. —

Und weßhalb ſagt Ihr das alles mir, Fürſt Chriſtian! ſprach die Königin empfindlich: Geht zu meinem Gemahle, beſchwert Euch bei ihm, daß er Euch zu hoch geſtellt; was ſoll das der Königin?

Weßhalb ich es Euch ſage, königliche Frau, wißt Ihr, denn verzeiht, wenn jetzt der Wahrheit Schleier zerreißt, — Ihr regiert. — Die Königin war von dieſem Freimuthe betroffen, das Weib fühlte ſich jedoch dadurch zu geſchmeichelt, um zürnen zu können. Erwiedern konnte ſie füglich nichts, ſie lenkte daher das Geſpräch auf einen andern Gegenſtand. Ihr ſeyd doch wahrlich der uneigennützigſte Mann, den ich kenne; ſagte ſie mit erzwungener Freundlichkeit: der Platz, auf welchen Ihr geſtellt, iſt Euch zu hoch; Ihr liebt und befreit Euren Nebenbuhler aus dem Gefängniſſe.

Meinen Nebenbuhler? unterbrach der Fürſt die Königin raſch: Von dem Augenblicke, wo ich wußte Sidoniens Herz ſey nicht mehr frei, entſagte ich jedem Wunſche, jeder Hoffnung.

Eine Selbſtbeherrſchung ſonder Gleichen. Und verließ ſie Euch nicht, da Ihr gegenwärtig wart als die Glücklichen ſich wieder fanden? fragte die Königin.

Sie haben ſich nicht geſehen; erwiederte Anhalt: die Gräfin hat ihrem Vater die Verſicherung gegeben, den Geliebten nicht mehr allein zu ſprechen; ſie hielt Wort.

Dieß ſchien die Königin zu befremden; ihr Antlitz, auf dem bisher nur der Spott ſich ausgedrückt hatte, ward freundlicher. Dem Mädchen muß viel Kraft und ein feſter Sinn zu Theil geworden ſeyn, ſagte ſie.

Und ein treues Gemüth, fiel ihr der Fürſt in die Rede.

Ich kann ihr meine Bewunderung nicht verſagen, fuhr die Königin fort: muß ich auch ihre

Handlungweiſe tadeln. Sie iſt eines beſſern Schickſals würdig.

Fühlt das meine Königin, rief Anhalt mit Feuer: ſo trete ſie, ein ſchützender Engel, neben die Arme!

Wie kann ich das, Fürſt Chriſtian? unterbrach ihn Eliſabeth, zwar immer noch ernſt, doch ſtrahlte die Milde aus ihrem ſprechenden Auge. Auf ſchwankendem Throne darf man den durch Jahrhunderte geheiligten Geſetzen und Gewohnheiten ſich nicht entgegenſtellen, und ich vermag nichts als den König zu bewegen, daß Richard Steinbach, den ich wohl kennen möchte, der Weg ungehindert bleibt, durch Muth ſich empor zu ſchwingen. — Ich will vergeſſen, wie die Gräfin von Schlick mir gegenüber ſtand, und meiner Huld ſoll ſie ſich fortan zu erfreuen haben.

Fürſt Chriſtian beugte bei dieſen Worten ſein Knie vor der königlichen Frau. Majeſtät! rief er: Ich habe Euch im Glanze Eures Hofes, geſchmückt mit funkelnden Juwelen ſo ſchön geſehen, daß keine Sterbliche um den Preis des höchſten weiblichen Reizes mit Euch ringen könnte, ſchöner aber als Ihr jetzt vor mir ſteht, ſah ich

Euch nie; nie habt Ihr mein Herz ſo zur Bewunderung, ſo zur Anbetung hingeriſſen als jetzt!

Steht auf, Fürſt Chriſtian, ſagte die Königin, ſich zu ihm neigend: Ihr knieet nicht vor Sidonie Schlick, Eure Phantaſie betrügt Euch, ſteht auf. Sie reichte ihm die Hand; der Fürſt erhob ſich, ſah mit ſeelenvollem Auge auf die Königin, ſeine Lippe bebte, ſein Herz ſchien noch etwas zu verſchließen, was der Mund nicht zu ſagen wagte.

Ihr habt noch etwas auf Eurem Herzen, Fürſt Chriſtian, Ihr zögert es mir zu ſagen, ſprecht frei; ich fühle es, was Ihr mir auch in dieſem Augenblicke ſagt, entſpringt einem reinen Quell.

Gnädige Frau, begann nun der Fürſt nach kurzem Bedenken: Ihr wollt, wenn es in Eurer Macht ſteht, durch Eure Huld Sidonie Gräfin Schlick beglücken; ich kenne noch eine Betrübte, deren Schickſal ganz in Eurer Hand liegt.

Nennt ſie mir, es iſt vielleicht zur guten Stunde daß Ihr zu mir ſprecht.

Helene, Gräfin von Thurn! ſagte der Fürſt, und ſein Auge ruhte feſt auf der Königin, die überraſcht ſchien und die Röthe fühlen mußte, welche ihre Wangen in dieſem Augenblicke überzog. Der Fürſt glaubte, es ſey dieß ein Zeichen der Schuld, und zufrieden, einmal dieſe Saite ihres Herzens berührt zu haben, wollte er es fürder nicht noch einmal wagen. Aber die Königin brach das Schweigen, und mit einem Stolze, den er in dieſem Augenblicke nicht von ihr erwartet hatte, fragte ſie: Und worin beſteht das Unglück der Gräfin?

Fürſt Chriſtian war über dieſe Frage verlegen, und zauderte mit der Antwort.

Nun, fuhr die Königin fort: was hemmt den Fluß Eurer Rede? Wie ſoll ich helfen können, wenn ich das Uebel nicht weiß?

Noch war der Fürſt unſchlüſſig, ſein Blick ruhte fragend und ſtaunend auf der Monarchin.

Fürſt von Anhalt, begann dieſe mit Würde: ich glaube faſt, Ihr meintet als Richter vor mich zu treten und wagt nun nicht, mir mein Urtheil zu verkünden. Ihr ſeyd in thörigem Wahne, und Eure Königin befiehlt Euch zu reden, denn dieſe Blicke, die Ihr auf mich werft, beginnen mir läſtig zu werden, — ich verlange Worte.

Die Gräfin Thurn ſieht ihr häusliches Glück zerſtört! ſagte jetzt der Fürſt, durch der Königin ſtolze Worte aller Schonung entbunden.

Vielleicht ihre eigene Schuld, erwiederte ſie gleichgiltig.

Nein, wahrlich nicht! rief Anhalt, durch der Königin Gleichmuth noch verlegener gemacht.

Und was kann ich zu ihrem Glücke beitragen? fragte Eliſabeth.

Entfernt den Grafen aus dem Zauber Eurer Nähe! rief Chriſtian, keinen weitern Ausweg kennend: Denn wahrlich, Eure Schönheit ungeſtraft zu erblicken —

Kann nur der, den der fromme Blick Sidoniens ſchützt, fiel ihm die Königin mit jenem Lächeln, das Hohn und Bitterkeit hervorruft, in die Rede. Fürſt Chriſtian, fuhr ſie fort: es ſcheint mir, auch Ihr kennt das Leben nicht, welches ſich auf dem Throne ganz anders geſtaltet als in Eurer Welt. Was eine Gräfin Thurn für den Erguß wahrer Liebe hält, iſt mir Ehrerbietung, die der Königin gebührt; was im gewöhnlichen Leben der Mann in des Weibes Augen als ſtumme Boten des Wohlwollens lieſ't, leſe der Kluge in den Augen ſeiner Königin als herablaſſende Milde. Wo das Weib einen Kreis von Männern um ſich ſieht, begierig, mit Wort und That zu zeigen, daß ſie Herrin iſt, über ihren Arm, über ihr Herz zu gebieten vermag, blickt die Königin auf Thoren herab, die es wagen, den hoffenden Blick zur Majeſtät empor zu heben. Sie duldet ſie, weil ſie muß.

So danke ich Gott! rief Fürſt Chriſtian mit Unmuth: daß ich nicht in dem Kreiſe jener Thoren ſtand!

Weßhalb ich Euch ſtets doppelt achtete; fuhr die Königin freundlich fort: doch, Eure Wünſche zu erfüllen, erſuche ich Euch, der Gräfin Thurn zu ſagen, daß ich ſie heute Abend in meinem Zimmer erwarte.

Und was ſoll ſie, nach dem was Ihr mir eben geſagt, bei der Königin? fragte der Fürſt.

Sich überzeugen, daß nichts zu fürchten war, wo ſie fürchtete. Sie komme! — Bei dieſen Worten zog ſie den Handſchuh von ihrer blendenden Hand und reichte ſie dem Fürſten von

Anhalt

Anhalt zum Kuſſe. Dieſe Huld ſey Euch Beweis meiner Achtung! ſprach ſie mit jenem zauberiſchen Liebreize, mit dem ſie Aller Herzen ſich zu eigen machte: Gehabt Euch wohl!

Als ſie durch die Bogengänge ſchritt, ſah Chriſtian ihr lange nach. Was iſt es doch, fragte er ſich, als ſie ſeinem Auge entſchwunden war: das mich ſo kalt, ſo beſonnen bei dieſem Zauber läßt? Was iſt es, das mich nach jenem einfachen, anſpruchloſen Weſen ſo mächtig hinzog? Er legte die Hand auf ſein Herz, dieß gab ihm die Antwort.

20.

Die Gräfin von Thurn, durch Fürſt Chriſtian von dem Vorgefallenen unterrichtet, erwartete im Vorzimmer der Königin den Befehl, eingelaſſen zu werden. Sie wartete ſchon lange und begann ungeduldig zu werden, obgleich die Hoffräulein ſie zu zerſtreuen bemüht waren; ſie fühlte das Drückende ihrer Lage, und es war ihr peinlich, einen Augenblick ſo lange verſchoben zu ſehen, dem ſie zwar fürchtend, doch mit Muth entgegen trat.

Jetzt öffnete ſich die Thür, das Fräulein von Wangenheim trat heraus und erſuchte die Gräfin, einzutreten. Mit ſtolzem Selbſtgefühl ſchritt Helene durch die Reihe der Zimmer, kein menſchliches Auge begegnete ihr; es war eine todtenähnliche Stille, ſelbſt ihr Fußtritt hallte nicht auf den reichen Teppichen wieder. Schon war ſie durch drei wohlbekannte Zimmer geſchritten, in keinem fand ſie die Königin; — jetzt trat ſie in das kleine Kabinet ein, deſſen ſonſt immer geſchloſſene Thüren heute geöffnet ſtanden; auch hier fand ſie Eliſabeth nicht. In das Schlafgemach der Königin zu treten wäre gegen die Sitte geweſen, ſie verweilte daher in dem nämlichen Kabinette, in welchem Sidonie ſinnend vor dem Bilde der unglücklichen Maria Stuart geſtanden hatte. Auch ihr Blick verweilte auf den ſanften Zügen der ſchönen Frau. Iſt denn Eitelkeit und Gefallſucht ein Erbtheil dieſes Hauſes? dachte ſie, als die Thür ſich öffnete und die Königin heraustrat.

Ihr Anblick überraſchte Helenen. Nicht die Majeſtät der Königin ſetzte ſie in Erſtaunen, die holde, liebliche Geſtalt, die ihr entgegen trat, überraſchte ſie. Ohne allen Schmuck, in einer leichten Morgenkleidung, die jeden Reiz noch erhob, ſtand Eliſabeth vor ihr, das ſchöne braune Haar in ungekünſtelten Locken um Schultern und Nacken ſich rollend. Seyd mir willkommen, Gräfin von Thurn, ſetzt Euch zu mir und helft mir den Abend verplaudern; ſagte ſie ſo freundlich, ſo liebevoll, der Ausdruck ihres Geſichtes war dabei ſo herablaſſend, daß die Gräfin über den lieblichen Anblick faſt ihren Vorſatz vergaß. — Die Königin winkte ihr ſich zu ſetzen, Helene gehorchte. Aber auch jetzt noch konnte ſie ihr Auge nicht von der herrlichen Geſtalt wenden, nicht von dem ausdruckvollen Geſichte, von der wunderſchönen Hand, die eben nach einer Stikkerei faßte. Kann ein Mann ſolchem Liebreize widerſtehen? Dieſer Gedanke ſchwebte ihr ſchon entgegen, als ſie den Blick in den ihr gegenüber hängenden Spiegel warf, wobei, ſich ſelbſt erblickend, ihr Stolz erwachte, und der nur halb gebildete Gedanke zerrann.

Was beſchäftigt Euch, Gräfin? unterbrach Eliſabeth ihr Sinnen: Ihr ſaht im Spiegel ein ſchönes Bild, wohl werth, daß es von Männern angeſtaunt, ſelbſt angebetet werde. So oft ich Euch ſah, ſtieg der Gedanke in mir auf: wäre ich ein Mann, der Eure Liebe ſich errungen, ſo hätte ich, gleich Eurem Gatten, Blut und Leben an Euren Beſitz gewagt, denn einen ſchöneren Preis errang noch kein Ritter.

Helenens Wange erglühte. — War dieß Spott, war es Theilnahme? Für beides fand ſie die Antwort nicht.

Ihr erröthet, fuhr die Königin fort: ſchlagt verlegen Eure Augen nieder, verlegen wie eine Jungfrau, welche das erſte Schmeichelwort aus des Geliebten Munde vernimmt. — Es iſt Euch wohl neu, aus der Frauen Munde zu hören, was die Männer Euch ſchon oft, Euer Gatte wohl tauſend Mal geſagt hat.

Dieß Wort war ein Pfeil, der Helenens Bruſt ſchmerzlicher traf als er wohl treffen ſollte. Majeſtät! ſprach ſie, mit Würde ſich erhebend: weßhalb Ihr mich hierher beſchieden, weiß ich. Ein theilnehmender Freund hat, gegen meinen Willen, Euch zu dienſtfertig, mit dem ſtillen Kummer meines Herzens bekannt gemacht, den ich Jedem, ſelbſt meinem Gatten verbergen möchte, denn Helene von Hardegg iſt ſelbſt im Unglück zu ſtolz, und wäre es auch mit einer Königin, um den Beſitz eines ungetreuen Herzens zu ringen.

Zornig glühte das Auge Eliſabeths, als ſie der Gräfin Rede vernahm, welche Haltung und Ton noch ſchärfer zeichneten, aber ſchnell war der Unmuth verſchwunden, ſie blickte freundlich wie vorher auf die zürnende Gattin. Beruhigt Euch und nehmt nur wieder Platz; ſprach ſie herablaſſend: deutet keines meiner Worte falſch, denn da ich Euch zu mir beſchied, um Euch über den geheimen Kummer Eures Herzens zu tröſten, mußte ich den Vorſatz haben, als Freundin Euch zu empfangen. Vergeßt, daß Ihr vor der Königin ſteht. — Euer Gatte vernachläſſigt Euch; fuhr ſie fort, ehe noch die Gräfin etwas erwiedern konnte: nach dem, was Ihr ihm geopfert, muß es Euch in der Blüthenzeit Eurer Ehe doppelt ſchmerzen. Doch iſt es nicht des Herzens Erguß, der ihn von Euch abwendet; nur die thörige Eitelkeit iſt es, welche des ehrgeizigen Mannes Phantaſie entführt. Sorgt nicht, er wird zurückkehren, wird das Herrliche erkennen, das ihm der Himmel beſchieden, wird mit neuer verdoppelter Liebe an Euch hangen, wenn er ſeinen Rauſch ausgeſchlafen, aus dem ich ihn gewaltſam wecken werde.

Im Tone, auf dem Antlitze der Königin hatte, während ſie ſprach, nur freundliche Theilnahme gelegen, und doch waren ihre Worte nicht zu Helenens Herzen gedrungen, das ſich mit kaltem Stolze und Unmuth verſchloß. So vor einem Weibe zu ſtehen, und war es eine Königin, mußte ihr drückend ſeyn; ihr Stolz empörte ſich gegen ein ſolches Verhältniß, wo das Weib, welches ihr Gatte anbetete, ihn gewiſſermaßen mit höhnendem Gleichmuthe an ſie zurückwies. So theuer ihr das Herz des Gatten war, mochte ſie es nicht dieſer gehaßten Nebenbuhlerin, nur ſich wollte ſie es verdanken. Sie ſchwieg, ihr Blick ruhte ausdruckvoll auf der Königin, welche das, was in Helenens Innerm vorging, leicht errathen konnte.

Eure Eitelkeit, Gräſin, ſprach ſie mit empfindlichem Tone: läßt Euch nicht unbefangen auf Eure Verhältniſſe blicken; Ihr ſeyd zu aufgeregt, um mich ſo zu betrachten als Ihr wohl müßtet. Ich, Eure Königin, komme Euch freundlich entgegen, ſpreche offen mit Euch. — Was könnte mich hierzu bewegen, als der Wunſch, Eure Thränen getrocknet zu ſehen; denn mich bei Euch zu entſchuldigen, bedarf ich wahrlich nicht; Eure Königin ſteht zu hoch, als daß Ihr je mit ihr nach einem Ziele ſtreben könntet.

Noch ſchwieg Helene; ſie wollte ihres Herzens mahnende Empfindung nicht laut werden laſſen und konnte ſich weder entſchließen ihren Stolz zu beugen, noch die bittern Gefühle, welche der Anblick der Königin in ihr erweckte, zu unterdrücken. Da, nach einigem Sinnen, ſchellte Eliſabeth, das Fräulein von Wangenheim trat ein. Er komme! befahl die Königin, einen ſeidnen Mantel, welcher auf dem Seſſel lag, ſchnell umwerfend.

Wer? rief Helene erbebend, als das Fräulein ſich entfernt hatte: wer ſoll kommen?

Euer Gatte, Gräfin von Thurn, welchen ich für dieſen Fall hierher beſchieden habe. Euch ſcheint die Ueberzeugung nicht zu genügen, daß mir Eures Gatten Verehrung längſt läſtig war, ſo will ich es ihm in Eurer Gegenwart ſagen, und das Mittel wirkt gewiß.

Ja! rief Helene, und der lang verhaltene Unmuth brach hervor: es wird wirken, mir heilſam oder unheilbringend, gleichviel, was kümmert das Ew. Majeſtät! — Aber, Königin, glaubt nicht, der Böhmen Stolz ſey ſo beugſam, ſich von Euren Launen mißhandeln zu laſſen. Graf Thurn wird die Unzartheit ſeiner Königin ſo tief fühlen als den Uebermuth jeder andern Dame; er und ſeine Freunde werden dieſe Stunde nicht vergeſſen. — Die Königin lächelte, Graf Thurn trat ein.

Ihr werdet Euch wundern, Graf, Eure Gattin hier zu ſehen, wandte ſich die Königin zu dem Erſtaunten. Von dem erſten Augenblicke an, wo ich ſie ſah, nahm ich den herzlichſten Antheil an ihr. Solche Schönheit, ſolcher Liebreiz feſſelt auch ein weibliches Herz, und auch eine Königin fühlt ſich von ſolchem Zauber angezogen. Ich beobachtete ſie, ich beobachtete Euch, und fand, daß Ihr wohl nicht ganz den Werth Eurer Gattin erkanntet, daß Ihr in ihrem Beſitze das hohe Glück, ſolch herrliches Weſen das Eure nennen zu können, nur flüchtig empfandet. Ich halte es daher für Pflicht, den

Schleier von Euren Augen zu ziehen. — Seht her, ſprach ſie, zu Helenen tretend, indem ſie, deren Hand erfaſſend, ſie dem Grafen näher führte: ſaht Ihr je weibliche Schönheit vollkommner, ſtrahlte je Liebe und Stolz, gleich innig verſchmolzen, aus eines Weibes Auge? Konntet Ihr ſolch zarte Liebe für einen thörigen, eiteln Wahn opfern?

Hat meine Gattin Ew. Majeſtät zu dem, was Ihr eben ſagtet, aufgefordert? fragte Graf Thurn, in welchem Stolz und beleidigte Eitelkeit erwachte.

Das habe ich nicht! fiel ihm die Gräfin raſch in's Wort.

So danke ich Ewr. Majeſtät, fuhr er mit Würde fort: daß Ihr, neben meine Gattin tretend, ihr den Preis der Schönheit zuerkannt habt. Fortan will ich ihren Werth erkennen und ihn höher ſchätzen als alles. Daß ich im thörigen, eiteln Wahne mich täuſchte, theile ich mit allen Böhmen.

Die Königin, deren Abſicht bei dieſer Zuſammenkunft wohl eine freundliche war, hatte zwar beim Anblick des Grafen den Wunſch, ihn zu demüthigen, nicht unterdrücken können, aber den Ausgang hatte ſie nicht berechnet, nicht die Beſonnenheit, den Stolz in dem Grafen Thurn erwartet; mehr als je war ihr Gemüth verletzt, aber ſie hatte dennoch Kraft genug ſich zu beherrſchen, und als der Graf nach einer eingetretenen kurzen Stille die Königin fragte, ob ſie noch Weiteres ihnen zu ſagen habe und ob ſie erlaube, daß er und ſeine Gattin ſich entfernen könnten, erwiederte ſie mit Huld und Freundlichkeit:

Ihr ſeyd unzufrieden, Graf Thurn, und thut Unrecht daran; könnt Ihr mit Recht dem Wundarzte zürnen, der zu Eurem Heile Euch wehe thun muß? Möge Euch dieſe Stunde vereinen, möge ſie Euer häusliches Glück gründen, das wünſcht Eliſabeth; die Königin aber will gern vergeſſen, was Ihr im Unmuthe geſprochen. — Sie entfernte ſich ehe Thurn antworten konnte.

Schweigend gingen die Beiden heim, kein Wort verrieth die Empfindungen ihres Innern. Als ſie in ihr Zimmer traten, die Gattin dem Schuldbewußten gegenüber ſtand, kein Vorwurf ihn traf, zog er, vom Gefühle übermannt, ſie an ſeine Bruſt. Vergib, Helene! bat er leiſe.

Sprach die Liebe das Wort, erwiederte ſie: iſt es nicht gekränkte Eitelkeit die Dich zu mir zurückführt, ſo verzeihe ich Dir von Herzen.

Er reichte ihr die Hand, mehr als Worte beruhigte ihr leiſer Druck Helenens aufgeregtes Gemüth; ſie war fortan ſtets Sidoniens Worte eingedenk, die ihr oft verwieſen, daß ſie mit Stolz verlange, wo Liebe durch ein freundliches Wort alles zu erlangen vermöge. Sie fand in der Folge das wahre Band, womit ſie ihres Mannes Flatterſinn zu binden wußte, und die drückende Stunde im Kabinette der Königin hatte ihren häuslichen Frieden begründet, der ſelbſt im Unglück ferner nicht wankte. — Graf Thurn verließ am andern Tage Prag und zog zum Heere.

21.

Eliſabeth hielt Wort. Der König gab kurz darauf dem Fürſten von Anhalt die Verſicherung, daß Richard Steinbach ungefährdet nach Prag kommen und er ihm eine Fahne ſeines

Regiments anvertrauen dürfe. Richard blieb jedoch, trotz dieſer erhaltenen Nachricht, zu Pilſen, bei des Mansfelders Heere, wo er eher ſein Ziel zu erringen glauben konnte als in Prag; denn nur auf dem Schlachtfelde zeigte ſich ihm die Hoffnung, Sidonien zu gewinnen. Er nahm zwar die Stelle eines Hauptmanns bei des Fürſten Regimente dankbar an, bat jedoch um die Erlaubniß, ferner bei dem Grafen von Mansfeld bleiben zu dürfen, die ihm ſein fürſtlicher Freund auch willig ertheilte, denn er ſelbſt fürchtete in Prag für ihn, wo der Schutz des Königs nicht immer ein ſicherer Hort, und die Gewalt des Grafen von Thurn und ſein Anhang noch mächtig war. Auch Sidoniens Wünſchen kam Richard durch ſeine Entfernung entgegen; für ſie war er auch in Prag fern, und da ihre Neigung zu ihm Niemand mehr ein Geheimniß war, ſo hätte ſie ſtets nur die ihn hier umgebenden Gefahren fürchten müſſen, und kein tröſtendes Wort, kein Blick von ihm hätte ſie dafür entſchädigen können.

Aber was Richard in Pilſen gehofft hatte, Thätigkeit, Kampf und Schlacht, wurden ihm nicht. Don Balthaſar hatte ſich mit den Spaniern, nach mehreren unbedeutenden Gefechten, zu Bucquoi's Heere gezogen, und dem Grafen von Mansfeld blieb kein Feind gegenüber, als Herzog Maximilian von Baiern, der ſich nun öffentlich für Kaiſer Ferdinand erklärt hatte und ſich mit Macht rüſtete. Mansfeld erwartete täglich die Nachricht, daß er ihm über Paſſau entgegen rücken und ihn angreifen würde, der Herzog wandte ſich aber nicht nach Böhmen, ſondern nach Niederöſtreich, wo er den Aufruhr ſchnell dämpfte und Linz unterwarf. Da rückte Mansfeld gegen Paſſau vor, nahm die von den Kaiſerlichen ſtark beſetzte Valerianiſche Schanze am güldenen Stege, und drohte ſo, ſich durch das Paſſauer Gebiet in Baiern, ſelbſt auf die Verbindungſtraße von Italien nach Oeſtreich zu werfen und dem kaiſerlichen Heere die Zufuhr aus dem reichen Paſſauer Lande abzuſchneiden. Den Hauptzweck dieſer Bewegung, den Herzog von Baiern in ſein Land zurück zu rufen, verfehlte er jedoch. Maximilian ſetzte unbekümmert aus Niederöſtreich ſeinen Marſch zur Verbindung mit Bucquoi's Heere fort, und da Mansfeld befürchten mußte, bei weiterem Vorrücken der verbündeten Heere von Pilſen abgeſchnitten zu werden, zog er ſich wieder dahin zurück.

Indeſſen war die Vereinigung der Baiern mit den Kaiſerlichen vor ſich gegangen. Der Herzog hatte, als oberſter Befehlhaber, die Anführung des Heeres übernommen, und man ſah ſogleich, daß nun ein feſter Sinn, ein heller Geiſt das Ganze leite. Ohne den Böhmen zu folgen, die, liſtig jedem Gefechte ausweichend, ſich immer ſeitwärts zogen und ſo den Feind von ihrem Vaterlande entfernten, beſchloß er, grade auf Prag loszugehen, ſo daß der Fürſt von Anhalt die möglichſte Eil nöthig hatte, ihm zuvor zu kommen und die Hauptſtadt des Landes zu decken; ihr nahte der Feind und mit ihm der entſcheidende Augenblick, der über Böhmens Schickſal beſtimmen ſollte.

Aber auch ſelbſt die Nähe der Gefahr weckte den jungen König und ſeinen Hof nicht aus dem Freudetaumel, in den er verſunken war; Friedrich ſtellte ſich nicht an die Spitze des Heeres, überließ alles dem Fürſten von Anhalt, der, nach manchem Verſuche die Schlacht zu vermeiden, endlich im Angeſichte Prag's, auf dem weißen Berge, ſie anzunehmen gezwungen war.

Während die Baiern, unter Tilly, mit Ordnung anrückten und ſich am Fuße des Berges in Schlachtordnung ſtellten, ordnete auch der alte Fürſt Chriſtian das Heer. Seinen Sohn ſtellte er mit ſeinen Regimentern in die Mitte des erſten Treffens, den Grafen Schlick auf den linken, den Grafen Hohenlohe auf den rechten Flügel. Im zweiten Treffen ſtand ſein und des Grafen von Thurn Regiment, das des Herzogs von Weimar und die Ungarn zum Rückhalte. So erwartete er den Feind, ſtatt ihn, noch ehe er ſeine Schlachtordnung gebildet hatte, anzugreifen.

Indeſſen der junge Fürſt von Anhalt mit Ungeduld das Zeichen zum Kampfe erwartete, und eben mit dem Grafen Schlick und Bernhard Thurn, der die Reiterei des linken Flügels befehligte, in einem Geſpräch über den bevorſtehenden Angriff begriffen war, kam ein Geharniſchter von der Seite des Thiergartens hergeſprengt. Es war Richard Steinbach, den die Nachricht der bevorſtehenden Schlacht von

Pilſen zu ſeiner Fahne geführt hatte. Ich freue mich, Euch hier zu ſehen, Hauptmann, begrüßte ihn der junge Fürſt: dort zur Linken ſteht Euer Reiterhaufe, ſtellt Euch an ſeine Spitze und entſprecht dem Zutrauen, das ich in Euch ſetze. Richard gehorchte; ohne ein Wort zu erwiedern, ritt er auf den ihm angewieſenen Poſten, und ein Blick, den man wohl einen feindlichen hätte nennen können, traf den Grafen Thurn, welchen das plötzliche Erſcheinen ſeines ehemaligen Jugendgefährten überraſcht hatte.

Jetzt rückte das feindliche Heer heran. Die Grafen Thurn und Schlick kehrten zu ihren Regimentern zurück, Fürſt Chriſtian ritt längs der Linie ſeiner Truppen, ſie zu tapferm Widerſtand ermahnend; als er an die Fahne Richard Steinbachs kam, ſtellte er den Reitern ihren Hauptmann als ſeinen Freund vor, der ſie muthig zum Siege führen werde. Heute gilt es, Sidonien zu erringen! ſagte er leiſe zu Richard und befahl dann den Trompetern, zum Angriff zu blaſen.

Langſam, gleichmäßig rückten die Böhmen vor. Die Reiterei hielt ihre Roſſe an, um mit dem Fußvolke in gleicher Linie bleiben zu können. Da gewahrte der junge Kriegsheld Unordnung in den Schaaren der Feinde, er ſtürzte ſich mit ſeinen Küraſſieren auf die Baieriſche Reiterei, die ihm entgegenſtand, warf ſie über den Haufen, drang in das Preuneriſche und Tieſenbachiſche Regiment, trennte ſie, ſein Fußvolk folgte — die Kaiſerlichen wichen.

In dieſem entſcheidenden Augenblicke ſandte Tilly den Oberſten Cratz mit ſeinen Küraßreitern den Weichenden zu Hülfe, während Verdugo mit den alten Spaniſchen Schaaren, unbekümmert um das was ſich an ſeiner Seite begab, mit geſenkter Pike in des Grafen von Schlick Regiment einbrach und die Wallenſteiniſchen Reiter ſich auf des Fürſten Chriſtian Fußvolk warfen. Die Böhmen kämpften hier mit dem Muthe der Verzweiflung; von Anhalts Beiſpiele angefeuert, vertheidigten ſie ſich herzhaft gegen die Ueberzahl der Feinde, die ſich auf dieſem Punkte zuſammendrängte. Richard Steinbach focht ritterlich an der Seite des Fürſten, da flohen, ihren muthigen Führer verlaſſend, die Mähren, und auch Verdugo rückte gegen

Fürſt Chriſtian und die Seinen an. Des Fürſten Streitroß, von mehreren Stichen verwundet, ſank in dieſem entſcheidenden Augenblicke. Lange noch vertheidigte eine kleine, zuſammengedrängte Schaar ihren Führer, lange noch blieb hier der Kampf zweifelhaft, da ſanken Richard und viele dieſer Braven, mit Wunden bedeckt, neben den ritterlichen Fürſten, mit deſſen Falle das Schickſal der kurzen Schlacht entſchieden war. Die Ungarn flohen, die Böhmen wichen, nur des Grafen Thurn Regiment kämpfte mit Löwenmuth. In einer Stunde war der Sieg errungen, der dem Hauſe Habsburg die Böhmiſche Krone auf immer zurückgab.

Die Flüchtigen drängten ſich nach Prag, wo alles in Bewegung war. Friedrich und ſeine Gemahlin flüchteten; die Grafen Thurn hielten ſich in den Mauern der Stadt nicht ſicher, ſie flohen mit den Ihrigen; nur Graf Schlick hatte Beſonnenheit genug, ſeine Tochter zu der Aebtiſſin eines aufgehobenen Kloſters der Auguſtinerinnen zu bringen, welcher er früher manche Gefälligkeit zu erzeigen Gelegenheit gehabt hatte, und Sidonie deren Schutz und Obhut anzuvertrauen. Er hatte hierbei die doppelte Abſicht, nicht allein durch Sidoniens Zurückbleiben in Prag ſie vor den Unannehmlichkeiten und Gefahren einer Flucht mit den Ueberreſten eines geſchlagenen, zügelloſen Heeres zu bewahren, ſondern auch durch ſie vielleicht die Rückkehr nach Prag dereinſt wieder zu öffnen. Die Aebtiſſin, eine würdige Frau, nahm Sidonien freundlich auf und verſprach dem Grafen, mütterlich für ſie zu ſorgen.

Die Trennung von ihrem Vater war ſchmerzhaft; aber mehr noch als dieſe hatte ſie die Nachricht erſchüttert, Richard Steinbach ſey kurz vor der Schlacht bei ſeinem Regimente eingetroffen; jedoch von ſeinem weiteren Schickſale hatte ſie nichts vernommen. Niemand hatte ihn in Prag geſehen, auch Helene, die ſie kurz vor ihrer Flucht noch geſprochen hatte, hatte ihr keinen Troſt geben können. Daß Fürſt Chriſtian von Anhalt ſchwer verwundet und gefangen ſey, erfuhr ſie hier, und dieſe Nachricht mußte ſie noch mehr niederbeugen, denn daß Richard gleiches Loos mit ſeinem Freunde theilen, daß er ſeinem Retter aus dem finſtern Kerker im blutigen Kampfe zur Seite bleiben, das Leben für ihn opfern würde, war ſie gewiß.

So verging ein qualvoller Tag, während deſſen die Bürger der Stadt in gleicher Unruhe waren, denn Maximilian von Baiern ſtand vor ihren Thoren und verlangte unbedingte Unterwerfung. Da ſank der Muth der ſonſt ſo tapfern Böhmen; noch einen traurigen Blick auf die Altäre ihrer Väter werfend, ſagten ſie ihrem Glauben, ihrer Freiheit Lebewohl und öffneten dem Sieger die Thore.

22.

Als Richard Steinbach, der durch den Schlag einer Hellebarde ſchwer am Kopfe verwundet, betäubt neben Fürſt Chriſtian niedergeſunken war, aus ſeiner Bewußtloſigkeit erwachte, war es Nacht um ihn, ein kleines Lämpchen erleuchtete mit ſeinem matten Scheine nur ſpärlich eine weibliche Geſtalt, die, im Gewande einer frommen Kloſterfrau, in einem ſeinem Lager gegenüberſtehenden Seſſel zu ſchlafen ſchien. Das Zimmer ſowohl wie die Schlummernde war ihm unbekannt, nichts ſah er in dem hohen, öden Gemache, was ihm ſeinen Aufenthalt hätte kenntlich machen können. Wie aus einem langen Traume erwacht, ſtarrte er um ſich; ihn dünkte er habe lange geſchlafen, ſein Kopf ſchmerze ihn, da verkündete eine nahe Thurmuhr die Stunde der Mitternacht. Die Schlummernde erhob ſich langſam bei dem lauten Schlagen, faltete die Hände und murmelte ein ſtilles Gebet, dann goß ſie Oel auf die ſchon halb erloſchene Lampe und nahte ſich ſeinem Lager.

Steinbach hatte kein Auge von der ſonderbaren Erſcheinung gewendet. Die Kloſterfrau, die wie es ſchien hier zu ſeiner Pflege weilte, hatte für ihn nichts Schauerliches, obſchon ſie, bleich und hager, gleich einem Nachtgeiſte zu wandeln ſchien. Als ſie jedoch ſeinem Lager nahte, beengte ihr Anblick ſeine Bruſt, er ſchloß unwillkührlich die Augen, und hörte nur wie ſie ſeufzend ausrief: Noch immer nicht! Dann war es ihm, als ob ſie, neben ihm niederknieend, leiſe betete.

Die Schlacht, ſeine Verwundung, . ſein Erwachen, die Erſcheinung, deren Gebet er vernahm, verwebte ſeine kranke Phantaſie gar ſonderbar. Vor ſeinem geſchloſſenen Auge zogen die Bilder im wilden Treiben vorüber, und unmuthig, daß er keines feſthalten, keines deutlich vor ſich ſehen konnte, riß er das Auge auf und ſtarrte nach der Betenden, die mit lautem Schrei auffuhr, und: Er lebt! rufend, die Schelle zog.

Gott ſey gedankt, Herr, ſagte ſie jetzt mit anſcheinender Gelaſſenheit: daß meine Sorgfalt nicht vergebens war und Ihr dem Leben wieder gegeben ſeyd; mir bangte um Euch. — Eile zum Arzt! rief ſie einer eintretenden Dienerin zu: und bitte ihn, ſchnell hierher zu kommen.

Wo bin ich? fragte Steinbach: Wer ſeyd Ihr, ehrwürdige Frau?

Ihr ſeyd in Prag, in welchem Hauſe, kann Euch gleichgiltig ſeyn. Ich bin eine Schweſter aus dem aufgehobenen Kloſter der Auguſtinerinnen, und von meiner würdigen Aebtiſſin zu Eurer Pflege hierher geſandt.

Steinbach hatte, während ſie ſprach, die barmherzige Schweſter genau betrachten können. Es war eine hohe Geſtalt, über den Frühling des

Lebens hinaus, ohne jedoch dem Alter anzugehören. In ihrem edlen Geſichte, wo man noch deutliche Spuren verblühter Schönheit gewahrte, lag ein Zug ſtiller Trauer, ihr Auge ruhte wehmüthig auf dem Verwundeten.

So habe ich Euch viel zu danken, ſagte er gerührt: Ihr habt Euch, gegen Euer Gelübde, in die Welt gewagt, um einen Hülfloſen zu pflegen.

Herr, ſagte die Kloſterfrau mit gepreßter Stimme: das Schickſal, das über Böhmen ſeine zerſtörende Fackel ſchwang, trieb uns ſchon ſeit einem Jahre aus unſerer frommen Zelle und ſtieß uns zurück in die Welt, aus der wir uns geflüchtet, ſonſt hätte ich dem Wunſche meines Herzens nicht folgen, Euch nicht pflegen dürfen.

Und weßhalb nehmt Ihr ſolchen Antheil an mir, was gab Eurem Herzen den Wunſch, an meinem Krankenlager zu weilen?

Herr, erwiederte ſie, den ſanft bittenden Blick nach ihm wendend: ich fürchte, die Unterredung könne Euch ſchaden, Ihr bedürft der Ruhe und ich erwarte jeden Augenblick den Arzt, der Euch ſchon ſeit mehreren Tagen treulich beiſtand. Bis er Euren Zuſtand genauer unterſucht hat, bleibt ruhig, ich bitte Euch! — Sie rückte ihm das Kiſſen zurecht, reichte ihm einen kühlenden Trank, und das Auge unverwandt auf ihn geheftet, blieb ſie an ſeinem Lager ſtehen.

Edle Pflegerin, unterbrach Richard plötzlich die Stille: verzeiht, wenn ich gegen Euren Willen noch eine Frage an Euch thun muß. Kennt Ihr die Gräfin von Schlick?

Ich kenne ſie, erwiederte die Kloſterfrau.

Iſt ſie noch in Prag? fragte er heftig: Iſt ſie vielleicht mit dem Vater von dannen gezogen?

Sie iſt noch hier.

So hat ſie Euch zu mir geſandt, unterbrach ſie Richard ſchnell; und nun glaubte er, ſich alles erklären zu können.

Wohl möglich, ſagte nach kurzem Nachdenken die ſorgſame Pflegerin, und ein ſchmerzvolles Lächeln umzog ihren Mund. Aber, lieber Herr, fuhr ſie fort: nun auch keine weitere Frage. Euer Geiſt bedarf wie Euer Körper der Ruhe, und irre ich nicht, ſo höre ich den Arzt kommen.

Er trat ein, unterſuchte den Zuſtand des Kranken, während die Kloſterfrau mit geſpannter Aufmerkſamkeit auf jede ſeiner Mienen, auf jedes ſeiner Worte lauſchte. Ihr könnt Euch der Hoffnung überlaſſen! raunte ihr der Arzt zu: Die Natur des Jünglings iſt zu kräftig, um zu unterliegen; ich werde es der Gräfin berichten, damit dieſe Nachricht als heilender Balſam ſie ſtärke. Er verband die Wunden und entfernte ſich.

Richard fiel bald in einen erquickenden Schlaf, der doch nicht ganz ruhig geweſen ſeyn mußte, denn als er erwachte, erinnerte er ſich lieblicher Träume, die ihn umgaukelt hatten. Er glaubte Sidonie geſehen, gehört zu haben; es dünchte ihm, als habe ihr Mund ſeine Lippen berührt. Die Kloſterfrau, welche ſich Agathe nannte, lächelte bei dieſer Erzählung und meinte, ſeine Fieberphantaſie möchte ihm wohl die Gräfin von Schlick herbeigeführt haben, die in Sorge um ihn und ihren Vater daheim traure. Doch Richard ließ ſich durch die Vorſtellung ſeiner Pflegerin nicht überreden, er hatte, wie er glaubte, zu deutlich Sidoniens Stimme gehört, der liebliche Ton ſchallte auch noch jetzt in ſein Ohr, es konnte kein Traum, kein Fieberwahn ſeyn, der ihn getäuſcht hatte. — Aber Sidonie erſchien ihm nicht wieder, er hörte ihre Stimme nicht mehr, nur Agathe blieb treu an ſeinem Krankenlager und pflegte ihn mit unausſprechlicher Sorgfalt.

So vergingen Tage. Nur zuweilen berichtete ihm der Arzt was in Prag vorging, und aus dem Wenigen was er erfuhr ſah er wohl, daß die Schlacht entſcheidend geworden ſey; auch erfuhr er von ihm, daß Fürſt Chriſtian noch an ſeinen Wunden darnieder liegend, in Gewahrſam gehalten werde.

Die Vorſicht des Arztes hatte ihm nur wenig berichtet; was er verſchwieg, hätte ſein Gemüth noch ſchmerzlicher ergreifen müſſen. Ein ſtrenges Gericht wurde über Böhmen gehalten, und Herzog Maximilian führte das Schwert der Gerechtigkeit mit ſo feſter Hand als das Kriegſchwert. Die Privilegien wurden den Böhmen genommen, der Majeſtätbrief zerriſſen, die Kirchen der Utraquiſten den Katholiſchen wieder übergeben, und im Triumphe zogen die Jeſuiten in Böhmens Hauptſtadt ein. Die entflohenen Stände wurden geächtet, die Zurückgebliebenen eingezogen und eine furchtbar-blutige Vergeltung ſollte geübt werden. Richard, der nur theilweiſe und mit Schonen dieß alles vernahm, ſeufzte bei den Nachrichten; ſein Traum, ſeine Hoffnung waren verſchwunden; er, ein Gefangener, vielleicht nur ſorgfältig gepflegt, um auf dem Blutgerüſte als warnendes Beiſpiel zu enden. Das Loos, welches den Anhängern des Thurnſchen Hauſes bevorſtand, ruhig erwartend, unterdrückte er jede Sehnſucht Sidonie zu ſehen, die ſchon manchmal, wenn er ſchlummerte, zu dem Lager des Geliebten geſchlichen war, denn in ihrer Bruſt hatte, ſeit dem Tage jener unglücklichen Schlacht, die Hoffnung wieder ein Plätzchen gefunden. Einige Worte, die der Vater ihr bei der Trennung zugeraunt, hatten ſie ermuthigt, und ſie erwartete ſehnſuchtvoll die Ankunft des Grafen Hardegg, der, als einer der kaiſerlichen Kommiſſarien, mit dem Fürſten von Lichtenſtein eintreffen mußte.

23.

Richards Geſundheit beſſerte ſich mit jedem Tage; ſchon konnte er ſein Lager verlaſſen, und ſeine freundliche Pflegerin, die bis hierher mit zarter Sorgfalt für ihn gewacht, glaubte ihn am andern Morgen ſeinem treuen Diener übergeben zu können, da das den frommen Schweſtern auf's neue eingeräumte Kloſter die bisher aufgelöſ'ten Bande der Ordensregel wieder feſt knüpfte und ſie in ihre Zelle zurückkehren mußte. Sie machte dieß, nicht ohne innere Bewegung, dem Geneſenen bekannt, und als ob ſie ſich nur ſchmerzlich von ihm losreißen könne, ſo innig, faſt leidenſchaftlich waren die Worte, mit denen ſie ihm jetzt ſchon Lebewohl ſagte.

Richard Steinbach, ſprach ſie, als er mit dankbarem Gefühle ihre Hand an ſein Herz gedrückt hatte: es ſteht Euch heute noch eine ernſte, aber ſüße Stunde bevor. Sidonie glaubt noch die kurzen Augenblicke meiner Gegenwart benutzen zu müſſen, um Euch wiederzuſehen. Ihr Vater hat es ihr gewiſſermaßen erlaubt, ihre Sehnſucht zieht ſie her; gebe nur Gott, daß dieſer freudige Augenblick keinen nachtheiligen Einfluß auf Eure Geſundheit haben möge! Seyd Mann, laßt die Wonne des Wiederſehens Euch ſtärken, nicht die kaum wiederkehrende Geſundheit untergraben.

Richard hatte bei dieſen Worten kein Zeichen der Freude blicken laſſen, ſtarr ſah er vor ſich hin.

Richard Steinbach! ſprach faſt zürnend die ehrwürdige Kloſterfrau: Ihr ſeyd bei dieſer Nachricht ſtumm und kalt; ich glaubte Ihr würdet vor Wonne vergehen, und nun ſtarrt Ihr regungslos vor Euch hin.

Würdige Mutter, erwiederte Richard gelaſſen: ich zwinge mein Herz, daß es nicht aufjauchze vor Wonne und rufe ihm das Schreckenswort: hoffnungslos! zu.

Wie könnt Ihr ſo verzagt ſeyn? unterbrach ihn Agathe: hoffnungslos iſt keiner, der ſich und Gott vertraut. Seyd Ihr gefaßt, Sidonien zu ſehen?

Ich bin gefaßt! ſagte Richard, doch überfiel ihn bei dieſem Gedanken, das Mädchen ſeiner Liebe wieder zu ſehen, eine unerklärliche Bangigkeit. Er glaubte zwar ſie entſpränge aus der Furcht, daß ſein Anblick in dem Herzen des Mädchens die Flamme, die doch hoffnungslos verlöſchen müſſe, von neuem entzünden werde; aber dieß war es nicht, es war ein ſonderbares Vorgefühl, das ihn noch einmal mit Innigkeit

Agathe's Hand ergreifen ließ. Würdige Mutter, ſprach er, die zitternde Hand der Kloſterfrau mit Inbrunſt an ſeine Lippen drückend: ich weiß nicht, was meine Bruſt heute ſo ſonderbar beengt, was mich zu Euren Füßen, an Eure Bruſt ziehen möchte, was mich mit Sehnſucht und dennoch mit Furcht Sidonien erwarten läßt; zürnt mir nicht, daß ich ſo unmännlich zwiſchen Furcht und Sehnen vor Euch ſtehe, habt Mitleid mit meinem bewegten Gemüthe.

Agathe ſah mit ſanftem Blick auf den Jüngling, eine Thräne drängte ſich in ihr Auge, raſch entzog ſie dem Jünglinge ihre Hand. Ich gehe, Sidonie zu rufen; ſprach ſie und eilte hinaus.

Da ſtand nun Richard, den Engel ſeines Lebens erwartend. Aber es war nicht das frohe, ſich hingebende Gefühl, nicht die gränzenloſe Sehnſucht zum fernen Ziele, nicht die Wonne der Hoffnung, endlich am Buſen der Liebe zu ruhen, was ihn erfüllte; ängſtlich klopfte ſein Herz dem theuern Augenblicke entgegen, in des Wiederſehns Freude ſah er nur der Trennung neuen Schmerz. Beſiegt, gefangen ſollte er vor die Geliebte treten, die er nur als lorbeerbekränzter Sieger ſich erringen konnte. Nur im Glücke lag Hoffnung, und das Schickſal hatte ihn ſo tief niedergeworfen. Ich habe ſie unglücklich gemacht! rief er verzweifelnd aus: habe das treue Herz des Mädchens an mein Schickſal gekettet, und wenn auch der Tod mein unglückvolles Leben endet, ſchleicht der Schmerz als tückiſcher Begleiter ihr nach, durch die Tage ihres freudeloſen Lebens! — Da hörte er die leiſen Tritte; ſie nahte, ſein Herz klopfte, die matte Rechte die den Seſſel feſthielt zitterte, und als Sidonie, von der Kloſterfrau und Barbara gefolgt, eintrat und auf ihn zueilte, ſchreckte ſie vor ſeiner troſtloſen Geſtalt zurück, die mit dem Blicke der Wehmuth ihr entgegen kam.

Richard! rief das Mädchen: haben Dich Deine Wunden ſo gebeugt? haben ſie Dir auch die Kraft der Liebe genommen, daß Du Sidonien nicht mit einem freundlichen Worte begrüßen kannſt? Oder hat Dich das Schickſal ſo entmuthigt, daß der kühne Mann ſich, ſeine Liebe, die Hoffnung und alles was Liebe und Leben ſchaffen kann, aufgibt?

Nein, Sidonie, erwiederte Richard: an mich, an mein Schickſal dachte ich nicht, nur das Deine trat vor meinen Blick. Aermer als je ſtehe ich vor Dir, nichts habe ich Dir mehr zu bieten als mein Herz, nicht einmal eine täuſchende Hoffnung mehr. — Am weißen Berge ſchwand auch ſie, dort habe ich das letzte Rauſchen ihrer Flügel vernommen.

Mein Geliebter, unterbrach ihn Sidonie: an dem Tage verließ auch das Glück die Gräfin von Schlick, die unter Feinden hier zurückblieb, während ihr Vater, ein Geächteter, in fremden Landen irrt. — So ſtehen wir uns näher, Richard; — gleich Dir bin ich elternlos, vielleicht bald auch ohne Heimath, vielleicht gar im Gefängniſſe, wenn Du frei umhergehſt und Deine Sidonie zu befreien alles anwenden wirſt.

Wißt, junger Herr, unterbrach ſie die geſchwätzige Barbara: durch die Fürſprache des würdigen Priors der Kapuziner, durch die Verwendung noch eines andern ausgezeichneten Mannes, ſeyd Ihr frei, und in dem Heere des Kaiſers wird Euch jeder Platz offen ſtehen.

Glaubt Ihr, ich könne meinen Herrn wechſeln

ſeln wie mein Wamms, gute Barbara? erwiederte Richard, ihre Hand herzlich ſchüttelnd.

Und wenn es nun zum Heile Sidoniens, wenn es nun der Weg zu ihrem Beſitze wäre? meinte Barbara.

Auch mein Vater wünſcht wieder in ſeine Heimath zurückzukehren, unterbrach, jedoch nur mit leiſer Stimme, die Gräfin Barbara's Rede; ſie ſchien ſich des Wankelmuthes ihres Vaters zu ſchämen und ihr Blick ruhte nur ungewiß auf Richard, der immer noch in ſcheuer Entfernung von ihr ſtand und ſchweigend über das, was ſie eben geſagt, nachzudenken ſchien.

Die Kloſterfrau hatte während dem fern von den Liebenden geſtanden; ſie wollte die Wonne des Wiederſehens nicht ſtören und kein Wort war ihr entgangen; ihr Blick hatte ununterbrochen auf Richard und Sidonien geruht; jetzt, da Alle ſchwiegen, nahte ſie ſich ihnen. Richard Steinbach, ſprach ſie mit feſtem, beſtimmten Tone, den Richard früher nie von ihr vernommen: das Regiment Friedrichs von der Pfalz iſt zu Ende, der Majeſtätbrief der Böhmen zerriſſen, die entheiligten Kirchen ſind dem reinen

Gottesdienſte wiedergegeben; Eurer Pflichten ſeyd Ihr entbunden; dort hält Euch nichts mehr, hier bindet Euch Dankbarkeit und Glaube! Den Grafen von Thurn ſeyd Ihr nicht verpflichtet, Ihr wart ihnen eine Bürde, die ſie mit Freuden von ſich werfen und verderben wollten; mit dem Tode der würdigen Gräfin ward Euer Schuldbuch in jenem Hauſe geſchloſſen. Der Einzige, welchem Ihr aus jener Zeit Dank ſchuldig ſeyd, der junge Fürſt von Anhalt, iſt hier gefangen; auch ihm könnt Ihr mehr nützen, wenn Ihr zu dem Dienſte Eures rechtmäßigen Herrn zurückkehrt.

Richard ſtand betroffen; er ſah auf Sidoniens, ſelbſt auf Barbara's Antlitz, daß ſie der Rede Agathens beiſtimmten; ihm war ſelbſt dieſe ein Räthſel, da ſie von ſeinen früheren Verhältniſſen unterrichtet ſchien. Da trat Sidonie ihm näher. Auch ich bitte Dich, mein Richard, wenn die Gelegenheit ſich darbietet, die Dienſte des Kaiſers anzunehmen. — Auch mein Vater, ich muß Dir es nur geſtehen, wünſcht dem alten Hauſe Oeſtreich wieder ſeine letzten Kräfte zu weihen, und ich glaube durch dieſen Schritt allein gehen wir der Hoffnung entgegen.

Auch Du? ſagte Richard erſtaunt: auch Du wünſcheſt es?

Es iſt der letzte Stab, an den ſich unſere Liebe zu ſtützen vermag.

Sidonie! rief der Jüngling, und er, der bis jetzt fern von der Geliebten geblieben, zog ſie ſtürmiſch an ſein Herz: Soll die innere Stimme, die laut in mir ſpricht, ſoll ſie verſtummen? Soll mir die Freiheit eines Volkes nichts mehr ſeyn? Soll ich Alles geopfert haben, was mir Werth und Würde gab, mein Gefühl für Menſchenrecht, den freien Sinn meines Geiſtes, um Dich zu gewinnen? Gibt es keinen andern Weg als den, wo ich die Achtung meiner ſelbſt verliere, gibt es keinen andern?

Keinen! unterbrach ihn die Kloſterfrau.

Was treibt Euch, rauh und befehlend in mein Schickſal einzugreifen? fragte Richard unmuthig: Was habt Ihr für ein Recht, mir den Weg zu zeigen, den ich gehen ſoll? So weit erſtreckt ſich meine Dankbarkeit für Eure Pflege nicht.

Richard, erwiederte Agathe mit Sanftmuth: zürnt mir nicht, ich meine es gut. Und ſeht, fuhr ſie fort, indem ſie Sidoniens Hand erfaßte:

ſeht dieſen leidenden Engel, der an den armen Verlaſſenen ſeines Lebens ganzes Glück treu kettete. Sehet, die bittend vor Euch ſteht; und kann dieſes Auge, dieſer fromme Blick Euch nicht beſtimmen, ſo ſchlägt Eures Vaters kaltes Herz in Eurer Bruſt.

Meines Vaters! Weib, kennſt Du ihn? rief Richard auf ſie zuſtürmend.

Ich kenne nur die Geſchichte Eurer Jugend, und den Vater, der Euch an dem Felsquell ausſetzen ließ —

Und die Mutter, fiel ihr Richard in die Rede: die mich dort den wilden Thieren preis gab.

Sie wird Gott richten! ſagte feierlich die Kloſterfrau, ihr frommes Auge gen Himmel hebend. — Nun, Herr, fuhr ſie mit freundlicher Ruhe fort: nun habe ich Euch nichts mehr zu ſagen. Ich gehe von hier, hinter mir ſchließt ſich die Pforte meines Kloſters und mit ihr ſchließt ſich die Welt meinem Blicke. Ich hätte wohl gewünſcht, Euch Beide vereint einem Ziele entgegen gehen zu ſehen. — Ach, es iſt ſo traurig, den Lebensweg allein zu wandeln! Aber es ſoll nicht ſeyn. — Deßhalb lebt wohl! Tretet zu mir, Ihr Theuren, daß meine Hand Euch noch ſegne, daß mein Gebet für Euer Glück zum Himmel aufſteige, und die Erinnerung an dieſe Stunde, im Glück und Unglück, Euch die arme Schweſter Agathe zurückführe.

Richard und Sidonie waren ihr genaht. Sie ſtand, das Auge gen Himmel gehoben, vor ihnen und ſchien zu beten, während Sidonie ihr Haupt an Richards Bruſt lehnte und Barbara das Auge auf die fromme Schweſter heftete. — Gott ſchütze Euch! ſagte die Kloſterfrau jetzt, die Hände auf die Stirn der Liebenden legend, die unwillkührlich ſich vor der frommen Schweſter neigten: Er führe Euch an's Ziel, und ſtrafe Euch nicht um der Sünden Eurer Väter willen. — Amen!

Als ſie dieß ſprach und ſich leiſe zu den Liebenden niederbeugte, die, von den Worten Agathe's ergriffen, Arm in Arm, Bruſt an Bruſt ruhten, öffnete ſich leiſe die Thür, ein Mann trat ein, der durch dieſen Anblick überraſcht am Eingange ſtehen blieb, und theilnehmend auf die Gruppe blickte; Niemand gewahrte ihn. Als aber die Kloſterfrau aus dem Innerſten ihrer Bruſt „Lebt wohl!“ hervorrief, ihr Blick ſich hob, ſie den Ein=

getretenen ſah, rief ſie leiſe: Maria Jeſus! ließ den Schleier ſinken und ſtreckte den Arm nach der Thür. Richard und Sidonie fuhren erſchrocken auf und ſahen hin. Graf Hardegg! rief der Jüngling und eilte mit ſtürmiſcher Freude an der Hand der Geliebten hin zu dem Greiſe, der, ſie abwehrend, ſtarr den Blick auf die Kloſterfrau geheftet, fragte: Wer iſt Jene dort?

Edler Mann! unterbrach ihn Richard.

Fort, fort! rief Graf Hardegg, Richards Hand heftig von ſich ſchleudernd, und ſtürzte an ihnen vorbei, hin zu dem Seſſel, in welchen Agathe leblos geſunken war. Barbara ſtand ihr zur Seite.

Stehen die Todten wieder auf und iſt ihr Schlaf ſo kurz? ſagte der Graf dumpf vor ſich hin: Biſt Du ein Geiſt oder biſt Du es ſelbſt? Dieß ſagend, hob er den Schleier von dem bleichen Antlitz, ſah unverwandt die Schlummernde an, während Richard und Barbara über dieſe ſonderbare Begebenheit erſtaunten und Sidonie das Geſicht der frommen Schweſter mit dem Schleier wieder decken wollte.

Laßt das! bat Graf Hardegg: Gönnt mir ihren Anblick, der mir wohl thut, obgleich ich bebe.

Es iſt die Vergeltung, die mich ſtrafend erfaßt — Gott hält jetzt Gericht über mich! —

Herr! rief Richard hinzuſpringend, denn der Alte zitterte heftig, ſeine Lippen bebten, auf ſeinem Antlitz lag der Ausdruck des tiefſten Schmerzes.

Richard, ſagte er nun, während Sidonie beſchäftigt war die Ohnmächtige in's Leben zurückzurufen: hat Dich auf meinem Schloß der Zufall vielleicht in ein verborgenes Gemach geführt, wo über einem Altar das Bild einer Jungfrau hängt?

Ja, Herr! erwiederte Richard erröthend.

Es iſt ihr Bild! rief der Graf, auf Agathen zeigend: Ihr Bild, bei deſſen Anblick ich ſeit Jahren um die Todte trauerte, und ſie lebte!

Bei dieſen Worten ſchlug Agathe die Augen auf. Sie lebt! rief der Graf Hardegg: Wohl mir!

Wohl Euch, wehe mir! unterbrach ihn, ſich langſam erhebend, die Erwachte.

Marie! rief der Graf, mit dem Feuer der Jugend ihre Hand ergreifend: Warum das Wehe?

Laßt mich, bat ſie ſanft: laßt meine Hand, ſie gehört der Kirche, wie die Eure Eurem Stande gehörte. — Ich bin mit mir verſöhnt und darum auch mit Euch; kein Groll iſt mehr in meinem

Herzen. — Und nun laßt mich zurück in meine Zelle, Euch genüge, daß ich mich des Wiederſehens freue, und die Thräne, die ich in meinem Auge fühle, nicht dem Schmerze angehört.

Lebt unſer Kind? Wo iſt es? rief der Graf. — Marie erbebte. — Sprich, wo iſt es; daß es lebt, ſagt mir Dein Auge.

Verklärt, wie ein Engel des Himmels der die verlorene Seele wieder zum Throne des Höchſten zurückführt, ergriff ſie Richards Hand. Hier nimm ihn aus meiner Hand! rief ſie, und ehe noch des Grafen ausgebreitete Arme den Sohn an ſein Herz drücken konnten, ruhte er ſchon an der Mutterbruſt.

So habe ich Vater und Mutter! rief der Jüngling, feſt mit der Linken die Mutter umfangend, innig die Rechte dem Vater entgegenſtreckend: So bin ich keine Waiſe mehr, und auch die Liebe iſt mir geworden. — Vater, Mutter! rief er, und der Glückliche wußte nicht wohin er ſich wenden ſollte: bin ich wirklich Euer Kind? Darf ich die ſüßen Worte, Vater, Mutter, laut ausrufen, die ich bis jetzt nur leiſe, im Verborgenen mit ungeſtillter Sehnſucht ſtammeln konnte?

Du darfſt es, ſagte die Mutter: aber ungetrübt iſt Dein Glück nicht. — Der Vater bleibt Dir; die Mutter kehrt zurück in ihre Zelle; dort kann ſie nur, wie ſie bisher gethan, für Dich beten und in der Stille unbemerkt über Dein Wohl wachen. — Euch, Graf Hardegg, übergebe ich meinen Sohn. Der Himmel nahm Euch die Tochter, welche ihrem Gatten in die Verbannung folgte, und Ihr ſtändet kinderlos, führte ich ihn nicht in Eure Arme zurück. Ich habe zwar hierdurch mein furchtbares Gelübde gebrochen, Ihr ſolltet nie Euren Sohn erkennen, dieſe Wonne Euch nie werden. Aber Gott wird mir vergeben, daß ich den frevelhaften Schwur brach, den mir Schmerz und Unglück abpreßte. Sorget für ihn, als habe der Prieſter ſein Daſeyn geheiligt; ſtellt ihn durch des Kaiſers Gnade neben Euch und ſegnet den Bund, den die Liebe durch zwei Herzen geſchloſſen. Dieß ſagend drückte ſie Sidonien mit Inbrunſt an ſich.

Aus meiner einſamen Zelle habe ich Euch ſorgſam beobachtet, Gräfin von Schlick, fuhr ſie fort: meines Lebens Zweck war nur noch, durch Euch meinen Sohn glücklich zu ſehen, und ich werde ihn mit Gott erreichen. Dir aber, mein Richard, mögen ewig die letzten Worte Deiner unglücklichen Mutter in der Erinnerung bleiben: Liebe bis in den Tod den Engel, den Gott Dir ſandte; bleib treu Deinem Glauben, ehre das Andenken Deiner Mutter. — Und nun lebt wohl!

Richard und Sidonie umfaßten ihre Kniee. Der Graf ergriff ihre Hand. Und Du willſt von mir ſcheiden, ohne ein freundliches Wort, ohne ein Lebewohl mir geſagt zu haben, Marie? ſprach er, tief gerührt.

Ihr ſagtet mir in des Jägers einſamer Wohnung ein ewiges Lebewohl, meine Thränen konnten Euch nicht zurückhalten; jenes Lebewohl tönte drei und zwanzig Jahre lang an mein Ohr, und wenn ich aus der Hora in meine Zelle trat, rief es mein blutendes Herz in dumpfer Einſamkeit mir jeden Morgen entgegen. — Es gilt auch noch für heute!

Und von Deinen Schickſalen habe ich nichts erfahren! ſagte Graf Hardegg: Hältſt Du mich für ſo hart, ohne Theilnahme für Dich zu ſeyn, Marie? Dein Bild, das ich in den Tagen des Glücks von jenem freundlichen Meiſter verfertigen ließ, habe ich als ein Heiligenbild verehrt, täglich, ſtündlich habe ich vor dieſem mahnenden Denkmale jugendlicher Verirrung geſtanden, und über meine bleichen Wangen ſind die Thränen um Dich gerollt. Ich habe Dein Andenken geehrt, und das Schickſal, welches mir eine liebloſe Gattin gab und nahm, welches mir ein Kind nach dem andern, eine Hoffnung nach der andern auf die Bahre legte, hat die Reue in meinem Buſen qualvoll genährt. Deßhalb laß uns verſöhnt ſcheiden; ich habe genug gebüßt.

Habt Ihr mein Andenken geehrt, ſo rufe ich Euch ein inniges, verſöhnendes Lebewohl zu und vertröſte Euch auf ein baldiges Wiederſehen. Dort oben, ſprach ſie, nicht mehr Herrin ihrer Gefühle: dort darf ich Euch nahen. Du aber, mein Richard, darfſt am Sprachgitter die Mutter ſehen und ihre Einſamkeit beleben. Euch aber, Graf Hardegg, reiche ich jetzt zum Abſchiede für immer die Hand; nicht meine bleichen Wangen, nicht Eure greiſen Locken ſchützen das Herz vor den Eindrücken der Jugend, und ſündlich iſt dieſes Herzens Klopfen.

Sie drückte noch einmal den Sohn an ſich, umarmte Sidonie und reichte mit wehmüthigem Lächeln dem Grafen die Hand, dann eilte ſie ſchnell mit Barbara von dannen.

Lange ſtanden die Drei ſchweigend, den Blick nach der Thüre gerichtet, dann ſprach der Vater mit feierlichem Tone: Gott, Du biſt ein gütiger, barmherziger Vater, Du ſtrafeſt den Fehl nicht für das ganze Leben; Du gabſt mir ihn, der mir als ein Fremdling ſchon theuer war, zum Sohne. Richard! rief er dem Freudetrunkenen zu, der bis jetzt noch immer der ſcheidenden Mutter gedenkend, nun erſt ſich ſtürmiſch an die Bruſt des Vaters warf: Des Kaiſers Gnade iſt groß, er wird mit ſeinem mächtigen Worte den Makel Deiner Geburt verwiſchen und Dich würdig machen, um Sidonie Gräfin Schlick zu werben. Faſſe Muth!

24.

Sidonie, welche der Aebtiſſin nicht in das Kloſter hatte folgen können und mit Barbara wieder in ihre alte Wohnung gezogen war, eilte am andern Morgen, die würdige Aebtiſſin aufzuſuchen, welche ſie auch ſogleich zu Schweſter Agathe führte, die ſie heiter und ruhig fand. Sie empfing Sidonien mit der Zärtlichkeit einer Mutter, nannte ſie ihre liebe Tochter, ſtreichelte ihre Wangen und ſchien an dem Anblick des ſeelenvollen Antlitzes ſich zu ergötzen. Liebe Sidonie, ſprach ſie: Niemand kennt meine Leiden; nur der edlen Aebtiſſin habe ich die Begebenheiten meines Lebens, die ſo arm an Freuden und ſo reich an Schmerz und Qualen ſind, mitgetheilt. Setze Dich zu mir, und wenn ich die Fehler meiner Jugend Dir geſtehe, ſo richte Dein Auge nicht auf mich, wende Dich ab, daß Dein ſchuldloſer Blick den meinen nicht treffe. Nach langem Kampfe mit ſich ſelbſt begann ſie.

Ich lebte unweit Kufſtein in dem reizenden Innthal ein harmloſes Leben; von meinen wohlhabenden Eltern geliebt, von meinen Geſpielen geachtet, fehlte mir nichts zu meinem Glücke. Meine Eltern, das väterliche Haus, die Berge der Heimath genügten mir; ich war glücklich. Da trat ich eines Sonntags feſtlich geſchmückt in die Weinlaube vor dem Hauſe, gar wunderlichen Gedanken nachhängend, die ſonſt noch nie in mir aufgeſtiegen waren. Ich hatte am Morgen in der Kirche von Fuldeß eine Geſpielin trauen geſehen, und der Anblick der glücklichen Braut hatte mein Herz, ich wußte ſelbſt nicht warum, unruhig geſtimmt. Da erblickte ich von weitem einen Zug Reiter, es ſchien mir nicht Kriegvolk, nur Reiſende ſchienen es zu ſeyn. Sonſt wäre ich raſch in's Haus zurückgetreten, heute blieb ich ſitzen, und als der Zug näher kam, ſtand ich auf, mich vor dem ſtattlichen Manne verneigend, der ihn führte. Es war Graf Hardegg, der mich aufmerkſam betrachtend abſtieg und mich um einen Trunk Milch bat; ich eilte in das Haus, er folgte mir, ſeine Diener blieben draußen. Der Vater war nicht zu Hauſe, meine Mutter empfing den vornehmen Herrn freundlich, und während ich einen Becher mit Milch holte, lud ſie ihn ein in die Stube zu treten. Mit Zittern reichte ich ihm den Becher, er trank, doch ſein Auge ruhte unverwandt auf dem meinen, das ich beſchämt niederſchlug, denn mir war bei dem Anblick dieſes Mannes gar wunderlich um's Herz geworden, und die kurzen Augenblicke, wo ich verſtohlen nach ihm ſah, reichten hin, ſein Bild unvergeßlich in mein Herz zu prägen. Als meine Mutter uns verließ, um auch den Dienern gaſtfreundlich einen Trunk anzubieten, fragte er mich nach meinem Namen, drückte mir dabei die Hand, nannte mich liebe Marie, und das Blut drang auf meine Wangen; ich ſtand vor ihm beſchämt, aber doch vergnügt, und mein Auge ruhte wohlgefällig auf der ſchönen Geſtalt des Mannes.

Doch wozu Euch jene Zeiten ſchildern, an die mein ſchwaches Herz noch ſo gern zurückdenkt. Er ritt von dannen, ſein Bild blieb in meinem Herzen zurück. Noch einmal kam er von Inſpruck und trat bei uns ein; mein alter Vater war wieder in Baiern abweſend. Von der Zeit an kam er oft heimlich, wir ſahen uns in einem Wäldchen, — wir waren glücklich! —

Sie hielt inne, eine Thräne brach hervor, ſie vermochte nicht weiter zu reden, doch endlich faßte ſie ſich. Das Grab meiner Ruhe hatte ſich geöffnet, fuhr ſie fort und ihre Hand ruhte zitternd in der Hand Sidoniens: meiner Eltern Haus wurde mir zu eng, des Vaters ernſt drohende, der Mutter ſorgliche Fragen wurden mir quälende Mahner; ich verließ heimlich Eltern und Heimath und folgte ihm nach Mähren.

Unfern ſeiner Burg im tiefen Walde, in ein on einem alten Jäger und ſeinem Weibe bewohn- es Jagdhaus führte er mich; auf ſeine Burg urfte ich nicht ziehen, noch lebte ſein Vater. In eſem einſamen, öden Hauſe habe ich die glücklichſten Tage meines Lebens verlebt, wenn man das Glück nennen kann, wo Leidenſchaft das Herz bethört und man Vater, Mutter, Pflicht und Scham und die heiligſten Gebote vergißt. Unter der Kleidung eines Italiſchen Landmädchens, worin ſich meine Eitelkeit ſo wohlgefiel, verbarg ich mich hier jeder Nachforſchung, und nur an ihn denkend, ſchwelgte mein unbefangenes Herz in der Liebe ſüßeſtem Glücke; ich glaubte, ſo bliebe es für das ganze Leben. Nichts iſt mir von jenen Zeiten geblieben, als die ſchmerzliche Erinnerung, — ihm? — vielleicht ein Bild, das mich in jener fremden Tracht darſtellte. — Aber bald erwachte ich aus meinem Traume. Seines Vaters Befehl, nicht die Liebe rief ihn zum Altare. Er geſtand es mir offen, verſprach als Vater für das Kind zu ſorgen, welches ich unter meinem Herzen trug, für mich Sorge zu tragen mit inniger Liebe und Freundſchaft, und ſuchte Alles auf mich zu tröſten. — Aber ich verlangte keinen Troſt, mein Herz war gebrochen, mein Gemüth zerriſſen, mein Paradies zerſtört. Kein Vorwurf traf ihn, ich erwiederte ihm kein Wort, mein Schmerz war ſtumm und thränenlos. Er kam noch öfters, ſein Anblick

ließ

ließ mich kalt, ſeine tröſtenden Worte waren mir ſchneidende Dolche, ſeine Liebkoſungen wies ich ſtolz zurück. — So war er einſt bis um Mitternacht bei mir geblieben. Marie, ſagte er dann in Unmuth: Du bleibſt ſtumm für mich, der ich Dich wahrlich noch liebe, wahrhaft und treu, Du ſtößeſt den Vater Deines Kindes zurück — ſo muß ich denn heute von Dir ſcheiden ohne ein freundliches Wort und Dir Lebewohl ſagen. Morgen führe ich die Braut zum Altare; dann wäre es Sünde, zu Dir zurückzukehren. Lebe wohl! Du jammerſt mich; als Freund und Vater werde ich für Dich und unſer Kind ſorgen. — Er legte hierbei einen vollen Beutel auf den Tiſch. — Dieß für den Augenblick. Laß mich durch den alten Jäger wiſſen, wohin Du Dich wenden wirſt. — Ich ſchwieg; ein ſonderbarer Stolz hatte ſich meiner bemächtigt, ich ſah mit Verachtung auf ſein Geld, und ſtand auf, ihn zu verlaſſen; da ergriff er noch einmal meine Hand, bat mich mit den ſüßeſten Liebesworten, nicht ſo von ihm zu ſcheiden; er bat vergebens. Die Morgenröthe beſchien eine Unglückliche, die der Gram bis zum Wahnſinne trieb. Er verließ mich, — erſt geſtern ſah ich ihn wieder.

Ich blieb noch einige Zeit in dem Jagdhauſe, dann trieb mich die Sehnſucht nach meiner Heimath fort; in männlicher Tracht, die mir der alte Jäger verſchaffte, ging ich nach Tirol. Als ich die Warte des Kufſteins erblickte, überfiel mich ein Grauen; ich wollte umkehren, und doch zog es mich mit unwiderſtehlicher Gewalt nach dem Wohnplatze meiner Eltern hin. Es dämmerte ſchon, als ich an der Burg Amſtein vorüber zog, wo alles erleuchtet war und lauter Jubel ſchallte; ich dachte an Hardegg und ging ſchweigend vorüber. Der Mond leuchtete auf dem wohlbekannten Wege, wo ich oft, mir die Erinnerung zurückrufend, auf manchem freundlichen mir vertrauten Plätzchen ausruhte. Endlich, es mochte ſchon Mitternacht ſeyn, ſah ich das väterliche Haus im Mondlichte erglänzen; zitternd nahe ich mich, da fährt ein Hund bellend auf mich zu. Weißt auch du, daß ich nicht mehr hierher gehöre und mir die Pforten des Vaterhauſes verſchloſſen ſind? ſeufzte ich, den Hund durch freundliche Worte beſchwichtigend, der, mich auch bald erkennend, freudig an mir aufſprang. Es that mir wohl, daß wenigſtens ein Weſen mich hier freundlich empfing; ich ſetzte mich auf die Bank in der Weinlaube, der Hund legte ſich zu meinen Füßen. So ſaß ich, das Auge auf die verſchloſſene Thür, auf die Laden meines Kämmerleins gerichtet, und ich fühlte namenloſen Schmerz. So muß es dem gefallenen Engel ſeyn, der der Himmelspforte nahend, ſie für ſich verſchloſſen findet; mir war es als ſtände auch ich, eine Verſtoßene, vor dem Paradieſe. Die Vergangenheit ſchwebte in ihrer Unſchuld, mein gegenwärtiges Leben entfaltete ſich mit ſeinen ſündlichen Reizen vor mir, und trüb und dunkel, nicht einmal wie dieſe Nacht vom Mondlicht erhellt, ſah ich einer furchtbaren Zukunft entgegen.

Es waren qualvolle Stunden, die ich hier durchwachte. So nahe meinen Eltern, die ihr einziges, ihr verlornes Kind vielleicht jetzt auf ſchlafloſem Lager beweinten, ſo nahe meinem ſtillen Kämmerchen, wo ich oft während des Abendgebetes in meiner Unſchuld einſchlummerte und dann ſo ſanft ſchlief, daß die Morgenröthe kaum die Schuldloſe zu erwecken vermochte; und jetzt ſaß ich, eine Verbannte, vor meiner Heimath, die Morgenröthe, die vor mir zu dämmern begann, trieb mich fort vom Vaterhauſe, kein freundlich tröſtendes Wort durfte ich von der Mutter vernehmen, als ſey ich eine Fremde auf den Plätzen meiner Kindheit, mußte ich den Wanderſtab ergreifen und weiter ziehen.

Die mich durch die Weinranken rauh anwehende Morgenluft mahnte mich zum Aufbruch, ich ſchritt mit unendlich ſchmerzlichem Gefühle den Weg zurück, den treuen Hund mir zur Seite. Als ich aber wohl ſchon eine Stunde gewandert war, ſtieß er mich an, blieb ſtehen und ſah nach der Heimath, als wolle er mich mahnen, dahin zurückzukehren. Ich durfte ja nicht, mußte meinen Weg fortſetzen, und auch das treue Thier verließ mich. — Es that mir weh, als mein Begleiter langſam zurückging; oft ſtand er noch ſtill und ſah ſich nach mir um, dann war er mir verſchwunden. Ich trauerte als er meinem Blick entſchwand; es war doch ein Weſen aus der Heimath, das mir zur Seite war, und nun fand ich mich ſo ganz allein. Aber nicht mein Träumen, nicht meine Klagen änderten die Richtung meiner Bahn; ich mußte nach Norden, mußte die Heimath hinter mir laſſen, und habe ſie nimmer geſehen.

Weine nicht, Sidonie! unterbrach ſie ihre Erzählung: Mir hat der Herr eine neue Heimath gegeben, wo das gebrochene Herz im Glauben ſich ſtärkte und Buße die Fehler der Jugend verwiſcht — aber die Erinnerung nicht, nicht dieſe ewig Schaffende mit ihren freudigen, mit ihren ſchmerzerweckenden Bildern.

Ich kehrte nach dem Jagdhauſe zurück, fuhr ſie fort: nach dieſem Orte ſo vieler Wonne und Qual. Der Jäger empfing mich finſter, die alte Mutter wohl freundlicher, doch mahnte ſie mich, ein anderes Plätzchen zu ſuchen, denn hier, ſo nahe ihrem Herrn, könne ich die Entwickelung meines Schickſals nicht abwarten. Noch am nämlichen Tage nahm ich, was ich an Geld und Geldeswerth von ihm hatte, nahm den Beutel mit Goldgulden und zog in's Böhmerland. Nordwärts wollte ich, meinem Vaterlande immer ferner, und der Himmel führte mich nach Oſten. In der Hütte eines armen Köhlerweibes gebar ich Richard. Da, auf ärmlichem Binſenlager, zerriſſen von Schmerzen an Seele und Leib, ſchwur ich, den Knaben nie ſeinem Vater zu übergeben, für ihn den Treuloſen todt zu ſeyn auf dieſes ganze Leben. Ich habe dieſen Schwur gebrochen und zage deßhalb nicht, vor Gottes Richterſtuhl zu treten, denn der Schwur des Böſen kann dem Barmherzigen nicht wohlgefällig ſeyn.

Acht Wochen verblieb ich in der Hütte, wo ich mit dem Wenigen das ich hatte Segen verbreitete, und als ich ging, verſprach das Köhlerweib, nach des Grafen Burg zu gehen, um ihm zu berichten, daß Mutter und Kind geſtorben ſeyen. Sie hat Wort gehalten; er glaubte mich todt.

Von Ort zu Ort zog ich nun mit meinem Kinde. Zuweilen ſtieg bei dieſer Wanderung der Vorſatz in mir auf, zu meinen Eltern zurückzukehren, mich reuevoll zu ihren Füßen zu werfen und ihre Verzeihung zu erflehen, oft auch wurde der Vorſatz in mir rege, mich in die vorüber ſtrömenden Fluthen zu ſtürzen. Doch der Anblick des Kleinen, der hülflos und jammernd an meiner Bruſt lag, hielt mich ab; er war der Engel, der mich vor Verderben ſchützte; aber nie konnte ich mich entſchließen, zu meinen Eltern mich zu wenden, und war ich auch ſchon eine Tagreiſe gen Tirol gegangen, trieb mich meine Schuld, mein Stolz wieder abwärts. So irrte ich einen Monat lang von Hütte zu Hütte, von Dorf zu Dorf. Mein Geld war zu Ende, ſchon mehrere Kleinodien hatte ich verkauft. Eines Tages ſaß ich da, wo auf der Straße von Budweis der Weg durch den Wald nach dem Schloſſe des Grafen von Thurn führt, unter einem Eichbaume, den lachenden Knaben an meiner Bruſt und weinte bitterlich. Ein Wagen fuhr vorüber, eine Kloſterfrau blickte heraus, befahl zu halten und mir, mich zu nahen.

Setzt Euch mit Eurem Kinde auf den Wagen, befahl ſie dann und gebot dem Kutſcher, vor dem Hauſe am Wege anzuhalten. Ich zögerte einen Augenblick, doch eine innere Stimme rief mir zu, ihr zu folgen. Als der Wagen vor dem Hauſe ſtill hielt, ſtieg die Kloſterfrau aus, trat ein, ich mit ihr, und als ich vor der edeln Geſtalt, die mich mit durchdringenden, aber doch ſo gütigen Blicken betrachtete, demuthvoll ſtand, hob ich plötzlich, Gott mußte es mir eingeben, mein Kind in die Höhe und reichte es ihr hin. Sie lächelte, nahm den Kleinen in ihre Arme und ein Zug der Wehmuth überflog ihr frommes Antlitz. — Ich mußte ſie mit meinem Schickſale bekannt machen; ich that es treu, nur nannte ich des Grafen Namen nicht; ſie forſchte auch weiter nicht danach, blickte, während ich ſprach, lange und ſinnend auf das Kind, das ſie immer noch auf den Armen hielt, ſah zuweilen bedeutungvoll auf mich, dann legte ſie es wieder an meine Bruſt und ſprach mit Engelmilde: Ich werde für Dein Kind und auch für Dich ſorgen; verweile in dieſem Hauſe, bis Du Nachricht von mir bekommen wirſt; folge der, die ich Dir ſende. Du ſcheinſt Dein Unglück zu erkennen, Du ſcheinſt reuig Dein Herz zur Tugend zu wenden, in dem Strudel der Welt blüht Dir kein Glück, in der ſtillen klöſterlichen Einſamkeit allein kann Dir der Friede der Seele wieder werden. Lebe wohl. Sie küßte den Kleinen, der mit kindlichem Lächeln an ihr aufſah und verließ mich.

Am andern Tage kam eine betagte Perſon zu mir. Folgt mir mit Eurem Kinde, ſprach ſie; ich folgte. Sie ging ſchweigend dem Walde zu, immer tiefer hinein; mir wurde bange, ich preßte den Knaben feſter an meine Bruſt. Da hielt meine Führerin bei einem Felsquell an, wo ein blühender wilder Roſenſtrauch ſich freundlich ausbreitete. Legt Euer Kind hier unter den Strauch an dem Quell, drückt es noch einmal an Eure Bruſt, ſprach ſie: und dann kommt.

Starr ſah ich die Alte an. Ja, ſagte ſie mit

Wehmuth: es muß geſchieden ſeyn, es iſt der letzte Augenblick der Mutterfreude, des Mutterſchmerzes; Ihr müßt Euch von dem Knaben trennen!

Nimmermehr! rief ich, riß mein Kind empor und eilte die Höhe hinauf.

Unglückliche! rief die Alte mir nach: höre mich und überlaß Dich nicht wilder Verzweiflung. Ein Diener iſt hierher beſchieden, um das, was er am Felsquell unter dem Roſenſtrauche fände, auf das Schloß der Gräfin von Thurn zu bringen. Die würdige Frau gibt vor, geträumt zu haben, daß hier ein köſtlich Gut für ſie niedergelegt ſey; von jener Höhe kannſt Du lauſchen, komm nur herunter.

Ich kam; es lag ſo viel Zutrauen erweckendes in dem Geſichte der Alten; ich legte mein Kind unter den Roſenſtrauch. — Die Gräfin wird als Mutter für den Kleinen ſorgen, ſagte ſie jetzt: meine Herrin, die Aebtiſſin der Auguſtinerinnen zu Prag, hat ſie von allem unterrichtet. — Ich küßte mein Kind, es war mir in dieſem Augenblick theurer als je, und doch fühlte ich, daß ich ſeines Lebens Glück nicht gründen, daß ich es in das Gotteshaus, zu dem mir die Pforten geöffnet ſchienen, nicht mitnehmen konnte, daß es getrennt ſeyn mußte.

Unglückliche! unterbrach die Alte meinen Jammer: Es muß einer Mutter wohl ſchwer werden, von ihrem Kinde ſich zu trennen, ſagte ſie nach einer Pauſe leiſe vor ſich hin: ich weiß es nicht, ich kenne dieſe Freude und dieſen Schmerz nicht. — Seyd Ihr eine katholiſche Chriſtin? fragte ſie mich plötzlich.

Ja! erwiederte ich, meine Gedanken nur auf das Kind geheftet.

Wünſcht alſo, daß dieſer Knabe in dem Glauben der alleinſeligmachenden Kirche erzogen werde?

Das iſt mein heißeſter Wunſch, erwiederte ich, den Zweck der Frage faſſend.

So legt dieſen Zettel neben den Kleinen; er enthält die Bitte, ihn in dem Glauben ſeiner Mutter zu erziehen. Die Gräfin Thurn, obgleich eine Utraquiſtin, wird gewiß die Bitte erfüllen.

Ich heftete den Zettel auf die Bruſt des Kleinen, preßte ihn noch einmal an mein Herz, und da wir von weitem den Geſang eines Mannes hörten, eilten wir die Höhe hinauf. — Hier ſah ich mit dem Blicke eines Falken hinab auf das ſchlummernde Kind. Daß ein reißendes Thier kommen, ihn rauben könne, dieſer Gedanke jagte angſtvoll das Blut durch meine Adern; ich ſtand bereit, mit meinem Leben es zu vertheidigen. Ein alter freundlicher Mann, den Jagdſpieß in der Hand, ſtieg jetzt den Fußpfad herab, ſuchte am Felsquell und fuhr erſchrocken zurück, als er den ſchlummernden Knaben erblickte. Er beugte ſich über ihn, hob ihn auf, blickte ihm lächelnd auf das geſchloſſene Auge und drückte einen Kuß auf die roſigen Lippen des Kleinen.

Mit dieſem Kuſſe, Sidonie, kam Ruhe in mein bewegtes Gemüth zurück; dieſe Freundlichkeit des Alten war ein Balſamtropfen auf mein wundes Herz, und als er den Fußpfad zurückging, der Kleine ſanft ſchlafend auf ſeinem Arme ruhte, nicht ahnend, daß er von der Mutterbruſt geriſſen werde, da ſank ich auf die Kniee, und ſeit langer Zeit ſtieg heute mein Gebet vertrauenvoll zu Gott empor; die Mutter flehte für ihr Kind.

Am andern Tage folgte ich der Aebtiſſin nach Prag; nach einem Jahre trennte mich der Schleier von der Welt. Als ich, die reuige Sünderin, in den Schooß der Kirche aufgenommen, wohl fühlte, daß zur Erlangung der Seelenruhe auch die Vergebung nothwendig ſey, ſchrieb ich an meine trauernden Eltern und geſtand ihnen meine ganze Schuld. Mit den rührendſten Worten bat ich ſie, nach Prag zu kommen und ihrer reuigen Tochter zu vergeben. Nur die Mutter kam; mein Brief hatte den Vater auf dem Krankenbette getroffen, wohin ihn ein Sturz vom Felſen geworfen. Er hatte Gott für meine Rettung gedankt, das klöſterliche Gewand hatte ihn mit mir verſöhnt, und mich ſegnend war er verſchieden. Auch die Mutter vergab ihrem Kinde willig, — ich habe ihr hier in unſerm frommen Hauſe die Augen zugedrückt.

Oft ſah ich mein Kind, ihn ſah ich nicht wieder. Als ich erfuhr, ſeine Ehe ſey nicht glücklich, that es mir wohl; als ihm ein Knabe ſtarb, hielt ich es für Gottes gerechtes Strafgericht; als ihm der zweite genommen wurde, hatte ſein Schmerz mein Herz verſöhnt; ich, in Glauben und Demuth geſtärkt, habe ſeinem Unglück Thränen geweint. Sorgſam habe ich über Richards Schritte gewacht, zutrauenvoll auf den Knaben geblickt, ſo lange ſeine Wohlthäterin, die Gräfin Thurn lebte, mit bangem Zagen, ſeit er nach ihrem Tode ein

Jüngling, allein ſtand. Aengſtlich ſah ich ſein Herz ſich zu Dir wenden, denn eine weite Kluft ſchien Euch zu trennen, doch hoffte ich, ſein Muth ſolle ſich den Preis erringen und ich mein Gelübde erfüllen können. Aber Gott wollte es anders, ſein Wille ſey gelobt! — Sie erhob ſich, nahm aus einer Truhe einen Beutel mit Goldſtücken. — Gib das dem Grafen Hardegg, ſprach ſie: es iſt der nämliche Beutel, den er mir in jener Nacht der Trennung gab; ich habe ihn nicht geöffnet, denn die Gabe ſchien mir ein Sündenlohn und ein trauriger Erſatz zu ſeyn für das, was ich verloren. Ich habe dieß Pfand zu meiner Buße verwahrt, jeden Tag angeblickt, um mich jeden Tag zu erinnern, daß Schweſter Agathe einſt eine Sünderin war.

Und nun, meine Tochter, gehe in Frieden. Mein Segen begleite Dich, und trittſt Du mit meinem Sohne zum Altare, den Brautkranz in den Locken, dann will die Sünderin nicht mehr murren, daß ihr dieſe Wonne nicht ward, dann will ich den Muth haben zu glauben, daß mein Schuldbuch zerriſſen und mir vergeben ſey! — Sidonie ſchied tief ergriffen; noch im ſpäten Alter trat dieſe Stunde lebhaft vor ſie und der Muth, das

Vertrauen, welches Schweſter Agathe auf Gott und ſeine Barmherzigkeit ſetzte, ward ihr durch das ganze Leben ein Bote des Friedens, wenn das Schickſal ſie umſtürmte.

25.

Mit ſtiller Trauer empfing Graf Hardegg den Beutel aus Sidoniens Händen; er verwendete das Geld zu einem frommen Zwecke, den Beutel hob er als theure Reliquie auf.

Schon am vorigen Tage war ein Eilbote nach Wien an den Fürſten von Eggenberg abgegangen, dem der Graf ein Bittſchreiben an den Kaiſer beigefügt hatte. Ein anderer Diener war zu dem Grafen Schlick nach Breslau geeilt, wohin dieſer nach der Schlacht auf dem weißen Berge geflüchtet war. Hardegg unterrichtete den Grafen von dem Vorgefallenen, verſprach ſeine Verwendung für ihn am Hoflager von Wien, und bat um die Einwilligung zur Verbindung Sidoniens mit Richard. Beide Eilboten kehrten mit froher Nachricht zurück, und Sidonie begleitete den Grafen und ſeinen Sohn auf das Schloß, wo der prieſterliche Segen das Band unauflöslich ſchließen ſollte.

Nicht in der Kapelle, mein Sohn, in welche Du Deine Schweſter in jener verhängnißvollen Nacht begleitoteſt, ſprach Graf Hardegg, als ſie auf dem Schloſſe angelangt waren: ſoll der ehrwürdige Prieſter Euch ſegnen; dort iſt mir kein Glück geworden; in dem kleinen Betſtübchen, vor dem Bilde Deiner Mutter ſoll Dir des Lebens höchſtes Glück werden. Erinnerſt Du Dich noch jenes welken Kranzes, den Helene aus der Gruft ihrer Mutter brachte, ihn in ihre Locken flocht? Erinnerſt Du Dich, wie damals die Blätter, vom Windhauche getragen, auf das Grab der Ahnfrau unſers Geſchlechts ſanken? Das war ein Kranz, den Deine Mutter einſt ſich ſcherzend in ihre Locken flocht, den ich treu bewahrte und in der Gruft auf dem Sarge meines Weibes niederlegte. Helene rief ihn zum Leben zurück, da weihte ihn das Schickſal der Ahnfrau, wie es Dich jetzt in die Mitte Deiner Ahnen zurückführt.

Vor der Mutter Bilde ſchloß Richard mit Sidonien den Bund der treuen Liebe. Ihr Glück war dauerhafter als das Glück Helenens, die aus fremdem Lande, aus dem kalten Schweden erſt der Tod heimwärts führte; ſie ruht neben ihrer Mutter. Auch Marie ging dem Vater voran, der, ein Greis, noch oft vor dem Bilde des lieblichen Tirolermädchens ſtand und bei ihrem Anſchauen nur noch der ſeligen Stunden früher Liebe gedachte.

Gedruckt bei C. G. Naumann in Leipzig.

Sämmtliche Schriften

von

A. von Tromlitz.

Sechsundzwanzigſtes Bändchen.

Johanna Lavil.

Die Legende von San Domingo de la Calzada.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1832.

Johanna Lavil,

von

A. von Tromlitz.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1832.

1.

Vor der freundlichen Herberge, zum Elephanten, auf der großen Wieſe vor Binche im Hennegau, ſah man ein buntes Gemiſch von Reitern. Unter der breitaſtigen ſchattigen Linde zur Rechten ſaß die Zierde der niederländiſchen Ritter, alle in hellblauen Sammet gekleidet. Man ſah an ihrem lauten Jubel und an dem feſtlichen Schmucke, der ſie umgab, daß eine bedeutende Veranlaſſung ſie hier verſammelt habe. Sie waren fröhlich und munter, die ſilbernen Pokale gingen fleißig in der Runde, und mehr als einmal wurde unter Pauken- und Trompetenſchall ein freudiges Lebehoch ihrem allgeliebten Fürſten, Kaiſer Karl dem Fünften, mit freudigem Herzen gebracht.

Unter einer andern, dieſer gegenüber ſtehenden Linde, ſaßen mit ſteifem Ernſte acht Ritter in verſchiedenen Farben, jedoch alle reich und prachtvoll gekleidet. Es waren Spanier, die ſich zum Empfange ihres Herrn hier verſammelt hatten, Granden aus den erſten Familien dieſer edelſten Perle in der Krone Karls des Fünften. Obgleich einem Herrn huldigend, hielten ſie ſich doch von den Niederländern entfernt, die ſich eben ſo wenig um ſie zu kümmern ſchienen. Selbſt die ſpaniſchen Diener auf dem grünen Platze führten ihre andaluſiſchen Roſſe von den frieſiſchen Streithengſten entfernt. Ernſt war die Unterhaltung der Ritter, nur ſparſam leerten ſie den Becher; und die finſtern Blicke, mit welchen ſie auf den lauten Jubel der Niederländer ſchauten, drückten mehr Unmuth als Wohlgefallen aus. Sie glaubten ein Recht zu haben allen Fremden zu zürnen, da ihr Herr nun ſchon ſeit mehreren Jahren von Spanien, dieſem irdiſchen Paradieſe entfernt, in dem üppigen Italien, in dem öden Deutſchland, und nun in dieſen kaufmänniſchen Niederlanden ſich aufhielt.

Jetzt ſprengte von den Thoren der Stadt ein junger Ritter mit einem glänzenden Gefolge heran. Dort kommt er! riefen mehrere Niederländer; ihre Becher wurden ſchnell gefüllt, und als der Ritter genaht, erſchallte aus Aller Munde ein freudiges: Willkommen, Graf Egmont! willkommen tapferer Anführer der blauen Bande!

Egmont ſprang vom Roſſe, dankte ſeinen Freunden für den herzlichen Empfang, und nachdem er ſie in der Runde gegrüßt und einen Becher mit ihnen geleert hatte, trat er zu den Spaniern, neigte ſich höflichſt und ſagte mit ritterlichem Anſtande: Ihr Herren von Spanien! ſeyd auf vaterländiſchem Boden uns willkommen! Iſt es Euch genehm, ſo theilt unſern Jubel. Ein Fäßchen ächter Xeres, deſſen Feuer Euch wohl bekannt iſt, wird auf das Wohl unſers gnädigen Herrn geleert, und ich hoffe, Ihr ſtimmt gern in unſere Freude ein und verſchmäht den Pokal und ein Plätzchen an der Niederländer Seite nicht, die neben Euch ſo manchen Kampf für Kaiſer Karl gefochten haben!

Edler Graf von Egmont! erwiederte der Groß-Comthur von Alcantara, Don Gomez de Figeroa: Ich und meine Freunde erwarten hier ruhig die Ankunft unſeres Herrn. Wir lieben nicht den Becher, noch weniger den berauſchenden Genuß des Weins, deßhalb können wir auch unſern Ueberfluß nach den Ländern ſenden, die Gott nicht ſo reich mit ſeinen Gaben geſegnet, als Spanien!

Tauſch um Tauſch! ſagte Egmont halb im Scherz: Wir ſchlürſen, was Euch Gott gab, Ihr ſchmückt Euch mit dem, was wir unſerm Fleiße verdanken; denn trefflich ſteht Euch der Kragen von Brüſſeler Kanten, Herr Comthur! und der ſchwarze Sammet Eures Mantels mag wohl aus den Händen eines thätigen Brügger Webers jenſeit der Pyrenäen gewandert ſeyn. Darum theilt mit uns Eure Gottes Gabe, trinkt in unſerer Geſellſchaft von Eurem Weine, kleidet Euch in unſern Sammet und vereinigt Euch mit uns, das Feſt zu verherrlichen, das die hochgebietende königliche Frau Maria von Ungarn, ihrem Herrn und Bruder auf dem Schloſſe zu Binche bereitet hat!

Wir ſind deßhalb hier! erwiederte der Comthur: Ich hoffe, Don Philipp, den Erben des Thron's an unſerer Spitze, werden die Granden und Ritter ſpaniſcher Nation jedes Feſt zu verherrlichen wiſſen.

Und wir, erwiederte Egmont mit einer höflichen Verbeugung: wir werden dem Sohne unſers Herrn und Euch als Gäſte ſelbſt im Kampfſpiele würdig zu begegnen wiſſen! Der Groß-Comthur ſchien den Sinn dieſer Rede nicht zu verſtehen, und ohne aus ſeinem Gleichmuthe zu kommen, ſagte er ablenkend: Edler Graf, habt Dank für Eure freundliche Einladung! Dürfen wir unſerm Herrn mit bedecktem Haupte nah'n, müſſen wir auch ſorgen mit unbeſchwertem Haupte vor ihn zu treten. Deßhalb laßt uns hier, fern von Eurem Trinkgelage!

Wie's Euch beliebt, Ihr Herren! unterbrach Egmont den Comthur: Tretet Ihr mit bedecktem Haupte vor Euern Herrn, erheben wir es unbedeckt, aber frei vor ihn, und die Dünſte Eures Xeres, ſteigen ſie auch bis zu unſerm Hirn, umnebeln doch nicht die Herzen, die in der Bruſt der freien Niederländer freudig für den Kaiſer ſchlagen! Er neigte ſich und ging zu den Seinen zurück, die, um zu vernehmen was er mit dem wortkargen Comthur verhandelt habe, ſich um ihn drängten.

Doch ehe Egmont den Seinen dieß mittheilen konnte, feſſelte ein reizender Anblick die Augen der jungen niederländiſchen Ritter, und vergeſſen war der Groß-Comthur von Alcantara und ſeine Spanier.

Unter Schalmeien- und Pfeifenklang zogen feſtlich geſchmückt die Jungfrauen paarweiſe aus dem Städtchen, ihren Herrn, den Kaiſer, zu empfangen. Keine edlen Fräulein waren unter ihnen, es waren nur Töchter fleißiger Bürger, friſch wie die Frühlingblumen, roſig, wie die Kinder des Maies.

Lamoral! raunte der Herr von Noircarmes Egmont in's Ohr: ſiehſt Du Johanna an der Spitze des Zuges? flieh! flieh! Ungetreuer, da es noch Zeit iſt!

Schweig! unterbrach ihn Egmont: und trübe mir den heutigen Tag nicht. Der Liebe habe ich die Liebe opfern müſſen, und ſeit meinem Zuge nach Deutſchland hat ſich manches geändert!

Das weiß Gott! ſagte Noircarmes: Aber die Dirne dauert mich!

Auch mich! erwiederte Egmont ſeufzend.

Der Zug war während deſſen näher gekommen und hielt auf der Wieſe an. Die Bürger, die ihm in ihrem Feſtſchmucke gefolgt waren, ſchlugen ſchnell ein großes türkiſches Zelt auf, das ein wackrer Hauptmann aus Binche vor Tunis erbeutet, und ſeiner theuren Vaterſtadt zum Andenken verehrt hatte. — Schnell war dieß geſchehn, ſchnell war es von den Jungfrauen mit Blumengewinden geſchmückt, Tiſche, Bänke mit Genter Teppichen belegt, darin aufgeſtellt und in künſtlich geflochtenen Körbchen prangte das ſchönſte Obſt gar zierlich auf der langen Tafel.

Der ehrwürdige Lavil, der Oberälteſte der Weber, nahte ſich jetzt den niederländiſchen Rittern und lud ſie ein, unter ihrem Zelte zu verweilen, bis die Ankunft des Kaiſers ſie Alle zu dem feierlichen Zuge abrufe. Die jungen Ritter ſäumten nicht der Einladung zu folgen.

Mit mitleidvollem Lächeln ſahen die Spanier die in Sammet geſchmückten Niederländer zu den Bürgerdirnen ziehen, und Lavils freundliche Einladung, an ihrer Freude Theil zu nehmen, ward mit kaltem Stolze ausgeſchlagen. Als dieſer nun zu dem prächtigen Gezelt zurückkehrte, war man dort ſchon in thätiger Bewegung. Die jungen Ritter koſ'ten züchtig mit den friſchen Dirnen, die alten tranken aus vergoldeten Pokalen ächten rheiniſchen Wein auf das Wohl der fleißigen Stadt, die Jungfrauen waren geſchäftig ihre Früchte zu preiſen und das feine Backwerk zu loben. Nur ſein eigenes Kind, ſeine geliebte Johanna, fand er ſchweigend und in ſich gekehrt am Eingange des Zeltes ſtehen, ſie ſchien an nichts Theil zu nehmen, — beweglos blickte ſie vor ſich nieder.

Johanna! ſagte der Vater. Die Jungfrau ſchrak auf. Auch heute verläßt Dich Dein Trübſinn nicht, heute, an dieſem Ehrentage, wo Du an der Spitze Deiner Geſpielen unſern gnädigen Herrn empfangen ſollſt? Ermanne Dich! — ſieh, dort ſteht der edle Graf Egmont, der Anführer der blauen Ritterſchaar, nimm ein Körbchen mit Früchten, fuhr er fort und blickte ſie ſcharf beobachtend an: biete ſie ihm mit

Freundlichkeit an. — Geh', dort ſteht Dein blaues, mit Gold durchwirktes Körbchen! — Warum zitterſt Du, mein Kind? — was ſoll an dem heutigen Tage die Thräne in Deinem Auge? — willſt Du Deinen alten Vater ſo betrüben?

Da neigte ſich die Jungfrau, preßte des Vaters Hand an ihre Lippen, preßte ſie auf ihr feuchtes Auge, und wies ſo die Thränen zurück, die hervorzubrechen drohten, nahm dann das Körbchen vom Tiſch und ſchritt auf Egmont zu. Edler Herr! begann ſie mit bebender Stimme und ſchlug das große Auge nach Egmont auf: Verſchmähet meine Früchte nicht! Nehmt dieſe Pfirſiche. Als Ihr nach Deutſchland zoget, blühte der Baum, der ſie trug, gar ſchön in meines Vaters Garten; als Ihr wiederkehrtet, prangte ſtatt der Blüthe die Frucht, und heute früh, da ich vor den Baum trat und ſinnend die Hand ausſtreckte, ſank ſie vom Zweige in meine Hand. Nehmt ſie! ſie iſt überreif, — die Blüthe längſt verwelkt. Nehmt ſie, Herr Graf!

Johanna! ſagte Egmont tief bewegt mit leiſem bittendem Tone.

Gnädiger Herr! erwiederte die Jungfrau erröthend: Es keimte manche Knoſpe, ohne ſich zu entfalten, es ſank ſo manche Blüthe herab und ward nicht zur Frucht; es ſank manche Hoffnung vom Stamme des Lebens und ihre Frucht brach des Schickſals rauhe Hand, ſo ſchonungslos wie das verwundete Herz! Sie neigte ſich züchtig. Egmont nahm die Frucht, und als ſie ging und er die würzige Nektarine mit ihrem purpurrothen Fleiſche an ſeine Lippen drückte, und ihr ſüßer Saft ihn labte, war es ihm, als ſey es Johannens Purpurmund, den er wohl zuweilen, wie dieſe ſüße Frucht, mit ſeinen Lippen berührt hätte. Von dieſer Erinnerung nach dem Mädchen gezogen, wollte er, von dem Augenblick überraſcht, ihr folgen, da ſprengte ein Trabant des Grafen von Taxis in ſeiner zitronengelben Livrée heran, ſtieß in ſein ſchmetterndes Horn, und als ob dieſe Töne wie Oberon's Horn Zauberkraft beſäßen, eilte Alles in buntem Gemiſch durch einander. Die Diener ſtürzten mit den ſchön geſchmückten Roſſen herbei. Die Ritter ihnen entgegen eilend, riefen den Jungfrauen ein trautes: Ade! zu, die ſich ſelbſt paarweiſe ſtellend, manches an ihrem Putze zu ordnen hatten; nur die Spanier leerten ruhig ihre Becher, erhoben ſich dann mit ſteifem Ernſt und erwarteten gelaſſen das Heer von Dienern, das mit den Roſſen nur ſaumſelig nahte.

Endlich war der Zug geordnet, und als man aus der Ferne den Kaiſer und ſein Gefolge kommen ſah, ſetzte man ſich in Bewegung. Egmont ſprengte mit ſeiner blauen Schaar voran, ihm folgte der Groß-Comthur und ſeine Spanier, dicht hinter ihnen die Jungfrauen mit ihren Blumengewinden, denn nur langſam zogen die Spanier den voraneilenden niederländiſchen Rittern nach, zuletzt die achtbaren fleißigen Bürger der Stadt, deren Glocken hell durch die Lüfte tönten, Alt und Jung zu verkünden: ihr Herr, der Kaiſer, nahe.

Seyd mir willkommen im Hennegau, Graf Egmont! rief der Kaiſer huldreich dieſem entgegen. Dieſer, mein Sohn, ſagte er, ſich zu Don Philipp wendend: iſt der treueſte meiner Diener, ſo wenig Jahre er auch zählt, ſo ſind dieſe wenigen doch ſchon mit Lorbeeren geſchmückt, mit Thaten bezeichnet; ich empfehle ihn Deiner Huld!

Egmont, der mit den Rittern von den Roſſen geſprungen, ſich dem Kaiſer nahte, küßte die dargereichte Hand, und nahte ſich dann dem Erben des Thrones.

Ihr ſeyd Lamoral Graf von Egmont? fragte dieſer. —

Der bin ich, gnädiger Herr! erwiederte der Graf.

Ich habe viel und mancherlei von Euch gehört, ſeyd dem Sohn Eures Herrn willkommen! —

Der Groß-Comthur war unterdeß genähet.

Ha! Meiſter von Alcantara! rief Kaiſer Karl: Ihr ſeyd gewiß mit Euren Begleitern hier, mich nach Madrid abzuholen. Dießmal, verſprech' ich Euch, ſollt' Ihr mir das Geleite geben; ſeyd mir willkommen, auch auf niederländiſchem Boden! — Bedeckt Euch, Graf Egmont, auch Ihr andern Herren aus meinen Niederlanden!

Jetzt war der Zug der Jungfrauen dem Kaiſer genaht. — Johanna Lavil überreichte ihm auf ſchön geſticktem Kiſſen einen Lorbeerkranz, und als ſie ihre zierliche Rede nicht ohne Bangen beendet und der Kaiſer ihr freundlich gedankt hatte, ſagte er, ſich zu Egmont wendend: Kennt Ihr die Jungfrau? Graf Egmont!

Sie iſt die Tochter des Oberälteſten Lavil, Majeſtät! erwiederte der Graf erröthend.

Lavil? Lavil? rief der Kaiſer: Iſt mir doch, als ſey mir der Name aus der Genter Unruhe bekannt. Erinnert Ihr Euch nicht, Don Mauriquez? fuhr er fort, ſich zu dem Oberhofmeiſter, Grafen von Lana wendend: mir iſt, als hätt' ich dieſen Namen damals gehört! —

Wohl kann ich Eurer Majeſtät einen Weber dieſes Namens in die Erinnerung zurückführen! erwiederte Don Mauriquez: den Eure Gnade aus tiefſtem Gefängniſſe befreite, wohin die rebelliſchen Genter ihn wegen der Anhänglichkeit an ſeinen Herrn geworfen hatten!

Und konnt' ich dieſen Mann ſo lange vergeſſen? rief Kaiſer Karl: Ich werde ſeiner, ich werde Eurer in Gnaden gedenken! Eurer beſondern Huth, Graf Egmont, fuhr er fort: übergeb' ich die Jungfrau, ſorgt bei dem Feſte für ſie, daß ſie an Allem Theil nehmen und Alles ſchauen kann; doch nur ſoviel, verſteht ſich, als Euch Sabine von der Pfalz erlauben wird, die Ihr hier erwarten könnt! Er neigte ſich freundlich gegen die Jungfrauen, grüßte huldreich die Bürger, winkte dem Groß-Comthur und den Spaniern, ihm zu folgen, und ſagte im Wegreiten zu dem Grafen Egmont: Euer Herz wird Euch wohl den Königinnen und ihrer Begleitung entgegen führen. Gehabt Euch wohl und begleitet die königlichen Frauen bei ihrem Einzuge. Unter dem Jubelrufe der Menge zog er dem Schloſſe zu.

2.

Egmont und die niederländiſchen Ritter verherrlichten, den Befehlen ihres Herrn gemäß, den feierlichen Einzug des Kaiſers nicht. Auch die Jungfrauen waren zurück geblieben, um die Königin Maria von Ungarn und Eleonore von Frankreich zu erwarten, in deren Gefolge Sabine von der Pfalz ſich befand. Sie war es, um derenwillen die beſorgte Mutter Egmonts ihren

Sohn vermocht hatte nach Deutſchland gen Zweibrücken zu ziehen, dort um dieſe Prinzeſſin zu werben, die, ein treues Bild ächt deutſcher Jungfräulichkeit, durch ihr ſtilles einfaches Weſen Aller Herzen bezauberte. Ungern nur verließ Egmont das Schloß ſeiner Väter, denn unfern desſelben in Binche, dem unbedeutenden Städtchen, lebte Johanna Lavil, dieſe Roſe in dem Kranze niederländiſcher Jungfrauen.

Der Zufall hatte ſie ihn kennen gelehrt. Der berühmte Meiſter Rubens hatte bei einer Reiſe durch dieſes Städtchen die Kirche beſucht, um das Altargemälde, die Kreuzabnahme des Heilandes vorſtellend, zu betrachten. Dort ſah er an einem einfachen Monument eine Jungfrau knieen, deren volles gelbes Haar in üppiger Fülle über ein grünes Gewand herab rollte; ihr Auge war thränenfeucht, ihre Stellung maleriſch ſchön. Da ergriff den Meiſter bei ihrem Anblicke der hohe Geiſt der Kunſt, er nahm den Griffel, und ohne daß die Jungfrau, die in ſtiller Andacht verſunken an der Mutter Grabe kniecte, es bemerkte, zeichnete er ihre frommen Züge; und wer kennt nicht auf dem herrlichen Gemälde der Kreuzabnahme in der Kathedrale zu Antwerpen die holde Geſtalt im grünen Gewande, mit dem langen blonden Haar, das über die Wundmale des Heilandes wallt. Jeder, der dieß Kunſtwerk anſtaunte, war von der Schönheit dieſer herrlichen Geſtalt entzückt, und Meiſter Rubens geſtand jedem offen, daß es kein Bild ſeiner Phantaſie, daß das Original in Binche zu finden ſey.

Egmont ſäumte keinen Augenblick, das holde Weſen aufzuſuchen, deſſen Anblick einen Rubens begeiſtert hatte. — Er ſah ſie. — Doch nicht wie der Meiſter von himmliſcher Begeiſterung durchglüht, erblickte er in ihr nur das reizende, liebliche, fromme Weſen, deſſen jungfräuliche Geſtalt, deſſen ſanfter Himmelsblick ihn mit Liebe und Ehrfurcht zugleich erfüllten; er ſah ſie und liebte die ehrbare, züchtige Jungfrau, ehrbar und züchtig. Denn lockte ihn auch der Purpur-Mund zum Kuſſe, drückte er auch, nachdem ſie des Jünglings Liebe verſtand, nachdem Herz um Herz ſie ausgetauſcht, ſeine Lippen zuweilen glühend auf die ihrigen, wagte er auch im Rauſche der Leidenſchaft ſtürmiſch zu fordern;

ſo führte der bittende und ernſte Ton, mit dem ſie: Egmont! ihm zurief, den Jüngling ſchnell in die Schranken zurück, und rein und heilig, wie der Wandel der Jungfrau, war und blieb auch ihre Liebe.

Der ſorgſamen Mutter Egmonts blieb dieß nicht lange verborgen; ſchonend ſprach ſie mit ihrem Sohne über dieß Verhältniß, das für die Zukunft in keiner Art freudebringend für ihn werden konnte. — Sie beklagte des Sohnes Herz, das zum erſtenmal einer thörigen Leidenſchaft ſich hingab, ihr that das Mädchen leid, deren Herz voll Täuſchung, oder voll Schuld, brechen mußte. Sie faßte den Entſchluß, auch bei ihr als warnende Freundin aufzutreten, und vielleicht durch Johannen ſelbſt auf ihren Sohn zu wirken. Ach! die gute Matrone hatte in dem Kreislaufe der Jahre die Gewalt der Liebe vergeſſen, ſie vielleicht nie gekannt. — Johanna küßte ehrerbietig die Hand der edeln Frau, verſprach, ſich geduldig in das zu fügen, was auch das Schickſal über ſie verhängen würde; doch ſich loszureißen von ſeinem Herzen, ihn kalt von dem ihrigen zurück zu weiſen, das vermöge ſie nicht. Inniger noch hing Johanna von jetzt an Egmont, er war ihr nun ein theures Gut, das ſie jeden Augenblick zu verlieren fürchtete; inniger gab ſie ſich hin, und die Warnung, die Bitten ihres alten Vaters, der ſein einziges Kind dieſer thörigen Leidenſchaft, wie er ſie nannte, hingegeben ſah, vermochte nicht, ſie ihrem Schickſale zu entziehen. — Den Abgrund vor ſich ſehend, hob ſie muthig den Fuß ihn zu überſchreiten, und graute ihr auch vor der Tiefe die ſich vor ihr aufthat, fühlte ſie doch den Muth, eher unterzugehen, als Egmonts Liebe zu entſagen.

So verſchwanden Monden, und mit jedem Morgenrothe war ihrer Liebe eine neue Sonne aufgegangen; nur nach dem Oſten der Liebe ſchaute ihr Blick, dort flatterte, wenn Egmont erſchien, die Hoffnung in dem falben Lichte der Dämmerung ihr entgegen, und nur wenn er ging, wenn in der Purpurgluth der ſcheidenden Sonne ſein Lebewohl ſie mahnte, ſank mit dem letzten Strahl auch die Hoffnung in's Wellengrab. Doch kam er am Morgen wieder, ſo kehrte ſie mit ihm zurück.

Da führte einſt die Mutter den Liebenden in den hohen Saal ſeiner Ahnen. Ritter und Frauen, Kinder und Greiſe, welche die unaufhaltſame Sichel des Todes ſchon längſt abgemäht hatte, hingen dort im ernſten Vereine. Neben der großen Flügelthüre ſtand Hugo, Herr von Egmont, in der Rüſtung gemahlt, in der er bei Jeruſalems Eroberung unter Balduins von Flandern Fahne einer der Erſten, die Mauern der heiligen Stadt erſtieg, an der andern Seite ſtand der Ahnherr des Stammes, Philipp Egmont, die große Streitaxt in der Hand, welche in der Schlacht bei Merſeburg gegen die Hunnen, wie das Schwert des Würgengels die Feinde deutſchen Vaterlandes danieder gemähet hatte. Beide ſchienen den Eingang zu bewachen. Ueber der Flügelthür hing das Bild der Anna von Egmont, einer würdigen Aebtiſſin der Karmeliterinnen von Valenciennes, ſie ſtreckte ſegnend die Hand aus, als ob ſie die Eintretenden einweihen wollte in den Bund der hohen edlen Verſammlung. — Freundlich blickte ſo manche Eltermutter im hochzeitlichen Gewande herab, und manche Jungfrau im bräutlichen

Schmucke ſah mit Sehnſucht auf das Myrthenreiß, das ihre gehobene Hand zum Kranze ſich winden wollte. — Auch manche friſche Jugendknoſpe, zu früh vom Todesſturme geknickt, kniete hier, faltete die Hände und ſchien zum Himmel aufzuſchweben.

Schau um Dich, mein Sohn! rief die Mutter, und ihr Auge glühte, ihr ſorgenſchweres Haupt hob ſich mit Stolz: Schau um Dich, mein Sohn! Sieh die Edlen, Frauen und Jungfrauen, die ſeit Jahrhunderten heilig und rein das Geſchlecht der Egmont erhielten. Von Deinem Ahn, den Heinrich der Vogler auf dem Schlachtfelde zum Ritter ſchlug, bis auf Deinen Vater, den Prinzen von Gaure, iſt altadelig edel Blut in den Adern Aller derer gefloſſen, die Du hier in ununterbrochener Reihe verſammelt ſiehſt, keiner darf ſchamroth im Kreiſe umherſchauen, und zu dem Haupte der Frauen, die das Geſchlecht der Egmont fortgepflanzt, glänzt herrlich und ſchön das alte Wappen ihres edeln Geſchlechts! Und Du allein Lamoral, mein Sohn! Du wollteſt die Tochter eines gemeinen Webers in dieſen Kreis einführen, den offenen Helm ſchließen, und den Hermelin von dem Fürſtenhute hinwegreißen? — Sie ſchwieg und ſah dem Jüngling ernſt in das Auge, das jetzt mit feſtem Blicke zu ihr ſich hob.

Das will ich nicht, geliebte Mutter! und das wolle Gott nicht, daß ich ſo den Glanz meines Geſchlechts vergeſſen könnte! rief er aus.

Und was willſt Du denn? — Den Stammbaum aller Ahnen entehren, iſt keines Ritters würdig. Die Unſchuld einer frommen Jungfrau morden, ihr Lebensglück untergraben, ihr Herz brechen, iſt eines Mannes, iſt eines Ritters noch unwürdiger. Wohin Du Dich wendeſt, trauern die Edlen, die mit glänzenden Thaten Dir vorangingen; wohin Du Dich wendeſt, zertrittſt Du die zarte Blüthe, die ſich vertrauenvoll Dir erſchloß! — Ermanne Dich, zerreiß ein Band, da es noch Zeit iſt. Zieh gen Zweibrücken und knüpfe dort ein Neues. — Noch iſt vielleicht die Wunde zu heilen; — geh' und ſage dem Mädchen offen, aber ſchonend, daß die Stunde der Trennung geſchlagen habe! — Geh', der Mutter Segen begleite Dich!

Egmont drückte ehrfurchtvoll ihre Hand an ſein Herz und ging. —

In ihrem Garten, am Thore von Mons fand er Johanna, ſie ſtand vor einem blühenden Pfirſichbaume, die Blüthen ſammelnd, welche der Wind herabgeweht hatte.

Sehet, Lamoral! rief ſie traurig dem Kommenden entgegen: wie viele Blüthen da unten liegen und wie wenig Früchte am Stamme ſind. Ach! der Blüthen ſind ſo viele als der Wünſche, und der Früchte ſo wenige als der Freuden im Leben!

Egmont ſchloß ſie ſtürmiſch in ſeine Arme, und heftiger als je — es war ja zum Lebewohl — bedeckte er ihren Mund mit Küſſen.

Egmont! rief ſie und ſah bittend an ihn auf: Egmont! laß mich, ſey nicht ſtürmiſch wie der Weſtwind, der warm, die Blüthen zu ſchütteln, über die Meereswogen herüber brauſt. Laß mich! Dein Kuß durchſchauert mich heute ſo ſonderbar und weckt in mir die trübe Ahnung, die ich ſchon lange in den Schlaf zu lullen mich mühte. Du weinſt? — Du drückſt ſo ſtürmiſch meine Hand an Dein Herz. — Ich fühle es ſo laut, ſo heftig mir entgegen ſchlagen. — Egmont! rief ſie zitternd: Egmont! mein Geliebter, es ſchlägt mir die Stunde der Trennung, Dein Auge ruht unbeweglich, wie der Stundenzeiger der Uhr bei unſerm erſten Kuſſe, auf meinen bebenden Lippen, und ſagt mir, daß auch die Stunde des Glückes für mich ausgeſchlagen nun ſtill ſtehe! — Sprich, Lamoral! ſprich es aus, das ſchreckliche Wort, — ſchon oft glaubt' ich es auf Deinen Lippen ſchweben zu ſehen.

Und er ſprach das Wort. Die Stunde der Trennung ſchlug; Sabine von der Pfalz errang ſich ſeine Achtung, ſein Wohlwollen. Sie in den Kreis ſeiner Ahnen einzuführen, warb er um ihre Hand.

Im Zelte auf der Wieſe ſah Egmont Johannen zum Erſtenmal wieder, ſie reichte ihm dort eine der wenigen Früchte, die am Baume gereift waren. Ihre Liebe glühte noch wie das Roth der Pfirſichblüthe, aber keine Frucht ſchwoll aus ihrem Kelche.

Ihr ſeyd von unſerm Herrn meiner Obhut anvertraut, Jungfrau! ſagte der Prinz von Gaure zu Johannen, als die Ritter und Jungfrauen an der Ehrenpforte noch weilten, die Königinnen zu empfangen. Kann ich bei dem Feſte Etwas thun, was Euch wohlgefällig iſt, fuhr er freundlich fort: ſo ſeyd überzeugt, ich thue es mit Freuden!

Johanna verneigte ſich dankend. Gnädiger Herr! erwiederte ſie: des Kaiſers Majeſtät thaten unrecht, Euch dieſen läſtigen Auftrag zu geben. Ihr ſeyd ſchon zu beſchäftigt, als daß Ihr Euch noch um Johanna Lavil kümmern könntet. Ich entlaſſe Euch gern der Verpflichtungen, die Euch drückend ſeyn müſſen!

Johanna! unterbrach ſie Egmont: Iſt es dem Freunde nicht erlaubt?

Prinz von Gaure! fiel ſie ihm in die Rede, und ihr Auge ſah wehmuthvoll an ihm auf: Wer die Liebe im Herzen trägt, dem heilet Freundſchaft nie die Wunde, die ihm die Untreue ſchlug! —

Ihr ſtoßt mich alſo ganz von Euch zurück? rief Egmont.

Ich weiſe Euch nur auf den Platz, Graf Egmont! auf den Ihr Euch ſelbſt geſtellt! erwiederte die Jungfrau, und miſchte ſich in den Kreis ihrer Geſpielen.

Noch ſtand Egmont in tiefen Gedanken verſunken, ſo manches liebliche Bild aus der vergangenen Zeit trat vor ihn, manche ſüße Stunde zog mit ihren Schmetterlingsflügeln an ihm vorüber. — Noch liebte er Johanna, ſein Wort band ihn an Sabinen von der Pfalz, auch ſie mußte er achten, auch ſie ſtand mit liebenden Zügen vor ihm; und zwiſchen ſeiner Pflicht und ſeinem Herzen ſchwankte der Jüngling. — O dieſes Schwankende ſeines Charakters trübte ihm die frohen Tage der Jugend, ſo wie es ſpäterhin den Mann auf das Schaffot führte.

Jetzt nahten die Königinnen. — War der Kaiſer ſelbſt nur mit weniger Begleitung und faſt ohne allen Pomp eingezogen, ſo umgab alle nur erdenkliche Pracht die beiden Königinnen. — Wohl tauſend Reiter zogen voran, Trompeter und Pauker folgten, eine Schaar Trabanten, vom Grafen Peter Ernſt von Mansfeld geführt, umgab den Wagen, in welchem die Königinnen und ihnen gegenüber die Prinzeſſin von der

Pfalz ſaßen. Franzöſiſche Ritter folgten dem Zuge, den die burgundiſchen Reiter beſchloſſen.

Als Egmont mit ſeinen Rittern den Königinnen nahte, und ſie im Namen des niederländiſchen Adels begrüßte, dankten ihm dieſe gar freundlich. Doch freundlicher als Beide blickten Sabinens Augen nach ihm, der heute den Liebesblick nicht mehr ſo warm zu erwiedern ſchien als auf dem Schloſſe zu Heidelberg; denn auf der andern Seite des Wagens nahte Johanna Lavll mit den Jungfrauen, und ehe ihr Auge auf dem Auge Marias von Ungarn ruhte, traf es, wenn auch nur flüchtig, das Auge Egmonts; wie hätte ſich dieſes mit voller Gluth der Liebe nach Sabinen von der Pfalz wenden können? —

Als die Jungfrau die königlichen Frauen begrüßt hatte, überreichte ſie ihnen einen Strauß von friſchen Blumen, und bat freundlich, dieſe kleine Gabe von den Töchtern des Landes huldreich aufzunehmen, und nachdem ſie ihre Bitten geendet, die Königin von Ungarn ihr freundlich gedankt, wandte ſie ſich ſchweigend zu der Prinzeſſin von der Pfalz, reichte dieſer einen blühenden Myrthenzweig — auch jetzt traf ihr Auge

Egmont, — neigte ſich und wollte ſich beſcheiden zurückziehen. Da winkte die Prinzeſſin der Jungfrau, und als ſie wieder an den Wagen getreten, ſagte ſie mit dem ihr ſo eigenthümlichen Liebreiz: Holde Jungfrau, wenn Ihr morgen in der Frühſtunde zu mir auf das Schloß nach Binche kommen wollt, was wohl meine königliche Gebieterin mir erlauben wird, ſo will ich Euch mit Worten und mit der That für Euer freundliches ſinniges Geſchenk danken!

Von der blauen Schaar geführt, von den Jungfrauen umgeben, zogen nun die Königinnen nach dem Schloſſe, wo der Kaiſer ſie erwartete.

3.

Mit beklommenem Herzen trat Johanna am Morgen in das Vorzimmer Sabinen's von der Pfalz. Nicht ohne innere Bewegung hatte ſie geſtern die freundlichen, ſchönen Züge der Prinzeſſin betrachtet, und heute ſollte ſie ihr gegenüber ſtehen, die ihr das Herz des Geliebten entriſſen hatte, ſie ſollte ihr gegenüber ſtehen, an deren Buſen Egmont die Seligkeit der Liebe ſchmecken ſollte.

Als die Thür ſich öffnete, ſprach ſie leiſe ihrem Herzen Muth zu und trat ein. Sabine von der Pfalz kam ihr in einem leichten Morgenanzuge freundlich entgegen, und Johanna's Auge hatte ſchnell die jungfräuliche Geſtalt überflogen, die wohl einen Albert Dürer zum Muſter einer Mutter Gottes dienen konnte.

Seyd mir willkommen, Johanna Lavil! rief die Prinzeſſin freundlich der Eintretenden entgegen: Tretet näher und naht Euch mir vertrauensvoll, — hier, wo wir allein uns gegenüberſtehen, beengt die ſteife Hofſitte nicht das jungfräuliche Herz, und Ihr habt mir geſtern durch Euer deutungvolles Geſchenk ſo wohlgethan; denn ſicher wußtet Ihr daß ich verlobt, mit dem edelſten Manne Eurer Heimath verlobt bin, deßhalb — ſie wandte ſich nach einem Käſtchen, öffnete es und trat wieder vor die Jungfrau, die hocherröthend, mit ſchmerzvollem Blicke nach ihr hinſah: — nehmt dieſe kleinen Geſchenke zum Andenken, nehmt dieſen Myrthenkranz, einfach und ſchmucklos, er ſchmücke Euch, führt die Liebe Euch zum Altar.

Dieſe

Dieſe goldene Kette, nicht ſchwer an Gewicht, aber deßhalb von Werth, weil ich ſie trug als ich Egmont zum Erſtenmal ſah, tragt, wenn Ihr von dem Geliebten zum Erſtenmal das ſüße Wort der Liebe vernehmt; dieſen Ring gebt ihm am Tage Eurer Verlobung! — Ihr lächelt ſo ſchmerzlich, Euer Auge wird feucht? — Iſt dieſe ſchöne Zeit ſchon vorüber und griff das Schickſal ſchon feindlich in die zarten Saiten Eures Herzens? — Es thut mir wehe daß ich dieſe Saiten berührte, ich glaubte jedes Herz müſſe beglückt ſeyn, wie das Meine, jede Bruſt ſo ſicher der treuen Liebe entgegenſchlagen, wie die Meine!

Hoheit! rief die Jungfrau, küßte der Prinzeſſin die Hand und drückte ſie ſtürmiſch an ihre Bruſt: Gebe der Himmel Eurem ſanften Herzen Friede und ein dauerndes Glück; treuer als mich, begleite Euch die Liebe! Sie küßte noch einmal die Hand der Prinzeſſin, die, ſich nieder beugend, einen leiſen Kuß auf Johanna's Stirn drückte.

In dieſem Augenblicke trat die Kammerfrau ein und übergab der Prinzeſſin einen Brief, welchen ein ſpaniſcher Diener gebracht habe. Die Prinzeſſin winkte, ſie verließ das Zimmer.

Setzt Euch, Johanna! ſagte Sabine theilnehmend: Erholt Euch, armes Mädchen. Ach, im Leben liegt ſo Manches hinter dem Schleier der Zukunft verhüllt, daß auch der Glückliche nur ängſtlich jede Wonneſtunde entfliehen ſehen, jeder Kommenden mit Zagen entgegen gehen ſollte. Geduldet Euch bis ich den Brief geleſen habe, der mich recht neugierig macht, da mir die Hand fremd und ich auch gar nicht wiſſen könnte, wer mir in ſpaniſcher Sprache einen Brief ſchreiben ſollte!

Johanna ſetzte ſich. Die Prinzeſſin brach das Siegel. Keine Unterſchrift? ſagte ſie für ſich und las.

Johanna's Auge ruhte indeß unverwandt auf der Fürſtin, ſie wollte in ihr das Weſen erblikken, das ſie aus ihrem ſüßen Traume geweckt, das ihr Erdenglück geſtört, das ſie unglücklich gemacht habe, und konnte doch nicht. Zu fromm, zu lieblich, zu heilig waren dieſe Züge, und ohne es zu wollen, mußte ſie die Schuldloſe lieben. Noch war ihr Auge feſt auf den lieblichen Mund geheftet, auf dem Wohlwollen und Anmuth thronte, als ſie plötzlich die lieblichen Züge ſich verändern, als ſie die Roſenwangen erbleichen ſah. Langſam ſank die Hand mit dem Briefe in den Schooß, und ein feſter durchdringender Blick, in welchem ſich Ernſt und Wehmuth einte, traf Johanna, die, als ſey ſie die Schuldige, die Augen ſenkte.

Johanna! ſagte jetzt die Prinzeſſin, und in dem Tone ihrer Stimme lag der Schmerz gekränkten Vertrauens: Johanna Lavil! — Wohl ſollten wir im Rauſche des Glücks von der zukünftigen Stunde nichts Wonniges erwarten! Ich fühle es jetzt tief. Tröſtend ſtand ich vor wenigen Augenblicken vor Euch, und jetzt bedarf ich des Troſtes ſelbſt. — Egmont liebt Euch! —

Er liebte mich! Ja! ſagte mit bebendem herzzerreißenden Tone Johanna.

Er liebte Euch? liebt Euch nicht mehr? —

Um Sabinen von der Pfalz verließ er Johanna Lavil! — Sie ſtand auf. Das Geheimniß iſt aus meinem Buſen! ſprach ſie: meine Schuld gegen Euch mit dieſem Geſtändniß verwiſcht, nicht mehr darf ich die Augen vor Euch niederſchlagen; denn meine Thränen verdienen Mitleid, nicht Haß!

Ein nie gekanntes Gefühl durchglühte bei dieſen Worten die Prinzeſſin, Eiferſucht und Mitleid kämpften mit einander. Egmonts unſtäter Blick, als ihm Johanna am Wagen der Königinnen gegenüber ſtand, trat jetzt wieder vor ſie, die Schönheit des Mädchens, der Gedanke: nur Egmont's Hand, nicht ſein Herz werde ihr zu Theil, peinigten ſie; doch wenn ſie in das thränenſchwere Auge der Jungfrau ſah, ſo ſagte ihr der kummervolle Blick: ſo trauernd und trübe ſchaue die glückliche Liebe nicht um ſich. Sie konnte ihr nicht zürnen, ſie liebte ja Egmont, und wer konnte ihn ſehen, wer ihn kennen, ohne ihn zu lieben? Armes Mädchen! ſagte ſie endlich: Ich habe Dir weh, ſehr weh gethan, ich habe Deines Lebens ſchönſten Traum zerſtört, und die Thränen in Deinem Auge, der Seufzer der Deiner Bruſt entſteigt, macht auch mich nicht glücklicher. Wer weiß wer mehr zu beklagen iſt, ich oder Du! —

Da ſah Johanna mit weit geöffneten leuchtenden Augen nach der Prinzeſſin auf, deren letzte Worte wie ein Hoffnungſtrahl ſie belebt hatten. Sabine fühlte, was dieſer Blick ſagen wollte. Nur dieſes Augenblicks bedurfte es, um die Rührung ihres Herzens zu dämpfen, nur dieſes Augenblicks, um ſie zu erinnern, der Tochter des Pfalzgrafen Johann gezieme nicht, mit Johanna Lavil in die Schranken zu treten. Freundlich, aber mit ernſter Würde nahte ſie ſich der Jungfrau. Gebt mir meine kleinen unbedeutenden Geſchenke zurück, Johanna! ſagte ſie: ſie paſſen nicht für Eure Stimmung. Nehmt dafür dieſe Schnur orientaliſcher Perlen, und tröſtet Euch, wenn es nicht zu ſpät iſt, mit dem Gedanken: daß Egmont's entſchwundene Liebe der Schutzgeiſt Eurer Tugend war!

Hoheit! unterbrach mit Stolz Johanna die Prinzeſſin: der Schutzgeiſt meiner Tugend liegt in mir, er ſchlief nie als meine Liebe wachte; in Egmont's Arm, an ſeinen Lippen ſchwieg ſeine mahnende Stimme nie!

In ſeinem Arm, an ſeinen Lippen! rief Sabine, und eine hohe Röthe überflog ihr Antlitz; doch ſchnell trat die Anmuth wieder aus den freundlichen Zügen hervor. Ich that Dir wehe, Mädchen! ſagte ſie herzlich: das wollte ich nicht. Nimm dieſe Perlenſchnur, ich bitte Dich, nimm ſie zum Andenken an dieſe Stunde, ſie gebe Dir die Gewißheit, daß Sabinen von der Pfalz Dein künftiges Glück am Herzen liegt. — Geh mit Gott! vergiß, was Dir die Vernunft zu vergeſſen befiehlt — und gedenke meiner freundlich! Sie küßte ihre Stirn. Johanna, von der Sanftmuth gerührt die in dieſen Worten lag, wollte ihre Hand küſſen, aber die Prinzeſſin, vom Gefühl übermannt, drückte ſie an ihr Herz. — Sey glücklich! wenn ich es bin! rief ſie der Scheidenden zu.

4.

Als Johanna das Schloß verließ, war ſchon Alles in Bewegung. — Um die Schranken, innerhalb welcher das Fußturnier gehalten werden ſollte, wimmelte es von Neugierigen, die aus allen Gegenden herbeigeſtrömt waren, die Pracht dieſes Feſtes zu bewundern. In einiger Entfernung von dem Turnierplatz erwarteten die verſchiedenen Abtheilungen der Ritter unter Zelten die Ankunft des Kaiſers und das Signal zum Feſte, und Trabanten mit dem Wappen der Königin von Ungarn hielten den Eingang der Schranken beſetzt. Von allem Dieſen bemerkte Johanna nichts; träumend, nur in düſtern Gedanken verloren, das Käſtchen mit Perlen feſt in ihre Hand gedrückt, ging ſie durch die Menge. Doch als ſie jetzt vor einem koſtbaren Zelte vorbeiſchritt und Egmont ihr freundlich entgegen trat und ſie fragte: Wohin, Johanna? erwiederte ſie ohne aufzublicken: Nach Hauſe!

So trat ſie in die väterliche Wohnung, wo ihr der Vater in ſeinem Feſtkleide entgegen kam. Schon lange und ängſtlich hatte er auf ſein Kind gewartet und faſt gefürchtet, ſie würde ſich irgend Jemandem angeſchloſſen und ihn allein zurückgelaſſen haben. Kommſt Du endlich, Johanna? ſagte er halb freundlich, halb mißmuthig: Du haſt mich lange warten laſſen, und Dein Begleiter wandelt, Deiner harrend, ſchon ſeit einer Stunde im Garten!

Mein Begleiter? fragte Johanna ſtaunend.

Ja, Johanna! Wilhelm van Dahlen! Graf

Egmont hat ihn hergeſchickt, Dich zum Feſte zu führen; aber auch ich werde Dich begleiten und nicht von Deiner Seite weichen, denn Alt und Jung weiß wie Wilhelm Dir zugethan iſt mit Liebe, und leicht könnte es zu Reden Anlaß geben!

Und Egmont ſchickte ſeinen Schreiber, mich zu begleiten? fragte noch einmal die Jungfrau.

So ſagt van Dahlen, und ich glaube faſt, ohne ſeines Herrn Befehl hätte der beſcheidene Mann es nicht gewagt vor Dir zu erſcheinen, und Dir ſeinen Arm zur Begleitung anzubieten.

Ah! ich verſtehe Dich, Egmont! ſagte Johanna leiſe vor ſich hin: Iſt die Sonne mir untergegangen, ſoll mir das Licht einer Ampel, die Du mir angezündet haſt, leuchten, — kann es mich auch erwärmen? — nie! Sie ſetzte das Käſtchen mit der Perlenſchnur auf den Tiſch.

Was haſt Du da? fragte der Vater, das Käſtchen neugierig betrachtend: Gewiß ein Geſchenk der Prinzeſſin?

Thränen, Vater! Thränen, ja wohl, das iſt das einzige Geſchenk was mir gereicht werden kann. Sie ſollen mich heute ſchmücken. Geht in den Garten, bittet Wilhelm van Dahlen, daß er noch einen Augenblick verweile. Zum Feſt will ich mich ſchmücken, Vater, und dann ſollt Ihr Euer Kind begleiten und Euch freuen, wie ſie ſo lieblich an Eurer, an Wilhelm's Seite einherſchreiten wird. Auch mir iſt der heutige Tag ein Feſttag, denn heute — iſt das Feſt der Märtyrer!

Johanna! rief der Alte und ſchloß ſie an ſeine Bruſt: Gute, fromme Johanna! was iſt aus Dir geworden? Dein Auge ſo unſtät und trocken, Deine Lippe bleich und die Wange ſo glühend, — Kind! —

Geht in den Garten zu Wilhelm! er wartet auf Euch! bat ſie: Laßt mir Zeit, mich mit meinem Feſtſtate zu ſchmücken. Geht, lieber Vater! — Sie führte ihn ſanft bittend an die Thür, und als er ſie verlaſſen, riegelte ſie hinter ihm zu, ſank auf ihre Kniee, hob die gefalteten Hände empor, und aus der Tiefe ihres Herzens drang ein ſtummes Gebet zum Himmel empor; Engel nahmen es auf ihre goldenen Flügel, und legten es vor den Thron des Erbarmers. — Und als ſie aufſtand, leiſe und unbeengt das Herz ihr ſchlug, da fühlte ſie, Gott habe ihr Gebet erhört.

Sorgfältig ordnete ſie ihr Haar, die Perlenſchnur rollte über den blendenden Hals, aber ſtatt des Feſtkleides von hellblauem Sammet, von ihrem Vater ſelbſt gewebt, nahm ſie das einfach wollene grüne Kleid aus dem eichenen Schranke, in dem ſie der große Meiſter am Grabmale ihrer Mutter geſehen; und als es ihren ſchlanken Körper umſchloß, als ſie den Gürtel unter der Bruſt befeſtigte und in ſo manche Rückerinnerung verſank, ſagte ſie leiſe: Ruhig, ruhig! Die Wetter ſind vorüber, nur ein ſanftes kühles Abendlüftchen kräuſelt noch deinen Spiegel. — Ruhig, mein ſtürmiſches Herz! Hierauf ſteckte ſie eine Roſe an, und um das Bild des Innern ganz auszumalen, neben die Roſe einen dunkeln Rosmarien-Zweig.

So trat ſie in den Garten. Wilhelm ging beſcheiden, faſt ängſtlich auf ſie zu und wollte ſich entſchuldigen. Kommt nur, freundlicher Bote Egmont's! ſagte ſie, ſchmerzvoll lächelnd: Kommt, mein lieber Vater, ſonſt beginnt das Feſt vor unſerer Ankunft! Sie nahm Wilhelms dargebotenen Arm und ging, freundlich und liebreich mit dem Jünglinge ſprechend, dem Schloſſe zu.

5.

Als ſie in die Nähe des Turnierplatzes kamen, erwartete ſie ein Trabant der Königin, um ſie nach einem Zelte zu führen, das der kaiſerlichen Tribune gegenüber für die Jungfrauen, die geſtern zum feierlichen Empfange hinaus gezogen, aufgeſchlagen war. Hier verließ ſie Wilhelm van Dahlen, und ermuthigt von den freundlichen Worten die ſie unterwegs mit ihm gewechſelt, drückte er vielleicht nur unwillkürlich beim Abſchied ihre Hand. Johanna ſah ernſt auf den Erröthenden und trat in das Zelt.

Eben verkündeten Trompeten und Paukenſchall die Ankunft des Kaiſers. Zwiſchen ſeinen königlichen Schweſtern nahte er, von ſeinen Hofleuten und den Frauen gefolgt, dicht hinter ihm der Infant Don Philipp, Sabinen von der Pfalz führend. Freundlich begrüßte der Monach die jauchzende Menge, und ſder ſtreng ernſte Blick, mit dem er in Madrid ſich zeigte, ſchien bei den lebensfrohen Niederländern ſich in freundliche Milde verwandelt zu haben; ſelbſt der Infant, ſonſt ſo ernſt und kalt, ſchien an der Seite der deutſchen Fürſtin milder und huldreicher umher zu blicken. —

Jetzt ertönte das Zeichen, — und das Turnier begann. *)

Zuerſt zogen die ſechs Ritter, die zum Kampf männiglich aufforderten, mit ihren Rüſtmeiſtern ein; es war der Graf von Bergen, die Herren von Treſigni, Semery von Lieſtre, von Torlon und Tilloye, lauter Niederländer. Sie waren im ganzen Küraß, die Wappenröcke von Goldſtoff, mit rothem und weißem Sammet verbrämt. — Auf dem Helme wogten hohe rothe und weiße Federn. Ihre Begleiter waren ihnen gleich gekleidet. — Sie zogen der kaiſerlichen Tribune vorbei und ſtellten ſich ihr gegenüber. —

Nun forderte ein Herold die fremden Ritter

---

*) Die Beſchreibung dieſes Turniers kann man ausführlich in dem großen Turnierbuche von Feierabend, Frankfurt a. M. 1578., leſen.

auf, die den Kampf mit den Mantadores zu beſtehen geſonnen wären, und in zehn Abtheilungen zogen ſie folgendermaßen in die Schranken:

Zuerſt Peter Ernſt, Graf von Mansfeld, mit ihm die Herren von Ubermont und Noircarmes, Niederländer. Dann der Freiherr von Corlaux und der Herr von Pelonux, Burgunder, und Johann Zabada, Don Johann de Cuma, und Caspar de Robleß, Spanier, in ganzen Küraſſen, mit ſchwarz ſammetnen Waffenröcken und ſchwarzen Federn auf dem Helm. — Ihre Dolche und Schwerter waren vergoldet. Sie zogen vor dem Kaiſer vorüber, ein jeder berührte am Eingang den Schild, worauf die Waffe gezeichnet war mit welcher er kämpfen wollte, und ſtellte ſich dann dem Eingange der Schranken gegenüber. Sämmtliche Ritter kämpften nur mit dem Küraßſchwert und dem Spieß.

Dann folgten drei Brüder, die Herren von Roigny von Argenteaux, und von Saumain, Niederländer; über ihre Harniſche trugen ſie weiße Mäntel, mit roth und grünem Sammet verbrämt. Auf ihrem Helme ſchwankten hohe weiße Federn. Nur den Schild, das Küraßſchwert und den Spieß berührten ſie im Vorbeiziehen und ſtellten ſich neben die Abtheilung des Mansfelders.

Nun zogen vier Pilgrime ein. Es waren die niederländiſchen Edlen: der Herr von der Mark, der Herr von St. Martin, von Revin, und Meleſand; ſie hatten über ihre Rüſtungen grauſammetne Pilgermäntel mit Muſcheln, von goldenen und ſilbernen Stoffen gar künſtlich verziert, breite lange Bärte hingen ihnen herab, und Pilgerſtäbe, die mit goldenen Knöpfen und rothen Schüſſelchen behangen waren, wie die Brüder Pilgrime ſie zu tragen pflegten, trugen ſie ſtatt Lanzen in ihren Händen. Vor ihnen zogen vier Jünglinge in weiblicher Pilgertracht, in grauen Taffet gekleidet, die breiten Hüte auf den Rücken hängend. Ein Sänger der königlichen Kapelle, wie jene gekleidet, zog voran, ein Jakobslied ſingend. Sie berührten wie die erſteren nur die Schilde, das Küraßſchwert und den Spieß, und zogen nach ihrem Platze.

Alsdann kam Herzog Adolph von Holſtein und der Graf von Eberſtein; ſie trugen über ihre Harniſche deutſche Reitermäntel von Dammaſt, mit goldnen und ſilbernen Blumen durchwirkt, und mit ſchwarzem Sammet verbrämt. Schwarze und weiße Federn erhoben ſich auf ihren Helmen. Sie berührten alle Schilde, und turnierten gar ritterlich in allen Wehren.

Ihnen folgte der Groß-Comthur von Alcantara, mit ihm die Grafen von Caſtanneda, und Cinfuentes, Don Luis Zabada, und Gomez de Sylva. Ueber ihren Harniſchen trugen ſie roth ſammetne mit Gold geſtickte Wappenröcke, auf den Helmen hatten ſie rothe und gelbe Federn, ſie berührten alle Schilde.

Gleich nach dieſen kamen zwei Jäger, wovon der eine der Herr von Mingoual, der andere der Herr von Beaufort war, beide niederländiſche Ritter. Ueber dem Harniſch trugen ſie grüne mit Gold verbrämte Mäntel, und Jägerkappen über ihren Waffen; in der Hand führten ſie grün umwundene Jagdſpieße. Zwei grüngekleidete Jäger zogen vor ihnen her und blieſen allerlei Lieder auf ihren Jagdhörnern, zwei Buben, welche hinter ihnen eine Koppel Hunde führten, ließen Kaninchen, Haſen und Katzen auf die Bahn laufen, Allen zur Kurzweil. Der

Herr von Mingoual turnierte in allen Waffen gar männiglich.

Jetzt zog der Prinz von Ascoli, mit dem Grafen von Egmont, Don Diego de Leyva, Don Fernando und Don Alphonſo de Mendoza, und Don Alphonſo Pimentel in die Schranken. Sie hatten über ihren Rüſtungen Wappenröcke von Goldſtoff, mit ſilbernen und ſchwarzſeidenen Franzen verbrämt. Auf dem Helme prangten weiße und ſchwarze Federn.

Als Egmont vor dem Zelte vorbei zog, wo Johanna in dem grünen Kleide ſaß und unverwandt nach ihm blickte, ſchien ſie ihm in dieſem Gewande ſo lieblich, ſo manche wonnige Erinnerung trat vor ihn, daß er, ſich ganz vergeſſend, ſie grüßte. Erröthend ſchlug die Jungfrau die Augen nieder, und erſt als Egmont ſchon lange entfernt war wagte ſie wieder aufzublicken.

Der Abtheilung Egmont's folgte eine Bande Spanier von Don Louis und Don Carlos Zabada geführt; unter ihnen zeichnete ſich Don Garzia, der Graf von Gehnes, Don Martin Ades und Don Pedro de Ruelles aus. Alle trugen blauſammetne Waffenröcke, die kreuzweis zerſchnitten

ſchnitten mit Goldſtoff unterfüttert waren, und in der Mitte eines jeden Kreuzes prangte eine goldene Roſe. Sie berührten alle Schilde und hielten ſich tapfer.

Nach dieſen ſprangen zwei wilde Männer in die Bahn, die einen feuerſpeienden Drachen führten. Es war der Herr von Quirinaim, ein Niederländer, und Don Diego de Croix, ein Spanier. Beide, beſonders der Niederländer, kämpften ritterlich in allen Waffen.

Zuletzt kam Don Philipp, Infant von Spanien, der gleich, nachdem der Kaiſer und die Königinnen Platz genommen, die Prinzeſſin von der Pfalz verlaſſen und ſich zu ſeiner Schaar in ſein Zelt begeben hatte. Ihm folgte Don Mauriquez de Lana, des Kaiſers Hofmeiſter, Don Johann de Bermudez, Don Rodrigo Manuel nebſt der Blüthe des ſpaniſchen Adels. Alle trugen lange Spieße auf der Schulter. Sie hatten braunſammetne Wappenröcke, ſo reich mit Gold geſtickt über dem Harniſche, daß der Sammet kaum zu ſehen war. Große gelbe Federn ſchwankten von ihren Helmen nieder. Die Rüſtmeiſter und das übrige Gefolge waren in gleicher Farbe und in gleichem Stoffe, ſo daß jede Kleidung faſt drei hundert Kronen koſtete, die Trommelſchläger aber gelb und ſchwarz nach Art der Lanzknechte gekleidet. Don Philipp und ſein Gefolge turnierten nur mit dem Spieße und dem Küraßſchwert.

Nun wurden von den Kampfrichtern die Turniergeſetze vorgeleſen und die Preiſe beſtimmt; der Hauptpreis wurde dem ſtattlichſten Kämpfer mit der Streitaxt zugetheilt. Er beſtand in einer goldenen Streitaxt, übrigens durfte der Sieger noch eine Jungfrau ernennen, aus deren Händen er einen köſtlichen Diamant erhielt.

Die ſechs niederländiſchen Ritter, die als Mantadores den Kampfplatz hielten, turnierten mit vieler Gewandtheit, und ob man ihnen gleich keinen Dank zutheilte, ſondern dieſer nur den ſogenannten Avanturirern (den zum Kampf in die Schranken Einreitenden) zu Theil wurde, ſo hätte ihn doch gewiß mancher verdient. Beſonders ſah man deutlich, daß ſie gegen die ſpaniſchen Edlen ſich mit mehr Kraft rüſteten als gegen ihre Landsleute, und in dem allgemeinen Kampfe, der zuletzt erfolgte und wo die verſchiedenen Abtheilungen gegen einander turnierten, ſprach ſich dieſes deutlich aus. Beſonders ſchien Graf Egmont, gewiß der Gewandteſte und Stärkſte unter Allen, von ſeiner Geſchicklichkeit in Führung der Streitart doppelten Gebrauch zu machen, wenn er mit einem Spanier kämpfte, und obgleich er ſich, auf ausdrücklichem Wunſch des Kaiſers, an den Prinzen von Ascoli und die Spanier angeſchloſſen hatte, ſo ſah man doch deutlich, daß der Haß der beiden Nationen ſchon jetzt im Entſtehen war.

Nur zwei Spaniern wurde der Preis zugetheilt. Don Johann Quirada erhielt den erſten, im Rennen mit dem langen Spieße. Don Robles den zweiten. Die Herren von Quirinaim und Mingoual erhielten den Preis im Kampfe mit dem Küraßſchwert, der Herr von der Mark den Preis mit dem Schlachtſchwert; dem Infanten Don Philipp aber wurde er im allgemeinen Gefecht zugetheilt.

Graf Egmont war der Glückliche, der den Preis der Streitart errang. Aller Augen waren auf Sabinen von der Pfalz gerichtet, und ſie war es auch, die er, ihm den koſtbaren Diamant zu überreichen, erwählte. — Als er ſich ihr nahte, ſein Knie beugte, ſagte ſie leiſe, indem ſie ihm den Ring auf den Finger ſteckte: Die Tapferkeit errang ihn, die Liebe möge ihn der Liebe geben. — Gedenket Johanna Lavil's! Hoch erröthete Egmont, und, den Sinn dieſer Worte verſtehend, vermochte das errungene Kleinod, das an ſeiner Linken prangte, mit all ſeinem Glanze nicht den trüben Blick zu erhellen, mit dem er die Bahn verließ und nach Hauſe eilte, ſich zum Banket umzukleiden. —

6.

Auch Johanna verließ tief bewegt das Zelt. Ihr Vater und Wilhelm van Dahlen begleiteten ſie zurück. Sie ſprach kein Wort, nur erſt als der Vater die Hausthüre öffnete ſagte ſie zu Wilhelm freundlich: Tretet näher, werther Freund! trinkt einen Becher Wein mit dem Vater und eßt zu Nacht mit uns, und dann ſeyd Ihr wohl ſo gütig uns zu dem Banket zu begleiten; denn meinem guten Vater würde die

Zeit ſonſt zu lang, und Ihr wißt ſie ihm ja ſo anmuthig zu verplaudern! — Wilhelm folgte ihr. — Sie bot ihm einen Seſſel an, ging dann, als ſey ihr Herz von jeder Sorge befreit, zum Schenktiſch, nahm zwei ſilberne Becher herab, verließ das Zimmer und kehrte mit einem ſchweren ſilbernen Kredenzteller, auf welchem ſie Alles geordnet hatte, wieder zurück.

Sie fand Wilhelm van Dahlen mit dem Vater an dem Tiſche ſitzen, trat zu ihnen, hob die Kanne mit Wein hoch in die Höhe, goß die Becher voll, ſo daß der Purpur-Wein ſchäumend herab floß, neigte ſich nun züchtig vor dem Schreiber, nippte aus dem einen Becher und reichte ihn dem Jünglinge, der mit glühender Haſt ſeinen Mund an die Stelle drückte welche ſo eben Johanna's Lippen berührt hatten; dann wandte ſie ſich zu ihrem alten Vater. Aber als ſie ihm den Wein kredenzen, ſie den Becher an ihre Lippen ſetzen wollte, übermannte ſie ein wehmüthiges Gefühl; ſchnell ſetzte ſie den Becher nieder, ſank dem Vater um den Hals und drückte ihn ſtürmiſch an ſich. Mein guter, guter Vater! rief ſie: ich will Euch nicht verlaſſen, ich will fortan nur Euch, Euch nur allein leben!

Innig drückte der Greis ſie an ſeine Bruſt, und als ob in dieſem Augenblicke das Schickſal ſein unwiderrufliches Loos über ſein Kind ausgeſchüttet habe, ſo ahnungvoll hielt er die Tochter in ſeinem Arme, ſo innig drückte er ſie an ſein bangſchlagendes Herz.

Als ſich Johanna aus ihres Vaters Umarmung leiſe erhob, ſtand Wilhelm neben ihr, das Auge gen Himmel gerichtet, die Hände gefaltet. Johanna's Blick ruhte lang und wohlgefällig auf dem Jünglinge, der in frommer Andacht betete. Lavil ergriff jetzt Wilhelms Hand, ſein Auge ruhte bittend auf Johanna, die, ſchmerzlich lächelnd, verneinend leiſe ihr Haupt ſchüttelte; er ergriff des Mädchens Rechte, das, obgleich des Vaters Gedanken ahnend und dem Jünglinge gegenüber, dem Vater ſie nicht verweigern konnte. — So ſtanden Beide vor dem Alten, aus deſſen verklärten Blick die Hoffnung leuchtete; endlich — und der Jüngling ſchlug die Augen nieder — legte er Beider Hände in einander. Mache mich glücklich am Ende meiner Tage! ſagte er: Zieh Deine Hand nicht zurück, Johanna! beglücke mich und ihn!

Und ſchmerzvoll lächelnd ſah die Jungfrau auf ihren Vater, und dann mitleidvoll auf den Jüngling, dem ſie zwar die Hand nicht entzog, der aber immer noch nicht aufzublicken wagte. — Wilhelm van Dahlen! ſagte ſie ſanft: ich kenne Euch ſchon lange, Ihr ſeyd ein frommer wackrer Mann, des glücklichſten Looſes würdig. Nicht meine Hand, mein Herz nur kann Euch genügen. Darum zürnt mir nicht; ich achte Euch zu hoch, als daß ich glauben könnte, Johanna Lavil ſey jetzt Eurer werth. Ward ihr der Sieg, nach dem ſie zu ſtreben beginnt, iſt der Traum der erſten Liebe vorüber, ſteht ſie, ruhig in die Zukunft ſchauend, vor Euch, und Ihr haltet ſie noch Eurer werth, dann befragt mein Herz, — dann, mein guter Vater, dann nahet Eure Tochter, Euch dankbar das zu vergüten, was Ihr ſo tauſendfältig an ihr Liebes und Gutes gethan habt! Sie ſchwieg, und mit freudigem Lächeln, als ſey das Schwere nun von ihrer Bruſt gewälzt, fuhr ſie fort: Nun trinkt, bald bin ich mit dem Nachteſſen wieder hier! Sie zog leiſe ihre Hand aus Wilhelm's Hand, der ſchweigend ihr nachblickte, dann den Becher nahm, und, den Arm hoch hebend, ihn ihr nachſtreckte. Friede, Friede mit Deinem Herzen, Du fromme Jungfrau! rief er: Friede Deinem verletzten Gemüthe und wenn auch mir aus ihm keine Seligkeit erblühen ſollte!

Johanna kehrte zurück. Ein weiß leinenes Schürzchen hatte ſie bedachtſam vorgethan und trug die kalten Speiſen auf, legte das bunte dammaſtene Tiſchtuch zurecht, und nachdem ſie Alles geordnet, ſetzte ſie ſich zwiſchen den Vater und den Freund, denn das war ihr Wilhelm ſchon lange geweſen. Und dem Jünglinge wurde es gar wunderlich um's Herz, als er die geſchäftige Jungfrau ſah, Alles ordnend, Alles beſchickend, ſeine Träume wurden immer lebendiger, und er ſah ſie als ſeine Hausfrau vor ihm ſtehen. Sein Auge ruhte beglückt auf ihr, die ihm freundlich und unbefangen die vorgelegten Speiſen reichte und mit anmuthigem Tone bat: zu eſſen und mit dem Vater die Becher zu leeren.

Auch dem Alten war die Zukunft aufgegangen. Er ſah ſich auf ſeinem Sorgenſtuhle ſitzen, ſah ſeine geliebten Kinder um ſich, die ihn pflegten und jeden ſeiner leiſeſten Wünſche ſchnell erfüllten, die freudig zitternde Hand griff nach dem Becher, und ihn hoch hebend, rief er: Gott! ſo manche demüthige Bitte haſt Du Deinem treuen Diener gewährt, ſo manchen Segen über ihn geſchüttet, laß mich auch dieß noch erleben, und dann mögen ſie mir die Augen zudrücken! Thränen rannen herab, weinend ſank Johanna an ſeine Bruſt, gerührt küßte Wilhelm des Vaters bebende Hand.

Zürnt mir nicht, Vater, rief das Mädchen: noch kann ich nicht! Habt Geduld mit Eurem armen Kinde!

Wie der Herr Geduld hat mit dem reuigen Sünder, will auch ich Geduld haben mit meinem verirrten Kinde! ſagte der Alte.

Das Nachteſſen wollte nicht ſchmecken, der Wein mundete nicht.

Stumm, jedes in ſeine eigenen Gedanken verſunken, ſaßen die Drei am Tiſche. Da tönte vom Schloſſe herüber der Klang der Trompeten. Johanna ſprang auf. Kommt, das Banket beginnt! rief ſie, und ihr frommes Auge glühte, ein anderer Geiſt ſchien ſie ergriffen zu haben: Kommt, Vater, ich muß hin, ſchnell, ſchnell!

Kopfſchüttelnd folgte der Vater, eine Thräne unterdrückend, der Jüngling. Sie eilten mit ſchnellen Schritten dem Schloſſe zu.

Dort fanden ſie die Tafel aufgehoben, und der Kaiſer, die Königinnen und alle anweſenden Frauen und Ritter zogen aus der langen, mit den Gemälden niederländiſcher Meiſter geſchmückten Halle zu dem großen Ritterſaale, in welchem die Bildniſſe der Beherrſcher des Hennegau in ununterbrochener Folge hingen. Egmont's ſorgſame Vorſicht hatte auf der Gallerie, unfern der Spielleute, für Johanna und ihren Vater Plätze bereiten laſſen, zu welchen einer ſeiner Diener Herrn Wilhelm van Dahlen geleitete.

Kaum hatten ſie ſich geſetzt, ſo gab der Kaiſer das Zeichen und der Tanz begann. Unverwandt hatte Johanna auf die Prinzeſſin von der Pfalz geſehen, die das gelbe Haar in künſtliche Flechten gewunden, in einem blauen, mit Gold reich geſtickten Kleide, ein Diadem von

Diamanten im Haare, neben der Königin von Frankreich ſaß. Als die Trompeten ſchmetterten, die Pauken zu wirbeln begannen, eilte Egmont herbei, ſeine Verlobte zum Tanze zu führen, doch in dem Augenblicke da er ſich ihr nahte erhob ſich Don Philipp von ſeinem Sitze, bot Sabinen die Hand, und nicht ohne Unmuth ſah Egmont ſie mit dem königlichen Jünglinge, ſeinem künftigen Herrn, dahin ſchweben.

Johanna's Gemüth bewegte dieß gar ſonderbar. Sie bedauerte Egmont, daß er mit der Verlobten nicht tanzen konnte; ihr graute vor der Sitte des Hofes, die dem Geliebten nicht erlaubte die Geliebte zum Tanze zu führen, wenn es einem Höheren gefiel ſich zwiſchen ſie zu drängen. Nie ſah ſie die Kluft ſo deutlich, die zwiſchen ihr und Egmont lag, als jetzt, da er, der allgemein geehrte, der mächtige Graf Egmont, ſeinem künftigen Herrn die Hand der Verlobten überlaſſen mußte. Um wie viel ferner ſtand des Webers Tochter von dem Prinzen von Gaure! In dieſem Augenblicke ſah Egmont zu ihr herauf. — Ach, Alles war vergeſſen; die Kluft überſpringend hätte ſie ſo gern ſich an ſeine Bruſt geworfen, hätte ihm mit holdem Lächeln entgegen gerufen: Meine Hand, Geliebter, nimmt Dir kein Prinz, kein König, ich habe nichts was Werth hat als mein Herz, das iſt Dein, Niemand kann es Dir entreißen! — Aber fern war Egmont; leiſe, nur mit Geiſterhauch ſprachen ſich ihre Empfindungen aus, und die Gedanken waren nicht beflügelt, zu ihm hernieder zu ſchweben, der jetzt wieder mit düſterem Blicke auf Don Philipp ſah, der ſo traulich als ihm der Anſtand, ſo freundlich als ihm ſein Ernſt erlaubte, mit der Prinzeſſin ſprach, welche jetzt Johanna'n auf der Gallerie zu bemerken ſchien.

Der Tanz war beendet; der Prinz von Spanien führte die Prinzeſſin zu ihrem Seſſel zurück, und hätte die Königin von Ungarn ihn nicht zu ſich gerufen, würde er wahrſcheinlich ſeinen Platz neben ihr genommen haben. Jetzt aber durfte ihr Egmont nahen. Unverwandt ruhte Johanna's Auge auf ihm; der Gedanke durchzuckte ſie: hat ſie ihm ſchon geſagt, daß ſie ſeine Liebe zu mir kenne? — was hat er ihr erwiedert? hat er die unglückliche Verlaſſene verleugnet? hat er mit Wärme, mit Gluth einer Leidenſchaft gedacht, die ihn einſt ſo hoch zu beglücken ſchien?

Aber ernſt und, wie es ſchien, gleichgiltig war Beider Geſpräch. — Doch jetzt. — Deutlich glaubte ſie zu ſehen, wie Egmonts Wange erglühte. — Der Blick der Prinzeſſin begegnete dem ihrigen — auch Egmonts Auge hob ſich nach ihr und als Beider Blicke ſie nicht mehr trafen, als Wilhelm ihr leiſe zuraunte: Sie ſprechen jetzt von Euch! da erglühte ihre Wange, und von bangem Zagen ergriffen, faßte ſie, ohne es zu wollen, des Jünglings Hand und drückte ſie ängſtlich, ja krampfhaft. Johanna! rief dieſer erſtaunt. — Verzeiht! ſtammelte Johanna, doch ſah ſie immer noch hernieder auf Beide, die von Eleonoren von Frankreich unterbrochen, ihrem Geſpräche eine andere Richtung zu geben ſchienen.

Jetzt, nachdem der zweite ſpaniſche Tanz geendet hatte, blieſen die Klarinetten und Pfeifen, von Geigen begleitet, den deutſchen Walzer; ſchnell ergriff Egmont Sabinens Hand, durchflog Arm in Arm mit ihr den Reihen, inniger ſchienen ſich Beide in dieſem herzigen Tanze an einander zu ſchließen, und Johanna ſeufzte tief; ſo hatte auch ſie einſt in ſeinen Armen geruht. Die Erinnerung führte ihr manchen ſeligen Augenblick zurück, wo ſein Arm ſie umſchlungen, ſein Mund auf den ihrigen ſich gedrückt; und als er eben hinaufſah, als ſie noch den Blick voll Sehnſucht wieder zu erkennen ſchien, jenen Blick, der ſie ſo oft hingeriſſen hatte, da preßte ſie heftig die Hand auf's Herz. — Schweig! rief ſie leiſe: ſchweig und vergiß!

Der Tanz wurde allgemein. Der Kaiſer ſtand auf, die Königinnen folgten ihm; ſie miſchten ſich jetzt in den Kreis der Ritter und Frauen, einen jeden mit ihrer Huld beglückend. Auch die Prinzeſſin war aufgeſtanden und in eine Fenſtervertiefung getreten, woſelbſt ſie Egmont aufſuchte. Ihr ſeyd heute ſo ſonderbar feierlich, begann er: Euer Geſicht drückt mehr Wehmuth als Freude aus; die Worte, die Ihr mir bei Ueberreichung dieſes Ringes leiſe ſagtet, hatten einen verſteckten Sinn, — habe ich ihn recht verſtanden, ſo nehmt den Ring, die Liebe gebe ihn der Liebe.

Ihr irrt, Graf Egmont, erwiederte die Prinzeſſin: wenn Ihr glaubt ganz den Sinn meiner Worte verſtanden zu haben. Wohl ſoll ihn die Liebe der Liebe geben; aber wo äußere Verhältniſſe nur den Bund geſchloſſen, nicht das Herz, da mag man Liebe nicht ſuchen, wenn auch die Falſchheit unter ihrer Maske ſich verſteckte.

Sabine! rief Egmont faſt empfindlich.

Herr Graf! ſagte die Prinzeſſin mit Stolz: denkt an Johanna Lavil, ſchaut dort hinauf auf die Gallerie, wer iſt die Betrogene, ich oder ſie?

Ihr thut mir Unrecht! fiel ihr Egmont in die Rede: Ihr thut mir Unrecht, Sabine! — Wäre hier der Ort Euch alles offen zu ſagen was Ihr nun wiſſen müßt, und welches freilich beſſer für Euch ewig verborgen wäre, ſo würdet Ihr mich gewiß entſchuldigen. Erlaubt mir, daß ich Euch morgen früh aufwarte.

Einige Zeit bedachte ſich die Prinzeſſin, dann ſagte ſie mit gepreßter Stimme: Um zehn Uhr erwarte ich Euch! Sie trat in den Kreis der Tanzenden zurück.

Johannen, deren Augen unverwandt Egmont

gefolgt waren, war dieſe Unterredung, war der Blick, die Bewegung nicht entgangen, mit welcher die Prinzeſſin zu ihr hinauf gezeigt hatte. Leicht konnte ſie den Stoff des Geſpräches errathen, leicht war es ihr aus Egmonts Haltung die Ueberzeugung zu ſchöpfen, er entſchuldige ſich, er betheure ſeiner Verlobten, ſie nur allein zu lieben. Sich verleugnet, ſich verlaſſen zu ſehen, kränkte die Jungfrau tief. Die erneuerte Bemühung Egmonts, ſich der Prinzeſſin wieder traulich zu nahen, bekümmerte ſie, und als jetzt einige Hofleute, vielleicht von der Schönheit der Jungfrau angezogen, nach ihr empor ſahen, glaubte ſie bemerkt zu ſeyn und in allen Augen zu leſen: Sie ſey die Verlaſſene, Verſtoßene; da ergriff ſie unnennbare Angſt. Kommt Vater, kommt van Dahlen! rief ſie, und ohne die Antwort abzuwarten verließ ſie die Gallerie und kehrte nach Hauſe zurück. Hier entließ ſie Wilhelm und trat mit dem Vater in ihre Wohnung.

Dieſer hatte ſie ſchweigend begleitet. Auch jetzt noch, als ſie in die Wohnſtube traten und er ſeinen blauen Mantel abgelegt, ſich auf ſeinen Sorgenſtuhl niedergelaſſen hatte, blieben verſchloſſen

ſchloſſen und ſtarrte ſinnend vor ſich hin. Johanna ſchien dieſe Stille nicht unterbrechen zu wollen. Endlich hob Lavil das geſenkte Haupt.

Haſt Du den Grafen und die Prinzeſſin von der Pfalz bemerkt, wie beide am Fenſter ſtanden? fragte er die Tochter; dieſe ſchwieg. Sahſt Du wie ihr Auge hinauf zu uns blickte, Ihre Hand nach Dir zeigte?

Ich ſah es! erwiederte Johanna.

Und biſt Du nicht erröthet, da Dich Dein Herz, da Dich Deine Schuld das, was die Verlobten ſprachen, ahnen laſſen konnte?

Johanna neigte bejahend das Haupt.

Nun, ſo wirſt Du fühlen, daß Deine Liebe mehr als Thorheit iſt, daß, wenn Du rein, heilig, wie ich es nur von meinem frommen Kinde glauben kann, Egmont liebſt, Du ſchon um Deiner Liebe willen der thörigen Hoffnung entſagen mußt. — Du zerreißeſt das Band, welches Gleichheit des Standes, welches Achtung und eine edle zärtliche Mutter ſchloſſen, und Deinem Beginnen wird der Segen des Himmels nicht folgen. — Geh' in Deine Kammer, leg ab das Unglückskleid, das Deinem beſcheidenen einfachen

Sinn die ſträfliche Eitelkeit lehrte, das Dich ihm zuführte, dem leichtſinnigen Manne, der mit Deinem Glücke nur ſpielt und dem ein gebrochenes Herz nicht mehr gilt als eine gebrochene Lanze; leg es ab, wirf es weg und bete dann zu Gott, daß er Dir Muth und Stärke verleihe, den Weg zu wandeln, den Dir Dein Stand und Deine Tugend vorſchreiben. Gute Nacht! Er wandte ihr den Rücken und ging in ſein Schlafzimmer. Auch Johanna ging, und als ſie in ihre Kammer trat, ihr Auge den Spiegel traf und ſie ihre jugendliche Geſtalt darin erblickte, hob ein tiefer Seufzer ihre Bruſt. Doch bald umzog ein ſchmerzvolles Lächeln den lieblichen Mund, ſie flocht die Perlenſchnur aus ihrem Haar, legte ſie in das zierliche Käſtchen, zog das Kleid aus, das Kleid der Wonne und Schmerzen, und als es ſo vor ihr lag und ſie es noch einmal betrachtete, um von dem theuern lieben Gewande, was ſie ſo oft ihm zu Liebe getragen, ſich nun für immer zu trennen, da begleiteten Thränen ein leiſes: Gehe hin! — auch Du! Aber beten konnte ſie nicht. — Nein! rief ſie und erhob ſich von ihren Knieen: nein, ich kann nicht meine Gedanken zu Gott erheben, immer tritt er zwiſchen mich und den Heiligen. Heute, Vater, kann ich nicht beten! Sie legte ſich zur Ruhe und der freundliche Schlaf täuſchte ſie, er ſchickte ſeine Träume, ſie waren ſo lieblich, lieblicher als ihr Erwachen.

7.

Am Morgen erſchien Egmont mit beklommenem Herzen zur beſtimmten Zeit in dem Vorzimmer der Prinzeſſin. Nur eine Kammerfrau fand er dort, die ſchnell zu ihrer Gebieterin ging, ihn anzumelden. Aber ſo ſehr ſie ſich beeilt hatte zu gehen, ſo wenig beeilte ſie ſich zurückzukommen, und Egmont, der mit langen Schritten auf- und abging, hatte Zeit über ſich und ſeine Lage nachzudenken. Er achtete ſeine verlobte Braut, er fand ſie ſchön, er geſtand ſich daß er ſie liebe, lieben müſſe, aber jener Zauber der erſten Liebe, der ihn mit ſo mächtigen Gewalten zu Johanna'n gezogen, jenes Unausſprechliche, was ihm an ihrem Buſen das Herz gehoben, die Bruſt faſt zerſprengt hatte, das fehlte ihm in Sabinens Armen. Die irdiſche Liebe, die Liebe von ſeiner Vernunft gebilligt, durchglühte ihn; aber die himmliſche Liebe, und hätte ſie ein Heiliger Thorheit genannt, ſtand nur im Bilde der ſüßen Rückerinnerung, aber tauſendmal ſchöner, herrlicher vor ihm. Und dieſer Liebe ſollte er nun ganz entſagen, ſie in dem kommenden Augenblicke verleugnen, mit dieſem Verleugnen, ſelbſt in der Erinnerung, ſelbſt in ſeinen Morgenträumen für immer Abſchied von ihr nehmen! O, ſchwer iſt's und fürchterlich, rief er aus: ſich loszureißen von der Geliebten! von Allem ſcheiden, was uns freundlich einſt umgab! Nichts reicht uns Erſatz für die gewohnten Dinge, für dieß ſanfte Koſen, für die kindlichen Spiele der erſten beglückten Liebe. Schwer iſt's, ſich für immer von ihr zu trennen! aber ich muß, meine Pflicht gegen Beide verlangt dieß ſchwere Opfer!

Gnädiger Herr, iſt es Euch gefällig hereinzutreten? unterbrach die Kammerfrau ſein Selbſtgeſpräch, und als die Flügelthüren ſich öffneten, als er Sabinen von der Pfalz in ihrem Morgenanzuge, ſchön wie die Göttin der Jugend vor ſich ſtehen ſah, als er den ſchmerzvollen Zug um ihren Mund erblickte, den ein freundliches Lächeln, mit welchem ſie ihn empfing, vergebens zu verbergen ſuchte, da trat der Entſchluß, jeder fremden Leidenſchaft zu entſagen, feſt in ſein Herz.

Er nahte ihr, küßte die anmuthig dargereichte Hand, doch als er traulich den Arm um ſie ſchlingen, den bräutlichen Kuß auf ihre Lippen drükken wollte, wies ſie ihn mit Schonung zurück. — Laßt das jetzt, Lamoral! ſagte ſie bewegt: erſt ſagt mir was Ihr mir zu ſagen habt. O! vermöchtet Ihr den Schmerz zu lindern, der ſeit geſtern dieß ſonſt ſo ſorgenloſe zutrauenvolle Herz zerreißt. — Setzt Euch, Graf Egmont, ſetzt Euch hierher zu mir, und gedenkt, daß es dem ritterlichen Manne geziemt, offen und ohne Hehl ſeiner Verlobten die geheimſten Falten des Herzens zu enthüllen!

Egmont, den wohl ſein raſches Blut, ſein leichter Sinn von dem Wege der Vernunft zuweilen abzuleiten im Stande war, war doch zu ſehr Mann und Ritter, um heucheln zu können. Er geſtand ihr offen, daß er Johanna geliebt, ſchwärmeriſch geliebt habe, daß dieſe erſte

Liebe ſeit einem Jahre das Glück ſeines Lebens geweſen, und nur erſt ſeit ſeiner Mutter ernſte Mahnung ihm den Abgrund gezeigt, an dem er ſtehe, an welchen er das Mädchen führe, habe er den feſten Entſchluß gefaßt, dieſer Liebe zu entſagen. Er ſey dann nach Zweibrück gegangen, wo es ihm bei ihrem Anblicke ſo leicht geworden ſey, ſeinen Entſchluß zu befeſtigen und die Wünſche der geliebten Mutter zu erfüllen.

Ein Druck von Sabinens Hand, ein inniger dankender Blick gaben ihm Muth fortzufahren. — Aber ehe er den abgeriſſenen Faden wieder anknüpfen konnte, fragte ihn Sabine ſchnell: Und ſeit Ihr von Zweibrück zurückgekehrt?

Sah ich ſie geſtern zum Erſtenmal.

Und was ſagte Euer Herz?

Egmont erröthete.

Seyd offen, Lamoral, ich bitte, ich beſchwöre Euch. Seit ich das Mädchen ſah, ſeit ich ſie ſprach, fühle ich, daß, wer einmal dieß liebliche Weſen ſein nannte, ſich nicht ſo leicht von ihr loszureißen im Stande iſt, ſeitdem fühle ich, daß Sabine dem glühenden männlichen Herzen nicht Erſatz für Johanna's Liebreiz zu bieten vermag. O ſeyd wahr, Egmont, liebt Ihr ſie noch? — Ihr erröthet! — Seht, mein geliebter Lamoral! — ich zittre vor dem Ton Eurer Stimme, ich zittre vor dem furchtbaren Ja! und doch, ſo ſehr ich auch fürchte, ſo ſehr ich auch zittre, bitte ich Euch doch, ſprecht es aus — führt mich ein zum Himmel oder zur Hölle — lieber ſchnell dahin ſterben, als dieſe langſame Todesqual!

Sabine! rief Egmont: ach könntet Ihr —

Nicht Worte will ich! unterbrach ſie ihn heftig: nicht beſchönigende, lindernde Worte, Wahrheit gebt mir, Wahrheit, lauter und rein, ſchließt die Pforten Eures Herzens auf. — Liebt Ihr Johanna noch? Sprecht!

Nein, Sabine! rief Egmont, und ſie ſank in ſeine Arme, ſchmiegte ſich feſt an ihn. — Ach das Vertrauen iſt ein Himmelsbote, rief ſie: es kommt, um mir das Paradies des Lebens zu öffnen. — Ich glaub' es, was Du mir ſagſt, mein Egmont, Dein offener edler Sinn, Dein treues biederes Herz konnte mich nicht täuſchen. Aber die arme Johanna! noch iſt die Wunde nicht geheilt, noch blutet ihr Herz.

Wer wie ſie rein und heilig auf die Vergangenheit ſchauen kann, rief Egmont: dem gibt das Bewußtſeyn Muth und Kraft, das Schickſal zu ertragen.

Ein ſüßer Kuß belohnte ihn für dieſe tröſtenden Worte, den er doppelt nahm und gab. So verging die Zeit unter tändelndem Gekoſe; plötzlich unterbrach Egmont dieſe ſüßen Spiele beglückter Liebe. Sabine! rief er: o ſage mir, welcher Dämon enthüllte Dir das Geheimniß vergangener Zeit, wer freute ſich, Dir das Verhüllte zu entſchleiern?

Sabine ſtand auf, nahm aus einem Käſtchen den geſtern erhaltenen Brief, und gab ihn Egmont. Er las; hoch glühte ſeine Wange, immer heftiger rollte ſein Auge, das zuweilen über den Brief hinweg auf die Prinzeſſin blickte, die während deſſen unbefangen eine Stickerei betrachtete.

Wer brachte den Brief? fragte jetzt Egmont, indem er die Schriftzüge genau beſah.

Ein ſpaniſcher Diener gab ihn meiner Kammerfrau, und während ſie zu mir ging, verſchwand er.

Und von wem iſt der Brief? fragte jetzt Egmont und ſein Blick hing feſt auf der Prinzeſſin, als ob er ſie durchbohren wollte.

Weiß ich es? antwortete dieſe mit Ruhe.

Wollt Ihr es wiſſen? rief Egmont heftig: ſo kann ich es Euch ſagen. O ich kenne dieſe Schriftzüge — ich kenne ſie noch von Madrid, wo ich ein Jahr meines Jugendlebens vertrauern mußte, um ſpaniſche Sitten und ſpaniſchen Stolz zu lernen. Don Rodrigo Manuel, des Infanten Vertrauter, hat ihn geſchrieben, und mir wird nun klar was ich nur dunkel ahnete. Don Philipp iſt mein Nebenbuhler!

Don Philipp! rief lächelnd Sabine.

Er ſelbſt, der kalte engherzige Spanier, der dem weiblichen Herzen nichts zu bieten hat als ſeinen Purpur, er, der keines Schwertes bedarf und keiner Lanze, ſich Egmont gegenüber in die Schranken zu ſtellen.

Egmont! rief die Prinzeſſin, ſeine Hitze mäßigen wollend: habt Ihr wirklich ſo wenig Vertrauen zu mir?

Der Sohn Kaiſer Karls, der Erbe ſeines Thrones braucht ja nur zu befehlen, und die weibliche Eitelkeit folgt willig und demüthig;

der Glanz ſeines Diadems blendet die Augen und man folgt freudig dieſem leuchtenden Sterne.

Wohl möglich, Graf! unterbrach ihn, ſtolz das Haupt hebend, Sabine von der Pfalz: wohl möglich daß ſpaniſche und niederländiſche Frauen und Jungfrauen ihr Auge demüthig zu ihrem Herrn heben, und ſich beglückt wähnen wenn deſſen Huld ſie beſtrahlt. Die deutſche Fürſtin aber ſtrahlt im eigenen Glanze und folgt nur dem Winke ihres Herzens. Sabine, Tochter des Pfalzgrafen, fühlt ſich über jeden Verdacht erhaben, und weiß was ſie ſich ſchuldig iſt. Gehabt Euch wohl, Graf Egmont, und vergeßt nie, daß ich eine deutſche Fürſtentochter bin! Sie verbeugte ſich und ging.

Und doch! rief Egmont, da ſie ihn ſo kalt und ſtolz verlaſſen hatte: wenn auch aus deutſchem Fürſtenſtamme entſproſſen, iſt ſie doch nur ein Weib, ungepanzert gegen die Pfeile der Eitelkeit. Alſo Don Rodrigo, unſere alte Fehde ſoll von neuem beginnen. Nun wohlan, es ſey! — Vielleicht noch heute ſtehen wir uns gegenüber!

8.

Als die Trompeten heute die Ritter zum Turniere riefen und die Zuſchauer ſich haufenweis nach dem großen Schloßgarten drängten, wo das Turnier zu Pferde gehalten werden ſollte, trat van Dahlen in die Wohnung Johannens, um auch heute ihr ſeine Begleitung anzubieten. Sie ſchlug es ihm jedoch freundlich ab, und ſelbſt der Vater, wohl ihren Beweggrund kennend, drang nicht weiter in ſie und ging mit Wilhelm allein nach dem großen Platze. Dort war Alles ſchön und geſchmackvoll eingerichtet. Ein nicht unbedeutendes Schloß von Holz und Leinwand in dem Garten war mit Thürmen, Baſteien, Zugbrücken und Waſſergräben künſtlich aufgeführt; ringsum waren mit Wolken bemalte Tücher gezogen, ſo daß das Schloß ſelbſt jedem Auge verborgen war, weßhalb es auch chateau tenebreux oder das finſtere Schloß genannt wurde. Vor dem Schloſſe erhob ſich auf einem grünen Platze ein Fels, auf welchem eine rothe Säule aufgerichtet war. In dieſer Säule ſteckte ein Schwert bis an den mit Diamanten reich verzierten Griff, Stufen waren in den Felſen gehauen, um bis zur Säule zu gelangen. Dieſer Fels nebſt dem Schloſſe war von einem breiten Waſſer umgeben und bildete eine Inſel, welche die abentheuerliche Inſel genannt wurde. Dieſſeit der Inſel lag zwiſchen zwei Säulen ein vergoldetes Schiff vor Anker, das mit rothem Sammet bedeckt und von dem Patron und ſeinen Leuten, alle in karmoiſin Sammet gekleidet und mit Partiſanen bewaffnet, beſetzt war.

Vor dieſer Inſel war ein Platz abgeſchlagen, an deſſen äußerſtem Ende ſich eine hohe Säule erhob. Dort hing ein Schild mit einem goldenen Löwen geziert. Dicht dabei ſtand ein Thurm mit zwei hohen Pforten, der gefährliche Thurm genannt, vor welchem eine lange Rennbahn mit ihren Schranken eingerichtet war. Zu Ende derſelben befand ſich eine zweite Säule, an welcher ein Schild, worauf ein Adler im ſilbernen Felde abgebildet, aufgehangen war. Dicht dabei ſtand ein zweiter Thurm, welchen man den ungewiſſen Durchzug nannte, vor welchem gleichfalls eine Rennbahn, von einem tiefen Waſſer begrenzt, ſich zog, worüber eine Brücke führte, die durch ein Thor geſchloſſen war. Jenſeit der Brücke ſtand eine dritte Säule der erſtern gleich; ein Schild, auf welchem ein rother Greif in ſilbernem Felde gemalt war, hing dort, und neben ihm ein Hifthorn. Auch hier war eine Rennbahn, an deren Ende eine Tafel ſich befand, worauf die Geſetze und Gebräuche der abentheuerlichen Inſel in mehrern Sprachen zu leſen waren.

In einem kleinen Häuschen an dem Thore auf der Brücke befand ſich der Zwerg der Königin von Ungarn, in polniſcher Kleidung; ſobald ein Ritter durch den gefährlichen Durchzug ziehen wollte, gab er das Zeichen mit dem Hifthorne. — Die Kampfrichter ſaßen auf einer dazu vorbereiteten Erhöhung ſo, daß ſie alle drei Rennbahnen überſehen konnten, eben ſo der Hof auf der hierzu errichteten Tribune, und die Zuſchauer.

In dem finſteren Schloſſe ſelbſt befand ſich der Hofmeiſter des Prinzen von Oranien, der Herr von Carboran als Zauberer. Wer von den kämpfenden Rittern an einem der drei Päſſe überwunden war, wurde gefangen in das Schloß des Zauberers geführt; wer an allen drei Päſſen ſiegte, den fuhr das vergoldete Schiff auf die Inſel über, und dort verſuchte er das diamantene Schwert aus der Säule zu ziehen. Gelang es ihm nicht, ſo erhielt er doch einen Kranz zum Danke, wurde zurückgeſchifft und durfte zu Pferde durch die drei Päſſe frei zurückreiten. Nur wem es gelang das Schwert aus der Säule zu ziehen, der durfte das Schloß ſelbſt angreifen, denn vor dem Schwerte allein ſchwanden die Zaubereien, die es verbargen und unzugänglich machten. Bei allen drei Päſſen waren prächtige Zelte aufgeſchlagen, worin ſich die drei Ritter, welche den Paß vertheidigten, mit ihren Knappen aufhielten.

Den erſten Paß vertheidigte der Ritter mit dem rothen Greifen, dieß war der Graf von Aremberg; er trug einen vergoldeten Harniſch, und über dieſem einen Schurz von Silberſtoff mit karmoiſin ſammetnen Roſen gar zierlich beſetzt, rothe und weiße Federbüſche ſchwankten von ſeinem Helme herab.

Zuerſt erſchien ein junger Ritter, ganz ſchwarz gekleidet, auf einem mit ſchwarzen Decken belegten Rappen reitend, er nannte ſich den finſtern Ritter. Er mußte ſich gefangen geben, und ward von den ſechs dazu beſtimmten Edeln, die in gelb- und rothſammetne Röcke gekleidet waren und eine Streitaxt in der Hand führten, in das Gefängniß des Schloſſes gebracht. Der finſtere Ritter war der Herr von Chaumont.

Jetzt erſchien eine Jungfrau auf einem Zelter reitend vor den Schranken, Diener folgten ihr. Sie bat den Ritter vom Greifen, männiglich und tapfer die Ritter zu bekämpfen, die ſie verfolgten und bald erſcheinen würden, um das Abentheuer der Inſel zu beſtehen. Kurz darauf erſchienen auch dieſe drei, alle in braunen Goldſtoff mit weißen Federn auf den Helmen gleich gekleidet.

Der erſte dieſer Ritter nannte ſich den Ritter mit dem W., es war Don Johann de Cunia, ein Spanier. Bei dem zweiten Rennen zerbrach er dem Ritter vom Greifen einen Finger, dieſer mußte den Kampfplatz verlaſſen; an deſſen Statt trat einer der drei Ritter, der Herr von Ubermont, des Grafen von Horn Bruder, und übernahm die Vertheidigung des erſten Paſſes.

Der Ritter vom W. wurde als Sieger durchgelaſſen.

Jetzt blies der Zwerg in ſein Horn. Sogleich kamen zwei Rüſtmeiſter in weiß und ſchwarzen Atlaß gekleidet, deren einer dem fremden Ritter eine Lanze, der andere ein Küraßſchwert reichte. Er kämpfte nun mit dem Ritter vom ſchwarzen Adler, dem Herrn von Hochſtraten, der auf einem prächtigen arabiſchen Hengſte ritt. Der Schurz ſeines Küraſſes war von Silberſtoff mit ſchwarzen Roſen beſetzt. Nachdem ſie dreimal gerannt und ſieben Streiche mit dem Schwerte gethan, wurde Don Johann de Cunia für überwunden erklärt, mußte abſteigen und wurde gefangen weggeführt.

Nun begann Graf Peter Ernſt von Mansfeld, der dritte dieſer drei Ritter, der ſich den Ritter mit der weißen Mauleſelin nannte, den Kampf. Er erfocht am erſten und zweiten Paß den Sieg, am dritten aber, welchen der Ritter vom goldenen Löwen, der Graf von Egmont, vertheidigte, wurde er, ob er ſich gleich ſehr männlich hielt, doch für überwunden erklärt, da er, nachdem er drei Schwerter zerſchlagen, das vierte aus der Hand fallen ließ.

Jetzt erſchienen faſt lauter Spanier. Zuerſt Don Rodrigo Baſſan, drei Lanzen brach er ritterlich am erſten Paß, ſiegte am zweiten, mußte jedoch am dritten ſich dem Ritter vom goldenen Löwen gefangen geben.

Don Diego de Leyva, der indianiſche Ritter genannt, gar prächtig in ſchwarzen Sammet mit Gold geſtickt gekleidet, erhielt an dem erſten Paſſe den Sieg, am andern ſchon mußte er ſich ergeben. Ihm folgte Don Diego de Cunia, ſo ſich den Ritter vom finſtern Stern nannte, doch ſchon am erſten Paſſe ward er gefangen weggeführt.

Noch war keiner durch den dritten Paß bis zu der Inſel des diamantenen Schwertes gelangt. Egmont hatte bisher mit ſeltener Gewandheit und Kraft gefochten, an ihm war der Muth und die Geſchicklichkeit ſo manches Ritters geſcheitert; noch war er nicht überwunden. Da ritt Don Juan Quirada ein, der ſchon geſtern den Preis im Rennen davon getragen. — Auf prächtigem andaluſiſchen Roſſe ſprengte er heran, einen Wappenrock von braunem Sammet mit Gold verbrämt über ſeinem Harniſch tragend. Leicht ward ihm der Kampf an den beiden erſten Päſſen; mit Egmont blieb der Sieg zweifelhaft, doch entſchieden die Kampfrichter für den Spanier. Er war der Erſte der das Schiff beſtieg, und das Abentheuer des Schwertes, jedoch vergebens beſtand. Den Helm mit einem Kranz geſchmückt, ritt er durch die drei Päſſe zurück.

Auch ſein Bruder, Don Louis Quixada, erhielt den Sieg an allen drei Päſſen, und brachte ein Kränzlein zurück. — Egmonts Stirn verfinſterte ſich; er glaubte, hier beſonders hätten die Kampfrichter nicht nach Recht geſprochen, doch ſchwieg er aus Courtoiſie gegen den Fremden. Als aber dem Don Fernando de la Cerda und Don Louis Zapata gleichfalls der Sieg zuerkannt wurde, und ein einziger Niederländer, der Graf von Meggen erſt die Inſel betreten hatte, ſtieß, als er mit Don Louis gekämpft, Egmont ſein Schwert in die Scheide und würde ſchon jetzt nicht mehr turniert haben, hätte er nicht Don Rodrigo Manuel in die Schranken einreiten ſehen. Als dieſer durch beide Päſſe ſiegreich gedrungen war, warf Egmont einen Blick nach der Tribune, wo der Hof ſaß, hin nach Sabinen von der Pfalz, zog ſein Schwert und der Kampf begann. Männlich focht Don Rodrigo, — alle Kraft, alle Gewandheit wendete Egmont an, den Sieg hielt er für gewiß, da ſprachen ihn die Kampfrichter dem Lieblinge des Infanten zu.

Ihr Herren! wendete ſich Graf Egmont mit lauter Stimme zu den Kampfrichtern, und übergab ſein Schwert ruhig ſeinem Knappen: Ihr richtet nicht recht! — Mein war der Sieg — die Ritter alle, die hier verſammelt ſind, müſſen es bezeugen. Doch Ihr Herren folgt bei Eurem Ausſpruche mehr der Hofſitte als den Turniergeſetzen. Stellt einen Andern an meine Stelle, ich bin des Kampfes müde! Er wendete ſein Tigerroß, grüßte ehrerbietig ſeinen Herrn den Kaiſer, der ihn faſt ungnädig anblickte, und ritt zur Stadt zurück.

Ein Franzoſe, der Herr von Truiliere, der des Grafen Egmont Rüſtmeiſter geweſen, nahm ſeinen Platz ein; jedoch war Niemand mehr zu bekämpfen als der Infant Don Philipp ſelbſt.

— Mit finſterem Ernſt kämpfte er an den beiden erſten Päſſen, gewann, wie zu vermuthen, den Sieg, und als er am dritten Paß das Schwert zog, ſah er faſt verächtlich auf den franzöſiſchen Ritter, der mit Galanterie ſeine Streiche führte und ſich bald für beſiegt erklärte.

Als der Infant die Inſel betreten und den Felſen heraufgeſtiegen war, ward es ihm leicht, das diamantne Schwert aus der Säule zu ziehen, und als er es gegen das düſtere Schloß ſchwang, ſanken die Wolken die es umgaben, das Schloß von drei geharniſchten Rittern vertheidigt ſtand nun allen Augen ſichtbar da; doch als der Infant mit dem eroberten Schwerte auf ſie eindrang, wichen ſie zurück, und indem er mit dieſer Wehr das Schloß berührte, ſank es zuſammen.

Jetzt trat der Zauberer, in Goldſtoff wie ein Maure gekleidet, mit allen vorher gefangenen Rittern dem Infanten entgegen, überlieferte dieſe dem Sieger, bat um Gnade, und überreichte dem Infanten einen diamantenen Halsſchmuck von unnennbarem Werthe als Löſegeld. — Hiemit war das Feſtſpiel beendet.

Als der Infant ſeinem königlichen Vater ehrerbietig genaht und von dieſem ſeines Wohlverhaltens wegen gelobt worden war, wendete er ſich gegen Sabinen von der Pfalz und, ſich vor ihr neigend, überreichte er mit mehr Anmuth als man ſonſt an ihm gewohnt war den Halsſchmuck des Zauberers. Nur der Schönſten, ſagte er verbindlich: gebührt der Preis, den ich errungen habe, deßhalb bitte ich, meine liebe Baſe, nehmt dieſen Halsſchmuck aus meinen Händen freundlich an, er ſchmücke Euch mir zu Lieb' und Ehren beim heutigen Tanz. Sabine gedachte Egmonts, ſie dankte zwar verbindlich, doch nur zitternd nahm ſie den Schmuck aus der Hand des Infanten.

9.

Egmont war mit bewegtem Gemüthe in ſeiner Wohnung angekommen. Den rothſammetnen Wappenrock mit der koſtbaren Stickerei warf er weit weg, die Rüſtung konnten ihm ſeine Diener nicht raſch genug abſchnallen, und erſt als er in ſeinem ledernen Koller da ſtand, aller Laſt, alles Glanzes entledigt, athmete er frei. Thorheit der Welt! rief er, als er allein war: da liegt der Tand des Puppenſpiels, das mein Sclavenjoch mich zwang mitzuſpielen. Der Ritter vom goldenen Löwen hat die Löwenhaut abgeſtreift und iſt wieder Egmont, der freie niederländiſche Edle, der ein ſo freier Herr iſt auf ſeinen Beſitzungen, wie der Kaiſer in ſeinen Ländern. Ja! rief er plötzlich: wenn ich'mich einſt abkontrefeien laſſe, um in der Reihe meiner Ahnherren als ein trauriges Bild der Vergänglichkeit zu prangen, ſo ſey es in dieſem ſchlichten Koller, ohne den Purpur-Sammet, ohne die Kette des goldenen Vließes, die eine Sclavenkette iſt auf der Bruſt des freien Mannes. — Mutter! warum riefſt Du den Nachtwandler bei dem Namen ſeiner Väter von ſeinen traulichen Wanderungen ab, warum jagteſt Du ihn nach Deutſchland, um dort mit der Liebe den Stolz zu gewinnen? O! wenn ſich Johanna an meine Bruſt ſchmiegte, wenn ſie aufſah nach mir und meiner Größe, und die Liebe und der Dank ſich einten, die Gluth die in ihrer Bruſt wogte auf meinen Lippen auszuſtrömen, da fühlte ich, daß ſie in meinem Beſitze all' ihr Glück, all' ihre Lebenswonne ſuche, daß ich ihr genüge und daß ſie zufrieden, tauſendfach zufrieden mit Egmont, nicht nach Höherem ſtrebe. Und jetzt! — Der deutſche Stolz glaubt von ſeiner Höhe geſtiegen zu ſeyn und mich zu beglücken, wenn er ſich in meinen Armen vergißt. Die Fürſtin von der Pfalz glaubt in Egmont Prinzen von Gaure nur den Vaſallen Kaiſer Karls zu ſehen, und fürchtet den Infanten zurückzuweiſen. Wo Johannens Herz ſich für mich verblutend geopfert hätte, da wägt die Klugheit und geht dann mit der Eitelkeit Hand in Hand, und wenn ich das tief fühle, wenn mein Herz, mein gekränktes Herz ſeinen Unmuth laut ausſpricht, dann tritt der Stolz hervor und die Schweſter des Churfürſten von der Pfalz reizt das Herz noch mehr, ſtatt daß die Geliebte es beſänftigen ſollte. Nicht nach dem, was über dem Manne ſteht, wende er ſein Herz. Möge der Ehrgeiz ſeine Hand nach Kronen ſtrecken, die Liebe neige ſich nur, die duftende Blume zu pflücken! In's Freie! rief er aus: fort, in die Kühle der Abenddämmerung! warf den Reitermantel um und verließ ſeine Wohnung.

Die Straßen von Binche waren menſchenleer; Alt und Jung war nach dem Garten des Schloſſes gewandert, und noch ſchallten von dort die Trompeten, und in dem entzauberten Schloſſe ſchöpften die Durſtigen den Wein, der aus einem künſtlichen Brunnen ſtrömte. Egmont traf nicht eine lebende Seele, die ihn aus ſeinen Träumereien hätte wecken, ihm den Weg nach Lavils Garten hätte verſperren können, den er jetzt nahm. Er fand die Pforte geöffnet und trat ein. Auch hier war es wie ausgeſtorben. Die Sonne ſenkte ihre letzten Strahlen auf die hundertblättrigen Aſtern, und ſchien wie die ganze Natur von dieſen Blumen, den letzten Kindern der Blüthenzeit, Abſchied zu nehmen. Er ſchritt durch die wohlbekannten Gänge vorwärts, ſtand bald vor der Fliederlaube, die ſo oft ſeine Sehnſucht empfangen, ſo oft ſein Glück geſchirmt hatte, und trat ein. — Ach! auf der grünen Bank war es leer, dort ſaß Johanna nicht, die

Arme nach ihm ſtreckend; auf dem runden Tiſche, ſonſt mit Früchten und Wein für ihn beſetzt, lagen herabgefallene welke Blätter, und die Zweige, ſonſt ſorglich herabgebogen, hingen jetzt wild, den trauten Sitz der Liebe umrankend.

Ach! ſeufzte Egmont: was biſt du mir ohne ſie! Eine traurige Rückerinnerung dahin geſchwundener Freuden, ein zerſtörtes Bild meines Glücks; ſein Blick drang durch die entlaubten Zweige und traf auf Johanna, die vor dem Pfirſichbaume, wo er das Band der Liebe zerriſſen, trauernd ſtand. Hell glühten ihre Thränen in den Strahlen der Abendſonne, wehmuthvoll blickte ſie nach dem Baume, deſſen Blätter vom Herbſte geröthet, nur noch ſparſam die wenigen Früchte deckten. Egmont ſah die trauernde Geſtalt. Die Liebe neige ſich nach der welkenden Blume! rief er aus, ſtürzte fort und ſtand vor dem erſchrockenen Mädchen.

Johanna! rief er und ergriff ihre Hand: Hier wo ich Thor mein Herz von meiner Seligkeit löſ'te, hier knüpfe ich es wieder an für immer. Glaube nicht, Mädchen, meine Liebe habe ſeit jenem unglücklichen Tage nur einen

Augenblick geſchlummert. Der Mutter Segen, das ſtrahlende Bild meines Hauſes, der Ehrgeiz wollte ſie mit Purpur und Diadem decken, ſie ſollte vergehen in der eigenen Gluth. Doch die Flamme brach durch! Wie der Phönix, aber nicht aus der Aſche, aus den Flammen nur ſtieg ſie herrlicher hervor. Hier bin ich, Dich mit meinen Flammen zu umfangen, Dich zu mir aufzuziehen, oder in meiner Gluth zu ſterben.

Johanna ſtand erſchrocken, bebend vor Egmont, und entwand ſich ſeiner ſtürmiſchen Umarmung. Graf Egmont! ſagte ſie ernſt: meine Liebe zu Euch war treu und feſt, kein loſes Band knüpfte mein Herz an das Eure, es war eine feſte Zauberkette, die mich feſſelte, Ihr ſelbſt habt den Zauber gelöſ't; die Kette ſprang, und kein neues Liebewort vermag wieder zu binden, was einmal zerriſſen iſt.

Johanna! rief Egmont, und umfing ſie von neuem.

Laßt mich! ſprach ſie ſanft: und wenn Euch meine Liebe einſt werth war, ſo ehrt jetzt meinen Schmerz. — Laßt mich Egmont und hört! —

Unbedachtſam gab ich mich den Eindrücken hin, die Ihr auf mein unbefangenes jugendliches Herz machtet, und war taub für die Mahnung meines alten Vaters. Ich ſchwelgte in der Gegenwart, wart Ihr mir nahe; ich ſchöpfte aus Erinnerung, wart Ihr mir fern, und dachte mit tauſend Gebilden meiner hoffnungreichen Phantaſie der mahnenden Zukunft. So ſchritt ich über Tage, über Monden dahin, immer dem Abgrunde zu, der mit jeder ſelig entflohenen Stunde ſich mehr und mehr mir öffnete. Ich glaubte alles gethan zu haben, wenn rein und heilig dieſe Stunden entſchwanden, die kommenden mir nahten. — Da wecktet Ihr, Lamoral, Ihr ſelbſt mich aus meinem Traume; ich ſah mit thränenſchwerem Auge die Kluft vor mir ſich gähnend aufthun, die mich von Euch trennt. Ich ſehe jetzt mit heiterem freien Blick mein Verhältniß zu Euch, — ich ſehe, daß nicht allein meine Pflicht, daß auch meine Liebe — wohl nur der Nachklang meiner treuen Liebe — mich von Euch ruft!

Sprich nicht weiter! rief Egmont: höre mich, Johanna! Ich bin betrogen; mit dem Infanten ſoll ich um Sabinen kämpfen, vor ihrem Stolze mich beugen; und das werd ich nie! — Darum ſey mild und gut, nimm mich wieder auf, Johanna, laß mich wieder zurück kehren an Dein Herz, wo Liebe, nur Liebe meiner wartet!

Graf Egmont! unterbrach ihn die Jungfrau, und in ihr Auge wies ein hohes Selbſtgefühl die Thräne zurück, welche die Wehmuth hervorgerufen hatte: Graf Egmont! auch ich habe meinen Stolz, zwar mag er anderer Art ſeyn als der Stolz fürſtlicher Frauen, doch er glüht ſo rein in der Bruſt der bürgerlichen Jungfrau als dort. Weil Ihr Euch verlaſſen, wehe gethan glaubt, ſoll ich Euch aufnehmen an mein Herz; den Worten der Leidenſchaft ſoll ich glauben, Egmont, die nur der Augenblick des Unmuthes erpreßte? — O! wer wie ich Euer Lebewohl auf dieſer Stelle vernahm, der hat auch dem Vertrauen Lebewohl geſagt. — Schwört nicht, Graf Egmont! — Ihr ſchwört falſch — Schwört nie! — Ehe Ihr hier ſtandet in jener verhängnißvollen Stunde, glaubte in Euren Worten mehr als jetzt Euren Schwüren. Euer Herz iſt wandelbar, Euer Sinn leicht verlockt, Eure Worte ſind Blüthen des Augenblicks, ſie verweben im Lufthauch. Und überdieß ſeyd Ihr verlobt durch Hand und Wort, und mir iſt es Pflicht, Euch daran zu mahnen, wenn Euer Herz auch ſchweigt. — Kommt! Egmont! ſie ergriff ſeine Hand und zog ihn mit ſich. Kommt! bat ſie, da er ſich ſträubte zu folgen: verſagt Johanna Lavil dieſe Bitte nicht. Verlaßt mich, kehrt nach Hauſe, ſchmückt Euch zum Feſte, man hat Euch ſicher ſchon lange vermißt. Denkt nicht mehr an des alten Lavils Tochter, denkt nur an Sabine von der Pfalz, die ein holdes weibliches Weſen Eurer wahrlich werth iſt; handelt als Mann und laßt den thörigen Wahn verſchwinden, das, was Ihr eben empfunden, ſey das wahre reine Gefühl Eures Innern. Kehrt zurück, ſeyd Sabinens, ſeyd meiner Liebe werth! — Thränen entſtürzten ihren Augen. Geht Egmont, verlaßt, vergeßt mich! — Kein Wort, ich bitte Euch. — Habt Ihr mich je geliebt, achtet Ihr mich, ſo müßt Ihr mich verlaſſen, denn ſchon nahen die Nachbarn vom Schloſſe, und fände man mich heute hier mit Euch allein, würde die Verläumdung wohl mit Recht ihr Gift auf mich ſpritzen. Geht, Egmont!

Und wann ſeh' ich Euch wieder? rief er noch immer glühend. —

Wenn Ihr mit Sabine von der Pfalz vor dem Altare ſteht!

Johanna! rief er empfindlich: und doch ſehe ich Euch früher! Er ging.

Lange ſah' ihm die Jungfrau nach. Es war ihr ſo wohl und doch ſo wehe, als ſie ihn ſich entfernen und in die Lindengänge treten ſah; und als er dort noch einmal ſich wandte und die Arme nach ihr ſtreckte, rief ſie ihm leiſe nach: Leb' wohl, leb' wohl, Du mein einzig Geliebter, lebe wohl!

10.

Als Egmont ſtattlich geſchmückt das Schloß betrat, tönte ihm ſchon die Muſik rauſchend entgegen. Don Philipp, der mit Sabinen von der Pfalz auch heute den Tanz eröffnete, war nicht wie gewöhnlich in Braun gekleidet. Ein hellblauer ſammetner Mantel, den eine Agraffe der herrlichſten Brillanten feſthielt, hing über ſeinem weiß atlaßnen Koller. Auf ſeinem Barett prangte der große Rubin, den Pizarro in Guito fand und ſeinem Könige verehrte. Alles was nur die Schätze beider Indien bieten konnten ſtrahlte heute auf dem Anzuge des Infanten Don Philipp, der ſonſt in ernſter Einfachheit ſelbſt bei den größten Feſten zu erſcheinen pflegte.

Die Prinzeſſin von der Pfalz, gleichfalls in ihre Leibfarbe, weiß und blau, gekleidet, ſchien zwar in einfacher lieblicher Schönheit neben dem Infanten herzugehen, doch funkelte der reiche Halsſchmuck von Brillanten, das koſtbare Geſchenk Don Philipps um ihren Alabaſterhals. — Ach ſtrahlten doch heute ihre Augen im gewohnten Glanze, bräche ſich doch der Strahl der tauſend Lichter in dieſen holden Augenſternen ſtatt der Diamanten, die der Armen gewiß nur eine traurige Laſt ſind! ſagte Emma von Weißenſtein, ihr Hoffräulein, zu ihrer Freundin: Sieh nur, wie trübe der Blick; ſeit ſie von der Tafel kam habe ich die holden blauen vom Weinen getrübten Augen anhauchen müſſen, daß ſie den Schmerz ihres Buſens nicht verriethen, denn Egmont war nicht beim Mahle. — Doch ſieh, da ſteht er ja, der Fröhliche, ernſt und finſter hinter jenem Pfeiler. Es hat ſich gewiß ein feindlicher Dämon zwiſchen ihre Herzen gedrängt; ſieh nur, krampfhaft ballt er die Fauſt.

Und das Hoffräulein hatte recht geſehen. Von Eiferſucht gequält, ſtand Egmont hinter dem Pfeiler und bebte vor Wuth. Nicht an Johanna dachte er in dieſem peinigenden Augenblicke. Als ob ſein Herz für Sabinen allein geſchlagen, als ob an ſie allein ſeines Lebens Glück gekettet ſey, ſo ergriff es ihn, als er ſie an des Infanten Hand dahin ſchweben ſah; daß ihr Auge trübe, ihre Gedanken fern, fern von hier zu ſeyn ſchienen, bemerkte er nicht, und nur erſt als der Tanz vorüber war, Sabine, ehrerbietig die verbindliche Verbeugung Don Philipps erwiedernd, ſich neben die Königin Maria geſetzt hatte, trat er hinter dem Pfeiler hervor, und miſchte ſich unter die Ritter und Frauen.

Graf Egmont! begann eine Stimme hinter ihm, und als er ſich wandte ſtand er vor Don Philipp. — Noch kochte ſein Blut, — aber:

Mäßige

Mäßige Dich! rief ihm die Vernunft zu. — Graf Egmont! begann der Infant mit ſchneidender Kälte: Ihr habt heute das Turnier verlaſſen, eben als alle Ritter gekämpft und nur der Sohn Eures Herrn noch kampfbereit war. Ich frage Euch, warum verließet Ihr Euren Platz?

Für den Sohn meines allgeliebten Herrn und Kaiſers zu kämpfen, wird Egmont bis zum letzten Hauche ſeines Lebens freudig und willig bereit ſeyn. — Gegen ihn zu kämpfen? — könnte mich nicht erfreuen.

Ihr glaubt wohl, Prinz von Gaure, fuhr der Infant fort: Ihr hättet im Kampfe mit mir galanter ſeyn, Eure Geſchicklichkeit verbergen, weniger Euern Haß zeigen müſſen, den Ihr gegen die Ritter meiner Nation beweiſ't?

Haß! Hoheit? rief Egmont mit Feuer: Ich die Ritter meines Vaterlandes haſſen? Egmont ſein werthes Vaterland haſſen? —

Nicht von den Niederlanden ſprach ich, an dieſen, an ihren Gebräuchen und Freiheiten hängt Ihr nur zu ſehr, unterbrach ihn Don Philipp. Ich ſprach von den ſpaniſchen Rittern, gegen die Ihr mit beſonderem Eifer Euer Schwert führtet, wenn Ihr dem Grafen von Meggen, einem Niederländer, ſchonend den Sieg überließet.

Und ſind die Spanier nur von Eurer Nation, Hoheit! Seyd Ihr nicht auch Karls von Burgund Erbe? rief Egmont ſich vergeſſend: O dann wehe dir, mein armes Vaterland! —

Graf Egmont! rief der königliche Jüngling zornig, doch ſein Blick traf eben des Kaiſers Auge, das mit Bedeutung warnend auf ihn ſah, — ſchnell ſchien der Zorn gedämpft und die Falten der Stirn waren geglättet. Wie meintet Ihr das was Ihr eben ſagtet? Graf, ich fürchte Euch nicht recht verſtanden zu haben.

Gewohnt, nur Herrſchern unſeres Stammes zu gehorchen, erwiederte Egmont, und es war ihm als ſpräche er im Namen ſeines gekränkten Vaterlandes: kann der Niederländer ſich nicht denken, daß der Sohn ſeines geliebten Herrn nicht auch ihn zu den Seinigen zählt; ungern ſteht er als ein Fremdling an dem Throne; nie aber alſo in dem Hauſe ſeines angeſtammten Herrſchers.

Ihr habt viel Privilegien, viel Freiheiten! unterbrach ihn mit zweideutigem Tone der Infant.

Ja, Hoheit, wir haben viel Freiheiten, viel theuer erworbene Privilegien; doch zahlt Brügge und Antwerpen mehr an Euren Vater als beide Caſtilien. In Zeit der Noth ſind die Niederlande bereit freiwillig zu geben; ſie geben gern und oft. Darum, gnädiger Herr! nenne ich auch unſere Privilegien theuer erkaufte. —

Und mit dem Reichthum erbtet Ihr auch den Stolz! ſagte der Infant empfindlich. —

Reichthum erbten und erwarben wir, ſo viel als wir und unſer Herr bedürfen; Stolz, ſo viel dem Manne Noth thut! erwiederte Egmont mit einer höfiſchen Verbeugung.

Ihr ſeyd verlobt? fuhr Don Philipp fort, das Geſpräch ſchnell abbrechend.

Ja, Hoheit!

Mit der Prinzeſſin Sabine von der Pfalz.

Mit ihr!

Ich wünſche Euch Glück, Graf Egmont. Dieſe Verbindung wird Glanz über Euer Haus verbreiten. Eine Tochter aus dem edelſten Fürſtenhauſe Deutſchlands —

Vermag nur den Glanz zu erhalten, Hoheit, der dem Geſchlechte der Herren von Geldern wohl nie gebrach. —

Finſter ſah der Infant auf Egmont; er kannte die Anſprüche ſehr wohl, welche deſſen Vorfahren und er ſelbſt auf Geldern gemacht hatten. Ihr verzeiht doch, fuhr er lächelnd fort, als ob er Egmonts ſtolze Gegenrede nicht bemerkt habe: daß ich heute die Farben der Prinzeſſin trage. Ein Infant von Spanien ſteht bei einem Turnierſpiele ſo einſam da, daß ſelbſt die Schönheit ſich nur im Purpur ihm nahen darf, darum wählte ich die Prinzeſſin heute zu meiner Dame. — Morgen, Graf Egmont, ſey ſie wieder die Eure.

Egmont ſchwieg. —

Und, überdieß da ich weiß daß Euch meine Wahl ehrt, fand ich es für überflüſſig, Euch früher deßhalb zu fragen.

Wie es Euch beliebt, Hoheit! erwiederte Egmont kalt. Doch verzeiht, Infant, fuhr er mit einem bittern Lächeln fort: daß Ihr meine Verlobte die Prinzeſſin von der Pfalz zu Eurer Dame erkieſt, weiß ich; wißt Ihr aber auch, Don Philipp, ob ſie Euch zu ihrem Ritter angenommen?

Mit Stolz ſah der Infant auf Egmont, dieſer mit Würde auf den Sohn ſeines Herrn.

Auf dieſe kühne Frage, Prinz von Gaure, werde Euch die Antwort zu ſeiner Zeit! ſagte Don Philipp kalt, wendete ihm den Rücken und ging.

Nicht der Tag von Gravelines, nicht der Sieg von St. Quentin, konnte in Philipp die Erinnerung an dieſen Augenblick verwiſchen, — blutige Antwort brachte Alba nach langen Jahren im Namen ſeines Herrn.

Mehr noch als vorher war durch dieſes Geſpräch der Stolz, das edle Selbſtgefühl in Egmont aufgeregt. Es war ihm als müſſe er den Kampf mit dem Infanten beginnen, als müſſe dieſer Augenblick der entſcheidende ſeyn über ſein Schickſal. Zu Sabinen wollte er hin, und ſich ihrer ſtolzen Worte erinnernd, die ſie am Morgen zu ihm geſprochen, des Infanten Bemerkung noch im treuen Gedächtniß, daß ein Glanz durch dieſe Verbindung ſich über ſeinen Stamm breiten würde, rief ſein Stolz ihm zu, ſich vor dieſer Fürſtentochter nicht zu beugen, heute die Verbindung zu löſen, oder ſie feſter zu knüpfen — Johannens gedachte er nicht. — Der Augenblick war ſein Herr, Ehrgeiz, gekränkte Liebe rieſen ihn ab von dem ſüßen Pfade der Liebe, er ging; doch bevor er ſich ihr nahen konnte, trat Don Rodrigo Manuel, der eben den Infanten verließ, auf ihn zu.

Verzeiht, Herr Graf! ſagte er mit gezwungener Höflichkeit: daß ich Euch hier, vielleicht am unrechten Orte, um die Erklärung Eurer Worte bitte, die Ihr beim heutigen Turnier den Kampfrichtern wohl im zu großen Eifer zurieſet. Glaubt Ihr, daß jene Edlen nicht nach dem Kampfgeſetze ſprachen, als ſie mir den Sieg über Euch zuſchrieben?

Ja, Don Rodrigo! erwiederte Egmont kalt: und glaubt Ihr, ich irre, ſo laßt uns den Kampf mit ſcharfen Schwertern erneuern. Ueberdieß, Don Manuel, muß auch ich Euch um Verzeihung bitten, wenn ich Euch eine Frage thue. Schriebt Ihr den Brief an die Prinzeſſin von der Pfalz? — Der Spanier erröthete verlegen. — Das Ja! ſcheint Ihr nicht ſo ſchnell und gern zu ſagen, als ich. — Ich, Graf Egmont, Prinz von Gaure, frage Don Rodrigo Manuel de Sabada, ſchriebt Ihr den Brief?

Mir gefiel es ihn zu ſchreiben! erwiederte Don Rodrigo mit Trotz. —

So iſt für heute unſer Geſpräch beendet! rief Egmont, ließ den Spanier ſtehen. Aber auch jetzt hinderte ihn ſein Geſchick zu ſeinem Ziele zu gelangen, Don Mauriquez de Lana, des Kaiſers Hofmeiſter, trat hinzu und benachrichtigte ihn, daß der Kaiſer ihn zu ſprechen verlangte. Dieſer war eben auf den Balkon getreten, und als Egmont ſich ihm nahte, winkte er ſeinen Umgebungen ſich zu entfernen.

Tretet näher, Egmont! begann er mit Huld: Ihr ſcheint mir heute in einer Stimmung zu ſeyn, wo Ihr wohl des Rathes eines väterlichen Freundes bedürft, und der bin ich Euch, da ich weiß wie treu ergeben Ihr an mir hängt. Ihr habt heute beim Turnier Eurer Leidenſchaft den Zügel gelaſſen, Ihr habt, ob Ihr gleich wißt wie ſehr ich es zu vermeiden ſuche, die Eiferſucht der verſchiedenen Nationen meines Reiches gereizt; Ihr habt gegen den Infanten gefehlt, und ich fürchte, heute Abend es nicht wieder gut gemacht, wie Ihr das ſolltet. — Das war thörig; — noch iſt es Zeit den Fehler zu verbeſſern; Euer Herr wünſcht es. — Auch ſcheint mir, daß Eure verlobte Braut nicht ganz mit Euch zufrieden iſt, vielleicht es nicht ſeyn kann. Thorheiten der Jugend ſind verzeihlich, Egmont, wo aber des Mannes Wort ihn bindet, muß er feſtſtehn wie ſeine Ehre. Ich weiß Alles und warne Euch. Iſt Euch meine Huld etwas werth, ſo vergeßt nie was Ihr Euch und Eurem Range ſchuldig ſeyd; verſcherzt nicht leichtſinnig Euer Glück und meine Gnade. Er reichte ihm die Hand zum Kuſſe, die Egmont mit aufrichtigem Gefühl an ſeine Lippen drückte. Nun geht! — dort neben Don Rodrigo ſteht der Infant!

Egmont ging den ſchweren Gang; ſein Kaiſer, ſein Herr, ſein väterlicher Freund hatte ihm befohlen, er mußte gehorchen.

Hoheit! ſagte er, ſich Don Philipp ehrerbietig nahend: Erlaubt, daß ich Euch ohne Zeugen ſprechen darf. — Don Rodrigo wollte ſich entfernen. —

Bleibt! rief der Infant: Was Ihr mir zu

ſagen haben könntet, Graf Egmont, kann Don Rodriguez wohl hören.

Egmont verbiß ſeine Wuth. Hoheit! ſagte er raſch, doch ſich neigend: Habe ich vielleicht beim Turnier durch meine Entfernung, oder hier durch Worte Euren Zorn gereizt, ſo verzeiht!

Was Ihr auf Befehl des Kaiſers, meines hohen Vaters thut, erwiederte Don Philipp mit ſchneidender Kälte: hat keinen Werth für mich. Beliebt es Euch einmal aus eigenem Antriebe meine Verzeihung zu erbitten, ſo könnte ich ſie Euch vielleicht gewähren. Kommt, Don Rodrigo! Er ließ den Grafen zermalmt ſtehen, und nur ein ernſter, aber doch gnädiger Blick des Kaiſers konnte ſeine Faſſung erhalten. Er trat an ein Fenſter, überdachte ſeine Verhältniſſe, und raſch wie immer in ſeinen Entſchluß, wollte er entſcheidend ſein Schickſal beſtimmen, und trat vor die Prinzeſſin. Doch als ſie vor ihm ſtand, wankte ſein Entſchluß, raſch jagte ein Tropfen Blutes den anderen, ſeine Stimme bebte. Ihr ſeyd heute koſtbar geſchmückt! ſagte er und vermochte kaum die innere Bewegung zu unterdrücken: Der einfache Halsſchmuck, den meine edle Mutter trug, als ſie am Traualtare ſtand, und von dem ſie ſich nur Euch zu Liebe trennen konnte, ſchmückt Euch nicht, und ſtatt deſſen ſehe ich eine Zier, wie ſie nur die Schätze Indiens gewähren können. Darf ich fragen, Sabine, wer anders als Euer Verlobter konnte es wagen, Euch dieß Geſchenk zu verehren?

Don Philipp wagte es! erwiederte ruhig und kalt die Prinzeſſin.

Don Philipp! rief Egmont ſich vergeſſend: Und von ihm? —

Nahm ich dieß Zeichen ritterlicher Galanterie in dem Augenblicke an, als Ihr im Garten des Sammetwebers Lavil mit deſſen Tochter koſ'tet.

Auch dieß! rief Egmont.

Auch dieß und noch mehr, Graf Egmont! ſagte ſie leiſe: doch erlaubt, Euch aufmerkſam zu machen, daß Eure Leidenſchaft vergißt mit wem und wo Ihr redet. Den ferneren Beſcheid könnt Ihr morgen von mir erwarten, und da ich mich heute ſehr unwohl fühle, ſagte ſie laut, ſich zur Königin von Ungarn wendend: ſo erlaubt Ew. Majeſtät wohl, daß ich mich entferne. Egmont höflich grüßend verließ ſie den Saal.

11.

Morgen alſo! rief er, als er von ſeinem Diener begleitet über den Schloßhof nach ſeiner Wohnung ging: Alſo morgen will die Fürſtentochter über mein Schickſal entſcheiden, wie gnädig! Und woher weiß ſie, daß ich im Garten bei Johanna war? ſendet ſie Späher aus, meine Tritte zu belauſchen? Egmont that der zartgeſinnten Sabine Unrecht, ſie hatte die Späher nicht ausgeſchickt; Rodrigo war es, der, als Egmont das Turnier verlaſſen, ſeinem Diener befahl, ihm zu folgen. Doch nicht auf Befehl des Infanten handelte er ſo, Don Philipps Stolz hätte ihm wohl nie erlaubt jenen Brief zu ſchreiben und den Grafen Egmont zu beſchleichen, denn, obgleich die Prinzeſſin von der Pfalz, vielleicht zuerſt unter allen Frauen, ſein kaltes Herz erwärmt hatte, würde er ſich doch gegen ſeinen Nebenbuhler nie ſolcher gemeinen Mittel bedient haben. Durch ein Hoffräulein der Königin von Ungarn, welcher es Rodrigo abſichtlich vertraut hatte, erfuhr dieſe von der Zuſammenkunft Egmonts mit Johanna, und da die Königin Sabine wie ihre Tochter liebte, und ſie bloß ihrer Heirath mit Egmont wegen den Pfalzgrafen erſucht hatte, ihr dieſe auf ihrer Reiſe nach den Niederlanden anzuvertrauen, ſo konnte ihr Egmonts Betragen nicht gleichgiltig ſeyn. In der Uebereilung unterrichtete ſie Sabinen von dieſer Zuſammenkunft, und durch ſie hatte es auch der Kaiſer erfahren.

Aber von Eiferſucht gequält, vom Stolze abgeſtoßen, von der erſten Liebe mehr als je zauberiſch gelockt, betrat Egmont, auf Sabinen zürnend, die Straßen von Binche. Laßt mich allein! rief er ſeinen Dienern zu: Geht nach Haus und erwartet meine Ankunft. — Und als er nun allein über den menſchenleeren, öden Marktplatz ſchritt, und in dem Dunkel der Nacht links in die Straße von St. Madelaine bog, hielt er plötzlich an. Ich ſagte ihr: noch einmal würde ich ſie ſehen, nun ſo ſey es jetzt! Er ſchlich nach dem Hinterpförtchen des kleinen

Gartens, der am Hauſe Lavils ſich befand, und als er den Schlüſſel ergriff, den er von alten glücklichen Zeiten her noch beſaß, und, zufällig oder abſichtlich, weiß Gott, auch heute zu ſich geſteckt hatte, als er das Schloß öffnen wollte, überfiel ihn ein Bangen. Schwaches, elendes Herz! rief er aus: bebſt du ſchon wieder, kann denn kein Hohn, kein Stolz dich beſtimmen mit feſtem Schritte deinem Schickſale entgegen zu gehen? — Leb' wohl, du Glanz des Hofes, du ehrſüchtiges Treiben; dem ſtillen Glücke der Liebe ſchreite ich entgegen, und will es umklammern und feſthalten, daß keine Rückſicht, nicht der Mutter Bitten, nicht das Drohen der finſteren Ahnen, nicht Gott es mir entreißen ſoll; ketten will ich ſie an mich, ketten unauflösbar und ewig, mit Banden, die nur ein Bube zerreißen könnte, — und der iſt Lamoral nicht! — Das Schloß wich, die Thüre öffnete ſich, ſeinen Himmel oder ſeine Hölle hatte er ſich aufgeſchloſſen. Leuchteſt du mir, freundlicher Strahl, auf meinem Pfade entgegen? rief er jetzt, als er in den Garten getreten war, und in Johanna's Schlafkammer noch ein mattes Lämpchen brennen ſah. Willſt du mir leuchten, daß ich den Weg zu ihr finde? O! den kenne ich ſo gut; Thür' und Pforte öffnen ſich der Liebe, und ſchlich ich auch nie bei Nacht zu ihr, hellt mir ja die Liebe den dunkeln Pfad. Ade, du ſtolzes Fürſtenkind, Ade, guter Kaiſer! deine Gnade wiegt nicht einen verſäumten hier nutzlos verträumten Augenblick auf! Er ſchlich durch den kurzen Gang zum Pförtchen; doch als er an die Laube kam, die auch jetzt noch voll dunkler Purpurtrauben hing, hörte er leiſe Töne durch die Nachtluft ſchweben. Singſt du, meine Nachtigall? lockſt du mich mit deinem Liebesliede hinauf zu dir? rief er leiſe, verbarg ſich in der Laube und lauſchte auf das Lied des Schmerzes, welches die Jungfrau aus ihrer wunden Bruſt dem Nachtwinde übergab.

Jetzt ſchwieg ſie; nur einzelne Akkorde der Laute zitterten noch durch die Lüfte — auch ſie verhallten. — Egmont glaubte einen leiſen Seufzer zu hören. War Schmerz, war Sehnſucht der Quell, dem er entſtieg? ſo dachte er und ſchlich an des Hauſes Pforte, öffnete ſie vorſichtig und jetzt ſtand er klopfend vor dem Kämmerchen der Jungfrau. Seyd Ihr es, mein Vater? rief dieſe: ach, Ihr ſaht gewiß daß ich noch Licht hatte, ich will es gleich löſchen und zu Bette gehen. Und noch einmal klopfte es leiſe. Nur einen Augenblick und ich öffne Euch gleich! rief ſie; und der Riegel knarrte, die Himmelspforte öffnete ſich, Egmont ſtand vor ihr.

Ein lauter Schrei entfuhr Johannen; glücklich, daß ſie das Lämpchen nicht fallen ließ. Doch ehe noch Egmont ſich nahen konnte, ermannte ſie ſich. Das habe ich an Euch nicht verdient, Herr! ſagte ſie bewegt: Daß ich mit Eurer Liebe auch Eure Achtung verlieren ſollte, das hätte ich nicht erwartet.

Hört mich, Johanna! ſagte Egmont mit leiſer ungewiſſer Stimme: hört mich, ehe Ihr mich verdammt.

Jedes Wort, Graf Egmont, und wär es ein heiliges Wort, iſt ein Pfeil, der mich hier und zu dieſer Stunde verwunden, tief verwunden muß. — Darum bitt' ich Euch, ſchweigt!

Und ſind Euch meine Worte verwundende Pfeile, unterbrach ſie Egmont: ſo will ich die Wunden heilen mit Liebe, und meines Herzens

Balſam darauf träufeln, daß ſie ſchmerzlos ſich ſchließen ſollen. Ich komme zu Dir, Johanna, mit glühendem treuen Herzen, der Rauſch der Ehrſucht iſt verſchlafen, die ſchlummernde Liebe zu neuem Morgenrothe erwacht. Heimführen will ich Dich in die Burg meiner Väter als mein ehelich Weib, die Thränen trocknen, die Du um mich geweint, die Blume der Liebe Dir reichen, die Dich ſchon als Knoſpe ſo hoch entzückte; komm in meine Arme, laß mich noch einmal da ruhen, wo ich oft ſo ſelig träumte, laß mich auch jetzt von den Lippen die Gluth einſaugen, die mich ſo oft, ſo wonnig durchſchauerte.

Und während der Jüngling mit dem Feuer der neu auflodernden Liebe flehte, ſtand die Jungfrau bebend vor ihm. Alles was ein liebendes Herz ergreifen, beglücken, was es zerreißen kann, fühlte ſie in dieſem angſtvollen Augenblicke, und es malte ſich treu auf ihrem Himmelsantlitze. — Träume umflogen ſie, Bilder, die ſonſt nur bleich und farblos vor ihr geſchwebt, geſtalteten ſich und lächelten farbig und glühend ihr entgegen. Die Hoffnung winkte, die Liebe lockte

ſchmeichelnd

ſchmeichelnd — das Herz klopfte gewaltig in der jungfräulichen Bruſt. Da riß der Schmerz, der tiefe Schmerz ſie aus ihrem Eden. So ſprach er einſt, und doch konnte er Dich verlaſſen! rief es herauf aus ihrem wunden Herzen.

Johanna, Du ſchweigſt? fuhr Egmont fort, ſich ihr nahend.

Ich ſchwieg, ſagte das Mädchen: doch nicht länger will ich ſchweigen, in Worte ſollen meine dunkeln Gefühle ſich geſtalten; hört mich, Egmont!

In jenen dahin geſchwundenen Tagen fragte mein trunkenes Herz nicht, weßhalb es ſo laut, ſo ſtürmiſch klopfte; willig, unbefangen gab es ſich den Lockungen hin und folgte Eurem Liebe-ruf. Da fühlte es plötzlich, daß die Thränen der Liebe, dieſe ſüßen Tropfen der Sehnſucht blutig rannen, daß es verwundet, ſchmerzlich verwundet ſey — und der Traum war vorüber, die ernſte Betrachtung kehrte zurück, und wenn auch das Herz mahnte und bat, und die Sehnſucht ihre lindernden Boten ausſendete, waren es Schmerzensboten, die über meine verblichenen Wangen rollten. Denn hoffnungslos ſchwindet die Sehnſucht; der erquickende Thau der Wehmuth wird dann der zarten Blüthe zum Mehlthau.

Hoffnungslos! unterbrach Egmont die Weinende: Ich bringe Dir die Hoffnung nicht allein, an der Seite der Wirklichkeit führe ich ſie zu Dir, öffne ihr Dein Herz, und Deine erſte Liebe wird, Deine letzte zu ſeyn, wieder erwachen!

Um meine letzte zu ſeyn? ſagte Johanna traurig: Ich fürchte ſelbſt Ihr habt Recht, Graf Egmont! Einmal, nur einmal liebt dieſes Herz! Doch es darf ja nicht. Euer Wort habt Ihr einmal gebrochen! Aber nur leiſe in den Abenddämmerungſtunden, in der Fliederlaube, wo Niemand es hörte als Euer Mädchen und Gott; da habt Ihr mir ewige Liebe geſchworen — das war ein Wort, was der traute Lamoral ſeiner Johanna gab; der Weſt hat es auf ſeine Schwingen genommen, und der Himmel weiß, wohin er es trug. — Aber jetzt, Egmont, habt Ihr ein Wort geſprochen vor Fürſten und Edeln, in einem großen Ritterſaale auf dem Schloſſe zu Heidelberg. Da haben es tauſend Ohren gehört, auch Gott! und unter Trompeten und

Paukenſchall tönte es von der Pfalz bis zu den Niederlanden, und bis zu meiner wunden Bruſt, — da hallte es traurig, ſehr traurig wieder! —

Johanna! warum Dich ſo quälen! rief Egmont, ſchloß ſie in ſeine Arme und ſie duldete es. — Doch plötzlich ſah ſie auf zu ihm und riß ſich aus ſeiner Umarmung. Graf Egmont! ſprach ſie heftig: und wenn die Ritter und Fürſten vernehmen, daß Ihr Euer Wort bracht, ſo ſeyd Ihr entehrt; und den Roſt auf dem Schilde der Ehre wäſcht keine Liebe rein. Darum bin, darum bleibe ich hoffnungslos.

Laß Ehre und Ruhm, laß die Ritter und Fürſten es vernehmen, daß ich mein Wort brach, um ein heiligeres früheres einzulöſen, rief Egmont mit Gluth. Trete ich mit Dir in ihre Mitte und ſpreche: Seht! dieß Weib habe ich mir errungen, wer unter Euch hätte nicht gethan wie ich um ſolchen Preis. Johanna! Alle, Alle würden rufen: Auch wir!

Da ſchüttelte die Jungfrau verneinend den Lockenkopf und ſagte ſanft: Egmont, der Preis iſt des Opfers nicht werth, ich würde fortan in Deinen Armen nie glücklich ſeyn können.

Nie? rief Egmont: Iſt denn Alles dahin, was einſt uns beglückte, iſt dieß nicht mehr Deines Lamorals Bruſt, ſind dieß nicht mehr die Arme, die Dich einſt liebend umfingen, iſt dieß nicht mehr das Herz, auf deſſen leiſeſtes Klopfen Du ſo aufmerkſam lauſchteſt? Iſt denn Alles, Alles dahin?

Alles! ſagte Johanna dumpf vor ſich.

Nein, nein! rief Egmont, und umfing ſie ſtürmiſch: Es iſt nicht Alles hin, es ſchlummert nur und ich will es wecken. Seine Lippen preßte er auf ihren roſigen Mund und drückte feſt Herz an Herz. — Sie zuckte unter ſeiner Gluth, und unbewußt was ihr geſchah, ſchmiegte auch ſie ſich innig an ihn, und unwillkührlich kamen die glühenden Lippen den ſeinen entgegen.

Mein! mein! rief nun Egmont. Als habe dieß Wort die Zauber alle gelöſ't, riß es die Jungfrau aus ſeinen Armen.

Nie! nie! rief ſie ſchaudernd: Nie! eher den Tod.

Johanna! ſagte Egmont zuſammenſchreckend: Wie blickſt Du mich an. —

Laßt mich nur einen Augenblick mir ſelbſt, mein Lamoral! ſprach immer noch ſtarr das Auge auf ihn gerichtet die Jungfrau: Sey ſtill, ſtöre mich nicht. Es löſ't ſich jetzt die Wonne leiſe und zart vom Leben, ſtöre mich nicht! ſie ſchwieg ihn unverwandt anblickend.

Um Gotteswillen! rief Egmont: ſprich — was iſt Dir! —

Die Knoſpe ſank! ſagte Johanna wehmüthig: Es ſetzte ſich die Nachtigall auf die zarte Blüthe, und Liebe girrend ſchaukelte ſich die Trunkene. Da knickt das ſchwache Reis, die Knoſpe ſank. Aber kein Sturm hat die noch Verſchloſſene entblättert, in Lieb' und Wonne ſank ihr junges Leben!

Und die geknickte Roſe iſt doch irdiſcher beglückt, als die an unberührtem Dorne welkend, dahin ſtirbt in heil'ger Einſamkeit! rief Egmont.

Nein, Egmont! ſagte die Jungfrau und Thränen entquollen ihren Augen: nein! Vor Gott und meinem Herzen wollt' ich lieber ſterben in heil'ger Einſamkeit, als ſo vor Wonne vergehn. — Nun verſteh' ich Euch, fuhr ſie nach einer Pauſe fort, in welcher ſie ſinnend vor ſich niedergeblickt. Ich danke Euch, Ihr gabt mir ſelbſt den Schild in die Hand, mich gegen Euch zu ſchützen. Ich danke Euch! — Und mit dieſen Worten verbreitete ſich eine heitere Ruhe über ihr Geſicht, und wie an jenen längſt entſchwundenen Tagen, wenn das Abendroth durch die Zweige der Fliederlaube auf die Liebenden ſchien, ſo traulich faßte ſie Egmonts Hand. — Du haſt nie gegen mich gefehlt, Lamoral! kein ſtrafbarer Wunſch hat meinem Herzen wehe gethan, keiner mein Zartgefühl beleidigt. Darum ſinke ein Schleier über den vergangenen Augenblick — und jetzt, fuhr ſie fort und wie eine Verklärte ſah ſie zu ihm auf: jetzt laß uns ſcheiden für immer. Laß die Stimme Deines Mädchens Dich zu Deiner Pflicht, zu Deinem Glücke zurückrufen. Nimm dieſen Abſchiedkuß, ſo wahr ein Gott über mich wacht, den letzten von Deiner Johanna! — Sie ſank ihm um den Hals, und drückte ihn lange und innig an ſich. — Und nun, da alle Bande zerriſſen ſind, die uns einten, da dieſer Handſchlag das Band der Freundſchaft knüpfen, das Band der Liebe löſen ſoll, wird Graf Egmont, der Prinzeſſin von der Pfalz Verlobter, von hinnen gehen, und morgen, geſtärkt durch Johanna's Muth, ſeinem Worte, ſeiner Pflicht getreu, wieder gut machen, was er im Rauſche der Leidenſchaft fehlte. Kein Wort mehr, Herr Graf! Ihr verlaßt mich, denn ehe ich Euch noch länger hier duldete, rief ich den Vater, mich gegen Euch zu ſchützen. Wir ſind getrennt, müſſen getrennt ſeyn — und ſollte mein Herz brechen.

Johanna! rief Egmont und Verzweiflung leuchtete aus ſeinen Augen: iſt dieß Dein feſter, unwandelbarer Entſchluß?

Er iſt es! ich ſchwöre. —

Schwöre nicht! rief Egmont: Du biſt aufgeregt. Nur bis morgen halte ein, morgen, wenn die Mittagſtunde ſchlägt, ſey in dem Garten, und biſt Du dann noch —

Sorget nicht, Graf Egmont! unterbrach ihn Johanna: Ich werde um zwölf Uhr im Garten bei dem Pfirſichbaume ſtehen, und Ihr ſelbſt werdet, wenn meine Hoffnung mich nicht täuſcht, mir dort zum Zweitenmal ein Lebewohl ſagen.

Kaltes Weſen! rief Egmont heftig, ergriff ſein Baret, drückte es tief in die flammenden

Augen, hüllte ſich in ſeinen Mantel und wollte gehen.

So müſſen wir nicht ſcheiden, Lamoral! ſagte Johanna bewegt und ergriff ſeine Hand: So reißt ſich innige Liebe nicht von Liebe los. Scheidet freundlich von mir und gedenket meiner, wenn Ihr morgen erwacht, mit Liebe, denn ich habe einen ſchweren Kampf zu kämpfen, einen freudeloſen Pfad zu gehen. Sie küßte ſeine Hand, er neigte ſich gerührt zu ihr nieder. Nein, Graf Egmont, bat ſie: keinen Kuß, ein freundlich Wort, einen herzlichen Blick. Lebe wohl, Mädchen! rief Egmont. So, mein theurer Herr, rief ſie bewegt: ſo — ich danke Euch! — Gott mit uns! —

12.

Als Egmont den Garten verlaſſen und die Thüre hinter ſich geſchloſſen hatte, blieb er noch einen Augenblick ſinnend ſtehen und ſah zurück nach dem ſtillen Hauſe ſeiner Hoffnung und ſeiner Liebe. — Nein! rief er aus: es war nur das gekränkte Herz, das ihr die ernſten, ſtrengen Worte auszuſprechen befahl, das liebende Herz wird mein Bild in ihren Träumen zurückführen, und wenn ſie erwacht, wenn ſie der Traum noch umgaukelt, dann! — Und thut ſie nicht recht? darf ſie ihres Lebens Glück einem Herzen anvertrauen, das ſo wankelmüthig ſie ſchon einmal verließ? Egmont! Egmont! wäſcht die seligſte Liebe die Flecken der Ehre vom ritterlichen Schilde? — Nun, der morgende Tag wird entſcheiden, offen werde ich mit dem Kaiſer ſprechen, offen, ohne Furcht vor ſeiner Ungnade, ihm, meinem gnädigen Fürſten, meines Herzens Wünſche entdecken. Und du feindlicher Bote meiner Liebe, Don Rodrigo, der du ſchon einmal die Schärfe meines Schwertes fühlteſt, du ſollſt mir wenigſtens Rede ſtehen, ehe die Mittagſtunde ſchlägt, du ſollſt mir Rechenſchaft geben, was dich bewogen, feindlich in mein Leben einzugreifen, von dir will ich ſie fordern, wenn ich es auch von dem Schickſale nicht kann!

In dieſen Gedanken verſunken war er durch die Straße St. Madelaine bei der alten Kirche unſerer lieben Frauen angekommen. Als er über den Friedhof ſchritt, die weißen Leichenſteine ihm wie Todtengewänder entgegen ſchimmerten und er ſinnend unter ihnen umherblickend verweilte, verkündeten die dumpfen Schläge der Thurmuhr die Stunde der Mitternacht. Und mit dem letzten Schlage ertönte eine ſanfte Muſik in der Kirche, und als ob die Kerzen auf dem Altare plötzlich angezündet würden, ſo und noch weit heller ſchimmerte das Licht durch die bemalten Fenſterſcheiben. Zwar ſchwiegen die feierlichen Töne bald, doch die Kerzen leuchteten noch, und immer heller ward es in der Kirche.

Warum das Licht um Mitternacht an dieſem heiligen Orte? dachte Egmont: warum dieſer eine feierliche Akkord, der ſo bald verhallte? Er ging nach der Kirchpforte gen Norden, ſie war verſchloſſen, die Pforte nach Süden gleichfalls; auch das hohe gothiſche Portal verwehrte den Eintritt, Alles war ſtill, keine lebende Seele ſchien in dem erleuchteten Gotteshauſe zu wandeln. Da eilte er nach der Wohnung des Glöckners und weckte den ſchon längſt Schlafenden. Glöckner! rief er ihm zu, als dieſer mit der Ampel ihm entgegen trat: kommt mit mir, nehmt den Schlüſſel Eurer Kirche, und ſeht, was ſich darin begibt.

Der Glöckner lächelte. Es iſt jetzt Mitternacht vorüber, Ihr ſaht gewiß Licht und hörtet die Orgel tönen. — Egmont nickte bejahend. — Dieß geſchieht um ſelbige Stunde oft, gnädiger Herr! fuhr der Alte fort: Doch heute weiß ich keine Urſache, da ich nichts wüßte, weßhalb dieſe Erſcheinung heute ſich blicken laſſen ſollte. Nur wenn am andern Tage eine Jungfrau mit dem Brautkranze im Haare zum Hochaltare tritt, ſtrahlt ein himmliſcher Glanz von der Glorie, die das Gnadenbild der heiligen Jungfrau umgibt, und ſobald die Thurmuhr den letzten Schlag der Mitternacht verkündet und der neue Tag beginnt, ſtoßen die Engel, die auf der Orgel ſtehen, in ihre Poſaunen und Flöten, ſtreichen die Geigen, greifen in die Harfen, und ein lieblicher Akkord weiht den Tag zum Freudentage. Nur wenn die Heilige der Braut zürnen ſollte, ſtrahlt die Glorie nicht und die heiligen Engel greifen nicht in die Harfen, und laſſen die Poſaunen nicht erſchallen; auch wenn eine Wittwe zum Altare tritt, weiht Schein und Muſik nicht den Tag. — Doch, gnädiger Herr, heute iſt es mir ſonderbar und räthſelhaft, denn morgen findet keine Trauung ſtatt, und weßhalb die himmliſche Muſik ertönte und die Kirche erhellt iſt, iſt mir unbegreiflich.

Ah! mir nicht! rief Egmont: Die heilige Mutter ſelbſt, die göttliche Beſchützerin meines Stammes, gibt mir ein Zeichen muthig zu vollbringen, was ich vielleicht ſo ſchnell nicht ohne dieſen Ruf zu thun gewagt hätte. — Er drückte dem Glöckner ein Goldſtück in die Hand, und als er von dieſem begleitet die Wohnung verließ, war die Kirche nicht mehr erhellt, nur die ewige Lampe warf ihr bleiches Licht in das hohe Gewölbe.

Mit hochklopfendem Herzen trat er in ſeine Wohnung, wo ihn die Diener ſchon lange erwartet hatten. Hier ſchrieb er, ehe er ſich zur Ruhe legte, an Don Manuel; denn bevor er das Schickſal ſeines Lebens beſtimmen wollte, mußte er, den Schimpf an dem heimtückiſchen Spanier zu rächen, das Leben auf das Spiel ſetzen. Er ſchrieb:

„Don Manuel! Ihr habt meine Schritte

ſo eifrig belauſcht, daß ich Euch für morgen wenigſtens die Mühe erſparen wollte. Ihr könnt mich um die neunte Stunde bei dem heiligen Bilde im Walde, an der Straße von Namur finden, und werdet wohl thun, vier Begleiter, eine tüchtige Lanze und ein gutes Schwert mitzubringen. Ich und die Meinen kommen zu Roß.

Lamoral,
Graf von Egmont.“

Nur erſt nachdem er ſeine Befehle gegeben legte er ſich zur Ruhe. Aber der Schlaf floh ihn; nicht Don Manuel, nicht der morgende Kampf raubte ihm den erquickenden Schlummer. Immer tönte der himmliſche Akkord vor ſeinen Ohren, immer drang der Schein der Glorie durch ſein geſchloſſenes Auge.

13.

Noircarmes, die beiden Brüder Treſigny und der Graf von Horn, waren Egmonts Begleiter. Kaum waren ſie auf dem beſtimmten offenen

Platze, bei dem Heiligen-Bilde angelangt, ſo erſchien auch Don Rodrigo Manuel, mit ihm Don Diego de Leyva, Don Johann und Don Louis de Quirada, und Don Martin Abes. Man begrüßte ſich höflich, und nachdem die Worte der Courtoiſie gewechſelt waren, ſtieg Egmont von ſeinem Streitroß, zog den Handſchuh aus, warf ihn vor Don Manuel und ſagte: Herr! hier liegt mein Handſchuh! ich werfe ihn vor Euch nieder und fordre Euch auf, ihn zum Kampfe auf Leben und Tod aufzuheben! Weßhalb, wißt Ihr, und thut es nicht Noth es in Gegenwart dieſer edlen Herren zu wiederholen.

Ohne ein Wort zu erwiedern, ſtieg Don Manuel ab, hob den Handſchuh auf, und nun erſt ſagte er kalt: Es geſchehe wie Ihr wünſcht, Graf Egmont!

Don Martin Abes wurde von Seiten der Spanier, der ältere Treſigny von Seiten der Niederländer zum Kampfrichter erwählt. Sie ſuchten den Kampfplatz aus, theilten Wind und Sonne, und nachdem ſie in die Mitte des Platzes geritten und einen Trompeter neben ſich geſtellt hatten, rief der älteſte Treſigny: Auf Leben und Tod, mit Lanze und Schwert! — Habt Ihr Herren die nöthigen Waffen?

Wir haben ſie! erwiederten beide.

Hat noch Einer der Kämpfenden etwas zu erinnern, einzureden oder zu verlangen, der ſage es, ehe das Zeichen tönt.

Egmont und Don Manuel ſchwiegen und ritten nach ihren beſtimmten Plätzen.

Und als die niederländiſchen Ritter ihrem Freunde folgen wollten, rief Don Johann Quirada: Sind wir denn als müßige Zuſchauer hieher gekommen; ich dächte, Ihr Herren aus den Niederlanden, des Freundes Sache ſey auch die unſrige.

Es gilt! rief Noircarmes: Ich tret' Euch gegenüber Don Quirada, Ihr ſeyd mir ein ehrenwerther, wackrer Gegner! Der jüngere Treſigny reichte Don Louis Quirada die Hand, der Graf von Horn dem Don Diego.

Auf Leben und Tod, wie unſre Freunde! rief Noircarmes. Mit Gott! erwiederte Quirada, und dahin ſprengten ſie, ein jeder ſeinem Gegner gegenüber.

Als Egmont auf ſeinem Platze hielt und

Don Manuel auf dem arabiſchen Hengſte vor ſich ſah, überfiel ihn eine ungewohnte Bangigkeit, die nicht der bevorſtehende Kampf, nicht Don Manuels Anblick in ihm erweckte. Von den Thürmen unſerer lieben Frauen hallte das eintönige Geläute, und mit dieſen dumpfen Tönen wollte es ihm, als ob er eine liebliche Geſtalt weinend vorüber ſchweben ſähe, die ihm ein Lebewohl zurufend ſchnell verſchwand. Ahnung, Ahnung! rief er, drückte den Helm feſter auf ſeine Locken und ließ das Viſier herab. Und als das Zeichen der Trompete zum Erſtenmale erſchallte und er ſich, der damals noch üblichen Sitte nach, ſeiner Dame empfehlen wollte, klopfte ihm ſein Herz gewaltig; der zweite Trompetenſtoß rief, noch war er ungewiß, ſollte er Sabinens, ſollte er Johanna's gedenken. Da ſchallte der dritte Ruf. Sabine! rief er, legte die Lanze ein und gab ſeinem Rappen die Sporen. — Schnaubend jagte dieſer dahin, wüthend trafen ſich die Kämpfer, Don Manuel ſank zu Boden.

Noircarmes und Treſigny waren zu Roß, ihre Gegner waren niedergerannt; nur der Graf

Horn lag blutend im Staube. Egmont ſprang vom Roſſe und zog das Schwert. Doch Manuel vermochte nicht den Kampf zu erneuern; Egmonts Lanze war durch die Schulter gedrungen, da wo die Armſchienen am Küraſſe befeſtigt ſind; er erklärte ſich für überwunden. — Don Louis und Don Johann Quirada waren nur leicht beſchädigt. Nur der Graf Horn war ſchwer verwundet. Freund! ſagte Egmont, da er ihn aufhob und den Küraß lös'te: Daß ich Dich treuen Waffenbruder muß für mich bluten ſehen!

Es wird nicht der letzte Tropfen ſeyn, den wir an einem Tage vergießen! ſagte Horn bitter lächelnd: Auch Du bluteſt, Egmont.

Ich bin nicht verwundet, theurer Freund! erwiederte dieſer: Du irrſt!

Schien es mir doch, als träufelte Blut von Deinem Helmkragen herab, ſagte Horn leiſe und ſein Auge ſchloß ſich. Wohl bluteten die Freunde ſpäterhin an einem Tage, doch nicht im ritterlichen Kampfe.

Die Verwundeten wurden zurückgebracht, die Ritter reichten ſich verſöhnt die Hände, denn ſobald Egmont und Don Manuel den Kampf geendet, war auch ihre Fehde geſchloſſen.

Noircarmes! rief Egmont: beſorge Alles; mich treibt es nach der Stadt, vor der Mittagſtunde muß ich noch den Kaiſer ſprechen und dann — wenn Du mich heute Abend ſelig ſiehſt, ſo wiſſe: das Turnier zu Binche war das letzte, wo Egmont's goldner Löwe, vor den Kampfrichtern aufgehangen, prangte! Er grüßte noch einmal die Spanier, dankte ſeinen Freunden und in voller Rüſtung ſprengte er zum Schloſſe.

Dort verlangte er vorgelaſſen zu werden. In voller Rüſtung? fragte der Oberhofmeiſter Don Manriquez de Lana.

In voller Rüſtung, Herr! erwiederte Egmont: So ſieht des Kaiſers Majeſtät ſeinen getreuen Adel am liebſten.

Nicht lange durfte er warten, die Thüren zum kaiſerlichen Gemache öffneten ſich, er wurde eingelaſſen.

Den Rücken an eine Marmortafel gelehnt, die unter einem breiten venetianiſchen Spiegel ſtand, erwartete ihn der Kaiſer. Ohne allen

Prunk, in ſeiner Morgenkleidung empfing ihn der Monarch, Niemand war zugegen.

Was iſt Euer Begehr, Graf Egmont! fragte der Kaiſer mit ernſtem, faſt ſtrengem Tone: Es muß eilig ſeyn, da Ihr Euch nicht einmal die Zeit nahmt die Rüſtung abzulegen, in welcher Ihr mit Don Manuel kämpftet.

Ew. Majeſtät Gnade zu erflehen, erwiederte Egmont, ſein Knie beugend.

Lebt Don Manuel? fragte der Kaiſer finſter.

Er lebt! —

Dankt dem Himmel dafür! — Doch Egmont, Ihr habt Euch durch dieſen Kampf bei dem Infanten wohl nicht das Spiel verbeſſert. Ich ſehe nicht gern, daß Euer Herz nicht ſo an meinem Sohne hängt, wie an mir. Ich hätte gewünſcht, ihm an Euch eine Stütze in den Niederlanden zurückzulaſſen, wenn Gott einſt über mich beſchloſſen haben wird. Sucht ſeine Gunſt zu erwerben, und dann ſeyd auch meiner vollkommenen Gnade gewiß!

Egmont küßte des Kaiſers dargereichte Hand.

Steht auf! ſagte dieſer: Der Kampf ſey vergeben. Handelt fürder beſonnen, Egmont, laßt Euch nicht von dem jugendlichen, unſtäten Blute hinreißen, das Euch nur ſchwankend auf dem Lebenswege ſchreiten läßt, ſeyd ſo feſt in Euren Entſchlüſſen als tapfer in Eurem Handeln; ſeyd ſo treu der Liebe wie Eurem Herrn, das Schickſal ſelbſt kommt Euch hülfreich entgegen.

[illegible] ſah Egmont mit fragendem forſchenden Blicke auf den Kaiſer. Nie hatte dieſer ſo lange, ſo ernſt mit ihm über dergleichen Gegenſtände geſprochen, wohl noch nie ſeine Liebe mit einem Worte berührt. Daß dem Kaiſer die Verbindung mit dem pfälziſchen Hauſe, das ſich zum Proteſtantismus neigte, weniger lieb war als der Königin von Ungarn, wußte er, wie ſollte er daher die Worte Karls des Fünften deuten, der ſeine Liebe zu Johannen kannte? meinte er dieſe, meinte er die Liebe zu der Verlobten? — Lange ſah er ſchweigend und forſchend in das Auge des Monarchen, aber keine Antwort las er darin, es ruhte mit Ernſt auf ihm.

Habt Ihr mir ſonſt noch etwas zu ſagen? unterbrach endlich der Kaiſer das Schweigen.

Mein gnädigſter Kaiſer! rief Egmont ermuthigt: Ja! — Erlauben Ew. Majeſtät, fuhr er nach einer kurzen Pauſe fort: daß ich vor meinem Vater, vor meinem gütigen Vater ſtehen darf?

Vor dem ſteht Ihr immer, Egmont, wenn Ihr vor dem Kaiſer ſteht.

Nun, ſo ſpreche ich nur zu dieſem, er nur höre meine Worte. Der Kaiſer, mein hoher Herr, übergebe dem Vater das Richteramt. Der Kaiſer nickte bejahend, Egmont fuhr fort:

Ich liebte ein Mädchen, ſie iſt die Tochter jenes Lävil, der ſich in den Genter Unruhen unter Tauſenden allein treu ſeinem Herrn erwies. Durch der Mutter Bitten, von meinem Ehrgeize gelockt, verlobte ich mich mit Sabinen von der Pfalz und verließ die Arme. Doch die fürſtliche Braut weiſ't mich mit Stolz zurück, ſie zeigt mir nur Kälte, wo ich Gluth erwartete, ſie gibt mir Hohn ſtatt Liebe.

Und was ſoll dieß mir? unterbrach ihn der Kaiſer.

Ew. Majeſtät bewegen, mir die Erlaubniß zu ertheilen, die Verbindung mit dem Hauſe Pfalz aufzulöſen und Johanna Lavil zu ehelichen.

Erſtreckt ſich meine Macht, ſagte der Kaiſer mit ſtrengem Ernſte: über die Ehre meines Adels? Im Gebiete der Ehre, Graf Egmont, duldet Ihr ja nie einen Lehnherrn.

Nun denn, mein kaiſerlicher Herr und Vater, ſo gebt mir wenigſtens die Verſicherung, daß Lamoral Egmont nicht aus Eurem Herzen, nicht von Eurer Seite verbannt iſt, wenn er mit Johanna Lavil noch heute vor den Altar tritt.

Der Kaiſer ſchien einige Zeit in Gedanken, dann ſagte er dem Grafen: Iſt Euer Entſchluß feſt und unwandelbar?

Feſt und unwandelbar, Ew. Majeſtät! rief Egmont.

Lamoral, noch einmal ſpricht der väterliche Freund zu Dir, höre auf ihn und wäge jedes ſeiner Worte. — So lange ich Dich kenne, ſchon in Madrid, wo Du kaum dem Knabenalter entwachſen an meinem Hofe Deine erſte Bildung erhielteſt, habe ich Dich liebgewonnen, Dein offenes freimüthiges Weſen, die Wärme, mit welcher Du Alles ergriffſt, gefiel mir, doch nie Dein unbeſtändiger Sinn, der das Ernſte mit

Scherz, den Scherz mit Ernſt betreibt. Daß Du den Thorheiten der Jugend nicht entgehen würdeſt, ließ ſich erwarten; ich habe Dir manche verziehen, auch heute habe ich Dir bewieſen, daß ich Dir ein gütiger Vater, ein gnädiger Kaiſer bin. Und auch jetzt — ein ſonderbares Lächeln, dem Antlitze Karls des Fünften eigenthümlich, wenn ſeiner Schlauheit etwas gelang, umzog ſeinen Mund — auch jetzt verzeihe ich Dir die Thorheit der Liebe. Kann ich Dir auch nicht die Erlaubniß geben mit Sabinen von der Pfalz zu brechen, ſo kannſt Du doch als Gatte Johanna Lavil, der ich meine beſondere Huld ſchenken werde, auf meine Gnade rechnen. Nur frage ich Dich, iſt Dein Entſchluß unwandelbar?

Ja, gnädiger Herr, er iſt es. Stürmiſch ergriff Egmont die Hand des Kaiſers und preßte ſie an ſeine Lippen.

Laßt das, Graf Egmont! unterbrach jetzt der Kaiſer dieß ſtürmiſche Benehmen, und der hohe Ernſt der Majeſtät thronte wieder auf ſeiner Stirn. Jetzt ſpreche Euer Herr und Kaiſer mit Euch, Prinz von Gaure! Euer ſtrenger Herr, der zu begnadigen, aber auch zu ſtrafen weiß.

Ihr wollt Johanna Lavil als Eure eheliche Hausfrau heimführen?

Ja, gnädiger Herr!

Und wann?

Noch heute. Um die zwölfte Stunde beſchied ſie mich in den Garten, von dort gehen wir zum Vater, dann in die Kirche unſerer lieben Frauen.

Schön gut! unterbrach ihn der Kaiſer: Alſo eht die Sonne untergeht ſeyd Ihr vermählt!

Ehe die Sonne untergeht beſcheint ſie ein glückliches Paar!

Hört, Graf Egmont! Ich liebe nicht Scherz, fuhr Kaiſer Karl fort: und man bricht dem Kaiſer ſein Wort nicht ſo ungeſtraft als einem liebeſiechen Mädchen. Erfüllt Ihr Euer Wort nicht, ſo wißt, daß Ihr meine Ungnade verdient, und — hör' es, unbedachter Jüngling — daß ſelbſt Dein Haupt nicht feſt ſteht auf ſeinem Rumpfe.

Egmont verbeugte ſich, als ob er ſich kühn der Strafe unterwerfe.

Nun geht! fuhr der Kaiſer fort: Möge Euch der heutige Tag feſt in der Erinnerung bleiben und Euch lehren, daß des Menſchen Wünſche eitel, ſein Wille Trug, ſeine Macht nur ſchwach iſt. Gehabt Euch wohl!

Egmont ging. — Doch kaum aus dem Schloſſe, ſchwang er ſich auf ſein Roß und jagte dem Städtchen zu. Eben ſchlug die Mittagſtunde. Eiliger als geſtern Nacht ſchritt er über den Kirchhof unſerer lieben Frauen. Gnädiger Herr! rief ihm der Glöckner entgegen, doch ohne auf ihn zu hören ſtürzte er fort; und ſich noch einmal wendend, rief er: Laß Alles bereiten! eilte durch die Straßen und trat jetzt in den Garten vor dem Thore von Mons. Raſch ſchritt er durch den Bogengang, der Fliederlaube vorbei nach dem Pfirſichbaume, wo er Johanna und neben ihr einen jungen Mann knieend erblickte. Der alte Vater legte ſeine Rechte auf des Jünglings, ſeine Linke auf Johanna's Myrthenbekränztes Haupt, und als Egmont eben ſtarr und regunglos an die Laube ſich lehnte, hörte er, wie der Greis mit zitternder bewegter Stimme ſagte: Meine Kinder! ziehet hin in Frieden. Mein Segen begleite Euch! — Die Knieenden ſtanden auf, reichten ſich traulich die Hände; aber bei dieſem Anblicke gab die

Wuth Egmonts erſtarrten Lebensgeiſtern neues Leben. Unglückliche! rief er, und ſtürzte die Hand an dem Dolche auf ſie zu. Johanna erblickte ihn zuerſt, ſchritt mit Wilhelm van Dahlen Hand in Hand ihm entgegen, und als Egmont mit wutherfülltem Blicke jetzt vor ihnen ſtand, neigten ſich Beide und ſanken vor ihm nieder. — Zu Eurem Heile, Graf Egmont, ſchloſſen wir den Bund, gebt uns Euren Segen! rief Johanna mit bebender Stimme.

Noch fand Egmont keine Worte; ſtumm blickte er auf die Knieenden.

An der Seite meines Freundes, meines Gatten, ſage ich Euch jetzt bei dieſem verhängnißvollen Baume ein ewiges Lebewohl. Ich war eine feindliche Erſcheinung in Eurem Leben, durch mich konntet Ihr nie beglückt ſeyn, darum, nur darum riß ich mich los.

Johanna! rief Egmont, und die Hand ließ den Griff des Dolches fahren und hob ſie auf: Du, die ich liebte mit überſchwenglicher Liebe, die ich heute heimführen wollte in die Burg meiner Väter als mein ehelich Weib, Du haſt mich ſo treulos verlaſſen, betrogen!

Mußt' ich nicht, Egmont? erwiederte die bräutlich Geſchmückte: Ich ahnete was Ihr beginnen würdet. Euch zu retten vom Verderben, Eure Ehre zu retten, opferte ich meine ſchönſte Hoffnung. Ja, Egmont! an der Seite meines Gatten geſtehe ich auch noch jetzt, Ihr waret meine einzige, meine erſte Liebe, ich liebe Euch noch, und er vergönnt mir dieſe Frühlingblume pflegen zu dürfen; bis an meinen Tod wird ſie mir unverwelklich in der Erinnerung blühen. Ihm dem zartfühlenden Manne, dem edlen Gatten meine Freundſchaft bis an das Grab.

Amen! ſagte der alte Lavil: Und nun, gnädiger Herr, unwiederruflich hat ſich meiner Tochter Schickſal geſtaltet, laßt Euern edeln Sinn Herr werden über die Leidenſchaft; vergebt Eurem treuen Diener.

Schweigend reichte nach einem kurzen Kampfe Egmont Wilhelm van Dahlen die Hand, drückte Johanna's Rechte an ſein Herz. Es gehe Euch wohl! ſagte er mit gepreßter Stimme, und verließ, in ſeinen Schmerz verſunken, mit langſamen, ungewiſſen Schritten den Garten.

14.

Die Begebenheiten der vergangenen Nacht hatten Johannen Egmonts Vorhaben offenbart, und die Schwäche ihres eigenen liebenden Herzens gezeigt. Ihr Entſchluß ſtand feſt. Sie trat deßhalb, ſobald der Tag graute, vor das Ruhelager ihres Vaters und erweckte den Alten mit der frohen Botſchaft, daß noch heute ſein ſehnlichſter Wunſch erfüllt werden ſollte. Ein Diener rief Wilhelm van Dahlen, der wohl ſchwerlich ſein Glück ahnend eintrat. Der Vater ließ Beide allein.

Seyd Ihr Eurem Herrn von ganzer Seele zugethan? fragte das feuchte Auge auf ihn gerichtet Johanna.

Das bin ich!

Könntet Ihr für ihn Alles opfern, Allem entſagen?

Allem!

So ſetzt Euch, hört mich ruhig an, überlegt verſtändig meine Worte und ſeyd offen und wahr. Ich liebe Egmont — Ihr habt unſere Liebe entſtehen, keimen und ſich entfalten ſehn; ſie konnte nur unheilbringend für uns Beide werden. Er verließ mich, der Schmerz ward ein Wurm, der an meiner Jugendblüthe nagte; doch ich ertrug ihn. Da kehrte er wieder, die alte Liebe erwachte in ſeiner Bruſt, und ich fühlte, auch in der meinigen. Er will die Verlobte verlaſſen, ſein Ritterwort brechen, ſich entehren und mich zum Altare führen. Wilhelm van Dahlen! Ich will ihm nicht folgen, meine Hand würde den Stab über ihn brechen, ſein Schild beſchimpfen, ihn ausſchließen aus der Reihe der Edeln, die um den Thron ihres Herrſchers ſich verſammeln müſſen, und doch fühle ich, mein ſchwaches, mein liebendes Herz wird ſeiner Gluth und ſeinen Bitten nicht widerſtehen können. Deßhalb — Wilhelm, iſt Eure Liebe zu mir rein und uneigennützig, ſo ſteht mir bei, Euren Herrn dahin zurückzuführen, wohin das Schickſal, wohin ſein Stand ihn geſtellt. — Laßt uns dem Vaterlande ſeinen edelſten Ritter erhalten, helft mir, daß ich mich ſchütze vor meinem eigenen Herzen.

Und wie könnte ich dieß? —

Reicht mir noch heute Eure Hand am Altar.

Johanna! rief der Jüngling voll Erſtaunen und Entzücken.

Ja, Wilhelm, reicht ſie mir, und noch heute ſeyd mein treuer Lebensgefährte, denn Ihr waret und ſeyd der Einzige, der mich verſteht. Nehmt meine Hand — doch mein Herz, rief ſie ſchluchzend: kann ich Euch nicht geben, das gehört noch ihm. Genügt Euch Treue, genügt Euch Freundſchaft, ſo erwartet von der Zeit. — In tiefes Nachdenken verſunken, ſtand der Jüngling vor der ernſten jungfräulichen Geſtalt. Von der Zeit ſoll ich erwarten? ſagte er vor ſich hin: und ihr Herz gehört ihm? — Ja! rief er plötzlich und verklärten Blicks ſah er auf Johanna: Ja, ihn rett' ich, und Ihr — o treue Freundſchaft von Eurer Hand zum Lebenskranze gewunden, iſt ein köſtliches Gut. Wohlan! die Zeit laſſe die Roſen mir entkeimen, die der Augenblick mir entzieht.

Nun dann, ſagte Johanna bewegt: ſo kommt, Alles iſt bereit. Des Vaters Segen, kein Fluch folgt uns zum Altare.

Eben als der alte Lavil hochbeglückt nun in wenigen Augenblicken ſein Kind, ſeine geliebte

Johanna in Wilhelm van Dahlens Armen als Gattin zu ſehen, ihren Bund ſegnete, und die Drei ſich anſchickten zum Gotteshauſe unſerer lieben Frauen zu wandeln, kam ein Diener, und beorderte den Alten, ſogleich vor Kaiſerlicher Majeſtät zu erſcheinen. Schrecken überfiel Alle. Gewiß, rief Johanna: hat Egmonts Ueberredung, hat der unwiderſtehliche Zauber ſeiner Rede den Kaiſer bewogen, ſeine Wünſche ihm zu erfüllen. Ach, ſeine Worte in dieſer Nacht deuteten darauf, Alles zu wagen. Aber, Vater, zieht getroſt zum Kaiſer, Wilhelm, ſenke nicht Dein Haupt, Johanna iſt Deine Verlobte und wird Dein Weib! — Ueber meine Hand, über meine Pflicht gebietet keiner, ihr zu leben lehrt mich Gott, der Herr aller Herrſcher, ihm folg' ich allein. Geht mit Gott, Vater, kehrt bald heim und begleitet dann Eure Kinder zum Altare!

Der Alte ging. Wilhelm, berauſcht von ſeinem Glück, von einem Glück, das ſelbſt im Sturme dem Schickſal zu trotzen vermochte, wollte die Braut in ſeine Arme ſchließen.

Mein guter Wilhelm! ſagte ſie, ſich ihm ſanft entwindend: nicht alſo! Biſt Du mein

Gatte, dann darf ich an Deiner edeln Bruſt ruhen, dann iſt es Pflicht, doch jetzt wäre es Verrath an meinem Herzen. Dieſer Druck meiner Hand genüge Dir, in ihm liege Dir ein Pfand der Treue, ein Pfand heiterer, ungetrübter Zukunft.

Der Alte, der ſchon früher, als er lauſchend Wilhelms Worte der Freude vernommen hatte, Alles zur heiligen Handlung in der Kirche hatte bereiten laſſen, blieb lange aus, und ſchon ſchlug die zehnte Stunde, wo man ſie zu St. Marien erwartete, und immer war er noch nicht zurück. Aengſtlich klopften Beider Herzen, jeder Tritt der auf der Straße ſchallte verdoppelte des Herzens Schläge. Egmont würde kommen, fürchtete Johanna, und dann bangte ihr vor ihrem Herzen, vor dem letzten ſchweren Kampf gegen den Zauber der Liebe. Doch jetzt ſahen ſie Vater Lavil über die Straße eilen, Freude glänzte auf ſeinem Geſichte, ermuthigt ſtürzten ſie ihm entgegen.

Kommt, meine Kinder! rief der Greis von Freude erglüht: kommt zum Altar, des Kaiſers Gnade begleitet Euch. Dir, Johanna, ſchickt

er

er dieſen Schmuck, Dich, mein Sohn, erwartet in Brüſſel in der geheimen Kanzlei eine ehrenvolle Anſtellung. —

Die ich nur annehmen kann, wenn es meinem Herrn, meinem gütigen Herrn, dem Grafen Egmont genehm iſt! unterbrach ihn der Jüngling.

Ein dankender Blick Johannens belohnte ihn für dieſe Worte der Treue.

Kommt, meine Kinder! rief noch einmal der Alte: Die Zeit entflieht, und auf ihren verhängnißvollen Schwingen trägt ſie oft den tückiſchen Zufall! Demüthig beugte Johanna das Haupt, worein der Verlobte die Myrthe flocht, ſank dem Vater weinend um den Hals und rief leiſe ihm zu: Vater! auch den Brautkranz ſchlingt der Freundſchaft Hand in meine Locken, nicht die zarte bebende Hand jungfräulicher Liebe. Und nun warf ſie den Schleier über, als wolle ſie Thränen und Kranz verbergen und verließ des Vaters Haus. Als ſie in die Kirche traten, die Orgel feierlich erklang, doch nicht in ſo heiligen Tönen als in der vergangenen Nacht, und ſie vor den Altar traten, ſchien die Heilige freundlich auf Johanna herabzublicken, die mit zitternder, bewegter Stimme ihr Ja! ſprach, und in den Glockentönen den Abſchiedton aller ihrer jugendlichen Hoffnungen zu hören glaubte.

Doch als ſie die Kirche an des Gatten Hand verließ, hob das Gefühl ihrer Pflicht den geſunkenen Muth. Vorüber! vorüber ihr lockenden Bilder von ehemals! rief ſie ſich zu: ihr ſollt mich nicht mehr täuſchen und mein Auge näſſen, vorüber!

Und als die Stunde des Mittag nahte, führte ſie den Vater und den Gatten in den Garten vor dem Thore von Mons. Dort vor den Pfirſichbaum trat ſie mit ihnen. Hier, rief ſie, und alle Wonne der erſten Liebe verſchmolz in ihren Thränen: hier ſagte mir Egmont zum Erſtenmal ein hartes Lebewohl, hier will ich es ihm heute ſagen mit Liebe, und dann, mein Gatte, dann ſey gewiß, daß ſich mein Herz, treu ſeiner Pflicht, von ihm losreißen und nur Dir, Dir allein und der Erinnerung zu leben ſich bemühen wird; habe Nachſicht mit mir. Es iſt ſo ſchwer, wenn Liebe von Liebe ſich trennen ſoll, aber ich will und werd' es können. Und nun, Vater, fuhr ſie fort, ſich zu dem Greiſe wendend: gebt uns, ehe er kommt, Euren Segen, er wird mich ſtärken, er wird mir Muth geben zu dem furchtbaren Lebewohl! Er wird mir Muth geben, mich von ihm und auch von Euch zu trennen, mein alter, mein innig geliebter Vater!

Und als ſie niederſanken, die Weihe des Segens zu empfangen, trat Egmont in den Garten und das Lebewohl hallte aus Johanna's Munde.

15.

Als Egmont in ſeine Wohnung zurückgekehrt ſich entwaffnete, trat ſein Leben, ſein Schickſal ernſt mahnend vor ihn. Johanna hatte er verloren, Sabina verſcherzt, des Kaiſers Gnade hatte ihm ſein neidiſches Geſchick in Ungnade verwandelt, und jetzt ſollte er wortbrüchig vor ſeinem Herrn ſtehen, verhöhnt von ſeiner Verlobten, von allen anweſenden Rittern und Edeln verlacht, aber noch mehr als dieß, von dem ſtolzen Infanten verſpottet werden. Doch gegen

Alles dieß ſtählte ihn ſein Muth, wohl auch ſein leichter Sinn. In dem Kampfe gegen ſein Herz, worin Johanna's Bild immer noch mit glühenden Farben ſtand, fand er einen treuen Waffenbruder in der Eiferſucht. Er malte ſich das Mädchen in den Armen ſeines Schreibers. Der Nimbus verloſch, den er um ſie erblickt hatte, — aber ſpannte er auch auf dieſe Weiſe ſeinen Sinnenrauſch ab, ſo ſtrahlte die Glorie herrlicher und im reineren Lichte, wenn er ſie als Märtyrin dachte, die um ihn litt und duldete, die ihn zu heilen, ihn zu retten das Gift aus ſeiner Wunde geſogen hatte. Aber dieſes Bild heiliger Aufopferung gab auch ihm den feſten Willen, ihrer werth, ihr gleich zu ſeyn, und wohl auch die unabänderliche Nothwendigkeit erlaubte ihm reiflich zu überlegen, was nun zu thun ſey. Noch ehe es Abend wurde ſtand er feſtlich geſchmückt in dem Vorzimmer des Kaiſers, der ihn ſchon erwartet zu haben ſchien, denn der Kämmerer ließ ihn ohne ihn zu melden ein.

Der Kaiſer empfing ihn mit einem Geſicht, auf welchem der Gleichmuth jeden Ausdruck verwiſcht hatte. So feſtlich geſchmückt, Graf Egmont? die Kette des goldenen Vließes um den Hals? ſagte Karl der Fünfte: kommt Ihr gewiß, mir Eure Verbindung mit Johanna Lavil zu verkündigen.

Egmont bog das Knie und erwiederte mit feſtem Tone: Ich komme, Ew. Majeſtät meinen Kopf zu Füßen zu legen, denn ich konnte mein gegebenes Wort nicht halten.

Konntet nicht? unterbrach ihn raſch der Kaiſer.

Nein, Sire! Als ich Eure Majeſtät verließ, fand ich Johanna Lavil vermählt.

Der Kaiſer konnte jetzt ein Lächeln nicht unterdrücken, doch ſagte er mit Strenge: Alſo habt Ihr Euer Wort nicht mir, nicht der Prinzeſſin von der Pfalz gelöſ't?

Ich habe es nicht gelöſ't!

Nun, bei dieſer wird es leichter werden als bei mir, fuhr der Kaiſer faſt höhniſch fort: Weiber verzeihen leicht, wenn der Mann fleht; doch mein Wort ſteht feſt.

Nein! rief Egmont mit der Offenheit und Wärme, die ihn ſo oft irre leitete, die ihm aber auch ſo manches Herz errang: Nein, Ew. Majeſtät wird mir verzeihen, denn ſie wird das Unmögliche nicht von ihrem Diener verlangen; die ſtolze Prinzeſſin von der Pfalz aber wird Graf Egmont nie um Verzeihung flehen, dazu fühl' ich mich ſelbſt in dem jetzigen peinlichen Augenblicke zu ſtolz.

Egmont! unterbrach der Kaiſer ſeine lebhafte Rede: als Ihr mich um die Erlaubniß batet, Johanna Lavil zu ehelichen, wußt ich ſchon, daß ſie für Euch verloren war. Euern Wankelmuth zu ſtrafen, forderte ich Euer Wort und ließ Euch hinſtürmen, wo der Sieg nicht mehr zu erringen war. Jetzt, junger Mann, handelt vorſichtig und klug. Vergeßt Eure thörige Leidenſchaft, entlaßt den Gatten Johanna's Eures Dienſtes, er tritt in den meinen; vergeßt Johanna, die auch Euch vergeſſen wird. Kehrt zu Sabinen von der Pfalz zurück, die, wie meine Schweſter mir geſagt, Euch innig liebt, aber zu edel iſt — ſetzte der Kaiſer ſtark betonend hinzu — um ihre Leidenſchaft nicht von ihrer Ehre, ihrem Pflichtgefühl zügeln zu laſſen. Dieſer Augenblick iſt freilich nicht der rechte; — benutzt einen günſtigeren und vergeßt nie, Prinz von Gaure, daß der Infant Don Philipp Kaiſer Karls Erſtgeborner und Euer künftiger Herr iſt.

Er entließ den Grafen.

16.

Als Egmont am anderen Morgen nach einer bang durchwachten Nacht von ſeinem Lager ſich erheben wollte, ſtand Wilhelm van Dahlen, eine Menge Schriften unter dem Arme, wie gewöhnlich vor ſeinem Bette.

Egmont ſah ihn ſtaunend an, und ſchon ſchwebte die Frage auf ſeinen Lippen: Woher kommſt Du? Aber ſchnell verjagte ein raſcher Gedanke dieſe Worte, denn im nämlichen Augenblicke ſtand Alles, Alles vor ihm; er ſah Johanna mit dem Brautkranze im Haar, ſah nieder auf das einſame Lager auf dem er lag, ſah den Beglückten, den ſo ſelig Beglückten wie gewöhnlich vor ſich, als trät' er nicht aus einem Himmel voll Wonne zu ihm. Alle Empfindungen, welche die zerbrechliche Hülle des Menſchen zerreißen, zertrümmern können, wühlten in ſeinem Innern. Sein Diener, der Glückliche, ſtand vor ihm — und er? — Doch van Dahlens Auge ſah ſo innig auf ihn nieder, in dem klaren Spiegel dieſes Blicks lag ein ſo theilnehmendes Herz, daß Egmonts Hand ſich unwillkührlich nach Wilhelm ausſtreckte, der ſie mit Rührung an ſeine Lippen preßte und eine Thräne darauf fallen ließ. Da rief Egmont: Ich gönne Dir Dein Glück, mein Freund, ach es muß ſelig ſeyn, im Arm der Liebe zu ruhn!

Van Dahlen ſeufzte, ein ſchmerzlicher Blick traf Egmont, und ein leiſes Verneinen des Hauptes war beredter als der geſchloſſene Mund.

Alſo auch Dir blühte die Roſe nicht dornenlos? ſagte Egmont, und das Mitleid konnte eine ſtille Freude nicht ganz unterdrücken, die ſich auf ſeinem Geſichte zeigte.

Herr! unterbrach van Dahlen das Geſpräch: ich bringe Euch die geſtern eingegangenen Schreiben, und mehrere Antworten auf die früheren. Iſt es Euch gefällig ſie durchzuleſen und zu unterſchreiben?

Laß Alles bis morgen! ſagte Egmont.

Auch habe ich hier ein Schreiben aus kaiſerlicher Kanzlei, an mich gerichtet, worin mir eine ehrenvolle Stelle in Brüſſel angetragen wird.

Egmont ſah ihm ernſt in's Auge. Wilhelm fuhr unbefangen fort: Ich kann und werde dieſe kaiſerliche Gnade nicht annehmen, ohne daß Ihr, mein theurer Herr, es mir erlaubt, und Euer Wohlwollen mich auf dieſer neuen Laufbahn begleitet.

Ich verſtehe, ſagte Egmont leiſe: und mein ſtrenger Herr und Vater ſoll ſich in mir nicht geirrt haben. Wilhelm van Dahlen, begann er nun: Ihr ſeyd Eurer Dienſte entlaſſen, zieht nach Brüſſel mit Eurer Gattin, ſeyd glücklich, ich bleibe Euch ſtets ein Freund in der Noth. Laßt das! rief er Wilhelm zu, der ſeine Hand zu küſſen ſich neigte: jetzt bin ich nicht mehr Euer Herr, Ihr mir nur Johanna's Gatte, unſere Verhältniſſe haben ſich aufgelöſ't. Geht in Frieden!

Und als er ſich nun allein befand, noch einmal Johanna's Bild wie einer der himmliſchen Engel an ihm vorüberſchwebte, preßte er feſt die Hand auf ſein Herz, ſprang dann raſch von ſeinem Lager auf — und ein Vorſatz war in ihm aufgeſtiegen, dem er auch bis an ſein blutiges Ende treu blieb.

17.

Lange ſchon ſtand Johanna in dem Vorzimmer der Prinzeſſin von der Pfalz und wartete auf die Erlaubniß, eingelaſſen zu werden. Endlich trat die Kammerfrau aus dem Gemache der Prinzeſſin und ließ ſie ein.

Noch die Thränen im Blick, empfing Sabine die Neuvermählte. Beide konnten ihre Bewegung nicht unterdrücken. Johanna beugte ihr Knie vor der Prinzeſſin, küßte die dargereichte Hand, und während Sabine von der Pfalz ſchweigend auf ſie niederſah, vermochte auch dieſe kein Wort aus ihrer gepreßten Bruſt hervorzurufen. Endlich unterbrach die Prinzeſſin das Schweigen. Johanna Lavil! ſagte ſie und ſuchte die Weichheit ihrer Stimme zu unterdrücken: Johanna! was führt Euch hieher und ſo früh? —

Steht auf, antwortet mir, ſteht doch auf! — Sie beugte ſich nach ihr nieder und hob die Erröthende empor, und wie Johanna ſo vor ihr ſtand in all ihrer Schönheit, noch von dem Zauber jungfräulicher Heiligkeit umfloſſen, betrachtete ſie die Prinzeſſin mit durchdringendem Blicke. Das iſt ſie, rief eine innere Stimme ihr zu: das iſt ſie, um die ein Egmont mich vergeſſen konnte! Ja, ſie iſt ſchön, iſt reizend! — Johanna! fuhr ſie fort, freundlich ſich zu der Verlegenen wendend: ſagt mir, was iſt Euer Begehr!

Hoheit! erwiederte dieſe, und ihr Auge heftete ſich jetzt mit Ruhe und Zutrauen auf Sabinen: Als ich hieher ging, ſchlug voll Muth mein Herz, ich wünſchte meinen Schritten Flügel, um Euch das zu ſagen, was das bewegte Herz mir befahl, doch da ich vor Euch ſtehe, klopft es zaghaft, mein Mund verſtummt, ich fühle Euch gegenüber, daß Johanna, die Gattin Wilhelms van Dahlen, wohl hier nicht mit einer Bitte vor Euch ſtehen, daß ſie nicht in fremdes Schickſal eingreifend von hinnen ziehen ſollte. — Aber ich kann nicht, ich muß — für ihn muß ich reden.

Für wen? fragte die Prinzeſſin und ihr Auge umwölkte ſich.

Für wen könnte ich wohl eine Bitte wagen? wer könnte meinem Herzen ſo theuer ſeyn, weſſen Schickſal ſo innig mir am Herzen liegen als das Seine?

So nennt ihn mir! rief Sabine ungeduldig.

Hohe Frau! unterbrach ſie Johanna mit ernſtem Tone? Könnt Ihr nicht ahnen wen ich meine, ſchweigt Euer Herz, ruft mein Anblick, mein thränenſchweres Auge nicht ihn in Eure Erinnerung zurück, dann muß ich ſchweigen, denn meine Bitte wäre gewiß vergeblich. Sie hielt inne, auch die Prinzeſſin ſchwieg. Redet! rief dieſe endlich.

Hoheit! Graf Egmont iſt es, den ich meine, ſagte Johanna.

Und darf die geſtern Vermählte, darf ſie mir dieſen Namen nennen? rief die Prinzeſſin.

Schnell, als wenn der Sturm die Wolke an der Sonne vorüber jagt, und dieſe mit ihren hervorbrechenden Strahlen die bleiche Lilie plötzlich röthet, ſo überflog bei dieſen Worten der Prinzeſſin Purpurgluth Johanna's Geſicht.

Könnte ich, rief ſie mit Feuer: dürfte ich ſeinen Namen nicht nennen, ſo ſtände ich nicht rein und tugendhaft vor Euch, ſo hätte ich ihn nie geliebt!

Und liebt Ihr ihn noch? rief Sabine.

Ich liebe ihn noch! — Ich werde ihn lieben bis an meinen Tod. Ja, Hoheit! fuhr Johanna fort und die Glorie der Unſchuld und Würde umſtrahlte ſie: Ja! Wer Egmont einmal liebte, wer rein und heilig ſo mit ganzem Herzen, mit ganzer Gluth an ihm hing, der vergißt ihn nie, nie! Ich, Hoheit — ich kann und will ihn nicht vergeſſen.

Und reichtet einem Anderen die Hand? fiel ihr Sabine in die Rede.

Habt Ihr mich da nicht verſtanden, Fürſtin, ſo bedaure ich Euch! erwiederte Johanna, ergriff ein kleines Käſtchen, welches ſie während ihrer Unterredung auf den Tiſch geſtellt hatte, und wollte gehn.

Johanna! rief die Prinzeſſin und faßte ihre Hand: Bleibt, ſagt mir Euren Wunſch. Ich wollte Euch nicht wehe thun, bei Gott! ich wollte es nicht. Euer Anblick erweckte ſo manches bittere Gefühl in mir, ſo manche Rückerinnerung führtet Ihr mir zurück, daß ich — doch ſagt mir Eure Bitte — ſprecht.

Macht Egmont glücklich! rief Johanna, vor ſie niederſtürzend.

Kann ich das? unterbrach ſie die Prinzeſſin bewegt.

Ihr könnt es, Hoheit! Er liebt Euch ja; hätte ihn der Zufall nicht in meine Nähe geführt, hätte Eure Strenge ſeinen Stolz, des Infanten Benehmen ſeine Eiferſucht nicht gereizt, nie, nie! — Doch laßt mir den ſüßen Traum, daß ich ſeine erſte Liebe war, und durchlebt an ſeiner Hand die Wirklichkeit meines Jugendtraums. Ich höre, Ihr habt der Königin Bitte, ihm zu verzeihen, zurückgewieſen, weiſ't die Bitte Johanna's nicht zurück, die zu ſeinem, zu Eurem Glück Euch dieß Opfer brachte! — Sie überreichte ihr das Käſtchen. — Tragt was es enthält mit Diamanten durchflochten zur glücklichen Stunde, ich umſchlang es mit Euren Perlen, denn die Stunde brachte mir nur Thränen.

Sabine öffnete das Käſtchen, und kaum hatte ſie einen Blick hineingeworfen, ſo ruhte ihr Auge innig auf Johanna, ihre Arme hoben ſich ſie zu umfangen, doch ſchnell faßte ſie ſich. Johanna! rief ſie und reichte ihr die Hand zum Kuß: Tret' ich mit Egmont zum Altar, ſo ſoll Dein Myrthenkranz auch mich ſchmücken, ich will Deiner mit Liebe gedenken, und kennſt Du die Stunde die uns vereint, ſo bete in ihr für unſer Glück.

So erhört Ihr meine Bitte? rief Johanna, der Prinzeſſin Hand ſtürmiſch küſſend. —

Wenn die Jungfrau, wenn die Prinzeſſin es darf, ja; doch jetzt muß das Herz ſchweigen.

O! des Herzens Sprache dringt ſchnell auf unſere Lippen; rief Johanna: Gott ſey gedankt! In Euren Armen nur kann er Johanna vergeſſen, Gottes Segen über Euch! — Noch einmal beugte ſie ſich vor der fürſtlichen Jungfrau, die mit Innigkeit ihre Stirn küßte, und entfernte ſich ſchnell.

18.

Ihr wünſcht uns zu verlaſſen, Graf Egmont! — ſprach der Kaiſer vor Tafel im Beiſeyn des ganzen Hofes zu dieſem, der, wenn auch dieſer Wunſch in ihm rege geworden wäre, ihn doch Niemandem vertraut hatte. — Nun ſo zieht zu Eurer würdigen Mutter, verſichert ihr meine Huld. Ich hoffe Euch bald in Madrid wieder zu ſehen. Empfehlt Euch den Königinnen, dem Infanten, auch meiner Muhme, der Prinzeſſin von der Pfalz, meine Gnade begleite Euch. Er reichte ihm huldvoll die Hand zum Kuſſe, und ein freundliches Nicken des Hauptes gab ihm das Zeichen, daß er ſich entfernen könne.

Sehr gnädig entließen ihn die Königinnen; nur Marie von Ungarn gab ihm eine kurze Warnung, die Egmont wohl verſtand, denn als er zu Sabinen von der Pfalz trat und ſich auch dieſer empfahl, und ſie die Bewegung ihres Herzens unter einem ernſten Geſicht verbergen wollte, ſagte er halblaut zu ihr:

Darf ich in Heidelberg einen freundlicheren Blick zum Willkommen erwarten als dieſen zum Abſchied?

Erwartet von der Zeit! erwiederte Sabine erröthend, und wenn auch der Mund noch ſchwieg, verrieth doch ihr Auge das Herz.

Egmont trat jetzt zu dem Infanten, neigte ſich tief und ehrfurchtvoll vor ihm und ſagte mit ernſtem Tone und feſter Stimme: Indem ich mich der Gnade Ew. Hoheit empfehle, bitte ich Don Philipp, zu vergeſſen und zu verzeihn.

Das Verzeihen ſteht in der Macht des Fürſten, erwiederte der Infant: das Vergeſſen nicht. Sucht Euch meiner Gnade würdiger zu machen, und Euch ſey verziehen.

Durch Treue für meinen Herrn werde ich ſie ſtets zu verdienen ſuchen; erwiederte Egmont: das iſt der Weg, den jeder niederländiſche Edle für den ehrenvollſten hält, dieß wünſchenswerthe Ziel zu erlangen.

Dann will ich dieſen Zeitpunkt abwarten, unterbrach ihn der Infant ſpöttiſch lächelnd, wendete ſich zu dem Komthur von Alcantara und ließ Egmont ſtehen. Dieſer hielt Wort, aber Phllipp nicht.

19.

Bald war Sabine verſöhnt. Johanna's Kranz ſchmückte ſie nach einem Jahre am Altar, ſie ward die treue, ſtets geliebte Gattin Egmont's, die Mutter zahlreicher Nachkommen. Johanna, die ſich beruhigt in ihrem Bewußtſeyn, zufrieden durch Wilhelms Liebe fühlte, blieb ſie ſtets gewogen. Als Alba's Racheſchwert ſpäterhin über Egmonts Haupte ſchwebte, erfüllte ſie mit treuer Beharrlichkeit die Pflichten gegen ihren Gatten, und ertrug das unabwendbare Unglück nur, um ſich ihren Kindern zu erhalten.

Nicht ſo Johanna. Am blutigen ſechſten Juni des 1568ſten Jahres widerſtand ſie jeder Bitte ihres Gatten, daheim zu bleiben. Noch einmal wollte ſie Egmont ſehen. Wilhelm van Dahlen mußte ſie zum Marktplatz begleiten. Als Egmont erſchien, langſam, aber mit Würde das Blutgerüſt beſtieg, blickte ſie unverwandt nach ihm hin und ſprach für ſich ein leiſes Gebet; doch als das Haupt niederrollte ſank ſie in des Gatten Arme. — Ein Augenblick hatte ſie Beide abgerufen.

Gern würde Sabine für Johanna's Kinder mütterlich geſorgt haben, doch der Segen der Liebe hatte ſie nicht beglückt.

Die Legende
von
San Domingo de la Calzada.

Erinnerung aus meinem Kriegerleben in Spanien,

von

A. von Tromlitz.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1832.

II

Mit Donna Zoa, der ſchönen Tochter des Arztes bei welchem ich im Quartiere lag, ging ich nach der Kirche von la Calzada. Andächtig knieete ich an ihrer Seite, ſchaute meiner reizenden Nachbarin in das ſchwärmeriſche Auge, beugte mich, ihren ſchönen Arm berührend, ehrerbietig, und ſchlug an mein ſündhaftes Herz, als der Prieſter das Venerabile emporhob. Auch hierbei blickte ich immer noch nach Donna Zoa, ſah, wie ſie mit dem kleinen geballten Händchen heftig an ihren ſchönen Buſen ſchlug, und meine Einbildekraft verirrte ſich in der heiligen Stille, die mich umgab, als mich das Krähen eines Hahns, dicht hinter mir, aus meinen entzückenden Träumen riß. — Ich ſah mich um und gewahrte zu meinem Erſtaunen einen ganz weißen

Hahn, mit einer weißen Henne, in einem großen vergoldeten Käfig an einem der Kirchenpfeiler hängend, der, einmal in's Krähen gerathen, nicht wieder aufhören konnte.

Mein Gott! ſagte ich als wir nach Hauſe kamen und ich mit meiner kleinen Donna Zoa allein war: wie kömmt ein Hahn mit ſeiner Ehegenoſſin in Ihre heilige Kirche? —

Das wiſſen Sie nicht, Sennor? ſprach meine kleine Andächtige verwundert: und Sie ſind ſchon ſeit vorgeſtern in la Calzada?

Wahrlich nicht, ſchönes Kind! entgegnete ich: und hätte nicht der Hahn mich für Sanct Peter angeſehen — da auch ich das Himmliſche in dieſem Augenblick, da es mir der Prieſter zeigte, des Irdiſchen wegen gern verleugnete — hätte er nicht gekräht, ich wäre aus la Calzada gegangen, ohne zu erfahren, wie dieſer prophetiſche Vogel in Ihr Gotteshaus kömmt.

Nun, lispelte ſie: wenn Sie recht andächtig zuhören und nicht wieder, wie geſtern bei dem Guitarren-Spiel, mich immer unterbrechen wollen, dann will ich Ihnen die merkwürdige Geſchichte des Hahns erzählen; aber ſetzen Sie ſich auf jenen Lehnſtuhl! — Ich gehorchte und ſie begann:

Vor langer, langer Zeit kam ein junger Mann, Namens Domingo von Villareal, mit ſeinen Eltern in dieſe Stadt, um zum Bilde der heiligen Jungfrau nach Legroano zu wallfahrten. Der Vater erkrankte und mußte hier bleiben; Mutter und Sohn, die ihn, wie natürlich, nicht verließen, gingen alle Tage in die Kirche, die heilige Jungfrau um die baldige Geneſung des Kranken zu bitten. — Eines Tages ſah Donna Joſepha, die Tochter eines reichen Juweliers, Domingo andächtig betend, und während des Gebetes hatte der Böſe ſo viel Gewalt über ſie, daß ihr Herz von Liebe zu dem Jüngling entbrannte. Täglich ſah ſie ihn in dem heiligen Hauſe, und täglich wuchs ihre Leidenſchaft. Da ſie nun ſeine häuslichen Verhältniſſe erfahren hatte, ſorgte ſie für die Bedürfniſſe des Kranken, ging ſelbſt zu ihm, pflegte, wartete ſeiner, und als Domingo eines Tages zu ihr kam, um für die viele Güte zu danken, als er, nur einen Engel des Lichts in ihr erblickend, mit hoher Empfindung ſeine Dankbarkeit ausdrückte, da glaubte die Thörin, das Geſtändniß ſeiner Liebe von ſeinen Lippen zu hören. Ihrer nicht mehr mächtig, geſtand ſie ihm ihre Leidenſchaft. — Wie erſtaunte ſie aber, als Domingo mit ernſtem, feierlichen Tone ihr entgegnete: daß ſein Herz, nur der heiligen Jungfrau geweiht, todt für jede irdiſche Liebe ſey, daß ſie —.

O der Thor! rief ich aus, indem ich von meinem Seſſel auf das Canapee neben Zoa rückte und meinen Arm um ihren zarten Leib ſchlang: Der Thor! kalt ſein Herz bei der Liebe eines himmliſchen Weſens? — War Joſepha nur halb ſo ſchön wie Sie, die Mutter Gottes und Alles war aus meinem Herzen verſchwunden, nur um Ihnen Platz zu machen!

Sie rückte von mir ab, doch ohne außer Berührung mit mir zu kommen. Ketzer! ſagte ſie ſtreng: die heilige Jungfrau zu vergeſſen, um Irdiſches das Himmliſche zu verlaſſen! — Doch, fuhr ſie gleichgiltig fort: ich bitte, unterbrechen Sie mich nicht wieder, ſoll ich meine Geſchichte endigen!

Als ihr nun Domingo Alles geſagt hatte, was ſein erhabenes Herz fühlte, als er ihr Himmel, Hölle, Fegefeuer und Paradies gemalt, empfahl er ſich, eilte in die Kirche und betete zur heiligen Jungfrau, dießmal nicht für ſeinen Vater, nur für Joſepha, daß die Mutter Gottes ihr ſündhaftes Herz zur Tugend leiten möge. So vergingen mehrere Tage; Joſepha ſah ihn nur in der Kirche. Der zürnende Blick des Madonnen-Bildes über dem Altar konnte ſie von dem Jüngling nicht abwenden, ihre Leidenſchaft ward immer mächtiger, und als endlich der Vater genas, als Domingo noch einmal zu ihr ging, ihr zu danken und ihr verſtocktes Gemüth zur Buße zu ermahnen, da vermochte ſie ihrem Gefühl nicht mehr zu gebieten; ſie ſank an ſeine Bruſt und geſtand ihm: daß ohne ihn kein Glück auf dieſer Welt für ſie ſey.

Ein Druck meines Armes unterbrach Zoa in ihrer Erzählung; ſie ſah mich mit ihren großen, hellen ſchwarzen Augen fragend an, und fuhr dann unbefangen fort:

Domingo widerſtand, verglich ſie mit Potiphars Weib, ſich mit Joſeph, donnerte ihr die Strafe des Himmels entgegen und verließ ſie mit Verachtung. — Doch wo wäre die Liebe, die Verachtung ertrüge, ohne in Haß ſich zu verwandeln? Auch Joſepha's Liebe ſchwand bei ſeinen trotzig ſchnöden Worten, und — ach, ſo geſchäftig iſt der Böſe, wandelt der Menſch einmal auf ſündhaften Wegen! — ſie ſteckte ihm eine goldene Kette unvermerkt in ſeine Pilgertaſche.

Ruhig, ſeiner Liebe zu Gott und der heiligen Jungfrau ſich bewußt, fröhlich über die Geneſung ſeines Vaters, wanderte Domingo aus la Calzada, immer Logrogno zu, als ihn zwei Gerichtsdiener auf ſeinem Wege anhielten, ihn durchſuchten, die Kette bei ihm fanden, und ihn zum Corregidor nach Calzada zurück führten. Alle Betheuerungen ſeiner Unſchuld halfen nichts. Die Kette war bei ihm gefunden, er wurde zum Tode verurtheilt und gehängt. Joſepha ſah ihn zum Richtplatz führen und ſterben.

So kalt ſeyd Ihr Frauen! Was Ihr liebtet, könnt Ihr ruhig morden! rief ich aus, und wahrſcheinlich um mein Geſchlecht zu rächen, drückte ich Zoa an mein Herz und einen brennenden Kuß auf ihre Lippen. Sennor! rief ſie heftig und ſprang vom Sopha auf. Aber bald fing ſie hell an zu lachen, ſetzte ſich wieder neben mich und ſagte: Sie, Sennor, werden zur Strafe Ihrer Grauſamkeit gegen ein weibliches Herz wahrlich niemals den Tod leiden, das habe ich nun ſchon mehr als hinlänglich bemerkt — doch Ruhe und Stille, ſonſt endigen wir nie. Ich gehorchte und ſie fuhr fort:

Die troſtloſen Eltern Domingo's zogen nach Logrogno, verrichteten ihre Andacht zu der heiligen Jungfrau, und beteten, obwohl von der Unſchuld ihres Sohnes überzeugt, für das Heil ſeiner Seele. — Sie kehrten zurück nach ihrer Heimath; doch führte das mütterliche Herz ſie den Weg zu Domingo's Leiche, die noch immer hoch und luftig ſchwebte, den Menſchen zur Warnung, den Raben zur ſüßen Hoffnung. Sie knieeten nieder, ihr andächtiges Gebet erhob ſich zum Himmel; da erſcholl eine Stimme von oben: Ich, Euer Sohn Domingo, bin nicht todt, ich lebe noch durch den Schutz der heiligen Jungfrau. Gehet hin zum Corregidor, ſagt ihm, daß er mich von dieſer unheiligen Stelle abnehmen und dafür die unkeuſche Donna Joſepha hängen laſſen ſoll. Ihr zögert? — fehlt Euch das Vertrauen? — folgt meinem Gebot, Ihr Ungläubigen! Zitternd blickte die Mutter empor; aber gleich einem Todten hing ihr geliebter Sohn, kein Zeichen des Lebens war an ihm zu ſehen, doch im Vertrauen auf die Stimme von oben gingen ſie zu dem Corregidor, den ſie an der Tafel im Kreiſe ſeiner Zechbrüder fanden.

Hochweiſer Herr! ſprach die Mutter zu dem Grämlichen: Ich wollte Euch höflichſt erſuchen, den ungerecht Gemordeten, meinen theuren Sohn, Domingo, vom Galgen nehmen zu laſſen, damit ſeine Unſchuld laut verkündet werde, denn er lebt noch durch die Gnade und Macht der heiligen Jungfrau; auch wollet Ihr die ehrvergeſſene Donna Joſepha an ſeine Stelle hängen laſſen, ſo befahl mir eine Stimme von oben!

Alte! rief der Corregidor wüthend: Du wagſt es, mich an meiner Tafel zu ſtören und hier öffentlich mein Urtheil als ungerecht zu bezeichnen? Packe Dich, oder Du hängſt, wie Dein Sohn!

Doch die Alte trat zuverſichtlich auf ihn zu und ſagte: Herr! wo der Himmel befiehlt, da müßt Ihr ſchweigen und gehorchen. Ich wiederhole es, mein Sohn lebt!

Er lebt! rief der Corregidor hohnlächelnd: Ja, ſo gewiß lebt er, als dieſe gebratenen Hühner auf meiner Tafel wieder lebendig werden, und auf Erden umherwandeln und krähen werden. — Und ſiehe — hier rückte Zoa furchtſam näher zu mir — aus der großen ſilbernen Schüſſel, die in der Mitte des Tiſches ſtand, hob ſich ein ſchneeweißer Hahn majeſtätiſch empor, ging mit gemeſſenen Schritten, gleich einem Grande, auf den Corregidor zu, trat vor ihn hin, ſchlug dreimal die mächtigen Flügel und krähte ſein Abendlied. Seine getreue Gattin, ſo weiß an Farbe wie er, folgte ihm beſcheiden, trat neben ihn und gluckte. Ergriffen von dieſem Wunder, befahl der Corregidor, daß man den Domingo vom Galgen nehmen und Donna Joſepha zu ihm führen ſollte.

Bald ſtand nun der ſchöne heilige Jüngling vor ſeinem ungerechten Richter, ein heiliger Schein umgab ihn. Joſepha aber, zerknirſcht und ihrer Schuld ſich bewußt, beichtete ihre Sünden; doch war ſie zu ſtolz, den Jüngling um Vergebung zu bitten. Sie ging, glühenden Haß in ihrem Buſen, zum Richtplatz, und wurde an Domingo's Stelle gehängt. Und das verſammelte Volk bat den heiligen Jüngling, in ihrer Mitte zu bleiben und es durch ſein Beiſpiel zum göttlichen Wandel zu führen. Er verſprach es, blieb hier, und nach ſeinem Tode, da noch mehrere Wunder ſein heiliges Leben beurkundeten, wurde er canoniſirt und dieſe glückliche Stadt heißt nach ihm San Domingo de la Calzada.

Und der Hahn und ſeine Henne? rief ich aus.

Bald hätte ich ſie über dem ſchönen Jüngling vergeſſen! ſprach Zoa: Der Hahn wurde mit ſeiner treuen Gefährtin in einem goldenen Käfig in unſere heilige Kirche, und ſeine Nachkommenſchaft ächt kaſtiliſch rein bis zu uns gebracht. Sie haben ſie heute geſehen. Stirbt der Hahn oder die Henne, ſo iſt es ein Trauertag für la Calzada und andere von ſeinen Nachkommen nehmen die Stelle ein.

Auch hat das Beiſpiel und die Geſchichte des heiligen Domingo, fuhr Zoa fort: ſo erbaulich auf die frommen Einwohner dieſer Stadt gewirkt, daß von dieſer Zeit an die ſündhafte Liebe aus den Herzen unſerer Jungfrauen gänzlich gewichen iſt.

San Domingo hat ſeine Macht verloren; ich löſe den gottloſen Zauber, der bis jetzt Eure Herzen gefeſſelt hatte! rief ich aus, ſchloß Zoa in meine Arme, und ihr Blick ſagte mir deutlich, daß, wäre ihr Vater nicht in's Zimmer gekommen, Zoa's zärtliches Herz den heiligen Domingo ſchnell vergeſſen hätte.

Gedruckt bei C. G. Naumann in Leipzig.

Sämmtliche Schriften

von

A. von Tromlitz.

Siebenundzwanzigſtes Bändchen.

Sängerliebe.

Dreſden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1832.

Sängerliebe,

von

A. von Tromlitz

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1832.

In dem verwilderten Schloßgarten der alten Burg zum Falkenſtein ſaß in dem auf einem hervorſpringenden Felſen gebauten ſteinernen Häuschen ein liebliches Mädchen. Die Laute lag in ihrem Schooße, ihr Auge ſchaute unverwandt hinab in die ſchroffe Tiefe, wo der angeſchwollene Waldbach brauſend über Felsſtücke dahin rollte. Jetzt hob ſie ihr feuchtes Auge nach dem Abendſterne empor, der eben ſeine erſten Strahlen durch die Dämmerung ſchimmern ließ, legte die Hand auf's Herz, und ein tiefer Seufzer drang aus der gehobenen Bruſt.

Als ſey es das Echo, ſo hallte der Seufzer aus dem Thale wieder, ihn begleitete der Akkord einer Laute; ſchnell, freudig erglühend griff auch die Jungfrau, als wolle ſie Antwort geben, in die goldenen Saiten; doch eben ſo ſchnell legte ſie die Laute wieder neben ſich auf die ſteinerne Bank, und als hätte eine Wolke die Strahlen der Freude verdunkelt, ſo verdüſterte ſich ihr liebliches, hold lächelndes Antlitz.

Sie ſtand auf und ſchritt durch wild verwachſene Buchengänge einem Pförtchen zu, das aus dem Garten in den hintern Schloßhof führte. Die Pforte öffnete ſich; mit ſtürmiſcher Eile ſtürzte ein Jüngling auf ſie zu, und die Erglühte ruhte lange und ſchweigend an ſeiner Bruſt. — Laß mich! ſagte ſie endlich, ſich ſeiner Umarmung entwindend: laß mich, Otto! zu ernſt iſt dieſe Stunde. Komm in jenes ſtille Häuschen am Abhange, dem verſchwiegenen Zeugen unſerer Liebe, dort laß uns die letzten Stunden noch mit ernſter Ergebung genießen und dann — ſey es getrennt.

Getrennt! rief der Jüngling dumpf vor ſich hin: getrennt! das iſt ſchrecklich.

Als ſie in das Häuschen traten, legte die Jungfrau ihre Laute auf die Bank. — Leg' auch Du die Deinige nieder, mein Otto, ſagte ſie: laß in dieſer Trennungſtunde ihre Saiten ſchlummern und höre mich aufmerkſam an.

Ruhig ſoll ich ſeyn, Eva! ſagte er bewegt: ruhig, wenn die Stunde der Trennung ſchlägt!

Ja, Otto! ruhig ſollſt Du mich anhören, tief, hörſt Du, tief in Dein Herz einprägen was ich Dir ſage, und die letzten Worte die Du hier von mir vernimmſt, mögen Dir ſo heilig ſeyn als wären es die letzten Worte einer Sterbenden. — Du biſt treu und gut, fuhr ſie fort und ihre Hand ergriff die ſeine und drückte ſie innig an ihr Herz: kein Falſch ruht in Deiner Bruſt, Dein Herz ſchaut aus Deinen Augen, ſchwebt auf Deinen Lippen, und Du liebſt mich innig und wahr.

Das weiß Gott, der Allwiſſende! rief der Jüngling.

Deßhalb liebt' ich Dich, Otto, deßhalb ſchloß ich Dir mein Herz auf und verbarg Dir meine Empfindungen nicht. — Aber jetzt, was ich ſo lange verſchwieg, um Dir nicht wehe zu thun — jetzt muß ich es Dir ſagen; jetzt wird es Pflicht. — Du bebſt, Otto? Deine Hand zittert in der meinen? Sieh, lieber Freund, dieß Beben, dieß Zittern ſpricht ſchon das Wort aus, was ich Dir ſagen wollte. Dein Herz iſt brav und gut, es kennt keine Furcht; das haſt Du bewieſen als Wegelagerer die armen Braunſchweiger Handelsherren anfielen, ſie ausplünderten und Du zu ihrer Rettung willig Dein Blut vergoſſeſt. — Aber auf keinem Turnier prangte noch Dein Schild, in keiner Fehde hörte man Deinen Namen, und Otto von Wehnden tönt nicht im Kreiſe der Ritter und Edlen dieſes Gaues. Du biſt Mann, mit Manneskraft handeln iſt Deine Pflicht! Die Laute am grünen Bande um dieß ſeidene Koller hängend, kleidet Dich weniger als die ſtählerne Rüſtung Deine Bruſt kleiden würde. — Minneſang liebt der Jungfrauen Herz, ja er öffnet der Liebe die Thore; ritterliche Thaten aber ſetzen ſie feſt in dem Herzen und erringen ſich dauernde Frauenliebe. — Die Kraft des Mannes lieben wir, er muß uns Stütze und Stab ſeyn, zu ihm hinauf müſſen wir blicken, er muß uns aufziehen zu ſeiner Größe, wir ihn nicht zu unſerm Werthe. Drum laß die Laute ruhen, hänge ſie auf in Deiner Väter Burg zwiſchen die Kränze, die Deine Schwärmerei ſich in ihren Träumen wand, ergreif das Schwert, das in ſo mancher Schlacht Dein edler Vater trug, zieh in ehrenvollen Kampf und erringe Dir die Geliebte. — Klein iſt Deine Habe, verpfändet meines Vaters Burg, arm ſind wir Beide; drum Muth iſt uns noth, daß eine freudige Zukunft unſrer Liebe aufgehe und die Wirklichkeit uns bieten könne, was wir in unſern Träumen ſo oft, ſo leicht errungen zu haben glaubten.

Sie ſchwieg, ihr Blick ruhte innig, ja zärtlich auf dem Jünglinge, ſie wollte mit dieſem Blicke das bittere Wort ihm verſüßen, was ſie ſo eben geſprochen; aber ſein Auge begegnete nicht dem ihren, es ruhte feſt auf dem Boden, ſeine Wange erglühte im Mondlicht vor Unmuth und Stolz, und wie er nun das Auge hob, ſah es zürnend auf die Jungfrau, die, ſich ſanft an ihn ſchmiegend, ihn zu beruhigen ſuchte.

Liebte ich Dich nicht wahr und treu, mein Otto, fuhr ſie fort: ſo hätte ich geſchwiegen, aber ſchon lange lag es zentnerſchwer auf meinem Herzen. Zürne mir nicht, ich mußte es Dir ſagen!

O Ihr Weiber! rief er, und ſein Blick glühte vor Unmuth: Euch iſt der Panzer alles, das Herz nichts das unter dem eiſernen ſchlägt. Bluten ſoll man für Euch, blutig nur den Dank ſich erringen, und wenn das Herz auch bräche. — Du haſt mir weh' gethan, Eva! ſagte er nach einem kurzen Schweigen, und der Unmuth war aus ſeinem frommen Geſichte verſchwunden: ſehr wehe gethan. — Es gibt auch eine Kraft, einen Muth, der ſich nicht in Schwert und Lanze ausſpricht, der im Dulden wächſt, im Leiden ſich ſtählt, und der dem Schickſale ungebeugt entgegentritt. Feſt und ehrenvoll werde ich meinen Weg gehen, daß ſelbſt der Geliebten Spott mich nicht von ihm abwenden ſoll, nicht ihr Wankelmuth. — Drum ruhe nur immer an meinem Herzen, treue Laute! — mit Dir, auch ohne Kampf und ohne Schlacht weiß Otto von Wehnden ehrenvoll im Kreiſe edler Männer zu ſtehen. Lebe wohl! — Mich zu lieben, Eva, kann ich Dir nicht gebieten; mich zu achten, dazu will ich Dich zwingen! Er reichte ihr die Hand und wollte gehen.

Otto! ſagte das Fräulein bewegt: ſcheide nicht ſo von mir. Spornen wollt' ich Dein edles Gemüth, nicht ihm wehe thun.

Spornt Euern Zelter, Jungfrau! rief der Jüngling entrüſtet: wenn Ihr am Hofe Herzog

Heinrichs einreitet. — Ich bin kein träges Roß, das des Spornes bedarf. Lebt wohl! Er ging, doch wendete er ſich ſchnell. — Wie ich Dich heute erkenne, Eva, ſo glaube ich, unſre Herzen begegnen ſich fürder nicht mehr; — das meinige wird Dich aufſuchen und Dich freundlich begrüßen, wenn das Deine auch vor mir verſtummt. — Aber höre auch mich! — Des Minneſängers Nachtigallflöten öffnete Dein Herz der erſten Liebe, doch blieb es, unbefriedigt, auch andern Wünſchen offen ſtehen. Nach Trompetenklang und Waffengetöſe ſehnt es ſich! — An des Herzogs Hofe wirſt Du es vernehmen, und die Nachtigalltöne werden verhallen, wenn die Trompeten im Turniere dem Sieger entgegen ſchmettern und Dein Ritter, vom blutigen Kampfe mit Wunden bedeckt, ſiegreich zu Dir zurückkehrt. — Drum nehme ich Abſchied von Dir und Deiner Liebe, nicht von der meinigen, Du bleibſt ewig in meinem Herzen, wie der Geſang in meiner Bruſt. Leb' wohl! rief er noch einmal, und ehe Eva ihn erreichen konnte, war er durch die Pforte verſchwunden.

Traurig kehrte ſie zu dem Häuschen zurück, wo unten am Felſen der Fußpfad ſich nach dem Geiersberg hinzieht. Sie blickte hinunter, ſie hoffte ihn zu ſehen, doch er wandelte den Fußpfad heute nicht. — Da ſchlich ſie durch den verwilderten Bogengang nach der Pforte zurück, und als ſie in ihrem einſamen Zimmer ſaß, wo längſt ſchon Beatrix, die jüngere Schweſter, ſchlummerte, als ſie hinaus über den Garten blickte, noch immer hoffend, ſie werde ihn am gegenſeitigen Waldrande ſehen können, da hob ſich ihre Bruſt, da rann eine Thräne herab. Es war ihr, als ob ſie für immer den Jüngling ihrer Liebe verloren, als ob ihr hartes Wort die Liebe gelöſ't, die Herzen getrennt habe.

Und er hat Recht! ſagte ſie plötzlich: Der Ehrgeiz ſchlummerte in meiner Bruſt. Als das Leben ſich mir mit ſeinem bunten Farbenſpiel aufrollte, da zeigte es mir ein Bild kräftig und ſchön, und wie auch mein Herz dagegen kämpfte, es drängte ſich zwiſchen mich und ihn! — er gnügte mir nicht mehr.

2.

Mit wehmüthigem Gefühl erwachte Eva am Morgen ihrer Abreiſe. So ſehr ſie ſich auch nach den Freuden des Hofes geſehnt, ſo ſehr ihr reger Geiſt auch das Treiben und Leben am Hofe zu Wolfenbüttel ſich reizend ausgemalt hatte, ſo wurde es ihr doch weich um das Herz, als ſie bei ihrem Erwachen Beatrix mit verweinten Augen an ihrem Bette ſitzen ſah, die ſie nun ſtürmiſch umfangend ausrief: So willſt auch Du mich verlaſſen, ſo bin ich nun ganz allein bei dem alten kranken Vater, und ſelbſt Otto wird jetzt nicht mehr kommen und mit ſeinem Lautenſpiele die langen Winterabende mir verkürzen helfen, und der Vater wird dann ſo verdrießlich, ſo mißlaunig ſeyn. Ach, Eva! Du gehſt der Freude entgegen, Du prangſt bei den Turnieren in Sammet und Seide, wenn ich Arme hier in meinem leinen Kleide ſitze. — Ach, wie beneide ich Dein Loos!

Wer weiß, erwiederte Eva: wer weiß ob es beneidenswerth iſt, gute Beatrix. Seit geſtern Abend iſt es mir weh' um's Herz.

War Otto bei Dir im Garten? fragte Beatrix. Eva nickte bejahend. Vergiß ihn nicht, Schweſter, kränke den guten Otto nicht, ſey treu Deinem Schwur und es wird Dir wohlgehen. — Eva reichte ihr bewegt die Hand.

Als ſie nun zur Reiſe angekleidet war, zu ihrem alten Vater trat, ihm Lebewohl zu ſagen, der Greis ſie ſegnete und die warnenden Worte ſprach: Wende nicht, von der Freude des Hofes bethört, Dein Herz von dem rechten Pfade, gedenke ſtets Deines edlen Stammes und bleib' der Tugend getreu. Als er ſie nun in ſeine Arme ſchloß, ſein zitterndes: Nun geh mit Gott! ihr zurief, alles auf der Burg ſich um ſie drängte, von dem lieblichen, freundlichen Fräulein Abſchied zu nehmen, und Beatrix an ihrem Halſe hing und bitterlich weinend ihr noch leiſe zurief: Vergiß Otto nicht! da waren alle freudig geſchmückten Träume verſchwunden. Der Schmerz, der bittere Schmerz begleitete ſie zur Reiſe.

Als nun der Wagen den ſteilen Berg herab vor ſo manchem Plätzchen der Jugendfreuden vorüberrollte, und die Pferde in den dunkeln Fichtenwald einbogen, ſie jetzt nur noch den alten verfallenen Thurm des Falkenſteins ſehen konnte, war es ihr als ob ſie aus ihrem Paradieſe vertrieben werden, als ob ſie ihr ganzes heitres Jugendleben, die Blüthenwelt, die Welt voll Unſchuld und Natur hinter ſich zurücklaſſen müßte und nichts als ihr ſtürmiſch ſehnendes Herz, Träume und ahnungvolle Bilder ſie begleiteten.

Tröſtend war es ihr, daß die beiden alten Knechte, die ganze Beſatzung des Schloſſes, zu ihrem Schutze mitzogen; ſelbſt die Pferde, der alte Wagen, auf dem ſie zuweilen nach dem nah gelegenen Kloſter gefahren, waren ihr liebe Begleiter auf der einſamen Fahrt, und wie ſie nun mehrere Stunden ſo träumend immer weiter gezogen war, und aus dem hohen Fichtenwalde heraus in's Freie kam, der alte Curt ihr mit freundlichem Lächeln zurief: Dort über dem kleinen Eichenwald ſeht Ihr das Thürmchen, das iſt der Geiersberg, wo Junker Otto mit ſeiner Mutter hauſ't, da färbten ſich bei dieſen Worten die verblichenen Wangen, ſchnell und mit ſehnſuchtvollem Blicke ſchaute ſie hinüber; ihr Herz ſchlug auch jetzt ſo laut, ſo warm dem

Jüngling entgegen, wie in den vergangenen glücklichen Tagen; er allein ſchien ihr des Lebens Glück, er allein der Mann, dem ſie durch ihre Schickſalsnacht folgen müſſe. Doch als jetzt auch der Geiersberg fern hinter ihr lag, die Hoffnung, Otto unterwegs zu begegnen, verſchwand, ſie wohl fühlte, daß ſie dem treuen Jüngling wehe gethan hatte, da ſah ſie ſich nun ſelbſt an dem rauſchenden Hofe des Herzogs einſam und verlaſſen, und gern, wenn es in ihrem Willen geſtanden hätte, wäre ſie wieder in die Arme ihres Vaters zurückgekehrt.

Aber nicht lange dauerte dieß wehmüthige Gefühl. Als am andern Tage die hohen Thürme von Wolfenbüttel, von dem Golde der ſcheidenden Sonne beſtrahlt, ihrem Auge entgegenblitzten, hob ſich ihr gepreßter Buſen und hoch klopfte ihr Herz. Der Falkenſtein und der Geiersberg lagen hinter ihr. Die Zukunft mit all' ihren ſchönen Träumen trat wieder aus dem Chaos der quälenden Empfindungen hervor, und die Hoffnung umrauſchte ſie von neuem mit ihren bunten, luſtigen Schwingen. Zwar trat durch alle dieſe Bilder der Vorſatz noch kräftig hindurch, feſt und treu ihrer erſten Liebe zu bleiben, ſich nicht von den Freuden des Hofes Otto's freundliches Bild verwiſchen zu laſſen. Doch welch ein Himmelsleben trat auch zugleich mit dieſem Vorſatz vor ſie, als die herzogliche Burg mit ihren Thürmen und ihren unzähligen Fenſtern jetzt deutlich vor ihr lag. Schwermuth, Gram und Trennung, alles hatte die Lebendige ſchnell vergeſſen. In das irdiſche Paradies glaubte ſie einzugehen, und die Pforten des Himmels ſchienen ſich ihr zu öffnen, als ſie über die niedergelaſſene Zugbrücke einfuhr. — Ihr Ziel war erreicht.

Der alte Kaſtellan des Schloſſes trat an den Wagen, und fragte wer ſie ſey? Das Fräulein ſagte ihm ihren Namen. Der Alte betrachtete ſie aufmerkſam. Ich habe Euretwegen ſchon die nöthigen Befehle von unſrer gnädigen Frau erhalten, ſagte er freundlich: ſteigt nur ab und folgt mir, Eure Sachen ſollen ſicher nachkommen. Ladet nur indeſſen das Gepäck ab, wendete er ſich zu den Knechten, während er Eva von Trothe herabſteigen half: und wenn Ihr alles herunter habt, ſtärkt Euch durch einen Trunk, und dann zieht mit Gott.

Grüß meinen Vater, guter Curt, und Beatrix und Otto! rief Eva, und folgte dem Kaſtellan, der die kleine Pforte eines Thurmes geöffnet hatte.

Tretet hier herein! ſagte er freundlich, und ſchien ſich an der lieblichen Geſtalt der Jungfrau zu ergötzen: Werden hoch ſteigen müſſen, doch wenn es mir alten Manne nicht ſauer wird, wird es Eurer Jugend noch weniger werden. Sie gingen eine ſteile Wendeltreppe hinauf, und als ſie wohl ſchon einige dreißig Stufen geſtiegen waren, öffnete der Kaſtellan eine Seitenthür, und zeigte auf einen langen hohen Gang: Seht hier die Gemächer der Frau Herzogin; die Treppe, die wir jetzt ſteigen, werdet Ihr noch oft betreten müſſen. Er ſchritt nun immer höher und höher voran; endlich öffnete er eine Thüre und führte Eva durch einen ſchmalen Gang. Nun ſind wir am Ziele! ſagte er freundlich: Am Hoflager des Fürſten, liebes Fräulein, iſt jeder Schritt mit Mühe verknüpft, drum kümmre Euch die hohe Treppe nicht. Steht Ihr erſt feſt in der

Gunſt der gnädigen Frau Herzogin, ſo habt Ihr weiter unten eine bequemere Wohnung zu erwarten, jetzt nehmt hier vorlieb. Marthe! rief er, und eine Alte trat aus einem Kämmerchen hervor: Hier iſt Dein Fräulein, ſorge für ſie; ich werde hinunter gehen zu ihrem Gepäck. Er verbeugte ſich und ging.

Die Alte faßte jetzt des Fräuleins Hand und küßte ſie. Seyd mir willkommen, liebes, ſchönes Fräulein. Hab' ich doch immer das Glück, die ſchmuckeſten Jungfrauen des Hofes zu bedienen; dachte mir es gleich, als der Kaſtellan befahl mein Amt bei Euch anzutreten, daß Ihr ein liebes Engelbild ſeyn würdet. Ich bin zu Eurem Dienſt bereit und bitte Euch, Ihr wollet freundlich und ſanft gegen eine alte Dienerin ſeyn, die nun ſchon ſeit vierzig Jahren dieß Amt treu verwaltet hat.

Sonderbar beklommen, und nicht vermögend der Alten ein Wort zu erwiedern, reichte ihr Eva die Hand.

Nun kommt, liebes Fräulein, ſo gut es ſich thun ließ habe ich alles in Eurem Zimmer aufgeputzt, fuhr die Alte fort: kommt, und Gott möge Euren Eingang ſegnen. Sie öffnete eine Thüre, die in einen viereckigen Thurm führte. Eva trat in das ihr beſtimmte Gemach.

Laßt Euch die Zeit nicht lang werden bis ich wieder komme, ſagte jetzt die Alte: ich will nur hinunter, für Euch das Nachteſſen zu beſtellen; denn Hunger habt Ihr gewiß, und indeß wird der Kaſtellan wohl das Gepäck heraufſchaffen. Dieſer trat auch, noch ehe die Alte gegangen war, mit mehrern Dienern herein, welche die große Truhe brachten, und verließ dann mit Marthen das Zimmer.

Als Eva ſich nun allein befand, ſeufzte ſie tief auf, und eine Thräne drängte ſich in ihr Auge. Wo waren die Bilder, die ſie ſich geſchaffen, wo die Träume, die ſie umgaukelt hatten? — Oed' und ſtill, wie ausgeſtorben war das Schloß, nur des Kaſtellans Schritte hatten dumpf auf der alten Wendeltreppe wiederhallt. Hier in ihrem Zimmer, wo war die geträumte Herrlichkeit? — Eine wollene grüne Tapete, zernagt von dem Zahne der Zeit, und von Martha's gutmüthiger Hand mit mancherlei Stoffen ausgebeſſert, war noch ärmlicher als die alte Ta=

pete ihres Zimmers auf Falkenſtein, auf welcher doch ein junger Ritter mit einem älteren turnierend abgebildet war. Statt des hohen Bogenfenſters in der verfallenen Burg ihres Vaters, das hinaus nach dem reizenden Waldthal zeigte, blickte ſie hier durch ein kleines in den dicken Mauern des Thurmes angebrachtes Fenſter auf den verödeten Schloßhof hinunter, und ſelbſt das Hausgeräthe was ſie fand war nicht geeignet, den düſtern Eindruck zu erhellen, den ihre künftige Wohnung und noch mehr die getäuſchte Erwartung in ihr erregte. Ein Spiegel groß und hoch, der aber nur noch wenig brauchbare Stellen hatte, gab ihr Bild nur verzerrt, nur theilweiſe wieder, und ein Tiſch den die Würmer zernagt, ein großer eichener Schrank mit den längſt verbleichten Wappen der Braunſchweiger Herren verziert, drei hohe Seſſel mit braunem abgenutzten Leder beſchlagen, war alles, was ſie in ihrem Zimmer fand.

Sie öffnete jetzt eine kleine Thür und trat in das Schlafgemach ein. Ein großes Himmelbett, deſſen Vorhänge nur noch Reſte vergangener Pracht zeigten, ein kleiner Seſſel und ein

Tiſch war alles, was ſich hier befand. Die verbleichten gelb und blauen Federn nickten vom hohen Betthimmel ihr entgegen und ſchienen mit ihr den entſchwundenen Glanz zu betrauern.

Iſt das die geträumte Herrlichkeit? rief ſie laut ſeufzend: Iſt dieſe klöſterliche Oede der Erſatz für das ſtille, ſorgloſe Leben meiner Jugend? Gnügt mir die gutmüthige Alte für meine freundliche Beatrix und für die ſanfte Marie, die ſich glücklich fühlte, durfte ſie mich bedienen. Und wird und kann mir Jemand den alten liebenden Vater erſetzen, der daheim ohne die gewohnte Pflege ſeiner Eva trauernd um ſie ſorgen wird. — Wo find' ich Erſatz für Otto's ſüßen Geſang, für das Spiel ſeiner Laute, für ſein treues Herz?

Sie trat zurück in ihr Zimmer, und blickte in den alten verwitterten Spiegel; ihre herrliche Geſtalt ergötzte ſie heute nicht. Sie fühlte die bittere Qual der Täuſchung, denn alles was ein jugendliches Herz ahnen, träumen konnte, hatte ſie geahnt, hatte ſie geträumt — und nichts von alle dem fand ſie verwirklicht. — Niemand ſchien ſich um Eva von Trothe zu bekümmern, und doch hatte ihr wohl die weibliche Eitelkeit zugeflüſtert: Man wird hier ſtaunend Deine Schönheit bewundern, Meiſterſänger werden wie Otto Dich beſingen, und wie jener junge Ritter auf der Tapete Deines Zimmers nach der Dame ſeines Herzens auf den Balkon hinaufſieht, ſo werden die Ritter beim Turniere Dich anblicken, ihre Lanzen einlegen und zu Deinem Preiſe kämpfen. — Und von allen dieſem war nichts! — Nur der alte freundliche Kaſtellan, nur die gutmüthige Marthe, die ſo eben mit dem Nachteſſen hereintrat, ein roth durchwirktes Tuch auf den eichenen Tiſch breitete, und eine Schüſſel mit Hirſebrei nebſt einigen Stücken gebratenen Wildpret, auch einen Becher mit Einbecker Bier darauf ſetzte, bekümmerte ſich um ſie.

Eßt, liebes Fräulein, ſagte ſie: wenn Ihr meiner bedürft, ſo zieht nur an dieſer Schelle, mein Kämmerchen iſt dicht neben dem Euren, und ich bin dann gleich zu Euren Dienſten. Macht mich das Alter auch bisweilen etwas langſam, ſo bin ich doch willig und bereit. Sie verließ Eva. Doch dieſe war zu betrübt, um eſſen zu können; ſie ſah nur wehmüthig lächelnd auf den gedeckten Tiſch, der auch ihren Erwartungen nicht entſprach. Nichts war anders als daheim auf dem Falkenſtein, nur daß ſie ſich einſam und verlaſſen fühlte. — Sie ſtützte den Kopf auf den Arm und ſank in düſteres Nachdenken. Als Marthe mit dem Lämpchen hereintrat und die Speiſen noch nicht angerührt fand, ſchüttelte ſie traurig den Kopf. Wollt Ihr nicht eſſen? fragte ſie theilnehmend. — Nein, gute Marthe! erwiederte das Fräulein. — Die Alte trug Alles wieder hinaus, kehrte dann zurück, half Eva ſich entkleiden und wünſchte ihr eine gute Nacht.

3.

Die Morgenſonne, die heute Eva von Trothe noch auf ihrem Lager fand, beſchien kein freundliches Augenpaar. Traurig hatte ſie ſich zur Ruhe gelegt, traurig ſtand ſie auf; doch kleidete ſie ſich ſorgfältig an, denn ſie hoffte, irgend Jemand würde erſcheinen, ſie willkommen zu heißen. Der Morgen verging, der Mittag nahte, Niemand erſchien. Marthe deckte wieder den Tiſch und beſetzte ihn reichlich, doch nur mit ganz gewöhnlichen Speiſen. Die Natur behauptete ihr Recht, Eva aß, Marthe ſtand freundlich ihr gegenüber und war auf jeden Wink ihres Fräuleins aufmerkſam. Endlich brach dieſe das Schweigen: Sagt mir, gute Alte, bin ich hier in klöſterlicher Zucht, darf ich nicht aus meinem Zimmer, darf ich nicht meiner Gebieterin nahen? Bekümmert ſich denn Niemand hier um eine Fremde?

Liebes Fräulein, erwiederte die alte Dienerin: wenn unſer geſtrenger Herr nicht in Wolfenbüttel hauſ't, iſt es gar einſam hier auf dem Schloſſe, denn die gnädige Frau lebt ſtill und eingezogen, liebt nicht das Geräuſch, iſt immer kränklich und hütet jetzt das Bett; deßwegen hat ſie Euch auch nicht zu ſich rufen laſſen.

Und die andern Fräulein ihres Hofes? fragte Eva, durch dieſe Nachricht etwas ermuthigt.

Wiſſen vielleicht noch gar nicht daß Ihr hier ſeyd, und dürften auch ohne Erlaubniß der Frau Herzogin nicht ihr Gemach anders verlaſſen, als um ſich in ihrem allgemeinen Verſammlungzimmer mit einander zu vergnügen.

Welche Ausſichten für ſie, die ſchon in früher Jugend ihre Mutter verloren, frei und nach eignem Willen gelebt hatte, ſie ſollte ſich jetzt in die Launen einer kränkelnden Gebieterin fügen. Nie war ihr ihr Zimmerchen auf Falkenſtein, nie ihr Garten, nie Otto ſo freundlich erſchienen als jetzt.

So waren nun ſchon drei Tage ſeit ihrer Ankunft in Wolfenbüttel verfloſſen, und noch hatte ſie ihr Zimmer nicht verlaſſen. Am vierten trat eine ältliche Dame von ehrwürdigem Anſehen zu ihr, deren liebevolle Züge wohl geeignet waren, Zutrauen zu erwecken. Dieſe grüßte ſie freundlich, hieß ſie am Hofe willkommen und brachte ihr den Befehl der Herzogin, um die dritte Stunde des Nachmittags vor der Gebieterin zu erſcheinen. Ich werde dann wieder kommen, Euch abzuholen, ſagte ſie, betrachtete Eva noch einmal genau und verließ ſie dann wieder.

Der lang' erſehnte Augenblick nahte alſo. Der Herzogin ſollte ſie vorgeſtellt, unter den

Fräulein des Hofes eingeführt werden. So ſehnlich ſie auch nach dieſem Augenblick verlangt hatte, ſo klopfte doch ihr Herz nun laut und immer lauter, je näher die Stunde kam. Waren es die wenigen Worte Martha's über das ernſte Weſen der Herzogin, war es eine dunkle Ahnung? — Die Beklemmung in ihrer Bruſt nahm mit jedem Augenblicke zu, und ſelbſt als ſie ihr ſchönes dunkelblondes Haar ordnete, Marthe ihr das knappe Korſet zuheftelte, als ſie daſtand wie ein Kind des Frühlings, pochte ihr Herz doch gewaltig, als die Dame ſie abzuholen eintrat.

Als ſie mit ihr in das Zimmer der Herzogin eintrat, fand ſie dieſe auf einem großen Lehnſeſſel ruhen. Tritt näher, Eva! ſagte ſie ernſt, und als dieſe ſich nahte, reichte ſie ihr die Hand zum Kuſſe.

Die Herzogin war erſt dreißig Jahre alt und hatte durch mancherlei körperliche Leiden ſchon früh die Jugendblüthe verloren; bleich waren ihre Wangen, matt ihr Auge, und der Ernſt, der über ihrem ganzen Geſichte ſchwebte nicht geeignet, ihr ſchnell die Herzen zu gewinnen.

Lange betrachtete ſie, ohne ein ermuthigendes Wort mit ihr zu reden, das Fräulein, die ſchüchtern den Blick zur Erde geſenkt, vor dieſer bleichen ernſten Geſtalt bebend ſtand. Die Herzogin ſchien jeden Theil ihres Körpers genau zu betrachten, und die regelmäßigen Züge, die üppig geformte hohe Geſtalt des Fräuleins ſchien auch nicht einen freundlichen Zug in ihr ernſtes Geſicht hervorzurufen.

Auf das Vorwort und die Bitten der ehrwürdigen Domina von Wiprechtshauſen habe ich Dich zu mir genommen, Eva von Trothe, begann nun die Herzogin, das lange Schweigen brechend: Du ſollſt eine ſittſame, fleißige Dirne ſeyn, die ihren alten kranken Vater treu gepflegt hat; das war brav und hat Dir ſchon im Voraus meine Liebe erworben. Fahr ſo fort im tugendhaften Wandel auch an meinem Hofe, wo der Verführer mehr ſind als auf dem Falkenſtein. Denn wiſſe, fuhr ſie mit hohem Ernſte fort: daß der geringſte Fehltritt, ſelbſt der Schein, ſetzte ſie ſcharfbetonend hinzu: Dich ſchon von mir entfernt. Du biſt von der Natur nicht kärglich ausgeſtattet, gebrauche dieß Geſchenk mit

Klugheit und Tugend, — ich werde Dir den Mann ausſuchen, der Dich glücklich machen und die verfallene Lage Deines Hauſes verbeſſern kann! Mißbrauche die Gabe des Himmels nicht zu Deinem Verderben, Eva, und vergiß nie, daß ich zwar von heute an Deine Mutter, aber auch Deine ſtrenge Gebieterin bin. Nun geh auf Dein Zimmer! — Ida! ſagte ſie nun zu der Wittwe des Ritters Schulenburg, ihrer vertrauten Freundin: mache ſie nun mit den andern Fräulein bekannt, und gib ihr Arbeit, daß der Müßiggang ſie nicht zu Thorheiten verleite.

Sie winkte ihr, ſich zu entfernen, und entließ ſie, ohne daß dieſe ihrer neuen Gebieterin nur ein Wort des Dankes hätte ſagen können.

Am andern Tage trat Eva in den Kreis der übrigen Jungfrauen ein, die auf dem Schloſſe zum Dienſte der Herzogin verſammelt waren. Sie ſtammten alle von den edelſten Geſchlechtern des Landes ab, waren alle in der vollſten Blüthe der Jugend, doch mußte es Eva auffallend ſeyn, daß auch nicht eine unter ihnen Anſpruch auf hohe Schönheit machen konnte. Still ſaßen ſie um einen großen viereckigen Tiſch, der in der

Mitte des Zimmers ſtand, jede emſig arbeitend, kaum daß ſie aufzublicken wagten, ſo ſehr ſchien die Gegenwart Ida's von Schulenburg ihre Blicke zu bannen. Dieſe ſtellte Eva den Fräulein vor, und wieß ihr einen Platz am Tiſche an, wo ſchon Seſſel, Arbeit und alles bereit war. Eva ſetzte ſich; zu ihrer Rechten beugte den kleinen zierlichen Kopf Clara Salder, zu ihrer Linken blickte Margarethe von der Aſſeburg mit dunkeln, faſt ſchwermüthigen Augen nach ihr. — Nur leiſe ſprachen die Jungfrauen, nur verſtohlen blickten ſie von der Arbeit auf.

Doch als die Frau von Schulenburg das Zimmer verließ, wurde es nach und nach lebhafter. Neugierig ſahen die Mädchen nach der Neuangekommenen, und bargen ihre Verwunderung nicht, daß Eva mit dieſem herrlichen Wuchſe, mit dieſem holdlächelnden Munde in ihren Kreis getreten ſey. Treuherzig näherten ſie ſich ihr, und wenn auch der Neid in der Bruſt ſo mancher laut werden wollte, zog ſie doch der freundliche offene Blick Eva's ſo unwiderſtehlich an, daß wohl dieß freundliche Entgegenkommen Aller unverſtellt war.

Am meiſten näherte ſich ihr jedoch Margarethe. Sie machte ſie mit manchem, was die Hofhaltung der Herzogin betraf, bekannt und tröſtete ſie über die Langweile, die jetzt auf dem Schloſſe zu Wolfenbüttel herrſche, mit der frohen Ausſicht der baldigen Ankunft des Herzogs, der in wenigen Tagen von ſeinem glorreichen Zuge gegen den Hildesheimer Biſchof zurückkehre. Dann, fuhr ſie fort: beginnt hier ein neues Leben, Turniere und Bankette wechſeln, Minneſänger laſſen ihre Lieder hören, und ſelbſt unſre ernſte Gebieterin, die wohl ein fühlendes Herz für die Töne des Liedes hat, ſcheint dann erheitert.

Von dieſem Tage an war Eva nicht mehr allein auf ihrem einſamen Stübchen. Sie aß, ſie arbeitete mit den Uebrigen, doch ſah ſie die Herzogin, die immer noch das Zimmer hütete, nicht. — Oft waren ihre Gedanken auf dem Falkenſtein, wohl öfter noch in dem Häuschen im Garten, und wenn ſie ihre Laute ergriff und des Abends in der Einſamkeit auf ihrem kleinen Zimmer die trauten Lieder ſang, die Otto ſie gelehrt hatte, dann lebte ihre Seele nur in der Rückerinnerung vergangener Tage; doch ſprengte ein Reiter am Morgen über den Schloßhof, ſo ſprang ſie an das Fenſter und die Sehnſucht des Abends verlor ſich in der Erwartung.

4.

Zwiſchen Eva von Trothe und Margarethe von der Aſſeburg hatte ſich bald eine innige Freundſchaft angeknüpft. Obgleich die ernſtere Margarethe weit ruhiger und bedachter das Leben und ſeine Freuden betrachtete als die lebendige, alles raſch und leicht auffaſſende Eva, fanden ſich ihre Herzen doch bald, und beide wohl aus ganz verſchiedenen Gründen die nahen Feſte erwartend, hatten hierbei manche Gelegenheit, ihre Wünſche, Hoffnungen und Gefühle gegenſeitig auszutauſchen. Von ihrer Liebe zu Otto hatte Eva bis jetzt noch geſchwiegen. Sey es, daß ſie noch nicht Vertrauen genug in ihre Freundin ſetzte, die Geheimniſſe des Herzens ihr enthüllen zu können, ſey es, daß vielleicht auch der unbedeutende Junker vom Geiersberge ihrer Eitelkeit nicht wichtig genug ſchien, um ihn als den Geliebten ihres Herzens der Freundin vorzuführen, genug, ſie hatte bis jetzt geſchwiegen.

Am Vorabend des längſt erſehnten feſtlichen Tages ſaßen beide in dem Zimmer Margarethens, welches eine freundliche Ausſicht in den Schloßgarten hatte. Mit den Freuden der kommenden Tage, mit ihrem Anzuge beſchäftigt, machte jede ihre kleinen Plane, und Margarethe neckte Eva und behauptete, daß gewiß alle Ritter des Hofes ihrer Schönheit huldigen würden, da, wie ſie wohl ſchon bemerkt haben würde, unter allen Fräulein, die den Hofſtaat der Herzogin bildeten, auch nicht eine ſey, die auf Schönheit Anſpruch machen könne. Ich will Dir es nur im Vertrauen ſagen, liebe Eva, daß wir alle, als wir Dich ſahen, höchlich verwundert waren, denn ich glaube faſt, unſre Gebieterin liebt ausgezeichnete Schönheit nicht in ihren Umgebungen; faſt ſollte man meinen, ihr Herz, ſo edel und gut es iſt, wäre zur Eiferſucht geneigt.

Nun, ſagte Eva mit zuverſichtlichem Lächeln: ich werde ihr keine Gelegenheit dazu geben.

Iſt Dein Herz nicht mehr frei? fragte Margarethe ſchnell. Eva erröthete. Liebe Eva, fuhr das Fräulein von der Aſſeburg fort: ſchweigt auch unſer Herz, glaubt es ſich auch feſt verſchloſſen, iſt doch unſere Eitelkeit ein Schalk; hüte Dich! Es gibt viele Männer am Hofe, die wohl ſchön zu nennen ſind — und unter allen ſtrahlt unſer Herr gar ſtattlich hervor.

Da tönte im Schloßgarten aus dunkler abgelegener Laube eine Laute. Horch! rief Margarethe: die Minneſänger, die wir von Nürnberg erwarteten, ſind ſchon da; ach, der Meiſter Geſang verherrlicht doch jedes Feſt. — Wenn nach geendetem Turnier die Meiſterſänger am Abend mit ihren volltönenden Stimmen, begleitet von Laute oder Harfe, der Minne ein Loblied ſingen, wenn die wohlgeſetzten Worte, als hätten ſie meine Empfindungen mir aus dem Innerſten genommen, wie längſt bekannte Freunde auf den Tönen zurück in mein Herz dringen, da ſeh ich die Welt rings um mich blühender, da ſchmückt ſich der alte hohe Ritterſaal mit Blumengewinden, und als wären ſie aus fernen himmliſchen Gegenden hergekommen, ſo heilig erſcheinen mir als Prieſter einer unſichtbaren Welt die ehrwürdigen Meiſter, und die Jüngeren wie Boten aus einem nur leis geahneten Paradies. Ach, wie viel theurer, wie viel herrlicher waren mir dieſe Augenblicke, als wenn ich die Eiſenmänner mit einander turnieren ſah, wo nur Kraft ſich an Kraft zerſplitterte, und den innern geiſtigen Werth unbeachtet nur der Stärkſte den Preis errang. — Doch Eva, Du haſt nicht auf mich gehört, Du ſcheinſt nur Ohren für die Lautentöne im Garten zu haben, während meine Worte für Dich verhallt ſind.

Ich höre nicht auf die Lautentöne, unterbrach ſie Eva: was kümmern mich die alten Meiſterſänger von Nürnberg. Vor meinem Geiſte ſtanden die geharniſchten Ritter mit ihren wehenden Federbüſchen, mit ihren dunkeln Schilden, worauf die ſinnige Deviſe die geheime Sprache ihres Herzens redet. Nie bin ich bei einem Turnier geweſen, Margarethe, aber nach meines Vaters Erzählung kann ich mir es deutlich vorſtellen. Das Wogen und Treiben, das Schmettern der Trompeten, das Wiehern der Roſſe, unter deren ungeduldigem Hufſchlag die Erde bebt, das Bangen und Hoffen, wenn er dort auf ſeinem ſchwarzen Streitroß einherjagt, die blaue Schärpe über der hellpolirten Rüſtung, er aufſieht nach mir, und ſo, der Einzige noch in den Schranken, dem Danke entgegenreitet.

Wer? fragte geſpannt die Aſſeburgerin.

Wer anders als der Herzog! erwiederte, ſich vergeſſend, Eva von Trothe, doch ehe noch Margarethe ihre Verwunderung ausdrücken konnte, erglühte Eva's Geſicht, deren lebendige Einbildekraft wohl zu vorſchnell der Freundin einen ſtrafbaren Wunſch des eitlen Herzens verrathen hatte. Doch noch immer mit ihren Bildern beſchäftigt, fuhr ſie ſchnell und lebhafter fort: Und nun, wenn im Anblick männlicher Schöne und Kraft unſer Auge ſchwelgt, der errungene Dank für uns nur errungen ward — das Auge des Siegers, den alles beneidet, der hoch erhaben über den Andern ſteht, nur von uns ſich überwunden bekennt, und er, kühn über Andere ſchauend, nur vor uns die Blicke ſenkt; — wenn er dann im Tanze mit uns dahin ſchwebt, Arm in Arm, das Herz dem Herzen entgegenklopft, ſo laut, ſo ſtark daß es die Bruſt zerſprengen möchte, um ſich mit dem andern zu einen — und nun die Trompeten ſchweigen, die Pauken nicht mehr rauſchen, ermattet alles im Kreiſe ſich ſetzt, und der Meiſterſänger in die Harfe greift, ſeine bleichen Lippen ein Liedchen ſingen von Minne, die tauſendmal lauter und glühender in unſerm Herzen mit unvergänglichen Tönen erſcholl; iſt es da nicht als ſeyen der Sturm und der Donner, dieſe mächtigen Himmelsboten verſtummt, und aus dem niederen Gebüſch flöte eine Nachtigall ihre ſchmeichelnden Klänge. — Werden ſie die ſtolze Seele ergreifen, die von der erhabenen Muſik der Natur durchſchauert war?

Eva! ſagte das Fräulein von der Aſſeburg, nachdem ſie lange und verwundert ihre junge Freundin betrachtet hatte: Dein Herz muß Gott ſchützen vor flammender Leidenſchaft, ſonſt biſt Du verloren!

Verloren! rief Eva und ſchien den Gebilden ihrer Einbildung nachzuhängen: Verloren! das wäre fürchterlich! — Sie ſchwieg; auch Margarethe ſah ſinnend nach dem Garten hinab, von wo jetzt die Töne der Laute näher kamen, und ſie das Lied vernehmen konnten, was der Meiſterſänger, der kein Prieſter einer unſichtbaren Welt, der ein jugendlicher Bote des Paradieſes zu ſeyn ſchien, zu den Akkorden ſeiner Laute ſang. — Horch! rief ſie Eva zu und zog ſie dem Fenſter näher: horch, die ſanfte Stimme. Der Meiſterſänger ſang:

Wenn des Lebens Melodieen ſchweigen,
 ſtimmt die Minne ihre Saiten wieder,
 und die ſüßen zauberiſchen Lieder,
die der goldnen Laute dann entſteigen,
 ſchleichen, lindernd Gram und Schmerz,
 in des Menſchen tief bewegtes Herz.

Und ſie kühlet, was vor Gram erglühte,
 und ſie heilet, was der Schmerz zerriſſen,
 und aus ihren wonniglichen Küſſen
keimt von neuem eine zarte Blüthe,
 die ſich innig und mit neuem Glanz
 freundlich windet in des Lebens Kranz.

Darum über alles werth und theuer
 halt' ich, Minne, deine heil'gen Gluthen,
 müßte auch mein Herz für Dich verbluten,
glühte ewig doch das reine Feuer,
 das, mir leuchtend durch des Lebens Nacht,
 Du in meinem Buſen angefacht.

Das iſt Otto's Stimme! ſagte Eva leiſe für ſich, als das Lied verhallte und ihre Hand bebte in der Hand der Freundin.

Kennſt Du den Sänger? fragte Margarethe.

Ob ich ihn kenne! Ach, laß uns hinunter zu ihm! rief Eva glühend, und Turnier und Ritter, Kampfgetös und Trompetenſchall waren vergeſſen.

Ohne die Erlaubniß Ida's von Schulenburg dürfen wir nicht in den Schloßgarten, und ſchon dämmert es.

O geh, bitte, beſchwöre ſie!

Eva! ſagte Margarethe ernſt: Dieſer Otto, dieſer Meiſterſänger —

Steht mir nahe, meinem Herzen nahe, rief die Leidenſchaftliche: ſo nahe, daß meine Hand das Band, was uns einet, nicht zerreißen darf!

Und doch vor wenig Augenblicken noch malteſt Du Dir den Ritter beim Turnier ſo lebhaft, den Ritter, der Deinen Dank erringend, Dir ihn huldigend zu Füßen legen würde? — Wird Otto beim Turnier erſcheinen?

Das wird er nicht! ſagte Eva und Purpur überzog ihre Wangen: Der Laute iſt ſeine Hand Meiſter, des Schwertes nicht.

Und wie nennt er ſich!

Otto von Wehnden!

Otto von Wehnden! rief Margarethe: Der auf dem Geiersberg mit ſeiner Mutter einſam lebt und dort ſo manches holde Lied geſungen hat? Du alſo biſt die Eva, welcher er die Blumen ſeiner Phantaſie zu Kränzen windet, Du, in deren Ohren das Kampfgetöſe lieblicher klingt als die Töne des Minneliedes. Armer Otto!

Weßhalb arm? rief Eva.

Ja wohl arm! erwiederte Margarethe: Wenn die Ritter einziehen in die Schranken, ſchmettern die Trompeten ihm das Grablied ſeiner Liebe entgegen; wenn er an des Herzogs Tafel der Minne ein Loblied ertönen läßt, ſingt er ihr Schwanenlied. Armer Otto!

Armer Otto! wiederholte Eva unwillkührlich: Ich glaube faſt, Du haſt Recht, Margarethe.

Da hallten nur noch aus dem fernen Gebüſch die leiſen Klänge; weit, als hätte ſeine Ahnung ihn fortgetrieben, hatte ſich der Jüngling entfernt.

Eva! ſagte jetzt das Fräulein von der Aſſeburg: wenige Tage ſind es erſt, ſeit ich Dich ſah.

Deine liebliche Geſtalt, Dein offner Blick zogen mich zu Dir; auch Du ſchienſt in meiner Nähe gern zu ſeyn, und der Freundſchaft zartes Band ſchlang ſich ſchnell um uns. Darum höre mich, Eva, höre die warnende Stimme Deiner Freundin, höre ſie und zürne mir nicht! — Herrlich hat Dich die Natur ausgeſchmückt! Sieh in dieſen Spiegel, ſieh die Fülle der Locken, dieſe ſanft in Roſengluth getauchten Lilien, ſieh Deine herrliche, königliche Geſtalt, den Blick, den glühenden und doch ſanften Blick Deines Auges, und Du mußt dem Himmel danken, der Dich ſo reizend ſchuf. Aber da gab er Dir, um nichts Vollkommnes auf dieſer Pilgerwelt zu ſchaffen, die allzureizbaren Sinne, die Phantaſie, die ewig ſchafft und ewig zerſtört, das weiche glühende Herz, das mit ſich im ſteten Kampfe nur nach dem Unerreichbaren ſtrebend, des Augenblicks Sklav iſt; und legte damit den Keim zu ſchwerer Prüfung, zu manchem Leiden in Dein bewegtes Herz. Du warſt entfernt von der Welt und ihrem Treiben, da ſchlich, mit ſchmeichelnder Hand von der Eitelkeit eingeführt, die Liebe auf den Schwingen der Töne ſich in Dein Herz.

Den ſtillen Jüngling, der ſich Dir nahte, ſchmückte Deine Phantaſie mit ihren eigenen Farben herrlich aus; doch wie Dich Dein Schickſal an Herzog Heinrichs Hof führt, ſteht der von Dir ſelbſt ſo reich begabte Sänger ſchmucklos vor Dir. — Das iſt nicht Liebe; ſie windet ſich nicht aus Stolz und Eitelkeit ihre dauernden Kränze; nur ſchnell verwelkende Blüthen duften ihr aus der Wonne des Augenblicks entgegen. Du liebſt nicht Otto von Wehnden. Deine Phantaſie, nicht Dein Herz zauberte ihn zu Deinem Geliebten, Du betrügſt Dich und ihn.

Unverwandt hatte Eva die Freundin angeblickt. Auch noch jetzt als dieſe ſchwieg ruhten ihre großen braunen Augen auf ihr, als ob ſie fragen wollten: Haſt Du denn ſo tief in mein Inneres geſchaut? — Doch plötzlich, als ſey die Antwort ihr geworden, ſank ſie ſtürmiſch Margarethen um den Hals, keine Thräne trat in ihr Auge, aber heftig zitterte ſie in den Armen ihrer Freundin. Einen innigen Kuß drückte ſie auf ihre Lippen und ſtürzte hinaus.

5.

Ganz Wolfenbüttel war in Bewegung. Alt und jung eilte nach dem Thore, das nach Braunſchweig führt, von wo man Herzog Heinrich den Jüngern mit ſeinem Gefolge erwartete. Auch die Frauen, und was noch von Hofbedienten in Wolfenbüttel zurückgeblieben war, hatten ſich im großen Saale zum Empfang ihres Herrn verſammelt. Jetzt trat die Herzogin ein. Sie war in ſchwarzen Sammet einfach gekleidet, nur eine kleine Perlenſchnur ſchmückte ihren blendend weißen Hals, und ihr kaſtanienbraunes Haar, was die Weiße ihrer Haut noch mehr erhöhte, fiel in ungekünſtelten Locken auf ihre Schultern herab. — Aber bleich, nicht durch den leiſeſten Hauch von Röthe belebt, war das todte Geſicht, das durch das Schwarz des Gewandes nur noch lebloſer ſchien. Sie begrüßte mit einem freundlichen Nicken den Kreis ihrer Frauen, doch als ihr Auge Eva von Trothe traf, welche ſie wie eine Königin mit edlem Anſtande unter den Jungfrauen ſtehen ſah, blieb ihr Blick feſt auf ſie geheftet.

Eva von Trothe! rief ſie ihr winkend und eine flüchtige Röthe überzog ihre Wangen. Die Jungfrau trat beſcheiden auf ſie zu, neigte ſich und küßte von einem ſonderbar drückenden Gefühl ergriffen der Herzogin Hand, die noch immer bald die braunen Locken, bald den ſchönen Purpurmund, bald die herrliche Geſtalt betrachtete und das Fräulein in banger Erwartung vor ſich ſtehen ließ. Ein jeder, der das Gemüth der Herzogin genau kannte, las auf ihrem Geſichte einen inneren Kampf, der noch ſtärker ſich ausdrückte, als Eva ermuthigt die herrlichen Augen aufſchlug und der freundliche Blick den ernſten der Herzogin traf.

Das blaue Sammetkleid ſteht Dir gut, Eva von Trothe, begann die Herzogin jetzt: und Du haſt, ſo ſcheint es mir, auf dem alten Falkenſtein Dich anzukleiden gelernt. — Eva verneigte ſich. — Nur biſt Du, wie ich ſehe, die Einzige unter meinen Fräulein, die ganz ohne Schmuck an dem heutigen Ehrentage erſcheint; nimm dieſe kleine Perlenſchnur — ſie lös'te ſie von ihrem Halſe — und vergiß nie, daß, ehe Du noch mir gedient hatteſt, Deine Gebieterin Dir ihre Gnade ſchon angedeihen ließ; ſey dankbar in jeder Lage des Lebens. Ein wehmüthiges Lächeln umzog den Ernſt ihres Geſichtes, ſie ſtreichelte ſanft Eva's erglühte Wange, und als ſie ihr winkte, wieder auf ihren Platz zu treten, wendete ſie ſich ſchnell, trat in ein Fenſter und ſchien nach dem Schloßhofe zu ſehen. Ida von Schulenburg folgte ihr.

Alles wurde ſtill, Niemand wagte es ein Wort zu ſprechen, Aller Augen waren auf Eva gerichtet, welche die Perlenſchnur um den blendend weißen Hals befeſtigte, den wohl kein italieniſcher Meiſter ſchöner hätte bilden können.

Jetzt ſprengte ein Reiter durch den Hof, ſprang ab von ſeinem Roſſe und eilte die breite Treppe hinauf. Alles ſtürzte nach den Fenſtern, jedes wollte den Boten ſehen, der die Ankunft des Herzogs verkündete. Niemand beachtete in dieſer allgemeinen Spannung die Herzogin, welche den Kopf auf die Schulter der Schulenburg geſenkt hatte. Jetzt nahten die Tritte, heftig zitterte die Fürſtin. Die Flügelthür ging auf, Herzog Heinrich ſtürzte herein — ſeine Gemahlin breitete die Arme nach ihm, ohnmächtig ſank ſie an ſeine Bruſt.

Alles ſprang herbei, der Gebieterin beizuſtehen, die leblos in den Armen des fürſtlichen Gatten ruhte. Der Herzog, nur mit der Ohnmächtigen beſchäftigt, hatte nur Augen für ſie, drückte ſie feſt und innig an ſeine Bruſt, als ob das Klopfen ſeines Herzens die entſchwundenen Lebensgeiſter zurückrufen könne — da zuckten die bleichen Lippen der Erſtarrten, da öffnete ſich langſam das geſchloſſene Auge; und als es wie aus einem langen ſchweren Traume erwacht, ſtarr vor ſich hinblickte, traf es Eva. — Die Herzogin ſchrak auf; des Herzogs Blick folgte dieſer Richtung, auch er ſah Eva, und ſtaunend ſchaute er auf die hold Erröthende, die das Auge zur Erde geſenkt nicht aufzublicken wagte.

Der Herzogin war dieß alles nicht entgangen. — Seyd mir willkommen, mein gnädiger Herr und Gatte! ſagte ſie ſchnell, jedoch mit bebender Stimme: Seyd mir gegrüßt, als Sieger gegrüßt auf Eurem fürſtlichen Schloſſe.

Ich dank' Euch, Maria, erwiederte der Herzog ſich von ſeinem Erſtaunen erholend: und bitte Euch, Ihr wollt mir vergeben, daß ich dem feierlichen Einzuge mich entzogen und Euch überraſcht habe. Ich ſehnte mich nach Euch und Ihr wißt, ich liebe das ſteife Ceremoniel nicht; da bog ich einen Seitenweg ein und betrog den ehrwürdigen Rath und die treuen Bürger dieſer Stadt. — Seyd auch mir willkommen! Er reichte ihr, ſo wie es ſchien, mit Herzlichkeit die Hand, und begrüßte die Umſtehenden, wobei doch ſein Auge ſo lange auf Eva ruhte, daß es dem aufmerkſamen Blicke der Herzogin nicht entging. — Dieſe fand nun bald Gelegenheit ſich auf ihr Zimmer zurückzuziehen, wohin der Herzog ihr folgte. Eva blieb mit Margarethen in einer Fenſtervertiefung ſtehen, ſie ſahen dem Wogen und Treiben der Ankommenden zu.

Bald wimmelte es von Edeln und ihren Dienern auf dem Schloßhofe, Pferde wieherten und des Gedränges war kein Ende, ſo daß wohl Eva, die dergleichen noch nie geſehen, vollauf zu ſchauen gehabt hätte. Aber bald bemerkte Margarethe, daß dieſe von allen dem nichts ſah, und daß ſie in tiefe Gedanken verſunken, ihr inneres Auge auf einen ganz andern Gegenſtand gerichtet habe. Da auch jetzt die Frau von Schulenburg eintrat und die Hoffräulein im Namen der Herzogin entließ, ſo führte Margarethe die Träumende hinunter in den Schloßgarten, wo alles ſtill und einſam war. In eine dunkle Fliederlaube führte ſie Eva, die wie ein folgſames Kind mit freundlichem Lächeln neben ihr ging. — Eva! ſagte hier die Aſſeburg: Erwache aus Deinen Träumereien. Jedem, der Dich beobachtet, gibſt Du eine Blöße, denn Du vermagſt nicht Dein Inneres zu verbergen.

O! löſe mir doch das Band der Perlenſchnur, bat Eva ſtatt zu antworten: es drückt mich! — Margarethe löſ'te die Schleife, und wie Eva dem Eingange der Laube gegenüber die Perlenſchnur in ihrer Hand hielt und ſinnend auf ſie nieder ſah, umzog ein ſchmerzvolles Lächeln den lieblichen Mund und eine Thräne rollte auf die Perlen. Margarethe ſah dem allen ſchweigend zu; ſie las deutlich in jedem Blick, in jeder Bewegung Eva's die Gefühle ihres Innern, die ſich nicht zu Worten geſtalten konnten, und ihre trübe Ahnung wurde zur Gewißheit. — So ſtanden ſie ſich gegenüber, beider Geiſt wohl mit verſchiedenen Gedanken beſchäftigt.

Mir

Mir iſt ſo ſonderbar zu Muthe, unterbrach Eva jetzt die Stille: mir iſt als hört' ich um mich Flügel rauſchen, hörte, wie das Schickſal ſich auf ihnen mir nahe und mit klangloſer Stimme mir entgegen rufe: Eva! düſter und unabänderlich ſteh ich Dir von heute an zur Seite! — Doch plötzlich verſtummte ſie, ſtarrte unbeweglich vor ſich, hob den Arm, ſtreckte ihn nach dem Eingang der Laube, doch ihr Fuß blieb gebannt, ihr Mund geſchloſſen.

Margarethe erſchrak und blickte auf Eva, die noch immer ſchmerzvoll lächelnd nach dem Eingange zeigte. Dort! rief ſie jetzt: dort ſteht es! — Grauſen ergriff Margarethe, zitternd ſchaute ſie um ſich, und am Eingange der Laube ſtand ein Jüngling, den ſtaunenden Blick auf Eva gerichtet. Die Laute, die an einem grünen Bande um ſeine Schulter hing, ſagte ihr ſchnell, es ſey Otto von Wehnden. Tretet näher, rief ſie dem Sänger zu: tretet näher zu uns.

Erſchein' ich Euch in dieſem ſchwarzen Kleide ſo verändert, Fräulein von Trothe! ſagte er nun ſich Eva nähernd: daß Ihr vor mir erſchreckt; oder iſt Euch der Jugendfreund in den wenigen

Tagen des Hoflebens ſo fremd geworden, daß Ihr ihn ſtreng von Euch weiſet?

Das nicht, erwiederte Eva erröthend: Ihr überraſchtet mich nur in einem Augenblicke, wo ich ſo fern von Euch war; ich glaubte mein Schickſal vor mir zu ſehen, und ſah Euch.

Ihr wart nie fern von mir, Fräulein! erwiederte Otto: und ſah ich mein Schickſal vor mir ſtehen, ſo wart Ihr es, denn — eine hohe Röthe überflog ſein Geſicht, er ſenkte beſchämt die Augen — doch verzeiht — auch Ihr, Fräulein, ſagte er ſich zu Margarethen wendend, die während deſſen den Jüngling unverwandt betrachtet hatte: verzeiht, daß ich ſo ſchnell Eurer Einladung folgte.

Ihr ſeyd Otto von Wehnden? fragte Margarethe.

Der bin ich!

So wär' es grauſam Euch zu ſtören. Ich weiß was Euch hierher gezogen, Junker! Benutzt den Augenblick, den Euch der Zufall ſchenkt, wer weiß wenn er wiederkehrt. — Sie verließ die Laube.

Sie ſtanden nun, beide ſich gegenüber, allein;

ihre Blicke begegneten ſich, doch ihre Lippen ſchwiegen. Eva! ſagte endlich Otto, ſeine Laute ergreifend, doch ohne ſich zu nähern: Nicht mit Schwert und Lanze, nicht gewapnet in Stahl und Eiſen, bin ich zum Turnier gezogen, um mir den Preis zu erwerben. Mit dieſer treuen Freundin zog ich ein, trete in die Schranken und kämpfe um den Preis des Liedes. Neben die Kraft trete die Milde, und wenn die Töne meines Geſanges auch nicht mehr in Euer Herz dringen, wenn das Raſſeln der Panzer, das Klirren der Schwerter Euern Ohren lieblicher klingt, und Ihr wie nach einem entſchwundenen Morgentraume, den man nicht zurückwünſcht, nach dem Sänger blickt, dann greif' ich leis und zart in meine Laute, und der Wehmuth töne das Lied. Nicht zerſprengen werde ich dann die goldenen Saiten, nicht zertrümmern die treue Laute, ſie nicht vertauſchen mit Lanze und Schwert, um mir die ſtolze Geliebte zu erringen.

Ich hätte wohl nicht kommen ſollen, Eva! fuhr er nach einer Pauſe fort, in welcher dieſe, ohne zu antworten, im ſteten innern Kampf vor ſich hin geblickt hatte: Es ziemt dem Manne nicht, auch nicht dem Sänger, um Minne zu betteln, auch nicht um Treue zu bitten, wenn Minne treulos verſchwand. Auch bin ich deßhalb nicht hier! Geht Euern Weg — kann ich vielleicht, wenn auch mit thränendem Blicke, einſt ein Feldblümchen auf ihn ſtreuen, thue ich es gern und werde es immer thun. — Treu folge ich Euch, ſchützend und ſchirmend will ich um Euch ſtehen, und wenn Gefahr Euch droht, dann werfe ich die Leier weit, weit von mir, dann ergreif' ich Schwert und Lanze, kämpfe und blute für Euch.

Otto! ſagte Eva bewegt: tritt zu mir, ſey traulich mit Eva, wie in jenen heitern ruhigen Tagen auf Falkenſtein, und höre mich an. Sieh! ob es gleich in mir tobt und ſtürmt, ob ich gleich mich ſelbſt noch nicht wiedergefunden habe, will ich doch mein Inneres ordnen und es Dir aufſchließen als meinem treueſten Freunde. — Sie reichte ihm die Hand, er wagte nicht ſie an ſein Herz zu drücken — ſie fuhr fort: Du warſt mir einſt ein leiſes Morgenlüftchen, das die Schläferin zum Blüthenleben weckte, Du ſpielteſt traulich mit meinen Locken, und kühlteſt meine erglühten Wangen; doch die Gluth in meinem Innern konnteſt Du mit dem Odem Deines Liedes nur leiſe anhauchen, daß ſie nicht ganz in der Einſamkeit verlöſche; aber Du rauſchteſt nicht mit Deinen Schwingen über ſie, und weckteſt ſie nicht zur Flamme. — Otto lächelte wehmüthig. — Ja, lieber Freund, ich zeige Dir mein Herz, wie ich es erſt jetzt ſelbſt erkannte. Du warſt mir, wie auf den alten Bildern die Minne abconterfeit iſt — ein gutmüthiger Knabe, der nicht wagt den Bogen zu ſpannen, den Pfeil zu ſpitzen. — Jener aber —

Wer? rief Otto.

Der in meinem Buſen, vor meinen Blicken ſteht, nach dem ich ſtrebe — er iſt jener Gott, der nur eines Blickes bedarf, das Herz zu verwunden, der mit unwiderſtehlicher Kraft mich nach ſich zieht, da jener beſcheiden nur meinen Tritten folgt.

Da berührte der Jüngling die Saiten ſeiner Laute, ein ſchmerzvoller Klang durchzitterte die Luft.

Was ſoll das? fragte Eva durchſchauert.

Roſe, üppige Roſe! rief der Jüngling zürnend: fürchte den Sturm, der über Dir rauſchend Dich entblättern wird; Du folgſt dem Adler, der Dich auf ſeine Schwingen nehmend über Abgründe führt, den treuen Schwan haſt Du verlaſſen, er zieht heim und ſingt dem entſchwundenen Glück ſterbend ſein Schwanenlied. — Es gehe Euch wohl, Eva! fuhr er beruhigt fort: Wehmuthvoll reiß' ich mich los von den Träumen meiner Liebe, vergeſſen will ich jene Wonne — Euch nie! — Gott! rief er jetzt und hob ſeine Hände gen Himmel: drücke den Pfeil nicht zu tief in mein wundes Herz, laß es heilen oder ſchnell verbluten. Lebet wohl! — Er ging.

Im Bogengange vor der Laube traf er Margarethe. Vor Euch hat Eva von Trothe, wie ich vermuthe, kein Geheimniß, ſagte er: darum darf ich zu Euch reden. Seyd Ihr der gute Geiſt, welchen der Himmel ihr zur Seite geſtellt, ſo ſchützt ſie, denn ſie ſteht am Abgrunde — ſeyd Ihr der böſe Geiſt, den zur Prüfung oft der ſtrenge Vater dem Menſchen beigeſellt, ſo ſeyd milde und ſtoßt ſie bald hinunter, daß ihr Leiden ſchnell ſich ende. — Könnt' ich von meinem Lebenswege die mir ſparſam zugetheilten Blumen für ſie pflücken, thät' ich es gern, und wandelte fürder nur auf Dornen.

Otto! rief Margarethe dem Scheidenden nach: verlaßt nur jetzt die Freundin Eurer Jugend nicht!

Nicht jetzt und nie! erwiederte er: Hoffnungslos und doch treu, ſchmerzvoll, doch nie klagend, unglücklich ſeyn und das Unglück muthig ertragen, das, Fräulein, ſey der Kampf, den ich ohne Harniſch und Schwert kämpfen, in dem ich ſiegen oder untergehen will. Er neigte ſich und ging.

Margarethe ſah ihm lange nach, unwillkührlich drang ein tiefer Seufzer aus ihrer Bruſt, als er hinter der Buchenhecke verſchwand.

6.

Feſte folgten auf Feſte. Wie der leuchtende Abendſtern glänzte Eva in dem Kreiſe der Frauen und zog die Blicke aller Ritter auf ſich — aber alle gingen unbemerkt an ihr vorüber, nur Einem folgte ihr Auge, nur in Einem fand ſie das Bild ihrer Träume wieder. Es war der Herzog, der auch ſie nicht unbeachtet ließ, und der wohl verdiente, daß ein glühendes Mädchenauge wohlgefällig nach ihm blickte. So viel es der Anſtand erlaubte, miſchte auch er ſich in den Kreis ihrer Bewunderer, und dem aufmerkſamen Beobachter konnte es nicht entgehen, daß ſeine Augen nicht gleichgiltig auf Evens Reizen ruhten, und daß ſie es zu bemerken ſchien. Der Herzog war in der Blüthe des männlichen Alters; von der Natur herrlich ausgeſtattet; eine hohe Majeſtät, nicht immer das Erbtheil der Fürſten, lag in ſeiner kräftigen Geſtalt. Sein Auge blickte ernſt und doch ſo mild, die ſanft gebogene Naſe, der lächelnde Mund gaben ſeinem Antlitz den edlen Ausdruck ſeiner Geſtalt. Anmuth und Würde, der Glanz ſeiner ritterlichen Thaten, die Gewandtheit und Stärke, die er im Ritterſpiel zeigte, waren wohl vermögend das Herz einer Jungfrau zu feſſeln, die es vergeſſen konnte, daß ihr Fürſt und Herr, der Gatte einer edlen Gemahlin, ſich ihr nahe. — Auch Eva konnte dieß vergeſſen, — ſie vergaß noch mehr. — Nicht die Perlenſchnur, die ſich um ihren blendenden

Hals wand, nicht der Ton ihrer Laute, das einzige Geſchenk Otto's, konnte ſie zu ihrer Pflicht zurückführen. Noch ehe ſie den Herzog geſehen, ſchon an jenem Abend, wo Margarethe ſie gewarnt und ihr vertraut hatte, daß die Herzogin wohl zur Eiferſucht geneigt ſey, waren Wünſche in ihr aufgeſtiegen, und von dieſem Augenblicke an ſchien nur der Herzog ihrer Liebe würdig zu ſeyn.

Nicht die wenigen Tage die ſie am Hofe verlebt hatte, nicht die Huldigung die ihr von allen Seiten wurde, nicht des Herzogs auszeichnendes Betragen gegen ſie, hatten die Jungfrau ſo ſchnell in den Strudel der Eitelkeit geworfen. Der Keim zu dieſer lag tief und ſchon früh in ihrer Bruſt. Otto, der einzige Jüngling, welcher die verlaſſene, verödete Burg ihres Vaters beſuchte, ſchmückte mit ihrem Bilde, mit ihrem holden Bilde ſeine Lieder. Als Ideal des Schönen geprieſen, ſog ſie das Gift der Eitelkeit ſchon durch ihn in vollen Zügen ein, und der ſanftbeſcheidene Jüngling, der mit allen Reizen der Jugend geſchmückt wohl vermögend war, das aufgeregte Verlangen zu befriedigen, genügte ihr nur, weil er der einzige war, den ſie kannte. Dankbarkeit brachte ſie ihm näher, die Schwärmerei des Sängers riß ſie mit fort; ſie ſchwärmte mit ihm von ewiger Minne und Treue, und erſt als die Domina von Wiprechtshauſen die Nachricht nach Falkenſtein brachte, daß Eva in den Hofſtaat der Herzogin aufgenommen ſey, als der alte Vater, um ſeine Tochter mit dem Hofe und deſſen Freuden und Leiden bekannt zu machen, ihr von den Feſten, von Turnieren und Banketten erzählte, wurden die gebundenen Flügel der Phantaſie gelüftet, der Kerker geöffnet, und ſie ſchwang ſich nun aufwärts mit doppelter Kraft.

Wie durch einen Zauberſtab berührt, bekam jetzt alles um ſie her eine andere Geſtalt. Auf den alten Mauern der Burg ſah ſie jetzt Ritter und Knappen zu ihrer Vertheidigung das Leben opfern; in dem alten Waffenſaal, worin nur verroſtete Panzer und Schwerter hingen, wandelte ſie jetzt ſo gern und lauſchte auf das Raſſeln der Waffen, das ſie ſonſt ſo oft erſchreckt hatte. Selbſt die turnierenden Ritter auf der alten Tapete in ihrem Gemach bekamen Leben, ihr ſchien der jüngere der Kämpfer nur für ſie zu ſtreiten. Alles ſtrahlte farbenreicher um ſie her, alles ſchmückte ihre Phantaſie herrlicher, nur nicht Otto's Bild. — Seine Lautentöne, die ſchmelzenden Akkorde, die ſonſt vom Thale herüber ſeine Ankunft verkündeten, drangen nicht mehr wie ſonſt ſo tief in ihr Herz, ſein kurzes Schwert ſchien ihr eine unrühmliche Waffe, ſeine Stimme zu zart, zu weich, zu unmännlich. — Ihre Liebe war ja ohne Blut, ohne Aufopferung errungen; — was ſie fühlte war ja nur ein dankbares Wohlwollen gegen den Jüngling, der ihre ſchlummernden Gefühle zuerſt geweckt, deſſen Lieder ihr wohlgethan hatten. Konnte wohl einem ſolchen Gemüthe, durch Otto ſelbſt zur Schwärmerei verlockt, konnte wohl einem Herzen, auf den Schwingen der feurigſten Einbildungen entführt, wohl beim Anblick hoher Kraft und Muthes, beim Anblick ſieggekrönter Männer, beim Anſchaun eines ritterlichen Fürſten, ein ſanfter, weichgeſchaffener Sänger genügen? Eine freundliche Blüthe aus vergangenen Zeiten war er ihr noch, die ſie jedoch nicht mehr in den Kranz ihrer Träume flechten wollte. Mit

Rührung gedachte ſie ſeiner, und für ſein Glück hätte ſie viel geopfert, nur nicht ihr Herz.

Auch heute pochte ihr Herz angſtvoll. Am Morgen hatte ſie dem Herzog zufällig in dem langen Gange, der nach den Zimmern ſeiner Gemahlin führte, begegnet. Ueberraſcht duldete ſie, daß er ihre Hand ergriff, daß er erſt ihre Schönheit pries, und dann plötzlich, als habe ihr Blick, vielleicht ein ihr ſelbſt unbewußter Druck der Hand ihn ermuthigt, für die bisher verhaltenen Empfindungen Worte fand. Sie vermochte nichts ihm zu erwiedern, ſie bebte vor Wonne und Furcht, ein Geräuſch befreite ſie aus der drückenden Lage. Der Herzog entfernte ſich. — Der erſte Schritt war gethan.

So beglückt ſie auch durch das Geſtändniß des Herzogs ſich fühlte, ſchwieg doch die warnende Stimme ihres Innern nicht, die ihr zurief; und eben heute, mit dieſem drückenden Gefühl im Herzen, ſollte ſie bei dem Wettſtreit der Meiſterſänger zugegen ſeyn, wo Otto gewiß nicht fehlen würde. Sie ſollte ihm mit ſchuldbewußtem Herzen gegenüber ſtehen, ihm, der reines Herzens in ihr Auge blicken konnte. Mit ängſtlicher Erwartung trat ſie im Gefolge der Herzogin neben Margarethe in den Saal. Hier erblickte ſie den Jüngling, von einer Säule halb verborgen, hinter den Meiſterſängern ſtehen. Auch er ſah ſie und erbleichte, ſeine Laute drückte er feſter an das Herz als ob er dieß ſtürmiſche zur Ruhe bringen wollte, und ſein Auge vermied das Fräulein.

Sieh nur, raunte Margarethe dieſer leiſe zu: ſieh, wie bleich Dein Otto iſt. Sein dunkelgelbes Haar bedeckt faſt die edle Stirn und das feuchte Auge; ſchwermuthvoll ruht ſein Blick auf der Laute, und wenn ich nicht die Wunde ſeines Herzens kennte, müßt' ich glauben, er bebe vor Furcht, mit den alten Meiſtern im Kreiſe ſo edler Herren und Frauen ſich zu meſſen, und träte deßhalb beſcheiden zurück.

Jetzt gab der Herzog das Zeichen, daß der Wettſtreit der Sänger beginnen könne. Drei Meiſterſänger von Nürnberg, einer von Augsburg und einer von Cöln am Rhein waren zugegen. Sie traten vor, die für ſie beſtimmten Sitze einzunehmen; Otto blieb an ſeiner Säule gelehnt in Gedanken ſtehen. Dieß bemerkte

Meiſter Liebetraut, ein Greis aus Nürnberg gebürtig, er nahte dem Jünglinge. Nun, junger Herr, ſagte er freundlich: die Laute im Arm müßt Ihr keck mit uns vortreten. Die Gabe des Geſanges gibt jedem ein Recht, ſelbſt vor hohen Fürſten frei und kühn ſich zu zeigen; denn im Reiche der Dichtkunſt iſt jeder Meiſter, König! — und ſeyd Ihr auch Euern Jahren nach noch nicht Meiſter, könnt Ihr doch wohl Eures Liedes wegen es zu ſeyn verdienen. — Drum tretet näher, ſetzt Euch her zu mir und ringt mit uns um den Preis! Wer ſo wie Ihr in friſcher Lebensblüthe den himmliſchen Geſang der Minne weihte, dem müſſen aus des Herzens Tiefe glühend die Worte entſtrömen, und der Zauberton des Liedes. Darum Muth, junger Herr! Otto ſetzte ſich, doch wagte er nicht aufzublicken.

Der Minne ein Loblied zu ſingen, war die Aufgabe, welche die Herzogin den Sängern ſchon ſeit mehreren Tagen gegeben hatte. So ſchmerzvoll es auch Otto geweſen war, ihr, die ihn ſo ſchrecklich getäuſcht hatte, ein Loblied ſingen zu müſſen, hatte doch die Begierde, in dieſem

Kampfe wenigſtens als Sieger vor Eva's Augen zu ſtehen, ihn ermuthigt, und er glaubte endlich etwas Vollkommenes geſchaffen zu haben. Selbſt von dem Geſange der Meiſterſänger nicht entmuthigt, von Liebetrauts ſchmelzender, herzergreifender Schilderung hoher reiner Minne ergriffen, ſah er doch dem Augenblicke mit Muth entgegen, wo er vor den verſammelten Fürſten, Rittern und Frauen den Wettgeſang beginnen, ſein Lied ertönen laſſen ſollte; doch Liebetrauts Lied, was eine unglückliche Leidenſchaft ſchilderte, ergriff ihn ſo innig, die glücklichen, ſeligen Tage auf Falkenſtein traten ſo lebhaft vor ihn — ſich vergeſſend ſchlug er das geſenkte Auge auf, es traf Eva's Blick, der auf der männlich ſchönen Geſtalt des Herzogs ruhte. — Ihr ſoll ich ein Loblied ſingen, ſagte er leiſe in ſich: ihr, die mich grenzenlos elend macht? Und wie er unmuthig in ſeinem Innern Trotz ihr bietend ſtarr vor ſich hin ſah, weckte ihn plötzlich die ſanfte Stimme der Herzogin. — Junkherr Otto! rief ſie: an Euch iſt es jetzt zu ſingen, nicht zu träumen! — und wie er aufſchrak, die Laute ergriff, aufſtand ſein Lied ertönen zu laſſen, hatte es der Unmuth verſcheucht; die Schmerzen der Liebe ſtanden vor ihm, tief fühlte er ſie, das Lied zu ihrem Lobe war vergeſſen. Da griff er verzweiflungvoll in die Saiten der Laute. So töne, rief er vor ſich hin: die Saite meines Innern. Er ſang:

Soll ich Dir ein Loblied ſingen,
ſüße Minne — meines Lebens Macht?
Soll ich Dir ein feurig Opfer bringen,
Dir von Neuem Blumenkränze ſchlingen?
Ach ich fühle Deine hohe Macht,
aber auch mit ihr die Schmerzen
im Herzen.

Was Du reichteſt, iſt verſchwunden.
Alle Blüthen, die ich Dir geweiht,
jene Kränze, die in Wonneſtunden
ich im ſüßen Minnerauſch gewunden,
hat der Sturm der Leidenſchaft zerſtreut.
Thränen ſind mir nur geblieben
vom Lieben.

Dulden will ich, ich will ſchweigen,
einſam ſtehen vor dem Paradies,
wo die lieblich Holde ſonder Gleichen
unter Roſen, unter Myrthenzweigen

einſtens

einſtens mich willkommen hieß.
Will nicht murren, nicht verzagen —
nur tragen.

Nun ſo töne, goldne Leier,
ſüßer heil'ger Minne Lied und Lob,
die mit ihren Gluthen, ihrem Feuer,
mit den ſchwachen Tönen meiner Leier,
mich, den Irdiſchen, zum Gott erhob.
Ach! ſie kehrt beim Klageton der Lieder
nie wieder!

Er ſchwieg — ſein Auge ruhte auf Eva, die erröthend den Blick zur Erde ſenkte. Die Laute ſank mit ſeinem Arme leiſe herab, und wie vom Schickſal niedergebeugt, ſtand die Jünglingsgeſtalt in Schmerz verſunken da.

Kommt, Junkherr! ſagte jetzt der alte Meiſter von Nürnberg mit väterlichem Tone zu ihm: es iſt Zeit daß wir abtreten, damit die holden Frauen Gericht halten mögen. Erwacht! — Er faßte ſeinen Arm und zog ihn mit ſich in ein anderes Gemach.

Als die Meiſterſänger ſich entfernt hatten, verſammelten ſich die zu Richtern auserwählten

Ritter und Frauen um die Herzogin. Faſt einſtimmig wurde dem Liede Meiſter Liebetrauts der Preis, der in einem ſchweren ſilbernen mit Lorbeer umwundenen Becher beſtand, zugetheilt. Zwar wollten einige Frauen, ſelbſt die Herzogin, von der wehmüthigen Empfindung die aus Otto's Lied gehaucht beſtochen, zu Gunſten des Junkers ſprechen; doch fühlten ſie wohl, daß Meiſter Liebetrauts Lied der Preis gebühre. Nun, ſagte die Herzogin, welche dem Junker von Wehnden gewogen zu ſeyn ſchien: ſo muß er ſich dießmal mit der Hoffnung begnügen, denn noch einen Preis ſetze ich auf das beßte Lied, der holden Phantaſie aus dem Stegreif geſungen. Es ſchien mir, dieſe habe den Junker um den Preis betrogen — ihr Auge traf Eva ernſt — ſie mag ihm einen andern gewinnen. Die Meiſterſänger traten nun auf ihren Befehl wieder ein.

Die Herzogin reichte den gefüllten Becher dem alten Meiſter Liebetraut. Euch gebührt der Preis, nehmt ihn aus meiner Hand! ſagte ſie huldvoll.

Dachte es wohl, ſprach Otto leiſe für ſich:

daß er mir nicht werden konnte. Vor ihrem Angeſicht kann ich nicht ſiegen, nicht mit Schwert und Lanze, nicht mit dem Saitenſpiel.

Der alte Meiſter hatte ſich indeſſen vor der fürſtlichen Frau geneigt. Auf Euer Wohlergehen, meine gnädige Fürſtin, die Ihr dem Geſange ſo hold ſeyd, und auf das Wohlergehen Eures Gemahls, Herzog Heinrichs des Siegreichen! rief er aus und trank; und als er den Becher abſetzte, bot er ihn Otto und ſagte freundlich: Trinkt aus dieſem Becher, lieber Junkherr, die Minne hat ihn mir erworben, die Huld ihn mir gereicht, trinkt auf das Wohl beider.

Von jener verlange ich nichts mehr! erwiederte mit ernſtem Tone der Jüngling: Die Huld meiner edlen Fürſtin aber iſt mir werth über alles! Er neigte ſich vor der Herzogin und trank.

Nun, Ihr werthen Herren, begann dieſe: noch habt Ihr nicht beendet. Noch einmal ringt um einen Preis. Schildert uns die Gluth der Phantaſie, ſie ſelbſt gebe uns ihr Lob. Sie bedarf nur des Augenblicks, um ihre Flügel zu entfalten. Und Ihr, Junkherr von Wehnden, die Ihr uns nicht die Wonne, nur die Schmerzen der Liebe ſangt, mögt wohl in Euren Jahren ihr die Hoffnung zugeſellen und der Ahnung vertrauen, die gewiß nicht ganz in Eurer Bruſt entſchlummert iſt.

Der Jüngling ſah bei dieſen Worten ſchmerzlich lächelnd auf, und als habe ſchon jetzt die Phantaſie ihre Schwingen in ſeinem Innern entfaltet, trat er der Fürſtin näher und ſagte mit wehmuthvollem Tone:

Nicht immer, hohe Frau, führt uns zum Ziel
Durch Schmerz und Gram der Sehnſucht leiſer Flug;
Die Ahnung, die uns hin zu der Geliebten trug,
Sie täuſcht ſo oft das innigſte Gefühl.
Die Hoffnung hat mit ihrem Irisbogen
Das Auge, das mit Sehnſucht nach ihr ſchaut,
Das arme Herz, das ſich ihr gern vertraut,
So oft, ſo bitter ſchon betrogen.

So jung und ſchon ſo tiefe Schmerzen! ſagte die Herzogin mit Theilnahme zu dem Jüngling: Säß' nur ein mitempfindend Herz und nicht die Kunſt zu Gericht, gern würde ich Euch den Becher zum Dank gereicht haben, und ſein Lorbeerkranz hätte dann vielleicht die heiße Stirn

Euch gekühlt. — Es lag in den Worten der fürſtlichen Frau ſo inniges Mitgefühl, daß es jedermann ſchien, ſie wiſſe was die Seufzer aus des Jünglings wunder Bruſt hervorlocke.

In Eva's Buſen wogte es indeſſen ſtürmiſch. Der Freund ihrer Jugend, der einſt Geliebte jammerte ihrem Herzen, und doch fühlte ſie, daß auch der leiſeſte Funke von Liebe in ihr erloſchen ſey, denn, fiel ihr Blick auf des Herzogs edle Geſtalt, traf ſein Feuerauge das ihrige, rief die Erinnerung den ſeligen Morgen zurück wo ſeine Lippen ſo zart das Geſtändniß der Liebe ausgeſprochen hatten, wo hätte noch ein anderes Gefühl in ihrem Buſen, das nicht von dieſem ſtürmiſch lauten Toben erweckt, aufflammen können, ohne ſchnell zu verlöſchen.

In des Jünglings Bruſt hingegen war es ruhiger geworden. Muthig ſeinem Geſchick zu trotzen, im Schmerz lieber unterzugehen als ihn noch einmal laut werden zu laſſen, das war die Stimme, die ihn in ſeinem Innern mahnte männlich zu tragen, und als jetzt der alte Meiſter ihn aufforderte ſein Lied ertönen zu laſſen, ergriff er mit hoher Begeiſterung die Laute und ſang:

Wenn die Wolken meinen Stern umziehen,
dunkle Nacht mein Innerſtes umgibt;
alle Strahlen meinen Himmel fliehen
und ich einſam ſteh' und ungeliebt;
da ergreif' ich meine goldne Laute,
ruf' herbei Dich holde Phantaſie,
und Du Himmliſche, der ich vertraute,
Du verließeſt dann den Sänger nie.

Ihn zu tröſten in der Nacht des Lebens,
zauberſt Du ihm mild der Sterne Licht,
und Dein Flügel rauſchet nicht vergebens,
wenn er kühn durch Nacht und Wolke bricht.
Wieder weckſt Du das erſtorbne Leben,
kühleſt ſanft des Buſens heißen Schmerz.
Dauer kannſt Du nicht der Kühlung geben,
aber tröſten doch das wunde Herz.

Phantaſie! Dich feſſelt keine Schranke,
unaufhaltſam ſchwebſt Du himmelwärts,
und Dein Fittich iſt ein Gluthgedanke,
und Dein Tempel iſt des Menſchen Herz.
Iſt der Erde Paradies verſunken,
ſtürzt die Säule die den Himmel hält,
ſchwingſt Du Deine Fackel, ihre Funken
ſchaffen eine neue Zauberwelt.

Kaum verhallte der letzte Ton des Liedes, ſo ſchloß Meiſter Liebetraut den Sänger an ſein Herz und drückte einen Kuß auf ſeine Stirn. — Möge der Himmel, ſagte der Alte mit bewegter Stimme: möge er dieſe Blüthe nicht zu früh zerknicken, ſie wird noch herrlichen Duft rings um ſich verbreiten. Die übrigen Meiſterſänger drängten ſich freundlich um ihn. Ihre Blicke baten die Fürſtin, dieſe nahm ein ſchön gearbeitetes Schlachtſchwert aus der Hand eines Edelknaben, winkte Eva, die erröthend zu ihr trat. Otto von Wehnden! ſagte die Herzogin: nehmt aus der Hand Eurer Jugendfreundin dieß Schwert, die Schönheit und Tugend mögen mit dieſem Preiſe die Hoffnung zurückführen.

Mit erglühten Wangen und klopfendem Herzen reichte Eva dem Jünglinge das Schwert; bleich wie der Tod ſtand er vor ihr, ſein Auge düſter auf das ihrige geheftet. Otto! ſagte das Fräulein, nachdem ſie allen Muth geſammelt hatte: nehmt dieß Schwert, führt es zu ritterlichen Thaten, es ſchmücke Euch künftig noch ſchöner als die Laute am grünſeidenen Bande.

Und deßhalb, fiel ihr die Herzogin in die

Rede: wird Euch das Fräulein von Trothe das Wehrgehenk ſticken, damit Euch das Schwert auch zur Erinnerung an ſie zieren könne.

Der junge Meiſterſänger beugte ſich tief vor ſeiner Fürſtin, doch Even dankte er nur mit wehmüthig ſchmerzlichem Blick.

7.

Durch die Domina von Wieprechtshauſen hatte die Frau von Schulenburg das frühere Verhältniß Otto's und Eva's erfahren. Dieſe hatte es ihr wohl nur in der Abſicht anvertraut, damit ſie dieß Verhältniß hindern möge, welches der Domina bei des Junkherrn von Wehnden wenigen Glücksgütern eben nicht vortheilhaft ſchien. Die Frau von Schulenburg hatte es ihrer Gebieterin mitgetheilt, und dieſe, durch ſo manches Lied des Junkherrn für ihn eingenommen, ſchien gerade dem Wunſche der geiſtlichen Frau entgegen zu ſeyn, und Otto's Liebe zu begünſtigen.

Die Frau von Schulenburg hatte am Morgen nach dem Wettſtreit der Meiſterſänger auch mit Margarethen von der Aſſeburg über Eva geſprochen, und da ſie glaubte, daß dieſe auf ſie wirken könne, ihr die Wünſche der Herzogin mitgetheilt. Margarethe ſchaute tiefer als die gute Frau ahnen mochte; denn ob ſie ſchon von der edlen geliebten Fürſtin in jedem andern Fall erwarten konnte, daß ſie einer reinen, frommen Liebe nicht hinderlich ſeyn werde, ſo ſah ſie doch klar, daß des Herzogs nun ſchon auffallende Bewerbung um Eva der Hauptgrund ſey, der ihre Gebieterin beſtimme, ſich des jugendlichen Sängers und ſeiner Liebe thätig anzunehmen. Sie verſprach ihrer mütterlichen Freundin, was in ihren Kräften ſtände zu thun, das Herz Eva's von Trothe treu ihrer erſten Liebe zu erhalten.

Aber was kann die mahnende Stimme der Freundſchaft wirken, wo die lockende Stimme der Leidenſchaft ſpricht. — Noch am geſtrigen Abend hatte der Herzog Gelegenheit gefunden, mit Eva allein zu reden; hier hatte er ſich offen erklärt. Der Unbeſonnenen fehlte die Kraft ihre innere Regung zu verbergen, und als der Herzog die kurze Unterredung abbrach und ſie verlaſſen mußte, durfte die Hoffnung ihn begleiten. — Welchen Eindruck vermochten nun Margarethens ernſte Worte, ihre lebendige Schilderung des traurigen, ſchwermüthigen Jünglings auf ſie zu machen. Nur als eine freundliche Erinnerung, nur als einen Jugendfreund, für den ſie thätig zu handeln ſich vornahm, wenn ihr einſt das Schickſal die Gelegenheit gäbe, nahm Eva noch Theil an Otto; die Liebe, wenn wahre Liebe je in ihrem Herzen glühte, war ganz verſchwunden, und mit bitterem Unmuth begann ſie auf Befehl der Herzogin das Wehrgehenk zu ſticken.

Margarethe, welche mit Erlaubniß der Frau von Schulenburg Otto zu einer Unterredung im Schloßgarten eingeladen, fand ihn in der Laube, wo er vor einigen Tagen ſie und Eva überraſcht hatte. Er trat ihr freundlich entgegen. Ihr kommt mich zu tröſten, ſagte er wehmüthig: Euer Blick kündet mir, daß Euer frommes Herz Theil an meinem Kummer nimmt. Ich danke Euch, und freue mich, Euch vor meiner Abreiſe noch ſprechen und meinen innigſten Wunſch, in dem ſich alle andern vereinen, an das Herz legen zu können. Die Sonne meiner Liebe iſt untergegangen, mein Herz zerriſſen, und das für ewig! Denn wenn man einmal ſein Ideal gefunden hatte und es entſchwand, ſo können alle Farben und Gluthen es nicht wieder bilden, und wenn auch die Phantaſie den Pinſel lieh, das Herz bleibt kalt und ohne Wärme verſchmelzen die Farben nicht zu einem glühenden himmliſchen Bilde. Einmal nur liebt das Herz, einmal nur träumt es von Himmelswonne; aus den Träumen grauſam aufgeſchreckt, ſchlummert es nie wieder ein. Darum hoff' und verlang' ich von Eva nichts mehr; deßhalb fürchte ich auch nicht mehr für mich, denn ich weiß, ich habe nichts zu verlieren. — Er ſenkte ſein Haupt und konnte die Thräne nicht verbergen, die hervordrang; auch Margarethens Auge ward naß. — Ihr weint des Mitgefühls Thräne, Fräulein! fuhr er fort: Gott lohne Euch. Das Mitgefühl iſt ein linder Balſam, vermag er auch nicht zu heilen, kühlt er doch den brennenden Schmerz. Doch von mir wollt' ich ja nicht weiter reden, nur von ihr! Ich habe, ohne es zu wollen, ſie geſtern Abend belauſcht; ach, der Zufall treibt oft uns zu quälen ſein hämiſch tückiſches Spiel. Sie trat mit dem Herzog in ein dunkles Zimmer, ſie glaubten ſich allein, mich hatte der Schmerz dahin getrieben, um dort neue Nahrung zu finden. Er ſprach von ſeiner Liebe, da lauſchte ich begierig auf jedes Wort, und ſo tief es mein Herz verwundete, ſo laut ſchien das ihrige aufzujauchzen. Sie liebt ihn — ſie iſt verloren! Aber dennoch, Fräulein, dürfen wir die Unglückliche nicht verlaſſen, Ihr ſteht näher um ſie als ich, und ſtößt ſie Euch auch tauſend Mal zurück, werdet nicht unwillig, es gilt ein Herz, eine Seele zu retten! —

Zwar fühl' ich, ſie iſt verloren, unwiederbringlich verloren, Rettung nicht mehr möglich; fuhr er fort: aber denkt, der entſeelte Leichnam der Geliebten ſchwämme von tobenden Wellen getragen über der Fluth, ſollte ich nicht in die Tiefe mich ſtürzen, die theuern Reſte zu retten? ſoll mir das Todte nicht theuer ſeyn, weil das Lebende mir nicht mehr angehört? — Uneigennützig war meine Liebe und treu! Verlaßt ſie nicht, verſprecht es mir!

Schweigend reichte ihm Margarethe die Hand.

Er ergriff und drückte ſie heftig. — Nun ziehe ich beruhigt zurück zu meiner alten Mutter, nun habe ich meine Pflicht hier erfüllt, denn ich weiß ſie in dem Schutz eines Engels!

Er entſchwand, Margarethe ſah ihm nach. Ach, in ihrem Herzen blieb das Bild des frommen Jünglings zurück! — Gebe Gott zu ihrem Heil!

8.

Monden waren vergangen. Keinem der Hofleute war das Verhältniß des Herzogs und Eva's von Trothe ein Geheimniß mehr. Margarethe hatte alles gethan, was das treue Herz einer Freundin vermag, ſie vom Abgrunde hinweg zu reißen. Doch Eva's leichter Sinn blieb für alle Warnungen taub, und Margarethe ſchwieg, da ſie fürchtete, daß dieſe im Rauſche ihres Glücks ihr ein Geheimniß anvertrauen möchte, was, obgleich längſt geahnet, doch nur laſtend für ſie ſeyn konnte.

Otto war in dieſer Zeit nur auf Augenblicke nach Wolfenbüttel gekommen, hatte nur von weitem Eva beobachtet und nur durch Margarethe Erkundigungen über ſie eingezogen. Ach, ſagte er dann ſeufzend, wenn dieſe ihre Sorgen ihm mittheilte: habe ich es Euch nicht geſagt, Fräulein Margarethe, ſie iſt verloren! Jetzt erfreut ſie ſich noch wie ein thöriges Kind an den Flammen, die über ihr zuſammenſchlagen, ſie ſieht noch freudig in die lechzende Gluth, wärmt ſich an dem zerſtörenden Feuer, und ahnet nicht, daß ſie in wenig Augenblicken unter ſeinen Trümmern begraben wird.

Bei ſeinem letzten Aufenthalte in Wolfenbüttel, wo die Gnade der Herzogin, welche immer mit innigem Gefühle ſeinen ſchwermüthigen Liedern zuhörte, ihm in reichem Maße zu Theil geworden war, wollte er eben aus dem Schloßgarten treten, wo er Margarethen ein trauriges Lebewohl geſagt hatte, als Eva, die am Eingange des Gartens eine Roſe gepflückt und an ihren Buſen geſteckt hatte, ihm begegnete. Er erſchrak, ſo allein, ſo nahe war er ihr lange nicht geweſen. — Doch wider Willen ruhte ſein Auge auf ihr, die in voller Schönheit, wenn auch bleicher wie ſonſt, vor ihm ſtand. Lächelnd nahte ſie ihm, nahm die eben gepflückte Roſe von ihrer wogenden Bruſt, gab ſie mit freundlicher Anmuth dem Jüngling, und ohne ein Wort zu ſagen ging ſie an ihm vorüber zurück in's Schloß.

Staunend, die Roſe noch in der Hand, ſah er ihr nach, drückte die Blume an ſeine Lippen, an ſein Herz, und wollte eben den Garten mit ſeinem Geſchenk verlaſſen, als Margarethe zu ihm trat. Hoch erglühte ihr Geſicht. — Sie hatte es von fern geſehen wie Eva ihm die Roſe gegeben, und vielleicht jetzt zum erſten Male öffnete ſich ihr Herz dem eigenen Blicke. Sie erſchrak vor ſich ſelbſt, um ſo mehr, da ſie fühlte, ſie ſey nicht Herrin ihrer Empfindungen.

Sie fand ihn, wie er die Blume ſinnend betrachtete und ſie noch einmal an ſeine Lippen drückte. — Als er aufſah und die Jungfrau vor ihm ſtand, hielt er ihr die Roſe entgegen. — Sie hat mir die Blume gegeben! ſagte er wehmüthig: ſie, daß von neuem ihr Dorn mich verwunde.

So werft ſie weg! erwiederte Margarethe ſchnell.

Nein, Fräulein, da ſey Gott für. Sie ruhte an ihrer Bruſt, ſie gab ſie mir, und auch das Gift aus ihrer Hand bewahr' ich treu; ſie ruhe hier und verwelke. Er barg ſie in ſeinem Koller.

Aber wozu nützt Euch dieſe Schwärmerei, guter Otto; hoffnungloſe Liebe ſoll eine verzehrende Flamme ſeyn, die in unſerm Innern brennt, und keinen freundlichen Thau ſoll der Morgen zu ihrer Kühlung hernieder ſenden.

Das eben! rief der Jüngling und ſein Auge glühte: das, Fräulein, iſt das Himmliſche der Liebe, daß wir auch ihre tiefſten Schmerzen bewahren und pflegen, und ſie mit der höchſten Wonne eines liebeloſen Lebens nicht vertauſchen mögen. Wäre es möglich, daß der Dorn dieſer Roſe mein Herz noch tiefer verwunden könnte, ich drückte ihn doch feſt und tief hinein, damit die Qualen um ſie ſich mehrten. — Margarethe ſchüttelte traurig ihr Haupt. — Ihr ſcheint mich nicht zu verſtehen, fuhr er fort: Ihr habt nie geliebt — nie unglücklich geliebt, ſonſt tönten meine Worte in Eurem Herzen wieder und ſchwebten nicht heimathlos an Euch vorüber. Wenn man alles Lebensglück in einem Herzen geſucht und gefunden, alle Wonnen im Traum oder im Wachen in dieſem Einen genoſſen hat, ſo wird es uns ſo lieb und theuer, alle Ahnung, jede Hoffnung, alle lieben Bilder des Lebens haben wir ja nur aus ihm geſchöpft — und wenn es uns nun getäuſcht hat, ein düſterer Nebel den Mond und die glänzenden Sterne umzieht, hinter dem dunkeln Mantel der Nacht die Nachtluft uns ſchaudernd anweht und keine Morgenröthe uns mehr entgegendämmert, ſo kömmt doch der ſtille Hauch von ihr, und wenn er uns auch fieberhaft ſchüttelt, rufen wir ihm doch ein Willkommen entgegen. Denn könnte auch das himmliſche Leben der Liebe vergehen, blieb die Treue doch ewig. — Was weint Ihr, Margarethe, was preßt Ihr Eure Hand ſo feſt auf Euer Herz? Drückt es nicht nieder, laßt es frei ſtreben und ſchlagen. Euer Herz gehört nur der Freundſchaft — da träufeln zwar manche Tropfen, aber ihr Quell verſiegt ſchnell, nahen die Strahlen der Liebe!

Verſiegt, ſagte die Jungfrau ſtill vor ſich:

zuweilen mag es ſeyn, doch mein' ich, wenn die Liebe ſich naht, dann erſt ſtröme der Quell aus ſeinen innerſten Tiefen. Doch lebt wohl, Junker von Wehnden! rief ſie ſchnell und entſchwand.

Wie gebannt ſtand Otto noch neben dem blühenden Roſenſtrauch, als ſeyen ihm mit dieſem Geſchenk, das ihm vielleicht nur gutmüthiger Leichtſinn reichte, alle Quellen der Erinnerung wieder aufgeſchloſſen, als träten die ſeligen Augenblicke der erſten Liebe wieder vor ihn. Noch einmal ſollte er in ihren Freuden ſchwelgen, noch einmal, ehe er ganz enttäuſcht aus ſeiner Zauberwelt heraus und in ſein finſteres verſchloſſenes Inneres zurücktreten ſollte. Er ſah auf die Roſe, die er noch in ſeiner Hand hielt — verwelkt war ſie ſchon und faſt entblättert. Da lächelte er ſchmerzvoll; das Bild ſeines früh dahin welkenden Lebens ſchien ſie ihm zu ſeyn, und ohne zu ahnen daß aus ihrem Fenſter Margarethe ihn belauſche, nahm er die treue Laute und ſang. Ein ſanfter Weſtwind führte Wort und Ton der Freundin zu.

Von dem Buſen nahmſt Du dieſe Roſe,
gabſt mir dieſes ſinnige Geſchenk,

ſchmeichelnd hauchte mir aus ihrem Schooße:
Sey ſtets liebend meiner eingedenk.

Kannſt Du Roſe aus dem Schnee Dich winden,
kannſt Du an dem kalten Herzen glühn,
kannſt Du an den Todten Leben finden,
ohne Gluth entfalten und entblühn?

Alſo dacht' ich, drückte ſie mit Beben
an die Lippe, an mein klopfend Herz.
Ahnend ſprach ich: Ach dein kurzes Leben
gibt für flücht'ge Wonne ew'gen Schmerz.

Kaum noch hatt' ich dieſes Wort geſprochen,
kaum noch an den Buſen ſie gedrückt,
hatte mich auch ſchon ihr Dorn geſtochen,
und die Roſe war verwelkt, zerknickt.

Und die ſtumme Sprache ihrer Blätter,
ſie verhallte mit dem Blüthenkranz.
Ach die Liebe windet nur für Götter
ihren unbewölkten Sternenkranz.

Welke nur! Du biſt für mich verblühet,
laß mir Deinen Dorn und Deinen Schmerz.
Wenn die treue Liebe uns entfliehet,
welket mit der Roſe auch das Herz.

Er legte die Laute neben ſich, zog jetzt die Roſe wieder aus ſeinem Buſen, hielt ſie dem Weſthauch entgegen, und wie ein Blatt nach dem andern auf ſeinem Flügel dahin getragen entflog, ſagte der Sänger wehmüthig nachblikkend: Fahrt hin, fahrt hin! Ihr nehmt meinen Schmerz doch nicht mit Euch fort.

9.

Wohl hatte die Ahnung Otto nicht getäuſcht; die Flamme, die wie auf einem Opferaltare Eva zu leuchten ſchien, hatte ſich über ihr Haupt gezogen und ſich in Gewitterwolken eingehüllt, um als Blitz ſie zu zerſchmettern.

Die Herzogin wurde mit jedem Tage ſtiller, kränkelnder, man las in ihrem trüben, ſchwermüthigen Blicke, daß ein geheimer Kummer an ihrem Herzen nage. Ihr Gatte, der, wenn er ſie auch nicht liebte, ſie doch achten mußte, wurde beſorgt um ſie, und obgleich er die Urſache ahnen konnte die ihr frommes Gemüth ſchmerzhaft ergriff, wagte er es zuweilen doch, ſie theilnehmend zu fragen was ſie ſo tief betrübe. — In einem ſolchen Augenblicke konnte ſie ihr Gefühl nicht länger verbergen. Sie geſtand ihm offen, daß ſeine Neigung zu Eva von Trothe die Urſache ihres Kummers ſey, und daß nur deren Entfernung vom Hofe ihr einigermaßen die verlorene Ruhe wieder geben könne.

Der Herzog war beſtürzt, doch faßte er ſich ſchnell und ſuchte ſeine Gemahlin zu überreden, daß nur Wohlwollen und Rückerinnerung an die geleiſteten Dienſte des Vaters der Grund ſeines freundlichen Benehmens gegen das junge liebliche Mädchen ſey, und da die Herzogin zweifelnd den Kopf ſchüttelte und weinend an ſeine Bruſt ſank, ſagte er ſchnell: Nun wohl! Ihr könnt noch heute Eva von Trothe zu ihrem Vater zurückſchicken, und Ihr werdet ſehen, daß meine Heiterkeit nicht einen Augenblick getrübt iſt, es thut mir nur Euretwegen Leid, da Ihr die Zierde Eures Hofes von Euch weiſet, denn wahrlich im Kreiſe der Jungfrauen, die Euch umgeben, iſt Eva die Perle.

Da habt Ihr Recht — in jeder Bedeutung Recht! erwiederte die Herzogin: ſie bedeutet

Schmuck und Thränen. Nun, wie Ihr wollt, mein Gemahl, ich werde die ehrwürdige Domina von Wiprechtshauſen zu mir berufen, ſie mag ſie zurück zu ihrem Vater führen.

Nein! rief der Herzog heftig: Soll Eva uns verlaſſen, ſo ſey es ſchon morgen. Eure Ruhe, Marie, ſetzte er freundlich hinzu: ſoll keine Stunde länger getrübt werden. Er verließ die Herzogin, welche in dem nämlichen Augenblick einer Zofe befahl, Eva zu rufen.

Dieſe, nichts ahnend, erſchien — ſelbſt in dem Blicke der Herzogin konnte ſie nichts leſen was ſie hätte beunruhigen können, freundlich, gnädiger als je kam ihr die Gebieterin entgegen. Doch als ſie vor ihr ſtand, ſich neigte und ſie um ihre Befehle fragte, ruhte der Blick der Herzogin lange auf der holden Geſtalt. Es drückten ſich gegen einander kämpfende Empfindungen auf ihrem Antlitz aus, Wohlwollen und Bitterkeit, beides wechſelte. Endlich ergriff die Herzogin ihre Hand. Eva, ſagte ſie wehmüthig: wir müſſen uns trennen; es war nicht gut daß Du den Falkenſtein verließeſt. — Ich fürchte, Du haſt zwei Menſchen unglücklich gemacht.

Zwei Menſchen! rief ſich vergeſſend und noch vor Schreck über dieſe unerwartete Nachricht bebend, die Jungfrau.

Ja! ſagte die Herzogin ſich faſſend: Zwei Menſchen, die es wohl vom Schickſal nicht verdient hätten — Dich, und Otto von Wehnden. Auf Deiner Burg hätte des Sängers Liebe Dir genügt, Dich beglückt. An meinem Hoflager hat Dich Dein leichter hochfahrender Sinn zu weit verlockt. Vielleicht iſt es noch Zeit Dich wieder in das rechte Gleis zu bringen, darum ſollſt Du morgen zu Deinem Vater zurückkehren, und erfülleſt damit meinen Wunſch und des Herzogs Befehl.

Des Herzogs Befehl? entfuhr Eva.

Wundert Dich das? Glaubſt Du, mein Gemahl nähme nicht ſo innigen Antheil an Deinem wahren Glücke als ich? Glaubſt Du, er fühle nicht ſo gut als ich, daß Entfernung der einzige Weg iſt, Dich zu retten? Geh, Eva, ordne Deine Sachen, bereite Dich zur Abreiſe und nutze die wenigen Stunden noch mit Vorſicht. Geh, mein Kind!

Eva beugte ſich vor der bleichen Geſtalt der fürſtlichen Frau, ergriff ihre Hand, und indem ſie die zitternde faſt krampfhaft an ihre Lippen drückte, ſank eine Thräne darauf.

Du weinſt? ſagte die Herzogin zu der immer noch Gebeugten: Dein Herz iſt zerriſſen von Schmerz und Verzweiflung. Iſt denn meine Hülfe vergebens, kam meine Vorſicht zu ſpät? Dann ſey Gott Dir gnädig, und ſein Todesengel befreie Dich bald von Schande und Spott. — Sie ließ die Gebeugte auf den Knieen und verließ das Zimmer.

Als Eva endlich das Haupt wieder hob, wie aus einem Traum erwacht um ſich ſah, die Hand nach dem Herzen griff und ein tiefer Seufzer ſich aus der gepreßten Bruſt empor rang, da faltete ſie noch knieend die Hände. Allbarmherziger Gott! rief ſie und ihr Auge ſah ſtarr empor: was iſt aus mir geworden. Vater im Himmel! War nicht einer Deiner ſchützenden Engel im Augenblicke der Gefahr um mich. Ende gnädig mit mir! — Ihr Haupt ſank auf die Bruſt, ihr dunkelblondes Haar rollte über Stirn und Auge; ſo fand ſie Margarethe, die ſchon lange vor ihr ſtand und die Büßende nicht anzureden wagte.

Doch als Eva jetzt die Freundin vor ſich ſah, ſprang ſie auf, ergriff ihre Hand, zog ſie heftig mit ſich fort aus dem Gemache, über den Gang die Wendeltreppe hinauf, riß die Thüre ihres Zimmers auf, ſtürzte hinein. Margarethe! rufend verſagte ihr die Stimme, hoch hob ſich die tobende Bruſt, es ſchien als ob ein Geheimniß ſich aus ihr löſen wollte und die Lippen die Pforte verſchlöſſen. Sie ſank an Margarethens Hals, preßte ſie krampfhaft an ſich. Es muß geſchieden ſeyn, rief ſie endlich: es muß!

Mir ſagte es die Herzogin, unterbrach die Freundin den Ausbruch des Schmerzes.

Die Herzogin! rief Eva: wehe mir, Margarethe. Die Herzogin und Otto ſtehen vor mir drohend, zornig, doch der Jüngling weint — und ich verdiene ſeine Thränen nicht.

Beruhige Dich! ſagte Margarethe und führte ſie auf einen Seſſel.

Beruhigen ſoll ich mich, beruhigen, da Alles, Alles verloren iſt? Ihn habe ich verloren — und mich! rief ſie ſchaudernd: mich hier und dort. —

Doch, ſagte ſie plötzlich und ein ruhiges Lächeln verbreitete ſich über ihr Geſicht: alles Leid löſ't ſich in einem entſchloſſenen Augenblick, allen Kummer nimmt er ſchnell mit ſich hinweg und die Flamme des Schmerzes verliſcht in der ewigen Nacht.

Gedenke Deines ewigen Heils, iſt auch Dein irdiſches dahin! rief Margarethe erſchüttert: Gott ſchütze Dich vor Verzweiflung.

Eva lächelte bitter. — Ich ſoll ja alles ordnen zur Abreiſe, ſagte ſie mit kalter Ruhe: hilfſt Du mir wohl, Margarethe? Ich will an alles eine Erinnerung knüpfen, an alles was ich mitbrachte eine freundliche, an alles was mir ſeine, ihre Güte gab eine traurige. Ihr heftiger Schmerz ſchien ſich in ſtille Wehmuth aufgelöſ't zu haben.

Zuerſt ordnete ſie die einfache Kleidung, welche ſie durch die Milde der guten Domina mitgebracht hatte, legte alles in die Truhe, doch als ſie ein blau wollenes Kleid ergriff, das mit weißem Tafft verbrämt war, wiegte ſie es lange auf ihrem Arme. Margarethe, ſagte ſie leiſe: dieß Kleid trug ich als ich Otto ewige Liebe ſchwur, und trug es als ich die Treue brach.

Fahr hin du arger Mahner an Freud' und Schmerz, du einteſt beide ſo bitter in deinen verhängnißvollen Augenblicken! Sie warf es raſch von ſich; und als ſie nun die ſeidenen, ſammetnen Kleider nahm, deren ſie ſo manche in der kurzen Zeit ihres Aufenthaltes von der Gnade der Gebieterin erhalten hatte, legte ſie ſie ſchweigend zuſammen, und es ſchien eine Reihe gar freundlicher Erinnerungen vor ihrem Blicke vorüber zu ſchweben. Doch als ſie jetzt das Käſtchen erfaßte in welchem die Perlenſchnur lag welche ihr bei des Herzogs Einzug die Fürſtin geſchenkt hatte, brach ein Thränenſtrom hervor. — Noch einmal ſank ſie der Freundin um den Hals und war nicht mehr vermögend etwas zu ordnen; ſie ſetzte ſich an das Fenſter und ſah hinaus in die Dämmerung des Abends. Margarethe und Martha ordneten das Uebrige.

Als Margarethe ſie verließ, verſprach dieſe am Morgen vor ihrer Abreiſe noch zu ihr zu kommen. Sie hielt Wort, und fand Eva ganz anders als ſie ſie verlaſſen. Stiller Ernſt ſchien an die Stelle des nagenden Schmerzes getreten zu ſeyn, über ihr ganzes Weſen ſchien ſich eine gewiſſe Beſtimmtheit und Ruhe verbreitet zu haben, die dem Fräulein von der Aſſeburg deutlich ſagte, ſie habe ſeit geſtern Abend mit ſich abgeſchloſſen. Ob ſie für ihre Freundin deßhalb fürchten, ob ſie ſich darüber freuen ſollte, wußte ſie nicht.

Lebe wohl, Margarethe! ſagte Eva mit ernſtem Tone und thränenloſem Auge: Leb wohl! Mir ſagt mein ahnendes Herz, wir ſehen uns nicht wieder. Grüß' Otto und bitte ihn, daß er meiner ſtets freundlich und ohne Bitterkeit gedenke.

Sie wand ſich aus Margarethens Armen und beſtieg den Wagen. Martha, die den Hof verlaſſen und ſich zu ihrer alten Schweſter am Harz zurückziehen wollte, begleitete ſie, einige Reiſige folgten dem Wagen.

10.

Die ſo plötzliche Abreiſe Eva's erregte viel Aufſehen an Herzog Heinrichs Hoflager. Ihre glänzende Schönheit hatte alle Blicke auf ſie gezogen, und jedermann war erſtaunt, den Her=

zog am Tage ihrer Abreiſe wie gewöhnlich auf die Jagd reiten und ſo heiter wieder zurückkehren zu ſehen als ob die holde Jungfrau noch den Glanz ſeines Hofes erhöhe, und ihr braunes feuriges Auge noch liebevoll an ihm hinge. Auch die Herzogin ſchien heiterer zu ſeyn, nur Margarethe von der Aſſeburg war ſtill und in ſich gekehrt, der Abſchied von Eva war ihr zu ſchmerzlich geweſen; die Gewißheit, welche ihr in den letzten Stunden des Zuſammenſeyns geworden war, daß die Ruhe ihrer Freundin unwiederbringlich verloren ſey, die furchtbare Ahnung, daß ſie, ihr Unglück nicht ertragend, gewaltſam es enden würde, ließen keinen beruhigenden Gedanken in ihr aufſteigen, und mit unausſprechlicher Angſt erwartete ſie die Rückkehr der Reiſigen.

Aber ſtatt ihrer kam Otto nach Wolfenbüttel. Eine drückende Beklemmung, wie er ſagte, hatte ihn von ſeiner Mutter fort nach dem herzoglichen Hoflager getrieben, und da fand er ſeine Ahnung erfüllt; Eva war nicht mehr hier. Aber daß er ihr nicht begegnet, war ihm beängſtigend. War er doch den nämlichen Weg gekommen den ſie nehmen mußte, keinen Wagen, nur einige Reiſige von Braunſchweig hatte er angetroffen. Sollte ich an ihr vorüber geritten ſeyn, ohne daß die Stimme in meinem Innern mir ihre Nähe verkündet hätte! rief er. Da ritten die Reiſigen, welche Eva begleitet hatten, wieder über die Zugbrücke in den Schloßhof ein. Margarethe ſtürzte ihnen entgegen und erfuhr, daß Eva in Gandersheim plötzlich erkrankt und dort unter Marthens Pflege zurückgeblieben ſey.

Sie hat Gift genommen, um ihre Qual zu enden; dieß war der erſte Gedanke der in Margarethen aufſtieg. Sie verſchwieg ihn jedoch Otto, in welchem bei der Nachricht von Eva's Abreiſe ſo manche Empfindungen mit einander gekämpft hatten. Er wußte nicht, ſollte er ſich freuen daß ſie nun wieder in ſeiner Nähe, entfernt vom Hofe und dem Herzog Heinrich, auf Falkenſtein leben würde, ſollte er ihre Nähe fürchten, die ihn wieder mit Hoffnungen beleben konnte die er für immer aus ſeinem Herzen verbannen zu müſſen glaubte. Nun kam zu dieſem noch die Nachricht von ihrer Krankheit, welche ihn quälte und die ihn wieder von Wolfenbüttel trieb. Er wurde von Hoffnung, Angſt und Furcht wie ein ſteuerloſes Schiff auf den Fluthen umher getrieben, und gewiß würde er alle Rückſicht bei Seite geſetzt und ſogleich nach Gandersheim geeilt ſeyn, hätte ihn nicht ein beſtimmter Befehl des Herzogs, welcher wünſchte daß in einigen Tagen ſein Geſang ein Feſt verherrliche, in Wolfenbüttel feſtgehalten.

Margarethe hoffte den andern Tag vergebens auf Nachrichten von Gandersheim. Ihr ſchien es faſt gewiß, daß Eva gewaltſam ihre Krankheit herbeigeführt habe und daß keine Rettung mehr für ſie ſey. Sie mußte dieſe ſchreckliche Ahnung in ſich verſchließen, denn Niemand durfte ſie ſich ja mittheilen, ſelbſt Otto nicht, deſſen Herz ſchon bei dem Gedanken gebrochen wäre.

Dieſer hatte auch eine unruhige Nacht gehabt, der Schlaf war von ihm gewichen; doch als er am Morgen endlich eingeſchlafen war, hatte ein freundlicher Traum ihn geſtärkt. — Er hatte Eva geſehen, friſch wie eine blühende Roſe; freundlich hatte ſie ihm entgegen gelächelt und zu ihm geſagt: Otto, ich ſterbe nicht! und als wären dieſe Worte eine Stimme des Himmels gewesen, so tröstend drangen sie auch noch beim Erwachen in des Jünglings Herz. Ich habe sie gesehen, Fräulein! rief er am Morgen Margarethen entgegen: bald wird sie genesen und frisch wie eine Frühlingblume wieder auf Falkenstein wandeln. Meine Träume trügen mich nicht.

Das gebe Gott! seufzte Margarethe, aber in ihre Brust war das Vertrauen und die Hoffnung nicht wieder gekehrt.

Als daher das Fest schon früh am andern Abend beendet war, warf Otto die Laute über die Schulter, wickelte sich in seinen Mantel, und ohne sich bei dem Herzog und seiner Gemahlin zu beurlauben, ohne Margarethen Lebewohl gesagt zu haben, hatte er Wolfenbüttel verlassen und sein flüchtiges Roß trug ihn nach Gandersheim.

Noch ruhte die Nacht auf der schweigenden Flur, als die Thürme der Stadt wie graue Riesen vor ihm standen. Immer den Blick nach ihnen gerichtet, als ob sie das Ziel seiner Sehnsucht wären, jagte er vorwärts, da vernahm er dumpfe Glockentöne, die nicht zur Hora riefen,

auch

auch nicht den jungen Tag begrüßten. Trauertöne waren es, die einen Lebensmüden zur Ruh begleiten ſollten. Eva! rief der Jüngling, und ſein angetriebenes Roß hielt bald vor dem verſchloſſenen Thore.

Macht auf! rief er dem Wächter entgegen, der gar nicht geſinnt war um dieſe Zeit das wohlverwahrte Thor aufzuſchließen: Zieht das Fallgatter auf, ich komme von dem Hoflager des Herzogs. Doch ſeine Eile, ſeine Angſt gaben dem trägen Wächter keine Flügel; er traf erſt alle nöthigen Vorkehrungen, weckte die Bürgerwache, und während das Geläute der Glocken immer ſtärker wurde, öffnete er endlich die Pforte, ſah umher lugend heraus, und als er den Reiter nur allein erblickte, trat er zu dem Harrenden, noch nähere Erkundigung einzuziehen.

Wem gilt das Geläute Eurer Glocken? rief ihm Otto zu.

Einem Hoffräulein unſerer gnädigen Frau, erwiederte der Thorwärter, indem er vorſichtig in die Ferne ſchaute: dem ſchönen Fräulein Eva von Trothe.

Bei dieſen Worten ſprang der Jüngling vom

Pferde, drang durch die Pforte durch die vorgehaltenen Spieße der Bürgerwache. Als wolle er die Stadt mit stürmender Hand erobern, ſo machte er ſich mit ſeinem Schwerte Bahn, ſtürzte die Straße hinauf, denn ſchon von fern hörte er von den Kapuzinern her den Grabgeſang zwiſchen den dumpfen Glockentönen ſchallen. Jetzt ſah er die Kirche von Fackeln erleuchtet, ſah den Leichenzug, ſah den ſchwarz behangenen Sarg, der die irdiſche Hülle, der alles deckte, was ihn noch an das trügeriſche Leben gekettet hatte. Noch das Schwert in der Hand ſtürzte er zwiſchen den Leichenzug und ſank bewußtlos am Sarge der Geliebten nieder.

Als er erwachte, befand er ſich in einem fremden Zimmer. Ein freundliches Mütterchen ſaß an ſeinem Bett und begrüßte ihn. Gott ſey gedankt, lieber junger Herr, daß Ihr wieder aus Eurer Ohnmacht erwacht ſeyd, iſt es doch ſchon ſpät am Morgen; wartet, ich will Euch etwas zum Imbiß bereiten, bin gleich wieder hier. Sie verließ ihn. — Als nun Otto verwundert um ſich ſah, die Begebenheiten der Nacht, der Trauerzug, das Geläute der Glokken, der Grabgeſang wie ein Traum vor ihm ſchwebte, fiel ſein Blick auf die Laute. Zertrümmert lag ſie neben ihm auf einem Seſſel, alle Saiten waren geſprungen. Du gabſt die Töne meines Herzens wieder, treue Vertraute meiner Schmerzen! rief er, ſich aufrichtend: und biſt jetzt auch mit dem Herzen verſtummt. Deine Saiten ſind geſprungen wie die Saiten meines Innern. Du biſt zertrümmert und keine Hand vermag dich wieder zu ordnen, und ſüße Harmonieen aus dir zu locken — ſo auch in mir. Er ſtand auf, ordnete ſeine Kleidung, und als die Alte wieder eintrat und ihm den Morgenimbiß auf den Tiſch ſtellte, fragte er ſie, bei wem er ſich befinde, und erfuhr, daß ſie, die Wittwe eines wohlhabenden Bürgers, ſchon lange mit ihrer Magd das Häuschen bewohne und er in dieſer Nacht vor demſelben ohnmächtig niedergeſunken, hieher gebracht worden ſey.

Otto aß nur wenig, trank einen Becher Wein, dankte der Alten und wollte ſich entfernen. Euer Roß ſteht ja noch im Stalle, ſagte dieſe: wollt Ihr denn zu Fuße weiter wandeln? Weilt doch bei mir, lieber Herr, und erholt Euch von dem

Schreck, den wahrſcheinlich der Trauerzug Eurer Schweſter oder gar Eurer Braut erregt hat. — Otto ſah ſtarr vor ſich nieder und ſchien über etwas nachzudenken. Ermannt Euch, junger Herr, verzweifelt nicht. Ihr iſt wohl, ſie iſt bei Gott!

Mutter, ſagte Otto ſchnell: gönnt Ihr meinem Roſſe wohl Herberge, bis ich morgen zurückkomme?

Gern, erwiederte dieſe.

So lebt wohl! Er drückte ihr die Hand und verließ ſie ſchnell.

Es war Sonntag; aus der Kirche ſtrömte die Menge, Otto miſchte ſich unter ſie, trat ein in das Gotteshaus, und fand den Glöckner, der allerhand wieder zu ordnen beſchäftigt war. Lieber Herr! ſagte er zu dieſem: ſagt mir doch, in welcher Gruft ruht das Fräulein, welches in dieſer Nacht zur Ruhe beſtattet wurde?

Der Glöckner zeigte ihm die Thür eines Gewölbes. Hier, junger Herr, ruht die ſchöne junge Dame. Gott gebe ihr eine fröhliche Auferſtehung.

Und könnt Ihr mir nicht die Gruft öffnen? Gern will ich Euch dankbar dafür ſeyn!

Nein, lieber Herr, das iſt mir ſtreng verboten. Ich will's Euch nur vertrauen. Ihr Tod war ſo plötzlich, man ſprach von Gift, darum wahrſcheinlich das Verbot. Ich muß das Gewölbe am Tage verſchloſſen halten und erſt des Abends darf ich es öffnen, denn hier haben wir die fromme Sitte, das Gewölbe, worin ein eben Geſtorbener beigeſetzt wird, drei Tage offen zu laſſen, damit die Verwandten am Sarge noch beten und die vielleicht lebendig Begrabenen aus der kalten Gruft herausſteigen und Hülfe ſuchen können.

Ich danke Euch! ſagte Otto, und miſchte ſich unter die letzten, welche die Kirche verließen, doch blieb er zurück. In einem verſteckten Winkel des Thurmes verbarg er ſich, und erſt als auch der Glöckner das Gotteshaus verlaſſen und die Pforte hinter ſich verſchloſſen hatte, trat er hervor.

Jetzt ſtand er vor dem Eingange des Gewölbes. — So iſt denn die Blüthe geknickt und verwelkt, ſo iſt das herrliche Auge geſchloſſen, rief er aus: und ſein Himmelsſtrahl durchglüht nie wieder mein qualvolles Herz. Die Lippen ſind bleich, die Gluth der Morgenröthe von dem Hauche des Todes erloſchen, und ihm dieß herrliche, himmliſche Leben anheimgefallen! — Gift, ſagt man, habe dieſe Blume zerſtört? Hat die Schuld den Giftbecher gefüllt, die Verzweiflung ihn geleert? — Dann, Vater im Himmel, rief er und ſank betend auf ſeine Kniee: dann nimm die Gefallene gnädig auf in Deinen Schooß, und vergib ihr ihre Schuld — ſo wie ich ihr vergebe, ſetzte er leiſe hinzu.

11.

Dunkel wurde es jetzt um ihn her, der Tag verbarg ſich vor den Schattenflügeln der Nacht, und nur noch das Flämmchen der ewigen Lampe erhellte mit ſeinem ſparſamen Lichte das hohe Gewölbe der Kirche, da hörte er Geräuſch an der Pforte. Schnell verbarg er ſich hinter dem Altar. Es war der Glöckner; eine Leuchte in der Hand, kam er herein und goß Oel auf die Lampe, trat vor den Altar, ſchlug das noch aufgeſchlagene Meßbuch zu, ging dann zu dem

Gewölbe worin Eva ruhte, ſchloß es auf, und nachdem er hinein geleuchtet hatte, ſagte er leiſe vor ſich hinmurmelnd: Ruhe in Frieden! dann ſich vor dem Gekreuzigten neigend, ſchritt er nach der Pforte, und verließ das Gotteshaus.

Die Uhr des Glockenthurms ſchlug eben zehn. Otto trat aus ſeinem Aſyle hervor, ging raſch nach der offenen Gruft, und ſchritt die Stufen hinab, welche zu dem Ruheplatz der Lebensmüden führten. Die Ampel warf ihr mattes Licht durch die geöffnete Thür auf die ſteinernen Tritte, doch in das Gewölbe fiel kein leuchtender Strahl. Eine Kerze zu zünden und von ihrem Licht begleitet hinunter zu ſteigen, wagte der Jüngling nicht. Noch war es zu laut auf den Straßen, ein Vorübergehender konnte das Licht da unten erblicken; er wollte deßhalb ſeine Sehnſucht unterdrücken, bis die Mitternacht das Auge der Müden geſchloſſen habe. Aber in ihrer Nähe mußte er bleiben. Er tappte umher, nichts als Särge faßte ſeine Hand, und wer konnte ihm ſagen, welcher es ſey, der Evens ſterbliche Hülle decke; da ging er traurig nach der Treppe zurück, denn an fremdem Sarge betend zu knieen ſchien ihm Entheiligung, ſetzte ſich, entſchloſſen hier die Stunde der Geiſter abzuwarten, auf ihre kalten Stufen und blickte in das Dunkel der Gruft, in dieſes Beinhaus des Todes hinein.

Leben! freundliches Leben, wie biſt du ſo ſchön! rief er aus: Roſig umſtrahlt dich der Tag, blühend prangen deine Kinder, die nach wenigen Stunden entſtellt in den Armen des Todes ruhen. Und wie wärſt du ſo fürchterlich, wenn du für Ewigkeiten zerſtören könnteſt, wenn keine Morgenröthe jenſeit uns weckte zum herrlicheren Erwachen. Kurz iſt ja nur die Trennung, wenn deine Sichel gemäht hat, ſo kurz, daß der feſte Wille der Zurückgebliebenen, daß ein Augenblick hinreicht, um die Jahre der Trennung zu Sekunden abzukürzen. — Eva! rief er: wir ſehen uns wieder, ja wir ſehen uns einſt wieder! Dort, wo keine Trompeten ſchmettern, keine Waffen klirren, wo kein Ritter turnirt um Ehre und Ruhm, dort, wo nur dem Dulder die Palme wird und Gott Barmherzigkeit auch auf des Sünders Wagſchale legt. Wir ſehen uns wieder, das ſagt mir die Stimme in meinem Innern, das ſagt mir der dumpfe Wiederhall in dieſer Gruft.

Aber wie drückend, wie eiſig kalt iſt es hier, kaum daß des Lebens Aether hinab in die unterirdiſche Gruft ſich ſenkt, als fürchte er, an dieſen modernden Gebeinen ſeine Schwingen zu lähmen; wie grauſig iſt es, unter Schlafenden der einzige Wachende, unter Todten der einzige Lebende zu ſeyn, der einzige, deſſen Herz noch von Sehnen und Wünſchen, von Furcht und Bangigkeit ſchlägt, wenn das Herz der Schlummernden in ewigem, heiligem Frieden ruht.

Da ſchlug die eilfte Stunde. Ich komme, Geliebte! rief er: den letzten Kuß auf die erſtorbenen Lippen zu drücken, mit ihm der Wonne Lebewohl zu ſagen und mich der Sehnſucht zu überlaſſen, die mich bald hinüber tragen wird. Er ſtieg die Treppe hinauf, und als er die heilige Kerze vom Altare nehmen, als er ſie an der ewigen Lampe zünden wollte, überlief es ihn eiskalt; konnte er ſich doch eines Schauders nicht erwehren, daß er das Heilige mit irdiſcher Hand faſſe, daß er das heilige Licht, nur dem Herrn geweiht, anzünde, die Ruhe der Todten zu ſtören.

Als er jedoch die Stufen hinabgeſtiegen, die Gruft betrat, den jungfräulichen Kranz auf dem ſchon mit halb verwelkten Blumen geſchmückten eichenen Sarge vor ſich ſah, als er am Fuße die Worte las: „Hier ruht in Gott Eva von Trothe, der Herzogin Marie Hoffräulein. Gott ſey ihrer Seele gnädig!“ — da wankte ſein Fuß, da zitterte die Hand, faſt wäre ihm die Kerze entfallen, und es war ihm als riefe eine leiſe, klagende Stimme aus dem Sarge: Störe meine Ruhe nicht, nur leis iſt mein Schlummer! — Ungewiß ſtand er an dem Sarge, ungewiß, was er beginnen ſollte, doch die Sehnſucht, die Geliebte noch einmal zu ſehen, war zu groß. Vergib mir, Unglückliche! rief er: Ich wollte ja Deine Träume nicht ſtören im Leben, vergib, daß meine Sehnſucht Deine Grabesruh unterbricht. Er nahte dem Sarge, wollte den Deckel heben, er war verſchloſſen, eiſerne Schrauben hielten ihn feſt. Soll ich ſie nicht noch einmal ſehen? rief er aus, und Unmuth und Verzweiflung überſchatteten ſein Antlitz: Gönnſt Du mir auch nicht dieſen Troſt, ſtrenger Vater im Himmel, und ich war doch ſo beſcheiden in meinen

Wünſchen, ſo demüthig in meinem Begehren? Aber ich muß ſie ſehen, ich muß dieſe Lippen noch einmal berühren, und ſollte ich mit dieſem Augenblicke untergehen.

Er kehrte in die Kirche zurück und ſuchte überall. In einer Ecke des Thurmes fand er ein Werkzeug, was vielleicht ein Arbeiter dort hatte liegen laſſen; er eilte zurück, er verſuchte, es gelang, die Schrauben gaben nach; er hatte alle gelöſ't — und ſtand am Ziel.

Himmelsbild! rief er, und zauderte eh' er den Deckel ergriff: Himmelsbild, wie werd' ich Dich wiederſehen! Der Tod hat das Leben verwiſcht, das Feuer verlöſcht, Dein Auge, Dein Engelauge ruht geſchloſſen, Vernichtung hat das Herrlichſte der Erde zerſtört. Doch Du biſt es ja, meine Eva, Du biſt es, erſcheine mir in welcher Geſtalt Du willſt, Dein Anblick ſey mir willkommen. Er hob die flammende Kerze hoch empor, warf den Deckel ab, taumelte zurück und ſtarrte mit weit geöffneten ſtieren Augen in den Sarg.

Träume ich! rief er endlich und beleuchtete die Madonna, welche den Jeſusknaben im Arm, die Strahlenkrone um das Haupt, im Sarge lag. Täuſcht mich eine Truggeſtalt? rief er noch einmal und umfaßte das hölzerne Muttergottesbild; ſtarr ſah er vor ſich darauf hin. Sie lebt! ſie iſt nicht geſtorben! rief er dann, ein Strahl des Lichtes war in ſeiner Seele aufgegangen: ſie iſt nicht geſtorben, ich werde ſie wiederſehen. Jauchze nicht, armes Herz, Deine Qualen ſind noch nicht beendet, aber auch Deine Wonnen nicht. Sie lebt! das iſt mir genug. Aufſuchen will ich und finden werd' ich ſie; der Sehnſucht öffnen ſich alle Thore und die Liebe, ſelbſt die hoffnungloſe Liebe dringt durch Riegel und Mauern, durch Dunkel und Nacht.

Aber, ſagte er plötzlich: daß ich das Geheimniß enthüllt habe, muß ein Geheimniß bleiben, ihre Ehre will ich retten, ſie ſoll durch mich nicht untergehn. Er nahm den Deckel und wollte den Sarg wieder ſchließen. Doch als er das Muttergottesbild wieder mit Grabesnacht bedecken wollte, ergriff ihn ein Schauder. Nein, ſagte er: das Heilige darf nicht entheiligt, das Himmliſche nicht mit dem Irdiſchen verwechſelt werden! nahm das Standbild der Madonna aus dem Sarge, ſtellte es in eine Niſche des Gewölbes und ſchloß den Sarg wieder vorſichtig.

Als der Pförtner am Morgen kam, die Gruft wieder zu ſchließen, ſchlich ſich Otto aus der Kirche, eilte zu der alten Matrone, dankte ihr herzlich, beſtieg ſein Roß und jagte nach Wolfenbüttel zurück.

12.

Als er in den Hof des Schloſſes zu Wolfenbüttel eintrat, wo alle Sänger ſtets willkommen waren, mußte ihn die Herzogin geſehen haben, denn ein Diener trat eilig zu ihm und brachte ihm den Befehl, zu ihr zu kommen.

Er fand ſie im Kreiſe ihrer Frauen, unter denen auch Margarethe war, mit Handarbeiten beſchäftigt. Seyd uns willkommen, Junkherr von Wehnden, ſagte die edle Frau: Ihr ſeyd an jenem Abend des Feſtes aus unſerm Schloſſe entflohen als hätte Euch eine traurige Ahnung die Nachricht voraus verkündet, die uns kurz nach Eurer Abreiſe von Gandersheim wurde, denn wißt — und faßt Euch als Mann, Eure Jugendfreundin Eva von Trothe iſt plötzlich geſtorben.

Ich weiß es, gnädige Frau, erwiederte der Jüngling mit Befangenheit: Ihr hattet Recht, mich trieb eine traurige Ahnung nach Gandersheim, das Grabgeläute tönte mir entgegen, ich ſah den Sarg, der ihre irdiſche Hülle zu Grabe geleitete, ich ſah die Gruft wo ſie ruht.

Und kehrtet ſo ſchnell von dem Orte zurück, wo die Geliebte ſchlummert? unterbrach ihn die Herzogin.

Hohe Röthe überflog Otto's Wangen; er ſchwieg. — Die Herzogin ſah ihm feſt in's Auge, das der Jüngling zu Boden ſenkte. Ihr werdet ermüdet ſeyn, ruht aus, dann in einer Stunde kommt wieder und bringt Eure Laute mit.

Sie iſt zerſchmettert! erwiederte er: Als die Grabgeſänge tönten, ſtürzte ich zu Boden und ſie zerbrach.

Die Herzogin ſah den Sänger immer ſchärfer beobachtend an. Nun, ſo kommt ohne ſie, auch ſo ſollt Ihr mir willkommen ſeyn.

Er verbeugte ſich und wollte gehen, da traf ihn Margarethens Auge; zweifelnd, ungewiß, als ſey ſie irr' an ihm geworden, ruhte ihr Blick auf ihm — das that ihm weh. Doch er ward Meiſter ſeiner Empfindung und ging.

Als er nach einer Stunde zu der Herzogin mit dem feſten Vorſatz zurückkehrte, dem forſchenden Blicke der Gebieterin ſich nicht zu verrathen, lieber zu heucheln als ſein Geheimniß kund zu thun, fand er dieſe mit Margarethen von der Aſſeburg allein. Beide ſchienen in bewegter Stimmung, Margarethe ſchien geweint zu haben.

Otto! ſagte die Herzogin ihm entgegentretend: Ihr habt in einem Augenblicke Euch von zwei treuen Freundinnen trennen müſſen, von der Freundin Eurer Jugend und von Eurer Laute; ſtänd' es in meiner Macht Euch beide zu erſetzen, ich thät' es gern; ſo kann ich nur das Eine. Nehmt dieſe, Lorenzo Medicis ſchickte ſie mir einſt zum Geſchenk aus Florenz, ſie ſoll ſchön ſeyn und ſanft ſchmelzend tönen; nehmt ſie als Erſatz für die Zertrümmerte. Sie wird, ſie kann Euch nicht die ſüßen Stunden der Vergangenheit zurückzaubern, ſie kann Euch nicht die Vertraute wehmüthig dahin geſchwundener Empfindungen ſeyn, nicht wie jene nur der ungeſtillten Sehnſucht tönen. Deßhalb möge dieſe in dem neuen Abſchnitt Eures Lebens der Hoffnung tönen, und auf ihren Aetherſchwingen Euch begleiten. Nehmt.

Otto kniete vor der Fürſtin nieder, neigte ſich, nahm die ſchöne, mit Gold und Elfenbein ausgelegte Laute aus der Hand ſeiner Gebieterin, und wie er ſie betrachtend ſeinen Dank ſtammeln wollte, war er nicht vermögend die Worte zu finden.

So ſchön ſie iſt, ſagte die Fürſtin mit Huld; ſo erſetzt ſie Euch nicht die Verlorene. — Ach, was aus den Zeiten der fröhlichen Jugend mit uns in das ernſte Leben hinüber ging, bleibt uns theurer, werther als alles, was das Schickſal uns ſpäterhin reicht. Was ſo manche Erinnerung bekränzt, ſo manche Wonne vergangener ſeliger Stunden zurückruft, hat magiſche Kraft, hat einen unnennbaren Zauber. Was aus der Blüthenwelt der erſten Liebe uns in die ernſten Tage des Lebens begleitete, erſetzt uns nichts.

Die Fürſtin verſank in wehmuthvolle Träume, und ihr Auge ſah nach dem Himmel. Otto kniete noch vor ihr, ſein Auge zu Boden geſenkt, Margarethe ſah tiefgerührt auf den Knieenden.

Steht auf, Junkherr von Wehnden, ſagte nach einer langen Pauſe die Herzogin: und Du, Margarethe, knüpfe ein Band an die Laute.

Margarethe nahm ſie. Welche Farbe wünſcht Ihr zum Bande? fragte die Jungfrau.

Heftet grün an die Gabe meiner Gebieterin, mit ihr will ich der Hoffnung folgen.

Während Margarethe ging, ein grünes Band zu holen, fragte die Herzogin: Alſo hörtet Ihr das Geläute der Glocken, als Ihr nach Gandersheim kamt?

Durch das Dunkel der Nacht, Herrin! tönte es mir entgegen.

Saht den Sarg, wie er von den frommen Vätern, von Frauen und Jungfrauen begleitet, zu der Ruheſtätte gebracht wurde?

Ich ſah den Sarg, doch ſank ich bei ſeinem Anblicke bewußtlos zu Boden.

Und beſuchtet Ihr nicht ihr Grab?

Der Glöckner zeigte mir die Gruft, die er verſchloß.

Und trieb die Sehnſucht Euch nicht, die Geliebte noch einmal zu ſehen?

Ich wage nicht, den Schlaf der Todten zu ſtören!

Und ſaht ſie nicht?

Ich ſah' ſie nicht!

Kehrtet zurück nach Wolfenbüttel, nicht zu Eurer Mutter!

Die Verzweiflung, hohe Frau! und ein mir unerklärbares Gefühl trieben mich hieher. — Margarethe trat ein und unterbrach das für Otto ſo peinliche Geſpräch:

Junkherr! ſagte ſie, ihm die Laute umhängend: tragt ſie zur Erinnerung an unſre hohe Gebieterin und zuweilen auch zur Erinnerung an mich, und aus ihren Tönen entſteige Euch Troſt.

Troſt ward mir ſchon jetzt! erwiederte Otto unbedachtſam.

Troſt? fragte Margarethe: und wer reichte ihn Euch?

Ueber ſeine Unvorſichtigkeit erſchrocken, glaubte der Jüngling, nur ein Mittel bliebe ihm übrig ſie unſchädlich zu machen. Verbindlich erwiederte er Margarethen: Ihr, mein holdes Fräulein, umwandet mit Hoffnung dieß Geſchenk, mit der Hoffnung ſchlich ſich der Troſt in's Herz.

Eure Thränen, Junker von Wehnden, ſind ſchnell getrocknet, ſagte die Herzogin: was Euch Eva war, weiß ich ich, wußte es längſt; daß Ihr mit ihr Eures Lebens Glück verloret, bin ich gewiß, und Ihr ſcheint ſie ſchon jetzt vergeſſen zu haben.

Nicht der Tod raubte mir mein Glück, er nahm nur der kindiſchen Thorheit die letzte Hoffnung; ſchon früher war es dahin, unwiederbringlich verloren, erwiederte Otto.

Die Herzogin erröthete.

Deßhalb, hohe Frau, übermannte mich zwar der Schmerz, als ich den Sarg und das Grabgefolge erblickte; doch als ich von meiner Ohnmacht erwachte, fühlte ich wohl, daß der Tod meinen Schmerz in ſanfte Trauer aufgelöſ't habe, daß es thörig ſey, noch länger das ſchon längſt Verlorene zu beklagen, und daß ich in ferne Länder pilgern muß, um die Blüthe der erſten

Liebe zu vergeſſen, die der Sturm ſo früh entblätterte.

Ihr wollt von uns ziehen? rief ſchnell Margarethe.

Ich muß —

Wollt nicht wiederkehren?

Mit Gott, ja!

Und Eure Mutter, Eure alte Mutter?

Steht in der Hand des Herrn.

Die Jungfrau wendete ſich, eine Thräne zu verbergen, die Herzogin ſah ernſt auf Otto, der theilnehmend nach Margarethen blickte.

So zieht mit Gott! unterbrach die Herzogin das Schweigen: für Eure verlaſſene Mutter werde ich ſorgen; Margarethe ſoll, als ſey ſie ihre Tochter, ſie pflegen und warten.

Das lohne Euch Gott, edle Frau, daß Ihr Euch der Verlaſſenen in ihrer Einſamkeit annehmen wollt. Er beugte ſeine Kniee vor der fürſtlichen Frau und küßte die dargereichte Hand. — Sollte ich nicht wiederkehren, ſagte er jetzt, hob den thränenſchweren Blick zur Fürſtin und ſein Ton wurde weich, in ſeinem Auge ſtrahlte die Gluth ſanfter Schwärmerei: ſo danke ich

Euch, hohe Frau, für Eure Wohlwollen, das Ihr mir ſo huldreich geſchenkt habt, ich danke Euch mit gerührtem, mit wundem Herzen. — Gott ſchenke Ruhe Eurem Gemüthe, Friede Eurem Herzen. Er ſtand auf, trat zu Margarethen, die ihre Thränen nicht mehr verbergen konnte. Euch, die ich fortan als Schweſter begrüße, da Ihr Kindespflicht bei meiner kranken Mutter übernehmen wollt, Euch lohne Gott mit einem Herzen, des Euren werth. Ich hätte Euch wohl manches noch, was die Pflege der Mutter betrifft, zu ſagen, erlaubt Ihr es, erlaubt es meine hohe Gebieterin, ſo finde ich Euch wohl nach der Vesper im Garten. Die Herzogin winkte bejahend, ein freundlicher Blick Margarethens gab ihm die Erlaubniß. — Er verbeugte ſich und verließ das Gemach.

13.

Ungewiß über das, was er eigentlich der Freundin zu ſagen habe, betrat Otto den Garten. Sollte er ſie über das Schickſal Eva's beruhigen, ſollte er das Vertrauen in ſie ſetzen, daß ſie das Geheimniß der Freundin in ihrer Bruſt verſchließen würde; oder ſollte er, treu ſeinem Vorſatze, nur allein die Kunde ihres Lebens bewahren? — Was konnte er ihr aber von der Mutter ſagen, deren Pflege er ſelbſt übernehmen konnte, denn nur auf Wochen wollte er im Lande umherziehen, von Schloß zu Schloß, von Burg zu Burg, da er überzeugt war, nur Herzog Heinrich konnte die Mummerei in Gandersheim veranſtaltet, nur er Eva auf einem ſeiner Schlöſſer verborgen haben.

Noch dachte er hierüber nach, als Margarethe traurig durch die hohen Buchenhecken der Laube zuſchritt, an deren Eingang Otto ihrer wartete. Sie war eine hohe, ſchöne, wenn auch wohl etwas zu ſchlanke Geſtalt, ihr ſchönes, ſchwermüthiges Auge mußte zum Herzen ſprechen, wenn auch das regelmäßige Geſicht, welches die Blattern der Friſche und des Glanzes beraubt hatten, nicht zu den Sinnen ſprach. Schön war ſie nicht zu nennen, aber holde Anmuth umſtrahlte das ſanfte Geſchöpf.

Ihr wünſcht mir noch Einiges, Eure gute

Mutter betreffend, zu ſagen, begann Margarethe das Geſpräch: unterrichtet mich von allen, von ihren kleinſten Bedürfniſſen; die Herzogin hat mir erlaubt während Eurer Abweſenheit die meiſte Zeit auf Burg Geiersberg zuzubringen, und ich werde alles thun was ich vermag, um ſie Eure Abweſenheit vergeſſen zu machen; ſagt nur alles, lieber Otto!

Gering ſind die Bedürfniſſe meiner Mutter, erwiederte er: genügſam und kränkelnd bedarf ſie nur weiblicher Pflege, die eine alte Dienerin ihr auch treulich leiſtet. Des Sohnes Gegenwart war nur ihrem Herzen werth; erſetzt ihrem Herzen, was es entbehrt; und ich werde Euch ewig dankbar ſeyn.

Werde ich das auch können?

Gewiß. Euer Herz, Euer edles Herz vermag noch beſſer den Ton zu finden, der Mutter trübes Gemüth zu erheitern als das meine, was nur ſchmerzvoll die Töne des Leides wiedergibt.

Und glaubt Ihr, das meine ſey der Freude geweiht? — Mich drückt ſo mancher Kummer, und Eva's Tod ergriff es mehr als das Eurige. — Otto lächelte wehmüthig. — Ja, mein lieder Freund, ſagte ſie mit tiefem, ſchmerzlichem Gefühle: ich hatte nicht geglaubt, daß auch in Eurem Herzen die Liebe nur Sinnenrauſch ſey; ich wähnte, ſie ſey Euch eine heilige Blume, die auch jenſeit des Grabes noch blühe — der kalte Hauch des Todes hat ſie verweht, die Erinnerung führt ſie Euch nur als eine heimgegangene Freundin vor den Blick, und was tief im Herzen ruhen ſollte, iſt auf den Schwingen des Grabgeläutes entflohen.

Otto ſah der Jungfrau feſt und unverwandt, jedoch ſchmerzvoll in's Auge. — Otto! fuhr ſie endlich fort: nicht dieſen Blick, nicht dieſen offnen, treuherzigen Strahl aus Eurem Auge; nach dem was Ihr der Herzogin geſagt, müßte ich ganz an Euch verzweifeln, wär' auch dieſer Blick geheuchelt. — Ihr habt Eva vergeſſen.

Vergeſſen! rief der Jüngling und ſein Auge glühte: Sie vergeſſen!

Der Tod nahm der kindiſchen Thorheit die letzte Hoffnung, ſo ſagtet Ihr vor Kurzem — und jetzt —

Margarethe! rief Otto und faßte wie in Verzweiflung ihre Hand: Es gibt Augenblicke im Leben, wo der Menſch wie die bunte Raupe ſich in ſich ſelbſt verpuppen muß. Mißdeutet meine Worte nicht; ich bin, ich bleibe wie ich war, wie Ihr mich erkannt habt.

Das wolle Gott! Es wäre bitter, wenn mir das Schickſal auch den Glauben an Euer Herz nähme! ſagte Margarethe ſich vergeſſend. Erſtaunt ſah der Jüngling bei dieſen Worten auf ſie, die erröthend die Augen niederſchlug und vor ſich ſelbſt erſchrak, daß ihr Herz ſich ſo laut verrathen habe. Ja, fuhr ſie mit mehrerer Faſſung fort: Ihr ſeyd mir um Eva werth, ſeyd mir als Freund theuer, es würde mich ſchmerzen, wenn ich mich in dem Mann und ſeiner Liebe geirrt hätte, an der ich ſo innigen Theil nahm.

Und ſoll denn die Liebe auch über dem Grabe noch die Arme ſehnend ausſtrecken? ſoll ſie endlos ſeyn, wenn auch des Todes Sichel die Blumen gemäht? fragte der Jüngling.

Otto! rief ſtaunend die Jungfrau.

Könntet Ihr wirklich wünſchen, fuhr dieſer fort: daß meine Qual ewig, mein Schmerz unvergänglich ſey?

Um Euretwillen, Otto, ja! ſagte ſie mit gepreßter Stimme.

Nun ſo fürchtet nicht, Margarethe! Meine Liebe folgt mir in's Grab, meine hoffnungloſe, meine thörige Liebe; denn wißt, es war nicht Evens Schöne, nicht der holde Liebreiz, der wie ein Mailüftchen ſie umfloß, es war nicht jener Purpur, der auf ihren Lippen thronte, nicht der Himmelſtrahl, der aus ihrem Auge zu mir ſprach; es war eine dunkle, unſichtbare, geheime Kraft, ein Aether, der von ihr ausſtrömte und mich mit ſich fortriß im Leben, mit ſich fortreißen wird weit über das Grab hinaus.

Lebt wohl! ſorgt für die Mutter. Solltet Ihr mich nicht wiederſehen und mein Grab finden, ſchmückt es mit Blumen und ſchenkt mir eine freundliche Erinnerung. — Er drückte ihre Hand an ſein Herz, und als die Jungfrau nach ihm blickte, und: Lebt wohl, Otto! ihm zurief, bog er ſich zu ihr nieder, ſeine Lippen berührten ihre Stirn; er verließ ſie.

Ewig, ſelbſt über das Grab hinaus, lebt treue Liebe! rief die Jungfrau, den Blick nach dem Scheidenden gerichtet: So ſchweige, Herz, ſchweig und verbirg dich vor dir ſelbſt.

14.

Mehremal war Margarethe ſchon wochenlang bei Otto's Mutter geweſen, und hatte die bange Sorge mit ihr getheilt, welche dieſe um ihren Sohn trug. Auch ſie wußte nicht wohin er ſich gewendet, auch ſie hatte keine Kunde von ihm erhalten. Was nur eine aufmerkſame Tochter vermag, that ſie mit ſorgſamer Liebe, jede Bequemlichkeit, die ſie ihr durch Hülfe der Herzogin verſchaffen konnte, bereitete ſie, ſo daß die gute Mutter oft im Stillen den Wunſch hegte, daß ihr einziger, ihr geliebter Sohn, dieſen ſanften Engel zur Lebensgefährtin wählen möchte.

Auch war Margarethe nach Falkenſtein zu dem alten Trothe gereiſ't. Einige Worte, welche der Herzogin im Augenblicke des Unmuthes und Schmerzes entſchlüpft waren, hatten die Vermuthung in ihr erweckt, die Fürſtin zweifle an Eva's Tode. Den Wunſch, den ſie geäußert hatte, den Sarg ihres Hoffräuleins öffnen zu laſſen, hatten die Kapuziner zu Gandersheim ſtandhaft verweigert, und das ruhige Benehmen, die Abweſenheit Otto's, ſelbſt das Verſchwinden der alten Marthe, die nirgend zu finden war, alles dieß beſtärkte ſie in der Vermuthung. Margarethe ging deßhalb nach Falkenſtein, um auch dort zu erforſchen, ob der Herzogin Verdacht gegründet ſey.

Der alte Vater, noch über den Verluſt ſeines geliebten Kindes untröſtlich, begrüßte ſie als die Freundin ſeiner Tochter mit inniger Herzlichkeit. Beatrix kindliches Gemüth kettete ſich bald an Margarethens ſanftes Herz, denn an ihrer Bruſt konnte ſie um ihre Eva weinen. Margarethe verſtand ihre Thränen, ſie hatte ja ſelbſt die Schweſter ſo innig geliebt.

Seht nur, ſagte Beatrix eines Tages und führte ſie zu einer großen Truhe, die wohlverſchloſſen in ihrem Zimmer ſtand: da liegen die Kleider der armen Entſchlafenen; noch habe ich es nicht gewagt die Truhe zu öffnen. Sähe ich ſie, die mir alle ſo bekannt ſind, dann würde ſie zu lebhaft vor mich treten und ich müßte bitterlich weinen. Die guten Herren von Gandersheim haben uns alles, was ſie dort zurückgelaſſen, ſo treulich überſchickt.

Margarethen durchfuhr plötzlich ein Gedanke. Laßt uns die Truhe öffnen, Beatrix. Wer weiß, ob nicht die Schweſter irgend einen Wunſch, irgend ein Vermächtniß hier zurückgelaſſen hat. Beatrix zögerte einen Augenblick, dann gab ſie den Schlüſſel. — Schließt auf, unterſucht alles, doch laßt mich ferne ſeyn. Sie ging.

Margarethe öffnete die Truhe. Sie fand alle Hauskleider Evens, alles, was ſie von Falkenſtein an den Hof von Wolfenbüttel mitgebracht hatte. Doch die ſammetnen, die ſeidenen Kleider, die ihr die Herzogin zu den Feſten hatte machen laſſen, die Perlenſchnur die ſie ihr geſchenkt, die goldene Kette die ihr der Herzog noch wenige Wochen vor ihrer Entfernung vom Hofe verehrt hatte, fehlten, und ihre Vermuthung, die ſie jedoch der Herzogin ſorgfältig zu verbergen ſich vornahm, wurde faſt zur Gewißheit. Ihr war es jetzt klar, daß Otto's Pilgerſchaft nur den Zweck habe Eva aufzuſuchen, daß er wiſſe ſie lebe, doch nicht wo ſie ſich verborgen halte.

In der Hoffnung, vielleicht Näheres durch die gute alte Mutter zu erfahren, war ſie jetzt wieder zu ihr nach dem Geiersberg gereiſ't. So wehmüthig, faſt ſchmerzhaft es ihr auch war, da zu leben wo jeder Gegenſtand ſie an Otto erinnerte, den ſie innig liebte, war es ihr doch nur an dem Orte wohl, wo er geboren war, wo er gewandelt hatte, wo ſo manches ſeiner trauten Lieblingplätzchen ſie oft und ſchmerzlich an ihn erinnerte, daß ſie wähnte, ſeine Nähe hier zu fühlen.

So hatte ſie auch durch ſeine Mutter erfahren, daß eine in Stein gehauene Bank in einem kleinen Thale, in welchem ein Quell von Fels zu Fels ſich herabſtürzend einen Waſſerfall bildete, ſein Lieblingplätzchen geweſen ſey, und daß, wenn die Sonne im Weſten untergegangen und die herabſtürzenden Fluthen vergoldet habe, er oft in der Kühle des Abends dort geſeſſen und die Töne ſeiner Laute das Rauſchen des Quells begleitet hätten. Oft ſchon hatte Margarethe auf dieſem einſamen Plätzchen die Sonne untergehen geſehen, und ſich in ſolchen Augenblicken den Geliebten zurückgezaubert. Auch heute ging ſie längs den bunten Wieſen durch den Birkenwald über die hölzerne Brücke, welche nach dem Thalrande führte. — Als ſie an den drei hohen Tannen vorüber war, welche den Eingang des Thals zu ſchirmen ſchienen, dünkte es ihr, als höre ſie in der Ferne leiſe Töne; es waren Lautenklänge, die aus dem Thale durch das Rauſchen des Waſſerfalls drangen, einzelne Akkorde, von keiner Stimme begleitet. Ahnung beflügelte ihre Schritte, ſie bog ſchnell um das Erlengebüſch, und auf der Steinbank, den Blick nach der ſcheidenden Sonne gerichtet, ſah ſie Otto ſitzen, das Schwert an der Seite, die Laute im Arm, einen Helm neben ſich.

Hoch und freudig klopfte ihr Herz; als ſie jedoch des Sängers bleiches Antlitz, den ſtillen Kummer ſah, der es überſchattete, als ſie bemerkte wie er ganz im Anſchauen des Strahlenmeeres verſunken war, zuweilen bewußtlos in die goldenen Saiten griff, da entwand ſich ein tiefer Seufzer ihrer Bruſt, denn ſie fühlte nun wohl, der Jüngling kehre nicht glücklicher heim, ſein wundes, zerriſſenes Herz ſey noch nicht geheilt. Sie trat ihm näher, er bemerkte ſie nicht, das Rauſchen des Waſſerfalles ließ ihn ihre Tritte nicht vernehmen, ſie ſtand dicht hinter ihm, ohne daß er ſie ſah.

Doch länger vermochte ſie ſich nicht zurückzuhalten. — Willkommen, Otto! ſagte ſie mit leiſer, bebender Stimme und trat vor ihn, der erſchrocken auffuhr. Ihr hier? rief er, doch ſchnell umzog ein freundliches Lächeln die traurigen Züge ſeines Geſichtes: Seyd mir willkommen, Schweſter, herzlich, innig willkommen. Was macht die Mutter, Ihr hat wohl ſehr um mich gebangt?

Wir haben manche Sorge um Euch gehabt. Doch Gott ſey gelobt, daß Ihr wieder zurück ſeyd und nun als ein guter Sohn eine treue Pflicht erfüllen und auf der heimathlichen Burg bei der verlaſſenen Mutter bleiben werdet.

Margarethe! ſagte Otto, ſtand auf von ſeinem Sitz und führte ſie einige Schritte ſeitwärts: Seht hier dieſen Quell, auf hohem Fels entſprangen ſeine Waſſer, murmelnd windet er ſich da oben durch ſanftes Grün, und ſtürzt ſich nun brauſend und ſchäumend von Klippe zu Klippe herab. Nicht muthwillig verließ er die ſchlängelnde ruhige Bahn; ſein Schickſal bezeichnete ihm den Weg, er muß ſich hinunter ſtürzen in die Tiefe, muß ſeine Waſſer ſchäumend verſpritzen, und erſt hier unten am Ziele vermag er die Millionen Tropfen zu ſammeln, in denen ſein Strom zerſtäubte, erſt hier iſt es ihm vergönnt, ruhig und freundlich durch das Thal zu fließen, bis des Fluſſes Wellen ihn aufnehmen. So muß auch ich mich hinunterſtürzen von Klippe zu Klippe, und erſt am Ziele beginnt eine ruhige Bahn.

Otto! rief die Jungfrau bewegt.

Der Menſch folgt nur ſeinem Geſchick, folgt nur der höhern Macht, die ihm ſeine Bahn vorſchreibt; unterbrach ſie der Jüngling: die meine ſchien mir bis an das Ende der Wallfahrt mit Roſen beſtreut; da kam ein Sturm, nahm die Blüthen und Blätter auf ſeine Flügel und rauſchte mit ihnen davon. Doch die Dornen ließ er mir, auf ihnen muß ich wandeln, wenn auch der Fuß ſchmerzt und die Wunden bluten; ich muß!

Und was treibt Euch auf dieſen Dornenpfad? fragte Margarethe.

Mein Schickſal, meine Pflicht, Jungfrau!

Sucht Ihr mit wundem Fuß und blutendem Herzen das Lebende, oder jagt Euch die Verzweiflung nach dem Todten? unterbrach ihn Margarethe.

Verwundert ſchaute Otto ſie feſt und ſtaunend an. Wie ſoll ich Eure Worte verſtehen, Fräulein? ſagte er ernſt.

Theilt Ihr unſere Ahnung, daß Eva noch lebt?

Weſſen Ahnung? rief er erſchrocken.

Die meinige, Otto, die Ahnung der Herzogin.

Gott! rief er plötzlich, doch ſchnell faßte er ſich. Die Minne, holdes Fräulein, ſagte er lächelnd: iſt ein thöriges, blindes Kind; verſchließt das Schickſal ihren Himmel, ſo glaubt ſie doch an der Hand der Phantaſie durch ihre Binde die geöffnete Pforte zu ſchauen, und wallt und tappt umher, und ſelbſt wenn ſie vor der verſchloſſenen Pforte ſteht, verläßt die Hoffnung ſie nicht.

Ich will nicht tiefer in Euer Geheimniß dringen; ſagte Margarethe: was Ihr dem Buſen der Freundin nicht anvertrauen könnt, will ſie nicht erlauſchen. Kommt zu Eurer harrenden Mutter.

Er faßte, ohne etwas darauf zu erwiedern, ſein weidendes Roß am Zügel. Ich ſehne mich nach dem Mutterherzen, ſagte er: darum kommt. Er warf die Laute um, ſeine Rechte führte das Fräulein, ſeine Linke das Roß; ſo ſchritten ſie ſchweigend den Felspfad hinauf.

Innig drückte die Mutter den Sohn an die Bruſt, lang ruhte er in ihren Armen, und als die Matrone mit ſanftem, bittendem Tone fragte: Nun wirſt Du mich doch nicht wieder verlaſſen? ſchwieg er und küßte ſtürmiſch ihre Hand.

Am andern Tage ſchon verließ Margarethe, trotz der Mutter Bitten, die Burg, und kehrte nach Wolfenbüttel zurück. Einige Worte der Matrone aus dem Innern ihres Herzens geſprochen, und die Furcht, daß die Liebe, welche die gute Alte für ſie zeigte, dieſe zu weit führen könnte, beſtimmte ſie ſchnell, den Geiersberg und Otto zu verlaſſen.

Ihre Furcht war gegründet. Als Otto kurz nach ihrer Abreiſe allein bei ſeiner Mutter war, benutzte dieſe den Augenblick, wo er beſonders weich geſtimmt neben ihr ſaß und Margarethens Abreiſe beklagte. — Otto! ſagte die Mutter bewegt: am Rande des Grabes ſteht es ſich ſo ſchauerlich allein, man fürchtet dann, daß keine liebende Hand das müde Auge zudrückt. Warum verläßt mein frommer Sohn die gebeugte Mutter, warum irrt er unſtät durch die Welt, als trieb ihn die Schuld? Es ziemt nicht dem Manne, verzweiflungvoll ſich dem Schmerze zu überlaſſen und die Pflichten zu vergeſſen, die ſchon in der Stunde ſeiner Geburt die Natur ihm auflegte. — Was ſuchſt Du entfernt vom Mutterherzen?

Gute, herzgeliebte Mutter! rief Otto und ſank ihr um den Hals: bürdet mir nicht noch mehr auf, ich vermag die Laſt kaum zu tragen, welche der Himmel mir auflegte. Mich treibt mein Geſchick, laßt mich ihm folgen, mein Herz verlangt, Gott will es! Laßt mich ſchweigen, meine Lippen ſchließt ein heiliges Gelübde. Laßt mich ziehen, ein Eid treibt mich von Euch — ein Eid, den ich freiwillig mir ſelbſt ſchwor.

Traurig ſchüttelte die Mutter ihr graues Haupt. Gegen Eidſchwur und heilige Gelübde, ſagte ſie: darf das Mutterherz nicht kämpfen; Gott vergebe Dir, wenn Du leichtſinnig durch das Furchtbare Dich ketteteſt. Doch die Pforte Deines Herzens hat der Schwur, hat das Gelübde dem Mutterherzen wohl nicht verſchloſſen, wie Deine Lippen, wie Deinen Willen; öffne ſie mir, mein Sohn, und gib meiner Bitte ein freundliches Gehör. Eva von Trothe iſt für Dich verloren. Gottlob! möchte ich ſagen, ſähe ich nicht, daß Dein Herz darüber verblutet. Du weißt, nie war ich dieſer Liebe hold; zu üppig ſchoß die Blume empor, zu feurig war das Auge, zu begehrlich der Mund, ich konnte mich nie des Mädchens freuen, und auch Du, mein Sohn, warſt zu fromm für dieſe Sünderin. Der Herr hat ſie zu ſich genommen, Friede ſey mit ihr, ſie ſchlafe ſanft im Grabe wie in Deinem Herzen! Aber weil ſie Dir verloren iſt, willſt Du denn verlaſſen auf dieſer Erde wandeln? Willſt Du einſam ſtehen und mich hülflos laſſen?

Willſt Du freventlich mit dem Barmherzigen zürnen, daß er Deine thörigen Wünſche, wohl zu Deinem Heile, nicht erfüllte? — Otto von Wehnden, Du Zweig eines edlen Stammes, Du Sohn eines hochherzigen Vaters, willſt Du an einer fürſtlichen Buhlerin hangen, Dir zur Schande, mir zur Pein?

Mutter! rief der Jüngling faſt entrüſtet: Mutter, Ihr habt heute mit harter Hand meine Wunden verbinden wollen. Sie ſchmerzen nun bittrer, aber heilten nicht. In Euren Jahren iſt der Liebe Gluth die Abendröthe, die man untergehen ſah, kaum kann man in der Dämmerung ſich ihrer milden Strahlen noch erinnern; mir aber iſt ſie des Lebens Morgenroth, und geht ſie unter, ſink' ich mit ihr. Ich bin ein unheilbarer Kranker, gebt mich auf und vertraut auf Gott, in deſſen Vaterhand mein Schickſal ruht. — Ich kenne Euern Wunſch, ich las ihn ſchon geſtern in Euren Augen, ich ſah ihn auf Euren Lippen ſchweben. Margarethe von der Aſſeburg wünſcht Ihr als Tochter, Eure alten Tage zu pflegen. Sie iſt ein himmliſches Weſen, werth eines Herzens das ſeine erſten Opfer ihr weiht — mein Herz, Mutter, iſt ein zerſtörter Altar den der Blitz traf — er iſt zerſchmettert! Wär' ſie mir begegnet in den Tagen der Ruhe, hätt' ich ſie willkommen geheißen und ſie Euch zugeführt, jetzt — verlangt von mir Blut und Leben, das iſt noch mein, ich gebe es willig, nur nichts von meinem Herzen, das iſt erſtorben, ſelbſt ſeiner Liebe erſtorben. Habt Ihr ein mütterliches Herz, ſo füllt meinen Becher nicht bis an den Rand. Aus Mutterhänden iſt der Wermuth, doppelt bitter, ſeyd menſchlich und laßt mich meinem Schickſale entgegen gehen, bald muß es ſich zur Ruhe geſtalten, zur Ruhe im Leben oder im Tode. Noch einmal ziehe ich von hinnen, kehre ich wieder, dann bleibe ich um Euch, hänge Schwert und Helm neben die ſchwarze Rüſtung des Vaters, und die Töne von Lorenzo Medicis Laute werden Euch dann wieder wie ſonſt in den Schlaf wiegen, und meine Lieder ſo ſanfter Euch entgegen tönen.

So ziehe mit Gott. Des Vaters Geiſt umſchwebe Dich! ſagte die Mutter: Kehre zurück und der Mutter Arm wird freudig Dich an ihre

Bruſt drücken, und wäre dieſer Augenblick der Augenblick des Todes.

Otto ſank vor ihr nieder, ihre Hand, ihre bebenden Lippen ſegneten den Sohn.

15.

Schon dämmerte es, als ein Reiter, nur von einem Diener begleitet, durch den Forſt kam, welcher an dem Fuße der Staufenburg ſich breitet. Immer ſchärfer mußten die Roſſe traben, und man ſah dem Reiter wohl an, daß Furcht oder Sehnſucht ihn trieben. Jetzt kamen ſie in's Freie; als kennten die Roſſe die Gegend und den geräumigen Stall, wo Ruhe und Futter ihrer wartete, ſo freudig wieherten ſie beim Anblick eines Meierhofes, der am Abhange des ſteilen Felſens lag. Dort angelangt ſprang der Reiter ab, gab dem Diener das Roß, warf den Mantel um und ſchritt einen ſteilen Fußpfad hinan, der ſich zwiſchen blühendem Schlehdorn und Wacholdergebüſch nach der Burg hinauf ſchlängelte.

Jetzt hatte er faſt den Gipfel des Berges und mit ihm die Mauern der Burg erreicht, als er in der Entfernung Geſang vernahm. Er trat näher. Auf einer Bank am Vorſprunghäuschen, da wo die Mutter Gottes in Stein gehauen in einer kleinen Blende zu ſehen war, ſaß ein alter Pilger mit grauem, lang herabhängenden Barte, ſein Stab ruhte neben ihm und ein freundlich lieblicher Knabe, der eben aus einer Kürbisflaſche einen Trunk, ſo wie es ſchien verſtohlen that, ſaß zu ſeinen Füßen. Eine Laute hatte der Alte im Arm, und ſchien mit ſicherer Hand die goldenen Saiten zu greifen.

Singt noch ein Liedchen, lieber alter Herr, ſagte der Knabe: es hat uns noch Niemand gehört, ſingt recht laut und ſtark, da oben müſſen ſie alle ſchlafen oder taub ſeyn. Ach, ſollten wir die Nacht hier zubringen müſſen, würde uns recht frieren, mich friert ſchon jetzt. Er trank noch einmal aus der Flaſche.

Der Reiter war indeſſen den Pilgern ſo nahe gekommen, daß er deutlich jedes Wort vernehmen konnte; ein Felsſtück verbarg ihn.

Nun ſingt, lieber Herr! wiederholte der

Knabe: ich leite Euch dann auch recht ſorgſam wieder hinunter auf den Meierhof, wenn die da oben uns nicht aufnehmen.

Der Alte griff in die Saiten und ſang mit lauter, männlicher Stimme:

An der Pforte ſteht das Alter,
ſchaut mit mattem Blick
nach des Lebens Dornenpfaden
wehmuthvoll zurück.
Klopft und bittet, daß man öffne,
ſchreitet dann hinaus,
und des Lebens mattes Lämpchen
löſcht der Pilger aus.

Auch die Jugend eilt mit Sehnen
oft dem Alter nach,
wenn die Liebe ſie betrogen
und das Herz ihr brach;
ſchreitet freudig durch die Pforte
nach dem fernen Land,
wo die Liebe Herz an Herzen
unzertrennlich band.

Walle, walle, junger Pilger,
walle hin zum Ziel!

unterdrücke deine Thränen
und dein Schmerzgefühl;
klopfe an die düſtre Pforte,
die das Leben ſchließt;
walle nach den Himmelsauen,
wo die Treu' entſprießt.

Stehſt ja einſam auf der Erde,
biſt geweiht dem Schmerz;
denn es drückte Dir die Roſe
nur den Dorn in's Herz.
Walle, walle, junger Pilger,
löſch Dein Lämpchen aus;
ſchreite durch die düſtre Pforte
muthig nur hinaus.

Der Alte ſchwieg und ſein Haupt ſank auf die Laute. Seht nur, lieber Herr, ſagte der Knabe: dort über dem Schloſſe kommt ſchon der Abendſtern herauf und da oben läßt ſich noch Niemand blicken. Seht nur, auch der Mond ſcheint ſchon dort durch die Bäume.

Kann ich ihn denn ſehen, thöriger Knabe? unterbrach ihn der Greis: Iſt meiner Augen Licht nicht verloſchen? — Dacht' ich doch nicht daran! erwiederte der Kleine: Aber gottlos iſt es doch, einem alten blinden Pilger, der von Jeruſalem kommt, wie Ihr mir erzählt habt, und der ſo ſchöne Liedlein ſingen kann, nicht einmal eine Herberge in ſtürmiſcher Nacht zu geben. Wär' ich ein Ritter, einen alten blinden Sänger hieß ich immer willkommen, und gäb' ihm Weizenbrod und einen Trunk Wein. Er wollte eben die Kürbisflaſche noch einmal anſetzen, als der Reitersmann hervortrat und mit einem barſchen: Guten Abend, was ſucht Ihr hier? den Knaben erſchreckte.

Ich dank' Euch, Herr, für den guten Abend und wünſch' Euch einen beſſern als mir bevorſteht, erwiederte der Pilger. Ein Nachtlager, fuhr der Alte fort: ein Abendeſſen und einen Tropfen Wein hoffen wir, da wir am Vorſprungshäuschen einer großen Burg ſitzen, wie mein Knabe mir ſagt; aber Niemand hört auf mein Lied, und ſtill iſt alles hier wie im Grabe.

Ihr ſeyd blind, Alter? fragte der Reiter.

Schon ſeit ich mich in Joppe einſchiffte — von Napolis hat mich mein Enkel, ein Jüngling in der Blüthe des Alters, bis nach dem Harz geleitet, da ſtarb er in Goslar. Es war ein frommer Jüngling, Gott möge ſeiner Seele gnädig ſeyn, und da nahm ich mir den Burſchen, der will mich nun bis zu meiner Heimath nach Roſtock im Mecklenburger Lande führen.

Nur Geduld, Alter! ſagte der Reiter: hier kann ich wohl helfen. Er nahm unter dem Mantel ein Hiſthorn hervor, ſtieß dreimal hinein, und ſchnell antwortete der Thurnwart von oben. Folgt mir nur, ſagte er zu dem Pilger: ich will Euch ſchon Einlaß und ein Nachtlager verſchaffen. Er ging voran bis an die Zugbrücke, der Alte folgte ſo ſchnell er konnte an der Hand des Knaben, der jetzt, als die Zugbrücke niedergelaſſen, das Fallgatter aufgezogen wurde und Bewaffnete heraustraten, leiſe dem Alten zurief: Seyd auf Eurer Huth, Herr, ich fürchte hier Böſes, der Reitersmann winkte den Reiſigen, die herauskamen, zeigte auf uns und gebot, wie es ſchien, durch Zeichen, ihn nicht zu verrathen.

Führe mich nur getroſt, ſagte der Alte: ich fürchte nichts — nur geſchwind.

Der Knabe ſchritt nun ermuthigt voran, ging keck über die Zugbrücke, grüßte gar freundlich die Reiſigen und wollte eben durch das Fallgatter in den Vorhof, als einer der Gewappneten ihn unſanft beim Arme faßte. Mit nichten, junger Burſche, hier herein gehet der Weg nicht. Thomas, rief er einem Reiſigen zu: führe den Jungen hinunter nach dem Meierhofe, ſie ſollen ihn gut verpflegen und an nichts Mangel leiden laſſen. Kommt, Alter, ſagte er zu dem Pilger: ich will des Knaben Stelle bei Euch vertreten, ſo lang Ihr hier auf der Burg ſeyd.

Folge Deinem Führer! ſagte der Pilger zu dem Knaben, faßte des Reiſigen Hand und ſchritt über den Burghof in das Schloß, wo ihn der Alte in ein Kämmerchen führte, ihn ſich zu ſetzen einlud, und Speiſe und Trank brachte.

Wohl mochte er ſo länger als eine Stunde geſeſſen haben, als der Alte wieder zurückkehrte und ihm zu folgen befahl. Er führte ihn eine hohe Treppe hinauf, über einen langen Gang hinweg. Eine Thür öffnete ſich, und der Reitersmann, der wahrſcheinlich der Herr der Burg war, hieß ihn willkommen.

Alter, ſagte er mit freundlicher Stimme zu ihm: nimm Deine Laute, ſpiel' und ſinge uns ein Lied. Der Pilger, der ſeit ſeinem Eintritt, wie die Blinden es zu thun pflegen, ſcharf aufgehorcht hatte, erwiederte: Gern würd' ich, lieber Herr, mein Saitenſpiel vor Euch ertönen laſſen, aber da wollte vorher meine zitternde Hand es ſtimmen, und die ſchönſte Saite ſprang. — Verzeiht, daß ich ohne Laute komme.

Nun ſo ſing' uns wenigſtens ein Liedchen, ſagte der Reiter, und: ſtill, ja ſtill, Liebchen! hörte der Pilger ihn leiſe zu Jemand ſagen, deſſen Kleid wie ein Frauenkleid rauſchte.

Wenn Ihr befehlt, lieber Herr, gern, denn es iſt Pflicht eines armen blinden Pilgers, für Nachtlager und Labung durch Sang und Lied zu zahlen, was der Seckel nicht vermag noch darf. Er ſang:

Ein Rittersmann ritt in Nacht und Graus
auf ſeinem wilden Rappen,
er jagte mit Eil zum Wald hinaus
ohn' Helm und Schild und Knappen;
und über Stock und über Stein
ging's in die dunkle Nacht hinein.

Nur munter, mein treues Dänenroß,
auf, fort mit Blitzesſchnelle!

dort drüben im finſtern, alten Schloß,
in ſtiller, einſamer Zelle,
da ſitzet im bleichen Mondenſchein
die holde Maid und harret mein.

Er trabte hinauf den ſteilen Berg,
jetzt hält er an der Pforte,
da kreiſchet vom Thurm der kleine Zwerg
die hohlen Schreckensworte:
Kehrt heim, kehrt heim! — Im Abendroth
umfaßte die Maid der kalte Tod.

Er wendet ſein Roß zum finſtern Wald,
da tritt auf ſeinen Wegen
die traurige, düſtere Luftgeſtalt
der Dirne ihm entgegen;
aus ihrem bleichen Grabgewand
ſtreckt winkend ſie die kalte Hand.

Ich folge Dir gern, Du holde Maid,
Du winkſt mir nicht vergebens,
Die Blüthen der Hoffnung ſind zerſtreut,
verwelkt der Kranz des Lebens.
Er ſprach's und ſinkt. — Der tiefe Schmerz
zerdrückt des Treuen treues Herz.

Der Pilger hörte jetzt, als er den Geſang beendet hatte, ein leiſes Schluchzen. — Ich dank

Euch

Euch, Alter, ſagte der Reiter: legt Euch zur Ruh, mein Diener wird Euch geleiten. Dieſer faßte ſchnell ſeine Hand und führte ihn wieder hinunter in ſein Kämmerchen. Hier rechts hat man Euch ein weiches Lager bereitet, ſagte er: ſoll ich Euch auskleiden?

Ich danke! erwiederte der Pilger freundlich: An die Dunkelheit im Leben gewöhnt, bedarf ich keiner Hülfe, ich tappe herum und will mich mit meinen Händen wohl finden. Muß noch ein langes Gebet zu meinem Schöpfer erheben, und dabei bin ich gern ungeſtört und allein. — Der Reiſige ging.

Kaum hatte dieſer die Kammer verlaſſen, ſo ſank der Pilger auf ſeine Kniee. Barmherziger Väter! Du haſt meinen Wunſch erhört. Dank Dir, Dank für Deine Gnade. Lange lag er ſo auf den Knieen in ſtille Andacht verſunken, dann warf er ſich auf ſein Lager und erwartete, ohne daß der Schlaf ſein müdes Auge ſchloß, den kommenden Morgen.

16.

Mit dem Aufgang der Sonne, die durch das kleine Bogenfenſter hindurchdrang, ſchallte Hörnergetös aus dem Thale herauf, und in der Burg ſelbſt ward alles lebendig, Rüden bellten, Hufſchlag von Roſſen vernahm man, die Zugbrücke raſſelte nieder, und deutlich hörte der Pilger, daß alles zur Jagd ausziehe.

Nicht lange nachdem es wieder ſtill geworden war, trat der Reiſige ein, der ihm geſtern von dem Kaſtellan der Burg zur Leitung gegeben war, bot ihm einen guten Morgen, ſetzte Einiges zum Imbiß auf den Tiſch, zerlegte ſorgſam das gebratene Wild, öffnete den Deckel der zinnernen Kanne, worin er ihm einen Morgentrunk gebracht hatte, und während der Blinde zulangte und ſich recht gut zu helfen wußte, erzählte ihm der Alte, wie alles mit dem Herrn Kaſtellan des Schloſſes zur Jagd ausgezogen ſey, und er bloß ſeinetwegen hätte daheim bleiben müſſen, nahm das Frühſtück wieder ab, wovon der Alte nun zur Genüge gegeſſen hatte, und ſagte im Weggehen, ſein Herr ließe ihn erſuchen, noch bis morgen hier zu bleiben, es ſolle ihm an nichts mangeln.

Nach einigen Stunden kehrte er wieder. Verzeiht, Pilger, begann er: haben da oben des Kaſtellans Mutter, eine alte, neugierige Frau, die gern von Paläſtina erzählen und Lieder ſingen hört; ſie läßt Euch erſuchen, zu ihr hinauf zu kommen und ihr ein recht fein Stückchen zu ſingen, muß aber von Minne d'rin ſeyn, ſonſt behagt's der Alten nicht. Kommt, folgt mir; gefällt Euer Lied, legt ſie Euch gern einen Zehrpfennig in den Seckel, doch darf der Herr es nicht erfahren, er liebt es nicht, daß die Alte noch ſo lüſtern nach Liedern und Mährchen iſt.

Raſch tappte der Pilger nach der dargereichten Hand und folgte dem Reiſigen. Tretet nur hier herein! ſagte dieſer, indem er eine Thür öffnete, ihn in ein Zimmer führte und einen Seſſel reichte.

Der Pilger ſaß ſchon eine Weile auf ſeinen Stab geſtützt und horchte, aber er vernahm nichts. Jetzt hörte er rauſchen, Tritte nahten ſich, und eine Stimme lieblich und melodiſch drang zu ihm und ſagte: Ihr zittert ja, alter Mann, iſt Euch nicht wohl?

Wohl, unausſprechlich wohl! erwiederte er mit Jugendfeuer.

So erzählt mir von Paläſtina, von Euren Wanderungen. Ich lebe hier ſo einſam, daß mir nun ſchon lange die Begebenheiten der Welt verborgen liegen.

Ach tröſtet Euch darüber, ſagte der Pilger: in der Welt iſt des Kummers mehr als der Freude. Manche gar ſonderbare Begebenheiten ereignen ſich da. Als ich zum Beiſpiel durch Ferrara, im Lande des Herzogs Alphons, zog, hatte ſich dort etwas gar Sonderbares ereignet; doch ehe ich die Erzählung beginnen kann, wenn Ihr anders ſie hören wollt, ſo muß ich um einen Trunk Wein bitten, der Saft der Reben löſ't meine Zunge.

Geh, ſagte die Dame zu einem Diener: hole einen Becher! — Und wie dieſer das Zimmer verlaſſen hatte, ſagte der Alte halb leiſe: Edle Matrone, beſſer wär' es, Ihr entferntet den Diener ganz und gar, es kommen in meiner Geſchichte gar ſonderbare Dinge vor, die nicht für Jedermanns Ohren paſſen. Ich bitt' Euch um Eurer ſelbſt. Indem trat der Diener ein, der Alte leerte den Becher nur halb und gab ihn dem Reiſigen zurück. — Geh nur, Curt, ſagte die Dame: ſorge für die daheim gebliebenen Roſſe, wenn ich Deiner bedarf, werde ich Dich ſchon rufen. — Der Diener zögerte. — Geh', ich befehle es Dir. — Curt ging. — Nun beginnt, Alter, jetzt ſind wir allein.

Sind wir auch ganz allein? fragte ſorgſam der Alte. — Es iſt Niemand hier, entgegnete die Dame: doch wozu das Geheimnißvolle? — Nun ſo hört:

In Ferrara am Hofe der Gemahlin des Herzogs Alphons, hob der Alte an: war ein Fräulein außerordentlicher Schönheit. Meiſterſänger feierten ſie in ihren Liedern und die Dichter fanden das Ideal ihrer Phantaſie in ihr übertroffen. In der Einſamkeit erzogen, hatte ſie ihr Herz einem Jüngling geſchenkt, der in ihr ſeines Lebens Glück, ſeinen ganzen Himmel fand. Am Hofe des Herzogs blühte dieſe Roſe üppig auf. — Alle Ritter, ſelbſt der Herzog buhlten um ſie, ſie vergaß den Jüngling, vergaß

Stand, Ehre, Tugend, mußte den Hof verlaſſen und ſtarb. — Doch nur zum Schein. Denn lebend tritt der Jüngling vor ſie, ihr noch einmal Lebewohl zu ſagen. Bart und Pilgergewand ſanken, Otto ſtand vor Eva, die ſchon von ſeiner Erzählung durchſchauert, jetzt kaum ihrer Sinne mächtig auf einen Seſſel ſank.

Eva! ſagte der Jüngling: ich komme nicht als ein ſtrafender Richter, nicht als ein läſtiger Mahner, nahe Euch nicht als ein Bittender. Ich konnte nicht leben, nicht ſterben, ohne die Gewißheit zu haben, daß Ihr lebt, ohne Euch noch einmal zu ſehen. Fürchtet nichts, mich trieb ein heiliges, frommes Verlangen her zu Euch, nicht zu Eurem Verderben ſchlich ich mich hier ein. Euer Geheimniß geht mit mir zu Grabe, keine Marter kann es mir erpreſſen. Glücklich fühle ich mich, daß ich Euch lebend weiß, glücklich, da dieſe Himmelsblume nicht verwelkt iſt, dieſe Engelgeſtalt noch im Lichte des Lebens wandelt. — Meine irdiſche Liebe war, ſeit Ihr mit dem Herzog an jenem Abend zu Wolfenbüttel im einſamen Zimmer ſpracht, dahin, meine heilige Liebe aber iſt unvergänglich.

Schlägt Euren Blick nicht vor mir nieder, hebt den Strahl Eures Auges nach mir auf, laßt mich noch einmal in ihm die entſchwundene Wonne ſehen, laßt ſie mich fühlen, ſie noch einmal genießen, und ſeyd nicht ſo grauſam, mir dieſen Wunſch zu verſagen.

Ja er iſt's, es iſt der Spiegel meines Glücks! rief er aus, als Eva ihr Auge nach ihm hob: Eine Paradieſeswelt ſchwimmt in dieſen feuchten Sternen, ein Himmelsleben glüht mir aus dieſem Strahl entgegen und durchſchauert mein halb erſtorbenes Herz. O ſenke, ſenke Deinen Blick, Engel, die Wonne könnte mich tödten! — Schließt euch, ihr Augen, ſchließt euch wieder! rief er und hüllte ſich in das Pilgergewand: denn der Anblick erſchüttert mich und mein Herz iſt ſchwach, meine Sinne ſchlummerten nur; ſie ſind erwacht; fort, fort von hier! — Er wollte hinaus.

Otto! rief Eva mit wehmüthiger, halb erſtickter Stimme: bleib, höre mich. Meiner Augen Gluth kann ja Dein reines Herz nicht mehr erwärmen. Eva von Trothe iſt —

Schweigt, o ſchweigt! unterbrach er ſie, ſich nach ihr wendend: Laßt mir mein Himmelsbild! raubt es mir nicht! — Seht! ich habe Muth Euch in das Auge zu ſchauen, Eure Zauberſtimme zu hören. Er trat zu ihr. Redet, Eva, und denkt Euer treueſter Freund ſtehe vor Euch.

Ich bin nicht glücklich! begann das Fräulein.

Nicht glücklich! rief der Jüngling: Nicht glücklich — und liebt?

Kann ich mich hier glücklich fühlen, Otto! Abgeſchieden von der Welt und ihrem lockenden Glanze, verlaſſen von allen die meinem Herzen nahe ſtanden, umgeben von Spähern und Wächtern, kann ich es? Und er, der mir dieſes öde Leben ausſchmücken, der mich tröſten könnte, er naht nur auf Augenblicke, und die Wonne des Wiederſehens liegt ſo nahe an den Schmerzen der Trennung, daß ſie mit ihrem zagenden Flügel kaum aufzuflattern wagt. Seine Liebe muß ich in meiner Bruſt verſchließen, darf ſie der Welt nicht verkünden, darf ihr nicht ſagen: Mein iſt der ritterliche Fürſt, mir gehört ſein Herz, mein ſind ſeine Thaten. — Seh' ich in den Spiegel, ſeh' ich das unglückvolle Geſchenk der Natur, ſeh' ich die lebenden Züge, ſo freut es mich nicht. Wer ſich ihrer, wer ſich Eva's erinnert, denkt ſie ſich verwelkt, vermodert. Grauſig iſt es mir, wenn ich mich unter den Lebenden als eine Todte herumwandeln ſehe, die längſt begraben ihnen und dem Leben nicht mehr angehört. — Seht mich nicht ſo traurig, ſo mitleidvoll an, Junkherr von Wehnden, ſeht lieber ernſt und ſtreng auf mich. — Die Todtgeglaubte bedarf keiner Thränen mehr, Leben bedarf ſie, das Leben der Welt.

Eva! ſagte nun der Jüngling, nachdem das Fräulein geſchwiegen und ihr erglühtes Auge bei den letzten Worten ſchnell zu Boden geſenkt hatte: Ihr liebt den Herzog nicht!

Ich liebte ihn nicht? rief ſie raſch.

Nein, Eva! Denn wär' ich mit Euch im finſtern Kerker, von Grabesnacht umgeben, Ihr ſchmücktet mir ihn zum Paradieſe, der Strahl Eurer Augen erhellte die Nacht. Ach ich wäre glücklich, ruht' ich nur auf Augenblicke an Eurer liebenden Bruſt. Doch ſtill, ſtill! weg, nur weg ihr lockenden Bilder, nehm' ich doch den Troſt mit mir, daß Otto, der verlaſſene Jüngling, in den Stunden der Einſamkeit wie eine freundliche Erſcheinung vor Euch tritt, wie ein geliebter Bruder, nach dem Ihr ſehnend das Auge wendet. — Eva drückte ihm ſchweigend die Hand. — Nun aber lebt wohl! keinen Tropfen Bitterkeit will ich in Euren Becher träufeln, und von hinnen eilen, damit ich meine Wonne ungetrübt mit mir nehme und der Zauber nicht vergehe.

Lange ruhte noch ſein Blick auf dem holden Mädchen, auch der ihrige traf ihn ſanft und freundlich, als ob er Troſt in dem Auge des Freundes ſuchen wollte, da faßte Otto mit Heftigkeit ihre Hand. Unglückliche, rief er: Du biſt nicht geſtorben und doch der Welt todt; Blume der Liebe, Du biſt nicht verwelkt, aber dufteſt verborgen; Sonne meines Lebens, Du gingſt nicht unter in Grabesnacht, und Deine Himmelſtrahlen leuchten und wärmen nicht mehr. Lebe wohl! Und — ſagte er nach kurzem Schweigen und ſein ganzes Herz lag auf ſeinen Lippen — bete, Eva, und preiſe Gott, daß Du ſchon hier büßen mußt für Deinen eitlen Wahn, darum wird Dir dort vergeben ſeyn; — leb' wohl! Gott ſtärke Dich!

Otto! rief das Fräulein und hielt den Wegeilenden zurück: Kehrſt Du nicht wieder zu Eva?

Nein, ich kehre nicht, was ſoll ich hier! Tröſten? — ach ich bedarf ja ſelbſt des Troſtes. — Ermahnen? Dein Schickſal mahnt Dich nur zu ernſt. — Mit Dir weinen? Die Todtgeglaubte, ſagteſt Du ja, bedarf keiner Thränen mehr, und das Leben, was ſie verlangt — kann der Sänger ihr nicht geben. — Deßhalb beſſer, ich kehre nicht wieder.

Und wenn ich Troſt in Deinem Anblicke fände, wenn Dein Erſcheinen mir die Verſicherung gäbe, Du verachteſt mich nicht; wenn Dein Kommen ein Sternblick in meiner öden, dunkeln Nacht wäre, kommſt Du auch dann nicht? — O nur noch einmal mahne Dein frommer Blick mich an die Reue, o! nur noch einmal wecke die Tage der Unſchuld in meiner beengten Bruſt, nur noch einmal!

Der Jüngling reichte ihr die Hand und drückte ſie innig. Ich werde kommen, weil es Euch tröſtet, noch einmal werde ich kommen. Lebt wohl! — Er wollte gehen, ſchon war die Thür geöffnet, da beſann er ſich ſchnell, trocknete das feuchte Auge und ſchloß es wieder. Ruft Euren Diener und befehlt ihm, daß er den blinden Pilger zurück nach dem Meierhof geleitet, wo mein Knabe meiner wartet.

Eva rief den Diener, und als ſeine Tritte auf dem Gange ſchallten, ſagte Otto mit gepreßter Stimme: Friede Eurem Herzen, Heil Eurer Seele, Vergebung dort, wie hier!

Der Diener geleitete ihn hinunter. Der Knabe freute ſich, ſeinen alten blinden Herrn wieder zu ſehen, und als ſie durch den Staufenburger Forſt gingen, Hörnerruf und Rüdengebell rings um ſie ſchallte, in weiter Ferne der Herzog mit ſeinem Gefolge über den Weg den flüchtigen Hirſch verfolgend ſprengte und der Knabe dem Blinden dieß alles erzählte, ſagte dieſer leiſe für ſich: Das Schickſal hält ja auch ſeine Jagd mit uns. Nur fort, fort!

17.

Wochen waren wieder vergangen, ſeit Otto auf dem Geiersberg hauſ'te, ſtill lebte er dort und ſchien beruhigt. Mit ſeinem Herzen hatte er abgeſchloſſen, nur mit ſich nicht und ſeinem Leben. Daß er nicht immer unthätig auf ſeiner Burg bleiben könne, daß ihn ſein Beruf hinaustrieb in die Welt, mit Schwert oder Geſang ſich Ruhm zu erwerben, fühlte er wohl; denn ſelbſt ſeine Laute, dieſer treue Freund, ruhte, ſeitdem er auf der Staufenburg geweſen, unter den Reſten der längſt entblätterten Roſe, die ihm Eva in Wolfenbüttel gegeben, und zu keinem Liede hatte ſie ſeitdem getönt. Deßhalb ſchien er heitrer als er war, er ſchien beruhigt, weil er nur noch einen Wunſch hatte, und dieſen vor ſich ſelbſt nicht einmal laut werden laſſen wollte. — Aber ſein Inneres wurde oft von Sehnſucht fortgezogen, doch ohne Ziel, er wußte nicht wohin, und ſo war er bei der Mutter ſtill und heiter; ſchwermuthvoll und wehmüthig, war er allein.

Eines Tages ſaß er ſtill nachdenkend bei dieſer, die ihn ſchon lange aufmerkſam beobachtet hatte. Du biſt mit Dir unzufrieden, mein Sohn! ſagte ſie zu ihm: Du glaubſt, in Deiner Bruſt ruhten keine Wünſche verborgen und ſie verſchließt deren ſo manchen.

Ja, Mutter! rief er aufſpringend: Es ruhen ſo manche hier in meiner Bruſt. Kommt, begleitet mich. Er ergriff ihre Hand und führte ſie in den Rüſtſaal, wo die aufgehangenen Waffen ſeiner Ahnen ihre Thaten zurückriefen und zu ähnlichen mahnten. Vor des Vaters Rüſtung blieb er ſtehen. Hier, ſagte er, auf ſelbige zeigend: hier iſt das Ziel meiner Wünſche, hier, wo das Schwert in der Scheide roſtet und der Helmbuſch beſtaubt herabnickt, hier findet mein Herz die Ruhe — unter dem Panzer, Mutter, iſt es ſanfter gebettet als wenn es die Laute mit ſeinem heftigen Klopfen bewegt! — Ja, mein Sohn! rief die Mutter: zieh aus zu ritterlichen Thaten, vergiß ein flatterhaftes Weſen, das der Himmel Dir zur Qual ſo lieblich ſchuf, vergiß es, und wenn Du mit Ruhm und Ehre bedeckt zurückkehrſt, dann wirb um Margarethe von der Aſſeburg, führe ſie heim und ſchmücke den Kranz Deines Lebens mit dieſer ſtill beſcheidenen Blume, Dir und mir zur Freude.

Ohne die Mutter zu unterbrechen, hatte

Otto ſie theilnehmend angehört. Jetzt ſah er freundlich lächelnd auf die Matrone, welcher der Himmel in ſeinen Augen geöffnet zu ſeyn ſchien. Mutter, ſagte er mit Herzlichkeit: Ihr glaubt ich könne Eva vergeſſen. Nein, Mutter, das kann ich nicht! Aber in Kampf und Schlacht will ich ziehen, in den Strudel des Lebens mich werfen, denn dort finde ich wohl den einzigen Wunſch erfüllt, den einzigen, der noch meiner wunden Bruſt entquillt. Des Vaters Rüſtung ſoll mich zieren, ſeine Thaten mich ſpornen, ſein Tod auch der meine ſeyn! Er nahm die beſtaubte Rüſtung herab und betrachtete die Oeffnung am Bruſtharniſch, wo die tückiſche Kugel des Vaters Herz getroffen hatte. Auch hier treffe mich des Todes Geſchoß und dann iſt Ruhe! ſagte er ernſt.

Das wolle Gott nicht! rief die Mutter: Doch des Herrn Wille geſchehe! — Sie ſank an des Sohnes Bruſt und drückte ihn heftig an ſich. Zieh hin, mein Sohn, beſſer ein ehrenvoller Tod als ein ſieches, thatenloſes, qualvolles Leben!

Otto reichte ihr bejahend die Rechte und ging, die Rüſtung mit ſich nehmend, in ſein Gemach. Doch des Vaters Schwert ließ er im Rüſtſaal zurück, er bedurfte deſſen nicht. Das Schwert, zum Preis aus Eva's Hand empfangen, ſollte ihn zum Kampf begleiten. Wie er nun die Rüſtung ordnete, den grün und weißen Helmbuſch ſäuberte, fiel ſein Blick auf die einſam hängende Laute, und zum erſtenmal ſeit langer Zeit ergriff ihn wieder der Geiſt der Dichtung, welcher, dem Sänger die trüben Augenblicke des Lebens zu wonnigen weihend, mit Flammengluth begeiſtert. Komm, ſagte er: komm, Du lang vergeſſener Freund, auch beim Klirren der Waffen will ich Dein gedenken; komm und töne was in meinem Innerſten glüht, locke die Schmerzen aus meiner Bruſt, daß ſie auf den Schwingungen Deiner Saiten dahin ſchweben. Er nahm die Laute, warf ſie über ſeine Schulter und griff einzelne Akkorde. Du verſtimmeſt nicht ſo leicht wie mein Gemüth, rief er lächelnd: komm, begleite mich zu meinem Lieblingplätzchen und zaubere dort noch einmal mit Deinen ſanften Tönen den holden Jugendtraum des Sängers zurück, noch einmal, dann fort von hier in den Kampf! Er wanderte den Berg hinunter nach dem Lieblingsplätzchen im Thal.

Eine warme Luft athmete ihm hier aus der Tiefe entgegen, die Gluth des heißen Tages, in Nebeldunſt aufgelöſ't, hatte ſich vor die Strahlen der ſcheidenden Sonne gezogen. Wie ein Gluthmeer wogte es zwiſchen dem hohen, das Thal bekränzenden Eichwald, nur hie und da drang ein Strahl der Abendſonne hindurch und zog einen Lichtſtreif durch den dämmernden Schleier. Jetzt traf ein ſolcher Strahl den rauſchenden Bergquell, der, wie Millionen funkelnde Sterne von dem grau bemooſ'ten Geſtein herabrollend, ſich mit ſeinen glühenden Tropfen in das weite Bette ſenkte, und dann wie ein Feuerſtreif durch blumige Wieſen ſich zog. Rehe traten aus dem Walde in's Thal, Labung am Quelle ſuchend, ein Steinadler ſchwebte in weiten Kreiſen über den Bäumen und das Birkhuhn flatterte von Zweig zu Zweig. Otto ſtand dem Waſſerfalle gegenüber auf einem Felsgeſtein, Staunen ergriff ihn bei dieſem herrlichen Anblick. Die Stille des Abends, das Rauſchen des Waſſerfalles, das Plätſchern des Quells, das Schlagen der Flügel des königlichen Adlers, der immer tiefer und tiefer ſich ſenkte, das alles ſtimmte ſeine Seele erhaben. Seine Phantaſie ſchuf ihm magiſche Bilder, doch vor allen ſchwebte Eva's Bild herrlich und ſtrahlend hervor. Da griff er in die Saiten der Laute, Sehnſucht ſtrömte aus ſeinen Augen, ſtrömte aus den goldenen Saiten. Das flüchtige Reh horchte bei ihren Tönen auf, das Birkhuhn flatterte in die Höhe und flog tiefer in den Wald hinein, der Bergquell ſchied nur leiſe murmelnd von den Tönen der Sehnſucht, nur der Adler ſchwebte unbekümmert in ſeinen Kreiſen fort.

So ſtand der bleiche Sänger, das Auge nach den Schwingen des Adlers gewendet, nach der Himmelsgegend gerichtet, wo die Staufenburg lag. Sehnſucht, unausſprechliche Sehnſucht ergriff ihn. Hinunter hätte er ſich mit dem Waſſer ſtürzen, mit dem Bache dahin fließen, mit den Flügeln des Adlers ſich aufſchwingen mögen, um zu ihr zu fließen, zu ihr zu ſchweben. Doch nur das Lied vermochte ſeine Sehnſucht zu beſchwingen; er ſang:

Ach die Sehnſucht iſt dem Schwane gleich,
der auf ſeinem weißen Flaumgefieder
durch der Lüfte ſanft durchſchifftes Reich
kehret nach der lieben Heimath wieder.

Ach die Sehnſucht, biſt Du von mir fern,
zieht mich hin zu Dir durch Zeit und Räume.
Immer nur nach einem holden Stern
blick ich auf, wenn ich dann wachend träume.

Doch der Stern blickt nicht auf mich herab,
ungeſtillet bleibt des Buſens Sehnen,
denn der Abend gräbt der Hoffnung Grab,
und ich netz' es dann mit meinen Thränen.

Warum läßt Du Sehnſucht ungeſtillt,
warum Hoffnung troſtlos mir verſchwinden?
Zeige Dich, Du liebes Engelbild,
Hoffnung, Sehnſucht, feſt an mich zu binden.

Aber ſchweig, Du ungenügſam Herz,
haſt Du Deinen Himmel nicht gefunden?
Schwindet nicht der Trennung herber Schmerz
in des Wiederſehens ſchönen Stunden? —

Er ſchwieg, die Laute ruhte in ſeinem Arme. Noch immer kreiſ'te beuteſuchend der Adler über ihm, noch immer rauſchte der Waſſerfall, plätſcherte der Quell zu ſeinen Füßen. Schwinge deine Flügel nur immer über mir, königlicher Aar! rief er jetzt: fahr' herab auf die zitternde Beute, führe ſie hinauf in dein Felſenneſt; was kümmert es mich; biſt du doch kein Geier, der aus ſeiner Bruſt das Herz, das glühende, liebende Herz mit ſeinen Qualen mir reißen könnte; das gehört mir und meinem Schickſal!

Wild griff er in die Saiten, Unmuth umzog ſeine Stirn, doch der letzte Blick der ſcheidenden Sonne traf ſein düſteres Auge. Leb' wohl, rief er ihr zu: hier gehſt Du mir nicht mehr unter — dort mir nicht mehr auf. Und als ſie das Strahlenhaupt hinter dem Waldgipfel verborgen hatte und der bleiche Wiederſchein nur noch wie zum Abſchiedgruß aus der Dämmerung hervorbrach, warf er noch einen Blick auf den ſchäumenden Waſſerfall, ſah er noch einmal nach dem kreiſenden Adler; auch er war der Sonne zur Ruhe gefolgt. —

Schon am andern Morgen ordnete er alles zur Abreiſe. Ein Zug, den der Herzog Heinrich nach Thüringen gegen die aufrühriſchen Bauern unter Thomas Münzer vorhatte, gab ihm ein weites Feld, ſeinen Muth zu erproben — nach Oſterode wollte er ziehen. Doch als die Mutter ihn ſo ſchnell zur Abreiſe bereit ſah, bat ſie, noch einige Tage bei ihr zu verweilen, denn Margarethe von der Aſſeburg habe ſie herbeſchieden, ihr müſſe er Lebewohl ſagen und nicht kalt und herzlos ein Band zerreißen, welches die Freundſchaft um beide geſchlungen habe. Otto verſprach es und verweilte noch, ob ihn gleich eine quälende Unruhe von dem Geiersberge zu treiben ſchien.

Nach zwei Tagen erſchien Margarethe, nicht wenig überraſcht Otto hier zu finden, den ſie immer noch auf ſeinen Wanderungen begriffen glaubte. Herzlich empfing ſie dieſer, zutraulicher als je nahte er ihr; es ſchien, als habe die Entfernung die Herzen näher gebracht, und hoffnungvoll ſah die Mutter auf die beiden ihr ſo theuren Menſchen.

Aber je inniger ſich Otto dem Fräulein näherte, deſto ſtiller, zurückhaltender wurde dieſe, ſie fühlte wohl, welcher Quelle Otto's herzliches Betragen entſpringe, ſie fühlte wohl, daß der Bruder ſich der Schweſter unbefangen näherte, und ſie täuſchte ſich nicht.

Margarethe! ſagte der Jüngling am Abend vor ſeiner Abreiſe: Der Mutter Wunſch und einer Mahnung meines Herzens folgend, ziehe ich zu dem Heerhaufen, den der Herzog bei Oſterode ſammelt. Mein Schickſal liegt in Gottes Hand; ob ich heimkehren werde weiß ich nicht, ich ahne, daß dieß Lebewohl für die Ewigkeit iſt, darum, Margarethe, übergebe ich Euch die Mutter. Erſetzt ihr, was ſie an mir gethan, und drückt ihr die müden Augen zu. — Mir aber, wo ich auch falle, gönnt ein Plätzchen in der Ruheſtätte meiner Väter, dort nur ſchläft es ſich wohl. — Und nun ſagte er bewegter: Ich danke Euch, Margarethe, für das Mitgefühl was Ihr mir ſchenktet, es war dem Unglücklichen ein freundlicher Stern in der Nacht; ich danke Euch. Gern möcht' ich Euch lohnen, doch ich habe nichts was mein iſt, als fromme Wünſche und eine freundliche Erinnerung an Euch, die ſelbſt in der Todesſtunde mich nicht verlaſſen wird. Wenn die Sonne morgen über jene Berge ſteigt, bin ich weit von hier — ohne den Segen der Mutter empfangen zu haben, beginn ich meine Wallfahrt; ich weiß ja, ihr Segen begleitet mich überall. Tröſtet und bittet ſie daß ſie mir verzeihe, wenn ich ohne ihr Lebewohl zu ſagen von hinnen ging.

Otto! rief Margarethe, ihre Arme hoben ſich, doch bald ſanken ſie wieder, ſie preßte das Gefühl in ihre Bruſt zurück. Aber als er ſie ſanft umfing, als er leiſe den Abſchiedkuß auf ihre Lippen hauchte, da ſchlang ſie die Arme feſt um ihn. Leb wohl, Otto! rief ſie: Gott ſey mit Dir! und bewußtlos ruhte ſie an ſeiner Bruſt.

18.

Als am Abend der Meier des herzoglichen Hofes die Staufenburg, wohin er allerlei Lebensmittel gebracht hatte, wieder verließ, und der Schloßvoigt die Pforte öffnete, fanden ſie einen alten blinden Pilger verlaſſen und allein auf einem Stein ſitzend. Es war derſelbe, der ſchon vor einigen Wochen auf der Burg geweſen; ſie erkannten ihn gleich, nahten ſich ihm freundlich, und erfuhren, daß ſein dienender Knabe ihn nach manchem nutzloſen Hin- und Herziehen hieher gebracht und ihn hier böslich verlaſſen habe. Er bat, man möchte ihm doch aus Barmherzigkeit Obdach geben, denn er ſey ſo ermüdet, daß er, ſelbſt von einem Führer unterſtützt, nicht weiter könne. Der Voigt verſprach deßhalb Befehle einzuholen, kehrte zurück in die Burg und kam mit der frohen Nachricht wieder, daß er ihm folgen dürfe. Der nämliche Diener, der ſchon das erſte Mal ſein Führer geweſen war, kam mit dem Voigt auch heute, ihn zu geleiten.

Man wies ihm das ſchon einmal bewohnte Kämmerchen an, doch nicht lange war er hier, als der Diener eintrat und ihn wie damals beſchied, zu der alten Mutter des Kaſtellans zu kommen, die ſich ſeiner Ankunft freue. Mit klopfendem Herzen folgte ihm Otto. Der Gedanke, es ſey das letzte Mal daß er Eva ſehen ſolle, ergriff ihn mächtig, es war ihm als ob er heute ſich von allem trennen müßte, als ob er mit dem letzten Blick den er auf ſie werfe auch das Auge ſchließen müſſe für alles.

Er folgte dem Diener auf dem ihm noch wohlbekannten Wege, und als die Thüre ſich öffnete, er die ſüße Stimme Eva's hörte, die dem Reiſigen befahl ſich zu entfernen, als ſie ihm mit ihren Zaubertönen zurief: Otto, wir ſind allein! er die Augen aufſchlug und ſie vor ihm ſtand, herrlich und ſchön, da war es ihm als ob ſeines Lebens ganze Wonne ſich in dieſem Augenblicke vereint, alles Glück was er noch zu genießen habe in dieſem Augenblick über ihn ausſtröme, als ob er ſeines Lebens letzte Neige ſchlürfe. — Begeiſtert blickte er auf ſie, die erröthend freundlich auch ihn anſchaute.

Endlich fand ſeine Empfindung Worte. Verzeiht, Fräulein, ſagte er: verzeiht, daß ich mich Euch noch einmal nahe, es iſt das letzte Mal. Ich ziehe mit dem Herzog nach Thüringen, nicht um Ruhm oder Gold mir zu erwerben. In ſeine Nähe von meinem gequälten Herzen getrieben, ſuche ich auf dem Kampfplatz die Ruhe, den Tod! Aber ohne Euch noch einmal geſehen zu haben, wollte ich nicht vom Leben ſcheiden.

Ich dank' Euch, entgegnete Eva bewegt. Otto! fuhr ſie nach einer Pauſe fort: nicht mit dem Lebewohl, das Ihr mir ſagt, ſcheidet Ihr verſöhnt von mir?

Ihr habt mir weh gethan, ſehr wehe, erwiederte Otto: als Ihr mich ſchonungslos aus meinen Träumen wecktet, aber ich habe nicht auf Euch gezürnt. Ach die Wunden, wenn Liebe ſie ſchlägt, brennen, aber ſie bleiben der Verſöhnung offen und wahre Liebe kennt ſelbſt in ihren Qualen nicht Zorn, nicht Rache. Für Euch habe ich gebetet und den Frieden und das Glück Eurem Herzen gewünſcht, das mir ſelbſt nicht zu Theil wurde. Ich habe Euch betrauert, mehr noch als mich ſelbſt.

Und Ihr thatet Recht, ich dank' es Euch! unterbrach ihn Eva: Ich bedarf des Mitleids und eines frommen Gebetes. Denn ſchmückt auch die Liebe mir mit kurzen Augenblicken das Leben, foltert mich die Schuld, und die Sehnſucht nach den vergangenen glücklichen Stunden ergreift mich oft und entführt auf ihren Schwingen den Hauch der Wonne, der noch zuweilen, die glühende Stirn mir zu kühlen, mich umweht.

Ergreift Euch zuweilen die Sehnſucht nach jenen Frühlingtagen? rief Otto glühend: Treten ſie noch zuweilen vor Euch mit ihrem lieblichen Schimmer, und ſchwebt dann vielleicht mein Bild, mein leidendes Bild an Euch vorüber und Ihr zürnt mir nicht, und winkt mir freundlich zu, wie einem alten lieben Bekannten?

Oft, Otto!

So lohn' Euch Gott, daß Ihr meiner noch mit Liebe gedenkt.

Eurer und Eures treuen Herzens gedenke ich oft. Ja, ich will es Euch geſtehen, oft wünſche ich, es wäre noch alles ſo wie es auf dem Falkenſtein war; die Tage der Unſchuld ſind dem Herzen friedliche Boten, die Tage der Luſt ſtürmiſche Mahner.

Da tönte dreimal der Ruf eines Hiſthorns. Gerechter Gott! rief Eva: der Herzog kommt. Wohin Dich verbergen, armer Otto, wohin Dich vor ſeinem Zorne verbergen?

Laßt mich hier, Fräulein! ſagte der Jüngling mit Ruhe, doch überzog bei dem Gedanken an Herzog Heinrich eine flüchtige Röthe ſein Geſicht: Erkennt mich der Herzog unter dieſem Pilgergewand nicht, dann wandre ich weiter und meine neue Laufbahn beginnt. Erkennt er mich, dann tritt ihm ein reines Gewiſſen entgegen. — Ich bleibe hier, ich ſcheue ihn nicht. — Er ſetzte ſich auf einen Seſſel an die Thür, und als er den Herzog hörte, ſchloß er die Augen.

Das Zimmer wurde geöffnet, der Herzog trat ein; verlegen ging Eva ihm entgegen und vermochte nicht ihre Aengſtlichkeit zu unterdrükken. Wie, Eva! ſagte der Herzog, ſie in ſeine Arme ſchließend: Du kommſt mir hier erſt entgegen, empfängſt mich hier ſo kalt, und — ſein Auge traf Otto — in Geſellſchaft?

Der blinde Pilger, den Ihr kennt, mein gnädiger Herr.

Seine bleichen Wangen ſcheinen heute geröthet, unterbrach ſie der Herzog, und ſein Auge traf bald Eva, bald den Pilger, auf den er jetzt raſch zutrat. Zeigt mir Eure Laute, Alter! ſagte der Herzog entrüſtet, ſie ihm aus der Hand reißend: Wie kommt Ihr zu der Laute, die meine Gemahlin dem Junkherr von Wehnden verehrte?

Auf rechtliche Weiſe, erwiederte Otto, während des Herzogs Augen Eva zu durchbohren ſchienen.

Du lügſt, Gaukler! rief der Herzog zornig.

Ich bin kein Gaukler, gnädiger Herr! erwiederte der Jüngling entrüſtet und warf Pilgermantel und Bart ab: Ich bin Otto von Wehnden, der das erſte Mal herkam die Todtgeglaubte zu ſuchen — und heute —

Da zog der Herzog das Schwert, doch Eva warf ſich an ſeine Bruſt und hielt den aufgehobenen Arm zurück. Um Gotteswillen, Herr! rief ſie, ihn krampfhaft umſchlingend: füllt das Maß meiner Leiden nicht noch mehr, ſchont den Unſchuldigen.

Der Herzog wollte ſie zurückſtoßen, doch ſie hielt ihn feſt umſchlungen, er vermochte es nicht. Nein, mein Geliebter, rief ſie: nur durch meine Bruſt geht der Weg zu ſeinem Herzen. Ich bitte, ich beſchwöre Dich, wirf Dein Schwert weg und höre mich an.

Rede! rief der Herzog, doch das Schwert blieb in ſeiner Fauſt.

Mein Heinrich! bat die Zitternde: gib mir Dein Schwert, damit, wenn Dein Zorn die Macht über Dein edles Herz gewinnt, Du keine ungerechte That begehſt; gib es mir, und dann halte Gericht über uns.

Und verdammt mich, wenn Ihr es vermögt, ſagte Otto, der bisher mit ruhigem Ernſte vor dem Herzog geſtanden und ſein Schickſal muthig erwartet hatte.

Der Herzog blickte auf den Jüngling, ſein heitres, unſchuldvolles Auge traf und ergriff ihn; er ſteckte das Schwert in die Scheide. — Stehe mir Rede; ſagte er zu Otto: mein fürſtliches Wort, daß jetzt Dein Blut nicht fließen ſoll. Was willſt Du hier, in welcher Abſicht biſt Du auf der Staufenburg?

Noch einmal Eva zu ſehen, dann nach Oſterode zu ziehen, wohin Ihr Eure Mannen beſchieden. Ihr Lebewohl zu ſagen für immer.

Und wer verrieth Dir, daß ſie hier lebe?

Meine Sehnſucht, ſie noch einmal auch im Tode zu ſehen, trieb mich nach Gandersheim in die Kirche der Kapuziner. Ich öffnete bei Nacht ihren Sarg und fand das Marienbild ſtatt ihrer.

Ah! unterbrach ihn der Herzog: nun wird mir der Argwohn meiner Gemahlin klar.

Ich ſchwieg, gnädiger Herr, meine Lippen haben das Geheimniß nicht verrathen. Sollte ich die todt geglaubte Geliebte entehrt zum Leben wecken?

Knabe! rief der Herzog drohend.

Ja, gnädiger Herr, ehe ich die Schande Eva's von Trothe verkündigte, eher hätte ich tauſendfachen Tod erlitten.

Nun weiter, weiter! ſagte der Herzog immer noch heftig.

Lange ſuchte ich ſie auf Euern Schlöſſern, denn nur in Eurer Gewalt konnte ſie ſeyn, da führtet Ihr mich ſelbſt auf die Staufenburg ein. — Ich hörte ihre Stimme —

Und warum verließeſt Du das Schloß ſo ſchnell? fragte der Herzog.

Ich hatte ſie geſehen, ſie geſprochen. Ich war gewiß, ſie lebe, was ſollt' ich mehr, was ſollt' ich hier?

Und das verſchwiegſt Du mir, Eva? ſagte

der Herzog, ſich mit glühendem Blick zu ihr wendend.

Was konnte es Euch nützen, gnädiger Herr, wenn ich es Euch berichtet hätte, erwiederte Eva ſchmeichelnd: Ihr hättet Otto's Verſchwiegenheit nicht getraut, hättet für Euer Geheimniß gezittert.

Und darf ich ſeiner Verſchwiegenheit vertrauen? Wer bürgt mir dafür, daß ſeine thörige Liebe, daß ſeine Eiferſucht ihn nicht verleite.

Mein Wort, gnädiger Herr, ſagte Otto raſch: und mein Herz. Mein Wort brach ich noch nie, und mein Herz könnte nie Eva von Trothe verrathen. Auch habt Ihr von meiner Liebe nichts zu fürchten, ſchon lange hofft und erwartet ſie nichts mehr, und mit der irdiſchen Liebe ſchwand auch die Eiferſucht.

Nun ſo geh, Otto von Wehnden! ſagte der Herzog nach einigem Nachdenken: Vergiß nicht Dein gegebenes Wort, aber vergiß Eva! Denn, rief er jetzt drohend: fänd ich Dich noch einmal hier, ließ ich Dich von den Zinnen des Oſtthurmes hinabſtürzen. — In Oſterode ſehen wir uns.

Ich gehorche, Herr! begann Otto, ſich vor dem Herzog verneigend: Ich hätte auch ohne Euer Verbot die Staufenburg nie wieder betreten, denn meine Sehnſucht war geſtillt, ich am Ziele meiner Wünſche. Er nahte ſich Eva, die im Ausbruch ihres Dankes den Herzog umſchlungen hielt. Lebt wohl, Eva! ſagte er gerührt: Betet zu Gott, daß er Euch den Frieden des Herzens ſchenke. Sucht in der ſtillen Liebe, in der Einſamkeit Eures Lebens Glück, nicht im Geräuſche des Hofes, nicht in den Wünſchen der Eitelkeit. Ewig todt dem Auge der Welt, erſteht nur jenſeit.

Er neigte ſich vor dem Herzog und wollte gehen. Otto! rief dieſer: zieh nicht ſo ernſt von der Freundin Deiner Jugend, geh verſöhnt von ihr, Du biſt ein edler, braver Mann, ich erlaube, ich gönne Dir den Scheidekuß.

Verſöhnt war ich längſt! rief der Jüngling unmuthig: Nach einem Kuß, den Liebe nicht der Liebe gibt, gelüſtet mich nicht. Lebt wohl, und bleibt mir auch ferner ein gnädiger Herr. — Er neigte ſich und ging.

19.

Schon war es Nacht, als Otto bei der Köhlerhütte am Staufenburger Forſte, wo er Schwert und Helm und ſein treues Roß zurückgelaſſen hatte, anlangte. Er trat in die Hütte, warf ſich auf das für ihn bereitete ärmliche Lager, wollte ruhen und konnte nicht. Der Schlaf floh ſein Auge, da warf er den Pilgermantel ab, hing ſein Schwert mit Eva's Wehrgehenk über die Schulter, ſetzte den Helm auf, beſtieg ſein Roß und trabte in Gedanken verſunken, auf der Straße nach Oſterode, wo er die beiden Knechte zurückgelaſſen hatte, ſeinem Schickſal entgegen.

So war es das Letztemal, ſagte er vor ſich hin, und nie ſehe ich ſie wieder. Nie ſollen meine Augen die herrliche Geſtalt, das ſeelenvolle Auge wieder erblicken, und nun hätte ich wirklich von allem Lebensglück Abſchied genommen, und die Schwingen meiner Sehnſucht wären gelähmt, ihr Flug zu Ende? Nein, nein! rief er plötzlich, als er die Morgenröthe hinter den hohen Bergen hervortreten und die Gegenſtände um ſich her aus der Nacht in die Dämmerung übergehen ſah. So wie du, goldene Sonne, wieder aufgehend mit deinen Strahlen die ſchlummernde Erde zu neuem Leben weckſt, ſo wird auch ſie meinen Blicken wieder erſcheinen und die ſchlummernde Sehnſucht erwecken. — Da hörte er hinter ſich Hufſchlag. Er wendete ſich. Einen Reiſigen mit mehreren Knechten ſah er, die eiligſt aus dem Forſte auf dem nämlichen Wege heran ſprengten, auf dem er ruhig fort trabte. Sich nicht um ſie bekümmernd, zog er weiter, und zürnte im Stillen, daß ſie das liebliche Bild verwiſcht und ihn in ſeinen Träumen geſtört hätten. Doch jetzt rief einer der Kommenden, der ſchon dicht hinter ihm war: Halt! Junkherr von Wehnden, halt!

Otto hielt ſein Roß an. Was iſt Euer Begehr? fragte er.

Ich fordre Euch im Namen unſeres Herrn von Braunſchweig auf, ſagte der Reiter: mir nach der Staufenburg zu folgen.

Und was ſoll ich dort?

Uns Bürgſchaft in leidlicher Haft geben, daß Ihr verſchwiegen ſeyd; denn es wäre wohl thörig, wenn der Herzog einem ſolchen jungen Fant, wie Ihr, ſein Geheimniß überließ, das iſt beſſer zwiſchen vier Mauern als in der Bruſt eines Minneſängers verwahrt. Dieß war der Rath, den ich unſerm Herrn gab, und er ſchickt mich mit vier Knechten, Euch zurückzuführen in Güte oder mit Gewalt. D'rum zaudert nicht länger und laßt Euer Schwert in der Scheide ruhen, die Herren Meiſterſänger verſtehen mit ſolchen Dingen nicht umzugehen.

Ob ich es verſtehe? rief Otto: Da nimm! Er führte einen heftigen Streich auf des Voigts Pickelhaube, und ſchrammte ihm den linken Arm. Doch kaum ſahen die Reiſigen ihren Führer bluten, als ſie Otto umringten. Aber das Schwert, was ſein Lied ihm errungen, verließ den Meiſterſänger nicht, wacker hieb er um ſich, denn wo Erfahrung und die Kunſt fehlte, trat Verzweiflung an ihre Stelle. In leidlicher Haft? rief er: unten im Burgverließ! — davor ſchütze mich mein Schwert; eher das Leben als die Freiheit verloren! — Schon lagen drei Knechte blutend neben ihm, ſchon ſprengte ſein Roß durch die andern hindurch nach dem nahe gelegenen Wald, da ſauſ'te ein Bolzen durch die Luft und traf des Jünglings Schulter — er ſank.

Habt es nicht anders gewollt, ſagte der Voigt, der zu ihm trat: thut mir leid um Euer junges Leben, und wird auch gewiß unſerm Herrn leid thun. Er ließ ihn auf ſein Pferd heben, und zog mit ihm langſam der Staufenburg zu. — Otto ſagte indeſſen kein Wort, ſeine Wunden bluteten heftig, doch am meiſten ſchmerzte ihn die Wunde in der Bruſt. Er ſah nur mit Sehnſucht im Blick nach den Thürmen der Staufenburg, die jetzt im Morgenroth erglänzten. Endlich, da ſie an den Fuß des Berges gelangten, bat er ſeinen Führer, die Roſſe anzutreiben. Damit ich ſie nur noch einmal ſehe, ehe der Tod meine Augen ſchließt! ſagte er leiſe, und ertrug mit heiterem Geſicht die immer ſich mehrenden Schmerzen.

Jetzt zogen ſie in den Schloßhof ein. Der Herzog kam ihnen entgegen, und als er des Jünglings gebrochenes Auge ſah, hob er den Blick gen Himmel. Vergib mir, Gott! rief er: das wollte ich nicht!

Zu ihr! ſtammelte Otto.

Bringt ihn hinauf, rief der Herzog: in mein Gemach und ruft den Arzt, vielleicht iſt noch Hülfe möglich. Otto ſchüttelte verneinend, und als er in des Herzogs Zimmer auf ein Ruhebett gebracht, der Herzog ſelbſt ſein bleiches Haupt auf ein Kiſſen gelegt und das ſtrömende Blut zu ſtillen verſucht hatte, öffnete ſich die Thür, und Eva ſtürzte herein. Sie ſank neben des Jünglings Lager nieder.

Ein heitres Lächeln umzog bei ihrem Anblick ſein Geſicht. Ein tiefer Seufzer preßte ſich aus der wunden Bruſt und mit ihm ſchied das Leben.

20.

In der Stille begrub man Otto in der Schloßkapelle; ſein Tod blieb ein Geheimniß, wie das Leben ſeiner Geliebten. Eva beſuchte in den zehn Jahren, die ſie hier noch unter mancherlei Schickſalen, ein eintöniges, freudeloſes Daſeyn verlebte, faſt täglich ſein Grab, weihte ſeinem Andenken manche bittre Zähre, und büßte für ihren Unbeſtand durch Reu und Buße, bis ſie neben dem Getreuen ihre Ruheſtätte fand. Freudelos war ihr Leben, ſanft war ihr Tod.

Auf dem Geiersberge hatte die Mutter vergebens auf ihren Sohn geharret. Die Schlacht von Frankenhauſen wurde geſchlagen, Niemand hatte Otto dort geſehen. In banger Erwartung verlebte ſie ihre einſamen Tage, und immer kam keine Nachricht. Auch Margarethe von der Aſſeburg gedachte ſeiner mit banger Sorge, mit treu liebendem Herzen, und als auch nach Monden keine Nachricht kam, faſt ein Jahr in getäuſchter Hoffnung ſchwand, nagte der Kummer an ihrer Blüthe, bleich und trauernd wandelte ſie unter ihren Gefährtinnen.

So traf ſie der Herzog eines Abends im Schloßgarten zu Wolfenbüttel. In der Laube, wo ſie Otto das Erſtemal getroffen, ſah er ſie das Haupt auf die Hand geſtützt ſitzen; ſie weinte bitterlich. Da übermannte das Gefühl des Herzogs edles Herz. Arme Margarethe! ſagte er bewegt zu der Trauernden: beweint nur den Todten, er iſt nicht mehr!

Vom Hofe zu Wolfenbüttel ſchied ſie nun ſchnell und ging nach dem Geiersberge, dort die

Mutter zu pflegen, zu tröſten. Bei ſeinem Lieblingplätzchen am Waſſerfall, neben der ſteinernen Bank erhob ſie einen grünen Hügel, bepflanzte ihn mit Blumen und ſchmückte ihn mit einem einfachen Kreuze. Zu den Füßen des Hügels ruhte die zerbrochene Laute, und wenn die Abendröthe den Waſſerfall erleuchtete, der Weſtwind ſanft durch die hohen Eichen rauſchte, der Quell murmelnd an dem Grabe hinfloß, da glaubte ſie, die Laute töne und das Lied der Sehnſucht ſteige aus dem Hügel auf.

Nach der Mutter Tode nahm ſie den Schleier in Gandersheim. — Ihre Sehnſucht führte ſie bald hinüber.

Gedruckt bei C. G. Naumann in Leipzig.

Sämmtliche Schriften

von

A. von Tromlitz.

Achtundzwanzigstes Bändchen.

Der Rezenſent.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1832.

Der Rezenſent.

Novelle

von

A. von Tromlitz.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1832.

1.

In dem lachenden Thale, welches die Saale in der Gegend von Naumburg bildet, liegt ein einſames Landhaus, das mit ſeinem rothen Ziegeldache freundlich durch die es umgebenden ſchattigen Akazien blickt. Wie eine anſpruchloſe Jungfrau in ihrem weißen, ſchmuckloſen Hauskleide tritt es unfern des Flußufers dem Auge des Wanderers entgegen und ladet ihn ein, in ſeinen ſtillen Mauern von den Mühen des Tages auszuruhen. Ein ſorgfältig geordnetes Blumengärtchen, das ſich nach der Landſtraße hinabzieht, umgibt den geräumigen, mit gelbem Flußſande beſtreuten Hof, in welchem mancherlei Federvieh in friedlicher Eintracht neben einander geht; von dem ſtolzen Pfau bis zur girrenden Taube findet der Fremde, welcher hier eintritt, jede Gattung dieſer traulichen Hausthiere, und das Stillleben, welches ſich über die kleine Villa verbreitet, zeigt ihm, daß der Hausherr ſich hier ein ruhiges und freundliches Aſyl bereitet habe.

Wer eben jetzt eingetreten wäre, hätte ihn an dieſem heitern Frühlingmorgen, ſein Pfeifchen rauchend, unter dem ſich über die Hausthüre wölbenden Jasmindache, die friſche Morgenluft und den Duft der Apfelblüthe einathmend gefunden. Neben ihm hätte er ſeine Schweſter geſehen, eine Jungfrau, die immer noch mit kühnem Muthe gegen Zeit und Schickſal ankämpfend, im Spätherbſte ihres täuſchungreichen Lebens, ſich in Phantaſie und Wirklichkeit, wenn auch immer vergebens, Roſenkränze zu winden verſuchte; ſie las emſig in einem Buche, zuweilen jedoch nach einer jugendlichen Geſtalt blickend, die vor dem Laubdache, den großen Strohhut auf dem Lockenkopfe, ſaß und eine weiße Pfautaube auf ihrem Schooße hielt, welche aus ihrer Hand die dargereichten Körner pickte und mit Wohlgefallen zu dulden ſchien, daß die weiße kleine Hand der Jungfrau ſie liebkoſend ſtreichle. — Wer dieſe Nymphengeſtalt in ihrem einfachen weißen Gewande ſitzen ſah, wer unter dem ſich tief herabſenkenden Hute die zarten Umriſſe des Kinnes, den lieblichen Mund erblickt hätte, dem mußte der Wunſch entſteigen, das ganze Himmelsantlitz des Mädchens zu ſchauen, das mit ihrem Täubchen auf dem Schooße ein Bild zarter Jungfräulichkeit, ruhig und ſinnend. vor ihm ſaß.

Und war ihm dieſer Wunſch gewährt, hob das Mädchen den geſenkten Lockenkopf, ſah er die ſchönen ſanften Züge dieſes frommen Geſichtes, ſah er die goldnen Locken über die heitre Stirn herabrollen, blickte er nach dem Himmelſtrahl, der aus ihrem Auge leuchten mußte, da ſie jetzt das geſenkte Augenlid hob und von ihrer Taube aufſah, ſo ſchloß die Wehmuth den Quell der Thränen in ihm auf. — Der Himmel des Mädchens war getrübt, kein Strahl des Lebens leuchtete ihm aus Cöleſtinens Auge entgegen, die Sterne waren erloſchen, Nacht umgab ſie — das Mädchen war blind! —

Warum deckt die Nacht mit ihrem düſtern Mantel die Erde und zieht die Strahlen der ſcheidenden Sonne durch die Dämmerung in das feuchte Wellenbett hernieder, daß ſie dort verglühen und verlöſchen? Warum birgt der Himmel die bleichen Lichter der Nacht und den Mond mit ſeinen Silberſtrahlen, wenn der einſame Wanderer auf irrer Wallfahrt ſehnſuchtsvoll und hoffend nach ihm blickt? — Warum umflorte das Schickſal den Strahl dieſes frommen Auges und nahm dem holden Antlitz den Götterfunken, aus welchem die Seele ſtrömt? — Die ſchattenden Wolken treibt der Sturm über den nächtlichen Himmel dahin, und Sternſchein und Mondſchimmer breiten wieder ihr magiſches Licht über die Erde, die Sonne erwacht und bricht mit neuem roſigen Strahle durch die Dämmerung hervor, die Welt zu neuem Leben zu wecken. — Nur das Licht des Auges, einmal von Nacht umgeben, leuchtet nicht mehr, einmal erloſchen, dringt ſein Strahl nicht wieder durch den Schleier, nur aus Grabesnacht bricht er wieder hervor; Cöleſtinens Morgenroth leuchtete ihr nur jenſeit entgegen! — Ach, was das Schickſal dem Menſchen nimmt, gibt es ihm im Kreislaufe ſeiner kurzen Tage nur ſelten wieder — ihr iſt das Auge für das ganze Leben geſchloſſen, kein Morgenroth weckt es.

Vater, ſagte die Blinde, da ihr die Taube fortgeflattert war: der Bote bleibt heut lange, und Du mußt Dein Pfeifchen rauchen, ohne die Zeitungen und Journale leſen zu können; auch iſt es ſchon lange, daß wir keine Briefe aus Kurland erhalten haben, ich bin faſt für die Eltern beſorgt.

Laß doch das ewige Sorgen um die Entfernten, unterbrach ſie die ſechzigjährige Jungfrau: haſt Du doch hier Vater und Mutter, die Dich erzogen und gebildet haben, jene gaben Dir nur das Leben.

Bei dieſen Worten ſtreckte Cöleſtine die Hand nach der Stelle, wo ſie wußte daß ihr Pflegevater ſaß, der die Blinde wohl verſtand und ihre Hand erfaſſend an ſein Herz drückte. Ich verſtehe Dich, Cöleſtine — laß es gut ſeyn! liebe Tochter, ſagte er ſie ſtreichelnd, da er des Mädchens trübes Auge ſich feuchten ſah. Was ich Dir nahm, kann ich Dir nicht erſetzen, nicht das Vaterherz, und wenn das meine auch noch ſo warm für Dich ſchlägt — nicht die Mutterbruſt. —

Wer Bildung gibt, gibt mehr als Leben! unterbrach ihn die Schweſter mit Heftigkeit.

Chriſtine, erwiederte der Hausherr gleichfalls aufgeregt: von den heiligen Myſterien der Natur, von der Mutterliebe bliebſt Du fern. — Uns Beiden verſagte das Schickſal des Lebens höchſte Wonne; wir ſtehen am Ende unſerer Laufbahn allein, ich freiwillig ehe- und kinderlos — Du! — doch Cöleſtinens Händedruck erinnert mich, meinen Unmuth nicht in Worte, die Dich verwunden könnten, auszuſprechen, und dort ſehe ich den Boten den Fußſteg heraufkommen, der uns heute Neuigkeiten in Fülle und vielleicht auch einen Brief aus der Ferne bringen wird.

Die Schweſter, im ganzen Hauſe die Tante genannt, ſchien auch über die Erwartung, was der Naumburger Bote mitbrächte, des Bruders Rede vergeſſen zu haben, ging dem Keuchenden raſch entgegen, nahm ihm mit unweiblicher Heftigkeit die Pakete ab, durchflog mit raſchem Blicke die verſchiedenen Aufſchriften und gab dann dem Bruder einige Briefe, die an ihn gerichtet waren, nebſt den Zeitungen; die Journale behielt ſie für ſich.

Kein Brief aus Kurland? fragte Cöleſtine.

Keiner, liebes Kind! erwiederte der Alte, einige flüchtig durchgeleſene Briefe auf den Tiſch werfend: Gedulde Dich. — Aber hier, ſagte er jetzt, einen der Briefe genau betrachtend, deſſen Aufſchrift ihm fremd zu ſeyn ſchien: von wem mag dieſer ſeyn? Aus Frankfurt — habe ich doch dort keinen Korreſpondenten.

Oeffne ihn nur, Väterchen, dann wirſt Du es gleich wiſſen, ſagte Cöleſtine: Du machſt mich faſt neugierig.

Du haſt wohl Recht, erwiederte dieſer: der Menſch iſt ſo thörig, daß er, ſtatt das Siegel zu öffnen, nachſinnt und grübelt, er möchte gern ſeiner Forſchergabe es verdanken, nicht ſeinen Augen. Er brach bei dieſen Worten den Brief auf, während die Tante in den Zeitſchriften blätterte, Cöleſtinens geſchloſſenes Auge ſich nach dem Vater wandte und ſie neugierig lauſchte, ob er ihr nichts mittheilen würde.

Hätte ſie des Alten Antlitz ſehen können, ſie würde auf ſeine Mittheilung noch geſpannter geweſen ſeyn, denn ſein ganzes Geſicht war bewegt als er den Brief las, und als er ihn vor ſich hinlegte, ſchaute ſein Auge freudig und doch wehmuthvoll über das Thal hinüber, wo es ſchien als wolle er ſich von dort aus der Erinnerung die ſüßen Bilder zurückführen, welche ſo lieblich ihre freundlichen Farben auf ſeinem Antlitz ſpiegelten.

Nun, Väterchen, unterbrach Cöleſtine die Stille, denn die Tante las noch immer emſig in den Journalen, und kümmerte ſich um dieß Alles nicht: ſagſt Du mir nicht, von wem der Brief iſt, theilſt Du mir nichts von ſeinem Inhalt mit? Du weißt, Neugierde iſt mein Fehler, ich möchte ſo gern recht vieles hören, da ich nichts zu ſehen vermag.

Gutes Kind, ſagte der Vater, faſt unmuthig, aus ſeinen Träumen geweckt zu ſeyn: da iſt ein Bote aus meiner Jugendzeit zu mir gekommen, der bringt mir Freundes Gruß und die Erinnerungen an ſchön durchlebte, wenn auch nur kurze Tage. Ach, Cöleſtine! die Töne, die mir manchmal aus jener entſchwundenen Zeit herüberhallen, ſind nur ſelten eine frohe Begebenheit begrüßende Glockentöne, öfters nur Grabgeläute meiner ſparſamen Jugendfreuden, ſie erinnern mich, daß ich meines Lebens Ziel verfehlt habe.

Väterchen, berühre dieſe Saite nicht, bat Cöleſtine: ſie tönt traurig; auch in mir hallt ſie wehmuthvoll wieder. — Haſt Du nicht eine Tochter, zwar blind, aber ihr inneres Auge blickt voll Dankbarkeit und Liebe nach Dir, ſchlagen Dir aus der Ferne nicht Herzen voll Liebe entgegen? — Der Alte ſeufzte tief. — Lies mir lieber den Brief vor, fuhr das Mädchen fort: ich theile ja ſo gern Deinen Trübſinn, laß mich auch Theil an Deiner Freude nehmen. — Der Alte ergriff den Brief und las:

„Die Nachricht, welche mir ſo eben ein Freund gibt, daß der Schriftſtellername Wanfried Ihnen gehört, und daß alſo mein und der Meinigen Lieblingsdichter wahrſcheinlich derſelbe iſt, dem ich vor beinahe zweiunddreißig Jahren zwar nur wenige, aber ſo köſtliche Stunden verdankte, daß deren Erinnerung zu dem Liebſten gehört, was mir aus jener Zeit übrig geblieben iſt, veranlaßt mich zu dieſem Schreiben. Irre ich mich, ſo caſſiren Sie es, bin ich aber recht berichtet, ſo erhalte ich vielleicht eine Antwort.

Ich ſtudirte im Jahre 1793 in Göttingen, und hatte Zutritt im Hauſe des Kaufmanns Weller, wo ich größtentheils meine Abende zubrachte. Eines Abends traf ich dort einen Studenten aus Leipzig, einen Kurländer, mit Namen Brückner, der früher in Göttingen ſtudirt und vor ſeiner Abreiſe in das Vaterland die Familie Weller, die auch ihn während ſeines früheren hieſigen Aufenthaltes freundlich aufgenommen hatte, beſuchte. Seine gewinnende Geſtalt machte mich auf ihn aufmerkſam, ſein feuriger Geiſt, die Poeſie, die aus allen ſeinen Reden hervorblitzte, zogen mich an ihn. Als wir eines Abends aufbrachen, begleitete er mich in meine Wohnung. Ein junger lebendiger Dichter ohne zu lieben, iſt ein Widerſpruch. Bald kam die Rede auf eine gewiſſe Cöleſtine, die damals in des Dichters Herzen herrſchte; das Feuer des Gaſtes entzündete auch den Wirth. Jener entwarf auf der Stelle ein Gedicht von vier Strophen an ſeine Herzenskönigin, und ich gab demſelben gleichfalls ſofort eine Melodie. Das Gedicht war glühend, beſonders die beiden letzten Strophen, es entbehrte der Feile wohl, aber der Götterfunke erfüllte es; meine Melodie verläugnete noch weniger das Impromptu, ſie ſchloß in der Dominante ſtatt in der Tonica, ohne daß ich es damals merkte. — Darauf trennten wir uns, und nie habe ich wieder etwas von ihm erfahren.

Das iſt die ganze Geſchichte, die mein altes Blut, da ich dieſes niederſchreibe, noch ſo in Wallung bringt wie damals, wo die Roſe meines Lebens noch nicht zur Hagebutte zuſammen geſchrumpft war.

Sind Sie nun dieſer Brückner oder biſt Du es! denn wir wurden ja damals auch Brüder, ſo ſey mir nach zweiunddreißig Jahren herzlich willkommen. Geiſtig biſt Du mir oft als Wanfried nahe geweſen, aber ich ahnete es ja nicht, daß es nur eine Erneuerung früherer Herzensneigung war. So mag es den Leuten, die ſchon das Diesſeit überſtanden haben, jenſeit zuweilen gehen, aber ob es dort nur bei dem „„Zueinanderhingezogenſeyn““ bleiben, oder ob auch ein „„Wiedererkennen““ in aller Form möglich ſeyn wird, that is the question! Ich zweifle. —

Doch wo gerathe ich hin! — Biſt Du alſo derjenige? beſinnſt Du Dich alsdann noch Deines Gedichtes? — Jene beiden Strophen habe ich ſorgſam mir im Kopfe oder vielmehr im Herzen erhalten; hier ſind ſie:

Wollte ſelbſt Mutter Natur noch einmal Dich Herrliche bilden,
O es entſänk' der Griffel der mächtigen Hand!
Einmal, nur einmal erreicht ſelbſt die alles erſchaffende Mutter
Ihrer höchſten Begeiſterung himmliſches Ziel.

Aber im klopfenden Herzen des ewig treu Dir Geliebten,
Steht es Dein Bild, mit unſterblichen Zügen gemalt,
Steht es — Geliebte, wenn einſt der Engel des Todes mir winket,
Trag' ich's hinüber zur Sphäre, aus der es entſprang.

Auch

Auch meine Weiſe kann ich noch, obgleich ich ſie nie in Noten aufgeſchrieben habe, es bedurfte deſſen nicht. Willſt Du ſie aber haben, ſo will ich ſie getreu, ohne alle Verbeſſerung aufſetzen. In der Form bin ich ſeitdem in der Muſik weiter gekommen, aber das kalte Leben hat die Flamme der Töne verlöſcht, das Herz iſt noch nicht Aſche, aber die Stürme haben es mit Aſche ausgebrannter Freuden bedeckt, ſeine Gluth kann darunter nicht mehr auflodern. Ein Lied wie an Emma, das nachher als das Lieblingslied von dem Munde manches deutſchen Mädchens tönte, habe ich ſeitdem nicht mehr zu komponiren vermocht. Welchem Liede ich noch con amore Töne geben möchte, das wäre das alte Mönchlied:

Cedendum est!
parendum est
claudente vitae scena!
Est jacta sors
me vocat mors,
vel praemium, vel poena!
Valete res,
avete spes,
sic finit cantilena!

Aber auch dieß will nicht ſo klingen wie es ſoll.

Wie wäre es indeſſen, wenn Du Glücklicher, dem noch die Muſe winkt, falls Du den Verſen nicht ganz den Abſchied gegeben haſt, mir Etwas aus Deinem Liedervorrathe ſendeteſt, vielleicht entzündete ſich da wieder der Funke.

Von Domeſticis heute nichts als daß Emma im Grabe ſchlummert, und mit ihr mein Glück und meine Hoffnung. Erhalte ich eine freundliche Antwort? — Aber bald, denn mir iſt als ſollte ich bald die Auflöſung jener Frage an Ort und Stelle erfahren.

Werner."

Der Alte hatte den Brief ſchweigend wieder zuſammengelegt, und vor ſeinem Antlitze ſchien die Erinnerung ein heiteres Bild aufzurollen, als die Blinde leiſe und faſt ſchüchtern fragte: War jene Cöleſtine —

Es war Deine Mutter! fiel der Alte ihr in die Rede.

Und warum, fragte das Mädchen, doch ſtockte ſie plötzlich und wurde durch einen heftigen Ausruf der Tante aufgeſchreckt, die eben das Blatt, worin ſie geleſen, auf den Tiſch warf. Nein, es iſt abſcheulich! rief dieſe: es iſt unerhört!

Was iſt Dir, Tantchen? fragte das Mädchen, ängſtlich die Arme nach ihr ſtreckend: mein Gott, was iſt Dir begegnet?

Wahrſcheinlich biſt Du wieder auf eine Rezenſion geſtoßen, ſagte der Alte, und ſo ernſt er auch geſtimmt war, konnte er ſich kaum eines Lächelns enthalten, als Tante Chriſtinchen mit gewohnter Heftigkeit das Blatt wieder ergriff, und mit ihren großen rollenden Augen es durchflog. Ich habe Dich ſo oft gewarnt, den gefährlichen Weg der Schriftſtellerei zu betreten, es iſt eine Klippe, an der die meiſten Frauen ſcheitern müſſen; Du ſtörſt Dir damit die ruhigen Stunden eines thätigen Lebens, trittſt aus dem Kreislaufe Deiner Jahre hinaus, drängſt Dich in die Jahre der Jugend zurück und fühlſt ſo das Verlaſſenſeyn am Ziele Deines Lebens doppelt; überdieß gibſt Du Dich in die Hände der Rezenſenten, einer Raſſe Menſchen —

Vater! bat Cöleſtine.

Recht ſo, mein gutes Kind, erinn're mich nur immer wenn ich die rauhe Saite meines Innern greife, lenkte der Alte ein, ſich zu ſeiner Schweſter freundlich wendend, die durch ſeine Worte nur noch aufgeregter geworden, ihm jetzt das Blatt zuwarf: Lies nur ſelbſt, Du herzloſer Menſch, und wenn eine Deiner Schriften ſo hämiſch beurtheilt wäre —

Würde ich lachen; fiel ihr der Bruder in die Rede. Wer ſich der Oeffentlichkeit hingibt, dem muß, wenn auch nicht das Urtheil, wohl aber die Art des Urtheils ziemlich gleichgiltig ſeyn. Nun, laß doch hören. — Die Tante entfernte ſich; er las: Agnes, Roman von Chriſtine Wohlgemuth.

Arme Tante! unterbrach ihn Cöleſtine: Haben ſie Dein Lieblingskind arg mitgenommen, dann dauerſt Du mich wirklich. Er las weiter:

> „Frauen, am wenigſten Jungfrauen, ſollten ſich die Mühe geben, den Menſchen mit ſeinem Thun und Treiben ſchildern zu wollen, denn ſie kennen ihn nicht. Statt aus der großen Welt ihre Charaktere und Begebenheiten zu nehmen, ſchöpfen ſie aus ihrem eigenen Herzen, und aus dieſem engen Borne

ziehen ſie nur die Bilder hervor, welche ſie dort in einer Reihe täuſchungvoller Jahre beherbergten; mit einem Worte, in ihren Romanen ſpielen ſie die gehabten oder gehofften Begebenheiten ihres Lebens noch einmal, und der kleine Kreis, in dem ſie lebten, iſt das beſchränkte Reich ihrer Phantaſieen. Ihr Mühen iſt vergebliche Mühe; gelingt es ihnen auch zuweilen, und das doch nur Auserwählten, das weibliche Herz wahr zu ſchildern, ſo müſſen ſie ſelbſt hier den Schleier von den Myſterien zarter Weiblichkeit hinwegziehen und zur Verrätherin an ihrem eigenen Geſchlechte werden. Den Mann aber zu ſchildern verſteht keine, und wehe der, welche ſo tief in das wilde Treiben des Mannes eingedrungen wäre, um es lebendig und wahr darſtellen zu können. Darum ſollten doch die ehrwürdigen Jungfrauen, denn dieß ſind doch unſere Schriftſtellerinnen meiſt alle, nicht ihre getäuſchten Erwartungen, nicht ihre verfehlten Wünſche, nicht ihre ungeſtillte Sehnſucht uns in Romanen noch einmal vorlegen und verlangen, daß wir in dem öden Garten ihrer Roſenzeit mit ihnen luſtwandeln ſollen. Sie ſollten lieber wirkſam und thätig den Beruf erfüllen, zu dem die Natur ſie beſtimmte, als einen fremden ſich eigen machen zu wollen, der ſo ganz außer ihrer Sphäre liegt.“

Das iſt doch bitter geſagt, Vater! unterbrach ihn Cöleſtine.

Bitter, aber wahr! meinte der Alte, und fuhr zu leſen fort:

„Vorliegender Roman kann als Beweis des eben Geſagten dienen. Alle Perſonen aus den früheren Erzählungen der Verfaſſerin finden wir in Agnes, nur unter fremden Namen, wieder; immer ſind es die nämlichen Marionetten, iſt es das nämliche Theater, und ſie ſelbſt, die Verfaſſerin greift als eine Heroine der Tugend überall wirkend ein. Ein Paar jugendliche weibliche Weſen, von ihrer Hand zu übermenſchlicher Vollkommenheit ausgebildet, ſentimentale Herrchen, von der Phantaſie aus der Polterkammer ihres eigenen Herzens herbeigeholt, ſind ſtets die figurirenden Hauptperſonen, überall findet man ſie. Setzt man nun noch einige andere Stereotypen hinzu, läßt dieſe in den Kreiſen des gewöhnlichen Lebens leiden, lieben und im Glanze der Tugend einhergehen, leimt man dieß Alles in ſchlechter, inkorrekter Sprache zuſammen, ſo hat man einen Roman der Chriſtine Wohlgemuth, die, wenn ſie auch ihre Erfahrungen theuer bezahlen mußte, uns doch nicht zumuthen ſollte, unſer Geld für ſo etwas zu verſchleudern. Der Verfaſſerin, im Falle ſie noch jung iſt, woran ich jedoch zweifle, rathe ich lieber Romane zu ſpielen als zu ſchreiben; im Falle ſie aber alt iſt, ihre gemachten traurigen Erfahrungen beherzigend, lieber zu ſchweigen."

Väterl bat Cöleſtine: klingle, daß Anna kommt und mich zur Tante führt, damit ich ſie tröſte; ſie muß durch dieſe hämiſche Rezenſion tief gekränkt ſeyn.

Der Vater ſchellte, die alte Wärterin kam und geleitete Cöleſtine zur Tante. Der Alte blieb allein zurück. Wohl hat Cöleſtine Recht, dieſe Kritik hämiſch zu nennen, die das Geſchlecht mehr trifft als den Roman! ſagte er bitter: was kann man auch anderes von einem Rezenſenten erwarten, da ihr Urtheil immer mehr der Perſon als der Sache gilt; dann durchflog er flüchtig die vor ihm liegenden Blätter, trat, des Freundes Brief in der Hand, in das Gärtchen, ſetzte ſich dort unter einen blühenden Apfelbaum, und wie er geſtern den ſüßen Duft der Blumen und Blüthen eingeathmet hatte, ſo ſog er jetzt, alle Rezenſionen vergeſſend, die Erinnerungen ſeines früheren Jugendlebens ein. Roſig ſchien es und lächelnd! rief er plötzlich aufſpringend: und doch iſt es ſo düſter und freudenleer geworden und hat nicht gehalten, was es verſprach. — Nun, ich will nicht mit dem Schickſal rechten, will die Blüthe aus jener Zeit, die es mir durch Freundes Hand bietet, dankbar annehmen, vielleicht heitert mir ein Weſen aus jenen Tagen der Hoffnung die Nacht in meinem Innern auf, und die kurze Freundſchaft der Jugend gleicht der jungen Epheupflanze, die nun in ſpäten Jahren das alte Gemäuer ſchirmend und innig umfängt! — Er eilte auf ſein trauliches Stübchen, gedachte noch einmal jener frohen Tage, rief ſich noch einmal recht lebhaft das Bild des Freundes zurück, und als dieß nun ſo ganz vor ſeinem Blicke ſtand, ergriff er die Feder, wollte dem Freunde antworten und vermochte es nicht. Erſt am andern Morgen war ſein aufgeregtes Gemüth ſo weit beruhigt, daß er ſich hinſetzen und ſchreiben konnte:

„Du haſt mir ein freundliches Bild aus meiner Jugendzeit wieder zurückgerufen und es trat in ſeiner ganzen Friſche vor mich hin. Willkommen, Freund, aus jenen glücklichen Tagen, wo es nicht der Jahre bedarf, um den Bund der Herzen für das ganze Leben zu ſchließen, wo das jugendliche offene Gemüth ſich ſo willig dem erſten Eindrucke hingibt, und wenn es ſich auch oft bitter getäuſcht ſah, ſich doch immer wieder dem Mitgefühle traulich öffnet! Dieſe Zeiten ſind für uns vorüber, und glücklich, daß die Erinnerung ſie uns noch lebendig und glühend zurückzurufen vermag, daß wir noch in der Vergangenheit ſchwelgen können, wenn uns die Gegenwart auch darben läßt. Aber Gott gedankt! ich darbe nicht ganz; ſtehe ich auch einſam, rufe ich Dir doch an der Seite meiner Pflegetochter ein ſo herzliches Willkommen zu, als ich Dir damals ein trauriges Lebewohl ſagte.

Als ich Deinen Brief erhielt, ihn las, ergriff mich eine wohlthuende, wenn auch wehmüthige Empfindung. Als ſey ich plötzlich durch ein Zauberwort in jene Tage zurückgeführt, ſtand Alles vor mir, Du, Emma, Cöleſtine, der alte Weber und ich unter Euch mit Jugendmuth und Jugendkraft. Den ganzen Tag hat mich dieß Gefühl nicht verlaſſen, als ſey ich noch ein Jüngling, als blüheten Roſen noch um mich und jene ſchmeichelnde Begleiterin der Jugend, die Hoffnung, ſtände mir immer noch leicht geſchürzt zur Seite, wie damals, wo ich mit ihr im Phantaſiefluge durch das ernſte Leben dahin ſchwebte; ſo war es mir während des ganzen Tages. Jetzt ſteht ſie mir nur als zagende Freundin zur Seite, und über die Klippen des oft ſtürmiſchen Lebens führt mich nicht die kühne Phantaſie hinweg; nur an meinem Schreibtiſche in der Ideenwelt iſt ſie mir geblieben, iſt ſie mir Erhalterin und Mutter einer Familie von acht Kindern geworden, von denen ich keines das Meine nennen kann. Aber darum bringe ich auch jetzt ein ernſteres innigeres Opfer für das Brod, welches ſie mir gibt, als damals, wo ſie mir nur Blumen und Blüthen reichte.

Zwei und dreißig Jahre ſind verfloſſen, ſeit wir uns nicht ſahen. Wir ſind alt geworden an Körper und Geiſt, die Flamme flackert nur noch auf, wenn von außen ein ſanfter Hauch ſie bewegt, aber die Gluth, welche das Innere zu verzehren drohte, iſt erloſchen. — Emma deckt das Grab, ſie hört nicht mehr den Ton Deiner Lieder. — Möge ihre Nacht ſturmlos, ihr Schlaf ſanft, ihr Morgenroth freundlich ſeyn. Cöleſtine lebt noch, aber fern, fern von mir.

Und wir ſind noch! Drei Tage der Jugend haben über dieſe dahin geſchwundenen Jahre ausgereicht, haben mein Herz bei dem Gedanken an Dich mit neuer Jugendkraft belebt, aber auch aus meiner Bruſt manchen Seufzer gepreßt. Du biſt nicht glücklich, Du leideſt an Gemüth oder Körper, Dein Brief ruft mir die wehmuthvolle Weiſe Deines Liedes an Emma zurück, Deine Schwermuth liegt drückend auf jeder Zeile Deines Brieſes. — Sprich Dich aus! Der Kummer verlangt Mitgefühl und Worte zu ſeiner Heilung.

Wäre es denn nicht möglich, daß wir uns im drei und dreißigſten Jahre der Trennung wieder ſehen könnten? Das Thal, worin mein Hüttchen ſteht, iſt ſchön, des Freundes Herz voll Sehnſucht, der Weg ſo kurz, die Beſchwerde ſo klein und die Freude des Wiederſehens wäre ſo groß. — Komm zu mir, und wir wollen nach der erſten innigen Umarmung uns von den Furchen der Zeit den Rückblick in die jugendliche Vergangenheit nicht trüben laſſen, wenn wir auch ſtatt blühender Jünglinge ernſte, vom Schickſal gebeugte Männer vor uns erblicken; denn blieb doch unſer Geiſt, unſer Herz noch jung, und das iſt die ſchöne Mitgift der Dichtkunſt und der Muſik, daß ſie den innern Menſchen jugendlich erhält trotz Zeit und Schickſal.

Ich ſchicke Dir einige Gedichte von mir. Große Freude würde es mir machen, wenn Eins oder das Andere Dich anſpräche; aber die Melodie von „Wollte Mutter Natur noch einmal dich Herrliche bilden" ſchicke mir ja, ſie ſoll mir das Flöten einer Nachtigall ſeyn, das mir durch ihre Geſänge im Winter die Tage des Frühlings zurückruft.

Nun leb' wohl. — Erfülle des Freundes ſehnlichſten Wunſch, und komme bald zu uns.

Brückner."

Ob er kommen wird? ſagte er nun und ſiegelte den Brief: Iſt mir doch ſeit langer Zeit keine Geſtalt aus vergangenen Tagen ſo lebendig vor meinen Blick getreten als dieſer Freund meiner Jugend. — Keine Geſtalt? ſagte er wehmüthig: auch Cöleſtinens Geſtalt nicht? — Er preßte die Hand auf das Herz und drückte das Tuch an die Augen. Bleibt in Eurem verſchloſſenen Kerker, ihr Boten der Wehmuth! ſagte er ſchmerzlich: als ich Eurer bedurfte, erſchient ihr nicht auf meinen Ruf, ſeit ich überwunden, bedarf ich Eurer nicht mehr!

2.

Seit der Brief abgegangen war, ſchien der ſo lange ſchon verſchwundene Geiſt des Frohſinnes den Alten wieder zu beleben. Er achtete die böſe Laune der Tante, die ſeit jener Rezenſion ihre Feder hatte ruhen laſſen, nicht im mindeſten, und alle die kleinen häuslichen Begebenheiten, welche ſonſt ſeine Ruhe aus dem Gleichgewichte gebracht hatten, ließ er ſorglos an ſich vorübergehen. Es ſchien als habe der Brief des Freundes ihn ſo ganz in die Zeiten früherer Jugend zurückgeführt und von ſeinem weichen Herzen die Rinde gelöſ't, womit Schickſal und feindliche Menſchen es umgeben hatten. Selbſt ſo manche kleine Eigenheit, und ſogar der Geiz, den man dem ſonſt ſo wohlthuenden Manne wohl zuweilen bei Kleinigkeiten mit Recht vorwerfen konnte, ſchien ihn verlaſſen zu haben. Nur für Cöleſtinens Leiden und Freuden hatte er noch den nämlichen Sinn, das nämliche Mitgefühl und ſchien noch theilnehmender gegen ſie zu ſeyn als ſonſt. Er ſchrieb von neuem an einen Bekannten nach Berlin, und bat, ihm doch ja einen berühmten Augenarzt zu ſchicken, die Augen Cöleſtinens zu unterſuchen; ſeine Mühe wolle er ihm reichlich lohnen und troß ſo manches mißglückten Verſuches, der ihm die Hoffnung hätte nehmen ſollen, ſchien ſie ihn jeßt wieder zu beleben, ſo ganz hatte ihn der Zuruf aus jener glücklichen Zeit ermuthigt.

Je fröhlicher aber der Alte wurde, deſto mißlauniger wurde Tante Chriſtine. Gewohnt in dem Kreiſe ihrer Umgebungen, und ſelbſt da wo ſie in der größten Abhängigkeit lebte, und mehr geduldet als geliebt wurde, das Scepter führen zu wollen, konnte ſie es nicht ertragen, daß der Ausbruch ihrer Laune an Allen unbeachtet vorüberging. Sie legte ihrem Bruder ſo manches in den Weg, wagte es ſelbſt auf ſeinem Schreibtiſche die pedantiſche Ordnung zu ſtören, die er dort eingeführt hatte, gab an Cöleſtinens Geburttag den Dienenden Wein, ein großer Verſtoß gegen den eingeführten Gebrauch und eine Sünde im Auge des Alten, der die Gottesgaben an dergleichen Menſchen für verſchleudert hielt, aber dem Kranken mit Freuden ſeinen Keller öffnete, und ſetzte am Mittage, da ſie in der Laube in reger Freude um den kleinen Tiſch ſaßen und der Kuchen mit den ſiebzehn Lichtern das Grün der dichten Laube mit ſonderbarem Schimmer beſtrahlte, ohne Befehl die letzte Flaſche Champagner auf, welche, das Geſchenk eines Buchhändlers, ſchon lange im Keller verwahrt wurde. Sie erſtaunte nicht wenig als der Bruder ſie freudig öffnete, und als ob es heute ſo ſeyn müßte den Kork auffliegen ließ. Mit wahrem Genuſſe ſchlürfte er auf ſeines Lieblings Geſundheit den perlenden Wein, und als die Flaſche geleert war, befahl er der Schweſter, ſechs Flaſchen aus Leipzig kommen zu laſſen, damit er mit dieſem köſtlichen Trunke den Freund bewillkommen könnte, wenn der, ſeiner Einladung folgend, den Freund in ſeiner Einſamkeit aufſuchen würde.

Auch Cöleſtine nahm Theil an des Vaters innerer Zufriedenheit und an ſeinen Hoffnungen, auch ſie ſchien ſich auf den Beſuch zu freuen, und ohne ſich Rechenſchaft geben zu können weßhalb, ſtreichelte ſie ihre Lieblingtaube in dieſen Tagen inniger noch als gewöhnlich, auch konnte

ſie

ſie ihren Unmuth nur ſchwer unterdrücken, wenn die Tante über den unerwarteten Gaſt brummte, die es wahrſcheinlich bloß deßhalb that, weil ſie ſein Kommen nicht veranſtaltet hatte; denn ſonſt war ihr ſelten ein Männerbeſuch ungelegen, und unter dem Vorwande, Stoff zu ihren Erzählungen zu ſammeln, ließ ſie es ſelten unverſucht, eine Intrigue mit jedem Manne einzuleiten, mochte er Morgen- oder Abendroth heißen, die Jahre kümmerten ſie wenig. Wie ein Maler die einzelnen Schönheiten der Frauen begierig auffaßt, um ſie zu einem Ganzen zu bilden und zu ſeinem Ideale formen zu können, ſo haſchte Tante Chriſtinchen nach intereſſanten Situationen, um ſie und ſich mit ihnen in ihren Romanen wiedergeben zu können. — Und bei aller dieſer Schwäche, bei allen dieſen Elementen, die ſie dem Kreiſe der Weiber verhaßt, dem der Männer läſtig machte, denn eine arrogante alte Jungfrau iſt für Frauen eine jugendliche Alte, für Männer eine widrige Erſcheinung, war die Tante nicht ohne manche gute Seite. Verſtand ward ihr ohne Vernunft, Herzensgüte ohne die Zartheit, die dem Guten erſt den Stempel der Güte aufdrückt, und hätte ſie das Ziel oder vielmehr den Zweck ihres Lebens nicht verfehlt, hätte ſie in dem Kreiſe ihrer Kinder wirken, thätig und nützlich in die Welt eingreifen können, ſo wäre der bittre Tadel, mit dem ſie jetzt ſchonungslos Jeden verwundete, vielleicht nur zu einer herzlichen Warnung geworden, und die unangenehme Lebhaftigkeit, mit welcher ſie ſich noch jetzt in die Zirkel der Jugend drängte, dort die Seele ihrer Spiele zu ſeyn, wäre dann nur die Munterkeit des Alters geweſen, welche die Jugend ſo unwiderſtehlich anzieht und einen freundlichen Kreis jugendlicher Geſtalten um die Matrone bildet. So war die Eitelkeit der früheren Tage in den ſpäteren in Stolz ausgeartet und die Sucht, Schriftſtellerin zu ſeyn, hatte trotz ſo manchen traurigen, kränkenden Erfahrungen in dieſer neuen Laufbahn ihn nur noch vermehrt ſtatt ihn zu beugen. Wie im gewöhnlichen Leben, ſo auch im ſchriftſtelleriſchen hielt ſie jede Kränkung nicht für verdient, nur für Mangel an Berückſichtigung ihrer Verdienſte, und unzufrieden mit der ganzen Welt war ſie nur zufrieden mit ſich und Cöleſtinen, welche ſie mit überſchwenglicher, faſt zudringlicher Liebe liebte. Sie ſah das Mädchen als ihre Schöpfung an, da ſie in früherer Zeit wohl manches für ihre Bildung gethan hatte, in der Zeit aber, in welcher die Jungfrau ſich entfaltet hatte, würden die überſpannten Ideen, welche ſie ihr einzuimpfen verſuchte, das Mädchen gewiß auf Abwege gebracht haben, wenn nicht die ruhige Beſonnenheit des Bruders ſie vor dieſem Gifte bewahrt hätte; doch war Cöleſtine nicht ganz davon frei geblieben. Erſt in ihrem zwölften Jahre erblindet, hatte ſie die Bilder ihres Jugendmorgens mit in die Nacht hinübergenommen, und die Phantaſie des jungen Mädchens war zu rege, um ſie nicht ſtets neu und verſchönt ſich zu ſchaffen. Was das Ohr ihr zuführte, mußte die Einbildekraft geſtalten, und ſo kam es, daß das lebendige Mädchen tagelang in ſich verſchloſſen ſaß, die verſchiedenen Geſtalten, welche ſie in ſich aufgefaßt, zu gruppiren und ihnen Form und Handlung zu geben. Eine Menge Romane, beſonders alle aus dem Engliſchen ins Franzöſiſche überſetzte der Miß Burney, die, ſo tugendſam auch ihre Sprache iſt, durch den gedehnten Styl und ihre Langweiligkeit der Einbildung Zeit geben, ſich die Figuren auszumalen, hatten Cöleſtine dem Schauplatze der Welt entrückt, in welcher ſie lebte, und es fehlte nicht viel, daß ſie ſelbſt die wenigen Menſchen, die auf dem einſamen Landhauſe waren, nicht zu Gebilden dieſer Romane umſchuf.

Schon ſeit zwei Jahren hatte der Alte deßhalb ein Machtwort geſprochen, und raison et sensibilité, und alle dieſe engliſchen Gemälde des häuslichen Lebens waren aus dem Hauſe, freilich etwas zu ſpät, verbannt. Da faßte die Tante, nachdem die Romane aus ihrem eigenen Leben hundertmal von ihr erzählt worden waren, den heroiſchen Entſchluß, die Feder zu ergreifen und die Täuſchungen ihres Lebens mit Variationen einem größeren Publikum vorzulegen, und ſo Cöleſtine nicht an dieſer geiſtigen Speiſe darben zu laſſen, die ſie ihr dann mit Thränen im Auge vorlas. Cöleſtine, zu gut um nicht Beifall zu zollen, fand doch nicht das Intereſſe an Chriſtine Wohlgemuths Dichtungen, wie an denen der engliſchen Miß. Sey es, daß ſie überall das Bild der Tante wiederfand, ſey es, daß ſie ſich ſelbſt und oft in langweiligen Situationen erblickte, der Reiz der Neuheit ſchwand mit jeder neuen Erzählung, und wenn ſie ihr Pfauentäubchen ſtreichelte und ſich ihrer ſtillen Ahnung überließ, trat ihr Leben, ihre Beſtimmung weit lebhafter vor ſie und die verborgene Sehnſucht ihrer Bruſt blickte lebendiger durch ihre Nacht, als wenn die Tante mit kreiſchender Stimme aus den Zeiten ihres verlornen Paradieſes die herzzerreißenden Schilderungen vorlas, die wohl Langweile, aber nicht Wehmuth, nicht Thränen in ihr hervorbrachten. Deßhalb legte auch der Alte dieſer Lektüre kein weiteres Hinderniß in den Weg.

Er ſelbſt — doch wie vermöchte ich ihn zu ſchildern, da er jetzt, ſein Sammetkäppchen zurechtrückend, haſtig den Tubus ergriff, um nach dem Seitenwege zu ſehen, der von der Straße nach ſeiner Beſitzung bog, und wo es ihm dünkte einen Wagen anrollen zu ſehen. Er hatte ſich nicht geirrt; ein Reiſewagen, eine ſeltene Erſcheinung in ſeiner Einſamkeit, nahte langſam über den holprigen Weg; der Gedanke: es iſt der Jugendfreund! durchzuckte ihn wie ein elektriſcher Funke. Er ſah noch einmal hin, um gewiß zu ſeyn daß er ſich nicht täuſche, eilte dann gegen Gewohnheit die Treppe hinunter, rief im Vorbeirauſchen der Schweſter zu: Sorge für die Küche, es kommen Fremde! und ſtürzte ſo zur Hausthüre hinaus.

Hier aber hielt er plötzlich an, ein bittres Lächeln umzog ſeinen Mund, er ſchüttelte ungläubig den Kopf und ärgerte ſich über ſeine Thorheit. Solche Freude wird mir nicht! ſagte er in ſich: überlaß dich nicht der Wonne, altes gedrücktes Herz, wer weiß, welcher läſtige Menſch mich heimſucht. — Bei dieſen Worten durchſchritt er langſam den Hof, öffnete jedoch das Thor und ſah mit gleichmüthiger Ruhe dem Lohnkutſcher zu, der ſeine müden Gäule antreibend die ſanfte Höhe herauffuhr.

Als der Wagen näher kam, der Alte deutlich erkennen konnte, was er enthielt, ein kleines Männchen und einen in einen bunten ſchottiſchen Mantel gewickelten jungen Mann darin ſitzen ſah, brummte er vor ſich hin: Dachte ich es doch — Narren ſind es, mich zu beläſtigen, keine Freunde aus der Jugendzeit. — Er ging bei dieſen Worten durch den Hof zurück, unbekümmert was die Ankommenden davon denken konnten, trat in ſeine Jasminlaube und erwartete hier die ungebetenen Gäſte. Jetzt rollte der Wagen durch das Thor und hielt vor dem Hauſe, der Alte trat näher. Der Schlag öffnete ſich, der junge Mann im ſchottiſchen Mantel ſprang raſch heraus, und ſich wenig um den Hausherrn kümmernd, war er nur beſchäftigt, das kleine Männchen herauszuheben, das, als es den Hofrath Brückner, der ſein Käppchen gezogen und ſich nur wenig zum Willkommen geneigt hatte, lange und ſcharf mit glühendem Auge angeſehen, ausrief: Ja, Du biſt es! dann den Erſtaunten umarmte, der von der Heftigkeit des Fremden überraſcht, einen Schritt zurückgetreten war.

Brückner! rief der Fremde, indem er mit wehmüthigem Blicke nach ihm aufſah: hat denn die Zeit ſo ganz die Züge verwiſcht, daß die Erinnerung auch nicht einen Dir wieder zurückführen kann?

Der Hofrath heftete nun einen forſchenden, jedoch freundlichen Blick auf den Mann, und plötzlich als ſey es licht vor ſeinem Auge geworden, rief er aus: Er iſt's! — Du biſt's! — und nun nach zwei und dreißig Jahren der Trennung ruhte Bruſt an Bruſt, und die Herzen ſchlugen ſo glühend als in jenen Tagen, wo das gegenſeitige Geſtändniß ihrer ſtillen verborgenen Neigung den Bund der Freundſchaft geſchloſſen und das warme Jugendleben ſich in ſeiner Sprache ſo laut ausgeſprochen hatte.

Der junge Mann, der indeſſen ſeinen ſchottiſchen buntſcheckigen Mantel abgeworfen und nicht ohne Theilnahme dem Schauſpiel zugeſehen hatte, verbeugte ſich jetzt ſchweigend vor Cöleſtinens Nymphengeſtalt, die an den Eingang der Laube getreten war, ſeine Verbeugung aber nicht erwiederte. Väterchen, fragte ſie: wo biſt Du? ich höre Dich nicht. — Bei dieſem Ausruf entriß ſich der Hofrath den Armen ſeines Freundes und wandte ſich nach Cöleſtinen. Kind! rief er: der Freund aus der Jugendzeit iſt gekommen, ſieh, hier ſteht er vor Dir!

Ich freue mich ſeiner Ankunft und wenn ich ihn auch nicht ſehen kann, heiße ich ihn doch willkommen! erwiederte das Mädchen, welchem der junge Mann näher getreten war und ihre Hand ergriffen hatte, ſie zur Bewillkommnung zu küſſen. Er war nicht wenig erſtaunt, als er einen ſanften Druck der ihrigen fühlte.

Lieber Herr, ſagte ſie zu ihm: es freut mich unendlich, daß ich Sie hier weiß, es rührt mich, daß Sie mir armen Mädchen mit ſo viel Herzlichkeit entgegen kommen und mir, als ſey ich Ihnen jetzt ſchon lieb und werth, ſo innig die Hand drücken.

Cöleſtine, unterbrach ſie der Vater: nicht mein Freund, ein junger Mann ſein Begleiter iſt es, der Dir die Hand geküßt hat und ſie noch hält.

Hocherröthend zog das Mädchen raſch die Hand aus der ſeinen und wandte ſich, über das Mißverſtändniß empfindlich, nach dem Hauſe zu.

Verlaſſen Sie uns nicht, bat der Freund, dem die ganze Begebenheit räthſelhaft war: gönnen Sie auch mir die Freude, Sie herzlich zu begrüßen, wie es mein Sohn gethan.

Das Dein Sohn? fragte der Hofrath: Der junge Mann im ſcheckigen Mantel Dein Sohn?

Ja, lieber Brückner, mein einziges Kind, erwiederte jener: das ich Deiner Güte empfehle, ſo wie ſchon der Anblick dieſer Jungfrau jede Empfehlung meinem Herzen überflüſſig macht.

Indem der Hofrath ſeinen Freund mit leiſen Worten von Cöleſtinens Blindheit unterrichtete, dieſer ſeinen Sohn durch Zeichen darauf aufmerkſam gemacht, und Theodor, der junge Mann, dem Mädchen den Arm bot, ſie in das Haus zu führen, hatte Tante Chriſtinchen mit barſchem Tone der Köchin befohlen, das Eſſen für ungebetene Gäſte einzurichten; wie und auf welche Art aber dieß geſchehen ſolle, überließ ſie ihr ſelbſt, denn um die Haushaltung ſich zu bekümmern war unter ihrer Würde. Sie ordnete dagegen in aller Schnelle ihre Toilette und ſetzte ſich, die Ankunft der Fremden erwartend, in das Wohnzimmer, wo ſie überlegte, wie ſie die Gäſte empfangen müſſe, um ihnen gleich im erſten Augenblick zu imponiren. — Sie hatte Zeit, ihre Pläne zu entwerfen, denn es währte bedeutend lange, ehe die Thür ſich öffnete und der Hofrath mit den Fremden und Cöleſtine eintrat, den Freund nebſt ſeinem Sohne der Schweſter vorſtellte, die eben nicht auf die verbindlichſte Art die Begrüßung des Kriegsraths Werner erwiederte, auf den ſie mit ſtolzem, faſt ſpöttiſchem Blick herabſah und dadurch ſogleich den freundlichen Alten von ſich entfernte, den Sohn aber, dem ihr anmaßendes Betragen nicht entging, feſt an ſich bannte. Er durchſchaute mit einem Blick die gute Tante, nahte ſich ihr mit vieler Demuth, und da er ihr ganz geeignet ſchien, ihre Edukationsgabe an ihm üben zu können, denn auch ſie hatte die Sucht eheloſer Damen, die Bildung junger Männer zu übernehmen, ſo würdigte ſie ihn ihrer beſonderen Aufmerkſamkeit und ihres Schutzes. — Theodors angenehmes Aeußere, die Beſcheidenheit, mit welcher der Schalk ſich der Tante näherte, ſchienen ganz dem Stoffe nach geeignet, unter ihrer ſchaffenden Hand zum Ideale männlicher Vollkommenheit zu werden; nebenbei durchflog ſie der Gedanke, daß er vielleicht der Mann ſey, der trotz Cöleſtinens Blindheit ihr Stab und Stütze durch's Leben werden könnte.

So hatte ſich in dem kleinen Kreiſe ſchnell alles geſtaltet und ſtand ſich freundlich oder feindlich gegenüber. — Zwiſchen der Tante und dem Kriegsrath war, wenn auch eine ſtumme, doch eine beſtimmte Fehde ausgebrochen, und der Hofrath war mit dem Sohne ſeines Freundes noch gar nicht im Reinen, denn den ſchottiſchen Narrenmantel, wie er ihn zu nennen beliebte, konnte er ihm nicht verzeihen, und das devote Weſen gegen die Tante, durch das er zuweilen Spott durchſchimmern ſah, gewann dem jungen Manne auch nicht ſeine Neigung. Aber zu ſehr mit dem Freunde beſchäftigt, kümmerte es ihn weniger, und er war froh als er nach dem frugalen Mittagmahle den Freund auf ſeine Stube, dieſer ſtillen Zelle, ein- und mit ihm die Tage ihrer erſten Bekanntſchaft zurückführen konnte.

Der Kriegsrath, ein kleines hageres Männchen, dem Hygieia nicht ihre erquickende Schaale gereicht hatte, ſagte jetzt, als er mit ſeinem Freunde allein war und die lange ernſte Geſtalt des Hofraths vor ihm ſtand: Brückner! Wir ſind alt geworden, die Zeit hat ihr Recht an uns geübt; erkenne ich auch alle Deine Züge wieder, die mich in jenen Tagen ſo ſehr anzogen, finde ich doch das liebliche Lächeln um Deinen Mund nicht mehr und er zuckt jetzt ſelbſt zum Freundesgruße ſchmerzhaft. Das Schickſal mag in dieſen zwei und dreißig Jahren uns Beide unſanft erfaßt, mit nicht immer freundlichem Gruße uns bewillkommnet haben. — Laß uns durch gegenſeitige Mittheilung den Kummer erleichtern, der uns drückt, laß uns wie ein Gemälde die Jahre aufrollen, die zwiſchen dem Damals und dem Jetzt dahin geſchwunden ſind, und wie wir in jenen Tagen das verborgene Heiligthum unſeres Herzens mit ſeiner Ahnung, ſeiner Sehnſucht und ſeiner Wonne dem Freunde aus jugendlichem Zutrauen öffneten, ſo wollen wir auch heute uns auf der Wallfahrt eines mühſeligen Lebens begleiten, nicht uns wie damals, was wir hofften, wonach wir uns ſehnten, mittheilen; nein, wie wir uns täuſchten und unſere Sehnſucht ungeſtillt blieb, unſere Träume ein ſchmerzliches Erwachen ſtörte, das wollen wir uns mittheilen.

Das wollen wir und ſo die Wunden wieder aufreißen! erwiederte der Hofrath, ergriff die Schelle und klingelte. Zwei Flaſchen Champagner! befahl er der hereintretenden Anna.

Stimmen die zu unſerm Vorſatz? fragte der Kriegsrath: Was ſoll dieſer ſchäumende perlende Trank? — Unſer Becher iſt geleert, und wäre er auch noch bis zum Rande gefüllt, ſteigen doch die Perlen nicht mehr auf, höchſtens noch in unſeren Augen.

Mit nichten! erwiederte der Ernſte: Die Thränen habe ich dem Schickſale abgekauft, ſie bleiben mir fern. — Laß uns, Freund, den Wein des Frohſinnes ſchlürfen, vielleicht bedürfen wir ſeiner zur Stärkung; die eine Flaſche leeren wir während Du berichteſt, die andere gilt meinem Leben.

Dann müſſen wir eilen, die Tropfen in der Erſten zu ſchlürfen, unterbrach ihn der Kleine, während der Hofrath Gläſer und Flaſchen der Dienerin abnahm und den Kork der einen lüftete. — Der Begebenheiten meines Lebens ſind ſo wenige, es floß wie ein freundlicher Bach unter Blumen dahin, daß wir mit der Flaſche eilen müſſen.

Das können wir ja! ſagte der Hofrath und drückte den Daumen an den weichenden Kork, der mit einem tüchtigen Knall an die Decke fuhr. Sieh das Bild jener Zeit, ſagte er die Gläſer füllend: immer aufwärts, unbekümmert wohin. Sieh dieſe Perlen, wie ſie ſich empordrängen, ſieh dieſen Schaum, flüchtig und leicht. — Das erſte Glas dem Augenblicke, wo wir uns zum Erſtenmale ſahen! — Sie ſtießen an, die Gläſer waren geleert und ſchnell wieder gefüllt.

Erinnerſt Du Dich noch recht lebhaft jenes Augenblicks? ſagte jetzt Werner: Du ſaßeſt am Klavier neben Emma, Louiſe die jüngere Schweſter ſtand hinter Dir, der Vater ſaß auf ſeinem Lehnſtuhle, Niemand ſchien den Eintretenden zu bemerken, bis mich der alte grämliche Hund knurrend begrüßte, Emma aufſprang und hoch erröthend mich als einen alten Freund des Hauſes Dir vorſtellte.

Und Du erröthend, mich mit ſcheelen mißtrauiſchem Blicke betrachteteſt, bis ich Dir mit Herzlichkeit entgegen kam und es nur eines Händedrucks bedurfte, uns zu verſtehen, fiel ihm Brückner in die Rede. Er reichte ihm auch jetzt die Hand wie damals. Nimm Dein Glas, der Wein iſt verraucht wie die Kraft des alten

Mannes als ich ihn auf meiner Wanderung zum Letztenmale ſah, er erkannte mich nicht mehr. Friede ihm und Ruhe! — Er ſtürzte das Glas hinunter, Werner leerte es mit langſamen Zügen, ſein Geiſt ſchien abweſend.

Trink, trink, lieber Freund! rief jetzt der Hofrath: ſchlürfe die trüben Erinnerungen hinunter. — Gedenke nur jenes Augenblicks, jenes Abends wo ich in Deinem engen Stübchen mein Lied dichtete, Du es komponirteſt, ich Dir mein Herz mit ſeinen Hoffnungen erſchloß und auch Du geſtandeſt, was ich ſchon längſt wußte, daß Du Emma liebteſt. Werner, hätte uns das Schickſal auch keinen ſchönen Augenblick im Leben gegeben, wir müßten doch dankbar dieſen als einen köſtlichen anerkennen.

Noch lebt er in mir! rief der Kriegsrath: noch fühle ich ihn. Ihr ſelbſt nur hatte ich es noch nicht geſtanden, daß ich liebte, es war das erſte Geſtändniß an Freundes Bruſt ausgehaucht. — Ach, die Jugend hat der Freuden ſo viele, das ernſte Alter deren ſo wenig! — Dort liegt ein erträumtes Paradies vor uns, hier ein verlorenes hinter uns, und mit ſiechem

Körper

Körper ſchleichen wir nur nach einem Ziele, dem Grabe; dort hoffen wir das Verlorene wieder zu finden. — Wir hoffen es — ob mit Recht?

Kleingläubiger! rief der Hofrath, das Glas erhebend: Dem Jenſeit dieſen ſchäumenden Becher, dem Jenſeit, dieſem Eden, wohin wir unſer Herz, unſere Seele, unſern Geiſt hinüber tragen, und ſo Gott will auch unſer Gemüth; dieſem Eden, wo die Blumen, die hier der Sturm verwehte, ſchöner erblühend uns lohnen werden.

Den Todten dieſen Becher! rief der Kriegsrath, ihn leerend.

Der Tod hat mir noch nichts entriſſen, ſagte Brückner ernſt: wohl aber das Leben.

Glücklicher, unterbrach ihn Werner: dann hat Dich das Schickſal immer noch ſanft gebettet. — Der Hofrath lächelte bitter. — Freund, ſagte er einlenkend: beginne die Geſchichte jener zwei und dreißig Jahre mir mitzutheilen, die Flaſche wäre ſonſt geleert und wir ſtänden immer noch in dem freundlichen, wenn auch engen Kreiſe jener drei Tage.

Wenig habe ich Dir zu berichten; ſagte Werner: einfach war der Weg den ich durchſchritt, freundlich und lächelnd, nur am Ende der Wallfahrt überfiel mich die Nacht. — Doch ich will lieber beginnen.

Noch ein halbes Jahr ſeitdem Du mich verließeſt, hob er an: blieb ich in Göttingen, dann zog ich nach einer vaterländiſchen Univerſität. Schmerzvoll war die Trennung von Emma, aber die eiſerne Nothwendigkeit gebot, ich mußte gehorchen; treu bewahrte ich ihr Bild in meinem Herzen, und nur ſie allein, nur ſie hat es entflammt. Nach ſieben Jahren, ſie trat damals in ihr vier und zwanzigſtes, hatte ich eine Anſtellung, die mir Brod gab, ich zog nach Göttingen, holte ſie heim, ſie ward mein Weib, und ich habe achtzehn glückliche Jahre gelebt, in welchen ich alle die Töne wieder vernahm, die in der Zeit der Jugend in meinem Innern angeſchlagen hatten. — Still, einförmig und doch poetiſch ſchwand mein Leben hin, ſelbſt die Kriegsjahre gingen kummerlos vorüber, und der Knabe, das einzige Pfand unſerer Liebe, ließ uns die Erdenſeligkeit ganz rein und ungetrübt empfinden. — Der Hang zur Schwärmerei, dieſe ſo gefährliche Mitgift der Natur, auf welche

Du ſelbſt mich bei Emma aufmerkſam machteſt, ſtörte nicht das heitere Glück unſerer Tage, es erhielt die Poeſie immer lebendig, und ſie verſtand, ſie ganz aus dem thätigen Leben zu verbannen. Nur wenn ich am Flügel ſaß, ihre melodiſche Stimme mich begleitete, oder ohne es zu ahnen, daß Dein Geiſt uns umſchwebe, wir in Deinen Schriften laſen, da ſchwärmte ſie mit Dir und Deinen Gebilden und riß mich aus meinem Aktenleben in die Ideenwelt zurück. — Vor acht Jahren ſtarb ſie — zu gut für dieſe Welt öffnete ihr der Himmel die Pforten, ſie ging in ihre Heimath zurück und ließ mich allein.

Leere das Glas! unterbrach ihn der Hofrath: Auch die Todte ſoll leben!

Sie lebt ewig in meinem Herzen, in meiner Erinnerung, ſagte Werner, mechaniſch das Glas leerend. Mit ihr ging der Friede aus meinem Herzen und der Frohſinn ward zur ſtillen Melancholie. Mein Inſtrument ließ mich ſeitdem nur die ſchwermüthigen Weiſen hören, und was mich aus der Vergangenheit begrüßte, tönte mir nur wie ein trauriges Lebewohl. Der Knabe wär das Einzige, was mich an die Welt feſſelte, doch auch bei ſeinem Anblick trat mir Emma's bleiche Geſtalt vor Augen und ich kann mich auch jetzt noch nicht ſo recht von Herzen, oder vielmehr ungetrübt ſeiner freuen, denn wenn ich ihn mit Wohlgefallen anblicke, tritt mir aus ſeinen Augen, aus jedem ſeiner Züge das Bild der Mutter hervor, und ihrer gedenkend beſchleicht mich die Wehmuth. Die Zeit iſt mir nicht zur Tröſterin geworden, auf ihrem Flügel hat ſie meinen Schmerz nicht entführt; er brennt noch heute wie an jenem Tage, wo man ſie in die Gruft ſenkte, nur bei ihr iſt Ruhe.

Die Flaſche iſt leer, ſagte der Hofrath als Werner ſchwieg und ſein brennendes Auge hinſtarrte: Deine Geſchichte zu Ende, und nun ſoll ich beginnen?

Dir hat der Tod noch nichts genommen, Du Glücklicher! fuhr Werner aus ſeinem dumpfen Schweigen auf: Du kannſt mir mit heiterem Sinne verkünden, was Dir das Leben gab und was noch Dein iſt.

Bei dieſen Worten ergriff der Alte die Klingel, ſchellte und befahl der Eintretenden Cöleſtine heraufzuführen, dann öffnete er gleichmüthig, wie es ſchien, die zweite Flaſche. Dieſe gehört meinem Leben, ſprach er, als eben Cöleſtine eintrat, und er die Gläſer füllte. Liebes gutes Kind, wendete er ſich zu ihr: ich ſoll dem Freunde die Begebenheiten meines Lebens erzählen; ehe ich das vermag, mußte ich Dein holdes Antlitz ſehen, mußteſt Du auf das Wohl der Entfernten aus dieſem Glaſe nippen, ſo den Wein mir heiligen und die Erinnerung mir erheitern. — Er reichte ihr das Glas, ſie nippte daraus und ſprach leiſe: Den fernen Eltern, und auch Dein Wohl, mein edler Vater, mein Wohlthäter! Bei dieſen Worten ſank ſie an ſeine Bruſt und drückte ihn heftig an ſich.

Nicht ſo, Cöleſtine, ſprach der Alte verweiſend: nicht dieſe Heftigkeit, ich bedarf Gleichmuth. — Geh', mein Kind, ſagte er dann ſanft, ſie auf die Stirn küſſend: geh' nun wieder hinunter, Du haſt mir die Erinnerung in einem ſanften Bilde zurückgeführt, hier bedarf ich Deiner nicht mehr. Die Dienerin leitete ſie hinaus.

Der Alte ſetzte ſich auf ſeinen Seſſel, dem Freunde auf dem Sopha gegenüber, über welchem das Bild eines jungen Mädchens hing. Dort, ſagte er, nach dem Bilde zeigend: ſiehſt Du Cöleſtine, jene Cöleſtine, die damals in dem Herzen Deines Jugendfreundes glühte als die Roſen unſres Lebens, wie Du mir ſchriebſt, noch nicht zur Hagebutte eingeſchrumpft waren, die noch hier ruht. Er legte die Hand auf's Herz.

Der Kriegsrath blickte mit Rührung nach dem Bilde. Je länger ich das Bild betrachte, ſagte er dann: je mehr Aehnlichkeit finde ich mit Deiner Pflegetochter.

Es iſt ihre Mutter! unterbrach ihn Brückner.

O, nun geſtaltet ſich mir Dein Leben, Dein freudeleeres Leben, armer Freund, ſagte der Kriegsrath mit Theilnahme: gewaltſam riß das Schickſal die Geliebte von Deinem Herzen.

Du irrſt, unterbrach ihn der Freund bitter lächelnd: ſetze Dich nur und höre mich an:

Ehe ich aus Kurland, meiner Heimath, nach Göttingen auf die Univerſität zog, hatte ich, der Sohn eines Juſtizbeamten auf den Gärten des Grafen M., die Tochter des alten Pfarrers unſeres Ortes liebgewonnen. Wir waren zuſammen aufgewachſen, ich einige Jahre älter, war ihr ſteter Begleiter geweſen, und in meiner Abgezogenheit, kein weibliches Weſen um mich kennend, verließ der neunzehnjährige Jüngling das vierzehnjährige Mädchen, ihr treue Freundſchaft gelobend. — Die Welt mit ihrem neuen Leben ſchloß meinen Blicken das Heiligthum der Myſterien auf, die Poeſie, aus dem Chaos meiner Empfindungen ſich emporwindend, trug mich in ſein Innerſtes, und Cöleſtine ward das Ideal, das meine rege Phantaſie liebend und verlangend mit den lieblichſten Farben ſich ſchmückte. Wir hatten einen Briefwechſel verabredet, den unſre Eltern wohl nicht hindern mochten, da ſie, ſo wie ich hernach erfuhr, uns für einander beſtimmt hatten. Meine Briefe, anfangs im Tone eines liebenden Bruders, mochten wohl an Wärme gewinnen, und die Gluth, welche in meinem Innern zu glimmen begann, ſich immer mehr darin ausſprechen. Cöleſtinens Briefe waren einfach, herzlich und frei von aller Ueberſpannung und Leidenſchaft. Wenn die meinen von mir und den freundſchaftlichen Empfindungen ſprachen, berichteten die ihren nur von den Eltern und dem ſtillen Leben, ſprachen ruhig aber tief den Schmerz über unſre Trennung aus und zeigten mir unverholen, daß ſeit meiner Abweſenheit die Tage ihr traurig und eintönig verflöſſen. Ihr Herz nach dem meinen beurtheilend, zweifelte ich keinen Augenblick, auch ſie liebe mich mit gleicher Gluth. So verfloß ein Jahr; ich war in dieſer ſüßen Gewißheit glücklich, und ſonderbar, wagte in meinen Briefen doch nicht meine Empfindungen deutlich auszuſprechen.

Im zweiten Jahre meiner Entfernung wurden ihre Briefe ſeltener, und ich glaubte darin, wenn auch nicht Kälte, doch eine gewiſſe Gleichgiltigkeit oder vielmehr Ruhe zu finden, die mir nicht wohlthat. Ich mochte mich hierüber gegen ſie beklagt haben und erhielt eine Antwort, die mich ganz glücklich machte. Sie drückte die innigſte Theilnahme für mich aus, ſprach von ewiger unzertrennlicher Freundſchaft, und über das Ganze ſchien ein ſo warmer Hauch gegoſſen, daß ich den Brief tauſendmal an meine Lippen drückte. So ward unſer Briefwechſel fortgeſetzt, die reinſte aufrichtigſte Freundſchaft ſprach aus den ihrigen, wenn in meinen ſich die Leidenſchaft der Liebe ausſprach. Jedoch immer nur das kindliche Bild des vierzehnjährigen Mädchens vor Augen, blieb ich befangen und ſcheute mich das offene Geſtändniß meiner Neigung zu thun, ſo wie ſie mir keinen Schritt entgegen kam, der mich dazu aufgemuntert hätte. Mein Vater, dem ich mich vertraute, billigte meine Liebe wie mein Betragen, und verſicherte mich, daß das Mädchen ſchöner erblüht, ſtets mit inniger Theilnahme meiner gedächte, und wenn meine kränkelnde Mutter an ihrem Lager gefeſſelt ſey, ſtets zu ihrer und ſeiner Pflege herbeieile und mit kindlicher Liebe an ihnen hinge.

In dieſer Zeit, als ich meine Rückreiſe beginnen und meinem Glücke entgegen eilen wollte, war es wo wir uns kennen lernten; es war eine ſchöne, vielleicht die ſchönſte Zeit meines Lebens.

Als ich die Thürme meiner ländlichen Heimath in der Ferne ſah, der nahe Hügel mir das väterliche Häuschen, das prächtige Schloß des Gutsherrn, die Pfarrwohnung zeigte, klopfte mir das Herz freudig, frohen Muthes ſchritt ich vorwärts, meiner Heimath, meinem Schickſale entgegen.

Auf der Flur des Vaterhauſes trat mir eine bleiche hohe Geſtalt in tiefer Trauer entgegen, ich ſtutzte. — Die Geſtalt blickte mich mit ſeelenvollem Auge an, ich heftete meinen Blick auf ſie. Cöleſtine! ſchrie ich auf, Heinrich! rief ſie, und die Geliebte ruhte an meiner Bruſt. — So überraſchte uns mein Vater, das Mädchen wand ſich aus meinen Armen, Purpur überflog ihre Wangen, ich ſah in dieſer Gluth die Roſen jungfräulicher Schaam, und nur der Anblick des ſehr gealterten Vaters konnte mein Auge von dem Himmelsantlitz Cöleſtinens abziehen.

Sey mir willkommen, mein guter Sohn, begrüßte er mich: auch willkommen im Hauſe der Trauer. Deine Mutter findeſt Du nicht mehr, ſie iſt heimgegangen, auch Dein alter Lehrer ſchlummert auf dem Friedhofe, und Du ſiehſt in Cöleſtine eine elternloſe Waiſe. Bei dieſen Worten ergriff er meine und Cöleſtinens Hand, legte ſie in einander und ohne ein Wort weiter zu ſagen, ſchloß er uns mit ſtummem Schmerz in ſeine Arme.

Was ich damals empfand, ſteht auch heute noch lebendig vor mir. Der Verluſt meiner Mutter, der Tod meines alten geliebten Lehrers ſchmerzten mich tief und trübten den ſo froh geträumten Augenblick des Wiederſehens; aber der Gedanke: ſie iſt dein, ſie ruht in deinen Armen, all' dein Ahnen und Sehnen hat ſich verwirklicht, geſtaltet, trat tröſtend neben mich, ſo daß ich im Vollgenuſſe meines Glückes ſelbſt die geliebte, mir ſo theure Mutter vergeſſen konnte und das Mädchen mit Inbrunſt in meine Arme ſchloß. Zwar weckte das thränenfeuchte Auge Cöleſtinens mich bald aus meiner Täuſchung, zwar mahnte mich ihr bleiches Antlitz, ihr Trauergewand an heilige zartere Pflichten, und das Entzücken war ſchnell dahin, der Schmerz verdrängte die Wonne und ich habe ſie nach dieſem kurzen Augenblicke nie mehr empfunden.

Perle, ſchäumender Wein! rief er mit Heftigkeit die Gläſer füllend: perle, du Trugbild des Glückes — ſchäumend ſprudelſt du und der kommende Augenblick macht dich ſchaal und dein Feuer iſt verraucht. Trink', er ſchwindet wie das Glück! — Er ſtürzte den Wein hinunter, ging einigemal auf und ab, während ſein Blick ſich zuweilen auf das Bild heftete, dann ſetzte er ſich wieder und fuhr mit anſcheinender Ruhe fort:

Auf meines Vaters Geheiß ging ich am andern Morgen auf das Schloß zu unſerm Gutsherrn, der mir immer wohl gewollt hatte; er empfing mich freundlich. Heinrich! ſagte er zu mir: ich bin Ihrem Vater Dank ſchuldig, er dient meinem Hauſe ſeit dreißig Jahren mit uneigennütziger Treue; Sie ſind mein Pathe und haben die Unterſtützung, die ich Ihnen ſchon auf der Univerſität zukommen ließ, gut angewendet, Sie ſollen nach den eingezogenen Erkundigungen etwas rechtes gelernt haben, mit Kenntniſſen bereichert und mit reinem Herzen und Wandel in Ihre Heimath zurückgekehrt ſeyn. — Wenn Sie die nöthige Prüfung beſtehen, wenn Ihnen die Gabe der Redekunſt ward, daß Sie von der Kanzel aus auf die Herzen Ihrer Anvertrauten wirken können, ſo freue ich mich, Ihnen die durch den Tod Ihres alten Lehrers und Freundes erledigte Stelle des hieſigen Prediger-Amtes in der Hoffnung anbieten zu können, daß Sie dann jedwede Pflicht Ihres Vorgängers übernehmen und treu erfüllen werden. Ich verſtand ihn, dankte dem Manne aus dem tiefſten Grunde meines Herzens und kehrte überglücklich nach Hauſe zurück.

Mein Vater war von der Nachricht, die ich ihm brachte, nicht überraſcht, er kannte die gütigen Abſichten des Grafen gegen mich ſchon längſt, noch weniger war es Cöleſtine, wenigſtens nicht freudig, denn Thränen brachen hervor, als ich ihr es mittheilte, und ſie verließ uns ſchnell. Ich meinte, das Andenken an ihren Vater, deſſen Stelle ich einnehmen ſollte, ſey der Quell, ſchwieg, verſchloß meine Wünſche noch in meinem Innern, und wollte ſie nicht eher laut werden laſſen, bis mein Schickſal feſt gegründet und mir das Amt gewiß ſey, wo ich dann mit Zuverſicht um die Hand des geliebten Mädchens werben könnte.

Meine Vorbereitungen bannten mich auf das Studierzimmer. — Die kurzen Augenblicke, wo ich Cöleſtine ſah, die ſeit ihres Vaters Tode unſerem Haushalt vorſtand, gingen mir mehr in Hoffnung als in Gunſt vorüber, denn düſtere

Schwermuth drückte laſtend auf dem Mädchen; wenn ich nur entfernt meine Anſtellung berührte, ward ihr Schmerz um den Vater immer lauter und brach unaufhaltſam hervor. Oft wollte es mir ſonderbar dünken, aber mein Vertrauen auf die Menſchen war zu groß; wie ſollte ich an Cöleſtine zweifeln? — So vergingen dieſe Tage, ich hoffte von der lindernden Zeit, reiſete frohen Muthes zur Prüfung ab, überſtand ſie glücklich, hielt getroſt meine Probepredigt und kehrte vergnügt vom Schloſſe heim, wo mein Wohlthäter mir die Vocation überreicht hatte.

Ich fand Cöleſtine mit meinem Vater in der Laube unſeres Gartens, er kam mir entgegen und ich empfing ſeinen Glückwunſch; er ließ mich mit dm Mädchen allein. — Aengſtlich ſah ſie mich nahen; ſie zitterte als ich ihre Hand erfaßte, hohe Röthe überflog ihre immer noch bleichen Wangen. — Sie ahnete was ich ihr ſagen wollte, die jungfräuliche Verlegenheit drückte ſich in jeder ihrer Mienen aus, und als ich ihre Hand an mein Herz drückte, als die lang verhaltene Flamme in Worte ausbrach, als ich ihr meine Liebe geſtand, um ihre Hand ward, entſtürzten ſtatt Antwort Thränen ihren Augen, und ſie vermochte nicht zu reden.

Mir ward ängſtlich, ſo hatte ich mir dieſen Augenblick der Weihe nicht gedacht. Reden Sie, Cöleſtine, bat ich endlich: beſtimmen Sie über mein Schickſal. — Sprechen Sie offen, bin ich Ihnen werth?

Sie ſind mein edler, mein treuer, mein werther Freund! erwiederte ſie ſchnell.

Und wollen Sie mit dieſem treuen Freunde vereint durch's Leben gehen? fragte ich nach einer Pauſe.

Ja, ich will! ſagte ſie ihre Thränen trocknend, dann trat ſie vor mich und reichte mir ihre Hand. — Treu mit Ihnen durch's Leben! rief ſie, ſank an meine Bruſt und ſchloß mich feſt an ſich; ſo ruhte ſie ſchweigend und hielt mich umfangen. — Ich war der Erde entrückt; doch als ſie keines meiner Schmeichelworte erwiederte, ich ihr auf meiner Bruſt ruhendes Haupt erhob und ihr Auge geſchloſſen fand, da erſt ſah ich, daß die Lebensgeiſter ſie verlaſſen hatten, daß ſie ohnmächtig in meinen Armen ruhte. —

Er hielt inne, blickte nach Cöleſtinens Bild, nickte ihm freundlich zu, als ob er ſagen wollte; ich zürne Dir nicht, und ſchien ſich in Gedanken mit ihr zu unterhalten.

Von dem Tage an, fuhr er nun fort: ward ſie traulicher gegen mich und heiterer. Sie ordnete mit Fleiß und Thätigkeit alles in meiner neuen Wohnung, wobei die Freigebigkeit des Grafen uns ſehr zu ſtatten kam, und als nun alles geordnet war, ſie mich mit meinem Vater in das Pfarrhaus begleitete, dieſe ſtille Wohnung, die ſie mir nun bald zum Paradieſe umſchaffen ſollte, glaubte ich dem Schickſale trotzen zu können, ſchloß ſie in meine Arme und rief: Ich bin ein glücklicher Menſch! Behalte alle deine weitere Schätze, Schickſal, was ich mein nenne, genügt mir!

Zum Erſtenmal aß ich mein Brod, ſaß ich an meinem Tiſche, der Gedanke, ſie, die mich in den Jahren der Abweſenheit keinen Augenblick verlaſſen, ſie ſitzt neben dir, nur noch wenige Tage und ſie verläßt dich nicht mehr — dieſer Gedanke beſeligte mich als ich ſie unter den Linden mit dem Vater nach Hauſe gehen

ſah,

ſah, mein Auge ſie immer verfolgte, hoffend, ſie werde ſich noch einmal umſehen. — Sie blickte nicht nach mir, mit meinem Vater in ein ernſtes Geſpräch verſunken, war ſie meinem Auge entſchwunden.

Faſt verſtimmt trat ich in meine Wohnung, doch bekümmerte mich dieſer kleine Mangel an Aufmerkſamkeit nicht ſo ſehr, um mich nicht meinen Freuden und Träumen zu überlaſſen, als ich mit mir ſelbſt zufrieden in meinem geräumigen Wohnzimmer auf- und abſchritt. Meine Exiſtenz war gegründet, meine Wünſche erfüllt, auf jenem Stuhle am Fenſter war ja Cöleſtinens Platz, der kleine Tiſch ihr Arbeittiſch — überall ſah ich ſie und die ſchaffende Hand der Hausfrau. Da ſtörte mich der Eintritt der alten Magd in meinen Träumen; ſie reicht mir einen Brief, den ein Knabe gebracht. Sorglos nehme ich den Brief, ſinne von wem er wohl ſeyn könne, öffne ihn. — Doch, ſagte er raſch aufſtehend und ihn aus ſeinem Schreibtiſche holend: lies ihn ſelbſt, den mir vielleicht Satanas ſchrieb, den mir aber ein Engel des Lichtes zu meinem Heil übergab. — Werner las:

Jemand, der Ihr wahres Glück will, warnt Sie, da es noch Zeit iſt. Sie lieben Cöleſtine und glauben wieder geliebt zu werden, Sie täuſchen ſich. — Sie liebte einen Andern, hing ſchon ſeit Jahren mit Sehnſucht an ihm, und nur das Verſprechen, welches ſie ihrem ſterbenden Vater gab, nur die Bitten Ihrer Mutter, verbunden mit Achtung und Freundſchaft für Sie, vielleicht auch Berückſichtigung ihrer hülfloſen Lage beſtimmten ſie, Ihnen ihre Hand ohne das Herz zu geben. Jetzt iſt es noch Zeit, nach drei Tagen wäre es zu ſpät. —

Der Brief überraſchte, erſchütterte mich, fuhr der Hofrath fort: ich glaubte nun Cöleſtinens räthſelhaftes Betragen erklärt, den Quell ihrer Thränen entdeckt zu haben, aber nach wenigen Augenblicken ſtand das Vertrauen wieder in mir. — Nein! rief ich: ein Mißgünſtiger ſoll mein Glück nicht untergraben und mir das Zutrauen rauben, das ich in die Menſchen ſetze; weg, ihr Zweifel! — Beruhigt legte ich mich um Mitternacht zu Bett, aber der Schlaf floh mich, mein Gemüth konnte ſich nicht ganz beſänftigen, und in dieſer verhängnißvollen Nacht glaubte ich mich doch mit der Möglichkeit vertraut machen zu müſſen, um auf alle Fälle gefaßt zu ſeyn.

Am andern Morgen ging ich, den Brief in der Hand, nach meines Vaters Wohnung; Cöleſtine kam mir entgegen, grüßte mich freundlich, reichte mir ihren Mund zum Kuſſe und folgte mir ſorglos in die Laube unſres Gärtchens. Hier, nach einer Betheurung meines feſten Vertrauens auf ihr Herz, gab ich ihr den Brief. — Sie durchflog ihn, eine hohe Röthe überzog ihre Wangen und Thränen rollten herab, als ſie mir ihn zurückgab. Daß Du mich verkennen mußt, Heinrich, ſagte ſie kaum ihrer Stimme mächtig: das iſt es allein, was mich ſchmerzt. Freiwillig wollte ich Dir das Geſtändniß thun, doch mein Vater hielt mich ab, nun thut es dieſer Brief, und mit Deiner Liebe habe ich vielleicht auch Deine Achtung verloren. Aber höre mich an, bat ſie mich, der ich vor Erſtaunen kaum zu athmen wagte: höre mich an, ehe Du mich verdammſt.

Ja, ich liebte, liebe vielleicht noch — für

Dich empfand ich Freundſchaft, ſchweſterliche Neigung — da gab ich meinem ſterbenden Vater auf ſeinem Todbette das Verſprechen, Dir meine Hand nicht zu verſagen, wenn Du um mich würbeſt. Seine Neigung zu Dir, die Gewißheit die er hatte, Du würdeſt ihm in ſeinem Amte folgen, die Sorge um ſein verlaſſenes Kind bewogen ihn dazu; ich verſprach es ihm, verſprach ihm meine hoffnungloſe Neigung zu bekämpfen und ſie Dir zu verſchweigen. — Von dem Augenblicke an, wo ich das Verſprechen that, habe ich den feſten Vorſatz gefaßt, Herr meiner Neigung zu werden, habe ihn nicht wiedergeſehen, jedes Verhältniß mit ihm gebrochen, den heiligen Willen und die Kraft in mir gefühlt, Dir eine treue liebende Gattin zu werden, Dich glücklich zu machen, und habe auch die Hoffnung gehabt, ſelbſt glücklich zu ſeyn.

Und wen liebteſt, wen liebſt Du? fragte ich.

Den Hauslehrer des Freiherrn von F., Karl Woltermann, ſprach ſie bebend.

Ich ſchwieg. — Schön wie eine Himmliſche ſtand das Mädchen meiner Sehnſucht vor mir. — Vertraue meinem Worte, meinem Herzen, ſagte ſie nach einem langen Schweigen: habe Geduld und Nachſicht mit mir, und vermag ich Dich noch glücklich zu machen, ſo lege Dein Glück vertrauenvoll in meine Hand, bei Gott! ich betrüge Dich nicht.

Ich warf noch einen Blick auf ſie, dann nahm ich den Brief, drückte heftig ihre Hand und verließ ſie. — Nach einer Stunde — doch dieſer Stunde, welcher ich die Ruhe meines Lebens danke, die letzten Tropfen, Freund, und dann zum Schluſſe. — Dir, frommes Herz, ſprach er das Glas dem Bilde entgegenſtreckend: dir den letzten freundlichen Blick meines brechenden Auges, dir den letzten Seufzer meiner Bruſt, wie dieſe Neige des perlenden Weins. Mit freundlichem Lächeln blickte er nach dem Bilde, trank und fuhr dann fort:

Nach einer Stunde kehrte ich wieder zurück, ich fand Cöleſtine noch auf der nämlichen Stelle in der Laube ſitzen, ſie trat mir mit Ruhe entgegen. — Heinrich! ſprach ſie, und der Geiſt der Wahrheit ſtrahlte mir zuverſichtlich aus ihren offenen blauen Augen entgegen: ich habe reiflich über unſer Verhältniß nachgedacht, ich glaube verſichern zu können —

Cöleſtine! unterbrach ich ſie freundlich: Ehe Du mir Dein Herz aufſchließeſt und mich vielleicht aus einem lieblichen Traume weckſt, der mich durch's ganze Leben begleiten ſoll, höre mich; komm, ſetze Dich zu mir, und denke, Du ſäßeſt an der Seite Deines treueſten Freundes. — Ich führte ſie in die Laube zurück, ſie ſetzte ſich neben mich.

Du liebſt. Das Deinem ſterbenden Vater gegebene Wort befahl Dir Deine Liebe zu unterdrücken, Du glaubſt es zu können und täuſcheſt Dich; Dein frommer Sinn würde Dich Deine Pflichten treu erfüllen laſſen, aber das Bild des Geliebten jede Freude Deines Lebens ſtören. Säheſt Du ihn dereinſt glücklich in den Armen einer Anderen, würdeſt Du ſie um ein Glück beneiden müſſen, das Dir an meiner Bruſt nicht werden konnte; ſäheſt Du ihn unglücklich, würden Vorwürfe Dir jede Freude verbittern und Deine Heiterkeit trüben — an meiner Hand blüht Dir kein Glück. — Deßhalb müſſen wir uns trennen. Wir würden Beide unglücklich ſeyn, beſſer ich bin es allein. — Das Mädchen ſenkte ihr Auge nieder, indem ich dieß ſprach; wollte ſie mir ihre Thränen verbergen oder ihre Freude, ich weiß es nicht und wagte auch damals nicht danach zu forſchen. — Da der Verlobte zurücktritt, fuhr ich fort: ſo muß der Freund ſeine Stelle einnehmen, und treu und redlich für Dich ſorgen; das werde ich thun durch mein ganzes Leben und habe es jetzt ſchon gethan. Lebe wohl, Cöleſtine, ſagte ich aufſtehend: es gehe Dir wohl, ich ſcheide von Dir ohne Groll!

Ich ging zu meinem Vater und machte ihn mit dem Vorgefallenen bekannt; er war mit mir zum Erſtenmal unzufrieden und ſuchte meinen Vorſatz wankend zu machen, doch Gott gedankt! ich blieb feſt, verließ am andern Tag meine Heimath und ging nach Deutſchland.

In jener Stunde, die über mein Schickſal entſchied, war ich zu dem Grafen gegangen, hatte ihn mit allem bekannt gemacht, und auf die Stelle, die ſeine Güte mir vertraut, zu Gunſten meines Nebenbuhlers reſignirt. Es bedurfte manches herzlichen warmen Wortes, bis er meine Bitte erfüllte; der edle Mann meinte, die Pflichten, die ich mit meinem Amte übernommen, wären zu heilig, um ſie einer irdiſchen Leidenſchaft opfern zu dürfen; aber ich ließ nicht nach, und da ihm der Hauslehrer des Barons von einer vortheilhaften Seite bekannt war, gab er endlich nach. Mein Nebenbuhler erhielt Amt und Geliebte.

Ich reiſ'te nach Leipzig, widmete mich hier ganz den Wiſſenſchaften, und der Himmel lohnte mein Mühen. Ich trat bald in Verbindungen, die ſo vortheilhaft waren, daß ich auch ohne väterliche Unterſtützung meine Exiſtenz geſichert ſah. Binnen Kurzem erhielt ich Nachricht, daß Cöleſtinens Verlobter mein Amt angetreten, ſie ſein Weib ſey, und ſollteſt Du es glauben, daß ich mich ſchon ſo ganz mit dieſem Gedanken vertraut gemacht hatte, daß ich mich über dieſe Nachricht herzlich freuen konnte und nicht der leiſeſte Unmuth, nicht die mindeſte Eiferſucht in mir rege wurden. Ich glaube, dieſe Ruhe entſtand hauptſächlich daraus, daß Cöleſtine nie liebend in meinem Arme geruht und alles, was ich Glücklicher empfunden, nur meiner Phantaſie verdankt hatte; es wurde dieſer deßhalb auch leicht, die glühende Liebe in ſchwärmeriſche Freundſchaft überzutragen, und, ſo wie Cöleſtine früher das Ziel meines Lebens geweſen, wurde ſie jetzt ſein einziger Zweck. Für ſie lebte, arbeitete, ſparte ich, und obgleich die Stelle, die ihr Mann bekleidete, einträglich war, fürchtete ich doch, daß Umſtände eintreten könnten, wo ihr meine Unterſtützung nothwendig wäre. Ich ward ſparſam, faſt muß ich geſtehen geizig, entzog mir Alles, und es ward mir Wolluſt, für ſie darben zu können; ich legte jeden Groſchen zurück, und ſpäterhin hat mich dieſe Vorſorge nicht gereut, denn eine zahlreiche Familie, Unglücksfälle, und ich glaube auch des Mannes Freude am Wohlleben, zerrütteten bald ihr Hausweſen und ich hatte Gelegenheit im Stillen zu helfen.

Mein Vater, der ſtets für Cöleſtine eine große Vorliebe gehabt hatte, mochte wohl um ſo ungerechter gegen ihren Gatten ſeyn, denn was ich durch ihn erfuhr, war nicht geeignet, mich von ihrem Glücke zu überzeugen, aber immer hielt mich ein gewiſſer Stolz und die Furcht zurück, eine kaum vernarbte Wunde wieder zu öffnen. — So verſtrichen ſechs Jahre, als mein Vater ſtarb; auch dieß beſtimmte mich nicht, meine Heimath wiederzuſehen, ſeit zwei und dreißig Jahren iſt ſie mir fremd geblieben.

Und Du haſt Cöleſtine nicht wieder geſehen?

Nein, Werner, ich möchte ſie auch nicht ſehen. — Meine Phantaſie und dieß Bild, welches der Graf malen ließ und mir ſchickte, erhalten ſie mir immer ſchön und in dem Kolorit, welches ſie in jenen glücklichen Tagen der Täuſchung ſchmückte; immer ſchwebt noch die jugendliche Geſtalt vor mir, und die blonden Locken rollen ſich mit ihrem goldenen Glanze noch immer über eine glatte heitere Stirn, für mich blühen die Roſen noch auf ihren Wangen und ein ewiger Frühling breitet ſeine Blumenſchwingen über die Geliebte meiner Jugend. Soll ich mir das Bild ſelbſt zerſtören, ſoll ich mir die zwei und dreißig Jahre herbeirufen, es zu zerſtören, ſoll ich in mir die Flamme löſchen, die das alte Herz noch jugendlich hält und über die Gebilde meiner Phantaſie den warmen Ton haucht, der ihnen Gluth und Leben gibt? Nein, Freund, der Phantaſie gehörte meine Liebe von ihrem Beginnen an, ſie ſoll ihr bleiben bis an das Grab. Und tritt auch zuweilen die kalte Vernunft in ihre Rechte, zeigt ſie mir die Matrone im Kreiſe ihrer ſieben Kinder, die Himmelsgeſtalt von der Zeit zerſtört, das Engelantlitz von Sorgen getrübt, ſo trete ich vor dieß Bild, und die Phantaſie, dieſe freundliche Bildnerin führt mir aus jener Roſenzeit Cöleſtine herbei, wie ſie war, jugendlich und ſchön. — Das Bild bleibt mir und ich laſſe ihm die Wirklichkeit, wie Jahre und Sorgen ſie geſtaltet haben.

Und dieſe Blinde? fragte Werner.

Iſt ihr jüngſtes Kind. — Als ich mich einſam fühlte, und meine Schweſter, die ich zu mir nahm, ihr Edukationstalent an mir üben und es mit uns nicht ſo recht gehen wollte, ſchickte ich ſie — es mögen nun wohl acht Jahre ſeyn — nach Kurland, mir die Kleine zu holen, die ich ſchon ihres Namens wegen den andern Kindern vorzog. Ein Engel ſchien mit ihr in mein Haus zu treten, und als ſie mir, indem ſie aus dem Wagen ſprang, mit ihren Händchen einen verwelkten Vergißmeinnicht-Strauß entgegen hielt, den mir, wie ſie ſagte, die Mutter ſchicke, war es mir, als wäre ich wieder ein Knabe geworden, und die neunjährige Cöleſtine reiche mir am Wieſenbache einen Strauß, wie ſie ſo oft gethan. — Ich ſah der Mutter Züge wieder, ſo lächelte ihr Mund, ſo ſtrahlte ihr Auge — Jetzt! — Drei Jahre war ich ein glücklicher Mann; ich ſah Morgens und Abends in den Spiegel ihrer Augen, erblickte das liebliche Bild meiner Jugend in ihnen, da ſchloß der Himmel auch dieſe Pforten meines Edens, das Mädchen ward blind! —

Als die Mutter mir ihr Pfand anvertraute, war es eine liebliche Knoſpe, ſich freudig entfaltend, fuhr er nach einer langen Pauſe fort: Jetzt — hat der Mehlthau ihren Kelch getroffen, er entfaltet ſich nicht dem Sonnenlichte. Seitdem fühle ich, daß ein grauſames Schickſal mich verfolgt und mein Lebensmuth iſt dahin.

Armer Freund! unterbrach ihn Werner.

Fühlſt Du nun, Du Ungenügſamer, fuhr der Hofrath heftig fort: daß der Tod nicht allein die Senſe führt über die Saat menſchlicher Freuden? daß das Leben grauſamer iſt, wenn es die Halme einzeln knickt, daß ſie langſam verdorren? Sieben Jahre fühlteſt Du Dich in Hoffnung und Sehnſucht beglückt, achtzehn Jahre genoſſeſt Du des Lebens Wonne, da ſchließt der Tod das Buch Deiner Freuden, legt es in das Grab, deſſen Rande Du ſelbſt ſchon nahe biſt, und läßt Dir doch einen Sohn, der mit offenem Blicke in das Leben ſchauen kann, und mir — Was ich liebte, gehört nicht mein; was ich begehrte, ward mir nicht; nur durch Entſagen rettete ich die Ruhe des Herzens und ein heiteres Gemüth erkaufte ich mir nur, indem ich, treu meinem erſten Gefühle, darbte und ſammelte, das ſauer Erworbene mit ihnen theilend. Da ſendet mir der Himmel einen Engel, der mich in das Leben meiner Jugend noch einmal zurückführt, er hält mir einen Spiegel vor, in dem ich die Geliebte wieder erblicken kann; der Engel wird blind, und das blutende Mutterherz klagt mich vielleicht an, daß ich das Anvertraute nicht mit Vaterliebe ſorgſam genug bewahrte. — Ach, weißt Du keinen Augenarzt? und ſollte ich ein Bettler werden und ſelbſt blind von Hütte zu Hütte wandern müſſen, dem Mitleid eine Rinde

Brod abzulocken, ich gäbe ihm gern meine Habe, gibt er ihr nur das Licht der Augen wieder.

Ich kenne einen jungen Mann, ſagte der Kriegsrath: er ſoll ein geſchickter Augenarzt ſeyn.

Trägt er auch einen bunten Mantel wie Dein Sohn? fragte der Alte raſch.

Und trüge er ihn auch, erwiederte Werner: und heilte Dein Kind, was kümmerte Dich der Mantel?

Wohl wahr! ſagte Brückner: So laß ihn kommen — wo iſt er?

Ganz in unſerer Nähe, es iſt mein Sohn! ſagte der Kriegsrath.

Der Alte ſchüttelte bedenklich den Kopf. — Haſt Du kein Zutrauen, fuhr Werner fort: beurtheilſt Du den Menſchen nach ſeinem Aeußern? Armer Freund, wie ſollte es Dir ergehen mit Deinem unmodiſchen Kleide und Deinem ernſten, faſt bittern Zug um den Mund; Niemand würde in Dir den gemüthlichen Dichter Wanfried erkennen, der ſo zarten Gemüthes ſeiner Liebe ein ſolches Opfer zu bringen vermochte. Habe Vertrauen zu meinem Sohne, er iſt ein tüchtiger Arzt, und beſonders als Augenarzt hat er etwas geleiſtet. Laß Dich nicht durch ſeinen Mantel und ſein leichtes Weſen irre machen, ſein Kopf iſt hell, ſein Herz iſt gut, er zahlt der Zeit ſeinen Tribut wie Alle, und iſt zuweilen ein Narr. Kehre Dich nicht daran und nimm das Wort, das ich eben ausſprach, nicht ſtreng, in der Sprache der Zeit würde es heißen: er iſt ein Elegant.

Der Alte ſchüttelte immer mehr und mehr den Kopf, gab keine beſtimmte Antwort, und ſchien erſt nach reiflicher Ueberlegung ſich entſcheiden zu wollen.

3.

Indeſſen die Freunde aus dem Erinnerungbecher manchen ſüßen, aber auch manchen bittern Tropfen geſchlürft hatten, war Theodor mit der Tante und Cöleſtinen beſchäftigt geweſen. Aufmerkſam, ohne daß irgend eine Aeußerung es der Blinden hätte verrathen können, hatte er die Augen Cöleſtinens unterſucht, und ihm ſchien aus ihnen noch die Hoffnung zu ſchimmern. Dieſe Theilnahme des jungen Mannes für ihren Liebling machten ihn der Tante noch werther, und die Auszeichnung, mit welcher er ſie behandelte, die Artigkeiten, welche er ihr zuweilen über ihr Talent ſagte, denn die Tante hatte ſchon in der erſten Stunde ihn mit ihrer ſchriftſtelleriſchen Laufbahn bekannt gemacht, hatten ſie ganz für ihn eingenommen. Die ſchöne Geſtalt des jungen Mannes, der Geiſt, der ſich lebhaft in ihm ausſprach, der Gedanke, daß es der Sohn des Jugendfreundes ihres Bruders ſey, alles dieß ließ ſie glauben, ſie habe den Mann für Cöleſtine gefunden. Daß das Mädchen blind ſey, ſchien ihr kein Hinderniß; im Gegentheil gab dieß der ganzen Sache einen romantiſchen Ton, und ſie glaubte, ein junger Mann würde ſich eben ſo glücklich an der Seite einer blinden Gattin fühlen, als ſie ſich den umgekehrten Fall denken konnte, einen jungen blinden Mann noch zu beglücken, der dann bloß durch ihren Verſtand bezaubert, die kleinen Furchen nicht bemerken konnte, welche ſie der Macht der Jahre doch einräumen mußte.

Theodor ſchien ganz in ihren Plan einzugehen, ohne ihn zu kennen, er war von beinahe zudringlicher Theilnahme für Cöleſtine, welches die Tante ſeinem Herzen und nicht ſeiner Wiſſenſchaft beimaß, war gegen ſie von beſonderer Aufmerkſamkeit, belobte was ſie ſagte, bat innig um Mittheilung ihrer Geiſtesprodukte, welche ſie immer noch mit jungfräulicher Beſcheidenheit ihm mitzutheilen zögerte und berauſchte oft die gute Tante mit Schmeicheleien, die nie ihre Wirkung in dem Herzen der Eiteln verfehlten. Aber gerade das, was Tante Chriſtinchen an dem jungen Manne entzückte, entfernte Cöleſtine immer mehr von ihm. Sie fand in dem Betragen gegen die Tante Spott, und ſeine Theilnahme für ſie war ihr läſtig; vielleicht hatte ſie ſich auch das Bild des jungen Elegant, ſo wie ihn der Vater ihr geſchildert, noch mit zu grellen Farben ausgemalt, kurz ſie fühlte ſich in Theodors Nähe nicht wohl, und als der Vater ihr ſagte, daß der Sohn ſeines Freundes Augenarzt ſey, ihre Augen unterſuchen, und im Fall er noch Hoffnung habe, einen Verſuch wagen wolle, ſchien es ihr unangenehm zu ſeyn, ſich ſeinen Händen anzuvertrauen.

Die Tante war außer ſich; theils nahm ſie wirklich warmen innigen Antheil an Cöleſtinen, ſo daß auch der kleinſte Hoffnungſtrahl ihr willkommen war, theils ward der ſchöne romantiſche Traum, der ſo viele Intriguen und empfindſame Situationen verſprach, durch den Eigenſinn und die Launen des Mädchens geſtört. — Ein junger Mann, der ſich in eine Blinde verliebt, ein Mädchen, welches das Bild des Geliebten aus ſich ſelbſt ſchaffend, deßhalb mit doppelter Gluth an ihm hängt, die Heilung der Blinden durch die Hand des Geliebten, das überirdiſche Glück, bei dem erſten Lichtſtrahle der ihr Auge trifft, in ihm ihr Ideal verſchönt wieder zu erblicken, das alles gab ſo vielen Stoff zu einem Romane mit lebenden Figuren, und die Tante freute ſich ſchon der Rolle, die ſie darin übernahm, als daß ſie nicht bei ihrer Sucht Ehen zu ſtiften, wenn ſie auch ſelbſt unbekränzt an Hymens Tempel vorübergehen mußte, alles dazu beigetragen hätte, den Roman, den ſie ſelbſt mit kühner Hand begonnen, auch zu enden.

Aber je mehr ſie Cöleſtine nach dem ſich vorgeſteckten Ziele führen wollte, deſto widerſpenſtiger wurde das Mädchen, und die Bemühungen der Tante, welche ihre Plane zu ertrotzen ſuchte, entfernten ſie immer mehr und machten ihr den jungen Arzt ſo zuwider, daß ſie endlich ihren Vater bat, keinen Verſuch durch ihn machen zu laſſen.

Theodor, über welchen der Hofrath Erkundigung eingezogen und von deſſen Geſchicklichkeit er nur Vortheilhaftes gehört hatte, war wohl ſelbſt an Cöleſtinens Widerwillen Schuld. Er konnte nicht immer eine gewiſſe Ironie unterdrücken, und ſelbſt da, wo er wahr und edel fühlte, war Ton und Wort nicht ohne dieſes jetzt von den Shakeſpear-Romanen ſo hoch geprieſene Talent; er fühlte wohl, daß er dadurch das Mädchen von ſich entfernte und konnte doch nun nicht mehr den rechten Ton finden, durch den er das einmal Verlorene wieder gewann. Da er nun dem lieblichen Mädchen ſo gern geholfen hätte, aber wohl wußte, wie ſehr der Arzt des Zutrauens bedarf, beſonders der Augenarzt, ſo fiel er auf den ſonderbaren Gedanken, ſich dem Scheine nach ganz aus dem Spiele zu laſſen. Der Vater Cöleſtinens ſollte vorgeben, einen andern Arzt zum nämlichen Zwecke kommen zu laſſen, und er wollte dann unter deſſen Namen die Operation leiten, welche er nach näherer Unterſuchung für möglich, wenn auch für ſchwierig hielt. Er machte zu dieſem Behufe den Vorſchlag, einen in Leipzig wohnenden Jugendfreund kommen zu laſſen, der überdieß ihn habe beſuchen wollen, und von welchem er hoffte, daß er ſich gern, des guten Zweckes wegen, zu dieſer Myſtifikation hergeben würde.

Nach manchen Debatten, wobei Tante Chriſtinchen immer die Oppoſition bildete, reiſ'te Theodor ab, den Freund zu einem Beſuche auf der Villa zu bewegen.

4.

Nach einigen Tagen kam er mit ihm zurück. — Der Zufall ſchien zwei ganz verſchiedene Weſen in Freundſchaft vereinigt zu haben, denn Eduard Berg, ſo hieß der junge Freund, war ein ernſter und wie es ſchien in ſich verſchloſſener Mann, von wahrhaft männlicher Geſtalt und mit würdevollen Zügen, die man hätte finſter nennen können, wenn nicht zwei dunkelblaue Augen unter den langen Wimpern ſo ſanft hervorgeſtrahlt hätten als wenn durch düſtere Nachtwolken das ſanfte Licht zweier Sterne hervorſchimmert. Theodor hatte ihn bereitwillig gefunden, die Rolle des Augenarztes zu übernehmen, denn er hielt es für Pflicht, da, wo der Zweck die Mittel heiligt, zu einem frommen Betruge die Hand zu bieten. Theodor, einige Jahre jünger, lebensluſtig und lebensfroh, war an Geſtalt und Gemüth ganz das Gegentheil des Freundes. — Blond, lebhaft, alles mit Feuer und Gluth erfaſſend, den ſtets beweglichen Blick nie lange auf etwas heftend, ſchien er das Bild des Frohſinnes zu ſeyn, wenn jener das des Ernſtes war, und doch beſchattete ein Zug von Bitterkeit und Ironie den lebensfrohen Ausdruck ſeines Geſichtes und entfernte manches Herz von ihm. Sein munteres Weſen erwarb ihm nicht immer Freunde, nur wer wie Eduard ſein Herz ganz kannte, den trieb der ſpöttiſche Zug nicht aus ſeiner Nähe; ſelbſt in dem Tone ſeiner Stimme lag nicht das Zutrauen-Erweckende wie bei jenem.

Cöleſtinen ward der Fremde als der neu angekommene Arzt vorgeſtellt, der an Theodors Stelle ihre Augen unterſuchen ſollte; der Vater hatte ſie ſchon früher ſehr ernſtlich gebeten, ſich hier nicht auch von ihren ſonderbaren Ideen und Gefühlen beſtimmen zu laſſen und nur die Geſchicklichkeit des Arztes, nicht den Ton ſeiner Stimme und ſeine Worte zu beachten. Bei der Tante bedurfte es dieſer Empfehlung nicht, denn gleich bei ſeinem erſten Auftreten hatte der junge Mann ſich ihr werth gemacht, und ſie ſtellte ihn ſogleich über Theodor, deſſen wohlgefälliges Aeußere ihr zwar gefiel, deſſen muntere heitere Laune aber und ſein ewig neckender Witz nicht immer ihr leicht erregtes Gemüth ſanft anſprach, und es wohl öfters verwundete. Eduard Berg hingegen, dieſer ernſte ſchöne Mann, der ſich ihr mit ſo viel Anſtand und Ehrfurcht nahte, in ihr die Frau vom Hauſe zu erkennen und nach Würden zu achten ſchien, deſſen ſchwermuthvoller Blick wahrſcheinlich ohne ſeinen Willen ſo manchen befiederten Pfeil in das poetiſche Herz der jungfräulichen Muſe ſandte, dieſer konnte ſeine Wirkung nicht verfehlen, und ſo wie ſie vom erſten Augenblicke Theodor ihrer Gunſt gewürdigt, ſo fühlte ſie, Eduard Berg könne noch Höheres, Schöneres verdienen, und ihre Phantaſie entführte ſie bald in die oft ſo unerreichbaren Räume menſchlicher Sehnſucht.

Ernſt und treuherzig hatte der Hofrath den Neuangekommenen empfangen und ihn um Entſchuldigung wegen der hier zu ſpielenden Rolle gebeten. Ein Blick, den der bekümmerte Vater auf die eben eintretende Tochter warf, ein herzlicher Druck der Hand, der alles bei dieſem Spiel Unangenehme vergüten konnte, mehr aber noch der Anblick des blinden Mädchens, das mit ſanfter Freundlichkeit eintrat und den Fremden begrüßte, hatten Eduard ſchon reichlich für jegliche Mühe belohnt, die ihm hier werden konnte.

Sie haben ſich hierher bemüht, meine Augen zu unterſuchen, ſagte Cöleſtine nicht ohne Rührung ſich nach der Stelle wendend, wo ſie glaubte daß er ſey. Ich danke Ihnen; es iſt ein Gang der Liebe, der reinſten Menſchenliebe, ſetzte ſie ſchnell hinzu: wenn der Arzt dem Kranken mit dem heißen Wunſche ihn zu retten naht. — Und wer des Augenlichtes beraubt auf dieſer ſchönen Erde traurig wandelt, nur langſam Schritt vor Schritt dem Grabe und einer entfernten Morgenröthe entgegengeht, und nicht wie der Fieberkranke von dem kommenden Morgen Rettung oder Auflöſung erwarten kann, dem iſt der Arzt ein Engel, deſſen Hand ihm zur Palme des Friedens, zum Strahl des Lichtes wird. Unterſuchen Sie mein Auge, ich unterwerfe mich jedem, denn mit dem Zutrauen iſt mir die Hoffnung erſchienen.

Eduard ſchwieg, ſein Auge ruhte auf dem umflorten des Mädchens, auf den lieblichen Zügen dieſer der Nacht geweihten Geſtalt. —

Sie ſagen mir kein tröſtendes Wort, fuhr Cöleſtine fort: können Sie mir nichts Freudiges, Hoffnungerweckendes ſagen? —

Ich unterſuchte Ihr Auge, begann Berg ſich faſſend.

Und was fanden Sie? fragte Cöleſtine ſchnell, von dem weichen ſonoren Tone ſeiner Stimme bewegt.

Trügt mich nicht eine innere Stimme, ſagte er mit Feuer: trügt mich nicht das Gefühl, das mich bei Ihrem Anblick ergriff, nicht der Glaube an die Barmherzigkeit des ewigen Gottes, ſo wird er Ihnen das Licht Ihrer Augen wieder geben und der Himmelſtrahl von neuem in Ihnen ergluͤhen.

Sie ſprechen mit vieler Wärme und Beſtimmtheit, lieber Herr, unterbrach ihn die Kranke: Ihre Worte ſind tröſtend; aber die innere Stimme, welche die Hoffnung weckt und das Vertrauen auf Gott haben mich nie verlaſſen, und dennoch blieb ich blind. — Ihr Troſt kam nur aus Ihrem Herzen. — Eduard erröthete.

Soll denn der Arzt nicht auch dem Herzen ſein Recht einräumen! begann er nun: Was iſt ſeine Wiſſenſchaft ohne die Hülfe von oben.

Alſo auch Ihrem prüfenden Auge iſt die Hoffnung nicht entſchwunden? fragte ſie zutraulich.

Es ſieht das Licht durch die Nacht hervorbrechen, denn könnte dieß Auge geſchloſſen bleiben? —

Dann wäre es beſſer, die Nacht des Grabes deckte es für immer, unterbrach ihn Cöleſtine, die heute aufgeregter war als je, und jetzt ihre Hand nach dem Fremden ſtreckte, den ſie zu ſuchen ſchien. Zürnen Sie nicht über meine Heftigkeit, fuhr ſie fort: es ſind nur Augenblicke der Aufregung und des Unmuthes, ſonſt trage ich mein Geſchick duldſam und murre nicht; aber mit der Hoffnung kommt die Ungeduld! Ja, lieber Herr, es iſt ein trauriges Loos, im Finſtern den Weg des Lebens zu wandeln und nirgend eine heitere Ausſicht vor ſich zu ſehen. Die Tage ſchwinden dahin, und nicht Sonne-, nicht Mondlicht bezeichnen uns ihren Wechſel, und was wir empfinden, gleicht höchſtens einem freundlichen Traume, in dem uns ein dunkles Gefühl nicht verläßt. Alle liebliche Geſtalten, die uns umgaukeln, ſind nur Traumgeſtalten, Gebilde unſerer Phantaſie, die, wenn ſie uns auch noch ſo treulich begleiten, wir ſie noch ſo lieb gewonnen haben, uns treulos verlaſſen, wenn die Schwingen der Phantaſie ermatten.

— Ich war zwölf Jahre alt als ich blind wurde; nicht plötzlich, nur allmälig sank der Schleier vor meinem Blick, anfangs traten die Gegenſtände immer ferner von mir, dann verſchmolzen die Farben in einander und ergrauten, ſpäter konnte ich die Umriſſe nicht mehr feſthalten, die Formen ſchwammen durch einander und ſelbſt das Unbewegliche wogte vor meinem Blicke. Es war ein ängſtlicher Zuſtand voll Bangigkeit und Trauer. Da erwachte ich eines Morgens, ich öffnete die Augen, es war noch Nacht, ich ſchloß ſie wieder um fortzuſchlummern; aber geſchloſſen oder geöffnet — es blieb Nacht und ich ſah der Sonne freundliches Licht nicht wieder!

Und hatten Sie ſeitdem keinen Schimmer, nicht die kleinſte Spur von Licht? fragte Eduard, kaum ſeine Rührung bergend.

Manchmal iſt es mir als ſähe ich in der finſteren Nacht eine graue Wolke vor meinen Augen ziehen, zuweilen, jedoch nur ſelten dünkt es mich ſelbſt als ſähe ich einen Schimmer, der dem hervorbrechenden Strahl der Morgenröthe gleicht, dieſem erſten Boten der Dämmerung, aber mir war er noch kein Bote des Tages, er zog trauernd vorüber, verſchwand ohne mich zu begrüßen und ließ mir nur Thränen ſtatt ſeines erquickenden Thaues zurück. — Dieß ſagend, ſenkte ſie trauernd ihr Haupt; Alle ſchwiegen, keiner wagte ihren Schmerz zu ſtören. — Da erhob ſie ſich plötzlich, nickte freundlich jeden begrüßen wollend, und tappte, von der Tante geleitet, nach der Thüre.

Siehſt Du den Halm, den das Leben geknickt hat, ſiehſt Du ihn dem Verwelken entgegen ſchwanken? rief der Hofrath, ſich nach dem Freunde wendend: Das iſt bitterer als Tod!

Mit nichten! erwiederte jener: Was auf Erden wandelt, gehört noch uns und der Hoffnung, was da unten liegt, der Verweſung an.

Vater! unterbrach ihn Theodor: ich ſtimme Dir nicht bei; für ein ſolches freudeloſes Leben lieber den Tod. — Was nimmt er, als das Gefühl unſeres Unglücks, das Gefühl des entbehrten Glückes? Was hilft es mir, daß ich noch dem Leben angehöre, gehöre ich doch nicht den Lebenden an, denen ich eine Laſt, nur noch ein Reizmittel des Mitleides bin.

Theodor! fiel ihm Eduard in die Rede: Dein Herz ſchwieg, indem Du dieß ſprachſt. Sollte ein Weſen wie Cöleſtine, herrlich ausgeſtattet von der Natur an Geiſt, Körper und Gemüth, ſollte das den Lebenden nicht mehr angehören weil es blind iſt, ſollte es nicht der Vaterliebe, dem Vaterherzen angehören, ſollte es nicht ein Weſen finden, dem es Liebe einflößen könnte, auch ohne den Stern des Auges, aus welchem freilich der Liebe höchſte Gluthen ſtrahlen?

Ich glaube kaum! meinte Theodor: In Stunden der Aufregung könnte freilich unſere Phantaſie uns ſo ſehr täuſchen, daß wir wähnten als Stab einer Blinden ſelig und glücklich durch dieſe Welt zu wandern; in den Stunden des ruhigen Nachdenkens aber würde dieſer luſtige Traum ſehr bald verſchwinden, und die Liebe, nur in der Phantaſie geboren, verginge mit dieſer flüchtigen. Mir zum Beiſpiel iſt Cöleſtine eine höchſt intereſſante Erſcheinung; ſanftere Weiblichkeit, zartere Formen, einen zarteren Geiſt, der ſich in einer ewig reinen Azurſphäre bewegt, ein lieblicheres Bild einer Jungfrau ſah ich noch nie, und der Wunſch, der heiße Wunſch, daß der Himmel meine Hand leiten, mir die Operation gelingen laſſen möge; ſtieg noch bei keinem Falle ſo lebendig in mir auf als hier, denn das Licht der Augen ihr wiederzugeben wäre mir eine hohe Freude; ich ſtellte das Mädchen in ihrer Vollkommenheit wieder dar, und ſie müßte dann alle Herzen bezaubern.

Armer Menſch! ſagte Eduard ſtolz: Iſt Dir die Sonne nicht mehr die Glühende, alles Erwärmende, weil eine Wolke ſie deckt, vergiſſeſt Du die Wärme, welche ſie aushaucht auch ohne zu ſtrahlen, gedenkſt Du nicht des Lichtes, das ſie verbreitet, auch wenn ſie verhüllt iſt? Blick auf die Blinde. — Was das Auge Dir verſchweigt, ſagt der liebliche Mund, ſelbſt wenn er ſich Dir ſchließt, auf ſeinen Lippen ruht die Milde und ſein kaum bemerkbares Lächeln drückt die Empfindungen ihres Herzens, ſelbſt die Flammen die ſie verbergen möchte, inniger und zarter aus, als wenn die Blicke manches Auges ſprechend verwunden. Mußt Du Ungenügſamer alles vereint wiſſen, um Dich glücklich zu fühlen?

Die eintretende Tante unterbrach das Geſprách, und bemächtigte ſich nach ihrer Gewohnheit ſchnell des Wortes, wandte ſich hierbei meiſtens an Eduard, der, obgleich von dem vorigen Geſpräche noch aufgeregt, ihr dennoch aufmerkſam zuzuhören ſchien. Den Hofrath und ſeinen Freund hatte die Scene ernſt geſtimmt, ſelbſt Theodors Laune war getrübt, und obgleich er alles, was Tante Chriſtinchen ſagte, durch Ja und Nein, wenigſtens durch eine ſtumme Verbeugung beantwortete, war auch er in ernſtes Nachdenken verſunken, ſo daß Niemand den Fluß der Rede unterbrach. Dieſe öffnete alle Truhen ihres Geiſtes, um die längſt verborgenen Schätze auszubreiten, und wußte nach und nach das Geſpräch auf Schriftſteller und Schriftſtellerinnen zu ziehen, ſo daß Eduard, ohne zu ahnen daß die gute Tante ſelbſt in dieſe Kategorie gehöre, unvermerkt in ihr Geſpräch verwickelt wurde.

Haben Sie die Schweden vor Prag von Karoline Pichler geleſen? fragte jetzt die Tante.

Nein! erwiederte Eduard noch zerſtreut.

Nicht! fuhr ſie verwundert auf: nicht die Schweden vor Prag geleſen?

Nein! wiederholte der junge Mann ganz unbefangen: So ſehr ich auch Karoline Pichler ſchätze, ſo ſehr ſie auch als Schriftſtellerin eine Ausnahme von vielen ihres Geſchlechtes machen ſoll, iſt es bei mir doch Grundſatz, nur wenig Romane, nie aber einen Roman von einer Dame geſchrieben, zu leſen.

Die großen hervorſtehenden Augen der Tante wurden bei dieſen Worten noch ſtechender als gewöhnlich, eine flüchtige, jedoch ſchnell wieder verſchwundene Röthe färbte ihre Wangen und ein mitleidiges Lächeln umzog ihren Mund. — Sagen Sie ſelbſt; fuhr Eduard fort: wie kann eine Frau Kriegsbegebenheiten ſchildern, wie ſich in das wilde Treiben des Soldatenlebens hineindenken?

Da haben Sie freilich Recht! unterbrach ihn die Tante beruhigter; denn bis zum Geſchichtlichen hatte ſich ihr Talent noch nicht verſtiegen: Das iſt kein Feld für des Weibes zarten Griffel, dieß mag man der rauhen Hand des Mannes überlaſſen. Aber wenn wir die geheimen Falten des weiblichen Herzens öffnen, wenn wir das Weib ſo zart ſchildern, wie es wirklich iſt,

es

es durch die Labyrinthe des Schickſals führen, Begebenheiten aus dem Leben, vielleicht ſogar aus dem eigenen Leben darein verweben, ſo die wirkliche Welt idealiſirt wieder darſtellen und die Jugend belehren, verdienen wir dann nicht den Kranz?

Eduard hatte, während ſie ſprach, die Tante mit Verwunderung angeſehen. — Sollte auch ſie, dachte er; doch ihr Aeußeres, eher dem Gemeinen als dem Ideale ſich nähernd, ließ ihn kaum fürchten gegen die Artigkeit verſtoßen zu haben, und die wenige Befangenheit, faſt hätte man es bei einer Frau Dreiſtigkeit nennen können, mit welcher ſie ſprach, verbannte jede Sorge. Als daher die Tante ihn nochmals um ſeine Meinung bat, ſagte er ganz offen: Ich tadle alle weibliche Schriftſtellerei und würde jedes junge Mädchen, wäre ſie ſchön wie ein Engel, talentvoll wie es keine gibt, fliehen, träte ſie ſo aus dem ſchönen herrlichen Wirkkreiſe, welchen die Natur für ſie bezeichnete, ſähe ich ſie mit jener nur aus Eitelkeit entſprungenen Liebe an den Kindern ihres Geiſtes hängen, wie ſie mit Liebe aus der Tiefe des mütterlichen Herzens an den Kindern einer glücklichen Ehe hängen ſollte. Nur denen könnte ich die neue unnatürliche Bahn verzeihen, die unverſchuldet das ſchöne Ziel verfehlten und deßhalb ihrem Berufe nicht folgen konnten, und nun in der Phantaſie wenigſtens wirken und genießen wollen, was ihnen das Schickſal verſagte. Sie könnte ich wohl bedauern, denn es muß ſchrecklich ſeyn, den Zweck des ganzen Lebens verfehlt zu haben.

Anfangs hatten die Muskeln in der Tante ewig beweglichem Antlitze krampfhaft gezuckt, bald hatte ſich Unmuth, bald jenes ſtolze Mitleid darauf ausgedrückt, welches ſo oft auf dem Geſichte ſich zeigt, wenn das Herz mit ſeinen Schwächen ſich getroffen fühlt und den Stolz herbeiruft, die Demüthigung zu maskiren, zuletzt war doch das Herz ergriffen und ein bitterer Schmerz zog ſich um die bebenden Lippen. Eduard, nicht ſehr mit der Welt und den Menſchen bekannt, entging dieß zwar nicht, doch ahnete er nicht den Quell und fuhr unbefangen fort: Sie fühlen gewiß mit mir, wie beklagenswerth dieſe Klaſſe von Frauen iſt. Unbefriedigte, von der Phantaſie immer genährte Gluth im Herzen, ewig eine Welt vor Augen, die ſie im wirklichen Leben nicht wiederfinden, ewig die Täuſchung ſelbſt noch zu vermehren, die ihnen ſo ſchadenfroh von ihrem Frühlinge bis zum Herbſte folgte, ſtets von Eitelkeit und Anſprüchen gefoltert zu ſeyn, die nie Befriedigung finden. — Gott bewahre jedes weibliche Herz vor dieſer Stellung; er gebe ihnen lieber ein Plätzchen in der Küche als am Schreibtiſche, ihr ganzes Leben iſt verfehlt. — Habe ich vielleicht etwas geſagt, was der Dame wehe thun konnte? fragte er jetzt beſorglich, als die Tante raſch aufgeſprungen war und mit ſichtbarem Unmuthe das Zimmer verlaſſen hatte.

Theodor brach bei dieſen Worten in ein helles Gelächter aus, während der alte Hofrath ſich ihm nähernd ſagte: Sie haben freilich eine Saite berührt, die meiner Schweſter unangenehm ſeyn mußte. Sie wußten wahrſcheinlich nicht, daß ſie ſelbſt Schriftſtellerin iſt, ſonſt würden Sie ſicher Ihre Worte mehr abgewogen haben.

Bei Gott nicht! rief Eduard: wie konnte ich es ahnen!

Nehmen Sie ſich das zur Lehre, junger Mann, ſagte der Alte verweiſend: nie bei dem Eintritte in einen uns fremden Kreis irgend eine Saite des menſchlichen Herzens rauh zu berühren, ehe man die Verhältniſſe aller kennt, in deren Mitte man ſteht; es wird Ihnen ſchwer werden, es bei meiner Schweſter wieder gut zu machen. —

Es wurde ihm jedoch nicht ſo ſchwer als der Hofrath es fürchtete, denn ſein offenes Geſtändniß, daß er die Schriftſtellerin nicht in ihr geahnet, ſein wirklich aufrichtiger Schmerz darüber, ſein ſprechendes Auge und die ſchwellenden Lippen, die er auf die knöcherne Hand der Tante drückte, mehr aber noch der erſte Eindruck, den das vorige Geſpräch nicht ganz verwiſcht hatte, ſöhnte ſie vor der Hand mit ihm aus, und es ward ihm vergeben, obgleich die Tante den Stachel, der ſie ſo tief verwundet hatte, nicht ganz aus ihrem Herzen ziehen konnte.

5.

Es waren ſchon einige Tage ſeit Eduards Ankunft vergangen, Theodor hatte die nöthigen Inſtrumente kommen laſſen, und da er überzeugt war, daß Cöleſtinens Augenübel nur der graue Staar ſey, entſchloß er ſich nach einer kurzen Vorkur, die Operation zu beginnen. Ihm, dem ſcharfen Beobachter war es ſeit dem erſten Tage, wo ſein Freund die Villa betreten hatte, nicht entgangen, daß zwei Herzen zärtlich, wenn auch nicht für einander ſchlugen; denn Eduards großes dunkelblaues Auge ſah er unverwandt auf der Blinden ruhen, er glaubte es ſelbſt feucht geſehen zu haben, eine ſeltene Erſcheinung bei dieſem ernſten Manne, und Tante Chriſtine vernachläſſigte ihn ſeitdem ganz, und verſuchte, wie eine Spinne die unbedachte Fliege, den armen Eduard mit ihren Fäden zu umſpinnen.

In dem Herzen einer Schriftſtellerin übt Amor gemeiniglich ſein Recht auf eine höchſt tyranniſche Weiſe. Von der talentvollen Frau oft ſchon ſelbſt erbärmlich gemißhandelt, indem ſie den kecken muntern Knaben zu einem empfindſamen bleichen Jüngling metamorphoſirte und ihn durch Entbehren und Entſagen quälte, läßt der Rachſüchtige keine Gelegenheit vorbei, in das ſtets offene Herz ſeine jüngſten Pfeile zu ſenden, oder ſich als Mentor in das unbewachte zu ſchleichen, denn wo könnte eine Schriftſtellerin die Gelegenheit verſäumen, einen jungen Mann zu bilden, wenn er nämlich liebenswürdig iſt. Einmal nun im Beſitz eines ſolchen Herzens, läßt der ſchalkhafte Gott alle Qualen und Schmerzen aus ſeinem Köcher, ſendet ſie als milde Spende der Unglücklichen, und die Liebe einer alten poetiſchen Jungfrau hat der Wehmuth ſo viel, der Wonne ſo wenig, wie ſchon Sappho uns lehrte.

Auch Tante Chriſtine hatte ſchon oft aus dem Kelche genippt und fühlte hier von neuem der Liebe Qualen. Nicht allein, daß ſie den unfreundlichen Erguß über ihr Talent ruhig hatte ertragen und die Hand zur Verſöhnung bieten müſſen, ſie bemerkte auch, und ſolch geübtes Auge ſieht ſcharf, daß Eduards Blick oft und lange an Cöleſtinen hing und ſein Geſpräch das Mädchen mehr anzuziehen ſchien als ſie es bis jetzt noch bei irgend einem Manne an ihr beobachtet. — Sie ſtaunte, wie es möglich ſey, in ſo kurzer Zeit ſolche gegenſeitige Neigung zu erwecken, und wohl mit der Wahlverwandſchaft der Herzen unbekannt, da ihre Neigungen bisher unglücklicherweiſe immer nur einſeitig geblieben waren, und ihre eigene ſchnell aufgeloderte Flamme ganz vergeſſend, war ihr Cöleſtine ein Räthſel. — In Allem ziemlich klug, in der Liebe aber nur der Leidenſchaft, nie dem Verſtande folgend, näherte ſie ſich jetzt Theodor mehr, erpreßte bald von dem ewig Neckenden das falſche Geſtändniß, daß er Cöleſtine liebe, trieb ihn an, ſeine Bewerbung bei der Nichte fortzuſetzen und ihr Herz zu beſtürmen; auch ſprach ſie deßhalb mit ihrem Bruder, der jedoch nicht ganz in ihre Plane einſtimmen wollte, da der bunte ſchottiſche Mantel ihm noch zu ſehr im Gedächtniſſe war und er überhaupt das Einmiſchen in dergleichen nicht liebte.

Sie ſelbſt trat nun wie ein feindlicher Schatten zwiſchen Eduard und Cöleſtine, ſuchte den poetiſchen Sinn des jungen Mannes zu wecken und ſpannte alle Kraft des Geiſtes und Gemüthes an, ſich liebenswürdig zu zeigen; ihm jedoch die Kinder ihres Geiſtes vorzulegen, verbot ihr der Stolz, nicht einmal ihren ſchriftſtelleriſchen Namen erfuhr er.

Eduard, ſein Unrecht fühlend, ergriff jede Gelegenheit, es wieder gut zu machen, hörte aufmerkſam zu, wenn die Tante ſprach und unterdrückte ſeinen Unmuth, wenn ſie ſich zwiſchen ihn und das Mädchen drängte, ſo daß ſie troz der Unruhe, die ihr mancher Blick des Jünglings, manches herzliche Wort Cöleſtinens verurſachte, mit innigem Wohlgefallen in ſeiner Nähe war und ihre Neigung von Tag zu Tage, von Stunde zu Stunde mächtiger wurde.

Auch in Cöleſtinens Bruſt hatte ſich ein bisher noch unbekanntes Gefühl geſchlichen, es war Wohlwollen zu Eduard, Freude an ſeiner Unterhaltung, Unmuth wenn die Tante mit ihrem heftigen Dazwiſchenkommen ihr anziehendes Geſpräch ſtörte, auch fühlte ſie eine Aufregung aller ihrer Empfindungen, wenn der ſonore Ton ſeiner Stimme erſchallte. Sich ihrer Gefühle ſelbſt nicht deutlich bewußt, glaubte ſie in Eduard einen ihrer entfernten Brüder wiedergefunden zu haben, der mit Herzlichkeit und inniger Empfindung zu ihr ſpräche; ſie ahnete nicht, wenn ſie in der Laube ſaß, ihre Taube lockte und die girrende ſanft ſtreichelte, daß ein ganz anderes Gefühl in ihr rege wurde als ſonſt; ſie wußte ſich nicht zu erklären, was ſie ſo ſonderbar bewege, wenn er zu ihr ſprach oder gar ſeine Hand ſie leitend berührte; ſie wußte ſich ſchuldlos und doch fühlte ſie dann das Blut in ihre Wangen ſteigen als drücke ſie eine Schuld, und ſelbſt als Eduard einmal ihre Hand erfaßte, er ſie leiſe drückte und ſie den Druck unwillkührlich erwiederte, hatte dieſe Berührung ſie wie ein elektriſcher Schlag durchzuckt. Es lag etwas auf ihrem Herzen, das ſie ausſprechen mußte, und doch ſchwebte es nur ſo dunkel vor ihr, daß ſie die Worte es auszudrücken nicht finden konnte; ſie fühlte, daß ſie der Theilnahme bedürfe und doch verſchloß ſie ihr Herz ſeitdem immer mehr und mehr. Der Tante ſich anzuvertrauen wäre ihr unmöglich geweſen, ſie hätte nur ihren beißenden Witz gegen ſich geweckt, auch ſagte ihr ein gewiſſer Inſtinkt, daß dieſe ihre Empfindungen tadeln würde. Nur als ihr allmälich dieß Gefühl drückend, ſie in Eduards Nähe verlegen wurde, beſchloß ſie die geheimſten Falten ihres Herzens dem Vater aufzudecken.

Eines Nachmittags, nachdem ſie ſchon lange gelauſcht hatte, ob er ſein Schläfchen beendet, ſchlich ſie zu ihm. Sie hatte, während ſie lauſchte, Worte zu ihren Empfindungen geſucht und glaubte ſie endlich auch gefunden zu haben; als ſie jedoch eintrat, der ehrwürdige alte Mann in ſeinem Lehnſtuhle ſitzend, ſie freundlich willkommen hieß, blieb ſie zagend an der Thüre ſtehen und Muth und Wort war dahin.

Was iſt Dir, Cöleſtine? fragte der Vater: bleibſt mir ſo fern als ob eine Schuld Dich drückte. — Bei dieſen Worten fühlte ſie ſich plötzlich ergriffen, eilte auf ihn zu, ſank an ſeine Bruſt und weinte bitterlich. — Cöleſtine! rief der Alte erſchrocken: faſſe Dich; was iſt Dir begegnet? ſprich!

Ach hätte ich Worte, Vater! rief ſie: hätte ich Worte, Dir zu ſagen was in mir wogt und brennt. Bald iſt es hier wie die Wellen, wenn der Sturm die Fluthen peitſcht, bald wieder wie die Flamme, die hervorbrechen will und es doch nicht vermag. — Ach, in ſeiner Nähe iſt mir ſo ſonderbar, ſo wohl, ſo wehe, ich möchte weinen und doch aufjauchzen vor Freude, ich möchte ihn fliehen und doch feſtbannen an meinen Schritt.

Wen? fragte der Vater.

Eduard Berg! ſagte ſie nach langem Zögern, und Purpurgluth umzog ihre Wangen, die ſie an des Vaters Bruſt verbarg.

Armes Kind! rief dieſer: arme zerknickte Blume!

Arm? rief das Mädchen aus: arm? wie meinſt Du das, Vater? Ich fühle mich ſo reich, mein Herz mit Schätzen beladen, die mir aus unbekannten Zonen wurden, ich fühle mich ſo reich an überſchwenglichem Glücke — daß mir vor meinem Glücke bangt! ſetzte ſie unter tiefem Seufzer hinzu.

Cöleſtine! ſagte der Vater ſie ſtreichelnd, und in dem Tone lag die ganze Wehmuth des zerriſſenen Herzens: Arme Unglückliche! in Deiner Bruſt iſt das Schlummernde erwacht, Dir zur Qual, die Empfindungen, die Dich beſeligen, ſind Verkünder trüber Stunden, die tückiſch Deiner harren, und Deine Sehnſucht bleibt ungeſtillt an ihren düſteren Pforten ſtehen, ſie bringen Dir nur welke Kränze, die nie für Dich erblühen werden.

Rede deutlicher, Vater! unterbrach ihn Cöleſtine ängſtlich: Ich ahne den Sinn Deiner Worte, doch wünſchte ich meine Ahnung trüge, darum rede deutlicher, mein guter Vater.

Du liebſt Eduard! ſagte der Alte ernſt.

Ja! fuhr das Mädchen auf, legte die Hand auf ihr klopfendes Herz, und ſagte dann leiſe: Ich glaube es ſelbſt, das Herz klopft ſtürmiſch unter meiner Hand, ich fühle meine Wange glühen, die Sehnſucht hat mich erfaßt; und meine Ruhe iſt hin. Sie ſenkte traurig ihr Haupt, der Alte legte ſeine Hände auf ſie, und den Blick nach oben gerichtet ſprach er:

Herr, mein Gott! Du haſt mir viel genommen und ich habe nicht gemurrt, Du haſt die Sterne meines Lebens mit Nacht umzogen und ich habe es in Demuth ertragen und dennoch mein Auge nach Dir, mein Herr und Vater, vertrauend gewendet; Du haſt mein Herz zerriſſen und ich habe geduldet und freudig gerufen: Dein Name ſey gelobt! — Aber dieß Herz laß nicht der Verzweiflung zum Raube, zerdrücke es nicht in hoffnungloſer Liebe, laß es nicht vergehen in namenloſem Schmerz! — Erhöre nur dieß Gebet, das aus wunder Bruſt zu Dir aufſteigt, Du haſt mir ja in dieſem Erdenthale noch keinen Wunſch, noch keine Bitte gewährt, erhöre nur dieſe!

Das Mädchen war, während er ſprach, auf ihre Kniee geſunken, hatte leiſe mit gebetet, und als der Vater, immer noch das brennende Auge gen Himmel gerichtet ſchwieg, erhob ſich die Blinde. Vater! ſprach ſie: ſorge und bange nicht für mich. Mein inneres Auge ſieht ſchärfer, mein Vertrauen zu Gott iſt größer als das Deine. Ich werde nicht untergehen in Schmerz und Gram, und müßte es ſo ſeyn, ſo habe ich Kraft und Muth, gegen mein Schickſal zu kämpfen. — Iſt es die Liebe, Vater, welche Dein blindes Kind ergriffen hat, warum ſoll ſie ihm unheilbringend ſeyn, führt ſie auf ihren Schwingen dem Herzen nicht auch die Wonne zu? — Warum fürchteſt Du nur den Schmerz? —

Armes getäuſchtes Mädchen! ſagte der Alte, ſie innig an ſich ſchließend: Kann eine Blinde wohl hoffen, in des Mannes ſinnlichem Herzen Gegenliebe zu wecken.

Warum nicht? ſagte ſie unbefangen: ſpricht nicht auch das Herz zum Herzen, iſt denn das Auge allein der Bote der Liebe und nicht auch der Ton der Stimme, das zarte innige Wort, der Druck der Hand? Wer führte ſie bei mir ein, und doch hieß ich ſie willkommen.

Cöleſtine, unterbrach ſie der Alte ernſt: ſetze Dich zu mir, höre mir aufmerkſam zu — beſſer, ich zeige Dir den Abgrund, vor dem Du ſtehſt als daß Du hineinſtürzeſt und ich Dich nicht mehr retten kann. — Das Auge iſt der Spiegel der Seele, die ſchönſte Zierde des Menſchen, aus ihm ſtrömt der Funke, der das Herz entzündet, und der, wenn die Flamme erlöſchen will, ſie von neuem wieder anfacht. Wo das Auge in Nacht ruht, weckt die Liebe nur ſelten den Funken, höchſtens weckt das Mitleid Theilnahme, und Du ſtehſt vor dem Manne wie die Bettlerin, welcher der Reiche ein Almoſen gibt. — Eine Blinde muß auf Liebe verzichten, nur Theilnahme kann ſie erwecken, des Lebens höchſte Wonne nahm ihr Gott mit der Augen Licht.

Das wäre ſchrecklich, Vater! fuhr das Mädchen auf: und doch glaube ich faſt ſelbſt, es iſt ſo. Das wäre ſchrecklich! und ſo waren alle meine Träume vergebens und mein Herz bliebe einſam, meine Sehnſucht ungeſtillt. — Du haſt mich furchtbar geweckt, Vater! — Aber nein! vielleicht löſ't ſeine Hand die Binde vor meinen Augen, wie ſeine Worte die Rinde von meinem Herzen löſ'ten, vielleicht erhört Gott der Barmherzige Dein und mein Gebet, vielleicht — liebt er auch die Blinde.

Hoffe nicht, Kind, ſagte der Alte verweiſend.

Ach die Hoffnung, Vater! rief das Mädchen mit Gluth: die Hoffnung iſt ja des Blinden einziger Stab, verließe ſie mich, müßt' ich in's Grab ſinken und alles wäre vorbei! — Laßt mich ruhig, vertrauenvoll meinen Weg gehen, fuhr ſie gelaſſener fort: bricht dieſes Herz, auch dann iſt alles vorüber. — Sie küßte ſeine Hand und ſchlich über den wohlbekannten Gang nach ihrem Zimmer zurück. Der Engel des Friedens hatte ſie noch nicht verlaſſen, der Sturm des Lebens hatte ihr Schifflein noch nicht auf wogendem Meere zerſchellt, ſie lenkte es noch muthig dem nahenden Sturme entgegen und vertraute Gott.

6.

Der Hausherr war mit ſeinen Gäſten am Abend den Hügel hinab längs dem Saalufer gegangen, und Tante Chriſtine hatte auf dieſem Spaziergange, während welchem Theodor und ſein Vater den alten Brückner aufzuheitern ſuchten, nicht unterlaſſen, die Gelegenheit zu benutzen, eine lange Unterredung mit Eduard anzuknüpfen. Sie hatte am Nachmittage Thränen in Cöleſtinens Augen bemerkt, und daraus geſchloſſen, daß dieſer etwas Unangenehmes begegnet ſeyn müſſe, aber auf ihre dießfallſige Frage keine Antwort erhalten; ſie ſchloß auf einen Zwiſt, vielleicht auf ein offenherziges Geſtändniß Eduards, das er dem Mädchen gemacht und ſie damit betrübt hätte, denn ihre Eitelkeit ſog aus jeder Aufmerkſamkeit, aus jedem verbindlichen Worte des jungen Mannes neue Nahrung. Auch er hatte Cöleſtine mit thränendem Auge

Auge am Fenſter ſtehen geſehen, und da ſie die übrige Zeit des Tages für ihn unſichtbar geblieben war, ſo fühlte auch er ſich beunruhigt, hoffte von der Tante einige Aufklärung, war deßhalb heute geſprächiger und zuvorkommender als je, und unterließ nichts, wodurch er glaubte ihre Redſeligkeit zu reizen und das Geſpräch auf Cöleſtine zu bringen. Es gelang ihm bald.

Wie gefällt Ihnen die Blinde? fragte die Tante; doch ehe er noch antworten konnte, ſetzte ſie ſchnell hinzu: Gewiß ſo gut als ein junges unerfahrnes Mädchen, dem jedoch der Stempel einer vortrefflichen muſterhaften Erziehung aufgedrückt iſt, einem Manne von ſo geſetztem ernſten Charakter gefallen kann. Sie betrachten ſie wie eine halb aufgeblühte Blume, die ohne Duft, erſt von der Zeit Fülle und Geruch erwartet, und gehen unbeachtend an ihr vorüber.

Mit nichten, unterbrach ſie Eduard raſch: Sie iſt mir —

Ein ſtilles Feldblümchen, das ſeinen Kelch geſchloſſen, ſehnſuchtvoll das Haupt der Sonne entgegenhebt, fiel ihm die Tante in die Rede: nicht wahr? — Aber die reine Lilie, fuhr ſie fort: die mit ihrem ätheriſchen Dufte Sinn und Herz ergreift und ſo prangend neben ihr ſteht, ihr weihen Sie Ihre Aufmerkſamkeit, Ihre Theilnahme.

Fräulein! ſagte Eduard, da ſie jetzt inne hielt, und er, über dieſe Gleichniſſe verlegen, nicht recht wußte was er ſagen ſollte: Mein Mitleid, mein Mitgefühl der ſtill verſchloſſenen, meine Bewunderung der duftend prangenden Blume.

Der Tante Geſicht verklärte ſich bei dieſen ſchmeichelhaften Worten, die ſie ganz auf ſich bezog, und es hätte der Abendſonne nicht bedurft, um es Eduard glühend zu zeigen. Ich freue mich, erwiederte ſie verbindlich: daß Ihr Geiſt das Höhere liebt und das Materielle Andern überläßt.

Wie ſo? fragte Eduard, ſie nicht verſtehend.

Es war ein Augenblick, in dem ich wirklich dachte Sie fänden Cöleſtine Ihrer Beachtung werth, ich fühle daß ich mich geirrt habe und daß es jetzt ganz unnütz wäre, Ihnen zu ſagen —

Was, meine Verehrungwürdige, was könnten Sie mir von Cöleſtine ſagen? unterbrach ſie Eduard.

Daß ſie für den Augenarzt beſtimmt iſt; die Väter haben dieß unter ſich verabredet und ich meine Einwilligung dazu gegeben, denn bei ihrem Zuſtande dünkte mich ein Augenarzt der ſchicklichſte Mann für ſie. — Die Tante bemerkte bei dieſen Worten nicht, wie ſehr das ihr anvertraute Geheimniß Ihren Zuhörer erſchreckte, ſie war ganz mit den wonnigſten Gefühlen beſchäftigt, als Eduard in der Heftigkeit ſeiner Gemüthsbewegung ihre Hand ergriff und ſie unwillkührlich an ſein Herz drückte. Ein Geſtändniß ſchwebte auf ſeinen Lippen, doch der zärtliche Blick, dem er begegnete, ſchloß ſie ſchnell, er ließ die noch an ſeinem Herzen ruhende Hand los und ſagte gedehnt: Alſo mit meinem Freunde verſprochen? —

So gut als verſprochen, die Väter wünſchen es, der junge Mann hat es mir ſelbſt geſtanden, daß er ſie liebe. Auch ſie liebt ihn, überdieß will ich es ſo, und was kann ſie gegen meinen Willen, meinen Befehl.

Alſo Cöleſtine —

Wird Gott danken, einen Mann zu bekommen. Blind hat ein Mädchen nur wenig Ausſichten, die ſich oft dem ſtrahlenden Blicke zweier ſchönen Augen erſt in der ſchönſten, vollendetſten Blüthe des Lebens darbieten.

Sie waren bei dieſen Worten an ein am Abhange des Berges gelegenes Häuschen gekommen, das ein Birkenbuſch umgab, welcher ſich nach einer hervorſpringenden nackten Felsſpitze hinaufzog, von wo man das ganze Saalthal in ſeinem üppigſten Glanze überſehen konnte. Die Freunde und Theodor hatten hier unter dem Schatten der Bäume angehalten, und Eduard, durch die letzten Worte der Tante zu ſehr beunruhigt, ſchien für das was um ihn vorging keinen Sinn zu haben; Theodor bemerkte bald ſeine Zerſtreuung. Freund! ſagte er zu ihm: willſt Du eine herrliche Ausſicht genießen, ſo klimme den Berg hinauf und haſt Du jene Felsſpitze erreicht, wird das Thal mit ſeinem rauſchenden Fluſſe vor Dir liegen. Auch brauchſt Du nicht den Weg hieher zurückzugehen, durch jene Schlucht, wo die einzelnen hohen Eichen ſtehen, führt ein Fußpfad in gerader Richtung nach unſerer freundlichen Wohnung.

Eduard, froh, ſich der Einſamkeit überlaſſen zu können, nahm trotz der Einwendungen der Tante den Vorſchlag willig an und wanderte die Höhe hinauf, während die Andern ihren Spaziergang fortſetzten, und die Tante, von Theodor unterhalten, jetzt ſo zerſtreut war als Eduard vorhin an ihrer Seite.

Auch Cöleſtine hatte ihr Stübchen verlaſſen und ſaß unter dem großen Apfelbaume im Garten. Sie ſann hier über die Rede des Vaters und über ihr dunkles Schickſal nach, hoch hob ſich die Bruſt urd mancher tiefe Seufzer drang aus der enggepreßten hervor. Die Stille der Natur, die Ruhe des kühlen Abends lud das bewegte Gemüth zu ernſten Betrachtungen ein. Alles ſchien um ſie her wie ausgeſtorben, in dem Landhauſe regte ſich nichts, der ſanfte Abendwind, der ſie mit halbverwelkten Blüthen beſtreute, rauſchte eintönig durch die Zweige des alten Baumes, der Quell, vom Felſen herabrieſelnd, ſchlängelte ſich nur leiſe murmelnd durch das Geſtein, und das Summen des ſchwirrenden Käfers war eher geeignet die Seele des Mädchens in ſtille Trauer zu wiegen, als ſie in ihren Träumen zu ſtören. Selbſt das ferne

Flöten einer Nachtigall berührte nur noch mehr die ſchon ergriffene Saite ihres Innern, und ſchmerzlich und traurig gingen die Bilder der Zukunft in dieſer ſtillen Einſamkeit an ihr vorüber. Da ſenkte ſich die Sonne hinter die Hügel, ſie warf ihre letzten Strahlen herüber auf das erbleichte Geſicht des Mädchens, ſie ſchienen hier lange zu weilen und freundlich auf die lieblichen Züge der holden Dulderin zu ſchauen, um deren Antlitz ſie einen goldenen Schein woben, ſo daß man meinen konnte, die traurige bleiche Geſtalt ſey eine Heilige, welche irgend eines alten deutſchen Meiſters Hand auf Goldgrund gebildet habe.

Cöleſtine fühlte die Wärme ihrer Strahlen. Gehſt du ſchon unter, freundliches Licht! rief ſie ſchmerzvoll: Ach ich ſehe dein Scheiden nicht, nicht dein Kommen, ſehe dich nicht im goldenen, nicht im roſigen Gewande; für mich iſt das Leben eine lange ſternloſe Nacht. Wie ein irrer Wanderer ſchleiche ich durch ſie auf dem langen freudeloſen Wege hin, und was dem Pilger Freudiges begegnen kann, was dem Müden einen Stab reicht, ihn zu ſtützen und den

Arm, ihn zu führen, Liebe und Hoffnung, ſie bleiben mir fern, oder nahen mir nur zur Qual. — Die Zukunft liegt, eine finſtere Welt vor mir, Nacht umgibt meine Gegenwart und aus dem Quell der Erinnerung kann ich ſo wenig ſchöpfen, daß ſeine Tropfen die lechzende Sehnſucht, dieſe läſtige Begleiterin, nicht zu ſtillen vermögen. Der Blinden Pfad iſt düſter, mit ihren Augenſternen verlöſchen die Sterne des Glückes und ihre einzige Hoffnung bleibt der Tod! —

Sie ſchwieg, in Schmerz verſunken ſaß ſie mit geſenktem Haupte, eine geknickte, von Abendgluth geröthete Lilie, die kein Morgenthau, nicht die Kühle der Nacht erquicken kann. Selbſt die Wehmuth floh die Arme, nur der Schmerz blieb ihr treu. Da hörte ſie plötzlich neben ſich die Worte: So allein, Fräulein?

Cöleſtine fuhr erſchrocken auf. Wer iſt hier? fragte ſie, aber ſchnell ſetzte ſie hinzu: Ach Sie ſind es gewiß, Herr Berg.

Störe ich? — Das Mädchen ſchwieg, Eduard wollte ſich entfernen.

Bleiben Sie! bat Cöleſtine, aber ihre Bitte war ſo ängſtlich, daß es Eduard auffallen mußte.

Ich ſtöre gewiß, begann er noch einmal.

Nein! erwiederte ſie nach kurzem Sinnen: Sie ſtören mich nicht; ſetzen Sie ſich zu mir. — Eduard that es. — Und nun ſchildern Sie mir den Untergang der Sonne, den ich mir noch deutlich aus der glücklichen Zeit meines Lebens erinnern kann, und der mir auch damals ſchon lieber war als der Aufgang. — Nicht wahr, dort drüben hinter den Höhen, auf deren Gipfel ein Dorf liegen muß, dort ſenkt ſie ihre Strahlen?

Eduard hatte bis jetzt noch nicht nach der Abendſonne geſehen, vor ihm ging die Morgenröthe eines neuen Lebens auf, denn ſein Blick hing an Cöleſtinens Himmelsantlitz, und ſie mußte ihre Frage noch einmal thun, ehe er ſein Ja! erwiederte.

Sie ſcheinen keinen Wohlgefallen an dieſer Scene zu haben? unterbrach das Mädchen die eingetretene Stille.

Ich ſah den Wiederſchein der Abendröthe auf Ihrem Antlitz, erwiederte er ſchnell: und da dünkte ſie mir ſchöner als dort, wo ſie ſich hinter die Hügel ſenkt. — Cöleſtine erröthete. — O, des Menſchen Antlitz, fuhr er fort: iſt das ſchönſte Bild, ſchöner, lieblicher als die Morgenröthe, als die Abendgluth. Jene ſtrahlt verſchönt auf den jugendlichen Wangen, dieſe aus dem ſeelenvollen Auge zarter, milder, als wenn ſie, ihre Strahlen breitend, noch einmal die bethaute Flur begrüßt und dann zur Ruhe geht. — Dieſer Gedanke hatte ihn ſo ergriffen, daß er die Bewegung nicht bemerkte, in welche ſeine Worte Cöleſtine verſetzten; ihr ganzes Geſicht drückte Wehmuth aus und ihre Lippen umzog ein ſchmerzvolles Lächeln.

Und iſt Ihnen eine ſternloſe Nacht auch eine liebliche Erſcheinung? fragte ſie nun Eduard, dem die Deutung ſeiner Rede erſt jetzt klar wurde.

Ich verſtehe Sie, Cöleſtine, ſagte er beſonnen: Sie meinen ſich und irren. — Auf Ihr Antlitz ſenkte ſich nicht die Nacht; es iſt die heilige Dämmerung, die, wenn die Sonne untergegangen, ſich mit ihrem ſanften Flügel über die Erde breitet, ſie weckt die ahnenden Gefühle, erhebt uns zu dem Heiligen, und durch ihren Schleier ſieht der Menſch in Himmelsräumen das Paradies ſeiner Sehnſucht offen. Nennen Sie nicht Nacht, ſternloſe Nacht was Sie umgibt, nicht Nacht was man erblickt; ſchaut man auf Ihr geſchloſſenes Auge, ein reines heiliges Gemüth blickt hindurch, der Geiſt ſtrahlt aus dem Geſchloſſenen mit flammenden Worten. Sie wallen nicht durch Nacht, Sie wallen nur in heiliger Dämmerung.

Ja, einſam und verlaſſen! unterbrach ihn Cöleſtine, doch ſchnell hielt ſie inne, die Worte waren ihrem Herzen entſchlüpft.

Einſam und verlaſſen? wiederholte Eduard: O, wer Ihnen Freund und Führer ſeyn dürfte! — wer Sie begleiten dürfte durch das Leben, ohne je von Ihnen ſich trennen zu müſſen! — Sie weinen? wenden ſich von mir? — Sind denn meine Worte für Sie nur verwundende Pfeile?

Das Mädchen erhob ſich und ſchien ſich entfernen zu wollen. — Eduard! ſagte ſie, ſich wieder ſetzend: ich kann Sie ohne meine alte Führerin nicht verlaſſen, rufen Sie mir Anna.

Und warum wollen Sie ſich entfernen? fragte er verwundert.

Mitleid! ſprach ſie mit feierlichem Tone: iſt ein edles Gefühl für den, der es empfindet, ein drückendes für den, der es erregt.

Cöleſtine! rief der junge Mann ihre Hand ergreifend, die ſie ihm ſanft entzog: Bei Gott, das Mitleid ſprach nicht aus mir. Wer könnte Sie ſehen, wer Ihren Werth empfinden und nicht den Wunſch fühlen — Er ſchwieg, Cöleſtine bebte, doch duldete ſie es jetzt, daß er ihre Hand ergriff. — Ja, fuhr er fort: warum länger ſchweigen, warum des Herzens heißeſten Wunſch nicht frei, offen und redlich ausſprechen, warum Ihnen länger verbergen, daß ich Sie liebe! — Sie ſchweigen, kein beruhigendes Wort höre ich von Ihren Lippen, nur ein ſchmerzliches Lächeln ſehe ich ſtatt Antwort? — Hat denn die tückiſche Phantaſie ein düſteres Bild von mir entworfen, daß meine Worte nur ſchmerzlich zu Ihrem Herzen dringen?

Eduard! ſagte die Blinde mit einer Feſtigkeit, die ihn überraſchte: Ich möchte nie gern als eine Bettlerin vor Ihnen ſtehen, der Ihr edles Herz ein Almoſen reichte, ich möchte nie gern dem Mitleid und der Pflicht verdanken, was ich von der Liebe verlange. Sie ſind Augenarzt, kamen zu meiner Heilung hierher, verſuchen Sie es, ob Gottes Barmherzigkeit noch über mir waltet. Danke ich Ihnen das Licht meiner Augen, dann! — ſie reichte ihm die Hand. Aber nicht die Dankbarkeit bietet Ihnen meine Hand, auch mein Herz bietet ſie Ihnen! ſetzte ſie leiſe hinzu.

Er drückte die dargereichte ſtürmiſch an ſeine Lippen, ſchlang ſeinen Arm um das Mädchen und preßte ſie innig an ſeine Bruſt.

Laſſen Sie mich, bat die Blinde: es klopft und wallt zu ſtürmiſch in mir, laſſen Sie mich, noch hat der Himmel nicht über mich entſchieden!

Und gelänge die Operation nicht? fragte er, ſie aus ſeinen Armen laſſend.

Dann trennen wir uns! ſprach ſie gefaßt.

Trennen! fuhr Eduard auf.

Ja, mein theurer Freund, ſagte das Mädchen mit Engelmilde: dann muß geſchieden ſeyn. Hören Sie mich an, was ich Ihnen ſage iſt bei Gott Wahrheit und aus der Tiefe meines Herzens geſprochen. Noch am heutigen Morgen glaubte ich, das Herz bedürfe nicht des Auges zum Herzen zu ſprechen, auch aus dem umflorten könne der Liebe Zauber dringen, ich hoffte — ſie ſtockte — ich hoffe noch heute, ein edler Mann könne auch ein blindes Mädchen lieben. Aber ein ernſtes warnendes Wort des Vaters rief meine Vernunft zurück. — Ein edler Mann kann für ein blindes Mädchen Liebe empfinden, ſagte er mir: ſein edles Herz kann ihn täuſchen; aber es iſt nur ein Traum — ihm folgt ein ſchnelles, ein furchtbares Erwachen. Die Liebe hebt ihre flatternden Schwingen, und das umflorte Auge der Blinden kann ſie mit keinem Zauberblicke zurückhalten. Deßhalb, Eduard, beten Sie, daß Gott Ihre Hand leitet, die Sehende ruht liebend in Ihren Armen, der Blinden wird der redliche Freund zur Stütze den Stab nicht verſagen.

Cöleſtine! rief Eduard.

Keine Uebereilung, mein theurer Freund; feſt ſteht was ich beſchloſſen. Ich müßte Sie nicht lieben, könnte ich Sie unglücklich machen.

Ach, Eduard, blind zu ſeyn, iſt ein qualvolles Leben, und Sie verdienen, daß die Gattin es Ihnen zum freundlichen ſchafft.

Nein, Cöleſtine! rief der junge Mann, ſeiner nicht mehr mächtig: So wahr der Abendſtern mir aufgeht und mit ihm die Hoffnung, ſo wahr ich Theil habe an Gottes Barmherzigkeit, auch die Blinde laſſe ich nicht! — Ich verlaſſe Sie nicht und bin Ihr Stab; Liebe, wahre heilige Liebe ſpricht dieß. Dein Herz, Dein frommes heiliges Gemüth, nicht die Gluth Deiner Augen hat mich ergriffen, und ich fühle, daß ich auch in Deiner Nacht meinen Himmel offen ſehe. — Sprich das freundliche Ja, ſprich es aus, blindes, liebliches Mädchen, ſey die Meine, auch wenn ewige Nacht Dich umgibt! Er umſchlang ſie, preßte ſie an ſich, ſeine Lippen berührten die ihrigen. — Sprich es aus das Wort, rief er jetzt: das mich glücklich, ſelig macht!

Ich kann und darf es nicht, ich habe Sie zu lieb, Eduard, um Sie elend zu machen, ſprach ſie, ſich aus ſeinem Arme windend, und als er den Blick verzweiflungvoll gen Himmel hob, ſtand die Tante vor ihnen.

7.

Am andern Morgen, als Eduard von den Bergen herunterſtieg, wohin ihn die Unruhe getrieben und ſich auf einen Felsblock am Quell niedergeſetzt hatte, trat, gleich einer Fee der Frau von Beaumont, die Tante vor ihn. Sie war in ein reizendes Negligee gekleidet, und was aus der Frühlingzeit noch übrig geblieben war, ſorgſam hervorgehoben. Die geſtrige Ueberraſchung, die ſie gehabt und gemacht, war zwar ohne alle weitere Erklärung geblieben, da Eduard Cöleſtinen ſogleich den Arm geboten und ſie in das Haus zurückgeführt hatte; ihr war jedoch, wiewohl allen dabei Betheiligten, eine ſchlafloſe Nacht geworden, ſo daß ſie ſchon am frühen Morgen am Fenſter ſtand, als Eduard den Berg hinaufſtieg. Dieß war für ſie genug, eiligſt ihre Toilette zu machen, und zwar weniger eitel auf ihr Aeußeres als auf ihren Verſtand, verſchmähte ſie doch auch dieſe Waffe nicht immer. Sie ging mit dem feſten Vorſatz hinaus, heute, es koſte was es wolle, eine Erklärung herbeizuführen und eilte mit dieſem

Vorſatz in einer Art verzweiflungvoller Stimmung dem vom Entzücken Trunkenen nach. Bald ſah ſie ihn am Quell ſitzen, da wo der murmelnde ein kleines Becken bildet, und muthig ſteuerte ſie auf ihn los. Aber je näher ſie kam, deſto mehr verlor ſich der Muth und der feſte Vorſatz ward immer ſchwankender.

Jeder Jungfrau, ſelbſt einer ſechszigjährigen ſteht ein ſchützender Engel zur Seite, und ehe noch Eduard ſie gewahrte, zeigte ihr der Himmliſche ihr Bild in dem Spiegel des Beckens und ſenkte damit einige kühlende Tropfen Zartheit in ihr aufgeregtes Gemüth, ſo daß ihr, als Eduard aufblickte, ſtatt des feſten Vorſatzes nur noch der heiße Wunſch geblieben war, ihm offen geſtehen zu können, daß auch ihr Herz noch für Liebe empfänglich ſey. Eduard aber, der dieß zu ahnen ſchien, trat ihr ehrfurchtvoll entgegen, vermied jedes Geſpräch, das ihr nur im mindeſten Gelegenheit gegeben hätte, das gefürchtete Thema zu berühren und eilte ſo viel es ſich thun ließ der Villa zu. In Verzweiflung folgte ihm die Tante, bei jedem Schritte faßte ſie einen

kühnen

kühnen Entſchluß, den ſie aber beim folgenden wieder aufgab, und ehe ſie auch nur ein Haarbreit vorgerückt war, ſtanden ſie ſchon auf dem Hofe, wo ſie Theodor fanden. — Arme Tante, der glückliche Augenblick war verloren, er kehrte nicht wieder.

Als ſie auf ihrem Zimmer allein waren, entdeckte Theodor dem Freunde ſein Geheimniß, das dieſem längſt keines mehr geweſen war. Eduard theilte ihm die Unterredung mit Cöleſtinen und ihren beharrlichen Entſchluß mit, wobei jener gegen ſeine Gewohnheit ernſt blieb und endlich lebhaft ausrief: Bei Gott, ein edles Mädchen, und wahrlich Deiner werth! — Laß uns bald zur Operation ſchreiten, und möge dann Theilnahme und Freundſchaft meine Hand leiten.

Und Du haſt Hoffnung? fragte Eduard beſorgt: ſey offen gegen mich, verheimliche mir nichts.

Hoffnung habe ich, ſie iſt jedoch nur gering, erwiederte Theodor: aber tröſte Dich, auch blind wird das Mädchen Dein, denn ſtände ihr Vorſatz auch feſt wie die vaterländiſche Eiche, der

Sturm der Liebe entwurzelte ihn und beugt ihn vor ſeinen feſten Willen.

Nun theilte Eduard dem Freunde auch ſeinen Unmuth über die läſtige Zudringlichkeit der Tante mit, die ihn überall verfolge und ſich immer feindlich zwiſchen ihn und das Mädchen dränge. Dafür laß mich ſorgen, beruhigte ihn Theodor lächelnd: ich kenne einen Spruch, dieſen böſen Geiſt zu verbannen, und will ihn Dich gern lehren, deßhalb quäle Dich nicht. Es wurde nun unter Beiden ein Bund gegen die arme Tante geſchloſſen.

Auch Cöleſtine ſtand am frühen Morgen neben dem Lehnſtuhle ihres Pflegevaters, und die brennenden Wangen nebſt den abgebrochenen Worten, die ſie ſtammelte, zeigten dem Alten bald, daß ſie etwas auf dem Herzen habe, was ſie ihm mitzutheilen wünſche, und es gelang ſeiner freundlichen Gutmüthigkeit bald, ihr die Begebenheit des vergangenen Abends zu entlocken. Er konnte ihren Entſchluß nicht tadeln; aber obgleich er glaubte, daß nur Schwärmerei und Mitleid den erſten Funken der Liebe in Eduards Bruſt angefacht habe, und da er wohl wußte, daß dieſe ſelten dem Menſchen treu durch das Leben zur Seite bleiben, konnte er doch ihren Vorſatz nicht ganz billigen. Zu der Operation hatte er wenig Vertrauen und hoffte daher auch nichts; doch liebte und ſchätzte er Eduard, und der Gedanke, daß dieſer edle ehrenwerthe Mann der Stab ſeyn könne, an welchen ſeine Cöleſtine ſich ſtützend durch das Leben gehen würde, war ihm ſo beruhigend und er hatte ſich ſeit geſtern dieſen Gedanken ſo freundlich ausgeſchmückt, daß er faſt auf das Mädchen zürnen konnte, wie ſie mit ſo feſter Beharrlichkeit ihrem Glück ein ſo ungewiſſes Ziel geſteckt habe. Doch ſchwieg er hierüber, und wie Theodor, hoffte er auf der Liebe Macht.

Cöleſtine bat nun den Vater, den zur Operation beſtimmten Tag bald zu beſtimmen, gern wollte ſie ſich derſelben unterwerfen, gern die Schmerzen ertragen, denn der Gedanke, durch den Geliebten, wie ſie wähnte, geheilt zu werden war zu ſüß, die Sehnſucht nach dem Lichte des Auges zu heiß, das Bild ihrer Phantaſie das ſie dann verwirklicht zu ſehen hoffen konnte, zu ſchön, um nicht begierig den Tag zu erwarten, den ihr mit jeder entſchwindenden Stunde die Hoffnung immer mehr und mehr als heilbringend ſchilderte. Nach einer Verabredung mit Theodor wurde der morgende dazu beſtimmt.

8.

Gern hatte der Vater ſeine Einwilligung dazu gegeben, denn auch ihn trieb es, die Entſcheidung herbeizuführen; aber ſchon am Nachmittage ſchien es ihn zu gereuen, und hätte Cöleſtine die Beſtimmung nicht ſchon gewußt, hätte er ihr die Urſache, weßhalb er die Operation verſchoben wünſchte, nicht verſchweigen müſſen, gern wäre er ſeinem Worte untreu geworden. So trat er heute nach gehaltener Mittagruhe verſtimmter als je in das Wohnzimmer, wo er den Kriegsrath, Theodor, Eduard und die Tante in einem lebhaften Geſpräche begriffen fand; Cöleſtine war nicht zugegen. Er ſetzte ſich, ohne das Geſpräch zu beachten, auf ſeinen gewöhnlichen Platz am Fenſter und gedachte vergangener Zeit. Aber ſo wenig er Theil an dem Geſpräche der Uebrigen nahm, ſo wenig ſchienen ſich dieſe durch ſeine Gegenwart in ihrer Unterredung, die ſehr eifrig zu ſeyn ſchien, ſtören zu laſſen.

Ja, fuhr Eduard fort, der eben das Wort führte, während die Tante auf ihrem Seſſel unruhig zu werden begann: die Thorheiten Anderer zu belachen, iſt ein zu angenehmes Geſchäft als daß ich nicht bald auf den Gedanken hätte verfallen ſollen, ſtatt den Rezenſenten Stoff zu geben, ihre Galle zu leeren und ihren Beutel zu füllen, lieber ſelbſt ein Rezenſent zu werden und mir auf ſolche Weiſe manchen Spaß zu bereiten. Bei dieſen Worten horchte der Hofrath auf und ſchien von dieſem Augenblicke an Theil an dem Geſpräche zu nehmen.

Ich ward Mitarbeiter einer kritiſchen Zeitſchrift, fuhr Eduard fort: und übernahm den belletriſtiſchen Theil, der mir Gelegenheit genug gab, mein Zwergfell zu erſchüttern, und, indem ich ganze Seiten abſchrieb und mein Urtheil ganz meiner Laune überließ, mir auf Unkoſten Anderer ein ganz hübſches Sümmchen jährlich zu verdienen; denn ich muß offenherzig geſtehen, die Buchhändler bezahlen den Stachel der Biene beſſer als ihren Honig. So habe ich erſt kürzlich eine Rezenſion des Romans Agnes von Chriſtine Wohlgemuth einrücken laſſen —

Das iſt zu arg! rief bei dieſen Worten die Tante aufſpringend aus. Doch, ſagte ſie ſchnell, den Schein des Gleichmuthes annehmend: fahren Sie nur fort, laſſen Sie ſich durch keine Rückſicht ſtören. — Es gehört jetzt zum Tone der jungen Welt, allen Anſtand bei Seite zu ſetzen und das Alter zu höhnen. Das liegt aber an der ſauberen Erziehung, fuhr ſie mit einem ſcharfen Seitenblick auf den Kriegsrath fort: wo die Alten ſo ſchwach ſind und der Jugend erlauben, den gehörigen Reſpect aus den Augen zu ſetzen. — Fahren Sie nur fort, mein werther Herr Rezenſent, und damit Ihnen Ihre Unwiſſenheit nicht wieder zur faden Entſchuldigung bleibe, will ich Ihnen ſelbſt ſagen, daß Chriſtine Wohlgemuth, die unglückliche Schriftſtellerin hier in meiner Perſon vor Ihnen ſteht und ſich Ihrem Witze zu Gnaden empfiehlt. Bei dieſen Worten lachte ſie hell auf und ſtürmte zur Thüre hinaus.

Die vier Männer hatten bei dieſer Scene auf ganz verſchiedene Weiſe ihr Erſtaunen ausgedrückt. Eduard war wie verſteinert, die Tante ſchien ihn überraſcht, faſt niedergeſchmettert zu haben. Theodor, auf welchen ſein Vater unmuthig blickte, konnte ſich kaum des Lachens enthalten, während des Hofraths ſtrenger, faſt zorniger Blick ſich auf Eduard heftete.

Wußten Sie, daß meine Schweſter unter dem Namen Chriſtine Wohlgemuth ſchreibt? fragte er jetzt den Staunenden, der noch immer den Blick nach der Thüre gewandt hatte.

Wahrlich nein! antwortete Eduard.

Das freut mich Ihretwegen! ſagte er trocken, nahm ſeine Pfeiſe, ſtand auf und verließ das Zimmer.

Gewiß wieder ein Genieſtreich von Dir! rief der Kriegsrath, ſich zu ſeinem Sohne wendend, der jetzt in volles Lachen ausbrach.

Ein Brechmittel, Vater! rief dieſer, noch immer lachend: ein Brechmittel für das liebesieche Herz einer alten Jungfrau; wohl bekomm' es ihr!

Der Vater ſchüttelte unzufrieden den Kopf.

Sey doch nirgend ein unberufener Arzt, ſagte er verweiſend: am wenigſten im Hauſe meines Freundes. — Er ließ die Jünglinge allein.

Theodor, ſagte nun Eduard: Du haſt mich zu einer Handlung verlockt, deren ich mich faſt ſchäme. Hätte ich ahnen können, daß Chriſtine Wohlgemuth und Tante Chriſtine eine Perſon wären, nie hätte ich dieſes Mittel ergriffen; es kann unangenehme Folgen für mich haben.

Verſchleudre einen zärtlichen Blick an ſie, Freund, und alles iſt wieder gut gemacht! erwiederte Theodor immer noch ſcherzend.

Auch die Unart für die freundliche Aufnahme, auch das unfeine Benehmen gegen Cöleſtinens Pflegemutter? unterbrach ihn Eduard. Ich glaubte, ihr Widerwille gegen alle Rezenſenten ſollte ſie, wie Du mich zu überreden ſuchteſt, von mir entfernen; daß Du aber mich verleiteſt, dieſen Namen zu nennen, war nicht freundſchaftlich, und ich geſtehe offen, daß ich Dir deßhalb ernſtlich zürne.

Zürne ſo viel Du willſt! rief Theodor: gelangſt Du nur durch mich an das Ziel Deiner Wünſche, gelingt mir nur die Operation, ſo iſt

Agnes vergeſſen, wie Rezenſion und Rezenſent, alles iſt wieder in's Gleiche gebracht und alle Herzen ſind verſöhnt; denn der Spaß gibt der ehrenwerthen Chriſtine Wohlgemuth wieder Stoff zu einer Erzählung, in welcher ihre Phantaſie ſich recht lebhaft mit Dir beſchäftigen kann.

Aber der ernſte Eduard war nicht ſo leicht zu beruhigen, und er hatte Recht; denn hätte er das Geſpräch belauſcht, das die älteren Freunde ſo eben bei verſchloſſenen Thüren führten, er hätte die Sache noch ernſter genommen.

9.

Der Kriegsrath war nämlich ſeinem Freunde gefolgt und hatte ihn in tiefem Nachdenken auf ſeinem Studierzimmer gefunden. Es ſchien als ob alles was der Freund ſagte ihn nicht aufheitern, nicht aus ſeiner drückenden Schwermuth wecken könne; denn ſtarr ſah er vor ſich hin und blieb trotz aller Bemühungen Werners theilnahmlos.

Hat Dich denn der unüberlegte, wohl nicht gar feine Scherz der jungen Leute ſo tief verwundet, daß Du auf Deines Freundes Worte nicht mehr zu achten ſcheinſt? ſagte endlich der Kriegsrath faſt ungeduldig werdend: Deiner Schweſter wird es eine gute Lehre ſeyn, die ſie am Ende von dem Schreibtiſche zu Deiner Haushaltung zurückführen wird; laß ihr den Kampfplatz allein; mir dünkt, ſie weiß beſſer ein Streitroß als den Pegaſus zu tummeln, und mit ſo einem Paar junger Herrchen anzubinden, iſt ihr Kinderſpiel. Aergere Dich nicht über die Thorheit der Jugend, es verlohnt wahrlich nicht der Mühe. —

Freund! erwiederte der Hofrath, und ſein Geſicht drückte mehr Schmerz als Unmuth aus: Was Du von der leichten Seite betrachteſt, laſtet ſchwer auf mir; ich ſehe in der Begebenheit, über die Du lachen könnteſt, die ernſte Nemeſis, und überdieß vereint ſich in heute oder morgen ſo manches, was wohl ein zerriſſenes Gemüth wie das meine niederbeugen kann. Heute, es ſind nun zwei und dreißig Jahre, grade um die nämliche Stunde, zog ich, von Cöleſtinens Mutter und meinem Vater begleitet, in die Pfarrwohnung ein und am andern Morgen verließ ich ſie wieder, verließ Geliebte und Vaterland. — Traurig geſtimmt, von banger Ahnung gequält, da auf den morgenden Tag die Operation beſtimmt ward, die das Mädchen nicht verſchieben will, erwache ich aus meiner Mittagruhe, welche ängſtliche Träume abgekürzt hatten, gehe in das Wohnzimmer, mich in Eurer Geſellſchaft aufzuheitern, und da trifft mich der empfindlichſte Schlag.

Ich verſtehe Dich nicht! unterbrach ihn Werner.

Ich glaube es Dir wohl, fuhr der Hofrath fort: aber wenn ich Dich auf einen Zeitraum meines Lebens zurückführe, wirſt Du mich gewiß verſtehen. Höre: — Nach mehrern in Deutſchland verlebten Jahren, wo ernſte Wiſſenſchaften mir nur kärgliches Brod verſchafft hatten, kam ich auf den Einfall, zu verſuchen ob ich meine Umſtände nicht durch einen andern Erwerbzweig verbeſſern könnte, und ſchrieb unter fremdem Namen, jedoch nicht unter dem welchen ich jetzt führe, einen Roman, wobei Lafontaine mein Vorbild war. Der Verſuch mißglückte, überall blickte die Bitterkeit vor, die mein Gemüth verſtimmte, und der Ton meines Innern wollte nicht zu Lafontaines Sentimentalität paſſen. Späterhin wendete ich mich zu dem Myſticismus, der damals unſre beßten Köpfe verrückte — auch er gelang mir nicht; ich konnte mir dieſen Unſinn nicht ganz zu eigen machen, und die Rezenſenten fielen ſchonungslos, wohl auch mit Recht über mich her. Dieß empörte mich, einige beißende Ausdrücke reizten mich, ich forſchte nach den Verfaſſern dieſer hämiſchen Rezenſion, erfuhr ihre Namen und beſchloß, Rache zu üben; ſelbſt Schriftſteller, gaben ſie mir hierzu bald Gelegenheit. Ich fiel mit wahrer Rachgier über ihre Werke her und fand ſchon nach dem erſten Verſuche, daß nichts leichter ſey als die Kritik, beſonders wenn der Witz die Stelle des gründlichen Urtheils erſetzen kann. Meine Rezenſionen machten Aufſehen; der Verleger des kritiſchen Blattes nahm mich ſo zu ſagen in ſeine Dienſte, und was mir die eigene Produktion nicht verſchafft hatte, Geld, gaben mir die Produkte Anderer auf eine viel leichtere Weiſe.

Wie freute ich mich als ich zu Cöleſtinens Taufe ein beträchtliches Pathengeſchenk in meine Heimath ſchicken konnte, wie ſegnete ich den Einfall, meine Feder in die bittre Galle der Kritik getaucht zu haben, und nur meinen Zweck vor Augen, glaubte ich etwas Gutes zu vollführen, zumal da ſich allmälig noch die Eitelkeit zugeſellte, die mich glauben ließ, ich ſey berufen der deutſchen Literatur Schwung und Bildung zu geben. Anfangs tadelte ich nach beßter Ueberzeugung mit Schonung, freute mich des Herrlichen das ich fand, und pries es mit aufrichtigem Herzen; aber da der Verleger des Blattes mir mehr ſcharfen Witz als Gründlichkeit empfahl, und behauptete, das Publikum wolle ſelbſt durch die Kritik nicht belehrt, nur beluſtigt ſeyn, als ich nach und nach Geſchmack fand, der ernſten Sache die lächerliche Seite abzugewinnen, und ich nun wie die Bienen nach Honig, emſig nach Fehlern und Schwächen ſuchte und etwas Gediegenes für meine Feder gar keinen Werth mehr hatte, da gelang es mir, mein Urtheil mit Witz zu würzen und das was belehren ſollte, zur Beluſtigung herabzuziehen.

Ich wurde ein Rezenſent von Profeſſion, im ganzen Sinne des Wortes, anmaßend, grob, einer Schule angehörend, deren Meiſter mir ſchmeichelte, damit ich ihm ſtatt Poſaune diente, und im Vollgenuſſe geträumter Größe dünkte ich mich viel erhabener als die kleinen Geiſter, die unter Mühe und Noth ihre ſchweren Geburten meiner Geißel übergeben mußten. Zwar empfand mein ſtolzer Dünkel zuweilen auch eine kleine Demüthigung, wenn ich mich hier und da nach dem Namen meiner Kollegen, der Mitarbeiter des kritiſchen Blattes, erkundigte. Da fand ich denn, daß ich mit der lieben lernenden Jugend zugleich an den Wagen der Kritik und der Belehrung geſpannt war, daß hier ein überreifer Knabe, dort ein eingebildeter Primaner, ſelbſt die Aſpiranten des Ladentiſches meine ehrenwerthen Kollegen waren; aber auch hierüber tröſteten mich die blanken Louisd'ore des Verlegers und ich ſah ſtolz auf dieſe eingebildeten Pygmäen von eins bis tauſend herab, wie Schillers Pegaſus auf ſein träges Nebengeſpann. — Ich rezenſirte immer fort, erhielt eine gewiſſe Fertigkeit im Durchblättern der Bücher, wie ein praktiſcher Juriſt im Durchblättern der Akten, lernte die Sache recht methodiſch betreiben, ließ ganze Seiten abſchreiben, ich ſelbſt ſchrieb höchſtens eine beißende Zeile darunter; ſo füllte ich meinen Seckel, darbte an Geiſtes- wie an Lebensgenuß, opferte dem leicht verdienten Gelde meinen Jugendtraum, und ſah den Abgrund nicht, an welchem ich ſtand.

Da ereignete ſich eine ganz einfache Begebenheit, die jedoch auf mich und meinen Geiſt nicht ohne bedeutende Folgen blieb. Ich hatte vor einigen Jahren einen jungen talentvollen Mann kennen gelernt, der im Begriff war die Univerſität zu verlaſſen und durch Reiſen nach Italien und Frankreich ſeinen Geiſt noch mehr auszubilden. Die Vielſeitigkeit des jungen Mannes hatte mich angezogen, ſein heller Blick, ſein offenes, wenn auch zuweilen heftiges aber doch zartes Gemüth mir Zutrauen zu ihm gegeben, und er war vielleicht der einzige junge Mann, mit dem ich in nähere freundſchaftliche Berührung trat. Er liebte die Wiſſenſchaften, las viel und ſchien mir ſelbſt Anlage, wenn auch nicht zum Dichter, doch zum Schriftſteller zu haben.

So trennten wir uns; er ſchrieb mir zuweilen, und ſein, wenn auch etwas zu blumenreicher Styl und ſeine lebhafte Phantaſie, beſonders bei Schilderungen von Naturſcenen, ließen mich hoffen, in ihm dereinſt einen guten vaterländiſchen Schriftſteller zu ſehen. Der Rezenſent konnte es aber demungeachtet nicht unterlaſſen dem Freunde ſeinen Tadel über ſo manches mitzutheilen, und der junge Freund, dem wahrſcheinlich der Tadel mißfiel, ſchwieg ſeit dieſer Zeit, der Briefwechſel ward unterbrochen und das freundſchaftliche Verhältniß löſete ſich auf.

Drei Jahre vergingen, ich hörte nichts von ihm. — Da fand ich unter den mir zur Rezenſion zugeſandten Büchern ſeinen Namen; ich ergriff das Buch mit Haſt, es war die Beſchreibung eines Theils ſeiner Reiſe. Zum Erſtenmal ſeit langer Zeit las ich ein Buch, durchblätterte es nicht — die alte Freundſchaft erwachte, ich fand es intereſſant, lobenswerth, und aus meiner Feder floß, eine ſeltene Erſcheinung, ein gerechtes lobendes Urtheil. Bald erſchien Mehreres von dem nämlichen Verfaſſer, deſſen Aufenthalt mir unbekannt blieb; faſt in allen

Fächern verſuchte ſich mein junger Freund, oft mit ziemlichem Glücke, öfters noch mißglückte der Verſuch, und ich überwand mich, ſeine Schriften bei Seite zu legen, ſie nicht zu kritiſiren und es andern zu überlaſſen, ihren Witz an ihnen zu üben. Dieß begab ſich in der Zeit meines höchſten kritiſchen Glanzes. Da fand ich nun in dem nämlichen Blatte, von welchem ich Mitarbeiter war, einige mir unbekannte Nummern mit ſolchem abſprechenden Urtheile auftreten, daß mein Styl, den ich bis jetzt für das non plus ultra kritiſcher Arroganz gehalten hatte, neben dieſem für beſcheiden gelten konnte. Ich erkundigte mich nach dem Verfaſſer, und erfuhr mit Erſtaunen, daß es mein junger Freund war, der ſich jetzt nur wenige Meilen von hier aufhielt. — Ich freue mich, ihn als meinen würdigen Kollegen auf dieſer ehrenvollen Bahn begrüßen zu können, nehme meinen Wanderſtab, ſcheue die Reiſe nicht, eile nach ſeinem Wohnorte, und meine Phantaſie ſchmückt ſich den blühenden Jüngling zum gereiſten Manne aus.

Ich trete in ſeine Wohnung; ein kleines hageres Männchen, eine Art jugendlicher Greis empfängt mich, kaum daß ich ihn wieder erkenne, ſo bleich, abgezehrt, ohne Lebensmuth finde ich ihn, nur aus ſeinen Augen blitzt noch zuweilen ein unſtetes Feuer. Er empfängt mich höflich, mit viel freundſchaftlichen Worten, doch ohne Herzlichkeit, ſtellt mich ſeiner Gattin vor, leitet dann ſogleich das Geſpräch auf das kritiſche Blatt, fragt mich nach dem Honorar, das der Verleger mir gibt. — Ich beantworte ihm ſeine Frage, beantworte ihm mehrere, die alle einer ſolchen engherzigen, eigennützigen Quelle entſprangen, bemerke mit Erſtaunen die heftige unfeine Weiſe, mit welcher der ſonſt ſo Gemüthliche ſich gegen die Gattin beträgt, ſehe, wie in jedem Worte, in jedem Blicke Eigennutz, Bitterkeit und Menſchenhaß ſich ausſpricht und erfahre zu meiner Verwunderung von ihm, daß er ſchon ſeit zwei Jahren das Geſchäft eines Rezenſenten betreibt, es con amore betreibt, und ſein einziger Lebensgenuß jetzt noch iſt, ſich als den Richter fremder Talente zu denken. Mit Wehmuth ſcheide ich von ihm, und das traurige Bild dieſes ſchon in ſeinem Frühlinge phyſiſch und moraliſch dahin ſterbenden Mannes begleitet mich überall. Noch einmal gehe ich zu ihm, ich finde ihn noch aufgeregter, leidender, bitterer, ſeine Galle über Alles, ſelbſt über das Heiligſte ergießend, ich leſe in den Augen ſeiner Gattin, daß nur trübe Stunden ihr Loos ſind und ſcheide mit einem unheimlichen Gefühle von dem Manne, auf deſſen Geiſt, auf deſſen Lebensmuth ich einſt ſo vertrauensvoll baute.

Ich eile zu ſeinem Arzte, einem geſchickten Manne, aber einem noch beſſern Menſchenkenner, ich forſche nach dem Grunde des Uebels meines jugendlichen Freundes und er ſagt mir lächelnd: Vielleicht vermögen Sie es leichter zu heben als ich; hindern Sie ihn Kritiken zu ſchreiben, führen Sie ihn in die lebensfrohe Welt zurück, nehmen Sie ihm die Schale mit Gift, aus der er für Andere die Tropfen nimmt, für ſich aber den Gifthauch, der ihn langſam aber ſicher tödten wird. Das Gemüth geht in dieſer menſchenfeindlichen Beſchäftigung unter, die nur den Splitter des Nächſten ſucht, ihn zu richten, das Herz verſchrumpft und die Luſt wehe zu thun treibt die Galle in's Blut, der freie, thätige lebensfrohe Menſch wird zum Anatom, für den, nur dann der ſchönſte Körper noch Werth hat, wenn er Gebrechen an ihm auffinden kann. Das Lebensmark verdorrt bei dieſer unglücklichen Beſchäftigung, und wer Anlage zur Hypochondrie hat, wird endlich Miſanthrop und wähnt, alle Welt ſey ihm feind, weil er alle Welt feindlich behandelt. Reizbare Naturen ſollten dieß Geſchäft gar nicht treiben, nur die phlegmatiſchen, wohlgenährten, denen der Witz keine Aufregung und Gallenausleerung verurſacht, denen im Leben der Geiſt alles, das Herz nichts iſt; nur denen hat die Natur den Beruf zum Rezenſenten gegeben, die Andern gehen moraliſch unter, wenn auch ihr Phyſiſches es aushalten ſollte.

Ich hatte dieſer Rede ruhig zugehört, ſchlich nach Hauſe, nahm meinen Wanderſtab, und dachte nicht mehr an meinen ehemaligen Freund und ſein verlebtes Ausſehen; ich dachte nur an mich, griff in meine Bruſt, prüfte mein Herz und es überlief mich kalt, als ich einen ernſten Blick in mein Inneres that. Ich ſah, daß ſich nach und nach eine Rinde über das Herz gezogen hatte, das ſonſt offen und frei dem Mitgefühle ſchlug; kalt war ich an den Leiden des

Unglücklichen vorbeigegangen und hatte die Thränen nicht getrocknet, die ich zu bemerken vermochte. Hatte ich doch vielleicht ſelbſt ſo manche aus wunden Augen gepreßt, wenn meine hämiſche Kritik, mein beißender Witz dem werthvollen Werke eines Familienvaters geſchadet und ich ihm vielleicht das Brod entzogen hatte, auf welches ſeine Kinder hofften. Ruhig, gleichgiltig war ich jetzt dem partheiiſchen, ungerechten Richter vorübergegangen, da ich ihn ſonſt verachtet, verabſcheut hatte, war ich doch ſelbſt ein partheiiſcher Richter, dem das Recht und die Wiſſenſchaft nichts, der Egoismus, die Spottſucht aber alles galt; und als ich nun an meinen Schreibtiſch trat, war es mir als ob mein guter Engel mir wieder warnend zur Seite ſtehe; ich ſetzte mich mit thränenden Augen hin, bat Gott um Vergebung und habe ſeitdem keine Rezenſionen mehr geſchrieben.

Muthig ergriff ich nun die Feder, verſuchte auf ehrenvoller Bahn mein Brod zu erwerben, und meine ehemaligen Kollegen nicht ſcheuend, habe ich ſelbſt zu ſchaffen begonnen und Gott hat meine Arbeit geſegnet.

Und nun, fuhr er ruhiger, aber ernſt fort:

nun ſiehſt Du wohl, warum mich Bergs Erklärung, er ſey der Rezenſent jenes unglücklichen Romans ſo niedergebeugt hat; das Mädchen liebt ihn, ich hoffte, und nun iſt meine Hoffnung dahin, denn ehe ein Rezenſent mit ſeinen vergifteten Fingern und ſeinem kalten neidiſchen Gemüthe, ehe ein ſolcher Herzloſer das arme Geſchöpf unglücklich machen, ihr reines Gemüth, ihr fühlendes Herz verſpotten, zerdrücken ſoll, eher mag ſie blind bleiben und in hoffnungloſer Liebe vergehen!

Mann! rief der Kriegsrath: welch ein Dämon hat Dich ergriffen. Dieſer fixen Idee wegen willſt Du Dein Kind unglücklich machen? O, nicht alle Rezenſenten ſind bös! — Sieh meinen Theodor, die beßte Seele, das weichſte Gemüth von der Welt, auch er ſchreibt Rezenſionen.

Habe es ihm doch auf den erſten Augenblick angeſehen! rief der Hofrath aus: Sein Witz, womit er Alt und Jung beläſtigt und das Heiligſte nicht verſchont, iſt eine ächte Rezenſententugend, ſchon ſein Narrenmantel hätte es mir zeigen ſollen.

Und wenn er nun troz Rezenſentenwitz, troz ſeinem Mantel Deinem Kinde das Licht der Augen wieder gibt?

Dann werde ich dem Augenarzte danken, ihn lieben — den Rezenſenten haſſen.

Und Eduard?

Schweig' von ihm und hilf mir lieber meines armen Kindes Herz auf das Schrecklichſte vorbereiten, denn Werner, ſieh, ich ſchwöre es noch einmal bei Gott und meinem gebrochenen Herzen, ein Rezenſent, ſolch ein Giftpilz erhält die Hand meiner Cöleſtine nimmer!

Nicht des Freundes Worte, nicht ſeine Bitten konnten den Störriſchen zu einem andern bewegen, und als Cöleſtine in dieſem Augenblicke eintrat, drückte er ſie zwar innig an ſein Herz, aber wiederholte noch einmal ſeinen Schwur. Das Mädchen, von dem Vorgefallenen nichts wiſſend, verſtand ihn nicht.

10.

Aber wohl verſtand ſie die innere Stimme ihres Herzens, wohl fühlte ſie ſich beglückt als ſie am Abende wieder unter dem Apfelbaume ſaß und Eduard erwartete. Die Tante hatte es über ſich gewonnen ihr nichts von dem Verfalle zu ſagen, ſie glaubte es ſey Zeit genug, wenn morgen die Operation vorüber wäre, und aus Liebe zu Cöleſtinen unterdrückte ſie ihr Rachegefühl; denn nimmermehr konnte ſie dem Rezenſenten vergeben, nimmermehr es glauben, daß Eduard nicht gewußt habe, ſie und Chriſtine Wohlgemuth ſey eine und die nämliche Perſon.

Mit ſo viel muthigem Vertrauen Cöleſtine auch den morgenden Tag erwartete, war ſie demungeachtet in einer ſehr aufgeregten Stimmung. Was ſo viele Aerzte als unthunlich, ſogar als gefährlich betrachtet hatten, ſollte die Hand ihres Geliebten vollbringen, ſie zagte und hoffte, denn nie hatte die Sehnſucht ſie ſo ergriffen als jetzt, wo das Licht der Augen ihr den Geliebten zeigen ſollte, der jetzt nur noch ein Nebelbild vor ihrer Phantaſie ſchwebte; denn nur der ſanfte Ton ſeiner Stimme, der zarte Sinn ſeiner Rede, das tiefe Gemüth, welches ſich in jedem ſeiner Worte ausſprach, waren zu ihrem Herzen gedrungen, und nun hoffte ſie, ſollte die männlich ſchöne Geſtalt des Mannes, der ihr alles war, deſſen liebevolle Hand ſie geheilt, vor ſie treten, und, wäre es möglich, die Gluth ihres Herzens noch mehr entzünden. Daß ihre geſchäftige Phantaſie ſich täuſchen könne, ahnete ſie nicht, ſein Bild ſtand ſo beſtimmt, ſo deutlich vor ihr, daß ſie es gar nicht für möglich hielt, daß es in der Wirklichkeit anders ſeyn könne.

Jetzt hörte ſie Jemand nahen, ſie lauſchte, glaubte ſeine Tritte zu vernehmen und hatte ſich nicht getäuſcht; er war es, der ſich mit freundlichem Gruß an ihre Seite ſetzte. Nicht ahnend, welch ein Hinderniß er ſelbſt ſeinem Glücke in den Weg geſtellt, überließ er ſich vertrauenvoll der Hoffnung, und der morgende Tag erſchien ihm nur als ein Tag des Heils. Auch Cöleſtine überließ ſich ihren Gefühlen und ſchloß dem Geliebten unbefangen ihr Herz auf; ſorglos blickten ſie in die Zukunft, und Eduard ſchien ſogar die Worte des geliebten Mädchens vergeſſen zu haben: daß ſie nur ſehend ihm die Hand reichen, die Seine werden könne.

Alſo morgen, ſagte ſie: morgen iſt der entſcheidende Tag, ich ſehe ihm mit Ruhe und

Vertrauen entgegen. Ich hörte zwar oft, daß fremde Aerzte meinen Vater baten, wenn ſie mit ihm über mein Uebel ſprachen, mir, im Fall er je eine Operation vornehmen ließe, den Tag zu verſchweigen, damit ich nicht unruhig würde und mein Blut zu ſehr in Wallung käme — aber es fließt ruhig durch meine Adern, und klopft auch mein Herz, ſo klopft es aus Freude, nicht aus Furcht; denn es iſt ja die Hand meines Eduard, die mein Auge berührt, und ſie kann nur beglückend für mich ſeyn.

Cöleſtine! ſagte der junge Mann: es iſt ſchön, ſich der Hoffnung zu überlaſſen, ſich ihr überlaſſen zu können, aber des Menſchen Schickſal ruht in Gottes Hand; darum, wenn die Bemühungen des Arztes vergebens wären, würden Sie deßhalb mir mein Glück entziehen? — Würde die Blinde weniger liebend gegen mich ſeyn als die Sehende?

Sie müßte! erwiederte das Mädchen: Eduard, täuſchen Sie ſich nicht; eine Blinde zu leiten iſt ein trauriges Loos, ſie durch das ganze Leben zu leiten ein furchtbares. — Ewig bleibt der Spiegel ihrer Seele umflort, und wenn ein anderes Mädchen mit feurig ſehnſuchtvollem Auge auf Sie blickt, ſtarrt bewußtlos Ihre Gattin vor ſich hin und Ihr Auge ſpricht nicht lebendiger wenn es das Ihre trifft, als wenn es auf die todte Steinmaſſe der Rudelsburg ſchaute. Blickt Ihr Auge in die Ferne, ſieht es die Natur in der herrlichſten Pracht, folgt es der ſcheidenden Sonne zum fernen Bett, oder wenn ihre roſigen Strahlen der Natur freundlich den Morgengruß ſenden, entzückt Sie die dunkle Nacht mit ihrem aus Myriaden Sternen gewölbten Dome, und Ihr Herz ſtrömt über, Ihr Gefühl ſpricht ſich in Worten aus und ſucht ein theilnehmendes Herz, deſſen Mitgefühl die Wonne des Anblicks erhöht; dann ſitzt die Gattin ſtill trauernd neben Ihnen, todt iſt ihr Auge, unbewußt aller Schönheiten, die Sie entzücken. — Ach, Eduard, ich könnte nicht glücklich ſeyn, Sie nicht glücklich machen, ich breitete meine Nacht über Ihr Leben; und hielte auch das Mitleid Sie an meiner Seite feſt, ſo griffe ich doch hemmend in das Rad Ihres Glückes, und das will ich nicht. — Nimmt Gott den Schleier nicht von mir, ſegne ich doch die Stunde, die

Sie hierher führte, danke ihm für die kurze Wonne, für die getäuſchte Hoffnung und daß er mir an Ihnen einen Freund gab, der mir bleiben wird, wenn der Vater einſt heimgegangen iſt. — Nicht wahr, Eduard, auch dann bleiben Sie mein Freund?

Sie verkennen mich, Cöleſtine! rief er heftig aus: Sie trauen mir nicht Kraft, nicht Feſtigkeit, nicht Ueberlegung genug zu einem Schritte zu, den ich wohl bedacht, nach ſtrenger Prüfung erſt begann. Ihr Gemüth, Ihre Sanftmuth, Ihr Herz iſt es, was mich anzog, und der zarte Zug jungfräulicher Sitte, der um Ihre Lippen ſpielt, iſt es, was mich von dem erſten Augenblicke an ſo feſt an Sie kettete; ich vermißte nicht die Gluth Ihrer Augen, nicht das Feuer das aus ihnen ſtrömen ſollte. —

Sie täuſchen ſich, Eduard. — Ich kenne zwar die Welt nur wenig, aber ſelbſt das Beiſpiel mir nahverwandter guter Menſchen zeigt mir, daß der erſte Rauſch glücklicher Liebe leicht vorübergeht; nur die unglückliche Liebe ſoll feſt halten in Treue. — Aber laſſen Sie uns davon ſchweigen und Gott vertrauen.

Sie wollte eben aufſtehen, um in das Haus zurückzugehen, als ihr Vater mit einem Briefe in der Hand zu ihr trat. Sein Auge blickte heute nicht wohlwollend wie ſonſt auf Eduard, er wandte ſich unmuthig zu ihm. Ich bitte, ſagte er: uns einen Augenblick allein zu laſſen, ich wünſchte mein Kind allein zu ſprechen. — Eduard entfernte ſich. — Cöleſtine! ſagte nun der Alte mit bewegter Stimme: Die Stunde naht, die über Dich entſcheiden ſoll; haſt Du auch Muth, feſten Muth, Dich der Operation zu unterwerfen?

Ja, Vater! erwiederte das Mädchen.

Fürchteſt Du nicht die Schmerzen? fragte er weiter.

Sie ſollen ja nur unbedeutend ſeyn, antwortete ſie: und wären ſie auch fürchterlich, doch würde ich ſie ſtandhaft ertragen, denn an meinem Augenlichte hängt das ganze Glück meines Lebens.

Du warſt doch ſonſt ſo ergeben in Dein Schickſal, Cöleſtine, begann nun der Vater: ertrugſt Dein Leiden mit freundlicher Geduld; warum jetzt auf einmal dieſe ungemeine Sehnſucht nach einem Dir entriſſenen Gute, woher jetzt dieſer Muth, der Dir ſonſt gebrach?

Vater, erwiederte ſie: ſonſt galt es nur meiner Augen Licht, jetzt meinem ganzen Lebens Glück. — Die Sehende ruht in ſeinen Armen, an ſeiner Bruſt, der Blinden iſt er verloren.

Sagte ich Dir es nicht! rief der Vater hohnlachend: Die Blinde kann nie Anſprüche an Liebe machen, und eines Rezenſenten Herz —

Weſſen, mein Vater? fragte Cöleſtine.

Sprich nur weiter! erwiederte der Alte: Alſo die Sehende iſt ſeiner werth, die Blinde achtet er nicht.

Ihr ſeyd ungerecht gegen den edlen Mann! unterbrach ihn ſchnell das Mädchen: Auch die Blinde liebt er und will ſie heimführen als ſein Weib, aber ſie will ihn nicht unglücklich machen, und Eurer warnenden Worte gedenkend, werde ich nie ſein Weib, ſo lange mir Gott das Licht meiner Augen nicht wiedergibt.

Der Vater ſtand raſch auf, ſteckte den Brief, den er noch in der Hand hielt, wieder ein, ſchien über etwas nachzudenken, dann ſprach er leiſe vor ſich hin die abgebrochenen Worte: Faſt unmöglich — und doch — Gott mag entſcheiden. — Er führte Cöleſtine zurück in das Haus.

II.

Es war ein ſchöner Morgen, ſtrahlend und heiter blickte die Frühlingſonne über die Berge hervor und weckte die Bewohner des Landhauſes zu einem ernſten Tage. Kein erwachtes Auge fand ſie, das nicht andachtvoll zum Himmel aufgeblickt hätte, kein Herz, das nicht mit ängſtlichem, aber feierlichem Gefühle den kommenden entſcheidenden Stunden entgegengeſchlagen hätte. In jedem Gemüthe wogte Furcht und Hoffnung, und ernſt und ſtill verſammelte ſich heute die Familie in der Laube vor dem Hauſe zum Frühſtücke; Alle waren jetzt beiſammen, nur Cöleſtine fehlte. — Die Tante, unruhiger und bewegter als irgend Jemand, wollte hinausſtürmen, aber die alte Anna hielt ſie zurück. — Sie betet, raunte ſie ihr leiſe zu: ſtört ſie nicht! Aber dennoch ſchlich die Tante hinauf und ſah durch die nur halb angelehnte Thür.

Hier erblickte ſie das Mädchen auf die Kniee geſunken, leiſe betend; unwillkührlich faltete auch ſie ihre Hände und auch ihre Gedanken wurden zum ſtummen Gebet. — Das Gebet dauerte lange, denn Cöleſtine war in heiliger Andacht verſunken; endlich erhob ſie ſich, faßte nach der Schelle, und die Tante trat haſtig ein. — Wie iſt Dir, Cöleſtine? fragte ſie ihren Liebling, und ſchloß ſie heftig in ihre Arme! Wie iſt Dir, mein Kind?

Wohl, erwiederte Cöleſtine: recht wohl! das Gebet hat mich geſtärkt, Gott hat es erhört.

Biſt Du deſſen ſo gewiß? fragte die Tante.

Ja, das bin ich! ſagte das Mädchen mit feſter Zuverſicht: Mit meinem Gebete hat ſich ein feſtes Vertrauen in mein Herz geſenkt, das mich an meinem Glücke nicht mehr zweifeln läßt. Muthig gehe ich der Stunde entgegen. Führe mich nur hinunter, Tante, daß ſie mir bald ſchlagen kann, mein Auge wie mein Herz ſehnt ſich nach ihr.

Die Tante reichte ihr kopfſchüttelnd den Arm. Würde auch Dein Auge geheilt, dachte ſie ſtill vor ſich: wird es doch ſchwerlich die Wunde deines Herzens.

Als ſie nun zu den Uebrigen in die Laube traten, winkte der Bruder der Tante und ging mit ihr den Fußpfad nach dem Fluſſe hinab. Du weißt, ſagte er als ſie an der dahin rauſchenden Saale ſtanden: Du weißt, wie wenig ich ſonſt meine Handlungweiſe nach dem Rathe Anderer richte und wie gern ich meinen eignen Weg allein gehe; aber heute muß ich eine Ausnahme von meiner Regel machen, um Dich in einer ſehr ernſten Sache um Rath zu fragen. Cöleſtine liebt den jungen Berg, er liebt das Mädchen, und ſelbſt wenn die Operation nicht gelingen ſollte, verlangt er ſie zum Weibe. Ich habe etwas gegen den jungen Mann —

Ich ſehr viel! unterbrach ihn die Tante höhniſch.

Aber dennoch habe ich lange mit mir gekämpft, ob das, was mir an ihm zuwider iſt, wohl das Opfer fordern kann, welches Cöleſtine bringen ſoll, ob ich überhaupt Recht thue, nach meinen einſeitigen Anſichten das Glück des Mädchens zu beſtimmen.

Sie kann nie die Seinige werden! rief die Tante mit Heftigkeit.

Chriſtine! ſagte der Bruder ernſt: am heutigen Tage, in dieſer feierlichen Stunde ſollte wohl die Leidenſchaft in unſerer Bruſt ſchweigen und unſer Herz der Verſöhnung ſich öffnen. — Aber zur Sache, denn ich weiß doch, daß am Ende' ihr Glück Dir mehr gilt als Deine gekränkte Eitelkeit. Geſtern Abend erhalte ich von meinem alten Freunde, dem Doktor aus Weißenfels, der ſich ſchon mehreremal über Cöleſtinens Augenübel ausgeſprochen und es immer für unheilbar erklärt hat, Antwort auf den Brief, den ich ihm geſtern früh durch einen Boten ſchickte. Höre ſie an:

Auf Deine Anfrage kann ich Dir vollkommene Auskunft geben. Der Augenarzt iſt brav, wird aber das Unmögliche nicht möglich machen können. Der Rezenſent aber iſt ein eingebildeter Narr, welcher, wie alle Leute dieſer Art, die als Richter des guten Geſchmacks auftreten wollen, überklug iſt und hinter Witz den Mangel gründlicher Kenntniſſe verſteckt. — Suche Beide zu trennen, dem Augenarzte gib

Deine Cöleſtine, nur muß er das Handwerk eines Rezenſenten abſchwören; mache dieß zur unabänderlichen Bedingung.

Siehſt Du, unterbrach ihn die Tante: Theodor iſt der rechte Mann für Cöleſtinen, habe ich es nicht immer geſagt.

Und Eduard der rechte für Dich! unterbrach ſie der Bruder.

Die Tante Chriſtine that als ob ſie es nicht gehört habe. Laß ſie nur erſt durch ihn das Licht der Augen wieder erhalten haben, wird ſie aus Dankbarkeit und Vernunft ſich gewiß zu ihm neigen und der finſtere Herr Rezenſent wird mit leerem Seckel abziehen.

Wenn Du ihm nicht Dein Herz als milde Gabe auf den Weg reichſt, fiel ihr der Bruder in die Rede: doch höre das Poſtſcript:

Bald hätte ich vergeſſen, Dir zu melden, daß es verlautet, der Augenarzt ſey in Leipzig mit einem jungen liebenswürdigen Mädchen verſprochen, doch weiß ich hierüber nichts beſtimmtes.

Das wäre fatal! rief die Tante. Der Rezenſent aber —

Beruhige Dich, der Rezenſent erhält ſie nimmermehr, ſo lange er das Handwerk treibt, unterbrach ſie der Bruder. Aber ſtill jetzt, ſagte er leiſe: dort kömmt er gradeweges auf uns zu. — Die Tante eilte fort und wollte eben an Eduard vorbeirauſchen, als dieſer ihre Hand erfaßte und ſie mit höflichen Bitten zurück zu dem Bruder führte, der ihnen entgegen kam.

Ihnen, edler Vater Cöleſtinens, und Ihnen, edle Pflegemutter dieſes lieblichen Kindes, ſagte er mit Rührung: nahe ich mich in einer verhängnißvollen Stunde, wo das Schickſal noch nicht über das holde Mädchen entſchieden hat. — Es mag über ſie beſtimmen wie es will, ihr Auge mag mir liebend entgegen ſtrahlen oder mir geſchloſſen bleiben, wenn nur ihr lieblicher Mund der Liebe Geſtändniß mir zulächelt; ſo bitte ich denn für beide Fälle um Cöleſtinens Hand. — Sie liebt mich, das hat ſie mir geſtanden, ich bin ein rechtlicher Mann, im Stande eine Frau zu ernähren, ſelbſt eine Blinde, die mancher Sorgfalt und Hülfe bedarf; geben Sie mir Ihren Segen!

Sie wählen einen ſonderbaren Zeitpunkt, um die Hand meiner Tochter zu werben! erwiederte der Alte, nur mit Mühe den Zorn ſeiner Schweſter zurückhaltend.

Ich wählte dieſen Augenblick, erwiederte Eduard: ich geſtehe es, aus der kleinen Eitelkeit, Ihnen, wenn Cöleſtinens Augen geheilt würden, die Ueberzeugung gegeben zu haben, daß mir auch die Blinde genügt hätte.

Meine Antwort zu einer andern Stunde! erwiederte der Vater kurz, die Tante ſchwieg und keines von den Dreien ſprach auf dem ganzen Wege zur Jasminlaube ein Wort.

Haben Sie jetzt alles bereit? fragte Cöleſtine Eduard, der ſich ſchweigend an ihre Seite geſetzt hatte; Theodor winkte ihm es zu bejahen. — So komm, Vater! bat ſie, ihre Rechte nach dem Alten ſtreckend: komm, führe Du Dein Kind hinauf, leite Du Deine Blinde auch auf dieſem Wege, wie Du ſie liebend durch das Leben geführt haſt. — Komm, lieber Vater, und ehe er beginnt, gib mir Deinen Segen, er muß mich zu allem begleiten, was mir gelingen ſoll. — Zögern Sie nicht länger, Eduard, fuhr ſie fort, da Niemand ſie unterbrach: ich bin gefaßt, vielleicht bin ich es in der kommenden Stunde weniger, darum ſchnell, mit Gott! Sie ſtand auf, ſtreckte den Arm nach dem Vater aus, und als ſie ſeine Hand fühlte, beugte ſie Knie und Haupt. Der Alte legte die zitternde Hand auf ihre Stirn. Segne Dich Gott, mein geliebtes Kind! rief er mit Rührung, mehr vermochte er nicht zu ſagen. Da erhob ſich die Blinde. Nun kommt! rief ſie, und als hätte der Engel der Ruhe ſie mit ſeinem Palmenfittig angeweht, ſchwebte ein heiteres Lächeln um ihren Mund.

Mein Freund läßt Sie bitten, ſagte nun Theodor zu den Umſtehenden: ihn mit Cöleſtine und mir allein zu laſſen, es iſt nothwendig, daß nichts die Operation ſtöre. — Sie entfernten ſich, Theodor folgte ihnen in das Nebenzimmer, Eduard hatte ihn unter dem Vorwande, für ihn noch etwas zu holen, hinausgeſchickt. — Werther Freund meines Vaters, ſagte er, ſich in Eile zu dem Hofrathe wendend: ehe ich beginne, muß ich geſtehen, daß ich mit geringer Hoffnung zur Operation ſchreite, deßhalb werde ich auch die weniger gefährliche des Niederdrucks der Staarlinſe anwenden; mißglückt ſie, ſo iſt nichts verloren, und vielleicht kann es in der Zukunft noch einer glücklicheren Hand als der meinigen gelingen. — Hoffen Sie nichts und ſeyn Sie auf jeden Fall gefaßt, doch vertrauen Sie mir auch, daß ich durch Ungeſchicklichkeit nichts verderben werde.

Der Hofrath reichte ihm die Hand und drückte ſie ihm zum Erſtenmal herzlich. Gehen Sie mit Gott! ſagte er, und als Theodor wieder zu der Kranken gegangen war, wandte ſich Werner mit zuverſichtlichem Tone zu ſeinem zagenden Freunde.

Hoffe nur, Freund, ſagte er: er hat ſchon manchem Auge das Himmelslicht wieder gegeben, und ich möchte faſt wetten —

Mich verfolgt das Unglück, unterbrach ihn der Hofrath: was meinem Herzen nahe ſteht, iſt einem finſtern Geſchicke geweiht.

Nach dieſen von dem angſtvollſten Schmerze erpreßten Worten blieb alles lautlos; ſelbſt die Dienſtboten, welche voll ängſtlicher Sorge heraufgekommen, theilnehmend und erwartungvoll neben ihren guten Herrn getreten waren, ſtanden traurig und niedergeſchlagen neben ihm, der die Hände gefaltet leiſe betete. Auch der Kriegsrath, ſo ſehr er dagegen kämpfte, konnte ſich eines peinigenden Gefühls nicht erwehren und drückte ſorgenvoll dem Freunde die Hand; nur die Tante ging voll Unruhe auf und ab, wollte die Herzhafte ſpielen, und die Angſt um ihre geliebte Cöleſtine hätte ihr faſt die Bruſt geſprengt. Es herrſchte eine angſtvolle Stille, die nur von der Heftigkeit der Tante zuweilen unterbrochen wurde.

Indeſſen hatte Theodor in dem Zimmer alle Vorkehrungen getroffen, die Fenſterrollen heruntergelaſſen, und nur an dem einen Fenſter, an welchem die Operation vor ſich gehen ſollte, blieb es hell. Eduard führte Cöleſtine zu dem bereitſtehenden Stuhle, und als er ſie bat ſich zu ſetzen, ſagte ſie ihm leiſe: Mir klopft doch das Herz ſtärker als ich glaubte, aber dennoch bin ich gefaßt. — Beginnen Sie nur!

Theodor fühlte ihren Puls, er fand ihn ruhiger als er gefürchtet hatte und nickte Eduard freundlich zu, ſo daß dieſer mit Vertrauen ausrief: Nun wohlan mit Gott, er führe die Hand! — Aber nun auch keine Frage mehr, nicht das leiſeſte Wort mehr! bat er Cöleſtine, und trat dann hinter ihren Stuhl, hob mit ſeiner rechten Hand das Kinn der Blinden ſanft in die Höhe, legte die andre auf ihre Stirn und zog das obere Augenlid des linken Auges herauf. Theodor faßte mit ſicherer Hand die goldene Nadel, wartete vorſichtig bis das unſtete Auge des Mädchens ſich beruhigt hatte, drückte die Staarlinſe nieder, ließ dann die Nadel noch einige Augenblicke ruhen, und bald war es vollbracht. Schnell legte er eine Compreſſe auf das Auge und verband es.

Mir war es eben, rief jetzt Cöleſtine: als wenn ein ſanfter Schimmer an mir vorübergezogen ſey, als ob ich Ihre Geſtalt geſehen hätte, Eduard, aber erkennen konnte ich Sie nicht. Es war ſchnell geſchehen, und ich danke Ihnen von Herzen, Ihre Hand iſt ſanft und leicht, ich habe nur wenig Schmerzen empfunden. — Haben Sie noch Hoffnung? fragte ſie dann.

Mehr als je! erwiederte Eduard, der vor ſie getreten war.

Und auch Ihnen, Herr Werner, muß ich für Ihre Theilnahme danken, fuhr das Mädchen fort: Ich that Ihnen Unrecht, als ich Sie keines Mitgefühls fähig glaubte, Ihre Hand zitterte auf meiner Stirn, und ich konnte das laute Klopfen Ihres Herzens vernehmen als mein Kopf an ihm ruhte.

Ich bitte zu ſchweigen; bat Eduard: jedes Wort bringt Ihr Blut mehr in Wallung, und wir müſſen ſogleich zur zweiten Operation ſchreiten; bebt auch da meines Freundes Hand, und fühlen Sie das Klopfen ſeines Herzens, ſo denken Sie nicht die Furcht, die Freude nur macht ihn beben.

Auch die Operation des andern Auges ging glücklich von Statten. Die Augen wurden verbunden, und Eduard beſchwor nun die Geliebte ſich aller Gemüthsbewegung zu enthalten, ruhig auf ihrem Seſſel ſitzen zu bleiben, den Kopf nicht zu ſenken und wo möglich theilnahmlos bei allem zu ſeyn.

Ich will Ihnen folgen wie ein gehorſames Kind, erwiederte ſie freundlich: will ſchweigen und nichts hören, ja ſelbſt meiner Phantaſie die Flügel binden, wenn ich es anders vermag.

Thun Sie das! erwiederte Eduard, und der ſanfte Druck ſeiner Hand mahnte ſie auch jetzt ſchon, die Bitte zu erfüllen.

Indeſſen war Theodor mit freudeglühendem Blicke in das Zimmer zu den ängſtlich Harrenden getreten. Es iſt vorüber! rief er ihnen zu: kann ich auch noch nicht beſtimmte Gewißheit bringen, daß es mir gelungen iſt, bringe ich doch die freudigſte Hoffnung. Treten Sie ein, aber zügeln Sie Ihre Gefühle, jede ſtarke Gemüthsbewegung würde unheilbringend für die Kranke ſeyn.

Sie traten ein. Da ſaß die liebliche Geſtalt, die doppelte Binde vor den Augen, durch welche die Hoffnung ihr entgegenſtrahlen ſollte. Sie empfing die Eintretenden mit freundlichem Lächeln und ſtreckte ihre Rechte nach ihnen, welche der Vater an ſein Herz drückte und die Tante mit Küſſen bedeckte. Nicht alſo, erinnerte Eduard: nicht dieſe ſtürmiſche Freude, Cöleſtine bedarf Ruhe, denn noch ſind wir nicht am Ziele.

Vater! rief Cöleſtine: es iſt geglückt! Ich habe ihn geſehen, ſeine Geſtalt trat mir entgegen, zwar nur trübe und die Formen ſchmolzen in einander; es war ein recht freundlicher, trö=

ſtender Anblick. So muß es dem verirrten Wanderer ſeyn, wenn finſtere Nacht ſeine Schritte hemmend ihn umgibt, er hoffnunglos aufblickt nach den Millionen Sternen, von denen keiner ihm leuchtet, und er nun hinter den dunkeln Wolken den falben Schimmer des Hesperus erblickt; er leuchtet ihm nicht, erhellt ihm nicht ſeinen Pfad, aber führt ihm doch die tröſtende Hoffnung in die verödete Bruſt zurück.

Du konnteſt ſehen! fuhr die Tante freudig auf.

Nicht ſehen konnte ich, liebe Tante, erwiederte Cöleſtine: aber heller ward es vor meinen Augen als ſonſt. — Jetzt iſt es wieder Nacht und die Binde drückt mich.

Reden Sie nicht weiter, Cöleſtine, bat Eduard, während Theodor die Binde lüftete: Ihr Blut kommt in Wallung, und die Augen könnten erhitzt werden; wenn Sie ſich Ihren Phantaſien überließen, würde es Ihnen ſchädlich ſeyn. Hören Sie lieber unſerem gleichgiltigen Geſpräche zu.

Unſerem gleichgiltigen Geſpräche! fiel ihm die Tante in die Rede: Wer hier gleichgiltig ſeyn, jetzt von gleichgiltigen Dingen ſprechen könnte, der müßte ein Rezenſentenherz haben!

Mäßigen Sie ſich, Verehrte, raunte ihr der Kriegsrath Werner zu: bedenken Sie, dergleichen Worte müſſen das arme Mädchen aufregen. — Die Tante antwortete mit einem ſpöttiſchen, verachtenden Blicke, aber ſchwieg.

12.

Mehrere Tage waren nicht ohne Beſorgniſſe vergangen; Theodor glaubte die Binde abnehmen und das Auge unterſuchen zu müſſen, denn wie er gefürchtet, war Entzündung eingetreten. Es lag in der Stimmung Cöleſtinens, daß ſie nicht ohne Gemüthsbewegung bleiben konnte, denn jedes Wort, jeder Ton Eduards regte ſie auf. Selbſt die heftige, oft vernunftloſe Liebe der Tante, ſelbſt des Vaters ſanfte Freude, die er nicht immer zu unterdrücken vermochte, bewegte ihr Gemüth, und Theodor ſah mit Unmuth, daß alle ſeine Bitten, alle ſeine Ermahnungen bei der allgemeinen Leidenſchaftlichkeit unbeachtet blieben. Eduard allein gewann es über ſich, nur ſo ſelten als möglich in ihrer Nähe zu ſeyn, und dann auch ſeiner Empfindungen Herr zu bleiben.

Am Abende des dritten Tages, als die Familie noch unten beiſammen ſaß und die Kranke ſchon eingeſchlummert war, geſtand Theodor ohne Umſchweife, daß er morgen ſchon den Verband abnehmen und das Auge unterſuchen müſſe, da ihm die Entzündung bedenklich ſcheine. Er bat den Vater, ſich auf das Unangenehmſte gefaßt zu machen. — Zugleich bemerkte er, daß wahrſcheinlich Cöleſtine bei der Abnahme der Binde würde ſehen können, und da ſie glaubte, Eduard ſey der Arzt, ſo würde ſie —

Das kümm're Sie nicht! fiel ihm die Tante in die Rede: Cöleſtine kann nur bei dieſem Tauſche gewinnen.

Meine Verehrte! erwiederte Theodor gegen ſeine Gewohnheit ſehr ernſt: Ob ſie gewinnen könnte, mag und kann ich nicht entſcheiden; nur fragt es ſich, ob man ſchon wagen darf, die Kranke mit der Myſtifikation bekannt zu machen!

Nein! ſagte der Kriegsrath ſchnell: ſie muß im Irrthum bleiben, es würde ſie unangenehm berühren.

Wird ſie aber der Ton meiner Stimme nicht enttäuſchen? meinte Theodor.

Du mußt, ſo lange ihr Auge ohne Binde iſt, ſchweigen, ſagte der Vater. — Eduard ſagte zu allem dieſen nichts, ihm ſchien es wehe zu thun, daß die Geliebte von neuem getäuſcht werden ſollte; vielleicht fühlte ſich auch ſeine Eitelkeit gekränkt.

Am andern Tage als Theodor mit Cöleſtine allein in dem Zimmer war, in welchem ein Dämmerlicht nur wenig die Gegenſtände erkennen ließ, nahm er den Verband ab. — Freudig jauchzte das Mädchen auf, ſie konnte trotz dem Schmerze, den ſie noch im Auge fühlte, ſehen, konnte ihren Retter erkennen; aber bald verſtummte die Freude, und ehe noch Theodor das Nöthige gegen die Entzündung aufgelegt hatte, war ſie ſtill geworden, und ehe noch die Binde die Augen wieder deckte, ſchien ihre Freude dahin.

Stürmiſch drang die Tante mit Fragen in ſie, ob ſie ſchon den Arzt habe erkennen können, ſie antwortete bejahend, aber ein ſtiller Ernſt umzog ihren Mund, und ſeit dem Augenblicke, wo die Binde von ihr genommen geweſen, war ſie ſtill und in ſich gekehrt; ſelbſt Eduards herzliche Worte erwiederte ſie zwar freundlich, aber er vermißte doch in dem Tone ihrer Rede die Wärme, welche ihn ſonſt ſo entzückte. Auch die Verſicherung, daß, wenn die Entzündung gehoben ſey, ſie ganz wieder hergeſtellt werde, hörte ſie ruhig an, und ihr ſchien das wiedergeſchenkte Licht der Augen ſeit dieſem Augenblicke den Werth verloren zu haben.

Dieſe Verſtimmung theilte ſich allen mit, am meiſten litt Eduard dabei, und die Tante, die es nun nicht im mindeſten mehr verbarg, daß ihr Wohlwollen gegen ihn ſich in Haß verwandelt habe, ſuchte alles Mögliche hervor, ihn von Cöleſtinen entfernt zu halten, und unter dem Vorwande, daß ſeine Nähe, der Ton ſeiner Stimme ſie zu ſehr aufrege, vermochte ſie den Vater, ihn zu erſuchen, ſo viel es ſchicklich ſey ſich von ihr entfernt zu halten.

Theodor mußte jetzt öfters den Verband abnehmen, und mehrere Tage vergingen, ehe er die Entzündung heben und bis er endlich die Verſicherung geben konnte, die Operation ſey gelungen, die Gefahr vorüber.

Dieſe Worte berührten dann aber auch Alle wie ein elektriſcher Schlag. — Eduard, alles um ſich vergeſſend, ergriff ſtürmiſch Cöleſtinens Hand. So ſteht nichts mehr meinem Glück entgegen! rief er aus: ſo ſind Sie die Meine!

So weit ſind wir noch nicht, unterbrach ihn die Tante: Sie ſcheinen ſehr voreilig zu ſeyn, Herr Berg, und jetzt, wo die Kranke noch aller Schonung bedarf, finde ich die Berührung dieſer Saite ſehr unfein. — Ueberdieß, fuhr ſie fort: ſcheint Cöleſtine eben nicht Ihre Wonne zu theilen, denn ſie ſitzt ſchweigend und theilnahmlos neben Ihnen.

Glauben Sie das nicht, unterbrach Cöleſtine die Tante: mein Herz wird ewig dankbar meinem Retter entgegenſchlagen.

Nur dem Arzte ſchlägt Ihr Herz entgegen? fragte Eduard, dem die Worte des Mädchens wehe gethan hatten.

Ruhe, Ruhe! bat Theodor: Morgen Abend nimmſt Du die Binde ab, und Amor wird unumwölkten Blickes hell ſehen können, heller, deutlicher als vorher. Heute ſchweig, Rezenſent, und Sie, meine Verehrte, ſagte er, ſich zu der Tante wendend: Sie haben wohl die Güte, Ihre

Pfeile noch ſo lange im Köcher ruhen zu laſſen als Cöleſtine die Binde trägt.

Die Tante wollte antworten, um das letzte Wort zu haben, der Bruder aber gebot gleichfalls Ruhe.

13.

Der Hofrath hatte nicht ohne Beſorgniß die Veränderung bemerkt, die ſeit einiger Zeit in Cöleſtinens Gemüthe vorgegangen war, alle Gluth ſchien in ihr verloſchen, ſtill, theilnahmlos blieb ſie bei allem, ließ ſelbſt die Witzeleien der Tante unbemerkt, wenn dieſe Eduard bei jedem Worte, das er ſagte, mit bittern Bemerkungen in die Rede fiel, ja er glaubte eine gewiſſe Aengſtlichkeit zu bemerken, wenn Eduard ihr traulich nahte, ihm ſchien es, als ſey die Gluth der ſo ſchnell erwachten Liebe im Verlöſchen, und, — ſich ſelbſt ein Räthſel — that es ihm um des Jünglings willen wehe, obgleich es mit ſeinen Wünſchen übereinkam, daß ſie ihr Herz dem Rezenſenten entziehen möge. Aber doch um das Mädchen beſorgt, hatte er einige Stunden vorher, ehe die Binde abgenommen werden ſollte, mit ihr geſprochen, hatte mit dem unwiderſtehlichen Tone ſeines tief erregten Gemüthes ſie zur offenen Mittheilung ihres Kummers zu bewegen geſucht, doch vergebens. — Laß mich nur ruhig meinen Weg gehen, lieber Vater, bat ſie: ich ſelbſt bin mir ein Räthſel, und wenn ich erſt werde klar ſehen können, dann wird es auch vielleicht in meinem Innern licht werden.

Als jedoch die feierliche Dämmerſtunde nahte, wo die Binde von ihren Augen fallen und ihr Schickſal entſchieden werden ſollte, als ſchon alle Bewohner des Landhauſes verſammelt waren und jedem in freudiger, doch angſtvoller Erwartung das Herz klopfte, Theodor ſich eben anſchickte die Binde zu lüften, erhob ſich Cöleſtine plötzlich. — Eduard, bat ſie: ehe Sie die Binde lüften, reichen Sie mir Ihren Arm und führen Sie mich unter den Apfelbaum im Garten. Du aber, mein guter Vater, wirſt Deinem Kinde verzeihen, daß es in dieſer feierlichen Stunde noch einem andern Gedanken Raum gibt als dem, Gott für ſeine Geneſung zu danken. Kommen Sie, Eduard! ſagte ſie dann und verließ mit ihm das Zimmer.

Schweigend gingen ſie durch den Garten bis unter den Baum, dort ſetzte ſie ſich und bat Eduard, der in einer ängſtlichen Spannung war, neben ihr Platz zu nehmen.

Lieber Eduard! begann ſie endlich nach langem ängſtlichen Schweigen: wir ſitzen hier in der nämlichen Stunde, auf der nämlichen Stelle, wo Sie mir an jenem Abende Ihre Liebe geſtanden, wo Sie der Blinden das Gelübde treuer Liebe thaten, was Sie nun der Sehenden zu halten entſchloſſen ſind. Sie haben mich durch mancherlei Bande an ſich gefeſſelt, dem Arzte bin ich Dank, dem uneigennützigen Geliebten Liebe, treue Liebe durch das ganze Leben ſchuldig, beide Pflichten werde ich redlich erfüllen. Sollte ich aber, wenn die Binde gelöſ't iſt, nicht ganz Ihren Erwartungen entſprechen, ſollte ich weniger lebhaft mein Glück empfinden als Sie glaubten, als Sie wohl erwarten konnten, ſollte ich nicht ganz Ihre Hoffnungen erfüllen, ſo haben Sie Nachſicht mit mir. Ich trete aus der Phantaſieenwelt in die wirkliche zurück, und wer weiß, ob ich mich in ihr ſo ſchnell einheimiſch finden kann. —

Fürchten Sie, daß meine Perſönlichkeit Ihnen mißfallen könnte? unterbrach ſie Eduard.

Das nicht, erwiederte Cöleſtine erröthend: aber — ich wiederhole nochmals meine Bitte, ſeyn Sie nachſichtig gegen mich, und nun, da mir der Druck Ihrer Hand die Erfüllung zuſagt, zurück zu meinem guten Vater, der ängſtlich harren wird, daß Ihre Hand die Binde von meinem Auge löſe, und iſt es geſchehen, dann wie Gott will! — Sie erhob ſich, faßte ſeine Hand und ging in das Haus zurück, Eduard, dem der Sinn ihrer Rede räthſelhaft geblieben war, ging ſchweigend und ſinnend an ihrer Seite.

Als ſie in das Zimmer traten, wo noch Alle in ängſtlicher Spannung verſammelt waren, ſagte ſie mit ſanftem milden Tone: Dir, mein herzgeliebter Vater, auch Dir, liebe Tante, ſagt die Blinde mit gerührtem Herzen Dank. Fünf Jahre habt Ihr mit elterlicher Sorgfalt mich geleitet und gepflegt, habt nicht über mich gemurrt und mein trauriges Schickſal mit liebendem Herzen, mit zarter Hand erleichtert. Nehmt nochmals den Dank der Blinden, die Sehende wird mit verdoppelter Liebe es gut zu machen ſuchen, was Ihr an ihr gethan. Und auch Du, Vater im Himmel, ſagte ſie dann, ihre Hände zum Gebete faltend: höre den Dank, den ich aus bewegter Bruſt auf zu Dir ſende, daß Du mir des Lebens höchſtes Glück, das Licht meiner geſchloſſenen Augen wieder geben willſt. Laß die Ruhe des Herzens die Sehende begleiten, wie ſie die Blinde erhielt in ihrer Nacht, laß mir den Muth mein Schickſal zu tragen, es werde wie Dein Wille es gebietet. — Sodann wandte ſie ſich zu Eduard. Jetzt nehmen Sie die Binde ab, mag der erſte Strahl, der mein geöffnetes Auge trifft, ein Strahl des Himmels ſeyn. —

Aengſtlich klopfte den Umſtehenden das Herz, während Eduard die Binde löſte. — Konnte es Täuſchung ſeyn, konnte die Hoffnung betrügen, Theodor's Verſicherung voreilig ſeyn? Dieß war der ängſtigende Gedanke, der Alle durchzuckte. — Jetzt ſank die Binde, Eduard nahm die Compreſſe ab, hielt, wie Theodor es ihm geſagt, die hohle Hand vor das dem Lichte entwöhnte Auge, und als er auch dieſe wegzog, blickten zwei ſeelenvolle dunkelblaue Augen ſtarr und ſtaunend ihn an.

Wer ſind Sie? fragte das Mädchen heftig erſchüttert: Sie ſind nicht mein Arzt.

Malte Ihnen die Phantaſie meine Züge anders? fragte Eduard bewegt: erkennen Sie Ihren Eduard nicht in ihnen?

Eduard! rief Cöleſtine: Sie mein Eduard! — Herz, mein treues Herz, Du haſt mich nicht betrogen! — Dieß ſagend, ſank ſie an ſeine Bruſt, er ſchloß ſie feurig in ſeine Arme und drückte den erſten Kuß der Weihe auf ihre bleichen Lippen.

Das iſt unverſchämt, Herr Rezenſent! rief die Tante herzuſpringend. Als ſie jedoch die bleichen Wangen, das geſchloſſene Auge des Mädchens ſah, vergaß ſie ſchnell ihre zornige Rede; eilig ſtürzte ſie zur Thüre hinaus, ihr Riechfläſchchen zu holen, während Eduard die Ohnmächtige auf das Sopha trug.

Kaum hatte ſich Cöleſtine erholt, als der Hofrath Eduard bat, ihm auf ſein Zimmer zu folgen, — Junger Mann, redete er ihn hier an: aus Ihrem Auge, aus Ihrem ganzen Benehmen ſpricht etwas, das mir das Vertrauen zu Ihnen gibt, daß die Bitte eines alten Mannes, die Ruhe einer Familie Ihnen nicht gleichgiltig, Ihnen heilig ſey. Heute hat der Himmel dem Mädchen das Licht der Augen wiedergeſchenkt, ich ſollte aufjauchzen vor Wonne, und meine Freude iſt getrübt. Cöleſtine liebt Sie, und ich kann, ich darf dieſe Liebe nicht billigen, wenden Sie ſich deßhalb an des Mädchens Eltern; geben dieſe ihren Segen, ſo habe ich nichts verſchuldet, aber meiden Sie bis dahin Cöleſtine. Ich glaube, Sie beſitzen Stolz genug, um nach dem, was ich Ihnen geſagt, mit ſchicklicher Gelegenheit ſich zu entfernen. — Ich will das Mädchen an dieſem Tage der Freude nicht betrüben, ſo traurig auch mir der Tag geworden iſt, ich will ihr eingebildetes Glück nicht ſtören, aber ſie auch nicht an den Abgrund führen. Der Einwilligung ihrer Eltern will ich meinen Willen nicht entgegenſetzen, meine Einwilligung aber gebe ich nie.

Dieſer Schlag traf Eduard unvorbereitet. Vater Cöleſtinens, ſagte er ernſt: was bewegt Sie mit Ihrem Herzen voll Liebe ſo hart zu handeln?

Ich bin keinem Menſchen über meine Grundſätze Rechenſchaft ſchuldig! erwiederte der Hofrath kalt.

Der redliche offene Mann iſt es dem andern ſchuldig ihm Rede zu ſtehen! unterbrach ihn Eduard: Sie ſind es mir ſchuldig zu ſagen, welchen Grund Sie haben, mich der Hand Cöleſtinens nicht werth zu halten, ich fordere Sie auf, mir die Urſache zu nennen, die Sie ungerecht gegen mich macht.

Der Hofrath ſchwieg.

Sollte ich mich in Ihnen geirrt haben? fuhr Eduard fort: dann freilich thäte ich beſſer, ich ginge ohne Erklärung.

Wie lange treiben Sie das Handwerk ſchon? fragte der Alte nach langem Sinnen.

Ich verſtehe Sie nicht! antwortete Eduard: dieſen Ton verſtehe ich überhaupt nicht.

Meine Frage hat eine wohlwollende Abſicht! ſagte der Hofrath.

Und wäre ſie noch ſo wohlwollend, ich verſtehe ſie nicht! antwortete der Staunende.

Wie lange beſchäftigen Sie ſich ſchon mit Rezenſiren? fragte nun der Hofrath.

Ich? antwortete Eduard erſtaunt: Ich habe mich niemals mit der Kritik beſchäftigt.

Und ließen doch eine hämiſche Rezenſion über die Agnes meiner Schweſter drucken?

Herr Hofrath, ſagte jetzt der junge Mann erröthend: ich habe dieſe Rezenſion nicht geſchrieben, geſtehe aber dennoch in dieſer Sache gefehlt zu haben.

Wie kamen Sie dazu, fragte der Hofrath heftig: ſich als Verfaſſer zu dieſer Rezenſion zu bekennen? — Eduard zögerte mit der Antwort. — Reden Sie, ſagen Sie mir alles aufrichtig, es liegt mir zu viel daran, in dieſer Sache Gewißheit zu haben.

Ihre Schweſter, hob endlich der junge Mann zögernd an: ſchien mir wohlzuwollen; dieß Wohlwollen, ich geſtehe meine Unbeſcheidenheit, wurde mir zuweilen wenn ich neben Cöleſtinen ſaß läſtig, ich theilte dieß meinem Freunde Theodor mit und er verſicherte ein untrügliches Mittel zu haben, die Tante von uns zu entfernen.

Ich verſtehe, unterbrach ihn der Alte: wo der ſchottiſche Mantel ſich darein miſcht, da iſt der Teufel mit im Spiele.

Heilte er doch Cöleſtinens Augen! ſagte Eduard mit Wärme, faſt mit Unmuth.

Sie haben Recht; mag er einen Mantel tragen, buntſcheckig oder ſchwarz, mir kann es gleich ſeyn. — Fahren Sie nur fort. — Doch es wird Ihnen ſchwer zu beichten, der Schalk, vielleicht ſelbſt der Rezenſent gab Ihnen den Rath, ſich dafür auszugeben, Sie waren ſo unvorſichtig den Rath zu befolgen. — Nicht wahr? — Eduard bejahte es. — Nun da haben Sie freilich die Tante von ſich entfernt, fuhr er fort: aber ſie wird nicht ewig ſchmollen, gaben Sie ihr doch Stoff zu einem Romane. Uebrigens muß ich geſtehen, daß es unüberlegt von Ihnen war, aber Gott ſey gedankt, daß es nur dieß war. — Sie ſchrieben alſo keine Rezenſion?

Noch nie.

Nun dann ſeyn Sie mir willkommen, lieber junger Mann! Er drückte den Ueberraſchten mit Heftigkeit an ſein Herz, und als in dieſem Augenblicke der Kriegsrath eintrat, rief er ihm jubelnd entgegen: Er hat die Rezenſion nicht geſchrieben, ſein Herz iſt nicht von dieſem

Gifte angeſteckt, er iſt meiner Cöleſtine werth! — Aber Dein Sohn —

Laß ihn ſchreiben was er will, Freund! unterbrach ihn Werner: Er ſchwingt, wie Du ſiehſt, die Geißel nur für die Narren, die geſcheuten Leute läßt er ungeneckt vorüberziehen, und iſt dabei ein braver Augenarzt. — Laß ihn rezenſiren ſo viel er will, hat er doch Cöleſtine geheilt.

14.

Als der Hofrath am andern Morgen mit ſeinem alten Freunde am Fenſter ſtand und mit freudig glühendem Blicke hinunter in den Garten ſah, wo Eduard und Cöleſtine Arm in Arm zwiſchen den blühenden Roſenhecken wandelten und das Mädchen ſich mit kindlicher Freude nach den Blumen neigte, ſie für den Geliebten zu brechen, fühlte ſich der Alte ſo glücklich, daß er im Vollgenuſſe ſeiner Freude ausrief: Sieh, Freund, ſieh dieß Mädchen! geſtern umgab ſie Nacht, heute leuchtet ihr der Liebe Stern!

Glücklicher! ſagte Werner: Glücklicher! wiederhole ich auch jetzt, und in ſeinem Auge glänzte die Thräne der Wehmuth: Glücklicher, dem der Tod noch nichts nahm! — Du meinteſt, das Leben wäre grauſam, wenn es tückiſch Halm für Halm beugt. Ein ſanfter Thau, ein milder Sonnenſchein, und die Geknickten erheben ſich und tragen noch, wenn auch ſpät, die ſtärkende Frucht. — Aber, fuhr er düſter fort: was dort unten modert, erweckt nicht der Sonne Licht, nicht der ſanfte Thau, es iſt dem Tode verfallen; und der gibt nichts zurück.

Werner! ſagte nach langem Schweigen der Hofrath, und in dieſem Augenblicke barg eine Wolke die Strahlen der Morgenſonne: Du weckſt mich unſanft aus meinem lieblichen Traume, Du treibſt eine düſtere Wolke über meinen kaum erhellten Himmel, wie dort der Wind die Wolke vor die Sonne jagt. — Zerknickt ſind meine Halme, und kein Thau, kein Sonnenlicht erhebt ſie wieder — und ſtänden ſie auf, die der Sturm zerknickte und trügen ſie Früchte — mir würden ſie nicht, ich genöſſe ſie nicht; dann ging ich unter! ſprach er feierlich, wendete ſich vom Fenſter und ſein Auge traf das Bild ſeiner Cöleſtine.

Lange blieb der Blick darauf geheftet, ſeine Seele ſchien bei ihr zu ſeyn, und mit jeder Minute, die ſein Geiſt bei ihr verweilte, wurden die düſteren Züge ſeines Geſichtes heiterer. — Ich möchte Dich doch noch einmal ſehen, ehe der Tod mich abruft von hier, ſagte er jetzt, die Arme nach dem Bilde ſtreckend: ich möchte doch, wenn er ſich mir nahte, daß Du mir die Augen zudrückteſt und ich mein müdes Haupt an Deine Bruſt legen könnte, um an ihr ſanft hinüberzuſchlummern. — Ach, Du biſt ſo fern und er mir vielleicht ſo nah! — Ja! ſagte er ſich zu Werner wendend: ich fühlte mich heute beim Erwachen ſo glücklich, ich ſprang mit Muth und Lebensluſt von meinem Lager auf, wollte hinunter eilen, in das geöffnete Auge meines Kindes zu ſchauen. Da war es als ob eine Stimme mir zurief: Eile, die kurzen Augenblicke des Glückes zu genießen, ſchnell, ehe der Tod Dir ſie nimmt! — Ich ſpottete über dieſe dumpfe Stimme aus meinem Inneren, ich kannte ihren Unkenton ſchon längſt und weidete mich ſorglos an dem Glücke der Liebenden; da riefen mir Deine Worte jenen Ton zurück und ſie mahnen mich auch jetzt wieder, denn wenn das Glück mir zu blühen ſcheint, ſo mäht der Tod gewiß die kaum entfalteten Blüthen.

Thorheit! ſagte Werner unmuthig: Wie kannſt Du Deinen Trübſinn und die unfreundlichen Bilder vergangener düſterer Zeit in die Tage der Freude mit hinübernehmen. Genieße was Dir Gott beſchieden und vergiß was er Dir nahm, ſauge Dir Lebensmuth aus dem Blicke der Liebenden, und wenn Deine innere Stimme dieſe unglückverkündende Unke ruft, ſo lauſche auf die Liebesworte Cöleſtinens und höre nicht mehr auf ſie.

Nimm meine Worte ernſter, unterbrach ihn der Hofrath: jede frohe Stunde zahle ich mit Tagen des Kummers.

Poſſen! erwiederte Werner: Sieh hinunter, ſieh, wir der feurige Mann den ſchlanken Leib des Mädchens umfängt und ſie an ſich drückt, ſieh den Blick ihres Auges; ſollte man nicht glauben, alle Gluth, die in den Jahren der Kindheit verborgen war, ſtröme jetzt auf einmal aus? — Er zog bei dieſen Worten den Freund an das Fenſter. — Blick hinunter, Heinrich, und wenn dieſer Anblick Deine trauernden Lebensgeiſter nicht ermuthigt, dann breche ich den Stab über Dich.

15.

Aber des Freundes Heiterkeit, auch Cöleſtinens Glück ließ ihn nicht die frohe Stimmung der Andern mit genießen; ſelbſt die Tante theilte die allgemeine Freude, und wenn ſie auch Eduard nicht ganz vergeben konnte, ſo war doch ein großes Hinderniß hinweggeräumt als ſie den Zuſammenhang erfuhr. Doch verſchwieg man ihr die eigentliche Abſicht, warum es geſchehen, und da eine innere Stimme in ihrem Herzen immer noch für Eduard ſprach, brach ihr ganzer Unmuth gegen Theodor aus, an deſſen Gleichmuth die Pfeile ihres Witzes abprallten.

Noch nie hatte der Vater mit ſo zitternder Hand von hier aus an Cöleſtinens Mutter geſchrieben als jetzt, wo er ſie mit dem Vorgefal-

lenen

ien bekannt machte und um ihre und ihres
annes Einwilligung zu der Verbindung ihrer
chter bat, noch nie war das Bild ſeiner Sö-
ine ſo lebhaft vor ihn getreten als heute, und
Sehnſucht nach ihr hatte ihn noch nie ſo
r ergriffen. Obgleich es beſchloſſen war, daß
künftig ſein Landhaus verlaſſen und mit dem
gen Ehepaar in die Stadt ziehen wollte, war
ihm doch als ob er ſein Kind verlieren, er
der Heimath ziehen und die Mutter dort
e Pflegerin ſeyn müßte. Dieſe Sehnſucht
ihn das Glück ſeines Kindes nicht rein mit
finden, und ſelbſt Eduard, deſſen Geiſt und
müth ſich mit jedem Tage liebenswürdiger
altete, vermochte nicht, ihn durch ernſte Ge-
che von dem Blicke nach der Heimath abzu-
en.

Der Kriegsrath, eigentlich heiteren Gemü-
von Natur, den nur eine gewiſſe Ueber-
nung zuweilen düſter und melancholiſch
nte, war mit ihm unzufrieden, nannte ſeine
nmung eine Undankbarkeit gegen das Schick-
das ihm jetzt ſeinen ſehnlichſten Wunſch er-
habe, nannte ſogar die ſeit dreißig Jahren

unterdrückte, neu erwachte Sehnſucht, die Geliebte wieder zu ſehen, eine Thorheit, und verſuchte abſichtlich ſie ihm zu ſchildern, wie ſie jetzt wohl wirklich ſeyn mochte. Der Hofrath aber ſchüttelte ſchmerzlich lächelnd den Kopf. Freund! ſagte er: ſtänden wir am Grabe Deiner Emma und ich würde ſie Dir ſchildern, wie ſie unten in ihrer engen Klauſe liegt, würde Dir das die Sehnſucht verſcheuchen, würdeſt Du nicht neben ihr ſchlummern wollen und würde ſie nicht in Deinen Phantaſiegebilden lieblich vor Dir ſtehen, wie in den Tagen der friſchen Jugend? Ueber die Sehnſucht des Herzens wird der Feſteſte nicht immer Meiſter, er muß ihrem ſtillen aber mächtigen Fluge folgen, und wie der Vogel nach ſeiner Heimath zieht, wenn der Herbſtwind die nahenden Stürme und den Winter ihm verkündet, ſo zieht es mich hin, da in meinem Innern ein kalter Sturm mich mahnt, daß es zu Ende geht. — Und dann, Werner, iſt noch eins, was mich betrübt und mich traurig macht. — Ich fühle jetzt mehr als je, daß ich ein Opfer, ein großes Opfer, vielleicht ein zu großes gebracht habe. Nur an zwei Menſchen hing im Leben mein Herz; an der Einen, die fern von mir lebt, hing ich mit der Gluth des friſchen Jugendlebens, an der Andern mit der ſtillen ruhigen Vaterliebe. — Was die Blinde herzliches nach der Heimath, nach dem Hauſe ihrer Eltern ſandte, war der Zoll der Natur, was ſie mir gab, die heilige Liebe des dankbaren Kindes, mir ward der ſchönſte Theil. Jetzt zieht ſie mit ihm, er nimmt meinen Theil mit ſich, und wenn ich auch folgen darf, ſo werden mir doch nur die Brocken, die das Mitleid mir läßt und die ich, ein Armer, mir von des Reichen Tiſche ſammeln muß. — Ach, allein zu ſtehen am Ende ſeiner Bahn iſt ein trauriges Loos! — Kinderlos, ohne Gattin ſteht der Mann wie ein ausgebrannter Krater, kein Herz erwärmte ſich an ſeiner Gluth, ſeine Flamme vergeudete er nutzlos, ſeine Thatkraft verlor ſich in einem zweckloſen Leben! — Wer rückt ihm das Kiſſen, daß er den letzten Lebensodem ſanft und leiſe aushauche, wer ſchließt ihm die Augen zu, wenn ſein Blick ſich nach jenſeit nur wendet — eine fremde Hand, ein theilnahmloſes Herz.

Seÿ nicht ungerecht! unterbrach ihn Werner unmuthig: Bleibt Dir nicht Cöleſtine?

Sie wird ihre Pflicht erfüllen, treu erfüllen. — Aber wenn ſie an meinem Lager ſitzt, iſt ihr Herz, ihr Gedanke bei dem Manne ihrer Liebe, wenn ſie, mich pflegend das Kiſſen zurücklegt, iſt ſie ängſtlich beſorgt, daß ſie dem geſunden kräftigen Manne die Pflege der Gattin entzieht, und nur die Pflicht hält ſie an meinem Lager feſt. Darum ſehne ich mich ſo ſehr nach meiner Heimath; es iſt mir, als ob ich bald in die große Heimath eintreten ſollte, zu der wir alle nach unſerer Wallfahrt zurückkehren, da möchte ich ſie doch noch einmal ſehen, und am liebſten — in ihren Armen ſterben.

Was willſt Du nur immer von dem Tode und dem Sterben! brummte Werner: Blick fröhlich in die Zukunft. Du biſt geſund, dreißig Jahre haben über Deine Sehnſucht die Stunden gerollt, und unter ihnen müßte ſie nun wohl ſanft ſchlummern und nur leiſe träumen, nie erwachen.

Sie ſchlummert nicht! erwiederte der Hofrath lebhaft: Ueberdieß nagt ein Wurm an meinem

Innern, ich fühle ihn und bin gefaßt; aber eins betrübt mich, wenn ich von hinnen muß. — Ich laſſe Alles zurück, was mir theuer war, kein liebendes Herz tritt mir dort entgegen und ruft mir ein Willkommen zu; wie hier, ſo bin ich auch dort einſam und kein meinem Herzen verwandter Geiſt ſchwebt mit mir durch des Aethers Räume. — Aber nein, ſagte er plötzlich: finde ich dort nicht ein Mutterherz, das für mich hier gebangt und geſorgt, finde ich nicht den Vater, der mir weniger war, aber mich dennoch liebte? — Darum mit Gott den Weg begonnen, hier bin ich überdieß nichts mehr nütze.

Seine Ahnung ſchien ihn nicht betrogen zu haben; nach einigen Tagen wurde er unwohl, ſein Geiſt umwölkte ſich ganz. Theodor, der ſeinen Zuſtand unterſuchte, konnte den Grund der Krankheit nicht erforſchen, der ärztliche Freund aus Weißenfels, welcher ihn zu beſuchen kam, meinte, es gebräche der Lebenslampe an Oel. So traf ihn der Brief aus Kurland, der die elterliche Zuſtimmung enthielt, wenn auch nicht auf dem Krankenlager, doch unwohl auf ſeinem

Lehnſtuhle, wo Theodor ihn mit wahrhafter Theilnahme pflegte; und wenn Eduard und Cöleſtine im Garten an einſamer Stelle ſaßen, die Tante ſie beſchlich, und an jedem Gluthworte, das ihnen entſtrömte, ihr immer noch glimmendes Liebelämpchen wieder anzündete, ſaß Theodor bei dem Kranken, der ſchon längſt den ſchottiſchen Mantel vergeſſen und den jungen Mann herzlich liebgewonnen hatte.

Siehſt Du wohl, ſagte er dann zu dem Freunde: dort unten ſitzt ſie, und als ſey ihr Auge nur zu ſeinem Anſchauen geöffnet, hängt ſie an ihm und vergißt mich; und die Schweſter zieht hinter ihnen drein, wie die Wölfe hinter einem Heere, Beute ſuchend. Sie findet unten Stoff und Situationen zu ihren Romanen, Erinnerungen aus der Vergangenheit, und darüber vergißt ſie den Bruder. Siehſt Du wohl, daß ich einſam bin; nur Du und Dein Theodor bleiben mir und pflegen den Eheloſen.

Sey nicht ungerecht! erwiederte Werner; gönne der erſten Liebe einen heitern ungetrübten Himmel.

Sie wiſſen, daß wir gern bei Ihnen weilen, nahm Theodor das Wort: ſie wiſſen, daß Ihnen keine Pflege gebricht, und der kleine Egoismus, ungeſtört die Thautropfen aus dem Kelche der erſten aufknoſpenden Roſe zu ſaugen, iſt ein verzeihliches Vorrecht der Verliebten. Auch ich habe das Glück genoſſen, dieſe Tropfen gekoſtet, und wenn ich mit Ruhe und ohne Sorgen Sie verlaſſen kann, dann eile ich, meine Geliebte zum Altare zu führen, und ſo ſehr die Sehnſucht mich auch wegzieht, hält mich doch die Pflicht des Arztes, des Freundes hier zurück.

Der Hofrath reichte ihm die Hand und drückte ſie dankbar. Junger Mann! ſagte er wohlwollend: ich hatte unter dem ſchottiſchen Mantel, hinter dem ſpöttelnden Zuge des Mundes kein ſo ernſtes Gemüth, kein ſo weiches Herz geſucht. Sie bleiben, obgleich ein geliebtes Mädchen Ihrer harret, an den Sorgenſtuhl des Kranken gebannt, und mit nichts mehr kann ich Ihnen danken als mit einem väterlichen Rathe; beherzigen Sie ihn. — Hören Sie auf Kritiker zu ſeyn, verlaſſen Sie den dornigen Pfad, auf welchem man, den Andern verfolgend, ſelbſt ſtrauchelt und fällt, und dabei das Edelſte im

Menſchen, ſein Gemüth verliert. Verſprechen Sie mir, nicht mehr zu rezenſiren, ſchwören Sie dieſer Art Thätigkeit ab, die ſich nicht mit dem ſanften Wohlwollen des Menſchen vereinigen läßt, wobei das Herz zuſammenſchrumpft, der Geiſt nichts gewinnt und Sie der Welt nichts nützen. — Denn glauben Sie zu belehren? — Der Rezenſirte iſt zu eitel, die Wahrheiten Ihres Urtheils zu erkennen, er ſieht nur die zu ſtark gehaltenen Schatten oder achtet nur der Lichtpunkte, die Sie herausheben; das Publikum ergötzt ſich an Ihrem Witze, nicht an Ihrem gründlichen Urtheile, und artet gar die Kritik in Polemik aus, wie es leider jetzt an der Tagesordnung iſt, wird es Partheiſache, miſcht ſich Perſönlichkeit mit ein, ſo iſt es ein Hahnenkampf, woran ſich der Pöbel beluſtigt, und die Schriftſteller ſtellen ſich ſelbſt auf die Bühne eines Handwurſttheaters, dem Publikum Stoff zum Lachen zu geben. — Würdigen Sie ſich nie ſo tief herab — drücken Sie keinen giftigen Pfeil ab auf fremdes Talent, er prallt gemeiniglich zurück und trifft Sie ſelbſt. Hören Sie die Stimme eines alten Mannes, der in ſeinem eigenen Leben, an ſeinem eigenen Herzen die traurige Erfahrung gemacht hat, und den dieß faſt um die Reinheit, um die Ruhe ſeines Gemüthes gebracht hätte. Verſprechen Sie mir das, und erfüllen Sie meine Bitte, dann bin ich gewiß, Ihnen Ihre freundliche Aufmerkſamkeit gelohnt zu haben.

Theodor, mehr aus neckender Laune als aus Neigung Rezenſent, gab ihm mit Freuden das Verſprechen, und der Alte ſchien beruhigt.

16.

Die Krankheit des Hofraths nahm, wenn auch nur langſam, doch mit jedem Tage zu und mit jedem ſchnellen fieberhaften Pulsſchlage wurde die Sehnſucht nach Cöleſtinens Mutter, nach dem väterlichen Hauſe in ihm ſtärker. Könnte ich von hier, ſagte er oft: ſo trüge mich die unausſprechliche Sehnſucht, die ich jetzt fühle, gewiß hin zu ihr nach der Heimath, ſo aber bin ich feſtgebannt und ſehe ſie nicht wieder! Dann blieb ſein einziger Troſt das Bild, das er ſeinem

Ruhebette gegenüber aufſtellen ließ und dann mit Cöleſtinens Zügen verglich, die ihn jetzt, ſeitdem er nur noch ſtundenlang das Bett verlaſſen konnte, faſt nie mehr verließ.

Ich weiß nicht, ſagte er eines Tages, da er das Bild und Cöleſtine lange mit einander verglichen hatte: mir ſcheint, ſeit Du ſehend geworden, ſeit Du glücklich biſt, die Aehnlichkeit mit Deiner Mutter weniger auffallend als ſonſt. Solch ein ſeelenvolles Auge, mit welchem Du jetzt auf Deinen Eduard blickſt, erinnere ich mich bei Deiner Mutter nicht, ſo voll inniger Theilnahme hing es mir an dem Meinen — wie konnte es auch ſeyn, ſagte er ſchmerzlich: Sie liebte mich nicht! — Dieß ſagend, wendete er das Geſicht ab, und es dauerte lange, bis er ſich wieder mittheilte.

Eines Morgens, nach einer ſchmerzvoll durchwachten Nacht, ließ er Eduard und Cöleſtine zu ſich rufen. Kinder, ſagte er mit ruhigem Lächeln: mir iſt als ob mein Sand bald verronnen, als ob mein Lämpchen bald verlöſchen wird und mich mein tückiſches Schickſal auch um die Freude betrügen will, Euch vereint zu ſehen.

Deßhalb müßt Ihr eilen, wenn mein Segen Euern Bund begleiten ſoll.

Vater! bat Cöleſtine: ſieh nicht ſo trübe in die Zukunft, es iſt keine Gefahr, gewiß noch viel ſind Deiner Tage, laß uns noch hier als Verlobte an der ſüßen Hoffnung uns laben, beeile den Tag unſeres Glückes nicht, auch mein Eduard bittet Dich darum. Gönne uns nur noch einige Tage, Du ſelbſt ſagteſt mir ja, daß die Tage der Hoffnung die ſchönſten wären im Leben, die Tage wo alles ſich roſig zeigt und der magiſche Schleier vor die Zukunft gebreitet iſt.

Der Kranke ſchüttelte ſtaunend ſein müdes Haupt. Laß Dich, ſagte er: nicht von unzeitigen Bedenklichkeiten abhalten, Deinem Vater die letzten Freudenblumen auf ſein Grab zu legen, folge der Stimme Deines Herzens, die Dich gewiß mahnt meinen Wunſch zu erfüllen, ſchicke zu meinem würdigen Freunde, dem Prediger, und heute noch.

Nein, Vater, nicht heute ſchon! bat das Mädchen; auch Eduard bat um Verzögerung.

Oder glaubt Ihr ſonderbaren Menſchen, fuhr der Alte fort: daß Ihr mit Eurer Hochzeitfakkel den Tod herbeilockt, daß das Geläute der Glocken zu Eurer Feier mir zum Grabgeläute werde? — Fürchtet das nicht, hier lauert er! ſprach der Vater, die Hand auf ſein nur noch leiſe klopfendes Herz legend: er hat die Senſe ſchon gehoben, darum eilt.

Doch ſeinen ernſten Bitten ſetzte das Mädchen noch innigere entgegen, ſo daß er nachgeben mußte und der Tag der Verbindung noch weiter hinausgeſchoben wurde.

Aber ſchon am anderen Tage fühlte ſich der Vater matter und kränker. Siehſt Du wohl, ſagte er zu ſeinem Freunde: daß ich dem Unglück geweiht bin, dem mir nahenden Glücke folgt der Tod; nachdem das Leben alle Halme geknickt, mäht er die letzten noch, die mir entſprießen, ſelbſt die Freude gönnt er mir nicht, ihr Glück gegründet zu ſehen. Nun wie Gott will. — Werner ſuchte ihn zu beruhigen, aber er ſchien nur noch niedergeſchlagener zu ſeyn, die Sehnſucht nach der Heimath und Cöleſtinen wurde ſtärker, je mehr er dem Grabe zuſchritt.

Als aber Theodor ſelbſt alle Hoffnung aufgab und Eduard warnte, da der Vater ſo matt ſey, nicht länger ſein Glück aufzuſchieben, da das kaum noch glimmende Flämmchen ſchnell verlöſchen könne, beſtimmte Eduard Cöleſtine, ſobald der Kranke noch einmal den Wunſch äußere, ihn zu gewähren, und als dieß ſchon am Mittage geſchah, eilte ein Bote hin, den Pfarrer der benachbarten Kirche zu holen.

Er trat ein und nahte dem Lager ſeines lange bewährten Freundes. — Sie finden mich matt und der Auflöſung nahe! ſprach dieſer: des Herrn Wille geſchehe. In meiner ſonſt ſo genügſamen Bruſt drängten ſich noch zuletzt ſo manche Wünſche, daß ich mich freue wenigſtens einen noch erfüllt, dieſe Beide durch Sie vereinigt zu ſehen. Ehe Ihr aber zu dieſer heiligen Handlung ſchreitet, die über das ganze Glück des Lebens entſcheidet, wendete er ſich raſch zu den Verlobten: muß ich Euch noch ermahnen, Eure Fehler gegenſeitig mit Liebe zu ertragen, Eure Schwächen ſchonend zu dulden. — Im Glücke zagt, im Unglücke ſeyd ſtandhaft, und welche Prüfung Gott auch über Euch ſenden mag, ertragt ſie mit Demuth und Geduld. —

Du meine Cöleſtine, tritt näher zu mir, daß ich Dein Auge ſehen, noch an Deinem Anblicke mich weiden und Dein Bild mit hinübernehmen kann. — Der Myrthenkranz kleidet Dich gut, mein geliebtes Kind, ſein Grün ſchlingt ſich ſanft durch die goldenen Locken Deines Haares. — Er winkte ihr bei dieſen Worten, näher zu treten und ſich über ihn zu beugen. Wenn die Seele mir entflohen iſt, dann drücke Du mir die Augen zu. — Das Mädchen ſank weinend an ſeine Bruſt. — Ja, Du armes Kind, ſagte er: wer mir nahet, iſt dem Unglück geweiht, der Freudentag iſt Dir zum Trauertage geworden. Aber laß den kranken Pilger, ſein Stab iſt gebrochen; wiſche die Thränen aus dem Auge, tritt hin zu dem Manne Deiner Liebe, und der heilige Bund eine Euch für immer. — Nun beginnen Sie, werther Freund, bat er den Geiſtlichen: die Minuten haben raſche Flügel, und nur auf ihren Schwingen ruht noch mein Lebensodem.

Als die heilige Handlung vollendet war und die Neuvermählten neben dem Lager knieeten, er die Hände auf ſie legte und mit gebrochener Stimme den Segen geſprochen hatte, ſchloſſen ſich die müden Augen, er ſank ermattet zurück.

Cöleſtine erbebte, ſie glaubte er ſey verſchieden, wollte über ihn ſtürzen; doch Theodor, der ſeine Hand erfaßt hatte, hielt ſie ab. Er iſt nur eingeſchlummert, noch hebt ſich die Bruſt, ſagte er: gönnen Sie ihm, vielleicht den letzten Schlummer. — Cöleſtine warf noch einen angſtvollen Blick auf den Schlummernden, dann verließ ſie mit den Uebrigen das Zimmer, nur Theodor blieb zurück.

17.

Sanft war der Schlaf. Die Sonne war ſchon untergegangen, die Nachtlampe brannte in ſeinem Zimmer und erhellte es mit düſterm Dämmerlichte, und er ſchlummerte immer noch. Endlich erwachte er, er glaubte die ſanfte liebliche Stimme ſeiner Geliebten vernommen zu haben, ſchlug die Augen auf und ſah eine bejahrte Frau weinend am Fuße ſeines Bettes ſtehen. Staunend erhob er ſich, ſein Blick ruhte feſt auf ihr; plötzlich umſtrahlte Wonne ſein Antlitz. Kommſt Du mich zu rufen? ſagte er freundlich zu der Weinenden: kommſt Du mir die Augen zuzudrücken? denn trotz der Falten Deiner Stirn erkenne ich Dich, meine Cöleſtine, wieder. Habe Dank, daß Du mir in der Todesſtunde erſcheinſt. — Er reichte ihr die Hand, ſie bedeckte ſie mit Küſſen, und als ſie ſich erhob, ſich über ihn beugte und ihre Arme um ihn ſchlang, blickte ſein Auge feurig nach ihr. Der letzte Lebensfunke flackerte auf, ſein Haupt ſank an ihre Bruſt, ein freundliches Lächeln zog ſich um ſeine Lippen und die Seele ſchwebte freudig empor, denn an der Bruſt der Geliebten hatte ſie ſich vom Irdiſchen gelöſ't, an ihrer Bruſt war er verſchieden.

Cöleſtine hatte der Mutter von ſeiner Sehnſucht, ſie noch einmal zu ſehen, geſchrieben, da hatte ſie Gatte und Kinder verlaſſen und war nach Deutſchland geeilt; deßhalb auch Cöleſtinens Zögern mit ihrer Verbindung. An der Hand der Mutter zum Altare zu treten hatte ſie gehofft, ſie trat an ihrer Hand an das Grab ihres edlen Wohlthäters und netzte das blumenbepflanzte mit Thränen.

Gedruckt bei C. G. Naumann in Leipzig.

Sämmtliche Schriften

von

A. von Tromlitz.

Neunundzwanzigstes Bändchen.

Die Belagerung von Candia.

Erſter Theil.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1832.

Die
Belagerung von Candia,

von

A. von Tromlitz.

Erſter Theil.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1832.

1.

Ein ſanfter Weſtwind bewegte nur leiſe die Fluthen des im Abendroth erglühten Meeres, welches mit ſeinen ruhigen Wellen das Ufer der Inſel Standia beſpülte. Schaukelnd zogen die Fiſcherkähne dem nahen Geſtade zu; kein Gekrächze der Möwen, kein Brauſen der Brandung ſtörte die heilige Stille, welche ſich über die unabſehbare Fläche gebreitet hatte; nur von Ferne donnerte dumpf das Geſchütz von Candia, welches die Türken zum vierten Mal belagerten, und ihr thätiger Vezier, Achmed Kiupergli aus 300 Feuerſchlünden unaufhörlich beſchoß.

Auf Standia aber, obgleich dem Schauplatz des Alles verwüſtenden Krieges nahe, war es ruhig. Unbekümmert flaggten hier die Schiffe Venedigs in dem ſichern Hafen; ungeſtört lagerten die Truppen der Republik und Malta's in den zur Vertheidigung aufgeworfenen Verſchanzungen, und die Arbeiter zogen unter Geſang von den Schiffwerften in ihre Hütten ruhig heimwärts. Meiſter zur See war die chriſtliche Schaar auf dieſer Inſel vor dem Feinde ſicher, der es noch nicht einmal gewagt hatte, das feſte Standia anzugreifen.

Unfern des Hafens, da wo eine Erdzunge ſich in das Meer zieht, ſtanden im Garten der reichen Wittwe Anaſtaſia die Trümmer einer römiſchen Villa, deren noch kühn ſich erhebende Bogen dem hier Verweilenden Schutz, und eine hohe gewölbte Fenſteröffnung die herrlichſte Ausſicht auf das Meer und den Hafen bot. Hohe Cypreſſen und Palmen beſchatteten dieß graue Gemäuer, das vielleicht ſchon Jahrtauſende den Stürmen und Wellen getrotzt hatte; prachtvoll blühende Oleander, freundliche Ciſtusroſen umgaben das verſteckte Plätzchen, Jasmin ſchlängelte ſich traulich an das alte Gemäuer empor, und Nelken, Amarillis und Hyazinthen hauchten hier, mit der Blüthe der nahen Orange vereint, ihre balſamiſchen Düfte durch die ſchweigende, ſich ſenkende Dämmerung.

An der Fenſterbrüſtung ſaß auf weichem Polſter ein griechiſches Mädchen und ſchaute in die wogenden Fluthen. Ihr Haupt ruhte auf ihrem mit Perlen geſchmückten Arm, ihr Blick war unverwandt nach dem Hafen gerichtet und ſchien ſehnſuchtvoll etwas zu erwarten. Die Flechten ihres langen braunen Haares hingen über den golddurchwirkten Shawl herab, der einem weiten himmelblauen Gewande, welches das ſchöne Ebenmaß ihrer Glieder verhüllte, ſtatt Gürtel diente. Vor ihr auf der Brüſtung lag neben einem kleinen Gebetbuche eine gebrochene Lilie und zu ihren Füßen lehnte eine Laute an dem alten Gemäuer. So ſaß ſie in ſich verſunken und ſchien nicht auf den Donner des Geſchützes zu hören, nicht das eintönige Rauſchen der an's Ufer ſchlagenden Wellen zu vernehmen, noch den Mond zu beachten, der jetzt aus der Dämmerung leuchtend hervortrat, und ſein ruhiges Antlitz in den bewegten Wogen ſpiegelnd, mit magiſchem Lichte die beginnende Nacht erhellte.

Am Eingang des gewölbten Gemäuers ſtand, an eine Säule ſich lehnend, ein junger reich gekleideter Grieche, und ſo wie die Jungfrau ihren ernſten Blick über das Meer ſandte, hielt er den ſeinen feſt auf ihre herrliche Geſtalt gebannt. Stille Trauer umdüſterte ſein finſtres, vom Mondlicht beſtrahltes Antlitz, und nicht ein Seufzer, nicht die leiſeſte Bewegung ſtörte die Träume der über das Meer Schauenden, die jetzt plötzlich ihre Laute erfaßte, ſtürmiſch einige Akkorde griff, ſie doch bald wieder mit Heftigkeit neben ſich legend in ernſtes düſteres Sinnen verfiel.

Doch nicht lange, ſo erhob ſie ſich, bog ihre hohe ſchlanke Geſtalt über die Brüſtung und ſah hinüber, wo die Feuerkugeln, welche die Türken in das bedrängte Candia warfen, trotz dem Mondlicht, durch die graue Nacht wie feurige Unheil verkündende Meteore zogen. Noch ſeh' ich die Flotte nicht, die von Frankreichs Küſten zur Hülfe erſcheinen ſoll! noch iſt er fern! rief ſie jetzt ſchmerzvoll. Wie oft haſt du ſchon meinem ſehnenden Auge vergebens geleuchtet! fuhr ſie fort: wie oft biſt du, ſchweigendes Licht, vor meinem Blicke mit der Hoffnung aufgegangen, du würdeſt mir die weißen Segel zeigen, die ihn mir zurückbringen ſollen; ich harrte manche lang ſich dehnende Nacht, und du gingſt ohne dich um meinen Gram zu kümmern hinter den Bergen unter, die Morgenröthe ſtieg über den ſchneebedeckten Gipfel des Ida herauf und brachte den jungen Tag; ihn brachte ſie nicht —

Hoffnung, Hoffnung! ſagte ſie jetzt und der Ton ihrer Stimme ſchmolz in Wehmuth: täuſche mich nicht! ich habe mein ganzes Glück zutrauensvoll auf deine Schwingen gelegt; entführ' es nicht, bring' es mir wieder und laß mir deinen nie verwelkenden Kranz, der ſelbſt mit Cypreſſen verſchlungen auch jenſeit fortgrünt; laß mir ihn! Alles, Alles hab' ich ja dem Manne meines Herzens geopfert, Alles, was ein ſtolzes, reines Gemüth nur opfern darf; die Thränen meiner Mutter habe ich hervorgerufen, habe ein treues Herz gebrochen und meine Ruhe, meinen Stolz hingegeben. — Nein, der Himmel kann mir nicht zürnen, meine Liebe, unter Schmerz und Thränen geboren, blieb rein und —

Was rauſchet hier? rief ſie, heftig ſich wendend: Wer ſtört mich, wenn ich aufſeufze, das gepreßte Herz zu erleichtern. Ah! Ihr ſeyd es, Nikola; ſagte ſie beſänftigter: Seyd Ihr ſchon wieder meinen Schritten gefolgt und auch im Mondlicht mein düſtrer Schatten? Habt Ihr meine Einſamkeit belauſcht? Was konntet Ihr Freudigeres vernehmen als die klagende Sehnſucht, als das Aufjauchzen erneuter Hoffnung? — Störet mich nicht in meiner Freude, in meinem Schmerz. Wenn ich eines Freundes bedarf, wird Euch meine Stimme rufen; aber ſtört meine Einſamkeit nicht wieder! bat ſie, freundlich ihm die Hand reichend, die er nicht erfaſſen zu wollen ſchien; er ſah mit düſterem, faſt feindlichem Blick auf die Jungfrau.

Nikola! ſagte ſie, die Hand zurückziehend: Euer unverſöhnliches Herz ſollte Euch wenigſtens aus meiner Nähe verbannen. Wenn Ihr die Hand der Freundſchaft zurückweiſet, was wollt Ihr noch weiteres von mir? Der Grieche beantwortete dieſe Frage mit einem bittern Lächeln. Euer Benehmen kränkt mich, fuhr das Mädchen fort: Ihr kennt mich, kennt meinen Stolz. — Was wollt Ihr von mir? — Ich habe Euch wehe gethan, Eurem Herzen wehe gethan, das ich achten aber nicht lieben kann. Ich habe Euch meine Freundſchaft geboten; ſie gnügt

Euch nicht, meine Theilnahme iſt Euch drückend; das Mitleid, der Kummer, den ich bei Euren Leiden fühle, iſt für Euch noch eine zu ſchwache Buße. Wie ein finſtrer Geiſt folgt Ihr mir bei Schmerz und Wonne; wachet heute wie ein ſchützender Engel über mich, und blick' ich an Euch auf, ſo weiß ich nicht, zuckt Ihr das gehobene Schwert gegen mich oder zu meinem Schutze, und morgen, den Dolch in der Hand, die Tücke im Auge, ſchleicht Ihr hinter mir, wie die Schlange ſich zu dem Lager des Schlummernden windet. — Dieß muß enden, Freund oder Feind müßt Ihr mir ſeyn. Wählet, Eines oder das Andere.

Und welches von beiden wünſcht Ihr? fragte der Grieche mit anſcheinendem Gleichmuthe.

Daß Ihr mein Freund wäret, mein treuer Freund! erwiederte ſie.

Ich will verſuchen ob ich es vermag. Ich glaube kaum! ſprach er ernſt: Hat der Bergſtrom ſich erſt über Felſen brauſend die Bahn gebrochen, ſteht es nicht mehr in ſeinem Willen, unter Blumen ein rieſelnder Bach, dahin zu fließen. Bei dieſen Worten ſchaute ſein Auge ſeelenvoll auf das Mädchen, die Züge des finſtern Geſichts erhellten ſich — er ergriff ihre Hand. Gute Nacht, Helene! rief er mit Leidenſchaft: gute Nacht! und eilte fort.

Lange ſah ihm das Mädchen nach, dann ſeufzte ſie tief auf. Ich habe ein treues Herz gebrochen, ſagte ſie leiſe, nahm ihre Laute und das Gebetbuch, warf die gebrochene Lilie in die Meeresfluth und kehrte ſinnend in ihre Wohnung zurück.

2.

Am andern Morgen ſtand ſie wieder an der Fenſterbrüſtung der verfallenen Villa und ſchaute nach dem Hafen, wo heute ein regeres Treiben war. Wohl 30 Segel wogten auf der Rhede, die Flagge Frankreichs wehte luſtig im leiſen Weſt, Bote fuhren hin und her und nahmen die Krieger auf, die an's Land geſetzt wurden, um während der Nacht auf kleineren Schiffen in den Hafen von Candia einzulaufen. Lebensmittel aller Art, Schanzzeug, Geſchütz und Munition wurde ausgeladen und nach den Vorrathhäuſern oder auf andere Schiffe gebracht, und überall ſah und hörte man lauten Jubel; denn die ſo lang erwartete Hülfsflotte Frankreichs war eingetroffen und hatte am frühen Morgen auf der Rhede die Anker geworfen. Der Herzog von La Feuillade war mit 300 Edelleuten und 1000 Freiwilligen, zu denen ſich 60 Ritter von Malta geſellt hatten, Candia zur Hülfe gezogen. Er und ſein muthiger Hauſe brannten vor Begierde, an den Ort ihrer Beſtimmung zu gelangen.

Helene ſah mit freudigem Blick dem regen Schauſpiele zu. Laut klopfte ihr Herz, Hoffnung und Furcht wogten in ihrer Bruſt. Mit dieſer ſchon ſeit einem Jahre erwarteten Flotte hatte der Chevalier d'Aubüſſon wiederzukehren verſprochen. Jetzt, nach ſo langem Harren ſchlug die Stunde der Entſcheidung, jetzt lag ihr Schickſal unwiderruflich entſchleiert, die Flotte brachte ihr Leben oder Tod. Heinrich d'Aubüſſon hatte mit ganzem Herzen, mit treuer reiner Liebe an dem Mädchen gehangen, das mit männlichem Muth an ſeiner Seite gefochten und ſich die Bewunderung der Beſatzung Candia's erworben hatte. Das heilige Kreuz den Kriegern vorantragend, hatte ſie ſich mit ihm bei jedem Ausfall in die dichteſten Reihen der Feinde geſtürzt und von dem Gott der Liebe beſchützt, war ſie ſtets unverwundet in die Stadt zurückgekehrt, wo ſo manche ihrer Schweſtern, von Glaubensmuth getrieben, männlich für die Vaterſtadt und ihre Religion auf den halb zerſtörten Wällen gegen die Ungläubigen kämpften. Um Angelegenheiten mit ſeiner Familie zu ordnen, hatte d'Aubüſſon Candia und die Geliebte unter dem Verſprechen verlaſſen, mit der längſt ſchon erwarteten Hülfsflotte zurückzukehren und ſeiner heiligſten Verpflichtung getreu Helene zum Altar zu führen.

Seit einem Jahr hatte ſie auf ſeine Rückkehr gewartet. Briefe, die ſie zuweilen von ihm erhielt, hatten ihre unausſprechliche Sehnſucht nicht ſtillen können; ſie athmeten Liebe, heiße innige Liebe, aber auch düſtere Schwermuth. Jedoch wankte Helene nicht in ihrem Glauben an die Treue des ernſten edlen d'Aubüſſon; ſie vertraute ihm feſt, und die Erfüllung ſeines Wortes konnte allein die Thränen ihrer gebeugten Mutter trocknen, den Haß ihrer Verwandten tilgen. Der Augenblick, der Alles dieß geſtalten mußte, war gekommen, die Flaggen der Flotte, die ihn herüberbringen ſollte, wehten auf der nahen Rhede, und ſonderbar, ſo nahe ihrem Glück, bangte zum Erſtenmal ihr klopfendes Herz.

Da ſah ſie Nikola mit raſchen Schritten den Weg von dem Hafen kommen. Er eilte nach dem Gemäuer, wo er ſie ſchon erblickt haben mochte. Sein Antlitz, als er näher kam, verkündete nichts Freudiges, denn er war heiter und lächelnd — bebend erwartete ihn Helene.

Freut Euch mit mir! rief er ihr ſchon aus der Ferne entgegen: Heinrich d'Aubüſſon iſt da, ich habe ihn geſehn, geſprochen — ich bringe Euch ſeinen Gruß, wenn Ihr ihn aus meinem Munde vernehmen wollt.

Freudig als habe ſich der Himmel ihrem verdüſterten Blicke geöffnet, eilte das Mädchen Nikola entgegen.

Habt Ihr ihn geſprochen? fragte ſie.

Ich ſah ihn, wie er als wohlerfahrener Krieger beim Ausſchiffen ſo manches anordnete; er erkannte, bewillkommte mich freundlicher als je und ſagte mit flüchtiger Eile: bring' Helenen meinen Gruß!

Und weiter ſagte er nichts? fragte das Mädchen aufgeregt.

Weiter nichts! erwiederte Nikola kalt: Hat doch ein Offizier bei der Ausſchiffung auch zu viel zu thun und zu ſorgen, wie kann er bei ſo ernſtem Werke an die Tändeleien der Liebe denken. Er ſchwieg. Die Jungfrau ſah ſinnend vor ſich nieder. Helene! unterbrach er endlich die Stille: wenn über die heiligen Mauern Arcadis ein Gewitter ſich thürmt, der Donner rollt und die Blitze, dieſe furchtbaren Verkünder des göttlichen Zornes ſchlängelnd auf den Ida herniederfahren, dann knie' ich nieder und bete zu Gott; thut heute ein Gleiches, wenn auch nur der Donner des Geſchützes, die Hülfflotte zu begrüßen, von den Wällen Candia's rollt. — Betet zu Gott, daß er Euch im Glauben ſtärke. Dieß ſagend verließ er die immer noch Sinnende und ging wieder dem Hafen zu.

Zu Gott ſoll ich beten und um Stärkung

im

im Glauben ſtehn? ſagte nach langem Schweigen Helene vor ſich hin. Bedarf ich denn des himmliſchen Beiſtandes ſo ſehr, da er in meiner Nähe iſt? — Was ſollen dieſe dunklen Worte? — Was ſoll das freudige, faſt tückiſche Lächeln auf Nikola's Geſicht, das bei d'Aubüſſons Anblick ſonſt nur düſter und feindlich ſich zeigte? — Er hat mit ihm geſprochen, und nur einen Gruß hat er mir geſandt? — Doch was quäl' ich mich? Liegen nicht in Nikola's Charakter ſo viel gegen einander ſtreitende Gefühle? Hat er ſich vielleicht mit d'Aubüſſon verſöhnt, weil dieſer wiedergekehrt iſt, für den Glauben und für Candia zu ſtreiten? —

Dieſe Zweifel quälten ihr aufgeregtes Gemüth, als Anaſtaſia, ihre Mutter, durch die Myrthengänge des Gartens ſich nahte. Mit kummervollem Blick trat ſie zu ihr und ihr Auge ruhte beſorglich auf der Tochter. Die Flotte der Franzoſen iſt eingelaufen, unterbrach ſie endlich das Schweigen: dort flaggen ihre Schiffe; iſt er mit ihnen zurückgekehrt, Helene?

Er kehrte mit ihnen zurück!

Und Dein Geſicht iſt ſo ernſt, die Hoffnung, ihn wieder zu ſehn läßt Dich kalt? fragte die Mutter.

Ich erhielt die Nachricht durch Nikola, entgegnete Helene: und was mir dieſer Unglücksrabe mit freudigem Blicke verkündet, iſt mir ſtets unheilbringend geweſen; darum fürchte ich.

Und was kannſt Du noch fürchten, wenn er hier iſt? fragte die Mutter weiter: Als das Boot ihn von dieſen Ufern nach dem Schiffe führte, als ich ihn nach den Grabuſen von hinnen ſteuern ſah, glaubte ich, ihn nie wieder zu erblicken; falſch und heuchleriſch iſt das Volk der Franzoſen, in der Liebe gleichen ſie den Phalänen, die des Nachts von Blume zu Blume flattern, und wenn der Tag beginnt, ſich in ihrer Blätterhöhle verbergen. Es iſt ein wortbrüchiges Volk, einſchmeichelnd und liebkoſend, mit Liebe nur ſcherzend; haben ſie die Roſe entblättert, drücken ſie lächelnd den Dorn in das gramvolle Herz.

Mutter! unterbrach ſie ſtaunend Helene: Ihr habt zwar immer an ſeiner Treue gezweifelt; aber ſo leidenſchaftlich hörte ich Euch noch nie über das ganze Volk der Franken urtheilen,

— ſo heftig in Worten und Geberden ſah ich Euch noch nie. —

Die Mutter ſchwieg.

Ihr zürnt mir, daß ich Heinrich d'Aubüſſon liebe; meine Neigung zu ihm hat den Thränenquell in Euch geöffnet, und mit ſo freundlichem Blick auch oft Euer Auge auf ihn ſah, wenn er in unſere Wohnung trat, ſo herzlich Ihr ihm auch zuweilen entgegen kamet, untergrub unſere Liebe dennoch das Glück Eures Lebens. Das ſchmerzt mich; aber noch mehr Eure Verſchloſſenheit. Ihr ſagtet mir oft ſelbſt, daß mein ernſter feſter Sinn den Sohn Euch erſetze, daß Ihr Euch mit mir bei den wichtigſten Dingen berathen könntet; warum öffnet Ihr mir Euer Herz nicht in einer Angelegenheit, die mich ſo nahe angeht? Warum ſagt Ihr mir nicht den Grund, weßhalb Ihr meine Liebe tadelt? Ich weiß wohl, daß Nikola es nicht iſt, warum Ihr mir zürnt; Ihr liebt ihn nicht; Ihr fürchtet ſo wie ich ſein verſchloſſenes Gemüth; Euch ſtößt ſein finſterer Glaubensſinn zurück, der ihn das ſanfte Licht der heiligen Religion im Dunkel des Wahns verlöſchen läßt; Euch wäre es gleich, reichte ich ihm oder einem andern Jüngling unſeres Landes meine Hand. Warum zürnt Ihr mir denn, warum trübt es Euer Glück, daß ich den edlen Mann gewählt habe, an deſſen herrlicher Geſtalt Euer Auge ſelbſt mit Wohlgefallen hängt?

Bitter lächelnd ſchüttelte Anaſtaſia ihr noch immer ſchönes Haupt.

Was ſoll Eure Helene an der Seite eines Candioten? fuhr das Mädchen fort: Soll ſie daheim ſitzen an der Spindel, während ihr Gatte mit Oel und Roſinen feilſcht und ihren Werth nur nach dem ſchätzt, was ſie ihm an Heirathgut zubrachte? — Was ſoll ſie in einem Lande, wo die Freiheit, ſchon lange von St. Marcus Löwen gefeſſelt, nur den letzten Funken ihres Lebens, den die ſtolze Signoria ihr ließ, in der despotiſchen Hand des Muſelmannes aushauchen wird? Was ſoll Eure Helene hier? Soll ſie etwa des ſtolzen Veziers Harem ſchmücken? — Nein, Mutter, dazu fließt ein zu edles Blut in meinen Adern; ehe ſie ſich dieſer Schande Preis gäbe, wählte die freie Griechin lieber den Tod. Nach Frankreichs Fluren, an dem Hofe des mächtigen Königs, in dem Lande des Kriegruhms — dahin treibt mich die Sehnſucht, dahin führt mich mein Geliebter; da bedarf es keines Schleiers, mein Geſicht den Männern zu verbergen, keines Wächters, meine Tugend zu bewahren; dort herrſcht das Weib, hier iſt ſie des Mannes Sklavin!

Arme Betrogene! rief die Mutter: Dort, wo das Vorurtheil des Standes den hellen Geiſt ſo ſehr trübt, daß Helene, die Tochter des Kaufherrn von Candia, trotz dem womit die Natur ſie herrlich ausgeſtattet, wie eine Ausſätzige im Kreiſe der ſtolzen Barone empfangen würde, welche den ganzen Stamm der d'Aubüſſon befleckte, dort ſuchſt Du ſtolzes Herz Dein Glück? Wiſſe Helene, was mich betrübt: Iſt er treu, führt er Dich als ſeine Gattin heim, ſo hat er die Achtung der Seinen verloren; und gibt ihm auch Liebe augenblicklichen Erſatz, ſo ſchlummert doch der Ehrgeiz nur leiſe in des Mannes Bruſt und beim Erwachen übt er ſtrenges Recht; — und opfert er Dich dem Vorurtheil, verläßt er Dich treulos, dann biſt Du in Deinem Vaterlande eine Verachtete.

Mutter! rief die Jungfrau, und auf ihrem Antlitz glühte eine heilige Flamme: Sorgt nicht für mich! Die Tage des Hohns erleb' ich nicht; ſo werdet Ihr mein ſtolzes Herz nicht gebeugt ſehn. Ich habe, um dem Geliebten zu zeigen daß ich ſeiner werth bin, im Kampfe mein Leben freudig dem Tode geboten; glaubt Ihr, ich könne meinem Stolz nicht ein gleiches Opfer bringen? — Sorgt nicht für mich! Entſchloſſen wende ich meinen Blick nach dem Hafen, von wo mir mein Schickſal lächelnd oder trübe kommen muß. Bei dieſen Worten wendete ſie ihr Auge nach dem Wege, der von dem Hafen nach ihrer Wohnung führte, ſchrie plötzlich auf und ſtürzte aus dem Gemäuer; doch bald kehrte ſie ſchweigend zurück, lehnte ſich an eine Säule und ſagte, die Hand aufs Herz preſſend, leiſe, doch der Mutter hörbar: Ruhig, klopfe ruhig mein Herz!

Die Mutter, welche ſorgvoll nun auch nach jener Gegend hin blickte, ſah einen im Mantel Gehüllten den Fußſteig ſich nahen. Bald erkannte ſie Heinrich d'Aubüſſon, der langſam und wie es ſchien in tiefen Gedanken verſunken einher ſchritt. Faſſe Dich, Helene! bat ſie das wie leblos daſtehende Mädchen: binde der Wonne die Schwingen, daß ſie Dich in ihrem Aufſluge nicht tödte. Sieh', er gönnt Dir Zeit, Dich zu ſammeln; ſein Schritt iſt langſam und ungewiß.

Das iſt nicht der eilende Flug der Liebe, ſagte Helene traurig: ſo ſchleicht die Furcht. Nun, dieſe Stunde führe mir Wonne oder Schmerzen zu, ich werde beide muthig ertragen. Bei dieſen Worten verließ ſie das Gemäuer, und ging, von der Mutter gefolgt, langſamen Schrittes dem Geliebten entgegen.

Als dieſer ſie erblickte, verdoppelte er ſeine Schritte und ſtand bald ihr gegenüber. Sie ruhte in ſeinem Arm, er fühlte das Schlagen ihres klopfenden Herzens — Helene! rief er, mit ſeelenvoller Theilnahme auf ſie blickend: meine theure, liebe Helene, ſeh' ich Dich wieder? ruhſt Du wieder in meinem Arm? biſt Du es auch? Ja! rief er, ſein Auge forſchend auf ſie gerichtet: das ſind die lieben Züge, das der ſeelenvolle Blick und dieß, ſagte er, ihr geſcheiteltes Haar mit bebender Hand ſanft von der

Stirn hinweg ſchiebend: dieß die braunen Lokken. —

Mein Heinrich! rief das Mädchen, an ihm aufblickend: fließen dieſe Tropfen, die auf meine Stirn fielen, der Freude oder dem Schmerze? Sprich!

D'Aubüſſon drückte ſie ſtürmiſch aber ſchweigend an ſeine Bruſt; Helene entwand ſich ſeinen Armen. — Fließen ſie der Freude oder dem Schmerze — fragte ſie noch einmal.

Statt Antwort riß er den Mantel von ſeiner Schulter. Helene ſchrie laut auf, trat bebend einen Schritt zurück, ſtarrte mit finſter rollendem Auge auf den Schweigenden, ergriff dann der Mutter Hand und ſagte kalt: Kommt Mutter!

D'Aubüſſon hielt ſie zurück. Sie wandte ſich nach ihm. Ritter von Malta! ſagte ſie bitter: was wollt Ihr von mir? — Das weiße Kreuz auf Eurer Bruſt iſt die unüberſteigbare Kluft zwiſchen mir und Euch. Sie wandte ihm den Rücken und ging mit der Mutter. D'Aubüſſon folgte nicht, nur ſein Auge begleitete ſie.

Und dennoch wird dieß Kreuz uns nicht auf ewig trennen! ſagte er, da ſie hinter einem Jasmingebüſch ſeinem Auge entſchwand: dennoch wirſt du an meiner Bruſt liebend ruh'n, holdes, edles Mädchen!

Wie ſonderbar, fuhr er in ſeinem Selbſtgeſpräch fort als er in die Trümmer der Villa eintrat: wie ſonderbar waltet das Schickſal über den Sterblichen. Meine Sehnſucht nach dieſem Plätzchen trauter Erinnerung war ſo groß, es trieb mich unaufhaltſam aus meinem Vaterlande hieher, und nun, da ich hier ſtehe, alle die freundlichen Bilder, die mich über das Meer begleiteten, um mich ſchaue, iſt es mir doch ſo wehmüthig um das Herz, und ſelbſt die Erinnerung bietet mir keine Freude, nur den Schmerz meines verlorenen Glückes. Es war ein ſchöner wonniger Traum, ein herrliches Morgenroth ſtieg mir auf — die Nebel haben es mir verdunkelt.

Seyd mir willkommen, Herr Ritter von Malta, ſtörte ihn eine Stimme in ſeinen Betrachtungen, und Nikola ſtand vor ihm: Ihr ſeyd lange ſchon erwartet worden; aber wohl ſchwerlich mit dieſem Kreuze auf der Bruſt.

Wie ſteht es in Candia? fragte, ſtatt Antwort, der Malteſer.

Schlecht! der tapfre Moroſini ſteht noch, eine feſte unerſchütterliche Mauer hinter den zuſammengeſchoſſenen Wällen, und dieſer eherne Schild der Chriſtenheit ſtrahlt noch in vollem Glanze dem Halbmond entgegen. Minen fliegen noch täglich auf und ſchleudern die Muſelmänner in die Luft; Bomben zerſchmettern Kirche und Häuſer; ein Schutthaufen iſt die Stadt. Noch glüht das Herz muthig zu ihrer Vertheidigung; noch erhebt ſich das heilige Kreuz auf den Trümmern, und Gott wird das Bollwerk der Chriſtenheit nicht untergehen laſſen.

Und was hat Euch, Nikola Conduri, aus der bedrängten Stadt geführt? Ich ſah Euch doch ſonſt einen der Erſten auf den Wällen, einen der tapferſten Candioten im Gefecht? fragte d'Aubüſſon.

Ich hatte ein wackeres Häufchen Büchſenſchützen in den Bergen geſammelt, erwiederte der Grieche: habe den Ungläubigen manchen Schaden mit ihnen zugefügt, und jetzt ziehen wir, 40 an der Zahl, zur Vertheidigung der

Stadt; dort werden wir uns wieder finden, Herr Ritter!

Deſſen bin ich gewiß, denn Ihr ſeyd ein wackerer, ehrenwerther Krieger; ich habe oft Euren kecken Muth bewundern müſſen! ſagte der Malteſer, ihm herzlich die Hand reichend, die Nikola auch ergriff.

Wie iſt es Helenen ſeit dieſer Zeit ergangen? fragte d'Aubüſſon ablenkend.

Sie hat, ſeit Euer Schiff den Hafen verließ, auch Candia verlaſſen. An meiner Seite hat ſie nicht gefochten und meiner Schaar nicht das Kreuz vorgetragen, wie der Eurigen. Eitle Luſt legte ihr das Heilige in die Hand, nicht der Glaubensmuth.

Der Ritter ſah den Griechen forſchend an, deſſen Geſicht ſich umdüſtert hatte. — Ihr liebtet Helene? Mit dieſen Worten weckte er den Träumenden aus ſeinem düſtern Sinnen.

Nikola blickte wild auf; unwillkührlich fuhr ſeine Hand nach dem Dolche in ſeinem Gürtel.

Meine Frage ſollte kein bitteres Gefühl in Euch wecken! fuhr d'Aubüſſon mit ruhigem Tone fort: Das Kreuz auf meiner Bruſt kann

Euch Bürge ſeyn, daß ich nicht feindlich zwiſchen Euch und Helene trete; ich wüßte keinen Mann, an deſſen Hand ich ſie lieber durch das Leben wandeln ſähe als Euch.

Der Grieche, welcher, während der Ritter geſprochen, noch immer die Hand an dem Dolche, ſtolz auf den Malteſer geſchaut hatte, wandte ihm jetzt, einen verächtlichen Blick auf ihn werfend, den Rücken und verließ ihn langſamen Schrittes.

Grieche! rief ihm d'Aubüſſon gebieteriſch zu: iſt Dir Dein Leben lieb, ſo ſteh!

Nikola ſtand und wandte ſich. Auf welche Weiſe wollt Ihr mein Leben! ſprach er: das Schwert in der Hand oder vor dem Richterſtuhl der Venetianer, wo es dem Ritter von Malta leicht wird, gegen einen Griechen ein blutiges Urtheil zu erhalten?

Ich will, daß Du mir Rede ſtehſt! erwiederte d'Aubüſſon befehlend: Warum wandeſt Du mir auf ſolche ungeziemende, verächtliche Weiſe den Rücken? Ein franzöſiſcher Edler duldet ſolches Betragen nicht ungeſtraft.

Seyd Ihr mein Richter? erwiederte Nikola kalt: oder meint Ihr, wir Griechen wären Sklaven und Ihr wäret die ſtrengen gebietenden Herren?

In der Sache meiner Ehre bin ich mein Richter! entgegnete d'Aubüſſon: Ich halte Euch für einen freien ehrenwerthen Mann, und von einem ſolchen verlange ich Rechenſchaft.

Ihr wollt es wiſſen? Nun wohlan, ſo hört! begann der Grieche, nachdem er einen ruhigen Augenblick benutzt hatte, ſich zu faſſen: Ihr wäret mein glücklicher Nebenbuhler, deßhalb haßte ich Euch, obſchon ich Euch ſonſt ehren mußte. Ihr kehrt als Malteſer Ritter zurück und entſaget freiwillig einem Glück, für das ich mein Leben tauſendfach geopfert hätte; ich beklage Euch deßhalb und mein Haß iſt erloſchen. Da bietet Ihr mir Helene, als wäre ein ſolcher Engel ein käufliches Gut, mit kaltem Herzen an. Soll ich den Mann ehren, der ſolch himmliſches Weſen ſchmerzlos verlaſſen, der Treue brechen kann, und die Verlaſſene ausbietet als habe er ein Recht ihre Hand, ihr Herz zu vergeben? Ich muß Helenen entſagen, denn ſie iſt thörig genug Euch zu lieben; aber bei Gott! ſie bleibt die Heilige meines Lebens und nächſt meinem Glauben war meine unglückliche Liebe mir das Höchſte auf der Welt. Ihr tretet, dieß Kreuz auf der Bruſt, vor die in Sehnſucht Harrende, und in dem Augenblicke, wo die Schmerzerfüllte Euch verläßt, ſagt Ihr mit höhniſcher Kälte: Grieche, nimm hin die Roſe, die ich verſchmähte, Du biſt nun ihrer werth! Deßhalb verachte ich Euch — und nun nehmt Eure Rache, verſöhnt mit Blut das Wort, das Eure Ehre kränkte; ein ſolches Wort kann nur blutig verſöhnt werden; die unedle That läßt ja keinen Makel zurück. — Grieche! ſagte der Malteſer und ſtand würdevoll vor dem Zornerglühten: wäre Helene mir nicht noch jetzt das Höchſte der Erde, mein Schwert ſtreckte Dich zu Boden. Aber ich thät Unrecht — ich muß Dir verzeihn; ein edler Zorn ſpricht aus Dir. Beurtheile keinen Ehrenmann eher als bis Du ihn ganz kennſt, bis Du weißt, weßhalb er ſo und nicht anders handelt. Ich verzeihe Dir; hüte aber Blick und Worte, nicht immer könnteſt Du mich ſo beſonnen finden, als in dieſer ernſten Stunde. Leb' wohl, ich ſcheide von Dir als Freund! Er warf noch einen wehmüthigen Blick auf die Ruine, ſchaute noch einmal im Garten umher und ließ Nikola ſtaunend zurück, den der ruhige Ernſt, die edle Haltung des Ritters außer Faſſung gebracht hatten.

Bei Gott! rief er: den hat das Kreuz duldſam gemacht. Ich verſtehe ihn nicht.

3.

Der Mond trat auch heute freundlich hinter Wolken hervor und beleuchtete ein herrliches Schauſpiel. Auf 60 kleinen Schiffen war die muthige Schaar von Frankreich und Malta eingeſchifft; ihnen ſollten noch 40 Bote mit Kriegsmunition, Lebensmitteln und Schanzzeug aller Art folgen; vier Galeeren Venedigs, zwei von Malta und acht franzöſiſche Kriegſchiffe waren im Begriff die Anker zu lichten um die Transportflotte bis unter die Kanonen der feindlichen Batterieen zu begleiten. Lauter Jubel verkündete die muthige Stimmung dieſer der Ehre und dem Ruhme geweihten Schaar, und als der

Signalſchuß von der St. Marcusſchanze tönte, wurden die Anker gelichtet, und von einem günſtigen Wind getrieben, ſegelte die Flotte dem Hafen von Candia zu.

In einiger Entfernung folgte ihr mit emſigem Ruderſchlag ein griechiſches Schiff. Nicht lauter Jubel, wie auf der Flotte der Verbündeten, ernſte Stille herrſchte hier; kein Jauchzen, kein Geſang ſtörte das eintönige Schlagen der Ruder, das Brauſen der Wellen. Nicht von Ehrgeiz und Ruhmſucht getrieben, erfüllte ein anderer Muth die kleine Schaar, welche das Schiff nach Candia's Trümmern brachte: Glaubensmuth und Vaterlandliebe führte ſie in die zerſtörte Heimath zurück; nicht für ein welkes Lorberreis, nicht für den ſchnell verhallenden Tubaton der Fama zogen ſie hin zur Vertheidigung jener ſchon ſeit zwanzig Jahren mit nur wenig kurzen Unterbrechungen belagerten Veſte. Den Lorberbaum wollten ſie ſich wieder erkämpfen, den ihre Väter auf heimathlichen Boden gepflanzt; den Schall der Glocken, von den hohen Thürmen der heiligen Gotteshäuſer, die ihre Vorfahren im frommen Glauben erbauet hatten, wollten

wollten ſie als freie Männer vernehmen; den Friedhof, wo die Väter ruhten, wollten ſie zur eigenen Ruheſtätte ſich erringen, damit ſie in heimathlicher Erde bis zum Tage der Auferſtehung ſanft ſchlummern könnten. Deßhalb war ihr Sinn ernſt geſtimmt; ſie zogen hin, für ihren zerſtörten Herd zu kämpfen. Der bleiche Schein des Mondes zeigte ihnen in der Ferne nicht allein das Schlachtfeld der Ehre; nein! aus den dunklen Maſſen, die am fernen Horizont wie finſtre zürnende Geiſter in der Mondnacht ſich aus der Meerfluth zu heben ſchienen, ſtarrten ihnen die Trümmer ihrer heimathlichen Wohnung entgegen. Jener dunkle Rieſe, der den feindlichen Kugeln trotzend ſeinen langen Schatten über den Schutthaufen warf, hatte ſein Trauergeläute ertönen laſſen, als die theure Gattin, als das liebende Kind der Erde wiedergegeben wurde; jetzt hallten nur ſeine Seufzer, wenn die ehernen Kugeln von ſeiner unverwundbaren Bruſt abprallten. An die immer deutlicher hervortretenden Maſſen knüpfte Jeder auf dieſem Schiffe wehmüthige oder ſchmerzliche Erinnerungen, und wo jene Fremden in wildem Kriegsübermuthe jauchzten, füllte dumpfer Schmerz Nikola und ſeine Gefährten. Nur ein Herz unter ihnen hatte ſich andern Gefühlen hingegeben; es klopfte laut, ſtürmiſch und ſchmerzvoll, aber ſein Schmerz war andrer Art. Es war der Schmerz liebegekränkter Triebe, zertrümmerter Hoffnung; es war Helenens Herz, das unter ihrem ſeidenen Gewande ſchlug, es war Helenens Auge, das thränenlos vor ſich hin ſtarrte. Sie war Nikola nach Candia gefolgt; d'Aubüſſon's Herz verloren, ſuchte ſie den Tod.

Jetzt nahte die Flotte dem Hafen. Die vorderen Schiffe zogen nun einen Theil ihrer Segel ein, um den Folgenden Zeit zum Herankommen zu geben, damit ſie wo möglich in gehöriger Ordnung in den Hafen einlaufen könnten und dem Feuer der türkiſchen Batterieen nicht einzeln ausgeſetzt würden. Durch das Aufſteigen dreier Raketen gab der Herzog von la Feuillade der Beſatzung das Zeichen ſeiner Ankunft, die auch auf dieß Zeichen von der Seite der Baſtion St. Andreá und Sabionera zum Schein einen Ausfall machte, die Aufmerkſamkeit der Feinde dahin zu leiten. Die Türken jedoch, von der Ankunft der Flotte unterrichtet, die ihnen überdieß das Mondlicht ſchon in der Ferne zeigte, waren auf ihrer Hut, das Geſchütz in den Strandbatterieen, die Roſte bereit, und kaum daß ſich das erſte Schiff auf Schußweite nahte, begann ein furchtbares Feuer aus dem ſchweren Geſchütz und glühende Kugeln fuhren ziſchend in das Meer. Die Schiffe der Verbündeten, welche ſich den Batterieen gegenüber legten, um ſie mit ihrem Feuer zum Schweigen zu bringen, erfüllten ihren Zweck nicht. Unbekümmert um die Kugeln, die ſie ſandten, richteten die Türken ihre Kanonen nur auf die Flotte, welche troz des heftigen Feuers nur mit wenigem Verluſte in den Hafen einlief. Ein einziges Schiff, mit Schanzkörben beladen, gerieth in Brand und mehrere wurden nur leicht beſchädigt.

Während dieſem hatte ſich das griechiſche Schiff außer dem Bereich des Geſchützes gehalten; zu gut mit der Kriegweiſe der Türken bekannt, kreuzte es auf offener See vor dem Hafen, und erſt als die Kriegflotte der Verbündeten ihr Feuer eingeſtellt und ſich wieder geſammelt hatte, um nach der Rhede von Standia zurückzukehren, täuſchte es die Wachſamkeit der Türken und lief, ohne beſchoſſen zu werden, in den Hafen ein.

Die Ankunft der Verſtärkung belebte von Neuem den Muth der bis auf 5000 Mann geſchmolzenen Beſatzung. Franz Moroſini, dieſer letzte Held Venedigs, Generaliſſimus über die Land- und Seemacht der bedrängten Republik, empfing den Herzog von la Feuillade mit aufrichtiger Freude; eben ſo der oberſte Befehlhaber der Beſatzung, der Marquis de St. André Montbrün, welcher über die Ankunft ſeiner Landesleute nicht weniger erfreut war.

Am andern Tage, an welchem der edle Moroſini Heerſchau über die neuangelangten Völker hielt, klopfte ſein Herz, als er dieſe neue Kriegſchaar muthig und wohlbewaffnet auf dem öden Marktplatz aufmarſchirt ſah. Die Offiziere bildeten ein eigenes Regiment von 300 Mann, das der Herzog von Chateauthierry und der ſiebzehnjährige Graf von St. Pol anführte. Die übrigen Freiwilligen, 600 an der Zahl, worunter die meiſten von Adel, führten der

Marquis von Tavannes und der Graf Langeron an. Die dritte Abtheilung, wohl an 300, beſtand aus den Dienern der Adeligen und war jeder andern an Körperkraft und Muth gleich zu achten; neben dieſen ſtanden die 60 Ritter von Malta mit ihren Knechten, kein großer, aber ein kriegerfahrener Haufe. Vor ihrer Front wehte die Fahne von Malta, in welcher der Großmeiſter aus Achtung für die franzöſiſchen Edlen, und um die Ritter durch die Erinnerung an die Vertheidigung von Rhodus anzufeuern, das Wappen der d'Aubüſſon hatte wirken laſſen. Zuletzt ſchloß das wackre Häuflein Griechen, mit ihren türkiſchen Röhren bewaffnet, die Linie.

Jedem ein freundliches ermuthigendes Wort ſagend, durchſchritt der Generaliſſimus die Reihen; den franzöſiſchen Großen ſchmeichelte er mit der Hoffnung auf glänzende Thaten, die er von ihnen erwartete; den Rittern von Malta dankte er, daß ſie als Streiter der Kirche zur Vertheidigung herbeigeeilt; den kleinen Haufen Griechen, ihm aus ſo manchem früheren Kampfe meiſt wohlbekannt, grüßte er freundlich.

Durch dreimalige Abfeuerung des Geſchützes ließ nun Moroſini dem Feind die Ankunſt der Verſtärkung verkündigen. Achmed Kiupergli beantwortete dieſen Gruß durch ein unaufhörliches Feuer aus allen Batterieen, und die Franzoſen erſtaunten nicht wenig, als eine Maſſe von Kugeln von einem ihnen bis jetzt unglaublichen Kaliber über ſie hin ſauſ'te, zerſtörend um ſie einſchlug, und ſelbſt Mehrern unter ihnen, ehe ſie noch den Feind geſehn, den Tod brachte. Moroſini befahl nun den Anführern, ihre Untergebenen in die für ſie beſtimmten Quartiere, meiſt Caſematten und Keller, zu führen, um nicht länger nutzlos dem Feuer der Feinde auf dieſem Platze, wohin alles Wurfgeſchütz gerichtet war, ausgeſetzt zu ſeyn; allein die Franzoſen verſpotteten in ihrem Uebermuthe den Rath; ſie hielten es für entehrend den feindlichen Kugeln aus dem Wege zu gehen, weigerten ſich zu gehorchen, blieben, bis das Feuer aufhörte, ließen 20 Todte und mehrere Verwundete auf dem Platze, und nur die Abtheilung von Malta, ſchon mehr an Kriegszucht gewöhnt, und die Griechen waren der Mahnung des erfahrenen Moroſini gefolgt und in ihre Quartiere, nach der Baſtion Sabionera, deren Vertheidigung ſie übernahmen, gerückt. Erſt am Mittag zogen die Franzoſen auf die andere Seite der Feſtung und übernahmen die Vertheidigung der Breſche auf der Baſtion St. Andreá und die des Hornwerks am Meere.

4.

In der Dämmerung verließ Helene das Bollwerk der Sabionera und eilte durch die verödeten Straßen der einſt ſo blühenden Stadt nach ihrer väterlichen Wohnung, die ſchon während ihrem früheren Aufenthalte in Candia von dem feindlichen Geſchütz viel gelitten hatte; ſie hoffte hier mit der Erinnerung ihren Schmerz bekämpfen zu können. Als ſie aber auf dem Wege dahin der eingeäſcherten Kirche St. Thomas vorüber ging, hallte ihr aus der verfallenen Pforte: „der Friede Gottes mit Dir!“ entgegen. Sie blickte auf und ſah die ernſte Geſtalt des alten Papas Ambroſios an der ausgebrannten Mauer des Eingangs ſtehen. Sie eilte auf ihn zu und küßte ihrem alten Lehrer ehrfurchtsvoll die Hand, der ſeine Rechte auf ihre Stirn legend feierlich ſprach: Der Herr der Heerſchaaren ſegne Dein Beginnen, Helene, und laſſe Dich bald eingehen in ſein himmliſches Haus! Dein irdiſches iſt zertrümmert und nur dort oben iſt noch Ruhe für unſere Brüder und Schweſtern, und für Dich! Sieh, mein frommes Kind, ſprach er, ſie auf den Friedhof führend: hier, wo die Gräber, dieſe ſanften Ruheſtätte der müden Pilger ſich erheben, iſt jetzt mein Tempel, hier dien' ich Gott, und indem ich die Gefallenen unſres Glaubens hier zur Erde begleite, fühl'. ich, für ihr Heil betend, immer mehr, daß das einzige ſanfte Kiſſen für des Menſchen müdes Haupt das Kiſſen von Staub iſt, welches ihm das Grab bereitet. Mancher brave Krieger ruht hier; Mancher, der durch Schmerz und Wunden zum himmliſchen Paradies eingegangen iſt, und dort, wo durch das Gebüſch von Roſen der Jasmin ſich rankt und die weißen, mit Myrthen bekränzten Marmorſteine die Gräber bezeichnen, dort ruhen Deine Schweſtern, welche im heiligen Kampfe fielen. Sechszehn

Opfer hat in dieſem verhängnißvollen Jahre der Tod ſich aus dem blühenden Kranze der Jungfrauen gewählt, meiſt zarte Knoſpen, welche durch ihr Blut ſich die Palme des ewigen Friedens errungen; nur wenige ſind noch von denen übrig, welche die Waffen in der Hand nach der Märtyrkrone ſtrebten, und wohl Dir, daß Du wieder unter ſie trittſt! Wohl Dir, wirſt Du gleich ihnen für Deinen Glauben ſterben!

Er ſchwieg. Helenens Auge ruhte auf den weißen Steinen, die das Opfer, welches das Grab verſchloß, bezeichneten. Schlummerſt auch Du hier, freundliche Melitta? rief ſie: und Du, Anaſtaſia, kühne ſtolze Kriegerin? Auch Du, meine ſanfte Freundin Euphroſyne, holdes, liebliches Weſen? — Euphroſyne wandelt noch unter den Lebenden, unterbrach ſie Ambroſios: eine heilige Blume, dem Himmel geweiht; die andern knickte der Tod. Du wirſt die Freundin wieder ſehen, Helene, ſuche ihr gleich zu werden in Demuth und Geduld, leg' ab die irdiſche Luſt, welche Dich von dem Altare Deiner Väter lockt, lebe Deinem Glauben und ſtirb für ihn! Nun geh mit Gott! dort unter dem Laubdach der Myrthe werde ich ein Grab für Dich graben laſſen; gebe Gott, daß ich Dich als Märtyrin dort zur Ruhe beſtatten kann. Geh' hin in Frieden!

Ehrwürdiger Vater! erwiederte Helene, ſich ehrfurchtvoll vor ihm neigend: grabt bald meine Gruft. Ich bin eine müde Pilgerin, ſehne mich nach Ruhe und kehrte nur nach Candia zurück, ſie hier zu finden. — Aber Eure mahnende Stimme ſtärkt den Vorſatz der Wankenden. Die Hoffnung des Lebens iſt mir zerſtört, die irdiſche Luſt ward zur ewigen Qual und ich bin dem Altare meiner Väter wiedergegeben, da ich nicht an ſeinen Altar treten ſoll. Deßhalb bitte ich Euch, mein theurer Lehrer, legt Eure Hand auf mein ſündiges Haupt, ſegnet die Sterbende, erquickt ihr ſchwaches Herz und grabt noch heute mein Grab.

Was willſt Du beginnen? fragte der Prieſter: Kleinmüthige! Mangelt Dir der Muth, die Bürde zu tragen, welche der Herr Dir aufgelegt? Willſt Du dem Tode vorgreifen in ſeiner Ernte und den Halm mähen ehe er reif iſt? In tauſendfältigen Geſtalten, in jeder Minute umſchwirrt er Dich auf Candia's eingeäſcherten Wällen; ſoll er Dich finden, ſo fürchte nicht, daß er an Dir vorüber rauſche; ſoll ſeine Senſe Dich verſchonen, ſo befahl es ihm der Herr, und Dein Grab bleibt offen, bis Deine Stunde ſchlägt. Wage nicht, die frevelnde Hand zum Selbſtmord zu heben! wer ſich ſelbſt den Tod gibt, gibt ſich die Verdammniß. Wer ſich dem Tode für Glauben und Vaterland weiht, weiht ſich dem Paradieſe.

Steh auf, fuhr er fort: kämpfe mit Heldenmuth und trage Dein Schickſal mit dem Muth einer Chriſtin. Dieß ſagend, ſchritt er nach dem Eingange der Kirche zurück.

Helene warf noch einen Blick auf die Gräber ihrer Kampfgenoſſinnen, einen Blick auf die Stelle die Ambroſios zu ihrer Ruheſtätte bezeichnet hatte und ſeufzte tief auf. So war denn das Wanken in meinem blutigen Vorſatz eine Mahnung von oben; ſo ſoll ich den Tod erwarten und dulden bis er mir naht. — Auch hierzu gebricht mir nicht der Muth; den Schmerz kann ich ertragen, wie die Wonne. Sie verließ im Glauben geſtärkt den Friedhof, und ſchritt der Wohnung ihrer Väter zu.

5.

Dort fand ſie Alles verwüſtet; nur mühſam konnte ſie über die Schutthaufen hinwegklimmen und ihr Zimmer erreichen, wo das kleine Bild der heiligen Helene, ihrer Schutzpatronin, unverſehrt an der alten Stelle hing. Sie nahm es herab, küßte es, wanderte dann weiter und betrat nun das Zimmer ihrer Eltern, wo ſo manche wehmüthige Erinnerung in ihr aufſtieg; und als ſie jedes Plätzchen, wohin ihr Fuß ſie führen konnte, beſucht hatte, verließ ſie die Trümmer, ſetzte ſich vor der Thüre auf ein herabgerolltes Quaderſtück und überließ ſich ihren ſchmerzlichen Gefühlen. Sie wollte aus der Vergangenheit ſchöpfen, aber dieſe floh wie der Schatten der vom Sturm getriebenen Wolke an ihr vorüber; nur ihr Schickſal, wie es ſich jetzt geſtaltete, ſtand feſt gebannt vor ihr; ewig verwebte ſich ſein Bild in ihre Gedanken, und eine innere Stimme, nicht die lockende der Liebe, nicht die ſanfte des Mitleides, deſſen bedurfte er nicht, ſprach immer noch für den Treuloſen. Ihr gekränkter Stolz rief ſie auf zum Entſagen, zur Rache; aber hing ſie dieſem Gedanken nach, dachte ſie ſich ihn recht lebhaft, ſo verſchmolz er mit der Wehmuth, die ihr ganzes Weſen ergriffen hatte, und nur ein Gedanke, nur ein Wunſch blieb in ihr feſt, der Wunſch zu ſterben.

Nikóla, der ſie aufgeſucht und ſchon lange ſchweigend vor ihr geſtanden hatte, ohne ſie in ihrem düſtren Sinnen zu ſtören, unterbrach endlich ſein Schweigen.

Ich hätte Euch männlicher geglaubt, Helene! ſagte er: hätte geglaubt, Euer Stolz würde Euch über das Schickſal erheben. Laßt den Malteſer dieß feuchte Auge nicht ſehen, laßt ihn den Seufzer Eurer Bruſt nicht hören. Vergeßt ihn, wenn Ihr es vermöget, wo nicht, ſo drückt den Pfeil immer tiefer in Euer Herz, daß der ewige Schmerz Euch zur Rache reize; oder iſt Eure Hand zu ſchwach, würde ſie zittern, ſo überlaßt ſie mir.

Helene ſah bei dieſen Worten nach ihm auf.

Nikola! ſagte ſie: könnte Blut mich verſöhnen, ſo ſtöß' es durch meine Hand. Ueberlaßt mir den Schmerz und die Rache, beide ſind mein Eigenthum geworden. Beſſer wär' es freilich, der Tod ereilte mich, ſo wär' Alles vorbei.

Weßhalb wünſcht Ihr Euch den Tod? unterbrach ſie der Grieche: Dieſer Wunſch ſtreitet gegen unſern heiligen Glauben; in Demuth muß der Menſch ſein zugetheiltes Schickſal ertragen.

In Demuth? fuhr ſie heftig auf: Vermögt Ihr das?

Ja, Helene, erwiederte er mit Ruhe: hätte ich nicht in Demuth mein Schickſal getragen, hätte mich nicht die Religion an meine Pflicht gemahnt, ſo würde ich längſt dem mir einſt Verhaßten den Dolch in die Bruſt geſtoßen und ſo meiner Rache das Opfer gebracht haben. Aber trieb mein ſtürmiſch klopfendes Herz das Blut mir durch die Adern, erzeugte ſich der wilde Gedanke in meiner Bruſt, dann nahte ich mich dem heiligen Orte, wo der Geiſt in frommer Andacht ſich aufſchwingt zum Herrn und betete; wenn ich dann den Segen des Prieſters empfing und ſein ſtärkendes Wort mich an die

Worte des Erlöſers erinnerte: Segnet die Euch fluchen, thut wohl denen die Euch haſſen! dann wurde mein Herz bewegt, ich konnte Euch in ſeinen Armen ſehen, und für Euer Glück beten. Helene! fuhr er mit Rührung fort: ich bin ein ſündiger Menſch, die Leidenſchaft reißt mich oft auf Abwege, ich bin jähzornig, rachſüchtig und ſtolz; aber mein feſter Glaube und mein ſtündlich Gebet ſchützen mich vor dem Böſen; ſieht mein Auge nach dem Jenſeit, ſo wird mein Haß zu Liebe, und bin ich mir auch manches böſen Vorſatzes bewußt, blieb doch die böſe That von mir fern. Haltet am Glauben, Helene, an dem reinen Glauben unſerer Kirche; ſie nur beſtimme Euren Wandel, ſie nur vermag Euch den Weg des Heils zu führen. Aber Ihr hört nicht auf meine frommen Ermahnungen! fuhr er zürnend fort: Eure Gedanken ſind mir nicht auf dem Himmelswege gefolgt —

Ich war fern von hier, ſagte das Mädchen, ihm freundlich die Hand reichend: ich dachte an ihn! — des Griechen Geſicht umdüſterte ſich — und ich will es Euch offen geſtehen, guter Nikola, er ſtand freundlich und liebend vor mir, ein liebliches Lächeln umzog ſeinen Mund, und es war mir als ob er ſagte: Auch jetzt noch biſt Du mir das Höchſte der Erde! — Ich kann ihn nicht haſſen!

Greif' ich in meine Bruſt und öffne ihre geheime Pforte, nahm Nikola das Wort: ſo fühle ich, daß auch ich ihn nicht haſſen kann. Obgleich mir der Malteſer ein räthſelhafter Menſch iſt, deſſen Benehmen ich nicht zu ergründen vermag, iſt er mir doch, ſeit er das Kreuz trägt, lieber geworden.

Hofft für Euch von dem Kreuze nichts, Nikola! fiel ihm das Mädchen raſch und ſchonungslos in die Rede.

Sorgt nicht, Helene! erwiederte er ſchmerzvoll lächelnd: ſorgt nicht, daß mich die Hoffnung bethören könnte, Ihr ſteht jetzt meinem liebenden Herzen ferner als je. Die Jungfrau ſah bei dieſen Worten verwundert nach ihm auf. Zweifelt Ihr daran? fuhr er fort: Als ich Euch glücklich wußte, da verlangte mein ungeſtümes ungenügſames Herz, Euer Glück zu theilen; jetzt — mir ſelbſt ein Räthſel, nähm ich die

Hand

Hand der Freundſchaft von Euch an und drückte ſie an meine treue Bruſt, wenn Ihr ſie mir bötet.

Freundlich reichte ihm Helene die Hand, die er unwillkührlich an ſein Herz preßte. Der Freund wird Euch treu zur Seite ſtehn und Euch ſelbſt vor ſeiner Liebe ſchützen. Kommt, Helene, ſagte er raſch, als fürchtete er den Ausbruch ſeines Gefühls: kommt nach dem St. Annenkloſter, dort führ' ich Euch in das bombenfeſte Gewölbe, wo die Frauen Eurer harren.

Schweigend folgte ſie; am Eingang des Gewölbes, wo er von ihr ſchied, lohnte ihm ein leiſer Druck der Hand.

Helene trat nun in dieß ihr wohlbekannte Gewölbe. Es war das Kellergeſchoß eines griechiſchen Kloſters, feſt und durch den es bedeckenden Schutt gegen die Bomben geſichert. Moroſini hatte es den Frauen einräumen laſſen und es war ihnen ein Aſyl, jedem Kriegsmanne verſchloſſen. Hoffnunglos betrat ſie es wieder. Noch fand ſie Alles wie ſonſt; am Eingang hingen noch wie vormals die Waffen ihrer Kriegsgefährtinnen, herrliche, mit Gold und Silber ausgelegte Gewehre, Säbel, ſchneidend aber leicht, damit des Weibes ſchwache Hand ſie führen könne, türkiſche Bogen mit dem Köcher voll zackiger Pfeile, die, von den Muſelmännern erbeutet, ihnen nun ſelbſt Verderben brachten; leichte Harniſche, die Bruſt gegen Schwert und Pfeil ſchützend, ohne ſie zu beengen, und die Blechhauben, von ſtarkem Draht künſtlich geflochten, unter welchen ſich das üppige Haar der kühnen Amazonen verbarg. Auch die männliche Kleidung, welche ſie auf den Wällen trugen, hing in zierlicher Ordnung neben den Rüſtungen, und ſchon in dieſer kleinen Vorhalle konnte man die weibliche, Alles ordnende Hand erkennen.

Aber über viele der Waffen hing jetzt der traurige Cypreſſenkranz, ſtatt des Kranzes von Epheu. Helene ſah mit wehmüthigem Blick auf dieſe dem Tode geweihten Zeichen; ſie blickte nach der Stelle, wo einſt ihre Waffen gehangen. Noch hing in der Tiefe des Gewölbes das einfache aus Cedernholz geformte Kreuz, jetzt mit einem von Myrthe und Roſen gewundenen Kranze geſchmückt. Es war daſſelbe, welches ſie ſo oft als Oriſlamme vor d'Aubüſſons Schaar getragen; ſie beugte ihr Knie vor dem heiligen Kreuze, nahm den Kranz herab, hatte er doch ſeine Bedeutung verloren, und hing dann unter dieſem frommen Zeichen ihr Gewehr, ihr Schwert und die Piſtolen auf, welche der Geliebte bei einem Ausfall erbeutet und ihr verehrt hatte. Es war ihr jetzt in dieſer Waffenhalle als ſey ſie in die Vergangenheit zurückgetreten, als wären die Tage ihrer Abweſenheit aus dem Buche der Zeit verwiſcht, ſie eben vom Kampfe zurückgekehrt, und d'Aubüſſon, nicht Nikola, habe ſie bis an die Pforte des Gewölbes begleitet. Das leiſe Gemurmel, welches ihr durch die geſchloſſene Thüre entgegen tönte, rief die Erinnerung noch mehr zurück, und mit einem tiefen Seufzer, in dem ſie ihren ganzen Schmerz auszuhauchen ſtrebte, öffnete ſie die Thüre und trat in das andere unterirdiſche Gemach. Hier bot ſich ihr ein herzerhebendes Schauſpiel dar. Matronen und Jungfrauen lagen vor dem ehrwürdigen Prieſter Ambroſios auf den Knieen, der mit herzergreifender Rede die Betenden ermuthigte, ſtandhaft im Glauben, ſtandhaft in ſeiner Vertheidigung zu ſeyn. Was iſt des Lebens Reiz, was ſind die Freuden dieſer Welt? ſagte er bewegt: kurz ſind ſie und vorübergehend wie ein flüchtiger Traum, ein Augenblick in dem Kreislaufe von Jahrtauſenden; aber jene Welt, in die wir dereinſt hingehen werden, iſt die unermeßliche Ewigkeit der Ernte für die kurze mühevolle Saat. Deßhalb, Ihr Frauen Candia's, die Ihr Euch der Vertheidigung Eurer Heimath, der Vertheidigung Eurer heiligen Tempel und der Pflege der Kranken und Verwundeten geweiht habt, wendet Euren Blick nur nach oben, ſäet aus das Saamenkorn! und müßtet Ihr es auch mit Eurem Blute tränken, ſo wird es dort oben herrliche, ewige Früchte tragen!

In Eure Mitte, fuhr er fort, ſeinen Blick auf die am Eingang in Anbetung niedergeknie'te Helene richtend: iſt eine Schweſter zurückgekehrt, welche das Kreuz, das ſie ſonſt im Kampfe vor Euch hergetragen, zurück ließ, um in eitler Hoffnung und ſinnlicher Luſt die Tage zu verträumen, in welchen ſo manche zarte Blume aus Eurer Mitte ſchied, ſo manche unter Euch durch ihr Blut ein Opfer am Altar des Herrn brachte. Sie iſt zurückgekehrt, den Schmerz in der Bruſt, und wohl ihr! auch die Reinheit im Herzen;

ja, wohl ihr, daß ſie ſchon hier duldet, um dort freudig eingehen zu können. Sie ſey uns willkommen! Er ſprach dann ein leiſes Gebet, theilte den Segen aus, löſchte die auf dem kleinen Altar brennenden Kerzen und ſchied aus der Verſammlung.

Freudig, als drücke ſie den Geliebten an ihr Herz, ſtürzte jetzt eine der Jungfrauen an Helenens Bruſt. Hab' ich Dich wieder, theure Freundin! rief ſie: biſt Du wieder unter uns? Ach, ich will heute mein Lager von Matten mit Myrthen und Roſen ſchmücken, und Euphroſyne wird es wieder mit Dir theilen, wie ſonſt. Auch die andern Jungfrauen traten zu ihr. Sey uns willkommen, Helene! ſprachen ſie: ſey uns willkommen hier und im Kampfe! Die Matronen naheten ſich ihr grüßend, fragten nach ihrer Mutter und ob man auf Standia noch fernere Hülfe erwarte, waren freundlich und herzlich gegen die Neuangekommene, und die Aelteſte unter ihnen, welcher eine Art von Regiment in dieſer kleinen Republik eingeräumt war, ermahnte ſie, ſich in die Gebräuche und Geſetze, die ſie ſchon aus früherer Zeit kenne, wie ſonſt zu fügen, ſich nicht unnütz in Gefahr zu ſtürzen, ſich nicht tollkühn zu opfern; denn, ſchloß ſie ihre Rede: Du ſiehſt, Helene, klein iſt unſer Häuflein geworden, es ſchmilzt, wie der Schnee auf dem Ida, und für Zehen, welche der Tod hinweggerafft, ſchließt ſich kaum Eine an uns an. Du wirſt manche unter uns vermiſſen.

Helene war von dem herzlichen Empfange gerührt. Ach, ſo nahe der Todespforte öffnet ſich das Herz dem Mitgefühl; ſo nah dem Grabe ſchweigt Haß und Neid, der in glücklichen Tagen ſo oft die Herzen trennt! Die Noth hatte Alle vereint, da nur ein Gedanke, eine Hoffnung ihnen ward und ein Schickſal ſie erwartete. Aber unter Allen, die ſie hier wieder fand, war doch nur ein Herz, an das ſie ſich innig ſchloß; nur Euphroſynen theilte ſie ſich mit, und als längſt ſchon die Andern ſchlummerten, ſaßen die Freundinnen noch beim Schein der flackernden Lampe und Helene vergaß ihren Kummer an dem mitfühlenden Buſen der Freundin.

6.

Der folgende Tag verging in den Mauern Candia's friedlich, nur beim Hornwerk, wo der Feind die neuen Gäſte bemerkte, ſuchte er ſie zu prüfen; auf der Seite der Sabionera aber war Alles ruhig, ſelbſt das Geſchütz aus den feindlichen Batterieen ſchwieg. Dieſe Ruhe benutzte Helene, mit ihrer Freundin durch die öden verlaſſenen Straßen der Stadt zu wandern und das Grab ihres Vaters zu beſuchen, der in der Kirche St. Andrä ruhte. Der Anblick der Trümmer dieſer ehemals ſo blühenden Stadt konnte die Schwermuth nicht lindern, die ihre Bruſt beengte, das Bild der Zerſtörung ihren trüben Sinn nicht aufheitern. Furchtbar, herzzerreißend war der Anblick. Nur wenig Häuſer ſtanden noch die das Feuer, keines das die feindlichen Kugeln verſchont hatten; über Trümmer mußten ſie klimmen, um durch die verſchütteten Straßen zu kommen, wo kein menſchliches Weſen weilte und nur die Raubvögel mit widrigem Geſchrei beuteſuchend in weiten Kreiſen ſchwebten. Alle Bewohner waren auf den Wällen oder in den Kellern verborgen, und nur auf den öffentlichen Plätzen, wo die zur See eingebrachten Lebensmittel unter ſteter Todesgefahr feil geboten wurden, war noch einiges Leben, nur hier ſah man, daß die Stadt nicht ganz entvölkert ſey. Durch dieſe öden Trümmer gelangten Helene und Euphroſyne nach St. Andrä, auf deſſen Friedhof Ambroſios die Gräber der geliebten Frauen mit Myrthen geſchmückt hatte. Sie traten in das eingeäſcherte Gotteshaus; rings umher traf ihr Auge Zerſtörung. Der Altar war durch Kugeln zerſchmettert, Gräber durch Habſucht geöffnet, und ſtatt der hochgewölbten Kuppel wölbte ſich jetzt der ewige Dom des Himmels über den öden, ihres Schmuckes beraubten Mauern. Des Vaters Grab war noch unverſehrt, nicht Feindeswuth, nicht Habſucht hatten ſeinen Schlummer geſtört, ſeine Gebeine zerſtreut, und Helene konnte andächtig auf dem Steine niederknieen, der ſeine Ruheſtätte bezeichnete. Inbrünſtig war heute ihr Gebet, obgleich ſie ihn im Leben nicht gekannt; nur einen Wunſch ſchloß es ein, den Wunſch, bald an ſeiner Seite zu ruhn.

Sie erhob ſich, warf noch einen traurigen Blick umher und ſeufzte tief auf. So öde mag es in meinem Herzen ſeyn! rief ſie ſchmerzvoll: dort wie hier iſt der Blick nach oben noch der einzig erhebende. Komm, Euphroſyne, komm, laß uns zum Walle eilen, wo das Geſchütz zu donnern beginnt. Sie zog die Freundin mit ſich fort, und als ob der rauhe Wind, der durch die geſpaltenen Mauern ſauſ'te, eine traurige Ahnung ihr zuführte, ſo ſchnell eilte ſie aus dem Gotteshauſe. Aber ihr Fuß hemmte ſeine Eile, als ſie aus der Pforte trat. — Auf der nämlichen Stelle, wo Ambroſios geſtanden, ſah ſie den Malteſer, welcher ſie freundlich grüßte. Komm! rief ſie der zögernden Euphroſyne zu: komm ſchnell von hier! Aber d'Aubüſſons Stimme bannte ſie feſt.

Warum vor mir entfliehn, Helene? fragte er mit ſanfter Stimme: warum meinen Anblick meiden? Bin ich ein Anderer geworden, ſeit dieß Kreuz auf meine Bruſt geheftet iſt? Glaubt Ihr, mein Herz ſchlage unter ihm nicht mehr Euch entgegen?

Ritter von Malta! wandte ſich Helene, die bis jetzt ſtarr vor ſich hin geblickt hatte, plötzlich nach ihm: Ich will Euch Rede ſtehen, warum Euch vermeiden? — Wort und Schwur verhallen ſchnell, das rauſchende Lüftchen nimmt ſie mit ſich fort und die Erinnerung iſt eine läſtige Mahnerin. Deßhalb ſprecht, was wollt Ihr von mir?

Helene! nahm d'Aubüſſon das Wort: der Menſch iſt einer höhern Macht unterthan; ſein Wille iſt ſchwach, wenn der Himmel anders über ihn beſchieden hat!

Helene lächelte bitter.

Oft muß er die Stimme des Herzens unterdrücken, oft darf er dem Wege nicht folgen, den er wählte, und das Schickſal ändert ſeine Beſtimmung!

Und ſo zwang Euch das Schickſal, das Kreuz zu nehmen, mit ſchwerem Herzen leiſtetet Ihr das Gelübde; nicht wahr, ſo iſt es? unterbrach ihn Helene: ich will Euch nur die Worte erſparen.

Freiwillig habe ich das Kreuz an meine Bruſt geheftet, freiwillig, in unwandelbarer Liebe zu

Euch das mich bindende Gelübde gethan! erwiederte d'Aubüſſon.

Ihr redet in Räthſeln, Herr, nahm Euphroſyne, die bisher geſchwiegen hatte, das Wort: redet deutlicher!

Ich darf nicht! war des Malteſers kurze Antwort: beurtheilt mich nicht ſtreng, nicht ungerecht! fuhr er, ſich zu Helenen wendend fort: Hat auch das Kreuz den Bund getrennt, den wir zu ſchließen glaubten, hat es mich auch von dem Herzen aller Frauen geriſſen, ſo hängt mein Herz doch noch an Euch und Ihr bleibt mir das Heiligſte der Welt. Ja, Helene, ſagte er mit tiefem innigen Gefühle, und in dem Tone ſeiner Stimme lag überzeugende Wahrheit: holdes, liebliches Weſen, Du bleibſt mir ewig theuer, und iſt auch die Leidenſchaft der begehrenden glühenden Liebe verloſchen, glüht doch eine reine heilige Flamme für Dich in meiner Bruſt.

Auf Helenens Antlitz hatten ſich ihre Gefühle, während er ſprach, deutlich ausgedrückt; der finſtere Ernſt war allmälig in ſanften Schmerz übergegangen und leiſe wiederholte ſie vor ſich:

Eine heilige Flamme glüht noch in ſeiner Bruſt? Auch in der meinen! ſetzte ſie, kaum hörbar, hinzu. — Aber plötzlich umzog Purpurröthe ihr Antlitz. Wozu die Worte? rief ſie heftig: wozu noch die Blüthen des Mandelbaumes pflegen, wenn man den Stamm entwurzelte? Warum Gefühle heucheln, die man längſt bekämpft hat? Was ſoll des Malteſers Flamme einem griechiſchen Mädchen? Soll ſie die Gluth des Herzens erneuern, ſoll ſie die Fackel unheiliger Liebe ſeyn, da ſie nicht Hymens Fackel wurde? Nein, frommer Ritter! Eure ſanften ſchmeichelnden Worte glitten einſt in mein Herz, Vertrauen, Hoffnung und Liebe öffneten ihnen die Pforte, jetzt, da das Vertrauen mit der Hoffnung entſchwunden, iſt die Liebe erſtorben und die Pforte ihr geſchloſſen. Eure Worte ſollen ein Geheimniß ahnen laſſen; enthüllt es, ſagt es mir offen, was Euch zum Meineid zwang, vielleicht war es eine Macht, der auch der feſte, muthige Mann unterliegen mußte, dann würdet Ihr meine Achtung Euch erhalten — meine Neigung nie!

Es wird eine Zeit kommen, Helene, erwiederte d'Aubüſſon mit Zuverſicht: wo Ihr mich achten, wo Ihr mich lieben werdet, wo kein Kreuz von Malta unſere Herzen trennt, daß ſie nicht Bruſt an Bruſt liebend ſchlagen dürften. Blickt nicht mit ſolchem Hohne auf mich, ich verdiene ſolchen Blick wahrlich nicht. Ich werde Euch mit dem Ausdruck meiner Gefühle ferner nicht läſtig ſeyn, aber für Euch zu wachen, Euch zu ſchützen gebietet meine Pflicht, ſelbſt wenn Ihr meiner nicht mehr freundlich gedenkt. Leb wohl, Helene! Gott mit Dir! Dieß ſagend verließ er ſie.

Kannſt Du ihn haſſen? fragte Euphroſyne, als Helenens Auge thränenvoll gen Himmel blickte.

Haſſen? Nein! erwiederte ſie: aber wahrlich auch nicht lieben. Die Flamme in meinem Innern hat das Kreuz verlöſcht. — Und doch iſt es mir ſonderbar in ſeiner Nähe, es iſt mir als ob ich ihm für die ſeligen Stunden, die er mir ſchuf, dankbar ſeyn müßte, als ob er ein freundlicher Bote ſey, der mir aus der Vergangenheit manch traulichen Gruß brächte. Aber laß uns von hinnen gehen, Euphroſyne, von hier, wo die Erinnerung mir ſo manchen bitterſüßen Tropfen reicht. — Mein Mund ſey ihm fortan verſchloſſen wie mein Herz; aber die That ſoll ihn das griechiſche Mädchen achten lehren, das ihm ſeine Ahnen zu vergeſſen befahlen. Das Kreuz will ich ſeiner Schaar vorführen, das ſchwarze Kreuz von Cedernholz ſoll mich vor ſeinem Angeſicht dem Tod entgegen führen, wie das von Malta das Grab meiner Liebe wurde. Komm Euphroſyne zu jenen Hügeln, wo Anaſtaſia, wo Melitta ſchlummert; auf ihrem Grabe will ich alle die irdiſchen Wünſche niederlegen, die ich ihren Schweſterherzen ſo oft mittheilte.

Sie gingen durch die friſchen Grabhügel hin zu den Gräbern der früh Entſchlafenen, und während Helene zu Gott betete, legte die ſanfte Euphroſyne eine Roſe auf die grün beraſeten Todtenhügel.

7.

Der folgende Tag fand die Beſatzung Candia's in voller Thätigkeit. Die ausgeſchifften Schanzkörbe wurden auf die Bollwerke gebracht, mit Erde gefüllt und hierdurch die Bruſtwehr auf der Sabionera und der Baſtion Bethlehem wieder hergeſtellt. Auf St. Andrä, wo das Geſchütz der Feinde eine bedeutende Oeffnung gemacht hatte, wurde ſelbſt bei Tage unter dem mörderiſchen Feuer an der Ausbeſſerung der Breſche gearbeitet und mancher Franzoſe zahlte hier ſeinen kecken Muth mit dem Leben. Die Venetianer arbeiteten indeſſen thätig an einem Abſchnitt hinter dem Hornwerk von St. Andrä, der ſich vom Meere bis an die Baſtion Panigra erſtreckte, um ſich, im Fall der Feind von dieſer Seite eindränge, noch hinter dieſem Bollwerk vertheidigen zu können.

Die Franzoſen, bald dieſer Art Krieg zu führen, überhaupt des Lebens in Candia, das zu ihrem feurigen Geiſte ſo wenig ſtimmte, müde, murrten laut. Nur kriechend konnten ſie nach ihrem Poſten auf den Außenwerken gelangen, wo nur ein ſchmaler Graben, ein niederer Erdaufwurf ſie noch von dem Feinde trennte. Hier mußten ſie den ganzen Tag auf der Erde liegen, und wenn ſie zuweilen über die zerſchoſſene Bruſtwehr nach dem Feinde lugten, wies dieſer den

Neugierigen mit ſeinen Kugeln zurück. Auch ſandten die Türken mehrere Arten Pfeile im Bogenſchuß herüber, wodurch ſie oft den ſich hinter der Bruſtwehr ſicher Glaubenden tödtlich verwundeten. Der ungeſtüme Muth des Franzoſen, dem überdieß dieſe Art Krieg zu führen neu war, verlangte nach einem freieren Feld, wo er Mann gegen Mann durch glänzende Waffenthat ſich Ruhm erwerben konnte; hinter den Schanzkörben langweilte er ſich. Auch gehörte Ausdauer und wahrer Muth dazu, um nicht in Candia zu ermüden und ſich nicht von Unmuth und Ungeduld hinreißen zu laſſen. Jeder Tag war ein gleichförmiger Kampf. Der Feind ſchonte keine Munition; Stückgießerei, Pulvermühlen hatte er hinter ſeinem Lager errichtet, die größten Kanonen, die je gebraucht wurden, goß er hier; Stücke die 80 Pfund ſchoſſen fuhr er in ſeinen Batterieen auf, und wenn auch die Venetianer bei ihren häufigen Ausfällen die Kanonen vernagelt oder ſonſt unbrauchbar gemacht hätten, wurden ſie durch andre erſetzt, ausgebeſſert und im ſchlimmſten Falle umgegoſſen, und bald donnerten ſie wieder gegen die Feſtung.

Kein Haus, kein Plätzchen gab Sicherheit; unaufhörlich ſchleuderte das Wurfgeſchütz der Türken Tod und Verderben in die Stadt; hinter den Wällen tödtete ein Hagel von Steinen die ſich in Sicherheit Glaubenden, und die in den Außenwerken Stehenden wurden bei Tag und Nacht von den Handgranaten geängſtiget, welche der ſo nahe Feind in die Schanzen warf; überall mähte der Tod. Nur in den dunklen Caſematten und in den zum Theil in der Stadt bombenfeſt gemachten Kellern war noch einiger Schutz; aber nirgend hörte man hier einen freudigen Jubel, überall war ernſte Stille; von Grabe zu Grabe ſchritt der Fuß des Wanderers, und wo man ruhte, ruhte unter Schutt und Trümmern ein gebrochenes Menſchenherz. Dreißigtauſend Streiter waren ſchon, die Stadt vertheidigend, gefallen, hundert und zwanzigtauſend hatte der Feind an ihre Eroberung geſetzt und dennoch der Feſtung nicht ſo viel Erde abgewonnen als er zu ihren Gräbern bedurft hätte.

Moroſini, dieſer edle Venetianer, der mit eiſerner Beharrlichkeit ſeit 10 Jahren zu Waſſer und zu Lande die Stadt vertheidigt, war

Achmed Kiupergli's würdiger Gegner. Ohne ſich von einem glücklichen Erfolge hinreißen zu laſſen, ohne bei den Launen des Glücks entmuthigt zu ſeyn, ſetzte er dem Ungeſtüm des Veziers ruhige Beſonnenheit, kalten Muth entgegen. Er, der ſich ſchon oft genöthigt ſah ſeine Kriegsſchiffe abzutakeln, um Geſchütz und Mannſchaft zur Vertheidigung der Wälle zu verwenden, er kannte den Werth der Menſchen zu gut, um die Beſatzung in nutzloſen Ausfällen aufzureiben. Wo Jener Menſchen auf Menſchen trieb, die Gräben mit ihren Leichnamen zu füllen, wo der Türke Tauſende opferte das Unmögliche zu erringen, opferte der Venetianer ſein Pulver in den Alles zerſtörenden Minen und ſchonte das Menſchenleben. Nur, wenn es die Zerſtörung eines feindlichen Werkes galt, wenn es galt den Feind auf eine Mine zu locken oder einen Hauptſchlag auszuführen, dann führte er ſeine Krieger dem Feinde unter die Augen; dann glaubte er durch das Opfer Einzelner das Ganze retten zu müſſen.

Der Herzog von la Feuillade, welchen nur Ehrſucht, nicht das allgemeine Wohl der Chriſtenheit, nicht das Wohl ſeines Landes, nur eitle Ruhmſucht mit ſeiner Schaar nach Candia geführt hatte, wollte nur Ruhm erwerben; je kühner das Unternehmen, deſto willkommener war es ihm; ob es für Candia's Wohl ſey oder zu ſeinem Untergange, war ihm gleichviel, erhob es nur ſeinen Namen und den Kriegsruhm Frankreichs, denn dieß war das einzige Ziel, wonach er und die muthige Jugend, die ihn begleitet hatte, ſtrebte. Der Unmuth und die Ungeduld ſeiner Streitgenoſſen kam ſeinen Wünſchen entgegen, ſie forderten von ihm, daß er ſie den Türken entgegen führe, ſie verlangten einen Ausfall. Der Herzog ging zu dem Generaliſſimus und trug ihm ſeine Wünſche vor; der erfahrene Feldherr ſchlug ihm ſein Geſuch ab. Da verlangten noch am nämlichen Tage die Anführer der franzöſiſchen Truppen, den jungen ſiebzehnjährigen Grafen von St. Pol an ihrer Spitze, eine Unterredung mit Moroſini, ihn, wie ſie meinten, zu zwingen, mit der ganzen Beſatzung einen Ausfall zu wagen. Der in Schlachten ergraute Held hörte gelaſſen und ruhig das mit Heftigkeit vorgetragene Verlangen des jungen Kriegers an, unterbrach ihn mit keinem Worte, und blickte, während jener ſprach, freundlich, faſt mitleidig auf ihn nieder. Als er jedoch geendet hatte, warf er einen ernſten ſtolzen Blick in die Verſammlung umher und ſein feurig blitzendes Auge heftete ſich auf die Jünglingsgeſtalt des franzöſiſchen Edlen, der mit ſo kühnem, faſt keckem Muthe ihn zu einer unüberlegten Waffenthat aufgefordert hatte. Graf St. Pol! begann er mit würdevollem Ernſte: ich habe mit Wohlgefallen Eure Rede vernommen; es freut mich, in Euch einen edlen Sprößling eines Geſchlechtes zu ſehen, dem der Ruhm ſtets Alles, und der Tod auf dem Bette der Ehre der wünſchenswertheſte war. Wie Ihr, würde Moroſini, der Venetianer handeln, hätte er nöthig, nach einem Lorberreis zu haſchen; aber ich bedarf dieſer eitlen Zierde nicht mehr, mein Vaterland reichte mir die Bürgerkrone und meine gewonnenen Schlachten des Lorbers genug. Venedigs Heil ruht in meiner Hand, vielleicht das Heil der ganzen Chriſtenheit; zieh' ich das Schwert, ſo gilt es das Leben Tauſender; zieht Ihr es, nur das Eurige! — Siebentauſend Brave habe ich ſchon zur Vertheidigung der Stadt in dieſem einen Jahre opfern müſſen, die Jahrzeit iſt nahe, wo die Regengüſſe den Feind zur Unthätigkeit zwingen. Deßhalb iſt es des Opfers genug; mehr darf ich nicht auf die Schlachtbank führen, am wenigſten Venedigs Kräfte vergeuden, um den Ruhm des franzöſiſchen Adels zu erheben, der hoch genug ſteht und Candia's Trümmer nicht zur Vermehrung ſeines Glanzes bedarf. Geduldet Euch, junger Mann, wartet nur noch wenige Tage, und Achmed Kiupergli wird nicht unterlaſſen noch einen Sturm zu wagen, ehe er die Kriegsfurie ruhen laſſen muß, er wird Euch ſicher Gelegenheit geben, Euren Muth zu prüfen. Auf der Breſche iſt Euer Platz, da könnt Ihr dem Feinde in das wilde Auge ſchauen; er wird Euch wahrlich ſo nahe kommen, daß Ihr die Farbe ſeines Augapfels werdet unterſcheiden können.

General! fiel ihm der ungeduldige Jüngling in die Rede: Frankreichs Adel kam nicht nach Candia, um wie der Söldner hinter dem Wall zu lauern und von der Bruſtwehr geſchützt dem Feinde hinterliſtig zu ſchaden; im offenen Felde, Mann gegen Mann zu kämpfen, den Feind aus ſeinen Laufgräben, aus den Verſchanzungen, aus ſeinem Lager zu jagen und ſo Candia zu entſetzen, das war unſer Zweck.

Wie ſtark iſt Eure Schaar? fragte Moroſini kalt.

Noch 300 Offiziere, 200 vom Adel und 250 Freiwillige, erwiederte der Graf.

Ein ſchöner Haufe, fuhr Moroſini fort: der wohl am Tage der Schlacht den Ausſchlag geben könnte. Aber gegen 400 Feuerſchlünde und 40000 Streiter, die, gleich uns, hinter Schanzen und Bruſtwehr vergraben liegen, möchten ſie wohl ſchwerlich etwas ausrichten.

Wenn Ihr uns mit der ganzen Beſatzung unterſtützt, dann gewiß! nahm der Herzog von Chateauthierry das Wort.

Das werd' ich nicht! erwiederte Moroſini: Ich bedarf meiner Venetianer und Deutſchen auf der Breſche.

Nun, wenn Ihr den Muth nicht habt uns zu folgen, rief Graf von St. Pol: ſo rücken wir allein aus; Ihr könnt dann von den Wällen zuſehen, wie wir die Feinde aus den Laufgräben treiben.

Junger Mann, erwiederte Moroſini lächelnd: handelt, wie es Euch beliebt, zieht aus, ſchlagt die Türken aus ihren Laufgräben, aus ihrem Lager, aus der Inſel; ich werd' es Euch Dank wiſſen und wahrlich Euren Ruhm nicht ſchmälern, ſondern der Erſte ſeyn, Euch mit den Lorbern zu ſchmücken; — aber ich bleibe dennoch mit der Beſatzung zurück und kann nichts thun als — Euren Rückzug decken.

Ihr Herren, ſagte er, ſich jetzt zu den verſammelten Franzoſen wendend: Ihr ſeyd freiwillig hierher gezogen, habt Waffen, Munition und Lebensmittel für Euch mitgebracht und fallt mithin der Feſtung in keiner Art zur Laſt; Euer König hat Euch nicht unter meine Befehle geſtellt, eben ſo wenig die Signoria zu Venedig mir Euretwegen beſondere Aufträge gegeben; Ihr ſeyd unabhängig von meinen Befehlen, könnt thun und laſſen was Euch gefällig, wenn es nur nicht zum Nachtheil Candia's iſt. Deßhalb ſchweig' ich zu Eurem Unternehmen und laſſe Euch gewähren. Machtet Ihr einen Theil der

Beſatzung aus, ſo würde der, welcher es noch einmal wagte mich zu einer thörigen Unternehmung zwingen zu wollen, den Kopf verlieren. Dieß war das letzte Wort des alten Moroſini, und nun geht und thut, was Euch beliebt. Aber Schade iſt es, daß ſolch wackerer Muth ſo nutzlos vergeudet werden ſoll. Er entließ die Verſammlung.

8.

Kaum graute der Morgen, ſo ſtanden die Franzoſen muthvoll und gerüſtet bei dem Ausfall zwiſchen dem Hornwerk und St. Andrå, der Herzog von la Feuillade an der Spitze, ſtatt eines Schwertes eine Reitpeitſche in der Hand. Chateauthierry, St. Pol, la Mothe Fenelon und mehrere hatten ihre Schutzwaffen abgelegt, um deſto leichter im Verfolgen zu ſeyn. Alles zeigte prahlende Verachtung des Feindes. Selbſt Kapuziner, das Kreuz in der Hand, theilten den Uebermuth ihrer Landesleute und ſtellten ſich an die Spitze des Haufens.

Zu den Franzoſen geſellten ſich die freiwilligen Ritter von Malta. Von dem Herzog von la Feuillade aufgefordert, hatten ſie, gegen den Befehl Moroſini's, es ihrer Ehre ſchuldig zu ſeyn geglaubt, dieſer Einladung zu folgen; jedoch das Regiment von Malta hatte ſich geweigert, gegen des Feldherrn Befehl auszurücken. Moroſini ließ die ganze Beſatzung unter Waffen treten; er ſelbſt ſtand an der Pforte des Ausfalls, gab mit väterlichem Ernſte dem Herzog noch manchen guten Rath, und ſo wie die Franzoſen hinaus ſtürzend den Angriff begannen, ließ er von allen Baſtionen ein mörderiſches Feuer auf den Feind machen, der, auf einen Angriff vorbereitet, die Heranrückenden mit Ordnung empfing.

Aber nichts hielt den ſtürmiſchen Muth der Franzoſen auf, die Türken waren bald aus den Laufgräben getrieben und warfen ſich hinter ihre Batterieen, wo der Baſſa von Salonichi mit 2000 Mann feſten Fußes die Anſtürmenden erwartete; aber auch er ward geworfen, und eine Batterie von 10 dreißigpfündigen Kanonen von den Franzoſen erobert, während die Malteſer gegen eine Mörſerbatterie anrückten und auch ſie nach langem Widerſtande nahmen.

Bei dem Sturme auf dieſe Batterie erblickte d'Aubüſſon Helene, das Kreuz in der Hand und von Nikola begleitet, an der Spitze der Malteſerritter. Sie waren die erſten auf der Bruſtwehr. Ich hoffte nicht, Euch hier zu finden! raunte er ihr in der Hitze des Gefechtes zu; ſie erwiederte nichts und verfolgte den fliehenden Feind.

Jeden Schritt, den die Franzoſen jetzt vorwärts thaten, mußten ſie mit Blut theuer erkaufen; jeden Strauch, jeden Hügel benutzte der Feind, überall hatten ſie Erdaufwürfe, und nur nach der größten Anſtrengung gelang es den Chriſten, noch einige hundert Schritt Boden zu gewinnen. Hier ſammelten ſie ſich und ſtellten in geſchloſſenen Reihen ſich auf, denn aus dem türkiſchen Lager rückten hinter der Höhe die Spahi hervor und weiter zurückliegende Batterieen unterhielten ein lebhaftes Feuer auf ſie. Unerſchütterlich hielt jedoch la Feuillade den Angriff aus; die muthige türkiſche Reiterei prallte an dem feſten Muthe der Franzoſen und Mal=

teſer ab, und ein Haufen Janitſcharen, der geſchloſſen ihnen entgegen rückte, war nicht glücklicher; die Franzoſen wichen nicht, und obgleich ihr Haufen immer mehr und mehr zuſammenſchmolz, behaupteten ſie ſtandhaft den errungenen Poſten.

Aber von allen Seiten rückten jetzt die Türken aus dem Lager heran. Von dem Meere her zog eine Abtheilung die Höhe herauf, das Feuer aus den Batterieen des Hornwerks hielt ſie nicht auf, ſie ſuchte den Franzoſen den Rückzug nach der Baſtion abzuſchneiden, während eine noch ſtärkere Abtheilung in gleicher Abſicht gegen die Baſtion Panigra anrückte und eine zerſtreute Schaar Janitſcharen unter dem furchtbaren Allah Ruf ſich in der Front auf die Franzoſen ſtürzte und aus dem zuſammengedrängten Haufen manchen tapfern Mann niederſchoß. La Feuillade mußte ſich endlich, um nicht abgeſchnitten zu werden, zum Rückzug bequemen. Zwar vom Feinde von allen Seiten gedrängt, geſchah er mit Ordnung, obgleich nicht ohne Verluſt, und glücklich gelangten die Franzoſen zu dem ſardiniſchen Regimente, welches Moroſini, ſie aufzunehmen, hatte ausrücken laſſen.

Die Ritter von Malta, bei dem Angriff die Letzten, hielten es ihrer Ehre gemäß, nun bei dem Rückzuge auch die Letzten zu ſeyn und bewieſen ſich ihres Ordens würdig; mancher edle Ritter fiel von feindlicher Kugel getroffen, mancher ſank, von den Säbeln der eindringenden Spahi's niedergehauen; auch d'Aubüſſon fiel, von einer feindlichen Kugel am Fuße verwundet. Nikola! rief Helene, die ihn fallen ſah: wenn ich Euch werth bin, rettet den Malteſer, daß er nicht in die Hände der Ungläubigen falle! Schnell, als ſey des Mädchens Gebot eine Stimme des Himmels, erfaßte mit ſtarkem Arm Nikola den Verwundeten und trug ihn aus dem Getümmel, während Helene, ihm den Rücken zu decken, in ihrer Rechten das Schwert, in ihrer Linken das Kreuz, den Kampf fortſetzte. Aber auch ihr war heute ein trauriges Loos beſchieden; ein Haufe anrückender Spahi's ſprengte die Nachhut der Malteſer auseinander, die nur zum Theil in den Laufgräben ihre Rettung fanden. Helene hatte ſich zu lange verweilt und ward umzingelt. So hat Gott mein Gebet erhört! dieß war ihr einziger Gedanke als ſie mit ihrem Schwert ſich gegen den Angriff der Spahi's zu vertheidigen ſuchte; aber bald ward ſie übermannt, unter Roſſes Hufen ſah ſie den tödtlichen Streich ſchon auf ſich geführt, als ein donnerndes Halt! ihn aufhielt. Schont ſein Leben! befahl ein auf ſtattlichem arabiſchen Roſſe vorbeiſprengender junger Türke, der von hohem Range ſeyn mußte, da der kampfbegierige Reiter ehrerbietig ſeine Befehle befolgend, den Streich aufhielt und ſeinen Gefangenen, ſelbſt ohne ihn zu plündern, in's Lager führte.

Schweigend, mit ſtill verhaltener Wuth rückten die Franzoſen wieder in Candia ein. Der Herzog von la Feuillade, aus drei Wunden blutend, war der Letzte; nur wenige dieſer Tollkühnen waren unverwundet, viele hatten mit dem Leben ihren keken Muth bezahlt. Zwar waren, beſonders im erſten Angriff auf die Laufgräben, wohl an 1500 der Feinde getödtet worden, aber auch kaum die Hälfte der Franzoſen kehrte zurück. Die Marquis von Villamor und Tavannes und 60 Offiziere waren geblieben, der Marquis de la

Mothe Fenelon hatte ſeinen Sohn an ſeiner Seite niederſäbeln geſehen und von den Freiwilligen und der andern Brigade waren 400 geblieben; auch die Malteſer hatten bedeutend verloren. Trotz der gemachten Erfahrung waren der Herzog und ſeine Offiziere noch immer in dem unglücklichen Wahn, daß, wenn Moroſini ſie mit der Beſatzung gehörig unterſtützt hätte, ſie bis in das Lager der Türken gedrungen und den vollkommenſten Sieg errungen hätten. Sie waren deßhalb gegen den Generaliſſimus aufgebracht, murrten laut, und noch am nämlichen Abend beſchloſſen ſie, Candia zu verlaſſen, wozu auch Moroſini, ſobald er es erfuhr, die franzöſiſchen Schiffe auf Standia zur Abfahrt ausrüſten ließ. Er war froh, dieſe tollkühnen Menſchen los zu werden, die an keine Kriegszucht gewöhnt, nur den Geiſt des Ungehorſams auf die aus allen Nationen zuſammengeſetzte Beſatzung verpflanzen konnten.

Nikola, von einigen Malteſern unterſtützt, war trotz des Gewühls mit dem Verwundeten glücklich durch die Pforte gekommen. Er brachte ihn ſogleich in die Caſematte der Malteſer, übergab ihn ſeinen Dienern und eilte nach St. Andrä zurück, um über Helene, die er im Gefecht zurückgelaſſen hatte, Erkundigung einzuziehen. Niemand konnte ihm beſtimmte Nachricht geben, Jeder war zu ſehr mit ſich beſchäftigt geweſen, um auf den Andern zu achten. Er eilte nun nach den unterirdiſchen Gemächern der Frauen; dort erfuhr er von einer der Matronen, die er am Eingange fand, Helene ſey noch nicht wieder zurückgekehrt. In unausſprechlicher Unruhe durchzog er alle Straßen, fragte bei jedem Haufen, bei jedem Einzelnen nach dem Griechen, der den Rittern von Malta das Kreuz vorgetragen habe; Niemand konnte ihm Kunde geben, er glaubte ſie getödtet.

Mit dieſer traurigen Vermuthung kehrte er zu d'Aubüſſon zurück, der jedoch bei der Nachricht, daß zum Begräbniß der Todten ein zweiſtündiger Waffenſtillſtand mit dem Feind abgeſchloſſen ſey, Nikola leicht vermochte, Helene auf dem Wahlplatze unter den Todten aufzuſuchen. Aber auch hier war des Jünglings Forſchen vergebens; troſtlos kehrte er zurück; denn nun war er gewiß, ſie ſey in des Feindes Hände gefallen und ihr Schickſal fürchterlich.

9.

Am Fuße eines mit Reben und Oliven bepflanzten Hügels, von welchem das in Trümmern liegende Kloſter des heiligen Ambroſios wie ein ernſtes Bild der Verwüſtung auf das türkiſche Lager herab ſah, welches ſich mit aſiatiſcher Pracht in der Ebene ausbreitete, ſpringt ein murmelnder Bach aus einer dunkeln Felshöhle und ſtürzt ſich nach kurzem Lauf in die rauſchenden Fluthen des Meeres. In jener Zeit ſtanden da, wo er ſich aus der Höhle ſtürzt, vier hohe Platanen, in deren kühlendem Schatten ein prachtvolles Zelt, von mehrern andern umgeben, aufgeſchlagen war. Rings um daſſelbe blühten Roſen, Geniſta und Jasmin, und wenn auch in der ganzen Gegend kein Baum, kein Strauch mehr zu ſehen war, ſo hatte doch hier eine ſchützende Hand dieſes Plätzchen und den Hügel freundlich geſchirmt, und Wein- und Oliven-, Mandel- und Feigenbäume ſtanden hier in Blüthe und Frucht und belebten die öde, verwüſtete Gegend. Zu dieſem freundlichen ſchattigen Plätzchen führte der Spahi Helene und ließ ſie in eines der kleineren Zelte eintreten, wo er vor dem offenen Eingange Wache hielt. Aus dieſem Zelte konnte nun Helene den ganzen Theil des türkiſchen Lagers, der ſüdöſtlich die Stadt umgab, überſehen; deutlich konnte ſie das große Zelt des Veziers unterſcheiden, welches auf einem künſtlich errichteten Hügel in der Mitte der Ebene unfern des Baches ſtand, und von tauſend buntgeſchmückten Zelten umgeben das Lager beherrſchte. Unter lautem Jubel ſah ſie jetzt das während des Angriffs der Franzoſen ausgerückte türkiſche Heer in wilder Unordnung zurückkehren; Hörner ſchmetterten, die großen Trommeln raſſelten dumpf zu dem hellen Klange der geſchlagenen Becken und die muthigen Roſſe, welche nach ihren Lagern ſich drängten, wieherten, als ob ſie den Jubel ihrer Reiter theilen müßten.

Dieſer Anblick vermochte nicht den trüben Sinn der Gefangenen aufzuheitern. Troſtlos hätte das Schickſal ihr erſcheinen müſſen, wenn nicht der Tod als treuer Freund ihr zur Seite geſtanden und der verborgene Dolch in ihrem Gürtel ihr nicht die Gewißheit gegeben hätte, daß dieſer treue Freund zu ihrer Rettung erſcheinen werde, ſobald ſie ſeiner bedürfe.

Helene, von ihrem Begleiter nur wenig beachtet, warf ſich jetzt nieder und hob andachtvoll ihr Kreuz, das ſie ihr gelaſſen hatten, empor. Verzeih mir, barmherziger Gott! betete ſie: verzeih, wenn die Lebensmüde ehe du ſie abrufſt zu dir heimkehrt, verzeih ihr, wenn ſie zur Rettung ihrer Ehre den Dolch in das gebrochene Herz ſtößt, ihre Erdenqualen zu enden und rein und makellos in deinen Himmel einzugehen!

Getröſtet, geſtärkt erhob ſie ſich bei dem Eintritt des Muſelmannes; ſie hatte ſelbſt ihr blutiges Loos geworfen, und obſchon vor Selbſtmord zurückſchaudernd, war ſie dennoch gewiß, daß ihre Hand im entſcheidenden Augenblicke nicht zittern würde. Beruhigt, als ſey es ein Freund der ihr nahe, ſahe ſie jetzt den jungen Türken, welcher zu ihrem Verderben den tödtenden Streich von ihr abgewendet, mit bedeutendem Gefolge dem prachtvollen Zelte zureiten. Sklaven von allen Farben eilten herbei, ſich ehrfurchtvoll vor ihrem Herrn neigend. Zwei ſtattliche Reiter ſprangen von ihren ſchnaubenden Roſſen, dem Gebieter Roß und Bügel zu halten; doch ehe ſie ſich nahen konnten, hatte ſich der Behende ſchon aus dem Sattel geſchwungen, und indem er mit der Hand den Sklaven, ſich zu entfernen winkte, trat er, nur von einem Derwiſch begleitet, in ſein Zelt.

Helene hatte dieß Alles mit Gleichmuth angeſehen, ſetzte ſich auf ein Polſter und überließ ſich ihren ſchmerzvollen Gedanken. Niemand ſtörte ſie in ihrem düſtern Sinnen, Niemand kümmerte ſich um ſie und ſo konnte ſie ſich die geliebte Mutter, Nikola, Euphroſyne und auch den Malteſer, deſſen Bild ihr immer noch eine freundliche Erſcheinung blieb, zurückrufen. Der ſie bewachende Türke hatte ſich indeſſen an den Eingang des Zeltes geſetzt, ſah ernſt vor ſich nieder und ſchien ſie weiter nicht zu beachten, auch nicht im mindeſten zu ſorgen, daß der Erſchöpften Speiſ' oder Trank gereicht würde.

Sie mochte wohl zwei Stunden ihren Gedanken überlaſſen ſo geſeſſen haben, als ihr Wächter plötzlich aufſprang, die Arme kreuzweis über einander ſchlug und in dieſer demüthigen Stellung einen ältlichen Mann erwartete, der ein Offizier der Timarioten (Lehnreiterei) zu ſeyn ſchien und ſich dem Zelte nahte. Steh auf, Chriſt! rief er Helenen entgegen: und folge mir!

Wäre es nur zum Tode! ſagte Helene leiſe vor ſich hin, indem ſie aufſtand und dem Türken folgte: dann wohl mir!

Als ſie an das große prachtvolle Zelt gelangten, öffneten reichgekleidete junge Sklaven das äußere Gemach; ſie traten ein, der Führer befahl Helenen hier zu verweilen, verließ ſie einen Augenblick, kehrte jedoch ſchnell wieder und ſagte in ſeinem barſchen Tone: Tritt ein, wage es aber nicht, nur mit einem Schritt den Eingang zu verlaſſen und Dich dem Gebieter zu nähern. Ein Sklave zog jetzt den damaſtenen Vorhang zurück; Helene trat ein.

Ein reichgekleideter junger Türke lag dem Eingange gegenüber auf ſeinem Polſter, eine junge Löwin ihm zu Füßen, neben ihm ſtand ein Derwiſch, deſſen grau wollener langer, mit einem ledernen Gürtel zuſammengeſchnürter Rock und die mit Riemen befeſtigten Sandalen einen ſonderbaren Kontraſt mit dem reichen Anzuge des jungen Mannes machte. Der Türke ſowohl als der Derwiſch ſahen ſchweigend auf Helene, welche die Augen niederſchlagend in banger Erwartung vor ihnen ſtand.

Wie ſtark iſt die Hülfe, die von Frankreich angekommen iſt? fragte jetzt der Derwiſch in griechiſcher Sprache.

Dieß iſt mir unbekannt! erwiederte Helene.

Rede die Wahrheit, Chriſt! ſagte der Derwiſch mit finſterem Blick, doch lag in dem Tone ſeiner Stimme Milde. Ein Lichtſtrahl durchzuckte bei dieſen Worten das Mädchen. Herr, ſprach ſie mit feſtem Muthe: ich danke Dir, daß Du mich erinnerſt, auch im Tode der Wahrheit treu zu bleiben. Ja ich weiß es, kenne alle Kräfte der Vertheidigung meiner Vaterſtadt, kenne jede Mine, jedes Geſchütz; aber fern ſey es von mir, am Glauben und Vaterland zum Verräther zu werden; keine Qualen, nicht der

Tod können mir irgend ein Geſtändniß zum Verderben der bedrängten Stadt entlocken.

Der Derwiſch ſchwieg und blickte auf den Türken, der Helene aufmerkſam betrachtete und bis jetzt noch keine Sylbe geſprochen hatte; dann wendete ſich der Alte wieder zu ihr und ſagte lächelnd: Worte ſind oft kühner als die That. He, Sklaven! — rief er auf türkiſch, und von allen Seiten kamen ſie herbei — nehmt den Chriſtenhund und gebt ihm ſo lange Sohlenſtreiche, bis ſein tückiſch Gemüth weich und ſeine Zunge gelöſ't iſt! Die Sklaven wollten Helene faſſen, da riß ſie den verborgenen Dolch aus ihrem Gewande. — Wagt es nicht mich anzurühren! rief ſie, die Waffe ſchwingend, ſie aber mehr nach der eigenen als der fremden Bruſt zuckend. Jedoch auf einen Wink des Türken entfernten ſich die Sklaven ſchnell, und der Derwiſch, deſſen Augen durchbohrend auf Helenen ruhten, ſagte freundlich: Wirf Deine Waffe weg und tritt näher!

Nein! erwiederte Helene mit heiterer Ruhe: ich lege den Dolch nicht von mir; er muß mich vor einem ſchmählichen Tod ſchützen und bleibt deßhalb in meiner Hand.

So birg ihn in ſeine Scheide, ſecker Burſche! ſagte der Derwiſch lachend: denn mit gezücktem Dolch ziemt es ſich wahrlich nicht, daß Du vor Deinem Herrn ſtehſt.

Ich erkenne nur einen Herrn über mir, und das iſt mein Gott! rief ſie feierlich, immer noch hoffend, ihr kühner Muth ſolle ihr den erwünſchten Tod bringen; aber der Derwiſch blieb gelaſſen, ſprach kein Wort und betrachtete ſie eben ſo aufmerkſam als der junge Türke.

Unbärtiger Knabe! begann nun der Alte: verbirg Deine Waffe! Meine Warnung iſt Dir zum Heil!

Eurer Warnung will ich folgen, nicht Eurem Befehl! erwiederte ſie, den Dolch in die an ihrem Gürtel verborgene Scheide ſteckend. Aber kaum hatte ſie das gethan, ſo fuhr der Türke plötzlich von ſeinem Polſter auf und ſagte dem Derwiſch mit Heftigkeit einige Worte in türkiſcher Sprache.

Muſtapha! unterbrach ihn der Alte verweiſend; der Türke ſchien beruhigt, drückte ihm freundlich die Hand und ſetzte ſich wieder auf ſein Polſter, das Auge aber ſah unverwandt und glühend auf Helene.

Auch der Derwiſch blickte forſchend nach ihr; dann nahte er ſich, erfaßte ihre Hand und ſah ihr in's belebte Auge. Du biſt ein Weib, ſprach er mit ſanfter Stimme: biſt eine Unglückliche, unſres Mitleids bedürftig. Wohl Dir, daß Du in die Hände Muſtapha's Kiupergli, des Sohnes unſres mächtigen Veziers fielſt, der ſeinem edlen Vater an Großmuth gleicht und ein Menſch iſt. Sey unbeſorgt, Chriſtin, der Derwiſch Abdallah iſt der Unglücklichen Vater, und lehrte ſeinen Zögling, ihr Bruder zu ſeyn. Fürchte nicht den flammenden Blick, mit dem er Dich betrachtet; an die Befriedigung jedes Wunſches gewöhnt, bedarf er Zeit, Herr ſeiner Begierden zu werden; fürchte ihn nicht!

Dein Name, ſchönes Mädchen? fragte jetzt in griechiſcher Sprache Muſtapha und erhob ſich von ſeinem Sitz.

Helene! erwiederte ſie, und ihr Auge traf das brennende des Türken.

Helene! ſagte dieſer: bleib bei mir, gönne mir das Glück, die ſchönſte der Houris mein nennen zu dürfen, gönne mir das Glück; ſchon die Himmelſterne Deiner Augen zu ſehen gnügt mir! Was Dein Herz verlangt, was Deine Roſenlippen wünſchen, ſoll Dir gewährt ſeyn!

Herr! ſagte das Mädchen ſchnell, und ihr Auge blickte freundlich auf die herrliche Geſtalt des Jünglings: ſo gebt mir die Freiheit oder den Tod! —

Du verlangſt das Unmögliche, Chriſtin! unterbrach ſie Muſtapha: die Freiheit wie der Tod, beide trennen mich von Dir —

Und ſo muß es doch ſeyn, ſagte Helene bewegt: ich erkenne Deine Güte, Herr! aber keine Wahl bleibt mir übrig. Wort zu halten lehrte Dich gewiß dieſer alte Mann, der jetzt ſo zufrieden und freundlich lächelnd auf Dich blickt. Gib mir eins von beiden! —

Und gäb' ich Dir den Tod? fragte der Türke.

So würde ich Dich ſegnen und mein letzter Seufzer würde ein Gebet zu dem Gott der Chriſten für Dich ſeyn. Doch nein! — mein letzter Hauch wäre ja nur Er!

Wer? fragte Kiupergli geſpannt.

Er, der meinem Herzen die Freiheit wieder gab und auch den Tod! ſagte ſie feierlich.

Ich verſtehe Dich nicht, Helene! nahm Muſtapha das Wort und ſeine Wange begann zu glühen.

Ich würde im Tode an ihn denken, der mir das Theuerſte auf Erden war, nicht an Dich! erwiederte das Mädchen.

Ha! rief der Türke, und riß den Dolch mit diamantenem Griff aus ſeinem Gürtel. Bei dieſem Ausruf ſprang die Löwin, welche bisher ruhig auf dem Teppich gelegen, zähnefletſchend auf, und der Derwiſch „Zurück, wilde Beſtie!“ rufend, trat mit finſtrem Blick zwiſchen Helene und Muſtapha. Die Löwin legte ſich, dem Befehl gehorchend, wieder nieder, behielt jedoch ihren Herrn feſt im Auge, welcher nach kurzem Ueberlegen mit freundlichem Blicke Helenen ſeinen Dolch reichte. Chriſtin! ſagte er: Du ſiehſt wie ich noch jenem Löwen gleiche und die wilden Gewohnheiten früherer Zeit noch nicht ganz abgelegt habe. Dank Dir, Abdallah, daß Du mir wenigſtens den Willen gabſt, Menſch zu ſeyn, und ich nur ſelten der That mich ſchämen darf. Nimm dieſen Dolch, Helene, den ich in blindem Eifer auf Dich zuckte! Gib mir den Deinen an ſeiner Stelle, fuhr er fort: ich will ihn tragen zur ſteten Erinnerung an Dich, und wenn meine Hand ihn im Jähzorn faßt, dann werde ich, Deiner gedenkend, ſo ſanft werden, wie Dein himmliſches Auge jetzt auf mich blickt. Nimm ihn und mit ihm die Freiheit!

Dafür ſegne Euch Gott! ſagte Helene, ſeinen Dolch nehmend und ihm den ihrigen reichend: Schickt mich zurück zu den Meinen, die Sorge um mich tragen werden, und vermögt Ihr etwas über Eures Vaters Herz, ſo gedenket der unglücklichen Stadt mit Milde. Lebt wohl, und laßt mich ziehen!

Du darfſt noch nicht von hier, Chriſtin! ſagte der Derwiſch, ſie zurückhaltend: Ohne des Veziers Befehl dürfte ſelbſt ſein Sohn es nicht wagen, einen Gefangenen nach der belagerten Stadt zurück zu ſchicken; Du mußt dieſe Nacht noch bei uns verweilen. Wenn der Morgen graut, wird Muſtapha zu ſeinem Vater gehen, und der wird ihm ſicher ſeine Bitte nicht verſagen; früher läßt es ſich nicht thun. Komm mit mir, fuhr er fort: Du darfſt hier nicht länger weilen, komm in mein Zelt, dort biſt Du ſicher.

Lebt wohl, Herr! wandte ſie ſich zu Muſtapha: Gott möge Euch Euren Edelmuth lohnen, ich werde oft mit bewegtem Herzen Eurer gedenken. Es gehe Euch wohl!

Kiupergli erwiederte kein Wort, er ſchien in ihren Anblick verſunken. Lebt wohl! wiederholte ſie im Abgehen; da folgte er ihr, ergriff ihre Hand und ſagte bewegt: Helene, ſiehſt Du einſt zur Vertheidigung Candia's auf ſeinen Wällen und ſiehſt auf einer unſerer Batterieen oder in den Laufgräben eine Fahne wehen, weiß wie der Schnee Deiner Stirn, ſiehſt Du einen Kranz von Roſen, glühend wie Deine holden Wangen, an ihrer Spitze flattern, ſo wiſſe, ich ſtehe Dir gegenüber. Laß dann, mir zum Zeichen, Dein Tuch wehen, daß ich die tödtenden Geſchoſſe nach einer andern Stelle richten kann und nicht fürchten muß, ich ſelbſt zerſtöre das Schönſte der Erde. Vergiß es nicht und nun lebe wohl! — Sorge für ſie, Abdallah! Er ging nach ſeinem Sitze zurück; die Löwin legte ſich wieder kaum rend zu ſeinen Füßen, und als der Derwiſch aus ſeinem Zelt zurückgekehrt war, wo er Helenen ein ſicheres Aſyl bereitet hatte, fand er ſeinen Zögling noch immer ſinnend, das Auge zu Boden geſenkt.

Der ſchönſte Sieg iſt der Sieg über ſich ſelbſt, Du haſt ihn heute errungen; wohl Dir! Mit dieſen Worten weckte er erſt den Jüngling aus ſeinem ſtillen Traume.

10.

Noch am heutigen Abend ſtand der ehrwürdige Papa Ambroſios wieder an den Säulen des zerſtörten Gotteshauſes und ſchien Jemand zu erwarten. Da kamen Griechen durch die verödete Gaſſe, ein Jeder eine Schaufel in der Hand, auf ihn zu. Nun, kommt Ihr endlich? rief er ihnen entgegen: es wird bald Nacht ſeyn, der Mond geht erſt ſpät auf und die Todte ſehnt ſich nach Ruhe. Kommt! Er ging mit ihnen über die Ruheſtätte der Schlummernden hin zu der Mauer, wo die Myrthenbekränzten weißen Marmorſteine durch die Dämmerung leuchteten. Hier grabt das Grab; ſprach er, ihnen eine Stelle anweiſend: bei jeder Scholle Erde, die Ihr heraus werft, denkt, daß es vielleicht der Staub eines hier vermoderten Menſchenherzens iſt, den Ihr den Winden Preis gebt, und betet deßhalb während Eurer Arbeit ein frommes Gebet; und nun friſch an's Werk! Die Frauen warten ſicher ſchon lange.

Die Griechen begannen nun emſig zu graben, während Ambroſios zuweilen ihnen zur Seite blieb und ein Gebet murmelte, zuweilen in ſtiller Betrachtung zwiſchen den Gräbern umherging und die vom Wind verwehten Kränze ordnete. Welch eine kurze Pilgerfahrt iſt es doch von der Wiege bis zum Grabe! ſagte er jetzt, die Gräber wehmüthig betrachtend: und in dieſem kleinen Raume ſeiner Wallfahrt ſollte des Menſchen Zukunſt für die ganze Ewigkeit liegen? — Wenn er auf dieſem kurzen Wege ſtrauchelte, wenn er fiel, ſo könnte er nicht wieder aufſtehn in dem unermeſſenen Raume der Ewigkeit? — Das Grab beſiegelte ſein Urtheil unwiderruflich, und in des Menſchen ſchwachen Willen, den er in dieſer Zeit geübt, hätte der Barmherzige das unabänderliche Loos gelegt, ewige Verdammniß oder ewiges Heil? — Furchtbar! — Aber fort, fort, ihr Zweifel! Verhülle den Blick forſchender Geiſt, glaub' und hoffe in Demuth und erwarte jenſeit erſt das Licht, welches dieſe Dunkelheit zu erhellen vermag! In dieſen Betrachtungen vertieft, wandelte er zwiſchen den Todtenhügeln, bis das friſche Grab beendet war und er einen der Männer nach der Wohnung der Frauen ſchicken konnte, ſie zu benachrichtigen, daß das Aſyl der Ruhe für die Entſchlaſene offen und bereit zu ihrem Empfange ſey.

Nach einiger Zeit erhellte in der Ferne Fackelglanz die übereinander ſich thürmenden Trümmer, und Trauertöne hallten leiſe durch die ſchweigende Nacht. Immer näher kam der Zug, welcher die irdiſche Hülle der an ihren Wunden geſtorbenen Jungfrau zur Erde begleitete, und als er bei der Gruft anlangte, ſenkten die Matronen die auf einem Brete liegende Leiche (Särge waren bei der Menge Todten nicht mehr zu finden), Jungfrauen ſchmückten ſie noch mit Blumen, während die ſie begleitenden Prieſter leiſe Gebete murmelten. Zieh ein in das Himmelreich, Du für den Glauben Geſtorbene! rief jetzt Ambroſios: Doch vorher laß uns noch einmal Dein irdiſches Antlitz ſehen; dann mag es das Leichentuch bedecken, daß es nimmer des Menſchen Auge erſcheine! Eine Matrone nahm den Schleier von dem Antlitz der Todten, Andere beleuchteten mit brennenden Wachskerzen die Entſchlafene, und die Jungfrauen blickten noch einmal auf das bleiche Geſicht der Heimgegangenen, die, eine weiße geknickte Roſe, in das Leichentuch gehüllt vor ihnen lag.

Dein Gedächtniß ſey ewig, Du ſelige, geliebte Schweſter! rief dreimal Ambroſios, winkte, der Schleier deckte das bleiche Antlitz und die Jungfrauen begannen die Todtenhymne zu ſingen, während die Matronen den eingehüllten Leichnam in das Grab ſenkten.

Sie ruhte nun in ihrer Mutter Schooß. Die Hymne war beendet, und ehe die Schollen Erde ſie deckten, ſtreuten die Jungfrauen Kränze von Blumen und blühende Ranken auf die Todte, daß die Erde leicht auf ihr ruhe und ihr Schlaf ſanft ſey. Zuletzt warf Ambroſios einen Myrthenkranz

thenkranz hinab. Heil Dir, fromme Entſchlaſene! ſprach er: Heil Dir, daß Dir der Kranz blühender Myrthe folgen kann! Wohl Dir, daß der Tod Deine Blüthe knickte, nicht das rauhe Leben. Schlummre ſanft bis zum Tage der Auferſtehung! Gott ſey Deiner Seele ein milder Richter! Und nun, ſprach er bewegt: werft die Erde hinab und übergebt ſie dem Tode. Dann ſchüttete er eine Handvoll leichten Staubes über die Entſchlafene. Die Erde iſt des Herrn, ſprach er hierbei: und was drinnen iſt und darauf wohnet! Einige Tropfen Oel träufelte er hinab, ſtreute aus dem Rauchfaß des neben ihm ſtehenden Prieſters Aſche in das Grab, die Jungfrauen warfen nun leichten Staub über die Blumen und die Matronen deckten ſie mit Erde. Die Pforte des irdiſchen Lebens ward geſchloſſen, die Pforte des ewigen ihr geöffnet.

Der Hügel erhob ſich, Raſen von Thymian und Lavendel duftend, bedeckte ihn, der weiße Marmorſtein bezeichnete den Markſtein des jungen Lebens und Ambroſios bekränzte ihn. Die Frauen umkreiſ'ten das Grab, die Hymne der Auferſtehung erſcholl, und mit dem letzten verhallenden Tone heiliger Andacht zogen ſie ſchweigend und ohne Geſang heim in ihre unterirdiſche Wohnung, wo ſie über die Waffen der Gebliebenen den Cypreſſenkranz hingen.

Ambroſios ſtand noch allein an der Gruſt und betete, als Nikola mit Haſt zu ihm trat. Ehrwürdiger Herr, ſagte er in Eil: ich komme hieher, Euch zu bitten, mit mir in das Gotteshaus zu treten und meine Beichte anzuhören. Ich gehe einen ernſten Gang, der mich leicht in den Augen der Welt als Verräther an meiner Vaterſtadt bezeichnen könnte; ich thue einen gewagten Schritt und bedarf vielleicht dereinſt Eures Zeugniſſes, daß edle Abſichten mich dazu beſtimmten.

Nikola, warum ſoll ich in das Haus des Herrn treten, um Deine Beichte zu vernehmen? erwiederte Ambroſios: Sein Auge ſieht und hört Dich hier wie dort. Der Menſch bedarf keines Domes, das Herz zu dem Vater im Himmel zu erheben; der, den ſeine allmächtige Hand über uns gewölbt hat, der iſt der heiligſte; ein wahrhaft frommes Herz ſteht ihm nahe, wo es auch ſey.

Nun, wie Ihr wollt, erwiederte Nikola unmuthig: ich theile Euren Glauben hierin nicht, ehrwürdiger Herr —

Das weiß ich, mein Sohn; Dein Glaube iſt ein düſterer, der meine ein heiterer milder Glaube, mild, wie das Auge Gottes voll Barmherzigkeit auf uns blickt. Aber beginne, mir Dein Herz zu öffnen; ich ſehe Du haſt Eile.

Nikola vertraute nun dem Prieſter ſein Vorhaben, bat ihn, wenn der Tod ihn in ſeinem Beginnen ereilen ſollte, für ihn zu beten und ſeine Ehre gegen Jedermann zu vertheidigen.

Geh mit Gott! ſagte Ambroſies gerührt: Dein Vorhaben iſt ein frommes Werk, führe es aus. Vor Mißdeutung ſoll mein Anſehen, mein Zeugniß Dich bewahren. Er legte ſeine Hand ſegnend auf des Griechen Stirn, der ihm dankend in die Kirche eilte, vor dem zertrümmerten Altare ſich niederwarf und ein brünſtiges Gebet an Gott und den heiligen Andreas richtete. Dann eilte er nach der öſtlichen Gegend der Stadt, und wo das Meer das bedrängte Candia ſchützte, ließ er ſich an einem Seile von der Mauer herab, ſchwang ſich in einen bereit ſtehenden Nachen und ruderte unter ſtillem Gebet längs dem Ufer hin.

Von dem Wachtſchiffe bemerkt, ſtrengte er alle Kräfte an, ihm zu entgehen, zog das kleine Segel auf, warf den Kahn noch mehr dem Lande zu und achtete ſo wenig die über ihm ſauſenden Kugeln, womit das Wachtſchiff ihn anzuhalten zwingen wollte, als das ihm nachgeſandte Boot. Er gelangte glücklich unter die Kanonen der feindlichen Strandbatterieen, wo er an's Land ſtieg, von den Türken umringt und zu dem hier befehlenden Aga geführt wurde.

Dieſen beſtimmte er durch die Verſicherung, er habe dem Großvezier wichtige Nachrichten aus Candia mitzutheilen, ihn ſogleich unter Bedeckung nach dem Lager abführen zu laſſen.

Es war eine heitere Nacht; ein wolkenloſer Himmel wölbte ſich mit ſeinem dunkeln Blau und ſeinen Millionen Sternen über der ſchlummernden Erde. Feierliche Stille war dort oben in den himmliſchen Gefilden, hier unten aber auf der blutgedrängten Erde ſchien die Ruhe verſchwunden. Schaaren blutdürſtiger Krieger zogen in dem Dunkel der Nacht aus dem Lager nach den Laufgräben, die Kriegsgenoſſen von dem Wahlplatz des Todes abzulöſen und bis zur morgenden Dunkelheit den Pfeilen des Todes die Bruſt zu bieten. Hier jagten Reiter, Befehle zu bringen, dort lagerte ein Haufe um ein mattes Feuer, den ſchwarzen, das Auge wachhaltenden Trank zu bereiten. Dort ſtarrte ein Anderer regunglos in das praſſelnde Feuer und ſchien die Vorübergehenden nicht zu bemerken. Zwiſchen dieſem Allen donnerte das Geſchütz, drang der laute Ruf der Schildwachen und die helle Glocke von St. Marcus, die einzige noch in Candia und die ſelbſt nur noch um Mitternacht oder wenn der Feind ſtürmte ihre dumpfen Schläge erklingen ließ. Sie mahnte Nikola, daß ein neuer Tag beginne, und bei ihren feierlichen Tönen ergriff ihn ein heiliges Grauen, ihn ſchauderte, ſich in der ernſten Stunde der Mitternacht von Ungläubigen umgeben zu ſehen, der einzige Chriſt unter Muſelmännern zu ſeyn und er befahl ſeine Seele Gott.

So gelangte er in das Lager, welches ſich regellos über die einſt blühende Ebene breitete. Hier ſchien Alles zu ruhen, nur die Schildwachen auf den es umgebenden Verſchanzungen, obgleich in faſt regungloſer Stellung, waren wach. Die bunten Zelte mit ihren abenteuerlichen Verzierungen nahmen ſich in dem Sternlichte ſonderbar aus; ſie erſchienen in der Ferne wie wunderbare Gebilde und die an ihrer Spitze hin und her wogenden Fahnen gaben ihnen das Anſehen lebender ſeltſamer Geſtalten. Die Stille, die überall herrſchte, nur von dem Stampfen der Roſſe und dem widrigen ſchauerlichen Tone der Schnarchenden unterbrochen, beengte die Bruſt, und das unverſtändliche leiſe Geſpräch der, Nikola begleitenden Janitſcharen war auch nicht geeignet, dieſes Nachtbild freundlich zu geſtalten. Aber von alle dieſem ſah und vernahm der Grieche nichts; leiſe Gebete murmelnd, den Blick nach oben gerichtet, ſah er nur die Märtyrkrone vor ſich und den Himmel offen, ihn zu empfangen.

Sie nahten jetzt dem Hügel, auf welchem des Großveziers paläſtähnliches Zelt ſtand; eine Mauer, an welche ſich tauſend andere Zelte lehnten, umgab den Hügel. Dieſer ganze Platz, von dem übrigen Lager durch Pfähle abgeſondert, worauf kleine blutrothe Fahnen flatterten, gehörte allein dem Vezier und ſeinem Hofſtaat. Ohne Erlaubniß ſeines Aga durfte ihn Niemand betreten, und auch Nikola mit ſeinen Begleitern wurden von der Wache angehalten und mußten an der Pforte harren, bis ſie auf Befehl des Aga eingelaſſen wurden, welcher ſogleich den Ueberläufer zu ſprechen verlangte. Ehe er jedoch in deſſen Zelt geführt wurde, mußte er ſich auskleiden, damit die vorſichtigen Türken ſich verſicherten, daß er keine Waffen bei ſich führe.

Er fand bei ſeinem Eintreten einen jungen Mann, von mehreren Sklaven umgeben auf weichen Polſtern, in einen perſiſchen Teppich gewickelt liegen, vor deſſen Lager zwei Kerzen brannten. Tritt näher, Chriſt! rief er dem Eintretenden in türkiſcher Sprache zu. Dann fragte ihn ein griechiſcher Sklave: Du kommſt von Candia und willſt unſerm Herrn, dem Vezier, wichtige Dinge entdecken? — Theile ſie meinem Herrn, dem Aga mit.

Nur dem Vezier darf ich ſie vertrauen! erwiederte Nikola.

Sind ſie von der Art, daß der Vezier ſie ſogleich wiſſen muß? fuhr der Sklave fort, nachdem er das Geſagte dem Aga verdolmetſcht hatte, ohne daß dieſer über die Weigerung erzürnt zu ſeyn ſchien: oder hat es Zeit bis morgen?

Der Aufſchub bis morgen bringt ihm keine Gefahr! antwortete Nikola.

Der Türke gab ein Zeichen und man führte ihn aus dem Zelt in ein anderes, wo ihm ein ärmliches Lager angewieſen wurde. Die Türken hielten mit gezogenem Säbel Wache davor.

Nikola warf ſich auf die ſchmutzigen Decken, legte ſein ſorgenſchweres Haupt auf das zerriſſene Polſter und ſchloß die Augen; aber der Schlaf floh ihn, die Morgenröthe fand ihn noch wach, und als die Muſelmänner ihr Morgengebet verrichteten, betete auch er im Stillen und bat den Allmächtigen, ihm Muth zu ſeinem Unternehmen zu verleihen. Schon ſtand die Sonne hoch und noch befand er ſich in dem kleinen dürftigen Zelte, Niemand ſchien ſich um ihn zu kümmern, als endlich ein Offizier der Leibwache des Veziers eintrat und ihm zu folgen befahl. Als er aus dem Zelte trat und ſein Auge über das türkiſche Lager ſchweifte, welches jetzt in vollem Leben vor ihm ſtand, überraſchte ihn ein ganz neues Schauſpiel. Aſiatiſche Pracht ſtrahlte ihm hier entgegen, das zahlloſe Heer, welches jetzt eben ausrückte, den Sold zu empfangen, konnte er nur mit Bewunderung anſtaunen, ſo wie die Menge der wiehernden Roſſe, der hohen Kameele, die in einem langen Zuge von Canea mit Lebensmitteln beladen, zum Lager zogen. Er ſah das zahlloſe Heer von Sklaven, welches zu dem Hofſtaate des Veziers gehörte, die prächtige Leibwache, die den allmächtigen Stellvertreter des Großherrn umgab, der an der Spitze des Heeres das alte Schrecken muſelmänniſcher Waffen erneute, während Sultan Mahomet im Serail den Lüſten fröhnte. Durch das rauſchende Gewühl von Kriegern, Hofleuten und Sklaven, gelangte er an das mit ſeidenen Stoffen behangene Zelt, auf welchem der ſtolze halbe Mond im Sonnenlicht erglänzte. Nicht lange durfte er hier verweilen; er wurde durch eine Reihe, mit köſtlichen Teppichen abgeſonderter, von Sklaven und Hofbedienten erfüllter Gemächer in den Saal geführt, wo er den Vezier, zwei Schreiber zu ſeiner Rechten, einen Dollmetſcher zur Linken, auf einem Polſter ſitzend fand.

Was iſt Dein Begehr? fragte der Dollmetſcher, ein Grieche aus Conſtantinopel, Nikola.

Was ich dem erlauchten Vezier zu berichten habe, darf ich nur ſeinen Ohren vertrauen! erwiederte dieſer muthig.

Ohne des Dollmetſchers Uebertragung abzuwarten, rief der Vezier den am Eingange ſtehenden Offizier, fragte ihn einiges, welches dieſer, ſich tief vor ihm neigend, bejahte; dann raunte er dem Dragoman einige Worte zu, der ſich ſogleich zu Nikola wandte.

Iſt das, was Du dem Vezier, meinem Herrn, zu vertrauen haſt, auch von Wichtigkeit, wie Du vorgibſt? Macht es Dich der Gnade würdig, ſelbſt mit dem mächtigen Herrn zu reden und von den Strahlen ſeines Feuerauges allein erwärmt zu werden? Ueberlege das wohl; denn iſt Dein Vorbringen nur die gewöhnliche Kunde gewiſſenloſer Ueberläufer, ſo wiſſe, daß Dich der Tod erwartet!

Ich bin auf ihn gefaßt! erwiederte Nikola ruhig.

Der Großvezier winkte; Alle entfernten ſich, außer dem Dragoman, ſeinen Vertrauten; denn verſtand der Vezier auch die griechiſche Sprache, redete er ſie auch geläufig, ſo erlaubte ſeine Würde und der Stolz ſeiner Nation nicht, öffentlich eine andere Sprache als die Seinige zu reden.

Rede! ſagte jetzt der Dragoman.

Nikola, ehe er begann, faltete ſeine Hände, blickte auf zu Gott, ein tiefer Seufzer ſtieg aus ſeiner beengten Bruſt empor, und ſo ſtand er, ſich Gott übergebend, einige Augenblicke vor dem gefürchteten Kinperali; dann ſagte er mit Faſſung: Herr! ich ſtehe vor Dir mit dem Vertrauen, daß Du, wie ſelbſt Deine Feinde ſagen, ein edler Mann, ein großmüthiger Feind biſt. Ich ſtehe vor Dir mit dem Bewußtſeyn, den Tod verdient zu haben und zittre nicht; denn wiſſe, ich habe Dir nichts von Candia zu berichten und bin meinem Vaterlande zu treu, um ein Verräther an ihm werden zu können.

Achmed Kinperali ſah zornig auf den Griechen, den dieſer Blick nicht entmuthigte; doch mochte die Kühnheit, mit welcher er vor ihm ſtand, den Vezier überraſchen und ihm Achtung gebieten, er mäßigte ſeinen Zorn und unterbrach Nikola nicht, der nach kurzem Schweigen fortfuhr. Weßhalb ich es gewagt habe vor Dir zu erſcheinen, Herr, iſt ein Geringes in den Augen des mächtigen Veziers, mir aber das Glück meines Lebens. Höre auf meine Worte, Herr! ſey barmherzig und der Gott der Chriſten — er iſt ja auch Dein Gott — möge auch einſt barmherzig gegen Dich ſeyn, ſtehſt Du Rechenſchaft zu geben vor ſeinem Throne.

Rede! rief ihm, ſich vergeſſend, der Vezier auf Griechiſch zu.

Im Gefecht des geſtrigen Tages iſt einer meiner Brüder in Deine Hände gefallen; gib ihn frei und nimm mich ſtatt ſeiner als Sklaven!

Dich? unterbrach ihn der Vezier verwundert —

Ja, Herr, nimm mich. Er iſt ein zarter Jüngling, ſchwach von Körper, nicht vermögend ſchwere Arbeit zu verrichten; ich, wie Du ſiehſt, bin ſtark und rüſtig, verſtehe die Laute zu ſpielen und mein Geſang könnte Dich ergötzen. Er würde vor Schmerz vergehn; ich biete meine

Hände freiwillig den Ketten und Du kannſt nur bei dem Tauſche gewinnen.

Der Vezier ſagte dem Dollmetſcher einige leiſe Worte. Und wenn nun des Herrn Milde Dich beſtrahlte, wenn er Dir das Leben ſchenkte, welches Deine Frechheit verwirkt hat und auch Dir die Sklavenketten gleich dem Bruder anlegen ließ?

Dann hätte ich mich in Achmed Kiupergli, dem Vezier der Muſelmänner geirrt; ich hätte ihn für größer gehalten als er iſt.

Der Vezier lächelte bei dieſen Worten; ſein edles Geſicht ſah wohlgefällig auf den Griechen, der mit ruhiger Faſſung ſein Schickſal erwartete.

Was bewegt Dich, für Deinen Bruder Dich opfern zu wollen? fragte der Dollmetſcher weiter: Bruderliebe allein iſt nicht ein ſo mächtiger Hebel.

Meine Pflicht, mein Glaube befahl es mir! erwiederte Nikola.

Auch bei dieſen Worten umdüſterte ſich Achmeds Antlitz nicht. Wer ihn, das lebhafte Auge wohlwollend auf den Griechen gerichtet, geſehen, der hätte kein Todesurtheil, er hätte Milde darin geleſen; ſelbſt für Nikola ſchien die Hoffnung aufzugehen, als ein eintretender Kämmerling die Unterredung ſtörte und der glückliche Augenblick vorüberging. — Vezier! Dein Sohn verlangt einzutreten; ſagte er, in demüthiger Stellung: darf er kommen? Achmed bejahte es. Muſtapha, der Anführer der Spahi, trat ein, verneigte ſich ehrfurchtvoll vor dem Vater und blieb in einiger Entfernung ſtehen.

Hat das, was Du mir zu ſagen haſt, Eile? fragte der Vezier mit würdevollem Ernſte und winkte dem Sohne, näher zu treten.

Herr! es betrifft ein Geſuch an Deine Großmuth, deſſen Erfüllung mich beglücken würde! erwiederte der Jüngling.

So verweile! ſagte der Großvezier und ſprach dann leiſe mit dem Dollmetſcher, während Muſtapha unwillig auf den Griechen blickte, welcher ſeinen heißen Wünſchen im Wege ſtand.

Chriſt! begann nun der Dollmetſcher: bezeichne mir den Gefangenen; der Herr will ihn ſehen, und iſt dem ſo wie Du ſagteſt, ſo könnte es wohl ſeyn, daß des Gebieters Milde Dich ſtatt ſeiner zurückbehielt.

Nur wenig Chriſten ſind geſtern gefangen, ſagte Nikola: nur Einer der Unſern. Leicht wirſt Du ihn auffinden können, da er während des Kampfes ein ſchwarzes Kreuz ſtatt einer Waffe trug —

Was willſt Du von dem? rief Muſtapha heftig; doch des Vaters finſtrer Blick gebot ihm, zu ſchweigen. Herr! wendete ſich der Dollmetſcher zum Sohne ſeines Herrn: dieſer Grieche hatte unter dem Vorgeben, daß er eine wichtige Nachricht von Candia mitzutheilen habe, den kecken Muth vor den mächtigen Vezier zu treten und zu bitten, ihn ſtatt ſeines geſtern gefangenen Bruders als Sklav zu behalten.

Chriſt, Du lügſt! ſagte Muſtapha ernſt: Der Gefangene, welcher, das ſchwarze Kreuz in der Hand, durch mich gerettet wurde, iſt Dein Bruder nicht, es iſt ein Weib!

So ſtehe ihr Gott bei! rief Nikola, die Hände faltend.

Iſt dem ſo? fragte der Vezier, ſich von ſeinem Polſter erhebend.

Ja, ſo iſt es! erwiederte Nikola furchtlos.

Iſt ſie Dein Weib? fragte der Dollmetſcher.

Nein!

Deine Schweſter? fragte er weiter.

Noch einmal ſagte Nikola ein ruhiges Nein!

Deine Geliebte? fragte Muſtapha, dem Dollmetſcher in die Rede fallend.

Sie liebt mich nicht, Herr! dieß Glück ward mir nicht zu Theil; gleichgiltig ging ſie an mir vorüber; erwiederte Nikola und ſein Auge wurde naß.

Und was bewog Dich, für ſie Deine Freiheit zu opfern? fragte der Dollmetſcher.

Ich ſagte Dir es ſchon einmal, meine Pflicht und mein Glaube! antwortete Nikola und ein freudiges Lächeln umzog ſeinen Mund, als ſähe er ſchon die Märtyrkrone vor ſich ſchweben.

Man führe ihn ab und werfe ihn in Ketten! befahl der Vezier, und als die Henker kamen und die eiſernen Bande um ſeine Hand legten, ſah der Grieche mitleidvoll auf den Vezier. Ich habe Dich für größer gehalten, Achmed Kiupergli, als Du biſt; ſagte er ſtolz und folgte mit heiterem Blick den Trabanten. Auch der Dragoman verließ das Gemach.

Beim Propheten! rief der Vezier, der ſtaunend

nend dem Griechen nachgeblickt hatte: der Chriſt verdient meine Bewunderung. — Sahſt Du die Gefangene? fragte er hierauf den Sohn.

Ja, Herr, ich ſah ſie.

Iſt ſie ſchön?

Trotz der männlichen Kleidung die ſie trug, iſt keine Houri des Paradieſes ihr zu vergleichen; erwiederte Muſtapha mit Wärme: ihr Auge feurig wie die Sterne der Nacht, ihr Mund purpurn wie der Kelch einer duftenden Roſe, die Wange dem Pfirſich gleich, welche der Sonne Strahlen geröthet —

Des Vaters ernſter Blick unterbrach die feurigen Worte des Jünglings. Und was willſt Du mit Deiner Sklavin beginnen? fragte er, den Sohn feſt in's Auge faſſend.

Sie war es, die mich ſo früh zu Dir herführte, Herr. Erlaube, daß ich ſie nach Candia zu den Ihrigen zurückſende.

War Abdallah in Deiner Nähe als Du das Mädchen ſahſt? fragte der Vezier.

Er war zugegen und nahm ſie in ſeinen Schutz; ſie iſt noch in ſeinem Zelte; erwiederte Muſtapha.

Das konnte ich ahnen, ſagte Achmed lächelnd: Gib Befehl, daß der Derwiſch ſie herbringe, jedoch nicht in männlicher Tracht; das reichſte Frauengewand ſoll ſie ſchmücken. Geh, mein Sohn! — Er reichte ihm die Hand, ſein Auge ruhte wohlgefällig auf dem edlen Jünglinge.

11.

In einer Sänfte, dem Auge der Männer verborgen, langte am Mittag Helene, vom Derwiſch Abdallah begleitet, bei dem Zelte des Großveziers an. Aus dem Gemache war Jedermann entfernt; nur Achmed und Muſtapha erwarteten ſie hier, die dicht verſchleiert, mit dem köſtlichſten Anzug einer Türkin bekleidet eintrat. Stolz war ihr Schritt, ihr Haupt frei und erhoben; ſo nahte ſie dem Manne, vor deſſen Zorn drei Welttheile erzitterten.

Hebe Deinen Schleier, Chriſtin! befahl der Wezier, nachdem er lange mit Wohlgefallen ihre edle Geſtalt betrachtet hatte. Helene zögerte einen Augenblick, dann warf ſie den Schleier zurück und mit Ehrfurcht gebietendem Blick ſah ſie auf Achmed Kiuperali, der erſtaunt und wohl gegen ſeinen Willen ſeine Bewunderung nicht ganz unterdrücken konnte. Er wandte jedoch ſchnell ſein Auge forſchend auf Muſtapha, der im Anſchauen Helenens verſunken, ſie mit glühendem Blicke betrachtete.

Helene ſchwieg; auch Muſtapha ſchien bei ihrem Anblick verſtummt zu ſeyn; der Vezier ſah bald auf das Mädchen, bald auf ſeinen Sohn; der Derwiſch beobachtete nur dieſen.

Muſtapha, begann endlich der Großvezier: wie könnte ich Deinen Muth, den Du an dem geſtrigen Tage ſo herrlich bewieſen, beſſer belohnen, als wenn ich Dir die Gefangene als Sklavin überlaſſe; ich glaube, nur die männliche Kleidung konnte Dich zu einem thörigen Entſagen beſtimmen, jetzt ſiehſt Du ſie im vollen Glanze ihrer Schönheit.

Muſtapha nahte ſich bei dieſen Worten Helenen. Bleib bei mir, ſchönes Mädchen! bat er: nicht meine Sklavin, ſey meine Herrin!

Statt Antwort warf Helene einen finſtern bedeutſamen Blick auf den mit Diamanten gezierten Dolch Muſtapha's, den ſie in ihrem Gürtel trug. Muſtapha verſtand die Antwort, und glühend vor Verlangen und Scham trat er zurück. Ich danke Dir, mein Herr und Vater, wandte er ſich dann nach kurzem Sinnen, während dem ſein Auge dem Auge Abdallah's begegnete, zu Achmed: ich weiß Deine Gnade zu ſchätzen, Herr! Aber ganz ihrer werth zu ſeyn, erlaube mir, daß ich die Griechin nach Candia zurückſenden darf.

Es ſey Dir erlaubt! ſagte der Vezier: Du aber, ſchöne Chriſtin, laß Deinen Schleier ſinken und verbirg uns Dein Antlitz; leicht könnte die Gluth Deiner Augen die Flamme von Neuem in Muſtapha's Herzen entzünden. Der Schleier ſank, Muſtapha ſeufzte tief auf, als ſeine Sonne unterging. Wer ſich ſelbſt zu beherrſchen weiß, verdient dereinſt Herr über Andere zu ſeyn; ſagte der Vezier, ſich zu ſeinem Sohne wendend: ich bin ſtolz auf Dich, Muſtapha, und danke Dir, Abdallah, daß Du den wilden Löwen gebändigt haſt. Er rief hierauf einen Kämmerling, gab ihm leiſe ſeine Befehle und während der Derwiſch ſich mit Helenen beſchäftigte, führte die Leibwache Nikola wieder herein.

Grieche, ſagte der Vezier ernſt: was Ihr Chriſten groß nennt weiß ich nicht, ich kenne die Wage nicht, mit der Ihr des Menſchen Werth abwägt, doch will ich verſuchen, ob ich Dir edel erſcheinen kann. Nehmt ihm die Ketten ab! befahl er: Du biſt frei; kehre zu den Deinen zurück, und damit Du ſiehſt wie großmüthig ich bin, nimm dieß Weib von mir zum Geſchenk; führe ſie heim; ſie ſey Dein Eigenthum.

Staunend ſah Nikola auf die verſchleierte Geſtalt; dann wandte er ſich ſchnell zu dem Großvezier, neigte ſich vor ihm und ſagte mit bewegter Stimme: Ich erkenne Deine Güte, Deine Großmuth, Herr; aber ſie beglückt mich nicht. Willſt Du, daß ich, ein Feind Deines Glaubens Deinen Edelmuth preiſen ſoll, ſo behalte dieß Weib und laß mir meine Feſſeln; nur ſie gib frei, oder gib ihr, der reinen makelloſen Jungfrau und auch mir den Tod!

Thor! nahm der Derwiſch das Wort: hebe erſt den Schleier von ihrem Antlitz, ſchau ihr in's Auge und, beim Propheten ſchwör' ich, Du biſt von ihrer Schönheit entzückt und ſinkſt dem Stellvertreter des Padiſchah dankbar zu Füßen.

Und wäre ſie ſchön wie eine Himmliſche, wäre ſie das Vollkommenſte der Erde, mein Herz blieb kalt! rief Nikola begeiſtert.

Hebe den Schleier, Chriſtin! befahl der Vezier. Der Schleier hob ſich, und mit dem Ausruf: Helene! ſtürzte Nikola auf ſie zu; doch plötzlich hielt er an, wendete ſich zum Vezier. Herr! rief er, ſein Knie vor ihm beugend: nur vor Gott und den Heiligen habe ich mein Knie gebeugt, noch nie vor einem Menſchen; aber der gütige Vater im Himmel wird es mir vergeben, daß ich vom Gefühl durchdrungen Dir dieſe Huldigung des Dankes bringe!

Beugſt Du das Knie nur vor Deinem Gott, ſagte der Vezier mit Milde: ſo erhebe Dich; auch ich bin nur ein Menſch und verlange nicht göttliche Anbetung.

Nikola erhob ſich, ſein Blick traf Helene, deren Antlitz der Schleier wieder bedeckte; er ſollte die Gluth ihrer Wangen verbergen, denn Nikola's Heldenmuth und die hingebende Liebe, die er ſo eben ausgeſprochen, hatten ſie tief erſchüttert, obgleich ſie noch nicht wußte, wie und weßhalb er in's türkiſche Lager gekommen ſey.

Als der Vezier dem Derwiſch befahl, die Griechen zur Barke zu begleiten, trat Helene zu Muſtapha. Ich habe in Deinem Zelte ein theures Pfand zurücklaſſen müſſen! ſagte ſie: Das ſchwarze Kreuz, welches ich bei dem Ausfalle trug; laß es mir zurückgeben.

Du wirſt es in dem Boote finden, beruhigte ſie der Derwiſch, während Muſtapha ihr freundlich: Lebewohl! ſagte.

Herr! fuhr Helene fort: Du haſt ſo edel an mir gehandelt; ſprich, wie könnte ich Dir dankbar ſeyn?

Vergiß meine Bitte nicht, erwiederte Muſtapha: und gedenke mein!

Ich werde Deiner ſtets eingedenk ſeyn; verſicherte Helene: aber haſt Du ſonſt keinen Wunſch?

Nur zwei ruhen in meiner Bruſt, und beide kannſt Du nicht erfüllen; ſagte der junge Türke.

Und dieſe ſind? fragte ſchnell der Vezier.

Dir dereinſt an Werth und Würde zu gleichen, mein edler Vater, und wenn Allah mir den Todesengel ſendet, daß er mich, das Schwert in der Hand, vom Schlachtfeld abrufen möge.

Gott iſt gnädig! ſagte Helene: er wird Deine Bitte erhören. Sie neigte ſich vor dem Vezier und verließ, von Abdallah begleitet, das Zelt.

Auf dem Wege nach dem Meere fragte Abdallah den Griechen: Wußte der Venetianer Moroſini, daß Du hieher in unſer Lager gehen würdeſt?

Nein! erwiederte dieſer: Ich unterrichtete ihn nicht von meinem Vorhaben, er hätte mich daran gehindert.

Und willſt Du in Candia einem ſichern Tod entgegen gehn? fragte er weiter: noch iſt es Zeit. —

Die Reinheit meiner Abſicht ſchützt mich, erwiederte Nikola: dorthin führt mich meine Pflicht.

Du kennſt den feſten unerſchütterlichen Venetianer ſchlecht, ſprach der Derwiſch, bedachte ſich einen Augenblick, dann ſagte er freundlich: Ziehe nur hin! Der Herr wird Dich ſchützen.

Unter freundlichem Geſpräche gelangten ſie an's Meer, wo ſie zwei griechiſche Sklaven und mehrere köſtliche Zeuge auf einem bereitſtehenden Boote fanden. Der Vezier ſchenkt als Beweis, wie ſehr er Deinen Muth ehret, den beiden Sklaven die Freiheit, ſprach jetzt der Derwiſch: Dir, Helene, ſendet Muſtapha dieß Geſchenk. Lebt wohl und bleibt demüthig im Glück, wie Ihr ſtandhaft im Unglück waret! Der wakkere Alte verließ ſie, das Boot ſtach in die See, und Helenen wollte es dünken als ob ſie längs dem Strande des Meeres die edle Geſtalt Muſtapha's auf ſeinem Araberroſſe dahin jagen ſähe.

12.

Ein ſtarker Weſtwind trieb die Barke pfeilſchnell über die Wogen; kaum bedurfte es der Ruder, ihren Lauf zu beeilen. Helene ſaß neben dem Steuer, das Nikola lenkte, beide ſchwiegen. Laßt uns nach Standia ſchiffen, ſagte ſie, endlich das Schweigen brechend: Ihr kennt den eiſernen Sinn Moroſini's, kennt die Strenge der venetianiſchen Geſetze, gebt Euch ihnen nicht Preis.

Sie würden doch nur mich treffen, Helene, erwiederte Nikola: deßhalb kümmert Euch nicht.

Freund, treuer Freund, ſagte Helene mit tiefer Rührung: verkennt Ihr ſo mein Herz? Glaubt Nikola, ich bliebe kalt bei ſeiner Alles mir opfernden Liebe? Glaubt Ihr, ich fühle nicht den Werth eines Herzens wie das Eurige? — Wendet den Blick nicht von mir, ſchaut freundlich mir in's Auge.

Ihr waret auch ohne mich gerettet, antwortete Nikola: und frei, wie mir der Derwiſch, während wir nach dem Meere gingen, ſagte; Muſtapha hatte ſchon über Euer Schickſal entſchieden, ehe noch mein Wille zur That wurde. Warum dankt Ihr mir? An ihm fandet Ihr einen Gönner und Beſchützer; ihm gebührt allein der Dank, ihm Eures Herzens Ergießung.

Ich werde den Jüngling ehren ſo lange ich bin! erwiederte Helene mit Feuer: Er handelte edel an mir, Ihr, Nikola, handeltet groß; er entſagte einem tyranniſchen Recht, Ihr weihtet Euch uneigennützig der Sklaverei, dem Tode.

Für ihn ſchlägt mein dankbares Herz, — für Euch — ſie ſtockte —

Und für mich? fragte Nikola mit einem Tone, in welchem ſich die Stimmung ſeines Gemüthes ganz ausdrückte.

Nikola! antwortete Helene nach kurzem Sinnen: In meinem Herzen ſteht Euer Bild als das edelſte der Welt; in meinem Herzen ruht der Wunſch, Euch danken zu können mit Wort und That; aber verzeiht mir mein offenes Geſtändniß: Der Freundſchaft reine Flamme fühl' ich wohl, doch nicht der Liebe Gluth. Verlangt mein Leben, ich gebe es willig für Euch; verlangt mein irdiſches Glück, freudig opfere ich es Euch. Aber das Herz mit ſeiner Sehnſucht und ſeinen Träumen iſt einer geheimen Macht unterthan, die es launiſch beherrſcht. Ueberlaßt es der Zeit, nehmt den Kranz von Ephen ſtatt des von Myrthen aus Helenens Hand und das Geſtändniß, daß ich keinen Mann auf Erden, ſelbſt den Malteſer nicht, ſetzte ſie leiſe hinzu: ſo hoch achte als Euch.

Ein bittres Lächeln umzog Nikola's Mund, er wendete das Steuer. Alſo nach Standia wollt Ihr? ſagte er ſchmerzvoll: Euer Wille geſchehe! Er warf das Segel herum, gab den Ruderern ſeine Befehle, ergriff das Steuer wieder und ſchwieg. Helene war niedergeſchlagen und in ſich verſchloſſen.

Schon lag Candia hinter ihnen, der Hafen von Standia war nicht mehr fern, als Nikola plötzlich das Schweigen brach. Wollt Ihr in dieſer unheiligen Kleidung auf chriſtlichem Boden landen? Oder gefällt Euch dieſes mit Pelz verbrämte Gewand, dieſer Turban ſo wohl, daß Ihr ihn nicht ablegen könnt? Wahrlich! begegneten uns Schiffe, man glaubte, ich habe Euch aus des Großveziers Harem geraubt; denn Helene, die Tochter der edlen Wittwe Anaſtaſia, ſuchte man nicht unter ſolchem Gewande. Nehmt meinen Mantel, werft ihn um, hüllt Euer Antlitz in den dreifachen Schleier. Ich weiß zwar nicht, fuhr er fort, ihr ſeinen Mantel reichend: ob Ihr ſo bereitwillig ſeyd, meine Bitten zu gewähren, als Ihr ſcheint die Bitte Muſtapha's erfüllen zu wollen; aber ich erſuche Euch, denn wenn Ihr in dieſer Kleidung mir gegenüber ſitzt, ſchwinden alle frommen Gedanken und ich habe noch nicht zu Gott mein dankendes Gebet erheben können, daß er Euch der Gefahr entriſſen hat. Helene warf den Mantel um, bedeckte ihr Antlitz mit dem Schleier und verbarg mit ihm eine Thräne, die ihr Nikola's bittere Worte erpreßt hatten. Nikola begann nun ein leiſes Gebet zu murmeln. Als er es geendet hatte, fragte er die Griechen, welche emſig ruderten, von welcher Inſel ſie wären und erfuhr, daß ſie Candioten und von Spina longa ſeyen. Sie wären, erzählten ſie, auf einem Kauffahrer gefangen in das Lager der Türken geführt und dort in ſchmählicher Sklaverei gehalten worden. Erſt am heutigen Morgen hätten ſie unvermuthet ihre Freiheit erhalten. Nikola erkundigte ſich noch nach Manchem, ihre Verhältniſſe betreffend, und als ſie jetzt in der kleinen Bucht an dem Garten Anaſtaſia's landeten, überließ er ihnen die Barke, um nach ihrer Heimath zurückzukehren.

Als Helene, das Kreuz in der Hand, die Trümmer der alten römiſchen Villa betrat, ſtellte ſie das Heilige vor ſich auf, ſank auf ihre Kniee und dankte Gott für ihre wunderbare Errettung. So manche heiße Bitte ſtieg in ihrem Gebete auf; auch Nikola's gedachte ſie und flehte zu Gott, daß er ihr Herz zu dem edlen finſtern Manne wenden möge, damit ſie ihm das Einzige reiche, womit ſie ihm lohnen könne. Geſtärkt erhob ſie ſich, bot Nikola herzlich die Hand, der mit keinem Laut ihr Gebet unterbrochen und düſter auf ſie geblickt hatte, jetzt aber die Dargebotene leidenſchaftlich ergriff. Helene! rief er feierlich: Ihr habt eben zu Gott Euer Gebet erhoben. Brachtet Ihr dem barmherzigen Vater im Himmel Euren Dank oder flehtet Ihr um Vergebung Eurer Sünden?

Helene warf den Schleier zurück und ihr dunkles Auge heftete ſich ſtolz und ſtrafend auf den Griechen, der ihrem Blicke forſchend begegnete. Ich will Eurem Auge vertrauen, fuhr er fort: aber ehe ich Euch in die Arme Eurer Mutter zurückführe und mich dort von Euch trenne, muß mein gepreßtes Herz noch eine Frage an Euch thun: welche Bitte ſolltet Ihr dem Sohne des Veziers erfüllen?

Dieß muß ich Euch verſchweigen, Nikola, antwortete das Mädchen und eine leichte Röthe überflog ihr Antlitz.

Jede Verbindung mit dem Feinde iſt ein Verbrechen, Helene, ſagte der Grieche ernſt: was im Dunkel verborgen bleiben muß, was das Licht ſcheut, gehört dem Böſen —

Kümmert Euch deßhalb nicht, edler Freund. Seine Bitte betraf nur mich.

Nur Euch? wiederholte er bitter lächelnd: So kommt! Denn was Ihr Muſtapha noch zu erfüllen verſprochen habt, gehört wohl nicht für mein Ohr.

Nikola! unterbrach ihn die Jungfrau gekränkt: ſolch argen Verdacht glaubte ich nicht in Eurem Herzen zu finden; kommt! Dieß ſagend eilte ſie nach der Wohnung ihrer Mutter, Nikola folgte ihr.

13.

Anaſtaſia, von der Gefangenſchaft ihrer Tochter benachrichtigt, hatte ſie ſchon verloren geglaubt. Deſto größer war ihr Erſtaunen, ihre

Freude, als ſie Helene an Nikola's Seite eintreten ſah. Im erſten Augenblicke des Wiederſehens bemerkte ſie die fremde Kleidung nicht, ſpäter aber mußte ihr Helene das Räthſel löſen, weßhalb ſie in dieß reiche Gewand gekleidet ſey, und nun bewunderte Anaſtaſia die koſtbare Perlenſchnur welche Helenens Hals ſchmückte, die Juwelen welche von dem Griff des Dolches und dem Gürtel ihr entgegen blitzten, und die weibliche Eitelkeit konnte ſelbſt in dieſem feierlichen Augenblicke ihre Freude hierüber nicht unterdrücken. Finſter ſah Nikola dem Allen zu; ohne Lebewohl zu ſagen, entfernte er ſich und zog ſich in das kleine Häuschen zurück, welches in glücklichern Zeiten ſein Vater in einer Limonien-Pflanzung auf der Inſel gebaut hatte, und das Nikola, ſeit Helene Candia verlaſſen, oft bewohnt hatte.

Hier traf ihn ſchon am andern Abend ein Befehl Moroſini's, ſogleich nach Candia zu kommen. Die Eile, mit welcher der ihm den Befehl überbringende Offizier ihn erſuchte, ſchleunig Folge zu leiſten, einige päbſtliche Soldaten, welche er in der Nähe ſeiner Wohnung erblickte, ließen

ließen ihn nicht mehr zweifeln, daß er ein Gefangener ſey. Er ordnete noch Einiges an, dann folgte er dem Offizier an den Bord einer Galeaſſe, die noch am Abend nach Candia ſegeln ſollte. Wie groß war ſein Erſtaunen als er Helene in der Cajüte fand, die ihm heute in der kriegeriſchen Tracht der Candioten ungleich reizender erſchien als in der prachtvollen einer Türkin; nur der mit Juwelen ausgelegte Dolch, den ſie in ihrem Gürtel trug, ſchlug ſeine Freude nieder und erweckte ihm trübe Erinnerungen. Was führt Euch hieher, Helene? fragte er ſie düſter: Kehrt Ihr zur Vertheidigung in die Mauern Candia's zurück oder um als Wärterin an dem Siechbette des Verwundeten zu weilen?

Keines von beiden! erwiederte ſie ernſt: Ihr wurdet in unſerer Wohnung geſucht; ich erfuhr, daß Ihr zu dem Generaliſſimus beordert wäret, leicht konnte ich die Urſache errathen, und ſo war es meine Pflicht, Euch zu begleiten, denn nur ich allein kann für Euch zeugen.

Ich danke Euch, Helene! erwiederte er, und zum Erſtenmale ſeit langer Zeit war der Ausdruck ſeines Geſichts reine, ungetrübte Heiterkeit.

Auch Helene ſchien ſorglos; ſie ahnete wohl Gefahr, aber der gerechten Sache vertrauend zweifelte ſie keinen Augenblick, daß die edle That Nikola's, welche ſelbſt dem Vezier Achtung eingeſtößt hatte, die nämliche Wirkung bei einem chriſtlichen Heerführer nicht verfehlen könne. Sie freute ſich überdieß, vielleicht eine Gelegenheit zu finden, einen kleinen Theil ihrer Schuld an Nikola abtragen zu können, die ihr zwar nicht drückend, aber eine ewige läſtige Mahnerin war. Vielleicht — wer erforſcht das weibliche Herz in ſeiner ganzen Tiefe — zog ſie auch der Malteſer nach Candia's Mauern zurück.

Der Offizier, welchem, wie es ſchien, die Bewachung Nikola's anvertraut war, miſchte ſich jetzt in ihr Geſpräch und ſuchte dieſen auszuforſchen, weßhalb er zu dem General geführt werden ſolle; der Grieche antwortete unbeſtimmt. Helene ſchwieg bei den Fragen des Zudringlichen und ſo gelangten ſie, obgleich mit ungünſtigem Winde, dem Hafen Candia's immer näher. Plötzlich ſtörte ein lautes Getöſe ihre Unterredung, das Meer ſchien aufgeregt, die Wellen brauſten, rauſchend fuhr es an ihnen vorüber; ſie eilten auf das Verdeck, und hier ſahen ſie ſich von einer Menge vorbeiſegelnder Schiffe umgeben. Was iſt das? fragte Nikola ſtaunend. Es ſind die Franzoſen, welche Candia verlaſſen! erwiederte der Offizier: Nach der Lehre, welche ihnen die Türken beim letzten Ausfalle gegeben, iſt ihr prahlender Muth geſunken; die Helden, welche allein das feindliche Lager ſtürmen wollten, haben ſich ſchnell eingeſchifft und davon gemacht. Glückliche Reiſe, Ihr Prahlhänſe! rief der Venetianer ihnen zu: möget Ihr in den Wellen den Tod finden, dem Ihr hier zu entfliehen ſucht!

Nikola und Helene wurden durch dieſe Nachricht traurig geſtimmt. Die Hülfe, welche er ſo ſehnlich zur Rettung ſeines armen Vaterlandes erwartet, hatte nun nach wenigen Tagen die bedrängte Stadt muthlos wieder verlaſſen; in Helenen erweckte die vorüberſegelnde Flotte lebhaft den Gedanken an Heinrich d'Aubüſſon; ſie glaubte, auch er habe trotz ſeiner Wunde ſich eingeſchifft und ſie ſehe ihn nie wieder. Sie fragte ſich zwar, warum ſie das betrübe, warum ihr ſchwankendes Herz immer noch an dem Trenloſen hange; aber das Herz glaubte ihn nicht treulos, es blieb ſein ſteter Vertheidiger.

Die Thränen der erſten Liebe verwiſchen das Bild des Geliebten nur ſchwer, nur unter ewigen Schmerzen reißt es ſich allmählig los, doch ſelten ganz; eine freundliche Rückerinnerung bleibt noch immer an dieſe Tage der Wonne zurück und geht mit uns in das ernſtere Leben über. Auch Helene konnte die ſanfte Rührung, welche ſie bei dem Gedanken an ihn empfand, nicht unterdrücken; ſie hätte ihn ſo gern vergeſſen, hätte ſo gern ihre Neigung auf den Mann übergetragen, der ſo lange ſchon ihr mit Liebe zugethan, ſich zu ihrer Rettung freudig der Sklaverei, dem Tode geweiht hatte; aber ſie vermochte Beides nicht. Zu feſt ſtand d'Aubüſſon's Bild in ihrem Innern, zu ſehr ſtieß ſie die heftige Leidenſchaft, der finſtere Glaube Nikola's von ihm ab. Von ſolchen widerſtreitenden Empfindungen gequält ſah ſie das rauchende Candia aus der Morgendämmerung vor ihrem Blicke aufſteigen, ſie hörte den furchtbaren Donner der Kanonen, womit der Feind während der ganzen Nacht und auch jetzt noch die bedrängte Stadt geängſtigt, und die wenigen Häuſer, die noch auf dem Platze der St. Marcuskirche unverſehrt geſtanden, in Brand geſchoſſen hatte. Dieſen traurigen Anblick im Auge nahten ſie dem Hafen und liefen mit günſtigem Winde, obgleich von den türkiſchen Strandbatterieen beſchoſſen, glücklich ein.

Der Offizier führte nun Nikola ſogleich zum Generaliſſimus, den ſie auf dem Hornwerke am Meere in voller Thätigkeit fanden. Er verließ, ſobald er ſie kommen ſah, den Wall, trat in die Caſematte, welche er hier zu ſeiner Wohnung hatte einrichten laſſen und befahl Nikola, ihm zu folgen; der Offizier aber blieb mit Helenen am Eingange zurück.

Grieche! redete ihn Moroſini mit dem Stolz und der Würde eines venetianiſchen Nobile an: Du haſt es gewagt, Candia heimlich auf einem Fahrzeuge zu verlaſſen und in das feindliche Lager zu gehen: Weißt Du, welche Strafe Dich erwartet?

Nach dem Geſetze der Tod! erwiederte Nikola furchtlos.

Und dieß kennend, ſprich, was bewog Dich zu dieſem frevelhaften Unternehmen?

Ich weiß nicht, Herr! ob Ihr das was ich Euch ſagen könnte verſtehen werdet; antwortete Nikola: mich trieb ein menſchliches Gefühl, und Ihr, Herr, müßt in Eurer Stellung oft dieß Gefühl gegen Eure beſſere Ueberzeugung verläugnen. — Eine Griechin, die nämliche welche bei allen Ausfällen den Soldaten das Kreuz vorträgt, Helene Panos, ward bei dem letzten Ausfalle gefangen; ſie zu retten, ſtatt ihrer die Ketten zu tragen oder für ſie zu ſterben, wagte ich das kecke Unternehmen. Dieß Herr iſt — bei meinem Gott ſey es geſchworen! — die lautere Wahrheit. — Ihr ſchüttelt zweifelnd Euer edles Haupt? Ich glaube wohl daß Ihr es nicht zu verſtehen vermögt, wie man einem theuren Weſen ſolch Opfer bringen kann; Ihr lebt nur für Euer Vaterland. Wohl Euch, daß Ihr dafür leben, ſterben könnt! ſetzte er ernſt hinzu: Und was vermöchtet Ihr nicht für das Geliebte zu opfern?— Er ſchwieg. Moroſini war nachdenkend geworden. — Auch habe ich dem Papa Ambroſios, Euch als ein würdiger Prieſter bekannt, mein Vorhaben vertraut, fuhr der Grieche fort: damit, im Fall ich mit dem Leben zahlte, mein guter Name gerettet und ich nicht für einen elenden Verräther gehalten würde.

Ruft mir den Prieſter Ambroſios! befahl Moroſini. Und nun berichte mir, wandte er ſich wieder zu Nikola: was Du im türkiſchen Lager geſehen und wie Du dort aufgenommen wurdeſt; nur durch die Mittheilung wichtiger Nachrichten kannſt Du die Strafe Deines Vergehens mildern.

Herr! erwiederte Nikola: könnte ich Euch Wichtiges berichten, ſo thäte ich es ſchon zum Beßten Candia's und die Religion beföhle mir, Alles zu nutzen, womit ich den Ungläubigen ſchaden könnte; ſo aber weiß ich Euch nur wenig zu ſagen. Ich landete an den Strandbatterieen des weſtlichen Ufers; dort fand ich, ſo wie in den Laufgräben und auf den Baſteien Alles wachſam und munter; ich begegnete der Ablöſung, die gegen St. Andrä und das Hornwerk zog; es mochten wohl an 2000 Mann ſeyn. Im Lager lag Alles in tiefer Ruhe; hätten 1000 Entſchloſſene in der Stille landen können, wären ſie raſch eingebrochen, ſie hätten ein furchtbares Blutbad unter den Ungläubigen angerichtet.

Und der Großvezier? fragte Moroſini von Neuem.

Iſt ein Mann in ſeiner vollen Kraft, von ſchönem männlichen Anſehen, mild und freundlich; er hat edel an mir gehandelt.

Und wodurch weckteſt Du ſeinen Edelmuth?

Gott mag ſein Herz gelenkt haben; ich weiß es nicht zu enthüllen. Mein Freimuth gefiel ihm, er ſchien meine kühne That wohlwollend zu beurtheilen. Einen Augenblick nur, als er erfuhr daß ich ihn hintergangen und der Gefangene ein Mädchen ſey, ward er zornig; jedoch ſchien ihn Muſtapha, ſein Sohn, und ein alter Derwiſch, der viel bei ihm zu gelten ſcheint, beſänftiget zu haben.

Ich kenne den Derwiſch; ſagte Moroſini: es iſt ein ſeltener Mann. — Du ſahſt den Sohn des Veziers, ſchildere mir ihn.

Befragt deßhalb Helene Panos; ſie ward von ihm gefangen, hielt ſich bei ihm auf und ward dann von ihm freigegeben; erwiederte Nikola.

Ohne Löſegeld? fragte mit zweideutigem Tone der General.

Nikola ſchwieg; Purpurröthe überflog ſein Geſicht.

Iſt ſie mit Dir von Standia herübergekommen?

Sie iſt mir hieher gefolgt, erwiederte Nikola: ich glaube, ſie weilt noch am Eingange. Moroſini befahl, die Griechin einzuführen.

Helene trat ein. Ihr waret von Muſtapha Kiupergli gefangen und längere Zeit um ihn? fragte der General, ohne von des Mädchens holdem Antlitz überraſcht zu ſeyn.

Nicht eine Stunde befand ich mich in ſeiner Nähe, erwiederte Helene: ich folgte dem Derwiſch Abdallah in ſein Zelt.

Gleicht der Sohn dem Vater, iſt es ein kriegeriſcher Mann? fragte Moroſini weiter.

Ich ſah ihn zuerſt im Kampfgewühl. Es iſt ein ſchöner, edler Jüngling, dem ich meine Bewunderung zollen muß. In der Bruſt dieſes Muſelmannes ſchlägt ein menſchlich Herz, das oft in der Bruſt des Chriſten bei kalter Größe untergeht. — Moroſini fühlte den Sinn dieſer

Rede, ſein Geſicht umdüſterte ſich. — Was haſt Du von dem türkiſchen Heere geſehen? fragte er weiter.

Eine unabſehbare Menge Zelte, Roß und Mann in unzähliger Anzahl ſah ich vor mir; doch ſchien mir viel unnützer Troß darunter zu ſeyn.

Indem ſie dieß ſagte, trat Ambroſios ein. Ich habe Euch rufen laſſen, begann nun Moroſini, ſich, jedoch ohne beſondere Aufmerkſamkeit nach ihm wendend: Zeugniß für dieſen Griechen abzulegen; er beruft ſich in ſeiner Vertheidigung auf das, was er Euch vertraute.

Seine Abſicht war edel, Herr, erwiederte Ambroſios: ſo edel, daß das ſtrenge Kriegsgeſetz entehrt würde, wolltet Ihr es hierauf anwenden.

Die Anwendung überlaßt mir, Papa! unterbrach ihn Moroſini kalt. Ich danke Euch für Eure Mühe! fuhr er fort, nur wenig das Haupt neigend: Ihr ſeyd entlaſſen. — Dir, Nikola, wandte er ſich nun zu dieſem: Dir ſchenk' ich das verwirkte Leben; ich will die Abſicht wägen, nicht die That. Enthalte Dich künftig jeder Gemeinſchaft mit dem Feinde; einmal nur laß ich Gnade für Recht ergehn. Geh auf Deinen Dir angewieſenen Platz und bezeige Dich dort als einen muthigen Streiter, als einen gläubigen Chriſten.

Du aber, Helene Panos, vergiß des Türken Edelmuth und ſeine jugendlich ſchöne Geſtalt. Des Weibes Herz wird oft von dem Auge verlockt. Schweife mit Deinen Gedanken nicht über die Wälle der Stadt, nicht nach dem feindlichen Lager; Du möchteſt vielleicht mein Herz nicht ſo weich und edel geſtimmt finden als das Herz des Türken. Ich warne Dich!

Wofür, General? ſagte Helene, ſtolz auf Moroſini blickend.

Statt Antwort winkte er, daß ſie ſich entfernen ſollten. Helene verweilte, ſie ſchien die Antwort auf ihre Frage zu erwarten. Moroſini wollte es wahrſcheinlich nicht bemerken, er ließ ſie ſtehen und entfernte ſich.

Die Milde des ſonſt ſo ſtrengen Generals hatte einen ganz andern Grund als Berückſichtigung der edlen Abſicht Nikola's. In der nämlichen Stunde, in welcher der Großvezier die Griechen zurückgeſchickt, hatte er auf Abdallahs

Bitte einen jungen gefangenen Venetianer, für deſſen Freilaſſung der General, wiewohl vergebens, ſchon mehrmals ein bedeutendes Löſegeld geboten, unter der Bedingung frei gegeben, daß Moroſini Nikola begnadige. Auch ließ er ihm mehrere Vorſchläge, die Uebergabe der Stadt betreffend, durch den Venetianer machen, der das Verſprechen geben mußte, im Fall der General in Hinſicht Nikola's des Veziers Wünſche nicht erfüllte, ſich wieder als Gefangener zu ſtellen.

So wenig Moroſini die Vorſchläge wegen der Uebergabe berückſichtigte, ſo ſehr war ihm doch an der Freiheit ſeines Neffen gelegen, um nicht gern einem Manne zu verzeihen, der nur in guter Abſicht gefehlt und deſſen Verbrechen ohne Folgen geblieben war. Er ließ Nikola nur von Standia abholen, um vielleicht von ihm irgend eine wichtige Nachricht aus dem türkiſchen Lager zu erhalten. Was ihm aber dieſer ſowohl als Helene berichtete, hatte für ihn keinen ſonderlichen Werth; jedoch mißtrauiſch wie er war und wie er es bei den vielen Verräthereien auch Urſache hatte zu ſeyn, glaubte er auf Helene ein wachſames Auge haben zu müſſen; ihm war Muſtapha's uneigennütziger Edelmuth unglaublich, der nächtliche Aufenthalt im Lager, die reiche prachtvolle türkiſche Kleidung, von der ihm ſchon ſeine Kundſchafter in Standia Nachricht gegeben hatten, des Veziers großmüthiges Benehmen gegen Nikola, alles dieß ließ ihn glauben, Helene habe ihre Freiheit theuer erkauft, und die Wärme, mit der ſie von Muſtapha geſprochen, blieb ihm verdächtig; er umſtellte ſie mit Spionen.

14.

Während Helene in die Wohnung der Frauen eintrat, ihr Kreuz neben ihren Waffen wieder aufhängend, mit tiefer Rührung Gott für ihre Errettung dankte und ſie von Allen mit wahrer aufrichtiger Freude empfangen wurde, hatte Nikola den Malteſer aufgeſucht. Er fand ihn noch in der Caſematte der Baſtion Sabionera an ſeiner Wunde niederliegend, jedoch außer Gefahr. Die Ritter von Malta, ihrer Beſtimmung getreu, waren den Franzoſen nicht gefolgt und zur Vertheidigung Candia's zurückgeblieben; um ſo weniger hatte d'Aubüſſon die Stadt verlaſſen, da er wegen Helenens Schickſal in peinlicher Ungewißheit und Sorge, die Ankunft ſeines Vaters mit der von Ludwig dem Vierzehnten den Venetianern verſprochenen Hülfe erwartete.

Der Marquis d'Aubüſſon hatte ſchon früher in Candia, während der erſten Belagerung dieſer Stadt, unter Moncenigo heldenmüthig gefochten und war erſt nach mancher empfangenen Wunde nach Frankreich zurückgekehrt. Durch das Zureden ſeines Freundes, des Herzogs von Navailles beſtimmt, welcher das franzöſiſche Hülfscorps befehligte, wollte er noch einmal und an der Seite ſeines Sohnes auf Candia's Mauern fechten. Vielleicht bewog ihn auch noch ein anderer Grund, ſich dem muthigen Kriegerhaufen anzuſchließen und in ſeinem reiferen Alter noch einmal hier das Schwert für ſeinen Glauben zu ziehen.

Die Nachricht, daß Helene gerettet ſey, gab dem Malteſer neues Leben; mit herzlicher Rührung dankte er Nikola, bewunderte ſeine edle That, und als lebe nur ihr Bild in ſeinem

Herzen, ſo glühend, alle Rückſicht vergeſſend, drückte er den Griechen an ſein Herz, der über dieſen leidenſchaftlichen Ausbruch der Freude den Malteſer verwundert anſtaunte.

Herr! ſagte er endlich: erkläret mir Euer Benehmen. Freiwillig, wie Ihr ſagtet, nahmt Ihr das Kreuz, das Euch von Helenen für immer trennt und doch ſcheint Euer Herz nur für ſie zu ſchlagen, Euer Gebet nur für ſie aufzuſteigen? Sagt mir, was feſſelt Euch noch an das Mädchen, nachdem Ihr ſelbſt die Bande gelöſt habt? Welcher Zauber hält Euch noch an ihr feſt, da Ihr Euch doch ſelbſt aus ihrem Zauberkreiſe gebannt habt? Löſt mir dieſen Widerſpruch!

Nikola! erwiederte d'Aubüſſon, und ſein düſteres Auge verrieth, daß eine traurig tönende Saite in ſeinem Innern berührt worden war: meine Liebe zu Helenen fließt jetzt aus einer andern Quelle; einſt war ſie ein Waldbach, ſich über Felſen herab zu ihren Füßen ſtürzend; jetzt fließt ſie ſtill murmelnd dahin. Seit ich ihr entſagen mußte, iſt der Sturm der Leidenſchaft vorüber und nur ein linder Weſt ſpielt noch um mein Herz und führt es auf ſeinen ſanften

Schwingen zu ihr. Ich kann mit ruhigem Blicke es ſehen, daß Ihr Euch um ihr Herz bewerbt; es würde mich freuen, jetzt doppelt freuen, wenn Ihr des Mädchens Liebe gewönnet. Ihr habt Euch ein Recht auf ſie erworben; ich gönne Euch Euer Glück.

Ritter! rief der Grieche lebhaft: könnt Ihr mir es gönnen, dann habt Ihr Helene nie geliebt!

Laßt uns davon ſchweigen, Nikola! fiel ihm d'Aubüſſon unmuthig in die Rede: Sie war meine erſte, ſie iſt meine letzte Liebe. Deßhalb nahm ich das Kreuz. Aber berührt dieſe Saite nicht mehr, Nikola! ſucht ihr Herz Euch zu gewinnen.

Nikola ſchüttelte bedenklich den Kopf. Seinem ſtürmiſchen leidenſchaftlichen Gemüthe war die ruhige duldſame Liebe des Ritters undenkbar. Ihm war die Liebe das Feuer eines Vulkans, das unaufhaltſam hervorbrechend Alles was ſich ihm entgegenſtemmt zerſtört. Nur ſein gläubiges Gemüth hatte ihm den Dolch aus der Hand gewunden, den er ſchon ſo oft auf d'Aubüſſon gezückt hatte; ſeine Liebe zu Helenen, die ohne Lohn Alles andre opfern konnte, war doch nicht

nicht edel genug, ſich ſelbſt zu opfern; einmal ihr Herz ſein nennend, wäre es ihm ein Heiligthum geweſen, das er nur mit ſeinem Leben gelaſſen hätte. Der Gleichmuth, welchen der Malteſer bei dem offenen Geſtändniß, Helene ſey ihm noch theuer, bewies, entwürdigte in ſeinen Augen den Mann, und die Achtung, die er ſonſt für den heldenmüthigen Jüngling gehabt, begann zu ſchwinden.

In dieſer Zeit traf die freudige Nachricht in Candia ein, daß die franzöſiſche Hülfe wirklich im Einſchiffen begriffen und im Anfang des Maimonats zu erwarten ſey. Moroſini verdoppelte nun ſeine Thätigkeit, er ließ Tag und Nacht an der Herſtellung der Werke und Bruſtwehren arbeiten, ließ alles wieder in Stand geſetzte Geſchütz auffahren, von der Seite St. Andrä neue Minengänge anlegen, und hoffte nun, nachdem er mehrere Schiffe in Standia abgetakelt und die Mannſchaft nach Candia gezogen hatte, bis zur Ankunft der franzöſiſchen Hülfe dem Feinde widerſtehen zu können. Die Verwundeten und Kranken wurden nach Standia geſchickt, wohin Helene, welche die Aufſicht hierbei übernommen hatte, folgte. Nikola erhielt den Auftrag, ſo viel Eingeborne als möglich in dem Gebirge, wohin ſie ſich vor der Grauſamkeit der Türken geflüchtet hatten, für die Republik zu werben.

D'Aubüſſon zog nun mit Nikola, welcher ihm ſein Landhaus auf dem Limonienhügel eingeräumt hatte, nach Standia; Helene folgte erſt am andern Tage, und ſo war der Malteſer wieder ganz in ihrer Nähe; denn am Fuße des Hügels lag ja die Wohnung der Wittwe Anaſtaſia.

Nur ungern war Helene, ihre Pflicht erfüllend, nach Standia geſchifft; ihr Gefühl ſträubte ſich gegen den Gedanken, der Malteſer könne glauben, ſie ſey ihm gefolgt. Sie vermied ſeine Nähe, ſchien ſich abſichtlich die wenigen Tage, welche Nikola auf der Inſel verweilte, dieſem zu nähern, überließ die Wartung des ohnehin nun weniger Pflege Bedürftigen einer der andern Frauen und lebte ganz ihrer ſich aufgebürdeten Pflicht.

Aber wenn ſie am Abend aus den für die Kranken und Verwundeten eingerichteten Wohnungen heimkehrte, ſie ihren Schleier zurückwerfen und nun unverhüllt frei athmen konnte, in dem Garten am Meere ſaß und ihr Auge das Lämpchen auf dem Hügel durch die Dunkelheit ſchimmern ſah, da hob der Seufzer ihre gepreßte Bruſt und unwillkührlich waren ihre Gedanken bei ihm. Was half ihr der Unmuth, welchen der Stolz herbeirief, was das bittre Gefühl: Er iſt für Dich unwiederbringlich verloren, er ſelbſt zerriß das Band! — Sein freundliches Bild winkte zu lieblich, der ſanfte Ton ſeiner Stimme, den die Phantaſie ihr zuführte, lockte ſo ſüß, ſie konnte nicht widerſtehen, ihr Auge blieb nach dem Hügel, nach dem Häuschen, nach ihm gerichtet.

Acht Tage waren in dieſem Kampfe der Sehnſucht und des Stolzes vergangen. Nikola hatte alle nöthige Vorkehrungen zu ſeiner Ueberfahrt nach der Inſel gemacht, hatte einen Vertrauten vorausgeſandt, die in den Höhlen der Berge Zerſtreuten zu ſammeln und ihnen das Kloſter Arkadi am Fuße des Ida zum Sammelplatz beſtimmt. Die raubgierige Hand der Türken war bis dahin nicht gedrungen, oder ſie hatten es vielleicht bis jetzt aus der politiſchen Rückſicht verſchont, die Griechen durch Achtung ihres heiligſten Andachtortes für ſich zu gewinnen, da die Venetianer in blindem Glaubenseifer nicht immer die nöthigen Rückſichten nahmen, die Griechen in ihrem Kultus ſtörten und ſie oft durch eben nicht chriſtliche Mittel zu Proſeliten machen wollten.

Am Abend vor ſeiner Abfahrt ging er zu Helenen, ihr Lebewohl zu ſagen. Trotz der Freundlichkeit, mit der ſie ihm ſeit ihrem Aufenthalte in dem türkiſchen Lager entgegen gekommen war, trotz der herzlichen Theilnahme, welche ſie ihm ſeitdem gezeigt, fühlte er doch zu gut, daß Liebe an alle dem keinen Theil habe. Ihre Freundlichkeit, ihr herzliches Nahen war berechnet, es floß nicht aus dem ſprudelnden Feuerquell, der aus des Herzens Tiefe hervorbricht; es war ein Trunk, den das Mitleid, die Dankbarkeit in wohlberechnetem Maße ihm gab. Er fühlte es nur zu gut, daß er hoffnunglos liebe, und dieſer Gedanke, obgleich er ihn vom Anbeginn begleitet, war ihm jetzt ſchmerzhafter als damals, wo die Hoffnung an dem Arme des Malteſers Helenen noch geleuchtet hatte. Damals hatten ihn die Qualen der Eiferſucht gefoltert; von ſeiner Liebe zu ihr hingezogen, von ihrer ſtolzen Kälte abgeſtoßen, waren ſeine Gefühle von wildem Schmerze zerriſſen und er ſtets zwiſchen Liebe und Rache ſchwankend. Jetzt that ihm ihr ſchweſterliches Nahen nicht wohl, es beruhigte zwar das ſtürmiſche Herz, beſänftigte den Ausbruch wilder Leidenſchaft und lös'te den Schmerz in Wehmuth auf, aber er fühlte ſich dennoch nicht glücklicher. Mit ſeinem Leben, mit ſeiner Freiheit hatte er ſie erringen wollen, den Tod für ſie hatte er geſucht, aber nicht Tod, nicht Liebe war ihm geworden, nur Dankbarkeit und Theilnahme. Um dieſen quälenden Zuſtand zu enden, war er feſt entſchloſſen, aus ihrem Zauberkreiſe zu treten.

Er ging deßhalb an dieſem Abende zu ihr und fand ſie in ihrem Garten ſinnend ſitzen. Helene! ſagte er ohne Bitterkeit: mein Schickſal oder Eure Zaubermacht, gleichviel, hatte mich in Euren Kreis feſtgebannt und ich konnte nicht widerſtehen. Ich habe um Eure Liebe geworben, gerungen; ich habe gegen die Meine muthig gekämpft und aus keinem Kampfe bin ich als Sieger hervorgetreten. Ich wurde Euch läſtig —

unterbrecht mich nicht, bat er ſie: laßt mich enden — durch meine Bewerbungen läſtig, und jetzt bin ich es doppelt, da ich vielleicht einen kleinen Anſpruch auf Eure Dankbarkeit habe, die dem Menſchen ſtets eine läſtige Mahnerin iſt. — Ich fühle dieß und es ſchmerzt mich, daß ich nicht in die ruhige Stellung eines Freundes treten kann, denn meine Leidenſchaft reißt mich fort; ſie will Euch Alles oder Nichts ſeyn. — Dieſen qualvollen Zuſtand zu enden komm ich, Euch Lebewohl zu ſagen, und gewaltſam mich von Euch losreißend, hoffe ich mein zerriſſenes Herz zu heilen. In Eurer Nähe gibt mir ſelbſt die Zeit keinen Balſam, wohl aber drückt jeder Eurer Blicke den Pfeil tiefer in meine Bruſt. Kann ich in der Ferne Euer ſchützender Engel ſeyn, ſo werde ich Euch zur Seite ſtehen und für Euch gern meine Bruſt, mein Leben bieten.

Und auch Ihr wollt mich verlaſſen? ſagte Helene bewegt.

Was kann ich Euch auf Eurer Lebensbahn ſeyn? unterbrach er ſie mit Bitterkeit: ein Stab, auf den Ihr Euch in Gefahren ſtützt, um ihn wegzuwerfen wenn ſie vorüber ſind! —

Ihr macht mir unſere Trennung nicht ſchwer, Nikola; erwiederte Helene, von dieſem Gleichniß gereizt: ich hätte gewünſcht, daß, wenn es getrennt ſeyn ſollte, ich dem edlen Mann, der mir wahrlich mehr iſt als ein Stab in der Noth, ein herzliches Lebewohl hätte ſagen können.

Was ich zu ſeyn begehre, werde ich Euch nie ſeyn können; darum, fuhr er ſchnell fort: iſt es gut daß ich ſcheide. Lebt wohl, Helene! Er entriß ihr ſtürmiſch eine Roſe, welche ſie in ihrer Hand hielt und eilte davon.

Auch der Freund verläßt mich! rief ſie, ihm nachblickend: Nun, ſo ſtehe ich allein und kann nur noch auf mich ſelbſt vertrauen. Ach! ſchwiege dieß Herz, und mein ſtolzer Sinn könnte feſſellos ſeine Flügel ſchwingen, dann wäre mir wohl!

Aber trotz dieſem Wunſche blickte ihr Auge ſehnſuchtvoll nach dem Hauſe auf dem Hügel und ein Seufzer hob ſich im Wehen des Abendwindes zu ihm auf.

15.

Wochen waren vorüber, und Helene hatte den Malteſer noch nicht geſehen; der Verwundeten und Kranken wurden immer weniger, die meiſten waren geheilt wieder nach Candia zurückgekehrt, wo von Achmed Kiupergli, des eingetretenen Regens wegen, die Stadt weniger beunruhigt und kein Hauptangriff gemacht worden war. Nikola's Sendung war erfüllt; er hatte 60 wackere Schützen zur See nach Candia geführt und Moroſini, den hohen Muth des jungen Griechen ehrend, ernannte ihn zum Hauptmann über die 300 Candioten, welche freiwillig und ohne Sold in Candia dienten. Aber immer noch erwartete man die Ankunft der Hülfflotte vergebens. Unvorhergeſehene Hinderniſſe, auch wohl die damals ſchwankende Politik Frankreichs hatte bis jetzt das Einſchiffen der Truppen in Toulon verhindert; die Regenzeit nahte ihrem Ende und dann mußte Moroſini die verdoppelte Thätigkeit des Veziers erwarten, dem eine den Venetianern entſchlüpfte Flotte Verſtärkung an

Truppen und Munition in den Hafen von Canea zugeführt hatte.

Auch d'Aubüſſons Wunde war geheilt, nur konnte er den Fuß noch nicht ganz gebrauchen, und kaum vermochte er, von ſeinem Diener geleitet und auf einen feſten Stab geſtützt, eine kleine Strecke zu gehen. Helenens Zurückziehen hatte ihm wehe gethan; er konnte ihr deßhalb zwar nicht zürnen, aber eben ſo wenig erlaubte ihm das Zartgefühl, ſeinen Wunſch ſie zu ſehen, laut werden zu laſſen.

Eines Abends ſaß Helene, wie ſie faſt täglich zu thun pflegte, unter den Bogen der verfallenen Villa. Ein ſtarker Nordwind trieb die Wellen an das Geſtade, und feierlich hallte das Brauſen der Wogen durch die Stille des Abends; kein Donner des Geſchützes unterbrach dieſes eintönige Toſen, und der Mond beleuchtete mit ſeinem Strahlenglanze den ſpritzenden Schaum der Wellen und färbte ihn golden. Helene ſah in die wogende Fluth, wo Welle die Welle verſchlang, wie die nahende Minute die entfliehende verſchlingt; jetzt thürmten ſie ſich auf, jetzt ſanken ſie in den finſtern Abgrund hinab, wo kein

Mondlicht ihren Schaum mehr vergoldete und der Sturm ſie nicht mehr peitſchend den Sternen entgegen trieb. O, wie gleichen doch unſere Schmerzen und unſere Freuden den Wellen, wenn der Sturm des Schickſals ſie erfaßt! ſeufzte das Mädchen: Der Schmerz gleicht der bewegten Woge, die Freude ihrem Schaum. Aufwärts ſpritzt ſie ihre vom Mondlicht vergoldeten Perlen; aber der Schmerz, dieſe dunkelrollende Woge wälzt ſich bis zur Tiefe des Herzens, wie die Welle zur Tiefe des Meeres und wogt gleich ihr noch lange, wenn auch ſchon der Spiegel der Fluth längſt beruhigt iſt. Traurig war ihr das Bild, traurig das bleiche Mondlicht, das wie mit ſilbergewirktem Schleier die ſchlummernde Natur bedeckte; ſie wandte ihr Antlitz von dem brauſenden Meere und ſah nach dem Hügel hinauf, wo heute kein Lämpchen das Fenſter erhellte.

Schläfſt Du ſchon? ſagte ſie leiſe vor ſich hin: Träumſt Du? O dann mögen Deine Träume freundlicher ſeyn als mein Wachen, und die Bilder welche mich umſchweben, Dir mehr Ruhe und Kühlung zuwehen als mir!

Während ſie ſo dachte, traf ihr Blick eine fremde Erſcheinung. Sie ſah zwei Schattengeſtalten durch die mäandriſchen Gänge des Gartens nahen. Jetzt traten ſie aus dem Gebüſche hervor, jetzt verſchwanden ſie hinter der Weinlaube, um dort, wo die hohe Cypreſſe über den einfachen, nur von einem Kreuze bezeichneten Todtenhügel ihre langen Schatten warf, wieder hervor zu treten.

Die Geſtalten hielten unter der Cypreſſe an, ſchienen an dem Grabhügel zu verweilen und ſchritten dann langſam dem Oleandergebüſche zu, das ſie bald wieder Helenens Auge verbarg, die mit ſtillem Grauen ſie hatte nahen ſehen. Das Dunkel der einbrechenden Nacht, das bleiche Mondlicht, die düſtern Bilder, womit ihre Phantaſie ſich beſchäftigte, alles dieſes hatte ſie aufgeregt und ließ ihr die Schattengeſtalten in übernatürlicher Größe geiſterhaft erſcheinen. Jetzt traten ſie aus dem Gebüſche hervor; deutlicher geſtalteten ſie ſich Helenens ſtarr blickendem Auge, ſie erkannte zwei Männer, erkannte — doch was ſie ſah, beruhigte nicht ihr wallendes Blut, ließ das Herz nicht ſchwächer klopfen, die Bruſt nicht freier athmen — denn es war der Malteſer mit ſeinem Diener, der ihr entgegen wankte. Bei ſeinem Anblick wollte ſie fliehen, aber ſie vermochte es nicht, ihr Fuß war feſt gebannt, ſie mußte, die Hand auf ihr ſtürmiſch klopfendes Herz gedrückt, ihn zitternd erwarten. Noch nie hatte bei ſeinem Anblicke ſolch Gefühl ſie durchbebt, noch nie war die Bruſt ihr ſo beengt als jetzt, da er, eine bleiche Geſtalt, ſchwankend ihr nahte.

So hat das Glück mich doch nicht ganz verlaſſen! ſagte er bewegt, ſich an die Säule des Gewölbes lehnend, und während ſein Diener ſich entfernte: So finde ich Euch hier, Helene, und ſehe Euch nach langer Zeit doch endlich wieder.

Setzt Euch auf dieß Polſter, Herr! bat Helene, von dem ſchwachen hülfloſen Zuſtand des Jünglings ergriffen, und nur ſeine bleiche Leichengeſtalt ſtand vor ihr; das Mitleid ließ ſie alles Andere vergeſſen. Sie unterſtützte ihn, hielt ihn ſorgſam, bis er auf das ſchwellende Polſter ſich niedergelaſſen, und als er dankend ihre Hand an ſein Herz drückte, ſein mattes

Auge freundlich an ihr aufſah, vermochte ſie nicht länger die Thränen, nicht länger die Stimme des Herzens zurück zu halten. Wie konntet Ihr mich ſo treulos verlaſſen! rief ſie, von Schmerz und Wehmuth durchdrungen; aber ſchnell faßte ſie ſich, eine hohe Röthe überflog ihre Wangen, ſie preßte die Thränen zurück, trat an das Bogenfenſter und blickte auf die ſchäumenden Wellen hinaus.

Auch in d'Aubüſſons Bruſt wogte es ſtürmiſch wie auf dem bewegten Meere. Helenens Worte hatten ihn tief ergriffen, der erſte Vorwurf den ſie ausgeſprochen, hatte alle ſchmerzlich tönenden Saiten berührt; der Anblick der leidenden Geſtalt des Mädchens, die gegen ihre Empfindungen kämpfend ſich von ihm wegwandte, erſchütterte ihn. — Nein! rief er: vergib meinem ſchwachen Herzen, Vater! vergib, wenn ich nicht länger ſchuldvoll vor dieſer Reinen ſtehen, nicht länger ihre Thränen ungetrocknet laſſen kann. Helene! rief er, da ſie ſich bei dieſem lauten Ausruf nach ihm gewandt hatte: Helene, höre mich! Ich will ſchuldlos vor Dir ſtehen, rein wie ein Cherub des Himmels, mich in Deine Arme werfen. Komm, ſetze Dich zu mir und höre mich! Komm, liebe, innig geliebte Helene, komm an die Seite Deines Heinrich, den ſeine Wunde feſthält, daß er nicht in Deine Arme eilen, an Deine Bruſt ſinken kann!

Staunend, und doch von ſeinen Worten ergriffen, wollte das Mädchen ihm nahen als er die Hand nach ihr ſtreckte. Helene! bat er: ehe mein Mund die Pforte des Herzens öffnet, verſprich mir, daß das was Du hören wirſt, in Dir verſchloſſen bleibe, bis mein Vater Deinem Munde die Bande löſet.

Von welchem furchtbaren Geheimniß wollt Ihr den Schleier ziehen? fragte das Mädchen und zog den ſchon aufgehobenen Fuß wieder zurück. Schweigt lieber! mir ahnet zwar nichts von Eurem Geheimniß, aber ich ſehe dennoch mit Grauen Eure Lippen ſich öffnen. Schweigt, Ritter! ich will den Groll aus meinem Herzen bannen und nur den Schmerz dort beherbergen, ich will glauben, daß Gott es Euch befahl, mich zu verlaſſen; ich will mich tröſten, aber ſchweigt nur!

Nein, Helene! ich kann nicht länger mich ſelbſt vor Dir verbergen; ich muß reden. Komm, ſetze Dich neben Heinrich d'Aubüſſon, komm zu mir! bat er freundlich und überredend, ſo daß Helene, wie von unſichtbarer Macht gezogen, ſich neben ihn ſetzen mußte. Rücke näher zu mir, Geliebte, daß mein Arm Dich umfangen kann! fuhr er herzlich fort, und ihrer ſelbſt unbewußt gehorchte ſie, obwohl zitternd, gleich einem folgſamen Kinde.

Ich bin gefaßt! ſprach ſie jetzt, da ſein Auge voll heiliger Liebe auf ihr ruhte, ſeine Hand die ihrige nach dem klopfenden Herzen führte. Sprecht, aber laßt meine Hand! — Ihr habt ſie verſchmäht! ſetzte ſie leiſe hinzu: Sagt mir mit wenigen Worten, was Euch bewog, das unglückvolle Kreuz an Eure Bruſt zu heften, warum Helene Euch nicht Alles ſeyn darf. — Eure Worte ſollen in meiner Bruſt verſchloſſen bleiben!

Helene! rief er, ſeinen Arm um ſie ſchlingend: theure, liebe Schweſter! Holdes Kind meines Vaters!

Das Mädchen ſprang auf. Was redet Ihr, Heinrich d'Aubüſſon? rief ſie und ihr Auge glühte: Ich Eure Schweſter?

Ja! erwiederte der Ritter freudig, daß das laſtende Geheimniß ſich endlich losgeriſſen habe: Du biſt meine Schweſter, nur die Bande des Blutes trennten uns. Jeder Gluth der Liebe war fortan mein Herz verſchloſſen. Nur Dir zu leben hatte ich geſchworen, Helene; dieſen Schwur treu zu halten, heftete ich das Kreuz an meine Bruſt; denn Frauenliebe ſoll fortan mein Herz nicht mehr beglücken; mir gnüge die Liebe meiner Schweſter!

Helene hatte, während er ſprach, ſtarr vor ſich hingeblickt; eine neue Welt, aber eine düſtre, freudenleere lag vor ihr geöffnet. Und Du theilſt meine Freude nicht? Du ſinkſt nicht in Deines Bruders Arm? rief er ihr zu: Dein Auge iſt auf den kalten Marmor geheftet, nicht auf Deines Bruders freudig erglühenden Blick?

Statt Antwort ſtürzten helle Thränen aus des Mädchens Auge. Hin! rief ſie: nun iſt Alles hin, jede Hoffnung, auch die fernſte verloren! Die Blume der Liebe geknickt! Selbſt Gott kann ihr nicht mehr zurufen: Erſtehe!

Schweſter! bat d'Aubüſſon: geliebte Schweſter, verſcheuche dieſen Gedanken! Freue Dich mit mir, und drücke den Schuldloſen, drücke Deinen Bruder an Dein Herz!

Die Treue konnte, ein Phönir, aus ihrer Aſche erſtehen, fuhr ſie in ſich gekehrt fort: Dispenſation konnte der Ritter von Malta noch hoffen; noch glomm ein mattes Flämmchen, mir zu dem einzigen Lebensziel zu leuchten; der Bruder hat es ausgelöſcht, und keine Macht der Erde, keine Macht des Himmels vermag es wieder anzuzünden. Nun iſt Alles vorbei! Darum ſchweig mit deinem vergeblichen Klopfen, Herz! Warum ſuchteſt du auch auf Erden deinen Himmel?

Heinrich! begann ſie jetzt, und ihr thränenſchweres Auge ruhte auf dem bittenden Blicke d'Aubüſſons: verzeiht, wenn ich, obſchon Euren Worten glaubend, mich nicht freuen kann. Mein Stolz allein fühlt ſich bei Eurer Nachricht wohl, obſchon auch er gekränkt iſt; aber ich fühle es nun tief, wie wenig ſeine Stimme das Flöten der Liebe zu übertönen vermag. Ich kann mich des Bruders noch nicht ſo ganz erfreuen, der mir einſt mehr war. Ach, d'Aubüſſon! wer Eure Liebe je empfunden, wer Euer Bild in ſeinem Herzen trug, dem heilt nicht Bruderliebe, nicht

Freundſchaft die Wunde, die ihm ſolch bittere Täuſchung ſchlug. — Ich fühle mich nicht beglückt! Einen Bruder habe ich gewonnen und den Geliebten verloren, ein Vater iſt mir geworden und für ihn die Mutter mir genommen!

Anaſtaſia bleibt Dir ja Mutter! beſänftigte ſie d'Aubüſſon.

Deckt einen Schleier über ſie — bergt die Vergangenheit mit ihm! unterbrach Helene d'Aubüſſon ſchnell: Es wäre beſſer, ich hätte nie das Schreckliche erfahren! Sie lehnte ſich, dieß ſagend, an das umrankte Gemäuer und blickte düſter in die ſturmbewegte Fluth.

So hab' ich mir den Augenblick nicht gedacht, Helene! ſagte d'Aubüſſon traurig: den Augenblick, wo ich Dich zum Erſtenmal als Schweſter begrüßen würde. Als ich dem Vater meine Liebe zu Dir vertraute, als er nach manchen Fragen endlich mir ſagte, daß die Geliebte meines Herzens ſein Kind ſey, drang auch in mein Auge unwillkührlich eine Thräne, aber ſie rollte nicht herab. Der Gedanke, Helene bleibt meinem Herzen nahe, — der Gedanke, Dich zu ſchützen, für Dich ſorgen zu können, bleibt ja noch meine theuerſte Pflicht, — Du bleibſt mir das Einzige, das Höchſte der Erde; — dieſer Gedanke preßte die Thräne zurück, ich heftete mit frommer Liebe das Kreuz an meine Bruſt, und Du ſtandeſt auch als Schweſter in meinem Herzen herrlich und einzig. — Aber der Bruder iſt Dir ein Fremdling geworden; mit dem Schickſal zürnend ſtehſt Du kalt an ſeiner Seite. War Dir denn d'Aubüſſon Alles? Dein Heinrich nichts?

Bei dieſen Worten warf ſich Helene ſtürmiſch in des Bruders Arm; aber als ihre glühenden Lippen die ſeinen berührten, riß ſie ſich mit Heftigkeit los. Gönne mir Zeit, Heinrich, ſagte ſie bebend: ich kann mich noch nicht mit unſerm Verhältniß befreunden, es mir zu eigen machen. Deine Lippen brennen, und noch ſtrömt ihre Gluth durch meine Adern; das darf nicht ſeyn. Gönne mir Zeit, mein Bruder, und zürne mir nicht!

D'Aubüſſon reichte ihr freundlich die Hand. Auch mir war es zuweilen ſowie Du eben ſagteſt, wenn mein Blick an Deinem holden Auge hing; auch mir rief dann die Erinnerung manch ſeligen Augenblick zurück und mir wurde es ſo weh um das Herz, dachte ich, daß Du mir nur Schweſter ſeyn könnteſt; aber die Religion gebietet, über die Vergangenheit den Schleier zu werfen, jener Zeit und ihrer Verirrungen nicht mehr zu denken, und den ernſteren Gang Hand in Hand durch's Leben zu gehen. Er erhob ſich bei dieſen Worten, und als ihn Helene hierbei unterſtützte, ihr Arm ſich um ihn ſchlang, ihr Auge ſeinen ruhigen frommen Blick traf, lehnte ſie ihr Haupt an ſeine Bruſt und preßte ihn mit Heftigkeit an die ihrige.

Wer ſchleicht da draußen? rief jetzt d'Aubüſſon einer durch das Gebüſch vorübereilenden Geſtalt zu. Nur ein höhniſches Lachen ſchallte ihm ſtatt der Antwort entgegen, und als Helene hinausſtürzte, ſah ſie einen im Mantel Verhüllten in ein bereit ſtehendes Boot ſpringen, und raſch vom Ufer abſtoßend, trotz den tobenden Wellen dem Hafen zu rudern.

Wer könnte das ſeyn? fragte d'Aubüſſon, als ſie in das Gemäuer zurückkehrte: Wer könnte hier abſichtlos in dieſer nächtlichen Stunde verweilt haben und wie ein Tollkühner ſich im elenden Boote den Wellen Preis geben?

Sollte es Nikola geweſen ſeyn? meinte Helene.

Er wäre näher gekommen, hätte uns nicht vermieden und ſolch teufliſches Lachen kam nicht aus dem Munde des edlen Jünglings! entgegnete der Malteſer.

Du kennſt ihn nicht! unterbrach ihn Helene: In dieſem Manne kämpfet ein Engel mit einem finſtern Geiſte, der oft in dem Augenblicke der Leidenſchaft ihn beherrſcht. Aufbrauſend, rachgierig, des Augenblicks Sklav, iſt er bei ruhigem Beſinnen der edelſte Menſch. Sein frommer, wenn auch düſterer Glaube erhebt ihn zu dem Höchſten; was ihm die Religion befiehlt, erfüllt er, das Opfer, welches ſie von ihm fordert, bringt er, gleich Abraham auf Moria, mit demüthigem Glauben, und nur durch ſie bändigt er die Wuth ſeiner Leidenſchaft. War er es, der uns hier Arm in Arm ſah, ſo griff ſeine Hand ſicher nach dem Schwerte, ſein Glaube hielt ihn zurück, ſeine Eiferſucht preßte ihm jedoch das höhniſche Lachen aus, [illegible] er vielleicht jetzt ſchon bereut.

Er ſteht edler vor mir als Du ihn ſchilderſt, nahm jetzt Heinrich das Wort: und es ſollte mir wehe thun, gliche ihm Dein Bild. Ich hoffte, ſeine treue Anhänglichkeit, ſeine edle Aufopferung ſollte ihn Deinem Herzen näher gebracht haben als Deine Worte mich vermuthen laſſen.

Verſtehe ich Dich recht! rief Helene außer ſich.

Ich will Dein Glück! fiel ihr d'Aubüſſon in die Rede: engherzige Selbſtſucht iſt mir fremd; dem Schweſterherzen gönne ich mit Freuden ein Glück, dem ich freiwillig entſagte. —

Und könnteſt Du mich in den Armen eines andern Mannes ſehen? fragte Helene mit Leidenſchaft.

Wäreſt Du glücklich, ja! erwiederte er. Doch, fuhr er nach kurzem Sinnen fort: wenn ich einen tiefen Blick in mein Herz thue, ſo glaube ich faſt, ich könnte es nur unter Thränen. Doch laß uns davon ſchweigen, laß uns die Freude ungetrübt genießen, uns, wenn auch nur als Bruder und Schweſter lieben zu dürfen. Morgen um die nämliche Stunde ſuche ich Dich wieder an dieſer lieben Stelle auf und Du ſollſt hören, wie Alles ſich begab. Er fühlte, daß Helene zu aufgeregt ſey, um heute das Schickſal ihrer Mutter zu erfahren, er rief deßhalb den Diener; von ihm geſtützt, von Helenen, die ſchweigend an ſeiner Seite ging, begleitet, kehrte er, ſeines Geheimniſſes zwar entbunden, doch nicht mit beruhigterem Herzen heim. Helenens leidenſchaftliches Benehmen hatte ihn nicht freudig geſtimmt.

16.

Am andern Abend fand er die Schweſter unter den Trümmern am Meere ſchon ſeiner harren. Hier äußerte ihm Helene den Wunſch, bald nach Candia zurückkehren zu können, da ihr der Aufenthalt bei ihrer Mutter nun drükkend zu werden beginne. Sie war heute beruhigter, ſchien ſich mit ihrem neuen Verhältniſſe vertrauter gemacht zu haben, war herzlich gegen den Malteſer und hörte aufmerkſam zu als er ſie mit den früheren Begebenheiten bekannt machte.

Der Marquis d'Aubüſſon, erzählte er ihr: war mit mehreren Freiwilligen zu der erſten Belagerung von Candia gezogen. Nach der Seeſchlacht von Foſchia auf Candia gelandet, hatte er hier unter Mocenigo tapfer gefochten und ward verwundet nach Standia gebracht, wo Anaſtaſia in der Blüthe ihrer Schönheit auf dem Landhauſe ihres Vaters wohnte. D'Aubüſſons edle männliche Geſtalt verfehlte nicht, auf das junge unerfahrene Mädchen Eindruck zu machen; die ſchöne Griechin entflammte die Begierden des Franzoſen; von Leidenſchaft hingeriſſen, vergaß er die Pflicht des edlen Mannes, verſchwieg dem liebenden Mädchen, daß in Paris eine Gattin ſeiner Rückkehr harre, und das heiligſte Verſprechen verlockte die Arme, ſich ihm ganz hinzugeben.

Eines Abends, als ſie ſeiner in den Trümmern der nämlichen Villa am Meere harrte, wo auch Helene ſo oft Arm in Arm mit dem Geliebten geſeſſen, kam, ſtatt d'Aubüſſon, ſein Diener und brachte ihr einen Brief, der ſie von ihrem Schickſal unterrichtete und ihr Gold ſtatt Liebe bot. Im tiefſten Gefühl ihres Schmerzes entdeckte ſie ſich ihrer ſie zärtlich liebenden Mutter. Die beſonnene Frau ſandte ſie unter irgend einem Vorwande zu einer Freundin nach

Sizilien; dort gab Anaſtaſia Helenen das Leben, ließ das Kind zurück und reichte gleich nach ihrer Ankunft einem Manne die Hand, den ſie ohne zu lieben, ohne ihn zu täuſchen wählte, und für den ihr reiches Erbe mehr Werth hatte als ihre Ehre. Eine Vertraute wurde nun nach Sizilien geſandt, Helene von dort zurück zu holen, und ehe ſie vor den Altar trat, ſchrieb ſie noch einmal an d'Aubüſſon, meldete ihm die Geburt ſeiner Tochter, meldete ihm, daß ſie einem Manne bloß deßhalb die Hand reiche, weil er der Unglücklichen Vater zu ſeyn verſprochen. Die Briefe, welche ſie ſpäterhin von ihm erhielt, ſchickte ſie unerbrochen zurück. D'Aubüſſons Vater hatte nichts wieder von der Tochter vernommen, und während der Unruhen, welche Frankreich zur Zeit der Fronde bewegten, hatte er ſie ganz vergeſſen. Des Sohnes Liebe rief ihm erſt die Begebenheit ſeiner früheren Jugend wieder zurück, der Name Helene, der Name Anaſtaſia, die Schilderung des Landhauſes, die Beſchreibung der Trümmer am Meere erfüllten den Marquis mit Schauder und nur des Sohnes Verſicherung ſeiner reinen heiligen Liebe wälzte die Centnerlaſt von ſeiner Bruſt, ließ die rächende Nemeſis, deren Flügel er ſchon über ſich rauſchen zu hören glaubte, vorüberziehn und ihn dem Sohne die Schuld ſeiner Jugend geſtehen.

Und wie konnte die Mutter eine ſtrafbare Leidenſchaft keimen und ſich entfalten ſehen? unterbrach Helene d'Aubüſſons Erzählung: Wie konnte ſie, trotz ihrer Warnung, trotz ihrem Widerwillen gegen Dich es wagen, uns auf dieſem furchtbaren Wege wandeln zu laſſen? Vertraute ſie auch meinem Herzen, meinem Stolze, wozu konnte dieß Alles führen? — Zur Verzweiflung! ſagte ſie düſter vor ſich hin: zu der furchtbarſten Verzweiflung!

Wollte ſie, der Tochter reinem Gemüth vertrauend, an dem Sohne rächen, was der Vater gefehlt? ſagte d'Aubüſſon ernſt: Sollte die Liebe in mir entflammen, um ſie mit dem furchtbaren Wort: Sie iſt Deine Schweſter! tückiſch zu löſchen?

Wollte ſie auch ihr Kind elend machen? fiel ihm Helene heftig in die Rede: Ja, Heinrich, laß uns ſchnell von hier! Die Verwundeten ſind geheilt, der Mutter Anblick thut meinem Herzen wehe; beſſer, ich ſtehe auf Candia's Wall als ihr zur Seite. Es wurde nun beſchloſſen, ſobald d'Aubüſſon ganz wieder hergeſtellt ſey — und dieß erwartete er in wenig Tagen, — nach Candia zurückzukehren.

Auch Anaſtaſia hinderte die Tochter in ihrem Vorhaben nicht, und da der Ernſt und der düſtere Unmuth, mit welchem Helenens Auge ihr jetzt begegnete, die ſorgenvollen Tage der Wittwe nur noch trüber ſchufen, ſo legte ſie ihr keine weiteren Hinderniſſe in den Weg.

Bis zur nahen Rückkehr fand der Malteſer jeden Abend Helene auf ihrem Lieblingplätzchen am Meere; aber die Schweſter blieb in ſcheuer Entfernung; auch er konnte ſeine Empfindungen nicht immer zu der gelaſſenen Zärtlichkeit des Bruders ſtimmen, und er fühlte, daß ſie ihm zuweilen mehr ſey als ſie ihm ſeyn durfte. Die vergangenen ſeligen Stunden führte oft noch die Täuſchung herbei und die Bande der Verwandtſchaft, welche ſtatt zu einen, ſie getrennt hatten, wurden durch dieſe Zuſammenkünfte nicht feſter geknüpft.

Endlich nahte der Tag, wo ſie die Inſel verließen. Mit abſtoßender Kälte trennte ſich Helene von ihrer Mutter, der ſie noch eher ihre Geburt als die Nachſicht vergeben konnte, mit welcher ſie ihre Liebe zu d'Aubüſſon ſich hatte entfalten laſſen, und der die Urſache nicht ahnenden Mutter ſchien dieß Benehmen tief zu ſchmerzen.

17.

In Candia fanden ſie manches verändert. Die Malteſer hatten ihren Poſten auf der Sabionera verlaſſen und vertheidigten jetzt die zum Theil wieder hergeſtellte Preſche auf St. Andrä, die Griechen ſtanden auf dem äußerſten Poſten, auf dem Außenwerke Panigra. Die Türken, welche ſich während der Regenzeit ziemlich ruhig verhalten und die Stadt nur wenig beſchoſſen hatten, machten nun, da die Witterung es erlaubte, von Neuem Anſtalten wie im vergangenen Jahre, hauptſächlich von den beiden Seiten des Meeres anzugreifen. Bei mehreren auf einander folgenden Angriffen hatte Helene ſchon einigemal die weiße Fahne Muſtapha's, den Roſenkranz an ihrer Spitze, flattern geſehen, nie aber das Zeichen erwiedert; ihr Stolz hatte es nicht erlaubt, die Gefahr von ſich ab und auf andere zu wenden, und ſo mochte Muſtapha ſich über den Zufall freuen, der ihn nie der holden Griechin entgegen ſtellte. Nikola, ſeit ihrer Rückkehr nach Candia ſtill und düſter, vermied Helene; begegnete er ihr, ſo grüßte er ſie, aber ſein finſtrer Blick wich ihr aus und nur ein Mal als er Helene an der Kirche St. Thomá traf und ſie ihn mit wahrer Herzlichkeit fragte, warum er ſie vermeide, war er bewegt, ſein Auge blickte ſchmerzvoll auf ſie, doch bald rollte es wild. Was wird Euch das kümmern? ſagte er mit Bitterkeit: In des Malteſers Arm, an ſeiner Seite, wo Ihr jetzt ſo oft im Sternſchimmer der Nacht auf den Trümmern Candia's luſtwandelt, bedürft Ihr meiner nicht und ich wär' Euch nur ein läſtiger Mahner. Schreckt Euch das weiße Kreuz nicht an ſeiner Bruſt, würde es mein finſterer Blick noch weniger thun. Dieſe Worte gaben Helenen die Gewißheit, Nikola ſey es geweſen, der an jenem Abend ſie belauſcht und in dem Boote die Inſel verlaſſen habe. Einmal noch, als ſie auf der halb zerſchoſſenen Schanze ſtanden und auf der ihnen gegenüber ſtehenden feindlichen Mörſer-Batterie die weiße Fahne mit den Roſen wehte, begann Nikola, indem er ſeinen Blick auf ſie heftete: Seht nur, Helene, dort jene Fahne! Auch bei den ernſten Türken muß es Fante geben, die das Zeichen blutigen Kampfes mit Blumen ſchmücken. Ihr belächelt das zwar nicht, gleich mir; ich ſah Euer Auge nachdenkend auf dem ſonderbaren Zeichen ruhen; kennt Ihr vielleicht ſeine Bedeutung? Helene erröthete und ſchwieg. Nikola's forſchender Blick, mit dem er ſie jetzt betrachtete, ließ ſie fürchten, er errathe den, der die Fahne aufgepflanzt.

Auch gegen d'Aubüſſon war Nikola ernſt und einſylbig; ſo ſehr er früher mit ihm verſöhnt zu ſeyn geſchienen, ſo abſtoßend war er jetzt gegen den Malteſer, obgleich dieſer ſich ihm mit Herzlichkeit nahte, da er ihn für würdig hielt, ſich die Hand Helenens zu gewinnen. Aber der finſtere Argwohn, den er an jenem Abende auf Standia gefaßt, — denn er war es, der die

Trümmer umſchlichen — hatte einen furchtbaren Kampf in ihm erweckt; Liebe und Eiferſucht zerriſſen ſein Herz; die Achtung für das Mädchen ſeiner begeiſterten Liebe war verloren, und hätte nicht Ambroſios, der ſein Zutrauen beſaß, ihn durch warnende Worte von jeder leidenſchaftlichen Handlung abgehalten, nur Blut hätte die Erinnerung an jenen Abend verwiſchen können. Er hatte ſie früher oft in den Armen des Geliebten belauſcht; dann fühlte er wohl einen Dolchſtich in dem glühenden Herzen, aber das ſchmerzliche Gefühl hatte das holde Bild der Geliebten nicht entſtellt, ſie blieb ihm, die Glorie um das Haupt, ſeiner Anbetung würdig; als er ſie aber in den Armen des Malteſer-Ritters ſah, glaubte er den Nimbus verloſchen, und doch konnte der Unglückliche die ſich ſelbſt Entweihende nicht aus ſeinen Gedanken, nicht aus ſeinem Herzen entfernen; er blieb auch jetzt noch in ihren Zauberkreis gebannt.

18.

Noch immer hoffte Moroſini vergebens auf die Ankunft der franzöſiſchen Flotte. Schon einige Mal hatten ihm von Toulon kommende Schiffe die Nachricht gebracht, ſie ſey zum Auslaufen bereit, und immer fand er ſich getäuſcht. Seine Hülfsmittel ſchwanden mit jedem Tage, die Beſatzung wurde ſchwächer, Venedig war nicht mehr im Stande neue Kriegvölker zu ſchikken, es verließ ihn Alles, nur nicht der Muth und die Hoffnung, obgleich er ſeit mehreren Wochen ohne alle Nachricht vom feſten Lande war. — Achmed Kinpergli hingegen, vielleicht beſſer über die Hülfsflotte unterrichtet als der Venetianer ſelbſt, verdoppelte die Mittel des Angriffs, und alle Vorbereitungen im türkiſchen Lager deuteten am Abend des 18. Juni auf einen neuen Sturm, und ſchon an dieſem Tage donnerte das Geſchütz aus mehreren Batterieen, die Baſtion St Andrä beſchießend, und legte eine weite Breſche.

Helene, welche heute die Wache auf der Schanze Panigra gehabt und erſt am Abend abgelöſt gelöſ't worden war, hatte während des ganzen Tages die Vorbereitungen zum nahen Sturme geſehen. Eine trübe Ahnung ergriff ſie, indem ſie in der Dämmerung hin nach St. Andrä blickte, wo die Fahne von Malta im Abendwind flatterte; ſie bangte für den Bruder, da ſie den Angriff dorthin vermuthen mußte und ihre Gedanken waren nur bei ihm. So ging ſie langſamen Schrittes in ihre dunkle Wohnung, wo eine unbeſchreibliche Beklemmung ſie doch bald wieder in's Freie trieb. Sie durchwandelte jetzt die öden Straßen, und ihr Inneres war von den ſtreitenden Empfindungen bewegt, die ihr Herz jedesmal beunruhigten, gedachte ſie ſeiner. Ihr Weg führte ſie an der Kirche von St. Andrä vorbei, es zog ſie in das Gotteshaus, wo ſie vor dem Altare ſich niederwarf und betete. Aber das Gebet ſtärkte ſie nicht, das nahe Grab ihres vermeinten Vaters zog ſie von dem Heiligen ab. Sie erhob ſich und ging nach dem einfachen Stein, an dem ſie ſo oft andachtvoll gekniect hatte. Dir, Dir da unten Schlummernden, ſagte ſie finſter auf die Grabſtätte blickend: Dir danke ich alſo nicht mein freudeloſes

Leben? An Deiner Gruft hat mein kindlich Herz ſich vergebens nach der Vaterbruſt geſehnt, an der ich nie ruhte? So war das Klopfen meines Herzens, dieſes laute Wogen meiner Bruſt, das kindliche Gefühl was mich zu Dir hinab zog nur Täuſchung, und nur der Gatte meiner Mutter ſchlummert da unten, und ſein Geiſt, deſſen leiſen Hauch ich ſo oft zu fühlen wähnte, hat nie die Tochter ſegnend berührt? Alles war Täuſchung in meinem kurzen Leben, von der erſten Thräne, die ich hier weinte, bis zur letzten, die auf des Geliebten Wange fiel!

Helene! weckte ſie eine ernſte Stimme aus ihrem Sinnen; ſie blickte auf, Ambroſios ſtand vor ihr. Helene! verlaß das Grab des Vaters und folge mir zu einem andern! ſprach er. Schweigend folgte ſie; der Anblick des frommen Mannes war ihr beruhigend, obgleich ſein Auge finſter und nicht ſo freundlich auf ſie blickte, wie ſonſt. Er verließ den öden Tempel, trat auf den Friedhof und ſchritt zwiſchen den Gräbern hindurch. Sein Weg ging nach der Ruheſtätte der für ihren Glauben gefallenen Jungfrauen, wo er ſie an ein offenes Grab führte. Blick hinab, Helene! ſagte er feierlich: es iſt Dein Grab! — Du ſiehſt, es ſteht bereit, Dich zu empfangen. Vielleicht morgen ſchon hallt Dir die Todtenhymne, und ſie ſenken Dich hinab und die Blumen und die kalte Erde decken Dich. Aber wenn ſie Dich auch deckt, wird in Ambroſios Hand der Myrthenkranz noch ruhen, den er nicht mit in Dein Grab ſenken durfte.

Nicht? rief Helene, aus ihrem Todestraum geweckt: Nicht?

Der Reinen nur folgt dieſes zarte Sinnbild und umgibt gleich einer Glorie das Haupt der Entſchlafenen! antwortete der Prieſter: Ihr aber, die in ſündlicher Luſt an des Mannes Buſen ruhte, ihr folgt er nicht, ſie für jenes Leben zu ſchmücken. — Du ſchweigſt? blickſt ſtolz lächelnd auf mich, Helene? — Die an des Malteſers Bruſt des Lebens Seligkeit ſucht, hat die ewige verſcherzt!

Ambroſios! ſagte jetzt die Zürnende, und ein bitteres, kein ſtolzes Lächeln umzog ihren lieblichen Mund: Wähnt Ihr wirklich ſo hell in des Menſchen Zukunft, in das Innerſte ſeines Herzens blicken zu können, daß der Hauch Eurer Rede den reinen Glanz um das Haupt einer edlen Jungfrau verlöſchen könnte? O jammervolle Weisheit kurzſichtiger Menſchen, welche dem matten Auge vertrauen, deſſen Sehkraft kaum ſo weit reicht als der Pfeil meines Bogens. Wiſſe es, Prieſter! nicht ſündliche Luſt lockte mich an den Buſen des Malteſers, ſchmerzliche Luſt iſt es, die mich in ſeine Arme führt; der Kuß, der nur flüchtig wie ein Zephyrhauch ſeine Lippen berühren darf, führt nicht die Wonne in mein zerriſſenes Herz, führt mich nicht in ein Eden irdiſchen Glücks; er führt mich in mein verlorenes Paradies! Wiſſe, kalter Prieſter, der Du mit eiſiger Hand das Grab der Lebenden öffneſt und als furchtbarer Mahner die Todtenhymnen der noch Wachenden anſtimmen läßt, wiſſe, wiſſe! — doch unter dem Siegel der Beichte — der Malteſer iſt mein Bruder! — Und nun könnt Ihr immer den Myrthenkranz in mein Grab werfen, ſagte ſie ſanft: und den Segen über mich ſprechen, wenn ich dort unten ruhen werde. Möge es bald ſeyn!

Der Malteſer Euer Bruder? rief Ambroſios erſtaunt: Wie wäre das möglich?

Fragt nicht weiter, glaubt meinem Worte! erwiederte ſie ſtolz: Auch mich hat dieß Wort erſchüttert, wahrlich noch tiefer als Euch.

Helene! ſprach der Greis mit Rührung: ich habe lange gezaudert, das Wehe über Dich zu rufen; unter allen Blumen dieſes irdiſchen, nun zerſtörten Paradieſes erſchienſt Du mir immer als die herrlichſte, wenn auch nicht die zarteſte Blume. Deinem reinen ſtolzen Sinn vertraut ich viel, Du warſt mir die liebſte Deiner Schweſtern; ich folgte ſorgſam und mit Vaterliebe Deinen Schritten, und mit gebrochenem Herzen ſah ich Dich am Abgrunde ſtehen und weinte der Gefallenen eine Thräne. Doch der Herr ſey geprieſen! meine Thränen waren vergebens, die Glorie umſtrahlt noch mein liebſtes Kind, ſie iſt meiner Liebe noch werth. —

Ihr ſenkt die Myrthe in meine Gruft, ſagte ſie bewegt: nicht wahr, Ambroſios? Und wenn die Erde über mich rollt, der Hügel mich deckt, die Hymne der Auferſtehung mich weckt, dann kann ich rein und heilig aufſchweben und hintreten vor Gottes Thron, und ſprechen: Ich ſtehe, eine Reine, Herr, vor Dir! — — Aber nein! ſagte ſie ſchaudernd und blickte hinunter in das offene Grab: Stolzes Herz, das kannſt Du nicht! Nicht mit Schweſterliebe lieb' ich ihn, meine Sinne verwirren ſich oft, ich wähne den Geliebten in meine Arme zu ſchließen — ihm klopft das Herz — ach! ich bin ein ſündhaftes Weſen! Dieß ſagend ſank ſie an das Grab auf ihre Kniee nieder, ſtreckte die Arme empor und betete: Herr, löſe den Zwieſpalt in meinem Innern, ſende mir einen Deiner barmherzigen Engel, mich zu leiten, träufle einen Tropfen aus der Schale Deiner Barmherzigkeit in mein zerriſſenes Gemüth, daß es heile — oder bette mich bald ſanft in dieſe ſtille Klauſe, die ihre dunklen Arme nach mir ſtreckt und ihre kalte Bruſt mir zur Ruheſtätte bietet; gib mir Ruhe im Leben oder Ruhe im Grabe!

Amen! ſprach Ambroſios: ſteh auf und gehe heim! Bald wirſt Du ſie finden! Er legte die Hand auf ihre glühende Stirn. Der Herr ſegne Dich! ſprach er, die Knieende verlaſſend.

Noch immer blickte Helene in die offene Gruft; eine unausſprechliche Sehnſucht zog ſie hinab, ihre Gedanken waren fromme Todesgedanken, ihre Phantaſie ſchwebte nur auf ſeinen dunkeln Flügeln; da ſchien ihrem ſtarren Blicke in dem dunklen Grabe ein Leben zu beginnen, die Erde ſchien ſich zu regen, zu geſtalten und aus dem Chaos wirrer Bilder trat ihr eigenes hervor — bleich, verhüllt, das ſchwarze Kreuz von Ebenholz in ihrer Hand, die Lilie an ihrer Bruſt. Durch die dunkeln Locken ſchlängelte ſich Myrthe und Roſe, kein Schleier deckte ihr Antlitz, das Auge war nicht von milder Schweſterhand geſchloſſen, regunglos doch freundlich ſtarrte es ſie an. Da ſah ſie Blumen niederſinken; — ſtimmt an die Todeshymne! hörte ſie neben ſich rufen, doch nicht der Todtengeſang, die Hymne der Auferſtehung erſcholl, und langſam, geiſterhaſt erhob ſich die dem Grab Entſteigende und immer näher und näher kam ſie der Lebenden, die laut aufſchreiend über Gräber ſtürzend davon eilte, als verfolge ſie ihr eigenes Todtenbild. Erſt auf dem Marktplatze hielt ſie in ihrem Laufe an, bedeckte die ſtarrenden Augen mit ihren zitternden Händen und ein tiefer Seufzer rang ſich aus wogender Bruſt. Fort, fort! rief ſie: ihr gaukelnden, ſelbſtgeſchaffenen Bilder! trübt mir nicht den klaren Sinn! Es war nur Trug, Trug meiner regelloſen Phantaſie! Zurück an das Grab, um noch einmal hinab zu ſchauen, mich zu enttäuſchen. Aber nein! rief ſie, den ſchon gehobenen Fuß wieder zurückziehend: frevle nicht, verſuche nicht die Geiſter, wecke die Schlummernden nicht! — gehe zur Ruhe und bete in Demuth zu Gott! Dieß ſagend ging ſie in ihre unterirdiſche Wohnung zurück.

Ende des erſten Theils.

Gedruckt bei C. G. Naumann in Leipzig.

Sämmtliche Schriften

von

A. von Tromlitz.

Dreißigſtes Bändchen.

Die Belagerung von Candia.

Zweiter Theil.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1832.

Die
Belagerung von Candia,

von

A. von Tromlitz.

Zweiter Theil.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1832.

1.

Kaum graute der Morgen, ſo weckte auch ſchon Kanonendonner die Beſatzung. Mit hellem Tone rief der Schall der Glocke von St. Marcus die Streiter zum Walle; die Trommeln raſſelten, die Karthaunen brüllten und ſauſend und pfeifend flogen die Kugeln über die Häupter der nach ihren Poſten Eilenden. Ihnen kam dieſer Ruf nicht unerwartet; denn gerüſtet und das Gewehr in der Hand waren ſie ſeiner gewärtig geweſen. Auch auf dem Walle traf der Feind die Vertheidiger nicht unvorbereitet; ſie ſchlugen hier mit muthiger Zuverſicht den erſten Angriff auf das Ravelin Bethlehem zurück und hielten es, bis ein venetianiſches Regiment ihnen zur Hülfe kam. Die ganze Beſatzung ſtand bald auf ſeinen Poſten, alle Frauen waren geſchäftig; Kranke und Verwundete, wenn ſie es nur irgend vermochten, eilten auf den Wall; es galt ja heute Freiheit und Leben. Moroſini war überall und hielt Alles zu einem allgemeinen Sturme bereit. Die Conſtabler ſtanden, den günſtigen Augenblick erwartend, bei dem Geſchütz, Munition wurde herbeigeſchafft, neben die Musketen pflanzten die Vertheidiger ihre Piken, die Stürmenden von der Bruſtwehr zu vertreiben; in großen Keſſeln ſotten die Frauen das ſchäumende Oel, indeß die Männer die Handgranaten zurecht legten und ihre Lunten abklopften. Moroſini nahm ſeinen Poſten bei den Malteſern auf der Baſtion St. Andrä, und obgleich ſich hier anfangs nur wenig vom Feinde zeigte, ſo war er doch gewiß, daß der Hauptangriff von dieſer Seite geſchehen würde.

Aber die Türken zeigten ſich hier nicht, ſie ſtürzten ſich mit neuer Wuth auf das ſchon einmal angegriffene Ravelin. Vierzig Kanonen beſchoſſen es, und während die Janitſcharen, jeder eine Faſchine vor ſich tragend, das Glacis ſtürmten, den bedeckten Weg nahmen und unter Allahgeſchrei bis an den Graben vordrangen, feuerten Andere einzeln zerſtreut auf die Conſtabler. Aber die Venetianer, welche das Werk vertheidigten, gaben ihnen nicht Zeit, ſich in dem Graben feſtzuſetzen; das Fort Panigra feuerte mit Traubenſchüſſen in des Feindes linke, das Fort St. Nikola in ſeine rechte Seite; die Türken zogen ſich zurück.

Im Augenblicke dieſes Rückzuges wogte eine dichte Maſſe Muſelmänner die Höhe vom Meere herauf, die während der Nacht St. Andrä gegenüber errichteten, bis jetzt noch verdeckt geweſenen Batterieen wurden ſichtbar; ein mörderiſches Feuer begann auf die kaum hergeſtellte Baſtion und brachte das venetianiſche Geſchütz bald zum Schweigen. Hundert türkiſche Geſchütze donnerten nun von dieſer Seite, bald war die in der Nacht theilweis hergeſtellte Breſche wieder geöffnet und die aſiatiſchen Völker, von den Janitſcharen gefolgt, rückten an.

Auch auf die ganze Linie von St. Nikola bis an's Meer und von der Sabionera bis an das Hornwerk von St. Maria begann nun der feindliche Angriff. Fünfhundert Geſchütze ſchleuderten auf beiden Seiten Tod und Verderben.

Vor der Sabionera flogen zwei Minen auf, welches hier das Eindringen der Feinde für den Augenblick vereitelte, die ſich jetzt zum Hauptangriff gegen St. Andrä rüſteten. Da ließ Moroſini die Fahne von St. Marcus auf der Breſche aufpflanzen, neben ihr ſteckten die Malteſer die des Ordens auf und zu gleicher Zeit wehten von allen Baſtionen die Fahnen der Krieger, welche ſie vertheidigten. Auch ſtand das heilige Kreuz auf jeder Schanze und neben der Fahne der Candioten pflanzte Helene das ihrige auf.

Mit kühnem Muthe rückten die Türken gegen die Breſche an, das Regiment von Malta vertheidigte ſie; die freiwilligen Ritter, 80 an der Zahl, ſtanden dicht geſchloſſen zur Unterſtützung hinter ihnen. Moroſini hatte, ehe die Janitſcharen auf Schußweite angerückt waren, den in der Breſche Stehenden befohlen, ſich hinter dem kleinen Aufwurfe gegen die feindlichen Kugeln zu ſchützen; jetzt aber, da die Muſelmänner ſich dem von dem eingeſtürzten Werke halb verſchütteten Graben näherten und ſie durch den Feind ſelbſt gegen die Wirkung des Geſchützes gedeckt waren, erhoben ſich die Malteſer und begrüßten die unter Allahruf Heranſtürmenden mit ihren Kugeln. Das Feuer des Hornwerks und aus dem Ravelin Panigra, welches die Anrückenden in die Seite faßte, riß ganze Reihen nieder, das in die Breſche ſelbſt gebrachte Feldgeſchütz mähte in dem dichten Haufen der Feinde und ein wohlgeordnetes Musketenfeuer ſtreckte ſie zu Hunderten hin. Aber nicht der Tod ihrer Kampfgenoſſen, nicht der Weheruf der neben ihnen verwundet Hingeſtürzten hemmte die Wuth des Angriffs. Schon hatten ſie ſich im Graben feſtgeſetzt, ſchon legten ſie Sturmleitern an und rückten gegen die offene Breſche, ſchon gab Moroſini im Stillen an das rückwärts in dem Abſchnitt ſtehende Regiment Befehl, Alles zum Empfange der Fliehenden und zum Empfange des Feindes bereit zu halten, als die Janitſcharen, ihren Aga an der Spitze, gegen die Malteſer drangen. Ueber die Leichen ihrer Brüder bahnten ſie ſich den blutigen Weg, von den Leichnamen der Ihrigen geſchützt feuerten ſie das tödtende Geſchoß ab; jetzt warfen ſie die ſchweren Feuerröhre über die Schultern, zogen die Säbel, drangen vorwärts, drangen ein, der Kampf Mann gegen Mann begann, das Regiment von Malta wich. Da hob Godefroy Langeron die Fahne der Ritter hoch empor. Mir nach! rief er, und die geharniſchte Schaar drang, das Schwert in der Hand vorwärts, hinter ihnen ſammelten ſich die Weichenden, die Türken ſtutzten, die Ritter drangen mit den Ihrigen unaufhaltſam vor, die Breſche war wieder gewonnen, der Feind in den Graben zurückgeworfen.

Auch hier konnten ſich die Muſelmänner nicht lange halten. Von allen Seiten beſchoſſen, wichen ſie bis an den Einſchnitt, den ſie in der Eile St. Andrä gegenüber gemacht hatten. Aber Achmed Kiupergli, auf dieſem Punkte ſelbſt gegenwärtig, ließ friſche Truppen anrücken und befahl noch einmal zu ſtürmen. Leichter wurde es jetzt den Muſelmännern, denn die Menge der Todten ward ihnen zum ſchützenden Wall; die Menge der Gefallenen füllte den Graben aus, und leicht konnten ſie über ſie weg ſich der Breſche nahen. Noch einmal griffen ſie hier, den Säbel in der Fauſt die Malteſer an, trieben Alles vor ſich her und drangen immer weiter vor; nur noch die Ritter von Malta ſtanden eine eherne Mauer; doch waren ſie bald umringt, der edle Venetianer Grimaldi, welcher auf St. Andrä befehligte, ſank an ihrer Spitze, ſie ſchienen verloren, — da kam im Sturmſchritt Graf Königsmark mit dem Lüneburgiſchen Regimente, das er von dem Hornwerk St. Maria durch die Stadt geführt, noch zur glücklichen Stunde an. Die Piken gefällt, drangen die dichtgeſchloſſenen Reihen der Deutſchen vor, machten die brave Schaar von Malta frei, ſtürzten ſich mit den Rittern in den Graben, trieben den Feind heraus, trieben ihn bis über die eingeriſſenen Palliſaden und kehrten ſiegreich auf St. Andrä zurück. Dreitauſend Türken, fünfhundert Chriſten deckten den Wahlplatz; jedoch hatte ſich der Feind dicht an dem Graben feſtgeſetzt und behauptete ſich auch hier.

Während der Feind auf St. Andrä ſtürmte, machte er faſt auf alle Baſtionen mehr oder minder heftige Angriffe. Die Erde zitterte, die dunkeln Gewitterwolken theilten ſich und machten den Wolken von Pulverdampf, die ſich wogend über die verwüſtete Stadt breiteten, Platz.

Gegen das Außenwerk Panigra wandte ſich nun die Wuth des Feindes, bald ſah dieß ſchon einmal faſt zerſtörte, zum Theil noch raſirte Werk einem Schutthaufen ähnlich, eine Breſche, wohl an 50 Schritt breit, lockte den Feind zum muthigen Angriff, Albaneſer rückten an; die Türken ſtürmten, der Kampf begann.

Moroſini konnte der kleinen Schaar Candioten, die noch die Trümmer des Außenwerks vertheidigten, nur 200 Venetianer zur Hülfe ſchicken; ſie kamen noch zeitig genug, um mit dieſem braven Haufen den Lorber zu theilen, den ſie ſich durch ihren Tod erringen wollten. Angefeuert durch die Gegenwart und den Heldenmuth ihrer Frauen, welche Pfeile und Steine auf die Stürmenden ſchleuderten, ſiedendes Oel auf ſie herabgoſſen und brennende Pechkränze unter die dichten im Graben ſich zuſammendrängenden Haufen warfen, belebte ſie ein hoher Muth, ſie drängten ſich um Helenens Kreuz, das auf der Breſche aufgepflanzt war, und dieſes heldenmüthig vertheidigend, ſanken die meiſten von feindlichen Kugeln getroffen. Zwei Stunden dauerte hier der Kampf mit abwechſelndem Glück, während Kiuyergli zum Drittenmal St. Andrä, wiewohl vergebens ſtürmte, und eine Abtheilung gegen die Baſtion Bethlehem rückte. Nicht mehr von dieſen beiden Baſtionen beſchoſſen, drangen nun die Muſelmänner, den Säbel in der Fauſt, gegen Panigra; der Widerſtand war nur gering, die Breſche ward erſtürmt, der Wall erſtiegen, der Reſt der tapfern Vertheidiger mußte ſich nach dem Hauptwalle zurückziehn.

Moroſini befahl ſogleich, den Feind durch das Geſchütz des Hauptwalls zu beſchießen und ihn zu verhindern, ſich auf Panigra feſtzuſetzen; aber mit unglaublicher Schnelligkeit gruben ſich die Türken ein und achteten nicht des Verluſtes an Menſchen; es war ihnen zu viel werth, ſo nahe dem Walle feſten Fuß gefaßt zu haben. Da befahl Moroſini, daß das Werk in die Luft geſprengt werden ſollte; aber die Mine war nicht gefüllt, der Ingenieur, dem dieſer Theil der Vertheidigung aufgetragen, war zum Verräther geworden und während des Gefechtes zum Feinde übergegangen; doch zum Heil Candia's hatte ihm eine Kugel den verdienten Lohn des Verraths gegeben.

Die Türken begannen ſogleich ihre Laufgräben bis zu dem eroberten Werke vorzuſchieben und ließen Geſchütz herbeiführen. Moroſini ſah nun wohl, daß er ſie wieder aus dieſem Poſten werfen müſſe, es koſte was es wolle. Zu beſonnen, um ſich von dem Augenblicke hinreißen zu laſſen und das Blut der braven Beſatzung unnütz zu opfern, befahl er in der Stille, die Kammern der Mine, welche unter dem Werke war, gehörig zu füllen, und verſchob noch die Ausführung ſeines Vorhabens, bis die eben heranziehenden Türken die Beſatzung der Schanze verſtärkt, damit beim Auffliegen ihr Verluſt größer ſey.

In der den Hauptwall vertheidigenden Baſtion ſtand das Häuflein der Griechen, kaum noch hundert ſtreitfähige Männer, die auf dem Außenwerke Panigra dem Schwerte der Muſelmänner entronnen waren und blickten finſter hinüber nach der verlaſſenen Schanze, wo die Häupter der Ihrigen auf Piken geſteckt ſie zur Rache aufriefen. Nikola's Auge ruhte zornglühend auf dem grauſigen, die Menſchlichkeit entehrendem Schauſpiele. Jubelt, jubelt nur, Ihr Ungläubigen! rief er mit Ingrimm: bald wird Euch der Lohn Eurer Gräuel, bald iſt die Mine gefüllt, und Ihr fliegt auf zur Ehre Gottes und Eure Gebeine werden umher geſtreut, wie Ihr jetzt den Gebeinen unſerer Brüder gethan. Blick' hin, Helene! raunte er dann der Trauernden zu, die ihr Kreuz, dieſe heilige Oriflamme den Feinden hatte überlaſſen müſſen: blick' hin! Wo das Kreuz, das heilige Zeichen der Chriſten ſtand, weht jetzt die weiße Fahne mit dem halben Monde und den flatternden Roſen daran; mich dünkt, es ſendet mit dieſem Liebezeichen ein Muſelmann freundlichen Gruß. Helene blickte auf, ſah Muſtapha's Fahne, doch ein Ausruf des Schmerzes an ihrer Seite zog ihren Blick von dem Friedenszeichen ab nach Euphroſynen, die verwundet neben ihr niederſank. Ein feindlicher Pfeil hatte ſie getroffen.

Zieh den Pfeil aus der Wunde, und führe mich von hier, Helene! bat Euphroſyne: Führe mich aus dem Kriegsgetümmel hinweg, die Wunde ſchmerzt! Eine der Frauen leitete ſie mit Helenen von dem Schauplatz des Todes; doch ehe dieſe das Bollwerk verließ, blickte ſie noch einmal hinüber nach der verlaſſenen Schanze, wo Muſtapha's Fahne flatterte.

Ihr Herz ſchlug heftig. Er iſt dort! war der Gedanke, welcher, während die Verwundete in die verfallene Hütte gebracht wurde, ſie ängſtigend durchzuckte. Er ſteht auf ſeinem Grabe! nur noch wenige Augenblicke und es öffnet ſich, ihn zu verſchlingen — und ich kann ihn nicht retten! — Undankbare! rief ihr eine innere Stimme zu, — und ſie klang ihr wie die Stimme des Erbarmens: willſt Du den edlen Jüngling verderben ſehen, ohne ihn zu retten? — Undank iſt das ſchwärzeſte Laſter engherziger Seelen.

Sorgt für Euphroſyne, bat ſie jetzt die ſie begleitende Griechin, eilte aus der Hütte, nahm ihren Griffel, riß ein Blatt aus dem kleinen Gebetbuch, welches ſie ſtets bei ſich trug und ſchrieb darauf: Rette Dich, Muſtapha, eile hinweg — ſonſt biſt Du verloren! Dieß Blättchen in der Hand verbergend eilte ſie, von Angſt beflügelt, nach der Baſtion. Schon ſah ſie den Grafen von Waldeck, die Exploſion erwartend, mit

mit den deutſchen Truppen zum Ausfall bereit ſtehen, hörte durch die Reihen das dumpfe Gemurmel: Nur noch wenige Augenblicke — bald — jetzt! Sie ſtürzte auf die Baſtion, trat auf den vorſpringenden Winkel, drückte ſich hinter einen Schanzkorb, ergriff einen Pfeil, band unbemerkt, wie ſie glaubte, den Zettel daran und ſchoß ihn hinüber.

Seyd Ihr heute ſo blutgierig geſtimmt, Helene, rief ihr Nikola zu: daß Ihr ſelbſt die verwundete Freundin verlaßt, um auf den Kampfplatz zurückzukehren, und den wie mir ſchien **ſchwer** befiederten Pfeil dem Feinde hinüber zu ſenden?

Nikola! rief die Erſchrockene — doch in dieſem Augenblicke theilte ein furchtbarer Schlag die Luft, ſtarr blickte das Mädchen hin nach der Wolke von Staub und Pulverdampf, welche das gräßliche Schauſpiel verbarg. Regungslos ſchaute ſie auf dieſe furchtbare Todesſtätte, die ſich jetzt, während die Deutſchen durch den Ausfall hervorbrachen, die Griechen ihnen folgten, unverhüllt ihrem Auge zeigte. Die Schanze ſchien ein großes weites Grab, das kaum die

Menge der Unglücklichen, denen es den Tod gegeben, zu faſſen vermochte; Panigra war heute zum Zweitenmal ein Erntefeld des Todes geworden. Verſtümmelte Leichname, Kanonen, Steine und Gebälk lagen in grauſigem Vereine über einander; ſelbſt die im Gefecht Gebliebenen, ſelbſt dieſe Todten hatte noch einmal die furchtbare Hand der Zerſtörung erfaßt und ſie verſtümmelt nach allen Winden verſtreut. Ueber dieſe Stätte der Verwüſtung drangen nun die Deutſchen, geſchloſſen, dicht aneinander gedrängt vor, den Blick nicht auf die Todten gerichtet, über welche ſie kampfsmuthig ſchritten, ihn nur nach dem fliehenden Feinde wendend, der von Schrecken ergriffen hinter dem Schutze der eigenen Batterieen ſeine Rettung ſuchte. Den erſten Deutſchen folgte der ungeregelte Haufe der Griechen; rachgierig brachen ſie hervor; doch die lockende Beute, die noch zuckenden Feinde gaben ihnen hier ein Erntefeld; ſie zerſtreuten ſich auf der Wahlſtatt, plünderten die Todten und fanden beſonders an Waffen eine reiche Beute. Auch Nikola fand unter Schutt und Trümmern, was er ſuchte, die weiße Fahne und weit von ihr geſchleudert den Roſenzweig, der an ihr geflattert hatte.

Die Deutſchen waren indeß raſch vor-, ein venetianiſches Regiment ihnen nachgerückt; die Türken flohen aus den Laufgräben; es bedurfte des Häufleins Griechen nicht, die Fliehenden bis in ihre Verſchanzungen auf der Höhe zu treiben, die Mörſerbatterie zu erobern und derzureißen. Nikola jedoch, das Wohl Candia's, trotz der düſtern Stimmung in ſeinem Innern, ſtets vor Augen, ſammelte die Seinen, feuerte ſie zur Arbeit an, ließ ſie die durch die Exploſion verſenkten Kanonen ausgraben und mit den von Moroſini in der Eil geſchickten Schanzarbeitern eine Bruſtwehr aufwerfen, um wenigſtens in Etwas das Annähern des Feindes verhindern zu können.

Helene hatte indeſſen von dem Walle mit klopfendem Herzen dem Allen zugeſehen. Armer Muſtapha! ſeufzte ſie, als ſie Nikola auf einer zertrümmerten Lavette, die Fahne im Arm, den Zweig blühender Roſen in der Hand, ſinnend ſitzen ſah: So konnte mein Pfeil Dich nicht retten, ich Deinem Edelmuthe nicht lohnen!

Fahr' hin in der Blüthe Deiner Jahre, Du edler Muſelmann! Hat doch der Himmel Einen Deiner Wünſche Dir gewährt; der Tod traf Dich, das Schwert in der Hand; Gott ſey Dir ein gnädiger Richter, wie Du es mir wareſt! Sie verließ dann den Wall mit betrübtem Herzen. Muſtapha's Tod war ihr ſchmerzlich. Nicht Neigung, nicht Erinnerung an den ſchönen Jüngling, nicht Erinnerung an das Auge voll Liebe, mit dem er auf ſie geblickt, nur Dankbarkeit erweckte das Mitgefühl in ihrer Bruſt; denn des Malteſers Bild ſtand ja einzig in ihrem Herzen, und ſchon der Gruß von ihm, den einer ſeiner Diener, welchen er zur Erkundigung nach ihr abgeſandt, ihr mit der Nachricht brachte, er ſey unverwundet, linderte ihren Schmerz über Muſtapha's trauriges Schickſal. Sie eilte nun hinunter zu ihrer geliebten Euphroſyne, fand ſie nicht mehr und ging nach ihrer unterirdiſchen Wohnung. Schweigend hing ſie hier die Waffen an gewohnter Stelle auf; unwillkührlich drang eine Thräne in ihr Auge, da ſie die Stelle, wo das Kreuz gehangen, leer ſah. Das Heilige hab' ich verloren! rief ſie: In die Hände der

Ungläubigen iſt es gefallen! Aber Gottlob! ihre Hand wird es nicht entweihen, es wird mit ihnen aufgeflogen und ſo zertrümmert ſeyn! Durch dieſen Gedanken getröſtet eilte ſie zu der verwundeten Freundin.

Indeſſen hatten ſich die Türken von ihrem erſten Schrecke erholt. Mehrere Haufen Janitſcharen und Spahi's rückten aus dem Lager dem Grafen von Waldeck entgegen. Moroſini, welcher von St. Andrä dieß beobachten konnte, ſchickte ihm ſchnell Befehl, ſich zurückzuziehen. Langſam, mit ruhiger Beſonnenheit, 600 Gefangene mit ſich führend, zog ſich der deutſche Held auf das venetianiſche Regiment, welches in der Gegend der genommenen Mörſer-Batterie zu ſeiner Unterſtützung aufgeſtellt war, zurück. Von den Türken verfolgt erreichte er nur mit wenigem Verluſte dieſen Rückhalt. Aber eine feindliche Kugel ereilte hier den deutſchen Helden, der, wie ſo mancher ſeiner braven Landesleute, in der Vertheidigung Candia's fiel. Die Truppen, den Leichnam ihres Führers in ihrer Mitte, zogen, von ihrem Siege nicht trunken, in dumpfer Stille der Stadt zu; ſie hatten ihn ja mit dem Leben ihres tapfern Generals erkaufen müſſen.

Als die Deutſchen und Venetianer ihren Rückzug begannen, ſammelte Nikola ſeinen bei der Arbeit zerſtreuten Haufen, ließ ihn das Gewehr ergreifen, und ſo erwartete er für alle Fälle gerüſtet den Feind. Die Fahne in der Hand, überſchaute er noch einmal die Trümmer der in die Luft geſprengten Schanze, beobachtete die noch ſtehenden Ueberreſte, und ſein kriegeriſcher Geiſt dachte nur an den Bericht, welchen er dem General über das zerſtörte Werk zu machen habe, als er Etwas auf einem noch verſchont gebliebenen Theile des Walles gewahrte; er eilte hin und fand —

Die Deutſchen waren an ihm vorüber gezogen, die Venetianer ihnen gefolgt, er hatte ſie nicht bemerkt; die Standröhre der Griechen hinter dem Aufwurf verjagten donnernd die einzeln ſich heranſchleichenden Türken; er beachtete es nicht; den Blick gen Himmel gehoben ſtand er da, ſein Antlitz ſprach die Verzweiflung aus, die ſein Inneres zerriß. Kapitano! ſtörte ihn der Zuruf eines alten Griechen: Deutſche und Italiäner gehen zurück, ſollen wir noch einmal dieſe blutige Wahlſtatt behaupten? Das Geſchütz donnert von den Wällen; die Türken rücken mit Macht an, einen Roßſchweif, eine weiße Fahne in ihrer Mitte.

Eine weiße Fahne! rief Nikola, ſtürzte zu den Seinen und pflanzte auf den niedern Aufwurf die erbeutete Fahne auf. Steht, Griechen! rief er mit donnernder Stimme: und wie am Morgen um das verlorene Kreuz, ſo drängt Euch um dieſe Fahne der Muſelmänner, die wir erbeutet! Von ihrem Führer angefeuert hielten die Griechen muthig Stand, die Türken rückten jedoch nicht weiter gegen ſie vor; auch ſie ſchienen des Blutvergießens müde zu ſeyn. Moroſini ſchickte am Abend einige Compagnieen Sardinier, ſie abzulöſen, und mit der Fahne in der Hand und ſeiner Beute rückte Nikola mit den Griechen wieder in die Feſtung ein.

2.

Ueber die Todten und Verſtümmelten, den Geiern eine ſichere Beute, rauſchte der Sturm; kein Stern, kein Mondlicht drang durch das Dunkel der Nacht und leuchtete den Arbeitern, die an der Breſche auf St. Andrä und an der Herſtellung von Panigra thätig waren. Nur auf dem Friedhofe, der Ruheſtätte der im Kampfe gebliebenen Griechen, leuchtete ein einſames Licht denen, welche die Gräber für die Wenigen gruben, die des Freundes Arm, damit ſie nicht in die Hände der Ungläubigen fielen, bei dem Rückzuge von der Panigra in die Stadt getragen hatte. Es waren deren nicht viele, die meiſten ruhten mit dem Feinde in dem weiten Grabe der Panigra oder lagen noch den Thieren zum Raube. Nicht der rauhe Sturm, nicht die Mühen des Tages hielten die frommen Männer ab, raſtlos zu graben; ſie durchwühlten andachtvoll den Schooß der Erde und jeder Blick, den ſie um ſich warfen, konnte ihnen ihre eigene ſich öffnende Ruheſtätte bezeichnen.

Auch in der zerſtörten Kirche ward die Dunkelheit der Nacht erhellt; zwei Kerzen brannten auf dem halb zerſchmetterten Altare, zwei Leuchter ſtanden neben den Flackernden, welche der Sturm zu verlöſchen drohte und auf den Stufen knieete Ambroſios, für die Seelen der Gebliebenen ſein Gebet auf zu Gott ſteigen zu laſſen. Einſt Prieſter dieſes heiligen Tempels, den Lebenden ein Vorbild der Frömmigkeit und Tugend, legte er jetzt die Todten zur Ruhe und begleitete mit ſeinem Gebete die ſich aufſchwingende Seele zur himmliſchen Wohnung. Andachtvoll, von dem Fall ſo vieler ſeiner Freunde niedergebeugt, erhob er aus ſchmerzerfüllter Bruſt ſein Gebet zu Gott und ſeine Seele ſtand vor dem Vater der Milde, die Gebliebenen ſeiner Barmherzigkeit empfehlend, als raſche Tritte ihn in ſeiner Andacht ſtörten. Er erhob, wandte ſich und ſah die Geſtalt eines Mannes eiligſt nahen, deſſen Haar wild im Sturmwinde flatterte und deſſen Rechte, einen Pfeil emporhaltend, ſich ſchon aus der Ferne nach ihm ſtreckte. Er erkannte bald Nikola. Sein Auge leuchtete ihm wild entgegen, auf ſeinem Geſichte ſprach ſich die Verzweiflung in grellen Zügen aus.

Was wollt Ihr hier? fragte er würdevoll, doch einen Schritt vor der wilden Geſtalt Nikola's zurückbebend: Was wollt Ihr hier, den Pfeil in der zitternden Hand, die Verzweiflung im Blick? Hier, wo die Liebe nur waltet und die Barmherzigkeit?

Ich will zu Gott reden! rief der Grieche: Will von ihm Licht fordern in der Finſterniß, die mich umgibt, Ruhe fordern für mein zerriſſenes Herz und Troſt, wo kein Troſt mehr ſeyn kann. Er, der Herr, der ſeinen Sturmwind ſandte, mit ſeinen Flügeln mein ſträubendes Haar zu umrauſchen, er mag mir den Zweifel löſen, der meine Seele mit qualvollen Banden umſtrickt hat! Zu ihm will ich flehen, mich niederwerfen vor ſeinem Altare in dieſem Gotteshauſe, wo ſchon ſo oft meine Kniee ſich wund gelegen und ich zu ihm aufgerufen habe; auch jetzt ſoll er mein Geſchrei vernehmen und mir antworten.

Chriſt! biſt Du bei Sinnen? zürnte der Greis: Wagſt Du an heiliger Stätte zu freveln? Wagſt Du, Wurm des Staubes, den

Allmächtigen zwingen zu wollen, die Finſterniß Deiner Seele zu erhellen?

Ich dürſte nach Licht, wie der Verirrte in Arabiens Sandwüſte nach dem erquickenden Trunk, rief der Verzweifelnde: Hier, hier brennt es, Ambroſios, hier flammt es, und doch iſt es Nacht! —

Beuge in Demuth Dein Haupt, Nikola, ſprach Ambroſios: kniee nieder, erhebe Dein Herz im Gebet, und vielleicht ſendet der barmherzige Vater einen Strahl in die verdüſterte Seele. Kniee nieder in Demuth! So nur kannſt Du dem Herrn nahen.

Nikola knieete auf die Marmorſtufen nieder, ſtreckte, die Hände faltend, den Pfeil hoch empor, ſein Auge ſah ſtarr gen Himmel, jede Muskel ſeines Körpers war geſpannt, ſeine Lippen bewegten ſich, ſprachen jedoch nur wenige abgebrochene Worte aus. Ambroſios betrachtete unverwandt den Betenden, ſchmerzvoll ruhte ſein Auge auf dem Leidenſchaftlichen. Kann denn der Glaube, kann die milde Chriſtusreligion ſo ſtürmend ſich zu ihrem Vater wenden? dachte er: Kann der Wahn des Menſchen ſo weit abwärts führen, daß er das Licht von Oben ſich zu ertrotzen glaubt? — Kann die Verzweiflung ein Herz ſo zerreißen?

Noch ſchien Nikola zu beten; aber plötzlich fuhr er auf. Mir wird kein Licht! Je mehr ich bete, deſto finſterer wird es mir, deſto mehr Zweifel ſteigen in mir auf. — Ambroſios! fuhr er nach kurzem Nachdenken fort: Ihr ſeyd ein Diener des Herrn, ein Verkünder ſeines Wortes. An Euch wende ich mich, da Gott mich nicht würdigt ſich mir kund zu thun; hört, was ich ſagen werde, hebt Euer Herz zu Gott, daß Eure Antwort mir ſeinen Willen verkünde. Hört!

Dieſen Pfeil ſchoß Helene nach Panigra als es die Türken beſetzt hatten. — Dieſer Zettel warnt Muſtapha, der ſeine Gegenwart durch eine weiße Fahne ihr kund that. — Ließ ihn Gott in ſeine Hände gelangen, ſo flog die Schanze auf, und nur die Leichname der Unſrigen riß ſie mit empor. — Ich fand ihn, und nun hört! hört! — Das Mädchen, das ich liebte, das ich noch liebe, hier und dort ewig lieben werde, iſt zur Verrätherin an ihrer Vaterſtadt, an ihrem Glauben, iſt in der Ungläubigen Händen das

Verderben Candia's geworden. — Darf ſie leben oder muß ſie ſterben? — Entſcheidet!

Ambroſios las den an dem Pfeile gehefteten Zettel, ſeine Hand bebte; Nikola's Worte hatten ihn erſchüttert, mehr noch die Verzweiflung, mit welcher er ſie geſprochen. Sein Auge ſah flehend gen Himmel, als ob auch er dort den Strahl ſuche, der ihn erleuchten ſolle. Ich kann an der Menſchheit nicht verzweifeln, Nikola! ſprach er endlich: Mitleid und Dankbarkeit, nicht Verrath ſchrieben dieſen Brief. — Der Herr iſt barmherzig, auch der Chriſt ſoll es ſeyn.

So dachte auch ich in dem Augenblicke beſänftigter Leidenſchaft; ſprach Nikola und ſchien beruhigter: gedachte ich aber, daß zwiſchen ihr und ihm ein Verſtändniß ſeyn müſſe — wie konnte ſie ſonſt wiſſen, daß er auf Panigra ſey; — erinnerte ich mich, daß ich oft dieſe Fahne, das Zeichen des Verraths geſehen und der Feind dann immer von dieſem Punkte aus am wüthendſten ſeine Feuer donnern, ſeinen Angriff beginnen ließ, dann ſank mein Glaube an die Menſchheit; der ſchöne Jüngling ſtand vor mir, ich gedachte der Nacht, in der ich Thor, während ſie bei ihm war, mich dem Verderben weihte, — gedachte des Lebewohl, das ſie ihm nachrief, und meine Sinne umdüſterten ſich, es trieb mich als würde ich von Dämonen gegeißelt, über die öden Trümmer der Stadt —

Euch trieb die Eiferſucht! unterbrach ihn Ambroſios zürnend: Das iſt der Dämon, der Euch mit ſeiner Schlangengeißel jagte — und noch treibt —

Und nun, fuhr Nikola kalt und finſter fort: gedachte ich, daß ein Menſchenleben ein gar kleines Opfer auf dem Altare des Herrn iſt, daß zu ſeiner Ehre das vergoſſene Blut als Weihrauch aufdampft —

Menſch! Chriſt! unterbrach ihn Ambroſios.

Geſtern ſanken 100 der Unſern, — ein türkiſches Geſchoß, nur um ein Haar breit anders gerichtet — und auch Helene ſank! — Was iſt es denn nun Furchtbares, wenn ſie zum Heil des Glaubens durch meine Hand fällt? Iſt ſie ſchuldig, ſo empfängt ſie den verdienten Lohn, ereilt mein Dolch ſie ſchuldlos, ſo geht ſie als Märtyrin ein in das ewige Paradies. — Ich allein muß büßen, kann zwar die Krone des

Glaubens erringen, indem ich mein Liebſtes auf Erden der Kirche opfere; doch auch die ewige Verdammniß, indem ich freventlich das Richteramt übernahm. — Ja, Ambroſios, für ſie habe ich Sklavenketten tragen, mich dem Tode weihen wollen; auch meine Seligkeit wage ich für ihr ewiges Heil! Denn Blut verſöhnt die That der Schuldbelaſteten; Blut reicht der Schuldloſen die Märtyrkrone.

Ambroſios ſah ſtarr vor Entſetzen auf den Mann, den noch vor Augenblicken wilde Leidenſchaft gejagt und der jetzt mit kalter Ruhe, das Opfermeſſer in der Hand, dem Glauben voll Lieb' und Milde ein blutiges Opfer zu bringen vor ihm ſtand. — Chriſt! rief er endlich: Sohn einer Kirche, welche Lieb' und Duldung predigt, ſtrebe nach dem Vorbilde Deines göttlichen Lehrers, der ſeinen Feinden am Kreuze vergab, — wirf, wirf den blutigen Dolch hinweg! reiße den blutdürſtigen Gedanken aus Deiner Seele und vergib ihr die Schuld, wie Gott dereinſt Dir die Deine vergeben mag. Geh heim, zerbrich den Pfeil, zerreiß' das warnende Blatt, öffne Dein Herz der Barmherzigkeit, damit Gott auch Dir barmherzig ſey. Wirf Dich nieder vor ihm, flehe um Kraft zum Guten, und wehe! wehe Dir hier und dort, befleckſt Du Deine Hände mit Blut! — Ich verlaſſe Dich, Unglücklicher! ſprach er mit Würde, die Stufen des Altars hinanſchreitend: So möge die unheilige Flamme Deines Glaubenswahns verlöſchen, wie ich dieſe heiligen Kerzen auslöſche, und Du fortan nicht mehr in Finſterniß wandeln, wie ich Dich in Finſterniß zurücklaſſe. Er ergriff die letzte noch brennende Leuchte. Der Herr ſey mit Dir! ſprach er und ſchritt durch das zerſtörte Gotteshaus.

Da ſtand der Unglückliche! der Sturmwind, welcher durch die zertrümmerten Fenſter brauſ'te, rollte die morſchen Steine praſſelnd zu ſeinen Füßen, trieb das wild hangende Haar flatternd in die Höhe und rauſchte mit ſeinen ſchlagenden Flügeln zornig an ihm vorüber. Ferner Donner rollte durch die Stille der Nacht, zuweilen erhellte das Leuchten eines Blitzes das Dunkel, und die Eule, durch die zackige Flamme aufgeſchreckt, verließ ihr Neſt, ſuchte Schutz in dem Tempel und kreiſchte ihren widrigen Nachtruf durch des Sturmes Geheul. Der Regen ſchoß ſtrömend herab, kein Mantel ſchützte den Leichtbekleideten, der mit dem Trotze der Verzweiflung unbeweglich an den Stufen des Altars ſtand und die Elemente zu verſpotten ſchien.

Stürmt nur, ſtürmt! ſagte er dumpf vor ſich: rauſche nur Wilder, mit Deinen Flügeln! Du biſt nur ſchwach gegen den Sturm in meinem Inneren! Rolle nur Donner, immer lauter! Du übertäubſt doch die Stimmen nicht, die mir bald ſanft, bald grauſig zurufen und mich ſchwanken laſſen zwiſchen Liebe und Haß! —

Beten kann ich nicht! rief er plötzlich: beten nicht in der Stunde des Zweifels! Das iſt ſchrecklich! — Ach, ſie war meines Lebens einziger Stern, meines Lebens einzige Blume! und ich ſoll ſie entblättern? — Muß ich nicht! rief er aus: Muß ich ſie nicht von der Schande, Candia nicht vom Untergange, meines Glaubens Tempel nicht vor Entweihung retten? — Fort, fort von hier!

Von dieſen widerſtreitenden Gefühlen zerriſſen ſchritt er durch die Nacht ohne Ruhe und Raſt über die Trümmer der Vaterſtadt. Langſamer ward jedoch ſein Schritt, er raſtete ſelbſt zuweilen, wenn ſein Herz ihr holdes Bild ihm vorhielt, wie es dort ſo lange geruhet; wenn Ambroſios Worte wie milde Friedensboten in ſeinem Innern wiedertönten und er der holden Roſe gedachte, die er zerknicken ſollte, dann weilte ſein Schritt, dann hing die Hand erſchlafft herab und ſein Blick flehte den Himmel um einen feſten, unwandelbaren Entſchluß. — Zeigte ihm aber ſeine erhitzte Einbildekraft Muſtapha im Glanze der Schönheit und Jugend, dann trieb es ihn mit dämoniſcher Gewalt, dann erinnerten ihn die Trümmer, über welche ſein unſtäter Fuß klimmte, an die zerſtörte Vaterſtadt, dann riefen ihn die verfallenen Mauern der heiligen Tempel auf, den Verrath zu rächen. Von Vaterlandliebe getrieben, von Glaubenswahn gejagt, von Lieb' und Menſchlichkeit zurückgehalten, durchſchritt er unter Sturm und Wetter die öden Straßen, bis er am Hafen vor der Pforte des noch von Kugeln verſchonten Kloſters des heiligen Baſilios plötzlich ſtill ſtand.

Hier ſoll mir des Herrn Stimme erſchallen! ſagte er, heftig die Klingel ziehend: Hier mein

Schickſal entſchieden werden! — Nach langem Harren öffnete endlich der Pförtner. Woher noch ſo ſpät, lieber Herr? fragte er, Nikola beleuchtend: Mein Gott! Ihr ſeyd ja ganz durchnäßt, Euer Haar trieft, tretet ein in die Pforte und ſagt mir, was Euch ſo ſpät noch hieher führt?

Bringt mich zu dem Abt, frommer Bruder! ich habe dringend mit ihm zu ſprechen! erwiederte Nikola.

Wolltet Ihr nicht lieber erſt in meine Zelle gehen? ſagte gutmüthig der Pförtner: Ihr ſcheint aufgeregt, das Wetter, der Sturm und der Donner haben Seel' und Körper erſchüttert; verweilt nur einen Augenblick, ich hole einen Becher Wein und melde Euch dann dem ehrwürdigen Abte, der überdieß jetzt mit den Prieſtern und Brüdern in dem Betſaale verſammelt iſt, während des Unwetters die Pſalmen zu ſingen.

Da finde ich ſie ja beiſammen, gerade ſo wie ich es wünſche; unterbrach ihn Nikola: es wird doch Einer unter ihnen ſeyn, der ſo frommen gläubigen Herzens iſt, daß Gott ſich ihm offenbare. Geh' nur voran, ich folge Dir. Der Bruder zögerte; das wildrollende Auge, die furchtbare Geſtalt, das vom Regen durchnäßte herabhangende Haar, der Pfeil in der Hand, — alles dieß ließ ihn fürchten, der Grieche habe Böſes im Sinne. Macht fort! rief Nikola ungeduldig: ich habe Eile, muß wieder von hinnen, ehe der Tag graut; gebt mir die Kerze, ich kenne den Weg. Er ſtreckte die Hand nach ihr, doch der Bruder trat ernſt zurück. Ziemt es einem Laien, ſo in das Haus frommer Diener des Herrn zu treten und die ſündige Hand nach der geweihten Kerze auszuſtrecken? Demüthig trefet ein und ehrt das Kloſtergewand, das mich vor frevelnder Hand ſchützt!

Dieſe Worte riefen Nikola zur Beſinnung zurück; er beugte ſein Knie vor dem Mönch, obgleich er nur Bruder, nicht Prieſter war und küßte das heilige Gewand. Geht voran, frommer Bruder! bat er: ich werde folgen, aber ſchnell, denn ich habe Eile!

Der Bruder Pförtner ſchritt durch die ſpitzgewölbte Halle dem Betſaale zu; aber ſo ſehr auch Nikola Eile zu haben ſchien, ſo ſehr er auch den Mönch antrieb, ſeine Schritte zu verdoppeln, ſo verweilte er doch bei jedem Heiligenbilde, neigte ſich davor und verrichtete ſein Gebet. Endlich ſtanden ſie vor der Thüre des Betſaals. Der Pförtner ging hinein, dem Abt des Fremden Ankunft zu melden, während Nikola draußen ſeiner Rückkehr harrte. Die Worte des Mönchs, die häufigen Gebete, ſelbſt das Harren hatte ſein Blut gekühlt, der Zwieſpalt in ſeinem Innern war auf ſeinem Antlitz weniger ſichtbar und er im Ganzen ruhiger geworden, als die Thüre ſich öffnete und er eintrat.

In dem hohen gewölbten, nur ſchwach erleuchteten Saale ſah er die ehrwürdigen Prieſter auf der einen, die frommen Brüder auf der andern Seite ſtehen. Vor einem kleinen ſchmuckloſen Altare ſtand der Abt; ein Prieſter, das Rauchfaß haltend, neben ihm.

Verweilt am Eingange! raunte der Pförtner Nikola zu, der auch mit andächtigem Herzen ſich niederwarf. Jetzt begann der Prieſter den Altar zu beräuchern, während dem der Abt betete: Laßt uns in Frieden den Herrn anrufen! Die Prieſter ſangen im Chor: Herr, erbarme dich! Der Abt ſprach: Um den Frieden von oben bitten wir! Das Chor wiederholte ſein: Herr, erbarme dich!

Um deinen Schutz für dieſe Stadt und alle gläubigen Chriſten flehen wir! begann der Abt von Neuem: Erbarme dich unſer, Herr, wie wir uns der Unglücklichen erbarmen wollen. Amen! fiel das Chor ein und die Prieſter ſangen das: Heilig, heilig, heilig iſt der Gott des Erbarmens!

Das Gebet, der Mönche Geſang, das Chor: Erbarme dich, Herr! hatten Nikola tief erſchüttert; milder geſtimmt ſchritt er vor.

Tritt näher, Nikola Conduri! ſprach jetzt der Abt, während die Brüder den Raum, welcher den Altar von den Sitzen der Prieſter trennte, ſchloſſen. Was führt Dich in dieſer ſtürmiſchen Nacht noch in unſre ſtillen Mauern? Was bewegt Dein Gemüth ſo heftig, Du gläubiger Sohn der Kirche?

Ehrwürdiger Vater! begann Nikola, ſein Knie beugend: ich komme zu Euch, Euren Rath zu vernehmen. Hört mich an!

Rede, mein Sohn! Wir hören auf Dich.

Eine der Jungfrauen, welche zur Vertheidigung des Glaubens die Waffen ergriffen haben, begann Nikola mit feſter Stimme: ward gefangen, in's türkiſche Lager geführt und dort freigegeben. Der ſie frei gab, knüpfte durch mancherlei Zeichen eine Verbindung mit ihr, ſo daß ſie wußte er ſtand auf der vom Feinde genommenen Schanze Panigra, die eben durch eine Mine geſprengt werden ſollte. Da ſchießt ſie dieſen Pfeil, an welchem eine Warnung geheftet, war, hinüber zu dem Feinde; der Pfeil fiel in meine Hand; ich entdeckte die Verrätherin —

Du meinſt Helene Panos, die Geliebte des Ritters d'Aubüſſon? unterbrach ihn Abt Gregor.

Nikola erſchrak. Fahr fort! befahl der Abt.

Darf hier Mitleid walten, frommer Herr? Oder muß der Tod die Verrätherin an Glauben und Vaterland treffen? ſprach Nikola.

Und welches iſt Deine Meinung? fragte der Abt.

Mein Wille iſt gebunden; erwiederte der Grieche: von ſtreitenden Leidenſchaften zerriſſen, weiß er nicht wohin er ſich wenden ſoll;

Engel und Dämonen ſtreiten in mir für ſie, wider ſie —

Und die thörige Liebe gewinnt in dem Herzen den Sieg? unterbrach ihn der Abt: Ich bin unterrichtet.

Eure Meinung, ehrwürdiger Vater! bat Nikola, ungeduldig werdend und ohne auf des Abts verwundende Rede weiteres zu antworten.

Väter des Glaubens! wandte ſich dieſer zu den Prieſtern: Habt Ihr vernommen, was Nikola Conduri geſagt?

Wir haben! erwiederten ſie.

Sprecht Eure Meinung aus im Namen des Herrn, deſſen heilige Stimme im Donner über uns erſchallt. Darf Vergebung Helenen Panos werden oder ſoll es der Tod?

Der Tod! hallte es dumpf im hohen Gewölbe wieder.

Nikola erbebte. Wer Gemeinſchaft hat mit den Ungläubigen, ſeinen Gott, ſeine heilige Kirche vergißt und das Heil der Chriſtenheit ſchnöder Luſt oder ſchnödem Gewinnſte opfert, den trifft der Bann und ſein Leben iſt dem Tode verfallen! ſprach der Abt feierlich.

Ein tiefer Seufzer rang ſich aus Nikola's Bruſt, ſein Auge ſah auf gen Himmel. Ich vernehme deine Stimme, Herr! ſprach er, ſein Haupt beugend: Ich vernehme ſie, wenn ich auch vor ihr erbeben muß! Er zog den Dolch aus ſeinem Gürtel. Ehrwürdiger Abt, weihet ihn zu dem frommen Werke; meine Hand ſelbſt ſoll es ausführen!

Nein, mein Sohn! ſagte der Abt, den Dolch zurückweiſend: wo Blut fließt, da bleibe die Hand des Prieſters fern. Segen darf ſie geben, nicht den Tod. Auch würde eine ſchnelle That dem Volke wenig zur Erleuchtung nützen; es würde an ihrem Grabe um ſie jammern und Euch fluchen. Ein ſchneller Tod würde ihr die Zeit zur Buße rauben und ihr die Pforten des Paradieſes verſchließen. Uebergebt ſie dem weltlichen Arm, dann geht die Sache ihren ruhigen Weg; Ihr habt Eure Pflicht erfüllt, Eure Hand bleibt rein und unſer Wort ward nicht zur That. Uebergebt ſie Moroſini; der Venetianer weiß das Recht vom Unrecht mit ſtrenger blutiger Wage zu ſcheiden.

Starr blickte Nikola vor ſich nieder. Er hatte ſich entſchloſſen geglaubt, zum Heil der Kirche, zu ihrem Heil den Dolch ihr in die Bruſt ſtoßen zu können. Er hatte geglaubt, ein ſchneller Tod rette ſie vor der Schande und reiche ihr die Palme des Friedens; aber als ein gemeiner Ankläger ſie bei Moroſini anzugeben, davor ſchauderte er, ihn graute vor dem Gedanken, ſie dem Henkerbeil zu überliefern, und wie es ihm eine fromme Handlung dünkte, Helene durch ſeine Hand ſterben zu laſſen, ſo ſchien es ihm ein entehrendes irdiſches Beginnen, ſie des Verrathes anzuklagen.

Während er noch ſinnend und zweifelnd ſtand, hatten die Prieſter und Brüder ſich entfernt, Abt Gregor allein war bei ihm geblieben.

Mein Sohn! ſagte dieſer: Du haſt den Willen des Herrn durch uns vernommen. Geh', vollführe was er Dir gebot! —

Kein Erbarmen? fragte Nikola.

Was iſt dem Wohl von Tauſenden, dem Wohl der Kirche ein Opferlamm? erwiederte der Prieſter: Hüte Dich, daß Dein thöriges Zweifeln Dich nicht ſelbſt mit Schuld belaſte. — Führe ihn zurück! befahl er dem Pförtner:

Der Herr mit Euch! Dieß ſagend warf er noch einen ernſten Blick auf Nikola und verließ ihn.

Kommt, Bruder Pförtner! ſprach der Grieche und folgte ihm durch den Bogengang, die heiligen Bilder nicht beachtend, an denen er ohne vor ihnen nieder zu knieen vorüber ging; ſeine Seele war bei Gott.

Als der Bruder die Pforte öffnete und Nikola das Kloſter verlaſſen wollte, hielt ihn der Mönch zurück. Herr! ſprach er: ich bin ein armer Kloſterbruder, aber nicht um alle Schätze der Erde, nicht um den Stuhl des Patriarchen, nicht um des Himmels Seligkeit möchte ich Euren Weg gehen! — Bedenket Eure Seele! Gott iſt ein gnädiger Gott und ſey es auch Euch! Er ſchloß die Pforte hinter ihm.

3.

Langſam, mit ungewiſſem Schritte, unbewußt wohin es ihn führen werde, irrte Nikola durch die öden, menſchenleeren Straßen längs dem Meeresufer hin. Hier ſetzte er ſich auf die

Trümmer eines eingeſchoſſenen Thurmes, der ſonſt den Venetianern zum Gefängniß gedient hatte und überdachte noch einmal ſeine ſchreckvolle Lage. Seit er das furchtbare „den Tod!“ aus dem Munde der Prieſter vernommen, hatte ihn vor dem Gedanken, Helenen den Tod zu geben, geſchaudert, und ſelbſt des Abts Worte, obgleich von dem Munde eines Prieſters geſprochen, waren nicht in ſein Innerſtes gedrungen. Nur der Chor und ſein ergreifendes: Herr, erbarme dich! tönte noch in ſeinem Ohr. So von neuen Zweifeln gequält, doch beruhigter, ſaß er ſein Auge gen Himmel gerichtet.

Das Wetter war vorüber, der Sturm ſchwieg, die Meereswogen ſchlugen nicht mehr brauſend an das Felsufer, am fernen öſtlichen Horizonte hob ſich aus der dunklen Meeresfluth der röthliche Schimmer des Tages; es dämmerte. Immer heller und heller ward es und die Morgenſonne ſtieg erglühend aus dem Meer und verkündete, ihre Strahlen breitend, den jungen Tag.

Unverwandt war Nikola's Auge gen Oſten gerichtet, mit den Strahlen des Lichts ſchien auch in ihm das Dunkel verſchwunden. Sonne!

herrliches, ewiges Pfand göttlicher Milde! rief er: wie biſt du ſo ſchön! Leben, freundliches Leben, wie biſt du ſo lieblich! Tod, furchtbarer Bote eines langen Schlummers, wie biſt du ſo ernſt! — Weckſt du das Erbarmen in meiner zerriſſenen Bruſt, freundliches Licht? rufſt du mir ihr Bild zurück, du ſanft ſäuſelndes Morgenlüftchen? Ach, wehe mir Kühlung zu! in mir glüht es! —

Sein Auge vermochte nicht mehr die Strahlen der immer höher ſteigenden Sonne zu ertragen, es ſenkte und wandte ſich von ihr ab nach den Trümmern der Stadt. Da ſah er Ambroſios, einen Chorknaben hinter ſich, langſam vorüber ziehn. Sein frommes Antlitz erglänzte in dem Leuchten der Morgenröthe, der ihm folgende Knabe erſchien ihm in ſeinem weißen Gewande wie der Engel einer. Nikola's Auge ſah mit ſanfter Rührung der ehrwürdigen Geſtalt des Prieſters nach. Dein Weg iſt gottgefällig! rief er: Deine Worte ſind Worte des Friedens; ihnen will ich folgen, ſie mögen mich vom Abgrunde retten! Sie riefen mir Erbarmen und Milde zu; die Stimme Jener ſang: „Erbarmen!“ und ſprach das furchtbare: „den Tod!“

Er erhob ſich und ſtand lange in ſich gekehrt; unwillkührlich zerknickte er, während er ſann, den Pfeil, zerriß das unglückvolle Blatt und ſtreute es umher. Ha! rief er dann plötzlich: So kann ich ſie retten und meine Pflicht erfüllen; ſo fällt ſie nicht als Opfer, und iſt ſie ſchuldig, kann ihre Schuld nicht dem Glauben, nicht Candia Unheil bringen und mein Gewiſſen iſt rein. Fort, fort! Hin zu ihr, daß ſchnelle Flucht ſie rette, ehe Gregor ſie als Sühnopfer verlangt! Er verließ die Trümmer und eilte nach Helenens Wohnung.

Aber kaum hatte er einige Straßen durcheilt, als er in der Ferne einen Haufen Soldaten, einen Gefangenen in ihrer Mitte führend, erblickte. Sie kamen näher; der Gefangene war Helene! Starr, bewußtlos, wie vom Donner gerührt ſtand er. Als ſie jedoch in ſeine Nähe kam, ihr Blick ihn freundlich begrüßte, da ſtrömte Leben und Bewußtſeyn wieder durch Adern und Nerven. Wohin führt man Euch, Helene? fragte er, vor der Antwort zitternd.

Zu Moroſini, erwiederte ſie gelaſſen.

Zu ihm! rief Nikola außer ſich.

Tröſtet Euch, mein treuer Freund! ſagte ſie mit Engelmilde: Gott und ein reines Gewiſſen begleiten mich.

Treuer Freund! rief er zermalmt: Ich? Euer treuer Freund? — Und Ihr vertraut Eurem reinen Gewiſſen? Abt Gregor! Abt Gregor! — Dieß im Ausbruch der höchſten Leidenſchaft ſagend, eilte er fort. — Wie die zornige Löwin, dem Jäger die Jungen abjagend, ſo jach, ſo wild, ſo unaufhaltſam ſtürzte er durch die öden Gaſſen hin nach der Caſematte von St. Andrä. Vergebens wollte ihn die Schildwache aufhalten, vergebens traten ihm die Diener entgegen, er ſtürmte hindurch, riß die Thüre des Gemaches auf und trat vor den erſtaunten Moroſini.

Was iſt Euer Begehr, Hauptmann? Was habt Ihr mir Wichtiges zu ſagen, daß Ihr zu dieſer Stunde, mit dieſem Ungeſtüm, in dieſer Kleidung zu mir tretet?

Nikola vermochte kein Wort hervorzubringen; die Bruſt war ihm beengt, der Athem ſtockte, ſein Arm ſtreckte ſich regunglos nach einem ſchwarzen Kreuze, das er ſogleich als das Kreuz Helenens erkannt hatte.

Was ſoll dieß Benehmen, Hauptmann? fuhr Moroſini auf: Wohl könnt Ihr bei dem Anblick dieſes Kreuzes ſtaunen; aber davon hernach! — Was führt Euch hieher?

Herr! begann Nikola, und ein tiefer Seufzer öffnete die Pforte ſeiner Rede: ich trete ein Schuldiger vor Euch. Blinde, thörige Eiferſucht trieb mich, eine Unſchuldige anzuklagen. — Was ich dem Abt Gregor von dem Pfeile und der Warnung ſagte, war erdichtet.

Moroſini ſah dem Griechen einen Augenblick ſcharf in's Auge, dann ſprach er gleichgiltig: Wiederholt, was Ihr dem Abt ſagtet, damit ich urtheilen kann, ob Ihr die Wahrheit redet.

Helene Panos ſtehe in Verbindung mit Muſtapha Kiupergli, dem Sohne des Veziers, ſo ſagte ich ihm; erwiederte Nikola mit Haſt: ſie habe, den Türken zu retten, einen Pfeil mit einem warnenden Zettel nach Panigra geſchoſſen; aber Alles iſt erlogen!

Noch immer ruhte Moroſini's Blick feſt auf

Nikola,

Nikola, der furchtlos vor ihm ſtand. Dieß Alles iſt erlogen? fragte der General.

Alles! erwiederte Nikola kalt.

So müßt Ihr ein ehrloſer Mann ſeyn! fuhr Moroſini auf, und Nikola erbleichte, ſeine Hand ballte ſich krampfhaft. Oder ein Wahnſinniger, fuhr der General fort: der ein Mädchen zu retten, ſein Leben zwiefach wagt und dann ſeine Ehre daran ſetzt, ſie zu verderben.

Nikola ſtand, von ſeinem innern Bewußtſeyn gehoben, ſchweigend und ſtolz vor ſeinem Feldherrn.

Und doch, fuhr dieſer fort: da Ihr ſie eines Einverſtändniſſes mit Muſtapha Kiupergli beſchuldigt habt, muß wenigſtens der Schein gegen ſie geweſen ſeyn —

Excellenza! trat ein Diener ein: ſo eben bringt man die verhaftete Griechin.

Man führe ſie herein! befahl der General.

Helene trat von einem Offizier begleitet ein.

Kennſt Du dieß Kreuz, Helene Panos? fragte Moroſini, nach dem ſchwarzen Kreuze zeigend.

Es iſt das meine! erwiederte die Jungfrau mit freuderglühtem Auge.

Du verloreſt es geſtern, als die Feinde das Außenwerk Panigra erſtürmten?

Ich hatte es auf der Breſche aufgepflanzt, hatte mein Gewehr zur Vertheidigung ergriffen, der Feind drang ein, wir mußten weichen. —

Weißt Du, wie es in meine Hände kam? ſagte Moroſini, ſie ſcharf beobachtend.

Fand man es auf der zerſtörten Schanze? Schützte der Himmel das Heilige? fragte Helene lebhaft.

Ein Sardinier brachte es mir, dem es Muſtapha Kiupergli, der Sohn des Veziers, mit dieſem Zettel anvertraute, Beides Dir zu bringen. Der Sardinier nahm die Zechinen und ſeine Freiheit, und brachte mir das Kreuz. — Leſet, Hauptmann Conduri, leſet der Jungfrau vor, was der Türke ihr in zierlichem Griechiſch ſchreibt.

Bebend nahm Nikola das Blatt und las: „Das Kreuz, welches ich als das Deine erkenne, ſchöne Helene, hat mich gerettet; denn indem ich's von der Breſche trug, es zu verwahren, flog die Mine auf und ich war geborgen. Ich danke Dir mein Leben, und Niemand ſage ich dieſen Dank ſo gern als Dir, liebliche Blume Edens. Da ich weiß, welchen Werth Ihr Chriſten auf das Zeichen des Kreuzes legt, weiß, wie theuer es Dir war, ſo ſende ich es Dir zurück. — Gedenke meiner. Muſtapha."

Gott gedankt! rief Helene, während Nikola im furchtbaren Kampfe vor ſich nieder ſah: daß ich meine Schuld bezahlt und das blinde Werkzeug ſeiner Rettung geworden bin! Gott gedankt, daß er lebt!

Wahnſinnige! rief Moroſini zornig: das wagſt Du in meiner Gegenwart auszuſprechen. Wagſt über die Rettung des bitterſten Feindes unſers Glaubens zu triumphiren, mit dem Du in geheimen Verſtändniſſe wareſt, dem Du Nachricht gabſt von Allem?

Das that ich nicht, Herr! erwiederte Helene ſtolz.

Schoſſeſt Du nicht den Pfeil mit der Warnung nach Panigra? unterbrach er ſie ſchnell.

Ja! erwiederte ſie furchtlos.

Nein, Herr! glaubt es der Wahnſinnigen

nicht! rief Nikola hervortretend: Von einer unglücklichen Leidenſchaft für den Malteſer-Ritter d'Aubüſſon zerriſſen, ſucht ſie den Tod auf dem Wall, in den Laufgräben, auf dem Blutgerüſte — ihr gleichviel — ſie will den Tod! Darum glaubt ihr nicht.

Und Du, jetzt ihr warmer Vertheidiger? Weßhalb warſt Du ihr Ankläger bei den Mönchen von St. Baſil? unterbrach ihn Moroſini.

Nikola! Ihr mein Ankläger? rief Helene erbebend.

Thörige Leidenſchaft, Wahnſinn der Eiferſucht trieb mich zu dieſer Unthat. Bei Gott und allen Heiligen! Sie iſt unſchuldig! rief Nikola außer ſich.

Das ſchmerzt mehr als die Bande, die mir der kalte Moroſini anlegen wird! ſeufzte Helene: Glaubt ihm nicht. Ich ſchoß den Pfeil hinüber, den Mann zu retten, der edelmüthig an mir gehandelt, dem ein menſchlich Herz in ſeiner Bruſt ſchlägt. Steh' ich auch als Schuldige vor Eurem Richterſtuhl, wird doch der Richter da oben die menſchliche Abſicht dereinſt auf die Wagſchale legen und mich frei ſprechen.

O ihr Mönche, ihr Mönche! rief Nikola heftig: konntet ihr das Licht des Tages nicht erwarten, um die Unglückliche in den Kerker zu führen?

Ihr irrt, Hauptmann! unterbrach ihn Moroſini: Nicht die Mönche von St. Baſil, Ihr allein habt mich mit einer Sache bekannt gemacht, die ich nicht ahnete, die jedoch meinen Verdacht nur noch mehr rechtfertigt.

Schickſal, Schickſal! rief der Grieche: So mußte ich doch nach langem Kampfe ihr Verderber ſeyn! Der Engel, den der Herr ſandte, ſchritt ohne zu ſchirmen an ihr vorüber!

Excellenza! trat ein Offizier ein: ſo eben vernahm man die 13 Signalſchüſſe von Standia.

Führt die Gefangene in den Thurm des Lazareths, den Hauptmann Conduri auf die Wache der Baſtion Bethlehem! befahl der General: ich werde über Beide weiter beſtimmen.

4.

Die verabredeten Signale verkündeten die Ankunft der ſchon lang erwarteten franzöſiſchen Flotte auf Standia. Achmed Kiupergli war von ihrer Abfahrt von Toulon beſſer als der Venetianer unterrichtet, hatte den Sturm noch vor ihrer Ankunft unternommen, da er wußte, daß Moroſini, auf das Aeußerſte gebracht, nur noch eine ſchwache Beſatzung in Candia hatte. Aber an der Ausdauer und dem Muthe der Vertheidiger war ſeine Hoffnung geſcheitert und ſeine Flotte zu entfernt und auch zu ſchwach, um ſich der franzöſiſchen entgegen ſtellen zu können. Er vernahm daher mit Unmuth ihre Ankunft auf der Rhede von Standia.

Deſto freudiger ſtimmte dieſe Nachricht den heldenmüthigen Moroſini. Sechstauſend kriegserfahrene Soldaten ſollten ſich mit ihm vereinigen, und, obgleich durch das Unternehmen des Herzogs von la Feuillade und ſeiner Freiwilligen gegen die franzöſiſche Hülfe mißtrauiſch, hoffte er doch, Ludwig der Vierzehnte würde jetzt der

Eitelkeit ein Opfer gebracht und das kleine Heer unter ſeine Befehle geſtellt haben.

In dieſer Hoffnung beſtieg er eine bereit liegende Galeere, und da der Wind günſtig war, ſegelte er, trotz dem feindlichen Feuer, aus dem Hafen nach Standia, wo er die ganze Flotte auf der dortigen Rhede vor Anker fand. Funfzehn Linienſchiffe, vierzehn Galeeren, ſieben und zwanzig Transportſchiffe, die er hier ſah, gaben ihm ein herrliches Schauſpiel. Der Herzog von Beaufort, Enkel Heinrichs des Vierten und der ſchönen Gabriele, befehligte die Flotte, der Herzog von Navailles das Heer, welches aus zweihundert freiwilligen Offizieren, fünfhundert Mann der königlichen Garde zu Fuß, viertauſend ſiebenhundert Mann Fußvolk und die Reiterei aus zweihundert Mousquetairs und dreihundert vier und zwanzig leicht Berittenen beſtand.

Unter dem Donner der Kanonen empfingen mit allen nur möglichen Ehrenbezeigungen die Herzöge von Beaufort und Navailles den venetianiſchen General auf dem Admiralſchiff Royal Louis. Als aber nach der erſten Bewillkommnung Moroſini ihre Mitwirkung zur Befreiung

Candia's berührte und ihnen ſeinen Plan mittheilte, ſah er zu ſeinem Erſtaunen, daß auch der Herzog von Navailles ſich ihm nicht untergeordnet glaubte, und, wie die erſten, mehr ihren Ehrgeiz als das Wohl Candia's vor Augen hatten. Er that ihnen den Vorſchlag, auf der Seite von Canea eine Diverſion zu machen, wodurch ein Theil des türkiſchen Heeres von Candia abgezogen würde, während er, verſtärkt durch 2000 Mann, welche ihm die zweite Abtheilung der in einigen Tagen zu erwartenden Hülfflotte zuführen ſollte, einen Ausfall auf das geſchwächte Belagerungheer machen, die feindlichen Werke zerſtören und ſo den Feind von Candia's Mauern verjagen wollte.

Der Herzog von Navailles war nicht dieſer Meinung; er glaubte dann keine Abtheilung, ſondern das ganze feindliche Heer auf ſich zu ziehen und fürchtete daß der geringſte Nachtheil, welchen ſie erlitten, die Soldaten entmuthigen würde; er hielt es für zweckmäßiger, aus Candia einen gemeinſamen Ausfall zu machen, und nicht durch das unglückliche Unternehmen des Herzogs von la Feuillade belehrt, glaubte er das franzöſiſche Heer auch im Nothfall allein ſtark genug, Candia zu entſetzen. Vergebens ſtellte ihm Moroſini vor, wie viel ſchwieriger es ſey, den Feind aus ſeinen Verſchanzungen zu vertreiben als ihn im freien Felde zu ſchlagen; vergebens führte er das Beiſpiel des Herzogs von la Feuillade an; nichts beugte den ſtörriſchen Charakter des Herzogs, welcher ein Heer von 6000 Franzoſen für unüberwindlich und Candia ſchon durch ſeine Ankunft für gerettet hielt. Selbſt dem Wunſche Moroſini's, daß er ſich doch vorher mit dem Marquis de St. Andrä Montbrün, dem Befehlhaber der Beſatzung beſprechen möchte, wich er aus. Es blieb dem beharrlichen Venetianer daher nichts übrig, als unverrichteter Sache wieder nach Candia zu ſchiffen, die nöthigen Anſtalten zum Empfange ſeiner eigenſinnigen Gäſte zu machen und den Admiral zu bewegen, noch in der Nacht nach Candia zu ſegeln. Auch hierin hätte er bald bei dem Herzoge von Beaufort Widerſtand gefunden, der es für ſchimpflich hielt, daß ein Enkel Heinrichs des Vierten in der Dunkelheit der Nacht, gleich einem Feigen, ſich dem feindlichen Feuer entziehen und in die Feſtung ſchleichen ſollte, und nur erſt auf die Vorſtellung des Herzogs von Navailles, daß das Einlaufen bei Tage unnützer Weiſe zu viel Menſchen koſten würde, gab er nach. Die Mousquetairs aber, dieſe ſtolzen Trabanten Ludwigs des Vierzehnten, waren nicht zu bewegen, mit den Uebrigen in der Nacht nach Candia zu ſchiffen; ſie beſtanden darauf, am Tage in den Hafen einzulaufen, und das Glück war ihnen ſo günſtig, daß ihr Uebermuth nicht beſtraft und ſie ohne bedeutenden Verluſt gleich den Uebrigen in Candia ankamen.

Moroſini kehrte mit traurigem Herzen nach der Stadt zurück. Er ſah voraus, daß dieſe Hülfsmacht eben ſo nutzlos für Candia und Venedigs Wohl ſeyn würde als der kleine Hauſe Freiwilliger des Herzogs von la Feuillade es geweſen war. Dieſe erſte Zuſammenkunft zeigte ihm ſchon, wie wenig er von einem hoffärtigen, tollkühnen Manne, wie der Herzog von Beaufort, der als ein ſolcher ſich in jeder Lage ſeines Lebens gezeigt hatte, zu erwarten habe. Er mußte Alles von dem Eigenſinn und dem Stolze des Herzogs von Navailles befürchten, und trat verſtimmt, wenn auch nicht entmuthigt mit dem feſten Vorſatz an das Land, wie Jener nur den Ruhm Frankreichs, nur das Wohl der Republik vor Augen zu haben, und von dieſer Hülfsmacht ſo viel Nutzen für Candia zu ziehen als es ihm nur möglich ſey.

Mißmuthig trat er in ſeine Caſematte. Die vielen Ueberläufer, worunter mehrere Offiziere, die ſein Zutrauen gehabt und welche dem Feinde ſeine geheimſten Pläne, die wichtigſten Arbeiten verrathen, hatten ihn mißtrauiſch gemacht. Nichts konnte in der Feſtung vorgehen, ſo wußte es der Vezier, und der ſonſt ſo offene biedere Mann glaubte ſich daher von Verräthern umgeben und traute Niemand mehr. Er hielt es ſchon ſeit lange für Pflicht, die Milde aus ſeinem Herzen zu verbannen; mit äußerſter Strenge beſtrafte er deßhalb die kleinſten Vergehungen, beſonders jede Gemeinſchaft mit dem Feinde, und ſelbſt die Schildwache, welche mit einem ihr oft ſo nahen feindlichen Poſten geſprochen, hätte das Leben verwirkt. Wieviel mehr mußte ihm Helenens verrätheriſch ſcheinendes Betragen erzürnen. Sein feſter, ſelten zu erſchütternder Vorſatz war daher, hier ein Beiſpiel der Strenge zu geben.

Noch am nämlichen Abend, als er eben mit den nöthigen Befehlen zum Empfange der Franzoſen beſchäftigt war, kamen die griechiſchen Frauen und baten um Gehör. Er konnte es ihnen nicht gut verſagen. Sie traten, die ehrwürdigen Matronen an ihrer Spitze ein, und in ihrer Mitte wankte, bleich und leidend, Euphroſyne, welche, trotz dem daß ſie noch ſchwer an ihren Wunden darnieder lag, ſich in einer Sänfte hatte hintragen laſſen.

Die Aelteſte der Matronen nahm das Wort und bat im Namen Aller, ihre Kriegsgefährtin Helene Panos zu begnadigen. Sie hat gefehlt, ſagte die würdige Frau: das ſtrenge Kriegsgeſetz muß ſie verdammen; dürfen aber Frauen nach dieſem harten gerichtet werden? Darf man die zarteren Gefühle ihres Herzens mit dieſer unerbittlich ſtrengen Wage wägen? Hier, dieſe Verwundete, fuhr ſie fort, auf Euphroſyne zeigend: welche, indem ſie vor Euch die Freundin zu vertheidigen ſteht, ihren Edelmuth mit ihrem

Leben bezahlen kann, wird Euch die Verſicherung geben, daß kein verrätheriſches Einverſtändniß zwiſchen Helenen und dem Feinde obwaltete. —

Ja, Herr, wankte, von ihrer Freundin unterſtützt, Euphroſyne aus der Mitte der Frauen hervor: meiner Bruſt hat ſie den leiſeſten Gedanken vertraut. Muſtapha Kiupergli hatte ihr geſagt, daß eine weiße Fahne mit flatternden Roſen ihr ſeine Nähe kund thun ſolle, ſie möge ihm dann ein Zeichen geben, damit er den Angriff und das Geſchütz von dem Punkte wenden könne, wo er ſie wüßte. Sie hat oft die Fahne wehen geſehen, nie aber ein Zeichen gegeben. —

Und warum benachrichtigte ſie mich nicht davon, daß ich auf dieſen Punkt alles Geſchütz gegen den Sohn des Veziers richten und durch ſeinen Tod dem Vater die Luſt zur Eroberung Candia's benehmen konnte? fuhr Moroſini auf: Dieß Schweigen allein macht ſie ſchon ſtraffällig.

Hätte ſie den Mann, der ſo edel an ihr handelte, verrathen können, ſo wäre ſie nicht werth geweſen eine griechiſche Jungfrau zu ſeyn! —

erwiederte Euphroſyne und ſank ermattet in die Arme ihrer Schweſtern.

Seyd mild, Herr! baten die Frauen: Bedenkt die Abſicht, nicht die That!

Zu lange, unterbrach Moroſini die wiederholten Bitten der Griechinnen: habe ich die Milde unter Euch walten laſſen. Verrath folgt auf Verrath; deßhalb muß ich ein warnendes Beiſpiel geben. Die Kräfte der Republik werden nutzlos für Euch verwendet, Millionen verſchleudert, Ströme Blutes für Eure Freiheit vergoſſen, und nun tritt ſelbſt die Verrätherei aus Eurer Mitte hervor und lohnt mit Undank die Gnade der erlauchten Republik!

Excellenza! nahm die Aelteſte der Matronen das Wort: Nicht für Helene ſprech' ich noch; nur im Namen meines Vaterlandes rede ich jetzt zu Euch. Für unſere Freiheit, ſagt Ihr, verſchleudere Venedig ſeine Millionen, ſende es ſeine Söldner, ihr mit Zechinen erkauftes Blut zu verſpritzen? Stehen wir denn als freie Menſchen vor der Signoria dieſer ſtolzen Stadt? Haben wir denn Theil an der Pracht von St. Marcus, an dem Glanze, an dem Ruhme, an den Reichthümern Venedigs? Sind unſere Kirchen uns geblieben, die Sitten der Väter geehrt worden und verwalten unſere Männer das Richteramt über uns? Vor dem Richterſtuhle Eures ſtolzen Adels ſtehen die Nachkommen griechiſcher Kaiſer, und der Candiot hat auf der Wagſchale Eurer Gerechtigkeit nur das halbe Gewicht eines Venetianers! Ja, Excellenza, mit dem türkiſchen Joche wechſeln wir nur die Feſſeln! Denn wahrlich! die, ſo uns Euer Adel, Eure Pfaffen angelegt, drücken ſchwer und laſten bitter auf uns, wenn ſie auch vielleicht nicht ſo laut klirren als die Sklavenketten der Muſelmänner. Für unſere Freiheit, Excellenza, erſpare das ſtolze Venedig ſeine Millionen und ſeine Söldner; es vergeudet ſeine Kraft für ein Ding, das ſchon lange nicht mehr war!

Moroſini hatte mit keinem Worte die Rede der Matrone unterbrochen. In ſeinem Innern mochte wohl die Stimme ſeines edlen Gefühls die kühne Rede vertheidigen, der Repräſentant der Republik aber mußte dieſer Stimme Schweigen gebieten. Ich freue mich Eurer Offenheit; erwiederte er faſt mit Geringſchätzung: könnte ich glauben, daß Eure, für ſolch Alter beſonders unziemlichen Worte die Meinung aller Candioten wären, würde ich meine Maßregeln darnach nehmen, ſo aber habe ich Mitleid mit Eurem unzeitigen Eifer und gebe Euch nur die Warnung mit auf den Weg, künftig vorſichtiger als Ihr eben gethan, Eure Worte zu wägen. Er winkte, daß ſie abtreten ſollten.

So iſt denn für Helene Panos nichts zu hoffen? fragte die nämliche Matrone, ohne ſich durch Moroſini's finſtren Blick entmuthigen zu laſſen.

Sie iſt dem Geſetze verfallen! erwiederte er kalt.

Hilft kein Bitten, kein Flehen, kein Erbarmen? fragte die Matrone noch einmal, und in dem Tone ihrer Stimme lag Drohung.

Bei dem Eide, den ich der Republik leiſtete, bei der Ehre meines Geſchlechts, — erwiederte Moroſini, und der Unerſchütterliche ſtand wie das finſtre Schickſal vor den bebenden Frauen — bei dem Wohl der Republik ſchwöre ich, daß die Schuldige dem Geſetz und nie der Gnade anheim fallen wird.

Amen!

Amen! ſprach die Matrone feierlich. Dort oben, Venetianer, dort ſehen wir uns wieder! Sie wandte ihm den Rücken und ging.

Herr! bat Euphroſyne: Ich bin dem Grabe, wo die Wahrheit dem Sterbenden zur Seite ſteht, ſo nahe. Hört mich! — Helene iſt keines Verraths, keiner Verbindung mit dem Feinde ſchuldig; ſo wahr Gott mir gnädig ſeyn möge, vor deſſen Richterſtuhl ich nun bald ſtehen werde, ſo wahr iſt ſie unſchuldig!

Es bleibt bei dem, was ich geſagt, erwiederte der General mit Ruhe, jedoch ſchien er bewegt. Ich ehre es, fuhr er fort: daß Ihr Gnade für Helene Panos erfleht. Aber ich darf nicht handeln, wie mein Herz es vielleicht gern thät; auf mir laſten ſchwere Pflichten. — Mißkennt mich nicht, haltet Euch ruhig und zwingt mich nicht zur Strenge. Gehabt Euch wohl! Mit dieſen Worten entließ er ſie.

5.

In den Zimmern des halb zerſtörten Pallaſtes Grimaldi ſaß am andern Morgen der

Marquis d'Aubüſſon mit ſeinem Sohne. Schon am vergangenen Tage hatte der Malteſer Helenens Schickſal erfahren, und war, da er Moroſini abweſend fand, nach dem Thurme des Lazareths geeilt; der Kerkermeiſter hatte ihm aber den Eingang verweigert. Eben ſo war es ihm nicht geſtattet worden, ohne Erlaubniß des Generals mit Nikola zu ſprechen, und er mußte ſich bis zu deſſen Rückkehr gedulden. Auch am frühen Morgen war er bei dem General, den er mit Anordnungen wegen der in der Nacht gelandeten Hülfsvölker beſchäftigt fand, nicht vorgelaſſen worden, und von qualvoller Angſt getrieben, hatte er in der Wohnung des Herzogs von Navailles, wo der Vater ſein Quartier genommen, dieſen, der in der Nacht ſchon von Helenens Schickſal unterrichtet wurde, aufgeſucht.

Der Vater war gefaßter als der Sohn. Obgleich er ſich auf den Augenblick gefreut hatte, wo er ſein Kind in die Arme ſchließen würde, ſah er doch nicht in ſolche unglückvolle Zukunft, wie der Malteſer. Der Fürſprache des Herzogs, über den er Alles vermochte, gewiß, zweifelte er nicht, daß der Wunſch des franzöſiſchen Feldherrn ſchon allein hinreichend ſey, der Tochter die Freiheit zu geben, und nur die Art und Weiſe, wie er ſich für ſie intereſſiren ſollte, quälte ihn, da er ſie hier nicht öffentlich als ſeine Tochter anerkennen wollte.

Heinrich d'Aubüſſon hingegen, Moroſini's unerſchütterlichen Charakter beſſer kennend und von dem vergeblichen Verſuche der griechiſchen Frauen unterrichtet, fürchtete Alles und beſchwor ſeinen Vater, den Herzog von Navailles noch heute zu bewegen, ſich bei Moroſini für Helene zu verwenden.

Nur erſt wenn meine Worte vergeblich ſind, nur bis ich ſelbſt das Letzte verſucht habe, ford're ich fremde Hülfe auf, erwiederte der ſtolze Mann: überdieß iſt es erſt an Dir, mit dem General zu reden.

Indem er dieß ſagte, vernahmen ſie ein Geräuſch und laute Stimmen vor der Thüre, die plötzlich aufgeriſſen wurde. Anaſtaſia ſtürzte herein. Herr! rief ſie, vor dem Marquis ſich niederwerfend: die Angſt des Mutterherzens führt mich zu Euch, zu Euren Füßen. Rettet mein Kind, rettet Helene!

Heinrich d'Aubüſſon hatte ſchnell die Knieende umfaßt, ſie aufzuheben, der Marquis aber ſtand ernſt und kalt vor der Unglücklichen, heftete einen durchdringenden Blick auf ſie und fragte: Wer ſeyd Ihr?

Das könnt Ihr mich fragen? erwiederte ſie ſtolz, und es ſchien als hätten die Worte d'Aubüſſon's ihre Heftigkeit plötzlich in Kälte verwandelt. — Das könnt Ihr mich fragen?

Es iſt die Mutter Eures Kindes, Helenens Mutter, welche Euch auffordert, Eure Tochter zu retten! fiel ihr der Sohn erröthend in's Wort, während Anaſtaſia ihn verwundert, dann plötzlich freudig anblickte.

Hätte ich Euch doch kaum wieder erkannt, Anaſtaſia! ſagte, nach langem Schweigen, der Marquis und ein ſchwacher Zug von Theilnahme drückte ſich auf ſeinem ernſten Antlitz aus.

Nicht? mich nicht wieder erkannt? ſagte die Griechin erröthend: Ja wohl! Neunzehn Jahre ziehen nicht ſpurlos an uns vorüber und wo der Gram am Herzen nagt, welkt die Blüthe ſchnell.

Es mochte, trotz den düſtern Gedanken, in dieſem Augenblicke die Erinnerung die Tage der erſten Liebe herbei gerufen haben, denn ihr Auge ruhte ſanft und freundlich auf dem Marquis, der dieſen Blick zu verſtehen ſchien. Herr! unterbrach Anaſtaſia die Stille: laßt die Vergangenheit an uns vorüber ſchweben! Heftet nur Euer Auge auf den heutigen unglücklichen Tag, rettet mein Kind! — — Rettet das Eure! ſetzte ſie mit bebendem Tone hinzu. Wenn nicht alles menſchliche Gefühl in Eurer Bruſt erſtorben iſt, ſo eilt zu Moroſini! Seine Hand zögert nicht lange, das Schwert der Gerechtigkeit zu führen, zaudert Ihr bis morgen, ſo iſt Helene verloren!

Ich werde meine Pflicht gegen Euer Kind erfüllen, erwiederte der Marquis. — Aber ſetzt Euch! — Ihr ſcheint angegriffen. Reich' ihr einen Stuhl, Heinrich! Der Malteſer brachte der Witwe einen Seſſel, welche ermattet darauf hinſank.

Fürchtet nicht! ſagte Heinrich mit dem ſanften Tone ſeiner Stimme: Fürchtet nicht, Anaſtaſia! Er wird väterlich für ſeine Tochter ſorgen.

Für seine Tochter sorgen? rief die Griechin auffahrend. — Doch, setzte sie schnell hinzu: er wird ja die Stimme der Natur hören.

Das werde ich! unterbrach sie der Marquis: Mein Sohn wird sogleich zu dem General gehen; ist sein Bitten vergebens, werden meine Drohungen wirken; und sollten auch diese fruchtlos seyn, wird der Herzog befehlen.

Auf diese Weise rettet Ihr Helene nicht; sagte die Witwe kopfschüttelnd: durch Drohung macht Ihr Morosini's eisernen Sinn nur noch unbeugsamer, und in Candia hat nur er allein zu befehlen.

Der Marquis lächelte und antwortete hierauf nicht; der Malteser aber tröstete sie und versprach sogleich zu dem Feldherrn zu gehen. —

Der Herr segne Euer Unternehmen! rief Anastasia dem Ritter nach als er sich, noch einmal zu Morosini zu gehen, entfernte. Sie blieb nun mit dem Manne ihrer ersten, ihrer einzigen Liebe allein.

6.

Als der Malteſer ſich der Caſematte von St. Andrä näherte, fand er am Walle eine Menge Soldaten und Volk verſammelt, ſo daß er ſich kaum durch die dichten Haufen der Neugierigen drängen konnte. Auf ſeine Frage, was das bedeute, erfuhr er, daß ein Türke in ganz zerlumpter Kleidung mit verbundenen Augen ſo eben zu dem General gebracht worden ſey. D'Aubuſſon, der nach der Beſchreibung ſogleich in ihm den Derwiſch Abdallah vermuthete, eilte, ihn noch ehe er zu Moroſini eingeführt würde zu treffen, kam jedoch zu ſpät und mußte zum Zweitenmal auf einen günſtigeren Augenblick warten.

Moroſini war über die Nachricht, daß ein türkiſcher Parlementair vor den äußern Poſten halte und eingelaſſen zu werden verlange, nicht wenig erſtaunt, da er heute, wo die aus Frankreich gelandete Hülfe ihn eben nicht zum Unterhandeln geneigt machte, es nicht erwarten konnte, daß der Vezier einen Parlementair zu ihm ſchicke. Er befahl jedoch, ihn einzulaſſen, und erſtaunte noch mehr als der Derwiſch zu ihm kam.

Der Gott aller Völker, redete ihn der Muſelmann an: laſſe ſeine Sonne freundlich über Dich leuchten, edler Feldherr der Chriſten, und ſchenke Dir die Erfüllung Deiner beſcheidenen Wünſche! Mein Herr, der mächtige Vezier, Achmed Kiupergli, ſendet mich zu Dir, ſeinem ehrenwerthen Feinde, und mit mir ſeinen Gruß.

Ich danke Deinem Vezier, deſſen Geiſt ich ehre und ſchätze und den ich lieben könnte, ſtänd' er nicht als Feind mir gegenüber! erwiederte der General.

Des Menſchen Herz muß auch dem Feinde offen ſtehen! ſagte Abdallah.

Das ſprach der Derwiſch, nicht der Abgeſandte des Großveziers; unterbrach ihn Moroſini: aber ehe Du mir Deine Sendung kund thuſt, ſag' mir, Derwiſch, warum wählte Dich Dein Herr ſchon wieder zum Abgeſandten bei mir? Einmal traſſt Du mich zur See, als Du wegen der Gefangenen zu mir geſchickt wurdeſt; heute triffſt Du mich hier zu Lande. Sollſt Du meinen Völkern ein Bild der aſiatiſchen

Pracht Eures Lagers ſeyn, wo des Veziers Zelt mehr Raum umfaßt als Ihr uns hier zu Wohnungen übrig gelaſſen habt? Soll es mich ehren oder ſoll es Spott ſeyn, als wär' ich eines andern Unterhändlers nicht werth?

Der Derwiſch ſah lächelnd auf den Venetianer. Siehſt Du auf das Kleid und nicht auf den Mann, ſo hätte Dir freilich der Vezier einen ſeiner Thürſteher ſenden können, die in Seide und Pelzwerk gehüllt ſind; ſo aber nimm mit mir vorlieb und laß Dir von mir das Räthſel löſen. Wo bloß Staatskunſt der Zweck der Sendung iſt, da bleibt Abdallah fern, wo aber das Herz mit im Spiele iſt, da ſchickt mich der Vezier gern.

Nun, ſo bin ich auf Deine Sendung neugierig! rief Moroſini: Sprich, Abdallah!

Der Vezier hat erfahren, daß Du geſtern ein griechiſches Mädchen haſt verhaften laſſen, weil ſie, ſeinen Sohn zu retten, einen Pfeil in die erſtürmte Schanze geſchoſſen hat.

Hat Dein Vezier ſo ſchnelle Kunde von dem was hier vorgeht? fragte Moroſini entrüſtet.

Wie Du ſiehſt! erwiederte der Derwiſch.

Hier haſt Du ein Verzeichniß des gelandeten Kriegvolkes, ſprach er, ein Blatt hervorziehend: hier das Verzeichniß, wer ſie befehligt, — Deinen Namen wirſt Du nicht darauf finden. Elend und Noth auf der einen, Gold auf der andern Seite, werden leicht Verräther. Du ſiehſt, auch ohne der Griechin Pfeil haben wir genaue Nachricht.

So wie ich ſehe! fiel ihm Moroſini in die Rede: Doch fahre in Deinem Auftrage fort. Verrätherei beugt meinen Muth nicht, und durch Deine Mittheilung, mein guter Derwiſch, biſt Du Deinem Ziele nicht ein Haarbreit näher gerückt.

Der Vezier, fuhr der Derwiſch fort: die wohlmeinende Abſicht der Griechin berückſichtigend, läßt Dich bitten, ihr die Freiheit zu ſchenken; er erkauft ſie mit zehn Chriſten, hohen oder niederen Standes, die Du unter den Gefangenen wählen kannſt. Er bietet Dir überdieß, vielleicht das Unbezahlbare, ſeine Freundſchaft.

Moroſini wurde nachdenkend. — Du haſt ſicher ſchon vernommen, redete Abdallah weiter:

daß dieſe Griechin gefangen war, haſt erfahren, daß der Sohn des Veziers innigen Antheil an dem Mädchen nahm. — Er iſt die Urſache, daß Achmed Kiuperġli mich ſendet. — — Moroſini! begann der Derwiſch, nachdem er lange ſchweigend vor dem Nachdenkenden geſtanden: der Vezier wird Deine Bereitwilligkeit, ihm gefällig zu ſeyn, nie vergeſſen, und Du weißt, wieviel er vermag. Es iſt Deine Pflicht, ſelbſt gegen Venedig, in dieſer Kleinigkeit Deinen ſtrengen Sinn zu beugen!

Derwiſch! nahm jetzt der Venetianer das Wort: Glaube mir, auch mein Herz macht mich geneigt, des Veziers Bitte zu willfahren; auch mich dauert das Mädchen, da ich überzeugt bin, ſie fehlte nur aus edler Abſicht. Aber, von Verräthern, von Spionen umringt, verlangt da das Wohl meiner Republik nicht, daß ich ein warnendes Beiſpiel gebe?

Liegt es Dir nur an einem warnenden Beiſpiele, Freund, ſprach der Türke lächelnd: ſo will ich Dir Zwei für die Eine nennen, an denen Du es üben kannſt und die es, beim Mahomed! an Dir verdient haben. Laß ſie aufhängen und gib das Mädchen frei!

Ich handle nicht mit Menſchenleben! erwiederte Moroſini ſtolz: verlange die Namen der Verräther nicht zu wiſſen, denn, mein guter Derwiſch, mit aller Eurer Kunde ſeyd Ihr doch noch nicht weit auf Candia's Wällen vorgerückt. — Aber, laſſen wir das! Sag' Deinem Vezier, den ich wahrlich als Staatsmann, Krieger und Menſch ehre, daß es mich ſchmerzt, ſeine Wünſche nicht erfüllen zu können; mich bindet ein Eid.

Schwurſt Du bei Deinem Gott oder ſeinem Propheten? fiel ihm der Derwiſch in die Rede.

Ich ſchwur bei meiner Ehre! erwiederte Moroſini: und dieſes iſt des Edeln höchſter Schwur.

Chriſt! fuhr der Derwiſch, ſich vergeſſend, auf: Stellſt Du Deine Ehre höher als Gott, ſo bedaure ich Dich. Zehn edle Chriſten hält Dein Schwur in Sklaverei, ein edles Mädchen übergibt er dem Henkerbeil, weil es menſchlich, dankbar fühlte! Es gäbe Deiner Ehre höhern Glanz, Deinen Schwur zu brechen als ihn zu halten und grauſam zu ſeyn! Wort und Schwur ſind dem Muſelmanne heilig; aber er gibt ſein

Wort nur, er ſchwört nur bei ſeinem Gott und deſſen Propheten zum Heil ſeiner Nebenmenſchen, nicht zu ihrem Verderben! Bindet Dich Dein Schwur unabänderlich?

Unabänderlich! erwiederte Moroſini kalt.

Nun dann, ſo will der Derwiſch, nicht deinet, der Menſchheit wegen eine Warnung Dir zurücklaſſen, die aus meinem Herzen, nicht aus dem Munde des Veziers kam, denn er konnte Deine Weigerung nicht erwarten. — Darfſt Du die Griechin nicht begnadigen, ſo ſchone wenigſtens ihres Lebens. Ich könnte Dir nicht dafür ſtehen, daß in dem Augenblicke, wo Achmed Kiupergli das Unmenſchliche erführe, der Löwe zum Tiger würde und der Griechin ein Opfer brächte, das blutig um Rache gegen Dich ſchreien würde. Der Morgenländer iſt feuriger, rachgieriger Natur; ich warne Dich!

Für das Blut, welches ich vergieße, Derwiſch, ſagte Moroſini mit edlem Vertrauen: werde ich dereinſt meinem Richter Rechenſchaft geben; das Blut, welches die Grauſamkeit des Veziers vergießen würde, dafür ſtehe er dereinſt Rede; was kümmert das mich? Und überdieß mag wohl der Tod eine größere Wohlthat ſeyn als Eure Feſſeln.

Da könnteſt Du wohl Recht haben! ſagte der Türke vor ſich hin: Und ſo wäre denn des Derwiſch Sendung beendet, und er ſollte nun wohl in's Lager zurückkehren, dort einen Kaftan umzuhängen, den Turban aufzuſetzen, um im Staatskleide vor Dir zu erſcheinen; denn was ich Dir noch zu ſagen habe, betrifft den Großvezier der hohen Pforte und den Feldherrn Venedigs. — Oder erlaubſt Du dem Manne im groben Gewande zu ſprechen?

Rede nur, Abdallah! erwiederte der General: Du biſt mir auch in Lumpen ein ehrenwerther Mann.

Dich zur Uebergabe aufzufordern, begann der Derwiſch: wäre in dieſem Augenblicke thörig, wo 6000 Mann, tüchtige Krieger des meineidigen Frankreich, zu Deiner Hülfe gelandet und noch eine zweite Hülfe nicht fern iſt. Aber mein Herr befahl mir, Dir zu ſagen: Er ſey gewiß, daß die franzöſiſchen Hülfvölker, deren brauſender Muth ohne Ausdauer und leicht nach dem erſten unglücklichen Unternehmen verraucht iſt, Dich, gleich der frühern Hülfe verlaſſen werden, ihr Beiſpiel würde dann die andern chriſtlichen Völker mit ſich fortreißen und Du würdeſt mit der kleinen Schaar Venedigs allein zur Vertheidigung der Wälle zurückbleiben und nur noch Rettung in Dir und Deiner Beharrlichkeit finden. Dir blieb dann nichts übrig als Dich unter Candia's Trümmern zu begraben. Du ſollſt, ſo ſprach der Vezier, einen edlen Sieger an Achmed finden, der, den Heldenmuth des Kriegers an Dir ehrend, Dir nicht den ſeit Jahren erworbenen Ruhm entreißen wird. An Candia's Fall hängt des Veziers Leben und Glück; er muß hier einziehen oder untergehen; an Candia's Erhaltung hängt nicht das Deine, nicht das Deiner Republik; einen Steinhaufen könnteſt Du ihr erhalten, der Venedigs Kräfte verzehrt; aber kämpfe mit noch höherem Muthe, was hilft es Dir, früh oder ſpät wird doch der halbe Mond von dem Marcusthurme Candia's wehen. Handle ſo menſchlich edel, Moroſini, wie Du ein tapferer Kriegsheld biſt, und ſey überzeugt, Achmed Kiupergli wird an Edelmuthe Dir gleichen. Nun leb' wohl! Zu meiner Bitte für das Leben der Griechin füge ich noch die Bitte Muſtapha Kiupergli's bei; berückſichtige ſie, er vermag viel bei ſeinem Vater und iſt ein edler Jüngling; aber es koſtet mir Mühe, ſeinen wilden Sinn zu bändigen; ſeine Mutter war arabiſchen Geblüts. Leb' wohl!

Verweile einen Augenblick! bat Moroſini, ſchellte und gab dem eintretenden Diener einen Befehl: Verweile nur einen Augenblick Abdallah!

Wahrlich! ſagte dieſer, in dem von Kerzen erhellten gewölbten Zimmer umherſchauend: iſt doch hier in Deiner Wohnung nichts Glänzendes als die blitzenden Tropfen, die gleich Juwelen an den feuchten Wänden funkeln! Dieſer Aufenthalt paßte eher für den Derwiſch Abdallah als für den edlen Venetianer Moroſini. Fürwahr, Du biſt genügſam.

Muß ich nicht? erwiederte der Feldherr lächelnd: und wahrlich! könnte ich dieſe öde Wohnung ſo lang' ich athme die meine nennen, ich vertauſchte ſie nicht mit meinem Pallaſte in Venedig. —

Ein Offizier trat mit einer Fahne ein. Abdallah! ſprach Moroſini mit Würde: Muſtapha

Kiupergli

Kiupergli ſandte der Griechin das Kreuz, dieſes den Chriſten ſo heilige Sinnbild, zurück. Hier, nimm dafür ſeine Fahne, die wir auf den Trümmern der Schanze Panigra fanden; grüße den edlen Jüngling von mir und lebe wohl!

Der Derwiſch reichte ihm die Hand, welche Moroſini freundlich drückte, nahm die Fahne, verließ das Zimmer und ward mit verbundenen Augen, von einer zahlloſen Menge begleitet, an die türkiſchen Poſten zurückgebracht.

7.

Der heutige Tag war dazu beſtimmt, den Feldherrn mit Bitten für Helenens Freiheit zu beläſtigen. Gleich nachdem der Derwiſch ihn verlaſſen hatte, trat der Malteſer ein und trug dem General ſein Geſuch vor. Was das Mitgefühl, was die Leidenſchaft ſagen kann, verſchwendete er an dem feſten Sinne des Venetianers, der nicht ohne Bitterkeit das Verhältniß berührte, in welchem er das Mädchen zu dem Ritter von Malta zu ſtehen glaubte. Auch unterließ er aus beſondern Gründen nicht, dem Ritter, ſoviel es ihm gut dünkte, von Abdallah's Sendung und Muſtapha Kiupergli's Theilnahme zu ſagen, entſchuldigte ſich mit dem gethanen Schwur, und d'Aubüſſon mußte, an Helenens Rettung auf dieſem Wege verzweifelnd, ihn verlaſſen.

Mit größerem Vertrauen trat ſpäterhin der Marquis vor ihn. Die Stunden, in welchen er mit Anaſtaſia allein geblieben, hatten manche freundliche Erinnerung zurückgeführt, ſein kaltes Herz nicht ohne Rührung gelaſſen, und die Vaterpflicht trieb ihn jetzt mehr als der Stolz zu Moroſini.

Ich bin der Marquis d'Aubüſſon, der Freund des Herzogs von Navailles! ſo gab er ſich dem venetianiſchen Heerführer kund: und komme mit einem Geſuche zu Euch, Excellenza! —

Seyd mir willkommen, Herr Marquis, erwiederte Moroſini: auch wenn Ihr nicht des Herzogs Freund wäret; ſchon um Eures edlen Sohnes willen, der manchem blutigen Kampfe unter Candia's Mauern beigewohnt hat. Seyd mir willkommen!

Und der ſich gewiß ſeines Namens würdig gezeigt hat, fiel ihm der Marquis ſtolz in die Rede.

Dieß zu erwähnen bedurfte es wohl nicht; ſagte Moroſini und in ſeinem Tone lag wenig Verbindliches: doch dürfte ich Euch bitten, mir Eure Wünſche mitzutheilen?

Ich komme zu Euch, Excellenza! begann der Marquis anmaßend: Euch um Helene Panos Freiheit zu bitten. Ihr habt zwar ſchon meinem Sohne ſeinen Wunſch verſagt, ich hoffe jedoch, Ihr werdet dem Vater gefälliger ſeyn.

Wie könnte ich? erwiederte Moroſini entſchuldigend: Wie könnte ich Euren Wunſch erfüllen, da ich ihn Eurem ehrenwerthen Sohne verſagen mußte? Denn wahrlich! läg' es in meiner Macht, ſo hätte ich mit Freuden die Bitte des Malteſer-Ritters d'Aubüſſon gewährt.

Wüßtet Ihr, welchen Antheil ich an dem Mädchen nehme! fuhr der Marquis gemäßigter fort.

Das kann ich freilich nicht errathen, erwiederte Moroſini: das Mädchen war, wie ich vernahm, Eures Sohnes Geliebte, iſt es trotz des Malteſer-Kreuzes noch, und ich ſollte meinen, der Antheil, den Ihr an dem Mädchen nehmt, könne nur allgemeines Mitleid mit der Unglücklichen ſeyn, und dieß theile ich mit Euch. —

Excellenza! ſagte der Marquis, über dieſe Bemerkung empfindlich geworden: und was hält Euch denn ab, wenn Euer Mitleid für das Mädchen ſpricht?

Ich gab mein Wort, durch ſie dem verrätheriſchen Geiſte der Beſatzung ein Beiſpiel zu geben, ſagte Moroſini: und Ihr wißt, Marquis, wie feſt das Wort den Mann bindet. Deßhalb muß ich Euer Geſuch abſchlagen.

Es bindet feſt, ja ja, General! rief d'Aubuſſon heftig: Und weil es ſo feſt bindet, weil es unwiderruflich iſt, ſo ſchwöre auch ich: ich rette das Mädchen, und ſollte Candia darüber zu Grunde gehn!

Stolz, faſt verächtlich blickte Moroſini, ohne zu antworten, auf den Franzoſen.

Doch ehe ich zu dieſem Mittel ſchreite, fuhr dieſer, durch des Generals Stillſchweigen gereizt, immer heftiger werdend fort: ford're ich Genugthuung wegen des verächtlichen Blickes, mit dem Ihr meine Rede beantwortet. Beſtimmt Zeit, Ort und Waffe.

Die Waffe iſt mir gleich, zu Pferd oder zu Fuß, erwiederte Moroſini kalt: der Ort ſey Novarra in Piemont, den Franzoſen aus früherer Zeit wohl bekannt, er liegt ziemlich auf halbem Wege von Venedig nach Paris; Ihr habt vielleicht nur etwas weiter. — Die Zeit? — Wenn die Republik Venedig mich des Commando's entlaſſen hat und mich keine andern Pflichten abhalten, meine Ehre gegen fremde Anmaßung zu ſchützen. Jetzt hat mein Leben einen höheren Preis als es gegen das Eurige einzuſetzen.

Aufſchub ſucht nur der Feige! rief d'Aubüſſon, durch des Venetianers Kälte außer ſich.

Marquis! erwiederte Moroſini immer noch gelaſſen: Wer aus ſo vielen Schlachten als Sieger ging, der lächelt ſtolz, wenn man ſeinen Muth bezweifelt. — Bis hieher, Marquis d'Aubüſſon, ſprach der venetianiſche Nobile mit Euch. — Jetzt aber redet der Generaliſſimus: Noch ein Wort, noch ein beleidigendes Wort und ich laſſe Euch verhaften, Euch zu Eurem Feldherrn führen und fordere Genugthuung im Namen der Republik Venedig, deren Stellvertreter ich bin.

Und die ein zorniger Blick meines Königs erzittern macht und der ich ſpotte! erwiederte der Marquis höhnend, die Hand an den Griff ſeines Degens legend.

Moroſini erfaßte bei dieſer drohenden Bewegung ruhig die Klingel, ſchellte und befahl dem eintretenden Diener: Ein Offizier und Wache!

General! rief d'Aubüſſon entrüſtet: bringt mich nicht auf's Aeußerſte.

Thut, was Euch beliebt! — Nehmt dieſem Herrn den Degen ab! befahl er dem Eintretenden.

Der Marquis war unſchlüſſig; endlich reichte er dem Offizier ſeinen Degen, Moroſini befahl, ihn ohne Aufſehen in eine andere Caſematte zu bringen und meldete den ihm höchſt unangenehmen Vorfall dem Herzoge von Navailles, dem er des Marquis Degen mit der Bitte überſandte, den Marquis abholen zu laſſen und nach ſeinem Gutdünken mit ihm zu verfahren, jedoch die Genugthuung nicht zu vergeſſen, welche er im Namen ſeiner Republik fordern müſſe.

Dem Herzoge war dieſer Vorfall, der ſo leicht die Beſatzung gegen einander waffnen konnte, unangenehm; er eilte ſchnell zu d'Aubüſſon, holte ihn ſelbſt ab, unterrichtete ſich von dem Hergange der Sache und konnte nicht umhin, den Freund wegen ſeines heftigen unvorſichtigen Betragens zu tadeln. Erſt nach langem Ueberreden vermochte er ihn, Moroſini wenigſtens über das, was die Republik Venedig betraf, ſeine Entſchuldigung zu machen.

Der Herzog begleitete ihn. Der ſtolze Franzoſe ſagte dem Venetianer einige entſchuldigende Worte, ſetzte aber ſchnell hinzu: Dieß, was ich Euch ſagte, galt nur Eurer erlauchten Republik und ihrem Repräſentanten; dem Venetianer Moroſini wird zu ſeiner Zeit der Marquis d'Aubüſſon zu begegnen wiſſen.

Moroſini verbeugte ſich höflich ſtatt Antwort, entſchuldigte ſich gegen den Herzog, daß ihn ſeine Würde ſo zu handeln gezwungen, und wollte das Geſpräch auf andere Dinge leiten, als der Herzog dieſen Augenblick für den paſſendſten hielt, mit dem General über die gefangene Griechin zu ſprechen. Aber auch er hatte die Kränkung, ſich vergeblich für ſie verwendet zu haben, und ſo ſchieden die Feldherren nicht in dem beßten Vernehmen; d'Aubüſſon kehrte, Rache im Herzen, zurück.

8.

Helene ſaß indeſſen im Thurme des Lazareths. Auf Befehl des Generals, welcher die Verwendung des Veziers und die Warnung des Derwiſches nicht ganz unberückſichtiget ließ, ward ſie aus einem finſtern Kerker in ein freundliches, jedoch wohlverwahrtes Zimmer gebracht, welches die Ausſicht auf das Meer hatte. Mit männlichem Muthe ihre Lage überdenkend, erwartete ſie mit Ruhe ihr Schickſal. Ihr Gemüth war zerriſſen, ſie fühlte ſich als Schweſter d'Aubüſſons unglücklicher als da ſie noch wähnte, er habe ſie treulos verlaſſen; der Tod allein konnte ja nur den Knoten löſen, der ſich um ihr Herz gelegt hatte, und ſie erbebte nicht vor ihm; auch die Sehnſucht nach ihrem Vater rief den Wunſch zum Leben nicht in ihr zurück. Es durchſchauerte ſie ein ſonderbares Gefühl, dachte ſie an ihn, der ihr das Leben gegeben, ſie ganz vergeſſen und ihre Mutter elend gemacht hatte. Sie konnte ihn nicht lieben, er war ihr fremd, fremder noch durch ihre Liebe zum Malteſer geworden. In dieſen düſtern Gedanken verſunken ſaß ſie, als die Kerkerthüre ſich öffnete und ein ernſter Mann, einen weiten Mantel um ſeine Schultern geſchlagen, eintrat, an der Thüre ſtehen blieb und ſie forſchend anblickte. Helene hatte ſich bei ſeinem Eintreten von ihrem Sitze erhoben; der Mann kam jetzt näher. Unglückliche! ſagt Dir Dein Herz nicht, wer vor Dir ſteht? fragte er mit rauher Stimme die Erſchrockene, die ihn beweglos betrachtete.

Kommt Ihr, mich zum Gericht zu holen, ſo findet Ihr mich bereit; erwiederte ſie endlich gefaßt.

Helene! rief er, und der Irrthum der Gefangenen ſchien ihn erſchüttert zu haben: Schweigt Dein Herz, ſagt es der Tochter nichts?

Ihr, rief das Mädchen zu ſeinen Füßen ſtürzend: Ihr, der Marquis d'Aubüſſon, mein Vater?

Der Marquis hob ſie auf, das Vatergefühl überwand den Stolz, er drückte ſie an ſeine Bruſt, küßte ihre Stirn und betrachtete mit Wohlgefallen die lieblichen Züge des Mädchens, in welchen er die Züge der jugendlichen Anaſtaſia wieder zu erblicken glaubte. Sein Herz war bewegt, er liebkoſ'te ſie, ſtreichelte ihre Wangen, nannte ſie ſeine Tochter, ſeine liebe Helene; ſie aber ruhte, den Blick forſchend auf ihn gerichtet, ſchweigend in ſeinen Armen; eine ſcheue Furcht ſchien ſie von ihm zu entfernen, die ernſten Züge des Marquis ſie zurückzuhalten, die Stimme ihres Herzens laut werden zu laſſen, welche, wenn auch nur leiſe ſie mahnte, dem Vater mit kindlichem Gemüthe entgegen zu kommen.

Der Marquis fühlte wohl, daß Helene ihn nicht mit dem Feuer inniger Liebe umfing, wie er es erwartet hatte; er errieth jedoch nicht den Grund ihrer Zurückhaltung. Scheue Dich nicht, meine Tochter, ſagte er freundlich, faſt gnädig zu ihr: ſchmiege Dich nur innig an die Bruſt, welche der Stern des heiligen Michael ziert, ſcheue Dich nicht vor ungewohnter Größe, Helene! ſieh in mir nur Deinen Vater!

Glaubt Ihr, Herr! erwiederte das Mädchen, ſich ſeinen Armen entziehend: Euer Glanz, Euer Stand halte mich fern von Euch? Die Jahre, welche zwiſchen meiner Geburt und dem Jetzt dahin gerollt ſind, ohne daß Ihr in den Millionen Sekunden nur in einer der Tochter gedacht, die Jahre, in denen ich an eines fremden Mannes Grab mein kindliches Herz ausgeſchüttet, meine heißen Thränen geweint habe, dieſe traten zwiſchen mich und Euch und entfremden mich, und der Gedanke an meine unglückliche Mutter läßt dieſen heiligen Augenblick kalt an mir vorübergehen. Verzeiht mir, Herr! und zürnt mir nicht, daß ich Euch meine Gefühle offen darlege. Hättet Ihr mich in Eurer Heimath, an dem Hofe Eures Königs erzogen, würde ich vielleicht der Wahrheit weniger treu, mich zu verſtellen gelernt haben; auf Candia's Flur geboren, blieb mir der Stolz und die Wahrheit.

Dem Marquis flößte Helenens, obgleich abſtoßendes Benehmen wider Willen Achtung ein, er wurde verlegen und fühlte wie verdient der Vorwurf ihn traf, ſein Kind ſo lange vergeſſen zu haben. Er drückte ihr ſtatt Antwort freundlich die Hand, öffnete die Thür und Anaſtaſia trat mit Heinrich d'Aubüſſon ein. Helene war überraſcht, ſie vergaß in dieſem Augenblicke der Mutter Schuld, ſank in ihre Arme und ruhete lang' an des Bruders Bruſt. Der Marquis ſah den lebhaften Ausbruch ihres Gefühls nicht ohne Schmerz.

Nach manchem Worte der Liebe und des Troſtes fragte plötzlich Helene: Wie geht es Nikola? — Frage nicht nach ihm! unterbrach ſie der Marquis ernſt: Dieſer Nichtswürdige, allein an Deinem Unglück ſchuld, iſt wieder auf freien Fuß geſetzt; aber er ſoll meiner Rache nicht entgehn!

Wenn er fehlte, Vater, bat Helene: ſo verzeiht ihm; ſeine Leidenſchaft, nicht ſein Herz führte ihn irre. Er hat viel für mich gewagt, geopfert, und ich habe ihm mit nichts gelohnet. Verzeiht ihm!

Dem Nichtswürdigen? Dem elenden Griechen? rief der Marquis: Doch das iſt Nebenſache. Faſſe Muth, meine Tochter! Die Strenge des Geſetzes ereilt Dich nicht, dafür ſchützt Dich das franzöſiſche Heer, das in Candia's Mauern die Macht hat, die Pforten dieſes elenden Gefängniſſes zu ſprengen.

Vater! rief Helene: In mir wallt griechiſches Blut; das franzöſiſche hat mich achtzehn Jahre verläugnet und verläugnet ſich auch jetzt in mir. Mir iſt die Erhaltung Candia's heilig, und führte ich den Zwieſpalt unter ſeine Vertheidiger, dann wehe mir! — Anaſtaſiens Blick erheiterte ſich. — Ueberlaßt es Gott, er wird ſeinen Engel ſenden, mich zu ſchützen, und wenn es ſein Wille iſt, ſo wird die Pforte ſich mir öffnen, ohne daß Gewalt und Zwietracht ihre Riegel ſprengt.

Nun wir werden es ſchon veranſtalten, wie es uns gut dünkt, ſagte der Marquis, ſchien mit der Aeußerung ſeiner Tochter unzufrieden, überließ es dem Sohne ſie zu tröſten, und verſank in Nachdenken. Nach kurzem Lebewohl verließ er bald darauf mit dem Malteſer und Anaſtaſien das Gefängniß. Helene war durch ſeine

Gegenwart in keine freudige Stimmung verſetzt worden, ſie fühlte ſich hülfloſer als je; des Vaters ſtolzes, kaltes Weſen ſtieß ſie zurück; gegen die Mutter war ſie ihres frühern Benehmens wegen unzufrieden, obgleich eine innere Stimme ſie zu vertheidigen ſuchte, und mit dem eigenen Herzen, das für Heinrich d'Aubüſſon noch immer laut und heftig klopfte, zürnte ſie, auch mit ihm, deſſen Auge von einem Feuer erglühte, das ſie erſchrecken mußte. In dieſer Stimmung empfing ſie den venetianiſchen Offizier, der ihr ankündigte, daß Morgen das Kriegsgericht über ſie zu ſprechen ſich verſammeln würde.

Aber ein unvorhergeſehenes Ereigniß ſchob die Verſammlung des Kriegsrechts noch hinaus. Der Herzog von Navailles, ganz in dem Geiſte ſeines Vorgängers handelnd, war von gleicher Eitelkeit und Ruhmſucht geſpornt und überdieß noch durch d'Aubüſſon gereizt, und verlangte von Moroſini einen allgemeinen Ausfall, mit Einem Schlage Alles zu enden. Auch hier, wie bei dem Herzoge von la Feuillade war jeder Einwurf vergebens. Moroſini konnte ihn nicht einmal bewegen, die zweite Abtheilung ſeines Heeres abzuwarten, und nur vier Tage Aufſchub war Alles, was er bewirken konnte. Der 25. Juni wurde zu dem Tage des Ausfalls beſtimmt und das Kriegsgericht bis dahin aufgeſchoben.

9.

Wie in jener Nacht der Verzweiflung die gegen einander kämpfenden Empfindungen Nikola von Straße zu Straße, von Kirche zu Kloſter jagten, ſo begleitete ihn heute nur eine Empfindung, nur ein Gedanke, das Gefühl, daß er Helene unglücklich gemacht habe, der Gedanke, wie er ſie retten könne. Am Abend war er ſeiner Haft entlaſſen worden, und ohne nach ſeiner Wohnung zu gehen, ohne einen ſeiner Freunde zu ſprechen, ſchritt er über die jetzt nicht mehr ſo menſchenleeren Straßen, ging mit kaltem Grauen an dem Kloſter des heiligen Baſil vorüber und ſah in der Ferne die Trümmer der Kirche St. Andrä, ohne daß ſeine Sehnſucht ihn dorthin gezogen hätte. Der feſte Wille, Helene zu retten oder mit ihr unterzugehen, ruhte in ſeiner Bruſt. Seit ſie im Kerker ſchmachtete, erſchien ſie ihm als eine Märtyrin der Tugend, die erloſchene Glorie ſah er wieder um ihr Haupt, und mit klarem ungetrübten Blick, mit ruhigem Herzen konnte er auf jene Stunde zurückſehen, wo Muſtapha Kiupergli ihr Lebewohl geſagt und ſie an ſeine Bitte erinnert hatte. Mit ſolch ſcheuer Ehrfurcht ſtand kein Türke vor ſeinem Opfer, ſolchen Edelmuth konnte nur die Achtung erwecken, nur die Reine konnte für den Muſelmann, der ſich freiwillig von ihr trennte, noch Werth haben. Aber Helenens Verhältniß zu dem Malteſer ſtörte zuweilen das reine Bild und trübte den Glanz, den es um ſie verbreitete; dennoch ſtand ſie wie eine Heilige vor ihm und er fühlte tief, daß ſie edel, wenn auch unrecht gehandelt hatte als ſie den Pfeil nach Panigra ſchoß. Der Glaube, der mit wildem Eifer ihm den Dolch in die Hand gedrückt, ein Opferlamm zu ſchlachten, befahl ihm jetzt, mit der ſanften Stimme des Erbarmens, die reine Jungfrau zu retten, und er fühlte, daß ſein Wille nicht des furchtbaren Befehls der Mönche von St. Baſil, nicht Am-

broſios

broſios duldſamer Worte bedurfte, die Stimme von Oben glaubte er laut in ſich zu vernehmen. Mit dieſem Gefühl, ſeinen Geiſt nur auf die Mittel ihrer Befreiung gerichtet, kam er an den Thurm des Lazareths. Finſter ſchaute dieſer dunkle Rieſe über die Trümmer, ſich wenig um das bleiche Sternlicht kümmernd, das ſeine rauhen moosbewachſenen Steine beleuchtete. Ausgelöſcht waren die Lampen, dunkel die Luken, nur unten in des Wächters finſterer Zelle und oben, wo der Schlaf einen Unglücklichen fliehen mochte, glomm ein Lämpchen. Unverwandt ſah Nikola hinauf. Wär' es Dein Lämpchen, Helene, was da oben nur noch ſchwach flimmert; wäreſt Du noch wach, Du herrliche Blume meines rauhen Lebens? dachte er und ſein Auge konnte ſich nicht von jenem bleichen Lichte wenden. Weder die Todtenſtille, noch die Glocke von St. Marcus, welche eben mit ihren dumpfen Schlägen die Stunde der Mitternacht verkündete, noch das eintönige Brauſen des Meeres, zog ſeine Gedanken ab. Ruhig, mit heitrem Blick, als ſey er der Rettung gewiß, ſah er hinauf, und der Gedanke, daß das Licht einem andern Unglücklichen leuchten könne, ſtieg nicht einmal in ihm auf. — Jetzt wandte er ſein Auge von jenem vergitterten Fenſterchen, ſeine Hand fuhr raſch in die Taſche, ließ zählend einen Haufen Zechinen durchrollen, und muthigen Herzens klopfte er dann an des Kerkermeiſters Fenſter. Es wurde geöffnet, ein alter Mann mit dunklem Barte lugte finſteren Blickes heraus. Was wollt Ihr? rief er mürriſch.

Oeffne die Pforte! laß mich in Deine Zelle, nimm dafür dieſe Zechine und wenn Du mich eingelaſſen, ſo höre mich einen Augenblick an! Du erhältſt dafür noch zwei, und biſt Du vernünftig, außer dieſen noch drei. Aber mache ſchnell! Dieß ſagend reichte er ihm die verſprochene Zechine. Der Alte mochte ſie wohl bei Licht näher unterſucht haben, denn er hatte ſich vom Fenſter entfernt und kam nach einiger Zeit wieder. Geduldet Euch einen Augenblick! ſprach er dann und bald hörte Nikola die Riegel raſſeln. Die Pforte öffnete ſich und er trat in das kleine Zimmer des Wächters. Hier ſaß ein ſtarker Burſche von wildem unfreundlichem

Anſehen auf einer Bank, ſein Auge ſchien eben ſo unverwandt den Griechen anzublicken als der kalabreſiſche Hund, der knurrend zwiſchen ſeinen Füßen lag und Nikola nicht aus den Augen ließ.

Nun redet! ſagte der alte Kerkermeiſter: Scheuet Euch nicht vor dem Burſchen, er iſt mein Sohn, und was ich hören darf, kann auch er hören.

Wie Ihr meint! erwiederte Nikola und zählte zwei Zechinen auf: In dieſem Thurme ſitzt die Griechin Helene Panos. Oeffnet mir ihren Kerker, laßt mich nur einen Augenblick mit ihr allein und drei andre Zechinen ſind Euer.

Der Alte ſchüttelte bedenklich den Kopf und ſchien ungewiß; doch als der Sohn die zwei auf den Tiſch geworfenen Zechinen gierig betrachtet hatte, nahm er, ohne ſeine nachläſſige Stellung zu ändern, das Wort. Wenn der Herr ſich der Durchſuchung unterwerfen will, ſo daß wir gewiß ſind, er ſteckt der Gefangenen kein tödtendes Inſtrument zu, und zu den dreien, die er Euch verſprach, noch zwei für mich zulegen will, könnten wir wohl das Geld verdienen.

Durften der franzöſiſche Herr und der von Malta zu ihr, warum nicht auch ein Grieche? Wollt Ihr Euch unterſuchen laſſen und mir noch zwei geben?

Gern! erwiederte Nikola. Bald war der Handel geſchloſſen, der Kerkermeiſter machte ſich mit ſeinem Sohne bereit, ihn die ſchmale Wendeltreppe hinauf zu führen. Die Thüren raſſelten auf, Nikola trat ein. In ihrem Anſchauen verſunken, blieb er an der Thüre ſtehen, ſein Auge unverwandt auf Helene gerichtet.

Auch Ihr, Nikola? ſagte ſie verwundert; Seyd mir willkommen! Sie ſchlug das Gebetbuch zu, in welchem ſie eben geleſen, und ſtreckte ihm die Hand entgegen. Der Grieche trat zögernd näher, ergriff die Dargereichte, beugte Knie und Haupt und blieb ſo ſchweigend vor ihr ſtehen. Was Ihr an mir gethan, mein unglücklicher Freund, iſt Euch ſchon lange vergeben, ſprach das Mädchen mit Engelmilde, Eure Leidenſchaft übertäubte nur auf Augenblicke Euer Herz, Euch mangelte das hohe Vertrauen zu mir, Ihr fehltet, weil Ihr ein leidenſchaftlicher Menſch ſeyd. Aber vergeßt um dieſes kleinen Fehls willen nicht, wie edel Ihr früher an mir gehandelt. Jenes hab' ich vergeſſen, dieſes nicht.

Ich danke Euch, Helene, für dieſen beruhigenden Troſt, er erhebt meine gebeugte Seele wieder! ſagte er gerührt, hob das geſenkte Haupt und ein Blick voll Liebe traf das Mädchen. Helene! fuhr er freudig fort: faſſet Muth! Ich rette Euch, und ſprächen ſie zehn Todesurtheile über Euch, ich rette Euch, vertrauet mir! — Es iſt ja meine Pflicht und ich übe ſie mit Freuden!

Guter Nikola! erwiederte Helene: Thut keinen Schritt, Euch zum Verderben. Mein Vater, mein Bruder werden ſchon Alles verſuchen, was möglich iſt. Ich hoffe. —

Euer Vater? Euer Bruder? rief der Grieche erſtaunt.

Ja, Euch darf ich es vertrauen; ſagte das Mädchen: ich weiß, wenn Helene es wünſcht, ſo iſt Euer Mund verſchloſſen. Der Marquis d'Aubüſſon iſt mein Vater, der Malteſer mein Bruder!

Gott ſey gelobt! rief er entzückt: So ſteht

Ihr, eine Heilige vor mir und kein Flecken trübt die Glorie um Euer Haupt.

Herr! rief von außen der Kerkermeiſter: Die Augenblicke ſind längſt vorüber.

Nur noch einen! rief ihm Nikola zu: Ich wiege ihn Dir mit einer Zechine auf. — Fürchtet nicht, wendete er ſich zu Helenen: daß das Entzücken, als ich vernahm der Malteſer ſey Euer Bruder, der Hoffnung angehört, es gehört nur Euch! — Ich hoffe nichts! Aber hofft auch Ihr nicht auf die Hülfe Eures Vaters. Oft iſt des Menſchen Wille ſtärker als ſeine Macht, und auf gewöhnlichen Wegen ſeyd Ihr nicht zu retten, nicht durch Bitten, nicht durch Drohungen! Die That allein, die kühne verwegene That, ſie nur kann Rettung bringen und ſie ward nicht Jedermanns Theil. Lebt wohl! Dieß ſagend eilte er fort.

Als er vorhin, nach dem Schimmer des Lämpchens aufblickend, an dem Thurme geſtanden, hatte ſein Herz ruhig geklopft; unruhig klopfte es jetzt, da er noch einen Blick hinauf warf und dann dem Meeresufer entlang an dem Pallaſte Grimaldi vorüber ging. Alſo frei ihr Herz, frei ihre Hand! ſagte er ſtill vor ſich hin. — Aber nein! rief er laut: hoffe nichts! — Hoffnunglos ſie zu retten ſey Deine Wolluſt! Uneigennützig das Leben für ſie zu wagen, Deine Seligkeit! Von dieſem Gefühl durchdrungen, führte ihn ſein Fuß auch heute wieder nach den Trümmern des alten Thurmes; hier ſetzte er ſich und ſeine Träume verlockten ihn in liebliche freuderglühende Gefilde; aber ſie waren nur kurz. Hoffe nichts, ſtürmiſches Herz! ſagte er dann und band mit dieſem Zauberworte die Schwingen ſeiner aufſtrebenden Phantaſie.

Der Morgen traf ihn noch auf den Trümmern; mit ſeinem Glanz ging ihm ein neues Leben auf, mild und roſig, wie die Strahlen der neuen Morgenröthe. Sein Herz klopfte laut aber nicht ſtürmiſch, ſein Morgengebet war feurig aber in Demuth. Er glaubte der Hoffnung entſagt zu haben, und ſie ſtand doch mehr als je ihm zur Seite.

10.

Mitternacht war vorüber, der Tag der Entſcheidung nahte, die franzöſiſchen Regimenter verſammelten ſich auf den ihnen angewieſenen Plätzen. In möglichſter Stille rückten ſie durch die Werke und lagerten ſich auf platter Erde zwiſchen dem Fort Demetrius und den feindlichen Laufgräben, das Signal zum Angriff erwartend. Längs dem Meere waren die Deutſchen unter Graf Königsmark aufgeſtellt, den Angriff der Franzoſen zu decken. Die italiäniſchen Truppen, die von Malta und die griechiſchen Regimenter und Freiwilligen blieben zur Vertheidigung der Wälle in der Stadt zurück.

Als der Morgen zu grauen begann, gaben drei Kanonenſchüſſe vom Fort Demetrius das längſt erſehnte Signal. 400 Mann und 50 Grenadiere, ſo die Vorhut bildeten, ungeduldig, ſich mit dem Feinde zu meſſen, warfen ſich auf die Deutſchen, welche ſie in der Dämmerung nicht erkannten, und ehe ſie den Irrthum bemerkten, weckte das hier ſtattfindende Feuern die Türken aus ihrer Ruhe. Die Unordnung, welche in dem chriſtlichen Heere durch dieſes Verſehen entſtanden war, wurde jedoch bald wieder gehoben. Der Graf Dampierre griff an der Spitze der 3 Schwadronen Reiterei raſch den ſich ſammelnden Feind an, die Regimenter St. Vallier, Lothringen und Bretagne ſtürzten ſich in die Laufgräben, während der Herzog von Beaufort mit 1500 Seeſoldaten an der Seite der Sabionera landete, um dem Feinde die Strandbatterieen wegzunehmen. Die Türken wichen auf allen Seiten, der kühne Muth der Franzoſen trieb ſie vor ſich her, und ſchon waren über Tauſend unter dem Schwerte und von den Kugeln der Chriſten gefallen, ehe die Fliehenden ſich wieder auf der Höhe ſammeln konnten. Hier griff ſie der Herzog von Navailles in Perſon an, trieb ſie, während die Strandbatterieen genommen und zwei Redouten von den Regimentern Conti, Harcourt und Rohan erſtürmt wurden, zurück, und es ſchien als ob der heutige Tag den Muth der Chriſten krönen und Candia befreien ſollte. Die Türken ſetzten ſich noch einmal; noch einmal wurden ſie geſchlagen und flohen hinter die Verſchanzungen, welche ihr Lager deckten. Zwar ſchickte der Großvezier einen Haufen Spahis zur Hülfe, 4000 Janitſcharen folgten, aber dieſe heranziehende Verſtärkung nicht achtend, rückten die Franzoſen immer weiter vor und ſchienen die ſo allgemein unter ihnen verbreitete Furcht vor Minen ganz zurückgelaſſen zu haben; unbekümmert durchzogen ſie das Schlachtfeld und beſetzten die genommenen Verſchanzungen.

Der Herzog von Navailles, nun mit den gelandeten Seeſoldaten vereinigt, war eben im Begriff ſeine Schlachtlinie zu bilden und die Ankunft der unter dem Marquis de Caſtellane nachrückenden Regimenter Montpeſat, Lignieres und Vendôme abzuwarten, als plötzlich in einer der feindlichen, von der franzöſiſchen Nachhut beſetzten Redouten das Pulver und die dort aufgehäuften Granaden Feuer fingen und in die Luft flogen. Der Knall dieſer Exploſion ließ die Franzoſen glauben, eine feindliche Mine ſey aufgeflogen und ſie ſtänden auf einem unterminirten Felde; das Geſchrei: Gare la mine! [*]

---

[*] Wahrt Euch vor der Mine.

verbreitete ſich durch das ganze Heer, die Beſatzung aus den Redouten floh, die unter Caſtellane anrückenden Regimenter folgten dieſem Beiſpiel, kehrten um, der Feind, dieß erblickend, ſammelte ſich und griff den Herzog an; die türkiſche Reiterei jagte heran, ſtürzte ſich auf die Fliehenden, hieb Alles vor ſich nieder und vollendete die Unordnung. Auch die Regimenter, welche der Herzog anführte, und die königliche Garde, ſelbſt die ſtolzen Mousquetairs wandten bei dieſem Anblicke dem Feinde den Rücken und flohen der Stadt zu; die anrückenden Janitſcharen vollendeten das paniſche Schrecken, welches das kleine Heer ergriffen hatte. Der Herzog von Navailles mußte der allgemeinen Flucht folgen, er ſchlug ſich an der Spitze von 150 Offizieren glücklich durch. Nicht ſo glücklich war der Enkel Heinrichs des Vierten; ſchwer verwundet fiel der Herzog von Beaufort in die Hände der Feinde.

Die Anführer hatten Alles gethan, ihre Soldaten zum Stehen zu bewegen, aber Bitten und Drohungen waren vergebens, Alles ſtürzte in regelloſen Haufen dem Walle zu, und wäre der Graf Königsmark nicht mit den deutſchen Truppen vorgerückt und hätte ſich dem ſtürmiſchen Anlaufe der Feinde entgegen geworfen, das ganze Heer wäre unter den Säbeln der Türken gefallen. So bezahlten ſie ihre Kühnheit nur mit 1500 der Ihrigen, mit dem größten Theil ihrer Führer und der Blüthe ihres Adels, der ſeiner Ehre eingedenk nur Schritt vor Schritt gewichen war. Noch am nämlichen Tage ward ihnen das herzzerreißende Schauſpiel, die Köpfe des Herzogs von Beaufort und ſämmtlicher Gefangenen auf Piken geſteckt zur Schau um die Stadt tragen zu ſehen.

Dieſes unglückliche Gefecht beſtimmte Moroſini zu einem andern Benehmen gegen die Franzoſen. Er ſah, daß ohne Kriegszucht die Hülfvölker der Stadt mehr eine Laſt als eine Hülfe waren, und die Niedergeſchlagenheit der Franzoſen benutzend, war er feſt entſchloſſen ſie unter ſeinen beſtimmten Befehl zu bringen. Er kränkte zwar nach dieſem Unfall ihre Eitelkeit nicht, lobte ihren Muth, maß die Schuld dem Zufalle bei, der das Pulver hatte in die Luft fliegen laſſen, entſchuldigte ſie mit der

Unkunde in dieſer Art Krieg zu führen und beugte den Stolz des Herzogs jetzt weniger mit Worten als am andern Tage durch die That. Er beorderte in der nämlichen Nacht 500 waffenfähige Griechen und eben ſo viel Slavonier von der Beſatzung, und ließ bei Anbruch des Tages, in Gegenwart des Herzogs von Navailles, unter Montbrün einen Ausfall machen, den Feind aus einer am vergangenen Tage der Schanze Panigra gegenüber errichteten Batterie zu vertreiben. Es glückte, die Schanze ward genommen, das Geſchütz vernagelt, der Feind aus den Laufgräben vertrieben und die Griechen und Slavonier brachten, das grauſame Verfahren der Türken von geſtern zu vergelten, 500 Köpfe der Feinde mit zurück, die auf St. Andrä aufgepflanzt wurden.

Seht, gnädiger Herr! ſagte bei dieſer Gelegenheit Moroſini zu dem Herzog: wir kennen den Feind und ſeine Art zu fechten; wären die Braven nur 300 Schritt weiter vorgerückt, hätten ſie ſich nur wenige Zeit länger aufgehalten und ihren Sieg weiter verfolgt, ſo war er ihnen entriſſen oder wenigſtens wär' er theuer erkauft worden. Ihr werdet mir daher verzeihen, wenn ich künftig allein die Anordnung machen werde; ich bin es meiner Republik, bin es ſelbſt Eurem Herrn, dem Könige ſchuldig. Nur Einer kann befehlen und dieſer Eine bin ich.

Der Herzog fuhr bei dieſen Worten zornig auf.

Es hängt von Euch ab, meinen Befehlen nicht zu gehorchen, erwiederte Moroſini mit Ruhe: dann aber muß ich Euch bitten, Candia zu verlaſſen, denn Ihr nützet mir nichts.

Der Herzog verließ Moroſini entrüſtet. Sein beſſerer Sinn mußte ihm zwar ſagen, der ſtolze Venetianer habe Recht, Einer nur müſſe befehlen, aber ſein Stolz empörte ſich gegen den Gedanken, unter dem Commando eines venetianiſchen Nobile zu ſtehen. Der Marquis d'Aubüſſon ſchürte die Flamme noch mehr an, und auf ſeinen Rath wurde beſchloſſen, die 2000 Mann der zweiten Abtheilung nicht in Candia, ſondern in Standia landen zu laſſen, um ſich für jeden Augenblick der Flotte verſichern zu können, jede thätige Mitwirkung zur Vertheidigung Candia's aber ſo viel als möglich abzulehnen.

II.

Am folgenden Tage ſtand Helene ſtolz und muthig vor Gericht. Man ſah an der Verhandlung, an der Stimmung der Richter, daß ſie zur Milde geneigt und von dem Feldherrn nicht zur Strenge aufgefordert waren; aber trotz dem ſprach das Geſetz zu deutlich den Tod. Mit blutendem Herzen, mit Thränen im Blick unterzeichneten die Richter das Todesurtheil und Moroſini beſtätigte es; der andere Tag wurde zur Vollziehung beſtimmt.

Nicht der Marquis noch der Malteſer verwendeten ſich bei dem harten Moroſini für Helene; auch Nikola ſchwieg, vermied den Malteſer, der ihn ſchon in ſeiner Caſematte aufgeſucht hatte, und er allein, der Unglücklichſte unter Allen, glaubte ſich ſicherer Hoffnung überlaſſen zu können. Er war am Morgen, gleich nachdem das Gericht gehalten worden war, zu dem Kerkermeiſter gegangen, hatte dieſem und dem Sohne vorgeſtellt, wie nahe die Uebergabe der Stadt ſey, wie leicht ſie durch Sturm übergehen könne; er hatte Beiden mit grellen Farben das Schickſal, das ſie dann erwartete, geſchildert, hatte ihr Mitleid, ihre Menſchlichkeit zu erregen geſucht und den Sohn endlich durch ein Verſprechen von 100 Zechinen vermocht, den noch wankenden Vater zu überreden, ihm am Abend die Pforte von Helenens Gefängniß zu öffnen. Zugleich war ihnen freigeſtellt, ob Beide mit ihm fliehen wollten, und für dieſen Fall hatte Nikola noch 50 Zechinen zugeſichert — oder ob man dem Unternehmen den Schein einer Gewaltthat geben, und deßhalb Vater und Sohn knebeln und ſie ſo der Schuld entziehen wollte. Der Vater, den einige Zechinen und mehrere Flaſchen Wein endlich beſtimmten, war für Letzteres, der Sohn für Erſteres, und dieſer ſchwur auf das Kruzifix, Wort zu halten; die zehnte Stunde des Abends ward zur Ausführung beſtimmt.

Aber ſchon am Nachmittage wurde es dem Alten Leid. Gewiſſensbiſſe, Furcht vor Strafe ſtiegen in ihm auf, und die ſchon erhaltenen Zechinen brannten ihm wie Feuer in der Taſche. Ohne dem Sohne ſein Vorhaben zu vertrauen, übergab er dieſem die Obhut des Gefängniſſes und

und eilte zu Moroſini, den er im Geheim zu ſprechen verlangte. Hier verrieth er den unglücklichen Nikola und berichtete dem General den zur Rettung Helenens entworfenen Plan. Moroſini hörte ihm aufmerkſam zu und gab ihm dann den Beſcheid, ohne Weigern die Pforte des Thurmes und Helenens Gefängniß zu öffnen, ſich knebeln zu laſſen und nur ruhig den Ausgang abzuwarten, Soldaten ſollten ſchon in der Nähe ſeyn. Der General wollte die meuteriſchen Griechen auf der That betreffen, um an ihnen ein warnendes Beiſpiel geben zu können. Die ihm von Nikola verſprochenen hundert Zechinen ließ ihm Moroſini ſogleich auszahlen und entließ ihn unter Androhung des tiefſten Stillſchweigens.

Kaum hatte dieſer ihn verlaſſen, als man dem General einen Abgeſandten des Veziers vorführte.

Dich habe ich heute erwartet, Derwiſch! rief ihm der Venetianer bei ſeinem Eintreten entgegen: Du mußteſt mich es ja wiſſen laſſen, daß Eure Kundſchafter Euch von Helenens Todesurtheil unterrichtet hatten. Ihr ſcheint einen großen Werth auf Eure Nachrichten zu legen und dennoch will ich Dir Deine Sendung erleichtern. Sag' Deinem Vezier, Moroſini würde in dieſer Sache ſo handeln, wie Achmed Kiupergli an ſeiner Stelle gethan. — Gib ihm dieſe Verſicherung!

So begnadigſt Du das Mädchen? fragte der Derwiſch.

Nein! erwiederte Moroſini kalt.

Dann irrſt Du, Chriſt, ſagte nach kurzem Schweigen Abdallah: wenn Du glaubſt, Kiupergli würde ſo wie Du gehandelt haben. Doch Chriſt und Muſelmann ſind verſchieden im Glauben und in der Tugend. Der Vezier bietet Dir für das Mädchen die Leichen der im letzten Treffen gebliebenen Chriſten zum feierlichen Begräbniß; ihre Köpfe will er nicht nach Konſtantinopel ſchicken, ſondern Dir zurück geben, und er weiß, daß mancher edle Franzoſe, ſelbſt der Enkel eines Königs unter ihnen iſt.

Gut! ſagte Moroſini lächelnd: den Vorſchlag nehme ich an. Dein Vezier ſoll das Mädchen, ihren Leichnam nämlich, mit ihrem Kopfe obendrein, haben, aber erſt wenn er vom Rumpf getrennt iſt; als Zugabe mögen Euch noch die Fünfhundert werden, die auf St. Andrä aufgepfahlt ſind.

Du jammerſt mich, Moroſini, unterbrach ihn der Derwiſch, und die zerlumpte Geſtalt ſah verächtlich auf den ſtolzen Venetianer, der nicht durch Wort, nicht durch Blick aus ſeinem Gleichmuth gebracht wurde. Du dauerſt mich, Chriſt, fuhr er fort: daß Du bei kaltem Blute mit dem vom Rumpfe zu trennenden Haupte einer Unglücklichen noch Lebenden, Scherz treiben kannſt; wir treiben nur dieß grauſame Spiel mit den Todten. Lehrte Dein Meiſter ſolche Tugend üben, dann wundert es mich freilich nicht, daß der Sieg Eurem Glauben nicht folgt. Und nun, ſetzte er finſter hinzu: iſt es mir leid, Dir ein Wort des Friedens bieten zu müſſen, Dir, dem ich lieber Krieg und Verderben bringen möchte. Mein Herr, der Vezier, deſſen Prophezeihung zum Theil ſchon im letzten Gefechte eingetroffen iſt, läßt Dich vor den Franzoſen warnen; die heute ausgelaufene Galeaſſe, die wir abſichtlich mit keinem Kanonenſchuß begrüßten, bringt der ſich nahenden Flotte den Befehl, die Regimenter auf Standia zu landen. Warum? kannſt Du leicht errathen. Deßhalb läßt der Vezier —

Laßt nur, Derwiſch, unterbrach ihn Moroſini: ich verlange Deine Friedensbotſchaft nicht weiter zu vernehmen. An der Spitze einer Beſatzung von 10000 Mann darf und werde ich keinen Vorſchlag anhören; darum ſpare Deine Rede. — Aber, Muſelmann, was Du mir vorhin zu ſagen die Kühnheit hatteſt, tönt noch vor meinem Ohr. Ich ſchwieg, ich ſtörte Deinen Eifer nicht. Wiſſe, Du Mann der Wüſte, Du Mann im groben wollenen Gewande, mit dem edlen biedern Herzen, Moroſini iſt Chriſt, Menſch und Feldherr, weiß jede Pflicht zu erfüllen, die dieſe von ihm heiſchen und belächelt Deine Weisheit, kluger Derwiſch, die etwas voreilig iſt! — Grüß den Vezier von mir und gehab' Dich wohl!

Ruhig, als ob das Bewußtſeyn einer edlen That ihn über den Muſelmann erhöbe, neigte er ſtolz ſein Haupt zum Abſchied, und als der Derwiſch noch ſprechen wollte, ſagte er ernſt: Geh! es waren Deiner Worte ſchon zu viel!

Von mehreren Seiten kamen nun dem Feldherrn beunruhigende Nachrichten; der Eine berichtete ihm, daß es in den Quartieren der Franzoſen lebhaft ſey und die Heerführer ſchon ſeit dem Nachmittag und jetzt noch bei dem Herzoge von Navailles verſammelt wären. Sie werden zechen, erwiederte Moroſini gelaſſen: wer wollte ihnen die Freude ſtören! Der Andere berichtete, die Caſematte der Griechen ſey Jedem verſchloſſen, es müſſe Geheimes darin vorgehen, auch hätten die Weiber Drohungen ausgeſtoßen, die auf Gewalt zu Helenens Befreiung deuteten; auf dem Friedhofe von St. Andrä, wie auch auf abgelegenen Straßen, hätten ſich mehrere bewaffnete Griechen ſehen laſſen. Sie werden für die Seelen ihrer Kriegsgefährten beten, erwiederte er lächelnd: ſtört ſie nicht in ihrer Andacht. — Jetzt wurde ihm auch der Pater Ambroſios gemeldet.

Gnädiger Herr, ſprach er: ich komme, ein Diener Gottes, Euch im Namen des Erbarmers um Mitleid zu flehen. Nicht allein das Leben der Unglücklichen habt Ihr zu bedenken;

es könnte ihr Blut auf Euch zurückfallen und Candia darüber zu Grunde gehen.

Ihr meint, die Griechen und Franzoſen könnten ſie mit bewaffneter Hand befreien und ſo die Furie der Zwietracht in Candia's Mauern losgelaſſen werden? erwiederte Moroſini: Glaubt doch das nicht, alter Mann! Wir leben nicht mehr in den Zeiten, wo um eines Weibes willen Troja fiel, und wär' es ſo, ſind meine Maßregeln ſchon darnach genommen.

Wißt Ihr, Herr — doch das erfuhr ich unter dem Siegel der Beichte — ich muß es verſchweigen.

Ihr wollt mir ſagen, daß Helene die Tochter des Marquis d'Aubüſſon iſt? Das wußte ich längſt; unterbrach ihn der General.

Und konntet —

Geht zu der Unglücklichen, bereitet ſie zum Tode! Dieſer ſchriftliche Befehl verſchafft Euch Einlaß. Ihren Leib will ich vertreten, das Heil ihrer Seele mag ich nicht auf mein Gewiſſen laden; ich übergebe es Euch.

So möge Euch Gott mit gleicher blutigen

Wage richten, rief Ambroſios in heiligem Eifer: wie Ihr die Unglückliche richtet.

Amen! ſprach Moroſini: Und nun, Prieſter, raube mir nicht die koſtbare Zeit. Geh! Ambroſios verließ ihn, die Thräne im Auge, den Fluch auf der Lippe.

12.

Es mochte um die neunte Stunde des verhängnißvollen Abends ſeyn, als Ambroſios in Helenens Kerker trat. Er fand ſie betend. Der Friede Gottes mit Dir, Unglückliche! ſprach er: Der Friede Gottes ſtärke Dich und erhebe Dich über Dein Schickſal!

Kommt Ihr, mich in das lange ſchon bereitete Grab zu geleiten, frommer Vater? ſprach ſie, ihm entgegen tretend: Wollt Ihr mir die letzten Augenblicke verſüßen und mich in meiner Todesſtunde im Glauben ſtärken? Dank Euch, mein werther Lehrer! Dank Euch, Ambroſios, daß Ihr meiner gedachtet! Die Reiſe iſt lang, der Weg iſt ſchwer. Ich ſehnte mich ſo oft nach ihm, aber da ich ihn betreten ſoll, zagt mein Fuß, und wenn ich ihn auch nicht fürchte, klopft doch bebend mein Herz, da ich ihn ſo nahe vor mir ſehe.

Helene! ſprach der würdige Prieſter: Nutze die kurzen Augenblicke, welche Dir noch übrig ſind, Dein Herz reuig zu Deinem Gott zu wenden. Beichte in Demuth, fleh' um Vergebung Deiner Schuld, denn kein Erdengeborener ſteht rein vor dem Engel des Lichts. Ach! es könnte Deine Schuld Dir unbewußt ſich vergrößern —

Die, ſo mir unbewußt iſt, ſchreibt die ewige Milde nicht in mein Schuldbuch, unterbrach ihn das Mädchen mit Ruhe, knieete vor ihm und legte die Hand kreuzend über ihre Bruſt. Herr, mein Gott! ſprach ſie, und ihr Auge blickte nach dem ſternbekränzten Himmel: Für das, warum ich den Tod leide, bedarf ich Deiner Vergebung nicht; Du ſahſt mein Herz, und keine Schuld ſtand darin geſchrieben. Vergib aber Deinem Kinde, wo es unwiſſend fehlte. Vergib mir, daß ich dem Mann, der für mich duldete und litt, der vielleicht ſein Blut nutzlos für mich verſpritzen wird, nicht mit Liebe lohnen konnte. Ich habe Unrecht an ihm gehandelt, ich ſcheide undankbar von ihm, und es iſt die einzige Schuld, die — doch nein! auch mein ſtolzes Gemüth zieht mich reuevoll nieder und ich flehe Dich um einen milden Spruch, daß ich mich höher ſtellte als Andere, da ich, eine niedere Magd, nur in Demuth hätte wandeln ſollen.

Der Herr ſey barmherzig und gnädig! ſagte Ambroſios: Er ſende den Engel des Todes über Dich, daß er freundlich in Dein Antlitz ſchaue und Deine Seele zum ſanften Schlummer auf ſeine Flügel bis zum Tage der Auferſtehung bette! Er ſchwieg, legte ſegnend ſeine zitternde Hand auf ihre glühende Stirn und blickte, Thränen im Auge, auf das zum Tode bereitete Opfer herab. Haſt Du keinen Wunſch mehr, Helene, keinen Feind, dem Du vergeben könnteſt? Haſt Du Nikola ſeinen Wahnſinn verziehen? fragte er dann.

Das hab' ich, mein Vater, erwiederte ſie: ihn riß hoffnungloſe Liebe, die Eiferſucht und ſein finſterer Glaube hin; in ſeinem Herzen aber ſtand mein Bild unverändert. Ihr habt

Recht, es war ein Augenblick des Wahnſinns und ich zürne ihm deßhalb nicht, vielmehr — nie fühlte ich mich ſo zu ihm hingezogen als jetzt, da ich an der Pforte des Todes ſtehe; denn nur ſeine Liebe, ſeine treue, unwandelbare Liebe war der Quell ſeiner Schuld. Sagt ihm, Vater, daß ich in dieſer Stunde freundlich ſeiner gedacht; ſucht ihn auf, aber ſchnell! Bittet ihn, daß er keinen Schritt für mich wage. Gelingt es der mächtigen Hand meines Vaters, meines Bruders nicht, mich zu retten, wie könnte es ihm gelingen? Er würde, ein nutzloſes Opfer, fallen!

Traurig war das Lebewohl, das Ambroſios Helenen, dieſer lieblichen Blume, die ſich unter den Flügeln des über ſie rauſchenden Sturmes nicht beugte, aus wehmuthvollem Herzen ſagte. Vater, ſprach ſie mit feſter Stimme: trauert nicht um mich. Wie ich gelebt, werde ich auch ſterben, werde dem Henker muthigen Blicks meinen Nacken bieten. Und nicht wahr, frommer Mann! Ihr legt mich dann in das offene Grab und werft den Myrthenkranz in die Gruft, daß er das Haupt der Todten ſchmücke?

Schon eine Andere bewohnt es; Euphroſyne ſchlummert dort; ſagte Ambroſios tief erſchüttert; er vermochte nicht Weiteres zu ſagen, preßte heftig ihre Hand, warf noch einen Blick gen Himmel und als er ſich nach der Thüre wandte, ſich zu entfernen, wurde ſie plötzlich aufgeriſſen und Nikola ſtürzte herein. Kommt, kommt, Helene! rief er mit Haſt: Folgt mir! der Weg iſt frei, nur ſchnell!

Nikola! unterbrach ihn Ambroſios: Euer Unternehmen ſcheitert an Moroſini's Wachſamkeit. Er iſt von Allem unterrichtet.

Und wär' er es, was könnte die Flucht ihr ſchaden? Sie iſt dem Tode geweiht. Er ereile ſie nun auf der Flucht oder auf dem Blutgerüſte; ſie hat nichts mehr zu verlieren.

Aber Ihr, Nikola? Ihr fallt ein Opfer, und für mich! ſagte Helene gerührt.

O! fiel ich für Euch, ſtürb' ich mit Euch! ſo wäre meines Lebens höchſter, einziger Wunſch erfüllt! rief er begeiſtert: Der Tod wäre meines Lebens ſchönſter Augenblick! Aber nein! Ihr müßt leben! — Solch Herrliches darf nicht untergehen durch Henkers Hand!

Laßt mich hier! bat Helene: wagt es nicht!

Wagen? rief Nikola, und ſein Auge ſah feurig, glühend auf das Mädchen: Ich muß! Verzeihe mir, Heilige! wenn meine kühne Hand Dich berührt! Dieß ſagend umfaßte er ſie mit kräftigem Arme und trug ſie die ſchmale Wendeltreppe hinab. Sie ſträubte ſich nicht. Habt Ihr gethan wie ich befohlen, ſind ſie geknebelt? rief er einigen Griechen zu, die unten ſeiner warteten.

Alles geſchehen, wie Ihr es wünſchtet! erwiederten dieſe.

So kommt, meine Freunde! Sie eilten hinaus. Noch trug er Helene mehrere hundert Schritte, dann ſetzte er ſeine ſüße Bürde nieder. Eilt, eilt, Helene! rief er, ihre Hand erfaſſend: Folgt mir vertrauenvoll!

Ich folge Euch, erwiederte ſie, warf ihr kurzes Schwert und ihr Gewehr, das die Griechen vorſorglich mitgebracht hatten, über die Schulter, und ſchritt, von Nikola und den Andern begleitet, durch menſchenleere Straßen dem weſtlichen Theile des Walles zu.

13.

Aber das Quartier der Stadt am Meere, wo die franzöſiſchen Befehlhaber wohnten und in deſſen Nähe der Thurm des Lazarethes lag, war in dieſem Augenblicke nicht ſo menſchenleer als der weſtliche Theil der Stadt. Um die zehnte Stunde verſammelten ſich hier, in dem Hofe des Pallaſtes Grimaldi, die Grenadiere der königlichen Garde und die Regimenter Vendome und Roſan; dreißig freiwillige Offiziere erwarteten ihren Anführer, den Marquis d'Aubüſſon, der auch von ſeinem Sohne begleitet bald erſchien. Die Offiziere und Grenadiere ſetzten ſich in Marſch; das Regiment Vendome folgte in einzelnen Abtheilungen, das von Roſan aber blieb in dem Hofe des Pallaſtes in Reih und Glied zurück.

Mit möglichſter Stille rückte d'Aubüſſon nach dem Thurme des Lazarethes. Zu ſeinem Erſtaunen fand er die eiſerne Pforte offen, und Unglück ahnend trat er ein. Nun kommt Ihr endlich, mich von meinen Banden zu befreien?

rief ihm der geknebelte Kerkermeiſter entgegen: Der General ließ uns lange warten, das iſt ſonſt ſeine Sache nicht.

Nieder mit ihnen! befahl der Marquis: Nieder mit den venetianiſchen Henkerknechten! Zwei Grenadiere ſtießen die Unglücklichen nieder und gaben ihnen den Lohn des doppelten Verrathes, während der Malteſer mit ſeinem jugendlichen Gefährten die Wendeltreppe hinauf nach dem Kerker Helenens ſtürzte. Offen war auch hier die Thür — der Kerker leer — Helene verſchwunden!

Sinnlos ſtürzte der Malteſer hinunter. Wo iſt ſie, wo iſt die Griechin? rief er, die Sterbenden rüttelnd. Der Sohn ſchwieg, ihm hatten drei Stiche das Herz durchbohrt, er hatte ſchon geendet. Der Vater aber gab noch Zeichen des Lebens. Wo iſt die Griechin, Unglücklicher? rief der Malteſer. — Moroſini! röchelte der Alte und verſchied.

Moroſini! wiederholte der Marquis, während der Malteſer ſtarr auf die Leichen blickte als ob er noch auf ihren Athem, auf ihre Antwort lauſche: Moroſini, alſo Du! — Nun hier habt Ihr wohl keine Bleikammern wie in Venedig, aber doch manches unterirdiſche Gewölbe, wo der Tod heimlich ſeine Beute faßt und ein ſtilles Grab den Mantel über die Gräuelthat wirft. Du ſollſt mir Rechenſchaft geben, blutige Rechenſchaft! Er ließ, als er ſeinen Zorn gebändigt, das ganze Gebäude durchſuchen, nirgend fand man eine Spur, Niemand konnte Nachricht geben. Aber, rief er plötzlich: nur vor Kurzem kann erſt die That vollführt ſeyn. Mir nach! vielleicht ereilen wir ſie! Er befahl den Offizieren ſich mit ihren Abtheilungen durch alle Quartiere der Stadt zu zerſtreuen und Helene aufzuſuchen; er ſelbſt eilte, von ſeinem Sohne und 100 Mann der königlichen Garde begleitet, durch die Straßen. — Das Schickſal leitete ſeine Schritte.

Während dieß am Thurme des Lazareths geſchah, war Nikola mit Helenen und ſeinen Begleitern auf den Theil des Hauptwalles gekommen, deſſen Vertheidigung den Griechen anvertrauet war. Wohin wollt Ihr mich führen? fragte hier Helene ihren Retter.

Zu Menſchen! erwiederte Nikola bewegt: Ihr wundert Euch, Helene, daß ich Euch dorthin führen will? — Die Finſterniß meines Glaubens iſt erhellt, mein Vertrauen zu Euch ſteht feſt. Wo Rettung für Euch iſt, ſey es im Lager der Türken oder im Bethaus der Chriſten, dahin führe ich Euch — dort finden wir edle Menſchen, hier fliehen wir kalte, engherzige Seelen. Alles iſt angeordnet, kommt! hin nach dem Außenwerk und dann in's türkiſche Lager!

Ich folge Euch nicht, Nikola! erwiederte ſie ernſt: Dorthin nicht! Eher den Tod als zu den Ungläubigen! — War Euer Glaube ſo ſchwach, fuhr ſie fort, da er ſchweigend und ſtaunend ſie anblickte: war dieſer finſtere Glaube ſo ſchwach, daß er die Tempel ſeiner Väter verlaſſen und zu den Ungläubigen ſich wenden kann? War es ſo düſter in Eurem Gemüthe, daß Ihr um irdiſches Glück das himmliſche hingeben könnt? Dorthin führt der Weg zur Verdammniß, und Moroſini hätte ein Recht, uns als Verräther zu brandmarken! In's türkiſche Lager folgt Euch Helene nicht, ſonſt überall!

Nikola war von ihren Worten ergriffen. Starr heftete ſich ſein Auge auf den Boden, er ſchien über einen Entſchluß zu brüten. Plötzlich fuhr er auf. Kameraden! rief er den Griechen zu: Seyd Ihr entſchloſſen, Helene Panos zu retten, ſo folgt mir an das Ufer! Des erſten Schiffes, der erſten Barke bemächtigen wir uns, ſey es mit Liſt oder Gewalt, und dann, wohin Gott es mir gebietet!

Wir folgen Dir! riefen die Griechen.

So kommt, Helene, zögert keinen Augenblick! Sie reichte ihm freundlich die Hand und folgte ihm nach dem Meere, wo man ſie für einen bewaffneten Haufen, der die Runde ging, anſah und ſie nirgend aufhielt. Bald fanden ſie unfern des Hafens ein kleines Boot; ein Schiffer lag darin, wahrſcheinlich in der Abſicht, am Morgen zum Fiſchfang auszuziehen, denn er hatte Lebensmittel auf mehrere Tage bei ſich. Die Griechen bemächtigten ſich des Fahrzeuges und knebelten den Schiffer. Schon hatte Helene es beſtiegen, ſchon löſ'te es Nikola von dem Tau, womit es am Ufer befeſtigt war, als der Marquis mit ſeinen Begleitern hinter den Trümmern eines alten Thurmes hervorbrach und ſie gewahrend auf die Griechen eindrang.

Kaum hatte Nikola die Bewaffneten erblickt, als ſein erſter Gedanke war, das Tau zu zerhauen und mit Helenen die offne See zu gewinnen; aber das Tau war zu ſtark, es widerſtand den Säbelhieben. — Da rief er Helenen zu, ſich im Fahrzeuge zu verbergen, ſammelte ſeine Gefährten um ſich und erwartete nun feſten Fußes die Heranſtürmenden, welche er für Venetianer hielt. D'Aubüſſon erkannte Helene, die aus dem Schiffe an's Land ſprang, erkannte gleich darauf Nikola. Wuth verblendete ihn, er zog ſein Piſtol, und ehe der Sohn ihn erreichen konnte, drückte er dicht vor dem Unglücklichen, der unerſchrocken den Angriff erwartete, das Piſtol ab und mit zerſchmetterter Bruſt ſank Nikola nieder. Der Malteſer eilte herbei. Zurück, zurück! rief er den anrückenden Franzoſen zu: wir ſtießen auf Freunde! Haltet ein mit dem Blutvergießen, mein Vater! bat er dieſen: Ihr trefft der Tochter Herz. Er bog ſich zu Nikola und hob ihn mit kräftigem Arme empor. Armer Unglücklicher! rief er, im Gefühl des aufrichtigſten Schmerzes. Ja, armer Unglücklicher! wiederholte Helene neben dem Verwundeten niederknieend: mußteſt Du doch für mich Dein Leben laſſen?

Gelobt ſey Gott, der es ſo fügte! ſprach Nikola mit ſchwacher Stimme: Gelobt ſey Gott, der Euch, Helene, in die rettende Hand Eures Vaters gab. — Euch Marquis — dank' ich — Ihr habt — meinen heißeſten Wunſch erfüllt.

Der Marquis ſtand, das losgedrückte Piſtol noch in der Hand, zermalmt vor dem Blutenden; wo er auch hinblickte, überall traf er ein Bild des Jammers. Sein Opfer lag, bleich wie das die traurige Scene beleuchtende Mondlicht vor ihm. Der Malteſer, nur mit Nikola beſchäftigt, den ein Wundarzt verband, blickte in ſtummen Schmerz auf den Unglücklichen, deſſen Hand Helene, neben ihm knieend, an ihre wogende Bruſt drückte. Sein ſtolzes Herz brach, er nahte ſich ihr, wollte ſie aufrichten, ſie in ſeine Arme ſchließen, Helene aber wies, mit ernſtem Blick ihn abwehrend, auf den Verwundeten. Er ſchläft," ſagte ſie mit herzzerreißendem Tone: um nie wieder zu erwachen! Laßt mich bei ihm, der für mich in den Tod ging — naht ihm nicht! Die ernſten Krieger, welche jetzt in friedlicher Eintracht um dieſes Bild der Trauer ſtanden, ſahen nicht ohne Rührung auf die Leidende, welche nur den Odem des Schlummernden zu belauſchen ſchien und aus dem Auge des Arztes Troſt oder Vernichtung zu leſen ſuchte.

Tödtlich iſt die Wunde nicht, ſprach dieſer endlich: aber gefährlich. Das Leben hängt nur noch an einem zarten Faden, ſeine kräftige Jugend allein gibt uns Hoffnung zur Rettung —

Erhöre Gott mein Gebet! brach jetzt Helene die drückende Stille: Schenke ihm das Leben, damit ich ſeine überſchwengliche Liebe zu lohnen vermag. Barmherziger, erhöre mein Gebet!

Erhöre es nicht! ſprach leiſe der Verwundete, ohne ſein Auge zu öffnen: Nimm mich auf zu Dir! —

Eine heilige Stille folgte dieſen geiſterhaft geſprochenen Worten des Sterbenden. Das dumpfe Brauſen des Meeres, das Schlagen der ſchäumenden Wellen, das Rauſchen des Nachtwindes, der ferne Glockenton von St. Marcus, welcher die Mitternacht verkündete, unterbrach allein — aber deſto ſchauerlicher die Stille, es ſchien, der Tod rauſche auf des Sturmes Flügeln über das Meer einher, ſeine Beute zu faſſen; aber ihm ward die Macht genommen. Helene, von Schmerz überwältigt, beugte ſich über den Sterbenden, ihm die letzte Gabe zur langen Pilgerfahrt zu reichen, und als ihre Lippen die ſeinen berührten, ſprach er wie im Traume: Weckſt Du mich, Helene, zu neuer Prüfung, zu neuem Schmerz? Weckſt du mich, tönende Glocke, die mich ſo oft zum Gebete rief, zum neuen Leben? — O laßt mich ſchlummern, laßt mich hinüber gehen, wo allein mein Herz die Ruhe findet! Dieß ſagend, ſchlug er das matte Auge auf, ſein Blick traf Helene. — Ja! ja! ſprach er lächelnd: mir ahnete es immer, daß Du mein guter Engel ſeyn würdeſt, mir die Augen zuzudrücken, mich hinüber zu geleiten! — Helene ſchloß ihn in ihre Arme. Halte die fliehende Seele nicht auf, Holde!

bat er: Dein Zauberwort hat mehr Kraft als der Tod, es bindet ſie feſt an dieſe Hülle; laß ſie aufſchweben zum Licht, denn hier unten bleibt es für mich doch Nacht.

Gönnt ihm Ruhe, Ihr tödtet ihn! ſagte der Wundarzt, als Nikola ermattet in des Malteſers Arme zurückſank: Gönnt ihm Ruhe! Laßt ihn von hier bringen, gnädiger Herr! bat er den Marquis.

Darf er nach Standia gebracht werden? fragte dieſer.

Ich glaube, erwiederte der Wundarzt: die Bewegung des Schiffes wird ihm nicht ſchaden, und dort hat er mehr Ruhe als hier.

Nun, ſo bringt ihn auf ein Boot unſerer Flotte, das mag ihn nach Standia führen! befahl der Marquis: Hier könnte ich ihn überdieß weniger gegen Moroſini ſchützen als dort, wo unſere Flotte im Hafen liegt. Ihr, Wundarzt, begleitet und ſorgt für ihn; Du aber, Helene, folgſt mir in den Pallaſt Grimaldi, dort biſt Du ſicher. —

Helene ſchien nicht auf ſeine Worte gehört zu haben, denn als man Nikola nach dem

Boote trug, folgte ſie ſchweigend. Helene! rief der Vater, ihre Hand erfaſſend: Wohin willſt Du?

Mit ihm nach Standia! ſagte ſie ruhig.

Das verbietet die Sitte — folge mir!

Euch? — Habt Ihr ſchon für mich geblutet, wie er? ſprach ſie kalt: Ihm gehöre ich an, er hat ein ſchweres Recht an mir erworben! Ich werde ihn pflegen, und wenn ich es vermag ihm ſein Leben, ſeinen Tod verſüßen!

Helene! bat der Marquis, von Zorn wie von Rührung gleich erſchüttert: Folge mir! Höre nur die Stimme Deines kindlichen Herzens!

Sie ſchweigt! unterbrach ſie ihn, ihre Hand der ſeinen entziehend, und folgte nun mit eilenden Schritten den Griechen, welche den Verwundeten in das Boot trugen. Heinrich d'Aubüſſon ſtürzte ſich in die Arme des Vaters, der ihr nacheilen wollte und hielt ihn zurück. Laßt ſie mit ihm ziehen, Vater! bat er: ſie erfüllt eine heilige Pflicht; hindert ſie nicht!

Nun wohl, ſagte der Marquis nach kurzem Bedenken: ſo mag ſie ihm folgen; aber auch

Du begleite ſie, daß der Anſtand nicht verletzt werde. Sorge dort für ihre Sicherheit.

Das Boot ſchwamm mit Nikola, Helenen und dem Malteſer ungehindert dahin, — und als der Verwundete ſein Auge aufſchlug, ſah er ſich in der Wohnung der Witwe Anaſtaſia und an ſeinem Lager die weinende Helene.

14.

Obgleich der Verdacht des Marquis, daß Moroſini in der Stille ſeine Tochter aus ihrem Gefängniſſe zum Tode habe führen laſſen, ihm jetzt ſattſam als ungegründet erſcheinen mußte, war er doch zu ſehr gegen den Venetianer gereizt, um ihm zu verzeihen, und die Gewißheit, welche er zu haben glaubte, daß Moroſini ſeiner Rache gegen ihn durch Helenens Tod ein blutiges Opfer hätte bringen wollen, beſtimmte ihn auch jetzt noch, des ſtolzen Nobile Untergang zu beſchließen.

In der am folgenden Morgen gehaltenen Verſammlung des franzöſiſchen Adels ſuchte er die, ohnehin durch Moroſini's würdevolles, ihnen ſtolz dünkendes Benehmen erbitterten Gemüther noch mehr aufzubringen, und es gelang ihm auch, ſie zu dem einmüthigen Beſchluß zu vermögen, den Herzog von Navailles zu bitten, ſich mit dem Heere wieder einzuſchiffen und nach Frankreich zurück zu kehren. Der Marquis übernahm es, ihn dazu zu bewegen und begab ſich ſogleich zu ihm. Aber ſoviel Einfluß er auch auf den Herzog von Navailles hatte, konnte er dieſen doch zu keinem raſchen Entſchluß vermögen; der Herzog fürchtete, und mit Recht, die Ungnade ſeines Königs, zog es vor unthätig zu bleiben und dem Miniſter Louvois einen Bericht zu machen, der die Hülfe welche Frankreich geſendet als ganz nutzlos ſchilderte. Indeſſen wollte er noch mit der Flotte einen Angriff auf das türkiſche Lager wagen, um, bei etwaigem Verluſte, dem Könige, welchem die Marine ſo ſehr am Herzen lag, die ganze Unternehmung verhaßt zu machen. D'Aubüſſon ſelbſt hatte dieſen Plan entworfen, da er den Herzog nicht zur Einſchiffung zu bereden vermochte.

An dem nämlichen Tage war auch nach manchen ausgeſtandenen Stürmen die zweite Abtheilung der Hülfsflotte in Standia gelandet, hatte die Truppen dort ausgeſchifft und bereitete ſich, gleich der ſchon im Hafen vor Anker liegenden Flotte, zum Angriff des türkiſchen Lagers. Die Truppen landeten auf der Inſel, lagerten unter Zelten oder in den wenigen Landhäuſern der Einwohner, und nur die Wohnung der Witwe Anaſtaſia blieb von den fremden Gäſten verſchont, da Nikola hier verwundet lag.

Dieſer genas von Tage zu Tage immer mehr und mehr, das junge kräftige Leben kämpfte muthig gegen den Tod, Helenens Sorgfalt, die Liebe, die ſie jetzt dem Kranken zeigte, wirkten wohlthätig auf ihn, und obgleich der Wundarzt ſein Haupt noch bedenklich ſchüttelte, trat doch mit jedem Tage die Hoffnung ermuthigender neben das Krankenlager und der Tod mußte ſeine gewiß geglaubte Beute wieder fahren laſſen.

An dem Siechbette drang mancher Seufzer aus vielfach bewegter Bruſt. War Helenens

Auge auf den Verwundeten gerichtet, der nur in ihrem Blick ſeine Lebenshoffnung fand, gedachte ſie, was dieſer bleiche leidende Mann für ſie gethan, welch hohe unauslöſchbare Liebe in dieſer kaum noch athmenden Bruſt für ſie glühe, ſo trat ein leiſes Gebet auf ihre Lippen, und der Vorſatz, Liebe mit Liebe zu lohnen, faßte feſte Wurzel. Traf aber der Blick das Auge des Malteſers, welches wehmuthvoll auf der Thräne ruhte, die unwillkührlich über ihre Wange herabgerollt war, dann fühlte ſie eine ängſtliche Beklemmung, ſie konnte das Bild des Bruders nicht feſthalten, der Malteſer und ſein Kreuz waren verſchwunden und Heinrich d'Aubüſſon, wie er in den Tagen glücklicher Täuſchung in ihren Armen geruht hatte, ſtand vor ihr, lockend und lieblich. Dann wandte ſie ſich zürnend ab, und bat Gott dieſer frevelnden Gebilde wegen um Vergebung. Anaſtaſia, die Mutter, ſaß traurig neben ihr, das Auge auf ſie gerichtet; eine Thräne drängte ſich wohl zuweilen hervor, aber blickte ſie auf den Malteſer, ſo vermochte ſie nicht, eine Wallung zu unterdrücken, welche das Blut auf ihre Wangen trieb. Nur Nikola fühlte ſich ganz glücklich. — Und muß ich auch ſterben, ſagte er eines Abends, als Helene allein an ſeinem Lager ſaß: ſo ſterbe ich mit Freuden; es iſt ja für Euch, die Ihr mir noch den ſchönſten Kranz des Lebens mit auf die Pilgerreiſe gebt, den Kranz aus Roſen und Myrthe gewunden und mit der Thräne des Mitgefühls befeuchtet. Ja, Helene, ich bin ein glücklicher Menſch! — Hier am Markſtein kämpft das Leben mit dem Tode, wer auch den Sieg erringt, er beglückt mich. Hier weiß ich, verläſſeſt Du mich nicht mehr, dorthin folgt mir Dein Dank, Deine Sehnſucht und mein Bewußtſeyn. Möge nun Gott nach ſeiner Weisheit über mich beſchließen.

Ja, erwiederte das Mädchen — die Abweſenheit des Malteſers gab ihr Muth, das Wort auszuſprechen: Ja, Nikola! Dir ſey fortan mein Leben geweiht — kann meine Liebe die Deine lohnen, ſo nimm dieſe Hand zum Pfande meiner unverbrüchlichen Treue — ganz gehört Dir nun mein Herz, nur dem Bruder gönne ſein Theil! ſprach ſie errötheud: und zürne der

Thräne nicht, welche Erinnerung mir zuweilen erpreſſen könnte.

Leiſe drückte Nikola die dargereichte Hand an ſeine bleichen Lippen. Nun ſterb' ich gern, nun ich dieß Liebeswort aus Deinem Munde vernahm! ſagte er, kaum ſeiner mächtig, ſank ermattet auf ſein Lager zurück und ſchloß die Augen. — Sein ganzes Weſen war ergriffen, die Wonne hatte ihn zu heiß durchſchauert, ſo daß der eben hereintretende Wundarzt, welcher ſeinen Puls unterſuchte, für ihn fürchtete und Helene bat, in des Kranken Gegenwart jede zu lebhafte Gemüthsbewegung ſoviel als möglich zu unterdrücken.

Muß ich denn immer ihm wehe thun! ſeufzte ſie: auch wenn ich ſein Herz erfreuen will? Sie blickte noch einmal nach dem Schlummernden, den ein freundlicher Traum beglücken mußte, denn ein heiteres Lächeln verklärte ſein Antlitz — Schlaf wohl! ſprach ſie leiſe: möge Dein Erwachen ſo heiter, wie Dein Schlaf ſanft ſeyn! — Sie ging traurig geſtimmt hinaus in den Garten nach der ihr ſo lieb gewordenen Trümmer am Meere, um ſich hier ihren Gefühlen zu überlaſſen. Mit freudigem Herzen, mit feſter Zuverſicht, mit wahrer Liebe hatte ſie Nikola ihre Hand gereicht, aber ganz rein, ganz ungetrübt fühlte ſie ihr Glück nicht. Sie mußte ſich von ſo Manchem trennen, mußte ſo lang genährter Wonne ein ſchmerzliches Lebewohl ſagen, und wie die junge Gattin ſich weinend an der Mutter Bruſt wirft, an der ſie ſo oft liebend geruht, wie ſie nur unter Thränen ſich von der Heimath, von dem Vaterhaus, von den Geſpielen ihrer Jugend trennt, um dem geliebten Gatten folgend in eine neue Freudenwelt einzutreten, ſo konnte ſich Helene auch nur unter Thränen von dem Traume ihrer erſten Liebe losreißen, und obgleich es das Schickſal ſchon gewaltſam gethan, ſo war es ihr doch als wär' es heute erſt, wo ſie die Worte der Trennung ausgeſprochen hätte. Lebt wohl, lebt wohl! ihr ſchönen Tage, ihr Tage unausſprechlicher Wonne! rief ſie: Nur einmal könnt ihr in ſolch herrlichem Glanze dem Menſchen erſcheinen, nur einmal wecken die Strahlen einer kaum geahneten Aurora das ſchlummernde Herz der Jungfrau aus ſeinen lieblichen Träumen. Weg, weg, ihr verführeriſchen, ſündhaften Bilder einer unheiligen Liebe! Weg, ihr Freuden, die mich mit Grauen erfüllen! — Und doch — kann ich ſelbſt an des edlen Mannes Bruſt — Heinrich d'Aubüſſon vergeſſen? —

Das ſollſt Du auch nicht, Helene! unterbrach des Malteſers Stimme ihr Selbſtgeſpräch: Du darfſt den Bruder nicht vergeſſen, dem Du das Höchſte der Welt, die Friedenspalme ſeines Lebens biſt. Reich' dem edlen Griechen Deine Hand, ſey in ſeiner Liebe beglückt, und wenn Ihr Euch auch nur in ruhigen Stunden, wo der Wonnekelch geleert iſt, in ſtillen ſanften Augenblicken der Vergangenheit erinnert, dann gedenkt meiner mit Liebe! — Halte die Thräne nicht zurück, Helene! ſie nimmt mir den Muth, nimmt mir das Vertrauen auf mich ſelbſt. Laß uns immer mit Wehmuth der Vergangenheit gedenken, aber auch dankbar gegen die Vorſehung ſeyn, die uns vom Abgrund zurückhielt, und unſre Liebe trennend uns wieder in Liebe vereinte. Laß uns den feſten Vorſatz faſſen, zu vergeſſen, was war und uns nur an dem zu erfreuen, was iſt!

Schweigend reichte ihm Helene die Hand, ſie zürnte mit ſich, daß ſie die lockende Stimme in ihrer Bruſt nicht ganz unterdrücken konnte. — Sie wollte vergeſſen und vermochte es nicht.

15.

Der Miniſter Louvois hatte dem Herzog auf ſeinen Bericht wegen Candia endlich eine zweideutige Antwort ertheilt. Der König, ſchrieb er ihm: ſey über das Gefecht vom 25. Juni ungehalten; es wäre daher gut, wenn der Herzog durch irgend ein glänzendes Unternehmen zu Waſſer oder Lande den üblen Eindruck verwiſchen könnte, jedoch möchte er nicht alles auf's Spiel ſetzen. Uebrigens müſſe es dem Herzog anheimgeſtellt bleiben, ob er Candia zu erhalten glaube oder ob er es für verloren halte, in letzterem Falle müſſe man es freilich verlaſſen. Kaum daß der Herzog dieſes Schreiben geleſen, als ſein Plan ſchnell gereift war. Er ſchien ſeit dieſem Augenblicke ganz von der von

Moroſini

Moroſini längſt gewünſchten Thätigkeit beſeelt, bot, im Fall der General einen Ausfall wagen wollte, die ganze franzöſiſche Flotte zur Unterſtützung an, und bemerkte nur, daß es wohl gerathener ſey, hierbei den Franzoſen die Vertheidigung der Werke zu überlaſſen und mit den übrigen Truppen den Ausfall zu machen, da die italiäniſchen und deutſchen Regimenter weit mehr an dieſe Art Kriegführung gewöhnt wären.

Der ſchlaue Moroſini durchſchaute leicht des Herzogs Plan. Gelang der Ausfall, ſo eignete ſich der Herzog einen Theil der Ehre zu und zog dennoch ab; Moroſini hatte die Regimenter, auf welche er ſich allein noch verlaſſen konnte, geſchwächt, und ihm blieb nach dem Abzuge der Franzoſen nichts übrig als die Flotte abzutakeln, mit dem Schiffvolk die Beſatzung zu verſtärken und ſo die Flotte und die Herrſchaft zur See Preis zu geben oder die Stadt dem Feinde zu räumen. Mißglückte der Ausfall, ſo konnte der Herzog Candia für verloren halten und hatte dann einen richtigen Beweggrund zu ſeinem Abzug. Er ging daher den

Vorſchlag nur unter der Bedingung ein, wenn der Herzog die 2000 Mann, welche auf Standia lagerten, nach Candia zöge und bei dem Ausfalle ganz zu ſeiner Verfügung ſtelle.

Faſt hätte er den Herzog für ſich gewonnen, der zwar auf nichts ganz einging, ſich jedoch Bedenkzeit ausbat aber leicht von d'Aubüſſon umgeſtimmt wurde, welcher nur ſeine Rache gegen Moroſini vor Augen, den verwundbarſten Fleck zu treffen hoffte, dieſem Edlen wehe zu thun. Er ſollte Candia und mit dem Fall dieſer Feſte ſeinen Kriegerruhm verlieren. Unausgeſetzt verſuchte er daher, den Herzog zur Einſchiffung zu bereden. Das Schreiben Louvois bot ihm Scheingründe genug, der Herzog langweilte ſich überdieß in Candia und gab ihm deſto williger Gehör; nur wollte er nicht ohne irgend eine Waffenthat abziehen. Es wurde nun beſchloſſen, die franzöſiſche Flotte gegen den Strand rücken und das feindliche Lager beſchießen zu laſſen, wenn auch Moroſini den Ausfall unterließe. Der 24. Juli ward zu dieſem Unternehmen beſtimmt.

An dieſem Tage bot ſich dem Auge an der Küſte Candia's ein herrliches Schauſpiel dar. Siebzehn Linienſchiffe und achtzehn Galeeren zogen mit vollen Segeln von Standia her, legten ſich dem Lager des Großveziers gegenüber und begannen aus 1800 Geſchützen ein mörderiſches Feuer, während Moroſini, jedoch nur zum Schein und mit weniger Kraft, auch wenigem Erfolge, einen Ausfall machte. Die Türken, wahrſcheinlich ſchon von Allem im Voraus benachrichtiget, boten den hervorbrechenden Kriegern überall die Stirn, hatten in ihren meiſt in Felſen gehauenen Strandbatterieen Roſte mit glühenden Kugeln bereit und erwiederten mit ihrem an Kaliber, wenn auch nicht an Zahl überlegenen Geſchütze das ſchlecht unterhaltene Feuer der Franzoſen. Vom Morgen bis gegen Abend dauerte dieſes nutzloſe Beſchießen, welches den Türken nur wenig ſchadete und nur einen kleinen Theil ihres Lagers zerſtörte. Gegen Abend aber, als der Vendome, ein franzöſiſches Linienſchiff von 64 Kanonen, durch glühende Kugeln in Brand geſetzt, aufflog, kehrte die Flotte, nachdem ſie 1200 Todte verloren hatte, unverrichteter Sache wieder nach Standia zurück.

Gern hätte der Herzog, welchem Moroſini's an dieſem Tage bewieſenes zweideutiges Benehmen leicht einen Grund geben konnte, Candia zu verlaſſen, gleich jetzt die Einſchiffung befohlen, wenn nicht die Schiffe durch das feindliche Feuer ſo beſchädigt geweſen wären, daß ſie einer nothwendigen Ausbeſſerung bedurft hätten. Dieſe deſto eifriger zu betreiben, ſandte der Herzog den Marquis d'Aubüſſon mit ausgedehnter Vollmacht nach Standia.

Die Ankunft des Marquis ſtörte gewiſſermaßen den ſtillen Frieden, der nach jenem Abend in dem Landhauſe der Witwe waltete. Nikola hatte ſich mit jedem Tage mehr und mehr erholt, ſo daß er jetzt ſchon zuweilen ſein Lager verlaſſen und ſich an den warmen Strahlen der Sonne erquicken konnte und Helene freute ſich, daß ſie unter ihrer Pflege und Sorgfalt dieſen zerſchmetterten Baum wieder aufblühen ſah. Der Arzt aber theilte ihre Hoffnungen nicht. — Die Lunge iſt verletzt, vertraute er dem Malteſer: das Leben kann ich ihm zwar erhalten, aber nur ein ſieches, kraftloſes; mich dauert die Jungfrau. Der Malteſer bat ihn, ſeine Vermuthung ja Helenen zu verſchweigen und ihr den ſüßen Traum nicht zu ſtören, nur fürchtete er, daß der Vater ihre Hoffnung mit einem Worte zertrümmern möchte. Aber der Marquis, welcher Nikola's Wohnung mit ſeinem Sohne bezog, mochte ſein Unrecht gegen den Mann, der ſein Leben daran gewagt hatte, ihm die Tochter zu retten, wohl erkennen. Er entſchuldigte ſich bei Nikola, bezeigte ihm ſein Beileid, verſicherte ihn ſeiner Dankbarkeit, und dieſer, weit entfernt den Marquis wegen ſeiner unüberlegten That zu haſſen, freute ſich, dem Vater ſeiner Helene Freundliches erwiedern zu können.

Der Malteſer machte nun, da ihm die Stimmung des Vaters ſo günſtig ſchien, dieſen mit Helenens Entſchluß in Rückſicht Nikola's bekannt. Der Marquis hörte ihn ruhig an. Ich finde es natürlich, ſagte er dann, als ſein Sohn ſich mit Lebhaftigkeit für Helene verwendet hatte: daß die überſpannte Leidenſchaft Deiner Schweſter ſo handelt, daß ſie Dankbarkeit für Liebe hält. — Was will ſie aber mit dem ſiechen Manne, der nach dem Ausſpruche des Wundarztes nie wieder ganz geneſen kann? Der Malteſer ſah den Vater ſtaunend an. Du ſcheinſt Dich über meine Aeußerung zu verwundern, Heinrich! fuhr er fort: Ich glaube wohl, daß Du ſelbſt ſo handeln und einer ſiechen Verlobten Deine Hand reichen würdeſt, ohne die kurze Dauer Deiner Täuſchung, ohne den Glanz Deines Hauſes zu beachten; aber mir, dem Vater, dem die Leidenſchaft nicht den klaren Verſtand umnebelt, mir ſey es vergönnt —

Ihr wollt Euch ihren Wünſchen widerſetzen? unterbrach ihn der Malteſer: Wollt den edlen Mann —

Gemach, mein Sohn, fiel ihm der Marquis einlenkend in die Rede: wer ſpricht davon? — meine Wünſche ſind noch nicht die That. Findet ſie an des Griechen verwundeter Bruſt einen ſtärkern Magnet als an der Bruſt des Vaters, ſo geſchehe ihr Wille. Auch dann werde ich väterlich für ſie ſorgen!

Wie dank' ich Euch für dieſes tröſtende Wort! rief der Malteſer, in die Arme des Vaters ſinkend: Ich war es gewiß, Euer edles Herz würde die Hoffnung, die ich nährte, nicht trügen.

Mit freudigem Herzen eilte er nun zu Helenen, ihr die frohe Kunde zu bringen. Dieſe dankte ihm zwar für ſeine Bemühung, doch war dieſer Dank nicht herzlich. Ihr ſchien es wehe zu thun, daß Heinrich d'Aubüſſon ſo eifrig ihre Verbindung mit Nikola betrieb, auch konnte ſie ſich mit dem Verhältniß zu ihrem Vater, wie es die Pflicht befahl, nicht befreunden, er blieb ihr ſtets ein fremder, ein ſtolzer Mann, von dem ſie ſich mehr abgeſtoßen als angezogen fühlte. Sie verheimlichte dieß dem Malteſer nicht, der ihr faſt darüber gezürnt hätte.

In dieſer Zeit war wohl Anaſtaſia die Einzige, die traurig und niedergeſchlagen umher ging. War auch Helene ernſt und nicht heiter, entlockte ihr die bevorſtehende Trennung von ihrem Heinrich auch manche Thräne, ſo fühlte ſie ſich doch in der Erfüllung ihrer heiligſten Pflichten beglückt, und das ſanfte Benehmen

Nikola's, der durch die Gewißheit ſeines Glücks ganz umgeſtaltet war und den ſie jetzt wahrhaft liebte, ließ ſie keinen trüben Blick in die Zukunft thun. Seine Liebe wie ſein Gebet war ſanft und nicht mehr ſtürmiſch, er fühlte innige Freundſchaft für den Malteſer, den er oft im Stillen beklagte, wenn er deſſen Blick ſehnſuchtvoll auf Helenen ruhen ſah, er tröſtete die Geliebte, wenn er eine Thräne in ihrem Auge belauſchte. Verbirg ſie nicht, ſagte er dann ſanft: weine nur immer um ihn — iſt er von hinnen gezogen, ſo heilt die Zeit auch dieſe Wunde und wir ſind ganz glücklich.

Der Arzt aber freute ſich dieſer Stimmung des Kranken nicht ſo ganz, er hielt ſie für Abſpannung und mochte wohl Recht haben, denn ſo wie Nikola theilnehmender, inniger wurde, ſchien die Lebensflamme immer matter zu glimmen; je reizbarer ſein Gemüth war, deſto leidender ward ſein Körper.

Das Verhältniß des Marquis zu Anaſtaſia war von ſeiner Seite kalte abgemeſſene Höflichkeit, von der ihrigen faſt feindliche Zurückgezogenheit, und man ſah deutlich, daß etwas ſie beunruhige und daß ſie Mißtrauen in den Marquis ſetze. Gegen den Malteſer blieb ſie ernſt, gegen Helene aber ſtrömte die Gluth ihrer Liebe aus wie noch nie. Sie ſchien den Tag zu fürchten, an welchem die franzöſiſche Flotte die Anker lichten würde, und ſich dennoch auf ihn zu freuen.

Der Marquis betrieb indeſſen mit beiſpielloſer Thätigkeit die Inſtandſetzung der Schiffe und Alles was zur Abfahrt nöthig war, und endlich konnte er nach Candia ſchiffen und dem Herzog von Navailles melden, daß alle Fahrzeuge ſegelfertig ſeyen und es nur ſeines Befehls zur Abfahrt bedürfe.

Der Herzog kündete nun Moroſini an, daß er ſich unverzüglich einſchiffen werde, und ſo wenig dieſe Nachricht den Venetianer unvorbereitet traf, wendete er doch noch alle Ueberredemittel an, den Herzog zu bewegen, erſt den beſtimmten Befehl ſeines Königs abzuwarten; aber nichts änderte den einmal gefaßten Entſchluß. Nun ſo zieht, wohin es Euch beliebt! ſagte Moroſini aufgebracht: Verantwortet Euer

Benehmen vor Gott, Eurem König und der Nachwelt, die uns richten wird!

Von dem Augenblicke an legte er auch dem Herzog nicht das mindeſte Hinderniß mehr in den Weg; zu Allem bereitwillig, was nur zur Beſchleunigung der Abfahrt dienen konnte, handelte er wie ein Wirth, der ſeinen Gaſt los zu werden ſtrebt. Den 20. Auguſt war Alles in Stand und eine gehörige Anzahl kleiner Fahrzeuge zum Einſchiffen der Truppen bereit; den andern Tag ſollten die Franzoſen Candia verlaſſen.

16.

Der Herzog war mit dem Marquis ſeinem Heere vorangeeilt und einen Tag früher nach Standia übergeſchifft. Ein Schreiben des Großveziers, das ihn zu einer Unterhandlung einlud, hatte ihn dazu vermocht. Kiupergli machte ihm darin den Vorſchlag, daß er Abgeſandte nach Standia ſenden wolle, um mit ihm ſo Manches, die Gefangenen und die Verhältniſſe

Frankreichs mit der hohen Pforte betreffend, zu beſprechen. Er lud ihn ein, ein Fahrzeug auf die Rhede vor Candia zu ſenden, um die Abgeſandten, welche ſich dort auf einem türkiſchen Schiffe einfinden würden, aufzunehmen; zu ihrer Sicherheit aber verlangte er ſechs franzöſiſche Edle von den bedeutendſten Geſchlechtern als Geißel, und zu dieſem Allen von Moroſini ſicheres Geleit, damit die Venetianer nicht, wie ſie wohl zuweilen zu thun pflegten, einen heimtückiſchen Streich, ſelbſt gegen des Herzogs Willen ausführen möchten. Den Herzog verdroß dieſe Vorſicht; als er jedoch bedachte, daß ſie wohl mehr dem Venetianer als ihm gelte, und er wohl wußte, wie viel ſeinem Könige an der Wiederherſtellung eines guten Vernehmens mit der hohen Pforte gelegen ſey, ſo ging er zu Moroſini und trug ihm die Sache vor. Dieſer, ſolche Vorſichtmaßregeln des Veziers nicht gewohnt, erſtaunte und ſuchte mehr darin, als wohl darin liegen mochte, ſtellte jedoch endlich, da nichts Schlimmeres als der ſchon auf den andern Tag beſtimmte Abzug der Franzoſen daraus folgen konnte, für die türkiſchen Abgeſandten den Geleitbrief aus.

Der Herzog hatte zu ihrem Empfange am Strande des Meeres mit aller nur möglichen Pracht ein großes Zelt aufſchlagen laſſen, alle Offiziere ſeines Heeres waren um ihn verſammelt, alle franzöſiſchen Schiffe flaggten; die Venetianer aber und die von Malta blieben ruhig und nahmen keinen Theil an den Ehrenbezeigungen. Die Abtheilung der Franzoſen, welche ſchon auf Standia lagerte, ward in langen Reihen aufgeſtellt und das Geſchütz am Strande aufgefahren. Als das Schiff, auf welchem die Abgeſandten ſich befanden, auf der Rhede vor Anker ging und dieſe unter Kanonendonner landeten, erſtaunte der Herzog und fühlte ſeinen Stolz nicht wenig beleidigt, als er den ärmlich gekleideten Derwiſch, begleitet von zwei jungen Türken, die ſich auch nicht durch beſondere Pracht auszeichneten, auf ſich zukommen ſah. Faſt hätte ſein Hochmuth ihn verleitet, ihnen den Rücken zu kehren; doch bedachte er noch zur rechten Zeit, welch wichtiger Mann der Derwiſch im Rathe des Veziers ſey und wie viel er bei ſeinem Könige zu verantworten habe, wenn er ſo plötzlich und auf ſo beleidigende Art die Unterhandlung abbräche; er zügelte daher ſeinen Unmuth, lud den Derwiſch in das Zelt und empfing hier von ihm des Großveziers Schreiben. Kaum hatte er es geleſen, als er ſeine Offiziere ſich zu entfernen bat und mit dem Derwiſch und deſſen Dollmetſcher allein in dem Zelte zurück blieb. Was hier verhandelt wurde, iſt der Mit- und Nachwelt ein Geheimniß geblieben, nur ein Reſultat ergab ſich am andern Tage, wo alle gefangene Franzoſen nach Standia ohne Ranzion ausgeliefert wurden.

17.

Indeß der Herzog die Verhandlungen im Geheim betrieb, ſaß der Malteſer mit Nikola und Helenen in einer Roſenlaube, wo die nahe Trennung ein trauriges Geſpräch herbeigeführt hatte. Da ſah d'Aubüſſon zwei Türken, von einem griechiſchen Sklaven und einem franzöſiſchen Offizier begleitet, auf ſie zukommen. — Der Offizier blieb jetzt mit dem einen Türken und dem Sklaven zurück, während der andere mit raſchen Schritten auf die offene Laube zuging.

Als dieſer näher kam, überflog eine hohe Röthe Helene. — Es iſt Muſtapha, ſagte ſie halb leiſe zu Nikola: beruhige Dich, mein Freund! — Dieſer erbleichte, doch faßte er ſich ſchnell. — Geh', ihn zu empfangen! bat er ſie: der edle Jüngling verdient, daß wir ihn herzlich willkommen heißen. Als Helene zögerte, ging der Malteſer ihm entgegen und führte ihn ein.

Ich komme, ſo redete Muſtapha Kiupergli, um deſſenwillen der Vezier wohl die Vorſichtsmaßregeln getroffen hatte, das Mädchen an: Dich, Helene, Perle der Jungfrauen, zu begrüßen. Ich komme allein — Abdallah iſt in dem Zelte bei dem Herzog der Franken zurückgeblieben — Dir zu zeigen, ſchöne Chriſtin, daß der wilde Muſtapha, nach Deinen Himmelſternen blickend, auch ohne ſeinen alten Lehrer ehrfurchtvoll vor Dir ſtehen kann. Sey mir willkommen als Verlobte dieſes Mannes! Auch Du, edler Chriſt, wandte er ſich zu Nikola: der, beim Propheten! ſich dieſe Auserwählte mit ſeinem Blut und mit vollem Rechte errungen, Dir dankt Muſtapha, daß Du, ſie retten zu wollen, Dich opferteſt. Zwar haſt Du die Herrliche nicht, wie Du vielleicht wähnſt, dem ſchmählichen Tod entriſſen, doch bleibt Deine That gleich edel; Du konnteſt nicht ahnen, daß der tapfere Moroſini Dich freudigen Herzens mit Deiner ſchönen Beute entfliehen, das Boot zu Deiner Flucht bereit ſtellen und den Wachtſchiffen befehlen ließ, Dich ungehindert ſegeln zu laſſen.

Ich kam hieher, fuhr er fort: für Dich, tapfrer Grieche, bei dem ſchönen Mädchen zu werben; ich komme zu ſpät! — Nun, ſo iſt es beſſer! — Bleibt auf der Inſel, der Vezier wird Euch ſchützen wo Ihr auch ſeyd, nur hier in Standia vermag er es jetzt nicht. Aber geht nicht nach Candia zurück, der edle Moroſini würde ſtreng gegen Euch verfahren müſſen.

Du, der das Kreuz von Malta trägt, ſagte er dann, ſich zu Heinrich d'Aubüſſon wendend: Dich bedaure ich, daß Du der Bruder dieſer Auserwählten biſt. Schweſterliebe iſt ſchön, Frauenliebe viel herrlicher! Ich bin Dir trotz Deines Kreuzes, das ich ſonſt als ein Rechtgläubiger haſſe und verfolge, von Herzen gewogen. Unterliegſt Du dereinſt Deinem Schickſal, und Kiupergli, mein Vater, kann Dir nützen, ſo wende Dich an mich, Du wirſt um dieſer Herrlichen willen einen Freund an Muſtapha finden.

Nun habe ich Dich noch einmal geſehn, ſprach er tief bewegt: lieblichſte der Houris dieſes Erdenparadieſes, mich noch einmal an Deinem Anblick geweidet und ſo der ſtürmiſchen Mahnung meines Herzens genügt. Nun fühl' ich, daß der Augenblick der Trennung nahen muß, daß ich nicht länger in Dein holdes Auge blicken darf, wenn ich mit ganz reinem Bewußtſeyn vor meinen alten Lehrer treten will. Nimm dieſen Ring, Helene, Du, wackerer Grieche dieß Schwert, und Du, Malteſer meinen Handſchlag; nun lebt wohl! Vor Muſtapha decke für immer ein Schleier Dein liebliches holdes Angeſicht. Leb wohl!

Er warf noch einen flammenden Blick auf die Erröthende, verließ dann ſchnell die Laube und eilte zu ſeiner Begleitung zurück.

Führe mich hinaus unter die Cypreſſe, welche den kleinen, mit friſchen Blumen geſchmückten Hügel ſo traulich beſchattet, bat Nikola Helene, die Muſtapha immer noch freundlich nachblickte: mir wird es ſo beklommen, ſo ängſtlich in der Laube, des Türken Gegenwart hat ſo manche Erinnerung, ſo manches Gefühl in mir aufgeregt, daß mich eine ſonderbare Unruhe ergreift, die ich mir nicht zu deuten weiß. Leite mich dorthin auf die Raſenbank bei dem duftenden Oleander.

Helene reichte ihm den Arm und führte ihn, von dem Malteſer unterſtützt, zu ſeinem Lieblingplätzchen. Hier bat er d'Aubüſſon, ihn mit der Geliebten allein zu laſſen, und als dieſer ſich entfernt hatte, ſagte er, des Mädchens Hand in ſeine zitternde preſſend: Helene! als der Türke vor Dir ſtand, Dich eine Perle der Jungfrauen, Dich die ſchönſte der Frauen des Erdenparadieſes nannte, aus ſeinem Auge die Flammen glühender Liebe ſchlugen, und ich gedachte, daß er der Gefangenen freiwillig entſagen, Dich dem Geliebten zurückſenden konnte, da erſchien mir der Jüngling ſo edel, ſo groß und ich ſo klein neben ihm, der ich, ein ſchwacher, elender Menſch, die Hand nach der Perle der Jungfrauen ausſtrecke, die zu erfaſſen ich nicht würdig bin. Höre mich, Helene! bat er innig und ſein ganzes Inneres ſprach ſich in dieſen Worten aus: Iſt es Mitleid, iſt es Dankbarkeit, was Dich mir zuführt, ſo halte ein, zög're mir zu nahen und prüfe Dich erſt; mir gnügte es, aber Dich kann nur überſchwengliche Liebe in eigener Bruſt beglücken. Ich hätte Dich nur gerettet, um Dich elend zu machen — und das will ich nicht! —

Nikola! begann das Mädchen, aber ſchnell unterbrach er ſie. Prüfe Dich erſt, ehe Du mir Dein Herz zeigſt. — Wie es auch ſey, ich werde mich glücklich fühlen. Wenn heute Abend der Wind kühlend durch dieſe Cypreſſe rauſcht und mit den Blumen des Hügels ſpielt, die Abendſonne ſich in die Fluthen taucht, die Dämmerung ihren Schleier breitet und Du mein bleiches Antlitz nicht mehr ſehen kannſt, dann ſprich und thue mir kund, was Dein Herz Dir vertraute. — Jetzt nicht — jetzt bin ich zu ermattet, der Schlaf drückt ſchwer auf meine Augen und will ſie ſchließen. Wenn ich erwache, bricht vielleicht ſchon die Dämmerung an. —

Sein Haupt ſank bei dieſen Worten an Helenen nieder, die über das was er geſprochen ſinnend, den Schlummer des Müden ſorgſam bewachte.

18.

Während Nikola, von ſeinem Engel bewacht, ſanft ſchlummerte, kehrte der Marquis aus dem Lager zurück und trat in die Wohnung Anaſtaſiens, bei welcher er ſeinen Sohn fand. Bald führte das Geſpräch ſie auf die nahe Abreiſe, und den ſonſt ſo ernſten, kalten d'Aubüſſon ſchien der Gedanke an Trennung von dieſem Schauplatz ſeiner frühern Liebe weich zu ſtimmen. Ich habe Euch wehe gethan, Anaſtaſia, ſagte er bewegt: ich fühle mein Unrecht und hoffe, Euer ſanftes Gemüth wird mir vergeben. Ja, bei Gott! es ſchmerzt mich, Euch verlaſſen zu müſſen, Euch wehe gethan zu haben, Euch vielleicht noch wehe zu thun. Dieß ſagend übermannte ihn das Gefühl, und zum Erſtenmal, ſeit er ſie treulos verlaſſen, ſchloß er ſie an ſeine Bruſt.

Anaſtaſia entzog ſich ſeiner Umarmung, doch ſchien ſie ihm deßhalb nicht zu zürnen; ihr Mund wollte freundlich lächeln, er vermochte es nicht; Schmerz umzog ihn, die Thräne drang in ihr Auge, das immer finſterer auf den Marquis blickte. Kommt, Marquis d'Aubüſſon, kommt Ritter von Malta! ſprach ſie feierlich, trat zwiſchen Beide, und gleich einem finſtern Geiſte führte ſie die Männer hinaus in den Garten. Kommt, Marquis, wiederholte ſie hier: kommt zu Eurem Kinde, damit Ihr mir nicht noch einmal wehe thut!

Verwundert ſahen Beide auf Anaſtaſia, die ſchweigend durch den Garten ſchritt. Ueber ihr ganzes Weſen war feierlicher Ernſt gebreitet, keiner wagte nach der Urſache dieſer Stimmung zu fragen. Jetzt traten ſie aus dem Myrthengebüſch und gingen längs der hochgewölbten

Weinlaube. Kommt! rief ſie noch einmal und ſchritt haſtig der hohen majeſtätiſchen Cypreſſe zu, welche den grünen blumengeſchmückten Hügel beſchattete.

Hier, unter dieſem Hügel, Marquis d'Aubüſſon, ſprach ſie: findet Ihr Eure Tochter! Jene, welche dort ihren heiter lächelnden Geliebten verlaſſend auf uns zutritt, iſt mein Kind aber nicht das Eurige.

Von dieſen Worten erſchüttert, ſtand der Marquis, ſein Auge nur auf den Grabhügel geheftet. Der Malteſer aber auf die Jungfrau zuſtürzend, rief freudig ihr entgegen: Helene! meine Helene! Auch ſie, welche der Mutter Worte vernommen, eilte auf ihn zu und ſank mit dem Ausruf: mein Heinrich, mein Geliebter! an ſeine Bruſt. Da trat die Mutter zürnend zwiſchen ſie. Das iſt der Malteſer Ritter d'Aubüſſon, Dir fremd und nicht Dein Bruder! ſprach ſie ernſt: Dieſe iſt Nikola Conduri's Verlobte, und ſo ſeyd Ihr getrennt, wie ich es wünſchte! — Und nun ſey Euch vergeben! ſagte ſie mit ſanfter Stimme zu dem Marquis, der noch immer den Blick auf den

Hügel gerichtet, an Allem keinen Theil genommen hatte.

Leblos, als habe ein Blitzſtrahl ſie getrennt, ſtanden der Malteſer und Helene von einander geſchieden. Es iſt vorüber! ſagte dieſe, ihm die Hand reichend, die er feſt in der ſeinen hielt. Lebt wohl! Sie eilte als trieb ſie die Schuld zu Nikola, und ſank mit einem Schrei an dem Raſenſitze nieder.

Anaſtaſia und der Malteſer eilten hin, d'Aubüſſon aber blieb an dem Grabhügel ſeines Kindes, nichts um ſich beachtend, zurück.

Das bleiche Haupt auf die kalte Bruſt geſenkt, das Auge ſtarr und gebrochen, lag Nikola an den Raſenſitz gelehnt. Ein ſchmerzvolles Lächeln ſchien noch um die bleichen Lippen zu zucken, der Gram die matte Lampe gelöſcht, der Schmerz den Tod herbeigerufen zu haben. Was er vernommen, was er erblickt, hatte ſein edles Herz gebrochen.

19.

Am andern Morgen verkündete Kanonendonner die Einſchiffung der franzöſiſchen Regimenter auf den Schiffen der erſten Abtheilung; am Abend ſollte die zweite folgen, mit welcher der Marquis Standia zu verlaſſen gedachte. Durch die Begebenheit des vergangenen Tages tief erſchüttert, überließ er Andern die hierzu nöthigen Geſchäfte und wallfahrte nach dem Grabhügel ſeines Kindes. Er hatte es nicht gekannt, wohl ſelten nur an das Unglückliche mit wahrer Liebe gedacht, das Vatergefühl war in der Entfernung und in ſeinem bewegten Leben untergegangen und ſomit war auch das, was er jetzt an dieſem Hügel empfand, nicht allein der Vaterſchmerz, es war wohl mehr das Gefühl einer tiefen Schuld, es waren die Schlangenbiſſe eines erwachten Gewiſſens. Candia hatte er aus Rache an den Rand des Verderbens gebracht, und für wen? Für Helene! und was war ſie ihm? — Blickte er in die Zukunft, gedachte er der Leidenſchaft, mit welcher ſein Sohn, trotz dem Schmerze der ihn bei Nikola's

Anblick ergriffen, auf die Griechin ſchaute, dachte er, daß ſie wohl noch auf die Ahnentafel der d'Aubüſſon einen Makel werfen könne, ſo fühlte er, daß er das Opfer ſich ſelbſt zum Verderben gebracht und Nemeſis ihn ſchon jetzt ereile. Aber ſo ganz war das menſchliche Gefühl nicht von ihm gewichen, daß der Schmerz, dem er überall begegnete, ihn fühllos hätte laſſen ſollen und er ihn eben jetzt nicht mit empfunden hätte, als Anaſtaſia langſam und niedergebeugt nach dem Grabhügel zuſchritt.

Die Stunde des Scheidens naht, ſagte ſie, eine Thräne im Blick: vielleicht für mich auch bald die Stunde der Trennung von der Heimath und dieſem Grabe. Ich komme, da es wohl das Letztemal iſt, daß wir uns auf dieſer Welt ſehen, Euch mit betrübtem aber aufrichtigem Herzen zu ſagen, daß ich Euch verziehen habe, damit wir in jener Welt uns freundlich begegnen mögen. Aber da Ihr nach dem, was ich gethan, leicht glauben könntet, Rache hätte mich geleitet, da doch nur das Mutterherz gehandelt hat, ſo wißt: Nur die Angſt um mein Kind ließ mich bei unſerer erſten Zuſammenkunft in

Candia Euren ſelbſt gefaßten Irrthum, Helene ſey Eure Tochter, beſtätigen, und ich ergriff den letzten Halm, an dem ich ihr Leben retten zu können glaubte. Meine Klugheit wurde zu Schanden, ohne ſie wäre der edle Nikola nicht geopfert, mein Kind gerettet und würde wahrſcheinlich in ſeinen Armen ihre thörige Leidenſchaft, die jetzt ſelbſt über ſeinem Grabe mit aller Kraft hervorbricht, vergeſſen haben. Ohne Euren liebloſen Vorſatz, Herr Marquis, mir bei Eurer Abfahrt die Tochter mit Gewalt zu rauben, und ſie ſo dem unglücklichen Griechen, der ſie mit ſeinem Blute theuer ſich erkauft hatte, zu entreißen, ohne dieſen, verzeiht mir, nicht edlen Entſchluß, den ich, als Ihr Eurem Diener die nöthigen Befehle dazu gabt, aus Eurem Munde vernahm, hätte ich Euch hier den Irrthum nicht benommen; erſt in der Ferne ſolltet Ihr erfahren, daß Helene Euer Kind nicht ſey. So aber mußte ich das Geheimniß jetzt ſchon enthüllen und Euch zeigen, daß Ihr kein Recht auf Helene hattet; Nikola ward das Opfer. — Ihr ſeht, Marquis d'Aubüſſon, der Schuld des Menſchen folgt die Strafe wenn auch ſchleichend aber ſicher nach; trennten ihn auch Meere und Welten von dem Schauplatze der That, wagte auch ſein ſtolzer Geiſt Alles, ihr zu entgehen, die Vergelterin ereilt ihn wo er auch ſey! — und uns? — ſie hat uns ereilt, ſie wird uns noch ferner ereilen und Euer Sohn, meine Tochter, werden beide die Schuld ihrer Eltern büßen! — Dieſer Gedanke mochte ſie ſchmerzlich bewegen, ſie hielt in ihrer Rede an. — D'Auбuſſon, ſagte ſie dann und blickte bittend an ihm auf: vergebt mir; auch ich bin ſchuldig — wie es auch komme, handelt menſchlich gegen Helene! — Dieß meine letzte Bitte. Reicht mir über dem Grabe unſeres Kindes die Hand zur Beſtätigung, daß Ihr ſie erfüllen wollt; dieſer Handſchlag verſöhne Alles, das Vergangene wie das Zukünftige!

Der Marquis reichte ihr die Hand, unwillkührlich drückte ſie ſie leiſe an ihr Herz, ihr Auge ſah noch einmal auf nach dem Manne ihrer erſten Liebe. Lebt wohl! rief ſie dann und verließ ihn ſchnell, um ihn nie wieder zu ſehen.

20.

Am Abend, wo die letzte Abtheilung der franzöſiſchen Flotte mit vollen Segeln von der Rhede von Standia nach Frankreichs Küſte zurück fuhr, und von den fremden Schiffen nur noch die Galeeren des Papſtes und die von Malta im Hafen flaggten, ſaß Helene bei dem Schein einer brennenden Fackel in den Trümmern am Meere. In dem Gewande der Trauer, einen Myrthenkranz in das Haar geflochten, blickte ſie regunglos vor ſich hin und ſchien den Malteſer, welcher dicht hinter ihr ſtand, nicht zu beachten. Ihr Auge war auf ein offenes Grab dicht neben ihrem Sitze am Bogenfenſter geheftet, und wie an jenem Abend auf dem Kirchhofe St. Andrä, ſo ſtarr ſah ſie in das dunkle Grab. Heinrich d'Aubuſſon, fragte ſie endlich ſich erhebend: wann ſegelt Ihr von hier? — Er antwortete nicht, ſein Herz war zu beklommen. — Wann ſegelt Ihr von hier? fragte ſie noch einmal.

In drei Tagen, erwiederte er nun mit Feuer: dann ziehe ich nach Rom, der heilige Vater wird mir Dispenſation nicht verſagen, ich kehre zurück —

Seht Ihr dort die Fackeln ſich nahen? unterbrach ihn mit feierlichem Tone Helene: Hört Ihr das Gemurmel der Betenden? — Er kommt! — Sie trat an den Eingang der Trümmer, faltete ihre Hände und ſchien mit Faſſung den Fackelzug zu erwarten. Plötzlich hob ſie die Hände gen Himmel. Vergib mir meine Schuld, barmherziger Gott! rief ſie von Schmerz durchdrungen aus und ihre Kniee wankten.

Der Trauerzug hatte jetzt die Trümmer erreicht. Jünglinge trugen den Sarg, der Zug war nur klein, und ſchwach die Hymne, die den Todten zur Ruhe begleitete, aber vor dem mit Cypreſſen bekränzten Sarge ſchritt der würdige Prieſter Ambroſios in feierlicher Andacht einher. Er hatte das Schickſal des Jünglings erfahren, und war gekommen, dem Todten den Segen, der Lebenden das Urtheil zu ſprechen.

Ohne auf Helene, ohne auf den Malteſer zu blicken, trat er ein, der Sarg wurde niedergeſetzt, Ambroſios ließ ihn öffnen, trat zu dem Todten und ſprach den Segen über ihn. Friede ſey mit Dir, dem hier der Friede nicht ward. Schwinge Dich auf, edler Märtyrer! Gott wird Dein Herz erkennen, das Menſchen Dir brachen. Schwinge Dich auf, Glücklicher! denn wohl dem, den das Bewußtſeyn edler That hinüber geleitet. — Wehe denen, die ſchuldbelaſtet zurückbleiben.

Da trat Helene an den Sarg. — Schlaf wohl, Nikola! ſprach ſie leiſe: dort ſehen wir uns wieder! Dieß ſagend nahm ſie den Myrthenkranz aus ihren Locken und bog ihn um ſeine kalte Stirn. — Du verſtehſt mein Opfer, ſprach ſie, küßte ſeine Lippen und drückte ſeine kalte Hand an ihr Herz. — Schließt den Sarg! befahl ſie: und ſenkt ihn in die Gruft!

Und als der Sarg ſich ſenkte, die Grabeshymne ihn begleitete, rollte keine Thräne aus Helenens Auge ihm nach. — Heiter, als ſchwebe ſie mit ihm auf, blickte ſie zu dem geſtirnten Himmel empor, und als die Hymne der Auferſtehung verhallt war, die Anweſenden ſich ſchweigend entfernten, Ambroſios und der Malteſer allein zurückblieben, trat ſie würdevoll zu dem Prieſter. Ehrwürdiger Vater, ſprach ſie:

Ihr ſeyd gekommen, über den Todten Segen, über die Lebende ein ſtrenges Urtheil zu ſprechen. — Der Segen gnüge Euch, das Urtheil ſprach ſchon Gott. — Ich ſchlang den Kranz von Myrthen um ſeine Schläfe, und damit habe ich auch im Tode mich mit ihm verbunden und ihm Alles geopfert.

Heinrich d'Aubüſſon! wandte ſie ſich zu dieſem: Schuldbeladen ſtehe ich an dieſem Grabe. Wo die dunkle Vergeltung waltet, welken alle Blüthen der Liebe, wo die Schuld die Hochzeitfackel trägt, leuchtet kein Glück, wo der Friede des Herzens zerſtört iſt, flieht die Ruhe für immer. — Dieſes Grab trennt uns auf ewig, die Sichel des Todes, welche den ſchwachen Halm ſeines Lebens mähte, traf auch die Blume unſerer Liebe, ſie iſt gebrochen wie ſein Herz — wie das meine. — Lebt wohl! — Ehrt Ihr die Unglückliche noch, habt Ihr Mitleid mit der Schuldbelaſteten, ſo macht Ihr den Abſchied nicht ſchwer! — Ihr ſeht, keine Thräne entrollt meinem Auge, ihr Quell iſt mit ihm verſiegt; ſeyd Mann, ſprecht ein ernſtes Lebewohl!

— Dort oben erwartet uns ein ſchönes Wiederſehen!

Helene! rief der Malteſer.

Ritter von Malta! unterbrach ihn der Prieſter: Denkt an Gott, an Eure Pflicht — an ihr gebrochenes Herz!

So lebe wohl! rief Heinrich d'Aubüſſon: Lebe wohl, Du meines Lebens Stern. Gott ſtärke Dich und ende bald mit mir! — Dieß ſagend ſtürzte er hinaus.

Der Herr ſegne Dich! ſprach nun Ambroſios, die Hand auf die Knieende legend, welche in ſtillem Gebet ihren Schmerz zu übertäuben ſuchte: Er erhalte Dich im gläubigen Vertrauen und gebe Dir Muth und Kraft, mit Ergebung zu tragen, bis er Dich abruft in das Land des Friedens.

Amen! ſprach die Gebeugte: Gott ſey barmherzig!

21.

Schon am andern Morgen, nachdem auch die päpſtlichen Galeeren und die von Malta die Rhede von Standia verlaſſen hatten, donnerte das Geſchütz wieder unaufhaltſam vor der bedrängten Stadt, wo Moroſini kaum 3000 Streiter zur Vertheidigung geblieben waren, denn mit den Franzoſen hatten alle Hülſtruppen Candia verlaſſen, und nur noch die deutſchen und italiäniſchen Regimenter, welche im Solde der Republik ſtanden, waren, ihrem Eide treu, bei ihm geblieben. Mit dieſem kleinen Haufen ſtand der unerſchütterliche Held unentmuthigt auf den Trümmern der zerſtörten Werke; er fühlte wenig Hoffnung mehr, aber immer noch den alten Muth. In den drei erſten Tagen gingen alle Außenwerke verloren, ſelbſt einen Theil der Baſtion St. Andrä hatte der Feind genommen und ſich dort eingegraben. Da erſchien am Abend dieſes blutigen Tages der Derwiſch. Du ſiehſt, tapferer Kriegsheld, redete er Moroſini an: daß mein Herr, der Vezier, ſein Verſprechen hält. Er ſendet mich, Dir einen ehrenvollen Vergleich

Vergleich anzubieten, er achtet Deinen Muth und will nicht das Häuflein Deiner braven Soldaten dem Schwerte opfern, denn, noch ein ernſtlicher Sturm, und Candia iſt genommen! — Sprich Deine Wünſche aus oder biſt Du auch jetzt noch unbeugſam, wie immer?

Freund Derwiſch! erwiederte Moroſini, und ein großer, für einen Venetianer ein kühner Gedanke, durchzuckte ſeine Seele: Ich bleibe auch heute mir gleich. Candia übergebe ich nicht durch Vertrag, nur mit meiner Republik in Frieden mag Dein Vezier einziehn oder es ſtürmend mit dem Blute Tauſender gewinnen! Dieß mein unabänderlicher Entſchluß! — Der Derwiſch lächelte. — Wiſſe, Abdallah, hätten mich jene eitlen unbeſtändigen Franzoſen nicht zweimal ſchändlich verlaſſen, hätten ſie ausgeharrt wie die braven Deutſchen, ich ſtände vor Canea, nicht Ihr vor dieſer Stadt!

Thor! ſagte der Derwiſch unwillig: Warum bandeſt Du auch das Schickſal Candia's an Dein im Zorn gegebenes Wort? Jener Pfeil, den Helene Panos hinüberſchoß, nahm das Glück der belagerten Stadt in ſeinem Fluge mit ſich fort. Ohne des alten d'Aubüſſon Rache wehten die Lilien Frankreichs noch auf Euren Wällen.

Moroſini ſchwieg.

Achmed Kiupergli ehrt Dich, er achtet die Kraftanſtrengung Deiner Republik; ich hoffe, Ihr ſcheidet als Freunde. Ich gehe, und als Friedensbote ſiehſt Du mich bald wieder.

Schon am dritten Tage nach dieſer Unterredung hörte der Kanonendonner vor Candia auf. Am 7. September des Jahres 1669 ward ein ehrenvoller Friede zwiſchen Kiupergli und dem venetianiſchen General geſchloſſen. Moroſini mit der Beſatzung und allen Einwohnern durfte frei abziehen oder bleiben, und alles Hab' und Gut, den Kriegsvorrath und 140 Kanonen mitnehmen. Grabuſa, Spina longa und Suda, dieſe drei Hafen Candia's blieben, wie alle Eroberungen in Bosnien und Dalmatien, der Republik. Dafür übergab Moroſini einen Schutthaufen, der 20 Jahre den Osmanen widerſtanden hatte. Am 24. des nämlichen Monats zog Achmed in Candia ein. Er war ein ſo edler Sieger als er ein furchtbarer Feind geweſen war;

denn außer daß er die Bedingungen treu erfüllte, geſtattete er Moroſini zu der beſtimmten Friſt zur Einſchiffung noch ſechs Tage mehr, und ſchenkte ihm, ſeinen Muth zu ehren, vier der ſchönſten metallenen Geſchütze. Sie ſchieden wie zwei edle Feinde, ſich gegenſeitig hochachtend. Für Anaſtaſia und ihre Tochter ſorgte Muſtapha als thätiger Freund, der Vezier als freigebiger Gebieter, ſie blieben unter ſeinem beſondern Schutze auf Standia; aber weder er noch ſein Sohn ſahen Helene wieder, Muſtapha ehrte ihren Schmerz, nur der Derwiſch beſuchte ſie zuweilen. Durch ihn erfuhren ſie nach kurzer Zeit, daß Heinrich d'Aubüſſon, im Kampf für ſeinen Glauben, gefallen ſey.

Auch er war ihr nun vorangegangen. Das Leben hielt ſie lange mit feſten Armen umſchlungen und ſpottete ihrer Sehnſucht ihnen zu folgen. Oft ſaß ſie noch an Nikola's Grabe, blickte hinaus auf das ſtürmiſche Meer, das die Hülle Heinrich d'Aubüſſon's verſchlungen, und wie dunkle Nebelgeiſter ſchwebten die Bilder der Erinnerung an ihr vorüber. Der einzige Begleiter aus jener ſchönen, ſturmbewegten Zeit, war ihr der Schmerz.

22.

Zwei und zwanzig Jahre waren ſeit Candia's Fall verfloſſen, als eines Tages ein Greis, auf ſeinen Stab geſtützt, dem Landhauſe der Witwe Anaſtaſia zuſchritt, wo Helene mit ihrer Mutter in ſtiller Einſamkeit im Garten ſaß. Der Alte, ein Pilger, welchen Helene als er näher kam ſogleich für den Derwiſch Abdallah erkannte, trat in ihre Mitte. Gott und der Prophet mit Euch! rief er ihnen zu: Ich bringe Euch, Helene, den Abſchiedgruß Muſtapha Kiupergli's; er ſank, wie er es gewünſcht, auf dem Bette der Ehre in der Schlacht von Salankemen. Ihr habt einen edlen Beſchützer an dem mächtigen Wezier, ich einen treuen Freund verloren; nun wand're ich in meine Wüſte zurück und ſcheide von der Welt. Da wollte ich Dich noch einmal ſehen, Du holder Stern meines Muſtapha, und komme zu Dir, Helene, in Deine flammenden Augen zu ſchauen. — Sie leuchten nicht mehr wie zwei ſtrahlende Sonnen, aber immer noch wie zwei freundliche Sterne in trüber Nacht. Gebe Dir Gott einen ſanften Tod! Dieß ſagend reichte er ihr die Hand und ſchritt dem Meere zu, wo ſein Boot ihn erwartete. Als er, von den Frauen begleitet, an den Trümmern vorüber ging, trat er dort ein; ſein Auge ſchaute auf Nikola's Grab. Hier ruhet ein edles Herz! ſprach er: Wohl dem, der in Frieden zu Allah geht!

Auch Helenens Herz fand bald die Ruhe im Grabe. Sanft war ihr Tod — heiter möge ihre Auferſtehung ſeyn!

Gedruckt bei C. G. Naumann in Leipzig.

Sämmtliche Schriften

von

A. von Tromlitz

Einunddreißigſtes Bändchen.

Der Handorgelſpieler.

Biondina.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1832

Der
Handorgelſpieler,

von

A. von Tromlitz.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1832.

[illegible]
[illegible]
[illegible]

1.

Auf dem Boulevard Saint Antoine zu Paris ging an einem ſchönen Juliabend des Jahres 1830 eine luſtige Geſellſchaft, die eben aus dem Theater gekommen war, ſpazieren. Das neue Stück, welches ſie dort geſehen, mehr aber noch die bevorſtehende Wahl der Deputirten, war der Hauptgegenſtand ihres Geſpräches. Es waren junge Leute, die Alles mit Leben und Feuer ergriffen, Commis, Söhne reicher Handwerker, Studirende, mit einem Worte eine luſtige Geſellſchaft, die kein Mädchen ungeneckt, keine Gelegenheit zu einem Calembourg unbenutzt vorbeigehen ließ. Sie wollten eben die nahgelegene Reſtauration beſuchen, dort ihren Abend zuzubringen, als eine intereſſante Erſcheinung ſie zurückhielt. Ein weißer Pudel, eine kleine papierene, an einen Stock befeſtigte Laterne in der Schnauze, kam gravitätiſch auf ſie zu und ſchien auf die leiernden Töne einer Handorgel zu lauſchen, die ſich hinter ihm hören ließ. Ein alter Mann mit ſchneeweißem Haare und Ehrfurcht erweckendem Geſichte drehte zuweilen ſeine Orgel, um mit ihren abgebrochenen Tönen die ihm Begegnenden einzuladen, ſeine Muſik gegen ein Paar Sous anzuhören. Ihn führte ein junges reinlichgekleidetes Mädchen, welches ihren Strohhut ſo tief in die Augen gedrückt und ihr Köpfchen ſo tief gebeugt hatte, daß man die Züge ihres Geſichtes nur errathen, aber nicht ſehen konnte.

Das Mädchen, ſo wie der Pudel, waren wohl mehr als der Orgelſpieler die Urſache, daß die jungen Leute ſtill ſtanden und den Alten aufforderten, ſeine Orgel zu drehen.

Was wünſchen Sie, meine Herren? fragte er: Ein Lied aus dem neueſten Vaudeville, oder vielleicht — Bertrand's Abſchied?

Bei dieſen Worten erſcholl ein einſtimmiges: **Les adieux Bertrand!**

Das freut mich! ſagte der Alte und ſchien durch dieſe Forderung erheitert zu ſeyn, doch ſein Auge blieb kalt und drückte nicht, wie das übrige Geſicht, Freude aus. — Madelon! ſagte er, ſich zu dem Mädchen wendend: Siehſt Du einen von unſerer Begleitung in der Nähe?

Niemanden! erwiederte das Mädchen, deſſen Geſicht die jungen Leute jetzt bei dem Scheine einer Gaslampe deutlich erkennen konnten. Es war ein regelmäßiges, ſchönes, aber ernſtes Geſicht, bleich und kalt; aber Trotz dieſes Ernſtes, Trotz dieſer Kälte blickten doch die dunkelbraunen Augen lebhaft umher und ſuchten das was der Alte „ſeine Begleitung" nannte.

Dieſer hatte ſich indeſſen auf einen kleinen, dreibeinigen Feldſtuhl geſetzt, den das Mädchen bisher getragen und ihn jetzt zurecht geſtellt hatte und, nachdem er ſeine Orgel in Ordnung gebracht, begann er das Lied, welches er und das Mädchen mit ihrem Geſange begleiteten, der von Beiden nicht ausgezeichnet, aber auch nicht ſchlecht war, während der Pudel ſeine Laterne vorſichtig hinſetzte, ſich dem Alten zu Füßen legte und eben ſo aufmerkſam, wie irgend Einer der Umſtehenden, ſeinem Herrn zuzuhören ſchien.

Viele der jungen Leute begleiteten das Lied und dieß zog einen Haufen Neugieriger herbei, die Alle aufmerkſam zuhörten und dem Mädchen nach ihrem Vermögen einen Sous, wohl auch ein Frankſtück auf den Teller legten, den ſie ſchweigend und ohne aufzublicken im Kreiſe herumtrug.

Einer der jungen Leute, Claude Ducanger, ein Student der Medizin, trat indeſſen zu dem Alten und fragte ihn, als er geendet hatte: Könnt Ihr uns nicht auch l'Officier en retraite von Beranger ſingen?

O ja, Herr! erwiederte der Alte: Wenn es nur nicht zu viel wird. Ich höre, daß ſich eine Menge Zuhörer verſammelt haben und das Lied, das ich geſungen, ſo wie das welches Sie von mir verlangen, iſt von der Art, Menſchen herbei zu locken, die mir eben nicht angenehm ſind. — Ich bin unter ſtrenge Aufſicht der Polizei geſtellt, ſagte er dann leiſe: und was ich meine Begleitung nenne, ſind die Gensd'armen und die Polizei in Uniform und Frack, die mich auf dem Boulevard und pont neuf, wo ich auch zuweilen ſtehe, immer begleiten.

Der junge Mann lächelte bitter.

Meine Leier ſpielt das Lied von Beranger nicht, fuhr der Alte fort: aber ſingen will ich es Ihnen mit Madelon und ich thue es gern. Das, was aus jener Zeit des Ruhmes tönt, iſt mir lieb und werth und eine Erinnerung, die mir das alte Herz ſchwellt. Komm, Madelon! rief er: l'Officier en retraite!

Das Mädchen trat ihm wieder zur Seite und begann nun mit ihm das Lied, welches der alte Mann mit tiefer Rührung ſang. Aber dem Pudel ſchien es nicht ſo zu gefallen wie der Abſchied Bertrand's, denn ſchon nach der erſten Strophe ſtand er von ſeinem Ruheplätzchen auf, ſah im Kreiſe der Zuſchauer umher und knurrte immer leiſe, als ob auch er ſeinen Herrn begleiten wollte. Der alte Orgelſpieler ſchien Trotz der Rührung, mit welcher er ſang, die Unruhe ſeines Hundes zu bemerken, denn er rief ihm, wenn eine kleine Pauſe es ihm erlaubte, ein leiſes „Couche!" zu; aber das Thier ſchien es nicht zu beachten und mochte wohl ſeine Gründe dazu haben, denn ſchon bei dem Verſe:

„Quelque temps éloigné des cieux
J'ai vu l'aigle quitter son aire,
Et par un vol audacieux
Aller ressaisir son tonnere,
Par le destin il est soumis,
Faut il que l'espoir s'évapore? —
Il peut revivre dans son fils....
Je n'y renonce pas encore!“

wurde der Geſang unterbrochen, indem ein Gensd'arme mitten unter die Zuhörer trat.

Was gibt es hier? ſagte er mit barſchem Tone: Was für ein Auflauf? Ich erſuche die hier Verſammelten im Namen des Geſetzes, auseinander zu gehen.

Die Umſtehenden murrten, blieben zum Theil, zum Theil ſchlichen ſie fort, die luſtige Geſellſchaft aber ſchien ſich nicht daran kehren zu wollen, ſchloß um den Orgelſpieler den Kreis dichter und forderte ihn auf, fortzufahren.

Der Gensd'arme war indeſſen bis zu dem Alten gedrungen.

Ah Monsieur Quatrebras, ſeyd Ihr es!? rief er ihm zu: Konnte es mir leicht denken, da ich die verpönten Lieder hörte. Ich warne

Euch zum letzten Mal. — Aus Achtung für die Herren, die ich hier um mich ſehe, will ich Euch heute ruhig ziehen laſſen.

Der Alte ſchwieg, die jungen Leute aber murrten, während die übrigen Neugierigen ſich allmälig verließen.

Iſt es Ihnen gefällig, Meſſieurs, ſich auch, wie die ruhigen Bürger, nach Hauſe zu begeben? wendete ſich der Gensd'arme an die Herren: Zu hören werden Sie hier nichts mehr haben und, wie Sie ſehen, ſtellt ſich Mancher hier ein, der ſich Ihnen ſpäterhin zum Begleiter aufdringen könnte. — Bei dieſen Worten zeigte er auf mehrere Gensd'armen und Polizei-Soldaten, die auf dem Boulevard und aus den Nebengaſſen herbeikamen.

Die jungen Leute entfernten ſich mißvergnügt und ſprachen laut ihren Unwillen über die Polizei aus, gingen jedoch ruhig nach der Reſtauration und vergaßen bei vollen Flaſchen bald den Drehorgelſpieler, ſeine Tochter, den Pudel und ſelbſt Politik und Polizei. —

Nur Claude Ducanger war bei dem Alten

zurückgeblieben und fragte ihn halb leiſe: Alter Mann, wo wohnt Ihr?

Wollt Ihr dieß aus guter Abſicht wiſſen?

Gewiß! erwiederte der junge Mann.

Faubourg St. Martin, unfern der Kirche **Saint Laurent, rue de la fidelité No. 22**, ſagte der Alte: Es iſt weit von hier, machen Sie ſich deßhalb keine vergebliche Mühe, was Sie vielleicht ſuchen, finden Sie nicht.

Sorgt nicht, guter Alter! beruhigte ihn Claude: Meine Abſicht iſt rein. Gute Nacht, kommt glücklich nach Hauſe!

Als er nun, ſeinen Freunden zu folgen, eben in die Reſtauration eintreten wollte, rief Jemand dicht hinter ihm: Monſieur!

Er ſah ſich um und der Gensd'arme ſtand hinter ihm.

Hätten Sie wohl die Güte, mir Ihren Namen zu ſagen? fragte ihn dieſer.

Gern! Ich heiße Claude Ducanger —

Ihre Beſchäftigung?

Ich bin Student der Medizin.

Aus Paris gebürtig?

Ja!

Ihre Aeltern?

Pierre Ducanger, Goldſchmied in der **Rue Saint Honoré.**

So? ſagte der Gensd'arme und wollte ſich entfernen, aber Claude hielt ihn zurück.

Darf ich bitten, mir zu ſagen, was Sie zu dieſem Examen auf öffentlicher Straße berechtigt?

Meine Pflicht, Herr Ducanger! erwiederte der Gensd'arme mit der Artigkeit, mit welcher der beſſere Theil dieſer Klaſſe ihr läſtiges Amt auszuüben pflegt.

Ihre Pflicht? wiederholte der junge Mann: Was habe ich mit dieſer zu thun?

Sie erkundigten ſich nach der Wohnung des Handorgelſpielers, erwiederte der Gensd'arme: wahrſcheinlich der Tochter wegen? — Da bemühen Sie ſich nicht; ſie zahlt der Polizei nicht einen Sous und iſt für Paris ein ſeltenes weibliches Weſen. — Vor dem Alten aber warne ich Sie, junger Herr, das iſt ein gefährlicher Menſch; ſchon ſeit Jahren ſteht er unter beſonderer Aufſicht der Polizei. Es iſt ein arger Feind der Bourbons und ein eingefleiſchter Napoleoniſt. — Hüten Sie ſich vor ihm, es könnte Ihnen Unannehmlichkeiten verurſachen —

In welchem Regimente ſtanden Sie früher? fragte Herr Claude, plötzlich das Geſpräch abbrechend.

Im funfzehnten Chaſſeur-Regimente! erwiederte der Gensd'arme.

Die Chevrons, Ihr Ausſehn, Ihre Artigkeit, Alles zeigt mir, daß Sie ein alter, gedienter Soldat ſind.

Ich ſah als **Maréchal de Logis** die Sonne von Auſterlitz aufgehen! ſagte der Gensd'arme mit ſoldatiſchem Stolze.

So fochten Sie unter Napoleon!? rief der junge Mann mit Enthuſiasmus: Theilten den Ruhm ſeiner Thaten, den Glanz, den er über Frankreich verbreitete und verfolgen jetzt die, welche noch für den Mann des Jahrhunderts von Ehrfurcht erglühen?

Meine Pflicht! erwiederte der Mann der Polizei mit Achſelzucken.

Dieſe ſollte doch — aber ehe Ducanger noch ausſprechen konnte, legte der Gensd'arme ſeine derbe Fauſt auf die Lippen des feurigen Redners und ſchloß ihm den Mund.

Schweigen Sie, Herr! raunte er ihm zu: Setzen Sie ſich nicht Unannehmlichkeiten aus und zwingen Sie mich nicht —

Claude Ducanger war ein viel zu beſonnener Mann, um nicht ſogleich das Geſpräch abzubrechen, beſonders da er einige verdächtige Menſchen um ſich herum ſchleichen ſah.

Gute Nacht! rief er dem ehemaligen Maréchal de Logis des 15ten Chaſſeur-Regiments zu, der ihm durch nochmalige Warnung vor dem Napoleoniſten danken zu wollen ſchien.

2.

Die Warnung mußte aber wenig geholfen haben, denn ſchon am andern Morgen, da es eben Sonntag und das Collegium geſchloſſen war, befand ſich Herr Claude Ducanger auf dem Wege nach der Vorſtadt St. Martin, wo er bei der Kirche St. Laurent ſtill ſtand und ſich hier erſt die Frage that, was er denn eigentlich bei dem alten Manne wolle. Er konnte ſich dabei nicht verhehlen, daß das bleiche, kalt ſcheinende Geſicht Madelon's wohl die meiſte magnetiſche Kraft übte; aber auch die ehrwürdige Geſtalt des Alten und deſſen Liebe zu den vergangenen ſchönen Tagen des Ruhmes unter der Kaiſer-Regierung, an deren Erinnerung ſich Claude auch erfreute, ließen ihn die fernere Bekanntſchaft des Orgelſpielers, Trotz der Warnung und Trotz des verfänglichen Namens Quatrebras, wünſchen, obgleich er ſich durchaus nicht zu den Napoleoniſten zählte.

Bald ſtand er vor Nr. 22, einem kleinen, unanſehnlichen Hauſe, vor deſſen Thüre mehrere ärmlich gekleidete Kinder ſpielten. Auf ſeine Frage: Ob hier ein Drehorgelſpieler wohne? trat ein zerlumpter Knabe vor und bot ſich als Führer zu Herrn Songeret an, der im Garten ein kleines Häuschen allein bewohne.

Das iſt nicht der Rechte, mein Sohn! ſagte Herr Ducanger: Der, den ich ſuche, iſt ein alter Mann und hat eine Tochter —

Ganz richtig! erwiederte der Kleine: Und auch einen weißen Pudel — der Alte iſt blind.

So wenig auch Name und Blindheit für den jungen Mann paſſen wollten, ſo trieb ihn doch die Neugier, dieſe neue Drehorgelſpieler-Familie, die aus gleichen Gliedern beſtand und auch ihren Pudel hatte, kennen zu lernen und ſo folgte er dem geſchäftigen Kleinen, der ſchnell die Thür öffnete. Da ſieht Jungfer Madelon! rief er und ſtreckte zugleich die Hand aus, ſein wohlverdientes Botenlohn zu empfangen, das er auch reichlich erhielt, da Herr Ducanger ſogleich das Mädchen von geſtern in dieſer Madelon wieder erkannte.

Guten Tag, Jungfer Madelon! begrüßte er ſie, die ſchnell vom kleinen Herde, vor dem ſie ſaß, aufſprang, die Küchenſchürze mit einer reineren wechſelte und ihn freundlich bat, in die Stube zu treten. Hier fand er den Alten in einem grauen Soldaten-Mantel, eine blaue Militair-Mütze, die noch mit unſcheinbaren Treſſen beſetzt war, auf ſeinem Kopfe, hinter einem alten Tiſche ruhig ſitzen und ſeidene Läppchen zupfen. Eine alte Offizier-Uniform der Invaliden, an welcher das Kreuz der Ehren-Legion befeſtigt war, hing, nebſt Degen und Gehenk, an einem

Nagel. Uebrigens ſah es ärmlich, aber höchſt reinlich in dem kleinen Zimmer aus.

Wer beſucht uns, Madelon? fragte der Alte, als ſie eintraten.

Der Herr, der Euch geſtern Abend nach unſerer Wohnung fragte, Vater! erwiederte ſie ſtockend.

Seyn Sie mir willkommen, Herr! ſagte der Alte freundlich: Einen Seſſel, Madelon, und eine Flaſche Wein. — Es iſt nur ſchlechter zu ſechs Sous die Flaſche, aber Sie müſſen es einem alten Soldaten verzeihen, beſſern Wein hat er nicht und er iſt es nun einmal aus jener Zeit gewohnt, Keinen ohne einen Trunk von ſich gehen zu laſſen. Komm zuweilen herein, Madelon, ſagte er zu dem Mädchen, als ſie Gläſer und Flaſche auf den Tiſch geſetzt hatte: und ſieh' zu, ob wir etwas bedürfen. — Bei dieſen Worten entfernte ſie ſich; der treue Pudel folgte ihr bis an die Thüre, vor der er ſich dann ruhig niederlegte, als ob er ſie bewachen wollte.

Ihr ſeyd blind, guter Alter? nahm der Schüler des Hyppokrates das Wort: Ich bemerkte es geſtern nicht, ſonſt hätte ich noch mehr Theil an Eurem Schickſal genommen.

Das freut mich, lieber Herr! ſagte der Alte treuherzig: Es iſt ſo ſelten, daß die Jugend wahres Gefühl für das Unglück hat, darum ſchätz' ich es an ihr.

Woher wißt Ihr, daß ich jung bin?

Der Ton Ihrer Stimme verräth es mir, auch hat es mir Madelon geſagt, deren Beſchreibung von Ihnen mir Zutrauen erweckt hat.

Dieſe Worte ſchienen Herrn Ducanger nicht unangenehm zu ſeyn. Unwillkührlich blickte er nach der Thüre, wo er nur den Pudel und nicht das Mädchen ſah. — Wie lange ſeyd Ihr ſchon blind? fragte er, das Geſpräch von ſich ablenkend.

Schon ſehr lange, lieber Herr!

So ſeyd Ihr ein alter Krieger, wie ich ſehe, auch der Orden der Ehren-Legion ſchmückt Eure Bruſt —

Sonſt war es ein Schmuck — jetzt — ſagte der Alte traurig und fuhr dann entrüſtet auf: Ja, wahrlich! ſonſt durfte Keiner betteln, den dieß Ehrenzeichen ſchmückte, der Kaiſer, die

Nation ſorgte für ihn, jetzt — doch laſſen Sie uns ſchweigen, die Wände haben Ohren, die Polizei ſchleicht überall umher, überall ſucht ſie nach Feinden der Bourbons, und ſogar einen alten blinden Leiermann fürchtet ſie. Es ſind böſe Zeiten, junger Herr!

Sie werden, ſie müſſen ſich ändern, Alter! ſuchte ihn Claude zu beruhigen: So kann es nicht bleiben, unſere Charte, die Freiheit iſt in Gefahr und ohne ſie kann kein Franzos die Luft ſeines Vaterlandes freudig einathmen.

Der Spielmann lächelte, dann rief er der wieder eingetretenen Madelon zu: Geh' ein wenig in den Garten, daß Niemand dem Hauſe zu nahe kommt. Merkſt Du etwas, ſo benachrichtige uns ſchnell! — Madelon warf einen verſtohlenen Blick auf Herrn Ducanger, den dieſer jedoch nicht bemerkte, und ging, des Vaters Befehle auszuführen. —

Sie haben mich auf beſſere Zeiten vertröſtet, begann nun der Alte: ſprachen von der Charte, von der Freiheit. Iſt denn dieſe Charte mehr als die hundert Conſtitutionen, die ich ſchon erlebt habe, welche eine Faction ſchuf und die andere wieder zerriß, bis ein glücklicher Soldat ihnen allen ein Ende machte und ſein Wille die einzige Conſtitution war, die ein Jahrzehend aushielt? Hätten Sie erfahren was ich erfuhr, Sie würden weniger auf beſſere Zeiten hoffen.

Guter Alter! ſagte Herr Ducanger aufgeregt, denn der Alte hatte mit dieſen Worten ſein Innerſtes verwundet: Wie der Adler Napoleons ſeine Schwingen hob und mit ſeinem ſiegreichen Fluge die Völker überflog, ſo ſchwingt der Zeitgeiſt ſeine ungebundenen, ewig emporſtrebenden Flügel und ihn hemmt nichts!

Ich kenne ihn, erwiederte der Alte: ich habe ihn beobachtet. Anfangs war er ein tiefdenkender Geiſt, der die Philoſophie an's Staatsruder trieb. In der National-Verſammlung führte er die Menſchen zum Beſten, zur heiligen Freiheit. Gut war der Wille dieſer Männer, ſchlecht die Mittel, die ſie benutzten, ſie gebrauchten den Pöbel, lehrten ihn ſeine Feſſeln brechen und wurden die Opfer. Nun änderte ſich der Zeitgeiſt, er ward aus einer Eule der Minerva eine blutgierige Hyäne, welche die Gräber durchwühlte, Throne und Altäre umſtürzte und ganz Frankreich zu einem weiten Grabe machte, bis die Nation, des Blutes ſatt, ſich ermannte. Da flog er, ein kühner Adler, dem Manne des Sieges voraus und der Ruhm ward Frankreich Alles. Willig trug dieß Volk, das die Marſeillaiſe unter Dolchſtichen brüllte, die Feſſeln des ſoldatiſchen Despotismus und rief mit eben dem Enthuſiasmus: vive l'empereur! wie ſonſt vive **la republique!** Schwelgend in Ruhm, flog er nun dem Heere voran, bis er, im Norden erſtarrt, heimwärts die Flügel ſenkte und in einem ſeufzenden **vive le roi!** ſeine letzten Töne des Ruhmes aushauchte. Als der Mann des Jahrhunderts von Elba zurück kam — was war der Zeitgeiſt da? Er hatte ſeine Kraft, ſeinen Muth verloren und eine Schlacht entſchied Frankreichs Schickſal. — Seitdem ſchweigt ſeine Tuba, er iſt zum Meßner geworden, der die Glocken läutet, das Miſerere ſchreiet und mit den Betſchweſtern den Miſſionairen folgt, die Frankreich durchziehen. — Das Kreuz der Ehren-Legion iſt ein veraltetes Ding, und nur die Miſſion-Kreuze erwecken zuweilen die kreiſchende Stimme des frömmelnden Zeitgeiſtes —

Er wird aus ſeinem Schlafe erwachen! fuhr der Jüngling auf: Man kann ſeine Flügel lähmen, ihn aufhalten in ſeinem hohen Fluge, aber ewig wird er ſich Bahn brechen und dem Sonnenlichte zufliegen!

Wollte Gott! ſagte der Alte: Die ſchöne Zeit des Kaiſerreichs kehrt zwar für Frankreich nicht wieder, aber eine beſſere wäre dem Vaterlande wohl zu gönnen.

Alter Mann! ſagte Herr Ducanger nach einer Pauſe: Ihr ſprecht, wie ich in dieſer ärmlichen Hütte von einem Manne mit dem Leierkaſten in der Hand nicht erwarten konnte.

Nicht immer wohnte ich hier, Herr, und drehte meine Leier! Ich wohnte ſonſt in dem größten Pallaſte der Hauptſtadt, ohne Noth, ohne Sorgen — doch wozu die Rückerinnerung.

Theilt mir die Begebenheiten Eures Lebens mit! bat der junge Mann: Wahrlich! nicht Neugier, Theilnahme läßt mich die Bitte thun. Haben unſere Hoffnungen auch nicht ein gleiches Ziel, glaube ich doch, in zwei Sachen treffen wir zuſammen: in dem Haſſe gegen die Bourbons und in der Liebe zum Vaterlande!

Ja, Herr! Frankreich iſt mein Himmel! rief der Alte: Die Bourbons — doch trinken Sie nur, ſo ſchlecht der Wein auch iſt, werden Sie ihn auf eine fröhliche Auferſtehung, hier und dort, des Mannes nicht verſchmähen, der in fremder Erde ruht und den das undankbare Frankreich ſo bald vergeſſen konnte — den Manen Napoleon's!

Ducanger ſtieß an und leerte das Glas. — Nun füllen Sie die Gläſer wieder und bringen eine Geſundheit aus, welche Sie wollen, ich thue gern Beſcheid! ſagte der Alte.

Die Freiheit des Volkes! rief der junge Mann mit Leidenſchaft.

Der Alte ſchüttelte ſein greiſes Haupt, ſtieß jedoch wohl mehr aus Höflichkeit als aus Begeiſterung an.

Ich bin der Sohn eines reichen Handelsmannes! begann nun der Alte: In der Straße St. Antoine ſteht noch mein väterliches Haus, das er während der Revolution verkaufen mußte. Von früher Jugend an fühlte ich mehr Neigung zu den Wiſſenſchaften und zur Muſik als zu der Handlung, die ich fortzuſetzen gar nicht geſonnen war, beſuchte deßhalb die Colleges und wollte Rechtsgelahrtheit ſtudiren. Hier theilte ſich mir die Begeiſterung mit, mit welcher ich die bald darauf erfolgte Revolution begrüßte. Ein Zufall ſollte ſie mir noch werther machen. Mein Vater, der eben krank war, ſchickte mich eines Tages zu einem vornehmen Hofmanne, eine Rechnung von 9000 Livres einzufordern. Nach manchem vergeblichen Wege war ich endlich ſo glücklich, den Herrn Marquis zu finden; ich übergab ihm die Rechnung, er befahl mir, in einiger Zeit wieder zu kommen und da ich auf Bezahlung mit für die damalige Zeit vielleicht zu wenig ſubmiſſem Tone drang, ſo wurde ich, ſtatt Zahlung zu erhalten, zum Hauſe hinaus geworfen. Dieß empörte mich gegen den anmaßenden Adel und machte mich noch mehr zum Partiſan der neuen Umwälzung.

Die erſten Sitzungen des National-Convents exaltirten mich, ich ſah die Sache der doctrinairen Freiheit als die Sache der Menſchheit an, die ſpäteren Ereigniſſe riſſen mich mit ſich fort. Ich berauſchte mich an den patriotiſchen Liedern, beſuchte die Klubs und durchzog, die Marſeillaiſe brüllend, mit den Banden die Straßen von Paris. — Sie wenden ſich, indem ich dieß ſage, gewiß von mir ab und ſchaudern? — Sie haben Recht, ich befand mich damals in einem Zuſtande des Wahnſinns. — So kamen die Tage des Septembers heran. Ich zog mit nach den Gefängniſſen, glaubte Unſchuldige, wie am Tage der Baſtille, von Tyrannenketten zu befreien und mußte das Schrecklichſte erleben. — Laſſen Sie mich davon ſchweigen — Gott ſey gedankt, ich blieb frei von Schuld, kein Blut klebt an meinen Händen! — Ich mordete nicht, rettete eine Unglückliche, auf die ſchon die Meſſer der Unmenſchen gezückt waren, führte ſie in mein väterliches Haus und verbarg ſie dort.

Aber dieß hatte nicht heimlich genug geſchehen können. Ich wurde angeklagt und, in das nämliche Gefängniß geführt, aus welchem ich Liſette, die Tochter des Portiers des Herzogs von Lauzun gerettet hatte. Da verkaufte mein Vater ſein ihm ſo theures Haus an ſeinen Nachbar, der ſchon lange darum gefeilſcht hatte. Dieſer Mann, einer meiner Richter, erhielt es für ein Spottgeld unter der Bedingung, daß er mich und die Unglückliche rette. Das Gefängniß wurde mir am andern Tage geöffnet und ich zog mit meinem Vater und Liſette nach Baugenzy, wo wir Verwandte hatten, kaufte dort ein kleines Häuschen und Liſette ward bald mein Weib.

Ich genoß das Glück der Ehe nicht ganz. Der Republikaner war enttäuſcht, er erkannte das Unglück ſeines Vaterlandes und eine düſtere Melancholie ergriff mich, da ich mich als Theilnehmer der Greuelthaten anklagte. Die Liebe, die mir mein gutes Weib zeigte, konnte meinen Trübſinn nicht verſcheuchen; ſelbſt als ſie mir geſtand, ſie habe die Hoffnung Mutter zu werden, blieb ich gleichgiltig und klagte, daß noch ein unglückliches Geſchöpf mehr in Frankreich ſeyn ſollte. — Meine Ahnung hat mich nicht betrogen. — Das Kind, das mir Liſette gebar, die Mutter Madelon's, gab ihr den Tod und mir den Entſchluß, Soldat zu werden.

Junger Mann, trifft Sie einſt das furchtbare Schickſal, daß Sie jede Hoffnung auf Lebensglück verlieren und muthlos einer finſtern

Zukunft entgegen gehen, ſo eilen Sie in's Feldlager. Dort, wo man täglich das Leben einſetzt, wird dem Menſchen das Leben erſt lieb, da, wo man unter dem Donner des Geſchützes muthig dem Feinde entgegen rückt, da lernt der Mann ſich ſelbſt ſchätzen, das Vertrauen kehrt in die Bruſt zurück und der Menſch fühlt ſeinen Werth; das Schickſal iſt ihm wenig, die Ehre Alles und ſie ruht in ſeiner Hand, er iſt ihr Herr. Mein Schickſal führte mich nach Italien, ich focht unter Bonaparte und hier lernte ich die Größe des Mannes kennen; ſeit der erſten Schlacht die ich unter ihm focht, war ich ihm geweiht für mein ganzes Leben. Auch war ich wahrlich nicht der Schlechteſten Einer im Heere, denn mit Wunden bedeckt kehrte ich als Lieutenant zu meinem Vater zurück, um ihm die Augen zuzudrücken, dann ſchiffte ich mich mit Bonaparte nach Aegypten ein und kehrte als Hauptmann in mein Vaterland wieder.

Bei einer Revue, die wir vor Bonaparte machten, erkannte mich der erſte Conſul und gab mir eine Stelle in ſeiner Garde. Ich war glücklich, eilte freudiges Herzens mit meinem Corps über die Alpen zur Schlacht von Marignano. Als ich jedoch nach Paris zurückkehrte, fühlte ich, daß auch mich das Uebel Aegyptens betroffen habe und meine Augen ſchwach wurden. Schon an dem Krönungtage Napoleons waren ſie ſo umdüſtert, daß ich meinen Helden nicht mehr im kaiſerlichen Ornate ſehen konnte und als kurz vor dem öſtreichiſchen Kriege die invalid Gewordenen der kaiſerlichen Garde ihm bei einer Parade vorgeſtellt wurden, ſtand Capitain Songeret an ihrer Spitze.

Der Kaiſer klopfte mir auf die Schulter.

Es thut mir leid, Capitain, ſprach er: Sie hier zu ſehen; gehen Sie nach dem Hôtel des Invalides, beſchließen Sie dort Ihre ruhmvollen Tage. — Sorgen Sie für ihn, Marſchall Serurier! ſagte er dann, ſich zu dieſem wendend: Ich empfehle Ihnen dieſen Offizier, der ſeit dem erſten Gefechte in Italien mein ſteter Kriegsgefährte war. — Es gehe Ihnen wohl, Capitain!

Junger Mann! rief der Alte feurig: das war der ſchönſte Augenblick meines Lebens, ich ſtelle ihn noch höher, als da ich Augereau mit meinem Körper deckte, als er die Fahne auf der

Brücke von Arcole pflanzte, ich, von drei Kugeln durchbohrt, niederſank, die Grenadiere über mich wegſtürmten und ich zerſchoſſen und zertreten jubelnd ausrief: Es lebe die Republik! — Dieſer Augenblick iſt auch vergangen, ſo wie die unglückliche Republik und die Zeit des Ruhmes. Jetzt gibt es nicht mehr Helden von Arcole, von Auſterlitz und Wagram, jetzt heißt es nur: die Helden vom Trocadero — Gott erbarm's!

Er ſchwieg, ein bitteres Lächeln umzog ſeinen ſonſt ſo freundlichen Mund, dann bat er Herrn Ducanger, ihm ein Glas einzuſchenken und ſtürzte den Wein mit Haſt hinunter.

Nach und nach ward ich ganz blind, fuhr er dann fort: und da wurden mir auf beſondern Befehl des Marſchalls eine Menge Bequemlichkeiten zugeſtanden, die ich ſonſt nicht gehabt hätte. Auch übernahm der Kaiſer die Sorge für die Erziehung meiner Tochter, die in eine gute Penſion kam und mich alle Sonntage beſuchte, aber nicht viel Freude an dem blinden Vater zu haben ſchien, der ſich mit ſeinen Vögeln und ſeinen Hunden beſchäftigte und deſſen höchſtes Glück es war, ſich die Zeitung vorleſen zu laſſen und von den Siegen ſeines Kaiſers zu hören.

Obgleich ich ganz blind war, iſt mir doch immer noch jene Zeit ſelbſt in der Erinnerung werth geblieben. Mein Diener las leidlich und ſo beſchäftigte ich mich wieder, wie ich es in früherer Jugend gethan hatte, mit der Lektüre und beſonders war das Studium der Revolution und unſerer Kriege mir zum Bedürfniß geworden, und wenn ich meine Vögel beſorgt, die ich ſelbſt füttern konnte, und meinen Hund geliebkoſet hatte, mußte mein Jerome leſen, oder ich dictirte ihm meine Anſichten und Bemerkungen. Auch blieb mir die Muſik eine angenehme Beſchäftigung, ich klimperte auf der Guitarre und ſang, wohl nicht glaubend, daß ich dereinſt mein Brod damit verdienen ſollte.

Meine ehemaligen Kameraden beſuchten mich oft, beſonders ein Oberſtlieutenant von der jungen Garde. Er ſah zuweilen meine Tochter und faßte Neigung zu ihr, auch ſie ſchien Wohlgefallen an ihm zu finden, die Partie war für das arme Mädchen glänzend und ein Jahr vor dem Kriegszuge nach Rußland heirathete er ſie. Der

Kaiſer gab ihr eine kleine Ausſteuer, Madelon ward am Abend, ehe die Garde aus Paris marſchirte, geboren und der brave Mann hatte noch das Glück, ſein Kind in ſeine Arme zu ſchließen. —

Von dem Tage an, daß er mir Lebewohl ſagte, datirt ſich meine Unglück-Epoche. Selbſt über die Siegesnachrichten meines Kaiſers konnte ich mich damals nicht recht freuen, ich fürchtete immer das Schlimmſte, und leider hatte mich meine Ahnung nicht betrogen. Die Armee war vernichtet — auch mein Schwiegerſohn kehrte nicht wieder zurück, und da Napoleon bei ſeiner Rückkehr aus Rußland nicht Friede machte, ſah ich immer, wenn ich ſo in meiner Dunkelheit allein ſaß, einen glänzenden Stern, groß wie der Vollmond, in ſtürmiſcher Nacht untergehen und mein Herz bebte vor dem Glücke des Mannes, den das Glück früher nie verlaſſen hatte.

Schon vor dem Einrücken der Verbündeten in Paris lebte ich ein qualvolles Leben, voller Sorge und trüber Ahnung. Des Kaiſers Abdankung in Fontainebleau machte zwar dieſem Zuſtande der Ungewißheit ein Ende, aber die peinigende Unruhe ward zum dumpfen Schmerze. Als er von Elba zurückkehrte, ging mir zwar ein Lichtſtrahl wieder auf, aber was war Frankreich damals? — Es war nicht mehr das Land, wo man der Freiheit willig Blut und Leben geopfert, wie zu den Zeiten der Revolution, nicht mehr das Land der Ehre, wie zu den ſchönen Zeiten Napoleon's. Hin- und herſchwankend, wollte eine Parthei des Kaiſers Talent benutzen, ohne ihm Gewalt zu geben, ſein Name ſollte die fremden Kohorten von Frankreichs Grenze bannen, aber ſein hoher Geiſt ſollte ſich in die Feſſeln der Demagogen ſchmiegen; die andere Parthei wollte den Frieden und deßhalb auch lieber die Bourbons, und nur das Heer folgte mit freudigem Rufe ſeinem Adler. Die Schlacht von belle aliance machte allen meinen Hoffnungen, allen meinen Träumen ein Ende. — Der Held ſeines Jahrhunderts ſegelte nach Helena in die Verbannung und ſtarb fern von dem Schauplatze ſeiner Größe. —

Fahr' hin, fahr' hin, Du ſtrahlender Stern! ſagte der Alte mit Begeiſterung und Ducanger glaubte den blinden Barden Fingals vor ſich zu ſehen: Hebe Deine Schwingen, königlicher Adler! Noch einmal darfſt Du ſie zum Fluge nach Jenſeit heben! — Wenn die Bourbons vom Throne ſtürzen, Frankreich ſich neu gebären wird, alle Deine alten Kriegsgenoſſen längſt, gleich Dir, im Staube ruhen, dann lebt Dein Ruhm unſterblich fort und die Pygmäen, die dem Rieſengeſchlechte folgen, werden ewig ſtaunend Deine Thaten bewundern, denn über Jahrtauſende ſtrahlet Dein Ruhm! —

Aber wohin führt mich mein altes Herz? lenkte er ein. — Verzeihen Sie! ſagte er faſt beſchämt: Es wird mir ſo ſchwer, mich von jener Zeit loszureißen, denke ich einmal an ſie, hält ſie mich feſt.

Jetzt ſteh' ich vor dem Nachtſtück meines Lebens! fuhr der Alte dann fort und ſein ganzes Ausſehen ward verändert: Die Bourbons herrſchten in Frankreich und ſelbſt der umſichtige Ludwig der Achtzehnte fühlte ſich nicht heimiſch auf dem Throne ſeiner Väter; aber ich glaube doch, er meinte es gut mit dem Volke, darum möge er in Saint Denis ſanft ruhen! Mir ging es in der Zeit leidlich; ich konnte im

Kreiſe meiner Unglücksgefährten ungeſtört ſitzen und mich an der Vergangenheit erquicken, wir konnten unbekümmert den Mann unſerer Verehrung betrauern, die alten Krieglieder und die neuen, die ſo manches junge Talent, Trotz der Cenſur, zu Ehren des Verbannten von Helena gedichtet hatte, mit freudigem Herzen ſingen. Da ſtarb Ludwig der Achtzehnte, das Pfaffenregiment begann und mit ihm ſogar in dem Hôtel des Invalides die geheime Polizei. Miſſionaire wanderten täglich herum, die alten verkrüppelten Sünder zu bekehren und mir — denkt nur, Herr! — mir ward verboten, ferner die alten Lieder zu ſingen und die Napoleoniſchen Zuſammenkünfte zu halten. Serurier war todt, Mortier, der an ſeine Stelle kam, gehorchte dem Hofe und die alten Invaliden, die für Frankreichs Ruhm ihre Glieder freudig geopfert, freudig ihr Blut verſpritzt hatten, ſollten nicht einmal mehr ſich ihrer Thaten freuen, nicht den Namen ihres Feldherrn jubelnd nennen, ſeine Büſte zertrümmern, ſein Bild, das ſie wie ein Heiligenbild verehrten, von der Wand reißen. — Sie wurden in die Kirche getrieben, mußten beten und ſingen, aber nicht die Lieder des alten Ruhmes. O, die Thoren! rief der alte Orgelſpieler in Unmuth: Glauben ſie denn, daß ſie ſein Bild aus unſerm Herzen reißen können? Das ſteht hier, ſo lange das unglückliche Herz ſchlägt!

Meine Tochter, die nach dem Tode ihres Gatten eine anſtändige Penſion erhalten hatte, fuhr er gelaſſener fort: kam jetzt öfter als gewöhnlich mit ihrem Kinde zu mir. Sie langweilte mich, wie ſie mir wohl nie Freude gemacht hatte, denn früher unterhielt ſie mich nur von ihrem Putz, jetzt war ſie den Pfaffen in die Hände gefallen und ſuchte mich zu bekehren; das gelang ihr nun freilich nicht, Napoleon war mein Heiliger und nicht der heilige Ignaz. Aber je weniger mir die Tochter Freude machte, deſtomehr zog mich meine Enkelin an. Das Kind wurde mir von Tag zu Tage lieber und blieb jetzt oft längere Zeit bei mir. Die Mutter, Trotz ihrer Frömmigkeit, ſchien ſich wenig um ſolches zu kümmern, und ſo ward das Kind mehr bei mir heimiſch als bei ihrer Mutter.

Noch ein Jahr verlebte ich in Ruhe. Vor

drei Jahren, am fünften Mai, waren mehrere Offiziere aus dem Hotel bei mir verſammelt, den Todestag Napoleon's zu feiern. Ich hatte mir hierzu eine kurze Rede ausgedacht, die ich auch mit Feuer hielt, und Jeder wußte ein Wort zur Ehre des Helden zu ſagen, als die Thüre ſich öffnete, einige unſerer Oberen eintraten und uns auseinander zu gehen befahlen. Meine Freunde gehorchten, und am andern Tage, als mir eben die Kleine les adieux de Bertrand vorſang, ward ich zu unſerm Chef geführt, der mich, ich muß es geſtehen, nicht ohne Theilnahme mit dem Befehle des Kriegsminiſters bekannt machte, daß ich mich durch meine revolutionären Verſammlungen der Gnade des Königs verluſtig gemacht und meinen Platz im Hôtel des Invalides verwirkt habe.

Drei und zwanzig Jahre hatte ich blinder Mann in dieſem Aſyle gelebt und war dort ſo heimiſch, als hätte mir Gott nicht das Licht meiner Augen genommen, war ſo lange gewohnt, mit meinen Kameraden an einem Tiſche zu eſſen, aus einer Flaſche zu trinken und ſollte es nun in zwei Tagen verlaſſen! Meine Kameraden beſuchten mich noch alle und hatten den Muth, mich bei meinem Auszuge zu begleiten. Freunde! rief ich ihnen zu, als ſie mich bis vor die eiſernen Geländer brachten: beklagt mich nicht, daß ich in's Exil wandern muß; mußte doch der größte Mann ſeiner Zeit auch nach Helena wandern. — Lebt wohl! Es lebe der Kaiſer! — Dieß ſagend, verließ ich ſie und ſo ward der Capitain der kaiſerlichen Garde, der Ritter der Ehren-Legion ein Orgelſpieler, oder eigentlich geſagt, ein Bettler, der die Vorübergehenden, ſtatt um Almoſen anzuſprechen, um Almoſen anſingt.

Doch ich will nicht murren, folgten mir doch Madelon, Fidele und der kleine Serinett, jener Kanarienvogel, der mich immer ſo ſchreiend unterbricht, in mein Exil, und bin ich doch noch keinen Abend hungrig zu Bette gegangen. Wenn es mir recht knapp geht und Madelon's kleines Beutelchen leer wird oder ſie kein Geld mehr hat, mir am Abend meine Flaſche zu füllen, ſo raunt ſie mir es leiſe zu, wenn ein wohlgekleideter Mann mit einem Schnurrbarte vorüber geht, und dann ſage ich, wie Beliſar: Herr, gebt einem blinden Offizier der alten Garde eine Gabe!

und da füllt ſich gemeinlich das Beutelchen der Kleinen und es reicht dann auf lange Zeit. Selbſt einmal gab ihr ein Vorübergehender, den ich auf dieſe Weiſe anſprach, einen Doppel-Louisd'or, und als ſie, darüber erſtaunt, einen Vorbeigehenden fragte: wer der Herr ſey? erfuhr ſie, es ſey der Herzog von Orleans geweſen. Ich freute mich, daß auch ein Bourbon einen Mann der alten Garde ehren kann und habe ihn dafür geſegnet.

Und erlaubte Ihre Tochter Madelon, Ihnen zu folgen? fragte Herr Ducanger.

Das Kind beſtand darauf. Nur mit Gewalt hätte man ſie von mir trennen müſſen, denn ſie meinte, weil ich meinen Jerome nicht mehr habe, müſſe ſie mich führen. Seit ſie aber mit mir auf den Straßen zieht und mit zur Orgel ſingt, hat die Mutter ihr geflucht, will nichts von ihr wiſſen und hat ſie ſeitdem nicht mehr geſehen.

Das iſt furchtbar! unterbrach ihn Herr Ducanger.

Nein, Herr! gar nicht! Der Fluch aus ſolchem Munde wird vor Gott zum Segen. Das kümmert mich nicht, wohl aber kränkt es mich, daß die Tochter meiner Liſette eine Heuchlerin geworden iſt. Herr! fuhr er auf: das trockene Brod, der ſchlechte Wein, woraus jetzt meiſtens mein ſpärliches Mahl beſteht, iſt ein Mahl des Friedens, denn ein Engel theilt es mit mir. Wenn ſie aber mit den Pfaffen ſchwelgt, dann ſitzt der Teufel mit bei Tiſche und macht den galanten Wirth!

Es thut mir leid, Capitain, daß meine Frage Sie in Eifer gebracht hat! ſagte der junge Mann, ſich entſchuldigend.

Ja, heftig werd' ich, wenn ich an ſie denke und Madelon nicht zugegen iſt; erwiederte der Alte: aber geflucht habe ich ihr noch nicht, wie ſie dem Kinde, und werde es auch nie! — Lieber Herr! — ſagte er dann, und man ſah, daß er gern die Gelegenheit ergriff, von etwas Anderem zu reden — Nennen Sie mich nicht Capitain, Sie erwecken dadurch in mir nur trübe Erinnerungen; jetzt habe ich ja Niemand zu befehlen als den Pfeifen meiner Orgel und meinem Pudel, und ich ſchäme mich nicht, ein Leiermann zu ſeyn. — Bei dieſen Worten klopfte er an's

Fenſter und Madelon kam aus dem Gärtchen herein. Madelon, fragte er: was iſt's an der Zeit?

Gleich Mittag! erwiederte das Mädchen.

Was haſt Du heute im Topfe?

Ein Huhn mit Potage, Großvater. Wir nahmen geſtern ſo viel ein, daß ich glaubte, Euch wohl Euer Leibgericht machen zu können —

Nun, da ſoll es mir auch ſchmecken! Aber ſo ein leckeres Gericht es auch für mich iſt, kann ich Sie doch nicht dazu einladen, doch wollen Sie bei uns bleiben —

Ich würde Sie ſtören, fiel ihm Ducanger in die Rede.

I nun! meinte der Alte: gleich nach Tiſche muß ich ein Stündchen ſchlafen und dann beginnt meine Wanderung auf den Boulevards.

Ehe ich Sie verlaſſe, nahm jetzt Herr Ducanger das Wort: erlauben Sie mir eine Frage: weßhalb führen Sie, da Sie doch Songeret heißen, auch den Namen Quatrebras? Denn ſo bezeichnete Sie der Gensd'arme, der mich vor Ihnen warnte.

Der Alte lächelte. Als ich bei der italieni=

ſchen Armee ſtand, war ich ein junger, rüſtiger Mann, berichtete er dem Neugierigen: von der Natur mit beſonderer Leibesſtärke begabt, ſo daß ich es im Ringen mit zwei, oft ſogar mit drei Mann aufnehmen konnte; da gaben mir meine Kameraden — Sie kennen ja den Gebrauch bei dem Militair — den Beinamen: Quatrebras, den ich lange behielt und mit dem ich öfterer genannt werde als mit meinem Familiennamen.

Ich danke Ihnen für Ihre Mittheilung! ſagte der junge Mann. Erlauben Sie mir denn, Capitain Quatrebras, daß ich zuweilen wiederkommen darf? fragte Herr Claude, ſeinen Hut ergreifend.

Ich glaube, Sie werden mir ſtets willkommen ſeyn! erwiederte der Orgelſpieler.

Auch Ihnen, Madelon? fragte er im Hinausgehen das Mädchen halb leiſe, die es wahrſcheinlich nicht gehört haben wollte, denn ſie antwortete nicht darauf, aber die Röthe, welche ihre bleiche Wange überflog, zeigte es ſattſam, daß ſie den Mann verſtanden habe, hinter dem ſich jetzt die Hausthüre ſchloß.

Hat Dir der Herr Geld angeboten? fragte

der Alte das Mädchen, als ſie den Napf aufſetzte.

Nein, Vater!

Das freut mich! Es zeigt mir, daß er Achtung für uns hat und nun ſoll mir das Huhn noch einmal ſo gut ſchmecken — und auch Dir, Madelon — nicht wahr?

Das Mädchen mochte in ihrer Zerſtreuung dieſe Frage wirklich nicht gehört haben, denn ſie antwortete auch dem Vater nicht, der auch keine weitere Frage an ſie that und es ſich wohlſchmecken ließ.

3.

Aber auf dem Gange nach dem Boulevard mußte Madelon ein ſchärferes Examen aushalten und dem Alten berichten, wie der junge Mann ausſehe, den er noch nicht einmal nach ſeinem Namen gefragt hatte. Das Mädchen mochte ihre Beſchreibung ſehr lebhaft machen, denn der Vater ſchüttelte manchmal bedenklich mit dem Kopfe und mitten in ihrer lebendigen Schilderung fragte er: Gefällt er Dir?

Madelon war von dieſer Frage überraſcht, ſie ſtammelte einige abgebrochene Worte; der Vater, das weibliche Herz wohl kennend, fragte nicht weiter und ſummte ein Liedchen vor ſich hin.

Den ganzen Tag ſprach er nicht mehr von ſeinem neuen Bekannten und Alles ging ſeinen gewöhnlichen Gang; nur fragte der Vater, als es ſeiner Rechnung nach ſchon Abend ſeyn mußte: Haſt Du noch keinen von unſeren Bekannten geſehen?

Aber kein alter Bekannter wollte ſich heute blicken laſſen, auch kein neuer, und Herr Claude Ducanger fand ſich auch nicht auf dem Boulevard ein.

Aber ſo ganz ohne etwas Sonderbares ſollte doch dieſer Abend nicht vorüber gehen. Der Alte hatte eben ſeine Orgel wacker gedreht und ein Vaudeville mit Madelon geſungen, als dieſe in dem Kreiſe der Zuhörer und Neugierigen umherging und ihre Sous einſammelte; da kam ſie auch an einen wohlgekleideten Mann, der mitten in dem Haufen nach Hauſe ziehender

Arbeiter ſtand und als ſie ihm ihr blankes, zinnernes Tellerchen vorhielt, ſuchte der Mann in der Taſche und konnte nichts finden.

Kind! ſagte er verlegen: Ich habe keinen Sous bei mir, aber ſage mir wo Du wohnſt, ſo will ich Deinem blinden Vater ein Dutzend Flaſchen guten Weins ſchicken.

Der Alte mochte dieß gehört haben, denn ehe Madelon noch antworten konnte, erwiederte er:

Incommodiren Sie ſich nicht, mein Herr; mit einem Dutzend Flaſchen guten Weins wäre mein ganzer Orgelkaſten bezahlt! — Wollen Sie es aber dennoch wiſſen: ich wohne Faubourg St. Martin, bei der Kirche St. Laurent, No. 22.

Der Fremde verließ unter den Neckereien des Pöbels den Boulevard und auch der Chevalier der Ehren-Legion wanderte, als die Straßen leer wurden, wieder nach Hauſe.

Am andern Morgen, zu einer Stunde wo die vornehme Pariſer Welt noch im tiefen Schlafe verſunken liegt, trat ein Schubkärner bei ihm ein und erkundigte ſich nach dem blinden Spielmanne, lud, als er ſah daß er hier recht war, eine Kiſte mit Wein ab und entfernte ſich, ohne weiter etwas zu ſagen.

Laß die Kiſte ruhig auf dem Hausflur ſtehen, Madelon! befahl der Alte: erſt künftigen Sonntag wollen wir ſie öffnen.

Der vorſichtige Alte, mißtrauiſch, wie alle Blinde, fürchtete, es möchte ein angelegter Plan ſeyn und der fremde Herr bloß ſo gethan haben, als ob er kein Geld bei ſich habe, um ihre Wohnung zu erforſchen und ſich durch den Wein Eingang zu verſchaffen. Aber den Tag über erſchien Niemand, auch den Abend auf dem Boulevard kam weder der Mann, der den Wein geſchickt hatte, noch Herr Claude Ducanger.

Madelon war hierüber betrübt und wußte doch eigentlich nicht weßhalb. Sie hoffte jeden Abend, den jungen Mann zu ſehen, und fühlte doch, daß ſie verlegen ſeyn würde, wenn ſie ihn erblickte; eine gewiſſe Unruhe, die ihr noch neu war, bemächtigte ſich ihrer. Aber als auch der Mittwoch vorüber ging, ohne daß er kam, glaubte ſie, ruhiger zu ſeyn und ſchon am folgenden Tage wollte ſie nicht mehr an ihn denken, ſo ſehr gab ſie der Vernunft Gewalt über ihr Herz.

Als ſie ihn aber heute in der Dämmerung von weitem auf ſich zu kommen ſah und fühlte, daß Gluth auf ihre Wangen trat, mochte ſie wohl einen tieferen Blick in ihr Herz thun und ſie beugte ſich nach dem freundlichen Fidele, denn während der junge Mann den Alten herzlich grüßte, liebkoſete ſie den Hund. Erſt als Claude „Guten Abend, Jungfer Madelon!“ zu ihr ſagte, mußte ſie nach ihm aufblicken und ihm danken.

Heute aber blieb der junge Mann nur wenige Augenblicke bei ihnen, that dem Alten einige unbedeutende Fragen, ſprach faſt nicht mit Madelon, grüßte ſie aber beim Abſchiede recht freundlich.

Freitag und Sonnabend vergingen, ohne daß ſich Jemand ſehen ließ. Als aber am Sonntage Madelon aus der Frühmeſſe kam, dem Alten ſein Näpſchen mit Kaffee eingebrockt und dieſer es ausgegeſſen hatte, ſagte er:

Nimm das Beil, Kind, und verſuche, ob Du die Kiſte öffnen kannſt, hoffentlich finden wir guten Wein darin und ich ſehne mich recht, einmal wieder ein gutes Gläschen zu trinken.

Madelon konnte nur mit Mühe die Kiſte

öffnen und kaum, daß ſie krachte, als der Alte ſchon neugierig fragte:

Was iſt drinnen, Madelon? — Vielleicht ſind Etiquetten an den Flaſchen.

Madelon kramte ihre Schätze aus, es waren 6 Flaſchen Champagner, 6 Volney, 6 Medoc und 6 Flaſchen Lunel.

So reich war ich lange nicht! ſagte der Orgelſpieler: Nun wohl, ſo wollen wir den Wein auf das Wohl des unbekannten Gebers trinken und ihn heute hochleben laſſen. Mache mir zum Frühſtück ein Paar Cotelets, dann koſte ich den Volney und Du nippſt von dem Lunel, der iſt gewiß für Dich beſtimmt.

Das Mädchen ordnete ſchnell Alles; bald lagen die Cotelets auf dem Roſte, die Serviette von Leinwand war ſchon auf den Tiſch gebreitet und Fidele ging ſchnuppernd neben der reinlichen Köchin, die dem Vater die dampfenden Cotelets zutrug, als es leiſe anklopfte. Fidele knurrte, während der Alte über dieſe Störung brummte und das Mädchen, welches ſchnell den Teller auf den Tiſch ſetzte, die Thüre öffnete.

Ah, ſind Sie es? rief ſie erſchrocken.

Wer

Wer iſt da? fragte der Alte.

Ein Bekannter von Ihnen, Claude Ducanger.

Seyn Sie mir willkommen! erwiederte der Alte, der ihn an der Stimme erkannte und ſein Unmuth war verſchwunden. — Setzen Sie ſich zu mir, theilen Sie mein brillantes Frühſtück, heute kann ich Ihnen einen beſſern Wein vorſetzen als neulich.

Ducanger nahm das Anerbieten mit Freuden an, Madelon machte die Hebe und ſchenkte ein.

Dem freundlichen Geber! ſprach der Orgelſpieler, das Glas hebend, aber ſchnell ſetzte er es hin, nahm ſein Käppchen ab und ſagte faſt unmuthig: Wie konnte ich irgend Jemandes Geſundheit trinken, ehe ich die Seine getrunken? — Den Manen des auf Saint Helena Gemordeten! Dieß ſagend, hob er das Glas in die Höhe und leerte es auf einen Zug.

Während deſſen hatte Madelon dem Großvater vorgeſchnitten und Claude kein Auge von ihr gewendet. Das Mädchen war ihm eine ſonderbare Erſcheinung. Sie reizte ſeine Sinnlichkeit nicht im mindeſten und doch war ſie ihm ſo anziehend; ihr bleiches Geſicht konnte er nicht ſchön finden und doch war es ihm, wenn er ſie ſah, als ſchwebe ein überirdiſches Weſen an ihm vorüber, wozu wohl auch die ehrwürdige Geſtalt des blinden Mannes etwas beitrug. Er hatte ſich noch nicht mit Gewißheit entſcheiden können, ob der alte Mann, ob das Mädchen ihn mehr anzog; Beide waren ihm werth geworden.

Die bei der Flaſche lebhafter gewordene Unterredung führte ſie bald wieder auf jene Glanzepoche des Ruhmes ihrer Nation. Heute war der junge Mann ſchon rückſichtloſer, er widerſprach zuweilen dem alten Offiziere der garde imperiale und meinte: Ein großer Mann ſey Napoleon geweſen, aber ein Feind der Freiheit, ein unumſchränkter Monarch, dem kein Geſetz heilig geweſen ſey, als ſein Wille —

Wollen die Franzoſen einen andern? ſagte der Alte mit ſarkaſtiſchem Lächeln: Oder taugt ihnen ein anderer? Frankreich muß einen Herrſcher haben, der das unruhige Volk zu zügeln verſteht, oder der König wird Sklave der Nation.

Das ſoll er auch ſeyn! ſagte der junge Mann mit Feuer.

Den Geſetzen unterthan, den Unterthanen ein Herrſcher, ſo muß es ſeyn, junger Mann! ſagte der Alte mit Ernſt: Lieber einen ſtrengen Monarchen als tauſend Herren, die nichts wollen, als ihre Eitelkeit oder ihren Eigennutz befriedigen. — Doch ſchweigen wir davon; jetzt ſind unſere beiden Maximen verpönt. Schenk' ein, Madelon.

Die Flaſche iſt leer, Großvater! ſagte das Mädchen.

So laſſen Sie uns eine von den Champagner-Flaſchen öffnen! machte Herr Ducanger ſchnell den Vorſchlag. Dieß fiel dem Alten auf. War er nicht der Geber, wie wußte er, daß Champagner da war?

Wie Sie meinen! Nimm eine Flaſche! ſagte der Alte: Sie müſſen am genaueſten wiſſen, welcher Wein der beſſere iſt.

Ich? fragte der junge Mann verwundert und doch in etwas verlegen.

Nun, ja! Mich dünkt, Sie haben mir auf

eine feine Weiſe ein Geſchenk machen wollen! ſagte der Alte offen.

Ich? Bei Gott nicht! erwiederte Ducanger.

Darf ich Ihren Worten trauen?

Gewiß!

Nun, ſo öffne eine Flaſche, Madelon, oder übernehmen Sie es lieber, meinte der Alte: das Kind verſteht es nicht, es wäre die erſte Flaſche, die ſie öffnen müßte, und leicht könnte er überſchäumen. — Champagner iſt wie das Herz; je unerfahrner man iſt, deſto leichter läßt man es überſtrömen. — Madelon ſchlich bei dieſen Worten davon. — Auch möchte ich ihn wohl mit Ihrem Zeitgeiſte vergleichen, brauſend ſteigt er empor, um ſchnell wieder zu vergehen.

Herr Ducanger lächelte, und ſtatt den flüchtigen Zeitgeiſt zu vertheidigen, ſchenkte er die Gläſer voll und theilte dem Vater die Bemerkung mit, daß Madelon ſich entfernt habe.

Laſſen Sie ſie nur draußen, der Champagner taugt für das ernſte Mädchen nicht! ſagte der Alte, und ſo mußte der junge Mediziner ohne ſie mit dem Alten die Flaſche leeren.

Sie waren noch bei'm dritten Glaſe, als

Madelon hereinſtürzte. Vater! rief ſie: der Herr, der den Wein geſchickt, iſt draußen; er wünſcht Euch zu beſuchen, darf ich ihn hereinlaſſen?

Das verſteht ſich! ſagte der Orgelſpieler und ſetzte ſich zum Empfange des neuen Gaſtes zurecht, den Fidele mit ſeinem Gebell gar unfreundlich empfing.

Guten Morgen, ihr guten Leute! ſagte der Eintretende: Störe ich, ſo komme ich ein andermal wieder.

Nicht im Mindeſten! erwiederte der Alte: Nehmen Sie nur Platz. — Noch ein Glas, Madelon! — Herr Ducanger, der den Fremden mit Anſtand gegrüßt hatte, rückte zu, ſo daß dieſer ſich zwiſchen ihn und den Alten ſetzen konnte. Sie ſehen, fuhr der Spielmann fort: wir laſſen es uns gut ſchmecken, denn erſt heute ward die Kiſte geöffnet und ſchon ſind zwei Flaſchen faſt leer.

Erſt heute? fragte der Fremde.

Ja, lieber Herr! Ich bin etwas mißtrauiſch; erwiederte Capitain Quatrebras: Ihr Geſchenk mußte mir auffallend ſeyn, ſo daß ich erſt abwarten wollte, aus welcher Abſicht Sie es mir gemacht hätten und Ihnen für gewiſſe Fälle die Kiſte uneröffnet wieder zuſtellen. Haben Sie mir den Wein geſchickt, damit ich mich daran erquicken ſoll, ſo will ich ihn auf Ihr Wohlſeyn trinken, hatten Sie aber eine eigennützige Abſicht dabei, ſo kann ich ihn freilich Ihnen nicht ganz zurückgeben, denn zwei Flaſchen ſind geleert. Verzeihen Sie einem alten Krieger ſeine Offenheit.

Trinken Sie nur den Wein, Capitain, und ſorgen Sie nicht, ich werde Sie nur wenig beläſtigen und überdieß haben Sie ja hier einen jungen Geſellſchafter, der Sie und Ihre Tochter mehr unterhalten kann als ich.

Wie meinen Sie das, mein Herr? fragte der Alte empfindlich.

Ich meine es nicht bös! — Haben Sie die Güte, Herr Claude Ducanger, wandte er ſich zu dieſem: mich nach Hauſe zu begleiten. Sie ſehen, Capitain, daß wir uns kennen, und da ich Ihnen verſichern kann, daß er bis auf einen Punkt ein ganz vernünftiger junger Mann iſt —

Ha! gewiß meinen Sie den Zeitgeiſt? unterbrach ihn der Alte lächelnd.

Wohl möglich — fuhr der Fremde fort: ſo können Sie ihm unbeſorgt die Freude Ihrer Unterhaltung gönnen. Leben Sie wohl! Würde Ihnen einmal Ihr Orgelſpiel läſſig, ſo wenden Sie ſich nur an Ihren jungen Freund, und vielleicht könnte er bei ſeinen Bekannten ein Aſyl für Sie finden, wenn es auch nicht im **Hôtel des Invalides** wäre.

Sie kennen meine Verhältniſſe ſo genau, daß ich Sie um Ihren Namen fragen muß.

Leben Sie wohl, Capitain! Adieu, Madelon! ſagte der Fremde, ohne hierauf zu antworten, dem Mädchen freundlich die Hand reichend. Herr Ducanger aber, der, wie es ſchien, nur ungern ſich jetzt ſchon entfernte, drückte dem Alten ſtärker als ſonſt die Hand, auch der Blick, womit er dem Mädchen bei'm Abſchiede zunickte, that Madelon's Herzen wohl.

4.

Herr Ducanger, ein junger Mann von ſeltenem ernſten Charakter, hatte nach ſeinem erſten

Beſuche bei dem Orgelſpieler keinen Augenblick angeſtanden, ſeinen Aeltern den ganzen Vorfall mitzutheilen. Der Vater hatte ihm aufmerkſam zugehört, denn das Schickſal des alten Napoleoniſten intereſſirte ihn, die Mutter aber dachte nur an Madelon und fürchtete für ihr eigenes Kind; ſie hielt den Alten für einen Betrüger, das Mädchen für eine feine Kokette und ſah ſchon das Netz um ihren Sohn gezogen. Der Vater, ein reicher, achtbarer Bürger aus der Straße St. Honoré, hatte zu viel Vertrauen auf den Charakter ſeines Sohnes, um die Furcht der Mutter zu theilen; doch hielt er noch am nämlichen Abend ein ſchärferes Examen mit ihm, wobei er jedoch die Gewißheit erhielt, daß das Mädchen des Sohnes Theilnahme, aber nicht ſeine Liebe erweckt habe und daß er ſich faſt mehr für den Alten intereſſire als für ſie. Aber dieſe Beobachtung beruhigte die Mutter nicht; ſie glaubte die Schwächen des jugendlichen Herzens beſſer zu kennen als ihr Gatte und gab ſich nicht eher zufrieden, bis Herr Ducanger verſprach, ſich näher nach den Leutchen zu erkundigen.

Er war noch am Abend auf den Boulevard St. Antoine gegangen, hatte dort den Blinden gefunden und war derjenige gewesen, der kein Geld zu haben vorgab und der, wie der Alte gefürchtet, durch das Weingeſchenk ſich Eingang in die Hütte des Spielmannes zu verſchaffen geſucht hatte, auch hatte er ſich bei den Nachbarn erkundigen laſſen und nur Gutes von dem alten Manne gehört und Alle ſtimmten in das Lob Jungfer Madelon's. Selbſt die Nachrichten, die er auf der Polizei einzog, waren für ihn beruhigend, denn daß der Alte ein Anhänger Napoleon's ſey, machte ihm den Mann nur noch werther. Sein heutiger Beſuch beruhigte ihn ganz und dennoch fragte er im Nachhauſegehen den Sohn: Aber wohin ſoll das führen, Claude? Glaubſt Du den Leutchen nützlich werden zu können?

Meine Gegenwart heitert den alten Mann auf, erwiederte Claude: und vielleicht bedarf Madelon meines Schutzes —

Herr Ducanger lachte. — Schütze Dich nur ſelbſt! rieth er dem Sohne: Oft hält man das Schild vor die fremde Bruſt und der Pfeil trifft die eigene, unbewachte. Claude, ſagte der Vater dann ernſt: ſo ſtreng Du auch in Deinen Grundſätzen bisher warſt, ſo feſt Du auch Deinen Charakter glaubſt, ſo haſt Du doch zu wenig Erfahrung und Dich ſelbſt vielleicht zu wenig geprüft. Ihr jungen Leute glaubt zwar jetzt, die Erfahrung wäre ein überflüſſiges Möbel in dem Lebenshaushalte, glaubt mit Euerm Enthuſiasmus und Euerm guten Willen Alles zu erſetzen und die reiferen Jahre zu überflügeln; aber oft irrt Ihr, und am meiſten, wo Euer Herz mit im Spiele iſt. Dir iſt das bleiche Mädchen jetzt noch gleichgiltig, nur wenn Roſen auf ihren Wangen blühten und ſich Jugendfriſche zu dem Schmachten ihrer dunklen Augen geſellte, ſo könnte ſie Dir gefährlich ſeyn, meinſt Du. Aber bald wirſt Du ſelbſt in der Bläſſe Intereſſantes finden, der leidende Zug um Madelon's Mund wird Deine Theilnahme wecken, die Gewohnheit, der Umgang, wird Dich immer mehr anziehen, und je leiſer, unvermerkter das Netz Dich umgibt, deſto ſicherer ſchlägt es über Dich zuſammen und dann iſt es zu ſpät. Ein Wort dem Mädchen geſagt, ihr die kleinſte Hoffnung in einem unbewachten Momente gezeigt und Du hältſt Dich mit Deinem redlichen Gemüthe, mit Deiner eiſernen Beharrlichkeit für gebunden —

Vater — wollte ihm der Jüngling antworten.

Laß mich enden. — Hier, wo es Dein und unſer Glück gilt, muß meine Meinung von mehrem Gewicht ſeyn als bei unſeren verſchiedenen politiſchen Anſichten, da haſt Du gleiche Rechte mit mir. Wenn ich Dir auch meine Hoffnung für die Zukunft opfern könnte, wenn mir die Enkelin, die Tochter eines würdigen Offiziers genügte und ich mich über das Vorurtheil hinwegſetzte, daß meine Schwiegertochter mit dem Teller in der Hand im Kreiſe anderer Bettler umhergegangen und Gaben eingeſammelt hätte — ſo denk' an Deine Mutter — Du gäbſt ihr den Tod!

Nun laß uns nicht weiter davon reden, lenkte er ein, da er bei dieſen Worten die Bewegung ſah, welche ſie auf den Sohn gemacht hatten: ich vertraue Dir, daß Du die Schwachheit einer Unglücklichen nicht mißbrauchen und Deine Mutter zu lieb und werth hältſt, ſie bis in den Tod zu betrüben. Ich fürchte nichts, aber warnen mußt' ich Dich vor Dir ſelbſt. —

Des Vaters Rede hatte den Eindruck auf des Sohnes Herz nicht verfehlt; er ſtimmte hier ſo ganz mit dem Vater überein und beſchloß, gegen ſich ſelbſt auf der Hut zu ſeyn. Die ganze Woche ging er nicht zu dem Blinden und nur einmal ſah er Madelon auf dem Boulevard, wo er einige Worte mit dem Alten ſprach.

Als er ihn den Sonntag darauf beſuchte, fand er ihn ſtiller als ſonſt; auch Madelon ſchien von Etwas beunruhigt, und da er heute, Geſchäfte wegen, ſeinen Beſuch abkürzen mußte und ſich bald empfahl, ſagte ihm das Mädchen bei'm Hinausbegleiten: Ich fürchte, mein Vater iſt unwohl, — er hat eine üble Nacht gehabt und iſt heute gar zu ſtill; ſelbſt Sie haben ihn nicht aufheitern können. Ich fürchte, daß wir morgen unſere tägliche Wanderung nicht werden beginnen können; aber Gott ſey gedankt, meine kleinen Ausgaben ſind für lange gedeckt. Leben Sie wohl, Herr Ducanger! — Sie verneigte ſich bei dieſen Worten und entſchlüpfte, ohne ſeine Antwort abzuwarten.

5.

Die Wahl der Deputirten ſetzte in dieſer Zeit ganz Frankreich, hauptſächlich Paris, in Bewegung. Ob die 221 wieder gewählt werden würden, oder nicht, das war das Taggeſpräch in allen Salons, in allen Reſtaurationen, und wer ſich nur in etwas unter das Volk miſchen und die Boulevards und die Luſtorte des Handwerkers beſuchen wollte, der konnte leicht die allgemeine Bewegung im Volke beobachten.

Auch in der Familie Ducanger beunruhigte die herannahende Kriſis die Gemüther. Der Vater, nur in der Ruhe und Wohlhabenheit des Landes deſſen Glück ſuchend, ſträubte ſich eben ſo ſehr gegen die Despotie der Miniſter und gegen den verderblichen Einfluß der Geiſtlichkeit, als er ſich vor dem Geiſte der Neuerung fürchtete, der ihm nur als unheilbringend erſchien. Der Sohn hingegen hatte in ſeinem

College ſich Anſichten und Hoffnung zu eigen gemacht, deren Verwirklichung die Ruhe des Volkes gefährden mußten. Dort wollte man dem Zeitgeiſte mit ausgebreitetem Flügel in ſeinem kühnen Fluge folgen, wollte ſeinen Principien Alles zum Opfer bringen und ſah in dem gewöhnlichen Gange der Begebenheiten nur einen Schneckengang, in dem Handeln des Centrums der Deputirten-Kammer nur ein kraftloſes Entgegentreten gegen die Anmaßungen der Regierung und in der Polizei den Krebsſchaden, der allmälig den Staat verzehren müſſe. Preßfreiheit oder Preßfrechheit, gleichviel, waren ihm Alles und wie einſt die Titanen, glaubte die aufgeregte Jugend, immer Fels auf Felſen thürmend, den Himmel erſtürmen zu können.

Auch der ruhige, beſonnene Ducanger, der, als ein ächter Mediziner, gewohnt war, Alles bedächtig zu anatomiren, ſtatt ſich bei dem erſten Anblicke hinreißen zu laſſen, hatte ſich für dieſe Ideen begeiſtert. Einmal etwas mit Gluth erfaßt, hielt es ſeine Beharrlichkeit auch feſt und er ging dann ſeinem Ziele unerſchütterlich entgegen. Tiefer Haß gegen den Miniſter Polignac und deſſen Sturz, Freiheit der Preſſe, Erhaltung der Charte, das waren die Wünſche, die wie Flammen in des Jünglings Bruſt aufloderten. Eine hohe, große Idee lag hinter dieſem Allen im Hintergrunde, zwar noch nicht klar vor ſeinem Auge, aber wie uns der blaue Aether die heiligen Pforten des Himmels verbirgt, ſo glaubte er, daß hinter dem hohen Gebäude ſeiner Ideen die Freiheit, das große Ziel der Menſchheit verborgen liege; er hielt den Geiſt der Zeit für die ſchaffende Kraft des Höchſten und, ſich ſeinen Flügeln übergebend, glaubte er ſicher das Ziel zu erringen.

Theilte er dem Vater ſeine Ideen mit, ſo lächelte dieſer und ſchwieg, denn er wußte wohl, daß ein Enthuſiaſt nie zu belehren, vielweniger zu bekehren ſey. Seit ein Paar Tagen aber, da ſich die Partheien einander feindlicher gegenüber ſtellten als je, da der Vater ſelbſt an der Mäßigung des Miniſterii, an der Duldſamkeit des Volkes zu zweifeln begann, verſuchte er es, dem Sohne gemäßigtere Ideen mitzutheilen, der nichts weniger verlangte, als daß das Volk in Maſſe aufſtehen, das Miniſterium ſtürzen und den König zwingen müſſe, die Charte in ihrem ganzen Umfange zu erfüllen und den der Nation geleiſteten Schwur zu halten.

Und gelingt das dem Volke, was dann? unterbrach ihn der Vater: Glaubſt Du, es würde dann bei ſeinen gerechten Wünſchen ſtehen bleiben? — Das Volk iſt unerſättlich; anfangs verlangt es Gerechtigkeit, hat es ſich diese ertrotzt, hat es zu ſeinem Heile errungen, was ſeine Wohlfahrt gründen und fördern kann, dann treten Männer auf, die es von ihrem Schreibtiſche aus belehren wollen, was ihm die Natur noch für tauſend Rechte gibt, an die es früher nicht gedacht und deren Erlangung in der Ausführung unmöglich iſt. Dieſe Doctrinairs denken dabei wenig an das allgemeine Wohl und ziehen ihr Herz dabei nicht zu Rathe, denn das würde ihnen ſagen, daß die unſaglichen Opfer, die man bringen müßte, wenn man auch das unerreichbare Ziel einer idealen Verfaſſung erlangen könnte, den zu hoffenden Nutzen tauſend Mal aufwögen. Sie befragen nur ihren Ehrgeiz, ihren Vortheil; die Beſſeren nur ihren ſpeculativen Verſtand.

Geh die Geſchichte unſeres Landes ſeit den letzten vierzig Jahren durch, Du wirſt einen ſteten Kreislauf finden; nicht die Bahn eines Zirkels, der ſtets in ſich ſelbſt Anfang und Ende hat, nein, eine Bahn wie die des Mondes, der in gleichmäßigen Kreiſen langſam vorwärts ſchreitet, ſo iſt der Geiſt der Zeit, er raſtet nie, und müßte er auch einmal rückwärts, beginnt er doch bald wieder den ruhigen Flug ſeinem Ziele entgegen.

Theilt Ihr endlich meine Anſichten, Vater? rief Claude: Erkennt Ihr den kühnen Flug dieſes unaufhaltſamen Geiſtes?

Ich erkenne, mehr noch, ich ehre ihn. Aber nicht auf den Flügeln des Sturmwindes will er himmelwärts jagen; ruhig, beſonnen ſoll ſein Flug ſeyn. Er mag ihn wohl jetzt, nachdem die Schlacken alter Gewohnheiten ihn nicht mehr beengen, mit einem helleren Blick beeilen, aber nie wird er ihn übereilen, nie eine Frucht pflücken wollen, ehe ſie reif iſt, und nur Thoren und Tyrannen geben ſeinen Schwingen die mächtige Kraft; denn, geſtehe es nur, ſäße der Beßte der Bourbon's jetzt auf Frankreichs Thron, ſtände ein Sülly an der Spitze der Geſchäfte, das Volk würde nicht nach Neuerungen verlangen, obgleich es wohl ſich nicht mehr mit dem Huhne im Topfe zu ſeinem Sonntagmahle begnügen würde. Aus der Erfahrung kannſt Du lernen, daß des Menſchen Wünſche unerſättlich und ſeine Anſprüche an das Leben nie zu befriedigen ſind.

Und warum nicht, Vater? unterbrach ihn Claude: Iſt der Wunſch nach Freiheit ein unzubefriedigender Wunſch? Was hat nicht die Menſchheit in dieſen vierzig Jahren gewonnen?

Viel! nahm der Vater das Wort: Sehr viel! Beſonders haben manche Fürſten gelernt, Väter ihrer Völker zu ſeyn und die große Wahrheit erkannt, daß die Liebe des Volkes das ſicherſte Palladium des Thrones iſt. Gilt es die Wahl zwiſchen Sklavenketten oder Freiheit, ſo ſey überzeugt, Claude, Dein alter Vater opfert ſich, gleich Dir, für das Wohl der Menſchheit, aber er murrt nicht bei dem geringfügigſten Anlaſſe und ſtört nicht die ſorgenloſe Ruhe ſeiner Nachbarn. Nur ein hohes Ziel vor Augen, ſetzt er nichts aus kleinlicher Selbſtſucht auf's

Spiel, er berechnet ruhig das Opfer und den Gewinnſt und duldet lieber einen kleinen Druck, als daß er dem Pöbel die Zügel in die Hand gibt, der nur zu bald als Führer des Staatswagens die blutige Geißel ſchwingt.

Verſtand und Bildung behält ſtets die Leitung der Angelegenheiten und beherrſcht die Begebenheiten, die rohe Maſſe wird in ihrer ſchaffenden Hand umgeformt! unterbrach der Sohn mit jugendlichem Selbſtvertrauen.

Der Vater lächelte. — Sollteſt Du wirklich ſo unerfahren ſeyn, dieß zu glauben? erwiederte er: Hoffſt Du wirklich, daß, wenn das Miniſterium Polignac die Charte zu zerreißen wagte, das Volk ſeine Privilegien vertheidigte, in dieſer Vertheidigung den Sieg erränge, es würde ſich mit der Erhaltung ſeiner freiſinnigen Verfaſſung begnügen?

Gewiß! ſagte Claude raſch.

Die Zeit wird es lehren! erwiederte der Vater lächelnd und brach das Geſpräch ab.

6.

Obgleich Claude's Gemüth bei der ſich immer mehr nahenden Kataſtrophe ganz von dem, was ſein Vaterland betraf, ergriffen war, blieb dem Herzen dennoch ein kleines Recht, und er ging, als es zu dämmern begann, nach dem Boulevard, um zu ſehen, ob Madelons Furcht gegründet ſey; er fand ſie und den Blinden nicht und es trieb ihn nach der Vorſtadt St. Martin. Bald ſtand er vor dem Häuschen und klopfte an die Thür, welche Madelon öffnete und ihn freundlich willkommen hieß; auch der Alte, der in ſeinem Mantel gehüllt, hinter dem Tiſche ſitzend, den Pudel liebkoſ'te, begrüßte ihn freundlich.

Ich freue mich, daß Sie zu mir kommen, Herr Ducanger! redete er ihn an: Ich glaubte ſchon, Sie hätten bei dem Treiben und Wogen das jetzt die Hauptſtadt bewegt, den alten Freund vergeſſen; es iſt mir lieb, daß ich mich täuſchte. Aber nun ſagen Sie mir, wie ſteht es in Paris? — Nach dem, was mir Madelon aus dem Conſtitutionel vorgeleſen hat, ſcheint es mir, wir ſtänden auf einem Krater und die Exploſion ſey nahe.

Ich hoffe es! ſagte der junge Mann, welchem Madelon einen Seſſel neben dem Vater zurecht geſchoben hatte: Die Regierung wird einen Staatsſtreich wagen und darüber zu Grunde gehen.

Das wolle Gott! fuhr der Alte auf: Noch lebt der Sohn des großen Mannes, der den Ruhm ſeines Vaters, den Thron des Kaiſers geerbt hat. Für ihn werden die alten Soldaten aufſtehen, die Adler werden von neuem ihre Schwingen heben und Frankreich wieder auf den Gipfel des Ruhmes tragen, von dem es die Bourbons ſo ſchnöde hinabſtießen! Die alte Herrſchaft wird ſich wieder erneuen, Frankreich das erſte Land, Paris die erſte Stadt der Welt ſeyn. Madelon! ſagte er dann begeiſtert, und glücklich, daß er das mitleidige Lächeln des jungen Mannes nicht bemerken konnte: ſchließe ſorgfältig die Thüren, bringe mir das langverborgene Heiligthum, können es auch meine Augen nicht ſehen, ſoll es doch dieſer junge Mann bewundern und bei ſeinem Anblicke von Ehrfurcht ergriffen werden, wie es mich ergreifen wird, wenn es meine Hand berührt. — Geh', Madelon!

Während das Mädchen in die Kammer ging, nahm der Alte ſeine Feldmütze ab und erhob ſich von ſeinem Sitze. — Biſt Du von St. Helena herübergeſchwebt, Geiſt, der auch jenſeit, wie hier, die Geiſter beherrſchen wird? ſprach er mit Rührung: Weilt Dein Flug über der Stadt, wo Du einſt auf dem Throne hoch über die Thröne Europa's ſaßeſt, ſo blicke herab auf einen alten Krieger der mit blinder Treue an Dir hängt, der ſein elendes Leben tauſendmal opfern möchte, wenn er nur dadurch in den Herzen Deines undankbaren Volkes die Erinnerung an Dich heilig erhalten könnte, der mit freudigem Herzen Paris in einen Schutthaufen verwandelt ſähe, würde nur auf den Trümmern der Thron Deines Sohnes erbaut!

Indem er dieß ſagte, trat Madelon mit dem Heiligthum herein. Es war eine mit Linnen umwickelte Stange. — Entrolle es, Kind, und gib es mir. — Herr Ducanger! ſagte er, und der Ton ſeiner Stimme ward von der Rührung gedämpft, die ihn ergriffen hatte: es iſt der Adler des Zwei und vierzigſten! Als Marmont ſeinen Herrn verließ und Paris den Alliirten übergab, eilte der Fahnträger, mein alter Waffengefährte, zu mir in das Hôtel des Invalides — Capitain Songeret, ſprach er und drückte mir den Adler in die Hand: aus allen Schlachten, ſelbſt aus Rußlands beeiſ'ten Steppen habe ich ihn zurückgebracht, jetzt aber, da Frankreich den Bourbons verrathen iſt, iſt er verloren — Napoleon's Adler geht ſchlafen, gönnt ihm ein Plätzchen bei Euch und wenn es Zeit iſt, weckt ihn!

Als der Kaiſer von Elba zurückkam, war es Zeit, ihn zu wecken. Ich hoffte, das Zwei und vierzigſte ſollte durch Paris marſchiren; ich hoffte lange, aber vergebens, das Regiment zog nach Süden. Da ging ich zu dem Marſchall Serrurier und meldete ihm, welches Kleinod ich verwahrte. — Behalten Sie es jetzt noch, erwiederte der alte Krieger: laſſen Sie ihn noch ſchlafen! — Er hatte Recht. — Bei Waterloo ging er ganz zur Ruhe!

Aber jetzt — jetzt junger Mann — O! ich

kenne die Franzoſen! — Jetzt iſt der Zeitpunkt, wo ich ihn wecken ſoll. Nur noch wenige Tage und Paris iſt in Aufruhr, die Bourbons werden geſtürzt, die Victoria gibt Napoleons Adler neue Kraft und das alte Kaiſerreich nimmt verjüngt wieder den erſten Platz unter den Mächten Europa's ein.

Meine alten Kameraden ſind mir vorangegangen oder ſchämen ſich vielleicht des blinden Drehorgelſpielers! fuhr er nach einer kleinen Pauſe fort: Ich wüßte Keinen zu finden, keinen alten Soldaten, dem ich dieß Heiligthum anvertrauen könnte, ich kann es nicht tragen, ich bin blind, Sie hab' ich lieb, in Ihnen ſehe ich mich wieder, wie ich in meiner ſturmbewegten Jugendzeit, vom Freiheitſchwindel durch die Straßen von Paris getrieben, einem tollen Wahne, ſtatt der Vernunft, folgte. Ich habe den Wahn gebüßt, Frankreich hat ihn gebüßt, nehmen Sie ein Beiſpiel daran. — Claude Ducanger! ſagte er dann mit Begeiſterung: Ihnen übergeb' ich in den Tagen des nahe bevorſtehenden Kampfes mein Heiligthum, tragen Sie es durch die Straßen, rufen Sie mit lauter Stimme: Folgt dem Adler des Zwei und vierzigſten! und die alten Krieger werden ſich um Sie ſammeln und Sie werden ſie unter dem Rufe: Es lebe Napoleon! zum Siege führen. Nehmen Sie! wahrlich! ich könnte Ihnen nichts Herrlicheres anvertrauen!

Indem er dieß ſagte, reichte er dem jungen Manne den Adler. Dieſer aber griff nicht begierig nach dem heiligen Zeichen des Zwei und vierzigſten. Capitain Songeret! ſagte er ernſt: dem Soldaten mag der Waffenruhm das Edelſte der Erde ſeyn, dem Bürger iſt es die Freiheit! Für die Charte, nicht für Napoleon wollen wir unſer Leben opfern; die Zeit des Glanzes war die Zeit der Tyrannei! Zürnen Sie mir deßhalb nicht, fuhr er fort, als der Alte den ausgeſtreckten Arm, der den Adler hielt, raſch zurückzog: Frankreich bedarf eines Königs, der freie Bürger freiſinnig zu beherrſchen verſteht, keines Eroberers; es bedarf keines neuen Glanzes, keines Zuwachſes an Macht, es ſteht, ein Staat freier Bürger, groß unter den Staaten Europa's. — Gott ſchenke uns die Freiheit, die uns die Charte verheißt, und bewahre uns vor militairiſcher Tyrannei!

Madelon! unterbrach ihn der Alte: wickele den Adler ein und trag' ihn auf ſeine alte Stelle, er trauert.

Madelon gehorchte und warf hierbei einen bittenden Blick auf Claude. — Dieſer verſtand ihn, ergriff ihre Hand, die ſie ihm aber ſchnell entzog; hierbei überflog eine leichte Röthe ihre Wange, Claude bemerkte es und zum Erſtenmal erſchien ſie in dieſem Augenblicke dem jungen Manne ſchön.

Gehſt Du bald, Madelon? ſagte nun der Alte mit einer Art Heftigkeit, ſetzte ſich dann wieder auf ſeinen Seſſel und ſtreichelte ſeinen Pudel.

Capitain Songeret! begann nun Claude: Sie ſcheinen mich mißverſtanden zu haben.

Nein! erwiederte der Alte trocken: Ich verſtehe Sie recht gut. Mein Weg führt mich rechts, der Ihrige Sie links; deßhalb werden wir für jetzt getrennt. Ziehen Sie aber, wohin Sie wollen, wobei ich wünſche, daß es Ihnen recht gut gehen mag, ſo treffen wir doch am

Ende wieder zuſammen. Stürzen Sie die Bourbons, wählen Sie einen Bürgerkönig, oder proklamiren Sie eine Republik, Alles iſt gleich. Frankreich wird nach mancherlei Stürmen doch nur einem kriegeriſchen Fürſten gehorchen, nur der Zügel in der Hand eines glücklichen Feldherrn wird das unbändige Roß bändigen können. Die Nation iſt zu kriegeriſch, als daß der Ruhm nicht am Ende alle Leidenſchaften verſchlingen ſollte. Mit einem Bürgerkönig werdet Ihr ſpielen, bei einer Republik werden die ehrgeizigen Gemüther ſich gegenſeitig aufreiben, wie zu den Zeiten Robespierre's und nach einem kurzen Kreislaufe werdet Ihr wieder ſtehen, wo Ihr ausgegangen waret und unſere Nachbarn die Erfahrung wohlſeileren Kaufes haben, als wir.

Herr Ducanger, dem es leid that, vielleicht zu rauh eine Saite gegriffen zu haben, deren Ton dem alten Manne ſo ſchmerzhaft war, verſuchte, es wieder gut zu machen, aber Capitain Songeret war wortkarg, ließ ſich auf keine weiteren Auseinanderſetzungen ein, und Herr Claude mußte dießmal den Alten mit dem Bewußtſeyn verlaſſen, daß er ihn erzürnt habe.

Als ihm Madelon hinausleuchtete, ging ſie ihm bis an die Hausthür ſchweigend voran; jedoch als er ihr hier die Hand zum Abſchiede bot, duldete ſie den leiſen Druck und ſagte: Lieber Herr, reden Sie nie etwas Böſes von Napoleon; Sie thun meinem Großvater wehe und ich möchte um Alles in der Welt nicht, daß er Ihnen zürnte. Gute Nacht, Herr Ducanger! — Sie entſchlüpfte und ließ ihn allein.

7.

Als Herr Ducanger am Morgen das väterliche Haus verließ, um nach der Ecole de médecine zu gehen, ſah er an der Straße Richelieu eine Menge wohlgekleideter Menſchen ſtehen, die eifrig mit einander ſprachen und in großer Aufregung zu ſeyn ſchienen. Er trat zu ihnen und erfuhr die überraſchende Nachricht, daß zwei königliche Ordonnanzen im Moniteur ſtänden, welche die Charte ſo gut als vernichteten. Ducanger eilte ſogleich nach dem Palais royal, wo er ſchon in dem erſten Kaffeehauſe eine Menge

Neugieriger fand, die ſich um den Vorleſer des Moniteurs verſammelt hatten. Der Inhalt der Ordonnanzen erweckte anfangs ein Erſtaunen, das ſich nicht in Worten auszuſprechen vermochte, dann brach das Schweigen in allgemeinen Unwillen aus. Jeder eilte zu den Seinen, ihnen dieſe Schreckensnachricht zu bringen und nur einige alte Herren, die bei einer Taſſe Kaffee, von den Uebrigen abgeſondert, in einer Ecke allein ſaßen, ſahen mit hämiſcher Freude auf die Exaltirten. Auch Claude eilte nach ſeinem väterlichen Hauſe, er hatte ſich für einen ſechsfachen Preis den Moniteur zu verſchaffen gewußt und mit ihm in der Hand, trat er bei ſeinem Vater ein.

Da, leſen Sie, Vater! rief er, ihm das Blatt entgegen haltend: Meine Ahnung hat ſich bewährt, ein Staatsſtreich ſoll unſere Freiheit für immer vernichten.

Herr Ducanger nahm mit ruhigem Lächeln das Blatt aus den Händen des Sohnes, holte faſt mit phlegmatiſchem Gleichmuthe die Brille aus dem Futterale und während die ängſtliche Mutter durch Mienen und einige leiſe Worte den Sohn auszuforſchen ſuchte, was vorgefallen ſey, ſetzte ſich der Vater in ſeinen Armſtuhl und las. —

Als er geendet hatte und Claude eben das Wort wieder nehmen wollte, gab Herr Ducanger ein Zeichen, daß er ſich ruhig verhalten möchte, nahm den Moniteur noch einmal und begann, ſo wie es ſchien, mit noch mehr Nachdenken, wie das Erſtemal, ihn durchzuleſen, wobei ihn weder Gattin noch Sohn zu unterbrechen wagten, dann legte er ihn unmuthig auf den Tiſch, warf einen Blick gen Himmel und ſagte, ſeines Sohnes Hand erfaſſend:

Claude! der Fehdehandſchuh iſt geworfen, geſchehe was da will, Frankreich geht einer furchtbaren Kriſis entgegen!

Hoffentlich einer wohlthätigen! erwiederte der Sohn, nahm ſeinen Hut und Stock und wollte ſich entfernen.

Wohin, Claude? fragte die ängſtliche Mutter: Verlaß mich nicht, ohne mich beruhigt zu haben.

Du ſollſt ſchon Alles erfahren, Louiſe, laß ihn nur gehen! unterbrach ſie der Vater, während der Sohn ſie durch Schmeicheleien zu beruhigen ſuchte.

Sag', wohin Du gehſt?! wiederholte die Mutter, den Sohn immer noch feſthaltend.

In's College, Mutter! erwiederte er ernſt: Um mich dort mit meinen Kameraden zu beſprechen.

Laß ihn ruhig ſeinen Weg gehen! ſagte nun der Vater, da ſie den Sohn immer noch feſthielt: In ſolchem Augenblicke muß jeder Franzoſe nur einen Gedanken haben, den Gedanken an das Vaterland! — Geh' mit Gott, Claude, ich bleibe zu Hauſe und erwarte Dich.

Claude verließ nun unter Ermahnung der Mutter das väterliche Haus. In der ſonſt ſo lebhaften Straße St. Honoré, wo, Kaufladen an Kaufladen gereiht, das lebendigſte Bild der Betriebſamkeit gab, war heute ein ganz anderes Treiben. — Menſchen eilten zwar in großer Anzahl und mit Eile auf und ab, aber dennoch waren die Laden leer, Jeder ging, kaum die Bekannten, denen er begegnete, grüßend, raſch vorüber. Der heitere Muth ſchien heute die Pariſer verlaſſen und ein ſchweigender Ernſt ſtatt des geſprächigen Frohſinns ſich ihrer bemächtigt zu haben. So war es in der Straße St. Honoré, ſo auf dem Platze des Palais royal, wo einzelne Abtheilungen Gensd'armen und Polizeiſoldaten aufgeſtellt waren und das Bild noch verdüſterten. Schnell eilte Claude dem Louvre vorbei, über den Quai de l'ecole, dem Pont neuf zu; überall dieſelbe Bewegung, überall derſelbe Ausdruck auf den Geſichtern der ſchnell Vorübergehenden; überall das dumpfe Schweigen, das nur von dem widrigen Geſchrei der Colporteurs: „Les ordonnances de Sa Majesté!“ unterbrochen wurde. Die Brücke war heute noch lebhafter als ſonſt und ſelbſt die Schuhputzer, die auf derſelben ihren Hauptſitz haben, vergaßen ihr Geſchäft und ein Blatt des Moniteurs ging auch hier aus einer ſchmutzigen Hand in die andere.

Aus der Straße Thionville, wo die Volksmenge ſchon bedeutender war und die Polizei die verſchiedenen Gruppen aus einander trieb, mußte Ducanger in die Straße St. André des Arts einbiegen, um nach dem College zu kommen, wo er Alles in Bewegung fand. Kaum ließen ſich die jungen Leute durch die Vorſtellungen ihrer Lehrer zurückhalten, ſchon heute hervorzubrechen und ihren Unwillen öffentlich auszuſprechen; jedoch wurde der allgemeine Entſchluß gefaßt, an jeder Volksbewegung, die gegen die Ordonnanzen gerichtet wäre, thätigen Antheil zu nehmen.

Ducanger, der in dem Hauſe ſeiner Aeltern wohnte, verließ daher bald ſeine Kameraden mit dem Verſprechen, bei der geringſten Volksbewegung ſich an ſie anzuſchließen, durchlief mehrere Quartiere der Stadt, war Zeuge der Zerſtörung der Preſſen und gelangte ſo nach dem Palais royal, wo er einen bedeutenden Haufen, jedoch noch unbewaffneter, Bürger verſammelt fand. Er miſchte ſich unter ſie, war Zeuge der Wuth, womit ſie von den königlichen Ordonnanzen und von der harten Weiſe ſprachen, mit der die Polizei gegen die Journaliſten und manchen ſchuldloſen Bürger verfahren ſey, und ſah nun wohl, daß ſeine Hoffnung nicht getäuſcht ſey und das Volk nicht geduldig die Eingriffe in ſeine Rechte ertragen würde.

Als die heranrückende königliche Garde die ſich hier Verſammelten zerſtreute, begab ſich Claude ruhig nach Hauſe, theilte dem Vater das was er beobachtet hatte, mit und erklärte ihm unumwunden, daß er nicht der Letzte ſeyn würde, Theil an der Volksbewegung zu nehmen.

Handle, wie Dir es die Pflicht gebietet! erwiederte zu ſeinem Erſtaunen der Vater: Es gibt Augenblicke im Leben, wo der Verſtand ſchweigen und man dem Herzen allein folgen muß. Folge ihm und Du wirſt hoffentlich unter den Uebeln, die uns mit dieſem Tage bedrohen, das kleinſte zu wählen haben.

8.

Als der Abend nahte, trieb ihn theils die Neugierde, theils die Unruhe hinaus. Auf den Straßen fand er Alles ziemlich ruhig; in den Reſtaurationen aber, wo man eine Menge verdächtiger Geſichter umherſchleichen ſah, ſprach ſich der allgemeine Unwille, Trotz der lauernden Polizeiſpione, laut aus. Oneanger entfernte ſich bald und eilte nun zu ſeinem alten, blinden

Freunde. Er konnte es ſich nicht vergeben, daß er dem Alten wehe gethan habe und ſuchte nun eine Gelegenheit, es wieder gut zu machen. Mit dieſem Vorſatze — vielleicht ſtand auch das Bild der errötheten Madelon noch lebhaft vor ihm und hatte ſo viel Theil an ſeinem Gange nach der Rue de la fidelité, als der Alte — trat er ſeinen Weg an und mußte ſich ſelbſt geſtehen, daß ihn wohl hauptſächlich die Hoffnung, Madelon zu ſehen, dahin führte, auch fand er ſich bald vor der Thüre des kleinen Gartenhäuschens, das Capitain Songeret bewohnte und welches er verſchloſſen fand. Er klopfte an, aber Niemand öffnete ihm; und doch war zehn Uhr vorüber und die Zeit längſt verfloſſen, wo der Alte auf dem Boulevard zu ſeyn pflegte. Wußte er doch, daß er ihn, der ſonſt nie vor Mitternacht ſchlafen ging, in dieſer Stunde immer treffen konnte; auch hatte er gar nicht geglaubt, daß der Alte heute ſeine Wohnung verlaſſen würde.

Von einem Mütterchen, das an der Hausthüre die Rückkehr ihres Sohnes erwartete, erfuhr er endlich, daß der Blinde, von Madelon begleitet, zur beſtimmten Stunde mit ſeiner

Handorgel ausgegangen, aber nicht wieder nach Hauſe gekommen ſey. Dieß beunruhigte Ducanger, er ging noch einige Zeit die kleine Straße auf und ab; aber als weder der Alte noch Madelon erſchien, da begann er zu fürchten, daß ihnen irgend ein Unfall begegnet ſey und in der Hoffnung, vielleicht etwas zu erfahren, eilte er nach dem Boulevard St. Antoine, wo der Alte gewöhnlich ſeine Orgel zu drehen pflegte. Kaum war er aber auf dem Boulevard du temple gekommen, wo es heute wie ausgeſtorben war, als er zu ſeiner großen Freude Fidele mit ſeiner, jedoch zerbrochenen Laterne im Maule, aber weder ſeinen Herrn, noch Madelon ankommen ſah. Das Thier ſprang auf Claude's Ruf ſogleich heran, erkannte ihn und ſchien erfreut, ihn zu ſehen, ſtieß ihn an, weiter zu gehen und ſetzte nun ſelbſt ſeinen Weg nach dem Boulevard St. Martin fort. Neugierig folgte Claude, als der Pudel plötzlich ſtill ſtand, umkehrte, den eben zurückgelegten Weg wieder einſchlug und ſich hierbei ſorgſam umſah, ob ihm auch Herr Ducanger folge. Dieſer, immer neugieriger geworden, beſann ſich keinen Augenblick und folgte dem Thiere, das nun ſeinen Weg nach dem Boulevard St. Antoine fortſetzte.

Hier hielt es plötzlich an, ſetzte ſeine Laterne nieder, beſah ſich alle Häuſer, lief dann von einem zum andern, kam zurück, erfaßte ſeine Laterne wieder und nachdem es ihn einige Mal angeſtoßen und ihn dadurch gewiſſermaßen aufgefordert hatte, ihm zu folgen, ging es nach einem noch ziemlich hellerleuchteten Hauſe, blieb davor ſtehen, ſetzte ſeine Laterne hin und kratzte mit dem Fuße an die Thüre. Claude ſah an dem Schilde, das über der Hausthüre hing, daß er vor einem ihm unbekannten Kaffeehauſe ſtand und klopfte ohne Weiteres an. Man ließ ihn ein und er trat, von dem Pudel gefolgt, in das Haus, ging in eines von den Zimmern und verlangte einige Erfriſchungen. Man brachte ſie ihm; jedoch auf die Frage, ob man nicht einen blinden Handorgelſpieler auf dem Boulevard geſehen und ob er vielleicht hier im Hauſe ſey? erhielt er die wenig tröſtende Antwort, daß der ihnen wohlbekannte blinde Mann zwar auf dem Boulevard geweſen ſey, aber die Unvorſichtigkeit gehabt habe, die Marſeillaiſe zu ſpielen und zu ſingen, wobei ein Haufen Volks mit eingeſtimmt habe. Ein Piket berittener Gensd'armen habe das Volk bald aus einander geſprengt; was aber aus dem Alten und ſeinem Kinde geworden, wiſſe man nicht. Bei dieſer Erzählung wurde Claude von dem Erzählenden ſowohl als von den Umſtehenden genau beobachtet, ſo daß es ihm klar werden mußte, daß man ihn für einen Polizeiſpion hielt und ihm abſichtlich den ferneren Verlauf der Sache verheimliche. Er nannte deßhalb ſeinen Stand und Namen und verſicherte den Anweſenden, daß er ein Freund des Orgelſpielers wäre, rief Fidele, der an ihm aufſprang und ſuchte ſich auf dieſe Weiſe als einen guten Bekannten des Blinden zu beurkunden. Allein in dieſer Zeit des Mißtrauens, wo man in jedem Unbekannten einen Agenten der Polizei zu ſehen glaubte, würde ihm dieß wenig geholfen haben, wenn nicht der Zufall den Sohn ſeines Nachbars hierher geführt hätte, der die Verſicherung gab, daß er wirklich Herr Ducanger, ſein Nachbar, ein Zögling der Medicinſchule und ihm wohlbekannt ſey.

Machen Sie mich mit dem Schickſale des

Mannes und des Mädchens bekannt! bat nun Claude den jungen Mann: Ich nehme innigen Antheil an dem Schickſale des Alten, verheimlichen Sie mir nichts. — Der Nachbar aber betheuerte, nichts Weiteres zu wiſſen, auch kein Anderer konnte oder wollte ihm Auskunft geben; doch ließ ihn ein Wink des jungen Nachbars nicht alle Hoffnung verlieren und er folgte ihm nach einer Weile, als dieſer das Zimmer verließ. Der gefällige Bewohner der Straße St. Honoré führte ihn nun zum Eigenthümer des Hauſes, den er kannte, verbürgte ſich für die rechtlichen Abſichten Ducanger's und hier erfuhr er nun, daß, während die Gensd'armen den zerſtreuten Volkhaufen nach allen Richtungen verfolgt und den Alten und ſeine Tochter arretirt und weggeführt hatten, mehre hier anweſende junge Leute ſich zuſammengerottet, die Gensd'armen angegriffen, die Gefangenen befreit und ſie in dieß Haus gebracht hätten, wo der Wirth ſie verborgen halte.

Auf Claude's Bitten führte ihn dieſer nun nach einem kleinen Kämmerchen des Hinterhauſes, wo er den Alten mit Madelon noch wach fand. Der Pudel, welcher Ducanger nicht verlaſſen hatte, war der Erſte, welchen der Alte wieder erkannte. — Auch du? rief er und ſtreichelte ihn: Auch du, mein treuer Fidele, biſt wieder bei mir und mir fehlt nur der kleine Serinett. — Wie muß ich Gott danken, daß er Euch mir gelaſſen hat!

Während der Alte Fidele ſtreichelte, hatte Madelon mit leuchtenden Augen unverwandt Ducanger angeſehen; auch jetzt überflog Röthe ihre jugendlichen Wangen und ihr Anblick erweckte in der Bruſt des jungen Mannes noch lebhafter das theilnehmende Gefühl als am vorigen Abend. Sie ſind ſo gut, unterbrach Madelon jetzt die Stille und ſchlug, obgleich ſie ihn anredete, doch die Augen vor ihm nieder: Sie ſind ein ſo treuer Freund in der Noth —

Wer? fragte der Alte raſch: Wer iſt dieſes ſeltene Juwel?

Herr Ducanger, der uns hier aufgeſucht hat! erwiederte das Mädchen.

Ich danke Ihnen, daß Sie ſich bemüht haben! ſagte der Alte, dem man es anſah, daß er gern etwas Verbindliches in ſeine Worte legen wollte, der aber dennoch nicht den Unmuth unterdrücken konnte, der noch von dem vergangenen Abend in ihm zurückgeblieben war: Ich danke Ihnen für Ihre Theilnahme! Wollen Sie ſich mir ganz verbinden, Herr Claude, ſo ſchicken Sie morgen Jemand in meine Wohnung, der meinem kleinen Serinett Futter gibt. Ich darf jetzt nicht nach meinem Hauſe, auch das Kind nicht, und ſo würde das arme Thier verhungern müſſen.

Gern will ich Ihren Auftrag beſorgen! antwortete Claude: Ich fürchte überdieß, man wird Ihre Wohnung durchſuchen. — Soll ich vielleicht ein Ihnen ſo theures Pfand —

Nein! ſagte der Alte trocken: das findet die Polizei nicht — und in Ihren Händen, Herr Ducanger, möchte ich es nicht wiſſen.

Hat der Vorfall dieſes Abends Sie nicht belehrt, daß man wohl auf unſere Jugend vertrauen kann? fragte Claude.

Die jungen Leute, die mich aus den Händen der Gensd'armen befreiten, nahm der Alte das Wort: zeigten viel Muth, ich muß es geſtehen! Aber ich wette darauf, ein alter Napoleoniſcher Soldat führte und feuerte ſie an. — Sie benahmen ſich zu klug dabei.

Ducanger lächelte über dieſe Vermuthung, doch der Hauswirth ſagte jetzt: Der Alte hat Recht! Ich führte die jungen Brauſeköpfe an und ich bin ein alter Soldat aus jener herrlichen Zeit!

So ſeyn Sie mir willkommen! rief der Alte: Nun erſt freue ich mich von Herzen, daß ich den Klauen dieſer Elenden entriſſen ward und ärgere mich nicht mehr, daß es junges Volk war, das den Capitain Songeret rettete.

Sie — Capitain Songeret von der alten Garde? rief der Hauswirth und drückte ihm herzlich die Hand: Ich war Corporal der ſiebenden Compagnie, Sie commandirten die achte. Nun, bei Gott! hätte ich gewußt, daß ich Sie beherbergte, ich würde Sie nicht ſo allein in dieſem Hinterſtübchen gelaſſen haben.

Die beiden alten Krieggenoſſen vertieften ſich nun bald in ein Geſpräch über jene ſchöne Zeit und vergaßen darüber ganz die gegenwärtige. Claude Ducanger aber unterhielt ſich deſto angelegentlicher von der Gegenwart mit Madelon, und er ſchien heute beſonderen Stoff zur Unterhaltung zu finden, denn obgleich Mitternacht vorüber war, ſchien kein Schlaf des Mädchens Auge ſchließen zu wollen; auch die Alten waren bei einer Flaſche Volnay noch ganz munter. Nur Fidele brachte der Natur ihren Zoll und ſchlief ruhig zu den Füßen ſeines Herrn.

Erſt als ſchon die Glocke Eins geſchlagen hatte, dachte Ducanger daran, daß es wohl Zeit ſey, ſich zu entfernen. Er ſagte dem Alten und Madelon Lebewohl, verſprach noch einmal, für Serinett zu ſorgen, und trat dann ſeinen Rückweg an.

Die ſonſt, ſelbſt um dieſe Zeit, noch lebhaften Straßen von Paris fand er bei ſeinem Rückwege wie ausgeſtorben; keine Equipage, kein Fiaker rollte über ihr Pflaſter, und ſo konnte Claude auf ſeinem langen Heimwege ungeſtört ſich dem Nachdenken überlaſſen, denn die häufigen Patrouillen und die Polizei-Wachen, denen er begegnete, ließen den Einzelnen ruhig an ſich vorübergehen. — So ſehr ihn aber auch die Begebenheiten des Tages beſchäftigten, ſo ſehr er auf die Ereigniſſe des morgenden Tages geſpannt war, ſah er doch heute oftmals ſeine politiſchen Ideen durch den Gedanken an Madelon unterbrochen und gegen ſeinen Willen hielt ihn dieſer Gedanke ſo feſt, daß er vor der Thüre ſeines älterlichen Hauſes ſtand, ehe er es vermuthete.

9.

Am andern Morgen erwachte er ſpät, zwar für einen Pariſer noch früh genug, denn es war erſt 9 Uhr, und doch wohl für den heutigen Tag etwas ſpät. Sein erſter Gedanke war ſein Verſprechen wegen Serinett zu halten. Er kleidete ſich raſch an, ſteckte den Schlüſſel, den ihm Madelon gegeben, zu ſich und eilte fort, um noch bei Zeiten aus der Vorſtadt St. Martin nach der Ecole de médecine zu ſeinen Kameraden zu kommen. Aber ſchon bei dem Place Vendôme hielt ihn die Maſſe von Menſchen auf, welche von allen Seiten herbeiſtrömte, meiſt Neugierige, von denen nur wenige mit Stöcken oder Steinen bewaffnet waren. Es war ihm unmöglich, hier durchzukommen; er mußte nach dem Place Vendôme, wo er ein Regiment Linientruppen aufmarſchirt fand, einbiegen und wollte von hier nach dem Boulevard. Aber ſchon in der Straße Louis le Grand kamen ihm flüchtige Bürger entgegen, die ihm abriethen, weiter zu gehen, da die Küraſſiere der Garde auf dem Boulevard des Italiens die Bürger auseinander getrieben hätten.

Mag der Kanarienvogel verhungern! dachte er bei dieſer Nachricht: Was iſt das Leben eines elenden Vogels, wo es das Leben ſo vieler Menſchen gilt? Und von dieſem Augenblicke an war Capitain Songeret und Ma[illegible]on vergeſſen und nur die Begebenheiten des blutig beginnenden Tages beſchäftigten ihn. Er ſuchte nun die Straße Richelieu zu gewinnen, um von hier aus nach dem **Palais royal**, dieſem Mittelpunkte aller Volksbewegungen, zu dringen. Er gelangte auch ſchneller dahin als er erwartet hatte, denn eine Abtheilung Gensd'armen kam von dem Boulevard herangeſprengt und trieb die verſchiedenen Haufen Bürger vor ſich her. Bei der königlichen Bibliothek fanden ſie jedoch den erſten Widerſtand. Die Bürger erwarteten hier feſten Fußes den Angriff; ein Hagel von Steinen empfing die Angreifenden, die ihn mit kleinem Gewehrfeuer erwiederten. Mehre Bürger ſanken, von Kugeln getroffen — das Blutbad begann.

Claude, der ſich mitten in dem Haufen befand, wurde endlich, Trotz des Widerſtandes, mit den Andern nach dem Palais royal zurückgedrängt, wo das Feuer auch ſchon begonnen hatte; aber dieſer Gegend wohl kundig, gelangte er durch kleine Seitengaſſen wieder zum Vendome-Platze und von hier, wo der Zuſammenfluß weniger groß war, nach ſeinem väterlichen Hauſe. Hier ſchlich er ſich in aller Stille auf ſein Zimmer, ſetzte ſeine Jagdflinte in Stand, machte eine Anzahl Patronen und war nun feſt entſchloſſen, thätigen Antheil an den Volkbewegungen zu nehmen. Die Mutter, welche ſeine Abſicht leicht errieth, verſuchte alles Mögliche, ihn zu Hauſe zu behalten — ihre Bitten waren vergebens.

Soll ich daheim bleiben, wenn es die Freiheit des Vaterlandes gilt? rief er, umarmte die trauernde Mutter, küßte des Vaters dargereichte Hand, verließ die väterliche Wohnung und ſchloß ſich, ſein Gewehr in der Hand, einem Volkhaufen an, der nach dem Hotel des Miniſters der auswärtigen Angelegenheiten zog. Hier hatte er mit mehren Hundert jungen Leuten, die ſich zuſammengefunden hatten, die Straße der Capuziner beſetzt, während der Pöbel dem Miniſter Polignac die Fenſter einwarf. Aber bald rückte Artillerie heran, die Kanonen donnerten, die Kugeln ſchmetterten die Reihen der ohne Ordnung, ohne Anführer Angreifenden nieder und Alles warf ſich nach der Vorſtadt St. Honoré.

Auch auf anderen Punkten mußte das Volk, das ſich ohne Waffen den Garden und der Gensd'armerie entgegengeſetzt und keine Vorkehrungen zu ſeiner Vertheidigung getroffen hatte, heute den häufigen Angriffen unterliegen und wurde auf den meiſten Punkten auseinander getrieben.

Claude Ducanger hatte ſich ſeit dem verunglückten Angriffe auf das Hotel des Miniſters, immer von dem zweiten Garde-Regiment verfolgt, mit den Anderen aus der Vorſtadt St. Honoré in die Champs Elisées geworfen. Hier beſchloß man, Poſto zu faſſen; Ducanger aber eilte, ſich mit ſeinen Kameraden in der Ecole de médecine zu vereinigen. Er ſchlich ſich nach dem Quai de la conférence, fand hier einen Kahn, der ihn an das jenſeitige Seineufer brachte und eilte nun durch die Straße der Univerſität ſeinem College zu.

Wie hatte ſich Paris in dieſem einen Tage umgeſtaltet. Geſtern Abend Todtenſtille auf den Straßen, heute das regſte, thätigſte Leben. Ueberall fand er Haufen Bewaffneter, welche die Straßen barricadirten, das Pflaſter aufriſſen und die Laternen einſchlugen. Bald begegnete er Linien-Regimentern, die in ſtiller Ordnung und noch mit feſter Haltung durch die Hauptſtraßen ihren Kaſernen, oder ihren Lagerplätzen zuzogen. Dort kamen Tauſende aus den Vorſtädten St. Jakob und St. Marcel mit Stangen und Steinen bewaffnet, Theil an dem Kampfe zu nehmen; hier wurde die Werkſtatt des reichen Wagenbauers geleert und die prächtigſten Wagen herausgezogen, um zu Barricaden gebraucht zu werden, dort das Straßenpflaſter aufgeriſſen.

Kurz,

Kurz, Jedermann war beſchäftigt, thätigen Antheil an der Vertheidigung der Stadt zu nehmen.

Unter dieſem allgemeinen Gewirre gelang es endlich Ducanger, die Ecole de médecine zu erreichen, wo er ſeine Kameraden bewaffnet und feſt entſchloſſen fand, an den morgenden Begebenheiten thätigen Theil zu nehmen, ſich jedoch als ein eigenes Corps zu bilden und ſo viel als möglich feſt vereint zu bleiben. Sie zogen auch noch am Abend aus und halfen den Bürgern treulich in ihren Vertheidigung-Anſtalten, waren während der ganzen Nacht thätig und feuerten den Muth der Bürger immer noch mehr an.

10.

Die Sonne ging am 28. Juli blutig auf, noch blutiger ſenkte ſie ſich. Schon am Abend des 27. und während der ganzen Nacht hatten ſich die Bürger zur Vertheidigung geordnet; theilweiſe bewaffnete ſich die alte Nationalgarde wieder, der allgemein geachtete General Gerard hatte das Commando übernommen und die Volksbewegungen erhielten einen regelmäßigeren Gang. Die Bürger hatten das Stadthaus beſetzt, dahin richteten am frühen Morgen die Garden ihren Hauptangriff; das Stadthaus wurde von ihnen genommen und wieder verlaſſen, und während in dem übrigen Theile der Stadt faſt in jedem Viertel blutige Gefechte Statt fanden, war hier eine blutige Schlacht.

Mit Unwillen ſahen die Bürger aus dem andern Theile der Stadt dem Blutbade zu; auch auf ihrer Seite donnerte zwar das Geſchütz, in der Straße Babylone raſſelte das Klein-Gewehrfeuer, von Notre-Dame hallte dumpf die Sturmglocke und das wilde Geſchrei der Angreifenden ertönte von allen Seiten; aber dort bei'm Stadthauſe war der entſcheidende Punkt, dahin trieb ſie ihr Verlangen, aber die Brücken waren beſetzt, der Uebergang geſperrt. Da wagten endlich die Zöglinge der Ecole de médecine ſich an die Spitze der Arbeiter aus der Vorſtadt St. Marcel zu ſetzen und den Pont neuf anzugreifen. Der Angriff gelang, ſie drangen am Nachmittage bis zum Quai

Pelletier vor, vereinigten ſich hier mit der Nationalgarde und den Bürgern, die den Greve-Platz angriffen, waren auch hier Sieger und das Stadthaus fiel von Neuem in die Hände des Volks.

Claude, einer der Erſten, die hineingedrungen waren, ergriff die von den Garden herabgeriſſene dreifarbige Fahne, pflanzte ſie wieder unter lautem Jubel des Volkes auf dem Balcon auf und ſein Herz klopfte freudig bei dem Anblicke dieſes flatternden Zeichens der Freiheit. Da weckte ihn ein leiſer Schlag auf die Schulter aus ſeinen ſtolzen Träumen. — Kannſt Du mir wohl dieſe leichte Wunde verbinden? fragte eine bekannte Stimme. Er wandte ſich und ſein Vater, in der Uniform der Nationalgarde, ſtand mit blutendem Arme vor ihm.

Sie hier, Vater?! rief Claude verwundert: Sie finde ich hier in dieſer Uniform und verwundet?

Staunſt Du darüber? erwiederte Herr Ducanger unmuthig: Meinſt Du, wo es die Freiheit des Vaterlandes gilt, da ſtände das Alter nicht eben ſo freudig auf, als die Jugend? —

Sorge nur, daß ich verbunden werde, es iſt zwar nur ein Streifſchuß, aber ſeit einer Stunde brennt mich die Wunde und ſchmerzt mich ſehr und ich fürchte, wir haben noch manchen Angriff hier auszuhalten.

Claude, der zugleich Chirurgie ſtudirte, hatte an ſo einem Tage ſein Bindezeug nicht vergeſſen, holte es raſch hervor und begann, jedoch mit zitternder Hand, den Verband. Vater! rief er und die Thränen ſtürzten aus ſeinem Auge: Sie bereiten mir heute einen herrlichen Tag, Sie beſchämen mich. Schon den ganzen Tag ſtanden Sie im Feuer, Ihr Blut iſt geſtoſſen und ich that noch nichts!

Auch Deine Stunde wird kommen! ſagte der Vater lächelnd: An ſolchem Tage erhält Jeder ſein Theil und wir ſind noch nicht am Abend unſeres Tagwerkes.

Der Vater hatte Recht; ein neuer Angriff begann. Die Schweizer rückten gegen das Stadthaus; noch einmal ſank die dreifarbige Fahne vom Balcon. Aber die Bürger ermannten ſich, das Stadthaus kam von Neuem in ihre Hände, die dreifarbige Fahne flatterte wieder auf dem Balcon und Niemand riß ſie ſeitdem herab.

II.

Der alte Orgelſpieler war am vergangenen Tage ruhig bei ſeinem ehemaligen Kameraden auf dem Boulevard, der mehre Male das Haus verlaſſen und Erkundigungen eingezogen hatte, verborgen geblieben. Zwar waren auch in dieſem Theile der Stadt Abtheilungen der Garde-Reiterei vorüber gezogen und hatten die hier verſammelten Bürger mit Gewalt auseinander getrieben; aber es war doch noch zu keinem ernſten Gefechte gekommen, denn erſt am Abend nahmen die Arbeiter der Vorſtadt St. Antoine in Maſſe thätigen Antheil. Die Nachrichten, welche Herr Dumoulin, der Hauswirth, mitbrachte, machten den Capitain Songeret immer ungeduldiger und die einzelnen Flintenſchüſſe und das Kanonenfeuer, das am Nachmittage von den Kapuzinern herüber tönte, ſetzten den alten Soldaten in eine Art Begeiſterung; der Alte war ſeit langer Zeit nicht ſo fröhlich geſtimmt geweſen als heute.

Waren die alten Krieger vergnügt bei der Flaſche, ſo ſaß Madelon deſto trauriger mit geſenktem Köpſchen neben ihnen. Sie dachte an Claude Ducanger, den ſie in Gefahr glaubte, bangte für ihn und konnte es ſich nun nicht mehr verbergen, daß ſie im Stillen eine Neigung zu ihm gefaßt habe, welche ſie, ihrer Meinung nach, zwar ſorgfältig in ſich verſchloſſen hatte, die ſie aber doch um Alles nicht hingeben mochte. Während nun die beiden Alten von den Begebenheiten ſprachen und wie es Zeit ſey, daß die alten Soldaten Napoleon's die Waffen ergriffen, um der Regierung der Bourbons ein Ende zu machen und den König von Rom auf den Thron ſeines Vaters zu ſetzen, dachte Madelon nur an Claude und als Herr Dumoulin am Abend ſagte, daß er morgen ſeine alte Uniform hervorſuchen und das Gewehr ergreifen wolle, Capitain Songeret ſeufzend ausrief: Und ich meinen Leierkaſten, um mit der Marſeillaiſe die Angreifenden zu ermuthigen! — ſtieg in dem ſanften, ſchüchternen Mädchen der kühne Gedanke auf, im Kampfgewühle den Tod zu finden und mit ihm des Herzens Ruhe, oder ſich des Mannes Bewunderung zu erwerben, der ihr über Alles theuer geworden war.

Als nun Dumoulin am andern Tage ſein Gewehr ergriff und ſeine Taſchen mit Patronen füllte und zum Kampfe auszog, blieb der Orgelſpieler ſchweigend auf ſeinem Stuhle ſitzen und ein tiefer Unmuth ſchien ihn erfaßt zu haben. Endlich fuhr er heftig auf:

Warum mußte ich denn blind werden, daß ich wie ein Elender auf dieſen Stuhl gebannt bin und nicht einmal im Kampfe für ſeinen Sohn Ehre oder Tod finden kann? Nicht einmal mit meiner Drehorgel und meinem Geſange kann ich die Gemüther entflammen.

Warum könnt Ihr das nicht, Vater? fragte Madelon.

Wer ſoll den Blinden führen? brummte er halbleiſe vor ſich hin; denn es that ihm wehe, mit dieſen Worten dem Mädchen gewiſſermaßen einen Vorwurf zu machen.

Die Euch immer führte, kann auch heute Eure Begleiterin ſeyn! ſagte ſie freudig.

Du wollteſt? —

Gern, gern, Großvater!

Madelon! nahm der Alte das Wort und ſein Geſicht wurde ernſt: Du wareſt ſonſt ſo ſchüchtern und furchtſam, was gibt Dir jetzt den Muth? — Was mich, was Herrn Ducanger entflammt, iſt es nicht, daran nimmſt Du keinen Theil —

Laßt mich nur Euch begleiten, Vater! bat das Mädchen: und fragt mich nicht, warum ich eben jetzt die Gefahr nicht ſcheue. Ich könnte Euch doch nicht antworten, denn ich weiß es ja ſelbſt nicht. — Alles ſtrömt hinaus zum Kampfe — Ihr fühlt Euch unglücklich, hier unthätig zu ſitzen, deßhalb kommt!

Der Alte ſchüttelte bedenklich den Kopf, erwiederte jedoch nichts, nahm ſeine Drehorgel und, jetzt weder Polizei noch Gensd'armen fürchtend, trat er, von Madelon geführt, von Fidele gefolgt, auf das Boulevard.

Nun komm, mein Kind! ſprach er: komm mit Gott!

12.

Auf dem Boulevard ſah es ziemlich friedlich aus. Das aus den Vorſtädten herbeiſtrömende Volk vermied heute die Boulevards und alle Hauptſtraßen, warf ſich mehr in die kleinen Gaſſen und eilte der Gegend des Greve-Platzes zu, wo das Geſchütz donnerte.

Ehe wir Theil an alle dieſem nehmen, ſprach der Alte: laß uns nach unſerer Wohnung gehen, dort iſt vielleicht noch Manches zu ordnen. Führe mich nur vom Boulevard durch Seitengaſſen, daß uns nichts aufhält. — Madelon gehorchte und in einer halben Stunde ſtanden ſie vor ihrem kleinen Häuschen, wo ſie jedoch die ganze Vorſtadt in Aufruhr fanden. Der Alte gab Madelon ſeinen Schlüſſel, ſie öffnete und er trat ein. — Sieh', ob Herr Claude hier war und an Serinett Futter gegeben hat! ſagte der Alte. — Das Mädchen hatte aber ſchon früher nachgeſehen, das Futternäpfchen des kleinen Thieres war leer, Claude war nicht da geweſen; das ſchmerzte ſie, und kaum hörte ſie auf die wiederholte Frage ihres Großvaters, ob Serinett

Futter habe, die ſie endlich mit Nein beantworten mußte.

Wäre er ein Soldat Napoleon's, würde er Wort gehalten haben! brummte der Alte, dann befahl er Madelon, ſeine Uniform von der Wand zu nehmen und ſie zu reinigen. — Es iſt zwar heute nicht ſein Sterbetag, doch will ich ſie anziehen, vielleicht ſchwebt heute ſein Geiſt über Frankreich und ſeine Größe ſteigt aus dem Grabe wieder empor. — Als ihm jedoch Madelon die Uniform brachte und ſeine Hand zufällig die Orgel ergriff, ſchob er das Ehrenkleid unmuthig zurück. — Nein! ſagte er: wenn ich die Orgel drehen muß, ſollſt du mich nicht ſchmücken, du ehrenwerther Rock der alten Garde; ich will dich auf eine beſſere Zeit verſparen! — Er trank noch einen Schluck Wein und verließ dann mit dem Mädchen und dem Pudel ſeine Wohnung.

Kaum waren ſie bis an die Kirche St. Laurent gekommen, als ſie ſich mitten unter einem Haufen Bewaffneter befanden, die in wildem Jauchzen dem Thore St. Martin zuſtrömten.

Was ſind das für Leute, in deren Geſellſchaft wir uns befinden? fragte der Alte Madelon, die ſich ängſtlich und immer feſter an ihn anſchloß.

Vater! raunte ſie ihm zu: das iſt wildes Volk! — Es iſt wahrſcheinlich zur Barriere hereingekommen, es ſcheinen Landleute zu ſeyn.

Sind ſie bewaffnet?

Zum Theil, mit Knüppeln und Gewehren.

Hm! brummte der Capitain vor ſich hin: das ſind meine Leute nicht. — Wo ſind wir jetzt, Madelon?

An der Ecke der Straße Mably! erwiederte das Mädchen.

Siehſt Du keine Militairs unter dem Volke? fragte der Alte weiter.

Bei dem Thore St. Martin wogen viele Menſchen; auf dem Portale ſelbſt ſtehen Bewaffnete, unter ihnen ſehe ich Viele in Uniform.

Dort führe mich hin!

Sie waren bald bei dem Thore; da begann der Alte die Orgel zu drehen, die Marſeillaiſe zu ſpielen und mit ſtarker Stimme zu ſingen.

Hört, hört den blinden Leiermann! rief eine Menge Herbeieilender und begann in rauhen Tönen mit einzuſtimmen, bei deren Beendigung ein lautes: Vive la charte! erſcholl. — Vive l'Empereur! rief Capitain Songeret unmuthig durch den Tumult und von dem Thore und aus der Menge tönte der Ruf in hundertfachem Echo wieder. Aber der Volkshaufe, in deren Mitte er ſtand, überſchrie die alten Soldaten. — Die Marſeillaiſe! rief man von allen Seiten, ſtämmige Kerle packten den Alten, hoben ihn auf ihre Schultern und zogen mit ihm durch das Thor nach der Straße St. Denis. — Spiel' die Marſeillaiſe! ſchrieen ſie drohend und Capatain Songeret mußte wider Willen für das zügelloſe Volk die Orgel drehen.

Wo iſt mein Kind? — Madelon, wo biſt Du? — rief er jetzt und hielt mit Drehen ein, aber Niemand gab ihm Antwort. — Die Marſeillaiſe! ſchrieen ſie und trugen ihn immer weiter. Doch plötzlich hörte man durch das wilde Brüllen des Pöbels Trommeln wirbeln und aus den Straßen Thevenot und Saint Sauveur brachen Pelotons der Garde hervor, die ſogleich auf die überraſchten Bürger Feuer gaben und den Alten vom weiteren Spielen befreiten. Raſch wurde er an der Ecke der Straße St. Claud niedergeſetzt und hier ſtand nun der blinde Mann mitten im Gefechte. Da nahm er in ſeinem Unmuthe den Orgelkaſten von der Schulter und warf ihn zu Boden, daß die Stücke herumflogen. — Fahr' hin, du alter Leierkaſten, den ich ſo lange Jahre habe drehen müſſen! rief er wüthend: Ach, hätte ich zwei geſunde Augen, meinen Degen in der Hand und meine Grenadiere hinter mir! — So muß ich kriechen wie eine getretene Kröte und mich wie ein Feiger zu retten ſuchen. — Er tappte nun längs den Häuſern hin, bog um eine nahe Ecke und ſetzte ſich hier, wo er ſich vor den Kugeln ſicher glaubte, erſchöpft auf einen Eckſtein.

Da legte der Pudel die Schnauze auf ſeinen Schooß. — Madelon, mein armes Kind! rief er und ſtieß das treue Thier unmuthig zurück. Der Hund iſt mir geblieben und mein Kind, meine treue Führerin, iſt mir verloren — Gott, ſchütze ſie! jammerte er.

Der alte Mann war von dieſem Gedanken tief gebeugt. Noch hörte er den ſteten Ruf: „Vive la charte!“ — noch donnerte das Geſchütz, der Kampf ſchien immer heftiger zu werden, jedoch ſich mehr nach der Porte St. Martin hinzuziehen, wo das Gefecht ſtehend wurde. Einzelne Menſchen eilten an ihm vorüber und beachteten den Alten nicht, der auf ſeinen Eckſtein gebannt ſaß.

Wie ſteht's? fragte er ſpäter Einige, die langſam vorüber gingen.

Man ſchlägt ſich brav, noch iſt das Thor und der Boulevard unſer. — Es lebe die Charte! antworteten ſie.

Zum Teufel mit Eurer Charte! — Zum Teufel mit dieſer löſchpapiernen Fahne, die ſich nach jedem Winde dreht. — Ha! rief er und erhob ſich raſch von ſeinem Sitze: Könnte ich nur einige zwanzig alte Soldaten um mich ſammeln, ich wollte Euch eine andere Fahne vortragen, vor der die Victoria gewiß voran ziehen und bei deren Anblick die Garde der Bourbons erbeben würde. — Aber was hilft mir mein kräftiger Wille, bin ich doch ein blinder, elender Menſch, auf dieſen Eckſtein gebannt, ein kraftloſer Prahler!

Er ſetzte ſich wieder und blieb ſo eine lange

Weile mit ſich und ſeinem Unmuthe allein. — Das Schießen ward indeſſen immer heftiger, Kanonen donnerten zwiſchen dem kleinen Gewehrfeuer, als endlich ein wildes Jauchzen die Luft erfüllte. — A bas les Bourbons, a bas la Garde! erſcholl es, die Kanonen verſtummten, das Gefecht kam näher — jetzt zog es ſich die Straße St. Denis hinab — die Garden mußten ſich zurückziehen. —

Dem Alten entging dieß nicht. Er wußte nicht, ſollte er ſich darüber freuen oder ärgern. Die Herrſchaft der Bourbons geſtürzt zu ſehen, war ſein ſehnlichſter Wunſch, aber daß die Garden dem Volkshaufen wichen, das that dem Soldatenherzen wehe. Die achte Grenadier-Compagnie wäre nicht gewichen! brummte er vor ſich hin und ballte die Fauſt. Lieber hätte ſie ſich unter den Trümmern der Häuſer begraben laſſen, als daß ſie vor dem Pöbel geflohen wäre. Aber gewiß, tröſtete er ſich: gewiß ſind die meiſten Bürger, welche da fechten, alte Soldaten, ſonſt wäre es unmöglich!

Als er noch ſo vor ſich hin murmelte, traten einige Vorübergehende zu ihm. Ah! da ſitzt ja unſer blinder Muſikant! ſagte der Eine: Wo haſt Du Deinen Leierkaſten, Alter? Du ſollteſt uns wieder Eins aufſpielen, wir haben es heute wohl verdient —

Meine Orgel hab' ich in der Bosheit zerſchmiſſen; erwiederte Capitain Songeret: ziemt es doch einem alten Soldaten nicht, die Orgel zu drehen, wenn die Anderen fechten.

Brav, brav! riefen die Umſtehenden: Brav, alter Krieger!

Ihr Freunde! fuhr der Alte fort: ich wohne bei der Kirche Saint Laurent, in der rue de la fidelité. Wer von Euch hat mit einem alten, blinden Soldaten Napoleon's ſo viel Mitleid, ihn nach Hauſe zu geleiten? Mein Kind iſt von mir abgekommen.

Ich, ich! riefen mehre Stimmen und ein junger Mann nahm ihn raſch unter'n Arm. Kommt, alter Krieger! ſagte er: ich will Euch führen! Capitain Songeret folgte ihm, ein Schwarm Menſchen, der ſich um ihn verſammelt hatte, zog hinter ihm drein und ſang die Marſeillaiſe.

Dem alten Soldaten war dieß Lied ſeit heute unleidlich geworden. Es rief ihm jetzt nur noch die Gräuelſcenen der erſten Revolution zurück. Das Gefühl, daß er in dem Moment des Gefechtes den alten Kaſten hatte drehen müſſen, war ihm erniedrigend und ſchon deßhalb war ihm die Hymne fatal geworden. Doch zu ſeiner Freude begleitete ihn die Volksmenge nur bis zu dem Thore St. Denis, von wo er mit ſeinem Führer allein ſeiner Wohnung zuging.

Je näher er ihr kam, deſto ängſtlicher klopfte ſein Herz. Werde ich Madelon dort finden? war der ängſtigende Gedanke, der ihn begleitete. — Jetzt ſtanden ſie vor dem Hauſe — jetzt vor der Thüre ſeiner Wohnung. Großer Gott! rief er, da der entſcheidende Augenblick ſo nahe war und faßte haſtig nach der Klinke, als die Thür aufgeriſſen wurde, Madelon herausſtürzte und bleich wie der Tod an ſeinem Halſe hing.

Stumm war ihre gegenſeitige Freude, das Glück des Wiederfindens zu groß, als daß ſie bemerkt hätten, daß der freundliche Begleiter des Blinden ſich weggeſchlichen hatte. — Hab' ich Dich wieder, mein geliebtes Kind, iſt Dir kein Unfall begegnet? rief der Alte, Madelon immer feſter an ſich drückend, während Fidele freudig an ihr aufſprang. Auf welche Weiſe hat Dich Gott beſchützt, welcher Engel Dich hierher geleitet? fragte er mit Haſt, als ſie in die Stube getreten waren: Sprich, erzähle mir!

Madelon berichtete ihm nun, wie ſie, als die rohen Menſchen ihn auf ihre Schultern genommen, trotz ihrem Bemühen von ihm abgedrängt und wider ihren Willen in die Straße St. Martin von einem Haufen mit fortgezogen worden ſey. Hier habe ſie ſich an der Ecke von St. Appoline in einen Thorweg gedrückt und dort, unbewußt was ſie eigentlich da wolle, verweilt. Als aber die Soldaten herangerückt und die Bürger aus den Häuſern und von dem Portal von St. Martin herabgeſchoſſen hätten, ſey ſie, von Todesangſt getrieben, im Kugelregen über das Boulevard, in eine Seitengaſſe mitten durch das herbeiſtrömende Volk gelaufen und habe glücklich ihre Wohnung erreicht. Hier habe ſie in ihrer Einſamkeit auf ihren Knieen gelegen und für ſeine Rettung zur Mutter Gottes gebetet, die ſie auch erhört habe.

Capitain Songeret hatte ihr aufmerkſam zugehört, und als ſie geendet, entblößte er ſein Haupt, faltete ſeine Hände und ſchickte ſeinen Dank zum Himmel empor; dann ſetzte er ſich auf ſeinen gewöhnlichen Platz, erquickte ſich durch einen Biſſen Brod und einen Schluck Wein, den er noch vorfand, und verſiel bald in ernſtes Sinnen.

Was iſt's an der Zeit, Madelon? fragte er, nachdem er lange ſo ſtill für ſich geſeſſen hatte.

Unſere Wanduhr iſt ſtehen geblieben, Großvater, erwiederte das Mädchen: aber der Sonne nach muß 7 Uhr vorbei ſeyn.

So packe Dein Nachtzeug ein, gib mir meine Uniform, ſuch' den alten Hut hervor, ſtäube ihn ab und lege mir Alles zurecht. Ich will heute zum Erſtenmal, ſeit ich das Hotel der Invaliden verließ, außer meiner Wohnung mein Ehrenkleid anziehen —

Ihr wolltet wieder —

Wenn es dämmert, Madelon, führſt Du mich auf das Boulevard Saint Antoine zu unſerm Freunde, dem alten Korporal der ſiebenten Compagnie, dort biſt Du beſſer aufgehoben als hier, dort bleiben wir über Nacht.

Warum nicht hier? fragte das Mädchen ängſtlich.

Madelon! ſagte er nach kurzem Schweigen: als ich vorhin ſtill für mich da ſaß und überlegte, was wohl zu thun ſey, und mich aus der Gegenwart wider Willen in die Vergangenheit verirrt hatte, war es mir plötzlich, als ſtände Napoleon vor mir und ſtreckte, mir winkend, den Arm nach jener Kammer. Ich habe dieſen ſtummen Befehl verſtanden. Bring' mir den Adler des Zwei und vierzigſten!

Madelon brachte den Adler. Soll ich ihn enthüllen? fragte ſie traurig.

Noch nicht! Erſt wenn ſich die Braven um mich ſammeln, wenn die Trommel ruft — morgen, wenn der Kampf von Neuem beginnt, mag er ſeine glänzenden Schwingen breiten.

Wollt Ihr Euch doch wieder in die Gefahr ſtürzen? klagte das Mädchen.

Ich will, ich muß, Madelon —

Und wenn Euch ein Unglück träfe?

So würde Dein Großvater für ſeinen Kaiſer ſterben, wie Dein braver Vater ſtarb.

Und was würde aus mir Armen? rief ſie, ſich an die Bruſt des alten Mannes werfend.

Der Alte wurde nachdenkend; dieſer Gedanke war jetzt zum Erſtenmal in ihm aufgeſtiegen. Er ſchwieg eine Weile, dann ſagte er mit Zuverſicht: Madelon, es waltet ein Gott über uns, er wird Dich ſchützen! Mache mir das Herz nicht ſchwer, liebes Kind, es iſt ja das Letzte, was ich für meinen Kaiſer thun kann, der ſo viel für mich that. Ich habe ſein Brod gegeſſen und ſeinen Wein getrunken, ſeine Schlachten geſchlagen und ſeinen Ruhm getheilt. Und welchen ſchöneren Tod könnte ich ſterben als für ihn, oder vielmehr für ſeinen Sohn? — Denk' an die Worte in Bertrand's Abſchied:

J'ai partagé sa gloire et sa puissance,
Je dois aussi partager ses malheurs!

— Soll ich nicht eben ſo dankbar ſeyn wie dieſer treue Freund des Kaiſers? Da wäre ich ja ein undankbarer Menſch! Stelle den Adler hin, bring' meine Sachen, daß ich mich ankleide, und dann wollen wir fort. — Madelon brachte die alte Uniform und ſchlich weinend in ihre Kammer.

Als Capitain Songeret angekleidet war, rief er ſeine Enkelin. Gib mir den alten Mantel um, und wenn es zu dämmern beginnt, ſo ſag' es mir. — Dann ſetzte er ſich auf die gewohnte Stelle, verſank wieder in ernſtes Sinnen und wartete ſo, bis das Mädchen ihm meldete, daß es finſter zu werden beginne.

So nimm Dein Bündel und auch den kleinen Serinett; mir gib den Adler — So! — Nun ſind wir reiſefertig, nun komm! — Er tappte den gewohnten Gang nach der Thüre allein, als aber Madelon ſchon über die Schwelle geſchritten war und ihm den Arm, ihn weiter zu leiten, bot, wandte er ſich noch einmal, warf ſein geſchloſſenes Auge rings umher, als ob er alle die Gegenſtände noch einmal genau betrachten wollte, dann ſagte er mit gedämpfter Stimme, denn die Wehmuth hatte den alten Soldaten ergriffen: Werde ich wohl je wieder hier eintreten? — Zwei Jahre haſt du mich beherbergt, und ſo klein du wareſt, habe ich doch ſattſamen Raum in dir gehabt. Ach! das Plätzchen der Ruhe, dem ich jetzt entgegen gehe, iſt wohl noch kleiner und enger als du —

Vater! unterbrach ihn Madelon ſchluchzend.

Mir wird es weich um's Herz, Kind; ich ſcheide nicht gern von hier, doch ich muß! — ſagte der Alte: Führe mich noch einmal auf meine Ruheſtelle. So! nun ſitze ich wieder hier und es war vorhin doch nicht das letzte Mal! — Er ſchwieg, ſein Haupt ſenkte ſich, ſeine Phantaſie ſchien beſchäftigt. Madelon ſtörte ihn nicht, ſie ſtand weinend vor ihm, Serinett im Arm, Fidele neben ſich. — Ich habe meinen Kaiſer noch einmal geſehen! rief er plötzlich aufſpringend. Nun komm! ſagte er freudig lächelnd: nun laß uns hin zu dem Freunde, und iſt es Gottes Wille, ſo ſterb' ich mit Freuden für meinen Kaiſer!

13.

Nur mit Mühe hatte Madelon den Vater durch das Gewühl des Volkes, das mit Aufbrechen des Straßenpflaſters beſchäftigt war, einen Weg bahnen können, oft mußten ſie umkehren, weil ſie die Straße verrammelt fanden, oft eine andere Richtung nehmen, da der Vater jedes Gefecht vermeiden wollte und ſo war es ſchon dunkel geworden, als ſie auf dem Boulevard St. Antoine, das ſie mit bewaffneten Bürgern beſetzt fanden, ankamen.

Herr Dumoulin nahm ſie freundlich auf und die beiden Alten theilten ſich mit, was ihnen den Tag über begegnet war. Dumoulin erzählte jubelnd, wie das Volk die Garden vom Greve-Platze vertrieben, die Nationalgarde ſich organiſirt und Lafayette ſich an ihre Spitze geſtellt habe —

Im Kugelregen? fragte Capitain Songeret mit einer Art Hohn: ich glaube kaum!

Dumoulin hatte wahrſcheinlich dieſe Frage überhört und fuhr in ſeiner Erzählung, ohne darauf zu antworten, fort: An der Spitze der Bewaffnung ſteht General Gerard.

Gott ſey gelobt! Da höre ich doch einmal wieder einen ehrenwerthen Namen aus unſerer ſchönen Zeit, Herr Dumoulin! rief er feurig und riß mit Haſt die Lumpen, die den Adler verhüllten, herab. Alter Krieggenoß! ſagte er dann, das Heiligthum hoch erhebend: ſiehſt Du den Adler des Zwei und vierzigſten? Schaffe mir nur ein Hundert alte Soldaten des Kaiſers, und wenn Du mich leiten willſt, trag' ich den Adler ihnen vor und er iſt gewohnt, zum Siege zu führen.

Ein Hundert alte Kameraden, die bring' ich leicht zuſammen! erwiederte Dumoulin: Es haben ſich überdieß eine Menge Kriegerfahrene Männer das Wort gegeben, ſich morgen auf dem Stadthauſe um den General Gerard zu ſammeln. Aber glauben Sie, alter blinder Mann, die Pariſer kämpften für dieß Zeichen?

Es gilt den Sturz der Bourbons und mithin, den Thron für den Sohn des Kaiſers zu gewinnen! erwiederte Capitain Songeret faſt erzürnt: Was wollen wir mehr? Was kann Frankreich ſich Schöneres erringen als den alten Ruhm der Napoleoniſchen Zeit? —

Ruhe, Friede und geſetzliche Freiheit! meinte Herr Dumoulin.

Ruhe? Die hat der Franzos nie! Friede? Den mag er nicht und hat ihn ſeit Jahrhunderten gebrochen, wenn es ſeinem Vortheil oder ſeiner Eitelkeit zuträglich war — und geſetzliche Freiheit? Hm, das iſt wohl etwas! — —

Lieber Herr Dumoulin, als der Freiheitſchwindel vor vierzig Jahren Frankreich ergriffen hatte, auch mich hatte er erfaßt, als man nur von Menſchenrechten, von Freiheit und Gleichheit ſprach und predigte. — Wer regierte das Volk? Das Geſetz oder eine Horde Tiger? — Glauben Sie es mir, die Freiheit iſt eine wächſerne Naſe, Jeder dreht ſie ſich, wie er ſie eben zu ſeinem Nutzen gebrauchen kann.

Sie irren, Capitain, verwechſeln jene blutige Zeit mit der jetzigen! fiel ihm Herr Dumoulin in die Rede.

Die Zeiten ſind ſich gleich! fuhr dieſer fort: Mit Blut beginnt's auch jetzt, wie damals, auch jetzt wird's mit Blute enden. Die Edlen der Nation ſprechen und ſchreiben für einen edlen Zweck, ſäen herrlichen Samen unter das Volk, aber die Aernte reift nicht für ſie, die Aernte halten Männer, welche Unkraut und Waizen, reif oder unreif, niedermähen und nur ihre Eitelkeit, ihren Eigennutz vor Augen, mit kaltem Blute die herrlichſte Saat zertreten, wird nur ihnen, als den Götzen des Tages, gefrohnt.

Sie meinen ſicher —

Ich meine Niemand und ſchöpfe nur aus dem Borne der Erfahrung. — Dann, wenn das Land der Anbetung ſeiner Götzen müde iſt, fuhr er fort: dann kommt ein glücklicher Soldat, ergreift die blutigen Zügel des Regiments, das Volk reißt jauchzend die Altäre ſeiner Götzen nieder und betet wieder einen einigen Gott an. — So war es, ſo wird es ſeyn! —

Ja, ſo war es, Capitain Songeret! nahm, da der Alte ſchwieg, Dumoulin das Wort: aber die Welt iſt fortgeſchritten, ein Napoleon taugt nicht mehr für unſere Zeit.

Ueber des Alten Antlitz verbreitete ſich bei dieſen Worten eine glühende Röthe, ein faſt verächtliches Lächeln umzog ſeinen Mund. Pygmäengeſchlecht! brummte er vor ſich hin: das vor der Größe des Mannes erſchrocken zurückbebt! — Dann reichte er ſeinem ehemaligen Kameraden, wie zur Ausſöhnung, die Hand und ſagte treuherzig: Meinungen ſollen uns nicht trennen, Herr Dumoulin. Wir wollen morgen dennoch vereint den Bourbons entgegenziehen, haben wir auch nicht ein gleiches Ziel! — Er vermied von nun an jedes politiſche Geſpräch, fragte ſeinen Wirth nach der Stellung, welche die Garden eingenommen hatten, und als er hörte, daß der Angriff wahrſcheinlich morgen dem Louvre gelten würde und daß man hoffe, die dreifarbige Fahne auf den Tuillerien wehen zu ſehen, rief er begeiſtert: Dann iſt Napoleon zurückgekehrt und mit ihm die Sonne Frankreichs! *)

14.

Schon am frühen Morgen des 29. Juli wirbelten die Trommeln und die waffenfähigen Männer der Hauptſtadt ſtanden zum Kampfe gerüſtet. Die königlichen Truppen hielten noch die Paläſte, den Vendome-Platz, einen Theil der Vorſtadt St. Honoré und die Champs Elisees beſetzt. Das Volk ſtrömte von allen Seiten aus dem bevölkerten Theile der Stadt herbei, heute ſelbſt den Angriff zu beginnen.

---

*) Wenn Napoleon in Paris war, wehte die dreifarbige Fahne auf den Tuillerien, ſobald er ſich aus Paris entfernte, ward ſie abgenommen.

Auch die beiden alten Soldaten der Garde bereiteten ſich zum Aufbruche. Capitain Songeret verhüllte ſeinen Adler mit einem ſchwarzen Tuche, denn nur Kriegern wollte er ihn vortragen; Dumoulin, heute auch in der Uniform der alten Garde, warf Gewehr und Taſche um, ſteckte Patronen und Lebensmittel ein und machte ſich zur Wanderung bereit.

Als aber der Augenblick der Trennung herbei kam, Madelon, bitterlich weinend, an dem Halſe ihres Vaters hing, ſie ihn beſchwor, zurückzubleiben und ſich nicht noch einmal in den Kampf zu wagen, da wurde es doch dem alten Soldatenherzen ſchwer, ſich von dem Kinde loszureißen, und als er es endlich über ſich gewann und an ſeines Waffengefährten Seite den Boulevard hinunter ging, ſprach er halbleiſe: Herr Dumoulin, ſagen Sie es Niemand, daß Sie in dem Augenblicke, wo es zum Gefechte geht, Capitain Songeret haben weinen ſehen — der Abſchied von dem Kinde hat mich ſehr bewegt. Gott nehme ſich ihrer an, wenn ich ſie nicht wieder ſehen ſollte. — Er wiſchte ſich die Thränen von den grauen Wimpern und unter dem lauten Rufe: „Vive l'Empereur!“ ſchritt er nun muthig, Kind und Alles, nur die Ehre und den Muth nicht zurücklaſſend, mit ſeinem Adler durch die Straße St. Antoine, dem Stadthauſe zu.

Unterweges hatten ſich ſchon mehre Militairs zu ihnen geſellt und bald traf der kleine Haufe Soldaten auf dem Greve-Platze ein, wo General Gerard die dort aufgeſtellten Bewaffneten ordnete und den Befehl zum Angriff des Louvre gab, der aber in dieſem Augenblicke ſchon von den Schülern der polytechniſchen Schule von der Straße du Coq aus begonnen hatte.

Mehre hundert alte Soldaten hatten ſich ſchnell auf dem Quai de la megisserie verſammelt, wo Capitain Songeret, von Dumonlin geführt, unter ſie trat und ſeinen Adler enthüllte. — Kameraden! rief er und der blinde Mann ſtand ehrwürdig wie ein Beliſar unter ihnen: Kameraden! Seht den Adler des Zwei und vierzigſten! — Er führe Euch zum Siege! — Unwillkührlich entblößten die alten Krieger ihre grauen Häupter vor dem Zeichen der Victoria, ſchweigend blickten ſie auf dieſe heiligen

Trümmer jener ſchönen Zeit, bis plötzlich ein lautes, einſtimmiges: Vive l'Empereur! erſchallte. General Gerard, heute dieſen Ausruf und hier wohl nicht erwartend, kam herbei geſprengt und aus alter Gewohnheit, wohl auch aus alter Ehrfurcht, zog auch er den Hut vor dem Adler Napoleon's. Doch ſchnell ſich beſinnend rief er: „En avant Camerades!“ Ein Tambour ſchlug ſein plan plan und vorwärts ging es über den Quai de l'ecole dem Louvre zu; die Nationalgarde folgte.

Hier begann ein mörderiſches Gefecht. Die Schweizer, welche den Louvre beſetzt hielten, wehrten ſich mit gewohntem Muthe; aber die Bürger, welche die Häuſer an den Plätzen von Jena und Marengo beſetzt hatten und nun auf die Gitterthore anrückten, blieben auch hier Sieger und der eiſerne Muth der Schweizer unterlag dem Enthuſiasmus des Volkes.

Als dieſes aus der Straße du Coq durch die Gitterthore drang, rückte der Haufe, welchem Capitain Songeret voranging, von dem Quai aus in den innern Hof und während auf dem Thurme die dreifarbige Fahne aufgeſteckt wurde, pflanzte er in der Mitte des Hofes den Adler Napoleon's auf. Aber bald rief ihn Trommelſchlag von hier, dem Sturm der Tuillerien galt es und dem alten Napoleoniden ſchlug das Herz mächtig bei dem Gedanken, auf jenem Platze den Adler aufzupflanzen, wo ſein Heros ſo oft Muſterung über ihn gehalten, in den Palaſt zu dringen, von wo aus dieſer große Geiſt gewirkt hatte.

Der Angriff der Tuillerieen begann, die verſchiedenen Colonnen entwickelten ſich; die der alten Soldaten zog längs dem Quai du Louvre. Bald war der Pont royal in den Händen der Bürger und auch von der Seite der Seine begann nun der Angriff. Hier rückte Capitain Songeret, den Adler hoch gehoben, vor; muthig, trotz des Kugelregens, der aus dem Pavillon und der Galerie manchen braven Krieger niederwarf, drang er bis zur Brücke vor. Da, in dem Augenblicke, als die alten Krieger ſich mit den Bürgern, die über den Pont royal anrückten, zum allgemeinen Angriff vereinigen wollten, ſank der Adler des Zwei und vierzigſten. — Dumoulin, nehmen Sie! rief Capitain Songeret:

geret: nehmen Sie ihn, ich ſoll ihn nicht nach dem Palaſte meines Kaiſers tragen — ich bin ſchwer verwundet. — Bei dieſen Worten ſank er nieder. Dumoulin nahm den Adler und nachdem er Sorge für den Verwundeten getragen und ihn außer dem Gefechte über die Brücke hatte bringen laſſen, ſtellte er ſich wieder an die Spitze der Stürmenden.

Die, welche den Alten getragen, ſetzten ihn in der Straße Bourbon auf eine Treppe nieder und kehrten wieder nach dem Kampfplatze zurück; nur ein am Arme Verwundeter blieb bei ihm. Fidele, der ſeinem Herrn auch im Kampfe gefolgt war, hatte ihn auch hierher begleitet und leckte das Blut, das aus ſeiner Wunde quoll.

Was machen die Unſeren? fragte nun mit ſchwacher Stimme der Alte: Schwebt der Adler noch hoch?

Noch iſt der Angriff unentſchieden! erwiederte der Verwundete: Die Garden halten ſich noch.

Wo ſind wir? fragte er weiter.

In der Straße Bourbon.

Da mag ich nicht ſterben! Haben Sie Mitleid mit einem Verwundeten, ſchaffen Sie mich von hier. Unter dem Rufe: Es lebe der Kaiſer! — nicht in der Straße Bourbon will ich den letzten Odem aushauchen.

Ich ſelbſt bin am Arme verwundet, erwiederte Jener: und nicht im Stande, Ihre Wünſche zu erfüllen, aber nicht mehr fern von hier, die Rue de Bac herauf, kommen Bürger den Angreifenden zur Hilfe gezogen, vielleicht iſt Jemand ſo gefällig —

Wolle es Gott! ſagte der Alte und preßte die Hand auf die Wunde, aus welcher das Blut jetzt ſtrömte.

Capitain Songeret! rief in dieſem Augenblicke eine wohlbekannte Stimme und Claude Ducanger ſprang aus den Reihen der Vorüberziehenden auf ihn zu: Finde ich Sie ſo wieder?

Sind Sie es, Claude? ſagte der Alte heiter lächelnd: Das freut mich! — Laſſen Sie mich nur aus der Straße Bourbon bringen, wohin es auch iſt, mir gleichviel. — Ich will mit Freuden ſterben, nur hier nicht! — Claude bat einige Vorüberziehende, den Verwundeten fortſchaffen zu helfen, wozu ſie auch ſogleich erbötig waren. — Weht die Fahne Napoleon's noch nicht auf den Tuillerien? fragte er, als man ihn forttrug.

Noch nicht! antwortete Claude.

So tragt mich nur, wohin Ihr wollt — ich könnte ſie ja doch nicht wehen ſehen! — Er ſtreckte dann ſeine Hand nach Claude und drückte ſie ihm leiſe.

Dieſer ließ nun den Verwundeten nach dem in der Nähe befindlichen Hoſpitale der Charité bringen, wo er bekannt war und ihm eine gute Aufnahme verſchaffen konnte. Auch fand er ſogleich einen Wundarzt, der ihn verband, aber dem Fragenden nur wenig Hoffnung gab; die Kugel hatte edle Theile verletzt.

Herr Ducanger! ſagte der Alte, nachdem der Wundarzt den Verband beendet hatte: Sagen Sie mir offenherzig, wie ſteht es mit mir? — Ich glaube, ſchlecht! Verheimlichen Sie mir es nicht, ich bin auf Alles gefaßt und jammere nicht. Wenn ich mit meiner Orgel auf den Boulevard's umher zog und mein Brod zu verdienen leiern mußte, war mir dieß Leben nicht ſo ſchrecklich, als der Gedanke: einſt auf dem Krankenlager ſterben zu müſſen, wo ſie dann den Bettler wie einen todten Hund fortgetragen und eingeſcharrt hätten. Jetzt ſterbe ich als Soldat, eine Kugel hat mich tödtlich verwundet und General Gerard wird gewiß den Capitain der alten Garde mit militairiſcher Ehre begraben laſſen. Wie ſteht es mit mir? — Sagen Sie es mir unumwunden.

Verlieren Sie die Hoffnung nicht ganz! erwiederte Claude.

Ich verſtehe! ſagte der Alte und ſuchte Ducanger's Hand, erfaßte und drückte ſie. Wir ſcheiden in Freundſchaft, junger Mann! ſprach er bewegt: Nehmen Sie ſich der unglücklichen Madelon an, wenn ich nicht mehr bin.

Wo iſt ſie? fragte Claude, der nicht gewagt hatte, das Mädchen zu erwähnen.

Boulevard St. Antoine, dicht an der Straße St. Claude No. 10; ſagte der Alte: ich möchte wohl, daß ſie mir die Augen zudrückte.

In dieſem Augenblicke erſcholl die freudige Nachricht, die Tuillerieen ſeyen genommen.

Nun, ſo bin ich doch vor Deinem Palaſte gefallen, mein Feldherr! rief der Alte, die letzten Kräfte zuſammenraffend: Und mit mir ſtürzte der Thron der Bourbons. — Bei dieſen Worten ſank er erſchöpft auf ſein Lager zurück. — Madelon! ſeufzte er noch einmal, dann rieſen Ermattung und Anſpannung den Schlummer herbei. Ducanger übertrug einem Wärter die Sorge für den Verwundeten, er ſelbſt eilte nach dem Boulevard St. Antoine.

15.

Unter tauſenderlei Gedanken und ſo manchen verworrenen Plänen für Gegenwart und Zukunft, durcheilte Claude die Straßen, welche nach dem Boulevard führten. — Der Sieg iſt unſer! rief man ihm freudetrunken zu: Die Garden fliehen auf allen Seiten! — Ihn kümmerte das in dieſem Augenblicke wenig, er ſetzte ſeinen Weg eiligſt fort und theilte den allgemeinen Jubel nicht; nur an den Verwundeten, wohl mehr noch an Madelon denkend, ging er über die Brücke der Tournellen, der Straße St. Antoine zu. Je näher er aber dem Boulevard kam, deſto weniger beeilte er ſeine Schritte; es war ja keine freudige Botſchaft, die er der Unglücklichen bringen wollte, er brachte ihr ja den Tod ihres ganzen irdiſchen Glückes. — Daß er für ſie ſorgen, als Bruder ſie beſchützen wolle, dieſen Vorſatz hatte er auf dem langen Wege gefaßt; daß er ihr mehr ſeyn könnte, daran dachte er wohl in dieſem Augenblicke nicht mit Klarheit. Mit dieſen Empfindungen betrat er das bezeichnete Haus, trat bei Madame Dumoulin ein und fragte nach der Tochter des blinden Handorgelſpielers. Die gute Dame führte ihn nach einem Hinterſtübchen, welches ſie ihm öffnete.

Madelon hatte bei ihrem Kommen gekniet und wahrſcheinlich gebetet. Als ſie Claude eintreten ſah, ſprang ſie auf, ſtarrte ihn einen Augenblick ängſtlich an. Sie bringen mir unglückliche Botſchaft! rief ſie dann; Wo iſt mein Vater?

Ich komme, Sie zu ihm zu führen —

Nur einen Augenblick, rief ſie, raſch ihren ärmlichen Strohhut aufſetzend; nur einen Augenblick warten Sie, Herr Ducanger, daß ich mich ſammle. O! meine Ahnung trog mich nicht — Lebt er noch?. Werde ich ihn noch ſehen, noch ſprechen?

Noch lebt er, Madelon, und wünſcht Ihre Gegenwart —

Leben Sie wohl, Madame Dumoulin! rief das Mädchen, außer ſich: Dank für Ihre Güte! Dann ergriff ſie Claude's Hand und zog ihn faſt mit ſich fort; als ſie jedoch auf die Straße kamen, ließ ſie ſeine Hand los und ſchritt raſch, ohne ein Wort zu ſagen, neben ihm her, an der Brücke aber ſtand ſie plötzlich ſtill und fragte: Wo führen Sie mich hin?

Nach dem Hoſpital der Charité! erwiederte er, bei dem Anblicke des bleichen, zitternden Mädchens tief erſchüttert.

Nach dem Hoſpital der Charité? wiederholte ſie leiſe und ein lang verhaltener Thränenſtrom brach ſich Bahn. Sie eilte, nun ihre Thränen nicht verbergend, immer weiter. Als aber das Hoſpital vor ihnen lag, faßte ſie noch einmal ſeine Hand: Iſt noch Hoffnung, Herr Ducanger?

Nur wenig! erwiederte er.

Armer Vater, arme Madelon! ſeufzte ſie

und ſchritt nun, wie es ſchien, gefaßt durch das Portal des alten Gebäudes.

Ehe ſie in das Zimmer traten, wo der Capitain mit noch mehren Verwundeten lag, bat Claude das Mädchen, ſeinen Schmerz zu beherrſchen; ſie verſprach es, trocknete ihre Thränen, als ob der Vater ſie hätte ſehen können, dann erſt trat ſie mit Ducanger ein.

Sie fanden den Alten ſchlummernd. Bleich, als habe der Tod ihm ſchon das Ruhekiſſen unter das Haupt geſchoben, lag er auf ärmlichem Lager, Fidele zu ſeinen Füßen ſah unverwandt den Schlafenden an, lauſchte auf ſein Erwachen und ſchien ſich wenig um Madelon's Gegenwart zu kümmern.

Dieſe trat an das Bett und auch ihr Auge war unverwandt auf den Großvater gerichtet. Sie beugte ſich über ihn und horchte auf ſeinen leiſen Athemzug. Er ſchläft wohl nur, Herr Ducanger? fragte ſie beſorgt: Ach, wie blaß iſt der alte Mann! — Schlafe ſanft, guter Großvater, aber ſchlafe nicht lange, denn Deine Madelon möchte das Herz vor Angſt brechen! — Sie beugte ſich wieder über ihn, da rief der

Schlafende mit leiſer Stimme: Madelon, Madelon! — Sie erbebte bei dieſem Tone. — Madelon, wiederholte er, immer noch ſchlafend: dort ſteht der Kaiſer, er winkte mir wieder.

Er ſpricht oft im Schlafe, ſagte das Mädchen zu Claude: gemeinhin kurz vor ſeinem Erwachen. — Sie hatte Recht; er holte jetzt tief Athem, fuhr mit der linken Hand nach ſeiner Wunde und fragte, erwacht: Iſt Madelon noch nicht hier?

Sie ſteht an Eurem Bette, Capitain! nahm Claude das Wort, denn Thränen erſtickten des Mädchens Stimme, das ſeine Hand erfaßte und ſie mit Heftigkeit küßte.

Armes Kind! ſagte er dann: Arme Waiſe! Geh' nicht zu Deiner Mutter, bettle lieber, nur geh' nicht zu ihr!

Kaum vermochte ſich das Wort „Vater!“ aus Madelon's gepreßter Bruſt zu winden, tief erſchüttert warf ſie ſich an ſein Lager nieder.

Ich verſtehe Dich, Kind! ſagte der Alte und legte ſeine Hand auf des Mädchens gebeugtes Haupt: Du willſt, daß ich Dich ſegne. Bleibe der Tugend treu, treu der Erinnerung an Deinen Kaiſer, ſo wird Dich Gott ſchützen und mein Segen Dich begleiten!

So will ich thun! ſtammelte das Mädchen.

Herr Ducanger! wendete er ſich nun zu dieſem: ich übergebe Ihnen mein Kind; wenn ich nicht mehr bin, tragen Sie Sorge für die Waiſe. — Ich übergebe ſie Ihnen — dereinſt fordere ich ſie von Ihnen wieder. Und nun, da mein Kind bei mir iſt, und für mich ſorgen kann, ſo eilen Sie hin, wo die Pflicht des Bürgers, die Pflicht des Sohnes Sie ruft. Treffen Sie bei den Tuillerieen einen Mann, der den Adler des Zwei und vierzigſten trägt — dieß iſt Herr Dumoulin, in deſſen Hauſe Sie Madelon fanden, ſo ſagen Sie ihm, daß ich hier bin und ihn erwarte. Es wird mich freuen, Sie bald wieder hier zu ſehen — vielleicht finden Sie mich noch! —

Ducanger trug nun in der Schnelligkeit Sorge, daß es dem Alten in ſeiner Abweſenheit an nichts fehlen konnte, nahm von ihm Abſchied und drückte im Gehen herzlich Madelon's Hand. Sie fühlte den erſten Druck, dieſen zarten Verkünder der aufkeimenden Neigung, nicht — ihre Seele war allein bei dem ſterbenden Vater.

16.

Claude begab ſich nun nach den Tuillerieen, nirgend ſah er den Adler des Zwei und vierzigſten. Dann eilte er, da der Freiheitkampf ſiegreich beendet war, nach ſeinem väterlichen Hauſe, wo er die Mutter allein und in peinlichen Sorgen um ihn und den noch abweſenden Vater fand. Als ſey er ihr neu geboren, ſo freudig umarmte ſie den Sohn und ward ganz glücklich, als auch Herr Ducanger, zwar immer noch den Arm in der Binde, eintrat. So hat mir Gott Euch Alle erhalten! rief ſie mit dankbarem Gefühl: meinen alten, treuen Lebensgefährten, mein einziges Kind, meinen Sohn habe ich wieder!

Und auch eine Tochter iſt Ihnen geworden, unterbrach ſie Claude.

Mir? — Eine Tochter? fragte Madame Ducanger erſtaunt.

Ja, Mutter, eine Pflegetochter führ' ich bald in Ihr Haus. Ich habe einem Sterbenden verſprochen, der Schutz dieſer Waiſe zu ſeyn, und wie könnte ich mein Verſprechen beſſer löſen, als indem ich ſie Ihnen, gute Mutter, übergebe?

Und wer iſt das Mädchen? fragte ſie ängſtlich: Doch nicht die Enkelin des Orgelſpielers?

Sie iſt es! erwiederte Claude, unbeſorgt, daß dieſe Nachricht die Mutter kränken könne: Der Alte liegt, von einer Kugel bei dem Angriffe auf die Tuillerieen tödtlich getroffen, in dem Hoſpital der Charité, er fiel für die Freiheit des Volkes und wir übernehmen mit Madelon eine heilige Pflicht.

Die Mutter ſah ſtarr vor ſich hin, Herr Ducanger ſprach kein Wort, er wollte nicht auf den Entſchluß ſeiner Gattin wirken. Claude wartete mit Zuverſicht die Entwickelung ab. Da ſagte die Mutter endlich mit einer Art Heftigkeit: Führe ſie her! — Für die Unglückliche zu ſorgen, iſt mir Pflicht, das Weitere werde ich dann ſchon anordnen.

Claude küßte dankbar der Mutter Hand, der Vater drückte ſie an ſein Herz und der Engel des Mitleids ſenkte gerührt ſeinen milden Hauch auf die Stirn der würdigen Matrone. — Nun wollen wir hin zu dem Alten und ihm Troſt bringen! unterbrach Herr Ducanger die feierliche Stille: Er würde nicht beruhigt hinübergehen können, wenn er ſein Kind nur in Deiner Hand weiß, Claude; ich will ihm den wahren Troſt bringen; komm', keine Minute wollen wir verſäumen!

Ehe aber Claude das väterliche Haus verließ, ſchrieb er noch ein Billet an Herrn Dumoulin, worin er ihn von dem Vorgefallenen benachrichtigte und ihn bat, zu ſeinem alten Kriegsgenoſſen in das Hoſpital der Charité zu kommen; dann machte er ſich mit ſeinem Vater auf den Weg.

Sie fanden den Verwundeten ſehr ſchwach. Capitain Songeret! redete ihn Herr Ducanger an: der Mann, der ſich die Freude machte, Sie vor Kurzem mit einigen Flaſchen Wein zu erquicken, war Claude's, Ihres jungen Freundes, Vater und ſteht jetzt in Auftrag ſeiner Gattin vor Ihnen, welche das Verſprechen des Sohnes übernommen hat, für Madelon mütterlich zu ſorgen. Seyn Sie deßhalb über das Schickſal Ihrer Enkelin unbeſorgt.

Gott ſegne Sie! erwiederte der Alte gerührt, während Madelon Herrn Ducanger's Hand ergriff und ſie mit ängſtlichem Gefühle an ihre Lippen preßte. Es war ein ſchmerzliches und doch ſüßes Gefühl, das ſie in dieſem Augenblicke ergreifen wollte; aber ein Blick auf den bleichen Alten, und es war verſchwunden, nur der Gedanke an ihn erfüllte ſie noch. — Nun ſterbe ich getroſt! fuhr nach einer Weile der Verwundete fort: Nun weiß ich doch mein Kind, meine gute Madelon, in treuen Händen, nun gehe ich gern hinüber, wohin mein Kaiſer mir ſchon lange vorangegangen iſt.

Er bedarf der Ruhe, bemerkte jetzt der herbeigekommene Wundarzt: Ich bitte, verlaſſen Sie den Verwundeten. Vater und Sohn folgten der Weiſung des Arztes und ſagten Capitain Songeret Lebewohl. Morgen kommen Sie doch wieder? fragte dieſer mit einem Vertrauen, als ſey er ſeiner Stunden gewiß. Sie verſprachen es, und als Claude nun von Madelon ſchied, ruhte ſein Auge ſeelenvoller auf dem Mädchen als je.

17.

Am andern Morgen ſtanden Vater und Sohn wieder an dem Krankenlager des alten Mannes. Sie fanden ihn nach der Abnahme des erſten Verbandes ſehr matt und Madelon hoffnungslos. Bald nach ihnen kam auch Herr Dumoulin, ſeinen verwundeten Kameraden zu beſuchen. Als der Kranke, der nur mit wenig Worten die Eintretenden begrüßt hatte, Dumoulin's Stimme hörte, ſchien noch ein Mal die Lebensflamme in ihm aufzulodern.

Dumoulin! rief er und verſuchte ſich aufzurichten: Iſt der Sohn des Kaiſers zum Herrſcher Frankreichs ausgerufen?

Nein, Capitain! Niemand denkt an ihn.

Undankbares Volk! murmelte er vor ſich hin und legte ſein bleiches Haupt wieder auf das Kiſſen: Und der Adler des Zwei und vierzigſten?

Ich pflanzte ihn in dem Hofe der Tuillerieen auf, erwiederte Dumoulin: trug ihn dann in den Palaſt, in das Zimmer Napoleon's, ſtellte ihn in die Ecke, wo ſein Degen zu ſtehen pflegte und jauchzte laut auf, ihn an dieſer Stelle zu ſehen. — Bei dieſen Worten umzog ein heiteres Lächeln des Blinden Antlitz, man ſah, daß er aufmerkſam zuhörte. — Mit entblößtem Haupte ſtanden wir da, fuhr Dumoulin fort: und tiefe Rührung hatte Aller Herzen ergriffen; ſelbſt die jungen Leute, die mit uns zugleich in den Palaſt gedrungen waren und ſich im Zimmer befanden, zogen ehrfurchtvoll ihre Hüte, als ich ihnen zurief: Dieß war Napoleon's Schreibtiſch, jener Adler, der Adler des braven zwei und vierzigſten! — Des Alten Antlitz ward immer belebter. — Da trat General Gerard ein, er ſah den Adler, begrüßte ihn ehrfurchtsvoll und befahl, ihn im feierlichen Zuge nach dem Dome der Invaliden zu bringen. Ich ergriff ihn und von den alten Kriegern und einer Menge Volkes gefolgt, trug ich ihn in den Dom, ſtellte ihn neben dem Altare auf und in dem Gotteshauſe ertönte nun ein lautes: Vive l'Empereur!

Der Verwundete mußte das Vive l'Empereur! leiſe wiederholen, denn man ſah ſeine Lippen ſich wie zu dieſen Worten bewegen, aber die

die Röthe, die während der Erzählung das Antlitz des Alten überzogen hatte, verſchwand, nur das freundliche Lächeln blieb. — Da raunte der Wundarzt Herrn Ducanger etwas leiſe zu und dieſer ergriff Madelon's Hand.

Kommen Sie, liebes Kind! ſprach er: kommen Sie mit mir.

Das Mädchen ſah ihn ſtarr und verwundert an, dann riß ſie ſich plötzlich von ihm los, warf einen forſchenden Blick auf ihren Vater, warf ſich über den Entſchlafenen und preßte ihren Mund auf ſeine kalten, erſtarrten Lippen.

Nur mit Mühe riſſen ſie das Mädchen von dem Entſeelten, aber nichts konnte ſie vermögen, ihn jetzt zu verlaſſen.

Ich muß ihm erſt die Augen zudrücken, ſagte ſie: waren ſie auch dem Lebenden ſchon geſchloſſen, will ich ſie auch dem Todten zum ſanften Schlummer ſchließen. — Sie bog ſich über ihn und drückte ihm ſanft die Augenlider zu. — Schlaf wohl, Großvater! ſprach ſie leiſe: Schlaf wohl, bis zum Wiederſehen! — Dann küßte ſie noch einmal Hand und Lippe und erhob ſich.

Ich will Ihnen folgen, Herr Ducanger, ſagte ſie nun zu dem älteren Herrn Ducanger: aber verſprechen Sie mir auch, daß ich ihn noch einmal ſehen kann, ehe er ganz von hinnen geht?

Ducanger verſprach es und bot ihr den Arm. Claude blieb mit Dumoulin zurück, die nöthigen Anordnungen zu treffen. An der Thüre wandte ſich Madelon noch einmal nach dem Todten und ſah, wie Fidele den Kopf auf das Kiſſen ſeines Herrn gelegt hatte und ihn traurig anſah.

Der Hund verläßt ihn nicht, ſagte ſie traurig; und ſein Kind muß ihn verlaſſen?

Sie wollte wieder umkehren, und nur Herrn Ducanger's ernſtes Ermahnen konnte ſie bewegen, ihm zu folgen.

Als ſie in ſeiner Wohnung eintraten, kam ihnen die Mutter entgegen. Mit ſcharfem, durchdringenden Blicke ſah ſie auf das weinende Mädchen. Aber nicht lange ruhte ihr Auge forſchend auf der Unglücklichen.

Komm! an mein Herz, arme Madelon! rief ſie, die Arme nach ihr ſtreckend; Kann ich Dir auch nicht Deinen Verluſt erſetzen, will ich Dir doch eine treue Mutter ſeyn.

Aber dieſe Balſamtropfen linderten den Schmerz nicht, der des Mädchens Bruſt zerriß; ſie blieb troſtlos, ſie hatte ja ihren guten, blinden Vater verloren.

18.

Seinem Wunſche gemäß, wurde Capitain Songeret mit militairiſchen Ehren begraben. Schnell hatte ſich die Kunde dieſer Begebenheit durch ganz Paris verbreitet und alle Offiziere und Soldaten der alten Armee folgten ihrem, für die Freiheit gefallenen Krieggenoſſen auf den Friedhof. Madelon hatte ihn noch einmal geſehen, hatte an ſeinem Sarge gelobt, ſeinen letzten Willen zu befolgen: treu der Tugend zu bleiben und das Andenken an ſeinen Kaiſer zu ehren, dann einen dunklen Roſenſtrauß, ſeine Lieblingblume, in den Sarg neben ihn gelegt und ſich nun für immer von dem getrennt, der ihr das Theuerſte auf Erden geweſen war. Nicht Claude's Herzlichkeit, nicht die Liebe, mit der ihr Vater und Mutter Ducanger entgegen kamen, konnte ſie für einen Augenblick tröſten. Sie ſchien nur in ihrem Schmerze glücklich zu ſeyn.

Drei Tage nach dem Begräbniſſe mußte Herr Ducanger ihren Bitten nachgeben und ſie zu dem Grabe ihres Vaters begleiten. Da fanden ſie den treuen Hund todt auf dem Grabhügel liegen.

Das gute Thier durfte auf dem Grabe ſeines Herrn ſterben! rief Madelon jammernd: Ach, warum konnte es ſein Kind nicht auch?!

Von dieſem Tage an wurde ſie immer ſtiller, jede Aufheiterung, die ihr die freundliche Familie verſchaffen wollte, zu der ſie Madame Ducanger in Penſion gethan hatte, vermochte nicht, ſie anders zu ſtimmen. Nur der Zeit gelang es endlich, wohl mehr noch der Liebe, den Schmerz des Mädchens in ſtille Trauer zu wandeln; ſie ward bald Claude's Verlobte.

19.

Der alte Ducanger ſchüttelte in dieſer Zeit oft ſein ſorgenſchweres Haupt, wenn er mit dem Sohne allein ſaß und die häufigen Tumulte, die Unordnungen und das Stocken alles Handels, aller Gewerbe ihm eine traurige Ausſicht in der Zukunft zeigten.

Was haben wir denn eigentlich ſeit der glorreichen Revolution gewonnen? fragte er dann den Sohn: Iſt Paris, iſt Frankreich glücklicher, freier geworden?

Claude ſchwieg, auch ſeine Erwartung war getäuſcht, die ſchönen Träume hatten ſich nicht verwirklicht und er nahm jetzt wenig Theil mehr an den öffentlichen Begebenheiten. An dem Tage aber, wo die Pariſer die Kirche **St. Germain l'Auxerois** verwüſteten, bat er die Aeltern, zu erlauben, daß er ſich in dieſer ſturmbewegten Zeit das Ziel ſeiner Wünſche ſo kurz als möglich ſtecken dürfe. Sie gewährten ihm ſeine Bitte und ſchon am anderen Tage ward Madelon ſein Weib.

Oft wallfahrtet ſeitdem die junge Frau an dem Arme ihres Mannes nach dem mit Blumen bepflanzten Grabe des Capitain Quatrebras, und Setinett, der ſeiner Pflegerin auch nach der Straße St. Honoré gefolgt iſt, ſchmettert oft ſein Liedchen, wenn die Glücklichen Arm in Arm ruhen, oder wenn Madelon dem alten blinden Großvater die Thränen der Dankbarkeit weint. Möge der Friede ihr Glück befeſtigen!

Biondina,

von

A. von Tromlitz.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1832.

I.

Am 16. Junius des 1550ſten Jahres hallten die Glocken feierlich von den Thürmen Neapels, die Frommen zum Feſte der Madonna di Monte Carmelo zu rufen. Alt und Jung ſtrömte feſtlich geſchmückt durch die Gaſſen, wo alle Balkone mit köſtlichen Teppichen behangen waren, und unzählige Blumengewinde, vom ſanften Weſtwinde geſchaukelt, die ſüßeſten Düfte verbreiteten. Man hätte glauben ſollen, die Königin des Landes ziehe heute in Neapels Mauern ein; aber Neapel ſah ſeine Königin nicht. Im finſtern Madrid, von der Etikette in den Palaſt des Prado verſchloſſen, hatte ſie das ſchöne Land noch nicht begrüßt. Einer größeren Königin, der Königin des Himmels galt das Feſt.

In keinem Lande wurden die Feſte der Heiligen mit ſo vieler ſinnlichen Pracht gefeiert als in jener Zeit zu Neapel; nicht allein religiöſer Pomp verherrlichte ſie, auch was der frohe, lebensluſtige, ſo gern die Freude in Alles verflechtende Sinn der Neapolitaner erdenken konnte, das Feſt anziehender, ſinnlicher zu machen, führte er aus. Es ſchien, als ob hier die alten heidniſchen Gebräuche in dem Kultus der chriſtlichen Religion nicht ganz untergegangen wären, denn Alles, was unmittelbaren Theil an der Ceremonie nahm, ſo wie alle Jünglinge und Mädchen, welche in dichten Reihen folgten oder zuſchauend ſich drängten, waren in weiße Gewänder gekleidet, und durch ihre Locken flochten ſich Kränze von manchfaltigen Blumen.

In und vor der Kirche Santa Maria del Carmine verſammelten ſich Vornehme und Geringe, der Herzog wie die Lazaroni, um der Prozeſſion durch die Straßen zu folgen. Die Geiſtlichkeit, in prachtvollem Ornate, erwartete am Thore die Ankunft des Vicekönigs, der trotz der unumſchränkten Macht, welche er hier gleich einem ſouverainen Fürſten übte, es nicht hätte wagen dürfen, ſich dieſem Feſte zu entziehen. Die Geſandten einiger Höfe, eben mit ihrem glänzenden Gefolge in Neapel verſammelt, waren ſchon in der Kapelle gegenwärtig, und hinter dem Hochaltare ſtanden die Jünglinge aus den erſten Häuſern in ihren weißen Gewändern, mit Blumenkränzen das Haar geziert und erwarteten mit Ungeduld den Zeitpunkt, wo ſie die mit Juwelen und Stoffen herrlich geſchmückte Madonna, welche ein Thronhimmel gegen Sturm und Wetter ſchützte, auf ihre Schultern nehmen, und ſo mit der heiligen Bürde durch die Straßen Neapels ziehen könnten.

Der Vicekönig Don Pedro de Toledo ließ lange auf ſich warten, und der jugendliche Herzog von Nemours, dieſer Liebling der Frauen, ſagte ſpöttelnd zu dem franzöſiſchen Geſandten, dem Marſchall von Bouillon, deſſen Gefolge er ſich angeſchloſſen hatte: Wahrlich, ich finde den Vicekönig ſehr ungalant, eine Dame ſo lange auf ſich warten zu laſſen. Dieſer Schuld bin ich mir noch nie bewußt.

Ich glaube es wohl, antwortete ihm der Marſchall: doch Eure Ungeduld wird nicht länger auf die Probe geſtellt werden, ich höre ſchon die Trommeln raſſeln, der Erzbiſchof bereitet ſich zum Empfange; ſeht, da ziehen ſie in ſchönſter Ordnung einher.

Aber den Herzog kümmerten die geiſtlichen Herren wenig. Er blickte in der Kirche umher, und wo er ein freundliches bekränztes Mädchen ſah, und Neapel hatte deren nicht wenige, da war ſein Auge, doch nur auf Augenblicke gefeſſelt, denn immer zog ihn eine neue Schönheit wieder ab.

Jetzt, nachdem der Vicekönig vor dem Altare der heiligen Mutter ein kurzes Gebet verrichtet, begann der Geſang der Chorknaben, die, paarweiſe geordnet, dem Zuge mit ihren brennenden Wachskerzen voranleuchteten, als ob die herrliche unbewölkte Sonne, welche ihre glühenden Strahlen über die belebte Stadt ſandte, dieſer erbärmlichen Funken bedurft hätte, den Tag zu erleuchten. Den Knaben folgten die braunbekutteten Bettelmönche, und ihre geiſtlichen Feinde, die Dominikaner; dann der Erzbiſchof mit ſeinem Klerus, und endlich die Mutter Gottes, welche Tauſende aus der Ferne begrüßten und bei ihrem Namen, die Blumen zu ihren Füßen ſtreuend, anbetend niederknieten. Sie ſchien von ihrem Throne freundlich herabzulächeln und mit der Würde einer Königin die ihr ſchuldige Anbetung anzunehmen. Die jugendlichen Träger, nicht wenig eitel über die Ehre, die ihnen heute ward, ſuchten ihren Stolz unter Andacht und Demuth zu verbergen, und obſchon ſie deßhalb die Augen niedergeſchlagen hatten, lugten ſie doch verſtohlen nach den holden knieenden Mädchen, die oft die Blumen, welche den Weg der Madonna zieren ſollten, unter lautem Gebete und Bekreuzen einem der Träger zuwarfen.

Der Madonna und ihren Dienern folgten die ſchwarzbekutteten Auguſtiner und Benediktiner, dieſe wohlgenährten, wohl dotirten Söhne der Armuth; dann ſchritt der Vicekönig, von ſeinem Gefolge und den rieſenhaften Hellebardieren umgeben, mit ſpaniſcher Grandezza einher, die fremden Geſandten ſchloſſen ſich nach Rang und Stand dicht an ihn an; die Edlen des Landes folgten, ſelbſt edle Frauen miſchten ſich, in ihre Schleier gehüllt, unter den Zug, und Alt und Jung folgte mit Geſang und Gebet in ungeordneten Haufen.

Schöner aber als alle verſchleierte Damen und die roſenbekränzten Mädchen mit ihren gefüllten Blumenkörben, die ſie mit Inbrunſt der Madonna entgegenſtreckten, glänzten die Frauen Neapels, welche mit allen Reizen der Schönheit und mit Juwelen geſchmückt auf den Balkonen oder in den Fenſtern ſtanden, die Madonna an dem Feſte ihrer Geburt anbetend zu begrüßen. Viele waren verſchleiert, doch waren die Schleier nicht ſo dicht, die Schönheiten ganz zu verbergen, ſie ſollten vielmehr der Phantaſie einen weiten Spielraum geben, das Schöne noch ſchöner ſich auszumalen. Nur wenige hatten, wie es damals zur Erhaltung der Friſche der Haut Sitte war, Masken vor, von denen der immer muntere Herzog von Nemours gegen ſeinen Nachbar behauptete, dieß müßten nur Häßliche ſeyn; die meiſten zeigten der Madonna, oder vielmehr den Vorüberziehenden ihr Engelantlitz unverhüllt und warfen Letztere zuweilen neckend mit Blumen.

Als der Zug jetzt die prächtige Straße Toledo verlaſſen und über den Platz San Spirito, rechts nach dem Platze delle Pigne einbog, bemerkte der Herzog von Nemours ſchon aus der Ferne auf dem kleinen Balkon eines unanſehnlichen Hauſes eine weibliche Geſtalt im einfachen, knapp anliegenden Frauengewande, deren Geſicht eine Maske verbarg. Sieh, Lignerolles, raunte er ſeinem Nachbar zu: dort links die herrliche Geſtalt, ſieh dieſen ſchön geformten, blendend weißen Arm, dieſe niedliche Hand, welche jetzt den Blumenkranz erfaßt; bei Gott! fände auch hier meine Behauptung ſtatt und verbärge jene neidiſche Maske ein häßliches Geſicht, ſo könnte mit Recht der herrliche Körper mit der Natur deßhalb zürnen. Während er dieß ſagte, waren ſie dem Balkon genaht, und indem er hinaufſchaute, warf die Dame ſo geſchickt einen Kranz von Roſen ihm zu, daß er ihn erfaſſen und an ſein Herz drücken konnte. Als er jetzt dankend zu ihr hinaufſah, lüſtete ſie die Maske, zwar nur auf einen Augenblick, der jedoch hinreichend war, ihm die ſchönſten Augen, den lieblichſten Mund zu zeigen.

Faſt hätte ihn dieſer Anblick aus der Faſſung gebracht, und hätte der Begleiter nicht, leiſe erinnernd, ihn mit ſich fortgezogen, er wäre nach der Dame blickend vor dem Balkone ſtehen geblieben, ſo aber mußte er dem Zuge folgen, hatte aber noch Gegenwart des Geiſtes genug, ſich das Haus und die Straße genau zu merken.

Als er den Blumenſtrauß, ſo viel es der Ort und die heilige Handlung erlaubte, genauer betrachtete, ſah er in dem Kelche einer duftenden Roſe ein Zettelchen ſtecken; er nahm es ſorgfältig heraus, legte es in das kleine Gebetbuch, in welches er zuweilen zu blicken ſchien, und ſtatt zu beten, las er: Den Kranz duftender Roſen dem reizendſten der Männer, dem Herzoge von Nemours.

Den Herzog, dieſen allgemein anerkannten Beſieger weiblicher Herzen, dieſen auf dem Felde der Ehre wie der Liebe ſo ausgezeichneten Ritter, dem ein Liebesabentheuer etwas Alltägliches war, reizte doch die Neuheit der Lage, das Kecke der Dame; zwar wollte es ihm anfangs dünken, eine luſtige Dirne hätte ſich hinter der Maske verſteckt, ihn in ihr Garn zu locken, bald aber beruhigte ihn ſeine Eitelkeit hierüber, und [illegible] die einfache Tracht der Schönen, das kleine Häuschen, auf deſſen Balkon er ſie ſah, ließ ihn ahnen, daß er kein glänzendes, wenn auch vielleicht ein köſtliches Abentheuer zu erwarten habe.

Wie langſam ſchlich nun für ihn der Zug, wie viel ruhiger ſchaute jetzt ſein Auge von Balkon zu Balkon, und als die Feierlichkeit beendet war, die Kinder der Lazaroni die geſtreuten Blumen von der Straße wieder aufſuchten, ſie aufzufriſchen und morgen in Sträuße gebunden zu verkaufen, eilte er, jeder Einladung entſagend, das Engelbild der holden Kranzſpenderin noch ſtets vor Augen, nach Hauſe.

Schon bei ſeinem Eintreten bemerkte der ſchlaue Rouvois, ſein Kammerdiener, daß ſeinem Herrn ein neuer Stern aufgegangen ſey, denn die Ungeduld malte ſich auf jedem ſeiner Züge, und die Haſt, mit welcher er ein anderes Kleid verlangte, die Eile, mit welcher er ſich ankleidete und Rouvois ihm zu folgen befahl, beſtätigte den Liſtigen in ſeiner Vermuthung. Als der Herzog nun ohne Gefolge, ſelbſt ohne Diener, um ſich nicht durch ſeine Livree zu verrathen, nur von Rouvois begleitet durch die Straßen fuhr, erzählte er dem Kammerdiener, was ihm begegnet ſey, und trug ihm auf, ſich genau das Haus zu merken, welches er ihm jetzt bezeichnen werde. Rouvois betrachtete es im Vorbeifahren mit einem Falkenblicke, und feſt war es in ſein Gedächtniß geprägt.

Schon am andern Morgen, als der Herzog aus dem Palaſte Caraccioli zurückkehrte, wo er ſeit einiger Zeit der Dame des Hauſes den Hof gemacht, brachte ihm ſein treuer Kundſchafter die Nachricht, daß jenes Haus von der Witwe eines Procurators und ihrer Tochter bewohnt werde, ſie ſey in ärmlichen Vermögensumſtänden, und lebe von einer kleinen Rente und ihrem Fleiße. — Das wäre Alles gut und in der Ordnung, fuhr er fort: und ſtimmte zu den Wünſchen meines gnädigen Herrn, denn wo Armuth iſt, ſind die Thüren ſelten verſchloſſen; was Ihr mir aber von der Schönheit der Signora geſagt, muß ich, nach dem was ich gehört, faſt bezweifeln. Die Tochter der Witwe, die ſich Biondina nennt, ſoll zwar eine ſchöne Geſtalt und die nämliche ſeyn, welche Euch, wie die Nachbarn es wohl bemerkt, mit Blumen geworfen hat, aber die Schönheit des Geſichts nicht zur Mitgift bekommen haben. Sie iſt, wie mir allgemein verſichert wurde, bleich wie der Tod, ſchielend, ihr Mund aufgeworfen, die Naſe zu groß, und ſo von Blatternarben entſtellt, daß jeder, der ſie ſieht, den herrlichen Hals bedauern muß, der ſolch häßlichen Kopf trägt. Für dießmal, gnädiger Herr, hat Euch Euer Kennerblick betrogen.

Der Herzog ſchüttelte ungläubig den Kopf. In ſolchen Fällen, Rouvois, ſagte er lächelnd: irre ich ſonſt nie; ſollte mich geſtern mein Auge getäuſcht haben? — Es war zwar nur ein flüchtiger Augenblick, während dem ſie die Maske abnahm, aber hinreichend mir ein Paar ſchöne Augen zu zeigen, die wahrlich nicht ſchielten. — Ich muß mich überzeugen.

Wie Ihr befehlt, erwiederte Rouvois. Nichts iſt leichter als dieß. Verkleidet Euch, geht zu der alten Signora, beſtellt einen Spitzenkragen oder dergleichen Arbeit, und Ihr werdet Euch bald überzeugen, daß ich Recht habe.

2.

Schon am andern Morgen ſtand der Herzog vor dem Spiegel und lachte hell auf, als er ſich ſah. Ein Pflaſter auf dem rechten Auge, ein großer herabhängender Bart, wie ihn in Italien die alten Soldaten zu tragen pflegten, ein ſchlichtes Reiterwams, ein langer Stoßdegen mit ſeinem großen eiſernen Korbe, an einem breiten ledernen Gehenke, und die rothe Feder auf dem ſpitzen Hute mit der ſchmalen Krempe, gaben ihm ganz das Anſehen eines Küraßreiters von den Kriegern des nicht längſt verſtorbenen Marquis von Pescara, die noch jetzt den Namen des edlen Feldherrn führten. So ausgeſtattet, daß wohl nicht leicht jemand den ſchönen Herzog von Nemours in ihm erkennen konnte, ging er nach dem Platze delle Pigne. Mit der fröhlichſten Laune trat er in das Haus der Witwe, nachdem er vorher noch nach dem leeren Balkon geblickt und ſich die liebliche Erſcheinung am Madonnenfeſte wieder zurückgerufen hatte. Eine alte Dienerin empfing ihn, fragte nach ſeinem Begehr und führte ihn bei der Witwe ein.

Ich wünſche, Signora, begann er mit barſchem Tone, und ſein Auge ſuchte vergebens die liebliche Geſtalt des Mädchens: daß Ihr einem alten Krieger einen Kragen ſticken möchtet, weit, groß, mit ſchönen Spitzen beſetzt, ſo daß mein Hauptmann ſich deſſen nicht ſchämen könnte, und dieß Alles hübſch bald und recht wohlfeil.

Die Alte betrachtete ihn genau, als ob ſie nach ſeinem Werthe den Werth des Kragens beſtimmen wollte, dann machte ſie ihn mit dem Preiſe bekannt, den er nach vergeblichem Handeln endlich einging. Nur Eins habe ich noch zu bedingen; ſagte er: ich habe vernommen, Eure Tochter, Signora, übertreffe Euch noch an Geſchicklichkeit, *ſie* muß mir die Arbeit machen, ſonſt nehme ich ſie nicht.

Mir gleich! antwortete die Alte lächelnd: ob wohl ich faſt zürnen ſollte, daß Ihr die Tochter der Mutter vorzieht. Doch es ſey! Kommt morgen und überzeugt Euch ſelbſt, daß Biondina die Arbeit für Euch fertigt.

Und könnte ſie nicht gleich beginnen? fragte der Herzog, aus ſeiner Rolle fallend.

Herr Küraſſier! drohte die Alte: Wäre mein

Kind ſchön, ſo möchte ich faſt glauben, es wäre Euch mehr um ſie als um die Arbeit zu thun, ſo müßt Ihr Euch bis morgen gedulden, denn ſie iſt nicht zu Hauſe; aber morgen um dieſe Stunde werdet Ihr ſie ſchon in voller Arbeit finden. — Nicht ſehr mit dem Abentheuer zufrieden, kehrte der Herzog in ſeine Wohnung zurück.

Euer Geſicht, gnädiger Herr, ſagt mir, empfing ihn Rouvois: daß ich recht berichtet worden bin; ſonſt kehrt Ihr von jedem Abentheuer immer triumphirend zurück, heute kommt Ihr weder mit Lorbeer noch Myrthe gekränzt.

Ich glaube faſt, Du haſt mit der Dame Recht, erwiederte der Herzog, und erzählte nun dem Kammerdiener, was ihm die Mutter von der Tochter Schönheit geſagt hatte. Er war dadurch unſchlüſſig geworden, ob er morgen hingehen oder mit einer Dublone die Mühe der Alten bezahlen ſollte. Aber einmal auf dem Wege zum Abentheuerlichen war es ihm unmöglich wieder umzukehren, ohne das Ziel erreicht zu haben. Er beſchloß am andern Morgen die Wanderung von Neuem zu beginnen, und meinte, es verlohne ſich ſchon der Mühe, die Launen der Natur zu belauſchen, die oft das Schöne mit dem Häßlichen ſo ſonderbar vereint.

Der andere Morgen fand ihn wieder in dem Hauſe der Witwe. Die alte Dienerin empfing ihn wie geſtern, führte ihn wieder in das nämliche Zimmer, wo er auch heute nur die Matrone fand, jedoch mit raſchem Blicke ein zweites Tiſchchen am Fenſter bemerkte, auf welchem allerlei Arbeit ausgebreitet lag.

Seht, Herr Küraſſier, ſagte die Alte, nachdem ſie ihn freundlich begrüßt hatte: wie fleißig mein Kind ſchon geweſen iſt. Euer Wunſch, nur von ihrer Hand die Arbeit zu haben, hat ihre Eitelkeit geſpornt, ſie wird Euch gewiß etwas Treffliches liefern, ſeht nur. — Sie zeigte nach dem Tiſche mit der Arbeit, er beachtete ſie kaum, und fragte, über das Geſchwätz der Alten ungeduldig geworden, faſt zudringend: Und wo iſt Eure Tochter?

Biondina! rief jetzt die Mutter zu einer Seitenthüre hinein: So komm doch, den Kriegsmann, der Deine Arbeit ſo hoch ſchätzt, zu begrüßen. — Während ſie der Tochter zurief, heftete der Herzog neugierig den Blick auf die halbgeöffnete Thüre; der lieblichen Erſcheinung auf dem Balkon gedenkend, ſah er erwartungsvoll ihrem Eintritte entgegen. — Zög're nicht ſo lange! rief die Mutter noch einmal: mache den Herrn nicht ungeduldig, Dein Haar iſt gut genug geordnet; komm nur, mein Kind! Dieß ſagend öffnete ſie die Thüre, Biondina trat herein.

Bei Gott und allen Heiligen, Rouvois iſt ein Thor! rief der Herzog, das Engelgeſicht des Mädchens mit Staunen betrachtend: Dieß Eure Tochter, Signora?

Zu dienen, Herr! erwiederte dieſe: Aber was ſoll der Ausruf, was ſoll der fremde Name Rouvois, den Mann kenne ich nicht?

Glaub' es wohl, Signora, ſagte der Herzog einlenkend: es iſt eine üble Gewohnheit von mir, wenn mich etwas überraſcht, ſo zu fluchen. — Verzeiht, Ihr ſelbſt habt die Schuld. Schildert mir Euer Kind als nicht ſchön, und bei Gott! — er wandte ſich nach dem Mädchen, das, vor dem Tiſchchen ſitzend ihn mit durchdringendem Blicke betrachtete, ſchnell aber, da der ſeine ſie traf, das Auge niederſchlug. — Bei Gott, Signora, nennt Ihr Biondina nicht ſchön, ſo hat Italien Euch ſeinen Schönheitſinn verſagt, und Ihr verdient nicht, daß der Himmel Euer Leben mit ſolcher Tochter ſchmücke. — Die Alte lächelte; auf des Mädchens Antlitz wurden die Lilien zu Roſen, die Roſen der Wangen zu Purpur.

Betrachtet ſie, fuhr der Herzog fort: ſeht dieſes geſenkte Auge, von den langen dunklen Wimpern beſchattet, wehe dem, den es zürnend, dreimal wehe dem, den es liebend anblickt, denn er verginge vor Wonne. Seht dieſen Mund, ſchwellend die Lippen und purpurn, freundlich lächelnd und klein, ſo daß man nicht glauben könnte, der Liebesgott hätte Raum, ſich auf dieſem ſchwellenden Pfühle zu wiegen. Seht die Grübchen, in jedem hat ſich Amor ein Hüttchen gebaut, und entladet von hier ſeinen Köcher. Die Locken, wie rollend in dunkler Fülle über Nacken und Schulter. — Seht —

Herr Soldat, unterbrach ihn die Alte: mir ſcheint, Ihr ſeyd mehr in Meiſter Petrarca's als in des Marquis Peſcara's Schule gegangen: mit Eurem einen Auge ſeht Ihr mehr als ich mit meinen beiden. Macht das Kind nicht verlegen, ſie wird ſonſt unruhig, die Stiche werden nicht gleich, und da Ihr Euch nun überzeugt habt, daß ſie die Arbeit für Euch verfertigt, ſo dächte ich, Ihr ſtörtet ſie nicht mehr.

Nicht im mindeſten! ſagte der Herzog, nahm aber ihr gegenüber Platz.

Daß das Kriegsvolk doch gleich, wo es eintritt, ſich in Beſitz ſetzt! ſagte die Alte brummend: Nun, wenn Ihr fein ſtill ſeyn und mit Euren Schmeicheleien mein Kind nicht mehr beläſtigen wollt, ſo gönne ich Euch wohl einen Augenblick die Freude. — Sie ſetzte ſich jetzt an ihre Arbeit, und da der Herzog im Anſchauen vertieft war, herrſchte eine große Stille in dem kleinen Zimmer, die jedoch bald von der alten Dienerin, welche die Signora herausrief, unterbrochen wurde.

Der Herzog war nun mit dem ſchönen Mädchen allein. Ihr Anblick hatte ihn ſo hingeriſſen, daß er an ſeine Verkleidung nicht dachte, aufſprang, ihre Hand erfaßte und ſie an ſeine Lippen drücken wollte. Sie entzog ihm die Hand, ſtand auf und ſagte mit Stolz: Wenn der Herzog von Nemours einem edlen Mädchen nahen will, ſo zeige er ſich in ſeinem Glanze; die Natur hat ihn ſo ausgeſtattet, daß er einer Mummerei nicht bedarf.

Der Herzog, von dieſen Worten überraſcht, wußte im erſten Augenblicke nichts zu erwiedern, doch zu gewandt, dauerte ſeine Verlegenheit nicht lange. Dame, ſagte er ſcherzend: Ihr ſcheint einen ſo durchdringenden Blick zu haben als ich; ich erkannte, trotz der Maske, Eure Schönheit, und Ihr, trotz dieſem Barte und der Binde über dem Auge den Herzog von Nemours, dem meine ſchöne Kranzſpenderin wohl erlauben wird, morgen ohne Mummerei wiederzukommen, ihr meinen Dank für die Blumen zu ſagen, welche mir als ſchwaches Vorbild der Roſen erſcheinen, die ich jetzt mit immer ſteigender Gluth auf Euren Wangen erblicke.

Gnädiger Herr, erwiederte das Mädchen: Ihr erinnert mich jetzt an meine Thorheit, die ein neckender Dämon mir in einem Augenblicke eingab, wo ich mein Herz wohl zu ernſtern

Dingen hätte wenden ſollen. Darf ich Euch offen geſtehen, was mich zu der Unüberlegtheit vermochte, Euch mit jenem Kranze zu werfen? Ich bemerkte, daß Ihr ſchon aus der Ferne Euren Blick auf mich heftetet; mich machte dieß verlegen, denn ich ſah, wie die Nachbarn deßhalb nach mir gafften; hierüber unmuthig geworden, wahrlich im Unmuthe, warf ich den Kranz nach Euch. —

Und der Zettel, den ich daran befeſtigt fand? unterbrach ſie der Herzog lächelnd.

Welcher Zettel? fragte Biondina unbefangen.

Dieſer, der mir wohl Schmeichelhafteres ſagt als ich verdiene, erwiederte Nemours, ihr den Zettel reichend, den er wie ein Amulet bei ſich trug.

Ah! rief ſie, und der Zorn glühte auf ihrem lieblichen Angeſichte: Haſt Du mir den Streich geſpielt, Jazintha! — Daß ich den Zettel nicht geſchrieben habe, wandte ſie ſich zum Herzoge, will ich Euch beweiſen. Sie holte Feder, Dinte und Papier, ſetzte ſich, ſchrieb, und überreichte noch in heftiger Bewegung das Geſchriebene dem Herzoge. — Er las, und verglich die Züge welche nicht die mindeſte Aehnlichkeit mit denen des Zettels hatten, jedoch ſchienen ihm die geſchriebenen Worte: Liebte ich, ſo würde ich es beſſer zu verbergen wiſſen! nicht ohne Bedeutung.

Des Herzogs Eitelkeit war durch dieſe Erklärung verwundet, ſie konnte es nicht zugeben, daß Biondina nur aus Neckerei ihm den Kranz zugeworfen, und der Zettel, den er für ein Siegeszeichen gehalten, nur eine ſcherzhafte Myſtification geweſen ſey. Warum aber, ſchöne Biondina, fragte er, um ſie von Neuem verlegen zu machen: warum zoget Ihr, wenn auch nur auf einen Augenblick, die Maske ab?

Herr Herzog! ſagte das Mädchen, ſich von dem Seſſel erhebend, und der liebliche Zug um ihren Mund ward ernſt: des Menſchen Bruſt wird von manchen Leidenſchaften erſchüttert. Die Eine verwundet der Liebe Pfeil, in der Andern bettet ſich die Eitelkeit auf bequemen Lager, und doch ſtören unbefriedigte Wünſche ewig ihre Ruhe; auch der Stolz breitet ſeine kühnen Schwingen in ſo manchen aus, und nach dem Höchſten ſtrebend, verwundet er die mächtig klopfende. — Der Liebe Pfeil hat mich noch nicht getroffen, möglich, daß ich jetzt ſchon ſein Schwirren vernehme, die Eitelkeit hat mich nie beunruhigt, und nur der Stolz hat in meiner Bruſt ſeine Schwingen gebreitet. Er war es, der mir gebot, mein Antlitz dem Manne zu zeigen, der jedes Herz eines Weibes für ſeine Beute hält, ihn zu mir zu locken, ihn aufzufordern, mit mir, dem unbeachteten italiſchen Mädchen, den Kampf zu beginnen. — Und widerſtand ihm noch kein Weib, ſo widerſtehe ihm Biondina. — Daß ich, nach dieſem offenen Geſtändniſſe nicht den Zettel mit der ſchalen Schmeichelei an Euch ſchreiben konnte, wird Euch wohl einleuchtend ſeyn.

Dem Herzoge war dieſe Wendung der Sache neu, aber auch um deſto anziehender. Noch nie hatte ihn ein weibliches Weſen ſo kühn zum Kampfe gefordert, noch nie hatte er den Gedanken gefaßt, daß das Herz eines armen anſpruchloſen Mädchens ihm und ſeinem Golde widerſtehen könne. — Signora, ſagte er lächelnd: bei unſerm Kampfe kann nur ich gewinnen. Gelegenheit müßt Ihr mir geben, den Kampf zu beginnen, und in jedem Augenblicke, wo ich Euch ſehe, ernte ich ſchon die Früchte, denn in dieſem

Himmelsantlitz ſchauen, macht mich glücklicher als tauſend Siege.

Gnädiger Herr, antwortete Biondina, und das holde Lächeln umzog von Neuem ihren roſigen Mund, und bildete die reizenden Grübchen: Ihr wißt ja, der Eitelkeit habe ich kein Plätzchen gegönnt, auf dieſem Wege macht Ihr mir den Sieg leicht. Ueberhaupt rathe ich Euch, fuhr ſie ſcherzend fort: verſchiebt den Angriff bis morgen, denn wahrlich, in der Maske, in der Ihr vor mir ſteht, möchtet Ihr Euer Spiel verderben; der Blick eines Auges und wäre er noch ſo feurig, dringt nie zum Herzen, die Liebe bedarf ihrer zwei. In dieſem wilden Barte verſchweben die lockenden Schmeichelworte Eures Mundes, und dieſes breite Gehenk mit dem furchtbaren ſpaniſchen Degen deckt Euer Herz zu ſehr, um deſſen Klopfen zu bemerken. Kehrt morgen zurück, erſcheint mir in Eurem vollen Glanze, wie einſt Jupiter der Semele, und Ihr werdet ſehen, die arme Biondina, die für den Küraſſier von Pescara's Regimente einen Spitzenkragen ſticken ſollte, iſt ſtolz und kalt genug, daß Eure Blitze in ihrem Herzen nicht zünden.

— Verlaßt mich heute und kehrt morgen zurück, denn wahrlich, ich möchte Euer Bild, ſo wie es jetzt vor mir ſteht, nicht gern in mir auffaſſen.

Die Mutter trat bei dieſen Worten ein; der Herzog, der wohl fühlte, daß er in dieſem Aufzuge nichts zu gewinnen hoffen konnte, entfernte ſich bald.

3.

Mein kluger Ambaſſadeur, ſagte er zu Rouvois, als dieſer ihm neugierig in das Kabinet folgte: von wem haſt Du denn die treuen Berichte über die Witwe und ihre Tochter eingezogen?

Gnädiger Herr! erwiederte der Kammerdiener: die Nachricht erhielt ich erſtens von der alten Megäre im Hauſe ſelbſt, ſie koſtet mir ein freundliches Wort und einen Scudo, zweitens von dem Limonienhändler dem Hauſe gegenüber, dem ich ein Dutzend Früchte abkaufte, drittens von dem Makaroniverkäufer an der Ecke, der nur

nur einen Bajocho für ſeine Nachricht verlangte, weil das Geſicht roth wie Kupfer ſey. Viertens —

Schweig mit der Aufzählung Deiner Narren, geh nach dem Platze delle Pigne, tritt in das Haus, öffne mit Ehrfurcht die Thüre zu dem kleinen Stübchen, und Du wirſt am Fenſter ein Mädchen ſitzen ſehen, das alle Huld, allen Liebreiz, den die Phantaſie der Dichter und Maler geſchaffen, in ſich vereint, die mit dem Stolze einer Fürſtin die Grazie der Liebenswürdigkeit verbindet — die —

In dieſem Augenblicke die Erwählte iſt, fiel ihm der dreiſte Rouvois in's Wort: denn wahrlich, Eure Laune, gnädiger Herr, feſſelt Euch ſtets nur an die Schönſte der Schönen, und Eure Meinung, ſo flüchtig ſie iſt, beſitzt Merlins Zauberkunſt, das Gewöhnliche zum Außerordentlichen umzuſchaffen; jedoch mit Eurem befriedigten Sehnen ſchwindet Schönheit und Liebreiz, und es geht den armen Verlaſſenen wie den Blumen; hat der Weſt ſie ſchaukelnd entblättert, rauſcht er, die Blätterloſen nicht mehr beachtend, zu einer andern.

Der Herzog, der nach damaliger Sitte mit ſeinem erſten Diener beſonders in dieſem Punkte auf einem vertrauten Fuße ſtand, wurde über die treffenden Bemerkungen Rouvois nicht ungehalten. Dießmal, Henriot, ſagte er ernſt: biſt Du im Irrthum; was ich ſagte iſt Wahrheit, und wahrlich! meine Eitelkeit findet bei dieſer ſonderbaren Bekanntſchaft ſo wenig Nahrung, daß ſie eben keine Urſache hat, ſich die neue Amazone zu idealiſiren. Er erzählte nun Rouvois die ganze Unterredung mit dem lieblichen Mädchen, und während er den ſtolzen Ernſt ſchilderte, der ſich ſo wunderbar mit der unwiderſtehlichen Lieblichkeit vereine, lachte der ſchlaue Henriot. —

Nun, was ſoll Dein Lächeln, fragte der junge Herzog faſt empfindlich: Zweifelſt Du auch hier?

Nicht im mindeſten, erwiederte Rouvois: nur glaube ich, nach alle dem was Ihr von dem ſeltſamen, engelſchönen Mädchen, welches den ſieggewohnten Herzog faſt zu keck herausgefordert, erzählt, es habe, ehe noch der Kampf beginnt, ſchon beſchloſſen, Euch als Sieger mit Lorber und Myrthe zu kränzen. — Verzeiht, mir ſcheint die Signora ſeiner Art zu ſeyn, ſie kennt die Schwingen meines gnädigen Herrn, kennt ſeinen Flatterſinn, und möchte, ehe ſie ſich ihm hingibt, ſeine goldenen wie ſeine Schwungfedern ihm ausrupfen, und da muß man freilich, Euch zum Stillhalten zu bewegen, ein neues Liedchen ſingen, deſſen Weiſe Ihr noch nicht kennt. Hütet Euch vor der Witwe und ihrer Tochter.

Du, ſonſt ſo liſtig, unterbrach ihn der Herzog: ſcheinſt in dieſer Angelegenheit verdammt zu ſeyn, immer zu irren. Geh unter irgend einem Vorwande zu ihr, ſieh das Mädchen, beobachte ſie, und Du wirſt Dich überzeugen, daß ſie ſelten an Schönheit, ſeltener noch an Geſinnung iſt. —

Rouvois ließ ſich das nicht zweimal ſagen. Er wanderte nach dem Platze delle Pigne, trat zuerſt zu dem Makaronihändler und fragte ihn noch einmal nach der Signora, die in jenem Hauſe wohne. Herr, erwiederte lächelnd der feiſte Makaronikoch: wäre ich nicht ein ſo armer Schlukker, müßte ich Euch wohl den Bajocho, womit Ihr vorgeſtern meine Nachricht lohntet, wiedergeben, ich hatte Euch auf Befehl der Signora, und wer kann ihren Worten widerſtehen, belügen müſſen, denn ſie befahl, jeden, der ſich bei mir nach ihr erkundigte, zu belügen und zu ſagen, daß ſie häßlich ſey. Bei Gott! dachte ich, ein ſeltener Fall, das habe ich wohl ſchon erlebt, daß eine Häßliche ſich für ſchön ausgibt, aber umgekehrt noch nie.

Rouvois ließ den Bajocho in Stich, und trat in den Laden des Limonienhändlers, der ihn lachend begrüßte. Ihr kommt gewiß her, mit mir zu zürnen, lieber Herr! rief ihm dieſer entgegen: aber beim heiligen Januar, wenn ſolch ein Engel bittet, kann ein Menſch nicht widerſtehen. — Schön iſt die Signora, ihre Haut weich und glatt wie Sammet, der Blick ihres Auges das Herz treffend, ſo gerade, daß es wahrhaft Sünde wäre, zu behaupten, ſolche Augen ſchielten, und der Mund — ach wenn ſie hier ſteht und eine Orange mit ihren lieblichen Händchen geſchält hat, und ſie nun die ſaftige zu dem küßlichen Munde führt, wahrhaftig, Herr, ſchon hundertmal iſt der Wunſch in mir rege geworden, ſtatt eines Limonienhändlers die Limonie ſelbſt zu ſeyn. Nun bei Gott, brummte Rouvois für ſich.

als er in die Straße nach dem Hauſe der Signora ſchritt: muß doch wohl dieſes Mädchen etwas ganz Außerordentliches ſeyn, daß ſie einen feiſten Makaroniverkäufer und den Pickelhäring von Limonienhändler 'ſo in Entzückung zu ſetzen vermag. — Nun, wir wollen ſehen. — Er tret in das Haus.

Die alte brummige Dienerin kam ihm aus ihrer dunkeln Küche entgegen, und ein ſchadenfrohes Lächeln machte bei ihrem Anblicke ihr tückiſches Geſicht noch widriger. Wollt Ihr vielleicht zu der Signora, meiner würdigen Frau und deren Tochter? Im letzten Falle bitte ich Euch um zwei Scudi, denn habt Ihr mir für die Häßliche Einen bezahlt, iſt die Schöne wohl zwei werth.

Laßt mich auch ohne Scudi ein, hemmte er die geläufige Zunge der Alten: ich komme von meinem Herrn, dem Herzoge von Nemours, und habe einen Auftrag an Eure Dame.

Ei, ſeht doch! unterbrach ihn die Alte ſtaunend: Ihr ſeyd nur ein Diener meines Gleichen, und geht einher ſtolz wie ein Pfau, geputzt wie ein franzöſiſcher Kavalier, habt einen Degen an der Seite und ein ſeidenes Wams auch am Werktage an; nun hätte ich das gewußt, ſo würde ich vorgeſtern nicht ſo viel Umſtände gemacht und den Scudo nicht angenommen haben, denn eine Krähe ſchenkt der andern nichts, und in Neapel nimmt ein Diener vom andern kein Trinkgeld.

Nun, ſo gib mir meinen Scudo wieder zurück, alter Drache! ſagte Rouvois lachend.

Habe ihn nicht mehr, habe ihn zu den Kapuzinern getragen, für Euren Verſtand Meſſe leſen zu laſſen. Dieß ſagend trat ſie in ihre Küche zurück und warf die Thüre hinter ſich zu.

Rouvois beſann ſich nicht lange und klopfte an die Stubenthüre. Ein kreiſchendes: Herein! gab ihm die Erlaubniß, ſie zu öffnen. Er trat ein, neigte ſich vor der Mutter, und trat der Tochter näher, die ihm halb den Rücken wandte und ſich nicht nach ihm umſah. Signora, redete er ſie an: mein Herr, der Herzog von Nemours, deſſen erſter Kammerdiener ich bin, ſendet mich zu Euch. Biondina wandte ſich jetzt und blickte nach ihm auf. Rouvois, nie in Verlegenheit, hatte jedoch bei dieſem Blicke ihres Auges ſeine wohlſtudirte Rede vergeſſen, und ſah, ſtarr vor Erſtaunen, die Signora an; ſo Herrliches hatte er noch nie geſehen.

Herr Kammerdiener des Herzogs von Nemours! ſagte Biondina mit Laune: was iſt des Herzogs Wunſch? Eure unbeſcheidenen, mir läſtigen Blicke machen uns nicht mit der Urſache Eures Hierſeyns bekannt.

Signora! begann nun Rouvois, der von dem ſcharfen Tone, dem ſtolzen Sinne ihrer Rede aus ſeiner Extaſe geweckt war: der Herzog ſendet Euch dieſe einfache weiße Roſe, mit der Bitte, ihr ein Plätzchen zu gönnen, wo ſie, von den Roſen Eurer Wangen beſtrahlt, erröthend ſich purpurn färben würde; die Stelle werdet Ihr wohl finden. Er reichte ihr die Roſe, welche ſie nicht annahm.

Sagt Eurem Herrn, erwiederte ſie: daß es in Frankreich wie in Italien wohl Sitte ſey, den Damen einfache Geſchenke, wie zum Beiſpiel Blumen, die einer ſinnigen Deutung unterworfen ſind, ſelbſt, aber nicht durch ſeinen Diener zu überreichen.

Signora! erwiederte Rouvois: mir wurde

das Glück ſehr oft, dergleichen Geſchenke an Damen zu überreichen, die, obgleich von höherem Stande als Ihr, ſie dankbar aus meinen Händen annahmen.

Ich glaube, fiel ihm Biondina zürnend in die Rede: daß Ihr wohl ſchon oft von Eurem Herrn zu ſolchem Geſchäfte gebraucht wurdet, aber dabei habt Ihr doch nicht die Frauen zu unterſcheiden gelernt. Der Stand gibt ihnen nicht immer Werth und Würde; eine Herzogin könnte vielleicht die Roſe aus Eurer Hand angenommen und Euch belohnt haben, die Biondina zurückweiſet und Euch erſucht, ſie zu verlaſſen. Sie wandte ihm den Rücken, entfernte ſich und ließ ihn ſtehen.

Bei Gott! Signora, wandte ſich Nouvois nun zu der Mutter: Euer Töchterlein iſt ſo zart von Körper als unzart von Sitten. Wer von ſeiner Hände Arbeit leben muß, ſollte wohl billiger Weiſe zuvorkommender ſeyn. Mit Gott komme ich nie wieder in dieß Haus.

Wie es Euch beliebt, Herr Kammerdiener des Herzogs von Nemours, erwiederte die Alte: lebt ſomit für immer wohl.

Als Rouvois das Haus verließ, ſtand der magere Limonienhändler noch an der Thüre ſeines Ladens und winkte ihm, herüber zu kommen; der Aufgebrachte aber hatte heute ſo wenig Luſt, Limonien zu kaufen, als Zeuge der Entzückungen dieſes Narren zu ſeyn, konnte jedoch mit ſeiner übeln Laune dem Makaroniverkäufer nicht ganz ausweichen, der auch dem Vorbeieilenden zurief: Nicht wahr, Signor, ſie iſt ein Engel?

Eine ſtolze Närrin iſt ſie! brummte er vor ſich hin und eilte nach ſeiner Wohnung. — Als der Herzog von ſeinem Mittagmahle nach Hauſe kam, war ſeine erſte Frage: Haſt Du ſie geſehen?

Ja, gnädiger Herr.

Sahſt Du je ein ſchöneres, lieblicheres Weſen?

Nein, gnädiger Herr.

Fandeſt Du je ſo viel Liebreiz, ſo viel Anmuth, je den wahren Stolz einer Jungfrau herrlicher, zarter ausgedrückt als in den Reden Biondinas?

O ja, gnädiger Herr.

Rouvois! fuhr der Herzog auf: warſt Du taub oder blind?

Beides nicht. — Ich ſah eine Roſe, und muß geſtehen, ſchöner habe ich ſie nicht in Italiens Gärten, nicht auf Frankreichs Fluren geſehen. An dem Ebenmaße des Körpers konnte ſelbſt Buonarotti nichts tadeln, ſchlank, voll, nymphenhaft und üppig; die Haut als hätte ſich die Roſengluth in dem Schnee einer Lilie gebadet; ein Auge, lockend und abſchreckend zugleich; ein Mund, nein bei Gott, mir geht es wie dem Límonienhändler, er bezaubert, wenn er ſich öffnet — aber —

Aber? fiel ihm der Herzog in die Rede, dem Rouvois Beſchreibung das Bild Biondina's lebhaft hingezaubert hatte.

Aber nun iſt es mit der Herrlichkeit zu Ende. — Ambradüfte mag der Mund hauchen und ihr Athem wie Jonquillen und Reſede duften, aber hat erſt der Hauch mit ſeinen aromatiſchen Schwingen ſich zu Tönen geformt, dann iſt es vorbei — ſolche unfreundliche Worte aus ſolch freundlichem Munde hörte ich noch nie.

Der Herzog lachte. Ich bin neugierig, was Dir begegnet iſt, erzähle nur.

Rouvois berichtete nun alles treu, vergaß ſelbſt die alte Megäre nicht, und wie ſie ſich ihm gleichgeſtellt habe, auch hob er ſtark hervor, daß die Signora ſchon am Tage des Feſtes die Nachbarn gebeten, ſie jedem nach ihr Fragenden als häßlich zu ſchildern, worunter auf jeden Fall eine Liſt verborgen läge. Sein Unmuth trug ſtark auf, und doch mußte ſich bei aller übeln Laune, worein ihn die geringſchätzende Behandlung Biondina's verſetzt hatte, ſeine Bewunderung der Schönheit des Mädchens oft und laut ausſprechen.

Wie kannſt aber auch Du, ſonſt ein gewandter Bote bei Frauen, einen ſolchen Mißgriff machen? ſagte jetzt der Herzog: Wie konnteſt Du es wagen, der Dame Deines Herrn eine einfache Roſe zu überreichen? Dergleichen Geſchenke reicht nur das Herz in Augenblicken, wo es von Empfindung überſtrömt, nur der Geber gibt ihnen Werth; Geſchenke aber, die ein Dritter überbringt, müſſen von wahrem Werthe ſeyn. — Ich verſtehe ſchon die Signora.

Ich glaube es ſchwerlich; antwortete der Kammerdiener keck: ſie ſcheint mir ein Chamäleon zu ſeyn. — Aber habe ich als ein treuer Liebesbote Euch in ſo manchem Abentheuer beigeſtanden, habe ich Euch als ein guter Chriſt ſo manchmal abgerathen und gebeten, das unſchuldige Herz der Jungfrau in ſeiner kindlichen Ruhe ſchlummern zu laſſen, ſo ſtehe ich Euch bei dieſem Abentheuer mit doppeltem Herzen bei, und ſollte Biondina darüber zu Grunde gehen; einmal mit dem treuen Herzen eines alten Dieners, dann mit dem der Rache, denn, bei Gott, der Stolz muß gebeugt, dieſe Närrin muß gedemüthigt werden.

Rouvois! unterbrach ihn der Herzog ernſt: vergiß nicht, daß Biondina die Dame meines Herzens iſt.

So werd' ich mich nicht vergeſſen, gnädiger Herr! — So lange Ihr meines Rathes, meiner Liſt nicht bedürft, ſchweige ich. Gelangt Ihr ohne mich zum Ziele, ſo verweilt Ihr dort nicht lange und Biondina war die Dame Eures Herzens, und dann weiß ich daß Ihr mir nicht zürnt, wenn ich eine kleine Rache übe. Widerſteht ſie Euren Bewerbungen, ſo werdet Ihr ſchon meiner bedürfen.

Auch hier wirſt Du Dich irren, und ſelbſt in mir! ſagte der Herzog unmuthig und brach das Geſpräch ab.

4.

Noch an demſelben Abende, kaum daß es zu dämmern begann, trat der Herzog bei Biondina ein, die er bei der Arbeit einer prächtigen rothen, mit Silber reich geſtickten Feldbinde fand. Sie empfing ihn höflich aber nicht freundlich; ein gewiſſer Ernſt ſchien auf ihrem Geſichte zu liegen, welchen der Herzog ſeinem Kammerdiener zu verdanken glaubte.

Ich komme, wieder gut zu machen, was der unzeitige Eifer meines Dieners gefehlt hat, ſchöne Biondina! ſagte der Herzog: Ich gab ihm den Auftrag, die ſchönſte Roſe, die nur in den Körben der Blumenmädchen zu finden ſey, aufzuſuchen, ſie mir zu bringen, und da eilt der Unüberlegte fort und überreicht Euch das einfache, anſpruchloſe Geſchenk ſelbſt. — Biondina lächelte. — Ihr ſcheint meinen Worten nicht zu glauben, reizende Signora, fuhr der Herzog fort.

Gnädiger Herr, unterbrach ihn das Mädchen: was bedarf es einer Entſchuldigung. — Ich freue mich, den Herzog von Nemours in ſeinem Glanze, freue mich, ihn bei mir zu ſehen — von dem Vergangenen laßt uns ſchweigen. Eure Entſchuldigung macht die Thorheit Eures Kammerdieners nicht ungeſchehen, macht Eure Unzartheit, verzeiht gnädiger Herr meine Offenheit, nicht weniger kränkend für mich.

Meine Unzartheit? fragte der Herzog erſtaunt.

Ja, gnädiger Herr. — Die Roſe, für einen Bajocho aus dem Korbe eines Blumenmädchens gekauft, kann für mich keinen Werth haben, wenn ſie auch Eure Hand mir gereicht hätte.

Würde bei Euch keine ſinnige Deutung in dieſem anſpruchloſen Geſchenke gelegen haben?

Nein, Herr Herzog. — Hätte ſie Eure Hand für mich *gepflückt*, hättet Ihr ſie mir dann überreicht und ich glauben können, Euer Herz, nicht Euer Mund nur lege eine ſinnvolle Deutung in dieſe freundliche Gabe, vielleicht hätte ich die Thorheit begangen, ſie leiſe an mein Herz zu drücken und ihr dort ein Plätzchen gegönnt. — So aber konnte ſie in keinem Falle Werth für mich haben.

Der Herzog, welcher die Kunſt verſtand, alles, was ihn ſeinem Ziele näher bringen konnte, mit Schlauheit zu ergreifen, hielt den Faden dieſer Unterhaltung feſt, und ſuchte die Zeit, wo die Mutter noch abweſend war, ſo viel als möglich zu benutzen. Biondina hatte wohl eigentlich ſchon mehr geſagt als ſie ſagen wollte; ſo zurückweiſend ihre Rede auch ſeyn ſollte, verrieth ſie doch dem feinen Menſchenkenner, und das war der Herzog gewiß, daß ihr Herz nicht ganz gleichgiltig für ihn ſey. Er baute darauf ſeinen Plan, betrug ſich mit der äußerſten Zartheit gegen das Mädchen, ſuchte nur immer die tiefen Saiten ihres Herzens zu berühren, und da er bald gewahr wurde, daß ſie ſich bei jedem Gefühle, im Stolze, wie in den Empfindungen des Herzens leicht zum Ueberſpannten neigte, ſchwang er ſich, was ſonſt im Umgang mit Frauen ſeine Gewohnheit nicht war, zu ihr auf, und ohne daß er es ahnete, hatte ihn Biondina in dieſem Zauberkreiſe feſtgehalten.

Vielleicht zum erſtenmal in ſeinem Leben verließ der Herzog ein Mädchen, für welches er neben den ſinnlichen Eindrücken der Liebe auch Achtung fühlte. Still und in ſich gekehrt kam er nach Hauſe, und Rouvois ſchüttelte bedenklich den Kopf, als er ſeinen lebensmuthigen Herrn ſo ſinnend fand, doch ſchwieg er. Der Herzog erwähnte mit keiner Sylbe das Mädchen, Rouvois hütete ſich wohl, deßhalb eine Frage zu thun, und ohne, wie es ſonſt des Herzogs Gewohnheit war, beim Schlafengehen den Vertrauten von ſeinen Abentheuern zu unterhalten, legte er ſich heute ſchweigend zu Bett.

Entweder hat die Schöne ſeine Bewerbung ſo unglimpflich zurückgewieſen wie meine Roſe, was ihm wohl nicht ſchaden könnte, dachte Rouvois bei ſich: oder, was viel ſchlimmer wäre, auch bei ihm ſitzt einmal der Pfeil feſt und tief; dann wäre freilich alle Luſt und alles Leben dahin. — Mit tauſend Planen legte er ſich nieder, doch des Herzogs Wankelmuthe vertrauend, ſchlief er ſorglos ein.

Der

Der andere Morgen fand ſchon den Herzog in dem Laden eines Juweliers, wo er die ſchönſte von Brillanten gefaßte Roſe, welche er in dem prachtvollen Gewölbe fand, kaufte. Von da ging er mit ſeinem Gefolge nach dem Platze delle Pigne. Er trat, nachdem er ſeine Umgebungen hier zurückſchickte, heute mit einem ganz andern Gefühle bei Biondina ein; ihm war die Bruſt beengt, und doch war es ihm ſo wohl, als er das ſchöne Mädchen vor ſich ſah, das wieder an der roſenfarbenen Feldbinde ſtickte.

Biondina empfing ihn freundlich, auf ihrem Antlitz hatte ſich der Frohſinn gebreitet, ſie nahte ſich ihm faſt mit kindlicher Unbefangenheit und als ob ſie der geſtrige Abend um Jahre näher gebracht, ſo zutrauenvoll reichte ſie ihm die Hand und lud ihn ein, ſich neben ſie zu ſetzen. Auch die Mutter ſchien ihm zu vertrauen, ſie ließ ihn ſorglos mit der Tochter allein und kümmerte ſich wenig um ihr Geſpräch.

Biondina war heute von der köſtlichſten Laune, entfaltete einen ſo reichen Schatz von Kenntniſſen und Witz, wußte das Geſpräch gewandt auf ſo mancherlei Gegenſtände zu leiten, wobei ihr

Geiſt zu glänzen Gelegenheit fand, daß der Herzog kaum mehr wußte, ſollte er ihre Schönheit, ſollte er die Vorzüge ihres Geiſtes, ihr Gemüth mehr bewundern; er ſchwamm in einem Meer von Wonne. Obgleich er ſich ſelbſt noch keine Rechenſchaft über ſeine Empfindungen gegeben hatte, und ſich faſt ſcheute, einen Blick in ſein Inneres zu thun, wo er ſich vielleicht hätte überzeugen müſſen, daß die Leidenſchaft ſeiner Herr geworden ſey, und er ſie an der Seite dieſes reizenden Mädchens nicht mehr beherrſchen könne, fühlte er ſich doch durch eine ihm bisher unbekannt gebliebene Empfindung ſanft durchſchauert. Er war ſich ſelbſt ein Räthſel, er, der ſonſt mit kühnem, dreiſtem Muthe dem Siege entgegen ging, er, den die Herrſcherin auf dem Throne mit dem Glanze ihrer Krone nicht zu entmuthigen vermochte, ſaß an der Seite eines italiſchen Bürgermädchens ſtill und beſcheiden, in ihren Anblick verſunken, und je freundlicher und herzlicher ſie gegen ihn wurde, mit deſto mehr ſcheuer Ehrfurcht betrachtete er ſie.

Ein ruhiger Beobachter hätte jedoch in dem

Lächeln Biondina's, in dem holden Blicke ihres Auges nicht allein den Himmel, er hätte auch den Triumph geſehen, der ſich in ihnen ausdrückte, und den ſie wohl fühlen mußte, da ſie dieſen Abgott der Frauen, dieſen flüchtigen Schmetterling zu ihren Füßen gebannt ſah. Ihr Stolz war nicht von weiblicher Eitelkeit frei, die ſie nicht ganz zu verbergen verſtand. Selbſt der Herzog ſchien dieß wohl zuweilen zu bemerken, aber ſchon hielt er es für Sünde, den kleinſten Flecken auf ſeinem Himmelsbilde zu ſehen; die Liebe iſt ja blind.

Ein Blumenſtrauß in einem Glaſe am Fenſter, in deſſen Mitte ſich eine dunkle Roſe ſtolz über ihre Schweſtern erhob, führte zufällig das Geſpräch auf Blumen, und ſo erwähnte Biondina auch der Roſe von geſtern. Schickt mir nur nie den widrigen Menſchen, ſchickt mir den niedrigſten Eurer Diener, und er ſoll mir von Euch willkommen ſeyn. Eine Blume, die Ihr für mich gepflückt mir überreicht, hätte ich freudig aus Eurer Hand empfangen.

So werdet Ihr aus meiner Hand auch dieſe Roſe nicht verſchmähen, ſagte jetzt der Herzog und zog das Käſtchen hervor: denkt, ich hätte ſie für Euch gepflückt.

Während die Mutter neugierig hinzugetreten war, öffnete Biondina das Käſtchen, warf einen flüchtigen, gleichgiltigen Blick auf die Brillanten, als ob ihr dergleichen Schmuck etwas Alltägliches ſey, ſchloß das Käſtchen wieder und gab es dem Herzoge zurück. Gnädiger Herr! ſagte ſie ernſt: dergleichen Gaben gibt und nimmt nur der Eigennutz.

Signora! rief der Herzog: bei Gott, Ihr verkennt mich!

Ich glaube kaum! unterbrach ihn das Mädchen: Gewohnt, bei Damen Eures Standes durch ritterliche Thaten den Lohn der Galanterie, wie Ihr es nennt, zu erringen, dünkt es Euch leichter, wenn Ihr in dem Gärtchen eines Bürgers eine Euch anziehende Blume blühen ſeht, mit Gold und Juwelen Euch den Minnelohn zu erkaufen. Nicht durch Ritterthat, nicht durch Peru's Schätze, Herzog von Nemours, könnt Ihr von der Tochter dieſer armen Witwe nur einen Händedruck erkaufen, ſelbſt der treueſten Liebe gäbe ſie nur Herz um Herz, Hand um Hand. Dieß offene Geſtändniß glaube ich Euch ſchuldig zu ſeyn. Ich ſage Euch dieß mit gerührtem Herzen, denn Euer Benehmen hat mich überraſcht, mir gezeigt, daß Ihr mit Achtung die ich auch bei Gott verdiene, Euer Wohlwollen für mich vereint. Daher nehmt! rief ſie dem immer noch Zögernden zu: die Juwelen brennen in meiner Hand, nehmt!

Der Herzog nahm das Käſtchen, und in ſeinem Innern kämpften in dieſem Augenblicke mancherlei Gefühle. Sein Stolz war beleidigt, ſeiner Eitelkeit hatte ſie wehe gethan, und doch konnte er ihr nicht zürnen, ihren edlen Sinn konnte er nicht tadeln; ſein beſſeres Gefühl behielt die Oberhand. Ihr habt mir weh gethan, aber handeltet recht, Signora! ſprach er leidenſchaftlich: ich muß Euch deßhalb doppelt ehren. Zürnt mir nicht, ich meinte es gut, meine Abſicht war rein, mein Herz hoffte kaum einen Dank, ein freundlicher Blick hätte ihm genügt.

Dieſe Worte ſchienen Biondina gerührt zu haben, unwillkührlich reichte ſie ihm die Hand, er drückte ſie zum Erſtenmal an ſeine Lippen, an ſein Herz, ergriff das Käſtchen, und kaum daß er ein flüchtiges Lebewohl zu ſagen vermochte, eilte er, von wonnigen und doch ſo ängſtlichen Gefühlen getrieben, hinweg.

Draußen fand er die Alte. Nimm! rief er im Vorbeieilen, und drückte ihr das Käſtchen in die Hand: Sie hat es verſchmäht, vielleicht macht es Dich glücklich, auch mir brennt es in der Hand! und eilte fort.

3.

Noch war es nicht Mittag, als der Herzog nach Hauſe kam und ganz gegen ſeine Gewohnheit allein zu ſpeiſen verlangte; er war eben ſo einſylbig wie geſtern, ſelbſt während der kurzen Mahlzeit ſprach er mit Rouvois faſt gar nicht, aß wenig, leerte jedoch mit Haſt einen Becher Wein nach dem andern. Der liſtige Diener erkannte nun wohl den Seelenzuſtand ſeines Herrn. Hat Dich Schalk Amor auch einmal getroffen, dachte er, als er am Nachmittage im Vorzimmer auf- und abging, während der Herzog in ſeinem Kabinette träumend auf einem

Seſſel ſaß und Biondina's gedachte. Hat Dich endlich ſein Pfeil getroffen, doch hoffe ich nur auf kurze Zeit, denn langer Widerſtand ermüdet Dich bald, und nach ſchnellem Siege kommen die Damen Ueberdruß und Langweile, und rufen Dich ab. Als er noch ſo dachte, pochte es leiſe an die Thüre. — Iſt denn kein Schurke von Diener da? rief er: ſchlafen die Faullenzer alle! Es klopfte indeſſen noch einmal. Soll denn wirklich der erſte Kammerdiener des Herzogs vielleicht einer luſtigen Dirne ſelbſt die Thüre öffnen, als ſey er der Portier. Gutes Kind, heute kommſt Du zur ungelegenen Zeit mit den Blumen und Früchten. Da jedoch das Klopfen verdoppelt wurde, entſchloß er ſich endlich, den ſeiner Würde ſo ſauren Gang zu thun und die Thüre zu öffnen. Nicht das niedliche Blumenmädchen, welches er erwartete, die Alte vom Platze delle Pigne trat ihm entgegen.

Was willſt Du hier, Du Großmutter aller Hexen? rief er ihr zornig zu: Iſt es nicht genug, daß ich Deine Teufelslarve ſchon zweimal habe ſehen und den Anblick überdieß noch mit einem Scudo habe bezahlen müſſen — mußt Du mich auch bis hierher verfolgen?

Herr! antwortete ihm die Alte höhniſch: mich däucht, Ihr könnt den Scudo nicht vergeſſen und werft es mir immer vor, daß ich ſo wenig meine Ehre bewahret und ihn von Euch angenommen habe; da, nehmt ihn nur zurück, ich habe keine Meſſe dafür leſen laſſen, hätte doch das Gebet des frommen Prieſters Eurem Verſtande nichts genutzt und ich das Geld umſonſt hingegeben. Sie reichte ihm den Scudo.

Nouvois Stolz erlaubte es nicht, ihn wiederzunehmen. Behalte ihn nur, ſagte er halb ſcherzend, halb verdrießlich: ich wäre doch darum betrogen, denn in Deiner Hand iſt er gewiß zur falſchen Münze geworden. Aber was willſt Du hier?

Mit dem Herzoge ſprechen.

Im Namen der Tochter Deiner armen Herrin, die mehr Stolz hat als Ahnen, und mehr ſpitze Worte im Munde als Goldſtücke im Seckel?

Sprecht in einem andern Tone von ihr, Herr Kammerdiener! es könnte Euch mit der Zeit gereuen.

Du bringſt mich zum Lachen; erwiederte Rouvois: wie einen Weinrauſch ſchläft man ſolche Liebesträume aus, und alles iſt vorbei, nur Signora Biondina hängt das Köpſchen und ihr Stolz iſt gebeugt.

Hüte Dich! ſagte die Alte, ihm mit dem langen knöchernen Zeigefinger drohend; ſie ſah hierbei wie eine jener geiſterhaften Geſtalten aus, welchen der Aberglaube damaliger Zeit übernatürliche Kräfte zuſchrieb. Selbſt Rouvois hatte ſich eines Schauers nicht erwehren können, als ſie ihm mit hohler Stimme: Hüte Dich! zurief, er ſchien von dem Augenblicke an weniger unfreundlich gegen ſie zu ſeyn.

Nun ſag' mir nur, was Du willſt, und was Du bei dem Herzoge zu thun haſt? fragte er noch einmal: Ich darf Niemand einführen; haſt Du aber vielleicht ein Briefchen von der Signora oder ſonſt einen Auftrag von ihr, der keinen Aufſchub erlaubt, ja, das wäre freilich zu wichtig.

Ich habe dem Herzoge von meiner jungen Herrin nicht Briefchen, nicht Gruß zu bringen, ſie weiß nicht einmal daß ich hier bin; ſagte die

Alte: von mir ſelbſt habe ich dem Herzoge von Nemours etwas zu bringen, was ich ihm, wie Euch den Scudo, wieder zurückgeben muß. Hier nehmt Beides; ich mag weder vom Herrn noch vom Diener ein Geſchenk; nehmt, was Euch gehört, das Käſtchen gebt dem Herzoge. Dieß ſagend legte ſie den Scudo und das Käſtchen mit der Brillant-Roſe auf den Tiſch und ging.

Wie erſtaunte Rouvois, als er das Käſtchen öffnete und die Roſe darin fand. Iſt es möglich! rief er: iſt es möglich, daß die Liebe in ſo kurzer Zeit das Gehirn eines klugen Mannes ſo zerrütten kann, einem alten häßlichen Weibe ein ſolches Geſchenk zu machen, das er nicht unter 3000 Livres gekauft hat. Iſt es möglich! ſetzte er nach einer Weile noch immer ſtaunend hinzu: daß der Stolz anſteckender noch als die Peſt und in ein altes Weib gefahren ſey, für das ich, mit allen Lumpen die um ſie hängen, nicht einen Livre gebe. — Sie bringt das Käſtchen wieder, iſt das erhört?

Die letzten Worte des Monologs mußte er ſo laut ausgerufen haben, daß ſie den Herzog aus ſeinen ſüßen Träumen geweckt hatten, denn er ſchellte. Rouvois, ſeinen Scudo ſchnell einſteckend, das Käſtchen in die Hand nehmend, eilte zu ihm.

Mit wem zankſt Du? rief der Herzog unmuthig: ſtörſt mich, ſtatt Acht zu haben, daß mich Niemand beläſtigt. —

Ich habe ein altes Weib abgewieſen, das zu Euch wollte, gnädiger Herr, und da ſie nicht ging, habe ich ſie in meiner Heftigkeit wahrſcheinlich zu laut angeredet. Dem Herzoge ſchien es gleichgiltig zu ſeyn.

Es war die alte Dienerin der Witwe vom Platze delle Pigne, fuhr er fort.

Und weßhalb haſt Du ſie weggeſchickt? rief der Herzog aufſpringend.

Hätte ſie Euch von Signora Biondina einen Gruß, ein Briefchen oder ſonſt etwas Süßes gebracht, würde ich ſie ſicher nicht abgewieſen haben, ſo aber kam ſie in eigenen Angelegenheiten. Sie brachte mir den Scudo zurück, den ich ihr bei meinen unglücklichen Nachforſchungen gegeben, für Euch aber das Käſtchen mit Juwelen; ſie meinte, ſie nähme weder vom Herrn noch vom Diener ein Geſchenk.

Den Herzog überflog eine hohe Röthe; er ſchämte ſich ſeiner Thorheit, einem alten Weibe, ſey es aus Unmuth, ſey es im Uebermaße ſeines Glückes ein ſolches Geſchenk gemacht zu haben, und nun glaubte er es ſich ſchuldig zu ſeyn, ſeinen treuen Diener von dem Hergange der Sache zu unterrichten; ſo entfaltete er nach und nach dem Schlauen ſein Herz, und Rouvois wurde, ohne daß er es ſollte, auch hier ſein Vertrauter, denn einmal das Geſchloſſene geöffnet, fand es ſich durch Mittheilung erleichtert.

Gnädiger Herr! begann nun Rouvois, nachdem er aufmerkſam auf alles gehört, ſelbſt mitunter einige Fragen zu thun ſich erlaubt und jeden Umſtand genau erwogen hatte: Aus allem, was Ihr mir mitzutheilen die Gnade gehabt, ſehe ich, daß Biondina ein Engel an Leib und Seele, oder eine ſchöne liſtige Schlange ſeyn muß. Ich würde faſt das Erſtere glauben, wenn ſie ihre Abſicht mehr verſteckt, und ſie nicht zu deutlich ſelbſt ausgeſprochen hätte.

Und welche? fragte der Herzog geſpannt.

Sie ſetzt einen unbezahlbaren Preis auf die Erwiederung Eurer Liebe, mein gnädiger Herr, und was könnt Ihr nun bieten? Was will ſie von Euch, wenn ſie nur ihr Herz mit ihrer Hand vergeben will; daß weiß ſie doch, daß der Herzog von Nemours nicht mit ihr nach Arabien ziehen und dort, alles opfernd, ein idylliſches Hirtenleben mit ſeiner Geliebten führen wird. Der wahre weibliche Stolz, ſelbſt wenn ihr Herz nicht gleichgiltig geblieben wäre, befahl ihr, ſich zurückzuziehen und Euch die Thüre zu verſchließen; ſo, glaube ich, müßte ſie handeln, wäre ſie ein Engel. — Da aber —

Läſt're nicht, unterbrach ihn der Herzog zornig: läſt're dieſen Engel nicht! — Rouvois verbeugte ſich und ſchwieg, bemerkte aber wohl, daß der Tropfen Gift, den er ihm in ſeinen Wonnebecher geträufelt, die Wirkung nicht verfehlt hatte. Der Herzog war nachdenkend geworden, ſo manches, was ihm vorher nicht aufgefallen war, trat jetzt mahnend vor ihn, und fern von ihr, ſchien die Vernunft ihre Rechte zu behaupten.

Aber kaum ſtieg er am andern Tage von ſeinem Lager auf, als auch die Sehnſucht in ihrer ganzen Stärke wieder erwachte und ihn zu Biondina trieb. Sah er ſie, blickte er in ihr Himmelsauge, war die Warnung vergeſſen, alle Zweifel gelöſet; er ſah nur das ſanfte, liebende Mädchen in ihr, das muthig ihre Empfindungen bekämpfte und die Tugend aufrief, ihrer Liebe Schutzengel zu ſeyn.

Früher würde ihn ein ſolches weibliches Weſen gelangweilt haben, jetzt ſchien es der Zauber zu ſeyn, der ihn immer feſter an Biondina band. Mit jedem Tage wurde ſie inniger, zeigte ihre Liebe zu ihm unverhohlener, und als nach mehreren Wochen, welche ſie im ſüßen Rauſche verlebt hatten, der Herzog eines Abends mit aller Gluth ſeines Herzens ſie beſtürmte und ihr das Geſtändniß ablockte, ſie liebe ihn, da glaubte er das Ziel alles ſeines Strebens erreicht, und ſelig in der Gewißheit, ihr Herz ſich errungen zu haben, hatte er für nichts mehr Gefühl als für Biondina.

6.

Es mußte in Neapel auffallend ſeyn, den Herzog von Nemours, der ſonſt bei keinem Feſte gefehlt, der jeder Geſellſchaft durch ſeine Gegenwart einen beſondern Glanz gab, dieſen Abgott der Frauen nirgend mehr zu ſehen; an keinem öffentlichen Orte, bei keinem Gaſtmahle, ſelbſt nicht in dem Kreiſe ſeiner näheren Bekannten ſah man ihn mehr. Ein jeder konnte leicht ahnen, daß ein Liebesabentheuer ihn gebunden hielt, und da dieß zu wiſſen für manche Frau von Werth war, wurde er von Spionen umgeben und ſeine Beſuche bei der Witwe auf dem Platze delle Vigne bald ausgekundſchaftet. Wenn er ſich ja zuweilen unter ſeine Freunde miſchte, trafen ihn Neckereien, und die Damen Neapels, welche ihm ſonſt mit ſo viel Güte entgegengekommen waren, ſchienen ihn, der die Würde ſeines Standes vergeſſend ſich von einem Abentheuer mit einer gemeinen Dirne aus ihrem Kreiſe ziehen ließ, kaum mehr zu beachten. Der Herzog belächelte es anfangs, er kannte den Grund dieſes Spottes zu gut und wußte, daß es nur von ihm abhinge, die Saiten anders für ſich zu ſtimmen; aber mit der Zeit wurde es ihm doch läſtig; er zog ſich nun aus allen geſellſchaftlichen Kreiſen zurück und weihte ſich ganz Biondina.

Rouvois, der dieſem Mädchen ewigen Haß geſchworen, der überdieß bei der neuen Lebweiſe ſeines Herrn nichts gewann und ſich langweilen mußte, hatte nicht verſäumt, hier und da wieder einen Gifttropfen in den Freudenkelch ſeines Herrn zu miſchen, hatte nach alter Gewohnheit ſogar das Haus mit Kundſchaftern umſtellt und jeden Schritt Biondina's beobachten laſſen, und ſo erfuhr er, daß ſie zuweilen, wenn der Herzog ſie am Abende verlaſſen, ſich in Begleitung der Alten aus dem Hauſe ſchliche, ſich in einen Wagen ſetze, der in geringer Entfernung bereit ſtände und dann den Weg nach dem Platze San Spirito nähme; weiter hätte man ihr nicht folgen können. Die Signora war dann in der Nacht nicht wieder zurückgekommen.

Rouvois baute hierauf ſeinen Plan. — Ohne dem Herzoge das Mindeſte von der erhaltenen Nachricht mitzutheilen, denn er fürchtete, daß er ſich gegen das Mädchen deßhalb äußern würde, bat er ihn, ein Liebesabentheuer vorſchützend, um die Erlaubniß, einige Nächte außer

außer dem Hauſe zubringen zu können. Der Herzog bewilligte es gern, und nun zog Rouvois um die zehnte Stunde, wo er wußte, daß der Herzog täglich Biondina verlaſſen mußte, mit ſechs Bewaffneten nach dem Platze delle Pigne, wo er in der Straße, die nach San Spirito führte, ſeine Leute verbarg. Er ſelbſt in den Mantel gehüllt beobachtete von fern das Haus der Signora, und kaum ſah er ſeinen Herrn es verlaſſen, kaum hatte ſich dieſer mit den vier bewaffneten Dienern, die ihn hier jedesmal erwarteten, entfernt, als er auch ſchon einen Wagen raſſeln hörte, der in einer kleinen Entfernung vom Hauſe halten blieb. Bald ſah er die Hausthüre ſich öffnen und die Signora heraustreten. Jetzt eilte er zu ſeinen Leuten, und als der Wagen an ihnen vorbeirollte, ſprang er hervor, hielt die Pferde an und bat die Dame in der Karoſſe, welche er ſogleich für Biondina erkannte, auszuſteigen.

Aber kaum hatte er dieſe unbeſcheidenen Worte geſprochen als mehrere Bewaffnete zu Roß und zu Fuß herbeieilten; es entſtand ein Gefecht, während deſſen der Wagen weiter fuhr. Rouvois ſank verwundet, ſeine Leute flohen, das Getümmel um ihn verlor ſich. Da kehrte einer der feindlichen Parthei, menſchenfreundlicher als die Andern, zu ihm zurück, nahm ihn auf ſein Pferd, und auf die Frage, wohin er ihn bringen ſolle, welche Rouvois durch Bezeichnung ſeiner Wohnung beantwortete, ſprengte er mit ihm davon, und ſetzte ihn vor ſeiner Wohnung nieder; hier fanden ihn die aus dem Gefechte Entflohenen und brachten ihn auf ſein Zimmer.

Der Wundarzt fand die Wunden nicht gefährlich; ein Hieb in den Arm, ein Stich in die Seite hatten keine edeln Theile verletzt, und am Morgen befand ſich Rouvois ſo leidlich, daß er den Herzog, der von dem Vorfalle nichts ahnte, erſuchen ließ, zu ihm zu kommen. Dieſer war nicht wenig erſtaunt, ſeinen Kammerdiener verwundet zu ſehen. Haben ſie Dich Raufbold endlich einmal gezeichnet! rief er ihm entgegen: Ich habe Dich immer gewarnt, Deine Tollkühnheit im Zaume zu halten; nun, bei einem Liebesabentheuer, armer Rouvois, ſind dergleichen Wunden nicht immer die ſchmerzhafteſten.

Da habt Ihr Recht, mein gnädiger Herr, ſagte Rouvois, und winkte den Umſtehenden, ſich zu entfernen: zumal, wenn man aus Treue für ſeinen guten Herrn geblutet hat. Hört mich an, gnädiger Herr, und beherzigt, was ich ſage. — Ihr ſeyd betrogen; jener Engel mit dem Himmelsblicke und dem Roſenmunde iſt ein Teufel, um ſo gefährlicher, da er ſo ſchön iſt, denn ein ſolcher lockt das edelſte Herz zum Verderben.

Raſeſt Du, ſprichſt Du im Fieberwahne? fuhr der Herzog auf.

Ich ſpreche mit geſunden Sinnen und die Wahrheit, entgegnete ihm der Verwundete: hört mich an! Er erzählte hierauf dem Herzoge, wie er ſchon lange ſich auf Kundſchaft gelegt, was er ausgeforſcht, alsdann begonnen, und wie von allen Seiten Gewaffnete, auf ihn eindringend, ihn niedergeworfen hätten. Wären die Feigen nur nicht entflohen, hätten wir nur einen von der ſaubern Bande gefangen, ſo bekämen wir doch Licht in der Sache.

Licht will ich mir bald verſchaffen! ſagte der Herzog, nachdem er heftig im Zimmer auf- und abgeſchritten war. — Licht muß mir werden! Ich gehe augenblicklich zu ihr hin, noch iſt es früh am Tage, vielleicht iſt ſie noch nicht von ihrer Nachtwanderung zurück. Er kleidete ſich in möglichſter Eile an. Haſt Du auch recht geſehen, nicht das Haus, die Perſon verwechſelt? fragte er plötzlich.

Der Mond ſchien hell, ich ſah Euch, mein gnädiger Herr, deutlich aus dem Hauſe gehen, Ihr warft, ſo wie Ihr auf den Platz tratet, den Mantel von der rechten zur linken Seite, verhülltet Euch und ſahet links nach Baſtian, der mit den Andern ſchon auf Euch zukam — ſo genau konnte ich alles erkennen. Darauf kam ſie heraus, wer ſollte ſie nicht erkennen, die alte Megäre war ihr zur Seite, und als ich an den Wagen trat, ſah ich ſie deutlich, trotz des Schleiers, den ſie raſch vorwarf.

Wär' es möglich? rief der Herzog: Könnte mich Biondina betrügen!

Gnädiger Herr, unterbrach Rouvois dieſe Ausrufungen: vielleicht hat der Himmel ſie erleſen, ihr ganzes Geſchlecht an Euch, der ſchon Tauſende betrogen hat, zu rächen.

Schweig! rief der Herzog, drückte den breitgekrempten Hut tief in's Auge und eilte nach Biondina's Wohnung. — Er fand ſie wie immer am Arbeittiſche, ſie begrüßte ihn herzlich. Kann dieß Auge voll Unſchuld lügen, dachte er, und vergaß darüber den Gruß zu erwiedern.

Was iſt Euch? fragte Biondina, nachdem ſie den Schweigenden lange angeblickt: Was iſt Euch begegnet, Ihr ſeht ſo ernſt, ſo finſter auf mich!

Und könnt Ihr noch fragen? ſagte er heftig.

Warum ſollte ich nicht? erwiederte ſie mit Ruhe; darf ich nicht nach dem fragen, was Euer Herz beunruhigt, ſoll ich gleichgiltig ſeyn, wenn Ihr zürnet?

Wohin führte Euch Euer Weg, nachdem ich geſtern Abend Euch verlaſſen?

Zur Ruhe! erwiederte ſie lächelnd: Auf meinem Lager verrichtete ich ein kurzes Gebet, und nur an Euch denkend ſchlummerte ich ein und hatte manchen lieblichen Traum, bis mich die Mutter weckte. Doch wozu dieſe Frage?

Ihr habt geſtern Abend Eure Wohnung verlaſſen, ſeyd in einem Wagen, von Bewaffneten begleitet, davon gefahren, erſt heute ſeyd Ihr zurückgekehrt!

— Ich war zu Hauſe! entgegnete Biondina mit kalter Ruhe.

— Schwört es mir, daß das was Ihr ſo eben geſagt, die Wahrheit iſt! rief der Herzog heftig.

— Ich ſchwöre bei Gott und allen Heiligen, daß ich die Wahrheit rede! ſprach ſie feierlich: Ich ging geſtern Abend, als Ihr uns verließet, in mein Schlafzimmer zur Ruhe und habe es nicht eher verlaſſen, als heute früh. — Nun aber hört auch mich und erlaubt auch mir eine Frage, unterbrach ſie den Herzog, der von ihrem Schwure feſt überzeugt, verſöhnend ſich ihr nahen wollte. Wer gibt Euch das Recht, als mein Richter und Ankläger vor mich zu treten — glaubt Ihr die Liebe gebe es Euch? — Ich liebte Euch ſchon, ehe Ihr mich kanntet, und deßhalb that es mir weh, daß ſo viel Herrliches im Sinnentaumel untergehen ſolle; ich zog Euch abſichtlich an mich, und hoffte, daß wenn Ihr mein Herz kennen lerntet, Euch vielleicht die Achtung für mein Geſchlecht wieder würde, die Ihr verloren habt, da Ihr bei Euren Abentheuern kein

Weib gefunden haben müßt, das Eure Achtung und Liebe zugleich verdiente. Dieß war mein Zweck, deßhalb begann ich den Kampf gegen mein Herz, gegen Euch; daß ich dieſen Kampf uneigennützig begann, könnt Ihr Euch ſelbſt ſagen. Daß mir die Hand des Herzogs von Nemours nie werden konnte, mußte ich wiſſen, daß ich Euer Geld verachte, habe ich Euch gezeigt, daß mein Wohlwollen oder nennt es auch meine Liebe zu Euch, nicht einen ſchwachen Augenblick herbeigeführt hat, wird Euch erinnerlich ſeyn, dieſe Lippen habt Ihr nie berührt, werdet ſie auch nie berühren; nur der Mann, der mich zum Altare führt, weihe ſie in die mir unbekannten Myſterien ein. — Und nun ſprecht, Herzog, was berechtigt Euch, von mir Rechenſchaft zu fordern? Durch welche That, durch welche Schwäche gab ich Euch ein Recht über mich? Welche meiner Handlungen ließ Euch glauben, Biondina könne bei nächtlicher Zeit auf Abentheuer ausziehen? Was könnte ich, wäre ich ſo verworfen wie Ihr es wähnt, von Euch wollen, da ich Euer Geld und eine Liebe nicht mag, deren Band die Sinne knüpften, das Mißtrauen löſete?

Der Herzog ſtand erſchüttert vor dem zürnenden Mädchen. — Ob ich Euren Zorn verdiene, glaube ich kaum, begann er endlich, und der Unmuth hatte ihn wohl noch nicht ganz verlaſſen; gereizter Stolz ſprach aus ſeinem Blicke. Habt Ihr mir auch kein Recht eingeräumt, konnte mir, nach dem offenen Geſtändniſſe Eurer Liebe, Euer Betragen nicht gleichgiltig ſeyn. Ich bin vielleicht in meinem Mißtrauen zu weit gegangen — vielleicht auch nicht, ſetzte er unmuthig hinzu: aber was darf mich das kümmern. Ihr habt mir geſchworen, daß ich mich irrte, nun ſo bitte ich um Verzeihung, wenn ich nämlich im Irrthum war. — Daß Ihr aber mein Herz enttäuſcht, daß Ihr bloß aus Eitelkeit, die Einzige Eures Geſchlechts zu ſeyn, die mit meinen Gefühlen Scherz treiben durfte, mich zu Euch locktet, daß Ihr den Herzog von Nemours als einen Zögling betrachtet, den Ihr durch den ſchlauen Blick Eures Auges, durch den Syrenenton Eures lieblichen Mundes aus dem Fegfeuer der Frauen befreien wollt, reizt meinen

Stolz, und wahrlich! Eure kalte Berechnung könnte leicht die Gluth meines Herzens dämpfen. Ihr habt den Triumph zu früh gefeiert, noch war der Sklave nicht ganz an Euren Wagen gekettet.

Biondina hatte den Herzog ruhig angehört, mit keiner Sylbe, ſelbſt nicht mit einer ſtörenden Miene ihn unterbrochen. — Ich habe mich getäuſcht! war alles was ſie nach langem Schweigen ſagte, dann legte ſie die Hand auf's Herz, und ſetzte ſich, nachdem ſie ſich kaum merkbar gegen den Herzog verbeugt hatte, an ihre Arbeit.

Der Herzog ſtand vor ihr, ungewiß was er thun ſollte. Sein Stolz befahl ihm zu gehen, doch ein Blick auf das liebliche Mädchen, deſſen holde Züge der Schmerz nur noch anziehender machte, hielt ihn wieder feſt. Sein Auge überflog die herrliche Geſtalt, er glaubte in dem ihren eine Thräne ſchwimmen zu ſehen, und Stolz und Unmuth war dahin. Zürnt Ihr mir, Biondina? ſagte er, und in ſeinem Tone lag tiefes Gefühl.

Ich zürne Euch nicht, gnädiger Herr, erwiederte ſie, ihm die Hand reichend, doch ohne aufzublicken: ich fühle mich in Eurer Nähe heute ſo beklommen, Ihr habt mir wehe gethan, und der Schmerz eilt nicht ſo ſchnell dahin wie die Freude, darum bitte ich, entfernt Euch. — Ich ſage dieß nicht im Unmuthe, ſprach ſie, das ſeelenvolle Auge nach ihm aufſchlagend: ich bitte Euch nur, damit ich mich faſſen, meiner Gefühle Herr werden kann. — Wir trennen uns in Liebe.

Biondina! rief der Herzog, ihre Hand ſtürmiſch an ſeine Lippen preſſend.

Laßt mich! bat ſie, und ihr Auge ruhte mit Innigkeit, faſt zärtlich auf ihm: Laßt mich und erfüllt meine Bitte. Sie hatte ſich bei dieſen Worten von ihrem Seſſel erhoben und neigte ihr Lockenhaupt ſanft nach ihm hin. Da konnte er ſeinen aufgeregten Sinnen nicht länger widerſtehen, er umfaßte ſie ſanft, wollte ſie an ſeine Bruſt drücken, aber ernſt entwand ſie ſich ſeinen Armen. — Nicht alſo, Herzog von Nemours, ſprach ſie zürnend und trat einige Schritte zurück: jetzt muß ich Euch bitten, mich zu verlaſſen. Ihr häuft Kränkung auf Kränkung, Schmerz auf Schmerz.

Der Herzog, überraſcht, vielleicht auch über den begangenen Mißgriff beſchämt, wagte in dem erſten Augenblicke nicht, das Auge nach ihr aufzuſchlagen; doch da er ſich in einer drückenden Stellung fühlte, mußte ihm ſelbſt die Gelegenheit willkommen ſeyn, die ihn aus der augenblicklichen Verlegenheit riß. — Wenn Ihr es verlangt, ſo gehe ich, ſagte er ohne Empfindlichkeit: ich hoffe morgen meinen Himmel heiterer zu finden. Lebt wohl, Biondina, auf Wiederſehen!

Auf Wiederſehen, erwiederte ſie leiſe.

7.

Der Herzog trat verſtimmt in ſeine Wohnung, doch zu gutmüthig, um den Kranken ſeinen Unmuth fühlen zu laſſen, ſagte er zu Rouvois weiter nichts als: Du haſt Dich in der Perſon geirrt, Biondina war es nicht.

Und ſie war es doch! brummte der Verwundete vor ſich hin. Der Herzog ſchien es nicht hören zu wollen, und verließ ihn.

Dieſer Tag wollte dem Aufgeregten nicht zu Ende gehen, die Langweile plagte ihn, er ritt, er ging aus, beſchwor am Tage die Stunden, zu fliehen, in der Nacht den Schlaf, ihn einzulullen. Die Stunden durchſchritten ihre gleichmäßige Bahn, unbekümmert um ſeine Eile, der Schlaf floh vor ſeinen Phantaſiegebilden und erſt am Morgen ſenkte er ſich auf ihn. Schon ſtand die Sonne hoch als er erwachte, ſich ankleidete und zu Biondina eilte. Er mußte ſich nun geſtehen, daß er nicht mehr aus ihrem Zauberkreiſe treten, daß ſelbſt ihr ſtolzer Hohn ihn nicht von ihr bannen könne; der Unüberwindliche, der Sieger in jedem Kampfe unterlag der reizenden Italienerin. Auf dem langen Wege zu ihr entwarf er tauſend Pläne, ihre Verzeihung wollte er erringen, alles ihr opfernd ſich ihrer Liebe würdig machen — nichts war ihm zu ſchwer, kein Opfer zu groß, er wollte es ihr willig bringen. Mit dieſem feſten Vorſatze, mit dieſer Gluth im Herzen riß er die Thüre ihrer Wohnung auf und eilte in ihr Zimmer.

Auf dem gewohnten Plätzchen am Fenſter, die roſenfarbene Feldbinde in der Hand, ſaß —

die alte Magd, Rouvois Hexenmutter. — Seyd mir ſchön gegrüßt! rief ſie dem finſter Staunenden zu, ging ihm entgegen, faßte mit knöcherner Hand in ihren Buſen, holte ein niedliches Briefchen heraus und ſagte mit grinſendem Lächeln: Das gab mir die junge Signora für Euch.

Der Herzog riß mit Haſt den Brief ihr aus der Hand, ſchon wollte er ihn an ſeine Lippen drücken, als er des Ortes gedachte, der dieß Heiligthum entweiht hatte; er riß den Brief auf und las:

„Gnädiger Herr!

Der geſtrige Tag hat mir gezeigt, daß ich mich in Euch, in mir geirrt habe. Mein Herz iſt zu befangen, das Eure zu ſehr den Sinnen unterthan als daß ich es wagen könnte, in Eurer Nähe zu bleiben; ich habe deßhalb mit meiner Mutter Neapel verlaſſen. Nach ſechs Wochen kehre ich wieder. Finde ich Euch treu, dann halte ich es für meine Beſtimmung, daß ich für Euch leben, vielleicht ſterben ſoll. — Ich werde, ich kann Euch nicht beobachten, Eure Verſicherung der Treue genüge mir, wenn ich zurückkehre. Der edle Herzog von Nemours wird Biondina nicht betrügen."

Alte! ſagte der Herzog, nachdem er den Brief geleſen und vernichtet vor ihr ſtand: tauſend Scudi ſind Dein, ſagſt Du mir, wohin Biondina gegangen iſt.

Tauſend Scudi ſind ein ſchönes Geld, aber nicht vermögend, das von mir herauszulocken, was ich ſelbſt nicht weiß, erwiederte die Alte: Erſt heute früh, der Morgen graute kaum als die Maulthiere vor der Thüre hielten, erfuhr ich, daß meine Herrſchaft verreiſen wollte, aber wohin ſie gezogen ſind, weiß ich nicht, ſie nahmen den Weg, den ich zu gehen pflege, wenn ich in Maria degli Angeli meine Andacht verrichten will.

Der Herzog verſchwendete Bitten und Geſchenke an die Alte, ſie blieb ſtumm, achtete der Bitten nicht und ſchlug die Geſchenke aus. So mußte er, ohne zu erfahren wohin ſich Biondina gewendet hatte, in ſeine Wohnung zurückkehren. — Wochenlang lebte er nun wie ein Einſiedler, langweilte ſich, beſuchte keine Geſellſchaft und ſah Niemand bei ſich. Rouvois, deſſen Wunden ziemlich wieder geheilt waren, ſchien dieß endlich bedenklich zu werden. So ſehr ſein Haß gegen die ſchöne ſtolze Signora durch ihr ſpäteres Benehmen auch gemildert war, ſo ſehr er auch den Entſchluß gefaßt hatte, ſeinen Herrn in dieſer Sache ſich ſelbſt zu überlaſſen, ſo fürchtete er doch endlich ernſthafte Folgen. Dieſe Beharrlichkeit war ihm an dem Herzoge neu, und da er den Plan Biondina's zu durchſchauen glaubte, den Herzog durch Verſagen der kleinſten Gunſtbezeigung feſt zu halten, ihn vielleicht gar zu den unüberlegteſten Schritten zu vermögen, ſo ſchien es ihm die höchſte Zeit, zu einem Gegenmittel ſeine Zuflucht zu nehmen. Alle Freunde des Herzogs wurden aufgefordert, ihm hülfreiche Hand zu leiſten, die ſchönſten Blumenmädchen ſchlichen ſich in des Herzogs Kabinet, aber ihr Bemühen war vergeblich; endlich brachte ihn ſein innigſter Freund, der Graf von Lignerolles, durch Spott dahin, an einem kleinen Feſte in ſeiner Wohnung Theil zu nehmen, das ſpäterhin in ein Bachanal ausartete. Der Herzog konnte ſich nicht entfernen, er mußte bleiben, nahm jedoch auch hier, nur Biondina's gedenkend, keinen Theil an den Orgien und wieß jede Lockung zurück.

Aber was Rouvois Liſt und ſeiner Freunde Bemühen nicht bezwecken konnte, hätte faſt der Zufall erreicht, der ihn, der Meſſe beizuwohnen, in die Kirche San Filippo di Neri führte. Eine dicht verſchleierte Dame, deren ſchöner Wuchs ihm auffiel, knieete nicht fern von ihm. — War es wieder der Zufall, der ihn am andern Tage wieder in die nämliche Kirche und die nämliche Verſchleierte an ſeine Seite führte, oder war er wenigſtens abſichtlich dahin gegangen. Er betrachtete ſie heute genauer; der kurze, jedoch dichte Schleier, welcher ihm das Geſicht verbarg, verhüllte ihm nicht im mindeſten die herrliche Geſtalt; ein Handſchuh, den ſie zufällig auszog, ließ ihn den ſchönſten Arm, die ſchönſte Hand ſehen, und die Ringe von Werth an ihren niedlich geformten Fingern ihn ſchließen, daß es eine Dame von Stande ſey. Seine Neugierde wurde rege, der andere Tag fand ihn wieder zu der nämlichen Stunde in der

Kirche;

Kirche; die Dame kniete wieder auf gewohnter Stelle.

Heute beſchloß er, ſich Kunde zu verſchaffen, wer ſie ſey. Als ſie die Kirche verließ, ſchlich er ihr in einiger Entfernung mit dem Vorſatze nach, ſie bis zu ihrer Wohnung zu begleiten; aber auch hier entſchied der Zufall über ihn. Schon in der Pacca Napoli begegneten ihn zwei Freunde, ſie begrüßten und hielten ihn unter nichtigen Vorwänden auf, und als er ſich von ihnen losgemacht hatte, war die Dame verſchwunden.

Am folgenden Morgen eilte er ſchon mit mehr Sehnſucht nach der Kirche; ſeine Phantaſie war während einer ſchlafloſen Nacht geſchäftig geweſen, ihm das Bild der Verſchleierten reizend auszumalen und zu ihrer herrlichen Geſtalt einen Kopf zu bilden, der an Schönheit wenigſtens dem Engelantlitze Biondina's zu vergleichen war. Aber ſein Sehnen und Hoffen ward nicht geſtillt, nur die Begleiterin fand er heute in San Filippo, die Verſchleierte nicht.

So unwillkommen es ihm auch anfangs war, ſo ſuchte er doch bei reiflichem Nachdenken aus ſeinem Mißgeſchicke den möglichſten Vortheil zu ziehen. Er knieete neben der Unbekannten hin, und als ſie aufſtand und die Kirche verließ, begleitete er ſie, die heute einen entgegengeſetzten Weg einſchlug, und durch die Porta di Conſtinopolie nach der Vorſtadt delle Virgine zuging. Signora! redete er ſie an: verzeiht meiner Unbeſcheidenheit, wenn ich Euch auf der Straße anrede. Euer freundlicher Blick, die Gutmüthigkeit, die aus jedem Eurer Züge ſpricht, geben mir die Hoffnung, daß der Herzog von Nemours keine Fehlbitte an Euch thun wird.

Seyd Ihr der Herzog von Nemours, ſagte mit freudigem Erſtaunen die Fremde, ſich ehrfurchtvoll verbeugend: ſo freut es mich, einen Mann kennen zu lernen, den ich in dieſer einfachen Kleidung nicht geſucht hätte und von deſſen Umwandlung Neapel ſo viel ſpricht. Es wird gewiß meiner Signora nicht gleichgiltig ſeyn, zu erfahren, daß der liebenswürdige fromme Kavalier, den der Zufall vor dem Altare der heiligen Lucia neben ſie geführt, der Herzog iſt, den jetzt alle Frommen bewundern, die meiſten Frauen aber bitter tadeln und beſpötteln; doch zu dieſen gehört meine Gebieterin nicht.

Und wer iſt die Signora, die ſo gütig auf den Betenden, ſo nachſichtig auf den Herzog von Nemours, ſo theilnehmend auf den Umgewandelten blickt? fragte er die geſchwätzige Alte.

Gnädiger Herr, ich kenne meine Pflicht zu gut, um ohne Befehl der Signora ihr Geheimniß einem Manne zu vertrauen, der in dem Rufe ſteht, jedes Vertrauen zu täuſchen. Es genüge Euch, zu erfahren, daß ſie Euch nicht abhold iſt, weiter verlangt nichts von mir zu wiſſen.

Und könnte dieſer Ring Euch nicht zu weniger Strenge vermögen? unterbrach er ſie, ihr einen Ring an den Finger ſteckend.

Ich nehme dieß Geſchenk mit Dank von Euch an, mein gnädiger Herr, ſagte ſie freundlich: werde, ſobald ich heim komme, meiner Dame von Euch erzählen und ſie um die Erlaubniß bitten, Euch ihren Namen und Stand zu ſagen, auch in Erinnerung Eurer Großmuth alles Mögliche thun, daß ſie Euch ihr holdes Antlitz entſchleiert zeige. — Heute Abend um die zehnte Stunde werdet Ihr mich auf dem Mercato finden, dort ſoll Euch die Antwort werden. Jetzt bitte ich aber, mich zu verlaſſen, es möchte in dieſem Theile der Stadt auffallend ſeyn, Euch neben mir zu ſehen.

Der Herzog, durch den Reiz eines kleinen Abentheuers verlockt, vergaß in dieſem Augenblicke ſeine guten Vorſätze und Biondina, verſprach, ſich zur beſtimmten Stunde einzuſtellen und drückte ihr noch einen kleinen Beutel mit Ducati in die Hand. Als die Fremde ſich dankend verbeugte, und der Herzog ſich eben entfernen wollte, ſtand die alte Dienerin Biondina's vor ihm, die mit grinſender Teufelsmaske ihn höhnlächelnd anſah und ſo an ihm vorüber ging. Auf eine unangenehmere Weiſe war wohl noch kein Liebender an die Geliebte erinnert worden als der Herzog eben jetzt, dem das widrige Geſicht der Alten wie ein Memento mori ſeiner Liebe erſchien. — Er kehrte unmuthig nach Hauſe, verſchloß ſich in ſein Zimmer, rief ſein holdes Mädchen in die Erinnerung zurück, ſchwärmte mit ihr durch Flur und Hain, ſaß in ärmlicher Hütte an ihrer Seite, ſelig wie ein

Gott — und ging um die zehnte Stunde nach dem Mercato.

Er fand die Alte bald. Gnädiger Herr! berichtete ſie dem Ungeduldigen: ich kann Euch heute nur wenig Tröſtendes ſagen. Stand und Name der Signora muß auf ihren Befehl noch vor Euch verborgen bleiben, und ich, eine treue Dienerin, muß gehorchen, doch hoffe ich noch ihren Eigenſinn zu zähmen. Auch hat ſie mir nach langem Bitten verſprochen, wieder nach San Filippo zur Meſſe zu gehen, die ſie, ſeitdem ſie bemerkt hatte daß Ihr uns folgen wolltet, nicht mehr beſucht hat. Doch nur unter der Bedingung verſprach ſie es, daß Ihr Euer ritterliches Wort gebt, ihr nie mehr zu folgen, nie durch Andere folgen zu laſſen. — Hofft! denn im Vertrauen geſagt, die Dame iſt Euch gewogen, der Liebe wird es gar leicht, den Schleier zu lüften und die heimlichen Pforten zu öffnen. Vor einem aber, mein gnädiger Herr, muß ich Euch warnen; ſeyd nicht vorwitzig, überlaßt es der Zeit, und ich verſpreche Euch den ſüßeſten Lohn. Morgen zur Zeit der Meſſe werdet Ihr die Signora vor dem Altare der heiligen Lucia finden.

8.

Als der Herzog am andern Morgen die Kirche betrat, knieete die Verſchleierte, in tiefe Andacht verſunken, ſchon am Fuße des Altares. Der Herzog bewunderte aus der Ferne erſt lange die herrliche Geſtalt, und als er neben ihr ſich niederlaſſen wollte, erhob ſie ſich ſchon, und ein leiſes: Bleibt ja! ihrer Begleiterin bannte ihn feſt. Doch wurde ſein Gehorſam reichlich belohnt, ein Handſchuh lag auf der Stelle, wo ſie geknieet; er nahm ihn zu ſich und eilte mit dieſem theuern Pfande nach Hauſe.

Dort angekommen, drückte er es an ſeine Lippen, da fühlte er, daß der Handſchuh noch etwas enthalte — es war ein einfacher Ring, der wahrſcheinlich beim Ausziehen zurückgeblieben war; oder war es Abſicht, daß ſie den Ring für ihn zurückgelaſſen hatte? Er konnte nicht umhin, Rouvois ſein Glück zu verkünden, der es von Herzen mit ihm theilte, denn er ſah in der angeſponnenen Intrigue die alte Zeit wieder aufleben und mit ihr Luſt und Freude und reichliche Geſchenke. Er ſpornte ſeines Herrn Eitelkeit, nannte ein ſolches Abentheuer ein dem Herzoge von Nemours würdiges, und wagte es ſchon, den Namen Biondina zu nennen, von der er meinte, ſie verdiene mit ihrem ſpröden Stolze wahrlich nicht, daß man ihretwegen die ſchöne Zeit in Neapel ſo langweilig verbrächte. Aber des Herzogs Stirn umwölkte ſich, das ſchöne Mädchen war noch nicht aus ſeinem Sinn, noch nicht aus ſeinem Herzen.

Am andern Tage in der Meſſe fand der Herzog Rouvois Vermuthung beſtätigt, daß die Unbekannte eine Fremde ſey. Er hatte nämlich die üppigſten blonden Locken unter dem Schleier hervorrollen geſehen, und da er am Tage darauf die Begleiterin nur allein in der Kirche gefunden, dieſe erſucht, ihre Gebieterin in ſeinem Namen um eine Locke als Zeichen ihrer Gunſt zu bitten. Sein Wunſch wurde erfüllt. Die ſchönſte dunkelblonde Locke, in geglättetes Papier zierlich eingewickelt, ſank am andern Tage unbemerkt neben ihm; er erfaßte und drückte ſie verſtohlen an ſeine Lippen. Die Dame ſchien es bemerkt zu haben, dankend nickte ſie ihm zu. So vergingen Wochen, täglich ſah er die reizende Geſtalt, nie ihr Antlitz, der Schleier, welcher es deckte, reizte ſeine Einbildekraft noch mehr als es die ſchönſten Züge vermocht hätten. — Aber ſeine Ungeduld blieb immer auf der Stelle vor dem Altare der heiligen Lucia gebannt; ſich ihr weiter zu nahen, verbot ihm ſein gegebenes Wort.

In dieſer Zeit konnte endlich der geſchäftige Rouvois das Zimmer verlaſſen, und ſein erſter Gang war, ohne daß der Herzog darum wußte, nach der Kirche San Filippo. Hier nahte er ſich dem Altare, vor dem er ſeinen Herrn und mehrere Andächtige knieen ſah; bald hatte er die Geſtalt der blondgelockten Unbekannten aus der Menge herausgefunden, und kein Auge von ihr verwendend, ſtellte er ſich, ſie ſtets beobachtend, in das Hauptportal. — Bald erhob ſie ſich und verließ die Kirche, er folgte ihr die Straße entlang und ſchlenderte bis nach dem Platze delle Pigne hinter ihr drein. Höchſt ſonderbar war es ihm, als er jetzt das Haus der Witwe in der Ferne erblickte, und der geſchäftige Makaroniverkäufer, den er ſchwitzend und keuchend in voller Arbeit fand, ihn im Vorbeigehen grüßte; furchtbar aber war ihm die Erſcheinung der Alten, die aus dem Hauſe trat, und ihn erblikkend ſchnurſtracks auf ihn zuſchritt. Er wollte ihr ausweichen, ſie aber hielt ihn bei ſeinem Mantel feſt. Herr Kammerdiener des Herzogs von Nemours! rief ſie mit ſo lauter Stimme, daß der Limonienhändler, ihn zu begrüßen, aus ſeinem Laden herausgeſtürzt kam, und die Begleiterin der Dame, durch dieſen Ruf aufmerkſam geworden, ſich nach ihm umſah: Hier nehmt dieſen Brief von ſchwerem Inhalt, raunte ſie ihm leiſe zu, ſeinen Mantel noch immer feſthaltend: er iſt von meiner jungen Signora an Euren Herrn; morgen früh werde ich die Antwort holen. — Während ſie mit ihm ſprach, hatte Rouvois kein Auge von der Dame gewendet, die jetzt in ein enges Seitengäßchen einbog und ſeinen Augen entrückt war. Er riß ſich mit Gewalt von der Alten und dem ſentimentalen Limonienhändler los, ſtürzte ihr nach, lief, ſie aufſuchend, durch eine Menge Straßen und fand ſie nirgend.

Am andern Tage ging es dem Herzoge nicht beſſer; auch er fand die Unbekannte nicht in der Meſſe, und erfuhr von ihrer Begleiterin, daß ihre Dame auf ihn zürne, weil er ſeinen Kammerdiener beauftragt habe, ihre Wohnung zu erſpähen. Der Herzog, den das ewige Einerlei, um welches ſich das Abentheuer drehte, zu langweilen begann, ſchwor zwar hoch und theuer, daß dieß nicht auf ſeinen Befehl geſchehen ſey, ergriff jedoch die Gelegenheit, der Begleiterin zu ſagen, daß es ihm endlich vergönnt ſeyn möge, die Dame von Angeſicht zu ſchauen, denn die Zeiten von Lea und Rahel ſeyen vorüber, und für entfernte Hoffnung, zumal bei verſchleierten Schönen, fände man jetzt keinen dienenden Ritter mehr.

Die Matrone drohte mit aufgehobenem Zeigefinger, und meinte, ihr ſchiene es, er ſey ſeinem Glücke ſo nahe, daß er der Zeit voreilend es nicht verſcherzen ſolle. Der Herzog aber, heute beſonders unmuthig geſtimmt, bat ſie, die Dame zu erſuchen, ihm endlich Gelegenheit zu geben, ſie ohne Schleier zu ſehen und gab nicht undeutlich zu verſtehen, daß er faſt glauben müſſe, der Schleier verberge kein Engelgeſicht. — Die zehnte Stunde und der Platz Mercato wurden von der Matrone wieder beſtimmt, die Antwort der verſchleierten Dame zu empfangen.

Rouvois fand ſeinen Herrn nicht gut gelaunt. Er zürnte ernſtlich mit ihm, daß er ohne Befehl ſich in ſeine Angelegenheiten miſche, und würde noch mehr gezürnt haben, hätte er gewußt, daß die alte Dienerin Biondina's indeſſen ſchnöde abgewieſen worden und ſein Kammerdiener ſchon ſeit geſtern früh einen Brief der Signora zurückgehalten habe. Rouvois fürchtete aber, und wohl mit Recht, das Schreiben könne das Bild der ſchon faſt vergeſſenen Geliebten leicht zu lebhaft in des Herzogs Erinnerung zurückführen.

Endlich ſchlug die beſtimmte Stunde. Heute war die Nachricht, welche ihm die Matrone brachte, befriedigend. — Sie hatte, wie ſie verſicherte, nach langem Zureden und nach Hinwegräumung mancherlei Einwürfe, die Dame endlich bewogen, daß ſie ihn morgen Abend um die jetzige Stunde bei ihr einführen dürfe. Ich werde Euch hier erwarten, fuhr ſie fort: vertraut Euch mir an, ſo wie ich Eurem edlen Herzen und Eurer Verſchwiegenheit vertraue.

Der Herzog betrat heute, nach langer Zeit zum Erſtenmale wieder heiter geſtimmt, ſeine Wohnung. Auch Renvois, dem er die frohe Nachricht mittheilte, freute ſich von Herzen, und da er den Herzog ſo ganz mit der verſchleierten Dame und dem neuen Abentheuer beſchäftigt fand und auch die Wiederkehr der Alten befürchten mußte, glaubte er heute nichts mehr zu wagen, wenn er ihm Biondina's Brief übergäbe, obgleich der Inhalt, da er mit etwas beſchwert war, ihn weniger zuverſichtlich hätte machen müſſen.

Als ſey ein Blitz vor ihm niedergeſchlagen, ſo überraſchte der Brief den Herzog. Lange hielt er ihn in der Hand, ehe er ein Wort zu ſprechen oder ihn zu öffnen vermochte; endlich brach er mit zitternder Hand das Siegel; doch ehe er ihn entfaltete, blickte ſein Auge auf gen Himmel, als ob er ſie dort unter den Sternen ſuchen müſſe, und ein ſchmerzvolles Lächeln, das die eigene Schuld ihm erpreßte, umzog ſeinen Mund.

Aber wer vermag ſein Gefühl zu ſchildern, als er den Brief entfaltete, und Biondina's Bild ihm entgegenlächelte, freundlich und lieb, wie ſie ihn oft in den Tagen der Wonne angeblickt. Das Auge des Herzogs ruhte lange auf den holden Zügen, dann ſank eine Thräne auf den Kriſtall, der ſie deckte, vielleicht die erſte, die er der wahren Liebe geweint. Und Dich konnte ich vergeſſen? rief er: Dich, Du treue Seele, die mit himmliſcher Unſchuld den höchſten Reiz irdiſcher Vollkommenheit verbindet! Dich konnte ich vergeſſen, um ein verſchleiertes Phantom Dich vergeſſen, dem meine Phantaſie nicht die Reize zu geben vermochte, welche die Wirklichkeit Dir gab. O ich Undankbarer! —

Endlich, nachdem er lange nicht vermocht hatte, ſein Auge von dem lieben Bilde abzuziehen, gedachte er des Schreibens und las:

„Gnädiger Herr!

Nur noch nach Tagen zähle ich den Augenblick des Wiederſehens, bald nur nach Stunden, und da überfällt mich eine unbeſchreibliche Angſt. — Ach, könntet Ihr mich vergeſſen haben, könnte Euer Mund mir nicht die Verſicherung bewährter Treue geben, ich verginge vor Schmerz. Ja, was mein Mund nur ſtammelnd zu ſagen wagte, will ich frei der Feder anvertrauen. Ich liebe Euch unausſprechlich, mehr als ich ſelbſt ahnete, ach, die Entfernung ſtärkt die Sehnſucht, und offner liegt in ſolchen Augenblicken des Verlangens das Herz vor dem eigenen Blicke.

Ich ſchicke Euch mein Bild; dieſe Züge, an denen Euer Auge oft verlangend hing, mögen Euch Biondina in Eure Erinnerung, in Euer Herz zurückführen, und dieſe Lippen, die auf mein Verlangen der Maler kaum bemerkbar geöffnet hat, mögen Euch bitten: Vergeßt Biondina nicht!"

Nein, bei meinem Worte! rief der Herzog plötzlich: ich vergeſſe Dich nicht, Mädchen ſonder Gleichen, wahre Liebe fühlte mein Herz nur für Dich, fühlte ſie nur einmal und vielleicht nie wieder. Laß mich allein, Rouvois! befahl er dem ängſtlich Harrenden: ich will allein ſeyn und in der Erinnerung an ſie ſchwelgen, ich will mich ſelbſt peinigen, daß ich, geliebt von einem ſolchen Mädchen, noch nach thörigen Abentheuern ausziehe, und Menſchen mein Ohr leihen konnte, die keinen Sinn für den Werth eines ſolchen Herzens haben. Er warf, indem er dieß ſagte, einen zürnenden Blick auf Rouvois, der ſich ſchnell entfernte.

9.

Der Herzog hatte den folgenden Tag einſam verbracht, Rouvois wagte kaum ihm zu nahen. Als es endlich zu dämmern begann und die beſtimmte Stunde zum Mercato rief, wagte es der Kammerdiener dennoch, zu ihm zu gehen und ihn zu erinnern, daß man ihn wohl ſchon auf jenem Platze erwarte.

Geh ſtatt meiner! ſagte der Herzog verdrießlich.

Gnädiger Herr, handelt wie es Euch gut dünkt, ich werde ſchweigen, werde in Zukunft immer ſchweigen, aber hier muß ich reden, meinem Herrn bemerken, daß es gegen alle Pflichten eines Ritters, gegen allen Gebrauch der Galanterie wäre, eine Dame bei einer verabredeten Zuſammenkunft vergebens auf ſich warten zu laſſen, beſonders wenn man ſie erbeten hat.

Der Herzog bedachte ſich einen Augenblick, dann ſagte er plötzlich: Du haſt Recht, es wäre gegen alle Sitte und eines Ritters vom Hofe des Königs von Frankreich nicht würdig. Ich werde gehen, auch bleibt mir noch ein Ausweg offen, mich mit Ehre und unbeſchadet meiner Liebe aus dem Handel zu ziehen. — Er eilte nach dem Mercato, wo die Matrone ſchon lange auf ihn gewartet hatte.

Für den galanten Herzog von Nemours, ſagte ſie ſchmollend, ihn in eine bereitſtehende Karoſſe nöthigend: habt Ihr mich ziemlich lange warten laſſen, ich fürchte faſt, Eure Sehnſucht iſt ſchon früher geſtillt, ehe Ihr noch die Schönſte der Schönen geſehen, denn reizender entfaltete der Süden noch nicht eine Blume, wie dieſe des rauhen Nordens; waffnet Euer Herz.

Ich glaube, es iſt gepanzert! erwiederte der Herzog.

Herzog, und ſtieg in den Wagen. — Schweigend fuhren ſie kreuz und quer durch die Gaſſen, ſo daß der Herzog deutlich ſah, man wolle ihn von der Spur ableiten, bis endlich der Wagen an einem kleinen Gäßchen hielt und ſie an einer Pforte ausſtiegen, welche die Matrone vorſichtig öffnete. Folgt mir, ſagte ſie: aber nur leiſe.

Ehe ich Euch folge, ſagte der Herzog: muß ich Euch einen Auftrag, wohl eigentlich mehr eine Bitte mittheilen, welche ich an die mir unbekannte Dame thun muß, ehe ich vor ihr erſcheine.

Und die iſt? fragte die Führerin.

Mich verſchleiert zu empfangen, wie ich ſie bis jetzt geſehen.

Dieſen Wunſch wird ſie Euch ſicher gewähren, folgt nur.

Der Garten lag bald hinter ihnen, die Matrone öffnete eine kleine Pforte, welche ſie zu einer Wendeltreppe, dann in ein kleines, nur von einer Kerze ſparſam erleuchtetes Zimmer führte. Hier erwartet mich, ſagte ſie, entfernte ſich und gab ihm Zeit, über das Sonderbare ſeiner Lage nachzudenken. Schon an dergleichen

Abentheuer ſattſam gewöhnt, hatten ſie den Reiz der Neuheit für ihn verloren, und überdieß beſchäftigte ihn jetzt der Gedanke an Biondina ſo ganz, daß er nichts ſehnlicher als das Ende der Sache und deßhalb die Rückkehr der Matrone wünſchte.

Sie ließ ihn nicht lange warten. Meine Gebieterin, ſagte ſie, wird Euren Wunſch erfüllen, der Schleier wird Euch ſo lange ihr holdes Antlitz verbergen als Ihr es wünſcht. Sie bat ihn, zu folgen.

Aus dem kleinen Zimmer traten ſie jetzt in einen langen Gang, an deſſen Ende ſich ihnen eine Flügelthüre aufthat, welche die Ausſicht in eine lange Reihe hell erleuchteter, köſtlich geſchmückter Zimmer öffnete. Der Herzog ſchritt mit ſeiner Begleiterin hindurch, Niemand war zu ſeinem Empfange bereit, ſtill wie im Grabe war es in dieſen prachtvollen Gemächern. Jetzt nahten ſie einem Vorhange von reichem ſeidenen Stoffe, er rauſchte auf, und in einem Kabinette, welches Luxus und Sinnlichkeit reizend ausgeſchmückt hatte, ſaß die Unbekannte auf einem prachtvollen Seſſel. Ein rothes Gewand deckte die üppigen Formen ihres Körpers, reiche Spangen, von Juwelen ſtrahlend, ihren linken, eine Perlenſchnur ihren rechten Arm, eine goldene Kette umſchloß den blendenden Hals, und ein Fuß, niedlich und klein, blickte verſtohlen unter der reichen Stickerei des ſammetnen Gewandes hervor. Das Antlitz verbarg der Schleier.

Dame! ſagte der Herzog, ſich ihr ehrfurchtsvoll nahend: Ich ſtehe beſchämt vor Euch, der Zufall hat mich in San Filippo in Eure Nähe geführt, und Eure holde Geſtalt mich angezogen; ſo Manches gab mir Hoffnung; Eure Güte erlaubte mir, jetzt vor Euch zu erſcheinen, und doch muß ich geſtehen, ich verdiene ſie nicht; deßhalb ließ ich Euch bitten, mich nur verſchleiert zu empfangen. Und wäret Ihr ſo ſchön wie eine Himmliſche, könnt' ich, dürft' ich doch nicht Eurer Schönheit huldigen, denn in meinem Herzen, vor meinem Blicke ſteht einzig ein Mädchen, herrlicher als ich je eines geſehen, Biondina iſt und wird ewig die Dame meines Herzens bleiben. — Darum verzeiht, daß ich, ohne Euer Antlitz geſehen zu haben, mich beurlaube. Ihr bleibt mir fremd und werdet den

Mann mindeſtens achten, der Eurem Zartgefühl ſolch hohen Genuß opfern kann.

Herr Herzog! nahm die Begleiterin das Wort, während die Dame ſchwieg, doch ihre Bewegung kaum zu verbergen vermochte: Eure Liebe zu jener Biondina muß nicht ſtark ſeyn, daß Ihr fürchtet, Eure Treue wanken zu ſehen, wenn der Schleier meiner Gebieterin ſinkt.

Nein! rief der Herzog heftig: nur aus Achtung für die Dame, nicht aus Furcht vor meinem Herzen äußerte ich den Wunſch.

So laßt den Schleier ſinken, bat die Matrone. Der Schleier ſank — Biondina's Himmelsblick lächelte ihn an.

Starr, faſt leblos, fürchtend ein Zauberbild bethöre ſeine Sinne, blickte der Herzog die Erſcheinung an. — Trügt mich kein Wahn! rief er und ſtürzte ihr zu Füßen: iſt es Biondina, meine Biondina, die ich ſehe, deren Hand ich faſſe, an mein Herz drücke?

Sie iſt es! tönte es ihm entgegen und ein Himmelslächeln verkündete ihm ſein nahes Glück; ſie hob ihn auf — er ruhte an ihrer Bruſt. Der erſte Kuß weihte den Roſenmund des Mädchens in die unbekannten Myſterien ein.

Von den Wonneſtunden des Lebens, wie von ſeiner Marterwoche, hebe die Phantaſie den Schleier nie mit frecher Hand. Jedes Menſchen Herz male ſich dieſe Stunden mit eigenen Farben aus, und die Marterwoche löſche er durch Thränen aus dem Buche der Erinnerung. Die zarte Jungfrau, wie der ernſte Mann, wird Biondina's Glück ſich reizender ausmalen als die ſchwachen Farben der Darſtellung es vermöchten; ihnen gnüge zu wiſſen, daß des Lebens, daß der Liebe höchſte Seligkeit ihnen ward.

10.

Ruhiger, mehr einer ſtillen Betrachtung fähig als in jener Stunde der Wonne des Wiederſehens, ſaßen die Liebenden am andern Morgen Hand in Hand in dem traulichen Kabinette. — Und nun, Geliebte, begann der Herzog: berichte mir, wer Dir den Zauber lieh, mit dem Du ſo Wunderbares vollführteſt; ſage mir, Biondina, wer Du biſt, denn noch jetzt muß ich glauben, Du ſeyſt eine jener Feen, die im Glanze des ewigen Frühlings mit unſterblichen Reizen auf Erden wallen, den ſterblichen Liebling zu beglücken.

So höre, ſprach ſie mit holder Anmuth, und zürne mir nicht. Ich bin die Tochter des ſizilianiſchen Grafen Benvoglio. — Zwei Jahre ſind verfloſſen, als mich in meinem ſechszehnten Jahre der Marcheſe von Mantone zum Altare führte. Ich liebte ihn nicht, ich folgte nur meines Vaters Befehle. — An meinem Hochzeittage luſtwandelte ich mit meinem Gatten in dem Garten unſeres Palaſtes zu Palermo; Banditen, von einem Weibe gedungen, das er ſchändlich hintergangen, überfielen, ermordeten ihn, und ſo ward ich an dem erſten Tage meiner Ehe ſchon Witwe. Ich zog mich während des Trauerjahres in ein Kloſter zurück; in dieſer Zeit ſtarb auch mein Vater, und nur ein Ohm blieb mir, unter deſſen Schutze ich nach Neapel in den Palaſt meines Gatten zog, wo ich, bis er meine Angelegenheiten geordnet, zurückgezogen leben wollte.

Zufällig ſah ich Dich — erlaß es mir, den Eindruck, die Regung zu beſchreiben, die ich bei Deinem Anblicke fühlte. Ich fragte meinen Ohm, einen ſanften, gefälligen alten Mann, nach Dir, und erfuhr — auch dieß erlaß mir, zu wiederholen. Aber nichts ſchreckte mich ab, und was Dir Biondina einſt ſagte, war Wahrheit. Ich wollte Dir zeigen, daß den Frauen auch die Achtung der Männer gebühre, wollte Deine Liebe mir gewinnen, und durch mich ſelbſt; das einfache, anſpruchloſe Mädchen ſollte Dich entzücken. Mein Ohm war zu allem bereitwillig; die Witwe auf dem Platze delle Pigne wurde leicht gewonnen; ihre Tochter, eine Geſtalt, mir ähnlich, aber, wie Dein Kammerdiener Dir wahr berichtet, von Geſicht häßlich, wurde entfernt, und der Verſuch, Dich während der Prozeſſion auf mich aufmerkſam zu machen, gelang. Die liſtige alte Dienerin hatte am andern Tage Deinen Kammerdiener bemerkt, als er Erkundigung einzog, durch Gold wurden die Nachbarn gewonnen und Rouvois glauben gemacht, die Nachricht von meiner Häßlichkeit ſey ihm auf mein Anſtiften geworden. So lebte ich in dem Hauſe der Witwe, kehrte faſt jeden Abend in den Palaſt zurück, und konnte dieß alles wagen, da mich in Neapel Niemand kannte und ich mich noch in keinem Zirkel gezeigt hatte.

Rouvois Nachforſchungen, Dein Benehmen an jenem Morgen, und jetzt darf ich es geſtehen, ein Blick in mein ſchwaches Herz, beſtimmten mich, den Schauplatz zu ändern. — Ich wollte Dich fern von mir prüfen, der Zufall führte uns in San Filippo zuſammen, ich benutzte ihn, Dich auf die Probe zu ſtellen, falſches Haar mußte Dich gänzlich täuſchen, und da ich für mich zu fürchten begann, fuhr ſie ernſter fort: daß eine verſchleierte Dame mir gefährlich werden konnte, ſchickte ich Dir mein Bild — und dieſem Bilde danke ich mein Glück. — Sie ſchwieg, Nemours drückte das holde liebliche Geſchöpf an ſein Herz. Biondina! rief er: womit vermag ich Dir Deine Liebe zu lohnen?

Du fragſt noch? ſagte ſie ernſt: Womit kann Liebe die Liebe lohnen als durch Treue!

Gedruckt bei C. G. Naumann in Leipzig.

Sämmtliche Schriften

von

A. von Tromlitz.

Zweiunddreißigstes Bändchen.

Vergeltung.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1833.

Vergeltung.

Novelle

von

A. von Tromlitz.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1833.

I.

Die Sonne begann zu ſinken und warf ihre Glutſtrahlen auf die ſchäumenden Wellen eines Waldſtroms, der über herabgeriſſene Felsſtücke brauſend dahin tobte, als ein einſamer Wanderer den Felſen hinauf nach einem Hüttchen klimmte, welches die deckende Baumrinde nur wenig gegen Wetter und Sturm ſchützen mochte. Es war ein Mann von feinem Anſehen, gut gekleidet, und in den Jahren, wo der Ernſt des Lebens den leichten, alles überſpringenden Frohſinn meiſt ſchon verdrängt hat. Mühſam ſtieg er die Stufen hinauf, ruhte oftmals aus, blickte in der Gegend umher, und dann umzog zuweilen ein freundliches Lächeln ſein ernſtes Geſicht.

Jetzt hatte er das Hüttchen erreicht, welches auf einem Vorſprunge des Felſens weit über dem ſich hier ſcharf herumbiegenden Thal einſam ſtand. Er trat ein, eilte nach einer Luke, aus der man die andere Seite des Thales überſehen konnte, und blieb in Anſchaun verſunken ſtehen. Die Ausſicht bot einen herrlichen Anblick. Der brauſende Strom, in welchem das Flößholz von Fels= zu Felsſtück herabſtürzend unaufhaltſam mit fortgeriſſen wurde; die hohen Felswände, auf deren Gipfel die majeſtätiſchen Tannen im Abendwinde ſchwankten; die heimziehende, unten im Thale mit ihrem Geläute die Stille des Abends feierlich unterbrechende Heerde; das freundliche Landhaus, welches in der Ferne, da wo der Fluß durch Felſen in anderer Richtung ſich Bahn gebrochen hatte, auf einem mit Obſtbäumen bepflanzten Hügel ſtand; der Kirchthurm, der hinter dem Hügel hervorblickend ſeine golden glühende Spitze zeigte, alles dieſes von dem Purpurlicht der Abendſonne beleuchtet, mußte das fühlende Herz ergreifen.

Auch der Wanderer ſchien von dieſem herrlichen Anblick entzückt; ſein Auge ſah unverwandt über das Thal und eine Thräne drängte ſich hervor.

Heimath! Heimath! rief er aus und ſtreckte die Arme der Gegend zu, wo die Spitze des Thurmes im Abendgold erglühte: Wiege froher Kindheit, du führſt dem Lebensmüden alle Erinnerung freundlich wieder vor, du führſt ihn an den Buſen der Vergangenheit zurück, und wenn auch die einſt geliebten Herzen ſchon lange unter dem Hügel ruhn, wenn auch kein freundliches Auge mehr liebend uns winkt, wie in den Tagen der Jugend, und ſtatt der Wonne der Kummer nun das eigene trübt, ſo ſtehen doch ſo manche Freunde noch unverändert, begrüßend um uns. Jene Felſen, jener Thurm, dieß Landhaus, das Hüttchen, Alles, Alles ruft mir freundlich: Willkommen! zu.

Sey auch mir willkommen nach dreißig mühevoll durchlebten Jahren! ſey dem Eltern- und Heimathloſen gegrüßt, freundliches Land, wo dem verwaiſ'ten Knaben ein fühlendes Herz, ein ſchützendes Dach ward, als er in dieſer Hütte ausgeſetzt einen Erbarmer fand, der mit väterlicher Liebe für ihn ſorgte. Auch heute dir noch Dank, edler Mann, der ſich des Hülfloſen annahm und ihn an ſeiner Bruſt zum Menſchen bildete!

Wehmüthig blickte er hinüber, wo unſern der goldenen Spitze der Edle ſchlummerte, trat dann von der Luke hinweg und blickte in der Hütte umher. Sein Auge ſchien etwas unter der Menge von Inſchriften, welche die Bretterwand bedeckten, zu ſuchen. Plötzlich erheiterte ſich ſein Geſicht. Haſt du mir auch dieß gelaſſen, du ſonſt Alles zerſtörende Zeit? ſagte er, ſein Auge auf einige an der Wand geſchriebene Zeilen heftend: ich danke dir! Sein Blick ruhte lange auf den ihm wohlbekannten Zügen; dann las er:

„So muß ich wirklich ſcheiden, ſcheiden von dir, du liebes Hüttchen, das Grab meines Wohlthäters verlaſſen, und auch ſie, die mit ihrem kindlich frommen Herzen an mir hing? — Nun, ſo ſey es, ſo lebe wohl Alles, was mir theuer und werth war im Leben! Dich, du kleine Hütte, möge der Ahorn vor dem Nordſturm ſchützen; das Grab möge der grüne Raſen decken, wenn meine Blumen auch längſt ſchon verwelkt ſind; und ſie, die ſo liebend an mir hing, für ſie, guter Gott, ſende einen deiner Engel, ihr frommes Herz zu bewahren! Und ich? — ob ich wohl je an dieſe Stelle zurückkehren werde? —“

Ich bin zurückgekehrt, ſagte er ernſt: heute ſind es dreißig Jahre, als ich dieſes ſtille Plätzchen verließ, und ich bin zurückgekehrt, verſöhnt, den Frieden im Herzen, die Ruhe in der Bruſt, ein glücklicher Mann, wäre es einſt am Ural-Gebirge hier ſo leer geblieben, hier, wo es ſo ſtürmiſch klopfte, als ich dieſes Lebewohl niederſchrieb. Nun, das Schickſal will ſein Recht haben, fuhr er freudigen Antlitzes fort und nahm die Hand von dem klopfenden Herzen: Alles kann der Menſch nicht verlangen, und mir ward dennoch viel.

Noch einmal blickte er in der Hütte umher, nahm ſeinen Knotenſtock und wanderte den Berg hinunter.

Als er in das Wieſenthal trat, wurde es ihm beklommener. Oben hatte ihn die friſche Abendluft erquickt, hier unten drückte die Schwüle eines heranziehenden Gewitters ſchwer auf ihn, und er verdoppelte deßhalb ſeine Schritte, um das nahe Dörfchen zu erreichen; als er ſich aber einer ſchlanken Buche nahte, welche einſam gleich einem Hüter des Thales am Strome ſtand, hielt ſein raſcher Fuß an, und an ihr aufblickend, rief er freudig aus: Wie ſtattlich biſt du emporgeſchoſſen, du alter Bekannter aus meiner Knabenzeit! Kaum daß deine jugendliche Krone mir Schatten gewähren konnte, wenn die Abendglut auf dieſem Steinſitze unſre Wangen röthete, und jetzt — hoch ſtrebt dein Gipfel den Wolken entgegen; dein dunkles Laubdach, unter welchem die Sänger des Himmels ihren Geſang erheben, breitet ſich aus und wölbt ſich wie eine heilige Kuppel. Wie herrlich, wie kühn haſt du dich in den dreißig Jahren emporgehoben, und ich? Kräftig wie du, ging ich von hier, wie du ſtrebte ich aufwärts, entfaltete mich und gehe jetzt ſchon wieder rückwärts dem Verdorren entgegen; kein Zweig breitet ſich aus, kein Laubdach wölbt ſich über mich, ich bin ein blätterloſer Stamm.

Dieſer Gedanke mußte ihn wehmüthig ergriffen haben, denn ohne den herrlichen Baum noch einmal zu betrachten, ohne das Auge nach der ſinkenden Sonne zu richten, die ſich flammenglühend hinter die Baſalt-Felſen ſenkte, wanderte er dem am obſtumpflanzten Hügel freundlich vor ihm liegenden Dörfchen zu.

Je näher er ſeinem Ziele kam, je deutlicher die ſtrohbedeckten Hütten vor ihn traten, deſto lebhafter ward der Ausdruck ſeines Geſichtes. Schwermuth wich der Theilnahme, und bald ſchien ihm jeder Baum, jedes Häuschen, jeder grüßende Bewohner ſeiner Beachtung werth, und er glaubte, in Jedem einen alten Bekannten zu finden.

So ſchritt er der Pfarrwohnung zu, welche auf der Höhe mit ihrem kleinen Blumengärtchen eine freundliche Ausſicht in's Thal gewährte. Die Kirche mit ihrem hohen, ſpitzen Thurm, klein aber freundlich, lag hinter ihr und ſeitwärts der Friedhof mit ſeinen grauen Steinen und den grünen Ruhehügeln; dahin wollte der Wanderer ſeine Wallfahrt richten. Als er jedoch an der Pfarrwohnung vorüber ging, hielt ihn ein ihn überraſchender Anblick feſt.

Unter einer hoch ſich wölbenden, ſchattigen Linde, die ihren Blüthenduft weit umher verbreitete, ſah er einen alten Mann im Sorgenſtuhl ruhen, dem ein junges, funfzehnjähriges Mädchen gegenüber ſaß, bei deren Anblick das Blut ihm unwillkührlich auf die Wangen trat. Der Alte, ein Greis mit Silberhaar, ſah heiter und ruhig vor ſich auf einen Hund, den er ſtreichelte; das Mädchen ſtrickte und ſah zuweilen ängſtlich nach dem immer mehr ſich nahenden Gewitter auf. Der Tiſch war gedeckt; Milch, Erdbeeren, Butter und Brod ſtanden darauf, und einige leere Stühle zeigten, daß außer den beiden noch mehr Tiſchgenoſſen erwartet wurden.

Der Fremde blieb lange unbeachtet und hatte während dem ſein Auge unverwandt auf die jugendliche Geſtalt des Mädchens gerichtet, als der Hund ihn bemerken mußte, aufſprang und bellend ſeine Gegenwart verrieth. Das Mädchen und der Alte ſahen auf und erwiederten freundlich den Gruß des ſich Nahenden.

Verzeihen Sie, wenn ich ſo unbeſcheiden bin, zu Ihnen zu treten; ſagte dieſer: ich bin ein Reiſender, der dieß ſchöne Thal beſuchen wollte, deßhalb ſeinen Reiſewagen nach der Reſidenz vorausſchickte und jetzt durch das nahende Gewitter verhindert wird, ſeinen Weg zu verfolgen.

Nehmen Sie Platz! ſagte der Alte, während das Mädchen ihm einen Stuhl anbot: warten Sie das Gewitter bei uns ab, und hält es zu lange an, ſo daß Sie heute nicht mehr in die Reſidenz kommen können, ſo bitte ich, ein Nachtlager bei uns anzunehmen. — Erneſtine! wandt' er ſich zu dem Mädchen: geh hinein und ſage Deiner Mutter, daß ein Gaſt angekommen ſey.

Sie ſind der Pfarrer dieſes Orts? fragte der Fremde, als das Mädchen ſich entfernt hatte.

Ich war es, erwiederte der Alte: habe jedoch ſeit einiger Zeit das Amt meinem Schwiegerſohn übergeben und lebe nun in ſtiller Ruhe die wenigen Tage, welche mir Gott noch beſchert. So manche Leiden ſtumpften den Geiſt ab, wenn auch der Körper trotz meiner Jahre noch kräftig blieb; da glaubte ich es meiner Gemeinde ſchuldig zu ſeyn, ihr einen auch am Geiſte tüchtigen Seelſorger zu geben, und ich habe ihn mit Gott gefunden. Nur dreimal im Jahre beſteige ich noch die Kanzel, einmal am heiligen Pfingſtfeſt, wo ich mein Amt antrat, dann am erſten Advent, wo mir Gott mein gutes Weib nahm, zur Ergebung in mein Schickſal, und endlich am erſten Chriſttage zur Buße — an dem Tage prüfte mich Gott hart, und ich beſtand die Prüfung nicht; deßhalb wende ich mich jedesmal an dieſem Tage an den Vermittler, der uns da geboren ward.

Ehe noch der Fremde um nähern Aufſchluß über das Geſagte bitten konnte, trat eine ſchon bejahrte, aber immer noch ſchöne Frau aus dem Hauſe, und einen forſchenden Blick auf den Fremden werfend, verneigte ſie ſich und hieß ihn willkommen. Auch der Fremde ſah ſie aufmerkſam an, vergaß den Gruß zu erwiedern und ſchien bei ihrem Anblick ganz in Erinnerung verſunken.

Meine Tochter! unterbrach der Greis die eingetretene Stille: die Gattin meines Nachfolgers im Amte. Bei dieſen Worten ſchien der Fremde ſich wieder zu faſſen; er trat auf ſie zu, bat um Verzeihung, daß er des herannahenden Gewitters wegen ſie beläſtigen müſſe, und als hierauf ihr Gatte ebenfalls herbeikam, ſetzte ſich die Familie an den Tiſch zu ihrem frugalen Mahle; jedoch verließ eine gewiſſe Unruhe den Fremden nicht ganz; ſein Auge war bald auf die Frau gerichtet, welche unbefangen die Pflichten der Hausfrau übte, bald auf das junge Mädchen, welcher die Aufmerkſamkeit, die er der Mutter ſchenkte, nicht entgangen zu ſeyn ſchien.

Das Gewitter hatte ſich indeſſen verzogen, und erſt nach der freundlichen Einladung, trotz dem die Wanderung nicht von neuem zu beginnen und die Nacht bei ihnen zu bleiben, fragte der Alte ſeinen Gaſt um Namen und Stand.

Ich heiße Schröder, erwiederte dieſer: bin ein Deutſcher, aus Franken gebürtig, und habe ſeit mehreren Jahren in Rußland gelebt. Die Sehnſucht nach meinem Vaterlande ward mit jedem Jahre ſtärker und bewog mich endlich, meine dortigen Beſitzungen zu verkaufen, und den Herbſt, ſo wie den Winter meines Lebens in meiner Heimath zuzubringen. Ich hatte von den ſchönen Gegenden dieſes Landes gehört; dieß Thal war mir beſonders gerühmt worden, und ſo konnte ich der Verſuchung, es zu durchwandern, nicht widerſtehen, und es freut mich um ſo mehr, daß ich es gethan, da ich hierdurch die Gelegenheit gehabt habe, eine mir ſo liebe Bekanntſchaft zu machen. So ſchön ich auch dieß Thal finde, ſo ſcheint es mir doch ſehr einſam, fuhr er nach einer Pauſe fort: und ich könnte Ihnen wohl wünſchen, daß Sie in jenem freundlichen Landhauſe auf der Höhe eine geſellige Familie gefunden hätten. Wem gehört es?

Dem Geheimen Finanzrath Wagner, erwiederte raſch der Prediger, welcher bis jetzt noch kein Wort geſprochen hatte.

Hat der Beſitzer Familie? fragte der Fremde weiter.

Zwei Töchter, erwiederte jener.

Da wünſch' ich Ihnen Glück, ſagte der Fremde: Ein freundſchaftlicher Umgang erhöht ſelbſt in dem Kreiſe der ſchönſten Häuslichkeit das ſtille Glück. Iſt Ihre eigene Familie groß?

Ich habe nur dieſes eine Kind und dieſe Enkelin, antwortete der Greis, und ſein Geſicht umdüſterte ſich.

Nur ein Kind? fragte der Fremde, und die Verwunderung, womit er die Frage that, mußte Allen auffallend ſeyn und keiner beantwortete ſie; auch wiederholte er ſie nicht und lenkte das Geſpräch auf andere Gegenſtände.

So verging der Abend. Der Fremde wurde der Familie immer werther; auch er ſchien ſich in ihrem Kreiſe wohler zu fühlen und ſo trennte man ſich, ſicher gegenſeitig mit einander zufrieden.

2.

Am andern Morgen nahm der Fremde erſt ſpät ſeinen Knotenſtock, empfahl ſich der freundlichen Familie, verſprach während ſeines Aufenthalts in der Reſidenz noch einmal zu kommen und verbat ſich alle Begleitung. Als er an dem nahen Friedhof vorbei ging, konnte er der Sehnſucht nicht widerſtehen. Er öffnete die Gatterthür, ſchritt nach einer in der Mitte des Kirchhofs ſtehenden Linde, welche ein Grabmal beſchattete, faltete die Hände und ſprach ein leiſes Gebet, brach dann einen Zweig des grünen Baumes und wanderte weiter. Der ihm ſehr wohl bekannte Weg führte durch die nicht unbeträchtlichen Anlagen, welche das Landhaus umgaben. Er trat durch das offene Portal und ſchaute freudigen Blicks durch die hohe Kaſtanien-Allee, welche nach der Wohnung führte. Seine Jugend trat freundlich vor ihn; ſo manches Plätzchen, an dem er vorüberging, führte ihm eine liebe Erinnerung zurück; Manches fand er nicht wieder oder fand es ganz verändert, und wenn auch ſchöner, that es ihm doch weh.

Am ſchmerzlichſten fühlte er ſich bei dem Anblick des Landhauſes ſelbſt ergriffen. Statt des einfachen Hauſes mit ſeinen beiden Erkern und dem bretternen Thürmchen, von dem ihn ſo oft der goldene Zeiger zum Heimgang gemahnt, ſah er jetzt eine in italiäniſchem Style gebaute prachtvolle Villa, ſtatt des grünen, mit Linden umgebenen freien Platzes, dem Tummelplatz ſeiner kindlichen Spiele, ſtatt des kleinen, umzäunten Hühnerhofes, fand er den großen Raum mit eiſernen Gittern umgeben, mit gelbem Sande beſtreut und die ſchattigen Linden nicht mehr. Wo grüne Fliederhecken den Hofraum einſchloſſen, ſah er jetzt zwei geſchmackvolle Hallen, welche dem Anſchein nach zu Wagen-Remiſen und Pferdeſtällen dienten. Nichts war mehr wie er es verlaſſen; Alles verändert, Alles umgeſtaltet. Er ſetzte ſich traurig auf eine Bank, und ſah wehmuthvoll nach dem ſchönen Gebäude hin. Der Segen, den mein Wohlthäter hier zurückließ, muß gute Früchte getragen haben, rief er endlich aus: der Reichthum muß mit dem Ueberfluß hier eingekehrt ſeyn, denn es iſt wahrlich ein köſtliches Gebäude, welches ich hier vor mir ſehe; aber mir doch nicht ſo lieb und werth, wie das kleine alte Häuschen, das einſt hier ſtand und in dem mir ſo manche freundliche Erinnerung geworden wäre. Es ſcheint zwar immer noch daſſelbe zu ſeyn; das Thürmchen iſt nur herabgeriſſen und ſtatt des einfachen Kleides, mit dem es zwiſchen den grünen Linden anſpruchlos hervorblickte, hat man ihm das Prunk-Gewand einer florentiniſchen Villa übergeworfen. Nun! — die Menſchen vergehen, warum ſollten ihre Wohnungen ſich nicht auch verändern. — Aber, fuhr er fort, als er ſich von ſeinem Raſenſitz erhob: ſollte auch des alten Vaters Lieblingplätzchen, die dichte Jaſminlaube, zerſtört ſeyn, wo wir uns zum Morgengebet um ihn verſammelten und er am Abend ſo gern mit ſeinem Sohne ſaß, mit mir ſprach und die untergehende Sonne ihn ſo oft an ſeinen Heimgang erinnerte? Mit ängſtlichem Herzen ging er zwiſchen den Blumenbeeten, welche das Haus umgaben, hindurch, ſah ſchüchtern nach dem Ort hin, wo die ſtille Laube einſt geſtanden und fand ſie nicht mehr; ſtatt ihrer erhob ſich auf der nämlichen Stelle ein kleiner, offener Tempel, in welchem er ein junges, einfach gekleidetes Mädchen ſitzen ſah, die aufmerkſam in einem Buche las. Beim Anblick dieſer ruhigen, im Leſen vertieften Geſtalt wurde der Schmerz, ſeine liebe Laube nicht wieder zu ſehen, auf angenehme Weiſe gemildert. Er trat unwillkührlich einige Schritte näher, hielt aber ſchnell wieder an, und wäre doch des theuren Plätzchens, wohl auch des Mädchens wegen, ſo gern in den ſtillen Tempel eingetreten, wenn ihn nicht die Schicklichkeit davon abgehalten hätte. Sich jedoch ſogleich zu entfernen, wie er wohl geſollt, war ihm unmöglich, ſein Blick mußte noch länger auf dem Mädchen ruhn; es war ihm als ob ſie ihm ſchon durch dieſen ſeinen Lieblingort werth und theuer würde. Er trat, ſie beſſer beobachten zu können, hinter ein kleines Gebüſch, und als ſie nachdenkend die Augen aufſchlug, er ihr Geſicht ſehen konnte, das eben nicht ſchön zu nennen war, fühlte er ſich doch von einem ihm bisher unbekannten Zauber feſtgebannt.

Das Mädchen legte jetzt das Buch weg, warf noch einen Blick in das ſchöne Thal, welches man von hier aus ganz überſehen konnte, verließ den Tempel und ſchritt geraden Weges auf ihn zu. Er ſah ſich genöthigt, aus ſeinem Verſteck hervorzutreten und ſie zu begrüßen; ſie erwiederte den Gruß höflich, ſchritt, ohne weiter auf ihn zu achten, an ihm vorüber dem Hauſe zu und verſchwand.

Lange noch ſtand der Wanderer auf der nämlichen Stelle; dann wandte er ſich plötzlich, ging, ohne durch irgend Etwas, ſelbſt nicht durch Rückerinnerungen aufgehalten zu werden, durch den übrigen Theil des Parks und eilte mit raſcheren Schritten als gewöhnlich der Reſidenz zu.

3.

Es war bald Mittag, als er im Gaſthauſe in den für ihn bereiteten Zimmern anlangte. Freundlich nahm ihm die ſchon bejahrte Wirthſchafterin, welche ſo manche Jahre in Siberien treu bei ihm ausgehalten und ihm jetzt nach Deutſchland, ihrem Vaterlande, gefolgt war, Hut und Stock ab, und warf, wenn auch ihr Mund ſchwieg, doch ſo forſchende Blicke auf ihn, die ihm deutlich zeigen mußten, eine Frage ſchwebe auf ihren Lippen. Auch der alte Chriſtoph, der einzige Diener den er aus dem Norden mitgebracht, ſchwieg und ſah ſeinen Herrn, wenn auch nicht forſchend doch theilnehmend an.

Dieſer warf ſich in einen Lehnſtuhl, kümmerte ſich wenig um Beide, und ſah nachdenkend vor ſich hin, während jene erwartungvoll vor ihm ſtanden. Endlich brach er das Schweigen. Chriſtoph, ſagte er: ſorge für einen Wagen, modern und elegant, für vier Pferde, eine Troſchke und eine Chaiſe. Sie, liebe Wilhelmine, wandte er ſich zu der Wirthſchafterin: ſehen ſich nach einer Wohnung um; ich werde vor der Hand in dieſer Stadt bleiben.

Bei dieſen Worten leuchtete die Freude aus dem Geſicht der treuen Wirthſchafterin. So wünſchte ich Sie immer zu ſehen, ſagte der Fremde: dieſen Ausdruck Ihres Geſichts lieb' ich, er drückt die wahren Empfindungen Ihres Herzens aus. —

Iſt man denn immer Herr ſeiner Gefühle, unterbrach ſie ihn: kann man immer freundlich ſeyn?

Man ſollte es doch immer! erwiederte er, ihr die Hand gutmüthig reichend: doch jetzt zu unſerm Geſchäft. Die Wohnung muß geräumig, elegant möblirt und ſo ſeyn, daß ich Geſellſchaft, viel Geſellſchaft bei mir ſehen kann, und für einen Koch und das weibliche Perſonal werden Sie ſorgen, Chriſtoph für das männliche.

Und wie ſtark ſoll das ſeyn?

Ein Kutſcher, ein Reitknecht und einen Tagedieb von Bedienten, befahl der Fremde: Du wirſt zum Kammerdiener erhoben, und ich heiße nach wie vor Herr Schröder. Chriſtoph, der ſeine Ordre erhalten hatte, entfernte ſich; Wilhelmine aber zauderte immer noch zu gehen und blieb harrend aber ſchweigend vor dem Herrn ſtehen. Lange jedoch vermochte ſie nicht, das, was ſie in ihrem Innern drängte, zurückzuhalten. Waren Sie dort? fragte ſie nach langem Kampfe.

Schröder nickte bejahend.

Lebt er noch?

Er nickte wieder.

Ach warum reden Sie nicht, warum geben Sie meinem bedrängten Herzen nicht Troſt? rief ſie traurig und faſt ungeduldig.

Suchen Sie ihn in ſich ſelbſt, erwiederte er ernſt: finden Sie ihn nicht dort, ſo erwarten Sie ihn von der Zeit; ich glaube, Sie dürfen ihr vertrauen.

Gelobt ſey Gott! rief ſie und ergriff leidenſchaftlich ſeine Hand, ſie an ihre Lippen zu drücken; er aber entzog ſie unmuthig.

Haben denn die Jahre noch nicht das wallende Blut beruhigt, hat das ernſte Schickſal noch nicht ſeine Gewalt an Ihnen geübt?

Kalter Mann! ſagte ſie nicht ohne Heftigkeit: danken Sie Gott, daß er Ihnen die Ruhe, das eiſige Blut gab, leidenſchaftlos an Allem vorüberzugehen, kalt Alles an ſich vorübergehen zu laſſen; aber verdammen Sie nicht ein unglückliches Geſchöpf, an dem die Zeit ihre Kraft verlor, und dem dreißig eintönige Jahre doch nicht die Saite des Herzens eintönig zu ſtimmen vermochten. Auch Ihre Stunde kann ſchlagen, auch Ihre Ruhe kann aus dem Gleichgewicht fallen, und dann erſt werden Sie fühlen, wie wehe Sie der Unglücklichen thaten.

Das wollt' ich nicht, fiel er bewegt ihr in die Rede: Wilhelmine, das wollte ich nicht! — Warnen wollte ich, da Sie mit Ihrer Reizbarkeit der Gefahr ſo nahe ſind; dämpfen wollt' ich die Glut, aber wahrlich Ihrem Herzen nicht wehe thun. Er reichte ihr die Hand; ſie drückte ſie an ihr Herz und entfernte ſich ſchnell.

Ohne Jemand zu fragen, ohne nähere Erkundigung einzuziehen, durchſtrich ſie gedankenvoll die Stadt, eine Wohnung, wie der Herr befohlen aufzuſuchen; doch bald hatte ſie den Zweck ihres Herumirrens vergeſſen; ſchon waren ihre Gedanken bei ganz andern Gegenſtänden, als ſie zufällig an einem ſchönen Gebäude die Anzeige angeheftet fand, daß hier das zweite Stockwerk zu vermiethen ſey. Sie wurde hierdurch aus ihren Träumereien geweckt; das Haus ſchien ihr paſſend. Sie trat ein; ein Bedienter führte ſie in die unbewohnten Zimmer, die ſie höchſt geſchmackvoll und ganz den Wünſchen und

Bedürfniſſen Herrn Schröders gemäß fand, erkundigte ſich noch nach Manchem und bat dann den Diener, ſie zum Beſitzer des Hauſes zu führen, um das Nöthige wegen der Miethe mit ihm zu verabreden.

Sie wurde durch mehre elegant eingerichtete Zimmer zu der Frau vom Hauſe geführt und fand hier eine Dame ungefähr von ihrem Alter in höchſt geſchmackvollem Negligee, ein kleines Windſpiel neben ſich, nachläſſig auf einem Sopha ſitzen. Sie haben die oberen Zimmer beſehen? fragte die Dame nach einer kalten Begrüßung.

Ja, Madam!

Sind ſie nach Ihrem Geſchmack?

Vollkommen!

Das freut mich!

Dürfte ich Sie um den Preis bitten? fragte die Wirthſchafterin. Die Dame nannte ihn; Wilhelmine fand ihn übertrieben hoch und ſagte dieß ganz unbefangen; die Beſitzerin des Hauſes ſchien darüber entrüſtet.

Ich bin keine Kaufmannsfrau und laſſe nicht mit mir handeln! fuhr ſie auf. Wiſſen Sie, Madam, ſagte ſie dann, ſich langſam und mit affektirter Würde erhebend: ich bin die Geheime Finanzräthin Wagner.

Bei dieſen Worten färbten ſich Wilhelminens Wangen purpurn, ſie ſtutzte, warf einen durchdringenden Blick auf die Dame, und ſagte dann in gewiſſer Art verlegen: Verzeihen Sie! wenn ich mir es reiflich überlege, ſo hatte ich unrecht; ich gebe mit Vergnügen was Sie gefordert, und mein Herr wird es gewiß genehmigen.

Und wer iſt Ihr Herr? fragte die Finanzräthin beſänftigt.

Herr Schröder, aus Franken gebürtig, der ſich längere Zeit in Rußland aufhielt.

Verheirathet?

Nein, Madam, noch ledig.

Jung — alt?

Eine Thorheit zu begehen, zu alt, aber noch jung genug, einer Neigung fähig zu ſeyn, erwiederte Wilhelmine.

So? meinte die Dame, und überflog die Geſtalt der Fremden mit einem höhniſch forſchenden Blick: ſo? — nun glaub' ich von Allem unterrichtet zu ſeyn.

Ich glaube kaum, erwiederte die hoch Erröthete. Ueber das Nähere wird der Herr ſelbſt mit Ihnen reden. Dieß ſagend, verbeugte ſie ſich mit Würde, warf einen ſtolzen Blick auf die Dame und entfernte ſich.

4.

Haben Sie eine Wohnung gefunden? rief Schröder der Hereintretenden entgegen, die ihren Hut haſtig abnahm und in großer Gemüthsbewegung zu ſeyn ſchien. —

Ich habe eine ſehr paſſende gefunden! antwortete ſie und ſchritt dabei heftig im Zimmer auf und ab.

Was iſt Ihnen begegnet? fragte er theilnehmend: Sie ſind außer ſich, Ihr Auge glüht, ich fürchte —

Ich habe das zweite Stock in dem Hauſe des Geheimen Finanzrath Wagners gemiethet. —

Wilhelmine! rief Schröder erſchrocken: Sie —

Ich — unterbrach ſie ihn und ihr ganzes Weſen ſchien verändert: ja ich habe dort Ihren, meinen Wohnplatz aufgeſchlagen. — Iſt es nicht die paſſendſte Wohnung für uns? erreichen Sie nicht dort ſo ganz Ihren Zweck? — oder fürchten Sie für mich? — O guter, edler Mann, fürchten Sie nicht! — Der gute Engel trug, ſeit Sie mich leiten, noch immer den Sieg über den böſen in mir davon; ſelbſt heute, als ich ſie ſah. Ich glaube, ſo iſt es am beßten; dem Uebel recht in der Nähe tobt der Schmerz am leichteſten aus. Ueberdieß ſehe ich es als eine Schickung des Himmels an, der mich vor dieſe Wohnung führte und mich dort eintreten ließ.

Schröder ſchüttelte bedenklich den Kopf, doch dünkte es ihm faſt ſelbſt eine Schickung des Himmels. Nun ſo ſey's! ſagte er gefaßt: früher oder ſpäter muß der Knoten ſich löſen.

Auch habe ich ſchon eine Menge Einkäufe im Möbelmagazin gemacht, begann ſie weiter: doch fürchte ich, das von Ihnen zur Einrichtung beſtimmte Geld wird hierzu nicht reichen.

Das wäre mir unlieb, unterbrach er ſie ernſt. —

Sie müſſen hier glänzend auftreten, nicht mehr, aber auch nicht weniger thun als Ihre Lage es erlaubt! fuhr ſie leidenſchaftlich fort.

Schröder lächelte. Die weibliche Eitelkeit, ſprach er warnend: ſpielt Ihnen einen Streich, Wilhelmine! Hüten Sie ſich! —

Nein, Herr Schröder! rief ſie, und ihr Geſicht umdüſterte ſich: Eitelkeit iſt nicht der Quell, aus dem meine Wünſche entſpringen, Rache iſt es.

Er ſah finſter auf ſie, ſtand auf, wandte ihr den Rücken und wollte gehen. Ja, Rache! rief ſie, und ihr großes, dunkles Auge ruhte ſtarr auf dem Mann, der jetzt mitleidvoll auf ſie herabſah.

Der gute Engel trägt in Ihnen nicht immer den Sieg davon! ſagte er dann bewegt, nahm ſeinen Hut und verließ ſie, um das Weitere wegen ſeiner neuen Wohnung in Ordnung zu bringen.

Er fand hier Niemand zu Hauſe; der Herr ſey mit dem Fräulein ſchon ſeit einigen Tagen auf dem Gute, ſo wurde ihm berichtet, und Madam ſey ihm gleich nach Tiſche gefolgt; erſt in einigen Tagen kämen ſie wieder.

Schröder kehrte bei dieſer Nachricht nach dem Gaſthofe zurück, ergriff ſeinen Knotenſtock und ſagte dem alten Chriſtoph nur die wenigen Worte: Ich gehe auf Wanderung! verließ das Haus und nahm den Weg, den er erſt am Morgen gekommen war. Ehe die Sonne ſich hinter die Berge ſenkte, war er wieder in den Anlagen des Landhauſes.

Als er die Familie ſchon aus der Ferne im Tempel um den Theetiſch ſitzen ſah, hielt er, neben einem Ahorn ſich ſammelnd, ſeine raſchen Schritte an. Mit ruhigem Herzen hatte er den Weg zurückgelegt, mit klopfendem ſtand er hier, und die Erinnerung hielt ihn wie gebannt. — Vorwärts, vorwärts! murmelte er dann vor ſich hin: ſchweig, du klopfendes Herz! — Sollte ein Augenblick das Mühen von ſo vielen Jahren unnütz machen? Nein, nein! Der Friede Gottes hat mich in Siberiens Steppen begleitet, der Friede Gottes begleite mich auch in meine Heimath.

Dieß ſagend ſchritt er dem Tempel zu, wo die Familie ihn ſchon bemerkt, und das junge Mädchen ſchon geäußert hatte, ihn heute früh im Park geſehen zu haben. Man hatte hierauf einen Bedienten dem ganz einfach gekleideten

Fremden entgegengeſchickt, um ſich durch ihn eines vielleicht läſtigen Gaſtes zu entledigen.

Wen ſuchen Sie? mein Herr! fragte ihn der in prachtvoller Livree gekleidete, ziemlich freche Diener.

Den Geheimen Finanzrath Wagner, erwiederte Schröder freundlich.

Wenn Ihre Geſchäfte nicht ſehr preſſant ſind, fuhr der Dienſtfertige raſch, aber eben nicht in verbindlichem Tone fort: ſo kommen Sie dem Herrn zu einer ſehr ungelegenen Stunde.

Meinen Sie? ſagte Schröder und ſetzte unbekümmert ſeinen Weg fort, trat in den Tempel, neigte ſich flüchtig vor den Frauen, doch als er den Finanzrath begrüßen wollte und ihn hierbei feſt in's Auge faßte, das bleiche, tief gefurchte Geſicht des ſonſt ſo ſchönen Mannes ſah, auf dem ſich jetzt alle Leidenſchaften ſo ſcharf ausdrückten, ſtockte er in ſeiner Rede; unwillkührlich ſtreckte er die Hand, wie zum Gruß, nach ihm, der verwundert, mit dem Ausruf: Mein Herr! einen Schritt zurücktrat.

Entſchuldigen Sie, ſagte in dieſem Augenblick der Fremde, welcher durch das kalte: mein Herr!

Herr! ſchnell ſeine Faſſung wieder erhalten hatte: entſchuldigen Sie, daß ich Sie noch ſo ſpät ſtöre; ich bin der Kaufmann Schröder aus Rußland, für den das obere Stockwerk Ihres Hauſes gemiethet worden iſt, und komme, das Nöthige ſelbſt mit Ihnen zu verabreden; da ich gern auch das kleinſte Geſchäft beſtimmt abgemacht ſehe und die Wohnung bald zu beziehen wünſche, ſo eilte ich hier her.

Iſt Ihnen der Preis nicht zu hoch? fiel ihm der Finanzrath in die Rede, nachdem er den einfachen Rock, das blautuchene Käppchen und den Knotenſtock des Fremden forſchend betrachtet hatte.

Wäre er mir zu hoch, erwiederte Schröder lächelnd: ſo hätte ich mich nicht zu Ihnen hierher bemüht.

Man erſuchte ihn nun nach manchem fragenden Blick, den Mann und Frau ſich zugeworfen hatten, Platz zu nehmen und Thee mit ihnen zu trinken. Er nahm die Einladung an, und hatte, während die Frau vom Hauſe die Unterhaltung faſt ausſchließend führte, Gelegenheit, die Familie, in deren Hauſe er wenigſtens ein Jahr verleben wollte, genauer zu beobachten. Der Finanzrath war ein Mann von einigen fünfzigen, groß und ſchlank; ſein Geſicht wäre auch jetzt noch ſchön zu nennen geweſen, wäre nicht der Blick ſeines ſo lebhaften Auges unſtet, der ſchön geformte Mund immer zum ſarkaſtiſchen Lächeln verzerrt geweſen und hätte nicht auf dem Ganzen das Gepräge eines Wüſtlings gelegen.

Seine Gattin war wohl zehn, ihrem Anzug und dem friſchen Kolorit ihrer Wangen nach, wohl an dreißig Jahre jünger als er. Nach dem neueſten Geſchmack äußerſt ſorgfältig gekleidet, hätten ihre anmuthvolle Figur und die noch immer ſchönen Züge ihres Geſichts gefallen müſſen, wenn nicht eine gewiſſe Steifheit die Grazie verdrängt, und ein anmaßendes Weſen, das ſich in jeder Miene, in jedem Wort ausſprach, den wohlthuenden Eindruck verwiſcht hätte, den das Ganze dieſer noch ſchönen Frau erregen mußte.

Die älteſte Tochter, Euphroſine, war ganz das Ebenbild ihrer Mutter; eine nymphenhafte und doch volle Figur; ein ausdruckvolles Geſicht, das durch die blühenden Farben einer blendenden

Haut noch reizender wurde; große, dunkelblaue, ſchwärmeriſche Augen, welche tiefes Gemüth, Geiſt und Seele ausſprachen; eine Fülle blonder Locken, die ſich um die offne Stirn kräuſelten, war ihre Mitgift. Jedes Auge mußte mit Wohlgefallen auf dieſem Mädchen ruhn, das die Natur in einer poetiſchen Laune zu einem Ideal geformt zu haben ſchien, und doch weilte das Auge eben ſo gern und vielleicht noch länger auf Mariens, der jüngeren Schweſter anſpruchloſer Geſtalt, deren braune Augen ſanft unter den kaſtanienbraunen Locken hervorblickten, deren Lilienhaut nur von einem matten Roſenſchimmer angehaucht ſchien und deren Geſicht nur dann ſchön zu nennen war, wenn Verlegenheit, und dieß geſchah oft, es mit Roſenglut überzog; ihre Geſtalt war ſchlank, im zarteſten Ebenmaße, und wenn man in Euphroſine eine vollendete Grazie fand, ſchien Marie ein einfaches Hirtenmädchen zu ſeyn; wenn man in die Locken jener ein Diadem flechten mochte, ſo hätte man gern um das braune Haar dieſer Lieblichen einen Kranz einfacher Feldblumen gewunden.

Der Fremde ſah, ſo weit es ihm die Redſeligkeit der Mutter erlaubte, mit Wohlgefallen auf Beide. — Wäre er ein Maler geweſen, ſo würde ſein Pinſel Euphroſinens Züge auf die Leinwand wieder gegeben haben; wäre ihm die Gabe der Dichtkunſt geworden, Marie hätte ſeine Phantaſie entflammt; denn es lag für ihn in dem reinen, anſpruchloſen Weſen dieſes Mädchens ein ſtiller Zauber, der den ſonſt ſo kalten, beſonnenen Mann mit magiſcher Gewalt anzog. — Redete ihn Euphroſine an, ſo fühlte er ſich verlegen; ſprach Marie einige Worte, wenn auch nicht zu ihm, ſo that es ihm wohl, ihre Stimme zu hören. Die Zeit verging ihm im Anſchauen dieſer beiden lieblichen Geſtalten unbemerkt und erſt als die Sonne ſchon längſt untergegangen war, fiel es ihm ein, daß es Zeit zum Aufbruch ſey. Um zu Fuße noch die Reſidenz zu erreichen, war es zu ſpät, doch hoffte er in dem gaſtlichen Pfarrhauſe eine freundliche Aufnahme zu finden; aber hier kam ihm die Höflichkeit des Finanzrathes zuvor, der ihn einlud, die Nacht bei ihnen zu bleiben und ihn unter keiner Bedingung gehen laſſen wollte. Da er keinen Grund hatte, die Einladung auszuſchlagen, folgte er der Familie in das Landhaus.

Hier fand er Alles auf das geſchmackvollſte eingerichtet. Der untere Saal, in den er geführt wurde, war, obgleich er zum Wohnzimmer diente, faſt prachtvoll möblirt. Ein ſchöner Flügel ſtand auf der einen Seite einem geſtickten Sopha gegenüber, über welchem das Bild der Mutter aus ihrer Frühlingzeit in koſtbarem Rahmen hing. In der einen Ecke des Saals ſtand eine Pedal-Harfe, in der andern der Käfig eines Papageyen; an dem Fenſter zur Rechten der Arbeittiſch der Mutter, über welchem auf einem modiſch gearbeiteten Geſtell eine Menge unnützer Kleinigkeiten ſtanden, die in jetziger Zeit, wie ſonſt die chineſiſchen Pagoden, das Zimmer einer eleganten Frau ſchmücken müſſen. In dem Fenſter zur Linken ſtanden die Arbeittiſche der beiden Töchter, wo auf dem einen Jean Paul's Titan aufgeſchlagen war, und auf dem Fenſter daneben mehre Bücher, alle in kleinem Format und elegantem Einband unordentlich durch einander lagen; auf dem andern aber ſtand ein Stickrahm mit einer angefangenen

Arbeit, und auf dem Fenſter lag ein einziges, etwas großes Buch.

Nehmen Sie Platz! ſagte die Mutter, ſich auf das Sopha werfend, indem ſie auf einen daneben ſtehenden Stuhl zeigte: Sind Sie Liebhaber von Muſik?

Schröder bejahte es.

Euphroſine! rief die Mutter: ſing' eine kleine Arie.

Gehorſam ſchwebte die Grazie nach dem Flügel, während der Vater ſich entfernte.

Euphroſine begann, nachdem ſie einige Zeit phantaſirt hatte, mit einer großen, italieniſchen Arie, und trug ſie mit ſchöner, volltönender Stimme und wahrer Virtuoſität vor. Sie war in dem Vortrag Roſſiniſcher Muſik Meiſterin, und man fühlte leicht, daß ſie wahrhaft Künſtlerin ſey. Kaum hatte ſie die erſte Arie beendet, als ſie unaufgefordert eine zweite, ſchwierigere mit noch mehr Kunſtfertigkeit vortrug, und eben ſo eine dritte. — Schröder war entzückt; ohne Kenner zu ſeyn, liebte er Muſik leidenſchaftlich, getraute ſich aber nie, ſeine Schwäche wohl kennend, ein beſtimmtes Urtheil in ſeinem Innern auszuſprechen; deßhalb glaubte er auch noch nie etwas Vollkommeneres als Euphroſinens volltönende Stimme gehört zu haben, obgleich ihm während ihres Geſangs gedünkt hatte, nicht jede der in ihm aufgeregten Empfindungen ſey ganz befriedigt worden. Er verſchloß dieſe Bemerkung weislich in ſich, drückte laut und mit Wärme ſeine Bewunderung aus und nahte ſich dann Marien mit der Frage: ob ſie nicht auch muſikaliſch ſey.

Ehe noch die Erröthende hierauf antworten konnte, nahm die Mutter das Wort. Die Kleine ſpielt, doch nur wenig die Harfe und ſingt auch zuweilen; doch müſſen Sie ſie nicht nach ihrer Schweſter hören. Die Talente ſind nicht immer gleich vertheilt.

Obgleich verlegen, glaubte doch der Fremde, um Marien nicht wehe zu thun, mit ſeinen Bitten nicht einhalten zu dürfen. Er bat daher inſtändigſt, ſie möge die Harfe ergreifen und ihn auch ihre Stimme hören laſſen. Die Mutter fügte ſeinen Bitten einen trockenen Befehl zu, und Marie nahm die Harfe und begann mit ſichtbarer Verlegenheit das Gebet aus dem Freiſchütz zu ſingen.

Als ſie die Harfe ergriffen, hatte ſie den leichten Florſhawl, den ſie bisher umgehabt, abgelegt, und Schröder bemerkte jetzt einen wunderlieblichen Arm, und die Hand, die früher im Garten der Handſchuh bedeckt hatte, erſchien, in die goldnen Saiten greifend, ſo blendend ſchön, daß Arm und Hand ganz ſeine Aufmerkſamkeit feſſelten, und er anfangs nur wenig die leiſe, bebende Stimme beachtete, mit der ſie das Lied vortrug. Als jedoch dieſer erſte Eindruck vorüberging, er auch auf den Geſang zu lauſchen begann, und ihre Stimme, wenn auch nicht mit der Euphroſinens zu vergleichen, mehr Haltung bekam, mußte er ſich geſtehen, daß, wenn die volltönende Silberſtimme der Künſtlerin ihn entzückt, die reine Melodie, der einfache aber ſeelenvolle Geſang Mariens ſein Herz ſonderbar bewege.

Die Mutter ſchien dieß nicht mit Wohlgefallen zu bemerken, denn als die Muſik beendet war und die Töchter ſich entfernt hatten, begann ſie das Geſpräch ſogleich auf ſie zu lenken. Der

Himmel hat doch ſeine Gaben wunderbar vertheilt, ſprach ſie: meine beiden Töchter haben von mir eine gleich ſorgfältige Erziehung genoſſen, beide ſind von gleichen Meiſtern, nach gleichem Plane unterrichtet und auf beide hat es ſo verſchieden gewirkt. Sie werden ſchon in der kurzen Zeit bemerkt haben, wie ſehr ſie in Talenten verſchieden ſind. Euphroſine hat von Jugend auf Alles mit Leben und Luſt aufgefaßt und ſich zu eigen gemacht, wenn Marie nur gezwungen ihren Geiſt und ihre Anlagen langſam bildete. Jene iſt Künſtlerin faſt in jedem Fach, wo dieſe kaum mittelmäßige Dilettantin iſt. Euphroſine iſt im Malen ſo weit vorgeſchritten wie in der Muſik. Sehen Sie, dieß Bild von mir hat ſie copirt, und die Copie ſteht dem Original nicht nach; auch iſt ſie Dichterin und glänzt in manchem Almanach unter fremden Namen; alle weiblichen Arbeiten, das heißt die eleganten, macht ſie in einer Vollkommenheit, die Sie überraſchen wird.

Und die häuslichen? fiel ihr Schröder etwas unbeholfen in die Rede.

Wie können Sie ſo ſonderbar fragen? erwiederte die glückliche Mutter: um die häuslichen Arbeiten, welche man der dienenden Klaſſe überläßt, kann ſich doch ein ſo hochgebildetes Mädchen nicht bekümmern.

Und die Hausfrau? unterbrach der Ungeſchickte die Mutter noch einmal.

Hoffentlich, erwiederte ſie mit aufgeregtem Stolz: wird meine Tochter keine Parthie machen, wo ſie nöthig hat, ſich ſo tief herabzuſtimmen, um ſich um die gewöhnliche Haushaltung bekümmern zu müſſen. Verſteht ſie in ihrem Hauſe einen gebildeten Kreis um ſich zu ſammeln, verſteht ſie dieſen Kreis angenehm zu unterhalten und hier auf geiſtreiche Weiſe die Wirthin zu machen, ſo muß der Mann zufrieden und ſtolz ſeyn, einen ſolchen Juwel zu beſitzen und gerne kleine Opfer dafür bringen. Ueberlaß er es dem Koch, für ſeinen Magen, der Haushälterin, für ſeine Bequemlichkeit zu ſorgen, ſorgt doch die Frau für ſeinen Geiſt und für ſeine höhere Bildung, die ſo oft bei den Männern in ihrem todten Geſchäftleben untergeht.

Schröder ſah die Dame verwundert an; er hatte, ſelbſt in Siberiens Einöde, ſeinen Geiſt immer mit der Zeit fortſchreiten laſſen und ſeinen natürlichen Anlagen den höchſten Grad von Bildung zu geben geſucht. Er war daher gewiß mit der Zeit fortgeſchritten und wußte wahrhaft geiſtige Bildung zu ſchätzen; aber dieſe Erziehung-Theorie war ihm neu, und ſeine freimüthige Offenheit verhehlte es der Dame nicht, daß er hier nicht im mindeſten mit ihr einverſtanden ſey. Die gute Frau lächelte, und meinte, in Rußlands Steppen hätte man wohl andere Begriffe von Lebensbeſtimmung und Lebensgenuß als in dem aufgeklärten Deutſchland, und bei näherer Bekanntſchaft mit ihrer Familie hoffe ſie ihn bald eines Beſſeren belehrt zu haben. Er verneigte ſich ſchweigend, zweifelte jedoch in ſeinem Innern an dieſer Umgeſtaltung.

Während dieſer Zeit hatte Schröder, von der Gegenwart ſo unvermerkt angezogen, ganz der Erinnerung entſagt, und nicht einmal der Gartenſaal, in dem er ſich befand, obgleich er ſich ganz verändert, hatte ihn zu ihr zurückgeführt; doch jetzt, wo die Unterhaltung zu ſtocken begann und kurz darauf ein Bedienter die Finanzräthin abrief, trat ſie in ihre Rechte, und er konnte ſich, jedoch nur mit Mühe den alten Saal mit ſeinen in Oel gemalten Landſchaften auf den Tapeten und ſeinem Plafond mit den vier Engeln, die vier Jahreszeiten vorſtellend, denken. Aber allmälig trat die Vergangenheit lebhaft vor ihn, und Alles erſchien ihm wieder, wie in jenen Zeiten glücklicher Kindheit; die hohen, gepolſterten Stühle, der Lehnſtuhl, der da wo jetzt der Armſeſſel der Mutter mit bunt geſtickten Chineſen prangte, ſonſt in ſtiller Einfachheit ſtand, die große Londner Pendeluhr, welche den Platz der elegant gezierten Etagere einnahm, der breite Schrank mit Taſſen und Gläſern, welcher die Wand faſt ausgefüllt hatte, und an welcher jetzt der Wiener Flügel ſtand. Auch der mit ſchmalem, vergoldeten Rande und ſeinen Roſtflecken ihm wohl erinnerliche Spiegel, in welchem er ſo oft ſeine zerſtörte Friſur geordnet, und an deſſen Stelle ein großer trumeau ihm nun ſein ganzes Konterfei zeigte; dieß Alles trat, ihn freundlich begrüßend, ihm entgegen. Aber am wehmüthigſten wurde er ergriffen als er ein ihm ſo Theures vermißte. Wo jetzt die Frau vom Hauſe in ihren jugendlichen Reizen prangte, hing ſonſt ein großes Familiengemälde, auf welchem ſein Wohlthäter mit ſeiner Gattin unter einer Linde ſitzend, abgebildet war. Der ſechsjährige Sohn ſchmiegte ſich an der Mutter Schooß, und unter einem Roſengebüſche ſaß, von der Gruppe entfernt, ein dreijähriger Knabe und hielt den nur mit ihrem Kinde Beſchäftigten eine wilde Roſe entgegen. Dieſer einſam ſitzende Knabe war er. Oft, wenn er dieß Bild betrachtete, hatte es ihn geſchmerzt, daß ihn der Maler ſo fern von Vater- und Mutterbruſt, ihn auf ein ſo einſames Plätzchen geſetzt hatte, wo Niemand den Verlaſſenen beachtete. Jetzt, obgleich das Bild nicht mehr vor ſeinen Augen ſtand, mußte er ſich doch ſagen, daß der Maler auch hier der Wahrheit treu geblieben war; denn hatte ihn nicht das Schickſal fern von Vater und Mutter, ſelbſt fern von jener ihm wohlbekannten Linde und dem Roſengebüſch geführt? war er nicht ein einſamer, verlaſſener Pilger geweſen, der ſeine Wallfahrt allein beginnend immer nur Andern Roſen bietend, nie eine Roſe von lieber Hand empfangen hatte? Ach, mitten in dem Kreiſe eines regen Lebens, mitten in dem gaſtfreien Hauſe ſeiner durchlebten Kindheit fühlte ſich der gereifte, ernſte Mann ſo einſam, ſo verlaſſen, und der Gedanke durchſchauerte ihn: Du ſtehſt allein. Nicht Vater, nicht Mutter, nichts, was den Menſchen kettet, ward dir; keine Gattin, keine Schweſter oder Bruder, die Natur hat dir nichts gereicht als dein verlaſſenes Daſeyn; Dankbarkeit allein bindet ein zerriſſenes Gemüth und einen treuen Diener an dich, und ohne ſie, wovon der Eine dich nicht verſteht, die Andere dein theilnehmendes Herz mit ihren bittern Klagen oft verſtimmt, ſtändeſt du bei deinen mühſam erworbenen Schätzen ein Bettler, allein da.

Dieſe Betrachtung hatte ihn ernſt geſtimmt, er ſchritt unmuthig im Zimmer auf und ab, blieb dann vor Mariens Nähtiſch ſtehen, heſtete gedankenlos das Auge auf ihre Stickerei und ergriff mechaniſch das in dem Fenſter liegende Buch, ſchlug es auf und war angenehm überraſcht, die Stunden der Andacht, die er wohl nicht in dieſem Hauſe anzutreffen hoffte, hier und eben hier zu finden. Ein freudiger Gedanke ſtieg plötzlich in ihm auf; doch der Finanzrath, welcher ſo eben eintrat und ihn mit höfiſcher Freundlichkeit einlud, ihm in's Speiſezimmer zu folgen, verſcheuchte ſchnell den Gedanken wieder, und Schröder erfaßte nur mit Widerwillen die Hand, welche jener ihm darbot.

Sie traten in das Eßzimmer, wo ſie die Frauen ſchon verſammelt fanden. Dem Fremden ward der Platz zwiſchen der Finanzräthin und Euphroſinen; Marie ſaß ihm gegenüber, und ſo ſehr auch Mutter und Tochter ſich bemühten, die Unterhaltung zu beleben, ſo ſehr ſich auch der Finanzrath beſtrebte, durch mancherlei Fragen über die nähern Verhältniſſe ſeines Gaſtes ſich zu unterrichten, blieb dieſer dennoch zerſtreut, antwortete einſylbig, und ſelbſt Mariens Blick, dem er zuweilen begegnete, konnte ihn nicht feſthalten. Hatte er doch in dieſem Zimmer ſo manche Jahre ſeiner Kindheit verlebt. Auf der nämlichen Stelle, wo er jetzt ſaß, hatte er aufmerkſam den Unterricht des Greiſes genoſſen, der ihn am vergangenen Abend ſo freundlich aufgenommen; hier war der erſte Grund ſeines Wiſſens, der erſte Grund der ernſten, religiöſen Gefühle gelegt, die ihn durch das ganze Leben ſo tröſtend begleitet hatten. Der Wandſchrank, aus welchem jetzt der Bediente allerhand Bedürfniſſe holte, hatte ſeine Bücher und ſeine Spielſachen verſchloſſen, und ſo war ihm die Thüre oft die Pforte ſeines kindlichen Himmels und ſeiner Hölle geweſen. Allmälig verloren ſich jedoch dieſe Bilder aus der Jugendzeit. Die am Tiſch eingetretene Stille, die lächelnden Geſichter, welche er um ſich ſah, mahnten ihn an die Schicklichkeit; er nahm mehr Theil am Geſpräch und war nun über den Geiſt erſtaunt, den Euphroſine entfaltete und wobei ſich zugleich ein tiefes Gemüth ausſprach, während die Mutter Alles nur von der äußern, glänzenden Seite auffaßte. Marie nahm nur wenigen Theil an der Unterhaltung; der Vater ſchien mit ſeinen Gedanken abweſend, und nur, als die Mutter wie zufällig ihm ſagte, daß die Chaiſe ihr zu mißfallen beginne und er in Kurzem eine neue anſchaffen müſſe, nickte er bejahend, aber ſein Geſicht verzog ſich zu einem widrig ironiſchen Lächeln.

Die Tafel wurde bald aufgehoben; ein Bedienter leuchtete dem Gaſt auf ſein Zimmer, das er, nach langem Sinnen, für die Obſtkammer erkannte, die früher ſo oft ſeine Sehnſucht erweckt hatte; und nachdem er am andern Morgen den einſtweilen ausgefertigten Miethkontrakt unterſchrieben, verließ er das Landhaus, beſuchte noch jedes Plätzchen in den Anlagen, ohne daß irgend eine der Frauen weder in dem Garten, noch in dem Hauſe vor ihm ſichtbar geworden wäre.

Aber ſeinen Wanderſtab weiter zu ſetzen, ohne die gaſtfreundliche Pfarrwohnung zu betreten, war ihm unmöglich. Er eilte hin, ward von der lieblichen Erneſtine freundlich empfangen und eingeführt. Man nahm ihn heute ſchon wie einen alten Bekannten auf, und da er nur kurze Zeit verweilte, entließ man ihn mit dem Verſprechen, bald und auf längere Zeit wieder zu kommen. Erneſtine begleitete ihn bis in das Thal hinab, und er ſchien ſich ihrer Begleitung zu freuen.

Sonderbar, ſagte er vor ſich hin, als er auf einer Raſenbank unter einer Linde verweilte, und noch einmal nach dem Dörfchen zurückblickte: dieſen Baum habe ich ſo jung gekannt, kaum daß er ſeine Aeſte zum Schatten für den Knaben ausbreiten konnte; jetzt iſt er hoch emporgewachſen, und mir um ſo lieber und theurer; die Jahre haben ihm ſein Plätzchen in meinem Herzen nicht genommen. Und ſie, an der ich ſo innig hing, meine erſte, meine einzige Neigung, ſie läßt mich kalt; wir ſtehen uns gegenüber, ſehen uns unbefangen in's Auge, ſie erkennt mich nicht, und ihr Herz, wie das meinige, bleibt ſtumm. Haben denn die Sinne eine ſo mächtige Gewalt über den Menſchen, daß ſie allein unſere Neigung beſtimmen? Zerſtört die Zeit mit der Schönheit auch die Gefühle des Herzens? — Doch nur, ſprach er beruhigt: nur dann, wenn Trennung jeden Faden zerriß und die Freundſchaft nicht wie der Phönix aus der Aſche verglühter Liebe erſtehen konnte. Aber warum ruft mir die fünfzehnjährige Erneſtine weit lebhafter jene Tage zurück als die geſchäftige Hausfrau, die nur Augen für ihren Gatten, nur ein Herz für ihn hat? Er ſprang von ſeinem Raſenſitz auf, und mit ſich ſelbſt unzufrieden eilte er der Reſidenz zu.

5.

Hier fand er Alles in Thätigkeit. Ohne ſeine oder des Hausherrn Rückkehr abzuwarten, hatte die Wirthſchafterin ſchon den größten Theil der erkauften Möbeln in die neue Wohnung ſchaffen laſſen. Tiſchler, Tapezierer waren dort in Bewegung; der volle Beutel und die thätige Hand Wilhelminens, wohl mehr noch die Begierde, hier ihren Wohnſitz aufzuſchlagen, trieb ſie an, keinen Augenblick ungenützt vorübergehen zu laſſen, und trotz Herrn Schröders Kopfſchütteln ging doch die Sache ſo raſch vorwärts, daß er ſchon in einigen Tagen und ſelbſt noch ehe der Eigenthümer mit ſeiner Familie von ſeinem Landſitz zurückgekehrt war, einziehen konnte.

Wilhelmine hatte bei dieſer Einrichtung die von Schröder dazu beſtimmte Summe bei weitem überſchritten. Er hatte als wohlhabend auftreten wollen; jetzt zeigte er ſich der Welt als einen reichen Mann. Als er die Zimmer durchſchritt, das koſtbare Porzellan, die Menge Silber ſah, welches hier aufgehäuft und ſo geordnet war, daß es recht in die Augen fallen mußte, konnte er ſeine Unzufriedenheit nicht verbergen, und meinte, der Grund, weßhalb ſie das Geld an dergleichen unnützen Dingen verſchwendet habe, ſey kein edler Grund und er bezahle ihre Thorheiten nur ungern; denn bloß um den Hausherrn an Pracht zu übertreffen, habe ſie hier Summen verſchleudert, die ihre ſtrenge Wirthlichkeit ſonſt kaum auszuſprechen gewagt hätte.

Statt einer lebhaften Widerrede, an die der gute Herr nur zu gewöhnt war, nahm ihn Wilhelmine bei der Hand. Alles haben Sie geſehen, lieber Herr! ſagte ſie freundlich: nur Ihr Arbeitzimmer, an dem ich Sie abſichtlich vorbeigeführt habe, ſahen Sie noch nicht. Kommen Sie, vielleicht ſöhnt Sie das wieder mit mir aus. Sie öffnete eine Tapetenthür und führte ihn in ein mit lauter altmodiſchen Möbeln ausgeſchmücktes Zimmer. Staunend ſah er ſich plötzlich in eine neue Welt verſetzt; herzlich drückte er ihre Hand und ſein Auge ſah unverwandt nach dem — über dem grauplüſchenen Kanapee hängenden Gemälde und dem verlaſſenen Knaben bei dem Roſengebüſche. Jedes Geräth, welches er hier fand, war ihm ein alter Bekannter;

des Vaters Schreibtiſch, der Mutter Sorgenſtuhl, ſelbſt der kleine Tiſch, deſſen Schublade einſt ſeine kindiſchen Schätze verwahrt hatte, fand er hier wieder.

Hier iſt es mir wohl, Wilhelmine! ſagte er, ſich auf den Lehnſtuhl niederlaſſend: für dieſe Freude danke ich Ihnen herzlich und Alles iſt Ihnen vergeben; aber ſagen Sie mir nur, wie kommen Sie zu dieſen — für mich unbezahlbaren Schätzen? —

Der Kammerdiener des Finanzraths, mit dem ich bald bekannt wurde, erwiederte ſie: öffnete mir dieß Eldorado, indem er mir auf dem Hausboden eine alte Rumpelkammer aufſchloß; ich wählte das Beßte aus und ſchmückte Ihnen damit das Zimmer, nun gewiß, durch dieſes Eine die Pracht der andern verdunkelt zu haben. Aber, fragte ſie, indem ſie ſich neben ihrem Herrn einen Stuhl zurecht ſchob, klüglich den günſtigen Augenblick benutzend: wie fanden Sie die Familie? Erzählen Sie mir, ich bitte, lieber Herr, erzählen Sie mir von der Dame, den Töchtern, und — auch von ihm.

Schröder, deſſen Auge noch immer von einem theuren Gegenſtand zum andern umherſchweifte, bedurfte einer nochmaligen Erinnerung, um die Bitte ſeiner Wirthſchafterin zu erfüllen. Endlich glaubte er doch, ihr dieſen kleinen Dank ſchuldig zu ſeyn. Die Dame, wie Sie ſie nennen, begann er: kennen Sie ſchon; ſie ſcheint mir eine Frau von Welt, herzlos und eitel, und trotz ihrem Verſtand eine Thörin zu ſeyn. Euphroſine, die älteſte Tochter, iſt ſchön, ſehr ſchön, geiſtreich, talentvoll, nicht ohne Tiefe des Gemüths und gewiß auch nicht ohne Herzensgüte. —

Nun dann, ſo hätten Sie gefunden, unterbrach ihn Wilhelmine raſch —

Sie irren, erwiederte er lächelnd: wäre ich auch ein Thor, in Ihre Lieblingidee einzugehen, ſo würde es Euphroſine nie ſeyn. — Alle ihre guten Eigenſchaften ſind überſpannt, ihr Gefühl überreizt, ihre Talente mehr Kinder der Eitelkeit als des Geſchmacks. Sie intereſſirt mich als ein ſchönes Bild, als eine Geiſtreiche, faſt zu Gebildete; aber bewahre Gott jeden ſchlichten Mann, der eine Frau für ſich und nicht eine zu ſeiner Gefährtin verlangt, die nur für die Welt und nicht für ihn lebt, ſolch eine an Geiſt und Gemüth Ueberbildete zu wählen. Sie ſchwebt mit allen empfindſamen Narren in höhern Sphären, während der arme Tropf auf ſeinen geſunden Beinen, ohne daß ihm ein Flügelpaar wurde, einſam auf der Erde zurückbleibt. Nein, Wilhelmine! fuhr er fort, und der Ton ſeiner Stimme ward herzlicher: da würde ich, wenn mich die Thorheit, meinen ungebundenen Verhältniſſen zu entſagen, erfaſſen ſollte, mein Auge lieber auf die weniger ſchöne, weniger talentvolle, weniger überbildete Marie werfen. Schon in dem Namen liegt für mich, wie Sie wohl wiſſen, ſo wie in dieſes Mädchens anſpruchloſer, zarter Weiblichkeit ein gewiſſer Zauber, der, wäre mein Herz noch der Liebe fähig, mich vielleicht feſſeln könnte.

Lieber Herr! ſagte Wilhelmine, den Stuhl näher rückend, indem ſie ſeine Hand zutraulich erfaßte: es iſt ſo betrübt, ſeinen Lebenszweck verfehlt zu haben. Oft reißt uns das Schickſal mit ſich fort und wir müſſen folgen, müſſen allein und verlaſſen die mühevolle Wanderung beenden, und dieß traurige Loos wird unſerm Geſchlecht ſo oft; dann höhnt man uns über unſer Verlaſſenſeyn, und weiß oft nicht, welch Opfer wir brachten, wie hart das Schickſal gegen uns war und wie ungerecht die Menſchen ſind, die uns verſpotten. Wir ſollen im Leben unſere Empfindungen unterdrücken, ſollen harren, bis der Mann unſers Herzens ſich naht, und jeder Schritt, den wir, vielleicht nur einen Augenblick zu früh ihm entgegen thun, führt die Verdammniß über uns. Aber auch ihr Männer ſteht einſam; mitten in eurer Freiheit und eurem thätigen Wirken, fehlt euch das Beglückendſte der Welt; auch ihr irrt zwecklos dem Ende eurer Wanderung entgegen. Lieber Herr! Sie ſind das einzige Weſen, an dem mein armes, zerriſſenes Herz mit Liebe und Dankbarkeit hängt; Sie glücklich zu ſehen, iſt mein einziger, mein ſehnlichſter Wunſch. Faſſen Sie Muth! Wählen Sie ſich ein Mädchen Ihrer werth; beginnen Sie ein neues Leben; laſſen Sie die romantiſche Idee, die Sie durch Ihr ganzes Leben begleitet hat, fahren, und hätte ſie ſich in Ihren Lebensplan ſo tief gewurzelt, daß ſie unvertilgbar iſt, ſo wählen Sie unter den beiden Töchtern des Hauſes. — Sie ſchütteln bedenklich den Kopf

— Edler Mann, von Gott an Geiſt und Gemüth, an Geld und Gut ſo reich begabt, den der Friede eines guten Gewiſſens treu durch's Leben begleitet und der in den Augen der Welt ſo glücklich, ſo beneidenswerth ſteht — in meinen Augen ſind Sie doch nur ein armer Bettler, der nichts hat, was ſein iſt, den ein alter Diener, der bald heimgehen wird, mühſam pflegt, und dem eine Unglückliche, welche der Friede des Herzens nicht durch das qualvolle Leben begleitet, ſeine Tage mit ihren Thränen verbittert, deren zerriſſene Saite ihres Gemüths nur die Melodie ſeines Lebens verſtummen kann, und die am Ende doch das einzige menſchliche Weſen iſt, das ihn verſteht. — Ach! ſuchen Sie ſich eine Gefährtin; ketten Sie Ihr Herz an ein wahres Gut; laſſen Sie der Erinnerung ihr ſtilles Recht, aber räumen Sie ihr nicht das Recht ein, über Ihr Schickſal zu gebieten.

Sie irren, Wilhelmine! ich ſah ſie und blieb ruhiger als ich geglaubt.

Sehen Sie! unterbrach ſie ihn heftig: habe ich nicht Recht? Die Phantaſie iſt eine lügenhafte Gauklerin; ihre Farben ſind die Farben des Regenbogens; je näher man ihnen kommt, um ſie zu betrachten, deſto ſchneller ſind ſie verſchwunden. — Die Erinnerung verliert in der Nähe ihren Zauber. — Aber, fuhr ſie plötzlich in einem ganz andern Tone fort und ihr ganzes Weſen ward bewegt: iſt ſie unverheirathet? pflegt ſie den Vater? lebt ſie im Vaterhaus?

Die letzten Worte vermochte ſie kaum auszuſprechen. Sie iſt Gattin, iſt Mutter! antwortete Schröder. Mit freudigem Blick ſah bei dieſen Worten Wilhelmine gen Himmel, dann brachen plötzlich Thränen hervor, und ſie ſtürzte hinaus.

Armes, zerriſſenes Gemüth! ſagte er, ſich der Thränen kaum erwehrend: arme Unglückliche, wann wird dir der Friede des Herzens werden! — — Hier? — nein! und doch — wenn hier der Gram dein Herz ganz gebrochen hat, dann wird dir der ewige Friede zu Theil, und wohl dir! — denn nur im Grabe iſt für dich Ruhe. Sein Auge auf das Bild, auf den verlaſſenen Knaben heftend, ſaß er noch lange, düſtern Gedanken ſich überlaſſend, ehe er aufſtand, dieß ihm ſo werthe Zimmer zu verlaſſen.

Wilhelmine trat ihm entgegen. — Sie haben mir ſo Manches mitgetheilt, ſprach ſie ruhig und heiter ſcheinen wollend: und doch ſagten Sie mir nichts von ihm? —

Wollen Sie auch dieſen Kelch noch leeren? erwiederte er theilnehmend.

Füllen Sie ihn und reichen Sie ihn mir! ſagte ſie zitternd.

Wir Beide ſind zu bewegt, ſprach er beſänftigend: ein andermal, Wilhelmine!

Herr — bat die Aufgeregte; er aber verließ das Zimmer und ließ ſie allein.

6.

Am andern Tage kehrte die Familie des Finanzraths wieder in die Reſidenz zurück. Die Nachricht über die prachtvolle Einrichtung ſpannte die Neugierde der Mutter zu ſehr, als daß ſie länger auf dem Lande hätte bleiben können, und ſeit ihrer Ankunft war ihr einziger Kummer nur der, wie ſie eine ſchickliche Gelegenheit finden möchte, ihre Neugierde zu befriedigen.

Sie fand ſie bald. Kaum waren einige Stunden vergangen, als ſich die Wirthſchafterin bei ihr melden ließ und ſie um Verzeihung bat, daß ſie ohne ihre Erlaubniß bloß auf die Verſicherung des Kammerdieners, daß ſie es nicht ungnädig aufnehmen würde, die alten Möbeln heruntergeräumt und ein Zimmer damit eingerichtet habe. Mein Herr, fuhr ſie fort: hat die Sonderbarkeit, ſein Wohnzimmer gern altfränkiſch und einfach zu ſehen, wenn er auch ſonſt dem neuen Geſchmack und der Pracht huldigt; ich bitte daher, nur den Preis für dieſe alten Sachen zu beſtimmen und meine Freiheit nicht ungütig aufzunehmen.

Die Finanzräthin, zuvorkommender als gewöhnlich gegen Perſonen unter ihrem Stande, bat, ſich deßhalb keine Sorge zu machen und verſicherte, daß es ſie ſehr freue, Gelegenheit zu haben, ihrem neuen Miethmanne gefällig zu ſeyn. Nur, meinte ſie, könne ſie nicht begreifen, wie ſie das alte, unbrauchbare Geräthe zur Einrichtung hätte anwenden können.

Wollen Sie ſich ſelbſt davon überzeugen und ſich hinauf bemühen, nahm Wilhelmine ſchnell das Wort: ſo bitte ich, mir zu folgen; der Herr iſt ausgegangen und ſo können Sie Alles ungeſtört beſehen.

Dieß kam der Dame ſehr gelegen; ſie rief ihre Töchter und folgte der Wirthſchafterin, die nun, ſo viel als ſich ſchicklicher Weiſe thun ließ, alle Koſtbarkeiten zeigte, und ſelbſt ein Käſtchen mit Juwelen, das ſie von ihrem Herrn in Verwahrung hatte, den neugierigen Blicken der Frauen nicht vorenthalten konnte. Jedoch ſchien ſie mehr auf den Eindruck zu achten, den der Anblick dieſer eleganten Zimmer und beſonders der Schmuck auf die beiden Töchter machte, welche ſie unverwandt im Auge behaltend, mit Wohlgefallen betrachtete.

Wie gefällt Dir die Einrichtung? Euphroſine! fragte die Mutter auf franzöſiſch, welches jedoch Wilhelmine recht gut verſtand.

Ueber meine Erwartung, antwortete die Tochter in derſelben Sprache: Alles zeigt Geſchmack und großen Reichthum.

Berückſichtige dieß, mein Kind, und ſchärfe Deine Pfeile! ſagte die Mutter lächelnd.

Mutter! bat Euphroſine faſt zürnend und

wandte ſich zu ihrer Schweſter, die an einem nach dem Hofe gehenden Fenſter in Gedanken vertieft ſtand. Marie! raunte ſie ihr zu: die Mutter beobachtet Dich.

Die Schweſter erſchrack, verließ erröthend das Fenſter und trat zu der Mutter, welche mit der Wirthſchafterin in lebhaftem Geſpräch begriffen war, das ſie jedoch bald beendete, und nachdem ſie Alles genau betrachtet, ſich wieder entfernte.

Ich habe Beide geſehen! kam Wilhelmine dem Zurückkehrenden entgegen: ſie ſind ſchön; Euphroſine trüge bei mir den Preis davon, obgleich ich die Jüngere auch anziehend finde. Aber in Mariens Auge liegt etwas Verſtecktes, das ich noch nicht recht enträthſeln kann.

Wie wäre das möglich! unterbrach ſie Schröder: dieß offene, klare Auge, in dem das Gemüth ſich ſo deutlich ausſpricht —

Konnte meinem Blicke doch nicht begegnen, behauptete Wilhelmine: das Mädchen trägt ein Geheimniß in ſich, welches ihr vielleicht ſelbſt noch dunkel iſt.

Suchen Sie es zu erforſchen! fiel ihr Schröder haſtig in die Rede. Sie ſah ihn bei dieſen ſo raſch geſprochenen Worten ſtaunend an und ſchwieg.

Der Geheime Finanzrath wünſcht Ihnen ſeine Aufwartung zu machen, berichtete in dieſem Augenblick der eintretende Diener und riß wahrſcheinlich ſeinen Herrn aus einer Verlegenheit, der „er wird mir willkommen ſeyn“ antwortete und ſich dann ſchnell nach Wilhelminen wandte, die bleich wie der Tod, ſich krampfhaft an eine Stuhllehne ſtützte. Wollen Sie uns nicht verlaſſen? fragte er ſie.

Ich bleibe! Einmal muß es ſeyn, ſo ſey es jetzt! erwiederte ſie als die Thüre ſich öffnete und der Finanzrath eintrat. Starr war Wilhelminens Auge auf ihn gerichtet; Purpurröthe überflog ihr bleiches Geſicht, als er auch ſie begrüßte und Schröder'n fragte: Wer iſt die Dame, welche ich die Ehre habe, vor mir zu ſehen?

Meine Wirthſchafterin, erwiederte dieſer, den Rath ſcharf beobachtend, der gleichfalls ſein Auge lange auf Wilhelminen ruhen ließ, die, ohne ſeine Verbeugung zu erwiedern, ſchnell ſich wandte und das Zimmer verließ.

Eine ſonderbare Frau! nahm der Finanzrath das Wort: Sie heftet ihr Auge ſtarr, ja feindlich auf mich, erwiedert meine Verbeugung nicht, und verläßt das Zimmer ſo plötzlich und auf ſo auffallende Art. Eine ſonderbare Erſcheinung! — und zugleich iſt es mir als ob ich dieſe Züge ſchon irgendwo geſehen hätte.

Wohl möglich! ſagte Schröder kalt: ſie iſt viel gereiſ't, wer weiß, wo Sie ihr einmal begegnet ſind —

Aus welchem Lande iſt ſie gebürtig? fragte der Rath.

Sie iſt eine Deutſche; das Unglück hat ſie verfolgt und trieb ſie zu mir nach Siberien, antwortete der Fremde.

Das Schickſal iſt oft gegen Frauen ungalant, ſagte der Rath mit Ironie. —

Und wir ſind oft gegen ſie ungerecht, erwiederte Schröder, dieſe Worte ſtark betonend; doch bald brach er dieß Geſpräch ab, und es entſpann ſich zwiſchen Beiden ein dieſem ganz verſchiedenes.

Ihr

Ihr Landhaus hat eine der ſchönſten Lagen, die ich noch je geſehen, begann Schröder: Alles, was die Natur nur Reizendes dem Auge zu bieten hat, verlieh ſie dem Thal, über welches Ihre Villa ſo ſtolz blickt. — Wie beneide ich Sie! Ich ſollte meinen, der Beſitzer eines ſolchen irdiſchen Paradieſes müßte glücklich ſeyn.

Der Rath ſchwieg und ſchrieb mit ſeinem Fiſchbeinſtöckchen Zahlen auf den getäfelten Boden.

Ihnen gab der Himmel viel, fuhr Schröder fort, ohne auf die Stimmung ſeines Hauswirths zu achten: eine reizende Gattin, wo Ihnen Gegenwart und Vergangenheit einen immer noch duftenden Kranz winden; herrliche Kinder, bei deren Aufblühen ſich Ihnen eine lachende Zukunft entfalten muß.

Sie ſcheinen Dichter zu ſeyn, nahm der Rath das Wort, aber ein bitteres Lächeln verzog hierbei ſeinen Mund.

Ihre Stellung im Lande gibt Ihnen Rang und Ehre, fuhr Schröder fort, ohne etwas über den Dichter zu erwiedern: der Reichthum, der Sie überall umgibt, bietet Ihnen jeden Lebensgenuß, und Sie entbehren nichts, was das Leben wünſchenswerth macht. — Der Rath ſeufzte. —

Haben Sie noch Geſchwiſter? Auch dieß zähle ich zu dem Glück des Lebens.

Ich bin das einzige Kind meiner Eltern, erwiederte der Rath.

Auf jenem Bilde, welches durch Ihre Güte hier aufgehängt wurde, und das, ſo wie ich vernahm, Ihre Eltern und Sie ſelbſt als Knaben vorſtellt, ſitzt dort noch ein anderer, abgeſondert, und ſtreckt Ihnen eine Roſe entgegen; ich glaubte, es wäre Ihr Bruder.

Nein, ſagte der Rath trocken.

Wer iſt der Knabe? ſein Geſicht iſt mir ſo anziehend; es liegt ſo viel Gutmüthigkeit darin.

Ein ausgeſetztes, von meinem Vater auf einem Spaziergang in einer Hütte gefundenes Kind. Des Vaters Milde nahm ihn auf und er beging die Thorheit, ihn mit mir erziehen zu laſſen.

Wenigſtens eine edle Thorheit, unterbrach ihn Schröder; doch ich bitte, fahren Sie fort;

das Schickſal des armen Fündlings erregt meine Theilnahme.

Der Knabe wuchs heran, fuhr der Rath augenſcheinlich mit Unmuth fort: und ward der Liebling meines Vaters, der in ihm große Talente zu erblicken glaubte. Er ließ ihn mehre Jahre in der nah gelegenen Stadt den Bergbau lernen, und als mein Vater ſtarb und der junge zwanzigjährige Fant eine Liebelei mit der Tochter des hieſigen Pfarrers angeſponnen hatte, entfernte ich ihn, gab ihm einige tauſend Thaler und Empfehlſchreiben mit —

Da haben Sie ſehr edel an dem jungen Manne gehandelt, unterbrach ihn Schröder, ſichtbar aufgeregt und ſeine Wangen glühten: doch was war ſein ferneres Schickſal?

Er ſoll in einer nahgelegenen Handelſtadt das ihm zu ſeinem Fortkommen mitgegebene Geld verſpielt und ſich dann weiter gebettelt haben; und ſeitdem hat der Undankbare nichts von ſich hören laſſen.

Der Undankbare! wiederholte Schröder. Sind Sie aber auch von der Wahrheit dieſer Nachricht überzeugt? begann er nach kurzem Schweigen von Neuem.

Ich habe meine Nachricht aus ſicherer Quelle! erwiederte der Rath.

Es iſt doch ſonderbar, fuhr Jener fort, und der Rath begann unruhig zu werden.

In meiner Jugend bin ich auf einen ähnlichen Fall geſtoßen. In Petersburg lernte ich einen jungen Mann, aus Schleſien oder Sachſen gebürtig, kennen, der gleichfalls ausgeſetzt und in einer Familie freundlich aufgenommen worden war. Die Gleichheit der Verhältniſſe Beider noch zu vermehren, hatte er wie Jener, den Bergbau gelernt, war nach dem To[illegible] ſeines Wohlthäters, von deſſen Erben ohne Urſache aus dem Hauſe geſtoßen und nur mit dem Sparpfennig, der ihm geblieben, hatte er die Wanderung antreten müſſen. Wie edel haben Sie gegen jenen Hartherzigen gehandelt!

Wie hieß der junge Mann? fragte der Rath zerſtreut.

Ernſt Vaterlos hatte ihn ſein Wohlthäter taufen laſſen.

Hohe Röthe überzog des Fragers Geſicht. Was iſt aus ihm geworden? fuhr er fort.

Er ſtarb im Hoſpital im tiefſten Elend. Ich erfuhr ſein Schickſal zu ſpät, um zu helfen, denn ich kam erſt in dem Augenblick ſeines Verſcheidens.

Gott gelobt! rief der Rath aufſpringend.

Gott gelobt! ſagen Sie? fragte Schröder, ſich gleichfalls von ſeinem Sitze erhebend: wofür können Sie hier Gott danken? — daß ein edles Gemüth zu Grunde gegangen? daß ein ſanftes Herz bis zur Verzweiflung getrieben in ſeiner Todesſtunde zu Gott beten konnte, er möge ſeinen Verfolger ſtrafen, ihn zum Bettler machen und gleich ihm in Verzweiflung untergehen laſſen?

Schrecklich! ſchrecklich! rief der Rath.

Herr Finanzrath! unterbrach Schröder dieſe unwillkührlichen Ausrufungen: Sie ſcheinen in großer Bewegung zu ſeyn und nehmen viel Theil an dem Schickſal des Unglücklichen.

Sollte ich nicht? ſagte der Rath, ſich faſſend: ſollte ich ſo fühllos ſeyn, daß mich der Tod eines edeln Jünglings nicht rührte?

Schröder erwiederte hierauf nichts; aber ſein Blick ſah ernſt und durchbohrend auf den falſchen Mitleidigen, der das Auge niederſchlagend troß ſeiner Gewandtheit die Verlegenheit nicht verbergen konnte, in die ihn dieſer Blick verſetzte. Er ſtammelte noch einige Worte und entfernte ſich unter einem ſchicklichen Vorwand.

Vater! Vater! rief nun Schröder, die Arme nach dem Bilde ſtreckend: armer Vater! ſchwebte dein Geiſt in dieſem Augenblicke um uns, wie ſchmerzhaft müßte dir dieſe Stunde ſeyn.

7.

Wochen waren vergangen, und Schröder hatte ſich immer mehr ſeinen Hausgenoſſen, dieſe ſich ihm genähert. Sein Koch hatte ſchon oft Gelegenheit gehabt, ſeine Meiſterſchaft in dieſer edeln Kunſt zu beweiſen; ſchon oft war der Hausgenoſſe bei den Soirees der Finanzräthin zugegen geweſen, hatte dort die eleganten Herren und Frauen kennen gelernt, und war in mehre ſchöngeiſtige Zirkel eingeladen worden.

Einem Manne, der Koch und Equipage hält, fehlt es nie an Geiſt, noch weniger an Einladungen, und er hatte ſchon nach wenigen Wochen ſo viel Viſiten-Charten erhalten und zurückgeſendet, daß Wilhelmine nicht zu befürchten hatte, das ſchöne Porzellan werde ungebraucht im Schranke ſtehen bleiben.

Der gute Mann, nicht an dieſe Lebensart gewöhnt, befand ſich anfangs nicht wohl dabei. Es dauerte einige Zeit, ehe er ſich in dieſer Geſellſchaft heimiſch finden konnte; denn hatte er auch bei ſeinem ernſten Geſchäft nie unterlaſſen, ſeine geiſtigen Anlagen, beſonders ſeinen poetiſchen Sinn durch Leſen auszubilden; war er ſelbſt in Tobolsk mit der neueren Literatur ſeines Vaterlandes bekannt und befreundet geblieben, ſo hatte ihm doch die Abgeſchiedenheit von jeder geiſtigen Unterhaltung die Leichtigkeit genommen, ſich im Tone der Welt über ernſte Gegenſtände mitzutheilen und über nichts viel zu ſprechen. Er verſtand nur, die Poeſie aus der Tiefe des Herzens zu ſchöpfen, und behandelte ſie wie eine Heilige, der man nur reines Herzens nahen dürfe, nicht wie eine leichtſinnige

Dirne, die ſich jedem hingibt, der es der Mühe werth hält mit ihr zu buhlen.

Anfangs erſtaunte er über die Menge der Dichter, welche er in einem ſolchen Zirkel verſammelt fand; er lauſchte auf jedes Wort und war untröſtlich, daß er den tiefen Sinn nicht auffinden konnte, der doch in ihren Dichtungen liegen mußte, bis er endlich fand, daß er ſo wenig wie die Verfaſſer ſelbſt den Sinn der ſchönklingenden Worte verſtand. Er tröſtete ſich nun, ſchloß ſich an die wenigen gediegenen Männer an, und ſah wohl ein, daß man auch hier wie überall die Spreu von dem Waizen ſichten müſſe.

In ſolchen Zirkeln glänzte Euphroſyne ganz beſonders; ſie war die Königin dieſer Geſellſchaften. Ihr klarer Verſtand, ihr tiefes Gemüth, welches ſie gern zur Schau trug, fanden hier Gelegenheit ſich auszuſprechen; dabei war ihr ſittliches Betragen tadellos, ſelbſt der Neid hatte nicht gewagt, auf ſie ſein Gift zu ſpritzen; denn nur geiſtig durften ſich ihr die Männer nahen, nur in geiſtiger Berührung ſchienen ſie für ſie Werth zu haben, und auch die Männer ſelbſt traten in ſo ſcheuer Ehrfurcht zurück, daß man hätte meinen ſollen, ſie ſtänden vor einer Himmliſchen.

Aber Schröders ruhiger, ernſter Blick, der oft den Mangel an Kenntniß der geſelligen Welt erſetzt, ſah bald klar durch dieſes Spiel. Nicht Gleichmuth gegen das Geſchlecht ließ Euphroſine ſo kalt, ſo zurückhaltend ſeyn; nur der Werth, den ſie auf ſich ſelbſt legte, nur die überſpannten Forderungen von geiſtiger Bildung, welche ſie mehr in ſpekulativem als praktiſchen Verſtande ſuchend an die Männer machte; nur der unglückliche Wahn, ſchon hier auf Erden in einem irdiſchen Himmel wandeln zu wollen, in welchen ſie ein Engel des Lichts einführen müſſe; auch wohl der Widerwille gegen Alles, was Wirthlichkeit betraf, ließen ſie ſo kalt gegen das männliche Geſchlecht ſeyn, und unter den Tauſenden, die ihr genaht, nicht einen Würdigen finden.

Auch die Männer, welche ſie, und mit Unrecht für herzlos hielten, blieben in ſcheuer Entfernung, bewunderten die Himmelsgeſtalt, waren von den Talenten bezaubert, von ihrem Geiſte hingeriſſen; keiner aber wagte, um die Hand eines Mädchens zu werben, das ſelten auf Erden, immer nur in höhern Regionen wandelte, und jeder fürchtete, hätte er auch das Glück gehabt, dieſe Rahel heimzuführen, ein Gut, mehr für den Salon als für die Kinderſtube, mehr für die Welt als für den engen Kreis der Häuslichkeit gewonnen zu haben.

Auch Schröder gehörte zu den einſeitigen Alltagmenſchen, die, wenn ſie ſich für dieß Leben eine Gefährtin wählen wollen, ſo ſtumpf und ſo egoiſtiſch ſind, eine für ſich zu wählen, die als thätige Hausfrau ihrer Wirthſchaft vorſteht und den oft ſauren Erwerb des Mannes, wenn auch nicht leichtſinnig vergeudet, doch nicht durch Nachläſſigkeit verſchleudert. Ihn dauerte das Mädchen, und er beſchloß, den undankbaren, nie gelingenden Verſuch zu machen, dieſen überſpannten Geiſt, dieß überreizte Gemüth wieder in ein ruhiges Gleichgewicht zurückzuführen. Nicht Eigennutz, nur Gutmüthigkeit beſtimmte ihn hierzu; denn für ſich wollte er nicht handeln, und hätte er gewagt ſich ein Hüttchen zu bauen, ſo wäre es wohl eher Mariens Herz geweſen, in welchem er ſich angeſiedelt hätte.

Den Morgen nach einer Soiree, wo ſattſam geſungen und geleſen, wo durch geiſtige Spiele die Eitelkeit Einiger genährt, die Eitelkeit Vieler gekränkt worden, wo ſtundenlange Gedichte vorgeleſen und der Langweile ſo viel Zeit gegönnt war als dem Genuß, fand Schröder die beiden Schweſtern in dem Zimmer der Mutter allein, und glaubte, es ſey die rechte, glückliche Stunde, ſeinen Vorſatz auszuführen, da gemeiniglich die Phantaſie am Morgen am zahmſten iſt und ihre Schwingen am gebundenſten ſind. Er wußte mit ziemlicher Feinheit das Geſpräch auf Lebensglück und Lebensanſichten zu führen, ſprach mit Wärme und Herzlichkeit beſonders von der ſchönen, zarten Beſtimmung des Weibes als Gattin und Mutter, und meinte, daß eine Mutter, von ihren Kindern umgeben, ihm immer das Bild einer Madonna vorführte, welche im Kreiſe der Engel gen Himmel ſchwebe.

Marie ſchwieg und ſchien nachdenkend; Euphroſine lächelte hierbei ſo ſonderbar, daß Schröder aus dieſem Lächeln den Eindruck, den ſeine wohlgemeinten Worte auf das Mädchen gemacht hatten, nicht deuten konnte. Halb war es gutmüthig, halb ironiſch; doch bald erklärte ſich Euphroſine ſelbſt. Lieber Herr Schröder! begann ſie und ihr Geſicht wurde ernſt, der Ton ihrer Stimme bedeutſam, und je länger ſie ſprach, deſto feierlicher ward der Ausdruck, der ſich zuletzt bis zum Entzücken ſteigerte: Sie führen mich in die ernſte Wirklichkeit des Lebens, in eine Stellung, worin die Männer uns nur zu gern ſehen, in die Küche und Kinderſtube; in dieſen engen Kreis bannen ſie das Weib, damit es nicht mit kühnem Fluge den ihrigen überhole. Das Weib ſoll in ihren Augen nur Körper ſeyn, der Geiſt nur unter ihrer Leitung ſich höchſtens bis zu einem Pleyel'ſchen Rondo und zu einer Schiller'ſchen Ballade erheben. Die Küche ſoll unſer Tempel, der Heerd unſer Altar ſeyn; und wenn die Kinder mit ihrem Geſchrei den Herrn der Schöpfung nicht beläſtigen, die Wäſche recht weiß, das Eſſen recht ſchmackhaft iſt, dann haben wir in ihren Augen die Beſtimmung unſers Lebens erfüllt und haben die Hoffnung, in das ewige Paradies einzugehen, wo hoffentlich kein Kindergeſchrei zu hören, keine

Wäſche zu ordnen und kein Mittagmahl zu bereiten ſeyn wird.

Für dieſe Welt, Herr Schröder! mögen Sie recht haben, fuhr ſie fort, ſich mit mehr Traulichkeit nach ihm wendend: aber ſoll dieſe nur eine Vorbereitung zu jener ſeyn, ſollen wir dort erndten, was wir hier geſäet, ſo haben wir unſere wahre Beſtimmung verfehlt. Das Irdiſche bleibt zurück, nur die Seele geht mit hinüber, nur die Bildung des Geiſtes weiſ't uns dort die Stufe an, auf der wir unter den Erwählten ſtehen werden. Je vollkommener, talentvoller wir uns hier bilden, deſto vollkommener werden wir dort in die paradieſiſche Welt eingehen, wo die Stufen der Glückſeligkeit ſo verſchieden ſind.

Fräulein! unterbrach ſie der Gutmüthige, und Wehmuth ſprach aus ſeinem Blick, aus jedem Worte: Hoffen Sie, daß Ihre Talente Ihnen dort am Throne des Höchſten, Allwiſſenden, einen Platz anweiſen werden? bei ihm, dem unſer Wiſſen ſo erbärmlich, dem unſere Weisheit Knabenthorheit dünken muß? Hoffen Sie, durch die Töne Ihres Geſanges, durch den Reichthum Ihrer Dichtungen, wie einſt Orpheus den Or=

kus, die Pforten des Paradieſes zu öffnen? — Sie irren! — Wie unglücklich wären die Armen, denen ihr Stand ſolche Bildung verſagte, die nichts mit hinüber zu nehmen haben als ein duldendes Herz und eine Verſchreibung auf die Entbehrungen, welche ihnen hier wurden! Treten Sie dereinſt hin reinen Herzens, reinen Gewiſſens, in der vollen Ueberzeugung, Ihre Pflichten erfüllt zu haben; wenden Sie beſcheiden den Blick nach Ihrem Richter, und die Pforte des Paradieſes wird geöffnet und der Herr ruft ſein frommes Kind zu ſeiner Rechten.

Zarte Weiblichkeit, fuhr er mit Rührung fort und ſein Auge traf eine Thräne in Mariens Auge: zarte Weiblichkeit ſchafft ſich ihr Paradies im Herzen; in ihrem reinen Gemüthe findet ſie für das Irdiſche den Troſt, für das Himmliſche die Ahnung. Wenn der eitle Geiſt zweifelnd umher irrt, immer forſchend nach oben ſtrebt und im angeſtrengteſten Fluge doch niemals die Pforte des Jenſeit erreicht und ſie geöffnet ſieht, folgt das Herz gläubig ſeiner Ahnung, ſchwebt leiſe himmelwärts, und fühlt endlich, daß es ja ſeinen Himmel auf Erden ſchon in ſich trug und es keiner neuen, paradieſiſchen Welt, keines geiſtigen Zaubers bedarf, in das Reich der Seligen einzugehen. Im Gemüthe, nicht in Kenntniſſen liegt der Bürge für unſer Jenſeit. „Laßt die Kindlein zu mir kommen!“ ſprach der göttliche Lehrer; er verlangte die Phariſäer und Schriftgelehrten nicht.

O glauben Sie mir, Euphroſine! ſagte er, in der Wärme des Geſprächs ihre Hand erfaſſend: In unſerem Herzen tragen wir unſer Schuldbuch hinüber. Was wir empfanden, wie wir handelten, dieß weiſ't uns den Platz dort oben an, nicht wie wir ſprachen, ſchrieben und dachten. Ein reines Gemüth gleicht einer Lilie, in deren Kelche die Morgenröthe ihre erſten, roſigen Strahlen ſenkt, und ſo die irdiſche Unſchuld mit dem Himmelſtrahle belebt; ein reines Gemüth findet die Pforte des Paradieſes immer offen.

Euphroſine ſchien von dem Geſagten ergriffen; ihre Hand ruhte noch in der Hand des edlen Mannes, der mit ſo viel Wärme zu ihr geſprochen. Marie hatte die Augen geſenkt, wahrſcheinlich eine Thräne zu verbergen. So ſaßen die drei in ſtiller Rührung, als Euphroſine raſch ihre Hand aus der ſeinigen zog, aufſtand, einen Augenblick nachdachte, dann ruhig zu ihm ſagte: Sie ſollen meine Antwort hierüber ſchriftlich haben! und ſich entfernte.

Schröder befand ſich nun mit Marie allein. Ihr Schweigen, ihre Thränen, die Theilnahme, welche ſie unverholen ausdrückte, hatten ihm das Mädchen noch werther gemacht. Er fühlte ſich ſonderbar bewegt, ſah daß ſie wahrſcheinlich durch das vorige Geſpräch gleichfalls aufgeregt war, und es wurde ihm in ihrer Gegenwart ängſtlich. Er hatte nämlich geſtern auf dem Platz, wo ſie zu ſitzen pflegte, Schillers Gedichte aufgeſchlagen und die Stelle: O daß ſie ewig grünend bliebe, die ſchöne Zeit der jungen Liebe! unterſtrichen gefunden. Dieß war ihm auffallend geweſen; er hatte ſich Wilhelminens Argwohn, daß Marie ein Geheimniß verberge, erinnert, und dieß hatte ihn zu ernſtem Nachdenken und zu einem tiefen Blick in ſein eignes Herz geführt. Hier hatte er nun wohl geſehen, daß das Mädchen ihm nicht gleichgiltig ſey, und er in ſeinen reiferen Jahren der Macht der Liebe, welcher er ſo lange widerſtanden, unterliegen könne, und überdieß war es ihm klar, daß in Mariens Herzen die erſte Liebe nicht für ihn ſich eingeſchlichen habe. Sein ruhiger, klarer Geiſt ſagte ihm daher, daß er vorſichtig und auf ſeiner Huth ſeyn müſſe; und obgleich ihn das ſprechende Auge des Mädchens heute beſonders anzog und jedes Wort, das ſie ſagte, ihm deutlich zeigte, ſie theile ſeine Anſichten über die Beſtimmung des Weibes, ſie fühle mit ihm gleichgeſinnt, ſo gewann doch ſeine Vernunſt die Oberhand. Er entfernte ſich und verſchloß wohl Manches, was er ihr gern vertraut hätte, in ſeiner Bruſt.

8.

Lieber Herr! ſagte Wilhelmine, eiligſt in die Stube tretend: wiſſen Sie es ſchon, daß er auf dem Bankerott ſteht? Schulden über Schulden ſollen ihn drücken und keine Rettung mehr für ihn ſeyn.

Für wen? fragte Schröder.

Nun, wen könnte ich meinen als den Finanzrath, entgegnete ſie.

Freuen Sie ſich darüber? unterbrach er ſie, ſie ſcharf anblickend.

Freuen? erwiederte ſie erröthend: ja und nein! doch laſſen wir das! Auch Sie freuen ſich, denn nun glauben Sie Ihren Lebenszweck erreicht.

Ich freue mich nicht ſeines, wenn auch ſelbſt verſchuldeten Unglücks, das ich ſchon lange kannte, erwiederte Schröder: ſo ſelbſtſüchtig bin ich nicht, ihm Böſes zu gönnen, wenn er es auch um mich verdiente.

Sie ſind zu gut, lieber Herr! Ihr Gemüth iſt zu verſöhnlich.

Wünſchen Sie nicht auch ein verſöhnliches Herz zu finden, das Ihnen vergeben möchte? ſagte er ernſt: Wollen Sie dem Einen nicht reichen, was Sie von dem Andern erwarten? Ich könnte Ihnen zürnen, Wilhelmine! wüßte ich nicht, daß die Leidenſchaft Ihr ſonſt ſo gutes Herz zuweilen auf Abwege führt.

Sie ſchwieg eine Weile, dann ſetzte ſie ſich neben ihn und begann von Neuem: Euphroſine gefällt Ihnen nicht; Marie gewinnt bei Ihnen mit jedem Tage mehr und mehr. Faſſen Sie ein Herz, heirathen Sie das Mädchen, nehmen Sie die Schweſter zu ſich und überlaſſen Sie ihn und ſeine thörigte Frau ihrem Schickſal.

Wilhelmine! ſagte Schröder ernſt: kennen Sie mich ſo wenig? Glauben Sie, daß ich, der ich immer nur das Ziel vor Augen, Böſes mit Gutem zu vergelten, dreißig Jahre mühevoll gearbeitet hätte, um in dem Augenblick, wo ich es erreicht habe, umzukehren und mir ein anderes zu ſetzen? Nein, armes Weib! ſo ſehr konnte mich Leidenſchaft nicht verlocken. Aber ſagen Sie mir, lenkte er ein: was macht Ihnen die Mädchen ſo theuer, weßhalb ſtrömt Ihre Liebe ſo mütterlich über die Kinder, da Sie die Eltern haſſen?

Ein Thränenſtrom entſtürzte ihren Augen und erſtickte die Antwort.

Sie ſind mir unbegreiflich! fuhr er fort.

Der Frauen Herz iſt den Männern immer ein Räthſel, erwiederte Wilhelmine endlich: Sie verſtehen es nicht. Ach, lieber Herr! Sie haben eine Saite in mir berührt, die unter des

Schickſals rauher Hand ſprang; doch auch geſprungen gibt ſie noch einen Ton, aber einen Klageton von ſich, wie die Aeolsharfe, wenn der Sturm durch ihre Saiten rauſcht. Sollte ich die Kinder nicht lieben, ſollte ich ſeine Kinder nicht lieben? Lockt doch die Glucke die Küchlein um ſich, und nimmt, wenn ſie vergebens die ihrigen lockt, das fremde unter ihre ſchützenden Flügel; und mir ſollten die Kinder nicht am Herzen liegen, ich nicht Mutterſorge für ſie im Herzen tragen? Sind ſie doch —

Halten Sie ein! unterbrach er ſie: reißen Sie die kaum vernarbten Wunden nicht von Neuem auf! Reißen Sie das ſtille Aſyl des Friedens nicht wieder ein, welches das wiedergefundene Vertrauen auf Gottes Barmherzigkeit Sie bauen ließ!

Wilhelmine ſtand bei dieſen Worten auf, ergriff ſeine Hand, und wollte ſie küſſen; er aber zog ſie an ſich und drückte den Kuß des Mitleids auf ihre Stirn.

In dieſem Augenblick öffnete ſich die Thüre und der Finanzrath trat ein. Verzeihen Sie, werther Freund! ſagte er lächelnd: daß ich unangemeldet und vielleicht zur ungelegenen Zeit komme; ich fand keinen Bedienten im Vorſaal, ſchritt durch die Reihen von Zimmern, hörte Sie hier reden, und da ich mit Ihnen zu ſprechen habe, trat ich ein. —

Wilhelmine, noch über die Stellung verlegen, in welcher der Finanzrath ſie getroffen hatte, entfernte ſich, von Scham und Zorn erglüht.

Ich bin ganz zu Ihrem Befehl, begann jetzt Schröder, nicht im Mindeſten wegen der Ueberraſchung verlegen: was ſteht zu Ihrem Dienſt?

Erſtens meine nochmalige Entſchuldigung, daß ich ſo zur Unzeit eintrat, ſagte der Finanzrath.

Hat nichts zu ſagen, erwiederte Schröder gleichgiltig.

Ihre Wirthſchafterin muß einmal ſehr ſchön geweſen ſeyn; man ſieht noch unverkennbar die Spuren. —

Meinen Sie? ſagte Schröder, einen bedeutſamen Blick auf den Rath werfend: Vielleicht könnten Sie hiervon beſſer urtheilen als ich ſelbſt.

Wie wäre das möglich? erwiederte dieſer, und das höhniſche Lächeln verzerrte wieder ſein Geſicht.

Laſſen wir das! fiel ihm Schröder in die Rede: zur Sache! Was iſt Ihr Begehr?

Mir iſt eine Geldpoſt ausgeblieben; meine Frau wünſcht einen neuen Wagen, neue Pferde. In einigen Tagen iſt ihr Geburtfeſt, ich wollte ſie damit anbinden; und da ich heute Morgen zufällig den Diener des Banquier Herz mit 1000 Friedrichsd'or zu Ihnen hinaufgehen ſah, ſo erſuche ich Sie, mit mir zu theilen und mir nur auf einige Wochen gegen Wechſel 500 zu leihen. Sie werden mir dieſe kleine Gefälligkeit nicht abſchlagen.

Und doch! erwiederte Schröder trocken.

Sie ſchlagen mir dieſe Bagatelle ab? fuhr der Rath, ſich vergeſſend auf: Verzeihen Sie, das finde ich ungefällig, ſehr ungefällig!

Wohl möglich!

Und welchen Grund können Sie dazu haben?

Mehr als Einen! ſagte der Ruhige: Erſtens weiß ich es aus Erfahrung, daß das ſicherſte Mittel, ſeine Freunde von ſich zu entfernen, das iſt, ihnen Geld zu leihen. Zweitens kann einem Manne von dem Vermögen, welches Sie dem Anſchein nach haben, der Kredit bei Sattler, Stellmacher und Pferdehändler nicht fehlen, mithin bedürfen Sie meiner nicht; und drittens — doch die beiden erſten Gründe ſind ſchon hinreichend, laſſen Sie mich den dritten zurückbehalten.

Ich bitte, fiel ihm der Rath mit erzwungener Freundlichkeit und äußerſt empfindlich in die Rede: ich bitte, fahren Sie nur fort, ſagen Sie mir auch den dritten Grund. Ihre geiſtreichen Bemerkungen ſind zu intereſſant, um der Mittheilung entzogen zu werden.

Wie Sie befehlen! nahm Schröder ganz ruhig das Wort: Weil ich drittens weiß, daß Ihre Vermögensumſtände zerrüttet ſind.

Mein Herr! fuhr der Rath in zornigem, drohenden Tone auf.

Heute früh ließ mir eben der Banquier Herz einen Wechſel von Ihnen auf 500 Louisd'or für 300 anbieten, ſagte Schröder, ohne ſich durch des Raths drohende Stellung aus ſeiner Ruhe bringen zu laſſen: und zu dergleichen Geſchäften nimmt, wie Sie wohl ſelbſt wiſſen werden, ein Banquier nie ſeine Zuflucht, wenn es nicht mit ihm oder mit dem Ausſteller des Wechſels ſchlecht ſteht. — Zugleich benachrichtige ich Sie, daß er nach drei Tagen, wie der Wechſel verfallen iſt, klagbar werden wird.

Ein unangenehmer, mich in Verlegenheit ſetzender Vorfall! ſagte der Rath, und Zorn und Anmaßung waren verſchwunden: Ja, ich muß es geſtehen, ich bin durch Unvorſichtigkeit in eine augenblickliche Geldverlegenheit gerathen; aber, da Sie wiſſen, wie ſolch eine Sache ſo leicht den Kredit eines ehrlichen Mannes ruiniren kann, ſo hoffe ich um deſto mehr von Ihnen, daß Sie mich aus dieſer Verlegenheit reißen werden.

Ein Mann in Ihrer Lage, Herr Rath! ein Staatsdiener bedarf keines Kredits; der nützt nur dem Kaufmann. Ordnung, Sparſamkeit reichen aus, Ihnen den Kredit eines redlichen Mannes zu geben; mehr bedürfen Sie nicht. Uebrigens geſtehe ich, daß ich Ihnen willig mit dieſer Kleinigkeit dienen würde, hätten Sie nicht eigene Mittel ſich für den Augenblick Geld zu ſchaffen. Schicken Sie nur einen Theil des Schmuckes Ihrer Frau auf das Leihhaus und Sie haben das Nöthige.

Der Schmuck iſt das Eigenthum meiner Frau! fiel ihm der Rath in die Rede.

Und ſollte Ihre Frau Ihnen nicht willig das Opfer bringen?

Ich fürchte, nein!

Und Sie verlangen von mir ein ſolches Opfer? —

Sie entbehren dadurch nichts, erwiederte der Rath: ob das Geld in Ihrem Schreibtiſche liegt, oder mir nützt, kann Ihnen gleich ſeyn, ſind Sie nur der Wiederbezahlung gewiß; aber meine Frau könnte während der ganzen Zeit nicht in Geſellſchaft gehen, müßte zu Hauſe bleiben, ſich langweilen, und ich hätte die böſeſte Laune von der Welt zu ertragen.

Iſt der Anſtand, der Geiſt, mit welchem Ihre Gattin in Geſellſchaft tritt, nicht Schmucks genug? ſagte Schröder: bedarf es ſolches Tandes, um zu glänzen? bedarf es überhaupt des Glanzes?

Sie kennen die Welt noch wenig, lieber Freund! erwiederte der Rath zutraulich ſcheinend: Der äußere Schimmer macht Alles. Mit den Juwelen verlöre meine Frau ihre Geſellſchaft;

ich meine Freunde, meinen Kredit, meinen Einfluß. Sehen Sie, ſo hängt eines an dem andern.

Armer, bedauernswürdiger Mann, deſſen Exiſtenz an dem Schmucke ſeines Weibes hängt! rief Schröder, und es lag kein Hohn in dieſem Ausruf: Armer Mann, deſſen Lebensglück nur von dem Schimmer einiger Brillanten Glanz erhält und mit dieſen vergeht! Sehen Sie auf Ihre Kinder, ſehen Sie auf dieſen wahren, herrlichen Schmuck, treten Sie mit Stolz an ihrer Seite in die Welt, und Sie müſſen ſich reich dünken und wären Sie ein Bettler.

Werther Freund! unterbrach ihn der Rath, über das Abſchweifen von dem eigentlichen Thema ungeduldig werdend: was nützen mir die Töchter? In der Geſellſchaft ſind ſie, und beſonders Euphroſine, wohl ein Glanzpunkt; ſind aber die Lichter erſt ausgelöſcht, ſo treten die Sorgen um ſie hervor, und der zum nächſten Ball nothwendige Putz, die Marquen, welche morgen Tanzmeiſter, Klavier- und Singlehrer, ſelbſt der unglückliche Kandidat, der ſie das Verſemachen lehren ſoll, bringen, ließen mich gewiß oft nicht ſchlafen, wäre ich dergleichen nicht ſchon zu gewohnt. Selbſt für die Zukunft iſt keine Ausſicht für ſie. Die Aelteſte verlangt zu viel, keiner iſt ihr recht. Der eine Bewerber ſtellt Mozart über Roſſini, und er war von dieſem Augenblick an ein geſchmackloſer Menſch. Der zweite, ein reicher Gutsbeſitzer, ſollte den Tempelherrn in Nathan dem Weiſen leſen; er las ſchlecht und war nun ein ungebildeter Landjunker. Ein braver, junger Offizier, ein angeſehener Mann am Hofe, warb um ſie; er gefiel ihr, aber aus Caprice ſollte er erſt auf dem Hofball bei dem Cotillon das Jawort erhalten. Der Arme kann wegen ſeiner Bleſſur, die er bei Leipzig erhielt, nicht tanzen, und erhält einen Korb. Jetzt ſchwärmt ein junger, reiſender Schriftſteller um ſie, den meine Frau wider meinen Willen in's Haus gezogen hat. Dieſe jungen Herren amüſiren ſich, eſſen und trinken und laſſen ſich es bei einem wohl ſeyn, und damit wir ihnen auch noch obendrein die Reiſekoſten bezahlen, ſchildern ſie mit poetiſcher Frechheit ihre Reiſe-Abenteuer und porträtiren dann zur ſchuldigen Dankſagung für Gaſtfreundſchaft mit eben nicht feinen Farben uns Thoren, die ſie aufnahmen. Meine zweite Tochter, Marie, iſt zu einfach; um ſie kümmert ſich keiner und ſie verſteht es nicht, Männer zu feſſeln. Aber wir kommen ganz von der Hauptſache ab; wollen Sie alſo die Güte haben? — Nach meinem offenen Geſtändniß, das nur ein Freund dem andern thun kann, können Sie meiner Freundſchaft gewiß ſeyn und ſo hoffe ich —

Hoffen Sie nichts, Herr Rath! unterbrach ihn Schröder: Ich bin in meinen Entſchlüſſen zu feſt, um mich durch Ihre Worte wankend machen zu laſſen. Wüßte ich, daß die verlangten 500 Friedrichsd'or Sie aus einer wirklichen Verlegenheit riſſen, ſo würde ich keinen Anſtand nehmen, die Schuld jenes Knaben dort auf dem Bilde zu bezahlen, den Sie, wie Sie mir ſagten, mit Tauſenden und ſo mancher Empfehlung ſeinem Glück entgegengeſchickt haben. Aber heute löſten Sie Ihren Wechſel mit dieſem Gelde ein, und in acht Tagen käme der alte Joel mit einem andern von 400 Louisd'or, und Sie wären um nichts gebeſſert und immer noch in gleicher Lage.

Sie kennen meine Verhältniſſe ſehr genau, ſagte der Rath, noch ungewiß, ob er mit Stolz oder Demuth antworten ſollte: Sie miſchen ſich, wie es ſcheint, abſichtlich in meine Angelegenheiten, ohne jedoch den Willen zu haben, ſie freundſchaftlich zu ordnen; Sie bieten mir Ermahnungen ſtatt Geld; ohne das letztere ſind erſtere ganz am unrechten Ort und, ich geſtehe, mir läſtig.

So behalte ich ſie für mich, antwortete Schröder trocken: es thut mir leid, daß ein guter Rath, oft mehr werth als Geld, von Ihnen zurückgewieſen wird. —

Der Rath bedachte ſich hierauf einen Augenblick. Mein Herr! ich habe die Ehre mich zu empfehlen, ſagte er dann ſtolz, ſtand auf, verneigte ſich, und verließ das Zimmer.

9.

Am andern Tage wurde Schröder von ſeinem Hauswirth zu einem großen Mittagmahl eingeladen. Mit Unmuth ging er hinunter, denn ſolch ein Leichtſinn erſchien ihm fürchterlich. Er fand dort die ausgeſuchteſte Bekanntſchaft und die Tafel mit ſo vielem Ueberfluß beſetzt, daß es ihm unmöglich dünkte, wie ein Mann, der erſt geſtern in ſolcher Verlegenheit geweſen war, ihn um ein Anlehen anzuſprechen, heute ein ſo verſchwenderiſches Mahl geben konnte. Aber auch faſt eben ſo ſehr fiel ihm der Platz auf, den er heute einnehmen mußte. Sonſt war ihm immer der Ehrenplatz neben der Frau vom Hauſe zu Theil geworden; heute ſaß er am untern Ende des Tiſches zwiſchen Marie und einem jungen Sekretär, den der Rath oft in Privat-Angelegenheit zu gebrauchen pflegte. So wenig er ſich auch um das Ceremonielle kümmerte, mußte es ihm doch nach der geſtrigen Unterredung auffallend ſeyn, daß man ihm heute ſo weit unten, auch daß man ihm neben Marie ſeinen Platz angewieſen hatte, die heute beſonders ſtill und zurückhaltend war. Anfangs hielt es Schröder für eine abſichtliche Zurückſetzung und belächelte es; als ihm jedoch während des Mahls Mariens Betragen, noch mehr aber die beobachtenden Blicke der Mutter auffielen, glaubte er heller zu ſehen und ſein etwas mißtrauiſches Gemüth war auf ſeiner Huth. Er verſuchte nun mehre Saiten in dem Mädchen zu berühren, und glaubte ſo mehr Licht zu bekommen, doch alle blieben tonlos, und Marie ward ſichtbar verlegen, aber um ſo ſchöner, da heute ein zartes Roth ihre Lilienwangen überzog.

So ſtill das Mädchen war, ſo heiter und aufgeweckt war ihre Schweſter an der Seite eben des reiſenden Schriftſtellers, deſſen der Vater am vergangenen Tage mißfällig erwähnt hatte. Sie war ganz Ohr, wenn er ſprach, ſchien das Feuer, mit welchem er ſich ausdrückte, zu theilen und man ſah es beiden an, daß der Lachs und die Faſane, die ſie mechaniſch verzehrten, unbemerkt ihre irdiſche Wanderung vollbrachten, während ſie in höhern Sphären ſchwebten. Der Dichter war ein ſchön gebauter, anſehnlicher Mann, mit tief liegenden, ſprechenden Augen, ſein Geſicht war blaß, dieſe Lieblingsfarbe der Frauen bei jungen Männern, welche ſie doch ſo oft täuſcht; ſein Ganzes war zum Gefallen geſchaffen und ſchien auch Euphroſinens ſtolzem Sinne zu genügen. Er ſang ſchön; ſeine Dichtungen, oft zu ſehr rohe Natur, waren doch zuweilen ächte Poeſie; dieſe Welt war ihm der Kerker der gefeſſelten Pſyche, und nur in dem von keinem Licht menſchlicher Weisheit erhellten Jenſeit ſtrahlten ihm Myriaden Sonnen. Nur aus Euphroſinens ſchönem dunkelblauen Auge ſchien ihm auch hier ſchon eine Sonne zu leuchten, und dann verzieh ihm die Geſchmeichelte gern ſeinen irdiſchen Flug.

Obgleich mit ſich ſelbſt und ſeiner Nachbarin ſattſam beſchäftigt, hatte Schröder dennoch mit Theilnahme Euphroſine beobachtet; er glaubte, ſie an einem Abgrunde ſtehen zu ſehen, und nahm ſich vor, auch hier Freund und Warner zu ſeyn. Aber bald, als er nach aufgehobener Tafel ſich zufällig allein mit Marien auf dem Balkon befand, vergaß er ſie und ihren Dichter; er ſah nur das Mädchen, deren dunkles Auge er feucht zu ſehen glaubte. — Was iſt Ihnen? Fräulein! ſprach er mit Theilnahme: irr' ich nicht, ſo laſtet ein Kummer auf Ihnen; theilen Sie mir ihn mit; Mitgefühl allein heilet die Wunden. Faſſen Sie die Ueberzeugung, daß

wahre

wahre väterliche Neigung mich dieſe Bitte thun läßt; ſchließen Sie mir Ihr Herz auf!

Marie ſchwieg erröthend, doch ſah man es ihr an, daß ihr das Schweigen ſchwer wurde und ſie ſich gern mitgetheilt hätte.

Marie, fuhr Schröder noch traulicher fort: Sie lieben! — Bei dieſen Worten erbebte das Mädchen; auch er fühlte ein leiſes Zittern durch ſeine Nerven. War es Hoffnung, war es Furcht, er wußte es nicht. Auch die Thräne im Auge des Mädchens, auch der ſeelenvolle, innige Blick, mit dem ſie in dieſem entſcheidenden Augenblick nach ihm aufſah, löste ihm das Räthſel nicht; auch in dieſem Blick konnte Furcht und Hoffnung zugleich Beſtätigung finden.

Sie ſchweigen? wollen dem Freunde Ihr Herz nicht öffnen? fuhr er fort: Sie thun Unrecht. Die erſte Liebe, und das iſt ſie gewiß in Ihrer jungfräulichen Bruſt, bedarf eines Freundes. Wie Blüthe auf Blüthe von der Morgenſonne geküßt, den Kelch öffnend ſich entfaltet, ſo erſchließt ſich an jedem Tage das jugendliche Herz immer mehr, wie eine lieblich duftende Blume, wenn die Frühlingſonne der erſten Liebe es erwärmt. Dann bedarf es des Freundes, das Erſchloſſene ſorgſam zu wahren.

Aber auch ihrem Verwelken gleicht des Menſchen Herz; ſagte jetzt Marie feierlich: der Sturm nimmt ein welkes Blatt nach dem andern auf ſeine Schwingen, und die Blume war. Die Stürme des Lebens ergreifen das Herz mit ſeiner Liebe und ſtreuen die Blüthen umher; das hoffnungloſe Herz beugt ſich vor dem Sturm wie die blätterloſe Blume, und beide ſind gebrochen. Kaum hatte ſie das letzte Wort geſprochen als ſie ihn verließ.

Da ſtand er nun, ſo manchen qualvollen Gefühlen überlaſſen, Gefühlen, die ihm bisher fremd geblieben waren. Marie erſchien ihm in dieſem Augenblick in ganz anderem Licht, von einem Glanz umgeben, der ſeine Augen blendete, ſeinen klaren Blick umwölkte.

Er, der ſonſt ſo ruhig jedem Schickſal entgegen gegangen, der beſonnen handelnd, nie der Leidenſchaft Sklave geweſen war, ſah jetzt ängſtlich, beklommen und ungewiß in die Zukunft, und nur das war ihm gewiß, daß er Neigung zu Marien fühlte. Aber die Ungewißheit über ihr Herz erregte einen Zwieſpalt in ſeinem Innern, deſſen er nicht Meiſter werden konnte. Daß ſie liebe, hatte ſie ihm offenbart; aber ob ſie ihn, ob ſie einen Andern liebte, wie konnte er dieß Räthſel löſen, wie ſich Licht in dieſem Dunkel verſchaffen?

Er eilte nach ſeinem Zimmer. Hier rückte er ſeinen Lehnſtuhl dem Familienbilde gegenüber, und ſah unverwandt, als ob ſie den Zweifel in ſeinem Innern löſen könnten, auf den alten Vater, auf die liebreiche Mutter, und je länger er auf die ihm ſo theuren Züge ſah, deſto lebendiger wurden ſie. Die todten Farben erhielten Glut und Leben, und es war ihm als ob ſich um den Mund Beider ein Lächeln zöge, als ob ihr Auge ihm freundlich begegne, ihr Haupt ihm traulich zunickte. Ja! rief er aus, und bemerkte die eintretende Wilhelmine nicht: theure Entſchlafene, ich verſtehe Euch, ich ehre Euren Willen, er beſtimme mich!

Das gebe Gott! unterbrach Wilhelmine ſein Selbſtgeſpräch. Er fuhr erſchrocken auf. Ja, lieber Herr, ſprach ſie gerührt: gebe Gott, daß Sie einen Entſchluß zu Ihrem Heil faſſen mögen!

Wählen Sie Marie; ich habe ſie Beide vom Garten aus auf dem Balkon ſtehen geſehen, und wahrlich! in des Mädchens Auge ſprach ſich deutlich die Liebe zu Ihnen aus.

Glauben Sie das? unterbrach ſie Schröder, und der Unmuth über die Störung war verſchwunden; Freude glänzte in ſeinem Blick.

Ich glaube es und bin es faſt überzeugt. Das Mädchen ſpricht nur mit Liebe von Ihnen und mit einer Wärme, die nur aus dem Herzen kommen kann. Sie iſt ſtill und gut; die Leute im Hauſe lieben ſie, und das iſt immer ein gutes Zeichen. Auch ſcheint ſie keinen Gefallen an dem thörigen Leben in ihrer Eltern Hauſe zu finden und iſt anſpruchlos und beſcheiden. Zaudern Sie nicht lange; wer weiß, was in der folgenden Stunde geſchieht, und das unbewachte Herz eines Mädchens iſt oft dem Augenblick hingegeben und dann wäre es für Sie zu ſpät!

Statt Antwort drückte ihr Schröder die Hand.

Ich verſtehe Sie, fuhr Wilhelmine fort: Sie ſind beſtimmt, und ſcheuen ſich es auszuſprechen. Ich will nicht weiter in Sie dringen, weiß ich doch, daß der Himmel Ihr Herz gelenkt hat. Aber wiſſen Sie ſchon, fuhr ſie nach einer Pauſe fort: daß man im Hauſe ſpricht, er werde in dieſen Tagen Wechſelarreſt bekommen? Helfen Sie ihm nicht gleich; laſſen Sie ſich nicht von Ihrer Weichheit überraſchen, von ſeinen Worten überliſten; laſſen Sie ihn ſein Unglück fühlen, tief fühlen; laſſen Sie ihn elend werden, wie ich es war, ſonſt hoffen Sie auf keine Beſſerung.

Ruhig, Wilhelmine! ſagte Schröder: ruhig, und wenn Sie mir gefällig ſeyn wollen, ſo ſchweigen Sie über ihn, es ſchmerzt mich, Ihretwegen, wenn Sie dieſe Saite berühren.

Ruhig ſoll ich ſeyn, gelaſſen ſoll ich bleiben? rief ſie aufgeregt: Verlangen Sie von der Löwin, der man ihr Junges raubte, daß ſie ruhig in ihrer Höhle liege? verlangen Sie von mir, daß die Ruhe mich in dieſem Hauſe begleiten ſoll? Alle ſchlummernden Gefühle ſind erwacht; Alles, was die Vernunft, was Ihr Beiſpiel gezähmt hatte, bricht wild aus mir hervor. Ich bin ein Aſchenhaufe, in dem alle Freuden, alle Lebensfunken verzehrt, verglimmt ſind; nur einer, der Funke der Rache ſchlummerte nur.

Er iſt erwacht, und die Erinnerung blies ihn zur Flamme.

Hab' ich es um Sie verdient? Wilhelmine! unterbrach ſie Schröder mit ſtrafendem Tone: daß Sie mir meine Bitte nicht gewähren, da mir ein ruhiges Gemüth jetzt ſo nothwendig iſt?

Ob Sie das um mich verdient haben? edler Mann! rief die Aufgeregte, durch ſeine Worte tief erſchüttert: Mehr, tauſendmal mehr; den Himmel haben Sie um mich verdient, denn Sie entriſſen mich der Hölle. Als ich Ihnen, der Verzweiflung Preis gegeben, vor den Thoren jener Stadt begegnete, Sie die Unglückliche freundlich aufnahmen, ihr Troſt zuſprachen, das Verlorene zu finden ſuchten, Ihren kleinen Verdienſt, den letzten Biſſen mit mir theilten, nicht den Spott der Welt achteten, mich treu auf meinem Krankenlager pflegten, und lieber die Wohlthaten jenes ſtrengen Mannes und jede Hoffnung auf Glück aufgaben als die verlaſſene Unglückliche; da, Herr! haben Sie mich mit Banden an ſich gefeſſelt, die mich tauſendmal feſter binden als die Wohlthaten, welche ich in guter Zeit von Ihnen empfing, als der

Ueberfluß, den Sie mit der Ausgeſtoßenen theilten. Ihnen iſt mein Leben, meine Seele verſchrieben, die Sie vom Verderben retteten, — Ihnen bin ich leibeigen bis zum Tode! — Darum will ich ſchweigen und ſeinen Namen nicht mehr vor Ihnen nennen! fuhr ſie beruhigter fort: ich will die Glut in meiner Bruſt verſchließen; ſie mag mich verzehren, wenn ich nur meinen Freund, meinen Wohlthäter nicht kränke.

Thun Sie das, Wilhelmine! ſagte Schröder, der Erſchöpften einen Stuhl reichend: vergeſſen Sie das Unabänderliche, und wenn Sie Ihr Abendgebet beginnen, ſo bitten Sie Gott um ein verſöhnlich Herz.

Amen! ſprach ſie: Ihr Wille geſchehe!

10.

Der Banquier Herz, mit welchem Schröder bedeutende Geſchäfte machte, hatte ihn gleich bei ſeiner Ankunft von den zerrütteten Vermögensumſtänden des Finanzrathes unterrichtet; und da der Gutmüthige geäußert hatte, daß er gern, ihm wieder aufzuhelfen, mit einwirken wolle, rieth ihm der ehrliche Banquier ab und warnte ihn, es nicht eher zu thun, bis er die Verhältniſſe ganz genau kenne. Wären es bloß Privatſchulden, meinte er: ſo wäre Rettung möglich. Der Finanzrath iſt ſchon, trotz dem, daß ihn das Publikum noch für einen reichen Mann hält, in die Hände der gemeinen Wucherer gefallen, wo man dann mit baarem Gelde die Wechſel und Verſchreibungen wohlfeil einkaufen könnte, da von ihnen wohl ſchwerlich mehr als das Drittheil baar ausgezahlt worden iſt; aber ich fürchte, der ſchlimmſte Punkt ſind die dem Rath anvertrauten Mündel-Gelder. Der Ruf, welchen dieſer Mann in früherer Zeit genoß, ließ Manchen das Vermögen ſeiner zurückgelaſſenen Kinder in ſeine Hände legen. Mit dieſem Gelde wucherte er, ſpekulirte, trotz dem Verbot, daß kein Staatsbeamter dergleichen Geſchäfte treiben ſollte, auf Staatspapiere, gewann bedeutende Summen, glaubte dieß müſſe immer ſo gehen und richtete ſeinen überdieß ſchon glänzenden Haushalt von Jahr zu Jahr immer auf größern Fuß ein. In neuern Zeiten erlitt er bedeutende Verluſte. Der frühere Gewinn war verpraßt, und ſo ging das fremde und eigne Vermögen verloren. Bis Sie hier nicht ganz klar ſehen, rathe ich, die Hand aus dem Spiel zu laſſen. Pupillen-Gelder müſſen baar und gänzlich erſetzt werden, und ich fürchte, es ſind bedeutende Summen.

Schröder ſah dieß ein und folgte dem Rath des Wechslers, ließ jedoch durch ihn unter der Hand die fälligen Wechſel einkaufen, um jedem öffentlichen Aufſehen vorzubeugen und Zeit zu gewinnen, die Verhältniſſe klarer zu durchſchauen. Das geſtrige Mittagmahl hatte in ſo mancher Beziehung einen traurigen Eindruck auf ihn gemacht; er ſah, daß der Rath leichtſinnig genug ſey, ein verzweifeltes Spiel bis an's Ende zu treiben, und fühlte wohl, daß Wilhelmine recht habe, daß nur das Unglück und Elend ihn beſſern könne. Sein Herz, ſo ſehr der Theilnahme und fremden Leiden offen, trieb ihn an zu helfen, und nur mit Mühe konnte die Vernunft ihn zurückhalten.

Einige Tage darauf ſaß er in ſeinem Zimmer, ordnete ſeine Papiere und Rechnungen und überſah mit einer Art Wohlbehagen den Zuſtand ſeines bedeutenden Vermögens, das durch ſo manche glückliche Umſtände erworben, durch Fleiß und Sparſamkeit bis zu dieſer Bedeutung angewachſen war. Aber mitten in dieſen freudigen Betrachtungen umdüſterte ſich ſein Himmel. „Für wen haſt du gearbeitet und dir die Freuden einer genußreichen Jugend entzogen?“ Dieſer Gedanke trübte den frohen Blick in die Vergangenheit, und Marie trat hierbei unvermerkt vor ſeine Seele. Sie war ſeit der Unterredung auf dem Balkon ihm oft ſchüchtern ausgewichen, aber auch zuweilen, wenn Verhältniſſe oder das Geſpräch es herbeiführten, zutraulicher geweſen als ſonſt. Wilhelmine hatte dieß zwar als Symptome einer ſchüchternen Neigung angeſehen; der Beſcheidene aber meinte, ein zwanzigjähriges Mädchen könne ſchwerlich eine Neigung zu einem Mann von achtundvierzig Jahren faſſen, dem außer einem noch rüſtigen Körper alle glänzenden Eigenſchaften, die vielleicht noch ein Mädchen unter ſolchen Verhältniſſen feſſeln könnten, ganz abgingen. So lag ihm ſeit jenem Tage das Herz des Mädchens noch nicht offener als damals, und er ſchwebte immer noch zwiſchen Furcht und Hoffen. Hätte Marie nur unter den vielen jungen Männern, die in ihrer Eltern Hauſe Zutritt hatten, einen ausgezeichnet, ſo würde er ſchnell jeder Hoffnung entſagt und ſicher ſo viel Gewalt über ſich gehabt haben, eine Neigung, ehe ſie zur Leidenſchaft werden konnte, in ihrem Keime zu unterdrücken.

Freundlich trat auch jetzt Mariens Bild vor ihn und die Hoffnung ſtand ihr lächelnd zur Seite; die Phantaſie wob einen ſo ſchönen Kranz von Bildern um ſie, daß Schröder die Augen ſchloß, mit ſüßer Begierde dieſen Bildern nachhing und vor der Enttäuſchung bebte. Süß ſind ſolche Stunden, wo der Menſch das, was ihn das Schickſal entbehren läßt, in wachen Träumen genießt, und bitter iſt dann jede Störung. Auch Schröder rief unmuthig: Herein! als es jetzt leiſe an ſeine Thür klopfte, ſie ſich öffnete und Marie herein trat, die ſich ſchüchtern umſah, dann einige Schritte auf den Erſtaunten zuging, und plötzlich als er ſich ihr nahte, ſtehen blieb.

Schröder, von ihrem Beſuch überraſcht, erſchrack vor ihrem Ausſehen. Bleich, wie ein

Geiſt, das Auge verweint, um den Mund den Ausdruck tiefen Schmerzes, ſtand ſie bebend vor ihm und vermochte nicht zu ſprechen. Er bot ihr einen Seſſel, bat ſie, ſich zu faſſen, und fragte nach der ihm unbegreiflichen Urſache, welche ſie hierher geführt. Sie ſchwieg auf alle ſeine Fragen; nur erſt, als ein tiefer Seufzer ſich aus ihrer Bruſt gerungen hatte, ſchien ihr die Kraft zu reden wieder geworden zu ſeyn.

Ich glaube, es muß meinen Eltern ein Unglück begegnet ſeyn; ſagte ſie, und die Angſt raubte ihr auch jetzt noch faſt die Sprache: meine Mutter iſt, von irgend einer traurigen Nachricht tief erſchüttert, unwohl; meine Schweſter ſitzt weinend an ihrem Bett; der Vater verließ, als ich eintrat, in heftigſter Bewegung das Zimmer, und da ich ihm folgte, verſchloß er ſich in dem ſeinen. Meine Mutter beantwortet mir keine Frage, meine Schweſter ſchweigt; dieß Alles beunruhigt mich ſo ſehr und mein Herz iſt ſo gepreßt, daß ich nicht weinen kann, und eine unbeſchreibliche Angſt mich zu Ihnen, dem Einzigen, zu dem ich Vertrauen habe, hintrieb. Kommen Sie hinunter zu den Eltern, rathen, helfen Sie, ſeyn Sie ihr Freund, wie Sie der meinige zu ſeyn ſcheinen.

Ich folge Ihnen! ſagte Schröder, vor dem das Geheimniß entſchleiert lag: oder beſſer, ich gehe allein, bleiben Sie zurück!

Um keinen Preis! rief das Mädchen: wie könnte ich in dieſer Ungewißheit entfernt von den Meinen hier bleiben! Sie ſprang bei dieſen Worten auf, und eilte nach der Thür, welche in demſelben Augenblick aufgeriſſen wurde, und durch die Wilhelmine mit Heftigkeit hereintrat. Jetzt iſt es Zeit, die höchſte Zeit, Herr! rief ſie: eilen Sie zur Rettung! Jetzt bitte ich Sie ſelbſt, retten Sie ihn!

Ich werd' es! erwiederte Schröder und eilte fort; Marie folgte ihm.

Er nahm ſeinen Weg nach dem Zimmer des Raths, und fand es verſchloſſen; er klopfte an, aber trotz des Geräuſches, das man darin vernahm, ließ ſich keine Stimme hören. Schröder bat, eingelaſſen zu werden; Alles blieb ſtill. — Kommen Sie durch jenes Vorzimmer; von da geht eine Tapetenthür in die Stube des Vaters, flüſterte ihm Marie leiſe zu: kommen Sie!

Sie zog ihn mit ſich fort, aber auch hier fanden ſie die Thür verſchloſſen.

Um Gotteswillen! bat ſie leiſe: ſtoßen Sie die Thüre ein; mir ahnet das Fürchterlichſte.

Schröder zauderte. Da ſank ſie ihm um den Hals, preßte ihre Lippen heftig auf die Seinen. Mann, rette! rief ſie verzweifelnd; ein Stoß von Schröders kräftiger Fauſt öffnete die Thür.

Marie ſtürzte hinein, hin zu des Vaters Füßen, der an ſeinem Schreibtiſch ſaß und ſchrieb.

Was wollen Sie hier? fuhr er, ſich gegen Schröder wendend, auf, ohne die Tochter, die noch immer ſeine Kniee umfaßt hielt, zu beachten.

Retten, wenn Rettung möglich iſt! erwiederte dieſer.

Den Retter fand ich ſchon ohne Sie, ſagte der Rath, und ſein Auge zeigte auf ein Paar Piſtolen, die neben ihm auf einem Tiſchchen lagen.

Fräulein! bat jetzt Schröder und ſchellte: Fräulein, gehen Sie hinüber zur Mutter! Was wir zu reden haben, taugt nicht für Sie; ich bitte, gehen Sie!

Begleite Er meine Tochter zu meiner Frau! befahl der Rath dem eintretenden Kammerdiener. Marie ſank an des Vaters Bruſt, preßte ihn mit Heftigkeit an ſich und gehorchte dann. Der Rath folgte ihr und verſchloß die Thüre des vordern Zimmers hinter ihr.

Herr Schröder! begann er nun mit ſtolzer Kälte, die faſt an ſtumpfe Gleichgültigkeit gränzte: Sie miſchen ſich unberufen in meine häuslichen Angelegenheiten, und haben die Dreiſtigkeit, mit Gewalt in mein Zimmer zu dringen; wer gab Ihnen ein Recht dazu?

Menſchlichkeit, Herr Rath! erwiederte er gelaſſen: der Zuſtand Ihrer Familie, die Bitten Ihrer Tochter; und was ich hier gefunden, ſagt mir, daß ich recht that.

Und was wollen Sie hier? fuhr der Rath in gleich ſtolzem Tone fort.

Ich wiederhole es Ihnen, antwortete Schröder, ohne ſich durch das anmaßende Betragen irren zu laſſen: retten, wenn Rettung möglich iſt.

Herr! ſagte der Rath, und die Verzweiflung ſprach aus ihm: Wohlgemeinter Rath, noch ſo hoch im Werth angeſchlagen, hilft mir nicht;

deßhalb ſparen Sie Ihre Lehren, die für eine bußfertige Brüdergemeinde, nicht für mich und meine Lage paſſen. Wem 500 Friedrichsd'or ein zu großes Opfer waren, deſſen Hülfe hat keinen Werth für mich.

Wo 500 Friedrichsd'or nicht retten, verſchleudere ich ſie nicht! erwiederte Schröder: Wo Rettung möglich iſt, ſind mir 5000 kein zu großes Opfer.

Der Finanzrath blickte ihn ſtarr an.

Vertrauen Sie meinen Worten, Herr Rath! fuhr Schröder fort: ſeyn Sie offenherzig gegen mich, unterrichten Sie mich von Allem.

Wollen Sie mit mir ſcherzen, ſagte nach einigem Sinnen der Stolze: ſo treiben Sie ein gewagtes Spiel mit einem Verzweifelnden. Nun erklären Sie ſich deutlicher!

Mein Wort iſt das Wort eines ehrlichen Mannes, erwiederte Schröder: Sie können ihm vertrauen. — Iſt Rettung möglich, überſteigt es nicht meine Kräfte, ſo rette ich.

Das Geſicht des Finanzraths erheiterte ſich bei dieſen Worten; die erzwungene Freundlichkeit, welche die Gewohnheit auf das Geſicht der

Leute von Welt ſo leicht prägen kann, wenn auch ihr Herz von Kummer zerriſſen iſt, nahm die Stelle des finſtern, ſtolzen, verzweifelnden Blickes ein; der gewandte Weltmann ſtand wieder vor dem edlen, ſchlichten Manne, und ſein Geiſt, nicht von Bewunderung der edlen That ergriffen, ſann ſchon in dieſem Augenblick nach, wie er den meiſten Vortheil aus der Gutmüthigkeit dieſes Thoren ziehen könne.

5000 Louisd'ors retten mich für den Augenblick, begann er nun in dem Tone eines Rechnenden: 32,000 Rthlr. iſt die Summe, die ich noch heute auf dem Juſtizamte deponiren muß. 5000 Louisd'or betragen ungefähr 28,000 Rthlr. — Dieſer Ring und einiges andere Geſchmeide deckt das Uebrige. — Aber dann habe ich nur wenig gerettet. —

Viel, Herr! unterbrach ihn Schröder unmuthig: Sie retten Ihren ehrlichen Namen, wenden den Fluch der Unmündigen von ſich ab und retten Ihr Gewiſſen. —

Was hilft mir das? Morgen ſtrömen die Juden herbei, an die ich für 18000 Rthlr. Wechſel ausgeſtellt, und laſſen mich feſtſetzen;

ich bin der Schande Preis gegeben, meines Amtes entſetzt.

Die Wechſel ſind ſchon in meiner Hand. Mit 8000 Rthlr. kaufte ſie der brave Herz für mich an ſich; auch dieſes iſt beſeitigt.

Auf meinem Hauſe ſtehen 20,000 Rthlr. hypothecirt, auf meiner Villa 6000 Rthlr. — Außerdem bin ich noch 19000 Rthlr. auf Verſchreibungen, und noch ſo manche Rechnungen an Handwerksleute ſchuldig.

Verkaufen Sie Villa und Haus!

Nie! rief der Rath heftig.

Erſtere gewährt Ihnen keinen Ertrag, fuhr Schröder fort, ohne das Nie! zu beachten; Letzteres iſt ungefähr 30,000 Rthlr. werth. Ich übernehme beide mit den Schulden, zahle die auf 19,000 Rthlr. ſich belaufenden Verſchreibungen, zahle heute die 32,000 Rthlr. Depoſiten-Gelder, und wir quittiren uns gegenſeitig, daß keiner dem andern etwas ſchuldig iſt. Mit dem, was Sie aus Ihrem überflüſſigen Mobiliar, aus Ihrem Geſchmeide und dem Schmuck Ihrer Frau löſen, zahlen Sie Kaufleute und Handwerker, und leben, wenn auch eingeſchränkt als ein ſorgenfreier Mann.

Nimmermehr verkaufe ich Haus und Villa, erwiederte der Rath mit trotzigem Tone: wollen Sie helfen, ſo helfen Sie ganz!

So ſtoßen Sie meine Hand zurück und meine Bemühung iſt vergebens, ſagte Schröder, verachtungvoll auf den Elenden blickend.

Ich will thun, was in meinen Kräften ſteht; begann endlich der Rath nach einigem Nachdenken: ich will Sie in aller Form Rechtens in Beſitz des Hauſes und der Villa ſetzen, jedoch unter der Bedingung, daß dieß vor der Welt ein Geheimniß bleiben muß, und Sie ſich reverſiren, mich, ſo lange ich lebe, auf der Villa ſchalten und walten und das Parterre und die erſte Etage dieſes Hauſes bewohnen zu laſſen; auch verpflichten Sie ſich, die ſchuldigen Rechnungen gleichfalls zu bezahlen.

Nein! entgegnete Schröder kalt.

Es trat nun eine Stille ein, welche der Rath endlich unterbrach. Von den Rechnungen will ich durch dieſen Ring und andere Kleinigkeiten 4000 Rthlr. bezahlen; der Reſt von ungefähr

5000 Rthlr. muß Ihnen aber zur Laſt fallen, und von meinen Beſitzungen trenne ich mich auf keinen Fall.

Herr! erwiederte Schröder, und auch jetzt verließen ihn Ruhe und Gleichmuth nicht: Sie müſſen in Ihrem Leben ſchon auf manchen Thoren geſtoßen ſeyn, der ſich für ſie aufgeopfert hat, ſonſt wäre mir Ihr Betragen unerklärbar. Ich erbiete mich, für Sie 85,000 Rthlr. zu zahlen, nehme dafür kaum die Hälfte des Werths in Dingen an, wo das Bedeutendſte für mich nicht im Mindeſten wünſchenswerth iſt, und Sie ſchreiben mir Bedingungen vor als ſey ich der Bedrängte.

Der ruhige, gleichmüthige Ton, mit dem Schröder dieß ſagte, ſchien ſeine Wirkung nicht ganz zu verfehlen. Mein Herr, erwiederte der Finanzrath mit weniger Anmaßung: ſeyn Sie billig! Ich lebte bisher in der großen Welt, machte eines der erſten Häuſer der Reſidenz, ſtehe in Konnexionen, aus denen man ſich nicht ſo leicht herausreißen kann; meine Frau findet in dem Leben der großen Welt ihr einziges Glück; meine Töchter würden alle Ausſichten zu einer glänzenden Partie verlieren. Wie können Sie mir zumuthen, daß ich dieß Alles aufgeben und mich zum gemeinen, bürgerlichen Leben herabwürdigen ſollte? Lieber ſterben als ſolch elendes Leben führen.

Schröder war durch dieſe Rede tief empört und ſchwieg.

Wollen Sie als Freund meines Hauſes mir helfen, ſo helfen Sie ganz. Dieß iſt der einzige Weg, meinen Kredit zu erhalten und mir dadurch Gelegenheit zu verſchaffen, meine Schuld an Sie abzutragen.

Wollen Sie meine Bereitwilligkeit, Ihnen zu dienen, nicht in der Art, wie ich Sie Ihnen vorſchlug, annehmen, erwiederte Schröder, zwar in ſeinem Innern entrüſtet, aber dem Aeußern nach gleichgiltig: ſo muß ich Sie Ihrem Schickſal überlaſſen. Mein Mitgefühl hat Grenzen; Sie haben ihm ein nahes Ziel geſteckt.

Sie wollen mich alſo der Verzweiflung überlaſſen! rief der Rath aufſpringend und von Neuem trotzig werdend: Können Sie das, nun ſo hätten Sie mich ruhig mein Vorhaben ausführen laſſen ſollen; jetzt wäre es vorüber. —

Sie ſchweigen; — ein Menſchenleben zu retten iſt Ihnen nichts; denn wahrlich! ehe ich mit Schande belaſtet lebe, eher jag' ich mir die Kugel durch's Hirn, wenn meine Lage in zwei Stunden nicht eine andere iſt.

Um ein Menſchenleben zu retten, thät ich viel, erwiederte Schröder, und die Milde eines Engels umſchwebte ihn: das Ihrige zu retten — Doch ich überſchreite die Grenzen meines Rechts. Ich kann nichts mehr für Sie thun, fuhr er, von dem Augenblick ergriffen fort: als Ihren Blick nach dem Jenſeit zu führen. Dort oben wohnt ein Gott der Liebe und Milde; aber auch ein gerechter, ſtrenger Richter. Denken Sie, daß, ſo wie die That vollbracht iſt, Sie vor ſeinem Richterſtuhl ſtehen! Nun leben Sie wohl! —

Der Finanzrath hielt ihn zurück. Herr! ſagte er erſchüttert: Sie haben mich an eine furchtbare Stunde, vor der ich ſchaudern muß, erinnert. Aber wüßten Sie, wie ſchwer es iſt, öffentlich ſeine Thorheit zu bekennen, ganz aus einem gewohnten, glänzenden Leben zu treten, überhaupt einen Rückſchritt zu thun, Sie würden nachſichtiger mit mir ſeyn.

Das Alles habe ich wohl überlegt, entgegnete der edle Mann: aber eben weil ich fühlte, wie ſchwer es iſt, ſich von ſolchen lockenden Gewohnheiten loszureißen, wie ſchwer es iſt, vor der Welt durch vernünftiges Betragen ſeine Thorheit wieder gut zu machen, eben weil ich es weiß, daß Sie die Kraft nicht zu ſolch edlem Entſchluſſe haben, muß ich Sie zwingen, den äußern Flitter abzulegen, dieſes Haus und jene koſtſpielige Villa zu verkaufen und in die Stellung zurückzutreten, die Ihnen Ihre Verhältniſſe anweiſen.

Zwingen müſſen Sie mich? Nun, ſo leben Sie wohl! ſagte der Rath, kurz abbrechend: Sie mögen vielleicht Recht haben bei Ihren Grundſätzen, auch ich habe bei den meinigen Recht. Er wandte ihm den Rücken, ſchloß das Zimmer auf, und als Schröder ihn verlaſſen hatte, riegelte er hinter ihm zu.

11.

In ſeine Stube zurückgekehrt, fand dieſer Wilhelmine in der größten Gemüthsbewegung. Sie kam ihm entgegen, zog ihn mit ſich in ein entlegenes Zimmer. Wie ſteht es?' fragte ſie unruhig, den Ausdruck ſeines Geſichtes beobachtend: leſe ich recht auf Ihrer Stirn, ſo iſt er verloren! — Dacht' ich's doch gleich, die Summen würden Ihre Kräfte überſteigen.

Das nicht, Wilhelmine! erwiederte er: aber ſeine Thorheit überſtieg meine Erwartung. Ich fand ihn im Begriff —

Sich das Leben zu nehmen! unterbrach ſie ihn, und eine hohe Röthe überflog ihr bleiches Geſicht: Aber fahren Sie nur fort.

Ich bot ihm meine Hülfe an; er ergriff meine rettende Hand nur unter ſtolzen, anmaßenden Bedingungen, nur wenn ich ihn ganz in ſeiner glänzenden Lage wie bisher erhalten wollte, nur wenn er das begonnene Leben in ſeiner ganzen Thorheit fortführen könnte.

Und was thaten Sie?

Ich verweigerte es! Nicht daß mir das Opfer von meiner Seite zu groß erſchienen wäre! nein! nur weil ich fühlte, daß es ſündlich ſey, der Thorheit und den Lüſten auf dieſem Wege zu fröhnen. Ich will mein Lebensziel, dem Elenden Böſes mit Gutem zu vergelten, aufopfern, will von dem Gelde ein Armenhaus für arme, ohne ihre Schuld zurückgekommene Handwerker ſtiften, und der Verewigte wird mich dafür ſegnen.

Und was wird aus ihm? fragte Wilhelmine immer ſtiller und ruhiger werdend.

Er ſteht in Gottes Hand! Beharrt er bei ſeinem Entſchluß, was ich faſt bezweifle, — ein Selbſtmörder.

Furchtbar lächelnd ſtarrte Wilhelmine auf den Boden. — Vergeltung! rief ſie, am ganzen Körper zitternd, dumpf vor ſich hin: Vergeltung! du biſt eine ſichere Botin; du lenkſt die Pfeile, welche die Verzweiflung im Fluche abdrückte, wenn auch erſt nach Jahren, aber gewiß an's Ziel; du ereilſt den Sicherſten! Als ich auf meinen Knieen jammernd vor ihm lag, die Arme nach ihm ſtreckte, er mich von ſich ſtieß, mir jede Hülfe, jeden Troſt verſagte, da bat ich, an jedem irdiſchen Glück, ſelbſt an meiner Seligkeit verzweifelnd, Gott, ihn zu ſtrafen, ihn gleich mir ein Bettler, der Verzweiflung preis zu geben. Gott hat mein Gebet erhört; er ſteht vor dem furchtbaren Abgrunde, wo ich ſtand als er mich von ſich ſtieß, und ſeiner Seele wird ſich kein Retter nahen, wie der meinigen.

Schweigen Sie! unterbrach Schröder ihr furchtbares Gemurmel: beten Sie lieber zu Gott, daß er ſein Herz zum Beßten lenke.

Beten kann ich jetzt nicht, erwiederte ſie dumpf: beten für ihn, kann ich nicht — und doch, denke ich mir ſein zerſchmettertes Hirn, denke ich mir, daß meine Bitte Sie vielleicht gerührt, meine Verzweiflung Sie zur Rettung bewogen hätte, dann ſchaudert es mich, dann dünkt mir, ich ſey ſein Todesengel. — Nein! nein! rief ſie bewegt: ſein Bild iſt noch nicht ganz aus meinem Herzen geriſſen; die Kinder, ſeine Kinder ſind mir theuer; ach! ſie hätten ja die meinen ſeyn können. — Retten Sie ihn! rief ſie heftig aufſpringend: Sie retten eine Seele vom Verderben.

Indem ſie dieß in der höchſten Leidenſchaft ſprach, trat ein Diener des Rathes ein, und bat

Schröder, eiligſt hinunter zu der Finanzräthin zu kommen.

Die Rache iſt dem Mitleid, iſt der frühern Neigung gewichen! ſprach jetzt Wilhelmine, ihren Herrn begleitend: Thun Sie, was Sie vor Gott und Ihrem Herzen verantworten können. Ich will indeſſen verſuchen, ob ich zu beten vermag.

12.

Schröder trat in das Zimmer der Finanzräthin und fand ſie auf einem Ruhebett liegen; ihre beiden Töchter entfernten ſich bei ſeinem Eintritt. Nehmen Sie Platz! redete ſie ihn an: Ich bin ſo eben von meinem unglücklichen Manne gekommen, der mir das, was zwiſchen Ihnen vorgefallen, mitgetheilt hat. Sie haben als edler Mann gehandelt und wollen viel für uns thun. Meinen innigſten Dank dafür! aber verzeihen Sie meiner Offenheit. Sie wollen meinen Mann vom Verderben, doch nicht von der Schande retten. In des Mannes Bruſt iſt Stolz und

Ehrgefühl oft ſo innig in einander verwebt, daß es ſich nicht trennen läßt, und ſo iſt es bei ihm. Ein Schickſal, das ihn vielleicht in den Augen jedes Edeln adeln, in den Augen der Welt aber ihm ſeine ganze Stellung nehmen und dem Spott preis geben würde, könnte er nicht ertragen, und ich muß es Ihnen geſtehen, ich bin es gewiß, daß er es nicht ertragen wird.

Und dieß können Sie mir mit ſo vieler Ruhe ſagen? unterbrach ſie Schröder: Ich ſollte glauben, die Ahnung allein, wie vielmehr die Ueberzeugung, müßte Sie keinen Augenblick auf dieſem Ruhebett dulden, müßte ſie zur Verzweiflung bringen.

Meines Mannes Entſchluß erſchreckt mich nicht, ſagte ſie pathetiſch: denn er iſt auch der meinige. —

Lag in der Betonung oder in der Geſtikulation der Dame vielleicht etwas zu viel Theatraliſches, oder führte das natürliche Mißtrauen den Mitleidigen endlich auf die rechte Spur, er blieb bei dieſer Kraft-Aeußerung ganz ruhig. Könnten auch Sie ſo unrecht, ſo ganz gegen die Satzungen unſrer Religion handeln, ſagte er mit Herzlichkeit: ſo kann ich Ihnen nur noch den Troſt geben, daß ich Ihre und Ihres Gatten vernachläſſigte Pflichten übernehmen und väterlich für ihre Kinder ſorgen werde.

Die Räthin war von dieſer wohl unerwarteten Antwort nicht im Mindeſten überraſcht. Sie lächelte und zog die Glocke.

Ruf' Sie meine jüngſte Tochter! befahl ſie der eintretenden Zofe.

Herr Schröder! wandte ſie ſich nun zu ihm, den dieſer Tauſch der Waffen in nicht geringe Verlegenheit ſetzte: Sie haben bisher Marie ausgezeichnet; täuſcht mich mein weiblicher Scharfblick nicht, ſo lieben Sie meine Tochter. Wie könnte es Ihnen nun gleichgiltig ſeyn, Ihre Schwiegereltern dem Spott der Welt preis gegeben zu ſehn? Könnten Sie Liebe von einem Mädchen erwarten, das Ihnen, wenn es auch mit Unrecht geſchähe, die Schuld an dem Unglück ihrer Eltern aufbürden würde?

Marie trat in dieſem Augenblicke ein.

Tritt näher, mein Kind! ſprach ſie, noch ehe der Beſtürzte ihr auf eine ſo ſonderbare Anrede etwas erwiedern konnte: Du biſt von den unglücklichen Verhältniſſen Deines Vaters unterrichtet. Ohne ſchleunige Hülfe ſind wir verloren, und nur dieſer edle Mann kann uns retten. Er liebt Dich. In Deiner Hand liegt daher das Schickſal Deiner Eltern; knüpfe ihn durch Deine Hand feſt an uns und´—

Mutter! rief die Erbleichende, und ihre Kniee wankten.

Fräulein, nahm Schröder, ſie mit ſeinem Arm unterſtützend, ſchnell das Wort: keine Antwort zu dieſer Stunde! Sie möchte auch ausfallen, wie ſie wollte, ſo würde ſie mich nicht beſtimmen, meinen Entſchluß zu ändern und Sie vielleicht in Verlegenheit ſetzen. Könnte ich je um Ihre Hand werben, wäre dieß wahrlich nicht der Augenblick, den ich dazu wählen würde.

Das war ich von Ihnen überzeugt, liſpelte Marie, doch ſo leiſe, daß es die Mutter nicht verſtehen konnte, die ihr nun, ſich zu entfernen, ein Zeichen gab.

Madame! wandte ſich jetzt Schröder zu der Mutter, nachdem er Marie bis an die Thüre begleitet hatte: nach dieſer Scene, die zu berechnet und zu wenig ſchonend für mich und

Ihre achtungwerthe Tochter war, bleibt mir nichts übrig als mich zu entfernen. Sie ſehen, fuhr er mit ruhigem Ernſte fort: daß alle Pfeile an meiner Bruſt abprallen und jedes Ihrer Worte mich nur noch mehr in meinem Vorſatz beſtärkt. Jeder Augenblick iſt koſtbar; die Stunde naht, wo Ihr Gemahl die Pupillengelder zahlen ſoll, und es bedarf von meiner Seite noch mehrer Vorkehrungen bei dem Banquier, ich bitte daher, mit Ihrem Gatten die Sache reiflich zu überlegen. Ich werde, Ihren Entſchluß zu vernehmen, zu Hauſe bleiben. Leben Sie wohl! Ohne ihre Antwort abzuwarten, entfernte er ſich.

Aengſtlich hatte Wilhelmine indeſſen ſeine Rückkehr erwartet. Er fand ſie ſtill und gefaßt; nur als er ſie von dem, was bei der Mutter, Mariens wegen vorgefallen war, unterrichtete, wurde ſie lebhaft und zürnte mit ihm, daß er des Mädchens Antwort nicht abgewartet, ſondern ſich ſelbſt alle Hoffnung abgeſchnitten habe.

Will ich denn Hoffnung nähren? ſagte er unwillig: kennen Sie denn mein Herz beſſer als ich ſelbſt? Mariens Lippen preßten ſich auf die meinen, ſie ruhte in meinem Arm und mein Blut rann deßhalb nicht ſchneller.

Täuſchen Sie ſich nicht, lieber Herr! unterbrach ihn Wilhelmine: Sie lieben — doch, wie kann ich von ſolchen Dingen ſprechen, da mich die qualvollſte Angſt keinen Augenblick ruhen läßt! Bei dem leiſeſten Geräuſch glaube ich, die furchtbare That ſey geſchehen.

Fürchten Sie nichts, beruhigte er ſie: wer ſo pathetiſch vom Selbſtmord ſpricht, ſogar damit droht und mit ſolch ernſter Sache Kinderſpiel treibt, hat ſelten den Muth, die That zu begehen. Mir liegt jetzt der ganze Plan deutlich vor Augen; warten Sie nur mit Ruhe das Ende der kommenden Stunde ab.

Aber Wilhelminen war es unmöglich; ohne Ruhe und Raſt trieb es ſie aus einem Zimmer in das andere, und ſo verlebte ſie eine qualvolle Stunde. Sehen Sie? ſagte Schröder: eine Stunde iſt ſchon verronnen und die blutige That noch nicht vollbracht — und irr' ich nicht, ſo höre ich Tritte; er iſt's!

Ja, er iſt's! rief ſie bebend und eilte fort.

13.

Schröder hatte nicht geirrt; es war der Rath, der in ſein Arbeitzimmer trat.

Die Thränen meiner Kinder, auch Ihre ernſte Vermahnung, begann er: haben mich und meine Gattin endlich nach manchem ſchweren Kampfe bewogen, in Ihren Vorſchlag einzugehen und Ihr Anerbieten, ſo ſchwer es uns auch wird, anzunehmen. Der Notar iſt beſtellt, er wird gleich hier ſeyn, die Dokumente über den Kauf auszufertigen; ich bitte, nun auch von Ihrer Seite die nöthigen Vorkehrungen zu treffen.

Dieß ſoll ſogleich geſchehen! erwiederte Schröder höflich, obgleich ihm die Art, wie ihm der Rath ſeinen Entſchluß bekannt machte, empfindlich war. Er ſetzte ſich an ſeinen Schreibtiſch, ſchrieb ein kurzes Billet, klingelte und gab es dem eintretenden Bedienten mit den Worten: Zum Banquier Herz.

Herr Rath! wandte er ſich jetzt zu dieſem: Sie können, ſo bald der Kauf-Contrakt des Hauſes in gehöriger Ordnung ausgefertigt und unterzeichnet iſt, bei dem Banquier über 32,000 Rthlr.

verfügen, ſomit erfährt Niemand, daß Sie die Ihnen anvertrauten Gelder anderweitig und für ſich gebraucht haben. Ihre Wechſel ſind, wie Sie wiſſen, in meinen Händen. Nach abgeſchloſſenem Kauf-Contrakt der Villa tauſche ich ſie nebſt den Obligationen, die ich mir anzugeben bitte, gegen den Contrakt aus und unſer Geſchäft iſt dann beendet. Bis Michael bleiben Sie im Hauſe wohnen, dann aber muß ich bitten, ſich eine andere Wohnung zu wählen; die Villa aber wird mir ſogleich abgetreten.

Sie machen Ihre Bedingungen immer läſtiger! fiel ihm der Rath in die Rede.

Sehen Sie hierin nur den Geſchäftsſinn und ſonſt nichts weiter, erwiederte Schröder: doch bald hätte ich noch Eines vergeſſen. Die Möbeln dieſes Zimmers, ſelbſt jenes Gemälde, ſind noch die Ihrigen. Ihre Gattin hatte die Gefälligkeit, ſie mir zum Gebrauch zu überlaſſen, und ich mache es zur unerlaßlichen Bedingung, daß ſie mit dieſem Hauſe mein Eigenthum werden.

Wäre keine Ihrer Bedingungen drückender

als dieſe, ſo hätte ich in alle mit Freuden eingewilligt, meinte der Rath.

So wäre nun Alles unter uns abgemacht, ſagte Schröder.

Alles! erwiederte der Rath, der für ſeinen Wohlthäter keinen Dank, kein herzliches Wort hatte. Dieß mußte der Edle tief fühlen; aber die Freude, ihn gerettet, endlich ſein — ſo lange ſich vorgeſtecktes Ziel erreicht zu haben, war zu groß, ſie glänzte zu hell auf ſeinem Angeſicht, als daß ihm Unmuth und Verachtung dieſen ſchönen Augenblick hätten trüben ſollen. Den Blick unverwandt mit dem tröſtenden Gedanken auf das Bild gerichtet: „ich war für die Wohlthaten, welche mir dieſe Edeln erzeigten, dankbar,“ kümmerte er ſich wenig um den Finanzrath, der ihn unmuthig beobachtete und eine Gelegenheit ſuchte, ſeinen Unmuth auszulaſſen. Er trat deßhalb zu dem in Erinnerung Verſunkenen. Herr Schröder! begann er: Sie haben heute ſolch treffliche Acquiſition gemacht, das eleganteſte Haus der Reſidenz, die ſchönſte Villa der Gegend für ein Spottgeld erhandelt. Sagen Sie mir nur, was kann dieß alte, ſchlecht gemalte Bild, was können die wurmſtichigen, ſchon ſeit undenklicher Zeit auf dem Boden liegenden Möbeln für Werth für Sie haben?

Inhalt und Ton brachten Schröder aus ſeinem Gleichmuth. Dank, wahrhaften Dank hatte er von dem Manne nicht erwartet; aber dieſe Frechheit empörte ihn. Herr Finanzrath! ſagte er, mit Heftigkeit ſeine Hand ergreifend: Sie irren, wenn Sie glauben, daß dieß Bild, dieſe Möbeln keinen Werth für mich haben. Auf dieſem Lehnſtuhl ſaß einſt eine würdige Frau, eine nur zu ſchwache Mutter; an jenem Tiſch arbeitete ein edler Mann, ein treuer Bürger, ein guter Gatte und Vater. Beide ſind auf dieſem Gemälde abgebildet. Der Knabe, der ſich an ſie ſchmiegt, ſind Sie, und jener Verlaſſene, den Sie nie Ernſt, immer nur, ihn zu kränken Vaterlos nannten, den Sie ſpäter ohne Tauſende, ohne Empfehlbriefe mitleidlos aus dem Hauſe ſeines Wohlthäters ſtießen, der bin ich!

Sie? rief überraſcht der Rath: Sie ſind Ernſt Vaterlos?

Der bin ich, erwiederte Schröder: wünſche aber, daß Sie in mir nur den Fremden, nicht den Geſpielen Ihrer Jugend erkennen mögen, denn nach dem, wie ich Sie kennen zu lernen Gelegenheit gehabt — doch — lenkte er ſchnell ein: Sie ſehen, ich habe nicht Böſes mit Böſem vergolten. Ohne Ihren edeln Vater wäre ich vielleicht dem Tode oder einem Findelhauſe anheimgefallen; deßhalb ſind Sie mir nichts ſchuldig, und wenn ich Ihnen auch nicht das Kapital zurückzahle, welches Sie mir auf meine Wanderung mitgegeben zu haben meinen, ſo zahle ich doch nun die Zinſen eines Kapitals, welches mir Ihre Eltern durch ihre Erziehung zurückließen. Sie ſind mir daher keinen Dank ſchuldig. Ihre Härte gegen mich ſey Ihnen verziehen, und ſomit wäre nun erſt Alles unter uns abgemacht. Gebe Gott, daß Sie mit allen Menſchen ſo ganz, ſo rein Ihre Abrechnung berichtigt hätten als mit mir!

Beſchämt wagte der Rath jetzt nicht aufzublicken. Er ſtand mit geſenkten Augen vor dem Manne, der die Schuld an ſeinen Eltern auf ſo edle Weiſe an ihn abgetragen hatte. So verhärtet ſein Gemüth auch war, ſo ſelten er auch an den unglücklichen Jüngling gedacht hatte, den er, trotz der Bitte des Vaters, trotz des Verſprechens, das er dem Sterbenden feierlich gelobt, hartherzig ohne allen Grund verſtieß, ſo hatte doch jede Erinnerung an ihn die Furcht in ihm erweckt, er werde einſt zurückkehren und ſich rächen. Nun war er zurückgekehrt und ſeine Rache war, ihn vom Verderben zu retten. Er kämpfte lange gegen die Bewunderung, welche ihm des Mannes Edelmuth einflößte; aber er kämpfte vergebens. Der ſchwache, noch nicht ganz erloſchene edle Funke in ihm erwachte; er ergriff Schröders Hand. Ich danke Dir, Ernſt! rief er, ihm um den Hals fallend: Du haſt edel an mir gehandelt; ich erkenne, ich fühle es.

Schröder, in dieſem Augenblick allen Groll, alles Geſchehene vergeſſend, kam ihm herzlich entgegen und freute ſich, daß, wenn auch vielleicht nur auf Augenblicke, doch der edle Sinn des Vaters, das weiche Gemüth der Mutter den Sohn nicht ganz verlaſſen habe. Er drückte ihn mit aufrichtig herzlichem Gefühl an ſeine Bruſt, und inniger als ſelbſt in den Jahren der Kindheit ruhten beide Arm in Arm.

Herr Rath! unterbrach endlich Schröder die ſtumme Ergießung dieſes Augenblicks: ich habe meine Gründe, Sie zu bitten, unſer früheres Verhältniß Jedermann zu verſchweigen; es würde Sie nur in mancher Hinſicht in Verlegenheit ſetzen, beſonders Ihrer Gattin gegenüber, die dem wohlhabenden Manne wohl eher Dank ſchuldig ſeyn möchte als dem Fündling.

Dem Rath kam dieſer Wunſch ſehr gelegen; willig verſprach er, ihn zu erfüllen, und ſo trennten ſich beide nach mancher herzlichen Umarmung verſöhnt und in Frieden.

Kaum aber war die leidenſchaftliche Aufwallung in Schröders Herzen durch ruhiges Nachdenken wieder ins Gleichgewicht gebracht, als er ſich die Frage that, ob des Raths Benehmen aufrichtig und nicht erkünſtelt geweſen ſey. Eine ſo ſchnelle Umänderung in dem Charakter eines ſo herzloſen Mannes ſchien dem Mißtrauiſchen faſt unglaublich; doch irrte er dießmal. Der Rath hatte das edle Benehmen Schröders tief empfunden, eben weil er gefühlt, daß es ihm unmöglich geweſen wäre, ſo zu handeln; eben weil er ſtets für Ernſts Rückkehr gefürchtet und er Schröders Bereitwillig=

keit nur auf Rechnung ſeiner ihm nicht unbemerkt gebliebenen Neigung zu Marien geſetzt hatte, war ihm der edle Grund doppelt überraſchend und Bewunderung erweckend. Ueberdieß in aufgeregter Stimmung brach die von dem Weltleben über ſein Herz gezogene eiſige Rinde, vielleicht jetzt zum erſtenmal.

14.

Am andern Tage übergab die Räthin mit Thränen im Auge ihrem Gatten all ihren Schmuck von Werth. Als ob ſie ſich für ewig von ihren geliebten Kindern trennen ſollte, ſo ſchmerzhaft war ihr der Abſchied von dieſen glänzenden Genoſſen ihrer Triumphe, ohne die keine Welt, keine Freude mehr für ſie war. Sie erklärte ihrem Manne ganz beſtimmt, ſie würde nun in keine Geſellſchaft mehr gehen, ſich von Allem zurückziehen und ſtill für ſich zu Hauſe bleiben, denn ohne Juwelen wäre die Welt für ſie todt und ſie wolle nirgend mehr erſcheinen. So ſehr dieſer Entſchluß mit dem erſt kürzlich gefaßten des Mannes übereinſtimmte, mußte dieſer doch in eine fürchterliche Zukunft ſehen; denn die angenehme, Alles erheiternde Laune der Gattin, die ſelbſt noch in der Zeit des Verblühens einen Kreis von Verehrern um ſie gebildet hatte, traf man nur in Geſellſchaft, im Hauſe ſelten, und dem Mann mußte hier die üble Laune am läſtigſten werden.

Euphroſine war bei der Nachricht der unglücklichen Kataſtrophe in Verzweiflung gerathen, und als ſie durch die Mutter erfuhr, daß wahrſcheinlich Marie durch ihr linkiſches Benehmen die Urſache ſey, daß Herr Schröder nicht noch mehr geopfert, nicht ſo viel geopfert habe, daß ſie die alte Lebweiſe hätten fortführen können, ließ ſie ihren Thränen und ihrem Unmuth über die Schweſter freien Lauf. Aber bald tröſtete ſie das Gefühl ihres eignen Werthes, tröſtete ſie der Gedanke, daß ihr Geliebter ſie heimführen und ſeine himmliſche Liebe ihr Erſatz für die irdiſchen Entbehrungen geben würde; ſie hatte jetzt nur noch Thränen für ihre Eltern; für ſich glaubte ſie den Quell verſiegt.

Aber ſo ganz ohne Aufſehen mochte die

Sache mit den Pupillengeldern und dem Verkauf des Hauſes und der Villa doch wohl nicht gegangen ſeyn; denn nach einigen Tagen ſtrömten die Rechnungen von Kaufmann, Handwerker und Paſtetenbäcker herbei, und mit ihnen kam durch die Stadtpoſt ein niedliches Brieſchen an Euphroſine, in welchem der Dichter um die ihr geliehenen Bücher bat und ein Abſchiedgedicht ſandte, worin er ſich über den Schmerz plötzlicher Trennung und über das grauſame Schickſal, das ihn von hinnen trieb, mit dem ſeligen Wiederſehen jenſeit tröſtete. Sie legte das zierliche Brieſchen mit der Anweiſung auf Jenſeit ſchweigend auf den Tiſch, unterdrückte die ſich hervorpreſſende Thräne, packte die Bücher zuſammen und ſchickte ſie dem reiſenden Poeten, ohne ein Lebewohl beizufügen, zurück.

Sie, die ſo oft Körbe ausgetheilt, hatte jetzt in ihrem zwei und zwanzigſten Jahre den erſten, der ſie zugleich aus ihren Himmelsträumen erweckte und ſie zurück in ihre irdiſche Heimath führte, erhalten. Der Schleier zerriß, der ihren klaren Blick bisher umnebelt; die eingeſchränkten Vermögensumſtände, in welchen ſich ihre Eltern von jetzt an befanden, da ſie nun von des Vaters Gehalt allein leben mußten, ließen ſie fühlen, daß ein thätiges Mitwirken, eine ſtrenge Wirthlichkeit nöthig ſey und nicht allein der Geiſt Nahrung, daß auch der Körper ſeinen Theil verlange. Sie ſah jetzt wohl etwas ſpät ein, daß der Menſch, in welcher Lage des Lebens er auch ſey, wenn er ſich nicht ganz zu der Klaſſe der nur verzehrenden Tagediebe rechnen dürfe, thätig in das Leben eingreifen müſſe, und der Fall nun eingetreten ſey, wo das Wiſſen, einer Wirthſchaft tüchtig vorzuſtehen, weit dem Talent vorzuziehen ſey, Lord Byron und Shakſpeare im Original zu leſen, den Text Roſſini'ſcher Muſik, um ihn mit Ausdruck ſingen zu können, zu verſtehen, obgleich der Tonkünſtler ſelbſt ihn wahrſcheinlich nicht verſtanden hat, und in dem lieben Vaterlande, in Geſellſchaften und ſelbſt im Hauſe ſchön franzöſiſch und ſchlecht deutſch zu ſprechen. Dieſe Wahrnehmungen öffneten den Quell ihrer Thränen von Neuem und ſie floſſen jetzt den verlornen Jahren, dem verfehlten Lebenszweck.

Marie hingegen begleitete ſeit jenem Tage ein ſtiller Gram. Sie ſah ihre Eltern leiden, und ohne zu forſchen, ob verdient oder unverdient, theilte ſie ihren Kummer von Herzen. Daß ſie vom Ueberfluß zum Nothwendigen zurückgeführt war, betrübte ſie nicht, für ſie hatte der eitle Stolz ſein Füllhorn umſonſt ausgeſchüttet. Sie hatte nie begierig nach dieſem Tand gehaſcht, und ihr Auge näßte ſich nicht als der Koch das Haus verließ, die Küchenmagd ſeine Stelle proviſoriſch einnehmen mußte und die Mutter ihr die Schlüſſel der Speiſekammer, die ſonſt in der Hand einer nun verabſchiedeten Wirthſchafterin geweſen waren, mit den bittern Worten gab: Sorge von heute an für die Küche; dort biſt Du an Deiner Stelle! Marie verſprach das Mögliche zu thun, und trat mit dem beſten Willen, auch mit der Hoffnung, es werde gehen, ein Amt an, von dem ſie nicht die mindeſte Kenntniß hatte.

Schröders Betragen während dieſer ganzen Zeit hatte ſie tief gerührt. Sie wußte nicht, was ihn in ihrem Herzen höher ſtelle, ſeine edle Aufopferung für ihre Eltern, die ſie ihrem ganzen Werthe nach erkannte oder ſein zartes Benehmen gegen ſie, als die Mutter ſie dem edlen Mann faſt aufdrang und ſie zum Köder gebrauchen wollte, an dem ſie ihn fing. Auch hatte er ſich ihr ſeitdem nur beſcheiden aber herzlich genaht.

Wilhelmine, trotz der Gemüthsbewegung, in welcher ſie ſich befand, nur Schröders Glück vor Augen, hatte Alles gethan, das Mädchen von ſeiner Liebe zu überzeugen, und wenn die Arme zuweilen zu ihr kam, ſich irgend in einer wirthſchaftlichen Angelegenheit Raths zu erholen, wußte ſie immer auf ihn und ſeine glänzende Lage zurückzukommen und Gelegenheit zu finden, ſich mit Wärme über ſein edles Herz auszuſprechen.

Auch ohne Wilhelminens Betheurung war Marie davon überzeugt. Der edle Mann ſtand Tag und Nacht vor ihrer Seele, und der Gedanke, ſie könne ihn vielleicht beglücken, lohnen, ward ihr, wie ſie ſich auch anfangs dagegen ſträubte, ein ſo lieber Gedanke, daß er ſie nicht mehr verließ.

In dieſer Stimmung traf ſie Schröder unvermuthet in den Anlagen der Villa, wohin ſie mit ihrer Mutter gefahren war, den Reſt ihrer Sachen, da er ihnen das ganze Mobiliar abgekauft hatte, nach der Stadt zu ſchaffen. Sie ſaß, ein Körbchen Blumen auf dem Schoos, und band einen Stauß. Beide erſchracken, Beiden war es unerwartet, ſich hier zu treffen. Schröder hatte ſchon mit Sonnenaufgang ſeine Wallfahrt nach dem Hüttchen auf dem Felſen begonnen und wußte daher nichts von ihrem Hierſeyn. Es war heute ſein Geburttag, oder vielmehr der Tag, an welchem ſein Wohlthäter ihn in jener Hütte gefunden und der bisher als ſolcher gefeiert worden; deßhalb war er ſchon ſo früh nach dem Hüttchen gewallfahrtet, dort dem Gott der Barmherzigkeit ſeinen Dank zu zollen. Marie glaubte ihn in der Stadt, und flocht die Blumen zu einem Strauß, ihn damit bei ihrer Rückkehr zu überraſchen, denn Wilhelmine hatte ihr die Feier dieſes Tages verrathen. Beide trafen ſich daher feierlich geſtimmt; er hatte an ſeinen Wohlthäter, ſie an ihn gedacht.

Schröder ſetzte ſich zu ihr. — Verzeihen Sie, ſagte Marie: daß ich, ohne Ihre Erlaubniß, mir dieſe Blumen pflücken ließ; mir war es als hätte ich noch ein Recht an meine ehemaligen Pflegbefohlnen, und um ſo mehr, da ich dieſen Strauß für Sie band. Nehmen Sie ihn an dieſem frohen Tage freundlich aus meiner Hand. Sehen Sie nicht auf die kleine Gabe, nur auf das Herz, welches ſie Ihnen reicht. Sie bot ihm die Blumen, er nahm ſie, ſah lang in des Mädchens Auge, das endlich den Blick vor dem ſeinen ſenkte, und preßte ihre Hand an ſeine Lippen. Ich danke Ihnen, Marie! ſprach er und eilte fort.

Wohin? — warum mich ſo eilig verlaſſen! rief die Erſtaunte: Iſt Ihnen der Tag zu werth, mir eine Minute ſeiner Stunden zu ſchenken? Schröder kehrte bei dieſem Nachruf zurück; ſie ging ihm entgegen. Nehmen Sie mit dieſen Blumen, ſagte ſie bewegt: meinen innigen, meinen herzlichen Dank für das, was Sie an meinen Eltern thaten. Nur mein Auge ſprach ihn bis jetzt aus; mögen es nun dieſe Blumen thun!

Schweigen Sie! bat Schröder: ob ich den Dank ganz verdiene, glaube ich kaum. Aber ja! fuhr er plötzlich auf: ich will ihn ganz, ganz von der guten Marie verdienen. Kommen Sie, liebes holdes Mädchen, ſetzen Sie ſich zu mir und hören Sie mich an. Er führte die Erröthete auf den Raſenſitz zurück, ſetzte ſich neben ſie, und den Blick nur auf die Blumen gerichtet, welche er gedankenlos zerpflückte, begann er: Sie lieben! Dieß geſtanden Sie mir, wenn auch nicht mit klaren Worten, doch deutlich genug, daß ich es wiſſen konnte. Sie verſchließen Ihre Neigung in Ihrer Bruſt, und ich habe den Gegenſtand, der Ihnen werth iſt, noch nicht erforſchen können. Deßhalb fürchte ich faſt, ſein Stand, ſeine Verhältniſſe oder ſonſt etwas machen ihn Ihrer nicht würdig. —

Sie irren! fiel ihm das Mädchen raſch in's Wort.

Laſſen Sie mich enden, Marie! bat Schröder: Sey es auch, wie es ſey, ſo ſollen Sie einen thätigen väterlichen Freund an mir finden. Iſt er arm, ſorge ich für Ihre Exiſtenz; iſt er unter Ihrem Stande, vermag ich vielleicht ihm emporzuhelfen; nur wenn er als Menſch Ihrer nicht werth iſt, dann warne ich als Freund, ſtemme mich gegen Ihre Leidenſchaft und rette einen Engel vom Verderben. Reden Sie, ſeyn Sie offen gegen mich! Ich will wahrlich Ihr Vertrauen verdienen, will nur Ihr Glück! Er hatte dieß mit ſo viel Wärme, faſt leidenſchaftlich geſprochen und nicht die hervorbrechende Thräne zurückzuhalten vermocht, ſo daß Marie wohl fühlen mußte, das, was er geſagt, ſey der Tiefe ſeines Herzens entſprungen.

Lange blickte ſie ihn ſchweigend an, und der Kampf, den ſie in ihrem Innern zu kämpfen ſchien, mußte kein ſchmerzhafter ſeyn, denn ihr Auge ruhte mit Himmelsklarheit auf ihm. Herr Schröder! begann ſie endlich: hat Ihnen das, was Sie mir eben geſagt, keine Ueberwindung, keine Aufopferung gekoſtet?

Keine, die mir nicht durch den Gedanken, Sie glücklich zu wiſſen, vergütet, doppelt vergütet worden iſt, erwiederte er.

Sind Sie denn auch gewiß, das, was mich glücklich machen würde, zu kennen?

Ich glaub' es!

Mich beglückte ſtets das Bewußtſeyn, meine Pflicht erfüllt zu haben; doppelt beglückte es mich, wenn mir dieß leicht ward, ſagte ſie ernſt:

und glauben Sie nicht, daß Dankbarkeit die erſte, ſüßeſte Pflicht des Herzens iſt und daß die Achtung für einen edlen Mann ihm gegenüber auszuſprechen, ſelbſt für die Jungfrau ſüß iſt, ſollte ſich auch ihr Zartgefühl dagegen ſträuben? —

Sie beſchämen mich, Marie! unterbrach er ſie erröthend.

Werther, mir theurer Mann! fuhr ſie mit Wärme fort: Ihre Beſcheidenheit heißt Sie ſchweigen. Ich kenne Ihre Wünſche, Sie haben ſie ſchon oft, ſich ſelbſt unbewußt ausgeſprochen, und Wilhelmine hat mich ganz damit bekannt gemacht; deßhalb halte ich es für Pflicht, dem Manne, der, als meine Mutter das Glück meiner Eltern in meine Hand legte, ſie nicht ergriff, da die Tochter ſie ihm hätte reichen müſſen, der ahnend, eine geheime Neigung ruhe in meiner Bruſt, freiwillig entſagt und ſich für mich opfern will, dem Mann offen entgegen zu kommen und ihm zu ſagen, daß mein dankbares Herz ihm keinen Wunſch verſagen könnte.

Marie! rief Schröder, vor Freude erbebend: darf ich hoffen —

Den Unglücklichen verläßt dieſe treue Freunbin nicht, wie ſollte ſie den Glücklichen verlaſſen?

Schröder war überraſcht; noch konnte er ſein Glück nicht faſſen. Sinnend blickte er vor ſich nieder; endlich ſprach er, ſich feierlich zu dem Mädchen wendend: Marie! Dieſer Augenblick entſcheidet über unſer ganzes Leben; darum müſſen, dürfen wir nur beſonnen unſerm Herzen folgen, nur mit Bedacht die Pforte der Zukunft uns öffnen. Seyn Sie ganz wahr, nicht allein gegen mich, auch gegen ſich; täuſchen Sie ſich nicht ſelbſt. Oft erſcheint uns in dem Augenblick der Ueberſpannung ein Opfer ſo ſchön, ſo leicht, welches wir hernach unſer ganzes Leben hindurch bereuen. Das reine, heilige Feuer der Dankbarkeit wärmt nicht für immer; bald erliſcht es, und dann bindet nur noch die Pflicht, wo die Liebe feſſeln ſollte. Der Dankbarkeit verdanke ich gern Ihre Freundſchaft; Ihr Herz möchte ich nur aus der Hand der Liebe empfangen.

Ja, edler Mann, das können Sie! erwiederte ſie mit Feuer: Die Neigung, aus hoher Achtung entſprungen, nicht die Dankbarkeit allein reicht Ihnen meine Hand.

Und bricht kein Herz, das Sie mir geopfert? fragte er feierlich.

Keines!

Nun dann, Marie! ſprach er mit tiefer Rührung: ſo will ich ein Glück erfaſſen, das ich nicht glaubte mir zu eigen machen zu können; ſo will ich Ihnen Alles geloben, was ich vermag: treue Liebe bis zum Grabe, treue Freundſchaft in Freud und Noth. Und ſo weih' ich mich Ihnen denn mit Hand und Mund, mit der feſten Ueberzeugung, daß jene Edlen, die vor achtundvierzig Jahren den ausgeſetzten Knaben an dieſem Tage, vielleicht auf dieſer Stelle an ihr Herz drückten, ſegnend über ihm und ihrer Enkelin ſchweben werden. Und nun, liebe Marie, theure Gefährtin meiner künftigen Erden-Wallfahrt! muß ich dankend mein Gebet zu Gott erheben; in Freud' und Schmerz muß es aufſteigen, alſo auch jetzt! — Er faltete die Hände; auf den Schwingen der Andacht ſtieg ſein leiſes Dankgebet gen Himmel, und als er geendet, fand er Marie am Raſenſitz knieend, ihr Herz zu Gott erhebend. Er ſtörte ſie nicht, und als ſie ſich erhob, in ſeine Arme ſank, er die herabgerollte Thräne von ihrer Wange küßte, war der unzertrennliche Bund für das Leben geſchloſſen.

Mariens Eltern gaben freudigen Herzens noch am nämlichen Abend ihre Einwilligung. Euphroſine weinte im Stillen eine Thräne und war mit ſich nicht ganz einig, aus welchem Quell ſie entſprang; Wilhelmine aber ſank bei dieſer Nachricht ihrem Herrn ſtürmiſch um den Hals: Nun gehe es mit mir, wie Gott will! rief ſie aus: weiß ich doch meinen Wohlthäter glücklich, ſteht er doch nicht mehr verlaſſen und einſam, gleich einem Palmbaum in der Wüſte, unter deſſen Schatten nur Andere ſich erquicken, wenn ihn ſelbſt die Strahlen der Sonne verſengen.

Aber nun, lieber Herr! da Sie ſo glücklich ſind, gönnen Sie auch der armen Wilhelmine, daß ſie aus dem Freudenkelche trinke, wenn er auch an ihren Lippen zum Wermuthbecher würde; laſſen Sie mich hinaus! Sie ſehen, mein Blut lernt mit den entſchwundenen Tagen nicht ruhiger fließen und mein zerriſſenes Herz kann nur die Buße, nie die Zeit heilen. —

Fühlen Sie Kraft genug in ſich, zu ſchweigen? fragte ſie Schröder ernſt: Das leiſeſte Wort, und ſein Herz könnte brechen.

Ich glaube, die Kraft zu haben; Gott wird mich ſtärken, erwiederte ſie mit Ruhe.

Nun, dann wollen wir ſchon morgen hinaus, ſo ſchwer ich mich auch jetzt von hier trenne, ſagte er bewegt: Gott gebe Ihnen Muth und Stärke!

15.

Am andern Tage ſaßen Beide in der Troſchke und fuhren nach dem Pfarrhauſe. Schröder, der ſchon früher die Bewohner von ſo manchen Sonderbarkeiten ſeiner Wirthſchafterin, beſonders von ihrem heftigen, leidenſchaftlichen Weſen unterrichtet hatte, glaubte, den Bitten Wilhelminens und auch dem Wunſch der Familie des Pfarrers nachgeben und ſie dort einführen zu dürfen.

Aber je näher ſie dem Orte kamen, deſto aufgeregter wurde Wilhelmine, und als ſie den

Kirchthurm erblickte und nun heftig zu zittern begann, gereute ihn ſein Vorſatz und er wollte wieder umlenken laſſen; doch ſie bat, ſie beſchwor ihn und ſo fuhren ſie endlich vor der Pfarrwohnung vor.

Auch heute empfing ſie die freundliche Erneſtine. — Marie! rief Wilhelmine heftig, ſprang aus dem Wagen, drückte die Erſchrockene krampfhaft an ihre Bruſt, und nur das Zureden ihres Herrn und die ernſte Bewillkommnung des Pfarrers gaben ihr die Faſſung wieder, ſo daß ſie deſſen Gattin, welche ihr im Haus entgegen kam, mit Anſtand begrüßen und eine Entſchuldigung ſtammeln konnte. Schröder ſchien nun abſichtlich den Eintritt in das Zimmer durch allerlei Fragen aufzuhalten; aber ſtatt daß Wilhelmine ſich dadurch beruhigen ſollte, wurde ſie nur noch ängſtlicher.

Endlich öffnete der Pfarrer die Thür. Ihr gegenüber ſaß der freundliche Greis auf ſeinem Lehnſtuhl; neben ihm ſtand der junge Sekretär, welchen Schröder ſchon aus dem Hauſe des Finanzraths kannte. Willkommen! rief der würdige Alte den Eintretenden entgegen. Aber

Wilhelmine achtete dieſes Willkommens nicht; ſie blieb zitternd, Erneſtinens Hand, die ſie erfaßt hatte, krampfhaft drückend an der offnen Thüre ſtehen. Der Greis gewahrte ſie in dieſer Stellung, und ſich deſſen erinnernd, was Schröder ihm über ihre Stimmung geſagt, neigte er ſich und ſprach, ſie zu beruhigen: Seyn auch Sie mir willkommen; treten Sie ein in das Haus des Friedens; der Friede Gottes möge Sie begleiten! Bei dieſen Worten ſchlich Wilhelmine geiſterbleich auf den Alten zu, und als ſie ſich dem Seſſel nahte, ſank ſie langſam auf die Kniee und verbarg ihr geſenktes Haupt in dem Schoos des Greiſes.

Alle waren erſchrocken; der Alte wollte aufſtehen, Wilhelmine aber hielt ſeine Kniee umfaßt und zog ihn zurück. Schröder hatte Beſonnenheit genug, Erneſtine und den jungen Mann aus dem Zimmer zu führen und ſie zu bitten, ſich entfernt zu halten.

Als er wieder eintrat, lag die Unglückliche noch zu des Alten Füßen. Der Pfarrer und ſeine Gattin verſuchten ſie aufzuheben. Laſſen Sie mich! rief ſie, den Pfarrer abwehrend;

laß mich, Marie! hier iſt mein Platz! und jetzt Haupt und Blick zu dem Greiſe erhebend, rang ſich aus der Tiefe ihrer gepreßten Bruſt das Wort: Vater! hervor.

Wilhelmine! rief die Pfarrerin und riß ſie an ſich: Schweſter, liebe, unglückliche Schweſter! und während ſie die Arme liebkoſ'te und die halb Ohnmächtige an ihrer Bruſt ruhte, hatte ſich der Vater erhoben, entblöſ'te ſein greiſes Haupt, faltete die Hände, und das Auge himmelwärts hebend, ſprach er in feierlichem Tone: Vater der Barmherzigkeit, erleuchte mich, daß ich in dieſem furchtbaren Augenblick gerecht handle; gib mir Kraft, menſchlich zu richten, da der Zorn mein Herz bewegt. Das Verlorne iſt in die Heimath zurückgekehrt. Wilhelmine! wandt' er ſich nach kurzem Schweigen zu der Bebenden: ſey mir gegrüßt in Deinem Vaterhaus, wenn auch nicht willkommen! Ich habe Dir nie geflucht, und die Thränen, die ich um Dich vergoſſen, der Gram, der dieſe Locken vor der Zeit weiß gebleicht, ſind Dir vergeben; tritt ein zu mir in meine Wohnung. Gott ſegne Dich und Dein Kind!

Mein Kind! rief die Unglückliche und ſank ohnmächtig nieder. Auf Schröders Wink entfernte man ſie; er blieb mit dem Vater allein.

Hat Gott das Kind zu ſich genommen? begann nun der Greis.

Schröder ſchwieg. — Wohl ihm! Was in Sünden geboren ward, gehört dem Tode und nicht dem Leben an. Der Herr iſt gerecht! —

Alter Mann, fiel ihm Schröder in die Rede: freveln Sie nicht! Ob Gott es zu ſich genommen oder nicht, weiß nur er! —

Wie meinen Sie das? fragte der Alte erſchrocken.

Laſſen Sie mich ſchweigen! bat Schröder.

Reden Sie! ſprach der Greis: füllen Sie den Becher bis zum Rande, ich will ihn ſtandhaft leeren. — Reden Sie! beſſer, das Herz bricht und es iſt vorbei, als ſich langſam quälend zu enden. Ich bitte, reden Sie! ich fühle mich in dieſem furchtbaren Augenblick ſo ſtark und kräftig, wie ich mich ſeit langer Zeit nicht fühlte; ich glaube, ich könnte das Schrecklichſte ertragen.

Werther, theurer Mann! nahm nach kurzem Sinnen Schröder das Wort: hören Sie mich an, aber ſchenken Sie dann Ihrer Tochter Ihr Mitleid und fluchen Sie ihr nicht!

Ich höre! ſagte der Alte mit dumpfem Gleichmuth, ſetzte ſich wieder nieder und lauſchte, die Hände gefaltet.

Die Unglückliche floh aus dem väterlichen Hauſe zu ihrem Verführer, begann Schröder: er verſtieß ſie. Da trieb es ſie, ihre Schande zu bergen, fort; fern, fern von der Heimath wollte ſie fliehen, aber ihr Schickſal übereilte ſie. In einem nahen Walde ward ſie Mutter. Sie drückte das Schmerzenskind an ihre Bruſt, ſchlummert, von der Natur überwältigt ein, erwacht, findet ihr Kind nicht, findet es nimmer!

Du ſtrafſt furchtbar, barmherziger Gott! ſprach der Alte feierlich: vergib ihr, wie ich ihr vergebe. Du haſt ſie mir zurückgeſendet; ich nehme ſie auf an meine Vaterbruſt, ich ſchließe ſie wieder in mein Vaterherz, denn Gott iſt ja dem Sünder gnädig, warum ſollten es Menſchen, warum ſollte es ein Vater nicht ſeyn!

Sie irrte nun, ihr Kind ſuchend, im Walde umher, berichtete Schröder weiter: und die Verzweiflung trieb ſie raſtlos fort. So traf ich ſie vor der nur einige Stunden von hier liegenden Stadt; ich nahm ſie mit mir, ſeit dreißig Jahren iſt ſie meine treue Hausgenoſſin, hat manches Leid, manche Freude mit mir getheilt und iſt mir, dieß Zeugniß kann ich ihr vor Gott geben, eine treue Freundin geweſen, welche durch gottgefälligen Wandel die Reu ihres Fehlers bewährt hat.

Ich danke Ihnen! ſprach der Greis gerührt: Sie haben mein Kind in Ihr Haus aufgenommen und ihr dreißig Jahre wohlgethan. Der Herr wolle es Ihnen durch eine treue Lebensgefährtin lohnen! Ich vermag es nicht.

Er hat mich ſchon belohnt, nahm Schröder ſchnell die Gelegenheit wahr, den Alten von Wilhelmine abzulenken: ich habe ſie in Marie Wagner gefunden.

So hat Gott Ihnen einen ſanften Engel geſandt, der Sie mit ſeiner Palme in den Stunden der Schwüle fächeln und Ihnen in Ihrem Alter eine treue Stütze ſeyn wird.

Auch Wilhelminen eine treue Freundin! ſagte Schröder unbedachter Weiſe, nur an ſeine Marie denkend.

Ach die Arme! wie konnt' ich ſie nur einen Augenblick verlaſſen! rief der Vater aufſpringend: ich muß zu ihr, muß zu meinem Kinde, ihr Troſt zu bringen.

Schröder konnte ihn nicht zurückhalten und folgte ihm. Sie fanden Wilhelmine im Bette; ihre Schweſter ſaß zu ihren Füßen; Erneſtine, auf welche ſie mit Wohlgefallen ihre Blicke heftete, hatte eine ihrer Hände an die Lippen gedrückt; der Sekretär ſtand in der Ferne. Der Vater nahte ſich ihr. Der Herr hat gegeben, der Herr hat genommen! So ſprach ich als ich Dich Unglückliche unter den Todten glaubte, der Name des Herrn ſey gelobt, der Dich mir wieder gegeben hat! Beruhige Dich, mein Kind! Freudig drückte der Vater den verlornen Sohn an ſein Herz, freudig ſchließe ich mein verlornes Kind in meine Arme. — Ich weiß Alles, Wilhelmine! fuhr er fort, als ſie ihn unterbrechen wollte: dieſer edle Mann hat mir ſchon Alles erzählt, ihm haſt Du viel zu danken.

Alles, Alles hab' ich ihm zu danken, Vater! ſprach ſie bewegt: er hat mich vom Verderben gerettet, den heiligen Frieden wieder in meine

Bruſt zurückgeführt und mich die Tugend üben gelehrt, welche Sie ihm ſo feſt eingeprägt.

Ich? fragte der Alte erſtaunt.

— Kennen Sie ihn nicht mehr? — Ach, Herr! nicht dieſen ernſten, finſtern Blick, ich muß es offenbaren — Kennen Sie Ernſt Vaterlos nicht mehr, Vater!

Gerechter Gott! rief die Pfarrerin erbleichend, während der Alte ſeinen ehemaligen Schüler herzlich umarmte und Erneſtine neugierig herbeitrat, ihn, von dem ſie ſo Manches gehört, recht genau zu betrachten.

Seyn Sie mir willkommen, Ernſt! trat jetzt die Pfarrerin, von ihrer Ueberraſchung wieder erholt, zu ihm; ſeyn Sie mir nach dreißigjähriger Trennung willkommen! Wir haben uns Beide in dieſer Zeit wohl ſehr verändert und mit uns ſo manches Andere. Ich bin verblüht, und Sie haben ſich männlich entfaltet. Erneſtine! ſagte ſie nun, ihre Wehmuth zu unterdrücken: rufe den Vater, er wird ſich mit mir freuen, Sie zu ſehen, den ich ſo oft beweint, den er ſo oft betrauert hat.

Erneſtine ging und kam bald mit ihrem Vater zurück, der ſich von Herzen freute, den Jugendfreund ſeiner Gattin zu ſehen.

So wie nach einem Sturm die aufgeregten Wellen ſich allmälig beruhigen, bis der klare blaue Himmel ſich freundlich und verſöhnt in der Fläche ſpiegelt, ſo war es auch jetzt in dem Hauſe des würdigen Pfarrers, wo Jeder die trüben Bilder der Vergangenheit entſchleiert hatte und in der verſöhnenden Gegenwart beglückt einen reinen Himmel in ſich fühlte. Vergnügt, wie über ein gelungen vollendetes Werk, ſah der Greis auf ſeinen wackern Zögling, mit Vaterliebe auf ſein wiedergefundenes Kind. Schröder, ſo wollen wir ihn immer noch nennen, verplauderte ſchon eine Stunde mit der Pfarrerin, und wie eines lieben, erheiternden Spieles aus der Kinderzeit erinnerten ſie ſich der Tage ihrer unſchuldigen Liebe, die wie ein freundlicher Morgentraum, den ſie auch wachend noch fortgeträumt, nun verſchwunden war. Ihr Gatte kam dem Jugendgeſpielen ſeiner Marie mit Herzlichkeit entgegen. Oft hatte das zufriedene, glückliche Ehepaar von ihm geſprochen, und der Gattin Liebe zu ihm war dem Manne kein Geheimniß geblieben; ſelbſt der Sekretär und Erneſtine ſchienen ſich heute recht glücklich zu fühlen. Dem gefallenen Engel waren durch des Vaters Milde die Himmelspforten wieder geöffnet. Wilhelmine fühlte dieß ganz, und was jahrelanger Kampf nicht vermocht, das Herz, das Gemüth zu beruhigen, war dieſem einen Tage gelungen; ſie ſchien heiter und beruhigt. Laßt mich einen Augenblick mit meinem Herrn allein! bat ſie jetzt, die eingetretene Stille unterbrechend: ich habe ihm ſo Manches zu ſagen, ihm, der mir dreißig Jahre Herr und Freund war, muß ich die innerſten Gefühle meines Herzens vertrauen. — Man erfüllte ſogleich ihren Wunſch und ließ ſie allein.

Herr! ſagte ſie: da ich mich ſo glücklich fühle, möchte ich es auch gern ganz ſeyn; deßhalb gewähren Sie mir zweierlei, warum ich Sie jetzt bitte: Erlauben Sie erſtens, daß ich in meinen frühern Verhältniſſen ferner in Ihrem Hauſe bleibe. Ich kann Ihrer künftigen Frau durch Rath und That nützlich ſeyn und mein beruhigtes Gemüth wird Ihnen nicht mehr durch Heftigkeit und Klagen beſchwerlich fallen; ich

habe

habe ja nur noch einen Wunſch, eine Sehnſucht, die mich ſeit heute ſtärker als je erfaßt, denn der Menſch iſt ein ungenügſames Weſen, und dieſer Eine kann nur jenſeit erfüllt werden.

Und welche Sehnſucht? fragte er.

Die Sehnſucht nach meinem Kinde! ſprach ſie mit heitrer Ruhe: Sehen Sie, lieber Herr! keine Thräne, keine Klage erpreßt ſie mir; mein Lebensſchiff ſchwimmt fortan auf ſtillem Meere, die Stürme ſind vorüber und der Hafen der Ruhe iſt ſo nahe. Darum laſſen Sie mich meine kurze Fahrt an Ihrer Seite beenden!

Und zieht es Sie nicht in das Vaterhaus zurück? fragte er.

Nein! erwiederte ſie und ihre Stimme zitterte: dort wandelt meine Schweſter, eine Reine; und ich! — Nein, hier würde ich mich beengt, niedergebeugt fühlen. Wenn der Vater zu ſeiner Gemeinde vermahnend ſpräche, würden es mir Donnerworte ſeyn; wenn meine Schweſter ihre Tochter warnte, würde ich glauben, es ſey mir ein bittrer Vorwurf. Heute drückt man ſchonend die Wiedergefundene an die Bruſt und freut ſich ihrer Rückkehr, morgen vielleicht würde man die Gefallene nur noch aus Mitleid dulden. Laſſen Sie mich in Ihrem Hauſe, wo mir das Vertrauen zu Gott wieder wurde, auch das Vertrauen zu den Menſchen erlangen.

Wie Sie es wünſchen, Wilhelmine! beruhigte er ſie.

Dann, ſprach ſie ſtockend: gehen Sie zu ihm, zu dem Finanzrath mein' ich, ſagen Sie ihm, daß die Verſtoßene mit ihm unter einem Dache wohnt und daß ſie ihm vergebe. Ich habe verſöhnende Herzen gefunden, auch er ſoll ein verſöhnendes in mir finden. Machen Sie ihn mit dem Schickſal ſeines Kindes bekannt; er wird ſich freuen, daß Gott ſich des Unglücklichen erbarmte, für das er kein Erbarmen hatte, und ſagen Sie ihm, wenn er noch irgend einen Funken Mitleid für mich fühle, ſolle er mich meiden, nie mich anreden und fern von mir bleiben. Er hat ſich von mir losgeriſſen; ich habe ihm vergeben, aber kein Band der Freundſchaft, nicht einmal das des Wohlwollens kann uns vereinen!

Sie ſchwieg bei dieſen Worten, und ſank erſchöpft zurück. Lieber Herr! ſprach ſie, als er ihr die Kiſſen höher rückte, mit leiſer Stimme und ſehr bewegt: Die Ruhe iſt meinem Geiſte, doch nicht meinem Herzen geworden. Die Schuld begleitet den Menſchen bis zum Grabe, wenn ſie auch endlich nur noch leiſe mahnt. Ich bitte, laſſen Sie mich noch heute nach der Stadt bringen; hier vernehm' ich ihren Schreckensruf zu laut.

Keine Bitte der Ihrigen konnte ſie zum Bleiben bewegen. So matt ſie war, fuhr ſie doch am Abend in die Reſidenz zurück, wohin Erneſtine ſie begleitete.

16.

Sie erholte ſich bald, und ſo fehlte nichts an dem häuslichen Glück Aller; denn Schröder hatte, um ſeinen Verlobungtag, den die Eltern gegen ſeinen und Mariens Wunſch feierlich begehen wollten, nicht zu trüben, ſeinem künftigen Schwiegervater über Wilhelminens Schickſal noch keine Aufklärung gegeben. Die Familie des Pfarrers hatte zu ſchweigen verſprochen, und ſo ging Alles mit frohen Herzen dieſem Tage entgegen. Denn nun konnte der Rath in ſeiner eleganten Wohnung bleiben, die Villa ſtand zu ſeiner Verfügung, und obgleich Euphroſine, ſeit kurzem durch ſo Manches mehr auf das Irdiſche zurückgeführt, nicht ſo ganz zufrieden war, daß ihre jüngere Schweſter heirathete, ſo öffnete ſich ihr doch wieder durch die Verhältniſſe ihres Schwagers eine Art irdiſchen Paradieſes. Schröder und Marie waren glücklich; aus Beiden ſtrömte die Wonne zwar nicht rauſchend hervor, denn ein Händedruck, ein Blick, worin der Himmel lag, genügte ihnen, und die Ruhe, mit welcher ſie ihr Glück genoſſen, konnte für ſo Manchen, der das Stillleben eines frommen Gemüthes nicht kannte, wohl auffallend ſeyn. Schröder zagte, ob er auch ganz im Stande ſey, einem Herzen, wie das Herz Mariens, zu genügen; ſeine Beſcheidenheit ließ ihn ſeinen Werth nicht fühlen. Marie war ſtets gleichmüthig und einer jener ruhigen Charaktere geweſen, die bei Freud' und Leid ſich zu mäßigen wiſſen. Ihre Ruhe, ihr Ernſt, ſelbſt ihre zuweilen verweinten Augen fielen Schröder nicht weiter auf, und wenn auch hier und da ſein Mißtrauen rege werden wollte, unterdrückte er es ſchnell; denn ihm ſchien es natürlich, daß die Jungfrau von rechtem Nachdenken, von rein ſittlichem Gefühl nur mit zagendem, bedächtigen Schritt ihren neuen Verhältniſſen und einer ihr neuen Welt entgegen gehen könne.

Am Vorabend des Verlobungtages ſaß das Brautpaar in einer Jaſminlaube der Villa, wo das Feſt gefeiert werden ſollte. Beide waren ernſt; ſie hatten über die Zukunft geſprochen, und ſtatt ſich von ihrer Einrichtung und dem Zirkel zu unterhalten, den ſie um ſich bilden wollten, hatten ſie von ihren gegenſeitigen Pflichten, von der Duldung ihrer Fehler geſprochen, ſich treu gelobt, ihre Schwächen gegenſeitig zu ertragen und das künftige Leben ernſt betrachtet. Sie waren daher feierlich geſtimmt. Die ſinkende Sonne, das Scheiden des Tages verkündend, des letzten, an dem ſie ungebunden und frei ſich eine Welt nach ihren eigenen Wünſchen ſchaffen konnten, mahnte ſie an das Untergehen jeder Freude, jedes irdiſchen Glückes; da ergriff Schröder die Hand ſeiner Geliebten. Ich muß

Dir doch einen Fehler nennen, liebe Marie, den ich mir ſelbſt ſo gern verſchweigen möchte und der mit meinem Charakter in ſo ſonderbarem Widerſpruch ſteht. Ich bin mißtrauiſch. Entſtand es aus meinen früheren Verhältniſſen oder hat ſo manche ſpätere traurige Erfahrung es erſt aufgeregt, ich weiß es nicht; nur ſo viel weiß ich, daß ich vergebens gegen dieſen Dämon gekämpft und ihn noch nicht ganz habe beſiegen können. Ich glaube zwar nicht, liebe Marie, daß er bei Dir je laut werden würde; ſollte es aber ſeyn, ſo ſchließe dadurch nicht auf mein Herz, nicht auf mein Zutrauen; ich weiß, Du zeigſt Dich offen vor mir, Du verwahrſt kein Geheimniß vor Deinem Ernſt; rein, wie ein ungetrübter Spiegel iſt Deine Seele, und Deine Liebe zu mir entſprang aus der Tiefe eines ungetheilten Herzens. Darum laß Dich, wenn dieſer Dämon erwachen ſollte, nicht irren; vertraue meinem Herzen!

Ein Geräuſch, unfern der Laube, ſtörte ihn in ſeiner Rede. Es kommt Jemand! Komm, liebe Marie! ſprach er. Sie ſtanden auf, und wollten eben aus der Laube treten, als der Sekretär vor ihnen ſtand.

Verzeihen Sie — ich ſuchte — ſagte er verlegen.

Wen ſuchten Sie? fragte Schröder ſchnell. Ohne zu antworten, entfernte er ſich eiligſt.

Marie! begann jetzt Schröder erſchrocken: was iſt Dir? Du zitterſt, Deine Kniee wanken, komm, ſetze Dich! — Wie konnte Dich der Anblick dieſes Mannes ſo erſchrecken? Rede, beruhige mich!

Statt Antwort ſank Marie an ſeine Bruſt und weinte bitterlich. Rede, ich bitte Dich! bat Schröder, die Geliebte heftig an ſeine Bruſt drückend: Rede! — Sie ſchwieg. — Es laſtet ein Geheimniß auf Dir; entdecke es mir und ſtieß' es mich auch aus meinem Himmel. Beſſer jetzt als ſpäter!

Zürne mir nicht, begann nun Marie, ihr Haupt von ſeiner Bruſt erhebend: zürne mir nicht, lieber Ernſt! — Was kann das ſchwache Herz gegen den Eindruck, für den es empfänglich war.

Du brachteſt der Dankbarkeit die Liebe zum

Opfer, unterbrach er ſie nicht ohne Heftigkeit und ſein Auge glühte.

Ja, und nein! erwiederte ſie gelaſſen: Höre mich, aber höre mich ruhig an, unterbrich mich nicht, ſtöre mit Deinem ernſten Blick nicht mein Vertrauen zu Dir. Er nickte ihr freundlich zu; ſie begann:

Ich ſah in meiner Eltern Hauſe den jungen Mann zuweilen, der mich eben jetzt ſo erſchreckte und mir ein Geſtändniß entlockt, das ich mir ſelbſt kaum zu geſtehen wagte. Sein Aeußeres gefiel mir gleich Anfangs; ſpäterhin fiel mir ſein beſcheidenes, ernſtes Weſen auf, das ſo ganz mit dem Betragen der übrigen Männer, die unſer Haus beſuchten, in Widerſpruch war. Ich mußte ihn achten; ich fühlte, daß nur ein anſpruchloſes, ſtill beſcheidenes Mädchen einem ſolchen Manne gefallen könne, und ich bemühte mich, zu werden wie ich glaubte ſeyn zu müſſen, um ſeinem Herzen theuer zu werden. Der Stolz meiner Eltern, die Ausſicht auf reiche Partieen für uns, worüber ſie nur zu oft in unſerer Gegenwart ſprachen, ſelbſt die öftere, vielleicht meinetwegen gethane Aeußerung meines

Vaters, einem Mann in den Verhältniſſen des Sekretärs würde er nie die Hand ſeiner Tochter geben, zeigten mir, daß meine keimende Neigung hoffnunglos und ich eine Thörin ſey, ſie länger zu nähren. Ich verbarg meine Empfindungen tief in meiner Bruſt; ich glaubte, ſaß ich nachdenkend bei der Arbeit, daß es dem feſten Willen leicht werden würde, die nur keimenden, von keiner Gegenliebe genährten Empfindungen zu unterdrücken. Ich irrte; jeder Augenblick, wo ich ihn ſah, machte mein Mühen fruchtlos; er blieb mir werth und theuer, und mir ſeine Achtung zu erwerben, der Zweck meines Lebens. Ich vermochte nichts über meine Empfindungen, als daß ich ſie in mir verſchließen, ſie ihm und der Welt verbergen konnte; und trotz dem, daß er mich augenſcheinlich meiner Schweſter vorzog, daß er mir Wohlwollen, und ich könnte faſt ſagen, Verehrung zeigte, ſchwieg mein Mund, und ich kann Dir mit offener Stirn verſichern, nicht ein Blick, nicht ein Wort hat ihm mein Herz verrathen.

Sie hielt inne; er ſah mitleidvoll, doch nicht zürnend auf ſie. Fahr' nur fort, Marie! bat er: fahr fort!

Du kamſt in unſer Haus, warſt freundlich gegen mich, zogſt die zurückgeſetzte der begünſtigten Schweſter vor, und es that mir wohl, ein Herz zu finden, welches das meine zu verſtehen ſchien. Worte und Blicke zeigten mir ſpäterhin, daß ich Dir werth ſey und ich begann, euch Beide zu vergleichen: Hier ſprach die Vernunft, und das Herz widerſprach nicht, aber ſchwieg; dort ſprach das Herz und die Vernunft tadelte: — Ach, verzeih' meinem Geſtändniß, unterbrach ſie ſich: aber ich will mich Dir ganz zeigen, wie ich war, wie ich bin.

Thu' das, Marie! ſagte er, ſich beruhigend: es iſt beſſer für uns Beide.

In dieſer Zeit, wo Wilhelminens unvorſichtige Aeußerungen mir über Deine Neigung zu mir keinen Zweifel mehr ließen, wurde ich zu meiner Mutter gerufen, die mir unumwunden ſagte, daß Du eine ſchickliche Partie für mich ſeyſt, mir Lehren gab, wie ich Dich noch mehr feſſeln und Dich zu einer Erklärung bringen ſollte. Mir ſelbſt noch jetzt nicht klar, ſtand

Dein Bild von dieſem Augenblicke an trüber vor mir, ſein Bild lebendiger. Du erſchienſt mir nur als der reiche Mann, er, der mich nicht begehrt hatte, als der Unglückliche, Verlaſſene. Dein ruhig freundliches Betragen, die Achtung, die ich Dir nicht verſagen konnte, vielleicht das Romantiſche, was in der Sache lag und zu dem ſich jedes Mädchen ſo gern neigt, ließ mich den Entſchluß faſſen, Dich zum Vertrauten meiner ſtillen Neigung zu machen und Dich um Deinen Rath, Deine Leitung zu bitten. Erinnerſt Du Dich noch der Scene auf dem Balkon? Hier wollte ich Dir mein Herz öffnen, als ich plötzlich bemerkte, daß Du mich nicht verſtandeſt; ich fürchtete, Du ſelbſt könnteſt aus meiner Annäherung Hoffnung ſchöpfen und ſchwieg.

Sie hielt zagend inne, da ſie ein ſchmerzhaftes Lächeln ſeinen Mund umziehen ſah.

Fahre nur fort, Marie! ſagte er freundlich: laß Dich durch nichts ſtören!

Gleich darauf, begann ſie weiter: trat die unglückliche Kataſtrophe ein. Dein edles Benehmen, als meine Mutter mich Dir gewiſſermaßen antrug, erregte meine Bewunderung;

ich ſagte mir im Stillen, daß jedes tugendhafte Mädchen an Deiner Hand einer frohen Zukunft entgegen gehen müſſe; ich fühlte von dem Augenblick an die Thorheit meines Herzens, und der Entſchluß ſtand feſt, wenn Du Dein Glück in meinem Beſitze fändeſt, die Deine zu werden. Daß Du meine Eltern vom Verderben retteteſt, beſtärkte mich noch mehr; zu der Achtung geſellte ſich die Dankbarkeit; die tauſend Beweiſe Deiner ſtillen, ſich aufopfernden Liebe erweckten Gegenliebe, und mit freudigem Herzen führte ich ja ſelbſt den entſcheidenden Augenblick herbei.

Aber ganz wurde ich auch ſeitdem bei ſeinem Anblick nicht Herr meiner Empfindungen! fuhr ſie erröthend fort, und ihre Stimme ſank: Schon oft wollte ich Dich bitten, nach unſerer Verheirathung von hier zu ziehn, oft Dir meine Schwäche entdecken; aber immer fürchtete ich, Deinen Frieden zu ſtören und Dich glauben zu machen, ich habe Dir mit meiner Hand ein Opfer gebracht; und ſo iſt es nicht, bei Gott nicht! —

Heute, fuhr ſie nach einer kurzen Pauſe fort:

erregte Dein Geſpräch, das Geſtändniß Deines Mißtrauens, den Willen in mir, Dir noch heute, da Du noch frei biſt und kein feierliches Verſprechen Dich bindet, mein Herz aufzuſchließen, als durch das Geräuſch unſer Geſpräch abgebrochen wurde und ſein Anblick mich ſo tief erſchütterte. —

Haben alſo nicht Wort, nicht Blick ihm Deine Gefühle verrathen? fragte jetzt Schröder.

Keines, bei meiner Seligkeit! —

Schwöre nicht! unterbrach er ſie ſchnell: oft verräth unwillkührlich ein Blick, was das Herz noch ſo feſt zu verwahren glaubt und ich traue Deinen Worten zu gut, liebe Marie! als eines Schwures zu bedürfen. Aber ſage mir offen, glaubſt Du, daß er Neigung für Dich fühlt?

Warum dieſe Frage? ſagte ſie ängſtlich.

Ich thue ſie nur aus guter Abſicht, erwiederte er ſchnell: deßhalb beantworte ſie mir.

Ich glaube überzeugt ſeyn zu können, ſagte ſie nun hocherröthend: daß er mich achtet, mir wohl will, mich aber nicht liebt.

Woher glaubſt Du das? fragte er weiter.

Das weibliche Herz fühlt dieß nur zu gut, ſagte ſie ſtockend: es iſt der ſicherſte, untrügliche Bürge.

Schröder ſtand jetzt vor ihr; ſein Auge ruhte theilnehmend auf dem ſchönen Mädchen, welchem das, ihr Zartgefühl ſo ſehr verletzende Geſtändniß Roſengluth auf ihre Wangen gehaucht hatte. Marie! ſprach er dann, und der Ausdruck ſeines Geſichts ſagte deutlich, daß er mit ſich einig, ſein Entſchluß gefaßt ſey: Marie! ich wollte nur Dein Glück; wie ich auch handeln werde, habe ich doch nur dieß vor Augen. Dein Geſtändniß hat Deinen Werth in meinen Augen noch erhöht, denn wer ſeine Empfindungen ſo feſt, ſo beharrlich in ſeine Bruſt verſchließen kann, an dem können Leidenſchaften keine feindliche Gewalt üben. Ich bedarf nur einen Augenblick der ſtillen Einſamkeit, um meine Gedanken zu ordnen, dann kehr' ich wieder zu Dir zurück. Er umarmte ſie. Leb' wohl, Marie, Du meine liebe gute Tochter! ſprach er dann herzlich und verließ ſie.

Meine liebe, gute Tochter! wiederholte ſie kopfſchüttelnd: ſo ſprach er, und nicht meine liebe, gute Marie! Das erſchreckt mich. Ich ahne — doch nein! wie könnte er glauben, daß jetzt noch, da ich ſeine Verlobte bin, mein Herz an jenem Mann hängen, meine Sehnſucht nach ihm verlangen könnte? Wie könnte er glauben, daß ich nach einem andern Glück ſtrebe als nach dem, welches mich an ſeiner Seite erwartet? Ich glaube faſt, es wäre beſſer geweſen, ich hätte geſchwiegen! — Fort, hin zu ihm! Ehe die Sonne ſich ganz hinter jene Berge ſenkt, muß er überzeugt ſeyn, daß für mich nur an ſeiner Seite die Blume der Liebe blüht; fort! — Sie eilte aus der Laube, ihn aufzuſuchen.

Aber wo er war, ſuchte ſie ihn nicht. Er wollte nach der Pfarrwohnung; doch ehe er hingelangte, fand er bei der alten Linde ſein Ziel, den Sekretär, der Jemand zu erwarten ſchien, ſich deßhalb auf die Bank geſetzt hatte und ſeine Gedanken in den Sand niederſchrieb. Schröder, heute gegen ſeine Gewohnheit heftig und leidenſchaftlich, eilte auf ihn zu, und die gewohnte Beſonnenheit in dieſem Augenblick vergeſſend, rief er heftig: Herr Sekretär! gut, daß ich Sie hier finde, ein Wort!

Der Mann, vielleicht aus ſüßen Träumen

geweckt, erſchrack; doch ehe er ſich beſinnen konnte, fuhr Schröder fort: Ruht eine Neigung in Ihrem Herzen? Seyn Sie offen; Ihr Glück, das Glück des Mädchens, vielleicht auch das meinige hängt davon ab.

Einen Augenblick war der Sekretär überraſcht; dann erwiederte er mit freudig glühendem Blick: Wußte ich doch, daß Sie Theil an unſerm Schickſal nehmen würden. Ja, ich liebe, ſchon ſeit einigen Jahren liebe ich das Mädchen; heute wollte ich mich Ihnen vertrauen, ſo hatten wir uns verabredet, aber bei Ihrem Anblick in der Laube verlor ich den Muth.

Verlieren Sie ihn nicht! ſagte Schröder, und ein ſchmerzliches Lächeln umzog ſeinen Mund: vertrauen Sie mir! — Vielleicht ſchon morgen auf meinem Verlobungtag — doch! gehen Sie zu ihr, tröſten, beruhigen Sie ſie. Morgen früh erwarte ich Sie! Er eilte fort und ließ den Glücklichen freudetrunken zurück.

Verabredet hatten ſie ſich, ſagte Schröder, als er, um den Vater aufzuſuchen, der Villa zuging: verabredet war Alles. Nun — doch nein, mein armes Herz! verliere den Glauben an die Menſchen nicht; die Guten ſind ſelten, aber doch noch auf dem Erdenraum. In dieſer aufgeregten Stimmung trat er in das Zimmer des Raths, den er an ſeinem Schreibtiſch ſitzend fand, wo er die morgende Tafel aufgezeichnet hatte, um jedem aus der Geſellſchaft den gehörigen Platz zu geben. Er war in dieſes wichtige Geſchäft ſo vertieft, daß er Schröders Hereintreten kaum bemerkte. Helfen Sie mir, Herr Sohn! rief er als er ihn gewahrte: ſagen Sie mir, wohin ich meinen alten, tauben Onkel placiren ſoll; meine Frau will ihn nicht neben ſich, obgleich dieß ſein Platz wäre. Die Tante —

Laſſen Sie das ruhen bis auf andre Zeit, Herr Rath! unterbrach ihn Schröder: es hat nicht ſolche Eile, da ich eben mit der Bitte zu Ihnen komme, den Verlobungtag aufzuſchieben.

Mein Gott! weßhalb? fragte der Rath erſchrocken.

Ich habe Gründe, welche die Erfüllung meines Wunſches nothwendig machen.

Und die ſind? fragte der Rath empfindlich.

Erlauben Sie, daß ich ſie für mich behalten darf.

Betreffen ſie meine Tochter?

Ja und nein! erwiederte Schröder.

Der Rath, ohne weiter in ihn zu dringen, klingelte und ſagte dann dem alten Diener Schröders, der eben hereintrat: Haben Sie die Güte, die Frau Räthin zu bitten, einen Augenblick zu mir zu kommen. Sie werden verzeihen, Herr Sohn, wandte er ſich dann zu Schröder: daß ich meine Frau rufen laſſe; vor ihr darf Ihr mir ſo auffallendes Benehmen kein Geheimniß bleiben, und die Mutter hat wohl ein Recht —

In dieſem Augenblick trat die Finanzräthin herein. Mein Kind! ſagte der Rath mit Unmuth: Herr Schröder wünſcht den Tag der Verlobung aufzuſchieben; die Gründe, weßhalb? findet er für gut zu verſchweigen.

Auf wie lange wünſchen Sie es? fragte die Räthin mit Ruhe.

Auf unbeſtimmte Zeit! erwiederte er: ſo lange, bis ich meine Anordnungen getroffen.

Alles iſt bereit; die Verwandten, die Freunde ſind geladen, es würde, es müßte Aufſehen erregen und meine Tochter kompromittiren. Sind

Ihre Gründe nicht wichtig, ſo muß ich bitten, Ihren Wunſch aufzugeben; ſind ſie wichtig, ſie mir mitzutheilen.

Haben Sie das Zutrauen zu mir, erwiederte Schröder ausweichend: daß ich nichts thun werde, was Ihrer Tochter nachtheilig ſeyn könnte.

Ich glaube als Mutter das Recht zu haben, nach dem Grund einer Sache zu fragen, die für mein Kind nur nachtheilig ſeyn kann! ſagte die Räthin mit höflichem, aber beſtimmten Tone: Sie ſind ein zu offener, redlich denkender Mann, als daß Sie, unſre Verhältniſſe berückſichtigend, bei einer ſo wichtigen Sache verlangen könnten, uns ſollte Ihre Verſicherung genügen und wir bei Ihrem Schweigen beruhigt ſeyn. Ich fordre Sie als Mutter auf, zu reden, oder mir es nicht zu verargen, wenn ich Zweifel in die Redlichkeit Ihrer Abſichten ſetze.

Schröder lächelte bei dieſen heftig ausgeſprochenen Worten. — Nun dann, haben Sie kein Zutrauen zu mir, ſo muß ich wohl ſprechen. Marie liebt, liebte ſchon lange einen jungen, ihrer würdigen Mann.

Nicht möglich! unterbrach ihn die Mutter.

Sie glaubte, fuhr Schröder, ohne die Unterbrechung zu beachten fort: es Ihnen, ſich ſelbſt ſchuldig zu ſeyn, dieſe Liebe zu unterdrücken; es ward ihr jedoch nur möglich, ſie zu verbergen. Dankbarkeit, vielleicht auch Achtung für mich beſtimmten ſie, mir ihre Hand in dem Wahne zu reichen, ſie ſey Herrin ihrer Gefühle. Ein Zufall verrieth mir ihr Herz. —

Sie irren! fiel ihm die Mutter in die Rede, während der Vater immer geſpannter wurde: Ihre Eiferſucht ließ Sie Dinge ſehen. —

Ich ſah nichts, erwiederte er gelaſſen: was ich weiß, ſagte mir Marie ſelbſt.

Die Elende! fuhr die Mutter auf.

Hören Sie mich ruhig an, ehe Sie ſie verdammen! bat Schröder, und fuhr dann fort: Ich warb um Ihrer Tochter Hand, weil ich dadurch ihr, weil ich mein Glück zu begründen hoffte. Beides könnte ich nun unter dieſen Umſtänden nur erreichen, wenn ich die Verbindung auflöſe.

Herr Schröder! rief die Mutter heftig.

Ich nehme Marie, fuhr er fort: an Kindesſtatt an, und Sie, werthe Eltern meines Pfleg-

Kindes, verſagen ihr die Einwilligung zu der Heirath mit dem jungen Manne nicht. Für dieſen Fall gebe ich Ihnen das Haus in der Reſidenz ohne Kaufpreis zurück, und Marien wird dereinſt mein ganzes Vermögen.

Dieſer Vorſchlag ſchien der Mutter nicht ganz zu mißfallen; ſie gab es ihm und ihrem Manne deutlich zu verſtehen.

Ehe wir uns erklären, nahm jetzt der Vater das Wort, dem Schröders Vorſchlag bei weitem nicht ſo angenehm dünkte als der Mutter: ſo müſſen wir doch erſt wiſſen, wen Marie liebt. Ich geſtehe offen, daß ich unter allen jungen Männern keinen kenne, zu dem mein Kind irgend eine Neigung gezeigt hätte.

Sie liebt den Sekretär Wald, den Sie, Herr Rath! zu achten, zu ſchätzen ſcheinen. Das Geſicht der Mutter verzog ſich zu einem höhniſchen Lächeln. Den Sekretär? ſagte ſie ſpöttiſch: eine wünſchenswerthe Partie! —

Liebe Frau! unterbrach ſie ihr Gatte, der bleich wie der Tod ſich an den Seſſel hielt: ich habe über dieſe Angelegenheit mit dem Herrn allein zu reden; verlaß uns einen Augenblick!

Weßhalb? fragte ſie aufgeregt: Soll ich keine Stimme haben, wenn es das Schickſal meines Kindes betrifft?

Der Sekretär Wald wird nicht Dein Schwiegerſohn, deſſen kannſt Du gewiß ſeyn; aber geh! ſagte er dann in barſchem Ton. So ſelten die Räthin dieſen Ton vernahm, ſo wußte ſie doch, wie nachdrücklich und unwiderruflich er war; ſie gehorchte und ging.

Herr Schröder! nahm jetzt der Rath das Wort: Ich glaube, mein Benehmen wird Ihnen ſeit einiger Zeit gezeigt haben, daß ſich ſeit der Zerrüttung meiner Vermögensumſtände meine Lebensanſichten in Manchem geändert, ſo geändert haben, daß ich einen jungen Mann, den ich liebe und ſchätze, und wenn er auch nur ein Sekretär iſt, nicht zu ſchlecht zum Gatten meines Kindes halte, beſonders da Sie meine Tochter adoptiren, und ſo ihr Glück gründen wollen; auch geſtehe ich, würde Ihr freigebiges Anerbieten, mich wieder in den Beſitz meines Hauſes zu ſetzen, ſo viel Reiz für mich haben, daß ich, wenn mich nicht wichtige Gründe daran hinderten, gern meine Einwilligung geben würde.

So aber beſtimmt mich ein Etwas, das ich mit beßtem Willen nicht umgehen kann, ein Etwas, das nicht aus meinen Lebensanſichten, nicht aus meinem Willen entſpringt: Ich muß mich feierlich gegen dieſe Partie erklären!

Und können Sie ſo wenig das Glück Ihres Kindes beachten? ſagte Schröder mit Unmuth: Ich opfere mein Glück für das Wohl Mariens, und Sie —

Liebt er meine Tochter, oder iſt es nur eine thörige Neigung von ihrer Seite? fragte der Rath.

Schon ſeit mehren Jahren beſtehet dieß heimliche Verhältniß.

Gerechter Gott! rief der Rath —

Was erſchüttert Sie ſo ſehr? fragte Schröder erſtaunt.

Iſt das Ihr unabänderlicher Wille, die Verbindung mit meiner Tochter aufzulöſen? begann nach reiflichem Nachdenken der Rath.

Da ich ihr Glück nur dadurch befeſtigen kann, ja! erwiederte Jener.

So muß ich Marie noch morgen entfernen! ſagte der Rath finſter. Ich muß, Herr! rief er in einer Art Verzweiflung, als Schröder, ihn zu beſänftigen, den Aufgebrachten unterbrechen wollte. Kein Wort weiter! Jedes prallt an der eiſernen Nothwendigkeit ab und iſt mithin überflüſſig!

So muß auch ich meine Maßregeln treffen! ſagte Schröder, der durch die Heftigkeit des Raths ſeine Ruhe wieder gewonnen hatte und ging.

17.

Er eilte nach Wilhelminens Zimmer, und unterrichtete dieſe von dem Vorgefallenen. So ſchmerzhaft es ihr auch war, ſo viel Thränen es ihr auch koſtete, das ſchöne Gebäude ihrer Hoffnungen auf einmal zertrümmert zu ſehen, ſo glaubte ſie doch ſelbſt, daß er unter dieſen Umſtänden Marien entſagen müſſe. Daß er ſie aber an Kindesſtatt annehmen und ihr auf dieſe Art ſein ganzes Vermögen zuwenden wolle, tadelte ſie. Denken Sie doch auch an die arme Euphroſine, denken Sie an Erneſtine, die wohl, ihrer Mutter wegen ein Plätzchen in Ihrem

Herzen haben ſollte. Aber er antwortete nicht hierauf, ſondern überraſchte ſie durch eine ſonderbare Bitte.

Sie wiſſen, begann er: daß ich bisher Ihren Wunſch, den Rath von Allem zu unterrichten, noch nicht erfüllt habe. Jetzt bitte ich, es ſelbſt zu thun.

Ich? fuhr Wilhelmine heftig auf; doch ſagte ſie ſchnell und beruhigter: Fahren Sie nur fort, lieber Herr!

Gehen Sie zu ihm, erſchüttern Sie ihn, rühren Sie ſein Herz, und zum Preis der Verſöhnung und Ihrer Verſchwiegenheit verlangen Sie ſeine Einwilligung. Ich weiß, wie ſchwer Ihnen der Schritt werden wird; Sie wiſſen aber auch, wie ſchmerzlich es mir ſeyn würde, Schuld an Mariens Unglück zu ſeyn, welche durch dieſen Vorfall die Liebe ihrer Eltern, die Achtung der Welt verlieren würde. Habe ich Ihnen je Gutes gethan, fuhr er fort, da er ſie ungewiß ſah: ſo haben Sie jetzt Gelegenheit, mir Alles zu lohnen.

Ich gehe, ſagte Wilhelmine gerührt: ich gehe, und ſollte auch mein Herz brechen.

Schröder reichte ihr dankend die Hand und verließ ſie.

Während er Marie aufſuchte, trat Wilhelmine unangemeldet in das Zimmer des Rathes, der nicht wenig über dieſen unerwarteten Beſuch überraſcht war.

Herr Rath! begann ſie ſcheu, als ſie in furchtbarer Bewegung, die ſie zu bekämpfen ſtrebte, hereintrat: Sie haben, dem Wunſche meines Herrn entgegen, Ihre Einwilligung zu der Verbindung mit dem Sekretär und Ihrer Tochter verſagt, haben ſo ſchnell vergeſſen, was Sie dem edlen Manne ſchuldig waren. Ich komme, Sie daran zu erinnern, fuhr ſie zitternd fort: und Sie zu bitten, das Glück der Liebenden nicht zu zerſtören und gegen meinen Herrn ſich dankbarer zu beweiſen.

Madam! unterbrach ſie der Rath: ich finde es anmaßend und unbeſcheiden, daß Sie ſich in meine häuslichen Angelegenheiten miſchen, Sie, die Sie mir eine ganz fremde Perſon ſind.

Bei dieſen mit Geringſchätzung geſprochenen Worten kehrte Kraft und Muth in Wilhelmine zurück. — Aus der gebeugten Stellung, in welcher ſie bebend vor ihm geſtanden, erhob ſie ſich und trat dem Erſtaunten ſtolz entgegen. Bin ich Ihnen, Herr Rath, wirklich eine ſo fremde Perſon? Hat Ihr Gifthauch mich ſo ganz entſtellt, daß auch kein Zug, kein leiſer Zug Ihr Gewiſſen wecken könnte? Kennen Sie Wilhelmine, die Tochter des alten Mannes da drüben, die Sie aus dieſem Zimmer in's Elend ſtießen, der Verzweiflung Preis gaben — kennen Sie ſie wirklich nicht mehr?

Erbleicht und zitternd ſtand der Rath vor ihr. — Sie, Sie ſind Wilhelmine, die längſt todtgeglaubte Wilhelmine?

Die bin ich, noch lebend am Körper, aber ertödtet am Gemüth! Die Roſen ſind verblüht, der Gram hat den Kelch zernagt, die Zeit iſt mit ſchwerem, langſamen Fluge über die Unglückliche hingerollt und hat ein verwelktes Blatt nach dem andern mit ſich genommen; aber die Schuld, die ewig drückende Schuld hat ſie nicht verwiſcht; ſie liegt zentnerſchwer noch immer auf meiner Bruſt und ſteht mit unvertilgbaren, grellen Zügen auf Ihrem bleichen, verzerrten Antlitz geſchrieben.

Ich komme nicht, mit Ihnen zu rechten; fuhr ſie weicher geſtimmt fort: hätte mich nicht die Dankbarkeit gegen meinen Wohlthäter zu Ihnen geführt, meine Lippen hätten Ihnen meinen Namen nie genannt. Ich komme, Ihnen Vergebung und Stillſchweigen zu bieten; der Preis dafür ſey Ihre Einwilligung zu Mariens Glück.

Wilhelmine! ſagte der Rath, nachdem ſein Auge lange mit Theilnahme auf der Leidensgeſtalt der ehemals ſo Blühenden geruht hatte: Sie haben mich erſchüttert, mir eine Zeit zurückgerufen, die ich gern aus meinem Gedächtniß für immer verwiſcht hätte. Ich habe unrecht an Ihnen gehandelt; doch bin ich nicht ſo ſtrafbar, wie Sie glauben. Was kann ich jetzt für Sie thun? Reden Sie! es ſoll geſchehen, ich will gern gut machen, wenn ich es vermag; nur ſtören Sie meinen häuslichen Frieden nicht und entehren Sie ſich nicht ſelbſt durch ein rachſüchtigen Verbreiten unſerer frühern Verhältniſſe.

Habe ich Ihnen nicht ſchon das Opfer genannt, welches Sie mir bringen ſollen? erwiederte ſie.

Das iſt unmöglich! rief er außer ſich.

So ſchwöre ich Ihnen —

Halten Sie ein! bat er. Es iſt unmöglich! rief er dann in der höchſten Verzweiflung: der Sekretär Wald — iſt unſer Kind!

Bei dieſen Worten ſtürzte Wilhelmine nach der Thür, aber ehe ſie ſie erreichte, ſank ſie bewußtlos nieder.

18.

Während der Rath beſchäftigt war, die Ohnmächtige zum Leben zurückzubringen, ſuchte Schröder Marie vergebens. Endlich erfuhr er, ſie ſey dem Pfarrhauſe zugegangen. Als er dorthin eilte, kam ihm Erneſtine entgegen geſprungen. Haben Sie Marie nicht geſehen? rief er ihr ſchon von weitem zu.

Nein, edler Mann! erwiederte das Mädchen. Aber Dank, innigen Dank! rief ſie, ihm um den Hals fallend und ihn mit Küſſen bedeckend: innigen Dank, daß Sie ſich unſerer annehmen, unſer Glück befördern wollen.

Laſſen Sie mich, Erneſtine! ſagte er, ſie abwehrend, mit Unmuth: hier muß ein Irrthum ſtatt finden! Gern will ich Ihr Glück befördern, nur wüßt' ich in dieſem Augenblick nicht, wie?

Das wiſſen Sie nicht? rief das Mädchen traurig und vor Schröder ihr Auge ſenkend: Nun, ſo hat er mich betrogen! — aber nein, nein! Das iſt unmöglich!

Von wem reden Sie? fragte Schröder geſpannt.

Von ihm — vom Sekretär Wald! ſprach ſie leiſe und ſtockend: Er ſagte mir, daß Sie unſere Liebe begünſtigen wollten. — Ich bin ein armes Mädchen, auch er iſt arm, und der Vater will deßhalb nicht einwilligen. — Da hofften wir —

Sie lieben den Sekretär? — er liebt Sie? fragte Schröder erſtaunt.

Nun ja! erwiederte das Mädchen, halb ungeduldig: Sie wußten es ja ſchon, ehe er es Ihnen vertraute.

Armes Mädchen! murmelte er vor ſich hin, ließ die Unglückliche troſtlos ſtehen und ging der Villa zu.

Vergebens ſuchte er dort Marie; ſie war nirgend. Niemand wollte ſie geſehen haben, und ſchon begann es zu dämmern. Endlich trieb es ihn nach ihrer Lieblingslaube, wo erſt vor wenigen Stunden ſeiner Hoffnung Stern untergegangen war. Dort fand er ſie, vor der Laube ſitzend, wo der letzte Wiederſchein der Abendröthe ſie wie mit einem Heiligenſchein umſtrahlend, ihm ihr thränenfeuchtes Auge zeigte. Marie! rief er der ihm Entgegeneilenden zu: arme Tochter! wohl haſt Du recht, Thränen zu vergießen; ich kehre hoffnunglos zurück — Liebe kann Dich nicht beglücken!

Nicht? rief ſie außer ſich, und lehnte ihr geſenktes, bleiches Haupt, gleich einer geknickten Lilie an ſeine Bruſt: Soll denn das, was in der Vergangenheit keimte, was ich ſo ſorgſam in meine Bruſt verſchloß, ſoll das mein ganzes Lebensglück untergraben? ſoll eine Empfindung, weil ich ſie vergebens bekämpfte, den ſchönen Traum einer heitern Zukunft ſtören?

Ich kann nicht helfen, kann nur mit Dir weinen! ſprach er gerührt: Er liebt eine Andre, liebt Erneſtine.

Er liebt eine Andre! rief ſie freudig aus: Gottlob! — Nun kann ich dir danken, Vater im Himmel! ſprach ſie, die Hände faltend: kann dir danken, da ich ihn beglückt weiß, kann dir danken, daß du mir die Bahn geebnet und mir die Kraft gegeben haſt, auch den leiſeſten Gedanken zu unterdrücken, und meinem eignen Herzen die Ueberzeugung verliehen haſt, daß nur ſein Bild, das Bild des edelſten Mannes in meinem Herzen ſteht, daß ich ihn liebe von ganzer Seele, mit aller Gluth der erſten, reinen Liebe. Ja, theurer Mann! ſprach ſie, ſich zu Schröder wendend: jetzt nach einer ernſten Prüfung darf ich Dir mit ganz ungetheiltem Herzen nahn. Nur Du, nur Dein Bild ſteht hier; es bedarf keines Kampfes gegen die thörige Neigung früherer Jahre. Mit freudigem Herzen vernahm ich die Nachricht ſeines Glücks, mit freudigem Herzen darf ich Dir ſagen: Makellos, von inniger Liebe zu Dir erglüht, ſteht Deine Marie vor Dir und weiht ſich Dir zum ewigen, unzertrennlichen Bunde.

Schröder überraſchte das Feuer, mit dem ſie ſprach; ſo hatte er ſie noch nie geſehen. Erſt

jetzt

jetzt fühlte er ſein Glück ganz und ſchloß ſie mit Inbrunſt in ſeine Arme. Verkenne mich nicht, Marie! ſprach er, ſie an ſein Herz drückend: Glaube nicht, Mißtrauen habe mich geleitet, Mißtrauen ſey der Grund meiner Entſagung geweſen. O es ward mir ſo ſchwer, mich von Dir zu trennen, ich zweifelte aber ſtets, daß ich Dir werth ſey. Ein Mann in meinen Jahren vermag nur noch kurze Zeit ſeiner Gattin das Leben verſüßen; bald ſieht ſie ſich an ſein Krankenbett gebannt und Sorge und Angſt ſind ihr trauriges Loos. Ich fühlte überdieß, daß mein Geiſt zu wenig Bildung für die große Welt habe, ſah zugleich ein, daß mein Reichthum mich in ihren Strudel führen müſſe und fürchtete dann, daß ich hier meinen Platz nicht ganz ausfüllen würde. Eine ſolche Stellung des Mannes muß der Gattin kränkend ſeyn. Mit einem Wort, Marie! ich ſtellte Dich ſo hoch und mich ſo tief unter Dich, und bangte, daß mir ſo Manches, Dein Glück dauerhaft zu gründen fehle. Da geſtandeſt Du mir Deine ſtille Neigung; mit blutendem Herzen wollte ich Dir das Opfer bringen, der Himmel aber beſchloß es anders. Und ſo drücke ich denn meine Verlobte mit doppelter Liebe wieder an mein Herz, da mir nun das Vertrauen ward, daß auch Du mich von ganzer Seele liebſt, und ich danke der Vorſehung, die Alles ſo weislich leitete.

Unverholen brach jetzt die lange verhaltene Flamme aus Marien hervor, und die Liebe hauchte ihren unvergänglichen Roſenduft über des Mädchens bleiche Wangen, den ſonſt nur die holde Verlegenheit zu hauchen vermochte.

Schröder erzählte ihr nun auf dem Heimwege Alles, was indeſſen vorgefallen war und wie der Vater ihm halsſtarrig ſeine Einwilligung verweigerte; ſagte ihr, daß er Wilhelmine an ihn abgeſchickt, ohne jedoch deren Verhältniß zum Vater zu berühren, und malte ihr die Scene unter der großen Linde mit dem Sekretär, dann mit Erneſtine. Doch hier unterbrach ihn Marie plötzlich. Lieber Schröder! ſagte ſie ernſt: laß uns in's Pfarrhaus eilen, das Verſehen gut zu machen. Bald könnte den Grund des Mißverſtändniſſes ahnen und ich müßte vor ihm erröthen. Komm, beglücke auch die Armen, deren

Hoffnung ſo bitter getäuſcht wurde. Ich weiß aus Deinen frühern Mittheilungen, daß Du Erneſtinen, der Mutter wegen, wohl willſt. — Mache ſie glücklich!

Sie bat nicht vergebens. Raſchen Schrittes gingen ſie, ohne zu ahnen was dort vorgefallen war, an der Villa vorüber, nach dem Pfarrhauſe. Hier fanden ſie Alles ſtill und ernſt. Der Alte ſaß nachdenkend in ſeinem Sorgenſtuhl, der Pfarrer ſchweigend neben dem Sekretär, der einen Brief ſchrieb, und Erneſtinens Lockenkopf ruhte an der Mutter Bruſt.

Ich komme mit meiner Verlobten noch ſo ſpät, ein Fürwort für ein Paar Liebende zu ſprechen, begann Schröder im Eintreten: das Herz zweier Betrübten zu erheben und vielleicht den ernſten Kreis, den ich hier um mich ſehe, zu beleben. Kann ein jährlicher Zuſchuß von 600 Rthlr. zu Ihrem Gehalt, Herr Sekretär, Sie in die Lage ſetzen, eine Frau zu ernähren, ſo hoffe ich, werden Erneſtinens Eltern und auch mein würdiger Lehrer ihre Einwilligung zu einem Bunde geben, den Sie morgen mit mir zugleich ſchließen könnten.

Mit Ihnen kehrt die Freude wieder in mein Haus! erwiederte der Alte, die Hand nach ſeinem theuren Zögling ſtreckend, während der Sekretär hinter dem Tiſch hervorſprang, und Erneſtine noch einmal an Schröders Hals hing und ihn dankend liebkoſ'te.

Wald nahte ſich jetzt Marien. Fräulein! ſagte er, wohl nicht ahnend, wie tief er ſie vielleicht verwunde: Sie haben ſich von jeher meiner ſo gütig in einem Hauſe angenommen, wo ich von ſo Manchen nur geduldet und nicht geliebt wurde; auch heute ſind Sie gewiß der Engel geweſen, der mit Liebe ſich des armen Verwaiſ'ten angenommen hat. Meinen innigen Dank! Er ergriff ihre Hand und drückte ſie mit Wärme an ſeine Lippen, und leiſe durchzuckte es Marie. Sie verdanken mir nichts, erwiederte ſie beſonnen, und ihr Auge wagte dem ſeinen zu begegnen: mein künftiger Gatte iſt allein der Schöpfer Ihres Glücks!

Jetzt nahten ſich die Liebenden dem Greis, den die Gemüthsbewegung, worin ihn dieß Unerwartete geſetzt, bisher auf ſeinem Stuhl feſtgebannt hatte. Sie knieeten vor ihm nieder, Erneſtinens Eltern traten ihnen zur Seite, und als der würdige Alte die Hände auf Beide gelegt, ſprach er gerührt: Erneſtine! der Segen Deiner Eltern begleite Dich auf Deinem Lebenswege und mein Segen Dich, Du lieber junger Mann, dem, elternlos der Segen des Greiſes genügen muß! In dem Augenblick, als er dieß ſprach, öffnete ſich die Thür; der Rath und Wilhelmine traten herein. — Wo iſt mein Sohn? rief die Mutter. Dort knieet er, ſprach der Rath, und ſie ſtürzte auf den Sekretär mit dem Ausruf: Mein Sohn, mein verlorner Sohn! zu, ſchloß den Erſtaunten in ihre Arme und liebkoſ'te ihn unaufhaltſam.

Alle waren über dieſe Scene erſtaunt. Ich bin Ihnen Erklärung ſchuldig, begann nun der Rath: und obgleich ich ein ſträfliches Bekenntniß ablegen muß, will ich es doch gern vor Gott und Ihnen thun, und hoffe Verzeihung. Ich hatte Ihre Tochter verführt, ſagte er mit Rührung: in ihrer Noth ſuchte ſie Hülfe bei mir, ich ſtieß ſie kaltblütig von mir, ſie eilte verzweiſelnd fort. Aber ſchon nach einigen Stunden mahnte mich mein Gewiſſen, ich fürchtete das Schrecklichſte, die Vaterliebe erwachte. Ich ſchickte Wilhelminen einen mir ergebenen Diener mit dem Befehle nach, mir das Kind zu verſchaffen, es koſte was es wolle, und ſollte er monatelang ihr nachreiſen; nur die Mutter ſollte er entfernt halten. Er fand bald ihre Spur, fand ſie im Walde eingeſchlafen, das Neugeborne an ihrer Bruſt; ſo konnte er es dem Mutterarm entreißen und es mir bringen. Ich nahm es freudig auf, ließ es warten und pflegen und habe wahrlich väterlich an Dir gehandelt, mein Sohn! Ueber die Entwickelung laſſen Sie mich einen Schleier ziehen. Wilhelmine hat mir vergeben, auch Sie, würdiger Greis! werden nicht unverſöhnlich ſeyn.

Der Alte reichte ihm die Hand, der Sohn riß ſich aus der Mutter Arm, den Vater zu begrüßen, und Erneſtine trat ſchüchtern zu Wilhelmine. Tante! ſagte ſie verlegen: willſt Du mir auch eine gütige Mutter ſeyn? und Sie, Herr Finanzrath! ſprach ſie, ſeine Hand küſſend: ein gütiger Vater? Schröder löſ'te den Eltern das Räthſel; willig gaben auch ſie ihren Segen und da Mariens und Schröders herzliches Benehmen dem Rath zeigte, daß auch hier Alles wieder im Gleiſe ſey, ſo fehlte nichts an der allgemeinen Freude, beſonders da Schröder es übernahm, der Räthin den neuen Stiefſohn auf ſolche Art vorzuſtellen, daß auch dieß Gewitter bald vorüber zöge.

19.

Am folgenden Abend wurde das doppelte Verlobungfeſt gefeiert. Die Mutter war durch Schröders Geſchenk, der einen Theil ihres ehemaligen Schmucks für ſie zurückgekauft, über den neuen Sohn und die Schwiegertochter nicht ungehalten und hatte ſogar in der Freude ihres Herzens erlaubt, daß der Rath den tauben Onkel neben ſie ſetzen durfte. Der Greis hielt eine feierliche, herzergreifende Rede, deren Sinn nicht alle Anweſende verſtanden und worin er Schröder den Namen „Ernſt Vaterlos“ gab, den dieſer auch von dieſem Augenblick an wieder führte. Alle waren heiter und vergnügt, ſelbſt Euphroſine, die, wenn ſie auch nicht den Himmel offen ſah, doch aus dem Glück der Liebenden ſchloß, daß eine glückliche Ehe wohl auch ein Paradies ſeyn könne, wenn nur zwei Engel ſich treu vereint darin ein Hüttchen gebauet haben. Nur Wilhelmine war nicht heiter; ſie blieb während der Mahlzeit ſtill und in ſich gekehrt, und manche Thräne träufelte in das Kelchglas, wenn ſie es zum Geſundheittrinken an ihre Lippen ſetzen mußte.

Nach Tiſch vermißte Schröder die Traurige, und eilte mit Marie, ſie aufzuſuchen. Sie fanden ſie weinend auf ihrem Zimmer. Laßt mich in meiner Einſamkeit, bat ſie: ich tauge nicht unter Euch Glückliche! — Mein Schuldbuch iſt noch nicht vernichtet; hier, in meiner Bruſt liegt es aufgeſchlagen und erſt der ewige Richter wird Erbarmen haben, denn der innere iſt unerbittlich. Selbſt des Sohnes Anblick ruft mir dieß Bewußtſeyn meiner Schuld herbei, und der

der Myrthenkranz, den ich ſchon in Deinen Lokken zu ſehen glaube, Marie, wird mir zur Dornenkrone, die ich um meine Schläfe gewunden fühle. Ach! die Schuld folgt bis zum Grabe — zerpflückt alle Kränze, die das neckende Schickſal beut und ſchüttet mit furchtbarem Lachen die zerpflückten über uns in das Grab.

Bis an ihr baldiges Ende trübte ihr das quälende Gewiſſen ihre Tage, die ſie nicht bei ihrem Sohne, die ſie bei Schröder verlebte. Erſt wenige Tage, ehe ſie heimging, drückte ihr der Engel, der ſie abrief, die Friedenspalme an das Herz.

20.

Schröder hatte ſich in ſeinen Zweifeln geirrt. Noch im ſpäten Alter beglückte er ſeine Marie, die treu ergeben ihm zur Seite ſtand. Fern von der großen Welt verlebten ſie in dem Kreiſe der Kinder ihre Tage und fanden nur durch Wohlthun in ihrem Reichthum Glück.

Sie bekräftigten von Neuem, daß auch die Erde ein Paradies ſeyn kann, wenn man nur reinen Herzens auf ihr wandelt, und daß die treue Ausübung unſrer Pflichten eine ſichrere Anweiſung auf jene Welt gibt, als Bildung und Talente.

Der Rath hatte, kleine Rückfälle abgerechnet, aus ſeinem frühern Leben manche gute Lehren gezogen, und lebte fortan als thätiger Mann; nur die Räthin konnte der Welt nicht entſagen und ſchlürfte bis in's ſpäte Alter aus dem Born der Eitelkeit.

Der reiche Landjunker hatte nach dem erhaltenen Korbe bei ſeinem jungen Geiſtlichen Unterricht im Vorleſen genommen; es wollte jedoch nicht ſo recht damit gehen. Da er aber von dem Verfall der Umſtände des Raths hörte, und zufällig vernahm, wie viel weniger Talente Euphroſine jetzt von ihrem künftigen Gatten verlange, wagte er noch einmal ſein Glück. Ohne Probeleſen ward er angenommen, und ſoll ſpäterhin unter Anleitung ſeiner ſchönen Frau es ſo weit gebracht haben, den Taſſo ganz leidlich zu leſen und dafür ſeiner Gattin Geſchmack an der Landwirthſchaft beigebracht haben.

Wohl der Ueberbildeten, für die ihre Schönheit am Ende noch wirbt! Wehe ihren minder ſchönen Schweſtern, die über dem Ueberirdiſchen das Irdiſche verſäumen! Nicht alle Männer ſind gutmüthige, gelehrige Landjunker.

Gedruckt bei C. G. Naumann in Leipzig.

Sämmtliche Schriften

von

A. von Tromlitz.

Dreiunddreißigstes Bändchen.

Der Tag von Granſon.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1833.

Der Tag von Granſon.

Hiſtoriſch romantiſche Erzählung

von

A. von Tromlitz.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1833.

I.

Die Sonne ſank hinter das Juragebirge und breitete ihre goldenen Strahlen glühend über den See, deſſen Spiegel von keinem Lüftchen bewegt, ein Feuermeer zu ſeyn ſchien. Leiſe nur rauſchte der Wind durch den blätterloſen Ahorn, und von ferner Alpe tönte das Horn aus der Hütte des Sennen. Heimwärts zu ihrem Schilfbette zog ſchnellen Fluges die wilde Ente, und der gierige Falke ſchwebte in langſamen Kreiſen noch einmal über die Felder, den letzten Raub des Tages zu erſpähen. Friedlich war die Natur, nur aus des Menſchen Bruſt war der Friede gewichen. Den Blick gen Granſon gerichtet, ſah das Auge der Schweizer trauernd zurück auf die Thaten der Männer von Sempach, denn was dieſe mit Muth und Blut errungen, die heilige

Freiheit des Landes, ſie ſchien bei dem Anblicke des mächtigen Heeres des Herzogs von Burgund verloren.

Auf einem Schloſſe am Bieler See blickte mancher ſorgenvoll in die Zukunft. Dort waren die Bewohner in geſchäftiger Bewegung, Rüſtwagen mit Hab' und Gut beſchwert ſtanden angeſchirrt auf dem Hofe, und Eliſabeth Scharnachthal, des Schultheißen von Bern Tochter, ſaß mit ihrer Muhme, der alten Frau Margareth, in dem ſeines Schmuckes beraubten Saale des väterlichen Schloſſes, den Kopf auf den Arm geſtützt zur Reiſe bereit. Die Abendgluth trug ihren letzten Strahl über den See herüber und vergoldete die bunt gemalten Fenſter der Altanthüren, an welchen ſchweigend ein junger Mann ſaß und hinaus in die ſchlummernde Natur blickte.

Oeffnet die Thüre, Walter! bat Eliſabeth: Von meiner Heimath Bergen, von dem ſtillen Thale meiner Jugend, von jenem Schloſſe dort rechts über dem See will ich noch einmal Abſchied nehmen und dann — wohin Gott will! —

Der Jüngling öffnete die Flügelthüren und trat, ſeine Laute im Arme, auf den Altan. Glühend ſtrahlte die Abendſonne in den hohen verödeten Saal und traurig wandte Eliſabeth das bleiche Antlitz nach der Scheidenden, während die Alte kopfſchüttelnd Beide betrachtete. Da griff Walter in die Saiten, ſanft tönten ſie zu dem leiſen Plätſchern des See's und begleiteten das Liſpeln des Ahorns; jetzt, den Blick auf das Juragebirge gerichtet, ſprach er begeiſtert die Worte, ſie mit Akkorden begleitend:

Sie ſinkt! — Wie herrlich majeſtätiſch ſchreitet
ſie in dem Glanz der letzten Purpurgluth,
ſeht! wie ihr goldnes Haar ſie ſtrahlend breitet,
wie es am Saum der hohen Gletſcher ruht.
Bald iſt die Bahn vollendet, und ſie gleitet
hinab, ſich tauchend in die Wellenfluth.
— Sie ſinkt mit ihrem purpurnen Gefieder,
und morgen kehrt ſie als Aurora wieder!

Er nahte ſich Eliſabeth, welche den Blick nach dem vom Abend gerötheten See gerichtet, tief bekümmert aufſeufzte; Walter ſtand, mit inniger Theilnahme ſie anblickend, vor ihr und ſprach mit ſanft tröſtender Stimme:

So kehrt im Wechſel dieſes Pilgerlebens,
was einſt entſchwunden, freundlich Dir zurück.
Der Hoffnung Stern erglühte nicht vergebens,
die Ahnung ſchaut zu ihm mit feſtem Blick.
Umſonſt iſt nicht die Kraft des innern Strebens,
ein feſter Sinn beherrſchet das Geſchick.
Und ſtürzt es auch vernichtend auf uns nieder,
durch ihn erhebt das wunde Herz ſich wieder.

Eliſabeth reichte ihm ſchweigend die Hand, er kniete vor ihr nieder und drückte leiſe ſeine glühenden Lippen auf die Dargereichte.

Hört, Walter! zürnte die Alte: jetzt iſt's nicht Zeit zu ſolchem phantaſtiſchen Treiben, nicht Zeit, der Sonne ein Abendlied zu ſingen, denn morgen geht ſie blutig auf, blutig wird ſie auf das Schweizerland ihre Strahlen ſenken.

O! ſeht nur, edle Frau! rief der Jüngling, die Mahnung der Alten nicht achtend, indem er ſie bei der Hand faßte und die Sträubende nach dem Altan zog: ſeht nur — die letzten Strahlen verglühen, — jetzt iſt ſie verſchwunden.

Da hallte es aus der Ferne wie dumpfer Donner; die ehrwürdige Matrone faltete die Hände und betete, unwillkührlich war Walter ihrem Beiſpiele gefolgt. — Hörſt Du, Jüngling von Uri! rief jetzt Frau Margareth: hörſt Du den Abendgruß des Burgunders. Die Schweizerſonne ſinkt, des Herzogs Stern geht auf.

Das wolle Gott nicht und der heilige Georg! rief Walter heftig.

Darum laß Deine Laute ruhen und nimm das Schwert, mein Sohn! ſprach ſanft verweiſend die Alte.

Das werd' ich, edle Frau! rief mit Jugendgluth Herr Walter, und auf ſeinem Antlitze flammte der Muth ſeiner Altvordern: Ich bleibe nicht daheim, wenn meine Brüder fechten. Aber, würdige Mutter, ſo lange das Leben noch mir gehört, ſo lange es noch im ſtillen Blüthenhain mir lächelt, greif' ich hochentzückt in meine goldnen ſanftbewegten Saiten und ſinge der Sonne ein Lebewohl! Doch morgen, ſprach er ernſt, trat zwiſchen die Frauen, legte die Laute auf den Tiſch und ſein Auge flammte: morgen, wenn das Horn von Uri ſchallt, wenn es von Thal zu Thal, von Alp' zu Alpe die Männer zum heiligen Kampfe ruft, dann faſſe ich ſchnell die

Armbruſt, und ihrer Sehne Schwirren iſt mir dann allein noch Melodie!

Das thue, mein Sohn! ſagte die Alte, ihm traulich die Hand auf die Schulter legend: Sey zart im Liede, doch ſtark im Kampfe, im Frieden weihe Dich dem Sange — doch gilt's das Vaterland — dem Tode.

Und meine Herrin ſchweigt? fragte jetzt der Sänger, ſich zu Eliſabeth wendend: Hin nach dem See von Neufchatel ſchaut Euer feuchtes Auge. O ſprecht! Ihr wißt ja, mit Euren Lippen verſtummt für mich die ganze herrliche Natur, und wie von einem Zauberſtabe berührt, iſt, wenn Ihr ſchweigt, rings um mich her das roſenfarbene Leben erſtorben.

Der Schmerz iſt ſtumm! erwiederte Eliſabeth.

Frau Margarethe winkte, Walter ſchwieg und zog ſich in eine Fenſtervertiefung zurück. Da vernahm man den Hufſchlag der Roſſe auf dem Hofe, ein allgemeines Getümmel entſtand dort. Der Herr kommt! rief Walter, Frau Margarethe ward unruhig, Eliſabeth, des Vaters Tritte hörend, ſtand auf, ihm entgegen zu gehen. Scharnachthal trat mit ſeinem Sohne ein. Eliſabeth küßte ihm die Hand, er duldete es, doch ſah er finſter auf ſie herab und ſchien den bittenden Blick ſeiner Schweſter nicht zu achten, die ihn freundlich begrüßte. Beeilt Euch, befahl er: es iſt keine Zeit mehr zu verlieren. Sie ſtehen vor Granſon, ihre Reiter ſchwärmen überall umher.

Begleiteſt Du uns? fragte Margarethe.

Nein, ich kehre erſt morgen früh zurück. Ich ſammle hier das Landvolk und die wenige Reiterei der Edlen, dann erſt zieh ich nach Bern. Ihr müßt ſchon dieſen Abend aufbrechen, Eure Begleitung erwartet Euch am Kreuzwege. Die Wagen ziehen voran, nur ſäumt nicht lange. — Frau Margarethe ging und winkte Walter, ihr zu folgen.

In dem hohen Saale waltete jetzt eine drükkende Stille. Der Schultheiß von Bern, ein ſtattlicher, ernſter Mann, auf deſſen Geſicht ein finſterer Zug abſchreckend hervortrat, blickte, in ſeinen Mantel gehüllt, die Arme übereinander geſchlagen, auf ſeine Tochter, welche mit geſenktem Auge, doch nicht entmuthigt vor ihm ſtand. Wilhelm, ſein Sohn, ein Jüngling in der herrlichſten Blüthe, war auf den Balkon getreten und horchte auf den Donner des Geſchützes, der jetzt wiederholt und lauter von Granſon herüber ſchallte.

Eliſabeth! rief der alte Scharnachthal; die Jungfrau trat ihm näher: Hörſt Du den Donner des Geſchützes?

Ich höre ihn! erwiederte ſie gelaſſen.

Er iſt dort; das burgundiſche Kreuz deckt die Schweizerbruſt.

Dann wehe ihm! ſagte Eliſabeth.

Und kann die Schweizerjungfrau ſich auch jetzt nicht von ihm losreißen? fragte der Alte heftiger.

Nein, Vater! antwortete ſie beſtimmt.

Scharnachthal wandte ihr den Rücken. Wilhelm! rief er: Du trittſt morgen in die erſten Reihen, Du führſt die Landbewohner unſerer Güter; rette wenigſtens, wenn ich fallen ſollte, meinen ehrenwerthen Namen. Gelobt ſey Gott, daß Du mein Sohn und ſie nur meine Tochter iſt.

Vater! rief der Jüngling feurig, ſeine Hand ergreifend, während Eliſabeth ungebeugt vor dem

Alten ſtand: Wenn das Schlachthorn ſchallt, ſollt Ihr mich Eurer würdig finden. Ich will, die Streitaxt in der Hand, mich in die dichteſten Reihen der Burgunder ſtürzen und ſo für unſres Namens Ehre ſterben.

Mein Sohn! ſagte der Alte ernſt und verweiſend, auch ſprach wohl das Vaterherz bei dieſen Worten: Der tolle Muth iſt nicht wahrer Muth; aus ſeinen Reihen brechen, ſich in Feindeshaufen unbedachtſam ſtürzen, den Tod ſuchen, ihn nicht muthvoll nur erwarten, iſt freventlich. Ja, wenn es gilt! rief der Alte begeiſtert: wenn es die Rettung des Vaterlandes gilt, da iſt das Leben nur ein leichter Preis. Ja wenn es wie bei Sempach gilt — Gott vergebe unſern Vorfahren, das Banner von Bern wehte nicht dort. — Da ſtanden die eiſernen Ritter feſt wie ein undurchdringlicher Wall, feſt Mann an Mann und Schild an Schild, einen Wald von ſcharfen Lanzen vorſtreckend; ſo rückten ſie auf unſres Volkes Reihen an und ſchlugen auch die Schweizer Lanzen nieder, doch von neuem ſtreckten ſie ſich gegen ſie. Es war nicht möglich einzudringen; ſchon war der wackre Gundoldin=

gen mit ſechszig von Luzern gefallen und wie eine Schneelavine wälzte ſich das Heer der Ritter immer mehr und mehr heran, die Unſern wichen.

Da weihte Winkelried ſich ſicherem Tode, umfaßte zwanzig Lanzen mit ſtarkem Arme, und wie der Liebende die holde Braut, ſo innig drückt er ſie in ſeine Bruſt, und ſtrömt ſein Herzblut aus für die Brüder. Ueber ſeinen durchbohrten Leichnam ſtürmt nun das Volk dem ehernen Feinde entgegen, bricht durch ſeine Reihen und öffnet ſo der Freiheit eine Bahn.

So, Wilhelm, fuhr er fort, die Hand auf des Jünglings Haupt legend: ſo muß der Schweizer ſich dem Vaterlande weihen, nicht tollen Muthes die Kraft vergeuden, die noch beſſere Früchte dereinſt tragen kann. Aber wo dem Vaterlande aus Tod das Leben keimt, da drücke ihn mit Inbrunſt an Dein Herz und werde ein zweiter Winkelried. Auf Deinem Grabe will ich dann jauchzen, denn aus ſolchem Tode entſprießt das ſchönſte Leben!

Du aber, Eliſabeth, wendete er ſich zu dieſer: Du machſt das Leben mir zur Gruft. Du hängſt an meines Feindes Sohn mit Liebe, und liebſt ihn noch, da er Verräther an ſeinem Vaterlande iſt. Wehe Dir, weh ihm!

Bei dieſen Worten ſchmetterten längs dem See Trompeten. Scharnachthal ſprang auf, das Schweizer Landvolk griff zu den Waffen, doch bald ſah man, daß es nicht Feinde waren. Es war Herr Hanns von Halwyl mit zwanzig berittenen Reiſigen und ſeinen Mannen, die von der Nydau herabgezogen, ſich den Schutzverwandten von Bern anzuſchließen.

Scharnachthals Geſicht veränderte ſich bei dieſer Nachricht; man ſah, daß Hanns von Halwyls Nähe ſo manche Leidenſchaft in ſeinem Innern aufregte; er faßte ſich jedoch bald. Verlaß uns! ſagte er zu Eliſabeth, als er den Ritter in den Schloßhof reiten ſah, und bald erinnerte ihn die Würde eines Schultheißen von Bern, daß er nur den Schutzverwandten, nicht Hanns von Halwyl empfangen müſſe. Die Thür öffnete ſich, Halwyl trat ein, mit ihm Anna ſeine Gattin.

Seyd mir gegrüßt, edler Herr! rief ihm Scharnachthal entgegen; auch Ihr, werthe Frau, ſeyd willkommen in meinem Hauſe. Ich erwartete Euch nicht, glaubte, Ihr wäret noch weit von der Heimath entfernt, ein wallender Pilger am heiligen Grabe, und nun ſehe ich Euch zu meiner Freude mit einem ſo ſtattlichen Zuge heranziehen für Schweizer-Recht und Freiheit zu kämpfen.

Ich dank Euch, Schultheiß, erwiederte Halwyl: auch ich heiße den tapfern Anführer der Männer von Bern herzlich willkommen. In Neapel vernahm ich von des Herzogs Zuge, da eilte ich zurück, und wohl mir, daß ich noch zu dem Tage der Freude, zu dem Schlachttage eingetroffen bin. Seyd mir gegrüßt, Scharnachthal!

Er reichte dem Schultheißen ſeine Rechte, der ſie nach kurzem Zögern ergriff, ſie dann treuherzig ſchüttelte und ſeinem Sohne winkte, Frau Annen einen Seſſel zu reichen.

Scharnachthal! begann jetzt Halwyl, das Scharfe ſeiner Rede ſo viel als möglich durch den ſanften Ausdruck der Stimme mildernd: als ich nach Paläſtina zog, wart Ihr mein Feind; was indeſſen vorgegangen, iſt nicht geeignet, den alten Haß zu verſöhnen, auch ich kehre mit

Groll

Groll im Herzen gegen Euch zurück. Da aber Eintracht die feſteſte Stütze ſchweizeriſcher Freiheit iſt, ſo habe ich Euch die Hand geboten zur augenblicklichen Sühne. So lange Burgund auf Schweizerboden ſteht, ſo lange ſchweige unſer Haß. Nur Ein Ziel vor Augen, gehn wir treu vereint einen Weg, wie im Rathe, ſo in der Schlacht. Iſt die Schweiz von ihrem Feinde befreit, dann lebe, wenn Gott es will, der alte Haß von neuem auf. — Iſt das auch Euer Wunſch, Schultheiß, ſo ſchlagt ein mit treu redlichem Herzen! — Ohne Zögern reichte ihm Schärnachthal die Hand, über Frau Annens ernſtes Geſicht zog ſich ein freundliches Lächeln.

Nun ſo will ich denn hinunter zu den Reiſigen gehen und das Nöthige ordnen, fuhr Halwyl fort: Vorſicht iſt Noth, denn dem Vernehmen nach ſchweift Romond mit den ſavoyiſchen Reitern im Lande umher. Ich glaubte das Heer ſchon zu Murten, eilte zu Euch zu ſtoßen, und ſo finde ich Euch noch hier; deſto beſſer. Ihr begleitet mich wohl, junger Herr, da ich der Umgegend hier nicht ganz kundig bin, wandte er ſich, das Geſpräch abbrechend, zu dem jüngern Scharnachthal. Der Schultheiß blieb mit Frau Annen allein.

2.

Schweigend ſtanden Beide einander gegenüber; es ſchien als ſey die Gegenwart vor ihnen verſchwunden und das Vergangene habe aller ihrer Gedanken ſich bemächtigt. Die Züge des ernſten Mannes wurden nach und nach milder, während Frau Anna forſchend auf ihn blickte. — Ich ahne, weßhalb Ihr hier ſeyd, edle Frau! rief endlich der Schultheiß: Ihr wollt mir eine ſchwere Prüfung auflegen — ich werde mit Gott ſie beſtehen.

Ich glaube ſelbſt, Herr Schultheiß, erwiederte Frau Anna nicht ohne Bitterkeit: Euer eiſerner Wille unterdrückte ſtets des Herzens Wallen.

Nicht immer! murmelte Scharnachthal vor ſich hin.

Mein Gatte, ein Greis, ſteht mit den Seinen unter dem Banner Eurer Stadt zum Kampf bereit; der Sohn dort im burgundiſchen Lager.

Weh ihm! ſagte der Schultheiß mit Heftigkeit.

Wehe dem, der ihn verbannte! rief Frau Anna, ſich vergeſſend, aber ſchnell einlenkend ſagte ſie ſanfter: Darf der Geächtete auf heimathliche Flur zurückkehren? darf er ſich ſtellen neben ſeinen Vater? Ein Wort von Euch und der Verbannte wird von dem Rathe am Tage der Gefahr zurückberufen. Laßt ihn zurückkehren! bat ſie. — Scharnachthal ſchwieg. — Habt Ihr ihn nicht verwieſen, fuhr ſie fort: Ihr ihn nicht an das Hoflager des ſtolzen Herzogs getrieben?

Nicht ich! rief Scharnachthal: das Geſetz! —

Mann! fuhr Anna auf: Der Haß, den Ihr ſeit jenem Tage in Eurer Bruſt genährt, an welchem ich auf meines Gatten Burg einzog, dieſer Haß hat ihn vertrieben, geächtet. Er war es, der ihm die Tochter verweigerte, den kühnen, kräftigen Mann zum verzweifelten Schritte brachte, Eure Tochter zu rauben. Dieſer Haß verſammelte die Zünfte von Bern, überfiel die Burg, und ehe des Prieſters Segen die Liebenden verband, riß Euer rächender Arm die Tochter von meines Sohnes Herz und trieb ihn aus dem Vaterlande.

Das that ich und mit Recht; erwiederte Scharnachthal mit kalter Ruhe: ich handelte nach Vaterpflicht, der Rath nach dem Geſetz.

Jetzt aber, fuhr Frau Anna fort, trat dem düſtern Mann würdevoll näher, und in ihren Augen glühte der heilige Strahl der Mutterliebe: jetzt erinnere ich Euch, daß Rudolph Halwyl wohl unter die Tapferſten ſchweizeriſcher Jugend zu zählen iſt, daß er in manchem Kampfe es bewährte und ſelbſt die Waldſtädte ſeinen Namen ehren. Ein tapfrer Mann iſt in Zeit der Noth dem Lande viel; ruft ihn zurück, gebt ihm Euer Kind, und beglückt Anna von Babenberg — der Ihr einſt mit Liebe zugethan ſchienet.

Der Schultheiß ſchwieg. Die ſanften Worte Annens hatten die Pforte wieder geöffnet gefunden, durch welche ſie vor Jahren in das Herz des Jünglings ſo mächtig eingedrungen waren; ſie fanden ſie offen, aber nur für Augenblicke. Düſter rollte ſich die finſtre Stirn, der letzte

Funke der immer noch glimmenden Flamme verloſch. Ihm meine Tochter, meine Eliſabeth? Ihm, dem Sohne Hanns von Halwyls? rief er zornig: Nein, nimmermehr! — Das war der ſchönſte Augenblick meines Lebens, als ich ihn jenſeit des Markſteins vaterländiſcher Fluren wußte, und meinen Triumph will ich nicht ſelbſt vernichten.

Frau Anna hatte ihn während dieſer Rede ſchmerzvoll angeblickt. Oft, betete ſie mit Ergebung, die Hände zum Himmel gefaltet: oft, Vater im Himmel, habe ich freventlich gemurrt, da Du den Wunſch meines jugendlichen Herzens mir einſt verſagteſt — jetzt danke ich Dir; an dieſem Eiſigen wäre das meine erſtarrt und gebrochen! — Laßt uns von etwas anderm reden, Herr Schultheiß! bat die würdevolle Frau, da Scharnachthal zu reden beginnen wollte: Kein Wort mehr — keine Entſchuldigung, das Mutterherz verſteht Eure Sprache nicht; überdieß höre ich meinen Gemahl nahen, und er könnte mir leicht zürnen, ſetzten wir das Geſpräch fort.

Scharnachthal verbeugte ſich ehrfurchtvoll und verließ bei Halwyls Eintreten den Saal.

Dein Auge ſagt mir, Dein Bitten war vergebens; ſprach jetzt Halwyl finſter: ich habe es Dir vorausgeſagt, ich kenne dieſen Mann, jähzornig, rachgierig, feſt und unerſchütterlich. Auf keinem Lebenswege mag ich ihm begegnen als da nur, wo es das Wohl ſchweizeriſcher Eidgenoſſen gilt. Hier ſteht der Mann groß vor mir — ſonſt? — Ich will ſchweigen, will gegen das Unabänderliche nicht murren, mich nicht dagegen ſtemmen. — Ich habe Eliſabeth geſehen, geſprochen. Sie iſt eine liebliche Blume, aber in der Tiefe ihres Kelches ſitzt ein Wurm, er nagt an ihrer Blüthe, und das jammert mich ſehr. Gern hätte ich ſie auf unſrer Burg als die Frau des Sohnes geſehen, ſie ſcheint ein frommes, ſanftes Kind.

Und dennoch iſt ihr des Vaters hochtrabender Sinn geworden; unterbrach ihn Anna: ohne ihre feſte Weigerung, nicht ohne des Vaters Segen zum Altare zu gehen, wäre ſie Rudolphs Weib geworden und Berns Knechte kamen zu ſpät.

Das macht mir die Jungfrau noch werther, meinte Herr Halwyl.

Daß Ihr harten Männer doch immer, nur die kalte Pflicht vor Augen, des Herzens warmen Gefühles nicht gedenkt! ſagte Anna ſchmerzlich: Ohne ihre Weigerung ſtand Rudolph in den Reihen vaterländiſcher Krieger, nicht dort, wo das Geſchütz gar grauſig donnert.

Halwyl war indeß auf den Altan getreten und ſah nach Granſon hinüber. Du ziehſt doch nicht an der Spitze Deiner Reiſigen nach Bern? fragte jetzt Frau Anna. Der Ritter antwortete nicht, ſein Blick war immer ſtarr nach jener Gegend gerichtet.

Wirſt Du hinziehen nach Granſon gegen den eigenen Sohn?

Ich werde! erwiederte Halwyl beſtimmt. — Da konnte die Gattin die Thränen nicht länger zurückhalten; an die Bruſt ihres Mannes ſinkend brachen ſie unaufhaltſam hervor.

Laß das Weinen! rief dieſer faſt unwillig: So lange noch Gefahr das Vaterland bedroht, muß das Herz nicht trauern, kein Vater, keine Mutter den Sohn beweinen, der für begangene Frevel vom Vaterlande verſtoßen, nun feindlich zurückkehrt in dieß Heiligthum. Nur des bedrohten Vaterlandes muß man gedenken und ihm die letzten Kräfte weihen.

Das iſt hart, ſeufzte ſie.

Anna! rief jetzt der ehrwürdige Ritter, ſein Arm ſtreckte ſich nach dem Wiederſcheine der untergegangenen Sonne, ſein Auge erglühte im jugendlichen Feuer: Wie jenes Gewölk, jetzt noch von Abendgluth geröthet, ergrauend in der Dämmerung zerrinnt, ſo würde unſrer Thaten goldner Glanz verſchwinden, wenn unſrer Freiheit Sonne untergeht. Im letzten Seufzer des Schweizerlandes ſchwebt auch mein letzter Lebensodem hin; des Stammes wie des Vaterlandes Schmach, nie würde das gebrochene Herz ſie überleben. Sein Haupt ſenkte ſich bei dieſen Worten, der Gram beugte das ehrenwerthe. — Plötzlich hob er es muthig empor, höher ſtand er da, den Blick hinüber nach ſeiner Heimath gewandt. Doch ehe ich untergehe, rief er feurig: ſoll noch ein Strahl des Ruhms mich begleiten; enden will ich meine Laufbahn, wie ich ſie begonnen, ehrenvoll mit meinem treuſten Freunde, dieſem Schwerte. —

Willſt Du dem Sohne zürnend gegenüberſtehen? unterbrach ihn die Gattin und ergriff bittend ſeine Hand.

Anna! rief der alte Ritter zornerglüht: Das Zeichen von Burgund bergt mir des Sohnes Herz, und wenn nach jenem Kreuz mein Schwert ſich wendet, muß ich es dulden, wenn es dieſes trifft.

Und auch der Mutter Herz! ſagte ſie dumpf vor ſich hin.

Auf dem Altare des Vaterlandes muß ein jeder opfern, ſprach der Ritter mit Ergebung: Du und ich — der Ritter wie der Knecht. Das Vaterherz wie die Mutterliebe, nichts ſey zu heilig und zu theuer.

Weh uns! ſeufzte Frau Anna und trocknete ſchnell ihre Thränen, da ſie Tritte nahen hörte.

Es war Eliſabeth; den Reiſemantel umgeworfen, trat ſie ein, nahte der Edelfrau von Halwyl, küßte ihre Hand und ſprach mit ergreifendem Tone: Werthe Mutter, ich komme Euch zu begrüßen und Euch zugleich Lebewohl zu ſagen; man wartet meiner, ich muß aus meinem Aſyle hinüber nach dem geräuſchvollen Bern. Zürnt mir nicht, edle Frau, auch Ihr nicht, Vater meines Rudolph. Ich habe den Sohn aus Euren Armen geriſſen, ich habe den edlen Krieger aus ſeinem Vaterlande vertrieben — den Geliebten von dieſem Herzen entfernt, ſetzte ſie wehmüthig hinzu. — Doch bei Gott und der heiligen Jungfrau! fuhr ſie ermuthigt fort: ich konnte nicht anders, ich mußte! — Ohne Vaterſegen welkt der Liebe Blüthe; darum verzeiht auch Ihr, wie dieſe würdige Frau es ſchon gethan. — Sie trat vor den alten Halwyl, der die Jungfrau in ſeine Arme ſchloß und ihre Stirn küßte. Ich zürne Euch nicht, zieht mit Gott, ſprach er gerührt: und vergeſſet meinen Sohn ſelbſt in der Entfernung nicht. — Daß alles zur Abreiſe bereit, meldete ein Diener.

3.

Von zehn Knechten begleitet zogen Eliſabeth und Frau Margarethe den Weg nach Bern. Es war ſchon ſpät am Abend, als ſie das Schloß verließen, der Mond ſtieg über dem Gebirge auf, und die Nacht war hell und freundlich. Der

Weg führte ſie längs dem plätſchernden See, dem kleinen Walde von Weymuthskiefern zu, der ſich dort an den Hügel lehnt. Vor Eliſabeths Seele ſchwebten ſo mannigfaltige Bilder, freundlich und ſchön, trüb und ſchmerzvoll. Rudolphs von Halwyl Bild war mit darunter, jedoch die rothe Binde über dem Harniſche ſchien ihr ein blutrother Streifen zu ſeyn, der ſein Herz von dem ihrigen trennte, und bald verſank ſie in tiefe Betrübniß. Frau Margarethe ſtörte ſie nicht, ſchweigend ritt ſie auf einem Maulthier neben ihr, und beobachtete bald die Jungfrau, bald den alten Schweizer, der, den Streitkolben oftmals mit kräftiger Fauſt ſchwingend, den Frauen voranſchritt, und aufmerkſam um ſich ſpähend des Feindes Nähe zu beſorgen ſchien. Dieß beunruhigte die Matrone, doch dachte ſie an ihres Bruders, des Schultheißen Vorſicht, und wenn ſie überlegte, daß Granſon ſo weit von ihrem Wege entfernt lag und der Feind ohne bedeutende Heeresmacht ſich wohl ſchwerlich in die Alpthäler wagen würde, ermuthigte ſich ihr Herz, und ſie zog, keinen Unfall fürchtend, getroſt weiter.

So waren ſie wohl ſchon eine Stunde längs dem See gezogen und wandten ſich jetzt rechts nach dem Wäldchen, durch deſſen zackige Aeſte des Mondes Silberlicht glänzte, als ihnen aus demſelben eine Geſtalt entgegen trat, die ſie aus der Ferne nicht deutlich erkennen konnten. Der alte Schweizer, ſeinen Streitkolben gehörig zum Kampfe faſſend, ſah ſcharf nach ihr hin, und nachdem ſie einige Schritte weiter gegangen waren, rief er brummend: Führt den der Teufel uns auch in den Weg; das iſt ja Walter von Uri der Sänger, ſeht Ihr nicht die Laute über dem Wams neben der Armbruſt? Die Pickelhaube und das Schwert an der Seite machte mich irr. — Der Alte hatte ſich nicht getäuſcht, es war Walter, der vorangegangen, hier Eliſabeth erwartete, um ſie gen Bern zu begleiten. Er neigte ſich vor den Frauen und küßte ehrerbietig die Hand, welche Frau Margarethe ihrem Lieblinge zum Willkommen entgegenſtreckte; auch Eliſabeth grüßte ihn freundlich und ſchien über ſeine Gegenwart nicht unwillig zu ſeyn; ſelbſt der alte Wilhelm, der Anführer des Zuges, ſchüttelte ihm treuherzig die

Hand und befahl ihm, ſich den Andern anzuſchließen, da er ihn doch endlich einmal mit Schwert und Pickelhaube bewaffnet ſähe.

Aber Walter konnte nicht bei den Kriegern verweilen, es trieb ihn neben das Roß, welches Eliſabeths Himmelsgeſtalt trug; ſchweigend ſchritt er neben her, denn er wagte es nicht, durch voreilige Worte die Herrin in ihren Gedanken zu ſtören. Selbſt das Saitenſpiel hing an dem lichtblauen Bande tonlos über ſeiner Schulter, nur das Auge war beredt und unverwandt auf Eliſabeth gerichtet.

So durchzogen ſie das Wäldchen, bogen dann in die Thalſchlucht, wo der angeſchwollene Mühlbach mit rauſchender Kraft ſich herabſtürzte und ſchäumend unter den gewaltigen Rädern der Mühle weiter zog, um in den Waſſern des Bieler See's unbeachtet ſich zu verlieren. So ſtürzt ſich mit keckem Muthe ein hoffärtiger Knabe in den Strudel des Lebens, um unbeachtet unter der Menge zu verſchwinden.

Das rege Leben in der Mühle, das Klappern und Rauſchen der Räder durch die ſchweigende Nacht, als ob hier auf dieſem Punkte allein der Schlummer der Natur geſtört ſey, weckte auch Eliſabeth aus ihren Träumen, ſie begann mit Walter zu ſprechen, und ſo ſetzten ſie den Weg über die Matten am Felshange fort.

Ihr zürnt doch nicht, holdes Fräulein, begann der Jüngling: daß ich Euch begleite? Iſt auch mein Arm nicht ſo ſtark als der Arm manches Schweizerjünglings, ſo fühl' ich doch meinen Muth dem ihren gleich, und wenn ich mir Euch ſtill und trauernd auf dem Zelter dachte, ſo meinte ich, es könne vielleicht ein Lied, meine Rede, ein Mährchen, wie ich Euch deren ſchon manches erzählte, Euch zerſtreuen. Da riß ich mich von dem alten Halwyl los, der mich gewaltig anzog, wappnete mich und erwartete ſo mit Schwert und Laute meine Herrin, im Voraus hoffend, ſie würde mir darob nicht zürnen.

Schweigt einen Augenblick mit Eurem Geplauder! rief halb leiſe der alte Wilhelm, der mit den Seinen plötzlich angehalten hatte und ſich jetzt horchend auf die Erde legte; mehrere Minuten lag er ſo, dann erhob er ſich raſch und rief: Ich irrte nicht, ich höre in der Entfernung

Hufſchlag; ſchwerlich möchten dieß von den Unſrigen oder von den Oeſtreichiſchen ſeyn, darum ſchnell vorwärts, daß wir an jenen Kreuzweg kommen, wo der Fußpfad ſich in die Alp hinaufzieht, dorthin verfolgt uns kein Reiter. Mit raſchem Schritte eilte er voran, die Andern folgten, ihre Hellebarden und Schwerter zum Kampfe ordnend, Frau Margarethe mit zagendem Herzen.

Glücklich gelangten ſie an den Kreuzweg und zogen auf dem Fußſteige die Alp hinauf, und kaum hatten ſie die erſte Sennhütte erreicht, ſo ſahen ſie auch ſchon unten im Grunde einen beträchtlichen Trupp Reiter, die ſie leicht als Burgundiſche erkannten. Der alte Wilhelm ſchlich ſich deßhalb auf einem Fußpfade mehr rechts, und ermuthigte ſeine Begleiter, im Fall ſie auf die Burgunder ſtießen, ſich tapfer zu wehren und die Tochter und Schweſter ihres Schultheißen mit ihrem Blute zu vertheidigen. Eliſabeth ſchien bei dieſer drohenden Gefahr gleichgiltig, Walter jedoch war hoch erfreut, und im kecken Uebermuthe wähnend, er allein ſey hinreichend, die Jungfrau zu beſchützen, ſchritt er ſtolz und vertrauenvoll neben ihr her; nur Frau Margarethe bebte, ſie betete leiſe vor ſich hin, indeß der alte Wilhelm fluchte, als finſtere Gewölke den Mond verbargen und er dieſes Weges nicht ſo ganz kundig, ſich zu verirren fürchtete.

Während ſie auf einem engen Fußpfade zwiſchen Hecken und einzelnen Büſchen hindurch ſchritten, hatte ſich der Himmel ganz umzogen, dunkle Schneewolken verbargen das Mondlicht und kein Sternchen blickte mit goldenem Scheine leuchtend vom Himmel nieder; da wurde der Alte immer ungeduldiger, endlich hielt er an und geſtand unter Verwünſchungen, daß er den Weg verfehlt haben müſſe, denn längſt müßten ſie an Curt Wernachers Hütte ſeyn und den Berg hinabſteigen ſtatt hinaufzuklimmen. Aber weder ſeine Verwünſchungen noch Frau Margarethens Gebet erhellten die finſtre Nacht, ſie mußten den einmal betretenen Weg weiter ziehen und fanden ſich nach einer langen ſorgenvollen Stunde am Kreuzwege wieder, da wo ſie die Straße verlaſſen und die Alp hinaufgezogen waren.

Hier beriethen die Frauen mit ihrem Führer, was nun zu thun ſey, und da man nirgend die Reiter vernahm, ſo wurde einmüthig beſchloſſen, nicht wieder auf dem Fußpfade die Alp hinaufzuklimmen, ſondern auf der Landſtraße nach Bern weiter zu ziehen. Schweigend begann von neuem der Zug. Schon glaubten ſie den Thurm von Walſerswyl aus dem Dunkel heraustreten zu ſehen, als ſie hinter ſich Hufſchlag vernahmen. Vom Wege konnten ſie nicht ab, rechts war eine ſteile Felswand, links ein Abgrund. Eilt ſchnell vorwärts! raunte der alte Führer den Frauen zu: treibt Eure Thiere an, wir wollen den Feind, ſo lange Gott will, aufhalten nach Kräften. Frau Margarethe trieb vergebens ihr träges Thier, das nur ungern der Mahnung folgte, Eliſabeth aber jagte auf ihrem muthigen Roſſe ſchnell von dannen.

Nun, Walter! rief der Alte, der da, wo die Straße ſich um einen Felſen bog, vier der Seinen, die mit Feuerröhren bewaffnet waren, hingeſtellt, mit den Uebrigen aber, die Hellebarden und Streitärte in der Hand, ſich auf die enge Straße geſtellt hatte: Nun, macht Eure erſte

Waſſenprobe gut, hier gilt es dem Fräulein, und kaum hatte er dieß geſagt, ſo ſahen ſie den Reiterhaufen wie eine dunkle Wolke heranwogen.

Halt! donnerte ihnen Walter entgegen: Freund oder Feind! Statt Antwort ſprengten jene auf ihren Roſſen heran, die Büchſen knallten hinter den Felſen, die Reiter ſtutzten, drangen jedoch nach kurzem Aufenthalt jagend wieder vor. Die Bolzen der Armbrüſte, die vorgehaltenen Hellebarden hielten ſie nicht auf, ſie drangen ein in das Häuflein Schweizer, die mit Streitaxt und Schlachtſchwert wacker um ſich hieben und manchen Burgunder in den Sand ſtreckten; doch von den Pferden umgeritten, zertreten, von den Schwertern getroffen, ſanken die Braven, keiner ſuchte in der Flucht ſein Heil. Walter lag betäubt unter den Todten.

Während deſſen hatte Frau Margarethe unabläſſig ihr träges Thier angetrieben, es vermochte nicht, dem feurigen Roſſe Eliſabeths zu folgen, und als die Feuergewehre knallten, das Kampfgetöſe ihr Ohr traf, gab ihr, trotz der ſteigenden Angſt, die Beſonnenheit den Rath, ihr Maulthier anzuhalten, abzuſteigen und längs dem ſich herabſtürzenden Bache den Felſen hinanzuklimmen. Alt und ſchwach vermochte ſie es freilich kaum, doch war ſie ſchon eine beträchtliche Höhe hinauf, hinter einem Weißdornſtrauche ruhend, als ſie unten die burgundiſchen Reiter vorbeiziehen ſah. Auf ihren Knieen dankte ſie Gott. — Der kommende Morgen führte ſpäterhin einige Landleute vorüber, die ſie ab vom Wege nach einer Sennhütte leiteten.

Muthig, ihr flüchtiges Roß immer noch antreibend, war Eliſabeth auf der Straße fortgeſprengt; ſchon lag der Kampfplatz weit hinter ihr, nur das Knallen der Feuergewehre hatte noch ihr Ohr erreicht, das Waffengeklirr war nicht bis zu ihr gedrungen. Flüchtig jagte das muthige Roß mit ſeiner ſchönen Bürde dahin, vermochte jedoch nicht, ſie ihrem Geſchicke zu entziehen. Unfern Walſerswyl ſtieß ſie auf ſavoyiſche Reiter, die unter Anführung des Grafen von Romond von Yverdün aus ſich durchgeſchlichen hatten und hier ihre Vorhut erwarteten.

Als der Morgen graute, erwachte Walter aus ſeiner Betäubung. Es mußte ein Streitkolben ſeine Pickelhaube getroffen haben, denn noch war er ſeiner Sinne nicht ganz mächtig, blutete jedoch aus keiner Wunde. Wie aus einem Traume erwacht, ſchaute er um ſich her. Da lag der alte mürriſche Wilhelm mit durchbohrter Bruſt, von ſeinen Genoſſen umgeben neben ihm, nur einer ſeufzte noch und hob das gebrochene Auge nach dem Jüngling, der ihm hülfreiche Hand zu leiſten ſich nahte. Laßt nur, Walter, ſprach der Sterbende: weckt mich nicht zu einem Leben, das keinen Werth mehr für mich hat; ſollte ich der Einzige ſeyn, der die Krieggefährten überlebte? Laßt mich neben ihnen ſterben. Eilt lieber nach Bern und forſcht, was aus den edlen Frauen geworden iſt. Er wandte ſich, drückte das Antlitz feſt auf die Erde, murmelte noch einige Worte, vielleicht ein frommes Gebet und verſchied.

Da blickte der Jüngling noch einmal traurig auf den Wahlplatz hin und eilte raſch vorwärts; Sorge um Eliſabeth beflügelte ſeine Schritte. Sein müder Fuß trug ihn jedoch nicht weit, bald mußte er ſich unter einem

Baume niederlaſſen, ſein Kopf brannte ihn, die Glieder ſchmerzten, er konnte nicht weiter.

Während er ſo ruhte, ſchlich ein Landmann mit Schwert und Streitkolben bewaffnet von der Höhe herab, lugte in der Gegend umher und gewahrte den Schweizerjüngling unter dem Ahorne ſitzend, das Haupt auf den Arm geſtützt; er näherte ſich ihm. Einen Trunk! bat Walter. Der freundliche Mann reichte ihm eine Flaſche mit Milch, die er bei ſich trug, und als der Jüngling ſich durch den Labetrunk geſtärkt, fragte ihn der Landmann: wo er ſchon ſo früh herkomme, und ob er vielleicht in dieſer unglückvollen Nacht ſchon hier geweſen ſey? Walter erzählte ihm, was vorgegangen und daß er nach Bern eilen wolle, um dort Kunde von des Schultheißen Tochter einzuziehen, die noch vor Beginn des Kampfes auf einem weißen Roſſe davongeſprengt ſey. Frau Margarethens gedachte er nicht.

So ſteh ihr Gott bei! rief der Landmann: denn die Burgunder haben ſie in ihren Händen. Als ich in dieſer Nacht nicht fern von hier die Höhe herabſtieg, um in Arberg zu meiner Fahne zu ſtoßen, ſah ich einen Haufen, wohl an tauſend Reiter auf der Straße halten; ich verbarg mich hinter einer Hecke, und von da ſah ich durch das Halbdunkel ein weißes Roß heranſprengen, hörte wie die Burgunder jauchzten, auch eine weibliche Stimme glaubte ich zu vernehmen.

Walter ſprang auf, ſeine ſchlummernden Lebensgeiſter waren plötzlich wieder geweckt. In den Händen der Burgunder! rief er erſchüttert: Eliſabeth Scharnachthal gefangen! Nachſinnend bedeckte er mit beiden Händen das Geſicht und ſtand regunglos da; doch plötzlich, als habe ein Göttergedanke ihn von neuem belebt, nahm er Schwert und Pickelhaube und gab beides dem Landmann. Verwahrt mir das Schwert, verwahrt es mir gut; Caspar van der Flühe, mein Ahn, trug es bei Moorgarten, gebt es in Bern in dem Hauſe Scharnachthals in Verwahrung. Dieſe Pickelhaube tauſche ich mit Eurem Barett, das neu und gar hübſch iſt, denn zum Kampfe ſchmückt ſich der Schweizer doch immer mit dem beßten. Gebt, lieber Freund, Ihr gewinnt noch bei dem Tauſche. Er betrachtete ſeine Laute, die bei dem nächtlichen Kampfe wunderbarlich erhalten war, griff, wie zur Probe, einen volltönigen Akkord, und das Barett aufſetzend bog er links nach dem Neuenburger See und dem burgundiſchen Lager zu.

4.

In Bern war ein regſames kriegeriſches Leben, Alt und Jung, Mann und Weib waren in Bewegung, es galt ja die Freiheit. Noch ſtanden die alten Thürme, noch bewachte der finſtre Bär die Thore der mächtigen Stadt, in die noch kein Feind zerſtörend gedrungen war, noch glühte Muth und Vertrauen in der Bruſt der Männer, und der blutigen Schlachten gedenkend, welche die ohne Blut errungene Freiheit befeſtigt hatten, vertrauten ſie auf Gott und ihr Schwert, auch die mächtige Heeresmacht von Burgund aus ihren Landmarken zu vertreiben, wenn billige, ehrenvolle Bedingungen den ſtolzen Herzog nicht friedlich zurückkehren ließen.

Es war am Morgen des 24. Februars 1476,

als Scharnachthal und Hanns von Halwyl mit dem verſammelten Berner Landvolk und den wenigen Reiſigen der ſchutzverwandten Edlen zu Fuß und zu Roß, unter Geläute der Glocken einzogen. Es war ein rüſtiger Haufe Alpenjäger und Sennhirten, und gar wohl geübt, das Schwert zu ſchwingen, die Bolzen nach dem Ziele zu ſchicken, das Feuerrohr zu gebrauchen. Alt und Jung, ſelbſt Knaben waren im reiſigen Zuge, Niemand des Berner Landes hatte bei ſo dringender Gefahr daheim bleiben wollen, hohen Muthes hatten ſie ſich am See unter ihres Schultheißen Banner verſammelt und freudig beim Abmarſche das Schwert geſchwungen. Auf ihrem Zuge trafen ſie die in der Nacht Erſchlagenen, und eine traurige Ahnung hatte ihren edlen Führer erſchüttert; ihnen ſelbſt war dieß erſte Gefecht von trauriger Vorbedeutung. Auch Halwyl war ergriffen, als Scharnachthal ihm leiſe zuraunte: Dieß Eures Sohnes Werk! — So rückten ſie mit ernſter Ruhe in die Stadt, finſter wie das alte Thor, durch das ſie zogen.

Der Schultheiß, den Schmerz der Vaterbruſt bekämpfend, muſterte nun auf dem Marktplätze die verſammelte Schaar der Berner, denn die Glocke hatte ſchon längſt auch die Innungen der Stadt zuſammenberufen. Nur einen Blick warf er auf den Erker ſeines Hauſes, an dem er vorüberſchritt; aber leer war das hohe Fenſter, nicht das Engelgeſicht ſeines Kindes ſah freundlich grüßend herab, und die Gewißheit ward ihm, ſie ſey in Feindes Hand. Der ſtolze heftige Mann bedurfte all ſeines Muthes, um bei dem erſten wichtigen Geſchäfte nicht die Faſſung zu verlieren und in dieſem entſcheidenden Augenblicke mit zuverſichtlich freiem, ungetrübtem Antlitze die ihm anvertraute Schaar zu muſtern. — Nahe an 8000 waren es, an deren Spitze er ausziehen wollte, den von Stein und ſeine Tapfern in Granſon zu entſetzen; ihnen war ein freier ungetrübter Sinn noth. Bern war die Mächtigſte des eidgenoſſiſchen Bundes, er ihr Schultheiß und Hauptmann; noch waren die andern Bundesgenoſſen nicht eingetroffen, mit Luzern allein ſtand Bern dem erſten Angriffe entgegen; es bedurfte nur eines raſchen Marſches, und vor ſeinen Thoren wehten die Fahnen von Burgund.

Männer von Bern! ſo begann er die Verſammlung anzureden: und Ihr edlen mit uns verbündeten Herren, die Ihr Eurer Pflicht getreu mit Euren Mannen zu uns geſtoßen ſeyd in den Tagen der Noth, haltet feſt zuſammen in Eintracht, feſt in Reihe und Glied. Gedenkt des Tages von Laupen, denkt an Moorgarten; faßt Muth und Vertrauen, denn nicht die Zahl der Streiter, ihr Muth gibt den Sieg. Nicht um Gut und Blut allein kämpfen wir; es iſt das Höchſte des Lebens, es iſt die Freiheit, für die wir ſtreiten; wer möchte ohne ſie nicht lieber einen ehrenvollen Tod? Darum — hier nahm er mit kräftiger Fauſt das Banner der Stadt aus den Händen des Bannerträgers — folgt dieſem ehrwürdigen Zeichen! Stets führte es zum Siege, noch floh kein Schweizer in der Feldſchlacht. Gott war mit uns, wo Recht auf unſerer Seite war und ſo auch jetzt! — Hell klirrte das Raſſeln der Waffen, da Scharnachthal dieß geſprochen, und als ob der Sieg auf der Spitze von Schwert und Hellebarde ſchwebe, hoben ſie die Wehren ſchweigend in die Höhe; als hielten ſie ſie empor zum feierlichen Schwur.

Da übermannte das Gefühl den alten Helden, er mußte einhalten in der Fluth ſeiner Rede, doch ſchnell faßte er ſich. Ein Jeder gehe nach Hauſe, begann er von neuem: ſtärke ſich mit Speis und Trank und ſage den Seinen ein Lebewohl. Sagt Euren Weibern, daß ſie für Lebensmittel ſorgen, wenn die Eidgenoſſen zur Hülfe einziehen, und wenn die Glocke vom Münſter das Zeichen gibt, verſammelt Euch ſchnell und zum Abmarſche bereit auf dieſer Stätte. Nun geht mit Gott! Dumpf wirbelte die Trommel, gleich dem Geſumme der Bienen, wenn ſie ſchwärmend dahin ziehen, wogte der Hauſe auseinander, noch einmal das Brod vom eigenen Tiſche zu eſſen, den Wein aus dem Pokale der Väter zu trinken. Das Landvolk zog ein Jeder zu ſeinen Bekannten, noch einmal das Haus der alten Gaſtfreundſchaft zu betreten.

Mit feſtem Schritte — der Sieg über das Schickſal war errungen — trat Scharnachthal in ſeine Wohnung. Nur Diener kamen ihm entgegen, nicht ſeine Schweſter, nicht ſein Kind. Niemand in dieſer Nacht eingetroffen? fragte er, keine bejahende Antwort erwartend. Niemand! erwiederte der ängſtlich forſchende Diener. So laß mich allein, Wilhelm, ſprach er zu ſeinem Sohne, der mit niedergeſchlagenem Blicke hinter ihm ſtand; der Jüngling entfernte ſich. Scharnachthal betrat ſein Zimmer, ſchritt einigemal auf und ab, ging dann an das hohe Bogenfenſter und lehnte ſein ſorgenſchweres Haupt an die bemalten Scheiben, wo der heilige Georg den grimmigen Drachen mit ſeiner Lanze durchbohrte.

Lange ſtand er ſo, hinaus auf den Marktplatz ſtarrend, wo das rege Kriegleben verſchwunden war und nur öde Stille noch herrſchte. Vaterland und Vaterſorgen drückten ihn nieder, aber faſt mehr als das der Gedanke: Es iſt die rächende Nemeſis, die Dich ereilt. Plötzlich ermannte er ſich. Weg Vaterſorgen, weg Vaterſchmerz! rief er: Es iſt das Opfer, das ich auf Deinem Altare niederlegen mußte, Land meiner Väter. Nur der Noth ſchweizeriſcher Eidgenoſſen gedenke, Schultheiß des mächtigen Bern!

Er rief ſeinen Diener; da trat Frau Margarethe ein. Allein? fragte er ſie.

Allein, antwortete ſie ſchluchzend.

Wo iſt ſie?

Verfolgt von feindlichen Reitern floh ſie; ich hoffte ſie hier zu finden.

So helfe mir Gott! rief der Schultheiß, ſchüttelte mit beſonderer Herzlichkeit die Hand der Schweſter, warf haſtig die Zeichen obrigkeitlicher Würde ab und entfernte ſich. Bald war der Harniſch umgeſchnallt, die eiſerne Pickelhaube aufgeſetzt, das lange Schlachtſchwert umgürtet. Noch einmal, wie zum Lebewohl warf er einen Blick umher durch das Zimmer, drückte der Schweſter ſchweigend die Hand und trat in das Vorhaus. Dort begegnete ihm Wilhelm, ſein einziger Sohn, zum Kampfe ſchon gerüſtet. Sey ein Mann, ein Schweizer! ſagte er ernſt zu ihm, und Hand in Hand verließen ſie die Wohnung der Väter.

In dieſem Augenblicke begannen die Glocken der Stadt ihren dumpfen Ruf zum Aufbruch; lange ſchon hatte der Glöckner des Zeichens geharrt, zu ihrem feierlichen Tone wirbelten die Trommeln, ſchallten die Hörner und ſchmetterten luſtig die Trompeten der ſchutzverwandten Edlen.

Jetzt war der Augenblick der Trennung da, der Augenblick, wo der zurückgehaltene Schmerz laut ausbrach. Am Halſe des Gatten hing, den Säugling auf dem Arme, die weinende Hausfrau, Kinder umfaßten die Kniee des Vaters. Die Jungfrau drückte ihrem Verlobten den Scheidekuß auf die Lippen, Mütter und Greiſe ſegneten die Söhne und weihten ſie zum heiligen Kampfe. Seyd eingedenk Eurer Vorfahren, kämpft wie ſie, für die Freiheit und kehrt mit Gott als Sieger zurück. Das war der Nachruf Tauſender; ſelbſt im Schmerze war hoher Muth.

Zu ſeinen Fahnen trat nun ein Jeder, die Rottmeiſter ordneten ihre Haufen, die Hauptleute ſprachen ein kräftig mahnendes Wort, und unter Glockengeläute, Trommelwirbel und Trompetenſchall zogen die Berner, 8000 ſtreitbare Männer, gen Murten.

5.

Im Lager der Burgunder ging es nicht ſo
rnſt her wie in Bern. Es erſtreckte ſich in
inem halben Monde vom Ausgange des Tha-
es der Orbe über Baumes, St. Croix bis ge-
gen Vauxmarcus, umgab die Höhen bei Gran-
on, und enthielt 35,000 Burgunder, zu welchen
5,000 Savoyer und Italiener, unter dem Für-
ten von Tarent, geſtoßen waren, der ſich durch
ieſen Kriegzug die reiche Erbin von Burgund zu
ewinnen wähnte. Das Heer ſchwelgte in zügel-
oſer Ausgelaſſenheit. Auf einem Hügel mitten
n Lager ſtand, einem Pallaſte ähnlich, des Her-
ogs prachtvolles Zelt, Teppiche ſchmückten die
Wände, mit dem ſchönſten Brügger Sammet
aren Seſſel und Stühle behangen, wie am
oflager zu Arras glänzten Gold und Edelſteine
berall. Zahlloſe Diener in prunkvollen Ge-
ändern wogten im bunten Gemiſche, laut
hallte das Wiehern von hundert Streithengſten
us ſchöngeſchmückten Zelten, Trompeten und
auken wirbelten durch die Luft und riefen die
enge der Ritter zur Tafel und zum Banket.
m die Zelte des Fürſten prangten die Zelte

der Schranzen und Kriegsoberſten, die in Pracht mit einander wetteiferten. Die langen Reihen der gemeinen Kriegszelte, nach Landſchaften und Waffengattungen geordnet, bedeckten Hügel und Thal; unzählige Roſſe ſtampften muthig den Boden, und durch dieſe Reihen zog jubelnd ein Haufe von Poſſenreißern, Minneſängern, Gauklern und feilen Dirnen; burgundiſches Gold gab den deutſchen, den niederländiſchen, den italiſchen Völkern Leben und Luſt, der Zügelloſigkeit Nahrung. Toller Muth, freche Hoffart entflammte die Soldaten, die ſich hier, ein Hirtenvolk zu bekämpfen, vereinigt hatten, und Karl von Burgund, der ſtolze, kühne Herzog, hielt das Racheſchwert bereit, das Schweizervolk mit einem Schlage zu vernichten.

Noch donnerte das Geſchütz vor dem Schloſſe von Granſon, welches Albrecht von Stein mit 800 Bernern muthvoll vertheidigte, doch den wilden Jubel des Heeres ſtörte Geſchützdonner nicht. Ueberall, wo eine zerſtörte Hütte ein Obdach bot, lagerte ſich ein Trupp, zechte und ſpielte, und als ob mit der Minute der letzte Freudetropfen geſchlürft werden müßte, ſo gierig ſogen

ſogen ſie den Lebensgenuß ein. Nur am äußerſten Ende des Lagers, da, wo drei Ulmbäume ein einſames Plätzchen bildeten, ſaßen unter offenem Zelte, die Becher vor ſich, zwei Ritter in ernſthaftem Geſpräche vertieft. Der Eine, welcher der Jüngere zu ſeyn ſchien, ſah unverwandt, den gefüllten Becher unangetaſtet vor ſich, hinüber nach dem Neuenburger See, während der Andere mit Theilnahme ſchweigend ihn beobachtete.

Der Schmerz übermannt Euch, Rudolph, ſagte dieſer endlich: nur zwei Wege ſtehen Euch offen, und nur kurz iſt noch die Zeit der Wahl. Ihr zieht zurück in Eure Heimath, kämpft wider uns, oder fröhlichen Muthes mit uns. Es taugt nichts, wenn der Geiſt, wenn das Herz unbeſtimmt hin- und herſchwankt, und nicht weiß wohin es ſich wenden ſoll. Noch iſt es Zeit, vielleicht morgen nicht mehr!

Ich gab dem Herzoge mein Wort, Etanges, und das brach ich nie! rief der jüngere Ritter, wild aufſpringend.

Ihr dauert mich! begann nach einer Pauſe Ritter Etanges: Es liegt ſo manches ſchätzenswerthe in Euch, das mich trotz Eures wilden ſtürmiſchen Weſens anzog; ſelbſt die helle Gluth, die in Eurem Blicke entflammt, freut mich, nur Schade, daß ſie die Hütten Eures Vaterlandes anzünden ſoll. Wäre ich ein Schweizer, ſo wie ich aus Burgund ſtamme, Ihr ſäht mich dort, nicht hier! Er wies hinüber gen Bern.

Finſter ſah der Andre nach dem Alpengebirge, ergriff dann plötzlich des Freundes Hand, und den Arm nach dem Juragebirge ausſtreckend, rief er mit wild rollendem Blicke: Dort bei der hohen Eiche am Felsquell ſteht am Scheidewege ein einſames Kreuz, dort trennt ſich das Schweizerland von Burgund, wenn die Alpen in der Abendſonne glühen, liegen Eure Berge im Dunkel. Da ſtand ich an des Vaterlandes Markſtein meines thatenreichen Lebens; mit einem Schritte, Etanges! mit einem einzigen Schritte trat ich hinüber in das fremde Land und trennte mich von Allem, was mir einſt ſo theuer war. Noch einmal warf ich ſehnſuchtvoll den Blick nach meiner Heimath goldgeſäumten Bergen — und ſagte Allem, Allem Lebewohl. —

Arm wie ein Bettler, fuhr er mit Ingrimm fort: arm an innerem Frieden, reich wie Crösus an tiefem Schmerz ſtand ich, der Pflicht, der Bande entledigt, die mich dort gefeſſelt; nur das Schwert und die Erinnerung begleiteten mich in die feindliche Verbannung. Da hob ich ſcheu den Fuß, trat, ein Flüchtling, auf burgundiſchen Boden, das Schweizerherz ſtieß ich von mir und ſtreckte meine Hand gen Himmel, Rache ſchwörend — und den Schwur werde ich halten. Auf Schweizerboden zurückgekehrt, fuhr er ſanfter fort: erkenne ich meine Heimath nicht, es hat ſich Alles um mich her verwandelt; die Sehnſucht zieht mich nicht nach jener Höhe, das Alphorn weckt nicht mehr der Wehmuth ſüßen Schmerz in meiner Bruſt, der Morgen grüßt mich nicht mit ſeinem Strahlenglanze von jenem Berge herüber, und die Abendſonne nimmt mein Sehnen nicht mit ſich hinunter. Nur die Nacht weckt den Schmerz und die Erinnerung.

Da tönte bei dieſen Worten unfern des Zeltes, von Lautenklängen begleitet, der Geſang eines Alpliedes. Etanges horchte auf, Rudolph von Halwyl aber ward durch dieſe Töne ſonderbar erſchüttert. Als das Lied beendet war, näherte ſich ein Schweizerjüngling dem Zelte; es war Walter, der die Laute im Arme, mit dreiſtem Muthe zu den Rittern trat.

Seyd mir gegrüßt, Ihr Herren! ſagte er, freundlich ſich neigend: Reicht mir einen Becher Wein, und ich ſinge Euch ein munteres Alplied.

Wer biſt Du? fragte der Ritter Etanges.

Bin von Uri, eines Sennen Sohn von hoher Alp, erwiederte er unbefangen: und durchziehe bald Stadt, bald Land mit meinem Saitenſpiele.

Und wagſt Dich in's Lager der Burgunder? unterbrach ihn der Ritter: Kennſt Du des Herzogs Strenge nicht? es könnte leicht den Kopf Dir koſten; geh', mein Sohn, ehe man Dich hier gewahrt.

Des Liedes Zauber, entgegnete der Schweizer keck: gibt dem Sänger einen Freipaß durch die ganze Welt, ihm öffnen ſich bei Freund und Feind die Thore, und überall iſt er willkommen. Es lauſcht der Ritter wie die Dirne auf ſeinen Geſang; der ſpendet ihm den Wein, ſie den Kuß, und nirgend zieht er unbelohnt von dannen. Darum, werthe Herren, hört auf mein

Lied und dann reicht mir einen Becher Wein, denn mich dürſtet.

So nimm den Becher und trink, ſagte Etanges, ihm den gefüllten reichend.

Mit zierlichem Anſtande ergriff ihn Walter. Den holden Frauen! rief er: die Lieb um Liebe geben, und — er leerte den Becher und hielt ihn hoch in die Höhe — dem Vaterlande!

Dem Vaterlande, da trinke ich mit! rief Etanges, und leerte ſeinen Becher, während Rudolph düſter vor ſich hinſtarrte.

Und Ihr, Herr Ritter, ſteht mit finſterm Blicke da, wandte ſich Walter jetzt zu Halwyl: und leert den Becher nicht auf das Wohl Eures Vaterlandes, wo doch gewiß die Heimath lieblich Eurem Blicke grünt und Weib und Kind Eurer Rückkehr ſehnſuchtvoll wartet.

Schweig, Knabe! rief dieſer zornig: ſchweig! Laß ihn! unterbrach Etanges Halwyls Heftigkeit, ſich zu dem Schweizer wendend: Er hat nicht Weib, nicht Kind — kein Vaterland.

Dann dauert Ihr mich, Herr! ſprach der Jüngling, treuherzig dem Ritter ſich nahend: Dann nahm der Himmel Euch des Schönen viel. Nähm' er mir Alles, ich wollt' es freudig opfern, ließ er mir nur mein trautes Saitenſpiel und meiner Heimath goldbeſäumte Gletſcher, bliebſt du mir nur, mein ſtilles, von hoher Alp beſchattetes Felsthal, wo meines Vaters Hütte einſam ſteht, wo unſre Heerde auf der Matte weidet, der klare Quell vom Felſen ſtürzt und melancholiſch unſer Alphorn ruft, wo mir im Wehen ſanfter Abendlüfte der Glocken wehmuthvoll Geläut entgegen tönt. O dieſer Glocken Ton! — Ihr lieben Herren, Ihr kennt ihn nicht — dringt tief in eine Schweizerbruſt und trägt auf ſeinen ſanftbewegten Schwingen das ſehnſuchtvolle Herz zur lieben Heimath hin! Bei dieſen Worten erglänzte des Jünglings Auge, ſtolz ſah er hinüber nach ſei'nen Bergen, und als er den Blick wieder nach den Rittern wandte, ſchienen ihm deren Augen feucht. Was iſt Euch, Ihr Herren? rief er theilnehmend.

Kennſt Du ihn nicht? fragte Etanges, ihn bei Seite ziehend.

Nein, Herr! erwiederte Walter:

Es iſt der Ritter Rudolph von Halwyl.

Bei dieſem Namen erbebte der Sänger und

trat einige Schritte zurück; ſtarr ſah er Halwyl an, in deſſen Geſichte Stolz mit Wehmuth wechſelte, auch in des Jünglings Bruſt ſchienen feindliche Gefühle zu kämpfen. Endlich trat er mit einem Blicke dem Ritter näher, in dem ſein ganzes Herz offen lag. Ein Schweizerjüngling, ſo ſprach er: tret ich vor Euch hin. Im Hauche meines ſchwachen Wortes ruft Euch der Alpen Sturmgebrauſe, ruft Euch der Lavine furchtbares Rauſchen, ruft der Ton des Alphorns Euch entgegen: Zurück zu Deines Landes Bergen; zieh Dein Schwert nicht gegen Deine Brüder, nicht für den fremden Herrn. Kehre zu Deinem Banner wieder, Schweizerheld.

Finſter blickte bei dieſen Worten Halwyl auf den Jüngling. — Es ſtieß mich aus! rief er: zerriß das Band, und frei ſtehe ich, ein Rachegeiſt, auf ſeinem Boden!

Dann wehe Dir, Eliſabeth! rief ſchmerzvoll der Sänger.

Welchen Namen rufſt Du mir entgegen, heimtückiſcher Bube! rief Halwyl zornig: Glaubſt Du, mit dieſem Zauberſpruche mich zu bannen, glaubſt Du, mit ihm die ſchlummernden Gefühle zu wecken?

Ich würde bei ihrem Namen aus Todesſchlaf erwachen! erwiederte Walter erglüht: Ein Liebeshauch von ihren Lippen, und das Leben wäre wieder mein in ſeiner ſchönſten Pracht.

Du kennſt Eliſabeth Scharnachthal? fragte jetzt nach langem Schweigen mit ſanftem Tone der Ritter.

Ob ich ſie kenne, Herr? Zwar erſt ſeit kurzem ſah ich ihr holdes Antlitz, aber es bedarf ja nur eines Augenblickes, um vor der Herrlichen anbetend niederzuknieen. —

Wie geht es ihr?

Das fragt Ihr mich? — Nur an Euch gedenkend welkt die zarte Blüthe, die Ihr im Sturm zerknicktet.

Wo iſt ſie jetzt; auf ihres Vaters Schloſſe am See oder in Bern?

Und ahnet Ihr nicht ihre Nähe, wißt Ihr es nicht, daß ſie in Eurem Lager iſt?

Hier im burgundiſchen Lager! rief Halwyl, und ſtand bleich wie der Tod vor dem Jünglinge.

Sie ward in dieſer Nacht von Euren Reitern gefangen, als ſie vom Bieler See nach Bern zog.

Ha, Romond! ſchrie Halwyl auf: Fort, hin zum Herzog. Etanges vermochte nicht ihn zurückzuhalten, er ſtürzte aus dem Zelte. Komm mit mir, befahl dieſer dem Sänger: verlaß mich keinen Schritt, ſonſt biſt Du verloren. Sie folgten Halwyl.

6.

In ſeinem Zelte ſaß Karl von Burgund, der Graf von Campobaſſo und Ludwig von Chateaugŭjon waren bei ihm. Er ertheilte ihnen eben ſeine Befehle zu einem neuen Sturme auf Granſon, da trat ein Edelknabe herein, und meldete den Ritter von Halwyl, welcher Se. Hoheit um Gehör bitte. Er mag warten! erwiederte der Herzog unmuthig über dieſe Störung. Der Edelknabe ging.

Doch immer frech dieß Landvolk! ſagte der Herzog empfindlich: Sie lernen nie den Unterſchied von Herr und Diener, beſonders dieſer Halwyl tritt ſo keck vor mich, als wäre mein Thron ſeines Vaters Armſeſſel.

Gnädiger Herr! nahm Chateaugüjon das Wort: es iſt ein gar wackrer Mann, als Held im Schweizerland bekannt, und das bedeutet viel. Der Graf von Campobaſſo lächelte. — Herr Graf! fuhr Chateaugüjon, durch dieß Lächeln beleidigt, fort: ein Schweizer gilt am Schlachttage wohl zwei von Neapel, er weiß, wofür er ſtreitet und wechſelt nie mit ſeinem Rocke das Herz und ſeinen Herrn. — Ein zorniger Blick des Herzogs traf den freimüthigen Redner. — Darum, gnädiger Herr, fuhr dieſer fort: wollt ich Euch bitten, dem Ritter Halwyl Gehör zu geben. Sein Rath, ſein Arm muß in dieſem Augenblicke Euch werth ſeyn, und ſeine feſte Treue zu Euch, während alle andere Schweizer, Euren Dienſt verlaſſend, zurück in die Heimath zogen, ſcheint mir wohl des Dankes werth.

Graf Chateaugüjon! unterbrach ihn der Herzog heftig: Ihr ſcheint ſeit einiger Zeit, und beſonders jetzt ein ſehr gewagtes Spiel in meiner

Gegenwart zu ſpielen. Ihr redet keck, und wißt, das lieb' ich nicht.

Gnädiger Herr! erwiederte der Graf mit würdevoller Ruhe: am Vorabende der Schlacht, den Tod vor Augen, ſpricht der Krieger freien Muthes mit ſeinem Feldherrn. Darum bitte ich, gebt dem Halwyl Gehör. Ich weiß zwar nicht, was ihn vor ſeinen Herrn führt, doch iſt es gewiß von Wichtigkeit.

Er wird um höhern Sold bitten! fiel Campobaſſo ihm in die Rede.

Er ſo wie ich, wir dienen nie um Sold, erwiederte Oraniens Bruder.

Laßt ihn eintreten! befahl der Herzog. Chateaugüjon ging.

Nach der Schlacht, mein gnädiger Herr, ſagte Campobaſſo, als er mit dem Herzoge allein war: werden die Stolzen wohl geſchmeidiger ſeyn; jetzt rechnen ſie auf ihren Werth, dann kriechen ſie an Eurem Thron, ein finſtrer Blick von Euch iſt dann hinreichend, ſie zu zermalmen.

Der iſt ſo ſtolz als ſein Bruder Oranien, aber auch brav und mir treu ergeben; ſie gren=

zen ſo nahe an die Schweiz und ſaugen die Luft von dieſen rauhen Bergen ein, ſagte der Herzog, als Halwyl mit dem Grafen eintrat. Er nahte ehrfurchtvoll dem Herzoge, der ihn zu entmuthigen mit ſtrengem Blick auf ihn niederſah. Was iſt Euer Begehr? fragte er ihn rauh.

Gnädiger Herr! begann der Schweizer: ſeit einem Jahre ſchon diene ich Euch. Für Euch habe ich gefochten, geblutet, ohne Sold, aus freiem Willen, keine Gnade ward mir dafür zu Theil, ich bedurfte auch ihrer nicht, ich fand den Lohn in meiner eignen Bruſt.

Macht kurz! unterbrach ihn der Herzog.

Jetzt aber, fuhr der Ritter fort: bietet ſich eine Gelegenheit dar, mich zu belohnen, und ich fordre den Lohn! — Campobaſſo lächelte höhniſch.

Und, fragte der Herzog: Eure Bitte iſt?

Der Graf von Romond hat in dieſer Nacht auf einem Streifzuge einer Schweizerjungfrau begegnet, ſie wider Ritterpflicht und Kriegsgebrauch gefangen nach Yverdün abgeführt. Dieſe Jungfrau war einſt meine Verlobte, noch jetzt fühle ich mich zu ihrem Schutze verpflichtet;

deßhalb erſuche ich Euch, mein gnädiger Herr, zu befehlen, daß die Jungfrau mir ausgeliefert werde, da wir doch mit Frauen nicht Krieg führen, und Weiber wohl nicht im Heere Herzogs Karl von Burgund als Beute betrachtet werden. Hiermit, mein gnädiger Herr, bezahlt Ihr mir meine Dienſte reichlich.

Die Jungfrau war Eure Verlobte, Ritter Halwyl? fragte der Herzog. Rudolph verbeugte ſich bejahend. So wird wohl die Courtoiſie des Grafen Romond nichts dagegen einzuwenden haben, wenn Ihr ſie zurückfordert. Sie ſoll Euren Händen übergeben werden.

Verbürgt mir dieß Euer fürſtlich Wort? fragte Halwyl beſtimmt.

Was Karl von Burgund verſprach, wird der Baſtard von Savoyen nicht verweigern. Der Herzog befahl einem Diener, den Grafen von Romond zu rufen, und Halwyl, hier zu verweilen.

Und wie heißt Eure Verlobte? fragte jetzt Chateaugüjon den Ritter, mit ihm zurücktretend, da der Herzog leiſe mit Campobaſſo ſprach.

Eliſabeth von Scharnachthal, erwiederte dieſer.

Die Tochter des Schultheißen von Bern? unterbrach ihn ſchnell der Graf.

Nikolaus von Scharnachthals Tochter, wiederholte Halwyl.

So rathe ich Euch, nennt dieſen Namen nicht vor dem Herzoge. Er gibt ſie dann nicht frei, und willkommen iſt ihm der Zufall, der ihm die Tochter ſeines bitterſten Feindes in ſeine Gewalt gab.

Ich habe ſein fürſtliches Wort.

Sein Jähzorn, ſein Haß läßt ihn alles vergeſſen.

Indem trat der Graf von Romond in das Zelt. Nur einen Augenblick verweilt! rief ihm der Herzog entgegen, und ſprach noch einige Worte mit Campobaſſo, welcher das Zelt verließ.

Graf Romond, begann nun der Herzog: ich habe das Waadland erobert und es Euch zurückgegeben, ich verlange dafür auch einen Antheil Eurer geſtrigen Beute.

Ew. Hoheit hat zu befehlen, erwiederte Romond.

Ihr habt eine Schweizerdirne, wohl eigentlich für des Grafen von Savoyen Sohn eine ſchlechte Beute, von Euren nächtlichen Streifereien mitgebracht und nach Yverdün geführt; überlaßt ſie mir.

Das Geſicht des Grafen überzog Purpurgluth. Ihr ſeyd unſchlüſſig! fuhr der Herzog auf: Ich hoffe Burgunds Wunſch ſey Savoyen Befehl.

Ich werde die Jungfrau den Händen meines gnädigen Herrn überliefern, antwortete ſchnell, doch mit Unmuth Graf Romond.

Nicht für mich verlange ich ſie; unterbrach ihn der Herzog, über des Grafen Unmuth aufgebracht: einen Wunſch, der mich betroffen, hätte ich in mir verſchloſſen oder hätte befohlen. Nur um des Ritters von Halwyl treue Dienſte zu lohnen, gewährte ich ihm die Bitte, denn die Jungfrau war ſeine Verlobte.

Wie Ew. Hoheit befehlen, begann jetzt Romond, neue Hoffnung ſchöpfend: auch wird die Welt die Großmuth des Herzogs von Burgund hierbei zu preiſen haben.

Wie ſo, Romond? fragte Karl, von ſeinem Sitze auffahrend: Glaubt Ihr, ich könne meine

Diener nicht würdiger belohnen als mit einer geraubten Dirne? Verlangt, Halwyl! Was wünſcht Ihr noch an Gut und Lehn? Karl von Burgund gewährt Eure Bitte.

Ich habe keinen andern Wunſch und bedarf nicht Gut noch Lehn, mir genügt der freie Beſitz der Jungfrau, erwiederte der Ritter.

Sehr ſtolz! ſagte der Herzog vor ſich hin.

Ganz Europa wird ſtaunen ob dieſer Gnade, begann jetzt der Graf Romond mit hämiſchem Lächeln: am meiſten die Majeſtät von Frankreich, die ſolche Großmuth nicht wird faſſen können.

Wie meint Ihr das? fragte der Herzog ſchnell.

Sollte es nicht männiglich wundern, daß Ew. Hoheit dem Schultheißen von Bern die Tochter zurückgibt? erwiederte Romond.

Dem Nikolaus Scharnachthal! fuhr der Herzog heftig auf.

Es iſt Eliſabeth, ſeine Tochter, die in Yverdün in Verwahrung iſt, ſagte der Graf triumphirend.

Nimmer, nimmer gebe ich ſie zurück! rief der Herzog, faßte ſeinen eiſernen Handſchuh, der vor ihm lag und warf ihn heftig zu Boden: Fordert was Ihr wollt, Ritter Halwyl, fordert ungnügſam und ich gebe es Euch, aber dieſes Mannes Tochter kehrt nicht zurück in des Vaters Arm. Bern, Bern! rief er zornig: Du haſt mir vor Neuß den Fehdebrief geſandt, ich bin hier, ihn blutig zurückzugeben. Nikolaus Scharnachthals Tochter in meiner Gewalt! Werft ſie in den Thurm! rief er Chateaugüjon zu: ſie blute für Peter von Hagenbach.

Da trat Halwyl vor ihn; nicht Zorn, nicht Trotz lag in ſeinem Geſichte, nur der feſte Blick des Muthes traf den Herzog. Hoheit, ſprach er: ich muß Euch an Euer Wort erinnern. Der Herzog warf einen wilden Blick auf ihn, er fuhr ruhig fort: Fürſtenwort iſt ein heiliges Wort, Fürſtenehre ein makelloſer Schild; übergebt mir die Jungfrau, wie Ihr mir verheißen.

Ritter! rief der Herzog, kaum ſeines Zornes Herr: Noch einmal gelobe ich Euch, Alles was Ihr fordert zu gewähren. Nur noch für kurze Augenblicke iſt meine Langmuth, meine Gnade für Euch.

Ich bedarf Eurer Gnade nicht, erwiederte mit gelaſſenem Muthe der Ritter: ich halte feſt auf Euer Wort und erwarte vertrauenvoll, daß mein gnädiger Herr gerecht iſt gegen mich und gegen ſich ſelbſt. Kein Ritter gibt ſeine Dame hin für Gold. Hier liegt mein Schwert zu Euren Füßen! rief er erglüht, es vor dem Herzoge niederlegend: Mein Leben ſteht in Eurer Macht, doch Euer fürſtlich Wort nehme ich mit in den Tod. — Ernſt blickte er dem Herzoge in's zornige Auge, der vor Wuth erbleichend vor dem Kühnen ſtand; ein Jeder glaubte den Augenblick zu ſehen, wo ſein Zorn zur That übergehen würde. Aber plötzlich überflog eine flammende Röthe ſein Geſicht, hoch hob ſich ſeine Bruſt, würdevoller als je trat er einige Schritte dem Ritter entgegen und ſprach: Nehmt Euer Schwert auf, führt es fortan für mich als tapfrer Mann. Nie ſoll man ſagen, daß ein Herzog von Burgund ſein Wort gebrochen. Die Dirne iſt Euer.

Da beugte ſich unwillkührlich des Ritters Knie, doch ſchnell erhob er ſich. Gnädiger Herr, ich danke Euch; ſagte er bewegt: nie vergeſſe ich dieſe Stunde.

Uebergebt ihm die Jungfrau, Graf von Remond, ſprach jetzt der Herzog beſänftigt. Eine Verneigung ſeines Hauptes befahl Beiden, ſich zu entfernen, nur Chateaugüjon blieb.

Hoheit, ſagte dieſer, ſich dem Herzoge nahend, der mit langſamen Schritten auf- und niederging: Ihr wißt, wie treu mein Herz an Euch hängt, wie ich Euch liebe, erlaubt mir meine Freude laut werden zu laſſen, daß Ihr Euch ſelbſt beſiegt habt.

Weißt Du, Ludwig, erwiederte der Herzog des Grafen herzlichen Worten: weißt Du, was mich beſtimmte?

Chateaugüjon ſchwieg.

Ich wollte vor ihm noch größer ſtehen als er vor mir ſtand. — Dieſe Schweizer ſind Männer; fuhr er fort: folgen ſie erſt meinem Banner, dann wehe dir Frankreich, von der Nordſee bis über die Alpen ſtrecken ſich meine Arme, und mein Fuß zertritt dich und deinen argliſtigen König.

Auch ohne daß Ihr ſie mit Krieg überzieht, wären ſie Euren Fahnen gefolgt, meinte der Graf.

Du irrſt. — Mir zur Seite mag ich den Diesbach, Scharnachthal, den Bubenberg, den Schwyzer Reding nicht; die ſtolzen Patrizier meinen der Fürſten Vormünder zu ſeyn. Meinem Lehnrufe müſſen ſie folgen, zum Hochverräther muß das franzöſiſche Gold jeden ſtempeln, der es annimmt, Knechte müſſen ſie ſeyn, und ſo meine Schlachten ſchlagen.

Das werden ſie nimmer, Herr! erwiederte muthig Chateaugüjon: Zu Tauſenden erſchlagen, könnt Ihr ſie auf dem Schlachtfelde liegen ſehen, nicht einen in Ketten.

Der Herzog lächelte höhniſch und zog die Augenbrauen finſter zuſammen, ein Zeichen des nahenden Sturmes, als Campobaſſo hereintrat. Hoheit, berichtete er: in der Begleitung des Ritter Etanges zieht ein Schweizerknabe, die Laute im Arme, durch das Lager. Ich habe ihn hieher bringen laſſen, da er mir verdächtig ſchien, vielleicht auch Ew. Hoheit Gefallen am Geſange findet.

Laßt ihn ein! befahl der Herzog.

Etanges und Walter traten ein. Tritt näher, Knabe! rief ihm Karl entgegen. Der

Jüngling trat kühn aber beſcheiden vor ihn, neigte ſich mit Anſtand und blickte mit ſeinem klaren blauen Auge den Herzog freundlich an.

Das iſt kein Kundſchafter, ſagte dieſer leiſe zu Campobaſſo: aus dieſes Knaben offenem Auge ſtrahlt kein Falſch. Wer biſt Du?

Ein Sänger von Uri! erwiederte Walter.

Und hier in meinem Lager? Was verweilſt Du hier und ſpähſt umher; weißt Du, was Dich erwartet, kecker Burſche?

Ein goldnes Kettlein für ein Alplied, antwortete mit freundlichem Lächeln Walter.

Das Kettlein möchte wohl nicht von Gold ſeyn, ſpottete der Herzog.

Mit Gold nur lohnt der Herzog von Burgund dem Sänger, ſprach der Schweizer zuverſichtlich.

Kennſt Du mich denn? fragte der Herzog.

Wer ſolle Euch nicht kennen! Seyd Ihr doch der Stolz Burgunds, ſein kühner Herzog.

Und Du wagſt mit ihm zu ſcherzen?

Des Sängers Wort, Herr Herzog, erwiederte der Jüngling, dem Seſſel des Fürſten näher tretend: umgaukelt ſtets der Scherz, er kleidet den Ernſt in der Anmuth freundliches Gewand.

Du biſt ein muntrer Burſche! rief der Herzog lachend: Du gefällſt mir, bleib bei uns, und iſt der Krieg beendet, ſo folge mir nach Arras, dort wirſt Du bei den Frauen bald in Gunſt ſtehen.

Nein, gnädiger Herr, bat Walter, die Arme wie zur Bitte über ſeiner Bruſt kreuzend: in hohen Mauern, in der Palläſte Marmorſälen tönt das Lied ſo herzlich nicht als in dem Dome der herrlichen Natur. Hier hallt von Fels zu Fels, von Thal zu Thal es wieder, und zu den ſanften Tönen meines Liedes begleitet mich des Alphorns Wehmuthlaut. Laßt mich zurückkehren zu meinen Bergen, der Schweizer taugt nicht an Eurem Hofe.

Wer lehrte Dich die Kunſt, unterbrach ihn mit ſeltener Milde der Herzog: wer lehrte Dich, muthig dem Willen des mächtigen Karl von Burgund mit ſo viel Anmuth zu widerſtreben?

Die freie Luft auf meinen frien Bergen, der muntre Vogel, der ſich auf die königliche Eiche wie auf den niedern Strauch dem lieben

Gott ſein Liedchen ſingend ſenkt, der ſchlichte Sinn meiner Brüder und das Gefühl des Menſchenwerthes, das lehrte mich, daß der Sänger, der das Herrlichſte im Buſen trägt, nie, ſelbſt vor eines Thrones Glanz nicht erbeben muß.

Da unterbrach des Schweizerjünglings Rede die Meldung, daß an der äußerſten Wache des Lagers Abgeordnete der Eidgenoſſen hielten, die um Einlaß bäten.

Sonderbar, murmelte der Herzog für ſich: ſo nahe dem Tage der Schlacht, was wollen dieſe trotzigen Männer? Hat ſich ihr ſtolzer Muth gebeugt, und zittern ſie vor meiner Macht? Er verſank nach dieſen abgebrochenen Reden in Nachdenken. — Führt ſie im Lager überall umher, und dann zu mir! rief er endlich, und in ſeinem Antlitze glühte lebhafte Freude.

Erlaubt Ihr, gnädiger Herr, daß ich mich jetzt entfernen kann? bat Walter ſchüchtern.

Geh, wohin Du willſt, zieh' durch's Lager, kehre heim, wie Dich's gelüſtet — und ſuchſt Du mich in Arras auf, ſollſt Du einen gnädigen Herrn an mir finden. Reich ihm ein Ge=

ſchenk! befahl er ſeinem Seckelmeiſter. — Walter verbeugte ſich und ging.

7.

Das Zelt des Herzogs wurde nun zum Empfange der Abgeordneten auf das prachtvollſte ausgeſchmückt. Was der Luxus damaliger Zeit nur in Palläſten auszubreiten vermochte, glänzte in ſeinem weiten Raume. Der Vorhang ward aufgezogen, hinter welchem der goldne Stuhl ſich befand, auf dem der Herzog die Geſandten, ſelbſt die ſeiner Lehnherren, des Königs von Frankreich und des deutſchen Kaiſers, ſitzend empfing. Ein Himmel von carmoiſin Sammet mit der ſchönſten goldnen Stickerei wölbte ſich über ihm, die herrlichſten venezianiſchen Spiegel ſchmückten die Wände, die Pracht war mehr als königlich. Zur Rechten und Linken ſtellten ſich die Heerführer und Hofleute, heute auf des Herzogs ausdrücklichen Befehl vom Kopf bis zum Fuße geharniſcht, nur die Diener waren in ihren von Gold ſtrotzenden Livreen, das burgundiſche Kreuz auf der Bruſt. Die ſchottiſche Leibwache des Herzogs umgab das Zelt und bewachte den Eingang; die Reiterei der Leibwache auf ihren hohen frieſiſchen Roſſen bildete eine Reihe, durch welche die Abgeordneten ziehen mußten, ehe ſie bis an das Zelt gelangten, von welchem hoch in der Luft die Hauptfahne Burgunds wehte.

Deſto einfacher war der Aufzug der ſchweizeriſchen Abgeordneten, welche vor dem Lager hielten. Sämmtliche Bünde hatten Männer nach Bern geſendet, um über ihre Angelegenheiten ſich zu berathen. Nach manchem Widerſpruche von Seiten Berns, denn nur dieß hatte dabei zu verlieren, wurde endlich beſchloſſen, noch einmal, ſelbſt unter nachtheiligen Bedingungen, einen Verſuch zum Frieden zu wagen. Hierzu waren vier Männer beſtimmt; von Bern der Schultheiß von Scharnachthal und Hanns von Halwyl, von Zürich der rieſenhafte Hanns Waldmann, und von Schwyz der Landamman Rudolph Reding. Als ſie das Lager betraten, wo ihr kriegkundiger Blick überall umherſchaute — denn der Herzog hatte befohlen, ihnen Alles zu zeigen, ſie überall hinzuführen — hatten ſich auf ihrem Wege, wohl auf Befehl, vielleicht auch aus Neugierde, die Haufen der Krieger geſtellt; italiſche Truppen und die von Savoyen in bunten, gar köſtlichen Wämſern, burgundiſche Reiter in blanker Rüſtung, niederländiſches Fußvolk in ſeinen weiten Pluderhoſen von Brügger Tuch, ſelbſt die hohen Frieſen mit den langen Roßſchweifen auf ihren Pickelhauben, ſtanden in dichten Reihen, neugierig die Schweizer Abgeordneten zu ſehen. Scharnachthal und Halwyl waren Greiſe, aber noch kräftig und würdevoll, Reding von Schwyz eine männliche Kriegergeſtalt, Waldmann von Zürich das wahre Bild ſchweizeriſcher Kraft.

Dieß ſind alſo die Männer, raunten die Krieger ſich einander zu: vor denen wir in der Ferne erbebten. Wäre nicht der große rieſenhafte Mann unter ihnen, bei Gott ein Frieſe nähm ſie alle auf ſich. — Ihr Laffen! unterbrach ſie ein alter Burgundier, der unter des Dauphins Heere in der Schlacht bei St. Jacob an der Birs gefochten hatte: ſtellt Euch nur erſt ihnen gegenüber, und ſeht was das für

Männer ſind. Ich ſah ſie in dem Siechhauſe kämpfen, bis die Mauer ſtürzte, und Haus und Kapelle in Flammen aufging. Die 1500 alle blieben auf dem Schlachtfelde, aber von den Unſrigen wohl an 10,000.

Staunend ſahen nach dieſer Erzählung die Niederländer den Abgeordneten nach, die freundlich grüßend, doch mit edlem Anſtande durch ihre Reihen ſchritten. Erſt nach einer Stunde kamen ſie bei dem Zelte des Herzogs an. Lange mußten ſie, von den ſchottiſchen Trabanten begafft, vor den Zelten ſtehn; hier hatten ſie Zeit, die muthigen Streitroſſe der Frieſen zu bewundern, deren wüthender Kraft ſie vielleicht morgen ſchon widerſtehen ſollten. Sie ſahen den Prunk des Lagers, der vor ihnen ausgebreitet war, ſahen die Pracht der Zelte, die, wie die Sterne den Vollmond, das herzogliche umgaben, und laut ſeufzte Redirg, der einfache, treuherzige Schweizer. Gebe uns Gott Sieg, ſagte er ernſt: nur nicht dieſen Reichthum in unſre Hände, daß nicht Schweizerſitte ſtirbt mit dieſer Pracht.

Welch ein ſonderbarer Wunſch! unterbrach ihn Waldmann, der Züricher: Von Beute lebt der Krieger, und könnte dieſer Ueberfluß wohl Schweizer Armuth aufhelfen.

Mit dieſem Golde und Purpur, erwiederte Reding: trügen wir unſrer Väter einfache Sitten zu Grabe, und mit ihnen — doch warum dieſe traurige Ahnung ausſprechen; wir bedürfen jetzt des Muthes und der Feſtigkeit, und dort ſehe ich ſchon die Schranzen nahen, die uns einführen ſollen. Gott gebe uns Weisheit und Ruhe, und der Fehde ein heilſames Ende.

Der Graf von Croix trat höflich auf ſie zu und ſagte: Ihr werthen Herren Abgeordnete ſchweizeriſcher Eidgenoſſenſchaft, ſo fern Euer Begehr, meinen Herrn, den Herzog Karl von Burgund zu ſprechen, in friedlich demüthiger Abſicht geſchah, habe ich den Befehl, Euch einzuführen; kommt Ihr aber in gleicher Abſicht, wie in das Lager zu Neuß, wollt Ihr den Zorn meines Herrn durch trotzige Rede noch mehr reizen, ſo kehrt um, es bedarf nicht ſeines Zornes noch mehr, Euch zu zermalmen.

Herr! erwiederte Halwyl: ſo fein und wohlbedacht der Anfang Eurer Rede war, ſo unfreundlich war das Ende. Nur in friedlicher

Abſicht können wir in Euer Lager kommen, denn einmal dem Feinde im Auge, ſpricht der Schweizer das Feindliche nur mit dem Schwerte und der That aus, deßhalb erſuchen wir Euch, uns einzuführen.

Der Graf winkte, die Vorhänge rauſchten auf und die Abgeordneten traten in den Vorſaal des Zeltes, wo es von Dienern aller Art, von ſchottiſchen Bogenſchützen und walloniſchen Hellebardierern wimmelte. Der Graf von Croix verließ ſie hier auf einen Augenblick, kehrte jedoch bald wieder zurück. Die goldgewirkten Vorhänge, welche das Innere des Zeltes verbargen, hoben ſich, und dem Auge der Eidgenoſſen ſtellte ſich ein imponantes Schauſpiel dar, wohl geeignet, weniger freie Männer durch ſeinen Glanz zu blenden.

Unter den Thronhimmel, auf goldnem Stuhle ſaß der Herzog, in einfacher Rüſtung von Stahl, den Fürſtenhut auf dem Haupte, um und neben ihm Heerführer und Hauptleute, gerüſtet wie zum Kampfe, in ſchweigender Erwartung. Die vier Männer der Schweiz, von dem ſie umgebenden Glanz nicht geblendet, traten mit feſtem

Muthe vor den Herzog, und neigten ſich ehrerbietig vor ihm, der, ohne ſein Haupt zu entblößen, nur mit einer geringen Neigung deſſelben dankte.

Halwyl, als der Aelteſte unter ihnen, trat vor. Herr Herzog, gnädiger Herr von Burgund! begann er mit feſter Stimme: wir Abgeordnete ſchweizeriſcher Eidgenoſſenſchaft ſtehen vor Euch, den Frieden Euch zu bieten.

Ihr bietet mir den Frieden! rief der Herzog zornig.

Wir bieten ihn, fuhr Halwyl fort: weil es das Beßte iſt, was wir zu geben wiſſen. Wir bieten Euch Frieden, Freundſchaft und ein treues Bündniß.

Der Herzog hatte während dieſer Rede ſeine Empfindlichkeit und ſeinen Zorn zu mäßigen geſucht. Ihr ſprecht ja im Lager vor Granſon aus einem andern Ton als damals vor Neuß. Fuhlt Ihr jetzt meine Macht, erkennt Ihr, welch ein Herr ein Herzog von Burgund iſt?

Wir kannten ſchon längſt Eure Macht, nahm jetzt Reding das Wort: und hätten ſtets lieber den mächtigen Herrn von Burgund zum Freunde als zum Feinde gehabt.

Dieß lag in Eurer Hand! ſprach der Herzog ſtolz: Mehr Demuth, weniger Trotz, gleiche Geſinnung mit mir gegen Frankreichs König, und ich ſtünde nicht feindlich hier auf Eurer Mark. Doch die von Bern ſind ſchuld an Allem, ſie allein ſind ſchuld.

Bern handelte nach Recht, und auch, will's Gott, mit Weisheit! unterbrach raſch vortretend Scharnachthal den Herzog.

Vor ſolcher Weisheit mag Euch Gott ferner bewahren! ſagte dieſer: und was bietet Ihr für den Frieden? wandte er ſich fragend an Halwyl.

Wir geben das Eroberte zurück, vergleichen uns mit Savoyen und Oranien, bieten Euch den Bund der Freundſchaft und mit ihm ſechstauſend Mann als Bundesheer zu jedem Kriege, ſelbſt gegen Frankreich an; doch gleiche Zahl ſtellt Ihr auch uns.

Der Herzog lächelte. Ihr ſeyd ſehr treu der ewigen Richtung, die Ihr zu unſerm Verderben beſchworen, ſehr treu dem großen Könige, dem von Pleſſis Latour, der mit ſeinem Golde Bern und ſo Euch regiert. Doch ihn zu bekriegen, wenn es mich gelüſten ſollte, bedarf ich

Eurer nicht. Wer ſo wie ich, das unbeſiegte Schwert in der Hand hält, wer an der Spitze eines Heeres ſteht wie das meine, wer Gent den Fuß auf den Nacken ſtellte, Lüttich zerſtörte, der ruft nur ſeine Vaſallen auf, ihm zum Heerzuge zu folgen, nicht ſeine Verbündeten. Ich ſtehe zu hoch für Eure Freundſchaft, meiner Thaten Glanz beſchämt den Norden wie den Süden, und feſt ruh' ich auf längſt erworbenem Ruhme.

Herr Herzog! ſagte Waldmann mit Kühnheit: ſeyd nicht ſo ſtolz auf Eurer Thaten Glanz; die Zeit raubt Euch die welken Lorbeerblätter, Ihr ſinkt mit ihnen in den Strom der Zeit. Wie Wellen in des Meeres weitem Becken, wie falbe Blätter in der Eiche Wipfel vergehen die Völker, wenn des Schickſals Schwingen rauſchen. Der Welle folgen andere, neue Blätter entkeimen, wo die welken niederſanken, und neue Thaten ſchlingen die vergangenen in ihren nimmerſatten Schlund. Ihr ſeyd ein Menſch, Herr Herzog, ſeyd dem Schickſal unterthan.

Ich ſtehe über dem Geſchicke, ſo lange ich bin! rief Karl von Burgund aufſpringend.

So lange Gott will! ſagte Halwyl: Doch, gnädiger

gnädiger Herr, habt die Güte, Eure Meinung, Euren Willen uns wiſſen zu laſſen; wo ſchon die Schlacht ſo nah, da iſt eine ruhige Ueberlegung an der Zeit. — Der Herzog nahm ſeinen Platz wieder ein. Fahrt fort! ſagte er nun gelaſſen: fahrt fort. —

So bedenkt, mein gnädiger Herr, in unſerm ſtillen Lande iſt nichts, was Euch gelüſten könnte. Rauh iſt die Luft, der Boden nicht dankbar, ſelbſt einen Lorbeerzweig, ihn in Euren Kranz zu flechten, fändet Ihr hier nicht. Auf unſern Alpen grünt nur die hohe Fichte, und ſtreckt ihr zackig Haupt in die Wolken. Nicht Gold, nicht edle Steine, nur Eiſen, Waffen und ein feſter Sinn, feſt wie die eisbedeckten Berge unſres Landes, ſind des Schweizers treubewährtes Eigenthum. Auch hofft nicht, mein gnädiger Herr, fuhr er fort, und des Greiſes Stimme erhob ſich, als er dem Herzoge näher trat: hofft nicht, an uns ein lenkſames Volk zu finden, das willig ſeines Herrn Lehnrufe folgt und als Knechte Eure Schlachten kämpft. Wer unter uns ein Schwert zu führen vermag, wer den Kolben ſchwingen, die Armbruſt ſpannen kann, der führt, der ſchwingt und ſpannt die Wehr nur für die Freiheit ſeines Vaterlandes; ihr Grab iſt auch das unſre. — Darum, gnädiger Herr, fuhr er nach einer Pauſe fort, in welcher der Herzog nicht ohne Theilnahme auf den ehrwürdigen Alten geblickt hatte: zieht heim in Frieden, was wir bieten können, geben wir willig dem Fürſten, der mit uns, den freien Männern verbunden iſt.

Ihr ſeyd ein Edler, ſagte jetzt der Herzog: waret einſt Vaſall des deutſchen Kaiſers, ſeinem Lehnrufe nur ſind Eure Ahnen gefolgt, jetzt ruft der Voigt des ſchutzverwandten Berns, Halwyl folgt der Krämer Herren Ruf, und mit dem Bauer tritt er in die Reihe. Weht erſt das Kreuz Burgunds auf Euren Bergen, ſoll Eurer Ahnen Recht Euch wieder werden.

Nein, gnädiger Herr, dieß Recht verlang' ich nicht! erwiederte Halwyl beſcheiden, aber feſt: Im Kampfe für Freiheit iſt der Tapfre ſtets ein Edler; das Vaterland hat an ſeinem Buſen Alle gleich genährt, und Mutter Erde nimmt Alle als Kinder wieder auf in ihren Schooß. Des Sennen breites Schwert ſchlägt wohl ſo tiefe Wunden als das Schwert des Ritters. Der Herzog ſchwieg.

Herr Herzog, ſollen wir ohne Antwort von dannen gehen? fragte Reding: Wollt Ihr nicht Friede, wollt Ihr Krieg, ſo ſprecht es aus.

Den Frieden gebe ich Euch, ſagte der Herzog, ſich erhebend: wenn Ihr Savoyen und Oranien wiedergebt, was Ihr ihnen ſeit funfzig Jahren genommen, mir huldigt als Eurem Lehnherrn, Eure Waffen mir überliefert und 10,000 der Euren zu jedem Kriege mir ſtellt.

Da trat der Schultheiß von Bern trotzig hervor, ſein Auge glühte, ſein Arm, den er dem Herzoge entgegenſtreckte, bebte, nicht vor Furcht, vor Grimm. Wir bieten Euch, Karl Herzog von Burgund! ſo rief er mit Donnerſtimme: wir bieten das Land der Schweiz — Euch zur Flucht; das Schwert der freien Männer — Eurem Haupt; die Hellebarde — Eurer Bruſt. — Dieß iſt, Herr Herzog Alles, was wir geben wollen. — Er trat zurück.

Dieſe Rede erweckte ein lautes Murmeln in den Umgebungen des Herzogs, nur dieſer, ſonſt wohl durch Kleinigkeiten leicht aufgereizt, behielt doch faſt immer, wenn ihn etwas mächtig ergriff, den nöthigen Gleichmuth. Er ſah lächelnd, faſt höhniſch auf die Abgeordneten, und erſt nach einer Pauſe ſprach er: Morgen oder übermorgen, wenn es Euch beliebt, wird Euch die Antwort werden, gehabt Euch wohl, bis wir uns auf dem Schlachtfelde treffen. Er winkte, daß man ſie abführen ſollte, doch als die Abgeordneten ſich empfahlen und faſt ſchon die Mitte des Zeltes überſchritten hatten, rief er den Ritter Etanges und befahl ihm, die Schweizer durch das ganze Lager zu führen, ihnen Alles zu zeigen, ſie köſtlich zu bewirthen und dann nach Hauſe zu geleiten. Etanges trat mit ihnen ab.

8.

In einer Thalſchlucht ſtand unter einem einſamen Baume, unfern der frieſiſchen Reiterei, das Zelt Rudolphs von Halwyl; zu keinem Kriegerhauſen gehörend, hatte er ſich dieß einſame Plätzchen gewählt. Hier wartete er auf den

Grafen Romond, der mit nach Yverdün reiten und ihm dort Eliſabeth Scharnachthal übergeben ſollte. Ungeduldig ſchritt er auf dem Platze vor ſeinem Zelte auf und ab, wo ſein Diener ſchon lange die Pferde bereit hielt. Der Graf hatte bei der Audienz der Schweizer gegenwärtig ſeyn müſſen, und kümmerte ſich auch wenig, ob Halwyl auf ihn warte oder nicht. Dieſer ward indeß von ſo manchen widerſtreitenden Empfindungen gequält; Eliſabeth zu ſehen, die Geliebte wieder zu ſehen, dieſer Gedanke beglückte ihn; doch was konnte ſie ihm jetzt, was er der Schweizerjungfrau ſeyn? Dunkle Ahnungen, Wünſche, Furcht und Hoffen, Alles ſtürmte auf ſein aufgeregtes Gemüth ein. Da hörte er Tritte; er wähnte, Romond ſey es, und er ſah Etanges, mit den Schweizer Abgeordneten in ein ernſtes Geſpräch vertieft, ſich nahen.

Halwyl ſah wohl, daß die ſich Nahenden Eidgenoſſen waren, in der erſten Ueberraſchung jedoch erkannte er ſie nicht. Mit Blitzſchnelle durchzuckte ihn bei ihrem Anblicke das drückende Gefühl der Scham; gern hätte er ſich entfernt, es war unmöglich, ſie waren ſchon auf dem

Platze. Da faßte er Muth, trat ihnen entgegen, und wie er ſein geſenktes Auge hob, traf ſein Blick den Vater, der unbeweglich ihn anſtarrte.

Auf den Geſichtern der Eidgenoſſen drückten ſich bei dieſem unglücklichen Zuſammentreffen gar verſchiedene Empfindungen aus, denn alle hatten ſie ihn gekannt und geehrt. Schmerz und Gram überzog des Vaters Antlitz, Haß und hämiſche Freude leuchteten aus Scharnachthals finſtern Mienen, heftiger Zorn zuckte um Waldmanns Lippen, nur Reding ſchaute mitleidvoll auf den Jüngling, der bei Scharnachthals feindlichem Anblicke ſich ſelbſt wiedergegeben war.

Vater, ſagte er, ſich vor der ehrwürdigen Geſtalt des Greiſes beugend: daß Ihr aus Paläſtina zurückgekehrt ſeyd, ahnete ich nicht, daß ich Euch hier finde, ſchmerzt mich. Daß ich den Schultheißen von Bern hier ſehe, freut mich, am Schlachttage könnten wir uns wohl treffen. Euch, Waldmann, habe ich nichts zu ſagen, Ihr ſeyd meinem Herzen fremd; Ihr aber, edler Reding, der allein mich zu verſtehen ſcheint, ſeyd mir willkommen!

Ich erwiederte es gern, ſprach Reding ohne Bitterkeit: nur im burgundiſchen Lager kann ich es nicht. Doch kehrt Ihr mit uns zurück, junger Mann, ſo will ich Euch an mein Herz drücken als wärt Ihr mein verlorener Sohn, und nimmt Euch Bern nicht auf in ſeinen Reihen, ſo kommt zu denen von Schwyz, und neben Rudolph Reding ſoll Euch ein ehrenvoller Platz werden.

So geht zu den Waldſtädten, Junker! rief hohnlachend Scharnachthal, während der Vater in ſich verſunken an dem Geſpräche keinen Theil zu nehmen ſchien: Die Reihen Berns nehmen keinen Geächteten auf!

Rudolph von Halwyl blickte wüthend nach dem Schultheißen, erwiederte jedoch nichts; er trat zu ſeinem Vater, ergriff deſſen Hand, und ſprach mit bewegter Stimme: Hat Bern auch ſeinen Krieger von ſich geſtoßen und ihm die Rückkehr verſchloſſen, ſteht dem Sohne doch das Vaterherz noch offen.

Halwyl erwiederte hierauf nichts, doch bat er die Andern, nach kurzem Nachdenken, ihn einen Augenblick mit dem Sohne allein zu laſſen. Er trat dann mit Rudolph in das Zelt; hier ſtanden Beide lange ſprachlos ſich gegenüber, endlich unterbrach der Greis das Schweigen. Als Deine Mutter, begann er: Dich in der Stunde Deiner Geburt mir entgegen hielt, ich Dich ſegnend auf den Arm nahm, da bat ich den Himmel, Dich mir zu erhalten, daß Du meine Freude und mein Stolz im Alter würdeſt. Als ich Dich das Schwert zu führen, die Streitart zu ſchwingen lehrte, beide dereinſt männlich für den Bund zu brauchen, ich Dich im ernſten Kampfe, ein kühner Löwe, auf den Feind ſtürzen ſah und mein Herz von Freude und Stolz ſchwoll, als ich nach Paläſtina zog, für eine menſchliche Schwäche zu büßen und an dem heiligen Grabe für das Heil und den Glanz meines Stammes betete, da wähnte ich nicht, Dich ſo wieder zu finden, ein Feind des Vaterlandes, ein Fürſtenknecht! — All meine Hoffnung, Rudolph, haſt Du mir genommen, all mein Glück zertrümmert, meinen unbeſcholtenen Namen zum Spott der Eidgenoſſen gemacht, mein makelloſes Alter, meine thatenreichen Jahre beſchimpft. Ein Halwyl ſteht, ein Feind des

Vaterlandes, auf Schweizerboden, meinen Sohn deckt Burgunds Feldbinde. — Du ſchweigſt — macht Scham ſo ſtumm? — Daß Du die Jungfrau geraubt, fuhr der Alte fort: war nicht edel, daß man Dich deßhalb ächtete, nach dem Geſetze. Ich hätte den Vertriebenen, wo ich ihn gefunden, an mein Vaterherz gedrückt und ihm verziehen; — doch hier im Lager von Burgund — biſt Du nicht mehr mein Sohn. — Der Greis bebte vor Zorn, der Sohn ſchwieg. Des Vaters ſtummer Schmerz hatte ihn tief ergriffen, des Vaters Zorn, ſein Hohn verſchloß des Sohnes Herz.

Kehrſt Du mit mir zurück? rief jetzt der Vater mit Strenge.

Ich kehre nicht zurück! erwiederte Rudolph.

Fluchen will ich Dir nicht, Du biſt meines Weibes Kind! rief der Greis mit Wehmuth: Deiner Thaten Fluch wird Dich ohnedieß ereilen. — Aber ruhig will ich dem Tage entgegen ſehen, wo ich, das Schwert in der Hand, dem, den ich einſt Sohn nannte, feindlich entgegentrete. Leb' wohl! — vergiß mich!

Vater! rief Rudolph zerknirſcht: Vater, ſcheidet nicht ſo von mir!

Im Lager von Burgund ſind wir getrennt. Wen ich verachte, dem kann ich nicht nahen.

Rudolph ſchwieg — des Vaters Worte hatten ihn erbittert, doch noch einmal ergriff ihn der Anblick des alten Mannes. Hörtet Ihr den Hohn des Schultheißen von Bern? rief er: darf ich zurückkehren, Vater?

Gedenke der Geächteten, die am Tage von Moorgarten ſich ſammelnd, fern von ihren Brüdern für die heilige Sache der Freiheit kämpften und ſo die Freiheit und das Vaterland wieder gewannen! — Rudolph ſah düſter vor ſich hin. Des Jünglings Bruſt tobte, des Vaters Wort, ſein Blick drang tief in ſein erregtes Gemüth, das Schweizerherz erwachte bei dem Gedanken an die Heldenſchlacht der Väter. — Da gedachte er des Wortes, welches er heute dem Herzoge gegeben, er gedachte Scharnachthals Schwur, daß Eliſabeth nie die Seine werden ſolle, das Hohnlächeln des Schultheißen trat vor ſeine Erinnerung und die Rache ward Herr aller ſeiner Empfindungen. Lebt wohl, mein Vater! ſagte er ernſt: Ich kehre nicht zurück, doch werde ich Eurer, meines Stammes nie vergeſſen.

Noch einmal ruhte des Vaters Blick auf ihm, dann wandte er ihm verächtlich den Rükken und verließ ihn; Rudolph folgte.

Als ſie aus dem Zelte traten, ſah Rudolph den Grafen Romond mit ſeinem Gefolge nahen. Sein Blick fiel auf Scharnachthal, der mit höhnendem Mitleid auf den gebeugten Greis herabſah. Rache, Rache! rief er dumpf vor ſich hin, und als Romond auf ihn zuſprengte, warf er ſich auf ſein Roß. Schultheiß von Bern, ſtolzer Scharnachthal! rief er mit Hohn: ich ziehe nach Yverdün zu meinem Liebchen. In meine Gewalt hat der Herzog Eure Tochter gegeben, ſie wird mein ohne Euren Segen, auch ohne Prieſterſegen, wenn es ſeyn muß! Er ſprengte mit Romond davon.

Wie von einem betäubenden Schlage getroffen, ſtand Scharnachthal, die furchtbaren Worte donnerten noch in ſeinem Ohr. Während der Unterhandlung mit dem Herzoge hatte der Schultheiß nur an ſein Vaterland gedacht, die Tochter vergeſſen; doch ſeit er Rudolph von Halwyl geſehen, ſeit deſſen Anblick die Erinnerung an Eliſabeth ihm zurückgerufen, war es nur der

Gedanke an ſie, der ihn beſchäftigt. Gern hätte er bei dem Ritter Etanges Erkundigung eingezogen, doch dieſer Edle, der wohl abſichtlich die Schritte der Eidgenoſſen hieher gelenkt, hatte ſich entfernt, das Zuſammentreffen des Vaters und Sohnes durch ſeine Gegenwart nicht zu ſtören.

Kommt, meine Freunde, ſagte jetzt Hanns Waldmann, Scharnachthals Hand erfaſſend: kommt hinweg von dieſem Unglücksplatz. Kommt, Ihr kinderloſen Väter, dort am Neuenburger See erwarten Euch tauſend andere Kinder. Nur die Stimme der allgemeinen Noth laßt in Eurer Bruſt laut werden, der eigenen verſchließt ſie.

Unwillkührlich hatte, indem ſie den Hügel hinaufſtiegen, Scharnachthal Halwyls Hand ergriffen, unbewußt ruhten Beider Hände in einander, als hätte die Freundſchaft ſie zuſammengefügt, und doch war es nur der gleiche Schmerz, der ſie einander näher brachte. Etanges hatte ſich wieder angeſchloſſen, und ſo zogen ſie ſchweigend zu einem großen Zelte, wo ein koſtbares Mahl bereitet war. Es war jedoch dem Wirthe nicht möglich, ſeine Gäſte zur Freude zu ſtimmen, mancherlei Sorgen bewegten ihre Bruſt, und der Ritter war zu bieder geſinnt, um nicht ihren Ernſt, ihren Schmerz zu ehren; bald war das Mahl beendet.

Als ſie durch das Lager zurückgezogen waren, fiel es Reding auf, daß der Donner des Geſchützes vor Granſon ſchwieg, und als nun das Lager hinter ihnen lag, ſie nach dem bedrängten Schloſſe hinüber blickten, ſahen ſie die Fahne Burgunds im Sonnenlichte von dem halbzertrümmerten Thurme flattern. Auch das noch! rief Reding. — An Granſons Mauern iſt unſer Glück nicht gefeſſelt! erwiederte Waldmann: Laßt uns durch ſolche Begebenheiten nicht entmuthigen. Nur in offener Feldſchlacht fallen die entſcheidenden Würfel, in ihr ruht das verborgene Loos! — Sie zogen weiter; hätten ſie das Schickſal der Ihrigen gewußt, die, auf des Herzogs Wort vertrauend, die Veſte übergaben, ſie wären, von Schmerz erſchüttert, von Wuth entflammt zum Heere zurückgekehrt.

Sie fanden die Eidgenoſſen in der herrlichſten Stimmung. Von allen Seiten waren ſie herbeigezogen, und einige Tage vor dem Unglücke von Granſon in Bern eingerückt. Mit fliegenden Fahnen und luſtigem Spiel, den beſonnenen Bürgermeiſter Göldli an ihrer Spitze, zogen die von Zürich, Baden und Thurgau, 2500 an der Zahl, dort ein. Zu ihnen gehörte der rieſenhafte Waldmann, der Schweizerheld, der jetzt noch bei den zurückkehrenden Abgeſandten war. Ueber 4000 von den alten Eidgenoſſen im Gebirge folgten nach wenig Stunden. Schon von fern tönte das Landhorn von Unterwalden, und der muthige Stier von Uri. Rudolph Reding mit 1180 Mann Schwyzern zog voran; viel Volk für den kleinen Bund, doch ihre alte Liebe zu Bern war groß. Hanns Tſchudi an der Spitze derer von Glarus folgte. Am Mittage zog Ulrich Farnbühler mit denen von St. Gallen, die Schaffhauſer mit ihrem Bürgermeiſter ein. Ueberall waren der Gaſtfreundſchaft die Thore geöffnet; auf allen Straßen und Plätzen, in den hohen gewölbten Kreuzgängen der frommen Klöſter, wie unter dem Himmelsdome lagerten die Krieger, ſich mit Speiſe und Trank erquickend; die Hausfrauen mit ihren Töchtern, ſelbſt die ehrwürdigen Kloſterbrüder waren geſchäftig, nach Kräften den Bundesgenoſſen das Beſte zu reichen, was Küche und Keller vermochte. Als wäre heute ein feſtlicher Tag, ſo wimmelte es auf den Straßen von Bern. Indeſſen, obgleich der Becher fleißig in die Runde ging, die Berner den Wein nicht kärglich kredenzten, war doch kein rechter Geiſt der Fröhlichkeit unter den Zechern. Eine dumpfe Stille herrſchte trotz der wogenden Menge, und ſtrahlte auch das muthige Vertrauen in dem Blicke der Männer, war doch die wilde Luſt ganz von ihnen gebannt; das Klirren der Becher galt der mahnenden ernſten Stunde, der Händedruck dem Wiederſehen jenſeits.

Selbſt die Frauen, von dieſer Stimmung ergriffen, ſchienen gefaßt, und preßten gewaltſam die Thränen zurück, welche die ſorgenſchwere Zukunft hervorrief. Sie wanderten freundlich von einem Gaſte zum andern, reichten dieſem einen Trunk, jenem das Waizenbrot ſo liebreich, als ob ſie in jedem den Beſchützer des Gatten, des Sohnes, des Bruders erkannten. So erwarteten die Streiter, noch einmal das Leben genießend, den Schall der Glocken, der zum Aufbruche nach Neuburg rief, wohin die Berner vorangezogen waren. Sie tönte, und jubelnd zogen ſie in das Feld.

Mit allgemeiner Freude vernahmen die Schweizer des Herzogs ſtolze Antwort. Seit ſie, das Schwert an der Seite mit einander zum Kampfe ausgezogen, war der ernſte Geiſt der Ueberlegung von ihnen gewichen, und nur der kühne muthige des Vertrauens, der ſie bei Moorgarten, Sempach und Laupen zum Siege geführt, hatte ſie auch jetzt ergriffen, und freudig erwarteten ſie die Morgenſonne, die ihnen zur Siegesbahn leuchten ſollte.

9.

Während der Herzog das am Morgen geſprochene: „Nie ſoll man ſagen, daß ein Herzog von Burgund ſein Wort gebrochen,“ ſo bald vergeſſen hatte, ritt der Graf von Romond mit Rudolph von Halwyl nach Yverdün. Beide waren ſchon ſeit früherer Zeit Feinde. Der Graf, als Beſitzer des Waadlandes kam zu oft mit Bern in Berührung als daß nicht der ſtreitluſtige Schweizer manche Fehde, manchen Zwiſt mit dem Ehrſüchtigen zu beſtehen gehabt hätte, überdieß gränzten einige ihrer Beſitzungen aneinander. Seit Halwyl bei dem Herzoge war, und beſonders ſeit dem Heerzuge gegen die Eidgenoſſen, war der Graf als entſchiedener Gegner der Schweizer aufgetreten, dahingegen Chateaugüjon, obgleich ihn die Berner durch Wegnahme von Orbe und Granſon gereizt hatten, immer den Groll des Herzogs zu mäßigen ſuchte. Die Stellung Romonds, an der Spitze der ſavoyiſchen Truppen, das Anſehen, worin er bei der Herzogin, Ludwigs des 11ten Schweſter, ſtand, die Gleichheit der Geſinnungen mit denen des Herzogs gaben ihm eine der erſten Stellen im Heere und im Rathe. Nur wenn zuweilen des Grafen hochfahrender Sinn zu laut in Gegenwart des Herzogs auftrat, unterließ dieſer nicht, ihn in ſeine Schranken zurückzuweiſen.

Als Romond am Morgen nach der für Eliſabeth ſo verhängnißvollen Nacht die herrliche Jungfrau, ſeine Gefangene, mit allem weiblichen Liebreiz geſchmückt erblickt hatte, war es nicht mehr die Tochter des gefürchteten Scharnachthal allein, die ihm ſeine Beute werth machte. Sein zügelloſer Sinn, der den Untergang der Schweiz als gewiß glaubte, wähnte das ſchöne Mädchen als einen Preis des Sieges für ſich behalten zu können, und er, der noch vor Monden vor dem zürnenden Schultheißen von Bern gezittert hatte, fürchtete ſich nicht, des alten Helden Innerſtes ſchmählich zu verwunden. Deßhalb verſchwieg er dem Herzoge den Vorfall mit der Jungfrau, denn er konnte überzeugt ſeyn, daß dieſer ihm die Tochter ſeines bitterſten Feindes abfordern würde, und überging die ganze Sache als etwas Unbedeutendes. Des Herzogs Befehl ſtörte ihn jedoch in der Ausführung ſeines unritterlichen Beginnens, und es ſchmerzte ihn tief, ſeinem Feinde, dieſem Rudolph Halwyl, der ihm ſchon ſo oft kühn gegenüber getreten war, die ſchöne Beute überlaſſen zu müſſen; indeſſen, was war zu thun, der Herzog hatte befohlen, es blieb nichts übrig als zu gehorchen.

Schweigend ritten Beide neben einander, was hatten ſie ſich auch zu ſagen? Halwyl, von dem Auftritte mit dem Vater erſchüttert, dachte jetzt kaum an Eliſabeth, immer noch ſtand der Greis vor ihm, das zürnende Auge auf ihn gerichtet, die grauen Locken zornig ſchüttelnd. Lebhaft mahnte das Vaterland, die Sehnſucht nach der Heimath war erwacht, er ſah das Banner von Bern flattern, ſah ſeine Landsleute, die Freiheitgeſänge anſtimmend ſich um dieß Heiligthum lagern, den Stier von Uri, dieſes Schreckhorn hörte er ſchallen, und unwillkührlich von Kriegsluſt ergriffen, faßte die Hand nach dem Schwerte. Jetzt blickte er auf, ſah Romond, ſeines Vaterlandes bitterſten Feind neben ſich, und der ſüße Traum war vorüber; nur Eliſabeth erhellte noch ſein Erwachen, und mit unausſprechlicher Sehnſucht ſchlug ſein Herz ihr entgegen. Nur hier, ſo dachte er, nur hier kann ſie die Deine werden, dort trennt ſie des Vaters mächtige, grauſame Hand für immer von dir. Da gedachte er der heftigen, drohenden Worte, mit denen er den feſten, unbiegſamen Sinn des alten Helden erſchüttert hatte und eine hohe Röthe überflog ſein Geſicht. Nein, murmelte er leiſe vor ſich hin: nein, Eliſabeth, ſo tief iſt Dein Rudolph nicht geſunken!

Ihr ſcheint Euch ſchon jetzt mit Eurer Verlobten zu unterhalten; unterbrach Romond höhniſch das Schweigen: ſpart Eure Worte, Herr Ritter, denn wir ſind nicht fern mehr von Yverdün, wohin Euch mein Stallmeiſter begleiten wird, dann habt Ihr Zeit genug zu koſen; er hat gemeſſene Befehle. Ich verlaſſe Euch hier, jene Schaar zu muſtern, ſie war der Zweck meines Rittes, nicht Ihr, denn Euch eine Dirne zu übergeben, ziemt eher meinem Diener als mir.

Und wenn ich nun des Herzogs Wort pünktlich befolgt wiſſen wollte, wenn ich Eliſabeth Scharnachthal nur aus Euren Händen übernähme? fragte Halwyl im ernſten Tone.

So würdet Ihr ohne Liebchen in's Lager zurückkehren müſſen! meinte der Graf ſpöttelnd.

Nein, das würde ich nicht! rief der Ritter: Zitternd vor des Herzogs Zorn würdet Ihr mir nach Yverdün folgen, Graf. Doch reitet, wohin es Euch beliebt, Euer wackrer Stallmeiſter iſt mir ein ehrenwerther Mann, in deſſen Geſellſchaft es mir ſo wohl iſt als in der Euren; kommt

Caſtinez! Er gab ſeinem Pferde die Sporen und jagte nach Yverdün zu.

Je mehr er der Stadt ſich nahte, deſto lauter klopfte ihm das Herz. Er fühlte es wohl, daß ein feindlicher Dämon zwiſchen ihn und Eliſabeth getreten ſey, daß es nicht mehr war wie in den ſeligen Tagen auf dem Schloſſe am See; er fühlte, daß ſeine Entführung und Eliſabeths Weigern ihre Herzen entfernt aber nicht getrennt habe; und als er durch das Thor in die ganz zerſtörte Stadt einritt, wo nur einzelne Häuſer den Flammen getrotzt hatten, ſagte ihm der alte Stallmeiſter ganz gleichgiltig: Dort in jenem einzeln ſtehenden Hauſe wird ſie verwahrt. Da klopfte das Herz des wilden Mannes ſtürmiſch; ſeinem Roſſe die Sporen gebend, ſprengte er nach dem Hauſe hin, ſprang ab und eilte ſo ſchnell hinauf, daß Caſtinez ihm nicht zu folgen vermochte.

Hier iſt Jedem der Einlaß verboten! rief dem Stürmenden die rauhe Stimme eines ſavoniſchen Fußknechtes entgegen, der, die Hellebarde vorhaltend, ihn zurückwies.

Zurück! donnerte Rudolph; der Savoyard

ſtand unbeweglich, die Spitze der Hellebarde nach des Ritters Bruſt gerichtet, der ſchon im Begriff war, ſein Schwert zu ziehen, als Caſtinez herbeieilte. Giacomo! rief er dem Unerſchütterlichen zu: laß den Ritter ein und geh' in Dein Quartier zurück, Du biſt hier nichts mehr nütze. Brummend ſenkte der alte Krieger ſeine Wehr, es ſchien ihn zu ärgern, daß er mit dem Ritter nicht anbinden durfte, der jetzt die Thür aufriß und zu Eliſabeth ſtürzte.

Sie hatte ſchon ſeine Stimme vernommen, bebend war ſie aufgeſprungen und eilte ihm entgegen. Gelobt ſey Gott! rief ſie; doch Halwyl, im Rauſche des Entzückens, im Taumel der Leidenſchaft umfaßte ſie ſtürmiſch und drückte ſie an ſein Herz.

Laßt mich, Rudolph! rief die Geängſtete: Ehrt mich, wie ich es verdiene, ehrt Euch. Sie wand ſich aus ſeinen Armen und trat im Kampfe ihrer Gefühle an das Fenſter. Nehmt Euch der Verlaſſenen an, fuhr ſie fort: und ſendet mich nach Bern zurück. — Blickt nicht ſo auf mich, Rudolph, bat ſie jetzt, da er mit wild rollendem Auge vor ſie trat: ich kenne Euer

Herz, dieß treue edle Herz, wenn die zügelloſe Leidenſchaft es nicht ergreift; ich kenne, ich fürchte aber auch dieſe, die Euch zum Sklaven des Augenblicks macht. Ueberwindet ſie und den finſtern Geiſt, der zuweilen in Euch ſtürmt. Schickt mich nach Bern!

Eliſabeth! ſagte jetzt der Ritter, die kalten abgemeſſenen Worte der Jungfrau hatten ſeine innere Gluth gedämpft: Um Euren Beſitz ringend bin ich unterlegen. Als ich Euch, Alles wagend, auf meine Burg führte, verweigertet Ihr, die Ihr mir tauſendmal ewige Liebe geſchworen, Eure Hand, die mich allein mit Bern und Eurem Vater verſöhnen konnte. Aus dem Vaterlande ließet Ihr mich ziehen und folgtet mir nicht; vielleicht nicht einmal eine Thräne begleitete den Verbannten. An der Vaterbruſt fandet Ihr Erſatz für des Geliebten Herz — und ich? — Von Euch geriſſen, von der Heimath ausgeſtoßen, irrte mit racheglühendem Herzen im fremden Lande, ein Schweizerherz fern von der Heimath, ein freier Mann Diener am Hofe der Fürſten. Für Karl von Burgund focht ich vor Neuß, für Karl von Burgund ſtehe ich auf Schweizerboden, wo mich Alles verließ, nur nicht das Gefühl der Rache!

Deßhalb, Herr Ritter! unterbrach ihn Eliſabeth mit verwundetem Herzen: kann Euch meine Gegenwart hier nicht angenehm ſeyn. Laßt mich ziehen!

Und wär' ich nicht ein Thor, wenn ich dieſen Wunſch erfüllte? unterbrach er ſie raſch: Alles hab' ich verloren, nur Euch nicht. Sollte ich das Einzige, das Höchſte was das Schickſal mir ließ, leichtſinnig opfern, um von Allem entblößt wie ein Bettler da zu ſtehen? Sollte ich auch dieſem Glücke entſagen, damit Euer Vater triumphirend meiner Thorheit ſpottete? Nein, Eliſabeth! Euer Bild war das Einzige, was ich hinüber in die Verbannung nahm, und als ich Alles mit kaltem Trotz hinter mir zurückließ, drückt' ich das Geliebte ſorgſam pflegend an mein Herz. Durch Sturm und Gefahr, in ſchlafloſen Nächten, in den Träumen meiner Sehnſucht habt Ihr mich nie verlaſſen. Zwar ſtandet Ihr nicht mehr wie einſt vor mir, die Himmelsglorie um das Haupt, nicht als das treuliebende, Alles mir opfernde Weſen. Ernſt, bebächtig, zwiſchen Vater und Geliebten wählend, nicht von unaufhaltſamen Flammen ergriffen und mit mir fortgeriſſen, und dennoch bliebt Ihr meiner Sehnſucht Ziel, meines Willens einziger Zweck! — Da gibt das Schickſal im burgundiſchen Lager Euch noch einmal in meine Hand, und ich ſollte —

Und ſollt' ich! unterbrach ihn Eliſabeth zürnend: dem Manne im burgundiſchen Lager meine Hand reichen, dem ich ſie auf ſeiner Väter Schloß verweigern konnte? Das Schweizermädchen einem Feinde der Eidgenoſſen? Halwyl — dem Tode weiß ich entgegen zu gehen, aber nicht der Schande. Eliſabeth Scharnachthal hat den Muth, mit gebrochenem Herzen Euch zu entſagen, den Mann als Feind des Vaterlandes zu haſſen, den ſie einſt liebte. — Rudolph! rief ſie jetzt, von ihren Gefühlen hingeriſſen: vermag ich noch etwas über Euch, ſtrömt noch aus meinem Blicke der Zauber, der Euer wildes Gemüth ſo oft zähmte, bringt meine Stimme noch zu Eurem Herzen, ſo hört mich, hört Eure Eliſabeth, ſchaut ihr in's Auge, ſenkt nicht den Blick, ſeht meine Liebe, meine heiße Liebe auch jetzt noch aus meinen

Augen Euch entgegen ſtrömen, hört, Rudolph Halwyl, hört mich, das Vaterland ruft Euch durch mich! Verlaßt Burgund, folgt Eures Landes Banner, kämpft und ſterbt für Freiheit und Recht; dann ſchwöre ich Euch, nicht Vaterzorn, nicht Vaterfluch trennt mich von Euch; ich bin die Eure!

Ruft mir die Hoffnung nicht zurück! ſagte Rudolph finſter: hebt nicht aus tiefem Grabe den verlorenen Frieden, er erſteht für mich zum Leben nimmer. Zeigt mir das längſt verlorene Paradies nicht noch einmal, Eliſabeth; wie ein Verdammter irre ich vor der Pforte, ſchaue nur von ferne hin und darf nicht eingehen in dieß Eden. Des Schickſals Würfel ſind für mich gefallen und ich muß dem Vaterlande den Rücken für immer wenden, muß den fremden Pfad einſam betreten. Begleitet mich, bat er innig: trennt Euch nicht von mir!

Mein Weg iſt heilig, erwiederte die Jungfrau: doch der Eure nicht. Verlaßt Burgund!

Ich wähnte einſt der Liebe Macht ſey allgewaltig, unterbrach er ſie, und ihr Anblick hatte die wilde Leidenſchaft ſeines Innern gebändigt:

aber ſeit ich mich getäuſcht ſah, ſeit Ihr auf Halwyl mich kalt zurückſtießt, habe auch ich gelernt, ihrer Stimme mein Ohr zu verſchließen.

So verſchließt es nicht dem Rufe des Vaterlandes, dem Rufe der Ehre! unterbrach ihn Eliſabeth ſchnell.

Ich folge nicht! erwiederte er feſt: Nur einer Stimme Ruf folge ich noch, ſie weckt mit Poſaunenton die Rache in mir. Ihr wollt mein traurig Schickſal nicht mit mir theilen, wollt auch jetzt in Euch der Liebe Flamme dämpfen, wie dort auf meines Vaters Burg, das ſchmerzt. Ihr nehmt das Letzte, was ich noch mein nannte aus vergangener ſchöner Zeit, ein liebes, heißgeliebtes Bild nehmt Ihr mit Euch, und arm an allen Lebensfreuden, arm an Hoffnung und Wünſchen laßt Ihr mich zurück. Zieht hin nach Bern, der Himmel ſchenke Eurem Herzen Frieden, ich werde ſuchen, Euch zu vergeſſen.

Hier überwältigte das Gefühl das trauernde Mädchen, ſchmerzlich warf ſie ſich an ſeine Bruſt. Mein Rudolph! rief ſie: höre mich. Was ich Dir ſage, entſteigt bei Gott dem Innerſten meines Herzens. Irrteſt Du ein Bettler auf unwirthbarer Alp, wären die Burgen, die Güter Deiner Väter in der Feinde Hand, das Vaterland in Ketten, flüchtetſt Du von Fels zu Fels, von Land zu Lande, ein Schweizer aus dem theuren Vaterlande, ich folgte Dir, ich pflegte Deine Wunden, ich drückte Dir die Augen zu und ſtürbe an Deinem Grabe, denn für das Vaterland wärſt Du gefallen. Doch dem burgundiſchen Ritter — Rudolph, theurer Rudolph — ihm folg' ich nicht.

Starr ſah er vor ſich hin, und immer ernſter ward ſein Blick. Sie fühlte, daß der Ton ihrer Stimme nicht bis zum Herzen gedrungen ſey; da wich die Liebe dem Stolz. Lebt wohl! ſagte ſie ernſt: wie Euch die Rache, ruft mich das Vaterland — ich ſcheide von Euch mit blutendem Herzen, aber laßt den Augenblick der Trennung bald nahen, damit ich Euer Bildniß nicht ganz verändert mit mir in die Heimath nehmen muß. Lebt wohl! — Ein ſchneller Reitertod iſt Alles, was ich Euch noch wünſchen kann.

Ihr habt Recht, Eliſabeth! ſagte er mit Rührung: da Ihr von mir zieht, iſt Euer Wunſch auch der meine; wer ſo wie ich hier nichts mehr zu hoffen hat, der kann auch hier nichts mehr verlieren, und er ſpielt nur noch ein freudenloſes Spiel um eine Spanne Lebens mit dem Tode. Bereitet Euch zur Rückkehr an die Vaterbruſt und lebt wohl! — Noch einmal drückte er ſie ſtürmiſch an ſein Herz, ſie duldete, ſie erwiederte den Trennungkuß, dann riß er ſich los und ſchritt nach der Thüre.

Aber plötzlich wandte er ſich. Eliſabeth! ſagte er, ohne ihr zu nahen: falle ich, und die Euren finden meinen Leichnam, dann bittet, daß ſie ehrenvoll mich begraben und keiner mir fluche, denn Schweizerblut ſoll an meinem Schwerte nicht kleben. — Noch einen Blick, vielleicht den letzten, und er ging.

Vor der Thüre ſaß, die Laute im Arme, Walter. Geh zu ihr, Sänger! ſagte er freundlich zu dem Jünglinge: begleite ſie zu Deinen Brüdern.

Auf der verödeten Straße fand er Etanges. Ihr laßt ſie ziehen? rief ihm dieſer entgegen. Rudolph bejahte es. Und zieht mit ihr? fragte dieſer leiſe. Nein! erwiederte Halwyl.

Ihr wollt gegen Eure Brüder fechten?

Sterben will ich, Freund. Doch noch eine Bitte. Geleitet die Jungfrau morgen zurück, für heute iſt es zu ſpät, übergebt ſie ihrem Vater und ſchützt ſie bis dahin.

Das will ich, erwiederte Etanges: mit Freuden will ich es.

So zieht mit Gott! rief Rudolph: Sagt ihr noch ein Lebewohl von mir, ſagt ihr, auch in der Todesſtunde würde ich ihrer gedenken.

10.

Als Rudolph ſich von Etanges getrennt hatte und mit ſchmerzerfüllter Bruſt wieder in das Lager einritt, erwartete ihn ein furchtbares Schauſpiel, wohl geeignet, den gefaßten Vorſatz zu befeſtigen.

Die Beſatzung von Granſon, durch die von Yverdün ſich durchgeſchlagene verſtärkt, hatte den Sturm der Burgunder mannhaft zurückgewieſen, zweihundert von dieſen lagen zerſchmettert im Graben. Nach mehreren Tagen ließ der Herzog von Neuem ſtürmen, ermuthigte durch ſeine Gegenwart das Heer, und nach dreiſtündiger Gegenwehr war die Stadt erobert. Georg von Stein, mit ihm Hanns Müller, der tapfere Vertheidiger von Yverdün, ſchlugen ſich mit der Beſatzung, noch 800 Mann ſtark, durch die eingedrungenen Schaaren der Burgunder, und ereilten, zwar mit Verluſt manches tapfern Kriegers, die Burg. Hier erkrankte der von Stein gefährlich; er mußte ſich über den See fortbringen laſſen. Hanns Wyler übernahm den Befehl, und der hohe Geiſt des Muthes war von Granſon gewichen. Der erſte Büchſenmeiſter wurde erſchoſſen, der größte Theil des Pulvers flog in die Luft, mit ihm ſo viele der muthigen Vertheidiger, der Proviant nahm ab, Hafermus war ihre einzige Koſt.

Hanns Müller, ein Mann nach alter Art, ſtark im Kampfe, ungebeugt im Unglücke, ſuchte noch den ſinkenden Muth zu erhalten, doch Hanns Wyler, an Rettung des Vaterlandes verzweifelnd, glaubte es verloren und den Entſatz unmöglich. Da nahte Ronchant, ein burgundiſcher Edler, ſprach in deutſcher Mundart mit deutſcher Herzlichkeit, und gewann das Vertrauen der argloſen Schweizer. Er verlangte im Namen des Herzogs die Uebergabe; Hanns Müller antwortete: Dahin zu gelangen ſey nur ein Mittel, der Befehl der Eidgenoſſen. Ronchant lobte die treffliche Antwort, zweifelte jedoch, daß ſie von den Eidgenoſſen noch Befehl erhalten könnten. Freiburg ſey zerſtört, Bern habe die Thore geöffnet, die Eidgenoſſen ſeyen ein jeder nach ſeiner Heimath zurückgegangen. Doch ehre der Herzog ihren Muth, deßhalb ſollten ſie es nicht auf das Aeußerſte treiben, ſeinen Zorn nicht reizen, ſollten ſich ihm ergeben und ſeiner Gnade gewiß ſeyn. Jetzt bedenkt, ſo ſchloß er ſeine Rede: ich bin ein Edelmann, würde ich auf meine Seele Euer Blut, auf mein Gewiſſen die Schande eines Verräthers laden? Ich ſchwöre Euch, im Namen des Herzogs von Burgund, freien Abzug zu den Eurigen mit Hab und Gut.

Die argloſen Schweizer glaubten ihm, trotz Hanns Müllers Warnung. Wylers Muth und Vertrauen war gebrochen; ſie beſchenkten den Elenden mit hundert Gulden und zogen aus.

Als

Als ſie, Ronchant an ihrer Spitze, in dem burgundiſchen Lager ankamen, begegneten ſie dem Herzoge, der von mehreren Großen und ſeiner Leibwache umgeben wie zufällig einen Ritt zu machen ſchien. Beim heiligen Georg, was ſind das für Leute? fragte er Ronchant, ſich ſtellend als wüßte er von dem Vertrage nichts. Gnädiger Herr! erwiederte dieſer: es iſt die Beſatzung von Granſon, die ſich Euch auf Gnade und Ungnade ergeben hat. Da kamen die von Eſtarays und die von Yverdün Vertriebenen, wohl ſchon dahin beſtellt, und ſchrien um Rache an Bern und an dieſen Männern, die ihre Städte zerſtört hätten. Sie fielen vor dem Herzoge auf die Kniee, warfen ſich ihm in den Weg und baten mit thränenden Augen ſo dringend, daß der Herzog, ihnen nachgebend, die Männer und ſein Wort opferte. Noch am Abende wurden dreihundert mit dem muthloſen Wyler an den Bäumen aufgehangen, die das Lager umgaben. Einhundert und funfzig, unter ihnen der mannhafte Hanns Müller, an Strikken durch den See geſchwemmt, bis ſie ihren Geiſt aufgaben. Sie ſtarben als Männer, keiner warf dem andern ſein Unglück vor, ſie ſtarben mit furchtbarer Ruhe, dem Feinde ſchreckbarer noch im Tode als im Leben.

An dieſem Abende ging mit ſeinem Fürſtenworte der Stern Karls von Burgund unter. Das Glück wandte fortan dem wortbrüchigen Herzog für immer den Rücken und Nemeſis ſchwang ihre Fackel über ihm.

Als Halwyl im Lager ankam und nach dem einſamen Plätzchen ritt, wo ſein Zelt ſtand, war es ſchon Nacht. Sein alter Diener wartete ſeiner, nahm ihm das Roß ab und ſagte dann mit treuherzigem Tone: Lieber Herr, zürnt mir nicht, wenn ich Euch noch heute in der Nacht verlaſſe; bis hieher war ich Euch treu gefolgt, nun keinen Augenblick länger, und habt Ihr noch einen Tropfen Schweizerblut in Euch, ſo zieht auch von hier. Nun erzählte er dem Erſtaunten, was indeſſen vorgegangen.

Geh, ich halte Dich nicht! erwiederte der Ritter zermalmt, und ſchritt in ſein Zelt; dort ſaß er, ſeinen finſtern Gedanken ſich überlaſſend. Vaterlandliebe trieb ihn hinweg, Stolz hielt ihn zurück. Sein Innres war, ſeit Eliſabeth ihn verlaſſen, ganz zerriſſen, und nichts kettete ihn mehr an die Welt. Der Schlaf floh ihn, der gefüllte Becher ſtand unangerührt, nur ſchwach noch brannte die Lampe und ließ den aufgehenden Mond ſein bleiches Licht durch die Leinwand werfen. Das lärmende Geräuſch des Lagers ſchwieg, wie erſtorben ſchien Alles um ihn her, nur hie und da unterbrach das Rufen der Poſten, das Stampfen der Roſſe die grauſige Stille der Nacht. Mit beklommenem Herzen trat er hinaus vor das Zelt, die Gluth ſeines Innern zu kühlen. Dunkle Wolken zogen dem Monde vorüber; — in der Ferne, da wo das freundliche Neuſchatel ſo anmuthig an dem plätſchernden See liegt, brannten die Wachfeuer der Eidgenoſſen und erhellten den dunklen Horizont. Vor ihm nicht fern ſchienen im Dunkel der Nacht gar ſonderbare Geſtalten zu wogen, als ſchwebten ſie in weiten Kreiſen in der Luft. Es ward ihm ſchauerlich, er mochte nicht nahen, die Erſcheinung wogte noch immer hin und her, ohne aus ihrem Kreiſe zu treten. Jetzt begann der Sturm zu heulen, er peitſchte die Wolken und in ſchnelleren Kreiſen bewegten ſich die abentheuerlichen Geſtalten; jetzt ſchlug des Sturmes mächtiger Flügel zornig in das Gewölk, es zerriß; des Mondes lichter Strahl blickte hindurch und erhellte die Nacht. Da ſah Rudolph im ſchauerlichen Glanze des Mondlichts deutlich, was ihn mit Grauen erfüllt; es waren die Leichname ſeiner Brüder, die vom Sturme hin- und hergewiegt, wie Geiſter der Nacht ihm erſchienen waren. Er ſah ſie, die Tapfern, die auf Fürſtenwort vertrauend den ſchmählichen Tod gefunden, und auf zum Himmel um Rache gerufen hatten.

Und dieſem Fürſten dien' ich! ſo rief er vor ſich hin: ihm dien' ich gegen mein Vaterland! — Aber furchtbarer als jene Unglücklichen erſcheint mir Scharnachthal im Sturme der Nacht. Dem Verderben bin ich geweiht durch dieſen hölliſchen Geiſt! Nein, ſeiner Gnade danke ich nichts, lieber unter den Schwertern meiner Brüder fallen, als ihm Rückkehr und Leben verdanken.

Da hörte er Tritte, und als er ſich wandte, ſah er ſeinen treuen Conrad nahen, hinter ihm ſein Jagdhund, der ihm mit in die Verbannung gefolgt war. Lebt wohl, lieber Herr, ſagte der treue Diener: es hält mich wahrlich hier nicht länger und treibt mich fort, ſo weh es mir auch thut, von Euch zu ſcheiden; lebt wohl, lieber Herr. Er küßte die dargereichte Hand. Auch verzeiht mir, begann er von neuem: wenn ich den alten Hector mitnehme, das treue Thier mußte es ahnen, daß es nach der Heimath ging, er wollte mich nicht verlaſſen, ſo ſehr ich ihm auch drohte, und ſchlagen konnt' ich ihn nicht. — Rudolph ſah wehmüthig auf Diener und Hund, und ſtreichelte das treue Thier, das freudig an ihm aufſprang. Zieh mit Gott, ſagte er bewegt: ſo bin ich ganz allein, von allem verlaſſen, was mich an meine Heimath erinnern konnte. Ziehe mit Gott, und ſchleichſt Du Dich glücklich durch die Wachen, kommſt Du an, wo Berns Banner aufgepflanzt iſt, dann ſage was Du ſahſt, wie ſie hier hängen die Tapfern, dränge Dich in die Reihen der Streiter, erzähle, berichte genau und fordre das Volk auf zur Rache.

Herr! rief der Alte.

Schweig und geh, unterbrach in ſein Herr:

Grüß meinen Vater, meine Mutter, die Heimath, lebe wohl! Er ſtürzte in ſein Zelt, der Morgen traf ihn noch wach.

II.

Unter einer hohen Linde vor Neufchatel lag der Schultheiß von Bern; der Abendwind rauſchte durch die blätterloſen Zweige, der Mond blickte zuweilen heiter lächelnd durch zerriſſenes Gewölk, und über des Greiſes ſorgenſchwerem Haupte wallte das Banner von Bern. In der Abenddämmerung waren die Haufen der Schweizer um ihre Fahnen gelagert, und in dumpfer Stille erwarteten ſie den Schlag der neunten Stunde vom Neufchateller Thurme. Jetzt hallte er. Die todten ſchweigenden Maſſen erhoben ſich, und 20,000 Streiter ſanken auf ihre Kniee, ihr ſtilles Abendgebet zu verrichten. Wie ferner Donner vom wiederhallenden Gebirge ununterbrochen dumpf dahin rollt, ſo das Murmeln der Tauſende, die zum Siege ſich ſtärkend den Himmel anriefen und ſich zum Tode bereiteten.

Auch Scharnachthal kniecte unter der Linde. Vater der Barmherzigkeit! rief er: gib uns den Sieg. Erhöre das Gebet der Tauſende, die auf ihren Knieen ſich flehend zu Dir wenden; laß uns nicht untergehen in Schmach! — und mich — richte nicht, wie ich gerichtet! Laß die Schuldloſe nicht des Vaters Fehler büßen, ſey gnädig, barmherzig gegen ſie!

Die Feier des Abendgebetes war beendet, der ſtillen Andacht folgte ein lautes Getöſe. Die verſchiedenen Haufen einten, trennten ſich; die Müden legten ſich auf die kalte Erde zur Ruhe, die Muntern ſtimmten ein Kriegslied an; und von Haufen zu Haufen hallte jetzt der Geſang, die Hörner tönten dazwiſchen, der Freude weihten ſie die wenigen Augenblicke bis zum Schlummer.

Herrlich ſchallte der kräftige einfache Geſang durch den brauſenden Sturm. Es waren nicht die wehmüthigen Töne der Alplieder, wie die Sennen ſie ſingen, wenn ſie von der Alp hinabwärts ziehen. Feſt und kräftig, wie das Kriegshorn war der Schlachtgeſang, den ſie angeſtimmt, herzerſchütternd und mächtig wie das

Landhorn von Unterwalden, ſchreckbar wie der Stier von Uri. Bei den Männern von Schwyz beginnend, und ſo von Hauſe zu Hauſe, gleich einer mächtigen Schneelawine fortwallend, ertönte er wie aus einer Bruſt, wie aus einem Herzen.

Die Hauptleute verſammelten ſich jetzt unter der Linde bei Bern und berathſchlagten den morgenden Angriff. Am Mittag war Petermann Rot mit denen von Baſel, und mit 400 Mann von Straßburg und zwölf Büchſen, am Abend der im ganzen Schweizerlande ſo berühmte Schultheiß Hasfurther, ſeit dreißig Jahren an der Spitze des Kriegvolkes, mit 1800 Mann von Luzern im Lager der Berner eingetroffen; auch die andern Eidgenoſſen, die über Bern gezogen waren, dort eingerückt. Es fehlten nur noch die Appenzeller und Herrmann von Ertingen mit den Reiſigen von Oeſtreich. Obgleich man dieſe erſt am andern Abend erwartete, obgleich man das feſte Lager des Herzogs ſelbſt geſehen und die von 400 Feuerſchlünden und 50,000 Kriegern vertheidigten Werke faſt für unüberwindlich halten mußte, ſo wollte man doch nicht länger in nutzloſer Unthätigkeit die koſtbare Zeit verbringen, wenn auch der Hauptzweck des Angriffs, der Entſatz von Granſon nicht mehr war. Einmüthig beſchloſſen die Hauptleute für den kommenden Morgen die Schlacht, denn waren ſie auch ſchwächer an Zahl, ſo war doch die Erinnerung ihrer Thaten der ſtärkſte Bürge des Sieges. Scharnachthal und Hanns von Halwyl, der tapfere Krieggenoſſe des Matthias Corvinus und Johannes Hudiebrad, ſollten mit den Bernern die Vorhut führen, Reding mit den alten Eidgenoſſen aus dem Gebirge den Feind umgehen, die Uebrigen das Haupttreffen bilden.

Während ſie ſo beriethen, einſtimmig, ohne Streit und Ehrgeiz, nur das allgemeine Wohl vor Augen, kam eine große ſchwarze Rüde in den Kreis, ſprang freudig an Hanns von Halwyl heran und ſchien ſich ſeines alten Herrn zu freuen. Mein Sohn! rief dieſer: mein Sohn naht! doch es war nur ſein Diener, der keuchend dem Hunde folgte und der Ueberbringer trauriger Botſchaft war. Was konnte er auch ſeinem alten Herrn von dem Sohne, was dem Schultheißen von der Tochter berichten, was den verſammelten Hauptleuten als den ſchmählichen Tod der Tapfern von Granſon.

Allgemein war die Betrübniß, aber nicht niedergebeugt durch dieſe Kunde, erhob ſich vielmehr ihr Muth. Freunde! rief Rudolph Reding: ſo Ihr auf meine Worte hört, ſo ſchlagen wir morgen nicht. Der Muth der Eidgenoſſen bedarf keines Spornes, er ruht kräftig in dem Herzen unſrer Jugend, wie er in der Bruſt unſrer Vorfahren ruhte; aber ihren Ungeſtüm fürchte ich, der ſie von Zucht und Gehorſam entfernt. Vernehmen ſie den Tod derer von Granſon, ſo hält ſie morgen in der Schlacht nichts auf. Granſon! ſchreiend ſtürzen ſie ſich blindlinks in den Feind, und der Hauptleute weiſe Berathung, ihr ruhiger Blick und ihre Beſonnenheit wäre an dem entſcheidenden Tage verloren. Darum laßt morgen noch vorüber gehen, daß die Wuth ſich kühle, überdieß treffen dann die von Appenzell und des Erzherzogs Reiſige ein, und ſie haben dann kein Recht uns zu zürnen, daß wir ihnen die Ehre des Tages nicht gönnten.

Zwar ſtimmten Waldmann und Scharnachthal der beſonnenen Rede Redings nicht bei, doch fügten ſie ſich endlich der Meinung Aller, und mit dieſem Beſchluſſe ſchieden die Hauptleute.

Kaum dämmerte der Morgen, ſo verließ auch ſchon die rüſtige Jugend, die Waffen ergreifend, das harte Lager. Sie hofften die Schlacht und blickten erwartungvoll umher, überall Leben und Bewegung, doch nirgend die bedächtige Anordnung der Rottmeiſter, nirgend hoben ſich die Banner, kein Harſthorn ertönte. Verwundert ſahen ſie ſich an, vor Ungeduld brennend, daß das Zeichen zum Kampf ertönen möge. Da lief von Hauſe zu Hauſe ein dumpfes Gerücht, die Burg von Granſon ſey gefallen; der Ungeſtüm ward gemäßigt, mit ruhiger Ergebung folgten ſie den Prieſtern zur Meſſe, die unter dem herrlichen Dome der Natur in ſtiller Andacht gehalten wurde. Als aber die heilige Handlung vorüber und das Herz dem Irdiſchen wiedergegeben war, ſie zuſammen traten, über den unerwarteten Fall der Veſte zu ſprechen, ſich zu berathen, da nahte noch einmal ein dumpfes

Gerücht von Munde zu Munde, bald laut werdend, ein Gerücht, ſchrecklicher als der Fall von Granſon. Ein ſchmählicher Tod ſey der tapfern Schaar der Berner geworden, gehenkt, erſäuft ſeyen die braven Vertheidiger Granſons, die ſo lange allein dem mächtigen Heere der Burgunder widerſtanden, und ein wild Geſchrei, ein Toben und Brüllen verbreitete ſich wie der Donner im hundertfältigen Echo durch das Lager. Die Waffen klirrten, der laute Zorn wälzte ſich von Haufen zu Haufen; ſie dem Feinde entgegen zu führen und die Schmach zu rächen, war das allgemeine Verlangen, und nur der feſte Ernſt der würdigen, hochgeachteten Männer hielt ſie ab, daß ſie nicht in toller Wuth und in zügelloſen, ungeregelten Schaaren ſich auf des Herzogs Lager ſtürzten. Geduld auf morgen, hieß es: morgen iſt Granſon die Loſung!

Als Alles wieder beruhigt war, ritt Scharnachthal den Weg nach Vauxmarcus, dem einzigen von ihnen in dieſer Gegend beſetzten Schloſſe, wo Johann, Baſtard von Neuburg, befehligte, um die Bewegungen des Feindes zu erſpähen. Da ſah er in der Ferne, da, wo die Straße in einen, von denen von Schwyz beſetzten Hohlweg führte, einen kleinen Trupp burgundiſcher Reiter in den Hohlweg reiten. Er ſprengte hin, die Mannſchaft von Schwyz zu warnen, fand ſie jedoch ſchon auf ihrer Huth und einen Ritter, der allein mit dem Zeichen des Friedens auf ſie zugeſprengt war, in ihrer Mitte. Dieſer erkannte bald die kriegeriſche Geſtalt des Berner Schultheißen und rief ihm freundlich entgegen: Willkommen, Herr Nikolaus von Scharnachthal! Ich bringe Euch gute Botſchaft und ein willkommenes Geſchenk; erlaubt nur, daß die Meinen mir folgen dürfen! und als der Schultheiß, über dieſe ſonderbare Bewillkommung erſtaunt, ihn bat, zu thun was ihm beliebe, ſprengte er zurück, und nach wenig Augenblicken ruhte die Tochter in des Vaters Arm.

Rudolph Halwyl ſendet ſie Euch, begann Etanges: ſo rächt er ſich; ſeyd ihm gleich an Edelmuth, Herr Schultheiß und gehabt Euch wohl.

Kaum traute Scharnachthal ſeinen Augen, als er die geliebte einzige Tochter in ſeinen Armen liegen ſah. Er liebkoſ'te ſie und ſchenkte dem Vaterherzen den koſtbaren Augenblick. Doch, bald an ſeine Umgebung, an den ernſten Augenblick der Zeit denkend, beſtieg er wieder ſein Röß und kehrte mit ihr nach dem Lager zurück. Stumm war ſeine Freude, ſtumm die ihrige und nicht ungetrübt. So ritten ſie eine Weile, dann fragte der Alte faſt ſcheu: Er ſandte Dich zurück?

Rudolph befreite mich aus den Händen des Grafen von Romond und übergab mich ſeinem Freunde Etanges, mich zu Euch zu geleiten. — Scharnachthal ſchwieg. — Ich habe ihm entſagt, fuhr nach einer kleinen Pauſe Eliſabeth fort: ich habe ihm auch dort meine Hand verweigert, — und nun ſind wir für ewig getrennt. Ich habe ihn, mich Eurem Willen geopfert.

Da reichte ihr der Vater gerührt die Hand.

Gebe Gott, daß ich Recht that! fuhr die Jungfrau fort.

Und weßhalb zweifelſt Du? fragte Scharnachthal raſch.

Sein Herz iſt gebrochen — und auch das meine! erwiederte ſie leiſe. Auch, fuhr ſie fort, während Scharnachthal ernſt vor ſich auf ſeines

Roſſes Hals blickte: hat er mich gebeten, wenn der Herr in der Schlacht über ihn beſchlöſſe und man ſeinen Leichnam fände, ihm ein ehrenvolles Begräbniß zu gönnen, denn es ſolle kein Schweizerblut an ſeinem Schwerte kleben. — Bei dieſen Worten — ſie hatte nur mit Mühe die Thränen zurückgehalten, ſchwankte ſie bleich wie eine Lilie im Sturme.

Dann ſucht er den Tod und wird ihn finden! murmelte Scharnachthal dumpf vor ſich hin, und langſam ſank bei dieſen Worten das Mädchen vom Pferde, und lag beſinnungslos auf dem Boden.

Die Diener eilten herbei, der Vater ſprang vom Roſſe, kniete neben der Ohnmächtigen. Ihr Auge war geſchloſſen, die Wange bleich, der Körper ſtarr und keine ärztliche Hülfe in der Nähe. Die Angſt des Vaters war unausſprechlich; da kam ein Gemsjäger von Unterwalden athemlos gelaufen. Schultheiß! rief er: die Burgunder ziehen vor Vaumarcus und hat mich mein Auge nicht getrügt, ſo iſt der Herzog mit ihnen. — Sorg für mein Kind! rief Scharnachthal Walter zu, und ſprengte mit ſeiner geringen Begleitung nach dem Hohlwege.

Dort ſah er deutlich die Bogenſchützen der Leibwache, und aus dem Getümmel von Rittern und der glänzenden Umgebung konnte er leicht ſchließen, der Herzog ſey unter ihnen. Er ſah jedoch keine Geſchütze, keine Anſtalten, die Burg anzugreifen, hörte keinen Schuß zur Vertheidigung fallen. Einen Augenblick beſann er ſich, dann noch einen beobachtenden Blick nach der Veſte werfend, befahl er einem ſeiner Begleiter, nach dem Lager der Berner zu eilen, daß dort Alles in Bereitſchaft ſich halte. — Aber wie erſtaunte er, als er nach einer Weile die Beſatzung ausrücken und die Fahne von Burgund auf dem Thurme aufgepflanzt ſah; mit Vauxmarcus war die letzte Vormauer Berns gefallen. Auch die Höhe, welche von der Burg beherrſcht wurde, hatten die Burgunder beſetzt. Zornig ritt er zurück; nur an die veränderte Geſtaltung der Dinge denkend, nur für den morgenden Tag Plane entwerfend, hatte er die Tochter faſt ganz vergeſſen, als er dem Orte nahte, wo er ſie verlaſſen hatte.

Da ſaß ſie unter einem knoſpenden Ahorn und blickte, ſanft lächelnd, ihm entgegen, neben ihr kniete Walter. Zwar ſtrahlte das Leben in mattem Schimmer aus ihrem Auge, der Tod jedoch überflog noch immer mit ſeinem bleichen Schatten Wang' und Lippe. Gelobt ſey Gott, daß ich Dich ſo finde! rief er ihr zu: Wenn es Dir möglich iſt, ſo beſteig Dein Roß und folge mir, ich darf hier nicht länger verweilen, mich ruft die Pflicht. — Mit Anſtrengung konnte ſie zwar das Roß beſteigen, aber dem Eilenden nicht folgen, den es nach dem Lager der Eidgenoſſen trieb. Dort erſchütterte der Fall von Baurmarcus die Gemüther nur wenig.

Eliſabeth wurde, nachdem ſie langſam dem Vater in das Lager gefolgt war, nach Neufchatel gebracht; der Markgraf Rudolph nahm ſie in ſeinem Schloſſe auf. Nach Bern konnte ſie nicht, ſie war zu ſehr ermattet.

12.

Stolz, daß Waurmarcus, dieſes feſte Schloß, welches die Straße von Granſon nach Neuſchatel beherrſcht, ſich ihm ohne Schwertſtreich ergeben hatte, kehrte der Herzog von Burgund mit ſeiner Leibwache in das Lager zurück, nachdem er den Grafen von Roſimboz dort mit 500 Schützen zur Vertheidigung der Höhe und des Schloſſes zurückgelaſſen hatte.

In ſeinem Zelte angelangt verſammelte er einen Kriegsrath. Sein Bruder Anton, bekannt unter dem Namen der große Baſtard von Burgund, die Prinzen von Tarent, Cleve und Oranien, die Grafen Romond, Chateaugüjon, Campobaſſo und Philipp von Neuſchatel, der Sohn des alten Markgrafen Rudolph, waren zugegen; der Herzog wollte ihre Meinung wegen der ferneren Bewegungen wiſſen. Ueber zweierlei verlangte er ihren Rath, obgleich er ſich wohl ſchon feſt beſtimmt hatte: ob Bern und Freiburg anzugreifen ſey oder ſie hinter ſich laſſend das Heer das platte Land zerſtören, und ſo die halsſtarrigen Schweizer zur Unterwürfigkeit zwingen ſollte.

Der Herzog war für das Erſte als das kühnſte Unternehmen geſtimmt, der Baſtard, ſein Bruder, immer beſonnener, für das Letztere. Dieſer Meinung pflichtete Chateaugüjon bei, und bemerkte noch, daß man mit Schonung und Milde bei dieſem Volke eher zum Ziele gelange als durch Strenge und Verwüſtung. Die Meinungen waren getheilt, der Herzog begann ſchon ungeduldig zu werden, da glaubte der Graf von Romond die Gelegenheit gefunden zu haben, ſeine Rache an Halwyl zu kühlen. Hoheit! nahm er das Wort: der edle Schweizerheld, Rudolph von Halwyl, Euch ſo treu ergeben, kennt wohl das Land und ſeine Beſchaffenheit, die Stimmung der Einwohner und ihre Kräfte am beßten. Bern iſt ſeine Vaterſtadt, die Lage und Vertheidigungwerke Freiburgs ſind ihm genau bekannt; befragt ihn um ſeine Meinung, er iſt nicht allein ein tapferer, er iſt auch ein kriegerfahrener Mann.

Der Herzog bedachte ſich einen Augenblick; ihm hatte das feſte, unbeugſame Benehmen Halwyls mißfallen, er war unter ſeinen Umgebungen dieſes geraden ſtolzen Sinnes entwohnt, doch endlich gab er den Befehl, ihn zu rufen, und ſo mancher Plan, ſo manche Schmeichelei füllten die Zeit bis zu ſeiner Ankunft aus. Halwyl ahnete, weßhalb er zum Herzoge beſchieden wurde; ſchnell war ſein Verſatz gefaßt, und ganz mit ſich und ſeinem Entſchluſſe einig, trat er in das Zelt.

Er fand den Herzog, wie gewöhnlich in der rauhen Jahreszeit, in einen Pelzmantel mit ſchwarzem Marder verbrämt eingehüllt, den ſchwarzen Sammethut auf dem Kopfe, auf einem hohen Armſeſſel ſitzend, deſſen Kiſſen und Lehne mit dem burgundiſchen Wappen und der Herzogkrone geziert, wohl eher einem Königsthrone als einem Armſeſſel ähnlich war. Vor ihm ſtand ein Tiſch mit Teppichen belegt, worauf eine Zeichnung von Bern ausgebreitet lag. Die Kriegsoberſten ſtanden in ehrfurchtvoller Entfernung um ihn, und ſelbſt die Ritter des goldenen Bließes mit unbedecktem Haupte.

Ritter Halwyl! rief der Herzog ihm entgegen: Ihr kennt das Land, welches wir in Beſitz zu nehmen in Begriff ſind. Die Meinung meines Kriegsrathes iſt über das wie, getheilt. Es fragt ſich, ob wir gen Bern und Freiburg ziehen, beide Städte unſerm gerechten Zorne opfernd zerſtören, oder uns wie ein reißender Strom über das platte Land ergießen, es verheeren und ſo das Hirtenvolk unterjochen ſollen. Wir erlauben Euch offen zu reden, theilt uns ohne Scheu Eure Anſichten mit, ſagt Eure Meinung frei, ich bin überzeugt, ſie iſt die meinige, die ſchon feſt in mir ſteht.

Hoheit! begann Halwyl mit der ihm eigenen Kühnheit: habt Ihr, der kriegerfahrene Feldherr, ſchon feſt beſchloſſen, was bedürft Ihr noch meiner?

Meinen Bruder, Chateaugüjon, Oranien zu überführen, daß ſelbſt Ihr, ein Eingeborner, der die Beſchaffenheit, den Geiſt der Einwohner kennt, auch meiner Meinung ſeyd, erwiederte Karl von Burgund.

Und wenn meiner Urtheilskraft nicht der hohe Schwung, nicht die Klarheit der Eurigen würde? Wenn meine Meinung —

Zur Sache! unterbrach ihn der Herzog, deſſen Stirn ſich umdüſterte: Zur Sache, ohne dieſe überflüſſigen Reden, die Euch hier nicht geziemen.

Ihr befehlt, gnädiger Herr, ich gehorche! erwiederte Rudolph: Soll ich frei, offen und wahr reden, ſo aus meines Herzens Innern, wie mein Geiſt es mir eingibt, und nach beßtem Wiſſen, ſo rathe ich Euch, Herr Herzog, gebt auf leidliche Bedingungen den Eidgenoſſen den Frieden, kettet ſie durch Großmuth an Euch; dann zieht mit ihnen nach Paris, dort ſind Krone und Scepter, reiche, blühende Provinzen und Städte der Lohn eines gewiſſen Sieges, — hier unfruchtbare Berge, verödete Städte, ein allen Feſſeln widerſtrebendes Volk und Trümmer der Freiheit, der ſchlechte Lohn eines zweifelhaften Kampfes, deſſen blutiges Ende Ihr nicht ahnet, mein gnädiger Herr, da Ihr die Männer der Schweiz nicht zu kennen ſcheint. Werft Euren Blick nach Bayards Thurm, wo eine Hand voll Krieger Euch jetzt noch widerſteht, denkt an Yverdün, deſſen tapfere Beſatzung, trotz Verrath, ſich durch Eurer Krieger Reihen in das Schloß und wieder nach Granſon ſchlug. Denkt an dieſe Veſte, die nur durch Meineid eines burgundiſchen Edlen fiel und aus deren Trümmern den Eidgenoſſen ein hoher Muth entblühen wird, denn die Kraft der Gemordeten erſteht dort drüben in ihrem Heere hundertfach wieder. Die Rache, der Hohn ſind dieſem Volke ein mächtiger Sporn! Daß Vaumarcus fiel, fuhr er mit Bitterkeit fort: zeige Euch nicht der Schweizer Entmuthigung; in ſeinem Vertheidiger floß kein echtes Blut, er war nur ein Auswuchs altedlen Stammes.

Da fuhr Philipp von Neuenburg heftig auf, doch ein Blick des Herzogs war hinreichend, ihn in die Schranken zurückzuweiſen.

Fahrt fort! ſprach der Herzog nach dieſer kleinen Unterbrechung, dem die Kühnheit Halwyls die Ruhe gab, die wie die Schwüle der Luft vor dem nahen Gewitter voranzugehen pflegt.

Wenn Ew. Hoheit befiehlt, doch habe ich nur wenig noch zu ſagen. Zu überlegen, wohin Ihr Euch mit dem Heere wenden ſollt, nach Bern, Freiburg oder tiefer in das Land hinein, wäre unnütz, denn deſſen werden Euch die Eidgenoſſen durch die morgende Schlacht überheben.

Wer ſagt Euch, daß ich morgen ſchlagen will? fragte der Herzog.

Ihr werdet nicht wollen, Hoheit, Ihr werdet müſſen! Glaubt Ihr, das Schweizervolk könne ſo lange im Angeſicht des Feindes beiſammen liegen, ohne das Schwert zu ziehen? Glaubt Ihr, der Südweſt, der heute den Alpenſchnee in Strömen von den Bergen gießt, der die Leichen der Ertrunkenen von Granſon nach Neuſchatel wälzt, der ſein tolles Spiel mit den Gehenkten an den Bäumen von Fiez treibt, rufe dort nicht die Rache auf? Ihr werdet morgen ihr Schlachthorn hören, morgen iſt die Schlacht!

Und dann? rief der Herzog, und ein Lächeln zog ſich über ſeine Lippen, vor dem ſelbſt die Günſtlinge zitterten.

Gibt Euch Gott den Sieg, wird er blutig ſeyn; viel der Eidgenoſſen werdet Ihr erſchlagen, denn zur Flucht zwingt Ihr ſie nicht, viel der Euren werden ſinken unter den Streichen ihres Grimmes. Der Ueberreſt wird ſich nach Bern und Freiburg werfen und es vertheidigen bis zum letzten Mann; das platte Land werden ſie verwüſten, in die Alpen ſich ziehen, Felsſtücke werden ihr Geſchoß, Bergſchluchten und Abgründe ihr Schlachtfeld, die Freiheit das Banner ſeyn, unter dem ſie ſich ſammeln. Eine Wüſte habt Ihr gewonnen, bis Frankreich und Deutſchland ſich erbarmend ermannt. — Und werdet Ihr geſchlagen —

Schweigt, Unſinniger! rief der Herzog zornig: Euer Freimuth wird Frechheit! — Geht nur zurück zu Eurem Hirtenvolke, fuhr er, ſich faſſend, fort: ich entlaſſe Euch meiner Dienſte, kämpft in ſeinen Reihen. Ihr werdet in der Wagſchale der Schlacht wahrlich nicht den Ausſchlag geben. Wir könnten Euch zwar auf gleiche Weiſe in das Lager von Neufſchatel ſenden, wie die hoffärtigen Vertheidiger Granſons; wir könnten Euch den Raben zum Futter, dem Wyles und ſeinen Genoſſen Geſellſchaft leiſten laſſen, jedoch der Dienſte eingedenk, die Ihr uns vor Neuß geleiſtet, entlaſſen wir Euch in Gnaden. Nehmt dieſe goldne Kette, und zieht wohin Ihr wollt. Trotzigen Muth liebe ich nur im Kampfe, nicht vor meinem Thron. Er winkte ihm abzutreten. Rudolph verneigte ſich, ging und legte ſchweigend die Kette auf einen Seſſel. Der Herzog bemerkte es und rief ihn zurück. Wann werdet Ihr ziehen?

Noch weiß ich es nicht, erwiederte Rudolph ernſt.

Der Herzog ſah ihn mit durchdringendem Blicke an, er konnte ſich der Achtung nicht erwehren, die ihm Halwyls edle Geſtalt wider Willen einflößte. Alſo noch unentſchieden ſeyd Ihr, nicht beſtimmt, zu den Eidgenoſſen zurückzukehren?

Zu ihnen führt mich mein Weg nicht; dieſe Pforte hat das Schickſal mir verſchloſſen! erwiederte Rudolph finſter.

Und weßhalb, Halwyl, legtet Ihr die Kette von Euch? fragte der Herzog beruhigter.

Hoheit! begann der Ritter, und der Stolz erwachte mächtig in des Schweizers Bruſt: Ketten, golden oder eiſern, führen in's Joch und feſſeln den freien Mann, ich trage ſie nicht. — Ich wollte, fuhr er einlenkend fort: aus dem burgundiſchen Feldlager nichts mitnehmen als die Wunden, die ich für Euch empfing. Er ſchwieg — auch der Herzog. Die Feldoberſten ſahen theils mit beſorglichem, theils mit ſchadenfrohem Blick auf den Ritter, denn jeder glaubte das Ungewitter, das den Schweizer zermalmend treffen würde, auf des Herzogs Antlitz hervorbrechen zu ſehen. Nichts von dem geſchah; der Herzog blieb gelaſſen, der Ritter ſtand ungebeugt vor ihm.

Verlaßt uns, Halwyl! ſagte jener endlich: Heute um die neunte Stunde erwarte ich Euch hier.

Alle ſahen ſich verwundert an; dieſe Ruhe, dieſe Gelaſſenheit war ihnen an ihrem Herrn neu, der auch jetzt noch nachdenkend auf die Zeichnung von Bern blickte. Wenn morgen, wie ich faſt dem Ritter glauben muß, begann nun der Herzog, während der Rede immer noch ſinnend: der Tag der Schlacht ſeyn ſollte, ſo erwarte ich den Feind in meinem wohlverſchanzten Lager, an meinen Feldſchlangen und Büchſen mag ſein Muth, ſein Stolz ſich brechen. Greift er morgen nicht an, ſo ziehen wir ihm entgegen, und dann auf Bern. Dir, mein Bruder Anton, Euch Oranien vertraue ich die Vorhut. Ich ſelbſt bleibe bei dem Prinzen

Friedrich von Tarent und Campobaſſo; Euch Johann von Cleve und Egmont übergebe ich die Nachhut; Chateaugüjon, Ihr führt die Reiterei. Nun geht, ordnet Alles und gehabt Euch wohl. Er erhob ſich, grüßte freundlich, die Feldoberſten verließen das Zelt des Herzogs und folgten dem Prinzen von Tarent in das ſeinige.

Der Herzog iſt ganz umgewendet, begann dieſer: Sein kühner, trotziger Muth iſt in kalte Beſonnenheit, das feſte Vertrauen auf ſein Heer in ängſtliche Sorgfalt umgewandelt. In einem verſchanzten Lager ſollen ſich 50,000 Krieger gegen 20,000 Hirten verbergen, 400 Feuerſchlünde ſollen uns ſchützen, daß unſere Schwerter im Morgenthau nicht roſten. Die herrliche Reiterei auf ſtolzen neapolitaniſchen Roſſen, die ich aus Italien ihm zugeführt, ſoll unthätig hinter dem Geſchütze halten!

Ihr werdet ſie ſchon gebrauchen, Prinz von Tarent, wenn das Hirtenvolk, wie Ihr es nennt, das Lager erſtürmt hat! unterbrach ihn der Baſtard von Burgund: Seyd nur bei der Hand, und brecht dann mit Euren gewappneten Reitern und Roſſen wacker in die vorgehaltenen Hellebarden ein, mein Vetter Chateaugüion mit der burgundiſchen Reiterei wird Euch ſchon beiſtehen. Ihr werdet ſattſame Arbeit finden, Prinz von Tarent, ſorgt nicht.

Hätte ich dieß ahnen können, fuhr der Italiener fort: wäre ich ſicher nicht über die Alpen gekommen.

Hört, junger Herr! unterbrach ihn Anton von Burgund unmuthig: zum Schlagen ſeyd Ihr wahrlich nicht gekommen, nur zum Freien; denn hofftet Ihr nicht meine Muhme Maria und mit ihr das ſtattliche Erbe Burgunds zu gewinnen, Ihr wäret an Eurem Golfe unter den Pomeranzenbäumen geblieben und nicht hieher in dieſe rauhen Berge gezogen, wo Euch beim leiſeſten Lüftchen friert.

Gnädiger Herr! unterbrach ihn der Graf von Campobaſſo: Ihr ſprecht mit dem Prinzen von Tarent in einem Tone, der ſich wohl nicht ziemt. Der Herzog, Euer Bruder würde Euch ſeinen Zorn fühlen laſſen, erführ' er, was Ihr eben geſagt.

Der rieſenhafte Baſtard ſah mit einem Blick der Verachtung auf den Italiener herab, und ohne ihn einer Antwort zu würdigen, fuhr er fort: Ihr Herren, der Entſchluß, den der Herzog, mein Bruder gefaßt, iſt weiſe und ganz mit meinen Wünſchen übereinſtimmend. Wer dieſe Schweizer kennt, kennt auch ihren Muth. Es ſind keine Söldner, von ihren Condottieri zugeführt — freie Männer ſind es, die für ihre Freiheit kämpfen. Mann gegen Mann ſind ſie mit ihren Schlachtſchwertern und Hellebarden furchtbar. Darum gebe Gott, daß der Herzog ſeinen Sinn nicht ändert, falſche Schmeichler — hier traf ſein Blick Campobaſſo — ihn nicht zu ſeinem Unglück verlocken.

Und doch fürchte ich faſt, nahm Graf Romond das Wort —

Fürchtet nichts, unterbrach ihn der Baſtard, das Waadland habt Ihr wieder, und ſo iſt Eure Rechnung geſchloſſen. Jetzt, Ihr meine Kriegsgefährten! ſagte er, ſich zu Oranien und Chateaugüjon wendend: jetzt zu den Unſrigen und Alles zur morgenden Schlacht bereitet. Ihr Herren aus Italien, thut ein Gleiches und fürchtet nicht, daß Ihr morgen nicht Arbeit finden werdet, vielleicht mehr als Euch lieb iſt. Er verließ mit den Uebrigen das Zelt, nur Campobaſſo und Romond blieben zurück.

Dieſer Rieſe, begann jetzt Campobaſſo: iſt in ſeinen Reden ſo roh als in ſeinen Manieren. Er iſt der Einzige, aus deſſen Munde der Herzog einen Widerſpruch verträgt, der Einzige, der die Wahrheit zu ſagen den Muth hat, darum muß man ihn ſchonen. Unterdrückt Euren Groll, mein Prinz, mit ſolchem Manne hilft nicht offene Fehde; die Kinder der Liebe ſind die verzogenen Söhne der Natur und deßhalb frech.

Herr Graf! unterbrach ihn Romond: Ihr vergeßt, daß ich mit dem Baſtard von Burgund gleiches Loos theile. Zwar feiner in Manieren, wie Ihr Euch auszudrücken beliebt, iſt mein Schwert doch ſo ſcharf wie das ſeine, ſo ſcharf wie Eure Zunge. Hütet Euch vor den Kindern der Liebe, auch ſie ſind für den Haß empfänglich. Der Prinz von Tarent nahm ſchnell das Wort, und ſuchte den Baſtard von Savoyen zu beſänftigen. O! hätte der alte Scharnachthal die Stimmung, die feindliche Gährung der Gemüther der Feldoberſten geſehen, ſein Vertrauen auf den Sieg des kommenden Tages würde noch feſter geſtanden haben.

13.

Auch die Schweizer Hauptleute hatten ſich zur nämlichen Zeit in Neuſchatel zur Berathung verſammelt. Es waren kriegkundige Männer, alle nur einen Zweck vor Augen, alle mit dem feſten Willen zu ſiegen oder zu ſterben. Noch nie befanden ſich die Eidgenoſſen in einer ſo bedrängten Lage. Die Schlachten gegen Oeſtreich waren zwar blutig, die Uebermacht ſtets nur auf der Seite der Feinde, aber Mann gegen Mann war damals der Kampf, der Ritter mußte abſitzen von ſeinem Roſſe, mußte in ſchwerer Rüſtung zu Fuß kämpfen, und ſeine Kraft und Muth, ſein Vertrauen war gebrochen. Jedoch ſeit Sempach und Moorgarten war der Gebrauch des Schießpulvers allgemeiner geworden, das Fußvolk geordneter. Die Lanzknechte, von denen ſich bei dem burgundiſchen Heere bedeutende Haufen befanden, begannen ihren Ruf zu begründen,

gründen, ihre Schaaren waren ein tüchtiger Wall, und wenn auch erſt ſpäterhin unter Kaiſer Maximilian die ehrenwerthen erbitterten Feinde der Eidgenoſſen ſchon jetzt nicht zu verachtende Gegner. In dieſer Hinſicht war die Lage der Eidgenoſſen bedrängter als je; einem unbeſiegten, ſtolzen Feinde ſtanden ſie gegenüber, deſſen Lager 400 Feuerſchlünde vertheidigten.

Der alte Scharnachthal führte in dieſer Verſammlung das Wort. Die Wohlfahrt Berns vor Augen, dem mit Freiburg die Gefahr am nächſten war, ſtimmte er für den morgenden Angriff des Lagers. Rudolph Reding, Hanns Waldmann, der Schultheiß Hasfurther von Luzern, und Peter Rok von Baſel waren gleicher Meinung; die Uebrigen, weniger der Gefahr ausgeſetzt, hielten den Angriff des befeſtigten Lagers für zu gewagt, und fürchteten die Kräfte der Eidgenoſſen an Wall und Graben zu vergeuden.

Endlich erhob ſich nach manchem ernſten, doch ruhigen Hin- und Herreden Scharnachthal und ſagte mit feſtem Tone: Dort ſteht der Feind, hier die Eidgenoſſen, ein ſtattliches Heer wie noch nie. Sollen wir die Feinde zählen, ſollen wir die Hinderniſſe berechnen? Bekämpfen müſſen wir ſie, Ihr Hauptleute ſchweizeriſcher Eidgenoſſen, wo wir ſie finden. Das junge Volk darf nicht unthätig raſten; verzehrt ſich auch nicht der Muth, ſchwindet doch Ordnung und Gehorſam. Aber glaubt nicht, der alte Scharnachthal, der ſo manchen Kampf gefochten, wolle das Wohl der Eidgenoſſen tollkühn auf das Spiel ſetzen, das Schweizerland daran wagen, um Bern zu retten. Laßt uns gen Vaurmarcus ziehen, laßt uns im Angeſicht des burgundiſchen Lagers die Burg angreifen, und der ſtolze, kühne Herzog bleibt nicht ein müßiger Zuſchauer hinter ſeinen Wällen, er zieht vor, uns entgegen, und dann mit Gott — die Schlacht.

So ſey es! riefen alle einmüthig: Mit Gott die Schlacht! — Vertrauend reichten ſie ſich nach alter Sitte die Hände, bevor ſie aus einander gingen, und dieſe ſtumme Sprache galt ſtatt des heiligſten Eides, ſich weder im Leben noch im Tode zu verlaſſen.

Als ſich die Verſammlung jetzt getrennt, ging Scharnachthal auf das Schloß des Markgrafen, ſeine Tochter vor dem Schlachttage noch einmal zu ſehen. Er fand ſie ſehr leidend. Die Trennung von Halwyl in Yverdün hatte ſie mehr erſchüttert als damals, wo er ein Geächteter das Vaterland verlaſſen mußte; damals hatte ſie ihn nicht geſehen, ihm nicht Lebewohl ſagen können, und die Hoffnung war als tröſtende Begleiterin zurückgeblieben. Jetzt aber, wo er mit dem Schwerte in der Hand auf vaterländiſchem Boden ſtand, ſchwand jede Ausſicht, und ſie ahnete, ſein Lebewohl ſey für ewig geweſen. Dem alten Manne ging ihr Anblick tief zu Herzen. Er ſprach ſo innig, ſo theilnehmend, er ſchien ihren Gram mitzufühlen, ſein Auge, dieſer längſt vertrocknete Quell wurde feucht, da ergriff das Mädchen ſeine Hand. — Vater! bat ſie: ſchickt ſeinen Diener zurück, gönnt ihm, daß er in Euren Reihen fechten, und, will es der Himmel, für ſein Vaterland ſterben kann. — Bei dieſen Worten kehrte Scharnachthals finſterer Ernſt zurück, düſter ſah er auf die flehend emporblikkende Tochter und verließ ſchweigend, ohne Troſt zu ſpenden, ohne ſelbſt Troſt mitzunehmen, das Zimmer.

Walter von Uri trat ein. Die Laute hing nicht mehr über ſeiner Schulter, das Wehrgehänge, Eliſabeths Geſchenk, nahm die Stelle des lichtblauen Bandes ein, ein breites Schlachtſchwert hing an ſeiner Seite, die Armbruſt ruhte in der Hand, und unter der Pickelhaube ſtrahlte aus dem blauen ſchwärmeriſchen Auge feuriger Kriegermuth hervor. Als er ſich Eliſabeth nahte und die bleiche leidende Geſtalt vor ſich ſah, das Haupt geſenkt, wie eine geknickte, halb ſchon entblätterte Roſe, da löſchte die Thräne den Feuerſtrahl ſeines Auges, und vom Schmerz ergriffen beugte er, an ihren Seſſel tretend, ſein lockiges Haupt.

Herrin! begann er: ich komme, Euch Lebewohl zu ſagen. In den Reihen von Uri iſt fortan mein Platz, Eurem Dienſte habe ich mich im Leben uneigennützig geweiht; ich wußte, Ihr beachtetet mich nur wie ein Blümchen, das unter dem zarten Tritte Eures Fußes ſich freundlich beugt, den rauhen Pfad ſanfter zu ebenen, und ich hoffte nichts. Wie das Bild einer Heiligen, vor dem man anbetend knieet, hab' ich Euch verehrt. Eine heilige Liebe habe ich in meiner Bruſt getragen, frei von allen irdiſchen Begierden, rein und makellos, für Euer Glück in Halwyls Arm hätte ich willig mein Leben geopfert; und doch, trotz des feſten Willens, trotz der unausſprechlichen Sehnſucht, konnte ich nichts für Euch thun als zuweilen mit meinem Liede den Unmuth von Eurer Stirne zu ſcheuchen, ein trauliches Wort des Dankes auf Eure Lippen zu locken. Deßhalb verzeiht mir, daß ich ſeit Monden meine Schritte an die Euren bannte, Euch mit Geſang vielleicht läſtig fiel; reicht mir Eure Hand zum Kuß, und ſtärkt mit einem freundlichen Worte den Sänger zum Kampfe.

Eliſabeth reichte ihm die Hand, mit Entzücken drückte er ſie an ſeine Lippen. Zieh mit Gott, kämpfe für das Vaterland, mein guter Walter, möge die Blume der Liebe ſich freundlicher Dir einſt erſchließen als mir. Siehſt Du ihn im Gefechte — Doch nein, fuhr ſie fort und ihr heitrer Blick ſah vertrauend empor: ſein Schwert wird nicht von Schweizerblut befleckt, nur ſein eigenes wird aus Wunden ſtrömen. — Sie bedeckte ihr Geſicht. — Geh mit

Gott, guter Walter! rief ſie noch einmal: mein Segen begleite Dein treues Herz.

Der Jüngling ſtürzte hinaus; die Bruſt wollte ihm zerſpringen vor Schmerz und Wonne.

14.

Lange ſchon harrte Halwyl vor dem herzoglichen Zelte des Einlaſſes; den ernſten Blick nach den Sternen gerichtet, ſchritt er, ſein Schickſal überdenkend auf und ab. Bedachte er, daß er hier vor dieſem großen prächtigen Zelte, umgeben von der ſtattlich geſchmückten Leibwache der Bogenſchützen ein Entlaſſener, ein Verbannter ſtand, blickte er auf die hohen frieſiſchen Roſſe, die unten am Hügel den Boden ſtampften; auf die Fahne des ſtolzen Tarenters, die im Mondlicht flatterte, hörte er das Wiehern der neapolitaniſchen Roſſe, ſo ward ſeine Bruſt beklommen, er fühlte ſich auf ſeiner Heimath Boden fremd, das einzige Schweizerherz unter dieſen von Nord und Süd zuſammengezogenen Kriegern, die kein Band aneinander knüpfte als die eiſerne Kette, mit welcher des Herzogs Kraft dieſe feindlichen Elemente zuſammenhielt. Blickte er nun hinüber, wo am Neuenburger See die Eidgenoſſen lagerten, ein Herz, eine Freiheit, ein Vaterland ſie einte, wo aller Groll, alle Fehde in dem allgemeinen Kampfe erſtarb, der Mann von Zürich mit wahrer Herzlichkeit dem von Schwyz die Hand zum Gruße bot, und nur der Gedanke, den Feind aus der Heimath zu treiben, die theure Freiheit kämpfend ſich zu erhalten, den Geiſt aller einte und ſtärkte — da drang ein tiefer Seufzer aus ſeiner Bruſt, und nur ein Wunſch tönte aus dem Chaos lebhaft hervor, der Wunſch zu ſterben!

In dieſen Gedanken ſtörte ihn ein Kämmerer, welcher ihn zu dem Herrn berief. Als er in das Zelt trat, fand er den Herzog nicht in dem großen Gemache, wo er geſtern vor ihm geſtanden; durch mehrere Abtheilungen wurde er geführt, bis er in ein kleines, mit grünem Sammet ausgeſchlagenes Zimmer trat, wo er ihn, den Rücken an das Fußgeſtell ſeines Bettes lehnend, fand. Sein Anſehn war ungewöhnlich, der wilde Blick des Auges war ſanfter als ſonſt, in dem Ernſte ſeines Geſichts lag eine ſeltene Milde, das Ganze war der Spiegel eines ſchmerzvoll aufgeregten Gemüthes. In ſeinen Pelz gehüllt, gar ſonderbar durch das matte Licht der ſilbernen Lampe beſchienen, die an der Decke des Zeltes befeſtigt nur allein das dunkle Gemach erhellte, ſtand er nachdenkend, grüßte Halwyl flüchtig, doch wohlwollend, bedachte ſich noch einige Augenblicke, dann klatſchte er in die Hände, und ein alter Diener, der ihn in dieſem einſamen Gemache allein nur bedienen durfte, trat ein.

Nimm alle Vorkehrungen, wie ich Dir befohlen! rief ihm der Herzog entgegen. Der Diener ging, kehrte jedoch bald wieder zurück, und ſagte: Alles iſt angeordnet, wie Ew. Hoheit befohlen! Der Herzog winkte zufrieden, der Alte verließ das Gemach.

Noch hatte Karl von Burgund kein Wort zu Halwyl geſprochen, der in geſpannter Erwartung am Eingange ſtand und den Blick forſchend auf den Herzog richtete. Tretet näher, ſagte dieſer endlich: jetzt wird Alles von dem Zelte entfernt ſeyn, und die Wachen jedermann abhalten, uns zu belauſchen. Er ſetzte ſich bei dieſen Worten auf einen Armſeſſel, Halwyl trat vor ihn.

So lange der Herzoghut mich ſchmückt, begann Karl von Burgund: ſelbſt als mein Vater, glorreichen Andenkens, noch lebte, und ich nur Prinz von Chaveloïs war, hat niemand, außer Euch es gewagt, ſo furchtlos vor mir zu ſtehen, ſo offen und frei zu mir zu ſprechen. Euer Freimuth mußte meinen Zorn oder meine Bewunderung erregen; ich habe den erſteren bekämpft. Ihr ſeyd einer von den wenigen Menſchen, die ich achten gelernt, die übrigen ſind nur kriechende Sklaven, an der Angel des Ehrgeizes und der Geldgier zappelnd, zu jeglichem Dienſte mir bereit, wenn ich winke. Daß ich Euch ehre, wollte ich Euch noch ſagen, ehe Ihr von mir zieht. Dieß konnte ich nur, wenn wir allein waren, denn um Alles wollte ich nicht, daß unter meinen Hofleuten Euer Beiſpiel Wurzel faſſe. Sie müſſen Sklaven ſeyn, mir blind gehorchen, denn ſie ſind meine Vaſallen, meine Diener. Er hielt inne. Halwyl, über dieſe ſonderbare Anrede erſtaunt, war nicht eitel genug, ſich von ihr bethören zu laſſen, er neigte ſich ehrerbietig dankend und erwartete des Herzogs weitere Befehle.

Seit der geſtrigen Nacht, fuhr dieſer fort, und Halwyl konnte deutlich ſehen, daß es ihm ſchwer wurde, ſeine Empfindungen auszuſprechen: ſeit der geſtrigen Nacht quält mich eine gewiſſe Unruhe, böſe Träume verjagen den Schlummer, ohne daß ich recht gewiß weiß, was ich eigentlich träume. Es ſchwebten die Männer von Granſon um mein Lager, düſtre Geſtalten, jedoch nicht gräßlich, nicht ſchreckhaft — ruhig und ernſt, wie ſie ſtarben ſchritten ſie mit Unglück verkündendem Geſichte, ich mochte wachen, ich mochte die Augen ſchließen, in ununterbrochenen Kreiſen an meinem Lager vorüber. Ich ſchellte meinen Dienern, die Geſtalten verſchwanden, und es waren gewiß nur meiner Phantaſie Gebilde. Aber auch im Wachen ſind ſie mir heute überall gefolgt, ich habe dieſe Bilder nicht verſcheuchen können, und als ich gen Baurmarcus zog, die Thore der Veſte ſich mir öffneten und die Beſatzung auszog, war es mir als ob der Umgang der Nacht von Neuem beginne.

Ich ſpotte der Ahnungen und kenne keine Furcht. Ich weiß, daß der Menſch dem Schickſale gebieten kann, wenn er dem Launiſchen kühn entgegen tritt und mit ſicherer Fauſt in das rollende Rad faßt; jedoch gibt es Augenblicke, wo auch ich bedächtiger handle als gewöhnlich, und vorſichtig abwäge, wo ich ſonſt nur dem kühnen Fluge meines Geiſtes blindlings folge. In dieſer Stimmung bin ich ſeit geſtern, deßhalb hörte ich Euch im Kriegsrathe ruhig an, obgleich mein Auge — ich glaube mich nicht betrogen zu haben — in Euch einen Feind Burgunds ſieht, der ausgeſtoßen aus ſeinem Vaterlande noch mit Liebe an dem Undankbaren hängt, der aber weder zurückkehren, noch in meinem Lager bleiben, weder für noch wider mich kämpfen will. Ihr ſeyd mit Euch im Streite; die Auszeichnungen, die ich Euch erwies, verpflichten Euch zur Dankbarkeit, und doch grollt das Schweizerherz dem Herzoge von Burgund; das fühlt' ich und entließ Euch meiner Dienſte, um den Kampf in Eurem Inneren zu beenden, und fordre zum Dank für die Zeichen meiner Gnade nur noch einmal — Wahrheit! Er ſchwieg, ſein

Auge ruhte ernſt auf Halwyl, ſein Blick verdüſterte ſich immer mehr, je ſchwerer es ihm zu werden ſchien, die Worte zu ſeiner Frage zu finden. Doch jetzt erhob er ſich von ſeinem Seſſel, ſtreckte Halwyl den Arm entgegen und fragte raſch, ſo daß man es ihm anſah, er eile, das Schwere, Unangenehme zu vollbringen: Zittert Ihr für die Eidgenoſſen oder für mich?

Könnt' ich zittern, wär' es für Euch, Herr Herzog! erwiederte Halwyl ernſt.

Als ob ihm eine Stimme vom Himmel dieſe Worte zugerufen, ſo fuhr der Herzog unwillkührlich zuſammen, doch ſchnell ſich ermannend fragte er: Und weßhalb?

Wenn Ihr ſiegt, habt Ihr nichts gewonnen, werdet Ihr geſchlagen, Alles verloren!

Der Herzog ſah ihn bei dieſen Worten ſtaunend an, das Zorn verkündende Lächeln umzog ſeinen Mund, eine Bewegung der Hand forderte jedoch den Ritter auf, fortzufahren.

Wird Euch der Sieg, ſo erkauft Ihr ihn theuer! fuhr er fort: Die Eidgenoſſen werfen ſich in Bern und Freiburg, und Eure Macht zerſchellt an den Mauern dieſer Städte. Yver=

dün und Granſon haben Euch gezeigt, wie ſich die Schweizer vertheidigen; und bedenkt, das waren nur fremde eroberte Städte; dort aber vertheidigen ſie ihren Heerd, ihr Weib und Kind. Alles, was Waffen tragen kann, ſteht auf, nicht Greis, nicht Knabe bleibt daheim, der Herzog von Oeſtreich, der ſchwäbiſche Bund zieht heran, und der ſchlaue Ludwig, der ruhig zu Hauſe lauerte, kommt, die Früchte Eurer blutgedüngten Schlachtfelder zu ernten. Ihr könnt ein verwüſtetes Land erobern, das Euch zu nichts nützt, jedoch Euer Heer, Euren Ruhm, die Glorie verlieren, die Euch ſo mancher Sieg erwarb; der Unbeſiegte ſetzt in jeder Schlacht viel aufs Spiel. — Verzeiht mir, Herr Herzog — Ihr dünkt mir ein Opfer der Politik Ludwigs zu ſeyn.

Mehremal hatte des Herzogs Stirn ſich gerunzelt, ſeine Fauſt ſich geballt, aber feſt entſchloſſen, heute des Ritters freie Meinung ruhig anzuhören, mäßigte er ſich, ja gewann es ſogar über ſich zu fragen: Und würde ich geſchlagen?

Dann iſt Euer Heer aufgelöſ't, Euer Geſchütz, Euer Lager, Eure Schätze verloren, denn einmal zum Kampfe ſtürmt das Volk unaufhaltſam vorwärts, trennt die Haufen, bricht ſich Bahn hindurch und raſtet nicht, bis alles flieht; ihm genügt nicht ein unvollſtändiger Sieg, es ſättigt ſich nur an Strömen Feindesblut und an ihrer Vernichtung.

Der Herzog wurde nachdenkend, nicht Zorn, trüber Ernſt umzog ſein Antlitz, und Theilnahme erwachte in Halwyls Bruſt. — Gnädiger Herr! unterbrach er die eingetretene Stille: Ihr nahmt mich, den Verbannten gütig auf, ſtelltet mich in Eurem Heere auf ehrenvollen Platz, gabt mir, zum Lohne meines Muthes mit eigner Hand den Ritterſchlag, aber mehr als alles dieß, das Zutrauen welches Ihr mir heute ſchenkt, die Milde, mit der Ihr mich anhört, erweckt das Gefühl der Dankbarkeit in mir, ſo daß ich Euch Alles ſagen muß, wovon ich glaube, daß es Euch zu wiſſen frommt. Ihr habt mein Benehmen vor Neuß öffentlich gelobt, die Kraft meines Armes bewundert, und wahrlich ich bin nicht der Beßte unter meinen Brüdern, Tauſende ſind mir gleich, Tauſende von höherem Muthe, von ſtärkerer Kraft — und ich focht unter Euren Augen — nicht für das Vaterland, nicht für die Freiheit. Bedenkt daher, welche Männer gegen Euch ſtehen. Der Eigennutz, die Furcht, die Ehre treiben Eure Geſchwader, den Kampf für Euch zu beſtehen; jene durchflammt ein heiliges Gefühl, treibt die Verzweiflung, denn unterliegend verlieren ſie Alles was ihnen theuer iſt, Alles was ſie von ihren Vorfahren ererbten, Gut, Freiheit und Vaterland. — Der Kampf iſt ungleich; nicht Eure Geſchütze, nicht Eure Bundesgenoſſen von Neapel, Mailand und Savoyen, nicht Eure Ueberzahl wiegt ſo ſchwer, um das Gleichgewicht herzuſtellen, oder für Euch die Schale ſinken zu laſſen. — Er ſchwieg, auch der Herzog ſah gedankenvoll vor ſich hin. — Noch iſt es Zeit, fuhr Halwyl fort: noch in dieſer Stunde iſt es Zeit, einen ehrenvollen Frieden abzuſchließen. Was die Abgeordneten vor wenig Tagen Euch gelobten, Bündniß gegen Frankreich, werden ſie noch heute halten. Noch iſt es Zeit! — Verlaßt die Schweiz, und ſie folgen als Bundesgenoſſen Eurem Heere, wohin Ihr ſie führt.

Da hob ſich des Herzogs geſenktes Haupt

langſam empor, ſein düſtres Auge erglühte. Auf gen Himmel ſah er, faßte ſein Schlachtſchwert, das auf dem Tiſche neben ſeinem Bette lag. So gewiß ich dieß Schwert als Fürſt und Ritter mit Ehren führte, ſo gewiß ich ſchwur, es nicht eher in ſeiner Scheide ruhen zu laſſen, bis ich die Berner gezüchtigt, ſo gewiß ziehe ich nicht ohne Kampf von dannen. Habe ich die Uebermüthigen beſiegt, dann möchten Eure Worte mich vielleicht eher friedlich und zur Milde geſtimmt finden, jetzt nicht. Ich ſtehe hier mit furchtbarer Macht, der Schritt über die nachbarliche Grenze iſt gethan, Karl von Burgund verläßt nie den einmal betretenen Weg. Was ich ergreife, faß' ich ſtets mit Rieſenkraft, mache den Gedanken mir ganz zu eigen und mit ihm die That. Nur dieſes eine Ziel vor Augen, laſſe ich alles andere hinter mir ſchwinden. Demüthigung der Schweiz iſt jetzt mein Ziel, ich werde es erreichen oder darob zu Grunde gehen.

Ihr ſteht ſo groß, begann Halwyl noch einmal, und in ſeiner Stimme lag der Ueberredung Zauber: Europa fürchtet Euch, Frankreichs König zittert ſchon, wenn Eures Heeres Waffen raſſeln,

raſſeln, Ihr leuchtet an der Fürſten Himmel wie ein Meteor; doch eines Sturmes nur bedarf es, Ihr ſeyd dahin und nicht ein Fünkchen Eures Glanzes erhellt die Nacht, in welcher Ihr unterginget.

Mann! rief der Herzog, und faßte Halwyls Hand, ſie heftig ſchüttelnd: ſpricht die Gabe der Prophezeiung aus Dir, ſollte mein Glanz verlöſchen, ſollte ich untergehen? Dann — dann war es Gottes Macht, nicht Menſchen Macht, die mich ſtürzte. Ihm allein kann ich unterliegen, nur ihm allein! — Unſere Unterredung iſt beendet! fuhr er jetzt plötzlich, doch nicht zornig auf: Ich danke Euch. Es würde mich freuen, wenn Ihr einen Wunſch hättet, den ich zu erfüllen vermöchte; Herzog Karl von Burgund bleibt nie gern Schuldner, nicht im Guten, nicht im Böſen, und ich bin Eurer Freimüthigkeit Dank ſchuldig, keiner meiner Schranzen hätte mir dieß zu ſagen gewagt; deßhalb ſagt mir Eure Wünſche.

Meiner Wünſche ſind ſo wenig, erwiederte Halwyl: daß der einzige, den ich habe, auch dem Bettler nicht verſagt wird.

Ich glaube Euch zu verſtehen, ſagte der Herzog: doch ziemt es nicht dem Manne zu verzweifeln. Faßt einen Entſchluß, für mich, gegen mich — und die Schlacht wird Euch das Leben wieder erringen. Sprecht, wollt Ihr Gold, wollt Ihr Leben?

Eure Achtung genügt mir, antwortete Halwyl.

So nehmt dieſen einfachen Ring von wenigem Werthe als Zeichen meiner Dankbarkeit. Er zog einen Ring vom Finger, eine Schlange vorſtellend, die einen kleinen Rubin als Krone auf ihrem Haupte trug, und gab ihn Halwyl, der ihn an ſeinen Finger ſteckte und zu dem Herzog dankend ſprach: Den Ring, den der kühne Herzog von Burgund trug, nehme ich, und fühle mich geehrt durch dieſes Zeichen ſeiner Achtung. — Doch Hoheit, kaum belohnt, drängt ſich auch ſchon eine andere Bitte mir auf.

Sprecht! erwiederte der Herzog neugierig.

Erlebe ich den kommenden Abend, begrüßt er Euch als Sieger, ſo erlaubt mir, Euch an Eure Worte zu erinnern.

An welche? fragte der Herzog geſpannt.

Daß nach dem Siege meine Rede Euch

friedlich und mild gegen mein Vaterland ſtimmen könnte.

Es ſey Euch erlaubt, ſagte der Herzog nach kurzem Bedenken, und ſein Auge verbarg nicht die Achtung, die des Ritters edle Bitte in ihm erweckte. Lebt wohl! fuhr er fort, und winkte ihm, ſich zu entfernen.

15.

Die Sonne ſtieg blutig am 3. März des 1476ſten Jahres über den Freiburger Alpen empor, und mit den erſten Strahlen, welche die Wellen des Neuenburger See's erleuchteten, brach ein ungeregelter Haufe Freiwilliger von Bern, Schwyz und Thun, zu denen ſich viele rüſtige Mannſchaft von St. Gallen und Zürich geſellten, mit freudigem Muthe vom Lagerplatze auf. Sie rückten nach Vaumarcüs vor, und kaum hatte ſie der Graf Roſimboz, der Höhe und Schloß vertheidigte, erblickt, ſo gab er dem Herzoge das Zeichen, daß der Feind anrücke.

Das burgundiſche Heer ſtand ſchon geordnet und erwartete die Eidgenoſſen. Der Baſtard, Anton von Burgund, freute ſich, den Herzog ſo ſtandhaft in dem Entſchluſſe zu ſehen, den Feind in ſeinem unangreifbaren Lager zu erwarten. Da ſah man das Zeichen von Vaurmarcüs, ein Bote brachte kurz darauf die Nachricht, daß an 1200 Eidgenoſſen Roſimboz entgegen rückten.

Die Kühnen! rief der Herzog zornig: Im Angeſichte meines Lagers Vaurmarcüs anzugreifen. Campobaſſo, ſchickt Peter von Lignano mit dem mailändiſchen Fußvolke Roſimboz zu Hülfe, Eure Reiterei unterſtütze ihn. Campobaſſo eilte, des Herzogs Befehle auszuführen, er ſchien ſich deſſen zu freuen; nicht ſo der Baſtard und Chateaugüjon. Sie baten den Herzog, Vaurmarcüs ſeinem Schickſale zu überlaſſen und ſtehenden Fußes den Angriff der Schweizer abzuwarten; Karl von Burgund nahm ſeinen Befehl nicht wieder zurück. Auf den Höhen von Vaurmarcüs begann die Schlacht.

Der kleine Haufe der Schweizer hatte Roſimboz bald in das Schloß zurückgeworfen, noch ehe Lignano mit den Mailändern kam. Als ſie die Höhe erreichten, ſahen ſie die Schlachtordnung der Burgunder vor ſich, und die Mailänder in dichten Reihen anrücken, die nicht wenig erſtaunt waren, den Feind ſchon hier zu finden.

Sobald das Heer der Eidgenoſſen die Seinigen auf der Höhe im Gefechte ſah, war es, Bern und Freiburg voran, ihnen nachgeeilt. Scharnachthal und Halwyl führten durch Schnee bedeckte Hohlwege den Vortrupp bis in die kleine Ebene unter Lance, dieſer alten Karthauſe der Grafen von Granſon. Hier hielten ſie, ordneten ſich und ſandten leichtes Fußvolk auf beide Seiten, ſich die Flanken zu decken.

Als nun alle Anordnungen gemacht und ſie Campobaſſo mit der Reiterei auf der Höhe zum Angriffe vorrücken ſahen, ſanken ſie nach alter löblicher Sitte auf die Kniee und ſtreckten die Hände gen Himmel, Gott um Sieg anflehend. Campobaſſo, der eben ſeine Geharniſchten auf der Höhe geordnet hatte, dieß ſehend, wähnte im thörigen Uebermuthe, ſie ſänken, von dem Anblicke ſeiner Reiterſchaar entmuthigt, auf die Kniee nieder, um Erbarmen zu flehen; hohnlächelnd ſtürzte er ſich mit ſeinen Reitern, einen Keil bildend, von der Höhe herab, auf die Eidgenoſſen. Dieſe kürzten ihr Gebet; feſt Mann an Mann geſchloſſen bildeten ſie ſchnell ein längliches Viereck; die Banner in der Mitte, die Spieße und Hellebarden vor ſich in die Erde geſtoßen, erwarteten ſie den Angriff der Reiterei. Dieſe prallte ab, die Eidgenoſſen drangen vor, ihnen nach.

Als der Herzog das italieniſche Volk, dem er ſo ſehr vertraute, fliehen ſah, übermannte ihn der Zorn; er ſchickte Chateaugüjon mit der burgundiſchen Reiterei vor, und befahl die allgemeine Schlacht. Aus hundert Geſchützen, zwiſchen Conciſe und Corcelles aufgefahren, begann nun ein mörderiſches Feuer; doch das Geſchütz war zu hoch gerichtet, es that den Eidgenoſſen keinen Schaden. Das Fußvolk verließ jetzt die Schanzen, drängte, den Baſtard an der Spitze, in dichten Haufen längs dem See vorwärts; die Reiterei bildete ſich auf der Höhe zum Angriff gegen die von Bern, die, im Begriffe aus dem Thale unter Lance hervorzubrechen, ſich in Bewegung ſetzten.

Von einer Höhe beobachtete der Herzog die Bewegungen der Feinde, neben ihm hielt Brandolf von Stein, ein Hauptmann aus Bern, der in Yverdün gefangen worden, in weiterer Entfernung Rudolph von Halwyl, Beide mit freudigem Blicke hinüber nach den Eidgenoſſen ſchauend. Der Herzog bemerkte ihn, winkte, daß er ſich nähern möchte und ſagte mit ſehr ernſtem Blick: Ihr ſeyd ein guter Prophet, Halwyl, ſie ſind zur Schlacht gekommen. Dort ziehen ſie heran, und bei Gott mit Ordnung und Kriegermuth. — Da ſetzte ſich Chateaugüjon in Bewegung, ſtürzte mit 6000 Reitern die Höhe herab auf die von Bern und Schwyz. Sie rückten ihm mannhaft entgegen, drängten die Reiterſchaar zurück, auseinander. Ein Theil der Reiter ſprengte den Hügel wieder hinauf, einen Theil trieben die Eidgenoſſen bis nach der Brücke am Arnon, unter ihnen Chateaugüjon. Der edle Kriegsheld ergrimmte; die Seinen ſammelnd, muthig ſie anredend, ſprengte er auf ſeinem hohen frieſiſchen Roſſe gegen die von Schwyz, brach durch die Reihen, hin wo das Landbanner ſtolz in den Lüften flatterte. Schon faßte er es, ſchon hob er es in die Höhe, als es ihm die kräftige Fauſt des Bannerträgers wieder entriß; wüthend begann der Kampf um dieß Heiligthum. Die Gensdarmerie der Burgunder, dieſe unwiderſtehliche Schaar, war, ihrem Führer folgend in das Viereck gedrungen. Die von Schwyz, die kühnſten von Bern, drängten in dichten Reihen Mann an Mann um das gefährdete Banner; einzeln kämpften ſie hier mit Wuth und Erbitterung. Graf Chateaugüjon, alles vor ſich her niederwerfend, drang noch einmal vor, noch einmal ergriff ſeine Hand die heilige Fahne, da ſchlug Hanns in der Grub, ein Mann von Bern, mit der Streitaxt den mannhaften Ritter, er taumelte, ein zweiter Schlag ſtürzte ihn zu Boden, mit ihm das eigene blaue Banner mit dem goldenen Andreaskreuze.

Durch ihres Anführers Tod entmuthigt, kämpften die Burgunder weniger tapfer, durch Chateaugüjons Fall ermuthigt, mit neuer Kraft die Eidgenoſſen. Schnell die Ordnung wieder herſtellend, drangen ſie von neuem vor, die in das Viereck eingedrungenen Burgunder wurden erſchlagen.

Während dieſes Kampfes, den der Herzog mit geſpannter Aufmerkſamkeit und Unruhe von ſeiner Höhe angeſehen, hatten die beiden Schweizer, einſt Freunde und Bekannte, ſchweigend in einiger Entfernung hinter dem Herzoge gehalten. Der Eine war Gefangener, wehrlos und ohne Rüſtung, der Andere ein Verbannter, gewaffnet vom Kopf bis zum Fuß. Beide ſahen mit ſteigender Theilnahme nach der Arnonbrücke, wo das Gefecht am heftigſten war. Als das Banner von Schwyz ſich ſenkte, der hohe Chateaugüjon es ergriff, bebte das Herz Brandolfs von Stein; ſich vergeſſend ergriff er angſtvoll Halwyls Hand und drückte ſie krampfhaft; als die Schweizer ſich ermannten, der Kampf wieder hergeſtellt war, drückte er herzlich des Ritters Hand, und da Chateaugüjon fiel, die burgundiſche Reiterei wich, rief dieſer laut: Freund, der Sieg iſt unſer!

Plötzlich jedoch ließ Brandolf Halwyls Hand fahren, ſah ſtarr, faſt verächtlich auf den, der einſt ſein Freund geweſen; aber nicht lange dauerte dieſe Stimmung, die alte Freundſchaft erwachte, das alte Herz ſprach wieder. Du ziehſt Dein Schwert nicht, Rudolph? fragte er leiſe, ſich ihm nähernd: heute nicht?

Nie gegen mein Vaterland! rief dieſer ſo heftig und laut, daß der Herzog ſich zürnend umſchaute, doch feſſelte die Schlacht zu ſehr ſeine Aufmerkſamkeit, als daß er ſich weiter um die Beiden bekümmerte.

Der Kampf nahm jetzt für Burgund eine entſchieden ungünſtige Wendung. Die Reiterei floh, die Eidgenoſſen, nach kurzer Raſt, in der ſie ſich ſchnell ordneten, drangen immer weiter vor. Der Herzog befahl ſeinem Bruder, dem Baſtard, Geſchütz gegen die Brücke auffahren und das italieniſche Fußvolk nebſt den Wallonen vorrücken zu laſſen. Das Geſchütz kam, aber als ob an dieſem Tage ein ſchützender Engel die Schweizer bewahrt hätte, es ſchoß auch jetzt ſo ſchlecht, daß ſein Feuer auch hier ohne Erfolg blieb. Jetzt rückte Lignano mit den Mailändern zum zweitenmale vor, muthig, in Ordnung ſchritten ſie durch die Weinberge herab, die Wallonen folgten. Da ſchallten von den Höhen zwiſchen Bouvilliers und Champagny fürchterliche Töne, ſie zogen die Augen aller Schaaren dorthin. Einen mächtigen Haufen Kriegsvolk ſah man dort heranziehen, jetzt — es war drei Uhr Nachmittags — brach die Sonne durch die Nebelwolken hindurch, und in ihren Strahlen glänzten hell die ſchimmernden Waffen, tönte der furchtbare Schall des Schlachthornes.

Was iſt das für ein wildes Volk? rief der Herzog, ſich zu Brandolf von Stein wendend: welch furchtbarer Ton ſchallt von da herüber? Seht dort einen Haufen Reiſige, ſind das auch Eidgenoſſen?

Das erſt, ſprach der von Stein: das, gnädiger Herr, ſind die wahren alten Schweizer, die Männer von Moorgarten und Sempach; dort ſind die Bürgermeiſter von Zürich und Schaffhauſen, dort führt der Tſchudi ſein Volk. Die Reiſigen ſind des Herzogs von Oeſtreich Hülfe. Und was jetzt ſo furchtbar ſchallt, das iſt der Uriſtier und das Landhorn von Unterwalden.

Schreckbar tönte durch das Gebirge im hundertfachen Wiederhall der Ton der Schlachthörner. Das Herz der burgundiſchen Krieger erbebte, Lignanos Schaar ſtutzte, als ſie, jedoch noch in bedeutender Entfernung, ſich zur Seite die neue Kriegswolke aufgethürmt ſah, ſie wankten. Der Herzog gewahrte es; die Wichtigkeit dieſes Augenblicks fühlend, eilte er hin, befeuerte die Entmuthigten durch Worte und Beiſpiel, und als ſie, ihrem tapfern Führer folgend, von neuem anrückten, wendete ſich der Herzog zu den übrigen Schaaren, die Ordnung in ſeinem Heere wieder herzuſtellen, den Muth von neuem zu entflammen.

Jetzt hatten auch die Eidgenoſſen bei Champagny ihr Geſchütz aufgeſtellt, begannen nun ein mörderiſches Feuer, und zogen herab, ſich mit denen an der Arnoubrücke zu vereinigen. Ihnen ſchickte der Herzog Campobaſſo mit der italieniſchen Reiterei ſeinen Bruder und Oranien entgegen; als dieſem jedoch aus den Hohlwegen, hinter jedem Gebüſch, hinter jeder Höhe neue Schaaren entgegen traten, der Uriſtier immer näher, immer fürchterlicher tönte, von allen Seiten die Harſthörner ſchallten, die Trommeln wirbelten, Lignano an der Spitze der Mailänder fiel und dieſe in Unordnung wichen, verbreitete ſich plötzlich über das ganze Heer ein paniſcher Schrecken. Der Herzog, die Kriegoberſten ſtellten ſich mit bloßem Schwerte den Fliehenden entgegen, baten, drohten, hieben die Flüchtigen nieder, nichts half, nichts hemmte die Flucht. Der Glanz ſo vieler Siege verloſch in dieſer verhängnißvollen Stunde. — Der Stern Burgunds ging unter.

Auch Brandolf von Stein ward von ſeiner Wache mit fortgeriſſen; Halwyl folgte anfangs freiwillig dem Freunde, der, über den Sieg der Eidgenoſſen ſein trauriges Schickſal vergeſſend, laut triumphirte; kaum aber waren ſie den Hügel herab, als ein Haufe Flüchtlinge ſie mit fortriß und über den Arnon nach Granſon zu drängte; hier geriethen ſie in der Mailänder Schaar und wurden getrennt. Die Eidgenoſſen drangen unaufhörlich vor und verfolgten die Fliehenden, konnten jedoch aus Mangel an Reiterei nur wenige ereilen; bis gegen Montagny drängte ſich der Haufe unaufhaltſam fort, Halwyl mußte folgen.

Auf einer Wieſe traf er den Herzog von ſeiner frieſiſchen Leibwache umgeben; — während dieſer Stolze noch einmal verſuchte, die Fliehenden zum Stehen zu bringen, die nicht Bitten, nicht Drohen, nicht die vorgehaltenen Schwerter der Frieſen aufzuhalten vermochten, hielt Halwyl auf ſeinem Streitroſſe und jauchzte laut bei dem großen Siege der Schweizer, jauchzte, als er den Herzog von der Flucht mit fortgeriſſen auf ſich zukommen ſah.

Gelobt ſey Gott! rief er im Drange des Gefühles: Gelobt ſey Gott, die Freiheit ſiegt, nun ſterb' ich mit Freuden! Dieß hörte der Herzog, hielt ſein graues Streitroß an und drängte ſich durch die Menge zu ihm. Wer iſt der Freche? ſchrie er zornentbrannt, und ſeine Hand ergriff das Piſtol. Du? Du? rief er, als er Halwyl erblickte.

Ja, ich, Herzog! erwiederte der Schweizer: Gelobt ſey Gott, daß die Freiheit ſiegt! — Da drückte der Herzog, vor Wuth ſchäumend, ſein Piſtol ab, die Kugel zerſchmetterte des Ritters Bruſt. Ich danke Euch! rief Halwyl dem Herzoge zu: Ihr verſöhnt mich mit dem Vaterlande! doch er hörte es nicht. Die Fahnen der Hennegauer drängten ſich nach dem Engpaſſe, trennten den Herzog von ihm und riſſen ihn mit ſich fort. Verzweifelnd wandte dieſer ſein graues Schlachtroß, die Frieſen machten ihm Bahn, und über das eigene Fußvolk hinweg jagte er den Hohlweg hinan nach Joigne zu. Der Niebeſiegte floh.

16.

Halwyl ward nicht von dem Schwarme mit fortgeriſſen, ſein Roß hatte ihn ſeitwärts von der Straße getragen, dort hielt er unter einem Baume an und wählte ihn zum Markſteine ſeines Geſchicks, und als das Getümmel der Fliehenden ſich verlor, die letzte Reiterſchaar der Burgunder durch den Hohlweg von Montagny ſich drängte, die Sieger die Fliehenden nicht mehr mit Wuth verfolgten, da ſtieg er von ſeinem getreuen Roſſe ab, legte ihm mit ſchmerzlichem Lächeln die Zügel auf den Hals, und einen leichten Schlag auf den Rücken gebend, ſagte er wehmüthig: Du treuer Kriegsgefährte trägſt mich nicht mehr zum Siege, geh', wohin Dein Muth Dich führt! — Lange blieb das Roß neben ſeinem Herrn ſtehen, den Hals nach ihm wendend ſchien es ihn nicht verlaſſen zu wollen; da tönte das Schweizerhorn in der Nähe, das Roß ſchnaubte, ſchüttelte die Mähnen, und den Schweiſ hoch erhoben, jagte es wiehernd den Siegern entgegen.

Die burgundiſche Feldbinde noch tragend, das Viſir geſchloſſen, ſtand Halwyl an den Baum gelehnt; zwar matt, aber die Kraft noch aufbietend, ſah er ſtarr nach der Höhe, von der die Eidgenoſſen herabzogen. Wie ein einſamer Thurm unter Sturm und Wetter den Blitzen trotzend, ſtand er da, regunglos die Seinen erwartend. Kein Wunſch, kein Wille, keine Sehnſucht ſtieg in ihm auf, denn ſein einziger Wunſch war erfüllt. Kein Blut der Brüder hing an ſeinem Schwerte, ſein eignes Blut, von Feindes Hand vergoſſen, quoll unter dem Panzer hervor, ehrenvoll konnte ſeines Lebens letzte Stunde ihm ſchlagen; und ſo dem Himmel vertrauenvoll Leib und Seele übergebend, erwartete er die Eidgenoſſen, die jetzt mit fliegenden Fahnen und lautem Spiele über die Höhe zogen.

Da ſah er einen der vorangeeilten Schweizer, hinter einem Felsſtücke ſpähend, hervortreten und die Armbruſt auf ihn anlegen. Drück nicht ab! rief ihm der Ritter zu, warf das Viſir zurück und ſchritt wankend ihm entgegen: Drück nicht ab, von Schweizerhand darf ich nicht ſterben! Der Schweizer, von des Ritters Anblick ergriffen, ließ die ſchon angelegte Armbruſt ſinken, ſah ihn ſtarr an, und plötzlich von dem Felsſtücke herabſpringend, ſtürzte er auf ihn zu. Verzeiht, o verzeiht mir, Ritter! rief Walter der Sänger: O Gott, hätte ich Euch getödtet, dann wehe mir Unglücklichen!

Willkommen, Walter! erwiederte Halwyl, ihm freundlich die Hand reichend: Wer ſind die, ſo jetzt von der Höhe herabſteigen?

Seht Ihr nicht oben den Rieſen mit den Stierhörnern auf der Eiſenhaube und dem gewaltigen Horne in der Hand? Die Männer von Uri ſind es.

Und wer folgt ihnen?

Die von Bern, Herr Scharnachthal und —

Willſt Du mir einen Knappendienſt erweiſen, braver Junge, ſagte Halwyl, plötzlich aus ſeinen Gedanken auffahrend, und kehrte unter den Baum zurück: ſo ſchnalle mir den Panzer ab, er drückt mich beengend und hemmt den Strom des Blutes.

Ihr ſeyd verwundet? rief Walter.

Nicht von Freundes Hand. Das Geſchoß des Burgunders traf meine Bruſt, ich ſterbe dem Vaterlande. — Da löſte mit zitternder Hand der Jüngling die Riemen. Eliſabeth! ſeufzte Rudolph, und als der Panzer herabrollte, das Blut ſtrömend entquoll, ſank er unter dem Baume nieder.

An deſſen Rücken gelehnt, ſaß er und ſah freudig lächelnd die von Uri im Verfolgen des Feindes vorüberziehen, dann ſagte er mit matter Stimme zu dem neben ihm Knieenden: Walter, nimm dieſe blaue und weiße Feldbinde, die ich auf meinem Herzen trug, mein Blut hat ſie geröthet; verwahre ſie, und ziehſt Du nach Bern, wohin ich nimmer zurückkehre, ſo gib ſie Eliſabeth Scharnachthal und ſage ihr: Rudolph Halwyl habe ſie treu geliebt bis zum Tode! Dann ſah er ſtarr nach der Höhe, auf welcher das Banner von Bern im Abendwinde flatterte. Geh, folge Deiner Fahne und dem Feinde, bat er, der Jüngling zögerte. Laß mich in dieſem Augenblicke allein. Sieh dort zieht ein Haufe von Bern die Höhe herab; geh! — Walter ſchien zu gehorchen, er ſtieg den Berg hinauf, doch verbarg er ſich hinter einem hervorſtehenden Felſen.

Dort kommen ſie, ſagte Rudolph, als er allein war: Deiner Gnade empfehle ich mich, Gott der Barmherzigkeit! Er faltete die Hände zum kurzen Gebete, und als er geendet, trat die Schaar von Bern ihm gegenüber aus dem Hohlwege hervor, an ihrer Spitze — ſein Vater.

Ich danke Dir, Gott! rief Rudolph freudig: nun wird auch ſein Segen mich zu Dir begleiten. Vater! Vater! rief er ihm mit ſchwacher Stimme zu: Dein Sohn, Dein Rudolph iſt es, der Dich ruft; komm, ehe der Tod ihn ereilt.

Starr blickte der Greis auf den Sohn, der ſeine Arme nach ihm ausſtreckte. Mein Sohn, rief er plötzlich und ſtürzte auf ihn zu: mein einziger Sohn! ſo ſtreng hat Gott gerichtet. — Du ſtirbſt!

Durch die Hand des Herzogs von Burgund! — O, Vater, mein Tod iſt ſchön — er erringt mir Eure Vergebung — ich ſterbe — rein vom Blute meiner Brüder — aufjauchzend über der Freiheit Sieg!

Da ſchloß ihn der Vater in ſeine Arme; an der Vaterbruſt zuckte noch einmal flammend ſein Leben auf, noch einmal ſtrömte es aus dem verklärten Auge — und verloſch.

Ueber des Sohnes Leiche bog ſich der Greis und küßte die bleichenden Lippen. Du biſt gerettet, das Vaterland verſöhnt, Du ſtarbſt einen ehrenvollen Tod! rief er, und die Eidgenoſſen, die dem Greiſe gefolgt, ſanken, Kampf, Schlacht und Sieg vergeſſend, neben ihm auf die Knie und beteten für die Seele ihres einſt ſo ritterlichen Waffenbruders.

Luſtig tönten die Harſthörner von der Höhe herab; wogend flatterte das Banner von Bern neben dem Schultheißen, der, mit ſeinen Tauſenden den Feind verfolgend heranzog. Da lockte das ſonderbare Schauſpiel ihn herbei; erſchrocken fuhr er zurück, als er den Ritter entſeelt liegen, den Vater mit ſeinen Mannen neben ihm knieen ſah.

Als Halwyl das Auge erhob, Scharnachthal vor ſich, die von Bern um ſich ſtehen ſah, richtete er ſich auf und zeigte mit ernſtem, furchtbarem Blicke auf den Sohn, ſeine Fauſt fuhr krampfhaft nach dem Schwerte, doch das Vaterland rief ihm abwehrend zu — Schultheiß, ſagte er mit heldenmüthiger Faſſung: an dem heutigen Tage, wo dem Schweizerlande ſolch herrlicher Sieg errungen ward, grolle kein Schweizerherz. Er fiel durch des Herzogs Hand, kein Blut der Unſern hat ihn befleckt, das Vaterland iſt mit ſeinem Blute verſöhnt. — Auch ich bin es, Schultheiß.

Scharnachthal drückte zermalmt die dargereichte Hand, dann rief er mit gepreßter Stimme dem Fahnenträger zu: Herbei, ihr Fähnlein von Bern; deckt den gefallenen Bruder, der Tod hat ihn mit uns verſöhnt. Des Landes Fahne wandle den Fluch, den wir über ihn ſprachen, zum Segen, er ſey wieder der Unſrigen einer! Sechs Fähnlein deckte man über den Erſchlagenen. Vergebt, ſagte er dann zu Halwyl, ergriff das Hauptbanner von Bern und ſchwang es hoch in der Luft. Mir nach! rief er: mir nach! dort iſt der Feind! Nach Montagny zog er, ſeinen Schmerz in Feindes Blut zu kühlen.

Des Sohnes bleiches Haupt in ſeinen Schoos gelegt, ſaß Halwyl unter dem Baume, zu ſeinen Füßen kniecte Walter, die Fahnen von Bern deckten den Entſchlafenen. So ſahen die Eidgenoſſen den Greis ſitzen und zogen ſchweigend an ihm und ſeinem Schmerz vorüber, ſo fand ihn der Abendſtern, und der Mond beleuchtete das blutige Opfer, dem Vaterlande gefallen.

17.

In ihren Gram verſunken ſaß am Morgen des 6ten März Frau Anna am Bogenfenſter des Schloſſes zu Halwyl und ſchaute hinüber nach Reinach, von woher ſie ihren Gatten und die theuren Ueberreſte des Sohnes noch heute erwartete. So ſehnſuchtvoll die gebeugte Mutter ihrer Ankunft entgegen ſah, ſo ſehr fürchtete ſie doch dieſen Augenblick. Lange hatte ſie ſchon zwiſchen Angſt und Schmerz den Blick auf die Straße gerichtet, lange war ſchon alles in der Kapelle bereitet, und durch die Gluth des Morgenrothes ſchimmerte bleich der Schein der Kerzen, die auf dem Altare und in der Gruft brannten. Mit geſenktem Haupte ſtanden die vorangegangenen Reiſigen und Mannen in der Kapelle, ihren Herrn und Waffengenoſſen zu erwarten, und der Fahnenträger hatte die zwei Adlerflügel mit Flor umwunden. Der Glöckner lugte aufmerkſam über den Halwyler See, um bei dem Erblicken des Trauerzuges die Glokken zu ziehen, daß die Töne, die den Knaben zum Leben begrüßten, ihn auch zum Tode begleiten möchten. Trauernd ſtand der würdige Prieſter da, die irdiſche Hülle des Entſchlafenen zur Ruhe zu geleiten und den Segen ihm in den Schoos der mütterlichen Erde mitzugeben. Lange harrten ſie ſchon, und der Trauerzug erſchien noch nicht.

Da gewahrte die betrübte Mutter auf der Straße von Bern einen Haufen Reiter heranziehen; es waren zwei Frauen, die von einigen zu Pferde begleitet wurden. Sie erkannte bald, daß es Frau Margarethe und Eliſabeth ſey.

Kalt rieſelte es durch ihre Adern. Der Gedanke, Eliſabeth Scharnachthal komme zur Todtenfeier, zu der Kapelle, in welcher ſie die Hand des Sohnes verweigert und ſo die Urſache ſeines unglücklichen Todes geworden war, erſchütterte ſie; auch der Anblick Margarethens, Scharnachthals Schweſter, einſt ihre Jugendfreundin, weckte keine mildernde Erinnerung; doch in den Stunden des tiefſten Schmerzes iſt der Menſch gleichmüthig gegen die Tropfen Gram, die ſich noch in ſeinen Leidenskelch ſenken. Gott vergebe ihnen! war der fromme Gedanke, der ſich in Worten laut ausſprach als der Schall der Glocke dem Mutterherzen das Nahen des Trauerzugs verkündete. Mit dieſem Tone trat ihr Schickſal in ſeiner ganzen Trauergeſtalt vor ſie, jeder dumpfe Ton weckte die Erinnerung und rief den verhaltenen Schmerz zum Leben auf.

Da nahte Eliſabeth und Frau Margarethe dem Zimmer, wo das Mutterherz bebte. Sie trat ein, von ihrem Bruder geführt, von Walter begleitet. Die unglückliche Mutter erſchrack bei ihrem Anblick. Bleich wie eine Todte ſchlich ſie im Trauergewande auf ſie zu, ſtürzte ihr zu Füßen, wollte ſprechen — und ihre bebenden Lippen vermochten es nicht; vom Schickſal zerſchmettert lag ſie da, kaum gelang es dem Bruder, ſie aufzurichten. Da raſſelte der Leichenwagen durch das hohe Thor, das Gemurmel der Betenden tönte vom Schloßhofe herauf, die ungewiſſen Tritte des wankenden Vaters hallten auf der Treppe, die Thür öffnete ſich und Halwyl ſank jammernd an der Gattin Bruſt.

Gott hat es über uns verhängt! rief ſie endlich ſich zuerſt ermannend: ſein Name ſey gelobt, ſey geprieſen.

Amen! ſagte Eliſabeth; und reichte dem Greiſe die zitternde Hand.

Komm, Vater! rief Frau Anna: komm meine Tochter! Sein Blut nicht über Dich, Du biſt unſchuldig an unſern Leiden, Eliſabeth. Kommt, o kommt! — Sie ergriff des Gatten und Eliſabeths Hand und leitete ſie hinunter zur Kapelle.

Oeffnet den Sarg! befahl Anna, als ſie mit feſtem Tritte dem Sohne nahte: noch einmal muß ich ihn ſehen, noch einmal ſeine bleichen Lippen küſſen. Oeffnet! bat ſie, und als der Deckel ſich hob, der Diener das weiße Tuch von dem Todten nahm, trat Eliſabeth ſchnell zu ihm, faßte ſeine Hand, drückte ſie an ihre Lippen, und legte die Schärpe, das Pfand beglückter Liebe, neben den Entſchlafenen. Anna aber ſah ihn freundlich lächelnd an. Es iſt mein Rudolph, ſagte ſie: ich habe ihn geſehen. Schließt, ſchließt!

Der Sarg ſchloß ſich, die Gruft ſeiner Väter nahm ihn auf; er ruhte im Vaterlande.

Von Mariazell ſchaute Eliſabeth oft nach dem See von Halwyl hinüber und nach dem kleinen Thurme der Kapelle, wo ihr Geliebter ſanft im Arme des Todes ſchlummerte. Der Schleier, der die geknickte Roſe deckte, konnte ſie nicht vor dem Wurme ſchützen, der ſie zernagte. An dem Fenſter ihrer Kloſterzelle ſitzend, wo ſie oft nach dem See hinüber geſchaut, fand man ſie einſt, vom Abendroth umſtrahlt, ſanft entſchlummert.

Gedruckt bei C. G. Naumann in Leipzig.

Sämmtliche Schriften

von

A. von Tromlitz.

Vierunddreißigſtes Bändchen.

Des Waldhorniſten Todtenfahrt.
Verwandlungen.
Julia Gonzaga.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1833.

Des
Waldhorniſten Todtenfahrt.

Von

A. von Tromlitz.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1833.

1.

In jener Zeit, wo ein makelloſer Stammbaum noch mehr galt als geiſtige Bildung und man ſeine Verdienſte mehr bei den Ahnen als in ſich ſelbſt ſuchte, lebte, es mögen nun faſt hundert Jahre ſeyn, auf ſeinem halbverfallenen Schloſſe am rechten Elbufer ein Edelmann von altem Schrot und Korne. Jagd war ſein Vergnügen, der Becher bei Langweile ſeine Erholung, der Stammbaum ſein geiſtiger Genuß, in dem er alle Tage ſtudirte; der Prediger des Dorfes, ein alter Orthodox, in allen weltlichen Sachen des Edelmanns unterthäniger Knecht, in geiſtlichen ſein ſtrenger Despot, war ſein Geſellſchafter beim Becher, und ſeine Nachbarn, in ſofern ſie gleich ihm ebenbürtig und tüchtige Waidgenoſſen waren, ſein Umgang. Zuweilen pflegte er auch wohl den Jagden des kurfürſtlichen Oberförſters am gegenſeitigen Ufer mit beizuwohnen und ihn und ſeinen Sohn aus beſonderer Neigung bei ſeinen Jagden zu ſehen, oder zur Tafel zu laden, wenn des Oberförſters gefüllter Seckel ſeinem leeren aushelfen mußte; ſeit einiger Zeit aber war er mit dem wackern Waidmann geſpannt und ſah ihn und den Sohn nicht mehr.

Seine Familie beſtand aus zwei Schweſtern und einer Tochter. Die eine der Schweſtern, Stiftdame im Kloſter Barſinghauſen, war ſelten bei ihrem Bruder, gemeinhin in ihrem Kloſter. Sie war ein altes, frommes Fräulein in Wort und Wandel, die ſich in ihrem eheloſen Stande recht behaglich fühlte, ſanft und gut, dem Vorurtheile ihres Standes, nicht weil ſie ſich beſſer dünkte als Andere, nur weil es ſo Sitte war, willig folgend. Die Fährleute freuten ſich immer, wenn ſie die große, alte Kloſterkutſche und ihr Fräulein Trudchen vom gegenſeitigen Ufer herüber holen mußten; denn dann war es den armen, gedrückten Unterthanen dieſes mächtigen Gebieters, als ob ein milderer

Scepter herrſche. Die andere, jüngere Schweſter war noch in dem Alter, wo das Vorwärtsſchauen ſo unangenehm iſt und man immer gern, den Krebſen gleich, rückwärts gehen möchte, könnte man nur auch wie dieſe alle Jahre die alte Schale abwerfen. Fräulein Emerenzia, der Premier-Miniſter, das factotum ihres Bruders, regierte Haus und Hof, Land und Leute mit eiſerner Hand, war von Jedermann gehaßt und wenn ihre alten Jungfern-Launen, und das geſchah oft, ſie ergriffen, dann vermied ſie ein Jeder und floh vor ihr wie vor einem angeſchoſſenen Eber. Am meiſten fühlte Fräulein Anna die Schwere ihres Regiments, ein zartes, liebliches Weſen; von der Natur aus Roſengluth und dem Schnee der Lilie gehaucht, war ſie zart an Gemüth und Körper, ein beſcheidenes Veilchen unter Dornen aufgeblüht. War auch zuweilen die Hölle um ſie, trug ſie doch ihren Himmel in ſich, und preßte auch der Tante ewiges Schelten die Thräne in ihr Auge, konnte doch deren unfreundliches Weſen nicht den Ausdruck von Sanftmuth verwiſchen, der ſich um die blühenden Lippen des jungfräulichen Mädchens zog.

Rollte die Kloſterkaroſſe in den Hof des alten, dicht an der Elbe liegenden Schloſſes, ſo war ihr Lebenshimmel heiter. Tante Trudchen war das einzige Herz, das ſie verſtand, dem ſie das ihre ganz aufſchließen konnte, das mit ihr fühlte und leider auch mit ihr ſchwärmte. — Das Alter ſchützt nicht immer vor dieſem Dämon, welcher uns in der einen Hand einen Himmel voll Träume, in der andern die Erde als dunkles Schattenbild vorhält. Aber dieſer reine Himmel ihres Lebens umdüſterte ſich jetzt und ein Gewitter zog ſich, während Tante Trudchen ruhig in ihrem Kloſter ſaß, über das Haupt des lieben Mädchens zuſammen.

Ein benachbarter Edelmann, der bedeutende Kapitale auf dem verſchuldeten Gute ſtehen und dadurch das Schickſal ihres Vaters in ſeinen Händen hatte, ein Sechsziger, Witwer, roh, ungebildet, wie es der Landadel damaliger Zeit zu ſeyn pflegte, da ſelbſt der Hofadel, wie auch wohl noch jetzt zuweilen, ſeine ganze Bildung auf ſeinem Titel trägt, warb um ihre Hand, verſprach dem Vater Erlaß der ſeit Jahren rückſtändigen Zinſen, Herabſetzung des Zinsfußes und mehr als dieß, Tante Emerenzien einen neuen Sonntagpelz von ſchön geblümtem gelben Grosdetour mit Marder verbrämt. — Triumphirend verkündete dieſe nun Anna ihr Glück, die jedoch es anzunehmen verweigerte; der Vater drohte und fluchte, die zarte Lilie beugte ſich vor dem Sturme, erhob aber muthig ihr Haupt und blieb unerſchüttert.

Solcher Starrſinn, ſolche Widerſetzlichkeit waren der Tante an dem ſanften Mädchen auffallend, ſie ahnete einen tieferen Grund als bloße Abneigung gegen das würdige Alter des Freiers und bald ſah ihr ſcharfes Auge klar.

Gotthold, der Sohn des Oberförſters, der zuweilen zur Jagd oder in Angelegenheiten des Vaters herüber gekommen und ſonderlichen Gefallen an den orthodoxen Predigten des Geiſtlichen zu haben ſchien, war als ein Bürgerlicher nicht weiter beachtet worden, denn wie konnte ein adelig Herz ſich ſo weit vergeſſen. Dennoch hatte er Anna's edles Herz und ihre Neigung gewonnen, und das zarte Mädchen ſchmiegte ſich innig an die Bruſt des kräftigen Jünglings, wenn auch nur eines ſchlichten Waidmann's Herz darunter ſchlug. Oft hatten ſie ſich heimlich geſehen und geſprochen, das zarte, zum Ueberſpannten geneigte Gemüth des Mädchens gab ſich ganz ihren Gefühlen hin, und ohne die Folgen zu bedenken, ſchwuren ſich Beide ewige Liebe.

Als Emerenzia das peinliche Verhör begann, glaubte Anna ihre Neigung nicht verleugnen zu dürfen, ſie geſtand, daß ſie Gotthold liebe, ewig lieben werde, und erſchrak erſt über das ſchallende höhniſche Gelächter, welches die Tante bei dieſen Worten aufſchlug.

Ewige Liebe! rief ſie vor Zorn bebend: die iſt mir in meinem Leben nicht begegnet, ewige Liebe? — Einfältiges Kind! die Ewigkeit der Männer iſt mit dem Mondwechſel zu Ende. — Doch, was ſprech' ich davon! Du aus altadeligem Geſchlechte, das ſeit Heinrich dem Löwen ſeinen Stammbaum makellos erhielt, Du wirfſt Dich weg, einen Bürgerlichen zu liebe..? Du, die, wenn es unſerm Landesherrn beliebt, aus England herüber nach Hannover zu kommen, am Hofe erſcheinen kann, wenn Deine

Garderobe es nur erlaubte; Du, die als die Gattin jenes würdigen Mannes, der um Dich wirbt, mit vier Mohrenköpfen, drei Bedienten hinter Dir, im chineſiſch lackirten Wagen fahren kann? — Du hängſt Dich an eines Förſters Sohn, der, bin ich bei der Jagd in ſeinem Reviere zugegen, mir ein Glas Waſſer bringen muß, wenn ich es verlange. Schlage die Thorheit aus Deinem Sinn, denke edler als ſo gemein zu lieben und gib noch heute unſerm würdigen Nachbar das Wort, dann will ich ſchweigen, die Schande unſeres Hauſes in meiner Bruſt verſchließen und gegen den Vater nichts erwähnen.

Du ſchweigſt? fuhr ſie entrüſtet auf: Biſt noch unentſchloſſen?

Nein, Tante, das bin ich nicht! erwiederte Anna mit Faſſung: Ich bleibe meiner Liebe treu!

Elende! rief die Wüthende, ſtieß ſie von ſich und eilte zu dem Vater, dem ſie ſchonunglos und mit den grellſten Farben die Sache vortrug.

Anna mußte vor ſeinem Richterſtuhle erſcheinen. Sie blieb trotz Drohung und Mißhandlung feſt. Dem Vater, der ſein einziges Kind eigentlich liebte, that ſie leid; aber das Vergehen war zu groß, zu empörend, es verwiſchte jedes aufkeimende Mitleid, und der Zorn, von Tante Emerenzia noch heftiger angeblaſen, kannte keine Schranken mehr; Anna wurde in das Zimmer eines halbverfallenen Thurmes eingeſperrt, die elendeſte Koſt ihr gereicht und dem Oberförſter, ſeines Sohnes wegen, dem man ſtreng das Haus verbot, ein beleidigender Brief geſchrieben.

Der Prediger übernahm nun das Amt, ſein Beichtkind auf andere Gedanken zu bringen. Er ging zu Anna, ſuchte ihr aus der Schrift ihr Unrecht zu beweiſen, aber nirgend fand er in dem heiligen Buche eine Stelle, welche dem Fräulein unterſagt hätte, ein Männlein ohne Von zu lieben; die zarte, ſonſt ſo nachgebende Anna blieb ſtandhaft. Sie hatte ewige Liebe geſchworen, ſie glaubte, ehe müſſe ſie den Tod leiden, als dieſen Schwur brechen. Alle Verſuche, Bitten, Drohungen waren vergebens. Da ſprach der Alte in ſeinem Zorne den furchtbaren Schwur aus: ſie ſolle ſo lange bei Waſſer und Brod in dieſem Kerker ſitzen, bis ſie dem Manne ſeiner Wahl ihr Jawort gegeben, und ſollte ſie ſitzen bis an ihren, bis an ſeinen Tod. —

Anna hörte den Schwur und blieb ſtandhaft; ſie ſchloß ihren Vater in ihr Gebet und bat Gott, ihn ſeiner Härte wegen nicht zu ſtrafen, aß ihr Brod, trank ihr Waſſer, gedachte ihres Gotthold's und ergab ſich in Demuth.

Oft trat in ihrer Einſamkeit jener Augenblick vor ſie, wo ſie den Geliebten zum Erſtenmale geſehen hatte. Der Jäger ihres Vaters, ein noch rüſtiger Mann, war durch das Losgehen ſeiner eigenen Büchſe getödtet worden. Von Nah und Fern zogen nun die Waidgenoſſen zum Begräbniſſe dieſes unglücklichen Mannes herbei, der eine Witwe mit acht Kindern zurück ließ. Auch die ſechszehnjährige Anna war dem Zuge auf dem Kirchhofe gefolgt, wo der Leichenzug das herzerhebende Lied: „Jeſus meine Zuverſicht“ geſungen hatte. Eine volltönende, melodiſche Stimme, welche ſie in ihrer Nähe vernahm, erregte ihre Aufmerkſamkeit; ſie blickte von ihrem Geſangbuche auf und ſah einen blondgelockten Jüngling, der, eine Thräne im Auge, aus der Tiefe ſeines Herzens den frommen Geſang aufſteigen ließ, dieß erweckte ihre Theilnahme; als aber nach beendetem Begräbniß derſelbe junge Mann zu der jammernden Witwe trat, in dem Kreiſe der acht weinenden Kinder umherſchaute, dann ſeine Rechte einen rothwangigen Knaben, ſeine Linke ein neunjähriges Mädchen erfaßte und mit weicher Stimme zu der trauernden Mutter ſprach: Ueberlaßt mir die beiden Kinder, den Knaben für den Vater, das Mädel für meine Mutter; ſie werden beiden freundliche Eltern, ich werde ihnen ein treuer Bruder ſeyn! da vermochte Anna ſich nicht länger zurückzuhalten, ſie nahte ſich ihm und ihre Schüchternheit war verſchwunden. Ihr ſeyd ein ehrenwerther Mann, ſprach ſie zu dem jungen Jäger: Gott möge Euch lohnen! — Und als Gotthold aufſah, ihre Himmelsgeſtalt, das ſanftlächelnde, thränenfeuchte Auge, den ſanften, freundlichen Zug um den Mund erblickte, war es ihm, als ſtände ein Engel vor ihm, der ihm ſchon hier mit dieſem Himmelslächeln lohnen wolle.

Dieſer Augenblick hatte den Bund für die Ewigkeit geſchloſſen. Oft nachher, als ihre Neigung ſich in Worten ausſprach und ſie in der Dämmerung unter dem fernen wilden Apfelbaume am Ufer der Elbe ſaßen und jenes Tages gedachten, ſtimmten ſie andachtvoll den herrlichen Geſang wieder an, und es war, als ob dieß fromme, herzerhebende Lied durch ihr ganzes Leben ſie begleiten müſſe, bis es auch einſt an ihrem Grabe ertönen werde.

2.

Wenige Tage, nachdem der Vater das harte Wort ausgeſprochen hatte, ritt er auf die Jagd, aber bald wurde er, von einem angeſchoſſenen Keuler verwundet, auf einer von Zweigen geflochtenen Bahre zurückgebracht. Anna, welche ihn aus dem vergitterten Fenſter ihres Gefängniſſes in den Schloßhof tragen ſah, war außer ſich. Sie rang die Hände, jammerte, rief; Niemand hörte auf ſie; die wenigen Diener waren um den kranken Herrn beſchäftigt, Tante Emerenzia ließ ſich nicht ſehen. So durchwachte ſie angſtvoll die Nacht. Erſt am andern Morgen, wo der alte Diener ihr zur gewöhnlichen Zeit Brod und Waſſer brachte, erfuhr ſie durch ihn die näheren Umſtände und ließ nun die Tante bitten, zu ihr zu kommen. Dieſe erſchien mit finſterm, Unglück verkündenden Geſicht. Anna bat, ſie zum Vater zu laſſen; die Tante verweigerte dieſen ſo gerechten Wunſch. Der Unmuth über Dich hat ihn hinausgejagt, wo er ſich der Gefahr preis gegeben hat! ſprach ſie ſchonungslos: Du biſt an ſeinen Leiden, vielleicht ſogar an ſeinem Tode ſchuld. Nur wenn ihm Dein Anblick Troſt bringen, wenn er für ihn wohlthätig und nicht erſchütternd ſeyn kann, wenn Du Dich entſchließen kannſt, unſerm Nachbar Deine Hand zu geben und ſo den Vater aus ſeiner drückenden Lage zu reißen, dann darfſt Du zu ihm. Deßhalb — doch bedenke wohl, was Du thuſt, und laß mich Deinen Entſchluß morgen wiſſen. — Ohne auf Anna's Bitten weiter zu achten, ohne ſie noch einer Antwort zu würdigen, entfernte ſie ſich und überließ die Unglückliche ihrem Schmerze und ihrer Verzweiflung.

Unter Thränen, unter furchtbarem Seelenkampfe

kampfe ward der Tag, ward die Nacht durchweint; der erſte in ihr Fenſter dringende Strahl der Morgenröthe erſchien ihr wie ein Bote des Himmels, erleuchtete ihr Inneres und ſtärkte ihren Entſchluß. Guter Konrad, ſprach ſie zu dem alten Diener, welcher ihr ſtets unter Thränen die kärgliche Koſt brachte: ſag' meiner Tante, daß ich ſie erwarte. — Emerenzia kam bald. — Ich bin zum Opfer bereit, ſprach Anna: führen Sie mich zum Vater, führt mich zum Altar. Sie folgte der Tante. Der Vater, noch auf dem Krankenbette, empfing ſie bei dieſer Nachricht mit offenen Armen, es that ihm wohl, ſeine geliebte Tochter, ohne über ſie erröthen zu müſſen, an ſeine Bruſt ſchließen zu können, und dankte Gott, daß er ſeinen harten, unüberlegten Schwur mit Ehren zurücknehmen dürfe, denn er lebte noch der irrigen Meinung, das feierliche Wort, an Gott gerichtet, ſey dem Edelmanne ſo bindend als das dem Nachbar gegebene Ehrenwort.

Mit heiterer Ruhe, als ſey ihr Herz durch den gefaßten Entſchluß nicht gebrochen, kniecte Anna an ſeinem Krankenlager nieder, küßte ſeine Hand, hielt die Thräne zurück, die ſich hervordrängen wollte, und hörte mit anſcheinendem Gleichmuthe die Befehle der Tante an, welche ſie dem Reitknechte gab, der zu dem alten Freier reiten und ihn, ſchnell zu ihnen zu kommen, einladen ſollte.

Noch heute ſollſt Du ihm das Wort geben, ſagte die Tante nun zu Anna: ehe Deine Vernunft durch die thörige Leidenſchaft wieder unterdrückt wird; mache Dich darauf gefaßt.

Ich bin es ſchon, Tante! erwiederte Anna: ich unterwerfe mich meinem Schickſale!

Die Tante lächelte, ſie verſtand das Mädchen nicht, das bis zu dem gegebenen Jawort wieder in ſeinen Kerker zurück mußte, wo jedoch Fräulein Emerenzia bald mit ſeinem beßten Staate erſchien, in dem ſich Anna heute ſchmükken und den Bräutigam erwarten ſollte. Anna kleidete ſich, ohne zu murren, an, und als ſie, zwar bleicher als ſonſt, vor der Tante ſtand, rief dieſe in ihrer Freude aus: Wahrlich, Kind, nur der Brautkranz fehlt in Deinen Locken, um ſo reizend, wie Du biſt, als die ſchönſte Braut an den Altar zu treten.

Als Opferlamm! murmelte Anna leiſe vor

ſich hin und trocknete die Thräne, die ſie nicht mehr zurückzuhalten vermochte.

Am Nachmittag erſchien der Bräutigam; mit feſter Stimme beantwortete Anna ſeinen Antrag bejahend; doch als er mit unfeiner Galanterie ſie umarmen wollte, wies ſie ihn ernſt zurück. Bis ich Ihre Gattin bin, verſchonen Sie mich! ſprach ſie, verließ des Vaters Zimmer und verſchloß ſich in ihr kleines Stübchen, wo ſie ſo oft des Geliebten gedacht hatte.

3.

In der gleichfalls dicht an der Elbe, dem alten Schloſſe des Freiherrn ſchräg gegenüber liegenden Förſterei ſaß am andern Morgen jenes, für Anna ſo verhängnißvollen Tages die Familie des Oberförſters beim Frühſtück. Die Gewehre ſtanden ſchon im Vorhauſe, die Jägerburſchen holten die Schweißhunde herbei, und Jagdtaſche, Pulverhorn und Kugelſack lagen ſchon auf dem Ecktiſche bereit. Die Mutter packte Vorrath ein, damit der Sohn unterwegs keinen Mangel litte, und ſah eben hinüber nach ihm, der mit ſeinem Hirſchfänger Buchſtaben auf dem in der Stube geſtreuten Sande malte, als des Vaters rauhe Stimme: „Gotthold!“ rief. Der Jüngling fuhr aus ſeinen Träumereien auf.

Was wollt Ihr, guter Vater? fragte er.

Mein Sohn! begann dieſer: Du gefällſt mir nicht; die Liebe hat zu viel Gewalt über Dich, Du hörſt auf, Mann zu ſeyn und erfüllſt Deine Pflichten gegen Gott, Deine Eltern, Deinen Herrn und gegen Dich ſelbſt nur halb. Thörig war es von Dir, Dein Herz einer Adeligen zuzuwenden, thörig, auf ſolcher Höhe die Hoffnung Deines Glücks zu bauen.

Vater! unterbrach ihn die Mutter bittend.

Nun, was geſchehen iſt, kann der Menſch nicht ändern, fuhr der Alte gemäßigter fort: und ſeiner Neigung kann man nicht immer gebieten, darum will ich Dir auch über das Geſchehene keine Vorwürfe machen, nur auf Dein jetziges unmännliches Betragen zürne ich. Was geſchehen iſt, konnteſt Du vorausſehen und mußteſt es erwarten; daß der ſtolze Edelmann Dir die einzige Tochter nicht geben würde, konnte

Dir Deine Vernunft ſagen; daß er Dir ſein Haus verbot, mußte Dich nicht überraſchen; daß er dieß auf eine unfeine, grobe Weiſe that, geſchah, weil er mich zu gut kannte und die Ueberzeugung hat, daß ich jetzt am wenigſten das ihm geliehene Geld zurückfordern werde. Auf Alles, was Dich jetzt entmuthigt, mußteſt Du vorbereitet ſeyn.

Ueberdieß, Gotthold! fiel ihm die Mutter in die Rede: iſt ja noch nichts verloren. So lange das Fräulein Dich liebt und Dir treu bleibt, darfſt Du nicht verzweifeln und kannſt noch hoffen. Auch ſeyd Ihr ja Beide jung genug, um warten zu können, und wie lange wird der ſtolze Mann es noch treiben.

Mutter! unterbrach ſie der alte Jäger zürnend: Schweig mit Deinen thörigen Worten. Wehe dem, der ſein Glück auf das Unglück Anderer baut; oder hoffſt Du vielleicht auf treue Liebe? — Gute Mutter, da irrſt Du, je höher die Stände, je weniger Treue! — Und geſetzt den Fall, das Fräulein, das ich ehre und ſchätze, denn es iſt fromm und gut und edeler noch an Gemüth als an Stand, bliebe dem Jungen mit treuer Liebe zugethan, wohin ſollte das führen, wenn deren Liebe gegen den Willen ihres Vaters iſt? Ehre Vater und Mutter, befiehlt die Schrift, und wehe dem, der nicht auf dieſes Wort achtet. Auch iſt das Fräulein zu fromm, um nicht des Vaters Gebot zu ehren; es muß von Dir laſſen. Ueberdieß taugt es nie, wenn das Hohe mit dem Niederen ſich miſcht, nicht des Innern wegen, da ſind wir, Gott gelobt! einander gleich werth; aber die Vorurtheile, mit der Muttermilch eingeſogen, verlaſſen den Menſchen nicht ſo leicht, und Gleich und Gleich paßt am Beßten für einander. Deßhalb, Gotthold, ſchlage Dir die vornehme Braut aus dem Sinne; was nicht ſeyn kann, darnach muß der Menſch mit ſeiner ſchwachen Kraft nicht ringen; er muß ſich lernen in ſein Schickſal fügen und mit Muth es ertragen. Geh' in den Wald, und wenn der Wind durch die Bäume ſauſ't und die falben Blätter herabſchüttelt, ſo denke, daß Alles in der Welt vergänglich iſt. Die Blätter verwelken, wie das vergeht, was wir im Herzen fühlen; nach kurzem Winterſchlafe grünt und blüht Alles wieder, andere Blätter keimen und entfalten ſich, und eine friſche Neigung verdrängt die alte.

Gotthold ſtand, ohne dem Vater etwas zu erwiedern, auf, lächelte ſchmerzvoll, hing die Jagdtaſche um und nahm das Hifthorn von der Wand, und als er es unwillkührlich an den Mund ſetzte, blies er den Anfang jenes geiſtlichen Liedes, was er ſo oft mit Anna wiederholt hatte, aber der Vater hieß ihn ſchweigen.

Entweihe dieß herrliche Lied nicht zu unheiligem Zweck, ſprach er mit Unmuth: ſpare es auf zum Grabgeſange; wer weiß, wem von uns Du es zuerſt blaſen kannſt.

Mir! ſagte der Jüngling dumpf vor ſich hin.

Narr! ſagte der Vater: ſich ſelbſt ſein Sterbelied zu blaſen, wäre ja rein unmöglich.

Sprich doch nicht von ſolchen Dingen, unterbrach ihn die Mutter: der Tod kömmt ungerufen.

Indem ſie dieß ſagte, klopfte es an die Thür, und auf das Herein! trat der alte Konrad ins Zimmer.

Einen Gruß an den Herrn Oberförſter und an Euch, liebe Frau, von Fräulein Anna, ſprach er: und dieſes Brieſchen an Euch, junger Mann, es bedürfe keiner Antwort. — Dieß ſagend, verließ er ſie ſchnell wieder.

Lange hielt Gotthold den Brief in ſeiner bebenden Hand, ſein Auge ruhte auf den lieben Zügen, dann wollte er ihn an ſeine Lippen drükken, aber der Vater hielt ſeinen Arm zurück.

Lies erſt, mein Sohn! ſagte er ernſt: und ſieh, ob auch ſein Inhalt ſolchen Dank verdient.

Gotthold brach den Brief auf, las und las wieder, ſein Geſicht wurde immer ernſter, ſein Auge ruhte immer wehmuthvoller auf den Schriftzügen, dann faltete er ihn wieder zu, legte ihn auf den Tiſch und: Mit Gott, liebe Eltern! ſprechend, verließ er das Zimmer und eilte, von den Jägerburſchen und den Hunden gefolgt, dem Walde zu.

Der Vater hatte den Brief ergriffen und ihn ſchon geleſen, ehe die Mutter vom Fenſter, wo ſie dem Sohne nachgeſehen hatte, zurückkehrte; ſie fragte jetzt ängſtlich: Was ſteht in dem Briefe, Vater?

Was ich vorausgeſagt! erwiederte der Oberförſter gleichgiltig: Höre! — Er las:

„Den Fluch meines Vaters von mir abzuwenden und dem kranken Manne in ſeinen Leiden Troſt zu reichen, habe ich mich heute dem alten Edelmanne, der ſchon lange um meine Hand warb, verlobt; ſo nur konnte ich Kindespflicht erfüllen. Aber fürchte nichts, Gotthold! ich bleibe meinem Eide treu und die Deine bis zum Tode. Zürne mir nicht und vergiß Deine Anna nimmer.

Die Mutter ſchrie hell auf.

Das bricht meinem Sohne das Herz! rief ſie: O eile ihm nach, daß ihn nicht die Verzweiflung in den Tod jage — eile ihm nach!

Er iſt ein Mann, ein Chriſt! erwiederte der Alte: Sein Stolz wird ihn vor Verzweiflung und die Religion vor einem Verbrechen ſchützen; laß ihn gehen. In der freien Natur, in dem ſchattigen Walde, wo Gott aus tauſend Stimmen zu uns ſpricht und ſeine Liebe in jedem Blatte, in jedem Halme uns Troſt bietet, da erhebt ſich das gebeugte Gemüth am ſchnellſten und der Geiſt gewinnt im Anſchauen der Natur bald wieder die geſunkene Kraft. — Laß ihn gehen, Mutter! er muß allein handeln, allein gegen ſein Schickſal kämpfen.

Dieß konnte das Mutterherz nicht beruhigen. Der alte Jäger, der ſchon bei ihrem Vater gedient, mußte in aller Stille fort. Er ſollte den Sohn aufſuchen, ſollte ihn nicht verlaſſen, ihn bald zurück bringen; aber der Alte keuchte ihm auf wohlbekanntem Pfade nach und konnte den Jüngling nicht ereilen, der von Verzweiflung gejagt den Wald durchſtrich.

Als er am Abend zurückkehrte, grüßte er Vater und Mutter freundlich und ſchien beruhigt.

Der ſtille Gram wird ihn tödten! klagte die Mutter.

Laß ihn nur ſeinen Schmerz allein tragen, erwiederte der Vater: er wird ſchon ſeiner Herr werden.

Der Oberförſter ſchien Recht zu haben. Gotthold ging nach wie vor in den Wald, war, wo möglich, thätiger noch als zuvor und erwähnte Annen mit keiner Sylbe, nur ſaß er oft in der Laube an der Elbe und ſah hinüber nach dem andern Ufer, wo dann gemeiniglich eine weiße

Geſtalt unter dem entlaubten Aepfelbaume ſaß und vielleicht mit gleichem Gram im Herzen herüber nach ihm ſchaute. Da ergriff er ſein Waldhorn und blies ein trauriges Lied.

So durchlebte er Wochen. Auch Anna ſah dem zu ihrer Vermählung beſtimmten Tage aller Seelen mit Ergebung entgegen. Kein Lächeln umzog ihren Mund, keine Theilnahme trocknete ihre Thränen, nur als ſie die Kloſterkaroſſe von Barſinghauſen über die Elbe herüberſchwimmen ſah, als ſie an Tante Gertraut Bruſt ſich ausweinen konnte, da umzog zum Erſtenmal wieder ein heiteres Lächeln ihr bleiches Antlitz; es war aber das Lächeln der Ergebung, nicht das der Freude.

Die gute Tante ſchüttelte über das Vorgefallene bedenklich ihr Haupt, ſie bedauerte das Mädchen und dennoch mußte ſie, den von Jugend auf eingeſogenen Vorurtheilen nach, die Nichte wegen ihrer, die Familie entehrenden Liebe tadeln, nur behagte ihr der Bräutigam ſo wenig wie Annen. Aber hier war nichts mehr zu thun, er hatte ihr und des Vaters Wort, der Hochzeittag war ſchon anberaumt, Hülfe war nicht mehr möglich und Troſt das Einzige, was ſie der Armen bieten konnte. Dieſe ſchien ihn dankbar anzunehmen. Ich rette ja den Vater, dieß iſt mir Troſt genug, wüßte ich nur auch, daß mir Gotthold nicht zürnt! ſprach die Trauernde, und je mehr der verhängnißvolle Tag heran nahte, deſto inniger ſchien ſie die Lehren und den Troſt des guten Kloſterfräuleins zu beherzigen, deſto ergebener in ihr Schickſal zu ſeyn.

Der Vater, welchem der künftige Schwiegerſohn vollauf Zerſtreuung machte, und Tante Emerenzia, die zu dem Marderpelz noch ein Paar Brillant-Ohrgehänge bekommen hatte, achteten nicht auf die Dulderin, und hätten auch nicht die Arme verſtanden, welche, Ergebung im Blick, die Verzweiflung im Herzen barg.

So kam der Tag Aller Heiligen heran, welchem der Aller Seelen folgt und mit ihm der rauſchende Polterabend des Hochzeitfeſtes. Braut und Bräutigam, Vater und Tanten ſaßen beim flackernden Kaminfeuer, das mit ſeiner Gluth Anna's bleiche Wangen röthete, und ſprachen vom morgenden Feſte. Der Bräutigam freute ſich, daß es das Ende ſeiner Entbehrungen herbeiführen und ihm doch morgen ein Küßchen zu Theil werden würde; Emerenzia erzählte, wie ſie die Feierlichkeiten angeordnet habe und die Gäſte bei Tafel ſitzen ſollten; der Vater ſtrich zuweilen der Tochter freundlich über die Wangen, dann dachte er wieder an den Zwölf-Ender, welchen er zu dieſem Feſte geſchoſſen, und die Kloſterdame ſah theilnehmend auf das Opferlamm, das ſtarr, faſt regungslos in die Gluth des Kamins ſah, als ſich jetzt der Polterabend mit furchtbarem Gekrach ankündigte. Anna fuhr bei dieſem Getöſe erſchrocken auf, ſank ihrem Vater um den Hals, drückte Tante Trutchen heftig an ihre Bruſt, raunte ihr leiſe einige unverſtändliche Worte zu und ſtürzte dann zur Thür hinaus. Der Bräutigam wollte ihr Anſtands halber folgen, doch Emerenzia hielt ihn zurück.

Laſſen Sie ſie nur ruhig gehen, ſprach ſie: es iſt jungfräuliche Schaam, die ihr befahl, bei dieſem unanſtändigen Jubel der Dorfjugend ſich zu entfernen, ſie wird ſchon wieder kommen.

Aber ſie ſaßen eine lange Zeit und Anna kam nicht wieder. Da ſchlich ſich das Kloſterfräulein leiſe fort; aber auch ſie blieb lange aus und kehrte endlich mit verſtörtem Geſichte zurück.

Anna iſt nirgend zu finden! ſagte ſie ängſtlich: Niemand iſt ihr begegnet, nur der Gärtner meint, er habe ſie durch das Gartenpförtchen ſchlüpfen geſehen.

Jetzt gerieth Alles in Bewegung, ſelbſt Emerenzia überfiel Bangigkeit, und trotz ſeines Podagra machte ſich der Bräutigam auf, die Vermißte zu ſuchen; aber eine Stunde flog nach der andern hin, ohne daß ſie zurückkehrte.

4.

In der Stube des Oberförſters ſaß die Familie um den Tiſch. Der Alte rauchte ſein Pfeifchen, das ihm doch heute nicht recht ſchmekken wollte, die beiden Kinder waren auf dem Stuhle eingeſchlafen und Gotthold ſchien aufmerkſam auf die Mutter zu hören, welche aus einem Andachtbuch ein Troſtgebet vorlas; ſeine Seele war aber am andern Ufer des Fluſſes, bei ihr. Da ſtörte ein leiſes Klopfen die Stille;

die Thüre öffnete ſich und Anna, bleich wie ein Geiſt, trat ein.

Verzeiht, ſprach ſie, vor Froſt zitternd: verzeihen Sie, Herr Oberförſter, und Sie, würdige Mutter, daß ich noch ſo ſpät komme, auch Du, lieber Gotthold, verzeih' mir, daß ich noch einmal vor Dich trete, ehe wir uns für die Welt trennen müſſen. Ich mußte Dich noch einmal ſehen und Dir ſagen, daß ich Dich treu liebe und lieben werde, ſo lange ich kann und darf. — Sie trat bei dieſen Worten auf Gotthold zu, der an der andern Seite des Tiſches ſaß, und reichte ihm die Hand; er zögerte, ſie zu erfaſſen.

Reich' nur dem Fräulein die Hand und gib ihr ſomit das Wort zurück, das ſie Dir gegeben! ſprach der Alte.

Nein, Vater! ſagte Anna feierlich: ich bleibe meinem Worte getreu; ihm dieß zu ſagen, kam ich hierher. Auch er möge ſein Wort nicht brechen, wenn er mich noch liebt.

Ob ich Dich noch liebe?! rief der Jüngling heftig, umfaßte ſie und wollte ſie an ſeine Bruſt drücken, aber ſie ſchob ihn ſanft von ſich.

Nicht alſo, mein Geliebter! ſprach ſie: ich bin eines Andern Verlobte und darf Dich nicht mehr umarmen.

Fräulein! unterbrach ſie der Oberförſter: weiß Ihr Vater, daß Sie zu uns gegangen ſind?

Nein! erwiederte ſie.

So muß ich bitten, uns zu verlaſſen; gegen den Willen der Eltern darf kein frommes Kind handeln, Sie haben ſich ſchwerer Verantwortung ausgeſetzt.

Was ich gethan, was ich thun werde, alter Mann, ſprach ſie bewegt: habe ich nur bei dem Vater dort oben zu verantworten. — Ich bitte Sie, fuhr ſie bebend fort: gönnen Sie mir, daß ich wenige Augenblicke hier verweilen und Einiges allein mit Gottlold ſprechen kann, — ich werde bald geendet haben.

Der Alte, von dem feierlichen Weſen des Mädchens ergriffen, ſprach leiſe mit der Mutter, dann ging er mit ihr hinaus und ließ Gottlold und Anna unter dem Schutze der ſchlafenden Kinder allein.

Haſt Du zu meinen Worten Vertrauen gehabt? Gottlold! fragte ſie jetzt.

Ja!

Ja! erwiederte er.

Haſt Du auch an meinem Herzen nicht gezweifelt, als Du meinen Brief erhielteſt? fragte ſie weiter.

Anfangs hielt ich Dich für falſch, für treulos, erwiederte er: dann aber gedachte ich ſo recht lebhaft Deiner, und das Vertrauen kehrte wieder zurück.

Und liebſt Du mich noch?

Noch! ſagte er feurig, ihre Hand herzlich drückend.

Gott Lob! rief ſie: nun geh' ich getroſt, wir ſcheiden als Freunde. — Da, wo wir uns wieder ſehen dürfen, Gotthold! rief ſie jetzt, und ihr Auge ſah ſtrahlend auf gen Himmel: da umfang' ich Dich mit Liebe. Leb wohl!

Sie ſchritt nach der Thür, der Oberförſter trat ihr entgegen. Mit wem ſind Sie herübergekommen, Fräulein? fragte er ſie beſorgt.

Ich habe das Ruder allein geführt! antwortete ſie.

Das geht nicht! ſagte der Alte: Es ſtürmt draußen. Gotthold, nimm den Thomas und ſahre das Fräulein hinüber, daß ihr bei dem Unwetter kein Unglück begegne.

Freude leuchtete bei dieſen Worten aus Anna's Blick, doch ſchnell war ſie wieder erloſchen. Ich danke Ihnen, Herr Oberförſter, für Ihre Fürſorge, ſprach ſie: doch würde es ſich nicht ſchikken, daß ich mit Gotthold oder ſonſt einem Manne fahre; ich bin der Führung eines Kahnes wohl kundig, der Sturm treibt die Wellen nicht hoch und ich ſtehe ja in Gottes Hand.

Alle Einwendungen des alten Förſters, auch Gotthold's Bitten konnten ſie nicht bewegen, ſich überſahren zu laſſen; ſie beſtand darauf, ſich allein dem Kahne anzuvertrauen. Vater und Sohn begleiteten ſie nun an's Ufer. Eben wollte ſie den Kahn beſteigen, ſchon hatte ihn ihr Fuß berührt, als ſie ſich plötzlich wandte und an Gotthold's Bruſt ſank. Dein auf ewig! rief ſie, riß ſich los, ſprang in den Kahn, ſtieß vom Ufer ab und übergab ſich den Wellen.

5.

Mitternacht war vorüber und Anna immer noch nicht zurückgekehrt, alle nach ihr ausgeſandten Boten kamen ohne Troſt zurück; nur einer brachte die Nachricht, daß der herrſchaftliche Kahn, welcher ſonſt dicht beim Schloſſe angebunden zu ſeyn pflegte, fehle. Dieſe Nachricht überraſchte Alle, denn Niemand, außer Tante Trudchen, hatte das Schlimmſte gefürchtet, ſelbſt des Freiherrn Gleichmuth war jetzt erſchüttert, und in Emerenzia's Auge ſah man, ein ſeltener Fall, eine Thräne. Tante Gertraud eilte nun auf Anna's Zimmer, durchſuchte alles, fand aber nichts, was nur die leiſeſte Vermuthung eines unüberlegten Entſchluſſes hätte geben können. Da fiel ihr ein, daß Anna in einer Art Tagebuch ihre Gedanken und was ihr begegnet, aufzuſchreiben pflege. Sie öffnete ihren Schreibtiſch, durchblätterte die letzten Blätter und las:

„Den 28. September.

„So wäre es denn wirklich geſchehen! — Ich hätte den Muth gehabt, ihm zu entſagen? — Lieber Gott, that ich Recht, meinen Schwur zu brechen? — Hier ſtand mein Gotthold weinend, von ſeiner Anna für immer verlaſſen, dort der kranke Vater, der den Fluch über mich ſprach. Ich mußte ihn, war er auch hart gegen mich, doch vom Elend retten. — Ich habe meine Pflicht erfüllt — Gott wird mich erhalten!"

„Den 3. October.

„Es iſt doch ſchwerer als ich geglaubt habe, ſich von dem loszureißen, woran man mit ganzer Seele hing, den zu vermeiden, der ewig vor unſern Augen ſteht. — Wie wird das werden, wenn ich erſt am Altare das Ja geſprochen und Treue gelobt habe bis in den Tod, wenn ich nicht mehr an ihn denken, nicht mehr von ihm ſprechen darf — werde ich dann rein vor Gott ſtehen können, kann je mein ſündhaftes Herz aufhören, für ihn zu ſchlagen? Sey dann nur barmherzig, Vater im Himmel, habe Nachſicht mit Deinem Kinde und vergib ihm ſeine Schuld, wie ich gern denen vergeben will, die mich unglücklich machten."

„Den 12. October.

„Als die Töne ſeines Waldhorns heute zu mir herüber drangen, war es mir ſonderbar zu Muthe. Es war mir als ob ich auffliegen und der Wind, der durch den Apfelbaum rauſchte, mich zu ihm hinüber tragen müßte; mir war ſo leicht als ob das leiſeſte Lüftchen mich hätte mit ſich nehmen können. Aber der Wind rauſchte über mir und nahm mich nicht mit ſich, nur falbe Blätter ſtreute er in meinen Schoos, verwelkte Blätter, welk wie meine Jugendfreuden, und da ward mir das Herz ſo ſchwer, es klopfte ſo ängſtlich, und nicht mehr die Sehnſucht, der Schmerz ergriff mich, und die Töne ſeines Horns drangen ſchneidend in mein Herz. Armer Gotthold, armes, treues, duldendes Herz, Du biſt doch glücklicher als Deine Anna, Du darfſt ihr leben in Herz und Gedanken, mir wird jede Erinnerung zur Sünde, jede Sehnſucht zum Treubruch, jede Hoffnung zum Verbrechen; habe Mitleid mit mir.“

„Den 19. October.

„Die Zeit rückt immer näher, der Tag Aller

Seelen iſt bald! — Arme Seele, ſchwebteſt Du doch auf zu Gott; hier ſind Deine Freuden dahin! — Je näher der entſcheidende Tag kommt, deſto inniger bitte ich Gott, daß er zu meinem Brautbette mir das Grab öffne, deſto ſehnlicher wünſche ich mir den Tod — nur er könnte mich retten! — Jetzt ſtände ich noch mit reinem Herzen vor meinem Richter, mein Schuldbuch wäre nicht aufgeſchlagen — aber — erſt ſenie Gattin — Nein! nein! — Ueberall nehm' ich ihn mit mir. — O gerechter Gott, hilf mir tragen, ich bin ja ein ſchwaches Mädchen, das die Kraft nicht hat, ſeiner Pflicht Alles, Alles zu opfern, das wohl ſeinen Handlungen, nicht aber ſeinen Gefühlen gebieten kann — Richte mich nicht nach meinem Willen, richte mich nur barmherzig nach meinen Werken."

„Den 30. October.

„Noch wenige Tage und es iſt geſchehen. Oft frage ich mich, was beſſer ſey — freiwillig, mit keiner Sünde als mit Selbſtmord beladen, vom Schauplatze abzutreten, oder muthig ſeinem Schickſale entgegen zu gehn und das Saamenkorn des Böſen im Herzen nach und nach keimen, erwachſen, ſich entfalten ſehen!" —

„Ich habe geſtern während der Predigt recht über mich nachgedacht und mich ſo recht geprüft, ob der Quell, aus welchem der Wunſch, zu ſterben, entſprang, auch ein reiner iſt und ob bloß die Furcht vor der Sünde — denn meiner Gedanken, meiner Sehnſucht, meiner Wünſche werd' ich nicht Herr — mich dazu bewegt, oder Mangel an Vertrauen zu Gott, Mangel an Ergebung in ſeinen Willen, und da habe ich denn zu meinem Troſte gefunden, daß die Quelle rein iſt und daß ich wohl Muth hätte, zu dulden, zu tragen und in Demuth die Stunde zu erwarten, wo der himmliſche Vater ſein armes, unglückliches Kind abrufen wird — und das tröſtet mich! — Sollte ich es vollbringen, wovor ich ſchaudere und wofür Gott mich bewahren möge, ſo konnte ich nicht anders! — Gott mag dann barmherzig ſeyn."

„Den 1. November, früh.

„Das Gebet hat mich geſtärkt. — Ich

werde dulden, tragen und nicht über mein Schickſal ſelbſt entſcheiden. Muß ich an ihn denken bei Tag und Nacht, am Altare wie im ſtillen Kämmerlein, was kann ich für dieſe Sehnſucht, was kann ich für meine Gedanken, ich kann nur gegen ſie kämpfen und vermag nicht, ihr Herr zu werden. Mein Wille iſt fromm, das ſündhafte, menſchlich fühlende Herz legte Gott in mich, es iſt gebrochen und klopft doch noch ſo laut?"

„Aber die That, die muß ich verantworten, ſie wird in das Schuldbuch eingetragen, für ſie waltet keine Nachſicht — darum weg, weg mit dem Gedanken!"

„Den 1. November, Nachmittags.

„Mich jagt eine unbeſchreibliche Angſt! — Mein Bräutigam iſt gekommen und mit ihm mein finſteres Verhängniß. — Mir entfällt der Muth — Gott ſtehe mir bei! — Aber noch einmal muß ich ihn ſehen — noch einmal meinen Gotthold ſehen! — und dann hier auf Erden nicht wieder! — Nur dort! — Herr, Dein Wille geſchehe!" —

Hier endete das Tagebuch, das, wenn es

auch das Furchtbarſte nur ahnen, doch jetzt, da Mitternacht vorüber und Anna noch nicht zurückgekehrt war, alles fürchten ließ.

Kaum ihrer mächtig, verließ die Tante das Zimmer, eilte hinunter und theilte ihre Furcht den Andern mit. Der Vater war troſtlos, Tante Emerenzia mahnte das Gewiſſen, dem Bräutigam war die ganze Sache, beſonders des Aufſehens wegen, unangenehm, doch tröſtete er ſich am ſchnellſten; als am andern Morgen der nach der Oberförſterei geſchickte Bote mit der Nachricht zurückkehrte, das Fräulein ſey am Abend dageweſen, aber nach einer Stunde wieder zurückgekehrt, und nun kein Zweifel mehr blieb, daß ſie auf irgend eine Weiſe verunglückt ſey, fuhr er auf ſeine Güter zurück, wohin ihm die reuige Tante Marderpelz und Ohrgehänge nachſchickte.

Auch bis jenſeit der Elbe verbreitete ſich die Nachricht, auch zu der Wohnung des Oberförſters gelangte ſie nur zu früh.

Nun erſt verſtehe ich Dich ganz, treues Herz! ſprach Gotthold: Treu bliebſt Du mir bis zum Tode: auch ich will Dir treu bleiben, bis der Herr mich abruft, aber ehe der Tod nicht an meine Pforte klopft, rufe ich ihn nicht. —

Das ließ Dich Gott ſprechen, mein Sohn! ſagte die weinende Mutter, ihm um den Hals fallend: Gott ſey gelobt, der Dich dieſen chriſtlichen Entſchluß faſſen ließ.

Er iſt ja Mann! ſprach der Vater, ſeine Hand auf des Sohnes Schulter legend: wie kann er anders handeln wollen. — Schließe das Mädchen in Dein Gebet, Gotthold! ſprach er dann feierlich: Verzeih' denen da drüben, damit Gott ihr die Schuld des Selbſtmordes, wenn dem ſo iſt, verzeihe, und ergib Dich demuthvoll in Dein Geſchick. Die Wege des Herrn ſind dem menſchlichen Auge verborgen; oft iſt zu ſeinem Heile, was er zu ſeinem Verderben glaubt; deßhalb rechte nicht mit der Vorſehung und murre nicht. Erfülle Deine Pflicht als thätiger Mann und verliere den Muth nicht, die Zeit mildert jeden Schmerz.

Schweigend reichte ihm der Sohn die Hand, ſank an der Mutter Bruſt und der Schmerz verſagte ihm die lindernde Thräne. — Aber im Walde ließ es ihn nicht und trieb ihn, an dem

Ufer der Elbe den Leichnam der Geliebten aufzuſuchen, denn daß ſie ertrunken ſey, ward durch den aufgefangenen leeren Kahn gewiß. Dieß Glück ward ihm aber nicht, der Strom warf die Unglückliche am vierten Tage unfern des Apfelbaumes, wo ſie wahrſcheinlich verunglückt war, an's Land; dort fand man ſie.

Als ſie in das enge Bette der Ruhe gelegt und nun in die Gruft zu ihren Ahnen beſtattet werden ſollte, verweigerte ihr der Prieſter die heilige Ruheſtätte. Er hielt ſie für eine Selbſtmörderin, und eine ſolche könnte nicht, ſo eiferte der fromme Mann, in geweihter Erde, viel weniger in dem Gotteshauſe ſelbſt, wo das Gewölbe der Gruft ſich befand, beigeſetzt werden. Keine Vorſtellung, keine Drohung vermochte den ſtolzen Prieſter, von den damals noch beſtehenden Kirchengebräuchen abzugehen. Der Freiherr war von dieſem unfreundlichen Benehmen ſeines Zechbruders empört; außerhalb der Kirche, außerhalb des Kirchhofes das Grab ſeines Kindes zu ſehen, der Gedanke war ihm ſchrecklich, und er glaubte ſich und ſein ganzes Haus dadurch beſchimpft. Der gute Mann wußte nicht, daß der Schlaf der Todten überall ſanft iſt, wenn nur ein Engel an ſeinem Grabe wacht; an der Ruheſtätte des Böſen aber, und wäre ſie mit drei Mal geheiligter Erde bedeckt, rüttelt der böſe Geiſt, der im Leben in ihm waltet, auch noch im Tode den Schläfer auf, bis die Poſaune erſchallt und ihn zum Weltgerichte ruft.

Da glaubte Tante Trudchen ein Auskunftsmittel gefunden zu haben. Anderthalb Stunden, mehr aufwärts der Elbe, hatte eine ihrer Jugendfreundinnen ihren Witwenſitz, das freundliche Gärtchen am Ufer des Stromes machte ihn zu einem Aſyle der Ruhe. Hier in dieſem Garten, wo ſo oft der Friede des Herzens in ſtiller Abenddämmerung ſie beglückt, hatte ſich die würdige, von allen Vorurtheilen freie Matrone eine Gruft wölben laſſen, welche ein mit Roſen bepflanzter Hügel, deſſen Eingang zwei Trauerweiden beſchatteten, deckte. Zu ihr begab ſich das Kloſterfräulein und bat für die unglückliche Anna um ein Ruheplätzchen in dieſer Gruft.

Mit Freuden willigte die Matrone ein.

Sie wird dereinſt meinen Schlummer nicht ſtören, ſprach ſie: führe ſie nur her, Gertraud, kühl und ſanft wird ſie hier ruhen.

Am andern Tage zog der Trauerzug in aller Stille längs dem Ufer der Elbe hin, und als ſie dem ſtillen Gärtchen nahe kamen, begann nach dem oft geäußerten Wunſche der Geſtorbenen der Leichenzug das Sterbelied: „Jeſus meine Zuverſicht ꝛc.“ zu ſingen, und vom jenſeitigen Ufer tönten, den Grabgeſang begleitend, die leiſen Töne eines Waldhorns herüber.

6.

So wie der Abend ſich ſenkte, landete in der kleinen Bucht bei dem Gärtchen ein Kahn, und der junge Jäger ſtieg an's Land, ſetzte ſich unter die Weidenbäume am Ufer und blies das Sterbelied; dieß wiederholte er jeden Abend: Alt und Jung kamen dann aus der Gegend herbei, die feierlichen Töne des Waldhorns zu hören, Keiner aber wagte, den Jüngling in ſeiner Trauer zu ſtören, andächtig hörten ſie zu und beteten, während die herzergreifenden Töne durch die

Mondnacht hallten. Der Nordwind ſtürmte, es wirbelte der Schnee in dicken Flocken durch die Luft, ihn ſtörte es nicht, er pilgerte hin zu ihrem Grabe und blies dort ihr Sterbelied.

So oft er das väterliche Haus verließ, drückte ihn die Mutter an ihr Herz und nahm rührend Abſchied von ihm, als ſollt' es für ewig ſeyn. Es war ihr, als ob er, zur Wohnung des Todes wandernd, endlich auch ſelbſt die Beute des Todes werden müßte. Der Vater zürnte ihm anfangs, wagte es jedoch nicht, ſeinen Unmuth laut werden zu laſſen, und zuletzt, da der Sohn an jedem Abend ſeine Wallfahrt begann, jede Nacht zurückkehrte und dennoch ſeine Geſchäfte am Tage treu beſorgte, auch freundlich und ſtill war, ſchwieg der Alte und es wurde ihm jedesmal, wenn der Sohn das Horn ergriff und „Gute Nacht, Vater!“ ihm zurief, unheimlich, er bekam faſt eine ſcheue Achtung vor dem nächtlichen Pilger.

Eines Tages, als Gotthold im Walde hinter einem Baume ſinnend am Wege ſtand, ſah er den Freiherrn, welcher nach Lüneburg ritt, auf ſich zukommen. Anfangs überraſcht, hatte er unwillkührlich ſeine Büchſe geſpannt, da er aber das bleiche, kummervolle Geſicht des Alten ſah, trat er mitleidig auf ihn zu und grüßte ihn. — Der Freiherr erſchrak, hielt ſein Pferd an, reichte aber gleich darauf Gotthold die Hand, nickte ihm, als ob er ihn tröſten wollte, freundlich zu und ritt weiter. Dieſer Händedruck hatte den ſanften Jüngling ganz mit dem Alten ausgeſöhnt.

Die Decembernächte begannen nun kalt zu werden, das Weihnachtsfeſt brachte den Froſt, bald ſollte die Eisfahrt Gotthold's Wanderungen ſtören, aber trotz der Bitten ſeiner Mutter begann er auch jetzt noch die Wallfahrt. Erlaubt, Vater, bat er eines Abends: daß ich, bis das Eis ſteht, drüben bei dem Vetter bleiben kann. Gönnt mir den Troſt. Sie kann nicht ruhig ſchlafen, hört ſie das Lied nicht. — Der Vater ſchüttelte zwar das graue Haupt, aber noch war keine Gefahr, er erlaubte es ihm, ein größeres Unglück zu verhüten. Gotthold zog hinüber und konnte auch jetzt, während das Treibeis die Ueberfahrt hinderte, jeden Abend ſich unter den kahlen Weidenſtamm ſetzen und ſein Lied blaſen.

Bald erlaubte ihm der Froſt heimzukehren und wieder aus dem Vaterhauſe die nächtliche Wanderung zu beginnen. In ſeinen Pelz gehüllt, pilgerte er in den kalten Abenden des Januar hinüber, und bei'm Geflimmer von Millionen Sternen tönte durch die feierliche Mondnacht der Ton ſeines Hornes. Nicht Froſt, nicht Schneegeſtöber hielten ihn ab, ihm leuchtete die Sonne, ihm war es Frühling, ſaß er unſern ihrer Gruft; die Stunden, die er hier verweilte, waren die einzigen ſchönen ſeines freudeloſen Lebens — Sie ſtand vor ihm; nach ihr, nach dem Himmel war ſein Auge gewendet.

7.

Der Frühling nahte, die Knoſpen des duftenden Flieders begannen zu ſchwellen, die Vögel zwitſcherten und hüpften freudig von Zweig zu Zweig. Die warme Morgenluft löſ'te den Schnee in Tropfen auf und von den Höhen rauſchten die Bäche, den Frühling verkündend, nach dem Thale hinab. Noch war der Strom gegen die

Frühlingſonne gepanzert und ſpottete der Bächlein, die ſeinem eiſigen Bette die Decke zu lüften ſich drängten; was die Strahlen der Sonne erwärmten, erkaltete bei dem Froſthauch der ſternhellen Nächte wieder, und duldſam trug der erſtarrte Strom die über ihn ziehenden Laſten. Aber bald wagte ſich Roß und Mann nicht mehr hinüber und nur noch der kecke Waghals vertraute ſich der ungewiſſen eiſigen Brücke an, als Gotthold am Abend das Waldhorn ergriff, ſeine Grabfahrt zu beginnen. Die Mutter bat, ſelbſt der Vater ſchalt ihn einen Thoren. Ich ſtehe ja in Gottes Hand, ſprach der Jüngling freudig: laßt mich heute nur noch ziehen, Vater! — Er bat ſo wehmüthig, die Eltern konnten dem Unglücklichen den einzigen Troſt, der ihm noch blieb, nicht verſagen, doch beklommener als je drückte ihn bei'm Abſchiede die Mutter an ihr Herz und feſter wie gewöhnlich ſchien heute der Druck der Vaterhand zu ſeyn.

Als Gotthold auf dem abgehauenen Weidenſtamme ſaß und, ſein Auge nach dem Hügel gerichtet, das Sterbelied blies, ſchien es ihm, als öffne ſich die Pforte der Gruſt und Anna ſtände am Eingange und winke ihm. Es überlief ihn eiskalt, ſein Auge ſah ſtarr nach der Stelle hin, wo, vom falben Mondlicht erhellt, die Geſtalt ihm immer noch zu winken ſchien. Ein Todesſchauer überlief ihn, er ſetzte das Waldhorn ab und unwillkührlich drang das Lied aus ſeiner bewegten Bruſt und die tröſtenden Worte ſenkten auch in ſein Herz den Troſt, der Blick nach den Sternen löſ'te den Schauer in Sehnſucht auf, und als er das Auge wieder nach dem Eingange richtete, ſah er die Pforte verſchloſſen, die Geſtalt war verſchwunden, nur der dunkle Schatten der wogenden Thränenweide ſchwankte noch hin und her; die Phantaſie hatte ihn getäuſcht.

Von Sehnſucht ergriffen, von Andacht durchdrungen warf er ſich auf ſeine Kniee und betete. Nicht den Sturm, welcher die Wolken der Scheibe des Mondes vorüberjagte, nicht das Murmeln der herbeiziehenden Gewäſſer, nicht das ferne Rauſchen, als ob die Meeresfluth an trotzenden Klippen ſich bricht, nicht den Donnerton, gleich dem Brauſen nahender Gewitter, hörte er während ſeines Gebetes. Als er es aber beendet, aufgeſtanden und ſich zur Rückkehr geſchickt hatte, vernahm er das Toben der Natur und erkannte nun die Gefahr. Einen Augenblick war er unentſchloſſen, dann gedachte er ſeiner zagenden, ängſtlichen Mutter. Ich muß ſie beruhigen, rief er, vertrauenvoll einen Blick gen Himmel werfend, und betrat nun die eiſige Brücke, übergab den Körper den Fluthen, ſeine Seele Gott, und eilte hinüber. — Schon ſtand das Waſſer über der Decke, aber auch ſchon nahe war er dem andern Ufer — da ſchwankte es unter ihm — er beflügelte ſeine Schritte — ein furchtbarer Knall, gleich einem ſich entladenden Mordgeſchütz vor ihm — hinter ihm — das Eis borſt. Kaum noch hundert Schritte von dem rettenden Ufer, und eine nicht zu überſpringende Kluft gähnte ihn an und hemmte ſeine Schritte. Er lief zurück, der Boden ſchwankte unter ihm, die Brücke von Eis war gebrochen, die Fluthen hoben die Decke und ſanft, wie das Kind in ſchaukelnder Wiege, ſchwamm er auf einer Scholle dahin.

Du haſt mich gerufen, Anna, und ich komme! ſagte er jetzt ruhig und heiter, und die Todesangſt war vorüber: In den Fluthen fandeſt Du

Dein Grab, auch das meine ſoll ich dort finden. Des Herrn Wille geſchehe! — Leb' wohl, auf Wiederſehen dort oben! — Und unter dem Rauſchen der wogenden Wellen, zwiſchen dem Brauſen der rollenden Schollen, tönte das Sterbelied durch die ſchauerliche Mondnacht ſanft wie die Stimme des Engels, der bei dem furchtbaren Krachen der geöffneten Gräber am Tage der Auferſtehung die gläubigen Herzen zum ewigen Leben erweckt.

Der drohende Eisgang mit ſeinem furchtbaren Getöſe hatte die müden Schläfer aufgeſchreckt und ſie an's Ufer gerufen. Angſtvoll ſah hier Jeder der drohenden Gefahr entgegen. Auch den Oberförſter und ſein Weib trieb die Sorge um den Sohn dahin. Mit angſterfülltem Herzen ſahen ſie dem furchtbaren Schauſpiele zu, und des Vaters Troſt vermochte der Mutter Angſt nicht zu lindern, auch ſeinem Troſte war die Kraft genommen, denn ihm fehlte das eigene Vertrauen. Da ſuchten ſie es bei dem Vater im Himmel, falteten die Hände und flehten um Schutz für den Sohn. — Und als ſie noch beteten, vernahmen ſie aus der Ferne die ſchmelzenden Töne des Waldhorns. Horch, Vater! rief die Mutter, das Gebet unterbrechend: horch! unſer Sohn naht; das Unglück ereilte ihn nicht, Gott erhörte unſer Gebet! — Der Vater ſchwieg, auf die Töne lauſchend.

Sie kamen immer näher und näher. Sie kommen vom Waſſer her, ſagte die Mutter jetzt bebend: Vater, Gott erhörte unſer Gebet nicht!

Sein Name ſey gelobt, ſein Name ſey geprieſen! ſprach der Alte, und ſeine Kniee bebten, als er in der Mitte der Fluth eine dunkle Geſtalt auf einer Eisſcholle daher ſchwimmen ſah und die Töne des Sterbeliedes vernahm.

Hilfe! Hilfe! Rettung! rief die ohnmächtig niederſinkende Mutter. — Aber Hilfe war unmöglich, kein rettender Kahn konnte durch die ſich wälzenden Schollen dringen. Der Vater mußte mit dumpfer Verzweiflung ſehen, wie der geliebte Sohn, ſein einziges Kind, dem unfehlbaren Tode entgegen zog. Glücklicher war die Mutter, welche, bewußtlos, ihn nicht vorüber ziehen ſah, nicht des Sterbeliedes herzzerreißende Töne vernahm.

Leb' wohl, Vater! leb' wohl, gute Mutter! tönte es jetzt durch das Sturmgebrauſe herüber.

Fahr' wohl, fahr' wohl, mein Sohn! rief der jammernde Vater: Der Name des Herrn ſey gelobt, auch wenn das Herz bricht! — Und die Töne des Waldhorns erſchallten wieder, des heiligen Liedes Troſtruf drang aus der rauſchenden Fluth, und von beiden Ufern ſang die ſtaunende, von Schauder ergriffene Menge in feierlichem Chor: „Jeſus meine Zuverſicht,“ und „Mein Heiland iſt mein Leben.“

Und als die Töne des Waldhorns verhallten, ſchwieg auch das Lied, nur der Sturmwind brauſte noch, und die Waſſer rauſchten, die Macht des Herrn verkündend.

Verwandlungen.

Von

A. von Tromlitz.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1833.

Der erſte Eindruck.

Julius von Wartenberg hatte eben die Univerſität verlaſſen und kehrte in's väterliche Haus zurück. Raſcher mußten die Braunen traben, als er den Thurm ſeiner Heimath erblickte und mit klopfendem Herzen fuhr er in den Schloßhof ein. — Sein Blick eilte ſchnell an allen Fenſtern vorüber, wandte ſich nach der Thür, aus welcher die Eltern zu ſeinem Empfange traten, und kaum hatte er ſich ihren Armen entwunden, als ſein Auge auch ſchon nach etwas zu fragen ſchien, was die Mutter ſogleich errieth.

Auguſte iſt in das Hölzchen ſpazieren gegangen, ſie wird aber gleich kommen, ich habe ſchon nach ihr geſchickt! ſagte ſie theilnehmend.

Bei dem Namen Auguſte erröthete Julius. Die Mutter lächelte. Gebe Gott, daß unſere

Wünſche in Erfüllung gehen mögen! fuhr ſie mit freundlichem Ernſte fort: und daß dieß liebe Kind dereinſt den häuslichen Segen in unſerem Friedenshauſe befeſtigen möge!

Da kömmt ſie ja! rief der Vater. — Julius ſah auf; eine lange aufgeſchoſſene Geſtalt ſchlich ihm entgegen. Das iſt Auguſte? fragte er leiſe die Mutter. — Das iſt Auguſte! antwortete ſie eben ſo: ein Engel, wenn auch kein ſchöner Engel!

Sie nahte. Julius konnte nun die Züge deutlicher erkennen. Auguſte, funfzehn Jahr alt, war eine von jenen Geſtalten, wozu der Meiſter den Stoff getrieben, aber noch nicht gerundet hatte. Groß für ihr Alter war ſie und ſehr hager. Ihren gebräunten Teint hob keine friſche Röthe, ihr großes blaues Auge blickte matt und nur ein Zug von Schwermuth gab ihm Intereſſe. Zwar war ihr blondes Haar ſchön, die goldenen Locken fielen rollend, aber leider über gebräunte Schultern herab. Alles hatte den Anſtrich einer Treibhausfrucht, nirgend die Friſche der Jungfrau, nirgend das Liebliche des Kindes. Sie neigte ſich ſchweigend vor dem

Vetter, ſprach wenig und unterhielt ſich nur dann mit Julius, wenn ſie es nicht vermeiden konnte.

Am Abende, wo Vater, Mutter und Julius im Pavillon am See allein ſaßen, fragte der Vater: Nun, wie gefällt Dir Auguſte?

Schlecht! antwortete der junge Mann ganz offen.

Dacht' es mir gleich! unterbrach ihn Jener: und was auch die gute alte Mutter von Herzensgüte, innigem Gefühle, Talent und Bildung ſagen mag; ich dachte es mir gleich, daß Dir das Mädchen nicht gefallen würde.

Aber, lieber Mann —! unterbrach ihn die Mutter.

Aber, mein Schatz! fiel der Alte ihr wieder in die Rede: was hilft das Aber? Wer küßt gern einen Todtenkopf, und viel beſſer iſt die Donna vom Cap der guten Hoffnung doch wahrlich nicht! Geld hin, Geld her — ſuche Dir ein friſches rothwangiges Mädchen unter den Töchtern des Landes aus; ſind Deine Bedürfniſſe nicht zu groß, ſo wirſt Du nach unſerem Tode auch anſtändig leben können!

Aber der Bruder!

Schon wieder ein Aber! rief der Hitzkopf: Der wird ſagen: Julius iſt ein braver Junge, der des Geldes wegen kein Mädchen nimmt, das ihm nicht gefällt; er wird zu uns kommen, ſeine alten Tage bei uns verleben und mit Auguſten ſo lange warten, bis ein bankerotter Bonvivant über den holländiſchen Ducaten gern die Roſen vermißt. — Julius ſtimmte zu dem Allen freudig ein, und verſicherte: Nichts in der Welt werde ihn bewegen können, dieſe gelbe, vom Wurm zernagte Roſe an ſeine Bruſt zu drücken. —

Aber dieſe Roſe dachte, fühlte ganz anders für ihn. Auf der ganzen Reiſe, wo eine vorlaute Gouvernante ſie mit dem Plane ihres Vaters bekannt gemacht, hatte die erwachende Phantaſie ihr das Bild des Jünglings lieblich ausgeſchmückt. Kaum den Kinderjahren entwachſen, uneingeweiht in die Myſterien des Herzens, hatten ſich während der langen eintönigen Reiſe tauſend verſchiedene Bilder in einander verſchlungen; keines hatte ſie recht feſthalten, keines ſich ganz ausmalen können. Als aber der Diener ſie jetzt im Wäldchen traf, und ihr ſagte, daß der junge Herr angekommen ſey und ſie erwartet würde, geſtalteten ſich ſchnell die dunkeln Bilder; Julius, der für ſie beſtimmte Julius, ſtand geformt und geſchmückt vor ihrer Phantaſie, ſchön und herrlich, und mit ängſtlich klopfendem Herzen eilte ſie ihm entgegen.

Doch trotz ihres ſelbſtgeſchaffenen Bildes war ſie überraſcht, als er vor ihr ſtand und ſie den ſchönen blühenden Jüngling anſchaute; aber auch eiſig rieſelte es ihr durch die Adern zum klopfenden Herzen, als ſie mit dieſem Blicke in ſeinem Auge das Erſchrecken las, und er der Mutter: Das iſt Auguſte? in's Ohr raunte. Der Funke, den der erſte Anblick zur Flamme geweckt hatte, wurde ſchnell gedämpft und ſchüchtern zog ſich die Gebeugte in ſich zurück.

Dieſes Zurückziehen, die Befangenheit, mit welcher ſie ſich ihm näherte, die Aengſtlichkeit, mit der ſie jede geiſtige Berührung mit ihm vermied, auch wohl der Gram, der ſich auf ihrem bleichen Geſichte malte, der Kampf in ihrem Innern, wo Stolz und das beſcheiden demüthige Gefühl, ſie ſey nicht ſchön, mit der Sehnſucht der erſten Liebe ſtritt — dieß Alles konnte ſie in den Augen des überſpannten, Ideale aufſuchenden Jünglings nicht liebenswürdiger machen. Die wenigen Wochen, welche er in ſeiner Eltern Hauſe verlebte, trennten ſie noch mehr und untergruben die Hoffnung der Mutter, welche Auguſten lieb gewonnen hatte, und deren innern Werth ſchätzend, eine Verbindung mit ihrem Sohne herzlich wünſchte. — Die auf zwei Jahre beſtimmte Reiſe in's Ausland wurde angetreten und leicht wie ein Vogel, der ſeinem Käfige entfliegt, fuhr Julius nach Hamburg und ließ, ohne es zu ahnen, ſein Bild in Auguſtens Herzen zurück.

Die Reiſe.

Der alte Werner, Auguſtens Vater, war der Bruder der Frau von Wartenberg. Schon in früher Jugend von dem Schickſal aus dem väterlichen Hauſe getrieben, hatte er in Indien ſein Glück verſucht, ſich endlich am Cap niedergelaſſen und dort durch Fleiß und glückliche Speculationen ein bedeutendes Vermögen erworben. Der Tod ſeiner Gattin und die Anhänglichkeit an ſeine Schweſter, auch die Liebe zu Auguſte beſtimmte ihn, dort das Etabliſſement aufzugeben, nach Europa zurück zu kehren und hier in Ruhe die Früchte ſeines Fleißes zu genießen.

Die Tochter mit ſeinem Neffen verheirathet zu ſehen, war ſein, war der Schweſter ſehnlichſter Wunſch. An ein Mißglücken dieſes Plans dachte er nicht. Gewohnt, alle wohlberechneten Speculationen gelingen zu ſehen, konnte es ihm auch nicht einfallen, daß irgend Jemand ſeine liebe Auguſte, dieſes Engelkind mit ihrem bedeutenden Vermögen ausſchlagen würde. Er ſchickte daher dieſe mit ihrer Erzieherin nach Blankenſee voraus, während er in Amſterdam ſeine Geſchäfte in Ordnung brachte, und war nicht wenig verwundert, als ihn die Schweſter in einem Briefe bat, die Sache noch ſo lange auf ſich ruhen zu laſſen, bis Julius wieder von Reiſen zurück gekommen ſey, wo dann die Mutter hoffte, daß er wohl ſein Glück mehr in der Reinheit eines ſanften Herzens als in der Blüthe der Wangen ſuchen würde.

Ihre Hoffnung wurde jedoch immer mehr zum ſehnlichſten Wunſche, als ſie einen Blick in das unbewachte Herz des Mädchens gethan hatte und Auguſte ihr endlich geſtehen mußte, daß ſie Julius liebe. Zwar waren die Briefe des Sohnes eben nicht geeignet, dieſe Hoffnung zu nähren; er erklärte ſich darin beſtimmt, daß ihn keine Rückſicht je würde vermögen können, gegen ſeine Neigung zu heirathen; doch es war ja die Lieblings-Idee der Mutter, und welche Frau gibt dieſe auf? Immer hoffte ſie, ihre liebe Auguſte, die ihr mit jedem Tage werther wurde, dereinſt als Tochter an ihr Herz zu drücken.

Mochte auch der alte Caspar, der Julius auf ſeinen Reiſen begleitete, noch ſo ſorgſam die Vorſchrift der Mutter befolgen und in ſo manchen langweiligen Augenblicken, welche das ſchlechte Wetter und die noch ſchlechteren Gaſthäuſer den Reiſenden bereiten, von dem lieben engelguten Fräulein Auguſte ſprechen; mochte er manche bittere Erfahrung, die Julius Gelegenheit hatte zu machen, benutzen, ihm zu erzählen, daß Schönheit nicht immer das höchſte, edelſte Gut des Weibes ſey; es half ihm nichts, und all ſeine Liſt und ſeine Bemühungen ſcheiterten an dem lebendigen Gemüthe ſeines Herrn, der, nur der Schönheit opfernd, ſelbſt an den Grazien, ohne ſie, kalt vorüber gegangen wäre.

Zwei Jahre waren faſt verfloſſen; England, Italien, Griechenland, der Archipel durchſtreift, und die Reiſenden über Marſeille nach Paris, dieſer ſogenannten Hauptſtadt der Welt gekommen, als eine traurige Erfahrung einen bleibenderen ſchmerzvolleren Eindruck auf Julius hervorbrachte als alle weiſen Ermahnungen ſeines alten Dieners. Er hatte in Paris die Bekanntſchaft eines reizenden talentvollen Mädchens gemacht. Bezaubert von ihrem Liebreiz hatte er Monate lang in ihren Feſſeln geſchmachtet, hatte die Seligkeit der idealen Liebe aus dem Becher dieſer Hebe genippt und ſchon war der Brief an ſeine Eltern beendet, worin er um ihre Einwilligung zur Verbindung mit Clementinen bat, als der Schleier riß und der Betrogene in ſeiner Sylphide eine gemeine Kokette erblickte, an deren Triumphwagen er mit Tauſenden zugleich gezogen und mit ihnen zu ihrem Spielwerk gedient hatte. Der Brief an die Mutter wurde zerriſſen, den lakoniſchen Ermahnungen und

Nutzanwendungen des alten Mentors ein willigeres Ohr geliehen als je; und ein Brief seiner Mutter, den er in dieſer Zeit erhielt und der ſeine Abreiſe von Paris beſtimmte, mit Ruhe, mit Freude geleſen.

Die Mutter ſchrieb ihm nämlich: daß der Onkel, über ſeine Weigerung empfindlich, den ſehr unüberlegten Schritt gethan habe, Auguſten an einen alten Bekannten, den reichen van Moers von Rotterdam zu verheirathen; jedoch, aus alter Neigung zu ſeinem Pathen, 100,000 Gulden dem Fräulein Conſtanze von Falkenberg als Mitgift ausgeſetzt habe, im Fall dieſes gewiß hübſche Mädchen, welches Auguſtens innige Freundin ſey, ihm gefalle und er ſie zu heirathen ſich entſchließen würde. Die Mutter ſchilderte nun dieſe Conſtanze als die reizendſte Brünette, voller Talent und Geiſt, und benachrichtigte ihn, daß ſie Ende Juni mit dem jungen Ehepaar, wovon beiläufig geſagt der Gatte ein Funfziger ſey, in Neuſchatel eintreffen und dort einige Monate bleiben werde. Es ſey nun der Wille des Vaters, daß er den Aufenthalt in Paris abkürzen, die Reiſe nach der Schweiz antreten und die für ihn beſtimmte Braut dort kennen lernen möchte.

Ohne Deiner Neigung im geringſten Feſſeln anzulegen, ſchloß der Brief: iſt es doch unſer ſehnlichſter Wunſch, daß Du dieſe in jeder Art vortheilhafte Partie nicht ausſchlagen und dadurch Deinem guten Onkel, der Dich von jeher ſo zärtlich liebte und der für Dich immer ſo väterlich ſorgte, nicht wehe thun möchteſt. Laß Dich nicht von dem erſten Eindruck hinreißen, aber auch nicht abſtoßen, wie es bei Auguſten der Fall war; prüfe erſt genau Dich und Dein Herz, denn um Alles wünſchten wir nicht, daß Du vielleicht aus übertriebener Bereitwilligkeit unſern Wünſchen entgegen zu kommen, einen Schritt thäteſt, der das Glück Deines ganzen Lebens untergraben könnte. Ich fürchte, Du wirſt jetzt einſehen, wie ſehr man ſich täuſchen und wie oft die beſcheidene, anſpruchloſe Knospe ſich lieblich und reizend zur blühenden Roſe entfalten kann.

So wenig dieſer Brief Julius in einer fröhlichen Stimmung traf, ſo mußte er doch über den Schluß deſſelben lächeln. Nein! rief er ſpöttelnd aus: hat die Liebe zu dem ehrenwerthen Herrn van Moers dieſe wurmſtichige Knoſpe üppig entfaltet, ſo hat der alte Herr mit ſeiner Liebe ein Wunderwerk ausgeführt — ich gönn' es ihm!

Die Abreiſe von Paris wurde beſchloſſen; ſchon am 24. Juni, dem Johannis-Tage, fuhr er in Neuſchatel ein, und eilte, mehr von Neugierde als von Sehnſucht getrieben, ſogleich nach der Wohnung ſeines neuen Vetters, des Herrn van Moers.

Das Wiederſehen.

Julius fand den Herrn van Moers nicht mehr in Neuſchatel; er war nach einem Landhauſe am See gezogen. Ohne ſich zu bedenken, fuhr er dahin.

Vor einem freundlichen, im ſchönſten Style gebauten Hauſe ſtieg er aus. Ein kleiner dicker Mann, mit einer runden pechſchwarzen Perücke auf dem Kopfe, eine lange thönerne Pfeife im Munde, ſaß in wohlbehaglicher Ruhe vor demſelben und trank Thee. Als ſich Julius näherte, ſtand der alte Herr langſam auf und trat wohlbedächtig einen Schritt vor.

Hab' ich vielleicht die Ehre, den Herrn van Moers zu ſehen? ſagte Julius und betrachtete die kleine ſchwarze Figur, die in bewegloſer Ruhe vor ihm ſtand.

Zu dienen! entgegnete dieſe: und Sie mein Herr? hob der Kleine an, ohne ſein Pfeifchen ausgehen zu laſſen.

Ich bin Julius von Wartenberg!

Willkommen! willkommen! rief der alte Herr: beßter Vetter, ſeyn Sie mir herzlich willkommen! Er umſchlang den jungen Mann ſo heftig, daß die Pfeife in tauſend Stücke zerbrochen auf der Erde lag. Schnell, als ob dieſes Unglück ſeiner Pfeife alle Elektricität in ihm abgeleitet habe, ließ er ihn los, machte einige höfliche Entſchuldigungen ſeines Ungeſtüms und nöthigte mit echt holländiſchem Phlegma den jungen Mann in ſein Haus.

Als Julius von dem alten Herrn bewillkommnet wurde, hatte ihn eine Glasthür zwei weibliche Weſen ſehen laſſen, die mit ihrer Arbeit beſchäftigt in einem Saale ſaßen. Während der Umarmung hatte er bemerkt, daß die Eine plötzlich die Arbeit weggeworfen, aufgeſprungen und davon geeilt, die Andere aber lachend und ruhig ſitzen geblieben war. In geſpannter Erwartung folgte er dem Herrn van Moers, der ihn durch manche Querfragen abſichtlich aufzuhalten ſchien, und als ſie eben vor der Glasthür ankamen, ihn noch die ſonderbare Frage that: Kennen Sie denn Fräulein Conſtanze ſchon, lieber Vetter? — unter uns geſagt, Ihre Frau Mutter hat mich mit Ihren Wünſchen bekannt gemacht — kennen Sie Ihre Zukünftige ſchon?

Noch nicht! entgegnete Julius, und ſeine Augen trafen eine ſchlanke Figur, die aufgeſtanden war und wie es ſchien etwas im Fenſter ſuchte.

Dieß iſt ſie! ſagte der Kleine: Sie ſind verloren, beßter Vetter! Wendet ſie ihre Grazien-Geſtalt und blickt mit ihrem Feuer-Auge Sie an, ſo ſchlagen Sie heute noch Chamade!

Wer weiß! ſagte Julius, in das Zimmer tretend, aus dem in dem nämlichen Augenblick die zweite Grazie auch entſchlüpfte.

Lächelnd bat nun Herr van Moers, ſich zu ſetzen und hier etwas zu verweilen. Er entfernte ſich; Julius beſah indeſſen die Arbeittiſche der beiden Frauen.

Jeder Mann ſollte mit ſcharfem kritiſchen Auge dieſe Unterſuchung in dem Zimmer ſeiner Braut vor der Hochzeit anſtellen; dieſe ſtummen Verräther würden ſich manchmal deutlicher ausſprechen als die Roſenlippen, die dann noch Honig, ſpäter oft Wermuth ſpenden. Da, wo der niedlich geformte Arbeittiſch mit höchſter Eleganz geordnet iſt, wo Alles, bis zum Zwirnknäulchen, von raffinirtem Luxus zeugt, und ſelbſt das Nothwendigſte in ſeiner Zierlichkeit bis zur Unbrauchbarkeit verfeinert iſt; wo die Arbeit das traurige Reſultat zeigt, daß ſie nur ſo viel Stunden benutzt werden kann als man Wochen zu ihrer Verfertigung bedurfte; da überzeuge ſich der Mann, daß er künftig in ſeinem ehelichen Leben mit den eigenen nothwendigen Bedürfniſſen die Eleganz erkaufen müſſen werde — er waffne ſich mit Geduld und Geld.

Liegt aber Alles ſein bunt durcheinander, neben der eleganten Perlmutter-Scheere ein zerbrochenes Etui, neben der ſchöngearbeiteten Strickſcheide ein zerſtochenes, verbleichtes Nadelkiſſen, neben der zierlich angefangenen Blumen-Guirlande ein abgetragenes Band; liegt der Strickſtrumpf zwiſchen dieſem Allen mit heraus gezogenen Nadeln, ſo kann der Eheſtands-Candidat gewiß ſeyn, daß ihn hier die Verſchwendung mit der Unordnung Hand in Hand auf dem nämlichen Wege zum Ruin des ehelichen Glücks führen werde, wie die Eleganz der Vorigen.

Hingegen wo Alles mit ungezwungener Sorgſamkeit geordnet, Alles, bis auf das kleinſte Bedürfniß der Arbeit geſchmackvoll, doch nicht mit Luxus gewählt iſt, wo der Zwirn fein ordentlich auf Knäueln gewickelt, nicht im Wirrwarr als Geduldprobe da liegt und die Arbeit ſelbſt mehr das Nützliche als das Ueberflüſſige, mehr ein Kind der Nothwendigkeit als des Luxus iſt, da verweile der Mann gern: denn ein freundliches Bild der thätigen Hausfrau tritt ihm an dieſem Tiſchchen entgegen und ladet ihn ein, die Hand nach dieſem Kleinod auszuſtrecken.

Er trat jetzt zu dem Tiſchchen, an welchem die zuletzt Entflohene, die er ihrer braunen Locken wegen für Conſtanze hielt, geſeſſen hatte.

Was fand er dort? einen kleinen runden Tiſch, auf welchem, von mächtigen Octav-Bänden geſtützt, ein Käſtchen in ſchiefer Richtung ſtand, auf deſſen Deckel die flüchtig gewordene Schöne eine Landſchaft in Oel zu malen angefangen hatte. Neben dem Tiſch ſtand ein Anderer, auf welchem der Kaſten mit den Farben, dem Pinſel und der Palette in ſchönſter Unordnung lagen. Ach Gott! rief er, ſtill vor ſich ſeufzend: eine Malerin, eine Künſtlerin, ein weibliches Genie!

Sie ſcheinen das Gemälde ſehr aufmerkſam zu betrachten! ſagte jetzt Herr van Moers, der eben herein trat: ich finde es recht hübſch — es iſt ſehr natürlich gemalt, beſonders die Schwäne hier im Waſſer — nicht wahr, dieß Tabak-Käſtchen iſt allerliebſt?

Ein Tabak-Käſtchen? murmelte Julius verwundert.

Sie rauchen doch? — He, Peter, eine Pfeife für den Herrn!

Ich muß danken! unterbrach ihn Julius: ich rauche nicht!

Rauchen nicht? Nun, dann möchte ich doch wiſſen, für wen Fräulein von Falkenberg das Käſtchen malte! ſagte der dicke Kleine kopfſchüttelnd.

Für Sie wahrſcheinlich? meinte Julius, in welchem das myſteriöſe Käſtchen manchen ſonderbaren Gedanken erweckte.

Für mich gewiß nicht! ſagte lächelnd Herr van Moers, während Julius kopfſchüttelnd zu dem andern Tiſchchen getreten war.

Sehen Sie nur aus dieſem Fenſter die herrliche Ausſicht nach dem See! ſagte der alte Herr; darum hat es meine Frau auch zu ihrem Arbeit-Plätzchen gewählt.

Alſo dieß Auguſtens Arbeittiſch? dachte Julius und ſah neugierig nach einem Souvenir, welches, faſt beendet, nachläſſig wie es ſchien, hingeworfen und mit einem Tuch bedeckt war. Er beſah es und fand auf der einen Seite einen Schmetterling, der eben von einer Roſenknospe hinweg geflattert zu ſeyn ſchien, die verwelkt und ſich beugend an dem Stengel hing. Auf der andern Seite prangte eine friſche aufgeblühte Roſe; ein Schmetterling, dem Vorigen ganz gleich, umflatterte ſie. Die Knospe war mit einer Guirlande von Vergißmeinnicht, die Roſe mit einer von Ephen umwunden. Neben dieſer Arbeit lag ein kleines zuſammen gelegtes Papier, auf welchem Julius ſcharfes Auge nur die Worte: „Schmetterling-Gefieder“ und „Lebenshüttchen,“ leſen konnte.

Meine Frau und Fräulein von Falkenberg! und dieß Vetter Julius! unterbrach jetzt der alte Herr die Gedankenfolge des jungen Mannes, der zu einer Nebenthür zwei Frauen herein treten ſah, unter denen er vergebens Auguſten ſuchte. War es dieſe hohe ſchlanke Blondine, welche erröthend die Augen niederſchlug? Unmöglich — und doch! — Es waren die Züge, der Ausdruck des Auges — aber dieſer Teint, dieſe friſche Roſenblüthe, dieſer volle Wuchs! — Nein, nein! — das war Auguſte nicht! — und dieſe Brünette? — das war ja ſeine beſtimmte Braut, die Malerin des Tabak-Käſtchens.

Meine Frau hat wohl lange nicht das Vergnügen gehabt, Sie zu ſehen? unterbrach Herr van Moers die Stille: Sie ſcheint Ihnen fremd geworden zu ſeyn?

Nicht im Geringſten! erwiederte Julius, der blonden Hebe entgegen tretend: es ſind wohl faſt zwei Jahre, liebe Couſine?

Faſt zwei Jahre! ſtammelte die junge Frau in ſonderbarer Verlegenheit.

Finden Sie Auguſten in der Zeit verändert? fragte der ehrbare Gatte ganz unbefangen.

Ein bedeutendes „Sehr!“ entfuhr dem Geängſtigten. Nein, nein! ſetzte er, gleichſam einlenkend, hinzu: nicht im Geringſten, ich hatte ſie gleich wieder erkannt.

Ein ſchmerzhaftes Lächeln überzog Auguſtens Geſicht.

So? meinte Herr van Moers: ich dächte doch, ſie wäre ſeitdem etwas größer, ſtärker geworden!

Als ob ihn dieſe Bemerkung dazu aufgefordert hätte, betrachtete Julius ſeine Couſine vom Kopf bis zu den Füßen und war ſo in ihrem Anſchauen verſunken, daß er die Verlegenheit der armen Frau gar nicht zu bemerken ſchien, der es höchſt unangenehm ſeyn mußte, beſonders in Gegenwart ihres Mannes, dieſer Augen-Inquiſition ausgeſetzt zu ſeyn. Endlich unterbrach der eben eintretende Herr von Bornwald, ein naher Verwandter des Wartenbergſchen Hauſes, die peinliche Lage, indem er die frühere Bekanntſchaft mit Julius erneuerte, und ihn ſowohl als die Frau van Moers aus der Verlegenheit riß.

Julius erhielt nun Zeit ſich zu ſammeln und ſein Benehmen in das gehörige Gleichgewicht zu ſetzen. Die Unterhaltung wurde allgemein und Conſtanze entwickelte hierbei ſo viel Witz, ſo viel Gewandtheit, daß Julius ſich ſelbſt geſtehen mußte, ſeine Mutter habe dießmal keine üble Wahl für ihn getroffen.

Conſtanze war ſchön, geiſtreich, liebenswürdig, und hatte ganz die glückliche Gabe, die Unterhaltung zu leiten, ohne daß ſie es zu wollen ſchien, und ihre Umgebungen in den Kreis zu bannen, in welchem ſie ſich nach ihrem Wunſche bewegen ſollten. Julius war von ihrem Geiſte entzückt und von der Grazie, die in jeder ihrer kleinſten Bewegungen ſich zeigte.

Hier ſoll die gute Mutter nicht lange vergebens hoffen! ſagte er eben im Stillen zu ſich, als ſein Blick den Blick der Frau van Moers traf, welche, die dunkeln blauen Augen niederſchlagend, ſie mit den ſeidenen blonden Wimpern bedeckte, und mit dieſem einzigen Blicke das ſtolze Gebäude ſeiner Beſtändigkeit und die mütterlichen Hoffnungen im Nu umſtieß.

Dir hab' ich leichtſinnig entſagt, dir! ſo dachte er ſeufzend: dich unwiederbringlich verloren! — Aber eben dieſe Unwiederbringlichkeit ſpannte den Bogen, drückte den Pfeil ab und traf ſein leicht zu verwundendes Herz. Es wurde ihm nun unheimlich in der Geſellſchaft, er wußte nicht mehr wohin er ſich wenden ſollte. Sprach er mit Conſtanzen, ſo zog es ihn unwillkührlich zu Auguſten; ſprach er mit dieſer, ſo ſtieß ein gewiſſes Etwas ihn zurück und trieb ihn zu ſeiner Beſtimmten. Gequält von dieſen verſchiedenen Gefühlen, mit ſich ſelbſt im Streite, erfaßte er das einzige ſichere Mittel; er ergriff ſchnell den Hut, empfahl ſich und fuhr nach Neufchatel zurück.

Die drei Grazien.

Kaum nach Hauſe gekommen, wo Julius von dem alten Caspar mit faſt ſchadenfrohem Lächeln empfangen ward, warf er ſich auf das Sopha, ſchloß die Augen und zauberte Clementine, Conſtanze und Auguſte, dieſe drei Grazien, herbei. Clementinens Bild ließ er leicht an ſich vorüber ſchweben; nur eine bittere Erinnerung hing ſich an dieſe trügeriſche Geſtalt und hielt ſie für Augenblicke feſt. Freundlicher, beſtimmter trat die braungelockte Conſtanze vor ihn hin. Die großen ſprechenden Augen ſahen ihn ſchalkhaft an; der ſchöngeformte Mund, aus dem ſo manches ſinnige Wort tönte, öffnete ſich wieder zum traulichen Willkommen. Ob ſie es wohl weiß, weßhalb ich in Neufchatel bin? Ach, die Mütter können ja ſolche Geheimniſſe nicht verſchweigen! — Das wäre doch fatal! meinte er, und hielt ihr Bild recht feſt, drückte die Augen immer feſter zu und wollte ſich ſo recht vertraut mit ſeiner Zukünftigen machen, als die gelbe hagere Auguſte — nein, nein! — die ſchlanke Blendendweiße mit ihren Veilchen-Augen und ihrem Madonnenblicke vor ihm ſtand. Ich bin ja Deine Verlobte! rief ſie ihm mit ſchmachtender Stimme entgegen. — Du warſt es! ſtammelte er wüthend, ſprang vom Sopha auf und rief im höchſten Unmuth: Ich Thor, der ich war!

Was befehlen Sie, gnädiger Herr? ſagte der alte Caspar im Hereintreten.

Nichts! antwortete Julius brummend.

Sie ſcheinen mit keiner guten Laune zurück gekommen zu ſeyn? unterbrach der Diener das eingetretene Stillſchweigen.

Mit der beßten von der Welt!

Sie ſind ja ſo zerſtreut, haben ja ein Kanapee-Kiſſen in Ihrem Arm?

Lächelnd legte es Julius wieder an ſeine Stelle; der Gedanke, unter welcher Firma er wohl eigentlich das Kiſſen an ſich gedrückt haben mochte, erpreßte dieß Lächeln.

Auch auf ſeinem Lager floh ihn die Ruhe. Die lieblichen Drei tanzten um ihn her, ſcheuchten den Schlummer von ſeinen müden Augen, und verſchlangen ſich endlich, mit Mohnblüthen und Roſen bekränzt, zu einem lieblichen Morgentraume,

gentraume, aus welchem ihn erſt die ſtechenden Sonnſtrahlen weckten.

Das menſchliche Herz muß doch aus ſonderbarem Stoffe geformt ſeyn. Heut verſchließt es ſich launig jedem Gefühle und glaubt ſich glücklich bei dieſer Leere; morgen öffnet es nicht allein das ſtille Pförtchen, durch welches der treue Freund, der Bekannte, der Einziggeliebte traulich eintreten kann: nein, es öffnet Thür und Thore und mit Schmetterling-Flügeln flattern tauſend Eindrücke als willkommene Gäſte in die öden Hallen und werden herzlich willkommen geheißen. Sie entfliehen zwar meiſt eben ſo ſchnell, aber die trauten Zurückgebliebenen kämpfen dann ſtürmiſch um dieß einzige Ruheplätzchen, was dort der Wonne bereitet iſt.

Clementine war entflohen. Im Kranze des Traumes nur mit Mohnblüthen geſchmückt war ſie ſchnell verſchwunden; doch Conſtanze und Auguſte kämpften Beide noch um das ſtille Plätzchen, als er ſeinen Traum ordnend, auch wachend in Vergangenheit und Zukunft fort ſchwärmte. Er bemerkte nicht das liſtige Geſicht des alten Caspar, der ihm den Kaffee brachte, und ſchwieg bei ſeiner herzlichen Frage, wie er geſchlafen habe. Er trank mechaniſch eine Taſſe nach der andern, und erſt als Caspar um die Erlaubniß bat, wenn er vielleicht in einigen Tagen wieder zu dem Herrn van Moers hinaus fahre, ihn mitzunehmen, erwachte er aus ſeinem ſtummen Brüten, fuhr heftig auf und ſagte: Erſt in einigen Tagen? — jetzt gleich!

Da werden ſich doch die gnädige Frau Mutter recht freuen, wenn ſie hört, daß hier endlich ihre Wünſche in Erfüllung gehen.

Welche Wünſche? unterbrach ihn Julius.

Glauben Sie denn, mein beßter Herr, Unſereins weiß gar nichts und bekümmere ſich nicht um das, was die Herrſchaft angeht? — Meine Tochter hat es mir gleich geſchrieben, daß Fräulein Conſtanze Ihre beſtimmte Braut iſt.

So? unterbrach ihn Julius, ohne recht auf ihn zu hören; denn ſeine Gedanken flogen ſchon nach dem Landhauſe am See.

So recht konnt' ich mich nun freilich nicht darüber freuen, brummte der Alte: denn mir ſtand Fräulein Auguſte immer noch im Sinne; aber als ich hörte, das arme Kind habe einen alten Mann heirathen müſſen, da hat ſie mich zwar recht gedauert, doch was nicht zu ändern iſt, darüber muß man ſich tröſten!

Julius ſchlürfte eben die letzte Taſſe und ſetzte ſie heftig auf den Tiſch.

Nun freilich! fuhr der Alte fort: iſt Schönheit eine wahre Himmelsgabe und Fräulein Conſtanze — ach, ich kenne ſie wohl! — iſt ein ſchmukkes ſchönes Fräulein, und Frau van Moers iſt gar nicht hübſch, aber doch engelgut!

Nicht hübſch? rief jetzt Julius und ſprang vom Sopha: Schön iſt ſie geworden wie ein Engel, blendend ihr Teint; keine Perlroſe tauchte ihre Sammetblätter in ein ſanfteres Roth als das, was die Schönheit auf Auguſtens Wangen hauchte. Ihr Wuchs — o daß ſich dieß Alles erſt jetzt entfaltete, daß ich es erſt jetzt ſehen mußte, da ſie für mich verloren iſt!

Sehen Sie, gnädiger Herr! ſagte Caspar, mit ſeinem glücklichen Phlegma dieſe Ausrufungen unterbrechend: ſo geht es in der Welt; was man heute nicht achtet, iſt uns morgen werth; was ſich heute nicht der Mühe verlohnt, im Sitzen zu ergreifen, danach laufen wir morgen wie toll!

Nun, was ſollen dieſe Gemeinſprüche?

Sie warnen, daß es Ihnen mit Fräulein Conſtanzen nicht wieder ſo geht. Faſſen Sie ſchnell zu, ehe ein zweiter Herr van Moers erſcheint und die Braut entführt.

Schweig! ſagte Julius verdrießlich, da ihm ſo eben das Tabak-Käſtchen einfiel. Laß anſpannen! rief er dann ſchnell: wir fahren hinaus, Du kommſt mit!

Schmunzelnd vollbrachte Caspar den Befehl. — Der Wagen führte den Herrn und den Diener dem Landhauſe am See zu.

Die talentvollen Frauen.

Der Herr van Moers ſaß wieder in freundlicher Ruhe vor der Thür, rauchte ſein Pfeifchen und hieß Julius herzlich willkommen. Setzen Sie ſich her zu mir, lieber Vetter! es iſt ein ſo ſchattiges Plätzchen, die Luft nicht ſo feucht wie dort am See! ſagte er, ihn auf einen großen Lehnſtuhl nöthigend, der mit dem Rücken nach dem Hauſe ſtand. — Julius konnte die Einladung nicht ablehnen; er ſetzte ſich und verſuchte, den mächtigen Stuhl ſeitwärts zu ſchieben, damit er doch wenigſtens in etwas das Haus und die Glasthür im Auge behalten konnte. Vergebens; der ſchwere Stuhl bohrte ſich immer tiefer in die lockere Erde und wich nicht von der Stelle.

Sie haben mir ja noch gar nicht geſagt, wie Ihnen Ihre Fräulein Braut gefallen hat? begann nun der kleine dicke Holländer. In Ihren Jahren, fuhr er gefällig lächelnd fort: elektriſirte mich jedes ſchöne Kind, und wahrhaftig noch jetzt, während ich mit meiner lieben Frau verſprochen war, hätte mich der Courszettel nicht halb ſo ſchnell von ihrer Seite nach der Börſe gejagt als Sie uns geſtern verlaſſen haben. Die Frauen waren ganz erſtaunt. Nun, wie gefällt Ihnen Fräulein Conſtanze?

Ganz vortrefflich, ganz vorzüglich! ſagte Julius zerſtreut, ſprang auf und ſah nach der Thür.

Peter! rief Herr van Moers dem alten Diener entgegen: der Herr da befiehlt etwas!

Nichts, gar nichts! ſagte Julius in Verzweiflung, und ſetzte ſich ſchnell wieder auf den alten Lehnſtuhl.

Das Fräulein von Falkenberg, ſagte nach dieſer Unterbrechung der kleine Mann: iſt ein ſehr talentvolles Mädchen, ſingt wie eine Nachtigall und malt recht brav.

Leider! ſeufzte Julius und dachte an die Malerei-Apparate.

Leider? weßhalb leider? unterbrach mit Lebhaftigkeit Herr van Moers: lieben Sie die Talente nicht bei dem weiblichen Geſchlechte?

Nicht beſonders!

Wunderbar! Auf unſern indiſchen Beſitzungen wird an der Sklavin das kleinſte Talent ſehr theuer bezahlt. Wenn ſie nur etwas das Tambourin ſpielen, ein liebliches Stimmchen haben oder ſonſt etwas können, gleich fordern die Sklavenhändler hundert und mehre Gulden mehr.

Hm! unterbrach Julius mit Laune: hier bezahlen wir oft die Talente noch theurer.

Wie ſo? fragte der Alte.

Der Mann verkauft ſeine Freiheit und das

Mädchen erhandelt ſie ſich durch ein lockendes Talent.

Das verſtehe ich nicht! ſagte van Moers gelaſſen, klopfte ſeine Pfeife aus und legte ſie bei Seite: Erklären Sie ſich deutlicher, ſo etwas intereſſirt mich!

Ich dächte, beßter, liebſter Herr Vetter! rief Julius ungeduldig: ich hätte deutlich genug geſprochen, um mich verſtehen zu können. Die Talente unſerer Mädchen ſind die Lockvögel, die uns in's Garn ziehen; mit einer italieniſchen Arie cadenziren ſie ſich in unſer Herz und mit ihrem Pinſel malen ſie uns die Teufel zu Engeln. Wir faſſen zu und ſind gefangen! — Sind wir aber erſt im Netze, dann werden die Talente nicht mehr für uns, ſondern nur auf unſere Koſten cultivirt; für fremde Ohren wird geſungen, und wir bezahlen jede Cavatine mit einem verdorbenen Mittagmahle. Für Andere werden Tabak=Käſtchen gemalt, ſetzte er bitter hinzu: und wir ſind nur die Pinſel, womit ſie noch den Anſtand auf ihre Präſent=Malereien zu bringen wiſſen!

Doch die Dichterinnen? fiel faſt mit Lebhaftigkeit van Moers ihm in die Rede: die werden Sie doch paſſiren laſſen?

Das ſind die Schlimmſten! — Die ſind als Jungfrauen in dem Stande der Unſchuld, da idealiſiren ſie Alles, jedes Krautgärtchen ſchaffen ſie ſich zum Paradieſe um; in dieſer Epoche ſehen ſie in uns nur den kräftigen imponirenden Herrn der Schöpfung und ſchmiegen ihre zarten Glieder an uns, wie ſich der Epheu an die ſtarke Ulme ſchmiegt. Doch erſt vom Baume der Erkenntniß genaſcht, ſchwindet das Paradies; die Rinde der Ulme, ſonſt glatt und zart, dünkt ihnen jetzt zu rauh, und der Halbgott ſteht als langweiliger Adam verwieſen vor Edens Pforte. Doch die Engel mit den flammenden Schwertern, ſelbſt die Schlange, die von dem Baume herab über die Mauern des Paradieſes blickt, laden ſie ein, das Entſchwundene wieder zu ſuchen. Sie ſchwärmen von Neuem hinüber in das paradieſiſche Land der Ideale, ſuchen dort die verlorene Roſenzeit, ihre Träume, ihre Empfindeleien wieder, und an gutmüthigen Seelen, die ihnen ſuchen, ſchwärmen, ſeufzen helfen, fehlt es wahrlich nicht. Der arme Ehemann kämpft unterdeſſen in dem Reiche der Wirklichkeit gegen Noth und Nahrungſorgen; ſucht in der wirklichen Welt, wovon er die Ideale ernähren ſoll und verhungert am Ende doch an dem Göttertiſche, wo ſeine Gattin, von Apoll, Mars, Herkules und den andern Halbgöttern umringt, ſchwelgt.

So ganz hab' ich Sie nicht verſtanden, beßter Vetter! ſagte van Moers gutmüthig: Der Mythologie, die Sie ſo ſonderbar in das Chriſtenthum verpflechten, nicht ſo recht kundig, iſt mir Manches nicht klar; nur ſo viel verſteh' ich, daß Sie ſchon manche traurige Erfahrung gemacht haben müſſen. Waren Sie denn ſchon verheirathet?

Gott ſey gedankt, noch nicht! antwortete Julius triumphirend.

Nun, ſo wiſſen Sie auch nicht, wie es einem Adam zu Muthe iſt, und können allenfalls nur von den Wespen urtheilen, die den Apfel ihrer Eva umſchwärmen! erwiederte der alte Herr, ſeine Worte etwas ſtark betonend. Doch mich könnte Ihre Rede in einige Unruhe ſetzen; denn leider iſt meine Frau Dichterin, und ich — er ſtand gravitätiſch auf, reckte ſeine kleine Figur — und ich bin weder ein Herkules noch ein Apollo, ſondern ein armes Adamskind, aus dem Paradieſe der Jugend längſt ſchon durch den Engel mit dem flammenden Schwerte, die Zeit, vertrieben. Aber hoffentlich werden Sie doch wohl Ausnahmen gelten laſſen! ſetzte er lächelnd hinzu: denn ich fürchte, wüßten die Damen, welch hartes Urtheil Sie gefällt haben, ſie würden es Ihnen nie verzeihen, würden es jetzt gewiß nicht bedauern, die Waſſerfahrt auf dem See unternommen zu haben, wodurch ſie des Vergnügens beraubt wurden, Ihre gehaltreichen Bemerkungen über talentvolle Frauen mit anzuhören!

Allein haben ſich die Damen auf das Waſſer gewagt? fragte Julius neugierig.

Bitte um Verzeihung, der Herr von Bornwald hat ſie begleitet! antwortete Herr van Moers: Meine Frau iſt überdieß auf dem Waſſer ſo ängſtlich, daß ſie gewiß nicht allein einen Kahn beſteigen würde. Hierbei hat ſie nicht meinen Muth. So manche Reiſe nach Indien hat mich mit dieſem Elemente vertraut gemacht.

Werden die Damen bald wieder zurückkehren?

unterbrach Julius des Herrn van M ers Einleitung zu ſeinen Reiſebeſchreibungen.

Wahrſcheinlich! Zwar hatte Herr von Bernwald vorgeſchlagen, auf das jenſeitige Ufer nach Charbonnet zu fahren; doch hoffe ich, man wird ſich eines Beſſern beſonnen haben, ſonſt kommen ſie vor Abend nicht zurück.

Das war ein Donnerſchlag für Julius Ungeduld. Alſo nicht zu Hauſe — eine Waſſerfahrt mit Herrn von Bornwald, dem wahrſcheinlichen Empfänger des Tabak-Käſtchens, dem Hausfreunde, der, wie es ſchien, der jungen Frau vom Hauſe gar nicht unangenehm war — dieſe Gedanken durchkreuzten ſich. Die Eiferſucht trieb ihr neckendes Spiel und das ſchlimmſte dabei war, daß er ſelbſt nicht wußte, welcher von Beiden es eigentlich galt.

Sie werden nun wohl bis zur Wiederkunſt der Frauen mit meiner Geſellſchaft vorlieb nehmen müſſen, lieber Vetter! ſagte ironiſch lächelnd der alte Herr, als Julius in Gedanken verſunken mit unmuthigem Blicke vor ihm ſtand. Doch, fuhr er freundlicher fort: gedulden Sie ſich; wenn ich nicht irre, ſo ſeh' ich dort von fern ein Wimpel flattern. Ja, ja, ſie ſind's!

Sie ſind's! rief Julius und ſtürzte in's Haus.

Der Diebſtahl.

Der Weg führte ihn vor dem Arbeittiſche vorbei. Ein Blick, den er flüchtig darauf warf, ließ ihn das Souvenir entdecken; doch das zuſammengelegte Papier lag nicht mehr an der alten Stelle, es ſah ſchelmiſch aus einem kleinen Maroquin-Käſtchen hervor, das auf dem Tiſchchen ſtand. Neugierde, Inſtinkt, Schickſal — Gott weiß was den Eilenden vermochte, die Hand auszuſtrecken und im Fluge den Gefangenen zu erlöſen, um ihn an ſein Herz in glühende Feſſeln zu legen. Mit ſeiner Beute beladen eilte er, nicht ganz ohne Gewiſſensbiſſe, den Frauen entgegen, in deren Mitte der glückliche Bornwald zuverſichtlich einher ſchritt.

Schon ſo früh hier, Herr von Wartenberg?

rief ihm Conſtanze entgegen: ſo bald hätten wir Sie nicht vermuthet!

Wirklich? ſagte Julius empfindlich: bedaure, daß ich jetzt ſchon mit meiner Gegenwart ſtöre. Auch Ihnen, liebe Couſine, fuhr er fort, ſich zu Frau van Moers wendend: bin ich wohl zu früh erſchienen?

O nein! erwiederte dieſe verlegen, und ſchlug wie immer die Augen nieder.

Verdammte Verlegenheit! dachte Julius: die mir ſtets den Anblick dieſes ſchönen ſeelenvollen Auges raubt!

Sind Sie nun getröſtet? neckte Conſtanze.

Julius ſchien ſie nicht zu hören, ſein Auge ruhte immer nur auf Auguſten, die auch jetzt noch den Blick verlegen an den Boden heftete. Conſtanze lachte laut auf. Julius erwachte aus ſeinen Träumen; auch Auguſtens Blick erhob ſich. Sie ſah ihren Mann hinter Julius ſtehen, ſank in ſeine Arme, hing ſich ſchmeichelnd an ſeinen Hals, küßte ihn herzlich und ſtreichelte ſeine Wangen.

Du biſt bald wieder zurück gekommen, liebe

Auguſte! ſagte der alte Herr, ihre Liebkoſungen erwiedernd.

Du weißt ja, wie zaghaft ich auf dem Waſſer bin! entgegnete die reizende Frau: Ich ſehnte mich nach Dir! ſetzte ſie ſchmeichelnd hinzu und beſiegelte dieſe herzlich geſprochenen Worte mit einem noch herzlicheren Kuſſe.

Poeſie, nichts als Poeſie! raunte der alte Herr dem Vetter in's Ohr: Komme ich mir doch jetzt faſt vor, wie Ihr Ulmbaum!

Und ich wie der Pinſel! brummte Julius und ſtand wie auf Kohlen. So bündig er ſich auch ſeiner Rechte auf Auguſtens Lippen begeben hatte, ſo wurmte ihn doch ihre Zärtlichkeit gegen ihren Gatten, und erſt als ſie ſich freundlich zu ihm wendete und von gleichgiltigen Dingen zutraulich mit ihm ſprach, erſt da verſchmolz ſich die Bitterkeit dieſes Augenblicks mit traulicher Unbefangenheit, und alle Verhältniſſe vergeſſend, ſchlürfte er aus dem Kelche der Gegenwart und entzückte ſich an der lieblichen Geſtalt, noch mehr aber an dem reinen Gemüthe, an dem gebildeten Verſtande dieſes ſanften, gefühlvollen Weſens, das, ihre jetzigen Verhältniſſe anſcheinend auch vergeſſend, wie ein unbefangenes Kind neben ihm wandelte.

Noch nie hatte ein weibliches Weſen ihn auf dieſe Art ergriffen. Für ihn zwar blieb ſie verloren, dieß fühlte er; für ihn konnte, durfte ſie nichts mehr ſeyn — und war ihm doch ſo viel! — und vielleicht zum erſten Mal in ſeinem Leben ſah er in ein Paar ſeelenvolle himmliſche Augen und fühlte nur das Geiſtige, das dieſem Blicke entſtrömte; er ſah dieſe herrliche Nymphengeſtalt neben ſich wandeln und dachte nur an das ſanfte gute Herz, das dieſe ſchöne Hülle deckte.

Nicht ſtürmiſch, wie am vorigen Abend, doch wieder recht bald entfernte er ſich; er ſehnte ſich nach der Einſamkeit. Die Geſellſchaft, die ſich nach Tiſche gebildet hatte, war ihm läſtig, er genügte ſich ſelbſt; in ihm lag Stoff genug zu einer langen wichtigen Unterhaltung; ſeine Phantaſie hatte reichliche Nahrung geſchöpft zu herrlichen Bildern, die nur die Einſamkeit ausmalen konnte. Er war in dem Zuſtande der innern Verzückung, wo die Seele in ſich ſelbſt den Stoff zu allem Lieblichen und Schönen findet und jedes Weſen, das vor ſie tritt, die Schlummernde aus ihren lieblichen Träumen nur wecken würde.

Das Gedicht.

Träumend kam Julius in ſeine Wohnung. Aber mit der Leere in ſeinem Zimmer, mit dieſem öden Verlaſſenſeyn zwiſchen einſamen Wänden trat auch die Leere in ſeinem Innern, trat der Verluſt ſchmerzhaft vor ihn hin, den er ſich ſelbſt bereitet hatte. Mechaniſch legte er die Hand an's Herz; dort kniſterte es unter ſeinem Druck — es war das Papier, welches er von Auguſtens Nähtiſch genommen; er hatte es ganz vergeſſen. Er war zu ernſt geſtimmt, zu ſehr mit Auguſten beſchäftigt geweſen, um an die kleine Neckerei zu denken. — Da könnte ich ja wohl einen Spiegel ihres Herzens in meiner Hand halten? rief er aus und entfaltete den Zettel. Es waren Verſe, das zeigte ihm das bleiche Mondlicht, aber er konnte ſie nicht leſen, nur einzelne Buchſtaben ließen ſich entziffern.

Er

Er klingelte; Caspar hörte nicht — er klingelte wieder; endlich erſchien dieſer. Licht! rief er ihm entgegen und trat nahe an das Fenſter und quälte ſich, nur einige Worte herauszufinden. Vergebens! und Caspar blieb ſo lange! — Seine Unruhe wuchs; war es Neugierde, Ahnung — die ruhige Heiterkeit, die ihn ſelbſt an Auguſtens Seite begleitet hatte, war dahin, und dieſes Blättchen Papier — vielleicht ein Recept der Kochkunſt — brachte ſeine Leidenſchaftlichkeit in Bewegung. Das Licht kam; Caspar ſetzte es lächelnd nieder und Julius las:

Hoffnung! einmal haſt du mich betrogen,
Liebe, einmal haſt du mir gelogen,
Und noch einmal ſoll ich euch vertrau'n?
Soll auf eurem Schmetterlings-Gefieder
Mir ein trautes Lebenshüttchen bau'n?
Und mit euch in's Reich der Phantaſieen
Weg von meinem ſtillen Eiland fliehen!
Ach, ihr ſenkt euch ſchmeichelnd zu mir nieder!
Bringt ihr das Verlorne mir auch wieder?
Darf ich eurem Schmeichelworte trau'n!

Als mein Auge noch, von Nacht umgeben,
Auffah in ein paradieſiſch Leben,

Stand der Jüngling ſchön vor meinem Blick;
Sehnſucht zog mich hin zu ſeinem Herzen,
Doch er ſtieß die Arme kalt zurück!
Tief gebeugt vom Gram, der ſie betroffen,
Floh der Friede, floh des Lebens Hoffen
Schnell aus dem getäuſchten wunden Herzen;
Und gequält von nie gekannten Schmerzen
Zog ſich die Verſtoß'ne ſtill zurück.

Doch der Jugend Kraft hob ihre Blüthe,
Ihrer Wangen matter Schein erglühte,
Milde Hoffnung reicht ihr neu die Hand;
Und die Liebe winkt! — Nur dieſe Roſen,
Die mir Jugend in die Locken wand,
Können ihn bezaubern, ihn entzücken?
Nur die Schönheit will er an ſich drücken?
Nur mit friſchen Purpurlippen koſen? —
Konnt' er kalt die Welkende verſtoßen,
Die mit Gluth im Herzen vor ihm ſtand?

Blüthchen, die verborgen ſich entfalten,
Werden nie verwelken, nie veralten;
Ewig wirkt ein kindliches Gemüth!
Unvergänglich flammt die treue Liebe,
Die verborgen in dem Herzen glüht! —
Wenn die Zeit die Purpurroſ' entblättert,
Wenn die Zeit das Ideal entgöttert,

Biſt du, reine, heil'ge, treue Liebe,
In des Lebens düſt'rer Nebel=Trübe
Durch den Sturm noch herrlicher erblüht.

Schweigend legte er das Papier zuſammen, ſah düſter vor ſich nieder und eine Thräne drängte ſich unwillkürlich in ſein Auge. O Sinnlichkeit, du Tyrannin unſers Geſchlechts! rief er unmuthig aus: du haſt mit deinem trügeriſchen Lichte mich geblendet und mir das Auge geſchloſſen, daß ich das zarte Gemüth der Jungfrau nicht erblicken, nicht ahnen konnte; du haſt mich tückiſch um deinen ſchönſten Preis betrogen! — Er ergriff noch einmal das Gedicht, las abgebrochen einige Stellen laut. Sie liebt mich! rief er endlich aus, und dieſer Gedanke, dieß Gefühl ergriff ihn auf eine wunderbare Weiſe; es erhob ihn. Dieſer Augenblick geſtaltete ihn zu einem andern Menſchen; das Beſſere, das ſo lange in ihm geſchlummert hatte, war erwacht und nach kurzem Kampfe trat es ſiegreich hervor.

Sie iſt die Gattin eines Andern, ſie ſcheint ihn zu achten, kindlich zu lieben; ein wolkenloſer Himmel iſt über ihr, ein reines Gemüth in ihr; ein ſtiller häuslicher Friede beglückt ſie; ſtöre ihn nicht durch deine Leidenſchaft, bekämpfe dieſe Liebe durch Liebe ſelbſt! So rief er ſich zu, den feſten Entſchluß faſſend, ihr Bild aus ſeinem Herzen zu bannen. Noch ehe er ſich zur Ruhe legte, nahm er die Feder und ſchrieb ſeiner Mutter:

„Hier, wohin mich Ihre Befehle gebannt haben, würde es mir unmöglich werden, Ihre Wünſche zu erfüllen. So liebenswerth, ſo reizend ich auch Conſtanzen von Falkenberg an Geiſt und Körper finde, ſo würde es mir doch in Auguſtens Nähe unmöglich ſeyn, Liebe für ſie zu fühlen, ohne die ich nie einem Mädchen meine Hand bieten kann. Erlauben Sie daher, liebe Mutter, daß ich zu Ihnen zurückkehren darf; dort, entfernt von ihr, wird mein Herz ſeine Ruhe wieder finden und Conſtanzens heiteres Gemüth, vielleicht auch ihre Schönheit dem Jünglinge erſetzen, was er durch eigene Schuld verlor. In Auguſtens Nähe kann nur ein Wunder mich zu dem Ziele führen, das Sie, gute Mutter, ſo ſehnlich von mir erreicht wünſchen, und mich vor einer Thorheit retten, der zu begegnen ich mich zu ſchwach fühle. Darum meine innige Bitte:

erlauben Sie, daß ich bald, recht bald zurückkehre.“

Als Caspar dieſen Brief am andern Morgen auf die Poſt getragen hatte, war es Julius, als habe er ſein eigenes Todesurtheil geſprochen. Er blieb allein, und wagte es nicht, das Haus des Herrn van Moers zu betreten. Das Gedicht, welches ihm, wie er glaubte, ein helles Licht über Auguſtens Empfindungen gegeben, hatte die Furcht wie die Hoffnung in ihm erweckt; beide floh er, und als er am andern Tage die Einladung des Herrn van Moers nicht ablehnen konnte, war ſein feſter Vorſatz: ſeiner Pflicht, nicht ſeinem Herzen zu folgen.

Das Geſtändniß.

Julius hielt Wort; er vermied Auguſten. Anfangs war ſein Betragen ſchroff; doch als er ſich nach und nach mehr faßte, wurde es geregelter und weniger auffallend. Er behandelte Conſtanzen mit vieler Aufmerkſamkeit, ſtand oft hinter ihrem Stuhle, ſah, wie es ſchien, mit Theilnahme ihrem Malen zu, ſprach über Kunſt mit breiter Weitläufigkeit und ſuchte Alles hervor, um ſeinen Geiſt von den Perſonen auf die Gegenſtände zu ziehen. Conſtanzens Neckereien aber führten ihn immer wieder zurück, und er konnte es ſich nicht verbergen, daß bei ſeiner beſtimmten Braut entweder ein ſehr hohes Vertrauen auf ſich ſelbſt ihre Schritte leitete, oder ſie gar nicht in den Plan ſeiner Eltern einzugehen Luſt habe; denn ihr ewiges Necken, das ſtete Zuſammenbringen mit Auguſten konnte ſeiner Aufmerkſamkeit nicht entgehen und der Zweck dieſes Betragens mußte ihm räthſelhaft bleiben. Auch glaubte er zu bemerken, daß Conſtanze dennoch gern alle ihre Talente, alle ihre Liebenswürdigkeiten vor ihm entfaltete; daß ſie oft gutmüthig den Stachel ihres Witzes einzog, wenn ſie ihn zu verwunden befürchten mußte; und wäre das myſteriöſe Käſtchen nicht geweſen, hätte ſelbſt in der kalten, faſt ſteifen und geſuchten Entfernung, worin Herr von Bornwald zu Conſtanzen blieb, nicht etwas ſich Näherndes, etwas Verdächtiges gelegen, ſo hätte er faſt glauben können, ſie liebe ihn und alle dieſe kleinen Neckereien und witzigen Anſpielungen ſeyen nur Ausbrüche des jugendlichen Muthwillens; die zufällig ſcheinenden Bemühungen, ihn Auguſten zu nähern, nichts als ein ſich ſelbſt bereiteter Triumph.

Julius kannte das weibliche Geſchlecht mit ſeinen Schwächen und mit ſo mancher Seelenſtärke, die oft dem männlichen abgeht. Conſtanzens Benehmen mußte ihm Stoff zum Nachdenken geben und dieß Nachdenken ihn zerſtreuen. Aber je mehr er ſich mit Conſtanze beſchäftigte, je deutlicher ſah er die Wolke, die ſich vor Auguſtens Auge zog. Was wollte ſie? was konnte, was durfte ſie von ihm erwarten? Gaben ihre entſchwundenen Hoffnungen ihr das Recht, ſie zu erneuen? mußte das argloſe, herzliche, freundliche Benehmen des alternden Gatten ſie nicht noch mehr zur Vorſicht aufrufen? — Er widerſtand mehre Tage ſeinem Herzen und dem Zauber, der aus Auguſtens Auge ihm ſtrahlte. Ein vielleicht überſpanntes Gefühl, ſo natürlich bei ſolchen ſtürmiſchen Verhältniſſen, ergriff ihn; er ſah, um den Frieden ihrer Seele zu retten, ſich ſelbſt aber endlich von der Qual zu befreien, die ihn peinigte, kein anderes Mittel, als daß er das Opfer ſeyn müſſe. Sich Stärke der Seele genug zutrauend, von ihr geſchieden, durch heilige unauflösbare Bande von ihr getrennt, ein anderes liebenswürdiges Weſen beglücken zu können, glaubte er nur mit einem ſolchen gewaltſamen Mittel die Thräne zu trocknen, die oft wie unwillkürlich dem Auge der jungen Frau entſchlüpfte. Er nahte ſich Conſtanzen mehr und mehr, und endlich, an einem ſchönen Abend, bei einem einſamen Spaziergange im Garten wagte es Julius, mit ihr von den Wünſchen ſeiner Eltern zu ſprechen.

Sind es auch die Ihrigen, Herr von Wartenberg? ſagte die muntere Conſtanze mit ungewöhnlichem Ernſte.

Ja, mein Fräulein! rief Julius mit gepreßter Stimme, und fühlte tief, daß er mit dieſem Ja! ſich ſeinem Himmel entriß, um ſich in unbekannte Welten zu ſtürzen.

Setzen wir uns dort am See, dort wollen wir offenherzig über dieſen ernſten Gegenſtand ſprechen! ſagte jetzt Conſtanze.

Julius folgte.

Was wünſchen Sie denn eigentlich von mir? fragte ſie nun, als ſie auf der Raſenbank ſich nieder gelaſſen hatten.

Julius ſchwieg.

Sie ſcheinen nicht recht mit ſich einig zu ſeyn, Herr von Wartenberg?

Sehr einig! unterbrach ſie Julius finſter.

Nun?

Vereinigen Sie Ihre Wünſche mit den meinigen und mit denen unſerer Eltern; reichen Sie mir Ihre Hand, um welche ich Sie jetzt bitte!

Lächelnd zog Conſtanze den Handſchuh aus und reichte Julius die niedliche Hand, der ſie ehrerbietig küßte, ſie an ſein Herz drückte und den feuchten Blick zu den Sternen hob. Es entſtand eine lange Pauſe. Noch hielt er ihre Hand in der ſeinigen.

Sie haben, begann er endlich: Ihr Glück in meine Hand gelegt, ſo wie ich mein Glück in die Ihrige gebe — das Schickſal hat uns jetzt für immer vereint.

Auch unſere Herzen? unterbrach ihn Conſtanze ſehr bedeutſam.

Julius wollte antworten; ſie legte die Hand auf ſeinen Mund.

Herr von Wartenberg! ſagte ſie gutmüthig: die Liebe hat nicht dieſes Bündniß geſchloſſen. Welches Gefühl Sie auch in dieſem Augenblicke ergreift, ich kann es nicht ergründen, deßhalb Offenheit! Der edle Mann heuchelt nie ein Gefühl, das ihm fremd iſt, und opfert nie die Ruhe eines Mädchens, um ſeine eigene vielleicht — nur vielleicht — zu erkaufen! — Sie ſchweigen? Julius! — Sie lieben Auguſten! — Schlagen Sie die Augen nicht nieder — Sie wollen dieß Gefühl bekämpfen, das iſt edel; Sie wollen an meiner Seite Auguſten vergeſſen — das iſt unmöglich! Nur Gegenliebe kann Liebe erzeugen, ſie nähren! — Sie reichte ihm ſchweigend die Hand. — Kann dieſe Hand nun noch Werth für Sie haben, können Sie dieſelbe noch als Ihr Eigenthum an Ihr Herz drücken?

Conſtanze! rief Julius aufſpringend.

Ruhig, lieber Freund! — ſie zog ihn ſanft zu ſich nieder — kränken ſollen Sie meine Worte nicht! — Spricht auch das liebende

Mädchen nicht zu ihnen, ſo iſt es doch die Freundin, die Sie um Offenheit, um Wahrheit bittet; denn zu ernſt iſt der Schritt, zu unedel wäre Täuſchung, als daß ich ſie noch in dieſem feierlichen Augenblicke von Ihnen zu fürchten hätte. Sie lieben Auguſten!

Ja! ſagte Julius mit gepreßter Stimme: ich liebe ſie und zolle Ihnen meine höchſte Achtung!

Nicht zu früh, Herr von Wartenberg — meine Entſagung iſt vielleicht ſo uneigennützig nicht, wie ſie ſcheint!

Sie lieben Herrn von Bornwald! rief Julius raſch, und freute ſich, daß dieſes Licht ihn aus der drückenden Stellung retten konnte.

Errathen! entgegnete Conſtanze ganz unbefangen: wir lieben uns hoffnunglos aber treu! Er iſt arm, ich gleichfalls; nur zu unſerer Verbindung, Herr von Wartenberg, verſprach ihr gütiger Onkel die Mitgiſt. Aber auch hoffnunglos wird Treue unſer Begleiter ſeyn, und nie könnt' ich die Ihrige werden, ſtänd' auch mein Bild in Ihrem liebenden Herzen!

Seyn Sie glücklich! ſagte Julius bewegt, ohne daß die letzten Worte Conſtanzens feindlich auf ſeine weiche Stimmung gewirkt hatten: ſeyn Sie glücklich, verzweifeln Sie nicht, mich allein mag die Hoffnung verlaſſen!

Sie verläßt Keinen, der ihr vertraut! — ſagte Conſtanze aufſtehend, reichte dem Schweigenden die Hand und kehrte mit ihm zu der Geſellſchaft zurück.

Das Souvenir.

Mit den offenen gegenſeitigen Geſtändniſſen der beiden, war eine andere Stimmung in dem kleinen Zirkel im Landhauſe am See zu bemerken. Conſtanze hatte aufgehört zu necken und der Herr von Bornwald, dieſe finſtere, verdrießliche, monotone Figur, Wärme und Leben bekommen. Die Wolke von Auguſtens Auge hatte dem Strahle der Sonne weichen müſſen und Julius, dieſer treue Sohn des augenblicklichen Eindrucks, ſchien nach der empfindſamen Abend-Scene ſeine überſpannten Ideen von Aufopferung vergeſſen und aus den vielleicht deutunglos hingeworfenen Worten

Conſtanzens: Sie verläßt Keinen, der ihr vertraut! — ein Gewebe von Bildern geſponnen zu haben, die ihn in das alte Gleis zurückführten, ihn ſeiner Leidenſchaft wieder unbedingt preis gaben. Er war ſich von jetzt an kein Räthſel mehr — Auguſte — Trennung von ihrem Gatten — ewige Liebe — Alles ſchwärmte durch ſeinen erhitzten Kopf, und nur das Eine: ſie muß mir angehören, war der feſte Punkt, um den ſich Alles drehte. —

Bornwald's Benehmen war ihm nun erklärbar. Seiner Feſſeln entledigt, athmete er im Arme der Liebe wieder frei. Auguſtens Ruhe, ihre wiedergekehrte Heiterkeit zeigte ihm ſeine Eitelkeit als natürliche Folge ihrer Ueberzeugung, daß er ſie liebe. Selbſt Conſtanzens Leichtſinn, mit dem ſie bei jeder Gelegenheit ihn der Frau van Moers näher zu bringen ſuchte, mit dem ſie ihn gewiſſermaßen zum Fortſchreiten auf der ſchlüpfrigen Bahn aufzumuntern ſchien, ſchob er auf den Wunſch, ihn ganz von ſich abzuziehen — aber der Herr van Moers war und blieb ihm ein Räthſel; den Mann mußte ſein Phlegma blind machen oder er mußte einer von den gutmüthigen Menſchen ſeyn, die ihrer Ruhe Alles opfern. Er blieb heiter, herzlich gegen ihn; die Zärtlichkeit zu der jungen Gattin nahm eher zu als ab; und auch dieſe ſchmiegte ſich, wie es ſchien, immer inniger und herzlicher an den Gatten, und gerade in ſolchen Momenten, wo er glauben konnte, ſie lebe nur ihm und ſeiner hoffnungloſen Liebe.

Doch die verborgene engverſchloſſene Flamme kann nicht lange ohne Exploſion bleiben. Wochen waren ſchon ſo vergangen und er dem Ziele nicht näher gekommen, das er ſelbſt nur undeutlich vor ſich ſah. Oft, bei manchem traulichen Spaziergange war der Vorſatz in ihm rege geworden, Auguſten ſeine Liebe zu geſtehen; doch immer ſcheuchte ihn der Nimbus zurück, den er um die Heilige zu erblicken glaubte; immer trat der edle Mann dem leichtſinnigen Jüngling entgegen — er fand nie Worte. — Da ſollte nun die Dichtkunſt, dieß von ihm bei Frauen ſo verrufene Talent, das vollführen, wozu den Lippen der Muth fehlte. Seine glühende Phantaſie hauchte in Worten Auguſtens Bild auf das Papier — zufrieden mit ſich und ſeinem Entſchluſſe nahm er das Blättchen mit, und das Souvenir ſollte der Liebesbote ſeyn, durch den er ſeine Poeſie der Geliebten übergeben wollte.

Der Zufall begünſtigte ihn. Er befand ſich eines Morgens ganz allein im Saale; das Souvenir lag in feines Velin-Papier gewickelt auf dem Arbeittiſch, er öffnete es, wollte ſein Gedicht hinein legen, und — dem Zauberer gleich, der, ehe er den Geiſt noch beſchwor, ihn ſchon leibhaftig vor ſich ſieht — erſchrak er, als er in dem Innern des Souvenirs zwei kleine mit Nadeln angeheftete Gedichte fand. Auf der Seite der welken Knoſpe ſtand:

Fliehe, flatt're, bunter Schmetterling,
Schaukle dich auf friſchen Purpur-Roſen;
Mit den welken, bleichen, farbeloſen,
Buhlet nie der flücht'ge Schmetterling!
Fliehe, flatt're zu den Andern,
Endlich mußt zurück du wandern,
Und dein ewig reger Flatterſinn
Führt dich wieder zur Verlaſſ'nen hin!

Auf der Seite der aufgeblühten Roſe las er, unverkennbar von Conſtanzens Hand:

Warum ſchwebt dein bunter Flatterſinn
Immer nur nach einer Blume hin,
Warum, Sylphe, nur nach dieſer Roſe?
Sprich, bezaubert dich die Dornenloſe! —
Keine Macht, du armer Schmetterling,
Kann aus ihrem Zauberkreis dich retten;
Denn wer einmal liebend an ihr hing,
Den umfangen diamantne Ketten.

Eben wollte er dieſe Blätter herausnehmen, als er Jemand nahen hörte; er legte ſein Gedicht ſchnell zwiſchen die beiden Schmetterling-Lieder und eilte in den Garten. — Es war Auguſte, die mit Conſtanze herein trat. Ihr Auge fiel auf das Souvenir, das ſie in auffallender Unordnung fand. Sie nahm es, um es wieder zu ordnen, da fiel ihr ſein Inhalt auf; ſie öffnete es trotz Conſtanzens Bitten, fand die zwei kleinen Gedichte, welche beide ihre Entſtehung Conſtanzens neckendem Witz verdankten, und das Gedicht von Julius. Sie wollte mit ihrer Freundin deßhalb ſchmollen; doch die Neugierde, das Gedicht zu leſen, deſſen Aufſchrift: An Auguſte, ihr keinen Zweifel ließ, daß es an ſie gerichtet ſey, ließ ihr keine Zeit dazu. Sie las:

An

An Auguſte.

Womit ſoll ich Dich vergleichen,
Holdes; liebes Engelbild! —
Soll ich ſingen, ſoll ich ſchweigen? —
Ach, iſt von dem mächt'gen Drange
Zur Begeiſt'rung, zum Geſange,
Die bewegte Bruſt erfüllt,
Muß das Lied zum Himmel ſteigen!

Soll ich aus der Abendſonne Gluthen,
Soll ich aus der Morgenſonne Strahl,
Aus des Silberbaches klaren Fluthen,
Soll ich aus dem ſtillen Blüthenthal
Farben mir zu Deinem Bilde ſaugen? —
Nein, zu Deinem Bild, zu dieſem Ideal
Muß ich in die Gluth der Phantaſie mich tauchen;
Ach, zu Deiner Glorie Zauberlicht
Gibt die Sonne, gibt die Silberquelle,
Gibt das Blumenthal die Farben nicht! —

Was ſind Blumen, was ſind Blüthen,
Auf des Lebens Pfad geſtreut?
Leicht entflieht die Silberwelle
Und die Roſen, die erglühten,
Welken in der Hand der Zeit;
Selbſt der Morgenſonne Gluthen

Deckt der Wolken dunkler Saum;
Und der Abendſonne Gluthen
Tauchen in des Meeres Fluthen:
Alles Schöne muß entfliehen,
Alles Irdiſche iſt Traum.

Aber was von oben ſtammet,
Was auf Deinen Lippen glüht,
Was aus Deinem Auge flammet,
Unaufhaltſam nach ſich zieht;
Dieſes reine heilige Gemüth,
Dieſes jungfräuliche Zagen,
Dieſes freundliche Verſagen,
Dieſer Zauber holder Sittſamkeit
Welket nimmer in der Hand der Zeit.

Laß die Roſen Dir verblühen,
Deiner Augen ſanftes Licht
Löſcht der Strom der Lethe nicht!
Laß die Horen Dir entfliehen,
Ach, Dein heiliges Gemüth,
Deines Herzens ſanftes Beben,
Wenn auch Dir der Lenz entflieht,
Folgt Dir treu durch's ganze Leben! —

Womit ſoll ich Dich vergleichen,
Holdes, liebes Engelbild? —

Einer darf ich Dich vergleichen,
Einer, die mit hoher Wonne
Die entzückte Bruſt erfüllt —
Ihr, der heiligen Madonne! —
Sie iſt uns des Himmels Wonne,
Du biſt uns ihr irdiſch Bild!

Kaum hatte ſie die letzte Strophe beendet, da warf ſie ſich in Conſtanzens Arme. Schweſter, liebe Schweſter! rief ſie aus: es iſt vorüber, ich kann nicht mehr! Verdamme nicht meine Schwäche, die nicht länger die Gluth verbergen kann, die ſie ſeit Jahren nährte — er liebt mich, ich bin deſſen jetzt gewiß; und gält' es die Ruhe meines ganzen Lebens, ich könnte ihm nicht länger verbergen, wie unausſprechlich auch ich ihn liebe!

Das Geburtfeſt.

Einſam irrte Julius indeſſen im Garten umher. Sein Herz klopfte ängſtlich, dachte er, daß jetzt Auguſte vielleicht das Gedicht leſen würde. Aber was ſollt' es eigentlich? es ſpricht nicht von Liebe, nicht von meiner Liebe; es huldigt nur ihren Vorzügen und malt nur, was jedem zu malen erlaubt wäre! rief er aus, als er von fern ihre liebliche Geſtalt gewahrte. Sie hatte eine aufgeblühte Roſe in der Hand, und hinter ihr, mit einem Päckchen im Arm folgte der treue Gatte und Herr von Bornwald, zwiſchen Beiden aber Conſtanze, etwas Verhülltes tragend. — Der Zug nahte feierlich dem Gartenhauſe.

Lieber Vetter! ſagte Frau van Moers nicht ohne Verlegenheit: es iſt heut Ihr Geburttag; erlauben Sie, daß wir ihn in unſerem kleinen Familien-Zirkel feiern und Ihnen dieſe werthloſen Geſchenke zum Angebinde bringen — das meinige hat mir mein Mann ſo eben geſtohlen; mir bleibt daher nur dieſe Roſe, die ich für Sie pflückte; geben Sie dieſem einfachen Geſchenk eine freundliche Deutung! Sie reichte ihm die Roſe und trat zurück.

Freundſchaft, ſprach nun Conſtanze mit Pathos: iſt das Edelſte, was die Götter den Menſchen ſchenkten. Sie waren ſo freigebig damit, daß ſie für ſich ſelbſt im Olymp nichts übrig behielten. Die Freundſchaft, Herr von Wartenberg, iſt alſo gewiß von allen edlen Empfindungen, die den Menſchen durchglühen, die mächtigſte, und deßhalb reiche ich Ihnen das Bild Ihres treueſten Freundes, von meinen Künſtler-Händen, zum Geburtfeſt-Geſchenk!

Unter ausgelaſſenem Lachen nahm ſie die Serviette von dem Bilde, und der gute alte Herr van Moers ſah, zum Sprechen ähnlich, von der Leinwand freundlich und gutmüthig ihn an. Ein Kranz von friſchen Roſen ſchmückte das Bild.

Und ich, ſagte der kleine Mann feierlich: der ich alles Schöne und Reizende immer nur von meiner lieben vortrefflichen Auguſte borgen muß, ſchmücke mich auch jetzt mit ihren Federn und überreiche Ihnen ein Souvenir, welches ſie geſtickt hat. Die Schmetterlinge die darauf herumflattern, wollen mir zwar nicht ſo recht gefallen — es ſind ſo unruhige flüchtige Geſellen — doch iſt die Arbeit recht gelungen und ich hoffe, es wird Ihnen Freude machen!

Julius ſetzte das Bild bei Seite, nahm das Souvenir, entfaltete es, ſah zwar die

Schmetterling-Lieder verſchwunden, doch ein anderes zuſammengefaltetes Papier darin verborgen. Sich vergeſſend, drückte er es, wie er glaubte heimlich, an ſeine Lippen.

Was iſt denn das noch? fragte Herr van Moers in ſeinem gewöhnlichen ruhigen Tone: was iſt denn das für ein Papier, das Sie ſo zärtlich an Ihre Lippen drücken? Gewiß ein Geburttag-Gedicht — das hätteſt Du nicht thun ſollen, liebe Frau, der Vetter liebt die Dichterinnen nicht! — Zeigen Sie doch, theilen Sie es mit!

Als Julius es eben entfalten wollte, ſah er zu Auguſten hinüber — ſie erröthete verlegen; Julius zauderte.

Nun, ſo machen Sie doch! rief der Kleine. In der ſchrecklichſten Verlegenheit mußte Julius das Papier entfalten. Es war ſein eigenes Gedicht, das er vor einer halben Stunde hinein gelegt und das er ſo eben ſchwärmeriſch an ſeine Lippen gedrückt hatte.

Nun ſo leſen Sie doch! fing der alte Herr wieder an.

Julius zögerte immer noch; da riß die

muthwillige Conſtanze ihm das Blatt aus der Hand und hob pathetiſch an zu leſen: Womit ſoll ich Dich vergleichen! — doch mit lautem Lachen unterbrach ſie ihre Declamation: Das iſt ja ein Gedicht auf mich! wie kommt denn das hierher? Das muß ich als mein Eigenthum zurückfordern! — und keine Bitte des alten Herrn konnte ſie vermögen, es der Oeffentlichkeit zu übergeben. Ein Blick aus Julius Auge dankte ihr für die feine Wendung, die ſie der Sache gegeben hatte, und die Neugierde des guten Herrn van Moers, der heute übrigens von der ausgelaſſenſten Laune war, ſchien auch beruhigt zu ſeyn.

Nur Auguſte war nicht wie ſonſt. Eine gewiſſe Unruhe trieb ihren Blick unſtät umher; nur auf Julius ruhte ihr Auge ausdruckvoll und lange. Conſtanzens Beſonnenheit ſtörte auch dieſes verrätheriſche Spiel; ſie drückte im Vorbeigehen dem ſtaunenden Julius ein Papier in die Hand und zog die träumende Auguſte mit ſich fort. Herr van Moers und Bornwald folgten, und allein blieb das Geburtkind, ſeinen

Träumen, ſeinen Wünſchen und ſeinem Sehnen überlaſſen.

Er ſtand ſinnend, das Papier in der Hand, ſah Auguſten nach, die ſich noch einmal wendend, ihm mit ſehnendem Blick ein: Auf Wiederſehn! — zuzurufen ſchien. Er ſah, getrennt vom Alten, ſie allein in das Haus zurück kehren, wollte folgen — doch noch hielt ihn die Neugier. Was enthält das Papier? — Er legte es auseinander — ein Gedicht, und wieder nur ſein Gedicht! — Schon wollte er es zerreißen, das Neckende für immer zerſtören, als er am Schluſſe Worte von fremder Hand, von ihrer Hand, entdeckte. Er las:

Warum ſoll die Furcht mich länger binden?
Was des ſchwachen Weibes zarter Sinn
Oft nicht wagte zu verkünden,
Sagt die kühne Dichterin:
Mit der Gluth der hohen Liebeswonne
Wartet Dein die heilige Madonne!

Sie liebt mich! rief er mit glühendem Flammenblick aus. Sein Genius — o wär' es ein guter! — trieb ihn hin zur Madonna.

Im Saale fand er ſie nicht; er öffnete die Thür zu ihrem Zimmer — aus dem Cabinette trat ſie hervor — eilte ihm entgegen. Ach, ſo reizend, ſo glühend, ſo himmliſch ſchön war ſie noch nie! — Auguſte! rief er aus und ſank zu ihren Füßen: und ſollt' ich meines Lebens ganzes Glück in dieſem einz'gen Augenblicke entſchwinden ſehen, ich muß Ihnen ſagen, daß ich Sie liebe, unausſprechlich liebe! — Sie beugte ſich ſchweigend zu ihm nieder, hob ihn ſanft auf und der Glückliche ruhte an ihrer klopfenden Bruſt.

Noch ruht er in ihrem Arm, noch fühlt er eine nie empfundene Wonne, noch ſchwelgt er in dieſem himmliſchen Gefühle, als ihm gegenüber ein Vorhang ſich theilte und der alte ehrwürdige van Moers, mit ernſtem Blicke, eine Thräne im Auge, unbeweglich wie ein Marmorbild vor ihm ſtand. Auguſte hielt krampfhaft den Jüngling feſt, der, wie vom Blitze getroffen, gebannt im Gefühle ſeiner Schuld vor dem Alten ſtand. — Immer noch ſchwieg van Moers. Sein Auge ruhte mehr ſorgenvoll als zornig auf den Liebenden. Auguſte, lau ſchluchzend, ſchmiegte ſich feſt und feſter an Julius, der kein Wort zu ſeiner Entſchuldigung zu ſtammeln wagte und hielt ihn innig umfangen; da trat der alte Herr auf ſie zu. Sein Schickſal erwartend, blieb Julius unbeweglich, neigte ſchuldbewußt ſein Haupt und barg den ſcheuen Blick in den blonden Locken der Geliebten. — Gott ſegne Euch, meine Kinder! rief nun der alte Herr: Gott ſegne Euch! — liebe ſie treu bis zum Grabe — und lohne dankbar, was Dein alter Onkel an Dir gethan!

Julius, es iſt mein Vater! rief nun Auguſte und ſtürzte in die ausgebreiteten Arme des Alten. Julius ſank zu ſeinen Füßen.

Licht.

Nicht Entfernung, nicht Zeit hatte das Bild des geliebten Jünglings aus Auguſtens Herzen zu verdrängen vermocht. Sorgſam hatte ſie es gepflegt und jede Hoffnung, die nicht an ſeiner Hand vor ſie trat, kalt zurückgewieſen. Seine Mutter, welche die herrliche Geſtalt, das Aufblühen des Mädchens ſah, halte ſie zu tröſten geſucht, denn ſie kannte des Sohnes Gemüth, das, nur vom Scheine angezogen, ſich dieſem leicht hingab; aber dieſe Hoffnung war der Armen nicht gnügend geweſen, nicht ihrer Schönheit, ihrem Herzen nur wollte ſie ihr Glück danken. — In dieſer Zeit war des alten Caspar's Bericht über Clementine in Blankenſee eingetroffen, und ſchon ſenkte die friſche Roſe traurig ihr Haupt, als ſchnell die Furcht vor Clementine verſchwand, aber nicht die Sehnſucht, die immer lauter, immer mahnender im Buſen der Jungfrau glühte; — da verfiel der alte Werner auf die Liſt ihn zu prüfen und zugleich durch dieſe Prüfung zu ſtrafen.

Conſtanze, Auguſtens innige Freundin, wurde gewonnen; ſie war ja dem Onkel ihres Bräutigams, des Herrn von Bornwald ihr ganzes Glück ſchuldig, und troß alles Sträubens mußte Auguſte die Rolle übernehmen, aus der ſie faſt täglich zu fallen drohte und die ſie gewiß nicht durchgeführt haben würde, wenn nicht Conſtanze, durch dieſe Intrigue beluſtigt, ſie feſtgehalten hätte. — Sein Hinneigen zu Conſtanzen —

wenn auch für den, der ſein Inneres durchſchaut hätte, der höchſte Beweis ſeiner reinen Liebe zu Auguſten — ſtörte für Augenblicke die Hoffnung und den Plan; doch Conſtanzens Beſonnenheit, Julius Brief an ſeine Mutter, der, ſchnell mitgetheilt, noch zur rechten Zeit eintraf, verſcheuchte bald die Sorgen; das Gedicht an Auguſte hob alle Zweifel und die Madonna löſ'te am Geburtsfeſte durch ihre offene Erklärung den Knoten.

Der Schmetterling, der Knoſpe entflattert, blieb der Roſe treu, die herrlich für ihn entfaltet ihm inniger lohnte, als er es wohl eigentlich verdient hatte.

Julia Gonzaga.

Von

A. von Tromlitz.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1833.

I.

Wie ein glänzendes Luftgebild, welches die Sterne, ſelbſt die ſilberne Scheibe des Mondes verdunkelnd, flammend durch die Himmelsräume ſchwebt, ſo ſtrahlte Julia Gonzaga, die Schönſte der Schönen, unter den Frauen ihres Jahrhunderts. Nicht nur über Italiens Gefilde verbreitete ſich ihr Glanz, durch ganz Europa erſcholl der Ruf ihrer Schönheit, ſelbſt an die Sandküſten Afrika's, wo der wilde Barbaroſſa hauſ'te, ſelbſt in Konſtantinopel drang durch die engverſchloſſene Pforte des Serails das Lob ihrer hohen Schönheit. Dichter aller Nationen beſangen ſie in Canzonen und Sonetten, ſelbſt die Kälte der deutſchen Minneſänger damaliger Zeit erwärmte ſich an dem Feuer ihrer Augen, und manches ſchöne Lied aus dieſen Tagen verdanken wir der reizenden Frau, die ein Muſter an Schönheit, auch ein Muſter an Tugend war.

Schon im ſechszehnten Jahre an Vespaſian Colonna, Herzog von Trajetto und Grafen von Fondi, einen edlen, aber alten Fürſten vermählt, und durch dieſe Vermählung von dem Manne ihrer erſten geheimen Liebe, einem jungen Edlen aus Campanien getrennt, hing ſie mit unerſchütterlicher aufrichtiger Treue an ihrem Gatten. Wie ein liebendes Kind dem Vater, ſo vertraute ſie ihm ihre leiſeſten Gedanken, und ſogar ihre frühere Neigung hatte ſie ihm nicht verſchwiegen.

Grazie mit hoher, ſeltener Schönheit verbindend, geiſtreiche Beſchützerin der Künſte, war ſie die Sonne Roms und Neapels. Krieger, Gelehrte, Staatsmänner und Künſtler bildeten ihren Hof, und mit unbeſchreiblicher Anmuth wußte ſie die Herzen der Männer zu feſſeln, aber ebenſo Jeden in den Schranken hoher Achtung zurückzuhalten. Selbſt für den Neid der Frauen ſtand ſie zu hoch, auch ſie huldigten ihr und keine wagte, ſich Julia Gonzaga gleich zu ſtellen. Sie war eine der ſeltenen Erſcheinungen, wie ſie nur Jahrhunderte einmal hervorbringen.

vorbringen. Noch iſt in Rom ein Bild von ihr zu ſehen, welches ſie in dem Augenblicke darſtellt, wo ſie in einer für die damalige Zeit ungewöhnlichen Tracht zu einem Maskenball gekleidet, ein Schmuckkäſtchen vor ſich ſtehen hat. Aber die Seele, die himmliſche Grazie konnte der Maler nicht ganz wiedergeben, und das Bild, welches die Dichter, den Pinſel in die Gluth der Phantaſie tauchend, uns zurück ließen, iſt tauſendmal ſchöner.

Vespaſian Colonna, während ſeines ganzen Lebens mit dem Familien-Kampf gegen den Papſt beſchäftigt, liebte ſeine Gattin zärtlich, weihte ihr ſein Leben und ſah mit ſtolzer Selbſtzufriedenheit auf die Herrliche. Nicht allein aus der Eitelkeit, dieſen Juwel ſein zu nennen, nein, aus tiefer wahrer Verehrung ging die hohe Achtung hervor, mit welcher er ihr begegnete. Sie war durch Tugend Königin ſeines Herzens, wie ſie durch Schönheit und Anmuth Königin Roms und Neapels war.

Aber die Huldigungen der Welt, die Schmeicheleien der Dichter, die anbetungsgleiche Verehrung aller Gebildeten, ſelbſt die Achtung und

Liebe ihres Gatten, gnügten ihr nicht immer. Oft fühlte ſie mitten in den Feſten, die ihr zu Ehren gegeben wurden, oft in dem Kreiſe der geiſtreichſten Männer eine gewiſſe Leere; der Weihrauch, den man ihr ſtreute, ward ihr widrig und eine innere Stimme fliſterte ihr dann zu: Es gibt noch Herrlicheres für Dich als dieſe Ambradüfte; brich nur die Blume der Liebe, brich eine Roſe, ihr Hauch iſt lieblicher als alle Wohlgerüche Arabiens. Doch Julia gab dieſer dämoniſchen Einflüſterung kein Gehör; Stolz, und vielleicht auch ihre erſte Liebe verſchloſſen ihr Herz jedem Eindrucke; denn noch immer, obgleich nun ſchon vier Jahre vergangen waren, gedachte ſie jener Blüthenzeit mit Wohlgefallen, und das Bild des ſchwarzgelockten Giovanni d'Arienzo, mit ſeinen dunkeln ernſten Augen, den ſie ſeitdem nicht wieder geſehen, ſchwebte noch zuweilen an ihr vorüber. Saß ſie in der ſtillen Laube ihres einſamen Gartens zu Fondi, ſo war es ihr oft, als vernähme ſie ſeine liebliche Stimme, ſeiner Lieder ſchmelzende Melodie, und die ſüßeſten Erinnerungen verlockten ſie dann in jene Zeit; aber ſie gab ſich dieſer

Täuſchung nicht hin. Wie das Bild eines Heiligen, welchen die Jungfrau in ihr Herz geſchloſſen, ſie vor den Lockungen des Verſuchers bewahrt, ſo war auch die Erinnerung an ihre erſte heilige Liebe der feſte Grund, auf welchem ihre Tugend, Stürmen trotzend, den Anker auswerfen konnte.

In ſolchen Tagen, wo ihr der Glanz, der ſie in Rom oder Neapel umgab, läſtig zu werden begann, eilte ſie nach Fondi, wohin Colonna ihr nur ſelten folgte. Hier in der Einſamkeit ſammelte ſie ſich von den Zerſtreuungen wieder, die in Rom ihren Geiſt von dem Ernſten abgezogen hatten und lebte ſich und ihren edleren Gefühlen. Hier prüfte ſie ſtreng ihr Betragen; in dem herrlich ausgeſchmückten Garten des Schloſſes reiften die ernſten Entſchlüſſe, mit denen ſie in das Geräuſch der Welt zurückkehrte. Auch jetzt ſehnte ſie ſich nach ihrem Lieblingaufenthalte, weil die Bewerbungen des päpſtlichen Nepoten, des Kardinals Hippolyt von Medicis ihr um ſo mehr läſtig und drückend zu werden begannen, als dieſer junge Mann, mit einem ſchönen Aeußern die Liebenswürdigkeit, das Erbtheil ſeiner Familie verband, und ſie fühlte, daß ſie gern in ſeiner Nähe ſey. Sie eilte deßhalb nach ihrer Einſamkeit, dort der Erinnerung und der Phantaſie leben zu können.

Als ſie ſich von ihrem Gemahl beurlaubte, ſagte dieſer freundlich, aber ſonderbar lächelnd: Es iſt nicht gut, daß Ihr mit Euern Frauen und den paar alten Cavalieren ſo allein in dem einſamen Fondi ſeyd; ich werde Euch dießmal einen andern Diener ſenden, den Ihr mir zu Liebe freundlich aufnehmen möget und der es wohl verſtehen wird, Euch die Zeit zu verkürzen. Er ſingt vortrefflich, ſpielt ſchön die Laute, ſoll auch ganz artige Sonette dichten und ein junger beſcheidener Mann ſeyn.

Julia war mehr noch über den ſcherzhaften Ton, mit welchem ihr Gemahl dieß ſagte, als über den Inhalt ſeiner Rede verwundert. Sie that ihm hierüber mehre Fragen, denen er lächelnd auswich. Nun, mein edler Gemahl, ſagte ſie endlich ſcherzend: ſo muß ich faſt glauben, Ihr ſelbſt werdet mich in Fondi heimſuchen; Ihr ſpielt noch jetzt zuweilen die Laute, ſollt einſt eine bezaubernde Stimme gehabt haben.

und manches herrliche Sonett iſt aus Eurer Feder gefloſſen; Ihr habt ſicher Euer eignes Gemälde aus den Tagen Eurer Jugend mir vorgehalten. Auch wüßte ich Niemand, der mir dort willkommener ſeyn könnte als Ihr.

Dießmal werdet Ihr Euch mit einem Andern begnügen müſſen, erwiederte Colonna: meine Geſchäfte erlauben es nicht, Euch zu folgen! — Und ohne ihre Neugierde geſtillt zu ſehen, mußte ſie mit ihrer Jugendfreundin Leonore Orbitro und einem fürſtlichen Gefolge von Cavalieren und Dienern ihre Reiſe nach Fondi antreten.

Sie fühlte ſich jedesmal wohl, wenn ſie das ihr ſo lieb gewordene Schloß betrat. Mehre tauſend Schritte vom Meere entfernt, welches dichtes Gebüſch hier dem Auge verſteckt, liegt die Stadt am Fuße des die Ebene bekränzenden Gebirges. Ihre Lage iſt nicht reizend zu nennen, und doch war ſie der Lieblingaufenthalt der Signora und der ihres Gatten. Hier ruhte ſein großer Vater Prosper Colonna, dieſer edle Kriegsheld, dieſer Schrecken der Franzoſen, hier Marcus Colonna, ſein hoher Ohm; deßhalb, wenn es ſeine politiſchen Händel erlaubten, eilte er ſtets nach Fondi, deſſen Pallaſt er mit Schätzen der Kunſt und mit Pracht geſchmückt und wo er Alles gethan hatte, ihn zu einem reizenden Aufenthalt umzuſchaffen.

Julia's Herz klopfte auch jetzt freudig als ſie ihr Zimmer betrat, ihren Reiſemantel abwarf und ſich auf den Seſſel am Fenſter des kleinen Thurmes, wo ſie ſo gern zu ſitzen pflegte, niederließ. Hier ſeufzte ſie tief auf. Gottlob, Leonore! ſagte ſie zu ihrer Freundin: nun bin ich wieder frei und darf mir ſelbſt leben, und was ich empfinde, mir offen geſtehen. — Die Sehnſucht nach Fondi war dießmal groß —

Und die Flucht vor dem Kardinal von Medicis eilig, unterbrach ſie Leonore.

Scherze nicht, ſagte Julia ernſt: Du weißt, ſo ſehr mich Deine frohe Laune erheitern kann, ſo liebe ich ſelbſt aus Deinem Munde dieſen Scherz nicht. — Vor dem Kardinal bin ich wahrlich nicht geflohen, ſo wenig wie vor meinem eigenen Herzen. Aber ich weiß mir die Sehnſucht nicht zu erklären, die mich hierher trieb und muß faſt lächeln, wenn ſich die Worte meines Gatten und der mir verheißene Sänger ſo oft in ihr verbinden.

Nun wahrlich! meinte Leonore ſcherzend: neugierig bin ich auch, den Mann zu ſehen, der Euch aus Eurem Gleichmuth zu bringen vermöchte; denn ſelbſt Giovanni, wenn der Beklagenswerthe noch lebt, darf ſich nicht rühmen, Euch nur einen Augenblick ſchwach geſehen zu haben.

Julia erwiederte nichts, ihr Auge blickte ernſt vor ſich hin. Auch Leonore ſchwieg, denn nur zart durfte ſie dieſe Saite berühren.

2.

Wochen waren vergangen und der Verheißene noch nicht erſchienen. Julia ſowohl als Leonore, wurden mit jedem Tage geſpannter, da der Herzog in ſeinen Briefen ſtets ſeiner erwähnte und ſie auf ſein baldiges Kommen vertröſtete. In jedem Fremden, der auf dem Schloſſe eintritt, glaubte ſie den zu ſehen, von welchem ihr Gemahl geſprochen, aber von allen

Männern, die kamen und gingen, wollte Keiner dem Bilde gleichen, das er von ihm entworfen hatte. Sie zürnte mit ſich, daß ſie durch einen Scherz ihre Neugierde ſo rege machen ließ und war ſchon im Voraus überzeugt, wer es auch ſey, er würde ihr wenig Freude und wenig Zerſtreuung gewähren.

Eines Tages ſaß ſie allein in ihrer Lieblinglaube im Garten, eben gedachte ſie wieder der geheimnißvollen Worte ihres Gatten, als ſie den Hufſchlag von Roſſen auf dem Schloßhofe vernahm. Ihr unerklärbar begann ihr Herz lauter als gewöhnlich zu klopfen, und ſie war mit ſich unzufrieden, daß ſie ſich von ihrer Phantaſie ſo hinreißen laſſe, und ſich ſogar, wenn ſie des jungen Mannes gedachte, ein Bild von ihm entwerfen konnte.

Ein Diener trat jetzt aus dem Schloſſe, ſeine Gebieterin aufzuſuchen. Er iſt gekommen! war ihr erſter Gedanke, und ſie irrte nicht. Signora! begann dieſer: es iſt eben ein Cavalier angelangt, der Euch Briefe von dem Herrn bringt. Er bittet vorgelaſſen zu werden.

Nannte er ſeinen Namen? fragte die Herzogin.

Als ich ihn darnach fragte, antwortete der Diener: behauptete er, ihn nicht eher ſagen zu dürfen, bis er der Signora den Brief übergeben habe.

So führ' ihn hierher! befahl ſie, und trat nicht ohne eine gewiſſe Beklemmung aus der Laube. Sollte es der Verheißene ſeyn, den mir mein Gatte ſendet? dachte ſie. Und was ſoll ein junger Mann hier in meiner Nähe? Warum empfiehlt ihn mein Gemahl ſo dringend und fordert mich auf, ihn freundlich zu empfangen? Wer könnte es ſeyn?

Als ſie noch ſo ſann, öffnete ſich die Thür des Schloſſes, und ein Jüngling, ganz in ſchwarz gekleidet, trat die Stufen herab und ging auf ſie zu. Seine Haltung war edel, doch ſchien ſein Schritt ungewiß und ſchwankend; ſein gebeugtes Haupt erlaubte der Herzogin nicht, das Geſicht deutlich zu ſehen, und je näher er kam, deſto langſamer wurden ſeine Schritte. Jetzt hob er das Haupt, blickte nach ihr auf und Julia ſah ein ihr wohlbekanntes Geſicht; ihr

Herz begann heftig zu klopfen, ihre Kniee bebten, und als er nur noch wenige Schritte von ihr war, winkte ſie ihm, ſich zu entfernen. Der Fremde neigte ſich, warf einen kurzen aber ſchwermuthvollen Blick auf ſie, legte den Brief auf das Geſtell einer Bildſäule, wandte ſich und ging nach dem Schloſſe zurück. — In der peinlichſten Gemüthsbewegung ſah ihm Julia nach; ſchon hob ſie den Fuß, ihm zu folgen, ſchon ſtreckte ſie die Arme aus, ihn zurück zu halten, doch hielt ſie plötzlich inne, aber ihren Lippen konnte ſie nicht gebieten, ſie riefen: Arienzo!

Wie durch Zauber feſt gebannt ſtand er bei dieſem Rufe, legte die Hand auf ſein Herz, ſann einen Augenblick, dann wandte er ſich und ſchritt auf die Herzogin zu, die in dem kurzen Augenblicke wieder Faſſung erhalten hatte. Tretet näher! rief ſie ihm entgegen, als er den weggelegten Brief wieder ergriff. Ihr kommt von meinem Gemahl — ſeyd mir deßhalb willkommen! Gebt den Brief!

Er überreichte ihn der Herzogin mit einer leichten kaum bemerkbaren Beugung des Kniees, und ſein Auge wagte nicht, während ſie das Schreiben las, ſie anzublicken.

Der Herzog von Trajetto, mein Gemahl, wünſcht, begann nun die Herzogin: daß Ihr als Geſellſchaft-Cavalier in meinen Dienſt treten und hier, in Fondi, mit Eurem Talent mich ergötzen ſollt. Jeder Wunſch meines Gemahls iſt mir Befehl, ſo auch dieſer, und deßhalb ſeyd mir gegrüßt. Es liegen Euch hier nur wenige Pflichten ob; fuhr ſie mit hohem Ernſte fort: die Erſte von Allen ſey Beſcheidenheit, dann zieht einen dichten Schleier vor das Vergangene und bleibt ſo viel es ſich thun läßt aus meiner Nähe gebannt. Erfüllt Ihr dieſe, ſo wird Euch meine Achtung lohnen. Mein Maior domo wird Euch das Weitere ſagen.

Sie winkte ihm, ſich zu entfernen; er verneigte ſich und ging. Die Herzogin blieb in dem Garten zurück. Ihr war das Benehmen ihres Gatten, der ihre früheren Verhältniſſe zu Arienzo durch ſie ſelbſt kannte, räthſelhaft. Was ſollte ihrem Herzen dieſe Prüfung, wohin konnte ſie führen?

Als ſie noch ſinnend auf der Terraſſe ſtand, ſtörte ſie Leonore in ihren ernſten Gedanken. Julia, ſprach ſie: Giovanni ſendet Dir durch mich dieſen Brief, welchen er in der erſten Beſtürzung Dir zu überreichen vergeſſen hat. Er bat mich, alter Freundſchaft eingedenk und ſeine Fürſprecherin zu ſeyn. Julia nahm den Brief, und da ſie ſeine Hand erkannte, war ſie einige Zeit unſchlüſſig, ob ſie ihn erbrechen ſollte. Lies! bat Leonore.

Erbrich Du den Brief und lies ihn ſtatt meiner! ſagte Julia, ihn zurückgebend: Hören will ich jedoch, was er mir ſchreibt.

Leonore las:

„Vier Jahre ſind verfloſſen, ſeit ich Euch, edle Frau, nicht ſah. Was ich in dieſer Zeit geſucht, hab' ich nicht gefunden: vergeſſen zu können, oder den Tod! — Das Schickſal trieb mich in mein Vaterland zurück, nicht mein Wille, und eine ſonderbare Verkettung von Umſtänden führt mich auch jetzt, ohne daß ich es wollte, in Eure Nähe. Zürnt mir deßhalb nicht, zürnt mir nicht, daß ich die Feſſeln löſen mußte, womit ich mich ſelbſt band, daß ich aus meiner freiwilligen Verbannung zurückgekehrt und Euch vor die Augen getreten bin. Mehr noch als einſt ſteht Ihr auch jetzt, eine Heilige, vor mir, an der ich kaum aufzublicken wage und die ich nur anbetend verehren darf. Dieß Gefühl blieb mir in der Ferne, in Eurer Nähe vermöchte ich es noch weniger zu unterdrücken. Fürchtet nicht, daß ich Euch läſtig werde, dazu bin ich zu ſtolz und meine Ehrfurcht für Euch iſt zu groß; duldet, daß ich in Eurem Anſchau'n noch das einzige mir erlaubte Glück genießen darf, und wenn Ihr die Töne meiner Laute aus der Ferne vernehmt, ſo hört nicht wie ſonſt auf die Worte meines Geſanges, hört nur auf die todten Akkorde und laßt den Sinn des Liedes unbeachtet an Euch vorüber ſchweben; es verliere ſich in den tauſenden, die zu Eurem Preis geſungen wurden. Aber befehlt mir nicht zu ſchweigen. Als meine Phantaſie Euer Bild ſich ſchaffen mußte, vermocht' ich es nicht; wie könnt' ich es jetzt, da Ihr, die Glorie um das Haupt, in unausſprechlicher Schönheit vor mir ſteht."

„Zürnt mir nicht!"

Und kannſt Du ihm zürnen, Julia? fragte Leonore: Kannſt Du dem Manne zürnen, der, als er in Deinem Auge Liebe las, ſich zart an dem Hauche der Roſe erquickte, ſie aber nie zu berühren wagte, der, als des Vaters Spruch Dich an den edlen Colonna band, die Kraft hatte, ſich freiwillig aus Deinem Zauberkreiſe loszureißen, ſich in ferne Lande unter wildem ungariſchen Volke verbannte und für ſeinen Kaiſer fechtend den Tod ſuchte, da das Leben ihm Julia entriß? Kannſt Du ihm zürnen?

Nein! erwiederte Julia: „Zürnen werd' ich ihm nicht, aber es ſchmerzt mich, daß ihn mein Gatte hierher ſandte. Wollte er mich prüfen? Wozu? Hatte er nicht die Gewißheit, daß ich die Prüfung beſtehen würde, was könnte es ihm nützen, wenn ich nicht beſtände? Mein Stolz iſt beleidigt, meine Tugend bedarf keiner Prüfung, mein Herz iſt, ſeit ich es am Altare für immer verſchloß, jedem Eindrucke unzugänglich, iſt unverwundbar.

Julia, unterbrach ſie ihre Freundin: jetzt verſteh' ich Dich nicht. In dem Augenblicke, wo der Mann Deiner erſten, wohl Deiner einzigen Liebe nach ſo langer Trennung beſcheiden vor Dich tritt, ſpricht Dein Stolz ſo laut und Dein Herz bleibt ſo ruhig?

Ruhig, glaubſt Du? fiel ihr die Herzogin, ihre Hand ergreifend, in's Wort: Fühl' her, fühle, wie es klopft! Fühle, wie meine Pulſe ſchlagen und mein Blut raſch durch die Adern rinnt! Du irrſt in mir! Eben weil dieß Herz ſo tief empfindet, weil dieß Blut ſo warm nach ihm ſtrömt, eben darum, weil ich meinen Feind kenne, hat mich die Vernunft gelehrt, ihm muthig zu widerſtehen. Ich habe bei Giovanni's Anblick gebebt, als ſein ſchwermüthiger Blick mich traf, war es mir als ſähe ich die Pforte meines zerſtörten Paradieſes wieder offen. Sollte ich meinem Gefühle mich hingeben? o, das kleinſte Zeichen, der leiſeſte Verrath, und der Nimbus verſchwände um mein Haupt, die lockende Hoffnung lächelte ihm und an dieſem kleinen Fädchen ſpänne ſich für mich und ihn ein unzerreißbares Netz. Ich bin ſtolz, daß ich mich beherrſchen kann, würde mich aber elend fühlen, wär' ich bei ſeinem Anblicke gleichgiltig geblieben und hätte mir die Erinnerung nicht jene Tage der Liebe zauberiſch zurückgerufen. Aber, Leonore, nicht allein die Vernunft befiehlt, mehr noch als ſie gebietet die Pflicht. Mein Gatte mit ſeinem ſilbergelockten Haare blickt auf mich, wie auf ſeinen hellſtrahlendſten Juwel, an dem der ſtrengſte Tadler keinen Makel erkennen kann; er iſt ſtolz, ſagen zu können: dieß Weib iſt mein und hängt ſo feſt und treu an mir, wie es die glühendſte Liebe nur vermöchte. Soll ich dieſes Vertrauen täuſchen? Soll ich das Schrecklichſte, was dem Weibe begegnen kann, die Achtung meiner ſelbſt verlieren?

Das ſey fern von mir zu wünſchen! unterbrach ſie Leonore: Noch nie haſt Du ſo offen zu mir geredet, mir die ſtille Gluth Deines Herzens nie aufgedeckt, nie Dich ſo menſchlich weiblich mir gezeigt, wie in dieſem ſchönen Augenblicke, wo Du mir doppelt werth und theuer geworden biſt. Ich ſah ſonſt an Dir auf, wie an einem kalten Marmorbilde, das des Künſtlers Hand herrlicher geformt hatte als es ſelbſt die ſchaffende Natur vermochte, dem die Göttin der Liebe ihren Gürtel, die Grazien ihr freundlichſtes Lächeln, ihre zarteſte Anmuth gereicht hatten. Ich ſtaunte Dich an, aber mein Herz blieb kalt. Nur die Erinnerung an jene ſüßen Tage der Jugend, wo Du das ſanft liebende Mädchen wareſt, und Dankbarkeit hielten mich feſt an Dich gebunden; jetzt aber iſt es Dein Herz, was das Zauberband um mich geſchlungen hat; jetzt fühl' ich, daß Du ein Weib, das edelſte, ſchönſte, herrlichſte der Erde biſt! — und nun erlaube mir, daß ich Giovanni entferne. Was ſoll er hier? was ſoll er in Deiner Nähe? Willſt Du mit jeder Stunde den Kampf erneuen?

Laß ihn hier! erwiederte Julia beſtimmt: Ueberleg' ich mir es recht, ſo freut mich ſeine Nähe. Mein Gatte hat ihn geſandt, wollte ich ihn ſchnell wieder entfernen, könnte er mit Recht den Argwohn ſchöpfen, daß ich nicht Kraft und Muth genug fühlte, den Lockungen meiner erſten Liebe zu widerſtehen. Und dann, Leonore, ſoll er mir eine Leere, die ich oft unter der Huldigung von Tauſenden gefühlt, ausfüllen. Wenn ich in Rom und Neapel den Wiſſenſchaften und meinem Stande gelebt, wenn mich die hundert Sonette und tauſend Canzonen, die zu meinen Füßen niedergelegt wurden, gelangweilt haben, dann ſoll mir ein Lied von ihm, das in ſtillen Abendſtunden aus der Ferne zu mir dringt, jene Zeit zurückrufen und ich will da ganz Julia Gonzaga ſeyn, wie ich es in den freundlichen Tagen meines erſten Blüthenlebens war. Die Klänge, die wie ein leiſer Hauch die Saiten meines Innern berühren werden, ſollen die Reinheit meines Herzens nicht entweihen, ſie ſollen ſie heiligen und dem Herzen einen ſtummen Tribut zahlen, welcher der Gattin Colonna's nicht werden darf. Ich weiß nicht ob Du mich verſtehſt, Leonore! Es iſt eine zarte, leiſetönende Saite, die ich berühre; ihr Ton dringt in das Herz, doch nicht zu den Sinnen.

Ich verſtehe Dich, Julia, muß Dich aber warnen! erwiederte die Freundin: Die Schwärmerei der Liebe iſt eine gefährliche Klippe, an welcher das Lebensſchiff leicht ſcheitern kann. Körper und Geiſt ſind ſo innig verwebt, daß der Schmerz des Einen ſtets den Andern trifft, wie die Wonne beide zugleich durchſchauert.

Julia lächelte. Sorge nicht! ſprach ſie: wer den innern Richter ſcheuet, erhält ſich den geheimſten Gedanken rein und heilig! — Komm zurück in das Schloß; die Orangenblüthe duftet zu ſtark und könnte leicht, wie Du ſagteſt, meinen Geiſt umnebeln, wie ſie meine Sinne betäubt. Komm! Sie kehrten beide, nicht ohne Klopfen des Herzens, in das Schloß zurück.

3.

Vespaſian Colonna, in ſteter Feindſchaft mit dem Hauſe Medicis, hatte nicht ohne Beſorgniß die Bewerbungen des Kardinals Nepoten bei ſeiner Gemahlin beobachtet. Nicht, daß er Mißtrauen in ihre Tugend geſetzt oder nur hätte glauben können, der Kardinal mache den kleinſten Eindruck auf ſie, aber er meinte einen andern geheimen Grund darin zu finden und fürchtete einen verſteckten Fallſtrick oder ein Gewebe von Liſt und Rache, ihn und ſeine Gemahlin zu entzweien und zu verderben. Noch mehr wurde er in dieſem Glauben beſtärkt, als er einen anonymen Brief erhielt, in welchem auf eine wenig ſchonende Art das frühere Verhältniß ſeiner Gattin zu Giovanni d'Arienzo berührt war, und wodurch er erfuhr, daß dieſer mit ſeinem Regiment nach Neapel gekommen und nach deſſen Auflöſung in ſeine Heimath zurückgekehrt ſey. Daß eine feindliche Hand dieſen Brief geſchrieben hatte, war ihm klar, daß er von den Medicis kam, deſſen wurde er durch den Kardinal Hippolyt gewiß, der ihn an dem Tage, wo er die Reiſe der Herzogin nach Fondi erfuhr, mit höhniſchem Lächeln fragte, wie weit Teano, die Vaterſtadt Arienzo's, von Fondi entfernt ſey?

Vespaſian ſchmerzte dieß hämiſche Benehmen tief, es war die empfindlichſte Stelle, wo man ihn verwunden konnte. Lange war er unſchlüſſig, was er thun, ob er ſeinen Feinden Verachtung entgegen ſetzen oder ſie demüthigen ſollte. Sein Stolz beſtimmte ihn zu dem Letztern.

Kaum war Julia abgereiſ't, als auch ſchon ein Vertrauter nach Teano eilte, Giovanni zu ihm nach Rom einzuladen. So auffallend und gefährlich dieſem auch anfangs die Einladung erſcheinen mußte, ſo bewog ihn doch der allgemein anerkannte edle Charakter Vespaſian Colonna's, deſſen Wunſch zu erfüllen und dem Boten über Aquino nach Rom zu folgen.

Hier ward er in dem Pallaſte Colonna gaſtfreundlich aufgenommen, bei jedem Mahle, bei jedem Feſte, zum Erſtaunen der Wenigen, die von der früheren Liebe der Donna Julia unterrichtet ſeyn konnten, ausgezeichnet behandelt und nach einigen Tagen machte ihm Colonna den Vorſchlag, während dem Aufenthalte ſeiner Gemahlin in Fondi zu bleiben, und ſo lange, wenn auch nur dem Scheine nach, als Geſellſchaft-Cavalier, eine zu damaliger Zeit gebräuchliche Stelle unbemittelter Edlen bei Damen des höhern Adels, in ihre Dienſte zu treten. Giovanni ſtutzte, er fürchtete einen Fallſtrick und ſuchte ſich zu entſchuldigen; als aber Colonna ihm ſagte, daß er von ſeiner Gemahlin ſelbſt mit den früheren Verhältniſſen bekannt gemacht worden, ihm den anonymen Brief zeigte, ihn aufforderte, in ihre Dienſte zu treten und der

Würde ſeiner Gattin dieß Opfer zu bringen, und ihm noch mehre Gründe vorlegte, die es ihn wünſchen ließen, konnte Arienzo nicht widerſtehen. Auch mochte wohl, ihm ſelbſt unbewußt, die ſüße Hoffnung ihn beſtimmen, Julia wieder zu ſehen, und nun ſein, nur ſich gethanes Gelübde zu ihrem Heil brechen zu können.

Am anderen Tage ward er bei einem feſtlichen Mahle den Gäſten als ein Cavalier der Herzogin vorgeſtellt, und die Verwunderung, welche der Kardinal bei dieſer Nachricht nicht zu bergen vermochte, beſtätigte Colonna noch mehr in dem Argwohne, daß der vergiftete Pfeil von ihm geſendet worden ſey. Ihr aber mußte dieß verborgen bleiben. Colonna kannte ihren Stolz und ihr Selbſtgefühl zu gut, und war überzeugt, daß ſie nie zu ſolchem Beweis ſich herabgewürdigt haben würde, da ſie ſich über allen Verdacht, und mit Recht erhaben dünkte.

Mit dem feſten Vorſatze, auch in ihrer Nähe jeden Wunſch, jede Hoffnung und Sehnſucht zu unterdrücken, war Arienzo von Rom abgereiſt; aber ihr Anblick, die nun ganz vollendete Schönheit, welche er in ihr erblickte, hatte alle ſüßen Erinnerungen mit einem Zauberſchlage aus ihrem Schlummer erweckt, und ihn noch mehr erſchüttert als er geglaubt. Mit Ergebung hatte er, als ſie ihm ſich zu entfernen winkte, Fondi wieder verlaſſen wollen und doch fühlte er bei dem Zaubertone ihrer Stimme, als ſie Arienzo! rief, daß er einen ſchweren Kampf gegen ſein Herz zu beſtehen habe. Die Gegenwart Leonoren's, welche in früherer Zeit die theilnehmende Vertraute ſeines Glückes geweſen, war ihm willkommen, in ihr hoffte er Troſt und Rath zu finden, und er irrte ſich nicht, ſie nahm auch jetzt noch innigen Theil an ihm und war ſeine thätige, vielleicht nur zu thätige Fürſprecherin bei der Herzogin.

Seit Julia auf Befehl ihres Vaters die Gattin Colonna's geworden und ihrer Liebe zu Giovanni, welche ihr ſchon damals die Vernunft als unſtatthaft und thörig ſchildern mußte, entſagt, hatte zwar zuweilen Erinnerung die Schmerzen der Liebe in ihrer Bruſt geweckt, aber mit dem feſten Willen, ihre Pflichten in höchſter Reinheit zu erfüllen, war ſie ſtets als Siegerin aus dieſem Kampfe getreten, und ſo hatte ſich eine heitere Ruhe über ihr Leben verbreitet und das Gefühl ihrer Pflicht ſie gegen ſich ſelbſt geſchützt. Jetzt aber in ſeiner Nähe bemächtigte ſich eine ängſtliche Unruhe ihres Gemüths, ſie bebte bei dem leiſeſten Klopfen ihres Herzens, und wenn ſie in ſternheller Nacht auf einſamen Lager lag und die Töne ſeiner Laute aus der Ferne zu ihr drangen, dann durchwehete ſie ein leiſer Schauer, und obgleich wachend, verſank ſie in ſüße Träume. Aber ihrer Pflicht gedenkend ſprang ſie auf, warf den Mantel über und eilte in ein anderes Zimmer, wo ſie ſeine lockende Stimme nicht vernehmen konnte.

Sie hatte ihn nicht wieder geſprochen, doch oftmals geſehen, und ſonderbar, ſein Anblick bewegte ſie weniger als wenn ſie aus der Ferne ſeinen Geſang vernahm. Sie konnte ihm in's dunkle Auge ſehen und blieb Herr ihrer Empfindungen, aber fern von ihm waren die Bilder ihrer Phantaſie zu lebendig, ſie gab ſich ihnen hin und wurde leiſe und unbemerkt von ihnen entführt, und Leonore, welcher dieß nicht entging, bat ſie noch einmal, Giovanni zu entfernen, aber vergeblich.

Eines Morgens als die Herzogin mit Leonoren in ihrem Zimmer ſaß, entſtand ein großer Auflauf auf dem Schloßhofe; der Kardinal Hippolyt von Medicis kam auf ſeiner Reiſe von Rom nach Neapel durch Fondi, hielt auf dem Schloſſe an und wünſchte der Herzogin ſeine Aufwartung zu machen und ihr Briefe von ihrem Gemahl zu überreichen. Julia war über dieſen Beſuch nicht wenig verwundert. Sie kannte das Verhältniß ihres Gatten zu den Medicis, von denen ihr Keiner in dieſem Augenblick unangenehmer geweſen wäre, als eben der Kardinal. Die Höflichkeit erlaubte es ihr jedoch nicht, ihn abzuweiſen, ſie nahm ihn an und empfing ihn mit dem kalten Anſtande und der Würde, mit welcher ſie jedem Manne entgegentrat, von dem ſie nur im Mindeſten glauben konnte, er nähre irgend eine Hoffnung.

Der Kardinal überreichte ihr die Briefe ihres Gemahls, erzählte ihr manches Neue aus Rom, benachrichtigte ſie von den Zurüſtungen zur See, welche Soliman, der Kaiſer der Osmanen gemacht, und womit der berüchtigte Barbaroſſa die Küſten des mittelländiſchen Meeres bedrohe und ſchon in Calabrien gelandet ſeyn ſolle; übrigens ſchien er heute weit weniger bemüht, ſeine Vorzüge geltend zu machen als gewöhnlich. Während die Herzogin ſich entfernte, die Briefe ihres Gemahls zu leſen, welche nicht das Entfernteſte enthielten, was auf den ſonderbaren Beſuch des Kardinals Beziehung haben konnte, ſuchte Leonore, gegen die er heute ausnehmend galant war, ihn über den Zweck ſeiner Reiſe auszuforſchen; er vermied jede deßfallſige Berührung und erzählte ihr dagegen, was Rom und der päpſtliche Hof nur Erzählungwerthes darboten.

Julia kehrte bald zurück und mußte, ſo unangenehm es ihr auch war, den Kardinal zur Tafel einladen. Er nahm es verbindlichſt an und äußerte zugleich, wie ſehr er ſich freue, bei dieſer Gelegenheit einen jungen Mann wieder zu ſehen, deſſen Bekanntſchaft er vor einiger Zeit im Pallaſte Colonna gemacht habe.

Wen meint Ihr? fragte die Herzogin verwundert, da ihr Giovanni's längerer Aufenthalt in Rom unbekannt geblieben war.

Giovanni d'Arienzo, erwiederte der Kardinal, und ſein Auge warf bei der Nennung dieſes Namens einen forſchenden Blick auf die Herzogin, welche nicht ohne Verlegenheit ihr Erröthen fühlte. Es iſt ein liebenswürdiger Mann, fuhr er fort: ſpielt meiſterhaft die Laute, und ſeine Stimme iſt melodiſch. Mir ſagte Euer Gemahl, daß er als Geſellſchaft-Cavalier in Eure Dienſte getreten ſey.

Ihr werdet ihn heute Mittag ſehen, erwiederte Julia gefaßt: und der Ruf hat Euch nicht zu viel von ihm geſagt.

Der Haushofmeiſter trat in dieſem Augenblicke ein und meldete, daß die Tafel bereitet ſey. Ich habe vergeſſen Euch den Befehl zu geben, wandte ſich die Herzogin zu ihm: den Signor Arienzo heute zur Tafel zu laden. Seine Eminenz wünſchen ihn näher kennen zu lernen. Eilt, daß wir nicht lange auf ihn zu warten haben.

So muß ich Euch, Signora, wohl für die beſondere Aufmerkſamkeit danken, welche Ihr mir erzeigt; nahm der Kardinal das Wort: ich glaubte, Eure Cavaliere hätten täglich das Glück, Euch, bei Tafel wenigſtens, zu ſehen.

In Rom, erwiederte ſie: aber nicht hier. Um die Stille der Einſamkeit ganz genießen zu können, bin ich gemeinhin mit meiner Freundin allein und nur zuweilen lieb' ich hier Geſellſchaft. Arienzo gehört zu denen, fuhr ſie unbefangen fort: welche durch ihr Talent mir aber ſonſt manche Stunde verkürzen. Ich liebe, wie Ihr wißt, Muſik leidenſchaftlich, und beſonders deßhalb hat mein Gemahl die Güte gehabt, ihn hierher zu ſenden.

Und kanntet Ihr ihn früher nicht? fragte der Kardinal, gleiche Unbefangenheit heuchelnd.

Schon ſeit längerer Zeit, erwiederte ſie: und es war mir doppelt lieb, in ihm, den ich ſeit meiner Vermählung nicht wieder ſah, einen alten Bekannten zu finden. Doch habt die Güte, mich in den Speiſeſaal zu begleiten, man wird auf uns warten. Sie reichte ihm den Arm, Leonore folgte ihnen.

Die Tafel war nur für Fünf gedeckt. Der Kardinal nahm zwiſchen' den beiden Frauen Platz, Julia Gonzaga wies einem jungen Römer aus dem Hauſe Ghigi, welcher den Kardinal begleitet hatte, den Siß zu ihrer Rechten an, ihr gegenüber ſaß Giovanni.

Bald wurde die Unterhaltung allgemein, der Kardinal ſuchte beſonders Giovanni in das Geſpräch zu ziehen, dieſer wich aber ſo viel als möglich jeder Unterredung aus. Selbſt Julia richtete heute oft ihre Rede an ihn, und er, der vielleicht des Kardinals Abſicht durchſchaute, wagte es ſie anzuſehen, ihr frei und unbefangen zu antworten. Die Tafel wurde bald aufgehoben, der Kardinal, welcher heute noch bis Gaeta wollte, mußte ſich entfernen, und als er die Mauern von Fondi lange ſchon hinter ſich hatte, fand er erſt Worte, dem Begleiter ſein Erſtaunen mitzutheilen.

Das Weib iſt ein Engel, und wüßte ich nicht, daß die Liebe ſchon früher ihre Gewalt über ſie ausgeübt hätte, ſo müßt' ich glauben, ſie ſey gefühllos. Der Herzog, ihr Gemahl hat mich durchſchaut, er iſt abſichtlich meinen Wünſchen entgegen gekommen, ſeine Gemahlin in Geſellſchaft ihres ehemaligen Geliebten zu ſehen, und ich muß geſtehen, ſolche Unbefangenheit hatte ich nicht vermuthet. Aber warum ſchuf der Himmel ein ſolches Meiſterwerk, wenn es nur einen alten, dem Grabe nahen Greis beglücken ſoll? Warum ließ die Natur eine ſolche duftende Blume ſich entfalten, damit nur er ihre Wohlgerüche einathme? Fort, fort aus ihrem Zauberkreis!

Während der Kardinal ſeinen Unmuth auf dieſe Weiſe ausdrückte, waren Julia's Gedanken auch bei ihm. Nicht ohne Erlaubniß meines Mannes, ſchloß ſie: durfte er hierher kommen, das verbot ihm ſchon die Sitte. Der Herzog muß alſo einen Plan haben, weßhalb er ihm, und gerade ihm den Brief und ſo die Gelegenheit gab, mir in Fondi aufzuwarten. Ich geſtehe Dir, Leonore, dieß beunruhigt mich und macht mir Giovanni's Gegenwart doppelt drückend.

Sende ihn fort! bat Leonore: Beginne nicht den Kampf mit Dir und dem Schickſal. Prüfe Dich genau, ob in der Zeit, wo Du ihn täglich ſiehſt, an jedem Abend ſeine Stimme höreſt und auf ſeine Lieder lauſcheſt, ob Dein Herz noch ſo ruhig ſchlägt, wie ſonſt.

Und wär' alle meine Ruhe dahin, erwiederte Julia: ſchlüge das Herz ſo laut, ſo heftig, daß es die Bruſt zerſprengen möchte, ich ſendete ihn nicht fort von hier. Sollte ich mir ſelbſt nicht mehr vertrauen? Was iſt Tugend ohne Prüfung? In dem Strome der Welt, wo gleich den Motten um die Flamme die Männer um Schönheit flattern, da prüft ſich das Herz eines edlen Weibes nicht, ſolchen Eindrücken widerſteht es leicht. Aber wenn in ſtiller Einſamkeit, wo die Phantaſie in tauſend Gluthen ihren Pinſel taucht, ſich liebliche Bilder zu ſchaffen, wo in trauten Abendſtunden, beim leiſen Flüſtern des Weſtes das Herz nicht ſtürmiſch aber ſehnſuchtvoll klopft, wo die Erinnerung uns eine glückliche Vergangenheit herbeiführt und das Auge des einſt Geliebten, wenn auch beſcheiden, doch mit Trauer und Sehnſucht auf uns blickt und das Herz ſo willig dieſem Blicke die Pforte öffnen möchte, da wird es geprüft, da iſt es ruhmvoll, rein, tadellos und ſiegend aus dem Kampfe zu treten.

Freundin meiner Kindheit! nahm tief bewegt Leonore das Wort: Du, welche die arme verlaſſene Waiſe, da alle Welt ſie verſtieß, freundlich in die Arme ſchloß, höre mich an, Julia! Achte auf meine Worte und vertraue meinem ängſtlichen Herzen mehr als Deinem ſtolzen Sinne! Fordre das Schickſal nicht auf zum Kampfe; des Menſchen Herz iſt ſchwach, bedarf nur eines Augenblickes, und der lang errungene Sieg iſt dahin! Laß Giovanni ziehen! Selbſt der Jüngling dauert mich; was ſoll er hier? Sehnſucht und Hoffnung müſſen mit jedem Augenblicke in ihm aufſteigen, damit der folgende ſie wieder zerſtöre. Der Hauch Deines Mundes muß die Gluth ſeines Herzens zur Flamme anwehen, und ſie zu löſchen hat er nur ſeine Thränen. Quäl' ihn nicht länger. Nicht was ihm einſt werden kann, ſieht er in Dir, was er verloren erblickt er nur, und je ſchöner es ihm erſcheint, deſto ſchmerzlicher müſſen ſeine Wunden bluten.

Julia ward nachdenkend. Ihr Auge ſah düſter vor ſich nieder, ihr Mund wollte lächeln und vermochte es doch nicht.

Höre mich, ſend' ihn weg! bat noch einmal Leonore.

Sonderbares Mädchen, nahm die Herzogin

das Wort: Du verſtehſt, was ich in der Tiefe meines Herzens verſchloſſen habe, hervorzulocken. Wiſſe, nicht allein mein Stolz, nicht allein die Furcht, daß ich meinen Gemahl durch ſeine Zurückſendung glauben laſſen könnte, mir fehle der Muth, auch dieſer Verſuchung zu widerſtehen, iſt es, warum ich ihn nicht zurückſchicke. Nein, es liegt noch eine andere Thorheit zum Grunde, die ich Dir bis jetzt verſchwiegen habe.

In jenen Tagen, als mein junges unerfahrenes Herz ſich dem erſten Eindrucke, den Arienzo auf mich machte, ſorglos hingab, als die zarte Knoſpe der Liebe leiſe aber ſchön ſich in mir entfaltete, da ſaß ich eines Abends vor der Villa meines Vaters, und ſah wie die Sonne ihre goldenen Strahlen in's Meer tauchte und hinter ihr her die Dämmerung ihre Nebelſchatten breitete. Alles erſchien mir in dieſem Augenblicke ſchöner als ſonſt, die Sonne glühender, das Meer dunkler wogend, das Grün der Bäume friſcher, die Blumen um mich her ſchienen mir lieblicher zu duften. Jedem Vorübergehenden dankte ich freundlicher als ſonſt, jedem hätt' ich gern gegeben, denn ich fühlte mich ſo glücklich, ſo überreich, und mein ganzes Weſen war Liebe. Da ſchritt eine alte hülfloſe, in Lumpen gehüllte Frau an mir vorüber; ihr Auge ſah ſchüchtern nach mir, ich bemerkte, daß ein Wunſch auf ihren Lippen ſchwebe, ſie ihn aber nicht zu ſagen wage; da rief ich ſie heran, fragte wer ſie ſey, wohin ſie ziehe und ob irgend eine Noth ſie drücke? — Ich bin eine Unglückliche, erwiederte ſie: meine Heimath iſt überall, und was mich drückt, das könnt Ihr mir nicht lindern. Wollt Ihr mir eine Gabe reichen, und ſo meine Tage friſten, ſo will ich Euch dankbar dafür ſeyn. — Ich nahm aus meinem kleinen Seckel Alles was ich hatte und gab es ihr. — Ihr gebt viel, ſprach ſie freundlich dankend: Gott wird Euch dafür gewiß auch Vieles geben, Schönheit und Anmuth, Verſtand und Hoheit, und was das Weib am herrlichſten ziert, Tugend. Nur Eines wird Euch nicht, Euer ſehnlichſter Wunſch wird Euch nicht erfüllt; denn in den Becher der Wonne muß ja das Schickſal immer einige Tropfen Wermuth träufeln, ungetrübt leert ihn Keiner. Den Ihr liebt, den werdet Ihr verlaſſen, ohne ihm untreu zu ſeyn; er wird Euch verlaſſen und Euch doch ewig treu bleiben. Solltet Ihr Euch nach Jahren der Trennung wieder finden, ſo weiſ' ihn nicht von Dir, holdes Kind, denn er wird Dein guter Engel ſeyn. — Dieß ſagend küßte ſie mir die Hand und ſchlich fort. Ich beachtete ihre Rede nicht; ich war ja ſo glücklich, warum ſollten die Worte der Alten mein Glück ſtören? Aber vor dem Altare, wo ich das feierliche Ja ſprach, gedachte ich ihrer; ich hatte mich von Giovanni losreißen müſſen, er trennte ſich freiwillig von mir, und doch hatten unſere Herzen das Band nicht zerriſſen. Späterhin von den Huldigungen der Männer umgeben, geehrt von den Frauen, geliebt von meinem Gatten, hab' ich der Alten nicht wieder gedacht, obgleich auch damals ihre Worte wahr wurden. Doch als mich hier am erſten Abend, wo die Töne ſeiner Laute mein Ohr trafen, der Schlaf floh und ich auf meinem Ruhebette ſinnend ſaß, trat die Alte lebhaft vor meine Erinnerung, und es war mir als ob die Worte: Wenn Ihr Euch wieder findet, wird er Dein guter Engel ſeyn! auf ſeinen Tönen zu mir herauf drängen und, Leonore, ich wag' es nicht, dem Schickſale vorzugreifen; wer weiß, wozu das ihn beſtimmte. Deßhalb entfern' ich ihn nicht. Sollte aber ein frevelhafter, ſündhafter Gedanke in mir aufſteigen, dann flieh ich die Gefahr, denn dann fühl' ich, daß ſie mir nahe iſt.

Nun, ſo bin ich beruhigt, erwiederte Leonore: obgleich ich nicht begreife, wie die Worte der Alten ſo tiefen, ſo bleibenden Eindruck auf Deinen hellen Geiſt machen konnten. Sie wollte Dir für Deine Gabe etwas Freundliches ſagen, war vielleicht aus gleicher Urſache Arienzo Dank ſchuldig und wollte ihm nützlich werden, auch kannte ſie vielleicht durch Zufall Dein Verhältniß zu Giovanni und es konnte ihr dann nicht ſchwer werden, die Trennung voraus zu ſagen. Laß ſie ruhen, und hänge nicht dieſem Phantome, dem Kinde des Aberglaubens nach, das höchſtens im Zufall Beſtätigung findet.

Dieß mein' auch ich, nahm Julia das Wort: ich vertraue ſolchen Sprüchen nie; aber wenn es nicht gegen die Vernunft, nicht gegen meine Pflicht iſt, ſo handl' ich ihnen nicht gern entgegen. Indem ſie dieß ſprach, tönte Giovanni's Laute im Garten und deutlich konnten ſie ſein Lied vernehmen. Es ſchilderte die Qualen der Trennung, den tiefen Schmerz, ſich in fernem Lande von allen Lieben verlaſſen zu ſehen. Wort und Ton kamen aus der Tiefe des Herzens, und ſelbſt Leonore konnte einer ſanften Rührung nicht Meiſter werden. Der Arme! ſprach ſie: Er fühlt die Qualen des Tantalus; immer ſieht er die goldenen Früchte vor ſich, ewig umſpülen ihn die Fluthen, er ſtreckt die Hand nach ihnen und ſie entweichen.

Das iſt das Loos des Menſchen! unterbrach ſie Julia: Unbefriedigte Wünſche begleiten auch den Glücklichſten von ſeinem Morgen bis zum Abendroth. Laß uns ſchweigen und auf ſeinen Geſang lauſchen.

Der Mond, der erſt ſpät zu ſeinen Wandergefährten, den goldenen Sternen hervorgetreten war, hatte ſchon lange ſeine Bahn durchwandelt und ſein bleiches Licht über die dunkeln Schatten der Erde geworfen, als die Herzogin mit ihrer Freundin noch am offenen Fenſter ſaß und auf des Sängers Klagtöne lauſchte. Sanfte Wehmuth hatte ſie ergriffen, manche

Thräne war herabgerollt, und als die Lautentöne verhallt waren und nur noch leiſe der Nachtwind durch die Pinien rauſchte, ſaßen ſie immer noch ſchweigend, Vergangenheit und Zukunft durchirrend, am offenen Fenſter, bis der kalte Wind, der vom Meere herüber blies, ſie aus ihren Träumen weckend zur Ruhe mahnte.

4.

Die Bitte ihrer Freundin, Arienzo zu entlaſſen, und der Gedanke, daß er in ihrer Nähe ſo viel leiden müſſe und nicht einmal ein herzlicher Blick ihn lohnen dürfe, beunruhigte Julia's Gemüth während des ganzen Tages. Schon oft hatte ſie heute Pinſel und Palette weggelegt und war von ihrem Sitze vor der Staffelei aufgeſprungen, auf welcher eine faſt vollendete Hebe ſtand, die ihre Schaale einer von der Abendgluth vergoldeten Wolke entgegen ſtreckte. — Immer war es ihr als ob dieſe Wolke ſich geſtalte, als ob aus den grauen Nebelformen das Bild Giovanni's mehr und mehr hervorträte. Sie konnte ihrer neckenden Phantaſie nicht Herrin werden, verließ das Zimmer, und eilte, da es nun kühl ward, hinunter in den Garten.

Aber auch hier folgte ihr eine Unruhe, die ſie nicht bekämpfen konnte und auf welche ſie faſt zu zürnen begann. Sie ſchritt, ſelbſt ohne einzutreten, an ihrer Lieblinglaube vorüber, brach gedankenlos die Blüthe von den mit goldenen Früchten belaſteten Orangenbäumen, pflückte Blumen und warf ſie unmuthig wieder fort; doch eine Roſe, welche ſie ſo eben brach, hielt ſie in ihrer ſchönen weißen Hand und ihre Gedanken ſchienen durch ſie eine andere Richtung genommen zu haben. Leicht konnte ſie in dieſer duftenden Blume ihr eigenes Bild erkennen, denn eben entfaltet, hauchte ſie die ſüßeſten Düfte aus ihrem halbgeöffneten Kelche und war das lieblichſte Bild eines, im höchſten Glanze der Schönheit blühenden Weibes.

Die Roſe in der Hand wanderte ſie heute nach dem abgelegenſten Theile des Gartens, den ihr Fuß nur ſelten betrat. Dort, am äußerſten Ende war eine von Platanen beſchattete kleine Felſengrotte, in welcher ein plätſchernder Quell ſeine Waſſer aus dem Geſtein in ein Marmor-Becken ergoß. Hier, wohin nur die Abendſonne ihre ſinkenden Strahlen warf, war es auch bei der brennendſten Hitze kühl, und Julia wandte ſich hierher, um auf einer von Blumen umdufteten Raſenbank ihre Gefühle zu ordnen und den in ihr aufkeimenden Entſchluß zu befeſtigen. Ihr Auge ſinnend auf den Boden geheftet, trat ſie in die Grotte, ſchritt, nur mit dem Zwieſpalt in ihrem Innern beſchäftigt, der Raſenbank zu, und als ſie das geſenkte Auge erhob, ſchrak ſie zuſammen, da ſie Giovanni auf derſelben entſchlummert fand, der eine grüne, ſchon verblichene Schleife an ſein Herz drückte, welche ſie ſogleich als ihr Geſchenk aus früherer Zeit erkannte. — Sie ſtutzte, wollte ſich entfernen — er ſchlief ſo ſanft — der Entſchluß, daß er Fondi verlaſſen ſolle, ſtand ſo feſt in ihr — es war vielleicht das letzte Mal, daß ſie ihn ſah — es war ja das erſte, das einzige Opfer, welches ſie ihm, welches ſie dem entſchwundenen Glücke ihrer Jugendträume brachte. Noch einmal wollte ſie ihn ſehen, ihn ſo betrachten, daß jeder ſeiner Züge ihr eine liebe Erinnerung zurückführen ſollte. Sie wähnte mit dieſem Augenblicke die ganze Vergangenheit noch einmal überblickend für immer zu zerſtören.

Und was hätte ich zu fürchten, da er ſo feſt ſchlummert? dachte ſie. Für mein Herz fürchte ich nicht, und — jetzt könnte ich meine Sinne prüfen, darum hin zu dem Schläfer! befahl ihr Stolz, und ſie nahte ihm.

Ruhig war ſein Schlummer, er ahnte nicht den Schmerz der nahen Trennung, nicht die Wonne ihrer Gegenwart; aus jedem Zuge ſeines Antlitzes ſprach der Friede des Herzens und die ſtille Ergebung, dieſe treue Begleiterin auf ſeiner freudeloſen Bahn. Unverwandt hatte Julia auf ihn geblickt; mit jeder Sekunde ſchwand Stolz und Gegenwart, Wehmuth und Vergangenheit traten an ihre Stelle, und ſie fühlte, daß eine Thräne über ihre Wangen herabrollte. Da traf ihr Auge die Schleife, das einzige Pfand aus jener ſeligen Zeit, welche das leiſe klopfende Herz ſanft bewegte. Die einſt an meiner Bruſt wogte, ruht an eines

Mannes Herzen! dachte ſie; ihr Auge ward ernſt, der Stolz erwachte, ihre Hand ſtreckte ſich aus, ihm das Letzte zu nehmen, was dem Armen noch aus ſeiner Blüthenwelt geblieben war, und indem ſie die Schleiſe erfaſſen wollte, ſank die Roſe, welche ihre Hand hielt, neben ſie hin; — ſie erſchrak. — Schickung des Himmels! ſprach ſie, ihr Auge aufwärts hebend, und vermochte nun nicht, ihm weder Schleiſe noch Roſe zu nehmen.

Schlaf' ſanft! liſpelte ſie, ſich entfernend: Dich ſehe ich nicht wieder! — Alſo heute war es das letzte Mal! und dieſer Gedanke lockte ſie wieder zurück, ſie beugte ſich, zwar nur wenig, über ihn, blickte, leiſe Lebewohl! murmelnd, ihn noch einmal wehmuthvoll an — ihr Auge hing noch einmal an dem Geſchloſſenen, das er jetzt aufſchlug, nach ihr aufblickte und ſie vor ſich ſtehen ſah.

Lebt wohl, Giovanni! ſagte die Herzogin, nach kurzem Beben ſich ſchnell faſſend: Lebt wohl! Zieht morgen von hier! Ich danke Euch für Euer zartes Benehmen.

Arienzo, die Herrliche vor ſich erblickend, war zu ihren Füßen geſunken, ſeine Linke hielt die Schleife feſt, ſie war ſein Eigenthum, die Rechte ſtreckte ihr die Roſe entgegen, als ob er ſie fragen wollte: Darf ich ſie behalten? Wo nicht, ſo nehmt ſie zurück!

Behaltet die Roſe, ſagte die Herzogin: und lebt wohl! — Ich ehre Euch, Euer Andenken ſey mir heilig! Ein Blick, in dem ein Himmel voll Seligkeit für ihn lag, ward ihm noch, dann entfernte ſie ſich.

War es kein Traum, rief er als er die Roſe an ſeine Lippen drückte: verweilte ſie wirklich bei dem Schlummernden? legte ſie dieſe Blume an mein Herz? — Ja wohl iſt es Zeit, daß ich von hinnen gehe, auch ohne Deinen Befehl, Gebieterin, wär' ich geflohen. Darum mußte ich leben, ſagte er aufſpringend: darum fand ich nicht den Tod, damit ich noch einmal die Wonne jener Zeit empfinden ſollte, damit ich die Gewißheit mit mir nehmen kann, daß ich ihr theuer bin! Eitler Thor! rief er aus: verdanke dieß vergängliche Geſchenk, dieſe ſchnell verwelkte Roſe dem Mitleid, nicht der Theilnahme, und träume Dir keinen Himmel, wo

Dein Paradies ſchon längſt zerſtört iſt und eine furchtbare Oede Dich umgibt. Träume nicht von Glück, Unglücklicher! Das Erwachen aus ſolchem Traume iſt fürchterlich! Er verließ die Grotte; die Roſe in der Hand durchirrte er den Garten und fand in ſeiner Wonne die Ruhe nicht.

Die Herzogin aber betrat in ernſter Stimmung ihr Zimmer. Ich habe menſchlich gefühlt und nicht gefehlt, ſagte ſie zu ſich ſelbſt: meine Gedanken, als ich ihn ſchlummern ſah, waren rein wie mein Wandel; dem unglücklichen Freunde ſchlug dieſes Herz, dem Manne, dem ich ſeinen Himmel getrübt habe, nicht dem Geliebten, und kein anderer Wunſch ſtieg in mir auf als ihn glücklich, ſelbſt in dem Arme einer Andern glücklich zu wiſſen. Aber ihn habe ich aus ſeiner Ruhe geweckt, ihm den Frieden geſtört! Das war nicht recht, war es auch nicht mein Wille, daß es geſchehe.

Leonore, ſprach ſie zu der in Reiſekleidern Eintretenden: morgen zieht Giovanni von hier. Rede mit ihm, noch ehe Du heute Abend Deine ſonderbare Wallfahrt zu dem Einſiedler von Ceretello beginnſt. Forſche nach ſeinen Verhältniſſen, ſuche ihn zu bewegen, daß, ſind ſie drückend, ich oder mein Gemahl ſie verbeſſern darf; ſag' ihm, Julia Gonzaga werde durch das ganze Leben ſeine treue Freundin bleiben; ſag' ihm von mir ein herzliches Lebewohl; aber getrennt muß es ſeyn. Ich fühle zwar, daß ich die Prüfung beſtanden habe, daß mein Herz ſtark, meine Grundſätze feſt genug ſind, in dem Geliebten nur den treuen Freund zu erblicken, aber ſein Herz würde brechen, und deßhalb iſt es beſſer, daß er von hinnen zieht.

Leonore war über den raſch gefaßten Entſchluß erſtaunt, ſie fragte die Freundin nach dem, was ihn ſo plötzlich herbeigeführt habe. Sprich mit Giovanni, vielleicht wird er Dir es ſagen! war Julia's Antwort.

Aber Giovanni ſagte ihr nichts. Ich werde die Befehle meiner Gebieterin befolgen! ſprach er: Der morgende Tag wird mich nicht mehr in Fondi treffen. — Sagt der Herzogin — Doch ſagt ihr nichts — Mein Lebewohl ſey ſo beſcheiden wie meine Liebe! — Euch aber, Signora, den innigſten Dank! Ihr habt es mit dem Unglücklichen gut gemeint. — Er küßte ihre Hand; ſie ging und ſah ihn nie wieder.

Kaum daß Leonore, ein Gelübde zu erfüllen, mit ihrer Begleitung die Wallfahrt nach der Zelle des Einſiedlers von Ceretello begonnen hatte, als ein Eilbote auf ſchweißtriefendem Roſſe in den Schloßhof geſprengt kam. Der Kardinal Medicis hatte ihn in der Nacht von Neapel mit einem Schreiben an die Herzogin geſandt, welches die Schreckensnachricht enthielt, daß Barbaroſſa mit der Flotte dicht bei Neapel vorbei geſegelt und auf Procida gelandet ſey, wo er Alles mit Feuer und Schwert verwüſte. Der Kardinal warnte ſie, in Fondi, was ſo nahe am Meere lag, zu bleiben, und beſchwor ſie, Angeſichts dieſes das Schloß zu verlaſſen und entweder nach Rom oder mehr landeinwärts zu ziehen.

Obgleich dieſe Nachricht ſie nicht wenig beunruhigte, glaubte ſie doch, ohne Erlaubniß ihres Gemahls Fondi nicht verlaſſen zu dürfen. Ueberdieß ſchien es ihr als ob der Kardinal ihren Muth prüfen wolle, um ſie bei ſchleuniger Flucht, da die Gefahr ſelbſt noch ſo fern und ungewiß war, zu verſpotten. Sie ſandte daher ſogleich einen ihrer Cavaliere nach Rom, die Befehle ihres Gemahls einzuholen, und war feſt entſchloſſen, bis dahin in Fondi zu bleiben, und nur, wenn man die türkiſche Flotte gewahren ſollte, nach Ponte Corvo zu eilen. Die Gefahr nicht nahe glaubend, lauſchte ſie am Abend, wie gewöhnlich auf den Geſang Arienzo's, den ſie heute noch lieblicher, herzergreifender fand als je, denn heute war ſie ja von ſo manchen Empfindungen tief bewegt. Sie ſaß an ihrem Fenſter und blickte in den Garten hinab, und der Gedanke, daß es das letzte Mal ſey, daß ſeine liebe Stimme durch die ſchweigende Nacht zu ihr hinauf dränge, betrübte ſie ſehr.

Aber es wurde immer finſterer, Gewitter thürmten ſich im Oſten auf und die Wolken wälzten ſich vor die funkelnden Sterne, ſo daß auch nicht der kleinſte Strahl die Nacht erhellte, einzelne Regentropfen fielen, die Donner rollten in der Ferne, und zuweilen fuhr ein zakkiger Blitz am Horizont hernieder. Noch immer tönte der Klang von Giovanni's Laute und ein ſchwermüthiges Lied hallte durch die ſchwüle Luft; da ſandte Julia eine ihrer Zofen hinab, Arienzo zu bitten, daß er den Geſang beende und in das Schloß zurückkehre; ſie fürchtete, das Wetter möchte ihn überraſchen. Sie ſelbſt, durch den feſten Vorſatz, ihn am andern Tag nach ſeiner Heimath zurück zu ſenden, beruhigt, legte ſich nieder und ein ſanfter Schlaf ſchloß ihre Augen.

Giovanni vernahm zwar ihren Befehl, ſeine Laute verſtummte und ſein Geſang war beendet; aber es war ihm unmöglich, jetzt ſchon in das Schloß zurück zu gehen. Die Natur ſtimmte ſo ganz zu ſeinem Gemüthe, dunkel und finſter war es um ihn wie in ihm, und der ferne Blitz glich dem Strahle, der zuweilen aus Julia's Augen ihn traf und das Dunkel, wenn auch nur auf Augenblicke, in ihm erhellte. Er blieb in dem Garten, ihm war es zu wohl in der freien Natur und ihn ergötzte das ferne Rollen des Donners, das dumpfe Brauſen des Meeres.

Gleicht doch dieſe Nacht meinem Schickſale! rief er aus: Freundlich trat das Morgenroth eines

eines ſchönen Tages mir hervor, eine Sonne, ſchöner, herrlicher wie das goldene Licht des Himmels, ſtieg mir roſig auf; aber bald ſank ſie, und ich kann mich nur an ihrer Abendgluth ergötzen, und wenn ſie ganz vor meinen Augen untergehen wird, dann iſt es ſo finſtre Nacht wie jetzt um mich. Warum weil' ich noch hier? Soll ich noch einmal aus einem ſüßen Traume geweckt werden? Soll ich noch einmal den Liebeblick einfangen, der wie ein verwundender Pfeil in das Herz dringt? Ich habe meine Pflicht gegen ſie erfüllt, habe ihrer Ruhe die meine zum Opfer gebracht; mehr verlange ſie, mehr verlange der edle Colonna nicht! Die Flotte der Ungläubigen ſchwärmt auf unſern Meeren und mit Gott wird doch der Kaiſer Karl ihr eine Armade entgegen ſenden, dann will ich mich einſchiffen, will ſehen, ob das trügeriſche Element des Meeres mir eher meinen Wunſch erfüllt als die Erde, die mich nicht in ihren Schooß aufnehmen wollte. Ich gehe, ehe es tagt, von hier, gehe nach Neapel, denn ſeit ich aus ſüßem Schlummer erwachend ſie im Glanze zauberiſcher Schönheit vor mir ſah, ſeit ich die Roſe an meine Bruſt drücke, welche ſie an mein klopfendes Herz gelegt, ſeitdem iſt hier keine Ruhe mehr für mich!

Als er noch einmal ſein Schickſal überdachte, der Schmerz der Trennung ihn ergriff, hörte er, trotz des Sturmes, der zu heulen begann, trotz des in Strömen niederſchlagenden Regens, ein dumpfes verworrenes Geräuſch, wie von Menſchenſtimmen. Er lauſchte, es kam immer näher. Da klimmte er auf die hohe Mauer, welche den Garten an der Meerſeite umgab, und es ſchien ihm als ſähe er dunkle Maſſen von dort heran wogen; jetzt hörte er das Wiehern von Roſſen, das Stampfen ihrer Hufe; er gedachte der Schreckensnachricht, die von Neapel, von den Inſeln herüber gekommen war; ein Blitz, der, wenn auch nur wenig die Gegend erhellte, ließ ihn heranziehendes Kriegsvolk bemerken; noch lauſchte er einen Augenblick, dann konnte er nicht mehr zweifeln, daß es Muſelmänner ſeyen, und ſein Entſchluß war gefaßt. Er ſprang von der Mauer herab, ſtürzte in das Schloß, rief ſeinem Diener, der in der Halle auf ihn wartete, zu: Zwei Roſſe, geſattelt oder nicht, gleichviel — nur ſchnell! ſtürzte die Treppe hinauf, rannte in der Finſterniß durch die Zimmer, der Himmel ließ ihn die Thüre zum Schlafgemach der Herzogin finden, Verzweiflung, Todesangſt gaben ihm Kraft, er rannte ſie ein, ſtürzte nach ihrem Bette, ergriff ſie mit ſtarkem Arm, ehe ſie noch wußte wie ihr geſchah, und trug ſie die Treppe hinab. Die Ungläubigen überfallen uns! Um Gottes Willen, Rettung! Rettung! rief er der Sträubenden zu: Vertraut mir, Julia, vertraut Eurem Giovanni!

Die Roſſe ſtanden bereit. Da ließ der erſchreckte Diener den Zügel des einen fahren, und nur eins blieb übrig. Um Gottes und aller Heiligen Willen, Signora! rief er: vertraut Euch mir an! Er ſchwang ſich nun ſchnell auf das Roß, der Diener half der Herzogin hinauf, die halb bewußtlos jedes Widerſtandes unfähig war; der Thorwart, glücklicher Weiſe noch wach, öffnete ſchnell die Pforte, und ſo ſprengte er hinaus. Kaum waren ſie im Freien, ſo hörten ſie auch ſchon den wilden Allahruf der Türken, mit dem ſie über die Mauern drangen, hörten das Schnauben der Roſſe, welche die Stadt umjagten, damit Niemand durch Flucht ſich retten könne. Zum Unglück war das Roß, welches er beſtiegen, ſein Streithengſt, der, als er Pferde in ſeiner Nähe witterte, den Kopf hob, mit weitgeöffneten Nüſtern die Mähne ſchüttelte, ſeine Gefährten begrüßend laut wieherte und die Feinde, ihm zu folgen, herbei lockte. Giovanni, die Türken hinter ſich hörend, drückte nun ſeinem Roſſe die Sporen in die Weichen und jagte, immer noch verfolgt, im ſchnellſten Laufe davon.

Da lag ſie nun im leichten Nachtgewande in ſeinen Armen. Er hatte ſeinen Mantel über ſie geworfen, ſchloß ſie feſt an ſich, und zum erſten Mal ruhte ſie an ſeiner Bruſt, die vor banger Furcht für ſie kaum zu athmen wagte.

Gerechter Gott! ſagte die Herzogin leiſe: Eilt, eilt, Giovanni! Ich höre das Geſchrei der Muſelmänner dicht hinter uns; rettet mich!

Sollten ſie uns ereilen, ſagte er angſtvoll: und wäre keine andere Rettung möglich, ſo laſſe ich Euch vom Pferde herab, eilt dann in's Gebirge, denkt nicht an mich, mir kann nichts ſchöneres werden als für Euch zu ſterben! Er fühlte, indem er ſprach, daß ein tiefer Seufzer ihre Bruſt hob, und der Tod erſchien ihm in dieſem Augenblicke ſo freundlich, wenn er ſie nur erſt gerettet wußte.

Als ſie jetzt den Berg hinauf jagten und das Pferdegetrappel immer näher und näher hinter ſich kommen hörten, ſie immer deutlicher und deutlicher die Stimmen der Verfolger vernahmen, da ſagte die Herzogin mit Beſonnenheit, die ſie auch in der Gefahr nicht verließ: Laßt mich herab — Euer Roß iſt ermüdet, ſie ereilen uns; aber auch Ihr müßt mir folgen, da es noch Zeit iſt, damit ich nicht allein ohne Schutz in den Bergen irre. Sie werden hinter dem Roſſe herjagen, das ohne ſeine Laſt flüchtig dahin eilen wird, und wir ſind geborgen. Er gehorchte, ließ ſie herab, ſprang vom Pferde und eilte mit ihr unbemerkt ſeitwärts die Klippen hinauf. — Hier überzeugten ſie ſich, daß ſie keinen Augenblick länger hätten zögern dürfen, denn die Muſelmänner waren dicht hinter ihnen. Mit wildem Fluchen jagten ſie, das flüchtige Roß verfolgend, an ihnen vorüber.

Aber nicht lange vermochte die Herzogin über die ſcharfen Klippen zu klimmen, ihre zarten nackten Füße bluteten, ſie mußte ſich auf einen Fels niederſetzen und hier, ſo nahe der Stadt, ſo nahe dem verfolgenden Feinde, konnten ſie keine Rettung hoffen. Erlaubt, daß ich Euch trage; bat Giovanni: vielleicht treffen wir eine der vielen Höhlen des Gebirges, die uns ſchützend aufnimmt. Ach, zögert nicht! Vergeßt, daß Euch meine Arme umfangen müſſen; es gilt ja Euer Leben, es gilt tauſendmal mehr als Ihr mir opfert. Die Herzogin ſchwieg. Und könntet Ihr dann, fuhr er fort: mich nicht mehr ohne zu erröthen vor Euch ſehen, ſo beſchwör' ich, Euren Anblick zu meiden, nie ſoll Euer Auge mich wieder erblicken. Erlaubt, daß ich Euch aufnehmen, Euch von hier tragen darf. Gönnt einem Sterbenden die letzte Wonne, denn ich fühle wohl, mit dieſem Tage geht meine Sonne für immer unter.

Edler Mann! treue Seele! ſagte die Herzogin gerührt: Freudig und zutrauenvoll übergeb' ich mich Euch. An einem ſolchen reinen Herzen verliert die Glorie meiner Tugend nichts von ihrem Strahl. Tragt mich von hier. Da umfaßte er ſie freudigen Muthes, hob ſie auf und trug ſie immer tiefer, die Höhen hinauf, in den dichten Wald. Aber bald verſagte auch ihm die Kraft, er mußte ruhen, ſeine Bürde niederlegen und ſich ſelbſt auf einen Felsblock ſetzen, um Athem zu ſchöpfen. Doch kaum daß er ſich nur in etwas erholt hatte, begann er die Wanderung von Neuem, von Neuem mußte er die ſüße Bürde niederſetzen, um mit geſtärkter Kraft die Wanderung wieder beginnen zu können.

Da ſagte die Herzogin plötzlich: Irr' ich nicht, ſo muß unfern dieſer drei hohen Kaſtanienbäume, die uns jetzt ſchirmen, eine Höhle ſeyn, ich glaube hier zur linken Hand. Schon einigemal hat mich mein Zelter hierher getragen, ich kenne die Gegend. Geht, Giovanni, ſucht ſie auf, daß wir Schutz vor dem Unwetter und dem furchtbaren Regen finden, denn ich bin ganz durchnäßt. Er tappte umher, ſein

Geſchick ließ ihn den Eingang der Höhle finden und er trug die Herzogin hinein.

Sonderbare Schickung des Himmels! Hier lag die von ganz Italien angebetete Frau, vor Kälte erſtarrt, von Regen triefend, auf hartem Stein, dankte Gott, daß der bemooſte Fels, der ſich über ihr wölbte, ihr Schutz vor dem herabſtrömenden Regen gab. Sie, vor welcher die Männer mit ſcheuer Ehrfurcht nur in der Entfernung geſtanden, ſie war jetzt in dunkler Nacht allein mit dem Manne, dem Einzigen, für den ihr Herz liebend geſchlagen hatte. So ſpottet das Schickſal des ſtolzen Willens der Menſchen, ſo führt es die Getrennten wieder zuſammen und trennt, was ſich vereinte.

Mich friert, ſagte die Herzogin jetzt zu dem in der Ferne Stehenden: ach! mein Haupt liegt ſo hart auf dieſem kalten Steine! Bei dieſen Worten nahte er ſich und kniete neben ihr hin. Ich weiß, was Ihr wollt, fuhr ſie fort: Ihr wagt es nicht, mir anzubieten, was auch ich kaum anzunehmen wage, und doch — — Er wird dein guter Engel ſeyn, ſagte die Alte. Meinem Engel darf ich vertrauen!

und nun legte ſie ihr müdes Haupt an ſeine Bruſt, er deckte ſie noch mit ſeinem Oberkleide, und die Ermattung ſchloß wider Willen ihr die Augen, ſelbſt das Klopfen ſeines Herzens ſtörte ihren Schlummer nicht. Aber bald wurde ſie, die mehr betäubt als ſchlummernd geruht hatte, durch wildes Getümmel geweckt. Flieht tiefer in die Höhle! rief Giovanni aufſpringend: Ich höre nahen.

Julia eilte bis an das äußerſte Ende der Höhle, während Arienzo unfern des Einganges mit gezogenem Schwerte ſtehen blieb. Jetzt konnte er die Stimmen deutlich unterſcheiden. Er hörte die Sprache des Landes, aber auch zugleich, als er ihre Worte vernahm, daß es Räuber waren, die ſich vor den Türken tiefer in das Gebirge flüchteten. Er hoffte, ſie würden vorüber ziehen; aber zu gut mit all' dieſen Schlupfwinkeln bekannt, gingen ſie gerade auf den Eingang zu. Aus ihrem Geſpräch konnte er wiſſen, daß es ein bedeutender Haufe, Widerſtand alſo unmöglich und nur für die Herzogin gefährlich ſey. Er änderte daher ſeinen Entſchluß. Wer Ihr auch ſeyd, rief er, als ſie ſchon den Eingang betreten hatten, ihnen entgegen: ſo fordre ich Euch als Chriſten zum Schutz für eine von den Muſelmännern verfolgte Dame auf.

Wer biſt Du, Burſche, der uns ſo keck zur Vertheidigung auffordert? erwiederte im barſchen Tone der Vorderſte: Frauen, wenn ſie ſchön ſind, werden von uns gemeinhin nur als gute Beute betrachtet, und es müßte ſonderbar ſeyn, wenn wir unſer Leben zu ihrer Vertheidigung wagen ſollten. Zünde die Fackel an, Andreas, am Ende iſt es hier nicht geheuer!

Schnell flackerte eine Fackel auf; doch als die Räuber in die Höhle dringen wollten, trat Giovanni, das Schwert in der Fauſt, vor den Eingang. Erſt verſprecht mir Schutz für die Dame, dagegen verſprech' ich Euch 2000 Dublonen, wenn Ihr ſie rettet; wo nicht, ſo wagt den blutigen Tanz mit mir!

Ihr ſeht mir eben nicht aus, wie 2000 Dublonen! ſagte der Räuber höhniſch lachend: und erſt müſſen wir unſres Preiſes gewiß ſeyn, ehe wir etwas verſprechen.

Das könnt Ihr, ſagte die Herzogin, mit

ſtolzem Schritte, in Arienzo's Mantel gehüllt, hervortretend — die Gefahr gab ihr Muth und Kraft: — Die Herzogin von Trajetto, Julia Gonzaga hält, was ſie verſprach!

Ihr ſeyd es, gnädige Frau? rief der Räuber, ſich ehrerbietig vor ihr neigend: Ja, bei Gott, Ihr ſeyd es!

Ein herrlicher Fang! rief Einer aus dem Haufen: Wahrlich! der alte Colonna gibt 10000 Dublonen für ſie, und ſelbſt, wenn wir ſie an Barbaroſſa verhandeln wollten, bekämen wir ein tüchtiges Geld für die ſchöne Frau. Wären wir doch rechte Thoren, wenn wir ſie um das Spottgeld hingäben und ſie noch obendrein beſchützen wollten!

Schweig, Nimmerſatt! rief der Anführer: Auch in des Räubers Bruſt muß die Achtung vor ſolch' einer Frau nicht untergegangen ſeyn. Es iſt wohl Keiner unter Euch, dem ſie nicht, wenn auch nicht ihm ſelbſt, doch wenigſtens ſeinem Weibe oder Kinde Gutes gethan hätte. Darum, gnädigſte Frau, ſeyd unſres Schutzes gewiß, ſo viel wir können wollen wir thun, und es ſoll uns auf ein paar Wunden für Euch nicht ankommen; nur müßt Ihr uns erlauben, wenn am Morgen die Ungläubigen noch nicht wieder zu Schiffe ſind und plündernd in der Gegend herum ſtreifen, Euch tiefer in die Gebirge, in mehr verſteckte Schluchten führen zu dürfen. Jetzt, Geſellen! wandte er ſich zu ſeinen Kameraden: jetzt müſſen wir wohl unter freiem Himmel wohnen und der Dame die Höhle allein überlaſſen. Franziska! rief er einem jungen Weibe zu: Du und die Uebrigen ſorgt für ein gutes Lager, breitet Eure Decken aus und macht ein Feuer an, daß ſich die edle Frau daran erwärme. Ihr aber, junger Herr, könnt mit uns ziehen und bei dem Haufen bleiben, und im Fall der Noth mit fechten helfen. Doch Ihr, an denen die Wache iſt, ſtellt die Poſten aus und habt ein wachſames Auge!

Giovanni, der, ſeit die Fackel leuchtete, ſich unter die Räuber gemiſcht hatte und in der Entfernung von der Herzogin geblieben war, ſagte jetzt mit tief bewegter Stimme: Lebt wohl! Gott ſchütze Euch!

Wollt Ihr mich verlaſſen, Giovanni? rief Julia mit allem Zauber ihrer Stimme.

Ich bleibe in Eurer Nähe, Signora! erwiederte er, und entfernte ſich. Indeß die Räuber unter den Kaſtanienbäumen ſich lagerten, die Andern ihre Poſten ausſtellten, bereiteten die Frauen und Mädchen, ſo gut ſie es konnten, für die Herzogin das Lager. Die Frau des Hauptmanns, ein junges ſchlankes Weib von kaum achtzehn Jahren, nahte ſich ihr, küßte ihr ehrfurchtvoll die Hand, und da ſie den Zuſtand bemerkte in welchem die Herzogin war, holte ſie aus ihrem ledernen Bündel ihre beßten Sachen hervor und bat, ſich damit zu bekleiden. Die Herzogin nahm es dankbar an und ſtand bald in der Tracht eines Bauermädchens von Terra di Lavora unter den ſtaunenden Frauen, die ihre Schönheit nicht genug bewundern konnten. Dann legte ſie ſich ermattet zur Ruhe, die Frauen ſangen einige Lieder und leiſe ſenkte ſich der Schlummer auf die Ermüdete, und ſchloß bei den Tönen des Geſanges ihre Augen.

5.

Giovanni war während dem draußen unruhig auf und abgegangen. Was in ſeinem Herzen jetzt ſo laut ſprach, war ihm neu; eine nie gefühlte Wonne durchſchauerte ihn; ihm war es noch immer als fühle er ihr Haupt an ſeiner Bruſt ruhen, als fühle er die Gluth ihrer ſanft errötheten Wange an ſeinem klopfenden Herzen. Schöner als heute hatte ſie ihm die Phantaſie noch nicht gemalt. Aber es war immer noch das heilige Bild, um deſſen Schönheit der Nimbus ſtrahlte, und hoch beglückt, daß er ihr guter Engel geweſen, ſeine Arme ſie dem Verderben entriſſen, rief er begeiſtert: Nun kann ich enden und darf nicht murren; hab' ich doch des Lebens höchſte Seligkeit empfunden! Nun iſt mir der Tod willkommener, denn das Leben kann mir nichts Schöneres bieten!

Kommt auf jenen Felſen! ſagte der Anführer der Räuber, Giovanni in dem Gefühl ſeines Glückes ſtörend: Wenn der Morgen graut, können wir von dort in das Thal hinunter bis über das Meer ſehen. Doch beſſer, ich bleibe hier und halte Ordnung. Steigt nur allein hinauf, junger Herr! Mich dünkt, der Tag muß bald beginnen. Was Ihr ſehet, berichtet uns ſchnell, beſonders ob die Muſelmänner ſich einſchiffen. — Ich hoffe, ſie werden wohl nicht lange bei uns verweilen.

Arienzo befolgte den Rath und klomm den Felſen hinauf, ſetzte ſich dort unter einen Baum und erwartete den Morgen. Der Sturm hatte ſich gelegt, die letzten Blitze begrüßten noch, zum Abſchied flammend, am fernen Horizonte die Nacht, und zwiſchen den zerriſſenen Wolken funkelten, nach und nach eine matte Dämmerung verbreitend, die leuchtenden Sterne. Starr ſah er auf zu den Strahlenden, ſein Geiſt war auch hier bei Julia, die er nie wieder ſehen wollte. Er fühlte eine noch nie empfundene Gluth in ſeinem Herzen; er fühlte, daß dieſe Nacht ihm Julia näher gebracht habe als alle Wonnemonde ſeiner früh entſchwundenen Liebe. Darum, ſprach er: iſt es gut, daß ich auch jetzt, ihrem früheren Befehl gehorchend, dem Dank entfliehe; ſo wird mein Andenken ihr ſtets freundlich bleiben.

Der Tag brach am fernen Horizonte mit ſeinem falben Scheine hervor. Immer lichter und lichter wurde es, und die einzelnen über das Meer ziehenden Wolken begannen, wie die Lilienwangen der Jungfrau bei dem erſten Kuß des Geliebten, ſich ſanft zu röthen. Jetzt erglühte der Horizont in roſenfarbenem Feuer, die Sonne trat majeſtätiſch hervor und breitete ihre Strahlen über das wogende Meer. Es ward Tag! — Aber ſein Licht ſenkte nicht Troſt in des Jünglings tief bewegte Bruſt. Qualmend ſtieg der Rauch aus der unglücklichen Stadt empor, die ein Bild der Verwüſtung vor ihm lag. Mit vollen Segeln ſah er die Raubſchiffe dahin gleiten, während andere noch bei Sperlonga vor Anker lagen, mit dem herbeigeſchleppten Raube beladen zu werden, und in der Stadt hörte er noch die Muſelmänner jauchzen. Nur Barbaroſſa, der kühne Räuber, ſaß von Wuth entbrannt, in den Zimmern des Pallaſtes, zähneknirſchend, daß ihm ſeine ſchöne Beute entgangen ſey.

Soliman, zu dem die Kunde von Julia Gonzaga's Schönheit gedrungen war, hatte ſeinem Admiral befohlen, ihm dieß ſchöne Weib, und ſollte er ſie mit dem Blute Tauſender erkaufen, nach Stambul zu bringen. Aber die Liebe hatte dem Geier die Taube entführt, die Herzogin war gerettet, und nur todte Schätze waren der Lohn ſeiner Bemühungen. Sperlonga, wo Barbaroſſa zuerſt gelandet, und das unglückliche Fondi, wo die zerſtörenden Flammen ſeine Abfahrt verkündeten, büßten furchtbar für die Rettung der Herzogin.

Als die letzten Türken die Stadt verlaſſen hatten, und kein Schiff am fernen Strande mehr geſehen wurde, eilte Giovanni mit einigen der Räuber in's Thal hinab, um ſich zu verſichern, daß Fondi ganz geräumt und alle Muſelmänner ſich wieder eingeſchifft hätten. Sie fanden die brennende Stadt leer, kein menſchliches Weſen wandelte unter ihren Trümmern und die Flammen wütheten noch furchtbar. Da ſandte er die Räuber zurück, die Herzogin davon zu benachrichtigen; er ſelbſt wanderte ſeiner Vaterſtadt zu.

Julia, von dem Jammerbilde ergriffen, das die zurückkehrenden Räuber ihr gemacht, ließ ſich ſogleich auf einem in Eile aus Stämmen zuſammengeflochtenen Sitze nach Fondi tragen, um wo möglich dem Feuer noch Einhalt zu thun; willig folgte ihr die Bande. Die Belohnung, welche ſie ihnen verhieß und vielleicht auch die Ausſicht auf Beute lockte ſie; Alle begleiteten die Herzogin.

Schon begegneten ihr einige, freilich nur wenige der wieder zurückkehrenden Geflüchteten, die dem Schwerte und der Sklaverei entronnen waren; mit ihnen kehrte ſie in die Stätte des Jammers zurück. Aber alle Hülfe war vergebens, man vermochte nicht den Flammen Einhalt zu thun, bald lag die Stadt in Aſche, und nur die Kirche und das Schloß blieben verſchont. Barbaroſſa's Anweſenheit hatte dieſes gerettet, denn da er einer der Letzten von hinnen zog, ſo war das Feuer erſt ſpät angelegt und nicht unterhalten worden, die Mauern hatten widerſtanden und es war nur wenig Schaden angerichtet. Aber alles Uebrige fand man verwüſtet und vernichtet; die herrlichſten

Gemälde zerriſſen, die Statuen verſtümmelt, Alles erbrochen, beraubt und zerſchlagen. Selbſt die Gräber waren nicht verſchont geblieben, und Marco's und Prosper Colonna's Grabmal aufgebrochen, die Gebeine umher geſtreut, und die Kleinodien, mit denen der menſchliche Stolz ſich und die Todten ehren will geraubt. Aber am furchtbarſten war das Jammergeſchrei der Zurückkehrenden. Hier beklagte eine arme Waiſe die in dem Schutthaufen begrabenen Eltern, dort die Mutter ihre blühende geraubte Tochter, der Gatte die Gattin, der Bruder den Bruder, Keiner war, der außer ſeiner Habe nicht noch Theureres verloren, Keiner, den nicht die Jammernacht um ſeines Lebens Glück gebracht hatte.

Die Herzogin tröſtete, verſprach zu helfen ſo viel ſie konnte, aber was vermag des Menſchen ſchwache Hand, wo das Schickſal die tiefen Wunden ſchlug. Auch ſie hatte ſo manchen treuen Diener verloren, keine ihrer Frauen fand ſie wieder, und doch mußte ſie dem Himmel danken, der ihre Freundin ſo wunderbar gerettet hatte. Die Freude des Wiederſehens war groß, als Leonore, welche von der Klauſe des Einſiedlers die Flammen hatte aufſteigen geſehen, das Unglück vernommen und bis Pico geflüchtet war, am Abend der Herzogin auf ihrem Zuge nach Pontecorvo begegnete, wohin ſie ſich, neuer Gefahr zu entgehen, einſtweilen begab. Sie hatte für Julia gezittert, und dankte dem Himmel doppelt, da ſie erfuhr, daß Arienzo ſie gerettet.

Und wo iſt er? fragte ſie.

Er iſt fort! erwiederte die Herzogin, ihren Schmerz nicht verbergend: Niemand hat ihn ſeit dieſem Morgen geſehen. Er iſt meinem Anblicke und meinem Danke ausgewichen, doch meinem Herzen iſt er nicht entflohen; dankbar werde ich ſeiner gedenken, dankbar — und mit Liebe! ſetzte ſie leiſ' erröthend hinzu.

6.

Der Tod entriß Julia bald hierauf den Gatten und keine Nachricht brachte ihr von Giovanni Kunde. Er war ſeit jenem Unglückstage verſchwunden; nur ſo viel konnte ſie durch ſeine Eltern erfahren, daß er auf der Flotte nach Tunis gezogen, aber nicht wieder heimgekehrt ſey. Der Tod ihres Gatten, Ungewißheit über Giovanni's Schickſal, hatten ihre Heiterkeit getrübt. Vergebens eilten aus allen Gegenden Italiens die Fürſten und Großen herbei, ihr zu huldigen und Herz und Hand der ſchönen Witwe anzubieten; Keinen fand ſie würdig, den edlen Colonna zu erſetzen. Sie hatte einen Kranz von Amaranthen mit der Umſchrift: „non moritura,“ zu ihrem Sinnbilde gewählt und blieb, das Andenken an den Geſtorbenen, vielleicht auch das Andenken an ihre erſte Liebe rein zu bewahren, ihrem Vorſatze treu.

Sechs Jahre waren nun, ſeitdem ſie Arienzo zum letzten Mal geſehen, verfloſſen, als ſie eines Tages mit Leonoren auf der Raſenbank der Felsgrotte, wo ſie ihn einſt ſchlummernd gefunden, ſeiner Liebe und Treue freundlich gedenkend, ſaß. Hier überreichte ihr ein Diener ein kleines Paquet, welches ein fremder Krieger, ſich ſchnell wieder entfernend, abgegeben habe; ſie öffnete es. In einem Kranz verwelkter Amaranthen lag eine entblätterte Roſe von einer verblichenen Schleiſe umwunden, und mit zitternder Hand geſchrieben ſtand ihre Deviſe: „non moritura“ darüber. Wer ihr dieſes ſandte, konnte ſie leicht ahnen; wer es ihr gebracht, erfuhr ſie nie. Die mit bebender Hand geſchriebenen Worte, und daß Giovanni ſich von dieſen ihm ſo theuren Erinnerungen getrennt hatte, gaben ihr die Gewißheit ſeines Todes.

Was ſind dem Menſchen die Gaben des Himmels! ſagte ſie zu ihrer Freundin mit Thränen im Auge, traurig auf die verwelkten Blumen und die Worte blickend: Mir gab der Himmel Alles, was uns beglücken kann, Schönheit, Geiſt und Anmuth, einen edlen Gatten und Reichthümer das Leben zu genießen; er verſagte mir nur Eins, aber mit dieſem Einen nahm er mir auch Alles. In der Mitte meiner ſtrahlenden Laufbahn, umgeben von Glanz und Hoheit, fühlte ich mich arm, wie ein Bettler, arm, wie ich mich in der Stunde fühlte, die mich auf immer von Arienzo trennte. Ich war die Sonne, deren Strahlen Alles erwärmten, nur nicht das eigne Herz, das blieb ohne ihn kalt! Ja, Leonore, dieß waren die Tropfen Wermuth in meinem Lebensbecher, von denen die Alte ſprach.

Auf Erden iſt keiner ganz glücklich!

Gedruckt bei C. G. Naumann in Leipzig.